Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände.

In Verbindung mit
Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern
und Technikern
herausgegeben
von
J. Meyer.

Dieser Encyklopädie des menschlichen Wissens
sind beigegeben:
die Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, einhundert Karten für alte und neue Erdbeschreibung, für Statistik, Geschichte und Religion ꝛc. und viele tausend Abbildungen naturgeschichtlicher und gewerblicher Gegenstände.

Einundzwanzigster Band.

Meil — Montey.

Hildburghausen,
Amsterdam, Paris und Philadelphia:
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1852.

Meyer's
Conversations-Lexicon.

Original-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Meil — Montey.

Meyer's Conversations-Lexicon.

Einundzwanzigster Band.

M.

Meil (Biogr.), 1) **Joh. Heinr.**, Maler, Bildhauer, Medailleur und Kupferstecher, geb. 1729 zu Gotha. Schon in früher Jugend zeigte er eine große Neigung zur bildenden Kunst, zeichnete und bossirte nach eigener Erfindung und nach Gypsabgüssen, besuchte dann die Kunstakademie zu Bayreuth und fing zuletzt auch an, in Stein zu arbeiten. Im J. 1747 begab er sich nach Leipzig, wo er die archäologischen Vorträge des Professors Christ besuchte und sich durch Zeichenunterricht, Porträt-, Pastell- und Miniaturmalerei die nöthigen Subsistenzmittel verschaffte. Daneben befaßte er sich auch mit der Kupferstecherei und radirte namentlich eine Menge Gemmen. Nach einem etwa 20jährigen Aufenthalt in Leipzig ward er nach Berlin berufen, wo er verschiedene Medaillen modellirte, mehre Blätter äzte und sich auch in der Oelmalerei versuchte. Er ward Mitglied der Akademie und zuletzt deren Rektor, † 1803. Von seinen radirten Blättern sind hervorzuheben: 113 Blätter zu Gellert's Fabeln, 1766 u. 1788; — einige Blätter zu Lafontaine's Fabeln, Kopien nach Chodowiecki; — die Blätter zum Seiler'schen Bibelwerk; — 24 Blätter verschiedener Gesichtsformen: Semiramis, Sardanapal, Cyrus 2c.; — die Blätter zu Bürgers Gedichten. — 2) **Johann Wilhelm**, ausgezeichneter deutscher Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1733 zu Altenburg, wo sein Vater Hofbildhauer war, besuchte in Bayreuth das Gymnasium und dann die Universitäten Leipzig und Berlin, um sich den Wissenschaften zu widmen. In der letzteren Stadt machten aber die Kunstwerke einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von nun an sich einzig und allein den bildenden Künsten widmete. Obwohl er vollkommner Autodidakt war, so nahm er doch bald unter den Kupferstechern seiner Zeit mit den ersten Rang ein, indem er sich eine eigene Manier im Radiren schuf und seine meistens guten Ideen mit der größten Sauberheit ausführte. Namentlich war er in den Vignetten Meister, mit denen er viele der besten deutschen Schriftsteller schmückte. Seine gelungensten Arbeiten sind die physiognomischen Blätter zu Engels „Mimik“ und Sebaldus „Nothanker“ und zu Gellerts „Fabeln“. Er wurde Vicedirektor der Akademie der Künste in Berlin und † den 2. Febr. 1805. Seine Blätter belaufen sich auf ein halbes Tausend, sind sehr zart radirt, aber vollständig selten zu finden. In Oel malte er histor. und allegor. Darstellungen, Genrebilder und Porträte.

Meila (Zetzschwitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 110 Einw.

Meiland, oder Meyland, auch Mailand und Mayland, Jakob, einer der bedeutendsten Musiker seiner Zeit, ward geb. zu Senftenberg 1542 und in der damaligen kurfürstlichen Kapelle ausgebildet, machte später mehre Reisen und folgte dann einem Rufe des Markgrafen Georg Friedrich als Kapellmeister nach Anspach, wo er 1575 pensionirt wurde und 1592 oder 1593 †. Er schrieb viele deutsche und lateinische Motetten, 4- und 5stimmige weltliche deutsche Gesänge, 5- und 6stimmige geistliche Gesänge u. s. w. Auch setzte er auf Veranlassung mehrer Freunde Luther's Psalterium in Musik.

Meile, gewöhnliches Wegmaß von sehr verschiedener Länge. Man unterscheidet See-, Post- und astronomische Meilen. In Deutschland versteht man unter einer deutschen oder sogenannten geographischen M. $^1/_{15}$ eines Grades des Meridians. Da nun nach den genauesten französischen Messungen 1 Grad auf $57008^2/_9$ Toises angenommen worden, so sind $34249,_{33}$ alte pariser Fuß = 1 Grad, worauf folgende Angaben beruhen:

Länder.	Name der Meilen.	Eintheilung im Inlande selbst.	Pariser Fuß	Meilenzahl auf 1 Grad.
Baden . . .	Meile	$29,_{630}$ bad. Fuß	$27366,_6$	$12\frac{1}{2}$
Bayern . . .	große Meile		31420	$8\frac{1}{4}$
	kleine "		24154	$14\frac{1}{6}$
	Chaussee-M.		$22826,_6$	$14\frac{1}{2}$
Dänemark .	Miil	2400 Ruthen oder 4000 Faden	23198	$14\frac{3}{4}$
England . .	gewöhnl. M.	8 Furlongs = 1760 Yards	4956	$69\frac{1}{8}$
	Seemeile od. geographische		$5\ 7\ \frac{1}{8}$	60
	League	1 League = 3 Miles	$1905\frac{3}{4}$	20

Länder.	Name der Meilen.	Eintheilung im Inlande selbst.	Pariser Fuß.	Meilenzahl auf 1 Grad.
Frankreich .	Myriamètre od. große M.		30784,4	$11\frac{1}{9}$
	Kilomètre		3078,44	$111\frac{1}{9}$
	Lieue de poste	2000 Toises = 2 Lieues = 1 Poste	12313,72	28,54
Hannover . .	Meile	25,400 kalenberg Fuß	22903,6	15
Holland . .	Myl		18034	19
Neapel . . .	Miglio	1000 Passi	5934	57,71
Oesterreich .	Meile	24,000 wien. Fuß = 4000 Klafter	$28915\frac{1}{4}$	$11\frac{5}{7}$
Polen. . . .	große Meile		$26272\frac{1}{2}$	13
	kleine Meile		15547,7	22
Portugal . .	Legua		19000	18
Preußen . .	Meile	2000 Ruthen	23190	$14\frac{3}{4}$
Rom	Miglio	1000 Passi	4578,7	74,8
Rußland . .	Meile	1500 Arschinen	3285,4	$104\frac{1}{4}$
Sachsen . .	=	32,000 Fuß	28341,3	12,29
Schweden .	=	2250 Ruthen	32889,3	$10\frac{2}{3}$
Spanien . .	neue Meile (gemeine)	4800 Passos	20883	$16\frac{2}{3}$
	Stunden=M.	4000 –	17402,6	20
	gesetzmäßige Meile	3000 Passos oder 5000 Varas	13052	$26\frac{2}{3}$
Türkei . . .	Berri		$5130\frac{3}{4}$	$66\frac{2}{3}$
Große deutsche M. . . .			28504	12
Gewöhnliche od. geograph. M. . . .		1970 Ruthen	22803	15
Kleine deutsche M. in Süddeutschland . .			19270,4	$17\frac{3}{4}$
Astronom. M.			19733,6	$17\frac{1}{2}$

Für das gemeine Leben kann man folgende Angaben benutzen: 19 holl. M.n = 15 deutsche M.n; 1 preuß. M. = 5 gewöhnliche englische Meilen; 1 preuß. M. = 7 Werste; 74 badische M.n = 89 deutsche M.n; 2 bad. M.n = 11 engl. M.n; 14 Werste = 25 chines. Li; 15 deutsche M.n = 28⅘ franz. Lieues; 1 sächs. M. = 5⅗ engl. M.n; 2 englische M.n = 3 Werste; 2 schwed. M.n = 3 deutsche M.n; 3 schwedische M.n = 20 engl. M.n; 6 deutsche M.n = 7 span. M.n; 4 engl. M.n = 1 span. M.; 5 deutsche M.n = 6 berner M.n.

Meilen, schweiz. Gemeinde, Kant. Zürich, am nördl. Ufer des züricher Sees, abgetheilt in Mittel-, Ober- und Unter-Meilen; Weinbau; 2800 Einw.

Meilendorf, anhalt-dessau. Dorf, Amt Quellendorf; 120 Einw.

Meilenhofen, bayer. Kirchdorf, N.-B. Niederbayern, Landger. Abensberg; 170 E.

Meilenmesser, s. v. a. Wegmesser.

Meilenzeiger, auf Poststraßen Pfahl, Säule oder regelmäßig behauener Stein, dergleichen in gewissen Distanzen (1, ½, ¼ Meile) angebracht sind, um die Entfernung zwischen den beiden zunächstliegenden Poststationen oder auch von der Provinzial- oder Bezirkshauptstadt anzugeben.

Meiler, 1) s. Kohle, S. 450; — 2) im Oesterreichischen, besonders bei den kärnthischen Hütten- und Hammerwerken Gewicht von 10 Centner.

Meiler bedecken (Meilerdecke), s. Kohle, S. 451.

Meiler füllen, s. Kohle, S. 451.

Meilerholz, Holz zum Kohlenbrennen.

Meilerköhler, s. v. a. Kohlenbrenner.

Meilerstatt (Meilerstelle), s. Kohle, S. 450.

Meilersdorf, österreich. Rotte, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Landger. Salaberg; 510 Einw.

Meilhan, franz. Stadt, Depart. Lot-Garonne, Bez. Marmande, an der Garonne; Handel; 2400 Einw.

Meili (nord. Myth.), Sohn Odins, (s. d.)

Meilhard, französ. Dorf, Depart. Correze, Bez. Tulle; Vieh- und Schweinemarkt.

Meiliche (griech. Ant.), der lederne Riemen der Faustkampfer in seiner ältesten Gestalt, wo demselben noch keine Nägel eingefügt waren, der sanfte oder weiche Faustriemen, vergl. Cästus.

Meilichios (griech.), anmuthig, sanft, mild; Beiname des Zeus als des Beschützers der in Sühnopfern ihn Anrufenden und Versöhnenden.

Meiligma (Arzneimittell.), jedes Erheiterungs-, Besänftigungs-, Beruhigungsmittel, beruhigende Heilmittel.

Mei-Ling, asiat. Berg, China, in der Gebirgskette Nan-Ling, zwischen den Prov. Kouan-Touang und Kiang-Si.

Meilingen, bayer. Kirchdorf, N.-B. Schwaben und Neub.; Landger. Füßen; besteht eigentlich aus 3 Ortschaften Meilingen, Imnat und Burgweg; 150 Einw.

Meilitz, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Neustadt, an der Elster; 160 Einw.

Meillac, französ. Dorf, Dep. Ille-Vilaine, Bez. St.-Malo; 1970 Einw.

Meillaut, französ. Flecken, Depart. Cher, Bez. St.-Amand; zwei Hochöfen, Eisengießerei, Mühlsteinbruch; 1420 Einw.

Meillords, französ. Flecken, Depart. Correze, Bez. Tulle; 1320 Einw.

Meilleraie, Charles de la Porte, Duc de la, französischer Pair und Marschall, war der Sohn eines Advocaten in Paris. Er hatte von der Natur glänzende Anlagen erhalten und verdankte sein rasches Emporsteigen eben so sehr seinem Verdienst, als der Protektion seines Vetters, des Kardinals Richelieu. Zuerst zeichnete er sich im Jahre 1629 in dem piemontesischen Krieg aus und dann im folgenden Jahr in dem Treffen bei Carignan. Nach der Belagerung von La Mothe in Lothringen, wo er Beweise von viel Einsicht und Kaltblütigkeit gegeben hatte, wurde er zum Großmeister der französischen Artillerie ernannt. Er machte in dieser Eigenschaft den burgundischen und niederländischen Krieg mit und empfing 1639 in dem eroberten Hesdin aus den Händen des Königs den Marschallstab. Im Jahre 1640 leistete er der von dem Marquis von Fuentes befehligten spanischen Armee den kräftigsten Widerstand und trug viel zur Eroberung von Arras bei. Im folgenden Jahre nahm er die 3 wichtigsten Plätze Aire, La Bassée und Bapaume weg und im Jahre 1642 eroberte er in wenig Monaten den größten Theil von Rousillon. Im Jahre 1644 wurde er dem Heere des Herzogs von Orleans in den Niederlanden zugetheilt. Zwei Jahre darauf

ging er mit einer französischen Armee nach Italien und eroberte Porto Longone und Piombino. Im Jahre 1648 wurde er zum Unterintendanten der Finanzen ernannt. M. war ein Mann von großer Biederkeit und Rechtlichkeit. Unter den Soldaten hielt er strenge Mannszucht und gab in seinem eigenen Leben ein Muster von Ausdauer in der Ertragung aller Beschwerden und von Mäßigkeit. Namentlich zeigte er sich in der Belagerungskunst als Meister. Er † in Paris am 8. Febr. 1664. Sein Schloß Meilleraie wurde vom König zu einer Pairie erhoben.

Meilleria, ital. lebhafter Weiler, Königr. Sardinien, Savoien, östl. von Evian, südl. am genfer See, in pittoresker Lage.

Meillonnas, französ. Flecken, Dep. Ain, Bez. Bourg; große Töpferei; 1325 Einw.

Meilsdorf, holstein. Dorf, Patrimger. Ahrensburg; 200 Einw.

Meimaneh, asiat. Stadt, Turan, Staat Balkh, südwestl. von Balkh.

Meimar-Aga (türk.), Vorsteher der Baumeister.

Meimers, sachsen-meiningensches Dorf, Amt Salzungen; 170 Einw.

Meimound, s. v. a. Maimound, s. Atfiah.

Meimsheim, würtembergisch. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Brackenheim, an der Zaber; 1160 Einw.

Meimun, afrik. bedeutendes Dorf, Aegypten, Mittelägypten am Nil.

Mein nennt Reinsch ein in der Bärenwurzel (von Meum athamanticum) enthaltenes, dickes, gelbes, geruchloses, brennend schmeckendes, nicht ohne Zersetzung flüchtiges, in Alkohol und Aether lösliches Oel, von dem er annimmt, daß es sich in die bei alten Wurzeln von ihm beobachteten Harzmassen verwandele.

Meinam, Fluß, s. v. a. Menam.

Meinau, bad. Insel, Seekreis, Amt Konstanz, im Bodensee; Schloß, früherhin Sitz einer Kommenthurei des deutschen Ordens, Kirche; 50 Einw.; durch eine 570 Schritte lange Brücke mit dem Festland zusammenhangend, wurde neuerlich von dem Fürsten Esterhazy angekauft.

Meinberg, lippe-detmold. Dorf, Amt Horn; 1050 Einw., 1 Meile von Detmold, ½ Meile von Pyrmont. Die Mineralquellen bei M. scheinen schon sehr früh die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt zu haben. Sie wurden aber erst im Jahre 1736 aufgeräumt und gefaßt. Sämmtliche Quellen wurden damals in zwei Bassins, das eine zum Trinken, das andere zum Baden vereint, und durch die Bemühungen der genannten Aerzte, sowie durch die günstigen Erfolge der Mineralquellen, ward die Frequenz der Kurgäste in einem solchen Grade vermehrt, daß das Badwasser nicht immer zu den nöthigen Bädern ausreichte. Die zur Erzielung eines größern Zuflusses seit dem Jahre 1797 angestellten Bohrversuche führten endlich zu dem erfreulichen Resultat, daß ein starker Sprudel hervorgetrieben wurde, bei dessen späterem Verschwinden eine reiche Wasserquelle (der Neubrunnen), und ein reiche Entwickelung kohlensauren Gases blieb. Seit dem Jahre 1820 wurden auch Mineralschlammbäder zu M. eingerichtet, später ein russisches Dampfbad, Dampf- und Wasserdouchen, und endlich Vorrichtungen zu zweckmäßiger Benutzung des kohlensauren Gases; die letzteren gehören zu den ältesten in Deutschland und haben in der neueren und neuesten Zeit durch sinnreiche Verbesserungen und Anlage neuer Heilapparate wesentliche Vervollkommnungen erfahren. — Man unterscheidet in und bei M. folgende Mineralquellen:

1) Die alte Trinkquelle. Das Wasser derselben ist durchsichtig, farblos, entwickelt viele, aber kleine Gasperlen, ist von einem erfrischenden, säuerlichen, wenig salzigen, später etwas erdigen, schwach eisenhaften Geschmacke und hat die Temperatur von + 6—10, 5° R.

2) Der Neubrunnen. Das Wasser desselben ist hell, durchsichtig, stark perlend, von erfrischendem, etwas salzigem Geschmack u. hat die Temperatur von + 6—11, 5° R. — In der Quelle findet eine stete, sehr starke Aufwallung statt, und in Folge dieser eine reichliche und ununterbrochene Entwickelung und Ausströmung von kohlensaurem Gase.

3) Die Quelle im Stern. Das Wasser dieser im Kellergeschoß des Sterns befindlichen, und durch Pumpen daraus gehobenen Quelle, ist meist klar, von angenehmem, etwas erdigem Geschmack und hat die Temperatur von + 4, 5—9, 5° R. Es wird nur zum Baden benutzt. Alle drei Quellen gehören zur Klasse der erdig-salinischen Eisenquellen.

4) Die erdig-salinische Schwefelquelle, eine Viertelstunde südöstlich von M. entfernt, am Fuße eines Hügels, der ringsum von kleineren Hügeln umgrenzt wird, im Jahre 1780 von Trampel entdeckt. Das Wasser derselben ist anfangs klar, bedeckt sich aber nach einiger Zeit mit einer weißen Haut und wird weißlich getrübt, hat einen stark schwefeligen, hinterher schwachsalzigen Geschmack und riecht stark nach Schwefelwasserstoffgas. Die Temperatur ist zwischen + 7,6 und 13° R. Die Quelle ist in ein Bassin gefaßt und wird als Zusatz zu den Schwefelmineralschlammbädern benutzt, empfiehlt sich aber auch durch ihren Gehalt an schwefelsaurem Natron und schwefelsaurer Bittererde zum Trinken.

5) Die Kochsalzquelle zu Schieder, eine und eine halbe Stunde von M., am Fuße des kalkigen Essenberges, aus lettigem Boden, der auf Muschelkalk ruht, entspringend. Das Wasser derselben wird in Flaschen an der Quelle geschöpft und nach M. transportirt und hier als Getränk, in neueren Zeiten aber auch als Zusatz zu Bädern angewendet. Dasselbe ist durchsichtig und klar, von angenehm säuerlichem, hinterher etwas salzigem Geschmack und geruchlos. Die Temperatur zwischen + 8 u. 9° R.

6) Der Säuerling am Bellenberge, eine Stunde südwestlich von M. Das Wasser desselben ist durchsichtig und klar und wirft einzelne Blasen; an der Luft trübt es sich nach und nach und gibt einen weißlichen Bodensatz, hat einen angenehm säuerlichen Geschmack und eine Temperatur von + 12, 7° R.

Die geognostischen Verhältnisse der Umgebung zeigen, daß diese Quelle auf der Grenze zwischen dem Muschelkalk und Keuper hervorquillt, der Muschelkalk aber hier die Keupermasse durchbrochen hat und so der großen Menge von Kohlensäure Gelegenheit zu einer reichlichen und ununterbrochenen Ausströmung verschafft.

An die Benutzung dieser Mineralquellen schließen sich ferner die seit dem Jahre 1820 in M. eingerichteten, sehr kräftigen **Schwefelmineralschlammbäder**, wozu die oben erwähnte kalte Schwefelquelle benutzt wird, welche durch ihren Abfluß mit der sie umgebenden Moorerde im Laufe der Jahrhunderte ein ungemein ergiebiges Lager von sehr kräftigem Schwefelmineralschlamm gebildet hat. Letzterer findet sich bei M. auf einer Wiese, als eine schwarzbraune, weiche, fettig anzufühlende, mit vielen Wurzelfasern und Pflanzenreißern durchsetzte, nach Schwefelwasserstoffgasriechende Masse, welche von den gröberen Erdtheilen und Pflanzenresten gereinigt, in einem besondern Reservoir aufbewahrt, aus diesem in die Badewannen gefüllt und durch Wasserdämpfe erwärmt wird.

Der Schwefelmineralschlamm wird theils örtlich, theils in Form ganzer Bäder benutzt, der einmal gebrauchte aber nicht wieder angewendet, obwohl nach **Brandes** diese Schlammbäder nach mehrmaligem Gebrauche an Schwefelgehalt zunehmen sollen. Die Einrichtungen zur Benutzung der Schwefelmineralschlammbäder in M. sind sehr zweckmäßig (s. E. **Osann**, Darstellung der bekannten Heilquellen Europa's. Thl. 1, zweite Aufl. S. 474). — Die mannigfache Anwendung der verschiedenartigen Mineralquellen zu M. innerlich und in Form von Wasser- und Mineralschlammbädern wird endlich noch erhöht durch die sehr zweckmäßige und sinnreiche Benutzung des **kohlensauren Gases** in Form von Gasbädern.

Innerhalb der Fassung der alten Trinkquelle, sowie aus deren Umgebung im Brunnenhause, strömt ohne Unterbrechung kohlensaures Gas in großer Menge aus und bildet in dem amphitheatralischen Ueberbau der Quelle über dem Spiegel des Mineralwassers eine konstante Gasschicht, deren Durchmesser wechselt, zuweilen eine so beträchtliche Höhe erreicht, daß man nur auf den obersten Theilen des amphitheatralischen Ueberbaues ohne Gefahr sich aufhalten kann. Der Stand des Gases ist am Morgen und Abend im Allgemeinen höher, als zur Mittagszeit; auch bei Witterungsveränderungen, besonders kurz vor Gewittern. Vom November 1836 bis jetzt sind interessante Beobachtungen über die Gasquellen in M. angestellt, und von **Piderit** und **Brandes** eine tabellarische Uebersicht des Standes des Barometers und Gasometers mitgetheilt worden. Als Resultat dieser Beobachtungen stellten sich folgende Ergebnisse heraus: a) der Stand des Gases wird wesentlich durch den Druck der atmosphärischen Luft bedingt. Fällt das Barometer, so steigt das Gasometer in gleichem Verhältnisse und umgekehrt. Verhältnißmäßig kamen nur wenige Fälle vor, wo der Stand des Gases mit dem stärkern oder schwächern Luftdruck nicht in jener Uebereinstimmung stand; — b) die Ausströmung der Kohlensäure in M. ist eine sehr gleichmäßige; die Ursache ihrer Entwickelung muß also ebenfalls eine sehr gleichmäßige seyn. Das sich entwickelnde Gas scheint nicht ein Ueberschuß der Kohlensäure zu seyn, welchen das Mineralwasser bei seinem Hervortreten aus dem Schooße der Erde abgibt. Die Gasquellen scheinen einen tieferen Ursprung zu haben und denselben Bedingungen ihre Entstehung zu verdanken, durch welche an so vielen anderen Stellen, zwischen dem Wesergebirge u. der Kette des teutoburger Waldes, in zahlreichen Mineralquellen u. Salzsohlen, Kohlensäure zu Tage gefördert wird; — c) Die Menge des entwickelten Gases läßt sich approximativ auf 20 Kubikfuß in der Minute und 10,512,000 Kubikfuß im Jahre berechnen; — d) die Tension, mit welcher das Gas aus seinen Quellen auftritt, ist so bedeutend, daß es einer Quecksilbersäule von 40—70 Linien das Gleichgewicht hält. — Die chemische Untersuchung hat ergeben, daß das meinberger Gas reines, kohlensaures Gas mit höchstens einem Procent atmosphärischer Luft gemischt ist, aber sonst keine Spur von Swefelwasserstoffgas enthält. Die Temperatur des Gases, das eine große Gleichmäßigkeit in der Entwickelung u. Ausströmungskraft zeigt, ist zu allen Jahreszeiten dieselbe: nämlich + 7° R.

Die Einrichtungen, welche zur Anwendung des kohlensauren Gases als Heilmittel bestehen, sind nach **Piderit** folgende:

a) **Das trockene Dunst- oder Gasbad.** Hier wird der Körper der Einwirkung des kohlensauren Gases auf drei, den Altbrunnen terassenförmig umgebenden, amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Bänken ausgesetzt, wobei das kohlensaure Gas, da es die tiefer stehenden Theile des Körpers am meisten afficirt, auf die unteren Extremitäten und den Unterleib am stärksten einwirkt. — Der Kranke kann das kohlensaure Gas im trockenen Zustande, aber auch im Badehause benutzen; — b) und c) **Die trockene Gasdouche u. die Gasdampfdouche.** Jene besteht aus einem ledernen, mit dem Gasrohre in Verbindung stehendem Schlauche, mit einer messingenen Spitze und einem verschließbaren Hahn. Daneben befindet sich ein ebenso konstruirtes Rohr für Wasserdämpfe. Nach der ärztlichen Verordnung wird nun bald der Strom des Gases allein, bald dieser wechselsweise mit den Dämpfen von dem Bademeister oder der Badefrau auf einzelne, besonders leidende Theile geleitet; — d) **Das Gasdampfbad** ist in der Absicht eingerichtet, um Wasserdämpfe und Gas auf den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, einwirken lassen zu können. Es besteht aus einem möglichst luftdichten, hölzernen Kasten, von angemessener Größe und Form, in welchem ein Sitzbret von veränderlicher Höhe so angebracht ist, daß der Kopf des Badenden durch einen Ausschnitt des Deckbrets hervorragt und gegen die örtliche Einwirkung des kohlensauren Gases und der Wasserdämpfe geschützt wird. Dieser Ausschnitt ist mit einem Leder versehen, welches sich dicht um den Hals anschließen läßt und das Ausströmen des Gases verhindert. Der Apparat

hat einen doppelten Boden; der innere oder obere Boden ist durchlöchert; zwischen beiden liegt ein Dampfrohr, wodurch der Kasten sich schnell mit Dampf anfüllen läßt. Das Gasrohr öffnet sich 2 Fuß hoch über dem Boden im innern Raume des Kastens. Außerhalb desselben sind beide Röhren durch Hähne verschließbar. Die vordere hölzerne Bekleidung dient als Thüre, die fest schließt, u. durch welche der Badende eintritt, um sich nieder zu setzen. Es werden dann erst Dämpfe eingelassen, welche sich an die Haut anlegen, sie befeuchten und erweichen; darauf wird das Gasrohr geöffnet, durch welches der Apparat sich völlig mit kohlensaurem Gase anfüllt. Man kann dann später nach Umständen, gleichzeitig oder abwechselnd, beide Röhren öffnen oder schließen. — e) Das Sprudelbad. Eine hölzerne oder steinerne Wanne, ungefähr einen halben Fuß hoch über den Boden des Zimmers hervorragend und mit Tritten zum Einsteigen versehen, hat einen doppelten Boden, von denen der obere von Holz und an vielen Stellen durchbohrt, der untere aber von Stein ist. Zwischen diesen beiden Böden liegt ein kupfernes, spiralförmig gewundenes, mit vielen kleinen Löchern versehenes Gasrohr. Dasselbe geht an der Seite der Wanne hinab, ist durch einen Hahn verschließbar, und steht mit einer der Leitungsröhren, durch welche das Gas aus den beiden Brunnen in das Badehaus geführt wird, in Verbindung. Die Wanne wird auf gewöhnliche Weise entweder mit meinberger Mineralwasser oder mit dem Kochsalzwasser aus der Quelle von Schieder gefüllt. Sowie der Badende in das Bad tritt, öffnet er den Hahn des Rohres, worauf das Gas unter einem stark polternden Geräusch aus den Oeffnungen des zwischen den Böden liegenden Rohrs und dem durchlöcherten oberen Boden hervordringt und auf die Oberfläche des Wassers unzählige Bläschen wirft. Ein Theil des Gases wird vom Wasser aufgenommen, ein andrer legt sich in Gestalt feiner Bläschen, besonders wenn der Badende ruhig sitzt, am Körper desselben an, oder zerplatzt auf der Oberfläche des Wassers und bildet, wenn das Gas eine längere Zeit durch das Wasser geströmt ist, eine deutlich wahr zu nehmende Schicht auf der Oberfläche desselben. — f) Das Sprudelbad mit Gasdouche. Bei einigen der zu den Sprudelbädern bestimmten Wannen findet man Gasdouchen, um den Gasstrom auf einzelne Theile des Körpers zu leiten. Dieselben bestehen aus einem beweglichen Schlauch, der an dem Gasrohr, ehe es in die Tiefe der Wanne hinabsteigt, angebracht ist, und an dessen Ende sich eine hörnerne Spitze, die abgeschraubt werden kann, befindet. — g) Das pneumatische Kabinet. Dasselbe besteht aus einem 14 Fuß langen, $11\frac{1}{2}$ Fuß breiten und 13 Fuß hohen Zimmer, mit doppelten Fenstern und Thüren. An einer der Seitenwände desselben läuft ein Gasrohr bis zur Mitte der Decke in die Höhe; hier krümmt sich dasselbe etwas und ist an seinem Ende offen. Einige Fuß über dem Fußboden befindet sich ein Hahn zum Verschließen des Rohrs, das an seiner Ausmündung von einem aus Eisenblech bestehenden, hohlen Kranze umgeben ist, der mit einem Wasserrohr, welches das Wasser aus einem höher gelegenen Reservoir in denselben leitet, in Verbindung steht. Wird das Wasserrohr geöffnet, so dringt das Wasser durch die an der unteren Fläche des Kranzes sich befindenden feinen Oeffnungen in Gestalt eines feinen Regens hervor und fällt in ein, in der Mitte des Zimmers stehendes, steinernes Bassin. Außerdem befindet sich in den Zimmern noch ein Dampfrohr, durch welches Wasserdämpfe in dasselbe eingeführt werden. Diese Vorrichtungen dienen dazu, die Luft im Zimmer feucht zu erhalten, und so das Gas respirabler und weniger reizend für die Lungen zu machen; — h) Die Einrichtung zur Verbesserung des Trinkbrunnens. Um dem Salzbrunnen bei Schieder einen größeren Gehalt an Kohlensäure zu geben, wird das abgefahrene Wasser in ein steinernes Reservoir gebracht und aus diesem in einen im Altbrunnen befindlichen Trinkstein geleitet. In diesem Trinkstein mündet ein Gasrohr so ein, daß es den Boden desselben durchbohrt und durch eine Brause das Gas durch das in dem Steine enthaltene Wasser durchsprudeln läßt. Von diesen Einrichtungen sind die beiden ersten schon lange vorhanden; die übrigen sind aber erst später ausgeführt worden.

Chemisch untersucht wurden die Mineralquellen früher von Trampel (1762), und Westrumb (1784), neuerlich (1830) von R. Brandes, welcher sich um diese Mineralquelle große Verdienste erworben hat. — In ihren Wirkungen, entsprechend den Klassen der Mineralquellen, welchen sie angehören, werden die Eisen- und Schwefelquelle zu M. als Getränk und Bad namentlich empfohlen: bei Schleimflüssen passiver Art, insbesondere bei hartnäckigen Verschleimungen der Brust- und Unterleibsorgane, Krankheiten des Uterinsystems von Schwäche, Hysterie, Bleichsucht, chronischen Hautausschlägen, rheumatischen und gichtischen Leiden, Stockungen im Leber- und Pfortadersystem, Schwäche des Magens und Darmkanals.

Die Kochsalzquelle wirkt eröffnend, auflösend, zunächst auf die Verdauungswerkzeuge, gelinde reizend auf die Schleimhaut der Respirationsorgane, die Urinwerkzeuge, das gesammte Drüsen- und Lymphsystem, auf die Mischung des Blutes verflüssigend, den Blutumlauf und die Sekretionen bethätigend. — Als Getränk allein oder mit Bädern verbunden empfohlen wird dieselbe daher, gleich ähnlichen Kochsalzquellen, bei Verschleimungen, Trägheit und Unthätigkeit der Verdauungswerkzeuge, krankhaften Absonderungen und Ablagerungen, materiellen Stockungen in Folge sitzender Lebensweise oder anderer anhaltend auf den Unterleib einwirkenden Krankheitsursachen, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Leber und Milz in Folge von Wechselfiebern, besonders in Verbindung mit Sprudelsalzbädern, bei den mannigfaltigsten Formen von Hämorrhoidalleiden und Plethora abdominalis, Verschleimungen und Blennorrhöen der Respirations- und Harnwerkzeuge, Skropheln und chronischen Hautausschlägen in Folge allgemeiner Dyskrasien.

Der Schwefelmineralschlamm wird gleich ähnlichen Arten von Schwefelmineralschlamm als ein höchst kräftiges Heilmittel empfohlen bei gichtischen Ablagerungen, besonders auf die Gelenke, Gichtknoten, Anchylosen und Kontrakturen, heftigen Rücken- und Kreuzschmerzen mit Hämorrhoidalbeschwerden, Koxalgien, Kniegeschwülsten und ähnlichen Gelenkleiden, Lahmungen in Folge von Metastasen und chronischen Metallvergiftungen, chronischen Hautausschlägen, scrophulösen Geschwülsten und Geschwüren und Physkonien der Unterleibsorgane.

Ueber die Wirkung des kohlensauren Gases, bei welcher die verschiedene Anwendung desselben, im trockenen Zustande oder mit Wasser vermischt, zu unterscheiden ist, s. E. Osann, Darstellung der bekannten Heilquellen Europas, Thl. 1, 2. Aufl., S. 116. Bewährt hat sich dasselbe in seiner mannichfachen Anwendung vorzüglich: bei allgemeiner Schwäche der Haut, Geschwüren, unterdrückter Hautthätigkeit, Lähmungen, Neuralgien, Krämpfen, Krankheiten des Uterinsystems, Anomalien der monatlichen Reiniguug von Schwäche, Amenorrhöe, Chlorose, Leukorrhöe, Krankheiten der Sinnesorgane, besonders der Ohren und der Augen, und endlich bei den Krankheiten der Respirationsorgane.

Meinder, Fluß, s. v. a. Mäander.

Meindorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Sieg, unweit der Sieg; 250 E.

Meine, hannöv. Dorf, Landdrostei Lüneburg, Amt Gifhorn; 340 Einw.

Meineid (periurium, Rechtsw. u. Mor., abgeleitet von Mein, s. v. a. Betrug), heißt die eidliche Versicherung einer Thatsache, von welcher der Schwörende selbst weiß, daß sie unwahr ist; M. ist also ein falscher assertorischer Eid (s. Schwur.), während man die Verletzung eines provisorischen Eides Eidsbruch nennt. — Die mosaische Gesetzgebung (5. Mos. 19) verfolgte zwar den, welcher eine falsche Anklage eidlich als wahr betheuert hatte, mit Strafe, und zwar mit der Strafe des Talion (s. d.), allein nicht wegen des begangenen M.s, sondern wegen der falschen Anklage an und für sich. Da so der M. nicht als Verbrechen, sondern als Sünde angesehen ward, so genügte zur Sühne offenes Bekenntniß und Opferung. Zur Zeit des Sittenverfalls des israelitischen Staates waren, unter dem Schutze der jesuitischen Moral der Pharisäer, gegen welche Christus eiferte, M.e unter dem Schleier gewisser Formeln, sehr gewöhnlich, und darum standen die Israeliten bei den Römern in sehr üblem Rufe. — In Aegypten wurde der M. als schweres Verbrechen verfolgt. Auch bei den Skythen wurde, nach dem Zeugnisse Herodots, der M. mit dem Tode bestraft. — Die Gesetzgebungen von Griechenland verfolgten den M. und bestraften ihn mit Geldbuße, mit der Strafe, auf deren Zuerkennung der Meineidige, der auf immer den Rachegöttinnen verfallen war, wider seinen Gegner angetragen hatte, ja selbst mit der äußersten Strafe, mit dem Tode. — Dem römischen Rechte war der M. als eigentliches Verbrechen unbekannt, und es überließ die Bestrafung desselben als eine Verletzung der Götter nur den letzteren. Aber eben weil die Römer in dem M. jedenfalls wenigstens einen großen Frevel erkannten und in dem Meineidigen einen besonders frechen Lügner erblickten, war es gewöhnlich, daß die Censoren, denen vorzugsweise die Sorge für die Aufrechterhaltung ehrenwerther Gesinnung oblag, den Meineidigen mit ihrer Nota belegten. — Die Gesetzgebung Mohammeds ordnete für M. nicht sowohl Strafe, als Buße zur Versöhnung der beleidigten Gottheit an. Der Schuldige soll 10 Arme speisen oder kleiden oder einen Gläubigen aus der Gefangenschaft loskaufen, oder wenn er dieses Alles nicht könne, sich einem 3tägigen Fasten unterwerfen. — Das kanonische Recht droht für jeden M. Strafe an, aber nur eine kirchliche, bei Geistlichen überdieß Suspension oder Absetzung, so wie es auch bei jedem M. Infamie eintreten läßt. — Die Entscheidungen der Päpste, welche alle Eidessachen als vor die geistlichen Gerichte gehörig betrachteten, beschäftigten sich meist mit Fragen über die Zulässigkeit, Kraft und Wirksamkeit des Eides in einzelnen Fällen, wobei sie, zum Theil nicht ohne Gewandtheit und Scharfsinn, die in der heil. Schrift enthaltenen Aussprüche als Richtschnur nahmen und dabei als Stellvertreter des Allerhöchsten das Recht beanspruchten und mißbrauchten, von der Verbindlichkeit, geleistete Eide zu erfüllen, wieder zu entbinden. — Die geschriebenen Gesetze der germanischen Völkerschaften verfolgen alle den M. als eine Missethat. Die Strafen waren entweder erhöhte Bußen, oder was das Gewöhnliche war und später ziemlich allgemeiner Gebrauch wurde, Abhauen der Hand (die Gesetze der Sachsen verhängen sogar Todesstrafe), obschon neben diesen weltlichen Strafen schwere kirchliche Bußen, Exkommunikation u. s. w. über den überwiesenen Meineidigen verhängt und die altgermanische Idee der unmittelbaren Ahndung des Verbrechens durch die Gottheit beibehalten wurde. Jene Infamie des römischen Rechts traf auch den Meineidigen bei den Deutschen. Er konnte nicht als Zeuge aufgerufen werden, war rechtlos und der gerade rechtliche Sinn des Deutschen sah in ihm einen Verbrecher, dessen Missethat den schwersten Rechtsverletzungen beizuzählen sey. — Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (Carolina) verordnet im Art. 107, dessen Aufschrift lautet: Straff der jhenen, so eyn gelerten (d. h. einen solchen, der in den von dem Richter vorgesprochenen Worten abgeleistet wird) meineydt vor richter und gericht schwert, Folgendes: Welcher vor Richter und Gericht einen gelehrten M. schwört, so dieser Eid zeitliches Gut betrifft, das in des, der also fälschlich geschworen hat, Nutzen gekommen, der ist zuvörderst schuldig, wofern er es vermag, solches fälschlich abgeschworene Gut dem Verletzten wieder zukehren (erstatten), soll auch verläumdet und aller Ehren entsetzt seyn. Und nachdem im heiligen Reiche ein gemeiner Gebrauch ist, solchen Falschschwörern die 2 Finger, womit sie geschworen haben, abzuhauen, dieselbe gewöhnliche gemeine Leibesstrafe wollen wir auch nicht ändern. Wo aber Jemand durch einen leiblichen Eid zur peinlichen Strafe schwöre,

derselbe soll mit der Pön, die er fälschlich auf einen andern schwört, gestraft werden (Talionsstrafe). Wer solches falsche Schwören mit Wissen vorsätzlich und arglistig dazu anrichtet, leidet gleiche Pön. — Die Erklärung dieses Artikels, namentlich des ersten Satzes, hat die Interpreten und Rechtslehrer von jeher sehr interessirt, und es sind darüber viele Kontroversen geführt worden. — Noch im 17. Jahrh. war nach dem Zeugnisse Carpzovs das Abhauen, wenigstens des vordersten Gliedes der Schwörfinger, gebräuchlich. Diese Strafe wurde vom Kurfürst August von Sachsen noch in das Gesetzbuch von 1612 aufgenommen. Später ging die Gesetzgebung sowohl von der verstümmelnden, als von der Talionsstrafe ab und ließ das richterliche Ermessen walten. — Die dem Ende des 18. Jahrhunderts angehörende preußische Strafgesetzgebung verfolgt allgemein die Verletzung des assertorischen Eides und die Verführung dazu, und zwar mit Strenge. Der, welcher als streitender Theil oder Zeuge einen falschen Eid wissentlich leistet, verliert Amt, Würde, bürgerliche Ehre und das Recht der Betreibung eines Gewerbes und wird schimpflich ausgestellt, oder es wird sein Verbrechen öffentlich bekannt gemacht. Dazu gesellt sich, nach Verhältniß des zugefügten Schadens, ein- bis dreijährige Festungsstrafe, und wenn Gewinnsucht das Motiv war, eine Geldbuße im 4fachen Betrage des erstrebten Vortheils. Der, welcher in einer Strafsache durch meineidiges Zeugniß dazu mitgewirkt hat, daß ein Unschuldiger verurtheilt wird, soll geschärfte Strafe, bis zur Todesstrafe ansteigend, leiden. Auch Komplott zu Begehung des M.s soll strafschärfend einwirken und dann mit der qualificirten Todesstrafe des Rades belegt werden, wenn ein Leben geopfert wurde. Verleitung zum M. soll mit der Strafe desselben geahndet werden. Rückfälligkeit soll mit mehrjähriger, unter besonders erschwerenden Umständen mit lebenswieriger Festungsarbeit bestraft werden.

Die deutschen Gesetzgebungen des 19. Jahrh. stimmen darin überein, daß sie den M. allgemein verpönen. Die Strafgesetzgebungen von Oesterreich vom Jahre 1803 und von Bayern vom Jahre 1813 sind dem Gange der preuß. Legislation gefolgt. Das würtembergische Strafgesetzbuch vom 1. März 1839 hat mit Recht die Strafe der Ausstellung verschmäht und droht Freiheitsstrafe, im extremsten Falle Todesstrafe. Der, welcher vor einer öffentlichen Behörde wissentlich falsches Zeugniß ablegt, oder vor Gericht in einer bürgerlichen Rechtssache wissentlich falsch geschworen hat, soll mit Arbeitshaus von wenigstens Einem Jahre bestraft werden. M. auf Anlaß eines Strafverfahrens soll, wenn es Absicht war, einem Unschuldigen Strafe oder einem Schuldigen schwerere Strafe zuzuziehen, mit Arbeitshaus nicht unter 4 Jahren, Zuchthaus bis zu 15 Jahren oder Zuchthaus von 15 bis 20 Jahren bestraft werden, je nachdem die Strafe des angeschuldigten Verbrechens entweder in Arbeitshaus (oder Verlust der bürgerlichen Ehren- und der Dienstrechte) oder in Zuchthaus oder dem Tode besteht. Diese Strafe steigt, wenn der, gegen den falsch geschworen wurde, Strafe erlitten hat, selbst bis zur Todesstrafe, wenn ein Unschuldiger auf meineidiges Zeugniß Mehrer, die sich dazu verbunden hatten, den Tod erlitten. Mit Kreisgefängniß nicht unter 3 Monaten soll der bestraft werden, welcher vor öffentlicher Behörde durch Angeloben oder Handgelübde an Eidesstatt eine falsche Aussage bestätigt hat oder ein gültiges Versprechen durch einen vor öffentlicher Behörde abgelegten Eid oder durch Angeloben oder Handgelübde an Eidesstatt bekräftigt, dieser Zusage aber wissentlich entgegengehandelt hat. Frei von der Strafe soll der bleiben, der, wenn die Eidesleistung den falschen Aussagen vorausgegangen ist, sie vor dem Schlusse des Verfahrens zurücknimmt.

Die neue Strafgesetzgebung für das Königreich Sachsen ist von der würtembergischen hauptsächlich darin verschieden, daß sie den M. als ein selbstständiges Verbrechen gegen die Religion ansieht, während die letztere ihn zu den Handlungen wider öffentliche Treue und Glauben zählt.

Das jetzt herrschende französische Strafgesetzbuch schweigt von der Bestrafung der Verletzung des Versprechungseides, indem es bloß die des assertorischen, aber diese mit der Talionstrafe verpönt. Falsches Zeugniß in peinlichen Sachen wird mit Zwangsarbeit auf gewisse Zeit bestraft. Im Falle der Verurtheilung des Angeklagten zu einer härteren Strafe, als zur zeitigen Zwangsarbeit, soll den falschen Zeugen dieselbe Strafe treffen. Falschem Zeugnisse in Zucht-, einfachen Polizeisachen und in bürgerlichen Rechtshändeln folgt die Strafe der Einsperrung und bei Abnahme von Belohnungen oder Versprechungen zur Ablegung des falschen Zeugnisses, neben der Konfiskation des Erhaltenen, zeitige Zwangsarbeitsstrafe. Verleitung zum falschen Zeugniß soll, wenn dieses die Strafe der Einsperrung zur Folge hatte, mit zeitiger Zwangsarbeit, wenn es Verurtheilung zur zeitigen Zwangsarbeit oder Deportation veranlaßte, mit lebenswieriger Zwangsarbeit, wenn es diese lebenslängliche Freiheitsstrafe oder die Todesstrafe herbeiführte, mit dem Tode bestraft werden. Der, welcher hinsichtlich eines in einer Civilsache zugeschobenen oder zurückgeschobenen Eides meineidig erscheint, verliert das Bürgerrecht (Art. 361—66 des Code pénal). Nach dem Art. 1363 des franz. Civilgesetzbuchs (Code Napoleon) wird, ist der zugeschobene oder zurückgeschobene Eid geleistet, die Gegenpartei mit dem Beweise des M.s nicht zugelassen.

Die frechsten Vertheidiger des M.s waren die Jesuiten. Der Eid, sagt Ellendorf in seiner Moral und Politik der Jesuiten, mußte den Kasuisten ein weites Feld geben, ihre kasuistischen Spitzfindigkeiten zu üben, und sie haben es mit solchem Erfolg gethan, daß sie mit Hülfe des Gebrauchs zweideutiger Worte, des directorium intentionis und der restrictio mentalis glücklich über den M. wegzukommen gelehrt haben. So oft sich, sagen sie, dir irgend ein anständiger Grund darbietet, die Wahrheit zu verheimlichen, so kannst du ohne Sünde eines zweideutigen Eides dich bedienen. Diese sauberen Lehren sind

durch das allgemeine Urtheil so gebrandmarkt, daß heutigen Tages wenigstens kein Jesuit mehr wagt, sie öffentlich zu vertheidigen.

Meineke (Biogr.), 1) **Johann Heinr. Friedrich**, geb. 1745 in Quedlinburg, wurde Rektor des Gymnasiums daselbst, dann Konsistorialrath und Prediger. Er † 1825. Unter seinen Schriften sind die bemerkenswerthesten: Die Synonymen der deutschen Sprache (Halberstadt 1815, 3 Bde.); — Die Verskunst der Deutschen (Quedlinburg 1817, 2 Bde.); — Materialien zur Erleichterung des Selbstdenkens über Gegenstände der Wissenschaften und Künste (Halberst. 1819, 4 Bde.); — Handwörterbuch der wichtigsten theol. und philosoph. Materien (Halle 1821). — 2) **Albert Christian**, geb. 1757 zu Oberwiederstadt bei Mansfeld, wurde zuerst Konrektor zu Osterode am Harz, 1789 Direktor des Gymnasiums zu Soest, 1800 Direktor des Gymnasiums zu Osterode und zuletzt Direktor des Gymnasiums zu Eisenach; er † 1807 zu Osterode. Schrieb: Lat. Lesebuch; — Vorschule zu Homer; — Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Lat.; außerdem lieferte er Handausgaben von Sophokles Antigone, der beiden Oedipus, des Nepos, Justin, Phädrus, Sallust, Curtius, des Meleager, der beiden Leonidas und von Ovids Metamorphosen. — 3) **Johann Heinrich Friedrich**, Direktor des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, geb. 1791 zu Soest in Westphalen, ist der Sohn des Vorigen. Nachdem er sich in Schulpforte eine sehr tüchtige Vorbildung erworben hatte, ging er nach Leipzig, um Philologie zu studieren. Namentlich zogen ihn hier die Vorlesungen Gottl. Hermanns an. Im Verein mit seinem Freunde Reisig gab er noch als Student den Oeconomicus von Xenophon heraus (Leipz. 1812). Nachdem er kurze Zeit an dem Konradinum in Jenkau angestellt gewesen war, folgte er einem Rufe als Professor der latein. und griech. Literatur ans Athenäum in Danzig und erhielt 1821 das Rektorat dieser Anstalt. Sein nach den sächsischen Fürstenschulen entworfener Lektionsplan fand bei dem Ministerium so viel Beifall, daß es denselben allen Gymnasien zur Annahme empfahl. Im J. 1826 wurde ihm das Direktorium des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin übertragen, wo er sich durch die Beseitigung verjährter Uebelstände und durch die Hebung des wissenschaftlichen Sinnes der Schüler, so wie durch eine strenge Handhabung der Disciplin große Verdienste erworben hat. Im J. 1831 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schrieb: Commentationum miscellanearum fasciculus primus (Danzig 1822); — De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis (das. 1822); — Menandri et Philemonis reliquiae (Berlin 1823), eines seiner besten Werke; — Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata (das. 1815); — Quaestiones scenicae (3 Abth. das. 1826—30); — Fragmenta poetarum comicorum graec. (5 Bde., das. 1839 ff), das Hauptwerk M.s, wodurch er sich um die Kritik und Erklärung der alten, meist nur noch in Bruchstücken vorhandenen griech. Komiker bedeutendes Verdienst erworben hat; — Analecta alexandrina (das. 1843). Noch zu erwähnen sind die guten Textrecensionen M.s von Theokrit, Bion und Moschos (das. 1836) und von Horaz (das. 1834).

Meineringhausen, waldeck. Pfarrdorf, Werbedistrikt, Oberamt Sachsenhausen; Rittergut; 490 Einw.

Meiners (Biogr.), **Christoph**, ein zu seiner Zeit ungemein berühmter Polyhistor, geb. 1747 zu Warstade bei Otterndorf im Lande Hadeln, wo sein Vater Postmeister war. Vater und Mutter bestrebten sich, die Anlagen, die ihr Sohn schon in frühen Jahren zeigte, allseitig auszubilden. Zu einem regen, lebendigen Geiste gesellte sich bei dem jungen M. auch ein gesunder, kräftiger Körper: beides gab ihm schon früh über seine Kameraden ein gewisses Uebergewicht. Seinen ersten Unterricht genoß er in Otterndorf und in Bremen und besuchte darauf die Universität Göttingen. Nachdem er seine akademischen Studien daselbst beendet hatte, wurde er 1772 zum außerordentlichen, 1775 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt und ihm der Titel eines Hofraths ertheilt. Mit Spittler und Feder stand er in so genauem Verhältniß, daß sie einige Schriften gemeinsam herausgaben. Er † 1810. Unter seinen vielen Schriften nennen wir folgende: Abriß der Psychologie (Göttingen 1773); — Grundriß der Seelenlehre (Lemgo 1786); — Versuch einer Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders Aegyptens (Götting. 1775); — Historia doctrinae de vero Deo (Lemgo 1780); — Gesch. des Ursprungs ꝛc. der Wissenschaften in Griechenland und Rom (das. 1781 und 1802, 3 Bde.); — Gesch. des Verfalls der Sitten der Römer (Wien 1791); — Beitrag zur Gesch. der Denkart der ersten Jahrh. nach Christi Geburt (Leipz. 1782); — Grundriß der Gesch. aller Religionen (Lemgo 1785, 2. Aufl. 1787); — Gesch. der Religionen (Hannover 1806—7); — Grundriß der Gesch. der Menschheit (Lemgo 1785); — Grundriß der Gesch. der Weltweisheit (das. 1786, 2. Aufl. 1789); — Grundriß der Theorie und Gesch. der schönen Künste (das. 1787); — Grundriß der Ethik (das. 1800); — Untersuchungen über die Denk- und Willenskräfte (Gött. 1806, 2 Thle.); — Briefe über die Schweiz (Berl. 1781—91, 4 Bde.); — Gesch. der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen (Gött. 1802—5, 4 Bde.); — Gesch. des weiblichen Geschlechts (Hannov. 1798—1800, 4 Thle.); — Kleine Länder- und Reisebeschreibungen (Berl. 1801, 3 Bdchn.); — Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften (Zürich 1796 f., 3 Thle.); — Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten (Gött. 1801 f. 2 Bde.); — Historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen unseres Jahrh. (Hannover 1793 f. 3 Bde.); mit Feder zusammen gab er heraus: Philosophische Bibliothek (Gött. 1788 bis 91, 4 Bde.; und mit Spittler zusammen: Göttingisches histor. Magazin (Hann. 1787—90) und Neueres Magazin (das. 1791 f. 3 Bde.). M. wurde zu seiner Zeit wegen seiner umfassenden Kenntnisse sehr bewundert. Aber es geht ihm bei der Massenhaftigkeit seines Wissens

Gründlichkeit, Gediegenheit und scharfes Urtheil durchaus ab, weshalb denn auch seine Schriften schon jetzt fast in Vergessenheit gekommen sind.

Meinersdorf (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Klostergericht Itzehoe; 190 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Stollberg; 740 Einw.

Meinersen, hannöv. Dorf, Landdrost. Lüneburg; Amtssitz, an der Ocker, südöstlich von Celle; 420 Einw.

Meinershausen, hannöv. Dorf, Landdrostei Stade, Amt Ottersberg; über 100 Einw.

Meinert, Friedrich, geb. 1757 zu Göllschau bei Liegnitz, wurde 1787 zum Professor der Philosophie zu Halle ernannt. Im J. 1797 trat er mit dem Range eines Lieutenants in die preuß. 2. Ingenieurbrigade ein und wurde 1799 als Lehrer an der Ingenieurakademie in Potsdam angestellt. Im J. 1810 wurde er Professor an der königl. Artillerie- und Kriegsschule in Berlin und 1825 mit dem Charakter eines Oberstlieutenants pensionirt. Er † 1829 zu Schweidnitz. Schrieb: Lehrbuch der gesammten Kriegswissenschaften (Halle 1789, 2 Bde.); — Anfangsgründe der Feldmeßkunst (das. 1794, 2. Aufl. 1821); — Die schöne Landbaukunst (1795—1800, 4 Hfte. Fol.); — Zeichenbuch für Baukünstler und Handwerker (das. 1800, 4 Hefte); — Erste Gründe der Astronomie und mathemat. Geographie (das. 1809); — Die Feldfortifikation (das. 1812); — Die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure (Berl. 1818) u. A.

Meinerzhagen, preuß. Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Altena, an der Vollme; Post, Papiermühle, Osemundhammer, Eisenhüttenwerk, Jahrmarkt; 2250 Einw.

Meinetschlag, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Gratzen; 820 Einw.

Meineweh, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels, am prießener Bache; Rittergut, ganze Waldungen von Kirsch- und Obstbaumpflanzungen; 360 Einw.

Meinhard (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Siegen; 120 Einw.

Meinhard (d. h. Liebesherz oder der Treuliebende, Biogr.), A) der Name mehrer Grafen von Tyrol. Die bedeutendsten darunter sind: 1) M. I., Graf von Görz, vermählte sich 1248 mit Adelheid, der Erbtochter des Grafen Albrecht von Tyrol. Nach dem Tode dieses Letzteren erhielt er Tyrol, dem dann durch Kaiser Rudolf, dem M. in seinem Kampfe gegen Ottokar von Böhmen treulich beigestanden hatte, noch Kärnthen hinzugefügt wurde. — 2) M. II., der Sohn des Vorigen, folgte diesem 1258 und † 1296. — 3) M. III., der Sohn von Margaretha Maultasch und Ludwig dem Baier, gelangte gar nicht zur Regierung, da er schon vor seiner Mutter 1368 †. — B) Von andern Personen, die diesen Namen tragen, sind zu merken: 1) M., Augustinermönch, hat sich um die Ausbreitung des Christenthums im höhern europ. Norden große Verdienste erworben. Im J. 1158 waren zuerst bremer Kaufleute nach der Mündung der Düna gekommen und hatten mit den heidnischen Liven einen friedlichen Handelsverkehr angeknüpft, der durch häufige Besuche befestigt wurde. Nach mehr als 20 Jahren begleitete sie M., der damals schon in hohem Alter stand, aber voll frischen Muths und jugendlicher Kraft war. Er ging bei der Verkündigung des Christenthums mit großer Behutsamkeit zu Werke und trotz mancher Schwierigkeiten hatte das Bekehrungswerk Fortgang. In Ykeskola (Irkul) errichtete er die erste christliche Kirche in jenen Gegenden. Als er aber von einer Reise nach Bremen, wo er auf des Papstes Geheiß zum Bischof der neuen Kirche in Livland geweiht worden war, zurückkehrte, fand er zu seinem großen Kummer sein Werk fast gänzlich wieder vernichtet. Die meisten der getauften Liven hatten sich an die Düna begeben, um durch das Wasser des Stromes die Taufe wieder von sich abzuwischen. M. † 1196. — 2) Johann Nikolaus, eigentlich Gemeinhard, Doktor der Philos., geb. 1727 zu Erlangen, studierte in Helmstädt alte und neuere Literatur. Nachdem er schon Lehrer bei einer adeligen Familie in Livland gewesen und Dänemark und Holland bereist hatte, begab er sich 1752 nochmals nach Göttingen, um seine Studien zu vollenden. Im J. 1755 nahm er abermals eine Hauslehrerstelle in Livland an bei dem Baron von Budberg und bereiste dann mit seinen Zöglingen Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Im J. 1759 erwarb er sich in Helmstädt den philos. Doktorhut, lebte dann einige Zeit in Hamburg mit Zachariä in freundschaftlichem Verkehr, begab sich mit diesem nach Braunschweig und 1762 allein nach Leipzig, wo er namentlich mit Gellert und Weiße oft zusammen kam. Hypochondrie und ein unsteter Sinn ließen ihn aber nicht lange an einem Orte verweilen. Im J. 1763 wurde er Erzieher des jungen Grafen Moltke in Kopenhagen und durchreiste mit diesem Frankreich, Italien und England. Im J. 1765 ging er nach Berlin, wo er mit Ramler, Lessing, Nikolai und Mendelssohn befreundet wurde, lebte darauf 2 Jahre in Erfurt, weil er das dortige Klima für seine Gesundheit ganz besonders zuträglich hielt, kehrte 1767 nach Berlin zurück und † dort am 15. Juni als Privatgelehrter. M. hatte eine gründliche und umfassende Sprachkenntniß und ein gesundes ästhetisches Urtheil. Dabei war sein Charakter freundlich und bescheiden. Er schrieb außer mehren guten Uebersetzungen und vielen Beiträgen zur „Allgemeinen deutschen Bibliothek" Versuche über den Charakter und die Werke der besten italien. Dichter (2 Bde., Braunschw. neue Aufl. 1774).

Meinhards (Groß-M.), österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Rosenau; 160 Einw.

Meiningen (Geogr.), 1) österreich. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Feldkirch, unweit des Rheins, am Ehbache; 470 Einw. — 2) Stammland des jetzigen Herzogthums M., bis zum Jahre 1826 ein eigenes Herzogthum; bestand aus zwei abgesonderten Theilen, dem Ober- und dem Unterland, zwischen Eisenach, Gotha, preuß. und hess. Henneberg

Schwarzburg, Bayern und Koburg gelegen, sowie aus den beiden Kammergütern Gauerstadt und Kahlenberg im Koburgischen. Die Größe des Herzogthums betrug $20^1/_2$ □M., auf denen 57,000 Einwohner lebten. Davon kamen $14^1/_2$ □Meilen mit 40,000 Einw. auf das Unter-, 6 □Meilen mit 17,000 Einw. auf das Oberland. Hauptgebirg des Landes ist der Thüringerwald, der hier als höchste Spitzen den Dolmar, als Vorberg desselben, und den Gerberstein zeigt. Ein Vorberg der Rhön ist die Geba. Hauptfluß, und zwar im Unterlande, die Werra mit der Hasel, Schmalkalde, Herpf, Katze; das Oberland wird durch die Steinach, Itz rc. bewässert. Von den Erzeugnissen des Landes sind besonders anzuführen: Rindvieh, Pferde, Schafe, Wild; Getreide (nicht ausreichend), viel Flachs, Tabak, Rübsamen, etwas Obst und Wein; Kupfer, Eisen, Schwefel, Steinkohlen, Salz, Mineralquellen, früher auch Gold, Silber und Perlen (letztere in der Steinach). Ueber die Nahrungsquellen, als Ackerbau, Viehzucht, eine sehr ausgebreitete Industrie im Oberlande rc., s. das Nähere unter 3). — 3) (Sachsen-M., auch Sachsen-M.-Hildburghausen), deutsches Herzogthum, zieht sich 18 Meilen lang und durchschnittlich $2^1/_4$ Meilen breit in Form eines Halbmondes vom nordwestlichen Fuße des Thüringerwaldes nach Südosten hin, übersteigt den Thüringerwald, läuft östlich am Frankenwalde vorüber bis an den nördlichen Fuß des Thüringerwaldes, so daß es zwischen 27° 44′—29° 45′ östlicher Länge und 50° 10′—51° 10′ nördlicher Breite liegt. Es grenzt im Norden an das Fürstenthum Eisenach, das Herzogthum Gotha, die kurhess. Herrschaft Schmalkalden, die preuß. Provinz Sachsen, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt und das Herzogthum Altenburg; im Osten an weimarische, preußische, schwarzburg-rudolstädtische, reuß-lobenstein-ebersdorfische und bayerische Gebiete; im Süden an das Herzogthum Koburg und Königreich Bayern; im Westen an das Fürstenthum Eisenach. Nach dem Großherzogthum Weimar ist M. das größte unter den Ländern sachsen-ernestinischen Stammes und bildet seiner Hauptmasse nach ein zusammenhängendes Ganze; getrennt und in ziemlicher Entfernung vom Hauptlande liegen die Herrschaft Krannichfeld (von preußischen, weimarischen, altenburgischen, schwarzburg-rudolstädtischen und sondershäusischen Gebieten umgeben), die von preußischen und weimarischen Landen eingeschlossene Grafschaft Kamburg, und außerdem noch 11 in den verschiedenen thüringischen Ländern zerstreut liegende kleinere Parzellen: Oberellen, Dietlas, Treppendorf, Großkochberg, Rödelwitz, Milda, Lichtenhain, Vierzehnheiligen, Sulza, Mosen u. Erkmannsdorf. Der Flächenraum des ganzen Herzogthums beträgt $45^3/_4$ □Meilen. — Bodenbeschaffenheit. M. ist seinem größern Theile nach gebirgiges Land. Der Thüringerwald bedeckt fast die Hälfte des Herzogthums und schickt seine Ausläufer auch theilweise in die Gegenden desselben, welche nicht unmittelbar von ihm berührt werden; im Nordwesten tritt die Rhön bis an die Grenze des Landes heran, und die meisten der übrigen Landestheile, die zwar nicht zum eigentlichen Gebirgsland gerechnet werden können, sind doch mit vielen mehr oder minder bedeutenden Höhenzügen durchzogen. Eben liegende Gegenden finden sich nur in den isolirten Aemtern Krannichfeld und Kamburg, theilweise im Amte Hildburghausen und in dem an das sogenannte Grabfeld stoßenden Theil des Amtes Römhild. Auch das Werrathal windet sich meistentheils durch hügelige und bergige Landschaften. Die Oberfläche des Herzogthums liegt im höchsten Punkte, dem Berg Kieferle bei Steinheide, 2714 par. Fuß über der Fläche der Nordsee; als der tiefste Punkt des Landes möchte dagegen der Spiegel der Saale im Amte Kamburg anzunehmen seyn, welcher noch nicht 400 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Der Spiegel der Werra unterhalb Salzungen liegt 780 und Oberellen 776 pariser Fuß über der Meeresfläche. Die höchsten Punkte des Landes sind außer dem schon genannten Kieferle: der Bleßberg (2054 Fuß), der Gerberstein (2184 Fuß), die Geba (2338 Fuß), der Dolmar (2298 Fuß), der große Gleichberg (2149 Fuß), der kleine Gleichberg (1974 Fuß), der Bleßberg (bei Stelzen, 2688 Fuß), der Sandberg (2622 Fuß), die Bibersleite (2638 Fuß), der hohe Schoß (2633 F.), der Pappenheimer (2640 F.), die Küche am Rennweg (2148 F.), der Wetzstein (2550 F.), der Kulm (2200 F.). Die Hauptgebirgsformationen des Herzogthums sind: die Flötzgebirgs- oder Salzformation, zu welcher der Keuper, Muschelkalk und der bunte Sandstein gehören; die im ganzen Land, jedoch nicht bedeutend verbreitete Formation des Zechsteins; die Kohlenformation und die vom südöstlichen Thüringerwalde durch den Frankenwald nach dem Fichtelgebirge sich hinziehende Uebergangsthon- oder Grauwackenschieferformation, deren Hauptmassen aus Grauwacken und Grauwackenschiefer bestehen. Außerdem kommen Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Diorit, Basalte, Porphyre und sonstige plutonische Gesteine vor. — Mit seinen Gewässern gehört M. drei großen Flußgebieten an, dem der Weser, dem der Elbe und dem des Rheines. Zum Wesergebiet gehört die Werra, welche auf ihrem nordwestlich durch das Herzogthum gerichteten Laufe rechts die Brünn mit Weißa, den Dambach, die Schleuse mit Biber und Neubrunn, den Weißbach, den Tachbach, die Hasel, die Helba, die Wallbach, die Schmalkalde, die Fambach, die Druse, Farrenbach, Grumbach, Schweina und Moor, links die Jüchse mit Bahr, die Sülze, die Herpf, die Kaza, die Schwarza, die Rosa, den Armbach aufnimmt. Mit dem Elbgebiete tritt M. durch die Saale in Verbindung, der aus den meiningischen Gebieten die Loquitz mit der Zopte, Gölitz, Sormitz, die Ketschau, die Ilm zufließen. Noch einige kleinere Flüsse, die alle mittelst des Maines sich mit dem Rheine vereinigen sind: die Steinach,

die Röthen, die Itz, die Rodach, die Kreck und die Milz. Auch einige Seen verdienen besondere Erwähnung, nämlich der Salzunger-See (42½ Acker groß), der mit einem kleineren, Grube oder Teufelskutte genannt, in Verbindung steht, der Bernshäuser-See, die grüne Kutte genannt, und der sogenannte tiefe See bei Stedtlingen, der mit einer 10 bis 12 Zoll starken Torfdecke überzogen ist. — Das Klima ist auf dem Thüringerwalde rauh und kalt, und in den tieferliegenden Gegenden ebenfalls nur gemäßigt, mild wohl nur im Kamburgischen. — Eintheilung und Bevölkerung. Seit dem 15. November 1826 besteht M. aus folgenden Gebieten: 1) aus dem alten Herzogthum M. (Oberland, Unterland, ⅔ des Amtes Römhild) 21¾ □M., 2) aus dem Herzogthum Hildburghausen (mit Ausnahme der Aemter Sonnefeld und Königsberg) 9 □M., 3) aus dem koburgischen Antheil (Fürstenthum Saalfeld, Amt Themar, die 7 Ortschaften [mit 23 Wüstungen] auf dem linken Steinachufer) 11 □M., 4) aus dem gothaischen Antheil (Amt Krannichfeld mit den Parzellen Treppendorf, Großkochberg und Milda, ⅓ des Amtes Römhild) 1½ □M., und 5) aus dem altenburgischen Antheil (die Grafschaft Kamburg nebst den Parzellen Vierzehnheiligen und Sulza, mit welcher noch 15 Ortschaften vom Amt Eisenberg, die Parzelle Lichtenhain vom Amte Kahla und die Parzelle Mosen vom Amte Ronneburg vereinigt wurden) 2½ □M. groß. Gegenwärtig ist es in 11 Verwaltungsamtsbezirke: Salzungen, Wasungen, M., Römhild, Hildburghausen, Eisfeld, Sonneberg, Gräfenthal, Saalfeld, Krannichfeld und Kamburg eingetheilt. Nebenbei besteht auch noch eine Eintheilung in 4 Kreise, nach welchen die Verwaltungsämter, Salzungen, Wasungen, M., zum meininger, Römhild, Hildburghausen, Eisfeld zum hildburghäuser, Sonneberg zum sonneberger, und Gräfenthal, Saalfeld, Krannichfeld und Kamburg zum saalfelder Kreise gerechnet werden. M. hat 17 Städte, 17 Marktflecken, 371 Dörfer und 255 Höfe, Weiler, einzelne Häuser und Mühlen, überhaupt 660 Ortschaften, 23,881 Wohnhäuser, 1488 Fabrikgebäude, Mühlen 2c., 279 Kirchen, Bethäuser, Kapellen und Synagogen, überhaupt 57,700 Gebäude. Die Einwohnerzahl beläuft sich nach der letzten Zählung von 1849 auf 163,323 Seelen, (3630 auf die □M.), wonach sich im Vergleich mit der Volkszählung von 1846, die die Zahl 160,515 ergab, die Bevölkerung im Verlauf von 3 Jahren um 2808 Köpfe vermehrt hat. Mit Ausnahme von ungefähr 900 Katholiken, 70 Mennoniten und 1500 Juden bekennen sich alle Einwohner zur evangelisch-protestantischen Kirche. — Produkte. Aus dem Thierreiche: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, ziemlich Wildpret auf dem Thüringer Walde, viel Fische in den zahlreichen Flüssen, Bächen und Teichen. Von den Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind zu erwähnen: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, jedoch nicht hinreichend für den Bedarf des Landes; Raps, dessen Anbau seit einiger Zeit auf den größern Gütern mehr in Aufnahme kommt; Flachs, der hauptsächlich an manchen Orten des Thüringerwaldes sehr schön gebaut wird; Kartoffeln in Masse (hauptsächlich auf dem Thüringerwald); viel Tabak in Wasungen und Umgegend. Einen großen Reichthum bietet aber das Pflanzenreich noch in den Waldungen der Gebirge, die meist Tannen- und Fichtenwaldungen sind; doch fehlt es im Lande auch nicht an Eichen, Buchen und Birken. Ueberhaupt umfaßt das Herzogthum M. zusammen 319,940¾ Acker 16¾ Ruthen Waldungen, (d. i. 16 □M., also mehr als ⅓ der ganzen Oberfläche), wovon 41,651⅜ Acker 12½ Ruthen auf das Forstdepartement Liebenstein, 71,121½ Acker 5 Ruthen auf das Forstdepart. M., 70,716½ Acker 6¾ Ruthen auf das Forstdepartement Hildburghausen, 58,780⅞ Acker 4¾ Ruthen auf das Forstdepartement Sonneberg und 72,092½ Acker 7¾ Ruthen auf das Forstdepartement Saalfeld kommen. Besonders wichtig sind auch die Erzeugnisse des Mineralreichs, als: silberhaltige und reine Kupfererze, Kobalt, Eisensteine, Steinkohlen, Farbenerden, Vitriol- und Alaunschiefer, Porzellanerde, Sand- und Kalksteine, Basalt, Dach-, Griffel-, Tafel- und Wetzschiefer, Salz- und Mineralquellen. — Als Beschäftigung und Nahrungsquelle ist in den ebenen und milderen Gegenden Ackerbau und Viehzucht anzusehen. Der Ackerbau wird meist noch nach der alten Dreifelderwirthschaft getrieben, wovon der Grund wohl mit in der allzugroßen Zersplitterung des Grundbesitzes zu suchen seyn mag, bei welcher eine komplicirtere Betriebsart nicht wohl möglich ist. Selbst auf den größern Gütern, den Ritter- u. Domänengütern, ist nicht selten noch eine ganz planlose Bewirthschaftung anzutreffen, wogegen aber auch nicht verkannt werden kann, daß auf manchen derselben schon seit geraumer Zeit durch neuere Betriebsarbeiten, z. B. durch die Achtfelderwirthschaft der alte Schlendrian verdrängt worden ist. Der für Getreidebau sich am besten eignende Boden findet sich in den Verwaltungsämtern Kamburg, Krannichfeld und theilweise Hildburghausen und Römhild; weniger qualificiren sich dazu schon die Gegenden in der Nähe des Thüringerwaldes, weil auf demselben Wintergetreide gar nicht fortkommt u. auch das Sommergetreide bei früh eintretendem Winter zuweilen gar nicht zur Reife gelangt. Dagegen ist der Flachs- und Kartoffelbau sehr ergiebig und einträglich. Im Ganzen reicht die Getreideproduktion des Landes für den Bedarf seiner Bewohner bei Weitem nicht zu, daher das Fehlende durch Zufuhr aus Franken und Thüringen ersetzt werden muß. Die Viehzucht ist dagegen sehr bedeutend zu nennen und ist stets im Wachsen begriffen, nicht nur in den fruchtbareren Gegenden, wo sie natürlicher Weise mit dem Ackerbau Hand in Hand gehen muß, sondern auch auf dem Thüringerwald, der reich an bewässerten Wiesen und vorzüglich nahrhaften, kräuterreichen Weiden ist. Die meisten Pferde finden sich in den Bezirken Salzungen und Kamburg; in letzterem werden sie, des schweren Bodens wegen, hauptsächlich zum Feldbau benutzt. Ueberhaupt stellt sich der Viehstand im ganzen Herzogthum nach der letzten Zählung

von 1849 folgendermaßen heraus: Pferde 4060 Stück, Rindvieh 68,464 Stück, Schafe, und zwar ganz veredelte, 16,252 Stück, halb veredelte 69,365 Stück, unveredelte Landschafe 21,738 Stück, Ziegen 19,673 und Schweine 49,598 Stück. Im Allgemeinen werden in der Landwirthschaft sehr anerkennenswerthe Fortschritte gemacht, und wird von Seiten der Staatsregierung durch sachgemäße Rathschläge und Aussetzung von Prämien auf immer größere Hebung derselben hingewirkt. Ein sehr wichtiger Zweig der Landwirthschaft ist in einem Theile des Herzogthums der Tabaksbau, welcher besonders stark um Wasungen und Breitungen getrieben wird; das Gewächs ist zwar gering, doch kommt jährlich wohl für 50,000 Thlr. davon zur Ausfuhr. Man gewinnt auch, wie schon erwähnt, Raps, dann etwas Hanf, Hopfen und Wein (im Kamburgischen), doch ist die Produktion dieser Artikel nur gering. Neben der Landwirthschaft, die nicht überall hinreichend beschäftigt, werden in den meisten Dörfern die niedern Handwerke getrieben. Auf dem Thüringerwalde liefern die Waldungen eine große Masse von Brenn-, Kohlen-, Bau- und Nutzhölzern, und es eröffnet sich durch das Fällen, Transportiren, Verkohlen, Verarbeiten dieser Hölzer für viele Bewohner der Walddörfer ein Nahrungszweig. Ein großer Theil des Holzertrags wird entweder auf der Achse ausgeführt, oder — meistens auf der Werra und Saale — verflößt. Auf der Werra allein gehen jährlich an 1000 Flößen mit Bauholz und Bretern nach Münden in die Weser. Auch wird viel Lohe, Pech, Theer und Kienruß gewonnen; sowie auch das Einsammeln des Holzsamens, der Waldbeeren, z. B. der Erd-, Heidel-, Preißel-, Wachholder- und Himbeeren ein erträglichen Erwerbszweig für Weiber und Kinder gewährt. Selbst der Vogelfang wird nicht als bloße Liebhaberei, sondern auch als Nahrungszweig betrieben. Vor Allem wichtig ist aber die durch Verarbeitung der verschiedenen Produkte sich entwickelnde Industrie, die an manchen Punkten des Herzogthums eine bedeutende Höhe erreicht hat. Der Bergbau, der im 15. und 16. Jahrhunderte eine reiche Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Kobalt, Blei und Eisen gab, kam freilich durch die Kriege, hauptsächlich durch den 30jährigen Krieg, der auch den Thüringerwald schrecklich heimsuchte, sehr in Verfall, beschäftigt aber doch noch über 1000 Arbeiter, und seine (oben bereits erwähnte Produkte werden in den vielen Kupferhämmern, Eisen-, Hütten- u. Stahlwerken, Porzellanfabriken, chemischen und Farbenfabriken, Vitriol-, auch Salmiakwerken verarbeitet. Vorzügliche Thätigkeit zeigt sich in den Glashütten, mit denen Glasschleiferei und Glasperlenfabrikation verbunden ist, im Verfertigen von Messerschmiede- und Schlosserwaaren. Dazu kommen die vielen Pechhütten, Schneidemühlen, die Merbelmühlen, Papiermühlen, die Tuch- und Zeugwebereien, Wollenspinnereien, Barchent- und Leinenwebereien, die an manchen Orten sehr stark betriebenen Gerbereien und Brauereien, Papiermaché- u. Tabaksfabriken. Wirklich großartig ist aber die der nürnberger ähnliche Fabrikation der sonneberger Waaren, welche zu Sonneberg und den umliegenden Ortschaften fabrikmäßig in außerordentlicher Menge und Mannigfaltigkeit verfertigt werden. Sehr viele Hände sind ferner noch beschäftigt mit der Verarbeitung des Schiefersteines zu Schiefertafeln und Schiefergriffeln, mit Zurichtung des Wetzsteines, der sich von vorzüglicher Güte findet, mit Bereitung von mancherlei Medicinalwaaren, mit Sammeln von arzeneilichen Kräutern und Moosen (isländisches Moos) und in neuester Zeit mit Verfertigen von Streichzündhölzern. Noch verdienen erwähnt zu werden die vielen Maler, Multenhauer, Dielenschneider, Köhler, Holzhauer, Kleinböttcher rc. Zum Schlusse ist noch der bedeutenden Salzbereitung in den Salinen Salzungen (120,000 Ct. jährlich) und Neusulza (30,000 Ct.), sowie der Badeanstalten zu Liebenstein und Salzungen zu gedenken. Ein in der Nähe der Steinkohlenbergwerke von Neuhaus angelegtes Eisenbahnschienenwalzwerk, das nicht nur vielen Arbeitern Brod und Verdienst geben, sondern durch die Produktion von Eisenbahnschienen in Masse für ganz Deutschland von ungeheurer Wichtigkeit hätte werden können, hat leider in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht den erwünschten Fortgang gefunden. — Ueber die bedeutenden industriellen Etablissements der Stadt Hildburghausen s. d. — Es ist natürlich, daß diese wichtige Industrie Veranlassung gibt zu einem regen Handelsverkehre, der am bedeutendsten im meiningischen Oberlande, zu Sonneberg, hervortritt. Besondere Handelsgegenstände sind die bekannten sonneberger Spielwaaren, Wolle, Leder, Eisen, Tabak, Schlachtvieh, Salz, Schiefer, Potasche, Holz; alle diese Gegenstände sind zu gleicher Zeit Ausfuhrartikel. Eingeführt werden dagegen: Getreide, Tücher, Kolonialwaaren, allerlei Luxusgegenstände. Der Gesammtbetrag der Ausfuhr übersteigt jedoch den der Einfuhr sehr ansehnlich. In allen Theilen des Herzogthums wird der Verkehr durch gute Straßen sehr erleichtert. Ununterbrochen durchzieht eine sehr frequente Straße das Herzogthum in seiner ganzen Länge; von der eisenacher Grenze an durch das Werrathal laufend, übersteigt sie den Thüringerwald, erstreckt sich über Saalfeld bis Pößneck und steht an ihren beiden Ausgangspunkten mit den Straßen anderer Länder in Verbindung; auch wird das Land durch die von Nürnberg und Bamberg, so wie durch die von Würzburg und Schweinfurt kommenden Straßen durchschnitten. Welche Wichtigkeit für den Handel M.s, insbesondere des Oberlandes, der Bau der schon längst projektirten Werraeisenbahn haben würde, liegt auf der Hand. Leider wird über die Anlage dieser Bahnstrecke schon so lange verhandelt, daß man während dieser Zeit füglich den Erdball mit einem eisernen Gürtel hätte umgeben können; der Bau selbst wird vorerst auch wohl nicht zu Stande kommen, da wir zur Zeit eine thüringische Einheit eben so wie die deutsche Einheit noch in Utopien zu suchen haben. — Münzen, Maße und Ge-

wichte. Gegenwärtige Rechnungsart und Zahlwerth ist der Gulden zu 60 kr. á 4 Pfennige und zufolge der Münz-Convention vom 25. August 1837 in dem Zahlwerthe des $24\frac{1}{2}$fl. Fußes, wonach 7 fl. dieses Münzfußes genau 4 Thlr. des 14 Thalerfußes betragen, der fl. im $24\frac{1}{2}$fl.-Fuße, also den Silber- und Zahlwerth von $17\frac{1}{7}$ Silber- oder Neugrosch. im 14 Thalerfuße, von $48\frac{48}{49}$ Kreuzern im 20fl. Fuße, und von $2\frac{1}{7}$ Francs = 2 Fr. $14\frac{2}{7}$ Cent. der französischen Währung (oder der 5 Frankenthaler den Werth von 2 fl. 20 kr.) hat. — Landesmünzen, seit dem Beitritt zur süddeutschen Münzconvention vom 25. Aug. 1837. A. In Gold ist bis jetzt noch keine Ausprägung erfolgt. B. In Silber: Guldenstücke zu 60 kr., gesetzmäßig $22\frac{1}{20}$ Stück auf die Vereinsmark brutto, zu $\frac{9}{10}$ fein; das ist: zu 14 Loth $7\frac{1}{5}$ Grän fein, folglich $24\frac{1}{2}$ Guldenstücke auf dieselbe Mark fein Silber. Halbe Guldenstücke zu 30 kr., gesetzmäßig $44\frac{1}{10}$ Stück auf die rauhe Mark zu 14 Loth $7\frac{1}{5}$ Grän, demnach 49 halbe Guldenstücke auf die Vereinsmark fein Silber. C. In Silberscheidemünze: 6 Kreuzerstücke, wovon gesetzmäßig auf die Vereins-Brutto-Mark 90 Stück zu $5\frac{1}{3}$ Loth fein, also 270 Stück auf dieselbe Mark fein Silber gehören. 3 Kreuzerstücke, gesetzmäßig 180 auf die Bruttomark zu $5\frac{1}{3}$ Loth fein, also 540 Stück derselben auf die Vereinsmark fein Silber. — Ferner in Silbermünze seit 1841, in Gemäßheit der norddeutschen Münz-Convention vom 30. Juli 1838: Vereinsmünzen zu $3\frac{1}{2}$ Gulden (im $24\frac{1}{2}$ Guldenfuße) oder 2 Thaler (im 14 Thalerfuße). Hiervon gehen gesetzmäßig $6\frac{3}{10}$ Stück auf die Vereins-Bruttomark von 233,8555 Gramm, zu 14 Loth $7\frac{1}{5}$ Grän fein, und demnach 7 Stück auf dieselbe Mark fein Silber. Siehe auch den Werth dieser Münzen unter München. — Kursverhältnisse. So wie man sich hier zu Lande auch schon früherhin nach den in Frankfurt a. M. bestehenden Kursarten und meist nach der leipziger Wechselordnung richtete, so ist dies auch noch gegenwärtig der Fall, und zwar geschieht dies nun nach den mit dem 1. Januar 1843 in Frankfurt a. M. abgeänderten und unter Mainz angegebenen Kursverhältnissen. — Frühere und bis 1837 wirklich geprägte Landesmünzen. A. Goldmünzen wurden sonst ebenfalls nicht geprägt. B. Silbermünzen, ältere: Conv.-Speciesthaler zu 2 fl. 24 kr. rheinisch; gesetzmäßig $8\frac{1}{3}$ Stück auf die rauhe köln. Mark zu $13\frac{1}{3}$ Loth fein, folglich 10 Stück auf die köln. Mark fein Silber. 20 Kreuzerstücke (Kopfstücke) zu 24 kr. rheinisch; gesetzmäßig 35 Stück auf die kölnische Bruttomark zu $9\frac{1}{3}$ Loth fein, also 60 Stück auf die köln. Mark fein Silber. — Die wirkliche Ausbringung dieser Kopfstücke ist jedoch zu $61\frac{1}{4}$ Stück aus der feinen Mark Silber anzunehmen. 6 Kreuzerstücke, wovon gesetzmäßig 96 Stück auf die rauhe Mark zu $5\frac{1}{3}$ Loth fein, also 288 Stück auf die feine Mark gehen sollten, die aber gewöhnlich geringer auskamen. C. Neuere Silbermünzen: Saalfelder Ausbeute-Gulden, von 1829, gesetzmäßig $19\frac{19}{24}$ Stück auf die rauhe Mark zu $15\frac{5}{6}$ Loth fein, 20 Stück auf die Mark fein Silber. Guldenstücke (rheinische Gulden), seit 1830, gesetzmäßig $18\frac{9}{40}$ Stück auf die kölnische Bruttomark zu 12 Loth fein, $24\frac{3}{10}$ Stück auf die Mark fein Silber. D. Silberscheidemünze, neuere, bis 1837: 6 Kreuzerstücke, gesetzmäßig $95\frac{35}{72}$ Stück auf die kölnische Bruttomark zu $5\frac{5}{6}$ Loth fein, 275 Stück auf die kölnische Mark fein Silber. 3 Kreuzerstücke, gesetzmäßig $171\frac{1}{9}$ Stück auf die kölnische Bruttomark zu $4\frac{8}{9}$ Loth fein, 560 Stück auf die köln. Mark fein Silber. 1 Kreuzerstücke, gesetzmäßig 320 Stück auf die kölnische Bruttomark zu $2\frac{2}{3}$ Loth fein, 1920 Stück auf die köln. Mark fein Silber. E. In Kupfer prägte man Stücke zu 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und zu $\frac{1}{8}$ kr., ohne nähere Angabe des gesetzmäßigen Gewichts. — Unterm 20. Dez. 1837 ward vom herzogl. Landesministerium bekannt gemacht, daß die bisher unter herzogl. sachsen-meiningischem, so wie unter herzogl. sachsen-hildburghäusischem Wappen und Umschrift ausgeprägten 6 und 3 Kreuzerstücke im Herzogthume sowohl im Verkehr als in den öffentlichen Kassen, nach den Bestimmungen des Münztarifs vom 26. Mai 1836, stets für voll angenommen werden, und daß die Hauptkasse zu Meiningen jene Münzen auch gegen grobe kursfähige Münzsorten umwechseln wird, sofern die zum Umwechseln bestimmte Summe 100 Gulden beträgt. Außer den oben genannten, sollen nur noch die 6 und 3 Kreuzerstücke von bayerischem, badischem, würtembergischem, großherzogl. hessischem, nassauischem und frankfurter Gepräge, als Scheidemünze, nach den Bestimmungen des gedachten Tarifs, in den öffentlichen Kassen für voll angenommen, die Scheidemünzen mit herzogl. sachsen-koburgischem und herzogl. sachsen-koburg-gothaischem Gepräge (auch die damals neuen, im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha, dem Vernehmen nach, im 27 Guldenfuße ausgeprägten 6 und 3 Kreuzerstücke nicht ausgenommen) ganz außer Kurs gesetzt sein. Staatspapiere. Dieselben bestehen in $3\frac{1}{2}$ procentigen Staatsschuldbriefen zu 50, 100, 250, 500 und 1000 Gulden, welche i. J. 1835 bis zum Belaufe der Landesschuld ausgegeben wurden, auf den Inhaber lauten und von Zeit zu Zeit zurückgeloost werden, so daß sie binnen 38 Jahren nach der Emission, also bis 1873, gänzlich eingezogen seyn sollen. Außerdem werden diese Obligationen auch bei der Staatsschulden-Tilgungskasse umgewechselt. Bis zum Jahre 1838 waren jene Obligationen 4procentig. — Maße und Gewichte. Längenmaß. Der Werkfuß (auch beim Brennholzmaß gebräuchlich) ist = 0,28315 Meter = 125,52 par. Lin. Der Vermessungsfuß ist der alte nürnberger Fuß = 0,30397 Meter = 134,75 paris. Lin. — Die Ruthe hat 14 Vermessungsfuß, und ist also = 4,2556 Meter = 1886,5 paris. Lin. Mithin ist sie der koburger Werkruthe gleich. Die Elle ist die köthener; s. Anhalt (Anhalt-Köthen). Feldmaß. Der Acker hat 160 Quadrat-Ruthen oder 31360 Quadrat-Vermessungsfuß = 28,9765 franz. Aren, und ist mithin dem koburger Acker oder Feldmorgen gleich. Brennholzmaß. Die Klafter hat 126 Kubik-Werkfuß und ist also = 2,8604 französ. Kubikmeter oder Steren. Getreidemaß. Das Malter hat 4 Metzen zu 2 Maß, mithin 8

Maß. Das Maß ist = 20,8877 Liter = 1053 paris. Kub.-Zoll. Demnach das Malter = 167,10 Liter = 8424 paris. Kub.-Zoll. — Wegen der großen Verschiedenheit des Getreidemaßes in den einzelnen Ortschaften des Herzogthums und auf den Märkten der Umgegend, projektirte man vor mehreren Jahren die Einführung eines gleichen Gemäßes und nahm vorläufig das Idealmaß zu 1000 pariser Kubikzoll an. Die Einführung desselben ist aber nicht geschehen. Flüssigkeitsmaß. Die Ohm oder Tonne hat 2 Eimer zu 32 Schenkmaß, enthält 3658,24 preuß. Kub.-Zoll = 65,45 Liter = 3299,492 pariser Kub.-Zoll, das Schenkmaß = 1,02266 Liter = 51,5546 par. Kub.-Zoll. Handelsgewicht ist das koburger oder alte nürnberger; s. Koburg u. Nürnberg. Gold- und Silbergewicht, Probirgewicht, dgl. Münzgewicht ist, durch den Beitritt zur Münz-Convention vom 30. Juli 1838, seit 1839 das der deutschen Zollvereins-Staaten, nämlich die preußische Mark. Medizinal-Apothekergewicht ist das alte nürnberger, Zollgewicht ist das der deutschen Zollvereinsstaaten. — Was die geistige Kultur anbetrifft, so stehen darin die Bewohner des Herzogthums M. den Bewohnern keines andern Staates nach; denn es ist für ihre allgemeine, wissenschaftliche und berufliche Bildung durch die verschiedenen, des besten Rufes sich erfreuenden Anstalten von jeher eifrig gesorgt worden. Oberste Bildungsanstalt ist die den thüringischen Staaten gemeinschaftliche Universität zu Jena mit ihren Nebenanstalten. Zum Besuch derselben bereiten vor die beiden Gymnasien zu Hildburghausen und M., die ausreichend dotirt und im Besitze von Bibliotheken und physikalischen Apparaten sind. Die Forstakademie zu Dreißigacker ist seit 1843 aufgehoben, seit welcher Zeit die zum Forstfache sich ausbildenden Jünglinge meist die Forstschule zu Eisenach besuchen. Dagegen sind 2 Realschulen zu M. und Saalfeld eingerichtet, letztere in Verbindung mit einem Progymnasium. Für die Bildung der Volksschullehrer ist durch das Landesschullehrerseminar zu Hildburghausen gesorgt, welches 1836 neu organisirt u. seit 1843 mit einer Taubstummenlehranstalt versehen ist. So bestehen ferner im Lande 17 Stadtschulen, neben einigen derselben mehre Volks- und Armenschulen, 1 Gewerbschule, 1 Industrieschule, mehre Kleinkinderschulen, 260 Landschulen (überhaupt 365 Schulstellen), 9 israelitische Schulen und noch 11 öffentliche und Privatinstitute. Sogenannte Fortbildungsschulen (Sonntagsschulen) und Lesebibliotheken (Ortsbibliotheken) sind über das ganze Land verbreitet. Seit 1832 existirt auch der hennebergische alterthumsforschende Verein, der 188 Mitglieder zählt, mit 25 auswärtigen Vereinen in Verbindung steht und ein sehenswerthes Antiquarium besitzt. Zur Beförderung der Landwirthschaft und Gewerbe suchen die Landeskulturvereine der 11 Verwaltungsämter, der Gewerbverein zu Hildburghausen mit einer Gewerbschule und einem Waarenmagazin, der Gewerbverein zu Saalfeld, der Landwirthschafts- und Gewerbverein zu Schalkau, der unterländische Verein für Landwirthschaft und Gewerbe zu wirken. Von künstlerischen und wissenschaftlichen Sammlungen sind zu erwähnen: die herzogliche Bibliothek zu M. (30,000 Bände stark), das herzogliche Naturalien- u. Kunstkabinet, das Münzkabinet, die Gemäldegallerie, die herzogliche Kupferstichsammlung; auch hat M. Antheil an den den 3 herzogl. sächsischen Häusern gemeinschaftlichen Sammlungen zu Gotha, nämlich: der Bibliothek, dem Münzkabinet, der Gemälde- und Kupferstichsammlung, der Kunst- und Naturalienkammer, dem chinesischen Kabinet und der Sammlung von Abgüssen antiker Figuren. An besonderen Anstalten führen wir noch an: die mit Kurhessen gemeinschaftliche Brandversicherungsanstalt, die Straf- und Besserungsanstalt zu Maßfeld, die Landeshebammenanstalt, das Institut der Friedensgerichte, der freien Gerichtstage, der Orts- und Armenkommission. Zu den wohlthätigen Versorgungsanstalten im Lande gehören die vielen zum Theil sehr reichen Stiftungen und Vermächtnisse, als: die Pensionsanstalt für Wittwen und Kinder von Staatsdienern ꝛc., die Pensionsanstalt für Wittwen und Waisen von Hofdienern, die Militär-, Invaliden- und Hülfskasse in Hildburghausen, die verschiedenen Pfarr- und Schullehrerwittwenkassen, 2 Mildenkassen, der allgemeine Hülfsfond zur Aufbesserung gering dotirter Pfarr- und Schulstellen, die Edukationskasse, mehre zum Theil sehr reiche Hospitäler und Armenhäuser, Waisenkassen und Armenstiftungen, besonders die von buttlerische Armenstiftung für die Aemter Hildburghausen, Heldburg und Eisfeld, und die sehr zahlreichen öffentlichen und Familienstipendien und Freitische. — Verfassung und Verwaltung. Die Regierungsform des Herzogthums ist konstitutionell-monarchisch, genau bestimmt durch das Landesgrundgesetz vom 23. August 1829, durch welches die früher in den einzelnen Landestheilen bestandenen Verfassungsurkunden zu einem Ganzen vereinigt wurden. Nach diesem Grundgesetze ist der Herzog erblicher Landesherr oder Oberhaupt des Staates, der in seiner Hand alle Zweige der obersten Staatsgewalt vereinigt; er wird mit dem 21. Jahre regierungsfähig, kann aber auch schon vom 18. Jahre an für volljährig erklärt werden. Die Staatserbfolge richtet sich, was das herzogliche Specialhaus betrifft, vermöge der Primogenitürkonstitution vom 12. März 1802 nach den Grundsätzen der Erstgeburt und Linealordnung nach dem Alter der Linie; im Uebrigen nach den Verträgen und Observanzen des herzoglichen, großherzoglichen und königlich sächsischen Gesammthauses. Würzburg hat bei Aufgabe seiner lehnsherrlichen Rechte an M. 1808 sich den Rückfall des eigentlichen Herzogthums M. nach dem Hause Sachsen vorbehalten. Auf dem Bundestage bildete M. mit den übrigen Ländern ernestinischen Stammes die 12. Kurie, hatte im Plenum 1 Stimme und Antheil an der

vakanten Stimme von Gotha. Bis zum Jahre 1848 wurden die Landstände nach dem Wahlgesetz vom 23. August 1829 auf 6 Jahre erwählt und bestanden aus 8 Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, 8 der Städte und 8 der Bauern. Die Rittergutsbesitzer erwählten ihre 8 Abgeordneten in 2 Abtheilungen zu M. und Saalfeld. Rücksichtlich der Wahl der Abgeordneten der Städte und Bauern war das Land in 4 Wahlkreise getheilt, so daß die in jedem Kreise liegenden Städte und auch die Landgemeinden je 2 Deputirte wählten. Die Beamten der Stände waren: der Landmarschall, 2 Vorsteher (welche zusammen das landschaftliche Direktorium bildeten), 1 Syndikus und 1 Kassirer nebst den nöthigen Gehülfen. Der Landmarschall konnte nur aus den Rittergutsbesitzern gewählt werden. Die beiden Vorsteher, aus allen Klassen wählbar, waren Mitglieder des Steuersenats und der Schuldentilgungskommission. Zu der jährlichen Durchsicht und Abnahme der landschaftlichen Rechnungen erwählte der Landtag einen Ausschuß (ständischer Ausschuß), der, außer dem Landmarschall und den 2 Vorstehern, aus 3 Abgeordneten der verschiedenen Stände bestand. In seinen Hauptgrundzügen ist das Staatsgrundgesetz von 1829 auch jetzt noch in Wirksamkeit, doch ist die ständische Vertretung weggefallen und hat einer richtigern Volksvertretung Platz gemacht. Nach dem Wahlgesetz vom 3. Juni 1848 ist das Herzogthum in 25 Wahlbezirke abgetheilt, in welchen durch Wahlmänner 25 Abgeordnete und eben so viel Stellvertreter für den Landtag auf 6 Jahre gewählt werden. Abgeordneter kann jeder werden, der das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat, unbescholtenen Rufes ist und direkte Steuern zahlt. Der erste Beamte des Landtags heißt nicht mehr Landmarschall, sondern Präsident, den der Landtag aus seiner Mitte erwählt, eben so auch einen Vicepräsidenten. Außer dem Geheimerathskollegium (einer rathgebenden Behörde) und dem Landesministerium, welches, als oberste Stelle, die Staatsverfassung leitete, waren die obern Landesbehörden: 1) die herzogliche Landesregierung zu M., mit ihren 3 Hauptabtheilungen — dem Verwaltungssenat, dem Finanzsenat und dem Forstsenat, neben welchen noch eine Medicinal- und eine Domänendeputation bestand; — 2) das herzogliche Konsistorium zu Hildburghausen; 3) die herzogliche Rechnungskammer zu M. Durch Verordnungen vom 14. und 15. September 1848 wurde das Geheimerathskollegium aufgehoben und die genannten obern Verwaltungsbehörden in dem neu gebildeten Staatsministerium vereinigt, das seitdem in 4 Abtheilungen zerfällt; diese sind: 1) die Abtheilung für die Justiz, 2) die Abtheilung für das Innere, mit der Medicinaldeputation, 3) die Abtheilung für die Finanzen und 4) die Abtheilung für Kirchen- und Schulensachen. Die untern Verwaltungsbehörden sind — mit Ausnahme der Magistrate in den Städten — die 11 Verwaltungsämter des Landes, deren jedem ein Oberamtmann vorsteht. Dieser und der Superintendent bilden in den einzelnen Bezirken die herzoglichen Kirchen- und Schulenämter, neben welchen noch die herzogl. Ephorien bestehen. Besondere Kirchen- und Schulenämter haben die Städte: Meiningen, Hildburghausen, Eisfeld, Saalfeld; städtische Kirchen- und Schulinspektionen: Salzungen, Sonneberg und Pößneck; sämmtlich der Abtheilung für Kirchen- und Schulensachen des herzogl. Staatsministeriums unterstellt. Die 5 (oben schon erwähnten) Forstdepartemente mit 48 Forsteien werden von eben so viel Forstämtern verwaltet, die aus dem Oberbeamten eines jeden Verwaltungsamtes und dem betreffenden Forstmeister gebildet sind. Unter der Medicinaldeputation wirken die Physikate, denen außer dem Amtsphysikus und Amtswundarzt ebenfalls der Oberamtmann des Bezirks zugeordnet ist. Zur Leitung der Militärangelegenheiten ist eine Kriegskommission, unter dem unmittelbaren Vorsitze des Herzogs, ernannt. Das einzige Berg- u. Münzamt im Lande ist zu Saalfeld, dem ein Berg- und Münzamts-Inspektor und ein Berg- und Münzamtsverwalter vorstehen. — Gerichtsverfassung. Oberster Gerichtshof für das Herzogthum ist das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Jena; als Mittelinstanz galt bis zum 1. December 1850 das Oberlandesgericht zu Hildburghausen, unter dem 5 Kreis- und Stadtgerichte mit ihren Deputationen und 6 Land- und Stadtgerichte die Behörden erster Instanz bildeten. Die Patrimonialgerichte sind aufgehoben. Seit dem 1. Dezember 1850 ist an die Stelle des Oberlandesgerichts zu Hildburghausen das Appellationsgericht getreten, die 5 Kreisgerichte bestehen noch, die Landgerichte sind jedoch bis auf 2 aufgehoben und in Kreisgerichtsdeputationen verwandelt. Von derselben Zeit an ist bei allen Justizstellen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren eingeführt; schwerere Vergehen werden von Geschwornengerichten verhandelt. — Gesetzgebung: Außer dem gemeinen deutschen und gemeinen Sachsenrechte gelten die, meist dem jetzigen Königreich Sachsen sich anschließenden Specialgesetze, seit 1810 gesammelt im Gesetzblatt, M. 1813 f., 4. Wichtig ist die henneberger Landesordnung von 1539, neue Ausgabe, M. 1720. — Ueber henneberg. Recht vgl. Kamptz, Statut. Rechte 1. S. 441 f.; — Martin, Jahrb. des sächsischen Rechts, Jena 1828, 1. S. 289; — vgl. Kämpel, Handbuch des sächsisch-meiningischen Privatrechts, M. 1828; — Derselbe, Rechte und Pflichten der Vormünder in M., Hildburghausen 1826. — Von den neuern Gesetzen sind die wichtigsten folgende: Gesetz über das Gemeindewesen vom 11. März 1843; — Gesetz, die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, einschließlich der grundherrlichen Polizei betreffend vom 20. März 1849; — Gesetz, das Domänenvermögen und die Civilliste betreffend, vom 23. Mai 1849; — Gesetz über die Errichtung einer Landeskreditanstalt vom 25. August 1849; — Gesetz, die Aufhebung und Ablösung auf Grund und Boden haftender Lasten betreffend, vom 5. Mai 1850; — das Jagdgesetz vom

21. Juni 1850; — das Rekrutirungsgesetz vom 7. November 1849; — das neue Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung vom 21. Juni 1850. — Die Einnahmen und Ausgaben betragen circa 1,400,000 Gulden. Die Staatsschuld, verwaltet von einer besondern Schuldentilgungskommission, beläuft sich gegenwärtig auf 4,477,000 Gulden. — Zum Bundeskontingent stellte M. bisher 1150 Mann, in 1 leichtes Bataillon von 4 Schützen- und 1 Jägerkompagnie formirt. Reserve: 575 Mann. Dienstzeit: 6 Jahre. Nach dem neuen Rekrutirungsgesetz zerfällt die Mannschaft in ein 1. und 2. Aufgebot. Die Aushebung geschieht durchs Loos. Das Kontingent gehört zur Reserve-Division des deutschen Bundes. Daneben besteht ein Feldjägercorps von 40 Mann, in 3 Brigaden (jede mit 1 Offizier) und 6 Sektionen (jede mit 1 Oberjäger) abgetheilt, unter einem eigenen Kommando stehend. Uniform: dunkelgrüne Waffenröcke mit gelben Knöpfen und rothen Aufschlägen, Kamaschen und Käpis; schwarzes Lederzeug; die Armaturstücke sind französische Voltigeursgewehre, Säbel mit messingenen Griffen, an welche die Bajonetscheiden angeschnallt sind, bei der Jägerkompagnie gezogene Büchsen und Hirschfänger; die Kartuschen werden von ihnen vorn getragen. Die Offiziere tragen Degen und silberne Schärpen mit grün. Orden: der ernestinische Hausorden (s. d.), die goldene Verdienstmedaille für Offiziere, die silberne für Unteroffiziere und Gemeine, beide an grün und rothem Bande, und die Feldzugsmedaille, eine silberne Medaille an weiß und grünem Bande. Dienstauszeichnung: vom Feldwebel abwärts, bei guter Dienstführung nach 8jähriger Dienstzeit 1, nach 12jähriger 2, nach 16jähriger 3 Chevrons. Feldzeichen: weiß u. grün. — Das Wappen ist das der andern Herzogthümer ernestin.-gothaischer Linie. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, die Sommerresidenz das Schloß Altenstein.

4) Verwaltungsamtsbezirk daselbst, $4^1/_4$ □Meilen groß, liegt zwischen dem südwestlichen Theile des Thüringerwaldes u. dem Rhöngebirg und grenzt an Bayern, preußisch Henneberg u. die Verwaltungsämter Wasungen und Römhild. Die Werra durchströmt diesen Bezirk in seiner ganzen Länge und nimmt hier die Hasel und Herpf auf. Höchste Punkte sind: der Dolmar und die Geba. Außer der Stadt M. umfaßt das Verwaltungsamt noch 34 Dörfer, 14 Höfe und 17 einzelne Häuser, die zusammen 7300 Gebäude zählen, worunter 44 Kirchen und Synagogen, 3085 Wohnhäuser, 133 Fabrikgebäude, Mühlen 2c. sind. Die Einwohnerzahl beträgt 21,376. An manchen Stellen dieses Bezirks ist der Boden sehr fruchtbar, doch beschäftigt der Ackerbau im Allgemeinen nicht hinreichend, weshalb auch auf dem Lande viele Handwerker angetroffen werden. Der Viehstand, durch vortheilhafte Wiesenbewässerung und durch den Anbau von Esparsette sehr befördert, ist beträchtlich und besteht in 504 Pferden, 7854 Stück Rindvieh, 5532 ganz veredelten, 10,508 halb veredelten und 1500 unveredelten Landschafen, 2146 Ziegen und 6500 Schweinen, wovon 191 Pferde, 394 Stück Rindvieh, 1238 Schafe, 217 Ziegen und 566 Schafe auf die Hauptstadt kommen. Wildpret wird seltener, Fische aber finden sich in der Werra und den Teichen hinreichend. — 5) Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums M.; liegt am rechten Ufer der Werra, in einem engen, durch hohe Berge begrenzten, aber fruchtbaren, durch zahlreiche Gärten und Alleen verschönerten, anmuthigen Wiesenthale, an der Straße nach Eisenach, Koburg und Würzburg, unter dem 28° 4′ 6″ geographischer Länge und 50° 33′ 53″, Breite, 882 pariser Fuß über der Meeresfläche, hat mit Einschluß der Walkmühle, Katholiken und Juden eingerechnet, eine Bevölkerung von 6450 Seelen. Die Zahl der Gebäude beträgt 900, worunter 2 Kirchen, 28 Hauptgebäude für Staats- und Gemeindezwecke, 550 Wohnhäuser, 25 Fabrikgebäude, Mühlen 2c., 295 Nebengebäude sich befinden. M. ist die Residenz der Herzöge von Sachsen-M. und Sitz des Hofes, des Staatsministeriums, der Schuldentilgungskommission, eines Verwaltungsamtes, eines Kirchen- und Schulenamtes der Stadt und der Diöces, einer Amtseinnahme und verschiedener anderer Kassen, eines Kreis- und Stadtgerichts, einer Ephorie, eines Postamtes, der Medicinaldeputation, einer Bauinspektion, eines Baumeisterbezirks und eines Physikats. Der ältere, größere Theil der Stadt zeichnet sich weder durch geschmackvolle Anlage der Straßen, noch durch besonders hervorragende Gebäude aus. Dagegen lassen die nach Norden und Nordosten zu liegenden Häuserreihen der neu angelegten Bernhardsstraße und Marienstraße den von dieser Seite ankommenden Fremden den Eintritt in eine Großstadt vermuthen. Kommt man auf der Straße durch das helbaer Thal in die Nähe der Stadt, so zeigt sich zuerst links das neue herzogliche Orangeriehaus am Park, rechts jenseits des Flusses das freundliche Schießhaus. Von den staatlichen Gebäuden der Bernhardsstraße fallen das Theater, der Bazar (in dessen obern Räumen sich die Realschule befindet), 2 herzogliche Palais vorzüglich in die Augen. Am Ende der Bernhardsstraße, wo das Gasthaus zum sächsischen Hof gelegen ist, öffnet sich der Blick durch die lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht in einer langen Häuserreihe lauter neuer, isolirter, doch regelmäßig von einander abstehender Gebäude die Marienstraße ostwärts empor, der gegenüber der englische Garten, ein vorzüglich angelegter Park, sich hinzieht, welcher mit seinen schönen Baumgruppen, Bowling-Greens, mit der neu erbauten Fürstengruft-Kapelle, mit seiner geschmackvollen Einfassung eines hohen Eisengitters nebst dem eisernen Schwanenbrunnen eine vorzügliche Zierde der Stadt bildet. Zu den vornehmsten Gebäuden der alten Stadt gehört das herzogliche Schloß, Elisabethenburg genannt, mit dem Rundbau, welcher die Lokalitäten des herzoglichen Staatsministeriums und verschiedener Archive enthält. Im Residenzschlosse selbst befinden sich außer den Wohnzimmern der fürstlichen Familie, den Fremdenzimmern und mehren Sälen, die Schloßkirche, die Gemäldegalle-

rie, das Kupferstichkabinet, das Münzkabinet, die herzogliche Privatbibliothek, die Ministerialkanzlei, das wichtige hennebergische Archiv rc. Ferner ist die Stadtkirche zu erwähnen, auf deren hohes Alter die neben einander über dem Portale im byzantinischen Styl aufgeführten Thürme hindeuten. Es würde diese Kirche, welche interessante Denkmäler und eine fürstliche Gruft enthält, im Aeußern sehr gewinnen, wenn der eine kleinere Thurm zu gleicher Höhe mit dem andern emporgebracht, und beide dem angemessenen Styl konsequent ausgebaut würden. In einem feuerfesten Gewölbe des einen Thurmes befindet sich das Stadtarchiv. Das Innere der Kirche ist nach manchen Reparaturen und Erneuerungen licht und raumvoll, das Chor gewölbt und mit gothischen Fenstern versehen. Auf dem schönen und geräumigen Markt steht das Rathhaus, ein großes Gebäude, das über seinem Eingang das Stadtwappen, fünf Thürme von einer Ringmauer umschlossen, unter deren Pforte die schwarze Henne auf grünem Berge im goldnen Felde, zeigt. Früher führte die Stadt als Porta Franconiae dieser Thürme nur drei. Kaiser Ludwig änderte 1344 das Wappen dahin ab, daß der Thürme fünf seyn sollten. Unter würzburgischer Hoheit enthielt die Pforte ein mit der Mitra bedecktes Bischofhaupt, welches später der Henne den Platz räumen mußte. Da Sachsen nach dem Anfall der gefürsteten Grafschaft das Hennenschild in sein Wappen aufnahm, so war es nicht nöthig, an die Stelle des alten Wappens das Rautenschild treten zu lassen. Das Rathhaus besitzt eine Bibliothek, die jedoch zum Theil der Gymnasialbibliothek aggregirt wurde. Unmittelbar an das Rathhaus stößt das Gebäude der Landschaft, dessen Bau von 1782 datirt. Noch ziert den regelmäßigen Markt eine von Akazien umpflanzte hübsche Fontaine. Von alterthümlichen Gebäuden hat M. in Folge der vielen stattgehabten Brände fast keine aufzuweisen. Am untern Thor steht noch ein Theil des ehemaligen Minoritenklosters, düster und unschön mit einem düstern Kreuzgang, ohne eine alterthümliche Zierde darzubieten, die seine Erhaltung wünschenswerth machen könnte. Zwischen diesem Kloster und dem Schloß steht die Reitbahn, als einziger Theil eines schon vom Herzog Georg projektirten Marstallgebäudes. An die Stelle der Klosterkirche trat das heitere Gymnasium Bernhardinum. Am oberen Thore präsentirt sich in schöner Umgebung das ansehnliche Gebäude des herzoglichen Kreis- und Stadtgerichts, in einiger Entfernung von diesem der hochgelegene Bau des englischen Instituts, einer von Professor Bernhard gegründeten Erziehungsanstalt für junge Engländer. Im Osten der Stadt erblickt das Auge das auf einer Anhöhe, freundlich zwischen Gärten, Baum- und Rasengrün im florentinischen Styl erbaute Georgen-Krankenhaus, und in dessen Nähe, am Eingang des neuen Gottesackers das Leichenhaus in einfach ernster Architektur. Aus der Umgebung M.s wollen wir nur noch anführen, eine an den Schloßgarten stoßende umfangreiche herrschaftliche Anlage, der Herrenberg genannt, die freundliche Villa Jerusalem und den durch seine stattliche Schönheit die besondere Aufmerksamkeit erregenden Landsberg. An öffentlichen Bildungsanstalten u. Schulen besitzt M. ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Realschule, eine Mädchenschule, außerdem mehre Privatinstitute für Erziehung und Unterricht beider Geschlechter. Das 1776 gegründete Schullehrerseminar wurde 1827 mit dem zu Hildburghausen vereinigt. Außer der herzoglichen öffentlichen Bibliothek dienen dem wissenschaftlichen und literarischen Bedürfniß noch die herzogliche Geschäftsbibliothek, die Bibliothek der vormaligen Forstakademie, die des Gymnasiums. Auch sind 2 Buchhandlungen, 1 Antiquarbuchhandlung, 2 Leihbibliotheken u. 2 Druckereien vorhanden. Der hennebergische alterthumsforschende Verein, 1832 begründet, durch den beliebten Dichter und Archäologen, Hofrath L. Bechstein, vergönnt gern die Besichtigung der von ihm angelegten Sammlung alterthümlicher Seltenheiten. Eben so steht M. in der Pflege der schönen Künste, Musik, Malerkunst, Architektur nicht zurück. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Cramer, Pfranger, Reinwald, E. Wagner, hatten M. zum Geburts- und Aufenthaltsort (1802 hielt sich auch J. Paul Friedrich Richter hier auf) und von den dasigen Künstlern sind Maler Reinhard und Elfenbeinschnitzer Schulz rühmlich zu erwähnen. Industrie und Gewerbe der Stadt dürften zum Wohle derselben auf einer höheren Stufe stehen, als gegenwärtig. Indessen sind einzelne Gewerbszweige, z. B. die Barchent- und Wollentuchweberei, die Brauerei gar nicht unbedeutend; auch haben mehre veranstaltete Kunstausstellungen bewiesen, daß die Genossen einzelner Handwerke, namentlich die Tischler, Vorzügliches leisten. Die Hauptnahrungszweige bleiben immer die herzogl. Hofhaltung, durch welche jährlich an 150,000 fl. in Umlauf gesetzt werden, der Ackerbau, welcher die Wein- und Hopfenpflanzen der die Stadt umgebenden Berge Bildstein, Dietrich, Rohraerberg und Drachenberg durch den Getreidebau verdrängte, und die Viehzucht.

Geschichte der Stadt. Die Nachrichten über den Ursprung der Stadt M. sind dürftig und ungewiß. Nach Güthe, dem Chronisten von M., bauten die Fosen am Werraufer einen Viehhof, Einingen, dessen Name unter dem Frankenherzog Dagobert, in M. sich umgewandelt haben soll. Unter Herzog Genebald III., 618, soll die Stadt schon mit Mauern umgeben worden seyn. Mit Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, daß in der Gegend, wo M. allmählig sich anbaute, Katten seßhaft waren, die mit Sueven und Thüringern häufige Kämpfe bestanden. Im J. 410 führte der Frankenkönig Chlodomir seinem Bruder Genebald I. eine große Schaar Einwanderer zu, und die Franken bemächtigten sich des Werragebiets, wie des Maingaus. Im 9. Jahrhundert befand sich M. unter der Herrschaft fränkischer Gaugrafen. Nach der bekann-

ten unglücklichen babenberger Fehde kam M. unter das Scepter der deutschen Könige; es erlitt die blutigen Heimsuchungen der Ungarneinfälle, und nun erst, unter Heinrich I., lichtet sich die Geschichte der Stadt. Im J. 924 erhoben sich Steinhäuser, Kimmeten (Kemnaten), und es zogen nun ritterliche Insassen in dieselbe. Mit kaiserlichen Freiheiten begabt, hob sich die Stadt, bekam Märkte, Zölle, Landwehren und würde rasch empor geblüht seyn, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch verderbliche Seuchen u. Brände ihr Flor immer wieder gehemmt worden wäre. Oft sah sie die deutschen Könige in ihren Mauern, so 1003 Heinrich II., zu welcher Zeit ein Ritter, Rosenkranz, Erlaubniß zum Bau der Stadtkirche einholte. Im J. 1008 wurde M. vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen, und an die Stelle des Kaiserscepters trat der Krummstab 536 Jahre lang. Die Stadt blieb ein unglücklicher Ort; bald versetzt und verpfändet, bald von Feuerbrünsten verheert, bald von Wasser überfluthet, von Seuchen heimgesucht, nicht minder von Kriegs- u. Theuerung, vermochte sie sich in bessern Zeiten kaum zu erholen, viel weniger zu rechter Blüthe zu gelangen, wenn sie auch allmählig einigermaßen wuchs. Selbst Erdbeben blieben nicht aus. Im J. 1153 ward ein bischöfliches Landgericht daselbst errichtet, das vom Stadtgericht verschieden war. Zwiste der Grafen von Henneberg, deren Stammschloß M. so nahe lag, mit den Bischöfen von Würzburg fielen oft verderblich für die Stadt aus, da an ihr leicht Rache zu nehmen war. Es kam dahin, daß in einer Reihe von 16 Jahren kein Tanz in M. gehalten wurde. In der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte auch M. blutigen Antheil an den schaudervollen Judenverfolgungen, die durch ganz Deutschland wie eine schreckliche Volkskrankheit herrschend waren. Viele der allenthalben Geächteten hatten in M. und mehren thüringischen Städten Asyle gefunden, die es aber nicht lange blieben. Die Bürger murrten über die drängend wachsende Anzahl der Flüchtlinge, und die Juden faßten den Entschluß gewaltsamer Offensive, der, zeitig verrathen, Allen den Untergang brachte und den die blutige Katastrophe Ueberlebenden nur die Wahl zwischen Taufe u. Feuertod ließ. Letzteren sollen zwei schöne Jüdinnen, denen zwei Bürgersöhne Herz und Hand anboten, wenn sie sich taufen ließen, standhaft bei ihrem Glauben beharrend, vorgezogen haben. Als Pfand kam die Stadt unter Andern auch an die Grafen von Henneberg, doch verliert sich die Spur dieser Pfandschaft ohne sichern Nachweis, und die Stadt erscheint wieder als würzburgische, fortwährend bloßgestellt und leidet durch Fehden, Raubgesindel, Pesten, Hungersnöthe, Brände u. Ueberschwemmungen, wie durch anderweite Verpfändungen. Das 15. Jahrhundert brachte neue Bedrückungen und Lasten, unter Andern verkaufte der Bischof Johann 1406 M. an einen Ritter von Buchenau auf Wiedereinlösung für 18,330 rhein. Gulden. Bischof Johann II. riß sie wieder an sich, u. Bedrückungen, Fehden, neue Verpfändungen rc. dauerten fort. Unter d. Fehden ist bemerkenswerth eine der Stadt mit dem Dorfe Obermaßfeld, dessen ehemaliges Marktrecht noch heute ein alter Kornmeßstein neben der Dorflinde beglaubigt. Im J. 1469 wurde die Stadt vor das heimliche Gericht zu Volkmersheim geladen; bald darauf äscherten zwei schnell hinter einander folgende Brände fast die ganze Stadt ein, während vielfache Leiden der Zeit durch das ganze Jahrhundert fortdauerten und der darauffolgende Bauernkrieg M.s Bürger abermals in mißliche Lage brachte. Das für die Stadt denkwürdigste Ereigniß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war ein Kauf- und Tauschvertrag Würzburgs mit Henneberg, der gegen das hennebergische Schloß u. Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme Stadt und Amt M. ganz an Henneberg brachte. Aber das Haus der Fürstgrafen von Henneberg eilte schon mit mächtigen Schritten seinem Verfall zu. Die neuen Herren konnten wenig oder nichts thun für die neu erworbene Stadt; ihre Residenz blieb Schleusingen. In den Jahren 1543 und 1544 wurde in der Stadt und im Lande Henneberg die Lehre Luthers sanktionirt und allgemein angenommen, und von da an scheint die Stadt zu einigem Flor gekommen zu seyn. Um 1547 wurden 143 neue Bürger auf einmal angenommen. Eine Erbverbrüderung zwischen Henneberg und Sachsen sicherte letzterem den Anfall von Stadt und Land, wenn ersteres, wie zu fürchten war, aussterben würde. Dieses Aussterben erfolgte mit dem Fürstgrafen Georg Ernst 1583, und es begann für die Stadt eine neue Aera. Im J. 1592 fand die Barchentmanufaktur Eingang, ein Erwerbszweig, der sehr bald dazu beitrug, die Wohlhabenheit vieler Einwohner und die herrschaftlichen Gefälle zu mehren. Es wurden in einem Jahre gegen 40,000 Stück Barchent gefertigt. Aber als wenn ein Fluch über dem Aufblühen der Stadt ruhe, so zerstörte von 1630 an der 30jährige Krieg alle Errungenschaften des Gewerbfleißes, und die Heeresmassen Altringers, Horns, Banners, Isolanis rc. brannten, plünderten und brandschatzten abwechselnd so furchtbar im Lande Henneberg, überhaupt lastete der Krieg mit immerwährenden Durchzügen und Erpressungen so schwer auf dem unglücklichen Lande, daß ganze Dörfer geradezu verschwanden, andere einwohnerlos wurden, und die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einwohner auf 1360 herabsank. Die Herrschaft Henneberg wurde bis 1661 für Sachsen gemeinschaftlich regiert, bei der Theilung 1661 fiel M. an Sachsen-Altenburg und, als diese Linie 1672 ausstarb, an Sachsen-Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. Nach dessen Tode theilten seine hinterlassenen Söhne nicht gleich, sondern Herzog Friedrich regierte für sich und seine Brüder zu Gotha. Erst 1680 fand die Theilung Statt, und M. kam auf den Antheil Herzog Bernhards I., der nun die bisherige Residenz zu Ichtershausen aufhob und sie nach M. verlegte. Er erbaute mit Beibehaltung des alten bischöflichen Schlosses das neue, die Elisabethenburg. Erst unter den Her-

zogen Georg und Bernhard gewann die Stadt M. an Verschönerung, an Einwohner- u. Häuserzahl.

Geschichte des Herzogthums. Dieses ernestin. Herzogthum beruht in seiner Entstehung auf dem Receß, welchen der dritte Sohn Herzogs Ernst des Frommen, Bernhard, mit seinem Bruder Friedrich von Gotha den 9. Febr. 1681 abschloß u. erhielt seinen jetzigen Gebietsumfang in Folge mehrer durch den Abgang anderer ernestinischen Linien herbeigeführten Erb- u. Tauschverträge, schließlich durch den zwischen den fürstlichen Häusern M., Koburg und Hildburghausen aufgerichteten Theilungsvertrag über die gothaische Erbschaft vom Jahre 1826. Die dem Herzog Bernhard von seinem Bruder überlassene volle Erbportion (von 16,180 fl. fr. Einkünften) aus der väterlichen Hinterlassenschaft bestand in den hennebergischen Aemtern und Städten M., Maßfeld, Wasungen, Sand und Frauenbreitungen nebst dem Kammergut Henneberg und den einzelnen Dörfern Mehlis, Herpf, Stepfershausen und Utendorf, sowie aus den thüringischen Aemtern Salzungen und Altenstein, nebst dem weimarischen Zuschuß, oder den sandischen Extrasteuern. Außerdem sollten M. und den übrigen Fürstenthümern das Münzregal und die Bergwerke, die Universität Jena und das Seniorat, der Gebrauch der Archive und die kaiserliche Belehnung gemeinschaftlich bleiben. Während aber die jüngern 4 Brüder des Herzogs Friedrich von Gotha sich den sogenannten nexus gothanus gefallen ließen, drang Bernhard mit seinem Bruder, dem Herzog Albrecht von Koburg, durch, daß ihm Friedrich die vollen Hoheitsrechte und die gemeinschaftliche Führung der auf Koburg ruhenden Reichstagstimme zugestand. Doch mußte Bernhard, da sein Erbtheil das angenommene Siebentel (septima) überstieg, 1687 das Dorf Mehlis wieder an Gotha zurückgeben. In M., wohin Herzog Bernhard schon 1680 seine Residenz von Ichtershausen verlegt hatte, wurde 1682 der Bau eines neuen Schlosses begonnen, das nach der verstorbenen Gemahlin des Herzogs Elisabethenburg genannt wurde. In der Sorge, welche auf Kirche und Schule verwendet wurde, äußerte sich der kirchlich fromme Sinn des Regenten. Für die Verwaltung des Landes war die Einführung der ernestinischen Landesordnung von Wichtigkeit. Weniger durchgreifend war der Versuch, die Finanzen des Landes zu ordnen, wenigstens dauerten die Beschwerden der Stände über die zu den Kräften des Landes in keinem Verhältniß stehenden Ausgaben für das Militärwesen fort. Die beim Aussterben von Sachsen-Lauenburg erhobenen Ansprüche gaben dem Landesherrn den Titel eines „Herzogs von Engern u. Westphalen", u. ihm so wie den übrigen Ernestinern ward vom Kaiser das Prädikat „Durchlauchtig" zugestanden. Die Vereinigung des 1699 ausgestorbenen Fürstenth. Koburg mit M., die schon früher unter den fürstlichen Brüdern und Vettern verabredet worden war, gelang wegen des Widerstrebens von Hildburghausen und Saalfeld nicht. Denn als M. beider Ansprüche berücksichtigend, sie in den Mitbesitz aufnahm, verlangte auch Gotha dieses Recht und setzte sich mit Gewalt in den Mitbesitz. Ein Vergleich mit Gotha, welches seine Ansprüche gegen Abtretung von Wasungen, Frauenbreitungen und Salzungen aufgeben wollte, kam nicht zum Vollzug, und als in dem Receß von 1705 Gotha den Mitbesitz zugestanden und Hildburghausen das Amt Sonnefeld abgetreten erhielt, Saalfeld aber ausgeschlossen blieb, entstand mit letzterem ein langjähriger Streit, zu dessen Verwickelung und Lösung noch der Heimfall von Eisenberg und von Römhild 1707 mitwirkte. Da der Herzog Bernhard in seinem Hause die Primogenitur einzuführen gezögert hatte, folgten ihm 1706 seine 3 Söhne Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, von denen die beiden jüngern jedoch dem ältesten die Führung der Regierung überließen. Mit Gotha, welches gegen Abgabe jährlicher Revenuen an die andern Linien Eisenberg in Besitz nahm, glich sich M. auf friedlichem Wege aus, allein mit Saalfeld wurde es wegen der Besitzergreifung in Römhild und Themar in einen Streit verwickelt, der das vermittelnde Einschreiten des Kaisers nöthig machte. Im Jahr 1714 erhielt M. durch einen Vertrag den Besitz von $^2/_3$ der Stadt und des Amtes Römhild zugestanden, aber alle wegen der koburger Erbschaft seit 1699 abgeschlossenen Recesse wurden vom Kaiser annullirt und eine nochmalige Theilung angeordnet. Während Gotha diesem Ausspruch sich sogleich unterwarf, widerstrebte M., bis endlich 1720 die Vorarbeiten für eine neue Theilung beendigt wurden. Gotha sollte nun in dem Besitz von Eisenberg belassen bleiben, aber alle Ansprüche auf Koburg dafür fahren lassen, sowie auch Hildburghausen, jedoch mit Vorbehalt einer endlichen Ausgleichung, in dem vollen Besitz von Sonnefeld verblieb. Von Koburg sollte M. den 3. Theil, das Gericht Neustadt, das Amt Sonneberg und Neuenhaus erhalten, Saalfeld Stadt und Amt Koburg nebst dem Kastenamt Mönchsröden. Um diese angefallenen Besitzungen mehr abzurunden, vertauschte darauf M. 1723 die Dörfer Schwickertshausen, Queienfeld, Berkach und Renthwertshausen gegen das hildburghäusische Amt Schalkau. Den Hauptvergleich über diese Erbtheilung erlebte aber Ernst Ludwig nicht mehr. Er † 1724. Seine Regierung, obwohl sie durch die willkürliche und vertragswidrige Verwendung der Revenuen Veranlassung zu einem widerlichen Streit in der fürstlichen Familie wurde (s. Ernst 27), war für die innere Entwickelung nicht ungünstig. Durch Kauf, Tausch und Erbschaft waren die beträchtlichen Kammergüter Gauerstadt und Callenberg erworben worden. Durch das Aussterben der Hund von Wenkheim fiel noch 1722 das Schloß und Gericht Altenstein als ein eröffnetes Mannlehn heim. Durch Verträge mit den umliegenden Territorialherren wurden die Grenzen des Landes fester bestimmt und durch eine Vermessung der Güter eine gerechtere Steuervertheilung ermöglicht. Die Industrie hob sich und für den sittlichen Zustand des Landes wurde im Geiste der Zeit durch polizeiliche, wie kirch-

liche Einrichtungen gesorgt. Nach Ernst Ludwigs Tod gelangten auch dessen Söhne Ernst Ludwig II. und Karl Friedrich zur Regierung unter der Vormundschaft ihrer beiden Oheime, denn der Herzog Friedrich Wilhelm mußte 1727 seinen Bruder Anton Ulrich an derselben Theil nehmen lassen; doch starb Ernst Ludwig II. schon 1729. Fast wären jetzt auch die aus Anton Ulrichs Ehe mit Philippine Elisabethe Cäsar hervorgegangenen Kinder regierungsfähig geworden. Der von den übrigen sächsischen Linien dagegen erhobene Widerspruch führte aber endlich zu einer Zurücknahme des kaiserlichen Diploms, durch welches Anton Ulrich ihnen die Erhebung in den Fürstenstand erwirkt hatte. Der fortgehende Zwist über diese Angelegenheit war die Veranlassung, daß Anton Ulrich meist außer Land lebte, bald in Wien, bald in Frankfurt am Main, bis ihm nach dem Tode Karl Friedrichs 1743 und Friedrich Wilhelms 1746 die Regierung allein zufiel. Schon 1735 war der Erbschaftsstreit mit Saalfeld durch einen Vertrag zu Ende gebracht worden. Es verblieb im Ganzen bei den 1720 schon festgestellten Bestimmungen und Sonneberg u. Neuenhaus wurde an M. definitiv überwiesen. Es bildeten diese Aemter mit Schalkau fortan das Oberland. Nur wegen des Gerichts Neustadt, welches Saalfeld als zum Amte Koburg gehörig beanspruchte, bestand noch eine gemeinschaftliche Verwaltung, bis 1742 dieses Amt durch einen Beschluß des Reichshofrath Saalfeld zugesprochen wurde. Da aber Anton Ulrich sich nicht nur diesem Beschluß widersetzte, sondern auch die Verwaltung v. Römild statt der ihm zustehenden $^2/_3$ allein übernahm, so wurde jetzt, wie früher in dem gleichen schen Streit (s. Anton U.), die Reichsexekution über ihn verhängt. Sonneberg, Neuenhaus und Römhild wurde von Reichstruppen besetzt u. es mußte der gemeinsamen Verwaltung Römhilds, sowie den übrigen Forderungen Saalfelds gewillfahrt werden, 1753. Diese durch Anton Ulrichs Starrsinn und Leidenschaftlichkeit herbeigeführten Wirren, sowie früher die Streitigkeiten desselben über die Successionsfähigkeit seiner Kinder erster Ehe wirkten höchst nachtheilig auf die Finanzlage des kleinen Ländchens und nahmen den Bemühungen des Fürsten um die Hebung des industriellen Streben ein glückliches Gedeihen vorweg. Die Keime zu einer reicheren Ausbeute der Produkte des Oberlandes und der Salzquellen in Salzungen, die er allerdings ausgestreut hatte, begannen sich erst unter der ruhigern und dem Lande wohlthätigen Regierung seiner 2. Gemahlin Charlotte Amalie zu entwickeln, welcher die Vormundschaft über ihre Söhne Karl August Friedrich Wilhelm und Georg Friedrich Karl überlassen blieb. Zu voller Blüthe gelangten sie aber erst unter dem an Geist und Herzen gleich ausgezeichneten Herzog Georg. Er trat wenige Monate vor dem Tode seines Bruders, welcher das Schullehrerseminar begründete, die Regierung 1782 gemeinschaftlich mit demselben an.

Als er unerwartet zur Alleinregierung kam, wurde im Oberland das aufblühende Fabrikwesen und der steigende Absatz des Sonneberger Handels, im Unterland die Hebung des Ackerbaues durch Einführung des Klees und anderer Futterkräuter, durch Trockenlegung sumpfiger Orte u. vorzüglich durch den Anbau des Tabaks in Wasungen mit bestem Erfolg gefördert. Der wachsende Reichthum des Landes, so wie die größere Ergiebigkeit der Domänen waren bei weiser Sparsamkeit, verbunden mit dem umfassendsten Streben, die Wohlfahrt des Volkes auch durch Eröffnung neuer Quellen der Gewerbthätigkeit allseitig zu begründen, hinreichend, um die Schulden, welche auf dem Lande lasteten, zu tilgen. Da die Quelle dieser meist in den vielen und verwickelten Streitigkeiten der Vorgänger Georgs lag, so suchte der Herzog Georg der Erneuerung dieser Landplage durch Vergleiche und Beendigung aller obschwebenden Prozesse vorzubeugen. Unterstützt wurde er in diesem Bemühen durch seine persönliche Stellung zu den Agnaten der übrigen ernestinischen Länder. Im Jahre 1785 wurden die Irrungen zwischen M. und Gotha wegen der von M. beanspruchten Steuern und Kammergüter aus der eisenbergischen Erbschaft beigelegt. Dreißigacker nebst dem Schloß wurde von Gotha an M. abgetreten und das Amt Altenstein, das Gericht Oepfershausen, das Gut Amalienruh, die Schloßmühle, das Gartenwirthhaus zu M. und das ganze Allodium von allen gothaischen Ansprüchen befreit. Im J. 1787 kam dann ein Vergleich mit Weimar (s. d.) wegen der Holzabgabe aus dem zillbacher Forst zu Stande. Eben so wurde ein Vergleich mit Hildburghausen 1789 herbeigeführt wegen der rückständigen Uebermasse des Amtes Sonnefeld und 1791 wurden auch die noch mit Hildburghausen wegen Schalkau und Behrungen bestehenden Streitigkeiten in Güte abgethan. Der mit den übrigen Agnaten auf einer Konferenz zu Römhild gleichfalls 1791 errichtete Familienvertrag wegen Beilegung der noch obschwebenden Irrungen und gemeinsam zu ergreifender Maßregeln zur Beförderung des Wohls der herzoglichen Länder, z. B. zur Vorbeugung einer Steigerung der Getreidepreise und s. f. kam zwar nicht zum Vollzug, doch ist er bedeutsam als ein Vorzeichen späterer Versuche zu gemeinschaftlichen Maßnahmen in den ernestinischen Ländern. Aber auch durch den Heimfall von mancherlei Lehen so wie durch Kauf, Tausch und Einlösung verschiedener Pfandgüter erhielt das Land einen bedeutenden Zuwachs. Am wichtigsten wurde der Erwerb des Gutes Liebenstein wegen seines Gesundbrunnens, dem Herzog Georg eine große Aufmerksamkeit schenkte. Trotz der durch diese Bestrebungen herbeigeführten Ausgaben brauchte man die Unterthanen durch keine Erhöhung der Abgaben zu belästigen. Nicht weniger wie für die materielle Wohlfahrt wurde für die sittliche und intellektuelle Hebung des Volks gesorgt. Das Schullehrerseminar in M., eins der ersten mit in Deutschland, wurde zeitgemäß erweitert und verbessert und dem Handwerkerstand auch durch Sonntagsschulen aufzuhelfen versucht. Die in Dreißigacker errichtete Forstschule, 1803 mit akademischen Rechten bedacht, versprach unter Bechsteins Leitung bald eine schön

Blüthe. In allen diesen Instituten sprach sich der zur Herrschaft berufene Geist des Herzogs aus. Zuweilen auch der humoristische Zug, der seinem Wesen so wohl anstand, wie in dem Begründungsstatut einer Sittenverbesserungsanstalt zu Wasungen. Der schönste Lohn für Georg's Regierung war das allgemeine Vertrauen des Landes. Leider zu früh verblich das segensreiche Gestirn, das in Georg dem Lande aufgegangen war. Noch kurz vor seinem Tode hatte er zum Glück die Primogenitur in seinem Hause eingeführt. Eine lange Vormundschaftsregierung trat gerade in den durch die allgemeinen europäischen Verhältnisse so schwierigen Zeiten ein. Während dieser, die von der Mutter des Herzogs Bernhard Erich Freund geführt wurde, trat auch für M. die Nöthigung zum Anschluß an den Rheinbund ein. Er geschah im Frieden zu Posen den 15. Dec. 1806. Dem Regenten des Landes wurde die volle Souveränität gegeben, dem Lande die Benennung: Herzogthum Sachsen-M.; dafür übernahm es die Pflicht, dem Protektor des Rheinbundes ein Kontingent von 300 Mann zu stellen. Durch einen Staatsvertrag mit Würzburg erfolgte bald auch die Aufhebung der beiderseitigen Ganerbschaften und eine Regulirung der Grenzen. M. erhielt die volle Souveränität über Walldorf, Bibra, Rupprechts und Nordheim und als Mitbesitzer von Römhild, Wolfmannshausen, Berkach und Gleicherwiesen. Der Bischof behielt sich aber den Rückfall des Amtes M., als früheren würzburgischen Lehens, bis auf den Abgang des ernestinischen Hauses vor. Ein ähnlicher Vertrag mit Weimar brachte zu M. gegen Ueberlassung von Aschenhausen den Ort Roßdorf. Schwer betrafen M. und besonders das Unterland nach der Schlacht bei Leipzig die Durchzüge des russischen Armeekorps u. die dadurch herbeigeführten Krankheiten &c., sowie später die allgemeine Theurung im Jahr 1806. Im J. 1814 trat M. auch dem deutschen Bund bei. Wie sehr man auch bemüht war, was der Herzog Georg geschaffen hatte, zu erhalten, so lag es doch in der Natur der Dinge, daß so manches verloren ging oder zerdrückt wurde. Am meisten schadete, daß man während der Vormundschaft sich nicht zu einer zeitgemäßen Verfassung entschließen konnte, da man dem Willen des zukünftigen Landesherrn nicht vorgreifen wollte. Mit großer Erwartung begrüßte man dessen Regierungsantritt 1821. Schon 1822 erfolgte eine Umgestaltung der Ober- und 1823 die der unteren Behörden des Landes. Den 25. Nov. 1823 gab er dem gesammten Lande eine verbesserte landständische Verfassung, denn die frühere, die sehr unvollkommen war, umfaßte nur das Unterland, da sie in dem Oberland seit seiner Lostrennung von Koburg nicht mehr zur Ausführung kam. Im Anschluß an die früheren Einrichtungen suchte dieselbe den Grundsatz der Repräsentation zu verwirklichen und gab den Ständen offenbar eine Erweiterung ihrer Rechte und Wirksamkeit, vorzüglich hinsichtlich der Gesetzgebung, weniger in Bezug auf die Verwaltung. Ausgeschlossen war die Oeffentlichkeit der Sitzungen, da die Kommunikation zwischen den Ständen und der Regierung eine schriftliche war. Ein längerer Bestand derselben konnte für den Werth derselben kein Zeugniß ablegen. Denn 1826 traten durch das Aussterben des gothaischen Fürstenhauses wesentliche Territorialveränderungen ein. In dem unter Vermittelung des Königs von Sachsen zu Hildburghausen am 12. Nov. abgeschlossene Receß erhielt M., nachdem es seine Ansprüche auf Gotha aufgegeben, der Herzog aber auf's bestimmteste die Abtretung seiner angestammten Lande verweigert hatte: 1) das Herzogthum Hildburghausen mit Ausnahme von Königsberg und Sonnefeld, 2) das Fürstenthum Saalfeld mit Ausschluß der 1805 zu Altenburg geschlagenen 11 Dörfer, das Amt Themar und die zu Neustadt gehörigen Dörfer Mupperg, Liebau, Oerlsdorf, Rotheul, Lindenberg und Langemüß, 3) das Amt Kranichfeld und das zu Gotha gehörige ⅓ des Amtes Römhild, das Amt Kamburg mit den Parzellen Neusulza und Vierzehnheiligen, so wie die Ortschaften Thierschneck, Molau, Kasekirchen, Kauerwitz, Utenbach, Seuselitz, Seidewitz, Neidschütz, Prießnitz, Janisroda, Aue, Boblas, Heiligenkreuz, Köckenitzsch, Groitschen, Lichtenhain und Mosen. Die neue Organisation dieses aus so verschiedenartigen Gebietstheilen zusammengesetzten Landes, zu deren Entwerfung erst der nassauische Staatsrath Ibell und der kurhessische Ministerialrath Kraft berufen worden waren, erhielt ihre Vollendung durch den Geheimenrath Schmid aus Jena. Als Schlußstein wurde den 1828 und 29 erschienenen Edikten das Grundgesetz der landschaftlichen Verfassung vom 23. August 1829 hinzugefügt. „Ungeachtet aber die neue Verfassung einen anerkannten Fortschritt, der jedoch kein Sprung war, enthielt und von dem Herzog mit dem besten Willen gehandhabt worden ist, — es wurde auf die von ihm ausgegangne Aufforderung auch die Oeffentlichkeit der landständischen Sitzungen eingeführt; — hat sich doch nicht immer das wohlthätig regste Leben darin entwickeln wollen, und jedenfalls ist noch längere Zeit ein öfterer Wechsel in dem höchsten Verwaltungspersonal und ein Experimentiren in den Verwaltungseinrichtungen bemerkbar geworden." — Als nach kaum vollzogner Vereinigung der Landestheile die dreißiger Jahre mit ihren Bewegungen und Reaktionen eintraten, so stellten sich wohl in einzelnen Theilen des Herzogthums Versuche ein, die Bewohner zu einer größeren Betheiligung an dem politischen Leben herbei zu ziehen und es folgten darauf Untersuchungen, die zu keinem erheblichen Resultate führten, und endlich die polizeilichen Maßregeln, welche den Anforderungen des Bundestags zu genügen, nothwendig wurden. Es entbehrten in der That diese Bewegungen einer tiefern politischen Bedeutung; sie hatten ihren Grund in der theilweise lokalen Verstimmung, wie sie bei noch neuen, im Bewußtseyn des Volks keineswegs gewurzelten Zuständen so leicht hervortritt, zumal wenn ihr eine gewisse Eifersucht der Bevölkerung verschiedener Landestheile Vorschub leistet. Es mußten den Centralisationsversuchen Opfer gebracht

werden. Dieß machte sich nicht nur durch das Aufgeben alter Rechte u. Gewohnheiten, die im Altmeinigischen sorgsam konservirt worden waren, sondern auch in Folge der verschiedenen Finanzlage der einzelnen Bestandtheile materiell sehr fühlbar (S. Hildburghausen). Wo die meisten Opfer gebracht worden waren, rechnete man auf den umfassendsten Dank und hegte wohl Hoffnungen, zu deren Erfüllung nur oft vom Augenblick eingegebne und persönliche Versprechungen zu berechtigen schienen. Auf den Beitritt des gesammten Herzogthums zu den thüringischen folgte am 11. Mai 1833 der Anschluß an den Gesammt-Zollverein. Die hierdurch herbeigeführten Veränderungen im gewerblichen Leben waren nicht geeignet zu beruhigen. Am härtesten beurtheilte „der Unterthanen-Verstand" die Vertheuerung des Salzes, und der Hinweis auf die für das größere Vaterland durch den Zollverein herbeigeführten Vortheile blieb für ihn nur zu sehr ein Satz der Doktrin. Eine Hauptsorge des Staats in den dreißiger Jahren war die Hebung des Unterrichtswesens. Nachdem schon 1827 eine Vereinigung der beiden Seminarien des Landes zu Hildburghausen herbeigeführt worden, wurde 1836 eine neue Organisation dieser Anstalt versucht, wie dies 1835 auch mit dem Gymnasium Bernhardinum in M. und 1838 dann mit dem zu Hildburghausen geschah. Mit letzterem wurde das Saalfelder Lyceum vereinigt und die Stadt Saalfeld sollte durch eine Realschule eine Entschädigung finden. Auch in Meiningen wurde die erst vom Herzog als eine Privatanstalt begründete Realschule zu einem Realgymnasium erhoben. Dagegen wurde aber der Antheil an dem hennebergischen Gymnasium zu Schleusingen aufgegeben und die aus rückfallendem Stiftungsfonds gewonnenen Gelder für die übrigen Anstalten verwendet. Fast möchten für das kleine Land die Schulanstalten in zu großartiger Weise gepflegt worden seyn. Es erhoben sich auch während mehrer Landtage Stimmen für eine Beschränkung, doch ohne Erfolg. Nur die Forstakademie zu Dreißigacker wurde aufgehoben, da durch die Realschulen der Zeit und ihren Anforderungen besser Rechnung getragen war. Wie sehr der Herzog sich überhaupt für das Volksschulwesen interessirte, zeigte er bei der Feier des Pestalozzifestes, das alle Lehrer des Landes zu gemeinsamer Begehung in Hildburghausen vereinte und durch die Theilnahme, welche er der Stiftung selbst widmete. Um so mehr glaubte sich der Lehrerstand zur Hoffnung einer raschen Verwirklichung seiner Wünsche auf Verbesserung der äußern Verhältnisse berechtigt, und die brennenden Fragen des Tags über die Schule wurden mit großem Interesse verfolgt. Schon 1833 hatte der Herzog in Gemeinschaft mit dem koburgischen und altenburgischen Hause den von Friedrich I. von Gotha gestifteten ernestinischen Hausorden erneuert. Im J. 1844 nahm er auch in Gemeinschaft mit diesen Fürsten das Prädikat „Hoheit" an. — Wie sehr man „dem edlen Wollen des Landesfürsten nicht nur Gerechtigkeit" wiederfahren ließ, sondern Achtung zollte, zeigte sich in der Theilnahme, welche die Geburt einer Prinzessin des fürstlichen Hauses 1843 im ganzen Lande hervorrief. Leider erschütterten die Beschlüsse der letzten vormärzlichen Landtage, durch welche die Domänen dem Herzog zurückgegeben u. eine neue Vertheilung der Steuern in Aussicht gestellt worden waren, so wie auch einzelne Verwaltungsmaßregeln auf Jahre hinaus das Vertrauen des Volks zur Regierung. Das Jahr 1848 brachte auch dem Herzogthum M. zeitgemäße Reformen, Rückgabe der Domänen an das Land, Einschränkungen im Staatshaushalt, Reduktion der Oberbehörden zu einem Gesammtministerium, öffentliches Gerichtsverfahren mit Geschwornen, ein dem Geiste der Zeit angemessenes Wahlgesetz zu den Landtagen, Reformen, deren schon im statistischen Theile dieses Artikels gedacht ward, die aber wegen der Unsicherheit der öffentlichen Rechtszustände im deutschen Vaterlande im Allgemeinen, sowie wegen des dadurch hervorgerufenen politischen Mißbehagens noch keineswegs die wohlthätige und belebende Wirkung auf den staatlichen Organismus ausgeübt haben, welche man in der Begeisterung des Jahres 1848 sofort erwartet hatte. Weiteres s. in dem Art. Neueste Zeitereignisse am Schlusse des Werks.

Meiningsen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; 340 Einw.

Meinsberg, kön. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 170 Einw.

Meinsdorf (Geogr.), 1) anhalt-köthensches Dorf, Amt Roßlau; Vorwerk, Mühlen; 150 Einw.; — 2) k. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Waldenberg; 180 Einw.

Meinsen, lippe-schaumburg. Dorf, Amt Bückeburg, an der Aue; Fasanenhof; 660 E.

Meinsheim, würtemb. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Brackenheim, an der Zaber; 1180 Einw.

Meinstedt, hannöv. Dorf, Landdrostei Stade, Amt Zeven; über 100 Einw.

Meintel, Johann Georg, gelehrter Theologe, geb. 1695 in der Nähe von Nürnberg, entschied sich in seiner Jugend für das Lehrfach. Nachdem er nach Vollendung seiner Studien in mehren Schulen unterrichtet hatte, wurde er 1724 zum Rektor des Gymnasiums zu Schwabach ernannt. Während er diese Stelle bekleidete, lernte er noch das Hebräische und Syrische u. widmete diesen beiden Sprachen alle Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen. Im J. 1731 wurde er Pfarrer zu Petersaurach und 1752 zu Windsbach. Er † am 23. März 1775. Unter seinen zahlreichen Werken nennen wir: Kurze, doch gründliche Erklärung des Buches Hiob, Nürnb. 1771; — Metaphrasis libri Jobi, sive Jobus metricus, vario carminis genere, primum ejulans, post jubilans, das. 1774.

Meinung, 1) Fürwahrhalten, das sich auf solche Gründe stützt, die zu einem strengen, zweifellose Gewißheit gebenden Beweise nicht ausreichen, sondern nur einen höhern oder geringern Grad von Wahrscheinlichkeit geben, wiewohl derjenige, welcher eine M. hegt, diesen Gründen in seiner subjektiven Befangenheit

überzeugende Beweiskraft zuzuschreiben geneigt ist; — 2) im Kanzleistyl s. v. a. Wille; — 3) (Handelsw.), M. hat man von einem Preise oder einer Waare, wenn man dieselbe für so billig hält, um mit Grund darauf spekuliren zu können.

Meinungen, Stadt, s. v. v. Meiningen.

Meinvättir (nord. Myth.), böse, dämonische Wesen, die man für die Urheber von vulkanischen Eruptionen, Ueberschwemmungen und dergl. Kalamitäten hielt.

Meinwangen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Stockach; Mühle; 216 Einw.

Meinwari, Berg, s. v. a. Kasbek.

Meinzweiler, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. St. Wendel; 480 Einw.

Meion (griech. Ant.), s. Apaturia 3).

Meionectes (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Halorageae *R. Br.* Die einzige, in Neuholland einheimische Art ist noch nicht speciell bestimmt.

Meiosis oder **Miosis** (griech.), 1) eigentlich Verkleinerung, Verminderung; — dann 2) (Rhet.), rhetorische Figur, bei welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um denselben dadurch hervorzuheben, der Litotis (s. d.) verwandt.

Meira (Santa Maria de), span. Flecken, Galicien, südwestlich von Lugo; Leinen- und Wollenweberei; 1600 Einw.

Meire, belg. Dorf, Prov. Ostflandern, bei Termonde; 2250 Einw.

Meirich, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; 312 Einw.

Meirin, schweiz. Ort, Kanton Genf, nordwestl. von Genf.

Meiringen, schweizer. Pfarrdorf, Kanton Bern, Ober-Haslithal, an der Alpbach, die durch ihr Anschwellen häufig furchtbare Verheerungen im Dorfe angerichtet, in reizender Gegend; 1852 Fuß über dem Meer; 4170 Einw.

Meirup, dänisches Kirchspiel, Jütland, Stift Ribe, Amt Ringkiöbing, östl. von Holstebroe.

Meis (Geogr.), 1) asiat. türk. Sandschak, Anatolien, am mittelländ. Meer, mit der Bucht Makri; — 2) Flecken mit Hafen das., Hauptort desgleichn. Sandschaks, in ungesunder Lage.

Meisberg, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mansfelder Gebirgskreis; Rittergut; 110 Einw.

Meisborn, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. St. Goar; über 100 Ew.

Meisburg, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Daun; Mühle; 150 Einw.

Meisch, 1) das mit heißem Wasser übergossene Branntwein- oder Biermalz, vgl. Brauerei und Branntweinbrennerei; — 2) der noch nicht hell und klar gewordene Wein.

Meischbeere (Bot.), s. v. a. gemeine Eberesche, Sorbus aucuparia *L.*

Meischbottich (Meischfaß), s. Bierbrauerei.

Meischeid (Geogr.), preußische Dörfer: 1) (Groß-M.), Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 610 Einw.; — 2) (Klein-M.), das.; 430 Einw.

Meischen, s. Bierbrauerei.

Meischendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Oberviechtach; über 100 Einw.

Meischensdorf, holsteinisches adeliges Gut; 100 Einw.

Meischewärmer, s. Branntweinbrennerei.

Meischkeule (Meischkrücke), s. v. a. Bierkrücke; vgl. Bierbrauerei.

Meischlanken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ostpr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 130 Einw.

Meischlowitz (Meyßlowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Worlik; 120 Einw.

Meisdorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mansfelder Gebirgskreis, an der Selke; Rittergut, Papiermühle.

Meise (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Parus *L.* — M.n, 1) finkenartige, Sippschaft der okenschen Zunft der Kegelschnäbler oder Spatzen; — 2) drosselartige, desgl.

Meisel, s. Meißel.

Meiseldorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Groß-M.), Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Feste Eggenburg u. Limberg; 630 Einw.; — 2) (Klein-M.), das.; 340 Einw.

Meiselsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Wunsiedel; 120 Einw.

Meisenfink (Ornith.), s. v. a. Kohlmeise, Parus major *L.*

Meisenheim (Geogr.), 1) Grafsch. und hessen-homburg. Oberamt, zwischen der preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Rheinpfalz, umfaßt ein Areal von 3½ □M. mit 1 Stadt, 1 Marktflecken, 9 Pfarrdörfern, 15 Dörfern, mehren Höfen, 23 Mühlen, Eisenhammer; 15,000 Einw.; Acker- und Weinbau (an der Glan), Steinkohlengruben; durch Ausläufer vom Hundsrück gebirgig; gehörte früherhin zu Pfalz-Zweibrücken, kam mit dem linken Rheinufer an Frankreich, 1815 an Hessen-Homburg; — 2) Stadt und Sitz des Oberamts, an der Glan; Mauern, Schloß, schöne gothische Kirche, Landrath, Konsistorium, Unterzollamt, Rentmeisterei, Einnehmerei, Amthaus, Post, latein. Schule, 4 Jahrmärkte; 2 Mühlen; bedeutender Klee-, Rübsaamen- und Fruchthandel; Eisenwerke.

Meisenhütte (Vogelf.), s. v. a. Klobenhütte, s. Kloben 20).

Meisenkasten, s. Vogelfang.

Meisenkloben (Vogelf.), s. Kloben 20).

Meisenkönig (Ornith.), 1) s. v. a. Zaunkönig, Motacilla Troglodytes *L.*; — 2) s. v. a. Haubenmeise, Parus cristatus *L.*

Meisennuß (Pomol.), s. v. a. dünnschalige Nuß, Wallnußsorte, s. Juglans.

Meisenpfeife, kleine, von dem Knochen eines Gänseflügels oder Hasenlaufs verfertigte Pfeife, mittelst welcher man die Meisen lockt.

Meisenthal (Meisendahl), franz. Dorf Depart. Moselle, Bez. Sarreguemines; beträchtl. Glashütte; 450 Einw.

Meiserich, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Kochem; 220 Einw.

Mei Sierra, südamerik. Gebirg, Zweig der Gebirge von Guyana, mit den Quellen des Parana.

Meising, bayer. Dorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Starnberg; 2 Mühlen; über 100 Einw.

Meisl, Karl, k. k. österreich. Kriegsmarinekommissär und Schauspieldichter am leopoldstädtischen Theater in Wien. Schrieb: Die Kroaten in Zara, Schauspiel, Wien 1814; — Amors Triumph, das. 1817; — Der lustige Fritz, oder schlafe, träume, steh auf, kleide dich an und bessere dich, Lokalposse, das. 1819; — Theatral. Quodlibet, Pesth 1820, 6 Bde.; — Neuestes theatral. Quodlibet, das. 1824 f., 4 Bde.; — die Entführung der Prinzessin Europa, Wien 1816; — Heirath durch die Güterlotterie, Lustsp., das. 1817; — Die Fee und der Ritter, das. 1822; — Arsenius der Weiberfeind, das. 1825; — Arsena die Männerfeindin, das. 1825; — Das Gespenst in Krähwinkel, das. 1825; — Gisela v. Bayern, das. 1825; — Huldigungslieder aus Tyrol, Innsbruck 1840. In Gemeinschaft mit Gewey gab er heraus: Wien mit seinen Vorstädten, Wien 1825, 6 Hefte.

Meislatein, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Westpr.), R.=B. Danzig, Kr. Elbing, an der wöklitzer Fließ; Windmühle; 100 Einw.

Meisling, Simon, geb. 1787, widmete sich dem Schulfach und wurde später Rektor des Gymnasiums zu Helsingör, lieferte gute, dänische Uebersetzungen von Ovids Metamorphosen, Virgil, Martial, Theokrit, Bion, Moschus, Musäus (Hero und Leander), von Gozzi's dramatischen Märchen und mehren andern italienischen Schriften, und schrieb: Undersögelse om det heroiske versemaals skiebne, Kopenhagen 1816.

Meisner (Biogr.), 1) Karl Friedrich August, geb. zu Ilfeld, ein verdienter Schulmann, errichtete in Bremen, Bern und andern Orten der Schweiz Erziehungsinstitute und † 1825 als Professor der Naturgeschichte an der berner Universität. Schrieb: Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens, Bern 1807—20; — Reisebeschreibung des berner Oberlandes, das. 1801; — Kleine Reisen in die Schweiz, das. 1820—25, 4 Bdchn.; — Naturwissenschaftl. Anzeiger der allg. schweiz. Gesellschaft, das. 1817—23, 7 Bde.; — Naturwissenschaftl. Annalen, das. 1824 f., 2 Bde.; — Systemat. Verzeichniß der Schweizervögel im Museum der Stadt Bern, das. 1824; — Einrichtung der m.schen Lehranstalt zu Bern, das. 1804. — 2) Karl Friedrich, Sohn des Vorigen, Professor in Basel. Schrieb: Monograph. generis Polygoni prodromos, Genf 1826, 4.; — Plantarum vascalarium genera, Leipzig 1837—42, 12 Hefte, Fol., unvollendet; — 3) s. Meißner.

Meisory, Insel, s. Neu=Guinea.

Meispelt, luxemburg. Dorf, Distr. Luxemburg, Kant. Kapellen; 180 Einw.

Meiß (Forstw.), s. v. a. Gehau.

Meissac, franz. Stadt, Depart. Correze, Bez. Brives; beträchtliche Nußölhandlung; 2360 Einw.

Meissarrhena (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Acanthaceae *R. Br.* Einzige Art: M. tomentosa *R. Br.* In Abyssinien.

Meissau, österreich. Stadt, Niederösterreich, Viertel Unter=Mannhartsberg, Schloß, Saffran= und Weinbau; 700 Einw.

Meißel, 1) eins der bekanntesten Werkzeuge der Handwerker; er hat die Gestalt des Keils und wirkt nach denselben Gesetzen, welche auch beim Keil in Anwendung kommen. Sein Gebrauch ist höchst mannichfaltig, und es möge deshalb nur das Wesentlichste hier kurz erwähnt werden. Zuerst dient er zum Spalten der Körper. Man setzt die Schärfe des M.s auf den zu spaltenden Körper und schlägt auf das andere Ende, meistens mit einem Hammer. Ganz kleine M. haben hier gewöhnlich einen eisernen Kopf, wie ein Nagelkopf; größere haben einen verhältnißmäßig dicken, hölzernen Griff. So gebrauchen ihn alle Holzarbeiter, wie die Schreiner, Drechsler, Wagner rc. Auf ähnliche Weise gebraucht ihn auch der Kammmacher beim Spalten des Horns; ferner wird er gebraucht beim Spalten des Marienglases, des Schiefers, der Flintensteine, ja sogar beim Spalten des Diamants. Der Hutmacher nimmt mit einem scharfen M. von den Hasenfellen die zur Verfertigung von Hüten bestimmten Haare hinweg. Oefters wird auch der M. gebraucht, um den Körpern diese oder jene Gestalt zu geben oder seine Oberfläche zu verschönern; so wird er gebraucht vom Steinhauer, Bildhauer, Formstecher, Büchsenschäfter rc. Mit M.n wird auch häufig Holz, Metall und Stein durchlöchert; dann macht man damit Vertiefungen, Rinnen rc. Die M. werden von den Zeugschmieden verfertigt; sie werden nicht allein aus reinem Stahle, sondern auch aus plattirtem Stahle und aus einer Legirung mit $^1/_{100}$ Platina und $^1/_{100}$ Rhodium gemacht. Entweder bestehen sie ganz aus Eisen oder Stahl, oder sie haben einen Griff von Holz und werden mit der Hand gedrückt oder mit dem Schlägel getrieben. Diejenigen, deren Schärfe unten gerade und platt ist, heißen Stemmeisen, die, deren Schneide rund u. hohl ist, Hohl=M. Ganz von Eisen sind besonders die Stein= oder Schrot=M. Holz= und Metallarbeiter, Bildhauer, Steinmetzen brauchen M., aber von sehr verschiedener Einrichtung und Größe. Die Klinge des M.s ist flach oder röhrenförmig oder vierkantig; die Schneide ist gerade oder schräg oder mondförmig oder mit 1, 2, 3 Zähnen versehen oder zugespitzt oder rautenförmig. Die Bildhauer brauchen auch krumme und nahe an der Schneide gebrochene M. Auch in den Bergwerken wendet man dies Werkzeug an, um das Gestein zu gewinnen, und nennt es Bergeisen. So gebrauchen die Schmiede den Kalt=M. oder das Bankeisen, um größere Metallstücke zu zertheilen, Oeffnungen oder Durchbrechungen auszuhauen und von Gußstücken einzelne Theile, z. B. Gießköpfe, starke Gußnähte u. dergl. abzunehmen. Die harte Haut der Eisengüsse wird nicht selten ganz mittelst des M.s abgehauen, bevor man zur Aus=

arbeitung mittelst der Feile schreitet, weil jene Haut, wollte man sie durch Abfeilen wegschaffen, viel Arbeit verursachen und viel Werkzeug abnutzen würde. Gewöhnlich sind die M. zwischen 3 und 6 Zoll lang; der vorderste Theil, an welchem die Schneide angeschliffen wird, ist verstählt, gehärtet und gelb angelassen. Der hintere Theil oder der Stiel muß von Eisen seyn, damit er durch die darauf geführten Hammerschläge nicht abspringe. Die Schrot-M. werden angewendet, um Eisenstäbe in Stücke zu schlagen; der Maurer benutzt den Stein-M., um Löcher in die Mauern zu machen, Andere wieder den Satz-M., um Nietnägel damit anzutreiben. Auch die Balleneisen gehören hierher; es sind dies starke Flach-M., welche bloß mit der Hand geführt und zu leichten Holzarbeiten gebraucht werden. Die M. mit mondförmiger Schneide, mit welchen der Stellmacher aus dem Loche der Nabe eines Wagenrades so viel Holz ausmeißelt, als zum Einlassen der Büchsen nöthig ist, heißt Büchsen-M.; Block-M. sind starke M., die im Klotze des Amboßes befestigt werden, auf welchem die Nagelschmiede den geschmiedeten Nagel vom Eisenstabe losschlagen. Auch die Wundärzte brauchen den M. zum Oeffnen der Knochenhöhlen und nennen ihn daher Knochen-M.; vgl. Abmeißeln 1). Die besten M. liefert uns die remscheider Gegend, Wien, Steiermark; von Manchen wird aber die englische Waare noch vorgezogen. — 2) S. v. a. Quellmeißel.

Meißel, 1) Säugethier, dem die Ohren abgeschnitten sind; — 2) Säugethier, dem die langen, im normalmäßigen Zustande ihm zukommenden Ohren von Geburt an fehlen; — 3) Thier, dem die Hörner fehlen, die es eigentlich haben müßte.

Meißel, Konrad, s. Celtes.

Meisselding, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Rastenfeld; Silber- und Bleibergwerk, Bleihochofen; 270 Einw.

Meisselschnäbler (Ornith.), auch Engerlingfresser, Zunft der Ordnung der Dünnschnäbler nach Oken. Allgem. Charakter: Schnabel zusammengedrückt, spitzig; Zunge einfach, hart; Schwanz meist steif; Kletterfüße. Hierher gehören die spechtartigen Vögel, welche meistens in der gemäßigten und selbst in der kalten Zone vorkommen. Die einen klettern beständig an Bäumen herum und hacken die Rinde auf, um die darunter lebenden Insekten mit ihren Larven und Puppen zu bekommen; die andern aber suchen ihre Nahrung im Freien. Eintheilung: A) Baumhacker (s. d.); B) Insektenschnapper. Klettern und klopfen nicht an den Bäumen und haben die zwei äußeren Zehen fast ganz verwachsen. Sie zerfallen in 2 Sippschaften: a) Fliegende Spechte oder Luftspechte. Schnäbel dünnspitzig; Gefieder weich. Sie sind den Wiedehopfen ähnlich und fliegen herum, um Insekten zu schnappen. Gattungen: Merops, Galbula. — b) Fischende Spechte oder Wasserspechte. Zeichnen sich durch kurzen Schwanz und Füße und einen großen kantigen Schnabel aus. Ihr Aufenthalt ist beständig in der Nähe des Wassers, aus dem sie, wie Reiher, jedoch fliegend, kleine Fische holen. Gattung: Alcedo. Vergl. Oken, allgem. Naturgesch. Bd. VII, S. 205 f.

Meißelstahl, s. Stahl.

Meißen (Geogr.), 1) ehemaliges deutsches Markgrafthum, umfaßte bei seiner Gründung durch König Heinrich I. außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzsch, Nossen, Leisnig, Mügeln, Koldiz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Ueber die allmählige Erweiterung des Gebietes, s. Geschichte. Bei der Eintheilung des deutschen Reichs in die 10 Reichskreise wurde M. zum obersächs. Kreise geschlagen; — 2) ehemaliges deutsches Burggrafthum, zu welchem, außer einem Theile des meißener Schlosses, die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer, weit zerstreuter Besitzungen gehörten, war eins der wenigen Burggrafthümer, deren Inhaber von der niedern Stufe von Befehlshabern der kaiserlichen Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräflichen Würde im 12. Jahrhundert überlebten; — 3) altes Bisthum, mit Merseburg und Zeitz gleichzeitig gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Zuerst wurde die Stadt Wurzen mit einigen andern Orten an das Stift gebracht, später erweiterte der bischöfliche Sprengel sich mehr und mehr und reichte bis an die böhmische Grenze und in die Nähe von Berlin. Das Bisthum war in 9 Archidiakonate eingetheilt. Nach Einführung der Reformation verlegte der Bischof seine Residenz nach Wurzen. — Geschichte des Markgrafthums, Burggrafthums und Bisthums, s. unten; — 4) ehemals königl. sächs. Kreis, 78½ □M. groß mit 380,000 Einw.; wurde 1835 aufgehoben, so daß das Amt Stolpen zum Kreis Bautzen, Oschatz zum Kreis Leipzig geschlagen, dagegen die Aemter des erzgebirgischen Kreises: Freiberg, Frauenstein, Altenberg herüber gezogen und unter einer Kreisdirektion zu Dresden vereinigt wurden; — 5) 4 Aemter das., zwischen der Elbe und Mulde, besonders günstig für die Weinkultur, mit 74,000 Einw.; diese sind a) das Erb- u. Kreisamt M. mit der Hauptstadt M., den kleineren Städten Lommatzsch (im gemeinen Leben Lumtzsch) und Riesa und 324 Dörfern, zusammen 55,000 Einw.; — b) sonst Prokuraturamt M., bestand meist aus bischöflichen Besitzungen; unter den 35 Dörfern desselben ist besonders Kesselsdorf merkwürdig; — c) Stiftsamt M., 22 Dörfer mit 3300 Einw., gehört dem meißener Domkapitel; — d) das Schulamt M., 42 Dörfer mit 4500 Einw. (jetzt mit b vereinigt), gehörte ehedem dem Kloster zu S. Afra; zur Zeit sind die Einkünfte desselben der Fürstenschule zu M. zugewendet. — 5) Stadt das., ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von M., und noch gegenwärtig eines Domkapitels, eines Kreisamtes, Stiftssyndikats, der Amtshauptmannschaft, liegt zwischen dem Flüßchen Meiße, von dem es den Namen hat, und dem Triebischbache, theils an Bergen, theils im Thale, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke mit steinernen

Pfeilern führt, in herrlicher Gegend, und hat 8000 Einw. Das berühmteste Bauwerk M.s ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme, der in eine 60' hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, reich an herrlichen Verzierungen, schönen Glasmalereien und Denkmälern aus sehr früher Zeit. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen seyn. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—43, setzte das Werk bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts vollendet wurden, aber schon 1413, vom Blitze entzündet, abbrannten und seitdem nicht wieder hergestellt, wohl aber, um die Gewölbe zu schützen, durch den sogenannten Schafstall ersetzt wurden, der erst in neuester Zeit einer gefälligen Plattform gewichen ist. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute und die u. a. das eherne Grabmal ihres Stifters enthält (vergl. Ursinus, Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler, Dresd. 1782, 4.; — Ebert, der Dom zu M., herausgegeben von Klemm, Meiß. 1835; — Schwechten, der Dom zu M. bildlich dargestellt, Berl. 1826, Fol., mit 22 Abbild.). Das Domkapitel, im Besitze bedeutender Grundstücke in der Stadt und zahlreicher Dörfer, besteht aus 8 Kapitularen, nämlich einem Domprobst, Domdechant, Senior, Kantor, Kustos und 3 Domherren, worunter die beiden ersten Professoren der Theologie an der Universität Leipzig seyn müssen. Man hat schon wiederholt an die Aufhebung desselben und eine zeitgemäßere Verwendung seiner Fonds gedacht, ist aber dabei auf besondere Schwierigkeiten gestoßen (vergl. Stieglitz, das Recht des Hochstifts M. auf ungehindertes Fortbestehen 2c., Leipz. 1834). Unter den andern Kirchen, deren M. mit Einschluß einer katholischen 8 zählt, sind besonders noch die schöne Stadt- u. Frauenkirche (welche 1829 vortreffliche Glocken erhalten hat), die schöne und hohe (jetzt in einen Packhof verwandelte) Franziskanerkirche und die Kirche des ehemaligen Klosters St. Afra nennenswerth. Das an die Domkirche grenzende Schloß war in frühester Zeit markgräfliche, burggräfliche und bischöfliche Residenz, wurde von 1471—83 mit ungeheuren Kosten durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrhundert restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufaktur eingeräumt, seit welcher Zeit das Innere vielfach geändert worden ist (vergl. Puttrich, das Schloß und der Dom zu M., Leipz. 1845, Fol., mit Abbild.). Andere sehenswerthe Gebäude sind das Rathhaus und das Gewandhaus. An Bildungsanstalten besitzt M. die Fürsten- u. Landesschule zu St. Afra (das Afranum), welche aus der 1205 vom Bischof Dietrich II. von Kittlitz bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule, nach der durch Heinrich den Frommen 1540 bewirkten Aufhebung derselben, im Jahr 1543 durch Kurfürst Moritz entstand. Sie liegt auf einem ansehnlichen Hügel, den eine im 13. Jahrhundert erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet; den Unterricht besorgen 7 Professoren und andere Lehrer; sie hat 120 Alumnate, starke Sammlungen und ein bedeutendes Einkommen. Außerdem finden gegen besonderes Honorar auch Extraner und Pensionärs Aufnahme. Sie hat bedeutend zur Förderung namentlich der klassischen Bildung beigetragen und steht in dieser Beziehung, so wie überhaupt in wissenschaftlicher Beziehung fortwährend in verdientem Rufe. Außer dieser Anstalt hat M. eine Stadtschule, die ursprünglich Franziskanerschule war, 1540 in eine Stadtschule und 1800 in eine Bürgerschule verwandelt wurde. Unter den industriellen Anstalten M.s steht die Porzellanfabrik auf dem Schlosse Albrechtsburg oben an. Sie ist 1710 von Böttger (s. d.) gegründet, die älteste in Europa, beschäftigt mehr als 500 Arbeiter und liefert ein vorzügliches Fabrikat. Dazu kommen Spielkarten- und Tabaksfabriken, Zuckersiedereien, starke Bierbrauereien, einige Färbereien und Gerbereien, 1 Notendruckerei, 2 Buchdruckereien, 1 Buch- und Kunsthandlung. Außerdem geben die zahlreichen Staatsdiener, die starke Durchfuhr, ansehnlicher Wein- und Obstbau, Weinhandel, Strom- und Landhandel, Schifffahrt, das Illuminiren von Bilderbogen dem Orte reichliche Nahrung. Früher war die Tuchmacherei beträchtlich, auch betrieb man mehrmals Bergbau. Durch die Anlegung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die ½ Stunde nordöstlich vorüberführt, hat M. jedoch, als eine ehemalige Hauptstation der Dresden-Leipziger Chaussee, bedeutend verloren. Im J. 1799 wurde daselbst eine Weinbaugesellschaft gestiftet und durch die in der Nähe der Stadt 1835 errichtete große Eisengießerei und Sicherheitszünderfabrik neue Erwerbsquellen eröffnet. In einer Entfernung von 1 Stunde liegt das Buschbad, eine eisenhaltige Quelle mit besuchtem Badehause; auch Vergnügungsort. Zur Stadt M. werden auch noch, obgleich sie nicht zur Kommune gehören, gerechnet: die Fischergasse, die Ober-, Unter-, Neu-, Kloster- u. Fuhrmannsgasse, Meiße, Hintermauer, Lommatzscherthor, Niederweidigt, Neumarkt, Kappelsberg, Triebischhäuser, am Bloßen, die Kommunalweinberge Grünaue, die Güter Kynast und Erlicht, das rothe Gut und am rechten Elbeufer Vorbrücke und Niederföhra, die zusammen gegen 2100 Einw. zählen.

Geschichte der Stadt. M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. im Jahre 922 oder 928 gegründet, indem er hier als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen gegen die unterjochten Wenden ein Kastell bauen ließ und einen Markgrafen einsetzte; doch sind von den alten Befestigungen nur noch wenige Spuren vorhanden. Das Bisthum M. wurde im J. 965 durch Otto den Großen gestiftet. Daran reihte sich die Errichtung des Burggrafenthums zu Anfang

des 11. Jahrhunderts. Obgleich M. wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte (wozu namentlich die Belagerung von Seiten des Polenherzogs Mieczko im J. 1015, bei welcher die kleine Besatzung von den Weibern der Stadt treulich unterstützt wurde, zu rechnen ist), so blühte es doch als Sitz der Markgrafen, Burggrafen und der Bischöfe schnell empor. Die häufigen Fehden der Markgrafen und Bischöfe veranlaßten jedoch die Verlegung der markgräflichen Residenz nach Dresden. Die Bischöfe aber blieben und bewirkten, daß die Steitigkeiten zwischen ihnen, den Markgrafen und den Kaisern gewöhnlich hier erledigt wurden. Außer mehren Bränden erlitt M. im 15. Jahrhundert von den Hussiten großen Schaden. Im J. 1471 wurde das neue kurfürstliche Schloß, 1476 die neue bischöfliche Residenz erbaut, 1539, abgesehen vom Domkapitel, die Reformation eingeführt und 1548 erfolgten hier die Berathungen über das Interim. Wie schon im schmalkaldischen Kriege (1547), so wurde M. auch im dreißigjährigen von den Kaiserlichen erobert, 1637 von den Schweden überrumpelt, ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt. Dom und Schloß, deren Besitz sie noch nicht erlangt hatten, wurden denselben 1645 übergeben. Der 30jährige Krieg kostete der Stadt allein gegen eine halbe Mill. Thaler. Im 18. Jahrh. kamen die Preußen und Oesterreicher hierher und 1745, als die Preußen die Stadt genommen hatten, quartierten diese selbst im kleinsten Hause über 100 Mann ein, errichteten auch vom December 1745 bis 2. April 1746 ein Lazareth. Neue Drangsale erlitt M. im 7jährigen Kriege, so daß es im J. 1763 eine Schuldenlast von 172,000 Thlrn. zu tragen hatte. Dann kamen die Theuerung von 1771 u. die Bauernunruhen von 1790, welche ebenfalls großes Unheil brachten. Endlich wurde die Stadt auch 1813 von den Franzosen noch hart mitgenommen, wobei der General Davoust, um die Kommunikation zu unterbrechen, die dasige Elbbrücke abbrennen ließ. — Von berühmten Männern, die hier geboren sind, sind die beiden Dichter **Schlegel** und der Homöopath Dr. **Hahnemann** zu nennen. Vgl. **Reinhard**, die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten *ec.*, Meißen 1829; — **Rüling**, Gesch. der Reform. zu M. *ec.*, das. 1839.

Geschichte der Mark M. Ob die Markgrafschaft M. in der ältesten Zeit von nomadisirenden Hermunduren durchzogen wurde oder schon feste Besitzung dieses Volks war, wird eine Streitfrage der Gelehrten bleiben; das Gebiet derselben erscheint aber schon frühzeitig in enger Verbindung mit den Thüringern, die im 4. Jahrhundert in den Besitz der Hermunduren eingetreten waren. Mit dem Sturze der thüringischen Herrschaft war ein mächtiges Bollwerk des deutschen Wesens gefallen und die Sachsen konnten dem weiteren Vordringen der Slaven oder Sorben keinen dauernden Widerstand entgegensetzen, sondern überließen anfangs den dem linken Elbufer zunächst liegenden, dann auch den östlichen Theil des nachherigen M.s zinspflichtigen Kolonisten aus den Sorben, die bald, besonders nach 562, sich bis an die Saale ausdehnten (s. **Sorben**). Die Sorben wurden beim Anbau des Landes auf eine den deutschen Gauesverhältnissen nachgebildete Eintheilung ihres Besitzes geführt und die bedeutendsten sorbischen Distrikte im Meißnischen, Sudpanien genannt, waren Glomaci (Lommatzsch) und Nisani (Nisen), beide diesseits der Elbe. Die Bewohner des erstern Distrikts wurden von den Deutschen Daleminzier genannt (s. **Dalemenci**). Das Land jenseits der Elbe bis an die Pulsnitz und bis an den Bober umfaßte noch eine Reihe von kleinen Sudpanien, Chutici, Siusli, Plisni u. a. m. Als die Franken ihre siegreichen Waffen immer weiter in das Herz von Deutschland trugen und weder den Sachsen, noch den Slaven weichen wollten, begannen neue Kriegsanstalten und 100jährige Kriege, deren politisch trauriger Ausgang in der Gleichstellung des Wortes Slave und Sklave genugsam ausgesprochen ist. Die Entfernung der Frankenkönige von den Grenzen ihres Reiches nöthigte aber zur Einsetzung von Herzögen daselbst, die wie Radulf, Hedan I., Gozbert und Hedan II. nicht bloß Schutz, sondern auch Erweiterung der Grenzen bewirkten. Von der Uebermacht der fränkischen Waffen bedroht, schlossen sich die Bewohner der Gegenden zwischen Saale und Elbe um 630 unter Samo an das mächtige Slavenreich an und wurden um so leichter von dem Joche der fränkischen Herrschaft frei, da die Herzöge in Thüringen, selbst nach einer freiern Stellung ringend, wie tapfer sie auch in der Vertheidigung der Grenze sich zeigten, doch wieder die Verbindung mit den Slaven nicht entbehren konnten. Nachdem aber der letzte Rest der deutschen Freiheit dem Schwerte Karls des Großen erlegen, da scheinen auch die Slaven in den Elbgegenden aus Besorgniß ihrer Unabhängigkeit 782 einen Einfall in Thüringen unternommen zu haben; allein schon 789 mußten die Sorben dem Zuge der Franken gegen die Wilzen folgen. Auch ein späterer Versuch dieser Bewohner des Sorbenlandes, die Freiheit wieder zu gewinnen (806), fiel unglücklich aus. Die Gegend am linken und rechten Elbufer wurde nach Samela's Besiegung furchtbar verwüstet. Doch lange widerstrebte das slavische Element dem Germanisirungssystem, welches Karl der Große durch Anlegung von Burgen und Marken einführte und auch seine Nachfolger befolgten. Nach vielen Empörungen und eben so vielen Unterwerfungen der Slaven hatten die Deutschen bis zum 10. Jahrh. die Gegenden zwischen Saale und Mulde wieder eingenommen. Allein die Gefahr, die von den Slaven drohte, wurde seit dieser Zeit nur größer, da sie an den Einfällen der Ungarn einen Stützpunkt für ihre kriegerischen Unternehmungen fanden. Als der thüringer Herzog Burchard 908 dem Angriffe der Ungarn erlag, übernahm Otto der Erlauchte den Schutz der Grenze und die Rache an den Daleminziern, gegen welche sein Sohn Heinrich ruhmvoll kriegte. Die großartigen Vertheidigungs- und Rettungsanstalten dieses Fürsten nach seiner Erhebung zum Kaiserthron übten auch auf das Meißenland einen nachhaltenden

Einfluß. Als die Brennaburg der Heveller gefallen, wurde der Hauptfeste der Daleminzier, Gana, ein gleiches Loos bereitet. Die Sorben wurden dadurch so eingeschüchtert, daß sie später den Ungarn nicht beistanden, sondern ihnen sogar mit Spott begegneten. Doch senkte sich nur desto tiefer in ihre Brust der Haß gegen die Deutschen. Um einem Ausbruche desselben zuvor zu kommen und um dessen Bewohner und die Milziener zu bändigen, legte Heinrich im Elbthale, auf dem vom dichten Walde entkleideten Berge, wo jetzt das Schloß und der Dom zu M. steht, eine Zwingburg an. Das daneben fließende Bächlein Mißni gab ihr den Namen M., der später auf das umliegende Land und allmählig auf einen Haupttheil des Sorbenlandes überging. Wenn auch erst unter Heinrichs Nachfolger die innern Verhältnisse der neuen Mark festere und deutlichere Gestalt annahmen, so war doch hiermit das Schutzsystem der Ostgrenze, das man seit 782 durch die südthüringische Mark und nach dem 8. Jahrh. durch die nordthüringische Mark angenommen hatte, bedeutend erweitert worden, denn es war nun nicht bloß das Land zwischen der Saale und Mulde gesichert, sondern es konnte erst jetzt das Gebiet zwischen der Saale und Elbe, das von Merseburg und Halle aus zu gewinnen durch die Errichtung der nordthüringischen Mark erstrebt worden, vollständig bezwungen werden. Den Befehl über alle diese militärischen Anstalten der Ostgrenze, so wie über die Nordmark, übertrug Otto der Große dem Markgrafen Gero. Dieser hielt die Slaven in strengem Gehorsam und drang erobernd bis nach Polen vor. Es mochten seinem Walten in diesen Ländern weitaussehende Pläne zu Grunde gelegen haben. Der Tod seines Sohnes zerstörte aber alle Arbeiten, die er für die Zukunft seines Hauses und die Gründung eines großen Reiches im Osten unternommen hatte. Die Gefahr, welche der Besitz einer so großen Macht in einer und derselben Hand für das deutsche Reich hatte, wurde nach Gero's Rücktritte von seinem Amte (961) offenbar. Daher löste man das gemeinsame Kommando an der Ostgrenze wieder auf und bildete daraus 5 kleinere Gebiete, die Nordmark, die Ostmark, die nord- und südthüringische und die Mark M. Das Vorhandenseyn der drei letztern Marken um diese Zeit wird besonders durch den Umstand bestätigt, daß bald nach Gero's Tode mit jeder von derselben ein Bisthum verknüpft wurde, und zwar M. für die gleichnamige Mark, Zeitz für die süd- und Merseburg für die nordthüringische. Auch werden 3 Markgrafen genannt, **Wigbert**, **Wigger** u. **Günther**, welche den Bischöfen ihre Einkünfte anweisen sollen. Natürlich mußten mit diesen Institutionen jetzt auch die inneren Verhältnisse des meißener Landes eine gänzliche Umgestaltung erleiden. Die alte wendische Eintheilung des Landes verschwand; wenn auch die Namen der einzelnen Sudpanien sich noch bis ins 11. Jahrhundert im Gebrauche erhielten, so hatten sie doch keine amtliche Bedeutung. Diese wohnte fortan der neuen Eintheilung in Grafschaften bei, die einestheils mehre Gauen umfaßte, deren aber auch anderntheils mehre in einem Gau lagen. Die erste Stelle unter den Grafen nahm der Markgraf ein, als der Hauptvertheidiger der Grenzlande. Die größere Gewalt, die derselbe für den König von Haus aus hatte, und die er nach und nach als Vogt u. Schutzherr gewann, war keineswegs eine unumschränkte. In wichtigen Fällen war er stets an die Beiwirkung der seinem Kommando unterstellten Mannen gebunden. Die Versammlungen, die er, ihren Willen zu vernehmen, mit ihnen hielt, ließen wohl seine Macht hervortreten, führten aber auch zur Ausbildung einer Art von Landtagen. So bildete sich neben der frühzeitigen Entwickelung der landeshoheitlichen Rechte das für M. so wichtige Landsassiat. Neben den Markgrafen erschienen in untergeordneter Stellung noch Burggrafen und Burgwarten, die, während jener die Kontrole über die ganze Mark hatte, über einen kleinern Distrikt die Aufsicht führten. Die schärfere Trennung der Nationalitäten, wie sie das Verhältniß zwischen den freien Siegern und den in die Hörigkeit herabgedrückten Besiegten hervorbrachte, blieb noch lange bestehen und wurde nur nach und nach durch die Einführung des Christenthums gemildert. Freilich aber schuf diesem der Haß gegen den Ueberwinder vielen und hartnäckigen Widerstand, und die Unkunde der Geistlichen mit der wendischen Sprache rief den sorbischen Spott hervor, der aus dem Kyrie eleyson das bekannte „Kyrku Jolsa" machte, d. h. die Erle steht im Busch. Was Dietmar von Merseburg urtheilt, „wenn die slavischen Bauern gehorchen sollen, so muß man sie Heu fressen lassen, wie die Ochsen und in Zucht halten, wie Esel", mag wohl überhaupt die Ansicht der Sieger gewesen seyn. Die Entwickelung einer höhern Kultur war bei den fortgehenden Kriegen und den Reibungen der Sorben und Deutschen natürlich nicht möglich. Doch war die Herbeiziehung deutscher Kolonisten immer ein nützliches Ferment derselben und wenigstens die Keime einer solchen wurden vor den zerstörenden Einfällen östlicher Horden durch die Markgrafen gesichert. Die äußeren Schicksale M.s bieten daher in ihrer Darstellung wenig mehr als die Funken, welche der Kampf zwischen Slaven und Deutschen, aber auch zwischen Deutschen und Deutschen dem Schwerte entlockte. Unter dem ersten Markgrafen, der uns bekannt wird, um 983, hatte sich die Macht der Deutschen noch wenig befestigt. Er wurde von den Böhmen, die Heinrichs von Bayern Wahl unterstützten, aus seinem Markgrafenthum verdrängt und sein Sohn **Karl** konnte bei seinem Tod 985 ihm bloß in seinen Familiengütern im Mansfeldischen folgen. Durch eine Verbindung mit einem größeren Gebiet suchte deswegen Otto III. die Macht M.s zu heben und gab dieses dem südthüringischen Grafen **Eckard**, der ihm gegen Heinrich von Bayern gute Dienste geleistet hatte. In Rom erkämpfte dieser dem Kaiser den Besitz der Engelsburg, allein als Otto III. † und damit Eckards Hoffnung, sich dem Kaiser verwandt zu sehen, vereitelt ward, gedachte er selbst die deutsche Krone für sich zu gewinnen und ging in diesem Bestreben 1002 unter. Er wurde in Pölde von den Stiefsöhnen des Grafen Sieg-

fried von Nordheim ermordet, als er eben aus Lothringen zurückkehrte, wohin er sich begeben hatte, um eine Partei zu gewinnen, was ihm in der Nachbarschaft durch den Widerwillen des Herzogs Lothar von Nordsachsen u. des Grafen Wilhelm von Weimar nicht möglich war. Seinen Sohn Hermann verdrängte lange Zeit sein Oheim Gunzelin, welchen Heinrich II. mit der Mark belehnte, um ihn von seinem Bunde mit dem Polenherzog abzuziehen. Allein, als durch ein Fürstengericht 1011 die Beschuldigung gegen diesen festgestellt worden war, daß er christliche Leibeigne an Juden verkauft und es mit Boleslav gehalten habe, so gab der Kaiser nach Gunzelins Entsetzung die Mark an Hermann zurück. Aber auch Hermann vermochte sich kaum gegen die Polen zu behaupten und im Frieden zu Budissin 1017 blieb das Mielciener Land verloren. Auf ihn folgte 1032—1046 sein Bruder Eckard II., der treuste Mann des Kaisers, der ihm seine Güter wieder gegeben haben soll, die er früher wegen Verdachts des Einverständnisses mit den Polen verloren hatte. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Eckardinger. — Die nächsten Markgrafen aus dem Weimar-Orlamünder Hause, Wilhelm (—1062) und Otto (—1067) sind für M. weit weniger bedeutend, als für Thüringen. Da auch dieses Geschlecht wieder kinderlos verblühte, so wurde der Graf von Braunschweig, Ekbert I., welcher eng in die Jugendgeschichte Heinrichs VI. verflochten war, mit M. belehnt. Bedeutender als er ist sein Sohn Ekbert II., für welchen er die Nachfolge vom Kaiser auf den Fall seines Todes erhalten hatte. Wegen der Jugend desselben verwaltete aber Dedo von Wettin seit 1068 die Markgrafschaft u. gleich ihm verband sich auch Ekbert mit den Sachsen gegen Heinrich VI. Der Kaiser belehnte hierauf Wratislaw von Böhmen mit Dedo's und Ekbert's Ländern; doch behauptete sich Ekbert in M., das 1030 durch Heinrich von Groitsch furchtbar verwüstet wurde, und unterstützte nicht bloß den Gegenkaiser Hermann von Luxenburg, sondern strebte auch selbst nach der Krone. Vom Kaiser wegen seiner Treulosigkeit endlich geächtet und bekriegt, blieb er siegreich auch gegen einen neuen Gegner, der ihm in Heinrich von Eilenburg erstand, fiel aber durch Mord 1090 in einer Fehde gegen den Bischof von Hildesheim. — Da während dieser Kämpfe Wratislaw verstorben war, so wurde Thimo von Wettin, ein Bruder Dedo's mit M. belehnt. Allein nach wenigen Tagen verlor dieser im Dienste des Kaisers sein Leben und es beerbte ihn sein Sohn, Heinrich der Aeltere von Eilenburg, der schon die Ostmark verwaltete. Erst nach dessen Tode 1103 gebar die Gattin desselben einen Sohn, Heinrich den Jüngern von Eilenburg, der seine Ansprüche gegen die Söhne seines Oheims Thimo von Wettin vertheidigen mußte und sogar den einen derselben, Konrad, gefangen nahm, jedoch 1123 an Gift †. — Konrad ward nun frei, allein der Kaiser gab die eilenburger Grafschaft an Hermann von Winzenburg und die Mark M. an Wiprecht von Groitsch. Als nächster Agnat fühlte sich Heinrichs von Eilenburg Sohn, Konrad, in seinem Rechte auf das Erbe des Vaters gekränkt und ergriff zur Vertheidigung desselben die Waffen. Durch die Hülfe des Herzogs Lothar von Sachsen und Albrechts des Bären gelang ihm die Behauptung M.s und Wiprecht mußte sich mit den Lausitzen begnügen, während Albrecht der Bär einen Rest der älteren Ostmark erhielt. Durch diesen Konrad, den die Geschichte als den Großen auszeichnet, kam die Mark M. erblich an das wettiner Stammhaus. Zu seinem Stammland erbte er Brena, Torgau und Kamburg von dem Grafen Wilhelm von Kamburg und Landsberg von seinem Bruder Dedo, erhielt 1136 aber auch die Ostmark und einen großen Theil der Allodialgüter Heinrichs von Groitsch, sowie 1143 die Reichsdomäne Rochlitz. Der große Länderbesitz, der so in Konrads Hände zusammengekommen war, zersplitterte sich nach seinem Tode (1156) in 5 Theile. Otto, der älteste Sohn, erhielt die meißnische Mark, Dietrich die Niederlausitz und die eilenburger Besitzungen, Dedo Rochlitz, Heinrich Wettin und Friedrich die Grafschaft Brena. Wenn auch später die Oberlausitz an den Kaiser und durch diesen an Wratislaw von Böhmen zurückfiel, die Stammburg Wettin nebst der Grafschaft gleichen Namens an das magdeburger Bisthum und die Grafschaft Brena an die Herzöge von Sachsen kam, so blieb doch Dedo's Erbe, welches dieser durch das Stammgut der Grafen Groitsch und durch die Besitzungen seines Bruders Dietrich († 1184) erweiterte, die Hauptlinie, die Otto I. oder der Reiche gestiftet hatte, denn 1210 ging mit Konrad, Dedo's Sohn, die letzte Seitenlinie ab. Wenn schon durch die Beiziehung flämischer Kolonisten zu Konrads des Großen Zeiten die Mark M. einen bedeutenden Aufschwung erhalten hatte, so verschwand doch dieser gänzlich vor der Blüthe, zu welcher sich M. unter Otto dem Reichen erhob durch die Entdeckung der Bergwerke zu Freiberg (1174). Nicht bloß Kirchen und Klöster, wie besonders das von Otto gestiftete Kloster Altenzelle, erfreuten sich reicher Gaben, sondern vor allen die Städte, in welchen, da M. jetzt in die große Handels- und Verkehrsstraße gezogen wurde, Messen entstanden und, wie es die Sicherung des darin aufgehäuften Reichthums verlangte, neue Befestigungen angelegt wurden. Otto selbst erwarb mit den Einkünften aus dem Bergbau die Herrschaft Weißenfels, führte aber durch die Veränderung der Erbfolge zu Gunsten seines jüngern Sohnes Dietrich eine Fehde mit seinem ältern Sohn Albrecht herbei, wobei er in dessen Gefangenschaft gerieth, und als er durch den Kaiser wieder frei wurde, mit ansehen mußte, wie die Böhmen das Land so furchtbar verwüsteten, daß Albrecht, der sie herbeigerufen hatte, seinen Schwager Ottokar um deren Zurückziehung anging. Kaum war darauf Otto verstorben, so zwang der nur äußerlich durch des Kaisers Befehl beschwichtigte Groll den Brüdern das Schwert wieder in die Hände. Nicht allein, daß Albrecht seinem Bruder, der die folgenreiche Verbindung mit dem Hause der thüringer Landgrafen durch seine Vermählung mit der häßlichen Jutta schloß, die Hand reichen mußte,

auch Dietrich war nach seines Bruders Tod 1195 sehr ins Gedränge gerathen, da Heinrich VI. die Mark M. für sich zu gewinnen suchte. Erst mit des Kaisers Tod 1197 trat für Dietrich den Bedrängten eine bessere Zeit ein. Mit Hülfe seines Schwiegervaters und der Meißner gelangte er schnell in den Besitz seines väterlichen Erbes; er zerstörte aber durch seine treulose Politik, die bald den Hohenstaufen, bald den Welfen zu dienen schien, indeß immer nur den eignen Vortheil verfolgte, den Wohlstand seines Landes durch die daraus emporkeimenden Fehden und entfremdete sich in dem Streit mit den leipziger Bürgern die Herzen seines Volkes so, daß ein offner Aufruhr entstand, den er auch durch einen ihm selbst höchst ungünstigen Vergleich nicht dämpfen konnte. Als Dietrich 1221 †, folgte ihm sein Sohn Heinrich der Erlauchte, über welchen Ludwig IV. von Thüringen, seine Mutter Jutta und Leopold VII. die Vormundschaft führten. Ludwigs Verwaltung war so trefflich, daß die Städte ihm für den Fall, daß Heinrich sterben solle, die Nachfolge in M. zusagten. Selbst seine Schwester Jutta nöthigte er zur Herausgabe der Allode, welche sie sich von Dietrich hatte schenken lassen. Kurze Zeit nach Ludwigs IV. Tode 1227, verwaltete noch Albrecht von Sachsen die Mark M., bis Heinrich der Erlauchte nach seiner Vermählung mit Konstantia von Oesterreich die Regierung um 1233 selbst antrat. Durch die Verlobung seines Sohnes mit der Tochter Friedrichs II., Margarethe, erhielt er das Pleißner Land statt einer Mitgift von 10,000 fl. unterpfändlich. Wenn auch die Hoffnung für einen seiner Söhne das mit Friedrich des Streitbaren Tod erledigte Oesterreich zu erhalten, ihm durch Ottokar von Böhmen vereitelt wurde, so trat doch 1247 durch den Tod des thüringschen Landgrafen Heinrich Raspe die nicht minder wichtige und nähere Erwerbung von Thüringen für ihn selber ein. Welche Kämpfe ihm aber die Behauptung seiner Ansprüche auf Thüringen kostete und welche Schicksale von nun an M. erfuhr, das ist in der Geschichte Thüringens, mit welchem M. seit 1264 zusammenschmolz, berichtet. Vergl. auch Sachsen, Gesch.

Das Bisthum M. verdankte seine Entstehung dem Versuch Otto's des Großen, der im Geiste seines großen Vorgängers Karl lag, die weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden, damit beide sich in ihrer Wirksamkeit unterstützten und vielleicht auch beschränkten. Otto I. gedachte M. wie Zeitz und Merseburg unter die Aufsicht des Erzbischofs von Magdeburg zu stellen, allein die Bischöfe von Mainz und Halberstadt widersetzten sich, und da der Papst ihre Ansprüche in Bezug auf Zeitz und Merseburg als gerechtfertigt anerkannte, so übergab Otto 965 M. einstweilen seinem Hofkapellan Burchard die Verwaltung des Bisthums, bis nach der beiden widerstrebenden Bischöfe Abgang 968 alle drei dem Magdeburger Erzbischof unterstellt wurden. Das Bisthum M. erstreckte sich von der freiberger Mulde bis an die Mündung des Flusses in die Elbe und umfaßte demnach Daleminzien und den Gau Nisani. Auf Burchard folgte 972 Volkold, welcher 981 seinen Sprengel durch einen Theil des merseburger erweitert sah, und 984 vom Grafen Esiko Wurzen, Beicha, Bach und Leubnitz erwarb. Sein Nachfolger Egade willigte in die Wiedererrichtung von Merseburg, behielt sich aber einen Theil der daher erworbenen Distrikte vor. Nicht allein um die Christianisirung, sondern auch um die Kolonisirung des Landes machten sich die spätern Nachfolger im Bisthum verdient. So war die Herbeiziehung der Flamänder nach Kühren mehr des Bischofs Gerung, als Konrads des Großen Werk. — Noch kurz vor der Reformation hatte M. auch seinen eignen heil. Benno erhalten, aber 1559 wurde ein Vertrag mit dem Stifte abgeschlossen, durch welchen die Einführung der Reformation daselbst gestattet werden mußte, und nach der Einführung der protestantischen Kirchenverfassung wurde das Amt Mühlberg gegen Stolpen umgetauscht, der Sitz des Bischofs aber von M. nach Wurzen verlegt. Johann von Haugwitz, der letzte Bischof, trat selber zur protestantischen Konfession über. Nach dessen Abdikation wurde vom Domkapitel der Beschluß angenommen, daß der Administrator des Stiftes künftighin stets ein Glied des sächsischen Kurhauses seyn solle. Dadurch wurde die völlige Einverleibung des Stiftes in das Kurhaus vorbereitet, die unter Johann Georg II. erfolgte, 1663. Für die geistliche und weltliche Verfassung des Stifts wurde aber in Wurzen eine eigne Stiftsregierung organisirt. Vergl. Calles, Series misnens. episcoporum, Regensb. 1751 4.

Das Burggrafenthum M.. Der Burggraf in M. war eben so wie der Markgraf ein kaiserlicher Beamter und stand der Besatzung, oder den ebenfalls mit Beneficien versehenen Burgmännern vor, übte auch in seinem Distrikte die Grafenrechte als Verwalter der Justiz und des Kriegswesens aus. Die Würde war älter, als der Name für dieselbe. Schon Heinrich I. hatte diese Würde errichtet. Als der erste Burggraf zu M. wurde 1011 Friedrich von Eilenburg eingesetzt, der Sohn des Gr. Dietrich von Wettin. Dadurch, daß der Markgraf zu der kaiserlichen Bestallung seine Bestätigung fügte, wurden die Burggrafen von diesem abhängig. Sie waren übrigens deutsche Reichsfürsten und hatten allmählig ihre Besitzung über Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg, Gresla ꝛc. ausgedehnt. Als der Graf Wiprecht von Groitsch 1117 in dem Burggrafenthum restaurirt wurde, verlegte er es nach Leißnig und Hermann I., um 1155 vom Kaiser mit dieser Würde begabt, nach Frauenstein. Eine neue Verlegung trat ein unter Meinherr 1238, der fortan in Hartenstein residirte. Der Kaiser Siegismund vergab das Burggrafenthum 1426 endlich an die Reußen zu Plauen. Mit diesen schloß der Churfürst Moritz 1546, nachdem schon ein großer Theil des zum Burggrafenthum gehörigen Lehens an Sachsen gekommen war, einen Vertrag, in Folge dessen, als Heinrich der Jüngere, Burggraf zu M. und Graf zu Hartenstein, Herr von Plauen und Gera, 1572 ohne männliche Erben starb, das Burggrafenthum aufhörte.

Gera, Greiz, Schleiz und Lobenstein verblieben den Agnaten Heinrichs, der größte Theil von Hartenstein fiel an Sachsen zurück und die Herrschaften Drüsing und Engelburg wurden von Böhmen eingezogen.

Meißenheim (Geogr.), 1) badisches Dorf, Mittelrheinkreis, Oberamt Lahr; 950 Einw.; — 2) s. v. a. Meisenheim.

Meißner, kurhessischer Berg, Prov. Niederhessen, nordwestl. von Eschwege; 2200 Fuß hoch.

Meißner (Biogr.), 1) der ältere M. oder der alte Misner, ein deutscher Dichter aus Meißen, der in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte; — 2) der jüngere M. oder der junge Misner soll dieselbe Person wie Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob (s. d.) seyn; — 3) August Gottlieb M., sehr fruchtbarer deutscher Schriftsteller, geb. am 3. Nov. 1753 in der Oberlausitz, war der Sohn eines sächsischen Regimentsquartiermeisters. Er verlor seinen Vater schon sehr früh und zog dann mit seiner Mutter nach Löbau, wo er den Unterricht des Rektors Heinitz genoß. In Leipzig, wo er die Rechte studirte, hatten Plattner, Böhme und Engel großen Einfluß auf seine Ausbildung. Neigung fürs Theater, theilweise aber auch Noth vermochten ihn, mit der Seilerschen Schauspielertruppe in Verbindung zu treten und mehre Theaterstücke für dieselbe zu schreiben. Nachdem er in Wittenberg sein Studien vollendet, sich nebenbei aber viel mit schöner Literatur abgegeben hatte, wurde er geheimer Archivs-Registrator in Dresden, 1785 Professor der schönen Wissenschaften in Prag, u. 1805 Konsistorialrath und Direktor der höhern Lehranstalten in Fulda, wo er am 20. Febr. 1807, 54 Jahre alt, †. M. galt zu seiner Zeit für einen der besten Erzähler. Seine Schriften zeigen Geist, Phantasie, gelungene Komposition und einen angenehmen Styl und sind dieser guten Eigenschaften wegen in vielen Auflagen und vielen Uebersetzungen erschienen. Seine größern Werke sind historische Romane, aber das Genre, worin er den meisten Erfolg hatte, ist die Skizze oder Novelle. Die vorzüglichsten unter seinen vielen Schriften sind: Die Operetten: das Grab des Mufti; der Alchymist; die schöne Arsinoe, die ursprünglich für die Seilersche Truppe geschrieben, sich eines dauernden Beifalls zu erfreuen hatten; — Skizzen (Leipzig, 14 Sammlungen, 1778—96, 3. Aufl. 1792—96); — Erzählungen und Dialoge (das. 1781—89, 3 Thle.); — Alcibiades (das. 1781—88, 4 Thle.); — Bianca Capello (das. 1785; 31. Aufl. 1798); — Masaniello (das. 1785); — Spartacus (Berl. 1792); — Epaminondas (Prag, 1798); — Das Leben des Julius Cäsar (Berl. 1799, 2 Thle.); — Biographie des Kapellmeisters Naumann (Prag 1803); auch war er mit dem Bibliothekar Kanzler Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere und neuere Lektüre, sowie in Prag von einer Monatsschrift „Apollo" (1793), in welcher mehre jüngere Talente ihren ersten Flug wagten. M.s sämmtliche Werke sind herausgegeben von G. Kuffner (Wien 1811—12, 56 Bde.); — 4) Johann Gottlieb, geb. 1657 zu Rustersdorf im Herzogthum Liegnitz, war Senior und Kirchen- und Schulinspektor zu Vielwiese bei Pochwitz in Schlesien. Er † 1806. Schrieb außer mehrern geographisch-statistischen Werken über Schlesien „Menschenkenntniß" (Leipzig 1785 3 Bde., 3. Aufl. 1802); — 5) Paul Traugott, studirte Pharmazie, war längere Zeit Apotheker in Kronstadt und bekleidet jetzt die Professur der technischen Chemie an dem polytechnischen Institut in Wien. Schrieb: Vorschläge zu einigen neuen Verbesserungen pharmaceutischer Operationen und Apparate (Wien 1814); — Die Aerometrie (Nürnb. 1816); — Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie (Wien 1819—30, 5 Bde.); — Die Heizung mit erwärmter Luft (das. 1827, 3. Aufl.); — System der Heilkunde (das. 1832); — Chemische Aequivalenten und Atomenlehre (das. 1834—38, 2 Bde.); — Neues System der Chemie (das. 1835—38, 3 Bde.); — 6) Friedrich Ludwig, geb. 1796 zu Leipzig, widmete sich der Heilkunde und wurde in seiner Vaterstadt prakt. Arzt und Privatdocent an der Universität. Schrieb: Ueber die Unfruchtbarkeit des männlichen und weiblichen Geschlechts (Leipzig 1820); — Ueber die Polypen in den verschiedenen Höhlen des menschlichen Körpers (das. 1820); — Die Dislokationen der Gebärmutter und der Mutterscheide (das. 1821—22); — Ueber die physische Erziehung (das. 1824); — Forschungen des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten (das. 1828, f. 2 Thle., 2. Aufl., das. 1838, 2 Bde.); — 7) Alfred M., einer der bedeutendern lyrischen Dichter der neuesten Zeit, Sohn oder Enkel (?) von 3), lebte bis 1847 oder 1848 in Leipzig, schrieb: Gedichte, Lpz. 1845, Ziska, das. 1846.

Meißner Kreis, s. Meißen. 1).

Meißner Weine, obersächsische Weingewächse, die in den Elbgegenden von Meißen u. Pirna gebaut werden. Es sind angenehme und leichte Sorten weißer und rother Weine, die zum Theil in Sachsen selbst verbraucht werden. Die rothen mit mehr Körper kommen zum Verschneiden kleiner Medocs zur Befrachtung. Die sächsischen Weine haben sich in neuerer Zeit sehr verbessert. Wein von der besten Lage trinken Kenner als Burgunder. Im Durchschnitt ist der Ertrag des sächsischen Weinbaues auf 30—40,000 Eimer anzuschlagen; über 300,000 Flaschen Schaumwein werden jährlich verkauft, der keinem deutschen Schaumwein nachsteht.

Meißner Winter-Citronenapfel (Pomol.), s. Spitzäpfel 6).

Meißnischer Gulden, ehemalige sächsische Rechnungsmünze = 21 gute Gr. oder $^7/_8$ Thlr. C.-M. Sie kommt im sächsischen und einigen benachbarten kleinern Staaten wohl auch jetzt noch hin und wieder bei Preisbestimmung von Häusern und Grundstücken vor.

Meissonier (Biogr.), 1) Juste Aurèle, Zeichner, Architekt, Maler, Bildhauer u. Goldarbeiter, geb. zu Turin 1695, † zu Paris 1750, der besonders dadurch merkwürdig ist, daß er, ein Hauptrepräsentant des sogenannten Rococostyls, eine zeitlang in Paris fast ausschließlich

den Geschmack beherrscht hat. Er suchte zuerst in der Vernachlässigung aller Symmetrie die höchste Schönheit und fand mit dieser geschmacklosen Richtung nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande Geltung. Von seiner ausschweifenden Manier zeugen insbesondere eine Menge Kupferstiche und Ornamentensammlungen; — 2) M., Zeichner und Maler zu Paris, ein der Gegenwart angehöriger Künstler, der verschiedene Zeichnungen zu Illustrationen in belletristischen Werken lieferte, wie zu Bernardins de St. Pierre Paul et Virginie, Paris 1836. Auch sind nach seinen und andern Gemälden die Bildnisse für die Galerie de Portraits gravés sur acier pour Paul et Virginie et la chaumière Indienne, Paris 1837, gestochen.

Meisstratzheim, franz. Dorf, Depart. Bas-Rhin, Bez. Schelestadt, am Ergers; 1530 E.

Meister (Handwerksw.), 1) der ein Handwerk zunftmäßig betreibt und Gesellen und Lehrlinge zu halten berechtigt ist. Obwohl hinsichtlich der Erlangung dieses Rechtes (des Meisterrechts) bei den verschiedenen zünftigen Gewerben verschiedene Bestimmungen vorhanden sind, so gehört doch bei allen vornehmlich die Verfertigung eines Meisterstücks dazu, dessen Tüchtigkeit von den Meistern einer Zunft beurtheilt wird. Dann wird auch von dem, der das Meisterwerk erlangen will, gefordert, daß er bei einem ordentlichen M. das Handwerk zunftmäßig erlernt habe und als Geselle eine Zeitlang gewandert sey. Die über das erworbene Meisterrecht ausgestellte schriftliche Urkunde heißt Meisterbrief. Hier und da werden auch Stadtmeister und Land- (Dorf-)meister unterschieden und zwar in der Weise, daß an Letztere geringere Forderungen gestellt, ihnen dafür aber auch manche Rechte der Stadtmeister entzogen werden. An der Spitze des zunftmäßigen Handwerks in einem Orte steht der Ober- oder Altmeister, welcher bei Berathung über Zunftangelegenheiten den Vorsitz führt. Der in einer Zunft zuletzt Meister gewordene heißt Jungmeister (Meisterknecht). Gewöhnlich muß der, welcher M. geworden ist, den andern M.n einen Schmauß (Meisteressen) geben und überdies noch eine bestimmte Geldsumme (Meistergeld) an die Zunft zahlen. Nur bei solchen Handwerken, womit Handel verbunden ist, kann man das Meisterrecht erkaufen, ohne das Handwerk zunftmäßig erlernt zu haben und ohne durch ein Meisterstück seine Geschicklichkeit nachweisen zu müssen. Auch können in manchen Ländern, z. B. in Preußen, sowie in den vormals französischen Ländern am linken Rheinufer, wo das Zunftwesen reformirt und der Zunftzwang theilweise aufgehoben worden ist, sich die Gesellen das Recht, als Meister zu arbeiten und arbeiten zu lassen, von der Obrigkeit erkaufen. (Patentmeister); — 2) der mit einer Wissenschaft oder Kunst vollkommen Vertraute, darin Ausgezeichnetes Leistende; — 3) s. v. a. Abdecker; — 4) s. Meistergesang.

Meister (Kunstgesch.), die dem Namen nach unbekannten ersten Formschneider u. Kupferstecher, welche lediglich durch Monogramme und einzelne wiederkehrende Zeichen kenntlich sind. Bemerkenswerth sind von diesen anonymen Meistern: 1) der M. von 1423, der erste Formschneider, der eine Jahrzahl anbrachte, und von dem ein Holzschnitt mit obiger Jahrzahl vorhanden ist, welcher den heiligen Christoph darstellt, wie derselbe mit dem Jesuskinde auf den Schultern durch das Wasser schreitet; rechts am Ufer kniet ein Eremit mit der Laterne, links unten am jenseitigen Ufer ist eine Mühle, in welche ein Mann einen Esel mit einem Sacke treibt, und höher oben ein anderes Haus, nach welchem ein Mann aus der Mühle einen vollen Sack trägt; St. Christoph trägt einen Palmbaum, das Jesuskind ist ganz bekleidet, mit einer Aureole versehen und segnet, die Weltkugel in der Linken haltend, mit der Rechten. Die Darstellung ist auf einem Folioblatte und das Original, nach Art der Kartenblätter illuminirt, wurde vom Baron Heinecke 1669 im Kloster Burheim, auf dem hintern Deckel eines Manuskriptbandes vom Jahre 1417 eingeklebt, aufgefunden und auf Murrs Veranstaltung durch den Formschneider Sebastian Roland kopirt. Eine Kopie von Rolands Kopie findet sich in Hellers Geschichte der Holzschneidekunst, S. 40, eine frühere Kopie in Jansens Essai sur l'origine de la gravure en bois et en taille-douce, Paris 1808; die beste in Ottley's Inquiry etc. I, S. 90. Das Original befindet sich gegenwärtig in England im Besitz des Lord Spencer; — 2) Der M. E. S. vom Jahre 1466 (1464), nach Einigen Cornelis Engelbrecht, nach Andern Erhard Schön, wahrscheinlich ein Deutscher und einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher des 15. Jahrh., der höchst wahrscheinlich der kolmarer Malerschule angehört. Seine Blätter sind die ältesten Erzeugnisse der deutschen Chalkographie, nicht alle von gleichem Werth, aber äußerst selten; einige davon sind ausgezeichnet, von korrekter Zeichnung und zarter Behandlung, wogegen andere wieder zu hart sind; die Köpfe sind durchaus etwas zu groß, die Nasen lang und dünn, die Augensterne hell, die Haare lang und geschlängelt und Finger und Zehen sehr lang, die Gewänder gegen die Gewohnheit damaliger Künstler mit einer Bordüre, gewöhnlich einer Reihe von Sternen zwischen zwei Streifen, versehen, die Bäume einförmig, der Erdboden reich mit Pflanzen geziert. Bartsch beschreibt (Peintre grav. VI, S. 4 ff.), 113 Blätter von diesem Meister, zu denen aber noch mehre kommen, die er selbst nicht gesehen hatte, z. B. der Schöpfer, den ersten Menschen das Essen von der Frucht des Lebensbaumes verbietend, 7 Z. hoch, 5 Z. 3 L. breit; — Delila, den auf ihrem Schooße schlafenden Simson der Haare beraubend, 3 Z. 6 L. hoch, 2 Z. 6 L. breit; — David nach rechts gerichtet, auf dem Löwen reitend, dem er den Rachen aufzureißen sucht, 3 Z. 6 L. hoch, 2 Z. 5 L. breit; — David, den Löwen tödtend, 4 Z. 7 L. hoch, 2 Z. 11 L. breit; — Salomons Urtheil, 7 Z. 3 L. hoch, 5 Z. 2 L. breit; — Salomon, die Götzen anbetend, 8 Z. 1 L. hoch, 5 Z. 5 L. breit; — Mariä Verkündigung, 6 Z. 2 L. hoch, 4 Z. 2 L. breit; — Mariä Heimsuchung, 6 Z. hoch, 4 Z. 6 L. breit; — Christi Geburt, 4 Z. 8 L. hoch, 3 Zoll breit; — Dieselbe, 5 Z. 3 L. hoch, 4 Z. 3 L. breit; — Die

selbe, 7 Z. 6 L. hoch, 5 Z. 11 L. breit; — Die Anbetung der drei Könige, 4 Z. 7 L. hoch, 3 Z. breit; — Die Passion, Folge von 12 Blättern, 2 Z. 8—9 L. hoch, 2 Z. 9 L. breit; — Die Sendung des heiligen Geistes, 6 Z. 7 L. hoch, 4 Z. 5 L. breit; — Die heilige Jungfrau in verschiedenen Attituden; — Maria von Einsiedeln, 7 Z. 9 L. hoch, 4 Z. 8 L. breit, das vollendetste Werk des Künstlers; — Die vier Evangelisten, 4 Blätter, 5 Z. 4—6 L. hoch, 3 Z. 6—8 L. breit u. a. (vergl. Nagler, Künstler-Lexikon Bd. IX, S. 16 ff.); — 3) Der M. von 1480, ein Holländer, dessen Blätter in ihrer Art ausgezeichnet, in Stich und Zeichnung eigenthümlich, aber sehr selten sind; die meisten davon besitzt das amsterdamer Kabinet; — 4) Der M. T. V. B., einer der ältesten deutschen Kupferstecher, von Einigen Franz von Bocholt (s. d.), genannt, dessen Werke zu den namhaftesten Erzeugnissen der Kupferstecherkunst im 15. Jahrhundert gehören; — 5) Der M. mit den Bandrollen (le maitre aux banderolles), so genannt, weil seine Blätter fast sämmtlich mit langen Bandrollen bezeichnet sind, worauf lateinische Sprüche in gothischen Buchstaben stehen. Im kgl. Kupferstichkabinet zu Dresden sind neben andern höchst seltenen Blättern der ältesten Kupferstecherkunst 3 Blätter von diesem M., nämlich Mariä Verkündigung, 8 Z. 8 L. hoch, 11 Z. 9 L. breit; — Die Glieder der Familie Jesu Christi, mehr als 20 Figuren, in derselben Größe; — Christus an der Säule; — Duchesne schreibt diesem M. auch ein figurirtes Alphabet zu, welches auf 3 Platten gestochen ist und wovon 2 Blätter im dresdner Kabinet sind, während das dritte im münchner Kabinet aufbewahrt wird; — Gott Vater als Schöpfer der Thiere, 8 Z. 8 L. hoch, 6 Z. 11 L. breit; — Delila den Simson der Haare beraubend, 8 Z. 8 L. hoch, 6 Z. 9 L. breit; — Die Dreieinigkeit, 7 Z. 8 L. hoch, 6 Z. 3 L. breit; — Die Fontäne der Jugend, ein oktogenes Bassin mit einer Frau und drei Männern, 8 Z. 6 L. hoch, 11 Z. 8 L. breit; — 6) Der M. B. R., mit dem Anker (le maitre à l'ancre), dessen Blätter mit obigen Buchstaben u. einem aufrecht stehenden Anker dazwischen bezeichnet sind, so: Anbetung der Könige, 8 Z. hoch, 5 Z. 1 L. breit; — Die Ehebrecherin vor Christus, 8 Z. 3 L. hoch, 6 Z. 1 L. breit; — Die heilige Jungfrau in einem Buche lesend und mit der Rechten dem Kinde eine Rose darreichend, 5 Z. 4 L. hoch, 4 Z. 7 L. breit; — Die heilige Jungfrau mit dem Kinde auf einer Rasenbank, demselben mit der Linken einen Apfel darreichend, 5 Z. 10 L. hoch, 4 Z. 1 L. breit; — 7) Der M. C. T., mit dem Zeichen des heiligen Antonius T. (le maitre au signe de St. Antoine), zuweilen Cornelis Antoniszon, Teunissen, irrig Herissen, auch Hemsen genannt (s. Antoniszе); Blätter: das Abendmahl, 11 Z. 6 L. hoch; 20 Z. 10 L. breit; — Allegorie auf die Flüchtigkeit der Zeit; der Tod zeigt links einem alten Manne die Worte Nascendo morimur; vor der Halbfigur des Mannes ist ein Kind mit dem Schwerte, und unten liest man: Velocitas temporum; rechts steht in offnem Buche: Cognitio Dei et naturae rationalis etc., 16 Z. 5 L. hoch; 12 Z. 4 L. breit; — Der Triumph des Esels in 4 Blättern, 8 Z. 3 L. hoch, 4 Z. breit; — Ansicht der Stadt Amsterdam, in 12 großen Blättern, von Sotzmann diesem M. vindicirt, schön aber sehr selten; — Salomons Urtheil, nach Franz Floris; — Bildniß Kaiser Karl V., 5 Z. 5 L. hoch, 5 Z. 10 L. breit; — 8) Der M. mit der Heuschrecke (le maitre à la sauterelle), vielleicht richtiger mit dem Schmetterling, wahrscheinlich ein Deutscher; Blätter: heilige Familie; — Geburt Christi, 10 Z. hoch, 8 Z. 8 L. breit; — 9) Der M. mit den beiden gekreuzten Ankern (le maitre aux deux ancres croisés), Blatt: die gräuelvolle Ermordung der Gebrüder de Witt am 20. August 1672 im Haag, mit der Jahrzahl 1672, 8 Z. 2 L. hoch, 13 Z. 6 L. breit; — 10) Der M. mit dem Namen Jesus Christus (le maître au nom du Jésus Christ), mittelmäßiger Kupferstecher und Kunsthändler, der zwischen den Jahren 1556—1572 mehre Blätter herausgegeben hat, die mit der Namenschiffre Jesu Christi bezeichnet sind, nach Bartsch muthmaßlich Renato; Blätter: Mariä Verkündigung, 10 Z. 6 L. hoch, 9 Z. 8 L. breit; — Die heilige Jungfrau mit dem Leichnam des göttlichen Sohnes auf dem Schooße, die berühmte Pieta Michel Angelo's, 13 Z. 6 L. hoch, 10 Z. breit; — Scipio seinen Soldaten befehlend, den um ihn versammelten Gefangenen die Freiheit zu geben, nach G. Romano, 14 Z. 6 L. hoch, 18 Z. breit; — Pan am Baume sitzend und sich mit Pomona unterhaltend, die mit einem Füllhorn auf den Schultern ihm zur Seite sich befindet, links neben ihr Amor, die Castagnetten spielend, nach J. Bonasone, 9 Z. 7 L. hoch; 8 Z. 2 L. breit; — Diana im Bade, von Actäon überrascht, was dieser mit Hirschgeweihen büßen muß, 11 Z. 2 L. hoch, 14 Z. 2 L. breit; — Der Tod als geflügeltes Skelett mit einer Bandrolle: Vigilate quia nescitis qua hora dominus veniet, 12 Z. 10 L. hoch, 9 Z. breit; — Die Sibyllen, Folge von 11 Blättern, 6 Z. hoch, 3 Z. breit; — 11) Der M. mit dem Krebs (le maitre à l'ecrevisse), nach Frenzel (Katalog der Sammlung des Grafen Sternberg-Manderscheid II, S. 65, Anmerk.) der kölner Schule angehörig; Blätter: Mariä Verkündigung, 7 Z. hoch, 5 Z. 5 L. breit; — Geburt Christi, 3 Z. 10 L. hoch, 2 Z. 8 L. breit; — Dieselbe, 9 Z. 1 L. hoch, 6 Z. 6 L. breit; — Mariä Reinigung, 6 Z. hoch, 4 Z. breit; — Der Heiland von der Mutter Abschied nehmend, 6 Z. hoch, 4 Z. 7 L. breit; — Die Passionsgeschichte, Folge von 14 Blättern, 6 Z. hoch, 4 Z. breit; — Lucretia, den Dolch in ihre Brust stoßend, 9 Z. 2 L. hoch, 6 Z. 6 L. breit; — 12) Der M. J. B. mit dem Vogel (maitre à l'oiseau), Kupferstecher und Formschneider, nach Einigen mit Namen Johann Baptist del Porto; Blätter: St. Sebastian mit beiden Armen an den zur Rechten stehenden Baum gebunden, rechts ein Knecht, mit der Armbrust nach ihm schießend, 7 Z. 7 L. hoch, 5 Z. 3 L. breit; — Leda bei'm Schwane und ihren 4 Kindern, sitzt links, im Hintergrund eine Ruine, 5 Z. 10 L. hoch, 4 Z. 8 L. breit; — Die

Entführung der Europa durch Jupiter, der als Stier bereits über den Fluß schwimmt und seine Last auf dem Rücken trägt, 7 Z. hoch, 5 Z. 5 L. breit; — Priapus im Begriff, eine schlafende Nymphe zu überraschen, 8 Z. 5 L. hoch, 8 Z. 1 L. breit.

Meister, kleine (Kunstgesch.), heißen diejenigen Nachfolger Albrecht Dürer's, welche ihre meistens kleinen Kupferstiche bis in die kleinsten Details mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit ausführten.

Meister (Biogr.), 1) Joh. Heinrich, 1700 zu Stein bei Schaffhausen geboren, studirte in Zürich Theologie und bekleidete darauf verschiedene Kirchenämter an der reformirten Kirche in Bayreuth, zu Erlangen und Schwabach, wo er mit dem Prediger Baratier sehr befreundet wurde. Im Jahre 1757 kehrte er in seine Heimath zurück und † 1751 in Küßnacht. Er hat eine große Anzahl theologischer Werke geschrieben. — 2) Christian Friedr. Georg, Professor, geb. 1708 zu Weikersheim im Hohenlohischen, studirte in Göttingen Rechtswissenschaft, wurde 1750 daselbst außerordentlicher und 1754 ordentlicher Professor der Rechte und † 1782. Unter seinen Schriften verdienen besonders Erwähnung: Ausführliche Abhandlung des peinlichen Processes in Deutschland (5 Bde., Göttingen 1758—54); — Rechtliche Erkenntnisse und Gutachten in peinlichen Fällen (5 Bde., das. 1771—85). — 3) Albert Friedrich Louis, geb. 1724 zu Weikersheim, studirte in Göttingen und Leipzig, wurde darauf Erzieher und nachher Professor der Philosophie zu Göttingen, wo er zugleich ein Kolleg über die Militärkunst las, ohne jemals als Militär gedient zu haben. Auch beschäftigte er sich mit Optik, Mechanik und Physik und schrieb über diese Wissenschaften viele Abhandlungen. Im Jahre 1765 machte er eine Reise nach Paris, wobei er sich besonders von der Einrichtung der Militärschulen genauer unterrichtete. Im J. 1784 erhielt er den Titel eines Hofraths und † am 18. December 1788. M. hat nur Dissertationen und kürzere Abhandlungen geschrieben, die meist in den Abhandlungen der göttinger gelehrten Gesellschaft sich abgedruckt finden. — 4) Georg Jakob Friedrich, Sohn von Nr. 2), geb. zu Göttingen 1755, studirte Jura, wurde 1782 in Göttingen außerordentlicher, 1784 ordentlicher Professor, 1807 Dekan der Juristenfakultät und gegen das Ende seines Lebens Geh. Justizrath und Ritter des Guelfenordens. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten: Abhandlung über den Einfluß, welchen der Stand des Verbrechers auf die Strafen und das Verfahren in Strafsachen hat (Göttingen 1784); — Principia juris criminalis communis (das. 1789, neueste Ausg. 1820); — Praktische Bemerkungen aus dem Kriminal- und Civilrecht durch Urtheile und Gutachten der gött. Juristenfakultät erläutert (das. 1791—1794, 2 Bde.). — 5) Johann Christian Friedrich, geb. 1758 zu Hollenbach im Fürstenthum Hohenlohe, wurde 1782 zum Justizkommissär in Oppeln, dann zum Hof- und Kriminalrath in Brieg, 1792 zum ordentlichen Professor der Rechte in Frankfurt a. d. O. und 1811 in gleicher Eigenschaft in Breslau zum Professor ernannt. Nachdem er schon 1819 in den Ruhestand versetzt worden war, † er 1819 zu Strehlen bei Breslau. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten: Lobrede auf Friedrich den Einzigen (Breslau 1778); — Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen (Frankfurt a. d. O. 1808); — Ueber die Aufnahme und fortdauernde Gültigkeit des Sachsenrechts in Schlesien (Breslau 1808); — Verkenntnisse und Institutionen des Privatrechts (Züllichau 1810); — Ueber den Eid nach reinen Vernunftbegriffen, eine gekrönte Preisschrift (das. 1810); — Ueber die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophie im Urgesetze der Sittenlehre bei der Einstimmigkeit in Einzellehren derselben, eine gekrönte Preisschrift (das. 1812, 4); — Jus romanum privatum idque purum (Fol., das. 1813). — 6) Leonhard, fruchtbarer schweiz. Schriftsteller, geboren am 12. November 1741 zu Nefftenbach bei Zürich, wo sein Vater Pfarrer war. Nach dem frühzeitigen Tod desselben kam er nach Zürich und wurde durch Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer, deren Unterricht er genoß, in die Geschichte, klass. Literatur und die schönen Wissenschaften eingeführt. Im Jahre 1773 wurde er zum Professor der Geschichte und Moral an der Kunstschule zu Zürich; 1791 zum Pfarrer an der dortigen St. Jakobskirche ernannt. Von 1798—1800 bekleidete er die Stelle eines Sekretärs des helvet. Vollziehungsausschusses zu Luzern, fühlte sich aber in dieser Stellung nicht behaglich und wurde deshalb 1800 zum Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis ernannt. Nach einigen Jahren entsagte er dieser Stelle und widmete seine volle Zeit den Wissenschaften und der Erziehung einiger Jünglinge. Aber der Zug zur Kanzel war bei ihm so groß, daß er gegen das Ende seines Lebens noch ein Mal eine Predigerstelle in Kappel im Kanton Zürich annahm. Daselbst † er am 18. Oktober 1811. M. hat eine große Anzahl von Werken hinterlassen; keines ist ganz nutzlos, aber es erhebt sich auch keines über das Mittelmäßige. Am meisten Beachtung verdienen: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur (2 Bde., Heidelberg 1780); — Gesch. der deutschen Sprache und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts (Bern 1796, 2 Bde.); — Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur (das. 1777); — Charakteristik deutscher Dichter (Zürich 1785—93). Die andern geschichtlichen Werke M.s, welche nicht die deutsche Literatur betreffen, sowie seine poetischen Werke sind jetzt vergessen. — 7) Simon, einer der bedeutenderen Maler der neuern Zeit, geb. zu Koblenz 1803, bildete sich in Paris unter Horace Veront besonders in der Pferde- und Schlachtenmalerei aus. Er † 1844 zu Köln, wo er in der letzteren Zeit gelebt hatte. Seine schönsten Bilder sind eine Löwenjagd, mehre Scenen aus dem griechischen Befreiungskriege und die Schlacht bei Ligny. Fehlt auch gar oft die Sorgfalt im Einzelnen, so zeigt dagegen die Auffassung im Ganzen Leben und Bewegung;

auch das Kolorit zeichnet sich vortheilhaft aus. Im Jahre 1840 verfertigte er mit seinem Bruder ein kolossales Panorama, welches den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellt und allgemein großen Beifall fand.

Meisterdorf, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz; Glashändler, Glasarbeiter, 2 Mühlen; 860 Einw.

Meisteressen, s. Meister.

Meistergeld, 1) s. Meister; — 2) Geld, welches von den Gesellen für den Gebrauch des Handwerkszeugs hier und da an den Meister entrichtet wird.

Meistergesang (deutsche Lit.). Unter M. versteht man diejenige lyrische Poesie, die in Deutschland, an den Minnegesang sich anschließend, im 15. u. 16. Jahrh. in förmlichen Schulen, nicht mehr nach bloß herkömmlichen Gesetzen, sondern nach Regeln u. Tabulaturen hauptsächlich von Handwerkern geübt wurde. Die Minnepoesie, d. h. die Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts wurde im 14. Jahrhundert noch in gewohnter Weise fortgesetzt, ja es gab sogar noch bis in das 15. Jahrhundert einzelne edle Herrn, wie z. B. Heinrich von Mügeln, Graf Oswald von Wolkenstein und Graf Hugo von Montfort, welche sich nicht ohne Glück mit derselben befaßten. Aber dies sind doch nur vereinzelte Erscheinungen, die mit dem 15. Jahrhundert völlig verschwinden. Die Ritterwelt hatte sich im Ganzen von der Poesie abgewendet, die Höfe der Fürsten versagten ihr den Schutz, den sie ihr bis jetzt hatten angedeihen lassen. So gerieth die Poesie aus den Händen der Herren in die der Meister, in die Hände des Bürgerstandes der zu Macht und Ansehen emporsteigenden Städte: aus dem Minnegesang entwickelte sich der Meistergesang, der gleich den andern Künsten der Handwerker schulmäßig gelernt wurde. Den Uebergang des künstlichen Minnelieds in den verkünstelten M. zeigt sich namentlich deutlich bei Muskatblüt (lebte zu Anfang des 15. Jahrhunderts) und Michael Beheim (geb. 1416 und † gegen 1480). Ganz genau läßt sich nicht angeben, wann das Institut der Meistersänger und ihrer Zünfte oder Gesellschaften in den Städten entstanden ist. Gewöhnlich sieht man Frauenlob für den Stifter der mainzer Meistersängerschule an, aber mit Unrecht, da die Meistersängerschule bürgerlichen, die mainzer Singschule dagegen kirchlichen Ursprungs ist. Für nichts mehr als eine bloße Sage ist es zu halten, wenn die Entstehung des M.s auf die Zeiten der Entstehung des deutschen Reiches unter Otto d. Gr. zurückgeführt und erzählt wird, es hätten vor diesem Kaiser zu Pavia die 12 ersten Meister, gleichsam die Apostel des M.s, einen Wettgesang gehalten. Nur so viel ist gewiß, daß die Meistersängerschulen in der Mitte des 15. Jahrhunderts bereits bestanden und als in die graue Vorzeit hinaufreichendes Institut angesehen wurden. Durch die Reformation kam dann in diese Kunst ein neues Leben; sie half den Schulen erst dazu, ihren eigenthümlich geschichtlichen Charakter auszuprägen. Wie der Minnegesang seinen Hauptsitz in dem südlichen Deutschland gehabt und sich von da nach Oesterreich verbreitet hatte, so nimmt auch der M. seinen Gang von dem Oberrhein, Franken und Bayern aus nach Oesterreich und von da bis nach Schlesien und Pommern. Die Städte, in denen er vorzüglich gepflegt wurde, sind Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Kolmar und Ulm. Hier schlossen sich theils die Meister eines und desselben Handwerks, wie in Kolmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber, theils aber, und in den meisten Städten, die gesanglustigen und gesangkundigen Meister aus den verschiedenen Handwerken zu einer Sängerzunft an einander, wiewohl sie selbst sich nicht als eine Zunft, sondern für eine freie Gesellschaft ansahen. Ehrbar, sittlich, streng und fromm wollten diese Meister ihre Kunst als eine vorzugsweise heiligen Zwecken gewidmete treiben. Die Gegenstände des Volksgesangs blieben im Allgemeinen dem M. fremd; er verschmähte Alles, was nicht mit der Bibel oder mit der heiligen Geschichte zusammenhing. Noch nach der Reformation war es bei den öffentlichen Singschulen verboten, außer der biblischen Geschichte auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre zu singen; so Etwas war nur für das einleitende Freisingen erlaubt; in dem Hauptsingen war nichts gestattet, was nicht aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments geschöpft war. Im 15. Jahrhundert zeigt sich der M., obwohl auch schon damals der religiöse Stoff und unter diesem wieder der streng biblische der bevorzugteste war, noch nicht so beschränkt, sondern die Meistersänger hatten damals auch noch ihre herzliche Freude an der Spekulation der Mystiker und der Gelehrsamkeit der Scholastiker, an den mystischen Auslegungen der Psalmen, Evangelien und Episteln, an den dunkeln dogmatischen Räthseln, an den Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Maria und der Geburt Gottes, an den Weissagungen vom jüngsten Gericht und den überschwenglichen Hymnen und Dithyramben zum Preis der Jungfrau Maria.

Es würde unbegreiflich erscheinen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhunderts auf so absonderliche Stoffe verfallen konnten, wenn es sich nicht bei genauerer Untersuchung zeigte, daß die Zeit ihnen nichts Anderes darbot. Um sich selbst poetische Stoffe zu schaffen, dazu fehlte ihnen alle natürliche Begabung; sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung darbot und da huldigten sie denn der eigenthümlichen Erbauungsweise ihrer Zeit, jener ascetischen Richtung, jenem Marienkultus, der im 15. Jahrh. so außerordentlich stark hervortritt, gleichsam als wollte er vor seinem baldigen Ende der Welt noch ein Mal recht deutlich seine Lebenskraft zeigen. Die Uebertreibungen, sagt Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur, der Zelotismus, die mystischen Grübeleien, die abgeschmackten und oft lächerlichen und gemeinen Gleichnisse, die Ueberladung und die frostige Andächtelei, das Haschen nach Gelehrsamkeit, der prophetische und tiefstrebende Hang, die Wortgefechte der Scholastiker, die Scheinweisheit der

Astrologen und Alles, was wir in jenen lehrenden und geistlichen Poesien seit mehren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit stets übler und ärger anwachsen sahen, findet sich in den Meistergesängen des 15. Jahrhunderts wieder. Scheute man sich doch nicht, die Trinität unter dem Bild von 3 Buhlern darzustellen, welche mit ihren Vorzügen um Ein Weib werben und von ihr alle 3 angenommen werden. Unter den Buhlern verstand man aber Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den heiligen Geist und unter dem Mädchen die Jungfrau Maria. Man könnte kaum begreifen, wie es möglich war, daß die Geschmacklosigkeit zu einer solchen Tiefe und die Andachtsübung zu einer solchen Stumpfheit herabsinken konnte, wenn man nicht berücksichtigte, wie diese Gegenstände nun mehre 100 Jahre lang schon in unzähligen Gedichten materiell so erschöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der scholastischen Dogmatik stehend geworden und selbst dem Handwerker bekannt waren, daß sie zum mechanischen Gebrauch dienten, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, sondern Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünstelte Vers- und Reimart in Künstelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erschwertesten Maße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden. Die Töne von 7—8 Reimen waren sehr selten, die 20reimigen viel häufiger, ja man steigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr. So hören wir in den Meistergesängen die subtilsten Gegenstände in der barbarischsten Sprache, in der leblosesten Form behandelt, und selbst als hernach die Bibel, die testamentliche Geschichte und was damit zusammenhängt, bis zu dem Maße der Nüchternheit und Einfachheit im M. erschien, daß man die dürrsten Genealogien hinreimte und sich daran ergötzte, selbst da, wo man dem schmucklosen und einfältigen Vortrag der Bibel noch so treu blieb, steht der gezwungene Gesang, der selten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die steife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandeln. Diese Gesänge, die den tiefsten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen, sind meist ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben.

Die Zusammenfassung, der meist aus den bedeutendsten Minnesängern zusammengestellten, aber außerordentlich vermehrten Regeln und Gesetze des M.s hieß **Tabulatur**. Das Lied selbst hieß **Bar**, das Versmaß **Gebäude**; die Melodie **Ton** oder **Weise**. Jedes Lied bestand aus mehren **Gesätzen** (Strophen) und diese wieder aus 2 **Stollen** (Strophe und Antistrophe), die gleiches Versmaß und gleiche Melodie hatten. Darauf folgte der **Abgesang**, der in einem Stollen in einem besondern Versmaß gedichtet war. **Körner** wurden die letzten Verse einer Strophe genannt, die sich mit den letzten Zeilen der folgenden Strophe reimten. Zuweilen wurde auch der Abgesang von den beiden Stollen in die Mitte genommen. Die Gleichheit der Stollen wurde nach der Zahl der Silben und Zeilen bemessen; doch kam es auch öfter vor, daß die Reime in dem zweiten Stollen eine andere, namentlich dem ersten entgegengesetzte Folge erhielten. Die eigentlichen lyrischen Lieder hatten in der Regel mehre Strophen; die sogenannten Sprüche, namentlich die reflektirenden und didaktischen, bestanden abermeistens aus Einem. Bei dem **Reim** mußte man 32 Fehler (**Versingen**) zu vermeiden suchen, man durfte z. B. keinen Anhang (Lande für Land) brauchen, eben so keine Klebsilbe (z. B. lan statt lassen) und kein Lind und Hart, d. h. kein t auf ein d, oder ein p auf ein b reimen. Der Strophenbau wurde bis zur Ungeheuerlichkeit, zu 100 Reimen die Strophe, ausgedehnt und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet: Es gab nicht nur einen blauen und rothen Ton, sondern auch eine gelb-Veilein-Weise, eine roth-Nußblüthweis, eine gestreift-Safranblümleinweis, eine gelb-Löwenhautweis, eine kurze Affenweis, eine Fett-Dachsweis, eine Schneckenweis, eine schwarze Tintenweis, eine verschlossene Helmweis, des Cupidinis Handbogenweis, eine fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, eine Cliosposannenweis, Rosmarinweis, eine geblumte Paradiesweis, eine treue Pelikansweis. Der, welcher über die Tabulatur vollständige Auskunft zu geben und dieselbe anzuwenden wußte, hieß ein **Schulfreund**, wer sie nur theilweise kannte, ein **Schüler**, wer erst einige Töne vorzusingen vermochte, ein **Singer**, wer zu den Tönen Anderer Lieder zu machen verstand, ein **Dichter** u. wer endlich selbst eine Melodie zu erfinden verstand, ein **Meister**. Die Erfindung eines neuen Tons war die Hauptsache, denn die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigene Singschulen hatten, nie anders als singend hören. Auf den Text kam wenig an. Denselben Text mit varirten Tönen wieder zu bringen, war erlaubt, nur in der Melodie waren sie erfinderisch, sie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, soweit sich 4 Silben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden seyn. Und so wurde bei der Prüfung solcher neuen Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; 3 Mal singt der Meister mit verändertem Ton und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen Andern für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen andern Ton um 4 Silben eingreift, dann wird er anerkannt und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu.

In ästhetischer Beziehung sind also die Leistungen der Meistersänger nicht allein unbedeutend und dürftig, sondern gradezu geschmacklos und trostlos. Um so höher stellt sich aber ihre Bedeutung zur sittlichen Bildung des deutschen Bürgerstandes. In dem 15. und 16. Jahrhundert gährte es in allen untern Ständen, ein Rennen und Treiben nach Ansehen, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringern und Mißgunst, Anfeindung und Verfolgung zerrütteten

die Lebensverhältnisse der verschiedenen Stände und der verschiedenen Handwerker. Bei all' der Heftigkeit des Zunftneides, bei all' der Derbheit dieses Schlages von Menschen setzt es in der That eine gute Natur und viel Tüchtigkeit der Gesinnung voraus, daß man sich wieder in der Gesammtzunft der Sänger vereinigte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Die Meistersänger repräsentiren in der That im socialen Leben das Beste ihrer Zeit. Wenn der Handwerksmeister, sagt Vilmar in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur, sein Webschifflein in Ruhe gestellt, Ahl und Pechdraht bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Scheere an den Wandhaken gehängt hatte, dann übte er sich in der einsamen Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge, und kam dann der Sonntag heran, so wurde die mit bunten Schildereien gezierte Schultafel ausgehängt, zur Ankündigung, daß Sonntags Nachmittags nach den Gottesdiensten Schule gesungen werden solle auf dem Rathhause oder — wie zumal späterhin gewöhnlich war — in der Kirche. Es versammelten sich dann die Meister der Sängergesellschaft, die Singer und Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben und ein großer Kreis von Bürgern und Bürgerinnen; die Meister, um ihre neu erfundenen Töne, die Sänger und Dichter, um die Nachdichtungen fremder berühmter Töne, die Schulfreunde und Schüler, um die Gesänge der Meister zu eigener Uebung hören zu lassen, und tiefes, ehrerbietiges Schweigen herrschte in der oft ungemein zahlreichen Versammlung. Obenan saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte Gemerk: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronmeister. Neben dem Merkmeister saßen die Merker oder Sangsrichter, und der älteste hatte Luthers Bibel auf dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger behandelte Stelle auf und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift, als auch mit Luthers reiner Sprache übereinkomme. Der vorzüglichste Sänger der diesmal abgehaltenen Singschule wurde dann von dem Kronmeister gekrönt. Der erste Preis bestand in einem silbernen Gehäng mit einer den auf der Harfe spielenden König David vorstellenden Münze, daher der Sieger Königdavidsgewinner genannt wurde. Der 2. Preis bestand in seidenen Blumen. In manchen bevölkerten reichen Städten besaß die Meistersängergesellschaft einen sehr ansehnlichen Schatz von Pretiosen (zusammen auch Kleinod genannt), so daß diejenigen Meister, welche früher schon gekrönt worden waren, in jeder Singschule mit ihren Zierden ausgestattet erscheinen konnten. Gekrönt und mit dem Kleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für Gattin und Kinder, für die ganze zahlreiche Verwandtschaft und für die Zunft selbst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben und dieses von dem Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahrt. Das waren die Feierabend- und Feiertagsbeschäftigungen, die Sonnabend- und Sonntagsvergnügungen der Handwerker der Vorzeit, das waren die Erholungen und Freuden der alten Väter des bescheidenen Handwerks, während der höhere Bürgerstand oft in Genußsucht und Prachtliebe sich verzehrte, der Bauer zum großen Theil in geistiger und physischer Niedrigkeit am Boden lag, die Gelehrten dem Genius und dem Weine dienten, zahllose Müßiggänger und fahrende Leute einer maßlosen Trunksucht fröhnten und die Ritterschaft in blutigen Händeln und rohen Fehden ihr edles Erbtheil vergeudete. — Jahrhunderte lang dauerte die Uebung des M.es; im 16. Jahrhundert war er am lebendigsten, aber auch das 17. mit seinen 30jährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte tief in das 18. Jahrhundert fort, und nachdem er am frühesten in Mainz, der ältesten Heimath erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimath, um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der M. sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch waren daselbst im Jahre 1830 12 alte Singmeister übrig, welche, nachdem sie erst vom Rathhause aus ihrer „Schaustube", dann auch aus einem andern städtischen Lokale ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sie die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren nur noch 4 dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, der Schlüsselmeister, der Merkmeister und der Kronmeister; und diese haben am 21. Oktober 1839 den alten M. feierlich beschlossen und bestattet, ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen' und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen".

Die berühmtesten Meistersänger der älteren Zeit waren: Hugo von Trymberg, Boner, Sebastian Brand, M. Zoller, Hans Folz, Geiler von Kaisersberg, Th. Murner, K. Harder, Halbsuter, Th. Schernberg und vor Allen Schnepper, genannt Rosenblüth (um die Mitte des 15. Jahrhunderts), dem wir die ersten noch vorhandenen dramatischen Versuche in Fastnachtsspielen verdanken, und der wackere nürnberger Schustermeister Hans Sachs (geb. zu Nürnberg 1494). Die Dichtungen dieses fruchtbaren deutschen Sängers wurden längere Zeit als ganz nichtssagend und schlecht verachtet, bis sie von Göthe und Wieland in Schutz genommen und ihnen der Werth, der ihnen wirklich gebührt, wieder vin-

dicirt wurde. Vergl. außer den oben genannten Werken von Gervinus und Vilmar: Puschmann, Gründlicher Bericht des deutschen M.s (Görl. 1571); — Wagenseil, Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst (Altorf 1697); — Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von v. d. Hagen, Docen, Büsching und Hundeshagen (Breslau 1812) — und Jakob Grimm's Schrift, Ueber den deutschen M. (Göttingen 1811).

Meistergesell, in größeren Werkstätten der älteste Gesell, den der Meister zum Aufsehen über die übrigen Gesellen bestellt.

Meister Hämmerling, alter Ausdruck für Henker, Scharfrichter.

Meisteria (Bot.), 1) nach Gmelin, Pflanzengattung. Art: M. anonyma *Gmel.*, s. v. a. Barreiria theobromae folia; — 2) nach Scopoli, Pflanzengattung, s. v. a. Pacourina *Aubl.*

Meister im Bleche, Stellen im Bleche, wo dasselbe nicht ganz eben und glatt, sondern windschief ist.

Meisterknecht, 1) s. Meister; — 2) s. Zuckerraffinerie.

Meisterkraut (Bot.), s. v. a. Meisterwurz, Imperatoria Ostruthium *L.*

Meisterlade, s. Lade, 2).

Meisterlauge, s. Seife.

Meistern (Färber), ein in der Blauholzküpe hell gefärbtes Zeuch in der Blauholzbrühe dunkelblau färben.

Meisterpfund, bei der Wollenmanufaktur gebrauchtes Gewicht, zur Abwägung der Wolle, etwas schwerer als ein gewöhnliches Pfund.

Meisterpulver, s. v. a. Magisterium.

Meisterrecht (Handw.), s. Meister.

Meistersänger (Lit.), s. Meistergesang.

Meistersänger (Ornith.), s. v. a. Motacilla (Curruca) Orphea *Temm.*

Meisterschaft, bezeichnet in der Musik das Gilden- und Zunftwesen unter den alten Musikern und Sängern, z. B. der Meistersänger, der noch jetzt in einigen Gegenden mit gewissen Vorrechten und Gerechtsamen bestellten Stadt- und Amtsmusikanten u. s. w.

Meisterschnitt (Chir.), franz. Coup de maître, eine von Maréchal herrührende Benennung, welche derselbe jenem Moment bei der Operation des Steinschnitts mittelst des großen Apparats gab, wobei er den longitudinalen Schnitt in der Harnröhre, bis nach dem Blasenhals verlängerte, s. Steinschnitt.

Meisterschwanden, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Aargau, Bez. Lensburg, rechts am Hallweiler-See; 620 Einw.

Meistersfeld, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Preußen), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 200 Einw.

Meisterstück s. Meister.

Meisterswalde, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; Kram- und Viehmarkt; 470 Einw.

Meistertage, Tage, an welchen die Meister einer Zunft zur Berathung über Zunftangelegenheiten zusammen kommen.

Meisterturnier, s. Turnier.

Meister vom Stuhl, s. Verbindungen und Gesellschaften, geheime, unter Freimauerei.

Meisterwurz (Bot.), s. v. a. Imperatoria Ostruthium *L.*, falsche oder schwarze Meisterwurz, s. v. a. Astrantia major *L.*

Meisur, Reich und Stadt, s. v. a. Mysore.

Meiswinkel (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Siegen; 160 Einw.; — 2) (Hinter-M.), Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 130 Einw.

Meitadella, barceloneser Wein- u. Branntweinmaß, 72 = 1 Carge = 123,756 Liter.

Meitingen (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-M.), R.-B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; 200 Einw.; — 2) R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Wertingen; Schloß; 246 E.; — 3) (Unter-M.), das., Lgr. Schwabmünchen; Schloß, Hospital; 610 Einw.

Meity, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Khandeisch, südöstlich von Nandurbar.

Meitze, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Bissendorf-Essel; 200 Einw.

Meitzendorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wolmirstädt; 560 Einw.

Meiwar, Distrikt, s. Sindiah.

Meiwulla, Insel, s. Fidschi-Inseln.

Meiz, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; 120 Einw.

Meize, la, franz. Dorf, Depart. Haute-Vienne, Bez. St.-Yrieux; 1680 Einw.

Meizow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; 140 Einw.

Mejau Meyon, asiat. Felsinsel, Ostindien, Molukken-Archipel, zwischen Celebes und Dschiloto.

Mejdul, afrikan. Flecken, Fezzan, östlich von Murzuk.

Mejerda, Medsjerda, afrikan. Fluß, Tunis, entspringt im östlichen Theile von Algier, fließt von Südwesten nach Nordosten, und fällt bei dem Cap Farina in das Mittelmeer.

Mejicano, s. v. a. mexikanischer Piaster.

Mejirow, russ. Flecken, Gouv. Podolien, südlich von Litin.

Mejo, portug. Maß, s. Meyo.

Mejonit (Min.), s. v. a. Wernerit (s. d.).

Mejorada, span. Flecken, Neukastilien, Prov. Toledo, nördlich von Talavera; 850 Einw.

Mejram (schwed., Bot.), s. v. a. Majoran, Origanum Majorana *L.*

Mejuram, europ.-Ort, Albanien, Sandschat Avlona, südwestlich von Klissura.

Mekami, afrikan. Stadt, Nigritien, Land Zegzeg, südlich von Kano.

Mekemes (türk.), Gerichtshöfe, s. türk. Reich (Geogr.).

Mekhader, Distrikt und Stadt, s. Sana 1).

Mekheyr-el, afrikan. Stadt, Nubien, Dar-Berber, rechts am Nil, nordöstlich von Schendi.

Mekine, österr.-illyr. Kirchdorf, Kr. Neustadt, Bez. Sittich; 100 Einw.

Mekines, Stadt, s. v. a. Mequinez.

Mekka, Hauptstadt von Arabien und der am rothen Meere liegenden Landschaft Hedschas, 5 Meilen von der Küste, stand sonst, wie ein großer Theil von Hedschas, unter dem Scherif von M., der einigermaßen von dem türkischen Sultan abhängig war. In der neuern Zeit war der Pascha oder Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, in Folge der Siege über die Wahabiten, welche sich der heiligen Städte M. und Medina bemächtigt hatten, Herr dieses Landes geworden und hielt dasselbe mit seinen Truppen bis 1841 besetzt. M., welches von dem Reisenden Burckhardt 1814 besucht wurde, dem wir bei Beschreibung dieser Stadt theilweise folgen, liegt in einem engen und sandigen Thale, das in seiner Breite von 200 bis 700 Schritten wechselt. In dem breitesten Theile desselben steht der Haupttheil der Stadt, und in den engern Theilen des Thales sind blos einzelne Häuserreihen oder abgesonderte Schoppen. Die Stadt selbst nimmt einen Raum von 1500 Schritten in der Länge ein; aber die ganze Ausdehnung des Flächenraumes, welcher mit dem Namen M. bezeichnet wird, beläuft sich mit den Vorstädten auf 3500 Schritte. Die Hügel, welche dieses Thal einschließen, sind 200—500 Fuß hoch, völlig unfruchtbar und baumlos. Man kann M. eine schöne Stadt nennen; seine Straßen sind im Allgemeinen breiter, als die anderer Städte des Orients, die Häuser hoch und von Stein erbaut, nnd die vielen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein angenehmes u. mehr europäisches Ansehen als den Städten in Aegypten u. der Türkei, wo nur wenige Fenster auf die Straße gehen, eigen ist. Viele Häuser haben 3 Stock, und fast alle sind zum Vermiethen eingerichtet, indem sie sich in viele getrennte Wohnungen theilen, deren jede ein Wohnzimmer und eine kleine Küche hat. Seit die Wallfahrt abgenommen hat, sind viele Einwohner, da sie keinen Gewinn mehr vom Vermiethen ihrer Quartiere beziehen, nicht im Stande, die Unkosten der Reparaturen zu tragen; daher man in jeder Straße Häuser sieht, welche verfallen. Jedes Haus hat seine Terrasse, deren aus Kalksteinen gebildeter Boden eine kleine Neigung hat, damit das Regenwasser durch Rinnen in die Straße fließe. Die Terrassen sind durch eine kleine Brustwehr den Blicken der Vorbeigehenden entzogen. Die Stadt ist von allen Seiten offen, doch steht auf dem Gipfel eines Hügels eine große Citadelle (Schebel Schad), mit starken Mauern und festen Thürmen umgeben, welche den größten Theil der Stadt beherrscht, aber wieder von einigen höhern Gipfeln beherrscht wird. Sie enthält eine große Cisterne und eine kleine Moschee und kann eine Besatzung von 1000 Mann fassen. Am Fuße des Hügels steht der große Palast des Scherifs, ein unregelmäßiges Gebäude mit vielen geräumigen Höfen. Die Straßen fand Burckhardt alle ungepflastert. Im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben eben so große Beschwerlichkeiten, als der Schmutz in der Regenzeit, während welcher man sie nach einem Regengusse kaum passiren kann; denn im Innern der Stadt fließt das Wasser nicht ab, sondern bleibt stehen, bis es ausgetrocknet ist. M. hat in der neuern Zeit durch die Plünderung der Wahabiten und durch die Verminderung der Pilger verloren, welche jährlich dahin kamen und diese Stadt zum Mittelpunkte des Handels zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa machten. Seit einiger Zeit hat sie jedoch angefangen, sich wieder zu erholen. Die Bevölkernng, welche von 100,000 auf 34,000 Seelen herabgesunken war, als Burckhardt sie besuchte, beträgt jetzt vielleicht wieder 60,000. M., berühmt als Geburtsstadt Mohammeds, hat nur wenige öffentliche Gebäude u. steht in dieser Hinsicht anderen Städten des Orients von gleicher Größe nach. Man sieht hier weder Khane zur Bequemlichkeit der Reisenden u. zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter, noch prächtige Paläste, noch Moscheen, welche so viele andere Städte des Orients zieren. Auch die Umgegend von M. ist traurig; sobald man die äußersten Umgebungen M.'s passirt hat, zeigt sich die Wüste; weder Gärten u. Bäume, noch Lusthäuser sieht man den Eingängen der Stadt entlang, welche von jeder Seite mit unfruchtbaren, sandigen Thälern und eben so unfruchtbaren Hügeln besetzt ist. — Das berühmteste Gebäude und die größte Merkwürdigkeit M.'s ist die große Moschee mit der Kaaba, welche da steht, wo das Thal weiter ist, als in den andern Theilen des Innern der Stadt, und Beitullah (Haus Gottes) oder El Haram (die Heilige) heißt. Sie bildet ein längliches, von Mauern umgebenes Viereck, welches 250 Schritte lang, und 200 breit ist. Die nördliche Seite besteht aus einer vierfachen, die übrigen uur aus dreifachen Säulenreihen, welche oben durch Bogengewölbe verbunden sind, von denen je 4 eine kleine Kuppel tragen. Solcher Kuppeln sind es 152. Längs dieser Kolonnaden hängen überall von den Bogengewölben Lampen herab, deren einige jeden Abend, alle zusammen aber nur während des Ramazan (Fasten-Monats) angezündet werden. Die meisten dieser 20 Fuß hohen Säulen sind von gemeinen Steinen, nur einige von Marmor, Granit oder Porphyr. Auch die Form und Bearbeitung der Säulen ist sehr verschieden. Uebrigens ist diese Moschee nebst der Kaaba selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man keine Spuren frühern Alterthums daran wahrnehmen kann. Von den Säulengängen ringsum führen 7 gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Sie erheben sich 9 Zoll über den Erdboden, sind mit feinem Kies bestreut und so breit, daß 4 bis 6 Personen neben einander gehen können. Die von diesen Wegen eingeschlossenen Zwischenräume sind stellenweise mit Gras bewachsen, welches von dem Wasser des Zemzem herrührt, das aus den in langen Reihen überall hier aufgestellten Krügen tropft. Der Boden der Moschee ist niedriger, als der der benachbarten Straßen, so daß man von der Nordseite 8 bis 10, und von der Südseite 3 bis 4 Stufen hinabsteigen muß. — Die Kaaba oder das hei-

lige Haus steht nicht genau in der Mitte der Moschee, sondern 115 Schritte von der nördlichen, und 88 von der südlichen Kolonnade entfernt, und ist ein längliches, massives Gebäude, 18 Schritte lang, 14 breit und 35 bis 40 Fuß hoch. Die Mohammedaner glauben, daß zuerst Adam, hernach Abraham die Kaaba erbaut, und daß dem letztern dabei sein Sohn Ismael die Steine zugelangt habe, welche durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gleich 4eckig zugehauen aus der Erde zum Vorschein kamen. Sie wurde so, wie sie jetzt dasteht, im Jahre 1672 erbaut, nachdem eine Wasserfluth im Jahre vorher 3 ihrer Seiten umgeworfen hatte. Da das Dach der Kaaba ganz flach ist, so sieht sie in der Ferne wie ein vollkommener Würfel aus. Die einzige Thüre, welche in das Innere führt und jährlich 3mal geöffnet wird, ist an der Nordseite und etwa 7 F. über der Erde, so daß eine hölzerne Treppe von 10 etwa 8 F. breiten Stufen angesetzt werden muß, um hineinsteigen zu können. Diese Thüre ist ganz mit Silber überzogen und mit einigen vergoldeten Verzierungen versehen. Auf ihrer Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen, die mit Moschus, Aloeholz ꝛc. gefüllt sind, hingesetzt. — Auf der nordöstlichen Ecke der Kaaba, nahe bei der Thüre, etwa 4—5 F. über der Erde, ist der berühmte schwarze Stein, von welchem die Mohammedaner glauben, daß derselbe vom Himmel gekommen und dem Abraham durch den Engel Gabriel als ein besonderes Zeichen der göttlichen Gnade überreicht worden sey. Sie sagen, er wäre ursprünglich rein und durchsichtig gewesen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber schwarz und undurchsichtig geworden. Er bildet ein unregelmäßiges Oval, etwa 7 Zoll im Durchschnitte, mit einer wellenförmigen Oberfläche u. ist aus etwa einem Dutzend kleinerer Steine von verschiedener Größe und Form zusammengesetzt, welche mit ein wenig Mörtel gut mit einander verbunden und ganz platt sind; er sieht aus, als wenn das Ganze durch einen heftigen Schlag in viele Stücke zerbrochen und dann wieder zusammengesetzt worden wäre. Es ist sehr schwer, die Beschaffenheit des Steines genau zu bestimmen, da die Millionen Berührungen und Küsse, welche er erhalten hat, seine Oberfläche ganz abgerieben haben. Seine Farbe ist jetzt tief röthlich braun und nähert sich dem Schwarzen. Er ist auf allen Seiten mit einem Rand umgeben, der aus einer Mischung von Pech und Kies zu bestehen scheint und dazu dient, die abgebrochenen Stücke zusammen zu halten. Dieser Rand ist 2 bis 3 Zoll breit und ragt etwas über die Oberfläche des Steines hervor. Außerdem sind noch dieser Rand und der Stein selbst mit einer silbernen Einfassung umgeben, die unten breiter, als oben und an den beiden Seiten ist, auch nach unten beträchtlich dicker wird, als ob ein Theil des Steines hier darunter verborgen wäre. Der untere Theil der Einfassung ist mit silbernen Nägeln beschlagen. Auf der Westseite der Kaaba, etwa 2 F. unterhalb des Daches, ist das berühmte Myzab oder die Rinne, durch welche sich das Regenwasser vom Dache auf den Erdboden herabstürzt, etwa 4 F. lang und 6 Zoll breit und der Sage nach von reinem Golde. An der Oeffnung der Rinne hängt der sogenannte Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über welchem das Wasser herabfließt. Die 4 Seiten der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen herabhängenden Stoff bekleidet, der Kisua heißt und jährlich zur Zeit der Wallfahrt oder des Hadsch erneuert wird. In denselben sind verschiedene Gebete eingewebt, welche man aber, da sie von derselben Farbe sind, wie der Stoff selbst, nur mit großer Mühe lesen kann. Der Theil des Kisua, welcher die Thüre bedeckt, ist reich mit Silber gestickt. Für den schwarzen Stein und einen andern an der südöstlichen Ecke sind Oeffnungen gelassen, so daß diese Steine bei dem Umgange gehörig berührt werden können. Das Kisua ist immer von derselben Form und Weberei. Bei der Abnahme des alten Kisua geht es ziemlich unanständig zu. Einheimische und Fremde, Alt und Jung drängen und raufen sich, um einige Fetzen davon zu erhalten. Die Pilger sammeln sogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, und verkaufen ihn bei der Rückkehr als ein Heiligthum. Die dunkle Farbe des Kisua gibt der Kaaba, die frei in der Mitte des ungeheuren Vierecks steht, beim ersten Anblick etwas sehr Eigenthümliches und Imposantes. Da die Bekleidung nirgends dicht an den Mauern anliegt, so wird sie durch das leiseste Lüftchen in wellenförmige Bewegung gesetzt. Die frommen Pilger halten dies für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beschützenden 70,000 Engel, deren Fittige, wie sie sagen, jene Bewegungen hervorbringen. Wenn die Posaune des letzten Gerichts ertönt, werden sie die Kaaba in das Paradies tragen. — Unter den übrigen kleinern Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, erwähnen wir nur dasjenige, in welchem sich der berühmte heilige Brunnen (Zemzem) befindet. Es ist viereckig und hat an der Nordseite eine Thüre, welche in ein schönes, mit Marmor von verschiedenen Farben verziertes Gemach führt. An dasselbe stößt ein kleineres mit besonderem Eingang und einem Behälter, der stets voll Wasser ist. Die Pilger erhalten dieses Wasser zum Trinken, indem sie ihre Hand mit einem Becher oder einer Schale durch ein offenes, eisernes Gitter in das Wasserbecken stecken, ohne in das Zimmer zu treten. Die Oeffnung des Brunnens ist mit einer 5 F. hohen und 10 F. im Durchschnitt haltenden Mauer umgeben. Auf dieser stehen die das Wasser mit ledernen Eimern herausschöpfenden Leute. Vom frühesten Morgen an, schon vor Tagesanbruch, bis gegen Mitternacht ist dieses Brunnengebäude stets mit Menschen angefüllt. Jedermann hat zwar die Erlaubniß, sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber gewöhnlich wird dieses Geschäft von eigends dazu angestellten Personen verrichtet. Die Türken betrachten es als ein Wunder, daß das Wasser nie abnimmt, wie viel auch geschöpft werden möge. Dies kommt daher, weil das Wasser auf dem Boden fließend ist und folglich durch einen unterirdischen Bach herbeigeführt wird. Es fühlt sich hart an und sieht zuweilen milchicht

aus; aber der Geschmack ist angenehm und nicht salzig, wie bei den andern Brunnen der Stadt. Wenn es frisch heraufkommt, ist es etwas laulich und gleicht in dieser Hinsicht vielem anderen Quellwasser in Hedschas. Dieser heilige Brunnen Zemzem versorgt die ganze Stadt mit Wasser, und es gibt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; es zum Kochen oder zu anderm häuslichem Gebrauch zu verwenden, wird für gottlos gehalten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingestellt. Es wird als ein untrügliches Heilmittel für alle Krankheiten angesehen, und die frommen Mohammedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesunder würden sie bleiben und desto gottgefälliger würde ihr Gebet seyn. Viele Pilger, nicht zufrieden, es bloß zu trinken, ziehen sich in dem Zimmer des Brunnengebäudes aus und lassen sich eimerweise damit begießen, in dem Glauben, daß das Herz dadurch eben so gereinigt werde, wie der Körper. Wenige Pilger verlassen M., ohne etwas von diesem Wasser in kupfernen oder zinnernen Flaschen mitzunehmen, um bei ihrer Heimkehr theils Geschenke damit zu machen, theils es für Krankheitsfälle oder zur Abwaschung nach dem Tode aufzubewahren. Die Mohammedaner glauben, daß der Brunnen Zemzen derselbe sey, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael in Gefahr war, vor Durst zu verschmachten. Es ist wahrscheinlich, daß die Stadt M. diesem Brunnen ihre Entstehung verdankt; denn viele Meilen in der Runde gibt es kein süßes Wasser. Die Mohammedaner glauben, daß die große Moschee jede mögliche Zahl von anwesenden Pilgern fassen könne, und daß selbst, wenn einmal alle Bekenner des Islam auf der Erde zu gleicher Zeit nach M. wallfahrten sollten, der Raum für die Betenden nicht zu klein seyn würde. Die Schutzengel, meinen sie, würden alsdann unsichtbarer Weise das Gebäude vergrößern und den Körper jedes einzelnen Pilgers verkleinern. Das Wahre daran ist, daß während der zahlreichsten Wallfahrten die Moschee, welche, wie Burckhardt glaubt, etwa 35,000 Personen fassen könnte, niemals halb voll ist. Burckhardt sah nie mehr als 10,000 Menschen auf einmal in der Moschee. Nur während der Stunden des Gebetes wird die Moschee (wie alle andern Moscheen des Morgenlandes) als ein heiliger Ort betrachtet. Außer dieser Zeit geht es ziemlich weltlich darin her. Während in der Stunde des Gebetes außer der Stimme des Imams kein Laut gehört wird, ist sie zu andern Zeiten der allgemeine Versammlungsort für Geschäftsleute und Müssiggänger, und zu jeder Stunde des Tages sieht man unter den Säulengängen Leute mit Lesen des Korans oder anderer Religionsbücher beschäftigt; auch breitet hier mancher arme Indier oder Neger seine Matten aus und bringt den ganzen Zeitraum seines Aufenthaltes in M. hier zu. Hier essen und schlafen sie, aber das Kochen ist nicht erlaubt. Während der Mittagsstunden kommen viele Personen dahin, um im kühlen Schatten des gewölbten Daches der Kolonnaden zu ruhen. Auch liegen daselbst zuweilen so viele Kranke, daß man eher in einem Spital, als in einem Tempel zu seyn glaubt. Knaben spielen auf dem großen Platze, und Lastträger benutzen die Moschee als Durchgang, um auf dem kürzesten Wege aus einem Stadttheile in den andern zu kommen. An einigen Stellen der Säulengänge werden öffentliche Schulen gehalten, wo Kinder buchstabiren und lesen lernen; sie bilden sehr lärmende Gruppen. Zwischen den Säulen sieht man Tag für Tag eine Menge Leinenzeuch hängen, welches im Wasser des heil. Brunnens gewaschen worden ist. Viele Pilger kaufen sich in M. ihr künftiges Sterbekleid, worin sie sich begraben lassen wollen, und waschen es selbst in dem Brunnen Zemzem. Solche Sterbekleider machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus. M. im Allgemeinen, aber vorzüglich die Moschee wimmelt von Schaaren wilder Tauben, welche als ein unverletzliches Heiligthum des Tempels angesehen und Beitullah-Tauben genannt werden. Niemand darf eine tödten, selbst dann nicht, wenn sie in ein Privathaus kommen sollte. Auf dem Platze der Moschee sieht man eine Menge kleiner steinerner Becken, welche täglich mit frischem Wasser gefüllt werden. Hier sitzen auch arabische Weiber und verkaufen Korn und Durra (Moorhirse), womit die Pilger die Tauben füttern. Die Moschee zählt 19 Thore, die an ihr ohne Ordnung und Symmetrie zerstreut sind. Durch das Thor Bab-es-Salam tritt jeder Pilger in die Moschee und durch das Thor Bab-el-Wodaa geht der Pilger, wenn er seinen Abschied von dem Tempel nimmt. Es sind keine Thüren an den Thoren, und die Moschee ist daher alle Zeit offen. Die äußern Mauern der Moschee sind zugleich die der Häuser, welche sie auf allen Seiten umgeben und zu sehr hohen Preisen an die reichsten Pilger vermiethet werden, weil die Fenster nach der Moschee zu gehen, und Pilger, welche in diesen Wohnungen leben, am Freitage ihr Gebet zu Hause verrichten dürfen, indem man annimmt, daß sie, da sie die Kaaba von ihren Fenstern aus erblicken, in der Moschee selbst seyen und sich im Gebete mit denen vereinigen, die im Tempel versammelt sind. Das Aeußere der Moschee ist mit 7 Minarets geziert. Der Dienst der Moschee beschäftigt eine große Menge Menschen, als Katibs, Imams, Muftis, Muedbins, welche zum Gebete rufen, Ulemas, welche Vorlesungen halten, und andere Personen geringerer Klasse. Sie werden aus den Einkünften der Moschee besoldet und erhalten auch einen Antheil von den Geschenken, welche die Pilger der Moschee machen. Die Einkünfte der Moschee sind immer noch beträchtlich, obgleich sie die besten Zweige ihres Einkommens verloren hat. Es gibt wenige Städte oder Bezirke des türkischen Reiches, wo sie nicht Grundeigenthum besäße, aber der jährliche Ertrag dieses Eigenthums wird oft von den Statthaltern der Provinzen zurückgehalten oder doch auf dem Wege durch so viele Hände, ehe er nach M. gelangt, sehr vermindert. Die Kaaba wird bloß

dreimal des Jahres geöffnet. Die Oeffnung findet eine Stunde nach Sonnenaufgang Statt, wo alsdann die Treppe an die Thüre des Gebäudes gesetzt wird, und nun steigt eine unermeßliche Menge Menschen auf ihr hinauf und erfüllt in einem Augenblicke das ganze Innere der Kaaba. Die Stufen der Treppe werden von den Verschnittenen der Moschee besetzt, die aber umsonst streben, Ordnung zu erhalten, und deren Stöcke stark auf diejenigen fallen, welche ihnen nicht ein kleines Geschenk geben. Viele unter dem Haufen werden jedoch unbarmherzig gequetscht. In dem Innern muß jeder 8 Rikats beten oder 16 Niederwerfungen machen, in jeder Ecke desselben 2 Rikats; während der Eine sich niederwirft, geht ein Anderer über ihn weg. Wenn die Gebete beendigt sind, muß der Besucher mit ausgebreiteten Armen gegen einen Theil der Mauer sich lehnen, sein Gesicht an dieselbe drücken und so zwei fromme Ausrufungen hersagen. Schluchzen und Wehklagen erfüllt dann den Raum, und viele Gesichter sind mit Thränen bedeckt. Burckhardt konnte nicht länger als 5 Minuten darin aushalten; die Hitze war so groß, daß er beinah ohnmächtig wurde, und einige Personen wurden wirklich ganz bewußtlos mit großer Schwierigkeit herausgetragen. Die Kaaba bleibt bis um 11 Uhr offen. Am folgenden Tage wird sie ausschließlich für Weiber geöffnet. Das Innere der Kaaba besteht aus einem einzigen Gemach, dessen Decke von 2 Säulen getragen wird, und hat kein anderes Licht, als welches es durch die Thüre empfängt. Die Decke und die Wände, bis etwa 5 F. von dem Boden, sind mit rothem Seidenstoff, der stark mit Blumen und Inschriften von Silber durchwebt ist, bekleidet, und der ungedeckte Theil der Wände ist mit schönem weißen Marmor eingelegt und mit erhaben ausgehauenen Inschriften und zierlichen Arabesken verziert; das Ganze ist von ausgesuchter Arbeit. Der Boden ist mit verschiedenfarbigem Marmor besetzt. Zwischen den Säulen sind zahllose Lampen, Geschenke der Gläubigen, aufgehängt, die von ächtem Golde seyn sollen. Burckhardt bemerkte sonst weiter nichts Anführenswerthes, aber das Innere der Kaaba war so finster, daß einige Zeit nöthig war, ehe er darin etwas sehen konnte. Uebrigens bildet der Besuch des Innern keinen Theil der Religionspflicht der Pilger, und mancher verläßt M., ohne das Innere der Kaaba gesehen zu haben. — Wer M. betritt, mag er ein Pilger seyn oder nicht, ist nach dem Gesetz verbunden, sofort die Moschee zu besuchen und kein anderes weltliches Geschäft zu verrichten, ehe er dieses gethan hat. Folgende Gebräuche müssen bei dem Besuche der Moschee beobachtet werden. Sobald man nach dem Eintritt durch den Säulengang die Kaaba erblickt, sagt man gewisse Gebete her und verrichtet 2 Rikats, d. h. man wirft sich viermal auf den Boden nieder, und drückt dadurch der Gottheit seinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hat man sich auf einem der gepflasterten Wege, die über den Platz führen, wo die Kaaba steht, derselben genähert, so stellt man sich dem schwarzen Steine gegenüber und verrichtet abermals 2 Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt oder auch, wenn das Gedränge nicht zu groß ist, geküßt wird; hierauf beginnt der Andächtige den Towaf oder den Gang rund um die Kaaba, so daß ihm dieselbe zur Linken bleibt. Dieser Gang muß 7mal wiederholt werden, und bei jedem Umlaufe müssen mit leiser Stimme gewisse Gebete verrichtet und zu Ende desselben der schwarze Stein, so wie noch ein anderer, in einer Ecke desselben eingemauerter, geküßt werden. Zuletzt tritt der Andächtige nahe an die Mauer des Gebäudes, zwischen dem schwarzen Stein und der Hauptthüre, drückt die Brust dicht an dieselbe und fleht mit weit ausgestreckten Armen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Hierauf begibt er sich nach verrichteten 2 Rikats zu dem Brunnen Zemzen, wo er, nach Verrichtung eines kurzen Gebetes, so viel trinkt, als er will oder ihm, bei dem Gedränge des Volks, möglich ist. Auf diese erste Ceremonie folgt der Gang zwischen Szafa und Meroua. Dieser Gang heißt der Say. Etwa 150 F. südöstlich von der Moschee stehen auf einem allmählig aufwärts steigenden Boden 3 kleine offene Schwibbogen neben einander, die oben verbunden sind, und zu welchen 3 steinerne breite Stufen führen. Dies ist der Hügel Szafa. Der Pilger stellt sich auf die oberste Stufe, wendet das Gesicht nach der Moschee, erhebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Beistand auf dem heiligen Wege. Dieser Weg führt eine ebene Straße entlang, etwa 600 Fuß weit bis Meroua, am Ende derselben. Hier befindet sich, 6—8 F. über dem Boden der Straße, eine Art von steinernem Altan, zu welchem man auf mehren breiten Stufen emporsteigt. Der Pilger muß den Weg von Szafa bis Meroua mit schnellen Schritten zurücklegen, und an einer gewissen Stelle muß er sogar laufen und auf dem ganzen Wege ununterbrochen mit lauter Stimme Gebete hersagen. Kränkliche Personen dürfen reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Sobald man Meroua erreicht hat, steigt man die Stufen hinauf, verrichtet wieder bestimmte Gebete und kehrt dann auf demselben Wege nach Szafa zurück, um den Gang von hier nach Meroua von Neuem anzutreten. Im Ganzen muß derselbe 7mal wiederholt werden. Nunmehr folgt die dritte Ceremonie, der Besuch von Omra. Dies ist ein Ort mit einer kleinen Kapelle, 1½ Stunden von M. Indessen braucht dieser Besuch nicht gleich am ersten Tage verrichtet zu werden, was ohnehin, da die ersten beiden Ceremonien sehr abmatten, nicht wohl möglich ist. Bevor der Pilger den Weg dahin antritt, begibt er sich in eine Barbierstube, deren man in der Nähe von Maroua eine Menge antrifft, und läßt sich hier das Haupt scheeren. Der Barbier verrichtet dabei ein vorgeschriebenes Gebet, welches der Pilger nachsagt. Nachdem der Pilger von Omra nach M. zurückgekehrt ist, auf welchem ganzen Wege er fromme Ausrufe absingt, muß er den Towaf und Say noch einmal wiederholen, und damit sind die Ceremonien beendigt. Die Wallfahrt nach Omra ist zwar durch das Gesetz aufs strengste befohlen, wird aber doch von vielen Pilgern un=

terlassen. Auch nach der Rückkehr von Wady Muna (s. unten) und beim Abschied von M. muß der Pilger diese Ceremonien wiederholen. Den Towaf soll er so oft verrichten, als es nur möglich ist. Die meisten thun es täglich zwei mal, des Abends und vor Tagesanbruch. — Ein Hauptgegenstand des Besuchs aller nach M. kommenden Pilger ist der Berg **Arafat**. Dieser etwa 3 Meilen von M. entfernte Berg ist ein Granitfelsen, wie die übrigen Berge in seiner Nachbarschaft, ungefähr 200 Fuß hoch und mit einer Mauer umgeben. Der Sage nach hat Adam dort nach langer Trennung die Eva wieder gefunden, und der Berg hat davon seinen Namen erhalten, welcher so viel als Wiedererkennung bedeutet. An der einen Seite stößt dieser Berg an eine $^3/_4$ Stunden im Durchmesser haltende Ebene, welche nach allen Seiten von kahlen Bergen eingeschlossen ist. Auf der Spitze des Arafat steht eine der Sage nach von Adam erbaute Kapelle, zu welcher von unten eine steinerne, theils in den Felsen gehauene, theils aufgemauerte Treppe hinaufführt. Von der Höhe dieses Berges genießt man, wenn sich die Pilger um den Fuß her gelagert haben, den vollständigsten und imposantesten Anblick dieser ungeheueren, zur Zeit der Wallfahrt aus allen Theilen der mohammedanischen Welt herbeigeströmten Menschenmasse, die eine einzige religiöse Idee hier versammelt hat. Die Wallfahrt nach Arafat geschieht von M. aus gleich in den ersten Tagen, nachdem alle größeren und kleineren Karavanen sämmtlich eingetroffen sind. **Burckhardt** wohnte am 24. Nov. 1814 dieser Wallfahrt nach Arafat bei und beschreibt sie sehr umständlich. Das meiste Aufsehen machten damals bei dieser Wallfahrt die syrische und die ägyptische Karawane, an deren Spitze sich der Pascha von Damask und Mehemed Ali, der Vicekönig von Aegypten, in eigener Person befanden. Den Zug eröffnete bei jeder Karawane das Kameel mit dem sogenannten heiligen **Mahmal**. Dieses ist ein hohes, hölzernes, kegelförmiges Gestell mit einer pyramidenartigen Spitze, ganz mit kostbarem Seidenstoff bedeckt und mit Straußfedern geschmückt; in der Mitte befindet sich ein kleines Gebetbuch, in ein Stück Seidenzeuch eingewickelt. Auf der Reise dient das Mahmal für die ganze Karowane als eine heilige Fahne. Die Pilger unternehmen die Wallfahrt nach dem Arafat theils zu Kameel, theils zu Fuß. Das Letztere wird jedoch für verdienstlicher gehalten. Alle sind, so wie bereits bei dem ersten Einzuge in M., bloß mit dem **Ihram** bekleidet. Dieses besteht aus 2 Stücken Leinen=, Wollen= oder Baumwollenzeuch; das eine wird um die Lenden gewunden, das andere über den Hals und die Schultern geworfen, so daß ein Theil des rechten Armes unbedeckt bleibt. Jedes andere Kleidungsstück muß zuvor abgelegt werden. Es darf keine Naht, auch nichts von Seide oder sonstigem Schmucke daran seyn; auch wird die weiße Farbe jeder andern vorgezogen. Der Kopf bleibt unbedeckt; eben so muß man den Obertheil des untern Fußes bloß lassen. Wer daher Schuhe trägt, schneidet ein Stück aus dem Oberleder heraus. Um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, ist es erlaubt, sich der Sonnenschirme zu bedienen. Das Ihram ist übrigens eine der Gesundheit nachtheilige Tracht, besonders für die Pilger der nördlichern Länder, die an warme Kleider gewöhnt sind. Dennoch gibt es viele Fromme, welche, selbst wenn sie Monate vor der eigentlichen Wallfahrtszeit in M. eintreffen, das Ihram anziehen und es nicht eher ablegen, als bis sie vom Arafat zurückkommen. **Burckhardt** erreichte das Lager am Arafat 3 Stunden nach Sonnenuntergang. Zahllose Feuer brannten über die Ebene hin. Nur wenige Pilger überließen sich dem Schlafe; die Frommen brachten die Nacht mit Beten hin; Andere sangen fröhliche Lieder. Auch waren die über die Ebene zerstreuten Kaffeezelte die ganze Nacht mit Menschen angefüllt. Mit Tagesanbruch wurde Alles von Neuem lebendig. Jedermann verließ sein Zelt und wandelte über die Ebene hin, die geschäftige Volksmenge zu betrachten. Lange Straßen von Zelten, zu Bazars aufgeputzt, boten alle möglichen Arten von Lebensmitteln zum Verkauf dar. **Burckhardt** bestieg den Arafat, um von der Höhe desselben einen deutlichen Ueberblick des Ganzen zu erhalten. Er zählte hier an 3000 Zelte. Außerdem waren an 20—25,000 Kameele über die weite Ebene zerstreut. Die Zahl aller hier versammelten Menschen mochte sich auf 70,000 belaufen. Das Lager war 1$^1/_2$—2 Stunden lang und $^1/_2$—1 Stunde breit. Vielleicht ist keine andere Gegend auf dem Erdboden vorhanden, wo auf einem so kleinen Raume so verschiedene Sprachen gehört werden. Burckhardt konnte bis 40 zusammenzählen und zweifelte nicht, daß deren noch mehr waren. Etwa um 3 Uhr Nachmittags trat der Zeitpunkt des **Aszer** ein, die wichtigste Ceremonie der ganzen Wallfahrt nach dem Arafat. Die Pilger drängten nun vorwärts nach dem Berge und bedeckten seine Seiten vom Gipfel bis zum Fuße. Auf einer gemauerten Plattform des Berges nahm nun der Prediger seinen Platz und begann seinen Vortrag an die Volksmenge. Diese Predigt, welche bis Sonnenuntergang dauert, ist die vornehmste aller Ceremonien der heiligen Wallfahrt. Kein Pilger, und wenn er auch alle andern Gebräuche in und um M. aufs Gewissenhafteste verrichtet hätte, ist zu dem Ehrentitel des **Hadschi** berechtigt, wenn er nicht dieser Predigt beigewohnt hat. Der Prediger oder Katib ritt auf einem schön aufgezäumten Kameele, welches die Stufen hinauf geführt wurde, weil Mohammed jedesmal auf seinem Kameele gesessen haben soll, wenn er hier seine Anhänger anredete. Allein der gegenwärtige Prediger, des Reitens auf einem Kameele ungewohnt, konnte seinen Sitz nicht behaupten und sah sich genöthigt, abzusteigen. Er las seine Rede aus einem arabischen Buche. Während dieser Rede, welche beinahe 3 Stunden dauerte, sah man den Katib beständig seine weinenden Augen mit einem Tuche wischen. Die Pilger, welche in der Nähe Burckhardts standen, boten einen verschiedenen Anblick dar. Einige schrien laut, weinten, schlugen an ihre Brust und bekannten sich selbst als große Sünder vor Gott; Andere standen in schweigender Betrachtung und

Anbetung mit Thränen in den Augen; Andere plauderten unterdessen und scherzten und schienen sich über die andern Pilger lustig zu machen. Ja hinten am Berge sah Burckhardt sogar einige Gruppen Araber und Soldaten ihre Pfeife schmauchen. Gegen das Ende der Rede schien bei Weitem der größere Theil der Versammlung ermüdet zu seyn, und viele stiegen vom Berge herab, bevor der Prediger seine Rede geendigt hatte. Gleich nach vollbrachter Ceremonie des Aszer wird die Rückreise nach M. angetreten, indem alle Kameele schon vorher bepackt worden sind. Bei der einbrechenden Nacht werden Fakkeln angezündet. Auf diesem Wege hört der Wallfahrtszug wieder eine Predigt an, die auf einer erhabenen Plattform bei der Moschee von Medzelfe gehalten und ebenfalls als eine Hauptpflicht der Wallfahrt angesehen wird, wiewohl der größere Theil der Pilger bei seinem Gepäck bleibt und sie nicht anhört. Diese Predigt dauert von der ersten Morgendämmerung bis zum Aufgang der Sonne. Hierauf brechen die Pilger in einem langsamen Marsche nach dem 1 Stunde von da entfernten Wady Muna auf. Hier wird nun die Ceremonie des Steinwerfens nach dem Teufel verrichtet, weil man glaubt, daß hier Abraham, als er von der Wallfahrt nach dem Berge Arafat zurückkehrte, von dem Teufel aufgehalten worden sey und ihn nur dadurch verjagt habe, daß er den Rath des ihn begleitenden Engels Gabriel befolgte und mit Steinen nach ihm warf. Nach Beendigung dieser Ceremonie schlachten die Pilger die Opferthiere, die sie mit sich gebracht haben, wozu damals 6—8000 Schafe und Ziegen von den Beduinen (die einen hohen Preis dafür fordern) bereit gehalten wurden. Hierauf lassen sich die Pilger den Kopf scheeren, legen das Ihram ab und ziehen die gewöhnlichen Kleider wieder an. Man blieb noch 2 Tage in Muna, während welcher die Ceremonie des Steinwerfens noch einige Male wiederholt wurde. Muna ist ein enges Thal, etwa 1500 Schritte lang und auf beiden Seiten von steilen Granitfelsen eingeschlossen. In der Mitte sind zu beiden Seiten des Weges Reihen von Gebäuden, die aber außer der Wallfahrtszeit leer stehen und nur um diese Zeit an die Pilger vermiethet werden. Während dieser Tage ist Muna ein lebhafter Markt, und Alles geht festlich her. Nach der Rückkehr von Muna nach M. besuchen die Pilger die Kaaba, welche während dieser Zeit mit der neuen Bekleidung bedeckt worden ist, gehen 7 Mal um dieselbe herum und verrichten die Ceremonie des Say. Sie legen dann noch einmal den Ihram an, um Omra zu besuchen, und von da zurückgekehrt, verrichten sie wieder die Ceremonien des Towafs und Says, womit das Hadsch oder die Wallfahrt beendigt ist. — Die Zeit ist vorüber, wo Pilger aus allen Theilen der mohammedanischen Welt jährlich in großen Schaaren herbeiströmten, in frommer Andacht die heiligen Orte des Hedschas zu besuchen. Eine immer mehr zunehmende Gleichgültigkeit gegen ihre Religion und die Vermehrung der Ausgaben auf der Reise halten jetzt den größten Theil der Mohammedaner von der Befolgung jener Vorschrift des Korans ab, welche jedem Mohammedaner befiehlt, wenigstens einmal eine Wallfahrt nach M. zu unternehmen. In früheren Zeiten, wo die Moslemim ihrem Glauben eifriger anhingen, als jetzt, wurden gerade die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Reise als etwas betrachtet, welches das Verdienstliche der Pilgerfahrt erhöhte, und man legte großes Gewicht darauf, dieselbe durchaus zu Lande zu verrichten. Heut zu Tage aber schließen sich nur wenige Pilger an die regelmäßigen Karawanen an, sondern die meisten begeben sich zu Wasser unmittelbar nach dem Hafen von Dschidda, einer arabischen Stadt an der Küste des rothen Meeres, wohin sie von Aegypten her oder aus dem persischen Meerbusen und dem indischen Meere gelangen. Auch sind Handels- und andere einträgliche Unternehmungen der vornehmste Zweck ihrer Reise. Sonst pflegten 5—6 regelmäßige Karawanen einige Tage vor dem Beginn des Hadsch in M. einzutreffen. Dies waren die syrische, die ägyptische, von Kairo ausgehend, die persische, von Bagdad aus, die moghrebinische, aus Marokko in Afrika, und 2 Karawanen, aus der arabischen Landschaft Jemen kommend. Die syrische Karawane war von jeher die stärkste. Sie zieht zuerst von Konstantinopel aus und geht über Damaskus, wo sie einige Wochen verweilt. Im J. 1814 bestand sie aus 4—5000 Menschen mit 15,000 Kameelen.

Die verschiedenen Quartiere von M. Sonneiga ist die netteste Straße von M., indem sie regelmäßig gereinigt und mit Wasser besprengt wird, was bei keiner andern der Fall ist. Hier legen die reichen indischen Kaufleute ihre reichen Musseline und Kaschmirshawls zum Verkauf aus. In 23 Buden werden wohlriechende Oele, Räucherwerk, Balsam, Zibet und Aloëholz verkauft; das letztere wird im ganzen Orient gebraucht, indem es, in kleinen Schnitten auf den brennenden Tabak in der Pfeife gelegt, einen angenehmen Geruch verbreitet. In andern Buden werden Korallenschnüre, Perlen, Rosenkränze von Sandel- oder Kalembakholz, glänzende Halsbänder von geschnittenen Karneolen Porzellanwaaren und Karneole für Siegelringe verkauft. In der Sonneigastraße werden auch die abyssinischen männlichen und weiblichen Sklaven zum Verkauf ausgestellt. Am Ende von Sonneiga ist die Straße von einem hohen gewölbten Dache aus Stein bedeckt, das zu jeder Seite auf einigen massiven Gebäuden ruht, welche den reichen Kaufleuten zu Waarenhäusern dienen. Sie sind das Werk eines Pascha's von Damaskus, der vor einigen Jahrhunderten lebte, und gehören jetzt zur Moschee. In den zahlreichen Buden der benachbarten Straßen findet man Seidenstoffe aus Damaskus und Aleppo, Cambrik, welcher in dem Bezirke von Nablus fabricirt wird; Gold- unh Silberfaden, Beduinentücher, Keffi genannt, Seide vom Libanon, feine Teppiche aus Anatolien, von den turkomannischen Hirten, getrocknete Früchte, Nüsse und Pistazien aus den syrischen Gefilden. In dem gut gebauten Quartier Gerara wohnen reiche Kaufleute; die Häuser sind durchgehends 2—3 Stock hoch, manche flimmernd bemalt, und haben geräumige Zimmer. Wenn die in-

dische Flotte in Dschidda anlangt, begeben sich die Kaufherrn dorthin, um wo möglich vortheilhafte Einkäufe zu machen. Auf einem Hügel, der in der Stadt selbst liegt, erbaute der Scherif ein Fort, das von festen Thürmen gedeckt ist. Der Hügel, auf welchem es steht, ist unter dem Namen Dschebel Lala bekannt und wird von den arabischen Dichtern oft erwähnt. Diesem Hügel gegenüber steht ein anderes kleines Fort, Dschebel Hindi genannt, weil ein großer Scheikh oder Frommer von Kaschmir hier begraben wurde. Der Thurm wird jetzt von einigen indischen Familien bewohnt, die sich des Vortheils einer herrlichen Cisterne für Regenwasser erfreuen. In der Straße Gesasi sind unter vielen kleinen Wohnungen einige gute und hohe Gebäude, eine Anzahl Kaffeehäuser, ein Bad 2c. Hier residirt der Hakem oder Polizeipräsident, welcher der erste Beamte nach dem Scherif von M. ist. Ein Theil der Straße ist an den niedrigen Abhange des östlichen Berges (Dschebel) Kobeis gebaut, zu welchem auf dieser Seite enge, steile Gäßchen führen. Gesasi ist ein Lieblingsquartier der Pilger, indem es breit, luftig und den nördlichen Winden offen ist. Die Fortsetzung dieser Straße führt den Namen Haret Suk und begreift ein ausgedehntes Quartier, woselbst Mouled Nebi od. des Propheten Geburtsstätte gezeigt wird. Das Quartier Moamele, der Töpfer berühmte Niederlassung, liegt an der Seite des Dschebel Kobeis und enthält etwa ein Dutzend Oefen, deren vorzüglichstes Produkt Krüge sind, namentlich solche, welche für das Wasser aus dem Brunnen Zemzem gebraucht werden. Die Krüge von Moamele, obgleich sie hübsch gearbeitet sind, sind zu schwer und verschieden von den schönen Töpferwaaren der Oberägypter und Bagdader, welche sehr leicht sind. Das Moamele allein versieht gegenwärtig das ganze Hedschas mit diesen Wassergeschirren, und wenige Pilger kehren in ihre Heimath zurück, ohne einige Krüge als Proben der mekkaer Geschicklichkeit mitzunehmen. Einige tiefe Brunnen mit salzigem Wasser befinden sich in der Straße Gesasi; hier findet man auch Werkstätten der Zimmerleute und Meublirer aus der Türkei 2c. Am nördlichen Ende, wo sich die Straße beträchtlich erweitert, wird täglich Markt mit Kameelen und Kühen gehalten. An der Ostseite, nach dem Berge zu und zum Theil an dessen Abhange, liegt das Quartier, in welchem Ali das Licht der Welt erblickte; hier wohnten ehedem die berühmten Koreischiten. Die Häuser dieses Viertels sind geräumig und haben eine luftige Lage. In den anstoßenden Seitengassen haben Grobschmiede und türkische Schlosser ihre Werkstätten. Gewürzkrämer, Droguisten, Tabaksverkäufer, Kleinhändler jeder Art, Sandalenmacher und eine große Anzahl Verkäufer alter Kleider hausen in dem hochgelegenen Quartier Mola; hier ist auch ein vielbesuchter Markt, wohin die Beduinen ihre Schafe zum Verkauf bringen; hier sind auch die Schrannen der Fleischer, in welchen Rind-, Schaf- und Kameelfleisch verkauft wird. In derselben Straße ist eine Kapelle oder kleine Moschee, indem für die täglichen Gebete die große Moschee etwas zu entfernt ist; aber die Freitagsgebete werden stets in der letztern verrichtet. Gegen das nördliche Ende von Mola hören die steinernen Häuser auf und es folgen einzelne Reihen von Schuppen und Ständen, wo an die östlichen Beduinen, welche des Getreides wegen nach M. kommen, Lebensmittel verkauft werden. Hier ist ein Kaffeehaus, Kaheret el Haschaschein genannt, wo das berauschende Haschisch — ultimum assasinorum remedium — verkauft wird. Dieses Haus wird von den niedrigsten und unordentlichsten Personen der Stadt besucht; der Scherif legte eine hohe Taxe auf den Verkauf des Haschisch, um eine schlimme Gewohnheit, welche das Gesetz verletzt, zu unterdrücken. In den Nebenstraßen von Mola haben die reichsten indischen Kaufleute ihre Häuser; hier empfangen sie ihre Kunden, indem sie zu stolz sind, öffentliche Buden oder Waarenhäuser zu eröffnen. In dem Zokak Seini oder der chinesischen Straße haben Gold- und Silberschmiede ihre Werkstätten; sie arbeiten in der plumpsten Manier, sind jedoch sehr beschäftigt, vorzüglich mit dem Verfertigen von silbernen Ringen für Männer und Frauen, welche ein unter den Arabern sehr gebräuchlicher Schmuck sind. In dem benachbarten Quartier Zokak Hadschar wurde Fatme, Mohammeds Tochter, und Abubekr, des Propheten Nachfolger im Khalifat, geboren. Diese Straße hat ihren Namen von dem Hadschar oder Stein, welcher Mohammed, den großen Gesandten Gottes, mit dem Gruße Salam aleik zu grüßen pflegte, wenn er bei seiner Rückkehr von der Kaaba diesen Weg ging; er ist stumm seit den Tagen des Propheten, ragt aber immer noch aus der Mauer eines Hauses hervor, welches dem Stein zu Ehren in jeder Weise konservirt wird. Ein ziemlich verfallener und ruinirter Bezirk von M. ist das Schab Amer, bewohnt von dürftigen Beduinen, Taglöhnern und Freudenmädchen. Die Vorstadt Moabede besteht theils aus niedrigen und schlecht gebauten steinernen Häusern, theils aus Hütten. Sie wird ganz von Beduinen, die sich hier vor Jahrhunderten niedergelassen haben, um zwischen der Stadt u. ihren Stämmen Handel mit Korn, Datteln u. Vieh zu treiben, bewohnt. Es gibt unter ihnen Araber von den Stämmen Koreisch, Tekyf, Hodheil und Atenba, und in den Friedenszeiten können Individuen von allen großen Stämmen der Wüste und Nedsched hier gesehen werden. Sie leben ganz in derselben Weise, wie in der Wüste; ihre Häuser enthalten kein anderes Geräthe, als solches, das man in dem Zelte eines wohlhabenden Beduinen findet. Da sie von der Moschee entfernt wohnen, so haben sie ein Viereck mit niedrigen Mauern umschlossen, wo die, welche einige Regelmäßigkeit in ihrem Gottesdienste beobachten, ihre Gebete auf dem Sande hersagen, wie dies in der Wüste gebräuchlich ist.

Die Einwohner M.'s können alle, wenige Hedschasbeduinen oder ihre Abkömmlinge, die sich hier angesiedelt haben, ausgenommen, Fremde oder Nachkommen von Fremden genannt werden. Der alte Stamm Koreisch, der in einen wandernden und in einen angesie-

delten Zweig getheilt wurde, ist beinahe erloschen; es sind noch immer einige Koreischbeduinen in der Nachbarschaft; aber die angesiedelten Koreischiten, welche zur Zeit Mahommeds M. bewohnten, sind in Folge der vielen einheimischen Kriege entweder vertilgt worden oder ausgewandert. Gegenwärtig werden bloß 3 Koreischfamilien, die von dem alten Stamm dieses Namens herrühren, in M. gefunden; das Haupt der einen von diesen ist der Schließer der Moschee; die beiden andern sind arm und gleichfalls im Dienste der Moschee angestellt. Die Nachbarschaft des großen Marktes zu Dschidda, die jährliche Ankunft von unzähligen Karawanen und das heilige Haus haben jedoch eine hinreichende Menge Fremder angezogen, den Platz der Koreischiten auszufüllen. Bei jeder Wallfahrt bleiben Pilger zurück; der Mohammedaner, wenn er sich einige Zeit in einer Stadt aufhält, nimmt ein Weib und wird so häufig veranlaßt, sich für immer an dem Orte niederzulassen. Daher sind die meisten M.er Abkömmlinge von Ausländern aus den verschiedenen Theilen der Erde, die arabische Sitten angenommen und durch Heirath eine Race erzeugt haben, die von den eingebornen Arabern nicht mehr unterschieden werden kann. Wenn man die Besitzer der Buden, Kaufleute, Ulemas, Metowats und Leute jeder Art fragt, so findet man, daß sie Söhne, Enkel oder Nachkommen von Fremden sind. Die zahlreichsten sind die, deren Väter aus Yemen und Hadramaut kommen; nach diesen sind die Abkömmlinge der Indier, Aegypter, Syrer, Moghrebins und Türken die stärksten an der Zahl. Es gibt auch M.er persischen Ursprungs, Tataren, Bucharen, Kurden, Afghanen. Menschen aus jedem mohammedanischen Lande der Welt haben sich hier niedergelassen, und der M.er erhält sorgfältig durch Tradition die Kunde seines Stammlandes. Es ist jedoch ein Zweig der alten Araber in M. übrig geblieben, dies sind die eingebornen Scherifs. Sie leiten ihren Stammbaum von Hassan u. Hossein, den Söhnen der Fatme, der Tochter Mohammeds, ab, eine Abkunft, auf die auch von andern Scherifs Anspruch gemacht wird, deren Geschlechtsregister man aber für weniger authentisch hält. Die M.-Scherifs bilden eine große Klasse, in welche kein Fremder aufgenommen wird und die über viele Theile Arabiens verbreitet ist. Obgleich nun die Bevölkerung gemischt ist, tragen die Bewohner von M. doch dieselben Kleider und haben dieselben Bräuche, und obschon verschiedenen Ursprungs, scheinen sie doch weniger hartnäckig an ihren Nationalkleidungen und Sitten in dieser heiligen Stadt zu hängen, als anderswo. Die Indier machen von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie bilden eine abgesonderte Kolonie und behalten ihre Muttersprache. — Die Farbe der M.er und Dschiddaer ist ein gelbliches Braun, heller oder dunkler, nach der Abkunft der Mutter, die sehr oft eine abyssinische Sklavin ist. Ihre Gesichtsbildung kommt der der Beduinen weit näher, als man an andern Stadtbewohnern des Orients bemerkt. Dies zeigt sich vorzüglich an den Scherifs, welche mit sehr hübschen Gesichtern begabt sind; sie haben das Auge und die Adlernase des Beduinen, sind aber fleischiger. Die untere Klasse der Mekkaer ist im Allgemeinen stark und hat muskulöse Glieder; die höhern Stände dagegen unterscheiden sich durch ihre magere, fleischlose Gestalt, und so sind auch die Einwohner, welche ihre Abkunft von Indien oder Yemen herleiten. Die M.er stehen im Allgemeinen an Stärke und Größe den Syrern und Aegyptern nach, übertreffen sie aber weit an ausdrucksvollen Gesichtern, besonders durch die Lebhaftigkeit und das Feuer des Auges. — Die Bewohner von M. haben nur zwei Arten von Beschäftigungen: den Handel u. den Dienst bei dem Beitullah oder dem Tempel; aber der erstere hat den Vorzug, und es sind sehr wenige Ulema oder Personen in der Moschee angestellt, welche nicht an einigen Handelsgeschäften Theil haben, obgleich sie zu stolz sind, sie öffentlich zu betreiben. Einige Töpfereien und Färbereien ausgenommen, haben die M.er keine einzige Manufaktur, sondern sind, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, wie die Bewohner Dschidda's, von andern Ländern abhängig. M. hat darum einen beträchtlichen fremden Handel, der vorzüglich während der Wallfahrt und einige Monate vorher von reichen Pilgern geführt wird, welche aus allen muselmännischen Ländern deren Produkte entweder zur See oder durch die Wüste von Syrien nach Dschidda bringen, um sie unter einander auszutauschen oder von den Kaufleuten M.'s indische und arabische Waaren, welche sie das ganze Jahr hindurch in ihren Magazinen aufgehäuft haben, zu erhalten. Zu dieser Zeit wird M. einer der größten Märkte des Orients und wegen der Mannichfaltigkeit der Nationen, die ihn besuchen, der interessanteste. Der Werth der Ausfuhr von M. übertrifft den der Einfuhr bedeutend, und es wird eine beträchtliche Summa in Dollars und Dukaten erfordert, beide zu balanciren. Von dieser findet ein Theil seinen Weg nach Yemen und Indien und etwa ¼ bleibt in den Händen der M.er. Dieser Handel ist ungemein einträglich und man darf sich darum nicht wundern, daß alle M.er Kaufleute sind. Eine große Anzahl Hadschis ist mit der arabischen Sprache unbekannt und deshalb den Mäklern und Dolmetschern preisgegeben, verschmitzten, durchtriebenen Kreaturen, die niemals verfehlen, sich ihre Dienste theuer bezahlen zu lassen. Viele aus der Mittelklasse kaufen junge Schönheiten aus Abyssinien auf Spekulation, erziehen sie in der Familie, lehren sie kochen, nähen und andere weibliche Arbeiten und verkaufen sie dann mit Gewinn an Fremde. Uebrigens machen die M.er keinen Unterschied zwischen Söhnen, die von abyssinischen Sklavinnen geboren sind, und denen von freien arabischen Frauen. In Zeiten des Friedens mit dem Innern ist der Handel mit den Beduinen beträchtlich, namentlich mit den Bewohnern der Flecken und Städte des Nedsched, welche indische Waaren, Gewürze, Kleidungsstücke nöthig haben, die sie entweder von Medina oder M. kaufen. Der Kaffee, welcher in der Wüste so stark konsumirt wird, wird von den Bewohnern von Nedsched selbst einge-

führt, indem sie ihre eigenen Karawanen in das Kaffeeland von Yemen schicken. Die M.er, besonders solche, welche nicht reich genug sind, mit indischen Waaren zu handeln, verwenden ihr Kapital im Handel mit Korn und Lebensmitteln. Das war früher viel gewinnreicher, als jetzt, denn da Mehemed Ali diese Artikel zu einem Monopol gemacht hat, ist das Volk gezwungen, das Getreide zu Dschidda nach dem von dem Pascha bestimmten Preisen zu kaufen und mit einem mäßigen Gewinn bei dem Wiederverkauf zufrieden zu seyn. Dieser Handel gewährt doch noch nach Abzug der Fracht einen Gewinn von 15—20 Procent und ist namentlich für kleinere Kapitale anziehend, da er, indem die Preise sehr veränderlich sind, wie eine Lotterie ist, in welcher das Geld manchmal in kurzer Zeit verdoppelt wird. Bei der Annäherung der Wallfahrt steigen alle Lebensmittel an Werth und im Verhältniß jeder andere Handelsartikel. Diejenigen, welche ihre Magazine mit Korn, Reis und Zwieback gefüllt haben, sind sicher, einen bedeutenden Gewinn zu machen. Es ist keine Kleinigkeit, auf die Dauer der Wallfahrt für den Zuwachs einer Bevölkerung, der 60,000 menschliche Wesen beträgt, und für 20,000 Kameele Nahrung und zugleich Lebensmittel für die Rückkehr zu besorgen. Jeder M.er, der einige Dollars besitzt, verwendet sie darauf, Proviant zu kaufen. Wenn das Innere von Arabien den Karawanen offen ist, kaufen die Beduinen der ganzen Umgegend ihren jährlichen Kornbedarf zu M. Man wird M. für eine reiche Stadt halten, und es würde dies wirklich seyn, wenn die untern Klassen ihren Gewinn nicht so schnell für persönliche Bedürfnisse verwendeten. Die Großhändler sind reich, und da ihr ganzes Geschäft mit baarem Gelde betrieben wird, sind sie weniger, als andere orientalische Kaufleute, Verlusten ausgesetzt. Die meisten von ihnen haben Niederlagen zu Dschidda, und der Handel beider Städte ist eng verbunden. Der Handel wird durch Mäkler betrieben, von denen viele Indier sind. Im Allgemeinen ist die Genossenschaft der Indier die reichste in M. Sie stehen in direkter Verbindung mit allen Häfen und Handelsstädten von Hindostan und können es oft dahin bringen, daß sie wohlfeiler verkaufen, als ihre arabischen Konkurrenten. Manche von ihnen sind hier stationär, während andere zwischen Indien und Hedschas hin- und herreisen. Sie sind verschmitzte Kaufleute und an List häufig selbst den Arabern überlegen. Man findet unter ihnen geistreiche und gewandte Männer mit der schönen Gabe anmuthiger Konversation. Die geringern Kaufleute und Budenhalter zu M. finden es oft zweckmäßiger und zuträglicher, von diesen Indiern auf kurzen Kredit zu kaufen, als nach Dschidda zu gehen, wo Alles mit baarem Gelde bezahlt werden muß. Die M.er, welche nicht öffentlich Handel treiben, sind bei der **Regierung** oder der **Moschee** angestellt; alle aber haben sich mehr oder weniger in einige Handelszweige eingelassen und die ganze Bevölkerung erwartet die Periode der Wallfahrt als die Hauptquelle ihres Einkommens. Die Personen, welche bei der großen Moschee angestellt sind, haben regelmäßigen Gehalt, nehmen Theil an den allgemeinen Geschenken, die ihr gemacht werden, erwarten manche Privatgabe von mildthätigen Gläubigen und theilen sich in die Stipendien, die von den syrischen und ägyptischen Karawanen gebracht werden. Diese Stipendien, **Surra** genannt, leiten ihren Ursprung vorzüglich von den Sultanen von Konstantinopel ab, welche nach ihrer Thronbesteigung gewöhnlich eine gewisse jährliche Summe für den Unterhalt der Armen und der würdigsten Individuen zu M. und Medina festsetzten. Sie werden in beiden Städten von dem Kadi nach seinem Gutdünken ausgetheilt, aber wenn eine Person ein Mal mit einem Stipendium begabt worden ist, erhält sie es ihr Leben lang, und es fällt auf ihre Kinder. Der mit einem Stipendium beschenkte Mann erhält einen Zettel, der vom Kadi, Scherif und dem Surraschreiber unterzeichnet ist, und sein Name wird zu M. in ein Register eingetragen, von welchem eine Abschrift jährlich durch die zurückkehrende osmannische Pilgerschaar nach Konstantinopel geschickt wird, wo die Namen in das allgemeine Surrabuch eingetragen werden. Die Surra werden zu Konstantinopel in einer großen Anzahl kleiner Paquete zurecht gemacht; jedes enthält die festgesetzte Summe und ist mit dem Namen des Individuums bezeichnet, für das sie bestimmt ist. Wenn eine frische Summe zur Vertheilung ankommt, vertheilt sie der Kadi, berichtet darüber an den Surrainspektor zu Konstantinopel, wem das Geld gegeben worden sey und im folgenden Jahre werden neue Paquete mit den Adressen der neuen Pensionäre der alten Summe beigefügt. Einige der Surras werden aus Aegypten gebracht, aber bei weitem der größte Theil kommt von Stambul auf dem Wege durch Syrien, und dieser Theil wird sehr regelmäßig erhalten. Jede Karawane hat ihren eigenen Surraschreiber, dessen Pflicht es auch ist, den Tribut, welchen die Karawane den Beduinen bezahlt, gewissenhaft zu vertheilen. Die Stipendien für M. werden unter den Fenstern des Hauses, wo der Kadi wohnt, ausgetheilt, zuweilen auch unter den Fenstern der Moschee. Es gibt Personen, die nur einen Piaster erhalten; die größere Zahl erhält 10—20 Piaster; einige Familien sind da, welche jährlich an 2000 Piaster empfangen. Obgleich diese Surra nicht immer den Würdigsten verliehen wird, so erlangen doch viele arme Familien von dieser Vergünstigung Hülfe, und die Surra ist für sie eine große Wohlthat. Die Zettel können übertragen werden; Kadi und Scherif müssen alsdann die Cessionsurkunde unterzeichnen, und der neue Name wird einregistrirt und nach Konstantinopel geschickt. In den guten, alten Zeiten hätte ein M.er kaum bewogen werden können, seine Surra zu verkaufen, welche er nicht nur für eine Ehre, sondern auch für das gewisseste Einkommen seiner Familie betrachtete. Die mäßigsten, unverschämtesten und nichtswürdigsten Individuen zu M. wählen das Gewerbe der **Führer** (**Metowaf** oder **Delyl**), oder **Lohndiener** für die fremden Hadschi; sie sind sehr zahlreich, da während der großen Wallfahrt viel Nachfrage nach kundigen Führern durch die heilige Stadt und ihre Umgebungen ist.

Diese Metowafs begleiten die Hadschis zu allen Orten und Stellen des heiligen Bezirks, welche nach dem vorgeschriebenen Ritus besucht werden müssen, und sind zu jedem Dienst in der Stadt bereit. Aber ihre Brauchbarkeit wird durch ihre lästige Unverschämtheit mehr als aufgewogen. Sie halten das Zimmer des Hadschi von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang besetzt und gestatten ihm kaum, etwas zu thun, ohne ihre Hülfe aufzudringen; sie setzen sich mit ihm zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Abendbrod, sie verleiten ihn zu allen möglichen Ausgaben, damit sie einen Theil davon einstecken können; sie lassen keine Gelegenheit vorbei, ihn um Geld zu bitten, und wehe dem armen unwissenden Türken, der sie in einem Handelsgeschäft zu Dolmetschern braucht. Einige dieser Führer halten sich beständig in der Nähe der Kaaba auf und warten darauf, zu dem Gang um dieselbe gemiethet zu werden, und wenn sie einen Pilger sehen, der allein geht, nehmen sie unberufen an seiner Seite Platz und fangen an, die Gebete vorzusagen. Die Belohnung für diesen Dienst ist etwa ein halber Piaster und man sieht sie an der Thüre des Heiligthums mit den Hadschis handeln, so daß sie Jedermann hört. Die Aermern unter ihnen sind mit einem Viertelpiaster zufrieden. Viele Budenhalter und Leute der dritten Klasse schicken ihre Söhne, welche die Gebete auswendig können, an diesen Platz, um das Handwerk eines Metowaf oder Führers zu erlernen. Diejenigen, welche die türkische Sprache verstehen, verdienen viel. Da die türkischen Hadschis gewöhnlich über Dschidda, in Partien von 8—12 Personen, welche die Heimath zusammen verlassen haben, ankommen und zu M. in Gesellschaft leben, so bedient ein Führer gewöhnlich die ganze Partie und erwartet einen ihrer Anzahl entsprechenden Lohn. Es geschieht oft, daß die Hadschis bei ihrer Heimkehr ihn einer andern Gesellschaft ihrer Landsleute empfehlen, welche, wenn sie Dschidda erreicht haben, ihm den Auftrag zuschicken, für sie Quartiere in M. zu besorgen, sie in Dschidda abzuholen, auf ihrer Reise nach der heiligen Stadt zu geleiten, auch bei den Gebeten, welche beim Eintritt in dieselbe gesprochen werden müssen, zu unterstützen. Einige dieser Führer werden in den 3 Monaten vor der Wallfahrt beständig in Dschidda angetroffen, und man gewahrt sie auch auf der Straße nach M., wo sie an der Spitze ihrer Gesellschaft, von der sie mit großer Achtung und Höflichkeit behandelt werden, einherreiten. Ein Türke aus Europa oder Kleinasien, der kein Wort arabisch versteht, ist erfreut, einen glattzüngigen Araber zu finden, der seine Sprache rede und ihm alle Arten von Bequemlichkeiten in M. verheißt. Ein Metowaf, welcher einen Monat lang 12 türkische Hadschis zu besorgen hat, gewinnt gewöhnlich so viel, daß er das ganze Jahr seine Haushaltung bestreiten kann. Es ist keine Uebertreibung, wenn man die Zahl der erwachsenen Metowafs auf 800 angibt, außer den Jungen, welche dieses Gewerbe lernen. Wenn ein Kaufmann seine Kunden verliert, oder wenn ein armer Gelehrter so viel Geld zu gewinnen wünscht, daß er eine abyssinische Sklavin kaufen kann, wird er ein Delyl oder Metowaf — ein Pilgerführer. Der Stand ist wenig geachtet, aber mancher wohlhabende M.er ist in einer Periode seines Lebens ein Glied desselben gewesen. Die Reichthümer, welche vom Handel, den Besoldungen und Stipendien und dem Gewinn, der von den Hadschis gemacht wird, jährlich nach M. fließen, sind sehr beträchtlich, und möchten es leicht zu einer der reichsten Städte des Orients machen, wenn nicht die maßlose Verschwendung seiner Bewohner dies verhinderten. Der große Gewinn, den sie während 3 oder 4 Monaten machen, wird in Wohlleben, prächtigen Gewändern und Befriedigung der Sinnenlust durchgebracht, und da sie des Gewinnes im künftigen Jahre versichert sind, so tragen sie wenig Sorge, einen Theil des gegenwärtigen zu sparen. Im Monat Moharrem, sobald die Wallfahrt vorüber ist, und die meisten Pilger abgereist sind, werden gewöhnlich die Hochzeits- und Beschneidungsfeste gefeiert. Diese werden zu M. auf eine sehr glänzende Art begangen, und ein Mann, der jährlich nicht mehr als 300 Thaler zu verzehren hat, verwendet die Hälfte dieser Summe auf die Heirath oder Beschneidung seines Kindes. Weder die Heiligkeit der heiligen Stadt, noch das feierliche Gebot des Koran vermögen die Einwohner von M. von dem Genuß geistiger Getränke und allen Ausschweifungen, welche die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit sind, abzuschrecken. Die indische Flotte führt große Quantitäten Raki in Fässern ein; dieser Branntwein wird mit Zucker und einem Zimmetextrakt unter dem Namen Zimmetwasser verkauft. Die Scherifs, die großen Kaufleute und Ulemas, alle Vornehmen sind gewohnt, diesen Liqueur zu trinken, welcher, wie sie sich selbst überreden, weder Wein, noch Branntwein ist, und darum von dem Gesetz nicht verboten wird. Die minder reichen Einwohner können einen so theuern Genuß nicht bezahlen, trinken deshalb ein aus Rosinen gegohrenes Getränk, das von Tayf eingeführt wird, während die niedern Klassen Buza trinken. Die M.er sind in ihren Häusern sehr luxuriös und verschwenderisch; die Zimmer sind mit feinen Teppichen und zahlreichen, mit Brokat überzogenen Kissen und Sophas bedeckt; unter dem Hausgeräth sieht man sehr schönes Porzellan und einige mit Silber verzierte Nargils. Ein geringer Krämer würde sich schämen, seine Bekannten in einem weniger glänzend ausgerüsteten Hause zu empfangen. Auch ihr Tisch ist weit besser versehen, als in irgend einem andern Lande des Orients, wo selbst angesehene Familien in dieser Beziehung ökonomisch leben. Ein M.er, auch von der untern Klasse, muß auf seinem Tisch täglich Fleisch haben; sein Kaffeetopf kommt niemals vom Feuer weg, und er, seine Frau und Kinder führen beinahe beständig die Nargil, und der Tabak, welchen sie brauchen, macht keine geringe Ausgabe nöthig. Die Einwohner von M. und Dschidda besitzen im Allgemeinen einen lebhaftern Charakter, als die Syrer oder Aegyptier.

Geschichtliches. M., eine der ältesten Städte, stand unter der Herrschaft der Khosaiten und dann der Koreischiten. Hier wurde

Mohammed, ein Sprößling des letztern Stammes, 569 oder 571 geboren; im J. 622 mußte er von hier nach Medina fliehen, von wo er aber 627 zurückkehrte und M. eroberte. Letzteres, wegen der Kaaba schon längst das Ziel arabischer Pilger, wurde durch sie zum Heiligthum für alle seine Bekenner, dessen Regierung einem aus dem Hause Mohammeds stammenden Scherif übergeben ward. Im Jahr 930 eroberten die Karmathen M. und führten, um ihre Landsleute von den Wallfahrten nach M. abzuhalten, auch den schwarzen Stein mit fort; als sie jedoch diesen Zweck nicht erreichten, schickten sie ihn wieder zurück. Die Stadt wurde 1803 von den Wahabiten (Wechabiten) erobert, bald aber wieder von ihnen befreit und kam 1833 unter die Herrschaft Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, dessen Sohn Ibrahim Pascha die Würde eines Scheikh el Haram von M. und der Umgegend erhielt.

Mekkabalsam (pharm. Bot.), s. v. a. Balsamum de Mecca.

Mekkabalsambaum (Bot.), s. v. a. Balsamodendron gileadense *Kunth*.

Mekka, Straße von, s. v. a. Bab-el-Mandeb.

Mekkaz, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Weiler; 110 Einw.

Mekl (Mekail), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saatz, Herrsch. Maschau; 220 Einw.

Meklenbourghs, glänzend appretirter wollener Zeuch, eine Art geblümter Wolldamast, bei welchem der leinwandartige Grund aus bunten Streifen besteht, zwischen welchen mehrfarbige Blumen einbrochirt sind. Die Kettenfäden, mit welchen die Streifen angelegt werden, sind doppelt oder dreifach gezwirnt, wodurch das Gewebe fest und steif wird. Der Stoff dient zu Kleidern für Landleute. Früher lieferten besonders die englischen Manufakturen zu Norwich, Bristol u. Halifax viel von diesem Zeuche nach Deutschland und der Schweiz. Eine Sorte, in welche Spitzenmuster eingewirkt sind, nennt man in England Lace-Meklenbourghs, auch öfters Batavias, in Frankreich Meklenbourgs à blonder. Das Zeuch ist veraltet.

Meklenburg, s. Mecklenburg.

Meknäs, Stadt, s. v. a. Meknasah.

Meknasah, afrik. Stadt, Marokko, Fez, südwestl. von Fez, in einem fruchtbaren Thal; kaiserl. Pallast; 50,000 Einw.

Mekometer (v. Gr.), Längenmesser.

Mekon, Fluß, s. v. a. Maykaung.

Mekonnoth (hebr.), Klageweiber, s. Begräbniß, S. 142 ff.

Mekonin (Mekonsäure, Mekonsaure Salze ꝛc.), s. Opium S. 542 ff.

Mekran, asiat. Provinz, Beludschistan, längs der Küste des indischen Oceans, die größte Provinz des Landes, landeinwärts voll weithin sich erstreckender Sandwüsten u. steiler, dürrer Gebirge (Buschkurd und Brahu, s. d.), die aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten werden. Die Gewässer, deren es wenige sind, sind nur Küstenflüsse, die im heißen Sommer austrocknen, aber zur Regenzeit einen reißenden Lauf haben (Dust, Nugor, Bhudur, Bhugwour u. a.). Die dürren wüsten Gegenden des Landes sind nur zur Winterszeit Aufenthaltsort einiger Nomadenstämme; besser sind die fruchtbaren Gebirgsthäler bevölkert, doch ist die Provinz im Ganzen sehr menschenleer. Die Bewohner sind theils ansässige Perser und Armenier, theils nomadisirende Beludschen. Hauptprodukte sind Roggen, Reis, Baumwolle, Seide, Opium, Datteln. Das Land zerfällt in mehre Distrikte, welche ihre besonderen Oberhäupter haben, aber in ziemlich anarchischem Zustande sind. Solche sind: 1) Kedsche, Hauptstadt mit 3000 Häusern, Handel, Sitz eines Statthalters, festes Schloß; 2) Kohuk (Kohek), Ackerbau, Viehzucht; 3) Punscher (Pendschpur, Punischor), am Bhudur; 4) Buschkurd (mit dem Gebirg Buschkurd von Kurdbeludschen bewohnt, Hauptort Bumischk; 5) Sibb, fruchtbar, mit gleichnamigem Hauptort; 6) Kulai (Kuladsch), am arab. Meere, mit gleichnamiger Stadt; 7) Tschoubar (Khubar), ebenfalls am arab. Meere, mit gleichnam. Stadt mit Hafen; 8) Jalk (Dschalk, Schalk) mit gleichnamiger Stadt; 9) Kussurkund (Kesserkend), am Nugor, Hauptstadt gleichen Namens mit Fort; 10) Kalpurukan; 11) Gwuttur (Gwador, Khewadir) am arab. Meere, gleichnamige Hauptstadt, früherhin Hauptstadt der ganzen Provinz; 12) Geh (Gaih) am arab. Meere. Im Ganzen ist das Land noch sehr unbekannt.

Mekri, Volk, s. Kurdistan.

Mekritianer, Volk, s. Mongolen.

Mektebs (türk.), Armenschulen; dah. Mektubdschy-Effendy, Minister des Unterrichtes.

Mekuar, Dschebel-, afrik. kleine Insel, Nubien, im rothen Meere, nahe an der Küste, südl. vom Kap Calmez.

Mekubalim (hebr.), in die Kabbala Eingeweihte, Kabbalisten.

Mel (pharm. Zool.), s. v. a. Honig, (s. d.). M. roscidum, s. v. a. Manna (s. d.).

Mel, 1) südamerikan. Insel, Brasilien, Prov. St.-Paulo, im atlant. Ocean, an der Küste, am Eingang der Paranagua-Bai; — 2) Lambi, Sullivan, asiat. Insel, Ostindien, Mergui-Archipel, im Meerbusen von Bengalen; gebirgig, bewaldet; — 3) Melo, ital. Flecken, lombard.-venet. Königr., Deleg. Belluno; südwestl. von Belluno, an der Piave; Schloß; 5000 Einw.

Mel oder **Mell**, Rinaldo de, berühmter niederländ. Kontrapunktist des 16. Jahrhunderts, kam um 1580 nach Rom, wo er seine Studien fortsetzte, nachdem er bereits Kapellmeister am portugies. Hofe gewesen u. bei dem Kardinal Gabriello Paleotto, einem bologneser Patrizier, als Kammervirtuos in Diensten gestanden hatte. Im J. 1591 wurde er auf Vermittelung des genannten Kardinals Kapellmeister an der Kathedrale zu Sabina. Bestimmte Nachrichten über seine sonstigen Verhältnisse fehlen. Als Komponist erfreute er sich eines über ganz Europa verbreiteten Ruhmes. Er schrieb Litaneien, 4 Bücher 3stimmiger Madrigalen (1582), 4 Bücher 4- u.

5stimmiger Madrig. (1591), 5 Bücher 5= bis 12=stimmiger Motetten und vieles Andere.

Mela (a. Geogr.), Fluß in Gallia Transpadana, welcher Brixia durchströmt und in den Ollius (j. Oglio) fällt.

Mela, Pomponius (röm. Lit.), Verfasser eines geographischen Abrisses in römischer Sprache, ein Spanier von Geburt. In Hinsicht auf seine Herkunft hat man ihn bald für einen Sohn, bald für einen Enkel des Luc. Annäus Mela gehalten, ohne jedoch diese Annahme sicher begründen zu können. Sein Werk hat er wahrscheinlich unter dem Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) abgefaßt. Dasselbe (De Situ orbis betitelt) gibt einen kurzen Abriß der Weltbeschreibung, ein geographisches Kompendium in 3 Büchern, welches zwar noch vollständig erhalten, aber durch Abschreiben theilweise entstellt ist. M. beginnt in seiner Uebersicht mit Afrika, geht von da nach Aegypten, Arabien, Syrien, Phönizien, Kleinasien über und gibt eine kurze Beschreibung dieser Länder mit Angabe der Hauptorte; in ähnlicher Weise folgen dann die Länder am Pontus Euxinus, dann Griechenland u. Illyrien, Italien, die Küstenstrecken von Gallien und Spanien, darauf im dritten Buche die Küsten des Oceans, in nördlicher Richtung, Germanien, Sarmatien, die Länder am kaspischen Meer u. am östlichen Ocean, Indien, Persien u. s. w. Der Abriß ist eine Zusammenstellung aus meist guten Quellen, nicht ohne Kritik gearbeitet, die besonders in der Ausscheidung fabelhafter und mythischer Nachrichten sich zeigt. Js. Vossius u. And. haben das Werk des M. sehr gelobt u. Mannert nennt ihn „den gediegensten unter den römischen Geographen". Ausgaben: die erste: Mailand 1471; — J. Vadianus, Wien 1518; — E. Vinetus, Paris 1572; — A. Schottus, Antwerpen 1582; — Js. Vossius, 1658 (in Hinsicht auf Kritik u. Erklärung bei weitem besser, als die früheren); — Jak. Gronovius, Leiden 1685; — Abrah. Gronovius, Leiden 1722; — C. Tzschukke, Lpz. 1807, in 7 Bänden.

Mela (Chir.), s. Mele.

Melac, Graf v., war, nachdem er frühzeitig in franz. Militärdienste getreten war, rasch emporgestiegen, wurde 1689 Mareschal de Camp und erhielt als solcher von Ludwig XIV, den Befehl, die Pfalz zu verwüsten, den er mit der größten Grausamkeit ausführte. Mannheim, Heidelberg u. viele andere Städte ließ er niederbrennen und jagte die Einwohner hülflos ins Elend. Auch später als Kommandant von Landau zeigte er sich hart und grausam. Er ritt stets mit einer Kuppel wilder Hunde aus und hetzte sie auf den begegnenden Landmann, auch nahm er einen gezähmten Hirsch überall mit sich, doch vertheidigte er Landau tapfer gegen den Markgrafen von Baden, mußte sich aber, ob er gleich selbst sein Silberzeug zu Geld präger ließ, um dem großen Mangel zu steuern, endlich doch 1702 übergeben. Zum Grafen und Generallieutenant ernannt, blieb er 1709 in der Schlacht bei Malplaquet.

Melachlin, im 9. Jahrh. n. Chr. Häuptling von Meath, s. Irland, Gesch. S. 863.

Melachne (Bot.), nach Schrader, Pflanzengatt. Art: M. Sieberi *Schrad.*, s. v. a. Gahnia tristis.

Melada, österr.=dalmat. Insel, Kr. Zara, ist etwa 20 □ Miglien groß und zählt ungefähr 280 Einw., die sich größtentheils mit Oelbau u. etwas Seidenzucht nähren. Getreide bauen sie kaum so viel, als ihr eigener Bedarf erfordert, und dieses müssen sie, da die Insel Mangel an fließendem Wasser leidet, auf Handmühlen mahlen, deren fast jedes Haus eine besitzt. Die Oberfläche der Insel ist sehr gebirgig u. außer dem in den schmalen Thalfurchen gepflanzten Oelbaum, mit einigem Laubholz, namentlich Buchen bewachsen.

Melä (a. Geogr.), Stadt in Samnium, vielleicht das heut. Molise in der neapolitan. Provinz gleiches Namens.

Meläna (a. Geogr.), 1) Vorgeb. Joniens, die Nordwestspitze der lydischen Halbinsel, wo viele Mühlsteine gebrochen wurden; j. Kara Burun; — 2) Vorgeb. Bithyniens zwischen den Fl. Rhebas u. Artanes, j. Tschili; — 3) Nordwestspitze der Insel Chios, j. Kap St. Nikolo.

Meläna (gr. Myth.), Beiname der Demeter in einer heiligen Höhle bei Phygalia in Arkadien. Ihr dort aufbewahrtes Bild hatte einen Pferdekopf mit Mähne, in der einen Hand eine Taube, in der andern einen Delphin; der übrige Körper war mit einem schwarzen Gewande bedeckt.

Melaena (Med.), s. Hämatemesis.

Melaena cranis (Bot.), nach Römer und Schultes, Pflanzengatt., s. v. a. Melancranis *Vahl.*

Melänä (a. Geogr.), 1) Ort in Attika an der Grenze von Böotien, vielleicht das heutige Myrrenda oder Merenda; — 2) Stadt im Westl. von Arkadien am Alpheus, nordwestl. von Buphagium und südöstl. von Heräa, an der Straße von da nach Megalopolis.

Melänis (griech. Mythol.), Beiname der Aphrodite in Korinth und in Mantinea.

Melagues, franz. Dorf, Depart. Aveyron, Bez. St. Afriques; 1570 Einw.

Melaig, afrik. Binnensee, Algerien, im süd=östl. Theile des Landes.

Melain (Geogr.), belg. Dorf, Prov. Süd=Brabant, bei Jodoigne; 1430 Einw.

Melain (Melaina, Melaine, Melainum, die Melaïne, das Melaïn oder richtiger das Melanin, Chem.), das Sepienschwarz, ein eigenthümlicher in der Sepientinte (Sepia officinalis) von Bartol. Bizio entdeckter Stoff (S. Schweiggers Journ. der Chemie u. Phys. N. Reihe, 15, 2.). Man erhält ihn durch Auskochen der Dinte mit Wasser, Alkohol, dann mit verdünnter Salpetersäure, bis eine gelbe Färbung sich zeigt; hierauf sättigt man mit kohlensaurem Kali und wäscht den Rückstand gut aus. Ein schwarzes, zartes, geruch= und geschmackloses Pulver, schwerer als Wasser, unlöslich in kaltem Wasser, Alkohol, Aether, löst sich aber in kochendem Wasser, und wird aus dieser Lösung durch Mineralsäuren, nicht durch Pflanzensäuren gefällt. Auch Aetzalkalien lösen es in der Wärme auf.

Melaine, franz. Inselgruppe, Depart. Finistère, an der Nordküste, nordöstl. von der Insel Bas.

Melaine (franz., Ornith.), s. v. a. Milan, Falco Milvus *L.*

Melaleuca (Bot.), nach Linné, Kajaputbaum, Kajeputbaum, Silber-Irgel nach Oken, Gatt. der Myrtaceae Melaleuceae *Juss. Rchb.*, Polyadelphia Icosandria. *L.* Charakt.: Kelch rundlich u. fünfspaltig, mit vielen Staubfäden in 5 Bündeln, schön gefärbt, den 5 Blumenblättern gegenüber; Griffel fadenförmig; Kapsel im Kelch, dreifächerig, mit vielen eckigen Samen, klafft oben. Große Sträucher und Bäume in Südasien und Australien, meist voll von wohlriechendem ätherischem Oele; Blätter abwechselnd u. gegenüber gedrängt, bald walzig, bald breit; Blüthen einzeln, aber gedrängt in Zweiggruben, wo die Früchte 2—3 Jahre sitzen bleiben; Samen sehr klein und eckig. Die Blüthen kommen dadurch an die Mitte der Zweige, daß diese über die Aehren hinauswachsen und wieder Blätter und Blüthen treiben. Gegen 60 Arten, von denen wir nur diejenigen anführen, die als Arzneipflanzen wichtig und als Zierpflanzen in den Gewächshäusern größerer Gärten bekannt sind; 1) M. minor *Sm.* M. Cajeputi *Roxb.* Aechter Kajeputbaum (s. d.); — 2) M. Leucadendron *L.* Weißbaum. Schöner, 50—60 Fuß hoher Baum in Ostindien mit schwarzem Stamm und weißen Aesten; Blüthen weiß, in langen Aehren. Man hielt diese Art sonst fälschlich für die Stammpflanze des Kajeputöls. In Indien werden die Blätter gegen Magenschwäche und andere Krankheiten, die aus gestörter Verdauung entstehen, mit Nutzen gebraucht. Hayne, Arzneigew. 10. Taf. 9; — 3) M. squarrosa *Sm.* Stamm 6—12 Fuß hoch, Aeste sparrig abstehend; Blüthen gelblich. Neuholland. Bot. Cab. 1130; — 4) M. armillaris *Smith.* M. ericaefolia *Vent.* M. alba *Hort.* Stamm baumartig, 8—10 Fuß und drüber hoch, glatt; Blätter zerstreut stehend, linienförmig, schmal stechend; Blüthen zierlich weiß. Neuholland. *Bot. Rep.* 175.; — 5) M. genistaefolia *Smith.* Exot. bot. 1. Taf. 55. Weißer Theebaum. Blätter abwechselnd, linienlanzettförmig, flach; Blüthen gepaart, weiß. Baum in Neu-Südwallis, wo die Blätter statt des chinesischen Thees getrunken werden; — 6) M erubescens *Otto.* Zierlicher Strauch in Neu-Südwallis, mit knotigen Aesten, abwechselnden, linienpfriemenförmigen Blättern u. blaßvioletten Blüthen. Reichenb., Hort. bot. 1. Taf. 82.; — 7) M. fulgens *Br.* Eine der schönsten Arten; Stamm baumartig, 4—8 Fuß hoch; Aeste hellbraun; Blätter entgegengesetzt, linien-lanzettförmig; Blüthen prächtig, scharlachroth. Neu-Südwallis. *Bot. Mag.* 103.; — 8) M. pulchella *R. Br.* Ein 2—4 Fuß hoher, feiner zierlicher Strauch in Neuholland, mit purpurröthlich-lillafarbigen Blüthen. Bot. Cab. 200. Alle Arten der Gattung zeichnen sich durch ihren schönen gefälligen Wuchs aus und sind eine Zierde der Gewächshäuser. Die neuholländischen, niedrigen Arten sind in einem hellen Zimmer leicht zu kultiviren u. die höhern Arten kann man in den freien Grund eines Winterhauses pflanzen, wo sie trefflich gedeihen. Die Gattung ist der Typus der Melaleuceae *Juss.. Rchb.* u. And., welche eine Gruppe der Myrtaceae ausmachen.

Melaleuceae (Bot.), s. u. Melaleuca *L.*

Melalium, s. Milolitum.

Melam, Zersetzungsprodukt des Schwefelcyanammoniums in der Hitze, von Liebig entdeckt. Wenn man Schwefelcyanammonium od. ein Gemenge von 1 Th. Schwefelcyankalium mit 2 Th. Salmiak bis zum Schmelzpunkte des Schwefelcyankaliums erhitzt, so zerlegt sich das Schwefelcyanammonium in drei flüchtige u. ein festes Produkt. Die ersteren sind Ammoniak Schwefelwasserstoff und Schwefelkohlenstoff, das letztere ist M. Dieses bleibt mit Chlorkalium im Rückstande und kann durch Waschen mit Wasser davon getrennt werden. Ein weiß-grauer, nicht krystallinischer, in Wasser, Weingeist u. Aether unlöslicher Körper, löst sich in heißer Kalilauge, wird aber davon zum Theil zersetzt; auch in heißer koncentrirter Salpetersäure u. Schwefelsäure, Weingeist u. Wasser fällen aus dieser Lösung Ammelid. Wird die Auflösung in den genannten Säuren nach dem Vermischen mit Wasser mehre Stunden gekocht, so verwandelt sich das M. gänzlich in Cyanursäure u. Ammoniak. In Salzsäure, so wie in verdünnter Salpetersäure u. Kalilauge löst es sich unter Bildung von Ammelin u. Melamin auf; mit Kalihydrat geschmolzen entsteht unter Entwickelung von Ammoniak cyansaures Kali, mit Kalium unter denselben Erscheinungen Melonkalium. Für sich erhitzt zerfällt es in Melon u. Ammoniak. Zusammensetzung: $C_{12} H_{11} N_9 = 2 C_6 H_4$ (Melon) $+ 3 NH$.

Melamare, franz. Dorf, Depart. Seine-infer., Bez. Havre; 1030 Einw.

Melambium (a. Geogr.), Flecken der thessal. Landschaft Pelasgiotis, zum Gebiete von Scotussa gehörig.

Melambo-Fieberrinde (pharm. Bot.), s. Malamborinde.

Melameconsäure nennt Winkler eine Säure, welche bei rascher Erhitzung der Meconsäure oder Komensäure in einer Retorte über 220° als eine kohlige Masse zurückbleibt, übrigens aber mit der Melangallussäure identisch ist.

Melamin, Zersetzungsprodukt des Melams durch Alkalien und verdünnte Säuren, von Liebig entdeckt, wird erhalten, wenn man den Destillationsrückstand von der Bereitung des Melams nach Entfernung des Chlorkaliums mit einer Auflösung von 1 Theil Kalihydrat in 20 Theilen Wasser so lange kocht, bis alles aufgelöst ist; man dampft darauf ab und reinigt die in der Kälte ausgeschiedenen Krystalle durch Umkrystallisiren. Es bildet ziemlich große, farblose oder schwach gelbliche, durchscheinende rhombische Pyramiden, schmilzt in der Wärme und sublimirt größtentheils unverändert, ein kleiner Theil zerlegt sich dabei in Melon und Ammoniak. Es löst sich schwer in kaltem Wasser, ziemlich leicht in heißem, nicht in Alkohol und

Aether, schmeckt schwach bitterlich, reagirt neutral, verbindet sich aber mit Säuren. Koncentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure zersetzen es in der Wärme in Ammoniak und Ammelid oder Ammelin. Kalihydrat entwickelt in der Hitze Ammoniak und bildet cyanursaures Kali. Zusammensetzung: C_6 H_6 N_6.

Melaminsalze. Das Melamin verbindet sich mit verdünnten Säuren zu krystallisirbaren Salzen, welche, mit Ausnahme der Doppelsalze, sauer reagiren. Salpetersaures, phosphorsaures und oxalsaures Melamin sind schwerer löslich, als das Melamin selbst; essigsaures und ameisensaures Melamin sind leicht löslich. Aus den Salzen der Magnesia und aller andern, die ein schweres Metalloxyd enthalten, wird in der Wärme Magnesia, Metalloxyd gefällt, indem sich ein Doppelsalz erzeugt. — Mit der wasserfreien Wasserstoffsäure verbindet sich das Melamin direkt; alle M., die durch Sauerstoffsäuren gebildet werden, enthalten, wie die korrespondirenden Ammoniaksalze, 1 Atom Wasser, ohne welches sie nicht bestehen können; es bildet basische Doppelsalze, worin dieses Atom Wasser ersetzt ist durch 1 Aeq. Metalloxyd.

Melamphonia (Med.), die schwache, heisere Stimme.

Melamphyllos (a. Geogr.), 1) alter Name der Insel Samos; — 2) Berg in Thracien.

Melampodieä (Bot.), nach Reichenbach und And., s. unter Melampodium *L.*

Melampodii Radix (pharm. Bot.), s. Helleborus orientalis *Lam.*

Melampodium (Bot.), nach Linné, Geisfuß, Gatt. der Compositae radiatae *Spr.*, der Compositae amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia necessaria *L.* Charakter: Gemeinschaftlicher Kelch fünfblätterig; Fruchtboden kegelförmig, mit Spreu besetzt; Samenkrone einblätterig. Meistens Sommergewächse in Mexiko u. Neuspanien, nur einige ausdauernde Halbsträucher; von 24 Arten bekannteste: M. americanum *L.* Banks, relig. houst. 9, Taf. 21 und M. Hidalgao *Dec.* Die Gattung ist der Typus der Melampodieae *Rchb.* und And., welche eine Untergruppe der Compositae amphigynanthae *Rchb.* bilden.

Melampus (gr. Myth.), 1) Sohn des Amythaon und der Idomene, bei Pylos auf dem Lande wohnend. In einer vor seinem Hause stehenden Eiche war ein Schlangennest; die alten Schlangen wurden von den Dienern getödtet, von M. verbrannt und die jungen von ihm aufgezogen. Als sie erwachsen waren, reinigten sie ihm, als er schlief, mit ihren Zungen die Ohren, so daß er nach seinem Erwachen die Stimmen der Vögel verstand, die ihm Zukünftiges vorhersagten; außerdem erhielt er noch die Opferweissagekunst und wurde in Folge einer Zusammenkunft mit Apollo der ausgezeichnetste Seher. Sein Bruder Bias bewarb sich um die Pero, die Tochter des Neleus; der aber wollte seine Tochter nur demjenigen zur Frau geben, der ihm die zu Phylace in Thessalien eingesperrten und streng bewachten Rinder des Iphiclus bringen würde. M. versprach, dieselben zu holen, sagte aber vorher, daß er beim Versuch, sie zu stehlen, ergriffen und auf ein Jahr eingekerkert werden würde. So geschah es denn auch, und zur Bedienung erhielt M. einen Mann und eine Frau. Jener behandelte ihn freundlich, diese unfreundlich. Nachdem ein Jahr beinahe verflossen war, hörte der eingekerkerte Seher von den Holzwürmern, deren Stimme er verstand, daß sie den Balken durchfressen hätten. Er stellte sich daher krank und befahl seinen Dienern, ihn so hinauszutragen, daß der Mann sein Lager oben, das Weib unten nehme. Kaum war der Mann mit dem größern Theil des Lagers draußen, so brach der Balken und erschlug die Frau. Phylacus lernte dadurch die Sehergabe des M. kennen und versprach, ihn von seinen Banden zu lösen, wenn er ihm sage, wie sein kinderloser Sohn, Iphiclus, Kinder bekommen könne. M. schlachtete nun von der Heerde zwei Ochsen, zerlegte sie in Stücke und rief die Vögel herbei. Ein Geier, der herankam, sagte ihm, daß Phylacus einst, als er Widder verschnitt, das noch blutige Messer neben den Iphiclus gelegt und, als der Knabe sich fürchtete und floh, in die heilige Eiche gesteckt habe, wo es von der Rinde überwachsen worden sey. Darauf rieth M., man solle das Messer herausnehmen, den Rost davon abschaben und dem Iphiclus zehn Tage zu trinken geben, so werde er geheilt werden. Zum Lohn für die gelungene Kur erhielt er die Rinder, die er nach Pylos trieb und dem Neleus als Freiergabe für seinen Bruder Bias darbrachte. Hierauf wohnte er einige Zeit in Messene; als aber die Weiber in Argos, besonders die Töchter des Proetus, in Raserei versetzt waren, so erbot sich M., sie zu heilen, wenn ihm der dritte Theil des Reiches gegeben würde. Als sich Proetus dazu nicht verstehen wollte, griff die Raserei immer weiter um sich, so daß die Weiber ihre eigenen Kinder zerrissen und in die Einöde rannten. M. verlangte nun auch für seinen Bruder Bias ein Drittheil des Landes, und als ihm dies zugestanden war, verfolgte er die Frauen mit einer Schaar der kräftigsten Jünglinge unter bacchischem Lärm bis nach Sicyon. Die älteste der Prötiden, Iphinoë, starb während der Verfolgung, die übrigen, Lysippe und Iphianassa, heilte er durch Sprüche, Kräuter und Reinigungen. Hierauf heirathete er Iphianassa und herrschte in dem ihm zugefallenen Theil von Argos neben seinem Bruder Bias. Seine Söhne waren Antiphates und Mantius. Nach Herodot war M. jedoch nicht bloß Seher, vielmehr erscheint er nach diesem Geschichtschreiber als der, der den Namen und den Dienst des Dionysus und die phallischen Aufzüge von Aegypten nach Griechenland einführte; — 2) M. und Alco, Söhne des Atreus; — 3) Begleiter des Herkules, Vater des Gyas.

Melampus (griech. Lit.), 1) Verfasser einer kleinen, in das Zeitalter des Ptolemäus Philadelphus (um 247 v. Chr.) fallenden Schrift: *Μελάμποδος ἱερογραμματέως περὶ παλμῶν μαντικὴ πρὸς Πτολεμαῖον βασιλέα*, d. i. eine Weissagung aus der Vibration der Muskeln, nebst einer kleinen Abhandlung *Περὶ ἐλαιῶν τοῦ σώματος*, d. i. eine Weissagung aus den Oel- oder Leberflecken der Haut. Diese beiden Schrif-

ten erschienen zuerst im griechischen Texte hinter Aelians Var. Hist. von Camillus Priscus, Rom 1545; dann in Sylburgs Ausgabe des Aristoteles hinter dessen φυσιογνωμονικά, am besten endlich in der Sammlung von J. G. F. Franz: Script. physiognomiae veteres, Altenburg 1780; — 2) Verfasser von Scholien zu dem Werke des Dionysius Thrax; — 3) Architekt aus unbestimmter Zeit, der über die Regeln der Symmetrie schrieb.

Melampus (Mollusk.), Gasteropodengatt., s. v. a. Conovulus *Lam.*

Melampygos (griech., Myth.), mit schwarzem, schwarz behaartem Hintern, dergleichen Leute man für besonders mannhaft und unerschrocken hielt, daher Beiname des Herkules.

Melampyraceä (Bot.), nach Richard, s. unter Melampyrum *L.*

Melampyrin nennt Hünefeld einen eigenthümlichen Stoff ein Melampyrum nemorosum, der auf folgende Weise erhalten wird: die getrocknete Pflanze wird mit Wasser ausgekocht, die Abkochung zur Honigdicke verdampft und in die Kälte gestellt. Ein Theil des Stoffes scheidet sich dabei schon aus, die größere Menge bleibt aber in der Flüssigkeit. Diese wird mit Wasser verdünnt, mit Bleiessig gefällt, dann noch mit Bleiweiß gekocht, filtrirt, aus dem Filtrate das noch vorhandene Blei durch Schwefelwasserstoff geschieden und zum Krystallisiren verdunstet. Der Stoff krystallisirt in farb-, geruch- und fast geschmacklosen (nur wenig süßlichen) luftbeständigen, rhombischen Säulen, schmilzt in der Hitze zum Theil und verbrennt dann wie Stärkmehl ohne Rückstand, liefert durch trockene Destillation kein Ammoniak, löst sich leicht in Wasser, nicht in starkem Weingeist und Aether, reagirt neutral, wird von Metallsalzen und Gerbstoff nicht gefällt.

Melampyrum (Bot.), nach Linné, Kuhweizen, Wachtelweizen, Gatt. der Personatae Rhinantheae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch vierspaltig; Oberlippe der Korolle zusammengedrückt, am Rande zurückgeschlagen; Kapsel schief, zweifächerig, zweiklappig, zugespitzt; 2, selten 4 längliche und höckerige Samen. Einjährige Kräuter in Europa mit schmalen Blättern und einseitigen Aehren; von 9 Arten bekannteste: 1) M. arvense *L.* Ackerkuhweizen, Ackerbrand. Stengel 1—1½ Fuß hoch; Blätter eilanzettförmig, zugespitzt, glatt, fast stiellos; Blüthen roth mit einem weißen Flecken auf der Unterlippe in langen konischen Endähren mit schönen rothen Nebenblättern. Häufig durch ganz Süd- und Mitteldeutschland als Unkraut zwischen dem Getreide und auf Brachfeldern, besonders auf Kalk- und Lehmboden; in Norddeutschland hier und da in den Gärten als Zierpflanze. Kommen die Samen unter das Getreide, so wird das Brod bläulich und bitter, jedoch unschädlich; die Aehren geben eine blaue, mit Lauge eine purpurrothe Farbe. Ehedem diente das Mehl der Samen, Farina melampyri als ein erweichendes und zertheilendes Mittel zu Umschlägen. Dasselbe gilt von M. barbatum *W.* et *K.* Plant. rar. Hung., Taf. 86, einer sehr ähnlichen Art in Ungarn. Flor. dan., Taf. 911; — 2) M. pratense *L.* M. sylvaticum *Schkuhr.*, bot. Handbuch, Taf. 170. Wiesenwachtelweizen, gelber Wiesenbrand. Aehren locker, einseitswendig; Deckblätter lanzettlich; Kelch kahl; Blüthen wagrecht abstehend, gelb oder bisweilen weiß. Häufig in Wäldern und auf Heiden durch ganz Deutschland. Früher wurden die Samen, Semina Melampyri lutei, ganz wie die der vorigen Art angewendet; — 3) M. nemorosum *L.* Stengel 1 Fuß hoch, Blätter ei-lanzettförmig, langgespitzt, kurzstielig; Blüthen in einseitigen Aehren, goldgelb; sie gewähren neben den schönen blauen oder weißen Nebenblättern, welche am Ende einen Schopf bilden, ein schönes Ansehen. In den Wäldern Thüringens, Sachsens und Böhmens. In Norddeutschland Zierpflanze. Die Gattung ist der Typus der Melampyraceae *Rich.*, welche eine Untergruppe der Personatae Rhinantheae *Rchb.* bilden.

Melan (griech.), schwarz, damit viele der folgenden Wörter zusammengesetzt.

Melan, 1) zwei franz. Dörfer: a) Depart. Morbihan, Bez. Pontivy; 1540 Einw.; — b) Depart. Basses-Alpes, Bez. Digne, mit der nahen St.-Vincent-Grotte und Kapelle in dem Berge von Melan; — 2) asiat. Ort, Turan, Bukhara, nordöstl. von Bukhara.

Melana (a. Geogr.), das rauhe und zerklüftete Granitgebirg in Arabia Petraa, welches durch sein Hervortreten in den arabischen Meerbusen die beiden Spitzen desselben, den Heroopolites und Aelanites Sinus bildet und die Bergspitzen Horeb und Sinai enthält; — 2) Gebirge in Arabia Felix im Gebiete der Asaber, welches durch sein Hervortreten in den persischen Meerbusen denselben verengt und den südöstlichsten Theil desselben als Sinus Paragon vom eigentlichen Sinus Persicus scheidet; s. Djebel Akdar.

Melanacranis (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengatt., s. v. a. Melancranis.

Melanägis (d. i. mit schwarzer Aegis oder in schwarze Sturmwolken gehüllt, griech. Mythol.), Beiname 1) des Dionysus zu Athen, Eleutherä und Hermione; — 2) der Erinnys.

Melanaemia (Suffocatio nigrosanguinea, Med.), bei Goodwyn ein Erstickungszustand, bei welchem alles Blut im Körper sehr schwarz erscheint, der also durch kohlenstoffige, narkotische und dergl. Einflüsse, durch Erdrosseln und dergl. erfolgt ist.

Melanagoga (Melänagoga, Med.), Mittel zur Ausführung der schwarzen Galle μέλαινα, oder überhaupt schwarzer Exkremente, μέλανα, die aber Galen von der schwarzen Galle ausdrücklich unterscheidet. Nach dem Aëtius und Galenus werden zur Ausführung der schwarzen Galle besonders empfohlen das Epithymum, Polypodium, der schwarze Helleborus und der Succus prasii, das Pulegium, Tragoriganum u. Leucanthemum zu 6 Skrupel, getrocknet und gerieben mit Essig, etwas Salz u. Wasser (Gal. spur. de cathart. et de dynamidiis), von Posidonius, Themison und And. die Aloë, die süßen Molken, die Hiera des Rufus, Archigenes oder Justus, so wie die bittere Hiera des Galen und And. m., welches Alles Stoma-

chica oder Drastica waren, in welchen Aloë und Koloquinte die Hauptrolle spielten, denen man Mastix, Zimmt und dergl. m. beimischte. Eigentlich wurde aber die Koloquinte zu den Phlegmagogis und die Aloë zu den Cholagogis gerechnet. Man kann zwar alle diese Unterschiede mit der Erklärung abfertigen, daß wir keine schwarze Galle kennen; sie deuten aber, wenigstens so weit sie den älteren und besseren Schulen angehören, auf Beobachtungen über die verschiedenen Modifikationen in den Wirkungen der Purgantien, Drastika u. s. w.

Melananthera (Bot.), nach Michaux, Gatt. der Compositae amphiceniantheae *Rchb.*, Syngenesia aequalis *L.* Vier Arten, einjährige und ausdauernde Kräuter in Westindien und Südamerika; unter 4 Arten bekannteste: M. deltoidea *Mich.*, Bidens nivea *Sw.*, Calea aspera *Jacq.*

Melanchläni (a. Geogr.), Volk im nördlichen Asien (Sarmatia Asiatica), in seinen Sitten den Scythen zwar sehr ähnlich, aber nicht scythischer Abkunft, auf dessen Rohheit der Umstand hinweist, daß es ungekochtes, ja selbst Menschenfleisch aß. Den Namen hat es von seiner dunkeln Kleidung. Die M. wohnten nördlich von den königlichen Scythen, 20 Tagereisen vom Pontus Euxinus, am obern Lauf des Tanais; nördlich wurde ihr Gebiet von großen Sümpfen und Wüsten begrenzt.

Melanchlor (Min.), s. v. a. Alluaudit.

Melanchlorus (Med.), 1) s. v. a. Melasicterus; — 2) wer an Schwarzsucht leidet; auch von dem geringeren Grade von Hautschwärze oder dem sogenannten Habitus hepaticus; — 3) verschiedene schwärzliche Arzneigemenge, z. B. bei Paul. Aegineta: eine Art Trochisken und ein Pflaster.

Melancholie (Melancholia, franz. Melancolie, engl. Melancholy, Spleen, Psychiatr.). Die ältesten griechischen Aerzte, Hippokrates und Galen, bezeichneten durch dieses Wort (*Μελαγχολίη*, von *μέλας* schwarz, und *χολή* Galle) theils überhaupt alle der schwarzen Galle zugeschriebenen Krankheitszustände, theils insbesondere die aus derselben Ursache hergeleiteten psychischen Krankheiten. Daher konnte bei ihnen auch von einer Mania melancholica die Rede seyn, obwohl sie vorzugsweise unter M. eine chronische, fieberlose, mit Niedergeschlagenheit und Traurigkeit verbundene Gemüthskrankheit verstanden. In diesem Sinne ist sie von Galen als *δυςθυμία* und von Aretäus als *ἀθυμία ἐπὶ μιῇ φαντασίῃ* bezeichnet worden.

In neuerer Zeit hat man, weil die M. viel häufiger als die Manie mit fixen Ideen verbunden ist, die Gegenwart eines solchen partiellen Deliriums durchgehends zu einseitig hervorgehoben und als den wesentlichen Charakter der M. betrachtet. Cullen definirt sie als Insania partialis sine dyspepsia, Chiarugi als partiellen, auf einen oder wenige Gegenstände eingeschränkten Wahnsinn, Pinol als délire exclusif, Reil als partielle Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens. Esquirol will den Ausdruck M. auf das mit Furcht und Traurigkeit verbundene partielle Delirium beschränken, u. hat den Namen Lypemanie dafür in Vorschlag gebracht, um dasselbe von dem partiellen Delirium mit Aufgeregtheit und Heiterkeit, der Monomanie, zu unterscheiden, welches Wort von andern Aerzten hingegen zur Bezeichnung des partiellen Deliriums überhaupt gebraucht wird. Richtiger charakterisirt Heinroth die M. als Depression des Gemüths mit Niedergeschlagenheit, Insichversunkenheit und Brüten über einen Gegenstand, wobei der Verstand nicht ursprünglich afficirt sey, sondern nur das Vorherrschen einer deprimirenden Leidenschaft zur Festhaltung bestimmter Vorstellungen und Begriffe genöthigt werde. Noch bestimmter setzt Leupoldt das Charakteristische der M. in eine furchtsame, ängstliche, traurige Gemüthsstimmung, welche häufig in einem bestimmten, wirklichen oder fingirten Umstand haften bleibe, oder auch bald an diesen, bald an jenen Gegenstand sich eine Weile anhefte. Nach Jessen beruht die M. wesentlich auf einer Ueberspannung der empfindenden Hirnthätigkeit, welche ein einseitiges Vorherrschen der Passivität und eine relative Unterdrückung der Aktivität in der Sphäre des psychischen Lebens begründet, ursprünglich vom Gemüthe ausgeht, und in verschiedenen Weisen und Graden mit krankhafter Affektion des Verstandes und Willens sich verbindet. Alle, auf was immer für eine Weise entstehenden Gedanken, Gefühle und Triebe drängen sich mit übermäßiger Intensität und Energie dem Bewußtseyn auf, koncentriren sich in der Richtung von Peripherie zum Centrum, ohne eine verhältnißmäßige und entsprechende Reaktion nach außen hervor zu rufen. Der Melancholische ist wesentlich in sich gekehrt, in sich versunken und verschlossen, die Einwirkung auf die Außenwelt unterdrückt und aufgehoben. Die M. ist daher in allen wesentlichen Punkten gerade das Gegentheil der Manie, und läßt sich als ein krankhaftes Insichseyn oder Vertiefen des psychischen Lebens in sich selber definiren.

Symptome der M. Die Erscheinungen der M. zeigen eine unendliche Mannigfaltigkeit und individuelle Verschiedenheit, obgleich sich im Vergleich zur Manie im Allgemeinen eine weit größere Beharrlichkeit und Gleichförmigkeit der Symptome darbietet, indem in der M. das Moment der Kontraktion (Koncentrirung des psychischen Lebens), in der Manie das Moment der Expansion (Auseinanderfallen der psychischen Lebensthätigkeit) vorwaltet. Die wesentlichen Symptome der M. können sich aber nur beziehen auf Abnormitäten der Gedanken, Gefühle und Triebe innerhalb der Sphäre des psychischen Lebens, also auf Störungen der Verstandesthätigkeit (Ueberlegung, Vorstellungen, Urtheile) des Selbstgefühles (Gemüthsstimmung, Affekte, Leidenschaften) und der Willkür (Wünsche, Begierden, Vorsätze). Gleichzeitige Symptome körperlicher Krankheit oder Störungen des sinnlichen und moralischen Seelenlebens, z. B. Sinnestäuschungen, Immoralität sind für die Diagnose der M. und ihrer Formen außerwesentlich, und nur vermöge ihres Kausalzusammenhanges mit der psychischen Krankheit (als Ursachen oder Wirkungen derselben)

ist ihre Erkenntniß in den einzelnen konkreten Krankheitsfällen von Bedeutung und Wichtigkeit.

A. Psychische Krankheitserscheinungen. 1) Abnormitäten des Benehmens und der Gefühle. In seinem ganzen Verhalten zeigt sich der Melancholische anders, wie er sonst war, und wie ein Gesunder es zu thun pflegt. Blick und Mienen sind traurig, leidend, ängstlich, kläglich, scheu oder verdrießlich, mürrisch und finster; die Gesichtszüge und Geberden haben den Ausdruck von Schmerz und Leiden, welche sich bald mehr als Betrübniß und Traurigkeit, bald als Gram und Kummer, bald als Verdrießlichkeit und Laune, bald als Furcht und Angst, und in den höhern Graden als Verzweiflung darstellt. Der Blick ist trübe, oft seitwärts gerichtet, niedergeschlagen, vor sich hinstarrend, das Gesicht oft eingefallen, passiv gespannt, mit scharf markirten Zügen, gerunzelter Stirn und herabgezogenen Mundwinkeln. Anstatt der in der Manie vorherrschenden Lebhaftigkeit und Beweglichkeit finden wir hier gewöhnlich eine starre Einförmigkeit und Unveränderlichkeit der Gesichtszüge, der Stimme, der Geberden, des Ganges, der Stellung und Haltung des Körpers. Alle körperlichen Bewegungen ermangeln der Lebhaftigkeit und Energie, geschehen langsam, zaudernd, stockend, träge, und haben den Charakter der Zaghaftigkeit, Niedergeschlagenheit, Aengstlichkeit und Unentschlossenheit. Der Kranke geht oft unruhig seufzend, jammernd, weinend, wehklagend und händeringend hin und her, oder er ist geneigt, im Bette liegen zu bleiben, in derselben Stellung Stunden und Tage lang sitzend oder stehend, vor sich hinbrütend und in seine eignen Gedanken versenkt, zu beharren, und in den höchsten Graden der M. zeigt sich manchmal eine völlige Starrheit und Unbeweglichkeit.

Das Benehmen ist schüchtern, zaghaft, muthlos, niedergeschlagen, unentschlossen, demüthig, furchtsam, ängstlich, scheu, mißtrauisch oder mürrisch, verdrießlich, unzufrieden, zurückstoßend, gegen alle äußern Umstände und Einwirkungen anscheinend gleichgültig. Der Kranke ist stets mehr oder weniger eigensinnig, störrisch und hartnäckig, und an die Stelle der aktiven Widersetzlichkeit des Maniakus tritt hier eine charakteristische passive Widerspenstigkeit. Der Kranke widerstrebt in seinem Insichgekehrtseyn jeder Aufforderung aus sich herauszugehen und sich mit anderen als den eigenen Gefühlen und Ideen zu beschäftigen. Diese Widerspenstigkeit kann momentan und vorübergehend in ein heftiges, aktiv widersetzliches und gewalthätiges Benehmen übergehen, so daß, wie überhaupt Furcht, Angst u. Verzweiflung momentan in Heftigkeit, Zorn und Wuth umzuschlagen pflegen, so auch der Melancholische, temporär nicht bloß wie ein Maniakus erscheint, sondern in der That für den Augenblick in den entgegengesetzten Zustand der Manie versetzt wird.

Die krankhaften Veränderungen der Geberden u. des Benhmens in der M., sind ebenso mannichfaltig wie die ihnen zum Grunde liegenden deprimirenden Affekte und Leidenschaften, und die Gemüthsverstimmung kann in allen Formen des Schmerzes und Leidens erscheinen als Traurigkeit, Gram, Kummer, Verdrießlichkeit, Muthlosigkeit, Furcht, Angst, Verzweiflung u. s. w. Nur durch ihr Uebermaß, unbegründetes Entstehen, und ungewöhnlich langes, selbstständiges (von äußeren Umständen und Einwirkungen unabhängiges) Beharren unterscheiden sich die verschiedenen Formen des krankhaften Gemüthsleidens von verwandten Zuständen des gesunden Seelenlebens, welche ebenfalls dazu geneigt machen, sich von der Außenwelt zurückzuziehen und in sich zu verschließen.

Das Wesentliche und Allgemeine dieser verschiedenen krankhaften Gemüthszustände, die eigentliche Grundlage der M., besteht in krankhafter Herabstimmung des Selbstgefühles und Mangel an Selbstvertrauen, wovon Muthlosigkeit und Unschlüssigkeit, Geringschätzung des eignen Werthes und der eignen Kräfte, Unzufriedenheit mit sich und der Welt die nothwendigen Folgen sind. Der Melancholische ist daher in der Regel mit seinen Verhältnissen und allen äußeren Umständen unzufrieden, in jeder Lage, und auch in den glücklichsten Verhältnissen fühlt er sich unglücklich, und ist dazu geneigt, die Ursachen dieses Gefühls sowohl in sich selbst, als in äußerlichen Dingen zu suchen und zu finden. Daher genügt ihm manchmal nichts; was er besitzt und was ihn umgibt, findet er unzureichend, schlecht und mangelhaft; an jeder Sache weiß er die trübe und unerfreuliche Seite ausfindig zu machen, und wenn ein glückliches Ereigniß gar keine solche Seite darbietet, so erscheint es ihm darum als ein Unglück, weil er sich nicht darüber freuen kann oder eines solchen Glückes unwürdig ist. Diese Sucht, in Allem das Schlimme zu finden, ist ein wesentlicher Zug der M., und oft zeigt der Kranke ein merkwürdiges Talent, Alles von der schlimmen Seite zu betrachten, und mit sich und mit den eigenen Zuständen in Verbindung zu setzen.

In der Regel verbindet sich damit eine größere oder geringere Gleichgültigkeit gegen alle äußern Dinge und Ereignisse, gegen Freunde und Angehörige, welche in geringeren Graden der Krankheit nur scheinbar, in den höheren Graden wirklich vorhanden ist. Der Melancholische pflegt, auch wo dies durchaus nicht der Fall ist, stets zu sagen, daß ihm Alles einerlei, und daß er mit Allem zufrieden sey, und diese eingebildete Gleichgültigkeit wird für ihn nicht selten ein besonderer Gegenstand der Klage und des Kummers, indem er sich selbst des Mangels an Interesse und Liebe für Andere anklagt. In den höhern Graden der M. findet, wie bei jedem tiefen Schmerz und Gram, eine wirkliche Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere Statt, das Gefühl des eigenen Unglücks und Leidens ist zu groß, als daß äußerliche Dinge es vermehren oder vermindern könnten. Daher äußert der Kranke in solchen Fällen gar keine Wünsche und macht keine Forderungen, oder erfindet vielleicht, daß Alles für ihn zu gut sey, und daß einem so schlechten Geschöpfe, wie er es sey, nicht geringschätzig und verächtlich genug begegnet werden könne.

Fast ohne Ausnahme ist dies deprimirte Selbstgefühl verbunden mit dem Gefühle eines ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Unwohlseyns und Uebelbefindens, wobei nach Art der Hypochondrie jedes krankhafte oder schmerzhafte Gefühl übermäßig beachtet und übertrieben vorgestellt wird, so daß oft das geringfügigste Leiden die Quelle der größten Besorgniß werden kann. Der Melancholische kann nicht genug sagen, wie schlecht er sich befinde, sein Leiden erscheint ihm ebenso unerträglich, als unbeschreiblich; Worte reichen nicht hin, seinen Schmerz auszudrücken, und daß ein anderer Mensch ebenso sehr oder noch mehr leiden könne, scheint ihm unmöglich; die Empfindlichkeit des Gemüths ist so gesteigert, daß er jede Empfindung wie durch ein Mikroskop betrachtet. Zugleich fühlt er sich mehr oder weniger unfähig zu jeder Kraftäußerung und Anstrengung, klagt über leibliche und geistige Schwäche, über Unvermögen zu Arbeit und Thätigkeit, und wenn auch dies Gefühl größtentheils auf einer Selbsttäuschung beruht, so ist er doch in der That sehr oft zu jeder bedeutenden und andauernden Anstrengung unfähig, und ein Mangel an Kraft und Energie wirklich vorhanden.

In seinem Verhalten gegen die Außenwelt zeigt der Melancholische zuvörderst eine übermäßige Empfindlichkeit gegen Alles, was sich auf ihn selbst und seine eigenen Verhältnisse bezieht, und es kann sich, eben weil er nur mit sich beschäftigt ist, fast nichts ereignen, was er nicht auf sich bezöge. Nur in den höhern Graden der Krankheit wird er gegen äußere Ereignisse unempfindlich und gleichgültig, weil die eigenen schmerzlichen Empfindungen zu mächtig sind und das Gemüth zu sehr erfüllen, als daß andere Dinge dasselbe berühren und afficiren könnten. Durch dies Uebermaß der Sensation wird die Reaktion unterdrückt, und so erscheint der Melancholische oft gleichgültig gegen äußere Einwirkungen, nicht weil er davon nicht afficirt wird, sondern weil das innerliche Afficirtwerden wegen Mangels an Reaktion äußerlich gar nicht zum Vorschein kommt. Der Melancholische ist gegen Bitten, Vorstellungen, Drohungen u. s. w. nichts weniger als unempfänglich; aber er kann sich nicht dazu überwinden, diesen Empfindungen Raum zu geben und sich den empfangenen Ausdrücken gemäß zu verhalten; er ist oft nahe daran, sich durch Bitten und Vorstellungen bestimmen zu lassen, aber in dem Moment des Entschließens tritt ein neues Zaudern, Zweifeln und Schwanken ein, und die Ausführung und Selbstüberwindung erscheinen als unmöglich. Dagegen wird er oft durch die geringfügigsten Dinge aufs schmerzlichste afficirt; die Fliege an der Wand kann ihn ärgern, und an sich gleichgültige oder höchst unbedeutende Dinge können die Quelle der tiefsten Betrübniß werden. Weil Alles ihn schmerzlich berührt, scheut er alle äußeren Eindrücke, und sucht sich ihnen zu entziehen; daher zieht er sich in die Einsamkeit zurück, vermeidet die Gesellschaft Anderer, und zeigt oft die größte Furcht und Aengstlichkeit gegen jede Berührung von außen. Diese Zurückgezogenheit sucht der Melancholische nicht selten auf alle Weise zu behaupten, und setzt allen Bemühungen, ihn in thätigen Verkehr mit der Außenwelt zu bringen, den hartnäckigsten Widerstand entgegen, so daß er manchmal Alles über sich ergehen läßt u. auch das Unangenehmste erträgt und erduldet, um nur in seiner Passivität zu beharren, und aus seinem Insichgekehrtseyn nicht herauszukommen.

2) **Abnormitäten der Rede und der Gedanken.** Dem deprimirten u. in sich gekehrten Benehmen des Melancholischen entspricht der gleichzeitige Mangel an Lebhaftigkeit, Beweglichkeit u. Energie in der Bildung, Entwicklung u. Aeußerung seiner Ideen. Der Kranke ist in der Regel still, einsylbig, wortkarg, zurückhaltend, verschlossen, spricht und antwortet manchmal gar nicht, oder ergießt sich in Klagen über sich selbst, seinen eigenen Zustand, seine Lage und sein Mißgeschick. Er spricht mit leiser, halblauter, kläglicher, monotoner Stimme, oft zaudernd, stockend, seufzend, weinend, jammernd und wehklagend. Sich selbst überlassen, spricht er manchmal leise murmelnd vor sich hin, und bricht zuweilen in einzelne Ausrufungen aus, die den innern Kampf und Schmerz bezeichnen. Sowohl der Form als dem Inhalte nach fehlt es den Reden an Mannichfaltigkeit und Abwechslung, u. die sie begleitende Gestikulation ist gewöhnlich ebenso einförmig wie die Deklamation. In den höhern Graden der M. verstummt der Kranke gänzlich, spricht wochen- und monatelang keine Sylbe, wenn auch während derselben Zeit ein ununterbrochener Strom von Ideen mehr oder weniger desselben Inhalts, innerlich erzeugt und vorgestellt wird. Bisweilen erkennt man dies fortdauernde innerliche Sprechen an einer steten Bewegung der Lippen, manchmal fehlt aber auch diese, und alsdann kann man den Melancholischen nur an seinem ganzen Habitus, Blick und Mienen, von dem Blödsinnigen unterscheiden, welcher wegen gänzlichen Mangels an Gedankenbildung zu sprechen aufhörte. Diese Zustände werden oft verwechselt und sind in manchen Fällen schwer zu unterscheiden, weil eine solche tiefe M. durch allmähliges Erlöschen der Ideenbildung unvermerkt in Blödsinn übergehen kann.

Die Häufigkeit oder Seltenheit des Sprechens, so wie die Form desselben, Stimme, Betonung und Deklamation, hängen stets von der Gemüthsstimmung ab, und ihre krankhaften Veränderungen in der M. sind daher ebenso mannichfaltig, als die deprimirenden Affekte und Leidenschaften, welche ihnen zum Grunde liegen. Aus der Gemüthsverstimmung entspringt ebenfalls die Neigung zu leisen Selbstgesprächen, zu blos innerlicher Beschäftigung mit den eigenen Ideen und zum Zurückhalten, Verstecken und Verschließen derselben in sich, so wie das häufig vorkommende Bitten, Flehen, Jammern, Seufzen, Stöhnen, Aechzen, Weinen, Schluchzen, oder das mürrische, verdrießliche, zurückstoßende Antworten, welches in andern Fällen zum Vorschein kommt.

In Folge des deprimirten Gemüthszustandes entsteht zunächst eine analoge Depression der Verstandesthätigkeit, welche sich durch eine lang=

samere, trägere, einförmigere Ideenassociation, durch ein langsames, zögerndes, zweifelhaftes Urtheil, und durch ein zauderndes, unentschiedenes, zaghaftes Aussprechen desselben ankündigt, im Kontrast zu der Schnelligkeit, Bestimmtheit und Entschiedenheit, womit der Maniakus sein Urtheil fällt u. behauptet. Der Melancholische braucht so viel Zeit zum Ueberlegen, daß er oft gar nicht zum Urtheilen kommen kann; er ist entweder außer Stande, die Sache von mehr als einer Seite zu betrachten, was zum Urtheilen nöthig ist, oder bleibt in stetem Zweifeln und Schwanken so befangen, daß er zu einer festen und entschiedenen Meinung gar nicht kommen kann. Das herabgestimmte Selbstgefühl und das eigne Bewußtseyn der Schwerfälligkeit u. Schwierigkeit der Ideenbildung, verleiten den Kranken ferner zu einer übertriebenen Geringachtung seiner Fähigkeiten, Talente und Leistungen. In geringeren Graden der M. zeigt sich häufig ein ungewöhnlicher Mangel an Urtheilskraft, eine Unfähigkeit zu überlegen und ein Unvermögen, auch die leichteste geistige Arbeit zu vollenden, einen Brief zu schreiben, sich über etwas auszusprechen u. s. w. Trotz aller Anstrengung ist der Kranke außer Stande, gehörig nachzudenken, zu einem Resultat zu kommen, oder dieses in angemessene Worte zu fassen, und wenn er auch innerlich recht gut weiß, was er sagen und schreiben will, so bemüht er sich vergebens, die Gedanken zu Tage zu fördern, passende Ausdrücke, Worte und Wendungen dafür zu finden, so daß er oft den begonnenen Satz unvollendet läßt, den geschriebenen Anfang einer Periode ausstreicht, von Neuem beginnt und wieder ausstreicht und sich vergebens anstrengt, sie zu Ende zu bringen.

Bisweilen kann während des Nachdenkens der Fortgang der Gedanken plötzlich aufgehoben, gehemmt u. wie abgeschnitten werden. Ein wirklicher Mangel an Intelligenz ist dabei nicht vorhanden, sondern nur eine Unterdrückung der Selbstthätigkeit des Verstandes, wie sie bei jeder schmerzlichen und traurigen Gemüthsstimmung stattfindet. Der Kranke ist zu sehr mit sich und seinen trüben Vorstellungen beschäftigt, als daß er andere Ideen ergreifen und festhalten könnte, und wie die Aktivität und Reaktion des Verstandes sich durch selbstthätige Erzeugung neuer Vorstellungen, Ideen und Urtheile beurkundet, so zeigt sich hier die krankhafte Passivität desselben durch das Unvermögen, neue Vorstellungen, Ideen und Urtheile zu produciren.

Unter diesen Umständen bleibt der Kranke natürlich in der Regel auf einen bestimmten Ideenkreis beschränkt, dieselben Gedanken wiederholen sich in ihm, fast in derselben Form und Aufeinanderfolge, und werden in gleicher Weise ausgesprochen. Die Gemüthsverstimmung gibt zugleich den Ideen eine entsprechende Färbung u. Richtung, und die trüben, finsteren, schmerzlichen Gedanken, welche das Bewußtseyn des Kranken erfüllen, beziehen sich fast ausschließlich auf ihn selbst, seinen körperlichen, intellektuellen, moralischen Zustand, oder seine äußerliche Lage und Verhältnisse. Alles, was ihn selbst betrifft, erscheint in demselben Lichte, und Alles, was ihm begegnet, kann ein neuer Grund zur Klage oder eine neue Quelle der Betrübniß werden. Er hält sich für unfähig, seine Pflichten zu erfüllen, nicht nur jetzt, wo er es in der That ist, sondern überhaupt; er hält sich für körperlich und geistig schwach, kraftlos, schlecht, zu allem Thun und zu allem Guten unfähig, für verlassen und verloren für immer; er muß anders und besser werden, aber er kann es nicht; er bejammert sein ganzes bisheriges Leben und dessen schlechte Benützung, ohne dadurch zu einer besseren Benützung der Gegenwart zu gelangen; denn jetzt, meint er, sey doch Alles zu spät, und keine Aenderung und Besserung möglich. Trübe Ahnungen über die Zukunft erfüllen seine Seele, mögliche traurige Ereignisse beschäftigen seine Phantasie, ein Brief, ein Besuch, das Anklopfen an die Thüre, ein unerwartetes Geräusch u. dgl. versetzt ihn in Angst und erweckt den Gedanken eines bevorstehenden Unglückes. Alles, was er thut und was er besitzt, erscheint ihm dürftig, mangelhaft und schlecht; ein bedeutendes Vermögen reicht z. B. nicht hin, ihn vor der Besorgniß gänzlichen Verarmens und Verhungerns zu schützen, und nicht selten hält er sich und die Seinigen für geboren zum Unglück und Leiden. In dieser Selbstquälerei ist der Melancholische oft außerordentlich erfinderisch, so daß er Alles mit sich und seinen Zuständen in Beziehung zu setzen, und allen Ereignissen eine unglücksschwangere Bedeutung zu geben weiß.

Die krankhafte Richtung der Aufmerksamkeit auf sich, welche der Melancholische mit dem Hypochondristen theilt, die Beschränkung der Ideen auf die eigene Person und die persönlichen Verhältnisse, die Beziehung und Vergleichung alles Anderen mit sich, die Neigung, in Beziehung auf sich Alles in einem übertrieben trüben Lichte zu erblicken und aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen, sind wesentliche, das Insichgekehrtseyn bezeichnende Züge der M. In allen diesen Punkten, so wie in der daraus hervorgehenden Unfähigkeit, sich mit Anderem zu beschäftigen, für Andere etwas zu wollen und zu thun, zeigt sich der Melancholische als das Gegentheil des Maniakus, der sich so gern mit Projekten für Andere und mit ausschweifenden Plänen für das Wohl der Menschheit beschäftigt.

Dieser Gegensatz zeigt sich ferner in den bei dem Melancholischen vorherrschenden Neigungen, seine Ideen in sich zu verschließen, sie zu verstecken und zu verheimlichen, und in der großen Ueberwindung, welche es ihm oft kostet, sie auszusprechen. Selbst wenn er sich in Klagen über seinen Zustand ergießt und sein Unglück mit den schwärzesten Farben auf die übertriebenste Weise ausmalt, hält er oft mit demjenigen, was ihn hauptsächlich quält und beunruhigt, sehr zurück, und sucht durch das Hervorheben anderer scheinbarer Gründe seines Leidens sich und Andere zu täuschen. Im Gespräch weiß er oft mit vieler Geschicklichkeit jedem tieferen Eingehen auf die Sache auszuweichen, und sich hinter mancherlei Ausflüchten zu verstecken, um nur nicht zu einer offenen Erklärung genöthigt zu werden, wobei die Furcht, zu schlecht, thöricht, verächtlich, lächerlich zu erscheinen, oft das Mo-

tiv der Verschlossenheit ist. Ein Melancholischer, der gegen einzelne Freunde und Verwandte unaufhörlich sein Unglück bejammert, kann in Gegenwart fremder Personen ganz ruhig und heiter erscheinen, und mancher mit ziemlich hohem Grade von M. mit oder ohne fixen Ideen behaftete Kranke kann sich im Beiseyn Anderer so sehr beherrschen, daß die Krankheit lange bestehen kann, ohne daß selbst die unmittelbaren Umgebungen des Kranken etwas davon bemerken oder erfahren (M. occulta).

Eine übermäßige Erregbarkeit seiner Ideen zeigt der Melancholische hauptsächlich dadurch, daß er Alles auf sich bezieht, und daher auch in Unterredungen die Aeußerungen Anderer leicht mißdeutet, sich verletzt, gekränkt, beleidigt findet, und daß die gleichgültigsten Worte seine verkehrten Ideen in ihrem ganzen Umfange hervorrufen können. Dagegen zeigt er bei Unterredungen und direkter Aufforderung zum Gespräch einen Mangel an Reaktion und ein passives Verhalten. Er antwortet kurz, einsylbig, ausweichend, bisweilen mürrisch und abstoßend, oft langsam, zögernd, und nach einer längern Pause, und in den höhern Graden der Krankheit bemüht man sich oft vergebens, irgend eine Antwort zu erhalten. Selten ist er geneigt, über Anderes als sich selbst zu sprechen, und oft hält es sehr schwer, ein zusammenhängendes Gespräch mit ihm fortzuführen, weil er sich auf keine Ideenentwickelung einläßt, zur Fortsetzung der Unterredung nichts beiträgt, den Faden abbricht, ohne ihn aufs Neue anzuknüpfen, und selten einen neuen Gegenstand auf die Bahn bringt. Nur über sich und seine Zustände ist er nicht selten sehr geneigt sich auszusprechen, und kann dabei nicht genug schildern, wie unglücklich er sich fühle, und wie schrecklich sein Zustand sey. Es sind aber nicht sowohl eigene, selbstthätig producirte Gedanken, die er ausspricht, als vielmehr unwillkührlich sich aufdringende Vorstellungen, die sich stets wiederholen, und deren er sich nicht erwehren kann. In geringeren Graden der M., und so lange keine idiopathische Verstandesaffektion zugegen ist, kann der Kranke sich dieses Vorganges bestimmt und deutlich bewußt seyn, und das beständige, unwiderstehliche Aufdringen trüber Vorstellungen und Bilder ist bisweilen der einzige Gegenstand seiner Klagen und der hauptsächlichste Grund seines Leidens.

Zu den bisher erwähnten symptomatischen, durch die Gemüthsverstimmung bedingten Affektionen des Verstandes gesellt sich in den höheren Graden der M. fast immer eine idiopathische Störung desselben, welche als Verworrenheit oder Verkehrtheit der Ideen, oder als ein Gemisch von beiden erscheint. Verworrenheit der Ideen (Inkohärenz und Inkonsequenz derselben, Ideensprünge) kommt in der M., wiewohl minder häufig als in der Manie, nicht ganz selten vor u. kann in einzelnen Fällen bis zur Ideenjagd oder Ideenflucht steigen, so daß sich eine große Menge und Mannigfaltigkeit von trüben und schmerzlichen Bildern und Vorstellungen in chaotischer Verwirrung im Bewußtseyn drängen und treiben und das Ergreifen und Festhalten eines bestimmten Gedankens unmöglich machen. Von der Verstandesverwirrung, der Manie, unterscheidet sich die entsprechende Verstandesaffektion in der M. ihrem Inhalte nach dadurch, daß es trübe, düstere, schmerzliche Bilder, Vorstellungen von geschehenem oder bevorstehendem Unglück sind, die in verworrener Weise im Bewußtseyn vorübereilen, ihrer Form nach dadurch, daß sie innerlich bleiben, entstehen und vergehen, ohne ausgesprochen zu werden, während sie den Maniakus zu unaufhörlichem, lautem und lebhaftem Sprechen veranlassen. Geringere Grade von Ideenverwirrung kommen in der M. oft zum Vorschein, und bisweilen ist Alles, was der Kranke sagt, unzusammenhängend und verworren; eigentliche Ideenjagd ist Jessen nur bei gänzlichem Verstummen vorgekommen, wo er erst nach der Genesung von ihrer Existenz in Kenntniß gesetzt wurde.

In der Regel wiederholen sich allerdings bei dem Melancholischen dieselben Ideen stets in derselben Art und Weise, so daß die idiopathische Störung der Verstandesthätigkeit in der Form der innerlichen Verkehrtheit der Ideen, der fixen Ideen oder des partiellen Deliriums erscheint. Im Anfange pflegt die fixe Idee dem Kranken selbst, der krankhaften Richtung seiner psychischen Thätigkeit von der Peripherie zum Centrum entsprechend, als von außen sich aufdringend zu erscheinen, so daß er ihre Verkehrtheit und Ungereimtheit selbst zu erkennen im Stande ist, ohne sich deshalb von ihrer Herrschaft befreien zu können. Weiterhin ist dies unmöglich, die fixe Idee hat sich so befestigt und ist so vorherrschend geworden, daß keine entgegengesetzte Ansicht und keine anderen Gedanken neben ihr aufkommen können, und der Kranke sich fast ausschließlich mit ihr beschäftigt. Ihren passiven Charakter beurkunden die fixen Ideen des Melancholischen auch dadurch, daß sie sich durchgehends auf vermeintliche Unterdrückung und Verfolgungen beziehen, oder eingebildete Krankheiten, psychische und moralische Gebrechen und Leiden zum Inhalte haben. Sie veranlassen ebenfalls nur ein passives Bestreben, dem vermeintlichen Unglück zu entgehen, während der Maniakus gerade umgekehrt keine Gefahr scheut, um seine Ideen auf aktive Weise in der Außenwelt geltend zu machen.

3) Abnormitäten der Handlungen u. Triebe. Die allgemeine Passivität des Melancholischen offenbart sich am auffallendsten durch seine Unthätigkeit, Arbeitsunfähigkeit und Abneigung gegen jede ernste Beschäftigung, womit sich mehr oder weniger Eigensinn und Widerspenstigkeit bei jeder Aufforderung zur Thätigkeit verbindet. Der Kranke hört auf, seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten, Alles wird ihm zu schwer, zu mühsam und scheint seine Kräfte zu übersteigen. Müssig und in seine Gedanken vertieft, geht er unruhig, seufzend, händeringend auf und ab, sucht die Einsamkeit, flieht die menschliche Gesellschaft, vermeidet sogar das Zusammenkommen mit Freunden und Angehörigen, und irrt manchmal Stunden und Tage lang auf den Feldern umher. In anderen Fällen oder zu anderen Zeiten steht oder sitzt er stundenlang fast unbeweglich, in sich versunken

und vor sich hinstarrend, oder er bleibt im Bette liegen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen. Dieser Trieb, über sein Unglück zu brüten, ist so vorherrschend, daß jede Störung und Unterbrechung ihn unangenehm afficirt und er sie oft ängstlich zu vermeiden und abzuwehren sich bemüht. Alle Handlungen, welche er vornimmt, geschehen langsam, zaudernd, unsicher; er ist stets geneigt, das Begonnene wieder aufzugeben, weil es ihm an Kraft zu dessen Vollendung zu gebrechen scheint, und sein ganzes Thun und Treiben ermangelt offenbar der Lebhaftigkeit und Energie, welche der Maniakus im Uebermaß entwickelt.

Aus dem deprimirten Selbstgefühle und der Geringschätzung der eigenen Kräfte geht nothwendig ein Mangel an Selbstvertrauen hervor, welcher in den geringeren Graden der M. sich durch vorherrschende Unentschlossenheit ankündigt. Bei Allem, was der Kranke thun will oder soll, erblickt er unüberwindliche Schwierigkeiten, die kleinsten Hindernisse erscheinen ihm als unübersteigliche Schranken, indem er theils die eigene Kraft zu gering anschlägt, theils jedes wirkliche Hinderniß in vergrößertem Maßstabe erblickt, theils endlich angetrieben wird, Schwierigkeiten zu suchen und zu finden, auch wo sie in der Wirklichkeit nicht existiren. Hat er diese auch in Gedanken überwunden und ist zu einem Entschlusse gelangt, so bieten sich ihm neue Schwierigkeiten dar, so wie er an die Ausführung seines Vorhabens gehen will. In diesem steten Zweifeln und Schwanken zwischen Sollen und Nichtsollen läßt er sich für den Augenblick gern durch Andere bestimmen, fragt bald Diesen, bald Jenen um Rath, allein die stets wiederkehrenden Zweifel lassen ihn zu keinem festen Entschluß kommen; denn was er jetzt für leicht oder wenigstens für ausführbar hält, das erscheint ihm am folgenden Tage, nach einigen Stunden, ja wohl gar nach wenigen Minuten, als ganz unmöglich. Dies kann so weit gehen, daß der Kranke sich nicht zu den unbedeutendsten Dingen entschließen kann, zum Aufstehen, Ankleiden, Ausgehen, Essen u. s. w., ja daß er schon vor dem Versuch der gleichgültigsten Handlung zurückschaudert, fast wie der Wasserscheue vor dem dargereichten Getränke. Dabei kann eine übrigens ungestörte Verstandesthätigkeit und deutliche Erkenntniß des eigenen Zustandes Statt finden, so daß es dem Kranken selbst unbegreiflich ist, warum er zu so gleichgültigen Dingen sich nicht zu entschließen vermöge, und diese Unfähigkeit zum Handeln macht bisweilen den hauptsächlichsten Inhalt seiner Klagen und seines Leidens aus.

In anderen Fällen wird der Kranke durch alles Aeußere so schmerzlich berührt, daß er sich allen äußeren Eindrücken zu entziehen sucht, und jede Aufforderung zur Thätigkeit unwillig und verdrießlich abweisend, bei jeder Gelegenheit den größten Eigensinn und Widerspenstigkeit an den Tag legt. Besonders pflegt dies zu geschehen bei vorherrschender Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit der Welt; allein auch der Schwermüthige, der nur sich selbst, seine eigene Schwäche und Fehlerhaftigkeit anklagt, zeigt oft einen hohen Grad von Eigensinn und beharrliches Nichtwollen Dessen, was er soll und wozu er aufgefordert wird. Dringende Aufforderungen können alsdann eine momentane Aufgeregtheit, Heftigkeit und einen vorübergehenden Zustand von Manie veranlassen.

Im Allgemeinen sucht der Melancholische in derselben Lage zu beharren, in welcher er sich einmal befindet, und ist ein Feind aller Neuerungen, welche der Maniakus sucht und liebt. Scheinbar gleichgültig gegen die Außenwelt, macht er wenig oder gar keine Ansprüche und Forderungen; allein, wenn er auch zu sagen pflegt, daß ihm Alles einerlei sey, so sucht er doch gewöhnlich alle Veränderungen seiner Lage und Umgebungen, selbst wenn es augenblickliche Verbesserungen sind, durch Bitten, Flehen und Widerspenstigkeit abzuwenden. Manche Kranke sind in der That mit Allem zufrieden, bereit, sich in Alles zu fügen, und geneigt, Alles über sich ergehen zu lassen, wenn man nur nichts von ihnen fordert; Andere hingegen sind in solchem Maße mit Allem unzufrieden, daß ihnen nichts recht zu machen ist. In beiden Fällen hält es durchgehends schwer, den Kranken zum Aussprechen seiner Wünsche zu bringen, welche oft mit großer Sorgfalt verschwiegen, versteckt und verheimlicht werden. Auch seine Handlungen sucht der Melancholische, theils aus Argwohn und Mißtrauen, aus Furcht sich lächerlich zu machen, theils ohne bestimmten Grund, in Folge eines krankhaften Antriebes, zu verbergen und zu verheimlichen. Dies geht so weit, daß Manche nicht einmal im Beiseyn Anderer essen oder trinken wollen und überhaupt nichts vornehmen, wenn sie sich von Anderen beobachtet wissen; wogegen der Maniakus alle seine Handlungen zur Schau trägt, Aufsehen zu erregen liebt, und sich durch die Gegenwart Anderer in keinem Vorhaben stören läßt. Nicht selten sucht der Melancholische auch sich selbst zu verstecken, weicht jedem Anderen aus, der ihm begegnet, tritt scheu und ängstlich zurück, sobald man sich ihm nähert, oder sucht zu entfliehen, sich aus dem Zimmer herauszudrängen, aus dem Fenster zu springen u. dgl. m.

Höhere Grade der M. sind entweder mit völliger Unthätigkeit, die sich bis zu gänzlicher Starrheit und Unbeweglichkeit steigern kann, und mit der hartnäckigsten Widerspenstigkeit verbunden, oder mit der steten, einförmigen und unveränderlichen Wiederholung besonderer verkehrter Handlungen, welche zum Theil durch bestimmte Ideenkombinationen u. fixen Wahn, zum Theil durch einen blinden Trieb bedingt und veranlaßt werden. Durchgehends sind die Bestrebungen des Kranken negativer Art, indem der Melancholische nicht, wie der Maniakus, etwas zu bewirken und zu erreichen sucht, sondern etwas zu vermeiden und drohenden Gefahren zu entgehen bemüht ist. Er wählt hierzu manchmal die seltsamsten und widersinnigsten Mittel; er will z. B. nichts genießen, um nicht hingerichtet zu werden; er muß diese oder jene Stellung annehmen, eine bestimmte Zahl von Schritten hin und her gehen, dies und jenes thun oder unterlassen, um ein allgemeines Un-

glück zu verhüten; er darf nichts vornehmen, nicht essen, nicht schlafen, nicht sprechen, um sich nicht zu versündigen u. dgl. In anderen Fällen fehlt es ganz an einem nachzuweisenden Motiv, der Kranke dreht sich z. B. im Kreise, sucht stets aus der Thüre oder aus dem Hause zu kommen, ohne zu wissen warum, und nach der Genesung ist er sich nur eines unwiderstehlichen Triebes zu solchen anscheinend zwecklosen Handlungen bewußt, deren Motive zum Theil in verschwundenen Ideenverbindungen, zum Theil in Lokalaffektionen besonderer Partieen des Gehirns oder Rückenmarks zu suchen seyn dürften.

In den höheren Graden der M. können allerdings auch gewaltthätige Handlungen vorkommen; sie geschehen aber nicht, wie in der Manie, in Folge eines ungestümen Triebes, sich selbst und die eigenen Ideen geltend zu machen, sondern entweder nach dem Princip der Nothwehr oder in Folge vorherrschender Angst und Verzweiflung, welche in gewaltsamen Ausbrüchen sich der inneren Qual zu entledigen sucht. Die Gewaltthätigkeiten des Melancholischen sind daher auch nicht, wie bei dem Maniakus, gegen Andere und gegen feindlich ihm Entgegenstehendes, sondern gegen sich selbst und das, was ihm lieb und werth ist, gerichtet. Schon in geringeren Graden der M. kommt vorübergehend die Neigung vor, durch Zerstörung von Dingen, die dem Kranken lieb und werth sind, wie durch ein dargebrachtes Sühnopfer, momentane Beruhigung zu suchen; in den höheren Graden erwacht der Trieb zum Selbstmord, oder zur Ermordung befreundeter, geliebter Personen, namentlich der eigenen Kinder, welcher manchmal durch bestimmte Ideen veranlaßt und unterhalten wird, aber auch als blinder Trieb aus dem Uebermaß innerlicher Beängstigung hervorgehen kann.

Die Handlungen, oder vielmehr das Nichthandeln des Melancholischen, die Reden und das Benehmen desselben sind den äußeren Verhältnissen und Umständen durchaus unangemessen, mehr oder weniger widersinnig, verkehrt und zwecklos. In allen Beziehungen verhält sich der Kranke übermäßig passiv und ausschließlich mit sich beschäftigt. Zu einer lebhaften Reaktion und kräftigem Widerstande unfähig, bleibt bei der krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit für alle äußeren Eindrücke das Zurückziehen und Verschließen in sich selber seine einzige Waffe, und in den höchsten Graden der Krankheit wird er durch das gänzliche Zurückziehen und Vertiefen des psychischen Lebens in sich für jeden äußeren Eindruck unzugänglich, so daß die M. als ein Bestreben der Natur betrachtet werden kann, das Individuum gegen die Uebermacht von Einwirkungen zu schützen, denen es sonst ganz erliegen würde. Jedenfalls wird der Melancholische durch seinen Krankheitszustand von den natürlichen Verhältnissen zur Außenwelt losgerissen und isolirt, so daß er aufhört, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn, und weder mit Anderen, noch für Andere zu leben und zu wirken im Stande ist.

B. Physische Krankheitserscheinungen. Obgleich die M. mit keiner bestimmten körperlichen Krankheit nothwendig verbunden ist, so wird sie doch bei weitem häufiger, wie die Manie, von leiblichem Unwohlseyn u. Symptomen körperlicher Krankheitszustände begleitet, welche theils Vorgänger und Ursachen, theils Folgen und Wirkungen der M. sind, und im Allgemeinen das Gepräge erhöhter Sensibilität und verminderter Energie an sich tragen.

Die am häufigsten vorkommenden körperlichen Krankheitserscheinungen sind folgende: 1) Träge und unvollkommene Cirkulation des Blutes; oft seltner und langsamer, gewöhnlich kleiner, leerer, leicht zusammendrückbarer, oft jedoch normaler, bisweilen schneller und gespannter Puls; Herzklopfen und Beklemmung, oft Ursache, aber auch oft Folge der psychischen Angst; eingefallene, trockene, kalte Haut, die Extremitäten manchmal bläulich gefärbt. 2) Die Respiration in der Regel erschwert, gehindert, unvollständig, und mit dieser unvollständigen Respiration stets ein Gefühl von Beklemmung der Brust verbunden. 3) Wenn gleich die Digestion in manchen Fällen ungestört von statten geht, so sind doch Unterleibsbeschwerden mancherlei Art, insbesondere die Symptome der sogenannten Unterleibsstockungen, Plethora abdominalis, Hämorrhoidalleiden u. s. w. die gewöhnlichen Vorgänger und Begleiter der M. Gefühl von Schwere, Vollheit, Druck, Spannung, Schmerz und andere krankhafte Empfindungen im Unterleibe kommen häufig vor, und die aus dem Unterleibe emporsteigenden, krankhaften Gefühle scheinen sich nicht selten in trübe Gedanken und Hallucinationen zu verwandeln. Die Zunge ist mehr oder weniger belegt, der Appetit oft übermäßig, nur in den höheren Graden der Krankheit oft Mangel an Appetit und Verweigerung des Essens. Indigestionen, Magenschmerz und Magenkrampf, Neigung zum Aufstoßen und zu Blähungen, kommen nicht selten vor, und Leibesverstopfung, träger und harter Stuhlgang pflegt in den meisten Fällen Statt zu finden. 4) Die Harnwerkzeuge sind nur selten afficirt, Reizbarkeit der Geschlechtsorgane und erhöhter Geschlechtstrieb werden hingegen häufig wahrgenommen. Die Menstruation ist oft unterdrückt oder zu sparsam und unregelmäßig; in vielen Fällen dauert sie jedoch während des ganzen Verlaufes der Krankheit ungestört fort, wenn auch ihr Eintreten manchmal von Exacerbation der M. begleitet wird. 5) Die Ernährung des Körpers geschieht in den meisten Fällen nicht in gehöriger Weise, der Kranke magert ab, und da keine übermäßige Konsumtion Statt findet, so scheint die Abmagerung in unvollkommener Bereitung des Blutes u. Nahrungsstoffes ihren Grund zu haben. Plötzliches und auffallendes Magerwerden geht in einzelnen Fällen dem Eintreten der M. vorher, und Zunahme des körperlichen Umfanges ist manchmal ein günstiges Zeichen, kann jedoch, wenn keine gleichzeitige Abnahme der M. erfolgt, den bevorstehenden Uebergang in Blödsinn ankündigen. Mancher Kranke bleibt dagegen während der ganzen Dauer der Krankheit wohlgenährt und wohlbeleibt. Auch die Sekretionen scheinen oft verändert und zum Theil vermindert, namentlich ist die Haut durchgehends trok

ken, in einzelnen Fällen der Geruch der Hautausdünstung besonders unangenehm und penetrant. 6) Die Muskelkräfte scheinen durchgehend vermindert und unterdrückt; alle Bewegungen geschehen schwerfällig, langsam, träge, unsicher und es fehlt ihnen an der gehörigen Leichtigkeit, Schnelligkeit, Elasticität und Energie. Der Kranke selbst fühlt sich abgespannt, erschlafft, ermüdet und kraftlos. 7) Die Sensibilität ist durchgehends erhöht, und alle äußeren Einwirkungen machen einen verhältnißmäßig starken, sehr leicht unangenehmen u. schmerzlichen Eindruck. Der Melancholische ist gegen Hitze und Kälte, helles Licht, Staub, Rauch u. dgl. oft sehr empfindlich, Witterungsveränderungen äußern einen bedeutenden Einfluß auf ihn; jedes Geräusch macht ihm Unruhe, erweckt Angst und Besorgniß, jeder körperliche Schmerz, jedes krankhafte Gefühl wird übermäßig empfunden und kann die übertriebensten Besorgnisse veranlassen. Diese erhöhte Sensibilität zeigt sich insbesondere auch durch die Häufigkeit krankhafter und schmerzhafter Empfindungen bald in diesen, bald in jenen Theilen des Körpers. Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, Gefühl von Druck in der Stirngegend oder Kopfschmerzen sind besonders häufig; aber auch Klagen über Schmerz in der Brust, im Rücken, im Unterleibe, in den Gliedmaßen kommen oft vor, und sind fast niemals bloß eingebildet, obgleich der Kranke gerade wegen seiner erhöhten Sensibilität sie ungewöhnlich stark empfindet, zu sehr beachtet, und in seinen Klagen sehr übertreibt. 8) Sinnestäuschungen und Hallucinationen sind in der M. sehr gewöhnliche Erscheinungen, besonders Wahnhören, eingebildetes Vernehmen von Tönen und Stimmen, die dem Kranken keine Ruhe lassen, ihm nachsprechen, ihn verspotten, verfolgen, Unglück weissagen &c. Täuschungen des Geschmackssinnes veranlassen und unterhalten gewiß nicht selten die so oft vorkommende fixe Idee einer zu befürchtenden Vergiftung. Illusion des Gesichts und Geruchs scheinen in der M. seltener vorzukommen, als in der Manie; Hallucinationen hingegen, eingebildete Verwandlungen des Körpers oder einzelner Theile derselben, die vermeintliche Anwesenheit von Thieren, Schlangen, Fröschen &c. im Unterleibe oder Kopfe, die Idee des leiblichen Besessenseyns u. dgl. sind häufig vorkommende Erscheinungen und zum Theil die Folge krankhafter Empfindungen von ungewöhnlicher Art und Stärke, denen eine verkehrte, der Gemüthsstimmung entsprechende Deutung gegeben wird, so daß z. B. das ungewöhnlich lebhafte Wahrnehmen natürlicher Bewegungen der Eingeweide hinreicht, die fixe Idee der Gegenwart eines lebendigen Thieres im Unterleibe (der Bandwurm der Hypochondristen) hervorzurufen und zu unterhalten. 9) Schlaflosigkeit kommt in der M. zwar häufig vor, jedoch bei weitem nicht so allgemein, wie in der Manie. Viele Melancholische schlafen vortrefflich, bei manchen hält nur das Einschlafen schwer, bei anderen wird der Schlaf öfter unterbrochen oder durch schwere und beängstigende Träume gestört. Bei großer Beängstigung findet auch wohl gänzliche Schlaflosigkeit Statt, die jedoch selten lange Zeit fortwährt. Die Kranken scheinen besonders in den Morgenstunden fest und tief zu schlafen, erwachen spät, und sind oft schwer zu erwecken. Nach dem Erwachen fühlen sie sich gewöhnlich anfangs besonders abgespannt, verstimmt und mißmuthig, klagen darüber, daß der Schlaf sie gar nicht erquickt habe und sind oft sehr geneigt, lange im Bette liegen zu bleiben oder gar nicht aufzustehen.

C. Moralische Krankheitserscheinungen. Die Veränderungen des geistigen und moralischen Zustandes, welche als Folgen und Wirkungen der M. vorkommen, und nicht für Symptome derselben gehalten werden dürfen, lassen sich im Allgemeinen auf krankhafte Steigerungen sonstiger Eigenschaften, oder auf Verwandlungen derselben in ihr Gegentheil zurückführen. In der Regel entsprechen sie dem allgemeinen Charakter der M., der erhöhten Sensibilität und dem vorherrschend passiven Verhalten. Der Kranke ist gewöhnlich übertrieben gewissenhaft, quält sich mit den Gedanken eigner Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit, glaubt täglich neue Sünden zu begehen, und hält manchmal Alles, was er thut, für sündhaft. Mit dieser übermäßigen moralischen Reizbarkeit verbindet er die Unfähigkeit, seine Pflichten zu erfüllen, begeht aber fast nur Unterlassungssünden, indem er sich selten eine positive Kränkung oder Verletzung der Rechte Anderer zu Schulden kommen läßt. In den meisten Fällen ist er mehr oder weniger mißtrauisch, argwöhnisch, übellaunig, eigensinnig, engherzig, kleinlich und in der ausschließlichen Sorge für sich selbst in hohem Grade egoistisch. In der That ist er viel zu sehr mit sich beschäftigt und Alles auf sich zu beziehen genöthigt, als daß er eines wahrhaften Mitgefühls für Andere fähig wäre und noch weniger ist er im Stande, eine thätige Theilnahme und Fürsorge für Andere an den Tag zu legen. Auf sich selbst zurückgeworfen u. in seinen Wahn versenkt, ist er in geistiger und moralischer Hinsicht von der Gesellschaft isolirt, und eines Lebens für höhere und allgemeine Zwecke, eines geistigen und moralischen Fortschreitens gänzlich unfähig geworden.

Wie auf der einen Seite die geistige und moralische Entwickelung des Menschen durch das Eintreten der M. gehemmt und aufgehoben wird, ebenso findet auf der andern Seite während derselben kein Rückschreiten und keine moralische Verschlechterung statt. Sobald die Genesung erfolgt, ist der Mensch geistig und moralisch sogleich wieder derselbe, der er früher war, alle Fehler und Schwächen sind auf einmal verschwunden, und die scheinbar erloschene Thätigkeit ist sofort in ihrer früheren Integrität wieder hergestellt. Bei einem psychisch Gesunden dagegen, der sich so lange und in solchem Maße seinen schmerzlichen Gefühlen, dem Gram und Kummer und einer gänzlichen Unthätigkeit hingäbe, würde die Thatkraft wirklich erlöschen, und es würde ihm vielleicht unmöglich, sich wieder auf den früheren Standpunkt zu erheben, und von den so lange genährten u. unterhaltenen Mängeln u. Schwächen wieder zu befreien. Hier=

aus erhellt zugleich, daß das geistige u. moralische Leben des Individuums ebenso wenig, wie das physische Leben, in der M. ursprünglich und wesentlich betheiligt ist, daß es vielmehr nur akcessorische und symptomatische Veränderungen erleidet, welche hauptsächlich in einer Unterdrückung desselben durch excessive Erregung der empfindenden psychischen Lebensthätigkeit bestehen.

Gattungen und Arten der M. Die M. ist ebensowohl als die Manie, ursprünglich Gemüthskrankheit, zu der sich weiterhin idiopathische Affektionen der Verstandes- und Willensthätigkeit in solcher Weise hinzugesellen, daß zwar keine dieser drei Funktionen ganz isolirt, wohl aber eine jede vorzugsweise gestört erscheinen kann. Sie zerfällt demnach in drei Gattungen, vorherrschende Geistes-, Gemüths- oder Willensvertiefung, und je nachdem die betreffende Funktion entweder mehr allgemein und äußerlich, oder mehr partiell und innerlich, oder endlich nach beiden Richtungen in ihrer Totalität afficirt ist, lassen sich von jeder Gattung drei verschiedene Arten unterscheiden. Die hauptsächlichsten derselben sind Trübsinn, Tiefsinn und Starrsinn.

Varietäten der M. Dahin gehören mancherlei Modifikationen der M., welche durch die Verschiedenheiten der Krankheitsursachen und der hervorstechenden Symptome bedingt werden und in früheren Zeiten als besondere Arten der M. aufgeführt worden sind; 1) Nostalgia — Heimweh — eine durch Sehnsucht nach der Heimath veranlaßte und unterhaltene Schwermuth, wobei sich alle Gefühle und Gedanken auf diesen einen Gegenstand koncentriren, und letztere sehr leicht in fixe Ideen, auch wohl in allgemeine Delirien übergehen, und die ganze Krankheit bisweilen in Manie umschlagen kann. Hat das Heimweh sich einmal ausgebildet, und ist die Rückkehr in die Heimath unmöglich, so werden die Kranken selten geheilt, verfallen vielmehr in Abzehrung, und sterben hektisch in Folge von Erschöpfung des Nervenlebens. Gebirgsbewohner sollen dieser Krankheit besonders unterworfen seyn; sie kommt jedoch bei Bewohnern aller Länder vor und scheint am häufigsten im jugendlichen Alter zu entstehen, namentlich auch zur Zeit der Pubertät. In diesem Alter kann sie bei Individuen, die frühzeitig in die Fremde geschickt werden oder bei Fremden dienen müssen, den sogenannten Brandstiftungstrieb hervorbringen, wobei entweder ein blinder Antrieb zum Feueranlegen entsteht, oder die fixe Idee vorwaltet, durch Niederbrennen der Wohnung wieder in die Heimath zu gelangen. Das Heimweh gesellt sich zuweilen zu andern Formen der M. und kann in Irrenanstalten die Entlassung der davon befallenen Personen nothwendig machen; — 2) Melancholia erotica — eine durch unglückliche Liebe und Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Gegenstande derselben begründete und unterhaltene Schwermuth, die sich gern mit fixen Ideen verbindet, heutzutage indessen nicht häufig vorzukommen scheint; — 3) Melancholia misantropica — Menschenscheu, Menschenhaß, ein hoher Grad von Mißmuth und Unzufriedenheit mit der Welt, mit Argwohn und Mißtrauen gegen Andere gepaart, wodurch der Kranke veranlaßt wird, die Einsamkeit zu suchen, die menschliche Gesellschaft zu fliehen, überall feindselige Gesinnungen gegen sich vorauszusetzen, oder das ganze Menschengeschlecht für verderbt und verächtlich zu halten; — 4) Melancholia errabunda s. silvestris, Irrsucht, mit dem vorherrschenden Triebe, im Freien, in Feld und Wald, besonders an einsamen und abgelegenen Orten zwecklos umherzuirren, wobei der Kranke bisweilen jede sich darbietende Gelegenheit zum Entweichen benutzt, um diesen Trieb zu befriedigen; — 5) Melancholia metamorphosis, passiver Wahn, mit der Idee einer geschehenen Verwandlung des ganzen Körpers oder einzelner Theile derselben, so daß der Kranke sich für einen Schatten, für einen Leichnam hält, Füße von Holz, von Glas, eine Nase wie einen Elephantenrüssel, ein steinernes Herz u. dgl. zu haben glaubt. Ein solcher Wahn ist durchgehends die Folge einer Hallucination, einer durch lokale Verstimmungen und Veränderungen im Nervensysteme begründete Täuschung des inneren Sinnes oder Gemeingefühles; — 6) Daemonomelancholia, passiver Wahn mit der Idee eines Beherrscht- oder Besessenseyns von bösen Geistern oder Dämonen. Sie wird in manchen Fällen ohne Zweifel durch eine Hallucination begründet, indem die zum Gehirn fortgepflanzte krankhafte Sensation sich daselbst in eine fixe Idee umwandelt, und diese auf den Ursprungsort der krankhaften Sensation reflektirt wird. Daher werden oft bestimmte Theile des Körpers als der Sitz des Bösen bezeichnet, der bald im Kopfe, bald im Unterleibe, in der Brust, im Nacken, auf dem Rücken u. s. w. seinen Platz eingenommen hat. Diese Krankheit war im Mittelalter weit häufiger (obgleich die Daemonomania noch mehr vorgeherrscht zu haben scheint) und wird mit der Ausrottung des religiösen Aberglaubens immer mehr und mehr verschwinden; — 7) Melancholia religiosa, Schwermuth mit dem passiven Wahn einer schweren Versündigung, weshalb der Kranke nicht beten, nicht selig werden zu können, von Gott verlassen und für immer verworfen zu seyn glaubt.

Verlauf und Ausgänge der M. Die M. kann, wie die Manie, in vorübergehenden, einige Stunden, einen halben bis ganzen Tag dauernden Paroxysmen auftreten, wogegen selten ärztliche Hülfe gesucht wird, und welche in der Regel unbeachtet vorübergehen. Namentlich kommen bei habitueller Hypochondrie solche vorübergehende Paroxysmen von wahrer M. häufig vor, welche aber aber auch bei Individuen von heiterer und natürlicher Gemüthsstimmung entstehen können, ohne daß immer eine bestimmte und genügende äußere Veranlassung nachzuweisen wäre. Gewöhnlich ist sie eine chronische Krankheit und dauert Monate und Jahre lang, ohne an eine bestimmte Zeit gebunden zu seyn. Ihr Ausbruch ist in den meisten Fällen lange vorbereitet und hypochondrische Verstimmung, körperliches Unwohlseyn, Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, Abspannung und Niedergeschlagenheit, Unruhe, Beklemmung u. Beängstigung, Schlaflosigkeit, Unlust und Unfähigkeit zur Arbeit, Verlust des Interesses für die Lieblingsbeschäf-

tigungen und Zerstreuungen u. s. w. pflegen kürzere oder längere Zeit vorher zu gehen. In vielen Fällen ist die ausbrechende M. selbst nur der Vorbote und Vorläufer, das erste Stadium einer sich entwickelnden Manie, oder sie folgt derselben nach, die Uebergangsepoche zur Genesung bildend.

Der eigentliche Ausbruch der M. beginnt mit einem ungewöhnlichen Gefühle von geistigem und leiblichem Unwohlseyn, Schwere, Niedergeschlagenheit und Unfreiheit, so daß es dem Kranken vorkommt, als ob eine schwere Last ihn niederdrücke, und sowohl zu körperlicher Thätigkeit, als zu geistiger Anstrengung völlig unfähig mache. In der That findet dabei eine wirkliche Unterdrückung der leiblichen u. intellektuellen Kraft und Energie statt, die den Kranken außer Stand setzt, selbst die gewöhnlichsten Leistungen auf gehörige Weise zu vollbringen. Manchmal weiß der Kranke mit Bestimmtheit den Zeitpunkt anzugeben, in welchem diese eigentliche Depression des Selbstgefühls sich seiner bemächtigt, und von diesem Augenblicke an entwickelt sich die M. allmählig weiter, zunächst in der Form des Trübsinnes, der Schwermuth oder des Mißmuthes, wozu sich erst nach kürzerer oder längerer Zeit idiopathische Verstandesstörungen, Hallucinationen, passiver Wahn, Verwirrung oder Verstörtheit der Ideen hinzugesellen, durch deren Hinzutritt bei fortwährender Steigerung der Krankheit der Uebergang in die verschiedenen Formen des Starrsinns vermittelt wird. Die M. kann jedoch auch auf früheren Entwicklungsstufen stehen bleiben, in bestimmten Formen des Trübsinnes oder Tiefsinnes beharren, oder auch unter öfterem Formwechsel bis zur endlichen Entscheidung verlaufen.

In dem ganzen Krankheitsverlaufe pflegt zwar eine bestimmte Zu- und Abnahme stattzufinden, die aber nicht an bestimmte Zeiten gebunden, zum Theil von äußeren Einflüssen abhängig ist, und manchmal durch plötzliche und unerwartete Veränderungen unterbrochen wird. Insbesondere kommen bei der M., namentlich bei dem Mißmuthe, vorübergehende Paroxysmen von Manie häufig vor, welche theils ohne äußere Veranlassung, theils dadurch entstehen, daß man den Kranken auf irgend eine Weise zur Thätigkeit nöthigen will, indem seine passive Widerspenstigkeit alsdann wohl in aktive Widersetzlichkeit u. Raserei übergehen kann. Manchmal besteht die ganze Krankheit in einem Cyklus von Manie und M., die einander regelmäßig ablösen, und bisweilen kehren vorübergehende Paroxysmen von Manie tagtäglich und so häufig wieder, daß die Krankheit leicht für eine Manie gehalten werden kann. Bei einer klaren Auffassung des wesentlichen Unterschiedes der Manie und M. wird jedoch eine kurze Beobachtung hinreichen, darüber zu entscheiden, welche von beiden die Grundform des vorliegenden Krankheitszustandes sey und welche nur vorübergehend und akcessorisch sie unterbreche.

Seltener als die Manie, hat die M. einen intermittirenden Typus, so daß sie ohne neue Veranlassungen, unregelmäßig oder zu bestimmten Jahreszeiten wiederkehrt. Gewöhnlich beobachten wir einen Typus continuus remittens mit unregelmäßigen, zum Theil durch äußere Verhältnisse und Einwirkungen bedingten, Remissionen und Exacerbationen, welche letztere häufiger des Morgens einzutreten pflegen, so daß der Kranke sich beim Erwachen am schlechtesten, gegen Abend freier und leichter fühlt (eine auch bei Hypochondristen häufige Erscheinung). Es kann jedoch auch das umgekehrte Verhältniß stattfinden. Grad und Dauer der Exacerbationen und Remissionen sind sehr verschieden, lucida intervalla auf den niedrigen Stufen der M. häufig, beim Starrsinn selten.

Wenn die M. keinen hohen Grad erreicht, mit beträchtlichen Remissionen verbunden ist, oder in partielle Geistesstörung übergeht, so kann sie lebenslänglich fortdauern, ohne die leibliche Gesundheit wesentlich zu beeinträchtigen. Höhere Grade der M., Verzweiflung, Starrsinn, Melancholia attonita, Lebensüberdruß, führen bei längerer Fortdauer eine Erschöpfung der Kräfte, besonders des Nervensystems, und einen tödtlichen Ausgang herbei, wenn weder Genesung, noch ein Uebergang in eine andere Krankheitsform erfolgt.

Die Prognose ist hauptsächlich von dem Grade und der Dauer der Krankheit abhängig, im Vergleich mit der Manie im Allgemeinen günstiger hinsichtlich der Lebensgefahr, ungünstiger hinsichtlich der Genesung, weil die M. weit eher fortbestehen kann, ohne durch sich selbst zur Entscheidung zu führen. Krisen werden selten beobachtet; die Genesung erfolgt meistentheils per lysin unter allmähliger Abnahme der Krankheitserscheinungen, wenn auch in einzelnen Fällen ein plötzliches Wiedererwachen zu freiem Bewußtseyn stattfindet. Ueber die Vollständigkeit der Genesung entscheidet vorzüglich die Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit der Erkenntniß des vorübergegangenen Krankheitszustandes, verbunden mit einem freien, natürlichen, ungezwungenen Benehmen, und völlige Rückkehr der frühern Eigenthümlichkeit. Neigung zu Recidiven bleibt oft zurück, besonders wo erbliche Anlage, körperliche Disposition, melancholisches Temperament oder unabänderliche Lebensverhältnisse die Krankheit begründeten.

Die M. geht seltener wie die Manie in Blödsinn über, am häufigsten bei vorhergehender totaler Verstörtheit des Geistes und Starrsucht; jedoch kann jede tiefe und andauernde M. mit Imbecillität u. Idiotismus endigen. Weit häufiger ist der Uebergang in permanente, fixe Ideen, so daß der passive Wahn als Residuum der Krankheit lebenslänglich fortdauert, während die übrigen Symptome der M. im Allgemeinen, und die Symptome des Gemüthsleidens insbesondere mehr und mehr verschwinden.

Lebensgefahr ist in der M. seltener vorhanden als in der Manie, wenn gleich in ihren höhern Graden ein plötzlicher, apoplektischer Tod erfolgen kann. Lähmungen entstehen ebenfalls in Folge von M. minder häufig, wohl aber kann eine gänzliche Erschöpfung des Nervenlebens, Abzehrung, Febris lenta, Lungenschwindsucht und Wassersucht dadurch hervorgebracht werden. In manchen Fällen führt eine, von der M. un=

abhängige, allmählige Zunahme einer zu Grunde liegenden organischen Krankheit, besonders der Unterleibseingeweide, am Ende den tödtlichen Ausgang herbei.

Ursachen der M. Die allgemeinen Veranlassungen psychischer Krankheit können sowohl Manie als M. hervorrufen, welche letztere in reiferem Alter verhältnißmäßig häufiger entsteht, als in der Jugend, und wozu melancholisches Temperament, erbliche Anlage, Schwangerschaft, Unterleibskrankheiten, Plethora abdominalis, sitzende Lebensweise, Mangel an Uebung der körperlichen Kräfte, und anhaltend einwirkende deprimirende Gemüthsaffekte besonders disponiren können.

Nächste Ursache der M. ist wahrscheinlich eine krankhaft gesteigerte Thätigkeit der empfindenden Parthieen des Gehirns, durch deren übermäßige und beharrliche Erregung die Thätigkeit der bewegenden Gehirnorgane relativ unterdrückt wird. Uebermäßig starke oder zu oft wiederkehrende Reizung der betreffenden Gehirnorgane bringt am Ende einen krankhaft gereizten Zustand derselben hervor, welcher auch nach dem Aufhören der schädlichen Einwirkungen als selbstständiger Krankheitsproceß fortdauert. Psychische und moralische Einflüsse sowohl, wie körperliche Krankheiten mancherlei Art können diese krankhafte Reizung des Gehirns hervorrufen; in der Regel verbinden sich aber gleichzeitige oder auf einander folgende Einwirkungen beiderlei Art mit einander zur Erzeugung der M., wie überhaupt psychische Krankheit vielleicht nur durch die kombinirte Wirkung psychischer und physischer Krankheitsursachen erzeugt und hervorgerufen wird.

Behandlung der M. Wenn wir, wie es wohl der Fall seyn möchte, dazu berechtigt sind, die Hauptformen psychischer Krankheit als verschiedene Grade und Entwickelungsstufen eines und desselben Krankheitsprozesses zu betrachten, welcher in normaler und vollständiger Entwickelung als M. beginnt, in Manie übergeht, und sich durch eine (als M. oder Blödsinn erscheinende) nachfolgende Periode von psychischer Abspannung zur Genesung entscheidet, so müßten wir die M. als einen gehemmten, auf früherer Entwickelungsstufe stehen gebliebenen Krankheitsprozeß ansehen, und aus dieser Ansicht ergeben sich theoretisch die wichtigsten, mit der Erfahrung harmonirenden Folgerungen hinsichtlich der Kur derselben. Bei der Manie, welche alle Bedingungen einer günstigen Entscheidung in sich selbst zu enthalten pflegt, ist die strenge Befolgung einer negativen Kurmethode die Hauptsache; in der M. ist dies nur dann der Fall, wenn die psychische Affektion nicht zu tief und bedeutend ist, daß es überall zur Erzeugung einer Manie kommen kann. Höhere Grade der M. hingegen werden sich nur durch Uebergang in Manie freiwillig entscheiden, und wo dieser ausbleibt, als in ihrer Entwickelung gehemmte Krankheitsprozesse, stets eine positive Kur erfordern, wenn sie nicht lebenslänglich fortdauern sollen. In der That ist es zur Kur der M. (mit Ausnahme geringerer Grade derselben) im Allgemeinen nothwendig, daß man dem Kranken nicht nachgebe und ihn nicht in seiner Passivität beharren lasse; ja es ließe sich vielleicht die Regel aufstellen, daß man suchen müsse, ihn in einen Zustand von Manie zu versetzen; denn in vielen Fällen ist für den Melancholischen nichts heilsamer, als wenn man ihn aufbringen und ärgern, ihn heftig und zornig machen kann, und je leichter dies möglich ist, desto günstiger ist manchmal die Prognose.

A. Psychische Behandlung. I. Negative psychische Kur. Sie besteht in der Abhaltung u. Beseitigung aller psych. Einwirkungen, welche den Krankheitszustand unterhalten oder verschlimmern und ihre Befolgung ist jedenfalls wichtig und unerläßig, wenn sie auch, wie gesagt, in den wenigsten Fällen allein zur Herbeiführung der Genesung hinreicht.

1) Zuvörderst hat man alle fortwirkenden, psychischen Krankheitsursachen zu beseitigen. Dies ist bei der M. viel wichtiger, als bei der Manie, weil sie öfter durch fortdauernde Umstände und Verhältnisse erzeugt und erhalten wird, die nicht zu Tage liegen, die der Kranke selbst verheimlicht, und die auch seinen Angehörigen entweder verborgen bleiben, oder von ihnen verschwiegen werden. Unglückliche Familienverhältnisse, erlittene Kränkungen und Demüthigungen, geheime Sorgen und Kummer, Reue über wirkliche oder vermeintliche Pflichtversäumniß und Verschuldung irgend einer Art, kommen hier sehr in Betracht, und es ist oft schwierig, den reellen, tieferen Grund der M. zu entdecken, weil der Kranke sich selbst darüber täuscht, die Wahrheit verhehlt, sich und Andere durch falsche Vorspiegelungen hintergeht. Sind aber solche reelle Gründe vorhanden, so ist die Beseitigung ihres nachtheiligen Einflusses von der größten Wichtigkeit, und diese wird selten mißlingen, sobald man das volle Vertrauen des Kranken gewonnen hat, und ihn dahin leitet, die Sache vernünftig zu betrachten und ernsthaft anzugreifen. Dies ist aber in der Regel unmöglich, ohne gleichzeitige Entfernung des Kranken aus den gewohnten Verhältnissen und Umgebungen, welche jedenfalls trübe und schmerzliche Erinnerungen stets von Neuem hervorrufen. Versetzung in ganz andere und neue Verhältnisse ist daher fast immer die erste und wesentliche Bedingung der Kur, deren Nichterfüllung in den meisten Fällen alle Heilversuche unwirksam und vergeblich macht.

2) Versetzung in eine wohleingerichtete Irrenanstalt ist zur Kur der M. in den meisten Fällen schon darum erforderlich, weil man in Privathäusern und Familienkreisen oft auf fast unglaublich verkehrte Weise sich gegen solche Kranke benimmt. Für den Melancholischen ist nichts nachtheiliger, als die gewöhnlichen Bestrebungen seiner Freunde und Angehörigen, ihn durch Bitten und Vorstellungen, durch Raisonnement, religiösen Zuspruch, sogenannte Zerstreuungen u. s. w. aufzurichten, zu beruhigen und seiner trüben Stimmung zu entreißen, und dies pflegt auf eine desto verkehrtere Weise zu geschehen, je mehr die Umgebungen des Kranken von Theilnahme und Mitleid durchdrungen sind. Der Melancholische bedarf allerdings eines solchen Mitgefühles,

weitmehr aber einer kräftigen und energischen Anregung von außen und ein ungeeignetes Benehmen von Seiten der Umgebungen kann zur Unterhaltung und Verschlimmerung des Krankheitszustandes sehr viel beitragen.

3) Isolirung des Kranken ist nur in gewissem Grade erforderlich. In vielen Fällen ist Ruhe und Einsamkeit allerdings für ihn Bedürfniß und wirkt äußerst wohlthätig; allein auf der andern Seite darf man ihn derselben nicht zu lange überlassen und muß ihn oft mit Gewalt daraus herausreißen. Wenn und wie lange das Eine oder das Andere geschehen müsse, darüber kann nur ein durch Erfahrung erworbener, richtiger Takt und genaue Kenntniß der Individualität belehren, so daß sich keine allgemeinen Regeln darüber geben lassen. Wichtig ist es aber, daß der Kranke nicht mit zu vielen und verschiedenen Personen zusammen komme, und nur mit solchen, die sich auf eine zweckmäßige und übereinstimmende Weise gegen ihn benehmen. Besuche von Freunden, Theilnahme an Gesellschaften und öffentlichen Vergnügungen sind durchgehends erst in der Rekonvalescenz zu gestatten, wenigstens nicht eher, als bis der Sinn und das Interesse für äußerliche Dinge, für die gewöhnliche Konversation und Geselligkeit wieder erwacht und wirklich vorhanden sind.

4) Es darf dem Kranken möglichst wenig Veranlassung gegeben werden, über sich selbst und seinen Krankheitszustand zu sprechen und sich in Klagen über sein Leiden zu ergießen; denn je öfter dies geschieht und je ungehinderter es ihm gestattet wird, desto mehr wächst die Sucht, es zu thun, desto mehr werden die trüben und verkehrten Ansichten und Ideen genährt, unterhalten und befestigt. Im Umgange mit Melancholischen muß man daher das Gespräch auf andere Dinge zu lenken und dabei zu erhalten suchen; ja man muß oft alle Unterredungen über ihren eigenen Zustand geradezu abweisen und untersagen, oder sich auf solche Weise benehmen, daß der Kranke selbst sich scheut davon zu sprechen. Zugleich muß man aber bei ihm die Ueberzeugung zu erhalten wissen, daß man wahrhafte Theilnahme und Mitgefühl für ihn empfinde. Von Zeit zu Zeit muß man ihn selbst dazu auffordern, sich über seinen Zustand zu äußern und ihn durch freundliche, ruhige Theilnahme und besonnene Erwiderungen dazu veranlassen, daß er Alles ausspricht, was er auf dem Herzen hat. Nur auf solche Weise ist man im Stande, ihm durch Unterredungen wirklichen Trost, Beruhigung und Erleichterung zu verschaffen, und wo das Bedürfniß der Mittheilung wirklich vorhanden ist, darf die Gelegenheit dazu nicht fehlen, weil die Nöthigung, seine Gefühle in sich zu verschließen, alsdann zur Verschlimmerung der Krankheit beitragen kann. Ueberhaupt muß man jeden Anlaß zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen und jede unnöthige Beschränkung der Freiheit vermeiden, billige Wünsche gern erfüllen und auch da, wo dem Kranken scheinbar Alles gleichgültig ist, seine Wünsche auszumitteln, und so weit es angeht, zu befriedigen suchen.

5) In diätischer Hinsicht ist besonders der Zustand der Unterleibseingeweide zu berücksichtigen, für gehörige Leibesöffnung zu sorgen, Ueberfüllung des Magens, und namentlich der Genuß von schwerverdaulichen und blähenden Speisen zu vermeiden. Wein ist selten zu empfehlen, Kaffee hingegen scheint bei Melancholischen im Allgemeinen auf eigenthümliche Weise belebend, erquickend und beruhigend zu wirken, und ist nur bei Vollblütigkeit oder Geneigtheit zu Wallungen und Herzklopfen zu verbieten. Fleißige körperliche Bewegung im Freien ist in der Regel nothwendig und zur Beruhigung und Beförderung des Schlafes in vielen Fällen der Gebrauch von warmen Bädern sehr zweckmäßig. In andern Fällen hat man darauf zu achten, daß der Kranke nicht zu lange schlafe und darf insbesondere nicht gestatten, daß er des Morgens nach dem Erwachen noch lange im Bette verweile, wozu manchmal die größte Neigung vorhanden ist.

II. Positive psychische Kur. Sie besteht darin, daß man durch angemessene psychische Einwirkungen den Kranken aus seinem Insichgekehrtseyn herauszureißen, seine abnormen Gedanken, Gefühle und Triebe zu beseitigen sucht, und es ist dies in den höheren Graden und bei längerer Dauer der M. um so nothwendiger, je weniger man, wo alle Reaktion danieder liegt, von den Heilkräften der Natur eine günstige Entscheidung erwarten darf.

1) Der Arzt muß sich zunächst das Vertrauen und die Achtung des Kranken erwerben und ihn zu beherrschen wissen. Dies geschieht durch ein ernstes, festes, ruhiges und besonnenes, mit Wohlwollen, Liebe und Theilnahme verbundenes Benehmen. Je mehr der Arzt dem Kranken geistig überlegen, je klarer seine Einsicht, je tiefer seine Erkenntniß des Krankheitszustandes ist, desto leichter wird er sich die zur Ausführung einer positiven psychischen Kur erforderliche Autorität verschaffen. Der Kranke muß dem Arzte unbedingt gehorchen und dieser sich auf der einen Seite davor hüten, nichts zu verlangen, was er nicht nöthigenfalls durchsetzen kann oder will, auf der anderen Seite mit der strengsten Konsequenz und unabänderlich auf pünktliche Befolgung seiner Vorschriften halten, und gegen alles Bitten und Flehen des Kranken oft taub und unerbittlich seyn.

2) Ist man der nöthigen Autorität gewiß, so suche man die krankhaften Gefühle und Ideen zuerst auf indirektem Wege zu bekämpfen. Man pflegt zwar gewöhnlich dem Kranken zu rathen, daß er sich zusammennehmen, seine Gefühle bekämpfen und unterdrücken müsse u. dgl.; allein nichts ist leerer und thörichter, als solcher Rath, und ebensogut könnte man bei vorhandenen körperlichen Schmerzen dem Kranken den Rath ertheilen, den Schmerzen nicht zu fühlen. Jedes Bemühen, ein vorhandenes Gefühl des Leidens geradezu zu unterdrücken, ruft es ebenso gewiß mit erneuerter Stärke hervor, wie die stete Aufmerksamkeit auf einen körperlichen Schmerz denselben steigert. Was den Menschen von leiblichem und Seelenschmerz befreien kann, ist nur die That, die Richtung der geistigen und leiblichen

Thätigkeit nach außen, die ernste und angestrengte Beschäftigung mit anderen Dingen. Dazu kann und muß der Leidende und Bekümmerte sich überwinden, wenn er Trost und Frieden finden will, und eben dann muß der Melancholische aufgefordert, angehalten und angetrieben werden. Man darf daher nicht gestatten, daß der Kranke müssig sey, sich seinen Gefühlen und Gedanken unthätig hingebe, wohl gar im Bette liegen bleibe, sondern man muß ihn auf angemessene Weise anhaltend und ernstlich in Thätigkeit setzen. Man beginne mit Einzelnem und schreite allmählig vom Leichteren zum Schwereren fort, lasse den Kranken zuerst zur rechten Zeit aufstehen, fleißig spazieren gehen, bei häuslichen Geschäften behülflich seyn, Holz sägen, im Garten und Felde arbeiten, drechseln, tischlern u. s. w. Auch für Frauen sind, außer dem Spinnen, Arbeiten in der Küche, bei der Wäsche u. s. w., ähnliche, mit stärkerer, körperlicher Anstrengung verbundene Arbeiten oft nothwendig. Im Allgemeinen wirken körperliche Arbeiten, besonders im Freien, in mehrfacher Beziehung am heilsamsten, und der Kranke kann sich am leichtesten dazu überwinden. Geistige Thätigkeit ist viel schwieriger, bei tiefem Ergriffenseyn des Gemüths unmöglich und daher erst dann zu fordern, wenn man überzeugt ist, daß der Kranke seine Aufmerksamkeit beharrlich darauf zu richten vermag. Lekture, lautes Vorlesen, Auswendiglernen, Sprachstudien, Musik, Zeichnen, Malen, naturhistorische und physikalische Studien sind, bei vorhandener Fähigkeit dazu, um so zweckmäßiger, je ernstlicher sie betrieben werden, und je mehr man im Stande ist, dem Kranken ein eignes Interesse dafür einzuflößen. Die Wahl der Beschäftigung muß stets von den Umständen abhängen, immer aber ist der Kranke mit Ernst und Beharrlichkeit anzuhalten, und darf man sich bei etwaiger Widersetzlichkeit durch kein Flehen und Jammern von der Anwendung der nöthigen Zwangsmittel abschrecken lassen. Thut der Kranke hingegen nur, was er thun soll, so kann man seine Klagen und seine Ideen gern unberücksichtigt lassen, und im Allgemeinen wird man durch eine angemessene, verständig und konsequent durchgeführte Beschäftigung, bei gleichzeitiger Abhaltung aller nachtheiligen Einflüsse, die Heilung der M. am leichtesten und sichersten herbeiführen.

Ist auf diesem Wege keine Besserung zu bewirken u. eine psychische Kur überall unausführbar, so bleibt nur die direkte Bekämpfung der krankhaften Gefühle und Ideen übrig. Man muß dem Kranken alsdann jede Aeußerung derselben strenge untersagen, jede Gelegenheit dazu abschneiden, jede Uebertretung des Verbotes mit einer angemessenen Strafe belegen, wovor die Furcht stärker seyn muß, als der krankhafte Antrieb. In solchen Fällen muß man dem Kranken bestimmt sagen, daß und in wiefern er krank sey, daß seine Vorstellungen widersinnig, sein Benehmen thöricht und unstatthaft sey und fernerhin nicht geduldet werden könne. Zugleich muß man aber jeden Anschein von Härte oder eines ungerechten, willkührlichen Verfahrens möglichst vermeiden, und den Kranken selbst davon zu überzeugen suchen, daß man nur ungern zur Anwendung strenger und für ihn unangenehmer Maßregeln schreite.

4) Die anzuwendenden Strafen und Zwangsmittel sind im Allgemeinen dieselben, wie bei der Manie, und bei ihrer Anwendung ist dieselbe Vorsicht und Umsicht erforderlich. Absonderung, Einschließung, Entziehung von Genüssen und Vergünstigungen, die Zwangsjacke u. s. w. sind die gebräuchlichsten, kalte Begießungen und Sturzbäder auch hier im Allgemeinen die wirksamsten Mittel. In einigen Fällen läßt sich durch ein verändertes Benehmen gegen den Kranken, durch Einsilbigkeit, den angenommenen Schein von Gleichgültigkeit oder Unwillen, durch Aussetzen der gewöhnlichen Besuche und dergl. Manches ausrichten.

B. Somatische Behandlung. I. Negative somatische Kur. Sie besteht in der Bekämpfung der vorhandenen, mit der M. im Kausalzusammenhang stehenden, körperlichen Krankheitszustände, bei denen es gleichgültig ist, ob sie ursprünglich die M. erzeugten oder erst in Folge derselben entstanden, in sofern sie in letzterem Falle durch Rückwirkung auf das Gehirn die psychische Krankheit unterhalten. Zunächst sind habituelle, unterdrückte Sekretionen und Krankheiten herzustellen: Menstruation, Hämorrhoiden, Fußschweiße, Geschwüre, Hautausschläge, Gicht u. s. w., außerdem aber folgende Krankheitszustände besonders zu berücksichtigen:

1) Krankhafte Affektion der Digestionsorgane ist sehr häufig der Ausgangspunkt der M. und erfordert, außer einer Regulirung der Diät und Sorge für gehörige Leibesöffnung, oft die Kur der Plethora abdominalis, der Hämorrhoiden, der sogenannten Stockungen im Pfortadersystem, Leberverhärtung, Milzerweichung u. s. w. Abführende Salze, Emetica, Resolventia, bittere und auflösende Extrakte, Rheum, Fel tauri, Gummata ferulacea, Aqua lauroceras und andere Mittel sind hier oft an ihrer Stelle; ganz besonders aber sind anhaltend fortgesetzte Brunnenkuren, Selterserwasser, Bitterwasser, marienbader Kreuzbrunnen u. a. m., in Verbindung mit warmen Bädern und fleißiger körperlicher Bewegung zu empfehlen. Der bei Melancholischen oft übermäßige, auf einen krankhaften Zustand des Magens hindeutende Appetit macht eine Beschränkung der Diät erforderlich und kann den Gebrauch von bitteren und magenstärkenden (die Reizbarkeit des Magens abstumpfenden?) Mitteln indiciren.

2) Krankheiten des Herzens, wovon Hypertrophien in Folge der anhaltenden Blutanhäufungen am öftesten vorkommen dürften, erfordern ihre specielle Kur, und die Regulirung der Cirkulation des Blutes ist um so mehr zu berücksichtigen, je mehr Kongestionen zum Herzen, zur Lunge und Pfortader, Druck, Vollheit und Schwere im Unterleibe, Beklemmung, Beängstigung, Herzklopfen, kalte Extremitäten u. s. w. Statt finden. Warme Bäder mit Reiben und Kneten der Gliedmaßen und fleißige körperliche Bewegung sind hier im Allgemeinen am wirksamsten; von innerlichen Mitteln, Elix. acid., Acid. phosphor., Aqua oxymuriat., Tinkt. di-

git., vielleicht dürfte bei vorherrschender Venosität sich auch der Gebrauch von Salzen besonders empfehlen. Blutausleerungen sind selten indicirt, jedoch hat man die Scheu davor und die Besorgniß, den Uebergang in Blödsinn dadurch zu befördern, vielfach übertrieben. Bei vollblütigen Individuen können Aderlässe ganz zweckmäßig seyn und noch öfters ist bei unterdrückter Menstruation oder Hämorrhoiden die wiederholte Anwendung von Blutegeln nöthig und nützlich.

3) Auch der Zustand der Geschlechtsorgane und eine etwa vorhandene Irritation derselben mit Neigung zur Onanie ist stets zu beachten, und wenn sie zugegen ist, mit den gewöhnlichen Mitteln zu bekämpfen: Sorgfältige Beaufsichtigung, gehörige Diät, hartes Lager, Bäder, Kampher u. s. w.

4) Bei vorhandenen Illusionen oder Hallucinationen untersuche man stets, ob nicht eine krankhafte Affektion desjenigen Organes Statt findet, von welchem die Sinnestäuschung ausgeht. Insbesondere verdient das Gehörorgan bei dem in der M. so häufigem Wahnhören eine sorgfältige Beachtung. Reinigung des äußeren Gehörganges, Beseitigung einer Verstopfung der Tuba Eustachii, Anwendung von ableitenden und abführenden Mitteln können hier oft von Nutzen seyn.

5) Endlich scheint die M. in einzelnen Fällen durch einen allgemeinen Schwächezustand hervorgebracht und unterhalten zu werden, welcher die Anwendung stärkender Mittel, kräftiger, leichtverdaulicher Speisen, Wein, bitterer und aromatischer Mittel, China, selbst den vorsichtigen Gebrauch von Eisenmitteln, zweckmäßig und nöthig machen kann.

II. Positive somatische Kur. Sie ist unmittelbar gerichtet auf die Beseitigung der vorhandenen Reizung des Gehirns, entweder direkt durch beruhigende Mittel oder indirekt durch Ableitung auf die Haut oder den Darmkanal und das Gangliensystem. Im Allgemeinen verdient die letztere Methode den Vorzug.

1) Zu den Mitteln, welche durch Uebertragung auf den Darmkanal und das Gangliensystem wirken, dürfen außer den Nauseosis Emeticis und Purgantibus, auch noch manche metallische Mittel und einige Narkotika zu rechnen seyn, namentlich Belladonna und Digitalis. Anhaltender Gebrauch von Tart. emet. scheint in der M. selten passend zu seyn; dagegen ist öftere Wiederholung von Brechmitteln manchmal von Nutzen und bei torpidem Zustande des Darmkanals die Anwendung von Helleborus albus, Gratiola und schärferen Purgirmitteln.

2) Zur Ableitung nach der Haut dient Ung. tart. emet., welches man bei der M. besonders in die Herzgrube einreiben läßt. Vesikatorien, Fontanellen, Seidelbast, Haarseile, Moxen; auch Bäder, namentlich Seifen- und Laugenbäder, können hierher gerechnet werden, vielleicht wären auch russische Dampfbäder, namentlich bei unterdrückter Hautthätigkeit in dieser Beziehung zu versuchen.

3) Zu den beruhigenden Mitteln gehören insbesondere: die Narkotika, Hyoscyamus, Belladonna, Digitalis, Strammonium, Aqua laurocerasi, Opium. Wo diese Mittel von Nutzen sind, scheint dies mehr von ihren Wirkungen auf das Ganglien- und Gefäßsystem abzuhängen, als von ihren direkt beruhigenden Eigenschaften. Namentlich ist der Nutzen des Opiums sehr zweideutig und die Anwendung derselben in den meisten Fällen bedenklich.

4) Warme Bäder gehören dagegen vorzugsweise zu den beruhigenden Mitteln und ihre wiederholte und fortgesetzte Anwendung ist fast in allen Fällen von M. eins der wichtigen Heilmittel oder Unterstützungsmittel bei jeder anderen Kur. Oft kann man kalte Begießungen des Kopfes, kalte Umschläge, Regenbäder, mit Nutzen damit verbinden, und selbst die Anwendung von Sturzbädern kann in vielen Fällen zur Beruhigung des Kranken und Hervorrufung der Besonnenheit wesentlich beitragen.

5) In einigen Fällen findet eine allgemeine Reizbarkeit des Nervensystems und Annäherung an Hysterie Statt, und es können alsdann Antihysterica und Antispasmodica, Valer., Fol. aur., Angel., Castoreum Asa foetida, Magist. bismuth., Flor. zinc. u. dgl. beruhigend einwirken und die Kur unterstützen.

C. Palliativkur einzelner bedenklicher Krankheitszufälle. 1) Hartnäckige Verweigerung der Nahrungsmittel ist, wenn sie nur an einzelnen Tagen vorkommt, nicht zu beachten und geht oft am leichtesten vorüber, wenn man sie anscheinend gar nicht bemerkt, besser bereitete, leckere Speisen stillschweigend hinsetzt und sie nach einiger Zeit ebenso wieder wegnimmt, im Fall sie unberührt geblieben sind. Dauert die Weigerung länger, so kann sie durch krankhafte Affektion des Darmkanals oder durch fixe Ideen veranlaßt werden. Im ersteren Falle sind die geeigneten Medikamente, im letzteren Falle angemessene Zwangsmittel anzuwenden. Nur im äußersten Nothfalle ist das gewaltsame Einflößen flüssiger Nahrungsmittel durch einen gebogenen Trichter von Holz, Horn, Elfenbein, oder durch eine eingeführte Schlundröhre anzurathen.

2) Neigung zur Selbstbeschädigung oder zum Selbstmorde kann eine unabläßige, Tag und Nacht fortgesetzte Bewachung bisweilen Wochen und Monate lang nothwendig machen, und in einzelnen Fällen ist sogar in Gegenwart des Wärters die Anlegung einer Zwangsjacke oder anderweitige Befestigung des Kranken nöthig. In den meisten Fällen ist jedoch diese Neigung nur temporär vorhanden und bei heilbaren Individuen kann eine zu lange fortgesetzte Bewachung der Heilung hinderlich seyn, weil sie einen zu unangenehmen und nachtheiligen Eindruck auf den Kranken macht. Man kann dadurch genöthigt werden, etwas zu wagen, und muß sich hierin durch die Kenntniß der Individualität des Kranken und seines Krankheitszustandes in jedem einzelnen Falle leiten lassen.

3) Anfälle von großer Unruhe, Angst und Verzweiflung scheinen am ersten durch ein warmes Bad, einen weiteren Spaziergang, Ausfah-

ren u. dergl. beseitigt zu werden. In manchen Fällen können Analeptica, Antispasmodica, Tinct. castorei u. dergl. dienlich seyn; bei mangelnder Leibesöffnung Klystiere, starke Kongestion der Brust kann selbst die Anwendung eines Aderlasses oder die Applikation von Blutegeln indiciren.

4) Schlaflosigkeit wird am ersten durch hinreichende körperliche Bewegung und ein des Abends genommenes warmes Bad gehoben; Zuckerwasser, Chamillenthee, Melissenthee und dergl. vor dem Schlafengehen getrunken, können ebenfalls von Nutzen seyn. Gebrauch von Opium ist im Allgemeinen zu widerrathen, wenn man auch in einzelnen Fällen eine volle Dosis von 1—2 Gran unbedenklich versuchen kann.

D. Behandlung während der Rekonvalescenz. In demselben Maße, in welchem die Besserung fortschreitet und das Interesse für äußerliche Dinge zurückkehrt, muß man den Kranken wieder in Verkehr mit Anderen treten, an Gesellschaften, Vergnügungen und Zerstreuungen Theil nehmen lassen, jedoch nicht ohne dabei die nöthige Vorsicht zu beobachten. Reisen, besonders Fußreisen, die gleichmäßig körperlich und geistig wohlthätig einwirken, können in dieser Periode vortreffliche Dienste thun und die Herbeiführung vollständiger Genesung sehr beschleunigen. Manchmal ist eine stärkende Nachkur erforderlich, noch öfter eine Reise nach einem Brunnen- oder Badeorte oder der Gebrauch von Seebädern anzuempfehlen. Insbesondere muß der Arzt in dieser Periode den Kranken zu einer klaren Erkenntniß seiner Krankheit, seiner Lage und Verhältnisse zu bringen suchen, denn so lange diese fehlt, ist eine anscheinende Genesung niemals für vollständig und dauerhaft zu halten.

E. Verhütung von Recidiven. In dieser Beziehung ist es besonders nothwendig, daß der Kranke zu einer klaren, ruhigen und besonnenen Erkenntniß seiner selbst und seiner Verhältnisse gelange, damit er wisse, was er von sich fordern und leisten könne und was er zu vermeiden habe. Der Arzt muß daher selbst alle Verhältnisse des Kranken und insbesondere Alles, was zur Erzeugung der Krankheit mitgewirkt hat, möglichst genau erforschen, abzuändern suchen, was sich ändern läßt, und den Genesenen dahin bringen, daß er das Unabänderliche und Unvermeidliche auf eine vernünftige Weise betrachte und mit Ruhe und Ergebung erträgt. Diese Aufgabe ist oft eben so schwierig, als unerläßlich, und je mehr man ein vernünftiges Selbstvertrauen erwecken und befestigen kann, desto weniger sind Rückfälle zu befürchten. In manchen Fällen, bei habituellem, melancholischem Temperament oder körperlicher Disposition, können besondere Nachkuren nöthig seyn, und auch in dieser Beziehung sind Reisen, Brunnen- und Badekuren (in manchen Fällen vielleicht die gräfenberger Bade- und Wasserkur) oft sehr anzurathen. Eine ruhige, einfache Lebensweise, angemessene Beschäftigung und hinreichende körperliche Bewegung sind auch hier, wie bei der Manie, am geeignetsten, Rückfälle zu verhüten und die physische Gesundheit zu erhalten und zu befestigen.

Melancholiker, 1) ein in Melancholie (s. d.) Versunkener; — 2) Mensch mit melancholischem Temperament.

Melancholisch, trübsinnig, melancholicus (Psychiat.), s. Melancholie. Temperamentum melancholicum, das sogenannte schwarzgallige, melancholische Temperament, s. Temperament, S. 340 f.

Melanchroa (Med.), s. v. a. Melasicterus.

Melanchrous, Melanchrus (Med.), bei Hippokrates und Galen oft vorkommende Formen, s. v. a. Melanchlorus 2).

Melanchrus (griech. Gesch.), Tyrann auf Lesbus und von Pittacus im Verein mit den Brüdern des Alcäus getödtet.

Melanchrysum (Bot.), nach Lassini, Pflanzengattung. Arten unter Gazania *Gaertn.*

Melanchthon od. **Melanthon,** Philipp, gräcisirter Name für Ph. Schwarzerd, der Lehrer Germaniens (praeceptor Germaniae) und der Kampfgenosse (παραστάτης) Luthers von den Geschichtschreibern genannt, war geb. zu Bretten in der Rheinpfalz, den 16. Februar 1497, wo sein Vater, Georg Schwarzerd, ein ausgezeichneter frommer Waffenschmied, der Rüstmeister des Pfalzgrafen war. Der mütterliche Großvater, Johannes Reuther, nahm den Knaben zu sich und verschaffte ihm den Unterricht des Johannes Hungarus, der, selbst ein vortrefflicher Grammatikus, auch den Schüler mit Strenge zur Grammatik anhielt. Trotz der Schläge, mit welchen der Lehrer die Ohrfeigen, die der Schüler dem Donat gab, „im gehörigen Maße" vergalt, bestand zwischen beiden ein sehr inniges Verhältniß, wie M. selbst voll Dank erwähnt. Das Jahr 1507 nahm ihm erst den Großvater und 8 Tage später auch den Vater. Auf dem Todenbette wies der Vater den Sohn auf die Umwälzungen, welche die Zukunft bringen würde, hin und ermahnte ihn, Gott zu fürchten und recht zu thun. M. kam darauf mit seinem Bruder in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester Reuchlins, nach Pforzheim. Reuchlin, der öfters dahin kam, freute sich der Fortschritte, welche der Knabe unter Georg Simmler's Anleitung im Griechischen machte, so daß er ihm zum Scherz unter andern Gaben zur Aufmunterung einen kleinen Doktorhut schenkte und seinen Familiennamen in M. übersetzte. Zum Dank dafür studirte M. mit seinen Genossen eine der Komödien Reuchlins ein, und führte sie vor seinem Patron auf. M. gehörte zu den ausgezeichneten Männern, die bei einer frühen Reife des Geistes sich die Frische desselben bis ins späte Alter bewahren. Erst 12 Jahre alt, aber an Ernst der Gesinnung und an Reife des Urtheils ein Jüngling, bezog er 1509 die Universität zu Heidelberg, wo er im Hause des alten Theologen Pallas Spangel wohnte und von diesem genährt wurde mit den Erinnerungen an die glänzende Zeit der Universität, als ein Agricola, Dalberg, Celtes, Reuchlin, Wimpheling ihren Ruf begründeten, während sonst die alma mater mit einer geschwätzigen Dialektik und den Anfängen der Physik mehr durch Hunger, als durch gebotenen Genuß den Forschungsgeist in ihm weckte. Er beschäftigte sich, unzu-

frieden mit dem, was man ihm in den Vorträgen bot, mit der Lekture der alten Dichter. Schon in seinem 14. Jahre erlangte er die Würde eines Baccalaureus und schrieb, wahrscheinlich zum Behufe des Unterrichts, welchen er zwei Söhnen des Grafen von Löwenstein ertheilte, die ersten Grundzüge seiner griechischen Grammatik. Keineswegs war aber M. mit der akademischen Ehre, die man ihm ertheilt hatte, zufrieden und die Aeußerung, daß er für den Magister zu jung sey, hatte ihn so verletzt, daß er von Heidelberg wegzog, und theilweise mochte diese Gereiztheit ihren Grund auch in seinem körperlichen Zustand haben. Er litt damals oft am Fieber. Später urtheilt er selbst über die vermeintliche Zurücksetzung, es sey zuweilen gut, wenn der Jugend ihre Wünsche versagt würden; „ich wurde durch die Verweigerung der Magisterwürde nur desto mehr zum Fleiß ermuntert". In Tübingen, wohin er sich 1512 begab, war damals der Kampf zwischen Nominalismus und Realismus, Scholasticismus und Humanismus bereits in das Stadium gelangt, wo zwei Richtungen mit dem vollen Bewußtseyn, daß es um Leben und Tod gehe, einander gegenüberstehen. Seine Stellung, als leiblicher und geistiger Verwandter Reuchlins, war von vorn herein entschieden. Er schloß sich an Heinrich Bebel an, der mit aller Begeisterung der Jugend den klassischen Studien und einer freiern Wissenschaft eine Gasse geschafft hatte. Nachdem er 1514 Magister geworden, trat er als Lehrer auf. Er las über Virgil und Terenz und edirte 1516 den letzteren. Nach Bebels Tod 1516 übernahm er die Rhetorik und behandelte Cicero und Livius. Angeregt durch Oekolampadius, mit welchem er den Hesiod las, gab er 1518 seine griechische Grammatik heraus und vereinigte sich durch das Erscheinen von Agricolas Dialektik, von diesem Gegenstand angezogen, mit dem Dialektiker Stadian zu einer Herausgabe der sämmtlichen Werke des Aristoteles. Aber auch die mathematischen, juristischen, medicinischen Studien betrieb er mit Eifer, theils des Inhalts, theils der Sprache wegen. Die erasmische Ausgabe des neuen Testaments trieb ihn zur Beschränkung seiner theologischen Studien auf biblische Exegese. In allem aber, im Lehren wie im Lernen, zeigte sich bei M. das Streben nach einer universellen Bildung, u. wie er selbst durch das Studium der Dichter sich entwickelt hatte, so empfiehlt er es der Jugend als am meisten geeignet zur Bildung der Sprache und einer tüchtigen Lebensanschauung. Es wurde ihm aber seine Stellung in Tübingen immer lästiger, wo er, wie es in einem Briefe an Reuchlin heißt, „mit nichtiger Arbeit beschäftigt, unter Knaben wieder zum Knaben werde". Voll Sehnsucht bittet er, man möge ihn aus dem Arbeitshause erlösen. Reuchlin hatte ihn damals dem Kurfürsten Friedrich d. Weisen empfohlen für die Lehrstelle der griech. Sprache, denn er wisse unter den Deutschen keinen, der ihn übertreffe; nur unter den Holländern lebe einer, Erasmus, der überrage alle im Latein. Endlich, als M. seinem Beschützer in verzweifelter Stimmung schreibt, „wohin du mich sendest, will ich ziehen", kam der Ruf nach Wittenberg. Rührend ist M.s Hingebung, mit welcher er der Aufforderung Reuchlins: „gehe aus von deiner Vaterstadt und deiner Familie", wie dem Geheiß eines Höhern, ohne weitere Ueberlegung seiner Verhältnisse, Folge leistet. Es war ihm in Wittenberg als sein Fach die griechische Literatur überwiesen worden. Gerade hierin war aber sein Ruf schon damals ein europäischer. Aus allen Gegenden Europas zog er Studirende herbei. Oftmals hatte der gefeierte Lehrer 2000 Zuhörer, und um Platz zu finden, mußte man an den Fenstern emporklettern. Ebenso schwer wie diese Thatsache, spricht für seine Tüchtigkeit aber wohl das Zeugniß, das Erasmus ihm giebt. „Unsterblicher Gott", ruft dieser in den Anmerkungen zum ersten Thessalonicherbrief, 1522, über den ihm werth gewordenen Jüngling aus, „welche Hoffnung gewährt dieser junge Mann, ja dieser Knabe. In beiden Literaturen (der römischen und griechischen) ist er gleich schätzenswerth. Welchen Scharfsinn der Erfindung, welche Reinheit der Sprache, welche Schönheit des Ausdrucks, welches Gedächtniß der unbekanntesten Dinge, welches durch Lekture gebildete Urtheil!" Mit welcher freudigen Entschlossenheit war aber auch M. nach Wittenberg gekommen. Die Universität sollte ihn ganz haben und durch ihn den Ruf, eine Pflanzstätte der Humaniora zu seyn. Hundert Entwürfe hat er im Kopf und schreitet unverweilt an ihre Ausführung. Er war im August angekommen. Im September dedicirt er dem Kurfürsten eine Schrift des Lucian. Im Oktober ließ er die Epistel des Titus nebst einem Wörterbuch drucken. Im November faßte er die Vorrede zu einer hebräischen Grammatik ab. Eine bedeutendere Arbeit war die 1519 erschienene Rhetorik in 3 Büchern. Dabei schrieb er akademische Reden und edirte Schriften Plutarchs. „Doch lag in dieser unmittelbaren Wirksamkeit weder das Ziel noch der Erfolg seiner Wirksamkeit". Zwar zunächst für die griechische Sprache berufen, wurde er doch durch seine äußere Stellung, wie durch die ganze Eigenthümlichkeit seines Geistes auf die Theologie gewiesen. In ihr war ihm der Leitstern des Lebens aufgegangen, welcher ihn durch alle Stürme sicher leitete. Von Wichtigkeit war es schon an sich für das Reformationswerk, daß ein Mann, der vollkommen griechisch verstand, in diesem Augenblick an der Universität auftrat, wo eben die Entwickelung der Theologie dahin führte, auf die ersten ächten Urkunden des Christenthums in ihrer Ursprünglichkeit zurück zu gehen. Erst nunmehr fing Luther an, dieses Studium ernstlich zu treiben. Die Decke, welche der dogmatische Sprachgebrauch ihm über die Augen gebreitet hatte, war durch das Hineinschauen in den Genius der griechischen Sprache gelüftet, und mit der Sicherheit der Einsicht wuchs die Freudigkeit an dem großen Werk, dem er diente. Dagegen war es unschätzbar, daß er hier sich mit den Gegenständen beschäftigen konnte, die seine Seele ganz erfüllten und den Inhalt fand für die mehr formelle Bildung, der er bis dahin obgelegen. Mit Begeisterung begrüßte er die theologische Haltung Luthers; vor allem durchdrang auch ihn der Tiefsinn seiner Auffassung der Rechtferti=

gungslehre. Doch war er nicht geschaffen, diese Ansichten nur leidend aufzunehmen. Mit der Sicherheit, welche gründliche Sprachstudien verleihen, mit den reinlichen Trieben einer angebornen innern Oekonomie des Geistes faßte er das ihm dargebotene theologische Element. „Der gewaltige Geist und der Eifer seines Wesens verwischten daher bald den übeln Eindruck, welchen seine Persönlichkeit beim ersten Erscheinen gemacht hatte. Denn er war nach dem Zeugniß jenes Schweizers Keßler, der mit Luthern das sonderbare Zusammentreffen in Jena hatte, „nach Leibesform eine kleine unachtbare Person; „vermeinst er wäre nur ein Knabe nit über 18 Jahre, so er neben M. Luther geht". M.s Eifer riß die Schüler mit fort. „An der Universität ist man fleißig, sagt Luther, wie es die Ameisen sind". Die ganze Form des Universitätsstudiums wurde nach und nach eine andere. So viel man aber auch in der Methode und in den einzelnen Lehrgegenständen änderte, so wirkte der Umschwung des Geistes doch nicht auf dem kirchlichen Gebiete neuerungssüchtig nach. Auch M. hielt sich in den Schranken, welche der feine Miltitz gezogen hatte u. lobte damals in einer Vorrede die Verdienste, welche einem Fürsten durch Begünstigung der Klöster erwüchsen. Das Verhältniß M.s zu Luthern erhielt erst durch die leipziger Disputation eine bestimmtere u. bewußtere Ausprägung. Schon hier erscheinen beim Einzug der Wittenberger in Leipzig beide zusammen in einem Wagen. Als Luther durch eine Reihe von Streitschriften dem Ingrimm, welche die Disputation in ihm hervorgerufen hatte, Luft machte, trat auch M., der während derselben nur den Antheil eines Rathgebers und Gehülfen hatte, und sich nun den theologischen Studien mit „dem stillen Feuer" widmete, das ihm eigen war, entschieden als Kampfgenosse hervor. Die Disputation hatte ihm die Unsittlichkeit und Sophistik der Gegner klar erkennen lassen. Mit dem Enthusiasmus, den ein glückliches und sicheres Daherschreiten auf einer neuen Bahn hervorruft, trat er noch im August 1519 mit einer kleinen Schrift über die Auslegung der Bibel hervor. Er behauptete darin, man dürfe die Schrift nicht nach den Kirchenvätern auslegen, sondern müsse diese vielmehr im Sinne der heiligen Schrift verstehen. Und als er immer weiter vorgehend, die römischen Lehren von der Transsubstantiation angreift und über das römische Dogma von der Kirche den Stab bricht, da ruft Luther begeistert aus: „er ist nun allen als das Wunder erschienen, das er ist. Er ist der gewaltigste Feind des Satans und der Scholastiker". Diese Schrift ließ aber auch nichts vermissen, was Kühnheit und Geschicklichkeit des Angriffs betraf. Man sah, wie fein er den Gegner in Leipzig beobachtet und jede Blöße jetzt zu benutzen verstand. Alle seine Kraft koncentrirte M. jetzt in dem Studium des Neuen Testaments. Ruhiger und sicherer steht er bald an demselben Ziel, das Luther mit einem glücklichen Wurf getroffen hatte, in seiner Schrift über die Lehre des Paulus vom Januar 1520. Außer der Brodverwandlung ist von ihm schon die Lehre von den 7 Sakramenten und der Unfehlbarkeit des Papstes gefällt als eine superstitiöse Meinung. Merkwürdig ist, wie sich beide, Luther und M., um diese Zeit über die Schrift, an deren Brüsten ihr theologisches Wissen groß geworden war, äußern, in der sie beide leben. „Sie erfüllt die Seele, sagt M., mit wunderbarer Wonne: sie ist himmlische Ambrosia". „Das Wort Gottes, ruft Luther, ist Schwert und Krieg und Verderben: wie die Löwin im Walde begegnet es den Kindern Ephraim". Der eine faßt sie in ihrer Beziehung zu dem Innern des Menschen, dem sie verwandt ist, der andere in ihrem Verhältniß zu dem Verderben der Welt, dem sie sich entgegensetzt; doch sind beide einverstanden. Sie hätten nun nicht mehr von einander gelassen. Immer fester wird ihre Freundschaft, immer höher steigt die gegenseitige Hochachtung. Neidlos erkennt der eine des andern Ruhm an. „Dieses Griechlein übertrifft mich nun auch in der Theologie", sagt Luther. „Er wird Euch, ruft er ein anderes Mal aus, viele Martine ersetzen". Nur Sorge, daß irgend ein Unfall ihn heimsuche, wie er große Geister wohl verfolge, drückte Luther. Bei M.s schwacher Konstitution war dies allerdings zu fürchten. „Dagegen ist M. von dem tiefen Verständniß des Paulus, wie es Luther eigen, ergriffen und durchdrungen, er zieht ihn den Kirchenvätern vor, er findet ihn bewunderungswürdiger, so oft er ihn wieder sieht; auch im gewöhnlichen Umgang will er den Tadel nicht auf ihn fallen lassen, den man etwa von seiner Heiterkeit, seinen Scherzen im Gespräch hernimmt. Ein wahrhaft göttliches Geschick, daß diese Männer in diesem großen Moment vereinigte. Sie betrachten sich wie 2 Geschöpfe Gottes, von verschiedenen Gaben, jeder des andern werth, vereinigt zu einem Zweck, in den gleichen Ueberzeugungen, „ein rechtes Bild der wahren Freundschaft". Aber auch die Schwäche des einen ist dem andern nicht verborgen. M. hütet sich wohl, den Geist Luthers zu stören; Luther bekennt, „daß er von einer Meinung ablasse, wenn sie M. nicht billige". Wie man dieses Verhältniß beider Männer v. verschiedenen Seiten gefaßt, so hat man es auch wieder in verschiedenen ähnlichen Charakteren u. Zeiten wiederkehrend sich vorstellig zu machen gesucht: Luther der königliche Geist, M. sein hingebender Jonathan; M. die kontemplativere Johannesnatur, Luther die thatkräftigere Figur des Paulus. Wer aber den Kampf ins Auge faßt, dem beide als Heerführer voranschreiten für die Freiheit des deutschen Volks, der gedenkt wohl auch des ähnlichen Verhältnisses, welches Blücher und Gneisenau aneinander knüpfte. M.s Abfall vom römischen Stuhl war der Fehdebrief eines Mannes der Wissenschaft, Luthers Abfall die That des Ritters, welcher den hingeworfenen Handschuh des Gegners aufhebt. Luthern, den stärkern und entschlossenern Mann, führte der Ruf des Schicksals nach Worms. Aber beim Abschiede weiß er, daß, wenn er nicht wiederkehren sollte, ihm in dem Meister Philipp ein Rächer und Nachmann erstehen wird. Er beschwört ihn zu arbeiten, weil er nicht da seyn könne. „Du kannst es noch besser machen." Zum ersten Mal hatte M. bei dieser Abreise Luthers ein exegetisches Kollegium gelesen. Da Luther nicht wiederkehrte, so mußte er es fortsetzen. „So

geschah es, schreibt er an Spalatin, daß ich an dieser Klippe hängen blieb". An ihr war sein gelehrtes Stillleben für immer scheitern gegangen, nach welchem er sich unaufhörlich zurücksehnt und immer stärker, je mehr er in den Gang der Geschäfte und der Geschichte hineingezogen wurde. Aus seinen Vorlesungen im Jahre 1521 entstanden die loci communes, eine systematische Zusammenfassung der Glaubenslehren, welche als die erste protestantische Dogmatik gelten darf. Luther nannte es ein Werk, nicht allein für die Unsterblichkeit, sondern auch kanonischen Ansehens würdig. Für die geschichtliche Entwickelung der deutschen Theologie hatte es die Bedeutung, daß hier in der Form der Wissenschaft gegeben war, was man im Leben und Drang des Kampfs an einzelnen Stellen gewonnen hatte. Und hatte Luther dem Volk die Bibel aufgeschlossen durch seine Uebersetzung, so gab M. in seinen Locis den Leitern das Licht, mit welchem sie dem Volk den Weg in die Schrift zeigen konnten. M. stellt hier zuerst den Unterschied auf zwischen solchen Lehren, deren Erkenntniß für einen Christen nothwendig sey, und andern, gegen welche man sich gleichgültig verhalten könne. Zu den erstern rechnete er nur alle praktischen mit der protestantischen Rechtfertigung durch den Glauben zusammenhängenden Artikel u. brachte dadurch die sogenannten Mysterien über die Dreieinigkeit rc. in Wegfall. Die Schrift fand bald in weiteren Kreisen Eingang und rief selbst bei strengeren Katholiken ein günstigeres Urtheil über die neue Lehre hervor. Die Vorgänge, welche während Luthers Abwesenheit durch die Aufnahme der Sache des Geächteten von seinen Ordensbrüdern in Wittenberg hervorgerufen wurden, nahmen M., vom Kurfürsten zu einem Gutachten aufgefordert, Karlstadt, Justus Jonas, Schurf, Dolscius und Amsdorf in Schutz. M. ermahnt den Kurfürsten, den Mißbrauch der Privatmessen in seinem Lande abzustellen, ohne sich darum zu kümmern, ob er ein Ketzer genannt werde. Allein dadurch erbitterte er die Anhänger des alten Systems schwer. Sie fürchteten ihn jetzt um so mehr, weil man damit umging, ihm eine Predigerstelle zu übertragen. Der Vorschlag dazu mochte von Luther ausgegangen seyn, der, wie er sagte, des Philippus Sinn darauf kannte, daß all sein Zureden nichts helfe, um ihn dem Dienst der Kirche zu gewinnen, er müsse durch der ganzen Kirche Befehl dazu getrieben werden. Mit seinem praktischen Blick hatte Luther es schon damals herausgefunden, wie sehr die Kirche eines solchen Mannes bedürfe, wie aber bei der zarten Gewissenhaftigkeit M.s ihm in dem Pflichtgefühl eine Stütze gegeben werden müsse. Allein diese Sache zerschlug sich bald wieder und M. betrat nie die Kanzel. Wenn aber M. gerade damals bei dem Auftreten der zwickauer Apostel ein gewisses Schwanken zeigte und die gewaltigere Stimme Luthers erst den Sturm gewaltthätiger Reformen bedrohen konnte, so lag dieses nicht in einer Unsicherheit seines Urtheils, auch nicht in einem Mangel an Energie, sondern in der Ansicht, die er vom Anfang über die Artikel, an welchen die „Schwarmgeister" hingen, z. B. über die Kindertaufe hegte. Sie schienen ihm mehr eine wissenschaftliche Frage, als ein Glaubenspunkt zu seyn, oder in das Gebiet der äußern Ordnung und des Kirchenregiments zu fallen. Daher ließ er es dem Kurfürst frei, ob er die Schwärmer gewähren lassen wollte, oder gegen sie einschreiten. Wo einmal M. etwas als entschiedenen Widerspruch der Wahrheit erkannt hatte, da war Unschlüssigkeit und Temporisiren nicht seine Art. Entschieden nahm er sich dagegen der Verheirathung der Priester an und schrieb für Bernhardi aus Feldkirchen eine gründliche Vertheidigungsschrift. Sein Urtheil mußte hier um so mehr Eindruck machen, da man ihm nicht wie den Theologen selbstische Motive unterschieben konnte, weil er die Weihen der Kirche nicht hatte. Schon 1520 hatte er sich daher auch in Wittenberg mit der Tochter des Bürgermeisters, Katharina Krapp, verheirathet. Was Luther an M. für einen Beistand gewonnen hatte, das zeigte sich aber auch bei der Vollendung des Werks, das Luther auf den einsamen Höhen der Wartburg begonnen hatte, bei der Uebersetzung der Bibel. Die große Gelehrsamkeit M.s, die Biegsamkeit und Elasticität seines Geistes, der Enthusiasmus, mit welchem er die ethische Grundlage des Evangeliums erfaßt hatte und die Klarheit seiner Beweise, gaben ihm in dem Kreis der Freunde, welche Luthern an die Hand gingen, die erste Stimme und den Vorsitz, zumal wo es sich um das grammatische Verständniß handelte. M., der sich als Jüngling dem mannhaften Geiste Luthers willig untergeordnet hatte und auch in der Grundanschauung des Evangeliums mit Luther einig war, hat doch in langsam und sicherem Fortschritt sich zu einer ganz eigenthümlichen Auffassung der christlichen Lehre erhoben. Er sollte dem Werke der Reformation mit seiner eigenthümlichen Gabe dienen und milderte das Schroffe und Eckige, was Luthers Ausdruck für die im gewaltigen Kampf errungene Wahrheit an sich tragen mußte. Und je mehr durch Luthers eigenthümliche Darstellung die evangelische Lehre dem Mißverständniß ausgesetzt war, desto mehr erkannte man in dem die Gegensätze versöhnenden und die Wahrheit gegen den Mißverstand der Uebertreibung sichernden Wesen M.s ein nothwendiges Moment für die Entwickelung der Reformation. Schon damals gerieth indessen M. selbst durch diese vermittelnde und versöhnende Richtung in eine sonderbare Stellung. Die strengen Anhänger Luthers beschuldigten ihn beim Ausbruch des Abendmahlstreites schon oft eines Verraths an der evangelischen Wahrheit, während ihm die Anhänger des römischen Systems glänzende Anträge stellten. Luther allein war groß genug, um dem milden Geiste M.s Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sagte in Bezug auf die Verunglimpfungen seines Freundes, „wer etwas Gutes vorhabe, müsse dem Teufel sein Maul lassen, dawider zu plaudern". Als Friedrich der Weise starb, eine dem M. ähnlich geartete Seele, und Johann der Beständige zu entschiedener Durchführung der Reformation vorging, fand sich M. durch den Abschluß des torgauer Bündnisses verletzt. Wie wenig er von gelehrten Disputationen hoffte, so

hegte er doch ein volles Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und glaubte die Reinheit der Sache des Evangeliums gefährdet, so bald man sie unter den Schutz einer politischen Gewalt stelle. Auch war ein Krieg, dessen Schrecken er in dem Aufruhr der Bauern kaum niedergeworfen sah, seiner friedlichen Seele doppelt grauenvoll. Er war, so vertraut er mit der Geschichte war, durchaus kein politisches Talent und hat hier, wie noch öfters, wo es eine klare Uebersicht der politischen Verhältnisse galt und darauf basirtes Handeln, offenbar das Verhalten des Kaisers und der Stände unrichtig aufgefaßt. Die Sache der Protestanten war durch den Reichstagsabschied von 1526 so gestellt, daß eine Benutzung dieses günstigen Moments nicht nur erlaubt, sondern auch geboten war. Trotz dieser Mißstimmung bewahrte M. doch dem sächsischen Hause seine Treue und Dankbarkeit. Es war ihm damals durch das Anerbieten der Nürnberger eine Aussicht auf eine andere Stellung geboten. Zweimal erhielt er die Aufforderung als Rektor der neu begründeten Schule in die freie Reichsstadt überzusiedeln. Entschieden lehnte er es, als man in seiner ersten Antwort nur eine übergroße Bescheidenheit fand, das zweite Mal ab und erschien nur 1526 zur Einweihung des Gymnasiums, bei welcher er den Festredner machte. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß eine Schulstellung seinem ganzen Wesen am zusagendsten war. Aber auch in Sachsen wurde ihm bald eine direkte Einwirkung auf das Schulwesen geboten, da er bei der Kirchen- und Schulenvisitation aufgefordert wurde, ein Reglement zu entwerfen. Sein Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn 1527, war ein zweckmäßiger Unterricht, was über die Religion und wie es gelehrt werden solle. Er erhielt auch Luthers vollen Beifall, dem derselbe zur Approbation zugeschickt wurde. Dieser änderte nichts daran, nur in einer Stelle vom Abendmahl, wo er einen andern Ausdruck wünschte, stellte er seinen stärkern neben den mildern melanthonischen. Mit Recht kann diese Schrift als die erste symbolische in unserer Kirche gelten. Nach Vollendung des Visitationswerks (1529) begleitete M. den Kurfürsten nach Speier. Auch er drang hier auf einen Protest gegen den der Sache des Evangeliums höchst nachtheiligen Reichstagabschied, und obschon er gleich beim Ausbruch der Abendmahlsstreitigkeiten gegen die zwinglische Auffassung sich erklärt hatte, „weil sie den abwesenden Christus wie in einer Tragödie darstelle", die Berufung auf Vernunftgründe aber nicht gelten lassen wollte, „da man über die himmlischen Dinge nach dem Worte Gottes, nicht nach einer geometrischen Demonstration urtheilen müsse", so war ihm doch selbst der Artikel, welcher gegen die Lehrmeinung Zwingli's und seiner Anhänger gerichtet war, eine Tyrannei gegen die Wahrheit. Bei dieser entschiedenen Verwerfung des Reichstagsabschieds und klar erkannten Absicht der katholischen Stände muß es um so mehr auffallen, hing aber mit der religiösen Anschauung M.s und seinem Charakter zusammen, daß er wiederum, als Philipp von Hessen eine Vereinigung der beiden evangelischen Richtungen zu Stande zu bringen suchte, mit aller Kraft sich widersetzte. Wohl mochte auch die Art und Weise, wie man die Vereinigung herbei führen wollte, M. mit Widerwillen erfüllen, und später bestätigte sich seine Voraussicht, daß der Streit nur wilder auflodern möchte in einer solchen Disputation. Dieses hatte ihn schon mit tiefem Schmerz erfüllt, so daß er klagte „wenn er so viel Thränen vergießen könnte, als Wasser die Elbe habe, so könne er immer nicht genug diese Streitigkeiten beweinen". Denn er sehe keine andere Frucht davon, als daß die Menschen in profane Untersuchungen und Disputationen hineingeworfen und vom Wesentlichen der Heilslehre abgelenkt würden. Schon seyen alle Messen mit Büchern überschwemmt, welche nur von diesem Streit handelten. Was er wünschte, eine ruhige, ohne Leidenschaft geführte Untersuchung, war aber bei dem aufgeregten Zustand der Gemüther nicht möglich und des Landgrafen Blick maß mit politischerer Voraussicht die Möglichkeiten eines Kampfes ab, für welchen es sich zu rüsten galt. Noch hing die Entscheidung durch die Waffen von dem Ausgang des Reichstags, den Karl V. nach Augsburg ausgeschrieben hatte, ab. Wenn für Luther damals der Höhenpunkt seines Lebens schon vorüber war, so sollte ihn M. jetzt ersteigen. Die Verhältnisse nöthigten den Kurfürsten gerade M. mit auf den Reichstag zu nehmen. Auch paßte für die Verhandlungen keiner der Theologen mehr als M. Es kam hier darauf an, die evangelischen Kirchen gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen, ihre Lehre als die wahrhaft katholische darzustellen, u. das, was man dem andern Theil vorwerfen zu müssen glaubte, möglichst mild auszudrücken. Nur von M.'s Friedensliebe und Aengstlichkeit war zu furchten. Um eine Einigkeit zu erzielen, hatte er schon den Primat des Papstes eingeräumt u. im Hinblick, daß er durch sein Wort über das zeitliche und ewige Wohl nicht nur der Zeitgenossen, sondern auch der spätern Geschlechter entscheiden sollte, wollte sein zartes Gewissen fast der ungeheuren Last erliegen, da kam Luthers Brief von Koburg und richtete den schwachen Mann auf. — Als Luthern der von M. umgearbeitete und für die Uebergabe vorbreitete Entwurf eines Bekenntnisses zukam, so bezeugte er seine völlige Zufriedenheit und wollte nichts daran ändern, da er es nicht so fein wie Meister Philipp machen könne. Dem M. selbst gab Luther, der wohl die vielen stillen und kummervollen Stunden kannte, unter welchen das Bekenntniß geboren worden war, den Ehrentitel eines Konfessors. Wie sah sich aber M. durch den Ausgang des Reichstags getäuscht! Er hatte erwartet, daß auf Grund des Bekenntnisses Unterhandlungen angeknüpft würden zur Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten. Statt dessen sollte man sich mit der selbst vom Kaiser übel angesehnen Konfutation beruhigen und nur aus dem Gedächtniß konnte er eine Entgegnung darauf arbeiten, weil man anfangs die Herausgabe der Konfutationsschrift verweigerte. Die Apologie, wohl noch ein größeres Meisterwerk als die Konfessionsschrift, fand keine Annahme. Philipp von Hessen reiste im Unmuth

von Augsburg weg. Man durfte von ihm ein Auftreten mit den Waffen in der Hand fürchten. — Daher setzte der Kaiser eine Friedenskommission ein. Auf protestantischer Seite war sie aus M., Brenz und Schnepf gebildet, denen als Rechtsbeistand der Kanzler Brück hinzugegeben wurde. Die planmäßige und weise Nachgiebigkeit M.'s bewahrte indeß selbst Luther nicht vor der Befürchtung, daß er zu weit gehen könne. Doch war er von der Reinheit der Absicht M.s so fest überzeugt, daß er auch jetzt wieder als Vertheidiger desselben gegen die neu erwachte Wuth der strengen Eiferer auftrat. M. hatte seine Fassung der Abendmahlslehre in der augsburgischen Konfession so gehalten, daß man hoffen konnte, auch die Schweizer würden sie annehmen. Dies geschah aber nicht. Nur die Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen, zum schmalkaldischen Bunde gedrängt, unterschrieben sie. Doch bildete sich in Straßburg ein vermittelnder Lehrbegriff, auf welchen hin M., dessen religiöse Entwickiung wir aus der neuen Ausgabe seiner Loci 1535 und der veränderten Ausgabe der augsburgischen Konfession 1540 kennen lernen, wiederum einen Versuch machte, durch eine Lehrformel die beiden Parteien zu einigen. Vielleicht mochten die an ihn ergangenen Aufforderungen Franz's I. u. Heinrich's I. die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer solchen Vereinigung hervorgerufen oder doch wenigstens bestärkt haben. Dieser Versuch, die wittenberger Konkordia, war so streng lutherisch, daß nur bei einer gezwungenen Deutung sich die Schweizer darin zurecht finden konnten. Allein um des Friedens willen unterschrieben sie Bucer und Capito. Luther widersprach dem Werke nicht, ertrug aber bei seiner Entschiedenheit den Widerspruch, der nur künstlich verdeckt war, nicht lange. Selbst gegen M. war er mißtrauisch geworden, und beurtheilte den Widerspruch in schroffster Weise, daß er mit dem Verstand die Begriffe scharf auseinander legte, und was er durch diese Thätigkeit theoretisch getrennt hatte, doch wieder, um dem Drang seines Herzens zu genügen, in der Wirklichkeit zu verbinden suchte. Hatte er doch auch den schmalkaldischen Artikeln einen Anhang von dem Primate des Papstes beigefügt, darin er mit der vollen Schärfe seines gelehrten Urtheils den Primat des Papstes vernichtete, und hatte dann wiederum die Artikel nur mit der Bemerkung zu unterzeichnen sich verstanden, daß dem Papst, wenn er das Evangelium zulasse, um des gemeinen Friedens willen, eine Superiorität über die Bischöfe nach menschlichem Rechte zugestanden werden könne. — Das lag nun einmal in dem von M. eingenommenen Standpunkt, und von diesem aus betrachtet, liegt in dem, was den Gegnern M.'s Nachgiebigkeit und Zaghaftigkeit heißt, mehr Festigkeit und Muth, als in einer schroffen Opposition, wie man sie ihm zumuthete. Es gehörte aber mit zu seinem schweren Schicksal, daß er immer von Neuem zu solchen Vereinigungsversuchen schreiten mußte, obschon er ihre Vergeblichkeit und seine Untauglichkeit für sie einsieht. Die Frage, warum läßt er sich darauf ein, ist wohl leicht aufgeworfen, aber schwer ist es, bei der Reinheit seines Charakters, dieses Schicksal ihm als seine Schuld aufzubürden. Er wäre, wie er oft schreibt, viel lieber bei seinen Büchern, bei der Wissenschaft und dem Unterricht der Jugend geblieben, wie er dieses auch für weit höher und wichtiger hielt, als alle jene Verhandlungen. — Was ihn dazu trieb, war der Ruf seines Fürsten und seine Stellung zur Zeit. Achtungswürdig muß uns daher die Selbstverleugnung erscheinen, mit welcher er sich dem unterzieht, was ihm in dem Gebot seiner Obern, oder in der Stimme seines Gewissens, als Pflicht erscheint. An seinem Grundsatz nachzugeben, so weit es ohne Schaden des göttlichen Wortes geschehen könne, hielt er unverbrüchlich fest; auch auf dem Reichstag zu Regensburg 1541, wo der erste Versuch zu einem Interim gemacht wurde, vergab er der evang. Wahrheit nichts. Er schreibt selbst, daß er dieses Mal bei der Verhandlung über das Abendmahl fester auf seiner Ansicht bestanden habe. Allein man hatte doch für ihn gefürchtet und ihm den entschiednern Amsdorf zugesellt. Indessen, als dieser kam, war man schon so weit bis zum Kern der evangelischen Lehre gekommen, daß M. sich in vollem Widerspruch mit seinen Gegnern befand. Die einzige Frucht der Verhandlung blieb ein Vorschlag M.'s über die Mittel und Wege einer Reformation, dem Karl V. Beifall zollte. Sonst blieb alles bis auf ein Koncil verschoben, und das Volk, das auf einen Entscheid seiner unsichern Zustände hoffte, war abermals getäuscht. M. mußte den Haß tragen. Die Stimme seiner Gegner fand ganz unverdient bei dieser Stimmung bereites Gehör. Mit betrübtem Herzen fuhr M. zur Fortsetzung der unseligen Vergleichsverhandlungen nach Hagenau. Unter dem Thore Wittenbergs sprach er: „Auf den Synoden habe ich gelebt, so will ich auch sterben auf den Synoden". In Weimar erlag sein schwacher Körper, weniger der Anstrengung, als dem innern Seelenkampf. Denn seitdem es den Theologen nicht gelungen, Philipp v. Hessen von seiner unsittlichen Doppelehe abzuhalten u. M. selbst gezwungen worden war, der Vollziehung der Ehe mit Margaretha von Sala zu Rotenburg beizuwohnen, lag ein tiefer Schmerz auf seiner Seele. Er weigerte sich Speise und Arznei zu nehmen. Man ließ Luther herbei holen, aber auch dessen Gewalt schien zu Ende zu sein über den lebenssatten Kämpfer, bis ihm dieser zurief: Du mußt essen, oder ich thue dich in Bann. Da war die Macht des Widerstands gebrochen und M. schreibt später selbst an Kammerar, „wäre er nicht gekommen, würde ich gestorben seyn." So war M. dem Leben, aber auch dem Kampf und Leiden wieder gegeben. Zwar breitete sich das Evangelium unter den mannichfachen Streitigkeiten (s. Art. Reformation.) aus, und selbst der Erzbischof Hermann von Köln berief M., um mit ihm eine Reform seines Bisthums zu berathen, aber das waren nur vorübergehende Lichtblicke. Zwischen M. und Luther drängte sich die Parthei der strengen Anhänger des Letztern und wußten die Schwäche des der Last seiner Arbeiten unterliegenden und

früh gealterten, durch die Trübungen, die das Werk der Reformation erfahren mußte und durch Kränklichkeit oft finster gestimmten Mannes zu benutzen, um Argwohn gegen seinen alten Freund in ihm zu erregen und den Samen der Zwietracht auszusäen. M. hatte viel zu leiden. Er konnte nur durch kluge Besonnenheit und zarte Schonung den Ausbruch des Kampfs vermeiden. Er that es im Glauben an ihre alte Freundschaft und überwand durch Milde die augenblickliche Verstimmung, bis Luther dieser ledig, die Zwischenträger verscheuchte und ihm die Hand bot. Mit Luthers Tode wurde aber M.'s Stellung eine ganz andere. Einerseits ging das große Vertrauen, das Luther genossen, auf M. über, aber es fiel auch anderseits der Damm, welcher durch Luthers Autorität den Eiferern entgegenstellt worden war. Tief fühlte daher M. den Tod des Freundes. Die Katastrophe, welche bald nach Luthers Tod im Haus der Ernestiner herbeigeführt worden war, vertrieb M. aus seinem friedlichen Asyl, welches ihm sein Haus in Wittenberg gab. In Magdeburg, wohin er sich begeben hatte, nicht gerne gesehen, folgte er dem Ruf der ernestinischen Fürsten und trat als Geheimer Rath in ihre Dienste, um nach Begründung der Universität in Jena wieder als Lehrer der Jugend zu wirken. Als das Interim erschien, trat er demselben in einem Gutachten gerade und entschieden entgegen. Der Kaiser Karl, dem er noch überdieß als der Verfasser eines Libells verdächtigt worden war, verlangte M.'s Auslieferung und konnte vom Kurfürsten Moritz, in dessen Dienste M. indessen zurückgetreten war, um die Universität in Wittenberg vom Untergang zu retten, nur mit Mühe davon abgebracht werden. Durch spätere Verhandlungen geleitet und von der Stimme des Hofes verlockt, entschloß sich M. zur Ausarbeitung des leipziger Interims, in welchem er der Wiedereinführung der alten Mißbräuche hinlängliche Kautelen entgegengesetzt, u. doch dem Willen des Kaisers und dem Kurfürsten Genüge geleistet zu haben glaubte. Daraus erwuchsen ihm aber neue Vorwürfe und Gegner. Am maßlosesten griff ihn Flacius an. Man beschuldigte ihn hier des Synergismus und verwickelte ihn bald auch in die adiaphoristische Fehde (s. Adiaphora 3). Als er 1551 beauftragt wurde einen neuen Vergleichsentwurf für das tridentiner Koncil zu entwerfen, ging er wiederum auf die augsburger Konfession zurück, allein die einmal angeregten Streitigkeiten dauerten fort. Es war bereits ein Kampf der beiden Universitäten zu Wittenberg u. Jena geworden. Dem M. war es wichtig die harten Ausdrücke über eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung, über eine unwiderstehlich u. ohne Gnade wirkende Gnade, die Leugnung aller Mitwirkung des freien Wollens bei der Bekehrung zu verbannen, u. eine der Gesammtlehre des N. Testaments von Gottes Eigenschaften, Heilsordnung und Rathschlüssen entsprechendere Entwickelung des dogmatischen Bewußtseyns zu begründen. In ihm selbst liefen aber alle diese Bestimmungen der Lehre zusammen in der Ueberzeugung, daß Gott kein „stoischer Gott, kein Gott der Nothwendigkeit, seyn könne, da er in des Menschen Herz vor Freiheit u. Liebe gepflanzt habe. Am heftigsten trat die Erbitterung der Gegner M.'s in dem Abendmahlsstreit hervor. M.'s Ansicht nährte sich der kalvinischen und er trug den Gedanken einer wahrhaften Union in sich, aber der Eifer des Streits ließ die Keime, die er ausstreute, zu keiner ruhigen Entwickelung kommen. M.'s Abreise zu dem Koncil in Trident hinderte der Umschlag der Politik des Kurfürsten Moritz. Er kehrte von Nürnberg nach Torgau zurück, denn eine pestartige Krankheit hatte die Verlegung der Universität von Wittenberg dorthin nöthig gemacht. Die Angriffe gegen M. niederzuschlagen, wurde endlich in Naumburg 1554 ein Konvent gehalten. Es ward die Untersuchung gegen ihn ein glänzender Sieg seiner Rechtgläubigkeit, doch war die hier mit seinen Feinden gestiftete Versöhnung nur scheinbar, u. er mußte von neuem ihre Gegenwirkung erfahren, als er 1557 nach Worms reiste, um im Namen seiner Parthei einen Vergleich mit den Katholiken abzuschließen. Besser gelang es ihm wenigstens die äußere Ordnung der Kirche in Nürnberg herzustellen, wo der osiandrische Streit große Aergernisse hervorgerufen hatte. Auch sein letztes Werk, die Beilegung der in Heidelberg hervorgerufenen Streitigkeiten, war nicht ohne Segen und Befriedigung für ihn zu Stande gekommen. Doch kam er angegriffen von der Reise nach Wittenberg zurück. Seine letzten Briefe athmeten alle die Sehnsucht, ausgespannt zu werden von seinem Joche und einzugehen zur ewigen Ruhe. Zu dem ihm aus seiner Stellung erwachsenen Unheil war in der letzten Zeit auch häusliches Unglück getreten. Seine Frau starb ihm 1557; mit dem Manne seiner Tochter, dem Dichter Sabinus, hatte er viele äußerst verdrießliche Händel. Er selbst litt an Steinschmerzen. Auch mochte es oft in seinem Haushalt knapp hergehen. Als der Herzog von Preußen ihm daher ein Geschenk zu machen gedachte, ließ er bei seinem Schwiegersohn Kaspar Peucer anfragen, was ihm lieber seyn dürfte, ein silberner Becher, oder hundert Thaler. Peucer gab dem Unterhändler die merkwürdige Antwort: „Ich wollte, daß keiner meinem Schwiegervater Geld schenkte; es hilft weder ihm noch seinen Kindern, denn er verschenkt es wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt: da gibt er davon hin, so lange ein Heller da ist. Was dann im Haushalt fehlt, muß ich hinzuthun. Darüber werden wir alle beide nicht reich." Peucer rieth daher zu einem Becher. Doch erlebte M. die Ankunft des Geschenks nicht mehr. Er starb den 19. April 1560. Die letzten Worte, die er vernehmlich sprechen konnte, waren: der Spruch des Johannis steht mir allzeit vor Augen und im Herzen: „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an ihn glauben." Es überlebten ihn nur 2 Kinder, ein Sohn Philipp, der des Vaters Milde, aber nicht seinen Geist geerbt hatte, † 1603 als Konsistorialsekretär, und eine Tochter Magdalena, die Gemahlin Peucers, † 1567. —

Seine nach ihm geartete und theure Tochter Anna, die kurze Zeit mit Sabinus verheirathet war, † 1547. — M.'s Werke: a) theolog.: Loci communes 1521 u. ö.; n. A. von Augusti 1821, deutsch 1822; — Confessio augustana u. Apologia (s. Augsburgische Konfession und Apologie der Augsb. Konfession). Confessio doctrinae saxonic. ecclesiarum synodo tridentinae oblata, 1552 u. ö., deutsch 1552; — Corpus doctrinae chr. 1560, n. A., Straßb. 1580; — Postilla Mel. Heidelb. 1594 bis 96, 8 B.; — b) philos.: de dialectica, Wittenb. 1520, de anima, das. 1540; — Ethicae doctrinae elementa, das. 1570 und 1586; — c) rhetorische: Elementa rhetorices, das. 1532 u. ö.; — Selectae declamationes, Straßb., Wittenb. u. Zerbst, 1566–86, 7 B.; — d) philolog.: Institutiones graecae gramaticae, 1518 u. ö.; — Grammatica latina, 1542; — e) vermischte: Epigramm., Wittenb. 1560; — Epistolae, das. 1565; — mehrere Ausgaben und Vorreden zu Ausgaben der Klassiker; — Luthers Leben, Wittenb. 1548; — Opera omnia, Basel 1541, 5 B. und von Peucer besorgt, Wittenb. 1562—68; — Bretschneider im Corp. Reform., Halle 1834 bis 40, 6 Th. — Sein Leben beschrieb: Kammerar, Leipz. 1566. Vergl. Strobel, Miscell.; St. VI, S. 212. — Adam, Vitae Theolog. germ. S. 137—73; — Brucker, Ehrentempel, B. V, S. 167—173. Gall; — Biogr. M.'s, Halle 1838.

Melancomas, Name zweier ausgezeichneter Hieroniken aus Karien, welche in der Kaiserzeit lebten. Der Vater hatte zu Olympia einen Sieg gewonnen, der Sohn in den großen Pythien und zwar zur Zeit des Titus, von welchem er sehr geliebt wurde. Der berühmteste Agonist ist der Sohn. Er war der ausgezeichnetste Faustkämpfer seiner Zeit und vermochte mit ausgelegten Armen zwei Tage lang in derselben Stellung auszuharren, ohne zu ermüden. Er erhielt niemals von seinen Gegnern einen Schlag, besiegte dieselben durch seine künstliche, ausharrende *Χειρονομία* und Ueberlegenheit in sicherer Bewegung der Arme. M. † zu Neapolis in Italien, kurz vor der Aufführung d. Sebasteien, welche zu Neapolis glänzend begangen wurden.

Melanconium (Bot.), nach Link, Rußsporling, Rußkugel, Gatt. der Tubercularii Stilbosporei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen rundlich, einfach, mit einem festen Kern, frei auf einer flachen Unterlage, unter der Oberhaut abgestorbener Pflanzentheile hervorbrechend und die Umgebung schwärzend. Gegen 30 deutsche Arten, unter denselben bekannteste: 1) M. sphaerospermum *Link*, Stilbospora sphaerosperma *Pers.* obs. I. Taf. 1. Fig. 6. Schilfmatze. Besteht aus länglichen, schwarzen Flecken mit runden Samen, welche aus Längsritzen des verdorrten Schilfs und anderer Gräser hervorbrechen und die Halme oft ganz bedecken. — 2) M. bicolor *Nees*, syst. 32. Taf. 11. Fig. 27. Zeigt auf einem weißen, rundlichen Kuchen schwarze, ovale Staubkörner, welche endlich die Oberhaut durchdringen. Auf abgefallenen Eichenzweigen im Sommer und Herbst.

Melancranis (Bot.), nach Vahl, Gatt. der Cyperaceae *Spr.* Gräser auf dem Kap und Neuseeland; unter 6 Arten bekannteste: M. scariosa *Vahl*, Schoenus scariosus *Thunb.* Ausdauernd, Kap.

Melandeptä (a. Geogr.), Völkerschaft Thraciens in den Gebirgen nordwestl. von Byzantium längs der Küste des Pontus Euxinus (Xen. Anal. VII, 2, 32).

Melander, Peter, Graf v. Holzapfel, s. Holzapfel.

Melanderhielm, schwed. Astronom und Mathematiker, geb. am 9. Nov. 1726, wurde zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch eine Abhandlung „De natura et veritate methodi fluxionum". Im J. 1757 wurde er dem Prof. der Astronomie zu Upsala, Martin Strömer, als Gehülfe beigeordnet u. folgte demselben 1761 bei dessen Tode mit dem Titel eines Professors in seinem Amte nach. Im folgenden Jahr ließ er ein Werk über die reine Analyse erscheinen unter dem Titel: „Isaaci Newtoni tractatio de quadratura curvarum in usum studiosae inventatis mathematicae explicationibus illustrata a Daniele Melandro". Im J. 1769 erschien von ihm „Lineamenta theoriae lunaris". Von seinen anderen Werken ist noch besonders zu merken „Conspectus praelectionum astronomicarum continens fundamenta astronomiae, auctore Melanderhielm" (Upsala 1779, 2 Bde.). Er † im Jan. 1810 zu Stockholm.

Melandria (Entom.), nach Fabricius, Beilkäfer, Schwarzkäfer, Gatt. der Coleoptera heteromera Stenelytra Serropalpida *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Dircaea *Fabr.* Charakter. Fühler kurz, fadenförmig; keine Springbeine; erstes Tarsenglied der Hinterfüße sehr lang; Halsschild hinten breiter. Unter 4 europäischen Arten sind zu bemerken: 1) M. canaliculata *Fabr.* Schwarz; Fühler- und Tarsenspitzen gelblich; Halsschild mit einer Längsfurche und beiderseits mit tiefer Grube; Flügeldecken mit erhabenen Längslinien; 5—6 Linien lang. In Eichenwäldern; — 2) M. serrata *Fabr.* Mit gesägten Fußklauen. Unter Baumrinden. Panzer, 9. Taf. 4.

Melandrium (Bot.), nach Röehling, Pflanzengatt. Arten unter Lychnis.

Melane (a. Geogr.), Insel im Sinus Ephesius (Plin. V. 31, 38).

Melanea (Bot.), nach Persoon, Pflanzengatt., s. v. a. Malanea.

Melanencephaloma (Enocephaloma melanodes, Fungus cerebri niger, Med.), der schwarze Hirnschwamm.

Melanephidrosis (Ephidrosis nigra, Sudor anglicus niger, Med.), die schwarze Schweißpest, das schwarze Schweißfieber, der schwarze Schweiß.

Melanerz (Min.), nach Haidinger Geogenidfamilie aus der Ordnung der Erze, pyramidal, orthotyp, anorthisch, augitisch, schwarz, Strich grau, braun, schwarz, H. = 5,0 — 7,0, G. = 3,4 — 5,0. Gattungen: a) Tetartoprismatisches M. (Allanit, Orthit, Uralorthit, Bodenit, Tscheffkinit, Thorit); — b) Hemiprismatisches M. (Gadolinit); — c) Di-

prismatisches M. (Lievrit, Wehrlit); — d) Prismatisches M. (Polymignit, Polykras); — e) Dystomes M. (Aeschynit); — f) Pyramidales M. (Fergusonit); — g) Prismatoidisches M. (Cerin).

Melanes (griech. Mythol.), s. Angelus 2) a).

Melanesien, s. Melannesien.

Melaneus (griech. Myth.), 1) Sohn des Apollo, König der Dryoper, guter Bogenschütze; bekam von Perieres, König in Messenien, eine Stadt zur Wohnung angewiesen, die er nach seiner Gemahlin Oechalia nannte; — 2) Vater des Amphimedon in Ithaka; — 3) Centaur.

Melangallussäure, s. v. a. Metagallussäure.

Melange (a. Geogr.), Handelsstadt der Arvarni, an der Südküste von India intra Gangem, zwischen den Mündungen der Flüsse Tynna (j. Pennair) u. Chalerus (j. Cavery); das heutige Madras (Ptolm. VII, 1, 14.).

Melange (franz.), Mischung, Gemenge; — Plur. Melanges, Schriften vermischten Inhalts.

Melangerbsäure nennt Stonhouse die schwarze Substanz, welche durch Einwirkung der Schwefelsäure od. Salzsäure auf Gerbstoff, neben der Gallussäure, entsteht. Sie hat die Farbe des Rußes, ist fast geschmacklos, unlöslich in kaltem Wasser, leicht löslich in Alkohol u. Alkalien.

Melangia (a. Geogr.), Flecken in Arkadien, an dem Felsenpasse Klimax an der Straße von Argos nach Mantinea, von welchem das Trinkwasser nach Mantinea geleitet war; das heutige Pikernes mit seinen Quellen.

Melangisten (Kirchengesch.), s. v. a. Konvulsionäre, s. Konvulsionär 2).

Melangitä (a. Geogr.), Volk im Osten von Arabia Felix am nördlichen Abhange der Marithi Montes (Ptol. VI, 7, 23).

Melanglanz (Min.), nach Mohs, s. v. a. Schwarzsilberglanz (s. d.).

Melanglimmer (Min.), nach Haidinger Geogenidfamilie aus der Ordnung der Glimmer, rhomboëdrisch, Strich dunkellauchgrün, H. = 2,5, G. = 3,3 — 3,4. Gattung: Rhomboëdrischer M. (Cronstedtit, Sideroschisolith, Stilpnomelan).

Melangona (ital., Bot.), s. v. a. Eierpflanze, Solanum Melongena *L.*

Melangranat (Min.), s. v. a. Melanit, Varietät des Granats (s. d.).

Melangraphit (Min.), nach Haidinger Geogenidfamilie aus der Ordnung der Graphite, rhomboëdrisch, metallisch, H. = 1,0 — 2,0 G. = 1,8 — 2,1. Gattung: Rhomboëdrischer M. (Graphit).

Melania (a. Geogr.), Ort an der Küste von Cilicien neben der Stadt Celenderis, 1920 Stad. von der Grenze Ciliciens gegen Syrien, etwa an der Stelle des heutigen Kizliman (Strabo XIV, S. 760).

Melania, 1) die ältere, vornehme, durch ihre Frömmigkeit berühmte Römerin, war die Enkelin des Konsuls Marcellin u. eine nahe Verwandte des heil. Paulin von Nola. Gegen 343 geboren, wurde sie sehr frühzeitig verheirathet, aber schon in einem Alter von 23 Jahren Wittwe. Sie entschloß sich sogleich, den Rest ihres Lebens dem Herrn zu weihen. Nachdem sie die Administration ihrer Güter und die Erziehung ihres einzigen Sohnes Publicola, einem tüchtigen Manne, übertragen hatte, ging sie nach Aegypten und besuchte die Thebais. Von da begab sie sich nach Palästina und ließ in Jerusalem ein Kloster erbauen, in dem sie selbst 7 Jahre zubrachte. Als sie hörte, daß ihre Enkelin die Absicht habe, ihrem Beispiele nachzufolgen und ein beschauliches Leben zu führen, ging sie nach Italien zurück, um sie in diesem Vorsatz zu bestärken. Der ganze römische Adel ging ihr bis Neapel entgegen und sie hielt ihren Einzug in Rom zu Pferd mit einem glänzenden Gefolge. Aber sie ließ sich davon nicht blenden; sobald sie den Zweck ihrer Reise erreicht hatte, kehrte sie wieder nach Jerusalem ins Kloster zurück, wo sie im J. 410 †. — 2) die jüngere heil. M., die Enkelin der Vorhergehenden, wurde in einem Alter von 13 Jahren an den Sohn des röm. Präfekten Severus verheirathet. Nachdem sie das Unglück gehabt hatte, all ihre Kinder frühzeitig zu verlieren, entschloß sie sich, sich dem Himmel zu weihen u. theilte diesen Entschluß ihrem Gatten mit. Sie wurde in diesem frommen Entschluß durch ihre Großmutter bestärkt. Der Tod ihres Vaters hatte sie in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt, aber sie verkaufte die liegenden Güter, vertheilte das Geld unter die Armen und ging mit ihrem Gatten nach Afrika. Nachdem sie sich einige Zeit in Karthago und in Hippo Regius, wo damals der heil. Augustin Bischof war, aufgehalten hatten, ließen sie sich in Tagaste nieder, wo sie 7 Jahre zubrachten und sich alle möglichen Entbehrungen auferlegten. Darauf begaben sie sich nach Jerusalem. Nachdem ihr Gemahl 435 gestorben war, ging M. in ein Kloster, welches sie auf dem Oelberg hatte bauen lassen und dessen Leitung sie zu übernehmen sich genöthigt sah. Sie † am 31 Dec. 439, nachdem sie zuvor noch eine Reise nach Jerusalem gemacht hatte, um ihren Onkel zur Annahme der Taufe zu bewegen, was sie zu ihrer großen Freude auch erreichte. Nach ihrem Tod wurde sie heilig gesprochen; die kath. Kirche feiert ihr Andenken an ihrem Todestage.

Melania (Mollusk.), nach Lamark, Kronschnecke, Gatt. der Gasteropoda Pectinibranchia Trochoidea *Cuv.* Der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Spaltschnecken nach Oken, zum Theil unter Helix *L.* Charakter: Schale ziemlich dick, Mündung höher als breit; Ausdehnung der Schale mehr nach der der Spindel entgegengesetzten Seite gerichtet; Spindel hat weder Falte noch Nabel; Gewinde variirt sehr in der Länge. Das Thier hat lange Fühler und die Augen an der äußeren Seite, gegen ein Drittel der Länge hin. Die 80 meist außereuropäischen Arten — nur einige finden sich in Italien — sind sämmtlich Flußbewohner, zum Theil sehr klein, nur einige Linien lang, u. zerfallen, nach Cuvier in folgende Untergattungen, aus denen wir nur die bekanntesten beschreiben. I. Eigentliche Melania *Lam.*

a) Eiförmige, mit unvollständigem Lippenkreis. 1) M. cruentata *Menke*. Ziemlich kugelig, mit spitzem Wirbel, unbewehrt, gestreift, grün, mit reihenweisen, durch die eiförmige schiefe Mündung sichtbaren, schwarzrothen Fleckchen umgeben; die Spindelschwiele röthlich; die Lippe einfach und nach vorne gezogen; fünf Linien lang. Im Ohio; — 2) M. ovularis *Menke*. Eikegelförmig, unbewehrt, etwas gestreift, glänzend, grünlich, im Alter rostbraun mit abgestumpfter Spitze; Mündung eiförmig; die Spindel oben etwas schwielig, die Lippe nach vorne abgerundet; 1 Zoll lang, 6 Linien breit. Im Ohio; — 3) M. angulosa *Menke*. Eiförmig, abgestutzt, durchbohrt, unbewehrt, gestreift, braungrün; 5½ Umgänge, der letzte unten wie oben schwach eckig; die Spindel schwielig, violett; die Lippe scharf, nach vorn gegen jene hingezogen; 8 Linien lang, 6 Linien breit. Im Ohio; — b) Eiförmig-längliche. 4 M. amarula *Lam.*, Helix amarula *L.* Buccinum Amarula *Müll.* Eikegelförmig, stark, von oben herab gerippt, längsgestreift, schwarzbraun; die Rippen in gerade Dornen ausgehend; die Umgänge oben eckigflach; Winkel am Rand dornig; Gewinde hervorstehend; Mündung blaulich weiß; 16 Linien lang. Ostindien bis Madagaskar. Wird gegessen, obgleich sie etwas bitter schmeckt. Chemnitz IX. T. 134. 1218. 1219; — 5) M. spinulosa *Lam.* Länglich, rauch, die Länge herab gerippt, gestreift, bräunlich; letzter Umgang länger, als das Gewinde; Umgänge zahlreich, obenher eckigdornig; 10 Linien. In den Flüssen von Timor — 6) M. granifera *Lam.* Eiförmig spitzig, mit dicken, körnigen Streifen längs der Gewinde; gelbgrün; letzter Umgang bauchig; Mündung weiß; Umgänge des Gewindes eben; 11 Linien. Ebendaselbst. Encycl. pl. 458. Fig. 4. a. b; — 7) M. livescens *Menke*. Eiförmig-länglich, eben, graugrünlich, duftig, mit kegelförmig zugespitzter Spindel; Saum des hervorgezogenen hornigen Lippenrandes mit einer Längsecke gerandet; Spindel, schwach schwielig, purpurfarbig; 7 Linien lang, 3½ Lin. breit. Im Eriesee; — 8) M. curta *Menke*. Eiförmig-länglich, fast thurmförmig, an dem Wirbel ausgefressen, abgestutzt, gefurcht gestreift, schwarzbraun; Mündung eiförmig; Lippe nach vorne gezogen; 7 Linien lang, 4 Linien breit. Bei Philadelphia. — c) Kegelthurmförmige. 9) M. aurita *Fér.* Pirena aurita *Lam.* Nerita aurita *Müll.* Thurmförmig, stachelig, mit zuweilen ausgefressenem Wirbel; rothbraun, bisweilen mit weißer Binde; an der Naht alle Umgänge mit stumpfen, zusammengedrückten, etwas nach außen stehenden Höckern umgeben; Mündung weiß; 20 Linien. In den Flüssen Afrikas. Chemnitz IX. 136. 1265. 1266.; — 10) M. exarata *Menke*. Kegelthurmförmig, spitzig, mit ausgefressenem Wirbel; braungrün; der letzte Umgang mit zwei starken Querfurchen umgeben; der Zwischenraum zwischen denselben eben; die andern in der Mitte gekielt; Mündung schief eiförmig; Lippe geflügelt, gebogen, innen gerandet, der äußerste Rand etwas zurückgeschlagen; 13 Linien lang, 6 Lin. breit. Am Ohioflusse. — d) Völlig thurmförmige. 11) M. decollata *Lam.* Fast cylindrisch, am Wirbel abgebrochen und abgestutzt; schwärzlichbraun; die drei Umgänge etwas konvex, der letzte schwach gefaltet; kurz, dick; 10 Linien. In den Flüssen von Guiana; — 12) M. truncata *Lam.* Bulimus ater *Rich.* Thurmförmig, abgestutzt; schwarzbraun, mit herabgehenden Rippen, deren obere mehr hervorstehen; 22 Linien. Häufig in den Flüssen von Guiana. Encycl. Taf. 458. Fig. 3. a. b.; — 13) M. asperata *Lam.* Thurmförmig, am Wirbel etwas abgestutzt; stark; rothbraun; mit herabhängenden, höckerig rauhen Lippen und scharfen, sie schneidenden Streifen; Umgänge konvex; Nähte eng ausgehöhlt; 22 Linien. Nordamerika; — 14) M. sulcosa *Menke*. Thurmförmig, am Wirbel abgefressen und abgestutzt, mit zahlreichen Querstreifen gleichförmig gefurcht; grünlichbraun; 6 etwas konvexe Umgänge, der letzte unten mit einer braunen Binde geziert; die Lippe etwas geflügelt, vorgezogen; 9 Linien. Am Ohio und Cincinnati; — 15) M. fasciata *Menke*. Kegelförmig-länglich, thurmförmig, am Wirbel abgefressen, abgestutzt; gelbgrün, etwas durchscheinend, mit wenigen schwachen Rinnen, und einer doppelten Binde an der letzten, an den andern mit einfachen gezeichnet; Lippe eingefaßt, zugerundet, nach vorn gezogen; 11 Linien. Bei Philadelphia; — 16) M. ligata *Menke*. Thurmförmig, mit abgefressen-abgestutztem Wirbel; mit scharfen ungleichen, unten stärkeren Querstreifen gefurcht; hornfarbig; 7 etwas konvexe Umgänge, der letzte mit 2, die übrigen mit einer schmalen Binde; 9 Linien. Am Ohiofluß; — 17) M. Auriscalpium *Menke*. Thurmförmig, mit abgestutzt-abgefressenem Wirbel; glatt, hornfarbig; 6 etwas konvexe Umgänge, der untere mit zwei, die oberen mit einer einzigen Binde: Lippe gekrümmt, etwas geflügelt, nach vorn gezogen; 10 Linien. Ebendaselbst; — 18) M. punctata *Lam.* Thurmförmig, zugespitzt, glatt, weißlich; der letzte Umgang unten mit braunen quer gerichteten Punkten umgeben; das Gewinde mit eben solchen eckig gebogenen, herablaufenden geziert; Umgänge etwas konvex; 22 Linien. Nordamerika; — 19) M. macilenta *Menke*. Helix maculosa *Born.* Thurmförmig, länglich, glatt, fein gestreift; die 12 Umgänge etwas konvex; blaßbraun mit rothbraunen welligen, herablaufenden Streifen; Mündung eiförmig; 2 Zoll 4 Linien. Ebendas. Born Mus. Taf. XVI. Fig. 15.; — 20) M. fasciolata *Oliv.* Strombus Vibex *Gmel* Nerita tuberculata *Müll.* Fast pfriemenförmig, gestreift, aschgrau, weißlich, durchscheinend, mit blutrothen Streifen; 8—11 knotige Umgänge; 14 Linien. Coromandel. Gualt. Taf. VI. Fig. G.; — 21) M. Cambessedii *Payr.* Turbo politus *L.* Thurmförmig, sehr glatt, glänzend, elfenbeinweiß, mit 9 Umgängen; — 22) M. plicata *Menke*. Pfriemenförmig, spitz, längsherab faltig gerippt, quergestreift, hornfarbig, mit braunen Strichen gezeichnet, mit 8 konvexen Umgängen; 8½ Linie lang, 2⅓ Linie breit. — II. Rissoa *Freminv.* Acmea *Hartm.* Von M. dadurch unterschieden, daß die äußere Lippe über die Ebene der Mündung vorspringt u. verdickt, aber nicht nach außen umgeschlagen ist; — 23) M. (R.) Auriscalpium *Menke*. Rissoaria Acicula

Risso. Zart, sehr zerbrechlich, thurmförmig, glashell, glänzend; mit 11 quergerippten Umgängen, der letzte ausgenommen; Lippe geflügelt; Epidermis blaß, gelblich grau; 4 Linien. Italien. Risso Eur. mér. IV. Taf. 60 (Ist nicht mit Nr. 17 zu verwechseln); — 24) M. (R) alata *Menke.* Thurmkegelförmig, spitzig, kaum abgestutzt, stark und glänzend; Umgänge etwas konvex, mit dichten, zarten, herablaufenden Streifen, durch quergehende gekreuzt; Lippe geflügelt, nach außen zu gerändert; 6 Linien; — 25) M. (R) laevigata *Menke.* Eikegelförmig, spitzig, eben, glashell, durchsichtig, die Spindel mit einem kleinen Zahn, die Lippe inwendig gerandet; — 26) M. (R) tuberculata *Menke.* Eiförmig-länglich, etwas thurmförmig, spitzig, der Länge herab höckerig gerippt, sehr fein quer-übergestreift, weißlich; 27) — M. (R) mucronata *Menke.* Alvania costulosa *Risso.* Elliptisch-länglich, thurmförmig, spitzig, der Länge herab rippig gefaltet, querüber gestreift, grau, der letzte Umgang ziemlich glatt; $2^1/_3$ Linie; — 28) M. (R) europaea *Leach.* Eikegelförmig, stark, glatt, glänzend, weiß mit braunem Abglanz, mit zwei gleichen u. mehren kleineren ungleichen, welligen Linien gefurcht. Italien. Risso, Eur. mérid. VI. Fig. 116. — III. Melanopsis *Férussac.* Von der Gestalt der Melanien, unterscheiden sich aber durch eine Kallosität an der Spindel und eine Spar von Ausschnitt an der Basis der Mündung; — 29) M. (M.) costata *Lam.* Eiförmiglänglich, stark, längs herab gerippt, schwarzbraun; mit sieben Umgängen, der letzte von der Länge des Gewindes, in der Mitte niedergedrückt; 7 Linien. Im Orontes in Syrien. — Olivier, Voyag. Taf. 31, Fig. 3; — 30) M. (M.) laevigata *Lam.* M. buccinoidea *Oliv.* Thurmspindelförmig, spitzig, glatt, kastanienbraun; mit sechs bis acht Umgängen, die des Gewindes flach konvex, der letzte länger als die Spindel; 9 Linien. In den Flüssen der griechischen Inseln. — Man hat auch eine mehr eiförmige Varietät (Buccinum praerosum *L.*) — Olivier, Voyag. Taf. 17, Fig. 8; — 31) M. (M.) Daudebardé *Eichwald.* Thurmspindelförmig, spitzig, etwas herabwärts gestreift, schwarz, mit sechs Umgängen; Lippensaum glatt, glänzend. In den Flüssen Volhyniens; — 32) M. (M.) acicularis *Fer.* Lebt in der Donau. — IV. Pirena *Lam.* (s. d.) Von den zahlreichen fossilen Arten verdienen folgende einer nähern Beschreibung: 1) M. striata *Sow.* Thurmförmig, mit sechs flachgewölbten, scharf quergestreiften Windungen und breiter eirunder Mündung; 4—7 Zoll hoch. Als Steinkern häufig fossil in Deutschland, im Korallenkalke, nebst der folgenden Art bezeichnend für den Oolith.; — 2) M. Heddingtonensis *Sow.* Thurmförmig, die sechs flachgewölbten Windungen sind oben gekantet und in der Mitte flach niedergedrückt; 4—5 Zoll. Weit verbreitet und häufig als Steinkern im untern Korallenkalke; — 3) M. lineata *Sow.* Thurmförmig, mit 8—10 flachen, über der Mitte schwach niedergedrückten Windungen; Mündung spitz-eirund; 3 Zoll. Häufig als Steinkern im obern Korallenkalke; — 4) M Leunisii *Philp.* Thurmförmig, fast pfriemenförmig; die Windungen (mehr als 10) kaum gewölbt, undeutlich gefaltet, mit undeutlichen Querstreifen; Mündung oval-viereckig, mit senkrechter Spindelsäule; $4^1/_2$ Linie lang, 1 Linie dick. In tertiären Ablagerungen bei Freden; — 5) M. varicosa *Bast.* Häufig im Hessischen. — Die früher hierher gezogenen fossilen Species sind gegenwärtig andern Gattungen einverleibt worden. M. cochlearella ist Rissoina cochlearella *Basterot*, M. Cambessedesii ist Eulima subulata, M. Schlotheimii, Leunisii, Heddingtonensis, dubia sind Eulimen, M. Kanpii, Ottonis, armillata, tricincta, ornata, constricta, Lefeburii, Blainvillei sind Pyrgisken, M. buccincidea, Dufourii sind Melanopsen.

Melania (Bot.), nach Bridel, Laubmoosgatt., s. v. a. Catascopium *Brid.*

Melanicterus (Med.), gewöhnlich Melasicterus.

Melanilin, neue von Hofmann entdeckte Base, die durch Einwirkung des Chlorcyans oder Bromcyans auf Anilin erhalten wird. Man leitet z. B. gasförmiges Chlorcyan in wasserfreies Anilin, löst das harzige, wesentlich aus salzsaurem M. bestehende Produkt in Wasser, filtrirt, fällt mit Kali, wäscht die ausgeschiedene weiße, zähe, bald krystallinisch werdende Masse mit kaltem Wasser und krystallisirt sie aus verdünntem Weingeist um (Jodcyan liefert dieses Alkaloid nicht, sondern es bilden sich Blausäure und Jodanilin). Es bildet weiße, harte Krystallblättchen, wird an feuchter Luft leicht röthlich, ist geruchlos, schmeckt anhaltend bitter, schmilzt bei 120 bis 130°, zersetzt sich bei 140 bis 150, löst sich wenig in kaltem, etwas besser in heißem Wasser, leicht in Alkohol, Aether, Oelen u. s. w., zeigt nur Spuren alkalischer Reaktion, mit Chromsäure, sowie mit Fichtenholz nicht die Reaktionen des Anilins und besteht bei 100° getrocknet aus C_{26} H_{13} N_3 (worin die Elemente des Anilins u. Cyananilins). Seine Salze sind meist gut krystallisirbar. Durch Einwirkung von Cl, Br, J, NO_5 können 2 Aeq. H durch resp. Cl, Br, J, NO_5 darin ersetzt werden. Cyangas scheidet keinen H aus, sondern vereinigt sich zu 2 Aeq. mit 1 Aeq. M.

Melanina (Melanine, Melaninum, Med.), 1) s. v. a. Melaina, und besser als dieses, zur Bezeichnung des Sepienschwarzes; — 2) Nigrum animale, das Thierschwarz, ein krankhaftes und wiederum (sehr gefährliches) krankmachendes kohlenstoffiges Produkt der (gesunden oder kranken) organischen Thätigkeit.

Melanion (griech. Myth.), s. v. a. Milanion.

Melanippe (griech. Mythol.), 1) Tochter des Chiron, Wahrsagerin; schwanger von Aeolus, vor ihrem Vater fliehend, flehte sie um Verwandlung in ein Pferd. Artemis gewährte ihr die Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne; — 2) Mutter des Aeolus; — 3) Königin der Amazonen, Schwester der Hippolyta, kaufte sich um ihr Wehrgeschenk von Herakles los; — 4) Tochter des Oeneus, Schwester Meleagers (s. d.); — 5) Tochter des Aeolus oder nach Andern des Desmontes. Sie

war sehr schön und wurde von Neptun, der sich in sie verliebt und dem sie Gegenliebe geschenkt hatte, schwanger. Als ihr Vater dies merkte, blendete er sie u. sperrte sie in ein festes Schloß, ihre Kinder aber ließ er den wilden Thieren vorwerfen, von denen sie jedoch verschont wurden. Eine Kuh säugte sie; sie wuchsen heran und befreiten ihre Mutter, die nun von Neptun das Gesicht wieder erhielt und Gemahlin des Metapontus wurde.

Melanippides (griech. Lit.), 1) Name zweier griechischer Lyriker von der Insel Melos: a) der Aeltere, um 520 v. Chr. lebend, war besonders als dithyrambischer Dichter berühmt und hatte (nach Xen. Memorab. 1, 4, 3) in diesem Zweige der Dichtkunst einen eben solchen Namen, wie Homer in der epischen, Sophokles in der tragischen Poesie. — b) Der Jüngere (454—413 v. Chr.) zeichnete sich ebenfalls als Dithyrambendichter aus. Einer von Beiden hat in dem musikalischen Vortrage der Dithyramben eine größere Mannichfaltigkeit eingeführt, aber ungewiß ist es, welcher; so wie überhaupt sich nicht nachweisen läßt, was von den noch vorhandenen Fragmenten dem einen und dem andern angehört. Dem älteren M. werden von Suidas auch Elegien beigelegt, wahrscheinlich eine Art epicedischer oder threnetischer Elegie, welche Gattung von Klageliedern er nach Einigen zuerst in Griechenland eingeführt haben soll, s. Bernhardy, griech. Literaturgeschichte II., S. 440, 445; — 2) heuchlerischer pythagor. Philosoph, der in einem Stücke des Komikers Alexis vorkam; — 3) Pythagoräer aus Cyrene (Jamblich. Pythag. 36).

Melanippus (griech. Myth.), 1) Sohn des Agrius, hatte den Tydeus vor Theben erschlagen, wofür dessen Sohn Diomedes an ihm Blutrache nahm; — 2) Sohn des Theseus und der Perigune; — 3) Sohn des Ares und der Titäa; 4) Sohn des Priamus; — 5) ein Jüngling zu Paträ, welcher sich mit seiner Geliebten Comätho, Priesterin der Artemis, im Tempel dieser Göttin Liebesgenuß erlaubte, wofür diese die Liebenden mit dem Tode bestrafte, das Land mit Mißwachs heimsuchte und jährlich den schönsten Knaben und die schönste Jungfrau als Opfer forderte; — 6) Sohn des Astacus, Thebaner, der zu Sicyon ein Heiligthum hatte; — 7) Freund des Alcäus.

Melanisinsäure nennt Cahours eine schwarze, der Ulminsäure analoge Säure, welche sich durch Einwirkung von koncentrirten alkalischen Laugen auf Nitranisid in der Siedhitze, unter Einwirkung von Ammoniak, bildet.

Melanismus (Med.), die Schwarzsucht, s. Ornithomelanismus und Melasicterus.

Melanit (Min.), s. v. a. Pyrenäit, Varietät des Granats, s. Granat.

Melanitis (Entom.), nach Fabricius, Gatt. der Lepidoptera diurna *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Tagfalter nach Oken. Charakter: Tasterendglied verlängert, verkehrt-kegelförmig; Flügel schmal. Bekannteste Art: M. Ariadne *Fabr.* Gelb mit schwarzen Wellenstrichen; auf den Vorderflügeln ein weißer Randpunkt. Java.

Melanium (Bot.), 1) nach Patr. Brown, Pflanzengatt. Arten unter Cuphea; — 2) nach Dekandolle, Untergatt. von Viol; — 3) nach Richard, Untergatt. von Arthrostemma.

Melannaphthalin, s. Naphthalin.

Melanesien, von Rienzi angenommener Name eines australischen großen Inselgebiets, Oceanien (Australien), umfaßt Neu-Guinea mit den nahen Papuasinseln und den gegen Osten und Süden gelegenen, den Salomonsinseln, Neu-Irland, das australische Neu-Britannien, die Van-Diemens-Insel, Neu-Kaledonien, Mullicolo u. s. w. Die Bevölkerung besteht aus zwei verschiedenen oceanischen schwarzen Racen, den Papuas und den Andamenen. Dieses Inselgebiet ist noch sehr unbekannt. Vgl. Australien.

Melano (a. Geogr.), Insel des Sinus Ceramicus vor der Küste Kariens (Plin. V, 31, 36).

Melano, griech. Vorgebirg, Insel Chio, Nordwestspitze derselben.

Melanocarcinoma (Med.), s. v. a. Melanoma, Melanospongus.

Melanocataracta (Cataracta nigra, Ophthal.), die schwarze Katarakt, der schwarze (graue) Staar.

Melanocenchris (Bot.), nach Nees, Pflanzengatt. Arten unter Pommereulla.

Melanochin nennen Brandes und Leber ein Zersetzungsprodukt einer bis jetzt noch nicht isolirten Substanz, die aus der Einwirkung des Chlors und Ammoniaks auf Chinin hervorgeht. Löst man nämlich 200 Gran schwefelsaures Chinin in 80 Unzen frisch bereitetem Chlorwasser und setzt sogleich 10 Unzen Antyammoniak hinzu, so entsteht ein grüner Niederschlag (Thalleiochin) und die überstehende Flüssigkeit ist ebenfalls grün. Dampft man letztere ab, so färbt sie sich röthlich, dann dunkelbraun und man erhält einen braunen, mit Salmiak vermischten Rückstand, der beim Behandeln mit Wasser eine schwarzbraune, humuartige Substanz, das M., hinterläßt, während sich neben dem Salmiak noch ein dritter Körper, das Rusiochin, auflöst, das vom Salmiak nur durch öftere Behandlung mit starkem Alkohol zu trennen ist. Das M. ist ein schwarzbraunes, geruch- und geschmackloses Pulver, schmilzt nicht, zersetzt sich in höherer Temperatur, löst sich weder in Wasser, noch in Alkohol und Aether, wohl aber in Kalilauge u. Ammoniak mit brauner Farbe und wird aus diesen Lösungen durch Säuren wieder gefällt; die ammoniakalische Lösung gibt in Baryt- und Kalisalzen voluminöse Niederschläge. Zusammensetzung: $C_{26}\ H_{18}\ N_{1\frac{1}{2}}\ O_{12}$.

Melanochlormalachit (Min.), nach Haidinger Geogenidfamilie aus der Ordnung der Malachite, augitisch, weder Farbe, noch Strich blau, H. = 2,5 — 3,0, G. = 5,5 — 5,8. Gatt.: Hemiprismatischer M. (Vauquelinit, Volborthit, Alluaudit, Dufrenit, Hypochlorit, Arsenlosiderit).

Melanochlorosis (Melanchlorus, Med.), wird bei Galen und Aretäus, auch nach einigen Codd. bei Hippakrates für Melanchrois, die Farbe der Melancholischen genannt. Als M. kann man auch diejenige Form der Chlorose bezeichnen, wo das Ansehen schmutzig-

grün ist. Auch Arzneigemenge werden von ihrer Farbe Melanchlora genannt, wie das durch Galläpfel gefärbte metallische Pflaster bei Paul. Aegin. VII. und dergl.

Melanochroit (Min.), nach Hermann s. v. a. Phönicochroit (s. d.).

Melanochrous (Melanochrus, Med.), s. v. a. Melanchrous.

Melanocoryphus (Ornith.), nach Plinius s. v. a. Gartenammer, Emberiza hortulana *L.*, s. Ammer.

Melanodendrum (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: M. integrifolium *Dec.* Solidago integrifolia *Roxb.* Strauch auf St. Helena.

Melanodiarrhöa (Diarrhoea melaenica, Diarrhoea cruenta [oder sanguinolenta] a melaena, Med.), der Durchfall mit Meläna, der schwarze Durchfall.

Melanödema (Oedema [pulmorum] nigrum, Melanosis pulmorum, Med.), das schwarze Lungenödem, bei Cruveilhier (Anatomie pathologique, Heft 36), eine Ausfüllung der Luftzellen der Lungensubstanz mit dunkler, schwärzlicher Lymphe, welche derselbe einigemale bei Frauen, die am Puerperaltyphus gestorben waren, beobachtete.

Melanogätuli (a. Geogr.), durch Vermischung der Gätuli mit ihren südlichen Nachbarn, den Nigritä, entstandene Völkerschaft im südlichsten Striche der Landschaft Gätulia, im innern Lybien, östlich bis zum Gebirg Usargala hin (Ptolm. IV, 6, 16).

Melanogaster, 1) (Ornith.), s. v. a. Schlangenhalsvogel, Plotus melanogaster *L.*; — 2) (Bot.), nach Corda, Bauchpilzgatt. Arten unter Hyperrhiza *Bosc.*

Melanoloma (Bot.), nach Lassini, Untergatt. von Centaurea *L.*

Melanoma (Med.), 1) Nigritudo, Nigredo, Massa (quaevis) nigra, die Schwärze, jede schwarze Masse; — 2) das durch Melanosis Entstandene, das schwarze Gewächs, das Melanom; — 3) Ritgen nennt so sehr gut (statt Melanosis) den schwarzen körnigen Krebs, Aliberts Cancer melaeneus; — 4) sehr eigenmächtig und unpassend will Carswell dadurch bezeichnen: die falsche Melanose oder jede nicht krebsartige, schwarze Färbung des Körpers.

Melanomyces (Med.), bei Ritgen: der Schwarzschwamm, Pigmentschwamm. Melanospongus scheint die Sache bestimmter auszudrücken.

Melanophlogoses (die Melanophlogosen, Med.), bei C. H. Schultz die venösen Entzündungen.

Melanophora (Entom.), nach Meigen, Schwarzfliege, Gatt. der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Fühler erreichen nur die Hälfte des Vordergesichts und stoßen an der Wurzel zusammen, Endglied fast linsenförmig; von den beiden vollständigen Zellen geht die äußerste, welche den Flügel endigt, hinten weit über die innere, stumpfe, am Innenwinkel seines Endes gelegene hinaus. Von mehren Arten ist zu bemerken: M. roralis *Meig.* Thaufliege. Schwarz, mit weißen Flügelspitzen. Im Gebüsch.

Melanophthalmum (Bot.), nach Fee, Kernflechtengatt. Arten unter Stigmatidium *Meyer.*

Melanophthalmus (Melanoma oculi, Ophthal.), der Schwarzschwamm des Auges.

Melanophyma (Pharmak.), bei Robert: das Mutterkorn, eigentlich Schwarzschwulst, Schwarzgewächs. M. secalinum, Secale cornutum, das Mutterkorn am Roggen.

Melano-Polynesischer-Archipel, von Rienzi aufgestellter Name eines großen Archipels, dessen meiste Inseln erst in der neueren Zeit entdeckt sind; nämlich die Insel St.-Augustin, 1781 und 1824 in 5° 40′ südl. Breite, 173° 47′ östl. Länge; die Insel Gran-Cocal, 1781, 1809, 1824, in 6° 6′ südl. Breite, 173° 53′ östl. Länge; die Nederlandisch-Insel, 1825 in 70° 7′ südl. Breite, 175° 13′ östl. Länge; die Gruppe der 17 Peyster-Inseln, 1819, im Südtheil 85° südl. Breite, 175° 57′ östl. Länge; die 14 Oscar-Inseln, 1819, im Nordtheil 8° 30′ südl. Breite, 176° 46′ östl. Länge; die Mitchell-Inseln, in 9° 18′ südl. Breite, 177° 53′ östl. Länge; die Independence- oder Rocky-Insel, in 10° 45′ südl. Breite, 176° 45′ östl. Länge; die Inseln Ossou-Afou, Duff (Tamako?), Kinnedy, Hunter, Fataka, Anonda, Tikopia und Allou-Fatou und die Fitti- oder Fidschi-Inseln.

Melanopsidium (Bot.), 1) nach Cels, Pflanzengatt. Art: M. nigrum *Cels*, s. v. a. Billiotia polytrichoides; — 2) nach Colla, Pflanzengatt. Art: M. nigrum *Colla*, s. v. a. Amajoua corymbosa; — 3) nach Poitrau, Pflanzengatt., s. v. a. Alibertia.

Melanopsis 1) (Mollusk.), nach Férussac, Untergatt. von Melania *Lam.*; — 2) (Gasterop.), unter der fossilen Species, die alle den tertiären Süßwasserbildungen angehören, stammen M. Martiniana und carinata aus dem Tegel, M. buccinoidea, fachförmig aus dem pariser Grobkalk, M. Dufourii aus dem Tegel.

Melanoptera (Arachnid.), nach Koch, Spinnengatt. Arten unter Drassus *Walck.*

Melanopus, Name des Vaters und des Sohnes von Laches (s. d.).

Melanorrhagia (Med.), gleich bedeutend mit Meläna.

Melanorrhiza (Melanorrhizon, Pharmak.), die schwarze Nießwurz u. andere Pflanzen mit schwarzen Wurzeln; buchstäblich Schwarzwurz.

Melanorrhöa (Fluxus niger, ein schwarzer Ausfluß, Med.), M. urethrae, Fluxus niger urethrae, der sogenannte schwarze Tripper.

Melanorrhöa (Bot.), 1) nach Wallich, Korbspille, Gatt. der Terebinthaceae *Wall.* Charakter: Kelch fünfblätterig, mützenförmig, mit so viel Blumenblättern und vielen kurzen Staubfäden; Pflaume einfächerig, lederig in der vergrößerten Blume, mit einem Griffel und einem Samen; Lappen dick. Große Bäume in Indien mit klebrigem, schwarzwerdendem Safte, einfachen Blättern und großen braunen Rispen. Zwei Arten: M. usitatissima *Wall.*, in der

Heimath Kheu und Zit=ſt. Mit Shorea robusta u. Tectona grandis, große Wälder bildend; das Holz dient zum Bauen, der Saft liefert einen guten, in den Handel kommenden Firniß. Wall, Pl. asiatic. I, Taf. 11, 12. — 2) L. glabra *Wall.*

Melanos (a. Geogr.), Landſpitze Myſiens an der Propontis und der Halbinſel von Cyzicus, bei welcher man auf der Fahrt von Cyzicus nach Priapus vorbeiſchiffte (Strabo XII, S. 576).

Melanoſcirrhus (Cancer melané bei Alibert, Med.), beſſer Melanoma, Melanoſpongus.

Melanoſe (Melanoſis, Melanſis, Nigrescentia, franz. Mélanose, Med.), derjenige, zuerſt von Laennec genauer beſchriebene Krankheitszuſtand, welcher als das Reſultat einer krankhaften Abſonderung mehr oder minder ſchwarzen Farbeſtoffs aus dem Blute erſcheint und ſich durch Ablagerung dieſes Stoffes in den Geweben und Organen oder auch in Aftergebilden kund gibt. Dieſer Zuſtand tritt unter ſehr verſchiedenen Formen in die äußere Erſcheinung, je nachdem das Produkt des melanotiſchen Krankheitsprozeſſes in das Gefüge eines organ. Gebildes od. eines Aftererzeugniſſes nur wie eingeſtreut oder darin in größeren, abgeſonderten Maſſen angehäuft iſt; im erſtern Falle erſcheint es in Form von größern oder kleinern Flecken, Streifen, Punkten, die bisweilen dem afficirten Theile ein marmorirtes Anſehen geben; im letztern Fall bildet es Geſchwülſte, die bisweilen eine beträchtliche Größe erreichen. Das Sekretionsprodukt, welches eine homogene Maſſe darſtellt, in Waſſer leicht löslich iſt, Leinwand und Papier wie Tuſche färbt u. übrigens keine Spuren von Organiſation an ſich trägt, iſt nicht immer ganz ſchwarz; im Gegentheile wechſelt die Farbe, ähnelt bald dem Blauen, Dunkelbraunen, Blau= oder Braunſchwarzen, bald auch dem Hellbraunen oder Braungelben. Dieſe Verſchiedenheit der Färbung iſt durch die Verſchiedenheit des Bindemittels, mit welchem der Farbeſtoff vereinigt iſt, bedingt. Dieſes Bindemittel beſteht nach den Ergebniſſen der chemiſchen Analyſe aus Eiweiß= und Faſerſtoff und begründet auch wegen ſeiner ſich nicht in allen Fällen gleich bleibenden Beſchaffenheit die Verſchiedenheit in der Konſiſtenz der melanotiſchen Maſſe, die nämlich eine bald talgartige, bald knorpelharte, in andern Fällen zähe, breiige, ſelbſt dünnflüſſige Beſchaffenheit hat. Oft laſſen ſich auch an einer M. verſchiedene Grade der Feſtigkeit wahrnehmen, die bisweilen auch durch Beimiſchung anderer Krankheitsſtoffe, wie von Eiter, Tuberkelmaſſe und andern Stoffen, mancherlei Abänderungen erleidet. Nicht ſelten findet man einzelne Stellen der melanotiſchen Maſſe feſt, während andere das Anſehen eines ſchwärzlichen Breies haben und wiederum an andern Stellen mehr oder minder ſchwarze Flüſſigkeit in einem zelligen Sacke enthalten iſt. Laennec gründete auf dieſe Verſchiedenheit der Konſiſtenz die Annahme, daß ſie durch den Grad der Entwickelung des Krankheitsprodukts bedingt ſey, und unterſchied dieſer Annahme zufolge zwei Perioden im Verlaufe des melanotiſchen Krankheitsprozeſſes, nämlich die Periode und den Zuſtand der Rohheit und die der Erweichung; die erſtere ſollte durch eine mehr oder minder feſte Konſiſtenz der melanotiſchen Maſſe, die andere durch eine geringere Konſiſtenz, breiartige oder ſelbſt flüſſige Beſchaffenheit dieſer Maſſe bezeichnet werden. Indeß hat Andral das Irrthümliche einer ſolchen Scheidung des melanotiſchen Krankheitsprozeſſes in zwei Perioden nachgewieſen, da einestheils das Produkt dieſes Prozeſſes, die melanotiſche Subſtanz, nicht ſelten urſprünglich in flüſſiger Form erſcheint, d. h. unmittelbar in dieſer Form abgeſondert wird, anderntheils aber die Erweichung derſelben nicht ſowohl auf ihre Rechnung, als auf Rechnung anderer Aftererzeugniſſe, mit welchen die M. oft komplicirt iſt, wie mit dem Skirrhus, Markſchwamme oder den Tuberkeln, gebracht werden muß, oder als eine Folge von Erweichung oder Ulceration derjenigen Theile, in denen ſie ihren Sitz aufgeſchlagen hat, zu betrachten iſt. In Bezug auf jene flüſſige Form der M. mag hier des Harns, der Sputa, verſchiedener Sekrete des Herzbeutels, des Bauchfells u. ſ. w., die man bisweilen ſchwarz gefärbt findet, Erwähnung geſchehen.

Die M. kann in allen Organen und Geweben des Körpers ſich entwickeln; man unterſcheidet hinſichtlich ihres Sitzes eine äußere u. innere, je nachdem ſie in äußerlich ſichtbaren oder inneren, dem Auge entzogenen Theilen haftet. Am häufigſten entwickelt ſie ſich in den Lungen und Augen, von denen die erſteren auch im normalen Zuſtande mit der Ausſcheidung von Kohlenſtoff, die letzteren mit der Bildung ſchwarzen Pigmentes beſchäftigt ſind. Außerdem beobachtet man ſie nicht ſelten im Zellgewebe unter der Haut, im Zellgewebe unter ſeröſen Häuten und Schleimhäuten und in dieſen Häuten ſelbſt, wie im Bruſt= und Bauchfelle, Herzbeutel, in der Schleimhaut des Darmkanals u. ſ. w. Ueberhaupt ſcheint das Zellgewebe, ſowohl das parenchymatöſe, als das umhüllende, der Entwickelung melanot. Subſtanz vorzüglich günſtig zu ſeyn und den wahren Mutterboden für ſie abzugeben. Ferner beobachtet man ſie in fibröſen Häuten, in der Knochenhaut und in der harten Hirnhaut, in und an den Gefäßhäuten ſowohl der Arterien, als der Venen u. Lymphgefäße, ferner in drüſigen Gebilden, von denen die Bronchialdrüſen ſo häufig der Sitz melanotiſcher Ablagerungen ſind, daß manche Schriftſteller dieſe letztern kaum als die Erſcheinung eines Krankheitsprozeſſes betrachten mögen. Bisweilen beobachtet man ſie in der Schilddrüſe, Bruſtdrüſe, Bauchſpeicheldrüſe, in der Milz, in den Nieren, Eierſtöcken und Hoden. Eine nicht ſeltene Erſcheinung iſt die Melanoſenbildung in der Leber, in welcher ſie aber meiſtens mit andern Krankheiten, beſonders mit Skirrhus und Markſchwamm komplicirt iſt. Laennec fand auch melanotiſche Geſchwülſte in der Gallenblaſe, und man hat deren auch in der Harnblaſe, Gebärmutter u. and. Organen gefunden. Ferner kommt die M. auch in den Knochen vor, in dem zwiſchen den Bündeln u. Faſern der Muskeln gelegenen Zellgewebe, ſelbſt im Herzen, ſelten in den

Nieren und im Gehirne; dagegen beobachtet man nicht selten, daß melanotische Geschwülste größere Nervenstämme umgeben, ohne daß diese selbst krankhaft verändert sind. Nur in den Gelenkbändern und Knorpeln hat man die M. bisher noch nicht beobachtet.

In Bezug auf die M. der Lungen ist noch zu bemerken, daß man dieselbe nicht mit derjenigen schwarzen oder blauschwarzen Färbung u. selbst stellenweisen Verdichtung und Infiltration des Lungen-Gewebes mit Kohlenstoff verwechseln darf, welche nach neueren Beobachtungen durch das Einathmen einer mit Rauch, Steinkohlendunst, Lampenruß u. s. w. erfüllten Atmosphäre erzeugt wird; man nennt diese, zum Unterschied von jener, die das Produkt einer krankhaften Sekretion ist, falsche M. (M. spuria, Pseudomelanosis), deren Entstehung durch Einführung feiner Kohlentheilchen von außen und Ablagerung derselben im Lungengewebe bedingt ist und sich auch in den Auswurfsstoffen durch grauschwarze Färbung derselben, bei übrigens ungestörtem Wohlbefinden, kundgibt. Man beobachtete diese Pseudo-M. in neuerer Zeit besonders bei Arbeitern in Steinkohlengruben, und Rilliet fand sie auch bei Kupfermodellirern, welche die Kupferstücke, nachdem sie vorher mit einer Schicht Töpfererde überzogen werden sind, mit Kohle und thierischem Schwarz bestreuen und so beständig eine Atmosphäre athmen, in welcher Kohlentheilchen suspendirt sind. Stratton belegt den pseudomelanotischen Zustand der Lungen mit dem Namen der Anthracosis pulmonum, und es kann derselbe mit ächt melanotischen Ablagerungen sowohl in den Lungen selbst, als auch in andern Organen und Geweben verbunden seyn; auch können, wie aus einigen Beobachtungen hervorzugehen scheint, Lungentuberkel durch das Eindringen feiner Kohlentheilchen in die Lungenbläschen ein mehr oder minder melanotisches Ansehen erlangen. In vielen Fällen unterliegt aber die Bestimmung, ob der in den Lungen vorgefundene schwarze Stoff das Produkt einer krankhaften Sekretion ist, oder von einer mit der Luft in die Lungen eingedrungenen fremden Substanz herrührt, großen Schwierigkeiten, da zur Zeit die Merkmale noch nicht aufgefunden worden sind, welche mit Zuverlässigkeit hierüber Auskunft zu geben im Stande wären. Nach Stratton scheint die M. der Lungen von der Anthrakose in folgend. Punkten sich zu unterscheiden: M. besteht in einzelnen Theilen, während Anthrakose über die ganze Lunge verbreitet ist; die örtlichen Wirkungen der M. sind Dyspnöe, Husten, der oft trocken ist, bisweilen mit schleimigem und etwas eiterartigem Auswurf vermischt, während die Anthrakose ohne Symptome von Brustaffektionen bestehen kann. Die beständigen konstitutionellen Symptome der M. sind allmählige Abnahme der Lebenskraft, verminderte Ernährung und hydropische Affektionen, während die Anthrakose oft unerwartet erst bei Todesfällen aus andern Ursachen gefunden wird. Bei der M. werden schwarze Ablagerungen gewöhnlich auch außer den Lungen in andern Theilen des Körpers angetroffen, während die Anthrakose nur in diesen allein gefunden wird. Die Materie der M. verliert ihre Farbe, wenn sie mit Chlor behandelt wird (Henry), während die Materie der Anthrakose ihre Farbe beibehält, wenn man sie derselben chemischen Behandlung unterwirft (Christison). — Die in Bezug auf die Pseudo-M. der Lungen gemachten Beobachtungen sind namentlich von Gregory, Graham, Cumin, Marschall, Laurie, Buchanan, Carswell, Craig, Rilliet, Stratton u. A. mitgetheilt worden.

Die in Rede stehende Krankheit ist entweder rein örtlicher Natur und ohne Einfluß auf das allgemeine Wohlbefinden des damit Behafteten, indem zuweilen nicht einmal die Funktion des Gebildes, in welchem sie ihren Sitz aufgeschlagen hat, durch sie gestört wird, oder sie ist konstitutionell u. in diesem Falle als der örtliche Reflex eines Allgemeinleidens zu betrachten. Man kann hiernach eine örtliche und konstitutionelle M. (Melanosis localis und constitutionalis) unterscheiden; die letztere hat gemeiniglich einen sehr übeln Charakter, ist oft mit Krebs, Markschwamm oder Tuberkeln verbunden und beschränkt sich nie auf ein Organ, sondern erstreckt sich gleichzeitig auf mehre oder erscheint bald nach einander in mehren Körpertheilen; in selteneren Fällen sind fast alle Organe der Sitz der Krankheit, die man dann allgemeine M. nennen kann.

Die Symptome sind sehr verschieden; oft sehr gering, oft auch, mit Ausnahme derjenigen, die durch Gesicht und Gefühl wahrnehmbar sind, gänzlich fehlend. Die äußerlich wahrnehmbare, mithin in äußern Körpertheilen haftende M. (M. externa) erscheint bald in Form bläulicher oder mehr oder weniger schwarzer Flecken, oder gleich gefärbter rundlicher Geschwülste, die schmerzlos sind, sich fest anfühlen und selten größer, als ein Hühnerei sind. Bei größerer Ausbreitung der M. und gleichzeitigem Ergriffenseyn innerer Organe, woraus sich der konstitutionelle Charakter der Krankheit ergibt, erscheint die Haut mißfarbig, schmutziggelb oder gelbbraun, wozu sich im weitern Krankheitsverlaufe Abmagerung, auffallende Abnahme der Kräfte, ödematöse und hydropische Erscheinungen, Schlaflosigkeit, Ekel, Magendrücken, anhaltende Verstopfung oder profuse Diarrhöe hinzugesellen, wodurch endlich ein tödtlicher Ausgang herbeigeführt wird. Besonders ist es die allgemeine und konstitutionelle M., welche diesen traurigen Ausgang zu nehmen pflegt, zumal wenn sie mit Markschwamm oder Krebs komplicirt ist, in welchem Falle er meistens viel früher eintritt, als es sonst der Fall seyn würde. Die einfache und örtliche M. kann dagegen sehr lange bestehen, ohne einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper auszuüben, ja lebenslänglich dauern, ohne daß hieraus für den übrigen Körper irgend ein Nachtheil erwächst; in andern Fällen dagegen verursacht sie, besonders wenn die abgelagerte Substanz einen größeren Umfang erreicht, entzündliche Reizung des leidenden Theils; es entsteht Erweichung, schwammige Auflockerung, Blutung u. Ulceration, die endlich tödtlich wird. — Innere Melanosenbildung, d. h. diejenige, welche in inneren, dem Gesichts- und Tastsinn entzo-

genen Organen (M. interna) vorkommt, ist während des Lebens schwer, meistens gar nicht zu erkennen; nur vermuthen kann man ihre Gegenwart, wenn sich gleichzeitig in äußeren Körpertheilen melanotische Substanz abgelagert hat und mit den sie begleitenden Zufällen und Erscheinungen noch andere vereinigt sind, die auf Ablagerung einer ähnlichen Substanz in inneren Organen hinweisen können. Zu diesen Erscheinungen rechnet Savenko heftigen, unerträglichen Kopfschmerz, große Trockenheit des Mundes, innere, keinem Mittel weichende Hitze, hartnäckige Stuhlverstopfung, rothen Urin, der bisweilen einen schleimigen, bräunlichen Bodensatz enthält, beschwerliches Athmen, Mangel an Appetit, veränderlichen Puls, heftige Schmerzen in den von der Krankheit ergriffenen Theilen, außerordentliche Empfindlichkeit; später, wenn der tödtliche Ausgang der Krankheit nahe ist, wird der Puls klein und schwach, die Respiration immer seltener und es erlischt allmählig das Leben, ohne daß Krämpfe dem Tode vorhergehen.

Nach Verschiedenheit der Form, unter welcher die melanotische Substanz erscheint, unterscheidet man die M. 1) in die, welche sich nur in Gestalt kleiner, schwarzer Punkte oder größerer Flecken, einfacher oder verästelter schwarzer Streifen zeigt (Melanosis punctata, maculata, striata), übrigens nur auf einen kleinen Raum beschränkt und zuweilen mit partieller Verhärtung des Parenchyms der Organe, in denen sie ihren Sitz hat, verbunden ist; diese Verhärtung ist nach Einigen Folge der Melanosenbildung, nach Anderen dagegen Produkt einer chronischen Entzündung, zu welcher sich die M. hinzugesellt. Hierher gehört besonders die schwarze Verhärtung der Lungen, welche von Bayle unter dem Namen der Phthisis mit M. beschrieben worden ist. —2) unterscheidet man die M. in die, welche rundliche Geschwülste darstellt (Melanosis tuberculosa, Tubercula melanotica, melanotische Geschwülste) und — 3) in die, welche sich durch flächenartige u. membranförmige Ausbreitung der melanotischen Substanz charakterisirt (Melanosis membranacea). Die melanotischen Geschwülste kommen entweder nur einzeln vor (M. tuberculosa solitaria), oder liegen in Menge bei einander (M. tuberc. aggregata), haben eine schwarze, dunkelbraune oder dunkelblaue Farbe, sind mehr oder weniger rundlich oder elliptisch gestaltet, mit einer glatten oder rauhen, höckerigen und warzenförmigen Oberfläche versehen und haben gemeiniglich die Konsistenz einer Lymphdrüse oder die festen Talges. Ihre Größe variirt von der eines Hirsekorns bis zu der eines Hühnereies und darüber. Der Inhalt der größeren Geschwülste ist meistens durch Zellschichten in mehre Lappen oder über einander liegende Blätter abgetheilt; bisweilen aber erscheint er auch als ein ziemlich homogener, dunkelbrauner oder schwarzer Brei. Sehr selten ist die melanotische Substanz in einem Balge enthalten (eingebalgte M., Melanosis tuberculosa cystica); ist ein solcher vorhanden, so besteht derselbe aus verdichtetem Zellgewebe und läßt an seiner Oberfläche gemeiniglich zahlreiche und zwar vorzugsweise venöse Gefäße wahrnehmen, die aber nur selten bis in das Innere der Geschwulst verfolgt werden können; nach Einigen (Breschet, von Walther, Noack) enden diese Gefäße mit offenen Enden an der umgebenden Hülle und lassen deshalb Injektionsmasse in die melanotische Substanz eindringen. Der Balg, dessen innere Oberfläche glatt ist (Lobstein), wird bis zu 1''' stark gefunden und läßt sich von den umgebenden Geweben, ohne sie zu verletzen, abziehen. Laennec beobachtete die eingebalgte M. nur in der Leber und in den Lungen (in diesen einmal). Weit häufiger ist die nicht eingebalgte oder balglose M.; alle von Andral untersuchten M.n waren balglos. Die eine melanotische Geschwulst umgebenden Weichtheile befinden sich meistens in einem vollkommen gesunden Zustande und werden erst dann in den Kreis der Krankheit gezogen, wenn die Geschwulst nach längerer Dauer in Ulceration übergeht (Melanosis ulcerosa), in Folge deren auch die Nachbartheile zerstört werden. Ist Ulceration eingetreten, so führt diese entweder früher oder später unter den Erscheinungen allgemeiner Abmagerung und Entkräftung zum Tode, oder es erfolgt durch günstige Umwandlung des Ulcerationsprozesses in einen gutartigen Eiterungsprozeß Vernarbung des früher geschwürigen Theiles und mit ihr Heilung. — Die flächenartig und membranförmig ausgebreitete M. (Melanosis membranacea) erscheint meistens in Form einer festen, dunkelschwarzen Schicht, die eine oder mehre Linien dick ist und am häufigsten auf serösen Häuten und Schleimhäuten in größerer oder geringerer Ausdehnung beobachtet wird; vorzüglich beobachtet man sie am Bauchfelle, das man in einigen Fällen fast ganz damit bedeckt fand. Albers fand sie auch zwischen der innern und eigentlichen Haut der Arterien. Die membranöse M. auf serösen Häuten läßt alle Eigenschaften der pseudomembranen dieser Häute wahrnehmen (Andral, Cullen, Carswell) und kommt übrigens auch auf der äußeren Zellschicht derselben vor; sie ist mit der serösen Haut, von welcher sie abgesondert wurde, inniger und fester verbunden, als die, welche auf Schleimhäuten beobachtet wird und sich leicht ablöst. Die Dichtigkeit und Festigkeit der melanotischen Pseudomembran scheint von der Organisation des Faserstoffes, an den die melanotische Substanz gebunden ist, abzuhängen.

Je nachdem die M. nur für sich bestehend vorkommt und in normalen Organen und Geweben ihren Sitz hat oder mit anderen Krankheitszuständen komplicirt ist, unterscheidet man die einfache und komplicirte M. In Bezug auf letztere ist besonders die Komplikation mit Tuberkeln, Markschwamm und Krebs hervorzuheben, da diese Aftererzeugnisse sehr oft melanotische Substanz enthalten und durch diese Komplikation gewisse Eigenthümlichkeiten in ihrer anatom. Erscheinung wahrnehmen lassen.

Was zunächst die mit Tuberkeln komplicirte M. anlangt, so erscheint die melanotische Substanz in Form schwarzer, mehr oder weniger zahlreicher Punkte und Flecken in der Tuberkel-

masse, die jene Substanz entweder schon in den früheren Stadien ihrer Entwickelung, im Stadium der Rohheit, enthält, oder, was häufiger der Fall ist, erst dann mit jener Substanz involvirt wird, wenn die Tuberkelmasse sich zu erweichen anfängt und sich in einen dicken, eiterähnlichen Brei verwandelt; es pflegt dann nicht selten die ganze Tuberkelmasse schwarz gefärbt und das Pigment gleichförmig durch sie verbreitet zu seyn. Am häufigsten beobachtet man diese Komplikation an den Lungentuberkeln.

Die mit Markschwamm komplicirte M. (Fungus medullaris melanoides s. melanoticus) stellt einen Markschwamm dar, durch welchen die melanotische Substanz entweder gleichförmig verbreitet, od. in dem sie nur auf einzelne Stellen, auf einen Theil beschränkt ist. Bisweilen bestehen außer einem solchen Markschwamme gleichzeitig noch einfache M.n.

Die mit Krebs komplicirte M. (Melanosis scirrhosa, Scirrhus s. Cancer melanoticus) zeigt sich gemeiniglich erst dann, wenn der Skirrhus in das Stadium der Erweichung überzugehen anfängt; es ist dann eine braune oder völlig schwarze Substanz, die die Konsistenz des Speckes hat, in ihm wahrzunehmen.

Die chemische Untersuchung der melanotischen Substanz ergibt nach Thénard, welcher sie zuerst analysirte, daß sie größtentheils aus Kohlenstoff besteht, womit auch Pearsons Untersuchung des schwarzen Pigmentes in den Lungen und Bronchialdrüsen übereinstimmt. Lassaigne fand Fibrin, Albumin, salzsaures und kohlensaures Natron, phosphorsauren Kalk und Eisenoxyd in ihr. Nach Barruel besteht sie vorzüglich aus dem Farbestoffe des Blutes, mit etwas Fibrin verbunden (beide aber in eigenthümlichem Zustande), verschiedenen Kittarten, phosphorsaurem Kalk und Eisen. Foy's Analyse der melanotischen Masse eines Pferdes lieferte:

Albumin	15,00
Fibrin	625
sehr kohlenstoffhaltiges Princip, wahrscheinlich veränderten Kruor	31,40
Wasser	18,75
Eisenoxyd	1,75
phosphorsauren Kalk	8,75
salzsaures Kali	5,00
kohlensaures Natron	2,50
salzsaures Natron	3,75
kohlensauren Kalk	3,75
kohlensaure Magnesia	1,75
weinsteinsaures Natron	1,75
	100,00

Aus dieser Analyse geht hervor, daß der Hauptbestandtheil der melanotischen Masse ein kohlenstoffreicher Farbestoff ist. Uebrigens mischt sich dieser Stoff mit Wasser und Weingeist und schwärzt die Finger gleich der Tusche.

Die nächste Ursache oder das Wesen der M. besteht in der Abscheidung einer kohlenstoffreichen Materie aus dem Blute, die mit dem normalen Pigmente übereinstimmt oder ihm doch wenigstens sehr ähnlich ist. Diese aus dem Blute abgeschiedene Materie ist demnach als das Produkt einer normwidrigen Sekretion zu betrachten, da im normalen Zustande nur an bestimmten Körperstellen, wie in den Augen, den Haaren u. s. w. schwarzes Pigment abgelagert wird. Die Veranlassung zur Abscheidung jener Materie ist nach Heusinger eine relativ in einzelnen Organen oder in der gesammten Blutmasse vorwaltende Menge von Kohlenstoff, die entweder durch vermehrte Erzeugung, oder verminderte Ausscheidung dieses Bestandtheils bedingt ist. Man beobachtet daher die M. vorzüglich bei Personen mit venöser oder atrabilarischer Konstitution, bei Personen, welche in einem vorgerückten Lebensalter stehen, ferner bei solchen, welche ein auffallend cholerisches oder melancholisches Temperament haben, bei Störungen in der Blutcirkulation, wodurch die Umwandlung des venösen Blutes in arterielles beschränkt wird, bei Stockungen im Pfortadersysteme, Unterdrückung der Hämorrhoiden und Menstruation oder sonstigen Hämorrhoidal- und Menstruationsstörungen, durch welche venöses, kohlenstoffreiches Blut im Körper zurückgehalten wird; ferner beobachtet man sie bei Personen, die schlechte Nahrung genießen, spirituöse Getränke im Uebermaße zu sich nehmen oder oft deponirende Gemüthsaffekte erleiden, ferner sich anhaltend in heißer oder naßkalter Luft aufhalten, weshalb die Melanosenbildung besonders durch die Sommerszeit und durch heiße Klimate begünstigt wird. Ebenso macht die Schwangerschaft und das Säugen, unterdrückte oder fehlerhafte Gallenabsonderung zu dieser normwidrigen Bildung disponirt. Sehr selten kommt die M. angeboren vor; meistens entwickelt sie sich erst in den Perioden des Lebens, wo der venöse Charakter des Blutes mehr hervortritt; daher in den höhern Mannesjahren, wie aus den Beobachtungen Boyer's, Roux's, Liston's u. A. hervorgeht. Häufiger erscheint sie beim weiblichen als männlichen Geschlechte. Nach Viborg, Brugnone und Gohier zeigte sie sich bei Pferden erblich.

Die Prognose richtet sich theils nach der konstitutionellen Beschaffenheit des mit der M. behafteten Individuums, theils nach der funktionellen Wichtigkeit des Organes oder Gewebes, welches der Sitz der Krankheit ist, theils nach deren Verbreitung und den etwa vorhandenen Komplikationen. Günstig ist sie in Fällen einfacher, lokaler M., zumal wenn sie auf einen Körpertheil beschränkt ist, in welchem sie bestehen kann, ohne irgend eine bemerkenswerthe Funktionsstörung nach sich zu ziehen, wie in der Haut. Solche M.n sind gefahrlos und können im schlimmsten Falle auf operativem Wege entfernt werden. Anders verhält es sich mit der Ablagerung größerer Mengen melanotischer Substanz, zumal wenn sie in verschiedenen Körpertheilen Statt findet und die Integrität derselben noch obendrein zur ungestörten Funktionsausübung erforderlich ist; hier deutet das weiter verbreitete Uebel auf eine fehlerhafte Bereitung und Mischung der gesammten Blutmasse, die den von der M. ergriffenen Organen und Geweben um so größeren Nachtheil bringen kann, von je größerer Wichtigkeit sie sind, da das Uebel bei

einer solchen Beschaffenheit der Blutmasse zu einer verderblichen Höhe der Entwickelung gelangen kann, wie dies namentlich nicht selten bei melanotischen Ablagerungen in den Lungen, den Augen und der Leber der Fall ist. Uebrigens führen weit verbreitete oder allgemeine M.n, mit denen immer eine Herabstimmung des organischen Lebens verbunden ist, gemeiniglich einen frühzeitigen Tod durch Abzehrung herbei. Ungünstig ist ferner die Prognose in den Fällen, wo Ulceration eingetreten ist und diese nicht beseitigt werden kann. Am ungünstigsten gestaltet sie sich aber jedenfalls in Fällen komplicirter M.; sie stimmt hier ganz mit der überein, welche bei Tuberkeln, beim Markschwamme u. Krebse gestellt werden muß.

Die Behandlung muß die Beseitigung der Ursachen zum Zwecke haben. Demgemäß hat man vor Allem die vorwaltend venöse Beschaffenheit des Blutes möglichst zu beseitigen, eine Aufgabe, deren Lösung allerdings manchen Schwierigkeiten unterliegt, da sie in vielen Fällen eine gänzliche Umänderung aller Lebensverhältnisse, wie sie nicht immer in der Macht des Arztes liegt, erheischt. Man sucht den fehlerhaften Assimilations- und Sanguifikationsprozeß zur Norm zurückzuführen, indem man in diätätischer Hinsicht dem Kranken den Genuß guter Nahrungsmittel anempfiehlt und von Arzneimitteln solche verordnet, welche die Blutbereitung zu verbessern im Stande sind; unterdrückte und zurückgehaltene Se- und Exkretionen müssen wieder in Gang gebracht, Stockungen im Pfortadersysteme die nöthigen Mittel entgegengesetzt werden. Die örtliche Behandlung beschränkt sich bei den äußerlichen M.n auf die Exstirpation der melanotischen Masse, wenn sie nicht durch einen zu beträchtlichen Umfang dieser Masse oder durch die Verbreitung auf verschiedene Theile oder auch durch Komplikationen kontraindicirt und unzuläßig gemacht wird. Bei der mit Tuberkeln, Markschwamm oder Krebs komplicirten M. ist das Heilverfahren dasselbe, welches bei diesen Aftererzeugnissen indicirt ist; die in ihnen wahrnehmbare Melanosenbildung kommt hierbei wenig in Betrachtung.

Melanose des Auges (Melanosis oculi, Ophthalm.). Unter allen Organen des menschlichen Körpers scheint das Auge vorzüglich zu melanotischen Ablagerungen geeignet und dieselben kommen nicht allein als partielle Infiltrationen in beinah allen Augenhäuten vor, sondern auch melanotische Geschwülste entwickeln sich theils in der Augenhöhle, theils im Augapfel selbst und die krebsigen und fungösen Degenerationen des Augapfels sind nicht selten mit partiellen melanotischen Ablagerungen verbunden. Partielle melanotische Infiltration hat man an der Conjunctiva, Sclerotica, an der Chorioidea, an der Retina und im Nervus opticus beobachtet. An der Sclerotica sieht man kleine, dunkelbraune umschriebene Flecke, die allmählig größer werden, sich erheben, aber Jahre lang stehen bleiben, ohne eine bösartige Entwickelung einzugehen. Ebenso kommen schwarze Flecke nicht selten an der Iris vor, die, von verschiedener Form und Gestalt, eine intensive Schwärze zeigen, so daß man sie mit einer doppelten Pupille vergleichen könnte; man hat sie unter verschiedenen Namen als Iridoncosis, Irisstaphylom beschrieben. Bei der schwarzen Cataracta zeigen sich wirkliche Pigmentablagerungen in Linse und Linsenkapsel. Besonders häufig hat man melanotische Ablagerungen auf u. unter der Chorioidea gefunden. Die dunkelbraune, schwarze, talgartige Substanz, aus welcher beim Drucke eine kaffeebraune Flüssigkeit hervortritt, fand man zwischen Chorioidea und Retina und die letztere war dann mannichfach destruirt. Auch im Sehnerven hat man melanotische Flecke gefunden. Die melanotischen Geschwülste entwickeln sich an dem Auge und seinen Umgebungen, an den Augenlidern, der Thränendrüse und besonders in der Orbita, ja jenes furchtbare Uebel, der Fungus der Orbita, ist mit melanotischen Massen durchwebt. Entwickelt sich die melanotische Geschwulst von der Sclerotica, so bilden sich dunkle Erhabenheiten auf der Membran und stellen eine höckerige Geschwulst dar, welche viel Aehnlichkeit mit dem Staphyloma racemosum hat. Endlich bricht die Geschwulst auf und ergießt eine kaffeebraune, mit festerer, aber zwischen den Fingern zerreibbarer Masse vermischte Flüssigkeit. Fungöse Geschwülste schießen empor und ziehen nach und nach den ganzen Augapfel in die kranke Degeneration. Minder rasch verlaufend sind die melanotischen Geschwülste der Iris, wie dies zwei von Stöber und Aronsohn beobachtete Fälle zu beweisen scheinen und wobei wir nicht unterlassen können, auf die Gutartigkeit des sich aus der Iris entwickelnden Fungus hinzudeuten. In dem einen Falle zeigte sich an dem unteren Dritttheile der Iris eine schwarzbraune Geschwulst, welche den unteren Theil der Augenkammer anfüllte, in dem zweiten war die Pupille durch einen mattschwarzen Körper ausgefüllt, der die ganze Iris überzogen hatte und ihren Platz eingenommen zu haben schien. In beiden Fällen zerstörte die Geschwulst die Sclerotica unter der Hornhaut, ehe die innern Theile vollkommen degenerirt erschienen. Das Gesicht blieb in beiden Fällen lange Zeit und die Entwickelung ging außerordentlich langsam vor sich. Die melanotischen Geschwülste, welche aus der hinteren Augenkammer sich hervorbilden, bieten viel Aehnlichkeit mit dem Markschwamme dar. Es zeigt sich eine Trübung im Hintergrunde des Augapfels, die sich endlich als dunkle, kegelförmige Erhabenheit in die Pupille drängt, die Iris verwächst mit der Geschwulst, die sich endlich der Hornhaut nähert. Endlich durchbohrt der Fungus die Hornhaut oder die Sclerotica, fällt theilweise ab, wenn er eine bedeutende Größe erreicht hat, es ergießen sich dunkle braune Flüssigkeiten und schwarze Massen, der Fungus wächst wieder nach und ein Zehrfieber führt schnell einen tödtlichen Ausgang herbei.

Die einfachen Pigmentablagerungen sind auch im Auge eine eben so unbedeutende Krankheit, als die melanotischen Geschwülste eine verderbliche. Sind letztere mit Krebs und Markschwamm verbunden, so ist der Verlauf rapider, als bei der einfachen M.; aber auch diese führt endlich zum

unabwendbaren Tode. Die Exstirpation des Auges bietet die einzig mögliche Hülfe, aber auch sie gibt nur wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, da das Uebel als ein konstitutionelles nach längerer oder kürzerer Zeit sich in der Augenhöhle aufs Neue entwickelt, oder sich an anderen Theilen des Körpers melanotische Geschwülste bilden.

Melanoselinum (Bot.), nach Hoffmann, Gatt. der Umbelliferae *Hoffm.*, der Thapsieae *Dec.* Einzige Art: M. decipiens *Hoffm.*, Bubon Galbanum *Hort.* Ausdauerndes Kraut auf Madera.

Melanosinapium (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Sinapis.

Melanosis (Zoogr.), Bezeichnung des schwarzen Pigments, wodurch eine individuelle Spielart der Gattung Mensch bestimmt wird. S. Homo, Bd. XV, S. 1165.

Melanosmegma, die schwarze Seife.

Melanosomata (Entom.), nach Latreille, Schwarzflügler, Familie der Coleoptera heteromera *Latr.* Allgem. Charakter: Unterkiefer an der Innenseite mit einem hornigen Zahn; Kopf fast vom Halsschilde bedeckt, ohne halsförmige Abschnürung, aber mit erweitertem Seitenrande, worunter die schnurförmigen Fühler. Meist ungeflügelte, nächtliche, dunkelgefärbte Käfer, deren glatte, pergamenthäutige, drehrunde Larven in moderndem Holze leben. — Hauptgattungen: Blaps *Fabr.*, Akis *Fabr.*, Pimelia *Fabr.*, Tenebrio *L.*, Opatrum *Fabr.* Nach dem okenschen Systeme machen die Melanosomata unter dem Namen Mehlfresser eine Sippschaft der Zunft der Mulmkäfer aus.

Melanospermi Semen (pharm. Bot.), s. v. a. Nigellae Semen, s. Nigella sativa *L.*

Melanospongosis (Med.), die Bildung des Melanospongus.

Melanospongus (Med.), der Schwarzschwamm.

Melanospora (Bot.), nach Corda, Schwarzsporling, Gatt. der Sphaeriacei Cytisporei *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Perithecie mit verlängertem Halse, enthält Sporen in Schläuchen, welche zerfallen und die einfachen Sporen zurücklassen. Von 3 deutschen Arten bekannteste: M. chionea *Corda*, Icon. I, 24, Taf. VII, Fig. 297, B. Heerdenweise, im Winter an Nadeln der Tannen und Kiefern; Sporen länglich, braun, mit einem kleinen, schwarzen Kern.

Melanosticta (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengatt. Art: M. Burchelli *Dec.*, s. v. a. Caesalpinia melanosticta.

Melanostroma (Bot.), nach Corda, Schwarzträger, Gatt. der Tubercularii Tuberculariui *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen einfach, walzig, spitz, in einer hervorbrechenden, später zerfließenden Schicht; Träger flach, hornartig, eingesenkt. Zwei Arten: 1) M. fusarioides *Corda* in Sturm III, 129, Taf. 61, Peziza Pupula *Spr.* An trockenen Aesten verschiedener Laubbäume und Sträucher. — 2) M. minutum *Corda*, Icon. I, 5, Taf. 1, Fig. 85. An Baumzweigen.

Melanosyphilolepis (Syphilolepis nigricans, Med.), das schwarze Schuppensyphilid.

Melanothanatos (Mors nigra, Med.), der schwarze Tod, eine epidemische Krankheit des Mittelalters. S. Schwarzer Tod.

Melanothrix (Physiol.), mit schwarzen Haaren, schwarzhaarig.

Melanotisch (Melanoticus, Med.), zur Melanose gehörig, davon herrührend, damit behaftet u. s. w. S. Melanose.

Melanotrichum (Bot.), nach Corda, Schwarzschimmel, Gatt der Mucorini Rhacodiei *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken ziemlich aufrecht, verwebt, undurchsichtig, mit einfachen, kugeligen, durchsichtigen, aufgestreuten Sporen. Einzige Art: M. microspermum *Corda* in Sturm III, Taf. 45. Auf faulendem Fichtenholze, dasselbe in Gestalt eines tiefschwarzen, feinhaarigen Sammets überziehend.

Melanoxylon (Bot.), nach Schott, Gatt. der Cassieae *Rchb.*, der Leguminosae *Spr.* Einzige Art: M. Brauna *Schott*, Perittium ferrugineum *Vogel.* Baum in Brasilien.

Melans, span. Vorgebirg, Katalonien, Prov. Gerona, südl. vom Kap de Creus.

Melansäure, 1) nach Prout eine schwarze Substanz, die sich in dem Harne eines Kindes durch Stehen an der Luft bildete, indem derselbe bald dunkelroth und nach und nach ganz schwarz wurde. Auf Zusatz einer Säure schlug sich dieselbe nieder; sie löste sich nicht in Wasser und Alkohol, wohl aber in Alkalien, u. diese letztere Eigenschaft bewog Prout, den Stoff als eine Säure zu betrachten. — 2) Nach Piria eine durch Zersetzung des Kaliumsalicyls gebildete Säure. Letzteres Salz wird nämlich durch feuchte Luft unter Aufnahme vom Sauerstoff allmählig schwarz, wobei gleichzeitig Essigsäure auftritt, die an das Kali geht, und liefert dann durch Behandlung mit Wasser einen schwarzen, geschmacklosen, dem Lampenruß ähnlichen Rückstand, der sich nicht in Wasser, aber leicht in Alkohol, Aether und Alkalien löst und aus letzterer Lösung durch Säuren wieder gefällt wird. Zusammensetzung: $C_{10}\ H_4\ O_5$.

Melansis (Med.), s. v. a. Melanose.

Melanteria (Min.), s. v. a. Eisenvitriol (s. d.).

Mélantérite (franz., Min.), s. v. a. Zeichenschiefer (s. d.).

Melanthea (griech. Mythol.), Tochter des Alpheus, von Poseidon Mutter der Irene.

Melantheä (Bot.), nach Endlicher, s. Melanthium *L.*

Melanthera (Bot.), nach Rohr, Pflanzengatt., s. v. a. Melananthera.

Melanthesa (Bot.), nach Blume, Pflanzengatt. — Arten unter Phyllanthus *L.* Typus: Ph. oblongifolius *Dennst.*

Melanthii Scopuli (a. Geogr.), Klippen des ägäischen Meeres zwischen Icaria und Myconus (Strabo XIV, S. 636).

Melanthii Semen (pharm. Bot.), s. v. a. Nigellae Semen, s. Nigella sativa *L.*

Melanthium (Bot.), 1) nach Linné, Gatt. der Juncaceae Melantheae *Rchb.*, Hexandria Trigynia *L.* Kelch fehlt; Korolle (blumenartiger Kelch) mit 6 eirund-länglichen, abstehenden, gleichförmigen Blättern mit gleichbreiten, verlängerten Nägeln, über welchen die Staubfäden stehen; Kapsel dreiknöpfig, an der Spitze fast dreispaltig, dreifächerig, mit vielen häutig geflügelten Samen. Unter 12 Arten, Zwiebelgewächsen meistens auf dem Kap, bekannteste: M. junceum *L.*, M. triquetrum *Thunb.* Auf dem Kap. Blätter schlank, glatt, schmal, 2 Fuß u. darüber hoch, undeutlich-dreikantig, binsenartig; Schaft 2 Fuß und darüber hoch mit einer wenigblumigen Aehre weißer, rothgefleckter Blüthen. Bot. Mag. 558. — M. Sabadilla *Retz*, s. v. a. Xerophyllum Sabadilla. Die Gatt. ist der Typus der Melantheae (Melanthaceae) *Endl.*, welche eine Gruppe der Juncaceae *Rchb.* u. And. ausmachen. — 2) Nach Medicus, Pflanzengatt. Art: M. damascenum *Med.*, s. v. a. Nigella damascena.

Melanthius (a. Geogr.), 1) Grenzfluß zwischen dem Pontus Polemoniacus u. Cappadocius, östl. vom Promont. Jasonium, mündet in den Pontus Euxinus; wahrscheinlich der heutige Melet Irmak; — 2) Nebenfluß des Danubius, im Südosten von Sarmatia Asiatica (Ovid, Ex Pont. IV, 10, 54).

Melanthius, 1) (gr. Myth.), Sohn des Dolius, Ziegenhirt des Odysseus, von dem er für seinen Anschluß an die Freier mit dem Tode bestraft wurde. — 2) (Gesch.), Anführer der 20 Schiffe, welche von den Athenern dem Aristagoras von Milet zu Hülfe gesandt wurden. — 3) (gr. Lit.), M. aus Athen, wegen seiner Schlemmerei Gegenstand wiederholter Angriffe der komischen Dichter Athens (des Archippus, Aristophanes, Eupolis rc.). Aber auch Knabenliebe, Aussatz u. dgl. werden ihm vorgeworfen. M. war ebenfalls Dichter, und es wird von ihm eine Tragödie Medea angeführt. An seinen Gegnern wußte er sich ebenfalls durch Spott zu rächen. Daß er auch Elegien geschrieben, berichtet Athenäus (VIII, S. 343 C.). M. scheint bis auf die Zeit der 30 Tyrannen gelebt zu haben. — 4) Philosoph aus Rhodus, Schüler des Carneades, Lehrer des Aeschines aus Neapel, Anhänger der akademischen Schule, der zu Athen lehrte. — 5) Historiker aus unbekannter Zeit, Verfasser einer *Ἀτθίς* u. einer Schrift *Περὶ τῶν ἐν Ἐλευσῖνι μυστηρίων*. — 6) Mitschüler des Apelles, einer der größten Meister der sicyonischen Malerschule, der auch die Arithmetik und Geometrie mit Nutzen auf die Malerei anzuwenden verstand. Von seinen Werken wird uns nur ein einziges genannt, das Bild des sicyonischen Tyrannen Aristratus, der neben einem die Siegesgöttin tragenden Wagen stand. Nach Diog. Laert. IV, 18 hinterließ M. auch Schriften über Malerei, welche Plinius benutzte.

Melantho (griech. Mythol.), 1) Tochter des Deucalion; Poseidon zeugte in Gestalt eines Delphins mit ihr den Delphus. — 2) Magd im Hause des Odysseus, von diesem mit dem Tode bestraft, weil sie es mit den Freiern gehalten hatte.

Melanthus (griech. Myth.), 1) Sohn des Andropompus, Vater des Codrus. — 2) Einer der tyrrhenischen Seeräuber, die den Dionysus rauben wollten, aber von ihm in Delphine verwandelt wurden. — 3) Einer der 2 Söhne des Laocoon. — 4) Messenier, Sohn des Neleus und der Periclymene, aus dem Geschlecht der Eliden, welches lange zu Pylus und Messene regiert hatte. Von den Herakliden vertrieben, begab sich M. nach Athen, wo man ihn gastfreundlich aufnahm und in großen Ehren hielt. Als nun die Athener wegen Celänä und Oenoë mit den Böotiern in Streit geriethen, so schlug der böotische König Xanthus einen Zweikampf mit dem athenischen König Thymötes vor, der jedoch nicht dazu geneigt war, vielmehr die Herrschaft demjenigen anbot, welcher den Zweikampf wagen würde. M. erklärte sich dazu bereit und tödtete den Xanthus hinterlistiger Weise, indem er diesen durch die Vorspiegelung, daß hinter ihm ein mit einem schwarzen Ziegenfell verkleideter Mann stehe u. daß dies gegen die Verabredung sey, bewog, sich unvorsichtiger Weise umzudrehen, wodurch er Gelegenheit erhielt, denselben ohne Gefahr zu durchbohren. Die erwähnte Erscheinung hielt man für den Bacchus, gab ihm deshalb den Namen Melanägis und stiftete ihm zu Ehren das Fest der Apaturien.

Melantias (a. Geogr.), Stationsort an der längs der Propontis von Heraclea und Cönophrurium nach Byzantium führenden Straße in Thracien, 18 Mill. von letzterer mit einer kaiserlichen Villa.

Melanurin, nach Braconnot eine im blauen Harn neben Cyanurin gefundene Substanz, welche sich absetzte, als der von dem blauen Satze abfiltrirte gelbbraune Harn zum Sieden erhitzt wurde. Sie ist dunkelschwarz, in schwachen Säuren leicht löslich, übrigens nicht näher untersucht.

Melanurus (Ichthyol.), s. v. a. Sparus melanurus *L.*

Melanzane (franz., Bot.), s. v. a. Eierpflanze, Solanum Melongena *L.*

Melanzenapfel (Bot.), s. v. a. Eierpflanze, Solanum Melongena *L.*

Melaphyr (Geognos.), 1) auch Augitporphyr, Trappporphyr, Trappite, schwarzer Porphyr (Porphyre noir), Spilithe, Porphyre pyroxenique, ein krystallinisches Massengestein, dessen dichte Grundmasse ein inniges Gemenge von Augit und Labrador in wechselndem Verhältnisse von dunkelbrauner, grauer oder schwarzer Farbe ist und durch Augit- und Labradorkrystalle porphyrartig wird. Die Grundmasse ist außerordentlich fest und zähe und schmilzt an dünnen Kanten zu schwärzlichgrünem Glase. Die Krystalle sind immer Zwillinge, symmetrische sechsseitige Prismen mit einer sehr breiten Seitenfläche. Die Krystalle sind meist klein und erreichen nur selten die Größe von ½—1". Die als Labradors grau oder weißlich, manchmal etwas dunkler und wenig durchscheinend und wo sie vorherrschen, ist das G. = 2,8—2,9. Die Augitkrystalle, deren Vorherrschen im G. = 3,0—3,1 bedingt, sind grasgrün bis schwärzlich-grün und durchscheinend oder schwarz und undurchsichtig,

theils glatt und glänzend, theils matt und vertikal gestreift. Manchmal, namentlich im uralischen M., sind die Krystalle Uralit (daher Rose das Gestein Uralitporphyr nennt, während die labradorreichen Abänderungen von ihm als Labradorporphyr bezeichnet werden und die augitischen Varietäten den Namen Augitporphyr, den L. von Buch gegeben, behalten) und auch in diesem Falle ist das G.=2,9—3,1. Sehr oft wird das Gestein blasig oder mandelsteinartig (schwarzer Mandelstein) u. enthält in den Blasenräumen Grünerde, Kalkspath, Zeolith oder Kieselbildungen. Untergeordnete Beimengungen sind einaxiger Glimmer, Hornblende, Eisenkies. Bei der Verwitterung verhält sich der M. fast wie Basalt und wird zunächst wackenartig (Melaphyrwacke), zerfällt aber zuletzt schneller als der Basalt u. bildet endlich einen sehr fruchtbaren Boden. Der M. tritt massig, gangförmig auf, die Schichten bis zur Kreide u. ältere Massengesteine durchsetzend, so daß sein Alter nicht bedeutend von dem des Basalts abzuweichen scheint. Leop. v. Buch hat zuerst dieses Gestein im Fassathale unterschieden und für eruptiv erklärt. Oft ist es sehr schwer von Dolerit, Diabas und Aphanit, auch vom Glimmerporphyr zu trennen, indem es mit erstgenannten Gesteinen durch Zusammensetzung und Textur, mit letzterem durch Farbe u. Textur große Aehnlichkeit hat und daher auch manchmal noch als Porphyrit, Toadstone, Serpentino verde antico etc. bezeichnet wird. Es ist daher, obgleich noch viele andere Fundorte (Dillenburg, Steben, Friedrichrode, Drusenthal, Mehlis, Kuschwa, Miask, Nischnei-Tajilsk, am balchanischen Meerbusen rc.) genannt werden, einstweilen nur der einzige Fundort im Fassathale, wo er von Dolomit bedeckt ist, als charakteristisch zu bezeichnen. — 2) Nach Credner auf B. Cotta's Vorschlag, s. v. a. Glimmerporphyr, indem der eine von v. Buch hervorgehobene Charakter des gänzlichen Mangels an Quarz als alleinig bestimmender angenommen ward. S. Porphyr.

Melaphyrwacke (Geognos.), s. Melaphyr 1).

Melar, dän. Ort, Insel Island, an der Westküste, am Borgerfiord.

Melas (a. Geogr.), Name mehrer Flüsse des Alterthums, die ein dunkles Aussehen hatten. 1) Kleiner Nebenfluß des Pirus in Arkadien; — 2) in Böotien, entspringt 7 Stad. nördl. von Orchomenus, fließt zwischen dieser Stadt und Aspledon und ist gleich von seiner Quelle an schiffbar, schwillt wie der Nil zu gewissen Zeiten regelmäßig an und verliert sich größten Theils in Sümpfe, die mit dem Copaissee in Verbindung stehen, so daß nur ein kleiner Theil seines Wassers wirklich den Cephissus erreicht. Wenn ihn Strabo in Folge eines Erdbebens für gänzlich verschwunden erklärt, so ist dies wohl so zu verstehen, daß zu seiner Zeit die ganze Gegend einen großen Sumpf bildete, aus welchem später der (zu Plutarchs Zeiten noch vorhandene) Fluß, als das Wasser sich vermindert und verlaufen hatte, wieder hervortrat. Er heißt noch jetzt Mauro Nero oder Mauro Potamo, d. i. schwarzer Fluß, und ist sehr tief, klar und wasserreich, woher eben seine dunkle Färbung kommt. — 3) In Thessalien, Landsch. Malis, fließt in der Nähe von Heraclea und Trachis und fällt in den Sinus Maliacus, jetzt Mavraneria; — 4) in Phthiotis; fällt in den Apidanus; — 5) in Thracien, hat einen zuerst südwestlichen, dann nordwestlichen Lauf und fällt nördlich von Cardia in den M. Sinus, jetzt Saldatti oder Scheher-Su; — 6) im nordöstlichen Theile Siciliens zwischen Mylä und Naulochus, entspringt an der Grenze des Gebiets von Messana u. durchfließt treffliche Weideplätze, weshalb die Sage die heiligen Rinder des Sonnengottes an ihm weiden läßt; — 7) der schiffbare Grenzfluß Pamphyliens gegen Cilicien, welcher seine Mündung 50 St. östlich von Side u. dem Vorgeb. Leucolla hatte, jetzt Menavpat-Su; — 8) in Kappadocien, hatte seine Quelle auf dem M. Argaeus, floß bei Mazaca vorbei, bildete häufig austretend viele Moräste und Sümpfe und mündete in den Halys; — 9) Küstenfluß im Pontus Polemoniacus im Lande der Macrones (Plin. VII, 49).

Melas (gr. Myth.), 1) Sohn des Poseidon. — 2) Seeräuber; s. Melanthus 2). — 3) Sohn des Phrixus und der Chalciope, durch Euryclea Vater des Hyperes. — 4) Sohn des Porthaon und der Eurvte, Bruder des Oeneus (s. d. u. Tydeus). — 5) Sohn des Antasus aus Genusa bei Sicyon, Ahnherr des Cypselus, Theilnehmer an dem dorischen Heereszug gegen Korinth. — 6) Sohn des Licymnius, Gefährte des Hercules.

Melas (v. Griech., bot. Term.), s. v. a. Schwarz, Niger. — Häufig in Zusammensetzungen, z. B. Melastoma, Melanoxylon u. and.

Melas (Vitiligo nigra, Morphaea nigra, Lepra maculosa nigra, Med.), der schwarzfleckige Aussatz, im Gegensatz des weißfleckigen oder der Leuce, des Alphus.

Melas (Biogr.), Baron v., österr. Feldmarschall, aus einer mährischen Familie stammend, geb. 1730, trat frühzeitig in die österr. Armee ein u. machte seine ersten Feldzüge in dem 7jährigen Krieg als Adjutant des Feldmarschalls Daun. Im J. 1793 wurde er Generalmajor und 1794 Feldmarschalllieutenant. Als solcher erhielt er ein Kommando an der Sambre und in dem Trierischen, 1795 am Rhein u. 1796 in Italien. Im Juni d. J. erhielt er über die ital. Armee den Oberbefehl. Im J. 1799 befehligte er die österr. Armee, welche bestimmt war, Suwarow zu unterstützen. Er verfolgte lebhaft die ersten Vortheile, die durch den General Kray errungen worden waren. Namentlich zeichnete er sich in der Schlacht bei Cassano aus; auch machte er die Schlachten an der Trebia und bei Novi mit. Nachdem Suwarow in die Schweiz abgezogen war, um Massena entgegen zu gehen, schlug M., der an der Spitze von 60,000 Oesterreichern in Italien geblieben war, Championnet bei Genola am 3. Nov. und bemächtigte sich Coni's. Im J. 1800 war er weniger glücklich. Er verlor vor Genua eine kostbare Zeit, theilte seine Streitkräfte, indem er einen Theil an den Var gegen den General Suchet schickte, und ließ Bonaparte Zeit, in der Lombardei einzufallen u. sich hinter

das österr. Heer zu stellen. Der Marsch Bonaparte's war ihm so großartig erschienen, daß er ihn nicht eher für möglich hielt, als bis er vollendet war. Auf die endlich unbezweifelte Kunde von dem Anmarsche eines französischen Heeres war M. von den Ufern des Var auf Turin zurückgegangen; aber Bonaparte nahm, nach einem klug berechneten Plane, seine Richtung auf Mailand, wo er am 1. Juni ankam und mit der größten Zuversicht sogleich die cisalpinische Republik für hergestellt erklärte. Das Unerwartete seiner Erscheinung, verbunden mit der Bestimmtheit seiner Worte und Maßregeln, war ganz geeignet, den Muth der französischen Partei auf das Höchste zu steigern. Binnen wenigen Tagen befand sich fast die ganze Lombardei mit allen Vorräthen und Reserveparks der Oesterreicher in seinen Händen, während sich M. voll unsicherer Entwürfe nach Alessandria wandte. Von der Lombardei abgeschnitten und zugleich von einer andern französischen Armee unter Suchet, die, über Nizza vorrückend, durch die nicht kriegsgefangene Besatzung von Genua verstärkt ward, im Rücken bedroht, faßte er nun den Entschluß, sich durch ein entscheidendes Treffen aus seiner Sperre zu befreien, und griff am 14. Juni das von Bonaparte geführte Heer bei Marengo, einem Dorfe zwischen Tortona und Alessandria, an. Die Schlacht begann am Morgen und neigte sich nach vielstündigem Kampfe für die Oesterreicher zum Siege. Schon war das Dorf erobert, schon die französische Schlachtreihe durchbrochen und nach zwei Seiten in so fluchtartigem Rückzuge, daß M., von den Anstrengungen des blutigen Tages erschöpft (er war hoch bejahrt), die Verfolgung der Geschlagenen seinem Unterfeldherrn Zach überließ und für seine Person nach Alessandria zurückkehrte. Aber ein schreckliches Erwachen aus seinem Siegestraume stand ihm bevor. Nach seiner Entfernung erschien Desaix mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde, erneuerte den Kampf und entschied, obwohl er selbst gleich beim ersten Angriff erschossen ward, das Schicksal des Tages. Die Oesterreicher wurden gänzlich geschlagen. Der Verlust der Franzosen war nicht geringer, ja wohl noch größer als der der Oesterreicher; aber mit einer entmuthigten Armee das eben mißlungene Wagstück einer Schlacht aufs Neue zu versuchen, hielt M., der selbst sehr entmuthigt war, für den Weg zum gänzlichen Untergang. Er hätte allerdings in den piemontesischen Festungen oder in Genua einen Stützpunkt suchen können, aber jene waren schlecht versorgt und in Genua fürchtete er ganz abgeschnitten zu werden. Daher sandte er einen Offizier in das franz. Lager mit Vorschlägen zu einem Waffenstillstand. Da Bonaparte einwilligte, kam derselbe schon am 2. Tag nach der Schlacht auf der Grundlage des Vertrags zu Leoben zu Stande. Genua, Tortona, Alessandria und alle übrigen piemontesischen Festungen nebst der Citadelle von Mailand sollten binnen 14 Tagen an die französische Armee übergeben werden, die Oesterreicher sich in 3 Kolonnen auf Mantua zurückziehen und die letztere Festung nebst Peschiera, Borgoforte, dem linken Ufer des Po, Ancona, Ferrara und Toskana inne behalten, das Land zwischen der Chiesa und dem Mincio sollte neutral seyn, der Stillstand, welche Billigung er auch in Wien fände, erst nach 10tägiger Kündigung aufgehoben werden. Vielfacher Tadel hat sich wegen dieses Vertrags über M. und seinen Kleinmuth ergossen; Bonaparte aber urtheilt in seinen Denkschriften, der General habe durch Erhaltung der Kernes der Armee u. Räumung schlecht versorgter unhaltbarer Plätze zweckdienlich für seinen Kaiser gehandelt. Bald darauf wurde er zum kommandirenden General in Böhmen und 1806 zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Er † 1807 in Prag, nachdem er noch als Vorsitzender die Verhandlungen der Kommission geleitet hatte, welche zur Untersuchung der schmachvollen Kapitulation Macks in Ulm niedergesetzt worden war.

Melasanthus (Bot.), nach **Pohl**, Gatt. der Verbenaceae *Pohl*, unter Verbena *L.* Sträucher in Brasilien; unter 6 **Arten** bekannteste: M. glaucus *Pohl*.

Melasicterus (Icterus niger, Med.), die schwarze Gelbsucht, Schwarzsucht. S. **Gelbsucht**.

Melasinsäure, ein Zersetzungsprodukt des Traubenzuckers durch Alkalien in der Wärme (in der Kälte entsteht eine andere Säure, s. **Glucinsäure**), von **Peligot** entdeckt. Zu ihrer Darstellung mischt man eine warm gesättigte Auflösung von Baryt-, Kali- oder Natronlauge mit geschmolzenem Traubenzucker; die anfangs entstandene Glucinsäure verwandelt sich bald unter immer stärkerer Färbung der Flüssigkeit in Melainsäure, und letztere fällt auf Zusatz von überschüssiger Salzsäure als ein schwarzbrauner, flockiger Niederschlag heraus. Aus der Analyse von **Peligot** berechnet Dumas, der auch der Säure obigen Namen gegeben hat, die Formel: C_{24} $H_{1?}$ O_{10}; Peligot hält sie aber für identisch mit der Japonsäure, welche nach Swanberg aus C_{12} H_5 O_5 besteht.

Melasis (Entom.), nach **Olivier**, **Wedelkäfer**, Gatt. der Coleoptera pentamera Serricornia *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach **Oken**, unter Buprestis *L.* **Charakter**: Fühler kammförmig; Tarsenglieder fast cylindrisch und ganz; Leib cylindrisch; die hintern Ecken des Halsschildes in einen spitzen Zahn verlängert. Unter mehren **Arten** sind zu bemerken: 1) M. buprestoides *Oliv.* II, 40, Taf. 1. Schwarz, mit rothen Extremitäten. — 2) M. elateroides *Ill.*

Melaska, türk. Fluß, **Bosnien**, mündet in die Bosna, rechts.

Melaskerd (**Melasgerd**), 1) asiat.-türk. Sandschak, Ejalet **Erzerum**, am Gebirge Sihan und mit dem See **Wan**; — 2) Hauptstadt das., am Murad.

Melasma (Nigror, Med.), der Schwarzfleck, Altersfleck, schwarze gefahrlose Flecken, die besonders bei Greisen zuweilen an Händen und Füßen entstehen und nach 10—14 Tagen wieder verschwinden.

Melasma (Bot.), nach **Bergius**, Pflanzengatt. **Art**: M. scabrum *Berg.*, s. v. a. Gerardia nigrina.

Melasphärula (Bot.), nach Gawler, Pflanzengatt. Arten unter Diasia.

Melasse (von mel, Honig, in Bezug auf die ähnliche Konsistenz, oder auch von μέλας, schwarz, in Bezug auf die dunkle Farbe) — nennt man den bei der unmittelbaren Darstellung des Rohrzuckers aus der Pflanze abfallenden, keine Krystalle mehr gebenden Syrup. Er enthält (vom Zuckerrohr) wesentlich Schleimzucker, wird meist in den Kolonien der geistigen Gährung unterworfen und liefert Rum. Die Melasse von der Bereitung des Rohzuckers aus Runkelrüben besitzt wegen der vielen darin enthaltenen Salze aus der Rübe einen widrigen Geschmack, wird aber auch zu Branntwein benutzt.

Melasse d'Europe (franz., Bot.), s. v. a. gemeiner Lärchenbaum, Pinus Larix *L.*

Melas Sinus (a. Geogr.), Busen des ägäischen Meeres, welcher den thracischen Chersones im Nordwesten begrenzt, jetzt Golf von Saros (Ptol. III, 11, 1).

Melasso (Mylasa), asiat.-türk. Stadt, Kleinasien, südöstl. von Smyrna.

Melastemon (Bot.), nach Salisbury, Untergatt. von Erica.

Melastoma (Bot.), nach Linné, Schwarzmund, Bocca preta, Krähenbeere, Gatt. der Melastomaceae *Don*, der Lythrariae Melastomeae *Rchb.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch oval, schuppig und halb verwachsen, fünfspaltig mit Anhängseln; 5 Blumenblätter mit zweimal so viel ungleichen Staubfäden; Beutel krumm, hinten zweiborstig; Beere fünffächerig; bisweilen Alles sechszählig. Meist rauhe Sträucher der alten Welt, mit gestielten fünf- bis siebenrippigen Blättern und großen, schönen Blüthen in Büscheln und Afterdolden; die Blumen nicht auf dem Rande, sondern im Schlunde. Tracht wie bei den Weidrichen. Selbst nachdem die neuere Botanik viele Arten unter Diplochita, Miconia, Clidemia u. and. abgetrennt hat, zählt die Gatt. noch über 100, die vorzüglich in Ostindien einheimisch und deren Beeren meistens eßbar sind, aber den Mund schwarz färben. Als Arznei- und Zierpflanzen sind zu nennen: 1) M. malabathricum *L.*, gemeiner Schwarzmund. Rauh von Schuppen; Blätter weckenförmig und rauh; Blüthen fünfblüthig; Blüthen purpurroth, sehr schön. Strauch in Malabar, auf Ceylon und Java, dessen zusammenziehende Blätter bei Durchfällen, Ruhren, Koliken und Aphthen und die eßbaren Früchte zum Purpurroth-Färben von Wollstoffen angewendet werden. Dient auch in Ostindien als Zierpflanze. Rheede, Hort. mal. IV, Taf. 42. — 2) M. polyanthum *Blum.* Einer der gemeinsten Sträucher in Ostindien, mit oval-lanzettförmigen Blättern und hellrothen Blüthen. Die süßen Beeren werden nur selten genossen, häufig aber zum Färben verwendet. Die Blätter wirken wie die der vorhergehenden Art. Fragarius niger *Rumph.* IV, Taf. 72. — 3) M. decem dentatum *Roxb. Kostel.* Bäumchen auf den Bergen in Malabar, wo man die Blätter mit Pfeffer und Zucker gegen chronischen Husten und um den Auswurf zu befördern, angewendet. Rheede, Hort. mal. IV, Taf. 43. — 4) M. fragile *L. fil.* In Brasilien, wo es zur Heilung von Geschwüren dient. — 5) M. saxatile *Desvst.*, Osbeckia saxatilis *Spr.* Auf Malabar. Rinde, Blätter, Blumen u. Früchte in Sesamöl gekocht, werden häufig gegen Schwämmchen u. Mundkrankheiten und äußerlich zu Einreibungen bei Krämpfen benutzt. Rheede, Hort. mal. 4, Taf. 44. — 6) M. septem nervium *Lour.* In Cochinchina. Die adstringirenden Blätter u. Früchte werden bei Schleimflüssen, Durchfällen und Ruhren angewendet. — 7) M. cymosum *Dec.* In Sierra Leone. Blüthen schön rosenroth in Afterdolden. Vent., Malm., Taf. 14. — 8) M. eximium *Dec.* In Ostindien an Flußufern. Blüthen prächtig, fleischfarben, Antheren purpurroth mit gelben Anhängseln. Die Gattung ist der Typus der Melastomaceae *Don* (s. d.). Eine fossile Species dieser Gattung erwähnt Th. Nichols aus den pliocänen Tertiärgebilden von Antigua.

Melastomaceä (Bot.), nach Don, Melastomeae *Juss. Rchb.*, Melastomaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelchröhre dem Eierstock mittelst nervenartiger Fortsätze anhängend und dadurch um den letztern 8—12 Höhlen bildend, später oft frei, selten mit der ganzen innern Fläche aufgewachsen oder gleich anfangs frei; Saum fünftheilig, auch vier- od. sechstheilig, selten bloß gezähnt oder ganz, bleibend oder am Grunde umschnitten-abfällig. Blumenblätter so viele als Kelchzipfel, im Kelchschlunde auf einem Ringe stehend, oft wimperig-gezähnt, im Blüthenknopfe um einander gedreht. Staubgefäße doppelt so viele (sehr selten eben so viele) als Blumenblätter, getrennt, bald alle gleich-, bald abwechselnd verschieden gestaltet, im Blüthenknopfe eingebogen-einwärts gefaltet, dadurch die Antheren anfangs hängend u. in die Höhlen, um den Eierstock eingesenkt, das Konnektiv der letztern dem Staubfaden eingelenkt, am Grunde oft Anhängsel von mancherlei Gestalt bildend. Eierstock zwei- bis acht- (meist vier- oder fünf-)fächerig. Ein Griffel, mit völlig ungetheilter Narbe. Frucht mehrfächerig, vielsamig, entweder eine mit dem Kelche verwachsene Beere, oder eine von diesen getrennte, fachspaltig-aufspringende Kapsel (mit mittelklappigen Scheidewänden), Samen klein, mit einer zerbrechlichen Schale und einer deutlichen Samennaht, ohne Eiweiß. Keim gerade oder gekrümmt und im letzten Falle mit ungleichen Keimblättern. Bäume oder Sträucher, seltner Kräuter. Die Blätter gegenständig, sehr selten (mehrzählig-) wirtelig, selten gekerbt oder gezähnelt, drei- bis 9nervig und durch parallele Queradern gefeldert (selten fiedernervig), nicht durchscheinend-punktirt, ohne Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, in zipfelständigen, rispigen oder straußförmigen Trugdolden, selten einzeln. Zu den Melastomaceen werden jetzt über 750 Arten (in 82 Gattungen) gezählt, die fast alle in der heißen Zone und zwar zum größten Theil in Südamerika wachsen. Von diesen durch den eigenthümlichen Bau der Antheren ausgezeichneten Gewächsen haben alle beerentragende Arten eßbare Früchte; mehre

liefern Farbestoffe oder geben gelind=adstringirende Heilmittel ab. — Nach Reichenbach bilden die Melastomaceen eine Gruppe der Lythrarieä und zerfallen in folgende Abtheilungen:

a) Rhexieae. Typus Rhexia *L.*
b) Osbeckieae. „ Osbeckia *L.*, Melastoma *L.*
c) Merianieae. „ Meriania *Sw.*
d) Blakeaceae. „ Blakea *L.*
e) Charianthеae. „ Charianthus *Don.*

Nach Oken stehen sie in den Zünften der Samen=Beeren oder Elpen und der Gröpsbeeren oder Ginbeln (Kl. 15, Zunft 10, 11.). — Literatur. Bonpland, Mélastomes, 1809, Fol. — Decandolle, Mélastomacées, 1828, 4. — Chamisso in der Linnaea, IX, 1835, S. 368 ff.

Melathin, von Zeise entdeckt, bildet sich durch gleichzeitige Einwirkung von Schwefel und Ammoniak auf Aceton und bleibt zurück, wenn man das Ganze so lange destillirt, bis die Temperatur auf 275° gestiegen ist. Von noch anhängenden Materien befreit man dasselbe, wenn man die rückständige grauschwarze krasähnliche Masse nach einander mit Alkohol, Aceton, Schwefelkohlenstoff und Aether auszieht. Eine schwarze, auch in Wasser unlösliche Substanz, zersetzt sich in der Hitze, ohne zu schmelzen, und entwickelt dabei viel Schwefelwasserstoff.

Melatrophia (Med.), die Abmagerung der Glieder.

Melau, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Altenlandes; 100 Einw.

Melaun, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Brixen; 190 Einw.

Melaune, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Erblehngut, Wassermühle; 350 Einw.

Melavi (Melawi), Stadt, s. Minieh.

Melaxis (Bot.), nach Smith, Pflanzengatt. Art: M. lancifolia *Sm.*, s. v. a. Empusa paradoxa.

Melay, Stadt, s. Laval.

Melazzo, ital. Stadt, Königreich Neapel, Insel Sicilien, große Thunfischerei; das alte Mylä.

Melba (Ornith.), s. v. a. Alpenschwalbe, Cypselus Melba *Temm.*

Melbach, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Landgericht Friedberg; 500 Einw.

Melbecke, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Arnsberg; Kr. Olpe; 110 Einw.

Melberts (Melperts), bayer. Dorf, R.=B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Hilders; Mahl= und Oelmühlen; 140 Einw.

Melborn, sachsen=weimar. Dorf, Kr. Eisenach, Patrimonialger. Wenigenlupnitz, an der Nesse; Spinnmühle; 200 Einw.

Melbourne (Geogr.), Stadt in Australia felix, s. Australien, S. 849.

Melbourne (Biogr.), William Lamb, Viscount, brit. Diplomat und Minister, geb. am 15. März 1779, ist der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb, der 1770 zum irischen Lord M., 1815 zum brit. Peer erhoben wurde und im J. 1828 †. Der junge Lamb trat, nachdem er in Eton und Oxford seine Bildung vollendet hatte, sehr bald in das Parlament ein und schloß sich der Whigpartei an, der er durch seine Beredsamkeit wesentliche Dienste leistete. Nachdem er einige Zeit das Staatssekretariat von Irland bekleidet hatte, trat er im Jahre 1830 in das Ministerium Grey ein und übernahm die Verwaltung des Innern. Er ließ es sich besonders angelegen seyn, das durch die Verhandlungen über die Reformbill aufgeregte Land zu beruhigen. Nachdem die Reformbill durchgeführt war, trat Grey von der Verwaltung zurück und M. bildete ein neues Kabinet, welches aber genau die Grundsätze des vorigen verfolgte. Die irische Zwangsbill, die er in ihrer ersten Fassung zurückgenommen hatte, wurde zwar von den beiden Häusern in ihrer veränderten Gestalt angenommen, dagegen wurde die Bill wegen der Zulassung der Dissenters zu den akademischen Graden und die irische Zehntbill von dem Oberhaus verworfen. Während die Whigs ihrem ministeriellen Parteihaupt Mangel an Thatkraft vorwarfen, bemühten sich die Tories die Verbindung M.'s mit O'Connell als dem Volk und dem Könige höchst gefährlich darzustellen. Bei dem Letzteren gelang es ihnen. Ganz unerwartet kündigte der König am 14. November 1834 dem Premierminister seinen Entschluß an, ein anderes Kabinet zu ernennen. Sir Robert Peel, gemäßigter Tory, welcher diese Partei lange im Unterhause vertreten hatte, wurde von der Reise aus Italien herbeigeholt und am 10. December stand er an der Spitze des Ministeriums; Wellington, der eigentliche Schöpfer, begnügte sich staatsklug mit dem 2. Platze. Das Erste, was die Minister riethen, war die Vertagung, dann die Auflösung des whigistischen Parlaments. Am 24. Februar 1835 wurde ein neues eröffnet. Aber die Hoffnung der Torys, in demselben einen andern Ausdruck des Nationalwillens zu finden, zeigte sich als leere Täuschung. Als Lord Russel am 30. März den Antrag machte, die Ueberschüsse des irischen Kirchenguts zur Verbesserung des Unterrichtes der ärmern Volksklasse in Irland ohne Unterschied des Glaubens zu verwenden, wurde Peel, nach einer mehrtägigen Debatte, in welcher er denselben als einen frevelhaften Eingriff in das unantastbare Eigenthumsrecht der protestantischen Kirche bekämpfte, mit einer Mehrheit von 33 Stimmen im Unterhause besiegt, und einige Tage später, am 7. April, fiel eine Abstimmung über die Zehntenfrage mit einem Uebergewicht von 27 Stimmen abermals wider die von ihm aufgestellte Meinung aus. Am folgenden Tage nahm das ganze Toryministerium seine Entlassung, und der König schickte nach dem Grafen Grey. Dieser aber schützte Alter und Kränklichkeit vor und empfahl den im November des vorherigen Jahres verstoßenen M. Unter dem Vorsitze desselben waren am 18. April 1835 die Whigs wieder am Ruder. Heftige Kämpfe zwischen ihnen und den Tories begannen von Neuem. Eine Bill über den Kirchenzehnten in Irland, eine zweite über die in England, eine dritte über Errichtung von Korporationen und Municipalitäten in Irland zur Sicherstellung eines gesetz=

lichen Zustandes wurde von den Ministern eingebracht und im Unterhause angenommen, jede derselben aber vom Oberhause entweder verworfen, oder mit Veränderungen, welche einer Verwerfung ähnlich sahen, zurückgeschickt. Im August 1836 war die Spannung zwischen beiden Häusern auf das Höchste gestiegen; nach den heftigen Aeußerungen des gegenseitigen Parteigeistes wurde von Vielen der Ausbruch eines offenen Kampfes erwartet. Aber die Führer auf beiden Seiten waren zu besonnen, um sich in den Strudel einer Revolution zu stürzen, und am 20. August wurde das Parlament vertagt. Nach Wiedereröffnung desselben am 31. Januar 1837 schienen die Leidenschaften gemäßigt. Das Unterhaus nahm am 11. April die veränderte irländische Municipal-Korporationsbill abermals an; das Oberhaus verschob jedoch die Berathung bis zum 9. Juni, und an diesem Tage weiter bis zum 5. Juli. Vor dem Ablauf dieser Frist starb König Wilhelm IV. und die Königin Viktoria bestieg den Thron. Kam das Ministerium dadurch auch mit der Krone in die engste Verbindung, so verlor es dagegen nach und nach die Unterstützungen der Parteien im Parlament. Dies hatte sich schon in der Session von 1837 gezeigt, wo die Radikalen ihre Unterstützung dem Ministerium versagten, noch deutlicher trat es aber bei der Debatte über die Korngesetze hervor. Bei dem Vorschlag der Minister in der Session von 1839 bezüglich der Dispensation der Verfassung von Jamaika hatten sie nur 5 Stimmen Majorität und legten deshalb ihre Aemter nieder. Aber auf Bitten der Königin, die sich zu einem toristischen Ministerium nicht entschließen konnte, trat M. nochmals mit seinen Kollegen an die Spitze der Regierung. Je mißlicher die Stellung des Ministeriums den Parteien im Lande und dem Parlament gegenüber wurde, desto größere Thätigkeit entwickelte dasselbe in den auswärtigen Angelegenheiten, verwickelte aber das Land dadurch in einen Krieg mit den Afghanen und Chinesen. Als Peel im Jahre 1841 bei den Verhandlungen über die Kornbill im Unterhause darauf antrug, man möge erklären, daß die Minister das Vertrauen des Hauses verloren hätten, wurde dieser Vorschlag nur mit Einer Stimme Majorität verworfen. M. löste darauf das Parlament auf und berief ein neues auf den 19. August. Da die Radikalen auch diesmal dem Ministerium ihre Stimmen entzogen, so mußte es endlich am 28. August abtreten und das Staatsruder Sir Robert Peel überlassen. Außer der Politik beschäftigte sich M. auch vielfach mit der schönen Literatur und schrieb selbst ein Lustspiel „The fashionable friends". Auch war es zunächst diese Beschäftigung, welche ihn mit der als Romanschriftstellerin berühmten Tochter des Grafen Besborough bekannt machte, mit der er sich 1805 vermählte.

Melca (span., Bot.), s. v. a. gemeiner schwarzer Mohrhirse, Sorghum vulgare *Pers.*

Melca (Diät.), bei Galen u. A. eine Milchspeise, wahrscheinlich saure oder dicke Milch; daher wohl das deutsche Melk, Milch.

Melcarth (phönic. Relig.), phönicischer Gott, in dem man den Moloch, so wie den Baal erkennt. Nach Sanchuniathon ist er der phönicische Hercules, der als großer, allwaltender Sonnengott gefeiert, in dessen Tempeln das ewige Feuer unterhalten wird und dem der Planet Mars zugeeignet ist. Wird er Sohn des Zeus genannt, so ist er Repräsentant des höchsten Gottes, verschieden von diesem nur als seine mythische Personifikation. M.-Hercules erscheint in der Sage auch als Gründer von Städten, z. B. von Tyrus, Gades, Tarsus u. s. w., wird in Karthago, Sicilien, Malta, Neukarthago verehrt und erscheint als König von Byblus in dem Malkonder, dessen Sohn im Feuer geläutert wird. Ob der Makar, welcher als König von Lesbos die Menschen durch Gesetze entwilderte, mit dem M. der Phönicier verwandt ist, ist nicht ausgemacht. Dagegen wird er als phönicischer Handelsgott verehrt, worauf sich die Sage bezieht, daß er, als seine Geliebte ein rothes Gewand wünschte, die Purpurschnecke erfunden habe. Sein Kultus wurde auch in die phönicischen Kolonien übergepflanzt; er ist es, der den ägyptischen Busiris, den Fremdenmörder, erschlägt und den Antäus besiegt. Leicht einzusehen ist übrigens, wie sich die Ideen des Sonnen- und des Handelsgottes kombiniren. Der Zug des die Kolonien führenden Hercules über die Erde hat sein Vorbild an der Reise der Sonne über die Welt hin, und hier ist denn auch der Punkt, an welchem die Verschmelzung des griechischen und tyrischen Hercules beginnt.

Melch, Fluß, s. Melchthal.

Melchendorf, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Erfurt; 370 Einw.

Melchiades (Miltiades), geb. in Afrika, römischer Bischof 311—313, s. Papst, S. 475.

Melchingen, hohenzollern-sigmaring. Pfarrdorf, an der Lauchart, Amt Trochtelfingen; 610 Einw.

Melchior (chald.), s. v. a. Lichtkönig, Name eines der heiligen drei Könige, s. Drei Könige.

Melchior (Biogr.), 1) Johann Peter, Bildhauer, geb. 1741 zu Lindorf im Bergischen, verdankte, da es ihm in seiner Jugend an den nöthigen Mitteln gebrach, seine künstlerische Ausbildung einzig seinem angebornen Talente und seinem unverdrossenen Fleiße. Anfangs arbeitete er zu Köln, Koblenz und Mainz und zwar öfters in unbedeutenden Werkstätten, ohne indeß seine höhere Ausbildung über der Sorge für seine Subsistenz zu vernachlässigen. Dann ward ihm in Höchst an einer Porzellanfabrik eine sorgenfreiere Stellung, die er nach einigen Jahren mit der eines Modellmeisters zu Frankenthal vertauschte. Von hier kam er als kurfürstlicher Hofbildhauer und Modellmeister an die Porzellanfabrik zu Nymphenburg und erhielt auch die Inspektion über diese Anstalt. Er war auf die mannichfaltigste Art thätig, indem er sowohl Modelle für die Fabrik, als auch andere plastische Arbeiten, namentlich Büsten und Figuren in Marmor, so wie in Bisquit, einer Masse, die in Nymphenburg in vorzüglicher Güte angefertigt ward, lieferte. Von seinen früheren Arbeiten verdient das marmorne Monument des

Domprobstes von Brudenbach im Dome von Mainz Erwähnung, dann eine fußhohe Statue der Ariadne, ein aufs Sorgfältigste ausgearbeitetes Werk von dem schönsten Ebenmaße, welche A. von Klein erhielt, für dessen Buch „Leben und Bildnisse der großen Deutschen" (Mannh. 1785 ff.) M. auch 3 schöne Zeichnungen lieferte. Die eine stellt den Kaiser Otto den Großen dar, wie er einen Dichter krönt, die andere den Kaiser Günther von Schwarzburg, wie er sterbend noch seine Rechte zu behaupten sucht, die 3. und schönste das Gastmahl ohne Brod. Diese Zeichnungen sind von Schellenberg, Küffner und Heß gestochen. Für den Kurfürsten Karl Theodor verfertigte M. eine Statuette der schlafenden Venus und eine andere eines liegenden Knaben in Marmor, ferner einen Amor, der im Begriffe steht, den Bogen umzuhängen, und einen schlafenden Amor. Ein schlafendes und ein mit einer Taube spielendes Kind in Alabaster erhielt die Königin Karoline von Bayern. Noch lieferte der Künstler viele Büsten fürstlicher Personen, auch Napoleons, Göthe's 2c. Von seinen Gruppen fand besonders eine vielen Beifall, welche, auf die Geburt des Prinzen Maximilian Joseph Friedrich gefertigt, das personificirte Bayernland darstellt, wie es den Prinzen liebreich auf dem Schooße hält u. die Freude sich zu ihm herabneigt. Erwähnung verdienen auch seine 3 Gruppen aus der Fabel von Amor und Psyche: Amor von Zephyrus die Psyche empfangend; Amor die Ohnmächtige erweckend; beide Liebende in zärtlicher Umarmung, Alles in mehr als halber Lebensgröße. M. verdient als Künstler ehrenvolle Erwähnung, da seine Werke das Gepräge eines entschiedenen Talents tragen, wenn sich auch nicht durchaus der Maßstab der neueren Kritik an dieselben anlegen läßt. Bei sorgfältigerer Anleitung in seiner Jugend würde er sicherlich noch ein weit bedeutenderer Künstler geworden seyn. Er † 1824. — 2) **Georg Wilhelm**, Maler und Lithograph, geb. 1780 zu Frankenthal in Rheinbayern, lebt gegenwärtig in Nymphenburg, malt Bildnisse und schöne Landschaften mit Vieh. Im Lokale des münchener Kunstvereins sah man Werke von seiner Hand, welche vielen Beifall fanden. Seine Landschaften sind von freundlicher Färbung und die Thiere, meistens Rinder und Schafe, wahr in Stellung und Bewegung. Auch gab er heraus: 8 Pferdestudien, nach A. Adam, gr. qu. Fol.

Melchioriten, Hofmannianer, Anhänger des Wiedertäufers Melchior Hofmann [s. d. 1)].

Melchiorshausen, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Syke; 140 Einw.

Melchiorthaler, s. v. a. Heiligedreikönigsthaler.

Melchisedek (bibl. Gesch.), Priesterkönig von Salem (Jerusalem), welcher den aus dem Kampfe mit Kedor Laomer und dessen Bundesgenossen siegreich zurückkehrenden Erzvater Abraham mit Speise und Trank erquickte und den Segen über ihn aussprach, wofür ihm Abraham den Zehnten der Beute entrichtete (1 Mos. 14, 18 ff.). Dieser an sich unbedeutende Vorfall war den spätern Juden ein Gegenstand von hohem Interesse. Wie nämlich im Briefe an die Hebräer M. als Typus Christi, des wahren Hohenpriesters, aufgestellt ist (6, 20. Kap. 7), so galt auch schon den Juden M. als Typus des Messias, indem die von ihm dem Abraham dargereichte Speise auf die Schaubrode, der gespendete Wein auf die Trankopfer hinweisen sollte. Die Hoheit des M. beurtheilte man aber nach Maßgabe der Hoheit des Erzvaters, der ihm den Zehnten gegeben. Demgemäß nennt auch Philo den M. den großen Hohenpriester (μέγας ἀρχιερεύς). Die jüdischen Interpreten suchten in der Vorgeschichte Israels einen anderen bekannten Mann auf, mit dem der sonst nirgends erwähnte M. eine Person seyn sollte. Gewöhnlich identificirten sie ihn mit Sem, dem frömmsten der Söhne Noahs und berechneten nach 1 Mos. 11, 10 ff., daß dieser bis auf Abrahams Zeit habe am Leben seyn können. Mit diesen unfruchtbaren Untersuchungen beschäftigten sich auch christliche Gelehrte und machten den M. bald zu Henoch, bald zu Cham (vergl. Deyling, Observatt. II, 71 f.). Salem soll im Sinne des Verfassers der Stellen 1 Mos. a. a. O. Jerusalem seyn, wie es denn ganz angemessen war, daß eben von der Stadt aus, die später heil. Stadt wurde, der Priester des Höchsten (Jehovah's) dem Abraham entgegentrat, um ihn zu segnen. Auch paßt Jerusalem ganz zu den lokalen Verhältnissen in jener Stelle. Eine rabbinische Tradition hält aber Salem für die Stadt Salim bei Scythopolis.

Melchisedekische Priester, s. v. a. Engelsbrüder 1).

Melchisedekiten (Melchisedekianer, Kirchengesch.), 1) Anhänger Theodotus des Geldwechslers (s. Theodotus 51), welche über dem irdischen Erlöser noch einen himmlischen unter dem Namen Melchisedek verehrt haben sollen. — 2) S. v. a. Hieraciten, s. Hierax.

Melchiten (vom hebr. Melech, König, Kirchengesch.), 1) im 6. und 7. Jahrhundert Bezeichnung der morgenländ. Christen, welche dem Willen des Kaisers gemäß die Beschlüsse des Koncils von Chalcedon als gültig anerkannten, also Kaiserlichgesinnte wegen ihrer Verbindung mit dem Reiche; — 2) neuerlich Bezeichnung der morgenländ. Christen, die nicht unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, sondern unter dem von Antiochien stehen und bei ihrem Gottesdienst sich der arabischen Sprache bedienen; — 3) Bezeichnung der mit der katholischen Kirche unirten Kopten (s. d); — 4) (melchitische Mönche), bei den syrischen und ägyptischen Christen Klosterbrüder nach der Regel des heil. Basilius, welche dem griech. Kultus anhängen, den päpstlichen Primat verwerfen und die Canones der vier ersten ökumenischen Koncilien als Gesetze befolgen. Sie stehen unter einem besondern Patriarchen zu Damascus, bedienen sich beim Gottesdienste der arabischen Sprache und sind einer strengen Klausur unterworfen. Ihre Kleidung ist schwarz. Es gibt auch melchitische Nonnen, die, wie die Mönche, in großen und schönen Klöstern wohnen.

Melchnau, schweiz. Pfarrdorf, Kanton

Bern, Bez. Aarwangen, an der luzerner Grenze, an der Roth; 3400 Einw.

Melchow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; Vorwerk, Theerofen, Wildtränke; 140 Einw.

Melch-See und Melchthal (das Melchthal), schweiz. Thal, Kanton Unterwalden, aus dem einer der drei ersten gefeiertesten Eidgenossen, Arnold, hervorging, $2\frac{1}{2}$ Stunde von N. nach S. sich ziehend, steigt hoch in das Gebirge an die berner Grenze. Es wird von der Melch-Aa durchflossen, deren Wasser sich oben aus dem Alp-See in einer Felsspalte verliert. Das Thal ist von vielen Sennhütten besetzt; am Eingang liegt der Weiler Flüe auf einem Felsen. Das kleine Melch- oder Sachseln-Thal liegt in demselben schweizer Kanton und öffnet sich bei Rukenz, gleich einem tief eingeschnittenen Waldstrombett.

Melchthal, Arnold von M. oder Arnold von der Halden, sogenannt von seinem Wohnort im Kanton Unterwalden, war einer von den 3 Gründern der schweizerischen Freiheit. Der vom Kaiser Albrecht eingesetzte Vogt Landenberg hatte seinem Vater ohne triftigen Grund ein Joch Ochsen vom Pflug wegtreiben lassen und die übermüthigen Worte hinzugefügt, diese Bauern könnten selbst ihren Pflug ziehen, wenn sie Brod haben wollten. Ueber diese Worte aufgebracht, hatte der junge M. dem Knechte Landenbergs im Streite einen Finger zerschlagen und war darauf geflüchtet. Landenberg wollte vom Vater den Aufenthalt des Sohnes wissen und ließ demselben, als er ihn nicht angab, die Augen ausstechen. M. verband sich darauf mit seinen Freunden Walter Fürst von Attinghausen u. Werner Stauffacher zur Befreiung ihres Vaterlandes von dem Joche der Tyrannen. Das Weitere s. Schweiz, Gesch.

Melcomani (a. Geogr.), Völkerschaft in Dalmatien, welche höchst wahrscheinlich auch von Ptol. II, 16, 8. erwähnt wird, der ihnen ihre Wohnsitze östlich von Salona anweist (Plin. III, 22, 26).

Melcombe-Regis, brit. Flecken, England, Grafsch. Dorset, an der Mündung des Wey in die Themse, Weymouth gegenüber; Hafen, Handel; 5260 Einw.

Melcynda, s. Nelcynda.

Meldal, norweg. Kirchspiel, Söndre-Throndhjems-Amt; Kupferbergwerk, auch zu Lokken genannt, nach dem Bauerhofe, wo 1652 das Kupfererz, etwa 6 Meilen südl. von Throndhjem, entdeckt wurde. Anfänglich waren die dortigen Gruben sehr ergiebig; jetzt wird nur eine Grube betrieben, die die tiefste im Throndhjems-Distr. ist. Die Hütte liegt etwa eine Stunde nördl. von der Grube im Kirchspiel Oerkedalen und hat 4 Krummöfen und 2 Garöfen; ergab 1830: 1245 Schiffpfund zu 8152 Speciesthlr. 61 Sch.; 1836: 121 Schiffpfd. zu 10,679 Speciesthlr. 22 Sch.; 1838: 179 Schiffpfd. zu 13,234 Speciesthlr.

Melde (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Atriplex L.

Meldegg, Reichlin-M. (Biogr.), s. Reichlin-Meldegg.

Melden (außer der gewöhnlichen Bedeutung), in der Jägersprache vom Wild, wenn es beim Erblicken eines ungewöhnlichen Gegenstandes einen Laut als Warnungszeichen von sich gibt.

Melden (Bot.), oder Ader-Nußpflanzen, 2. Zunft der 13. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Chenopodiaceä and. Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Meist 5 Staubfäden, unten an den Kelchlappen, ohne Hülle und Blume; Griffel gespalten, nußartiger Schlauch mit einem Samen auf dem Boden; Keim um das Eiweiß gerollt, mit dem Würzelchen gegen den Nabel. Meist Kräuter, selten Sträucher mit Wechselblättern, ohne Scheiden- und Nebenblätter; Blüthen kümmerlich und grün; Zwitter und getrennt. In gemäßigten und heißen Ländern, meistens auf Salzboden; das Kraut oft als Gemüse eßbar; viele Arten stinken. — Hauptgatt.: Salicornia, Atriplex, Spinacia, Chenopodium, Beta, Blitum, Camphorosma, Salsola, Basella, Anabasis. — Vergl. Oken, Allgemeine Naturgesch., Bd. III, S. 1456 f.

Melden (Geogr.), belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, bei Oudenarde; 1800 Einw.

Meldener (Poet.), s. Knittelverse.

Meldepiket (Militärw.), s. Feldwachen.

Mel depuratum, Mel despumatum, gereinigter oder abgeschäumter Honig, s. Honig.

Melderet (Geogr.), zwei belg. Dörfer: 1) Prov. Ost-Flandern, bei Alost; 1500 Einw.; — 2) Prov. Süd-Brabant, bei Tirlemont; 950 Einw.

Melderstein, schwed. Hammerwerk, s. Ranea 2).

Meldewort (Gramm.), s. v. a. Verbum, Zeitwort.

Meldi (a. Geogr.), Völkerschaft im Innern von Gallia Lugdunensis, südlich von den Parisii und Tricasti an der Sequana, deren Stadt Jatinum hieß und für das heutige Meaux zu halten ist.

Meldia (a. Geogr.), Ort im Süden von Moesia Superior, an der Straße von Naissus nach Serdica, westlich vom heut. Chalkali oder in der Nähe von Saribrod.

Melding, s. v. a. Mellingen 1).

Meldita (a. Geogr.), Stadt im Innern von Zeugitana (Africa propria), südlich von Utica.

Meldola, ital. Flecken, Kirchenstaat, Legat. Forli, südlich von Forli, am Flusse Ronco; Handel; 4400 Einw.

Meldorf, holstein. Marktflecken und Sitz der Landvogtei Süder-Dithmarschen; Gelehrtenschule, Industrieschule, Arbeitsanstalt, Post, Zollkontrolle, Spar- und Leihkasse, Armenhaus, 3 Windmühlen, Jahrmärkte und Wochenmarkt; 2980 Einw.; M. hatte einst eine Burg und war bis zur Mitte des 15. Jahrh. Hauptort des Landes Dithmarschen.

Meldropar (nord. Myth.), Tropfen, welcher dem Gebiß Hrimfaxi's entfällt, s. Nott.

Meldrum (Old-), brit. Kirchsp. und Dorf, Schottland, Grafsch. Aberdeen, nordwestlich von Aberdeen; 1930 Einw.

Mele (Chir.), die Sonde, das Untersuchungsstäbchen, um z. B. den Uterus, das Innere des Mastdarms, der Blase zu untersuchen.

Meleager (gr. Myth.), 1) Sohn des Königs Oeneus von Calydon und der Althäa, Gatte der Cleopatra. Zu seiner Mutter kamen die Parcen u. bestimmten ihm sein Schicksal. Cloto sagte, er solle großmüthig, Lachesis, er solle tapfer werden, und Atropos, er solle nicht eher sterben, als bis der Brand werde verzehrt werden, der sich damals gerade auf dem Heerde befand. Als die Parcen wieder verschwunden waren, nahm Althäa den Brand sogleich aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. M. zeigte sich nun bald als Held. Mit seinem Erzieher Laocoon wohnte er dem Argonautenzuge bei u. in den vom Acastus angestellten Leichenspielen erhielt er den Preis mit dem Wurfspieße. Vorzüglich aber zeichnete er sich als Hauptanführer der kalydonischen Jagd aus, indem er die angesehensten jungen Helden Griechenlands, den Dryas, Idas und Lynceus aus Messene, Castor u. Pollux aus Lacedämon, Theseus aus Athen, Admetus aus Pherä, Jason aus Jolcus, Iphicles aus Theben, Pirithous aus Larissa, Telamon aus Salamis, Amphiaraus aus Argos u. die Söhne des Thestius, seine Oheime, dazu versammelte, und endlich selbst den wilden Eber erlegte. Da er nun die Haut desselben als den vornehmsten Preis bekam, so schenkte er sie seiner Geliebten, der Atalante, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter beleidigt; da sie sich jedoch an M. selbst nicht wagen wollten, so lauerten sie der Atalante auf ihrem Heimwege in Arkadien auf und nahmen ihr die Haut mit Gewalt wieder weg. Darüber ergrimmte M., und als die Räuber das Fell gutwillig nicht wieder herausgaben, so kam es zum Kampfe, in welchem er sie tödtete. Das wieder erlangte Fell gab er der Atalante zurück. Althäa ward über die Ermordung ihrer Brüder so wüthend, daß sie die mütterliche Liebe in ihrem Herzen erstickte, den oben erwähnten Feuerbrand ins Feuer warf und ihn von den Flammen verzehren ließ. Die Folge war, daß M. unter den fürchterlichsten Schmerzen sterben mußte. Nach Einigen soll ihn Althäa bloß verflucht, die Götter aber ihren Wunsch erhört und ihn getödtet haben. Andere erzählen M.s Geschichte so: Zu der kalydonischen Jagd hatte M. unter anderen auch die Kureten eingeladen. Zwischen diesen und den Aetoliern (den Einwohnern Kalydons) erregte Diana nach der Erlegung des Ebers einen heftigen Streit wegen des Kopfes und Felles desselben, indem sich beide Völkerschaften die Ehre der Erlegung des Ebers streitig machten. So lange nun M. an der Spitze der Aetolier gegen die Kureten stritt, konnten sich diese nicht gegen jene im freien Felde halten, sondern fochten nur hinter den Mauern ihrer Städte. Als er aber, erbittert über die Verwünschungen seiner Mutter, die unaufhörlich zu den Untergöttern um Rache gegen ihn flehete, weil er ihre Brüder getödtet hatte, nicht weiter an den Gefechten Theil nahm, so siegten die Kureten und belagerten und bestürmten selbst Calydon. Die Kureten nämlich kamen von Pleuron, ihr König war Thestius und dessen Söhne waren ihre Anführer im Kriege. Nun schickten die Aeltesten der Aetolier eine Gesandtschaft von Priestern an ihn und ließen ihm 50 Hufen Landes, die eine Hälfte Weinland, die andere Brachfeld, anbieten, wenn er sich wieder an die Spitze der Kalydonier stellen wollte; selbst sein Vater, seine Mutter, seine Schwestern, Freunde und Gehülfen baten ihn auf das Dringendste; aber alle vergeblich. Endlich als die Kureten schon die Mauer erstiegen und in die Stadt eindrangen, ließ er sich durch die Bitten Cleopatra's bewegen, sich zu rüsten und die Kureten zurückzuschlagen. Nach Einigen verlor er auch im Gefecht sein Leben und man sagt, daß ihn Apollo selbst getödtet habe. Nach seinem unglücklichen Tode erhenkten sich seine Mutter und Gemahlin aus Verzweiflung. Nach Andern aber erstach sich Althäa, und Cleopatra starb vor Betrübniß. Seine Schwestern — die Gorgo und Dejanira ausgenommen — wehklagten so untröstlich, daß sie endlich von den Göttern aus Mitleiden in Vögel verwandelt wurden. Die Gemahlin M.s war Cleopatra, die Tochter des Idus und der Marpessa. Er zeugte mit ihr eine Tochter, Polydora, die das Schicksal ihrer Mutter und Großmutter hatte; die Atalante soll ihm den Parthenopäus geboren haben. — Man hat aus dem Alterthum noch zwei vortreffliche Bildsäulen M.s Die eine stellt ihn mit einem auf der rechten Schulter festgehefteten Mantel, der sich um den linken Arm schlingt, sonst aber ganz nackend dar. Unter dem linken Arm liegt der Eberkopf, auf welchem die Hand geruht zu haben scheint, die aber fehlt; die rechte hat er auf dem Rücken liegen, und an derselben Seite sitzt sein Hund. Vielleicht ist dies die nämliche Bildsäule, die bei Montf. I, 97, vorkommt. Die daselbst beschriebene ist von weißem Marmor, 8 Fuß hoch, das Ideal eines jungen, kraftvollen Kriegers, aus dem ältesten und noch rohen Zeitalter; Gesicht, Figur und Stellung haben etwas Entschlossenes und Rauhes und zeigen einen leicht aufbrausenden, schwer zu besänftigenden Mann, der im Zorne keine Bande der Natur achtet. Die Arbeit ist vortrefflich, nur das Gewand ist nicht schön geworfen. Sie befand sich sonst im Palast Ghigi, wurde aber für das Mus. Pio-Clement. angekauft. Man hielt sie sonst unrichtig für eine Adonisstatue. Die andere Bildsäule stellt ihn ganz nackend vor, die Füße über einander geschlagen, sein Hund ist an der rechten Seite, in der rechten Hand hat er ein gekrümmtes Horn und in der linken, die über dem auf einem Baumstamm liegenden Eberskopf hängt, einen Stab, welcher der Schaft eines Spießes gewesen zu seyn scheint. Das berliner Museum ziert eine im Jahre 1838 am Ufer des Meeres in der Nähe von Santa Marinella entdeckte Statue aus griechischem Marmor, die von dem Bildhauer E. Wolff restaurirt ist. — Der Mythus von M. trägt das Gepräge des heroischen Zeitalters, in welchem Züge zur Ausrottung wilder Thiere zu den vorzüglichsten Thaten der Helden gehörten, und die Jagd des kalydonischen Ebers war nächst

der Argonautenfahrt und dem Zug nach Troja die wichtigste Unternehmung der vereinigten hellenischen Helden. Will man den Mythus jedoch ins Einzelne gehend deuten, so ist Gefahr vorhanden, daß man sich in wunderliche Hypothesen verirrt. — 2) (Griech. Gesch.), Sohn des Neoptolemus, Phalangenführer Alexanders des Großen, † in Medien, erregte mit Menötas im J. 316 einen Aufstand gegen Antigonus, wurde aber bald bewältigt. — 3) (Griech. Lit.), aus Gadara in Cölesyrien, lebte wahrscheinlich unter dem letzten Seleucus und ist besonders bekannt durch eine Sammlung epigrammatischer Gedichte unter dem Namen Epigrammenkranz, Στέφανος ἐπιγραμμάτων, Ausgabe: Manso, Jena 1786; — A. C. Meinecke, Leipz. 1789; — F. Gräfe, Leipz. 1811; vergl. Jakobs, Ad Antholog. Graec., Bd. VI (Comment., Bd. I, 1), S. XXXVI ff.

Meleagra (nicht Melitagra, wie Alibert u. A. schreiben, Med.), der Gliederschmerz, Dolor membrorum. — M. parturientium, gleichbedeutend mit Lochomeleagra.

Meleagrides (griech. Sagengesch.), Töchter des Oeneus, Schwestern des Meleager; sie hießen Gorge, Eurymede, Dejanira, Melanippe. Nach dem Tode ihres Bruders weinten sie unaufhörlich an seinem Grabe, bis sie Artemis mit einem Stabe berührte, in Vögel verwandelte, welche sie M. hieß und auf die Insel Leros versetzte, wo sie alljährlich einmal um den Meleager trauerten. Zwei, die Gorge und Dejanira, blieben auf Verwendung des Dionysus unverwandelt.

Meleagrina (Mollusk.), nach Lamarck, Acephalengattung, s. v. a. Margarita *Leach.*

Meleagrinex (Bot.), nach Arruda, Pflanzengattung noch nicht bestimmt. Art: M. pernambucea *Arrud.* Baum in Brasilien.

Meleagris (Ornith.), nach Linné, Truthahn, Truthuhn, Puter, Gatt. der Gallinae *Cuv.*, der Ordnung der Stumpfschnäbler u. der Zunft der Hühner nach Oken. Charakt.: Kopf und Oberhals mit einer nackten, ganz warzigen Haut bedeckt; an der Kehle ein häutiges Anhängsel, welches längs dem Halse herabhängt und an der Stirn ein anderes, kegelförmiges, welches sich beim Männchen in der Leidenschaft so verlängert, daß es über die Schnabelspitze herabhängt; am Unterhalse des erwachsenen Männchens ein Büschel harter Haare; die Füße des Männchens mit einem Sporn versehen; die 18 Schwanzdeckfedern können, wie beim Pfau, radförmig mit dem Schwanze aufgerichtet werden. Zwei Arten: 1) M. Gallopavo *L.*, gemeiner Truthahn, welscher Hahn, kalekutischer Hahn, Puter, Pute, franz. Dindon, engl. Turkey. Stammt aus Nordamerika, wo er noch jetzt in mehren Gegenden, besonders am Missuri, in großen Heerden wild lebt, seine Nahrung auf der Erde sucht und auf Bäumen übernachtet, von welchen er an mondhellen Abenden häufig herabgeschossen wird. Seit etwa 300 Jahren ist er in Europa eingeführt und jetzt allgemein als Hausthier bekannt, (s. unten). Der wilde Truthahn, der bei zunehmender Bevölkerung in Nordamerika nach und nach ausgerottet wird, ist schlank, 4 Fuß lang, bräunlichgrün mit Kupferglanz, Mittelrücken dunkelgrün; Schwanz braun mit schwarzer Binde am weißen Endsaum; die großen ersten Schwungfedern sind weiß und schön schwarz gefleckt, die zweiten weiß mit Gelbbraun, die letzten ganz bräunlich. Füße karminroth. Das Weibchen ist grau, mit schwarz und grau eingefaßten Federn und orangegelbem Schnabel. Gezähmt hat dieser Vogel theils die genannten Federn behalten, theils haben sich durch die Kultur mehre ziemlich konstante Varietäten gebildet, von denen wir die wichtigsten angeben: a) Das schwarze Truthuhn (M. g. niger). Man hält es in England in Parks und läßt es daselbst verwildern. Sie steigen auf die höchsten Gipfel der Bäume, pflanzen sich, wie die Fasanen, wild fort und sind etwas kleiner als die andern Varietäten. — b) Das weiße Truthuhn (M. g. albus). Hat einen rothen Kopf und schwarzen Haarbüschel auf der Brust. Man hält sie vorzüglich in England. Sollen aus Holland stammen, kommen aber auch in Deutschland vor. — c) Das kupferfarbene Truthuhn (M. g. cupreus). Die Farbe tief glänzend kupfern, an Flügeln und Schwanz weiß. Am schönsten ist diese Varietät, wenn die Federn schwarzblaue glänzende Bänder haben. — d) Das Truthuhn mit dem Federbusch, Haubentruthuhn (M. g. cristatus). Hat kurze Sporen und einen besondern Widerwillen gegen die rothe Farbe. In Deutschland und England. — e) Das Bastardtruthuhn (M. g. hybridus). Größe zwischen Fasan und Truthahn. Ueber der Wurzel des Oberschnabels erhebt sich ein kleiner Busch von ziemlich langen, schwarzen Federn. Die Augen stehen in einem Kreise von rother Haut, die aber nicht so breit ist wie beim Fasan. Buffon hält es für einen Bastard von Auer- und Truthuhn. In England.

Die Truthühnerzucht ist im Allgemeinen nur für Den vortheilhaft, welcher ganze Heerden halten und solche weit herum auf Stoppelfelder, gemähte Wiesen und in Laubwälder von einem eigenen Hirten austreiben lassen kann. Sie sind leicht zusammen zu halten; allein wenn man sie ohne Aufsicht herumlaufen läßt, so entfernen sie sich oft ziemlich weit und werden leicht gestohlen. Es sind über alle Maßen dumme Thiere. Alles Ungewohnte bringt sie aus der Fassung. Bei aller Dummheit sind sie doch jähzornig und zanksüchtig. Der Hahn wird besonders wüthend, wenn er Jemand pfeifen hört oder etwas Rothes sieht, und die sonst so gutmüthigen Hühner verwickeln sich zuweilen, zumal gegen das Frühjahr, in so wüthende Kämpfe, daß ihrer 6—12 auf einen Klumpen treten und sich unaufhörlich in die Köpfe hacken. Jagt man sie dann aus einander, so stürmen sie wieder zusammen, und es bleibt oft, wenn man sie nicht einzeln wegtragen will, nichts übrig, als daß man ihnen einige Eimer kaltes Wasser über die blutigen Hitzköpfe gießt. Durch oftmaliges Necken können Truthähne allmählig so boshaft gemacht werden, daß sie Kindern gefährlich werden, und Truthähne und Hühner fallen zuweilen, wenn die Zanksucht sie gerade ergriffen hat, gemeinschaftlich über Pfauen, vorzüglich aber über Haushühner

her, auch über die ersten besten andern Vögel, und mißhandeln sie oft fürchterlich. Man kann übrigens mehre Truthähne zugleich auf dem Hofe halten, weil sie gegen einander nicht sehr schlimm sind, und man rechnet auf 8 Hühner einen Hahn. Ein recht schöner Truthahn, wenn er sein Rad schlägt, mit den Flügeln auf der Erde hinstreift, blau und bluthroth am Kopfe ist und seine lange Fleischnase weit über den Schnabel herabhängen läßt, ist eine wahre Zierde für einen ländlichen Hof und jedenfalls nützlicher, als der Pfau. Alte Truthühner sind harte Vögel, fürchten Kälte und Nässe nur wenig, und nehmen mit Hafer, gekochten Kartoffeln und saurer Milch, angemengter Kleie, gestoßenen Rüben, Gras, Kohl, Salat, Klee und dergl. vorlieb. Alle Arten von Getreide, Hülsenfrüchten und ähnlichen Sämereien sind ihnen angenehm, Insekten, Beeren des Weißdorns, Obst und dgl. fressen sie gern, besonders aber Möhren. Gerathen sie in Kohlfelder, wo sie die Blätter zerhacken, oder auf Rüben- und reife Getreidefelder, so thun sie vielen Schaden. Man kann sich darauf verlassen, daß jedes Truthuhn jedes Frühjahr brüten will, sie sind darin ganz vorzüglich eifrig, führen gewöhnlich ihre Jungen sehr gut, wärmen sie fleißig, vertheidigen sie gegen Raubvögel, Katzen, Hunde und andere Thiere, auch ist die Eigenschaft sehr angenehm, daß man sie nicht gerade in ihr gewöhnliches Nest zu setzen braucht, sondern sie brüten lassen kann, wo man will. Recht kräftige, sehr gut gefütterte Truthähne bekommen auch zuweilen Lust zum Brüten, ja es gibt welche, die freiwillig 2 Bruten hinter einander machen und ganze 2 Monate sitzen. Die Truthühner sitzen so eifrig, daß man sie täglich 1 od. 2 Mal auf etwa 10 Minuten vom Neste nehmen, fressen lassen u. tränken muß. Zu wenden braucht man die Eier nicht, da dies der Vogel selbst besorgt. Die gewöhnliche Brutzeit dauert 28—31 Tage, und sobald man bemerkt, daß Junge auskriechen, nimmt man die Henne nicht mehr vom Neste, holt aber die Eierschalen unter ihr hervor, auch wohl die Jungen, um sie, bis Alles ausgekrochen ist, in der warmen Stube aufzubewahren. Die ersten 24 Tage werden die Jungen nicht gefüttert, sondern in der Stube, oder, was besser ist, unter der Alten gelassen. Man legt einer Truthenne 14—18 Truthühnereier, oder 25 Haushühnereier, oder auch Eier von Pfauen, Perlhühnern, Enten, Fasanen unter, deren Junge sie so gut wie ihre eigenen führt. Das Nest macht man an einem recht ruhigen, nicht zu hellem Orte zurecht. Die Zahl der Eier, welche sie jährlich legt, beträgt gegen 20. Sie sind weißlich mit vielen kleinen röthlichen Punkten. Die jungen Truthühner sind sehr zärtlich und erfordern viel Sorgfalt. Man muß sie vorzüglich vor Regen, Nässe, Kälte und selbst vor starkem Sonnenschein hüten. Sie dürfen nicht an Orte kommen, wo Nesseln stehen, weil sie sich daran die Füße verbrennen. Die Nahrung besteht anfänglich aus Brod- u. Semmelkrumen, nebst etwas stark gequelltem Weizen u. Käsematten. Letztere muß aber stark ausgepreßt, trocken und fein gekrümelt seyn. Nach einigen Tagen vermischt man dieses Futter mit gehackten jungen Brennesseln oder Lauch; vom sechsten Tage an kann man auch stark gequellte Gerste füttern, bald gibt man auch gekochte Erbsen, gekochte Kartoffeln, od. mit süßer od. saurer Milch angefeuchtete Weizenkleie. Im Alter von 2 Monaten, wenn die fleischigen Auswüchse am Hals u. Kopf deutlich hervortreten, sind sie besonders gut zu verpflegen. Zu keiner Zeit darf man versäumen, sie mit kleinen Kiessteinchen von Linsengröße oder größer zu versorgen; auch darf man gutes, frisches Trinkwasser nicht vergessen. Fingerhutkraut (Digitalis) ist den Truthühnern Gift; Salzsoole kann sie, wenn sie davon trinken, leicht ums Leben bringen. Ueber 4 Jahr läßt man sie nicht gern alt werden, obgleich sie ein Alter von 20 Jahren sollen erreichen können. Will man sie mästen, so kann man sie in eine Gänsestiege stecken, oder besser in einem halbdunklen Stalle frei herumgehen lassen. Den Kies darf man nicht vergessen, auch gibt man ihnen zerklopfte Backsteine und Kalkstücken. Eine reichliche Fütterung von gekochten Kartoffeln, Brod, Hafer und Gerste genügt. Abwechselung im Futter ist sehr wohlthätig. Gerstenschrot oder Brod mit süßer Milch, auch mit Butter angemengtes Hirsenmehl gibt ein sehr zartes Fleisch; in Bier geweichtes Brot mästet sehr gut. Sie fressen auch zur Mastzeit gern viel Grünes und Möhren. Im Verhältniß zu ihrer Größe fressen die Truthühner nur wenig. Eigentlich fett werden sie nicht eher, als bis sie ganz ausgewachsen sind, die im Sommer ausgebrüteten erst zu Ende des ersten Winters. Im Ganzen haben die Truthühner die Krankheiten der Haushühner. Man gibt ihnen dann weiches Futter, Möhren, und oft thut in Wein geweichtes Brod gute Dienste. Der Truthühnerstall ist wie der Hühnerstall eingerichtet; die Sitzstangen $1^1/_2$ Zoll dick und viereckig. — **Nutzen.** Das Fleisch der Truthühner ist sehr schmackhaft und allgemein beliebt. Die Flügelfedern können zum Schreiben benutzt werden. In Spanien waren das **Fett**, die **Eier** und **Eierschalen**, so wie der **Koth** Axungia, Ova, Testae ovorum, Excrementum Pavonis galli s. Truttae, officinell und sollen es zum Theil noch seyn. — **Geschichtliches.** Die in früherer Zeit ziemlich verbreitete Meinung, die Truthühner kämen aus Indien oder aus Afrika, war die Ursache, daß man in ihnen die numidischen oder meleagrischen Hühner der Alten gefunden zu haben glaubte. Daher gab ihnen Linné auch unrichtiger Weise den Gattungsnamen Meleagris, der doch den Perlhühnern zukommt. Der Truthahn wurde zuerst 1530 nach Deutschland gebracht; nach Frankreich kam er zuerst unter der Regierung Franz I.; nach England unter Heinrich VIII.; Karl IX. soll auf seiner Hochzeit mit des Kaisers Maximilians II. Tochter den ersten Truthahn gespeist haben. Ein päpstlicher Koch, **Scappi**, lehrte in seinem Kochbuche 1570 wie die Kalekuten für die Tafel zubereitet würden. Im Jahre 1600 waren sie in Italien noch selten. Aus Mexiko wurden die Truthühner zuerst nach Europa gebracht und in England schon 1524 eingeführt; vermuthlich

kamen sie aus Spanien dahin. Seit 1550, 60, und 70 werden sie als eine seltene und leckerhafte Speise erwähnt. Asien und Afrika erhielt sie später. Die Jesuiten erzählen, daß die Illinesen eine ungeheure Menge Truthühner hielten, so daß man 100—200 in einem Hofe antreffe von 36—60 Pfund an Gewicht. Eben so häufig trifft man sie in Kanada, Neu-England, am Missisippi, in Brasilien und in Jamaika an. In diesen Ländern leben sie meist im Stande der Wildheit, in einiger Entfernung von den Wohnungen der Menschen. Auf den Antillen sind sie wie in ihrem Vaterlande, und wenn man nur einige Sorge für sie trägt, so machen sie jährlich 3—4 Bruten. Von den Holländern wurden sie nach Batavia gebracht. Bonaparte Americ. Ornith. I, IX, Vieillot Gal Taf. 201; (beides treffliche Abbildungen des wilden Truthahns), Temmink Gallinacés. II., 1813, 8. 374. Frisch, Vögel. Taf. 122. Ueber Truthühnerzucht vergl. Allgemeine Encyklopädie der gesammten Land- und Hauswirthschaft, Bd. XI. S. 475. Buhle, Naturgeschichte der domesticirten Thiere, Bd. 1, Heft 3, S. 15 u. f. — 2) M. ocellata *Cuv.* Dieser prachtvolle Vogel, welcher in der Hondurasbai lebendig gefangen wurde, bei seiner Ankunft in London aber in der Themse ertrank, ist bis jetzt nur in diesem einzigen Exemplar in Europa. Er ist etwas kleiner, als der gemeine Truthahn; Vorderkopf mit rothen Fleischwarzen und einer Klunker besetzt; Hinterkopf und Oberhals gleichfalls nackt, blau, mit zwei Reihen Fleischwarzen; Rückenfedern nebst denen des Halses und der Unterseite metallgrün, mit schwarzem Querband, das Ende vergoldet; die des Rückens hinter dem schwarzen Bande noch lasurblau, an den Schwanzfedern ein Auge bildend, die Basis braungesprenkelt; im Licht schimmert dies, wie die Kehle des Topaskolibri; Schwungfedern der Flügel weiß, mit braunen, auch grünen Flecken; die kleinen Deckfedern bilden einen kupferfarbig-goldenen Spiegel. Temmink, Planch. col. 112. Cuvier, Mém. Mus., S. 1, Taf. 1.

Meleagris (Mollusk.), nach Montfort, Untergattung von Turbo *L.*

Meleagris (Bot.), s. v. a. Kiebitzei, Fritillaria Meleagris *L.*

Meleagrius ignis (Med.), bei G. F. Stahl: ein vermeintlich zerstörendes Lebensprinzip, das Siva der Hindus.

Meleagri vallum (a. Geogr.), Kastell Syriens, in der Ebene nördlich von Antiochia am Flusse Oenoporas, bei welchem der syrische König Alexander Balas von Demetrius geschlagen wurde und der dem letztern helfende König Ptolemäus Philometor sein Leben verlor (Strabo XVI, S. 751).

Melecathon (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 2. Rang 1. Diel. Vortreffliche Pfirsichensorte. Die Frucht ist sehr groß, gegen 3 Zoll hoch und breit, etwas oval und hat eine tiefe Furche und starke Warze. Die Farbe der stark wolligen Haut ist gelb, an der Sonnenseite roth und purpurroth marmorirt. Das Fleisch ist gelblichweiß, um den Stein dunkelroth, saftig, schmelzend, von einem sehr süßen, etwas muskatellerartigen Geschmacke. Die Frucht reift Ende September. Der Baum wird groß u. stark, trägt reichlich und liefert eine vorzüglich schöne Frucht.

Melech (hebr.), König; — M. Mikon, s. Moloch.

Melechowa, russ. Ort, Gouv. Petersburg, an der Wolchow, südöstlich von Petersburg.

Meleck, europ.-türk. Vorgebirg, Insel Kandia, an der Nordküste, nordöstlich von Kanea.

Melecta (Entom.), nach Latreille, Gattung der Hymenoptera aculeata Anthophila Apiaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Bienen nach Oken, unter Apis *L.* Charakter: Kinnbacken mit starkem Zahne; Kinnladentaster sechsgliederig; Körper gedrungen, dicht behaart. Als Typus mehrer Arten ist zu bemerken: M. punctata *Latr.*

Meleda, österreich.-dalmat. Insel, Kr. Ragusa, ist 20 Miglien von Lagosta und eben so weit von Ragusa entfernt, wird im Norden von der Insel Sabioncello, mit der sie den 4 Miglien breiten Kanal von M. bildet, im Osten von den kleinen Inseln Calamotto, Giuppana und Lakrona, und im Westen von einer Anzahl kleiner, unbewohnter Eilande, Klippen und Scoglien begrenzt, die den Zugang zu ihr sehr erschweren; die Insel ist deshalb auch von den Schiffern sehr gemieden, und nur selten und gegen hohen Lohn entschließen sie sich zur Fahrt dahin. Sie gehört zu den größten, nicht aber zu den fruchtbarsten Inseln Dalmatiens. Ihre Länge geht von Ostsüdost nach Westnordwest und beträgt 30 Miglien, bei einer zwischen 2 und 3 Miglien wechselnden Breite. Sie ist mit Felsen und Bergen bedeckt, die, wie man schon an den Ufern wahrnimmt, in den seltsamsten, verworrensten Gestalten sich aufthürmen und nach allen Richtungen hin zerissen, zerklüftet und durchhöhlt sind. Alles deutet vulkanischen Ursprung an, und die Fabeln über diese Insel aus der ältesten Zeit sind Belege für eine ungewöhnliche Entstehung derselben; die Grotte Ostrosavizza aber soll der Wohnort der Nymphe Melita gewesen seyn, von welcher die Insel den Namen trägt. Als einen sichern Beweis für den vulkanischen Ursprung M.'s, wird die in den Jahren 1822, 1823 u. 1824 hier vorgekommene akustische Naturerscheinung angeführt. Man hörte nämlich von Zeit zu Zeit einen Knall, welcher einem entfernten Kanonenschusse ähnlich, und zuweilen von Erschütterungen der Insel begleitet war. Am stärksten äußerten sich diese Detonationen im September 1823, wo die Bewohner ihren unvermeidlichen Untergang vor sich zu haben glaubten. Die einzige fruchtbare Gegend der Insel ist ein fast im Mittelpunkte gelegenes Thal, Babinopoglie genannt, nach dem daselbst befindlichen Orte, welches jedoch kaum 2 Miglien lang und eine halbe breit ist. Die Hauptprodukte desselben sind Wein und Oel, welche beide hier vorzüglich gedeihen. Außer diesen gibt es Obstfrüchte verschiedener Art, hauptsächlich Feigen und Datteln. An Häfen hat M. zwei, die geräumig und schön, aber dessen ungeachtet nicht besucht sind. Es sind dies im Westen der Hafen Palma beim gleichnamigen Ort, im Norden der Hafen Palazzo, so benannt nach einem unweit davon

gestandenen Palaste, den ein Sicilier, Namens Agesilaus Anazarbäus, der zur Zeit des Kaisers Septimius Severus auf M. als Verbannter lebte, erbauen ließ, von dem aber jetzt nur noch wenige Trümmer übrig sind, die auf manchen Landkarten fälschlich „Ruinen des Theaters des Agesilaus" genannt sind. Sein Sohn Appianus Anazarbäus soll hier sein Gedicht über den Fisch- und Vogelfang geschrieben haben, welches dem Kaiser Caracalla so wohl gefiel, daß er dem Vater und dem Sohn die Freiheit schenkte. Außer den genannten Merkwürdigkeiten verdient hier auch ein unweit Babinopoglie befindlicher See erwähnt zu werden, dessen Wasser, obschon 2 Miglien vom Meer und dessen Niveau gelegen, dennoch einen salzigen Geschmack hat. Der See hat etwa eine Miglie im Umfang und ist an seinen Ufern mit einer Menge Seepflanzen bedeckt, obschon sein Bett felsig ist. Die Melitenser sind gesunde, rüstige und sehr religiöse Leute, die weder Arbeit, noch die Gefahren scheuen, denen sie sich täglich unterziehen müssen, um ihr Leben zu fristen. Die meisten von ihnen sind Schiffer, aber sie sind dabei auch emsige Landwirthe oder verdingen sich zuweilen als Feldarbeiter auf dem Festlande, wo man ihnen vor den Eingebornen stets den Vorzug zugesteht, obgleich auch unter ihnen manche Verschiedenheit des Charakters wahrzunehmen ist. Vergl. Partsch, Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel M., 1826.

Melede (Meledaena, Meledesis, Meledon, Meledone, Med.), die Sorge, Sorgfalt, gehörige Besorgung, wie die ärztliche Besorgung des Kranken seyn soll.

Melegnano, ital. Flecken, lombardisch-venetian. Kgr., Deleg. Mailand, südöstl. von Mailand am Lambro; Handel mit Getreide, Flachs, Vieh, Käse; 3000 Einw.

Meleitschizü, russ. Ort, Gouv. Grodno, nordwestl. von Kobrin.

Melek (arab.), 1) König; — 2) Engel, s. Mohammedanische Religion.

Melekket od. Kenet, auch Kent, in Aegypten und Abyssinien einheimische, aber nur von dem Militär oder Kriegern überhaupt gebrauchte Trompete, welche aus Rohr verfertigt wird, eine Länge von 5 Fuß 4 Zoll und eine Oeffnung von weniger als einem halben Zoll hat. Die Stelle der Stürzen an unsern Trompeten vertritt ein rnndes Stück von einem Kürbis, welches am Ende des Rohres befestigt und mit kleinen Glöckchen an der Außenseite verziert ist. Das ganze Instrument ist mit Pergament überzogen und gibt nur einen einzigen, aber sehr starken, fürchterlichen Ton. Eine Beschreibung dieses Instrumentes findet man in einem Briefe des James Bruce an Burney, in welchem er Folgendes darüber sagt (nach Forkels Uebersetzung in seiner Gesch. Th. 1, S. 85). „Bei Märschen, ehe der Feind noch gesehen wird, wird diese Trompete nur mäßig geblasen, nachher aber stark und so heftig, daß sie die abyssinischen Soldaten ordentlich in Wuth und Raserei versetzt. Unbekümmert um ihr Leben, werfen sie sich dann mit der größten Hitze auf den Feind. Ich habe oft in Friedenszeiten versucht, welche Wirkung der Klang dieses Instrumentes auf die Eingebornen machen würde, und gefunden, daß Niemand, der ihn hörte, ruhig sitzen bleiben konnte, sondern Jedermann aufstehen und so lange in Bewegung bleiben mußte, als die Trompete geblasen wurde."

Melekhovskaia, russ. Flecken, Gebiet der donischen Kosacken, nordöstl. von Tscherkask, am Don.

Melem od. **Mehlem, Hans van**, Maler zu Köln, ein vorzüglicher Künstler, der aber erst vor wenigen Jahren wieder bekannt wurde, dies durch die Bemühungen der Herren Boisserée. Sie entdeckten seinen Namen auf einem von Melem selbst gemalten Bildnisse. In der k. bayerischen Sammlung sind die meisten Bilder dieses Künstlers, gegen 1530 gemalt, in der Art des J. Schoreel. Mehre seiner Werke sind durch die Lithographie bekannt. Den heil. Johannes mit dem Kelche, aus welchem eine Schlange trinkt, jetzt in der k. Pinakothek zu München, hat Bergmann für das boisseréeische Gallerienwerk lithographirt, so wie Strixner die heil. Helena mit dem Kreuze. Für die bei Cotta erschienene Sammlung: Pinakothek oder Sammlung der ausgezeichnetsten Gemälde der k. Bildergallerie in München, lith. von Strixner, Piloty, Flachenecker und Hohe, sind außer den beiden erwähnten Blättern nachfolgende noch nach M. gefertigt: die heil. Agnes; Maria, Dorothea und Katharina; St. Heinrich; die Kreuztragung und das Bildniß des Künstlers. Im k. Museum zu Berlin ist von M. eine Darstellung der heil. Dreieinigkeit, ein ziemlich schwaches Bild, und das ungemein schlichte, aber naiv lebensvolle Portrait einer ältlichen Frau vom Jahre 1530.

Melemba, Provinz, s. Loango.

Melen nennt Völckel das hypothetische Radikal des Melensulphids; es besteht aus: $C_7 H_3 N_4$.

Melencze, östr.-ungar. Ort, torontaler Gespannsch., südöstl. von Neubetsche.

Melendez Valdez, Don Juan, einer der bedeutenderen spanischen Dichter der neuern Zeit, geb. am 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badajoz, studirte zuerst an der madrider Universität Philosophie, und später, von dem Bischof von Segovia unterstützt, in Salamanca die Rechte. Dort lebte damals der Dichter Cadalso, mit welchem M. bald in genaue Verbindung trat. Diese Verbindung, an welche sich bald noch andere junge Männer anschlossen, war für die Erweckung des Nationalbewußtseins und eines guten Geschmackes in der schönen Literatur Spaniens von der größten Bedeutung. In dieser Zeit schrieb er seine Ekloge „Batilo", in welcher er, den klassischen Mustern der spanischen Literatur sich anschließend, mit großer Einfachheit und Natürlichkeit, aber auch mit eben so viel Reiz und Anmuth das Studenten- und Landleben besang. Dies Gedicht wurde 1780 von der Akademie gekrönt. Durch die Vermittlung Jo-

vellanos, den er 1781 in Madrid kennen lernte, erhielt er eine Professur an der Universität zu Salamanca. Im Jahre 1789 wurde er bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid, und 1797 als Fiskal beim Oberkriminalgerichtshof in Madrid angestellt. Da er in dieser Stellung sich bald als einen glänzenden Redner bewies, so wäre er wohl durch die Gunst des Justizministers Jovellanos rasch emporgestiegen, wenn nicht im folgenden Jahr Jovellanos durch den Friedensfürsten gestürzt und er selbst in seinen Fall mit verwickelt worden wäre. Er wurde zunächst nach Medina del Campo und im Jahre 1800 nach Zamora exilirt. Im Jahre 1802 erhielt er wieder die Erlaubniß zurückzukehren, und nahm nun in Salamanca seinen Wohnsitz. Als das Regiment des Friedensfürsten sein Ende erreicht hatte, ging er nach Madrid zurück und wurde dort sogleich, gegen seinen Willen, ins Parteigetriebe hineingezogen. Murat wußte ihn zu bestimmen, eine Reise nach Asturien zu unternehmen, um dort die Aufregung unter dem Volk zu beschwichtigen. Aber das Volk rottete sich gegen ihn, als einen Vaterlandsverräther, zusammen und führte ihn hinweg, um ihn zu erschießen. Doch entkam er der Gefahr noch glücklich und kehrte nach Madrid zurück. Hier ließ er sich durch Napoleons persönliche Freundlichkeit gewinnen und wurde Fiskal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts. Als die franz. Herrschaft in Spanien zusammenstürzte, sah sich M. genöthigt zu entfliehen und wurde als Vaterlandsverräther proskribirt. Er ging nach Frankreich und starb dort am 24. Mai 1817 zu Montpellier in großer Dürftigkeit. Der Herzog von Frias ließ ihm später zu Montferrier, wo er begraben wurde, ein Denkmal errichten. Seine Gedichte erschienen zuerst in einem Band (Vallad. 1785), dann in 3 Bdn. (Vall. 1797) und nach seinem Tode in einer von ihm selbst vorbereiteten Auflage in 4 Bdn. (Madr. 1820; wieder abgedr. Paris 1832 und Barcellona 1838). Die später hinzugefügten Dichtungen haben bei weitem nicht die Frische und Kraft, wodurch sich seine frühsten so sehr auszeichneten. Eine Auswahl derselben findet man in Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837). Außerdem schrieb er noch „Discursos forenses" (Madr. 1820). Bei den Spaniern führt er gewöhnlich den Namen Restaurator del parnaso, weil sich von ihm und seinen Schülern und Nachahmern die Umkehr der span. Literatur zur alten Einfachheit und Natürlichkeit datirt.

Melenik, europ. türk. Flecken, Macedonien, Sandsch. Kostendil, an der Wistrizza; Seidenbau, Webereien, Gewehrfabr., Messe; 5000 E.

Melenki, 1) russ. Kreis, Gouvern. Wladimir, von der Unscha u. Oka durchströmt; — 2) Hauptstadt das., am Zusammenfluß des Melenka und Unscha; 5000 Einw.

Melensulphid, Zersetzungsprodukt der Ueberschwefelsäure bei 145°, von Völckel entdeckt, bildet sich neben Schwefel, Schwefelblausäure und etwas Schwefelkohlenstoff, und wird erhalten, wenn man den Inhalt der Retorte mit Wasser behandelt, den nicht gelösten Antheil mit verdünnter Kalilauge schüttelt, die braune kalinische Lösung durch eine Säure fällt, und den Niederschlag trocknet. Es ist dunkelbraun, unlöslich in Wasser, wenig löslich in Alkohol, leicht löslich in Kali und Ammoniak und besteht aus $C_7H_4N_4S_6 = C_7H_3N_4S_5 + HS$.

Meleros (span., Entom.), eine noch nicht zoologisch bestimmte, höchst lästige Mückenart (Culex *L.*) in den Orinokoländern, die sich stets auf die Augen setzt.

Meles (a.Geogr.), Küstenflüßchen Ioniens, bei Smyrna fließend, an dessen Quelle man eine Grotte zeigte, in welcher Homer seine Gesänge gedichtet haben sollte, der daher auch den Beinamen Melesigenes erhielt. Sein Wasser hatte große Heilkraft. Man hält es oft fälschlich für das beim heut. Ismir fließende schlammige und schmutzige Flüßchen, da es vielmehr das bei Sedi Kirui entspringende, die Ruinen des alten Smyrna bespülende klare und helle Flüßchen ist.

Meles (Säugeth.), nach Storr, Dachs, Gatt. der Fera carnivora plantigrada, *Cuv.*, der Ordn. der Nagelthiere und der Zunft der Schleicher nach Oken, unter Ursus *L.* Charakter: Die obern Vorderzähne haben so wenig als die Eckzähne, etwas besonderes; Backenzähne sind $^5/_6$, davon oben drei, unten 4 Lückenzähne, der vierte obere und der fünfte untere sind große Reißzähne, die übrigen Höckerzähne. Der Körper ist stark und dick, die Schnauze spitzig, die Nase vorstehend, nackt, die Schenkel kurz, die Füße 5zehig, sohlengängig, die Sohlen nackt, die Nägel an den hintern Füßen kürzer, als an den vordern, welche lang und zum Graben geschickt sind, die Zunge glatt, die Ohren kurz. Thiere von schleppendem Gang und nächtlichem Leben, deren Schwanz kurz, die Finger im Felle versteckt sind, und die sich noch besonders durch einen unter dem Schwanz befindlichen Sack auszeichnen, aus welchem eine fette, stinkende Feuchtigkeit schwitzt. Zwei Arten: 1) M. Taxus *Pall.*, der gemeine Dachs; fr. Blaireau, Taisson; ital. Tasso; engl. Badger., Ursus meles *L.*, Meles vulgaris *Desmar.* Oben weißgrau mit Schwarz gemischt, unten und an den Füßen schwarz; durch die Augen ein schwarzer Streif; Ohren kurz abgerundet; Augen klein, schwarz, blöde; Länge bis zum Schwanze zuweilen über $2^1/_2$ Fuß; Schwanz 7 Zoll; Schwere im Herbste bis 30, ja 40 Pfund. Das Weibchen hat 2 Zitzen an der Brust, 4 am Bauch. Er bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad, das mittlere und nördliche Asien bis zur Lena. Seine Wohnung ist ein unterirdischer Bau, den er zur Nachtzeit ausführt und in dem er, meist ganz einsam, den größten Theil seines Lebens verlebt. Er hat öfters mehr als 10 Röhren, wovon aber nur eine oder zwei gewöhnlich von dem Dachse befahren werden, die übrigen sind theils Flucht-, theils Luftröhren. Die Hauptwohnung im Bau ist der Kessel, zu dem mehrere Röhren führen und der so groß ist, daß er dem Thiere zur Ruhestätte und zur Erziehung der Jungen dienen kann; zu diesem Zweck ist er mit Laub und dergl. weich ausgepolstert, und wird, wie der ganze Bau, sehr reinlich gehalten. Erst

wenn die Nacht eingetreten ist, kommt er hervor, um Nahrung zu suchen. Diese besteht aus Mäusen, Schlangen, selbst giftigen, Bucheckern, Eicheln, Wurzeln von Kümmel, Tormentill, Trüffeln, Rüben, Möhren, Würmern, Insekten, Fröschen. Nach Wasser ist er sehr begierig. Wird er mehre Tage am Saufen verhindert, so säuft er sich dann leicht zu Tode. Beim Saufen steckt er den Mund ins Wasser und bewegt die Kinnlade, als ob er kaute. Im Herbste wird der Dachs äußerst fett, bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Kessel, und geht bei gelinder Wtterung zuweilen aus, um zu saufen. Die Paarungszeit fällt in den November; im Februar bekommt die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbste denselben Bau mit ihr bewohnen. Man kann sie leicht aufziehn und wie Hunde füttern, aber viel Freude erlebt man nicht an ihnen. Der Dachs ist ein langsames, träges, scheues Thier, das aber ein furchtbares Gebiß hat und sich tüchtig damit wehrt. Die Jäger wollen zwei Arten unterscheiden: Hundsdachse u. Schweinsdachse, doch fehlen unterscheidende Kennzeichen. Nutzen. Das Fleisch des Dachses ist eßbar und wohlschmeckend; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, gern zu Jagdtaschen, Kofferüberzügen und dergl. verarbeitet. Die Fuhrleute führen die Dachsfelle auf den Kumten ihrer Pferde. Die Dachshaare geben Pinsel. Ehedem war das Fett und das getrocknete Blut, Axungia et Sanguis Taxi, Dachsfett, Dachsblut, in den Apotheken gebräuchlich und sollte vorzüglich wirksam sein. Das Fett liegt im Spätherbst oft gegen 3 Finger dick auf dem Rücken und wiegt 5—7 Pfund. Es ist gelblichweiß, riecht ganz so wie Gänsefett, und ist von ziemlich flüssiger, fast ölartiger Konsistenz mit sehr kleinen griesähnlichen Körnchen gemischt. Bei einer Temperatur von 31° Réaum. Cal. wird es vollkommen flüssig. Man kann daraus eine sehr schöne, reinweiße Sodaseife bereiten. Es liefert auch ein gut brennendes Lampenöl; man braucht es auch dazu, um dunkelfarbige Flecken an Pferden zu bleichen; denn es macht die Haare weiß.— Dachsjagd, Dachsfang. Diese wird dann gehalten, wenn der Dachs an Leib und Fell am besten ist, nämlich im Oktober und November. In der Jägersprache bedient man sich beim Dachse folgender Ausdrücke: Schweiß statt Blut; Wildbret statt Fleisch; Läufe statt Füße; Seher statt Augen; Lauscher statt Ohren; Gebiß statt Zähne; Fänge statt Eckzähne; Schwarte statt Haut; Ruthe oder Pürzel statt Schwanz; seine Nahrung heißt Weide; sein Gehen Traben; seine Paarungszeit Rollzeit; seine Wohnung Bau, mit Einfahrten, Röhren (Geschleife) und Kessel. Er verklüftet sich, wenn er sich im Bau verschanzt. Der Dachs wird auf verschiedene Art gejagt. Auf dem Anstande schießt ihn der Jäger, indem er sich an einem mondhellen Abend, oder vor Sonnenaufgang in der Nähe des Baues hinter einem Baume oder Busche, oder, was besser ist, auf einem Sitze, der in den Aesten eines Baumes bereitet ist, verbirgt. Soll die Jagd gelingen, so muß der Windzug vom Baue her nach dem Jäger zu gehen, und letzterer muß sich äußerst ruhig verhalten. Kommt der Dachs aus dem Baue, so poltert er erst, indem er im Ausgange sich den Pelz ausschüttelt; der Jäger macht sich nun fertig, schießt aber nicht eher, als bis er erst einige Schritte vom Baue entfernt ist. Oft fährt aber dennoch der verwundete Dachs in den Bau zurück und geht verloren, weil man ihn nicht ausgraben kann; denn öfters ist der Bau zwischen Felsstücken und Wurzeln großer Bäume angebracht. Bei der Dachshetze bedarf man einer Dachshaube, d. h. eines sackförmigen, starken Netzes, das sich vorn mit einem eisernen Ring von 5 Zoll Durchmesser, hinten mit einer weiten Oeffnung endet, durch deren Maschen eine 12 Ellen lange Leine gezogen wird. Nachdem der Jäger in einer mondhellen Nacht beobachtet, daß der Dachs seinen Bau verlassen hat, verstopft er mit Reisholzbündeln oder Steinen alle Nebenröhren, steckt dann in die Haupteinfahrt das Ringende der Dachshaube, breitet die äußere Oeffnung derselben aus, befestigt sie mit kleinen Pflöckchen und legt auch die Zugleine an einen Pflock. Darauf holt er Hunde, bringt sie auf die Spur des Dachses, und erlegt entweder den Dachs vor den Hunden, oder eilt ihm zu seinem Baue nach, und zieht ihn, wenn er in die Dachshaube gefahren ist, schnell hervor, um ihn todt zu schlagen. Oft fängt man ihn im Tellereisen; dies muß sehr stark, aber die Bügel so niedrig seyn, daß sie in der Röhre frei zuschlagen können. Es wird erst mit heißem Wasser gereinigt und im Nadelholze mit jungen Zweigen der Nadelbäume, im Laubholze mit Laub abgerieben. Am Tage, während der Dachs im Baue ist, macht man nun in der Haupteinfahrt, nachdem die Nebenröhren gut mit Reisig verstopft sind, einen Einschnitt, in den es genau paßt, legt es hinein, macht auch eine Rinne für die Kette, an der es befestigt ist, schlägt auch diese mit einem Pflocke fest, füttert dann die leeren Räume des Eisens locker mit Laub aus und bedeckt das Ganze leicht mit Erde, so daß alles eben wird, worauf man überhaupt noch alle Spuren des Geschehenen hinwegschafft. Gewöhnlich erst in der zweiten oder dritten Nacht wagt sich der Dachs hervor und fängt sich. Beim Ausgraben des Dachses verfährt man, wenn es das Erdreich gestattet, folgendermaßen: Man geht am frühen Morgen mit 1 oder 2 Dachshunden aus, läßt den besten davon in die Röhre, die am meisten befahren scheint, und horcht, ob er laut wird; ist dies, so legt man sich mit dem Ohre auf die Erde und sucht den Fleck zu finden, unter dem der Hund liegt. Noch wartet man ab, ob der Hund an der Stelle bleibt, wo er einmal vorliegt; läßt auch nur in dem Falle einen zweiten hinein, wenn man im Baue ein starkes Gepolter vernimmt, welches anzeigt, daß der Hund überwältigt wird. Jetzt macht man von oben einen Einschlag (Kasten), der sich über die Röhre hinzieht, und zwar so, daß man hoffen kann, gerade vor dem Hunde auf die Röhre zu kommen, wirft auch alle ausgegrabene Erde so heraus, daß sie hinter dem Hund zu liegen kommt. Bleibt während der Arbeit der Hund

fest liegen, so arbeitet man, wenn man seinen Laut schon deutlich und nahe vernimmt, sehr behutsam, öffnet die Röhre, nimmt den Hund wo möglich heraus, und verstopft den Platz, wo er gesessen hat. Erblickt man nun den Dachs, so packt man ihn mit einer langen eisernen Zange, zieht ihn hervor und tödtet ihn durch einige Schläge über die Nase. Sieht man den Dachs aber nicht, so schickt man den Hund wieder hinein, und arbeitet nach, bis man doch endlich des Dachses habhaft wird. Die beste Art, den Dachs zu fangen, ist folgende: Man errichtet neben dem Dachsbau einen künstlichen Bau, welcher nur aus einer Röhre besteht, die in einem Bogen, hufeisenförmig, doch so angelegt wird, daß die beiden Enden der Röhre vorn nur einen gemeinschaftlichen Eingang haben. Der hinterste Theil dieser Röhre kann, als Kessel, etwas erweitert werden, muß aber jedenfalls ein wenig höher liegen, als der Ausgang, damit sich kein Wasser ansammle. Bei der Anlage wird die Röhre etwa 2½ Fuß tief und eben so breit ausgegraben, und, wenn man Steinplatten zur Hand hat, sowohl zu beiden Seiten damit ausgesetzt, als auch damit bedeckt. Die Seitenplatten läßt man gern noch etwa 6 Zoll tiefer in die Erde ein, damit Dachse und Füchse nicht so leicht nebenaus graben. Die obere Steindecke wird etwa eine Hand tiefer, als die äußere Erdbodenfläche angebracht und durch Erdbedeckung derselben gleich gemacht. Hat man keine Steinplatten, so legt man die Seitenwände der Röhre nicht aus, bildet aber oben eine Decke von Aesten, die, etwa eine Hand breit von einander entfernt, quer über liegen, und mit Reisig und dann vollends mit Erde überworfen werden. Ist nun der Dachs des Nachts auf die Weide gegangen, so schleicht man sachte zu seinem Bau, verstopft alle Einfahrten fest mit Reisbündeln und entfernt sich. Kommt er zurück und findet sein Häuschen verschlossen, so kriecht er in den Kunstbau, aus welchem er am Tage mit geringer Mühe vom Jäger herausgeholt wird. Der Dachs ist für den Jäger wichtig, und es muß ihm daher auch sehr angenehm seyn, ein Mittel zu kennen, welches ihn in Stand setzt, die auf seinem Reviere befindlichen Dachsbaue zu schonen. Man kann selbst Kunstbaue so tief anlegen, daß ein Dachs darin überwintern kann. — Schreber, Säugeth., Taf. 142. 2) Mel. labradorus *Sab.*, Ursus labradoricus *L.*, Taxus labradoricus *Say.*, amerikanischer Dachs, engl. Amerikan Badger, franz. Brairo, Siffleur. Ist vom europäischen sehr verschieden, die Behaarung ist lang, fein und weich, beim europäischen grob; der Schwanz ist kürzer. Die Rückenfarbe ist fleckig-grau, indem die Haare an der Wurzel braun, dann schwarz geringelt, an der Spitze weiß sind. Von der Nase an läuft über die Augen ein schmaler, schwarzer Längsstreif bis auf den Rücken, um das Auge ein schwärzlicher Ring, und von den Ohren ein schwärzlicher Fleck; Gesicht, Kehle und ganzer Unterleib weiß, die Beine dunkelbraun. Körperlänge 2 Fuß, 2 Zoll; Schwanzlänge 3 Zoll. In Nordamerika in Ebenen. Im Jahr 1818 wurden 15000 amerikanische Dachsfelle nach Europa gebracht. Schreber, Taf. 142. Die in einigen Knochenhöhlen Frankreichs vorkommende Reste dieser Gattung lassen sich von M. taxus nicht unterscheiden.

Mêles (franz., angew. Bot.), in Guiana die Früchte von Loreya arborescens und Blakea quinquenervis.

Meles (a. Gesch.), um 730 v. Chr. König von Lydien.

Melesagoras (griech. Liter.), sehr alter griechischer Geschichtschreiber, aus Chalcedon, welchen Dionysius Halic. mit Hecatäus, Acusilaus, Charon u. A. zusammenstellt.

Melesander (griech. Gesch.), athenischer Feldherr, im J. 430 gegen Karien und Lycien mit 6 Schiffen ausgesandt, fällt in Lycien.

Meleschwitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 490 Einw.

Melesermus (griech. Lit.), Sophist in Athen, welchem bei Suidas und Eudocia zahlreiche Briefe beigelegt werden, wie 10 Bücher Hetärenbriefe, ein Buch von Briefen der Bauern, ein anderes von Köchen, von Feldherrn und von Tischgenossen.

Melesias (griech. Antiq.), Hieronike und Lehrer der Gymnastik auf Aegina, wahrscheinlich aus Athen gebürtig. Er hatte zu Nemea im Ringen der Jünglinge und im Pankration der Männer gesiegt, daher er sich auch vorzüglich als Lehrer in diesen Kampfarten und im Wettlaufe auszeichnen mochte, zumal da diese von den Aegineten ganz besonders getrieben wurden. Sein Lob singt Pindar. Der Sieg des Aegineten Alcimedon war der dreißigste von denen, welche überhaupt Schüler des Melesias gewonnen hatten. Die Zeit seiner nemeischen Siege läßt sich nicht genau bestimmen.

Melesigenes, s. Meles.

Melesse, franz. Dorf, Dep. Ille-Vilaine Bez. Rennes; 2810 Einw.

Melesses (a. Geogr.), Völkerschaft in Hispania Bätica, in einer fruchtbaren und an Silber reichen Gegend, welcher die reiche Stadt Oringis gehörte, (wahrscheinlich zwischen Monclova und Ximena de la Frontera zu suchen).

Mele, sur Sarthe, franz. Flecken, Depart. Orne, Bez. Alençon, an der Sarthe; 1740 E.

Melesville, Anna Honoré Joseph, Baron Duveynier, gen. M., geb. 1787 zu Paris, studirte die Rechte, wurde 1809 Advokat, arbeitete aber seit 1815 für die Theater der Boulevards. Die bedeutendsten unter seinen vielen Stücken sind: „Aben hamet" (Melodrama 1815); — Les Mexicains (Melodrama, 1816); — l'Jncognito (Komödie 1816); — Les deux secrets (Komödie 1819); — La jeune tante (Kom. Oper 1820); — La première entrevue (Komödie 1821); — Le precepteur dans l'embarras (Vaudeville 1823); — zugleich mit Scribe verfaßte er Valerie (Komödie, 1822); — Leiceloter (Oper, 1823); — La Debutante (Oper 1824); — Leocadie (Oper 1824); — Le secrétaire et cuisinier 1821); — Coraly (1824); — Le medicin des dames (1825); — La demoiselle á marier (1826); — L'ambassadeur (1826).

Melet (franz., Ichthyol.), 1) s. v. a. Sprotte, Clupea Sprattus *L.*; — 2) s. v. a. Engraulis Meletta *Cuv.*

Melete (griech. Mythol.), eine der vier Musen, welche Töchter des zweiten Zeus waren.

Melete (Med.), s. v. a. Meledon, besonders bei Hippokrates an vielen Stellen; die Last, Mühe.

Meletemata (griech.), öfter vorkommender Büchertitel, s. v. a. sorgfältige Studien, Untersuchungen.

Meletianer (Kirchengesch.), s. Meletius 1).

Meletianisches Schisma, s. Meletius 1) 2) 3).

Meletianische Streitigkeiten, s. Meletius 1) 2) 3).

Meletischer Meerbusen (a. Geogr.), s. v. a. Meleti Sinus.

Meleti Sinus (a. Geogr.), kleiner Golf des ägäischen Meeres bei Smyrna, in welchen sich das Flüßchen Meles ergoß.

Meletitschi, russ. Flecken, Gouv. Grodno.

Meletium, Stadt, s. v. a. Meaux.

Meletius, 1) Bischof von Lycopolis in Thebais zu Anfang des 4. Jahrhunderts, hatte in der ägyptischen Kirche als Metropolit den ersten Rang nach dem Bischof von Alexandria und ging demselben bei allgemeinen Kirchenangelegenheiten häufig zur Seite. Er stand an der Spitze einer strengen Partei, welche behauptete, Alle, welche irgendwie die christliche Glaubenstreue verletzt hätten, müßten bis nach völlig wieder hergestellter Ruhe von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen bleiben und es dürfe ihnen erst dann, wenn sie bis dahin aufrichtige Reue bewiesen hätten, nach Verhältniß ihrer Versündigung Vergebung zu Theil werden. Mildere Grundsätze verfocht dagegen der Bischof Petrus von Alexandria, indem er in einem im J. 306 an die ägyptische Kirche erlassenen Hirtenbriefe mehr auf die Gesinnung als auf die äußere Handlung Rücksicht genommen wissen wollte und diejenigen milder beurtheilte, welche, bloß der körperlichen Schwäche unterliegend, durch die Gewalt der Martern zur augenblicklichen Verleugnung Christi sich hatten zwingen lassen, was sie nachher tief bereuten. Als nun M. aus dem Kerker, in welchen er seines Glaubens wegen geworfen worden, entlassen worden war, benutzte er seine Autorität als zweiter Metropolit der ägyptischen Kirche während der Abwesenheit des Bischofs Petrus, den er als Konfessor wegen seiner Flucht verachten zu können glaubte, und durchreiste den ganzen Kirchensprengel des alexandrinischen Patriarchen, ganz nach seiner Willkühr Ordinationen und Exkommunikationen vornehmend und die Amtsgewalt derjenigen nicht anerkennend, welchen der Bischof Petrus die Leitung der verwaisten Gemeinden übertragen hatte. M. und seine Anhänger (Meletianer), rühmten sich sogar, die reine Kirche der Märtyrer darzustellen. Als vier ägyptische Bischöfe unter den gefangenen Konfessoren sich nachdrücklich gegen dies eigenmächtige Verfahren des M. erklärten, nahm derselbe darauf keine Rücksicht. Deßhalb erließ der Bischof Petrus ein Schreiben an die alexandrinische Gemeinde, worin er Allen gebot, die Gemeinschaft mit M. zu meiden, bis er die Sache mit anderen Bischöfen genauer untersucht haben werde. Nach seiner Rückkehr aber schloß er den M. als einen Störer des kirchlichen Friedens von der bischöflichen Amtsverwaltung und der Kirchengemeinschaft aus. Diese Spaltung (meletianisches Schisma), ward durch den Märtyrertod des Bischofs Petrus im J. 311 nicht ausgeglichen. Daher suchte das Koncil von Nicäa die Sache zu vermitteln und zwar auf eine sehr milde Weise, indem es verordnete, daß zwar M., weil seinem unruhigen Charakter nicht zu trauen sey, nur als Titularbischof ohne amtliche Befugnisse sich zu Lycopolis aufhalten und fernerhin durchaus keine Ordination weder in der Stadt, noch auf dem Lande vollziehen solle, daß aber doch die von ihm ordinirten Geistlichen im Besitz ihrer Aemter bleiben und nur den anderen durch den alexandrinischen Bischof ordinirten im Range nachstehen sollten. Aber trotz dieser Vermittlungsversuche und ungeachtet des Todes des M. i. J. 326 dauerte die meletianische Spaltung, welche durch den bald ausbrechenden arianischen Streit neue Nahrung fand, noch bis ins 5. Jahrhundert fort. — 2) Bischof von Sebaste um 350—360, ward, als im J. 360 der arianische Bischof Eudoxius das antiochenische Bisthum abgab, um Bischof von Konstantinopel zu werden, nach langem Streite zum Nachfolger desselben erwählt. Er war zwar der nicänischen Lehre zugethan, oder neigte sich wenigstens zu derselben hin; aber er gehörte nicht zu den Zeloten, welche das Wesen des Christenthums in diese oder jene Glaubensformel setzten. Weil nun die arianische Partei sich in ihrer Erwartung, M. werde, wenn er bisher neutral gewesen, jetzt zum Danke für das ihm übertragene ansehnliche Bisthum in seinen Predigten sich offen zum Arianismus bekennen, getäuscht sah, so entsetzte und exilirte sie ihn, nachdem er sein Amt kaum einen Monat verwaltet hatte. Aber auch von der streng nicänischen Partei der Eustathianer, die unter dem von der antinicänischen Partei entsetzten Bischof Eustathius eine abgesonderte Kirchenpartei bildeten, ward M., weil er nicht zu den blinden Eiferern gehörte und sich von der arianischen Partei zum Bischof hatte einsetzen lassen, verworfen. Das alexandrinische Koncil sandte zwar den Lucifer von Cagliari zur Ausgleichung dieser Streitigkeiten nach Antiochien, aber dieser sah in M. bloß den Arianer und ordinirte den Presbyter Paulinus, das Haupt der Gegenpartei, zum Bischof. So ward der Grund zu einer Spaltung gelegt, die sich lange fortpflanzte und durch die allgemeine Theilnahme daran bedeutsame Folgen hatte, denn die abendländische und die alexandrinische Kirche erklärte sich für Paulinus, die orientalische aber größtentheils für M. Als Letzterer im J. 381 zu Konstantinopel †, hörte darum die Spaltung nicht auf, sondern zog sich ebenfalls bis ins 5. Jahrhundert hinein. — 3) Bischof von Mopsuestia in der 1. Hälfte des 5. Jahrh., zelotischer Anhänger des Nestorius und

Gegner Cyrills (s. Cyrillus), erklärte sich mit Alexander von Hierapolis auf dem Koncil zu Ephesus gegen den unbedingten Gebrauch des Prädikats „Gottesgebärerin" (θεότοκος), von Maria und verlangte von Cyrill ausdrücklichen Widerruf seiner Anathematismen, ward auf seines Gegners, des Patriarchen Johannes von Antiochien Veranstaltung seines Amtes entsetzt und als Uebertreter der kaiserlichen Gesetze und Ruhestörer nach Melitene in Armenien verbannt, wo er um 440 †. — 4) Phrygischer Mönch, lebte zu Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrh., schrieb in griechischer Sprache de natura hominis, lat. herausgegeben von Petreius, Venedig 1552, griech. von F. Ritschel, Bresl. 1837.

Melette (Pomol.), Feigensorte, s. Ficus Carica *L.*

Meletus (griech. Gesch.), 1) oligarchisch gesinnter Athener, Genosse des Emphiletus, in den Hermokopiden-Prozeß verwickelt, im Dienste der Dreißig, namentlich gegen Leon, tritt während der attischen Unruhen im J. 403 mit König Pausanias in Verbindung und geht privatim mit Cephisophon nach Sparta, um Friedensvermittlung zu erbitten. — 2) M., einer der drei Ankläger des Socrates aus dem Demus Pitheus. Er scheint zur Zeit dieser Anklage, bei der er im Namen der Dichter aufgetreten war, noch jung gewesen u. auch jung gestorben zu seyn, wenn die Nachricht glaubwürdig ist, daß die Athener bald nach des Socrates Hinrichtung dessen Verurtheilung bereut und seinem Ankläger darum dasselbe Loos bereitet, ja ihn sogar gesteinigt hätten. In der Komödie wurde er verspottet. Daß er ein Redner gewesen sey, berichtet Suidas und bezeichnet ihn auch als Verfasser von Tragödien; auch nennt der Scholiast des Plato eine Tragödie (Οἰδιπόδεια), welche in demselben Jahr, wie die Störche des Aristophanes, zur Aufführung gekommen. Der Scholiast bezeichnet ihn als einen matten und schlechten Dichter. Außerdem scheint er Skolien und erotische Lieder gedichtet zu haben. Hieraus erhellt, warum M. als Vertreter der Dichter bei der Anklage des Socrates genannt wird.

Meleus (Entom.), nach Megerle, Untergatt. von Curculio *L.*

Mélèze d'Europe (franz., Bot.), s. v. a. gemeiner Lärchenbaum, Larix europaea *Mill.*, — Pinus Larix *L.*; — Mélese du Levant, s. v. a. Pinus Cedrus *L.*; — Mélese noire, s. v. a. kleinzapfiger Lärchenbaum, Pinus microcarpa *L.*

Melez-Ghird, asiat.-türk. Stadt, südöstl. von Erzerum, am Murad-Tschai.

Melfel, s. Melpis.

Melfi, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, im nördlichsten Theile der Provinz, unweit des Ofanto; Bischofssitz, Schloß, Kathedrale; 6 Kirchen, 8 Klöster, Weinbau; 8000 Einw. — Geschichte. M. soll zur Zeit Konstantins des Großen gegründet worden seyn, ward 1041 von den Normanen besetzt, und zwar in der Weise, daß jeder ihrer 12 Anführer eine Straße der Stadt erhielt. Da unter diesen Häuptlingen Zwistigkeiten ausbrachen, so ward Athenulf, der Bruder des Fürsten Pandulf III. von Benevent zum Herzog von M. erhoben, aber schon 1042 mit einem Geldgeschenk abgefunden und weggeschickt. Nachher besaßen die Acciajoli eine Zeit lang die Stadt M., welche von der Königin Johanna von Neapel zur Grafschaft erhoben ward. Später beherrschten diese die Caraccioli und zwar als ein Fürstenthum; da aber Johann III. von Caraccioli des Kaisers Karls V. Partei verließ und zu dessen Gegner Franz I. von Frankreich hielt, so nahm ihm jener M. ab und belehnte (1535) das Haus Doria damit. Im J. 1694 ward M. zum Theil durch ein Erdbeben verwüstet.

Melford-Long, brit. Dorf und Kirchsp., England, Grafsch. Suffolk, nördl. von Sudbury, am Stour; 3200 Einw.

Melgaço (Geogr.), 1) portug. Stadt, Prov. Entre Douro e Minho, befestigt, nordöstl. von Braga, am Minho, mit Kastell; Schaf- und Schweinzucht, vorzügliche Schinken; 850 Einw. — 2) südamerikan. Villa, Brasilien, Prov. Para, an der Mündung des Anapu.

Melgar, 1) M. de Arriba, span. Flecken, Königr. Leon, Prov. Valladolid, am Zea; 540 Einw.; — 2) M. de Fernamental, Flecken das., Königr. Alt-Kastilien, Prov. Burgos, am Pisuerga, Gerberei; 2780 Einw.; — 3) M. de Yuso, Flecken das., Königr. Leon, Prov. Valencia, am Pisuerga; 580 Einw.

Melgast, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 150 Einw.

Melgershausen, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Melsungen, Amt Felsberg; 320 Einw.

Melgone (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Mays, Zea Mays *L.* Mais vulgaris *Dec.*

Melgven, franz. Dorf, Dep. Finistere, Bez. Quimperlé, Papierfabrik; 2030 Einw.

Melhafa, afrik. Ort, Tripolis, auf der Westküste des Busens von Sidra.

Melham, asiat. Flecken, Arabien, Nedsched, nördlich von el-Derreyeh.

Melhania (Bot.), nach Forskal, Gatt. der Geraniaceae Byttnerieae *Rchb.* Sträucher in Südafrika, Ostindien und auf St. Helena; von 12 Arten bekannteste: M. Erythroxylon *R. Br.*, Dombeya Erythroxylon *Willd.* St. Helena.

Melhem, Emir der Drusen 1740—1759; s. Drusen, Gesch.

Melhut (Lhota), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Kaut; 780 Einw.

Melhutka (Lhotka), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 120 Einw.

Melhuus, norweg. Kirchspiel, Söndre-Trondhjiems-Amt südlich von Drontheim; 3900 Einw.

Meli (Geogr.), afrik. Fluß, Abyssinien, kommt aus Lasta, und durchfließt, östl. gewendet, den nördl. Theil von Angote; ist wenig bekannt.

Meli, (Biogr.), Giovanni, geb. 1740 zu Palermo, zeichnete sich schon früh als Dichter aus. Er widmete sich der Arzneikunde u. lebte seit 1763 als praktischer Arzt in Cenisi. Im J. 1793 erhielt er von Ferdinand IV. eine Pension, nachdem er sich die Liebe seiner Landsleute in einem hohen Grade erworben hatte. Er † 1815. Seine gesammten Werke (darunter Don Quixote, Gedicht

in 12 Gesängen) erschienen 1830 (2. Aufl. 1839) zu Palermo in 8 Bdn.

Melia, I. (a. Geogr.), Stadt in Karien; — II. (griech. Myth.), Name mehrer Nymphen: 1) Oceanide, von Apollo geraubt, und zur Mutter des Ismenius und Tenerus gemacht; verehrt in dem thebanischen Apollotempel Ismenion; — 2) Oceanide, von Inachus Mutter des Phoroneus und Phegeus; — 3) Oceanide, von Silenus Mutter des Pholus; — 4) Oceanide, von Poseidon, Mutter des Amycus; — 5) Meliä oder Meliades (Melische Nymphen), Ammen des Zeus, nach Hesiod Theog. 187 mit den Erinnyen und Giganten aus den Blutstropfen entstanden, welche Gäa von dem an seinen Genitalien verwundeten Uranus auffing.

Melia (Bot.), nach Linné, Zedrach, Gallenhiefe nach Oken, Gatt. der Meliaceae *Juss.*, der Hesperideae Melieae *Rchb.*, Decandria monogynia *L.* Charakter: Kelch fünfzähnig; Korolle fünfblättrig; Nectarium cylindrisch, oben gezahnt, im Schlunde die Antheren tragend; Steinfrucht mit einer harten, fünffächerigen Nuß. Gegen 14 Arten, Bäume und Sträucher, meist in Ostindien, einige in Westindien; wichtigste: 1) M. Azedarach *L.*, gemeiner Zedrach, Paternosterbaum, franz. Faux Sycomore, Arbre saint, Arbre á chapelet: Blätter doppelt gefiedert; Blättchen glatt, eingeschnitten, oft 5- oder vieltheilig; Blüthen hellviolett oder bläulich, mit dunklem Nektarium, traubenständig. Ein 10—20 Fuß Fuß hoher Baum oder Strauch des mittleren und südlichen Asiens, der nach Südeuropa und den südlichen Staaten Nordamerikas gebracht wurde und daselbst verwildert ist. Alle Theile desselben schmecken bitter, bewirken in größern Gaben leicht Schwindel, Eckel, Erbrechen, Durchfälle, Krämpfe, und selbst den Tod, sind aber in kleiner Gabe ein kräftig-eröffnendes und wurmwidriges Mittel. In letzterer Beziehung benutzt man in Asien und Amerika die Wurzel, die Rinde und die Früchte, hingegen als krampfstillende Mittel und bei Amenorrhöen und bösartigen Fiebern die Blätter und Blüthen. Ehedem kamen die Früchte, Fructus Azedarachiae, Zedrachfrüchte in unsern Officinen vor; jetzt finden sie sich nur in den Officinen Südeuropa's, wo sie, wie die Blätter bei Hautkrankheiten, Krämpfen und nervösen Schmerzen angewendet werden. Die Früchte enthalten ein fettes Oel, das man auspreßt und zum Brennen gebraucht. In Italien benutzt man die fünfeckigen Fruchtsteine zu Rosenkränzen. Cavanill., Mon., Taf. 207. — 2) M. semper virens *Sw.* Blätter doppelt gefiedert; Blättchen etwas runzelig, zerschnitten, oft 7-zählig, ausdauernd, bisweilen gelblich grün; Blüthen zierlich, wohlriechend, bläulich-blaßviolett, in reichen Trauben. Strauch in Westindien, mit gleichen Eigenschaften, daher er auch wie M. Azedarach *L.* angewendet wird. Descourt, Fl. méd. d. Ant. 1, Taf. 46. — 3) M. Azadirachta *L.*, s. v. a. Azadirachta indica *Juss.* — Als Zierpflanzen verlangen die Melien eine fette, lockere Mistbeet- oder etwas lehmig-sandige Rasenerde und eine Durchwinterung an frostfreien Orten. Der Samen wird bald nach der Reife gesäet, feucht und mäßig warm gehalten. Die Gatt. ist der Typus der Meliaceae *Juss.* (s. d.).

Melia (foss. Cephalop.), nach Fischer von Waldheim, s. v. a. Orthoceratites (s. d.).

Meliacea (Bot.), nach Wallich, eine noch nicht genau bestimmte ostindische Pflanzengatt.

Meliaceä (Bot.), nach Jussieu und And., Meliaceen. Dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch vier- bis fünfgliederig; Blumenblätter im Blüthenknopfe meist klappig, zuweilen an ihrem Grunde verwachsen; Staubgefäße meist doppelt so viele, als Blumenblätter, selten in gleicher oder in drei- bis vierfacher Zahl, der innern Seite einer röhrigen Nebenblume aufgewachsen, seltener nur unterwärts einbrüderig; Eierstock drei- bis fünffächerig, mit zweieiigen (selten ein- oder viereiigen) Fächern. Ein Griffel mit 3—5, oft getrennten Narben; Frucht drei- bis fünffächerig (zuweilen auch einfächerig), eine Beere, Steinfrucht oder eine drei- bis fünfklappige Kapsel, mit mittelklappigen Scheidewänden; Fächer ein- oder zweisamig. Samen ungeflügelt, mit und ohne Eiweiß. Keim verkehrt (mit nach oben gekehrtem) Würzelchen. Bäume oder Sträucher. Die Blätter fast immer wechselständig, ungleich paarig- oder doppelt-gefiedert, seltner einfach, ohne Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig, meist in winkelständigen Rispen, Trauben oder Schirmtrauben. Zu dieser Familie werden jetzt 110 Arten (in 27 Gattungen) gezählt, welche, bis auf 5 Arten, nur den Ländern der heißen Zone in der alten und neuen Welt angehören. Die Meliaceen sind besonders durch ihren Blüthenbau merkwürdig, in welchem sich bei den verschiedenenen Gattungen die Bildung der Nebenblume in ihrem Uebergange von der Korolle bis zu den Staubgefäßen deutlich verfolgen läßt. Manche Arten besitzen ein schönes, festes Holz; von einigen liefern die Samen ein zu technischem Gebrauche dienliches, fettes Oel; viele Arten besitzen eine purgirende und brechenerregende, wurmwidrige, oft drastische und giftige Wirkung, während andere krampfstillend wirken und die Früchte einiger Arten mild und eßbar sind. Nach Reichenbach bilden die Meliaceen eine Gruppe der Hesperideae u. zerfallen in drei Untergruppen: a) Melieae genuinae, Typus: Melia *L.*; b) Trichilieae, Typus: Trichilia *L.*; c) Swietenieae, Typus: Swietenia *L.* Nach Oken machen sie einen Theil der Gröpspflanzen oder Hirsen (Kl. 11, Zunft 11.) aus.

Meliacus Sinus, Melias, Melienses, s. Maliacus S. u. s. w.

Méliand, Jean Baptist, Zeichner, Maler und Lithograph zu Paris, ein jetzt lebender Künstler. Er zeichnet Landschaften, die er theilweise auch lithographirt. Eine Sammlung solcher Blätter, die 1822 erschien, hat den Titel: Collection lithographique de vues pittoresques pour servir á l'histoire de la Vendée. M. nahm die Landschaften an Ort und Stelle auf, und verband sich zur lithographischen Ausführung mit andern Künstlern, mit Rénaud, Paris, Faure u. A. Er malt auch Landschaften.

Meliantheä (Bot.), s. unter Melianthus *L.*

Melianthus (Bot), nach Linné, Honigblume, Gattung der Sapindaceae *Rchb.*, der Zygophylleae *Dec.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch fünfblätterig, das untere Blättchen höckerig; vier Blumenblätter; zwischen den beiden untern sitzt das Nektarium; Kapsel vierfächerig. Vier Arten Sträucher; 3 in Südafrika, 1 auf dem Himalaya, mit unpaarig- und herablaufend-fiederschnittigen Blättern, deren Blüthen in reichlicher Menge Honigsaft absondern: — 1) M. major *L.*, große Honigblume, Pimprenelle d'Afrique. Ein 6—10 Fuß hoher Strauch auf dem Kap mit zierlichen, dunkelbraunrothen Blüthen in Trauben. Wenn man diesen Strauch in der Blüthenzeit schüttelt, so soll ein blaßrother, angenehm süß und etwas weinartig schmeckender Honig wie Regen herabfallen. Er wird gesammelt und als nahrhaft und magenstärkend gern genossen. Duh., Arb. ed nov, 6, Taf. 21. — 2) M. minor *L.*, kleine Honigblume. Kleiner als vorige Art; Blüthen zierlich, röthlich, in langen winkelständigen, hängenden Trauben. Der Honigsaft dieser Art ist von schwärzlicher Farbe und übelriechend. Bot. Mag. 301. — 3) M. comosus *Vahl* (Com. rar., Taf. 4), liefert ebenfalls einen schwärzlichen, übelriechenden Honig. — 4) M. himalayanus *Wall.* — Die Gattung ist der Typus der Meliantheae, welche nach Reichenbach eine Untergruppe der Sapindaceae Paullinieae, nach Oken eine Abtheilung der Drosselgröpspflanzen oder Tringeln (Kl. 11, Zunft 3) ausmachen.

Meliapoor, Insel, s. v. a. St. Thomas.

Meliasmus (Mulleus, Tussis serosa jumentorum, Thierarzneik.), der Rotz der Pferde und Lastthiere.

Melibocus Mons (a. Geogr.), Gebirge im Innern Germaniens, oberh. des Seman-Waldes, wodurch ohne Zweifel der Harz und der thüringer Wald angedeutet werden.

Melibocus (n. Geogr.), hessen-darmstädt. Berg, Prov. Starkenburg, Gipfel des Odenwaldes, 1700 Fuß hoch, mit 80 F. hohem Thurm.

Meliböa, 1) Name der Proserpina. — 2) Oceanide, von Pelasgus Mutter des Lycaon. — 3) Gemahlin des Theseus, gebar ihm einen Sohn Ajax. — 4) Ephesierin, Geliebte und heimliche Braut des Alexis, sollte nach dem Willen ihrer Eltern einen andern heirathen. Aus Schmerz darüber verließ Alexis die Heimath, M. aber stürzte sich am Hochzeittage vom Dache ihres Hauses auf die Straße, wurde aber nicht beschädigt, lief ans Meer, sprang in einen Kahn, dessen Stricke sich von selbst lösten und der sie an den Ort brachte, wo ihr Geliebter weilte, den sie gerade beim Mahle antraf. Daher weihte Alexis der Aphrodite Automate und Epidätia einen Tempel.

Meliböa (a. Geogr.), kleine Küstenstadt der thessalischen Landschaft Magnesia, zwischen dem Pelion und Ossa, am Fuß des letzteren, der Sage nach von Magnes erbaut und seiner Gattin zu Ehren benannt, von den Römern unter Cu. Octavius erobert und geplündert. Von ihr hatte der meliböische Purpur seinen Namen, welchen Andere, wohl minder richtig, mit Festus von der kleinen Insel Meliböa, welche die Mündung des Orontes an der Küste Syriens bildete, herleiten. Denn diese Insel ist zu unbekannt, als daß von ihr eine Beiname des Purpurs entlehnt worden sein sollte; dagegen wissen wir, daß sich an der Ostküste des nördlichen Hellas Purpurmuscheln fanden, (wie auch jetzt noch der Fall ist.).

Melica (Bot.), nach Linné, Perlgras, Gattung der Gramineae Festucaceae *Spr.*, *Kunth*, Triandria Digynia *L.* Charakter: Rispe einseitig; Balg zwei-vierblüthig, häutig, oval, so lang, als die Blüthen; ein bis zwei Zwitter, ohne Granne, darüber eine bis zwei verkümmerte Blüthen; Samen frei, glänzend, darum die zwei verwachsenen Blumenblättchen wie Schildchen. Ausdauernde Gräser in allen Welttheilen, gegen 50 Arten, unter den 6 deutschen bekannteste: M. nutans *L.*, gemeines Perlgras. Halm viereckig, 1—2 Fuß hoch, Rispe einfach mit angedrückten Aesten; Aehrchen überhängend, glatt. Fast überall in Bergwäldern, ein gutes Futter für das Wild, Ziegen und Schafe. Soll gut gedeihen auf Torfboden, den man austrocknen will. Host II., Taf. 10. — M. coerulea *L.*, s. v. a. Molinia coerulea *Moench.*

Melicera (Chir.), s. v. a. Meliceris.

Meliceria (Chir.), 1) die dicke, gelbe Geschwürjauche; — 2) die gelbe, zähe Flüssigkeit in Gelenkgeschwülsten; — 3) eine Gelenkgeschwulst selbst.

Meliceris (Chir.), 1) die Honiggeschwulst, der Honigabsceß, eine Balggeschwulst mit honigähnlichem Inhalt, s. Balggeschwulst; — 2) der Honigwabengrind, honigwabenähnlicher Kopfgrind, Melicerum, Tinea favosa.

Melicerita (foss. Zooph.), nach Milne Edwards, s. v. a. Eschara (s. d.).

Meliceritites (foss. Zooph.), nach Römer s. v. a. Vaginopora (s. d.).

Meliceron (Melicerum, Chir.), s. v. a. Meliceris.

Melicerta 1) (Krustac.), nach Risso, Decapodengattung, s. v. a. Lysmata. — 2) (Zoophyt.), nach Schrank, Röhrenrädchen, Gatt. der Infusoria rotifera Floscularia *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: Körper in einer konischen Röhre mit 2 Augen und 4 lappigen Räderorganen, einer vierblättrigen Blumenkrone ähnlich. Bekannteste Art: M. ringens *Schrank*, Serpula (Sabella) ringens *L.*, rothbraun, mit kegelförmigem Futterale; ⅓ Linien lang. Häufig an Wasserpflanzen. — Ehrenb. XLVI. 3.

Melicertes (gr. Myth.), s. Athamas und Ino.

Melicertina (foss. Zooph.), nach Ehrenberg, s. v. a. Melicerita (s. d.).

Melicertum (Zoophyt), nach Cuvier, Gattung der Acalephae Medusidae *Eschscholz*, der Ordnung der Hutquallen nach Oken, unter Medusa *L.* Charakter: Schirm glockenförmig, mit einer einfachen Magenhöhle; Magen röhrenförmig, am Ende vierlappig; vier mit Cirren besetzte Kanäle auf der Innenseite der Scheibe; viele ungleiche Randfühler. Unter

mehren Arten bekannteste: — 1) M. campanulatum *Cuv.*, Medusa campanulata *Eschsch.*, Act. Leopold. N. C. x., Taf. XXX., Fig. 1. Glockenqualle. Scheibe etwas vierkantig, die kurzen Randfühler in vierfacher Reihe, an 160, acht derselben die größten; 1 Zoll hoch; Südsee. — 2) M. penicillatum *Eschsch.*, Akal., Taf. VIII., Fig. 4. Nur 2 Reihen Randfühler. An den Küsten von Kalifornien. — 3) M. pusillum *Cuv.*, Actinia pusilla *Swartz*, in neuen schwedischen Abhandlungen 1788., Taf. 17, Fig. 2. Erbsengroß; Scheibe beutelförmig; Randfühler in 3 Reihen, acht die längsten, acht die kürzesten, sechszehn zwischen beiden in der Mitte. Weltmeer.

Melicheion (Melicheum, Melitocheion, Melitocheum, Chir.), der honigähnliche Ausfluß aus Geschwüren, den Ohren u.s.w.

Melichia, jon. Flecken, Insel Korfu.

Melichronharz (Min.), nach Mohs und Haidinger Phytogenidfamilie aus der Ordnung der Harze, pyramidal, Strich ungefärbt, H. = 2,0—2,5, G. = 1,4—1,6. Gattung: Pyramidales M. (Mellit, Humboldtin, Pigotit.).

Melichrus (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Lysimachiae Epacrideae *Rchb.* Von 4 Arten, Sträuchern in Neuholland, bekannteste: M. rotatus *R. Br.*, Styphelia juniperina *Willd.*

Melici, s. Melos.

Melici, ital. Flecken, Ins. Sicilien, südwestlich von Messina.

Melicocca (Bot.), nach Linné, Honigfrucht, Dotterknippe nach Oken, Gattung der Sapindaceae *Juss.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Blüthen oft getrennt; Kelch viertheilig; Blume vierblätterig, mit 8 Staubfäden auf der Scheibe; Narbe breitheilig; Pflaume zwei- bis dreifächerig, wenig fleischig; Nußschale papierartig, ein Same in gallertartiger Hülle, west- und ostindische Bäume, von 8 Arten ist zu nennen: M. bijuga *L.*, Melicoccus bijugatus *Jacq.* Hoher Baum mit schöner dichtbelaubten Krone, in Westindien u. Caracas. Die Hülle der Samen wird wegen des angenehmen, schleimigen, süß-säuerlichen Geschmacks häufig gegessen. Die Rinde ist adstringirend. Jacq. Amer., Taf. 72. — M. trijuga *Juss.*, s. v. a. Schleichera trijuga *Willd.*

Melicoccus (Bot.), nach Adanson und Jacquin Pflanzengattung. Art: M. bijugatus *Jacq.*, s. v. a. Melicocca bijuga.

Melicope (Bot.), nach Forster, Gattung der Rutaceae *Dec.* Einzige Art: M. ternata *Forst*, Baum auf Neuseeland.

Melicraton (Melicratum, Pharmac.), das Honigmeth, Melikrat, ein Getränk aus Wasser und Honig.

Melicyteä (Bot.), s. unter Melicytus *Forst.*

Melicytus (Bot.), nach Forster, Gatt. der Terebinthaceae *Spr.*, der Capparideae *Rchb.* Zwei Arten: M. ramiflorus *Forst.* und M. umbellatus *Gaertn.*, Sträucher auf Neuseeland. — Die Gattung ist der Typus der Melicyteä, einer Untergruppe der Capparideae Flacourtianeae *Rchb.*

Melida, span. Flecken, Königreich Navarra, Prov. Pampelona, am Aragon; 51 Einw.

Melide, schweiz. Dorf, Kant. Tessin, Bez. Lugano, am Luganer-See; 300 Einw.

Melidila, afrik. Stadt, Tripolis, Oase Aujeleh.

Melidium (Bot.), nach Eschweiler, Straußschimmel, Traubenschimmel, Gattung der Mucorini genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flokken solid, ohne Querwände, ästig; seitliche Aeste tragen kugelige Sporangien, welche je 4 durchsichtige Sporen enthalten. Einzige Art: M. subterraneum *Eschweil.* Rhizom. 33, Fig. 10. Auf Rhizomorpha subterranea.

Melidora (Bot.), nach Noronha, Pflanzengattung. Art: M. pellucida *Noronh.*, s. v. a. Enkyanthus quinque florus.

Melieen (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. Meliaceae *Juss.* Meliaceen.

Melier (franz., Bot.), s. v. a. guianische Ruthenginbel, Blakea quinquenervis.

Melier, vortreffliche Art weißer Weintrauben, die in Poitou erzeugt wird. Man trocknet sie häufig in Backöfen und speist sie im Winter bei Tafel als Konfekt.

Meliglossus (Bot.), nach Schlechtendal, Untergattung von Melanthium *L.*

Melignano, Ort, s. v. a. Marignano.

Meligunis (a. Geogr.), s. v. a. Lipara.

Melik (vom Griech. μέλος, das Lied), der streng-subjektive Theil der Lyrik bei den Griechen, immer in inniger Verbindung mit dem Gesange oder vielmehr mit musikalischer und orchestrischer Darstellung zu denken. Denn Melos ist Lied und kann ohne Musik nicht existiren. In der Geschichte der griechischen Poesie nimmt die Melik die Mitte zwischen dem Epos und dem Drama ein; mit dem Epos ist sie durch die Elegie, mit dem Drama durch den Dithyrambus verbunden. Als eine Kunstgattung aber entstand sie erst, nachdem die Jonier das elegische Distichon eingeführt hatten, und zwar scheidet sie sich dann in die dorische und äolische. Bei den Doriern war in der Menge von öffentlichen Festen mit gemeinsamen Aufzügen unter Musik u. Orchestrik von Alters her ein fester Anknüpfungspunkt für die M. Der Aeolier Terpander gab die festen Normen für die Musik und Texte für den Gesang, und nun wurde das Melos eine Liturgie für die Zwecke des Kultus und des öffentlichen Lebens. Nach und nach ging man von der alterthümlichen Einförmigkeit ab und versuchte neue Stoffversmaße, Rythmen und Melodien. Man theilte die Eine lange Strophe in Strophe und Gegenstrophe (Vertreter dieser Stufe sind Alcman, Stesichorus und Ibycus). Unter den Aeoliern ragen Alcäus und Sappho hervor; sie lieben, wie die äolische M. überhaupt, die schlanke äolische Form, und in dieser Beziehung schloß sich ihnen Anacreon an. Die Zeit der Perserkriege brachte der M. neues, nationales Leben. Pindar, Simonides sind in dieser Hinsicht hauptsächlich zu nennen; außerdem Bacchylides, Corinna, Timocreon, Diagoras. Bald aber verlor sich die

maßhaltende M. in dithyrambischen Taumel. Als Theile der M. werden genannt: Päan, Hymenäus, Dithyrambus, die Hyporchomen, die Hymnen, Prosodien, Enkomien, Threnen, Skolien u. s. w. (s. d. einz. Art.). Vrgl. Lyrik.

Melik, (Biogr.), s. v. a. Melech, König, Herrscher. A. Sultane von Aegypten: 1) M. el Azez, der vierte Sohn Saladins, regierte 1193—1198. — 2) M. el Mansur, Sohn des Vorigen, regierte 1199—1201. — 3) M. el Adel I., (Saif Eddyn Abu Bekr Mohammed), von der Dynastie der Ejubiden, bei den Historikern unter dem Namen Saphadin bekannt, war der jüngere Bruder des berühmten Saladin, mit dem er Tapferkeit, Ehrgeiz und natürliche Anlagen, aber nicht die Tugenden gemein hatte. Er war es, der die in Aegypten noch schwache Macht seines Bruders durch zwei Siege befestigte. Später zeichnete er sich namentlich bei der Belagerung von Akre aus und trug viel zum langen Widerstand dieser Stadt gegen die vereinten Kräfte der Könige von Frankreich und England bei. Da er sich auch in politischen Unterhandlungen sehr geschickt zeigte, so ertheilte ihm Saladin den Auftrag, mit Richard Löwenherz wegen des Friedens zu unterhandeln. Im Jahre 1193 wurde er Sultan von Damaskus und 1201 von Aegypten. Er † 1218. — 4) M. el Kamel, (s. Kamel 1.). — 5) M. el Adel II., (Saif Eddyn Abu Bekr), Sohn des Vorigen, folgte demselben 1238 in Aegypten, wurde aber von seinem Bruder Nedschem Eddyn der Herrschaft beraubt und † 1248 im Kerker. — 6) M. el Moadham, (Gaiath Eddyn Turan Schah), 9. Sultan von Aegypten aus der Dynastie der Ejubiden, folgte seinem Vater Nedshem Eddyn Ejub 1250, griff die französischen Kreuzfahrer unter Ludwig dem Heiligen an, nahm den Letztern selbst gefangen, ward aber noch in demselben Jahre von den Mameluken ermordet. — 7) M. el Aschraf Musa, ejubitischer Fürst 1250—1254. — 8) M. el Naser Mohammed, regierte seit 1293 nur kurze Zeit. – B. Sultane von Damaskus: 9) M. el Moadham (Scheref Eddyn Abu Bekr Isa), Sohn von Nr. 3, folgte diesem 1218, indem er sich in Abwesenheit seiner Brüder des Thrones bemächtigte, kämpfte mit den Kreuzfahrern, ließ die Mauern von Jerusalem zerstören, damit die Kreuzfahrer hier keinen festen Haltpunkt gewinnen sollten, und eilte darauf dem von den Kreuzfahrern belagerten Damiette zu Hülfe, wo ihm nur die Tapferkeit der Tempelritter und der Deutschen Widerstand leistete. Nachdem aber der genannte Platz gefallen war, setzte er in Palästina den Kampf mit den Christen fort, eroberte und zerstörte Cäsarea, ging im folgenden Jahre nochmals nach Aegypten und brachte Damiette unter die Herrschaft des Halbmondes zurück, † 1227. — 10) M. el Nasser, (Salah Eddyn Daud) Sohn d. Vor., kam nach dem Tod seines Vaters 1227 auf den Thron von Damaskus, wurde von seinem Oheim M. el Kamel, dem Sultan von Aegypten, im folgenden Jahr angegriffen und mußte, als sich auch sein anderer Oheim, der in Mesopotamien herrschende M. el Aschraf Musa, gegen ihn erklärte, an diesen Letztern, von dem er 1229 in einer Schlacht besiegt wurde, den größern Theil seiner Staaten abtreten. Bald darauf überwarf sich Aschraf mit Kamel, bot M. die Hand seiner Tochter an und versprach, ihn zum Nachfolger von Damaskus zu ernennen. Aber M. ging darauf nicht ein, sondern begab sich nach Aegypten und unterstützte Kamel. Hierdurch kam er bei dem Sultan wieder in Gunst, und dieser gab ihm seine Tochter zur Frau und sicherte ihm den Besitz von Damaskus zu, sobald sie Aschraf daraus vertrieben hätten. Als dies geschehen war, hielt der Sultan sein Versprechen nicht. N. versuchte nun mit Waffengewalt sich in den Besitz des ihm versprochenen Landes zu setzen, aber er wurde bei Naplos besiegt. Er eroberte später Jerusalem, plünderte es und zerstörte den Davidsthurm, der bisher allen Zerstörungsversuchen widerstanden hatte. Um sich die Unterstützung der Franken zu verschaffen, gestattete er ihnen den Eintritt in Jerusalem, wo darauf 1244 von christlichen Priestern das Osterfest feierlich begangen wurde. Im Jahre 1274 mußte er, nachdem er von seinen Gegnern längere Zeit in Karak belagert worden war, zu Saladin II., Sultan von Haleb, fliehen, wurde aber von diesem eingekerkert. Im Jahre 1254 wurde er wieder frei und † 1258 zu Bowaida bei Damaskus an der Pest. Ueber diesen und andere Sultane von Damaskus mit dem Namen M., s. Damaskus, Geschichte. — C. Sultane und Könige von Persien: a) aus der seldschukischen Dynastie: 11) M. Schah I. (Moezz-Eddyn Abul-Fetham), dritter Sultan von Persien, aus der seldschukischen Dynastie, Sohn von Alp Arslan, dem er 1072 folgte, gebot über die Länder vom Amu bis Euphrat, unterdrückte mehre Aufstände und Empörungen, kämpfte glücklich gegen die Byzantiner, denen er Edessa, Haleb und andere Plätze in Syrien nahm, eroberte im Osten Bokhara und Samarkand und drang bis gegen Kaschgar vor, veranstaltete auch eine große Wallfahrt nach Mekka, die besonders deshalb merkwürdig ist, weil er auf der Route eine Menge von Dörfern gründete und viele Cisternen graben ließ, † nach glanzvoller Regierung 1092. — 12) M. Schah II. (Moghaith-Eddyn Abul-Fethah), Sohn Mahmud's, des Vorigen Enkel, 10. Sultan aus der nämlichen Dynastie, folgte seinem Oheim Mahud 1104, vernachlässigte aber die Regierungsgeschäfte gänzlich, ward dadurch der erste Urheber des Verfalls seines Hauses und schon 4 Monate nach seiner Thronbesteigung entthront. — 13) M. Arslan (Abul Modhaffer Zein-Eddyn Arslan Schah), Sohn Thogruls II., 13. Sultan der seldschukischen Dynastie, folgte seinem Oheim Soleiman 1160, siegte über mehre Rivalen, so wie über den König Georg III. von Georgien, der in Armenien eingedrungen war, u. stellte die seldschukische Macht im westlichen Persien wieder her, † 1175. — b) Aus der Dynastie der Dschubaniden: 14) Sohn des Emirs Dschuban, zweiter Herrscher von Persien aus der genannten Dynastie, bemächtigte sich 1343 nach dem Tode seines Bruders Hassan Kutschuk des Thrones, den er durch gräuliche Habsucht und Grausamkeit zu befesti-

gen suchte, ward von Scheikh-Weis, dem ilkhanidischen Sultan von Bagdad und von Mobarez-Eddyn, dem modhafferidischen Herrscher von Ispahan und Schiras nach einander bekämpft und durch den Ersteren getödtet (1359). Vergl. Persien, Geschichte, S. 321.

Melikoma, bei Ossian Frauenname, s. v. a. sanftrollendes Auge.

Melikraton (griech.), Trank aus Honig und Milch, der den Seelen der Abgeschiedenen und den Göttern der Unterwelt gespendet ward.

Melilith (Min.), nach Carpi ein skapolithartiger Pyromachit, quadratoktaëdrisch in kleinen, niedrigen Säulen mit abgestumpften Seitenkanten u. oktaëdrischer Endzuspitzung, Struktur ziemlich deutlich parallel der gerade angesetzten Endfläche und der Seitenfläche der ersten Säule; H. = 5,5, G. = 3,0, — 3,1, honiggelb, bräunlichgelb, gelblichbraun, fettglänzend, durchscheinend bis undurchsichtig, vor dem Löthrohr zu grünlichem Glase schmelzbar. Pulverisirt mit Salzsäure gelatinirend. Nach Carpi 38,0 Kieselerde, 19,6 Kalk, 19,4 Talkerde, 2,9 Thonerde, 12,1 Eisenoxyd, 4,0 Titanoxyd, 2,0 Manganoxyd. Im Dolerit bei Capo di Bove und bei Herchenbach unweit Laach am Rhein.

Melilla, afrik feste Stadt, Marokko, Prov. Fez, südöstlich von Ceuta, und südlich von dem Kap Tres-Forcas, im Besitz der Spanier; unzugänglich von der Landseite, und auch an der Seeseite gut befestigt; kleiner Hafen; 2200 Ew.

Melilobus (pharm. Bot.), s. v. a. Gleditschia triacanthos *L.*

Melilotengras (Bot.), s. v. a. Ruchgras, Anthoxanthum odoratum *L.*

Melilotenkampher s. v. a. Koumarin.

Melilotenklee (Bot.), s. v. a. Melolitenklee, Melilotus officinalis *Willd.*

Melilotenkraut (Bot.), s. v. a. Melolitenklee, Melilotus officinalis *Willd.*

Melilotenpflaster besteht aus einem Gemenge von 1 Pfund gelbem Wachs, Kolophonium und Olivenöl, von jedem ½ Pfund und einem Pfunde Melilotenkrautpulver, und wird als erweichendes und zertheilendes Mittel bei Drüsenanschwellungen u. s. w. angewendet.

Melilotus (Bot.), nach Adanson und Lamark, Steinklee, Honigklee, Gattung der Leguminosae *Juss.*, der Papilionaceae Loteae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.*, unter Trifolium *L.* Charakter: Kelch fünfzähnig; Kiel stumpf; Staubgefäße zweibrüderig; Staubfäden oberwärts nicht verbreitet; Fruchtknoten bis zum Griffel gerad; Griffel kahl; Hülse fast kugelig oder länglich, 1—4samig. Von 30 Arten ein- oder zweijährigen Kräutern der nördlichen gemäßigten Zone beschreiben wir nur diejenigen, welche als Arznei- oder Futterpflanzen bekannt sind: 1) M. alba *Desr.*, M. vulgaris *Willd.*, Trifolium melilotus vulgaris *Hayne*, M. leucantha *Koch.*, gemeiner Honigklee, hoher Steinklee, Hanfklee, schwedischer Klee, Riesenklee, deutscher Schabziegenklee. Traube locker, zuletzt verlängert; Blüthenstielchen halb so lang, als der Kelch; Flügel so lang als der Kiel, kürzer als die Faser; Hülsen eiförmig, stumpf, stachelspitzig, netzig-runzlich; Blüthe immer weiß. — Zweijährig, 5—6 Fuß hoch, an unbebauten Orten, auf Schutthaufen in Europa und Nordasien; in Deutschland versuchsweise als Futterpflanze kultivirt; gedeiht fast in jedem Boden und in jeder Lage. Kultur und Gebrauch. Die Aussaat dieser großen Kleeart geschieht, wie bei dem gemeinen Klee, im Frühlinge in eine Sommerfrucht; sie ist als junge Pflanze nicht so empfindlich wie die übrigen Kleearten, und kommt deshalb weit besser in schlechtem Boden fort. Sie trägt viel Samen. Man hat von dem Hanfklee eine Menge Lobeserhebungen gemacht; allein dennoch ist seine Verbreitung noch nicht bemerkt worden, und erst in neuern Zeiten wurde viel Samen davon unter dem Namen Riesenklee zu hohem Preis verkauft, obwohl längst ausgemacht ist, daß dieser Klee nicht zur Fütterung taugt. Die Pflanze hat durch ihren hohen kräftigen Stengel ein verführerisches Ansehen, so daß man sie augenblicklich für eine wichtige Futterpflanze hält; allein bei näherer Prüfung zeigt es sich nur zu bald, daß ihre Stengel holzig und ihre Blätter nicht schmackhaft sind, weshalb sie von dem Vieh nicht, oder nur in der Jugend mit Widerwillen gefressen werden. Aus dem Baste der Stengel hat man Stricke und selbst schöne weiße Linnenzeuche gefertigt, doch hat sich auch in dieser Beziehung der Hanfklee nicht bewährt und kann dem Flachse und Hanfe nicht gleichgestellt werden. Zu empfehlen ist dieser Klee aber als Gründüngerpflanze, da er eine sehr schnelle Vegetation hat und die Samengewinnung leicht ist. Man säet ihn zu dem Ende wo möglich schon im Februar in Aecker, welche schon im Herbste zubereitet worden sind. Sturm, Heft 15, Taf. 2 f. k. — 2) M. coerulea *Lam. Pers.*, Trifolium melilotus coerulea *L.*, blauer Steinklee, blauer Honigklee, Schabziegenklee, Siebenzeit, Siebenstundenkraut, Siebengeruch, wohlriechender Klee, franz. Trefle odorant, Trefle musqué, Lotus odorant des jardins, engl. Greater sweet scented melilot, Sweet Trefoil. Blüthen und fruchttragende Trauben gedrungen, rundlich, oval; Flügel länger als der Kiel, kürzer als die Fahne; Hülsen länglich-eiförmg, geschnäbelt, längsaderig-gestreift; Blüthen immer weißlich-blau. Einjährig, stammt wahrscheinlich aus Nordafrika, findet sich aber in einem großen Theile von Süd- und Mitteleuropa auf Wiesen und an andern Orten verwildert; in der Schweiz wird er auch kultivirt, nimmt mit jeder Lage und mit jedem Boden verlieb. Die ganze Pflanze hat einen sehr starken und eigenthümlichen Geruch, der nach dem Trocknen der Pflanzen sich noch mehr entwickelt und sehr lange bleibt. Der Geschmack entspricht dem Geruch und ist zugleich etwas scharf. Sonst diente das Gewächs unter dem Namen Herba aegyptiaca s. Herba Loti odorati s. Loti hortensis s. Loti urbani s. Meliloti coeruleae vel odoratae s. Trifolii coerulei als zertheilendes, schweißtreibendes, Auswurf beförderndes und schmerzstillendes Mittel, wird jetzt aber nicht mehr medicinisch angewendet. In der Schweiz und andern Alpengegenden dient es

als ein Hauptbestandtheil des grünen Kräuterkäses oder Schabziegenkäses. Sturm I, Heft 15, Bot. Mag. 2283. — 3) M. dentata *Willd.* Trauben dicht, später verlängert; Blüthenstielchen um die Hälfte kürzer als die Kelche; Flügel kürzer als die Fahne; Hülsen eiförmig, spitzig, netzartig, runzelig; Blätter ungleich und fast dornig gesägt. Ausdauernd, in Deutschland auf salzigem Boden, auf Wiesen und an Wegen. Wird bisweilen unter Mel. officinalis gesammelt und angewendet. Sturm I, Heft 15. Waldst. und Kit., Pl. rar. Hung. I, Taf. 42. — 4) M. officinalis *Willd.*, Trifolium melilotus officinalis *L.*, gebräuchlicher Steinklee, Melilotenklee, Honigklee, Bärenklee, Tonkakraut; Stengel aufrecht; Blüthentrauben ziemlich schlaff, später verlängert; Blüthenstielchen um die Hälfte kürzer, als die Kelche; Flügel und Schiffchen so lang, als das Fähnchen; Hülsen eirund, kurz zugespitzt, netzartig-runzelig, flaumhaarig; Blüthen gelb. Einjährig, häufig durch ganz Europa, Nordafrika, Nordamerika und Nordasien, an Wegen, Gräben, Waldrändern, auf Wiesen. Von dieser schon den Alten bekannten Pflanze (*Μελίλωτος*, Diosc. Hipp.) sind die blühenden Gipfel, Herba et Flores s. Summitates Meliloti s. Meliloti citrinae, Trifolii Meliloti, Trifolii odorati, gebräuchlich. Sie besitzen einen eigenthümlichen, stark gewürzhaften, den Tonkabohnen ähnlichen Geruch, der beim Trocknen noch stärker wird und sehr lange anhält. Der Geschmack ist schleimig-bitterlich und schwach reizend. Sie enthalten vorwaltend ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff, Schleim, und nach Vogel Benzoesäure. 100 Theile geben getrocknet 29 Theile. Sie wirken reizend, zertheilend und die Eiterung befördernd. Man wendet sie nur äußerlich in Pulver zu trocknen Umschlägen oder in Aufguß und Abkochung mit Wasser oder Milch zu Umschlägen und Bähungen bei Entzündungsgeschwulsten, angeschwollenen Drüsen und anfangenden Verhärtungen an. Sie kommen zu dem zertheilenden Melilotenpflaster, Emplastrum Meliloti s. de Meliloto. Auch machen sie einen Bestandtheil der Species resolventes und emollientes aus. Sturm I, Heft 15. Hayne, Arzneigew. 2, Taf. 31. — 5) M. Petitpierreana *Willd.*, M. arvensis *Wallr.*, Ackersteinklee. Stengel aufsteigend, vieläftig; Trauben schlaff, verlängert; Blüthenstielchen kürzer als die Kelche; Flügel und Fähnchen fast gleich, länger als das Schiffchen; Hülsen eirund, stumpf, stachelspitzig, der Quere nach runzelig gestaltet, Blüthen blaßgelb, bisweilen weiß. Zweijährig, häufig durch ganz Europa an ähnlichen Stellen wie die vorige Art, besonders auch an Ackerrändern und zwischen den Saaten. Die Anwendung ist der der vorigen Art ganz gleich. Sturm I, Heft 15. Hayne 2, Taf. 33.

Melimbe, Stadt, s. Loango.

Melin, Meslin l'Evecque, belgisches Dorf, Prov. Hennegau, nordöstlich von Ath, mit dem Schlosse Manange, in welchem eine Anstalt zur Beförderung des Seidenbaues ihren Sitz hat.

Melina (a. Geogr.), Stadt in Argolis; Aphrodite hatte hier einen Kult und davon den Beinamen Melinäa.

Melina (Mollusk.), nach Oken, Acephalengattung, s. v. a. Perna *Br.*

Melina (ital., Bot.), s. v. a. Poa aquatica *L.*

Melinato, jonischer Ort, Zante, südwestl. von Zante.

Melinde, 1) afrik. Stadt, Ostküste, nördl. von der Mündung des Quilmance, im Besitz der Araber, mit Hafen; — 2) kleine Insel, das. Querimbe-Archipel.

Meline (griech. Myth.), Thespiade, Mutter des Laomedon.

Melinephidrosis, (Ephidrosis lutea, Med.), der profuse gelbe Schweiß, wie er bei typhosen Gallenfiebern, beim gelben Fieber, bei Gelbsucht und Melasicterus, oft auch beim reichlichen Gebrauch der Rhabarber entsteht.

Meliner Karbonspath (Min.), nach Breithaupt Kalkspathvarietät, s. Karbonspath.

Meliner Titanit (Min.), s. v. a. Titanit aus Basalten und Trochyten, s. Titanit, 1.

Melini od. **Mellini**, Karlo Domenico, Kupferstecher von Turin, wurde um 1740 geboren, machte sich in seinem Vaterlande die Grundsätze seiner Kunst zu eigen und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Frankreich, ließ sich in Paris nieder und führte da verschiedene gute Blätter aus, die in der Stichweise an Beauvarlet erinnern und rein und glänzend gestochen sind; starb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Blätter: Der Morgen, le Matin, nach Loutherburg, ein schönes großes Blatt. — Die Wahrsagerin, nach Berghem, Fol. — Die zwei Knaben des Prinzen von Turenne als Savoyarden, nach Drouais, das Gegenstück zu Beauvarlet's Kinder des Grafen von Bethune, gr. qu. Fol.; — Die Erziehung des Amor, nach Lagrenée.

Melinis (Bot.), nach Beauvais, Gattung der Gramina panicea *Kunth.* Einzige Art: M. minutiflora *Beauv.*, Panicum Melinis *Trin.*, Melinus minutiflorus *Dietr.* Ausdauerndes Gras in Brasilien.

Melinoe (griech. Myth.), Tochter des Zeus und der Persephone, die auf den Fluthen des Cocytus erzeugt worden war und sich in vielerlei Schreckgestalten zu verwandeln vermochte, auch die Menschen durch luftige Phantome in Wahnsinn stürzen sollte.

Melinophagi (a. Geogr.), Volk in Thracien an der Küste von Salmydessus, welches die Griechen nach seinem Hauptnahrungsmittel, Hirsen, benannten, da sie seinen eigentlichen Namen nicht kannten (Xen. Anab. VII, 5, 12).

Melinospermum (Bot.), nach Walpers, Pflanzengattung. Art: M. pumilum *Walp.*, s. v. a. Tephrosia pusilla.

Melinum (Bot.), nach Link, Pflanzengattung. Art: M. palustre *Link*, s. v. a. Zizania palustris.

Melinum (von *μέλι*, Honig), nennt Karsten das Kadmium (s. d.), weil es mit Schwefel eine gelbe Verbindung gibt.

Meliodunum (a. Geogr.), Ort im südlichen Germanien in Mähren, bei Freudenthal, westl. von Troppau, nach Reichard aber wahrscheinlicher Moletein, ein Dorf im olmützer Kreise (Ptol. II, 11, 29).

Melioides (Bot.), nach Endlicher, Untergattung von Fraxinus *L.*

Meliola (Bot.), nach Fries, Gattung der Sphaeriacei *Rchb.* (Schlauchpilze), Cryptogamia Mycetes *L.* Arten unbedeutend.

Melioration (v. lat. melioratio), 1) Verbesserung; — 2) (Landwirthsch.), Verbesserung eines Grundstücks durch bessere und einträglichere Bearbeitung, Anlegung von Bewässerungs- und Abzugsgräben, Baumpflanzungen u. dergl. Um bei beabsichtigter M. möglichen Verlusten vorzubeugen, hat man vorher den zur Ausführung nöthigen Kostenaufwand und den aus der M. erwachsenden Gewinn genau zu berechnen und sich durch Versuche im Kleinen von dem Erfolg der M. zu vergewissern. Erweist sich die letztere in beiderlei Hinsicht als gewinnbringend, so darf man die Kosten selbst in dem Falle nicht scheuen, wenn das nöthige Kapital dazu geliehen werden müßte, denn man erzielt mit der Durchführung der M. eine höhere Verzinsung des aufgewandten Kapitals und also einen bleibenden Gewinn. — Rechtlich kommt die M. besonders dann in Betracht, wenn ein Grundstück von dem zeitherigen Besitzer (Nutznießer, Pachter rc.) wieder herausgegeben werden muß. Hierbei findet die Bestimmung Statt, daß die nothwendigen, zur Erhaltung des Grundstücks erforderlichen M.en dem zeitherigen Besitzer auch in dem Falle, wenn er wußte, daß er kein Recht an dem in Rede stehenden Gegenstand hatte (possessor malae fidei), daß die bloß nützlichen, nicht eigentlich nothwendigen, dagegen in der Regel nur dem, welcher von Rechtswegen Besitzer war (possessor bonae fidei), vergütet werden müssen und daß dem, welcher wußte, daß er den Gegenstand mit Unrecht besaß, nur die Wegnahme der gemachten Verbesserungen, in so weit dieselbe ohne Beschädigung der Substanz möglich ist, zusteht. Bei M.en eines Lehns (meliorationes feudi), die nicht bloß Behufs einer zweckmäßigen Instanderhaltung des Lehns und durch die Mühe und Arbeit des Vasallen bewerkstelligt worden und zur Zeit der Trennung des Lehns von dem Allod noch vorhanden sind, können die Allodialerben ebenfalls Ersatz der aufgewendeten Kosten fordern und demgemäß hinsichtlich der Meliorationsgegenstände ein Retentionsrecht ausüben.

Meliorationsfond, Einkommen, das in Kontrakten oder Testamenten zur Ausführung gewisser Verbesserungen ausgesetzt ist.

Melios (griech. Myth.), Beiname des Herkules in Böotien, weil man ihm früher Schafe, später Aepfel opferte.

Meliosma (Bot.), nach Blume, Pflanzengatt. Arten unter Millingtonia.

Meliphaga (Ornith.), nach Lewin, Vögelgatt. Arten unter Philedon.

Meliphlea (Bot.), nach Zuccarini, Gatt. der Malvaceae *Zuccar.* Einzige Art: M. vitifolia *Zucc.*, Strauch in Mexiko.

Meliphyllum (Bot.), nach Bentham, Untergatt. von Melissa *L.*

Melipona (Entom.), nach Illiger und Latreille, Gatt. der Hymenoptera aculeata Anthophila Apiaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Bienen nach Oken, unter Apis *L.* Charakter: Kinnladen, Unterlippe und Lippentaster borstig verlängert; erstes Tarsenglied verkehrt-dreiseitig. Arten sämmtlich südamerikanisch; sie bauen ihre Nester in die Wipfel und Höhlen der Bäume; bekannteste: 1) M. Amalthea *Latr.*, amerikanische Honigbiene. Das Nest hat die Gestalt einer Sackpfeife. Ihr Honig ist süß und angenehm, aber sehr flüssig und verdirbt leicht. Die Indianer bereiten daraus ein geistiges Getränk, welches sie sehr lieben. — 2) M. favosa *Latr.* Schwarz, Brust röthlich behaart, Ringe des Leibes roth gerändert. Cayenne. Die Meliponaarten mit ungezähnten Kinnbacken bilden die Gatt. Trigona *Jur.* Vergl. Biene.

Meliren (v. franz.), 1) mischen, vermischen; — 2) einmischen; — 3) verwickeln.

Melirte Tücher, bunte, hauptsächlich schwarz u. grau od. schwarz u. weißfarbige Tücher, die dadurch ein gesprenkeltes Aussehen erhalten. Diese Tücher müssen in der Wolle gefärbt werden.

Melis, im Handel die mittlern Sorten des durch gestörte Krystallisation erhaltenen sogenannten Hutzuckers, welcher besser als der Lumpenzucker, aber minder rein, als die Raffinade ist. S. Zucker.

Melis, Milis, ital. Flecken, Sardinien, nördl. von Oristano; 1500 Einw.

Melische Nymphen, s. Melia, vergl. Nymphen.

Melisey, franz. Dorf, Dep. Haute-Saone, Bez. Lure, am Ognon; Käsefabrik (Mönchsköpfe genannt), Baumwollspinnerei und Weberei; 2360 Einw.

Melisma (griech., Mus.), Lied, Gesang, Melodie, wird in der Musik als technischer Kunstausdruck gebraucht und bezeichnet den verzierten Gesang, die verzierte Melodie, und dann auch die Verzierung der Note selbst, die jedoch gewöhnlicher Koloratur und Dehnung (s. d.) heißt, weil das M., d. i. eine aus mehreren Noten zusammengesetzte, nur auf eine einzige Silbe gesungene Figur, nothwendig eine Silbendehnung veranlaßt. Melismatik ist die Lehre von der Verzierung im Gesange, gewissermaßen die Theorie des verzierten Gesanges, die die Regeln der Anwendung und Ausführung, den Zweck, Charakter rc. dieses enthält, s. Verzierungskunst. Das Adjectiv melismatisch bezeichnet in der Gesanglehre die Art des Gesanges oder Vortrags, bei welcher mehre Noten auf einen Vokal gesungen werden, und die der Gegensatz vom syllabischen Gesang ist, d. h. der Art des Gesanges, wo Note auf Sylbe gesungen wird. In den modernen Kompositionen sind beide Arten vermischt, und selbst im Recitativ finden sich, auch bei den besten Komponisten, melismatische Verzierungen, obschon der syllabische Gesang vorherrschend ist. Im Allgemeinen wird wohl auch jeder verzierte Gesang melismatisch genannt.

Melismatik und **Melismatisch**, s. Melisma.

Melisöl, gegohrnes Getränk aus Meth und Gewürzen.

Melissa (a. Geogr.), 1) Stadt an der Westküste von Libyen, südlich vom Vorgebirge Solois. — 2) Flecken im östlichern Theile von Phrygia Magna zwischen Synnada und Metropolis, mit dem Grabmale des Alcibiades, bei welchem auf Anordnung Hadrians eine Bildsäule von jenem aus parischem Marmor aufgestellt und jährlich geopfert wurde. — 3) Flecken auf dem Gefilde des Cyrus (Strabo XIII, S. 629 und 626), also in Lydien zwischen dem Hermus und Mäander.

Melissa (griech. Myth.), 1) Melissä, Nymphen, welche den Griechen die Bereitung und den Genuß des Honigs gelehrt und von denen die Bienen ihren Namen (Melissä, *μέλισσαι*) empfangen haben sollen. Auf sonstige Beziehungen zwischen den Nymphen und Bienen deutet es, daß die Nymphen geradezu Melissä heißen, daß Nymphen in Bienen verwandelt werden oder in Bienengestalt erscheinen und daß die Pflegerinnen des jungen Zeus bald Nymphen, bald Bienen heißen. — 2) Melissä, Priesterinnen, zunächst die der Demeter, dann auch ihrer Tochter. — 3) Melisse, Tochter des Epidamnus, von Poseidon, Mutter des Dyrrhachius.

Melissa (Biogr.), Namen mehrerer griech. Frauen: 1) Pythagoräerin aus Samos, von welcher ein meist den Briefen der Theano beigefügter Brief noch vorhanden ist (s. Wolf, Mulier. Graec. fragm. Nr. 99). — 2) Frau des Periander, Tochter des Procles, früher Lysis genannt. — 3) Frau des Philosophen Carneades.

Melissa (Molisa?), ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Calabria citer., auf einem Berge, südwestl. vom Cap Petraro; 3000 Einw. In der Umgegend sammelt man viel Manna.

Melissa (Bot.), nach Linné, Melisse, Gatt. der Labiatae Melisseae *Spr.*, *Benth.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch trocken, zweilippig; Oberlippe etwas flach, dreizähnig, Unterlippe gabelförmig, gespalten; Oberlippe der Korolle zwei-, Unterlippe dreispaltig, mit herzförmigem Mittellappen. Gegen 40 Arten, meist ausdauernde Kräuter in Südeuropa u. Westasien. Als Arznei-, Gewürz- u. Zierpflanzen kommen vor: 1) M. officinalis *L.*, gebräuchliche Melisse, Gartenmelisse, Citronenmelisse, Citronenkraut, Bienenkraut, Mutterkraut, franz. Melisse, engl. Balm, ital. Melissa, schwed. Citron-Meliss. Stengel aufrecht, krautartig, ästig; Blätter eiförmig, gekerbt-gesägt, die untern an der Basis fast herzförmig; Quirle blattwinkelständig, halbirt, einseitswendig; Deckblätter eiförmig. Ausdauernd, an schattigen Waldstellen, auf Bergen und an Zäunen, im südlichen Europa; häufig in den mittel- und nordeuropäischen Gärten kultivirt. Sie gedeiht als Kulturpflanze fast in jedem Boden und in jeder Lage, am meisten sagt ihr aber ein leichter Boden zu. Vermehrung durch Samen und Vertheilung der Stöcke. Als Varietät mit zottigen Haaren kommt vor: M. officinalis 3) villosa *Benth.*, lab. 393. M. altissima *Sibthr.* et *Sm.* fl. gr., Taf. 579. — Von der Citronenmelisse sammelt man zum officinellen Gebrauche die Blätter, am besten vor der Blüthezeit, als Herba Melissae s. Melissae ciratae s. citronellae s. hortensis s. officinalis, Herba Cedronellae s. Citronellae s. Citraginis, Herba citrata. Der Geruch ist stark und angenehm gewürzhaft, citronenähnlich; er verschwindet aber durchs Trocknen und bei längerer Zeit, weshalb das Melissenkraut nicht nur vorsichtig getrocknet, sondern auch in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden muß. Der Geschmack ist gewürzhaft-bitter, etwas herb. Vorwaltende Bestandtheile sind: ätherisches Oel, Gerbstoff und bitterer Extractivstoff. 100 Theile frischer Blätter geben getrocknet 18—20 Theile. Die Wirkungen der Melisse sind mild erregend und beruhigend für die Unterleibsorgane; sie wird deshalb häufig da angewendet, wo man leichter aromatischer Mittel bedarf, und war schon den ältern arabischen Aerzten bekannt. Ob sie Dioscorides kannte und ob er sie unter *Μελισσόφυλλον*, Bienenkraut, begriff, ist nicht gewiß. Unter den Präparaten sind Oleum aethereum, Aqua, Spiritus Melissae simplex et compositus (Karmeliter Wasser, Eau de Carmes) noch immer gebräuchlich. Die frischen Blätter werden auch bei Verfertigung des sogenannten Maitrankes benutzt. Schkuhr, bot. Handb., Taf. 164. Hayne, Arzneigew. 6, Taf. 32. — 2) M. grandiflora *L.* Stengel 1 bis 1½ Fuß hoch, viereckig, behaart; Blätter eirund, spitz, scharf, gesägt, behaart; Blüthen schön, groß, hellpurpurroth. Ausdauernd, auf den Bergen Südeuropa's. Bot. Mag., Taf. 208. — 3) M. pyrenaica *L.* Eine schöne, niedrige Zierpflanze. Stengel nackt, aufrecht, mit einer Traube zierlicher, quirlständiger, violett-purpurrother Blüthen; Blätter länglich, stumpfgezähnt, runzelig. Auf den Pyrenäen und Alpen. Bot. lab., 1853. Die Gattung ist der Typus der Melisseä, welche eine Untergruppe der Labiatae Salviariae *Rchb.* und And. bilden.

Melisse (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Melissa *L.*, türkische Melisse, s. v. a. Dracocephalum Moldavica *L.*

Melisseä (Bot.), s. Melissa *L.*

Melissenblatt (Bot.), s. v. a. Melittis Melissophyllum *L.*

Melissenbranntwein, über Citronenmelisse, Koriander und Citronenschalen abgezogener Doppelbranntwein.

Melissengeist, s. v. a. Melissenwasser, zusammengesetztes.

Melissenkraut (pharm. Bot.), s. Melissa officinalis L., wildes Melissenkraut, s. v. a. Melittis Melissophyllum *L.*

Melissenöl (Oleum Melissae), das durch Destillation der Melissenblätter (von Melissa officinalis), mit Wasser erhaltene ätherische Oel; es ist blaßgelb, von angenehmem, den Citronen ähnlichem Geruch, hat ein specifisches Gewicht von 0,975 und gibt bei starker Abkühlung Stearopton.

Melissenspiritus, s. v. a. Melissenwasser, zusammengesetztes.

Melissenwasser, Aqua Melissae, wird durch Destillation von Melissenblättern mit Wasser erhalten. — Zusammengesetztes M., Karmelitergeist, Aqua Melissae composita, Aqua carmelitarum, wird auf folgende Weise erhalten: 1½ Pfund frische Melissenblätter, ¼ Pfund Citronenschalen, Muskatnüsse u. Koriandersamen, von jedem ⅛ Pfund, Zimmt und Nelken, von jedem 2 Loth, werden mit 6 Pfund Alkohol und 6 Pfund Wasser übergossen, während drei Tagen macerirt und dann 8 Pfund abdestillirt.

Melisseus (griech. Sagengesch.), König von Kreta, zeugte mit Amalthea die Nymphen Adrastea und Ida, welchen Rhea den kleinen Zeus zur Erziehung vertraute.

Melissino, Oberbefehlshaber der russischen Artillerie, war gegen 1730 auf der Insel Cephalonia geboren. Er erhielt frühzeitig Zutritt in das russ. Kadettencorps und gewann auf seine Kameraden durch die Lebendigkeit seines Geistes und durch seinen Geschmack in der Arrangirung ihrer Vergnügungen großen Einfluß. Er hatte sie überredet, Theater zu spielen. Einige Hofleute, die den Vorstellungen beigewohnt hatten, erhoben in Gegenwart der Kaiserin Elisabeth sehr das theatralische Talent der jungen Leute. Elisabeth wohnte auch einer ihrer Vorstellungen bei und fand daran so großen Gefallen, daß sie sich in ihrem Palais für die jungen Kadetten eine Bühne bauen ließ. M. konnte die meisten neuern Sprachen, namentlich Deutsch, Französisch und Italienisch, nicht allein verstehen, sondern auch gut sprechen; dabei besaß er in der Physik, Chemie, Mechanik u. s. w. ausgebreitete Kenntnisse und kannte die Theorie fast aller Handwerke. Der Artillerie zugetheilt, machte er ein sehr schnelles Avancement unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. Er zog viele fremde Offiziere und eine große Anzahl deutscher Handwerker nach Rußland. Den Sieg in der Schlacht bei Kagoul verdankte man vornämlich seiner Tapferkeit. Er bemächtigte sich in der Moldau mehrer türkischen Batterien, die er von der Kaiserin zum Geschenk erhielt mit der Erlaubniß, sie in Geld umsetzen zu dürfen. Von dem Ertrag derselben kaufte er sich ein Landgut. Er erfreute sich eines ansehnlichen Einkommens und empfing jedes Jahr große Geschenke, die sich bis auf 100,000 Fr. beliefen; aber seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen und seine Generosität übertraf noch die der Prinzen des kaiserlichen Hauses, so daß Katharina zu sagen pflegte, es stehe nicht in ihrer Macht, M. zu bereichern. Eine Zeit lang mußte er die Würde eines Chefs der Artillerie, zu der er emporgestiegen war, dem Günstling der Kaiserin, Zubow, abtreten. Aber nach der Thronbesteigung des Kaisers Paul erhielt er dieselbe wieder. Um das russ. Artilleriewesen hat er sich große Verdienste erworben. Er verbesserte die Kunst, die Kanonen zu gießen und erfand eine neue Art, sie zu bohren; auch errichtete er, nicht ohne Mühe, ein Corps leichter Artillerie und versah dasselbe mit guten Offizieren. M. hatte sich in den Freimauerorden aufnehmen lassen und wurde bald Großmeister sämmtlicher Logen in Rußland. Aber Katharina hatte einigen Argwohn gegen diese geheime Verbindung gefaßt und bestimmte M. zum Austritt. In seinem Alter gründete er eine neue Gesellschaft, deren Mitglieder den Namen Philadelphen führten. Die Tendenz dieser Gesellschaft war durchaus unschuldiger Natur, und die Kaiserin lachte über die Denunciationen, die ihr hinterbracht wurden. Paul I. behandelte die Sache aber ernster. Er verbot den Mitgliedern, sich ferner zu versammeln und verbannte einige der Vorsteher, die er im Verdacht hatte, daß sie den Principien der franz. Revolutionen huldigten, aus seinem Staate. M. wurde von diesen Vorgängen sehr unangenehm berührt. Er † 1804.

Melissitus (Bot.), nach Medicus und Mönch, Pflanzengatt. Art: M. dentata *Moench*, s. v. a. Pocockia cretica.

Melissodes (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Hymenoptera aculeata Anthophila Apiaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Bienen nach Oken, unter Apis *L.* Charakter: Kinnladentaster nur viergliederig, mit drei Kubitalzellen. Arten meistens amerikanisch; bekannteste europäische: M. longicornis *Latr.*, Apis longicornis *L.* Männchen schwarz; Oberlippe u. Vorderende des Kopfes gelb; die Unterseite des Kopfes, der Thorax u. die beiden ersten Leibringe sind mit einem röthlichen Ueberzuge bedeckt; Fühler schwarz, etwas länger als der Körper; Weibchen mit kurzen Fühlern; Kinnladen und Unterlippe haben an der Basis eine kleine Vorragung; Leib mit grauen Streifen, After röthlich. Schon in den ersten Tagen des Frühlings ziemlich häufig. Panzer, LXIV, 21, LXV, 16.

Melissoides (Bot.), nach Bentham, Untergatt. von Plectranthus *Herit.*

Melissophago (Ornith.), auf Kreta, s. v. a. Immenvogel, Merops apiaster *L.*

Melissophyllum (Bot.), nach Haller, Pflanzengatt., s. v. a. Melittis Melissophyllum *L.*

Melissus (griech. Lit.), 1) Sohn des Ithagenes aus Samos, befehligte die Flotte der Samier, welche über die Athener einen Sieg erfocht, und ist auch angesehen als Philosoph. Als Schüler des Parmenides wird er gewöhnlich den Eleaten zugezählt, doch soll er auch den Heraclitus gehört haben. Ueber seine Lehre gibt uns der erste Abschnitt der aristotelischen Schrift: De Melisso, Xenophane et Gorgia Aufschluß; dann haben sich aber auch einige Bruchstücke einer von Melissus selbst in Prosa abgefaßten Schrift, welche nach Suidas den Titel *Περὶ τοῦ ὄντος*, nach Galen *περὶ φύσεως*, vielleicht auch *περὶ τῆς φύσεως καὶ τοῦ ὄντος* führte, bei Simplicius (Physic., S. 223) erhalten, welche bei Brandis Commentt. Eleatt. I, S. 186 ff. zusammengestellt und geordnet sind. Wir sehen daraus, daß sein philosophisches System sich dem des Parmenides im Wesentlichen annäherte; auch M. faßte das Seyn als das Eine und Ungetheilte, der Veränderung nicht Unterworfene, Einige, durch und durch Gleiche, als das Unbegrenzte, Unendliche und Ewige auf; die sinnlichen Wahrnehmungen waren auch ihm nur ein Schein, trüglich, wie

Alles, was in die Sinne fällt und darum kein wahres Seyn hat. Hinsichtlich der Götter wies er jede Erklärung ab, indem es von ihnen keine Erkenntniß gebe. — 2) M. aus Euböa, gehörte zu denjenigen Philosophen, die den alten Göttermythen eine physikalische Bedeutung unterlegten. — 3) Cajus M., zu Spoletum als Freier geboren, aber ausgesetzt; eine sorgfältige Erziehung bildete seine Fähigkeiten aus und er wurde dem Mäcenas als Grammatiker geschenkt. Seine Mutter reklamirte ihn zwar, aber ihm gefiel es so wohl bei Mäcenas, daß er es vorzog, bei diesem zu bleiben; er wurde von ihm freigelassen und bald auch mit August bekannt und von ihm geschätzt. In seinem 60. Jahre begann er zu schreiben: Libellos Ineptiarum (Jocorum); auch Comoediae trabeatae hat er geliefert. — 4) Aelius M., der ältere Zeitgenosse des Gellius, ein in Rom sehr angesehener, aber auch prahlhafter Grammatiker, unter dessen Schriften Gellius ein Werk De loquendi proprietate anführt.

Melissus (Biogr.), Paul, eigentl. Schede od. Schedius, Dichter, geb. 1539 zu Melrichstadt, ward wegen seiner Meletemata s. Schediasmata poët (Paris 1586, Halle 1625), von Ferdinand I. und Maximilian II. zum Poeten gekrönt, † als Bibliothekar zu Heidelberg 1662.

Melistaurum (Bot.), nach Forster, Untergatt. von Casearia *Jacq.*

Melistes (griech., Mus.), eigentl. Sänger, war aber bei den Griechen der Titel eines bei Hofe oder sonst angestellten Musikers überhaupt und entspricht dem deutschen Musikmeister.

Melisuga (Ornith.), nach mehren ältern Ornithologen, Honigsauger, s. v. a. Trochilus *L.*

Melita, I. (a. Geogr.), 1) Insel des mittelländ. Meeres, südlich von Sicilien in hoher See gelegen, als deren älteste Bewohner die Phönicier erscheinen, welche die kleine und felsige, aber doch fruchtbare und mit einem guten Hafen versehene Insel zu einem sichern Stapelplatze ihres Handels im Mittelmeere ausersehen hatten. Später finden wir sie auch von Griechen bevölkert in den Händen der Karthager, von denen sie im zweiten punischen Kriege an die Römer überging, die sie nun vom Prätor Siciliens mit verwalten ließen, aber sehr vernachlässigten, so daß sie bald eine Station der Seeräuber wurde. Der Hauptindustriezweig der Einwohner (Melitenses) war die Fabrikation feiner Baumwollenstoffe. Außerdem führten sie viel Honig aus und auch die von den römischen Damen so geliebten Schoßhündchen, Catuli Melitaei, wurden von dieser Insel bezogen. Sie enthielt eine gleichnamige, von den Karthagern angelegte und schön gebaute Stadt in einiger Entfernung vom Hafen landeinwärts (an der Stelle des heutigen la Valette) und zwei berühmte Tempel, einen der Juno auf einer Landzunge unfern der Stadt und einen des Hercules auf der Südostspitze der Insel, wo sich bei Porto di Marsa Siroco noch Spuren eines alten Gebäudes finden. Von der glücklichen Landung des Apostels Paulus auf ihr nach einem heftigen Sturme ist die Insel Malta noch jetzt dem heil. Paulus geweiht. — 2) Kleine Insel des adriat. Meeres vor der Küste Illyriens (oder genauer Dalmatiens), der Halbinsel Hyllis gegenüber, nordwestl. von Epidaurus, von welcher die Catuli Melitaei kommen sollten (s. Nr. 1.) jetzt Melide oder Meleda. — 3) Demos in Attica, der seinen Namen von einer gleichnamigen Nymphe, mit welcher Hercules Umgang gepflogen, und daher auch einen berühmten Tempel dieses Heros mit Heilquellen hatte. — 4) S. v. a. Melitene Nr. 1. — 5) See in Aetolien zwischen dem See Cynia und der Mündung des Achelous, der zum Gebiete der Stadt Oniadä gehörte und 30 Stad. lang und 20 Stad. breit war. — II. (Griech. Myth.), 1) Tochter des Nereus und der Doris. — 2) Najade, Tochter des Stromgottes Aegäus, gebar dem Hercules unter den Phäaken den Hyllus.

Melita (n. Geogr.), afrik. Stadt, Kaffernland, Beetjuanen, nordöstl. von Litaku.

Melita (Krustac.), nach Leach, Gatt. der Amphipoda *Latr.*, der Ordnung der Asseln und der Zunft der Seitenasseln nach Oken, unter Gammarus *Fabr.* Charakter: Die zweiten Füße endigen bei dem Männchen in eine große, zusammengedrückte Scheere, deren Klaue sich auf ihre innere Fläche zurückschlägt; Fühler fast von gleicher Länge; hinteres Ende des Körpers zeigt auf jeder Seite ein kleines Blatt. Bekannteste Art: M. palmata *Leach*, Cancer palmatus *Mont.*, Lin. Tr. VII, S. 69. Schwärzlich; das zweite Fußpaar trägt eine breite, zusammengedrückte Scheerenhand. Unter Steinen an den englischen Küsten.

Melitäa (a. Geogr.), befestigte Stadt Thessaliens in der Landschaft Phthiotis, am nördlichen Abhange des Gebirges Othrys und in der Nähe des Flusses Enipeus, 10 Stadien von der alten Stadt Hellas und etwa 5 geogr. Meilen südlich von Larissa. Sie soll früher Pyrrha geheißen haben, und auf ihrem Marktplatze zeigte man das Grabmal des Hellen. Philipp von Macedonien unternahm einen vergeblichen Angriff auf sie; beim heutigen Keuzlar zu suchen.

Melitäa (Entom.), nach Fabricius, Scheckenfalter, Gatt. der Lepidoptera diurna *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Tagfalter nach Oken, unter Papilio *L.* Charakter: Erstes Fußpaar unvollkommen; Flügel rundlich, oben bald röthlich gelb, mit schwarzen Flecken und Punkten, bald schwärzlich mit röthlich-gelben Flecken und Punkten; Hinterflügel wechseln unten mit orangegelben und gelbweißen, schwarzpunktirten Querbändern und sind ohne Silber. Raupen (Scheindornraupen, Larvae pseudospinosae) sehen den Dornraupen ähnlich, haben aber statt der schaligen Dornen nur fleischige, kegelförmige, mit kurzen Haaren besetzte Erhöhungen von ungleicher Zahl, 7—9 auf jedem der mittleren Ringe, zwei merklichere an den Seiten des Halses. Die Puppe hängt gestürzt, ist vorn beinahe stumpf, auf dem Rücken aber meistens mit erhabenen Punkten besetzt. Zwölf europäische Arten: 1) M. maturna *L.*, Abbißfalter. Schwärzlich, mit rothgelber Fleckenbinde am Außenrande, nach innen mehre roth- und hellgelbe Flecken; Hinterflügel unten mit den gelben Binden, deren mittelste durch eine

schwarze Linie der Länge nach getheilt wird; 8 Linien lang, 20 Linien breit. Vom März bis Juni auf Populus tremula, Salix caprea, Fagus u. Plantago. Esper I, Taf. 37, Suppl. XIII, Fig. 2, A. — 2) M. Artemis *Fabr.*, kleiner Maivogel. Rothgelb, schwarz geadert; Hinterflügel mit 6—7 schwarzen, auf der Unterseite gelb geringelten Punkten in rothgelber Binde, hinter welcher blaßgelbe Randflecken stehen; 7 Linien lang, 18 Linien breit. Vom April bis Juni auf Scabiosa succisa u. Plantago. — 3) M. Athalia *Esp.*, M. maturna *Fabr.*, Wegerich-Falter. Schwarz, mit rothgelben Fleckenbinden; Hinterflügel unten mit abwechselnden hellgelben und rothgelben, schwarz eingefaßten Querbinden; Wurzel und letzte rothgelbe Binde ohne schwarze Punkte; 6 Linien lang, 16 Linien breit. Vom April bis Juni auf Plantago. — 4) M. Delia *Fabr.*, M. Cinxia *Ochsenh.*, Spitzwegerichfalter. Braungelb, durch schwarze Binden u. Querstreifen netzförmig gefleckt; Hinterflügel mit mehren braungelben Fleckenbinden, deren vorletzte schwarze Mittelpunkte hat, unten heller, mit abwechselnden, schwefelgelben und rothgelben, schwarz gesäumten und schwarz punktirten Kappenbinden (die erste rothgelb, ohne Punkte); 6 Linien lang, 8 Linien breit. Von April bis Juni auf Plantago lanceolata, Hieracium pilosella und Veronica. Rösel, IV, 18, Fig. 4, Taf. 29. — 5) M. Trivia *Ochsenh.*, Wollkrautfalter. Hinterflügel oben fast einfarbig schwarzbraun, unten durch schwarze Mondflecken gesäumt. Im südlichen Deutschland. Hübner, Taf. II, Fig. 11, 12. — 6) M. Dictynna *Fabr.*, Silberfleckfalter. Braungelb und schwarz gefleckt, die Unterseite der Hinterflügel mit fast perlmutterglänzenden, größern, rundlichen Flecken. Den ganzen Sommer hindurch auf Waldwiesen. Hübner, Taf. III, Fig. 15, 16. — 7) M. Cynthia *Ochsenh.*, zimmtrother Falter. Im südl. Deutschland u. in der Schweiz. — 8) M. Merope *Ochsenh.* In Piemont u. der Schweiz, auf den Alpen. — 9) M. Didyma *Ochsenh.*, Würfelvogel. In Süddeutschland und der Schweiz. — 10) M. Phoebe *Ochsenh.*, Flockenblumenfalter. In Süddeutschland, auf dem Riesengebirge u. in Schweden. — 11) M. Asteria *Tr.* Meigen, Taf. 42, Fig. 5. Auf den Hochalpen bei Chur. — 12) M. Parthenie *Ochsenh.* In einigen Gegenden von Mitteldeutschland.

Melitäa (Zoophyt.), nach Lamarck, Knotenkorall, Gatt. der Phytocorallia Isidea *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Polypen nach Oken, unter Isis *L.* Charakter: Stamm knotig, mit zusammen geschnürten Gliedern; die angeschwollenen Glieder Aeste tragend; baumartig, die Knoten steinig, schwammig-porös, die Axe unvollkommen steinig, hornig, biegsam; eine im Leben fleischige, vertrocknet dünne Rinde polypentragend. Vier Arten: 1) M. coccinea *Cuv.*, M. Rissoi *Lamour.*, Isis coccinea *L.* Niedrig, verschiedentlich verästelt, mit hin und her gebogenen, schlanken, ausgespreizten Aestchen; Internodien undeutlich; Warzen zerstreut, purpurroth. Variirt auch weiß. Im mittelländischen Meere, auch bis Isle de France. Esper, I. III. A. Suppl. II. Taf. X. — 2) M. ochracea *Lam.*, Glieder-Korall, Isis ochracea *L.* Sehr ästig dichotomisch, fächerförmig ausgebreitet; Aeste aufrecht, frei, etwas gebogen; Glieder knotig. Purpurroth, gelb, weiß, mit dunkelrothen Polypenmündungen, 3 Fuß hoch und unten 1 Zoll dick. Im indischen Ocean. Esper, I. Taf. IV. u. IV. A. (Var.) Suppl. XI, 1, 3. — 3) M. retifera *Lam.*, Isis aurantia *L.* Dichotomisch sehr verästelt, fächerförmig, mit an der Basis dickem, knotigem Stamme; Aeste aufrecht, hin und hergebogen, oft verwachsen netzartig, sehr reichlich mit Warzen besetzt. Rinde schön, roth, mit gelben, auch weißen Mündungen. Variirt auch gelb und rothgelb. Etwa 1 Fuß hoch. Im indischen Ocean. Esper, Suppl. II, Taf. IX. — 4) M. textiformis *Lamour.* Stamm kurz, knotig, in einen zarten Fächer ausgebreitet; Aestchen zahlreich, fadenförmig, verwachsen; Kettenringe gestreckt. In der Südsee. Lamouroux, Expos. méth., Taf. LXXI, Fig. 5.

Melitagra (Dolor membrorum, Med.), der gichtische oder rheumatische Gliederschmerz. — M. parturientium (s. Trousseau, Allg. Journ. für med. und chir. Kenntn., 1834, II, S. 262), der Gliederschmerz der Kreißenden.

Melitara (a. Geogr.), 1) Flecken in Phrygia Magna, an der Grenze von Galatien (Ptol. V, 2, 24); — 2) s. v. a. Melitäa.

Melite (a. Geogr.), s. v. a. Melita.

Melitene (a. Geogr.), 1) Landschaft im nördlichen Theile von Armenia Minor oder im östlichen der großen kappadocischen Hochebene, zwischen dem Antitaurus und Euphrat, die zu Strabo's Zeiten noch keine Städte enthielt, aber äußerst fruchtbar und ganz mit Fruchtbäumen besetzt war, selbst Oel und einen sehr guten Wein hervorbrachte. Später aber hatte sie eine gleichnamige Hauptstadt, die freilich schon vor der Semiramis erbaut worden seyn soll, d. h. wahrscheinlich später aus einem uralten Kastell in eine Stadt verwandelt wurde, an einem Nebenflüßchen des nicht weit von ihr fließenden Euphrat in einer sehr gesunden und fruchtbaren Gegend lag, bis ins 1. Jahrh. noch unbedeutend war, durch Trajan aber zu einer bedeutenden Stadt erhoben und nun als Mittelpunkt mehrer in ihr zusammenlaufenden Straßen eine der ansehnlichsten Städte im Innern Kleinasiens wurde, welche Anastasius und Justinian mit neuen Mauern umgaben und verschönerten. Seit der Regierung des Titus war sie fortwährend das Standquartier der berühmten Legio XII. Fulminata und seit der Theilung Armeniens in zwei Provinzen Hauptstadt von Armenia Secunda. Bei ihr erfochten die Römer im J. 577 n. Chr. einen Sieg über den Perserkönig Chosroes I. — 2) Name des westlichsten, am Tigris gelegenen Distrikts von Susiana. — 3) S. v. a. Melita 2).

Meliteus (griech. Myth.), Sohn des Zeus, von seiner Mutter, einer orthreischen Nymphe aus Furcht vor Here ausgesetzt, den nun sein Vater im Walde von Bienen ernähren ließ.

Ein anderer Sohn jener Nymphe, Phagrus, fand ihn und nannte ihn nun nach seinen Ernährerinnen. M. gründete später Melite in Phthia.

Melithhyperuria (Diabetus mellitus, Med.), die Honigharnruhr und zwar besonders der höhere Grad derselben. S. Harnruhr.

Melithreptus (Ornith.), nach Cuvier, Honigsauger, Untergatt. von Certhia *L.* (s. d.).

Melitiadas, s. v. a. Melitäa.

Melitiosporium (Bot.), nach Corda, Untergatt. von Stictis *Pers.* Typus: Stictis aeruginosa *Pers.*

Melitis (Med.), die Wangenentzündung, besonders Erysipelas genae, die Wangenrose.

Melitismus (Pharm.), die Honigkur, die (äußere oder innere) Anwendung des Honigs als Heilmittel.

Melito (griech. Lit.), Verf. einer größeren Schrift über die attischen Geschlechter und Familien.

Melito (a. Gesch.), Bischof von Sardes, der sich besonders dadurch einen Namen machte, daß er 175 n. Chr. eine Apologie der christl. Religion an den Kaiser Marc Aurel richtete. Diese Schrift ist zwar verloren gegangen, aber man findet einige Fragmente davon in der Chronik des Eusebius (IV, 25) und ein anderes in dem Chronicon paschale (S. 259). Bei Gelegenheit einer Visitationsreise durch Palästina stellte er 6 Bücher von auf Christus bezüglichen Stellen des Pentateuch u. der Propheten zusammen, welche er dem Onesimus, einem seiner Schüler, widmete, mittelst eines uns ebenfalls von Eusebius erhaltenen Schreibens, das ein Verzeichniß d. kanonischen Schriften des alten Testaments enthält. Außerdem hinterließ M. eine Reihe anderer Schriften, meistens ascetischen Inhalts, von denen uns bei Eusebius und Hieronymus die Titel aufbewahrt sind. Die bekannteste darunter ist die Schrift über das Passahfest, worin dessen Feier wahrscheinlich übereinstimmend mit dem jüdisch-christl. Gebrauch anberaumt ward. Die Kirche feiert seinen Erinnerungstag den 1. April. Die sogenannte Apokalypse des M. ist wahrscheinlich das Werk eines protestantischen Schriftstellers.

Melito (Geogr.), zwei ital. Dörfer, Königr. Neapel, 1) Prov. Calabria ulter. I, südöstl. von Reggio, am mittelländ. Meer; — 2) Prov. Neapel, nördl. von Neapel; 2530 Einw.

Melitochorton (pharm. Bot.), s. v. a. Helmintochorton.

Melitoenica (Pharm.), Verbindungen von Wein u. Honig.

Melitonus (a. Geogr.), Ort im westlichsten Theil Macedoniens an der Via Egnatia zwischen Heraclea, Lyncestus u. Edessa.

Melitopol, russ. Stadt, Gouv. Taurien, am Molotschina-Moby; 1785 gegründet.

Melitopolitaner (Kirchengesch.), s. v. a. Duchoborzen.

Melitoptyalismus (Med.), bei Mason Good: Ptyalismus mellitus, die häufige Absonderung eines süßen zuckerhaltigen Speichels, der Honigspeichelfluß.

Melitoptyalon (Saliva mellita, Med.), ein süßer zuckerhaltiger Speichel, wie er z. B. bei Hektischen vorkommt.

Melituria (Diabees mellitus, Med.), die Honigharnruhr, wenigstens der geringere Grad derselben. S. Harnruhr.

Melituron (Med.), der Honigharnruhrharn.

Melitus, s. Meletus.

Melitussa (a. Geogr.), Stadt in Illyrien.

Melitta (Entom.), nach Kirby, Bienengatt., s. v. a. Megilla *Fabr.*, Centris *Fabr.*

Melitteä (Bot.), s. Melittis *L.*

Melittis (Bot.), nach Linné, Immenblatt, Bienenblatt, Gatt. der Labiatae Stachydeae *Benth.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakt.: Kelch weiter als die Kronröhre; Korolle mit flacher Ober- u. gekerbter Unterlippe; Staubbeutel ins Kreuz gestellt. Drei Arten: 1) M. Melissophyllum *L.*, melissenblätteriges Immenblatt, Melissenblatt, Waldmelisse, wildes Melissenkraut, Grieskraut. Ausdauerndes Kraut in den Gebirgswäldern des südlichen und mittleren Europa. Stengel aufrecht, 1—3 Fuß hoch; Blätter entgegengesetzt, eirund, spitz, egal gezähnt; Korolle weiß, schön, Mittellappen der Unterlippe purpurroth. Variirt auch mit ganz weißen Blüthen. Früher wendete man das Kraut nicht selten unter den Namen: Herba Melissophylli, Melissae silvestris, Melissae Fuchsii s. Tragi, Melissae humilis, Lamii montani, Melittidis, als ein eröffnendes, Harn und Gries treibendes, den Auswurf und die Menstruation beförderndes Mittel an, jetzt gebraucht man es nur noch hier u. da als Hausmittel. Frisch riecht es nicht stark, aber auch nicht angenehm, getrocknet sehr angenehm und durchdringend, Tonkabohnen ähnlich. Schkuhr, Bot. Handb., Taf. 166, Jacquin, Austr., Taf. 26. — 2) M. grandiflora *Sm.* Ausdauernd, in den Wäldern Englands und Deutschlands. Blüthen gelblich-weiß, größer als bei voriger Art, mittlerer Einschnitt der Unterlippe violet. Wird von Einigen nur für Varietät der vorigen Art gehalten. Curt., Lond. fasc., 6, Taf. 39. — 3) M. japonica *Thunb.* Einjährig. In Japan. Die Gattung ist der Typus der Melitteae, einer Untergruppe der Labiatae Stachydeae *Benth.*

Melittotheologie (griech., Phil.), Beweis für das Daseyn Gottes, welcher von den Bienen hergenommen ist.

Melitturga (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Hymenoptera aculeata Anthophila Apiaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Bienen nach Oken, unter Apis *L.* Charakter: Drei Kubitalzellen; Kinnladentaster sechsgliederig; alle Tasterglieder dicht anschließend; Fühler kurz, bei dem Männchen in eine Keule endigend. Als Typus mehrer Arten kann betrachtet werden: M. clavicornis *Latr.* Schwarz, gelbhaarig.

Melium (a. Geogr.), Flecken Latiums bei Rom.

Melius (griech. Myth.), Sohn des Priamus.

Melizigara (a. Geogr.), Handelsplatz der Landschaft Ariaca an der Westküste von India intra Gangem.

Melk (Geogr.), 1) österreich. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Landgericht gleichen Namens, an der Donau; 1200 Einw.; — 2) (Mölk), reiche Benediktinerabtei das., wegen ihrer reichlichen Einnahmen an Getreide, die volle Metze genannt, liegt ganz in der Nähe des Marktfleckens M. auf einem hohen Felsen an der Donau, ist sehr schön gebaut und von bedeutendem Umfange, hat eine prachtvolle Kirche, welche die Gruft der Babenberger, den Schatz mit dem Melkerkreuze, schöne Sakristeien und eine Orgel mit 3500 Pfeifen enthält, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, eine Musikschule, Bildergallerie, Münzsammlung, einen botanischen Garten nebst geognostischem und zoologischem Kabinet und eine 20,000 Bände starke Bibliothek mit 1500 merkwürdigen Manuskripten und Inkunabeln. An der Stelle des sehr reichen Klosters stand ursprünglich ein aus der Römerzeit herrührendes Kastell, das gegen die Avaren erfolgreichen Widerstand leistete; später wurde dieser Punkt unter dem Namen Medelikhe, d. i. Eisenburg, einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold denselben abnahm und zu seiner Residenz erwählte. Leopold II. berief 1089 Benediktiner aus Subiaco hierher und gründete dadurch das angesehenste und herrlichste Kloster in Oesterreich. Leopold IV. vermehrte die Güter des Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes gestellt wurde. Im Jahre 1418 war aber so große Unordnung eingerissen, daß Papst Martin V. abermals Benediktiner aus Subiaco unter Johann von Mazen dahin sandte, um die dasigen Mönche zu reformiren. Eine große Anzahl deutscher Benediktinerklöster schloß sich dieser Reform an und bildeten die Kongregation von M. Es konnte von dieser jedoch im eigentlichen Sinne nicht die Rede seyn, da M. selbst keine Vorrechte beanspruchte und die Oberaufsicht über sämmtliche Klöster stets durch päpstliche Kommissarien ausgeübt wurde. Erst im Jahre 1623 bildete sich die Kongregation mit rein österreichischen Klöstern, die 1630 an der Generalversammlung aller Benediktiner Deutschlands zu Regensburg Antheil nahm, wo die Vereinigung Aller mit der Kongregation von Bursfeld zwar beschlossen, aber nicht ausgeführt wurde. Die Aufhebung des deutschen Reichs isolirte auch die österreich. Benediktiner ganz; ihre Klöster gelten aber noch immer als Muster von Ordnung, Bildung und Zucht. Ein Beweis für die natürliche Festigkeit des Orts ist es, daß derselbe 1612 sogar eine Belagerung aushielt.

Melkarth (phönic. Relig.), s. Melcarth.

Melken, dasjenige Geschäft, wodurch man die Milch aus dem Euter der landwirthschaftlichen Hausthiere zieht. Dasselbe ist beim Melkereiwesen die wichtigste Arbeit und diejenige, auf deren guter Vollführung ein großer Theil nachhaltiger Einträglichkeit einer Milchwirthschaft beruht. Je mehr und fettere Milch, desto mehr und dickeren Rahm; je mehr Rahm, desto mehr Butter; je mehr Butter, desto größere Geldeinnahme. Wir wollen auf die gewöhnlichsten herrschenden Fehler beim M. und deren schädliche Folgen aufmerksam machen, und demnächst eine Anleitung zum M. folgen lassen. — Zuerst leidet es keinen Zweifel, daß im Allgemeinen Männer, weil sie immer mehr Kraft haben, um die nothwendige Stärke bei diesem Geschäfte anwenden zu können, den Frauenzimmern als Melker vorzuziehen sind. Müssen diese aber, wie in der Mehrzahl der Fälle, gewählt werden, so nehme man nur erwachsene, besonnene, übrigens kräftige Personen, und halte noch besonders darauf, daß jede Kuh immer nur von einer Hand gemolken wird. Es ist jedem Landwirthe bekannt, daß die Kühe im Stande sind, ihre Milch nach Willkür zurückzuhalten. Gegen Mägde, welche sie hart und unbarmherzig behandeln, beweisen sie nur zu oft eine Halsstarrigkeit und Abneigung, die für den Eigenthümer von dem größten Nachtheile werden kann. Es sind Beispiele vorgekommen, daß eine Kuh, welche unter der Hand der einen Magd keinen Tropfen Milch hergeben wollte, sich von einer anderen bis aufs reinste ausmelken ließ, wenn solche sanftmüthig und liebreich mit ihr umging. Häufig trägt der Landwirth an einer verkehrten Behandlung des Melkviehes von Seiten der Milcher selbst einen bedeutenden Theil der Schuld, weil er Jähzorn und Uebereilung dadurch hervorruft, daß er den Dienstboten nicht die gehörige Zeit zur untadelhaften Besorgung ihrer Arbeit einräumt. Es ist namentlich eine erweisliche Unmöglichkeit, daß ein Mädchen (wie das in den großen holsteinischen und mecklenburgischen Melkereien Regel ist) 20 Kühe, wenn es sämmtlich oder mehrentheils frischmelkende sind, binnen der gebräuchlichen kaum dreistündigen Melkzeit auf gehörige Weise rein ausmelke. Da geschieht es denn nicht selten, daß nicht nur die meisten Kühe unvollkommen, sondern auch mehre gar nicht gemolken werden, besonders wenn der bestellte Aufseher es nicht so genau mit der Erfüllung seiner Pflicht nimmt. Wie nachtheilig es aber für den fernern Milchertrag der Kühe seyn muß, wenn beim jedesmaligen M. etwas Milch im Euter zurückbleibt, und öfter gar das M. zur bestimmten Zeit gänzlich vergessen und versäumt wird, dies läßt sich leicht ermessen, wenn man in Erwägung zieht, daß in solchem Falle der wohlthuende Reiz unmöglich Statt finden kann, welchen die behagliche Leere rein ausgemolkener Euter auf die Milchadern bewirkt, wodurch diese schnell wieder in Thätigkeit gesetzt und zur stärkeren Milchergießung fähig gemacht werden; nicht zu gedenken, daß jedesmal auch die im Euter zurückgebliebene Milch verloren geht, welcher Verlust um so größer ist, da wiederholte Untersuchungen gezeigt haben, daß die letzte Milch wenigstens dreimal so fett und nahrhaft ist, als die erste, die aus dem Euter kommt. Bemerkbarer und größer ist ein anderer Nachtheil, welcher leicht entstehen kann, wenn die Kühe nicht rein ausgemolken werden. Es buttert sich nämlich nicht selten die im Euter zurückgebliebene Milch, und beim folgenden M. kommen Stücke aus dem Euter mit heraus, welche säuerlich und übelriechend sind, weshalb sie,

wenn sie nicht bald und gänzlich durch Sieben aus der Milch gebracht werden, diese schnell sauer und beim Kochen käsig werden lassen. So sorgfältig also immer die durch Blutrisse verunreinigte Milch von der übrigen entfernt gehalten werden muß, eben so sorgfältig müßte darauf gesehen werden, daß Milch, worin sich Stücke zeigen, weder unter die übrige Milch gegossen, noch in den Milchkeller gebracht, sondern sogleich verbraucht werde. Auch ist es sehr wichtig, daß die Kuh, welche Stücke in der Milch gegeben hat, die folgenden Male mit größter Sorgfalt und mit aller möglichen Kraft rein ausgemolken werde; denn wenn das nachherige M. nicht mit der möglichsten Kraft verrichtet wird, so bleiben die größeren Butterstücke im Euter zurück, verhärten sich darin, erschweren im Anfange das M. und verursachen nicht selten, daß die Kuh später mit einer oder mehren Zitzen keine oder doch nur wenige Milch gibt, mithin, wie man sagt, entweder drei- oder zweizitzig wird, was natürlich immer mit großem Verluste im Milchertrage verbunden ist. Diese nähere Entwickelung der Nachtheile eines schlecht beschaffenen M.s legt die Nothwendigkeit einer strengen Beaufsichtigung dieses Geschäftes nur um so klarer vor Augen. Solche Kontrole kann aber nur zweckentsprechend seyn, wenn sie von praktischer Sachkenntniß ausgeht. Aus diesem Grunde möge jetzt eine kurze Belehrung über das an vielen Orten nur sehr unvollkommen bekannte richtige Verfahren beim M. der Kühe folgen. — Zwar nicht unbedingt nothwendig, aber sehr zu empfehlen ist es, daß alle Kühe einer Kuhmelkerei auf der Weide beständig haltbare Stricke um die Hörner haben, womit sie zur jedesmaligen Melkzeit an ein starkes Pfahl- oder Lattenwerk, das in dieser Absicht auf der Regelstelle errichtet ist, in zwei Reihen gegen und neben einander angebunden werden. Dieses Anbinden, das, wenn die Kühe daran gewöhnt, wenig Zeit wegnimmt, gewährt mehre Vortheile, die hauptsächlich darin bestehen, daß nicht nur das oft so langwierige Laufen hinter einer unruhigen Kuh dadurch gänzlich vermieden, sondern auch das Vergessen einer Kuh durchaus unmöglich wird, weil jeder Milcher seine beisammen angebundenen Kühe nach der Reihe vornimmt und ausmelkt. Sind nun alle Kühe angebunden, so ergreift die das M. besorgende Person ihr Geräthe, welches in folgenden Stücken besteht, nämlich: 1) in einem starken, auf drei weitgesperrten Beinen feststehenden, hölzernen Melkstuhl, worauf sie mit Sicherheit, ohne Gefahr zu laufen, damit umzufallen, sich niedersetzen kann; 2) in einem dünnen, aber starken Stricke, womit sie einer jeden unruhigen, zum Schlagen geneigten Kuh die Hinterbeine spannt, damit sie ihr nicht in den Eimer schlagen kann. Dieses Spannthau wickelt sie um die Beine ihres Melkstuhls, wenn sie keinen Gebrauch davon macht; 3) endlich in einem eigentlichen Melkeimer, welcher unten ein wenig enger als oben ist und etwa 9 — 10 Kannen Milch fassen kann, auch inwendig mit einer Reihe blanker Nägel versehen ist, welche den jedesmaligen Inhalt nach Kannen anzeigen und woran der Milcher (oder die Melkerin) immer erkennen kann, wie viele Milch jede Kuh zu jeder Melkzeit und täglich gibt. Daß er übrigens noch zwei größere Milcheimer nebst einer Tracht mitbringt, um jedesmal, wenn er eine Kuh ausgemolken hat, seinen Melkeimer darin ausleeren und nachmals die Milch darin nach Hause tragen zu können, das versteht sich wohl von selbst. — Mit seinem Melkeimer in der rechten und seinem Melkstuhl in der linken Hand geht der Milchknecht zu der Kuh, welche er melken will; indem er sich niedersetzt, stellt er den Eimer rechter Hand neben sich, und schickt sich nun auf folgende Weise zum M. an: Zuerst reibt und streichelt er die beiden vordersten und darnach auch die beiden hintersten Zitzen mit der hohlen Hand so lange, bis er den freiwilligen Milcherguß in die Zitzen zuwege gebracht hat und solche nun von der losgelassenen und hineingedrungenen Milch strotzen. Diese Arbeit wird Zuregen (oder Zurichten) genannt und ist beim M. sehr nothwendig und nützlich. Denn es hängt zwar allerdings von dem Willen der Kuh ab, die Milch nach Gefallen zurückzuhalten oder sie fließen zu lassen; wenn man sie aber durch jenes sanfte Streicheln einmal vermocht hat, die Milch fahren zu lassen, so kann sie solche, allem Anschein nach, nicht leicht wieder anhalten; darum befördert und sichert das Zuregen die Vollführung des M.s gar sehr, wogegen man ohne dasselbe genöthigt ist, der Kuh die Milch gleichsam abzuquälen, welches natürlich weit langweiliger u. beschwerlicher ist. — Demnächst strippt sich der Melker mit dem Daumen u. Zeigefinger der rechten Hand nach und nach aus allen vier Zitzen etwas Milch in die hohle Hand, womit er sowohl seine beiden Hände, als auch die Zitzen anfeuchtet, um sie weich und geschmeidig zu machen, und wodurch er zu gleicher Zeit die gewöhnlich gleichsam zusammengezogenen Zitzenlöcher öffnet. Nach dieser schlechterdings nothwendigen Vorarbeit faßt er seinen Melkeimer und klemmt ihn zwischen die Kniee, womit er ihn nunmehr so fest hält, daß er, wenn er vollgemolken wird, weder umfallen noch selbst von einer etwa unruhig werdenden Kuh umgeschlagen werden kann, weil der stets Wachsame, wenn er sieht, daß die Kuh schlagen will, sofort mit der rechten Hand den Eimer und mit der linken den Melkstuhl ergreift und nun schnell aufspringt, um dem Schlage auszuweichen. Durch Zureden besänftigt er alsdann entweder die Kuh, oder, wenn das nicht helfen will, so spannt er sie mit seinem Stricke u. setzt sich hierauf dreist wieder zum M. hin. Er ergreift nämlich mit seiner rechten Hand zuerst die linke und mit seiner linken Hand die rechte Vorderzitze, und drückt nun abwechselnd aus beiden Zitzen die Milch heraus, indem er jedesmal die Zitze oben mit dem Daumen und Zeigefinger verschließt, damit keine Milch zurück ins Euter treten kann, und alsdann die folgenden Finger nach einander so kraftvoll anzieht, daß die in die Zitze gedrungene Milch in einem starken Strahle heraus und schäumend in den Eimer strömt. Alsdann öffnet er die Hand wieder ein wenig, damit wieder Milch aus dem Euter in die Zitze fließen u. er solche von Neuem

herausdrücken kann. Hat er auf diese Weise nun die ersten beiden Zitzen so weit ausgemolken, daß wenig Milch mehr herauszubringen ist, so verfährt er auf dieselbe Weise mit den beiden hintersten Zitzen, und wenn auch diese keinen ordentlichen Strahl mehr geben, so bringt er endlich durch das bekannte Strippen mit dem Daumen und Zeigefinger, welches er wechselweise bei allen vier Zitzen anwendet, die übrige Milch bis auf die letzten Tropfen aus dem Euter heraus, wobei er durch geschickte Stöße gegen das Euter (die jedes saugende Kalb auch anzuwenden weiß) die Ausleerung beschleunigt. Der Erfolg dieser Art zu melken muß unfehlbar jedem Wunsche entsprechen; denn durch das kraftvolle Herausdrücken der Milch aus den Zitzen werden nicht allein die Zitzenlöcher immer möglichst erweitert, und dies beschleunigt, die Arbeit ungemein, sondern der jedesmalige starke Zug der Milch aus dem Euter übt ohne allen Zweifel auch einen sehr großen Einfluß auf die Milchadern aus, die also immer in der angestrengtesten Thätigkeit erhalten werden, wodurch nothwendig die Milchabsonderung befördert und der Milchertrag möglichst verstärkt werden muß. Hiervon überzeugt, läßt der umsichtige Melker seine Kühe besonders gleich nach dem Kalben mit aller möglichen Kraftanwendung ausmelken, so daß die aus dem Euter in dicken Strahlen herausströmende Milch sich wenigstens zur Hälfte in dem Eimer in Schaum verwandelt. Man darf nicht besorgen, daß durch solches angestrengte M. der Kuh am Euter Schmerzen verursacht werden, denn das übermäßige Drücken macht solche durchaus nicht. Wenn aber ungeschickte Hände die Milch durch beständiges Zucken und Ziehen aus dem Euter bringen wollen, so werden dadurch der Kuh empfindliche Schmerzen bereitet, und es ist deshalb auch kein Wunder, wenn Kühe, die doch sonst sehr leicht zu melken sind, sich durchaus von manchen Mädchen nicht wollen melken lassen, woran allein ihr ungeschicktes Angreifen Schuld ist. Auch lassen sich manche Kühe das Strippen nur höchst ungern gefallen, und viele Mädchen, die nicht eigentlich melken, sondern nur strippen können, sind daher häufig schlimm daran, weil ihnen ihre Kühe nie recht stehen wollen. Es ist daher dringend nöthig, Sorge zu tragen, daß alle Milchmädchen das M. gehörig erlernen, indem man ihnen die rechten Handgriffe wiederholt geduldig und beharrlich zeigt, und sodann mit unbeugsamer Strenge darauf hält, daß sie sich fortwährend bis zur Fertigkeit darin üben und nicht bei ihrem gewohnten Schlendrian bleiben. Immer aber ist anzurathen, nicht nur beim Ankauf junger Kühe dahin zu sehen, daß man keine Individuen mit fehlerhaften oder unförmlichen Zitzen kaufe, sondern auch bei der eigenen Anzucht Sorge zu tragen, daß nur Kälber von leichtmelkigen Kühen aufgezogen werden; denn weil jede mit Beschwerde verbundene Arbeit auf die Länge lästig fällt und dann gewöhnlich schlecht beschafft wird, so ist mit Grund anzunehmen, daß schwer zu melkende Kühe, wo nicht immer, doch sehr häufig aus Verdrossenheit nicht gehörig ausgemolken werden. Wenn die Mädchen klagen, daß eine Kuh nicht mehr so viel Milch gebe, daß es sich des M.s verlohne, so untersuche man, ob diese Milch bei mäßiger Erwärmung schon gerinne. Thut sie das nicht, so muß man sie zu melken fortfahren, damit sie nicht an zu langes Trockenstehen gewöhne. Vier Wochen vor dem Kalben ist es jedoch rathsam, mit dem M. aufzuhören, wenn die Kuh auch noch 1 Quart Milch gäbe; sie wird sonst zu sehr angegriffen. Einige haben behauptet, man würde um so viel mehr Milch erhalten, je öfter man melke; aber genau angestellte Versuche haben das nicht bestätigt, indem sich bei den meisten ergeben hat, daß man eben so viele Milch erhält, wenn man täglich zweimal, als wenn man drei- oder viermal melkt. Andere haben zwar etwas mehr Milch, aber aus dieser nicht mehr Butter erhalten. Nur in der Zeit, wo die Milchabsonderung am stärksten ist und so, daß sie das Euter nicht fassen zu können scheint, sie vielleicht von selbst ausspritzt, muß dreimal gemolken werden.

Melkendorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg I.; Mühle, Potaschehütte; 260 Einw.; — 2) das., Ldgr. Kulmbach; Mainbrücke; 360 Einw.

Melker (Ornith.), s. v. a. Brandeule Syrmium Aluco *Suv.*, s. Baumeule.

Melkers, sachsen-meining. Dorf, Amt Meiningen; 180 Einw.

Melkhof, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg; 220 Einw.

Melkkübel, s. Kübel.

Melkovacz, europ.-türk. Stadt, Bulgarien, Sandsch. Widdin, an der Zibriz; Sitz eines griech. Bischofs.

Melkow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; 220 E.

Melkowich (Metkowich), österreich.-dalmat. Stadt, an der Narenta, östlich vom Fort Opus, mit einer Kontumazanstalt; Handel.

Melkraggen (Mellmraggen), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 140 Einw.

Melkröhrchen, Röhrchen von reinem Zinn, Elfenbein, Bein, Horn oder Buchsbaum, die in die Striche der Kühe gesteckt werden, damit die Milch herausfließe, ohne daß man zu melken braucht. Solche Röhrchen werden besonders bei Verletzungen und Krankheiten des Euters angewendet.

Melksham, brit. Stadt, England, Grafsch. Wilts, südlich von Chippenham, am Avon und dem Wilts-Berks-Kanal; Fabrikation feiner Tuche, bedeutende Viehmärkte; Salzquellen; 5890 Einw.

Mell (Bot.), auch Melle, s. v. a. Gartenmelde, Atriplex hortensis *L.*

Mell oder **Mel** (Biogr.), 1) Konrad, protestant.-Theolog, geb. 1666 in der Landgrafschaft Hessen, bekleidete geistliche Aemter in Kurland, in Memel und in Königsberg und ward 1705 zum Rektor des Gymnasiums zu Hersfeld berufen. Er erfand eine Maschine, mittelst welcher er die Längen auf dem Meere messen zu können meinte, und schickte Modelle davon an verschie-

dene Akademien, konnte aber die gegen seine Erfindung erhobenen Bedenken nicht beseitigen, weshalb dieselbe vergessen ward. Er war zuletzt Superintendent der hessischen Kirchen und † den 3. Mai 1733. Er hinterließ eine große Anzahl von Schriften, z. B. Legatio orientalis Sinensium, Samaritanorum, Chaldaeorum et Hebraeorum cum interpretationibus, Königsberg 1700, Fol.; — Antiquarius sacer, de usu antiquitatum judaicarum, graecarum et romanarum in explicandis obscurioribus s. Scripturae dictis etc., Schleusingen 1707, 8., neue Ausg., Frankfurt 1719, 4.; — Pantometrum nauticum. s. Machina pro invenienda longitudine et latitudine locorum in mari etc., Hersfeld 1707, Fol.; — Pharus illustrans etc., das. 1709, Fol.; — Missionarius evangelicus s. consilia de conversione ethnicorum maxime Sinensium etc., das. 1711, 8. u. a. — 2) Rinaldo de M., s. Mel.

Mella, 1) (a. Geogr.), s. v. a. Mela; — 2) (n. Geogr.), ital. Fluß, lombardisch-venetian. Königreich, entspringt am Südabhange des Monte Maniva, nordöstlich von Bovegno, und fließt von Norden nach Süden, und mündet in den Oglio links.

Mella (Bot.), nach Vandelli, Untergatt. von Herpetis *Gaertn.*

Mellac, franz. Dorf, Dep. Finistère, Bez. Quimperle; 1350 Einw.

Mellach (Ras-el-, Geogr.), 1) afrikan. Vorgebirg, Barka, an der Nordküste; — 2) österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Waasen; 180 Einw.

Mellado, Mine von, s. Guanaxuato, S. 229.

Mellag, österr.-steier. Dorf, Kr. und Magistrat Cilli; 100 Einw.

Mellan, Claude, Zeichner, Maler und Kupferstecher, geb. 1601 zu Abbeville, erlernte die Anfangsgründe der Kunst in Paris, worauf der junge Künstler nach Italien sich begab. In Rom traf er Vouet, einen damals berühmten Meister, und diesem schloß sich jetzt M. mit Eifer an, allein er setzte die Malerei nicht lange fort, indem ihn die Stecherkunst mehr anzog. Ludwig XIV. zeichnete ihn aus, gab ihm ein Jahrgeld und eine Wohnung im Louvre, und M. ließ seinerseits es an Fleiß nicht ermangeln, so daß er im Verlauf seines Lebens eine große Anzahl von Werken lieferte, die bei aller Sonderbarkeit durch ihre Mannichfaltigkeit ansprachen und gesucht wurden. In Rom wendete er noch gekreuzte Striche an, dies mit großer Sicherheit, in Paris verfiel er aber auf den Gedanken, Form und Helldunkel durch eine einzige Strichlage zu geben, ohne Schraffur, wie andere Stecher es machten. In dieser Manier erlangte er großen Ruhm, der ihm bei allem Talente nicht in dem Maße geworden wäre, da zu jener Zeit H. Golzius unübertreffliche Muster in der Strichmanier aufgestellt hatte. Einmal versuchte er es, mit einer einzigen Spirallinie ein Kunstwerk zu liefern, und er brachte jenen berühmten Christuskopf zu Stande, den Alle anstaunten und bewunderten. Die Spirallinie fängt auf der Nasenspitze an, verstärkt sich in den Schatten, läuft wieder feiner aus, um die Lichter zu bilden, ununterbrochen fort um den Mittelpunkt, bis in die äußersten Winkel des Blattes. Die Linie schmiegt sich bisweilen nach den Formen in welligen Windungen, und so entstand allmählich ein Kunststück ohne Gleichen, wenn auch gerade kein Kunstwerk. Eine Federzeichnung zu diesem Stiche ist auf der pariser Bibliothek. Aehnliche Sonderbarkeiten erscheinen auch in anderen Blättern, wo ihm nur kein so großer Spielraum gewährt ist. Bei aller Eigenheit hat M. doch nicht selten in Stich und Zeichnung Vorzügliches geleistet. Besonders schön sind öfter die Gewänder, deren Faltung getreu nachgeahmt ist, da sich die Striche genau nach den Faltenlagen richten. Auch seinen Köpfen gebricht es größtentheils nicht an Charakter und Ausdruck, den weiblichen nicht an Anmuth, zuweilen leiden sie aber auch an Unbestimmtheit. Seine Gemälde sind selten; ein Paar sind in der Gallerie des Fürsten von Lichtenstein in Wien. M. † 1688 zu Paris. Blätter: der gegeißelte Heiland, von Kriegsknechten weggeführt; Engel trocknen das zur Erde gefallene Blut auf; — Das in der Krippe liegende Jesuskind, 1662; — Jesus, Maria u. Joseph, 1635; — Jesus stehend vor Maria, welche sitzt; — Die neben einem abgebrochenen Baumstamme sitzende Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Schooße; — Maria mit dem Jesuskinde, welches den vor ihm knieenden Franziskus segnet; — St. Franz in der Wüste vor dem Kreuze knieend; — St. Franz de Paula auf den Knieen vor dem Krucifixe, 1626; — Christus am Kreuze mit erhobenem Blicke; — Christus am Kreuze, dessen Fuß Magdalena umfaßt; — Die heil. Jungfrau mit dem Kinde sitzt in einer Landschaft auf dem Steine am Fuße einer Säule, 1659, schönes Blatt; — Christus ins Grab gelegt, während die Todten erstehen; — Christus aus dem Grabe erstanden, 1683, ein Hauptblatt; — Gott erscheint dem Moses im feurigen Busche, 1663; — Das Mannasammeln in der Wüste; — Der Heiland im Oelgarten, ein schönes Nachtstück; — Der Tod der Lukretia; — Venus nackt auf dem Bette mit 2 Tauben am Faden; — Perseus befreit die an den Felsen gekettete Andromeda; — Hercules und Atlas mit dem Globus; — Apollo laufend mit dem Bogen; — Diana auf ihrem Wagen von Sternen umgeben, nach P. da Cortona, kleines Blatt; — Psyche betrachtet den schlafenden Amor, nach Vouet, ganz mit Kreuzschraffirungen gestochen; — Hercules erdrückt den nemäischen Löwen; — Diana und Aurora, mythologisch-allegorische Darstellung, nach P. da Cortona, klein Fol.

Mellan-Syssl et, schwed. Vogtei, Swealand, Län Karlstad.

Mellapocapsus (a. Geogr.), Vorgebirg am Bosporus Thracius.

Mellara, ital. Dorf, lombard-venetian. Königreich, nordwestlich von Massa, am Po; 2340 Einw.

Mellaria (a. Geogr.), 1) Ort in Hispania Baetica zwischen Belon und Calpe, den Bastulern gehörig, an der Straße von Gades nach

Malaca; — 2) Stadt derselben Provinz, jenseits des Bätis an der Straße von Corduba nach Emerita; wahrscheinlich das heutige Fuente Ovejuna.

Mellarosa (Bot.), Citrus mellarosa, Bigaradienvarietät, s. unter Citrus Bigaradia *Poit.* et *Risso.*

Mellatidiens (franz., Min.), nach Nekker die 16. Ordnung der Alysimiens (1. Division der 4. Klasse, Lithophanes).

Mellatz, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Weiler; 120 Einw.

Mellau, österreich. Pfarrdorf, Vorarlberg, Landgericht Bregenzerwald; als Gemeinde 630 Einw.

Mellbergen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Herford; hat die Gemeinde mit den Ortschaften Burg-Haensieck, Knick und Platz 780 Einw.

Melle (Geogr.), 1) belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Tournai; 570 Einw.; — 2) franz. Bezirk, Depart. Deux-Sèvres, 26½ □M. umfassend, 64,000 Ew. in 7 Kantons; — 3) Hauptstadt das., auf einem steilen Hügel, an der Beronne; beträchtlicher Viehhandel, besonders mit Eseln u. Mauleseln, Getreide-, Klee- und Leinsamen, wollene Zeuche, Gerberei; 2730 Ew.; — 4) Dorf das., Depart. Ille-Vilaine, Bez. Fougères; 1460 Einw.; — 5) hannöv. Marktflecken und Amtsitz, Osnabrück, Amt Grönenberg; an der Else; Steuerreceptur, Post, Salzfaktorei, Armenhaus, Bleichen, Bierbrauerei; 1440 Ew.; wurde 1413 befestigt und brannte 1720 ab; — 6) ital. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Coni, westlich von Salucci; 1920 Einw.

Mellecey, franz. Dorf, Depart. Saone-Loire, Bez. Chalons-sur-Saone; 810 Ew.

Mellein, Henri, Glasmaler von Bourges, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, malte das prächtige Bildniß der Johanna d'Arc in der Kirche St. Paul zu Paris. Dieses herrliche Gemälde wurde 1436 vollendet, 5 Jahre nach dem Tode jener Heroine. Man schreibt ihm auch die Krönungsceremonie Karls VII. an den Fenstern des Stadthauses zu Bourges zu, und alle Porträte dieses Werkes gelten für Originale.

Mellen (Geogr.), 1) mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Eldena; 190 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Iserlohn; 300 E.; — b) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Dramburg; Vorwerk, Wassermühle Schweinhausen; 190 Einw.; — c) das., R.-B. Stettin, Kr. Regenwalde; 2 Güter, Wassermühle; 250 Einw.; — d) (Groß-M.), das., Kr. Saatzig; 270 Einw.; — e) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Westpriegnitz; Gut; 160 Einw.

Mellen (Pomol.), Abtheilung der Pfirsichen, s. Möllen.

Mellenau (Mielnow), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; 140 E.

Mellenbach (Geogr.), schwarzburg-rudolstädt. Dörfer: 1) Amt Königsee, an der Schwarza; 920 Einw.; — 2) (M. vor der Brücke), das.; 130 Einw.

Mellendorf (Geogr.), 1) hannöv. Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Bissendorf-Essel; 370 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Reichenbach; Schloß, Vorwerk, Wassermühle, Ziegelei, Schäferei; 300 Einw.; — b) (Ober- u. Unter-M.), das., R.-B. Liegnitz, Kr. Sagan; 2 Vorwerke, Windmühle; 150 Einw.

Mellenthin, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; Vorwerk, Wassermühle, Holzwärterei, Ziegelei; 350 Einw.

Mellentin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (West.-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 300 Einw.

Melleolea (Pharm.), bei Béral Honigverbindungen mit Pulvern u. s. w.

Melleolica (Pharm.), nennt Béral die Honigverbindungen überhaupt und theilt sie dann ein in Melleolea, Hydromellea, Alcohomellea, Acetomellea, Oenomellea.

Meller, Lokalität bei einem Hochofen, wo der Eisenstein hingeworfen wird. Daher M.n, die verschiedenen Eisensteinsorten gehörig mischen, damit sie leicht schmelzen und gutes Eisen geben.

Melleray (Geogr.), franz. Dörfer: 1) Depart. Sarthe, Bez. Mamers; 1140 Einw.; — 2) Meilleraye, Depart. Loire-infér., Bez. Chateaubriant; 830 Einw.; — 3) la M., Depart. Vendee, Bez. Fontenay-le-Comte; 720 Einw.

Mellerstadt, s. v. a. Mellrichstadt.

Mellerup, Ort, s. Randers 1).

Melleus (bot. Term.), honigartig, von Beschaffenheit des Honigs, wie der von den Nectarien, oder auch von den Blättern (beim Honigthau) ausgeschwitzte Saft.

Mellgren, L. M., Medailleur zu Stockholm, ein vorzüglicher, jetzt lebender Künstler. Im Jahr 1832 gab er auf das Gustav Adolphsfest eine schöne Denkmünze heraus, und hierauf arbeitete er an einer Folge von Medaillen auf die berühmtesten Männer Schwedens, ein Unternehmen, das mit großer Theilnahme unterstützt wurde, da die Medaillen mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet sind. Folgende Medaillen sind bisher erschienen: Gustav Adolph der Große; — Bollmann, der berühmte Volkssänger Schwedens; — Tegner, Bischof von Weriö; — Berzelius, Professor der Chemie; — Wallin, Ordensbischof in Stockholm; — Geyer, Professor der Geschichte in Upsala. Es gibt Abdrücke in Zinn, Bronze und Silber.

Melli, afrikan. Reich, Sudan, wenig bekannt, südöstlich von Timbuctu.

Mellid, span. Ort, Prov. Galicia, nordöstlich von Santiago.

Mellifavium (Chir.), s. v. a. Meliceris.

Mellifer (bot. Term.), honigführend, honigtragend, z. B. die Grübchen am Grunde der innern Seite der Perigonblätter bei Fritillaria und Swertia.

Mellifera (Entom.), nach Latreille, Abtheilung der Hymenoptera aculeata *Latr.*, s. v. a. Blumenwespen, Anthophila, s. Bienen.

Melligo (Pflanzenpathol.), s. v. a. Honigthau (s. d.).

Mellilith (Min.), s. v. a. Melilith (s. d.).

Mellin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Unterförsterei, Wassermühle, Holzwärterei; 160 Ew.; — 2) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 160 Einw.; — 3) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; über 100 Einw.

Mellin (Biogr.), 1) Georg Samuel Albrecht, geb. 1755 zu Halle, war Prediger und Konsistorialrath zu Magdeburg und seit 1816 auch Doktor der Theologie; er † 1825. Schrieb: Marginalien und Register zu Kants Kritik des Erkenntnißvermögens, 2 Thle, Züllichau 1794—1795; — Grundlegung zur Methaphysik der Rechte oder der positiven Gesetzgebung, das. 1796; — Marginalien und Register zu Kants metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre, Jena und Leipzig 1800; — Encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, 6 Bde., Züllichau und Leipzig 1797—1804; — Die Kunstsprache der kritischen Philosophie, Jena und Leipzig 1798, und Anhang 1800; — Allgemeines Wörterbuch der Philosophie, 2 Bde., Magdeburg 1805—1807 u. m. — 2) Gustav Heinrich, geb 1803, einer der fruchtbarsten schwedischen Novellendichter der Gegenwart, lebt in Stockholm. Schrieb u. A.: Die Blume auf Kinnekulle, Stockh. 1831, 3. Aufl.; — Sivard Krusens Hochzeit, das. 1833, 3. Aufl.; — Gustav Brahe, das. 1832, 12.; — Johann Fjällmann 1831; — Winterblumen, 1831; — Die Mädchen in Ackersund, 1832; — Die Inseljungfrau, 1832; — Das Köhlermädchen, 1836 ꝛc. — Außerdem Helena Wrede, das. 1834; — Pavo Nissinen, das. 1833; — Politisch-romantische Silhouetten aus Schwedens Geschichte, das. 1838; — Vaterländische Geschichte für Damen, das. 1838, 2. Ausg.; - Schwedens Schutzgeist wacht noch! das. 1839, deutsch Leipzig 1842. Gab auch 1830 den protestantischen Kalender Hebe, ferner das schwedische Pantheon, das Museum für Naturwissenschaft, Kunst und Geschichte u. a. heraus. — 3) Meslin Charles, Maler und Radirer von Lothringen, bildete sich unter Leitung des S. Vouet zum Künstler und ging bei Zeiten nach Rom, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte. Hier hatte er den Beinamen Lorenese. Er fand in Rom großen Beifall, da er in einer angenehmen Manier malte und das Auge zu bestechen wußte. Man sieht Werke von ihm in der Kirche des heil. Ludwig der Franzosen, in St. Nicola der Lothringer, auf Trinita de Monti und auf Monte Cassino. Auch zu Neapel und in Mailand übte er einige Zeit seine Kunst. Er malte historische und mythologische Darstellungen, Werke, die theilweise viel Gutes haben, im Ganzen aber wenig Ueberlegung und Ernst zeigen. Dennoch war der Künstler angesehen, und selbst im Stiche wurden einige seiner Werke vervielfältigt. C. Andran stach Heilige und Engel nach einer Bisterzeichnung, die sich bei R. Weigel in Leipzig befindet. Andran stach auch den heil. Franz in einer Landschaft knieend. M. arbeitete schon 1836. Von ihm selbst gestochen ist folgendes Blatt: Die Krönung der heil. Jungfrau im obern Theile, unten St. Johann der Täufer und St. Florian.

Melline, breite goldene oder silberne Garnirungsspitzen, womit die Frauenkleider besetzt werden.

Melling (Geogr.), 1) österr.-steier. Orte: a) Bez. und Kr. Marburg; umfaßt 5 Gemeinden und hat mit dem gleichn. Dorfe 1100 Einw.; — b) (Mellingberg, Oneschtl), Dorf das., Bez. Burg-Marburg; 740 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Habelschwerd; Freirichterei, Kalkbrennerei; 210 Einw.

Melling (Biogr.), N., schweiz. Zeichner und Maler, geb. 1765, malte meistens in Aquarell u. ist vornehmlich durch seine Ansichten von Konstantinopel bekannt, die er während eines 18jährigen Aufenthalts daselbst aufnahm. Da er Architekt und Maler der Sultanin Hadidge, der Schwester Selims III., war, so hatte er Gelegenheit, Vieles zu sehen, was Andern verschlossen blieb. Seine vortrefflichen Zeichnungen gab er heraus in dem Werke: Voyage pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore, Par., Straßburg und London. Die Kupfer darin in gr. Fol. sind von den besten damals lebenden Künstlern, von Duplessis-Bertaux, Coigni, Desmaisons, Gouaz, Lerouge, Dupari u. A. gestochen. Das Werk besteht aus 2 Bänden und kostete 1950 Franken. M. ward zum Landschaftsmaler des Königs von Frankreich, dann zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beigegeben. Späterhin befaßte er sich besonders mit der Aufnahme von Ansichten der franz. Pyrenäen und umliegenden Gegenden, die ebenfalls in einem Prachtwerke: Voyage pittoresque dans les Pyrénées Françaises et dans les departemens adjacents gestochen erschienen. Von seinen späteren größeren Zeichnungen und Malereien sind noch zu erwähnen: die Aussicht von der Terrasse von Montelais, dem Landhause des Herzogs von Bassano; — der Einzug Ludwigs XVIII. in Paris; — Ansichten der Städte Arnheim, Zwool, Kampen und Leeuwarden; — Ansicht von Paris; — Ansicht vom Marsfelde in dem Momente, als der König die Fahnen der Nationalgarde vertheilt; — Umgegend von St. Cloud; — Ansicht von Lyon u. a. Er † 1831.

Mellingen (Geogr.), 1) sachsen-weimar. Marktflecken, Kr. und Amt Weimar, an der Ilm; 2 Burgruinen (Heinrichsburg u. Kapelle), 2 Mühlen, Gut, Jahrmarkt; 800 Einw.; — 2) schweiz. Stadt, Kant. Aargau, Bez. Baden, an der Reuß; Land- und Weinbau; 690 Einw.

Mellinghausen, hannöv. Pfarrdorf, Oberhoya, Amt Siedenburg; 180 Einw.

Mellinghofen, preuß. Landgemeinde, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Duisburg; 560 Einw.

Mellings Crown Rob (engl., Pomol.), M. hängende Krone, englische rothe Stachelbeersorte. Frucht groß, länglich, stark behaart, von vorzüglicher Güte.

Mellini, Napoleon, Historienmaler zu Mailand, geb. um 1800 und in der Akademie der genannten Stadt zum Künstler gebildet, widmete sich dem historischen Fache und hat hierin schon mehrfache Beweise eines nicht gewöhnlichen Talents gegeben. Im Jahr 1827 wurde eines verwundeten Adonis im Kunstblatte rühmend gedacht und 1830 lieferte er ein großes Gemälde, welches Maria Visconti vorstellt, wie er im Gefängnisse die beiden Pusterla mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht seinem Willen Folge leisten würden.

Mellinus (Entom.), nach Fabricius und Jurine, Glattwespe, Gattung der Hymenoptera aculeata Crabronida *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Crabro *Fabr.* Charakter: Hinterleib mit einem breiten Stiele an der Basis; Kopf dick. Unter 4 europäischen Arten bekannteste: M. arvensis *Fabr.* Schwarz, innerer Augenkreis, Fühlergrund, Schildchen, Hinterrand des Prothorax, Schenkelspitze, Schienen, Beine und 3 Binden des Hinterleibes gelb; 6—8 Linien lang.

Mellisurgis (a. Geogr.), Ort in Macedonien an der Via Egnatia zwischen Thessalonica und Apollonia, der seinen Namen von der Honigbereitung erhalten hat; jetzt noch Mellisurgis.

Mellit (Min.), s. v. a. Honigstein (s. d.).

Mellita (Echinod.), nach Klein s. v. a. Scutella (s. d.).

Mellithsäure, s. v. a. Honigsteinsäure.

Mellnau, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Marburg, Amt Wetter, an dem Burgwalde; Ruine; 430 Einw.

Mellno, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 180 Einw.

Mello (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Oise, Bez. Senlis, Mützen-, Schnürsenkel-, Merinos-, Nähseide- und Rundschnurfabrik; 460 Einw.; — 2) portug. Flecken, Prov. Beira; 620 Einw.

Mellon (Biogr.), reicher Thebaner, nach der Besetzung der Cadmea durch die Lacedämonier flüchtig, bei der Befreiung Thebens sehr thätig, in der ersten Volksversammlung zum Böotarchen erwählt.

Mellon (Chem.), s. Melon.

Mellona oder **Mellonia** (röm. Myth.), Göttin der Bienenzucht und des Honigs.

Mellone (ital., Bot.), s. v. a. Melone, Cucumis Melo *L.*

Melloni's Apparat od. **Thermomultiplikator,** besteht aus einer thermoelektrischen Säule und aus einem sehr empfindlichen Multiplikator (s. über beide Instrumente den Art. Magnetismus). Die Säule ist sorgfältig auf beiden Enden mit Ruß geschwärzt und mit ihrer Fassung auf ein Statif gebracht; die beiden Enden der Säule sind in Hülsen gefaßt, von welchen die eine walzenförmig, die andere konisch ist; sie dienen dazu, die Luftströmungen und Seitenstrahlungen von der Säule abzuhalten; die Hülse von konischer Gestalt dient auch dazu, von dieser Seite her die Wärmestrahlen mehr zu koncentriren, wenn es nöthig ist. Der Kupferdraht, welcher den Multiplikator bildet, ist 7—8 Meter lang (22—25 Fuß) und mit 40 Windungen auf einen Metallrahmen aufgewunden. Die wohl ausgewählten, magnetisirten und mit Sorgfalt kompensirten Nadeln sind mit einander verbunden und an einen Lonierfaden aufgehängt, welcher in der Mitte einer Glasglocke befestigt ist. Durch Drehen eines Knopfes läßt sich der Lonierfaden mit den Nadeln etwas heben und senken. Der Apparat wird auf einem hinlänglich festen Tisch gehörig ins Niveau gestellt, so daß der Faden gerade in der Mitte des Theilkreises hängt, und so gerichtet, daß die Nadeln, wenn ihre Ebene in den magnetischen Meridian fällt, auf den Nullpunkt der Theilung zeigen. Um die Verbindung zwischen der thermoelektrischen Säule und dem Multiplikator herzustellen, dienen zwei leicht ausdehnbare Drahtspiralen, welche mit den beiden Enden der thermoelektrischen Säule und mit den Enden des Multiplikators in leitender Verbindung stehen. Die geringste Temperaturveränderung zwischen den beiden geschwärzten Enden der Säule bewirkt schon eine Ablenkung der Nadel, die man auf dem getheilten Kreise ablesen kann. Man gebraucht dies Instrument, um ganz schwache Grade der strahlenden Wärme zu bestimmen, dann aber auch dazu, um zu bestimmen, ob Körper atherman, oder diatherman sind und in welchem Grade sie diese Eigenschaften besitzen. Mehr hierüber s. unt. Art. Wärme und Wärmestrahlung.

Mellonkalium, s. Melonkalium.

Mellonwasserstoffsäure, s. Melonwasserstoffsäure.

Mellosecium (a. Geogr.), Ort der Meduli, eines Alpenvolks in Gallia Narbonensis; jetzt Mizouin.

Mellowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; 180 Einw.

Mellrichstadt (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Unterfranken und Asch., an Koburg, Meiningen und Weimar grenzend; umfaßt ein Areal von 4 □M. und 13,476 Ew.; — 2) Stadt und Amtsort das.; Rentamt, Post, Hospital, Stück- und Glockengießerei, Wollspinnerei, Strumpfweberei, Ziegel- und Kalköfen, Viehzucht, Feld- und Obstbau, 6 Mühlen; 1810 Einw.; M. kommt schon 770 vor, und kam 1435 an Henneberg; in der Nähe schlug 1078 Kaiser Heinrich IV. den Gegenkönig Rudolf v. Schwaben; auch ist hier der Dichter Paul Melissus geboren.

Mellweg, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Villach; Bez. Arnoldstein; 340 Einw.

Mellwin und **Mellwiner Hütte,** preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 170 Einw.

Melm (Gelma), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 140 Einw.

Melnitsy, russ. Flecken, Gouv. Wolhynien, südöstl. von Kowel.

Melnitz (Melenitz, Mielenitze), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Hostau; 360 Einw.

Melnick (Geogr.), 1) österr.-böhm. Leibgedingstadt, Kr. Bunzlau, am rechten Ufer der Elbe, unterhalb der Moldaumündung; Prager- u. Elbvorstadt, Schloß, Rathhaus, Kapuzinerhospitium, Kavaleriekasernen, Ruine des Schlosses Klicow, Weinbau, Fischerei, Feldbau, 7 Jahrmärkte, Wochenmarkt; 1350 Einw.; M. wurde zur Zeit Boleslaw's II. erbaut, 1086 bis 1125 erweitert und erhielt verschiedene Rechte; 1813 erhielt M. eine 3fache Verschanzung; — 2) (Mnelnik), Dorf das., Kr. Kaurzim, Herrsch. Schwarz-Kosteletz; Thon- u. Glaserdegruben; 130 Einw.

Melnicker, eine der besten böhmischen Weinsorten, bei Melnick im bunzlauer Kreise wachsend, von burgunder Gelege, größtentheils roth. Im reinen natürlichen Zustande hat der M. eine tief rothe Farbe, die, wenn man ihn in einer Flasche gegen das Licht hält, dem böhmischen Granatsteine ähnelt, u. einen äußerst angenehmen Geruch, besonders, wenn man ihn zwischen den flachen Händen reibt. Im Munde gehalten, zieht er gelind zusammen, erfrischt aber und läßt, ob zwar einen etwas herben, doch angenehmen Geschmack zurück. Er hat nur wenig Alkohol, sehr wenig Weinstein, dagegen viel Gerbstoff und ein eigenes Arom. Die Kraft des guten und ächten M. ist weniger erregend als stärkend. Man hält seinen täglichen mäßigen Gebrauch sehr dienlich für alte Personen, bleichsüchtige Frauenzimmer, an Steinbeschwerden Leidende, und überhaupt für die Gesundheit zuträglich. Nicht selten werden für M. andere ähnliche Weine, besonders ungarische, ausgegeben. Oft wird auch mit dem M. eine Verfälschung schon an Ort und Stelle vorgenommen, besonders wenn viele saure, grüne Trauben mit rothen zusammen ausgepreßt wurden, wo dann zur Herstellung der Farbe Heidelbeersaft angewendet wird, was nicht nur dem eigenthümlichen, angenehmen Geschmack Nachtheil bringt, sondern auch eine große Neigung zum Sauerwerden bewirkt. Der Wein aus schlechten und kalten Jahrgängen wird öfters durch Zuckerzusatz oder gekochten Most verbessert. Die besten Gewächse des M. Weins sind von den Jahren 1706, 1726, 1746, 1749, 1766, 1775, 1783, 1811. Man macht auch einen guten Ausbruch vom M.

Melnosen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Preußen); merkwürdig durch den Friedensschluß zwischen Polen und dem deutschen Orden im J. 1423, der für ersteres sehr günstig war.

Melo (Bot.), s. v. a. Melone, Cucumis Melo *L.*

Melo (Biogr.), 1) angesehener Bürger von Bari, der Anstifter der Revolution, welche die Griechen aus Apulien vertrieb u. die Normannen herbeiführte. Der übermüthigen und gewaltthätigen Bedrückungen, welche sich die Katapane im Namen des byzantinischen Kaisers erlaubten, müde, reizte er im Einverständniß mit seinem Schwager Datto ganz Apulien zum Aufstand (1010). Als aber ein griech. Heer herankam und Bari belagerte, sank der Muth der Apulier so sehr, daß sie zum Gehorsam zurückzukehren u. M. auszuliefern versprachen. Aber dieser entfloh mit Datto zu den Fürsten von Salerno und Benevent. Vergeblich sprach er diese um Beistand an. Aber im J. 1016 begegnete er am Berg Gargano einer kleinen pilgernden Truppe von Normannen; er schilderte derselben Apulien wie ein Land der Verheißung, dessen sie als tapfere Kämpfer sich mit leichter Mühe bemächtigen würden. Seine Worte fanden geneigtes Gehör. Die Pilger kehrten in ihre Heimath zurück, um dort eine größere Schaar zu sammeln. Mit dieser kehrten sie 1017 zurück. M. verschaffte ihnen Waffen und führte sie gegen den Katapan von Apulien, welcher zweimal geschlagen ward. Im folgenden Jahre focht M. mit seinen Normannen mit gleichem Glück gegen den griechischen General Bugiano. Aber 1019 ward er bei Cannä geschlagen und verlor in Kurzem alle seine Eroberungen, welche sich bis Teano erstreckten. Da er bei den Fürsten von Salerno u. Capua keine Hülfe erhielt, so wandte er sich nach Deutschland an den Kaiser Heinrich II., welchen er anlag, diese Grenze des occidentalischen Reichs gegen die Griechen zu vertheidigen. Aber ehe er noch die ihm versprochene Hülfe geleistet bekam, † er zu Bamberg 1020. Vgl. Apulien, Gesch., S. 523. — 2) Don Franzisco Manuel de, eigentl. Mello, einer der fruchtbarsten spanischen Schriftsteller der klass. Periode, geb. am 23. Nov. 1611 zu Lissabon, aus einer mit dem Hause Braganza stets eng verbundenen altadeligen Familie, zeigte schon in früher Jugend ein glänzendes Talent und sollte sich deshalb den gelehrten Studien widmen. Aber der 17jährige Jüngling trat nach dem Tode seines Vaters in die Armee ein, da er hier rascher emporzusteigen hoffen konnte. Er ging nach Flandern und wurde dort bald zum Obersten eines Regiments ernannt. Später wurde sein Regiment zur Dämpfung des gegen Philipp IV. in Katalonien ausgebrochenen Aufstandes verwandt und er selbst beauftragt, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben. Als das Haus Braganza auf den Thron von Portugal gelangt war, erhob sich am spanischen Hofe wegen seiner und seiner Familie Anhänglichkeit an jenes Haus Verdacht und er wurde festgenommen. Indessen gelang es ihm, sich von dem Verdacht zu reinigen und seine Freiheit wieder zu erlangen; er verließ aber Spanien für immer und ging nach Lissabon, wo man ihn sehr freundlich aufnahm und bald zu diplomat. Verhandlungen, namentlich mit Frankreich und England, verwandte. Viele beneideten ihn wegen dieser Stellung und seine Hauptfeinde wußten endlich den Verdacht der Ermordung des Franzisco Cardosa auf ihn zu wälzen. Er wurde trotz seiner Unschuld gefangen gesetzt, seiner Güter für verlustig erklärt und für immer nach Brasilien verbannt. Durch die Verwendung des Königs Ludwig XIII. und des Kardinals Mazarin erhielt er 1648 die Erlaubniß zur Rückkehr. Er hielt sich jetzt von dem öffentlichen Leben ganz fern und beschäftigte sich einzig und allein mit der Durchsicht und Herausgabe seiner Werke. Die Zahl derselben beläuft sich auf hundert Bände; meistens sind es historische,

politische, moralische und poetische Gegenstände, die darin behandelt werden. Am bedeutendsten darunter ist seine „Historia de la movimientos, separacion y guerra de Cataluña entiempo de Felipe IV.", die zuerst 1645 zu Lissabon unter dem Titel „Clemente Libertino" herauskam. Die beste unter den vielen Ausgaben ist die von Vicente Ferrer (Par., 2 Bde., 1826—32); auf's Neue abgedruckt in Ochoas „Tesoro de historiadores esp." (Par. 1840) und in Jaime Tios „Tesoro de los autores illustres" (Barcel. 1841). Dieses Geschichtswerk ist nicht nur trefflich wegen der Genauigkeit und Sicherheit der Thatsachen, denn der Verfasser war Augenzeuge des Krieges, sondern gilt auch im Styl, der sich dem der Alten nähert, als ein klassisches Muster. Außerdem schrieb er noch Gedichte unter dem Titel „Las tres Musas de Melodino" (Lissab. 1649 und Lyon 1665), die meist satyrischen und komischen Inhalts sind, u. in denen er sich seinen Freund Quevedo zum Muster genommen zu haben scheint.

Melobasia (Zoophyt.), nach Grand, Polypengatt. Arten unter Tubulipora *Lam.* Typus: Tub. patina *Lam.*

Melobesia (Bot.), nach Lamouroux, Warzenblatt, Gatt. der Ulvaceae Corallineae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Lager flach, blattartig, angewachsen oder frei, kreisrund, buchtig oder unregelmäßig gelappt, fast häutig, aus mehren Zellenschichten bestehend und von Kalk mehr oder minder inkrustirt; Fruchtbehälter etwas hervorragend, wodurch die Oberfläche des Lagers warzig erscheint. Gegen 6 deutsche Arten, sehr kleine Schwammtange, welche parasitisch auf größern Algen leben; bekannteste: M. membranacea *Lamourx.* Kaum über 1 Linie groß, ganzrandig, bisweilen zusammenfließend, röthlich grün. Auf größern Algen im adriatischen Meere. Kützing, Phycol. general. 385, Taf. 78, 1.

Melobius, einer der 30 Tyrannen in Athen.

Melocactus (Bot.), nach Decandolle u. And., Melonencactus, Melonendistel, Schopffackeldistel, Gatt. der Cacteae genuinae *Rchb.*, *Dec.*, Icosandria Monogynia *L.* Charakter: Blüthen in der Regel sehr klein; der mit dem Ovarium verwachsene Kelch geht in 6—12 röhig verwachsene, nur oben ausgebreitete, schmale, meist rosenrothe Blumenblätter über; Kronröhre zwischen dem Filze des Schopfes verborgen; Griffel fadenförmig, mit 5, meist rosenrothen Narben; Staubfäden nicht zahlreich, kürzer als der Griffel; Beere glatt, länglich, oben dicker, vielsamig, roth. Die Blüthen entwickeln sich aus einem Schopfe auf dem Scheitel; dieser Schopf, aus länglichen, dünnen, mit Wolle und langen Borsten besetzten Warzen bestehend, hebt sich mit zunehmendem Alter der Pflanze mehr und mehr empor und erhält eine cylindrische oder konische stumpfe Form. Fleischige, einfache, rundliche, blattlose Halbsträucher meist in Westindien u. Südamerika, welche abwechselnd mit tiefen Furchen und hervorstehenden Kanten oder Rippen versehen sind, die strahlig oder büschelförmig gestellte Stacheln tragen; gegen 20 Arten, von denen wir nur die bekanntesten nennen: 1) M. communis *Dec.*, Cactus melocactus *L.*, gemeiner Melonencactus. In Westindien. Kugelig oder eiförmig, dunkelgrün; Furchen breit; 12 tiefe, ziemlich geschärfte Kanten. In der Heimath benutzt man das Fleisch des Stammes zu erweichenden und zeitigenden Umschlägen bei Abscessen und entzündlichen Hautkrankheiten. Die Blüthen sollen gegen Syphilis wirksam seyn. Die süßen Früchte genießt man als Obst, auch bereitet man einen Syrup daraus, welcher sich bei Brustleiden bewähren soll. Decandolle, Pl. gr., Taf. 112; Descourt., Fl. méd. des Ant. 7, Taf. 515. — 2) M. amoenus *Hoffmannsegg.* Auf Columbia. Gedrückt-kegelförmig, graugrün; Kanten 10—12, zusammengedrückt; Knoten weit auseinander stehend, eingesenkt. — 3) M. atrosanguineus *Hort.*, *Ber.* Auf St. Thomas. Kugelig, schwarzgrün; Kanten 12—15, zusammengedrückt, buchtig; Knoten ziemlich entfernt, oval, weißlich; Stacheln dunkel-blutroth. — 4) M. macracanthus *Salm-Dyck.* Auf St. Domingo. Gedrückt-kugelig, hellgrün; Kanten 14—16, stumpf, zwischen den Knoten gewölbt; Stacheln sehr dick, 1 Zoll lang, purpurbraun. Verhandl. des Vereins zur Beförd. des Gartenb. in Preußen, 3. Theil, Taf. 12. — 5) M. Salmianus *Link* und *Otto.* Auf Curaçao. Rundlich, Kanten 15, an den Seiten verdickt; Knoten weit auseinander stehend; Stacheln gerade, lang, braunroth. Verhandl., Taf. 13. — Ueber die übrigen Arten vergleiche Pfeiffer, Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebend vorkommenden Cakteen, Berl. 1837, S. 36 f. Kultur s. unter Cactus *L.*

Melocambyle (Chir.), die Verbiegung der äußern Glieder.

Melocanna (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Beesha *Kunth.*

Melocavus (a. Geogr.), 1) Ort Germaniens; jetzt Melchede an der Ruhr in Westphalen (Ptol. II, 11, 29); — 2) neulat. Name für Mellrichstadt.

Melochia (Bot.), nach Linné, Gatt. der Malvaceae *Juss.*, Monadelphia Pentandria *L.* Charakter: Kelch fast einfach; fünf ausgebreitete Kronenblätter; fünf pfriemenförmige Staubfäden und fünf Griffel; Kapsel fünffächerig, jedes Fach enthält einen Samen. Sträucher und Halbsträucher, meistens in Südamerika; von 14 Arten bekannteste: M. corymbosa *Meissn.* und M. macrophylla *H. B.* — M. corchorifolia *L.*, s. v. a. Riedleia corchorifolia *Dec.*

Melochwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Schloß, 2 Wassermühlen, Ziegelei, Theer- und Pechschwelerei; 230 Einw.

Melocrinites (foss. Radiat.), s. v. a. Melocrinus (s. d.).

Melocrinus (foss. Rad.), nach Goldfuß, Gattung der Krinoideen aus der Abtheilung der gestielten Tessellaten mit Armen. Becken mit 4 Basalstücken, an welche sich sofort die Kelchradien anschließen, die sich an ihrer Basis berüh-

ren. Diese sind 3gliederig und das 3. Glied nimmt 2 Arme (Distichien des Kelches) auf. Zwischen je 2 der zweiten Kelchradienglieder liegt ein Zwischenglied, über dem wieder zwei andere liegen. Scheitelöffnung bald central, bald excentrisch. Die 7 devonischen Arten hat Goldfuß (Petreff. Germ. I., S. 197, Taf. 60) bekannt gemacht. — M. hieroglyphicus *Goldf.* mit Knötchen auf den Tafeln erscheint auch im Kohlenkalke von Aachen. — M. laevis *Goldf.* hat am Rande gefältelte Tafeln, bei Regnitzlosau. — M. pyramidalis *Goldf.*, sehr verlängert, in der Eifel.

Melodestik, allgem. Ausdruck für Lehre der Melodie, auch Kunst der Melodie, von Jean Paul (Vorsch. der Aesthetik) zuerst gebraucht, s. Melodie.

Melodidymi (path. Anat.), Zwillinge, die mit den äußeren Gliedern verwachsen sind.

Melodica, ein Tasteninstrument mit einem Pfeifenwerke, dessen Ton am meisten dem einer Flöte à bec gleichkommt und welches 1770 von Joh. Andreas Stein zu Augsburg erfunden wurde. Seine Bestimmung ist, die Melodie mehr hervorzuheben, eindringlicher vorzutragen; daher liegt auch sein Stimmregister mehr in der Höhe und hat nur den Umfang von 3½ Oktaven, vom kl. g bis zum 4gestr. c. Einen eigentlichen Baß hat es also gar nicht. Doch kann dieser leicht hinzukommen, denn das Instrument ist so eingerichtet, daß es, gleichsam wie ein zweites Klavier, auf ein anderes gesetzt werden kann. Die äußere Form desselben ist die eines kleinen Flügels von 3½ Fuß Länge. Ein Vorzug dieses Instrumentes besteht in dem Umstand, daß der Spieler die Modifikation der Stärke und Schwäche eines jeden Tons vollkommen in seiner Gewalt hat, das Crescendo u. Decrescendo schöner u. akkurater als auf irgend einem andern Instrumente bloß durch den Druck des Fingers hervorbringen kann, und daß der bei allen Flöten zu findende Uebelstand, daß der Ton beim Forte sich erhöht, durch eine einfache mechanische Vorrichtung, die mit dem Knie regiert wird, völlig zu beseitigen ist und das Instrument in der reinsten Stimmung erhalten werden kann, ohne daß seiner Schönheit und seiner körnigen Kraft oder seiner leichten Ansprache auch nur im Geringsten Eintrag gethan würde. Der nöthige Wind wird den Pfeifen durch einen Blasbalg zugeführt, der durch eine Federkraft in Bewegung gesetzt wird, u. zwar so, daß man letztere, die sich übrigens auch nach Maßgabe der mehr od. weniger erforderl. Windkraft modificirt, gar nicht bemerkt. In allgem. Gebrauch ist das Instrument nie gekommen.

Melodicon, ein von Riffelsen in Kopenhagen 1802 erfundenes Instrument, das im Grunde aus weiter nichts als aus lauter Stimmgabeln besteht, welche auf einem metallnen Kegel vibriren und durch eine Tastatur auf die Weise zum Klingen gebracht werden, daß mit Niederdruck einer Taste, mittelst eines hinten angebrachten Mechanismus, ein mit weichem Leder überzogener Hammer an die tonentsprechende Gabel schlägt. Der Umfang des M.s beträgt 5 volle Oktaven, deren einzelne Töne natürlich alle leicht ansprechen, je nachdem der Mechanismus des Hammeranschlags leicht und präcis ist. Nach dem Maße der Stärke und Schwäche desselben richtet sich auch die Kraft des Tones, und man kann daher durch die verschiedenen Modifikationen des Anschlags ein herrliches Crescendo u. Decrescendo, Forte und Piano auf diesem Instrumente hervorbringen; natürlich muß der Spieler, will er dies bezwecken, ganz mit dem Instrument vertraut seyn, die Eigenheiten des Anschlags und der Spielart kennen und sich zu eigen gemacht haben. Ein Vorzug des M.s besteht auch darin, daß dasselbe eine reine Stimmung hat und sie besser als alle andern Instrumente hält; doch muß auf der andern Seite die Behauptung des Erfinders, daß es ganz unverstimmbar sey, aus dem Grunde bezweifelt werden, da, wie die Erfahrung lehrt, jede Stimmgabel, auch wenn sie noch so rein und sauber und trocken erhalten wird, doch dem Einflusse der Luft u. somit auch einer, wenn auch noch so geringen Verstimmung zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen unterworfen ist.

Melodie (vom gr. μελῳδία, zusammengesetzt aus μέλος u. ᾠδή, s. Ode), bezeichnet die Tonfolge, Sing-, oder Gesangweise. In der Musik verstehen wir darunter 1) eine in sich selber und rhythmisch zu einem bestimmten musikalischen Gedanken geordnete Folge einzelner Töne; — 2) im speciellen Gegensatz zur Harmonie den vorherrschenden Gesang irgend eines bestimmten Tonstückes der Instrumental- und Vokalmusik. Zweck derselben ist in beiden Fällen, irgend eine innere Empfindung zu schildern, und zwar dergestalt, daß ein Jeder, der die M. hört, sich gleichsam einbildet, die Sprache eines Menschen zu vernehmen, der von einer gewissen Empfindung durchdrungen ist und sich bestrebt, dieselbe durch äußere tönende Zeichen kund zu geben. Herz und Ohr müssen durch sie zugleich gerührt und in gespannter Aufmerksamkeit erhalten werden. Daher ist denn auch die M. der wesentlichste, vorherrschendste Theil eines jeden Musikstückes, die Seele einer jeden Musik, da ihr die Harmonie als solche nur als aushelfendes oder unterstützendes Ausdrucksmittel, wie der Körper dem Geiste, bis auf einen gewissen Grad hin untergeordnet bleibt. Die Lehre von der M. heißt Melodik. Sie lehrt uns die wesentlichen Eigenschaften einer guten Melodie und die Mittel kennen, wodurch diese erreicht, geschaffen werden kann. Die Kunst selbst, das Schaffen guter M.n, wird Melothesie genannt. Um eine M., die ihrem Zwecke entsprechen soll, schaffen zu können, ist vor allen Dingen die Kenntniß der Grundlagen der M. nöthig. Nach der oben unter 1) gegebenen Erklärung von M. besteht dieselbe einmal in der Tonfolge und dann im Rhythmus. Betrachten wir die Tonfolge genauer, so drängen sich uns die Fragen auf: Woher nehmen wir Tonfolgen? Und wann können wir eine Tonfolge geordnet nennen? Die Antwort darauf ist in Folgendem enthalten: Es gibt drei Grundstoffe oder Grundlagen für die Tonfolge. Die erste ist die diatonische Tonleiter, auf- oder abwärts, oder

beides nach einander. Denn in ihr sehen wir die Tonstufen in bestimmten Schritten nach einander folgen, und zwar in bestimmter Richtung von unten nach oben, oder von oben nach unten. Wir wissen, daß wir wenigstens zwei diatonische Tonleitern haben, die in Dur und die in Moll, und daß wir beide auf jeder Tonika erbauen können. Eine zweite Grundlage geordneter Tonfolge kann die sogenannte chromatische Tonleiter, auf- oder abwärts steigend, oder beides nach einander seyn. Nur wird selten eine Melodie ganz auf sie gebaut werden, denn ihre Schritte, lauter Halbtöne, sind zu einförmig und für sich allein zu kleinlich; auch bildet die chromatische Tonleiter bekanntlich nicht die Grundlage einer Tonart, ist keine Grundgestalt in unserm Tonsystem. Eine dritte Grundlage geordneter Tonfolge kann die Reihenfolge der Töne eines Akkordes od. mehrer Akkorde seyn, z. B. c e g c e g c h g f d h g f d c. Allein eine solche Folge ist, wie man an der vorstehenden sieht, zu gesperrt, zu wenig eng zusammenhängend, als daß sie oft oder lange ausschließliche Grundlage werden könnte. Aus diesen Grundlagen entwickeln sich nun alle möglichen Tonfolgen, jedoch selten aus einer allein, meistens aus zweien oder allen abwechselnd ihre Stoffe herholend. Doch wird eine Tonfolge, wenn sie sich zu einer M. erheben, künstlerische Bedeutung erlangen soll, selbst bei dem reichsten Wechsel eine gewisse Ordnung, eine vernünftige Folge, einen künstlerischen Plan beobachten mussen. Zu diesem Zweck bilden sich einzelne Gruppen von zwei, drei oder mehr Tönen, die als Grundstoff zu Tonfolgen dienen und Motive der Tonfolge genannt werden können, aus deren Wiederholung, Versetzung, Veränderung, Mischung und Verbindung größere Tonfolgen entstehen. Nächst der Grundlage und dem Motiv kommt nun endlich noch die Richtung der Tonfolge in Betracht. Sie kann eine durchaus steigende, durchaus fallende, oder beides abwechselnd, oder eine hauptsächlich steigende oder fallende — mit entgegengesetzten Nebenbewegungen —, ob eine schweifende, unentschieden hin- und hergehende seyn. Die zweite Hauptgrundlage einer M. besteht im Rhythmus oder in der rhythmischen Einrichtung derselben. Diese muß ebenfalls eine geordnete, irgend einen bestimmten Sinn und Willen aussprechende seyn. Sie beruht auf Geltung und Taktordnung, und geht ebenfalls, wie die melodische Einrichtung, darauf hin, ein in sich einheitsvoll und vernünftig zusammenhängendes Ganze zu bilden. Zu diesem Zweck geht sie bei ihren Bildungen von einem oder mehren Grundgebilden, einem rhythmischen Motiv (oder mehren) aus, u. bildet durch gleichmäßige oder ähnliche Wiederholung, Fortführung, Abwechselung mit andern — alles dies nach den Gesetzen des Ebenmaßes, der Anmuth u. s. w. und nach dem Inhalt und Zweck jedes besonderen Kunstwerkes — größere rhythmische Gestaltungen. In solcher Weise ist sie die äußerlich regelnde Begleiterin des Tonwesens, von der kleinsten melodischen Bildung bis hinauf in die größten, umfassendsten Kunstformen. Was nun die Vorzüge einer guten M. betrifft, so wird im Allgemeinen angenommen, daß eine solche fließend, leicht sing- oder spielbar, und nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen seyn muß. Wo diese Eigenschaften fehlen, da werden alle übrigen und wenn auch noch so großen Verdienste einer Komposition leicht unwirksam und übersehen. Doch lassen sich alle diese Eigenschaften nur mit Beziehung auf die auszudrückende Empfindung und auf die fortschreitende Musikbildung bestimmen. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu bemerken, daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung fordert, sich so streng als möglich in der Grundtonart, oder in deren Nähe halten muß. Kühne, schroffe Darstellungsobjekte erfordern nun freilich ganz andere Mittel. Von einer guten Gesangsmelodie verlangt man insbesondere das treue Wiedergeben des Ausdrucks des Textes. Daher muß der Tonsetzer diesen förmlich studieren, ihn verstehen und selbst tief empfinden. Wo das Gefühl so innig und eindringend wird, daß das Gemüth gern dabei verweilt, da ist die Stelle, die ausdrucksvollsten Wendungen anzubringen, und der erfahrene und berufene Tonsetzer braucht nicht lange zu suchen nach den Mitteln dazu. Allein ist der Dichter nicht vollkommen musikalisch, so wird es dennoch auch dem Komponisten bisweilen sehr erschwert werden, namentlich den schicklichsten Rhythmus zu treffen, obschon dieser, besonders hinsichtlich der Perioden, Absätze und Einschnitte sich genau nach dem Texte richtet. Doch kommt es vor, daß das metrische Maß des Textes gegen das gesetzliche Ebenmaß der Musik streitet, dann muß sich der Tonsetzer durch Wiederholungen und Versetzungen zu helfen wissen. Höchst zweckwidrig ist dabei die Schilderung körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande, nicht der Empfindung vorlegt, die hier doch ganz allein Sache der Musik ist. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte oder Nachahmung der dadurch bezeichneten Gegenstände. Das würde weiter nichts als Malerei seyn, s. Tonmalerei. Endlich ist noch zu erwähnen, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Taktes oft auch die M. höchst unangenehm und widrig, vor Allem schwer faßlich machen, z. B. das Anbringen von Dissonanzen auf Takttheilen, die solche nicht gern vertragen, taktwidrige Synkopien, Rückungen und dergl. — Bleiben wir nun nach diesen allgemeinen Andeutungen noch etwas bei der zweiten Bedeutung von M. stehen, nach welcher man nämlich darunter im speciellen Gegensatz zur Harmonie diejenige Tonreihe versteht, welche den Hauptgesang, die vorherrschende Stimme irgend eines Tonsatzes oder Musikstückes bildet. In dieser Beziehung unterscheiden wir zwei verschiedene Arten von M.n, nämlich eine Haupt- und eine Nebenmelodie. Unter der erstern, der Hauptmelodie, wird freilich auch häufig das, was man richtiger Hauptstimme nennt, verstanden, u. im Gegensatze dazu unter der zweiten, der Nebenmelodie, die Neben- oder sogenannten Mittel- und Fallstim-

men. Indessen ist eigentlich nur derjenige M. in einem Satze die Hauptmelodie, welche den Hauptausdruck hat, d. h. den Grundton einer gegebenen auszudrückenden Empfindung durchführt. Neben dieser Hauptmelodie können sich dann noch eine oder mehre Stimmen (in einem kombinirten oder mehrstimmigen Tonstücke nämlich) melodisch vorherrschend (nicht harmonisch) fortbewegen, und entweder nun eine jener Hauptmelodie widerstrebende oder damit verwandte Idee aus- oder durchführen, je nachdem es das Darstellungsobjekt erfordert, der damit auszudrückende Gefühlsassociationskreis eng oder weit ist, und die auf solche Weise sich bildenden M.n heißen dann Nebenmelodien. Die Hauptmelodie einer mehrstimmigen Musik liegt gewöhnlich in der Oberstimme, weil diese äußerlich vorherrschend ist und meist den Hauptausdruck hat; die Nebenmelodien erhalten dann ihren Platz in den tiefer liegenden Stimmen, doch kommt unter besondern Umständen auch das Gegentheil vor. Die Zusammenstellung von zwei oder mehrern verschiedenen M.n zu gemeinschaftlicher Wirkung, wie im Duett, Terzett u. s. w., könnte leicht zu der Annahme verleiten, daß es auch Tonstücke gebe, in welchen man nothwendig mehr als einer M. den Charakter der Hauptmelodie beilegen muß; doch näher betrachtet zeigen dieselben, daß immer nur eine M. den Hauptausdruck hat und daß die übrigen nur begleitend oder den Ausdruck unterstützend oder vermannigfaltigend auftreten. Die Hauptmelodie kann abwechselnd in verschiedenen Stimmen zu Gehör gebracht werden.

Was das Geschichtliche in Bezug auf M. anlangt, so läßt sich darüber, namentlich über die erste Entstehung der M. nicht viel Gewisses sagen. Allgemein nimmt man jedoch an, daß die M. der Harmonie vorausgegangen, also älter als diese sey. Und dies ist wohl eben so wahr als natürlich. Getheilt sind jedoch die Meinungen darüber, ob der erste wirklich melodische Gesang durch Nachahmung der Vögel entstanden oder ob er ein allmähliges Erzeugniß des Menschen sey. Letztere Ansicht hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, denn die einzelnen Töne, woraus ein Gesang, eine M. besteht, sind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die die Natur dem Menschen auch ohne seinen Willen gewissermaßen auspreßt. So singt das Kind, wenn es recht vergnügt ist, in seiner Art, ohne an Nachahmung zu denken; es gibt in dem Gesang seinen Gefühlen gleichsam etwas Körperliches, an dem sie sich festhalten und wodurch sie dauernder gemacht werden. Auch der Takt ist wohl auf ähnliche Weise entstanden und dazu gekommen, denn es gehört gar nicht zu den seltenen Erscheinungen, daß man Kinder und selbst erwachsene rohe Naturmenschen bei Wiederholung jener leidenschaftlichen Töne, eines solches von der Natur gebotenen Gesanges, zugleich eine gewisse gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herbewegen desselben ausführen sieht. Mit dem Takt entstand nun allmählig auch die wirklich geregelte M., wie man überhaupt nach und nach aufmerksamer wurde auf die Mittel in der äußeren Kundthuung eines Gemüthszustandes, die diesen je nach Erforderniß schneller ändern oder länger erhalten. Man kann daher den Ursprung der M. in der fortfließenden Folge gefühlvoller Töne in bestimmter gleichförmiger Bewegung erkennen. Die ursprünglichste und vollkommenste der M. ist die im Gesang der menschlichen Stimme, weil sie als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes jedem Ton aufs Genaueste die besondere Abstufung geben kann, die der Affekt, der richtige Ausdruck erfordert. Daher nennt man auch nur die gelungensten Instrumentalmelodien, die dem Gesang der menschlichen Stimme am nächsten kommen, Gesang, so wie daher auch der Vorzug der Vokalmusik vor der Instrumentalmusik rührt; daher aber auch die Nothwendigkeit, daß der Komponist, um eine gute M. schaffen zu können, sey es nun für Instrumental- oder Vokalmusik, dem Studium des menschlichen Gesanges obgelegen haben muß. Hinsichtlich des Reichthums an geschmackvollen M.n zeichneten sich von jeher die Italiener aus, doch sind ihre M.n keineswegs auch am ausdrucksvollsten. Die Deutschen bildeten die Harmonie weiter aus und richteten bei Bearbeitung der M. ihr Hauptaugenmerk dahin, daß tiefere Wahrheit und Bestimmtheit ihrer Darstellung in derselben zu finden sey. Jene berücksichtigten also mehr das Ohr, diese den Geist. In der Vereinigung beider erst ist das Vollkommene zu suchen, das freilich erst Wenige erreicht haben. Weiteres über M. ist in den verschiedenen theoretischen Werken und in besondern Abhandlungen, z. B. von G. B. Doni, J. J. Rousseau, Ch. Michelmann, E. G. Baron, G. della Casa, Ch. G. Neefe, Weber u. s. w., so wie im Artikel Melodie in Sulzers „Theorie der schönen Künste" enthalten.

Melodinus (Bot.), nach Forster, Gattung der Cariseae *Endl.*, der Contortae Cariseae *Srp.* Sträucher in Ostindien und Neu-Kaledonien; von 8 Arten bekannteste: M. scandens *Forst.*

Melodion, ein von dem Mechaniker Dietz in Emmerich 1806 erfundenes Tasteninstrument, welches einige Aehnlichkeit mit Riffelsens Melodicon hat und daher häufig mit demselben verwechselt wurde, jedoch namentlich in seinem Mechanismus anders konstruirt ist. Sein Ton wird durch die Reibung metallner Stäbe, die in perpendikulärer Richtung in chronomatischer Tonart neben einander stehen, mittelst eines mit einem elastischen Körper umringten, sich umdrehenden Cylinders hervorgebracht, welcher letztere durch die Füße des Spielers in Bewegung erhalten wird, und zwar so, daß beim Forte die Bewegung geschwinder, beim Piano hingegen langsamer genommen werden muß. Das Treten des unter dem Instrumente angebrachten Fußtritts, durch den jener Cylinder umgedreht wird, geschieht namentlich beim Piano mit großer Leichtigkeit nnd kann sich jeder Klavierspieler bald daran gewöhnen. Jeder Ton hat den ihm zukommenden proportionirten Stab, der mittelst einer daran angebrachter Feder, die sich beim Niederdrücken der Taste dem Cylinder mittheilt, in Vibration gesetzt wird. Am oberen Theil jedes Stabes ist eine Schraube angebracht, mit

Hülfe deren das Instrument in Zeit von zehn Minuten einen Viertels- oder Halbenton höher oder tiefer gestimmt werden kann. Die Struktur ist einfach und so stark, daß das Instrument sehr lange die Stimmung hält und mehre Jahre ohne die geringste Reparatur gebraucht werden kann. Sein Umfang beträgt 5½ bis 6 Oktaven, der Korpus hat an 4' Länge und an 2' Breite und kann zu gleicher Zeit als geschmackvolles Zimmermeuble dienen. In Bezug auf die Klangfarbe seines Tones läßt sich das M. fast mit keinem anderen Instrumente vergleichen. Der Ton ist voller und weniger einschneidend, als bei der Harmonika; er nähert sich am meisten den Blasinstrumenten, z. B. den Flöten, Klarinetten, dem Fagott ꝛc., so daß sich deshalb sogenannte Harmoniemusik sehr täuschend darauf vortragen läßt. Mit der Harmonika theilt es den Vorzug eines außerordentlich zarten Ausdrucks, unterscheidet sich aber wieder von ihr dadurch, daß sich die Töne keineswegs unter einander vermengen, sondern mit dem Absetzen der Finger sogleich verschwinden, wenn es nicht in dem Willen des Spielers liegt, dem Tone zur Vermehrung der Wirkung eine etwas längere Dauer zu geben, auch wenn der Finger von der Taste muß. Der Anschlag ist so leicht, wie beim besten Klavier, auch besteht ein Hauptvorzug des M.s vorzüglich mit darin, daß auf keinem andern Instrumente so herrliche Ligaturen bewirkt werden können, und daß nur die menschliche Stimme das messe di voce so gelungen geben kann. Leider sind diese schönen Instrumente nicht so verbreitet, als zu wünschen wäre, woran vielleicht der hohe Preis und der Umstand die Ursache seyn mögen, daß nur wenige andere Instrumentenmacher und Mechaniker die nöthige Geschicklichkeit besaßen, diese Instrumente in gleicher Güte nachzumachen. Die von Dietz und in seiner Fabrik während des ersten Decenniums des 19. Jahrh. gefertigten M.s gingen meist nach Holland und Westphalen, die wenigsten kamen in das innere Deutschland.

Melodisch wird jede Tonreihe genannt, die dem innern und äußern Wesen (Gehalt und Form) und den Gesetzen der Melodie entspricht; s. Melodie.

Melodorum (Bot.), nach Loureiro, Untergattung von Unona *L.*

Melodrama, dramatisches Gedicht, das durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen, zuweilen von derselben auch begleitet wird. Von der Oper und Operette unterscheidet es sich dadurch, daß die Personen darin nicht singen, sondern deklamiren, und die Musik die gesprochene Rede nur tiefer deuten, in ihren Wirkungen verstärken, in der vorausgesetzten Situation u. s. w. erläutern und motiviren soll. Hier hat die Musik nur leise, flüchtige Andeutungen zu geben, nur gelegentlich und schnell vorübergehend etwas Bestimmteres auszusprechen und sich überall als Nebenwerk der Rede und Handlung als Hauptsache unterzuordnen. Die Folge davon ist, daß die melodramatische Musik sich während der Handlung selbst vorzugsweise in leicht dahingeworfenen Gängen, Harmoniefolgen, kurzen, gelegentlich (oder auch gar nicht) wiederkehrenden Sätzen u. s. w. bewegt, und nur gelegentlich etwa einen Marsch oder Tanz aufnimmt, wenn die Handlung des Dramas dergleichen fordert. In Bezug auf die Zahl der handelnden Personen unterscheidet man das Monodram oder Einspiel, in welchem nur eine Person vorkommt, von dem Duodram oder Zweispiel, in welchem zwei Personen thätig sind. Der Inhalt des M. ist meist ernst und leidenschaftlich, die Form lyrisch und der Stoff in den früheren Werken der Art meist aus der Mythologie entlehnt. Als Mängel des M.s sind aufgestellt worden, daß es zu wenig Abwechselung und Mannichfaltigkeit gewähre, daß die Musik die Einförmigkeit des Eindrucks verstärke, indem sie durch Töne nur das wiedergebe, was schon durch Worte dargestellt ist, daß man Gefühle dargestellt sehe, ohne die sie erzeugenden und von ihr wieder erzeugten Handlungen kennen zu lernen, mithin immer Wirkungen sehe, ohne die Ursachen zu erfahren und umgekehrt Ursachen ohne Wirkungen. Ferner werde durch den steten Wechsel von Musik und Deklamation der Gang der Empfindung zu sehr und oft unterbrochen, und durch Mimik den Zusammenhang zu erhalten oder wieder herzustellen, fehle dem Redner oft die Gelegenheit. Das Alles wirke unangenehm auf unser Gefühl, so daß wir oft nur mit einer gewissen Beklommenheit das Stück hören und sehen können. Der Ausdruck eines M.s liege allein schon in dem Gedichte oder in der Rede, und die Musik könne nur der Reflex der durch die Deklamation ausgedrückten Empfindung seyn. Solchen Reflex wolle indeß unser Gemüth für sich anstellen, und ihm denselben aufdringen wollen, bringe Verwirrung und Ueberdruß in die Empfindung. Nur wenn die Instrumentalbegleitung die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden neben der Deklamation schildere, lasse sich einige Wirkung von dem M. erwarten, aber alsdann wäre die Musik auch meistens objektiv malend was ihrer Natur, als der einer schönen Kunst zuwider sey; auch werde das Unangenehme des Wechsels von Deklamation und Musik, der jedenfalls einen befriedigenden Totaleindruck und die nöthige Ausbildung beider Künste verhindere, dadurch nicht aufgehoben. Das M. sey gleichsam ein Werk, in welchem zwei Künste, die ein und dasselbe Ziel verfolgen, mit besonderer Höflichkeit einander abwechselnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg trete. Bei solcher Höflichkeit könne aber niemals, weder bei der einen, noch bei der andern Kunst, etwas Befriedigendes zu Stande kommen. Die erste Idee zu dem M. gab J. J. Rousseau durch seinen Pygmalion; der eigentliche Erfinder war jedoch der Schauspieler Brandes, welcher für seine Frau, welche Ausgezeichnetes in der Deklamation leistete, nach Art des Pygmalion die Cantate „Ariadne auf Naxos" von Gerstenberg bearbeitete. Benda setzte eine vortreffliche Musik dazu und wurde dadurch der Erfinder des musikalischen Theils des M.s. Der Beifall, den das Stück namentlich wegen der

guten Musik erntete, spornte Viele an, Aehnliches zu schaffen. So lieferte Gotter seine „Medea", Meißner und Neefe „Sophonisbe", Lichtenberg und Vogler „Lampedo", Ramler „Cephalus und Pocris", Rambach „Theseus auf Creta", Kaffka „Rosamunde" u. s. w. Doch dauerte der Beifall, den manche M.n empfingen, und der bei „Ariadne" und „Medea" auch nur auf Rechnung der Musik zu setzen ist, nicht lange und zwar aus den oben angeführten Gründen. Daß das M. noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist, hat seinen Grund darin, daß in neuerer Zeit manche Schauspieler, die in der Deklamation glänzen wollen, es gern zu Gastvorstellungen und Koncertproduktionen benutzen, woraus sich auch erklären läßt, daß auch neuere Komponisten angefangen haben, Gedichte melodramatisch zu bearbeiten oder melodramatische Scenen in Opern und Schauspielen einzuschieben. Beispiele hierzu liefern Bernh. Ansf. Webers „Gang nach dem Eisenhammer", Lindpaintners „Glocke" von Schiller, Zumsteegs „Frühling" von Klopstock, Uber's „Taucher" von Schiller. Ferner die Wolfsschluchtscene im „Freischütz" und einzelne Scenen in „Preciosa" von K. M. v. Weber. In neuester Zeit fanden die melodramatischen Scenen und Dramen besonders wieder viel Glück in Frankreich, von wo sie auch wieder auf die deutschen Bühnen und in die deutschen Koncertsäle als eine häufigere Contrebande eingeschwärzt wurden, indem ihre Uebersetzungen mit einer deutschen Musik auftraten; z. B. „die Waise und der Mörder" mit Musik von Seyfried u. s. w. Uebrigens ist der Begriff des M.s neuerdings sehr erweitert worden, so daß man, wenn auch uneigentlich, fast jedes recitirende Schauspiel mit eingewebten Gesängen, Tänzen ꝛc. mit dem Namen M. belegt. — Weiteres über M. s. Eberhard: „Ueber das Melodram" (in seinen vermischten Schriften, Halle 1788); — Maaß: in den Nachträgen zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste" Th. 3, St. 2; — Herder: „Adrastea", St. 4.

Melodunum (a. Geogr.), Stadt der Senones in Gallia Lugdun, auf einer Insel der Sequana; j. Melun (Cäs. B. G. VII, 58).

Meloe (Geogr.), norweg. Insel mit Kirchdorf, Nordlands-Amt, an der Nordwestküste, nördl. in der Helgolands-Fogderie.

Meloë (Entom.), nach Linné und Fabricius, Maiwurm, Oelkäfer, Gattung der Coleoptera heteromera Trachelida Cantharida *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Schmarotzkäfer nach Oken. Charakter: Fühler schnurförmig; Kopf rundlich, herabhängend; Halsstück schmäler; Hinterleib dick; Flügeldecken verkürzt, lederartig, weich. Arten zahlreich, in allen Welttheilen, nur aus Australien kennt man noch keine. Sie kommen vor auf Brachfeldern, in lichten Waldungen, an Hügelabhängen, auf trocknen Wiesen und leben auf krautartigen Gewächstheilen. Man trifft sie besonders im Frühlinge und zwar am häufigsten des Morgens und Abends an, indem sie sich vor der Hitze verbergen. Da sie gar keine Flügel haben, und die Flügeldecken nur sehr kurz sind, der Leib aber beträchtlich groß und dick ist, so können sie nicht nur nicht fliegen, sondern auch nur langsam gehend sich bewegen, wobei sie den Hinterleib nachschleppen. Nichtsdestoweniger können sie geschickt an dünnen Halmen und Stengeln in die Höhe klettern. Wenn man sie berührt, so ziehen sie die Beine und Fühler an den Leib, und aus allen Gelenken, besonders an den Füßen tritt ein gelber, zäher, durchsichtiger, ölartiger Saft hervor, der mit Wasser sich nur langsam mischen läßt. Deshalb werden sie auch in manchen Gegenden Oelkäfer genannt. Nach der Begattung, wobei das Männchen das Weibchen besteigt, gräbt das Weibchen an einer etwas festen Stelle ein über 1 Zoll tiefes Loch in die Erde, um nach einiger Zeit die länglich walzenrunden, dottergelben Eier hinein zu legen. Zu diesem Zwecke kommt es aus der Oeffnung der Höhlung hervor, um rückwärts wieder hineinzusteigen, damit das Hinterende des Hinterleibs ziemlich den Boden berühre. Sind etwa nach einer halben Stunde die Eier gelegt, so bemüht sich das Weibchen, Erde an sich zu ziehen, und allmählig aus der Höhlung hervorzukriechen, und scharrt, nachdem es herausgekrochen ist, so lange Erde in die Oeffnung, bis dieselbe ganz erfüllt ist. Hierbei ruht das Thier in einzelnen Zwischenräumen. Nach vollbrachter Arbeit entfernt es sich schnell, frißt wieder und lebt noch einige Tage. Nach etwa 3 Wochen (gewöhnlich am 24.—25. Tage) kommen die $1\frac{1}{2}$—2 Linien langen Larven aus den Eiern und der Erde schaarenweis hervor. Sie sind länglich und haben 13 Gürtel. Der vordere abgerundet-dreieckige ist der Kopf. Von den 12 folgenden rundlichen trägt jeder der drei vordersten, welche viel breiter sind, als die übrigen, ein Fußpaar. Der hinterste Gürtel ist am kleinsten, und trägt vier lange Haare, von denen zwei länger sind. Der ganze Körper ist übrigens mit kleinen Haarbüscheln besetzt. Nach dem Auskriechen suchen die Larven bienen- oder fliegenartige Insekten auf, und hängen sich an dieselben, besonders zwischen Thorax und Hinterleib im Gelenk an. Sie sind dabei sehr schnell und geschickt und die angefallenen Thiere können sich ihrer nicht entledigen. Diese Beobachtungen machte schon De Geer, Reaumur, Brandt und Ratzeburg u. A., allein mehr weiß man auch nicht von ihnen und ihrer Verwandlung. Leon Dufour, welcher diese Larven häufig an wilden Bienen fand, hat sie für Läuse gehalten und Bienenläuse, Pediculi melittae, genannt und später sogar als eigne Gattung Triungulinus, Dreiklauer, aufgestellt. Isis, 1830, S. 204, Taf. 9. — 1832, S. 765, Taf. 14. — In Europa finden sich gegen 20 Arten, von denen wir nur diejenigen beschreiben, welche Arzneikräfte besitzen: 1) M. Proscarabaeus *Marsham.*, gemeiner Maiwurm, Mailing, Maienkäfer, Afterkäfer, Wiesenafterkäfer, Zwitterkäfer. Bläulich schwarz, mit violetem und röthlich violetem Schimmer; Thorax (Bruststück) etwas verlängert-viereckig, ziemlich stark punktirt; Flügeldecken lederartig-runzlich; Fühler in der Mitte, besonders beim Männchen das 6. und 7. Glied verdickt; 5—20 Linien lang, 3—5 Linien breit. Ziemlich häufig in den

meisten Ländern von Europa und in Sibirien, in Deutschland die gemeinste Art. De Geer V, S. 3, No. 1, Taf. 1, Fig. 1. — Panzer, Fauna. 10, Taf. 13. — 2) M. variegatus *Donavan.*, bunter oder vergoldeter Maiwurm. Grün mit Violet-purpurroth und Goldglanz; Flügeldecken runzelig; ½ bis über 1 Zoll lang, 3—5 Linien breit. Ziemlich häufig in Deutschland, England, Frankreich und Italien. Donavan, Brit. ins., Taf. 67. — Panzer, 10, Taf. 13. Die beiden genannten Arten sind es vorzüglich, weniger die folgenden unter No. 3—9, welche unter den Namen: M. majalis, Vermis majalis, Scarabaeus unctuarius, Maiwurm, Maikäfer, Zwitterkäfer, für die Officinen gesammelt werden. Sie machen das Geheimmittel gegen die Hundswuth oder Wasserscheu aus, welches Friedrich II. von einem schlesischen Bauer oder Müller erkaufte, haben aber ihren Ruf bereits seit 1782 verloren, obschon sie 1823 von Hausleutner, und 1825 von Lutheritz wieder empfohlen wurden. In manchen Gegenden hat man sie längst gegen mancherlei Krankheiten, z. B. gegen Gicht, Nierenstein und andere Nierenleiden, Wassersucht, Wechselfieber, Gelbsucht, Syphilis u. s. w. innerlich und gegen schweres Gehör äußerlich, in Honig eingemacht, benutzt. Der Wirkung nach gehören sie zu den scharfen und harntreibenden Mitteln, und stehen also den Canthariden nahe. Nach Thiemann ist der wirkende Bestandtheil ein gelbgrünes, scharfes Harz, weshalb man in neuern Zeiten den Saft besonders zu erhalten sucht, welcher bei der Berührung aus den Gelenken hervortritt. Man soll sie darum vorsichtig mit einem Paar Hölzchen oder einer Pincette aufnehmen und sogleich in das zum Aufbewahren bestimmte Gefäß bringen, und ihnen später über dem Honig, in welchem man sie aufbewahrt, die Köpfe abschneiden, damit nichts vom Safte verloren gehe. Der ausschwitzende Saft hat einen widrigen, ekelhaften Geruch, und schmeckt später scharf. Er bringt bei manchen Personen schon äußerlich Blasen hervor und soll nach Brandt und Ratzeburg sogar einen eigenthümlichen Blasenausschlag bewirken. Jetzt benutzen besonders die Landleute die Maiwürmer bei einigen Krankheiten der Hausthiere. — 3) M. majalis *L.*, ächter Maiwurm. Ganz schwarz, glatt; die Unterleibsringe oben am hintern Rande meist mit rostgelbem Saume; 7—12 Linien lang, 3—4 Linien breit. In Portugal, Spanien, Südfrankreich. Brandt und Ratzeb., Med. Zool. 2. Taf. 16, Fig. 11. — 4) M. brevicollis *Panzer*, Faun. Germ. 10, Taf. 15. Schwarzviolet; Thorax breit, kurz, vorn abgestutzt, am hintern Rande ausgerandet; Flügeldecken fein runzlich, schwärzlich violet; 5—8 Linien lang. In Mitteleuropa, häufig in Deutschland. — 5) M. corallifer *Hoffmannsegg*, *Germar.*, schwarz; Thorax querlänglich-viereckig, mit höckerähnlich vortretenden vordern und hintern scharlachrothen Winkeln. In Portugal. Brandt und Ratzeb. 2, Taf. 16, Fig. 9. — 6) M. limbatus *Fabr.*, M. hungarus *Schrank.* Schwarz; Thorax viereckig; Flügeldecken fast glatt, am innern Rande mit gelblich rothbraunem Saume. In Ungarn und Taurien. Brandt und Ratzeb. 2, Taf. 16, Fig. 10. — 7) M. reticulatus *Ziegl.* Dunkelschwarz; Thorax viereckig mit etwas stumpfen vordern Winkeln; Flügeldecken lederartig, runzelig, ganz schwarz; 6—11 Linien lang, 2½—4½ Linien breit. In Deutschland. Brandt und Ratzeb. 2, Taf. 16, Fig. 1, 2. — 8) M. Tuccius *Rossi*, M. punctatus *Fabr.* Ganz schwarz; Thorax, Kopf und Flügeldecken mit großen eingedrückten Punkten; 8—12 Linien lang, 3—4 Linien breit. In Südeuropa. Brandt und Ratzeb. 2, Taf. 16, Fig. 3. — 9) M. violaceus *Marsh.* Violet oder schwarzviolet; Thorax verlängert, viereckig, fein punktirt; 15—18 Linien lang, 3—5 Linien breit. In Mitteleuropa. Brandt und Ratzeb. 2, Taf. 16, Fig. 7.

Meloessa (a. Geogr.), Insel am Sinus Scylaceus (j. Golfo di Squillace) an der Ostküste von Bruttium.

Meloës vesicatorii (pharm. Zool.), s. v. a. spanische Fliegen, s. Lytta vesicatoria *Fabr.*

Melogonis, s. Lipara.

Melograph, eigentlich Gesang-Melodienschreiber, ist der Name zweier Maschinen: 1) einer Art Automaten, der um seiner mechanischen Verrichtungen willen richtiger auch Extemporirmaschine, Fantasirmaschine und Improvisirmaschine heißt, aus mancherlei Pfeifen-, Blas-, Saiten-, Räder- und Uhrwerk, welches durch eine Federkraft in Bewegung gesetzt und erhalten wird, besteht, sich ans Klavier setzt und fantasirt, nämlich jedes beliebige Thema (natürlich nur aus der Zahl derer, für welche die Maschine eingerichtet ist) nach allen bestehenden Regeln der Umkehrung und Nachahmung bearbeitet. Dies wird dadurch bewirkt, daß man dasjenige Thema, welches variirt werden soll, durch eine mechanische Vorrichtung in die Maschine steckt; dasselbe läuft dann in der Letzteren, wie die Kugel beim Roulett, in einer Zirkellinie herum, wobei es nach Vollendung einer Variation immer wieder zu einer neuen Veranlassung gibt. In musikalischer und künstlerischer Hinsicht hat diese Maschine gar keinen Werth. — 2) ist M. der Name der Notenschreibmaschine, auch Notensetzer, Notenkopist, Kopirmaschine u. s. w. genannt, welche an ein Klavierinstrument geschraubt, augenblicklich Alles pünktlich abdruckt, was auf dem Instrument gespielt wird. Die erste Idee zu einer solchen Maschine faßte 1747 ein londoner Geistlicher, Creed, der auch eine weitläufige Abhandlung darüber der dortigen königl. Societät der Wissenschaften überreichte, die in den „Philosophical Transactions" 1747, Nr. 183 abgedruckt wurde. Später verfolgte der braunschw. Hofrath und Geh. Sekretär, Joh. Fr. Unger den Gedanken weiter und lieferte eine Abhandlung darüber der königl. Akademie der Wissensch. zu Berlin, welche von Euler geprüft und von diesem dem berühmten Mechaniker Hohlfeld mitgetheilt wurde. Letzterer verfertigte eine Maschine darnach und legte sie ebenfalls der Akademie vor. Eine ausführliche Beschreibung dieser Maschine würde hier

zu weit führen; man findet sie in Ungers Werke: „Entwurf einer Maschine, wodurch Alles, was auf dem Klaviere gespielt wird, sich von selbst in Noten setzt, nebst dem mit Herrn Director Euler darüber geführten Briefwechsel und einigen anderen, diesen Entwurf betreffenden Nachrichten.“ Mit 8 Kupfertafeln, Braunschweig 1774.

Meloir-des-Ondes, franz. Dorf, Dep. Ille-Vilaine, Bez. St.-Malo; 2260 Einw.

Melolobium (Bot.), nach Ecklon u. Zeyher, Gattung der Leguminosae Loteae *Eckl.*, *Zeyh.*, Sträucher in Südafrika; von 12 Arten bekannteste: M. cernuum *Eckl.*, *Zeyh.*, Cytisus aethiopicus *L.*, Ononis cernua *L.*

Melolontha (Entom.), nach Fabricius, Maikäfer, Laubkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera Lamellicornia Scarabaeida *Latr.*, der Horde der Moderfresser u. der Zunft der Erdkäfer nach Oken, unter Scarabaeus *L.* Charakter: Fühler zehengliederig; Keule des Männchens sieben-, des Weibchens sechsblätterig; Oberlippe zweilappig; Kinnbacken dick, stumpf, kurz; Bauch dick. Arten ziemlich zahlreich, 9 europäische und mehre ausländische, darunter einige, welche in manchen Jahren den Laubwuchs verheeren; bekannteste: — 1) M. Fullo *L.*, der Walker, der Müller. Braun, mit weißen Flecken besprengt, das Schildchen mit doppeltem weißem Flecke; Brustschild mit drei Längslinien. Gegen $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, die größte deutsche Art. Die hellen Zeichnungen bestehen aus feinen Schüppchen. Die Larve findet sich in Kieferwäldern; der Käfer soll schon ganze Strecken Kieferwald abgefressen haben, er entlaubt auch andere Bäume. Herbst III., Taf. 22. 1; Panzer LI., 8. — 2) M. vulgaris *Fabr.*, Scarabaeus Melolontha *L.*, gemeiner Maikäfer, französ. Hanneton, engl. Cockchafer. Schwarz mit braunen Flügeln und spitzem Schwanz; das Bruststück zottig. Dieser Maikäfer wird einen Zoll lang und muß von den folgenden unterschieden werden. Er erscheint mit den ersten Tagen des Mai an den Bäumen unserer Spaziergänge und Gärten, fliegt des Abends und sitzt den Tag über still. Im Mai und Junius gräbt sich das Weibchen in die Erde, um 20—30 Eier zu legen, aus welchen die sogenannten Engerlinge (fr. Verblanc) kommen, welche im ersten Jahr nur einige Linien lang werden. Mit Ende des folgenden Jahres haben sie einen Zoll erreicht, und so bedürfen sie noch 1—2 Jahre, ehe sie auf anderthalb Zoll vollkommen ausgewachsen sind. Man kennt sie als eingekrümmte, halb durchsichtige Würmer, welche, zumal beim Pflügen der Felder, häufig herausgeworfen werden. Sie haben einen gelbbraunen, hornigen Kopf, sechs Füße und deutliche Athemlöcher zur Seite ihrer zwölf Ringe. Diese Larven thun den Feldfrüchten und den Gartenpflanzen unendlich viel Schaden, indem sie ihnen die Wurzeln abnagen. Endlich verpuppen sie sich in der Tiefe der Erde, und der Käfer selbst schlüpft auch dort aus, um aber erst im Frühling sich herauf an das Tageslicht zu bohren. Seine Anzahl ist oft ungeheuer, alle Zahlenberechnung übersteigend. Man hat in einer Gegend oft mehre hundert Millionen berechnet. Sie entblättern im Frühlinge oft ganze Laubhölzer, vorzüglich Eichen, Buchen und Obstbäume. Ihre stärksten unterirdischen Feinde sind Maulwürfe und Spitzmäuse, ihre oberirdischen Krähen und Dohlen. Wiesen können durch Bewässerung, Felder durch Stalldünger, der in Kompofthaufen gefahren wird und die Käfer zum Eierablegen anzieht und das Sammeln der Larven erleichtert, von dieser Plage befreit werden. Die Käfer lassen sich wohl nur durch Einsammeln und Verbrennen vertilgen. — Früher war der Maikäfer als Scarabaeus stridulus oder Melolontha officinell und wurde ähnlich wie der Maiwurm Meloe *Fabr.*, vorzüglich gegen Hundswuth oder Wasserscheu angewendet. Man setzte sie gleichfalls zur Aufbewahrung in Honig ein, Melolonthae conditae. Die Maikäfer gelten für ein starkes Aphrodisiacum und sollen den spanischen Fliegen ähnlich, auf die Geschlechts- und Harnwerkzeuge wirken, weshalb sie auch von Zuckerwaarenhändlern eingemacht, vorräthig gehalten werden. Ihr Gebrauch ist zu verbieten und zu vermeiden, weil er leicht schädlich werden kann. Viele Menschen finden das Bruststück der Maikäfer für sehr wohlschmeckend. Es ist in demselben etwas Weniges einer braunen Flüssigkeit vorhanden, welche zu feinen Malereien noch besser als die Sepia zu gebrauchen ist. Die Hühner fressen die Maikäfer zwar sehr begierig und legen nach deren Genuß fleißiger Eier; allein zu viel derselben werden ihnen schädlich und das Eidotter verliert seine schöne dunkelgelbe Farbe und wird blaß. Der Genuß der Engerlinge ist den Hühnern minder nachtheilig und man kann dieselben beim Graben oder Pflügen für sie sammeln. — Die vollständigste Naturgeschichte des Maikäfers hat Kleemann in einer Preisschrift geliefert, welche sich abgedruckt befindet in den Bemerkungen der churpfälz. phys. ökonom. Gesellschaft 1770 II., S. 305, f.; Rösel II., Taf. 1, Fig. 1—8; Panzer, Fauna 95, Taf. 6; Straus Anatomie d. anim. artic. 1828, Taf. 1—10. — 3) M. Hippocastani *Fabr.*, der Schornsteinfeger, Türk. Der vorigen Art ähnlich, aber Rand der Flügeldecken und Beine schwarz; Aftergriffel an der Basis mehr eingeschnürt, plötzlich dünner werdend, kürzer und am Ende fast halbkreisrund; 10—11 Linien lang. Sehr verbreitet und fast eben so schädlich, in Norddeutschland jedoch seltner; vorzüglich um Pappeln schwärmend. Panzer 95, Taf. 8. — 4) M. villosa *Oliv.* Fühlerkeule bei dem Männchen fünf-, bei dem Weibchen vierblätterig; Körper mehr oder weniger dunkelbraun, zuweilen oben röthlich, mit drei grauen, von Haaren gebildeten Lin. auf dem Rückenschilde. In Deutschland, Frankreich. Olivier, Coleopt. I., 4. — 5) M. hololeuca *Fischer*, Entom. de la Russ. II. XXVIII., 3. In Rußland. — 6) M. hypoleuca *Fabr.* Auf Java bisweilen eben so häufig, wie bei uns M. vulgaris. Die Gatt. ist der Typus der Melolonthidä (s. d.).

Melolonthidä (Entom.), nach Latreille, Laubkäfer, Gruppe der Coleoptera pentamera Lamellicornia Scarabaeida *Latr.*, der Horde

der Moderfresser und der Zunft der Erdkäfer. Charakter: Fühler 8—10gliederig; Keule beim Männchen sehr groß; Schulterstück (ein deutlich gesondertes, vom zweiten Fußpaare gegen die Schulter aufsteigendes Stück) nicht deutlich; Leib meist behaart, oben gewölbt. Die Larven fressen unter der Erde mehre Jahre (mehrjährige Generation) an Pflanzenwurzeln, wodurch sie der Forst= und Landwirthschaft oft sehr schädlich werden, verpuppen sich dann und erscheinen so bald in diesem, bald in jenem Jahre als Käfer sehr häufig, und zerstören Laub und Blüthen der Pflanzen. Wichtigste Gattungen: Melolontha *Fabr.*, Rhizotrogus *Latr.*, Omalopiia *Meg.*, Anomala *Meg.* (s. Melolontha).

Melomanie (v. Gr.), leidenschaftliche Liebhaberei an der Musik.

Melomantie (v. Gr.), Weissagung aus den unwillkürl. Bewegungen der Glieder eines Körpers.

Melon (franz., engl., schwed. Bot.) s. v. a. Melone, Cucumis Melo *L.*, Melon d'eau, s. v. a. Wassermelone, Cucurbita Citrullus *L.*

Melon, Zersetzungsprodukt des Schwefelcyans, von Liebig entdeckt, bildet sich auch beim Glühen von Melam, Ammelin und Ammelid. Erhitzt man trocknes Schwefelcyan ($C_2 N S_2$) in einer Retorte bis zum Glühen, so zerfällt es in Schwefelkohlenstoff, Schwefel und M.; das M. bleibt dabei zurück, bildet ein citronengelbes, leichtes, stark abfärbendes Pulver, unlöslich in Wasser, Alkohol, verdünnter Salz= und Schwefelsäure, löslich unter Zersetzung in Salpetersäure und fixen Aetzalkalien, zerlegt sich in starker Glühhitze in Cyangas und Stickgas, verbindet sich direkt mit Kalium, mit Wasserstoff, gibt in alkalischen Erden krystallinische, in kaltem Wasser schwer, in heißem leicht lösliche Verbindungen. Zusammensetzung: $C_6 N_4$.

Melon (Ophtal.), Apfelauge, s. Irisvorfall.

Meloncus (Med.), eine Wangengeschwulst.

Melone (Bot.), s. v. a. Cucumis Melo *L.* — M. als Speise. Kennzeichen völliger Reife der M., s. Mistbeettreiberei. Die M. hat niemals einen ganz so angenehmen Geschmack, wenn sie gleich unmittelbar nach dem Abnehmen gegessen wird, als wenn man sie vorher ein paar Tage im Keller liegen läßt; länger aber darf es, wofern sie wirklich reif abgenommen wurde, nicht geschehen, sonst verliert sie an Geschmack. Am gewöhnlichsten ißt man die M. frisch und roh, mit Zucker bestreut. Verschiedene Zurichtungen der M. Eingemachte M.n. Diese müssen schön gelb und ganz durchsichtig seyn. — 1) Gute, reife, doch nicht überreife M.n in Streifen geschnitten, geschält, in fließendem Wasser bei gelindem Feuer nur eben mäßig aufwallen lassen, so daß sie die gehörige Weichheit erhalten, dann mit einem Schaumlöffel auf einen Durchschlag herausgelegt, ablaufen lassen, zu jedem Pfunde der vor dem Kochen gewogenen M. $^3/_4$—1 Pfd. Zucker genommen, mit etwas Wasser oder statt dessen Weinessig zu einem dicken Saft, wozu manche gegen Ende etwas Zimmt, Nelken, Ingwer setzen, gekocht, abgeschäumt, die Melonenstücke hineingelegt, ein paar Minuten damit auf gelindem Feuer erhalten, dann in eine flache Schüssel geschüttet, den Saft darüber gegossen und 24 Stunden damit stehen lassen. Am folgenden Tage den Saft wieder abgegossen und die M.n ins Einmachegefäß gelegt, den Saft nun gelind eingekocht, abgeschäumt, und, wenn er die Stärke, wo er Flecken wirft, erreicht hat, wieder dazu geschüttet, dann das Gefäß wie gewöhnlich verwahrt (vergl. Einmachen). Statt die zerschnittenen M.n weich zu kochen, lassen Manche sie, nachdem sie jedes Stück mehrmals mit einem Federmesser durchstochen haben, einige Stunden in warmem Wasser liegen. Manche kochen den Zuckersaft noch öfter als oben angegeben ist, auf, indem sie ihn jedesmal dazwischen eine Zeit lang über den M.n stehen lassen, ehe sie ihn über denselben lassen. — 2) Geschälte und zerschnittene, nicht völlig reife M.n 3—4 Tage in einer Salzlacke liegen lassen, diese dann abgegossen, frische aufgefüllt, nach einigen Tagen die M.n wieder herausgenommen, mehre Tage in frischem Wasser eingewässert, in reinem Wasser weich gesotten, auf einem Tuche abgetrocknet, dann in Zucker weich gekocht, herausgenommen, den Zuckersaft zur gehörigen Dicke gekocht und über die M. in die Zuckergläser gegossen. — 3) (Trocken eingemacht.) Die vorher in Zucker gesottenen und darin eine Zeit lang liegen gelassenen M.n herausgenommen u. am warmen Ofen getrocknet.— M.n=Mengo oder Atsjar, dienlich, um Brühen und Saucen einen starken und angenehmen Geschmack zu geben. M.n, die nur halb ausgewachsen sind, mit einem Tuche sauber abgerieben, in ein Gefäß gelegt, eine Salzlauge, so stark, daß sie ein Ei trägt, siedendheiß über die eingelegten M.n gegossen, fest zugedeckt, 9 Tage hinter einander die Lauge täglich abgegossen und von Neuem heiß aufgefüllt. Dann Senfsamen (8 Loth), Ingwer, langen Pfeffer und engl. Gewürz (von jedem 4 Loth) klein gestoßen, mit Weinessig zum Teige angemacht, die M.n aufgeschnitten, die Kerne und alles Inwendige herausgemacht, an dessen Stelle einen Löffel von dem Teige und ein paar Knoblauchzehen hineingefüllt, die M.n zugebunden, in einen steinernen Topf fest eingelegt, mit kochendem Essig ganz übergossen, und nach dem Erkalten den Topf mit einer Blase zugebunden. Will man nun hiervon Gebrauch machen, um eine Sauce zu schärfen, so schneidet man von diesen M.n etwas ab und thut es daran. M.n=Muß wird wie M.nSuppe, nur etwas dicker zubereitet. M.n Suppe; — a) das gute Fleisch von einer recht reifen, geschälten M. abgeschnitten, in Würfel geschnitten, in seinem eigenen Safte gar geschwitzt, dann Kalbfleischbrühe aufgefüllt, durch ein Haarsieb gestrichen, mit Eidottern abgezogen und über Semmelrinden angerichtet. Statt Bouillon kann man auch süße Sahne nehmen; doch wird alsdann Butter, Zucker und Zimmt, nebst einigen Körnern Salz dazu gethan, übrigens wie vorhin verfahren; — b) man läßt die M. nicht bloß in ihrer eigenen Brühe gar kochen, sondern drückt noch den Saft von einigen Citronen darauf, thut etwas Zucker dazu, läßt sie damit durchschwitzen, und thut einige Löffel Zucker beim Anrichten besonders daran. Anstatt der

Sahne od. Brühe nimmt man $^3/_4$ Quart Rheinwein, würzt mit Zucker, Zimmt und abgeriebenen Citronenschalen, streicht dann durch ein Haarsieb und zieht mit Eidottern ab. Beim Anrichten gibt man die Suppe nach Belieben, außer mit den würfelig geschnittenen zurückbehaltenen M.n, über Biskuit, Makronen, geröstetes Franzbrot u. dergl. Will man sie aber nicht zu süß haben, so kann man noch den Saft von 1 Citrone darein drücken. M.n-Torte: a) eine recht große reife M. geschält, ausgekernt, in Stücke geschnitten, mit weißem Wein, Zucker und Zimmt zu Muß gekocht, klar gerührt, noch so viel Zwieback zugemischt, als zur gehörigen Dicke nöthig ist; einen feinen Blätterteig mit diesem Muß angefüllt, und mit Zucker und Orangewasser glacirt; — b) die M. in längliche Scheiben geschnitten, eine gute Weile mit Zucker und Zimmt gebeizt, oder noch besser einige Stunden in einem Syrup liegen lassen, den man aus Zucker mit Zimmt und weißem Wein gekocht hat, dann ein Unterblatt von Blätterteig geformt, einen gebogenen oder umgerollten Rand daran gesetzt, mit Eidotter bestrichen, mit der präparirten M. gefüllt, und nach Belieben fein gestoßene Nelken darauf gestreut, zuletzt noch mit Zucker und Zimmt garnirt. Diese Torte verträgt beim Backen gar keine obere Hitze.

Melone (Biogr.), Altobello da, Maler von Cremona, arbeitete um 1497—1530, malte nach Vasari's Zeugniß mehre schöne Scenen aus der Leidensgeschichte im Dome von Cremona, ferner eine Höllenfahrt in Oel in der Sakristei der Sakramente daselbst.

Melonenapfel (Pomol.), s. Spitzäpfel, 4).

Melonenbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Carica *L.*

Melonenbirne, westphälische (Pomol.), Kl. 1, Ordnung 3, Rang 1. Diel. Eine vorzüglich gute, butterhaft schmelzende, späte, kreiselförmige, schöne Winterbirne, die vierthalb Zoll lang und 9 bis 10 Viertelzoll breit ist. Die Schale ist blaßgrün, später blaßgelb, hat in heißen Jahren einen leichten Anflug erdartiger Röthe und viele graue Punkte, wodurch die Frucht ein graues Ansehen erhält, wie die graue Butterbirne. Das Fleisch ist gelblich, milde, butterhaft schmelzend, vollsaftig, von einem köstlichen, melonenartigen Geschmack. Die Frucht zeitigt im December und hält sich bis Februar. Der Baum wird ansehnlich groß, bildet eine pyramidenförmige Krone und ist recht fruchtbar. Verdient häufige Anpflanzung.

Melonendistel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Melocactus *Dec.*

Melonenemetin nennt Torosiewicz ein Präparat aus der Wurzel der Melone, welches die brechenerregende Wirkung derselben in hohem Grade besitzt. Zu seiner Darstellung wird das wässerige Extrakt mit Alkohol behandelt und die Tinktur zur Trockne verdampft. Eine braune, feste, glänzende, zerfließliche Masse, schmeckt scharf, bitterlich, löst sich sehr leicht in Wasser, Alkalien, auch in Weingeist, aber um so schwieriger, je stärker dieser ist; nicht in Aether, Essigäther, Oelen.

Melonengurke (Bot.), s. v. a. Melone, Cucumis Melo *L.*

Melonenholothurie (Zoophyt.), Echinodermengattung, s. v. a. Cladodactyla *Brandt.*

Melonenkaktus (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Melocactus *Dec.*

Melonenkerne (pharm. Bot.), auch Melonensamen, s. Cucumis Melo *L.*

Melonenkürbis (Bot.), Cucurbita moschata, s. Cucurbita Pepo *L.*

Melonenpflaume (Pomol.), der Goldpflaume ähnliche, doch länger und dicker gestielte Pflaumensorte; Saft angenehm, Fleisch süß. Reift Mitte August.

Melonenqualle (Zoophyt.), Acalephengattung, s. v. a. Beroë *Browne.*

Melongena (Bot.), nach Miller, Untergattung von Solanum *L.*

Melongena (foss. Gasterop.) nach Pusch s. v. a. Pyrula; (s. d.).

Melongenae Poma (pharm. Bot.), s. Solanum esculentum *Dun.*, S. Melongena *L.*

Melongène (franz., Bot.), s. v. a. Eierpflanze, Solanum Melongena *L.*, S. esculentum *Dun.*

Meloni, Franz Anton, Maler und Radirer, geb. zu Bologna 1676, † zu Wien 1715, Schüler des P. A. Paderna und J. Monti, schloß sich später an M. A. Franceschini an, widmete sich aber vorzüglich der Stecherkunst und leistete darin Ausgezeichnetes. Blätter: Eliezar und Rebekka, nach P. Cagliari, 10 Z. 8 L. hoch, 14 Z. 5 L. breit; — Die Anbetung der Hirten, nach C. Cignani, 11 Z. 6 L. hoch, 8 Z. 2 L. breit; — St. Joseph mit dem Jesuskinde, welches auf fünf in der Luft schwebende Cherubim blickt, nach M. A. Franceschini, 12 Z. 8 L. hoch, 9 Z. 2 L. breit; — Aurora, Plafondgemälde in Oval, nach C. Cignani, 13 Z. 10 L. hoch, 10 Z. 5 L. breit; — Diana und Endymion, nach M. A. Franceschini, 12 Z. 3 L. hoch, 14 Z. 4 L. breit; — Latona mit Diana und Apollo, rechts oben Juno, 12 Z. 3 L. hoch, 14 Z. 3 L. breit; — Venus und Amor nach Franceschini, 6 Z. hoch, 17 Z. breit ꝛc.

Melonia (foss. Polythal.), nach Lamouroux, Geschlecht der polysomatischen Schnörkelkorallen: die größern Zellen in der Mitte, Form kugelig, Oeffnungen klein, zahlreich, in einer Linie, parallel der Axe der Spira. Die zahlreichen Arten (sonst auch zu Nautilus und Alveolina gerechnet) sind meist tertiär, aber nach Ehrenberg bestehen schon die Bergkalke am Onegasee in Rußland und die colithischen Jurakalke Deutschlands und Englands hauptsächlich aus Melonien, die aber oft ganz in Kalkspath umgewandelt sind, sodaß es unmöglich wird, ihre Schale zu unterscheiden.

Melonida (bot. Term.), nach Richard, s. v. a. Pomum, Apfelfrucht.

Melonidium (bot. Term.), nach Desvaux, s. v. a. Pomum, Apfelfrucht.

Melonitenkalkstein (Geognos.), s. v. a. Nummulitenkalkstein (s. d.).

Melonkalium, von Liebig entdeckt, bildet sich auf direktem Wege unter Feuererscheinung,

ferner bei der Bereitung des Schwefelcyankaliums auf dem gewöhnlichen Wege (durch Zusammenschmelzen von 2 Th. gelbem Blutlaugensalz und 1 Th. Schwefel) und kann im letztern Falle reichlich gewonnen werden, wenn man das Schmelzen so lange fortsetzt, bis die Masse kein lösliches Eisensalz mehr enthält. Man laugt dann mit warmem Wasser aus, übersättigt mit Essigsäure, filtrirt, über das Filtrat mit kohlensaurem Kali und dampft ein. Liebig gibt folgende neuere Vorschrift an: In in einer Retorte schmelzendes Schwefelcyankalium trägt man ¼ bis ⅓ rohes Melon (den Glührückstand von Schwefelcyan), erhitzt so lange bis Cyan aufzutreten beginnt, zieht die erkaltete Masse mit heißem Wasser aus, filtrirt und krystallisirt das Ausgeschiedene um. Bildet wasserhelle Nadeln, löst sich leicht in Wasser, nicht in Weingeist, schmeckt sehr bitter, verwittert an der Luft, schmilzt nach dem Verluste des Krystallwassers in stärkerer Hitze zu einem klaren, gelblichen Glase, was aber durch Glühen Stickgas und Cyan ausgibt und Cyankalium hinterläßt. Zusammensetzung: $K + O_6 N_4 + SHG$.

Melonnée (franz., Bot.), s. v. a. Melonenkürbis, s. Cucurbita Pepo *L.*

Melonwasserstoffsäure, Hydromelonsäure, von L. Gmelin entdeckt, erhält man durch Vermischen einer koncentrirten Lösung von Melonkalium mit Salz-, Schwefel- oder Salpetersäure als einen schmutzig-weißen, gelatinösen Niederschlag, der zu einem gelblichen Pulver, dem Hydrate der Säure, eintrocknet. Dasselbe löst sich wenig in kaltem Wasser, leichter in heißem, reagirt schwach sauer, zersetzt sich nicht durch Salz- und Salpetersäure, bildet mit den Metalloxyden Melonmetalle und Wasser, zersetzt die kohlensauren Salze, beim Schmelzen auch die Jod- und Brommetalle. Ihre Verbindungen mit den alkalischen Erden u. Metalloxyden sind in Wasser unlöslich. Zusammensetzung nach Gmelin und Liebig: $C_6 N_4 + H$. Gerhardt gibt die Formel: $C_6 H_3 N_4 O_2$.

Melopepo (Bot.), s. v. a. Türkenbundkürbis, Cucurbita Melopepo *Pers.*

Melophagus (Entom.), nach Latreille, Gattung der Diptera pupipara *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Schnabelmucken nach Oken, unter Hippobosca *L.* Charakter: Fühler warzenförmig, in einem Grübchen an den Seiten des Untergesichts; Augen linienförmig; keine Punktaugen noch Flügel. Zwei europäische Arten: 1) M. ovinus *Latr.*, Hippobosca ovina *L.*, Melophila ovina *Nitzsch.* Schaflaus, Teke. *L.* Rostgelb mit einfarbig braunem Hinterleibe; 2 Linien lang. Zwischen der Wolle der Schafe, mit sehr harter Haut. Wird durch Terpentinöl, Tabakslauge und bei starker Vermehrung durch Abscheeren der Wolle selbst vertrieben. Panzer LI, 14; — 2) M. cervi *Latr.*, Pediculus cervi *L.* Hirschlaus. Rostbraun, Hinterleib vorn mit schwarzem Seitenflecke; 3 Linien lang. Selten, auf Hirschen und Rehen. Panzer LI, 15.

Melophon, musikalisches Instrument, von Ludwig Dessane zu Paris im J. 1843 erfunden, hat die Gestalt einer Guitarre und ist mit einem Griffbret mit 84 Tasten versehen. Es ist besonders bemerkenswerth wegen seiner Auszüge, welche abwechselungsweise die Töne der Flöte, der Hoboe, des englischen Horns, des Fagotts u. der Klarinette hervorbringen. Das M. ist in jeder Manier des Spielens ausdrucksvoll, es transponirt, gibt sehr gut das Tremolo und mittelst des Bogens kann man alle Akkorde der Harmonie, wie auch die ergreifendsten Produktionen der Orgel und des Orchesters bei 12 Tönen auf einmal geben.

Melophila (Entom.), nach Nitzsch, Dipterengattung, s. v. a. Melophagus *Latr.*

Melophoroi (griech. Ant.), die 1000 Leibwächter des persischen Königs, so genannt, weil sie goldene Aepfel an der Spitze der Spieße trugen.

Meloplast, eine in Frankreich erfundene und längere Zeit auch hier und da eingeführt gewesene Methode des musikalischen Unterrichts, welche Galin und dessen Nachfolger, Ph. de Geslin in dem „Cours analitique de musique" (Paris 1824) näher beschrieben haben.

Melopoia (griech., Mus.), nach Aristides die Kunst, ein Melos, einen Gesang, eine Weise zu verfertigen, dann aber auch das Verfertigte selbst, wie wir mit dem Worte Komposition sowohl die Erfindung und Abfassung eines Tonstücks, wie dieses selbst bezeichnen. Von der M. schieden die Griechen die Rhythmopoie, die Kunst des Rhythmischen; Erstere bestand nach Euklid u. A. bloß in der Bestimmung: auf wie mannichfaltige Weise die Theile der Harmonik (Töne, Intervalle, Systeme) praktisch angewendet werden können. Da werden uns denn 6 Arten der Anwendung aufgezählt: 1) Mone, Tonwiederholung; — 2) Petteia, Akkordwiederholung (nach unsrer Art zu reden); — 3) Stasis, Aushalten des Tones; — 4) Tone, Aushalten eines Zusammenklangs; — 5) Agoge, stufen- oder sprungweise Tonfolge, auf- oder abwärts; — 6) Ploke, Auf- und Abschreiten von Zusammenklängen. Hieraus geht hervor, auf welchem niedern Standpunkte die griechische Musik sich befunden hat. Denn so lange die Kompositionslehre nicht weiter gediehen ist, als zum Aufzählen von einzelnen Grundgebilden, (Tonfolgen, Harmonien u. s. w.), fehlt noch die Anschauung des Lebens der Kunst, das wie alles Leben, nicht im Zusammensetzen disparater Einzelheiten, sondern im organischen Entfalten besteht; ebenso fehlt das erste Kriterium einer wissenschaftlichen Lehre. Die neuere Musik ist schon seit 4 bis 8 Jahrhunderten weit darüber hinaus.

Meloppo, Maloppa, afrik. Fluß, Gebiet der Beetjuanen, Südspitze.

Melopsit (Min.), s. v. a. Steinmark (s. d.).

Meloria, Menarin, ital. kleine Insel, Toskana, Livorno gegenüber, von kaum 300 Ellen im Umfange, mit einem hohen viereckigen Thurme. Merkwürdig durch die blutige Seeschlacht zwischen den Genuesern und Pisanern, am 6. August 1284. Seit 200 Jahren hatten die im Mittelalter mächtigen Freistaaten Pisa und Genua ihren gegenseitigen Flor mit neidischen Augen betrachtet und schon zahllose

Kämpfe um den Vorrang, aber immer ohne entscheidende Resultate mit einander gefochten. Im Jahre 1284 sollte endlich entschieden werden, wer der Mächtigere im mittelländischen Meere sey. Die Pisaner befehligten ihren General Guido Jacia mit 24 Galeeren, den Grafen Fazio zu begleiten, der in Sardinien neue Mannschaft anwerben sollte. Das Schiff, welches den Grafen führte, kam ab, stieß in den sardinischen Gewässern auf eine genuesische Flotte von 22 Galeeren, wurde fast ohne Gefecht genommen und beim Nahen der Pisaner in Brand gesteckt. Kurz darauf kam es zu einer Schlacht, die sich zum Nachtheil der Pisaner entschied; ein Schiff wurde in Grund gebohrt, drei versanken in Folge von Beschädigungen, 8 Galeeren wurden genommen und nebst 1500 Gefangenen nach Genua abgeschickt. Nur 112 Schiffe kehrten in den Hafen nach Pisa zurück. Ergrimmt verdoppelten jetzt die Pisaner ihre Rüstungen. Alberto Morosini von Venedig, in seinem Vaterlande als erfahrener Seemann geschätzt, ward zum Podesta erwählt und ihm Graf Ugolino Gherardesca und Andreotto Saracini als Hauptleute der Flotte beigegeben. Bei dem erschöpften Staatsschatze wetteiferte der pisanische Adel, seine Reichthümer zu spenden. So war in kurzer Zeit eine Flotte von 103 Galeeren ausgerüstet, welche im Juli unter Segel ging und sich vor den Hafen von Genua legte. Von hier aus forderte man die Genueser zum Kampfe auf und schleuderte silberne Pfeile dem Hafen zu, eine zwischen beiden Republiken damals übliche Prahlerei. Die Genueser erklärten, ihre Schiffe seyen noch nicht ausgerüstet; sehr bald aber würden sie dazu bereit seyn. Wirklich erschienen, wenige Tage nach der Rückkehr der Pisaner in die Mündung des Arno, die Genueser mit 107 Galeeren in Pisa's Gewässern. Schnell rüsteten sich die Pisaner zum Kampf; der Bischof, an der Spitze des Klerus, ertheilte der Flotte den Segen. Diese lief bis in die Mündung des Arno hinunter. Am folgenden Tage stießen beide Flotten bei der Insel M. auf einander und kurz vor Mittag begann die Schlacht. Die Genueser hatten 30 Galeeren, welche ihnen Benedikt Zachariä zugeführt hatte, hinter die Insel in Hinterhalt gelegt, und da beide Parteien jetzt an Stärke sich gleich schienen, so zögerten die Pisaner nicht, den Kampf anzunehmen. Beide Parteien rückten in mehren Abtheilungen vor. Der Großadmiral Oberto Doria, Konrad Spinola und Benedikt Zachariä führten die genuesischen Geschwader. Fürchterlich war das Zusammentreffen der beiden Ersten im gleichzeitigen Angriff. Ein genuesischer Schriftsteller und Zeitgenosse drückt sich über die Schlacht folgendermaßen aus: „Es war ein grauenerregendes und herzzerreißendes Schauspiel. Groß war die Zahl derer, die den Tod auf vielerlei Weise fanden; die einen fielen verstümmelt auf das Verdeck hin; andere stürzten halb lebend in die Fluth, sie umschwammen die Schiffe, sie riefen ihre Mitbürger, selbst ihre Feinde um Rettung an, sie ergriffen, was ihnen unter die Hände kam, sie klammerten sich an die Steuer- u. kleineren Ruder an; man stieß sie aber mit eben den Rudern, deren Bewegung sie hinderten, in die Wogen zurück, um die Schlacht fortzusetzen. Rings um die Schiffe röthete sich das Meer von Blut, auf den Wogen sah man Leichname, Schilde, Lanzen, Pfeile und Helme. Laut erhoben sich dazwischen die Stimmen der Befehlshaber, ihre Krieger aufzumuntern; stets riefen sie ihnen zu, jetzt sey es um die Rettung des Vaterlandes zu thun, oft schon hätten sie gegen diesen unversöhnlichen Feind der Vaterstadt gekämpft, aber noch nie hätte die Gesammtheit beider Staaten einander gegenüber gestanden, nie noch hätten sie ihre ganze Kriegsmacht in eine Schlacht zusammengezogen, deren Sieg für immer entscheide. Die Krieger dagegen verdoppelten mit Wuth ihre Anstrengungen. Galeere kämpfte gegen Galeere, und die, auf welcher Morosini sich befand, war im Handgemenge mit Oberto Doria's Admiralschiffe. In diesem Augenblicke brachen Zachariä's 30 Schiffe hinter der Insel hervor und schlossen sich den Genuesern an. Zachariä's Galeere selbst drang von der andern Seite auf das pisanische Admiralschiff ein, und dieses wurde nach langem Widerstande genommen. Ein anderes, das die Fahne der Gemeinheit von Pisa führte, wurde ebenfalls erobert. Dieser zweifache Verlust verbreitete Schrecken auf der pisaner Flotte, und der Graf Ugolino benutzte diesen Augenblick, das Zeichen zur Flucht zu geben, nicht aus Feigheit, sondern um sein Vaterland zu entkräften, und dasselbe in der Folge leichter zu unterjochen." Die Niederlage war so vollständig als die Schlacht blutig. 28 Galeeren wurden von den Genuesern genommen, 7 in den Grund gebohrt und der Verlust der Pisaner auf 5000 Todte und 11000 Gefangene geschätzt. Da diese Letztern nach Genua abgeführt wurden und in langer Gefangenschaft blieben, so war es damals eine sprüchwörtliche Redensart, daß, wer Pisa sehen wolle, es in Genua suchen müsse. — Seit der Schlacht von M. hörte Pisa auf eine Seemacht zu seyn und die gräßliche Strafe, welche Ugolino erlitt — er wurde mit zweien seiner Söhne und zwei Enkeln in einen Thurm gesperrt, und dem Hungertode preisgegeben — konnte den verlorenen Glanz des Freistaates nicht wieder herstellen.

Melos (griech.), Glied des thierischen Leibes; — 2) organisch gegliedertes, aus Sylben, Versfüßen, Versen, Strophen wie aus Gliedern zusammengesetztes Ganze; — 3) Singweise, Melodie.

Melos (a. Geogr.), Insel des ägäischen Meeres, deren früherer Name Byblus oder Byblis gewesen seyn soll. Ihre ersten griechischen Einwohner bekam sie wahrscheinlich durch Minos von Kreta aus und ihren Namen erhielt sie von einem phönicischen Ansiedler. Im peloponn. Krieg treu zu Sparta haltend wurde sie von den Athenern verwüstet und eine athenische Kolonie auf ihr angesiedelt. Doch mußten sie später die Athener wieder verlassen, und die Spartaner führten die wenigen Ueberreste der alten Einwohner wieder dahin zurück. Die Insel war sehr fruchtbar, enthielt heiße Quellen u. hatte Ueberfluß an gutem Wein, Oel, Obst, Salz, Allaun, Bimstein, weißer Mineralfarbe und Schwefel. Eine gleichnamige Stadt auf

ihr ist unter dem alten Namen noch vorhanden. Sie war der Geburtsort des Philosophen Diagoras.

Melosa (techn. Bot.), in Chili, s. v. a. Madia sativa *Mol.* u. Madia mellosa *Mol.*

Melosedum (a. Geogr.), s. v. a. Melobunum.

Meloseira (Bot.), nach Agardt, s. v. a. Melosira.

Melosira (Bot.), nach Agardt, Plattschnur, Fadenkette, Gatt. der Diatomaceae Melosireae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Glieder paarweise zu Ketten verbunden, 2klappig; Klappen gewölbt, durch einen sehr zarten, glashellen Zwischenring verbunden. Bilden den Konferven täuschend ähnliche, einfache Fäden und lassen sich mit Sicherheit nur durch Glühen auf einem Platinbleche, wobei der Kieselpanzer zurückbleibt, von jenen unterscheiden. Unter 12 deutschen Arten sind zu bemerken: 1) M. salina *Ktz.*, Bacill., 52, Taf. 3, Fig. IV. 1—4. In Soolgräben bei Artern und im Brackwasser der Nordsee. Bildet bis fußlange, fluthende, gelbgrüne Rasen. — 2) M. varians *Ag.* In Teichen und Gräben überall, bildet braune Räschen. Ktz., Bacill., Taf. 2, Fig. X, 1—6. Die Gatt. ist der Typus der Melosiceae *Rchb.*, *Rabenh.*, welche eine Gruppe der Diatomaceae bilden und folgenden Hauptcharakter haben: Einzeln oder kettenförmig verbunden, rundlich, mit genau kreisrunden Nebenseiten.

Melosireä (Bot.), s. Melosira.

Melosis (Meosis, Miosis, Ophthal.), die Verkleinerung einzelner Theile, besonders z. B. der Pupille.

Melothesie (nicht Melobesie), s. Melobie.

Melothria (Bot.), nach Linné, Kummergurke, nach Oken, Gatt. der Cucurbitaceae *Juss.*, Triandria Monogynia *L.* Charakter: Einhäusig; Kelch fünfzähnig; Blume glockenförmig und fünfspaltig; Beere dreifächerig, vielsamig. Einjährige oder ausdauernde Kräuter in Ost- und Westindien; von 6 Arten bekannteste: 1) M. indica *Lour.* Auf den Molukken. Der Saft der Blätter wird für heilsam bei Augenflecken gehalten. Rumph, Amboin. 5, Taf. 171, Fig. 2. — 2) M. pendula *L.* Rankendes Kraut in Westindien. Die beerenartige Kürbisfrucht dient als Abführmittel, die Blätter werden wie die der vorigen Art angewendet. Lam., Illustr., Taf. 28.

Melotis (Melotris, Chir.), eine kleine feine Sonde, besonders auch ein Ohrlöffel.

Melotis (a. Geogr.), Distrikt der Landschaft Triphylia in Elis (Liv. XXXII, 13).

Melotridymus (path. Anat.), Mißgeburt mit dreifachen Gliedern, der Gliederdrilling.

Melovaia (Staroi-), russ. Flecken, Gouv. Weronetsch, nordöstl. von Bogutschar.

Melovatka, russ. Fecken, Gouv. Charkow, an der Krisnaja.

Melpa, ital. Ort, Neapel, Prov. Principato cit., auf der Südküste, westl. von Camerota.

Melpers, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Eisenach, Amt Lichtenberg; Mühle, 200 E.

Melpes (a. Geogr.), Fluß an der Westküste Lucaniens; jetzt Mingardo (Plin. III, 5, 10).

Melpia (a. Geogr.), Ort in Arkadien, in der Nähe von Lycosura (Paus. III, 38, 8).

Melpitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; 200 Einw.

Melpomene, Name der tragischen Muse, s. Musen.

Melpomenos (v. Griech.), der Singende, Beiname des Dionysus.

Melpum (a. Geogr.), Stadt in Gallia Transpadana; jetzt Melzo im Gebiete von Mailand (Plin. III, 17, 21).

Melrand, franz. Dorf, Depart. Morbihan, Bez. Pontivy; 2800 Einw.

Melres, portug. Flecken, Prov. Entre Minho e Douro; östl. von Porto, am Douro; 1150 Einw.

Melrich (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; Rittergut Eggeringhausen; 320 Einw.; — 2) (Alten-M.), das.; 320 Einw.

Melrichstadt, s. v. a. Mellrichstadt.

Mel rosatum, Rosenhonig.

Melrose (Melroß), brit. Dorf und Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Roxburgh, nordöstl. von Selkirk, am Tweed; Leinen- u. Wollenweberei. Dabei eine ehemalige Abtei, und unweit Abbotsford, der Sitz Walther Scotts; 3560 E.

Mels, 1) (Nafka), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Wischau; 110 Einw.; — 2) schweiz. Flecken, Kant. St.-Gallen, Bez. Sargans, rechts an der Seez; Land- und Weinbau; unweit die Burg Nidberg; 3330 Einw.

Melsbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 320 Einw.; in der Nähe eine alte Kirche (Kreuzkirche), die mit dem Alaunwerk verbunden ist.

Melsbroek, belg. Dorf, Prov. Süd-Brabant, bei Brüssel; 1450 Einw.

Melschka, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandsch. Nikopolis, südl. von Nikopolis.

Melschnitz, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 150 Einw.

Melsdorf, holst. Dorf, Patrimonialger. Quarnbeck; 320 Einw.

Melsel, belg. Fluß, Prov. Süd-Brabant, mündet in die Geete, rechts.

Melsele, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Termonde; 2550 Einw.

Melsen, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, bei Gent; 450 Einw.

Melsendorf (Ober- und Unter-M.), 2 bayer. Dörfer: R.-B. Oberfranken, Ldgr. Burgebrach; über 100 Einw.

Melsformation (Geognos.), nach Keferstein s. v. a. rother Alpensandstein oder Valorsine, ein Gebilde von meist rothen sandigen Schiefern (Sernfschiefer), Sandstein (Melssandstein) u. Konglomerat (Sernfkonglomerat), nicht mächtig und zwischen Grauwacke und Alpenkalk liegend, enthält selten Versteinerungen und zwar nur undeutliche zweischalige Muscheln. Nach Einigen soll das Gebilde dem Rothliegenden entsprechen. Collegno rechnet einen rothen Alpensandstein zur Juraformation.

Melsiagum (a. Geogr.), See oder Sumpf in Germanien; vielleicht im Mecklenburgischen (Mel. III, 3, 3).

Melssandstein (Geognos.), s. Melsformation.

Melßow (Melzow), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Angermünde; Vorwerk; 400 Einw.

Melstrup, hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Aremberg=Meppen, Amt Meppen; 130 Einw.

Melsule, belg. Flecken, Prov. Ost=Flandern, Bez. Dendermonde; 2500 Einw.

Melsungen (Geogr.), 1) kurhess. Kreis, Prov. Niederhessen, $7^3/_4$ □ Meilen groß mit den 3 Aemtern M., Felsberg und Spangenberg; 30,900 Einw.; — 2) Amt das. mit 12,000 E.; — 3) Kreis= und Amtsstadt das., an der Fulda mit Ringmauer und Schloß, hat ein Hospital, Forstlehranstalt, 2 Tuchfabriken, Wollspinnereien, Lohgerbereien, Maschinenfabrik, Ziegelfabrik, Schifffahrt, mehre Märkte, Holz= und Leinwandhandel; gegen 4000 Einw. M. ist ein alter Ort und wurde schon im 13. Jahrh. zur Stadt erhoben.

Melsus (a. Geogr.), Küstenfluß in Hispania Tarracon., unweit der Stadt Noiga; nach Reichard, jetzt der Masma (Strabo III, S. 167).

Meltas, Sohn des Lacedes, Enkel Phidons II., letzter argivischer König aus dem Geschlechte des Temenus.

Melte (Bot.), s. v. a. Melde.

Meltewitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Wurzen; 210 Einw.

Meltingen, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Solothurn, Bez. Thierstein; Mineralbad; 310 Einw.

Melton=Mowbray, brit. Stadt, England, Grafschaft Leicester, nordöstl. von Leicester, am Eye; Viehmärkte; 3520 Einw.

Meltsch (Geogr.), 1) österr.=schles. Herrsch., Kr. Troppau; 2690 Einw.; — 2) Dorf das., an einem Bache; Schloß, Mühle; 1100 Einw.

Melun (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Seine=Marne, $120^1/_3$ □ Meilen mit 67,000 Einw.; — 2) Hauptort das., von der Seine durchflossen; Sitz der Behörden, eines Civiltribunals, einer gegenseitigen Assekuranz=Gesellschaft für das Depart. Seine=Marne; Mützen=, Calicot=, Hüte=, Fayence= und Regenschirm=Fabriken; tägliche Dampfschifffahrt nach Paris; beträchtliche Getreidemärkte; 8950 Einw. Das alte Melodunum.

Melus, 1) Sohn der Manto; — 2) sagenhafter Gründer des Ortes M. auf Delos, wo er die Schafzucht und Wollverarbeitung eingeführt haben soll (Serv. zu Virg. Ecl. VIII, 37).

Melusine, die schöne, eine der Feen, die ursprünglich der celtischen Religion angehören. Der Sage nach war sie eine Tochter des Königs von Albanien und eines weiblichen Geistes, oder einer Meernymphe; sie hatte Menschengestalt und war von ausgezeichneter Schönheit; nur an einem gewissen Tag in jedem Monat nahm sie zur Hälfte Fischgestalt an. Sie vermählte sich mit Raimondin aus dem Geschlechte der Grafen von Lusignan mit der Bedingung, daß sie sich einen Tag im Monat eingeschlossen halten dürfe. Da sie aber einst in ihrer verwandelten Gestalt von ihrem Gemahl überrascht wurde, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand plötzlich. Seitdem erschien sie auf dem Thurm des von ihrem Gemahl erbauten und ihr zu Ehren Lusineem genannten Schlosses (Anagramm von M.), so oft den Grafen von Lusignan und ihrem Reich ein Unglück bevorstand, in Trauer und stieß ein Wehgeschrei aus. Als der Thurm 1574 von dem Herzog von Montpensier zerstört wurde, ließ sie sich nicht weiter sehen. Aus diesen Sagen, wie sie im Hause der Grafen von Lusignan erzählt wurden, verfaßte Jean d'Arras ein Gedicht um 1390, welches Thüring von Ringoltingen aus Bern 1456 in deutsche Prosa übersetzte und welches bald eins der beliebtesten Volksbücher wurde. Die erste Ausgabe erschien 1477 zu Augsburg, seitdem sind unzählige Auflagen erschienen.

Melussa (a. Geogr.), Insel bei Iberien.

Melvil, Sir James, Diplomat und Geschichtsschreiber, geb. 1534 zu Halhill in Schottland aus einer altadeligen Familie, wurde von der Königin von Schottland nach Frankreich geschickt, um dort bei ihrer Tochter Marie (Stuart), die an den Dauphin verlobt war, als Page einzutreten. Zunächst trat aber M. in die Dienste des Grafen von Montmorency. Er wurde von diesem in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht, begleitete ihn überall und wurde auch an seiner Seite in der Schlacht von St. Quentin verwundet. Montmorency übertrug ihm darauf eine politische Mission nach Schottland. Bei seiner Zurückkunft fand M. seinen Beschützer in Ungnade gefallen und nahm deshalb Urlaub. Er begab sich nach Deutschland, wo er von dem Kurfürsten von der Pfalz sehr freundlich aufgenommen und mit verschiedenen politischen Geschäften beauftragt wurde. Darauf setzte M. seine Reise fort und besuchte Venedig, Rom und die andern berühmtesten Städte Italiens. Als er durch die Schweiz an den Hof des Kurfürsten zurückkehrte, fand er die Aufforderung der Königin Marie, die unterdessen von dem Thron von Schottland Besitz ergriffen hatte, vor, sich zu ihr zu begeben. Katharina von Medicis machte zwar zu derselben Zeit M. sehr glänzende Anerbietungen, weil sie hoffte, durch M. mit den deutschen protestantischen Fürsten in ein gutes Verhältniß treten zu können. Aber M. wies diese Anerbietung zurück, begab sich nach Schottland und wurde von der Königin zu ihrem Geheimenrath und Kammerherrn ernannt. Er wurde mit den wichtigsten Geschäften betraut und zeigte sich in allen als der treueste Diener seiner Regentin; auch unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit den englischen Katholiken zur Wahrung der Rechte Mariens auf die englische Krone. Als Marie nach der Ermordung ihres Gemahls sich mit Bothwell verbinden wollte, rieth er derselben entschieden davon ab. Aber Marie befolgte diese gutgemeinten Vorschläge nicht nur nicht, sondern setzte nach ihrer Vermählung auch ihren Gemahl davon in Kenntniß. So sah sich M. genöthigt,

vor der Wuth Bothwells die Flucht zu ergreifen. Als Jakob VI. auf den Thron kam, wurde er wieder zum Kammerherrn und Geheimenrath ernannt und war der Einzige, der sich an dem schottischen Hof für Mariens Rettung thätig zeigte. Jakob wollte ihn darauf, als er auch in England zur Thronfolge gelangte, gerne mit dahin nehmen, aber M. ging auf diesen Vorschlag wegen seines vorgerückten Alters nicht ein. Er † 1606. Seine „Memoiren" wurden 1660 im Schloß von Edinburg aufgefunden und von seinem Enkel dem George Scott übergeben, der sie 1683 herausgab. Sie sind für die damalige Zeitgeschichte höchst wichtig und seitdem wieder oft neu aufgelegt worden.

Melvill, Peter, Baron von M.-Carnbée, geb. 1743 zu Dortrecht, trat in die holländische Marine ein, wurde 1777 Kapitän, bewies bei dem Kampf mit der engl. Fregatte Flora in der Meerenge von Gibraltar viel Muth und Geistesgegenwart, wurde 1789 Contreadmiral, vertheidigte 1793 Holland gegen die Franzosen unter Dumouriez, führte darauf eine Flotte ins Mittelmeer und schloß mit dem Bey von Algier Frieden. Im J. 1794 kämpfte er auf der Maas gegen die Franzosen, eroberte mit Hülfe der Engländer unter Abercromby das Fort St. Andrée und drängte die Franzosen bis nach Herwaarden zurück. Erst als der Frost eintrat und seine Stellung dadurch unhaltbar ward, sah er sich zum Rückzug genöthigt. Während der franz. Herrschaft nahm er kein Amt an. Nach der Vertreibung derselben wurde er im J. 1814 Admiral und übernahm die Reorganisation der holländ. Marine. Er † 1816.

Melvilla (Bot.), nach Anderson, Pflanzengatt. Art: M. speciosa *Anders.*, s. v. a. Cuphea Melvilla.

Melville (Geogr.), 1) austral. Insel, an der Nordküste von Neuholland, vor der Van Diemens-Bai, fast von dreieckiger Gestalt, 200 Meilen im Umfang haltend, hügelig, mit fruchtbarem Boden, vom Festlande durch die Clarencestraße geschieden. Die Briten legten 1824 hier eine Kolonie von 80 Soldaten und 45 Sträflingen an, fanden die Gegend aber unpassend dazu und räumten sie 1829 wieder; — 2) Kap M., Vorgebirg an der Nordostküste von Neuholland; — 3) M. Water, große und tiefe Lagune das., an der Westküste, in welche der Schwanfluß einmündet, durch ein Riff von der vorliegenden Gage-Rhede getrennt; — 4) M. Berge, brit. Bergzug, England, Grafschaft Cambridge, an der Nordgrenze; — 5) nordamerik. Halbinsel, Hudsonsbailänder, Neu-Nord-Wales, zwischen dem Fox-Kanal und dem gleichnam. Golf, durch die Heklastraße von der Insel Cockburn im Norden getrennt; — 6) Insel das., Polarländer, im Polarmeere, zwischen Banks-Land und den nördl. Georgsinseln, rauh und unwirthlich; — 7) Meerbusen das., Grönland, an der Nordwestküste, östl. vom Kap York; — 8) M. Sund, Bucht das., im Gebiet der freien Indianer, in welche der Blackfluß einmündet, südl. von der Spitze Turnagain.

Melville (Biogr.), 1) Henry Dundas, Viscount, engl. Pair und Staatsmann, geb. am 28. April 1739 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten schottischen Gerichtshofs war, widmete sich an der Universität seiner Vaterstadt der Rechtswissenschaft und zeichnete sich bald als gesuchter Sachwalter aus. Nachdem er zuerst Assessor des edinburger Magistrats gewesen war, wurde er zum Generaladvokaten in Edinburg ernannt. Im J. 1775 folgte er unter der Verwaltung North's dem James Montgomery in dem Amt eines Lord-Advokaten von Schottland, welches er bis 1783 verwaltete. Seitdem widmete er sich mehr und mehr den öffentlichen Angelegenheiten. Die Stadt Edinburg wählte ihn ins Unterhaus und erneuerte diese Wahl beständig, bis er zur Pairschaft gelangte. Er eröffnete seine politische Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich aber durch Kenntnisse und klare Beredsamkeit auszeichnete, so suchte ihn das Ministerium North für sich zu gewinnen, und wirklich trat M. bald als eifriger und geschickter Vertheidiger der Maßregeln des Ministeriums, so verderblich dieselben auch insbesondere für die Kolonien seyn mochten, einem Fox, Burke und Sheridan gegenüber. Eine höhere Karriere im Auge, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Fache der Verwaltung, namentlich in den ostindischen Angelegenheiten. Er ließ sich zum Präsidenten des geheimen Komite's ernennen, welches auf den Vorschlag des Ministeriums selbst niedergesetzt ward, um den Ursachen des ungünstigen Standes der britischen Angelegenheiten in Karnatik nachzuforschen. Wiewohl der von ihm erstattete Bericht seiner Bill keine Annahme verschaffte, so brachte er doch dadurch seine staatsmännischen Gaben in solches Ansehen, daß er von den verschiedenen Ministerien, welche auf North folgten, gesucht ward. Im J. 1782 ward er in den Geheimenrath berufen und einige Zeit darauf unter der Verwaltung Shelbournes zum Schatzmeister der Marine so wie zum Marquis von Landsdowne ernannt. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben, rächte sich aber dafür an diesem seinem Gegner, indem er, auf seine tiefe Kenntniß der ostindischen Angelegenheiten gestützt, dessen Indiabill aufs Heftigste bekämpfte. Als William Pitt an die Spitze der Verwaltung getreten war, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück u. zugleich die Kontrole über die indischen Angelegenheiten. Er bezeigte dem Premierminister seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er als eifriger Vertheidiger der Verwaltungsmaßregeln desselben auftrat. Den Hof aber verpflichtete er sich besonders dadurch, daß er beim Ausbruch der Geisteskrankheit Georgs III. die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern suchte. Er ward dafür 1791 zum Staatssekretär des Innern ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssekretariat des Kriegs vertauschte. Als Gouverneur der schottischen Bank und Lord des Privatsiegels von Schottland übte er auch in seinem Geburtslande einen Einfluß aus, wie keiner vor ihm. Mehre Jahre hindurch war er der intime Freund u. Anhänger Pitt's, dessen feindl. Gesinnungen gegen das revolutionäre Frankreich er vollkommen

theilte. Als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens beschlossen war, trat er zugleich mit Pitt (1801) vom Ministerium zurück. Er ward hierauf 1802 zum Baron Dundas und Viscount M. erhoben und trat schon 1803 beim Wiederausbruch des Kriegs als Lord der Admiralität in die oberste Verwaltung wieder ein. Als auch Pitt im folgenden Jahre das Staatsruder wieder übernahm, erhielt er das Ministerium des Seewesens. Schon früherhin mehrmals ungerechter Begünstigung seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen beschuldigt, ward er jetzt im Unterhause der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremdartigen Zwecken förmlich angeklagt und mußte in Folge davon seine Aemter niederlegen. Pitt u. seine andern Freunde brachten es dahin, daß seine Sache nicht vor den gewöhnlichen Gerichten, sondern vor dem Oberhause zur Verhandlung kam; sein Proceß ward im April 1806 eröffnet, aber schon am 12. Juni erfolgte seine Freisprechung. Er nahm nun zwar seinen Platz im Geheimenrathe wieder ein, nahm aber kein Staatsamt mehr an, sondern beschränkte sich auf die parlamentarische Wirksamkeit im Oberhause. Hier war er im J. 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatze zurück und † den 29. Mai 1811. Er schrieb mehre politische Brochüren, in welchen sich sein Scharfsinn und seine tiefe Geschäftskenntniß kund gibt. Sein einziger Sohn: — 2) Lord Robert Saunders Dundas, Viscount von M., geb. den 14. März 1771, trat nach dem Tode des Vaters 1812 in die Verwaltung, ward erster Lord der Admiralität, Lord des Handels und der Kolonien, Konservator der britischen Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und endlich Kanzler der Universität Edinburg, heirathete 1816 die Nichte und Erbin des Admirals Saunders und legte, als nach Liverpools Rücktritt im April 1827 Canning an die Spitze der Verwaltung trat, seine Aemter nieder, um sich der torystischen Oppositionspartei anzuschließen.

Melwakee, nordamerikan. Fluß, Huron-Distrikt, fällt in den Michigan-See, auf dessen Westseite.

Melykut, österr.-ungar. Ort, batscher Gespannsch., nordwestl. von Maria Theresianopel.

Melyridä (Entom.), nach Latreille, Gruppe der Coleoptera pentamera Serricornia Malacodermata *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Schmarotzkäfer nach Oken. Charakter: Oberkiefer am Ende zweizähnig; vorletztes Fußglied nicht herzförmig, aber die Klauen mit einer Borste oder Hautplatte am Grunde, wodurch sie gespalten erscheinen. Wichtigste Gattungen: Dasytes *Fabr.*, Malachius *Fabr.*, Melyris *Fabr.*

Melyris (Entom.), nach Fabricius, Graskäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Serricornia Malacodermata *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Schmarotzkäfer nach Oken. Charakter: Fühler fadenförmig, etwas gesägt, kaum so lang als das Bruststück; Kopf herabgeneigt; Flügeldecken groß, den länglichen Leib bedeckend. — Unter mehren Arten ist zu bemerken: M. viridis *Fabr.*, mit drei erhabenen Linien auf jeder Flügeldecke. In warmen Ländern auf Blumen und Blättern. Oliv., Col. II, 21, 1, 1. Die Gattung ist der Typus der Melyridae *Latr.* (s. d.).

Melz, 1) mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Wredenhagen; 210 Einw.; — 2) schweiz. Marktflecken, Kant. St. Gallen, Bez. Sargans; Glashütte; 1000 Einw.

Melzdorf, kurhess. Dorf, Prov., Kr. u. Ldgr. Fulda; 140 Einw.

Melzel, Georg, einer der bedeutendsten Tonkünstler seiner Zeit, wurde 1624 zu Tein geboren, bildete sich nach Kirchers und Schotts Schriften, ward Virtuos auf Klavier und Orgel, erwarb sich auch als Kirchenkomponist einen bedeutenden Ruf und † als Mönch im Prämonstratenser-Stifte Strahof in Prag den 31. März 1693. Die meisten seiner Werke sind Vespern und geistliche Lieder.

Melzi d'Erile, Francois, Comte de M., Duc de Lodi, geb. 1753 zu Mailand aus einer altadeligen Familie, wurde 1776 von Maria Theresia zum wirklichen Kammerherrn ernannt. Im J. 1782 begab er sich nach Spanien und nahm dort die von seiner Mutter geerbten Majorate in Besitz. Auf der großen Reise, die er jetzt unternahm, wurde er in Italien mit Bonaparte bekannt und von ihm zum Minister der cisalpinischen Republik ernannt. Als solcher nahm er an dem Kongreß von Rastatt Theil. Darauf legte er sein Amt nieder und lebte als Privatmann bei seiner Schwester, der Gräfin Palafox in Saragossa. Später trat er wieder in öffentliche Dienste und wurde 1802 zum Vicepräsidenten der ital. Republik, bei ihrer Verwandlung in ein Königreich im J. 1805 zum Kanzler und Großsiegelbewahrer und 1807 zum Herzog von Lodi ernannt. Er † 1816.

Melzingen, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Ebstorf; 110 Einw.

Melzitanum (a. Geogr.), Stadt in Africa propria (bei Plin. V, 4, 4; sonst unbekannt).

Melzo, ital. Flecken, lombard.-venet. Königr., Deleg. Mailand; Leinen- und Barchentweberei.

Melzwig, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; Windmühle; 210 Einw.

Mem, hebräischer Name des Lauts M.

Memaceni (a. Geogr.), kriegerische Völkerschaft in Sogdiana, deren Hauptstadt von Alexander nach einer schwierigen Belagerung erobert und geplündert wurde (Curt. VII, 6, 17).

Memalik, s. v. a. Mamelucken.

Memalin und **Mestemli**, in Persien die Oberaufseher der königlichen Güter.

Meman-Baschi, in der Türkei der Oberbaudirektor und Oberrichter in allen Bauangelegenheiten.

Membach, 1) (Mittel-, Ober- und Unter-M.), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldger. Herzogenaurach; 180 Einw.; — 2) belg. Dorf, Prov. Lüttich, bei Verviers; Tuchweberei; 510 Einw.

Memberger, Philipp, Maler zu Konstanz, † 1584, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, malte das Altarblatt am Hauptaltar der Ste-

phanskirche zu Wien und ein großes Holzgemälde, das Gesicht des Ezechiel vorstellend, welches, als Joseph II. viele Klöster aufhob, nach Meerburg und dann nach Karlsruh kam. Auch waren in der Kapuzinerkirche zu Wien früherhin mehre Gemälde von ihm, welche Scenen aus dem Leben des heiligen Franz von Assissi darstellten, aber jetzt verschwunden sind.

Membio oder **Membro** (a. Geogr.), Ort an der Küste von Zeugitana und an der Straße von Utica nach Hippo.

Membliarus (a. Geogr.), s. v. a. Bliarus.

Membracina (Entom.), nach Latreille, Buckelzirpen, Abtheilung der Hemiptera homoptera Cicadaria *Latr.*, der Ordnung der Qualster und der Zunft der Cicaden nach Oken. s. Cicaden.

Membracis (Entom.), nach Fabricius, Waffen-Cicade, Gattung der Hemiptera homoptera Cicadaria *Latr.*, der Ordnung der Qualster und der Zunft der Cicaden nach Oken, unter Cicadella *L.* Charakter: Schienbeine, hauptsächlich die vordern, sehr zusammengedrückt, blattartig; Oberseite des Kopfes bildet eine Art von halbkreisförmigem Kopfschilde; Vorderbrustring der Länge des Schildes nach erhöht, zusammengedrückt, blattartig. Unter mehren Arten kann als Typus gelten: M. foliata *Fabr.*, Brust sehr erhöht, gelb mit schwarzem Strich und Fleck. Die Gattung ist der Typus der Membracina *Latr.* (s. d.).

Membran (v. lat. Membrana), 1) (Anat.), Haut; daher — 2) s. v. a. Pergament, u. — 3) s. v. a. auf Pergament geschriebene Handschrift, s. d. S. 1070; vgl. Pergament.

Membrana (bot. Term.), die Membran, ein allgemeiner Ausdruck für jede dünne Haut.

Membrana adiposa (Anat.), s. v. a. Fetthaut.

— — **allandoidea** (Anat.), s. v. a. Allantoide.

— — **aponeurotica** (Anat.), s. v. a. Aponeurose.

— — **arachnoidea** (Anat.), s. v. a. Arachnoidea.

Membrana capsularis (Anat.), Kapselband, s. Band (Anat.).

Membranacea charta, s. v. a. Pergament.

Membranaceä (Entom.), nach Latreille, Hautwanzen, Abtheilung der Landwanzen, Geocorisae *Latr.* (s. d.).

Membrana cellularis (Anat.), die Zellenhaut.

Membranaceus (bot. Term.), 1) dünnhäutig, eine dünne Haut darstellend, z. B. die Hülse bei Colutea, der Rand um die Früchte der Ulmen und um die Samen der Bignonia-Arten, der Flügel an den Samen der Fichten; — 2) häutig, überhaupt von geringem Dickedurchmesser, wie die gewöhnlichen, dünnen Blätter unsrer Laubhölzer.

Membranaceus (Anat.), häutig, hautähnlich; Pars urethrae membranacea, der häutige Theil der Harnröhre.

Membrana fenestrae rotundae (Anat.), s. Ohr.

Membrana granulosa vesicularum Graafianarum (Anat.), die Körnerhaut an den graaf'schen Bläschen.

Membrana humoris aquei et hyaloidea (Ophthal.), s. Auge.

Membrana mucosa (Anat.), s. v. a. Schleimhaut.

Membrana muscularis (Anat.), Muskelhaut.

Membrana nictitans (Zool.), s. v. a. Blinzhaut, Nickhaut.

Membrana obturatoria (Anat.), die verschließende Membran des eirunden oder Hüftbeinloches; s. Beckenbänder.

Membrana pinguis intestinorum (Anat.), s. v. a. Mesenterium.

Membrana pituitaria narium (Anat.), s. Geruchsorgan.

Membrana propria sterni anterior et posterior (Anat.), die auf der vordern und hintern Fläche des Brustbeins befindliche starke Beinhaut, die auf der hinteren Seite aus Längenfasern und auf der vordern Seite aus sehnigen Streifen besteht, welche in verschiedenen Richtungen verlaufen, sich untereinander durchkreuzen und zugleich über die Einlenkung der Rippenknorpel mit dem Brustbeine fortsetzen.

Membrana pupillaris (Anat.), s. Pupille.

Membrana Ruyschiana (Anat.), s. Auge.

Membrana tympani (Anat.), s. Ohr.

Membrana uvularis (Anat.), Gaumenhaut.

Membranifer (bot. Term.), hauttragend, mit einer dünnhäutigen Einfassung versehen, z. B. das Scheidchen der Borste (s. Vaginula) auf seinem obern Ende bei Orthotrichum rupestre, O. rivulare und Coscinodon orthotrichoides.

Membranifolia (Bot.), nach Stackhouse, Pilzgattung, s. v. a. Phyllophora *Grev.*

Membranipora (Zoophyt.), nach Blainville, Gattung der Zoophyta Bryozoa Escharina *Milne Edw.*, der Zunft der infusorienartigen Polypen nach Oken. Charakter: Zellenrand vollständig ossificirt, während ein mehr oder minder großer Theil der Vorderwand häutig bleibt. Fünf Arten: 1) M. dentata *Blainv.*, Flustra dentata *Lam.* Inkrustirend, bisweilen sprossend, steinig werdend und glänzend; Zellen mit elliptischem, vielzähnigem Rande. Um Europa, auf Seetang, dessen Stiele umhüllend. Esper, Suppl. II, 6; — 2) M. pilosa *Bl.*, Flustra pilosa *Lam.* Inkrustirend, sprossend, verschieden getheilt; die Zellenmündung gezähnt und mit Borsten besetzt. Um Europa, auf Seetang. Esper, Suppl. II, 4. — 3) M. crassidentata *Bl.* Versteinernd, glatt; Zellen eiförmig, mit kurzem, dickem, wenig gezähntem Rande. Bei Guiana auf Seetang. — 4) M. membranacea *Cuv.*, M. unicornis *Blainv.*, Flustra unicornis *Flemming*. Flach, blätterig, ungetheilt, angewachsen; die Zellen länglich-viereckig, mit einer durchsichtigen Haut bedeckt und mit einem kalkigen Rande eingefaßt. Auf See-

pflanzen in der Ostsee. Zool. dan. III, CXVII, Fig. 1. 2. — 5) M. sedecim dentata *Bl.*, Eschara sedecim dentata *Moll.*, Taf. III, Fig. 16. Krustig, schwammig, etwas versteinernd, nur auf einer Seite mit Zellen; Zellen kreiselförmig, abwechselnd, wenig hervorstehend; die Mündung der Länge nach schief eiförmig, sechszehn Mal gezähnt, mit einer Haut verschlossen. Im Mittelmeer. — 6) (foss. Zoophyt.), nach Blainville s. v. a. Eschara.

Membranös (membranosus, Anat.), häutig, hautreich, hautvoll, hautähnlich. Musculus membranosus femoris, Tensor fasciae latae, s. Fascia.

Membranula (Membranulum, Anat.), das Häutchen, die kleine Haut. Membranula semilunaris conjunctivae, Plica semilunaris conjunctivae, das halbmondförmige Fältchen der Bindehaut.

Membresa oder **Membressa** (a. Geogr.), kleine Stadt im Innern von Zeugitana an der Westseite des Flusses Bagradas und an der Straße von Hippo Regius nach Karthago.

Membrilla, span. Stadt, Prov. la Mancha, östl. von Ciudad-Real; 8100 Einw.

Membrum (lat.), Glied.

— — **genitale** (Anat.), Zeugungsglied, Geschlechtstheil.

— — **virile** (Anat.), das männliche Glied, s. Geschlechtstheile.

Memdur, brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Madras, Prov. Nord-Serkars, an der Krischna.

Même, St., franz. Dorf, Depart. Charente Bez. Cognac; Weinbau; 950 Einw.

Memecyleä (Bot.), nach Decandolle, dikotyletonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelchröhre dem Eierstock gleichmäßig angewachsen; Saum kurz, vier- oder fünflappig, ausgeschweift oder fast ganz bleibend. Blumenblätter 4 oder 5, im Blüthenknopfe um einander gedreht. Staubgefäße 8 oder 10, getrennt. Eierstock zwei-, vier-, selten achtfächerig, mit ein- oder zweireihigen Fächern. Der Griffel fädlich, mit ungetheilter Narbe. Beere zwei-, vier-, oder achtfächerig, mit einsamigen Fächern, durch Fehlschlagen zuweilen auch einfächerig und einsamig. Samen eiweißlos. Keim gerade, mit nach oben gekehrten Würzelchen und blattartigen, zusammengerollten Keimblättern. Sträucher oder Bäumchen. Die Blätter gegenständig, meist fiedernervig, selten dreinervig, nicht durchscheinend punktirt, ohne Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, meist winkelständig, einzeln oder büschelig. Diese kleine Familie begreift nun 23 Arten in 3 Gattungen: Memecylon *L.*, Scutula *Lour.* und Mouriria *Ankl.*, welche über das tropische Asien, die ostafrikanischen Inseln und Südamerika vertheilt sind. Sie scheinen sich in ihren Eigenschaften den ihnen verwandten Melastomaceen ähnlich zu verhalten, doch ist der Gerbestoff mehr vorherrschend. Nach dem reichenbach'schen Systeme bilden die Memecyleä eine Untergruppe der Caprifoliaceae genuinae, nach dem okenschen machen sie eine Abtheilung der Gröps-Beerer oder Gindeln (Kl. 15, Zunft 11) aus.

Memecylon (Bot.), nach Linné, Safranbaum, Safran-Gindel nach Oken, Gattung der Caprifoliaceae *Rchb.*, Memecyleae *Dec.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelchröhre halbkugelig oder fast kugelig; Saum klein, stumpf, 4zähnig oder fast ganz. Blumenblätter vier. Staubgefäße acht; Antheren in der Mitte angeheftet, geschnäbelt. Beere ziemlich trocken, bei der Reife 1fächerig und meist 1samig. Von 30 Arten, Bäumen und Sträuchern meistens in Ostindien, sind am bekanntesten: 1) M. capitellatum *L.*, kopfblüthiger Safran. Auf Ceylon. Aestchen stielrundlich. Blätter kurzgestielt, oval, einnervig. Blüthenköpfe winkelständig, deren Stiel 3 Mal so lang, als der Blattstiel; Früchte kugelig, von dem 4zähnigen Kelchsaume gekrönt. Die Blätter nehmen im trocknen Zustande eine safrangelbe Farbe an und theilen dieselbe auch andern Stoffen mit; daher werden sie in Ceylon, wie bei uns der Safran oder die Kurkume, an Speisen genommen. Lam., Taf. 284, Fig. 1. — 2) M. edule *Roxb.*, eßbarer Safran, Coromandel. Baumartig. Blätter oval. Stiele doldenartig, vielblüthig. Die zusammenziehend süßen Beeren sind genießbar. Die Blätter färben gelb. Roxb., Corom. Taf. 82. — 3) M. grande *Retz.*, großer S. In Ostindien, Java, auf Kiesboden. Rinde röthlich, Blätter spitz-oval, spannenlang, etwas umfassend. Achselstiele 5spaltig, vielblüthig. Blüthen sehr klein, röthlich-blau; Beeren roth, später glänzend schwarz, saftig, süß und etwas herbe schmeckend. Der Absud der Pflanze mit Oel wird gegen das Jucken der Haut gebraucht. Rheede, Mal. 2, Taf. 15. — 4) M. sphaerocarpum *Dec.* Auf der Insel Mauritius. — 5) M. ramiflorum *Dec.* Auf der Insel Mauritius, Ceylon. Die Blätter beider Arten färben gelb. Die Gattung ist der Typus der Memecyleae *Dec.* (s. d.).

Memel (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Provinz Preußen (Ost-Preußen), R.-B. Königsberg, grenzt nördlich und östlich an Rußland, südlich an den R.-B. Gumbinnen und östlich an die Ostsee; hat eine längliche Gestalt und die nördlichste Lage des ganzen Königreichs Preußen. Der Kreis umfaßt einen Flächenraum von 19,44 □M. (14,67 □M. Land und 4,77 □M. Wasser, kurisches Haff), wird von der Dange und Minge bewässert, hat große Waldungen und Moore, 1 Stadt, 348 Dörfer, Weiler und Kolonien und gegen 44,700 Einw., die sich weniger vom Feldbau, sondern vielmehr vom Handel, von der Schifffahrt und Fischerei und besonders von der Bernsteinfischerei ernähren, was die natürliche Lage am kurischen Haff mit sich bringt. Früher war auch der Falkenfang von Bedeutung. Der Viehstand beläuft sich auf 7840 Pferde, 16,030 Stück Rindvieh, 20,000 Schafe, 150 Ziegen und 8570 Schweine. — 2) Kreisstadt das., (Klaipeda), mit schwacher Festung und Citadelle, die nördlichste Stadt des preußischen Staates, liegt in einer sandigen Gegend, an der Mündung der schiffbaren Dange in die Ostsee und dem nördlichen Ende des kurischen Haffs, nicht weit von

der russ. Grenze; besteht aus der Alt= und Neu= (Friedrichs=) Stadt und den Vorstädten. M. hat 3 Kirchen und 1 Kapelle, eine höhere Bürgerschule, Industrie= und Navigationsschule, Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder, ein Hospital, ist Sitz eines Landrathsamtes, Kreis= und Stadtgerichtes, Oberpostamtes, Intendanturamtes, Hafenpolizeikommissariats, Lootsenkommandos und einer Kommandantur. Seit dem 1. Januar 1836 ist von Seiten der berliner Hauptbank hier eine Lombard= und Diskonto=Anstalt errichtet worden. Außerdem hat M. eine Börse, ein Zeughaus, ein Seegericht und ist ein Hauptzollamt im deutschen Zollverein. Unter den Nahrungszweigen der Stadt nimmt die Fabrikthätigkeit nur eine untergeordnete Stelle ein; man unterhält einige Tuchmanufakturen, Leinwandwebereien, Bernsteindrehereien, Seifen= und Potaschensiedereien, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, von Bedeutung sind aber nur die dasige Eisengießerei u. Kettenschmiedewerkstätten, welche vortreffliche Arbeiten liefern. Desto wichtiger aber ist der Handel, welcher die Haupterwerbsquelle der Einwohner bildet. Obenan steht der Holzhandel, der viele holländische Schneidemühlen in der Nähe der Stadt im Gange erhält und eine Menge Arbeiter beschäftigt. Vorzüglich sind es Schiffsmaste, Planken, Dielen, Stab= u. a. Hölzer, welche zur Ausfuhr kommen; sodann aber auch Getreide, Flachs, Hanf, Leinsamen, Häute, Borsten, Federn, Wachs, Potasche rc. Die bedeutendsten Einfuhrartikel sind Häringe, Steinkohlen und Salz. Seitdem die Regierung den Transithandel mit Salz dem Verkehr freigegeben hat, erhielt dieser Geschäftszweig einen alle Erwartung übertreffenden Aufschwung. Die Freigebung dieses Handels ist eine um so größere Wohlthat, als die Schiffe durch den Salzimport eine Rückfracht gewinnen, durch welche andere Geschäftsverhältnisse wesentlich erleichtert werden. Begünstigt wird der Handel durch den trefflichen Hafen M.s, der theils aus dem Seetief und großen Becken, theils aber aus der Mündung der Dange gebildet wird. Er ist 1000 Ruthen lang, 80 bis 100 Ruthen breit und gegen 14 F. tief, und kann an 300 Handelsschiffe aller Größen fassen. Ein Leuchtthurm von 100 F. Höhe, der nördlich vom Hafen auf einem Sandhügel steht, trägt zur Sicherheit der Einfahrt bei. Im J. 1846 kamen 734 Seeschiffe von zusammen 101,915 Last an, und gingen 726 von zusammen 109,988 Last ab. Unter den angekommenen befanden sich der Flagge nach:

Preußische	453	Oldenburger	12
Englische	84	Hamburger	2
Mecklenburger	50	Lübecker	2
Holländer	43	Bremer	2
Norweger	38	Schweden	2
Hannoveraner	28	Russen	1
Dänen	16	Franzosen	1

Es waren davon beladen beim Einlaufen:

82	Schiffe	von	12,247	Last	mit Steinkohlen,
47	=	=	9,197	=	= Salz,
44	=	=	4,727	=	= Dachpfannen u. Steinen,
52	=	=	2,205	=	= Häringen,
33	=	=	1,631	=	= div. Gütern,
4	=	=	260	=	= Getreide,
1	Schiff	von	16	Last	mit Bouteillen,
1	=	=	55	=	leer (vom Strand),
1	=	=	27	=	leer (binnen durch),
1	=	=	24	=	als Nothhafen,
1	Dampfschiff	von	49	=	
467	Schiffe	von	71,477	=	in Ballast mit Kreide, Bruch= und Kalksteinen.

Beim Auslaufen:

346	Schiffe	von	88,434	Last	mit div. Holzwaaren,
60	=	=	3,440	=	= Getreide,
46	=	=	3,081	=	= Samen,
25	=	=	2,726	=	= Flachs, Hanf, Heede, Fellen,
20	=	=	1,179	=	= Oelkuchen,
3	=	=	136	=	= Knochen,
1	=	=	23	=	= Haus= u. Zimmergeräth,
1	=	=	14	=	= div. Gütern,
22	=	=	838	=	= Ballast,
1	=	=	93	=	= Kohlen,
1	=	=	24	=	= als Nothhafen.

Die Rhederei von M. umfaßte am Schlusse des Jahres 1846 56 Seeschiffe von 17,225 Lasten und 4 Dampfboote von 153 Lasten u. 190 Pferdekraft. Im Ganzen laufen jährlich gegen 800 Schiffe mit nahe an 100,000 Lasten ein, wovon etwas mehr als die Hälfte preußische sind; nächstdem sind aber die meisten englische, wodurch sich herausstellt, daß der lebhafte Verkehr mit England getrieben wird. Ein Blick auf die geographische Lage des Ortes, hart an der russischen Grenze, durch die Grenzsperre Rußlands von seinem natürlichen Hinterlande abgeschnitten, an der Mündung eines Flusses, der, aus russischen Provinzen kommend, schrecklich verödet durch die verkehrhindernden Einrichtungen Rußlands, zeigt uns, wo hier zu helfen wäre, wenn wir die politische Macht dazu hätten. Die natürliche Lage begünstigt den Ort in vieler Beziehung, aber bei aller Gunst der natürlichen Verhältnisse thaten die politischen bisher Alles, damit die Segnungen jener den Menschen hier nicht zu gute kämen. Haben sich einst die hinterliegenden, an Bodenprodukten, wie Getreide, Flachs, Holz u. s. w. reichen Länder dem Seeverkehre M.s geöffnet, ist der einst vielleicht politisch befreite Pole bürgerlich fleißig und verständig geworden, dann wird auch in dem Hafen und auf den Kaufmannskomptoiren dieser deutschen Seestadt ein regeres Leben walten als jetzt. — Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth, s. Königsberg. Besondere Erwähnung verdienen noch der Schiffsbau auf den Werften von M. und die Fischerei. Verschiedene Staaten haben hier Konsuln und Agenten. Die Citadelle besteht aus 4 Bastionen mit Ravelins und Halbmonden. Die Einwohnerzahl beläuft sich über 10,000. — Geschichtliches. M. wurde 1279 erbaut, gehörte den deutschen Rittern in Livland, die es 1312 befestigten und 1328 dem preußischen Hochmeister übergaben. In den Jahren 1323, 1379, 1457, 1540 und 1678 brannte es ab, wurde darauf eine Zeit lang von den Schweden besessen und 1757 von den Russen erobert. Am 28. Januar 1807 wurde daselbst der Friede zwischen Preußen und England abgeschlossen; auch hielt sich um diese Zeit König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hier auf. M. ist Geburtsort des Dichters Simon Dach. (Vergl. Sammlung von Denkwürdigkeiten der Stadt M., Königsberg 1792). — 3) Fluß in (Ost=) Preußen, auch Niemen (Njemen) genannt, entspringt in dem russischen Gouvernement Minsk, wird bei Grodno schiff=

bar, bildet von da an die Grenze zwischen Rußland und Polen und nimmt bei Kowno die Wilia auf. Bei einer Breite von 1000 F. tritt er im Kreise Ragnit des R.-B. Gumbinnen auf das preußische Gebiet und theilt sich, nachdem er links durch die Szezuppe (Schesuppe) u. rechts durch die Jura verstärkt werden, 2 Meilen unterhalb Tilsit in die beiden Hauptarme Ruß und Gilge und eine Menge kleiner Nebenarme, die sämmtlich in das kurische Haff münden. Zwischen den beiden Hauptarmen liegt die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte tilsiter Niederung.

Memelsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Aschaffenb., Landger. Ebern; Schloß, Brücke über die Rodach, Viehzucht; 700 Einw.

Memelsen (Balneol.), die Mineralquelle zu M. in der kurhessischen Provinz Fulda, enthält nach Weickard und Lieblein Chlornatrium, schwefelsaure Kalkerde, kohlensaure Talk- und Kalkerde und kohlensaures Gas in unbestimmter Menge.

Memento mori (lat.), gedenke des Todes!

Memerdjik, asiat.-türk. Flecken, Anatolien, Sandsch. Aidin, östlich von Smyrna.

Memf, afrikan. Dorf, Aegypten, Mittel-Aegypten, Prov. Gizeh, mit den Ruinen des alten Memphis (s. d.).

Memfremagog, See, s. v. a. Memphramagog.

Memhölz, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Kempten; über 100 Einw.

Memin, St., franz. Dorf, Depart. Dordogne, Bez. Perigueux; Hochofen und Eisenhämmer; 1590 Einw.

Memingerode (mittl. Geogr.), s. v. a. Münster (s. d., Gesch.).

Memini (a. Geogr.), Völkerschaft im Innern von Gallia Narbonensis, in einem langen und schmalen, an gutem Weizen reichen Landstriche, am westlichen Ufer der Druentia (in der heutigen Diöcese Sisteron), die westlichen Nachbarn der Reji Apollinares und die südöstlichen der Tricastiner, mit den Städten Carpentoracte (jetzt Carpentras) u. Forum Neronis (jetzt vielleicht Forcalquier).

Meminia (od. Mimnermia, Myth.), röm. Beiname der Venus, „quod meminerit omnium", (Serv. zu Virg. Aen. I, 720).

Meminna (Säugeth.), s. v. a. Moschus meminna *Erxl.*

Memlar (Memlas), bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Aschaffenb., Ldgr. Weihers; eisen- und schwefelhaltige Mineralquelle; 140 Einw.

Memleben, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Eckartsberga, an der Unstrut, mit 500 Einw., ist für die Geschichte der Baukunst wegen der dasigen Ruine, noch jetzt von großem Interesse. Es ist dies die Ruine des zu Anfang des 10. Jahrhunderts, angeblich von Mathilde, der Gemahlin Heinrichs I., gestifteten Benediktinerklosters. Kaiser Heinrich I. feierte hier seine Vermählung, wählte M. auch öfter zu seinem Aufenthaltsort und † daselbst 936. Auch Kaiser Otto der Große lebte oft hier, † 1273 hier und seine Eingeweide wurden in der Klosterkirche beigesetzt. Von Kaiser Otto II. u. seiner Gemahlin Theophania wurde das Kloster in eine Abtei verwandelt, sehr reich ausgestattet u. unter seinen unmittelbaren Schutz genommen, späterhin aber wegen der Zügellosigkeit der Mönche dem Stifte Hersfeld überlassen. Auch die folgenden Kaiser aus dem sächsischen Hause hielten sich sehr gern dort auf und vermehrten die Güter der Abtei durch reichliche Schenkungen immer mehr. Von den Kaisern ging die weltliche Hoheit über auf die Grafen von Orlamünde, dann auf die Landgrafen von Thüringen und von diesen auf die Kurfürsten von Sachsen; die geistliche Gerichtsbarkeit gehörte meist dem Bischof von Halberstadt. Als im J. 1545 die Abtei aufgehoben wurde, kamen die damit verbunden gewesenen Besitzungen theils an Schulpforte (wozu sie noch jetzt gehören), theils wurden sie in eine kurfürstliche Domäne verwandelt. Bei der Theilung Sachsens 1815 kam M. an Preußen. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts begannen Klostergebäude und Kirche zu zerfallen. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Uebergangsperiode des byzantinischen Styles in den gothischen Baustyl; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden. Die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preußischen Regierung theilweise restaurirt, welche Letztere auch außerdem dem weitern Verfalle des Ganzen vorzubeugen gesucht hat. (Vergl. Wilhelm, Geschichte des Klosters M., Abth. I, Naumb. 1827, 4.; — Puttrich, die Kirchen zu M., Schraplau und Treben, Leipz. 1837, Fol.)

Memling (auch Memmelin, Hemling und Hemmling), Hans, der ausgezeichnetste Meister der van Eyck'schen Schule und einer der größten Maler seiner Zeit, doppelt merkwürdig, sowohl durch die Zahl und Schönheit seiner Werke, wie durch den Umstand, daß der Name eines solchen Künstlers mehre Jahrhunderte und bis zu unseren Tagen herab fast verschollen und es deshalb den eifrigsten Kunstforschungen bis heute nicht möglich war, aus den fragmentarischen Nachrichten über den Lebensgang M.s ein Ganzes zu gestalten. Gleichwohl hat ihm die gerechte Nachwelt die wohlverdiente Würdigung nicht versagt, und am erhabensten ist sie ihm zu Theil geworden durch den Meister der Gegenwart selbst, durch Cornelius, der ihm in der zweiten Abtheilung der Loggien der münchener Pinakothek eine besondere Kuppel gewidmet hat, auf die wir am Schluß dieses Artikels zurückkommen.

Um wenigstens die Hauptepochen und merkwürdigsten Begebenheiten von M.s Leben mit einiger Sicherheit bezeichnen zu können, muß man die Andeutungen, welche seine Arbeiten gewähren, mit Dem vergleichen, was wir von ihm bestimmt wissen. Zunächst liegen schon über den Geburtsort M.s verschiedene Angaben vor. Aeltere Nachrichten lassen ihn zu Damm bei Brügge oder in Brügge selbst geboren werden, während es eine von einem Hrn. Laßberg zu Eppishausen, ohnweit Konstanz, aufgefundene und den Gebr. Boisserée mitgetheilte Handschrift neuerdings wahrscheinlich macht, daß M. kein Niederländer sey, sondern aus Konstanz

stamme. Diese Handschrift, eine um das Jahr 1386 geschriebene elsassische Chronik, enthält auf den letzten Blättern das von späterer Hand geschriebene Stammregister der Hemlinge, und die in diesen Geschlechtsnachrichten enthaltenen Zeitbestimmungen passen allerdings recht gut zu dem, was wir sonst vom Leben M.s wissen; so auch der Name. Da nun ferner auf zweien in Brügge befindlichen Gemälden M.s (s. u.) steht: „Opus Johannis H." (oder M., s. u.) anno 1479, sein eigenes Bild, welches er auf einer dieser Tafeln anbrachte, aber augenscheinlich das Ansehen eines höchstens vierzig Jahre alten Mannes hat, so trifft dies mit dem dort angegebenen Geburtsjahre 1439 vollkommen zusammen. Ein zweiter Zusatz kommt in der Chronik bei Friedrich von Blankenheim vor, mit welchem Königshofen, der Verfasser derselben, die Reihe der straßburger Bischöfe schließt. Dieser gelangte um das Jahr 1393 zum Bisthum Utrecht, welchem er bis zum Jahre 1423 vorstand, und jener Zusatz hat hauptsächlich Bezug auf diese Veränderung. Hieraus sowohl, als auch daraus, daß derselbe in niederländischer Sprache geschrieben ist, geht hervor, daß diese Chronik eine Zeit lang in Utrecht war, und so wird es erklärt, wie das Buch selbst in die Hände des in den Niederlanden lebenden Malers Hans M. kommen konnte. Die Meinung, daß M. von Konstanz herstamme, glaubt Boisserée durch eine Stelle des alten flandrischen Schriftstellers Marcus Vaernewyck (Historie van Belgis, of Kronyke der Nederländsche Oudheyd 1565) noch mehr bestätigt. Vaernewyck sagt nämlich in seiner Beschreibung der Stadt Brügge, diese Stadt sey neben andern auch mit den Gemälden des deutschen Hans geschmückt. Dieser deutsche Hans ist offenbar M., aus dem Vasari Ausse gemacht hat, eine Namenverzerrung, die durch fremde Aussprache und irrige Schreibung (Ausse statt Ansse) zum Vorschein gekommen ist. Der flandrische Schriftsteller, welcher von dem deutschen Hans spricht, lebte um 1550, und konnte als Einwohner von Gent, wo er Patricier war, sehr gut Bescheid wissen. Man könnte also mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß M. seiner deutschen Abkunft wegen, zu Vaernewyck's Zeit in Brügge noch vorzugsweise der deutsche Hans genannt wurde, wie denn überhaupt der Name Hans, als eine oberdeutsche Form in den Niederlanden nur selten statt des allgemein gebräuchlichen Jan vorkömmt. Ueber die Schreibweise Memling und Hemling herrscht nicht weniger verschiedene Ansicht. Für erstere stellt man gewöhnlich die Inschrift unter dem großen und dem kleinen Gemälde M.s von 1479 für das St. Johannesspital in Brügge als Autorität und Zeugniß auf. Dafür erklären sich de Bast (Messager des sciences et des arts, 1832), Passavant (Kunstreise ꝛc. 1833), und Waagen (Verzeichnisse des Museums in Berlin), und sie schließen sich in dieser Hinsicht an die ältern Schriftsteller an. Der erste, welcher den Namen Hemling gebraucht, ist Descamps, und später äußerte auch Morelli die Vermuthung, daß der Name Memling aus der ungewöhnlichen Schreibart des H, welches dem M ähnlich sehe, entstanden sey. Der Anblick der Inschriften auf den Bildern in Brügge scheint allerdings eher für das H als für das M zu sprechen, aber der Zweifel ist ungelöst und dürfte auch nicht sobald gehoben werden. Außerdem behauptet Schnaase (Niederländische Briefe), daß der Umstand, daß in Konstanz eine Familie Hemling gelebt habe, in welcher 1439 ein Sohn Namens Hans geboren sey, gegen die alte Tradition, welche den Künstler in Brügge geboren werden läßt, nichts entscheide, da jeder andere Beweis für die Identität beider Personen fehle; daß aber M. Deutschland, namentlich Köln wohl gekannt habe, gibt er zu. Köln war zu jener Zeit eine für die bildende Kunst höchst merkwürdige Stadt, und so wie jetzt junge Künstler nach Rom gehen, um ihr Talent auszubilden, so wanderten in ältern Zeiten die Lehrlinge nach den Niederlanden, wo schon im 13. Jahrhunderte in Köln und Mastricht die berühmtesten Malerschulen Deutschlands blühten; im 15. Jahrhundert zumal zog der große Ruf J. van Eycks Alles an sich. Es ist also einerseits um so leichter erklärbar, wie Hans M. gerade nach Brügge kam, da dessen Lehrjahre eben in die Zeit fielen, in welcher Johann van Eyck die höchste Stufe seiner Kunst und seines überall verbreiteten Ruhmes erreicht hatte. Ob M. unmittelbar Schüler van Eycks, läßt sich nicht mit diplomatischer Gewißheit behaupten; die Vergleichung der Gemälde beider Meister macht es aber wahrscheinlich. Ein von Morelli zu Venedig 1800 herausgegebenes Tagebuch eines anonymen Reisenden aus dem 16. Jahrhundert (Notizia d'opere di disegno della prima meta des secolo XVI esistenti in Padova, Cremona, Milano etc.), erwähnt mehre treffliche Gemälde eines ultramontanischen Künstlers, die er in Padua und Venedig gesehen und den er Mamelino oder Memelingo nennt. Und auch dies ist kein anderer, als der von Mander sogenannte Memmelinck, d. h. unser M. Eines jener Gemälde trug die Jahrzahl 1470, ein anderes, (das Porträt Isabellens von Portugal) die von 1450, Letzteres wahrscheinlich eine der häufigen Verwechselungen des im 15. Jahrhunderts üblichen Zeichens der Sieben mit der römischen V) und deshalb wohl ebenfalls für 1470 zu lesen. Aus beiden, wahrscheinlich längst untergegangenen Gemälden, und noch mehr aus den Reminiscenzen der antiken Denkmäler Venedigs, aus den Abbildungen des Collisseums und anderer römischer Alterthümer, welche wir in M.s späteren Arbeiten antreffen, geht unzweifelhaft hervor, daß er in seiner Jugend Italien gesehen habe. Vielleicht stand M. mit Antonello in Verbindung, dessen Bekanntschaft er in Brügge gemacht haben mußte, und vielleicht kehrte er nach einem Besuche bei ihm wieder nach Brügge zurück, wo er nach längst überstandenen Lehrjahren, zünftig und ansässig war. Wenigstens spricht der Umstand für diese Vermuthung, daß der anonyme Reisende M.s Arbeiten nur in Venedig und Padua antraf und sonst in keiner italienischen Stadt. M.s Leben fiel in eine trübe, wilde Zeit, voller Streit und

Unheil aller Art, und auch er konnte ihrer Einwirkung nicht entgehen. Wahrscheinlich zog er, im Gefolge des prachtliebenden Karl des Kühnen, gegen die Schweizer. Vielleicht suchte M., als Krieger gekleidet, nach der Flucht bei Granson oder Murten die Heimath wieder auf, vielleicht that er auch wirklich Kriegsdienste, nachdem er die Niederlage seines Fürsten gesehen, und floh erst nach der unglücklichen Schlacht bei Nancy (1477 am 6. Februar) in Noth und Ungemach mitten im härtesten Winter nach Hause. Gewiß ist es, daß um diese Zeit von Damm aus ein Krieger, krank und entstellt, in ärmliche Lumpen gehüllt, durch die Thore von Brügge hereinwankte und das Mitleid der Bürger in Anspruch nahm, die in ihm ihren ehemaligen Mitbürger und Zunftgenossen nicht erkannten. Sie führten den Armen in das von dem Stifter zu solchem Behufe errichtete Johannis-Hospital. Dort wurde er verpflegt und geheilt, und der Genesene schmückte zum Beweis seiner Dankbarkeit das Haus, das ihn aufgenommen hatte, mit bewunderungswürdigen Gebilden. Mit frohem Erstaunen erkannte man jetzt in ihm den großen M. wieder. Viele Gemälde gingen in diesem seinem Wohnort unter des Meisters schöpferischen Händen hervor; viele sind in der Folge zerstreut worden und untergegangen, doch vieles ward auch dort erhalten. Von Brügge scheint der Meister nach Löwen gezogen zu seyn, und von da vielleicht nach Miraflores in Spanien, wo ein Juan Flamenco erscheint, den die spanischen Schriftsteller loben. Brügge ist diejenige Stadt, in welcher man M. vorzüglich kennen lernt und lieb gewinnt; denn hier finden sich noch mehre Bilder dieses Meisters. In St. Salvator ist von ihm die Marter des heiligen Hippolyt, ein etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hohes Flügelbild, das bei geschlossenen Thüren die Heiligen St. Karl, Hippolyt, Elisabeth und Margaretha statuarisch Grau in Grau zeigt. Besonders ritterlich ist Hippolyt mit dem Sperber vorgestellt, an Ghibertis St. Georg erinnernd, wie Schnaase bemerkt. Die Haupttafel zeigt den Heiligen nackend am Boden, und an jedem Arm und Bein ist ein Pferd befestigt. Der Körper des Heiligen ist dürr, aber nicht unedel und unwahr; zwei Treiber sind aber vorzugsweise lebendig und frei gezeichnet, und bei einem Meister jener Zeit dürften nicht leicht so schwierige Bewegungen dargestellt seyn. Dieses Gemälde ist übrigens nicht mit gleicher Liebe, wie andere M.'s behandelt; die richterlichen Personen sind starr und ohne Ausdruck, und die Landschaft hat nicht die Farbenpracht, wie andere seiner Bilder. Das rechte Seitenbild ist die Darstellung eines Königs, der Almosen austheilt, und Gruppe und Landschaft haben hier die volle Lieblichkeit der Bilder M.'s. Auf der andern Seite ist der Donator mit seiner Frau, vortreffliche Porträts. In der Frauenkirche zu Brügge ist wahrscheinlich von M. das vortreffliche alte Bild im Chorgange jenseits der hintern Kapelle, welches die trauernde Maria sitzend unter gothischer Architektur vorstellt, rund umher sieben Darstellungen aus dem Leben Jesu. In der Gemäldesammlung der Akademie dieser Stadt ist von M. der heilige Christoph auf dem Baumstamm durch den Fluß schreitend, auf dem Felsen der Einsiedler mit der Lampe. Die ernsten Formen des Thales und die Bauart von Burgen und Stadt erinnern an rheinische Gegenden. Auf der einen Seitentafel ist St. Wilhelm in der Rüstung neben dem Stifter und seinen Söhnen, und die Stifterin von den Töchtern begleitet, St. Barbara mit dem Thurm. Auf den Außenseiten sieht man Grau in Grau die Gestalten des Täufers und des Erzengels Michael. Dieses Bild mit seinen freundlich ernsten und kräftigen Gestalten hat M. 1484 gemalt. Ebendaselbst bewahrt man von M. die Taufe Christi, wo der Heiland mit schmal geschlitzten Augen erscheint und oben Gottvater in den typischen Zügen des Bildes J. van Eyck's zu Gent. Neben dem Heilande ist ein Engel in reicher Tracht und mit wallenden Locken, der Täufer trägt den Charakter bescheidener Würde. Zu beiden Seiten erhebt sich der Boden und links zeigt sich, unter Bäumen, wieder Christus, nackend schreitend, von vier Gestalten gefolgt, rechts prediget Johannes. Auf den beiden Seitentafeln ist die Landschaft fortgesetzt, rechts neben mehren Figuren der Donator mit dem Evangelisten Johannes, links die Stifterin mit vier Töchtern, hinter ihnen Elisabeth. Auf den Außenseiten ist Maria mit dem Kinde in rothem Kleide mit wallendem Haare, gegenüber kniet eine Mutter mit ihrer Tochter. Im Hintergrunde sieht man durch die Halle prächtige Gebäude. Berühmt sind H.'s Bilder im Hospital St. Johann. Hier sieht man in der Kirche die Reliquien-Kiste der heiligen Ursula, die auf beweglichem Fuße steht, so daß man jede Seite nach dem Tageslichte hindrehen kann. Sie hat die Form eines kleinen Giebelhauses, dessen beide kleinere Seiten unter einem Spitzbogen, jede ein Bild von etwa 7 Zoll Breite enthalten. Jede der längern Seiten hat drei wenig breitere Bilder, durch kleine Pfeiler getrennt und unter Rundbogen. Drei kreisförmige Bilder, ein größeres zwischen zwei kleineren, sind auf jeder Seite der dachähnlichen Bedeckung. Die 6 größeren Bilder der langen Seiten enthalten das Historische der Legende vom Zuge der Heiligen mit ihren 11,000 Jungfrauen und ihren Tod. Die drei kleineren kreisförmigen Bilder schildern die Apotheose der frommen Jungfrau; auf einer der Giebelseiten sehen wir Ursula als **Mater pietatis** mit dem Pfeile in der Brust, und auf der letzten Tafel bietet sie, das Kind in ihren Armen, drei knienden Schwestern des Hospitals Frucht und Blume. Die Ausführung der historischen Bilder ist vollendeter als die der übrigen, auch gelingt dem Maler die Zeichnung im Profil besser, als die der vorwärtsblickenden Gestalten. (Vergleiche Keversberg's Werk über diese Gemälde.) Andere Bilder M.'s sind im Berathungszimmer der Vorsteher dieses Hospitals. Das erste enthält in der Haupttafel die Anbetung der Könige, von denen, wie gewöhnlich, der älteste den Fuß des Kindes küßt, ein zweiter kniet, der dritte steht. Durch das Fenster blickt ein ziemlich magerer, bärtiger Mann im Pelze mit der Krankenmütze des Hospitals, in

welchem die Tradition das Porträt des Malers sieht. Die eine Seitentafel gibt die Anbetung der Engel; Maria selbst kniet anbetend vor dem Kinde und St. Joseph steht in süßer Freundlichkeit. Vorzüglich schön ist die zweite Seitentafel mit der Darstellung Jesu im Tempel, die an denselben Gegenstand auf dem eyck'schen Bilde in der boisseree'schen Sammlung erinnert. Der Hohepriester sowohl als die Jungfrau und die heilige Anna sind vortreffliche Gestalten. Die Außenseiten der Flügel zeigen Johannes den Täufer und die heilige Veronika mit dem Schweißtuche. Die Inschrift sagt, daß Jan Floreins, alias van der Ryst, 1479 dieses Gemälde haben fertigen lassen, und M. bezeichnete es namentlich als sein Werk. Das größere Bild M.'s im Hospitale zu Brügge hat in der Haupttafel die Vermählung der heiligen Katharina. Letztere ist entfernt von Idealisirung, aber voller Weiblichkeit und Zartheit. Aber gerade darin findet Schnaase das Geheimniß des Meisters, daß er den Zügen, wie sie uns im Leben vorkommen, das Geistige abgelauscht hat, was sie einnehmend macht, obgleich ihre Form nicht gerade vollkommen schön ist. Maria, unter der Thronhalle mit dem Kinde, ist weniger gelungen, vielleicht gerade, weil der Künstler sie erhaben darstellen wollte. Durch die Bogen der Halle sieht man eine köstliche Landschaft, und unfern des Stromes ist eine Stadt mit einem römischen Amphitheater. Die Formen der Landschaft werden auf den Flügelbildern fortgesetzt, und auf dieselben beziehen sich auch die zahlreichen Vorgänge, welche der Meister in sehr kleinen Verhältnissen, aber auch in der sorgfältigsten Miniatur im Hintergrunde dargestellt hat. Rechts sehen wir die Geschichte Johannes des Täufers, links die des Evangelisten. Genauer beschrieben sind diese reizenden Bilder in Schnaase's Niederländischen Briefen, S. 355. Die eine Tafel zeigt uns den klaren Lebensgang eines heiligen, frommen Mannes, das Opfer eines schwachen Königs; in der andern schimmert der geheimnißvolle Glanz höherer Offenbarung aus dem unbegreiflichen Dunkel der Apokalypse mystisch hervor. Alle Figuren auf dieser Tafel, von der größten bis zur kleinsten, tragen das Gepräge der edelsten Wahrheit und höchsten Vollendung. Es finden sich Figuren von allen Dimensionen, so klein, daß sie das unbewaffnete Auge kaum zu entdecken vermag, bis zur halben Lebensgröße hinauf. Auf dem alten Rand steht die Inschrift: Opus Johannis M., mit der zweifelhaften Form des H oder M, und die Jahrzahl 1479, erst mit römischen Buchstaben, dann mit Ziffern. Im Versammlungssaale des Hospitals St. Julian ist von M. ein Flügelbildchen, welches auf der einen Seite die Jungfrau mit dem Kinde, auf der andern das Bildniß des jungen Mannes, für den es gemalt ward, zeigt. In der Sammlung des Prinzen von Oranien bewahrte man von M. zwei lange schmale Bilder, jedes von fünf Abtheilungen, Scenen aus dem Leben des heil. Bertin vorstellend, früher an einem Reliquien-Kasten in St. Omer. Auch zwei Porträte hält man für Arbeiten H.'s, eines für sein eigenes. Die St. Peterskirche in Löwen enthält in einer Kapelle des Chors ein aus mehren Tafeln zusammengesetztes Werk M.'s. Die eine der Tafeln schildert die Marter des heiligen Erasmus, in der Ausführung an den Tod Hipolyt's erinnernd. Die Seitentafeln enthalten die Heiligen Hieronymus u. Anton von Padua, darüber das Abendmahl von höchst symmetrischer Anordnung. Die Züge des Kopfes Christi sind noch die streng typischen, und er ist nach alter Weise lehrend mit aufgehobener Rechten dargestellt. Johannes, mit gefalteten Händen, hört ehrerbietig zu. Die Zeichnung ist zierlich, das Kolorit frisch und zart, die Pinselführung wie Miniatur. Die damit verbundene Tafel der Jünger in Emmaus ist von späterer Hand, und trägt keine Spur von M.'s gewohnter Meisterschaft. Ueber M.'s Aufenthalt in Spanien gibt einen Anhaltspunkt Don Alonzo Ponz (Sekretär des Königs und der Akademie von St. Ferdinand) in seiner Reisebeschreibung (Madrid 1776—1794), wo er mit ziemlicher Ausführlichkeit von dem Karthäuserkloster Miraflores nahe bei Burgos spricht. In dem Chor dieser Karthause fand Don Alonzo Ponz einige sehr alte Gemälde an einem Altar, deren hohe Vortrefflichkeit seine ganze Aufmerksamkeit rege machte. Sie stellten Epochen aus dem Leben Johannes des Täufers dar, welches H., wie bekannt, oft und mit ausgezeichneter Liebe behandelte, wahrscheinlich, weil er diesen seinen Namensheiligen besonders verehrte. Ponz fühlte sich durch den edlen Ausdruck der Gestalten, die hohe Vollendung jeder Einzelnheit und die seltene Pracht der noch ganz frisch erhaltenen Farben dieser Gemälde höchlich angezogen. Als er sich um Nachricht von dem Meister bemühte, fand er im Archive des Klosters Miraflores, daß ein Maler Juan Flamenco, Johann der Flamander, diese Gemälde im Jahre 1496 begonnen und 1499 vollendet habe. Er erhielt dafür, außer den dazu nöthigen Holztafeln, die ihm vom Kloster geliefert wurden, noch 26,735 Maravedis für sich und seine Gehülfen. Nun aber ist außer Hans M. in jener Zeit kein niederländischer Maler bekannt, der die Lobsprüche verdienen könnte, welche Don Alonzo jenen Gemälden in Miraflores gibt. Der Vorname des Meisters, die Wahl des Gegenstandes, die Eigenschaften, welche vorzugsweise an jenen Tafeln gerühmt werden, Alles dient dazu, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß M. sie wirklich malte. Vielleicht haben selbst die deutschen Baumeister jenes Doms, Johann von Köln und dessen Sohn Simon M. früher gekannt, und dessen Ruf nach Spanien veranlaßt. Auch ist es denkbar, daß der junge Philipp von Spanien bei seiner Huldigung als Herzog von Brabant, welche in Löwen selbst 1494 Statt fand, den berühmten M. dort kennen lernte, und ihn mit sich nach Spanien führte, einem Lande, wo auch späterhin die Meister seiner Schule in hohen Ehren gehalten wurden. Vielleicht hat M. dort im Jahre 1499 sein letztes Werk vollendet, und liegt, da bei seinem hohen Alter keine Rückkehr in die Heimath denkbar ist, unter den Ruinen

von Miraflores begraben. Auch seine Gemälde existiren schwerlich noch in Miraflores; Feuer und Schwert haben zu oft dort gewüthet. Bis jetzt war nur von solchen Gemälden M.'s die Rede, welche theils die Niederlande, theils südlichere Gegenden bewahren; richten wir nun unser Auge nach Deutschland. Die boisserée'sche Sammlung (jetzt ein Theil der königl. Pinakothek in München) hat herrliche Tafeln dieses hohen Meisters, deren Anblick Jedem die Wahrheit dessen verbirgt, was zum Lobe der übrigen gesagt werden kann. Zwei Flügelbilder in dieser Sammlung, zu denen das Mittelbild fehlt, bildeten mit diesem einen, auf das Abendmahl Bezug habenden Cyklus. Auf dem ersten derselben erblicken wir den Patriarchen Abraham, der an der Spitze seines Haushalts dem Könige Melchisedeck entgegentritt. Die zweite Tafel zeigt uns den die Israeliten vom Hungertode errettenden Mannaregen. Die Farbenpracht und der Effekt des Lichtes ist blendend. Ein anderes großes Gemälde M's in dieser Sammlung ist vielleicht die reichhaltigste aller Epopeen, welche er je malte. Dieses Bild bildet für sich allein eine ganze Gallerie. Es lassen sich auf demselben 1500 verschiedene Gestalten entdecken. Eine Landschaft ist es kaum zu nennen, es ist die treueste Abbildung des Lebens und der Welt, ihrer Herrlichkeit und Pracht, ihrer Mühe und Arbeit. Dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar, stehen im fernsten Hintergrunde die weisen Könige des Morgenlandes, jeder auf seinem Berg, den wunderbaren Stern beobachtend. Sie ziehen herab, sie kommen näher und näher zu Lande, auf Strömen, wir sehen ihren ganzen Weg, ihr ganzes reiches Gefolge. Auf dem Kalvarienberge sehen wir sie, (genau nach der Legende) alle drei, wenn auch auf verschiedenen Wegen angelangt, im nämlichen Moment zusammentreffen. Sie erkennen einander, sie erblicken Jerusalem zu ihren Füßen und eilen nun vereint weiter. Wir sehen sie auf Brücken über breite Ströme ziehen, wir sehen sie bei Herodes einkehren, der ihnen den Weg nach Bethlehem bezeichnet. Dazwischen geht das Leben der Bewohner des Landes immerfort den gewohnten Gang; die Leute säen, erndten und tragen das Korn zur Mühle. Wir sehen Städte, Dörfer, Paläste u. s. w. Endlich erblicken wir im Vordergrunde die Könige am Ziel, seitwärts eine unbeschreiblich reizende Gruppe von Hirten, denen Engel das Heil der Welt verkünden. Dann erblicken wir die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten, wir sehen die Krieger des Herodes, welche die Flüchtigen zu erforschen suchen; es folgt der Kindermord zu Bethlehem, und so nach und nach alle Hauptepochen des Lebens und Leidens Christi, bis zu dem Moment seiner Himmelfahrt. Nun folgt die Ausgießung des heiligen Geistes. Alle diese vielen hundert, oft kaum einen Zoll hohen Figürchen bewegen sich, gruppiren sich in unbeschreiblicher Wahrheit; keinem fehlt es an Ebenmaaß und Ausdruck, alle, bis in die kleinsten Einzelnheiten, sind ausgeführt wie die feinste Miniatur. Nichts ist verworren oder kleinlich, und das Ganze dieses wunderbaren Bildes reine Harmonie und unaussprechliche Wahrheit. Minder umfassend, aber nicht weniger erfreulich ist ein aus 3 Tafeln bestehendes kleines Altargemälde M.s in derselben Gallerie, dessen Hauptfiguren höchstens eine Elle hoch sind. Das Mittelbild zeigt uns ebenfalls die 3 Könige zu den Füßen des göttlichen Kindes. Außer diesen 6 Gemälden besitzt die Sammlung noch von diesem Meister einen auferstandenen Christus, 3' 5'' hoch, einen Evangelisten Johannes von derselben Größe. Doch ein unübertreffliches Meisterstück ist der göttlichste, der erhabenste Christuskopf, der je einem Sterblichen vorgeschwebt hat und von ihm dargestellt wurde. Den Ausdruck desselben, diesen innigen Verein göttlicher Hoheit und unendlichen Erbarmens der ewigen Liebe sprechen Worte nicht aus. Ehrfurchtsvolle Schauer ergreifen Jeden vor diesem Bilde; die wunderbar leuchtenden Augen blicken uns in die tiefsten Tiefen der Seele. Die höchste Schönheit des zum vollkommensten Mann herangereiften Jünglings tritt hier uns entgegen, obwohl wir dabei die Unmöglichkeit fühlen, dieser Gestalt irgend im Leben zu begegnen. Je länger man dieses Bild betrachtet, je lebendiger wird es. Uebrigens gleicht dieser Christuskopf auf das genaueste dem 150 Jahre nach Christus bereits in der Kirche angenommenen Typus desselben. Dieses Bild strahlt in blendender Frische der Farben, als käme es eben von der Staffelei. Ein anderes Bild M.s aus der königlich bayerischen Sammlung stellt die 7 Freuden Mariä dar (die Anbetung der Könige aus dieser Darstellung ist durch Lithographie bekannt; außerdem hat man von diesem Gemälde 3 Blätter mit Umrissen, von Schäfer gestochen). Ein anderes Bild stellt Johannes den Täufer vor, und ein gleiches den heiligen Christoph. Diese Bilder sind ebenfalls durch Lithographie bekannt, so wie der Christuskopf, die Geburt Christi, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Anbetung der Könige, die oben bezeichneten Darstellungen mit Abraham und Melchisedeck, dem Mannaregen, dem Evangelisten. Den Christuskopf mit der Dornenkrone hatte die königlich bayerische Sammlung schon vor der glücklichen Acquisition der boisserée'schen Sammlung. Er wurde in der königl. Gallerie zu Schleißheim aufbewahrt. Vereint sind diese lithographirten Blätter in dem Werke: „Pinakothek oder Sammlung der ausgezeichnetsten Gemälde der königlichen Bildergallerie zu München, lithographirt von Strixner, Piloty, Selb, Flachenecker und Hohe". Im Bildersaal der Moritzkirche zu Nürnberg ist von M.s Hand die Auferstehung Christi. Dieses Bild zeichnet sich bei großer Steifheit der Zeichnung durch die Gluth der Farben, durch die herrliche Ausführung der Stoffe und durch die unbeschreibliche Wahrheit in Behandlung der Helme, der Gewänder, des Fleisches rc. aus. Auch das berliner Museum erwarb in neuerer Zeit einige Bilder von M., eine Geburt Christi mit Flügeln, auf welchen Kaiser Augustus mit der tiburtinischen Sibylle und die heiligen 3 Könige vorgestellt sind, und 2 Gemälde, welche zu einer Folge von symbolischen Darstellungen des Abendmahls gehören, wovon sich 2 Tafeln in der boiss=

feree'schen Sammlung befinden. Ein treffliches Werk M.s besitzt, nach Waagen (Ueber einige Gemälde in den Kirchen und anderen Räumlichkeiten der freien Stadt Lübeck, Kunstblatt 1846, Nr. 28) der Dom zu Lübeck. Es ist der Altarschrein in der Greveradenkapelle. Waagen hält es, in Beziehung auf Umfang, Schönheit und Durchbildung, für eine der namhaftesten Arbeiten, welche wir überhaupt von diesem großen Meister besitzen. Auf den Außenseiten der beiden Flügel findet sich, wie so häufig auf altniederländischen Altären, die Verkündigung Mariä. Die Wahl dieses Gegenstandes für solche Außenseiten, welche von den Niederlanden ausgegangen zu seyn scheint, ist aber sehr glücklich und sinnlich, indem er das erste Moment der Lehre von der Erlösung enthält, von welcher uns das Innere der Altäre die späteren vorzuführen pflegt. Diese Verkündigung gehört aber zu den ausgezeichnetsten, welche ich aus der van eyck'schen Schule kenne. Die Gestalten der Maria wie des Engels sind schlank und edel, die trefflichen Motive der Gewänder mit der größten Sorgfalt bis ins Einzelne modellirt, die Köpfe endlich haben die Feinheit und Lieblichkeit, welche von alten Meistern der van eyck'schen Schule nur dem M. eigenthümlich, und eines der sichersten Kennzeichen sind seine Bilder, von denen der andern zu unterscheiden. Werden diese Flügel geöffnet, so erblickt man auf deren innern Seiten die Heiligen Blasius und Aegidius mit dem Reh, wahrscheinlich die Schutzpatrone der Besteller des Altars. In der Mitte aber zeigen sich die Außenseiten eines zweiten Flügelpaares mit Johannes dem Täufer, welcher auf das Lamm deutet, und dem heiligen Hieronymus, welcher dem Löwen den Dorn aus der Tatze zieht. Diese vier Gestalten von einer bewunderungswürdigen Gediegenheit der Ausführung bilden in einer Reihe nebeneinander gleichsam eine zweite noch reichere Vorhalle zu dem Heiligsten, welches sich erst im Innern erschließen soll. Johannes der Täufer, der viel Aehnlichkeit mit demselben auf dem berühmten Christofelaltärchen des M. in der Pinakothek zu München zeigt, ist hier wieder als Vorläufer und Verkündiger des Erlösers eben so sinn- und beziehungsreich gewählt, wie der heilige Hieronymus, als der Verbreiter des göttlichen Wortes durch seine Uebersetzung der Bibel. Oeffnet sich nun endlich dieses zweite Flügelpaar, so stellt sich in großer Ausführlichkeit das eigentliche Werk der Erlösung, die Passion, dar. Der rechte Flügel hebt ganz im Hintergrunde nach der auch auf andern Bildern M.s ganz besonders ausgebildeten epischen Weise mit Christus am Oelberge an, und stellt bis zum Vorgrunde in der Ordnung, wie sie in der Zeit folgen, nachstehende Vorgänge dar: Der Judaskuß, Malchus wird das Ohr abgehauen, ein Jünger entflieht, Christi Einführung in ein Thor von Jerusalem, der Eingang des Zuges in das Haus des Kaiphas, Christus vor Pilatus, welcher seine Hände wäscht, die Geißelung, die Dornenkrönung, der Ecce Homo, endlich im Vorgrunde, als gegenwärtiges Moment gedacht, die Kreuztragung. Wie auf Raphaels Spasimo kommt der Zug aus einem Thor von Jerusalem heraus, doch ist hier Christus noch nicht wie dort schon unter der Last des Kreuzes zusammengesunken, sondern die Anstrengung des Tragens auf eine sehr wahre und ergreifende Weise dargestellt. Auch hier findet sich, wie auf dem berühmten Kupferstich des Martin Schongauer, jener lange Henkersknecht, welcher voraneilend den Heiland an einem an dessen Gurt befestigten Strick fortzieht; in der Ecke ganz im Vorgrunde der kniend verehrende Stifter des Bildes; vor ihm einer jener scherzhaften Züge, welchen man im Mittelalter auch bei den Darstellungen der heiligsten Gegenstände begegnet, nämlich ein Hündchen und ein Frosch, die sich sehr aufmerksam ansehen. Die ganze große Fläche des Mittelbildes wird von der 35 Figuren enthaltenden Darstellung der Kreuzigung Christi inmitten der Schächer eingenommen. Alle bei den 4 Evangelisten enthaltenen Motive sind hier in einen Moment zusammengedrängt und auf eine reiche Weise ausgebildet. Der Anblick, wie dem bereits verschiedenen Erlöser von Zweien zu Pferde mit der Lanze die Seite geöffnet wird, bringt in der Gruppe der heil. Frauen die leidenschaftlichsten Aeußerungen des Schmerzes hervor. Die ohnmächtig zusammensinkende Mutter wird von Johannes und einer der Marien unterstützt, während eine andere die Hände ringt, und die kniende Magdalena die gefalteten Hände verzweiflungsvoll zum Kreuze emporstreckt. Trefflich ist hier der Gegensatz in der Gruppe der Kriegsknechte gegenüber hervorgehoben, welche allein an den gemeinen irdischen Gewinn denkend, bei den Würfeln über den Rock Christi in Hader gerathen sind. Nie aber habe ich den so oft von den früheren Künstlern dargestellten Hauptmann, welcher ausruft: „Ja, wahrlich dieser ist Gottes Sohn gewesen!" so sprechend und so edel gefunden, als hier in der ritterlichen Gestalt zu Rosse. Auch hier fehlt indessen jenes humoristische Element nicht, denn hinter dem Sattel eines andern Reiters sieht man einen Affen, welcher ein klägliches Gesicht macht, weil er besorgt ist, daß ein Jüngling, der ihn berührt, ihm eine Frucht wegnehmen wird. In der Landschaft mit schönen Bergen, deren Blau mehr als auf andern Bildern M.s abgetönt ist, und mit einem Theil von Jerusalem, droht die sich herabsenkende Finsterniß Sonne und Mond zu bedecken. Die auf dem untern Rande des Bildes befindliche Jahreszahl 1491 beweist, daß dieses Werk der spätesten Zeit dieses Meisters angehört, in welcher er die größte Vollendung erreicht hatte. Auf dem linken Flügel schließt sich zunächst im Vorgrunde an, wie der heil. Leichnam von Nikodemus und Joseph von Arimathia in das Felsengrab getragen wird, und die dahinterstehenden Maria und Magdalena ihren Schmerz äußern. Wie auf dem andern Flügel uns der Maler vom Hintergrunde anfangend in der Zeitfolge der dargestellten Vorgänge bis in den Vorgrund führt, so leitet er uns hier umgekehrt in derselben Folge bis zum äußersten Hintergrund zurück. Wir sehen daher zunächst im Mittelgrunde die Auferstehung Christi mit 5 schlafenden Wächtern und dem Engel, welcher die schwere Steinplatte von dem

Eingange des Grabes weggenommen hat, dann aber wie Christus der Magdalena erscheint, wie diese solches einer andern der Marien erzählt, der ungläubige Thomas, Christus mit den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, das Mahl zu Emmaus, Christi Erscheinung am See Tiberias, endlich seine Himmelfahrt. Dieser Endpunkt ist wieder sehr sinnvoll dem Ausgangspunkt entgegengesetzt, denn wie Christus am Oelberge am meisten in seiner Menschheit, einsam und hülfsbedürftig erscheint, so hier bei der Himmelfahrt am meisten in seiner göttlichen Natur. An dem Horizont der beiden Flügel findet sich hier anstatt des warmen, gelblichen Schimmers auf den früheren Werken des M. ein kühler, röthlicher Ton von minder ansprechender Wirkung. In den Köpfen wie in der Zeichnung und den Beiwerken stimmt dieses Werk am meisten mit den sieben Freuden Mariä von M. in der Pinakothek in München, in den Motiven besonders mit der miniaturartig in Oel ausgeführten reichen Passion in der königl. Gemäldegallerie zu Turin überein. Nichts aber spricht mehr für diesen Meister, als die weichen Umrisse, und jener zarte Mittelton im Fleisch, welcher an das Sfumato der Italiener erinnert, Eigenschaften, die unter allen Meistern aus der eyck'schen Schule nur ihm in dieser Vereinigung eigenthümlich sind. Die Erhaltung dieses kostbaren Denkmals ist vortrefflich und die Reinigung und Restauration erst vor einigen Jahren von dem Maler Milde mit der größten Diskretion und vielem Geschick gemacht worden. Eine nicht geringe Anzahl von Bildern, welche dem M. zugeschrieben werden, befinden sich in England, wo Passavant in seiner Kunstreise (1833) folgende erwähnt. In der Sammlung des H. Aders ist das Bildniß eines jungen, etwas kränklich aussehenden Mannes, in der Kleidung des Johannisspitals zu Brügge, und der Jahrzahl 1462. Es soll dieses das Bildniß des H. selbst seyn, das aus dem Hospital in Brügge nach England kam; wann und auf welche Weise, weiß man jedoch nicht. Abgebildet ist das Bild bei Passavant, S. 94. Dieselbe Sammlung bewahrt die Figur eines Mannes mit gefalteten Händen, vor ihm ein Buch, sehr schön in der Farbe, wohl ein Flügelbild; ferner: ein kleines Marienbild von außerordentlicher Zartheit und Vollendung (Maria sitzt als Himmelskönigin gekrönt mit dem Kinde auf dem Schooße, wie sie demselben die Brust reicht, im Hintergrund ist ein reich verzierter Kircheneingang von gothischer Architektur), ehedem in der Sammlung Friedrichs II. von Preußen und eine andere Maria, stehend, wie sie das Jesuskind auf dem rechten Arme hält. Zu Alton Tower, dem Landbesitze des Grafen von Shrewsbury in Staffordshire, ist das Bild der Maria mit dem Kinde in einem Zimmer stehend, vor ihr der Donator kniend, hinter ihr St. Hieronymus. Im königl. Museum zu Paris wird ein diesem Meister zugeschriebenes Werk mit „Instruction pastorale" bezeichnet.

M. übte auch einen Zweig der Malerei, welcher sich in neuerer Zeit fast nur noch auf das Porträt beschränkt, nämlich die Miniaturmalerei. Der anonyme Reisende des Morelli erwähnt eines prachtvollen Gebetbuches, welches sich gegenwärtig in dem Kirchenschatz von St. Marco zu Venedig befindet und als Verfertiger der wunderschönen Miniaturen desselben nennt er Juan Memelin Girardo da Guant und Lievino d'Anversa. Von H. ist wahrscheinlich auch der größte Theil der herrlichen Miniaturen in einem prächtigen Gebetbuche der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Es enthält ein Calendarium romanum, die Oratio ad faciem Christi, mit der Abbildung des majestätischen Salvator Mundi mit der Weltkugel, einige Evangelien ꝛc. Dieses Gebetbuch war vermuthlich im Besitz eines bayerischen Herzogs, doch kennt man die nähere Geschichte des kostbaren Werkes nicht. Zu seinen besten Bildern gehören die Darstellungen auf dem Reliquienkasten der St. Ursula. Die Stadt Köln ist hier in einigen ihrer ausgezeichnetsten Gebäude zwei Mal unverkennbar nachgebildet.

Schnaase (Briefe, S. 328) findet in M.s Werken, daß er die ganze Weise der eyck'schen Schule mit allen ihren Vorzügen hat, aber sie mit einem strengen Sinne den älteren Meistern ähnlich behandelt. Schon die Züge der Köpfe sind weniger lieblich, aber ernster, die Gestalten nicht ganz so zierlich schlank, die Bewegungen weniger weich, ja er liebt selbst eine gerade, manchmal fast steife Haltung. Immerhin aber haben seine Köpfe viel Wohlgestalt und Adel, Leben und Ausdruck, wie man sich bei Betrachtung der meisterhaften Bilder in der königl. Pinakothek zu München überzeugen kann. In der Anordnung verfährt M. streng symmetrisch und, wenn er zuweilen gegen die Regeln der Perspektive, wider die Proportion verstößt, so entschädigt dagegen wieder die Gabe, in geschichtlicher Hinsicht den Gegenstand zu erschöpfen. Er stellte im Hintergrunde gerne erläuternde Momente der Haupthandlungen dar, die in kleinerem Maßstabe erscheinen. Den ernsteren Geist erkennt Schnaase vorzugsweise in der Auffassung und Färbung der Landschaft. Nicht selten hält M. das Grün des Feldes und das Blau des Himmels einfärbiger, heller, eher an eine herbstliche nordische Natur erinnernd. Auf anderen Bildern, z. B. auf der Taufe und der Verlobung der heil. Katharina, gibt er zwar Landschaften, die schon als solche ausgezeichnet schön sind, und zwar im kräftigsten Grün, aber dennoch ist auch hier die Auffassung sehr verschieden von der des Johann van Eyck. Wenn bei diesem, sagt Schnaase, das Feld mit seinen bunten Blumen und den im Grase zerstreuten Edelsteinen, wie im Frühlingslichte schimmert, ist bei H. die Reife des Sommers eingetreten; das Grün ist dunkler, die Matten sind gleichmäßiger gefärbt, die Bäume dichter belaubt, ihre Schatten stärker, die Lichtmassen größer und ruhiger. Auch die Formen der Berge und Baumgruppen sind weniger phantastisch und zeugen von genauerem Naturstudium. Die Behandlung der Landschaft entspricht daher der seiner menschlichen Gestalten, da beide treu und anspruchlos sich an die Wirklichkeit anschließen, aber so, daß diese Wahrheit nicht um ihrer selbst willen, sondern nur durch den ernsten Ausdruck, den sie dem Ganzen gibt, bemerkt wird.

Seine Auffassung verhält sich nach Schnaase's Ansicht zu der des Johann van Eyck, wie männliche Erfahrung zu dem heiteren, verschönernden Blicke des Jünglings, aber es ist nicht die Erfahrung des gemeinen, berechnenden Sinnes, sondern die begeisterte des Frommen, vielleicht selbst des Mystikers. Darum ist er denn auch in solchen Darstellungen, welche den höchsten Glanz des stärksten Lichtes voraussetzen, namentlich im Sonnenaufgange, oder in strengen ungewöhnlichen Farbenerscheinungen, wie in jener Vision aus der Apokalypse auf dem Bilde mit der Geschichte des Evangelisten Johannes im Hospital, überaus glücklich und scheint sie mit größter Liebe vollendet zu haben; aber er enthält sich derselben überall, wo nicht die Natur oder der Text der Schrift sie rechtfertigt, u. bleibt dann treu und demüthig bei dem unmittelbaren Inhalte seiner Aufgabe stehen. Jener strenge mathematische Geist, der im frühen Mittelalter der Gestalt feindlich war und sie ertödtete, hat bei ihm seine eigentliche Stelle gefunden; er äußert sich nur in dem Lichtglanze der Erscheinungen des Himmels und den Visionen der Seher, während das Leben in natürlicher demüthiger Grazie sich frei entwickelt. So urtheilt Schnaase (Niederländische Briefe, S. 329) im Angesichte von M.s Werken in Brügge und anderwärts in Belgien. Mit M. wich der Ruhm der Malerei von Brügge, und da die Künstler lange noch hie und da Motive aus der älteren Schule entlehnten, so vermochten sie wohl nicht, sich mit ganzer Seele der neuen Richtung, welche bei Quintin Messys zuerst deutlich hervortrat, zu bemächtigen; sie schwankten vielmehr zwischen Altem und Neuem. Vgl. über M. J. Schopenhauers Werk: Johann van Eyck und seine Nachfolger; — Schnaase; — B. von Keversberg, Geschichte der heil. Ursula (Ursule, princesse Brittannique d'apres le legende et les peintures d'H.), Gent 1818; — Passavants, Kunstreise durch England u. Belgien; — Das Kunstblatt von Dokt. Schorn; — De Bast's, Messager des sciences et des arts, 1832; — Nagler, Künstlerlexik. im Art. Hemmling und die neuesten Nachrichten im Kunstblatt von Förster u. Kugler, Jahrg. 1846 und A. Schließlich sey uns gestattet, an die Komposition in wenigen Worten zu denken, mit welche Cornelius die 6. Loggie der Pinakothek dem M. zu Ehren ausschmückte. Um M.s schönstes Werk, den Zug der heil. 3 Könige, zu bezeichnen, hat Cornelius sie in der Mitte der Kuppel auf der Spitze eines Berges, nach dem Sterne des Heils schauend, vorgestellt. Auf ein zweites großes Bild M.s, die Offenbarung des Johannes, deutet das eine der tieferstehenden Kuppelbilder, auf welchem M. dargestellt ist, wie die Gesichte der Offenbarung seinem Geiste erscheinen, das vom Himmel fallende Verderben, der Engel des Zorns, die Schrecken des Todes und rächender Gerechtigkeit, die Geburt des Kindes in der Krippe und die friedebringenden Engel; mitten unter ihnen Johannes, als der von Allem Zeugniß gegeben. Auf dem 2. Bilde der Kuppel sehen wir M. im Kloster vor seiner Staffelei, ein Knabe hält ihm ein Studium, mehre Nonnen sehen erfreut seiner Arbeit zu, während andere in einem anstoßenden Zimmer Krankenpflege üben. Rostock hat diesen Theil der Loggien in Fresko ausgeführt.

Memmele, s. v. a. Kinderdute.

Memmelsdorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Memelsdorf), R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg I.; 550 Einw.; — 2) das.; Brücke, Viehzucht, Mühle, Wiesenbau, Holzhandel; 520 Einw.; in der Nähe liegt das Schloß Seehof mit Schweizerei; — 3) s. v. a. Memelsdorf.

Memmendorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Augustusburg; 480 Einw.

Memmenhausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Krumbach; 380 E.

Memmersch und **Schecken**, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Sonthofen, 110 Einw.

Memmi, Lippo, ital. Maler, blühete um 1332, † um 1357, malte mit seinem Verwandten Simone di Martino das Hauptaltarbild der Prädikantenmönche in St. Katharina zu Pisa, in St. Paul viele Freskobilder, und außerdem ein Gemälde in Tempera, welches zu Vasari's Zeit auf dem Hauptaltare daselbst stand und die Mutter Gottes, Petrus, Paulus, Johannes den Täufer und andere Heilige vorstellte, ebenfalls gemeinschaftlich mit Martino Vieles in St. Croce zu Florenz in Fresko. Auch vollendete er Martino's unvollendet hinterlassene Bilder, Werke, die, wie jene, größtentheils nicht mehr vorhanden sind. In Orvieto ist von ihm ein großes Altarblatt, welches die schützende Madonna (Madonna de'Raccomandati) vorstellt, wie sie ihren Mantel über viele vor ihr Kniende ausbreitet. Im königlichen Museum in Berlin wird ihm ein Gemälde mit vier Scenen aus der Passion zugeschrieben, eine Annahme, die aber nach Kugler (Beschreibung des k. Mus. S. 16) wenig begründet seyn dürfte. Sicher soll ihm aber nach demselben Schriftsteller ein Gemälde angehören, welches sich im Besitze des Hofrath Förster in Berlin befindet und, da es die ganze eigenthümliche Schönheit der sienesischen Schule jener Zeit offenbart, ein sehr wichtiger Beleg für die Kunstgeschichte ist. Dasselbe stellt einen kleinen Hausaltar mit der Halbfigur der Madonna mit dem Kinde und der Unterschrift: Lippus Memmi de Senis dar. Maria hält das Kind auf dem Arme und dieses, mit mildem Ernste zum Beschauer herausblickend, lehnt sich sanft an sie an, während die Mutter das Haupt über das Kind neigt und sinnend vor sich hinblickt. Hier ist nach Kugler eine wunderbare Tiefe religiösen und ebenso frei menschlichen Ausdruckes. Eine außerordentliche Zartheit gibt sich in den Hauptlinien der Komposition, so wie in der Durchführung des Einzelnen kund. Auch die Gewandung ist vortrefflich gehalten und bei sehr edlen Hauptlinien jedes einzelne Motiv merkwürdig ausgearbeitet, in welcher Beziehung vorzüglich das dünne, halb durchsichtige Hemdchen des Kindes musterhaft erscheint. Die Behandlung ist sehr fein, der Auftrag zart gestrichelt, die Karnation mit warmem grünlichem Schatten. Auf dem Goldgrunde sieht man einen großen Reichthum fein eingeprägter Verzierungen.

Memmia lex (röm. Gesch.), s. Memmius 3).

Memmingen (Geogr.), bayer. Stadt, R.-B. Schwaben und Neub., Landger. Ottobeuern, an der Aach, einem Zuflusse der Iller, nicht weit von der würtembergischen Grenze, hat sechs Kirchen, ein protestantisches Dekanat, Gymnasium, Collegium musicum, eine Landwirthschafts- und Gewerbsschule, Bibliothek, ein Zeughaus, Rathhaus, Leihhaus, Hospital, Waisenhaus, Krankenhaus, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, und ist der Sitz eines Kreis- und Stadtgerichts, Stadtkommissariats, Wechselgerichts, Rentamts, Hauptzoll- und Salzamtes und eines Postamtes. M. ist eine sehr gewerbsame Stadt, hat starken Hopfenbau, lebhafte Fabrikation in Kattun, Strumpfwaaren, Leinwand, Band, Tuch, Leder, Wachstuch, Papier, Tabak, Zukker ꝛc., Eisen- und Kupferhämmer, Stück- und Glockengießerei, Gerberei, Bierbrauerei, Leimsiederei, Pulver-, Schleif-, Oel- und Mahlmühlen und bedeutende Leinwandbleichen in der Nähe. Mit dieser Produktion verbindet sich ansehnlicher Handel und wichtige Spedition, besonders in Hopfen, Leinwand, Baumwollenzeuchen, Tuchen, Wolle, Getreide und Salz nach der Schweiz, Italien und Frankreich. Die Einwohnerzahl übersteigt 7000. Das Wappen der Stadt ist ein halber Adler und ein rothes Kreuz in weißem Felde. — Geschichtliches. Ueber den Ursprung M.s herrscht vollständiges Dunkel; doch berichtet die Sage, daß es schon zur Zeit der Römer gestanden und Rostrum Nemavia, nach Andern Vimania, auch Drusomagum oder Augusta Drusi geheißen haben soll. Urkundlich kommt die Stadt 1010 zum ersten Male vor, später gehörte sie dem Geschlechte der Hohenstaufen und wurde unter Kaiser Friedrich I. freie Reichsstadt mit einem Gebiete von 2 □M. Im Jahre 1297 verpfändete sie König Adolph an den Pfalzgrafen, doch löste sie jener bald wieder ein. Welf VI. soll hier geboren seyn. In Gemeinschaft mit Straßburg, Konstanz und Lindau übergab M. 1530 zu Augsburg die Confessio tetrapolitana, trat jedoch später zum schmalkaldischen Bunde über. Von Kaiser Karl V. wurde 1551 das Gemeinderegiment abgeschafft und dasselbe dem Stadtrath übergeben. Im J. 1631 war M. abwechselnd im Besitze der Kaiserlichen und Schweden, wurde von Letzteren 1647 den Bayern übergeben, die es 1648 wieder räumten, und von 1702—1704 von Bayern und Franzosen wieder gemeinschaftlich besetzt. Am 9. und 10. Mai des J. 1800 erfochten hier die Franzosen unter Moreau einen Sieg über die Oesterreicher unter der Anführung Kray's. M. hatte auf dem Reichstage unter den Reichsständen auf der schwäbischen Bank die 14. und beim schwäbischen Kreise ebenfalls die 14. Stimme; 1802 kam es an Bayern. (Vergl. G. v. Erhard, Gesch. der Stadt M., Memming. (Nürnb.) 1814; — Derselbe, Phys.-medicin. Topographie der Stadt M., das. 1814; — P. J. Karrer, Briefe über M., das. 1814.

Memmingerberg (Berg), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Ottobeuren; Mühle; 260 Einw.

Memmius, Memmia Gens, römisches plebej. Geschlecht, welches seinen Ursprung von Mnestheus, dem Gefährten des Aeneas, ableitete. Zu merken sind: 1) Cajus M., Kriegstribun in Spanien schon vor der Ankunft des Publ. Corn. Scipio (211 v. Chr.), wegen seiner Verweichlichung vielfach getadelt. — 2) Cajus M., Prätor im J. 175 v. Chr. u. zum zweiten Male 172 mit der Provinz Sicilien. — 3) Cajus M., Volkstribun zur Zeit des jugurthinischen Krieges (112 v. Chr.). Jugurtha hatte den rechtmäßigen Erben von Numidien hinterlistiger Weise ermordet, aber Geld hatte ihm in Rom so viel Freunde erworben, daß diese den öffentlichen Abscheu gegen diese Mordthat so viel als möglich zu vermindern suchten u. die Verordnungen des Senats gegen ihn verzögerten. Diesem Beginnen widersetzte sich Memmius aus allen Kräften, schilderte den wahren Charakter des Jugurtha in den Komitien mit den lebhaftesten Farben und führte bittere Klagen gegen diejenigen, welche sich von ihm hatten bestechen lassen. Das Volk wurde dadurch bewogen, die Sache vor seinen eigenen Richterstuhl zu ziehen, und weil dies der Senat als eine Beschimpfung für sich ansah, so erklärte er, um derselben auszuweichen, daß auf das folgende Jahr ein Konsul mit einer Armee nach Numidien gegen den Jugurtha gehen sollte. Da aber der Krieg nur sehr schläfrig geführt wurde, und die Konsule in Numidien sich auf's Neue bestechen ließen, so trat M. auf, machte dem Senat über den geschlossenen Vergleich die härtesten Vorwürfe und drang darauf, daß Jugurtha selbst nach Rom vor den Richterstuhl des Volks gefordert werden sollte. Aus seinem Gehorsam oder Ungehorsam würde man sehen, ob er in der That sich und sein Reich dem römischen Volke unterworfen habe oder nicht. Seine Rede trieb das Volk auf den höchsten Grad des Unwillens und der Antrag (lex Memmia) ging mit allgemeiner Bewilligung durch. Jugurtha erschien zwar wirklich in Rom und vor der Versammlung des Volks, er hatte aber die Vorsicht gebraucht, einen andern Tribun durch Bestechung auf seine Seite zu bringen. M. hielt eine Rede voll Energie und bitterer Vorwürfe an ihn, und drang darauf, daß er diejenigen Römer nennen sollte, welche sich von ihm hatten bestechen lassen. Aber der von Jugurtha bestochene Tribun intercedirte, und so erreichte M. seinen Zweck nicht. Als er für das J. 99 sich zugleich mit dem Prätor Glaucia um das Konsulat bewarb, so ließ ihn dieser, weil er in ihm einen achtbaren und darum gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten hatte, durch seine Rotte vor Aller Augen in der Volksversammlung mit Knütteln todt schlagen. Nach der Schilderung des Sallust. (Jug. 27) war M. ein heftiger, leidenschaftlicher Charakter, voll Liebe zur Freiheit, voll Haß gegen die Nobilität. — 4) Cajus M. Gemellus, Volkstribun im J. 66 v. Chr., suchte auf Antrieb des Pompejus den Triumph des Lucull über Mithridates zu hintertreiben, wie er denn auch später noch eine Zeit lang die Interessen des Pompejus begünstigte. Als er sich aber in der Folge mit Pompejus überwarf (wahrscheinlich weil er dessen Frau zu verführen suchte), näherte er sich dem Cäsar. M. war im J. 65 Praetor

urbanus gewesen, und hatte zur Provinz Bithynien erhalten, wo sich in seiner Kohorte auch Catull befand, der seine Sitten übrigens sehr ungünstig schildert. Als er für das J. 54 sich um das Konsulat bewarb, schloß er und sein plebejischer Mitbewerber Domitius Calvinus mit den Konsuln des J. einen schriftlichen Vertrag, wonach jene diesen für den Fall ihrer Ernennung eine bestimmte Summe zusagten. M. ließ sich von Pompejus bewegen, diesen Vertrag im Senate mitzutheilen, und erregte dadurch Cäsars große Unzufriedenheit. Später von Curtius wegen Ambitus angeklagt und verurtheilt, ging er im J. 53 oder 52 v. Chr. freiwillig in die Verbannung nach Athen, reiste aber von da im J. 51 nach Mitylene ab. In Paträ wurde er Bürger u. adoptirte einen Sohn des Patrensers Lyson. In literarischer Hinsicht war M. sehr gebildet; mit besonderer Vorliebe hing er an der griech. Literatur und an der epikuräischen Philosophie. Gellius (N. A. XIX, 9) erwähnt von ihm erotische Gedichte, bezeichnet dieselben aber als obscön. Mit dem Dichter Lucretius, der ihm sein großes Lehrgedicht zueignete, war M. sehr befreundet. — 5) Cajus M., Volkstribun im J. 54 v. Chr., klagte mit L. Capito den A. Gabinius wegen Erpressungen an und setzte dessen Verurtheilung durch; ebenso belangte er den Domitius Calvinus in demselben Jahre wegen Ambitus. — 6) Publius M. Regius, leitete als Konsul im J. 31 n. Chr. die Maßregeln zum Sturze Sejan's, wurde im J. 33 n. Chr. Statthalter von Mösien, Macedonien und vielleicht auch von Achaja. Er † im J. 61 (unter Nero), Tacitus rühmt seine Tüchtigkeit und erwähnt, daß Nero daran gedacht habe, denselben zu seinem Nachfolger zu ernennen (Tac. Ann. XIV, 47).

Memmleben, Dorf, s. v. a. Memleben.

Memmo (Memo), berühmtes venetianisches Geschlecht, war mit unter den 12 vornehmen Familien, welche den Dogen wählten und gab der Republik selbst zwei Dogen, nämlich Tribuno M., 979—991, und Marco Antonio (1612—1615) s. Venedig, Gesch.

Memnon, 1) (Mythol.), ein Gegenstand mannichfaltiger und dunkler Sagen, deren Deutung große Schwierigkeiten bietet. In der Odyssee heißt er der Sohn der Eos und der schönste der Krieger, in der Ilias wird er nicht erwähnt. Hesiod nennt ihn (Theog. 984) Sohn des Tithonus u. der Eos, König der Aethioper und Bruder des Emathion, Tithonus aber war der Sohn des Laomedon und Bruder des Priamus (Il. XX, 237). Die nachhomerische Dichtung weiß nun freilich mehr zu erzählen. Arctinus von Milet läßt M., den Sohn der Eos, in einer von Hephästus geschmiedeten Rüstung den Trojanern zu Hülfe kommen; er erlegt den Antilochus, wird aber von Achilles getödtet und erhält von Zeus auf das Flehen seiner Mutter die Unsterblichkeit. Simonides sang in einem Dithyrambus, daß M. bei Paltus in Syrien am Flusse Badas begraben liege, u. Pindar (Pyth. VI, 28) nennt ihn König der Aethioper, Vetter des Helenus, der den Antilochus getödtet und von Achilles erlegt worden sey. Die Tragiker (Sophocles, Aeschylus, Timesitheus,) brachten den Stoff auf die Bühne, und auch die bildende Kunst benutzte ihn als Gegenstand der Darstellung. So war z. B. sein Kampf mit Achill am Kasten des Cypselus, am Thron des amykläischen Apollo u. in Olympia in einer großen Statuengruppe ausgeführt. In späterer Zeit suchte man M. mehr und mehr als historische Person aufzufassen. So erzählt Diod. Sic. II, 22, Priamus habe bei dem assyrischen Könige Teutamus um Hülfe gegen den Angriff der Griechen gebeten, u. derselbe habe 10,000 Aethiopier u. eben so viel Susianer mit 200 Wagen unter dem Oberbefehl des M. geschickt, dessen Vater Tithonus Satrap von Persien gewesen sey. M. habe sich schon als Jüngling durch Tapferkeit und hohen Sinn hervorgethan und habe die Königsburg in Susa (Μεμνόνεια) erbaut und eine Straße durch das Land geführt, welche die memnonische genannt wurde. Er sey von den Thessaliern ermordet worden, die ihn in einen Hinterhalt gelockt hätten. Die Aethiopier aber hätten sich seines Leichnams bemächtigt, ihn verbrannt und die Gebeine zu Tithonus gebracht (Vergl. Herod. V, 53. 54. VII, 151. Strabo XV, S. 728; Paus. IV, 31, 5). Eine Sage, die Servius zu Virg. Aen. I, 489 erzählt, berichtet, daß Tithonus durch eine von Priamus ihm als Geschenk übersendete goldene Rebe bewogen worden sey, seinen Sohn mit Hülfstruppen zu schicken. Nach Dict. Cret. IV, 4. kam M. mit zahlreichen Schaaren von Indern und Aethiopiern vom Kaukasus her und erfüllte die ganze trojanische Ebene. Der Kampf, in dem sich die Griechen mit M. einließen, fiel für sie unglücklich aus; nur der Einbruch der Nacht verhütete, daß ihre Flotte in Brand gesteckt wurde. Durchs Loos wurde in der Nacht noch der telamonische Ajax bestimmt, mit M. einen Zweikampf zu wagen. Am folgenden Morgen erneuerte sich die Schlacht, viele wurden getödtet oder gefangen, und auch Nestors Sohn Antilochus fiel, von M. selbst erlegt. Da trat Ajax hervor und forderte diesen zum Zweikampf. M. erhielt eine Wunde in die Seite, und als die Seinigen ihm zu Hülfe kommen wollten, eilte Achilles herbei und stach ihn mit dem Speer durch den vom Schild gerade nicht geschützten Hals. Sein Leichnam wurde abgesondert von den übrigen verbrannt, und die Asche in einer Urne in sein Vaterland geschickt; aber schon in Paphos wurde sie seiner Schwester Hemera, welche den Leichnam des Bruders suchte, übergeben. Diese setzte die Asche in Palliochis (einem uns unbekannten Orte) bei. Nach einer anderen Sage hatte Achilles den M. zum Zweikampf gefordert, u. brachte ihm nach langem unentschiedenem Kampfe eine tödtliche Wunde unter der Brust bei. Aus dem zur Erde strömenden Blut entstand der Fluß Paphlagonius, der jährlich am Todestage M.'s von Blut fließt. Der Leichnam aber wurde von den Freunden an den Fluß Aesopus in den Hain der Nymphen gebracht, die einen großen Grabhügel errichteten. Eos kam vom Himmel hernieder, ihren Sohn zu beweinen, und wollte nicht eher wieder in den Olymp zurückkehren, bis Zeus endlich durch

Donner und Erdbeben seinen Zorn zu erkennen gab. Da begruben die Aethiopier ihren König unter Wehklagen und Eos verwandelte sie in Vögel, Memnones genannt (s. Memnoniden). Wieder andere Berichte geben an, daß M. von seiner Mutter nach Susa entführt und dort begraben worden sey, und auch an das Ufer des kleinen Flusses Belus in der Nähe von Ptolemais wird sein Grab verlegt. Ob aus dieser Vielheit der Gräber mit Jacobs („Ueber die Gräber des Memnon" in seinen vermischten Schriften Thl. IV, S. 13) und Buttmann (Mythologus I. S. 199) auf einen uralten Kultus geschlossen werden darf, der sich von Aethiopien aus nach Aegypten und durch einige Theile von Asien bis an die Ufer der Propontis verbreitet habe, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls muß aber das griechische und das ägyptische Element in dem Mythus geschieden werden. Nach Aegypten kam er erst im alexandrinischen Zeitalter durch die Griechen, welche ihn an den Koloß des ägyptischen Königs Amenophis anknüpften. Der Name Memnonium kommt in Aegypten vor, noch ehe von der tönenden Memnonssäule die Rede ist. Wahrscheinlich knüpften die Griechen, welche die memnonische Residenz in Susa und die an verschiedenen Orten gezeigten Memnonsgräber kannten, den Namen des M. auf irgend eine Weise an die ägyptischen Monumente und Königsannalen an und identificirten ihn vorzüglich mit solchen, welche große Denkmäler hinterlassen hatten (z. B. mit Osymandyas und Sesostris). Am merkwürdigsten aber ist die Verbindung geworden, in welche M. mit den tönenden Säulen (Memnonssäulen) in dem ägyptischen Theben gebracht wurde. Strabo XVII, S. 816 erzählt von zwei neben einander befindlichen Kolossen, von denen der eine noch ganz erhalten, der andere aber vom Sitz an in Folge eines Erdbebens eingestürzt sey und täglich einen merkwürdigen Ton von sich gebe, den er selbst gehört habe. Noch jetzt stehen auf dem linken Nilufer diese beiden Kolosse; sie saßen als Thürhüter vor den Pylonen eines riesenhaften Tempels, von welchem jetzt nur geringe Spuren noch vorhanden sind; der nördliche Koloß, der mit griechischen und römischen Inschriften bedeckt ist, ist die Memnonsäule; der Tempel war nach Champollion und Letronne das Amenophium oder Memnonium. Mit dem ursprünglich dem Amenoph geweihten und seit seiner Zerstörung tönenden Koloß verbanden nun die Griechen den Mythus von ihrem Memnon, welcher mit Aufgang der Sonne den Gruß seiner Mutter Eos erwiedere, zu dieser Verbindung vielleicht auch mit durch die Aehnlichkeit des Beinamens Meiamoun, welchen Amenoph hatte, hingeführt. Nachdem nun einmal (und zwar in der Zeit von 17 v. Chr. bis zu Nero) der Mythus auf Aegypten übertragen war, gab man Aethiopien als das eigentliche Vaterland des M. an und suchte diese Annahme mit den sonstigen Sagen in Uebereinstimmung zu bringen. Von nun an wird der M. unter den ersten Wunderwerken Aegyptens genannt, und bis auf Septimius Severus dauert der Zug der Reisenden dahin fort; nach ihm spricht kein Schriftsteller mehr von dem tönenden Koloß. Woher aber nun das wundervolle Tönen der Statue, von dem man weder zur Zeit der Pharaonen, noch der Ptolemäer etwas weiß? Man erklärt es, und wohl mit Recht, für ein Naturphänomen, dergleichen es mehre gibt: Französische Gelehrte z. B. erzählen, daß sie in den Granitgemächern von Karnak nach Aufgang der Sonne ein leichtes klingendes Schwirren, ähnlich dem Tone einer schwingenden Saite vernommen hätten, welches aus dem Innern eines zerstörten Denkmales gekommen sey. Auf den Granitfelsen am Ufer des Orinoko vernimmt man orgelähnliche Töne, welche A. v. Humboldt aus der Verschiedenheit der Temperatur zwischen der äußeren und der in den Poren des Felsen eingeschlossenen Luft erklärt, eine Verschiedenheit, welche beim Aufgang der Sonne den höchsten Grad erreicht. Aehnliche Töne hört man auf einer Spitze der Pyrenäen, Maladetta genannt, und auf der Halbinsel des Berges Sinai. Der Koloß des M. nun besteht aus einer Breccia, welche durch die Länge der Zeit Spaltungen erlitten hat, die sich bis tief in die Blöcke hineinziehen. Durch das Erdbeben, wodurch der Koloß eingestürzt ist (wenige Jahre vor der Reise des Strabo nach Aegypten, ungefähr um 27 v. Chr.), konnte ein Riß leicht entstehen, oder, war er schon vorher vorhanden, bedeutend vergrößert werden. Indem nun die verdünnte Luft durch die Poren des Steines strich, entstand das erwähnte Tönen, welches nach den Berichten mehrer Reisenden (Morgenbl. 1821. Nr. 119. — Ausland 1831. Nr. 219; — Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon S. 262) noch jetzt nicht ganz verstummt seyn soll. — 2) (a. Gesch.), von Rhodus, kämpfte für seinen Schwager Artabazus in dessen Empörungskriege gegen Artaxerxes Ochus, und flüchtete dann zu König Philipp nach Macedonien, von wo er später auf Bitten seines Bruders Mentor (s. d.), zurückkehren durfte. Nach dessen Tode erhielt M. den Befehl über eine griechische Söldnerschaar, welche das persische Reich gegen das im Frühjahr 336 unter Attalus und Parmenio einbrechende Heer vertheidigen sollte. Bei Magnesia brachte er dem Feinde großen Verlust bei und hinderte ihn, weiter vorzubringen. Nach Philipps Ermordung setzte M. den Kampf gegen die Angriffe der Feldherren Alexanders fort; aber in seinen Unternehmungen durch die andern Satrapen gehemmt und mit seinen Vorschlägen im Kriegsrath nicht gehört, konnte er nicht viel ausrichten. Auf die Nachricht von Alexanders Uebergang über den Hellespont erklärte er sich gegen einen Kampf im offenen Feld; aber die andern Feldherren ließen sich in die Schlacht am Granicus ein, die für Persien unglücklich ausfiel. M. hatte mit seinen Söhnen an den gefährlichsten Stellen gekämpft und sich hartnäckig vertheidigt; nachdem das Glück für die Feinde entschieden hatte, floh er zunächst nach Ephesus und von da nach Halikarnaß, welches er und der Dynast Orontobates anzünden ließen, als sie den Macedoniern nicht mehr Widerstand leisten konnten. Nun endlich erhielt M. den unbeschränkten Oberbefehl über die gesammte Land-

und Seemacht in Vorderasien. Sein Plan ging jetzt dahin, die griechischen Inseln zu gewinnen, Alexander von Europa abzuschneiden, die Griechen zur Empörung aufzureizen und den Krieg in Macedonien zu beendigen. Aber er starb, nach einigen glücklichen Erfolgen, bei der Belagerung von Mitylene im Jahre 333 v. Chr. — 3) M., von Alexander d. Gr. zum Befehlshaber in Thracien ernannt, wiegelte thracische Völkerschaften auf und rüstete sich gegen Antipater, der ihn zu bekämpfen heranzog (330 v. Chr.). Aber ehe es zur entscheidenden Schlacht kam, schlssoen beide wegen der Bewegungen in Griechenland einen Vertrag, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß M. später wieder bei Alexander in Gnaden kam. — 4) (griech. Liter.), griechischer Historiker, durch die Auszüge bekannt, welche Photius (Bibl. cod. CCXXIV.) aus dem 9.—16. Buche seiner Geschichte des poetischen Heraclea mittheilt. M. scheint nicht vor Hadrian oder den Antoninen geschrieben zu haben. — 5) (Kirchengesch.), Bischof von Ephesus, stand 431 auf der Synode von Ephesus mit Cyrillus an der Spitze der Gegner der Nestorianer, † um 450. Vgl. Nestorianische Streitigkeiten.

Memnones (a. Geogr.), Völkerschaft im Innern Aethiopiens zwischen dem Nil u. Astapus, südlich neben der Insel Meroe und nördl. neben den Struthophagen (Ptol. IV, 8, 35).

Memnonia (a. Geogr.), s. Susa.

Memnonides (griech. Mythol.), Vögel, in welche die Gefährten Memnons, dessen Tod sie maßlos beweinten, durch das Erbarmen der Götter verwandelt wurden. Sie kamen jährlich zu seinem Grabhügel, und zerfleischten sich unter Weinen und Wehklagen, bis einige von ihnen auf der Stelle blieben. Nach Paus. X. 31, 6. sagten die Hellespontier, daß sie alljährlich an bestimmten Tagen zum Grab Memnons kämen, und soweit es nicht mit Bäumen und Kräutern bewachsen sey, es reinigten und mit dem Wasser des Aesepus besprengten, das sie an ihren Flügeln trügen. Nach Ovid (Met. XIII, 576 ff.) bat Eos den Zeus um eine Ehre für ihren frühe gestorbenen Sohn. Da ließ Zeus aus dem Scheiterhaufen Memnons und aus der Rauchsäule Gestalten entstehen, welche Vögel wurden, sich in zwei Haufen theilten und sich gegenseitig bekämpften, bis ein Theil als Todtenopfer auf die Asche des Helden fiel. Dies wiederholten sie jährlich. Nach Plin. XXXVI, 7 kämpfen sie alle fünf Jahre auch in Aethiopien bei Memnons Palast.

Memnonium, s. Memnon.

Memnonius (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Beinschwarz, d. h. von der Schwärze des gebrannten Elfenbeins.

Memoire (franz.), 1) Gedächtniß; — 2) was zur Erinnerung an eine Sache dienen soll; — 3) Schrift, Aufsatz, verabfaßt und publicirt, um die Diskussion eines Gegenstandes anzuregen; daher — 4) besonders Staatsschrift, worin ein Minister oder ein Gesandter, oder überhaupt ein Diplomat seine Ansicht über eine staats- oder völkerrechtliche Angelegenheit, hinsichtlich deren verschiedene Meinungen obwalten, darlegt. Dergleichen Schriften wurden früherhin meistens in der Form von Sendschreiben mit Anrede, Datum u. Namensunterschrift (eigentl. Memoiren, Memoriales) verabfaßt; jetzt bedient man sich seltner der Briefform; daher haben sie gewöhnlich die Form von Noten (s. Note, Diplom.) und ergehen im Namen entweder der betreffenden Gesandtschaft oder des betreffenden Hofes an einen anderen Hof. Vergl. Note und Staatsschrift. — 5) Titel von Abhandlungen, wissenschaftlichen Aufsätzen, die von Seiten gelehrter Gesellschaften, Akademien &c. zum Druck befördert werden; s. Academia (S. 171 ff.) und Gelehrte Gesellschaften.

Memoiren (Lit.), mémoires, Denkwürdigkeiten, Darstellungen historischer Thatsachen, welche der Verfasser entweder nur als Augenzeuge oder thätig dabei eingreifend selbst erlebt und aus dem Gedächtnisse schriftlich aufgezeichnet hat. Sie stehen zur eigentlichen Historiographie in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Chroniken, von denen sie sich aber dadurch unterscheiden, daß sie das Detail ausmalen und insbesondere die versteckteren Motive der Handlungen darzulegen suchen, während jene lediglich die Thatsache selbst und auch diese mit einer gewissen Dürftigkeit und Trockenheit hinzustellen sich begnügen. In so fern nun die M. die geheimen Machinationen der handelnden Personen enthüllen und gleichsam „das Treiben hinter den Coulissen“ vor Augen führen, bieten sie dem Geschichtsforscher äußerst ergiebige Quellen dar. Da aber dergleichen Schriften der Art und Weise ihrer Entstehung nach immer mehr oder weniger an einer subjektiven Beschränktheit und Einseitigkeit leiden, indem der Verfasser sich selbst gewissermaßen in den Mittelpunkt der Ereignisse stellt und von diesem Standpunkt aus auch den Leser dieselben betrachten lehrt: so dürfen sie als Quellen für die eigentliche Geschichtsschreibung nur mit Behutsamkeit und nicht ohne Anwendung umsichtiger und besonnener Kritik gebraucht werden. Bei ihrer Würdigung muß vor Allem die Individualität des Verfassers in Betracht gezogen werden, denn das Streben nach ansprechender Darstellung und noch mehr der Wunsch, vor den Zeitgenossen und der Nachwelt in einem möglichst vortheilhaften Lichte zu erscheinen, verleiten den Verfasser nur zu leicht, seiner Geschichtserzählung ein anderes Kolorit zu geben, als die Wirklichkeit ihm darbot. Dessenungeachtet nehmen aber die M. in der Literatur unstreitig einen weit wichtigeren Platz ein, als die sogenannten historischen Romane, mit denen man sie mit Unrecht hat vergleichen wollen. Nach ihren speciellen Gegenständen pflegt man sie unter besondere Gesichtspunkte zu bringen und von eigentlich geschichtlichen, politischen, militärischen &c. M. zu reden.

Das klassische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche in dieser Gattung Musterhaftes hinterlassen haben, nämlich Xenophon und Cäsar, und vornehmlich gelten des Letzteren Berichte vom gallischen und vom Bürgerkriege als die ältesten M. Aus dem Mittelalter kann man neben anderem Unbedeu-

tenderen des Bischofs Ditmar Chronik hierher rechnen. Unter den modernen Literaturen aber sind die englische und französische am reichsten an solchen Schriften, und insbesondere ist Frankreich als das eigentliche Vaterland der Memoirenliteratur zu betrachten, da die leichte, oberflächliche Manier dieser Gattung von Geschichtsschreibung dem französischen Nationalcharakter ganz vorzüglich angemessen ist. Vor allen ist es diejenige Art von M., deren Hauptinhalt die historisch-psychologische Analyse von Hofintriguen und Kabalen bildet, in welcher die französische Literatur unübertreffliche Meisterwerke darbietet. Die ersten Produkte dieses Genres finden sich im 13. Jahrh., als man allmählig anfing, sich bei Abfassung der gewöhnlichen trockenen Chroniken der vulgären Muttersprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin's Geschichtswerk über das latein. Kaiserthum hält sich noch auf der Scheidelinie zwischen Historiographie und memoirenartiger Darstellung; zu den eigentlichen historischen M. aber gehört entschieden Joinville's Geschichte Ludwigs IX., während Froissart, der sogenannte französische Herodot, seinem die Jahre von 1322—1400 behandelnden Geschichtswerke nur hier und da memoirenhaften, sonst aber, wiewohl unbeschadet der lebensfrischen Darstellung, chronikenartigen Charakter gegeben hat. Von weit geringerer Bedeutung sind die M. von Christine de Pisan († 1415) über Karl's V. Regierung und diejenigen Olivier's de la Marche, der nach 1460 unter Ludwig XI. schrieb, und es läßt sich den beiden zuerst genannten Historikern nur Philippe de Comines an die Seite stellen, dessen Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. mit Recht zu den Meisterwerken im Gebiete praktisch-politischer Schriftstellerei gerechnet werden. Von geringerem Werthe, wiewohl nicht ohne Interesse sind die M. von Claude de Seyssel, welche die Geschichte Ludwig's XII. behandeln; ausgezeichnet durch kraftvolle Darstellung und Nationalsinn beanspruchen einen höheren Platz die M. Martin du Bellay's, welche von 1513—1547 reichen. Von hoher Wichtigkeit sind aber die M. aus den späteren Jahrzehnten des 16. Jahrh., in so fern sie die religiösen und politischen Konflikte dieser Zeit weit lebendiger vorführen, als die eigentlichen Geschichtswerke jener Zeit. Vor allen sind hierzu nennen: Blaise de Montuc, dessen ungekünstelte Commentaires (von 1521 bis 1572) Heinrich IV. die Soldatenbibel nannte, Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—1573), welcher als Philosoph schildert, und Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erste Gemahlin, deren Denkwürdigkeiten ausschließlich das Hofleben zum Gegenstande haben, das uns mit allen seinen Eitelkeiten und Nichtigkeiten auch von Pierre de l'Etoile vorgeführt wird. Von Wichtigkeit sind noch die Memoriae nostrae libri VI von Guillaume Paradin und das ebenfalls in lateinischer Sprache geschriebene Geschichtswerk von Thou (Thuanus), welches den Zeitraum von 1544—1607 behandelt. Durch Kraft der Darstellung und Tüchtigkeit der Gesinnung zeichnet sich aus Michel de Castelnau, dessen Mémoires von 1559—1570 reichen. Von protestantischem Standpunkt schrieben: Lanoue (der sogenannte Katinat des 16. Jahrh.), Duplessis-Mornay (1572—1623) und Jean Mergey, der dem Blutbade der Bartholomäusnacht mit Mühe entrann. Außer de La force, dessen schriftlicher Nachlaß erst neuerdings veröffentlicht worden ist, verdienen noch Villeroi (1567—1604), der Herzog von Nevers (1574—1610), der Herzog v. Bouillon (1560—1586) und der Prinz Ludwig v. Condé (1559—1566) Beachtung. Brantome's M. zeichnen sich durch eine in's Obscöne hinüberstreifende Frivolität aus, aber Sully's Economies royales, eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte Heinrich's IV. geben ein schönes Bild von dem trefflichen Charakter ihres Verfassers. Denselben Zeitraum behandeln Bellièvre, Sillery und der Erzbischof Péréfixe von Paris. Für die Regierungszeit Ludwig's XIII. liefern der Graf von Pontchartrain (1610—1620), der Herzog von Orleans, der Herzog von Rohan (1610 bis 1629), Vauciennes, der Marquis von Beauveau, Estrées (1610—1617), Bassompierre, Montresor, Aubery, Montplat und Richelieu, dessen M. wahrscheinlich von einer anderen Hand überarbeitet worden sind, reiche und wichtige Beiträge, und für das sogenannte „große" Jahrhundert Ludwig's XIV. sind vornehmlich die Schriften Larochefaucauld's, des Kardinals Retz, Joly's, des Grafen Jacq. Saulx-Tavannes, Puysegur's, Brienne's, Motteville's, Rabutin's, Talon's, Estrades', Grammont's, Dangeau's, Saint-Simon's, de Lafare's, Luxembourg's, Catinat's, Noailles's und viele andere nicht minder wichtige M. nicht wohl zu entbehren. Duclos schildert das Ende von Ludwig's XIV. Regierungszeit und die Zeit Ludwig's XV. mit anerkennenswerthem Freimuthe, und neben ihm bieten die M. des Abbé Montyon (1725—1731), des Herzogs von Choiseul und Chalotais' interessante und wichtige Notizen dar. Einen ganz diversen Charakter haben die berühmten Confessions von Rousseau und die M. der Madame Epinay, Hugrd's, Marmontel's und Morellet's, indem Erstere uns ein ergreifend treues Bild von den eigenen Seelenzuständen des Verfassers, Letztere aber mehr einen Einblick in die literarischen Verhältnisse und Koterien jener Zeit darbieten. Für die Periode der Revolution sind solche Massen von M. vorhanden, daß wir uns mit der Angabe der wirklich stimmgebenden Autoritäten, eines Necker, Besenval, Bouillé, Ferriere, Alex. Lameth, Lafayette, Montlosier, der Madame de Staël, Campan, Barbaroux, Billaud-Varennes, Dumouriez, der Madame Roland, Thibaudeau, Mirabeau, Mounier, Barère, Camille-Desmoulins und Grégoire begnügen müssen. Manches trägt einen berühmten Namen an der Stirne, ist aber offenbar untergeschoben, wie denn überhaupt in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf wahrhaft schwunghafte Weise

betrieben wird. Einer der bedeutendsten Autoren dieser Art war Soulavie, dessen Sammlungen neuerlich durch die Collection des mémoires relatifs a l'histoire de la revolution Franc. (30 Bde., Par. 1822—1828) und einige andere ähnliche Sammelwerke mit Recht verdrängt worden sind. Unter den M., welche enger begrenzte Episoden der Zeitgeschichte schildern, ist die vortreffliche Darstellung der Kämpfe in der Vendée von der Marquise Laroche = Jaquelin hervorzuheben. Noch reichhaltiger ist aber die Memoirenliteratur über die napoleonische Zeit. Fast alle bedeutenderen Generale und unzählige obskure Individuen, welche mit dem außerordentlichen Manne durch Zufall in Berührung kamen, glaubten auch sofort ihre Beobachtungen und oft ganz trivialen Reflexionen der Nachwelt überliefern zu müssen. Von wirklicher Bedeutung in diesem Schwall von M. sind nur die von Bignon, Las Cases, O'Méara, Constant, Lavalette, Savary, Fain und von der nur etwas allzugeschwätzigen Herzogin von Abrantes. Unter den hierher gehörigen Schriften, welche sich vorwiegend auf literarische und artistische Gegenstände beziehen, sind die M. von Rivarol, Grétry, Talma und Charl. Nodier die bedeutendsten. Lediglich die höheren socialen Kreise und Beziehungen beleuchten die M. der Madame Genlis, der Fürstin Salm, des Fürsten von Ligne u. Anderer. Unter den neuesten M. sind wahrhaft gehaltreich die Memoire d'outre-tombe von Chateaubriand und die unverfälschten Denkwürdigkeiten Carnot's. Wenn es auch möglich wäre, einen einigermaßen genügenden Ueberblick über das ganze Gebiet der Memoirenliteratur zu geben, so würde dies nutzlose Arbeit seyn, denn die schamlose Fabrikation und betrügerische Spekulation hat schon ein so weites Feld inne, daß sich das wirklich Glaubwürdige und Authentische von dem Lügenhaften und Erdichteten gar nicht mehr unterscheiden läßt. Aber das lesegierige Publikum fragt wenig nach Aechtheit und Authentie, es verschlingt die Memoiren eines Vidocq und Gisquet und die sentimental anspruchsvollen Herzensergießungen anerkannter Verbrecher, wie eines Lacenaire und einer Madame Lafarge mit gleichem Vergnügen.

In England beginnt die Memoirenliteratur erst seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth bedeutender und wichtiger zu werden. Erhebliche Quellen für diese Zeit sind die M. von James Melville, welche bis auf Jakob's I. Zeit herabreichen und von Th. Birch, so wie für die schottischen Verhältnisse die von Dav. Crawford of Drumsey interessante und reiche Ausbeute gewähren. Für die religiös-politischen Bewegungen und Konflikte des 17. Jahrh. sind erwähnenswerth: Rushwort (1618 bis 1642), Ludlow, Nalson (1639—1649), Clarendon (1621—1660), Whitelock (bis Karl I.) und Will. Temple (1672—1679). Die wichtigsten hierhergehörigen M. sind zusammengestellt in Guizot's Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre, 33 Bde., Par. 1823. Eine lebendige Charakteristik des Protektors Cromwell gibt Peck und den Verfall der Stuarts behandeln auf gleiche Weise John Dalrymple und Pepys, an welche sich Burnet und Marlborough anschließen, dessen M. zum Theil wenigstens aus authentischen Papieren bestehen. Die Denkwürdigkeiten Bolingbroke's, Walpole's, John Ker of Kersland's u. A. beziehen sich auf Georg's I. Zeit. Wie in Frankreich, so schwillt auch in England in der neueren Zeit die Memoirenliteratur zu nicht zu bewältigenden Massen an, aber hier wie dort verflacht sich diese Art der Geschichtschreibung mehr und mehr und droht unter den Händen der Spekulanten so auszuarten, daß die hierher gehörigen Produkte der Literatur eben so wenig der Erwähnung werth sind, als die Räuber- und Ritterromane der neueren und neuesten Zeit.

In Deutschland machte man zwar im Zeitalter der Reformation einen vielversprechenden Anfang in der Gattung der politischen M., wie einige lateinisch geschriebene Folianten beweisen, die sich, wenn auch nicht hinsichtlich der leichten und gefälligen Form der Darstellung, doch hinsichtlich der Gründlichkeit mit ähnlichen Produkten des Auslandes messen dürfen. Aber es dauerte nicht lange, so verdorrte dieser Zweig der geschichtlichen Literatur wieder, denn die an den deutschen Höfen waltende Geheimnißthuerei ließ ihm keine nährenden Säfte zufließen. Nur in dem Gebiete der literarischen Denkwürdigkeiten haben wir an Göthe's „Wahrheit und Dichtung" und einigen anderen ähnlichen Werken Schätze, deren Werth für alle Zeiten schwerlich angetastet werden wird. Als eigentlich politische M. möchten von älteren Produkten nur Dohm's etwas schwerfällig geschriebene „Denkwürdigkeiten", von den neueren mehr Talent in der Bearbeitung dieses zum Theil noch ganz brach liegenden Gebiets kundgebenden aber die Varnhagen's von Ense, von Gagern's, Arndt's, des Ritters von Lang und Hormayr's zu nennen seyn.

Memorabilien (v. Lat), 1) s. v. a. Denkwürdigkeiten, Memoiren (s. d.); — 2) (griech. Lit.), s. Xenophon.

Memorandenbuch, s. v. a. Memorial 4) und 5).

Memoria (lat.), das Gedächtniß; — M. localis, Orts-, M. realis, Sach-, M. verbalis, Wortgedächtniß.

Memoriae martyrum (Kirchenw.), 1) früherhin Name kleiner Kirchen oder Kapellen, wo Märtyrer beerdigt oder deren Reliquien beigesetzt worden waren; — 2) die jährlichen Fest- oder Gedächtnißtage der Heiligen und Märtyrer.

Memorial (Memoriale), 1) was überhaupt zur Erinnerung an eine Sache dienen soll; daher — 2) schriftliche Eingabe, welche bei einer Staatsbehörde etwas in Erinnerung bringen soll; — 3) öffentliche Anzeige, mittelst welcher man die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand hinlenken will; — 4) Buch, worin man Notizen, die man stets zur Hand haben will, aufzeichnet; — 5) s. Buchhaltung, S.

536; — 6) Verzeichniß der ausgegangenen und daher wieder einzukaufenden Waaren.

Memorial bordelais, s. Zeitungen.

Memoriales versus (lat.), Verse, welche memorirt werden und das Merken von sprachlichen, besonders etymologischen und prosodischen Regeln erleichtern sollen.

Memorias (span. und portugies.), s. v. a. Mémoire.

Memorie (v. Lat.), 1) Gedächtniß; — 2) (ital.), s. v. a. Mémoire.

Memoriren (v. Lat.), auswendig lernen.

Memphis (a. Geogr. und Gesch.), Hauptstadt des memphitischen Nomos und ehemals die Hauptstadt von ganz Aegypten und die zweite Residenz der älteren Könige, auf der Westseite des Nil 15 römische Meilen oberhalb des Delta gelegen, in der Bibel Noph oder Moph genannt, wurde nach Herodot II., 93 von dem Könige Menes, nach Diodor I., 50 von Uchoreus erbaut, der sie nach seiner Tochter benannt haben soll. Ehe M. gegründet wurde, war die Gegend voller Moräste, welche der Nil gebildet hatte, und diese waren um so ausgebreiteter, weil sich hier das Nilthal an der Westseite nach Libyen hin öffnete. So mußte man den Boden, auf dem nachher M. stand, erst durch Kunst gewinnen, und diese That schreibt Herodot dem Menes zu. Der Nilfluß, sagt er, überschwemmte damals Alles bis an die libyschen Berge. Menes zog nun einen Damm 100 Stadien oberhalb M., wodurch er den südlichen Arm des Flusses abdämmte, den alten Fluß austrocknete und den Strom in sein nachheriges Bett leitete, so daß er mitten zwischen den Bergen hinfloß. Auf diese Weise gewann man die schöne, zur Anlage einer Weltstadt geeignete Niederung und erhielt sich doch den Segen der Bewässerung. Die Anlage der Stadt an dieser Stelle und die Art der Anlage beurkundet großen politischen Scharfblick und bedeutende Kenntniß der zur Civilisation eines Staates dienlichen Mittel. Durch jenen Damm nämlich, der jährlich ausgebessert und auch unter persischer Herrschaft sehr sorgfältig bewacht wurde, war M. gegen das Austreten des Flusses, so wie gegen feindliche Angriffe im Süden gedeckt, im Osten wurde es durch den neugeleiteten Flußarm, im Westen durch das libysche Gebirg und zugleich, wie auch im Norden, durch zwei Seen geschützt. Aber nicht blos fest, sondern auch günstig in Bezug auf Klima und Boden war die Lage von M. Die Niederung, in der die Stadt angelegt war, war zugänglich den Einflüssen der Sonne und des Ostwindes und dabei frei von Winterkälte. Die schönsten Wiesen mit Lotus und Teiche mit Schilfrohr rühmt Diodor I., 36; Plinius (XIII, 10; XVI, 21) spricht von Waldbäumen von so großem Umfang, daß drei Männer einen Stamm nicht umfassen könnten, und Martial erwähnt Rosen, die der memphitische Schiffer im Winter nach Rom bringe. In der Nähe von M., in der libyschen Bergkette, fand sich gebrochener, gefleckter, mattleuchtender Schlangenstein, der zu allerlei Gefäßen verarbeitet wurde. Höchst vortheilhaft war außerdem die geographische Lage von M. für die Landesverwaltung und für den Handel nach den obern Gegenden, nach dem Innern von Lybien, nach Unterägypten und nach der Küste des Mittelmeeres. Die Stadt bestand aus 3 Theilen, von denen zwei aus Ziegeln, der dritte aus Steinen (daher λευκὸν τεῖχος — die weiße Mauer) erbaut waren. Den dritten Theil bildete die höher gelegene Burgstadt. In ihm befanden sich der königliche Palast, von Athotis, dem Sohne und Nachfolger des Menes, errichtet, und später auch die Quartiere für die mit Ackerloosen ausgestatteten griechischen Söldner der saitischen Dynastie, so wie für die persische Besatzung (denn auch die persischen Satrapen residirten in der Folge in M.). Durch Uchoreus bekam die Stadt einen Umfang von 3¾ geogr. Meilen, wenn man außer der eigentlichen Stadt mit ihren Tempeln, Palästen, öffentlichen Plätzen und Wohnungen auch die Vorstädte, Gärten u. einen Theil der Todtenwohnungen mit in den Kreis zieht. Fast alle Könige von Uchoreus an verlegten den Sitz der Regierung nach M., weshalb Theben von der Zeit an zu sinken begann, während die neue Königsstadt sich erhob und an politischer und religiöser Bedeutung gewann. Tempel werden in M. 7 genannt: 1) ein Isistempel, von Amasis vollendet, groß und sehr sehenswerth und ohne Zweifel eins mit dem Tempel der Aphrodite (Isis). Von diesem Heiligthum der einheimischen Aphrodite unterscheidet Herodot — 2) das der Fremden; — 3) der von einem Peristyl umgebene, mit Bildern bedeckte Hof zur Vorzeigung des Apis, gegenüber den Südpropyläen des Phthahtempels, ein Werk des Psammetich; — 4) der Serapistempel in dem der libyschen Bergkette zugekehrten westlichen Quartier der Stadt; — 5) ein Tempel des Sonnengottes oder Phre's; — 6) ein Heiligthum der Kabiren; — endlich 7) der Tempel des Phthah, Hauptheiligthum nicht nur von M., sondern von ganz Aegypten. Phthah war der in der Urfeuerwelt schöpferisch waltende Geist (der griechische Hephästos), der in M. in Pygmäengestalt sinnbildlich verehrt wurde. Sein großes Heiligthum erbaute Menes, und nach ihm haben noch 7 Könige sich um die Ausschmückung desselben verdient gemacht, so daß es vielleicht als das bedeutendste Denkmal der Baukunst angesehen werden könnte. Möris soll das nördliche, zum Tempel führende Hallengebäude errichtet, Sesostris 6 steinerne Standbilder vor demselben aufgepflanzt, Rhampsinit das Hallengebäude gegen Abend, Asychis das gegen Osten, nach Herodot II., 136. das größte und schönste, Psammetich das gegen Süden erbaut und Amasis einen 75 Fuß hohen Koloß in der Nähe des Tempels aufgestellt haben. Der Verfall von M. beginnt mit der Eroberung des Cambyses, obwohl es unter den Persern immer noch Mittelpunkt der Landesverwaltung und Sitz der Satrapen blieb, auch der Kultus daselbst im Allgemeinen tolerirt wurde. Artaxerxes Ochus, dessen besiegter Nebenbuhler Nectanebus in M. eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, ließ nach Eroberung der Stadt die Mauern niederreißen, die Tempel plündern und die alten Urkunden wegnehmen. Auf diese Weise wurde die Kraft zu neuen Empörungen gebrochen, nicht aber der Haß der Aegypter gegen Persien ge-

mindert. Vielmehr zeigte sich dieser fortwährend und besonders in dem freudigen Empfang Alexanders des Gr., der dem Apis opferte und gymnische und musikalische Wettkämpfe in M. anstellte. Nach der Gründung und dem Aufblühen Alexandria's dauerte die priesterliche Geltung von M. in den Augen des ägyptischen Volkes immer noch fort, und erhielt sich um so länger, als die griechischen Herrscher aus Politik den ägyptischen Kultus schonten. Der Stifter der Ptolemäerdynastie ehrte den Kultus des Apis durch Vorschüsse zu dessen Bestattung, und spätere Herrscher ließen sich zu M. inthronisiren. Die Inthronisation wurde in dem Tempel des Phthah von der dortigen zahlreich gegliederten Priesterschaft (seit Epiphanes u. seinen Söhnen) vorgenommen. Endlich bewährt M. unter den Ptolemäern auch noch seine militärische Wichtigkeit. Sogleich zu Anfang in dem Kampf zwischen Perdiccas und Ptolemäus I., unter demselben König erscheint es als Sitz einer Empörung und wird mittelst Ableitung des Nil durch den Architekten Sostratus von Cnidus überwältigt. Später dient es dem von Antiochus d. Gr. bedrohten Könige Ptolemäus Philometor als sicherer Zufluchtsort, und am Schluß der Ptolemäer-Zeit wird es in den Kämpfen Cäsars noch einmal von Josephus erwähnt. Von da an erscheint M. nur noch als Zielpunkt griechischer u. römischer Reisender. Zu Strabos Zeiten waren 4 der bedeutendsten Tempel noch vorhanden; die Stadt erscheint damals noch als die zweite nach Alexandria, groß und mit einer gemischten Bevölkerung. Nach und nach nahm jedoch die alte Herrlichkeit immer mehr ab, und als die vernachlässigten Kanäle des Nil das mit Schlamm gesättigte Wasser nicht mehr ordentlich in die zwei Seen im Norden und Westen der Stadt abführten, begann die Verschüttung der umgestürzten Monumente, die der libysche Wüstensand vollendete. In Folge der Eroberung von M. endlich durch die Moslemim (im J. 639 oder 640 n. Chr.) entstanden an der Stelle der alten Stadt zwei neue Städte, Fostai und Kairo. Im 13 Jahrh. durchwanderte der gelehrte Arzt Abd-Allatif die Trümmerstätte von M. und wurde von den Ueberresten alter Herrlichkeit in Entzücken versetzt. Die sogenannte grüne Kammer, eine im Umfange eines prächtigen Tempels befindliche Monolithennische, die Menge und Größe der Götterbilder, so wie die Genauigkeit ihrer Ausführung, 2 kolossale Löwen, obwohl zertrümmert und mit Erde bedeckt, und ähnliche Ueberreste rissen ihn zur Bewunderung hin. „Die bedeutendsten jetzt noch vorhandenen, zwischen den Dörfern Koum-el-Azyzyeh im Norden, Mit-Rahenne im Westen und dem Kanal von Bedrachein im Süden gelegenen Trümmer werden von einem weit ausgedehnten Palmenwald beim Dorfe Mit-Rahenne beschattet; keine Säule steht da mehr aufrecht; die Obelisken, die Kolosse sind umgestürzt, die Paläste der Könige, wie die Hütten der Armen sind spurlos verschwunden; nur die Wohnungen der Todten haben sich erhalten. Beim genannten Dorfe sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel, von Ziegeln aus Nilerde; vielleicht jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, theilweise noch im Schlamm begraben, der Koloß des Rhamses-Sesostris, dessen vollkommen wohl erhaltenes Gesicht insbesondere von einer Schönheit und Feinheit der Formen und von einer Vollendung der Arbeit ist, daß er den schönsten Produkten der ägyptischen Skulptur beigezählt werden kann." Im Norden und Westen von M. finden sich in dem weiten ausgedehnten Gräberfeld Basreliefs, Statuen, Figuren und Mumien von Menschen und Thieren, sogenannte Amulete, aufs feinste und niedlichste gearbeitete Skarabäen, Lampen und Vasen von den verschiedensten Formen, worüber französische und deutsche Reisende Mittheilungen gemacht haben. Vergl. **Prokesch**, Erinnerungen aus Aegypten u. s. f. II, S. 38, ff.; — **Minutoli**, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon, S. 232; — **Tischendorf**, Reise in den Orient, I, S. 133 ff.; — Kunstblatt z. Morgenbl. 1843, Nr. 46 ff.

Memphis (gr. Myth.), eine der Gemahlinnen des Danaus (s. d.).

Memphis (n. Geogr.), nordamerikan. Stadt, V. St., Staat Tennessee, Grafsch. Shelby, an der Mündung des Wolf in den Mississippi.

Memphit (Min.), s. v. a. Onyx od. auch Kugeljaspis, s. Quarz, 4. B. 12.

Memphiten, altägypt. Königsdynastie.

Memphramagog, nordamerikan. Binnensee, V. St., Staat Vermont, an der Nordgrenze, ergießt sein Wasser durch den St. Francis in den Lorenzostrom.

Memprechtshofen, bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Rhein-Bischofsheim; 700 Einw.

Memrumus (Mythol.), Name des phönicischen Hercules, Bruders des Hypsuranios; der Kult war unzüchtiger Mylittendienst.

Memsen, königl. hannöv. Hauptgestüt in der untern Grafschaft Hoya.

Men (griech. Mythol.), s. v. a. Mond.

Mena (a. Geogr.), zwei gleichnam. Inseln an der Ostküste Aethiopiens (Ptol. IV, 7, 40).

Mena (Mythol.), besondere Göttin der Römer, welche die Menstruation befördern sollte; man hält sie für identisch mit Diana u. Juno Lucina.

Mena (n. Geogr.), russ. Flecken, Gouv. Tschernigow, westl. von Sosnitza; bedeutende Märkte; 2000 Einw.

Menaca, span. Dorf, Prov. Biscaya, nordöstl. von Bilbao; Kupferminen; 1450 E.

Menach, asiat. Stadt, Arabien, Oman, östl. von Sohar.

Menacha, asiat. Stadt, Arabien, Yemen, südwestl. von Sana.

Menachus (Mythol.), einer von den 50 Söhnen des Aegyptus und der Phönissa, der von seiner Braut, der Danaide Nolo, hingerichtet wurde.

Menacurus, südamerikan. Indianerdorf, Columbia, Republ. Ecuador, am Japura.

Ménade (franz., Crust.), s. v. a. gemeine Krabbe, Portunus Maenas *Fabr.*

Mená (a. Geogr.), Bergstadt an der Ostküste Siciliens, südl. von Hybla am Lacus Palicorum,

die Vaterstadt und Residenz des Fürsten Ducetius, eines gefährlichen Gegners des Dionysius von Syracusä, mit dessen Falle auch die Blüthe der Stadt verschwand. In der Nähe befand sich die berühmte Quelle Menais, bei welcher die Einw. zu schwören pflegten; jetzt Mineo, mit einem Bergschlosse unweit des Fl. Palagonio (Ptol. III, 4, 13).

Menächmus, Bildhauer aus Naupactus, verfertigte in Verbindung mit Soidas in Paträ das Bild der Artemis Laphria aus Elfenbein u. Gold. Beide Künstler waren nach ihrer eigenen Angabe nicht viel jünger als Canachus aus Sicyon; man kann sie daher um Ol. 70 ansetzen. Von diesem M. unterschied man einen anderen, von welchem Plin. H. N. XXXIV, 8, 19 sagt, er habe ein Kalb verfertigt, welches die vorderen Füße auf die Erde streckte und das Haupt zurückwarf, und auch ein Buch über seine Kunst geschrieben. Doch scheint dieser M. mit jenem aus Naupactus identisch, aber ein M. aus Sicyon zu seyn, welchen Suidas erwähnt und der eine sicyonische Geschichte geschrieben hatte. Ein Fragment einer mathematischen Schrift, das auch von einem M. herrührt, und sich auf die Theorie der Kegelschnitte bezieht, findet sich bei Eutocius ad Archimed. de sphaer. et cycl. II, pr. 2.

Menäum (Kirchenw.), s. Menaion.

Ménage (franz.), 1) Haushaltung, Wirthschaft; — 2) M. mit einem Andern machen, der Kostenersparniß halber mit einem Andern gemeinschaftliche Wirthschaft führen; — 3) (Militärw.), die Vereinigung einer Mannschaftszahl, Korporalschaft, Visitation 2c. zu gemeinschaftlicher Beköstigung, mittelst eines gewissen täglichen Beitrags zur Menagekasse, aus welcher dieselbe bestritten wird. Die Bestimmungen über die Anschaffungen zur M. geschehen entweder durch einige Auserwählte, oder vermöge gemeinschaftlicher Berathung. Die Einkäufe selbst, so wie die Verwaltung der Kasse, stehen gewöhnlich unter der Obhut eines Unteroffiziers. Die Menageeinrichtung findet meist in den Kasernen oder in stark belegten Quartieren zweckmäßige Anwendung, gewöhnt den Soldaten zum Haushalt, und sichert ihm zugleich eine nahrhafte, seinen Mitteln und Bedürfnissen angemessene Kost. Sie verdient deshalb eine möglichst sorgfältige Beachtung; — 4) Beschränkung der Ausgaben auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, daher menagiren, sparen, das Seinige zu Rathe halten; — 5) Einsatz mehrer in einander passenden, durch einen Riemen, der durch zu diesem Zwecke angebrachte Ringe hindurchgezogen wird, zu einem Ganzen verbundenen Gefäße von Thon, Fayence, Porcellan, Zinn 2c. Man bedient sich solcher Einsätze, um Speisen aus einem Speisehaus holen zu lassen; — 6) s. v. a. Plat de ménage 2).

Menage, Gilles (lat. Aegidius Menagius), geb. am 15. Aug. 1613, berühmter Polyhistor, deshalb auch von Bayle der Varro des 17. Jahrh. genannt, zeigte schon in früher Jugend ein außerordentliches Gedächtniß. Im J. 1632 trat er zu Angers als Advokat auf, ging aber dann zu dem geistlichen Stand über. Er † 1692 zu Paris. Schrieb: Dictionaire etymologique da la langue française (Paris 1650, 4; auch 1694, sehr vermehrt herausgegeben in 2 Bd. von F. Jault, Paris 1750, Fol.); — Origini della lingua italiana (Paris 1669, 4, Genf 1685, Fol.); — Mescolanze (Paris 1678 und öft., neueste verb. Aufl., Venedig 1736); — Poemata (letzte Ausg. Amsterdam 1667, 12.; in 3 Thl., Paris 1722, 12); — Amoenitates juris civ. (Paris 1677 und oft, zuletzt Prag 1779); — Mulierum philosopharum historia (Lyon 1690); — Anti-Baillet (Haag 1690); — nach seinem Tod erschienen Menagiana (Paris 1693, 1694 u. ö.).

Ménageot, François Guillaume, ausgezeichneter franz. Historienmaler, geb. 1744 zu London, kehrte als sechsjähriger Knabe mit seinem Vater nach Frankreich zurück und genoß bei demselben den ersten Unterricht in der Kunst. Später wurden Deshais, Boucher und zuletzt Vien seine Lehrer, und ein mehrjähriger Aufenthalt in Rom vollendete seine Ausbildung. Nach seiner Rückkehr im J. 1777 ward er Mitglied der franz. Akademie, 1787 Professor und bald darauf Direktor der franz. Akademie zu Rom, nach deren Auflösung er 1793 sich nach Vicenza begab und erst im J. 1800 in sein Vaterland zurückkehrte. Nach und nach zum Mitglied des Instituts, zum Ritter der Ehrenlegion und Professor der Malerei an der Akademie ernannt, † er den 4. Okt. 1816 zu Paris. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Der Abschied der Polyxene von Hecuba; — der Tod Leonardo da Vinci's in den Armen Franz's I.; — Astyanax, den Armen der Mutter entrissen; — Kleopatra am Grabhügel des Antonius; — Meleager im Kreise seiner Familie und sich weigernd gegen die Kureten die Waffen zu ergreifen; — Mars und Venus. Als seine Meisterstücke gelten aber Leonardo's Tod und Meleager, in welchen man die Rückkehr des guten Geschmacks der franz. Schule erkannte, indem sie sich durch edle Komposition, charakteristischen Ausdruck der Figuren, korrekte Zeichnung, blühende Färbung, getreue Behandlung des Kostüms und leichte und breite Pinselführung vor anderen Werken sehr auszeichneten. Beide Gemälde wurden in kostbare Gobelins gebracht; die neueren Produkte der franz. Schule übertreffen aber jene gerühmten Gemälde M.'s bei Weitem und diese haben daher nur noch historischen Werth, in sofern sich in ihnen allerdings eine reinere und geschmackvollere Kunstrichtung zeigt, als in den meisten Werken der damaligen franz. Maler. Namhafte Kompositionen außer den genannten sind noch: Venus, der Diana den Adonis durch List entrückend; — der Neid, welcher dem Gerüchte die Flügel auszurupfen sucht; — Nebukadnezar, die Söhne des Zedekias ermorden lassend; — Dagobert I. den Befehl zur Erbauung der Abtei St. Denis gebend.

Menageplatte, s. v. a. Plat de ménage 2).

Ménagerie (franz.), Sammlung lebender, besonders ausländischer Thiere. Stehende, aus öffentlichen Mitteln unterhaltene M.en (Menageriegärten) gibt es in großen Residenzen, z. B. in Wien, Paris, London 2c.; wandernde sind im Privatbesitz und werden von ei=

nem Ort zum andern geführt, um dem Publikum gegen Eintrittsgeld gezeigt zu werden.

Menaggio, ital. Flecken, lombard.-venet. Königr., Deleg. Como, an der Westseite des Comer-Sees; 900 Einw.; Fabr. für Majolica; in der Umgegend Eisengruben.

Menagoga (Med.), s. v. a. Emmenagoga.

Menagyrtä (griech. Ant.), s. Agyrtes 2).

Menahem, 1) König von Israel, der seinen Vorgänger Sallum ermordet und das Land nur durch Anwendung von Gewalt seinem Scepter unterworfen hatte (771 v. Chr.), ward dem assyrischen König Phul zinsbar und † nach 10jähriger Regierung 760 (vgl. 2 Kön. 15, 14, 22). — 2) Prophet zu Antiochia, des Herodes Antipas Milchbruder oder Erziehungs- und Spielgenosse. Vgl. Walch, de Menahemo, Jena 1758, 4.

Menaina, Stadt, s. Bahrein 2).

Menaion (griech., lat. Menaeum, Kirchenw.), in der griech.-kathol. Kirche liturgisches Buch, worin die Officien der Heiligen mit den Legenden und Hymnen nach den Monatstagen aufgezeichnet sind.

Menais (Bot.), nach Linné, Gatt. der Convolvulaceae *Rchb.*, Pentandria Monogynia *L.* Einzige Art: M. topiaria *L.* Strauch in Südamerika.

Menai-Straße, brit. Meeresstraße, England, Grafsch. Nord-Wales, trennt Anglesea von Caernarvon, 14 engl. Meilen lang, seit 1819 mit einer Kettenbrücke versehen, welche 560' engl. lang, 30' breit ist und sich 100' über den Wasserspiegel erhebt.

Menak (Min.), nach Werner das 19. Geschlecht der metallischen Fossilien.

Menakan (Min.), s. v. a. Menakanit (s. d.).

Menakanit (Min.), nach v. Glocker ein siderischer Oxydolith, auch Menakan, Menakeisenstein, Titaneisenstein, Eisentitan, Schwarztitanerz, undeutlich krystallinisch nur mit Spuren von Spaltbarkeit, derb, in Körnern, Bruch muschelig, uneben, H. = 5, 5, G. = 4, 6—4, 8, eisenschwarz, Strich schwarz, unvollkommen metallglänzend, undurchsichtig, wenig magnetisch, vor dem Löthrohr für sich unschmelzbar. Varietäten: a) derber M. nach v. Kobell 28, 66 Eisenoxyd, 27, 9 Eisenoxydul, 43, 24 Titansäure, derb, körnig abgesondert, ins Bräunliche fallend, auf den Kluftflächen nelkenbraun anlaufend. Egersund, Stubaythal; — b) sandiger M. oder Gregorit, nach Klaproth 51,00 Eisenoxydul, 45,55 Titansäure, 0,25 Manganoxydul. Lose im Quarzsand von Menakan in Cornwall, Brasilien, Neusüdwales.

Menakeisenstein (Min.), s. v. a. Menakanit (s. d.).

Menakerz, gelbes u. braunes (Min.), s. v. a. gemeiner Titanit (s. d.).

Menaldum, niederländ. Ort, Prov. Friesland, nordwestl. von Leeuwarden.

Menalippa, s. Melanippa.

Menalippia, ein Fest zu Sicyon, zum Andenken des Menalippus, eines Sohnes des Astacus, dem der Tyrann Clisthenes von Sicyon aus Haß gegen den argivischen König Adrastus einen Tempel erbaute; Menalippus hatte nämlich im thebanischen Kriege den Schwiegervater Adrasts, Tydeus, und dessen Bruder Mecisteus getödtet.

Menalippus, Architekt, welcher mit C. und M. Stallius im Auftrag des Ariobarzanes II. von Kappadocien das Ol. 173, 3 von Aristion verbrannte Odeum des Perikles wieder aufbaute.

Menam, asiat. bedeutender Strom, Hinter-Indien, Siam, soll in der chinesischen Prov. Yün-nan unter dem Namen Nanting-ho od. Nan-king-ho entspringen, erhält in Ober-Laos den Namen Maeghue, vereinigt sich südlicher mit dem Maepräen und nimmt dessen Namen an. Nach dem Eintritt in das eigentliche Siam scheint der Name M. vorherrschend zu werden, unter welchem er südlich fließt, sich bei Duarawadi in mehre Arme spaltet, bis er südl. von Bang-kok in vielen Armen den Busen von Siam erreicht. Die östl. Mündung ist die bedeutendste und heißt Bankok. Er ist schiffbar bis Saymmay. Nebenflüsse sind rechts: Loa-tan-Kiang und Darait-Kiang, links: May-Pyaynmyt, May-Quain und Tang-Douak. Er hat regelmäßige Ueberschwemmungen. Lauf 150 (193) Meilen.

Menambis (a. Geogr.), Haupt- u. Residenzstadt im Südwesten von Arabia Felix (Ptol. VI, 7, 38).

Menamkom (M.-Kong), s. v. a. Maykaung.

Menamthal, s. Siam.

Menan, Groß-, nordamerikan. Insel, V. St., Staat Maine, an der Ostküste.

Menander, I. (griech. Gesch.), 1) Athener, bei der sicilischen Expedition gegen Ende des J. 414 dem Nicias beigegeben, damit dieser wegen seiner Kränklichkeit einige Unterstützung habe. Er entging vielleicht dem Untergang auf Sicilien u. ist derselbe, welcher im J. 409 im Hellespont unter Alcibiades befehligte. Er erscheint mehr eitel u. ehrgeizig als verständig. (Xenoph. Hellen., II, 1, 26). — 2) M. aus Magnesia, im J. 331 von Alexander dem Gr. zum Statthalter von Lydien ernannt, behält nach des Königs Tode bei der Theilung im J. 323 diese Satrapie; später aber bekämpft er in dem Heere des Antigonus den Eumenes. — 3) Einer der Feldherren von Mithridates dem Gr. — II. (griech. Lit.), 1) der bedeutendste Dichter der neuesten attischen Komödie, geb. zu Athen im 3. Jahr der 109. Olympiade in demselben Jahre mit Epikur, mit dem er auch später eng befreundet war. Alexis, der berühmte Dichter der mittleren Komödie, war sein Oheim, und ihm, dem witzigen und geistreichen Dichter, soll M. viel für seine Bildung verdankt haben. Unter den Philosophen war ihm auch Theophrast befreundet, dessen sinnige Eleganz und scharfe und feine Beobachtung der Lebensverhältnisse gewiß nicht ohne Einfluß auf unsern Dichter geblieben sind. M. führte ein glänzendes Leben in allen Genüssen der Liebe u. des Luxus. Seine äußere Erscheinung war zierlich bis zur Weichlichkeit. Er †, bei einem Bad verunglückend, im 3. Jahre der 122. Olymp. in einem Alter von 52 Jahren, in der Blüthe seines

Schaffens, wie Plutarch sagt. Die Zahl seiner Komödien gibt man auf 105 oder auf 108 oder 109 an. Zuerst trat er mit dem Stücke Ὀργή auf, als er noch nicht 20 Jahre alt war. Gewöhnlich wird M. mit Philemon als der Stifter der neuen attischen Komödie genannt; aber in der That war Philemon der Erste, der für diese dramatische Art eine Norm aufstellte. Jedenfalls aber hat M. zur Ausbildung des neuern Kunststyls das Meiste beigetragen, wie er denn auch später am meisten unter den Dichtern der neuen Komödie geschätzt wurde. Von den römischen Komikern hat Plautus M.'s Stücke selten bearbeitet. Terenz dagegen ist ein förmlicher Nachahmer desselben. Quintilian und Plutarch empfehlen M.'s Stücke dringend; Plutarch stellt ihn noch über Aristophanes u, ist überall voll von seinem Lobe. „Ueberall, sagt er, passe er am besten dazu, im Theater, bei Unterhaltungen, Gastmählern gelesen, auswendig gelernt u. vorgetragen zu werden, als der gemeinnützigste aller griech. Dichter. Ob es denn dem gebildeten Manne noch der Mühe werth sey, ins Theater zu gehen, wenn nicht etwa ein Stück von M. gegeben werde? Kein Dichter gewähre bei ernsten Studien eine so angenehme Zerstreuung." Lucian und Alciphron verrathen ein eifriges Studium des M., und noch das byzantin. Zeitalter war eifrig mit ihm beschäftigt. Bei dieser so gerühmten und aus allen Nachrichten hervorgehenden Vortrefflichkeit dieses Dichters ist es sicherlich ein großer Verlust, daß auch nicht einmal eine Auswahl seiner Stücke auf unsere Zeit gekommen ist. M.'s Komödie bewegt sich in den Kreisen des socialen Lebens, wohin sich die attische Komödie überhaupt zurückgezogen hatte, seitdem das politische Leben Athens erstorben war. S. darüber den Art. Komödie, S. 736. **Uebersicht der einzelnen Stücke des M.:** a) In röm. Nachbildungen sind noch vorhanden die Ἀδελφοί, die Ἀνδρία, der Ἑαυτὸν τιμωρούμενος, Εὐνοῦχος, sämmtlich von Terenz in den gleichnam. Stücken bearbeitet; — b) Charakterstücke, theils solche, wo in der Hauptfigur irgend ein sittliches Gebrechen charakterisirt wird, theils solche, wo eine der stehenden Figuren (Hetäre, Parasit u. s. w.) die Hauptrolle spielt. Die Tendenz der ersteren hat das erste Stück M.'s, Ὀργή (der Zorn), dann der Ἄπιστος, der Αὐτὸν πενθῶν, der Δεισιδαίμων, ferner die Θεοφορουμένη, Θετταλή und Ἱέρεια (in welchen Stücken der Aberglaube des weiblichen Geschlechts verfolgt wurde), der Δύσκολος, wo Smikrines die Hauptrolle hatte, der Melancholiker, der überall nur das Schwarze sieht, dabei geizig und unverträglich ist und sein Aeußeres vernachlässigt. In die zweite Klasse gehören diejenigen, in welchen der unglückliche Eheherr u. die böse Frau die Hauptrolle hatten, besonders aber der Μισογύνης (Weiberfeind), nach Phrynichus das beste Stück M.'s. Der Weiberfeind hat leichtsinnig geheirathet, ist schlimm angekommen und läßt nun seinen Grimm in Schimpfen und Hassen des weiblichen Geschlechts und des Ehestands überhaupt aus. Eine böse Frau, zwar reich, aber häßlich und eifersüchtig, spielte die Hauptrolle im Πλόκιον (Halsband), ebenso in den Κυβερνῆται. Unter den Hetärenstücken des M. war das berühmteste Thais, dessen Heldin die vollendetste Hetäre war in Bezug auf Koketterie und Herzlosigkeit. Ein Gegenstück dazu in gutem Sinn bildete die Glycera des M. Der Bramarbas hatte die Hauptrolle im Thrasyleon und im Misumenos, in welchem Letzteren der Soldat Thrasonides hieß. Der Hauptpunkt der Handlung war das Unglück des Thrasonides in der Liebe, indem ihn eine ihm als Kriegsbeute zugefallene Sclavin immer abweist. Der vollendete Parasit und Schmeichler war im Kolax (Κόλαξ) gezeichnet. Von den übrigen Stücken sind die meisten nur dem Titel nach bekannt; von einigen wissen wir jedoch das Argument. So vom Schatz (Θησαυρός). Ein junger Mann, welcher sein väterliches Erbe vergeudet hat, schickt seinen Sclaven zum Grabmal des Vaters, um ihm ein Todtenmahl zu bringen, welches sich der Vater in seinem Testamente für eine gewisse Zeit nach dem Tode ausbedungen hatte. Ein alter Geizhalz hat das Grundstück gekauft, worauf das Grabmal sich befindet. Der Sclave öffnet das Monument mit Hülfe des Geizhalses, und es findet sich ein Schatz mit einem Briefe. Der Geizhals beansprucht diesen Schatz als den seinigen, weil er ihn dort versteckt habe, und hieran knüpft sich die Verwickelung. Eine andere Komödie, über deren Inhalt wir unterrichtet sind, heißt Phasma. Die Stiefmutter eines jungen Mannes läßt ein Mädchen, das sie außer der Ehe geboren hat, heimlich in dem benachbarten Hause erziehen und verkehrt mit ihr auf folgende Weise. Die Zwischenmauer der beiden Häuser ist durchbrochen, der Durchbruch wird durch einen Altar mit Opfergehängen, Binden u. s. w. verdeckt. Auf diesem Wege läßt die Mutter das Mädchen zu sich kommen. Der junge Mann belauscht sie einmal u. wird von dem Anblick des Mädchens wie von einer Erscheinung (Φάσμα) ergriffen. Es entsteht ein Liebesverhältniß und daraus endlich eine Hochzeit. — Außer den Nachrichten von den Komödien M.'s haben wir noch eine Sammlung von Sentenzen, welche sich unter dem Namen M.'s und Philistions in mehren Handschriften finden und aus Stobäus oder andern Quellen kompilirt sind. So die sehr entstellten γνῶμαι Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος, herausgegeben von Boissonade I, S. 146—150, und die alphabetisch geordneten γνῶμαι μονόστιχοι des M. bei Meineke, Fragm. Com. Nov., S. 335—374. — Bearbeitet wurden die Reste M.'s zuerst von H. Stephanus, Comicorum Graec. Sententiae, Paris 1569; darauf von Hugo Grotius, Paris 1616; — Jo. Clericus, Amsterdam 1709; — R. Bentley, Cambr. 1714; — A. Meineke, Menandri et Philemonis Reliquiae etc., Berlin 1823, u. Fragmenta Comoed. Novae, Berlin 1841, S. 3—374. — 2) M. aus Ephesus, wahrscheinlich identisch mit dem von Clemens von Alexandria erwähnten M. aus Pergamus, hatte die Thaten der griech. und nicht griech. Könige in einem Werke geschildert, aus welchem Josephus c. Apion. I, 18 Einiges mittheilt. — 3) Verfasser einer Schrift über Cypern. — 4) Sophist aus

Laodicea am Lycus, der um das 3. Jahrh. n. Chr. lebte, verfaßte nach Suidas einen Kommentar zur Techne des Hermogenes und zu den Progymnasmata des Minucianus und Kommentare über Demosthenes, von welchen noch einige Spuren vorhanden sind; dann einen Hymnus auf Apollo und eine *Διαίρεσις τῶν ἐπιδεικτικῶν* (handelt in 3 Abschnitten von den Hymnen, von dem Lobe der Gegenden und Städte. — 5) M., mit dem Beinamen Protector, lebte unter dem Kaiser Mauritius und lieferte eine Fortsetzung der Geschichte des Agathias, welche bis zum Jahr 583 reichte, aber nur noch in Excerpten (in der großen Sammlung des Constantinus Porphyrogen.) vorhanden ist; abgedruckt in den Ausgaben des Constantinus Porphyrog., z. B. in der Bonner, S. 281 ff. M. ahmt in seiner Darstellung und Behandlung ganz dem Agathias nach; er schöpfte aus guten Quellen und hat uns manche sehr werthvolle Urkunde erhalten; sein Urtheil ist gesund und seine Beobachtungsgabe nicht unbedeutend. Vgl. Fabr., Bibl. Graec., T. VII., S. 540. — III. (Kirchengesch.), samaritanischer Goet und Sektenstifter, Schüler des Simon Magus, gab sich für den Gottmenschen und Messias aus, der seine Anhänger unsterblich mache.

Menangkabo, 1) Reich auf der Insel Sumatra, im Innern derselben, zwischen den Flüssen Palembang und Siak, die auf der Ostküste, und den Flüssen Mangruta, Indrapoura und Sinkel, die auf der Westküste münden, hier an das Gebiet der unabhängigen Batta's angrenzend. Das Land ist ergiebig an Gold in den Gebirgen, so wie auch an Eisen, das die Einwohner selbst verarbeiten, und liefert außerdem besonders Reis und Gewürze. Es ist stark bevölkert, gut angebaut und steht in einem lebhaften Verkehr zur See. Die Bewohner schmieden Eisen und Stahl und treiben außerdem noch mehre andere Gewerbe und Künste; namentlich sind sie auch geschickte Goldarbeiter und liefern schönes Filigran von Gold und Silber. Sie gehören zur malayischen Raçe und bekennen sich zum Islam. Ihr Fürst besaß früherhin die Oberherrschaft über die ganze Insel und ist, wiewohl durch die Niederländer beschränkt, auch jetzt noch mächtig und angesehen; — 2) Hauptstadt das., im mittlern Theile der Insel Sumatra, nordöstl. von Padang, an einem Nebenfluß des Indradshiri. Jetzt ziemlich in Verfall; blühender ist Panscharraschung mit bedeutenden Eisenfabriken.

Menantes, Pseudonym für Hunold 2).

Menapia (a. Geogr.), Stadt in Bactriana am Fluß Zariaspis, dem heut. Zuhrab oder Zurbab (Ptol. VI, 11, 8).

Menapii (a. Geogr.), belgisches Volk im N. von Gallia Belgica, welches früher auf beiden Ufern des Rheins gewohnt hatte, aber, von den Usipetern und Tenchterern aus seinen Wohnsitzen am rechten Rheinufer verdrängt, später nur auf dem linken und zwar in der Nähe der Mündungen des Stromes, westlich von der Mosa, östlich neben den Morini und Nervii, nördlich neben den Eburones, Toxandri, in einem große Wälder und Sümpfe enthaltenden Landstriche wohnte. Es stellte zur allgemeinen Bewaffnung der Belgä 25,000 M. und ihm gehörte das Castellum Menapiorum; jetzt Kessel zwischen Roermonde und Venlo. Ein Zweig derselben waren die Manapii in Hibernia.

Menarda (Bot.), nach Commerson, Gatt. der Euphorbiaceae *Juss.* Eine einzige Art, ein Strauch auf Madagascar.

Menarges, span. Ort, Königr. Katalonien, Prov. Lerida, nordöstl. von Lerida, nahe am Segre.

Menars, franz. Dorf, Depart. Loir et Cher, an der Loire, Bez. Blois, östl. von Blois; Schloß; 460 Einw.

Menas, s. Menodorus.

Menas-Albas, span. Flecken, Prov. Toledo, südwestl. von Toledo; 3560 Einw.

Menascheh (bibl. Geogr.), s. v. a. Manasse.

Menat, franz. Flecken, Dep. Puy-de-Dome, Bez. Riom; bedeutende Viehmärkte; 2240 E.

Menatzach (Hebr.), Musikdirektor.

Menaucourt, franz. Ort, Depart. Meuse, Bez. Bar-le-Duc; Hochofen, Eisenhämmer.

Menavia, s. Monaveda und Monapia.

Menay, Meerenge, s. v. a. Menaistraße.

Menazneim, Handklapper, musikal. Instrument der Hebräer.

Menbrilo (Bot.), s. v. a. prächtige Gustavie, Gustavia augusta *L.*

Mencaulit, flandrisches Getreidmaß = 3290 pariser Kubikzoll.

Menchengesäß, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Alzenau; 270 Einw.

Mencheres, altägypt. König.

Menchieh el-, afrikan. Flecken, Ober-Aegypten, links am Nil, nordwestlich von Girgeh; Handel.

Menchuan, südamerikanische Insel, Patagonien, an der Westküste, im Archipel los Chonos.

Mencia (Doña-), span. Flecken, Prov. Cordova, südöstl. von Cordova.

Mencke, verdiente deutsche Gelehrtenfamilie, von deren Gliedern erwähnenswerth sind: 1) Otto, geboren den 22. März 1664 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, † als Professor der Moral zu Leipzig den 29. Jan. 1707, ward durch Herausgabe der Acta eruditorum (seit 1682) der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschriften. Sein Sohn — 2) Joh. Burkhard, geb. den 8. April 1674 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und ward 1699 Professor der Geschichte, widmete sich aber zugleich dem Studium der Rechte und ward als vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zum Historiographen und später zum Hofrath ernannt, † zu Leipzig den 1. Apr. 1732. Er erwarb sich durch Herausgabe der Scriptores rerum Germanicarum praecipue saxon. (3 Bde., Leipz. 1728—1730 Fol.), ein bleibendes Verdienst um die vaterländische Geschichtschreibung. Aber ein weit größeres Auf-

sehen erregten seine satyrischen Orationes duo de charlataneria eruditorum (Leipz. 1715 u. ö.), die ins Deutsche und in mehre andere Sprachen übersetzt worden sind. Nach seines Vaters Tode setzte er die Acta eruditorum fort; auch begründete er 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen." Auch war er als Dichter beliebt unter dem Namen Philander von der Linde und bekleidete das Vorsteheramt bei der deutschübenden poetischen Gesellschaft zu Leipzig. Seine Gedichte erschienen daselbst 1705, 4 Thle; seine kleinen und akademischen Schriften, meistens historischen und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den „Orationes academicae" (das. 1734), „Dissertationes literariae" (das. 1734), und „Dissertationum academicarum decas" (das. 1734.). Sein Sohn — 3) Friedrich Otto, geb. den 3. Aug. 1708 zu Leipzig, † daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr den 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die Acta eruditorum fort und schrieb unter andern eine Historia vitae Ang. Politiani (Leipz. 1736, 4), gab auch Miscellanea Lipsiensia nova (das. 1741—1751, 10 Hefte) heraus. Ein Vetter von Nr. 1) — 4) Lüder, geb. zu Oldenburg den 24. Dec. 1658, † als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfakultät zu Leipzig den 29. Juni 1726, ist Verfasser mehrer gelehrter juristischer Werke.

Menczikow, s. v. a. Menzikoff.

Menda (a. Geogr.), Kolonie der Eretrier an der Westküste der macedon. Halbinsel Pallene und am Sinus Thermaeus in der Nähe von Scione, die als Handelsplatz nicht unbedeutend und besonders durch ihren guten Wein berühmt war, aber seit der Gründung von Cassandria ganz in Verfall kam (Paus. V, 10, 27).

Mendäer, s. v. a. Johannisjünger.

Mendahatein, europ.-türk. Dorf, Bosnien, Sandsch. Isvornik, südwestl. von Isvornik, mit unbenutzten Salzquellen.

Mendali, Ort, s. v. a. Mendeli.

Mendana, Archipel, s. v. a. Marquesas-Inseln.

Mendana de Neyra, Alvaro, berühmter spanischer Seefahrer, geb. 1541. Nachdem er im Gefolge seines Oheims, des Don Pedro de Castro, Gouverneurs von Lima, in die neue Welt gekommen, beschloß er auf Entdeckungsreisen auszugehen und segelte den 10. Jan. 1568 von Callao ab. Die Entdeckung der Inseln Guadalkanal, St. Christophe und Isabelle belohnte diesen ersten Versuch. Von da segelte er westwärts weiter und landete den 22. Jan. 1569 im Hafen von St. Jacques an der Küste von Mexiko, von wo er sich in kurzer Zeit nach Lima zurückbegab. Diese Reise, die bedeutendste, welche die Spanier seit der Entdeckung der neuen Welt unternommen, gab zur Entstehung der meisten Fabeln Veranlassung, mit welchen damals Europa über ein Jahrhundert unterhalten ward. Man verlieh jenen Inseln unermeßliche Schätze, nannte sie Gold- oder Salomonsinseln, und ihre Lage blieb geraume Zeit unbestimmt und einer der dunkelsten Punkte in der Geographie. M. erstattete dem spanischen Ministerium Bericht über das Resultat seiner Entdeckungsreise und suchte um Gewährung neuer Mittel zur Fortsetzung seiner Entdeckungen nach; aber die Kriege, in welche Spanien damals verwickelt war, ließen das Ministerium auf solche Pläne nicht eingehen. M. hörte indeß nicht auf zu sollicitiren und die möglichen Vortheile des Unternehmens darzulegen, und er bestimmte endlich die Regierung dazu, eine Kolonie auf die Insel St. Christoval zu senden, über welche Expedition M. den Oberbefehl erhielt. Seine Flotte bestand aus 4 Schiffen, welche mit allen für die projektirte Niederlassung nöthigen Gegenständen versehen waren. Die Wissenschaften waren aber damals noch in der Kindheit, die Kunst, die Längen und Breiten der Orte zu bestimmen, kannte man kaum, u. die Schiffer hatten daher Mühe, ihre eigenen schon gemachten Entdeckungen wieder aufzufinden. So erging es auch dem M., welcher von der Lage der zur Kolonisirung bestimmten Inseln nur unbestimmte Begriffe hatte. Nach Westen segelnd, glaubte er die Salomonsinseln zu erreichen, gelangte aber zu den Marquesas, welche er nach seinem Namen benannte. Von da segelte er weiter nach Westen und machte einige minder wichtige Entdeckungen, unter andern fand er die Inseln von St. Bernardo, welchen Byron 1767 den Namen Gefährliche Inseln gab. Seine Leute murrten und schon drohte unter denselben eine Meuterei auszubrechen, als er eine große Insel bemerkte, welche er anfangs für eine der Salomonsinseln hielt, aber nachher für eine neue Insel erkannte, der er den Namen Santa Cruz (Sainte Croix) gab. Die Fruchtbarkeit derselben lud zu ihrer Kolonisirung ein. Aber der Uebermuth der Spanier gegen die harmlosen Indianer, die sie mit offenen Armen empfangen hatten, verwickelte sie in Feindseligkeiten mit denselben. Die Ermordung eines Häuptlings der Indianer durch M.'s Leute ward das Signal zu einem sehr blutigen Kampf, welcher den Untergang der Kolonie herbeiführte. M. überlebte diesen Schlag nicht lange. Kummer und Gram über das Mißlingen seiner viel verheißenden Unternehmung tödtete ihn vor der Zeit (18. Okt. 1595). Sein Freund Quiros rettete die Trümmer der Expedition auf einem einzigen Schiffe nach Manila. Die Insel Santa Cruz ward nachmals (1767) von dem britischen Seefahrer Carteret wieder entdeckt und Insel Egmont genannt. Ueber das Leben und die Reisen M.'s ist zu vergleichen: D. Antonio de Morga, Sucesos de los Philipinas, Mexiko 1609. 4.; — de Brosses, Hist. des navig. Th. 1, S. 249.

Mendavia, span. Flecken, Königr. Navarra, Prov. Pampelona, Salzminen; 1840 Einw.

Mende (a. Geogr.), Ort in Macedonien, Halbinsel Pallene, eretrische Kolonie; Weinbau; jetzt Calandra.

Mende (n. Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Lozère, $33\frac{1}{4}$ □Meil., 50,000 Einw. — 2) Hauptstadt das., am Lot; Sitz der Behörden, Civil-Tribunal, Cambre consultative des arts et manufactures; Gesellschaften für Ackerbau, Wissenschaften, Handel und Künste; öffentliche Bibliothek; mehre Assekuranz-Gesellschaften;

Fabriken für Tuch, Serge, Fadis, Mittelpunkt des Handels mit den sogenannten Mende-Sergen nach Spanien, Italien, Deutschland und in das Innere Frankreichs; Bischofsitz, Kathedrale; 5900 Einw.

Mende (Biogr.), 1) Ludwig Julius Kaspar, geb. zu Greifswalde 1779, widmete sich der Medicin u. erhielt zuerst eine Professur derselben zu Greifswalde. Im J. 1823 wurde er Professor der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin und Direktor des Entbindungsinstituts in Göttingen. Er † 1832. Schrieb: „Die Krankheiten der Weiber" (Berl. 1810, 2 Bde.); dasselbe Werk umgearbeitet unter dem Titel: „Die Geschlechtskrankheiten der Weiber" (Gött. 1831—36, 2 Bde, von Balling); — „Von der Bewegung der Stimmritze beim Athemholen" (Greifsw. 1816, 4.); — „Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin" (Gött. 1824—26, 3 Thle.); — „Die menschliche Frucht, das Fruchtkind und das Kind vor, in und gleich nach der Geburt" (das. 1827); — „Handbuch der gerichtlichen Medicin" (Leipz. 1819—32, 6 Thle., der letzte von Kühn). — 2) Karl Adolph, Maler von Leipzig, geb. 1807, ward auf der münchener Akademie gebildet und widmete sich vorzugsweise dem Genrefache. Eins seiner frühern Bilder stellt eine Mutter bei dem Säugling in der Wiege in einer ländlichen Wohnung vor, mit durch das geschlossene Fenster eindringender Abendbeleuchtung. Ein beliebtes Bild ist auch sein zillerthaler Bube betend vor seinem Mues und mit der Schallmei. Ansprechende in Bezug auf Wahrheit in Bezeichnung der Empfindungen treffliche Bilder sind ferner: Bauern, welche von einem Dache aus der Schlacht von Leipzig zusehen und die Vertheidigung eines Hauses in Tyrol im J. 1809.

Mendeculia, s. v. a. Mendiculeia.

Mendeis, Gemahlin des Sithon (s. d.).

Mendel (Ichthyol.), s. v. a. Laxierfisch, Maena vulgaris *Cuv.*

Mendela (a. Geogr.), Stadt der Carei an der Südküste von India intra Gangem oberhalb des Sinus Colchicus (oder des Meerbusens von Manaar) im Lande Tinevelly (Ptol. VII, 1, 88).

Mendeli, asiat.-türk. Stadt, Armenien, nordöstlich von Bagdad, an der persischen Grenze.

Mendelssohn (Biogr.), 1) Moses, berühmter jüd. Philosoph und Reformator, so wie verdienstvoller deutscher Schriftsteller im Fache der Popularphilosophie, geb. zu Dessau am 7. Sept. 1729 (nach jüd. Zeitrechnung am 12. Elul 5489) † zu Berlin am 4. Jan. 1786. Sein Vater Mendel, ein armer Bibel- und Tephillinschreiber und Lehrer an der Anfangsschule zu Dessau, trug den schwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben, der geistig schneller gedieh als körperlich, täglich in die Schule und überzeitigte dessen innere Reife; Moses machte 10 Jahre alt schon hebräische Gedichte, aber er hat diese Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit, weil sie nicht die geringste dichterische Ader verriethen, später wieder vernichtet. Wenige Jahre später war er mit dem Talmud genau bekannt. Sein denkender Geist verweilte mit Wärme bei dem Buche Moreh Nebuchim des Maimonides (s. d.), dem er die Entwickelung seines philosophischen Talents verdankte. Er zog bald die Bewunderung seines Lehrers, des Rabbi David Fränkel auf sich. Seine Frühreife zog ihm aber schon in der Kindheit eine schwere Nervenkrankheit zu, in deren Folge sich sein Rückgrat krümmte und eine Schwäche der Nerven zurückblieb. M. hatte in Dessau noch kein deutsches Buch gelesen; deutsche Lektüre galt dem damaligen orthodoxen Judenthum als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. M. sprach mit lispelnder Zunge das Deutschjüdisch seines Stammes; von andern Sprachen war er nur des Hebräischen mächtig. So mangelhaft geistig ausgerüstet, faßte er den Entschluß, seinem Lehrer Fränkel nach Berlin zu folgen. Er war damals ein häßlicher, kleiner Knabe von 14 Jahren, ohne Geld, ohne Bekanntschaft, scheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grausamkeit und Gewaltlust der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnsucht nach geistiger Bereicherung gequält und getrieben. Die seiner Natur angeborne Schüchternheit hat er auch in späteren Jahren nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er gesucht war und für berühmt galt, immer erschreckt, wenn man ihm Achtung bezeigte. Die zähe Ausdauer des Geistes, wenn es sich darum handelte, der Welt ihre Geheimnisse, den Wissenschaften ihre Quellen, der ganzen Menschheit ihre oft verdeckten bessern Triebfedern abzulauschen, hat er in seinem Alter noch weniger verloren, obschon allerdings das Gefühl seiner beengten Stellung als Jude seine wissenschaftl. Bestrebungen, wo nicht kreuzte, doch schwächte. Er ist kein Eroberer im Felde der Wissenschaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat sich vielmehr sehr mühsam und allmählig im vorhandenen guten Kern der Menschheit mit seinen Gedanken eingenistet, um der Welt zurufen zu können, sie solle auf das bisher Errungene sich besinnen, um mit dem schon gewonnenen Besitz sich ein leidlich harmonisches Daseyn zu gestalten. M. begann in Berlin sehr kümmerlich seinen Unterhalt zu finden, er lebte vom Abschreiben und von seinem Hebräisch. Eine schlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menschen; sein Erwerb war so spärlich, daß er auf dem Brod, das täglich seine Mahlzeit abgab, strichweise die Tage der Woche bezeichnete, um zu wissen, wie weit er damit reichte und seinem Hunger im Voraus Grenzen zu stecken. Er verstand, als er nach Berlin kam, 2 Jahre nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, weder Lateinisch, noch Griechisch, und suchte sich diese Grundbedingungen einer klassischen Bildung zu verschaffen, obgleich es immer bemerkbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweise nachgeholt, wo Andere sich im vollen Strome erster Jugendaufregung gebadet. Er selbst spürte das Zeit seines Lebens, zumal später neben Lessing, diesem vom Mark der alten Klassiker vollauf Genährten. Das Gelüst nach modernem Wissen, das Gefallen an neuern Sprachen und Literaturen, war bald nicht weniger lebhaft und drängend in ihm; aber die jüdischen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; sie weissagten den moralischen

Untergang des Judenthums, falls die Betheiligung an den Interessen der christlichen Völker um sich griffe. M. mußte daher heimlich seinen Gelüsten nachgehen. Er drängte sich an die jüdischen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erste Zutrauen zu sich selbst. Er trieb eifrig die mathematischen Wissenschaften, eben so eifrig Englisch; er las Locke mit einer Begier, als sollte dieser ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen der Welt reichen. Aber nicht Locke, sondern Leibnitz war der ihm naturgemäße Philosoph, dessen Lehre von einer seit Urbeginn vorher bestimmten, harmonisch gegliederten Welt ihm die beste Zuflucht für bedrängte Geister schien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in methaphysischen Dingen. Um einen Satz zu beweisen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Daseyn sagte man: Gesetzt, er ist nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum, und nannte diesen Wahrscheinlichkeitsbeweis mathematische Sicherheit. In dieser Methode des Philosophirens erwuchs M. in Berlin. Seine äußern Verhältnisse gestalteten sich unterdessen günstig, seitdem ein jüdischer Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus genommen hatte. In diesem Hause blieb er auch nach Erledigung der pädagogischen Aufgabe; er korrespondirte für die Handlung seines Prinzipals, übernahm die Funktionen eines Buchhalters und wurde in seinem hohen Alter nach dem Testamente des Freundes und der Bestimmung von dessen Wittwe am Geschäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hause des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unsern Philosophen; er konnte sich erlauben, bequem zu leben, obschon er den Haupttheil des Tages jetzt an das Komptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräischer Sprache eine moralische Wochenschrift unternahm. Daß in ihr schon moderne Luft wehte, beweist das Verbot derselben durch die Rabbiner. Es waren nur 2 Hefte erschienen, als sie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte sich zwischen M. und Lessing das für Beide segensreiche Verhältniß an, ein früh geschlossener Bund, der für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirksam und in lebendiger Gegenseitigkeit fortbestand. Lessing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeister anzog. M. ward ihm als Schachspieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: Ich habe einen zweiten Spinoza gefunden. Moses wird dereinst die Ehre seiner Nation seyn! Beide Männer waren von gleichem Alter, in demselben Jahre geboren; sie zählten 25 Jahre. In allem Uebrigen aber waren sie Gegenpole nach Naturell, Bestrebung, Wollen und Können. Ihre treu festgehaltene Freundschaft war also in dem Reiz der Gegenseitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfnisses zu wechselseitiger Ergänzung begründet. In diesem Verhältniß zu Lessing reifte M. erst zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran und diese Beziehung zu dem klassischen Herkules der neuern deutschen Literatur bedingt auch zum Theil die literarische Bedeutung M.'s. Als Lessing damals nach Potsdam ging, um in Ruhe sein Trauerspiel Sarah Sampson zu schreiben, war die in Berlin geschlossene Freundschaft bereits unzweifelhaft fest. Der Briefwechsel war der fortgesetzte Umgang beider Geister. Für den Philosophen M. war der schöpferische Lessing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zusammen den in Lessings Werken befindlichen Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker.“ M.'s „philosophische Gespräche“ gab Lessing hinter dessen Rücken heraus, und so war der schüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demselben Jahre folgten seine „Briefe über die Empfindungen.“ Hiermit verließ er die Abstraktion des mathematischen Philosophirens; er spürte hier zum ersten Male die Pulse eines warmbewegten Herzens mitten im Kalkül des nüchternen Verstandes. Er war aber in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmonisch zusammenfügende Natur. Sein Scharfsinn sorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Daseyn der Menschen erwüchse, Leben und Gesellschaft sich zu einem freundlichen Ganzen abrundeten. Damals machte er auch die Bekanntschaft mit Sulzer, mit Nicolai u. A. und es begann seine Mitwirkung zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste.“ Er ward Mitglied einer Gesellschaft von 100 berliner Gelehrten, die sich allwöchentlich in einem Kaffeehause versammelten und sich wissenschaftliche Arbeiten vorlasen. In solcher Veranlassung schrieb M. seinen Aufsatz „über die Wahrscheinlichkeit“. Im J. 1763 gewann er den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage: „Ueber die Evidenz der methaphysischen Wissenschaften“ gesetzten Preis und einstimmig setzte ihn die Akademie auf die Liste der neu aufzunehmenden Mitglieder. Aber der König strich ihn aus, bei welcher Gelegenheit M. bemerkte: „Nur dann würde es mich schmerzen, wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen.“ Endlich faßte er sein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rousseau's zusammen. Wir haben in dieser Polemik den ganzen Menschen in seiner Liebenswürdigkeit, wie in seiner Beschränkung beieinander und verweilen daher bei dieser Arbeit, um den Keimpunkt seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er übersetzte 1756 Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen und fügte seine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu. Rousseau's große Entdeckungen werden von M. nicht entkräftet, vielleicht nur hier und da geordnet und auf das Gebiet eingeschränkt, wo sie volle Gültigkeit behalten. M. begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menschen das Gelüst wecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Er korrumpirte nicht die Sätze seines Gegners, um sie zu widerlegen. Er fühlte sich ergriffen von dem hinreißenden Feuer der Beredsamkeit Rousseau's, die uns wider unsern Willen auf eine Seite hindränge, die weit abliegt von aller bisherigen Denkungsart. Aber er setzte

den Ideen Rousseau's die ganze stille Festigkeit seiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt seinen stürmischen Gegner an dem Zugeständniß, der wilde Sohn der Natur, der sich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Lastern der Gesellschaft, sey bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Wesens in sich. Diesen Beruf und dieses Ziel zur Vervollkommnung sichert er nun der ganzen Entwickelung der Menschheit; er rettet seinem Zeitalter die Zuversicht auf dies Heil, wie verworren auch und kreuz und quer der Lauf der Weltgeschichte sich gestaltet habe. Er sichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur sey in der Entwickelung des Einzelnen, wie des Geschlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies ist seine Ansicht, beginnt eine Erweiterung unseres Daseyns, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfnisse, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entsagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Gestalt, und das Böse ist nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Bösen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt ist eine immer reichere Entwickelung von Kräften. Göthe lobte an M. die autodidaktische Bildung. In diesem Thema kam sie zur vollen Erscheinung. M. brauchte nur an seine Brust zu schlagen, um die Wohlthaten der Kultur, den Segen geistiger Bereicherung zu preisen. Aus dem dumpfen Winkel seines eingeklenneten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wissens, der Drang nach Bildung erlöst. Ihm war nichts überkommen, also hatte ihn nichts übersättigt, Alles hatte er sich errungen und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens stieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die sich ihr gutes Recht an den geistigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geister war erworbenes Eigenthum, und dieser Besitz war nur im Verkehr und im Austausch mit seinen Nebenmenschen ein Segen. Rousseau wollte den Menschen wieder zum Einsiedler machen. M. preist mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geselligkeit, ohne die Unschuld des Geistes je eingebüßt zu haben. Nur in den Beziehungen zum Menschen galt ihm der Mensch etwas, und in diesen Beziehungen steigern sich nach seiner Ansicht alle Kräfte, gestaltet sich die Familie, erwächst die Gesellschaft zum Staat. Reichte die Aufklärung seiner Zeitgenossen noch nicht aus, um in Familie, Gesellschaft und Staat die Herrschaft der Menschenliebe festzustellen, so blieb es nach seiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menschheit vorbehalten, diese freundselige Schwärmerei eines guten Herzens, diese liebenswürdigen Kombinationen eines vorsichtigen Verstandes zu verwirklichen. Es sey, sagt er, schon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menschheit zum Fortschritt festhalte, die Zuversicht, es werde immer besser und heller unter den denkenden Köpfen werden, nicht preisgebe. An dem Zugeständniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rousseau seinem Wilden nicht absprach, nahm er dessen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilsamen Rücklauf aller Kulturgeschichte in ihren nackten, kahlen Anfangspunkt gefangen. In demselben Jahre, 1767, in welchem Lessing zu Hamburg in seiner Dramaturgie den Riesenplan entwarf, den Deutschen ein Nationaltheater zuvor kritisch in Konturen und Abrissen zu konstruiren, erschien M.'s Phädon. In diesem Buche berührte M. mit zarter Hand einen ziemlich bloßgelegten Nerv seines Zeitalters. Er ward mit diesen Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreisen der Mann des Tages. Das Bewußtseyn, das Gebäude der europäischen Gesellschaft ruhe auf morschen Säulen, war noch keineswegs vorherrschend fühlbar in Deutschland, und gleichwohl begannen schon damals unter den Sinnenden und Lauschenden, die gern mit einer Einkehr in sich selbst abschließen, jene emsigen Hinblicke auf ein Jenseits. Freilich wollte man, so lange noch lessing'scher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig schwärmen, sondern klar denken. Man wollte Beweise über die persönliche Fortdauer nach dem Tode. M. versuchte sie, und er folgte in der dialektischen Beweisführung dem heidnischen Philosophen, in dessen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der übersichtlichen Milde seiner eigenen Denkungsart verband und ohne alle Beihülfe von Seiten der Offenbarungslehre der sogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. In jenen Gesprächen wird uns zu Anfang ganz der platonische Sokrates vorgeführt. Er ist bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit seinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungesucht zum Thema. M. schließt sich nicht bloß den platonischen Gesprächen an, er scheint sie wörtlich wiedergeben und eine Verdeutschung liefern zu wollen. Allmählig gewinnt jedoch der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie sie drängende Fragen des Tages mit sich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuversicht immer dreister; das moderne Bewußtseyn erhärtet schließlich alle Zusage, alle Bejahung der Frage mit seinem unmittelbaren Wissen vom Zusammenhang zwischen Kreatur und Gott. M.'s Sokrates lehrt, wie der platonische, die Seele sey einfach, und nur das Zusammengesetzte sey zerstörbar. Hieran schließt sich eine Polemik gegen d'Alembert und die Encyklopädisten an, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beschaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußern Einflüssen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfsinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geist sey nichts, als eine Modifikation der Materie. Die Seele, sagten die Franzosen, werde nichts mitnehmen, wenn sie sich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die sie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, seyen ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt gewesen. M. leugnete das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge

der Seele, die sich allerdings nur leiblich zu bethätigen schienen, bildeten sich zugleich mit der Seele, so daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebniß vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich seyen die Werkzeuge ungleich bei den Menschen, und da sich die Geister nach ihren leiblichen Organen modificirten, so müßte eine Ungleichheit der Geister daraus gefolgert werden. Aber das störe nicht die Sache selber, sey nicht von praktischem Nutzen, um das menschliche Daseyn in jener Welt zu konstatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet M. wesentlich die geistigen, nicht bloß Klima und Nahrungsmittel, sondern Erziehung, Umgang, Gesellschaft, Regierungsform seyen bestimmend für die Gestaltung des Geistes im Einzelnen. Und in alledem fühle sich die Geburt und das Wachsthum der Seele schon im Elemente des allgemeinen Geistes. Unsterblich sey die einzelne Seele nur in so fern, als überhaupt ein Element des Geistes als ein ewiges anzunehmen sey und als es überhaupt mehr als Natur, als es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm nur seyen wir unsterblich. — Von der Vorbereitung des Phädon datirt der zum Theil sachlich wichtige, zum Theil persönlich glänzende Briefwechsel des berliner Philosophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewissenssachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denklustige Köpfe führten M.s Ansichten weiter aus, ergänzten ihn oder suchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieser Mittheilsamkeit und Lust an gegenseitiger und gemeinsamer Erörterung gefiel sich dieser Gesellschaftsphilosoph. Fremde, die Berlin besuchten, wollten nicht bloß den großen König, dessen Franzosen und dessen Wachtparade, sie wollten auch den kleinen freundlichen deutschen Philosophen sehen, der merkwürdiger Weise ein Jude war. So erschien denn um 1769, im Jahr der 3. Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieser hatte mit M. in religiösen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Christenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieser Aeußerung suchte Lavater die, wie es ihm schien, obwohl noch zaghafte, doch beinahe schon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erschien Lavaters Uebersetzung von Bonnets Beweisen für das Christenthum, mit einer Zuneigung und Aufforderung an M., diese Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich taufen zu lassen. Aber M. fühlte sich, da man ihn so unzart zur Entscheidung drängte, plötzlich durch und durch als Jude, festgewachsen mit dem Schicksale seines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit seinen Brüdern nicht bekannte, sondern trug. Jene bonnetschen Beweise für das Christenthum, ohne Angabe für welches, waren zu schwach und Lavaters Glaube, der die Wohlthaten des Christenthums lediglich in den Wunderwerken suchte, konnte nicht M.s Glaube seyn. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor seinen Glaubensgenossen geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, sondern schrieb sogar deutsche Bücher; von grassen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erst durch ihn langsam erlöst. Man erzählt, daß polnische Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle seines Zimmers stehen blieben, ihn verächtlich angrinsten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anspieen und wieder forteilten. Solche Visiten mit Versuchen salbungsvoller Werber im Namen Christi wechselten oft genug im gastlichen Hause des friedfertigen Mannes. Er fühlte sich als Jude; mit seinem Volke zu leiden und zu harren, war seine Aufgabe, seine Lust. Jetzt aber sollte er öffentlich erklären, warum er nicht Christ werden könne. Er fragte beim Consistorium in Berlin an, welchem von dessen Räthen er seine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen solle. Das Collegium gab ihm den Bescheid, er könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie zur Censur vorzulegen; man sey von seiner „Weisheit und Bescheidenheit überzeugt, „er werde kein öffentliches Aergerniß geben." An das öffentliche Sendschreiben an den Diakonus von Zürich knüpfte sich M.s Briefwechsel mit Lavater und andern Zeitgenossen, das Thema seiner Bekehrung betreffend. M. selbst sagte in seiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können." Er äußerte, wenn unter seinen Zeitgenossen ein Confucius, ein Solon lebte, so würde er ihn nach den Grundsätzen seiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er sich mit ihm bald verstehen, und ob er glaube, daß ein solcher Mann selig werden könne? „O mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieser Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könnte." Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß seine Nation dem aufgeklärten Zustande in Preußen Einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar seyn, hätte ein Jude in Preußen das Gelüst, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgesehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man sie fand, zur Stadt hinaus. „Ist es doch nach den Gesetzen ihrer Vaterstadt, verehrungswürdiger Menschenfreund, Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen!" 5 Jahre später schrieb M. im Interesse der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre, geht die Obrigkeit, unter welcher Sie stehen, eben jetzt damit um, die Juden noch mehr einzuschränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten." Er bittet die Priester Christi in Zürich, so viel es ihnen möglich sey, sich als Menschenfreunde der armen Kreaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte M, daß die Sache seiner Bekehrung dem müssigen Theil im Publikum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnü-

gen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Waffe unserer gegenseitigen Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheit annähmen und ausüben, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!"

Seitdem M. durch Lavater so gewaltsam in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er scheuer und hielt sich stiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um schlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte selbst keinen Ausfall mehr. Einen unwirschen Stürmer, der sich in die Bekehrungsstreitigkeiten mischte und ihn öffentlich aufforderte, seine Ueberzeugungen förmlich zu beschwören, verwies er lächelnd auf die Thatsache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht selten witterte er auch Verrath und fürchtete die Falle, die man ihm legen könne. Durch einen hochgestellten berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politischer Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte diesem Menschenfreunde und machte die Gegenvorstellung, wie er fürchte, seine Glaubensgenossen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem sie seit Jahrhunderten gelebt, allen geistigen Schwung, selbst den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz seiner Kränklichkeit und während die Hälfte des Tages seinem Komptoirgeschäft angehörte, unausgesetzt thätig im Einzelnen und Kleinen, das Licht seiner Ueberzeugungen in Kunst und Wissenschaft wirksam zu machen. Seine Kritiken und Aufsätze, meistens Beiträge zu den „Briefen die neueste Literatur betreffend" und zur berliner Monatsschrift, füllen in der Sammlung seiner Schriften (Leipz., Brockhaus, 7 Bde.) 2 starke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewissenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde eine kleine Reihe von Musterstücken deutscher Prosa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbarischem Deutsch auftrat, die Jüngeren erst in kolossaler Ungeberdigkeit einen neuen Anlauf nahmen. Von ganz besonderem Segen war M.s Thätigkeit in sprachlicher Hinsicht für seine Glaubensbrüder. Er übersetzte ihnen die fünf Bücher Moses und ließ diese Uebertragung zunächst mit hebräischen Lettern drucken, um ihr in den jüdischen Schulen Eingang zu verschaffen. Seine Uebersetzung der Psalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienst, den Jargon seiner Genossen auszurotten. Widerspruch, Haß und Verfolgung war dafür sein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle die mit dem Bann, die seine Bücher läsen. Sein Zweck aber ward erreicht: die Talmudschulen wurden leer, die jüdische Jugend entwickelte sich deutsch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutscher Bildung und Gesittung entgegen zu reifen. M. wurde von den Redaktoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfassung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohms Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erschien Hand in Hand mit den Ansichten über Anerkennung der Gewissensfreiheit, wie sie M. als erste Bedingung eines sittlich geordneten Staates forderte und in seinem Werke „Jerusalem" öffentlich niederlegte. Es war im Jahre 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft" nannte. Dies berühmte Buch erschien zuerst im Jahre 1785. M., bereits von dem abgewendet, was deutsche Spekulation mit neuem gewaltigem Impuls bewegte, faßte schließlich die Summe seines Wissens in diesen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zusammen. Diese Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenstunden hervorgegangen, die er seinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philosophische Propädeutik zu geben. M. war mit sich und seiner Welt fertig. Er fühlte, daß seine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leisen Geruche aus der alten wolff'schen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philosophie des Wahrscheinlichen, die Philosophie der mathematischen Evidenz und indirekten Beweise zeitlebens genügt. Aus Sophistik und Schwulst, wie sie der alten Schule ehedem eigen, hatte er sich schon in seiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethischer Mensch mit der attischen Eleganz des Geistes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphysischen Untersuchungen gebracht, in denen sonst abstruse Barbarei und der Dünkel der mathematischen Rechthaberei geherrscht. Des Wissens war genug in der Welt nach M.s Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philosophie sollte jetzt den Verkehr der Menschen unter einander befruchten, Familie, Gesellschaft, Staat sollten den Genuß haben von den Ergebnissen dessen, was die Philosophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Dasein erträglich zu machen, und dies Wenige war in Deutschland noch täglich bedroht. Mit diesem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wissens müsse jetzt praktisch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu Gute kommen, schloß M. ab mit sich und der Zeit. Er war unter den Philosophen des alten Schlages der Sokrates, d. h. der seine Lehre praktisch bethätigende Mensch geworden, und zugleich der Künstler in der Darstellung. Deutsche Spekulation aber, der Verwirklichung ihres Wissens für Gesellschaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von Neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geistes. In den „Morgenstunden" finden wir auch M.s

Versuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, in sofern er sich zu dem Glauben an eine vorherbestimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte sehr wohl, daß dieser Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben sey, noch weniger die Begriffe des Fortschrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit sich damit vereinigen ließen. Spinoza's schwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der sich denkende Körper, der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele, Intensität und Extensität zusammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins sich zusammenfassen sollten, das erschien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die französische Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modifikation der Materie wäre; er sträubte sich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Mensch und alle Natur nur eine Modifikation des Unendlichen seyn solle. Es kam ihm ein Schauder an, wenn er bedachte, daß in diesem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott, noch Mensch ihre Freiheit fänden. Und dieser Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen seinen Schrecknissen für so verrucht, daß wer ihn theilte, als Pantheist, als Atheist gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jakobi machte schließlich an Lessing diese Entdeckung. Lessing habe ihm in einer persönlichen Besprechung unumwunden gestanden, wenn er sich durchaus zu etwas bekennen solle, so sey's zum Spinozismus. Der Streit begann 2 Jahre nach Lessings Tode, schon 1783. M. war erschrocken; er setzte dem verewigten Freunde, seinen Verdiensten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den „Morgenstunden" ein schönes Denkmal. Er sprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu konstruiren freilich seine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. M. wußte, was es hieß, um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jakobi schrieb sein stürmisches Buch „über die Lehre des Spinoza in Briefen an Hrn. Moses M." Hier wurden Pantheist und Gotteslеugner gleichzeitig an den Pranger gestellt. Da galt es eine Ehrenrettung Lessings. M. krank und zitternd, schrieb sie mit einer Hast, als stände der Tod hinter ihm. „M. an die Freunde Lessings" war seine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er sie selbst zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erschien erst nach M.s Tode, der am 4. Jan. 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umstanden seine Leiche; Lessings Büste, das Palladium seines Hauses, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm seinen edelsten Vertreter, das Judenthum seinen Reformator, mit dem es erst deutsch zu werden begann. — Was schließlich M.s Bedeutung als Reformator des Judenthums anlangt, so geht aus seinen hebräischen Schriften, linguistischen und exegetischen Inhalts klar hervor, daß er nur die Aenderung der Methode, nicht aber der Religion beabsichtigte. Am kräftigsten wirkte er durch seine schon erwähnte deutsche Uebersetzung des Pentateuchs, mit den hinzugefügten hebräischen Scholien von ihm selbst, Salomo Dubno und Hartwig Wessely. Die allgemeine Bewegung, welche die Veränderung der Sprache bei der Uebersetzung der heiligen Schriften unter den Rabbinen hervorbrachte, welche stets an eine elende jüdisch-deutsche Paraphrase gewöhnt waren, ist das klarste Zeugniß von der Richtigkeit der Ansichten M.s, daß durch Unternehmungen dieser Art der Geist eine ganz neue Gestalt erhalten werde. Er brachte, je größer der Widerspruch war, diesem Zwecke die größten Opfer und drang endlich durch. Andere Versuche, außer der bald darauf erschienenen weit schönern Uebersetzung der Psalmen, blieben, da der Tod ihn unterbrach, ungedruckt. Indessen waren diese Arbeiten innerhalb weniger Jahre von unglaublichem Erfolge. Je strenger M. sich dem herkömmlichen Text anschloß, ohne die damals aufblühende biblische Kritik, welche vorzüglich J. D. Michaelis übte, zu beachten, je ruhiger er in der Einleitung zum Pentateuch die den Juden selbst eigenen Ideen zur Fackel benutzte, und seinen Brüdern das Gebiet, in welchem sie sich bewegten, zu beleuchten strebte, desto leichter entwaffnete er die hie und da ihm widerstrebenden Rabbinen, bis sie sich durchweg mit ihm aussöhnten. Während er aber auf diese Weise das Aeußere des Judenthums zu läutern, den Geschmack zu verbessern, die übeln Gewohnheiten abzustellen, den Sprachlosen (denn höchst entartet war sowohl der hebräische, als deutsche Ausdruck) zwei Sprachen zugleich zugeben strebte, während er der innern Geistesentwickelung es überließ, mit der Zeit fortzuschreiten, und durch sein Beispiel eine Menge trefflicher Köpfe weckte, die seine Entwürfe immer mehr ausführten, verfehlte er auch nicht, die innere Grundlage des Judenthums mit philosophischem Geiste zu beleuchten und die eingewurzelten Vorurtheile auszureißen. Den Anlaß dazu hatten schon einzelne Angriffe christlicher Gelehrten auf das Judenthum M.s gegeben. Am stärksten fühlte er sich durch Dohms allgemeines Aufsehen erregendes Werk: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (s. oben) mit seinen Ansichten hervorzutreten veranlaßt. Dies Werk forderte eine gänzliche Umänderung der Gesetze in Betreff der Juden und gänzliche Gleichstellung derselben mit allen Staatsbürgern, vornehmlich aber Tilgung der unter ihnen durch den langen Druck der Zeiten eingerissenen Uebel mittelst einer bessern Erziehung, jedoch mit Beibehaltung einer gewissen religiösen Autonomie zur Vermeidung eines leicht überhand nehmenden Leichtsinns. Dies Letztere war das Werk des noch herrschenden Vorurtheils, daß der Denkfreiheit durch strenge Censur Schranken gesetzt werden müßten. Dagegen erhob sich M. zuerst in seiner Vorrede zur deutschen Bearbeitung von Manasse Ben Israels „Rettung der Juden", worin er ganz besonders die Verkehrtheit, den Geist durch Tribunale einschüchtern zu wollen, darstellt und unumwunden die Nothwendigkeit uneingeschränkter Denkfreiheit erklärt, auf

die weit schlimmern Mißbräuche der Hierarchie hindeutend. Als aber auch diese Aeußerungen von halbgelehrten Schriftstellern öffentlich als ein verhülltes Christenthum gedeutet wurden, und man somit auch seiner Wahrheitsliebe zu nahe trat, da es unmöglich schien, beim Bekenntniß des Judenthums Geistesfreiheit zugleich zu predigen, ohne verketzert zu werden, sah sich der gekränkte Mann nochmals genöthigt, aufzutreten, um seine Ueberzeugung klar zu entwickeln. Er schrieb (1783): „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", ein Werk, das als Erzeugniß der deutschen Literatur eben so schön, als es in Betreff der Fortschritte der Juden, die sich dagegen nicht sträubten, höchst merkwürdig erscheint. Der Hauptgedanke darin ist, daß das Judenthum von zwei Seiten zu betrachten sey, einmal seinem Wesen und dann wieder seiner Erscheinung nach. Das Erstere sey eine Religionsansicht, die aller möglichen Beleuchtung bloßgestellt sey, keineswegs das Licht scheue, vielmehr ein stetes Denken und Aufklären der Begriffe zur Pflicht mache; während die Erscheinung des Judenthums auf herkömmlichen, von den Christen selbst nicht in Abrede gestellten Vorschriften beruhe, deren Umsturz nicht dem Einzelnen zukomme, deren Befolgung aber der Gewissenhaftigkeit des Einzelnen überlassen sey, ohne daß irgend Jemanden die Befugniß, darüber zu richten, zuerkannt werde. Der Staat habe auf diese Erscheinung, sobald es sein Interesse gilt, gar nicht Rücksicht zu nehmen und nur die Erfüllung bürgerlicher Pflichten zu beachten. Man sieht dem Werke eine gewisse Beklommenheit an, die offenbar in dem Widerspruche des Gesetzzwanges im Gewissen mit der Freiheit des Denkens ihren Grund hat. Allein die feierliche Erklärung eines Juden, daß die Denkfreiheit ein Religionsprincip des Judenthums sey, welches durchaus keine Glaubensdogmen gelten lasse, war von der höchsten Wichtigkeit, in einer Zeit, wo man noch die kleinsten Religionsgebräuche für die stärksten Religionsdogmen hielt und deren Nichtachtung mit Bann als Verletzung des Kerns der Religion verfolgte. Sein Werk ward von den gebildetern Juden mit seltenem Beifalle gekrönt. Seine freimüthig ausgesprochenen Meinungen blieben bald nicht bloß Eigenthum der deutschen Welt, sondern wurden auch in die hebräische Sprache übertragen und somit in die entferntesten Judengemeinden verbreitet. M. hatte während der 20jährigen Blüthe die Freude, den Boden selbst, den er urbar machte, sich veredeln zu sehen. Es erwuchsen bereits ihm zur Seite Männer, die mit andern Hülfsmitteln demselben Ziele zustrebten, ohne jedoch aufs Allgemeine stets einzuwirken oder es zu wollen. Die Theilnahme für äußere Bildung war geweckt, man las in mancher jüdischen Familie schon mit Vergnügen die kosmopolitischen Werke eines Friedrich II., eines Voltaire, Rousseau und anderer Schriftsteller von Ruf, und der daraus entstandene Widerspruch mit der früher empfangenen Erziehung begann sich bemerklich zu machen und einzelne Geister mit der Aufgabe zu beschäftigen, wie eine freiere Geistesentwickelung ohne Aufopferung der Religion zu gewinnen sey, und in welche Formen die Letztere sich werde fügen müssen, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben. Eine Frage, die sich jetzt den Juden in Deutschland zum ersten Mal aufdrängte, da sich eben erst die Außenwelt ihnen zu erschließen begann. Von den Männern, welche sich alsbald an M. anschlossen und, das ganze Gewicht seiner Leistungen anerkennend, dieselben zu erhöhen beitrugen, nennen wir: Hartwig Wessely, Isaak Euchel, David Friedländer, Joel Löwe, Aron Wolfsohn, Herz Homberg &c. Die Thätigkeit aller dieser und einer Menge täglich aus dem Dunkel hervorgehender neuer Geister war von unberechenbaren Folgen, so winzig sie in der großen allgemeinen Thätigkeit der deutschen Literatur erscheinen mochten. Wie neu geboren erhob sich die Synagoge, durch ganz andere Säfte belebt, als welche der Talmud mit seinen Kommentatoren so lange Zeit zur Erhaltung derselben geliefert hatte. Ehe man sich noch über das innere Wesen des Judenthums verständigt hatte, war ein weit verbreitetes Einverständniß gleichsam von selbst vorhanden. In dasselbe gingen zugleich die einzelnen, für Wissenschaft oder Kunst herangereiften Männer, unter denen auch manche sich allgemeinen Ruhm erwarben, leicht ein. Wir nennen von solchen: den Arzt und Ichthyologen Bloch, den Arzt Marcus Herz, die Philosophen Lazarus Bendavid und Salomon Maimon &c. Alle diese und ähnliche, aus der gewöhnlichen Laufbahn der Juden, dem Handel, und aus dem Zauberkreise talmudischer Ideenverbindung heraustretenden Juden dienten ihren Brüdern einerseits als Vorbilder und rückten ihnen ihr gewöhnliches Ziel, den Geldbesitz und die daraus entstehende Geldherrschaft, immer mehr aus den Augen, andererseits zogen sie die Aufmerksamkeit der Beurtheiler der Juden mehr auf die vorhandenen Kräfte, als auf den noch häufigen Mißbrauch derselben, welcher der Zurücksetzung der Juden in bürgerlicher Hinsicht den Vorwand lieh. Am Meisten aber diente die Achtung, welche ihnen zu Theil ward, und selbst der Genuß, welcher sich an ihre Beschäftigungen und Leistungen knüpfte, als Hülfsmittel zur Begünstigung der durch die offenbaren Reformatoren beabsichtigten Fortschritte. So gelangen die Bemühungen M.s und seiner Schüler und Freunde, welche mitunter sehr viele Opfer und Selbstverleugnung erheischten, bei dem Hinzutreten der allgemeinen großen Weltereignisse vortrefflich. — 2) M.-Bartholdy, Felix, einer der reichst begabten unter den jüngeren Tonkünstlern, um dessen Besitz im Leben die angesehenen Städte Frankfurt und Leipzig mit Hamburg und Berlin gestritten haben, wurde in letzterer Stadt den 3. Februar 1809 geboren. Sein Vater, einer der angesehensten Banquiers, der auch als Stadtrath in Berlin sich in den letzten Jahren durch rege Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sehr verdient machte und im November 1835 †, war der Sohn von Moses M. [s. 1)] und ließ sich die sorgfältigste Ausbildung der schon in frühester Jugend hervortretenden außerordentlichen musikalischen An=

lagen seines Sohnes sehr angelegen seyn. Sein Lehrer im Generalbaß und in der Komposition wurde Zelter, auf dem Pianoforte unterrichtete ihn Ludwig Berger. Der Knabe übertraf alle Erwartungen seiner Lehrer. Noch nicht volle 8 Jahre alt, löste er bereits die schwierigsten Aufgaben des strengen Satzes mit der größten Leichtigkeit; ebenso machte ihm auf dem Klavier keine Aufgabe mehr Schwierigkeit, wenn nicht seine noch unausgewachsene Hand an der Ausführung hinderte. Die Schärfe seines Gehörs, die Stärke seines musikalischen Gedächtnisses und vor Allem seine ans Unbegreifliche grenzende Fertigkeit im primavista-Spiel erregte schon damals bei seinen Lehrern wie bei Allen, die ihn von dieser Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatten, hohes Erstaunen und die größten Hoffnungen. In seinem 9. Jahre spielte er zum ersten Male öffentlich in Berlin, und zwar das Koncert militaire von Dussek; die Ausführung desselben geschah mit einer überraschenden Virtuosität. Das folgende Jahr reiste er mit seinen Aeltern nach Paris, und auch hier erwarb er sich durch sein Spiel große Bewunderung. Im Jahre 1821 nahm ihn Zelter mit nach Weimar zu Göthe, der den reichbegabten, geistvollen und munteren Knaben bald sehr lieb gewann. Hier spielte er Fugen von Bach, Ouverturen von Mozart, Sonaten von Beethoven, auch sogen. brillante Stücke von Dussek, Field, Hummel u. A. mit vollkommener Meisterschaft; auch fantasirte er über jedes gegebene Thema mit einer beispiellosen Beherrschung der strengsten Formen. Kompositionen aller Art, selbst schwierige Sachen, Fugen, Klavierstücke ꝛc. auch einige kleine Operetten hatte er schon damals geschrieben; doch trat er als Komponist erst im J. 1824 mit 2 Quartetten für Klavier, Violine, Viola und Violoncell in die Oeffentlichkeit; und nun folgte, nachdem einmal die Bahn gebrochen war, bald eine große Klaviersonate mit Violinbegleitung in F-moll und ein anderes sehr ausgezeichnetes Quartett in H-moll nach. Im Jahr 1825 machte er mit seinem Vater eine zweite Reise nach Paris, weil der Vater erst die dortigen Musiker, insbesondere Cherubini, um Rath fragen wollte, bevor er seinem Sohne die Erlaubniß ertheilte, sich ganz der Musik zu widmen. Als M. aber mit Baillot sein Quartett aus H-moll gespielt hatte, war die Frage über seinen Beruf als Musiker unbedingt mit Ja entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, brachte er 1827 seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung. Das Werk hatte zwar keinen glänzenden Erfolg, fand jedoch Anerkennung bei Sachverständigen und erregte die Theilnahme des größern Publikums. Im Jahr 1829 trat er zum ersten Male selbstständig in die Welt und brachte fast 4 volle Jahre auf Reisen in Frankreich, Italien, England und Schottland zu. In allen Hauptstädten, namentlich aber in London und Paris, erregte er durch sein geistvolles und bewunderswürdig fertiges Spiel auf dem Fortepiano, so wie durch seine Kompositionen das Erstaunen des Publikums und der Kenner. In Paris gelang es ihm, im Konservatorium seine Ouverture zu Shakespeares „Sommernachtstraum", die er schon in Berlin in seinem 17 Jahre geschrieben hatte, zur Aufführung zu bringen und einen glänzenden Erfolg zu erringen. Nachdem er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, wo er eine Reihe von Koncerten gab, deren Ertrag er meist zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann ein Theater gründen wollte, das rein auf Kunstgrundsätze gestützt sey, welches Unternehmen aber wegen zwischen den Dirigenten nicht ausbleibender Streitigkeiten bald wieder zerfiel, für M. aber in sofern von großem Nutzen war, als er hier ein unbedingtes musikalisches Ansehen erwarb und sich von diesem Zeitpunkte an die großen Erfolge desselben in England, wohin er, gleich wie in Deutschland, zur Leitung großer Musikfeste berufen wurde, datiren. Im J. 1835 folgte er einem Rufe nach Leipzig als Dirigent der Gewandhauskoncerte. Hier, im Mittelpunkte des deutschen Musiklebens, gehoben durch enthusiastische Anerkennung von Seiten des Publikums, gelang es ihm, die vorhandenen Kräfte in einer Weise zu steigern, daß die Leistungen des leipziger Orchesters zu den vollendetsten in Deutschland gerechnet werden konnten, und war sein Ruf schon vorher ein weitverbreiteter gewesen, so stieg er jetzt bis zur glänzendsten Höhe. Im J. 1837 vermählte er sich mit einer Tochter des Predigers Jeanrenaud in Frankfurt a. M. und 1842 schied er nach mehren Jahren der erfreulichsten Wirksamkeit, und nachdem er großentheils die Begründung des leipziger Konservatoriums bewirkt hatte, von Leipzig, um einem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. als Hofkapellmeister und Generalmusikdirektor für die geistliche Musik zu folgen. Da ihn aber seine Stellung, so wie die Gnade des Königs nicht über fortwährende Reibungen mit Kunstgenossen hinwegheben konnte, so gab er bald diese Stellung wieder auf und kehrte, nachdem er noch ein Jahr in Frankfurt a. M. privatisirt hatte, 1845 wieder nach Leipzig in seine vorige Stellung zurück und übernahm zu gleicher Zeit die Leitung des bei seinem früheren Aufenthalt von ihm ins Leben gerufenen Konservatoriums. Als Anerkennung seiner Leistungen war er schon früher vom König von Sachsen zum Kapellmeister und von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden; der König von Preußen verlieh ihm die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Leider war sein Wirken in Leipzig nur noch von kurzer Dauer; er † schon den 4. Nov. 1847. Bei seinem Tode und Begräbniß legte das Publikum, von dessen enthusiastischer Verehrung er sich bei seinem Leben getragen sah, die allgemeinste, innigste Trauer in aller Weise an den Tag. Die Leiche des Verstorbenen wurde von Leipzig nach Berlin gebracht, auf dem Wege aber in Köthen und Dessau auf die rührendste Weise von den Kunstgenossen begrüßt und in Berlin in der Familiengruft beigesetzt, geschmückt mit den ergreifendsten Bezeugungen allseitiger Theilnahme und Verehrung. Als Mensch war M. liebenswürdig und wohlwollend und hat sich auch in dieser Hinsicht ein dauerndes Andenken in den Herzen Aller, die ihm nahe standen, be-

reitet. Als Künstler charakterisirte ihn hauptsächlich, im Gegensatz zu so vielen Künstlern der Gegenwart, welche dem Augenblick und dessen Bedürfnissen dienen, das bewußte Streben nach dem Höchsten in der Kunst, und zu gleicher Zeit eine wahrhaft ausgezeichnete und nur wenigen Tonkünstlern in diesem Grad eigene, sowohl musikalische, als allgemeine Bildung. Der feinste Geschmack, so wie klares, bewußtes Erkennen der Aufgabe, welche der Künstler der Gegenwart zu lösen hat, standen ihm bei seinem Ringen nach dem Ziele unterstützend zur Seite, und dennoch hat er hinsichtlich der poetischen Erfindung nicht den Erwartungen entsprochen, die seine früheren, außerordentlichen, selbst denen des Knaben Mozart nicht nachstehenden Anlagen erregen mußten. Der Grund davon liegt in seinem Mangel an Ursprünglichkeit und Fülle der Phantasie, in dem Mangel an Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens, in dem Uebergewicht der Reflexion. Bei ihm tritt die Thätigkeit des Verstandes auf Kosten der Phantasie hervor. Wäre die Musik eine Wissenschaft, so dürfte er vielleicht an die Spitze aller Erscheinungen in diesem Gebiete zu stellen seyn. So aber ist sie eine Kunst, die rein und tief aus dem Busen quillt, aus dem heiligsten Innern des Gemüthes schafft. Abgesehen aber davon, werden seine Werke, die Oratorien Paulus und Elias, die Walpurgisnacht, die Ouverturen zum Sommernachtstraum, zur schönen Melusine, zu den Hebriden, zu Göthe's Meeresstille und glückliche Fahrt, seine Lieder ohne Worte (eine von ihm geschaffene Gattung von Klavierkompositionen), seine Symphonien, Trios und Sonaten für das Pianoforte und viele andere unvergänglich im Gedächtniß aller Freunde der Tonkunst fortleben. Die geistreichen, wohllautenden Kompositionen zur Antigone, zum König Oedipus und zu Racine's Athalia haben das Verdienst, dem musikalischen Publikum wieder Liebe zum Einfachen beigebracht zu haben. Der Oper hat er, charakteristisch genug, in der Periode gereifterer Kunstthätigkeit sein Talent nicht zugewendet, doch ward in seinem Nachlasse der erste Akt einer Oper „Loreley" vorgefunden. Sein Nachlaß wird nach und nach ebenfalls der Oeffentlichkeit übergeben, und schon sind gegen 20 der nachgelassenen Werke erschienen, darunter auch seine letzte Komposition, ein „altdeutsches Frühlingslied", geschr. am 7. Okt. 1847. — 3) Joseph, deutscher Schriftsteller im belletristischen Fache, geb. 1817 zu Jever. Nachdem er in der israelitischen Freischule zu Hamburg einen dürftigen Unterricht genossen, kam er im J. 1831 als Setzerlehrling in die vieweg'sche Buchdruckerei in Braunschweig, wo er bis 1838 blieb. Von da an beginnt seine literarische Thätigkeit, der er sich bald ausschließlich widmete. Im J. 1839 begab er sich nach Paris, von wo er Korrespondenzen über pariser Zustände in mehre belletristische Journale sandte (gesammelt herausg. unter dem Titel: „Pariser Briefe", Leipz. 1841, 3 Bde). Im J. 1841 kehrte er nach Deutschland zurück und gründete in Hamburg die Zeitschrift: „Panorama der Gegenwart", welche aber in Folge des großen Brandes im Mai 1842 schon wieder einging. Hierauf lebte er einige Zeit in Leipzig, jetzt aber seit 1843 wieder in Hamburg. Schrieb: Blüthen, Gedichte und Novellen eines Schriftsetzers, Braunschweig 1838; — Ferdinand Philipp, Herzog von Orleans, Altenburg 1842; — Wilde Blumen, Dichtungen, Leipzig 1843.

Menden (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Nieder-M.), Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Sieg, an der Sieg; 290 Einw.; — 2) (Ober-M.), Dorf das., an der Sieg; 500 Ew.; — 3) Dorf das., R.-B. Düsseldorf, Kr. Duisburg; 550 Einw.; — 4) Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Iserlohn, an der Hohne; Justizamt, Post, Armenhaus, Seiden-, Sammtband-, Tuch-, Nähnadel- u. Lederfabriken, Steinbruch, Jahr- und Viehmärkte; 2500 Einwohner.

Menderadschi Prau, 1782—1810 König von Birma, s. d., Gesch.

Menderch-Su, asiat.-türk. Fluß, Anatolien, entspringt am Westabhang des Ida und fließt in mehren Mündungen am Eingange der Dardanellen in das ägeische Meer.

Mendes (a. Geogr.), bedeutende Stadt im Delta Aegyptens am südlichen Ufer des Sees von Tanis und an dem nach ihr benannten Nilarme, Hauptstadt des mendesischen Nomos, berühmt durch den Kultus des gleichnamigen Gottes und durch seine Salben, später gesunken, so daß Ptol. IV, 5, 51 Thmuis als die einzige Stadt des Distrikts nennt. Trümmer von M. finden sich noch an dem erwähnten Nilarme bei der Stadt Achmoun Tanah.

Mendes (ägypt. Rel.), Gottheit der Aegypter, ursprünglich wie die meisten ägyptischen Götter, nur Lokalgott, dessen Kultus auf die Mendesier beschränkt war. Er hatte Bocksgestalt u. sein Name M. soll die ägypt. Benennung des Bocks gewesen seyn. In Thmuis od. M. (s. M., a. Geogr.), hatte der Gott einen großen Tempel, wovon noch Trümmer vorhanden seyn sollen. Wahrscheinlich war ein lebendiger heil. Bock der Repräsentant des M., dessen Verehrung darin bestand, daß der Bock öffentlich sich mit einem Weibe begattete. Der Bocksgott erscheint hiernach als Symbol der zeugenden Naturkraft; er ist der Osiris der Mendesier, als Bock gebildet, weil das mendesische Sumpfland von Hirten bewohnt war, welche die alten Könige dahin wiesen, wenn sie in Aegypten Nahrung und Weide suchten. Man nannte den Bock auch den mendesischen Apis. Mit der Zeit nun erhob sich M. von einem bloßen Lokalgott zu einem allgemeinen Gott der Aegypter. Ueber ganz Aegypten dehnt sich sein Kult aus; in allen Tempeln finden sich seine Bilder, und wenn irgend ein Priester sein Amt antritt, wird er sofort in die Geheimnisse dieses Gottes eingeweiht. Bei dieser Verbreitung seines Dienstes erfuhr nun der ägyptische Pan eine wesentliche Umbildung in der Thebais, in der Stadt Chemmis oder Chemmo. Hier verbindet sich M. mit dem griechischen Sonnenwesen Perseus, dem in Chemmis Spiele gefeiert werden, u. mit dem phönicischen Schmin. M. wird ein Symbol der alles besamenden Sonne, und erscheint, astronomisch gedeutet, als

das thätige, befruchtende Naturprincip besonders im Frühlingsäquinoctium. Leicht aber rückt der ägypt. Pan schon wegen der Bedeutung seines Namens (Πᾶν, d. i. Alles) zu noch höherer Bedeutung empor. Er gehört zu den 8 alten Göttern und erscheint als der achte der Söhne des Sydyk, der phönicischen Kabiren, und da diese die 7 Planeten bedeuten, so wird der ägyptische Pan Vorsteher dieser Planetengötter, der sie als achter in sich zusammenfaßt, d. h. er ist nun der die Planeten umfassende Sternenäther. Endlich wird er (von Creuzer) als „das immaterielle Feuer genommen, das einerseits der Grund des Weltprincips, andererseits aller ethischen Begeisterung ist", gemäß dem orphischen Hymnus auf Pan, der ihn das All der Welt nennt, Himmel und Meer, Erde und Feuer seine Glieder, den Beisitzer der Horen, der die Weltharmonie in lieblichem Liede spielt, den allzeugenden, vielnamigen Dämon, den Weltherrscher und Lichtbringer, den wahrhaftigen, gehörnten Zeus selber.

Mendes (Biogr.), **Manoel**, portug. musikal. Schriftsteller und Komponist des 16. Jahrhunderts, war aus Evora gebürtig, anfangs Kapellmeister zu Portalegre, zuletzt in seiner Vaterstadt und † das. 1605. Er schrieb: „Arte do Canto Chao", 4= und 5stimmige Messen, eben solche Magnifikate, Motetten u. s. w.

Mendesantilope (Säugeth.), Antilopenart, s. v. a. Schraubengazelle, Antilope addax *L.* (s. d.) — **Mendeshörner**, die schraubenförmig gewundenen Hörner dieser Antilope, welche sich in den ägyptischen Hieroglyphen auf den Köpfen der ägyptischen Gottheiten, Priester und Könige befinden.

Mendeterus (a. Geogr.), Stadt auf der Insel Calydna oder Calymna im ägäischen Meere vor der Küste von Karien (Plin V,31,36.)

Mendezia (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: M. bicolor *Dec.*, einjähriges Kraut in Mexiko.

Mendham, nordamerikan. Ort, V.St., Staat New=Jersey, Grafsch. Morris; 1820: 1326, 1840 : 1378 Einw.

Mendhausen, sachsen=meining. Pfarrdorf, Amt Römhild; 350 Einw.

Mendi, griech. Ort, Livadien, Prov. Attika, nördlich von Athen.

Mendicino, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Kalabria citer; südwestlich von Kosenza; 2900 Einw.

Mendiculeia (a. Geogr.), 1) Stadt der Ilergetes im Nordosten von Hispania Tarrac., an der Straße von Ilerda nach Tarraco, vielleicht das heutige Monjon; — 2) Stadt der Lusitaner am südl. Ufer des Tagus.

Mendienen, (**Meldienen**), preuß. Bauerndorf, R.=B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; an 100 Einw.

Mendiry=Berge, afrikan. Gebirgskette, Sudan, im Lande der Fellata's, soll sich bis 3500' erheben.

Mendig (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Nieder=M.), Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Mayen, hat wichtige Mühlsteinbrüche, die seit 7—800 Jahren bergmännisch betrieben werden und die sogenannten mendiger Mühlsteine (rheinländ.) liefern, mit denen ein bedeutender Handel bis in die entferntesten Gegenden getrieben wird; 1230 Einw.; — 2) (Ober=M.) das., mit einem Sauerbrunnen; 1150 Einw.

Mendigorria, span. Flecken, Königr. Navarra, Prov. Pampelona, südwestl. von Pampelona, am Arga; Oelpressen, Branntweinbrennerei; 1850 Einw.

Mendikanten, s. v. a. Bettelmönche.

Mendionde, franz. Dorf, Depart. Basses=Pyrenees, Bez. Bayonne; 1580 Einw.

Mendip=Hills, brit. Berge, England, Grafsch. Somerset; erstrecken sich von Osten nach Westen von Frome bis zum Bristolkanal.

Mendipit (Min.), nach von Glocker Hornspathgattung = Pb Cl + 2 Pb, rhombisch H.=2,5, G.=7,0—7,1. Bruch muschelig mit Unebene, Strich weiß. Einzige Art: Mendipit, salzsaures Blei von Mendip, peritomer Bleibaryt, Chlorspath, Berzelit, nach Berzelius 55,82 Bleioxyd, 34,63 salzsaures Bleioxyd, 7,55 kohlensaures Bleioxyd, 1,46 Kieselsäure, 0,54 Wasser, Grundform eine rhombische Säule von 102°27', die Krystalle sehr zart, auch derb und eingesprengt, vollkommen spaltbar parallel den Seitenflächen der Säule, gelblichweiß, strohgelb, blaß rosenroth, diamantglänzend, durchscheinend. Vor dem Löthrohre auf Kohlen leicht schmelzbar und reducirbar. In Salpetersäure leicht löslich. Auf Schwarzmanganerz bei Churhill an den Mendiphügeln in Sommersetshire; auch in Cornwall.

Mendis, s. Mendä.

Mendive, franz. Dorf, Depart. Basses=Pyrenenées, Bezirk Mauleon.

Mendizabal, Don Juan Alvarez v., ehemaliger spanischer Finanzminister und Konseilpräsident, geb. um 1790 in Kadiz, wo sein Vater, der den Namen Mendez führte, noch vor wenigen Jahren als jüdischer Handelsmann lebte. Es ist ungewiß, ob der Sohn zum Christenthum übergetreten oder der väterlichen Religion treu geblieben ist. Früh aber regte sich in ihm der seinem Volke eigenthüml. Spekulationsgeist, der ihn trieb, sich ebenfalls dem Handel zu widmen. Nach der Invasion der Franzosen im Jahre 1808 fand er eine Anstellung bei der Proviantverwaltung, ward in das Hauptquartier des Generals Freyre berufen und zeigte viel Umsicht und Entschlossenheit. Er gerieth zweimal in Gefangenschaft, ward das erste Mal ausgewechselt und entkam das zweite Mal durch die Flucht. Nach dem Friedensschluß seines Dienstes entlassen, kam er auf das Komptoir eines reichen Banquiers Don Vincente Beltran de Lis in Madrid, mit dem er sich aber bald darauf veruneinigte. Nachdem er in seiner Vaterstadt durch Galiano und Isturiz in die Verschwörung gezogen worden, welche die Wiederherstellung der Konstitution von 1812 zum Zwecke hatte, fand er (1820) bei der revolutionären Armee Anstellung und wußte sich durch Beitreibung der nöthigen Gelder auf summarischem Wege um dieselbe sehr verdient zu machen. Nach dem momentanen Sieg der liberalen Partei ging

er dem Finanzminister Canga=Arguelles bei Bewerkstelligung von Anleihen, Aufhebung der Klöster und Veräußerung der Nationalgüter hülfreich zur Hand. Aber nachdem die konstitutionelle Sache unterlegen, mußte auch er sein Vaterland verlassen und floh nach England. Hier ließen ihn englische Kapitalisten, die unter seiner Vermittelung der konstitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen hatten und sich nun an seine Person hielten, ins Schuldgefängniß setzen, doch erhielt er in Kurzem seine Freiheit wieder, und fing mit Hülfe eines Bekannten, der ihm eine Summe lieh, einen Detailhandel an, der bald sehr einträglich wurde. Da er seiner Handelsgeschäfte wegen öfter nach Lissabon kam, ward er 1827 mit einem Agenten des Kaisers Don Pedro von Brasilien, der für diesen ein Anlehen machen wollte, bekannt. Er erbot sich die Anleihe zu Stande zu bringen, was ihm auch gelang, und ihm auf der londner Börse einen Namen erwarb. Aber auch seine eigenen Handelsunternehmungen dehnte er mittelst des sehr ansehnlichen Vermögens, was er sich schon erworben, immer weiter aus und nahm die Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Comp. an. Der damalige spanische Gesandte in London, General Alava ward auf ihn aufmerksam und schloß 1833 mehre Verträge mit M. ab, wonach dieser Lieferungen für die Truppen der Königin von Spanien übernahm. So kam M. auch in seinem Vaterlande als tüchtiger Spekulant wieder in Aufnahme, und es dauerte nicht lange, so ward er als Vertrauter der engl. Regierung und als ein Mann, auf dessen erprobte Geschicklichkeit in Auftreibung von Geldmitteln man rechnen durfte, zum Finanzminister (13. Juni 1835) ernannt. Noch kurze Zeit verweilte er in England, sowohl um seine eigenen Handelsgeschäfte zu ordnen, als auch um die ihm übertragene Ausrüstung der Hülfslegion zu beschleunigen. Schon am 4. Aug. 1835 schloß er in London mit dem Hause Ricardo (Ardoin) einen Vertrag über eine Anleihe von 1,150,000 Pfd. St. ab. Darauf begab er sich über Paris nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein. Allenthalben ward er in seinem Vaterlande mit Jubel empfangen. Schnell ward er ein Mann des Volks, denn er verhieß die Auflösung der Junten und Beendigung des Bürgerkriegs. Toreno mußte ihm Platz machen, und nach einigem scheinbaren Widerstande ließ er sich die Beförderung zum interimistischen Ministerpräsidenten gefallen. Die früher gegen die Junten erlassenen Verordnungen und Strafverfügungen wurden nun aufgehoben und durch ein Dekret der Regentin vom 28. Septbr. die Cortes auf den 16. Novbr. einberufen, um das königliche Statut zu revidiren, und ein genaues Wahlgesetz für die künftigen Cortes auf einer breitern zur Vertretung der allgemeinen Interessen mehr als das bisherige geeigneten Grundlage zu entwerfen, den dringlichen Umständen gemäß aber auch noch andere wichtige Punkte, besonders in Betreff des öffentlichen Kredits zu berathen. Durch weitere Dekrete wurde die Urbanos in ganz Spanien zu Nationalgarden erklärt, die meisten Mönchsklöster aufgehoben und alle unverheirathete Männer vom 18. bis 40. Jahre, zunächst Behufs einer Ausrüstung einer Armee von 100,000 Mann, zu den Waffen gerufen. Nie hat in Spanien ein König die Macht besessen, welche M. im Anfang seines Ministeriums ausüben durfte, aber die Nation war in einen solchen Zustand versunken, daß sie sich einbildete, nur ein Wunderthäter könne sie retten. Man brachte den gesunden Menschenverstand mit Gewalt zum Schweigen, und es war damals gefährlich, an M.s Unfehlbarkeit irgend welchen Zweifel laut werden zu lassen. Am 16. Novbr. erfolgte die Eröffnung der Cortes, u. am 21. Dec. legte M. den Entwurf zu einem Finanzgesetze unter dem Namen Vertrauensvotum (voto di confienza) vor, durch welches die Regierung ermächtigt ward, die Einkünfte nach einem früheren Gesetze vom vorigen Jahre weiter zu erheben, dieselben durch Modifikationen in der Verwaltung zu erhöhen und sich überhaupt in den Besitz aller zur schleunigen Beendigung des Bürgerkriegs erforderlichen Hülfsquellen und Mittel zu setzen. Als Martinez de la Rosa und Toreno darauf hinwiesen, wie durch dieses Gesetz in ganz revolutionärer Weise das Eigenthum der Bürger einer blinden Willkürgewalt preisgegeben werde, entgegneten die Anhänger M.s, man befinde sich dermalen mitten in der Revolution und müsse demgemäß auch zu revolutionären Maßregeln greifen. Auf die Versicherung des Ministers, daß man nicht nur das Privateigenthum schonen, sondern auch weder ein neues Anlehn machen, noch auch die zur Sicherstellung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter angreifen werde, ward das Votum den 3. Jan. 1836 wirklich angenommen. Die exaltirte Partei, deren Haupt der Minister selbst war, hatte gleichzeitig Veranstaltung getroffen, die Bewegung durch Blutvergießen zu beschleunigen, und in Folge davon wurden am 4. und 5. Jan. zu Barcelona von einer besoldeten Pöbelhorde mehre Hunderte in der Citadelle gefangen gehaltene Karlisten, unter ihnen der Oberst O'Donnell, grausam ermordet. Solche Greuel fanden aber in dem gemäßigteren Madrid entschiedene Mißbilligung, und die Folge davon war, daß bei den Kammerverhandlungen über ein neues Wahlgesetz, welche um dieselbe Zeit gepflogen wurden, M. mit seinen ganz demokratischen Vorschlägen gegen Toreno in der Minorität blieb. Es blieb ihm nichts übrig, als entweder zurückzutreten oder die Cortes aufzulösen. Er wählte das Letztere; am 27. Jan. wurden die Cortes durch ein vom 26. datirtes königl. Dekret entlassen u. auf den 22. März aufs Neue berufen. In der Zwischenzeit machte der Minister ein großes Finanzprojekt zum Verkauf der Nationalgüter und zur Konsolidirung der gesammten Staatsschuld durch Dekrete vom 22. u. 28. Febr. bekannt, welche im Auslande viel Beifall fanden und besonders fremde Kapitalisten zum Ankauf spanischer Staatspapiere veranlaßten. So wurden unter glänzenden Aussichten den 22. März die neuen Cortes eröffnet, bei denen M. u. las Navas, die Häupter der liberalen Partei, von mehren Wahlorten zwei= und dreifach zu Deputirten erwählt worden waren. Von Sei=

ten des Ministeriums wurde nun Herstellung der Ordnung im Staatshaushalt, des Justizwesens, eine heilsame sociale Reorganisation, Preßfreiheit, Reform des Kirchenwesens, Zurückführung materiellen Wohlstandes in nahe Aussicht gestellt. Aber ein Zwist mit Isturiz, dem zeitherigen Parteigenossen hemmte den so großartig genommenen Anlauf, und in Folge davon gerieth das Ministerium M. in ein Schwanken, welches wenig Energie und Talent beurkundete und ihm die Popularität vollends entzog. Schon nach zwei Monaten sah sich M. zu der öffentlichen Erklärung genöthigt, daß er seine Verheißungen nicht erfüllen könne, wenn nicht der Bürgerkrieg in Navarra schleunigst beendigt werde und zu diesem Behufe der damals dort befehligende General Cordova einen fähigeren Nachfolger erhalte. Aber M.'s Zeit war vorbei. Durch das Vertrauen, welches der britische Gesandte ihm bewies, übermüthig gemacht, hatte er den französischen Gesandten, Grafen Rayneval, beleidigt, und dieser arbeitete nun im Verein mit M.s inländischen Gegnern an seinem Sturze. Sein Anhang verminderte sich von Tag zu Tag; doch wagte er es noch, als die Regentin mit Erfüllung der von ihm gestellten Forderung zögerte, mit seinem Rücktritt zu drohen. Da aber Marie Christine auf den Beistand der Besatzung von Madrid unter dem General Quesada und der Armee unter Cordova rechnen durfte, so hielt sie den Minister beim Wort und gab den 14. Mai dem ihr überlästig Gewordenen die verlangte Dimission. Bis zur Insurrektion von Lagranja verharrte dieser in scheinbarer völliger Zurückgezogenheit u. gerieth dermaßen in Vergessenheit, daß die neuen Gewalthaber sich seiner anfangs gar nicht erinnerten. Erst als Calatrava keinen Finanzminister finden konnte, dachte man wieder an den renommirten Finanzmann und übertrug ihm, freilich nicht ohne daß die Regentin widersprach, am 11. Septbr. 1836 abermals das Finanzministerium. Aber seine politische Bedeutung war unwiederbringlich dahin und seine neue ministerielle Thätigkeit diente nur dazu, ihn mehr und mehr zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung zu machen. Er trat mit dem Ministerium Calatrava von seinem Ministerposten (18. August 1837) ab und war in den drei nächstfolgenden Jahren Deputirter der Provinz Madrid. Als solcher war er stets in den Reihen der heftigsten Opposition. Als Espartero die Regentschaft übernommen, ward ihm noch ein Mal das Finanzministerium übertragen (1841). Als treuer Anhänger des Regenten ward er in dessen Sturz verwickelt, (1843) floh erst nach Portugal, dann nach England, und begab sich endlich nach Frankreich, wo er, im Besitz eines großen Vermögens, sich noch jetzt aufhält.

Mendlesham, brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Suffolk, am Ursprung des Deben, nördlich von Ipswich.

Mendo, portugies. Kastell, Prov. Beira, südl. von Almeida.

Medocino, nordamerikanisches Vorgebirge, Neu-Kalifornien.

Mendog, Großherzog von Litthauen 1238 — 1264, s. Litthauen, Gesch.

Mendola (ital., Ichthyol.), s. v. a. Maena vulgaris *Cuv.*

Mendole (franz., Ichthyol.), s. v. a. Maena vulgaris *Cuv.*

Mendon, 1) franz. Dorf, Depart. Morbihan, Bez. Lorient; 1620 Ew.; — 2) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Worcester; Mühlenwerke; 1820: 2010, 1840: 2520 Einw.

Mendoncia (Bot.), nach Vellozo, s. v. a. Mendozia *Vand.*

Mendoni (Bot.), 1) s. v. a. stolze Prachtlilie, Gloriosa superba *L.*; — 2) nach Adanson, Untergattung von Gloriosa *L.*

Mendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Riedenburg; 300 Einw.

Mendorferbruch, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Amberg; Schloß; 150 Einw.

Mendoza (Geogr.), 1) südamerikan. Staat, la Plata-Staaten, liegt westlich von dem Staate San Luis de la Punta und an dem östlichen Fuße der Anden, wird im Süden von dem Diamantenflusse und dem Gebiete der Pehuenches (unabhängige Indianer) begrenzt, gegen deren Einfälle einige Forts errichtet sind, und hat 2220 □M. mit 40,000 Einw. Das Land ist gebirgig durch Ausläufer der Kordilleren; Spitzen: Tupungato, Cauquenes, Descapezado, Antuco. Vulkane: Mayppo, Peteroa, Chillan rc. Pässe: los Patos, Uspalata mit einzelnen Steinhäusern auf der Höhe zum Schutz für Reisende; Flüsse: Diamant, Tunuyan und A.; See: Guanacache. Produkte: Wein, Obst, Silber. — 2) Wohlgebaute Hauptstadt daselbst, am Fuße der Anden, dem großen Uspalata gegenüber, an der von Buenos Ayros nach Santjago führenden Straße, 4150 paris. Fuß über der Meeresfläche, wird von den Kanälen des Mendozaflusses bewässert und hat eine Alameda (öffentlichen Spaziergang), 6 bis 7 Kirchen u. 10,000 (nach Andern 16,000) Einw., die einen bedeutenden Handel, besonders mit dem in hiesiger Gegend erzeugten, vortrefflichen Weine, treiben.

Mendoza (Biogr.), eines der berühmtesten u. ausgebreitetsten spanischen Geschlechter, welches unter seinen Gliedern Männer zählt, die in der Geschichte Spaniens eine hervorragende Stelle einnehmen. Es leitet seinen Ursprung von den alten Herrschern von Biscaya ab, läßt sich aber mit Bestimmtheit nur bis in das 12. Jahrhundert hinauf verfolgen. In verschiedenen Zweigen und Namen, den Grafen von Valderies in Portugal und den Herzögen von Infantado blüht es noch jetzt fort. Merkwürdig sind: 1) Pedro Gonzalez de M., bekannt unter dem Namen des Kardinals von Spanien, geb. 1428, Sprößling einer der vornehmsten Familien Kastiliens, widmete sich dem Dienste der Kirche und ward unter Johann II. Bischof von Calahorra. Die kluge Umsicht, welche er bei der Verwaltung seiner Diöcese zeigte, verschaffte ihm die Gunst des Königs Heinrich IV., welcher ihn nach seiner

Thronbesteigung zum Kanzler von Kastilien und Leon und zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte. Zur Kardinalswürde erhoben, ward M. darauf noch Erzbischof von Sevilla und dann von Toledo. Während der Kämpfe mit den Mauren leistete er Ferdinand dem Katholischen und der Königin Isabelle wichtige Dienste, † 1495. Sein marmornes Grabmonument befindet sich noch in der Kathedrale von Toledo. — 2) Pedro Salazar de M., span. Schriftsteller, schrieb: La Cronica del gran Cardinal de España, Toledo 1625, Fol., und Origen de las dignidades de Castilla y Leon, Madrid 1657, Fol. — 3) Don Pedro de, der Gründer von Buenos Ayres, ein reicher Edelmann von Cadiz, bot Karl V. 1529 an, auf seine Kosten die Entdeckung und Erwerbung von Paraguay und der Laplataländer zu vollenden, ward zum Adelantado oder militärischen Chef des Landes zwischen dem Paraguay und Rio de la Plata ernannt, ging den 24. August 1534 mit 40 Schiffen und 3000 Mann unter Segel, schiffte den La Plata hinauf bis zur Insel St. Gabriel, gründete am 2. Februar 1535 die Stadt Buenos Ayres und schlug mehre Angriffe der Eingebornen siegreich ab, † auf der Heimreise nach Spanien. — 4) Diego Hurtado de M., spanischer klassischer Schriftsteller, Staatsmann und Feldherr, geb. zu Granada um 1503. Nachdem er in Salamanca Jurisprudenz, Griechisch, Lateinisch und Arabisch studirt hatte, trat er in die Dienste Karls V. und machte 1535 den Feldzug in Italien mit. Unter den Strapazen des Kriegs vernachlässigte er seine wissenschaftlichen Studien keineswegs; während der Winterruhe hielt er sich in Rom, Padua und andern Universitätsstädten Italiens auf, um die berühmtesten Lehrer zu hören. Karl V. vertraute ihm mehre wichtige Missionen an, schickte ihn als Gesandten nach Venedig, dann als seinen Bevollmächtigten zum Koncil von Trient und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof. Als Generalkapitän und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik der Herrschaft Kosmo's I. von Medici, der die spanische Oberhoheit anerkannte. Als unbarmherziger Verfolger Aller, welche noch Sinn für Recht und Freiheit des Volkes und für die italienische Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hatten, machte er sich nicht allein bei den Patrioten, sondern selbst beim Papst Paul III., den er in Rom selbst demüthigen sollte, zu einem Gegenstande des Hasses und Abscheues. Der Henker war sein Hauptgehülfe bei seiner Verwaltung. Obwohl er nicht nur wegen seines Gewaltmißbrauchs, sondern auch in Folge seiner Liebesabenteuer in Rom fortwährend von den Dolchen der Mörder bedroht war, behauptete er sich dennoch in seiner Stellung bis 1554 und verließ dieselbe nicht eher, als Karl V., durch die wiederholten Klagen seiner italienischen Unterthanen bewogen, ihn abberief. Auch unter den von ihm verhängten Blutgerichten und sonstigen tyrannischen Maßregeln setzte er seine literarischen Forschungen nicht aus und war vornehmlich mit dem Sammeln griechischer Manuskripte und Alterthümer aufs Eifrigste beschäftigt. Er sandte Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster nach alten Handschriften zu forschen, und benutzte zu demselben Zwecke auch das Ansehen, dessen er am Hofe des Sultans Soliman genoß. Nach Karl's V. Abdankung wurde er von Philipp II. in den Ministerrath berufen, fiel aber in Folge eines durch einen Liebeshandel veranlaßten Streits in Ungnade, ward 1568 ins Gefängniß gesetzt und endlich nach Granada verwiesen, wo er sich in der Einsamkeit mit literarischen Arbeiten beschäftigte, aber dabei auch den Fortgang des Maurenaufstandes genau beobachtete. Er † zu Valladolid 1575. Von seinem politischen Treiben abgesehen hat er sich um die Beförderung wissenschaftlicher Studien im Abendlande unleugbar große Verdienste erworben. Er sammelte eine ausgezeichnete Bibliothek, welche vorzüglich reich an griechischen Werken und jetzt im Escurial befindlich ist. Seine poetischen Episteln, meistens Nachahmungen des Horaz, sind die ersten guten Produkte dieser Gattung in der spanischen Literatur. Sie haben einen didaktischen Gang, der durch eine glückliche Abwechslung mit Sentenzen, Charakterzeichnungen und Gemälden belebt ist, vertreten meistens den Standpunkt leichter Lebensphilosophie und sind von präcisem aber ungezwungenem Ausdruck. Gleichwohl haben diese Episteln in Spanien nicht die verdiente Anerkennung gefunden, weil die Verse für das vornehmlich für rhythmischen Wohllaut empfängliche Ohr des Kastiliers nicht weich genug sind. An einem ähnlichen Mangel leiden seine Sonette, denen es bei sonst edlem, reinem Ausdruck doch an Anmuth und Wohllaut fehlt. Seine Kanzonen verfallen oft ins Dunkle und Gesuchte. Seine Satyren waren so pikant, daß die Inquisition dieselben nicht zum Drucke ließ. Als Prosaiker machte M. Furore durch seinen komischen Roman Vida de Lazarillo de Tormes (Burgos 1554; beste Ausgabe Paris 1827; Tarragona 1536, 12; fortges. von de Luna, Paris 1620, deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und durch sein wirklich ausgezeichnetes Geschichtswerk Guerra de Granada hecha pos el rey de España Felipe II. contra los Moriscos de aquel reino sur rebeldes, welches erst 1610 gedruckt werden durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia 1776, 4. erschien. Letzteres ist den geschichtlichen Werken des Sallust und Tacitus nicht unähnlich durch einfache und schlichte Erzählung und durch den nur bisweilen etwas zu gewählten Ausdruck. — 5) Bernardin de M., zeichnete sich in Belgien aus, ward Ritter des Ordens von St. Jakob di Compostella und Gesandter in England und Frankreich, † 1605. Man hat von ihm: La harangue au roi très-chrétien faite à Chartres par monseigneur l'ambassadeur pour le roi d'Espagne vers sa Majesté, Antw. 1588, 8.; — los seis libros de la politica de Justo Lipsio, Madrid 1604, 4.; — Commentarios de lo sucedido en los Paizes Baxos, das. 1592, 4.; — Theorica y practica de guerra, das. 1577, 4.; Antw. 1595, 4.; 1598, 8., ins Französische und Italienische übersetzt. — 6) Ferdinand de M., Rechtsgelehrter, geb.

1566 zu Granada, verfiel in Folge seiner ununterbrochen fortgesetzten Studien in Wahnsinn, ward in Gewahrsam genommen und † darin zu Madrid. Schrieb: Disputationes in locos difficiliores tituli de pactis, in Digestorum libris, Alcala 1586, Fol.; — De concilio Illiberitano libri III, das. 1594, Fol.; — 7) Juan Gonzalez de M., namhafter Missionär, geb. in Kastilien um die Mitte des 16. Jahrhunderts, war in jüngeren Jahren Soldat, trat aber, des Kriegerlebens überdrüssig, in den Orden der Augustinereremiten und ward von seinen Obern als Missionär nach Asien geschickt. Der König Philipp II. ernannte ihn 1580 zu seinem Gesandten in China, welches Land er mehrmals bereiste. Nach seiner Rückkehr nach Europa ward er 1593 Bischof von Lipari, ging im Jahre 1607 als apostolischer Vikar in das spanische Amerika, ward Bischof von China und dann von Popayan, † gegen 1620. Man hat von ihm eine Geschichte von China, Rom 1585, die in mehre Sprachen übersetzt ward und die ersten richtigen Begriffe über jenes Land verbreitete. — 8) Antonia Hurtado de M., geb. um 1560 zu Burgos, ward Kommandeur des Kalatravaordens und gewann durch Geist und Gewandtheit die Gunst des Königs Philipp IV. in solchem Grade, daß er zum Staatssekretär und Mitglied des Inquisitionsgerichts ernannt ward, † 1640. Schrieb: Komödien und lyrische Gedichte, welche viel Beifall fanden, in Prosa: La Fiesta que se hizo en Aranjuez a los ânos del Rey D. Felipe IV, con la comedia de Querer por solo querer, Madrid 1623, 4., wieder abgedruckt mit 5 Komödien und andern Poesien M.'s unter dem Titel: El Fenix Castellano, D. Antonio de Mendoza renascido etc., Lissabon 1690, 4.; — Convocacion de los cortes de Castilla y juramento del principe maestro senor D. Baltasar Carlos primero de este nombre a. 1632; Madrid 1632, 4.; — Traité de la grandesse d'Espagne u. A.

Mendozas Archipelagus, s. v. a. Marquesasinseln.

Mendozia (Bot.), nach Vandelli, Gattung der Labiatae Verbeneae *Spr.*, Didynamia Angiospermia *L.* Von 7 Arten, Sträuchern in Brasilien und Peru, sind am bekanntesten: 1) M. aspera *R. et Pav.* Peru. — 2) M. racemosa *R. et Pav.* Peru, Brasilien.

Mendra, afrikan. Stadt, Fezzan.

Mendres, Fluß, s. v. a. Minder.

Mendrik (Mändrik), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 590 E.

Mendris (Mendrisio), 1) schweiz. Bezirk, Kanton Tessin, vormals Landvogtei; 13,000 Einw. — 2) Flecken das., südlich vom Lugano-See; Serviten-Kollegium, Kapuziner- und Ursuliner-Kloster; Seidenbau; 1720 Einw.

Mendritz, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 140 Einw.

Mendrium (a. Geogr.), Ort an der Küste von Cyrenaica, östlich von der großen Syrte.

Mendromirz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-M., Groß-Mangelmühl), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz; 300 Ew.; — 2) (Klein-M., Klein-Mangelmühl), das.; 200 Einw.

Menduessedum, neulatein. Name für Manchester.

Mendych el-, afrikan. Dorf; Oase el-Babryeh, nordöstl. von der Farafre-Oase, auf der Westgrenze von Aegypten; Süßwasser, Palmen; 600 Einw.

Mendyghaut, brit.-vorderindische Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Agra, am Ganges; Indigobau.

Menecine (a. Geogr.), Stadt der Oenotrer in Kalabrien; noch jetzt Mendicino, westl. von Cosenza.

Menecla (gr. Myth.), Tochter des Hyllus, mit welcher Hippotas den Aeolus gezeugt haben soll.

Menecles (griech. Lit.), Historiker aus Baria in Cyrenaica, vermuthlich der Verfasser der *Λιβυκαὶ ἱστορίαι* beim Anonymus in den Paradoxogr. S. 217, 1, herausg. von Westermann, u. der *συναγωγή* bei Athen. IX, S. 390 B.

Meneclides (gr. Gesch.), aus Theben, Gegner des Epaminondes und Pelopidos, wegen eines gesetzwidrigen Vorschlages angeklagt und zu einer großen Geldstrafe verurtheilt. Da er diese nicht bezahlen konnte, ging er mit dem Plane um, die Verfassung umzustoßen. Wie dies entdeckt wurde und welches Schicksal M. hatte, wird nicht erzählt.

Menecrates (gr. Literat.), 1) Arzt zu Syrakus, Zeitgenosse Philipps von Macedonien, wollte als Retter der Menschen und als Zeus anerkannt seyn und wurde deshalb von jenem splendid, doch ohne gespeist zu werden, bewirthet u. dadurch zu Anerkenntniß seiner Menschheit genöthigt; — 2) Grammatiker aus Eläa, Lehrer des Aratus, Verfasser eines Gedichts über den Landbau; — 3) Grammatiker aus Milet; — 4) Historiker aus Xanthus, schrieb *Λυκιακά* und *Περὶ Νικαίας*; — 5) Komiker, Dichter der neuen Komödie; Suidas nennt Manector und Hermioneus als Stücke von ihm; — 6) Dichter aus Smyrna, Verfasser zweier Epigramme in der griech. Anthologie; — 7) Arzt aus Zeophleta, zur Zeit des Tiberius lebend, Verfasser einer medicinischen Logik in 155 Büchern u. wahrscheinlich auch der Schrift *Αὐτοκράτωρ ὁλογράμματος ἀξιολόγων φαρμάκων*, die Galenus oft erwähnt; — 8) (a. Gesch.), reicher und angesehener Bürger von Massilia. Vom Rath der Sechshundert wegen eines politischen Vergehens zum Verlust seines Vermögens verurtheilt, grämte er sich darüber besonders deshalb, weil seine sehr häßliche Tochter nun gar keine Aussicht auf Verheirathung hatte. Aber sein Freund, der reiche Zenothemis, heirathete sie dennoch, zeugte mit ihr ein bildschönes Kind, trug dieses in den Rath und bewirkte die Begnadigung des Großvaters. — 9) Freigelassener des Cn. Pompejus, als Handlanger des Sextus Pompejus auf dem Meere gebraucht, zugleich mit Menodorus, gegen den er bald tödtlichen Haß hegte. Als er seinen Sturz hatte herbeiführen helfen, wurde er dessen Nachfolger im Oberbefehl zur See, und die persönliche Erbitterung beider führte ihren Zusammenstoß in der Schlacht

bei Cumä herbei, wobei Menodorus das Schiff des M. nahm und dieser sich in's Meer stürzte. — 10) (griech. Archäol.), Meister des Apollonius und Tauriscus, welche die Gruppe des farnesischen Stiers machten.

Menedemium (a. Geogr.), Stadt in der Landsch. Cabalia oder dem westlichen Theile von Pisidia (Ptol. V, 5, 6.)

Menedemus, 1) (gr. Mythol.), Sohn des Bumas, zeigte dem Hercules, wie er den Stall des Augias reinigen könne, stand ihm auch im Krieg gegen diesen bei, verlor aber dabei sein Leben. Hercules stellte ihm zu Ehren Leichenspiele an. — 2) (gr. Philos.), Stifter einer philosoph. Schule, welche nach seiner Vaterstadt Eretria, die eretrische genannt wird; er stammte von angesehenen, aber armen Eltern, und kam über Megara, wohin er von seiner Vaterstadt geschickt war, nach Athen in die Akademie Plato's, dessen Schüler er dann ward. Aus Plato's Schule zog ihn Asclepiades mit sich nach Megara zu Stilpo, der ihn in jeder Hinsicht mehr anzog, u. den er auch allein unter seinen Lehrern bewundert haben soll, während er den Plato u. Xenocrates, wie den Cyrenaiker Paräbates geringer schätzte. Von da zogen beide nach Elis, wo sie sich mit den Schülern des Phädo vereinigten und Eretria zum Sitz einer Schule machten, die in ihrer Hauptrichtung an die megarische sich anschloß. Als Philosoph scheint M. vorzugsweise durch mündliche Vorträge und persönlichen Umgang gewirkt zu haben, da er nach Antigonus von Carystus Nichts schriftlich aufzeichnete, kein Werk verfaßte und auch keinen festen Satz aufstellte, was mit der Richtung seiner in den Kreisen der Dialektik und Eristik sich bewegenden Philosophie zusammen hängt; persönlich besaß er große dialektische Gewandheit, die ihn, der sonst von mildem und freundlichem Charakter war, oft zu Bitterkeit und Streitsucht hinriß. Obwohl anfänglich in schlechtem Rufe stehend, stieg er doch bald in der Gunst seiner Mitbürger so sehr, daß sie ihn an die Spitze ihres Gemeindewesens stellten und als Gesandten an die Könige Ptolemäus und Lysimachus, so wie an Demetrius abschickten. So soll er nach Joseph. bei dem Gastmahl zugegen gewesen seyn, das Ptolemäus den 70 Uebersetzern des Alten Testaments zu Ehren veranstaltete. Seine Freundschaft mit Antigonus Gonatas, dem er nach dessen Sieg über die Gallier eine Dankadresse zugedacht hatte, entzog ihm jedoch die Gunst seiner Mitbürger u. machte ihn verdächtig, so daß er Eretria verlassen mußte. Zuerst in Oropus verweilend, begab er sich, als er dort nicht länger mehr geduldet ward, zu Antigonus, seinem Freunde, wo er in einem Alter von 74 Jahren starb. Von festem, gedrungenem, aber kleinem Körperbau, war er nicht minder fest an Charakter; er zeigte Einfachheit im Leben u. in der Lehre, so wie große Freimüthigkeit, die auch Gefahren nicht scheute; gegen Freunde bewies er große Anhänglichkeit und Gastfreundschaft. In der Poesie hatte er fleißige Studien gemacht, namentlich im Homer, Sophocles und Aeschylus, dem er die erste Stelle unter den Dichtern anwies; als seine besondern Freunde werden Aratus, Lycophron und Antagoras genannt; Lycophron hatte seine Person zum Gegenstand eines satirischen Drama's, betitelt „Menedemus", gemacht, u. zwar nicht um seinen Freund damit zu verspotten, sondern ihn zu loben. Vgl. Fabric. Bibl. Graec. II, 1, S. 717. — Brandis Gesch. der griech.-röm. Philos. II, 1. S. 121. — 3) M., aus Lampsacus, Schüler des Theanbrotus, Anhänger der cynischen Schule; — 4) M. (a. Gesch.), macedonischer Häuptling auf Seiten Cäsar's, (Cäs. B. C. III, 34.); — 5) Heerführer Alexanders des Gr.

Menegese oder **Meneggere** (a. Geogr.), Ort in Numidien an der Straße von Thenä nach Theveste.

Meneghini, Giuseppi, ital. Botaniker, Assistent und Professor der Botanik zu Padua, schrieb: Richerche sulla struttura del caula nelle piante monocotiledoni, Pad. 1836, Fol.; — Conspectus algologiae euganeae, das. 1837; — Cenni sulla organografia e Fisiol. delle alghi, das. 1838, 4.

Meneghinia (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengattung, gebildet aus Anchusa asperrima *Delil.*

Menehelik, Sohn der Königin von Saba.

Menehould, St., 1) franz. Bezirk, Depart. Marne, 21³/₄ □M., 36,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., an der Aisne und Auve, zwischen zwei Felsen; Civil-Tribunal, College; Fabr. für Serge, Rasch und Fayence, Gerberei, Handel mit Stabholz, in der Umgegend Glashütten und Eisenwerke. Hier den 15. Mai 1614 Vergleich zwischen der Königin Maria von Medicis und den föderirten unter Condé, auch Ziel des Vordringens des preuß. Heeres im J. 1792; 4130 Einw.

Menelai Portus (a. Geogr.), Hafenstadt im eigentlichen Marmarica, der Sage nach von Menelaus gegründet, der auf seiner Irrfahrt hierher gekommen seyn soll, u. merkwürdig als Todesort des Agesilaus; vielleicht der Hafen Toubrouk (Herod. IV, 169.)

Menelais (a. Geogr.), festes Schloß in der thessalischen Landsch. Dolopia (Liv. XXXIX, 26.).

Menelaium (a. Geogr.), Berg Laconica's im Westen von Sparta bei Therapne, der mit dem Gebirge Thornax den Sinus Laconicus bildet, und auf welchem das Heroon des Menelaus lag, dessen Fundamente im J. 1034 von Roß aufgedeckt wurden.

Menelaus, 1) (gr. Mythol.), Sohn des Atreus, jüngerer Bruder des Agamemnon u. der Aëropa. Beide Brüder mußten, durch Thyestes vertrieben, aus ihrer Heimath Mycenä fliehen und begaben sich nach Sparta zu Tyndareus, von dess'n Töchtern Agamemnon die Clytemnestra erhielt, worauf deren Schwester Helena den M. wählte, nachdem Tyndareus sämmtlichen Freiern einen Eid abgenommen hatte, daß sie dem erkorenen Bräutigam beistehen wollten gegen jeden Andern, der ihm wegen seiner Vermählung Feindliches zufügen wolle. Agamemnon eroberte dann sein väterliches Reich, M. aber erbte von seinem Schwiegervater Tynda-

reus den Thron von Lacedämon. Als Paris dem M. die Helena entführt hatte, begab sich M. mit Odysseus nach Troja, um die Zurückgabe der Geraubten zu bewirken, sie verfehlten ihren Zweck aber so sehr, daß Antimachus sogar rieth, beide Gesandte todt zu schlagen. Nach Hause zurückgekehrt, bot M. mit Agamemnon die befreundeten Fürsten zum Zuge gegen Troja auf. M. selbst stellte zu dem Kriege sechszig Schiffe, die Bewohner von Lacedämon, Sparta, Amyclä u. A. umfassend, und weihte vor seinem Abgang der Athene Pronoia das Halsband der Helena. Vor Troja erfreute er sich des Schutzes von Juno und Minerva und zeigt sich als einen der eifrigsten Berather und tapfersten Kämpfer. Leidenschaftlich ergriff er die Herausforderung, welche Paris an die Argiver erließ; aber bei seinem Nahen zog sich dieser erschrocken zurück, bis er, von Hector tüchtig ausgescholten, sich zu einem förmlichen Zweikampf mit M. entschloß. Das Loos bestimmte dem Paris den ersten Wurf, welcher nicht durch den Schild des M. hindurchdrang; M.'s Speer dringt durch Schild und Panzer hindurch dem Paris auf den Leib, aber ohne ihn zu verwunden; M. greift mit dem Schwert an, es zersplittert; ergrimmt packt er den Paris beim Helmbusche und zieht ihn dem achäischen Heere zu. Aber Aphrodite löst den Helmriemen, hüllt den Paris in Nebel und entrückt ihn in sein Gemach. Da der Sieg offenbar auf Seiten des M. war, so verlangte Agamemnon vertragsmäßig die Herausgabe der Helena und ihrer Schätze; da zielte aus der Mitte der Troer heraus Pandarus auf M. u. verwundete ihn, obwohl nicht gefährlich. Später erbietet sich M. auch zum Kampfe mit Hector, steht aber auf Andringen seiner Freunde von dem gefährlichen Plane wieder ab. Auch dem Aeneas gegenüber hält ihn Antilochus nicht für gesichert; dagegen verwundet er den Helenus u. tödtet viele andere Troer. Als Patroclus gefallen war, schützt M. zuerst allein, dann mit dem Telamonier Ajax den Leichnam gegen die Troer, sendet endlich den Antilochus mit der Nachricht von dem Tode des Patroclus an Achill und trägt mit Meriones die Leiche aus der Schlacht. Bei den Leichenspielen des Patroclus streitet M. mit Antilochus um den zweiten Preis im Wagenrennen, begnügt sich aber freiwillig mit dem dritten Preise. Mit Odysseus, Diomedes u. A. befand auch M. sich in dem hölzernen Pferde und eilte nach Eroberung von Troja in die Wohnung des gehaßten Deiphobus, wollte auch die Helena ermorden. Nach Troja's Fall ist er für baldige Heimkehr, worüber er mit seinem Bruder in Zwist geräth. M. ist auch unter den Ersten, welche nach Hause absegeln und trifft in Lesbos mit Nestor und Diomedes zusammen. Bei Malea überfällt ihn ein Sturm, welcher den größeren Theil seiner Schiffe nach Kreta, ihn selbst mit fünf Schiffen nach Aegypten verschlägt. Von diesem Aufenthalt her ist angeblich ein ägypt. Nomos nach ihm benannt. Von da aus irrt er acht Jahre lang im Osten umher, kommt nach Cypern, zu den Phöniciern, Aethiopern, Libyern und wird überall reichlich beschenkt. Zuletzt wird er auf der Insel Pharus hingehalten u. leidet bereits Hunger, als Eidothea ihm räth, ihren Vater Proteus zu fangen und ihn dahin zu bringen, daß er ihm die Mittel angebe, wie er in seine Heimath kommen könne. Diese bestehen darin, daß er nach Aegypten zurückkehrt, und die Götter durch Hekatomben versöhnt, wobei er zugleich seinem Bruder Agamemnon ein Denkmal errichtet; nachdem er dieß gethan, kehrt er schnell und glücklich nach Haus zurück und kommt gerade an dem Tage an, wo Orestes den Aegisthus und die Clytemnestra bestattete. Von jetzt an lebt er zu Lacedämon ruhig mit Helena, und feiert gerade an dem Tage, da Telemach zu ihm kommt, eine Doppelhochzeit: die seiner Tochter Hermione mit Neoptolemus und seines Sohnes Megapenthes mit der Tochter des Alector. Als Schwiegersohn von Zeus (durch Helena) ist M. unsterblich im homerischen Sinn; er wird, wenn seine Lebenszeit vorbei ist, entrückt auf das elysische Feld an den Enden der Erde, wo er ein müheloses, glückliches Leben führen wird. Dagegen zeigte man in Therapne, wo er auch ein Heiligthum hatte und ihm Spiele gefeiert wurden, sein und der Helena Grab. — 2) (a. Gesch.), Feldherr Alexanders des Gr., Arrian I, 14, 3; — 3) einer der drei Söhne, welche der macedonische König Amyntas II. mit der Gygäa erzeugte, Halbbruder Philipps. Aus Furcht vor ihren Umtrieben wollte Philipp sie tödten; nachdem ihm dies bei einem von ihnen gelungen war, flohen die beiden andern, darunter Menelaus, nach Olynth; ihre Aufnahme war für Philipp ein Vorwand zur Bekriegung der Olynthier. M. erhielt den Befehl über die Reiter, welche Athen im J. 349 zugleich mit den Söldnern des Charidemus den Olynthiern zu Hülfe schickte. Nach Eroberung Olynths erlitten M. und sein Bruder den ihnen längst bestimmten Tod. — 4) (gr. Lit.), griech. Mathematiker aus Alexandria, aus der Zeit Trajans, wenn er anders derselbe ist, der nach Ptolomäus im J. 98 n. Chr. astronomische Beobachtungen zu Rom anstellte. Ebenso gedenken auch arab. Schriftsteller desselben, und wirklich scheint die einzige Schrift des M., die wir in einer latein. Uebersetzung noch kennen, nicht aus dem griech. Original, sondern nach einer arab. Uebersetzung veranstaltet zu seyn. Sie führt die Aufschrift Sphaerica, besteht aus drei Büchern und ist das erste trigonometrische Werk aus dem Alterthum, daher auch unvollkommen. Gedruckt erschien dasselbe zuerst in Universae geometriae mixtaeque mathematicae synopsis (von Mersenne), Paris 1644, 4., S. 205 ff., dann bei dem Theodosius von Hunt, Oxford 1707, 8. und besonders von Ed. Halley, Bonn 1758. Vergl. Fabric. Bibl. Graec. IV, S. 23 f. ed. Harl. — 5) Dichter, wird von Longinus in einem Fragment sehr gerühmt; nach Suid. war er ein epischer Dichter aus Aegä, welcher eine Thebais in 12 Büchern und Anderes schrieb; und wirklich wird dieses Gedicht einige Mal bei Steph. Byz. und sonst angeführt; s. Ruhnken. Diss. de Longin. §. X. — 6) Rhetor aus Macathus in Phönicien, welcher den C. Gracchus bei seinen Reden unterstützt haben soll. — 7) (a. Geogr.),

Stadt im Delta Aegyptens am kanobischen Nilarm, nach dem Bruder des Ptolemäus Lagi benannt und früher gewiß nicht unbedeutend, da ein ganzer Nomos zwischen den Seen Möris u. Mareotis, der später der kanobische hieß, anfangs nach ihm Menelaites genannt wurde. Später ist von ihr wenig mehr die Rede.

Menelaus (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Papilio M. *L.*

Menelcosis (Aberratio fluxus menstrui in ulcus, Med.), die Menstrualverschwärung, die Bildungen von Geschwüren statt der Menstruation.

Menellipsis (Menstruatio cessans, Med.), die ausbleibende Monatsreinigung.

Menemachus (a. Med.), gelehrter Arzt aus der Schule der Methodiker, ein Schüler des Thessalus von Tralles, der unter Nero blühte.

Mene Thekel Upharsin (bibl. Gesch.), s. Nebukadnezar.

Menencephalitis (Encephalitis menstrualis, inflammatio cerebri menstrualis, Med.), eine Gehirnentzündung von Menstruationsfehlern.

Menenia tribus (röm. Alterth.), eine der älteren Tribus rusticae, in den Urkunden gewöhnlich durch M. bezeichnet; umfaßte die Orte Feltria, Vincentia, Präneste, Herculaneum, Pompeji, Surrentum.

Menenius (Menenia Gens), römisches, ursprünglich plebejisches, in einem Zweige aber dann patricisches Geschlecht, von dem zu merken sind: 1) Agrippa M., Konsul im J. 503 v. Chr., besonders bekannt durch sein Verfahren bei der ersten Secession der Plebs auf den heiligen Berg (im J. 494 v. Chr.). M., als einsichtsvoller Mann allgemein geachtet, nahm eine Mittelstellung zwischen den politischen Parteien ein; deshalb wurde er von den Konsuln zuerst um seine Meinung gefragt u. stimmte für Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Plebejer und für Absendung einer Gesandtschaft. Nach zweimaliger Berathung wird der Vorschlag des M. angenommen, und er selbst mit neun Andern als Gesandter an das Volk geschickt, um dieses zur Rückkehr zu bewegen. Als sich dies nicht sogleich bereit erklärte, erzählte M. die bekannte Fabel von den Gliedern des Leibes, welche dem Magen, der ein Müssiggänger sey und immer nur verzehre, nicht mehr dienen, nicht mehr hätten für ihn arbeiten wollen, welche aber dadurch sich selbst den größten Schaden zugefügt hätten. Diese Fabel anwendend auf die Stellung der Plebs, der Patricier und des Senats im Staate zu einander, bewog er das Volk zur Rückkehr. Schon im folg. Jahre starb er, u. da er fast gar kein Vermögen hinterließ, so legte man auf Veranlassung der Tribunen Q. Quintilius u. T. Genucius zusammen, damit er könnte glänzend bestattet werden. Dadurch beschämt, übernahm jedoch der Senat die Kosten des Leichenbegängnisses auf die Staatskasse, und das von der Plebs zusammengelegte Geld erhielten die Hinterbliebenen des M. — 2) Titus M. Lanatus, Sohn des Vorigen, Konsul im J. 477 v. Chr., in welchem Jahre die Fabier an der Cremera fielen. Er stand ganz in der Nähe, und hätte bei größerer Raschheit und Entschlossenheit wenigstens den Verlust des Kastells von Cremera abwenden können. Gleich darauf wurde er von den Etruskern geschlagen, die nun über die Tiber bis gegen Rom vordrangen. Da er diese Niederlage durch Ungeschick und Eigensinn veranlaßt hatte, so wurde er im folgenden Jahre von den Tribunen Q. Quintilius und T. Genucius in Anklagestand versetzt und fast einstimmig zu einer Geldstrafe von 2000 As verurtheilt. Darüber grämte er sich so sehr, daß er freiwillig Hungers starb. — 3) Cajus M. Lanatus, Sohn des Vorigen; Konsul mit P. Sestius im J. 452 v. Chr., und mit diesem Urheber der Lex Menenia Sestia (s. Mulcta). Während seines Konsulats soll er (Dionys. X, 54) aus Gram über die den patricischen Vorrechten drohende Gefahr in eine chronische Krankheit verfallen seyn, welchen Umstand Sestius vergeblich dazu benutzen wollte, die Einführung der Decemvirn von sich abzuweisen. Die bis jetzt Genannten waren Patricier. Die uns bekannten plebejischen Glieder der Gens sind von keiner besondern Bedeutung.

Menephese, s. Menegese.

Menephron, Arkadier, in unzüchtigem Verhältniß mit seiner Mutter Blias und seiner Tochter Cyllene lebend (Ovid Met. VII, 386).

Menephyllus (gr. Philos.), peripatetischer Philosoph, von Plutarch (Sympos. IX, 6. 14) redend eingeführt.

Menerbes, franz. Flecken, Dep. Vaucluse, Bez. Apt; 1750 Einwohner.

Menerfa (Myth.), s. Minerva.

Menerle (Bot.), s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*; s. Ahorn.

Menes (a. Gesch.), 1) der erste ägypt. König, welcher Memphis (s. d.) erbaut haben soll, Herod. II, 4. 99., wo er Men heißt. — 2) Sohn des Dionysius aus Pella, seit dem J. 333 v. Chr. einer der Leibwächter Alexanders des Gr.; im J. 331 zum Befehlshaber in den Küstenländern Syrien, Phönicien und Cilicien ernannt, mit dem Auftrage, die Verbindung mit dem Meere und mit Antipater zu sichern.

Menes (Geogr.), österr.-ungar. Ort, arader Gespannsch., östlich von Arad. — Das dortige Mineralwasser (Aqua Menesiensis) wurde von J. Sadler chemisch untersucht und enthält nach demselben Chlorkalcium, Chlornatrium, kohlensaure Talk- und Alaunerde, kohlensaure Kalkerde, schwefelsauere Kalkerde und kohlensaures Gas.

Menes (Ichthyol.), nach Lacépède, Untergatt. von Zeus *L.* (s. d.).

Menesächmus, attischer Redner, der als ein heftiger Ankläger bezeichnet wird; er klagte gegen den Redner Lycurgus und nach dessen Tode auch gegen dessen Kinder, ward übrigens auch selber von Lycurgus angeklagt; ebenso war er auch einer von denen, welche gegen Demosthenes wegen der harpalischen Gelder auftraten.

Menescher (Menoscher), Sorte Ungarwein (s. d.).

Meneses, span. Flecken, Königr. Leon, Prov. Palencia; 810 Einw.

Menesqueville, franz. Dorf, Dep. Eure, Bez. Andelys; Baumwollenspinnerei.

Menest, europ.-türk. Ort, große Wallachei, Sandsch. Braowa, westlich von Tirgschoara.

Menesthei Portus (a. Geogr.), Hafenplatz in Hispania Baetica, wahrscheinlich in der Nähe von Asta und nicht weit von Gades, nach Ptol. bei den Turdulern. Mit ihm steht unstreitig das von Strabo ebendaselbst erwähnte Orakel des Menestheus in Verbindung; der Hafen ist vielleicht der heutige Puerto de St. Maria (Ptol. II, 4, 5).

Menestoria (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Rubiaceae Gardeniaceae *Dec.* Von 4 Arten, Bäumen und Sträuchern in Neapel, ist zu nennen: M. rigida *Dec.*

Menesthes (gr. Mythol.), 1) Grieche vor Troja, von Hector getödtet. — 2) Athener, der den Theseus nach Kreta begleitete.

Menestheus, 1) (gr. Mythol.), Sohn des Peteus, aus Athen, Führer der Athener vor Troja. Mit Hülfe der Tyndariden und mit Beistimmung der Athener hatte er den Theseus vom Throne verdrängt, fiel aber vor Troja. — 2) Sohn des Clytius, Begleiter des Aeneas (Virg. Aen. X, 129). — 3) (gr. Gesch.), Sohn des Feldherrn Iphicrates, Schwiegersohn des Timotheus, Feldherr im Bundesgenossenkriege. Er stand im Rufe eines tüchtigen Kriegers. Als nach dem Tode Philipps die Macedonier den Verkehr Athens mit dem Pontus störten, wurde er Anführer einer Flotte von 100 Kriegsschiffen. — 4) (gr. Lit.), Schriftsteller aus unbekannter Zeit, schrieb *Πολιτικά*, woraus ein Fragment bei Athen. XI, S. 494 B. erhalten ist. — 5) M., aus Stratonice, scheint Verfasser eines medicinischen Wörterbuchs gewesen zu seyn; dem Galen war er bekannt.

Menesthius (gr. Myth.), 1) Sohn des Arithous und der Philomedusa, König von Arne, vor Troja von Paris erschlagen; — 2) einer der Heerführer und Schwestersohn des Achilles.

Menestho (gr. Myth.), Tochter des Oceanus und der Tethys.

Menestrate (Bot.), nach Arrabida, Gattung der Dodecandria Monogynia *L.* Art: M. racemosa *Arr.* Baum in Brasilien.

Menestratus, 1) (griech. Gesch.), wurde im J. 404 von Agoratus als Theilnehmer an der Verschwörung gegen die Oligarchen angegeben und verhaftet, auf Verwenden des Critias und des Hagnodorus wurde ihm Straflosigkeit zugesichert, wenn er noch ungenannte Mitverschworene angeben wolle; er that es und wurde darauf von den Dreißig freigegeben; nach Wiederherstellung der Demokratie aber wurde er als Mörder hingerichtet. — 2) Tyrann von Eretria um 352 v. Chr. — 3) (gr. Lit.), cynischer Philosoph, in einem Epigramm des Lucillius erwähnt. — 4) (gr. Archäol.), Bildhauer, von dem ein Hercules und eine Hecate in Ephesus ungemeine Bewunderung erregten; lebte um die Zeit Alexanders des Gr.

Menestrels, s. Minstrels.

Menet, franz. Dorf, Dep. Cantal, Bezirk Mauriac; 1250 Einw.

Meneteis (gr. Myth.), Tochter des Menetes, Antianira (Apollon. Arg. I. 56).

Menetor (gr. Lit.), Schriftsteller aus unbekannter Zeit, Verfasser einer Schrift *περὶ ἀναθημάτων* (Athen. XIII, S. 594 C.)

Menetou, 1) M.-Couture, franz. Dorf, Dep. Cher, Bezirk St.-Amand; Eisenwerke; 730 Ew. — 2) M.-Salon, Flecken das., Dep. Cher, Bz. Bourges; Weinbau, Branntweinbrennerei und Handel damit; 2200 Einw. — 3) M.-sur-Cher, Flecken das., Dep. Loir-Cher, Bez. Romorantin, am Cher; Mützen- und Pergamentfabriken; 900 Einw.

Menewtsche (Geogr.), s. v. a. Malvasia.

Menexena (gr. Philos.), Anhängerin der megarischen Philosophie.

Menexenus, 1) gr. Gesch.), Vater des Dicäogenes, der 458 v. Chr. bei Haliä fällt; — 2) Sohn dieses Dicäogenes, fällt als Phylarch 429 v. Chr. bei Spartolus; — 3) (gr. Lit.), der junge Athener, nach welchem der Dialog Plato's benannt ist, in welchem Socrates eine Rede auf die gefallenen Athener hält; — 4) Sohn des Demophon, aus einem angesehenen attischen Geschlechte unter denen genannt, welche der letzten Unterredung des Socrates im Gefängniß beiwohnten; — 5) einer der Söhne des Socrates (Diog. Laert. II. 26).

Meng (Geogr.), 1) M.-Hoa, Mung-Hoa, asiat. Stadt, China, Prov. Yun-Nan, südl. von Tai-Li; — 2) M.-Lian, Stadt das.

Mengalai, brit. Insel, Schottland, Hebriden, zwischen Bernera und Pabbay.

Mengault (Maneaud), Getreidemaß in Flandern; zu Landrecy an Gewicht von Weizen 97, Mangkorn 94, Roggen 90, Hafer 72 Pfund franz. Marktgewicht, zu St. Quintin 2 pariser Boisseaux haltend.

Mengden, Johann von, Landmeister in Livland 1451—1469, s. Livland, Gesch.

Mengede, preuß. Marktflecken, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund, an der Emsche; 630 Einw.; hierzu das Rittergut Mengede, das Landgut Alten-Mengede, die Abtheilung Mengedisch mit Groppenbruch und der Hof Mehring.

Mengelberg, Otto, Maler von Köln, geb. um 1812, bildete sich auf der düsseldorfer Akademie unter Schadow's Leitung. Werke: Der Tod des Moses; — Judith aus dem Zelte hervortretend, worin im dunkeln Hintergrunde der Rumpf des Ermordeten sichtbar ist; — eine sich schmückende junge Griechin; — der Erzengel auf dem bezwungenen Drachen; — die Flucht nach Aegypten. Ausgezeichnet ist M. in der Darstellung der Sammet- und Seidenstoffe.

Mengelkraut (Bot.), s. v. a. gemeine Becherblume, Poterium Sanguisorba *L.*

Mengelrode, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 400 Einw.

Mengelsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Schloß, Windmühle; 470 Einw.

Mengelwurz (Bot.), Bezeichnung für verschiedene Arten von Ampfer, Rumex, z. B. den krausen Ampfer, R. crispus *L.*, den Hainampfer, R. nemorosus *Schrad.*, den stumpfblättri-

gen Ampfer, R. obtusifolius *L.*, und den Wiesenampfer, R. pratensis *Mert.* et. *Koch.*

Mengemaß, s. v. a. Hohlmaß.

Mengen (Geogr.), 1) badisches Dorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; Tabaksfabrik; 770 Einw.; — 2) würtemb. Stadt, Donaukr., Oberamt Saulgau, an der Ostrach und Ablach; Gräben, Mauern, 3 Thore, Vorstadt, Hospital, Tuchmanufaktur, Bleiche, Stickerei; 2050 Einw.

Mengenich, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Köln; 130 Einw.

Mengepresse, s. Messing.

Mengeringhausen, waldeck. Stadt, Rittergut, Apotheke, Hofbuchdruckerei, 2 Mühlen; 1740 Einw.

Mengers, kurheff. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hünfeld, Amt Eiterfeld; 130 Einw.

Mengerscheid, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 690 Einw.

Mengersdorf, bayr. Dorf, R.-B. Oberfranken, Landgericht Baireuth; Schloß, Mühle; 140 Einw.

Mengersgereuth, sachs.-meining. Pfarrdorf, Amt Sonneberg; 360 Einw.

Mengershausen, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Göttingen; 360 Einwohner.

Mengerskirchen, nassau. Marktflecken, Amt Weilburg, auf dem Westerwalde; Schloß; 920 Einw.

Mengersreuth, bayr. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Reg., Landgr. Kemnath; 150 Einw.

Menges, franz. Dorf, Dep. Ardennes, Bez. Sedan; 1230 Einw.

Mengesche, s. v. a. Malwasia.

Menghusen, einzelne holstein. Landstellen, Süder-Dithmarschen, Landvogtei Meldorf; 200 Einw.

Mengibar, span. Flecken, Andalusien, Prov. Jaen, nördl. von Jaen; Landbau; 1200 Einw.

Mengit (Min.), 1) nach Brooke s. v. a. Monazit (s. d.); — 2) nach G. Rose s. v. a. Ilmonit (s. d.).

Mengkofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Mellersdorf; Schloß, Postexpedition, Mühle; 300 Einw.

Mengkorn, Gemenge, eine gemischte Aussaat von mehren Getreidearten, welche in der Regel einen höhern Ertrag, als das einzeln gesäete Getreide gibt und das Land, wenn gleich nicht in einem kraftvolleren, doch reineren Zustande zurückzulassen pflegt. Die gewöhnlichsten Gemenge sind: Weizen und Roggen untereinander. Dies Gemenge ist unter den Namen Meteil und Mäslin in manchen Gegenden sehr gebräuchlich, und kommt in diesen fast häufiger als bloßer Roggen vor. Es wird daraus das gewöhnliche Brod gebacken und als vorzüglich nahrhaft oder schmackhaft gerühmt. Man behauptet in den Niederlanden, daß auf Boden, der keinen Weizen mehr tragen wolle, der Weizen unter Roggen an sich höhern Ertrag gebe, als wenn er allein gesäet werde, und daß man den Roggen noch darüber habe. Man säet das Gemenge gemeiniglich in die Weizenstoppel. In andern Gegenden wird statt des Weizens Spelz mit dem Roggen vermengt, die sich leichter von einander trennen lassen. Gerste und Hafer sind eben so zweckmäßig. Es ist eine Wahrnehmung, die man schon vor 15 Jahren zu machen Gelegenheit hatte, daß solches Gemenge dem ersten Hafer in der gewöhnlichen holsteinischen Rotation mit größerem Vortheile folge, als eine zweite Hafersaat. Nicht nur, daß der Körnerertrag sich vermehrt, sondern man erhält auch stärkeres Stroh. Den Grund des reichlichern Ertrags glaubt man darin zu finden, daß beide Getreidearten verschiedene Nahrungsstoffe aus der Erde ziehen und dadurch mehr Platz finden, durch ihre Verbindung aber der Boden so bedeckt wird, daß die Sonne das Getreide nicht ausscheinen und dasselbe den Thau halten kann. Unserem Dafürhalten nach werden sich die Vortheile des aus Gerste und Hafer bestehenden M.s am besten bewähren, wenn man solches nicht lange nach dem Kornansatze in noch grünem Zustande mäht, indem man dann nicht allein an Masse und Gedeihlichkeit des Futters gewinnt, wie denn auch diesem die für jene etwa noch verwandten Ernährungstheile zu Gute kommen. Einige mischen auf leichtem Boden auch Sommerroggen zu. In Holstein ist ein Gemenge von Sommerroggen und buntem Hafer nicht ungebräuchlich. Man säet solches im März aus und sodann Klee und Raygrassamen darunter. Der schnellaufwachsende Roggen gibt dem Hafer Schatten und man erhält auf diese Art meistens ein ziemliches Quantum Futtermaterial. Gerste, Hafer u. Wicken untereinander gesäet, findet man unter dem Namen Wickenfutter sehr häufig. Wikken und Gerste, und Wicken und Linsen (Wickengerste, Linsengerste) sind nicht ungewöhnliche Saaten. Auch Erbsen säet man im Gemenge mit Sommerroggen, Gerste und Bohnen an, letztere häufig mit Hafer, Erbsen und Wicken aus. Das Gemenge von Sommergetreide und Hülsenfrüchten pflegt man gewöhnlich Rauhzeug, Rauhfutter zu nennen und in der Brache zu bauen, entweder zum Grünfutter für das Rindvieh auf dem Stalle — wo man es aber alsdann nicht zu alt werden und nie dahin kommen lassen darf, daß sich die Körner darin verhärten, weil man sonst seinen Zweck in doppelter Hinsicht verfehlt und die Kühe mehr verwüsten, als verzehren, oder die Körner unverdaut von sich geben —, oder zum Reifwerden, wo es dann für die Pferde eine köstliche Fütterung gibt und wo man es abdreschen und die Körner mannichfaltig nutzen kann. Bei Stallfütterung ist solches Wickengemenge unentbehrlich, u. man thut wohl, in verschiedenen Zeiträumen neue Aussaaten zu machen, um theils immer grünes Futter vorräthig zu haben, theils aber auch, um nicht von dem Kleefutter allein abzuhängen und den Thieren durch Abwechslung die Freßlust zu erhalten und zu reizen. Auch der Buchweizen wird zu Mengkorn benutzt; um als Grünfutter zu dienen, vermischt man ihn mit Wicken. Ein vortreffliches Herbstfutter gibt Buchweizen im Gemisch mit Erbsen, nach dem zeitigen Umbruche der Stoppeln von Raps, Rübsen, Roggen ausgesäet, und beeinträchtigt nach jenen Oelgewäch-

sen das darauf folgende Wintergetreide anscheinend gar nicht.

Melinghausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; 110 E.

Menglöd (d. i. die des Halsbandes sich Freuende, nord. Myth.), Riesin, Braut u. Gattin Svipdagr's (s. d.)

Menglon, franz. Dorf, Dep. Drôme, Bez. Die; 840 Einw.

Mengs, Anton Raphael, einer der bedeutendsten Maler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geboren 1728 zu Aussig in Böhmen, wurde von seinem Vater, der, ein Däne u. selbst ein mittelmäßiger Maler, von August III. nach Dresden berufen worden war, auf eine harte, ja fast tyrannische Weise erzogen. Der junge Raphael war von seiner Geburt an zum Künstler bestimmt worden und mußte deshalb vom 6. Jahr an sich den ganzen Tag im Zeichnen üben, so daß ihm fast kein freier Augenblick zur Erholung übrig blieb. War das Aufgegebene zur bestimmten Zeit nicht fertig, so erfolgte eine harte körperliche Züchtigung. Auf das Zeichnen ließ dann der Vater schon nach einigen Jahren den Unterricht im Oel-, Miniatur- und Emailmalen folgen. Im J. 1741 begleitete der junge M. seinen Vater nach Italien. Nachdem er sich längere Zeit mit den Meisterwerken der alten Skulptur hatte beschäftigen müssen, durfte er zuerst in der sixtinischen Kapelle die Fresken Michel Angelo's und endlich im Vatikan die Meisterwerke Raphaels studiren. Aber auch dieses Studium war mehr ein Zwang, als eine freie Beschäftigung. Der Vater führte am Morgen den Knaben selbst dahin und ließ ihm bis zum Abend, wo er ihn wieder abholte, keine andere Speise als Brod und Wasser zurück. Abends wurde dann noch zu Hause eine strenge Prüfung über das täglich Erlernte vorgenommen. Es nimmt uns nicht Wunder, daß bei einer solchen Erziehung M. im geselligen Verkehr sein ganzes Leben hindurch steif und unbeholfen blieb. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde von August III., der in einigen Pastellgemälden das Talent des jungen Künstlers erkannt hatte, zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß wieder nach Rom zurückzukehren. In Rom, wohin der Vater ihn wiederum begleitete, besuchte er die Akademie und die anatomischen Stunden im Hospital Spirito Santo und lieferte zuerst 1748 einige eigene größere Kompositionen, die allgemeinen Beifall fanden. Bei diesen Arbeiten hatte ihm im Beiseyn seiner Mutter ein schönes Bauernmädchen als Modell gedient, die durch ihr züchtiges Benehmen ihn so einnahm, daß er sich mit ihr vermählte, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war. Nach seiner Rückkehr nach Dresden im J. 1749 — der Vater war diesmal in Rom zurückgeblieben, aber freilich auch mit der ganzen Baarschaft und dem Haushalt des Sohnes — ernannte der König ihn an Sylvesters Stelle zum ersten Hofmaler und erhöhte seinen Gehalt. Bei der Einweihung der katholischen Kirche in Dresden im J. 1751 wurde M. der Auftrag ertheilt, das Gemälde zum Hochaltar zu verfertigen und ihm auf sein Bitten die Erlaubniß gegeben, dies Bild in Rom arbeiten zu dürfen. Aber die Vollendung dieses Werkes wurde durch das Ausbleiben seines Gehaltes im 7jährigen Krieg und durch die Verfertigung einer Kopie von Raphaels Schule von Athen für den Lord Perry lange verzögert. Im J. 1754 übernahm M. die Direktion der neuerrichteten Malerakademie auf dem Kapitol und malte dann für die Cölestinermönche die Decke in St. Eusebio. Diese erste Freskomalerei fand vielfachen Tadel, da er dem damals herrschenden überladenen Geschmack darin durchaus nicht gehuldigt hatte, sondern zur Einfachheit der älteren Meister zurückgekehrt war. Später malte er für den Kardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Parnaß vorstellend, und für andere Privatpersonen mehre Oelgemälde, wie eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalena. Ein junger Engländer, mit Namen Webb, der sich damals in Rom aufhielt und dem M. seine Ideen über Schönheit und über Kunst mittheilte, war so frech, diese Gedanken als seine eigenen in einem besondern Werk unter dem Titel „Untersuchungen über die Schönheit" zu publiciren u. sich dadurch einen bedeutenden Namen zu erwerben. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien und malte daselbst unter Anderem eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme; auch vollendete er hier das Altargemälde für die katholische Kirche in Dresden. Da er von dem König den beiden sich gleichfalls am spanischen Hof aufhaltenden Malern Giaquinto von Neapel und Tiepolo von Venedig vorgezogen wurde, so schmiedeten diese so lange Ränke aller Art gegen ihn, bis M. 1770 um Urlaub bat, um in Italien seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Er ging zunächst nach Florenz, wo er 8 Monate verweilte, und darauf nach Rom, wo er für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Kamera de papiri, wo die vatikanischen Handschriften aufbewahrt werden, verfertigte. Nach einem 3jährigen Aufenthalt in Rom begab er sich nach Spanien zurück und malte hier in der vollen Manneskraft den Plafond im Speisesaal des Königs, welcher die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhmes darstellte. Da er aber das spanische Klima durchaus nicht vertragen konnte, begab er sich wieder nach Rom und erlangte durch die Vermittelung des Ritters d'Azara die Erlaubniß, mit Beibehaltung seiner spanischen Besoldung daselbst seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Anfangs schien es, als wenn durch das milde Klima seine geschwächte Gesundheit wieder erstarken wollte. Als aber seine Gattin, mit welcher er die glücklichste Ehe geführt hatte, im J. 1778 starb, fruchteten Klima und Ruhe nichts mehr, er kränkelte von da an mehre Monate und † am 29. Juni 1779. — M. war von mittlerer Größe, hager, aber in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung. Von Temperament zwar lebhaft, ja selbst heftig, besaß er doch eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Gegen Arme, namentlich gegen unbemittelte Künstler, war er sehr wohlthätig. Dies, so wie die großen Summen, welche er auf den Ankauf von Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen,

Gypsabgüssen und anderen Kunstgegenständen verwandte, ließen von seinen bedeutenden Einnahmen, die sich in der letzten Zeit wohl jährlich auf 10,000 Skudi belaufen mochten, nichts übrig. Indessen sorgten nach seinem Tod seine Freunde für die hinterlassenen Kinder und der König von Spanien ertheilte denselben eine Pension. Der Ritter d'Azara ließ ihm ein prächtiges Denkmal neben dem Raphael's setzen und die Kaiserin Katharina II. von Rußland, welche von dem franz. König Ludwig XVI. ein großes Gemälde von M., die Befreiung der Andromeda durch Perseus darstellend, zum Geschenk erhalten hatte, ließ ihm ebenfalls in der Peterskirche, wo er beigesetzt wurde, ein prachtvolles Grabmal errichten. — In vielen Schriften werden die Verdienste dieses Künstlers gewürdigt. In Göthe's „Winkelmann und sein Jahrhundert" wird M. ebenfalls beurtheilt und sicher richtiger, als bei den Vorgängern. Da heißt es, es sey ein bedeutender Vortheil für das, was er leisten und wirken sollte, daß er nicht in der Schule irgend eines zu jener Zeit im Rufe stehenden Malers gebildet, sondern unter Aufsicht eines strengen Vaters in völliger Absonderung gehalten u. bloß angewiesen worden sey, nebst der Antike vornehmlich Raphaels Werke zu studieren, wodurch er, allem schädlichen Einfluß herrschender Irrthümer entzogen, ungehindert auf dem Wege fortwandelte, den ihm die besten Muster zeigten. Der Verfasser jenes Werkes findet in M. nicht lauter Lob; er beschuldigt den Künstler im Gegentheile der Dürftigkeit in der Erfindung, der Unklarheit in der Allegorie und eines gesuchten Wesens, um poetisch zu scheinen. Daß M. an ernster Ueberlegung, an Aufwand von Fleiß und Mühe es nicht habe fehlen lassen, gibt Göthe gerne zu. Den meisten seiner Werke ist das Gepräge einer nie zu befriedigenden Sorgfalt in Anlage und Vollendung sichtbarlich aufgedrückt, was ihm denn auch als Fehler angerechnet wurde. Allein, fährt Göthe fort, man wird sich den Mangel an freier Bewegung leicht erklären, und auch geneigt seyn, denselben zu vergeben, wenn gehörig erwogen wird, wie M. in Reden und Schriften überall eine hohe, gleichsam schwärmerische Idee von dem Ernst und der Würde der Kunst geäußert, den höchsten, wünschenswerthesten Zweck derselben in die Schönheit der Form gesetzt, und rastlos bemüht gewesen ist, diesen Zweck zu erreichen. In der Schönheit der Form findet Göthe auch M.s' größtes Verdienst, womit er unter den neuern Künstlern sich glänzend auszeichne. In einen Vergleich mit andern Künstlern geht Göthe nicht ein, er will auch diejenigen nicht widerlegen, welche die in M.s' Bildern zuweilen allgemeine Anordnung tadeln, er gibt zu, die Köpfe seyen selten treffend charakteristisch, noch seltner von lebendigem, in hohem Grade geistreichem Ausdrucke. Von jenem Geschmacke in Gewändern und Nebensachen, den Göthe den feinen und putzenden nennen möchte, besaß M. ebenfalls nur wenig, dennoch aber gesteht ihm der erwähnte Schriftsteller einen Platz unter den vornehmsten Künstlern der neueren Zeit zu, wegen des Vorzugs schöner Formen und weil seine Bemühungen zur Einführung eines besseren Kunstgeschmackes nicht ohne gute Wirkung geblieben sind. — In der Beschreibung Roms von Gerhard Bunsen rc. I, 568 ff. wird über den Künstler und seine Kräfte ausführlich abgeurtheilt. Es heißt darin: „Daß Ismaels eiserner Wille in Raphael einen Maler geschaffen, ist unläugbar, aber nie vermochte er durch Zwang seinem Sohne den Geist zu ertheilen, der durch seine über allen menschlichen Willen erhabene Schöpfungskraft, das Schöne, Treffliche und Lebendige erzeugt, wodurch allein, vermittelst der Kunstdarstellung, Herz, Sinn und Phantasie erregt und ergriffen werden kann. Diese göttliche Gabe, das Genie war M. völlig versagt, und weniger Einbildungskraft, als er, hat vielleicht keiner unter den namhaft gewordenen Künstlern besessen. Auch Talent, als angeborne Geschicklichkeit im Gebrauche der Mittel zur Darstellung, hatte er nicht in bedeutendem Grade von der Natur erhalten. Was er leistete, verdankte er daher vornehmlich dem Studium, unaufhörlichem Fleiße und einem durch Scharfsinn und Urtheilskraft erworbenen Geschmack. Doch war es ihm bei seinem Bestreben, der Kunst eine veränderte und bessere Richtung zu geben, sogar in der Theorie unmöglich, sich über das Princip der Nachahmung zu erheben. Er erneuerte daher den Eklekticismus der Carracci, zwar genauer bestimmt, und auf die Nachahmung nur weniger ausgezeichneter Vorbilder beschränkt, zeigte aber in der praktischen Anwendung dieser Methode weit weniger Talent als diese Künstler. Das vorzügliche Bestreben M.', Schönheit der Form im Charakter der antiken Skulptur zu zeigen, war es denn auch vornehmlich, warum seine Verehrer kein Bedenken trugen, ihn über alle Künstler neuerer Zeit zu erheben. Diese Lobpreisungen, verbunden mit der Neuheit der Erscheinung einer völlig veränderten Kunstrichtung, erwarben ihm einen so ausgebreiteten Ruf, wie ihn vor ihm nicht viele Maler in ihrem Leben genossen hatten. Dieser ist aber gegenwärtig allgemein sehr merklich gesunken, u. in der That dürfte M. mehr durch eine neue der Kunst ertheilte Richtung und Ansicht, als durch hinterlassene Werke von wahrhaft klassischem Gehalt in der Kunstgeschichte merkwürdig bleiben. Dürftigkeit des Geistes leuchtet aus allen seinen Werken hervor. Er entfernte sich zwar gänzlich von dem zu seiner Zeit üblichen gesuchten Kontrast in der Stellung und Gruppirung der Figuren, aber diese Entfernung von einem falschen Geschmack hat bei ihm nur negativen Werth, weil die Kompositionen völlig der Handlung entbehren und eine mühsame Zusammensetzung verrathen. Der seit dem Pietro da Cortona eingetretenen Oberflächlichkeit entgegen, befleißigte er sich in der Zeichnung der äußersten Gründlichkeit und Richtigkeit. Aber indem er im Einzelnen das sorgfältigste Studium und die genaueste Ausführlichkeit zeigt, befriedigen seine Figuren sehr wenig wegen ihres auffallenden Mangels an Leben und Charakter. In weiblichen und jugendlichen Körpern hat er die antiken Formen öfter sehr genau, dabei aber jederzeit frostig wiedergegeben. Seinen männlichen nackten Gestalten dürfte man das an

sich schon sehr eingeschränkte Lob unbelebter Schönheit nicht einmal beilegen können, da sie, wie z. B. die Figur der Zeit im Deckgemälde der Camera dei papiri der vatikanischen Bibliothek, durch Mangel an gehörigem Hervortreten der Hauptformen über die kleineren und mehr untergeordneten sich völlig entfernt vom großen Style zeigen, und mit Muskeln überladen scheinen. Die Gesichtsbildungen sind meistens ohne Bedeutung und lebendigen Ausdruck der Seele. In den Frauen, Jünglingen und Kindern bemerkt man gewöhnlich ein fades und affektirtes Lächeln, wodurch M. vermuthlich das Reizende und Gefällige in den Köpfen des Correggio nachzuahmen suchte. Die sorgfältigste Nachahmung antiker Formen konnte dabei nicht verhindern, daß seine Werke sehr entschieden an den Charakter der Zeit des Künstlers erinnern. M.' Fleischfarbe ist nicht ohne Wahrheit, aber von der schönen Zusammenstellung der Farben der Gewänder bei den älteren Malern ist in seinen Gemälden keine Spur zu finden. Seine Behandlung ist mühsam und ängstlich, sowohl in Oel- als Freskomalerei, und erinnert dadurch an Miniatur- und Dosengemälde. M. hat daher vielleicht mehr als durch seine Gemälde durch seine Schriften auf die Richtung der bildenden Kunst gewirkt. Dieselben haben bis auf die neuesten Zeiten zur Basis der Kunsttheorie nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien gedient. M. hat in ihnen seine eklektische Ansicht dargestellt, die, weil sie die Kunst als ein von außen Angelerntes und aus Theilen Zusammengesetztes betrachtet, nothwendig das innere Leben derselben aufhebt. Uebrigens kann man nicht läugnen, daß sie einen denkenden und scharfsinnigen Kopf verrathen, und im Einzelnen mehre gute und treffende Bemerkungen enthalten. Sie verrathen einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, und sowohl wegen dieser tiefern Einsicht in das Wesen der Kunst, als wegen der größeren Originalität der Ansichten sind sie auf jeden Fall den spätern Kunstschriften, denen sie zur Norm und zum Leitfaden dienten, bei Weitem vorzuziehen. Da ihm sowohl in der Theorie, als in der praktischen Ausführung das innere Lebensprincip der Kunst entging, so konnte durch ihn auch keine eigentliche Wiederbelebung derselben erfolgen. Der günstige Einfluß, den man diesem Künstler zuschreiben kann, mußte daher negativ seyn. Er und Winckelmann veranlaßten die Verbannung des Geschmackes des P. da Cortona und Bernini, und auf ihre Anregung ward zwar das Studium des Raphael und der Antiken vorherrschend, aber ohne daß dadurch im Wesentlichen der Kunst ein bedeutender Vortheil erwuchs. Die Verehrung der Denkmäler des Alterthums, die sich gewöhnlich mehr auf Autorität, als auf einen lebendigen Sinn für dieselben gründete, veranlaßte einen falschen Begriff des Ideals, der in einem leeren, abstrakten, von Bedeutung und Charakter getrennten Begriff von der Schönheit bestand, und welcher dadurch der Geistesarmuth, die sich jederzeit durch charakterlose Einförmigkeit offenbart, sehr willkommen seyn mußte. Selbst in Bildnissen erscheint das Bestreben, die individuellen Züge durch jenes leere Ideal zu modificiren. Frauenbildnisse wurden nicht selten im antiken Kostüm und wohl gar als Göttinnen des Alterthums vorgestellt, wodurch denn öfters eine wahre Parodie der dargestellten Person und des idealen Charakters hervorging, indem sie der Künstler zeigen wollte. — M. hielt zwar keine eigentliche Schule; wer sich aber seinen Schüler nennen wollte, hatte freien Zutritt bei ihm. Diese Schule war aber höchst unfruchtbar; er wußte sich in seinem Ernste wenig eigentliche Nachfolger zu bilden. Da er selbst kein Genie besaß, war er auch nicht fähig, dasselbe in Anderen zu erwecken; ja seine ängstliche Sorge für Korrektheit und die Vermeidung von Fehlern gegen seine Begriffe von Vollkommenheit der Form, war vielmehr geeignet, den Muth seiner Schüler niederzuschlagen, als zu beleben und anzuregen. Seine meisten Zöglinge zeigten ungemein wenig praktisches Talent und die noch einigermaßen werkthätig waren, entfernten sich zum Theil vom Geschmacke ihres Meisters. Die besten sind Maron und Unterberger, und bei andern, wie bei Knoller, Guibal &c. findet man zwar eine helle muntere Färbung, einen guten Ton im Allgemeinen, auch gefällige Formen, aber nicht die wohlverstandene Zeichnung und die fast ängstliche Sorgfalt in Nachbildung antiker Formen.“ Der Grundzug in M.' Kunst ist nach Kugler (Gesch. der Malerei II, 306) ein strenges Studium schöner Formen; und wenn seinen Werken auch die freie lebendige Originalität des Genie's fehlt, wenn sie gegenwärtig auch den Beschauer kalt lassen, so ist jenes Streben doch als ein sehr wichtiger und einflußreicher Punkt in der Entwickelung der neuesten Kunst sehr anzuerkennen. Uebrigens war M. Eklektiker, der die Schönheiten der Antike, des Raphael, Titian und Correggio in Eins zu verschmelzen suchte, — ein Vorsatz, dessen Unausführbarkeit wohl nicht mehr bewiesen zu werden braucht und der schon an sich mehr das Schulmäßige seines Strebens, als geistreiche Originalität beurkundet. — M. hat auch durch seine theoretischen Schriften über die Kunst, obwohl die Ansichten der neuern Zeit mit ihnen nicht mehr in allen Punkten übereinstimmen, zu einer edleren Entwickelung der Kunst wesentlich beigetragen. Die italienische Ausgabe seiner Werke (Parma 1780, 2 Bde., 4) ist vom Ritter d'Azara, die deutsche (Halle 1786, 3 Bde.) von Prange besorgt worden. An der letzteren hat sich auch Winckelmann, mit welchem M. in Rom in dem freundschaftlichsten Verkehr lebte, vielfach betheiligt. — Die namhaftesten Gemälde von M. sind außer den schon genannten folgende: Zu Berlin im königlichen Museum: das große Bild einer heil. Familie von einfacher und geschmackvoller Komposition, nach Kugler ein Bild, welches durch die ruhige, wenn gleich nicht sonderlich tiefe Würde des Ausdruckes, durch die derbe, frische Naturwahrheit von erfreulicher Wirkung ist. Zu Dresden, in der katholischen Hofkirche: die Himmelfahrt Christi, ein meisterhaftes Gemälde, 33 Fuß hoch und 16 Fuß breit, jetzt auch durch Zöllner's Lithographie und durch Stölzel's Stich bekannt. In der königlichen

Gallerie: eine treffliche Kopie des Propheten Jesaias nach Raphaels Gemälde in S. Agostino zu Rom; das Pastellbildniß des Künstlers, von L. Gruner 1832 für das Galleriewerk gestochen; ein Amor in Pastell; eine Magdalena in Miniatur, wegen des Ausdruckes der schönen Form gerühmt. In Florenz bewahrte der Palast bedeutende Bilder von M., die Tribune, sein von ihm selbst gemaltes Bildniß. Der Marchese Rinuccini hatte eine große Kreuzabnahme in Helldunkel, die der Künstler vom Tode übereilt, nicht mehr koloriren konnte. Der Rathsherr D. Malevolti del Bevino erwarb das Bild eines Genius. In Hamburg erhielt Kaufmann Berkemayr eine treffliche Kopie der Madonna della Seggiola nach Raphael. In München in der Pinakothek: das treffliche Bild des Kapuziners Joseph von Viterbo mit dem Stock in der Hand; das eigne Bildniß des Künstlers; der heil. Joseph, lithographirt in dem Werke: Pinakothek oder Sammlung der ausgezeichnetsten Werke der Gallerie in München. In der Sammlung des Domherrn Speth ist der geistreiche Kopf eines Apostels, welchen M. seinem Freunde J. N. Steiner bei dessen Abreise von Rom schenkte. In Neapel: ehedem im Besitze des Prinzen St. Gervasio ein schönes Bild der Magdalena; im Vatikan zu Rom ist das sehr ähnliche Bildniß des Papstes Ganganelli; im letzten Gemache der Loggien gegen die Peterskirche an der Decke die vier Evangelisten, welche van der Hagen (Briefe in die Heimath IV, 8) weit über das andere Deckenbild des Parnaß (s. oben) stellt. In Madrid: in der königlichen Gallerie eine Abnahme vom Kreuze; ein anderes Bild, welches M. in Florenz für den König von Spanien malte, stellt die Geburt Christi dar, worin er mit Correggio's berühmter Nacht wetteiferte (ein Hirte ist das Bildniß des Künstlers); die Prinzessin von Asturien besaß eine Anbetung der Hirten, von welcher der Fürst H. Colloredo in Wien eine Kopie hatte; der spanische Gesandte Cav. J. N. d'Azara erstand nach dem Tode des Künstlers viele Zeichnungen und etliche kleinere Bilder. St. Petersburg bewahrt mehre Bilder von diesem Künstler. M. bereicherte die Sammlungen Katharina's II. durch Ankauf guter Bilder, ertheilte Rath und Auskunft, und was von seiner eigenen Hand gefertigt worden, galt dieser hohen Gönnerin dem Vollkommensten gleich. Eine Menge Handzeichnungen ließ Katharina nach des Künstlers Tod für die Sammlung der Eremitage kaufen. Dort finden wir außer einem allegorischen Gemälde, in welches Katharina's Bild aufgenommen ist, folgende Werke: Johannes predigt in der Wüste (der Täufer von kolossaler Größe sitzt auf einem Felsen, erhebt beide Hände, und öffnet weit den Mund; das Auge hat keine Milde und Zartheit, vielmehr starrt es ohne Gegenstand; der schreiende Mund ist ungefällig; die übrigen Theile des vollen und muskulösen Körpers können der Zeichnung und dem Kolorit nach vortrefflich heißen, namentlich die sich lebendig-rundenden Beine; nicht mindern Werth hat die Karnation u. Draperie); ein Muster geistreicher und lobenswerther Erfindung ist ein kleines skizzenartiges Gemälde, die Ausgießung des heil. Geistes; hier vereint sich das Schöne, Liebliche und Kräftige. Andere Gemälde sind: das Urtheil des Paris; Perseus und Andromeda; Apollo unter den Musen (mit der Beischrift Raphael Mengs Saxo 1761, also in dem Jahre gefertigt, in welchem der Künstler zum ersten Male nach Spanien reiste, nachdem er den Parnaß, das Deckengemälde der Villa Albani, vollendet hatte); eine Verkündigung ist mehr Skizze als ausgearbeitetes Gemälde, und vermuthlich eine Anlage zu dem Werke, welches M. für die Kapelle in Aranjuez zu verfertigen angefangen hatte, als ihn der Tod abrief. Das Gemälde blieb unvollendet. In Wien in der k. k. Gallerie: der heil. Petrus mit der Flamme auf dem Haupte sitzend, er hält Buch und Schlüssel, lebensgroße Figur; das Bildniß der Infantin Maria Theresia von Neapel, als kleines Kind, sich an den Sessel haltend; das Bildniß der Infantin Maria Ludovica von Spanien, Großherzogin von Florenz, lebensgroßes Brustbild.

Mengsberg, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Ziegenhain, Amt Treysa; 4 Mühlen; 540 Einw.

Mengshausen, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Niederaula; 540 Einw.

Meng-tsü, während seines Lebens Mengkho und von den Jesuiten Mencius genannt, gilt nach Confucius als der erste der chinesischen Philosophen. Er war gegen das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. in der Stadt Tseou geboren und wurde von seiner Mutter mit großer Sorgfalt erzogen. Die schnellen Fortschritte, die er in dem Studium der heiligen Bücher machte, verschafften ihm einen Platz unter den Schülern des Tsü-sse, eines Enkels des Confucius. Als er das Mannesalter erreicht hatte, suchte er seinen besseren Ansichten über Staats- und Volkswohlfahrt bei den verschiedenen Herrschern, welche China damals inne hatten, Aufnahme zu verschaffen. Da aber seine hierauf gerichteten Bemühungen ganz vergeblich waren, so kehrte er in seine Heimath zurück, sammelte hier einen kleinen Kreis von Schülern um sich, schrieb ein moralisch-politisches Werk und † in hohem Alter um 314 v. Chr. Das eben erwähnte Werk steht bei den Chinesen noch heutzutage in hohem Ansehen und wird zu den Sse-schu, d. i. vier Büchern gerechnet, welche den nächsten Rang nach den eigentlichen heiligen Büchern einnehmen. Es enthält zum Theil Aussprüche, zum Theil Dialoge zwischen M. und dessen Freunden über moralische und politische Gegenstände, und ist besonders deshalb sehr anerkennenswerth, weil es die verderblichen Richtungen des Zeitalters, welchen besonders die höhern Stände huldigten, ohne alle Zurückhaltung mit der größten Freimüthigkeit rügt und die Verächtlichkeit und Lächerlichkeit der geltenden Grundsätze schonungslos aufdeckt. Den Originaltext mit latein. Uebers. gab Julien (2 Bde., Paris 1824) heraus; andere Uebersetzungen finden sich in mehren Uebersetzungen der Werke Kon-fu-tsee's.

Mengui, Provinz, s. v. a. Manggui.

Menguis, asiat. Inselgruppe im großen

Ocean, Philippinen=Archipel, nordöstlich von den Salibabo=Inseln.

Mengung, s. v. a. mechanische Mischung, s. Mischung.

Menhaes, Volk, s. Espiritu Santo.

Menhardsdorf, s. Sechszehnstädte.

Menhousa, afrikan. Oase, östlich von Tripolis.

Meni (bibl. Gesch.), Idol, das die Israeliten durch Libationen und Lektisternien verehrten, wahrscheinlich eine Schicksalsgottheit und nach dem astrolog. Charakter der babylon. Götterlehre ein Gestirn, vielleicht der Planet Venus, bei den Arabern das kleine Glück genannt und von den Persern als *Ναναία* (2. Makk. 1, 13 f.) oder: *Ἀναῖτις* (Strabo XV, S. 733) und unter der letzteren Benennung auch von den Armeniern verehrt. Vielleicht ist auch das altarabische Idol, welches die Stämme zwischen Mekka und Medina in Gestalt eines Steines anbeteten (Koran 53, 19), damit identisch. Die zum Theil wunderlichen Vermuthungen älterer Ausleger s. bei Rosenmüller zu Jes. 65, 11. Gesenius, Komm. II, 284.

Meniäon (Kirchenw.), s. v. a. Menaion.

Menichea (Bot.), nach Sonnerat, Untergattung von Stravadium *Juss.*

Menidrosis (Sudor mensiflnus, Sudor menstrualis; Aberratio mensium ad cutem externam, Med.), das Schweißtriefen von Menstruationsfehlern.

Menieh, Provinz, s. v. a. Minieh.

Meniet, afrik. Ort, Aegypten, an der linken Seite des Nil, nördl. von Syout.

Menigoute, franz. Flecken, Depart. Deux=Sevres, Bez. Parthenay; reiches Hospital, Märkte; 920 Einw.

Menihelik, s. v. a. Menehelik.

Menil (Geogr.), 1) belg. Dörfer: a) Prov. Namur, Bez. Philippeville, 420 Einw.; — b) M. St. Blaise, das., Bez. Dinant, 480 Einw.; — 2) franz. Dörfer: a) Depart. Maine=Loire, Bez. Beaupréau, an der Loire, 1420 Einw.; — b) Depart. Mayenne, Bez. Château=Gontier, an der Mayenne, 1590 Einw.; — c) Depart. Vosges, Bez. Remiremont, 1570 Einw.; — d) M.=Esnard, Depart. Seine=infér, Bez. Rouen, 1150 Einw.; — e) M.=Hermé, Depart. Orne, Bez. Argentan, an der Orne, 1250 Einw.; — f) M.=Hubert, das., Bez. Domfront, 1130 Einw.; — g) M.=la Horgue, Depart. Meuse, Bez. Commercy, 410 Einw.; — h) M.=Montant, Depart. Seine, Bez. Belleville; hier eine Saint=Simonistenniederlassung von Enfantin gegründet; 1850 Einw.; — i) M. sur Oger, Depart. Marne, Bez. Epernay, 1280 Einw.; — k) M. Thomas, Bez. Eure=Loire, Bez. Dreux, 750 Einw.

Meniles, franz. Dorf, Depart. Eure, Bez. Evreux; 1330 Einw.

Menilit (Min.), s. v. a. Leberopal; s. Opal, 9.

Menimen, asiat.=türk. Ort, Kleinasien, Anatolien, nordwestl. von Smyrna.

Menin, Meenen, belg. befest. Stadt, Prov. Ost=Flandern, Bez. Courtray, linke an der Lys; Steinkohlen, Baumwollespinnereien, Baumwollzeuch=, Leinwand=, Damast=, Oel=, Tabak=, Seifen= und Hutfabrik., Seilerei, vorzüglich Bierbrauerei, Salinen, Weinhandel, Viehzucht; 7930 Einw. — Geschichtliches. M. ward im Jahre 1578 mit Mauern umgeben und brannte 1585 größtentheils nieder. Nachdem Ludwig XIV. es während des Kriegs durch Anlegung von 8 neuen Bastionen verstärkt hatte, ward es im Frieden von Nymwegen an Frankreich abgetreten, kam aber in Folge des Friedens von Rastadt und Baden wieder an Oesterreich, ward 1706 von Marlborough erobert und 1715 in Folge eines Vertrags zwischen Holland und Oesterreich unter die sog. Barriereplätze aufgenommen. Im Jahre 1744 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt und zerstörten ihre Festungswerke, mußten sie aber im aachener Frieden 1748 wieder herausgeben, worauf die Werke wieder hergestellt wurden. Nach der Aufhebung des Barrieretraktats unter Joseph II. wurden dieselben von Neuem geschleift. Am 13. Septbr. 1792 gewannen hier die Franzosen über die Holländer einen Sieg und 1794 ward die Stadt von den Erstern angegriffen und, nachdem der hannöverische General Hammerstein sich eine Zeitlang tapfer vertheidigt und dann durch das Belagerungskorps durchgeschlagen hatte, erobert, worauf die oberflächlich hergestellten Festungswerke nochmals geschleift wurden. Seit 1816 sind dieselben mittelst französischer Kontributionsgelder wieder hergestellt.

Meningarthrocace (Arthromeningitis, Med.), die Entzündung der Gelenkhäute.

Meningeae arteriae (Anat.), s. Kopfblutadern.

Meninges (Gehirnhäute, Anat.), s. Anatomie S. 800.

Meningina (Med.), Chaußier will damit bezeichnen: eine Verbindung oder Verwachsung der Hirnhäute mit einander, also was Sprachkenner Meningozeuxis oder Meningosyzygia nennen würden.

Meningion (Anat.), ein dünnes, feines Häutchen, z. B. besonders die Tunica arachnodes cerebri.

Meninginitis (Med.), nach Chaußier's wunderlicher Wortbildung: eine Entzündung der verwachsenen Hirnhäute.

Meningitis chirurgica (s. mechanica s. traumatica, Chir.). Die Gehirnentzündung, welche durch Einwirkung äußerer Gewaltthätigkeiten auf den Kopf und dadurch bedingte Verletzung der äußeren Theile derselben, des Schädels, der Hirnhäute und des Gehirns selbst entsteht, charakterisirt sich im Allgemeinen durch dieselben Zufälle, welche man bei Gehirnentzündungen aus anderen Ursachen wahrnimmt. Ihr Verlauf ist entweder akut oder chronisch; im ersteren Falle erscheint sie bald nach der Verletzung, zeichnet sich durch Heftigkeit der Zufälle und einen raschen Verlauf aus; im letztern Falle macht sie sich erst 14 Tage, bisweilen mehre Monate nach der Verletzung bemerkbar, verläuft langsam, ohne heftige Zufälle, und ist mit einem gastrisch=biliösen Zustande verbunden, der sich

durch bittern Geschmack, galliges Erbrechen, schleimigen Beleg der Zunge, dunkle, braune Stuhlgänge, Gefühl von Schwere und Schmerz in der Lebergegend u. s. w. zu erkennen gibt. Sehr leicht geht die traumatische Gehirnentzündung in Eiterung über und führt zuletzt den Tod herbei.

Die Diagnose ist in den meisten Fällen leicht; am meisten hat man sich vor einer Verwechselung der traumatischen Gehirnentzündung mit der Erschütterung und dem Drucke des Gehirns zu hüten; sehr oft sind diese beiden Zustände mit der Entzündung gleichzeitig vorhanden.

Die entfernten Ursachen der traumatischen Gehirnentzündung sind äußere Gewaltthätigkeiten, welche den Kopf treffen, wie die Verwundung des Letzteren mit scharfen und stumpfen Instrumenten, wodurch die Aponeurose des Schädels verletzt, das Perikranium in bedeutendem Umfange vom Schädel abgelöst wird; ferner Verletzung des Schädels, Knochensplitter, Knocheneindrücke, gewaltsame Ablösung der harten Hirnhaut von dem Schädel, Verletzung des Gehirns selbst oder seiner Häute u. s. w. Die nächste Ursache besteht aber in einer Reizung des Gehirns, die meistens durch die Erschütterung, welche heftige, mechanische Verletzungen nach sich ziehen, bedingt ist. Die Ursachen der früheren oder späteren Entwickelung, der größeren oder geringeren Heftigkeit der Entzündung liegen theils in der Art und Größe der Verletzung, theils in dem Alter, der Konstitution und dem Temperamente des Kranken, theils in dem Klima und der bestehenden Krankheitskonstitution. Die Theilnahme des Digestions- und Gallensekretionsapparates an der Gehirnentzündung erklärt sich aus dem innigen Konsens, welcher zwischen dem Gehirns- und den Digestionsorganen mittelst Nervenverbindung besteht.

Die Prognose hängt vorzüglich von der Möglichkeit ab, die Ursachen zu entfernen; bei langer Dauer der Entzündung und dem Uebergange in Eiterung wird sie sehr ungünstig, und dann richtet sie sich wiederum nach dem Sitze und dem Umfange der Eiteransammlung.

Die Behandlung muß im Allgemeinen streng antiphlogistisch seyn; im Besonderen wird sie durch den Verlauf der Entzündung, des Alters und der Konstitution des Kranken, so wie durch die Größe und die Art der Verletzung bestimmt. Aderlaß, Blutegel, eiskalte Umschläge, salzige Abführmittel sind die Hauptmittel in der Behandlung der traumatischen Gehirnentzündung.

Meningium (Anat.), 1) das kleine Häutchen; — 2) s. v. a. Tunica arachnodes cerebri.

Meningogastrica febris (Med.), bei Pönnl: ein die Hirnhäute und den Darmkanal afficirendes Fieber, Meningogastritis.

Meningogastritis (Febris meningogastrica, Med.); s. d. vor. Art.

Meningomalacia (Med.), 1) die Erweichung der häutigen Theile überhaupt; — 2) die Erweichung der Hirnhäute.

Meningomyces (Fungus meningis, Chirurgie), der Hirnhautschwamm.

Meningophylax (Chir.), bei Celsus u. A. der Hirnschirmer, ein Instrument zur Verhütung von Hirnverletzungen bei Trepanationen; eigentlich Hirnhautbeschirmer. S. Decussorium und Depressorium.

Meningorrhöa (Chir.), das Austreten, besonders von Blut über oder zwischen den Hirnhäuten.

Meningosymphysis (Med.), bezeichnet nicht nur die Verwachsungen der Gehirn- und Rückenmarkshäute unter einander, sondern auch mit ihren benachbarten Gebilden. Sie sind gewöhnlich die Folgen einer chronischen Entzündung, wobei sich statt eines wässerigen Exsudats eine mehr schleimige, eiweißartige Flüssigkeit, oder eine dickliche, eiterähnliche, plastische Lymphe ergießt, welche die Hirn- u. Rückenmarkshäute in kleineren oder größeren Stellen überzieht, und bei ihrer stärkeren Gewinnung die Verwachsung derselben erzeugt. Dieselben sind bald fadenoder bänderförmig, bald dicht, breit, und in größeren oder kleineren Stellen verbreitet, zuweilen mehrfach vorhanden, wobei sich gewöhnlich eine Verdickung und Erhärtung der verwachsenen Theile vorfindet, welche alsdann ihre Durchsichtigkeit verloren haben u. weiß od. gelblich geworden sind. Bei Afterbildungen zwischen oder auf den Gehirnhäuten trifft man gewöhnlich auch im Umkreise selbst auf größere Strecken, Verwachsungen der Häute unter sich oder mit ihrer Umgebung. So findet man häufig z. B. bei den schwammigen Auswüchsen der harten Hirnhaut mit der Hirnschale, bei der Hirnhautwassersucht die beiden Blätter der Arachnoidea, so wie bei der oberflächlichen Hirnvereiterung die Pia mater mit dem Gehirn, und mitunter sämmtliche Häute mit einander verwachsen. In der Hemicephalie, und auch in der Hydrencephalocele, bei welcher mehr oder weniger die Schädeldecke mangelt, sind die beiden äußeren Hirnhäute mit den hier unentwickelten, allgemeinen, dicken und fibrösen Theilen verschmolzen und bilden mit diesen zusammen die dünne, durchsichtige, das Gehirn umgebende Haut, wobei man jedoch öfters die Fortsetzung der allgemeinen Hautdecke als ein dünnes, durchsichtiges, der Haut des jungen Embryo ähnliches Blatt von der harten Hirnhaut trennen kann. Häufiger verwächst die Dura mater mit der Schädeldecke, als mit den beiden anderen Hirnhäuten, bei welchen die fragliche Abnormität Statt findet. Ebenso kommen auf den die Oberfläche des Gehirns umkleidenden Häuten die Verwachsungen am häufigsten vor; aber nicht selten beobachtete man sie auch an den die Gehirnhöhlen umkleidenden Partien, u. am seltensten findet man sie an den Rückenmarkshäuten. Die Erscheinungen, durch welche sich die M. zu erkennen gibt, sind ganz unbestimmt und von untergeordneter Bedeutung, wenn die Verwachsungen in Folge von Aftergebilden entstanden sind. Man findet sie bei chronischen, periodischen Kopfschmerzen, Konvulsionen, Lähmungen, Blödsinn, Veitstanz, Epilepsie u. s. w., vorzüglich aber bei Wahnsinnigen, wobei besonders zu erwähnen ist, daß Esquirol (Dict. des Scienc. médic. Taf. VIII, Art. Démence) bei 54 Wahnsinnigen, aber auch bei Nichtirren Ver-

wachsungen der die Seitenventrikel auskleidenden Membranen beobachtete.

Meningosyzygia Med.), die Verwachsung der Hirnhäute mit einander.

Meningozeuxis (Med.), gleichbedeutend mit Meningosyzygia.

Meningozeuxitis (Med.), die Entzündung der verwachsenen Hirnhäute, oder wohl meistens umgekehrt: die Verwachsung der Hirnhäute, als Folge der Entzündung.

Meninguria (Med.), das Harnlassen mit Häutchen im Harne, das Häutchenharnen.

Meninski, Franz, eigentlich Menin, einer der vorzüglichsten Beförderer des Studiums der orientalischen Sprachen in Europa, geb. gegen 1623 in Lothringen, zeigte sehr bald viel Neigung zum Reisen u. begab sich frühzeitig nach Rom, wo er Philosophie studirte. Im J. 1652 ging er im Gefolge des polnischen Gesandten nach Konstantinopel. Ein mehrjähriger Aufenthalt daselbst machte ihn mit der türkischen Sprache ganz vertraut, und er wurde durch den polnischen Reichstag zum polnischen Dolmetscher ernannt. Eine Reise nach Polen erhöhte so die Meinung von seinem Talente, daß er zum polnischen Gesandten ernannt wurde. Er zeigte sich in dieser Stellung ungemein thätig und wurde dafür in den polnischen Adelsstand erhoben. Indessen trat er doch im J. 1661 aus polnischen Diensten in die des Kaisers Leopold als erster Dolmetscher bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Konstantinopel. Nachdem er noch zuvor eine Reise nach Jerusalem gemacht hatte, kehrte er 1671 nach Venedig zurück und brachte daselbst den Rest seines Lebens zu. Er † 1698. Außer vielen kleineren Abhandlungen schrieb er: „Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arab., pers., turc. (3 Bde., Wien 1680—87, Fol.); — „Linguarum orient., turc., arab., pers. institutiones sive grammatica turc." und „Complementum thesauri linguarum orient. sive Onomasticum lat. turc. arab. pers." (Wien 1687, Fol.); — Diese 3 Werke bilden ein Ganzes. Ein besonderer Abdruck der Grammatik ist später von Kollar (Wien 1756) und eine neue Auflage des Lexikons von Jenisch (4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.) veranstaltet worden.

Meninx (a. Geogr.), bekannte Insel, auch Lotophagitis und später auch Girba und daher noch jetzt Gerbi oder Jerbi genannt, mitten in der kleinen Syrte vor der Küste von Africa propria; 25 Mill. lang und 22 Mill. breit, sehr fruchtbar, reich an Purpurmuscheln, wurde von Lotophagen bewohnt, hatte zwei Städte, M. und Gerra, und war Vaterland der Kaiser Vibius Gallus und Volusianus (Polyb. I, 39).

Meninx (Anat.), eine Hirnhaut, sonst auch Haut, Häutchen überhaupt.

Meniocсus (Bot.), nach Desvaux, Gattung der Tetradynamae septatae *Rchb.* Einzige Art: M. linifolius *Desv.*, Alyssum illyricum *Willd.* Einjähriges Kraut in Taurien, Spanien, Syrien.

Menipea (Zoophyt.), nach Lamouroux, Polypengattung. Arten unter Sertularia *L.*

Menippe (griech. Myth.), 1) Tochter des Nereus und der Doris; — 2) des Peneus, Frau des Pelasgus, Mutter des Phrastor; — 3) des Thamyris, Mutter des Orpheus; — 4) des Orion, Schwester der Metioche. Nach ihres Vaters Tod von der Mutter erzogen, zeichneten sich die Mädchen durch ihre Schönheit und ihre Webekunst aus. Als das Orakel des Apollo Gortynius als Bedingung des Aufhörens einer Pest in Aonien die Opferung zweier Jungfrauen verlangte, so boten die beiden Schwestern sich selbst an und durchstachen sich die Kehle mit dem Weberschiff. Die von ihnen angerufenen Götter der Unterwelt verwandelten sie in Kometen, die Aonen aber errichteten ihnen ein Heiligthum bei Orchomenus, wo ihnen jährlich durch Jünglinge und Jungfrauen (Koronä und Koronides) ein Sühnopfer gebracht wurde.

Menippides (griech. Myth.), Sohn des Hercules und der Thespiade Entetide, (Apollod. II, 7, 8.).

Menippus, 1) (a. Gesch.), Herr in Oreos auf Euböa, dem macedonischen Könige Philipp ergeben. — 2) (griech. Lit.), Geograph, aus Pergamum, lebte zur Zeit des Augustus und schrieb einen Περίπλους τῆς ἐντὸς θαλάττης in drei Büchern nach den drei damals bekannten Erdtheilen. Von diesem Werke machte Marcianus einen Auszug, von welchem sich ein Stück erhalten hat, das in den früheren Ausgaben fälschlich unter dem Namen des Artemidorus steht, dem M. aber zuerst von Dodwell, dann von Hoffmann und B. Fabricius zugewiesen wurde. S. Hoffmanns Ausg. des Marcian. 1841. Andere Fragmente desselben Werkes finden sich bei Stephanus von Byzanz. — 3) Komischer Dichter, von Suidas erwähnt, der ihm ein Stück Kerkopes und Anderes beilegt. Indeß ist die ganze Angabe zweifelhaft. — 4) Sophist aus Stratonice, in dessen Begleitung Cicero Kleinasien durchreiste und den er als Redner ungemein lobt (Brut. 91). — 5) Cyniker, ursprünglich ein Sklave aus Phönicien, Zeitgenosse des Meleager aus Gadara. Es werden unter dem Namen dieses M. viele Schriften angeführt, z. B. Νεκυΐα, Διαθῆκαι, Briefe, Ἀρκεσίλαος, Συμπόσιον, die aber Diogenes nicht bedeutend findet. M. scheint in allgemeinen satirischen und persiflirenden Darstellungen und Schilderungen (in prosaischer Form) ein gewisses Ansehen im Alterthum gehabt zu haben, wodurch Terentius Varro bestimmt wurde, ihn zum Vorbild bei ähnlichen Schilderungen zu nehmen, die er in römischer Sprache und über römische Verhältnisse in seinen Satiren lieferte, welche er deshalb menippeische nannte. Ein scherzhafter, bei allen persönlichen Angriffen doch milder und anziehender Ton scheint den Schilderungen des M. viele Leser zugewendet zu haben. S. Fr. Ley: De vita scriptisque Menippi Cynici et de sat. M. Terentii Varronis, Köln 1843. — Fr. Oehler: M. Terentii Varronis, Sat. Menippearum reliq., Leipz. 1844. Auch die neuere Zeit bietet Ansehnliches auf dem Gebiet allgemeiner satirischer Darstellung; es gibt eine Satira Menippaea von Justus Lipsius, und in Frankreich ist besonders die Satire Menippée (gegen die Ligue unter Heinrich IV. gerichtet) berühmt geworden.

Meniscatus (bot. Term.), mondförmig, von körperlichen Formen, z. B. die Samen von Hippocrepis.

Menischesis (Med.), s. v. a. Menoschesis.

Menisciuum (Bot.), nach Schreber, Gattung der Polypodiaceae Nudae *Rchb.*, Cryptogamia Filices *L.* Arten ausländisch.

Meniscosta (Bot.), nach Blume, Gattung der Laurineae *Bl.* Einzige Art: M. javanica *Bl.* Baum auf Java.

Meniscus (lat.), 1) kleiner Mond; — 2) (Math.), s. v. a. Lunula; — 3) (Chir.), halbmondförmige Knorpellage zwischen einigen Gelenken.

Menismini (a. Geogr.), Nomadenvolk in Aethiopien, nördlich vom Fl. Astragus, eine Tagreise von der Küste, welches von der Milch der hundsköpfigen Affen lebt, von welchen es ganze Heerden hielt (Plin. VI, 2, 2.).

Menispermeä (Bot.), nach Jussieu, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch drei-, vier- oder sechsblätterig, d. h. aus einem oder aus zwei alternirenden Wirteln bestehend. Blumenblätter so viele als Kelchblätter, seltner (durch Hinzukommen noch eines Wirtels) mehr oder fehlend. Staubgefäße in gleicher oder doppelter Zahl der Blumenblätter oder Kelchblätter, zuweilen die innern, seltner alle einbrüderig. Eierstöcke mehre, getrennt oder einzeln, einfächerig, mit meist sitzenden, einfachen Narben. Früchtchen steinfruchtartig, meist einsamig. Same mit (oder ohne) Eiweiß. Keim gekrümmt, groß, fast von der Länge des Samens oder gerade, klein und im untern Ende des Eiweißes eingeschlossen; Keimblätter einander berührend, oder auseinander stehend und in zwei Höhlungen des Eiweißes befindlich. Kletternde Sträucher oder (seltner) Kräuter. Die Blätter hand- oder schildnervig, ganz oder handspaltig, selten zusammengesetzt, nebenblattlos. Die Blüthen unansehnlich, zweihäusig, sehr selten einhäusig oder vielehig, in winkelständigen Trauben oder Rispen. — Die Familie umfaßt gegen 200 Arten in mehr als 30 Gattungen, welche zwischen den Wendekreisen u. in den zunächst angrenzenden Strichen außerhalb derselben — in der alten und neuen Welt — wachsen, in Europa aber ganz fehlen. Es herrscht bei denselben bitterer Extraktivstoff und Schleim vor und manche dienen als Heilmittel; von einigen sind die Früchte eßbar, während die Samen mehrer Arten als giftig (narkotisch-scharf) bekannt sind. Decandolle theilt die Menispermeae in zwei Gruppen: a) Lardizabaleae, mit mehrsamigen Früchtchen und zusammengesetzten Blättern; Typus: Lardizabala *Ruiz* et *Pav.* — b) Menispermeae genuinae, mit einsamigen Früchtchen und einfachen Blättern; Typus: Menispermum *L.* — Nach Reichenbach bilden die Menispermeen eine Gruppe der Laurineae, mit den Untergruppen der Lardizabaleae, der Menispermeae genuinae und der Schizandreae. — Nach Oken machen sie unter dem Namen der Pflaumen-Samenpflanzen oder Lahnen die 14. Zunft der 10. Klasse seines natürlichen Pflanzensystems aus.

Menispermen, organische Pflanzenbase, von Pelletier u. Couerbe entdeckt, findet sich in den Schalen der Kokkelskörner (von Menispermum Cocculus), nicht im Kerne, und wird auf folgende Weise erhalten: Man bereitet aus den Schalen ein geistiges Extrakt, zieht dasselbe erst mit kaltem Wasser, dann mit warmem angesäuertem Wasser aus, fällt letztere Solution durch ein Alkali und zieht den Niederschlag mit sehr verdünnter Essigsäure aus, wobei eine schwarzbraune Masse zurückbleibt. Oder man extrahirt die ganzen, zerquetschten Körner mit Alkohol von 0,833 spec. Gew., zieht den Alkohol ab, kocht das Extrakt mit Wasser aus und filtrirt heiß. Beim Erkalten, besonders durch Zusatz von einigen Tropfen Säure, krystallisirt das Picrotoxin heraus. Das beim Auskochen mit Wasser ungelöst Gebliebene wird nun mit säurehaltigem Wasser ausgezogen, mit einem Alkali gefällt, aus dem körnigen Niederschlage durch wenig kalten Alkohol eine fremde, gelbe Substanz ausgezogen und das M. zuletzt in Aether gelöst, aus dem es beim Verdampfen krystallisirt. Der Aether läßt eine schleimige Substanz zurück, die man in absolutem Alkohol löst; wird diese Lösung bei 45° verdunstet, so krystallisirt das Paramenispermin heraus. Das M. krystallisirt in weißen, undurchsichtigen, vierseitigen Prismen, ist geschmacklos, scheint nicht giftig zu seyn, schmilzt bei 120°, wird in höherer Temperatur zersetzt, löst sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol und Aether, so wie in verdünnten Säuren und bildet damit Salze, von denen das schwefelsaure in Prismen krystallisirt. Zusammensetzung: $C_{18}\ H_{12}\ NO_{1}$.

Menispermsäure nannte Boullay eine von ihm in den Kokkelskörnern gefundene Säure, welche sich bei Verdunstung der geistigen vom Picrotoxin getrennten Mutterlauge krystallinisch absetze, geschmacklos sey, Lakmus röthe, sich in Wasser schwer löse und mit den Alkalien krystallisirbare Salze gebe. Weder Casaseca, noch Pelletier und Couerbe gelang die Darstellung dieser Säure; dagegen fanden die beiden letztgenannten Chemiker in den Schalen der Körner eine andere, eigenthümliche Säure, der sie den Namen Hypopicrotoxinsäure (Unterpicrotoxinsäure) beilegten. Dieselbe bleibt zurück, wenn man aus dem geistigen Extrakte der Schalen durch Wasser, Säure und Aether das Fett, Harz, Extraktivstoff, Menispermin und Paramenispermin ausgezogen hat. Man reinigt den braunen Rückstand durch Wiederauflösen in Alkohol, Verdunsten und Abwaschen mit Aether. Sie bildet eine unkrystallisirbare, dunkelbraune, harzige, in Wasser nur erweichende, aber nicht lösliche, auch in Aether unlösliche, in Alkohol und Alkalien lösliche und aus letzterer Lösung durch Säuren wieder fällbare Masse. Soll aus 64,14 C, 609 H, 29,77 O bestehen, woraus die Formel: $C_{22}\ H_{13}\ O_{8}$ abgeleitet wird.

Menispermum (Bot.), nach Linné, Mondsamen, Taumel-Liene nach Oken, Gattung der Laurineae *Rchb.*, Dioecia Dodecandria *L.* Charakter: männliche Blüthe: Kelch 2blättrig; 4—6 äußere, 8 innere Kronblätter; 16 Staubfäden. Weibliche Blüthe: Korolle der

männlichen; 8 unfruchtbare Staubgefäße; 2—3 Fruchtknoten; gepaarte, 1samige Beeren. Die Gattung enthielt früher ziemlich viel Arten, welche aber, besonders durch die Ausscheidung der Gattung Cocculus, auf 8 zusammengeschwunden sind; von diesen, laufenden Sträuchern mit großen, netzreichen Wechselblättern, sämmtlich außer Europa, sind besonders merkwürdig: 1) M. canadense *L.* In Nordamerika, an Ufern. Stengel und Aeste windend, glatt, 8—12 Fuß hoch. Blätter rundlich-herzförmig, 5eckig, langgespitzt. Blumen grünlich-weiß, in Trauben. Dieser Strauch dient in unsern Gärten zur Bekleidung von Wänden und Lauben, darf aber andern Pflanzen nicht zu nahe stehen, weil er sie umschlingt und erstickt. *Bot. Mag.*, 1910. — 2) M. fenestratum *Gaert.*, Pereira medica *Lindl.* Ceylon. Hat gelbes, sehr bitteres Holz, von welchem der Aufguß als vorzügliches Magenmittel benutzt wird. Die Gattung ist der Typus der Menispermeae *Juss.* et al.

Menispora (Bot.), nach Persoon, Spindelfaser, Gattung der Mucedinei Sepedoniei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Fungi *L.* Charakter: Flocken getheilt; Sporen endständig, spindelförmig, gekrümmt, anfangs gehäuft, dann zerstreut. Von 9 deutschen Arten sind am verbreitetsten: 1) M. cylindrosperma *Corda.* In Böhmen, an faulendem Holze. Häufchen verbreitet, dünn, braun; Flocken fast einzeln, aufrecht, mit Querwänden, unten braun, in der Mitte blaß, oben weiß; Sporen walzig, weiß. Corda, Icon. I, T. 4, Fig. 226. — 2) M. glauca *Pers.*, Psilonia glauca *Fr.* An faulendem Holze und an der innern Fläche der Rinde unserer Laubhölzer. Häufchen verbreitet, wollartig, braun, graugrün bereift, Flocken schlaff aufrecht, braun, oben blaß, auf einer bröckeligen Unterlage; Sporen büschelig, silberweiß. Corda II, Taf. 10, Fig. 54. — 3) M. trichostyla *Corda.* In den Wurmlöchern der Laubhölzer. Häufchen ungemein zart; Flocken undurchsichtig, dünn, fadenförmig, schwarz; Sporen länglich, gekrümmt, wasserhell. Corda II, Taf. 10, Fig. 57.

Menitz (Mönitz, Menin, Meneys, Menes), österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Brünn, Herrsch. Selowitz, am Cesawa-Bache; Mühle; 660 Einw.

Menius, 1) s. v. a. Mänius. — 2) Justus, geb. 1499 zu Fulda, studirte Theologie und wurde, nachdem er längere Zeit in Mühlberg und Erfurt als Prediger fungirt hatte, 1547 Superintendent in Gotha. Da er mit Major in den synergistischen Streitigkeiten die Nothwendigkeit der guten Werke vertheidigte, mußte er Gotha verlassen. Er wandte sich nach Leipzig und wurde dort Prediger an der Thomaskirche; † 1588.

Menja (nord. Myth.), eine der zwei die Mühle Grotta drehenden Mägde.

Menjaud, Alexander, Historienmaler, wurde 1776 zu Paris geboren, und von Regnault in der Malerei unterrichtet. Er versuchte sich bald in eigenen Kompositionen. Im Jahre 1800 malte er Crösus, König von Lydien im Gefängnisse mit seinen Söhnen in Erwartung des Todes, ein Bild, welches viel Beifall fand. Ein gerühmtes Gemälde ist auch jenes, welches Virgil vorstellt, wie er dem Augustus und der Octavia das sechste Buch der Aeneis vorliest. Im Jahre 10 der Republik gewann M. den ersten Preis des Nationalinstituts. Die Preisbewerber mußten die Scene darstellen, wie Vespasian den Sabinus und seine Geliebte Eponia zum Tode verurtheilt, und das Gemälde unseres Künstlers hielt die Kunstjury für das gelungenste und großartigste im Style. Im Jahre 1808 malte er Heinrich IV. beim Müller Michaud, der zum Lobe seines Königs ein Lied singt: Vive Henry quatre, Vive ce roi vaillant. Ein Bild, welches eben so gut gedacht als gemalt ist, stellt Fénelon vor, wie er einer der Religion wegen gefangen gehaltenen Familie die Freiheit ankündiget. Zu erwähnen sind auch die Gemälde: Franz I. und la belle Ferronière; — Ludwig XIV. und Racine; — Ludwig XVIII. befiehlt den Bau der Sakristei von St. Denis; — Der Tod des Abbé Edgeworth, des Beichtvaters Ludwigs XVI.; — Die Krönung des Tasso; — Franz I. auf der Schweinsjagd; — In der Gallerie des Luxembourg ist: Das Bild des bestraften Geizigen und: Der Tod des Herzogs von Berry. — Im Auftrag des Ministeriums des Innern malte M. den Herzog von Angoulème, wie er sich in der Attaque bei der Brücke der Drôme eines verwundeten Offiziers annimmt. Die Kompositionen dieses Künstlers sind durchdacht, der Ausdruck der Figuren ist gewöhnlich dem Gegenstande angemessen, auch das Kolorit ist gut, aber dennoch ist M. weniger bekannt, als er es verdient.

Menjibar, span. Flecken, Prov. Jaen, nordöstl. von Jaen, am Guadalquivir; 1620 Einw.

Menk (Säugeth.), s. v. a. Nörz, Mustela lutreola *L.*

Menkar, Stern zweiter Größe am Rachen des Wallfisches.

Menken (Biogr.), 1) Johann Heinrich, Maler u. Kupferstecher, geboren zu Bremen 1764, begann in seiner Vaterstadt seine Künstlerlaufbahn. Obwohl zur Handlung bestimmt, konnte er doch seinem Hange zum Zeichnen nicht widerstehen und wendete sich schon frühe mit entschiedener Vorliebe der Thiermalerei zu. Zuletzt verließ er den Kaufmannsstand und brachte während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Dresden unter den Künstlern Klengel und Casanova sein Künstlertalent zur Reife. Der Thier- und Landschaftsmalerei sich ausschließlich widmend, wählte er sich vorzugsweise Ruysdael zum Muster, welchen er bald bis zur Täuschung nachzuahmen verstand. Einen besonderen Gönner fand er an dem Kaufmann P. Wilkens in Bremen, dessen Sammlung eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Oelgemälde von seiner Hand, nebst vielen feinen Handzeichnungen in Tusch, Sepia, Kreide, Bleistift bewahrt. Er radirte auch 12 Blätter zum plattdeutschen Gedichte: „Henning der Hahn", so wie mehre zu Reinecke Fuchs. Seine Arbeiten sind Viehstücke und Landschaften und aus beiden vermischte Stücke. Außer Ruysdael wählte er sich Berg-

hem, Gupp und Adrian v. d. Velde, vorzüglich aber Potter zum Vorbilde, für Pferde besonders Wouvermans und Lingelbach. Ueberall ist die Natur seine Führerin, die Bäume seiner Landschaften sind in warmer Kraft und in ihrer Eigenthümlichkeit gegeben. Sie sind in kühnen Massen gehalten, vortrefflich beleuchtet und von schönem Laubwurf. Alle diese Vorzüge erhöhen noch die trefflichen, der Natur abgelauschten Staffagen. Von 1813 an verfertigte er auch sehr geschätzte Kosakenstücke. Die Darstellung wilder Thiere versuchte er mit eigenthümlichem Glücke in den Zeichnungen zu den äsopischen Fabeln, zu Casti's redenden Thieren, auch zu Henrink dem Hahn. Manchen Stoff zu seinen Schöpfungen gewährten ihm die Dichter der Vorzeit, Jesaias, Hiob, Homer, Ossian und unter den neuern Göthe, Klopstock und Hölty. In allen seinen Werken zeigt sich Phantasie und poetischer Schwung, dagegen ist er weniger sorgfältig in der Wahl und der Ausführung seiner Gegenstände. † 1837. — 2) Gottfried, Maler u. Lithograph, der Sohn des Obigen, wurde 1799 geboren, malte nach der Weise seines Vaters Landschaften, Pferdestücke und Genrebilder. Mehre seiner Bilder stellen Kosaken vor, und alle seine Werke sind mit ungemeiner Zartheit ausgeführt. Doch waltet bei ihm mehr das Technische vor.

Menkendorf, mecklenburg.-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Eldena; 110 Einw.

Menkin, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 230 Einw.

Menlaria (a. Geogr.), Stadt der Contestani in Hispania Tarrac., von unsicherer Lage. (Ptol. II. 6, 62).

Menlascus (a. Geogr.), Fluß in Hispania Tarracon., auf der Nordküste mündend, j. Bidassoa.

Menlik, Melenik, europ. türk. Stadt, Rumelien, südwestl. von Demirhissar, an der Vitritza.

Mennais, de la, Abbé, s. Lamenais.

Menne, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Warburg; 380 Einw.

Mennekrath, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Erkelenz; 160 Einw.

Mennecy, franz. Dorf, Dep. Seine-Oise, Bez. Corbeil; chemische Produktenfabrik., Markt; 1350 Einw.

Menneianä (a. Geogr.), Ort in Pannonia inferior am Savus und an der Straße von Siscia nach Sirmium, nach Mannert III. S. 705. j. Pakracz im poseganer Komitate.

Mennewitz, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Roda; 130 Einw.

Mennig (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-M.), Rheinprovinz, B.-B. u. Kr. Trier; 140 Einw.; — 2) (Ober-M.), das.; über 100 Einw.

Mennigau (Mönchau, Ober- und Unter-M.), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Thurnau; versteinernde Quelle, Mühle; 200 Einw.

Mennige (Min.), auch Bleiocher, rothes Bleioxyd, Plomb oxydé rouge, Minium natif, nach v. Glocker ein ocherartiger Oxydolith, derb, eingesprengt, angeflogen, in Pseudokrystallen von Kohlenbleispath, Bruch feinerdig; weich, G. = 4, 6, morgenroth, Strich orangegelb, schimmernd bis matt, undurchsichtig, vor dem Löthrohr leicht schmelzbar und reducirbar. Reines Bleioxyd. Auf Gängen im Thonschiefer ꝛc. bei Badenweiler, in der Eifel, auf Anglesea, in Sibirien, in Mexiko.

Mennige, künstliche, s. Blei, S. 1172 f.

Mennighüffen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Herford; bildet mit dem Gute Beck, den Ortschaften Besenbruch, in den Büschen, Halstern, Holzbrede, Horst, Lockenpohl, Langenhagen und Pohlsieck, den Gütern Schockenmühle und Uhlenberg und der Ortschaft Westscheid eine Gemeinde mit 1100 Einw.

Mennigroth (bot. Term.), Farbenbestimmung s. v. a. Miniatus.

Menning (Möhning), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ingolstadt; 220 E.

Menningen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Seekreis, Amt Mößkirch, an der Ablach; 250 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier; 110 Einw.

Menninghausen (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Unterhoya, Amt Bruchhausen; 130 E.; — 2) preuß. Orte: a) Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Lennep; 150 Einw.; — b) Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Beckum; mit dem Landgute Möhler; 540 Einw.

Mennis (a. Geogr.), Stadt Assyriens in der Landschaft Adiabene, 4 Tagereisen südlich von Arbela, bei welcher sich eine starke Asphaltquelle fand, und die in der Nähe von Dus-Churmalu zu suchen ist.

Mennonisten-Reinette (Pomol.), s. Reinetten, 68).

Mennoniten (Kirchengesch.), eine der kleinen, durch die Reformation hervorgerufnen, kirchlichen Parteien, die sich aus den Wiedertäufern (s. d.) unter dem Einfluß des Menno-Simonis (s. d.) herausbildete, aber sich selbst lieber mit dem Namen Taufgesinnte bezeichnete. Die M. leiteten ihren Ursprung von den schweizerischen Wiedertäufern ab, von welchen auch Menno-Simonis die Taufe erhielt. In Folge verschiedener Ansichten nicht sowohl über die Glaubenslehre, als vielmehr über die kirchliche Disciplin, theilten sie sich schon frühzeitig in kleinere Parteien. Hinsichtlich der Glaubenslehre waren sie ziemlich einig, oder hielten wenigstens nicht besonders eifrig auf völlige Einigkeit, abgesehen davon, daß Manche über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, ob dieselbe nämlich für unmittelbare Schöpfung aus der Maria, oder für die Erscheinung eines himmlischen Körperstoffes zu halten sey, sich deutlicher auszusprechen suchten, zu welchen Grübeleien sie vielleicht durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahle veranlaßt

worden seyn mögen. Hinsichtlich der kirchlichen Zucht aber entstanden unter ihnen heftige Parteiungen. Die strengere Partei wollte den Bann bei einzelnen Vergehungen und Ungehorsam gegen die Gemeinde in Anwendung bringen, die mildere aber nur bei anhaltenderer Uebertretung der Gebote der heil. Schrift und wenn Zurechtweisung sich als unwirksam gezeigt habe. Auch zogen diese die Grenze des Bannes weiter, indem derselbe lediglich eine Aufhebung der kirchlichen Gemeinschaft, keineswegs aber, wie jene behaupteten, auch eine Aufhebung des häuslichen und bürgerlichen Umgangs zur Folge haben sollte. Die gelinderen Gemeinden in Waterland und Franecker bildeten schon 1554 eine eigene Gemeinschaft und nannten sich **Waterländer**. Sie wohnten in Nordholland bis nach Friesland und zeigten sich auch im äußeren Leben weniger als Sonderlinge. Die strengeren M. unter Führung Lenart Bawen's erhielten den Namen **Flaminger**, hielten sich für die „feineren Leute", obwohl sie jenen sehr unfein begegneten, sie mit Namen, wie „grobe Taufgesinnte", „Dreckwagen, die Alles aufnähmen", belegten, ihnen Bannbriefe zusandten und, wenn sie zu ihnen übertraten, die Wiedertaufe ertheilten. Besonders schroff traten nach Menno Simonis' Tod diese Gegensätze hervor und wurden durch die verschiedenen Bekenntnisse der getrennten Gemeinde unterhalten. Erst seitdem die anfangs allenthalben verfolgten Taufgesinnten in Holland Duldung fanden, kühlte sich ihre Streitsucht ab, behandelten sie sich gegenseitig mit mehr Milde und traten in Folge davon in engere Verbindungen zusammen, wogegen die in Polen und Preußen, in der Schweiz und in verschiedenen deutschen Ländern, vornehmlich im Pfälzischen und Cleveschen zerstreuten Brüder, wie unter hartem Drucke, so auch noch auf ihren Gegensätzen mit zelotischer Einseitigkeit beharrten. Nach längeren Verhandlungen kam durch wechselseitige Billigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Kirchenordnungen der einzelnen Parteien, so wie durch die Aufhebung der Wiedertaufe, die bisher beim Uebertritt von Mitgliedern einer gelindern zu einer strengeren Gemeinde üblich gewesen war, (1649) eine Vereinigung zu Stande, wodurch diese ziemlich zahlreiche Religionsgesellschaft bei allen noch fortbestehenden Verschiedenheiten nicht bloß größere Festigkeit und Macht, sondern auch neuen bedeutenden Zuwachs erhielt. Diesem Zuwachs glaubten die Generalstaaten (1651) durch das Verbot, neue Gemeinden an Orten zu gründen, wo bisher keine gewesen, entgegen wirken zu müssen, obwohl sie zu derselben Zeit die Partei der Taufgesinnten mit der Freiheit, gültige Ehen zu schließen, beschenkten. Der zelotische Eigensinn, mit welchem eine Anzahl von Flamingern jene Vereinigung und alles Nachlassen von der rigoristischen Zucht der Vorfahren verwarf, und durchaus die alten Schwärmereien von Christi himmlischem Leibe, das Fußwaschen und andere Sonderlichkeiten beibehalten wissen wollte, hatte indessen ein neues, obwohl nicht bedeutendes Schisma zur Folge. Jene Zeloten nannten sich **Ukewallisten** (von einem schwärmerischen friesischen Bauer Namens **Uke Walles** (✝ um 1655), konnten aber mit ihrer unduldsamen Richtung in den Niederlanden sich nicht halten und wanderten daher aus (1644). Diejenigen unter ihnen, welche zur vollgültigen Taufe das Besprengen und Uebergießen mit Wasser für unzulänglich hielten und die Untertauchung einführten, bekamen davon den Namen **Dompler** oder **Immergenten**. Eine Gemeinde solcher befand sich früherhin in Altona. Von größerer Bedeutung war die Trennung, welche in einer der vermögendsten Gemeinden der Taufgesinnten zu Amsterdam entstand. Die Urheber derselben waren zwei Aerzte, die dieser Gemeinde als Lehrer oder, wie sie sich selbst nannten, als Vermahner vorstanden, **Galenus Abrahams de Haen** und **Samuel Apostool**. Jenen beschuldigte man des Socinianismus. Der Grund der Trennung war nämlich die Lehre von der Persönlichkeit Christi und der unsichtbaren Kirche. Die dem socinianischen nüchternen Glaubensbegriff abgeneigte Partei fand einen Führer und Vorkämpfer in **Samuel Apostool**, welchen seine Anhänger, die **Apostoliker**, als den Wiederhersteller der richtig denkenden M. betrachteten, sich von den **Galenisten** gänzlich absondernd und durch den Herzutritt mehrer flamingischen und waterländischen Gemeinden verstärkt. Sie verschmäheten selbst den Namen M. u. wollten überhaupt nach keinem Oberhaupt genannt seyn, sondern bloß **Baptisten** oder **Teleiobaptisten**, weil sie in keinem andern Dogma, als in dem von der Taufe der Erwachsenen, auf Uebereinstimmung mit den andern Bekenntnissen und unter sich selbst viel hielten, ja zum Theil selbst die Taufe nicht für unerläßliche Religionspflicht anerkannten. Auch hinsichtlich der übrigen unterscheidenden Lehren vom Eid, vom Gebrauch der Waffen, von der Verwaltung obrigkeitlicher Aemter (s. unten) bequemten sie sich allmählig mehr und mehr den Sitten und Ansichten des vorherrschenden Theils ihrer Mitbürger an, so daß die Eigenthümlichkeit ihres ursprünglichen Sektengeistes fast ganz verschwand. Aber auch unter den altgläubigen M. wurden späterhin verschiedene Streitfragen über Gegenstände der praktischen Moral aufgeworfen, als: ob es recht sey, in Kirchengebeten um Glück im Kriege zu bitten, Kaufmannsgüter auf bewaffnete Schiffe oder unter den Schutz solcher zu stellen, gegen Gewalt und Seeräuber Widerstand zu leisten rc., Fragen, die in die alten Lehren der Sekte eingriffen, aber dessenungeachtet von Vielen bejahet wurden. So verschwand auch unter dieser Fraktion der M. der Gegensatz gegen die übrige civilisirte Welt mehr und mehr, und die Partei selbst nahm durch öftere Uebertritte zur herrschenden Staatskirche ab. Nach dem Tode der beiden Antagonisten Apostools (um 1699) und Galens (1706) währten nämlich die Streitigkeiten und Spaltungen fort und bewirkten vornehmlich, daß in keiner verhältnißmäßig so wenig zahlreichen Religionspartei eine so seltsame Mischung von Gleichgültigkeit und Zelotismus für Meinungen, eine so lange Stufenfolge von dem einen Extreme zum andern gefunden ward, als unter den Taufgesinnten. Aber diese große Ungleichheit mußte

immer weniger bemerkbar werden, je mehr äußerer Wohlstand und mit demselben Verfeinerung der Lebensweise unter den M. Platz griff. Zu jenem gelangten sie in Folge ihres blühenden Handels und ihres betriebsamen Kunstfleißes, wobei ihnen der große Kredit, dessen sie allenthalben genossen, von großem Vortheil war. Was sie mit einfachen Worten versprachen, fand mehr Glauben, als die feierlichsten gerichtlichen Versicherungen anderer Handelsleute, weil Jedermann wußte, daß Worthalten ihnen als die unverletzlichste Pflicht und Unzuverlässigkeit als die größte Schande, ja selbst nach ihren socialen Zuchtgesetzen selbst als die strafbarste Schuld galt. Auch die große Sparsamkeit oder wenigstens die einfachere Lebensweise, welche ihre strengere Sittenlehre ihnen einschärft, wirkte zu ihrem steigenden Wohlstande bedeutend mit. Anton von Dale, Arzt zu Harlem († 1708) war einer ihrer vorzüglichsten Gelehrten und eine Zeitlang Prediger bei ihnen. Hermann Schyn, ebenfalls Arzt zu Amsterdam († 1727), welcher ihre Geschichte bearbeitet hat, war neben Apostool Lehrer derjenigen Partei, welche sich nach der Trennung von den andern M. nach dem Namen und Schilde ihres Versammlungshauses die Gemeinde von der Sonne nannte, so wie eine andere die vom Lamme hieß. Jene Gemeinde bekämpfte besonders die freieren und laxeren Ansichten, welche sich Bahn zu brechen droheten, und trug viel zu dem endlichen Siege des alten Glaubensbekenntnisses, welches man den Neuerern entgegenhielt, bei. Die alten Flaminger in Gröningen vereinigten sich 1755 unter einem neuen Symbol. Der Rigorismus wich aber allmählig der humaneren Denkungsweise und auch die Feinen ließen von ihren strengeren Grundsätzen nach und nach ab. — In Holland gehören die M. schon seit 1578 nicht mehr bloß zu den geduldeten Religionsgemeinschaften, sondern haben durch den Erbstatthalter Bürgerrechte mit Befreiung vom Eide und Kriegsdienst erlangt. Länger währte die Verfolgung der M. in England. Auch in Hamburg wurden sie bis 1570 nicht zugelassen, wohl aber in Altona und Holstein. In Preußen, vorzüglich in Westpreußen, in Königsberg, Tilsit, Danzig wurde ihre Ansiedelung in kleineren Gemeinden geduldet und Friedrich Wilhelm III. gab ihnen 1799 die Erlaubniß zur Betreibung bürgerlicher Gewerbe. Ihre Anzahl betrug im preußischen Staate 1817 18,333 Seelen und 1827 hat sie der König vom Eide bei Uebernahme eines Amtes, oder Ablegung eines Zeugnisses entbunden. Der Staat begnügt sich mit der bei ihnen üblichen Bekräftigungsformel nach Beibringung eines Attestes, daß einer über ein Jahr der Gemeinde der M. angehöre und sich untadelhaft betragen habe. Auch in Rußland sind sie geduldet und haben seit 1803 mehre Kolonieen an der Moloschna gegründet. Wie für alle Sekten wurde auch für die M. Amerika eine Freistätte. Zu den geduldeten Religionsparteien gehören sie in Ungarn, Siebenbürgen, in der Moldau, in der Schweiz, in Frankreich. Die Abneigung gegen die M. als die Epigonen des Anabaptismus zog ihnen viele Verfolgungen zu, und nicht leicht wird eine Sekte eine solche Anzahl von Märtyrern aufzuweisen haben, wie die M.

Symbolische Bücher, die Allen gemein wären, sind nicht vorhanden, und weder Menno Simonis, noch andere Parteihäupter versuchten die Abfassung einer solchen Schrift. Erst später wurden in verschiedenen Gegenden „Glaubensbekenntnisse", „Katechismen" u. dgl. bearbeitet, von denen aber kein einziges Buch allgemeine Geltung erlangt hat. Am wichtigsten sind unter diesen kleinen Schriften: 1) „Glaubensbekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen, errichtet zu Dortrecht am 21. April 1632," von 51 Predigern und Vorstehern beider Sekten unterschrieben; dasselbe enthält 18 Artikel und gilt bei den strengern M. in beiden Hessen, Nassau, dem Elsaß und Preußen als Lehrnorm; — 2) „Evangelisches Glaubensbekenntniß der taufgesinnten Christen oder Mennoniten, wie solches zu Altona bei Hamburg öffentlich gelehrt und gepredigt wird, von Gerhard Roose" (1703), ebenfalls 18 Artikel enthaltend, die Hauptschrift für die Grundlehre der gelinderen M. (Flamminger), allein nicht eingeführt in Baden, Altbayern, Würtemberg und Sachsen; — 3) „Die Glaubenslehre der wahren Mennoniten oder Taufgesinnten, aus deren öffentlichen Glaubensbekenntnissen zusammengezogen durch Cornelius Ris, Lehrer der Mennoniten in Hoorn (Hamburg 1776)," umfassender als die beiden ersten Schriften, in 36 Artikeln die Glaubenslehre vortragend, aber ebenfalls von den M. in Hessen, Baden, Würtemberg, Bayern und Sachsen nicht angenommen, dagegen von den Flammingern in einem Theil von Holland und Preußen sehr geschätzt; — 4) „Christliches Gemüthsgespräch von dem geistlichen und seligmachenden Glauben und Erkenntniß der Wahrheit (1783)", bekannter unter dem Namen „Das Fragenbuch", ist in 24 Artikel und diese in 148 Fragen und Antworten eingetheilt, denen ein kleiner Katechismus angehängt ist. Es dient in Baden, Würtemberg, Altbayern und Sachsen als Lehrnorm für die gelinderen M. Als Unterscheidungslehren der M. von den anderen christlichen Konfessionen ergeben sich nach diesen Schriften folgende Punkte: 1) Die Taufe wird erst dann ertheilt, wenn der Mensch zugleich sein Glaubensbekenntniß abzulegen im Stande ist (gewöhnlich nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre). 2) Der Eidschwur ist unerlaubt; 3) eben so die Verheirathung mit einem andern Religionsverwandten. (Während aber die Friesen nicht einmal die Heirath mit Flammingern dulden, sondern sie mit Ausschließung aus der Gemeinde und dem sogenannten Banne bestrafen, ist das Verbot bei den Letzteren zu einer bloßen Förmlichkeit geworden, indem es bei ihnen meistens genügt, daß der verbotswidrig Verheirathete der versammelten Gemeinde seine Reue über den — nicht mehr zu ändernden — gethanen Schritt ausspricht, was in der Regel nichts Anderes, als eine Täuschung ist). 4) Die Ehescheidung ist einzig und allein wegen Ehebruchs zulässig. (Doch tritt bei den Friesen noch eine Art Tren-

nung von Tisch und Bett ein, wenn und so lange das Eine der beiden Eheleute exkommunicirt ist oder sich im kirchlichen Bann befindet). 5) Das Kriegführen oder Schwertergreifen, überhaupt der Militärstand ist verboten. (Die weltlichen Gesetze zwingen indessen in den meisten Ländern Mitteleuropas zur Uebertretung dieses Verbotes, obgleich die M., sowohl Einzelne, als auch, wie gewöhnlich, die Gesammtheit durch Einstellung von Ersatzmännern sich vom Kriegsdienste zu befreien suchen; vielfach verweigern aber auch in neuerer Zeit die Nichtbetheiligten ihre Beiträge zur Deckung der Kosten für Stellung eines Ersatzmannes). 6) Die Verwaltung weltlicher Aemter ist bei den Friesen ganz verboten, bei den Flammingern mindestens für sehr seelengefährdend gehalten. 7) Die Prediger und Kirchenvorsteher werden von der Gesammtgemeinde frei gewählt; nach den meisten Ansichten sollen sie nicht studirt haben, und keinerlei Besoldung erhalten (doch kommen, besonders in den Niederlanden, viele Ausnahmen vor); die Wahl geschieht bei einem Theil der Friesen in der Art, daß unter den Dreien, welche die meisten Stimmen erhalten haben, das Loos entscheidet; bei den Anderen ist unbedingte Wahl eingeführt. Der Gewählte darf bei keiner Seite die Wahl zurückweisen oder ablehnen; Jeder muß sich bei seiner Taufe schon förmlich verpflichten, dieses Amt anzunehmen, wenn er in der Folge dazu bestimmt werden sollte. 8) Es ist möglichste Einfachheit in der Kleidung geboten. (Die Friesen dürfen sich keiner Knöpfe, sondern nur der Haften bedienen; die erwachsenen Mannspersonen müssen die Hauptbarthaare wachsen lassen.) 9) Die Gesammtgemeinde als solche, und jeder Einzelne in ihr, hat über den Lebenswandel seiner Mitgenossen zu wachen; die Gesammtgemeinde entscheidet über die vorgebrachten Anschuldigungen; Ausschließung vom Abendmahl, überhaupt von der Gemeinschaft, ist die härteste Strafe. (Doch geräth die Durchführung des Princips der Kirchenzucht bei den Flammingern mehr und mehr in Abnahme, und besteht vielfach kaum mehr dem Namen nach). — Wenn wir nun die Lehrsätze und Gebräuche der M. unbefangen prüfen, so finden wir insbesondere Folgendes: Sie nehmen das Mystische aus der Bibel an; auch das nicänische Glaubensbekenntniß (das Credo) hat bei ihnen volle Geltung (obwohl Menno Simonis eine eigne Auslegung über die körperliche Natur Christi zu geben versuchte); im Uebrigen aber streben sie, ihre kirchliche Lehre so einfach als möglich, und, wo es sich, ohne dem angedeuteten Princip zu nahe zu treten, thun läßt, der nüchternen Vernunft gemäß durchzuführen. Die Taufe darf nicht dem neugebornen Kinde, das nicht ahnet, was mit ihm vorgeht, ertheilt werden; der ganze Kultus soll prunklos und einfach, dabei aber Allen verständlich seyn u. s. w. — Ferner sind alle inneren Einrichtungen der mennonitischen Gemeinden republikanisch organisirt (sie wählen ihre Prediger, ihre Vorsteher u. s. f., entscheiden über alle vorkommenden Fragen, auch was den Lebenswandel der Einzelnen betrifft u. s. w.); dabei halten sie der That nach auf Ehrlichkeit, Einfachheit der Sitten, Fleiß und Ordnung, und in den meisten Gegenden waren sie die Ersten, welche die Landwirthschaft mindestens einigermaßen rationell zu betreiben begannen. — Indessen müssen wir die arge Bevormundung des Einzelnen durch die Gesammtgemeinde mißbilligen. Der strenggläubige M. wird sich schwerlich jemals geistig höher emporschwingen können. Er wird für Einfachheit halten, was materiell Mangel an ganz unschuldigen Bequemlichkeiten des Lebens, oder was intellektuell gar Unwissenheit ist. Wo es verboten ist, Knöpfe, statt bloßer Haften an den Kleidern zu tragen; wo mitunter ganz ausdrücklich verlangt wird, der Religionslehrer dürfe nicht studirt haben, müsse vielmehr „ungelehrt" seyn, — da wird man allenthalben jede freie Bewegung gehemmt und gelähmt, jede höhere Entwickelung des Menschen unmöglich gemacht finden. Hätten solche Satzungen und Einrichtungen vor Zeiten allgemeine Geltung erlangt, so würde nie die Stufe erreicht worden seyn, auf welcher sich die Kultur der Menschheit gegenwärtig befindet. Auch haben sich die M. selbst bereits größtentheils von den schroffsten dieser Satzungen losgesagt, theils förmlich, theils stillschweigend. Insbesondere ist die Bevormundung des Einzelnen bei vielen Gemeinden der sogenannten Flamminger der That nach fast ganz aufgegeben, und selbst die Friesen vermögen sich den Einwirkungen des Geistes der Zeit nicht mehr völlig zu entziehen. — Zum Schlusse einige statistische Notizen. Man zählt dermalen in Bayern 4400 M. (wovon 3400 in der Pfalz); in Baden 1400, im Großherzogthum Hessen 1100 (hiervon 900 in der Rheinprovinz); in Nassau 200, in Preußen 15,800 (13,000 allein in der Provinz Westpreußen, am meisten in den 6 Kreisen: Danzig, Marienburg, Elbing, Stuhm, Rosenberg und Marienwerder, wo sie ohngefähr den dreißigsten Theil der gesammten Bevölkerung bilden). In Frankreich sollen nur etwa 2000, in der Schweiz einige Hunderte, in den Niederlanden dagegen beiläufig 85,000 M. wohnen (in ungefähr 150 Gemeinden, mit 250 Predigern), ungerechnet die mit den Remonstranten (Galonisten) vereinigten. In Rußland, besonders im südlichen, wo man ganze Mennonitenkolonieen findet, dürfte ihre Zahl 10,000 übersteigen. Noch größer ist ihre Menge in den Vereinigten Staaten, besonders in Pennsylvanien, nächstdem in Virginien.

Menno Simonis, d. i. Simons Sohn, der Reformator der Wiedertäufer und Stifter der Mennoniten, geb. 1496 in Witmarsen bei Franecker, wurde, ohne eine tiefere gelehrte Vorbereitung, doch begabt mit großer natürlicher Beredsamkeit 1524 in Pinningen und später in seinem Geburtsort als katholischer Priester angestellt. In dieser Stellung ward er mit den reformatorischen Bestrebungen bekannt und erwarb sich durch eifriges Lesen des Neuen Testaments eine reinere Erkenntniß des christlichen Glaubens. Er galt deshalb schon als evangelischer Prediger. Durch die Hinrichtung eines Wiedertäufers zu Leuwarden wurde er veranlaßt, die dogmatische Grundlage für die Kinder-

taufe im Neuen Testamente genauer zu untersuchen und trat, da er die Verwerfung derselben für nothwendig erachtete, bald mit den Wiedertäufern, die sich in Holland ausbreiteten, in persönlichen Verkehr. Die dadurch in ihm befestigte Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Kindertaufe ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß er sie offen als die seinige bekannte und 1536 aus dem Verband der katholischen Kirche ausschied. Nachdem er durch Ubbo Philipps die Taufe erhalten, legte er sein Amt nieder und begann die, welche seines Glaubens waren, zu einer besondern Gemeinschaft zu sammeln. Er wirkte zuerst als Prediger in Leuwarden und dann als Bischof der Gemeinde in Gröningen unermüdet durch Schriften und gefahrvolle Missionsthätigkeit von der Nordsee bis zur Ostsee 25 Jahre lang für diesen Zweck, nur getrieben vom reinsten Mitleid mit den seit Münsters Fall überall hin versprengten Resten und nirgends Duldung findenden Anhängern des Anabaptismus. Aus seinem Vaterland endlich selbst vertrieben, flüchtete er sich nach Wismar und hielt hier das Colloquium Vismariense, das uns Johann Wigand in seinem Werk über den Anabaptismus erhalten hat. In Fresenburg bei Oldesloh fand er später ein sicheres Asyl für seine Familie. Auch gründete er hier eine eigne Buchdruckerei zur Verbreitung seiner Schriften. — Das wilde empörerische Element des Anabaptismus war durch die Strenge, mit welcher derselbe überall verfolgt wurde, und durch die Leiden, die seiner Bekenner überall harrten, wohl auch bei vielen durch die gewonnene Einsicht in das Princip ihrer Richtung und in die Schlechtigkeit der Führer, allmählig gedämpft worden. An seine Stelle trat eine Ansicht, welche wohl aus der Schule der Leiden gewonnen wurde und das Wesen der christlichen Religion mehr in einem geduldigen Tragen als in einem energischen Ueberwinden fand. Dieser Richtung suchte nun M. durch Verbreitung reinerer Erkenntniß Bahn zu brechen und durch Begründung eines kirchlichen Gemeinwesens eine bleibendere Wirksamkeit zu geben. Nur durch Beseitigung der Auswüchse des wiedertäuferischen Geistes und Begrenzung des schwärmerischen Wesens durfte er hoffen, die bürgerliche Gesellschaft mit dem Anabaptismus zu versöhnen. Er verwarf daher die Vielweiberei und hob den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit ganz besonders hervor. Nur die Eidesleistung und den Kriegsdienst hielt er als unvereinbar mit dem Stand des Christen fest, und hierin bricht auch in ihm das schwärmerische Element, bis zum entschiedenen Gegensatz zu seiner frühern Form fortgetrieben, wieder hervor. Den Weg, auf welchen M. überhaupt zu einer rigoristischen Auffassung der Pflichtenlehre gekommen, war ganz derselbe wie bei den frühern Sekten, nämlich der einer buchstäblich strengen Exegese. War aber der frühere Anabaptismus auf sie geworfen worden durch einen wilden Haß gegen die Wissenschaft, so gelangte M. zu ihr gerade durch seine wissenschaftliche Ansicht vom Wesen des Christenthums. Dieses erschien ihm bei seinem Studium der Schrift als einfältiger Glaube und entschiedene Unterwerfung unter das Wort der Schrift. Während die frühern Anabaptisten, darin mit Luther einig, die Schrift als das Schwert Gottes gegen die Welt der Sünde auffaßten, so faßte M. in melanchthonischer Weise sie in ihrer innern Beziehung zum Menschen als tröstendes, seligmachendes Wort. Jene, welche die wahre Kirche in sich realisirt glaubten, wurden verfolgend und unduldsam, M. aber, welcher in der Welt voll Sünde eine Gemeinde der Heiligen begründen wollte, äußerte die Verstimmung und Feindseligkeit gegen die Welt nur in einer verdoppelten Strenge gegen sich selbst. Das gemeinsame Merkmal der schwärmerischen Sekten des Reformationszeitalters blieb auch dem Epigonenthum der Wiedertäufer in der Verwerfung der Kindertaufe. Doch hütete sich M. vor der Konsequenz „weil die Kinder nicht getauft werden dürfen, so müssen die als Kinder Getauften wiederum getauft werden", sondern begnügte sich damit, daß er die Kinder erst taufte, wenn sie soweit erwachsen waren, daß sie ihr Alter zu einer Unterweisung vor der Taufe befähigte. Hinsichtlich der sogenannten Mysterien im christlichen Glauben behielt auch M., wie die übrigen Reformatoren die schon in der alten Kirche ausgebildeten und in den Symbolen ausgesprochenen Lehren bei, nur daß er sich in der Heilslehre statt der augustinischen Fassung mehr der pelagianischen zuneigte. Ganz ihm eigenthümlich gehörte die Lehre von der Menschwerdung Christi an, nach welcher Gott das Fleisch Christi unmittelbar durch den heiligen Geist in der Maria erschaffen haben soll, weil nur so Christus von der Erbsünde frei geblieben sey. Er vertheidigte diese Lehre in einer dreitägigen Disputation gegen Johannes a Lasco, überzeugte aber seine Anhänger so wenig, daß diese 1555 auf einer Synode zu Straßburg den Satz feststellten, Christus habe sein leibliches Leben durch die körperliche Mitwirkung der Maria empfangen. Um seinem Standpunkt und seinem Zweck gerecht zu werden, mußte M. sich in einer gewissen Schwebe halten und bald diesem, bald jenem Koncessionen machen. So verwarf er die rigoristische Auffassung der Kirchendisciplin, um den Kreis seiner Anhänger möglichst groß zu lassen und die verschiedenen Richtungen innerhalb der Taufgesinnten leicht mit einander zu versöhnen, übte aber selbst seit 1554 als Oberhaupt der Gemeinde die Anwendung des Banns mit großer Strenge. Den 1661 über den Bann und dessen Anwendung ausgebrochenen Streit unter den hochdeutschen Taufgesinnten zu schlichten unternahm M. eine Reise nach Köln, aber das Werk des Friedens gelang ihm, obschon er auch hier sich der mildern Partei zuneigte, nicht mehr. Von dem Unmuth und der Strapatze der Reise niedergeworfen, starb er bald nach seiner Rückkehr. Seine holländisch abgefaßten Schriften sind meist dogmatisch ascetischen Inhalts, entbehren alles stylistischen Schmucks, sind aber nicht ohne Wärme und Kraft der Rede. Der Hauptzug in M.'s Charakter, eine furchtlose Freimüthigkeit, ist auch ihnen eigen. Sie wurden von seinen Anhängern gesammelt und in Amsterdam 1600, 1604 in 4.

und am vollständigsten 1681 in Fol. herausgegeben. Ein Auszug daraus erschien zu Königsberg 1765. M.'s ganze Ansicht findet sich schon durchgebildet in der 1539 erschienenen und 1575 verdeutschten Schrift: Grund und Beweis der heilsamen Lehre Christi. Seine Biographie steht in Arnolds K. und Ketzerhistorie, Thl. IV, Sect. II.

Mennrath, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Gladbach; 150 Einw.

Mennsdorf (Geogr.), 1) luxemburgisches Dorf, Distrikt und Kanton Grevenmachern; 700 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, an der Mulde; Rittergut, Windmühle, Ziegelei; 270 E.; — 3) sachsen-altenburg. Dorf, Amt Löbichau; 210 Einw.

Meno (ital., Mus.), s. v. a. weniger, z. B. m. forte, weniger stark, m. piano, weniger schwach.

Menoba oder **Menuba** (a. Geogr.), Nebenfluß des Bätis (auf der rechten Seite) in Hispania Bätica, jetzt Guadiamar (Plin. III, 1, 3).

Menobardi (a. Geogr.), Volk an den Grenzen von Groß-Armenien und Assyrien (Plin. VI, 9, 10).

Menobranchus (Amphib.), nach Harlan, Furchenmolch, Gattung der Batrachii *Cuv.*, der Ordnung der Kröten und der Zunft der Molche nach Oken, Necturus *Rafinesq.* Charakter: An sämmtlichen Füßen nur vier Zehen; eine Reihe Zähne an den Intermaxillarknochen, und eine andere parallele, aber ausgedehntere, an den Maxillarknochen. Bekannteste Art: M. lateralis *Harlan*, Annal. du Lyc. de Newyork I. pl. XVI., Triton lateralis *Say.* Dick, plump, wird über 2 Fuß lang, dunkelbraun, mit dunklern Flecken und einer Längsfurche auf dem Rücken, ein schwarzer Streifen von den Naslöchern durch die Augen längs den Seiten bis zum Schwanze. Lebt in den großen Seen Nordamerika's.

Menocelis (Abarratio fluxus menstrui in herniam Med.), Verirrung des Monatsflusses in einen Bruch.

Menoceras (Bot.), nach R. Brown, Untergattung von Velleja *Smith.*

Menocryphia (Retentio, Suppressio, Cessatio mensium, Med.), die Verhaltung der monatlichen Reinigung.

Menodora (Bot.), nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Contortae Carisseae *Rchb.*, Diandria Monogynia *L.* Von 3 Arten, Sträuchern in Mexiko und Brasilien, ist am bekanntesten: M. helianthemoides *H. B.* In Mexiko.

Menodorus, auch Menas oder Mena (röm. Gesch.), Sklave des Cn. Pompejus, freigelassen von diesem selbst oder von seinem Sohne Sertus, der ihm solches Vertrauen schenkte, daß er ihm den Befehl über seine Flotte gab. Im Jahre 40 v. Chr. hatte er nach dem Friedensschlusse zwischen Octavian und Antonius (bei Brundusium) die Westküste von Oberitalien zu plündern, kehrte dann nach Sardinien um und nahm dem M. Lurius Agrippa Sardinien ab, wobei er aber unter andern Gefangenen, namentlich auch einen Freigelassenen Octavians, Helenus, ohne Lösegeld freiließ. Den um die Sache des Sext. Pompejus hoch verdienten Statius Murcus wußten er und Menecrates dem Sextus verdächtig zu machen und in den Tod zu stürzen. Murcus hatte insbesondere zum Friedensschluß mit Octavian gerathen, während M., aus Furcht entbehrlich zu werden, zur Fortsetzung des Kriegs rieth, wiewohl vergeblich, da im Jahre 39 v. Chr. bei Misenum der Friede abgeschlossen wurde, jedoch so wenig zur Zufriedenheit des Pompejus, daß er lebhaft bedauerte, nicht dem Rath des M. gefolgt zu seyn. Dies und der arglistige Rath, welchen er dem Pompejus gab, bei Gelegenheit des Friedensschmauses die Feinde zu überrumpeln, scheinen die Gunst des M. bei Pompejus so hoch gesteigert zu haben, daß dessen Feinde (bes. Menecrates) sich aufs Aeußerste anstrengten ihn zu stürzen. Sie machten auf die Freilassung des Helenus und den Verkehr des M. mit Octavian aufmerksam und bewirkten, daß Pompejus den M. zu sich berief, angeblich zur Rechenschaftsablegung über seine Verwaltung in Sardinien. Statt aber dem Befehle zu gehorchen, tödtete M. die Gesandten des Pompejus und übergab (im Jahre 48 v. Chr.) Sardinien und Korsika, die Flotte, das Heer und sich selbst dem Octavian. Zum Dank machte ihn dieser zum Ingenuus, erhob ihn in den Ritterstand, zog ihn an seine Tafel und ernannte ihn zum Legaten des Flottenbefehlshabers Calvisius. Vergebens verlangte Pompejus seine Auslieferung. Menecrates, des M. erbittertster Gegner, nahm dessen Stelle bei Pompejus ein, verlor aber gleich darauf in der Seeschlacht bei Cumä, in der er mit seinem Feinde zusammenstieß, sein Leben, indem er sich, durch einen Speer verwundet, ins Meer stürzte. Auch M. war verwundet und sah sich dadurch von fernerer Theilnahme an der Schlacht ausgeschlossen. In dem großen Schiffbruch, welcher bald darauf die Flotte Octavians traf, bewährte M. seine nautische Erfahrung; auch fügte er dem von Pompejus nach Afrika geschickten Apollophanes mannichfachen Schaden zu. Die Flotte wurde allmählig wieder ergänzt und die Verbindung mit Antonius eröffnete glänzende Aussichten, als M., überdrüssig seiner jetzigen untergeordneten Stellung und angelockt durch die Hoffnung, nach dem Tode des Menecrates den Pompejus ganz beherrschen zu können, im Jahre 46 heimlich mit 7 Schiffen zu Pompejus zurückkehrte. Als aber sein Ehrgeiz auch auf der Seite des Pompejus seine Rechnung nicht fand, sann er auf neuen Verrath, suchte einstweilen die Cäsarianer durch allerlei Unternehmungen von seiner Wichtigkeit und Gefährlichkeit zu überzeugen und hatte dann eine geheime Unterredung mit Mindius Marcellus, in welcher er, da Calvisius entfernt sey, sich bereit erklärte, in die Dienste Octavians zurückzutreten, falls ihm freies Geleit zugesichert würde. Dies geschah, und M. fiel von Neuem an Octavian ab, bat diesen flehentlich um Verzeihung, wurde aber auf dessen Befehl insgeheim beobachtet und scheint auch an der Schlacht bei Mylä keinen Theil genommen zu haben. Bei der Belagerung von Siscia in

Pannonien, fand er endlich im Jahre 45 seinen Tod in der Save. — 2) (Archäol.), Bildhauer aus Athen, machte für die Thespier zum Ersatz für die von Caligula geraubte, von Claudius zurückgegebene, von Nero abermals geraubte Statue des Eros eine Kopie von dem Eros des Praxiteles. Sonach lebte er im ersten Jahrh. n. Chr.

Menodotus, 1) (griech. Lit.), Historiker aus Perinth, aus unbekannter Zeit, schrieb nach Diod. Fragm. XXVI, 3, S. 513: *Τὰς Ἑλληνικὰς πραγματείας* in 15 Büchern; — 2) aus Samos, Verfasser einer Schrift *τῶν κατὰ Σάμον ἐνδόξων ἀναγραφή* (Athen. XV, S. 672, A. 673, D., welcher auch XIV, S. 655 A., einer andern *περὶ τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν τῆς Σαμίας Ἥρας* gedenkt). — 3) aus Nicomedien, Philosoph aus der Schule der Skeptiker, Lehrer des Herodotus von Tarsus, zugleich medicinischer Schriftsteller aus der empirischen Schule; eine seiner Schriften allgemeineren Inhalts erhielt eine Ueberarbeitung durch Galenus und findet sich nun unter dessen Werken unter der Aufschrift: *Γαληνοῦ Περγαμηνοῦ παραφραστοῦ τοῦ Μηνοδότου προτρεπτικός λόγος*, eine Ermahnung zur Beschäftigung mit der Wissenschaft; sie ist auch besonders herausgegeben worden von Goulston, dann von J. G. G. Köhler, Leipzig 1778, 8. und Abr. Willet, Leiden 1812, 8., S. Fabric. Bibl. Gr. Taf. XIII, S. 335. — 4) (Archäol.), Bildhauer aus Nicomedien, Sohn des Boëthus, der mit seinem Bruder Diodotus eine Statue des Hercules machte.

Menöceus (griech. Mythol.), 1) aus Thebä, Enkel des Pentheus, Vater des Creon, der Hipponome und Jocaste; — 2) Sohn des Creon, Enkel des Vorigen. Ueber seinen Tod hatte man verschiedene Darstellungen. Sosiphanes z. B. ließ ihn durch Laius umkommen, Nicostratus durch die Sphinx. Die gewöhnlichste Sage aber ist die, daß M. den Opfertod für den Sieg seiner Vaterstadt beim Zuge der Sieben gestorben ist, indem eine Weissagung des Tiresia's denselben an die Bedingung geknüpft hatte, daß Ares, der wegen Ermordung seines Drachen zürnte, durch die Selbstopferung eines Mitglieds aus dem Geschlechte der aus den Drachenzähen Entsprossenen versöhnt werde. In Folge dessen erstach sich M., als einer der Letzten von diesem Geschlecht, trotz des ausdrücklichen Verbots seines Vaters auf der Zinne der Burg von Thebä und stürzte von da hinab in die Kluft, wo einst der Drache als Hüter der Quelle Dirce gehaust hatte. Sein Grabmal zeigte man vor dem neitischen Thore.

Menötas, s. Meleager.

Menötes, 1) der Steuermann des Gyas; — 2) aus Lycien, von Achilleus getödtet.

Menötilus (Entom.), nach Schrank, Untergattung von Curculio *L.*

Menötius (griech. Mythol.), 1) Sohn des Japetus und der Asia, Bruder des Atlas, Prometheus und Epimetheus, von Zeus im Titanenkampfe niedergeschmettert und in den Tartarus eingeschlossen; — 2) Sohn des Actor und der Aegina (oder Damocratea), Halbbruder des Aeacus, Gemahl der Polymele (oder Sthenele oder Percapis), und von ihr Vater des Patroclus, Argonaut. Ursprünglich ein Thessalier war er nach Opus eingewandert, wo er noch während der Dauer des troischen Kriegs lebte. Er war ein Freund des Hercules und erwies demselben nach seinem Tode Heroenehre. Als sein Sohn Patroclus den Sohn des Amphidamas erschlagen hatte, floh er mit ihm nach Phthia zu Peleus, welcher ihn unter der Maske eines Mitglieds seiner Dienerschaft erzog. — 3) Sohn des Ceuthonymus, der Hüter der Rinder des Hades; Hercules hatte mit ihm zu ringen.

Menogenes, 1) (griech. Lit.), Verfasser eines aus 23 Büchern bestehenden Werkes über den Schiffskatalog; — 2) (Archäol.), Erzgießer aus unbestimmter Zeit, der sich durch Quadrigen (Viergespann) auszeichnete; — 3) Schauspieler zu Rom, mit welchem M. Valerius Messala solche Aehnlichkeit hatte, daß er deswegen den Beinamen M. erhielt.

Menois (a. Geogr.), Stadt in Judäa, Stamm Simeon, unweit Gaza.

Menola bianca (ital., Ichthyol.), s. v. a. Bitzling, Smaris communis *Cuv.*

Menolipsis (Med.), das (zu frühe) Ausbleiben der Menstruation.

Menologium (v. Griech., Kirchenw.), 1) Monatsregister; — 2) s. v. a. Martyrologium.

Menomblet, franz. Dorf, Depart. Vendee, Bez. Fontenay-le-Comte; 1100 Einw.

Menominen (Menomenes), nordamerik. Volk, V. St., in den Staaten Missouri und Illinois und im nordwestlichen Gebiet am Mississippi und Rock, ist sehr schwach.

Menomonie, nordamerikan. Insel, V. St., Huron-Distrikt, in der Green-Bai des Michigan-Sees; ihr gegenüber mündet der Fluß gleichen Namens in denselben Busen. Um ihn wohnen die M.s, ein Indianerstamm.

Menon (a. Gesch.), 1) aus Pharsalus, unterstützt die Athener, als sie unter Cimons Anführung Eion bei Amphipolis belagerten, mit 12 Talenten und 300 berittenen Penesten, wofür er das atheniſche Bürgerrecht erhielt (um 470 v. Chr.); — 2) von Pharsalus, Bundesgenosse der Athener, beim Beginne des peloponnesischen Krieges; — 3) aus Larissa, führte dem jüngern Cyrus 1000 Hopliten und 500 Peltasten zu und machte den Feldzug gegen Artaxerxes mit, wird von Xenophon als ein ränkevoller und habsüchtiger Mensch geschildert, der sich gegen die Griechen verrätherisch benahm; er soll in der Gefangenschaft bei Artaxerxes nach schimpflicher Behandlung sein Leben geendet haben; — 4) athenischer Feldherr, im Frühjahr des Jahres 361 nach dem Chersones gesendet; — 5) Sohn des Cerdimmas, im Jahre 333 von Alexander zum Statthalter von Cölesyrien bestellt; — 6) (griech. Lit.), Sophist aus Thessalien, nach ihm ist ein platonischer Dialog benannt; — 7) Arzt, Schüler des Aristoteles, unter dessen Namen er sein Sammelwerk (*Ἰατρικὴ συναγωγή*) ausgegeben hatte; von Galenus und sonst einige Mal erwähnt.

Menonas, der Semiramis (s. d.), erster Gemahl.

Menonvillea (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Tetradynamae septatae *Rchb.*

Von 3 Arten, Gewächsen in Peru und Chili, ist am bekanntesten: M. linearis *Dec.* Ausdauernd.

Menopansis (Mensium cessatio, Med.), das Aufhören der Menstruation.

Menophantus (Kunstgesch.), Bildhauer, dessen Name auf dem Würfel zu den Füßen einer im Mus. Capit. Taf. IV, Tab. 68 abgebildeten Venus steht. Vergl. Winkelmann, Geschichte der Kunst, Bd. V, 2, §. 3.

Menophis, s. v. a. Amenophis.

Menophrus, s. Menephron.

Menoplania (Aberratio fluxus menstrui, Med.), die Abirrung des Menstrualflusses auf andere Theile.

Menopoma (Amphib.), 1) nach Harlan, Fischsalamander, Gattung der Batrachii *Cuv.*, der Ordnung der Kröten und der Zunft der Molche nach Oken, Salamandrops *Wagl.* Charakter: Nur Kiemenspalten; Leib dick, von Salamanderform; Beine verkümmert, vorn mit 4, hinten mit 5 Zehen. Einzige Art: M. giganteum *Harlan*, Annal. of the Lyc. of New-york 1, pl. XVII. Salamandra gigantea *Barton.* Riesensalamander, Schlammteufel, in den Vereinigten Staaten, Hellbender. Schiefergrau, mit hellern Längsstreifen; 2 Fuß lang. In den Gewässern des Alleghanygebirges in Nordamerika; — 2) nach Harlan, s. v. a. Cryptobranchus (s. d.) oder Präadamiten.

Menor (Isla), span. Insel, durch den Guadalquivir gebildet, und durch einen Arm desselben, südwestlich von der Isla-Mayor geschieden.

Menosgada (a. Geogr.), Ort in Germanien, nicht weit von den Quellen des Mönus; wahrscheinlich jetzt Mainroth bei Kulmbach.

Menostasia (Menostasis, Med.), das Stehenbleiben der Menstruation.

Menotharus (a. Geogr.), Fluß in Sarmatia Asiatica (Plin. VI, 7, 7).

Menotyphlosis (Ophthal.), 1) Obcoecatio lunaris, die Mondblendung, die Bildung der Mondblindheit; — 2) mit Unrecht s. v. a. Menotyphlotes.

Menotyphlotes (Coecitas lunaris, Ophthalmia equi periodica, franz., le lunatisme, la fluxion périodique, fluxion lunatique, engl., the moonblindness, inflammation of the eye; ital., la luna, Thierarzneik.), die Mondblindheit, Mondblindsucht, der Mondfluß, die periodische (oder intermittirende) Augenentzündung der Pferde.

Menotyrannus, Beherrscher des Mondes oder der Monate, Beiname des Attis oder Atys.

Menorca, Insel, s. Minorca.

Menorrhagia (Med.), oder Mutterblutfluß (jedoch außer der Niederkunft und dem Kindbette).

Menorrhöa (Med.), eine zu lange anhaltende und zu oft wiederkehrende Menstruation; bei Einigen mit Unrecht auch s. v. a. Menorrhagia.

Menos (Physiol.), die Kraft, Stärke, Körperkraft, Seelenstärke, Lebenskraft überhaupt zc.

Menosca (a. Geogr.), Küstenstadt der Varduli an der Nordküste von Hispania Tarracontesis, wahrscheinlich das heutige St. Sebastian (Ptol. II, 6, 9).

Menoschesis (Med.), die Verhaltung der Menstruation.

Menou, franz. Dorf, Depart. Nievre, Bez. Clamecy; Getreidebau; 800 Einw.

Menou (Biogr.), Jakob Franz, Baron v., französ. Feldherr, stammte aus einer der ältesten Familien Frankreichs, und wurde 1750 zu Boussay des Loches in Touraine geboren. Schon vor Ausbruch der Revolution zum Maréchal de Camp ernannt, wurde er 1789 als Repräsentant des Adels seiner Provinz gewählt und beantragte unter Andern eine Art Rekrutirung der Armee, derjenigen ähnlich, welche Jourdan entwarf und die später vom Direktorium eingeführt wurde. Im Jahre 1791 brachte es M. dahin, daß die Nationalgarden in ganz Frankreich bewaffnet, u. die dazu nöthigen Gewehre in die Departements geschickt wurden. Auf seinem Betrieb erschien auch in demselben Jahre das Dekret zur Aushebung von 100,000 M., zur Organisation und Bewaffnung der Nationalgarden an den Grenzen, so wie zur Ernennung von 10 Offizieren zu Generalen. Nach dem Aufstande zu Nancy bewirkte er, daß die vom Marquis von Bouillé dagegen getroffenen Maßregeln gut geheißen wurden und widersetzte sich nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes allen Plänen, die man zum Nachtheil des Monarchen entwarf. Am Schlusse der Ständeversammlung wurde M. nach seinem Grade in der Armee angestellt und erhielt das Unterkommando der Truppen, welche sich 1792 im Lager bei Paris versammelten. Das Jahr darauf kämpfte er gegen die Chouans in der Vendée, und wurde mehre Male verwundet. Von Robespierre als Gegenrevolutionär angeklagt, fand er an Barrère einen so eifrigen Lobredner und Vertheidiger, daß die Anklage keine weitern Folgen hatte. Bei dem Aufruhr der Vorstadt St. Antoine gegen den Konvent befehligte er die Linientruppen, bezwang die Empörer, weigerte sich aber standhaft, den Willen der Kommissarien zu befolgen und die Vorstadt anzuzünden. Als Belohnung wurde er zum General en chef der Armee des Innern ernannt. Bei einem zweiten ähnlichen Aufstande der Sektion Lepelletier im Oktober, war er nicht zu bewegen, die Nationalgarden anzugreifen, welche, trotz wiederholter Aufforderung, das Gewehr zu strecken, Miene machten, sich hartnäckig zu vertheidigen. Statt die Waffen zu gebrauchen, trat er mit ihnen in Unterhandlung, wurde aber deshalb des andern Tages vor ein Kriegsgericht gestellt. Dies Mal war es General Bonaparte, welcher ihn, wie den Nationalkonvent, durch seine Entschlossenheit aus der Gefahr rettete. Der Aufstand wurde unterdrückt, und M. freigesprochen; doch blieb dieser bis zur Expedition nach Aegypten ohne Anstellung. Von Bonaparte zum Divisionsgeneral ernannt, zeichnete sich M. bei der Einnahme von Alexandrien, wie an andern Orten durch persönlichen Muth und Feldherrntalent sehr aus. In Rosette heirathete er die Tochter eines reichen Türken. Daß er

auch die mohammedanische Religion angenommen habe (dessen man ihn beschuldigte, besonders weil er den Namen Abdallah noch zu dem seinigen fügte), hat man nie sicher ermitteln können. Nach der Ermordung Klebers (1800) erhielt M. als ältester General den Oberbefehl, erwarb sich aber durch seine, wenigstens scheinbare Anhänglichkeit an den Islam und seine schlechte Verwaltung viele Feinde; besonders nahmen seine Streitigkeiten mit Reynier und andern Generalen einen ernsthaften Charakter an. Am 21. Mai 1801 landete unter Abercromby eine englische Armee von 16,000 Mann bei Alexandrien. M. rückte ihr entgegen, wurde aber, trotz der Tapferkeit seiner Truppen, gänzlich geschlagen, und sah sich zuletzt genöthigt, eine Kapitulation zu unterzeichnen, in deren Folge er mit den Trümmern des französischen Heeres Aegypten räumen mußte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er vom ersten Konsul wohlwollend empfangen und ihm das Gouvernement von Piemont anvertraut, durch dessen weise und thätige Verwaltung, im Widerspruche früherer Urtheile über ihn, er sich allgemeine Achtung erwarb. Später versetzte ihn der Kaiser in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er den 13. August 1810 †.

Menouf, afrik. Stadt, Unter-Aegypten, nordwestlich von Kairo, am gleichnamigen Kanal, der den östlichen Hauptarm mit dem westlichen Hauptarm des Nil verbindet; Reis, Getreide, Hülsenfrüchte; 4000 Einw.

Menoux St., französ. Flecken, Depart. Allier, Bez. Moulins, rechts am Durs; Getreidehandel; 1180 Einw.

Menovghat, asiat.-türk. Flecken, Kleinasien, Pasch. Itschil, östlich von Sata, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Golf von Satalief.

Menow (Groß-M.), preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Erbpachtvorwerk; 100 Einw.

Menoxenia (Med.), bei Tourdes: die unregelmäßige Menstruation.

Menoxenosis (Med.), der fremdartige ungewöhnliche Zustand der Menstruation.

Menralia (a. Geogr.), s. Mellaria.

Menerfa (Myth.), s. v. a. Minerva.

Mens (lat.), 1) Verstand, Seele; — 2) römische Personifikation der menschlichen Seele; ihr Fest wurde am 8. Juni auf dem Kapitol gefeiert.

Mens (Psychol.), der Verstand, das Denkvermögen, das Gemüth. Morbi mentis, Verstandes- oder Geisteskrankheiten.

Mens, französ. Flecken, Depart. Isere, Bez. Grenoble, mitten in den Gebirgen von Trieves; Niederlagsort für die Leinwand aus der Umgegend, protestantische Musterschule; 2126 Einw.

Mensa (vom Lat.), s. Tisch.

Mensa curialis (röm. Ant.), Tisch, welcher nach des Königs Tatius Verordnung in jeder Kurie zu Rom der Juno zu Ehren aufgestellt ward, um darauf zu opfern.

Mensa delphica, Tisch, worauf die Trinkgeschirre aufgestellt wurden.

— — **domini** (Kirchenw.), Tisch des Herrn, Abendmahl.

— — **Isiaca**, s. v. a. Isistafel.

Mensaleh, 1) (Baheire), afrikan. See, Unterägypten, bei Damiette, 1 Meile lang, 3 Meilen breit, nimmt mehre Kanäle auf und ist durch eine Sandbank von $^1/_2$ Meile Breite vom Meere getrennt, mit demselben aber zugleich durch schiffbare Mündungen verbunden. Er hat weniger salziges Wasser, als die See und umspült mehre Inseln (Mataryeh). Die Fischerei darin, welche für ein hohes Pachtgeld (40,000 Piaster) verpachtet ist, beschäftigt über 2000 Menschen; — 2) Stadt das., an dem gleichnamigen See; Färbereien, Fabriken in Seide und Segeltuch; 2000 Einw.

Mensa prima, secunda (röm. Ant.), s. Mahlzeit.

Mensarii (röm. Ant.), öffentliche Banquiers, deren Geschäftskreis dem der Privatbanquiers oder Argentarii analog ist. Sie standen unter Aufsicht des Praefectus Urbi und bildeten besondere Kollegia. Sie sind nicht zu verwechseln mit den M. Quintumviri und Triumviri, welche als außerordentliche Magistrate angesehen werden können.

Mensch, 1) (Zoograph.), s. v. a. Homo, s. d., vgl. Menschenracen. — 2) (Anthropol. u. Psycholog.). Das Leben der organischen Körperlichkeit stellt sich uns in drei Hauptstufen dar. Die unterste derselben ist die Stufe des bloß organischen oder vegetativen Lebens der Gewächse, dessen Funktionen lediglich Thätigkeiten der Entwickelung, Selbsterhaltung und Fortpflanzung sind. Auch in dem Thiere finden sich die wesentlichen Merkmale des vegetativen Lebens wieder, indem sie hier das Fundament bilden, von welchem das sinnliche Leben getragen wird, dessen Funktionen in dem bewußtlosen Wahrnehmen der sinnenfälligen Erscheinungen und in der sinnlich willkürlichen, d. h. durch bewußtlose Triebe und Begierden geleiteten Bewegung bestehen. In so fern demnach in dem thierischen Organismus zum Behuf der sinnlichen Lebensfunktionen neben den Werkzeugen der Vegetation noch die der Wahrnehmung und Bewegung wirksam sind, stellt sich uns das thierische Leben als die mittlere Stufe des Individuallebens, als die Einheit des vegetativen und des sinnlichen Lebens dar. Der thierische Organismus geht aber in den verschiedenen Thiergattungen durch mannichfaltige Abstufungen hindurch und ist um so vollkommner, je vollständiger die Organe der Sinnlichkeit entwickelt und je inniger sie mit den Organen der Vegetation zur Einheit verbunden sind. Die wesentlichen Funktionen des thierischen Lebens finden sich endlich, zugleich mit der höchsten Ausbildung des leiblichen Organismus, in dem Menschen wieder und bilden in ihm die nothwendige Grundlage, auf welcher sich das geistige oder im weiteren Sinne des Worts das vernünftige Individualleben erhebt. Dieses Leben umfaßt die Thätigkeiten des bewußtvollen Vorstellens oder Denkens, des gemüthlichen Empfindens, des Wollens und des absichtsvollen Handelns. So stellt sich uns das menschliche Leben als die dritte Stufe des Individuallebens, als die Einheit des vegetativen, des sinnlichen und des geistigen, dar. In dem menschlich leiblichen Organismus haben die Or-

gane, welche in dem thierischen bloß Werkzeuge des vegetativen sinnlichen Lebens sind, die höhere Bedeutung, den vegetativen und den sinnlich-geistigen Lebensfunktionen zu dienen, und es ist demzufolge der Bau und die ganze Eigenthümlichkeit des menschlichen Körpers auf die Thätigkeit des denkend erkennenden und mit Freiheit handelnden Einzelwesens berechnet. Das geistige Leben hängt in dem Menschen mit dem leiblichen nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch das sinnliche zusammen, welches, als das in der Mitte befindliche, eben so eng mit dem ihm übergeordneten, als mit dem ihm untergeordneten verbunden ist. Das sinnliche Leben stellt sich in der Einheit des Menschenwesens der Reflexion demzufolge einmal als ein sinnlich vernünftiges, in so fern es in seiner Vereinigung mit der dritten Lebensstufe die Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten umfaßt, in denen das menschliche Seelenleben sich äußert, dann als ein vegetativ-sinnliches dar, in so fern es durch den leiblichen Organismus bedingt und der nächste Zweck, so wie das Resultat der Einrichtung desselben ist. Das sinnliche Leben, von jener Seite betrachtet, ist Gegenstand der psychologischen, also der phylosophischen, von dieser Seite betrachtet, aber Gegenstand der physiologischen Untersuchung.

Da dem Menschen der eigenthümliche Beruf geworden ist, des Seyns mit Bewußtseyn inne zu werden und in dem seiner Freiheit angewiesenen Wirkungskreise mittelst seines Denk- und Willensvermögens die zunächst in seinem eigenen Körper und mittelbar auch in andern Körpern ihm zu Gebot stehende wirkende Ursache zu beherrschen und für seine mit Bewußtseyn gesetzten Zwecke zu gebrauchen, so ist in der Menschheit das Ebenbild der Gottheit als der urgründlichen Kausalität in soweit dargestellt, als dasselbe innerhalb der Schranken der Individualität überhaupt darstellbar ist, und es ist der Mensch nach seinem Wesen und Berufe im eigentlichsten Sinne des Worts das Abbild der Gottheit, als welches er in der Reihe der abhängigen Wesen die oberste Stelle einnimmt. Schon von der Seite seines leiblichen Organismus und lediglich vom physiologischen Standpunkte aus ins Auge gefaßt, erscheint uns der Mensch nicht bloß als das vollkommenste unter den Thieren, sondern als der höchsten Ordnung der Einzelwesen überhaupt, als der dritten Stufe der organisch lebendigen Individuen angehörig; denn seine körperliche Organisation, die Trägerin seines geistigen Lebens, ist eine ganz eigenthümliche, von der Körperbildung der Thiere mit Einschluß der menschenähnlichsten Affen, sich unterscheidende, auf die Erhaltung und Beförderung seines geistigen Lebens berechnete. Diese Eigenthümlichkeit gibt sich vornehmlich in folgenden Merkmalen kund: 1) Die aufrechte Stellung und der aufrechte Gang ist dem Menschen unter allen Säugethieren allein natürlich, vermöge des Baues seines Rückgrats, seines Brustgewölbes, des Beckens, der Richtung der Schenkelbeine, der Hinterbacken, der Kniee, der Waden und der breiteren Basis der Füße, so wie wegen der Fläche der Halswirbel, des Fehlens des sogenannten Haarwachses, der perpendikulären Stellung der Augen auf dem vertikalen Durchschnitt des Kopfes ꝛc. allein angemessen und daher nothwendig und wird daher auch unter allen Völkern ohne Ausnahme gefunden. 2) Es sondert sich bei ihm die Bestimmung der Arme und Hände, die für das absichtsvolle und künstliche Gebrauchen, Handhaben und Bearbeiten fremder Körper vorzugsweise eingerichtet und neben den Sprachwerkzeugen die wichtigsten besonderen Organe für die einzelnen bestimmten Aeußerungen des menschlichen Wollens sind, von der Bestimmung der unmittelbar und hauptsächlich zum Tragen des ganzen Körpers eingerichteten Beine und Füße. 3) Aus der Beschaffenheit der menschlichen Haut und ihrer nackten und glatten Oberfläche, so wie aus dem Mangel an natürlicher Bewaffnung geht hervor, daß der Mensch von der Natur dazu angewiesen ist, sowohl zur Bekämpfung der Thiere, als zum Schutze gegen die widrigen Einflüsse der Witterung sich künstlicher Mittel zu bedienen. 4) Mit der Glätte und Unbehaartheit seiner Haut hängt das Eigenthümliche des menschlichen Angesichts, wonach es des Ausdrucks des geistigen Lebens, der mannichfaltigsten bewußtvollen Seelenzustände fähig ist, auf das Genaueste zusammen. 5) Der Bedeutung des menschlichen Kopfes als des Sitzes der unmittelbaren Organe für das bewußtvolle Wahrnehmen und Vorstellen entspricht die Größe und Rundung des Schadels, in welchem das Gehirn eine vollkommenere Ausbildung und Bestimmtheit des Baues erlangt, als bei irgend einem Thiere, wie auch das Hervortreten der Stirn und das Zurücktreten der unteren Theile des Gesichts, nebst der aufrechten Stellung der unteren Schneidezähne und der Hervorragung des Kinnes. 6) Die menschlichen Sprachwerkzeuge sind zufolge ihrer besonders auf der Organisation der Nerven beruhenden Beschaffenheit und Bildungsfähigkeit recht eigentlich die Organe der geistigen Lebensthätigkeit, in so fern die Wortsprache als das natürliche Mittel nicht bloß zur Mittheilung, sondern auch zur innerlichen Vorstellung, zur Erzeugung und Fortbildung unserer Gedanken betrachtet werden muß.

Obwohl der Mensch, wenn man ihn lediglich vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet und von seiner geistigen Natur absieht, in Rücksicht auf die Merkmale, welche sein leiblicher Organismus mit dem thierischen gemein hat, zu der Klasse der Säugethiere gerechnet werden muß, unter denen er die erste Ordnung bildet: so macht doch die Menschheit als die Darstellung der höchsten Stufe des Individuallebens eine besondere Gattung aus, welche sich über das übrige Thierreich in einem weit höheren und umfassenderen Sinne erhebt, als dieses über das Pflanzenreich. In der Menschheit aber gibt es nicht, wie in den einzelnen Thiergattungen, Artverschiedenheiten, sondern bloß Stammverschiedenheiten. Die bedeutenden (leiblichen und geistigen) forterbenden Verschiedenheiten in den verschiedenen Menschenstämmen haben ihren Grund nicht in der ursprünglichen Organisation, sondern in klimatischen Einflüssen. Auch betreffen sie weder in geistiger, noch leiblicher Rücksicht das eigentliche Wesen der Menschennatur.

Der Anlage zur Humanität (Vernunft, Sittlichkeit etc.) nach sind alle Menschen einander gleich, wenn auch einige Völkerstämme hinsichtlich der Ausbildung dieser Anlagen mehr begünstigt sind, als andere, und es kann jene allgemeine Geistesanlage bei den Individuen eines jeden Stammes in Folge des Hinzutritts der erforderlichen Bedingungen zu der gleichen Höhe der Ausbildung gebracht werden (vgl. Menschenraçen).

Wie nach der allem Seyn gesetzten Ordnung die untergeordnete Lebensstufe im Menschenwesen der höheren als nächste Bedingung und als Fundament zu Grunde liegt, so ist auch das irdische Individuum an einen derartigen Entwicklungsgang gebunden, daß der Zeit nach erst die untere Stufe erreicht seyn muß, bevor es zur höheren gelangen kann. So hat nach den bis jetzt angestellten Beobachtungen das Leben des menschlichen Fötus von seinem ersten Entstehen an bis zur Hälfte der Zeit seiner Ausbildung ein lediglich vegetatives Leben. Nachdem nun innerhalb des bezeichneten Zeitraums sich alle Theile des organischen Gebildes gehörig gestaltet haben, findet mit den ersten Bewegungen desselben, die durch Nervenreiz bedingt sind, der Uebergang zum thierischen Leben Statt, welches in dem Menschen erst nach der Geburt mit den vollständigen inneren Bedingungen zu seiner Selbsterhaltung sich geltend macht. Das geistige Leben endlich erwacht mit den ersten Anfängen der Aufdämmerung des Bewußtseyns in dem Momente, in welchem das Kind seiner eigenen Existenz zugleich mit der Existenz der wahrgenommenen Außendinge unterscheidend innewird. Die Verbindung zwischen dem vegetativen und dem sinnlichen Leben und demnach auch die Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen des leiblichen Organismus wird bei den Menschen, wie bei den Thieren durch die Thätigkeit des Nervensystems vermittelt, welches auf der einen Seite das unmittelbare Organ der Wahrnehmung und der willkürlichen Bewegung ist und auf der andern Seite in dem menschlichen, wie in dem thierischen Körper alle Funktionen der Vegetation leitet und beherrscht (s. Nerven u. Nervensystem). Alles sinnliche Anschauen und Empfinden wird bekanntlich durch den Zusammenhang der Nerven mit dem Gehirne, dem Centralorgane für die Sensation, bedingt. Diesem muß daher in dem menschlichen Organismus eine den sinnlich-geistigen Thätigkeiten des Menschen entsprechende vollkommenere Ausbildung, als in dem thierischen Organismus zukommen, damit es für die Funktionen der dritten Stufe des Individuallebens eine angemessene Bedingung sey. Obwohl man nun noch nicht zu einem näheren Verständniß von der Zweckmäßigkeit der Organisation des menschlichen Gehirns, der künstlichen und bestimmten Windungen seiner Masse und der sorgfältigen Trennung und Wiedervereinigung seiner doppelten Theile durchgedrungen ist, so findet doch zwischen dem Eigenthümlichen seiner Bildung im menschlichen Kopfe und den höheren Fähigkeiten der menschlichen Natur ein unleugbarer Zusammenhang Statt, und es lehrt demgemäß auch die vergleichende Anatomie, daß im Thiere diejenigen Theile des Gehirns, welche sich von der übrigen Masse durch ihre deutlicher hervortretende Organisation unterscheiden, der Ausbildung, welche die entsprechenden Theile im Menschen erreichen, um so näher kommen, auf einer je höheren Stufe des leiblich-sinnlichen Lebens die Thiergattung steht.

Die Einheit des sinnlich-geistigen Lebens im Menschen ist es, welche wir mit dem Ausdrucke menschliche Seele oder menschlicher Geist zu bezeichnen pflegen. Der Begriff der menschlichen Seele fällt aber unter den Begriff der Kraft oder des Vermögens, und zwar ist sie die wichtigste Seite der menschlichen Lebenskraft, deren verschiedene Aeußerungsweisen wir auf besondere Hauptkräfte und untergeordnete Kräfte zurückführen, welche eben nichts weiter, als die auseinandergehenden Richtungen des einheitsvollen sinnlich-geistigen Lebens sind. Auch entwickelt sich die menschliche Seele als eine wirkungsfähige und wirksame Kraft aus einer ursprünglichen Anlage und ihre besonderen Kräfte gehen erst allmählig aus den Anlagen hervor (vgl. Anlage, Psych. u. Päd.). An die Unterscheidung der drei Lebensstufen in der Einheit des Menschenwesens knüpft sich die Eintheilung unseres sinnlich-geistigen Lebens in drei Hauptsphären an, welche zum Behuf der klaren und deutlichen Auffassung unserer psychischen Lebensthätigkeiten in ihrer Besonderheit und in ihrer Vereinigung unerläßlich ist. Wie die Einheit des Nervensystems in der Verschiedenheit des Cerebral-, des Vertebral- und des Gangliensystems sich darstellt, so zerspaltet sich auch die Einheit des Seelenlebens in drei Hauptrichtungen, die, zwar untrennbar von einander und in Wechselbeziehung mit einander stehend, doch jede ihre charakteristische Eigenthümlichkeit behaupten. Die erste dieser Sphären, in welcher sich das gesammte Seelenleben koncentrirt, umfaßt das bewußtvolle Vorstellen oder das Denken (dem Cerebralsystem entsprechend), die zweite, deren Thätigkeiten zunächst und unmittelbar durch das Denken bedingt sind, während sie ihrerseits auch die wieder ihnen zukommende Rückwirkung auf dasselbe üben, umfaßt (dem Gangliensystem entsprechend) die Gemüthsempfindungen; die dritte, deren Funktionen ebensowohl durch das bewußtvolle Vorstellen, als durch das gemüthliche Empfinden bedingt werden, umfaßt (dem Vertebralsystem entsprechend) das Wollen nebst dessen Ausdruck in dem Innern und Aeußern unseres Lebens, nämlich nebst dem innern und dem äußern Handeln. Das Einzelwesen der dritten Lebensstufe, der Mensch, ist demnach dazu angewiesen, „in Wechselwirkung mit Individuen seines Gleichen und mit den untergeordneten Dingen der Außenwelt vermittelst der sinnenfälligen Erscheinungen sich des Wesens der Gegenstände und ihres Kausalzusammenhangs im Einzelnen und im Ganzen bewußt zu werden; es ist ferner dazu berufen, angeregt durch die Art und Weise, wie die ihm gegenüberstehenden Objekte und die Verhältnisse, in welche es verflochten wird, auf sein Inneres einwirken, mit Freiheit zu handeln, also nach den von ihm erkannten und ergriffenen, für die bewußtvolle

freie Thätigkeit vorhandenen Zwecken, Bildungsnormen und Gesetzen die in seinen willkürlichen Muskelbewegungen ihm unmittelbar zu Gebote stehende wirkende Ursache zu den mannichfaltigsten absichtlichen Aeußerungen zu bestimmen." Demzufolge gibt sich das Menschenwesen vollständig zu erkennen in dem unzertrennlichen Vereine der angegebenen Hauptsphären des individuellen intellektuellen Lebens. Es spricht sich aus einmal in der Fähigkeit, sich unter Leitung der Sinneswahrnehmungen der Wirklichkeit bewußtvoll inne zu werden. Letzteres geschieht aber theils durch objektives Auffassen des Seyns der Dinge und unserer eignen sinnlich-geistigen Lebensthätigkeiten, mithin durch das Denken oder das bewußtvolle Vorstellen, theils durch subjektives Innewerden der Weise, wie wir durch die denkend aufgefaßten Gegenstände und Verhältnisse in dem Gegensatze der Formen der Lust und der Unlust geistig angeregt und angesprochen werden (Gemüthsempfindung). Dann aber spricht es sich aus in der Fähigkeit, gemäß dem erkannten und empfundenen Werth und Unwerth, den die Gegenstände und Zustände für uns haben, wählend und mit Absicht zu den für uns ausführbaren oder doch für ausführbar uns geltenden Handlungen uns zu bestimmen, d. h. zu wollen, und die beschlossenen Handlungen unter den erforderlichen äußeren Bedingungen auch wirklich zu vollziehen. Vgl. E. Reinhold, Lehrb. der philosophisch propädeutischen Psychologie, Jena 1835, S. 21. ff. Weitere Lit. s. u. A. Anthropologie, Psychologie. Vgl. A.: Geist, Seele, Vernunft, Verstand. — 3) (Dogm.) Fast alle alten Religionsurkunden handeln von der Schöpfung, Natur, Würde und dem Falle des Menschen; da aber die hierauf bezüglichen Religionsvorstellungen unter den einzelnen religionsgeschichtlichen und ethnographischen Artikeln ihre Erörterung finden, so berücksichtigen wir in Folgendem bloß die biblisch-dogmatischen Lehren vom Menschen. Der Abschnitt der Dogmatik, welcher diese behandelt, heißt Anthropologie (s. d., Theol.). Was zuerst den Glauben des Hebräismus anlangt, so gilt demselben der Mensch theils als Geschöpf Gottes (Hiob 10, 8. Ps. 139, 13 f.), theils erzählen zwei schriftliche Denkmale eine unmittelbare Bildung der ersten Menschen durch Gottes Hand, nämlich die Abschnitte 1 Mos. 1, 26—29 und 2, 7—25. Die erstere Stelle (Elohimsurkunde) berichtet im Allgemeinen, wie Gott beschloß, Menschen zu schaffen und das erste Menschenpaar erschuf; die andere (Jehovaurkunde) im Besondern, wie er das Weib bildete aus des Mannes Rippe, und wie die Stammeltern des Menschengeschlechts in Eden ein goldnes Zeitalter verlebten in Freundschaft mit Gott und der Natur. Nach 1 Mos. 1, 26 ward der Mensch geschaffen nach einem Gott sehr ähnlichen Bilde, nach 1 Mos. 2, 7, belebt durch Gottes Odem. Jenes Ebenbild Gottes wird auch den nächstfolgenden Geschlechtern beigelegt (1 Mos. 5, 1—3. 9, 6). Mag dabei auch an die äußere leibliche Gestalt mit gedacht worden seyn, so deutet doch der Umstand, daß von jenem Ebenbilde die Herrschaft des Menschen über die Erde, die Unverletzlichkeit des Menschenlebens und der Umgang mit Gott hergeleitet wird, auf die Ahnung einer wahrhaften, geistigen Gottähnlichkeit des Menschen, die freilich mehr als bloße Anlage, als Stand der Unschuld, denn als Heiligkeit gedacht wird, hin, wie auch Ausdrücke, wie: „Gott hat den Menschen um weniges geringer gemacht, als sich selbst" (Ps. 8, 6 ff.) neben sonstigen Sagen des Alterthums auf eine Bluts- und Geistesfreundschaft zwischen Göttern und Menschen hinweisen. In Folge der Abneigung der israelitischen Obern vor jeder bildlichen Darstellung Jehova's trat die Lehre vom göttlichen Ebenbilde im Menschen bald in den Hintergrund zurück, wiewohl noch in den Apokryphen hier und da darauf hingedeutet wird (Sir. 17, 3 ff. Weish. 9, 2 f.). Philo scheint sich die Schöpfung des Menschen im Sinne Plato's als ein Exil der Seele, doch Adam an Leib und Geist herrlich, und das göttliche Ebenbild als Abbild des Logos in der vernünftigen Seele, nur verdüstert auf die Nachkommen übergetragen, gedacht zu haben (Philo de mundi opif. I. 32). Josephus hielt den Zustand vor dem Sündenfall für die Bestimmung zu einem langen glücklichen Leben im Umgange mit Gott.

Im Neuen Testament wird der hebräischen Schöpfungsgeschichte nur beiläufig (Matth. 19, 4. Apostelg. 17, 26. 1 Kor. 11, 8 ff.) und des göttlichen Bildes im Menschen als eines noch vorhandenen gedacht. Im paulinischen Lehrbegriff gilt der Mensch zwar als von göttlichem Geschlechte (Apostelg. 17, 28.), aber das göttliche Ebenbild wird nicht sowohl als ein ihm schon zu Theil gewordenes, hinter ihm liegendes, als vielmehr als ein noch vor ihm liegendes, zu erringendes gedacht (Kol. 3, 10. Ephes. 4, 24). Abgesehen von diesem Bilde, wird die wahrhafte, geistige Gottähnlichkeit des Menschen, die als Anlage demselben anerschaffen ist, aber durch Tugend und Frömmigkeit bis zur liebevollen Vereinigung mit Gott ausgebildet werden soll (Matth. 5, 48. 2 Petr. 1, 4. Joh. 14, 23. 1 Joh. 3, 2.), im Neuen Testament ausdrücklich gelehrt.

Was die Kirchenlehre anlangt, so entwickelte sich auch die Lehre vom Menschen, wie die übrigen Dogmen, allmählig aus der neutestamentlichen dogmatischen Unbestimmtheit heraus, und es trugen zu ihrer festeren Gestaltung auch hier die dogmatischen Kämpfe der ersten christlichen Jahrhunderte das Meiste bei. Gegen die Gnostiker ward von den Kirchenlehrern die alleinige Schöpfung des Menschen durch Gott vertheidigt, doch scheuten sich die Alexandriner nicht, die mosaische Relation derselben allegorisch auszulegen. Ueber die Geburt der einzelnen Menschenseelen ins irdische Leben ward unter Leitung griechischer und jüdischer Philosopheme diskutirt; die Kirchenlehre ließ aber bald die platonische Lehre des Origenes von der Präexistenz der Seele fallen. Ueber die Art ihrer Abstammung lehrten nämlich die Präexistentianer, daß die Seelen, zu Anfang der Welt von Gott erschaffen, sich mit dem Fötus vereinigten, wogegen die Kreatianer die Meinung verfochten, daß Gott zu jeder Erzeugung eine Seele unmittelbar er-

schaffe und am 40. Tage mit dem Embryo verbinde. Die **Traducianer** aber behaupteten, daß mit dem Leibe auch die Seele durch die Zeugung (per traducem) fortgepflanzt würde. Dem Präexistentianismus huldigten **Plato** und die **Rabbinen**, dem Kreatianismus mit Aristoteles die Kirchenlehrer **Ambrosius**, **Hieronymus**, **Pelagius**, von den Späteren **Bellarmin** u. **Calixt**, dem Traducianismus, weil derselbe das Dogma von der Erbsünde begünstigte und mit Augustins Lehre übereinzustimmen schien, die altprotestantischen Dogmatiker. Die Kirchenväter faßten das religiöse Leben vorzugsweise als göttliches Ebenbild auf. Da aber das Christenthum dieses in den Geist, der Hellenismus aber in die Schönheit der Form setzte, so vereinigten sich beide Anschauungsweisen in der Unterscheidung der Begriffe Bild (εἰκών) und Aehnlichkeit (ὁμοίωσις), indem ersterer dem Menschen wegen seiner Gestalt und der Auferstehung des Leibes, letzterer aber demselben wegen seiner Vernunft, Freiheit und Herrschaft über die Erde beigelegt ward. Die Alexandriner verwarfen zwar in Gemäßheit ihrer die geistige Tendenz des Christenthums geltend machenden Richtung jeglichen Vergleich des Sinnlichen mit dem Göttlichen, doch verstanden sie, den Unterschied jener Begriffe festhaltend, unter εἰκών den über die ganze Menschheit ausgegossenen Logos als Anlage, unter ὁμοίωσις dagegen die freie Ausbildung derselben zum göttlichen Leben. Im 4. Jahrhundert setzte man, durch die damaligen Streitigkeiten veranlaßt, das göttliche Ebenbild vornehmlich in eine willkürlich aufgefaßte Aehnlichkeit mit der Trinität. Das göttliche Ebenbild sollte als Anlage nicht verloren und nur in so fern verletzt seyn, als es auf irdische Unsterblichkeit bezogen ward. Nach der allgemeinen Volksansicht hielt man die Urzeit für besser und glücklicher, des ersten Menschenpaares Zustand aber dessenungeachtet nur für Unschuld. Auch von jenem Ebenbilde abgesehen, legte man dem Menschen nach seinem Ursprunge und nach seinem Ziele Verwandtschaft mit Gott bei, ohne doch den Abstand zwischen ihm und Gott zu übersehen.

Nach Augustins Vorgang besprachen die Scholastiker die Zustände des paradiesischen Lebens des ersten Menschenpaares mit phantastischem Scharfsinn. In der griechischen Kirche hielt man an der Unterscheidung der Alexandriner zwischen Bild und Aehnlichkeit fest, in der römischen Kirche aber bezog man theils, dem Augustin folgend, Bild (imago) auf die Erkenntniß, Aehnlichkeit (similitudo) auf die Liebe, theils legte man größeres Gewicht auf den Begriff des Bildes. In so fern Augustin alles religiöse Leben für durch die Sünde verloren erachtete, so mußte er konsequenter Weise auch das göttliche Ebenbild für verloren halten. Doch half er sich durch das Zugeständniß, daß dasselbe nur entstellt sey, und schloß sich auf diese Weise der altherkömmlichen Meinung wieder an. **Anselm von Canterbury** beschrieb das göttliche Ebenbild als anerschaffene religiöse Vollkommenheit, die, als Pflicht und erreichbare Möglichkeit gedacht, unverlierbar und das wahre Leben des Menschen in Gott sey. In Uebereinstimmung hiermit sah **Bernhard von Clairvaux** das göttliche Ebenbild selbst noch in dem zu den höllischen Flammen Verdammten. **Thomas von Aquino** unterschied ein Ebenbild der Natur, der Gnade und der Verklärung und lehrte demgemäß, die vollkommene Tugend (justitia originalis) sey durch die Gnade als Accidens gleich bei der Schöpfung hinzugekommen, obschon zur Ausübung vieler Tugenden das Paradies keine Gelegenheit bot. Hieraus bildete sich nun der gewöhnliche Lehrbegriff, wonach der Mensch in puris naturalibus geschaffen und bei der Schöpfung mit dem Gnadengeschenk (donum supernaturale) der vollkommenen Tugend (justitia originalis) und Unsterblichkeit (immortalitas), welches jedoch verloren werden kann, ausgestattet ist. Hieran schloß sich auch die auf dem trientinischen Koncil festgesetzte Kirchenlehre an, indem sie nur den Satz hinzufügte, der erste Mensch habe die Heiligkeit, in die er eingesetzt worden, wirklich verloren. Hiernach ward also der Mensch frei und vernünftig erschaffen, und es kam dazu noch als Gnadengeschenk ursprüngliche Gerechtigkeit und Unsterblichkeit. Das neuere griechische Dogma legt dem Adam im Allgemeinen Weisheit und Heiligkeit als verlierbar bei.

Die evangelische Kirchenlehre setzte neben dem einfachen Glauben, daß jeder einzelne Mensch seinen Ursprung von Gott habe, die historische Wirklichkeit der mosaischen Schöpfungsgeschichte voraus. Das göttliche Ebenbild bezeichnen die älteren protestantischen Symbole, ohne Rücksichtnahme auf die herkömmlichen Unterscheidungen, als ein verlornes, indem sie darunter ebensowohl religiöse Anlage als religiöse Vollendung verstehen. Verwandtschaft des Menschen mit Gott wird nur in Bezug auf christliche Zustände statuirt. Luthers Auffassung des göttlichen Ebenbildes als eines zur menschlichen Natur gehörigen, wird in der Konkordienformel vorausgesetzt, aber der Begriff natura auf die Weise bestimmt, daß ungeachtet des Verlustes des göttlichen Ebenbildes doch nichts Wesentliches aus der menschlichen Natur verloren scheint. Danach ward von den altprotestantischen Dogmatikern das göttliche Ebenbild zwar als naturalis, doch auch zugleich als accidentalis und propagabilis bezeichnet und ein wesentlicher Inhalt desselben erster und zweiter Ordnung von bloß hinzugekommenen Vorzügen unterschieden, so daß man sich also wieder der älteren Lehre annäherte, in so fern bald die Unverlierbarkeit eines schwachen Ueberrestes zugestanden, bald durch Unterscheidung eines eigentlichen und uneigentlichen Ebenbildes das Letztere als unverlierbar in die geistige Natur des Menschen gesetzt ward. — Die neueren Ansichten über den Ursprung des Menschengeschlechts weichen vielfach von der alttestamentlichen Urkunde ab. Manche (vgl. **Ballenstedt**, die Urwelt oder Beweis vom Daseyn und Untergang von mehr als einer Vorwelt, Quedlinb. u. Leipz. 1818; — **C. F. Gelpke**, über das Urvolk oder Menschengeschlecht vor Adam, Braunschw. 1820) verfochten die Konjektur eines präadamitischen Geschlechts, welche schon früherhin auf die doppelte Erzählung der Ge-

nesis gestützt und dann heftig bestritten worden war, und suchten einen solchen über die mosaische Zeitrechnung hinausgehenden Ursprung der Menschheit durch naturhistorische Nachweisungen wahrscheinlich zu machen. Die mosaische Schöpfungsgeschichte galt als Mythus, dem Einen als von historischer, dem Andern als von philosophischer Bedeutung. Selbst der Supernaturalismus bequemte sich dazu, durch das Zugeständniß einer alterthümlichen kindlichen Anschauungsweise das zu beseitigen, was in jener Urkunde der Gottheit unwürdig schien und hielt nur an der Abstammung von Einem Menschenpaar fest, für welche er Zeugnisse der Naturforscher anrief. Eine unbefangenere Naturforschung dagegen nahm die Autochthonensage wieder auf (vgl. Strauß, Dogm., Bd. I., S. 678 ff.). Doch stellte man gern auch noch Untersuchungen über die Lage des Paradieses und der Ursitze der Menschheit an und ließ sich dabei öfters von wunderlichen patriotischen Rücksichten leiten (vgl. Michaeler, über die geogr. Lage des Par., Wien 1796, 3 Bd.; — Buttmann, älteste Erdk. d. Morgenl., Berlin 1803; — Schultheß, das Par. d. ird. u. überird. hist., myth. u. myst., Zürich 1817, Leipz. 1821). Die Socinianer wollten das göttliche Ebenbild nur auf die bleibende Herrschaft des Menschen über die Erde, die Arminianer aber vorzüglich auf die irdische Unsterblichkeit bezogen wissen. Der Entwickelung des Protestantismus ganz gemäß ward meistens die religiöse Anlage als unverlierbar betrachtet und in sie, unter beliebiger Zuziehung sonstiger Vorzüge des menschlichen Geistes, das göttliche Ebenbild gesetzt, wobei der Supernaturalismus eine höhere Potenz desselben am Anfange des Menschengeschlechts annahm, der Rationalismus aber eine solche in die freie Entwickelung eines Jeden setzte. Manchmal war man selbst auf philosophischem Standpunkte geneigt, wieder ein goldenes Zeitalter am Anfang des Menschengeschlechts anzunehmen (vgl. Schelling, über die Meth. d. akad. Stud., S. 167 ff.; — Phil. u. Rel., S. 64 ff.). Hegel erkannte in der Vorstellung von einem Paradiese nur die Hülle einer Idee, während die Wirklichkeit des Menschengeistes sich aus der rohen Natürlichkeit herausarbeiten mußte (Phil. u. Rel., Bd. I., S. 190 ff.; — Strauß, Dogm., Bd. I., S. 714 ff). Unstreitig ist die alttestamentliche Schöpfungsgeschichte, sowohl durch ihren monotheistischen Standpunkt, als durch ihren sittlichen Gehalt, ausgezeichnet, doch kann sie mit ihrer poetisch kindlichen Weltanschauung keine höhere historische Geltung beanspruchen, als andere Sagen des Alterthums vom Anfang der Dinge. Dabei ist der wesentliche Sinn in jener Relation von der Schöpfung des Menschen, daß der Mensch, wenn keine Störung dazwischen tritt, von Gott die Kraft hat, ihm wahrhaft ähnlich zu werden, ein dem Ideale des religiösen Lebens völlig entsprechender. „Für den Volksunterricht ist der in der heil. Sage sinnreich dargestellte göttliche Ursprung der Menschheit hervorzuheben, und durch die Lehre vom göttlichen Ebenbilde auch das niedere Volk an sein göttliches Geschlecht und an seine göttliche Bestimmung zu erinnern, auf daß seine Menschenwürde weder von ihm selbst, noch von Andern vergessen werde.“ (Vgl. Hase, evang. Dogm., S. 39 ff.)

Mensch, alter, s. v. a. alter Adam, s. Alter Mensch. — M. neuer, der zu wahrhaft christlicher gottwohlgefälliger Gesinnung wiedergeborne Mensch.

Menschecker, luxemb. Dorf, Distr. u. Kant. Grevenmachern; 120 Einw.

Menschenalter, 1) s. Alter; — 2) s. v. a. Generation 3).

Menschenanbeter, s. Anthropolatren.

Menschenarten, s. v. a. Menschenracen.

Menschenblut (gerichtl. Med.). Es ist bekannt, daß bei den Alten frisches Blut von Menschen so wie von Thieren für eines der am sichersten tödtenden Gifte galt, und vorzüglich schrieb man dem Menstrualblute und dem Blute vom Stiere große Wirksamkeit zu. Schon Timäus von Güldenklee widerlegte die Fabeln der Alten und suchte die nachtheiligen Folgen, die etwa von dem Genusse frischen Blutes entstehen können, aus der schnellen Gerinnung desselben im Schlunde und im Magen zu erklären. Neuerlich war man wieder geneigt, die Giftigkeit des Blutes als möglich anzusehen, da man nach dem Genusse von Blutwürsten ähnliche Symptome, als die von den Alten angegebenen Folgen des Genusses von frischem Blute wahrgenommen zu haben glaubte. Allein es ist jetzt erwiesen, daß die nachtheilige Eigenschaft solcher Würste ihren Grund in ihrer Verdorbenheit hat, und daß frisches Blut durch sein Gerinnen nichts weiter, als Störung der Magenthätigkeit, Indigestion, verursacht. Daher dürfte in unseren Zeiten das Blut, namentlich das menschliche, nur in so fern Gegenstand gerichtlich-medicinischer Untersuchung werden, als es zuweilen zweifelhaft ist, ob röthliche oder schwarze Flecken auf scharfen Instrumenten od. auf Kleidungsstücken von wirklichem Blute herrühren oder nicht.

Orfila (Leçons de méd. légal. Vol. II. leç. XLV) hat solche Zweifel besonders rücksichtlich der Flecken auf Stahl oder Eisen erregt, indem er behauptet, daß z. B. saure Pflanzensäfte ganz ähnliche Flecken auf jenem Metalle hervorzubringen im Stande seyen, wie frisches Blut. Allein diese Aehnlichkeit ist keineswegs so groß, zumal wenn das Blut nicht längere Zeit mit dem Eisen in Berührung war, d. h. wenn die Blutflecken nicht schon alt sind. Dünn ausgebreitet, erscheint das Blut auf glattem Eisen stets roth, nur in dicken Lagen wird es beim Eintrocknen schwarzbraun; die Masse selbst zeigt hier und da deutliche Risse und Sprünge, und läßt sich von glatten Instrumenten leicht mit dem Nagel des Fingers abschaben, ohne daß selbst beim Abwaschen die geringste Vertiefung oder Rauhigkeit auf der glatten Fläche zurückbliebe; höchstens bemerkt man noch einen röthlichen Flecken, gewöhnlich aber auch diesen nicht. Sollten bei alten Flecken noch Zweifel entstehen, so lassen sich die vom Blute herrührenden sehr leicht durch einige chemische Versuche von anderen Flecken unterscheiden. Bloßer Rost läßt sich vom Eisen nie in Blättchen abschaben, u. hinterläßt beim Abkratzen stets eine rauhe, rothbraun gefärbte

Stelle; beim Erhitzen verändert er sich nicht, während andere Flecken, die von organischen Substanzen herrühren, dadurch schwarz werden und verkohlen; aus der erhitzten Rostmasse entwickelt sich höchstens etwas Ammoniak. Leichter sind allerdings Blutflecken zu verwechseln mit Flecken, die z. B. durch Citronensaft auf Stahl entstanden sind; jedoch fällt auch hier die Unterscheidung gewöhnlich nicht schwer. Die Flecken von sauren Pflanzensäften sind gelb oder rothbräunlich, doch dem Blute unähnlich; erwärmt man das Eisen auf 25°—30°, so schält sich die Masse zwar leicht, wie beim Blute, ab, hinterläßt aber eine schwärzliche oder kupferrothe Stelle auf dem Eisen, die, mit der Loupe betrachtet, rauh erscheint. Erhitzt man die abgeschabte Masse in einer an dem einen Ende geschlossenen Glasröhre, so entwickeln sich Lackmus röthende Dämpfe. Taucht man das metallene Werkzeug in destillirtes Wasser, so löst sich das citronensaure Eisenoxyd mit gelblicher, essigsaures aber allerdings mit röthlicher Farbe auf, indessen wird die Flüssigkeit in den beiden Fällen Lackmus röthen und auf Zusatz von Galläpfelaufguß einen dunkelvioletten Niederschlag geben, mit Alkalien dagegen einen grünen oder rothen.

Hat man es mit einem wirklichen Blutflecken zu thun, so wird die durch gelindes Erwärmen oder Abschaben von dem Metalle gelöste Masse bei der trockenen Destillation Dämpfe entwickeln, die verbranntem Horn ähnlich riechen und alkalisch reagiren. Stellt man den mit Blutflecken bedeckten Stahl in reines Wasser, so bilden sich von den befleckten Stellen aus röthliche Streifen nach dem Boden des Gefäßes hin; das nur eingetrocknete, nicht koagulirte Eiweiß nämlich und der Blutfarbstoff lösen sich auf und senken sich zu Boden, während der Stahl noch vom Faserstoffkoagulum bedeckt bleibt. Die röthlichen oder weißlichen Streifen, welche nach Herausnahme des Eisens aus dem Wasser noch an dem Instrumente haften, lösen sich nur in Essigsäure auf und werden aus dieser Auflösung durch Kaliumeisencyanid (rothem Blutlaugensalz) schmutziggelb gefällt. Rührt man das Wasser alsdann um, so wird es röthlich gefärbt, und die Gegenwart von Eiweiß und Blutfarbestoff läßt sich in ihm leicht durch folgende Reaktionen nachweisen. Erhitzt man die Flüssigkeit, so gerinnt sie oder wird wenigstens opalisirend; durch Chlor wird sie anfangs grün gefärbt, endlich farblos, zugleich scheidet sich ein weißes Koagulum ab. Salpetersäure bewirkt einen graulich weißen Niederschlag; schwefelsaures Zinkoxyd scheidet eine röthliche Gallerte aus; Galläpfelaufguß gibt einen blaßröthlichen Niederschlag; Ammoniak oder Kali bewirkt weder, wie bei den meisten vegetabilischen Pigmenten, eine Farbenveränderung, noch, wie bei den von sauren Pflanzensäften herrührenden Flecken, eine Fällung; fügt man aber zu der amoniakalischen Flüssigkeit Essigsäure, so setzen sich röthlichweiße Flecken ab.

Sind Blutflecken auf Zeuch befindlich, so lassen sie sich nicht gut anders, als durch die eben beschriebene Behandlung mit reinem Wasser und Anwendung von Reagentien, untersuchen. Bei blutbefleckten Kleidungsstücken hat man jedoch zu berücksichtigen, daß beim Gerinnen des Blutes der Faserstoff nur auf den Theilen haften bleibt, welche zunächst mit der Wunde in Berührung kamen, nicht aber in denen gesucht werden darf, bis zu welchen die färbende Blutflüssigkeit nur durchgedrungen ist. Ohne diese Rücksicht könnte die Abwesenheit von Faserstoff in blutgetränkten Kleidungsstücken leicht zu Irrthümern Anlaß geben.

Berzelius (Lehrbuch der Thierchemie, übersetzt von Wöhler, 1831, S. 77) hält den Fall für möglich, daß, um Blutflecken nachzuahmen, Instrumente oder Kleidungsstücke mit einer Auflösung von Alizarin (Krappfarbstoff) in Eiweiß befeuchtet würden; dies würde sich jedoch nach seiner Angabe leicht dadurch entdecken lassen, daß Essigsäure das alizarinhaltige Eiweiß gelb, den Blutfarbstoff aber beim Kochen braun färbt, und daß Galläpfelaufguß den Blutfarbstoff roth, das alizarinhaltige Eiweiß aber gelb fällt. Wenn dieser Fall auch nicht undenkbar ist, so bleibt er doch höchst unwahrscheinlich, da zu einer böswilligen Nachahmung von Blutflecken Thier- oder Menschenblut gewiß weit eher zu erhalten ist, als alizarinhaltiges Eiweiß. Sollte Menstrualblut zu einem solchen Zwecke verwendet worden seyn, so würde man dieses unter Berücksichtigung oben erwähnter Verhältnisse leicht an seinem gänzlichen Mangel an Faserstoff entdecken können. Sehr schwer, wo nicht unmöglich, dürfte es aber seyn, Thierblut von M. zu unterscheiden; man hat zwar zu diesem Behufe, so wie überhaupt zur Erkennung von Blutflecken, den Gebrauch des Mikroskopes angerathen; allein so sehr dieses auch sonst zu empfehlen ist, so dürfte es in diesem Falle doch nur selten ein günstiges Resultat geben. Um Blutflecken überhaupt von andern Flecken zu unterscheiden, würde zunächst nothwendig seyn, die eingetrocknete Masse mit Blutwasser, Eiweiß-, Zucker- oder Kochsalzlösung zu erweichen, damit die Blutkörperchen nicht zerstört werden, und dann die geröthete Flüssigkeit unter das Mikroskop zu bringen; nur ein geübter Beobachter mikroskopischer Gegenstände wird, wenn die Blutflecken nicht zu alt waren, noch einzelne Blutkörperchen, wenigstens Rudimente derselben, wahrnehmen können, eine genauere Beobachtung derselben ist aber deshalb nicht denkbar, weil sie durch das Eintrocknen die zur mikroskopischen Untersuchung nothwendige Durchsichtigkeit verloren haben, und daher sich nur als dunkle Schatten zu erkennen geben. Aus demselben Grunde dürfte man auch schwerlich im Stande seyn, Thierblut vom M. nach der Gestalt der Blutkörperchen zu unterscheiden. Allein auch abgesehen hiervon läßt sich diese Frage aus der Form der Blutkörperchen nur selten beantworten, da ja nur bei Vögeln, Amphibien und Fischen die Blutkörperchen elliptisch sind, bei den meisten Säugethieren aber wie beim Menschen rundliche Scheiben bilden. Ebensowenig dürfte die Beobachtung der Größenverhältnisse der Blutkörperchen mit Glück angestellt werden und zur Beantwortung obiger Frage etwas beitragen können.

Menschenfeind, Menschenfeindschaft, s. Misanthrop und Misanthropie.

Menschenfresser, 1) s. Anthropophagen; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. ächter Haifisch, Squalus Carcharias *L.*

Menschenfreund, Menschenfreundlichkeit, s. Liebe, vergl. Nächstenliebe.

Menschenfurcht, sklavische Furcht (s. d.), vor Menschen, die entweder von angeborner Furchtsamkeit, oder von übertriebener Besorgniß, daß man die Gunst der Menschen verliere und dadurch in seiner irdischen Wohlfahrt benachtheiligt werden könne, herrührt.

Menschenhai (Ichthyol.), s. v. a. Riesenhai, Squalus Carcharias *L.*

Menschenhandel, s. Sklavenhandel.

Menschenhaß, s. Haß.

Menschenherz, 1) (Anat.), s. Herz; — 2) (Mollusk.), Herzmuschelart, s. v. a. Cardium Cardissa *Lam.*

Menschenkenntniß, 1) s. v. a. Kenntniß des Menschen, d. h. der Menschennatur im Allgemeinen; — 2) s. v. a. Kenntniß der Menschen, mit denen uns Umgang, Verkehr und Geschäfte in Berührung bringen, nach ihrer individuellen Verschiedenheit. Während sich die M. in der erstern Bedeutung auf wissenschaftliche Untersuchungen im Gebiete der Anthropologie, Psychologie, Physiologie und Geschichte stützt, wird M. in der zweiten Bedeutung nicht durch gelehrte Studien, sondern durch Erfahrung gewonnen. Wenn aber die vollkommene M. darin bestehen soll, daß man die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Individuen aus allgemeinen Gesetzen herzuleiten und als Modifikationen, denen eine bestimmte Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt, aufzufassen vermag, so kommt dieselbe im eigentlichen Sinne in der Wirklichkeit nicht wohl vor; denn einestheils sind gerade die tiefsten Kenner der Menschennatur am meisten augenblicklichen und oft bedeutenden Fehlgriffen in der Beurtheilung einzelner Individuen ausgesetzt, und anderntheils haben praktische Menschen, welche diejenigen, mit welchen sie in Berührung oder Verkehr kommen, leicht durchschauen und richtig beurtheilen, meistens wenig oder gar kein Geschick zu abstrakt wissenschaftlichen Untersuchungen, ohne die jene wissenschaftlich befriedigende M. nicht zu erlangen stände. Abgesehen aber von dem wissenschaftlichen Interesse, ist das auf Beobachtungen und Erfahrungen, die man im Umgang mit Menschen macht, sich stützende Studium des Menschen höchst nützlich und für denjenigen, welcher mit Menschen verkehren, sie beherrschen, leiten, bilden und erziehen, sie benutzen oder sich vor ihnen schützen will, unentbehrlich. In dieser praktischen Bedeutung besteht die M. aber darin, daß man über Temperament, Gesinnungen, Neigungen und sonstige psychische und moralische Eigenschaften der Menschen, mit denen man zu verkehren hat, Aufklärung sich zu verschaffen und darnach über ihr künftiges Handeln mehr oder weniger sichere Schlüsse zu machen im Stande ist, um sein eigenes Verhalten darnach regeln zu können. Vergl. Knigge, über den Umgang mit Menschen, Hannov. 1822, 2 Bde.; 10. Aufl., mit Zusatz von F. P. Wilmsen, 1824, 4 Thle.; — Engel, Philosoph für die Welt, Leipz. 1788, 2 Thle.; — Gutmann, Menschenkenner 2c., Halle 1827; — Handbuch zur Weisheit, Menschenkenntniß und Lebensphilosophie, Hamb. 1827.

Menschenknochen in Höhlen (Palaeontol.), s. Höhlen, Knochenhöhlen und Präadamiten.

Menschenliebe, s. Liebe und Nächstenliebe.

Menschenmilch, s. Milch.

Menschenopfer, s. Opfer.

Menschenpaar, erstes, s. Adam, Eva.

Menschenracen (Physiol.). Wie viel Licht die neueste Physiologie durch ihre praktische Methode über die Entstehung und allmählige Entwickelung des individuellen Menschen verbreitet haben mag, ein so tiefes Dunkel herrscht noch fortwährend über die Entstehung und Entwickelung der Menschheit. Die Fragen: wann, wo und wie ist die Entstehung des oder der ersten Menschen gewesen? Rühren die bekannten Völker der Erde in ihren verschiedenen Formen und Kulturstufen von einem aus der Hand des Schöpfers vollkommen und idealisch gebildet hervorgegangenen Menschenpaare her, und sind dieselben durch Entartung allmählig so geworden, wie sie gegenwärtig sind, oder hat die Natur mit der Hervorbringung unvollkommener Menschen begonnen, welche allmählig sich entwickelt und zum Theil, namentlich in der sogenannten europäischen Race ihren Reifezustand erlangt haben oder demselben doch wenigstens sich nähern? — sind zwar auf verschiedene Weise und von verschiedenen Gesichtspunkten aus, aber keineswegs überzeugend beantwortet worden. Soviel scheint indeß gewiß zu seyn, daß der Mensch erst nach dem Untergange der eigentlichen antediluvianischen Thiergeschlechter entstand, indem bis jetzt keine Menschenknochen oder Produkte des menschlichen Kunstfleißes zugleich mit den Resten ausgestorbener Thiere in Erd- oder Gebirgslagern gefunden wurden. In Höhlen und Spalten, in denen man, wie z. B. bei Köstritz, Urach, so wie in Frankreich und Belgien, Menschenknochen zugleich mit vorweltlichen, wirklich fossilen Nashorn-, Elephanten-, Bären-, Fuchsresten und dergl. gefunden hat, können Erstere durch Einschwemmungen, durch Verunglücken von Menschen, welche zufällig oder absichtlich in solche Höhlen geriethen, hineingelangt seyn. Menschliche Reste kommen nur in Alluvien, in Erdlagen vor, welche gegenwärtig noch sich bilden, namentlich in Torf, Schutt, in Kreidelagern, im Riffstein und Kalktuff. So finden sich Menschenknochen im Gangesbette, 19 Fuß unter der Oberfläche im Schutt vergraben, menschliche Leichen im Sande Afrikas, noch ziemlich wohl erhalten; Köcher, Streitäxte und andere Produkte des menschlichen Kunstfleißes hat man zwölf und mehre Fuß tief im Torfmoor der norddeutschen Niederungen gefunden, Topfscherben in bedeutender Tiefe der Kalktuffmassen von Göttingen; im Riffstein oder jüngsten Meereskalk entdeckt man, besonders an der Küste von Guadeloupe, ganze Menschenskelette nebst Bruchstücken von Töpfergeschirr, Pfeilen, Streitäxten

und solchen Konchylien, welche noch jetzt das angrenzende Meer und Land beleben. Ein ganzes Skelet war der Länge nach ausgestreckt, ein anderes schien im Sitzen oder Liegen begraben zu seyn, wie dies noch jetzt bei den Karaiben gewöhnlich ist. Demnach war der Mensch wohl nicht Zeuge derjen. Erdveränderungen, wodurch so viele, jetzt nicht mehr existirende Thiere, aus dem Buche des Lebens gestrichen wurden, vielmehr ist er späterer Schöpfung als die Thiere, und einer Zeit, in welcher das Erdenleben ein ruhigeres wurde, im Allgemeinen ein solches, wie es noch gegenwärtig ist. — Wie die Menschheit entstand, darüber schweigt die Geschichte, und die Naturkunde gibt uns kaum einen Fingerzeig, dieses Mysterium zu enthüllen. Die Ansichten der Meisten stimmen aber darin überein, daß der Mensch nicht aus Nichts hervorgegangen ist; ausdrücklich sagt solches die mosaische Schöpfungsgeschichte, wonach mit Gottes Hülfe der Mensch aus einem Erdenkloß wurde, also aus einem früher schon vorhandenen Etwas. Die Art und Weise der Menschwerdung der Erde verschweigt Moses, er spricht nur, „daß Gott der Herr dem Menschen einblies den lebendigen Odem in seine Nase." Daß die Natur allmählig sich entwickelt, solches zeigt der Entwickelungsgang des individuellen Menschen, wie überhaupt aller einzelnen Organismen; daß vor der historischen Zeit ein ähnlicher Entwickelungsgang in der Natur obgewaltet habe, zeigt der Bau der Erde durch seine, organische Reste enthaltende, bald solche nicht enthaltende Gebirgsformationen, und der Umstand, daß je neuer eine Gebirgsart, die darin etwa vorkommenden Reste organischer Schöpfung desto mehr den Charakter der noch lebenden an sich tragen. So ist denn wohl auch schwerlich die Menschheit, ähnlich wie ein Krystall, im Momente der Entstehung gleich fertig gewesen, sondern hat sich allmählig entwickelt, aber nicht etwa so, daß ein Affe, das vollkommenste der Thiere, nach und nach die Form des Menschen angenommen, und sich zum Menschen allmählig veredelt habe, sondern vielmehr wohl in der Art, daß der Mensch in einer gewissen Erdenperiode, nachdem das Leben der Erde und deren Bewohner einen gewissen Grad der Ausbildung und Veredelung erlangt hatte, allmählig entstand, einen kleinen Anfang nahm und sich so entwickelte, wie der reife Mensch nach seiner Wirklichkeit und Wesenheit erscheint. Alles Entstehen geschieht aber aus dem Flüssigen, Aufgelösten, und ist der Uebergang dieses in ein Festeres oder Festweiches, d. h. der Uebergang eines formlosen Bestimmbaren in ein gestaltetes Bestimmtes, und so ist es denn ein Versuch der Erklärung eines Unbekannten durch ein Bekanntes, wenn man das aufgelöste Bildungsfähige im Meere oder Wasser zum menschlichen Ei, Embryo und Fötus sich gestalten, und bei einer gewissen Reife zur ferneren Vervollkommnung durch eine Welle oder auf einem Lotos an das Gestade sich versetzen ließ. Halten wir den genetischen Gesichtspunkt fest, so ergibt sich, daß die verschiedenen M. nicht als Entartungen eines ursprünglich vollkommenen Menschenpaares betrachtet werden können, sondern daß vielmehr die edelsten Racen als allmählige Vervollkommnung früher unvollkommener Racen erscheinen. Und allerdings sagt uns die Geschichte, daß die Menschheit überhaupt noch nie auf solcher Stufe der Bildung und Kultur stand, wie gegenwärtig, wenn auch in manchen, jetzt von Barbaren bevölkerten Gegenden aus früheren Zeiten Denkmäler und Beweise höherer Kultur angetroffen werden, als die jetzigen Bewohner derselben theilhaftig sind. — Aber dabei brauchen wir nicht anzunehmen, daß der erste Mensch, als der unvollkommenere, etwa der Samojede, Pescherä, Buschmann oder Vandiemensländer war, daß von einem Erdpunkte die Menschheit ausgegangen u. daß, wie Manche meinen, Hindostan, oder nach der Ansicht Anderer China, oder Ceylon, oder Armenien und der Kaukasus, oder das Cap der guten Hoffnung, oder, wie J. G. Hesse im Jahre 1799 aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern zu erweisen gesucht, Preußen das Paradies der Alten und das Urland der Menschheit gewesen sey. Vielmehr darf man, in Uebereinstimmung mit der Entstehung der übrigen organischen Wesen, annehmen, daß die Erde nach ihrer verschiedenen Konstitution, dieser ihrer Konstitution gemäß, von verschiedenen Urstämmen primär bevölkert wurde, welche sich in einzelnen abgeschlossenen Gegenden noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten haben, in anderen Gegenden, besonders in Europa, in einem großen Theile des gemäßigten oder wärmeren Asiens im nördlichen Theile von Afrika und auf vielen ostindischen und Südseeinseln durch Verkehr und Vermischung verschiedener Urstämme mit einander, zu Mittelstämmen sich gebildet haben, so daß es gegenwärtig fast ebenso schwer und unmöglich ist, die Urstämme nachzuweisen, als die Punkte zu bezeichnen, wo Menschen aus der Hand des Schöpfers hervorgingen.

Der Mensch allein ist dasjenige Geschöpf, welches die Gesetze und Regeln in der Natur zu erkennen strebt und, wenigstens zum Theil, wirklich zu erkennen im Stande ist. Sein Geist hat das Reich der Natur schon zum großen Theil durchblickt, und, so weit er gesehen, eine Gesetz- und Planmäßigkeit erkannt, die Natur erkannt als ein großes Ganzes und aus Einzelnheiten Bestehendes, aber als ein systematisches Ganzes, zu welchem die Einzelnheiten eine bestimmte Beziehung haben, die auch wieder zwischen den Einzelnheiten unter sich unverkennbar ist. Solche nähere oder entferntere Beziehungen sind es nun gerade, wodurch die Wesen in der Natur als in engeren oder weiteren, allgemeineren oder untergeordneteren Kreisen sich darstellen, welche man mit den Namen Reiche, Klassen, Ordnungen, Gattungen, Familien, Zünfte, Arten, Racen, Stämmen u. s. w. belegt hat. Dergleichen Gruppirungen und Gliederungen in der allgemeinen Natur, schon in den frühesten Zeiten, obwohl nur oberflächlich und unvollkommen erkannt, wovon uns die mosaische Schöpfungsgeschichte den Beweis liefert, haben sich mit dem Fortschreiten der Wissenschaft klarer heraus-

gestellt, und es ist ja ein Hauptstreben der neueren Physiologie und Naturkunde, das Gruppirungsprincip zu ergründen. Daß ähnliche Gruppirungen hinsichtlich der Theile und Funktionen der einzelnen Geschöpfe obwalten, lehrt die Anatomie, besonders die vergleichende. Ob aber in Bezug auf die Menschheit oder auf die über den Erdboden verbreiteten Menschen, wie in der übrigen Natur, wie im Thierreiche, in eine bestimmte Thierklasse u. s. w., entsprechende Gruppirungen stattfinden, die sich als weitere oder engere Kreise darstellen, darüber handelt es sich eigentlich erst in der neueren Zeit. Es gibt Naturforscher, welche verschiedene Menschenarten, andere, welche verschiedene Menschenklassen, Varietäten oder Stämme annehmen, und noch andere, welche von der eigentlichen Eintheilung nichts wissen wollen. Ein kurzer, geschichtlicher Ueberblick möge nicht allein hiervon den Beweis liefern, sondern auch zeigen, auf wie mannichfaltige Weise man sich in obiger Hinsicht bemühte.

Der erste, welcher es versucht hat, das Menschengeschlecht in Abtheilungen zu bringen, ist, nach Blumenbachs Angabe, ein Ungenannter, welcher im J. 1624 vier Stämme unterschied: 1) Die Europäer, mit Ausschluß der Lappen, die Südasiaten, die Nordafrikaner und die Amerikaner. 2) Die übrigen Afrikaner. 3) Die übrigen Asiaten mit den Bewohnern der südöstlichen Inseln. 4) Die Lappen. Später theilte Leibnitz die Bewohner des alten Kontinents in zwei äußerste, am meisten abgeartete, und in zwei in der Mitte liegende Klassen; die ersteren beiden Klassen sind die Lappen und Neger, die letzteren aber die morgenländischen Völker oder Mongolen, und die abendländischen oder Europäer. Nach den Welttheilen unterschied Linné den europäischen oder weißen, den asiatischen oder gelben, den amerikanischen oder rothen und den afrikanischen oder schwarzen Menschen. Er stellte aber nicht nur mit gewissen Thieren, dem Affen, Ameisenfresser, Faulthier, der Fledermaus, den Menschen in eine gemeinschaftliche Ordnung, welche er anfangs Anthropomorphen, in späteren Ausgaben seines Systems, Primaten nannte, sondern der Mensch blieb noch speciell mit dem Troglodytes zu einem Genus verbunden, von welchem ihn erst Gmelin in der dreizehnten Ausgabe trennte, u. mit dem ihn in unsern Tagen Borry de St. Vincent wieder zu vereinigen versucht hat. — Buffon, welcher wie Brisson, Klein, und früher schon Geßner und Ray, den Menschen gänzlich vom Thierreiche ausschloß, stellt in seiner Naturgeschichte, dessen zweiter und dritter Band die Anatomie, Zeugung und Geschichte des Menschen behandelt, sechs Varietäten auf, welche nachher von Herder mit glänzenden Farben geschildert sind: die lappländische oder Polarvarietät, die tartarische oder mongolische, die südasiatische, die europäische, die aethiopische und endlich die amerikanische. Pownal stellte, entsprechend den drei Söhnen Noah's, drei M. fest, nämlich die weiße, rothe und schwarze, eine Eintheilung, welche in neuerer Zeit seit Cuvier wieder sehr allgemein geworden ist; er hat das Verdienst, zuerst die Schädelbildung bei den einzelnen Racen besonders berücksichtigt zu haben. De la Croix nimmt schwarze und weiße Menschen an, und theilt letztere in wirklich weiße, braune, gelbliche und olivenfarbige, also nach der Hautfarbe in 5 Abtheilungen. Sieben Racen nach den Farben stellte G. Hunter auf: 1) die schwarzen Menschen als Neger, Papus; 2) die schwärzlichen — Mauren, Hottentotten; 3) die kupferfarbigen — Ostindier; 4) die rothen — Amerikaner; 5) die braunen — Tartaren, Chinesen, Perser, Araber und die Afrikaner am mittelländischen Meere; 6) die bräunlichen — Südeuropäer, namentlich Sicilianer, Spanier, so wie die Türken, Abyssinier, Samojeden und Lappen, und 7) die weißen — die übrigen Europäer, als Schweden, Dänen, Engländer, Deutsche, Polen, Kabardiner, Georgianer, Mingrelier. Blumenbach hat in der ersten Ausgabe seines bekannten Werkes die linné'sche Eintheilung der eigentlichen Menschen beibehalten, jedoch die Zweige derselben anders bestimmt, indem er zur ersten Varietät die Europäer, so wie die Asiaten diesseits des Ganges und nördlich vom Amur, nebst den nördlichen Amerikanern, zur zweiten die übrigen Asiaten, so wie die Australier und Bewohner der asiatischen Inseln, zur dritten die Afrikaner, zur vierten aber die übrigen Amerikaner rechnet. In der zweiten Auflage stellte er statt der früheren vier, fünf Klassen auf. Zu der ersten, welche er als Primitivrace betrachtet, rechnet er sämmtliche Europäer, mit Einschluß der Lappen und Finnen, so wie die Westasiaten diesseit des Obi und kaspischen Meeres, des Taurus und Ganges, die Nordafrikaner, nördlichen Amerikaner, namentlich Grönländer und Esquimeaux, zur zweiten die übrigen Asiaten, welche er wieder in zwei Stämme theilt, in die nördlichen (Ostjaken und übrigen Sibirier, Tungusen, Martschusen, Tartaren, Kalmucken und Japanesen), und südlichen (Chinesen, Koreaner, Tunquinenser, Peguaner, Siameser, Avaner), zur dritten die übrigen Afrikaner, zur vierten die übrigen Amerikaner, und zur fünften die Australier. Die dritte oder letzte Auflage stellt die fünf Klassen so dar, wie sie bis auf die neueste Zeit von den meisten Anthropologen, Naturhistorikern und Geographen beibehalten sind. In dieser Auflage hat Blumenbach die fünf Klassen als drei Haupt- und zwei Uebergangsracen näher bestimmt, und die bekannten Namen für dieselben gewählt. Die Hauptracen sind die kaukasische, wozu die Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen, die Westasiaten bis an den Obi, das kaspische Meer und den Ganges, so wie die nördlichen Afrikaner gehören, — die mongolische, enthaltend die übrigen Asiaten, jedoch noch mit Ausnahme der Bewohner der Halbinsel Malakka, ferner in Europa die Lappen und Finnen, und in Amerika die Esquimeaux und Grönländer, — und die aethiopische, gebildet von den übrigen Afrikanern. Die Uebergangsracen sind zwischen der kaukasischen und mongolischen, die amerikanische, welche die übrigen Amerikaner in sich begreift, und zwischen der kaukasischen und aethiopischen die malaische, um-

fassend die Bewohner von Malakka und der Südseeinseln, mit Inbegriff der Marianen, Philippinen, Molucken, Sundainseln. — Erxleben (1777) hat 6 Varietäten, ziemlich den buffon'schen entsprechend, angenommen; die Lappen in den nördlichen Gegenden beider Kontinente, die Tartaren in Asien vom Imaus bis zum nördlichen Polarkreis, die Asiaten jenseits des Ganges, die Europäer, die Afrikaner, besonders die westlichen und die Amerikaner. — Kant nimmt die weißen Menschen von brüneter Farbe als den Urstamm, von welchem er als Varietäten ableitet den weißen, blonden — nördlichen Europäer, Westasiaten, Nordafrikaner bis an die Mündung des Senegal, den schwarzen — Afrikaner, von diesem Fluß bis zur Kafferei, den gelben — jenseits des Ganges und den kupferrothen — in Amerika. — Zimmermann geht von der Ansicht aus, die Menschheit sey auf der Hochebene des östlichen Asiens, zwischen dem Indus, Ganges und Obi entstanden, und nach verschiedenen Himmelsgegenden von ihrem erhabenen Stammorte herabgestiegen. Eine Familie zog westlich zwischen Ural und Kaukasus nach Europa, eine zweite, die mongolische, nördlich des altaischen Gebirges nach Sibirien, den Kurilen und dem nördlichsten Amerika, eine dritte südwärts nach Arabien, Indien und dem indischen Archipelagus, und die vierte südöstlich nach China, Korea u. s. w. Die Neger seyen wahrscheinlich aus der europäischen oder indischen Race, in Folge einer Ausartung durch klimatischen Einfluß entstanden. Eine Eintheilung der Menschen in schöne oder weiße und häßliche, oder dunkelfarbige, versuchte Meiners, u. rechnete zu ersteren die celtischen, sarmatischen und orientalischen; zu letzteren die übrigen Völker. Eine ähnliche Eintheilung nahm Metzger an. — Klügel hatte vier Stämme: den Primitivstamm der Hochebenen Asiens, von dem er die Bewohner des übrigen Asiens, so wie Europa's, des nördl. Amerika's und Nordafrika's ableitete, die Neger, die Bewohner des übrigen Amerika's, und die Südseeinsulaner. — Die sechs Hauptracen von Wünsch sind die amerikanische, zwischen Hudsonsbai und Magelhaensstraße, die süd- und ostindische auf den Inseln der südlichen Halbkugel, auf dem ostindischen Archipelagus, und in Südasien bis an den Hoangho und Ganges, die afrikanische in ganz Afrika, die europäische zwischen dem nördlichen Polarkreis, dem atlantischen Ocean, mittelländischen Meer, Euphrat, persischen Meerbusen, indischen Meer, Indus, Imaus und Ural, die tartarische, im übrigen Asien bis zum nördlichen Polarkreis, und die Polarrace in der alten Welt nördlich vom Polarkreis, in Amerika nördlich von der Hudsonsbai und südlich von der Magelhaensstraße. — R. Forster hat vier Varietäten: die Europäer mit den westlichen Asiaten und nördlichen Afrikanern, die Asiaten, nördlichsten Amerikaner und Uferbewohner der Molucken, Philippinen, Neuseelands u. s. w., die Neger in Afrika nebst den im Innern vieler Südseeinseln und in ganz Neuholland wohnenden schwarzen Menschen, endlich die übrigen Amerikaner. — Girtanner nimmt fünf von einem Stamm herrührende Verschiedenheiten an, die weiße — Europäer und Mongolen (Europäer, Mauren, Abyssinier, Araber, Perser, Mongolen, Chinesen, nördliche Amerikaner und die vermeintlichen Abkömmlinge der alten Vandalen im Gebirge Aures in Afrika), die schwarze — Neger (schwarze Afrikaner und schwarze Völker vieler Südseeinseln), die olivenfarbene — Hindus (Bewohner Hindostans), die braune — Malaien (auf den Marianen, Molucken, Philippinen, Sundainseln, Malakka), und endlich die zimmtfarbene — Amerikaner. — Cuvier nahm die drei Hauptvarietäten Blumenbachs, die weiße, schwarze und gelbe an. — Dumerils sechs Racen stimmen im Allgemeinen mit denen Buffons überein. — Sechzehn Racen stellte Maltebrun auf, nämlich die Polarrace, die finnische, slavonische, die gothisch-germanische, die westeuropäische (oder celtische), die griechische und pelasgische, die arabische, die tartarische und mongolische, die indische, die malaische, die schwarze des stillen Oceans, die schwarzgelbe daselbst, die maurische, die Negerrace, die ostafrikanische (Kaffern, Hottentotten und Ostafrikaner), und die amerikanische (Eingeborne Amerikas, mit Ausnahme der nördlichsten). — Doornik hat sechs Varietäten nach den Zonen: 1) die Bewohner des Nordpols — Grönländer (Esquimeaurs), 2) die des Südpols (Pescheräs), 3) die zwischen dem Wendekreis des Steinbocks u. des Aequators, 4) die zwischen diesem und dem Wendekreis des Krebses, 5) und 6) die außerhalb der Wendekreise bis zu den Polarracen. — Virey stellt nach dem Gesichtswinkel zwei Menschenarten fest: 1) Gesichtswinkel 85—99°, a) weiße Race (indo-arabische, celtokaukasische), b) gelbe (chinesische, kalmuckisch-mongolische, lappländisch-ostjakische), c) kupferfarbene (amerikanische oder karaibische). 2) Gesichtswinkel 75—85°, d) dunkelbraune (malaische oder indische), e) schwarze (Kaffern, Neger), und die schwärzliche (Hottentotten, Papus). — Okens fünf Menschenstufen sind die blumenbachischen fünf Racen, jedoch nach der Entwickelung der Sinnesorgane bestimmt; die Haut ist vorzugsweise entwickelt — Neger, der Geschmacksinn — Malaie, der Geruchssinn — Amerikaner, der Gehörsinn — Mongole, der Gesichtssinn — Europäer. — Goldfuß betrachtet die 5 M. als verschiedene Entwickelungsstufen; den Aethiopier als die niederste und noch dem Geschlechte hingegebene; den meist von Feld und Baumfrüchten lebenden Malaien als Kind, welches noch am Busen der Mutter lebt; die Amerikaner als umherschweifende, fleischgenießende Jäger im wilden Knabenalter; den Mongolen in seinem eigenthümlichen Kulturzustande, theils Ackerbau treibend, theils herumziehendes Hirtenvolk, als Vereinigungspunkt der beiden vorhergehenden. Ueber Allen aber und die Eigenschaften Aller auf höherer Stufe wiederholend, stehen die Kaukasier körperlich und geistig am vollendetsten da, und ihre Kultur schreitet von Osten nach Westen fort, wie die Entwickelung des Thierreichs vom östlichen Pol zum westlichen. — Carus sondert die Menschheit in Menschen, welche gleichnißartig der Nacht entsprechen (die äthiopischen Stämme), in Menschen, welche eben so dem Tage (kaukasisch-europäische Völker)

u. in Menschen, welche den Uebergangszuständen (Dämmerungen) von Nacht zu Tag, also Morgendämmerung (mongolisch-malaisch-hindostanische Stämme), u. von Tag zu Nacht, also Abenddämmerung (amerikanische Urvölker) entsprechen. — Rudolphi hat besonders darauf gedrungen, mehre Arten, Species, von Menschen anzunehmen, ohne seine vier Stämme, Europäer, Mongolen, Amerikaner, Neger, Arten zu nennen, welche Benennung von Bory de St. Vincent, Desmoulins und Andern streng angenommen und durchgeführt ist. — Bory hat fünfzehn Arten der Menschengattung aufgestellt, welche im Allgemeinen den sechszehn Racen Maltebrun's entsprechen und im Artikel Homo ausführlich aufgeführt sind. — Die meisten Arten hat Desmoulins gebildet, früher elf, später sechszehn. 1) Die scythische Art. Ziemlich vertikale Schneidezähne, rothe, blonde, oder weißliche Haare, weiße, glanzlose oder kupferfarbene Haut, dunkel- oder hellblaue, grünliche oder grauliche Iris. a) Indogermanische Race. Blonde oder weiße, zuweilen rothe Haare, blaue Iris, hoher Wuchs, robuster, mäßig behaarter Körper. Ureinwohner von Skandinavien, längs dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres bis zum Becken des Indus. b) Finnische Race. Rothe Haare, blaßblaue Iris mit zwei Kreisen, von denen der äußere heller erscheint; mittlerer Wuchs, Körper wenig robust, Beine schlank. Urbewohner der beiden Seiten des Ural, nach Westen bis zum baltischen und weißen Meere, nach Osten bis zum Flußgebiete des Jenisei. c) Türkische Race. Ursprünglich mit rothen Haaren, ziemlich blauen Augen, von hohem und robustem Wuchse; Körper sehr haarreich, breites Gesicht. Eingeborne der Abhänge des großen und kleinen Altai und der Gebirge nordöstlich von Tibet. — 2) Die kaukasische Art. Etwas niedrigerer Wuchs als bei der germanischen Race, Gesicht etwas zugerundet mit schöneren Augen, Nase und Stirn, als man sie irgend sonst wo findet, Haare und Augen schwarz, Taille schlank und schön ebenmäßig. Ureinwohner des Kaukasus und seiner Verzweigungen in Persien und Kleinasien, — Mingrelier, Georgier, Armenier u. s. w. — 3) Die semitische Art. Immer sehr vertikale Schneidezähne, schwarze oder braune Haare und Iris, mittlerer Wuchs, ovales Gesicht, wenig gefärbte Wangen, Augen weit gespalten und groß, Nase gerade und kielförmig, Körper sehr behaart. a) Arabische Race. Nase mit Stirn in einer Ebene, Augen schön mandelförmig gespalten; die Perser, Kurden, Juden sind sehr behaart. Eingeborne vom Belurgebirge und Oxus bis zum mittelländischen und rothen Meere; auch die Mauren und Abyssinier gehören hierher. b) Etruskopelasgische Race. Um ein Geringes größer, als die Araber, weniger behaart als die Perser, Haare immer schwarz oder braun, Ureingeborne der nördlichen Küste des mittelländischen Meeres bis nach Gallien. c) Gallische Race. Groß; die Nase durch eine schwache Vertiefung von der Stirne getrennt und weniger kielförmig, als bei den vorigen Racen. Nach den Persern die behaartesten Menschen. Ureinwohner ganz Europa's im Westen vom Rhein und den Alpen. — 4) Atlantische Art. Schneidezähne vertikal, Gesicht oval, Nase kielförmig, Haare kastanienbraun oder blond, Oberarm in dem Ellbogen zuweilen durchbohrt. Ureinwohner der kanarischen Inseln, vielleicht von derselben Race, als die Tuariks und weißen Kabilen des Atlas und der afrikanischen Wüste, Völker, welche daselbst schon zu den Zeiten Procops bekannt waren. — 5) Hindu-Art. Schneidezähne vertikal, Hautfarbe in allen Nuancen vom rohen bis zum gebrannten Kaffee; Haare immer schwarz, aber bei gewissen Racen schlicht, bei anderen gekräuselt, Größe nach den Racen verschieden, von 5—6 Fuß. Durch ihren schwachen Bart bilden sie zu den angrenzenden Persern einen Kontrast. Urbewohner Indiens, zwischen dem Himalaya, Burremputer und Ocean. — 6) Mongolische Art. Haare schlicht, straff, dicht, und immer schwarz, Bart schwach oder fehlend, jedoch an der Oberlippe stärker; Schneidezähne vertikal; Gesicht rautenförmig; Augenbraunen stark gebogen; Augen schräg gespalten und sehr von den Lidern bedeckt; Nase an der Wurzel breit, und zuweilen nur mit den auseinanderstehenden Nasenlöchern vorspringend; Hände und Füße von sehr kleinem Verhältniß; Beine gebogen. a) Indochinesische Race. Höhe 5 Fuß, 2—4 Zoll; Geneigtheit zur Wohlbeleibtheit; Hautfarbe von sehr hellem Pistaziengelb bis zum braunen und gebrannten Kaffee; Bart nur an der Oberlippe. Ureinwohner Tibets, China's, Korea's, Japans. b) Mongolische Race. Zwei bis drei Zoll kleiner; unterschlagener Körper und kurzer, zwischen den Schultern sitzender Kopf, noch schwächerer Bart, und, mit Ausnahme der Kalmucken, kaum Haare auf der Oberlippe. Ureinwohner zwischen dem stillen Ocean und dem Belurgebirge. c) Hyperboräische Race, gewöhnlich um noch 4—5 Zoll kleiner, untersetzter; Beine weniger gebogen; Kopf viel dicker, immer rautenförmig; wenig oder kein Bart, nur ein schwacher an der Oberlippe, wo die Haare kürzer sind, als bei den übrigen Mongolen, krampfhaftes Temperament. Ureinwohner aller nördlichen Polargegenden beider Kontinente, vielleicht mit Ausnahme der beiden Seiten der Behringsstraße. — 7) Kurilische Art. Größe mittelmäßig und untersetzt; Extremitäten sehr stark; verhältnißmäßig dicker Kopf; die gekielte Nase mit der Stirn in einer Linie, Augen horizontal; Hautfarbe wie die ungesottener Krebse; sie sind die behaartesten Menschen. Ureinwohner der asiatischen Inseln von Japan bis Kamschatka und der angrenzenden asiatischen Meeresküste bis zur Ausmündung des Amur. — 8) Aethiopische Art. Haare wollig; Schädel zusammen-, Stirn nieder- u. Nase platt gedrückt; Gesichtstheile des Zwischenkiefers und Kinns, so wie die Schneidezähne, schräg gegen einander geneigt; Haut und Haare schwarz. Bewohner Afrika's vom Senegal, Niger und Lekr-el-Asuk, bis etwas über den südlichen Wendekreis hinaus; sie sind getrennt von den Ostafrikanern durch eine hohe Gebirgskette, welche der Küste des indischen Oceans parallel läuft. — 9) Ostafrikanische Art. Haare wollig, Haut schwarz,

Schädel weniger komprimirt als bei den Aethiopiern, und die Stirne fast so vorspringend, als bei den Europäern; Schneidezähne vertikal; Nase wenig eingedrückt; Neger von Mozambique und Kaffern. Ureinwohner der Ostküste Afrikas, am indischen Ocean bis an die Küste von Zanguebar. — 10) Südafrikanische Art. Haare wollig, Nase bei weitem platter u. breiter als bei den übrigen Afrikanern; Ellenbogengrube durchlöchert; Haut pistaciengelb oder wie verwelkte Blätter. Urbewohner des südwestlichen Afrikas jenseits des Wendekreises. a) Hottentotten-Race. Höhe 5 Fuß 2—5 Zoll, Gestalt dick und wulstig, Gesicht dreieckig, Profil konkav, Schneidezähne vertikal, Schläfen breit, Nasenknochen nicht verwachsen, Füße und Hände verhältnißmäßig. Ureingeborne Afrika's südlich vom Orangefluß. b) Buschmann-Race. Weniger als 5 Fuß hoch (die Weiber höchstens 4½, oft unter 4 Fuß); Glieder und Körper stark und wohl proportionirt, aber die Füße und Hände verhältnißmäßig eben so klein, als bei den Mongolen; Nasenknochen zu einem einzigen Knochenrudimente verschmolzen. Die großen Schaamlippen verstrichen, die Nymphen aber ungeheuer entwickelt, Fettpolster auf den Lenden. Eingeborne Afrikaner zwischen dem Oranienfluß und dem Wendekreis. — 11) Die malaische oder oceanische Art. Kopf und Zähne wie bei den Europäern; Backenknochen etwas breiter, Haare glatt und schwarz; Haut olivenfarbig oder braun, und zwar in demselben Klima, in welchem die Araber und Indier zuweilen schwarz sind, wie die Neger. Küstenbewohner Indo-Chinas, des ganzen asiatischen Archipelagus und der Südseeinseln bei Madagaskar. a) Die Karolinier, regelmäßig schön gebildet, von schlankerem und höherem Wuchse als die mittelgroßen Europäer, Charakter sanft, gelehrig. b) Die Dayacken und Badschus von Borneo, und mehre Alfuren der Molucken — die weißesten Malaien. c) Die Javaner, Sumatraner, Timorianer und die Malaien des übrigen indischen Archipelagus und der nikobarischen Inseln, mit dicken Lippen, platter Nase, vorspringenden Backenknochen, und von kleinerer Statur, als die mittlere europäische, von falschem und wildem Charakter. d) Die eigentlichen Polynesier, von hohem Wuchs wie die Karolinier, aber mit der Gesichtsform der Javaner, Sumatraner. Die Neuseeländer bilden vielleicht eine besondere Race. e) Die Ovas von Madagaskar, zwischen dem östlichen Meeresufer und den Gebirgen; Höhe gewöhnlich 5 Fuß 6—7 Zoll; Farbe hellolivenbraun, Augenhöhlen groß und eckig, Kinn sehr lang, breit, Nase fast europäisch. — 12) Papus-Art. Haut wie beim Neger, Haare schwarz, halbwollig, schopfförmig, ziemlich lang, Bart schwarz, spärlich; Gesichtsform die Mitte haltend zwischen der des Negers und Malaien, aber die Zähne etwas geneigt; Nasenöffnungen noch weiter, als bei den Negern Guineas; auf Neu-Guinea und den umliegenden Inseln — Weigiou. — 13) Die oceanische Negerart. Farbe vollkommen schwarz, Schädel seitlich und von oben gedrückt, Haare kurz, sehr wollig und gekräuselt, Nase an der Wurzel sehr eingedrückt und breit, Lippen dick, Gesichtswinkel sehr klein; im Allgemeinen den Negern von Guinea sehr ähnlich, mit Ausnahme jedoch der außerordentlichen Länge der Glieder, welche sehr mager und unverhältnißmäßig zum Körper sind. Im Norden des westlichen Oceaniens, auf einigen kleinen Inseln Polynesiens, auf einem großen Theil des indischen Archipels, in einigen Gegenden Indo-Chinas und auf den benachbarten Inseln. a) Moyrs der Gebirge von Kochinchina; die Samangs, Dajacken der Gebirge von Malakka; die Bewohner des Inneren von Formosa, der andamanischen Inseln, früher auch, nach der japanischen Geschichte, des Südens von Nipoon. b) Die Ureinwohner des Inneren von Borneo und einiger philippinischen Inseln, des Innern von Celebes und einiger Molucken (früher des Innern von Java). c) Die sämmtlichen Ureingebornen Kaledoniens, der Heiligegeist-Inseln u. von Vandiemensland. d) Die Vinzimbars der Gebirge Madagaskars. — 14) Die neuholländische Art. Haare schlicht, schwarz, Bart und Haare sparsam, Haut schwarz, Glieder schlank und unverhältnißmäßig lang; Zähne vertikal, Nase sehr breit, Stirne nieder- und zusammengedrückt: Neuholländer. — 15) Die kolumbische Art. Kopf länglich, Nase lang, vorspringend und stark adlernasig. Stirn zusammengedrückt und abgeplattet, Kiefer hoch, Farbe kupferroth, Haare schwarz, nie ergrauend, Bart schwarz, frühe Mannbarkeit, lebhafte und starke Einbildungskraft, Charakter energisch. Nordamerikaner und Bewohner der Hochebenen und Abhänge der Kordilleren von Chili bis nach Kumana und den karaibischen Inseln. Die Bewohner Kaliforniens bilden eine besondere Race. — 16) Die amerikanische Art. Kopf im Allgemeinen rund, Stirne breit, aber, wie bei den Mongolen, niedergedrückt, Augenbrauenbogen und Backenknochen vorspringend, Nase an der Wurzel breit und niedergedrückt; Haare lang, grob, dick und schlicht, Haut weder schwarz noch gelb, noch kupferig, Lippen sehr dick, schwacher Verstand und brutaler Charakter. a) Die Omaguas, Guaranis, Coroados, Puris, Atures, Otomaken u. s. w. mit dickem Bauch, behaarter Brust, dichtem Bart, von weniger als mittlerer Größe, Haut dunkel, nußfarbig, Kopf verhältnißmäßig sehr dick, auf dem Scheitel abgeplattet und zwischen den Schultern eingesenkt, schwache Geisteskräfte. Ureinwohner von ganz Südamerika südlich des Amazonenflusses und Orinoko, östlich der Anden und des La Plata. Die Guaranis und Coroados haben weder Bart noch Brusthaare. b) Botokuden, hellbraune, zuweilen fast weiße Haut; die Guaices, sehr klein mit sehr weißer Haut: an den Quellen des Orinoko unter dem Aequator. c) Die Mbayas, Charruas u. s. w., braune, fast schwarze Haut, freie Physiognomie und Stirn, Nase schmal, an der Wurzel niedergedrückt, Augen klein und eng geschlitzt, Zähne vertikal, Haare lang, schwarz und straff, Hände und Füße klein, schön, Wuchs hoch. Parraguay. d) Die Araukaner, Puelchen und Patagonen im Süden des La Plata und Chili's bis an die Magelhansstraße. Höhe 5½ bis zu 7 Fuß, Haare lang; sie übertreffen

hinsichtlich ihrer moralischen und intellektuellen Fähigkeiten die übrigen Amerikaner. e) Die Pescheräs, Eingeborne vom Feuerland, welche die hyperboräische Race in der südlichen Hemisphäre repräsentiren.

Bei einer solchen Eintheilung der Menschen in verschiedene Arten, Racen, Varietäten, Stämme, nach der Schönheits-, Gesichts- und Kopfbildung, den Farben, dem Klima, den Erdtheilen u. s. w. müssen wir leider den Mangel einer festen und allgemein angenommenen Bedeutung der Begriffe Art u. s. w. bedauern, da doch dieselben fixirt seyn müssen, bevor man sie als Technik zur Eintheilung in Anwendung bringen darf. Linné, der Vater der systematischen Naturgeschichte, erkannte nur fünf Gliederungen in der Natur: Klasse, Ordnung, Gattung, Art, Varietät. Die Zahl der Arten sey mit der Anzahl der im Anfang erschaffenen Formen übereinstimmend; die Zahl der Varietäten aber mit der Anzahl der Verschiedenheiten, denen diese Formen nach Klima u. s. w., hinsichtlich der Farbe, Größe u. dergl. unterworfen sind. Dabei muß man aber doch erwägen, daß, obwohl das Klima eine Art zu Varietäten zu modificiren vermag, auch eine bestimmte Art ursprünglich nach dem Klima in mehrfacher Hinsicht verschieden seyn kann. Halten wir den Begriff Art in seiner am allgemeinsten geltenden Bedeutung, wonach diejenigen Thiere eine Art bilden, welche in ihrer Organisation wesentlich einander gleich sind, und welche, sofern sie sich durch Begattung fortpflanzen, ihre natürliche Freiheit genießen, d. h. ohne äußeren Zwang, mit einander fruchtbar sich paaren, und in Folge hiervon, an Fruchtbarkeit den Aeltern nicht nachstehende Jungen zur Welt bringen, so können hinsichtlich des Menschengeschlechts keine verschiedene Arten angenommen werden, indem die verschiedensten Menschen miteinander, wo auch ihr Wohnort auf der Erde ist, und wie ihre Haut, ihre Haare, ihre Physiognomie, ihre Schädel- und Körperform, ihre Größe und Natur beschaffen seyn möge, ohne äußeren Zwang durch Begattung fruchtbarer Nachkommen ins Daseyn rufen. Zwar finden wir eine Fortpflanzung gewisser Thierarten ohne Paarung oder Begattung, auf welche daher dieser Begriff nicht paßt; da aber, wo Paarung Bedingung der Fortpflanzung ist, wird er in demselben Maße bestimmter, als wir höher in die Thierreihe hinaufblicken, wird also am bestimmtesten vom Menschen gelten müssen. So finden wir denn, daß zu verschiedenen Arten gehörende Thierindividuen sich nicht mit einander begatten, wenn sie nicht durch einen gewissen Zwang, beruhe dieser auf Kunstgriffen der Menschen, oder auf Mangel entsprechender geschlechtlicher (nicht weiblicher) Individuen, dazu veranlaßt werden. Wenn nun aber auch Bastards aus der Vermischung zweier zu verschiedenen Arten gehörenden Thierindividuen erfolgen, so geht denselben doch gewöhnlich die fernere Fortpflanzungsfähigkeit ab, oder diese ist schwach und beschränkt, und hat nur Effekt durch die geschlechtliche Verbindung des Bastards mit einem Individuum der einen oder anderen ursprünglichen Art, wozu die Aeltern gehörten. Beim Menschen verhält es sich in dieser Beziehung ganz so, wie bei den verschiedenen Thiervarietäten, indem die Fortpflanzungsfähigkeit der Mulatten miteinander ganz ebenso stark ist, als die der Stammältern derselben unter sich. Die Unterschiede, welche wir in dem Baue der verschiedenen Menschen kennen, mögen dieselben die Hautbeschaffenheit, die Formen und Proportionen des Kopfes, Rumpfes und der Extremitäten einzelner Organe oder ganzer Organensysteme betreffen, erscheinen durchaus nicht größer, als die entsprechenden Unterschiede in und an den Racen oder Varietäten unserer Hausthiere. In dieser Hinsicht braucht man nur an die verschiedenen Färbungen der Pferde, Hunde, Schafe, Ziegen u. s. w. zu erinnern, an das glatte Haar der englischen, an das wollige der kalmückischen Pferde, an die zottigen Haare der angorischen Ziegen, an den geraden Kopf der arabischen Pferde und Landschafe, an den Rammskopf der englischen und holsteinischen Pferde und des spanischen Widders, an die Größe der flandrischen Pferde, und an die Kleinheit derselben auf den Faröerinseln und Island, an die hochbeinigen Guineaschafe, und an die winzig kurzen Beine der Otterschafe in Nordamerika, an das vielhörnige Schaf auf Island, das Zuckelschaf in Ungarn, das langschwänzige am Kaukasus, das breitschwänzige in der Grimm, das fettschwänzige der Kalmucken, ferner an unser hochbeiniges Schwein und das kurzbeinige China's, mit dem eigenthümlich gedrängten und verzwängten Kopf, an die Stimmlosigkeit der Esquimeaux-Hunde, und an das Gekläffe unsrer Spitze, an die Gutmüthigkeit der Pferde arabischer Race, und an die Falschheit der der polnischen. Beim Menschen will man solcher Bildungsunterschiede wegen verschiedene Arten, bei den Thieren aber nur Racen annehmen! Ebensowenig als der Bau, kann uns die verschiedene geistige Entwickelungsstufe der einzelnen M. bestimmen, verschiedene Arten anzunehmen; denn müßten wir alsdann nicht Plato und Aristoteles, Newton und Leibnitz, Rousseau und Voltaire, Kant und Hegel und so viele Andere mit bei weitem mehr Grund der Art nach von einem großen Theil ihrer gleichzeitigen Landsleute verschieden seyn lassen, als die Kaukasier von den Mongolen, oder die amerikanischen Wilden von den Negern? Ein wohl zu beachtender Umstand, welcher für die Arteinheit der verschiedensten Menschen spricht, ist, daß die Grundphysiognomie der übrigen Racen, entweder in einzelnen Zügen, oder auch in ihrer Allgemeinheit u. Totalität, in einer bestimmten Race gewissermaßen sporadisch vorkommt; so findet man in der kaukasischen Race häufig Mongolen-Gesichter, Köpfe, Farbe, Haarbeschaffenheit. Obwohl bei wilden Völkerstämmen die Formen der Schädel weniger mannichfaltig sind als bei kultivirten, so erzählen doch glaubwürdige Reisende, daß zwischen Negern und Negern, sowohl in der Farbe der Haut, als in der Form des Kopfes und Antlitzes, der Faciallinie und des Gesichtswinkels, ähnliche Verschiedenheiten obwalten, als zwischen den Völkern anderer M., und daß die Neger durch

unmerkliche Abstufungen sich den Formen anderer Varietäten des Menschengeschlechts nähern. In Betreff der gelben Race der Südseeinseln beobachteten dasselbe die Reisenden des Astrolabe, indem diese Race, obwohl sie sich überall durch denselben physischen Charakter, dieselben Sitten, denselben Stamm der Sprache beurkundet, im Einzelnen ebenso verschiedene Physiognomien zeigt, als die europäische Race, so daß die Reisenden bei den Neuseeländern manche auffallende Uebereinstimmung mit den Büsten von Sokrates, Brutus u. s. w. antrafen. Hinsichtlich der Ureinwohner Amerika's liefert die Portraitsammlung des Prinzen von Neuwied von demselben Umstande den augenscheinlichsten Beweis. Die römischen und griechischen Nasen bei den Cherokesen, das mongolische Gesicht des Botokuden, welcher sich selbst mit dem Chinesen für stammverwandt hält, sind bekannt. Wäre die eine Menschenrace eben so verschieden von der andern, als das Pferd vom Esel, vom Quagga, vom Zebra, so sähe man nicht ein, weshalb nicht auch hier ähnliche Verhältnisse obwalten sollten, weshalb nicht mitunter das Pferd die Physiognomie und Körperbeschaffenheit dieser Thiere an sich trägt. Das sporadische Vorkommen der verschiedenen Racenphysiognomien in den einzelnen M. deutet sogar an, daß die Menschenvarietäten nicht einmal so verschieden von einander sind, als manche Thiervarietäten, namentlich die der Schaf-, Schwein-, Hundeart, indem auch niemals ein Haidschnucke Junge wirft mit Vlies, ein Windhund nie Junge mit Dachsbeinen, ein deutsches Schwein nie Ferkel ohne gespaltene Hufe.

Wenn nun aber das Menschengeschlecht nur eine Art ausmacht, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Menschen von einem ursprünglichen Paare abstammen müssen. Nicht aber, als wenn es an sich unmöglich wäre, daß die etwa 1,000,000,000 lebenden, u. wer weiß, wie viel Millionen mal Millionen gestorbenen Menschen von einem einzigen Paare abstammen könnten, auch nicht, als wenn es unbegreiflich wäre, daß durch Auswanderung von einem Punkte aus die ganze Erde hätte bevölkert werden können, — hat man doch berechnet, daß ein einziges Häringspaar nur 10 Jahre gebrauchen würde, um mit seiner Nachkommenschaft den ganzen Ocean zu bevölkern, selbst wenn zu diesem noch die bewohnbare Erde hinzugerechnet würde, u. liefert doch die Geschichte Beweise genug für den Wanderungstrieb des Menschen, welcher sich, wie durch Reisen der Einzelnen, so auch durch die von Zeit zu Zeit sich ereignet habenden Völkerwanderungen beurkundet; auch gegenwärtig sind zufällige Verschlagungen der Menschen über weite Meeresstrecken nicht selten, namentlich in der Südsee, wo Augenzeugen den Reisenden des Astrolabe berichteten, daß ein kleiner Kahn mit Menschen von der Insel Rotumha nach den Fidjiinseln (eine Entfernung von etwa 100 Stunden), verschlagen worden, und wo ein Anderer erzählte, wie er selbst auf ähnliche Weise von Vavaoo nach Tikopia (zweihundert Stunden Entfernung) gelangt sey; auch hat Berchey auf der Martinsinsel 40 Individuen gesehen, welche in einem Kanot, sogar gegen den Strich des Passat, wieder von Otaheiti dorthin (eine Entfernung von 120 deutschen Meilen) getrieben worden waren. Vielmehr, weil es die Schöpfungsallmacht gar zu sehr beengen hieße, wenn man annehmen wollte, daß sie in der Schöpfung der einzelnen Thierarten, und so auch der Menschenspecies, auf einen Erdenpunkt gebannt, und auf die Bildung eines einzelnen Paares beschränkt gewesen sey. Mit Recht sagt in dieser Hinsicht Rudolphi: „Wenn in ausländischen Thieren dieselben Eingeweidewürmer, und zwar im Auslande selbst (z. B. in Brasilien), vorkommen, als bei uns in einheimischen, wollten wir sie dann nur von einem Punkte herleiten?" — Entstanden aber an verschiedenen Erdenpunkten verschiedene zu derselben Art gehörende Menschen, so leuchtet es von selbst ein, daß dieselben den äußeren Bedingungen, unter welchen sie zum Daseyn gekommen sind, also der Umgebung, dem Klima, angepaßt erscheinen, d. h. damit in einer ursprünglichen Harmonie stehen. Diese Harmonie ist als ursprünglich unsre bleibende, durch Fortpflanzung sich erhaltende, und über denselben äußeren Verhältnissen rein und unverändert bleibende, welche aber, wenn die ursprünglichen äußeren Verhältnisse sich ändern oder aufhören, etwa durch Versetzung der Menschen in fremdes, entgegengesetztes oder überhaupt anderes Klima, mehr oder weniger verwischt werden kann, und wohl gänzlich vertilgt wird durch Begattung und Fortpflanzung mit Menschen, welche in ursprünglicher Harmonie mit fremder oder entgegengesetzter Umgebung, Klima, stehen, besonders wenn eine solche Fortpflanzung im ursprünglichen Klima der letzteren Statt hat. Häufig hat man gründliche Untersuchungen über den Einfluß der Klimate auf den Menschen angestellt, ist aber dabei meist nur von dem Gesichtspunkte ausgegangen, welche Veränderung ein bestimmtes Klima in den in dasselbe eingewanderten oder versetzten Menschen hervorzubringen vermöge; man hat dabei die prästabilirte Harmonie zwischen Klima und den demselben ursprünglich angehörigen Menschen sehr außer Acht gelassen. Werfen wir aber einen Blick auf die übrige organische Schöpfung, so finden wir die Zahl der Gesellschaften, Arten und Hauptindividuen der Pflanzen und Thiere in den Tropengegenden am häufigsten, gegen die Pole hin allmählig abnehmen; eine ähnliche Abnahme findet Statt, wenn wir von dem Aequator und gegen die Pole hin die organischen Wesen auf den Höhen und Bergen betrachten. Ferner erkennen wir, daß dieselben Pflanzen, welche in den wärmeren Klimaten und in den Ebenen der gemäßigten oder kälteren oft als riesige Bäume erscheinen, gegen die Pole hin und auf hohen Bergen oft nur zwergartige Sträucher vorstellen. Wie viele Pflanzen- und Thierfamilien, Gattungen und Arten sind nicht an ganz bestimmte Klimate gebunden! Während die Affen nur die heißen Zonen oder den wärmeren Theil der gemäßigten bewohnen, erscheinen die bei weitem meisten Meeressäugethiere gegen die Pole hin koncentrirt. So finden wir denn auch den Menschen, obwohl er Herr der Erde

ist, also überall auf der Erde vorkommt, in den wärmeren und gemäßigten Klimaten zahlreich, gegen die Pole hin hingegen spärlich, — hier klein u. kümmerlich, dort groß oder mittelgroß u. kräftig.

Das Klima, d. h. die Durchlage (in einer gewissen Höhe, unter bestimmten Längen- und Breitengraden und Isothermallinien), Boden (der bald bergig oder eben, bald trocken oder feucht, bald windig, zugig, oder gegen gewisse Winde geschützt, bald von Mooren mit warmer, bald von solchen mit kalter Strömung umgeben, bald der Sonne und dem Lichte in vorzüglichem Grade zugänglich, bald davon abgewendet ist), und Gewässer (welches bald ein salziges Seewasser, bald ein aus dem Innern der Erde hervorquellendes, mit mannichfaltigen, oft für den Organismus vortheilhaften, oft aber auch nachtheiligen Stoffen geschwängertes Quell- oder weit herkommendes Flußwasser ist) bestimmte natürliche Beschaffenheit eines Bodens, so wie die vom Klima mehr oder weniger abhängige Beschaffenheit der Nahrung und Lebensart spricht sich in allen Verhältnissen des Menschen, sowohl körperlichen als geistigen aus, und zwar hauptsächlich in der allgemeinen Körpergröße, Natur und Stärke, so wie in der Entwickelung jedoch nicht sehr, wie es scheint, in der Lebensdauer; in der Beschaffenheit der Haut und deren Produktionen; in der Beschaffenheit des Respirations-, Verdauungs- und Harnsystems, der Bewegungsorgane, des Nervensystems, der Geschlechtsorgane, der Gesichts- u. Kopfbildung, u. in der Aeußerung der Seelen- u. Sinnenthätigkeit.

Sind also die Menschen nach den Klimaten, denen sie ursprünglich angehören, verschieden, so müssen sie auch, wie die Thiere und Pflanzen, einen abändernden Einfluß erfahren: 1) wenn sie aus ihrem ursprünglichen Klima in ein anderes versetzt werden, und 2) wenn eine Vermischung der Menschen aus verschiedenen Klimaten oder von verschiedenen Racen Statt findet.

Hinsichtlich der Entstehung der Racen sind zunächst zwei Fälle möglich: 1) Es ist die Schöpfung der Menschheit überhaupt, also auch aller Racen, gleichzeitig gewesen, und die Racenverschiedenheit sprach sich nach den äußern Umständen und Einflüssen, mit und unter welchen sie entstand, verschieden aus. — 2) Es sind die Racen nicht gleichzeitig, sondern allmählig nach einander entstanden, in welchem Falle dann entweder die niedrigste oder die höchste die zuerst entstandene, also die älteste wäre. Wäre die höchste die älteste, so könnte sie anfangs den Charakter der niedrigsten gehabt und allmählig, im Verlaufe der Zeit, durch mancherlei veredelnde Metamorphosen den frühern Charakter abgestreift haben und so zur höchsten hinangereift seyn; die niedrigste würde alsdann auf Nacherschaffung beruhen und ihr das Loos der höchsten noch bevorstehen, — ein ähnlicher Gang, wie wir ihn in der Vermehrung der Familie durch nach einander geborne Kinder erblicken. Wäre hingegen die niedrigste die älteste, so könnte sie als unvollkommenes Vorbild der höheren erscheinen, und individuell ihren niederen Charakter beibehalten haben; die höchste wäre alsdann Kind späterer Zeit, ähnlich wie wir finden, daß die organischen Reste in den früheren oder älteren Erdformationen minder vollkommenern, die in den späteren u. jüngeren Formationen hingegen vollkommnern und den Geschöpfen der Jetztwelt entsprechendern Wesen angehören, — ein Gang, welcher, wie die Geologie lehrt, in dem gesammten allgemeinen Naturleben waltet, und welcher auch in so fern von der Menschheit im Verhältniß zu niedrigeren Geschöpfen gilt, als der Mensch, weil sich keine wirklich fossilen Reste desselben vorfinden, das Kind späterer Schöpfung ist. Da jedoch nach der Zeit, in welcher die Menschheit überhaupt ins Daseyn gerufen wurde, schwerlich wohl anders, als durch den Proceß der Fortpflanzung Menschen entstanden sind, und da durch die neuesten geologischen Forschungen die Unhaltbarkeit der früheren Annahme erwiesen ist, daß die sogenannte neue Welt, namentlich Amerika, (über Afrika wissen wir in geologischer Hinsicht wenig oder nichts) jüngerer Entstehung, also wirklich neuer sey, als die alte, also einen spätern und unreifern Charakter habe, so halten wir die obige Ansicht unter 1) für die wahrscheinlichste, und sind der Meinung, daß die Verschiedenheit der Racen, nicht allein durch die äußeren Umstände und Einflüsse, unter und mit welchen sie entstanden, sondern auch und vorzüglich durch die in der Erschaffung oder Entstehung selbst gelegenen Typen der zur Existenz der Menschheit nothwendigen Vorschöpfungen der übrigen Thierwelt bedingt sey. Als Ergänzung zu den unter Art. Homo über die gewöhnlich aufgestellten 5 M. tragen wir hier noch Folgendes nach.

I. Die kaukasische Race, von mittlerer und kräftiger Natur, und einem Gesichtswinkel von 80—90° ist diejenige, in welcher der geistige Charakter der Menschheit am meisten ausgeprägt erscheint. Nur vermöge ihrer vorherrschenden Intelligenz ist sie die Beherrscherin der Erde und der meisten übrigen Völker, sie ist am meisten fähig über den ganzen Erdboden sich zu verbreiten, nachtheiligen klimatischen Einflüssen durch gewisse Vorkehrungen auszuweichen und gegen Feindseligkeiten aller Art sich zu schützen. In den Künsten und Wissenschaften hat sie es am weitesten gebracht, und zeichnet sich dadurch vor allen Völkern aus, deren Nachbarin, humanisirende Freundin, leider zu oft aber auch grausame Unterdrückerin sie durch Wanderung geworden ist. Alle wirklich gebildeten Nationen, von denen uns die Geschichte erzählt, Indier, Aegypter, Assyrier, Juden, Perser, Griechen, Römer, Araber u. s. w. gehören zu dieser Race und die ältesten Monumente menschlicher Kunst, von denen uns Spuren übrig geblieben sind, verdanken fast nur ihr das Daseyn. Von ihr sind die herrschend gewordenen Religionen ausgegangen, die des Brahma, des Zoroaster, die griechische Mythe, das Judenthum, Christenthum, der Islam. Kommt auch bei ihr im Einzelnen, wie bei einem großen Theil ganzer Völkerschaften ein Versunkenseyn in Laster, Unsittlichkeit, Grausamkeit und Gefühllosigkeit vor, wodurch sie tief unter die wildesten Stämme Afrika's, Amerika's und Neu-Guinea's wissentlich und geflissentlich sich entwürdigt, so wissen

wir doch, daß auch bei ihr die moralische Freiheit, Selbstbestimmung zum Guten, Wahren, Schönen am größten ist. Solchen Vorzügen entspricht die gesammte Konstitution des Klima's, welches den Boden, worauf diese Race ursprünglich ausgedehnt ist, beherrscht. Europa, mit Ausnahme des kältesten und nördlichsten Theils, Afrika diesseits des Senegal, das westliche Asien bis zu einer unbestimmten Grenze im Osten und Norden, wo diese Race mit der mongolischen zusammenfließt, nach Südosten aber bis zum Ausfluß des Ganges; diese weite Landesstrecke hat verhältnißmäßig eine größere Meeresbegrenzung als irgend sonst ein gleich großer Theil der Erde; hier beschränken weder die sengenden Strahlen einer tropischen Sonne, noch die eisige Kälte der Pole die kräftige Entwickelung des Lebens; hier bringt die Verschiedenheit der Jahreszeiten und der damit zusammenhängende Wechsel von Wärme und Kälte, Wind und Regen, Trockenheit und Nässe eine solche Mannichfaltigkeit ins Leben, daß der menschliche Körper und Geist hinlänglich zur Regsamkeit und Uebung angetrieben wird, um sich gegen den Nachtheil solcher Abwechselung zu sichern, dabei aber auch hinlänglich Genuß findet, um neben der Lust am Erwerbe den Sinn für das Gute, Schöne und Wahre zu erwecken und zu nähren. Die zu dieser Race gehörenden Völker sind: a) die Hindu, verhältnißmäßig klein, mit wohlgebildetem Körper und feinen Extremitäten, verhältnißmäßig langen Schenkeln und zarten Händen und Füßen. Die Hautfarbe ist gelb, heller oder dunkler, bei den arbeitenden Kasten in manchen Gegenden fast schwarz; das Haar schwarz, fein gelockt, die Iris schwarz oder bräunlich, die Augenwimpern lang, die Augenbrauen dünn u. schön gebogen. Das Gesicht ist lieblich, die Nase schmal, etwas gerundet, die Lippen dünn, die Stirne, wie das Gesicht schmal, die Ohren klein. Der Ausdruck ist etwas weibisch, der Körper sehr gelenkig und gewandt, dabei aber sehr ausdauernd. Sie sind schon früh mannbar, die Weiber mit dem 10. bis 12. Jahre menstruirt. Die Hindu sind gutmüthig und friedliebend, dabei mäßig, arbeitsam; sie halten die Wissenschaften besonders hoch in Ehren, treiben mancherlei Gewerbe und Künste, namentlich sehr feine Baumwollenweberei, Ackerbau und etwas Viehzucht. Ihre Religion ist die des Brahma; ihre Eintheilung in bestimmte Kasten und ihr friedsames Wesen hat sie ziemlich in demselben Zustande erhalten, worin sie schon vor tausend Jahren lebten. Die Hauptkasten sind: die der Brahmanen, als Geistliche, Gelehrte, die der Kschetriya, Krieger, die der Veisyas, Handel-, Landbau- und Viehzuchttreibende, und die der Sudras, Gewerbtreibende; außerdem noch die der Paria, wozu niedrige Handwerker, Sklaven und alles Gesindel gehört. Zu dem Stamme der Hindu gehören auch die nördlichen Bewohner Ceylons, die von Malabar, so wie die seit etwa 400 Jahren westlich unter den Europäern herumvagabondirenden Zigeuner. — b) Die Perser. Sie sind im Allgemeinen die schönsten Menschen; von mittlerer Größe, proportionirtem Rumpf und Extremitäten, starken Waden, kleinen Händen und Füßen; das Gesicht ist schön oval, die Nase gerade, der Mund klein, die Lippen schön und geröthet, der Bart stark, die Augen groß und braun, die Augenbrauen gebogen, der Gesichtswinkel besonders groß; die Haare schwarz oder dunkelbraun und glatt. Hierher gehören, außer den eigentlichen Persern, die Georgier, die Mingrelier, Circassier und vielleicht auch die alten Griechen. — c) Die arabisch-semitischen Völker. Der Wuchs ist hoch und die Statur robust, jedoch oft hager, die Weiber sind meist klein. Das Gesicht ist bei seiner ovalen Form lang gezogen und nach unten durch das besonders vorspringende Kinn, nach oben durch die sehr hoch emporsteigende und seitlich etwas verschmälerte Stirn verlängert; die Ohren und der äußere Gehörgang stehen hoch am Schädel; die Nase springt stark vor, ist meist schmal und in der Mitte erhaben, also Adlernase. Der Mund ist klein, die Lippen mehr dünn als fleischig, die Zähne gesund und stark, die Augen groß, dick, schwarz oder dunkelbraun, die Augenwimpern lang, die Augenbrauen gebogen und buschig, die Haut läßt sich weich anfühlen und hat eine gelblich weiße, gelbe, sogar olivenbraune Farbe. Die Haare sind schwarz, dunkelbraun, schlicht, zuweilen gelockt oder kraus, aber niemals wollig, und erreichen eine bedeutende Länge; sehr stark ist auch der Haarwuchs am Bart. Die zu diesem Stamme gehörenden Völker erreichen im Allgemeinen ein hohes Alter, haben patriarchalische Verfassung, führen meist ein nomadisches Leben, sind Hirten, Handelsleute, und hin und wieder auch Ackerbauer, bewohnen Arabien, das nördliche und nordöstliche Afrika, waren hin und wieder in Europa, namentlich in Spanien weiter eingedrungen, und sind in dem Stamm der Juden fast über die ganze Erde verbreitet. Zu ihnen gehören die Juden, überall, wo sie vorkommen, noch an ihrer Nationalphysiognomie zu erkennen, namentlich an dem Kinn, der Nase, den Augen und einem ganz eigenthümlichen Zug zwischen Mund und Nase, von sehr empfindlichem Nervensystem, weßhalb die Jüdinnen mehr als andere Völker an hysterischen Zufällen leiden, die Abyssinier von den Kuschiten in Arabien abstammend und von dunkler Olivenfarbe durch das Gelb bis zum Weiß, und mit etwas vorspringenden Backenknochen, die Armenier, von starkem Körper, die Syrier oft sehr dunkel, die wirklichen Araber mit besonders wohlproportionirten Händen und Füßen, und von gelblicher, brauner, mitunter sogar, namentlich im südlichen Aegypten, von fast schwarzer Farbe. Bei den arabisch-semitischen Völkern ist die Beschneidung allgemein, mitunter sogar, in Abyssinien, beim weiblichen Geschlechte, und von ihnen auf manche andere Völker, namentlich auf die des muhammedanischen Glaubens übertragen. — d) Die nubischen Völker. Sie haben große Uebereinstimmung mit den vorhergehenden, namentlich auch hochstehendes Ohr und äußeren Gehörgang, worauf zuerst Winkelmann bei ägyptischen Völkern aufmerksam machte, aber meinte, daß dieser hohe Stand der Phantasie der Künstler zuzuschreiben sey, bis Blumenbach denselben bei ägyptischen Mumien nachwies, und Dureau de la Malle ihn bei den

Bewohnern Oberägyptens, so wie, wenn auch in etwas niederem Grade, bei den Juden und Arabern beobachtete. Indeß behauptet Larrey, daß die verhältnißmäßige Lage der Ohröffnungen bei den Arabern u. s. w. nicht anders sey, als bei allen übrigen Völkern. Die nubischen Völker unterscheiden sich von den arabisch-semitischen durch eine niedere Stirn, durch rundere, weniger lange Gesichter, weniger vorspringendes Kinn, kurze, breitere, gerade Nase, fleischigere Lippen, spärlicheres Barthaar. Die Hautfarbe ist braun, bis zum Rothschwarz, und das Haar schwarz, schlicht, lockig oder wohl gar kraus, aber nicht wollig. Hierher gehören die Kopten und ihre Vorfahren, die alten Aegypter; ferner die Nubier mit weicher, schwarzbrauner Haut und gelockten, schwarzen Haaren, tiefliegenden, glänzenden Augen; ebenso die dunklen Sanaulis, die hellen Tuariks mit schlichten Haaren, die dunkelbraunen Berbern, die Sheriffe, Abbades, Bischarins, welche die Gewohnheit haben sollen, das warme Blut der Schafe zu trinken, die dunkeln Kabylen, Schilhas, mehre Völker von Sudan und Burnu, die Teletes, Tulohs, von brauner Farbe, mit schwarzen, langen, gelockten Haaren, dünnen Lippen, großen schönen Augen und langer, proportionirter Nase, die Tibbos und Tegener, so wie wahrscheinlich auch die alten ausgestorbenen Guanchen der kanarischen Inseln. — e) Die celtischen Völker. Ihre Körpergröße ist eine mittlere, der Körper und die Glieder sehr proportionirt, die Waden stark; sie haben einen gelblich-weißen Teint, dunkelkastanienbraune, feine, lockige Haare und einen im Allgemeinen stark behaarten Körper und Kinn; die Iris ist dunkel, grau, braun oder schwarz, die Augenbrauen stark, oft buschig, die Augen von mittlerer Größe, haben aber viel Feuer; die Stirne erscheint hoch, seitlich etwas gewölbt, die Nase vorspringend, meist etwas gebogen, auch ist dieselbe durch eine ziemlich tiefe Furche von der Stirn getrennt. Zu den celtischen Völkern gehören die Süd- und Westeuropäer, die Italiener, südlichen Franzosen, Spanier, Portugiesen, Süddeutschen in der Schweiz. Durch Vermischung mit andern Völkerstämmen, besonders mit Arabern, Griechen, Phöniciern, Germanen und Scythen hat das celtische Volk eine außerordentliche Modification in seinem Bau und Sitten erfahren, und nur noch auf den schottischen Inseln, in Wales, in der Niederbretagne, auf Belle isle und in dem von Basken bewohnten Theil der Pyrenäen einigermaßen seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. — f) Die germanischen Völker. Sie zeichnen sich durch hohen Wuchs, starken und vollsaftigen Körper aus, haben eine hohe Stirn, ovales, oft breites, volles Gesicht, kleinen Mund, gerade Nase und regelmäßige Züge; die Haut ist weiß, fleischfarben, die Backen roth, die Haare lang, schlicht, blond, flachsartig, röthlich, hell bis zum Dunkelbraun; die Augen sind groß, meist blau, oft aber auch grünlich, grau und braun, selten schwarz. Zu ihnen gehören die Nord- und Westdeutschen, ferner die Nordfranzosen, Belgier, Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Norweger, Isländer. — g) Die Slaven. Sie sind kleiner als die Germanen, haben eine gelbliche Haut, schwarze, selten dunkelbraune oder rothe Haare, kleine schwarze Augen, großen Mund, dicke Lippen, ziemlich vorstehende Backenknochen, starke Kiefer und Zähne: Polen, Russen, Kosaken, Litthauer, Serbier, Letten, Kuren, Böhmen, Wenden.

II. Die mongolische Race greift ebenfalls aktiv in die Geschichte ein, aber nicht etwa durch ihre Wissenschaft, sondern durch ihre Eroberungssucht und Zerstörungswuth, wodurch sie besonders unter Attila, Dschingis-Khan, Tamerlan, die Welt in Schrecken gesetzt hat. Da, wo mongolische Völker zu größeren Staaten mit einander vereinigt sind, haben sie es in einzelnen Künsten ziemlich weit gebracht, da hingegen, wo sie nomadisirende Horden bilden, sind sie auf sehr niedriger Kulturstufe stehen geblieben. Ihre eigentliche Heimath ist Asien, mit Ausnahme des westlichen und südwestlichen Theils, und zwar wohnen Mongolen in nordöstlicher Richtung vom kaspischen Meer und dem Ural bis nach Korea und Japan, in nordöstlicher aber vom Eismeer bis an das Himalayagebirge, den Ganges, den Meerbusen von Bengalen und Siam und an das chinesische Meer; ferner bewohnen sie Europa nordwärts vom Polarkreis, und das nördliche Amerika jenseits des 5. Grades. Diese ungeheure Landstrecke, mit den höchsten Bergen und weitesten Steppen, mit Eisfeldern und fast ewigen Frühlingsgärten, hat das mannichfaltigste Klima, aber nicht in einem mehr gedrängten, der gegenseitigen Mittheilung günstigen, sondern derselben ungünstigen, furchtbar auseinander gezerrten Terrain. Die zu dieser Race gehörenden Völker sind: a) die nördlichen oder hyperboräischen. In den kalten Regionen des Nordens beider Welten, wo die mittlere Temperatur kaum einen Grad beträgt, wo ein kurzer, oft heißer Sommer mit einem langen, sehr kalten Winter abwechselt, wo in den entgegengesetzten Jahreszeiten die Tage und Nächte abwechselnd unendlich lang sind, der Tag mit der gesammten Sommer-, die Nacht mit der Winterzeit wohl gar identisch ist, wo der Boden eine steppenartige Fläche und die größte Zeit des Jahres ein eisiges Schneefeld bildet, wo die Berge, meist als Ausläufer der Gebirge warmer Gegenden, nur eine mittlere Höhe erreichen, und mit ewigem Schnee bedeckt sind, da gibt es ein eigenthümlich gebautes, kümmerliches Volk, welches, je mehr gegen Norden hin, desto kleiner und spärlicher wird. Diese Regionen sind in der alten und neuern Welt sehr gleichförmig beschaffen, erstrecken sich aber von Europa gegen Asien und Amerika hin immer südlicher. Die Vegetation ist spärlich, die Bäume selten und klein, oft sogar zu elenden Sträuchern verkrüppelt; die Thiere sind nur in wenigen Gattungen, Arten und Individuen vorhanden, und auch die Menschen machen zu der ungeheuern Fläche, welche sie bewohnen, nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl aus. Letztere haben sich vorzüglich an die Ufer der Flüsse und die Küsten des Meeres gezogen, theils weil hier das Klima milder ist, theils und vorzüglich, weil sie im Wasser und besonders im Meere die organische Schö-

pfung im Vergleich mit dem Lande zahlreicher finden. Die Menschen sind demnach auch vorzugsweise auf thierische Kost verwiesen, welche sie in der Sommerzeit auch für den Winter einsammeln und aufbewahren müssen. Sie leben vorzugsweise von Fischen, Seehunden, Hunden, einigen Fuchs-, Marder- und Bisamarten, mehre auch von Rennthierfleisch, Milch und Käse, so wie auch wohl von Schafen, erdulden aber oft im Winter großen Hunger, so daß eine nicht geringe Anzahl, besonders der nördlichsten dieser Völker, alljährlich an Hungersnoth stirbt. Sie haben ein großes Bedürfniß, Fett, namentlich Thran zu genießen, und dieser Genuß soll nach Roß's Beobachtungen, wesentlich dazu beitragen, der Strenge der Kälte zu widerstehen. Diese Völker, welche meist in größern oder kleinern Horden leben und eine patriarchalische Religionsform haben, sind in Europa die Lappen, welche wahrscheinlich früher auch Island, den nördlichen Theil Schottlands, Norwegens und Schwedens bewohnten, aber von germanischen Volksstämmen allmählig bis auf den nordöstl. Theil Schwedens verdrängt wurden, ferner die Finnen, Esthen, Liven, Permier, in Asien die Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wotjäken, Syriänen, Wogulen, Ostjäken, Tschuktschen, Jukagiren, Korriäken, Samojeden, Koibalen (mit Erdhütten u. Rennthierzucht), Sajoten, in Amerika die Esquimeaux, von welchen sich einige Stämme, namentlich des arktischen Hochlandes, für die alleinigen Bewohner der Welt halten, ferner die Grönländer, die Nord-, Kupfer-, Hosen-, Hundsribben-, Blut-, Fell-, Schlangenindianer, von denen mehre nur für den Krieg Oberhäupter und überall keine Priester haben. Diese sind klein, selten über 4½ bis 5 Fuß hoch; das weibliche Geschlecht ist kaum kleiner, als das männliche; der Rumpf ist verhältnißmäßig groß, dick, jedoch mehr mager, als fett, die Beine kurz, ziemlich dick, der Kopf groß und dickknochig, besonders der Hinterhauptstheil mehr entwickelt; der Hals meist sehr kurz; die Physiognomie unverkennbar mongolisch, jedoch das Gesicht flach und breit, nach oben und unten gewissermaßen zusammengedrückt, daher Stirn, Nase, Kinn kurz, die Augen klein, geschlitzt, und ziemlich von einander entfernt, der Mund breit, die Backenknochen mäßig vorspringend, die Brüste verhältnißmäßig groß, birnförmig und lang herabhängend. Die Hautfarbe schmutzig-gelb, oft, besonders in den nördlichsten Gegenden, olivenbraun, die Iris gelbbraun oder schwarz, das Haar mattschwarz, straff, schlicht und nur mäßig lang, sehr spärlich am Bart und an den Geschlechtstheilen, die Stimme grell und durchdringend, die Entwickelung langsam, die Fruchtbarkeit gering; wenigen Krankheiten sind sie unterworfen, aber besonders der Blindheit, und wegen ihres sehr reizbaren Nervensystems gerathen sie oft in Konvulsionen. Die Beschäftigung der nördlichsten bezieht sich fast nur auf ihren Unterhalt; sie treiben Fisch- und Seehundsfang, seltener die Jagd, und auch wohl Rennthierfang; bei einigen ist der Hund das alleinige Hausthier, welchen sie zum Ziehen, Fischfang und zur Jagd abrichten. Unvollkommene Bogen und Pfeile, Kanots und Fischergeräthe, so wie Kleidung aus Thierfellen wissen sie sich anzufertigen, manche pflegen aus Wallroßzahn sehr rohe Kunstwerke zu schnitzen. Einige Esquimeauxstämme haben nur rohe Fischergeräthe und sind ohne Waffen und Kanots. Ihre Religion ist der Schamanismus. Die Lappen sind Christen, und die christliche Religion ist auch unter den Grönländern etwas ausgebreitet. Nicht selten ist es, daß die Missionäre in Labrador im Winter eine große Zahl von Esquimeaux zum Christenthum bekehren, welche im nächsten Sommer, und bis sie durch Hunger gequält werden, den christlichen Glauben wieder ablegen. Sie haben eine große Anhänglichkeit an ihre Heimath und Lebensweise, und dauern in wärmern Ländern nicht lange aus. Im Allgemeinen sind sie sehr unreinlich. Obgleich ihre Lebensart sehr einfach ist und ihr Wissen sehr beschränkt, so fehlt es doch nicht an Beispielen, daß sie, wie andere Menschen, einer höhern Intelligenz fähig sind. So studirte ein durch die mährischen Brüder zum Christenthum bekehrter Lappe in Wittenberg die Theologie und zeichnete sich besonders durch ein bedeutendes Sprachtalent aus, indem er namentlich das Französische in vier, das Russische in sechs Wochen, sehr schnell das Kalmuckische, Mongolische, Persische u. s. w. verstand; ein großes Sprachtalent hatte auch der esquimeautische Dolmetscher des Kapitän Roß. — b) Die **scythischen** oder **mongolisch-tartarischen Völker**: Sie bewohnen die ungeheure Strecke Asiens von 60° bis zum Himalaiagebirge, und querdurch vom Ural und kaspischen Meer bis zum stillen Ocean. Die höchsten Berge der Erde, abwechselnd mit unermeßlichen Steppen, Thal- und Hochebenen, mit großen Flüssen und Binnenseen geben diesem Landstrich ein mannichfaltiges Klima, so daß unter diesen Völkern nicht mehr das Monotone der vorhergehenden herrscht; in ihnen ist der oben angegebene Charakter besonders ausgeprägt, jedoch sind sie nicht mehr so schmutzig, als die hyperboräischen Völker; ihre Hautfarbe ist im Allgemeinen etwas heller, die Augen stehen besonders weit aus einander, die Backenknochen springen außerordentlich vor, und die Nase ist schon platt; sie sind größer, muskulöser, und haben dicke, kurze Säbelbeine. Die hierher gehörenden Völker sind meist Hirten, Bienenzüchter, Jäger, Räuber, zuweilen Acker- und Gartenbauer, Handelsleute und Handwerker, welche sich besonders mit der Anfertigung von Holz-, Eisen-, (Waffen), Baumwollen-, Seidenwaaren und dergl. befassen; sie bilden größere oder kleinere Horden, und führen im Großen wie im Kleinen ein vagabondirendes Leben; dabei haben sie als Begleiter das Pferd und Kameel, zur Waffe den Pfeil und Bogen, das Seitengewehr, und, obwohl seltener, auch die Feuerwaffen; ihre Religion ist der Schamanismus, Lamaismus, Islamismus und Christenthum. Diese Völker sind: 1) **Eigentliche Mongolen**, welche wahrscheinlich ursprünglich auf der Wüste Kobi lebten, sich aber von da allmählig über einen großen Theil Asiens, nach allen Weltgegenden hin verbreiteten, — dazu gehören die Kalkas und Scharra, die Kalmücken

(mit verhältnißmäßig starken Bärten), die Choschoten, Songaren, Buräten (mit schwachem Bart und außerordentlich geringer Körperkraft). — 2) Tartaren (im europäischen und asiatischen Rußland, in der Tartarei, in Persien), mit den Afghanen, Kurden (muskulöses Volk, mit starkem Haarwuchs), Osseten, Mastscharjöken (Hirten), die Uzen in Ungarn, die Baschkiren (Mohammedaner mit viel Bienenzucht, und von starkem, fleischigem Körper), die Jakuten, Turkomanen (wohlgestaltete Nomaden und als eigentliche Türken durch Vermischung mit kaukasischen Völkern zu schönen Menschen geworden), die Turkestaner, Usbeken, Kirgisen (Nomaden mit säbelförmigen Beinen), Bucharen, Chiwesen. — 3) Mantschurische Völker, als Mantschuren (sollen mitunter griechische Physiognomien, Adlernasen, starke Bärte und blaue Augen haben), Tungusen (mit platten und großen Gesichtern und schwachem Bart), Dauern. — 4) Kamtschadalen (von besonders dunkler Farbe und am Kinn schwach behaart), nebst den Kurilen oder Ainos (kupferfarbig und stark behaart) und den Aleuten (schnitzen mit großer Geschicklichkeit Modelle mancher Thiere in Holz oder Wallroßzahn). — c) Die chinesischen Völker. Sie haben unverkennbar die mongolische Gesichtsbildung, meist sehr breite Gesichter, sehr kleine, enggeschlitzte Augen, abgerundete, innere Augenwinkel, dicke, wulstige, nur mit wenigen Wimpern besetzte Augenlieder, schwarze, struppige, schlichte und spärliche Haare, sehr hoch gewölbte, dünnhaarige Augenbrauen, ziemlich wulstige Lippen, großen Mund, kleines Kinn, meist große, abstehende Ohren, weite, breite, rundliche, im obern Theil abgeplattete Nase; wohl proportionirten, mehr mageren als fetten Körper und gut gebaute Extremitäten; die Hautfarbe weiß-gelblich, bei den niederen Ständen dunkler, wohl gar braun. Sie bewohnen den südöstlichen Theil Asiens, haben größtentheils eine durch einsilbige Wurzelwörter charakterisirte Sprache, leben in großen, sehr abgeschlossenen Staaten; die herrschenden Religionen sind die des Confucius, des Lao-kiun und des Fo. Bei mehren stehen die Künste und Wissenschaften in hohem Ansehen, und sie haben eine große Zahl der wichtigsten und nützlichsten Entdeckungen früher gemacht, als die Europäer. Aber sie bewegen sich in einem ewigen Kreise, und all' ihr Können und Wissen von der Staatsverfassung, Bildung ihrer Sprache, welche mehr für das Auge, als für das Ohr ist, bis hin zur Entstellung ihrer Kopfhaare und zur Einschnürung und Verkrüppelung ihrer Füße ist Karrikatur; hinsichtlich des Gartenbaues scheinen sie den Europäern überlegen zu seyn. Die Völker, welche einsilbige Wurzelwörter haben, sind die Tibetaner, ein Bergvolk von mehr heller Hautfarbe, mehr als mittlerer Größe und Stärke, mit gelblich-schwarzen Haaren; sie leben in Vielweiberei und haben lamaische Religion; die Birmanen (untersetzt, stark, braun, mit straffen, schwarzen Haaren, kleinen Ohren); die Peguaner, die Siamesen (von mittlerer Größe, verhältnißmäßig dunkler Farbe, großen Ohren, sehr reinlich und phlegmatischen Temperaments); die Tunkinesen (sind gelbbraun und haben eine mehr vortretende Nase, als die Chinesen), die Chinesen (mit sehr enggeschlitzten Augen). Mehrsilbige Wurzelwörter hingegen finden sich in der mit der mongolischen verwandten Sprache der Koreaner (welche hinsichtlich ihres Körperbaues ganz mit den Chinesen übereinstimmen), und der Japaner (mit schamanischer Religion), welche das intelligenteste und kultivirteste Volk in ganz Asien und von mittlerem Wuchs sind, mit starken Gliedern, gewandt; die Hautfarbe ist bei den niederen Volksklassen gelb und sogar dunkelbraun, bei den höheren Ständen heller, und bei den Weibern derselben ganz weiß.

III. Die amerikanische Race. Im Allgemeinen zeigen die Urvölker Amerika's in ihrer Physiognomie große Verwandtschaft mit den Mongolen, so daß ein Botokude, welcher August St. Hilaire begleitete, Chinesen, die er in Rio de Janeiro sah, für Menschen seines Stammes hielt. Die Amerikaner sind einander mehrähnlich, als die verschiedenen Völker irgend einer der übrigen Racen. Jedoch finden sich auch hier nicht wenige Verschiedenheiten, so daß d'Orbigny allein in Südamerika 3 M. aufgestellt hat, die indo-peruvianische von kleiner Statur mit drei Zweigen (Peruaner, Antisiner und Araukaner), die pampaische, von großer Statur und eben so mit drei Zweigen (Pampasaner, Chiquitos und Moxos), und die brasilisch-guaranische, von mittlerer Statur und nur einen Zweig vorstellend. Das Gesicht der Amerikaner ist im Allgemeinen breit, aber nicht flach, die Backenknochen ziemlich stark vorstehend, die Gesichtszüge meist stark markirt, die Augen länglich und meist nach außen hin schwach emporsteigend, oft groß, die Nase meist vorspringend lang, oft Adlernase, manchmal aber kurz und breit, die Stirn niedrig, oben gewölbt, Mund groß und die Lippen breit, der Kopf meist verhältnißmäßig klein, und der Schädel mongolisch viereckig, die Statur untersetzt, oft groß, Hände und Füße zierlich und gut gebaut; die Farbe bräunlich, kupferroth, olivenbraun, selten, z. B. beim Guyacas fast ganz weiß; das Haar schwarz, selten braun, dabei schlicht, nicht lockig, grob, der Bart schwach, die Iris schwarz, braun. Die Weiber sind meist früh mannbar. So sehr diese Charaktere im Allgemeinen von allen Amerikanern gelten, findet man hinsichtlich der Farbe, Größe und Physiognomie doch mancherlei Abweichungen, wobei merkwürdig ist, daß in den kältern und mehr gebirgigen Gegenden die Farbe meist dunkler erscheint, als in niederen und wärmeren. Mitunter finden sich sehr große, athletische Gestalten, mitunter sehr kleine, fast zwergartige. Die Sinne sind scharf, der Geist aber meist schwach und dumpf; ihr vorherrschender Geistescharakter ist Muth, Unerschrockenheit und Freiheitsliebe; sie glauben an gute und böse Geister, gehen größtentheils nackt, und schlagen nur Lappen und Thierfelle um den Leib; Spuren höherer Geisteskultur finden sich in Mexiko, Peru, wovon es aber noch nicht einmal ausgemacht ist, ob die daselbst von den Spaniern vorgefundenen, durch Einfachheit, Festigkeit und Symetrie sich

auszeichnenden architektonischen Alterthümer, den Ureinwohnern Amerika's oder Einwanderern aus der alten Welt, oder den Oceaniern ihren Ursprung verdanken. Die Bewohner Peru's sagen, daß die ungeheuren Bauwerke in ihrem Lande, wovon man noch gegenwärtig die Ruinen findet, durch Zauberei in einer Nacht hervorgerufen seyen, ein Beweis, wie Meyen sagt, daß lange vor Ankunft des Inkastammes das peruanische Reich zu einem hohen Grade von Kultur sich emporgeschwungen hatte. Daß übrigens auch die gegenwärtigen amerikanischen Urvölker nicht ohne Anlage zu höherer Geisteskultur sind, beweist schon der Umstand, daß die Kaziken in Mexiko zu obrigkeitlichen Beamten, Alkaden in den Dörfern, und Pfarrern gewählt zu werden pflegen. Die Amerikaner sind Fischer, Jäger, bedienen sich des Pfeils und des Bogens, treiben hin und wieder Landbau, z.B. die Moqui am nördlichen Ufer des Yaguesila, einige Gewerbe, als Webereien, Gerbereien u. s. w., Handel, besonders in den nördlichen Gegenden mit Pelzwerk; sie leben meist als Nomaden in kleineren Horden und bekleiden mehr oder weniger ihren Körper, hauptsächlich mit Fellen. Das unermeßliche Land, welches diese Menschen bewohnen, hat, indem es sich durch mehre Längen- und Breitegraden hindurch erstreckt, als Europa und Afrika zusammen, und auch einen größern Flächeninhalt besitzt, als diese beiden Welttheile, ferner weil es von den höchsten Gebirgen durchzogen, und mit ausgedehnten Berg- und Thalebenen versehen, von weiten Meerbusen oft tief eingeschnitten, und von den größten Strömen der Welt durchzogen ist, ein sehr mannichfaltiges Klima, welches indeß im Allgemeinen durch eine verhältnißmäßig niedere Temperatur sich auszeichnet. Demnach wäre es für eine höhere Kultur der Völker nicht ungünstig, wenn diese nicht, verhältnißmäßig wenig zahlreich, meist an den einzelnen Stellen, wo sie hausen, hinlänglichen Lebensunterhalt fänden. So bedarf der eine Stamm des andern nicht, jeder Stamm kümmert sich nur um sich selbst, die nächsten Nachbarstämme sprechen oft ganz verschiedene Sprachen; demnach bleibt auch jeder Stamm isolirt auf niederer Stufe der Kultur stehen, um so mehr, als seit mehr als 300 Jahren die Eingebornen von den Europäern fortwährend bekriegt und immer mehr und mehr beschränkt, nur auf die Vertheidigung ihrer Existenz Bedacht nehmen können. Hätte das amerikanische Volk sich in sich selbst allmählig entwickeln können, wäre es wohl ohne Zweifel langsam aber sicher in dem Kulturzustande fortgeschritten, welcher in Mexiko und Peru zur Zeit der Entdeckung schon ziemlich blühte und in seiner damaligen Gestalt wahrscheinlich seit der großen amerikanischen Völkerwanderung im 12. und 13. Jahrhundert, in Peru seit dem ersten Auftreten der Inkastammes unter Manco-Capac, sich zu bilden begonnen hatte. Allein die amerikanische, dem Jünglingsalter entsprechende Race, konnte trotz ihrer Kraft und ihres Muthes weder der Taktik der Weißen widerstehen, noch als zu wenig vorgebildet ihren Künsten und Wissenschaften folgen, und versank deshalb seit jener Zeit auch da, wo bei ihnen schon etwas mehr Bildung herrschte, allmählig in rohe Barbarei zurück. Die nördlichen Bewohner Amerika's gehören offenbar zur mongolischen Race, und grenzen auch an manchen Stellen sehr nahe an asiatische Völker, sind z. B. an einigen Stellen nur 30—40 Meilen von den Hütten der Tschuktschen entfernt. Zu der amerikanischen Race gehören aber schon die Indianer an der Nordwestküste, die Apaches, Crowindianer am obern Missouri, wo auch Völker von hoher Statur und mit blonden Haaren wohnen, welche reiner als die englischen Waleser das Walesische sprechen und deren celtische Vorfahren, von denen sie noch Handschriften besitzen, wahrscheinlich in ziemlich entlegener Zeit an dieser Küste strandeten. Die Indianer Canada's, der vereinigten Staaten und der Länder der freien Indianer, sind im Allgemeinen groß, wohlproportionirt, hager, kupferfarben, mit dunkelbraunen Haaren und oft mit Adlernasen; besonders groß sind die Chippeways, Irokesen, Huronen (zum Theil Christen), mit besonders schönen Zügen die Cherokesen und Osagen. Diese Völker sind meist Nomaden, theils wohnen sie in größern und kleinern Dörfern oder Städten unter Kaziken, und wissen außer Waffen und Fischergeräth mancherlei Zeuche aus Hanf und Federn, Pfeifen, irdene Gefäße und dergl. anzufertigen. Die Kalifornier zeichnen sich besonders durch dunkle, braune Hautfarbe aus, sind sehr häßlich und haben in ihrer Physiognomie viel Negerartiges; ihre Nase ist kurz, die Stirne sehr niedrig, das Haar sehr straff, und der Körper klein. Die Mexikaner sind mehr klein als groß, haben olivenfarbene Haut, dünne Bärte, schwarze Augen, erreichen oft ein hohes Alter. Mißbildungen sind nach v. Humboldt bei denselben sehr selten. Auf den westindischen Inseln sind die Caraiben rothbraun; zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoko haben sie mittlere, sogar bedeutende Größe, regelmäßige, schöne Gesichtszüge, ziemlich helle Farbe, schwarze Haare und schmale Nase; in den Wäldern Gujana's leben sogar fast ganz weiße Völker. Neben diesen größern Völkern gibt es auch sehr kleine, namentlich die Guayca's am Orinoko, welche nur 4 Fuß hoch werden und eine weiße Gesichtsfarbe haben. Die Völker südlich vom Amazonenstrom sind im Allgemeinen mehr klein als groß, obgleich mehre unter ihnen eine herkulische Höhe erreichen, u. entweder kupferfarben, namentlich auf der Westküste die Peruaner, oder gelbbraun, die Brasilianer, unter denen es manche mit sehr mongolisch-chinesischen Physiognomien gibt, z. B. die sich die Ohren und Unterlippe durchbohrenden Botokuden, andere mit jüdischen, namentlich die Coroados, noch andere mit runden Gesichtern, die Puris, nirgends aber solche mit ovalem Gesicht. Die Indianer in Minas zeichnen sich durch ein sehr schmales Gesicht aus, und die Weiber sollen nur die Größe zehnjähriger Kinder erreichen. Klein sind die Guaranis in Paraguay mit breitem Kopf und Gesicht und kurzer, schmaler Nase. Größer sind die Payagua's mit schmalem Kopf, sehr wild und kriegerisch die Charruas, östlichen Uruguas, denen mehre Reisende das

Vermögen zu lachen abgesprochen haben. Noch größer sind die Moluchen in Chili, mit regelmäßigen Zügen, breitem und vollem Gesicht, platter Nase und kupferfarbig, mitunter sogar, z. B. in der Provinz Borca, weiß; die Araukaner sind kupferfarbig, stark, muskulös, mit rundem Gesicht, kurzer, breiter Nase und weibischen Zügen. Die Pampas in den weiten Ebenen von La Plata gleichen hinsichtlich der Größe den Spaniern, haben einen runden, dicken Kopf, breites Gesicht, gelbe Farbe. Die größten Völker der Erde sind die Patagonen in Magelhaensland mit großknochigem, muskulösem Körper, sehr langen Extremitäten, kleinen Händen und Füßen, und von brauner Farbe. Die Feuerländer oder Pescheräs stellen gewissermaßen die südlichen Polarvölker vor, haben eine ähnliche Farbe, ein ähnliches, sparsames, schwarzes, schlichtes Haar, wie die Hyperboräer, einen dünnen Bart, dunkle Iris, großen, zwischen den Schultern sitzenden Kopf, magere Beine, großen Mund und dicke Lippen, und erreichen nur eine unbedeutende Größe. Troz des kalten Klima's, welches sie bewohnen, gehen sie doch größtentheils nackt, sitzen daheim aber fast fortwährend am Feuer, um sich zu erwärmen; der Hund ist ihr alleiniges Hausthier.

IV. Die äthiopische Race. Im Süden der kaukasischen Race, jenseits der afrikanischen Wüste, oder vielmehr des Senegal, wohnt das Negervolk. Es charakterisirt sich nicht allein durch die Hautbeschaffenheit, sondern auch besonders durch Physiognomie und Sitten. Der Gesichtswinkel beträgt 75–80°. Stellt man den Schädel eines Negers ohne den Unterkiefer auf eine horizontale Ebene, und betrachtet ihn dann senkrecht von oben, so wird ein großer Theil der Gesichtsknochen, die Augenhöhlen, Nasenknochen, Schneidezähne, oft sogar die Augen- und vorderen Backenzähne gesehen. Das Becken ist lang, die Brüste fleischig und herabhängend, die Geschlechtstheile sehr entwickelt, oft gewisse Ueberwucherungen zeigend; die Menstruation stellt sich ziemlich früh ein, und die Weiber sind sehr fruchtbar; die Statur ist schlank, Nacken und Brust breit, der Rumpf im gehörigen Verhältniß zu den Extremitäten, weshalb sie im Allgemeinen auch nur eine Mittelgröße haben, der Vorderarm ist nicht viel länger als der Oberarm, die Finger und Zehen lang, die Waden und Oberschenkel eher schwach als stark. Die Haut ist dick, ebenso das Rete Malpighi, welches leicht als selbstständige Schicht zu sondern ist, am schwächsten ist diese Schicht in der Handfläche und Fußsohle, weshalb hier sogar die schwärzesten Neger grauweiß erscheinen. Die Epidermis ist zwar dick, aber nicht hart, weshalb die Haut des Negers sammtartig anzufühlen ist. Wegen der starken Hautentwickelung ist auch die Hautausdünstung kopiös und stark riechend, hingegen ist die Hautthätigkeit hinsichtlich der Haarproduktion schwach, die Haare erscheinen auf dem Körper nur spärlich, aber koncentrirt auf dem Kopfe, wo sie kurz, kraus und wollig sind; sie sind schwarz, platt und spiralförmig gewunden. Die Haut ist vom tiefen Schwarz bis zum Olivenbraun und Dunkelgelb, die Iris schwarz, die Hornhaut gelb. In geistiger Hinsicht stehen die Neger auf sehr niedriger Stufe, sie sind in roher Sinnlichkeit befangen, ausschweifend, haben wenig Schaamgefühl und bei der Zeugung oft nur den Zweck im Auge, Nachkommen zu erzielen, um sie an Sklavenhändler zu verkaufen; sie sind rachsüchtig, gut behandelt aber auch treu, wie wir denn manche Negervölker, besonders mehr im Innern des Landes, von gutmüthigem Charakter antreffen; die Neger lieben sehr die Musik, sie sind Götzendiener, verehren Schlangen, Bäume und dergl.; viele sind Mohammedaner. Sie leben meist in kleineren oder größeren Horden, andere aber in einzelnen Staaten; die Horden führen fast beständig mit einander Krieg, hauptsächlich zu dem Zwecke, Gefangene zu machen und sie zu verkaufen. Ihre Beschäftigung ist nach den Gegenden verschieden, bald Jagd, bald Fischerei, hin und wieder Ackerbau und mancherlei Gewerbe. Die Einfachheit des Volkes in körperlicher und geistiger Hinsicht ist dem eigenthümlichen Charakter des Landes entsprechend, dessen größten Theil ungeheure, von den Sonnenstrahlen durchglühte, unfruchtbare Sandwüsten bedecken, dessen fruchtbarer Boden auf die Meeresküsten und Ufer der in keinem Welttheile verhältnißmäßig in so geringer Zahl und Größe als hier vorkommenden Flüsse, und auf den Fuß der wenigen nur eine mittlere Höhe erreichenden Gebirge beschränkt ist. Man hat nicht wenige Beispiele von Negern, welche sich als Geistliche, Philosophen, Philologen, Historiker, Mathematiker, Physiker, Aerzte und Dichter ausgezeichnet haben, wie denn der geistreichste und gelehrteste Mann, welchen Bory de St. Vincent auf Isle de France kennen lernte, nicht eben ein Weißer war, sondern der Neger Silleto Geoffroy, korrespondirendes Mitglied der alten Akademie der Wissenschaften, und später des Instituts. Wenn demnach es nicht zu bezweifeln steht, daß der Neger überhaupt einer höheren geistigen Entwickelung fähig ist, und auch deshalb auf gleiche Menschenrechte mit den Kaukasiern Anspruch machen kann, so steht doch fest, daß dieses Volk nur passiv, d. i., als Sklavenvolk in die Geschichte eingreift. Es ist heilige Pflicht der kultivirten Nationen, namentlich der kaukasischen, auf dem gegenwärtigen Höhepunkte ihrer eigenen Bildung, zunächst durch Abschaffung des Sklavenhandels dem Negervolke die innere Entwickelung in und durch sich selbst zu erleichtern. Zwar hat sich der Sklavenhandel, seit die mächtigsten seefahrenden Staaten denselben verboten haben, in gewissen Wässern etwas verringert, aber dafür im Einzelnen sehr verschlimmert. Wie jeder Schmuggelhandel für die Waare ein größeres Risiko herbeiführt, als ein freier, gesetzlicher Verkehr, so hat sich auch das Schicksal für die, verbotener Weise verschifften Sklaven härter gestaltet als früher. Daß Negerhändler bei herannahenden Wachtschiffen die Sklaven in Tonnen verpackten und sie so den Wogen des Oceans preisgaben, davon hat man erst die Beispiele, seit der Sklavenhandel beschränkt, nicht energisch aufgehoben worden ist. Nur das Einverständniß aller christlichen Nationen, sowohl der Schifffahrt treibenden, als auch

derjenigen, in deren Ländern überhaupt noch Menschen als Sklaven geduldet werden, ist im Stande, den schon seit den ältesten Zeiten bestehenden, von den Phöniciern, Aegyptern, Assyrern, Persern, Karthagern, Griechen und Römern betriebenen, aber am Ende des 15. Jahrhunderts von den Portugiesen (welche letztere leider wieder in unsern Tagen auf eine das Herz aller Gebildeten empörende Weise gegen die von den Engländern ergriffenen neuesten Maßregeln hinsichtlich des Sklavenhandels das Wort zu führen versucht haben) und Spaniern erst recht aufgebrachten, unter Kaiser Karl V. gesetzlich erlaubten, und von Papst Leo X. deshalb, weil die Neger keine Christen seyen und folglich Freiheit nicht in Anspruch nehmen könnten, förmlich sanktionirten Menschenhandel vom Grund aus zu vernichten. Fehlt der Hehler, so fehlt auch der Stehler: werden nirgends mehr Sklaven geduldet, so wird auch im Vaterlande der Aethiopier selbst der Menschenhandel und die Menschenjagd aufhören, welche letztere noch gegenwärtig systematisch vom Pascha von Aegypten von Zeit zu Zeit in Sennaar betrieben wird, und wobei noch bei weitem größere Grausamkeiten verübt werden, als die Sklaven in den Kolonien erdulden müssen. Unter den Negern gibt es gebildetere Stämme, von schönerem Ansehen, höherer Stirn, schmaler Nase; zu diesen Gebildeteren gehören die Neger von Sudan, namentlich die Bambevianer, Tombuktuer, welche gastfrei, meist Mohammedaner sind, in größeren, oft sehr großen Städten (Tombuktu) wohnen, Schulen haben, worin der Koran gelehrt wird; ferner viele Neger Senegambiens, als die Jolofs (sehr kräftig, schwarz wie Ebenholz), Mandingos (gelblichschwarz), Telups, Serawallihs, Dschellonkes (gute Seifensieder, Eisenarbeiter), Serraner; in Oberguinea, wo die Neger einen besonders unangenehmen Geruch verbreiten, die sehr starken Faktees (Holz-, Eisenarbeiter, Maurer, Zimmerleute), die kräftigen Aschantees, und die sehr kriegerischen, Handel und Gewerbe treibenden Ayos; an der Nordostspitze die Somaulis von schöner Gestalt, in Kordofan die Nubes mit schöner Nase. Hingegen gehören zu den häßlichen, sehr breitnasigen Negern die Papels, Bclaners, Biafaras, die sehr wilden Gallas, Maquas mit sehr dicker Oberlippe, Mosjous mit sehr hohen Kiefern und dicken Lippen, so wie die ganz rohen Schaggas, welche man früher für Anthropophagen hielt. Zu dieser Race gehören auch die Hottentotten und Kaffern, jene an der Südwest-, diese an der Südostküste. Die **Hottentotten**, bis zum 22° südlicher Breite sind sehr häßliche Menschen mit breiten, mongolischen Gesichtern, breiter Glabelle, oben flacher, unten breiter vorspringender Nase, enggeschlitzten, wenig geöffneten Augen; die Stirn ist zwar in ihrem vorderen Theile vorragend, aber der Scheitel ganz abgeplattet, die Backenknochen und die Kiefer nebst den Zähnen stehen vor; die dicken Lippen bilden ein rüsselförmiges, großes Maul, die Ohren sind klein, abstehend, der Bart sehr schwach; die Farbe braun oder rußgelb wie schwarz; die Augen kastanienbraun, das Haar schwarz, kurz, wollig und zottig, die Extremitäten dünn und schwach, die Brüste hängend, die Brustwarze breit, die Weiber sind noch kleiner und häßlicher, als die Männer. Der geistige Charakter dieses Volkes ist ein sehr niederer; es ist sehr dumm, wollüstig, feige; die Hottentotten haben ihre Beschwörer und glauben an gute und böse Geister; ihr Sprechen ist fortwährend mit einem schnalzenden Tone verbunden; sie sollen selten über 50—60 Jahre alt werden. Einzelne Stämme der Hottentotten sind die Dammaras, Namaguas, Coranas, Hujuanas, Buschmänner, letztere ein besonderes häßliches Volk mit kleinen Ohren, deren Tragus unbedeutend, und deren Helix kurz ist, mit sehr dünnen Beinen, mit S-förmiger Biegung des Rückgrats in der Lendengegend und hauptsächlich mit dem oben beschriebenen Fettpolster auf den Gluteen und mit den verlängerten Nymphen. — Die **Kaffern**. Sie bewohnen die östliche Hälfte der Südspitze Afrika's, und zwar vom 18° südlicher Breite an, so wie auf der Westküste Madagaskars, sind meist Hirten, Jäger, leben hauptsächlich von Milch, treiben etwas Ackerbau, verfertigen künstliche Jagd- und andere Geräthschaften, welche sie mit allerhand Schnitzwerk oft fein verzieren, verstehen gegohrene Getränke aus Hirse zu bereiten. Sie sind kriegerisch, dabei doch gutmüthig und gastfreundlich, haben mehre religiöse Gebräuche und nehmen einen unsichtbaren Gott an, den sie jedoch nicht verehren. Die bei ihnen vorkommenden geringen astrologischen Kenntnisse, ihre Beschneidung und der Umstand, daß in manchen ihrer Wörter schwache Spuren arabischer Abstammung vorkommen, hat Manche verleitet, sie für Abkömmlinge von Beduinenstämmen zu halten, obwohl sich diese Erscheinungen viel besser durch die im östlichen Theil Afrika's ziemlich allgemein, wenn auch oft nur in schwachen Spuren, verbreitete mohammedanische Religion, welche wir ja auch bei so vielen Negern antreffen, erklären lassen. Sie sind größer als die Hottentotten, haben schöne, wohl proportionirte Gliedmaßen, oft angenehme Gesichtsbildung, erhabenen Nasenrücken, fast Adlernase, hohe Stirn, dabei dicke Lippen und prominirende Backenknochen; der Bart ist zwar schwach, aber stärker, als bei ihren westlichen Nachbarn, das Haar schwarz, kurz, wollig, allein nicht in dem Grade, wie bei den Negern; die Hautfarbe erscheint braun (bei den Koossa), broncefarben (bei den Beetjuanen).

Nach der Darstellung dieser vier Menschenracen müssen wir noch den Blick auf ein Inselland werfen, dessen Bewohner gewöhnlich als malaische Race — von brauner Farbe, mit dichtem, schwarzlockigem Haarwuchs, breiter Nase, großem Mund — bezeichnet zu werden pflegen, die aber, wie die neueren Reisenden dargethan haben, unter sich so verschieden sind, daß sie bald den Charakter der mongolischen und amerikanischen, bald den der kaukasischen, bald hingegen den der äthiopischen Race an sich tragen. Diese Völkerstämme bewohnen die Halbinsel Malakka und die Inseln des großen Oceans zwischen Ostafrika und Westamerika, und kommen mit ihren verschiedenen Charakteren nicht allein auf von einander entfernten, sondern auf einander sehr

nahe gelegenen, ja sogar auf denselben Inseln vor, nur, daß der eine Stamm mehr die Küsten, ein anderer mehr das Innere bewohnt. Die der kaukasischen Race entsprechenden Völker sind die Oceanier; sie erscheinen groß, von starkem Körperbau, aber mit großen und plumpen Beinen; die Gesichtsbildung ist angenehm, der kaukasischen ähnlich, oft mit griechischer Nase; die Hautfarbe ist gelb, oft weiß, das Haar schwarz, lang, wellenförmig in Locken auf die Schultern herabhängend, Zähne schön, Ohren klein. Sie sind unerschrocken, zutraulich und zur Civilisation geneigt; sie verzieren ihre Waffen mit sehr künstlichem Schnitzwerk, bauen Schiffe und treiben Seeräuberei. Sie bewohnen besonders die Küsten. Hierzu gehören die Bewohner der Osterinseln, nach Chamisso wohlgebildet, schlank, von schöner, ausdrucksvoller Physiognomie und kastanienbrauner Farbe. Die Marquesasinsulaner sind sehr schön, sowohl hinsichtlich des Wuchses, als auch der Physiognomie, haben blühende Gesichtsfarbe und eine sehr ovale Schädelform. Die Bewohner der Gesellschaftsinseln sind olivenbraun, oft weiß, mit schwarzen, braunen, blonden, gelben Haaren, aber meist mit etwas platt gedrückter Nase. Die Sandwichinsulaner sind sehr groß, die Häuptlinge, nach Quoy und Gaimard, wohl 6 Fuß; die Weiber sind besonders fett, die Farbe ist nußbraun, das Haar schwarz, schlicht oder gelockt. Die Freundschaftsinsulaner sind sehr groß, breitschultrig, muskulös und schön, so daß die Weiber in einzelnen Fällen große Aehnlichkeit mit manchen ägyptischen Statuen haben; die Hautfarbe olivenbraun, das Haar meist schwarz. Auf diesen Inseln, namentlich auf Tonga, herrscht besonders unter den Häuptlingen die Sitte, bei Erkrankungen der nächsten Anverwandten sich einen oder beide kleine Finger im ersten Gelenk abzuschneiden, in der Hoffnung, daß jene durch ein solches Sühnopfer ihre Gesundheit wieder erhalten; — von 10 Individuen sind nach Quoy und Gaimard etwa 7 auf diese Weise verstümmelt. Die Neuseeländer, welche Bory de St. Vincent als den Urstamm aller Oceanier betrachtet, haben nur mittlere Größe, schwarzes, wellenförmiges Haar und dunkelgelbe Farbe. Quoy und Gaimard haben mehrere auffallende Uebereinstimmungen dieser Insulaner mit den Büsten von Sokrates, Brutus u. s. w. gesehen. Groß, kupferfarbig, mit langen, schwarzen Haaren, sind die Bewohner der Mulgrave-Inseln; kleiner und von dunkelgelber Farbe die der Karolinischen. Die Völker der Marianen sind schwarzbraun und haben durch die Vermischung mit den Spaniern aus Europa und von Manilla sich allmählig so verändert, daß es wirklich schwer ist, den Stamm, wozu sie gehören, genau anzugeben, obgleich die Hauptcharaktere der Oceanier nicht zu verkennen sind; sie leiden viel an der Lepra, unter der Form der Elephantiasis. — Die der mongolischen und amerikanischen Race entsprechenden Völker sind die eigentlichen Malaien, welche auch vorzugsweise die Küsten der Inseln bewohnen, und fast nirgends ins Innere derselben eingedrungen sind. Ihre Größe ist eine mittlere; dabei zeichnen sie sich durch Zierlichkeit und Schlankheit, so wie durch kleine angenehme Füße aus; die Backenknochen stehen etwas vor, die Augen etwas mehr auseinander, als bei den vorigen, Nase, Lippen und Mund sind nicht häßlich; die Mundhöhle soll bei Vielen inwendig violett gefärbt seyn. Die Hautfarbe ist gelblich, röthlich, kupferfarbig, braun, die Haare schwarz, schlicht, lockig und ziemlich lang, die Augen schwarz, etwas eng, nach außen und oben geschlitzt. Sie werden früh mannbar, sind sehr reinlich, bekleiden einen großen Theil ihres Körpers, und sind gefährliche Seeräuber. Sie bewohnen den östlichen Theil von Madagaskar, die Mauritiusinsel, die Nicobaren (fast schwarz, aber mit schönen Gesichtszügen), die Halbinsel Malakka (welche von Vielen als ursprüngliche Heimath sämmtlicher Malaien betrachtet wird), Sumatra, Java, (wo sie ziemlich mongolische Gesichtsbildung, flache Nase, große Lippen, enggeschlitzte Augen, vorstehende Backenknochen, schlichte, schwarze Haare, gelbe Farbe haben), Borneo, Celebes, (wo sie sehr häßlich sind, mit vorstehenden Backenknochen und viereckigem Kinn), die Molucken, Timor (von rother Farbe), Ternate (wo sie dunkler sind), die Philippinen, Formosa (wo sie fast weiß erscheinen). — Die der äthiopischen Race entsprechenden Völker haben dunkelbraune oder schwarze Farbe, großen Mund, dicke, vorstehende Lippen, eingedrückte Nase, schräg geschlitzte, zuweilen vorstehende Augen, oft dicke Bäuche und hagere Extremitäten. Sie sind verhältnißmäßig klein, haben schwarze, schlichte oder auch krause Haare, sind mißtrauisch und sehr dumm, leben in einzelnen Horden, bevölkern manche Inseln ganz, auf andern nur die mehr nach innen gelegenen Theile; sie vermehren sich wenig, sind eifersüchtig auf ihre Weiber und bekriegen sich fast ununterbrochen, oft sind sie Menschenfresser. Die hierher gehörenden Völker zerfallen in 4 Hauptstämme: Die Papus, von schwarzer, ins Gelbliche übergehender Farbe; sie sind ziemlich groß, mit wohlproportionirten Extremitäten, haben schwarzes, ziemlich langes, krauses, wolliges Haar, schwachen Bart, dicke und lange Augenbrauen, hohe Stirn, etwas vorspringende Backenknochen, aufgestülpte, breite Nase. Sie bewohnen Neu-Guinea, Mallikolo, Waigiou, Neu-Brittanien, Neu-Hannover, Neu-Irland, Vanikoroo, die Fidjiinseln, Neu-Kaledonien, die Herveysinseln u. s. w. Die Neu-Guineenser haben ein sehr krauses, buschiges Haar, beide Hauptdimensionen des Gesichts sind sich gleich, in seltenen Fällen trifft man angenehme Physiognomien, besonders bei jüngeren Subjekten. Die Neu-Hannoveraner sind sehr schwarz, stark, mit dicken Köpfen. Die Neu-Irländer sind weniger im Verkehr mit anderen Völkern, als die Neu-Guineenser, haben vorspringende Backenknochen, breites Gesicht, eingedrückte Nase, kleine und etwas schräg gestellte Augen, fast gar keinen Bart; ihre Größe ist eine mittlere, sie sind sehr mißtrauisch und gehen fast ganz nackt. Die Bewohner von Vanikoroo haben wegen der breiten Backenknochen, des seitlich breitgedrückten Kopfes, des sehr eingedrückten Nasenrückens, der dicken Lipen, des kurzen

Kinns, der hochstehenden Waden und langen Fersen und des ganz wolligen Haares besonders viel Aehnlichkeit mit den Negern. Bei Weitem schöner sind die Fidjiinsulaner, 5—6 Fuß hoch, wohl proportionirt, kraftvoll und schlank, chokoladenfarbig; Stirn und Nase breit, Lippen dick. Die Gewohnheit, die getödteten Feinde zu verzehren, herrscht bei ihnen in sehr hohem Grade. — 2) Die **Vandimens-Länder**. Die Bewohner Vandimenslands od. Lessons Tesmanier haben auch ein schwarzes, wolliges Haar, jedoch ist dieses kurz, ganz wie bei den Negern, denen sie im Allgemeinenen sehr ähnlich sind, hinsichtlich der Häßlichkeit und Brutalität dieselben aber bei Weitem übertreffen. Die Nase ist sehr breit, der Mund groß, mit ungeheuer dicken Lippen; die Hautfarbe schwarz, Augenbrauen stark gewölbt, Kiefer und Backenknochen stark vorstehend. Sie sind sehr dumm und träge, gehen fast nackt, und haben bis jetzt noch gar keine Civilisation angenommen. — 3) Die **Alfuros**. Im Innern einer großen Anzahl von Inseln des stillen Oceans, namentlich auf Neu-Guinea, wo sie Endamanen heißen, Celebes, Waigiou, den Philippinen, Molucken, Borneo, Sumatra, Java, ferner in Formosa, hin und wieder in Vorderindien, so wie im Innern von Ceylon, wohnen Völker von schwarzer oder brauner Hautfarbe, mit schwarzen sehr langen, aber schlichten, straffen Haaren, ovalem zugerundetem Gesicht, ziemlich wohlgebildeten Augen, dicken Augenbrauen, von kleiner, aber proportionirter Gestalt. Ihre Hautfarbe erscheint um so heller, je höher auf den Bergen, und in je reinerer Luft diese Menschen sich aufhalten. Sie scheinen durch andere Völkerstämme, besonders durch Malaien, Oceanier und Papus ins Innere verdrängt zu seyn, und führen mit denselben oft Kriege. Im Allgemeinen sind sie übrigens friedliebend und arbeitsam, treiben etwas Ackerbau. Sie bauen ihre Hütten auf Bäumen. — 4) Die **Neu-Holländer**. Sie bewohnen Neu-Holland, haben einen dicken Kopf mit zurücktretender Stirn, vorspringenden Augenbrauenbögen, glatte und breite Nase, vorspringende Kiefer- und Schneidezähne, großen Mund mit wulstigen, fast rüsselförmigen Lippen; das Zahnfleisch ist sehr blaß, die Haut braun, ambrafarbig, das Haar schwarz oder braun und zottig, aber nicht wollig, die Augen schwarz, ziemlich klein, schräg und tiefliegend, das Kinn viereckig. Der Körper mittelmäßig groß, aber im Verhältniß zu den dünnen, mageren Extremitäten dick und stark, besonders dick der Bauch. Diese Magerheit der Extremitäten leiten Quoy und Gaimard von Elend und Nahrungsmangel her, indem sie bei englischen Fischern gefangene Neu-Holländerinnen sahen, welche früher sehr magere Beine gehabt hatten, nun aber bei gehöriger, hinlänglicher Nahrung recht wohlgebildete und starke Extremitäten bekommen hatten; den Grund der dicken Bäuche suchen jene Reisenden darin, daß diese Menschen oft großen Nahrungsmangel leiden, zu anderen Zeiten aber, etwa wenn das Meer viele Konchylien ans Land gespült, desto größere Quantitäten verschlingen. Das Becken der Weiber ist eben so schmal als das der Männer; sie leben in kleinen Horden, oft sogar nur paarweise, haben keine Kähne, Bogen und Pfeile, aber wohl Spieße, Keulen und einiges Fischergeräthe. Die Neu-Holländer an der König- und Georgs-Bai müssen einen starken Winter aushalten, gegen den sie durch nichts als elende Hütten, ein über die Schultern herabhängendes Känguruhfell, welches ihre Geschlechtstheile gänzlich unbedeckt läßt, und durch Feuer geschützt sind. In dieser Gegend besteht die Nahrung fast nur in Eidechsen, Konchylien und einigen magern Wurzeln.

Liter.: **Blumenbach**, De generis humani varietate nativa. Göttingen, 1776; 2. Aufl. 1782; 3. Aufl. 1795; — **Zimmmermann** geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere, Bd. I, 1778; — **Blumenbach**, Decades collectionis suae craniorum diversarum gentium Dec. 1—7, Göttingen, 1790—1828; — **P. Camper**, Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters, übers. von **Sömmerring**, Berlin 1792; — **J. J. Virey**, Histoire naturelle du genre humain, neue Aufl., Paris 1824; — **F. H. Link**, Die Urwelt, zweite Aufl., Berlin 1828; — **E. de Lacepède**, Histoire naturelle de l'homme, Paris 1822; — **Desmoulins**, Histoire naturelle de races humaines, Paris 1826; — **G. Vrolik**, Considerations sur la diversité de bassins de différentes races humaines, Amsterd. 1826; — **Van der Höven**, Ueber die Menschenracen in Tijdehrift|vor naturlyke geschiedeniss, Thl. 1. und 2.; — **W. F. Edwards**, Des charactères physiologiques des races humaines, Paris 1829; — **J. M. Weber**, Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menschen, Kempten 1831; — **J. H. Hoffbauer**, Der Mensch in allen Zonen der Erde, Leipz. 1832; — **K. Fr. Burdach**, Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, Stuttg. 1836; — **P. P. Broc**, Essai sur les races humaines, considérées sous les rapportes anatomiques et physiologiques, Paris 1836; — **F. Tiedemann**, Das Hirn des Negers, mit dem des Europäers und Orang-Utangs verglichen, Heidelb. 1837; — **Bory de St. Vincent**, Der Mensch, 3. Aufl. übers. Weimar 1837; — **H. H.**, Die Menschenracen, in der deutschen Vierteljahrschrift, 2. Heft, 1838; — **J. C. Prichard**, Researches into the physical history of Mankind, 2. Aufl., Lond. 1826; übers. mit Zusätzen und Anmerkungen von **R. Wagner**, Leipz. 1839; — **Eberhard**, Die Menschenracen, Einladungsschrift zur Feier des Stiftungsfestes des Gymnasii Casimiriani zu Koburg, Koburg 1844.

Menschenraub, (plagium), die widerrechtliche Versetzung eines Menschen in den Zustand faktischer Unfreiheit, insbesondere durch Gefangenhaltung und Wegführung (Raub); gehört zu den schwersten Verbrechen gegen die persönliche Freiheit. Schon die mosaische Gesetzgebung verfolgt diese Missethat, welche die Söhne Jakobs an ihrem Bruder Joseph begangen hatten und deren außer der heil. Schrift auch **Justin** gedenkt, mit den schwersten Strafen. Ein Ver-

brecher dieser Art mußte sterben, einerlei, ob der Geraubte sich noch in der Gewalt des Räubers befand oder bereits (durch Verkauf) in fremde Gewalt gekommen war (s. 2. Mos. 21, 16 u. 5 Mos. 24, 7). Die früheste Geschichte der Römer zeigt uns den sogenannten Raub der Sabinerinnen, der gleichsam den römischen Staat gründete (s. darüber Romulus). In spätern Zeiten wurde M. noch gewöhnlicher, besonders unter der Kaiserzeit, wo ihn die Despoten gewissermaßen als ein Herrscherprivilegium in monströser Schändlichkeit zu verüben pflegten. Von dem Kaiser Tiberius berichtet Tacitus, indem er seiner Wollust gedenkt: „Bestellte Sclaven mußten Leute aufsuchen und herbeischleppen, Geschenke für Willige, Drohungen gegen Weigernde anwenden, und hielt ein Verwandter oder Vater sie zurück, so verübten sie Gewalt, Menschenraub u. was ihnen beliebte“. — Das neuere römische Recht verpönt das Plagium mit schwerer Strafe. Es versteht darunter jede Innebehaltung, Verheimlichung oder Unterdrückung eines fremden Sklaven oder Verführung desselben zum Verlassen seines Herrn, sowie jeden widerrechtlichen Verkauf und Ankauf (überhaupt Veräußerung) eines Sklaven oder Freien. Das Plagium erscheint wenigstens dann mit der Todesstrafe bedroht, wenn dadurch ein Freier in faktische Unfreiheit gesetzt wurde. Das kanonische Recht diktirt dieselbe Strafe (Cap. IX de furto). Beide Gesetzgebungen wurden zur Richtschnur der gemeinrechtlichen Praxis, die in neuerer Zeit von der Todesstrafe abwich. — Die Geschichte des Mittelalters ist reich an Beispielen des Menschenraubs und ähnlicher Gewaltthätigkeiten und Attentate gegen die persönliche Freiheit. Wir erinnern an die Gefangenhaltung Richards Löwenherz (s. d.), an die That des Ritters Kunz von Kauffungen (s. Prinzenraub), u. A. Die Rechtsbücher der germanischen Völker des Mittelalters heben unter den verpönten Gewaltthätigkeiten namentlich das Menschenfangen hervor und bedrohen diesen Frevel mit Strafen, besonders mit beträchtlichen Geldbußen. Die Kapitularien der fränk. Könige bedrohen ganz allgemein Den, welcher einen Menschen raubt und verkauft, mit der Todesstrafe. Auch der Sachsenspiegel (II, 13, §. 5) u. der Schwabenspiegel (212, 151. 4) thun dieses; beide Landrechte diktiren die Strafe der Enthauptung, wie sie auch an Kunz von Kauffungen vollzogen ward. Mehre nach Errichtung des allgemeinen Landfriedens (im J. 1495 unter Maximilian I.) erlassene Reichsgesetze erkennen solche Frevel als Bruch desselben und fordern dazu auf, den Schuldigen vor dem zur Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens niedergesetzten Reichsgerichte zu verfolgen, ohne jedoch die Strafe auszusprechen, auf welche zu erkennen sey. So heißt es z. B. Kap. 4, §. 6. des Reichsabschieds vom J. 1512: „Im H. Reiche jetzo etwas hochbeschwerliche unehrliche und unerhörte That und Mißhandlung einbrechen, also, daß einer den anderen heimlich fahet, verblendt, hinwegführt, zu Zeiten für sich selbst in seinem Gefängniß heimlich enthält, zu Zeiten andere erkauft oder übergiebt oder in andere Hände fahet.“ In England gestattete ein Gesetz des Mittelalters eine eigene Art von M., die sogen. Matrosenpresse [s. Pressen 4)]. — Später, als die Geringschätzung der Rechte, sowohl des gemeinen Wesens, als des Einzelnen, immer mehr zunahm, nahm die Politik und der Despotismus mit seinen Leidenschaften und Interessen die Rolle des erloschenen Faustrechts auf. Die Bücher der Geschichte geben den Beleg. Die Annalen des 18. Jahrhunderts sind erfüllt von Freveln, welche von oben her ungescheut begangen wurden, während doch das vor der Gewalt verstummende Gesetz sie verdammte. Um zu verhüten, daß einer der 3 Söhne des Königs Joh. Sobiesky von Polen, die sich damals zu Ohlau in Schlesien auf ihren Besitzungen aufhielten, zum Könige gewählt werde, war König August von Polen, durch die Generalkonföderation (6. Febr. 1704) des Thrones entsetzt, nicht in den Mitteln verlegen. Er sendete 30 verkleidete Officiere nach Schlesien, um auf kaiserl. Gebiete den Prinzen Jakob aufzuheben u. die adeligen Herren des sächs. Heeres (so erzählt Schlosser) hielten es keineswegs für schimpflich, daß sie verkleidet wie Mörder im Walde versteckt lagen, bis die Sobieskys, Jakob u. Konstantin, von Breslau nach Ohlau fuhren. Sie überfielen die Prinzen und diese wurden erst auf die Pleißenburg bei Leipzig, dann auf den Königstein gebracht. Der Friede von Altranstädt bewirkte ihre Befreiung. Eine ähnliche Gewaltthat ist die Gefangennehmung des schwedischen Majors Sinclair und seines Begleiters, eines französischen Kaufmanns mit Namen Coutourier in Schlesien und deren Wegführung über die österreichische Grenze nach Sachsen. Sinclair wurde ermordet und sein Begleiter auf der Feste Somenstein bei Dresden geraume Zeit gefangen gehalten. Bekannt ist der berüchtigte Pakt zwischen dem Kaiser Peter dem Großen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, zu dessen Vollziehung von oben her M. im großen Style ausgeübt wurde. Schlosser sagt vom Letzteren: „Sogar die Arbeiter seiner westphäl. Fabriken, so sehr er sonst Fabriken und Manufakturen beförderte, behandelte er, wie Peter seine Russen. Peter schickte dem Könige große Leute für sein Regiment, der König ließ Stahlschmiede aus der Grafschaft Mark und Westphalen ausheben, von Militärposten zu Militärposten, als wären es Verbrecher, an die Grenze transportiren und dort den Russen übergeben, um deren Fabriken einzurichten“ und fügt hinzu: „Soldaten hob der König nicht bloß mit Gewalt in seinem Lande aus, ohne, wenn sich jemand durch Körpergröße auszeichnete, auf Verhältnisse, Stand, Beschäftigung Rücksicht zu nehmen, sondern er hatte einen förmlichen Menschenkauf und Menschenraub eingerichtet. Er nahm Reisende weg, er entführte Soldaten, die in fremden Diensten standen. Er gerieth mit den Holländern, denen er sonst sehr gewogen war, in eine offene Feindschaft, weil sie seine Werber nicht duldeten und die Entführung ihrer Soldaten durch Hinrichtung des Offiziers rächten, der sie ausgeübt hatte. Auch Bayern und die bischöfliche Regierung in Aichstedt wollten seine Menschenräuber nicht dulden; andere Staaten benutzten seine

schwache Seiten und gewannen ihn durch Rekruten. Aus Oesterreich, aus Sachsen, aus Mecklenburg wurden dem Könige großgewachsene Männer zugeschickt. Peter lieferte regelmäßig eine nicht unbedeutende Zahl und erhielt dagegen vom Könige von Preußen Fabrikanten, geübte Unteroffiziere, Ingenieure rc. Klein theilt im 20. Bande seiner Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten (Berl., 1800), S. 246—250, einen Strafrechtsfall aus jener Zeit mit, der zwar zeigt, daß einmal ein Menschenräuber zum Tode, und zwar zur schimpflichsten Strafe des Stranges verurtheilt ward, allein zugleich darthut, daß man es nicht so ernstlich meinte und solche Seelenverkäufer gern laufen ließ. Klein erzählt: „Der Geheimerath und Professor zu Halle, N. H. Grundling, hatte einen Sohn hinterlassen, welcher bei dem in Halle garnisonirenden Regimente, dessen Chef damals der Fürst Leopold von Dessau war, als Freikorporal stand. Dieser war es, welcher im J. 1735 in Stollberg wegen einer dort vorgenommenen gewaltsamen Werbung in Verhaft genommen wurde. Er war nämlich dazu gebraucht worden, daß er sich in Gesellschaft einer Feldwaibelsfrau, welche sich für seine Schwester ausgab, nach Stollberg begeben sollte, um die Bekanntschaft eines dortigen Bürgers, mit Namen Happach, zu machen, der sehr groß war und schon ohnehin unter den hannöverischen Truppen gedient hatte. Grundling mußte sich zu diesem Ende für einen Citronenhändler ausgeben und seine angebliche Schwester mit Citronen und Seifenkugeln in den Wirthshäusern herumschicken. Diese zog den Happach durch Liebkosungen an sich, und als er einstmals spät in der Nacht aus dem Wirthshause kam, gab die Feldwaibelsfrau durch eine Umarmung des Happach dem preußischen Kommando, welches sich nebst einem Wagen in die Stadt eingeschlichen hatte, das Zeichen, daß dieses der Mann sey, welcher gefaßt werden sollte. Das Kommando bemächtigte sich darauf desselben, band ihn, warf ihn auf den Wagen und brauchte gegen die auf sein Geschrei herbeieilende Bürger Gewalt. Der Junker von Grundling erhielt von dem dabei kommandirenden Lieutenant den Befehl, die zwei Pferde, welche zum Gebrauche einiger Kommandirten hinter den Wagen angebunden waren, loszubinden. Dieses gab die Veranlassung, daß er zurück bleiben mußte, weil der Wagen schnell fortfuhr und er ihn nicht mehr einholen konnte; er wurde daher von den nacheilenden Bürgern als zum Kommando gehörig ergriffen, hierauf zur Untersuchung gezogen und durch den Schöppenstuhl zu Wittenberg zur Strafe des Stranges verurtheilt. Da er, als der Sohn eines Professors, unter der Obervormundschaft der hallischen Universitätsgerichte stand, so wurden diese veranlaßt, sich seiner anzunehmen. Der damalige König Friedrich Wilhelm I. befahl der Universität Halle, welche den Vorfall an ihn berichtet hatte, dringend, sich seinetwegen bei den dabei interessirten auswärtigen Höfen zu verwenden, und auch der Regimentschef, Fürst Leopold von Dessau, ersuchte die Universität darum. Der dresdner Hof erzeigte sich bereit, den Grundling zu entlassen, unter der Bedingung, daß der Happach auch von Seiten des Regiments den Abschied erhielte, wozu sich aber der Chef desselben, Fürst Leopold, nicht verstehen wollte. Endlich ging bei der Universität unter dem 1. August 1733 die Nachricht ein, daß Grundling seines Arrestes entlassen worden." „Ob", fügt der Verfasser hinzu, „auch Happach seinen Abschied vom Regiment erhalten habe, ergibt sich aus den Universitätsakten nicht." Charakteristisch ist noch folgende Mittheilung im 14. Bande von Kleins Annalen aus dem J. 1794. „Ein hiesiger Unterthan, Friedrich Frenzel, welcher im Dorfe Boblowitz an der österreichischen Grenze diente, hatte im bayerischen Erbfolgekrieg dem damaligen v. wernerschen Husarenregiment zum Ueberfall der kaiserlichen Dragoner in Troppau unter dem Befehle des Generals Knebel den Weg gewiesen. Deshalb wurde kaiserlicher Seits eine Belohnung von 100 Stück Dukaten auf die Gefangennehmung dieses Mannes gesetzt. Sein Vetter, welcher gleich nach gedachtem Kriege von dem damaligen v. wernerschen Regimente desertirte, Johann Konietzky, hatte sich in dem österreichischen Grenzdorfe Skrochorvitz niedergelassen, wo er mit zwei kaiserlichen Korbonisten die Gefangennehmung des Frenzel verabredete. Er lockte zu dem Ende denselben über die Grenze auf das österreichische Gebiet, unter dem Vorwande einer freundschaftlichen Unterredung, und setzte sich mit ihm zum Trinken nieder, worauf die beiden kaiserlichen Korbonisten, die sich in dem Gesträuche versteckt hatten, hervorkamen, sich des Frenzel bemächtigten und ihn gebunden nach Troppau abführten, von wo er hernach nach Brünn transportirt wurde, ohne daß man von seinen weiteren Schicksalen je das Geringste erfahren konnte. Der erst vor einiger Zeit arretirte Inquisit (Konietzky) hat die That geständlich in der Absicht begangen, um die ausgebotene Prämie zu erhalten, die er auch wirklich bekommen hat. Die oberschlesische Amtsregierung hat deshalb gegen ihn auf lebenswierige Festungsstrafe, mit dem Vorbehalte, solche künftig zu mildern, wenn der Geraubte dereinst wieder frei, oder nachgewiesen werden sollte, daß er sich in keiner unglücklichen Lage befinde, angetragen, und die Kriminaldeputation des Kammergerichts ist diesem Antrag beigetreten." — Die von Napoleon befohlene Aufhebung des bourbonischen Herzogs von Enghien auf fremdem, auf deutschem Gebiet ist ein M. der Politik des 19. Jahrhunderts, an das sich ein noch größeres Verbrechen, der Mord anreihte. — Die Geschichte hat mit blutigem Griffel in ihre Annalen eingetragen jene „Subsidienverträge", jene Finanzspekulationen deutscher Fürsten, wodurch an Tausenden von Unterthanen zugleich M. begangen wurde, um sie auf die Schlachtbank zu führen. Als England mit seinen Kolonien in Nordamerika in Kampf gerieth, schloß es mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel einen Traktat ab, wodurch dieser sich verbindlich machte, ein Corps von 12,000 Mann gegen eine

jährliche Summe von 450,000 Thalern nebst 360,000 Thalern für Rekrutirung und Equipirung nach Nordamerika zu schicken, und dieser Traktat kam auch zur Erfüllung, indem wirklich so viele in Soldatenröcke gesteckte Unterthanen auf Schiffe gepackt und nach Nordamerika transportirt wurden. Der Erbprinz gab als Graf von Hanau noch 600 Mann gegen eine jährliche Summe von 25,000 Thalern dazu, und von Zeit zu Zeit wurden zur Ergänzung weitere Haufen eingepackt und nachgeschickt. Nach Schläger lieferte Hessen 16,992 M., von denen nur 10,492 zurückkamen. Dem Beispiel folgten Braunschweig, Anspach, Waldeck, Anhalt, Zerbst u. A. Braunschweig lieferte 5723 Unterthanen, von denen 3015 zurückkamen. Der Erlös für das verkaufte Menschenfleisch floß in die fürstlichen Kassen. Diesem M. an den eigenen Unterthanen sehen wir die besonders von Werbern verübte Seelenkäuferei, den M. an fremden Unterthanen, zur Seite stehen. Durch List, Gewalt und alle Mittel, die, mochten sie noch so schändlich seyn, sich brauchbar zeigten, lockte man junge Leute in das Garn und schleppte sie dann fort, um sie fremden Diensten zu überliefern und oft in entfernten Welttheilen umkommen zu lassen. Noch im J. 1700 äußerte sich v. Berg im 1. Bande seines Handbuches des deutschen Polizeirechts, einen Wunsch ausdrückend, dahin: „Seelenverkäufer und Werber, welche M. als Gewerbe treiben, müssen schlechterdings nicht geduldet, sondern auch streng bestraft werden." Noch bis auf den Augenblick ist der M., die Seelenverkauferei, eine europäische Erscheinung. Der Verfasser der Schrift: „Schweizerskizzen", fügt, indem er von dem Werbsystem in der Schweiz für fremde Fürsten und von Denen redet, welche diesen Söldnerdienst vertheidigen, hinzu: „Sie sagen, es sey eines Jeden freier Wille, sich anwerben zu lassen. Ein schöner freier Wille, wenn schlaue Werber, im Bunde mit schelmischen Wirthen und Freudenmädchen, den einfältigen Bauer, oft Familienvater, übertölpeln, zum Spiele verlocken, betrügen oder betrunken machen, dann einen Engagementsakt unterschreiben lassen und einige Kronenthaler Handgeld geben, damit der Erhandelte Wirth und Dirne bezahlen kann! Und dieser Engagementsakt ist bindend. Da helfen keine Bitten, keine Thränen; da mag der alte Vater, die Mutter, die Frau des Geworbenen oder dessen Braut kommen — die Werber dürfen kein Herz, kein menschliches Gefühl haben." — Inmitten solcher Erscheinungen wurden die, auch den M., die widerrechtliche Gefangennehmung u. s. w. verpönenden Strafgesetzbücher der Neuzeit geschrieben, denen das voranschreitende preußische Gesetzbuch mehr oder weniger zum Muster diente. Das preußische Landrecht handelt (Th. 2, Tit. 20, Abschnitt 13) „von Beleidigungen der Freiheit" (§. 1073—1094). Es heißt nämlich dort: „§. 1073. Niemand soll ohne Recht die persönliche Freiheit eines Anderen beeinträchtigen. §. 1074. Auch im Falle des Züchtigungsrechts ist keine längere, als 8—40stündige Einsperrung erlaubt. §. 1075. Landstreicher, Bettler, versteckte Schuldner, flüchtige Verbrecher, Personen, welche mit gefährlichen Unternehmungen umgehen können so lange, bis die obrigkeitliche Hülfe zu haben ist, auch von Privatpersonen mit Gewalt angehalten und festgenommen werden. §. 1076. Es muß aber die Anzeige oder Ablieferung an die Obrigkeit sofort und längstens binnen 24 Stunden erfolgen. §. 1077. Wer außer diesen Fällen (§. 1075, 1076) und außer seinem Amte einen Menschen, der seines Verstandes mächtig ist, mit Gewalt festhält, einsperrt, oder wider seinen Willen zu etwas nöthiget oder die Vorschriften des §. 1076 übertritt, hat, wenn auch keine der in den folgenden Gesetzen bestimmten erschwerenden Umstände eintreten, dennoch eine Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe von vierzehn Tagen bis zu sechs Monaten verwirkt. §. 1078. Hat eine solche Veraubung der Freiheit über drei Tage gedauert, so treten die in Ansehung der Privatgefängnisse ertheilten Vorschriften ein. §. 1079. Niemand soll ohne Vorwissen des Staats Privatgefängnisse, Zucht- oder Irrenhäuser anlegen. §. 1080. Wer sich dessen unterfängt, hat bloß dadurch 100 — 300 Thaler Geldbuße oder verhältnißmäßige Gefängnißstrafe verwirkt. §. 1081. Wer Jemanden in einem solchen Gefängnisse hält, oder dahin abliefert, soll, wenn auch keine erschwerenden Umstände eintreten und noch kein Schaden entstanden ist, ein- bis zweijährige Festungs- oder Zuchthausstrafe leiden. §. 1082. Hat Jemand dadurch Leben, Verstand oder Gesundheit verloren, so sollen die §§. 797—801 bestimmten Strafen eintreten. §. 1083. Wer Kinder ihren Aeltern raubt oder vorenthält, um sie in einer andern Religion zu erziehen, soll so lange zur persönlichen Haft gebracht werden, bis er dieselben wieder herschafft. §. 1084. Diese Strafe kann bei hartnäckiger Weigerung, den Aufenthalt des Kindes anzugeben, durch Einsperrung bei Wasser und Brod und durch körperliche Züchtigung geschärft werden. §. 1085. Auch wenn die Kinder wieder hergeschafft werden und keinen Schaden erlitten haben, soll er dennoch mit willkürlicher, doch empfindlicher Leibesstrafe belegt werden. Diese Strafe kann bis zu zweijähriger Zuchthaus- oder Festungsstrafe erstreckt und muß, wenn die geraubten Kinder Schaden genommen haben, nach Vorschrift des §. 1082 verschärft werden. §. 1087. Wer sich der Person eines Anderen bemächtigt, um durch die Entfernung desselben sich gewisse Vortheile zu verschaffen, oder ihm oder seinen Angehörigen, wegen vermeintlich erlittener Beleidigung, Unannehmlichkeiten zu verursachen, begeht einen M. §. 1088. Unbefugte gewaltsame Werber, Bettler und Bettlerinnen, welche Kinder stehlen, um sich deren zum Betteln zu bedienen, so wie die, welche sich der Kinder bemächtigen, um sie zu berauben, machen sich dieses Verbrechens schuldig. §. 1089. Wer einen M. begeht, soll so lange mit Gefängniß- oder Festungsarreste belegt werden, bis der Geraubte seine Freiheit wieder erlangt hat. §. 1090. Wird der Geraubte wieder frei, so findet gegen den Räuber, nach Verhältniß der Zeit, während welcher der Andere seiner Freiheit beraubt gewesen, und der übrigen demselben widerfahrenen besseren oder schlechteren Behand-

lung drei- bis zehnjährige Festungsstrafe Statt. §. 1091. Ist keine Hoffnung, daß der Geraubte wieder in Freiheit kommen werde, so muß der Räuber lebenswierige Festungsstrafe erleiden. §. 1092. Die Strafe wird bis auf zehn Jahre vermindert, wenn der Geraubte dennoch wieder frei, oder wenn zuverlässig bekannt wird, daß sich derselbe in keiner unglücklichen Lage befinde. §. 1093. Dagegen hat der Räuber die Strafe des Schwertes verwirkt, wenn durch den Raub der Tod des Geraubten veranlaßt worden, und der Räuber die Todesgefahr hätte vermuthen können. §. 1094. Uebrigens finden auch bei diesen Verbrechen die Vorschriften §. 1082 Anwendung. Nach dem österreichischen Gesetzbuch (Thl. 1, § 76. 77), welches den M. als Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit ansieht, und den als Schuldigen betrachtet, welcher ohne Vorwissen und Einwilligung der rechtmäßigen Obrigkeit sich mit List oder Gewalt eines Menschen bemächtigt, um ihn wider seinen Willen einer auswärtigen Gewalt zu überantworten, soll als Strafe schwerer Kerker von 5 — 10 Jahren, der bei groben Fällen bis auf 20 Jahre ausgedehnt werden kann, eintreten. — Das Strafgesetzbuch des Königreichs Bayern zählt als Verbrechen gegen die persönliche Freiheit zunächst das „widerrechtliche Gefangenhalten", dann den „M." auf. Von ersterem handeln die Art. 192—196 des ersten Theils. Im Art. 192 heißt es: „Wer in böser Absicht einen Menschen wider dessen Willen in seiner Gewalt festhält, und durch Einsperrung oder sonst auf irgend eine Art an dem Gebrauche seiner persönlichen Freiheit verhindert, macht sich eines Verbrechens schuldig, wenn der Beleidigte volle 24 Stunden seiner Freiheit beraubt gewesen ist. Der Art. 193 spricht sich über die Strafe aus, die nach der Schwere des Verbrechens in längerer oder kürzerer Freiheitsstrafe (Arbeits- oder Zuchthaus) bestehen soll, während der Art. 194 verfügt, daß, wenn der Betheiligte nächst der Freiheitsberaubung durch den Ort, die Art der Gefangenhaltung oder sonst besonders mißhandelt worden sey, die Freiheitsstrafe durch körperliche Züchtigung oder sonst geschärft werden solle; und der Art. 195 hinzufügt, daß dasselbe eintreten solle, wenn der Schuldige sich gegen Aeltern oder sonstige Personen vergangen habe, gegen welche er zu besonderer Ehrerbietung verpflichtet sey; und der Art. 196, indem er hervorhebt, es sey gestattet, wahnsinnige Personen, verirrte Kinder, Landstreicher, Bettler, flüchtige oder auf der That ertappte Verbrecher und andere verdächtige Personen anzuhalten und bei sich zu bewahren, die polizeilich gestraft wissen will, welche solche Personen über 24 Stunden in ihrer Gewalt behielten, ohne die nächste Obrigkeit, oder auch, in den beiden ersten Fällen, die Angehörigen zu benachrichtigen. Ueber den M. verbreiten sich die Art. 197—200. Als schuldig erscheint der, welcher sich rechtswidrig eines Menschen wider dessen Willen durch Gewalt oder List bemächtiget, um ihn außer den Grenzen des Staats mit sich wegführen, oder von einem Andern wegführen zu lassen, oder eine solche Handlung an einem Menschen vor dessen zurückgelegtem funfzehnten Jahre mit dessen Willen, aber ohne Einwilligung seiner Aeltern oder Vormünder, begeht. Nach Art. 198 soll, nach der Beschaffenheit der rechtswidrigen Absicht, der Gefahr oder des Nachtheils, die Strafe von 4 bis 8 Jahren Arbeitshaus eintreten. Wenn aber (Art. 199) der Geraubte zum Schiffs- oder Kriegsdienste einer auswärtigen Macht gebracht wurde, so sollen 8 bis 12 Jahre zuerkannt werden, während, wenn derselbe in entfernte Weltgegenden geführt wurde, um Sklave oder Leibeigener zu seyn, Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit eintreten soll. Beträgt in den beiden ersten Fällen die Zeit, in welcher der Beeinträchtigte seiner Freiheit beraubt wurde, mehr als die Freiheitsstrafe, so ist diese um den Mehrbetrag zu erhöhen; ist derselbe beim Ablauf der Strafzeit noch nicht auskundschaftet oder frei, so soll der Schuldige ferner in Haft bleiben. Feuerbach sagt in seiner Schrift „Kaspar Hauser, Verbrechen am Seelenleben des Menschen": „Die an der Person Kaspars begangenen Verbrechen, so weit dieselben angezeigt vorliegen, sind, nach bayerischem Strafgesetzbuch beurtheilt, 1) das Verbrechen widerrechtlicher Gefangenhaltung, Staatsgesetzbuch Th. 1, Art. 192—195, und zwar doppelt ausgezeichnet, sowohl hinsichtlich der Dauer, so fern die Gefangenhaltung von der frühesten Kindheit an, wie es scheint, bis in das Jünglingsalter fortgesetzt worden ist, als auch hinsichtlich der Art, so fern dieselbe mit besonderen „Mißhandlungen" verbunden war, wohin nicht bloß das thierische, den Körper des Unglücklichen verkrüppelnde Lager, die elende, kaum einem Hund genügende Kost, sondern auch, und zwar vor Allem, die grausame Versagung jeder, auch der kleinsten Gaben, welche die Natur selbst über den Aermsten mit freigebigen Händen ausschüttet, die Entziehung aller Mittel geistiger Entwickelung und Ausbildung, das widernatürliche Zurückhalten einer menschlichen Seele im Zustande vernunftloser Thierheit, unstreitig zu rechnen sind. Es trifft damit 2) objektiv zusammen das Verbrechen der Aussetzung &c." Das französische Kriminalgesetzbuch handelt in den Art. 341—344 von der widerrechtlichen Verhaftung und Verwahrung der Personen. Nach dem Art. 341 soll der, welcher ohne Befehl der öffentlichen Gewalten und außer den Fällen, in denen das Gesetz die Verhaftung des Beschuldigten befiehlt, eine Person in Haft nimmt, gefangen hält oder in Verwahrung (Sequester) setzt, mit zeitiger Zwangsarbeit bestraft werden. Gleiche Strafe dem, der dazu das Lokal hergibt. Der Art. 342 erhöht diese Strafe auf Lebenslang, wenn diese Freiheitsberaubung einen Monat überschreitet. Dagegen verordnet der Art. 343: „Die Strafe soll auf 2—5jähriges Gefängniß gemindert werden, wenn die, welche sich der im Art. 341 bemerkten Vergehen schuldig machen, aber noch nicht wirklich gerichtlich verfolgt sind, die verhaftete, verwahrte, oder gefangen gehaltene Person vor Ablauf des zehnten Tages, von dem Tage der gefänglichen Einziehung, Gefangenhaltung oder Verwahrung an in Freiheit gesetzt haben. Gleichwohl können sie auf einen

Zeitraum von 5—10 Jahren unter die Aufsicht der höheren Polizei gestellt werden." Davon ausgehend, daß eine solche schwere Verletzung der innern Sicherheit des Staates nur mit der schwersten Strafe verfolgt werden könne, verhängt der Art. 344 die Todesstrafe, wenn die Verhaftung in falscher Amtskleidung, unter einem falschen Namen oder auf einen falschen Befehl der Obrigkeit geschah, oder wenn die verhaftete, gefangen gehaltene, verwahrte Person mit dem Tode bedroht, oder körperlichen Martern unterworfen wurde. Der Art. 354 des Gesetzbuches betrifft den M. an Minderjährigen und läßt den, der mit List oder Gewalt Minderjährige raubt oder rauben läßt, oder von dem Orte, wo sie sich auf Anordnung der Personen, deren Gewalt oder Leitung sie unterworfen sind, selbst oder durch Veranstaltung entführt, weglockt oder an einen andern Ort versetzt, zur Einsperrung verurtheilen. Das würtembergsche Strafgesetzbuch von 1839 nennt die Handlung dessen M., der sich ohne Recht eines Menschen, durch Gewalt oder List oder vor dessen zurückgelegtem sechzehnten Jahre zwar mit seinem Willen, jedoch ohne Einwilligung seiner Aeltern, Vormünder oder Erzieher so bemächtigt, daß derselbe dem Schutze des Staates oder derer, welche ihn in rechtmäßiger Gewalt haben, entzogen wird und bestraft mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren, wenn der Geraubte in entfernte Weltgegenden geführt werden sollte, um dort als Sklave zu dienen, mit Zuchthaus bis zu fünfzehn Jahren, wenn der Geraubte in einen auswärtigen Schiffs- oder Kriegsdienst gebracht oder als Kolonist in entfernte Weltgegenden geführt werden sollte, oder wenn von Landstreichern, Bettlern, Gauklern u. s. w. der Raub an einem Kinde unter 14 Jahren verübt wurde, mit 4jähr. Arbeitshause aber, wenn das Verbrechen zu andern Zwecken begangen wurde (Art. 274). Widerrechtliches Gefangenhalten nennt das Gesetzbuch die Handlung dessen, der ohne Recht einen Menschen durch Einsperrung oder auf andere Weise des Gebrauchs der persönlichen Freiheit beraubt. Die Strafe soll sich besonders nach der Dauer der Freiheitsberaubung, nach der Beschaffenheit des Orts und der Gefangenhaltung selbst und nach den besonderen Rücksichten, welche der Schuldige dem schuldig war, an dem er den Frevel beging, richten, und in zeitiger Gefängniß-, Arbeitshaus- und Zuchthausstrafe bestehen (Art. 275—277). Das würtembergsche Gesetz vom 5. September 1839 über die privatrechtlichen Folgen der Verbrechen und Strafen hebt noch hervor (Art. 16), daß unter dem Schadenersatze, welchen der zu leisten hat, auch alle Kosten begriffen seyen, welche erforderlich gewesen, um den Gefangenen und Entführten in Freiheit zu setzen. Im Wesentlichen übereinstimmend mit der würtembergschen Strafgesetzgebung ist die Legislation des Königreichs Sachsen und des Kantons Zürich. Das Strafgesetzbuch des letzteren vom 3. Oktober 1835 handelt in den §§. 174—177) von dem M. (dessen erster Grad mit Kettenstrafe bis zu 24 Jahren, dessen zweiter Grad aber mit Zuchthaus- oder Kettenstrafe von höchstens 10 Jahren bestraft werden soll), in den §§. 181—185 aber vom widerrechtlichen Gefangenhalten, das nach in drei Graden fixirten Abstufungen mit Gefängniß-, Zuchthaus- und Kettenstrafe bis zu 24 Jahren bestraft werden soll. Mit der Gefängnißstrafe kann Geldbuße bis auf 2200 Franken verbunden werden. Bei der Redaktion des §. 185, der einen besonderen Schärfungsgrund darin findet, wenn die Gefangenhaltung einen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf die körperliche oder geistige Entwickelung des Gefangenen ausübte, scheint das Schicksal des armen Kaspar Hauser vorgeschwebt zu haben. Feuerbach erblickte darin das „Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen." Im weitesten Sinne des Wortes genommen, wie viele Millionen von Beispielen des M.s zeigt die politische Geschichte und die Geschichte der Politik. Wie viele Fälle sind vorgekommen und kommen noch vor, von denen die Welt Nichts erfährt. — Ueber den M. als Sklavenhandel (s. d.); vgl. Rotteks „Staatslexikon", Art. M., den wir hier im Auszug wiedergegeben haben.

Menschenrechte, diejenigen Rechte, welche dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Sie kommen ohne alle Voraussetzung (Vertrag, Gesetz u. s. w.) dem Menschen lediglich als solche zu, sind in der menschlichen Natur begründet, mithin ewig und unveräußerlich. — Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen allgemeine Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Man sprach von den Rechten der freien Menschen im Gegensatze zu den Sklaven, von denen der Inländer im Gegensatze zu den Ausländern, von den Rechten der Männer im Verhältnisse zu den Frauen, der Volljährigen im Gegensatze zu den Minderjährigen, der Mitglieder des einen Standes im Verhältniß zu denen anderer Stände u. s. w. Alle diese Gegensätze lagen jedoch innerhalb des Gebietes der Menschheit. So lange es noch Sklaven und Leibeigne gab und die Zahl dieser Opfer menschlicher Habsucht und menschlicher Herrschsucht einerseits und menschlicher Schwäche andrerseits noch größer war, als die Zahl der Freien, war es kaum möglich, daß die Frage nach den Rechten des Menschen als solchen mit Tiefe ergründet werden konnte. Vermochte sich doch selbst das klassische Alterthum, so sehr es in vielen Beziehungen der Kunst, der Wissenschaft und des Staatslebens unsere heutige Zeit überragt, nicht emporzuschwingen auf den Urgedanken ewiger und unveräußerlicher M. Aristoteles, der klarste unter den strebenden Geistern jenes Zeitalters, findet die Sklaverei gerecht und spricht damit deutlich aus, daß der Mensch als solcher keine ewigen und unveräußerlichen Rechte besitze. Bei den Juden finden wir nicht so strenge Ansichten, Gewohnheiten und Gesetze über die Sklaverei, als bei den Griechen und Römern. Allein sie hatten eine um so größere Verachtung gegen alle Menschen, die nicht zu

ihrem Volke gehörten, die nicht wie sie Jehovah im Tempel zu Jerusalem anbeteten und nicht gleich ihnen von Abraham, Isaak und Jakob abstammten. Diese Verachtung aller Nicht-Israeliten, welche z. B. in den Kriegen der 12 Stämme der Kinder Abrahams gegen die Bewohner des gelobten Landes zu den größten Grausamkeiten führte, ließ bei dem Volke Israels so wenig als bei den heidnischen Alten den Gedanken ewiger M. aufkommen. Gleichwohl müssen wir die ersten Keime dieses Gedankens und des Glaubens an diese Rechte in Palästina suchen. Die Lehre Christi, welche auf dem Grundsatze der gleichen Berechtigung aller Menschen beruht und vor Allem auf die Reinigung des Herzens und auf Uebung der Liebe und Gerechtigkeit im Wechselverhältnisse der Menschen dringt, diese Lehre räumte die ersten Hindernisse, welche der Erforschung und Anerkennung ewiger M. entgegenstanden, aus dem Wege. Christus stand erhaben über den Vorurtheilen eines beschränkten Judenthums, er lebte und starb für die Idee der Menschheit. Freilich blieb das Christenthum nicht lange in dem Zustande seiner ursprünglichen Reinheit. An die Stelle des Gedankens der Menschheit trat der Gedanke an die Kirche, an die Stelle menschlicher Liebe und Gerechtigkeit der Gegensatz zwischen Geistlichen und Laien. Dennoch war die Saat, welche Christus ausgestreut, nicht auf ganz schlechten Boden gefallen und manche Samenkörner trugen reiche Früchte. Das Christenthum auf der einen, Geschichte und Philosophie auf der andern Seite hoben die Menschheit um eine Stufe höher. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft des Einzelnen wie der Völker wurde theoretisch und praktisch bekämpft. Die Schweizer brachen das Joch, das ihnen die Vögte des Hauses Habsburg, die Niederländer das Joch, welches ihnen die spanischen Könige auferlegt hatten. Die Engländer gaben allen Königen der Welt eine ernste Mahnung, keinen Mißbrauch mit ihrer Gewalt zu treiben. Klarere Ansichten über die Rechte der Menschheit verbreiteten sich indeß erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts; namentlich erwarb sich die französische Aufklärungsphilosophie das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Princip aufzustellen und legte damit die Grundlage der M. Mitten in den lastenden und schimpflichen Zuständen des öffentlichen Lebens, in dem Zerwürfnisse der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus ergriff das französische Volk diese Grundidee und bildete dieselbe zu seiner Weltanschauung aus. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Forderungen geltend, welche jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Zu gleicher Zeit wurden durch den amerikanischen Freiheitskrieg sammt seinen Folgen die Theorie und die Praxis der M. wesentlich gefördert (s. unten). Nach dem Vorgange der Amerikaner, welche die M. (1776) als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannten, machte Lafayette der französischen Nationalversammlubg zuerst den Vorschlag, der zu entwerfenden Konstitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Siéyes, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Dekret erhoben und hierauf der Konstitution vom 3. Septbr. 1791 einverleibt. Es sind daselbst folgende Grundsätze aufgestellt:

1) „Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Auszeichnungen können bloß auf die gemeine Nützlichkeit gegründet seyn. — 2) Der Endzweck aller politischen Gesellschaft ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit, der Widerstand gegen Unterdrückung. — 3) Der Ursprung aller Souveränität befindet sich wesentlich in der Nation. Kein Körper, kein einzelner Bürger kann eine Gewalt ausüben, die nicht ausdrücklich davon ausgeht. — 4) Die Freiheit besteht darin, Alles thun zu können, was einem Andern nicht schadet. Also hat die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen keine Gränzen als diejenigen, welche den übrigen Gliedern der Gesellschaft den Genuß dieser nämlichen Rechte sichern. Diese Gränzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden. — 5) Das Gesetz hat nur das Recht, solche Handlungen zu verbieten, die der Gesellschaft schädlich sind. Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, kann nicht verhindert werden, und Niemand kann genöthigt werden, zu thun, was das Gesetz nicht verordnet. — 6) Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Staatsbürger sind befugt, zur Formirung desselben persönlich, oder durch ihre Repräsentanten mit zu wirken. Es soll für Alle das nämliche seyn, es mag beschützen oder bestrafen. Da alle Bürger vor seinen Augen gleich sind, so können gleichmäßig Alle zu jeder Würde, Stelle und öffentlichen Bedienung aufgenommen werden, zufolge ihrer Fähigkeit und ohne andern Unterschied als den ihrer Tugenden und ihrer Talente. — 7) Niemand soll wegen seiner Meinungen, selbst in Hinsicht des Gottesdienstes, beunruhigt werden, sobald ihre Aeußerung die durch das Gesetz festgesetzte öffentliche Ordnung nicht stört. — 8) Die freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen ist eins der wichtigsten Rechte des Menschen. Jeder kann mithin frei sprechen, schreiben, drucken, mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit für den Mißbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen. — 9) Da das Eigenthum ein geheiligtes und unverletzliches Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden; es wäre denn, daß die öffentliche, gesetzmäßig bescheinigte Noth es klar erforderte, und unter der Bedingung einer billigen und vorläufigen Schadloshaltung."

Als der Nationalkonvent nach Proklamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue Erklärung der Rechte zu Stande, die als Seitenstück zur Verfassungsur-

kunde vom 24. Juni 1793 das Mißfallen aller Gemäßigten erregte. Sie beruht auf folgenden Grundsätzen:

1) „Der Zweck der Gesellschaft ist die allgemeine Wohlfahrt. Die Regierung ist eingesetzt, um den Menschen den Gebrauch seiner natürlichen und unverlierbaren Rechte zu verbürgen. — 2) Die Rechte sind Gleichheit, Freiheit, Sicherheit, Eigenthum. — 3) Alle Menschen sind sich gleich durch die Natur und vor dem Gesetze. — 4) Das Gesetz ist die freie und feierliche Ankündigung des allgemeinen Willens; es ist dasselbe für Alle, sey es beschützend oder bestrafend; es kann nur Das befehlen, was gerecht und der Gesellschaft nützlich ist, und kann nur Das verbieten, was ihr nachtheilig ist. — 5) Alle Bürger sind auf gleiche Weise zu öffentlichen Aemtern zuläßig. Freie Völker werden bei ihren Wahlen durch keine andern Gründe als die der Tugenden und der Talente geleitet. — 6) Die Freiheit ist dasjenige Vermögen, nach welchem dem Menschen zukommt, Das zu thun, was nicht in die Rechte eines Andern eingreift; zu ihrer Basis hat sie die Natur; zu ihrer Richtschnur die Gerechtigkeit, zu ihrer Schutzwehr das Gesetz; ihre moralische Gränze ist die Maxime: Thue dem Andern Das nicht, was du von ihm nicht zugefügt haben willst. — 7) Das Recht, seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen, sey es durch die Presse oder auf jede andere Weise, das Recht, sich friedlich zu versammeln, die freie Ausübung des Gottesdienstes können nicht verwehrt werden. Die Nothwendigkeit, diese Rechte öffentlich auszusprechen, setzt entweder das wirkliche Daseyn oder das noch frische Andenken des Despotismus voraus. — 8) Die Sicherheit beruht auf dem von der Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder zugesprochenen Schutz für die Erhaltung seiner Person, seiner Rechte und seines Eigenthums. — 9) Das Gesetz soll die allgemeine und individuelle Freiheit gegen die Unterdrückung derer in Schutz nehmen, welche regieren."

Diese beiden Erklärungen der M. geben einen schlagenden Beweis, wie schwach ein Gesetz ist, wenn es nicht getragen wird von der Ueberzeugung eines Volkes. Ungeachtet all der schönen Worte der beiden Verfassungen Frankreichs von den Jahren 1791 und 1793 fanden die Gräuel der französischen Revolution, der Militärdespotismus Napoleons, die mittelalterlichen Bestrebungen der Restauration und das Bestechungssystem Ludwig Philipps in Frankreich Eingang. Mit dem Sturze der Verfassungen, welche die Rechte des Menschen und Bürgers wenigstens anstrebten, bemächtigte sich der Lenker der europäischen Staaten ein ganz entgegengesetztes Streben. Die unveräußerlichen Rechte der Kronen bildeten das Losungswort der Kabinete des monarchischen Europa. Unter dem Einflusse dieser unveräußerlichen Rechte versanken die Völker entweder in das tiefste Elend, wie z. B. Polen und Italien, oder es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Fürsten und Völkern, wie namentlich in Portugal, Spanien und Griechenland, oder endlich es bereitete sich im Stillen ein solcher Kampf vor, wie namentlich in Frankreich und Deutschland. Während in solcher Weise das alte Europa noch im Kampf mit dem Absolutismus steht, der keine Rechte des Menschen und Bürgers anerkennt, hat die jugendlich kräftige nordamerikanische Union der Welt gezeigt, zu welchem praktischen Resultate die Anerkennung der M. führt. Unter dem Einflusse einer diese Rechte anerkennenden Staatsverfassung hat Nordamerika im Laufe von 60—70 Jahren einen Grad des Wohlstandes, der Macht und inneren Zufriedenheit erlangt, wie derselbe im monarchischen Europa nirgends besteht. Die Grundsätze, auf welchen die Verfassung des nordamerikanischen Staatenbundes beruht, sprechen sich am deutlichsten aus in der Verfassung eines der jüngsten Glieder der Union. Sie lauten wie folgt:

1) „Alle politische Macht ruht im Volke und alle freien Regierungen sind auf dessen Willen gegründet und für dessen Wohl eingerichtet und dieses hat jederzeit das unveräußerliche Recht, die Form seiner Regierung nach Gutdünken zu ändern, zu verbessern oder abzuschaffen. — 2) Alle freien Männer, die eine Gesellschaft bilden, haben gleiche Rechte, deshalb soll weder ein Einzelner, noch eine Gesellschaft zu besondern öffentlichen Gehalten oder Privilegien berechtigt seyn, es sey denn für dem Volke geleistete Dienste. — 3) Kein religiöser Glaube soll jemals als nothwendig zu einem öffentlichen Amte angesehen werden. — 4) Alle Menschen haben ein natürliches und unzerstörbares Recht, Gott nach den Vorschriften ihres Gewissens anzubeten. — 5) Jeder Bürger soll nach Belieben sprechen, schreiben und seine Meinungen veröffentlichen dürfen, aber auch für den Mißbrauch dieses Rechts stets verantwortlich seyn, und kein Gesetz soll je erlassen werden, welches die Freiheit der Rede oder Schrift beschränkte. — 6) Bei allen Kriminalfällen soll der Angeklagte das Recht eines schnellen, öffentlichen Verhörs vor einer unparteiischen Jury haben, er soll nicht verpflichtet seyn, gegen sich selbst zu zeugen, er soll das Recht haben, daß er selbst, sein Vertheidiger oder Beide gehört werden, soll mit den Gegenzeugen konfrontirt werden, und kann einen kompulsorischen Proceß zur Erlangung von Zeugen zu seinen Gunsten verlangen. — 9) Niemand soll je Schulden halber eingekerkert werden. — 10) Kein Bürger des Staats soll des Lebens, der Freiheit, des Eigenthums oder eines Vorrechts beraubt, außer dem Gesetz erklärt, verbannt, oder seiner Freiheit beraubt werden, als auf gesetzlichem Wege. — 11) Das Militär soll zu jeder Zeit der Civilgewalt untergeordnet seyn. — 12) Privilegien und Monopole sind dem Geiste einer freien Regierung zuwider, und sollen nie ertheilt werden, auch soll das Erstgeburtsrecht und andere Erbfolgebestimmungen nie in Kraft treten. — 13) Die Bürger sollen das Recht haben, sich friedlich zum Gemeinwohle zu versammeln und sich an diejenigen, welche mit der Staatsgewalt begleitet sind, mit Beschwerden, Bittschriften, Adressen und Vorschriften zu wenden. — 14) Die Macht, Gesetze aufzuheben, soll nur durch die gesetzgebende Versammlung ausgeübt werden. Die gesetzgebende Versammlung

soll das Recht haben, Familienväter durch ein Gesetz vor der gezwungenen Veräußerung eines gewissen Theils ihres Eigenthums zu schützen. Die Besitzung einer Familie, welche nicht größer als zu 100 Acker ist (ausgenommen in Städten), so wie ein städtisches Eigenthum, das nicht mehr als 2000 Dollars werth ist, soll einem gezwungenen Verkaufe Schulden halber nicht unterworfen seyn.

In welcher Weise die M. nach und nach Anerkennung fanden im Staate, zeigen uns die im Bisherigen angeführten Thatsachen. Ob auch die durch die beiden angeführten franz. Verfassungen dem Menschen u. dem Bürger eingeräumten Rechte bald wiederum ausgestrichen wurden, sowohl aus den papiernen Verfassungen als aus dem Leben, die Grundideen, welche durch die franz. Revolution angeregt worden waren, gingen deshalb noch nicht unter im Strome der Zeit. Ob auch der Parteigeist nicht müde ward die Erklärung der M. auf's Heftigste anzufeinden und lächerlich zu machen, dennoch bleibt diese Erklärung der erste denkwürdige und folgenreiche Versuch, die Idee der freien Persönlichkeit, das tiefe Princip, welches seitdem in allen politischen Gestaltungen der Gegenwart arbeitet, in die Wirklichkeit zu versetzen und die Grundideen, einmal angeregt durch die französ. Revolution, vermochte weder Zeit noch Tyrannei zu vernichten. Die Revolutionen der neuern und neuesten Zeit geben den Beweis, daß die Völker Europa's sich ihrer ewigen und unveräußerlichen Rechte bewußt geworden sind und danach streben, denselben Anerkennung im wirklichen Leben zu verschaffen.

Worin bestehen nun diese Rechte, welche die Menschen als Einzelne ihren Mitbürgern und dem Staate gegenuber, oder, zu organischen Mehrheiten vereinigt, als Völker andern Völkern und ihren Herrschern gegenüber in Anspruch nehmen können.

Gewiß entwickeln sich nur diejenigen Rechte mit Klarheit, welche in einem höheren und reinen Grundsatze ihren Ursprung nehmen. Der Grundsatz, von welchem wir hier auszugehen haben, wird uns angedeutet durch den Zweck des menschlichen Lebens. Dieser kann nur darin bestehen, sämmtliche Kräfte des Menschen in harmonischer Weise zu entwickeln. Die Folge dieses Lebenszweckes ist, daß der Mensch das Recht haben müsse zu allen denjenigen Voraussetzungen, durch welche die harmonische Entwicklung seiner Kräfte bedingt ist. Der Eintritt des Menschen in den Staat darf diese Rechte nicht schmälern, sondern muß denselben vielmehr durch die Zusammenwirkung der in demselben vereinigten Mittel eine erhöhte Wirksamkeit verschaffen. — Die erste Voraussetzung der Entwicklung menschlicher Kräfte ist das physische Leben u. folglich alles dasjenige, was zur Erhaltung desselben nothwendig ist. Der Mensch ist nicht bloß wie die Pflanze oder das Mineral abhängig von physischen Einflüssen. Schon das Thier ist empfänglich für eine Reihe von Eindrücken höherer Art. Schon das Thier besitzt einen gewissen Grad von Kenntnissen, von Selbstbestimmung, von Fähigkeit, die äußern Verhältnisse, in denen es sich bewegt, sich zu Nutze zu machen. Schon das Thier besitzt Gefühle, welche dasselbe an das andere Geschlecht, an die Jungen und an andere Thiere seiner Art anschließt; es besitzt den Trieb, für seine und der Seinigen Erhaltung zu sorgen, für dieselben zu kämpfen. Schon das Thier besitzt Empfänglichkeit für den Beifall des Menschen u. der Thiere seiner Art, so wie ein gewisses wenn auch unklares Bewußtsein seines eigenen Werthes. Alle diese Fähigkeiten, Triebe und Geschicke besitzt in weit höherem Grade auch der Mensch. Allein außerdem sind ihm noch eine Menge von Kräften eigen, zu welchen sich kein Thier emporzuschwingen vermag. Dahin rechnen wir alle Gefühle, aus deren Vereinigung die sittliche Kraft und das religiöse Streben des Menschen besteht, seine Fähigkeit, die verschiedenen Verhältnisse seines Lebens in Verbindung zu bringen mit Ursache und Folge, mit Verhältnissen ähnlicher Art, mit dem Urgedanken des Schönen und mit einer höhern Weltordnung. Die Gewissenhaftigkeit, die allgemeine Menschenliebe, das religiöse Bedürfniß, das Freiheits- und Rechtsgefühl, der Sinn für Kunst und Wissenschaft und endlich die Liebe zum Vaterlande — dieses sind Strebungen, deren nur der Mensch fähig ist und welche aus Kräften hervorgehen, deren harmonische Entwicklung allein den Menschen über das Thier erhebt. — Der Mensch hat also nicht bloß ein Recht auf alles Dasjenige, was zu seinem physischen Leben, sondern auch auf Dasjenige, was zur harmonischen Entwicklung seiner höheren Seelenkräfte erforderlich ist. Der Mensch kann daher verlangen, daß seine Mitmenschen u. der Staat, welchem er angehört, diese seine ewigen und äußerlichen Rechte achten und daß der Staat insbesondere seine ganze Organisation auf den Grundsatz der praktische Anerkennung dieser Rechte gründe. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß auch die Staaten in ihrem Wechselverhältnisse so wie die Völker in ihrem Verhältnisse zu ihrem Herrscher durch diesen Grundsatz geleitet werden müssen.

Nachdem wir somit den Ursprung der M. festgesetzt, gehen wir über zur Besprechung derselben im Einzelnen und in ihren Wechselverhältnissen. Das erste und unabweisbare Recht des Menschen, welches die Grundlage aller seiner übrigen Rechte bildet, ist nach der obigen Ausführung das Recht auf Leben, das Recht der Selbsterhaltung, das Recht, seine thierischen Bedürfnisse zu befriedigen. Jedes andere Recht muß daher beim Zusammenstoßen mit diesem Rechte weichen. Das Recht auf Eigenthum, das Recht der persönlichen Freiheit können nur in sofern auf Anerkennung Anspruch machen, als sie nicht im Widerspruch stehen mit dem Rechte der Selbsterhaltung. Alle Eigenthumsrechte, alle Forderungsrechte, unter jedwedem Namen von Zehnten, Gülten, Steuern, Frohnden u. s. w. dürfen unter keiner Bedingung das Recht auf die Selbsterhaltung, das Recht des Menschen, ein gesundes, kräftiges, irdisches Daseyn zuführen, lähmen oder gar vernichten. Zu letzterem wird aber erfordert: gesunde Nahrung, schützende Wohnung und hinreichende

Kleidung. Der Mensch hat also das ewige und unveräußerliche Recht, von dem Staate, dessen Mitglied er ist, zuverlangen, sich so zu organisiren, daß jeder Mensch ohne Unterschied des Standes, des Alters und des Geschlechtes diese Voraussetzungen des Lebens habe. Alle Gesetze des Staates, zumal die Steuergesetzgebung, das Privatrecht und das Prozeßverfahren müssen von diesem Grundsatz ausgehen. Ein Bürger, welcher nicht mehr besitzt und erwirbt, als er zu seinem Lebensunterhalt bedarf, muß frei bleiben von allen Lasten des Staats wie der Gemeinde und durch das Privatrecht und Prozeßverfahren darf der nothwendige Lebensunterhalt des Bürgers unter keiner Bedingung angegriffen werden. Dies zu bewerkstelligen ist das Mittel eine progressive Einkommensteuer und eine progressive Erbschaftssteuer. Beide Steuern müssen so hoch gegriffen werden, als es die Umstände erheischen. Sie müssen auf der einen Seite das Einkommen und den Erbschaftsantheil jedes Bürgers freilassen, dessen Lebensunterhalt nicht gesichert ist, das Einkommen und die Erbschaftsantheile aller derjenigen besteuern, welche mehr haben oder erwerben, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen und zwar in demselben Maße höher, als ihr Ueberfluß größer ist. Das Recht der Selbsterhaltung, das übrigens auf der Voraussetzung beruht, daß derjenige, welcher es in Anspruch nimmt, insofern er dazu fähig ist, arbeite, — bildet indessen nur das unterste der M., gewissermaßen die Grundlage aller übrigen Rechte des Menschen. Dieser hat nicht bloß thierische, sondern auch höhere Bedürfnisse. Auch diese zu befriedigen hat er ein Recht. Er kann daher von dem Staate verlangen, sich so zu organisiren, daß alle seine Bürger, nach Maßgabe der Verschiedenheit ihrer höhern Geisteskräfte, sich zu entwickeln vermögen. Hier fängt übrigens die Ungleichheit der Menschen an, sich geltend zu machen. Alle Menschen haben gleichmäßig ein Recht auf's Leben, alle haben gleichmäßig das Bedürfniß, Alles zu thun und zu lassen, was dieses voraussetzt. Allein nicht alle Menschen besitzen einen gleichen Drang, ihre höheren geistigen Kräfte zu entwickeln. Nicht alle besitzen gleiche Anlage zu den verschiedenen Künsten und Wissenschaften und zu den verschiedenen Thätigkeiten des Lebens. Die Verschiedenartigkeit ihrer Fähigkeiten und ihrer Leistungen bedingt noch nothwendig auch eine Verschiedenartigkeit ihrer äußeren Verhältnisse. Der Bildhauer und der Maler bedürfen zu der erhabenen Würde ihres schöpferischen Geistes anderer Stoffe und anderer Werkzeuge, einer andern Werkstätte und einer andern Bildungsschule als der gewöhnliche Steinhauer und Tüncher; der Staatsmann, der Feldherr, der Gelehrte andrer Umgebungen, äußerer Anregungen und Stärkungen als der Handwerker, der Bauer oder der Tagelöhner. Allein in einem Punkte treffen sie doch auch in dieser Beziehung wieder Alle zusammen. Alle ohne Unterschied des Standes haben gleichmäßig das Recht, zu verlangen, daß diejenigen Kräfte, in deren Besitz sie sich befinden, sie seyen groß und klein, sich naturgemäß u. frei entfalten können, daß also der Staat ihre äußern Verhältnisse so ordne, um deren naturgemäße und freie Entwicklung möglichst zu fördern. Nicht die äußern Verhältnisse, unter deren Einfluß ein Mensch geboren ist, sondern die inneren Anlagen, welche er auf die Welt mitgebracht hat, sollten darüber entscheiden, ob er Bildhauer oder Steinhauer, Maler oder Tüncher, Staatsmann oder Handwerker, Feldherr oder Landbebauer, Gelehrter oder Tagelöhner werden soll. Die Aufgabe des Staates ist es daher, jedem einzelnen seiner Bürger, er sey hoch oder niedrig, reich oder arm geboren, eine seinen Anlagen entsprechende Bildung und Erziehung zu geben, und dies zu verlangen, darin besteht das zweite unveräußerliche Recht des Menschen. Gegenwärtig hat in der Regel nur der Reiche Aussicht auf eine wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung. Aller Unterricht, nicht bloß in den Volksschulen, sondern auch in den höheren Bürger- und Gelehrtenschulen, auf allen Anstalten für Gewerbe, Künste und Wissenschaften sollte unentgeldlich, d. h. auf Kosten des Staates und der Gemeinden gegeben und bei der häuslichen Erziehung der Kinder sollten die Aeltern wenigstens in so weit unter allen Umständen von dem Staate u. den Gemeinden unterstützt werden, daß die Kinder nicht Noth leiden an den unumgänglichen Lebensbedürfnissen. Leiden die Kinder Mangel an den unumgänglichen Voraussetzungen ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung, so ist die Folge hiervon, daß der Staat Mangel leiden wird an körperlich u. geistig tüchtigen Bürgern.

Durch die Anerkennung der beiden bisher besprochenen Rechte des Menschen wird Wohlstand und Bildung allgemein verbreitet, und so gewiß die Ausübung des dritten ewigen und unveräußerlichen M.s vorbereitet, nämlich des Rechtes: frei u. unbeschränkt alle Kräfte entwickeln zu dürfen, insofern dadurch nicht die Entwicklung der Kräfte von Mitmenschen verhindert wird. Als ein nothwendiger Ausfluß dieses dritten M.s. erscheint die Preßfreiheit, die Redefreiheit, die Gewissensfreiheit, die Freiheit der Association (Freiheit der Eingehung von einer jedweden Art), Lehrfreiheit u. Lernfreiheit, das Recht, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden, Volksbewaffnung, Freiheit des Handels und der Schifffahrt im Innern des Vaterlandes und Alles, was mit diesen Rechten und Freiheiten in untrennbarem Zusammenhange steht.

Diese drei ewigen Menschenrechte — das Recht auf Leben, das Recht auf Bildung und das Recht auf freie Entwicklung der uns von der Natur gegebenen und durch die äußern Verhältnisse herangebildeten Kräfte — haben Lebensgenuß, Freudigkeit und Zufriedenheit in ihrem Gefolge. Derjenige Staat, in dessen Mitte die drei Rechte eine umfassende thatsächliche Anerkennung gefunden haben, muß naturgemäß allen übrigen Staaten an innerer Kraft und folgeweise an äußerem Einflusse übertreffen. Er wird die Kluft ausfüllen, die jetzt noch Hoch- u. Niedrig-Geborene, Reiche und Arme, Mächtige und

Machtlose von einander trennt. Er wird ein Ende machen dem Neide und der Zerstörungswuth, dem Wucher und dem Betruge, der Herrschsucht und der Tyrannei. Er wird zu Freunden machen, die früher sich feindlich gegenüber standen; er wird versöhnen die aufgeregten Gemüther und Verzeihung schaffen allen denen, welche sich mit dem Raube der Armen bereichert und mit den Leiden der Machtlosen ihr Spiel getrieben.

Die M. müssen übrigens nicht bloß die Grundlage der Gesetzgebungen jedes einzelnen Staates, sondern sie müssen auch die Grundlage bilden, auf welcher das Wechselverhältniß der Staaten beruht. Wenn der einzelne Mensch unveräußerliche Rechte besitzt, welche jedes Individuum, wie jede Gesellschaft anzuerkennen verpflichtet ist, so müssen natürlich auch alle Menschenvereinigungen dieselben unveräußerlichen Rechte besitzen. So lange ein Staat den andern zu übervortheilen sucht, oder der mächtigere Staat den minder mächtigen durch Gewalt der Waffen oder durch die Bedrohung mit Krieg und Gewaltthat zwingt, sich seinen Befehlen zu fügen, so lange können unmöglich im Schooße dieses Staates die ewigen Rechte des Menschen auf Anerkennung rechnen. Dieselben Beweggründe, welche ein Volk im Verkehre mit anderen Völkern leiten, bestimmen immer mehr oder weniger auch seine Regiernng im Verhältniß zu den Bürgern und diese in ihren wechselseitigen Beziehungen. Auf der andern Seite üben aber auch die Beweggründe, welche im Wechselverkehre der Bürger Geltung haben, Einfluß auf den Wechselverkehr zwischen Regierung und Volk und zwischen einem Staate und dem andern. Auf diese Weise schlingt sich eine ununterbrochene Kette von dem einzelnen Menschen zu seinen Mitmenschen, von den einzelnen Bürgern eines Staates zu deren Staatsregierung und von einem Staate zu allen andern, mit welchen er in Berührung tritt. Jede Verletzung der ewigen Rechte der Menschen zieht in ihrer Rückwirkung in allen Kreisen des Lebens, auf welche sie einwirkt, andere ähnliche Rechtsverletzungen nach sich. Sie weckt gewaltsam in andern Gemüthern dieselben schlummernden bösen Triebe auf, denen sie selbst ihre Entstehung verdankt; während auf der andern Seite jede hochherzige Handlung in andern Menschen ähnliche edle Gefühle erregt. — Vergl. Payne's berühmtes Werk „Rights of Man" (Lond. 1790) und den Aufsatz in Rotteck's und Welckers „Staats-Lexikon" Bd. X, dem wir im Wesentlichen hier gefolgt sind.

Menschenrechte, Gesellschaft der. In den ersten Jahren der franz. Restauration und nach dem letzten Sturz hatte sich ein großer Theil der franz. Opposition in geheimen politischen Verbindungen vereinigt. Nach dem Geiste der Politik, welche damals über Frankreich herrschte, konnten keine Vereine bestehen, die sich offen der Regierung entgegengestellt hätten. Die unter verschiedenen Namen gegründeten geheimen Verbindungen verschmolzen sich dann in der Charbonnerie, die nicht nur in Paris, sondern auch in Provinzialstädten, wie z. B. in Straßburg, Tausende von Mitgliedern zählte. Als darauf vom Ende des spanischen Krieges an die Thätigkeit dieser Verbindung gänzlich gelähmt war, schloßen die entschlossensten Mitglieder den öffentlichen Verein: „Aide toi et le ciel t'aidera", der sich zur parlamentarischen Opposition hielt und der Regierung auf gesetzlichem Wege entgegentrat. Dieser Verein bestand, ohne ursprünglich republikanische Tendenzen zu haben; erst nach der Julirevolution begann man die Herstellung einer Demokratie als Hauptzweck zu betrachten u. der republikanische Deputirte Garnier-Pagès wurde ihr Präsident. Der Mehrzahl der Mitglieder war indessen die Haltung der Aide-toi nicht demokratisch genug und so stifteten Cavaignac, Raspail, Bastide (später Redakteur des National), Thomas, Guinars und Vignerte den Bund der Amis du peuple (Volksfreunde). Einige Emeuten und Konspirationen gaben der Regierung Gelegenheit zum Einschreiten; es wurde ein Proceß gegen die Gesellschaft der Volksfreunde instruirt und ihr Lokal geschlossen. Die Verbindungen wurden indessen im Geheimen fortgesetzt und am 5. Juni 1832 erschienen die Volksfreunde in Masse bei dem Leichenbegängniß Lamarque's. Die Niederlage der Republikaner an diesem und den folgenden Tagen, in Verbindung mit einigen besonderen Ereignissen, steigerte nur die Erbitterung der Partei und vermehrte ihre Stärke. Eine neue Organisation wurde indeß für nothwendig gehalten, wodurch dem gesetzlichen Verbote der nicht besonders autorisirten periodischen Versammlnngen von mehr als 20 Personen Genüge geschähe. Dies war der äußere Anlaß zur Gründung der „Gesellsch. d. M." (Société des droits de l'homme), in der alle republikanischen Associationen sich bald vereinigten. Um das eben erwähnte Gesetz zu umgehen, theilte sich die Gesellschaft in Sektionen von 10 — 12 Mitgliedern, die sich zu Quartieren und diese wieder zu Arrondissements vereinigten. Diese Einrichtung wurde in den Departements und großen Städten, über welche sich die Verbindung rasch verbreitete, ebenfalls festgehalten. Dem Ganzen stand ein erst von Cavaignac, dann von d'Argenson geleiteter Ausschuß vor, der seine Befehle an die Vorsteher der Abtheilungen erließ. Die Erklärung der Menschenrechte vom Jahr 1793 war das politische Glaubensbekenntniß, und die Verbreitung politischer Belehrung durch Zusammenkünfte wie durch die Presse der ostensible, der Umsturz des Thrones und die Einrichtung der Republik aber der verschwiegene Zweck der Gesellschaft. Hiernach unterstützten die Vereine durch ihre reichlichen Geldmittel die Zeitblätter, welche in diese Ansichten eingingen. Als ihr Hauptblatt galt die „Tribune" u. später, als dasselbe zu erscheinen aufhören mußte, der „Reformateur". Da die Gesellschaft schon ihrer Organisation nach zu keiner Zeit eine wirklich geheime war, so wurde es der Regierung leicht, ihre Agenten einzuschieben, die nicht selten in den Sektionen die Rolle der Häupter spielten. Aus diesem Grunde, auch weil es mehren Häuptern mit der Aufregung nicht rasch genug ging, nahm man im Nov. 1833 eine Organisation der Gesellschaft vor. Ker-

sausse bildete in der Gesellschaft eine zweite geheime Verbindung, die Association d'action, deren Mitglieder als die allezeit Schlagfertigen militärischen Gehorsam leisten mußten. Namentlich zu Lyon machte die Gesellschaft zu Ende des J. 1833 reißende Fortschritte. Hier trat die Masse der erregbaren, nicht nur auf politische, sondern auch auf sociale Umwälzungen sinnende Fabrikbevölkerung hinzu, wodurch dem Ganzen ein noch gefährlicherer Charakter aufgedrückt wurde. Für die Dauphiné und Burgund hatte sich sogar ein eigener Centralausschuß gebildet, der über größere Mittel als in der Hauptstadt gebot. Die Regierung begann schon zu Anfang des Jahres 1834 ihre Gegenmaßregeln zu ergreifen. Sie brachte ein Gesetz gegen die öffentlichen Ausrufer von Flugschriften zu Stande u. leitete ein anderes zur Beschränkung der Association ein. Die Gesellschaft dagegen, als sie sich bedroht sah, nahm eine revolutionäre Haltung an, und bereitete sich, nachdem sie zuvor am 30. März 1834 mit der 2000 Mann starken kommunistischen Verbindung der Mutuellisten zu Lyon sich vereinigt hatte, ziemlich offen zum Kampfe vor. Ein Proceß gegen einen Mutuellisten gab am 9. April zu Lyon das Zeichen zum Beginn der Revolution. Zu gleicher Zeit brachen Unruhen zu Saint Etienne, Marseille, Grenoble, Chalons-sur-Marne, Perpignan und vielen andern Städten aus; endlich erhob auch die Gesellschaft ihre Waffen am 13. April zu Paris. Die Aufstände endeten mit der Niederlage der republikanischen Partei. Die Häupter wurden schon vor dem Ausbruche des Aufstandes verhaftet, oder mußten ins Ausland fliehen. Der riesenhafte Prozeß, der gegen die Verschwörer im April 1835 vor der Pairskammer geführt wurde, vollendete die Zerstörung des Vereins, der zuletzt 60—70,000 Mitglieder gezählt haben soll. Trotzdem bildeten sich schon im Laufe des J. 1835 aus den Trümmern der Gesellschaft wieder mehre Associationen, von denen die Association des familles die bedeutendere war. Dieselbe verwandelte sich 1837 in die Société des quatre saisons, an deren Spitze Blanqui und Barbès standen. Die Mitglieder dieses kaum 20,000 Mann starken Vereins waren meist arme, niedrige Leute, die mehr kommunistische Umwälzungen, als republikanische Institutionen im Sinne hatten. Ungefähr 500 der am meisten fanatisirten Mitglieder begannen am 12. Mai 1839 einen Aufstand in den Straßen von Paris, und erst am zweiten Tage gelang es der Uebermacht der Regierung, die mit kalter Verzweiflung kämpfende Schaar völlig zu überwältigen.

Menschensauger (Säugeth.), s. v. a. Vampyr, Phyllostoma Spectrum.

Menschenscheu, s. Menschenfurcht.

Menschensohn (Dogm.), s. Christus.

Menschenverkauf, s. Menschenraub u. Sklavenhandel.

Menschenverstand, gesunder, natürlicher Verstand, der, wiewohl er ausgezeichneter Schärfe und höherer, besonders scientifischer Ausbildung ermangelt, sich doch in den gewöhnlichen Lebenssphären gut zurechtzufinden weiß.

Menschenversteinerungen (Paläontol.), s. Mensch, Homo diluvii testis u. Präadamiten.

Menschheit, 1) s. v. a. das menschliche Geschlecht, die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit und vornehmlich in Rücksicht auf die ihr specifisch eigenthümlichen und sie von den andern Thiergattungen unterscheidenden Merkmale, s. Mensch 2); — 2) Inbegriff aller Menschen, die auf Erden gelebt haben u. noch leben.

Menschheit der Frucht (Gerichtl. Med.). Nicht nur von dem Augenblicke der Geburt an, sondern auch vorher und zwar sobald sich das Vorhandenseyn einer solchen in der Gebärmutter muthmaßen läßt, wird die menschliche Frucht als unter dem Schutze des Gesetzes stehend betrachtet und es werden verbrecherische Handlungen, welche gegen die Existenz derselben gerichtet sind, mit Strafe belegt. In früheren Zeiten und namentlich bei den Römern, verhielt sich dies anders, denn man bewahrte zwar dem Fötus, sobald sein Daseyn erwiesen war, Rechte, welche ihm durch die Geburt zufallen mußten, bis zur Zeit derselben auf, wenn sie während des von den Gesetzen dafür bestimmten Zeitraumes erfolgt war, bestrafte aber vorsätzliche Beschädigung oder Tödtung einer Frucht im Mutterleibe nur dann, wenn ein durch eine solche That Beeinträchtigter als Kläger auftrat. Dieses rechtliche Verfahren basirte sich auf die damals geltende Annahme, der Fötus sey noch kein Mensch („quia partus nondum editus homo non recte fuisse dicitur", Papinian). Diese Ansicht, nach welcher man das Fruchtalter als etwas von dem übrigen Lebensalter ganz Abgesondertes und Fremdartiges betrachtete, ist zwar durch die Fortschritte der Wissenschaft, in deren Folge man eine klarere Anschauung von dem Leben der Frucht und von den Entwickelungsvorgängen, durch welche dieselbe allmählig zum Uebertritt in die Außenwelt geschickt gemacht wird, gewonnen hat und durch die hierauf gegründeten gesetzlichen Anordnungen in civilisirten Ländern völlig außer Geltung gekommen, doch haben sich, bis in die neueste Zeit herab, hin und wieder Stimmen vernehmen lassen, welche dem Fötus, wegen der niederen Bildungsstufe, auf welcher er sich befindet, und wegen der unvollkommenen, mehr pflanzenähnlichen Art und Weise, wie sein Leben erhalten wird, den Charakter der M. absprechen und hieraus insbesondere einen Grund zu milderer Bestrafung oder gar Straflosigkeit der gegen seine Existenz gerichteten Verbrechen herleiten wollten. Diese Argumentation kann indeß auf den vorliegenden Fall durchaus keine Anwendung finden, denn obgleich nicht zu läugnen ist, daß der Fötus in physiologischer Hinsicht und wegen der noch schlummernden Seelenthätigkeit dem geborenen Menschen nicht gleichgestellt werden dürfe, so muß dies doch in rechtlicher Beziehung geschehen, da aus der unvollkommenen Frucht erfahrungsgemäß ein vollkommener Mensch hervorgeht und eben die in gewissem Grade Statt findende Abhängigkeit des Fötus von der Willkür Anderer den Schutz der Gesetze für ihn um so dringender in Anspruch nimmt.

Menschheitsrechte, s. v. a. Menschenrechte.

Menschikoff, s. Menzikoff.

Menschliche Natur, 1) s. Mensch und Menschenraçen; — 2) Menschliche Natur Christi (Dogm.), s. Christus und Christologie.

Menschwerdung Christi (Dogm.), s. Christus und Christologie.

Mensdorff-Pouilly, Graf Emanuel v., geb. 1777, trat frühzeitig in österreich. Militärdienste, focht in den Revolutionskriegen mit, vermählte sich 1804 mit der Herzogin Sophie Friederike Karoline Louise († 1835), der ältesten Schwester des Herzogs Ernst v. Sachsen-Koburg, agirte im sogen. Befreiungskrieg 1813 als Oberst eines Streifcorps, mit welchem er viele Kouriere u. vereinzelte Detaschements der französischen Armee aufhob, ward 1814 k. k. Kämmerer, 1817 Generalmajor, 1827 Kommandant der Bundesfestung Mainz, 1836 k. k. Geheimerath, Feldmarschalllieutnant und kommandirender General im Königreich Böhmen, 1843 zweiter Präsident des Hofkriegsraths u. Chef eines Husarenregiments. Die Familie ist Besitzerin der freien Herrschaft Preitenstein im böhm. Kreise Pilsen.

Mense, die hohe, Berg, s. hohe Mense.

Mensel (v. Lat.), s. v. a. Meßtisch.

Menselinsk, Menzelinsk, russ. Kreisstadt, Gouv. Orenburg, nordwestl. von Ufa; 1420 Ew.

Mensen-Ernst, berühmter Schnellläufer, gebürtig aus Norwegen, erwarb sich seit 1830 durch seine außerordentliche Ausdauer u. Schnelligkeit im Laufen ein großes Renomée, stand eine Zeit lang in Diensten des Fürsten Pückler-Muskau, machte Läufe nach Konstantinopel, Jerusalem und weiterhin in den Orient, † 1838.

Menses (lat.), 1) Monate; — 2) s. v. a. Menstruation.

Menses papales (lat., Kirchenr.), päpstliche Monate, wo der Papst vakante geistliche Stellen zu besetzen hatte, im Gegensatz zu den menses episcopales u. regii, wo Bischöfe und weltliche Fürsten jenes Recht ausübten.

Mensfelden, nassau. Dorf, Amt Limburg; 1020 Einw.

Mensguth (Dzwierzuly), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg, am Schobensee; Vorwerk; 680 Einw.

Mensia lex, röm. Gesetz, wonach jedes Kind als fremd angesehen werden sollte, wenn eines der Aeltern nicht das Bürgerrecht hatte. Vgl. Rau, de M. lege, Leipz. 1786, 4.

Mensignac, franz. Dorf. Dep. Dordogne, Bez. Perigueux; 1380 Einw.

Mensik, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 130 Einw.

Mensinalo, Fruchtmaß in Nizza; 16 M. = 1 Stajo, 100 Staja = 70, 8 preuß. Scheffel.

Mensis (lat.), Monat.

Menslet, See, s. v. a. Mensaleh.

Mensor, Mensores (röm Antiq.), s. Metator.

Menstede, hannöv. Dorf, Aurich, Ostfriesland, Amt Berum; 250 Einw.

Menstrie, brit. Dorf, Schottland, Grafsch. Clackmannam, nordöstl. von Stirling; Woll-zeuch- und Wolldeckenweberei; 410 Einw.

Menstrualis (bot. Term.), 1) s. v. a. einen Monat lang während; 2) s. v. a. monatlich sich erneuend.

Menstruation (Monatsfluß, monatliche Reinigung, Menstruatio, Menses, Menstrua, Catamenia, franz. Menstruation, engl. Menstruation, Flowers, Physiol.), eine im Allgemeinen die Pubertät des weiblichen Organismus andeutende periodisch wiederkehrende Blutentleerung, welche in unseren Gegenden etwa mit dem 14.—16. Jahre sich einstellt und mit dem 45.—50. aufhört. Als Vorboten des ersten Eintritts der M. bemerken wir Unbehaglichkeit, Müdigkeit, Mattigkeit im ganzen Körper, mitunter sogar ein ordentliches Fieber, eine Völle und ein schmerzliches Gefühl im Unterleibe, Druck und Brennen in der Schamgegend, Ziehen im Kreuze in der Lendengegend bis in die Knie; sodann leicht Ermüdung beim Gehen, Aufschwellen der Schamgegend und aller Geburtstheile, Herabsteigen des Muttermundes und Brennen beim Harnlassen, zuweilen auch wohl Ziehen u. Stechen in den Brüsten, Kopfschmerz u. s. w. Im minderen Grade kehren diese Erscheinungen auch beim Wiedereintreten der M. wieder; es entstehen dann blaue Ringe um die Augen herum, Bläße des Gesichts, gezogene Gesichtszüge, heisere Stimme, riechender Athem und riechende Ausdünstung. Während der M. sind die Menschen meist reizbarer u. empfindlicher, als sonst, und zwar nicht allein für körperliche, sondern auch für psychische Reize, — in manchen Fällen aber auch viel unempfindlicher, torpider als sonst. — Im Durchschnitt findet die M. binnen Jahresfrist 12 — 13 Mal Statt, so daß vom Eintritt einer Menstruationsperiode bis zum Eintritt der nächstfolgenden 28 — 29 Tage verlaufen; indeß ist diese Zwischenzeit nicht ganz bestimmt. Es giebt Frauen, bei denen sie unbeschadet ihrer Gesundheit alle 14 Tage, andere, bei denen sie alle 2 Monate und noch seltener erscheint. Während der Schwangerschaft hört sie in der Regel auf. Der Ausfluß findet, wie es sowohl die Pathologie und die pathologische Anatomie, als auch der dem Monatsflusse analoge Lochialfluß hinlänglich beweiset, aus der Gebärmutter Statt; erscheint der Fluß aber während der Schwangerschaft, Fälle, welche schon die alten Talmudisten bis zum 4. Schwangerschaftsmonate beobachtet haben wollen, so ist in der Regel die Mutterscheide der Sitz derselben. Was die Quelle anbelangt, so sind von manchen Physiologen die Arterien, von anderen die Venen angeführt worden, und noch andere haben mit Recht das Abfließende nicht für reines Blut, sondern für ein wahres Absonderungsprodukt, für ein Secretio sanguinolenta erklärt. Diese Sekretion geht aber aus dem arteriellen Blute des Kapillargefäßsystems der Schleimhaut der Gebärmutter vor sich; solches können wir schon daraus abnehmen, daß die Schleimabsonderung kurz vor den eintretenden Katamenien verändert ist, nach und nach blutig wird, und daß die Flüssigkeit anders beschaffen ist, als das arterielle und das venöse Blut, sie ist nämlich im Allgemeinen sehr dunkel, ähnlich dem Venenblute, enthält weniger Faserstoff, aber viel Cruor und Wasser; wegen des geringen Faserstoffgehalts ist auch die Gerinnungsfähigkeit

schwach; aus dem Körper entfernt, fault die Flüssigkeit sehr schnell, läßt sich aber, wie jedes andere Blut, in hermetisch verschlossenen Gefäßen sehr lange aufbewahren. Der Verlust des Menstrualblutes ist, wenn er auch in bedeutender Quantität geschieht, bei Weitem weniger schwächend als eine Blutung aus den Venen oder aus den Arterien. Der eigenthümliche, frappante Geruch dieses Blutes ist ihm zum Theil eigen, beruht aber auch zum Theil auf dem ihm beigemischten Mutterscheidenschleim, welchen Manche aber mit Unrecht als die alleinige Quelle jenes Geruches betrachtet haben. Bei manchen Fehlern der Gebärmutter geschieht die M. bald durch den Mastdarm, bald durch die Brustwarzen u. s. w., ja sogar will man sie durch die Augen, die Fingerspitzen u. s. w. erfolgt gesehen haben. — Was die Ursachen dieser Sekretion anlangt, so haben Viele den Einfluß des Mondes als solche angesehen. Wenn es nun auch nicht zu läugnen ist, daß die Zeit ihrer Wiederkehr im Allgemeinen gleich der Zeit eines Mondenumlaufes um die Erde ist, so ergeben doch genauere Untersuchungen, daß jene Wiederkehr sich nicht nach einer bestimmten Mondesphase richtet, und daß wir bei den verschiedensten Mondesständen menstruirte Weiber antreffen. Manche Physiologen glauben, überflüssiges Blut, das späterhin zur Ernährung des Fötus dienen solle, werde durch die M. aus dem weiblichen Körper entfernt, also Vollblütigkeit sey die Ursache; andere meinen, es sey ein Ueberfluß von Kohlenstoff vorhanden, der als Menstruationsblut ausgeleert werden müsse; aber, da weder Vollblütigkeit im Allgemeinen, noch Ueberladung des Körpers mit Kohlenstoff, wie wir es bei manchen Leber- u. Gallenkrankheiten gewahr werden, ähnliche Blutungen, wie der Monatsfluß ist, zu veranlassen vermögen, und da ein besonderes kohlenstoffiges Blut dem Fötus auch nicht zur zweckmäßigen Nahrung dienen kann, so ist die eine wie die andere dieser Ansichten unhaltbar. Es ist vielmehr die M. eine Krise oder kritische Aeußerung des beim menschlichen Weibe einen monatlichen Typus beobachtenden Empfängnißvermögens, nicht Begattungstriebes, — denn der Mensch ist vermöge seiner erhabenen Stellung in der Natur fähig, diesen Trieb ganz nach seiner Willkür zu jeder Zeit u. Stunde zum Genuß zu machen; ihr Zweck ist Geneigtmachung des menschlichen Weibes zur Empfängniß. Denn wir bemerken, daß in der Natur Alles mehr oder weniger einem gewissen Wechsel oder Typus unterworfen ist, und dieses gilt auch in Bezug auf das Empfängnißvermögen. Bei vielen Thieren ist dieser Typus jährlich, bei anderen halbjährlich, bei noch anderen bald noch häufiger, bald noch seltener sich einstellend. Zwar ist der Mensch nach einer gewissen Zahl von Jahren zu jeder Zeit begattungs- und **empfängnißfähig**; aber wenn wir auch bemerken, daß er sowohl vor und nach der Menstruationszeit, als auch ausnahmsweise wohl sogar während derselben schwanger werden kann, so ist doch ganz unverkennbar die Empfängnißfähigkeit innerhalb zweier Menstruationstermine bald **mehr**, bald **weniger** vorwaltend; wir finden nämlich durch die Erfahrung bestätigt, daß bald nach dem Aufhören einer M. das Vermögen und die Geneigtheit zu empfangen in einem höheren Grade vorhanden ist, als längere Zeit nach derselben; — durch die kritische Ausleerung als M. wird das Weib zum größeren Empfängnißvermögen vorbereitet, mit dem Aufhören der Menstruationsausleerung ist die Receptivität am größten, nimmt aber von da an allmählig ab, so daß gegen das Ende einer ganzen Menstruationsperiode oder kurz vor dem Eintreten der neuen M. seltener als sonst das Schwangerwerden der Weiber sich ereignet. — Eine solche eigenthümliche, auf höhere Thätigkeit des Geschlechtssystems des Weibes abzweckende Operation offenbart sich zwar im ganzen Organismus, besonders aber in dem eben genannten System, und demnach bemerken wir einen vermehrten Blutandrang zu den Geschlechtstheilen; diese treten in vermehrte Thätigkeit, werden zu thätigeren Absonderungsorganen und entleeren, als in Folge einer vorbereitenden, auf Empfängniß abzweckenden Thätigkeit des Organismus, ein blutiges Sekret, d. h. das Menstrualblut. — Man hat sehr darüber gestritten: 1) ob die M. ein, auch mit dem **Naturzustande** des Menschengeschlechts harmonirender, normaler Vergang im weiblichen Organismus sey, oder ob sie nicht vielmehr als krankhaft, als Folge der Kultur des menschlichen Geschlechtes betrachtet werden müsse, — und ob 2) dieselbe als Vorrecht des Menschen angesehen werden könne, oder ob auch die Thiere einer solchen Lebensäußerung unterworfen wären? Was die erste Frage betrifft, so haben wir nur nöthig, die Geschichte aller Zeiten, von **Moses** an bis jetzt, so wie die Geschichte und Beschreibung aller Völker und Länder zu Rathe zu ziehen, und wir erkennen, wenn wir nicht geblendet sind, die M. als eine normale Körperfunktion. Die letztere Frage ist häufig bejaht, häufig aber auch verneint worden, — der vorurtheilsfreie Beobachter erkennt indeß auch einen geringen Verlust wässerigen Blutes bei den meisten, wo nicht gar allen Säugethieren an. Hier richtet sich der Verlust jedesmal nach der Brunstzeit, und erst nachdem der Blutverlust aufgehört hat, läßt ein solches Thier das Männchen zu und kann empfangen. Am auffallendsten ist der Blutverlust bei den menschenähnlichsten Thieren, bei den Affen, beobachtet, welche auch wohl nur aus diesem Grunde bei den alten Aegyptern als Sinnbild des Mondes betrachtet, und deshalb in den Tempeln ernährt wurden. Der Typus ist aber beim Menschen am regelmäßigsten, und gerade dieser verliert aus dem Grunde, weil er nicht einer Brunst unterworfen ist, verhältnißmäßig von allen Thieren das meiste Blut. — Die **Blutquantität** ist nach Klima, Alter, Lebensart, Temperament u. dgl. sehr verschieden, so daß wir in kälteren Gegenden nur drei, in den mittleren vier bis acht, in noch wärmeren zehn und in den Tropengegenden wohl gar zwanzig Unzen auffangen können: von jüngeren Subjekten wird weniger Flüssigkeit ergossen, als im vorgerückteren Alter; Menschen, welche eine sitzende Lebensart führen und dabei wohl genährt sind, verlieren mehr Blut als sich frei bewegende und mäßig

essende; am bedeutendsten ist der Blutverlust im Allgemeinen beim phlegmatischen und sanguinischen Temperament. In unseren Gegenden bemerkt man, daß junge, starke, kräftige Mädchen nur einige Unzen verlieren und etwa nur drei Tage menstruirt sind; bei dreißigjährigen und älteren Frauen dauert die M. 6—8 Tage; in diesen Tagen zeigt sie sich am ersten Tage gering, nimmt zu bis zum dritten, setzt am vierten in der Regel aus, tritt aber am fünften wieder ein und hört dann allmählig auf; solche Frauen verlieren auch meist $^1/_2$—1 Pfund Blut, da man doch bei jungen Subjekten in unseren Gegenden als Mittelmaß nur die Quantität von 4—5 Unzen annehmen kann. — Man findet mitunter, daß im höchsten Alter die M. wiederum zurückkehrt, aber nur als eine blutwasserähnliche Absonderung; sehr selten hat man 1—2jährige Kinder menstruirt gefunden.

Einige Physiologen, z. B. Testa und Burdach, haben als vermittelnde Ursache der M. die bei Weibern verhältnißmäßig kleineren Lungen und deren deshalb in Bezug auf die Dekarbonisation des Blutes verminderte Thätigkeit beschuldigt; sie haben sich bemüht, den menstruirenden Fruchthälter als eine Lunge darzustellen, was allerdings wohl in so fern angehen möchte, als die Lunge Absonderungs- und Reinigungsorgan ist, und alle Absonderungen, auch die der Lungen und der Gebärmutter, in einem gewissen Verhältniß zu einander stehen. Wäre aber die Annahme richtig, so müßte ceteris paribus, bei lungensüchtigen Weibern die M. stärker seyn, als bei Weibern mit großer Brust und bedeutend fungirenden Lungen; wir finden viele Männer, die verhältnißmäßig bei Weitem kleinere Brust und Lungen besitzen, als manche Weiber, und dennoch ist ihnen weder M., noch eine Analogon davon Bedürfniß. Burdach spricht dem Thiere jede M. ab; wäre sie aber nicht hier eben so unabläßig nothwendig als bei einem menschlichen Weibe, wenn man die Lungen (welche beim weiblichen Thiere auch verhältnißmäßig kleiner sind als bei dem männlichen), als Ursache des Uebermaßes von Kohlenstoff im Körper beschuldigen dürfte? — Daß das beim Monatsfluß abgehende Blut nicht zu betrachten sey, als diene es während der Schwangerschaft zur Ernährung des Fötus, oder während der Laktation zur Ernährung des Kindes, wird schon durch den einfachen Umstand einleuchtend, daß gar nicht selten, sowohl während der Schwangerschaft, als auch während einer reichlichen Milchabsonderung die M. fortdauert und daß bei manchen Hausthieren, bei welchen doch eine eigentliche M. fehlt, die Milchsekretion in gewissen Zeiten ganz ungeheuer bedeutend ist. Beachtet man aber die größere Geneigtheit der Weiber, nach überstandener M. schwanger zu werden, berücksichtigt man den Umstand, daß den Gesetzen der Natur gemäß sowohl während der M., als auch während des Säugens das Empfängnißvermögen sehr darniederliegt, so wie, daß nur höchst selten eine Schwangerschaft eher erfolgt, als die M. bei einem Mädchen überhaupt eingetreten ist, so wird man die genaue Bezeichnung der kritischen Menstruationsausleerung zum Empfängnißvermögen nicht verkennen können, und, wie es auch von mehreren älteren und neueren Physiologen geschehen ist, in der beim menschlichen Weibe stärkeren Reinigung das Analogon einer Art von Brunst, d. h. physische und psychische Vorbereitung zum bequemen Beischlaf und zur besseren Empfängniß erblicken.

Zum Behuf eines Ueberblicks der Regelmäßigkeit der Wiederkehr der M. und des Verhaltens zu den Mondsphasen mögen aus D. A. Berthold's desfallsigen Beobachtungen die folgenden an einer gesunden, gewöhnlich acht Tage lang menstruirten dreißigjährigen Frau gewonnenen Resultate einen Platz finden.

Am	13. Sept.	am Neumond,			
=	10. Okt.	3	Tage vor dem Neumond,	also am 27.	Tage.
=	8. Nov.	3	= = = =	= = 29.	=
=	9. Dec.	2	= = = =	= = 31.	=
=	8. Jan.	1	= = = =	= = 30.	=
=	6. Febr.	2	= = = =	= = 29.	=
=	6. März	4	= = = =	= = 28.	=
=	5. April	4	= = = =	= = 30.	=
=	3. Mai	5	= = = =	= = 28.	=
=	3. Juni	4	= = = =	= = 31.	=
=	2. Juli	4	= = = =	= = 29.	=
=	1. Aug.	3	= = = =	= = 30.	=
=	28. =	6	= = = =	= = 27.	=
=	26. Sept.	am letzten Viertel		= = 29.	=

$$\frac{378}{13} = 29,$$

also kehrte in dem Jahre vom 13. Sept. bis zum 12. Sept. etwa alle 28$^1/_2$ Tage die M. wieder.

Menstruationsfehler (Menstruationsanomalien, Menstruatio anomala, Med.). Da die Menstruation nur die äußere Erscheinung des Geschlechtssystems zum übrigen Körper ist, so müssen alle Störungen, welche jene betreffen, mehr oder weniger sich in der Menstrualfunktion abspiegeln, umgekehrt aber muß auch diese auf physiologische und pathologische Vorgänge im Körper mächtig einwirken. Es ist daher für den Frauenarzt eine wichtige Rücksicht, die er auf das Verhalten der Menstruation nehmen muß; dennoch aber wird er weit öfter in den Fall kommen, nicht die M. als solche, sondern als Begleiter oder Zeichen anderer Krankheitszustände zu behandeln. Um bei der so umfangreichen Klasse derselben einen Anhaltspunkt für Beurtheilung und Eintheilung zu gewinnen, betrachten wir sie, je nach dem 1) ein zu geringes und 2) ein zu starkes Hervortreten menstrueller Thätigkeit bemerkbar wird. Die sogenannte Menstruatio anomala, die in mehrfacher Rücksicht von dem Normaltypus abweicht, betrachten wir nicht gesondert, da sie keine charakteristischen Merkmale darbietet, die nicht auch ihren einzelnen Gliedern zukämen. Man könnte auch auf die Qualität des Menstrualblutes eine Eintheilung gründen, allein das, was hierüber zu bemerken ist, läßt sich bei den einzelnen Formen erwähnen, und die sogenannte mißfarbige Menstruation (Menses decolores), wo statt Blut Schleim abgeht, gehört in den Art. weißer Fluß.

1) Ein zu geringes Hervortreten der Menstrualfunktion, eine Behinderung derselben (Menstrua impedita) gibt sich auf doppelte Weise kund, indem entweder der Monatsfluß gänzlich mangelt oder nur unvollständig

erscheint. Der gänzliche Mangel (Amenorrhoea, Menostasia) ist nun wieder theils ein primitiver, wo das betreffende Individuum noch nie vorher menstruirt war (Menstrua retardata), oder ein konsekutiver, wo in Folge vorhergegangener Schädlichkeiten die früher vorhandene Menstruation nicht mehr erscheint (Menstrua retenta). Ueber die ersteren Zustände (1) s. d. Art. Amenorrhöe.

2) Die Unterdrückung der Menstruation (Suppressio mensium), oder derjenige Zustand, wo diese während des Flusses plötzlich und gewaltsam zurückgehalten wird. Gerade darin, daß der Monatsfluß während des Fließens plötzlich gehemmt wird, liegt die Eigenthümlichkeit dieser Krankheit, sowohl ihrem Wesen, als ihren Folgen nach. Befindet sich während der Menstruation der ganze Körper, namentlich aber das Geschlechtssystem in einem aufgeregten Zustande, so müssen sie auch für jede auf sie einwirkende Schädlichkeit empfänglicher und die Reaktion, entsprechend der Intensität der schädlichen Potenzen, um so stürmischer seyn. Eine gewisse Prädisposition macht viele Individuen selbst für geringfügige Einflüsse empfänglich, von denen andere kaum berührt werden. Ein hoher Grad von Irritabilität, von nervöser Schwäche bedingen jene gefährliche Anlage. Die Gelegenheitsursachen selbst sind Einflüsse theils gemüthlicher Art, Schreck, Zorn, Aerger, Furcht, theils mehr somatischer Natur, wie starke Anstrengungen und Erschöpfung der Kräfte, Erkältung der Füße und Genitalien, kaltes Trinken bei erhitztem Körper, Ueberladung des Magens mit schwer verdaulichen Speisen und Getränken, unzeitige Brech- und Abführmittel, Aderlässe, der Beischlaf und dergl. Bisweilen sind auch schnell auftretende akute Krankheiten (Entzündungen, Fieber, Exantheme) im Stande, die eben fließende Menstruation zu unterbrechen. Die Folgen dieser Unterdrückung setzen sich zusammen aus den durch die Hemmung des gewissermassen kritischen Blutflusses erzeugten Störungen. Eine Erkältung, Ueberladung des Magens u. s. w. bedingt schon an sich eine Krankheit, diese erhält aber durch das zweite Moment eine besondere Färbung, Richtung und Heftigkeit. Man würde die manchfaltigen, noch zu nennenden Störungen nicht leicht begreifen, wollte man bloß das zurückgehaltene Blut ins Auge fassen. Man muß vielmehr stets berücksichtigen, daß die Menstruation eine wirkliche Sekretion, und das Resultat einer zusammengesetzten, organischen Thätigkeit ist. Je nach dem Ueberwiegen des Gefäß- oder Nervensystems, nach der besonderen Konstitution, nach der Art, Heftigkeit und Ausbreitung der einwirkenden Schädlichkeit, sind auch die Folgeübel der Unterdrückung der Menstruation verschieden. Sie sind meist sthenischer Natur und charakterisiren sich als Leiden des Nerven-, Gefäß- und reproduktiven Systems. Wird der Uterus selbst afficirt, so wird er der Sitz einer Neuralgie, Entzündung, Gefäßauftreibung selbst mit Verhärtung und Degeneration seines Parenchyms. Es kann ferner durch Krampf des Muttermundes das ausgeschiedene Blut in der Gebärmutterhöhle sich ansammeln, diese ausdehnen und so eine Schwangerschaft simuliren, zumal wenn auch andere, dieser eigenthümliche Verstimmungen hinzutreten. Oft entstehen aber andere, sehr stürmische Folgen, als gefährliche Kongestionen nach Kopf und Brust, Entzündungen mit rapidem Verlaufe, Strukturveränderungen einzelner Organe, Blutverderbnisse, Wassersucht, Bleichsucht; oder es erzeugen sich heftige partielle oder allgemeine Krämpfe, Neuralgien, Lähmungen, Geisteskrankheiten. — Die Prognose ergibt sich aus der Bedeutung der genannten Störungen von selbst. — Die Therapie verlangt Entfernung der noch etwa fortwirkenden Ursache der Unterdrückung, Bekämpfung der daraus entstandenen Folgeübel und die Wiederherstellung des Monatsflusses selbst. In erster Hinsicht wird freilich selten noch etwas zu thun seyn, da die Schädlichkeiten meist vorübergehend wirken. Doch bestimmt die ätiologische Rücksicht das gegen das neu entstandene Uebel einzuschlagende Verfahren, welches bald diaphoretisch, bald antigastrisch u. s. w. seyn muß. Die zweite und dritte Indikation finden gemeinsame Erledigung, wenn man die vorhandene Krankheit nach ihrem Charakter behandelt, und zugleich nach den Beckenorganen abzuleiten sucht. Namentlich sind es die antiphlogistische, ableitende und beruhigende, doch auch die belebende, auflösende, ausleerende Methode, die in Anwendung kommen müssen. Eine besondere Beachtung verdient der Fall, wenn das Blut sich in der Gebärmutterhöhle ansammelt und sie ausdehnt, was anfangs durch Krampf des Muttermundes, später durch Koagula bewirkt wird. Genügt die Anwendung erweichender u. krampfstillender Mittel nicht, um das Hinderniß zu beseitigen, und hält man sich fest überzeugt, daß keine Schwangerschaft Statt findet, so kann man mittelst einer geknöpften, durch den Muttermund eingebrachten Sonde den Abfluß bewirken. Ist dagegen das Parenchym des Uterus der Sitz der Auftreibung, findet eine sogenannte Physconia uteri Statt, so muß diese je nach ihrem sthenischen oder asthenischen Charakter bald mit antiphlogistischen, bald auflösenden und selbst treibenden Mitteln behandelt werden.

3) Bisweilen ereignet sich der Fall, daß, wenn die Menstruation auf gewöhnlichem Wege nicht zu Stande kommt oder unterdrückt wurde, ein dieselbe anscheinend ersetzender Blutfluß aus einem anderen Theile erfolgt. Man nennt dies die Menstruation aus ungewöhnlichen Quellen (Menstruatio devia, Menoplania). Namentlich sind die Schleimhäute, doch auch parenchymatöse Organe, die Haut und selbst Aftergebilde der Sitz solcher Blutungen. Man findet Beispiele von Blutungen aus dem Mastdarme, dem Magen, Zahnfleische, aus den Lungen, Nasenhöhlen und den Sinnesorganen überhaupt, aus der Haut (blutiger Schweiß), den Brüsten, endlich aus Wundeu, Geschwüren, Warzen, Polypen u. s. w. (S. Meißner's Forschungen des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe u. s. w. II Bde., Leipz. 1826). Ueberdies gibt es Fälle, wo statt der Menstruation periodische Ab- und Aussonderungen ande-

rer Art (Speichelfluß, Durchfall, Schleimfluß, reichlicher Harnabgang, profuser Schweiß), ferner habituelle Rosen und andere Ausschläge und Geschwüre beachtet werden. Es möchte indeß schwer fallen, in diesen Erscheinungen stets eine ätiologische Beziehung zu gestörtem Monatsflusse nachzuweisen. Leidet z. B. eine Frau an Leukorrhöe, und verstärkt sich dieselbe zu der Zeit, wo sonst die Menstruation einzutreten pflegte, so folgt daraus noch nicht, daß der Schleimfluß den Blutfluß ersetze, sondern nur, daß eine periodischgestimmte Thätigkeit in den Geschlechtsorganen Statt hat, die natürlich eben sowohl auf die Schleim- als auf die Blutsekretion einwirken muß. Fast dasselbe gilt von den vikariirenden Blutflüssen, die zwar den weiblichen Körper von dem Ueberflusse an plastischen Stoffen befreien, nicht aber mit der Geschlechtlichkeit in nothwendiger Beziehung stehen. Solche Frauen sind vielmehr meist unfruchtbar, woraus wenigstens die Unzulänglichkeit des Ersatzes erhellt. Die Ursachen der Meloplanie sind theils die schon im Abschnitte von der genannten Schädlichkeiten, theils solche Einflüsse, welche ein anderes Organ in einen gereizten Zustand versetzen, so daß es der Anziehungspunkt für die Blutströmung wird. Man unterscheidet ferner vorbereitende und Gelegenheitsursachen. Zu ersteren gehören die Konstitution, angeborene oder erworbene Anlage, vorhergegangene Krankheiten; zu letzteren alle örtlichen Reize. Jedesmal muß aber die Lebensthätigkeit der Geschlechtstheile herabgestimmt und ein anderes Organ gereizt werden, wenn es zu einer Verirrung der Menstruation kommen soll. — Ist einmal ein Blutfluß aus einem Organe erfolgt, so behält es eine fernere Neigung dazu, der Zug der Säfte folgt der angenommenen Richtung u. verläßt diese nur, wenn ein stärkerer Reiz in einem anderen Theile erregt wird. Deshalb ist es oft schwer, die Natur auf den rechten Weg zu leiten oder zurückzuführen. Die Prognose richtet sich nach den, die Amenorrhöe bedingenden Ursachen, nach der Dignität des von dem vikariirenden Blutflusse befallenen Theils, nach den dadurch hervorgerufenen Störungen und nach der Dauer und Heftigkeit des Blutflusses selbst. Die Therapie verlangt zuerst Beseitigung derjenigen krankhaften Zustände, welche die regelmäßige Menstruation hindern, sodann Entfernung der Ursachen, welche das Blut nach einem besonderen Organe locken, und endlich Zurückführung der Säfteströmung nach den Genitalien. In erster Hinsicht verweisen wir auf das, was in dem vorhergehenden Abschnitte gesagt wurde; betreffend die zweite Indikation, so muß der krankhafte Reiz in dem betreffenden Organe durch kühlende, beruhigende oder auflösende Mittel und überhaupt auf solchem Wege beseitigt werden, welcher dem besondern Krankheitszustande entspricht. Natürlich darf man nicht stürmisch verfahren, die Blutung nicht plötzlich hemmen, und erst dann, wenn der ersten Indikation Genüge geleistet wurde, die zweite in Ausführung bringen. Der dritten Indikation wird durch solche Mittel genügt, welche die Lebensthätigkeit des Geschlechtssystems umstimmen oder erhöhen, weshalb bald die ab- und zuleitende, bald die treibende Methode heilsam erscheint. Palliativ muß man bisweilen, wenn wegen unheilbarer Zustände die Zurückführung der Menstruation in ihr gewöhnliches Gleis nicht räthlich oder möglich ist, durch künstliche Blut- oder andere Ausleerungen die gefährliche Selbsthülfe der Natur abwenden, oder systematisch diejenigen Uebelstände beseitigen, welche aus dem Blutflusse für den ganzen Organismus oder für den betroffenen Theil entstehen.

4) Bisher wurde von dem gänzlichen Mangel der Menstruation gehandelt; an diesen nun reihen sich diejenigen krankhaften Zustände derselben an, wo sie zwar zum Vorschein kommt, aber in mehrfacher Hinsicht hinter den Forderungen des gesunden Organismus zurückbleibt, wo sie also unvollkommen, unvollständig genannt werden muß. Sie ist nämlich bezüglich der Quantität zu sparsam (Menstruatio parca), hinsichtlich der Qualität wässerig oder schleimig (M. serosa, mucosa), in Ansehung der Periodicitäterscheint sie zu selten (M. rara), oder dauert zu kurze Zeit (M. brevis), oder endlich ist sie von mancherlei Beschwerden begleitet (M. difficilis, Dysmenorrhoea) Treten mehre dieser Anomalien gleichzeitig auf, so nennt man dies die unordentliche Menstruation (M. irregularis, anomala). Die Eigenschaften dieser Menstruationsstörungen ergeben sich aus ihren Namen von selbst. Hinsichtlich der beschwerlichen Menstruation bemerken wir, daß die krankhaften Erscheinungen, von welchen sie begleitet wird, ganz den Vorboten ihres ersten Eintritts entsprechen, also hauptsächlich in krampf- und schmerzhaften oder kongestiven Beschwerden bestehen. Es läßt sich kein allgemeiner Maßstab festsetzen, um nach ihm zu bestimmen, ob die Menstruation in einem gegebenen Falle absolut, d. h. abgesehen von der körperlichen Beschaffenheit des Individuums, vollkommen oder unvollkommen sey. Vielmehr kann eine schwache Menstruation eben so oft zum relativen Gesundheitszustande gehören, als eine starke. Nur dann, wenn sie im Mißverhältnisse zur allgemeinen Lebensthätigkeit des Organismus verringert oder gestört erscheint, ist sie als krankhaft zu betrachten und wird dann auch nachtheilige Folgen nach sich ziehen. Auch hier pflegen übrigens Laien zu viel auf die äußere Erscheinung der Menstrualfunktion zu schieben und viele Störungen von ihrer Unvollkommenheit abzuleiten, die vielleicht öfter ihre Ursachen, als ihre Folgen sind.

Die Ursachen, welche eine derartige Störung der Menstruation bedingen, haben das Gemeinschaftliche, daß sie ein Mißverhältniß zwischen der geschlechtlichen und allgemeinen Lebensthätigkeit hervorrufen und zwar dergestalt, daß die vitale Energie des Geschlechtssystems vermindert erscheint. Wir können übrigens ganz auf das verweisen, was über die Ursachen der Amenorrhöe gesagt wurde. Wirken diese nämlich in einem geringeren Grade, so schwächen sie

nur die Menstruation, statt sie ganz zu hemmen. Die prädisponirenden und Gelegenheitsursachen bestimmen durch ihre besondere Qualität die Art der Menstruationsstörung. So erscheint die seltene Menstruation bei allgemeiner oder örtlicher (geschlechtlicher) Torpidität, die sparsame, wässerige und schleimige bei Fehlern der Assimilation und Blutbereitung oder bei örtlichen Krankheiten des Uterus, die schmerzhafte, bei allgemein oder örtlich gesteigerter, meist mit Schwäche verbundener, nervöser Reizbarkeit, bei venösen Stockungen in den breiten Mutterbändern, bei wirklich entzündlichen Zuständen, oder endlich bei fehlerhafter Lage und anderweitiger Krankheit des Uterus. Die Folgen der unvollkommenen Menstruation und die Prognose sind ganz dieselben, wie die der Amenorrhöe. — Die Therapie hat es zunächst mit der Anordnung einer zweckmäßigen Lebensweise zu thun, die jederzeit dem vorhandenen Krankheitszustande und dem dagegen anzuwendenden Heilverfahren genau entsprechen muß. Oft ist man sogar wegen nicht zu beseitigender Uebel gezwungen, sich auf ein strenges diätetisches Verhalten zu beschränken. Während des Monatsflusses selbst ist entweder nichts zu thun, oder es sind nur gefährliche und lästige Symptome zu mildern. Bloß in den freien Zwischenräumen zwischen zwei Menstruationsperioden darf die Radikalkur verfolgt werden. Diese unterscheidet sich jedoch nicht wesentlich von der bei der Amenorrhöe empfohlenen. Nur die Dysmenorrhöe verlangt besondere Rücksichten. Da die Beschwerden vor und während des Monatsflusses selbst am dringendsten sind, so ist die systematische Hülfsleistung vorzüglich nothwendig, aber auch nach der zu Grunde liegenden Ursachen verschieden. Findet ein rein krampfiger Zustand Statt, den man daran erkennt, daß das Gefäßsystem nicht betheiligt ist, daß die Sekretionen den spastischen Charakter haben, daß alle Krankheitsäußerungen sehr wandelbar und unbeständig sind, daß endlich das Temperament und die Konstitution, so wie die schon überstandenen oder noch gegenwärtigen Krankheiten ihre nervöse Natur verrathen, so wendet man die erregenden Antispasmodika an, wie Chamillen, Valeriana, Asafötida, die empyreumatischen und ätherischen Oele, die Ammoniumpräparate, das Opium, den Kampher, Moschus, das Kastoreum u. s. w. Selbst die Sabina kann nach Kopp's Empfehlung Anwendung finden, wenn eine irritable Schwäche Statt findet, d. h. wenn bei gesteigerter Empfindlichkeit doch die wahre Energie darnieder liegt, wenn ein gewisser Torpor in der eigentlichen irritablen und reproduktiven Sphäre des Geschlechtssystems mit krampfhafter Beweglichkeit der Nerven verbunden ist. Aeußerlich wendet man zu demselben Zwecke die reizenden, die Peripherie ansprechenden und dadurch die Centra befreienden Mittel an. Ist dagegen der rein nervöse Charakter nicht so deutlich ausgesprochen, oder ist er gemischt und fürchtet man von jenen Mitteln eine Erhitzung des Blutes, so wählt man die sogenannten kühlenden, krampfstillenden Mittel (Antispasmodica frigida), die blausäurehaltigen Präparate, den Hyoscyamus, das Morphium, Laktukarium, die Emulsionen, Brausemischungen, das Zink, den Wismuth, das Silber u. s. w. Auch der Borax und die Boraxsäure verdienen Empfehlung, da sie eine unläugbar beruhigende Einwirkung auf die Geschlechtstheile ausüben. Aeußerlich verordnet man laue, besonders alkalische Bäder, Fuß- u. Halbbäder, Dampfinsessus, schmerzstillende Linimente, beruhigende Klystiere. — Sind venöse Stockungen vorhanden, so leisten die kühlenden u. auflösenden Abführmittel mit Schwefel und Aqua laurocerasi, ferner Blutegel an die Schenkel gesetzt, Ableitungen nach der Haut gute Dienste. — Bei wirklich phlogistischen Zuständen darf man mit der Anwendung des Aderlasses, namentlich am Fuße, nicht zögern und muß ihm kühlende und entzündungswidrige, innerliche, so wie erweichende äußere Mittel nachfolgen lassen. — Sind endlich fehlerhafte Lagen und selbstständige Krankheiten des Uterus die Ursachen der Dysmenorrhöe, so wird man symptomatisch, wie oben angedeutet, den Sturm beschwichtigen und sodann die Radikalheilung versuchen.

5) Schließlich verdient noch einer Erwähnung das zu zeitige, d. h. vor der Involution, also in den sonst zeugungsfähigen Jahren geschehende Erlöschen der Menstruation. Zwar ist das Aufhören derselben an keinen bestimmten Zeitpunkt gebunden; doch muß man es dann als regelwidrig bezeichnen, wenn es andere krankhafte Zustände bedingt. Diese Anomalie hat natürlich die größte Gemeinschaft mit der Amenorrhöe, wenn diese nämlich eine konsekutive ist, und unterliegt auch gleichen Ursachen und gleicher Behandlung.

Die zweite Klasse der M., die wir noch zu betrachten haben, betrifft diejenigen Abweichungen vom Normalzustande, die durch ein zu starkes Hervortreten der menstruellen Thätigkeit bedingt werden. Dabei bemerken wir aber gleich im Voraus, daß auch hier, wie bei dem entgegengesetzten Zustande, nicht a priori, etwa nach allgemeinen Rücksichten, bestimmt werden kann, ob die Menstruation fehlerhaft beschaffen sey, sondern daß stets die Berücksichtigung des allgemeinen Kräftezustandes und der Beziehung, in welcher das Geschlechtssystem zum ganzen Organismus steht, dem Urtheile zu Grunde gelegt werden müsse. Man darf daher nur dann von einer übermäßigen Menstruation reden, wenn sie zum Nachtheile des allgemeinen Befindens das Maß übersteigt und mit anderen krankhaften Erscheinungen auftritt, oder diese nach sich zieht. Es ist ferner sehr schwer, ja vielleicht unmöglich, die Grenzen zu bestimmen, wo die Menstruation aufhört, eine Sekretion zu seyn und zur Hämorrhagie wird, da die Quantität des abgehenden Blutes natürlich keinen Maßstab der Beurtheilung abgibt. Nur etwa aus der Qualität desselben, aus der Zeit, wo die Blutung Statt hat, und aus der Beziehung, in der sie zur Zeugungsfähigkeit steht, ließe sich bestimmen, was Menstruation und Metrorrhagie sey. Beide Zustände gehen indeß gewiß oft in einander über und auch für die Therapie ist die Un-

terscheidung nicht von Belang, da wohl nur hinsichtlich ihrer Ausdehnung und ihres mehr oder weniger schnellen und kräftigen Eingreifens eine Verschiedenheit Statt finden möchte.

Ein Uebermaß des Monatsflusses (M. nimia) äußert sich auf verschiedene Weise; er kann nämlich zu reichlich, profus seyn (M. copiosa), wenn die Menge abfließenden Blutes das gewöhnliche Maß übersteigt, welches dem Individuum zuträglich ist, oder er kann jedesmal zu lange anhalten (M. diuturna), oder zu oft wiederkehren (M. frequens). Ferner tritt er bisweilen zu zeitig ein (M. praecox), wenn er in einem Alter erfolgt, wo die Evolution gewöhnlich noch nicht vollendet ist; endlich kann er auch zu lange, d. h. bis über die Jahre der Involution andauern (M. vetularum). Die ersten drei Arten entspringen aus denselben Quellen, bieten auch viel Gemeinschaftliches dar und werden daher am füglichsten zusammen betrachtet.

1) Wenn die Menstruation hinsichtlich ihrer Quantität, Dauer oder Wiederkehr das gesetzliche Maß übersteigt, so liegen die Ursachen davon entweder im Geschlechtssysteme selbst, oder im übrigen Organismus, oder in beiden zugleich, und sind theils vorbereitende, theils veranlassende. In der letzteren Beziehung lassen sie sich oft nicht genau sondern, denn eine hoch gesteigerte Anlage kann eben so wohl von selbst und ohne äußere Veranlassung die Krankheit hervorrufen, als umgekehrt stark und wiederholt einwirkende Schädlichkeiten eine Neigung zur ferneren Wiederkehr jener begründen können. Von der Beschaffenheit der gesammten ursachlichen Momente hängt überdies auch der Charakter der Blutung ab, der bald aktiv, bald passiv seyn kann. — Im Geschlechtssysteme selbst finden sich als Ursachen der übermäßigen Menstruation vor: a) Organische Krankheiten und Verbildungen des Uterus, welche diesen entweder in einen Aufregungs- oder Schwächezustand versetzen, oder auf mechanische Weise die Blutung hervorrufen, als da sind fehlerhafte Lagen, Degenerationen, Verhärtung, Skirrhus, Steatom, Polypen, Varikositäten, Geschwüre; b) Laxität oder Schwäche des Uterus, die bald mit Torpor, bald mit Erethismus gepaart seyn kann. Veranlassung hierzu geben: öftere schwere Geburten, Abortus, Hämorrhagien, langwieriger weißer Fluß, Syphilis; ferner Ausschweifungen in der Liebe, Onanie, Mißbrauch der erhitzenden, auf den Uterus gleichzeitig wirkenden Abführmittel, der Emmenagoga, der Kohlentöpfe, der heißen Bäder und Dämpfe. Wenn die ersten der genannten Schädlichkeiten meist eine atonische Schwäche erzeugen, so veranlassen die letzteren öfters eine erethische, die sich durch den Antheil, den das Nervensystem dabei nimmt, kund gibt. c) Endlich eine krankhafte Aufregung des Geschlechtssystems, die bald angeboren, bald erworben seyn kann. Es gibt ohne Zweifel Individuen, bei denen das Geschlechtliche schon ursprünglich überwiegt, wie es im Gegentheil andere gibt, bei welchen die Geschlechtsdifferenz wenig hervortritt. Jene zeichnen sich durch eine rein weibliche Körperbildung, durch zeitige und vollkommene Geschlechtsentwickelung, sowohl in somatischer, als psychischer Hinsicht aus; diese lassen gerade das Gegentheil wahrnehmen und haben wenig Neigung zum Geschlechtsgenuß. In jedem Falle kann aber eine krankhafte Aufregung erst erworben werden durch fehlerhafte Erziehung, Romanleserei und dadurch verdorbene, mit wollüstigen Bildern beschäftigte Phantasie, durch Onanie, zeitige und übermäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes. Kommen dazu noch solche Schädlichkeiten, welche das Blut erhitzen oder den Andrang desselben nach den Beckenorganen befördern, so kann es nicht fehlen, daß die Menstruation übermäßig hervortritt. Solche Schädlichkeiten sind: heftige Körperbewegung (Fahren, Reiten, Tanzen), sehr nahrhafte und erhitzende Speisen und Getränke, starke Abführmittel, festes Einschnüren der Brust und des Unterleibes, Askariden im Mastdarme und in der Scheide u. dgl. — Die Ursachen, welche im Gesammtorganismus oder wenigstens außerhalb der Geschlechtstheile liegend, zu einer übermäßigen Menstruation disponiren, sind: a) das sanguinische Temperament, die venöse Konstitution und die durch dieselben unter begünstigenden Umständen veranlaßte allgemeine Plethora mit ihren verschiedenen Arten. Es erzeugt sich bei kräftiger Assimilation, reichlicher Nahrung und geringem Kräfteverbrauch ein wirklicher Ueberfluß von Blut im Körper, oder dieses ist nur zu plastisch, zu Orgasmus geneigt. Oder es findet eine sogenannte Plethora ad nervos Statt, wo das Nervensystem vermöge einer krankhaften Reizbarkeit den Blutreiz stärker empfindet und dagegen reagirt. Daher finden wir eine übermäßige Menstruation eben so wohl bei kräftigen, gut genährten, als bei nervenschwachen, reizbaren, dürftig genährten Personen. — b) Krankheiten des Unterleibes und der dem Uterus benachbarten Organe, wie Abdominalplethora, Stockungen im Pfortadersysteme, hämorrhoidalische Zustände, Auftreibungen und Verhärtungen der Leber, Milz, Gekrösdrüsen u. dgl., wodurch die freie Cirkulation gehemmt und eine Kongestion nach den Beckenorganen bedingt wird. Alle entfernten Ursachen, welche die genannten Krankheiten erzeugen, werden somit auch zur mittelbaren Veranlassung der übermäßigen Menstruation. Es ist übrigens kaum möglich zu bestimmen, warum bald die reichliche und zu lange dauernde, bald die zu häufige Menstruation erscheint. Doch scheint es, als ob die erste Form mehr von einem Leiden des Blutes und des Gefäßsystems, letztere von einem krankhaften Zustande des Nervensystems bedingt sey.

Die Folgen betreffend, so scheinen diese bei ursprünglich aktivem Charakter der Blutung anfänglich oft heilsam zu seyn, indem sich der Organismus dadurch von dem Ueberschusse der Säfte befreit, die örtlichen Stockungen und Kongestionen beseitigt, das gereizte Nervensystem beruhigt und die durch den Blutandrang

gesteigerte örtliche Krankheit des Uterus mildert. Wird aber im weiteren Verlaufe diese starke Blutausscheidung habituell, ist sie nicht mehr kritisch, sondern passiv, oder war sie dies von vorn herein, so muß das Geschlechtssystem eben so sehr, als der ganze Körper leiden; es folgen Unfruchtbarkeit, Leukorrhöe, Erschlaffung, Dislokationen u. Verbildungen der Geschlechtsorgane, oder allgemeine Schwäche, Erschöpfung, Blutmangel, Entmischung der Säfte, Wassersucht, lentescirende Zustände, Nerven- und Gemüthskrankheiten. — Die Prognose richtet sich theils nach dem Charakter, der Stärke und Dauer der Blutung, theils nach den ursachlichen Momenten und Folgen derselben. — Die Therapie hat nur selten den Vorwurf, die übermäßige Menstruation symptomatisch zu hemmen, da diese ja nur die äußere Erscheinung verschiedener, ihr zu Grunde liegender, krankhafter Zustände ist, welche natürlich zuerst beseitigt werden müssen. Eine plötzliche Unterdrückung hat leicht alle bei der unterdrückten Menstruation angegebenen, üblen Folgen, und dies um so mehr, als oft ein wirklicher Blutreichthum Statt findet. Nur wo sie wirklich profus und passiv ist, sich also der Hämorrhagie nähert, wo deutliche Zeichen der Blutleere sich kund geben, ist es erlaubt, sie möglichst schnell zu hemmen. Dazu dienen die horizontale, ruhige Lage im Bette mit erhöhtem Kreuze, kalte Ueberschläge, Waschungen, Einspritzungen und Tampons, die man durch Essig, Holzessig, Alaun, Eisen- oder Zinkvitriol, Eichen- od. Weidenrindenabkochung verstärkt, das Unterbinden der Extremitäten, innerlich die zusammenziehenden Arzneistoffe, als vegetabilische und mineralische Säuren, Alaun, Bleizucker, Eisenpräparate, China, Ratanhia, Katechu, Sanguis draconis, Bolus, Monesia, bei großer Atonin der Zimmt, die Sabina, das Mutterkorn und analeptische Mittel. Oft leisten diese Arzneien bei einem Zusatze von Opium noch kräftigere Hülfe, als ohne ihn. Man wählt übrigens unter ihnen die schneller und mächtiger ihre Wirksamkeit entfaltenden, wo der Blutfluß durch seine Heftigkeit Gefahr droht, die langsamer und allmähliger eingreifenden, wo er durch seine lange Dauer nachtheilig wird (s. Gebärmutterfluß). Ist aber der passive Charakter nicht so deutlich ausgesprochen, herrscht mehr Orgasmus und Erethismus vor, so sind bald kühlende, säuerliche, gelind ausleerende, bald beruhigende und ableitende Mittel hülfreich, wie ein kleiner Aderlaß, die zwischen die Schultern gelegten Senfteige, die ekelerregenden Arzneien (namentlich die Ipekakuanha), welche kontrastimulirend wirken, die Neutral- und Mittelsalze, die Tamarinden, die blausäurehaltigen Präparate, das Morphium, der Hyoscyamus. Das diätetische Verhalten muß der eigentlichen Medikation genau entsprechen. — Ist unter solchen Maßregeln die Gefahr beseitigt und die Menstruation vorüber, so sucht man die Grundkrankheit zu erforschen und zu heben. Vor Allem ist auf die Lebensweise Rücksicht zu nehmen und diese sorgfältig zu ordnen. Alles nämlich, was die Geschlechtsorgane schwächt oder aufregt und die Blutströmung nach ihnen hinleitet, muß vermieden werden, als gewürzhafte, spirituöse und sehr nahrhafte oder grobe, schwer verdauliche Kost, starke Anstrengungen und Bewegungen des Körpers, sitzende Lebensweise, zu warmes Verhalten, Geschlechtsgenuß, den Unterleib einengende Kleider u. dgl. Sodann richte man gegen die Grundkrankheit selbst das entsprechende Verfahren. Findet man Lagenveränderungen, Verbildungen des Uterus, so heile oder mildere man sie nach anderwärts angegebenen Regeln. Ist wirkliche Schwäche vorhanden, so unterscheide man, ob sie mit Atonie oder Erethismus verbunden ist. Im ersten Falle wendet man sogleich die stärkende Methode an, im letzteren schickt man ihr erst die beruhigende und krampfstillende voraus, oder wählt solche Mittel, die beiden Indikationen, zu beruhigen und zu stärken, entsprechen, von denen die Kälte in ihren verschiedenen Graden und Anwendungsarten und die mineralischen Säuren, besonders mit Morphium, und später mit Gewürzen (Elix. vitrioli Mynsicht.) treffliche Dienste leisten. — Allgemeine oder Unterleibsplethora, Störungen in der Cirkulation des Pfortaderblutes, Auftreibungen und Verhärtungen einzelner Organe ꝛc., welche Kongestionen nach den Geschlechtsorganen bedingen, müssen nach den in der speciellen Therapie dieser Krankheiten angegebenen Regeln behandelt werden. Die Menstruation regelt sich dann von selbst, oder es bedarf dazu wenigstens keiner stark eingreifenden Hülfsmittel.

2) Ein ferneres übermäßiges Hervortreten der Menstrualfunktion besteht darin, daß der Monatsfluß zu zeitig, d. h. in einem Alter erscheint, wo gewöhnlich von ihm noch keine Spuren wahrgenommen werden (M. praecox). Als Ursachen dieser Anomalie finden wir: a) eine ungewöhnliche Frühreife des ganzen Körpers u. besonders des Geschlechtssystems, wie sie von Mehren beobachtet wurde (s. Meißner, Forschungen ꝛc., 2. u. 5. Bd.). Es ereignet sich bisweilen der Fall, daß ein Mädchen schon im 10., 8., ja selbst 6. Jahre (einige Autoren sprechen von noch früheren Zeiten) diejenige Entwickelung erlangt, wie sie sonst etwa im 15. Jahre einzutreten pflegt. Diese Individuen sind zwar meist klein und schwächlich, auch in geistiger Hinsicht nicht eben bevorzugt, allein sie haben doch schon den äußeren Typus der Weiblichkeit angenommen. Die Brüste sind groß und schwellend, die Schamlippen derb und elastisch und wie der Schamberg mit Haaren besetzt, das Becken ist weit, der Geschlechtstrieb jedoch meist nicht hervorstehend. Es findet sich endlich die Menstruation ein und dauert mehr oder weniger regelmäßig fort. Die Fälle, wo schon neugeborene oder ganz junge Mädchen Blut aus der Scheide verloren, sind gewiß hier auszuschließen; denn einerseits möchte bisweilen eine Blutung aus den Harnorganen für Menstruation gehalten worden seyn (Jörg), andererseits ist, wo die Blutung wirklich aus dem Uterus kam, dieselbe wie jede andere, z. B. aus dem After kommende Hämorrhagie für krankhaft zu halten, da ja die physiologischen Bedingungen der Menstruation nicht gegeben

sind. Dergleichen Kinder sind übrigens schwächlich und erreichen selten ein höheres Alter. Als Ursachen einer wirklichen Frühreife nimmt man eine fehlerhafte Bildungsrichtung an, die sich freilich nicht weiter definiren läßt, auf welche aber die Lebensweise und andere, im Folgenden zu nennende Schädlichkeiten einen bedeutenden Einfluß ausüben; b) eine frühzeitige Aufregung der Geschlechtsorgane ohne gleichmäßige Ausbildung des ganzen Körpers. Es finden sich nun zwar in diesem Falle nicht die eben angegebenen Zeichen einer wirklichen Reife vor, allein das Geschlechtssystem ist doch aus seiner Indifferenz gegen den übrigen Organismus getreten, zeigt eine vorwaltende Reizbarkeit und wird der Anziehungspunkt für die Blutströmung. Durch den deshalb erfolgenden Blutverlust, welchem der kindliche Körper nicht gewachsen ist, entsteht aber sehr bald eine wirkliche Schwäche der Uteringefäße, die dann auf mechanische Weise das andringende Blut aussickern lassen. So wie also der Blutung bald eine Aufregung, bald eine Schwäche und Erschlaffung des Uterus zu Grunde liegt, hat jene auch den aktiven oder passiven Charakter. Letzteren möchten wir aber nicht als primär bezeichnen, sondern nur als Folge einer vorhergegangenen Ueberreizung. Der ganze Körper befindet sich dabei entweder in einem aufgeregten oder reizlosen Zustande, je nach Verschiedenheit der Konstitution, der vorbereitenden und veranlassenden Ursachen. Unter diesen selbst sind zu nennen alle das Geschlechtssystem treffende Reize, wie vieles Sitzen bei sehr nahrhafter, gewürzter und spirituöser Kost, der Mißbrauch drastischer und diuretischer Mittel, eine unvernünftige Erziehung, welche die Kinder vor der Zeit zu Erwachsenen ziehen möchte, ihnen alle Genüsse der letzteren gestattet, sie in alle Geheimnisse einweiht und namentlich die Phantasie mit sinnlichen, wollüstigen Vorstellungen anfüllt; die Onanie, die besonders dann ihre verderblichen Folgen entwickelt, wenn sie sehr zeitig und bei anhaltenden Anstrengungen des Geistes getrieben wird. Doch auch Krankheiten, welche entweder eine Aufregung des Geschlechtssystems und dadurch Kongestionen nach demselben bedingen, oder mehr auf mechanische Weise den Rückfluß des Blutes hemmen, vermögen den Uterus in einen, zur Hervorrufung einer Blutung geeigneten Zustand zu versetzen, wie Skropheln, Rhachitis, Verstopfungen der lymphatischen Drüsen des Unterleibes, Stockungen im Pfortadersysteme, Abdominalplethora, Würmer, namentlich Askariden in der Scheide 2c.

Die Folgen der zu frühen Menstruation sind nach ihrer Genese sehr verschieden. Ist sie ein Ausdruck der geschehenen Frühreife des Körpers, so kann sie nicht als krankhaft betrachtet werden, da dieselben Bedingungen gegeben sind, denen sie bei älteren Individuen ihre Entstehung verdankt. Doch bleiben solche Mädchen meist im Wachsthume zurück, sind schwächlich, reizbar und zu vielen Krankheiten geneigt. Leicht geräth namentlich die Menstruation selbst in Unordnung und verursacht anderweitige Störungen, die nicht von jener an sich, sondern von ihren Unregelmäßigkeiten bedingt sind. — Ist die Menstruation aber nur Folge einer Aufregung oder Schwäche des Uterinsystems, so ist sie jedenfalls verderblich, weil der Blutverlust bei dem hierzu nicht geeigneten Zustande der Reproduktion die Kräfte aufreiben und die Gesundheit untergraben muß. Sind nun überdies andere Krankheiten, die sich als Kachexien herausstellen, vorhanden, so werden diese um so eher einem verderblichen Ziele zueilen, je mehr die Lebenskraft geschwächt und die reaktive Selbsthülfe derselben unmöglich ist. Zerrüttung der Assimilation, Wassersucht, Bleichsucht, Leukophlegmasie, innere Vereiterungen, konsumtives Fieber; ferner bei vorschlagender Nervosität: Krämpfe, Neuralgien, allgemeine Nervenkrankheiten und Geistesstörungen; endlich Schwäche der Genitalien selbst, Unfruchtbarkeit, weißer Fluß, Verbildungen sind die traurigen Folgen einer frühzeitigen, vom Körper nicht geforderten Menstruation. — Die Prognose ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. — Die Therapie ist nach der doppelten Genesis der frühzeitigen Menstruation verschieden. Ist sie nur das Resultat einer frühen Entwickelung des ganzen Körpers und Geschlechtssystems, so bedarf sie, so lange sie nicht profus wird oder andere Krankheiten erzeugt, eine mehr negative Behandlung, die sich auf die Anordnung einer zweckmäßigen Lebensweise und auf Abwendung aller solchen Einflüsse beschränkt, die Kongestionen und Reizungen der Geschlechtsorgane veranlassen könnten. Gleichzeitig sucht man durch Mittel, welche auf milde Weise die Assimilation stärken, durch kalte Waschungen und Bäder, Aufenthalt auf dem Lande, Reisen, zweckmäßige gymnastische Uebungen, durch den Gebrauch entsprechender Mineralwasser u. dgl., den ganzen Organismus zu kräftigen. Während des Monatsflusses selbst ist Ruhe und Enthaltsamkeit durchaus nothwendig; würde er aber profus, so sind die kühlend-zusammenziehenden und beruhigenden Mittel am Platze (s. oben). — Findet der andere Fall Statt, daß nämlich eine krankhafte Aufregung oder Schwäche des Geschlechtssystems, bei übrigens unentwickeltem Körper und bei Komplikation mit anderen Leiden, das zu frühzeitige Hervorbrechen der Menstruation bedingen, so muß dieses als ein durchaus pathologischer Zustand betrachtet und demgemäß behandelt werden. Doch hüte man sich auch hier vor einer symptomatischen Kur, welche nur das äußere Erscheinen, nicht aber das innere Wesen der Krankheit beseitigen und an seiner Stelle gefährlichere und hartnäckigere Uebel erzeugen würde. Während des Monatsflusses selbst erforsche man genau, ob er aktiv sey und andere Beschwerden erleichtere, oder passiv und ohne alle heilsamen Folgen. Im ersten Falle beobachte man ein mehr exspektatives Verfahren, und entferne nur Alles, was die Blutung über das Maß steigern oder unterbrechen könnte. Wird sie aber wirklich übermäßig, stellen sich Zeichen von Blutleere, Kollapsus ein, so stille man sie mit den bereits angegebenen Mitteln, was auch von der ursprünglich passiven Menstruation gilt, bei der man die Folgen einer Un-

terdrückung weniger zu fürchten hat. Ist der Blutfluß vorüber, so schreitet man zur Radikalkur, nach genauer Erforschung der ätiologischen Momente. Die Lebensweise verdient die erste Berücksichtigung, denn von ihr, als aus einer ergiebigen Quelle, stammen zahllose Schädlichkeiten, die entweder das Geschlechtssystem direkt betreffen, oder indirekt dasselbe betheiligen durch Hervorrufung und Unterhaltung von Krankheiten, welche zu jenem eine pathogenetische Beziehung haben. Nun untersucht man ferner, in welchem Zustande der Reizbarkeit, bei Abwesenheit materieller Störungen, sich der ganze Körper befindet. Zeigt sich eine allgemeine Aufregung, wie man aus den nervösen und kongestiven Erscheinungen, aus den krampf- und schmerzhaften Beschwerden, der Unruhe, Schlaflosigkeit, Schreckhaftigkeit, aus dem erhitzten Aussehen, dem frequenten, kleinen, schnellen Pulse, dem Herzklopfen ꝛc. erkennt, so wendet man zuerst beruhigende, krampfstillende, kühlende Mittel an und geht allmählig und vorsichtig zu stärkenden über. Herrscht dagegen Atonie vor, ist die Kranke schwach, träg, unempfindlich, hat sie ein welkes, mattes, gedunsenes Ansehen, eine kühle, fahle Haut, langsamen, schwachen, weichen Puls u. dgl., so wählt man gleich die tonischen Arzneien, beobachtet aber eine gewisse Gradation je nach der Wirksamkeit derselben, so zwar, daß man das reproduktive System zuerst zu erheben sucht und sodann das Nerven- und Gefäßsystem mehr direkt in seiner Vitalität kräftigt. Wollte man zu stürmisch verfahren und gleich anfangs mit reizend-stärkenden Mitteln den Organismus angreifen, so würde man nur eine Reaktion hervorrufen, die mit noch größerer Schwäche und Erschlaffung endigen müßte. Bei diesem, gegen den allgemeinen Krankheitszustand gerichteten Verfahren werden auch die Geschlechtsorgane allmählig ihre abnorme Reizbarkeit od. Schwäche verlieren, und die Menstruation wird, zum Heile für den ganzen Organismus, wieder verschwinden, ohne daß es dazu unsicherer Specifika oder stark eingreifender Mittel bedarf. — Liegen endlich wirkliche Krankheiten anderer Systeme und Organe der Blutung zu Grunde, so verlangen sie das ihnen entsprechende Heilverfahren. Bevor sie aber nicht beseitigt sind, darf man auch nicht hoffen, die regelwidrige Menstruation zu heilen, vielmehr würde jeder direkte Versuch dazu nur die ursprüngliche Krankheit steigern. Die Folgenübel behandelt man nach den Vorschriften der speciellen Therapie.

3) Als letztes Glied in der Reihe der durch ein übermäßiges Hervortreten bedingten M. betrachten wir noch den **bis über die Zeit der Involution fortdauernden Monatsfluß** (M. vetularum). Wenn auch, wie bereits bemerkt wurde, in unserm Klima gegen das 48. Jahr hin die Menstruation sich zu verlieren pflegt, so gibt es doch viele Ausnahmen davon. Es finden sich selbst Beispiele, wo Frauen bis in das hohe Alter menstruirt und zeugungsfähig blieben. Ferner ist es bekannt, daß kräftige Weiber, die eine gute Assimilation haben, in Ruhe und Sorglosigkeit leben, die keine schwächenden Krankheiten und namentlich nicht schwere und zahlreiche Niederkunften überstanden und ihre Menstruation erst spät bekommen haben, auch diese länger behalten, als Personen, bei denen das Gegentheil Statt hatte. Beides gehört aber, wie leicht einzusehen, zum relativen Gesundheitszustande der betreffenden Individuen, und eine krankhafter Weise zu lange fortdauernde Menstruation ist nur dann vorhanden, wenn durch sie Störungen im Allgemeinbefinden erwachsen. Die **Ursachen** dieser Regelwidrigkeit liegen bald außerhalb der Geschlechtsorgane, bald in ihnen selbst. Es gehören hierher allgemeine Vollsaftigkeit, Plethora oder auch bloß Unterleibsplethora, venöse Beschaffenheit des Blutes, Anschoppungen einzelner Organe u. s. w. Der gewohnte Zug der Säfte gegen den Uterus dauert auch nach dem Erlöschen der Zeugungsfähigkeit fort und veranlaßt eine Blutausscheidung, die den Hämorrhoiden zu vergleichen ist und oft mit ihnen abwechselt. Es wird aber um so leichter zu einer Blutung aus dem Uterus kommen, wenn dieser selbst krankhaft beschaffen ist. Eine regelwidrige Reizbarkeit desselben in Folge von Ausschweifungen, von Mißbrauch der Diuretica und Aphrodisiaca, der gewürzten und spirituösen Speisen und Getränke, von überstandenen Uterinkrankheiten (Rheumatismus, Entzündung, Krampf); ferner Laxität und Schwäche mit Erweiterung der venösen Gefäße, die nach schweren Geburten, Metrorrhagien, weißem Flusse zurückbleibt; endlich organische Krankheiten, wie Fungositäten, Polypen, Steatome, Skirrhen oder fehlerhafte Lagen bedingen das in Rede stehende Leiden. Die **Folgen** desselben sind nach der Dauer und Heftigkeit des Blutflusses, nach seinen Ursachen und Komplikationen verschieden und können, im schlimmsten Falle, sich als allgemeine Entkräftung, Abzehrung, Hektik, Wassersucht u. s. w. gestalten. Die **Prognose** und **Therapie** ist von der im Abschnitte von der zu reichlichen Menstruation angegebenen durchaus nicht verschieden, und muß von einer sorgfältigen Erforschung der Ursache ausgehen.

Diejenige Regelwidrigkeit, wo bei alten Frauen, nachdem sie schon längere Zeit nicht mehr menstruirt waren, die Menstruation wiederkehrt, ist gewöhnlich von allgemeiner oder Unterleibsplethora bedingt und mitunter selbst kritisch, indem sie z. B. apoplektische Anfälle abwendet oder mildert. Doch kann sie auch rein passiv, als Folge destruktiver Krankheiten des Uterus oder dissoluter Beschaffenheit des Blutes auftreten, wonach Prognose und Therapie zu bestimmen sind.

Wir haben früher gesehen, daß der erste Eintritt der Menstruation oft von mancherlei Beschwerden begleitet wird, die man Molimina menstruationis und Dysmenorrhoea nennt. Aber auch das Erlöschen dieser Funktion, welches die klimakterischen Jahre charakterisirt, geht nur sehr selten ohne Störungen vorüber. Es erklärt sich dies natürlich daraus, daß bei fortdauernd kräftiger Reproduktion eine gewohnte, gleichsam kritische Blutausscheidung aufhört und Plethora erzeugt, die um so beschwerlicher für den Körper wird, als zugleich ein Schwanken in der Nerven-

thätigkeit zwischen den ihrer höheren Vitalität verlustig werdenden Geschlechtsorganen und dem gesammten Nervensystem eintritt. Kommt die Kunst der kämpfenden Natur nicht zu Hülfe, oder wird sie nicht dadurch wenigstens unterstützt, daß die Lebensweise gehörig geordnet wird, so müssen mancherlei Beschwerden und selbst Krankheiten entstehen, die bald mehr das Nerven-, bald das Gefäßsystem betreffen, jedoch auch auf das Gebiet der Reproduktion übergehen können. Als Selbsthülfe der Natur ist es unter solchen Umständen zu betrachten, wenn sich das Mißverhältniß zwischen Stofferzeugung und Verbrauch durch vikariirende Blutungen oder Ablagerung von Fett ausgleicht. Leider aber findet der rege Bildungstrieb oft andere Mittel, um sich zu erschöpfen, indem er krankhafte Umbildungen, parasitische und Afterprodukte erzeugt, die den Keim ihrer eigenen Zerstörung und Zerrüttung des ganzen Organismus schon in sich tragen. Uebrigens aber haben die verschiedenen Beschwerden, welche aus der geschlechtl. Involution hervorgehen, anfangs meist den aktiven sthenischen, später passiven asthenischen Charakter u. gleichen ganz den Folgen, welche die unterdrückte, zu sparsame od. zu reichliche u. überhaupt fehlerhafte Menstruation nach sich zieht. Da nun das, was hinsichtlich der Aetiologie, Prognose u. Therapie dieser Zustände zu erwähnen wäre, bereits in den betreffenden Abschnitten dieses Artikels erledigt worden ist, so verweisen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, auf jene zurück.

Menstruum, 1) (röm. Antiq.) das, was die Sklaven bei den Römern monatlich regelmäßig erhielten; es waren 4—5 Scheffel Getreide und 5 Denare. — 2) (Chem.), ein von Boerhave eingeführter Name zur Bezeichnung einer jeden Auflösungs- oder Extraktions-Flüssigkeit. Die Wahl desselben erklärt sich daraus, daß man früher die Lösungsmittel sehr lange (die gewöhnliche Zeit war ein Monat) und bei gelinder Wärme einwirken ließ. — 3) (Pharm.), M. universale, s. v. a. Universalmedicin.

Mensula (lat.), s. v. a. Trapezium.

Mensular, asiat. Insel, ostindische Inseln, Sumatra, an der Westküste, östl. von Nias.

Mensularii (röm. Antiq.), s. Argentarii.

Mensur (v. lat. mensura), 1) s. v. a Maß; — 2) (Pharm.), ein Gefäß von Glas, Porcellan oder Metall (gewöhnlich Zinn), welches inwendig durch Striche in mehre gleiche Räume getheilt ist und zum Abmessen von Flüssigkeiten, statt des Abwägens gebraucht wird; — 3) (Mus.), a) das Zeitmaß, also beim Vortrage eines Tonstückes die genauere Bestimmung oder Eintheilung der Zeit, in welcher jede Note einer gewissen Notengattung ausgeführt werden soll, und wodurch nicht allein die verhältnißmäßige Dauer aller übrigen Notengattungen, sondern auch die Dauer eines jeden Taktes, d. i. der Grad der Geschwindigkeit der Bewegung in der Zeit bestimmt wird. Wenn z. B. ein Allegretto im Viervierteltakt seinem ganzen inneren und äußeren Charakter zufolge eine Bewegung erforderte bei welcher jedes Viertel die Zeit einer Sekunde einnimmt, so ist dieser Zeitraum das Maß, die M., nach welcher die ganze übrige Bewegung bestimmt wird; der ganze Takt dauert demnach 4 Sekunden, ein Achtel nur $^1/_2$ Sekunde. Vgl. Tempo. Der Grad der Geschwindigkeit der Bewegung eines Tonstückes kann aus dem Charakter desselben gefolgert werden, wird aber meist vom Komponisten entweder durch darauf bezügliche Wörter, als Allegro, Adagio, Presto ꝛc., oder durch Mälzel's Metronom bezeichnet. Diese Bezeichnungen werden Mensurzeichen oder auch Mensuralzeichen genannt. — b) Das mathematische Verhältniß der Töne zu einander, s. Intervall und alle darauf bezüglichen Art., so wie auch Kanonik 2). — c) Die mathematische Eintheilung der wesentlichsten Theile eines Instruments, sowohl im Verhältnisse zu einander unter sich, als zu ihrer Wirkung. In dieser Beziehung wird der Ausdruck M. am häufigsten gebraucht. Die Instrumentenmacher verstehen unter M. die Konstruktion aller Theile eines Instruments, die Bezug auf die Klangerzeugung haben. Diese Konstruktion muß natürlich nach der Art des Instruments und seiner Klangerzeugung auch verschieden seyn, s. Instrument 3). Die Blaseinstrumentenmacher nennen M. das Verhältniß der Weite ihres klingenden Rohrs zu seiner Länge, und bei Blaseinstrumenten mit Tonlöchern das Verhältniß dieser wieder zu jenen. Die Orgelbauer nennen dasjenige Maß M., nach welchem die Länge und Weite einer Orgelpfeife ausgemittelt wird, oder die Proportion der Pfeifen in Ansehung ihrer Weite und Länge und des Verhältnisses ihres Aufschnittes zu dem Pfeifenkörper selbst, bei einem gegebenen Tone. Man spricht daher auch von einer engen und weiten M. der Pfeifen, wenn nämlich diese eng, aber desto länger, oder weit und dann desto kürzer sind. Die Saiteninstrumentenmacher verstehen unter M. hauptsächlich die verhältnißmäßige Länge der Saiten zu der Höhe und Tiefe der Töne, aber auch die Konstruktion des Resonanzbodens, bei Instrumenten mit Bunden die Konstruktion dieser, die Entfernung der Saiten von einander, bei Klavierinstrumenten die Bestimmung der Hammerlinie, Theilung der Stifte, Schweifung des Steges, Entwerfung der Stiftlinie, die Schränkung der Saiten, Eintheilung der Stimmnägel — überhaupt die Konstruktion aller Theile, welche beim Klingen des Instruments zusammenwirken. Ausgenommen sind davon die Theile, die man zusammengenommen mit dem Namen Mechanismus bezeichnet. Was man unter guter und schlechter M. versteht, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Unter kurzer oder langer, großer oder kleiner M. versteht man, daß der ganze Bau des Instruments groß und weit oder klein und eng zusammengehalten ist. Auf die Höhe und Tiefe der Stimmung hat eine kleinere oder größere M. zwar keinen Einfluß, wohl aber auf die Klangfarbe und Kraft des Klanges. Soll bei kleiner M. der Kraft des Klanges nichts abgehen, so muß die Stimmung nothwendig höher gestellt werden. Hierin liegt wohl auch theilweise der Grund von der erhöhten und noch immer höher werdenden Stimmung der Orchester. Vgl. noch d. A. Mensuralmusik; — 4) (Tanzk.), die

gehörige Entfernung, in welcher die Füße und Hände beim Tanzen von einander und vom Körper gehalten werden müssen, so wie die Entfernung, in welcher sich die Tanzenden von einander zu halten haben; — 5) (Fechtk.), s. Fechtkunst und Zweikampf; — 6) das Ebenmaß in den Bewegungen eines Pferdes.

Mensura (lat.), 1) Maß, s. Maße ꝛc. der Alten, Maß S. 943 ff.; — 2) (Pros.), s. v. a. Metrum.

Mensurabilis (lat.), was sich messen läßt, meßbar. In der Mus. mißt man nur mit und nach der Zeit, Takt; ein M. cantus ist daher ein der Zeit nach meßbarer oder abgemessener, ein taktmäßiger Gesang, ebenso ist M. musica = taktmäßige Musik. S. Mensuralmusik.

Mensuraca, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Calabria ulteriore II.; 3600 Einw.

Mensuralgesang, s. Mensuralmusik.

Mensuralist, 1) derjenige Musiker, der in einer strengen Taktform, streng taktmäßig, komponirt, singt, spielt ꝛc.; — 2) diejenigen Tonsetzer und musik. Schriftsteller, welche auf die Einführung, Verbreitung und Verbesserung der Mensuralmusik einen besondern Einfluß ausübten. Natürlich gehören dieselben alle der älteren Zeit an, da jetzt ziemlich alle Musik eine Mensuralmusik ist (s. d. A.).

Mensuralmusik, auch Mensuralgesang, Musica mensurabilis oder mensurata, die in bestimmte taktmäßige Ordnung gebrachte Musik. Obgleich es in der Natur der Musik liegt, daß sie niemals des Taktes oder doch eines zum Taktwesen führenden Rhythmus ganz entbehrt haben kann, und daß wiederum das Taktwesen zugleich mit der ganzen Kunstentwickelung sich nur allmählig entfaltet und vollendet haben muß, daß man deshalb unmöglich einen bestimmten Moment als den Anfang, einen andern als die Vollendung angeben, oder auch nur sich hypothetisch vorstellen kann: so sind doch in der Entfaltung des Taktwesens gewisse Perioden zu unterscheiden, und es kann als erste Periode die Zeit gelten, wo die Musik sich noch ganz an den Rhythmus der Sprache (des Gesangtextes) hielt und deshalb auch keine besondere Zeichen für ihre Längen und Kürzen hatte und brauchte. So folgte z. B. die griechische Musik und auch der älteste Gesang der christlichen Kirche der allbekannten Quantitätenordnung der Sprache und begnügte sich an den zweierlei Längen (Longam esse duorum temporum, brevem unius, etiam pueri sciunt, — Quinctilian, Just. IX, 9.) des alten prosodischen Zeitmaßes. Allmählig entwickelte sich in den freieren weltlichen Gesängen und Tanzweisen ein reicherer Rhythmus, während die kirchlichen Gesänge, namentlich die Hymnen und sonstigen Gemeindelieder, bei den einfachsten prosodischen Formen stehen blieben. Auf diese Weise mußte nothwendig eine Meinungsverschiedenheit zwischen Sprachforschern und Musikforschern entstehen, die zunächst davon ausging, daß die Musiker feinere und zahlreichere Unterscheidungen der Zeitdauer im Gesange nöthig fanden, als die Metriker in der freien Poesie, dann nothwendig auf genaue Bestimmung und Bezeichnung der Zeitdauer (Geltung) und damit auf eine mannichfaltigere rhythmisirte Musik führten. Hiermit beginnt die zweite Periode, die der M. In ihr tritt sogleich der älteste aufzufindende Gegensatz musikalischer Schreibart hervor, der Unterschied von Musica plana oder Cantus planus und Musica mensurata. Der Cantus planus begnügte sich mit nur wenigen Ausnahmen mit zweierlei Tonlängen und gab den meisten Sylben gleiches Maß, ähnlich wie beim heutigen Choralgesange. Die Musica mens. wurde durch den Drang nach reicherer Musikentfaltung hervorgerufen und war dieser sehr förderlich, ja sogar nothwendig. Doch blieb sie, wie vieles Neue in der Welt, nicht ohne Anfechtung, und Papst Johann XXII. spricht seine Mißbilligung (Extravag. comm. I. III. de vita et honest. cler. c. a. 1322 Avenioni) offen aus, indem er gegen die Anhänger der neuen Schule eifert, die, auf Zeitmaß bedacht, neue Weisen anstimmten, den ernsten, gleichmäßigen Gesang in semibreves und minimas auftrieseln, die Melodien mit Pausen zerschneiden u.s.w. Daß die M. nicht die Erfindung eines Einzelnen gewesen ist, sondern sich vielmehr nach und nach entwickelt und ausgebildet hat, geht schon aus Obigem hervor. Zwar wird von Manchen Johann de Muris als der Erfinder der M. angegeben, jedoch mit Unrecht, da derselbe sich selbst auf einen früheren Autor bezieht. Dieser, der erste uns bekannte Autor über M., war Franko von Köln, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, und der vor allem Anderen und mit ganzer Kraft des Geistes nach einer wahrhaft theoretischen Begründung und systematischen Anordnung der ins praktische Leben schon übergegangenen Idee eines Mensuralgesanges strebte, und aus dessen darüber hinterlassenem Werke man am besten und vollständigsten das Wesen und die Beschaffenheit der damaligen Mensur erkennen kann. Auch Franko war nicht der erste Autor überhaupt, der sich mit M. beschäftigte. Viele Andere hatten, nach der Einleitung zu seiner Mus. et Cantus mensurabilis in der gerbert'schen Kollektion zu schließen, über M. schon viel Gutes gesagt, in Anderem aber auch wieder gefehlt. Das Gute wollte er beibehalten, die Irrthümer jedoch beseitigen. Wer diese Vorgänger Franko's gewesen, läßt sich nicht ermitteln; jedenfalls lebten sie nur kurze Zeit vor ihm, da anerkannt gute Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts das ganze Gebiet der Musik behandeln, von der M. aber noch gar nichts erwähnen. So viel ist indeß gewiß, daß Franko der erste anerkannte Schriftsteller über M. war. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an wurden die Mensurallehrer häufiger. So that sich, wenn auch nicht in so vollkommener Weise wie Franko, ein gewisser Beda hervor, von dessen Heimath, Lebenszeit und sonstigen Lebensumständen man aber durchaus nichts Genaues mehr weiß. Ein anderer jener ersten und ältesten Lehrer der M. war Walther Odington, ein Benedictiner von Evesham, der um's J. 1240 lebte und ein Buch über Musik, insbesondere über M. schrieb, das noch jetzt auf der Bibliothek zu Cambridge sich vorfindet. Ein dritter in dieser Beziehung bemerkenswerther Mann war Hierony=

mus de Moravia, dessen Lebenszeit gewöhnlich um das J. 1260 gesetzt wird, und der sich namentlich um die Verbreitung des Mensuralsystems in Frankreich große Verdienste erwarb. Nach diesen waren es vorzüglich: der oxforder Mönch John von Tewksbury (um 1388), Robert de Handlo (um 1326), Marchettus von Padua (um 1300), Johann de Muris (in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts), Prosdocimus de Beldomandis aus Padua (zu Anfang des folgenden Jahrhunderts), Franchinus Gafor und Johann Tinctor (in der letzten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts), die sich die Ausbildung der M. angelegen seyn ließen. Jetzt fingen die Praktiker bereits an, von der übermäßig breiten Mensur, von dem tempus und modus (deren ersteres unter gewissen Vorzeichnungen und in der Perfektion bis 27, letzterer bis 81 Takte gelten konnte) abzugehen, den Noten eine bleibende gleiche Geltung zuzugestehen und das ganze vieldeutige und verwickelte Mensurwesen zu beseitigen. Josquin de Prés und sein lehrender Schüler Adrian Petit Coclius sind unter den Ersten, die das Gewirre der alten Mensur zerreißen. Letzterer warnt schon vor den Schriften der mathematischen Tonkünstler, die eine einfache Sache so verwirrt haben. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ist schon das Mensuralwesen, eine der verwickeltsten Materien der alten Musiklehre, so gut wie antiquirt, und hiermit die dritte Periode, die des neueren Taktwesens begonnen, wovon das Nähere unter **Takt** zu finden ist. Auch hier ist an keinen präcisen Abschluß und Anfang zu denken; denn wie das alte Mensuralwesen allmählig abfiel, so wuchs das neuere Taktwesen allmählig hervor; und noch im folgenden Jahrhundert (selbst bei Lully) finden sich Spuren einer noch nicht überwundenen Unsicherheit. Was nun den Inhalt der Mensurallehre anbetrifft, so bestand derselbe kurz in Folgendem: die M. begann mit 4 Notengrößen, hatte aber schon seit Odington und John v. Tewksbury, deren 5: Maxima oder duplex longa, longa, brevis, semibrevis und minima, welche anfangs mit geschwärzten oder gefüllten, später aber mit offenen Notenköpfen geschrieben wurden und in der Mitte des 15. Jahrhunderts folgende Gestalt hatten: ▭ = maxima, ⊐ = longa, ▭ = brevis, ◇ = semibrevis und ♁ oder ◇ = minima. Die Werthbestimmung oder Theilung der Semibrevis hieß Prolatio, und man unterschied nach ihr die prolatio major, wonach die Semibrevis drei Minimen galt, und die prolatio minor, wonach sie nur 2 Minimen galt. Bei der Brevis unterschied man das tempus (Werthbestimmung oder Theilung) perfectum, wonach die Brevis = 3 Semibreven, von dem tempus imperfectum, wonach sie nur 2 Semibreven hatte. Ferner hatte man den modus major, nach welchem die Longa 3 Breven, und den modus minor, nach dem sie nur 2 Breven enthielt. In der major prolatio temporis imperfecti hatte die Brevis 2 Semibreven, jede dieser aber 3, also die Brevis 6 Minimen; in der minor prolatio temporis perfecti hatte die Brevis 3 Semibreven, jede dieser aber 2 Minimen; in der minor prolatio temporis imperfecti hatte die Brevis 2 Semibreven, die Semibreven 2, also die Brevis 4 Minimen. Das Zeichen für alle diese Eintheilungsarten war Kreis und Halbkreis mit oder ohne Ziffer, mit oder ohne Punkt. Modus major und minor wurden mit O3 und O2, major prolatio temp. perfecti und maj. pr. temp. imp. mit ⊙ und C·, minor prol. temp. perf., und min. prol. temp. imp. mit O und C angezeigt. Außerdem bediente man sich des Punktes in mannichfacher Bedeutung. Der punctus perfectionis machte die Note, hinter welcher er stand, aus einer imperfekten zu einer perfekten; der punctus additionis gab der minima, hinter welche er gesetzt wurde, eine um die Hälfte verlängerte Geltung; der punctus divisionis endlich, der einer kleineren auf eine größere folgenden Note beigefügt wurde, bewirkte, daß sie der größeren einverleibt, die Geltung der größeren durch sie vermehrt ward, wie bei uns durch Bindung, so daß dadurch die imperfekte Note perfekt, eine perfekte Note dagegen imperfekt, jene von 2 auf 3, diese von 3 auf 4 Theilgrößen gebracht wurde. Verwickelter wurde das ganze Wesen durch Zusammenfügungen verschiedener Töne und Geltungen in eine Notenfigur. Man bediente sich nämlich dazu 1) mannichfacher Figuren der plica und mannichfacher Gestaltungen der ligatura. Plica nannte man die besondere Gestaltung einer Longa, Brevis und Semibrevis (bei Letzterer kam sie nur selten und nur in Ligaturen vor), wodurch die eine Note außer ihrem Tone den nächsten höheren oder tieferen mit andeutete, durch den man einen sanfteren und vollkommneren Wohlklang in den vereinten Stimmen zu erreichen gedachte. So deutete z. B. ein rechts an einer Brevis aufsteigender Strich, oder besser zwei aufsteigende Striche, deren rechter der längere war, eine aufsteigende; ein rechts abwärts gehender Strich oder zwei dergleichen, deren rechter länger war, eine absteigende Plica an u. s. w. Unter Ligatur verstand man die Verknüpfung und Verschmelzung mehrer einzelner Noten zu einer einzigen Note u. Tonfigur, für deren Eintheilung wieder verwickelte Regeln nothwendig wurden. Das bisher Gesagte betraf nun aber nur das Takt- oder Geltungswesen; das Tempo wurde durch Ziffern bezeichnet nach der Weise unserer Taktvorzeichnung und nach überaus verwickelten, zum Theil widersprechenden Regeln und Gewohnheiten der Proportionenlehre, die jedoch schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch zu Räthselkompositionen benutzt wurde, und welche Josquin schon von ihren Spitzfindigkeiten befreite. Mehr über M. findet man in Burney's und Forkels Auszügen aus den Aelteren, im Gabrieli v. Winterfeld, im A. Note, auch in mehren Mittheilungen Kiesewetters u. A. in der Leipz. allg. mus. Zeitung.

Mensurata, Stadt und Vorgebirg, s. v. a. Mesurata.

Mensuration, (Mensuratio, Med.). Mit den Veränderungen, welche die Kontenta des Thorax erleiden, verändert sich dieser selbst, sowohl in seiner **Form**, als auch hinsichtlich seines **Umfanges**. Man täuscht sich nun sehr leicht bei der bloßen Betrachtung des Thorax in

der Schätzung des Umfanges; oft denkt man, dieselbe müsse sehr beträchtlich seyn, und genauer untersucht, ist sie es durchaus nicht. So ist es schon eine bedeutende Vermehrung des Umfanges einer Seite, wenn sie einen halben Zoll weiter ist, als die andere, und ebenso verhält sich die Sache, wenn eine Umfangsverminderung eintritt. Um einer Ueberschätzung einer offenbaren Deformität zu entgehen und eine zweifelhafte zu konstatiren, hat man in der neueren Zeit besonders häufig die M. ausgeführt, oder den Thorax auf die eine oder andere Weise gemessen. Man mißt meistens nur den Umfang der Brust, aber Einige, wie Chomel und in der allerneuesten Zeit Seeger haben auch die Durchmesser derselben zu bestimmen gesucht. Piorry's Methode die Brust zu messen, wird selbst von seinen Landsleuten als eine „née morte" bezeichnet. Die Bestimmung der Durchmesser erfordert ein dem Tasterzirkel ähnliches Instrument; am zweckmäßigsten würde dasselbe eine Einrichtung erhalten wie der Compas d'épaisseur von Baudelocque. Chomel bestimmte bloß den geraden Durchmesser oder den Dickdurchmesser, Mensuration antéropostérieure. Seeger dagegen sucht den Querdurchmesser ebenfalls zu bestimmen, und zwar an zwei Stellen der Brust, nämlich indem er den Tasterzirkel an der stärksten Biegung der vierten Rippe und dann an die gleiche Stelle der achten Rippe jeder Seite aufsetzt. Den geraden Durchmesser mißt er gleichfalls an zwei Stellen, indem er oben auf den Dornfortsatz des zweiten Rückenwirbels und am Rande des Manubrium sterni, dann später unten am Dornfortsatze der zwölften Rippe und an der Verbindungsstelle des Processus xiphoideus mit dem Sternum die Knöpfchen des Tasterzirkels aufsetzt. Will man den Umfang der Brust bestimmen, so bedarf man dazu nur eines steifen leinenen Bandes oder eines weniger nachgiebigen Bindfadens; in Frankreich hat man wohl auch nach dem Vorgange von Montault ein graduirtes Band dazu angewendet. Man nennt diese Messung Mensuration horizontale oder Mensuration circulaire. Sucht man dabei schlechtweg den Umfang zu bestimmen, so wähle man die Gegend unmittelbar unter der Brustwarze; will man den Umfang des oberen Theiles des Thorax mit dem Umfange des unteren Theiles vergleichen, so wähle man die von Seeger bezeichneten Stellen für die Messung des Querdurchmessers, und will man eine Seite der Brust mit der anderen vergleichen, die Stelle, wo eine Verschiedenheit am deutlichsten hervorspringt. Die Messung des ganzen Umfanges kann man so ausführen, daß man die Mitte des Bandes an einen Dornfortsatz fest andrückt und nun einen Gehülfen die beiden Enden in gleicher Höhe um den Thorax herumführen läßt, bis sie auf dem Sternum zusammentreffen. Man kann aber auch ein Ende an dem Dornfortsatze anlegen und dann das Band um den Thorax herumführen, bis man wieder an den Dornfortsatz gelangt; nur ist es hier schwieriger, das Band überall in gleicher Höhe herumzuführen und überall einen gleichen Druck damit auf die Bedeckungen auszuüben. Will man beide Seiten vergleichen, so mißt man den ganzen Umfang und bezeichnet an dem Bande die Grenzen der einen oder anderen Seite, und vergleicht dann beide, oder man mißt jede Seite besonders, vom Dornfortsatze bis in die Mitte des Brustbeins, welche letztere Methode mehr Genauigkeit zuläßt. Für diagnostische Zwecke hat Laennec wohl recht, wenn er die M. für überflüssig hält, die Resultate können und dürfen nur sehr vorsichtig benutzt werden, weil sich bei kleineren Umfangsverschiedenheiten leicht Irrthümer einschleichen, größere aber durch die bloße Inspektion eben so leicht erkannt werden. Man hat die M. aber in neuerer Zeit bei Untersuchung der Militärpflicht eingeführt (Balfour, Marschall), und wollte hier gefunden haben, daß kein Mann zum Militärdienste tüchtig sey, dessen Thorax nicht wenigstens 30—31" engl. messe. Seeger hat in derselben Absicht Messungen angestellt (Froriep's Notizen, Bd. XXVI., S. 343), und fand das Mittel wenig brauchbar. Der Letztere fand bei 915 gemessenen Soldaten folgende Resultate: Der obere Kreismesser schwankte zwischen 28" und 35" 5"', der untere zwischen 25" 3"' und 33", der obere Querdurchmesser zwischen 6" 9"' und 10" 3"', der untere zwischen 8" und 10" 8"', der obere gerade Durchmesser zwischen 4" 1"' und 6" 2"' (würtembergisches Maß); Resultate, die für fortzusetzende Versuche zu beachten sind.

Mensurbret, nennen die Instrumentenmacher dasjenige Bret, auf welchem sie das Maß der einzelnen zur Mensur gehörigen Theile ihrer Instrumente vorgezeichnet haben, um schneller darnach arbeiten zu können und nicht bei jedem neuen Instrumente auch die Mensur aufs Neue berechnen und einrichten zu müssen.

Mensurius, Bischof von Karthago, Gegner der Donatisten (s. d.).

Mensurzeichen, s. Mensur.

Mentagra (Herpes pustulosus mentagra Alibert., Sycosis menti Batemann nach Celsus VI. 3. Sycosis in barba. Achorbarbatus Schönlein, Bartflechte, Bartkrätze, Kieferaussatz, Feigmaal des Kinnes, franz. Mentagne, engl. Sycosis of the beard, Chinwhelth, Med). Unter M. verstanden die Alten ganz verschiedenartige, zum Theil über große Theile des Körpers verbreitete Hautkrankheiten; namentlich aber spricht Plinius (Hist. natur. XXII. 1) von solchen Leiden, welche ansteckend waren u. mit den gegen den Aussatz gebräuchlichen Mitteln behandelt wurden. Genau sind diese Zustände, welche mit dem Namen M. belegt wurden, aber nicht mehr bekannt, und namentlich Johren (de mentagra resp. Sartorius, Frankf. 1704) suchte zu beweisen, daß Plinius keineswegs, wie man angenommen hatte, den sogenannten morbus gallicus bezeichnet, sondern vielmehr der morbus campanus des Horatius (Satyr. I. 5, 60 ff.) darunter zu verstehen sey.

Zuerst erscheint das M. nach den auf uns übergegangenen Begriffen bei Celsus als Sycosis in barba, dessen andere Species (in capilla) den behaarten Theil des Kopfes einnimmt, wie auch Batemann diese Eintheilung gelassen hat,

das Leiden zu den Tuberkeln rechnend, während die Franzosen Alibert, Biett, Rayer u. s. w. die pustulöse Natur des Uebels hervorheben.

Charakter und Erkenntniß. Das M. erscheint, nicht wie es gewöhnlich heißt, häufiger, sondern fast nur bei Männern bis in das späteste Lebensalter, ist eine fieberlose chronische Krankheit, oft mit deutlichen Störungen der gastrischen Organe vergesellschaftet, und verbreitet sich selten auf einmal, wohl aber nach und nach über das ganze Kinn, die Oberlippe, über die Gegend des Unterkiefers, die Backen, nicht immer auf beiden Seiten des Gesichts gleichmäßig — mit einem Worte an allen Theilen desselben, wo sich bei dem Manne der Bart befindet, schreitet aber nicht weiter vor, wodurch das Uebel leicht von einigen Species der Akne u. syphilitischen Eruptionen unterschieden wird, da diese auch gern die Stirn und andere Stellen des Gesichts einnehmen.

Wohl nie tritt das M. ohne Vorboten auf; diese zeigen sich vielmehr Wochen oder Monate, selbst Jahre lang, durch vermehrte Wärme, Jucken, Röthe, Spannung der Haut, kleine vorübergehende Pusteln und Knoten an den Stellen, wo das Leiden zuerst auftreten will; die einige Tage darauf erscheinenden Schorfe fallen dann ab, es kommen in kurzer Zeit neue, welche weniger rasch verschwinden, und so wächst das Uebel, indem es sich festsetzt und ausbreitet.

Bei diesen Vorboten der hartnäckigen und langwierigen Krankheit zeigen sich nun in verschiedener Zahl, theils einzeine, theils in Gruppen von verschiedener Größe, welche nach länger dauerndem Uebel zunimmt; diese Stellen verwandeln sich nach einigen Tagen in Pusteln, durchschnittlich von der Größe eines Pfefferkorns, deren jede ein Barthaar in ihrer Mitte hat; nach 6, 7, selbst 10 Tagen bildet sich auf jeder dieser Pusteln ein Eiterpunkt; kurze Zeit darauf berstet sie, sie wird durch einen dunkeln bald abfallenden Schorf bedeckt, so daß in etwa 14 Tagen diese Eruption vorüber ist, um einer andern Platz zu machen, die sich schneller oder langsamer, an derselben Stelle, oder an näher oder entfernter liegenden Orten entwickelt. Dabei fehlt es nicht an heftigem, schmerzhaftem Jucken der Haut, welche durch die chronische, häufig wiederholte Entzündung verdickt wird, die Oberhaut abstößt, und neue, zum Theil durch Eiterung nicht immer gereifte Knoten werden gebildet, welche Tuberkeln von bedeutender Größe in und unter der Haut bilden, die selbst das Volumen einer Haselnuß erreichen. Diese phlegmonösen Geschwülste dehnen sich dann selbst über bedeutende Hautstrecken aus, wie dies namentlich bei Alten und auch Jüngeren, welche sehr geschwächt sind, geschieht. Zuweilen sind diese unvollendeten, in Tuberkeln übergehenden Geschwülste, und die vorher gesunden, in demselben Individuum zugleich vorhanden, zuweilen, besonders auf der Oberlippe, bilden die Schorfe verschiedener, an einander liegender Pusteln, eine dicke, vorstehende, das ganze Gesicht entstellende Kruste.

Nicht selten nach längerer Dauer der Krankheit, nicht aber gleich anfangs, werden sogar die Haarzwiebeln mit in den Heerd der Entzündung gezogen, in welchen Fällen dann die Haare ausfallen, aber nach geheilter Krankheit wieder wachsen, jedoch erst nach längerer Zeit ihre frühere Stärke u. Färbung wieder erhalten. Narben bleiben nach geheilter Krankheit nicht zurück.

Durch den bestimmten Ort der Verbreitung, durch das konstante Auftreten und die Ausbildung, und einen ganz auffallenden Verlauf unterscheidet sich das M. auf das Entschiedenste von anderen chronischen Hautausschlägen. Es ist schon oben bemerkt, daß die Akne keinen Theil des Gesichts verschont, daß ebenfalls syphilitische Ausschläge sich nicht an die behaarten Stellen des Antlitzes binden, und ebenso kann zur Unterscheidung dieser auch noch ihre kupferrothe Farbe und ihre Schmerzlosigkeit dienen; bei Impetigo figurata sind die Pusteln viel weniger erhaben, und die sich darauf bildenden Krusten sind bedeutend heller, bei Ecthyma ist außer der Verschiedenheit des Verlaufes, der Form der Pusteln und dem stark entzündeten Hofe nie die bei dem M. vorhandene Verhärtung der Haut zugegen. Bei Blutschwären kommt die Entzündung von innen nach außen, umgekehrt beim M.; es bilden sich dort nach der Heilung Narben, hier nicht u. s. w.

Verlauf und Ausgang. Hiernach ist das M. eine Krankheit, welche zwar in ihren einzelnen Partien durch Pustelbildung und Abtrocknung bald zu verschwinden pflegt, die jedoch durch die beständige Wiederkehr auf anderen Plätzen der der Entwicklung derselben fähigen Theile sich hartnäckig zeigt, ausbreitet, und durch tiefergehende Entzündungen entstellender und bösartiger werden kann. Nur in sehr seltenen und leichteren Fällen, bei beseitigten Grundursachen, bei gesunden und kräftigen Subjekten, wird das Leiden innerhalb kurzer Zeit durch die Naturhülfe allein beseitigt werden. Im Allgemeinen aber ist es langwierig, und nimmt selbst bei vorsichtigem Benehmen von Arzt und Kranken eine längere, selbst jahrelange Dauer ein, ja es kann selbst das ganze Leben hindurch bestehen, selbst wenn die zweckmäßigsten Mittel angewendet werden, was sich nach der Konstitution des Kranken und nach der Möglichkeit richtet, die entfernteren Ursachen der Krankheit hinweg zu räumen. Geht das Leiden aber in Genesung über, so nimmt die Zahl der Pusteln ab in Bezug auf ihre Frequenz, die Krusten fallen ab, die Tuberkeln werden kleiner und verschwinden unter fortgesetzter Abschuppung der Oberhaut endlich ganz, die früher kranken Stellen behalten aber noch längere Zeit eine bläuliche Farbe, und beim Wiedereintritt der Ursachen, welche das M. früher bewirkten, treten leicht Recidive auf, die dann noch mehr als früher der Behandlung trotzen.

Ursachen. Disponirend zu dem M. ist besonders das männliche Geschlecht von seiner Reife an bis zu den spätesten Jahren, denn wenn auch Weiber dieses Leiden hatten, so war es wohl immer mit der Acne rosacea verbunden. Männer mit sanguinischem und cholerischem Temperamente sollen der Krankheit am meisten, und besonders während der wärmeren Jahres-

zeit ausgesetzt seyn. In der Regel findet man mit dem M. einen starken Bart vergesellschaftet. Die Kranken selbst geben gern als Grund ihres Leidens den Gebrauch eines zweideutig schmutzigen oder schlechtschneidenden Rasirmessers an. Es ist dies aber unrecht, denn das Uebel steckt nicht an, und Tausende, welche sich mit stumpfen Messern rasiren, bleiben ohne M., wohl aber muß dasselbe, einmal vorhanden, durch jedes Rasirmesser unterhalten und verschlimmert werden Eben so wenig kann Unreinlichkeit an sich das Uebel hervorbringen, es befällt nur insbesondere unreinliche Menschen von einer unzweckmäßigen und liederlichen Lebensweise, und so bewirkt diesen Ausschlag, wie die Gutta rosacea, besonders der Mißbrauch geistiger Getränke. Da es aber feststeht, daß hauptsächlich Personen, welche durch ihr Gewerbe viel dem Feuer ausgesetzt sind, daran leiden, so ist auch die Erklärung hiervon nicht schwer, indem es auch gerade solche Personen sind, die sich dem Trunke besonders ergeben, wie Schmiede und ähnliche Gewerbtreibende. Aber auch in höheren Ständen kommt die Krankheit viel vor, dann aber ebenfalls bei solchen, welche für ihre körperlichen Verhältnisse zu reichlich Spirituosa genießen und den Freuden der Tafel zu sehr huldigen. Wenn aber auch Einzelne, freilich nicht so häufig, am M. leiden, die sich eine unzweckmäßige Lebensweise nicht zu Schulden kommen ließen, so wird bei ihnen eine angeerbte Anlage, vielleicht gichtische Disposition aufzufinden seyn; auf jeden Fall aber werden größere oder geringere Störungen in den gastrischen Organen den Forschungen des Arztes nicht entgehen. Die Krankheit selbst aber und diese Störungen findet man häufig bei Personen, die in Armuth und Noth, und dadurch schon allein unordentlich zu leben gezwungen sind, von dieser Unordnung aus aber in jede Art von Liederlichkeit verfallen.

Gefahr und Bedeutung. Es sind nirgends Beispiele vorhanden, daß selbst die intensivsten Fälle des M. lebensgefährlich geworden wären; die Krankheit ist aber oft höchst widerspenstig, und ihre Heilung, selbst wenn diese erfolgt, die Verhütung ihrer Recidive, ist nicht immer möglich. Bei vorschreitender Heilung kommen nur zu leicht neue Eruptionen an entfernten Hautstellen, und auf der andern Seite werden zuweilen schnell und heftig auftretende Fälle bei sehr einfachem Kurverfahren leicht geheilt, je nachdem die Grundursachen leichter zu entfernen, die Störungen in den gastrischen Organen zu heben, und die äußere Form der Krankheit noch nicht zu lange vorhanden und konstitutionell geworden war.

Kur. Es ist schon bemerkt, daß das M. nicht als eine lokale Krankheit betrachtet werden kann, daß ihr vielmehr innere Ursachen zum Grunde liegen. Bei der Kur kommt es deshalb darauf an, diese Ursachen aufzusuchen und zu entfernen. Glückt dieses, so wird die Heilung in der Regel gelingen, und zwar nur dann nicht, wenn das Leiden schon eine große Reihe von Jahren bestanden, konstitutionell geworden ist; es weicht dann schwer vor dem Tode; ein gewaltsames Verdrängen könnte sogar den Tod oder doch wenigstens das Krankwerden innerer Organe, deren Integrität zu jeder relativen Gesundheit nothwendig ist, herbeiführen. Es geht hieraus hervor, daß die Kur bei dem M. mehr auf innere, als auf äußere Mittel gerichtet seyn müsse; letztere bleiben immer Nebensache, werden aber oft nöthig.

Ist der Ausbruch der Pusteln sehr bedeutend, die Entzündung lebhaft, Jucken, Brennen, Spannung der Haut unerträglich, so werden ein Mal oder wiederholt hinter die Ohren oder unter den Kiefer gesetzte Blutegel diese Symptome mindern können, in seltenen Fällen möchten sie aber so dringend werden, daß allgemeine Blutentziehungen nöthig sind. Erweichende Umschläge von geschabten Kartoffeln, Semmel mit Milch, gekochter Leinsamen, erweichende Species u. s. w. werden dann palliativ die Entzündung mindern; Kakaobutter, Rosensalbe, Milchrahm, frische, fette Oele, das Jucken und Brennen stillen. Ist die Krankheit aber schon älter, sind die Tuberkeln und Verhärtungen in der Haut größer, so werden auch oft zur Unterstützung der innern Kur eingreifendere äußerliche Mittel nöthig werden, z. B. der Borax, u. erst wenn diese vergeblich gebraucht sind, gehe man zu den differenteren über: der grauen Quecksilbersalbe, dem weißen Präcipitat, dem schwefelsauren Zink und Kupfer, dem Sublimat in Auflösung u. s. w. Das Ausrupfen der Barthaare an den betreffenden Stellen soll ebenfalls genutzt haben. — Methodisch und konsequent fortgesetzte Abführmittel aus Kalomel, Senna, Mittelsalzen, urintreibende Mittel, Merkurialien, in heftigen Fällen selbst der Sublimat, Antimonialpräparate, plumer'sche Pulver insbesondere, Guajack, Herba jaceae, Sassaparillenwurzel, der Seidelbast werden nach Verhältniß der Fälle sich hier nützlich beweisen. Gute Folgen hatte das zittmann'sche Dekokt mit der dabei nöthigen sparsamen Diät; oft werden auflösende und abführende Mineralbrunnen, Schwefelbäder, namentlich Eilsen, Nenndorf, Aachen, Warmbrunn gute Dienste leisten. Zweckmäßig gehandhabte Entziehungskuren, beständig aber eine geringe, reizlose, meist aus Flüssigkeit bestehende Kost, wenn es angeht, gänzliche Entziehung spirituöser Getränke, mindestens aber ein sehr mäßiger Genuß derselben, werden ihre gute Wirkung nicht verfehlen. Bei sehr geschwächten, im Alter vorgerückten Individuen ist diese Entziehung gewohnter Genüsse mit doppelter Vorsicht anzuwenden; aber der von Biett, und nach ihm von Vielen empfohlene Gebrauch von Eisenmitteln bei solchen Personen möchte wohl auf die Krankheit selbst nicht gerade wohlthätig wirken. — Was die äußere Behandlung betrifft, so kommt es hauptsächlich darauf an, alle Hautreize zu entfernen, und unter diesen steht das Rasirmesser oben an; es darf dies nie gebraucht werden, der Bart ist vielmehr nur ganz oberflächlich vermittelst einer Scheere zu entfernen. Horn behandelte einen Kranken mit M., bei dem erst dann die Kur, und zwar vollkommen glückte, als er sein seidenes Halstuch mit einem leinenen vertauscht hatte. — Sehr gelobt und empfohlen sind auch die künst-

lichen Schwefelbäder und die russischen Dampfbäder, von welchen letzteren man besonders neben ihrer auflösenden Kraft auch die allgemeinen Schweiße rühmt, die nach ihnen entstehen, und hier allerdings wohlthätig wirken können. Große Reinlichkeit, beständiges Wiederentfernen der fetten Salben und sonstiger fremden Körper, welche an den Sitz des Leidens gebracht wurden, durch Waschen mit Seifenwasser u. s. w. ist aber unerläßliche Pflicht bei der äußeren Behandlung des in Rede stehenden Uebels, bei dem wiederholt werden muß, daß die, freilich nicht immer zu erreichende Hauptsache der ganzen Kur das Aufsuchen und die Entfernung der inneren Quelle des Leidens ist, die immer mehr durch innere als durch äußere Mittel verstopft werden kann.

Mentalis (lat.), 1) was sich auf das Kinn (Mentum) bezieht, Arterien, Venen, Nerven desselben; — 2) auf das Innere, die Gedanken (mens) bezüglich.

Mentalis nervus (Anat.), s. Trigeminus.

Mentalreservation (Reservatio mentalis), bei'm Eide Gedankenvorbehalt, wodurch man etwas stillschweigend darunter befaßtes im Sinne davon ausschließt, s. Schwören.

Mentaur, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Chraustowitz; 200 Einw.

Mente, del, span. Fluß, Prov. Estremadura, fließt von Südosten nach Nordwesten, mündet in den Tajo.

Mente captus (lat.), närrisch, wahnsinnig.

Mentecha, (Mentechech, Geogr.), 1) asiat.-türk. Flecken, Anatolien, im gleichnam. Sandschak, südlich am Golf von Assem-Kalasi; mit Hafen; sonst Myndos; — 2) Meerbusen das. im ägeischen Meere.

Menteroda, sachsen-koburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Gotha, Amt Volkenroda; 340 Einw.

Mentes (gr. Myth.), 1) Anführer der Ciconer, in dessen Gestalt Apollo den Hector anfeuerte; — 2) Führer der Taphier, Sohn des Anchialus, Gastfreund des Odysseus. In seiner Gestalt erscheint Minerva bei Telemach und beruhigt ihn wegen der Rückkehr seines Vaters.

Mentesa (a. Geogr.), 1) mit dem Beinamen Bastia, Stadt der Oretaner in Hispania Tarraconensis, östl. von Castulo, an der Straße von da nach Neukarthago; nach Reichard j. Banza; — 2) kleine Stadt der Bastuler im S. von Hispania Baetica, bei la Guardia, südl. von Jaen zu suchen.

Mentha (Bot.), nach Linné, Münze, Minze, Gattung der Labiatae Nepetariae *Rchb.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch fünfzähnig, die Zähne gleich oder wenig ungleich. Blume trichterig, vierspaltig, fast gleich, der obere Zipfel ausgerandet; die Röhre ohne Haarkranz. Staubgefäße 4, gerade, oben auseinander tretend; Staubkolbensäckchen gleichlaufend, in parallelen Längsritzen aufspringend. Die Gattung enthält nach den neuesten Bearbeitungen nur 29 Arten, von denen es aber eine große Menge Synonyma gibt. Es sind ausdauernde, aromatische Kräuter in der nördlichen Erdhälfte. Folgende sind als Arzneipflanzen und in anderer Beziehung merkwürdig: 1) M. aquatica *L.*, Wasser- oder Bachmünze. In Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, an Gräben, Bächen und Flußufern. Stengel rauh, mit zurückgebogenen Haaren. Blätter gestielt, eiförmig, gesägt. Blüthen quirlig-kopfig, rundlich- oder länglich-kopfig; Kelch röhrig, mit pfriemförmigen Zähnen, die zur Fruchtzeit gerade hervorgestreckt sind. Früher sammelte man das Kraut und nannte es zuweilen auch Roß- oder Pferdemünzenkraut, Herba Menthae aquaticae s. rubrae, Herba balsamica palustris s. Balsami palustris. Es riecht stark und unangenehm, balsamisch, schmeckt aromatisch und etwas bitterlich scharf und wird seiner geringeren Wirksamkeit wegen jetzt nur selten gebraucht. — Winkl., Arzneig. Deutschl. T. 74. — 2) M. arvensis *L.*, M. gentilis *plur. Aut.*, Ackermünze. In Europa, Asien, an Gräben, auf feuchten Stellen und Sümpfen und in feuchten Feldern, besonders nach der Ernte. Stengel rückwärts behaart; Blätter gestielt, eirund oder elliptisch, gesägt. Blüthen quirlständig, sämmtliche Blüthenquirle entfernt, kugelrund; Kelche glockenförmig, mit dreieckig-eirunden, bei der Fruchtreife gerade vorgestreckten Zähnen. Das Kraut war früher officinell unter dem Namen Herba Menthae equinae s. sylvestris s. Calaminthae aquaticae, und hat einen mehr oder weniger stark aromatischen, bisweilen sehr unangenehmen Geruch, der sich durch das Trocknen ziemlich verliert. Die Wirksamkeit ist nur gering, es wird aber noch angewendet, weil man es für Polei, M. Pulegium *L.*, sammelt. Wenn die Pflanze von den Kühen gefressen wird, soll sie das Gerinnen der Milch verhindern. Rchb., Jcon. T. 968—972. — 3) M. cervina *L.*, Preslia cervina *Benth.*, Hirschmünze, Hirschpolei. In Mittel- und Südeuropa, an trockenen, sonnigen Stellen. Stengel rundlich-vierseitig, meist aus allen untern Blattwinkeln kurze Blätteräste oder Blätterbüschel treibend. Blätter sitzend, schmal-lineal, stumpf, etwas dicklich, durchscheinend-drüsig-punktirt, unten mit vielen punktförmigen Grübchen. Blüthenwirtel zahlreich, reichblüthig; Kelch röhrig, kahl oder etwas rauhhaarig; Blumenkrone weiß, kahl oder behaart. Von dieser sehr stark und eigenthümlich, etwas poleiartig riechenden und brennend-aromatisch schmeckenden Pflanze wurden früher die blühenden Krautspitzen Herba Pulegii cervini, ähnlich wie der Polei angewendet. Blackw., T. 304. — 4) M. crispa *L.*, Krause Münze. In der Schweiz, Deutschland, in Gärten. Stengel bis 3 Fuß hoch, ästig. Blätter herzförmig, gezähnt, wellenförmig-kraus, ansitzend, sehr wohlriechend. Blumen röthlich, kopfförmig-ährenständig. Sie wird in den meisten Gärten des Wohlgeruchs wegen angepflanzt. Stellt man einige Zweige vor dem Zimmerfenster in ein Glas Wasser, so treiben sie Wurzeln und erhalten sich eine lange Zeit hindurch. In den Officinen wird sie mit krausen Formen andrer Arten als Krausemünze, Kreuzmünze, krauses Balsamkraut, Blumen-

kopf-Krausemünze, Herba Menthae crispae s. cruciatae s. sativae s. hortensis, eingesammelt. Der Geschmack und Geruch ist aromatisch, jedoch nicht so kräftig und angenehm wie der von der Pfeffermünze. Man erhält von der Krausemünze ein ätherisches Oel, Oleum Menthae crispae, durch Destillation des blühenden Krautes. Es ist blaßgelblich, später röthlich u. frisch dünnflüssig, im Alter dicker. Specifisches Gewicht: 0,975. In den Officinen ist es gewöhnlich mit Terpenthin- oder Citronöl versetzt, was sich durch den Geruch zu erkennen gibt. Die Anwendung ist dieselbe wie bei der Pfeffermünze, doch tritt sie vorzüglich da ein, wo die Pfeffermünze zu stark und reizend wirken würde. Hayne, Arzneig. 1. T. 38. — 5) M. piperita *L.* Pfeffermünze, englische Münze; engl. Peppermint, franz. Menthe poivrier, ital. Erba Santa Maria. In Nordeuropa, besonders England; auch in Baden und Tyrol ist sie wildwachsend gefunden worden; außerdem cultivirt in ganz Europa, Aegypten, Mittelasien, Indien, Nord- und Südamerika und dann auch verwildert. Blätter gestielt, länglich oder eirund-länglich, spitzig, gesägt, am Grunde rundlich-gekerbt. Blüthenquirle zu länglich-walzenförmigen, am Grunde unterbrochenen Aehren zusammengestellt; Kelchzähne lanzettlich-pfriemförmig, bei den fruchttragenden gerade hervorgestreckt. Von dieser Pflanze sammelt man die Blätter, Herba Menthae piperitae s. piperatae s. piperitis s. piperitidis s. Piperis sapore Pfeffermünzkraut, englisch Münzkraut. Sie haben einen starken, eigenthümlichen, flüchtig balsamischen Geruch und einen angenehm gewürzhaften, anfangs erwärmenden, später auffallend kühlenden Geschmack. Die vorwaltenden Bestandtheile sind ätherisches Oel und Gerbestoff. Sie wirken flüchtig-erregend, blähungstreibend und krampfstillend auf die Unterleibsorgane, als warmer Theeaufguß auch gelind schweißtreibend und die Menstruation befördernd. Man wendet sie deshalb innerlich bei krampfhaften Unterleibskrankheiten, Blähungsbeschwerden, Kolik, Durchfällen, Verdauungsschwäche an; auch gegen die asiatische Brechruhr ist die Pfeffermünze empfohlen worden. Aeußerlich dient sie als erregendes, belebendes, zertheilendes Mittel, vorzüglich in weinigem und spirituösem Aufgusse zu Ueberschlägen. Durch Destillation erhält man das ätherische Oel, Oleum Menthae piperitae, von welchem 3 Sorten, das deutsche, englische und amerikanische, im Handel vorkommen. Es ist weiß-gelb, gelblich oder grünlich u. hat einen stark durchdringenden Geruch und einen brennenden, kampferartigen, beim Einathmen im Munde kühlenden Geschmack. Frisch ist es dünnflüssig, wird aber mit der Zeit dicker und einem fetten Oele ähnlich. Specifisches Gewicht 0,92. Das amerikanische Pfeffermünzöl soll schon bei einigen Graden unter Null krystallisiren. Aus den jungen Zweigen bereitet man einen Liqueur. Man schneidet diese im Sommer vor der Blüthe ab, trocknet sie im Schatten und verwahrt sie an einem trocknen Orte verschlossen längere Zeit auf. Dann verfährt man auf dem Wege der Destillation. Kultur. Die Pfeffermünze verlangt einen zuvor mit Hackfrüchten gut bebauten und gedüngten, nahrhaften Boden u. einen freien Standort. Die Fortpflanzung geschieht am leichtesten durch Wurzelausläufer, die man, am besten im August, auf Beete in fußweit entfernte Reihen legt. Man überstreut die Beete im Herbste mit kurzem Dünger und rechelt die strohigen Theile im Frühling wieder ab. Man läßt die Beete nur ungefähr 3 Jahre liegen, worauf man die Pflanzen auf ein anderes frisch zubereitetes Land bringt. Bei der Kultur im Großen wird jedes Jahr ein neues Beet angelegt, um jährlich gleichen Ertrag zu erzielen. Oefteres Umpflanzen und Ueberdüngen für den Winter sind Haupterfordernisse bei der Kultur der Pfeffermünze. Hayne, Arzneig. 11. T. 37. — 6) M. Pulegium *L.*, gemeiner Polei, Poleimünze, Flohkraut. In Europa, Kaukasus Südamerika, an Gräben und Sümpfen, auf feuchten, oft überschwemmten Stellen. Stengel sehr ästig, niedergestreckt. Blätter gestielt, elliptisch, stumpf, schwach gezähnt, parallel geadert. Blüthenquirle entfernt; Kelch röhrig, der fruchttragende im Schlunde durch Haare geschlossen. Gebräuchlich ist die ganze blühende Pflanze, Herba vel Summitates Pulegii s. Pulegii hortensis s. angustifolii s. Menthae Pulegii s. Herba balsamica rubra, Herzpoleikraut, Gartenpoleikraut, Herzmünzkraut, Polich. Sie hat einen sehr starken, balsamischen Geruch und einen beißend gewürzhaften, etwas herb-bitterlichen, zuletzt kühlenden Geschmack. Die Wirkung und Anwendung ist dieselbe, wie bei der Pfeffer- und Krausemünze. Auch benutzte man den Polei besonders häufig bei Brustbeschwerden, Heiserkeit, Brustkatarrhen und Asthma. Jetzt wird er seltener angewendet, jedoch unverdienter Weise. Der Polei wird sehr häufig, auch vorsätzlich, mit der Ackermünze verwechselt und da man diese Betrügerei schon lange getrieben hat, so kennen manche Apotheker den ächten Polei gar nicht. Früher benutzte man auch das durch Destillation erhaltene ätherische Oel, Oleum Pulegii destillatum, und das destillirte Wasser. Der Polei röthet die Haut. Hayne, Arzneig. 11. T. 39. — 7) M. rotundifolia *L.*, rundblättrige Münze. Einzeln in Europa, Sibirien und Nordamerika, in den letzten Ländern aber nur aus den Gärten entflohen. Blätter sitzend, eiförmig-rundlich, gekerbt-gesägt. Aehren dicht, gleich, dick-walzenförmig; Kelche schwach gerieft, die fruchttragenden fast kegelig-bauchig; Kelchzähne lanzett-pfriemförmig. In Südeuropa, besonders in Spanien, Südfrankreich und Italien, ist diese Art als Herba Menthae rotundifoliae s. sylvestris folio rotundiore, s. albae officinell. Das Kraut ist gewürzhaft und riecht und schmeckt angenehm. Engl. Bot. 7. T. 446. — 8) M. sylvestris *L.*, Waldmünze, wilde, Pferde- oder Roßmünze. In Europa Nordasien, auf feuchten Stellen der Wiesen, besonders bei Weidengebüsch, an Gräben und Flußufern. Blätter fast sitzend, eirund-lanzettlich oder länglich, oberseits weichhaarig oder filzig, unterseits weißfilzig. Aehren lineal-walzlich oder am Grunde unterbrochen; Kelche

schwach gerieft, zottig-filzig, die fruchttragenden bauchig. Früher sammelte man das zwar stark- aber unangenehm riechende Kraut als Herba Menthae caballinae s equinae s. longifoliae s. sylvestris s. Menthastri. Eine Abart wird auch als Krausemünze gesammelt, ist aber nicht sehr wirksam. In England benutzt man die kurzen Zweige als Zuthat zum Salat u. auch zum Würzen der Erbsen u. andrer Gemüse. Schkuhr, T. 158. — 9) M. viridis *L.*, grüne Münze. Im wärmeren Europa, aber auch auf Madera, dem Kap und in Süd- und Nordamerika, wo sie aber kaum wild zu seyn scheint. Blätter fast sitzend, eirund-lanzettlich, ungleich gesägt; blüthenständige Blätter sämmtlich deckblattartig. Aehren walzenrund, schlaff. Das Kraut, Herba Menthae acutae s. romanae s. Menthastri, war früher wie die Pfeffermünze gebräuchlich und hat einen angenehmen und starken Geruch. In manchen Ländern ist sie noch officinell und wird auch wohl, weil man sie in den Gärten erbaut, als Herba Menthae sativae verordnet. Eine Abart wird auch als Krausemünze gesammelt. Hayne, Arzneig. 11. T. 36. Die Gruppe ist der Typus der Menthoideae *Benth.* und der Mentheae *Rchb.*

Menthae Calaminthae Herba (pharm. Bot.), f. Calamintha officinalis *Mnch.* — M. Catariae Herba, f. v. a. Katzenmünze, f. Nepeta Cataria *L.* — M. crispae Herba, f. v. a. Krausemünze, f. Mentha crispa *L.*, sylvestris *L.* u. viridis *L.* — M. equinae Herba, f. Mentha arvensis *L.* u. sylvestris *L.* — M. montanae Herba, f. Calamintha officinalis *Mnch.* — M. romanae Herba, f. Mentha viridis *L.* u. Tanacetum Balsamita *L.* — M. saracenicae Herba et Summitates, f. Tanacetum Balsamita *L.*

Menthastri Herba (pharm. Bot.), f. Mentha sylvestris u. viridis *L.*

Menthe (gr. Myth.), Pluto's Geliebte, von Proserpina in das Kraut Mentha verwandelt.

Mentheä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Labiatä (f. d.)

Menthen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 220 Einw.

Menthen, von Walther durch Destillation des Pfeffermünzstoaroptons mit wasserfreier Phosphorsäure erhalten, ist eine farblose, bei 163° siedende Flüssigkeit von angenehmem Geruch und erfrischendem Geschmack, leicht löslich in Alkohol, Aether, Terpentinöl, nicht in Wasser, und besteht aus $C_{20}H_{18}$.

Menthe poivrier (franz., Bot.), f. v. a. Pfeffermünze, Mentha piperita *L.* — M. sauvage, f. v. a. Waldmünze, Mentha sylvestris *L.*

Menthoideä (Bot.), nach Bentham, Gruppe der Labiatae *Juss.* (f. d.).

Menthon, Dorf, f. v. a. Mentonner.

Mentiens (bot. Term.), täuschend ähnlich, fast aussehend wie ein gewisser anderer Theil, z. B. involucrum calycem mentiens, die Hülle einem Kelche täuschend ähnlich, bei Anemone Hepatica, oder die Becherhülle (f. Cupula) einer vierklappigen Kapsel bei Fagus sylvatica.

Mentigo (Med.), 1) f. v. a. Mentagra; — 2) eine Flechtenkrankheit der Schafe, dem Sitze nach u. f. w. sehr ähnlich dem Mentagra der Menschen; — 3) die Milchborke, der Milchschorf, Crusta lactea.

Mentobicorneus (Anat.), was zugleich das Kinn und beide Hörner des Zungenbeins betrifft. — Musculus mentobicorneus, f. v. a. Musculus genio-hyodes, Musc. geniudes, der Kinnzungenbeinmuskel.

Mentone, ital. Stadt, Königr. Sardinien, Fürstenth. Monaco, nordöstlich von der Hauptstadt Monaco am mittelländ. Meer; Fabriken von Fadennudeln, Strohhüten, Essenzen, Handel mit Oel und Früchten; Geburtsort des heil. Bernhard; 4000 Einw.

Mentonner, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen, 700 Einw.; besuchter Gesundbrunnen: Fontaine de Planchant.

Mentonomon (a. Geogr.), Bucht des nördlichen Oceans (an der Küste Sarmatiens jenseit der Vistula), 6000 Stadien groß und von Guttonen umwohnt, wahrscheinlich das kurische Haff mit der kurischen Nehrung.

Mentor (griech. Myth.), 1) einer der Söhne des Eurystheus, wurde in einem Treffen gegen die Athenienser getödtet; — 2) Sohn des Hercules und der Asopis, einer Tochter der Thespius; — 3) Sohn des Alcimus, ein Ithacester, ein großer Freund vom Hause des Ulysses, der ihm als einem gereiften u. angesehenen Manne die Sorge für sein Hauswesen anvertraute. Er ermahnte das Volk von Ithaca, daß es den Uebermuth der Freier zügele und den Telemach beschütze. Minerva nahm öfters die Gestalt M.s an; so als sie den Telemach nach Pylus begleitet, den Ulysses im Kampfe gegen die Freier schützt und ihn mit seinem Volke versöhnt u. f. w.; — 4) Vater des Imbrius aus Carien, der auf der Seite der Troer stand; — 5) (griech. Lit.), aus Bithynien, Schüler des Carneades, dessen Verse auf Mentor Diogenes Laert. VI, § 63, 64 mitgetheilt hat; — 6) (Archäol.), der berühmteste Caelator argenti, der vor dem Brand des ephesischen Dianentempels gelebt haben muß (Plin. H. N. XXXIII, 12, 55); — 7) (a. Gesch.), Bruder Memnon's aus Rhodus, kämpfte für seinen Schwager Artabazus in dem Empörungskriege gegen Artaxerres Ochus u. floh nach dem unglücklichen Ausgange des Unternehmens zu Nectanebus nach Aegypten, der ihm den Befehl über das griechische Söldnerheer überließ, welches er dem sidonischen Fürsten Tennes bei seinem Abfall von Persien zu Hülfe schickte. Tennes aber ließ sich bald in Verbindung mit M., der Verrath an Sidon und Nectanebus üben half, in Unterhandlungen mit dem Perserkönige ein, u. M. zog nun mit seinen Söldnern gegen Aegypten, erhielt zusammen mit Bagoas, dem Vertrauten des Königs, den Befehl über eine der drei Kolonnen des griechischen Heeres und erwarb sich ungemeinen Einfluß auf Ochus. Nach dem ägyptischen Kriege wurde M. reich beschenkt und zum Statthalter der Provinzen des untern Asiens ernannt und mußte als solcher manche Dynasten Kleinasiens, die sich während des Krieges mit Aegypten der persischen Herrschaft entzogen hatten, wieder unterwerfen. Dies gelang ihm theils durch Gewalt, theils durch List. M. † noch vor

dem Beginn des großen Kampfes mit Macedonien, den schon Philipp vorbereitet hatte u. den sein Sohn Alexander begonnen.

Mentores (a. Geogr.), Volk an der Küste Liburniens in dem Distrikt Mentorice, dem auch die von Scylax erwähnten, vor der Küste Liburniens im adriatischen Meere gelegenen Insulae Mentorides gehörten (Plin. III, 21, 25.), womit wahrscheinlich die heutigen Eilande Veglia, Arbe, Cherso u. s. w. gemeint sind.

Mentrida, span. Flecken, Prov. Toledo, nordwestl. von Toledo, am Valcornejo; vorzügl. Weintrauben; 2760 Ew.

Mentrup, hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Amt Iburg; 480 Einw.

Mentschikoff, s. Menzikoff.

Mentula, 1) (lat), das männliche Glied; — 2) (Zoophyt), nach mehrern älteren Zoologen s. v. a. Holothuria *L.*

Mentulagra (Med.), schmerzhafte Erektion des Penis, kann bei verschiedenen Krankheiten der Harnwerkzeuge, so wie der Geschlechtstheile, sonst aber auch vorkommen bei der Wurmkrankheit, bei Hämorrhoidal- und Gichtleiden, bei Onanisten, bei Geisteskranken, ferner bei Gehirnleiden, nervösen Fiebern, Verletzungen der Nackengegend, auf übermäßigen Beischlaf, beim Genuß von Substanzen, welche auf die Geschlechtstheile wirken, bei krampfhaften, so wie Unterleibsleiden u. s. w., und ist ein charakteristisches Zeichen des Priapismus.

Mentum (Anat.), s. Kinn.

Menturren, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 140 Einw.

Mentz, nordamerikan. Ort, V.St., Staat New-York, Grafsch. Kayuga; 1820: 1210, 1840: 4215 Einw.

Mentzelia (Bot), nach Linné, Klebnalle nach Oken, Gattung der Loaseae *Juss.*, Icosandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5spaltig, bleibend. 5 gleiche, am Rande des Kelches befestigte Kronblätter. Die äußeren Staubgefäße länger, am Grunde ausgebreitet, die inneren meistens in Bündeln geordnet. Antheren aufrecht, 2fächerig. Griffel 3spaltig. Kapsel kreiselförmig-cylindrisch, mit den Kelcheinschnitten gekrönt, 1fächerig, an der Spitze 3klappig, wenigsamig. Von 8 Arten, gabeligen, rauhen und anhängenden Kräutern mit einzelnen gelben Blumen, welche sich in der Sonne öffnen, sämmtlich unter den Tropen einheimisch, sind folgende am bekanntesten: 1) M. aspera *L.*, Westindien; einjährig. Blätter gelappt-eirund-länglich. Blumen pomeranzenfarbig; Kronblätter stumpf, gekerbt, oval-rundlich, kaum länger als der Kelchrand. Früchte rauh. Die Borsten haben Widerhaken und hängen sich daher an die Kleider. Plum., Ed. Burm. T. 174. F. 1.; — 2) M. hispida *Willd.*, M. aspera *Cuv.* Mexiko; ausdauernd. Blätter herzförmig, gekerbt, fast ansitzend. Blumen pomeranzenfarbig, auf 1blumigen, sehr kurzen Stielen, mit verkehrt-eirunden, feinspitzigen Kronblättern. Kapsel borstenhaarig. Die gestoßene Wurzel (Zuzale) verursacht heftiges Purgiren und wird gegen eine ansteckende Krankheit gebraucht. Cuv., Icon. 1. T. 70. — Die Gattung ist der Typus der Mentzelieae *Rchb.*

Mentzeliea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Loasaceä (s. d.)

Mentzer, s. v. a. Fischart, Johann.

Menu (ind. Myth.), 1) Stammvater des Menschengeschlechts nach folgender Genealogie: Brahma erzeugte den M. und die Satarupa; Ersterer erzeugte 7 Söhne (Rischi's), nämlich: Maritschi, Wiradsch und Atri, die Stammväter aller höheren Wesen, ferner Brighu, Angiras, Pulastya und Wasischtha, die Stammväter der 4 Kasten der Hindu's. — 2) (Manu), Gründer des Reiches Ayodhya, dem als ersten König u. Gesetzgeber das indische, in Versen abgefaßte Gesetzbuch Manava Dharma Sastra, als Verfasser beigelegt wird (vgl. Sanskrit, S. 50). — 3) Menus, Mehrzahl, Bezeichnung gewisser Abschnitte in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Es wird von 7 schon vorhergegangenen und 7 noch künftigen M. oder Maharischis berichtet, von denen die ersteren heißen: Suayambhuva, Swarochischa, Utamen, Tamasa, Raiwadagen, Chakschuscha und Waiwassuden. Jeder dieser Abschnitte hat eine gewisse Zeit (Antara) und begreift 71 Zeitalter der Götter, während deren alle Wesen hervorgebracht werden.

Menuba, s. v. a. Menoba.

Menucourt, franz. Dorf, Dep. Seine-Oise, Bez. Pontoise; Oelfabrik.

Menuet, auch Menuett und Minuet, ital. Menuetto, ursprünglich ein französischer, aus Poitou stammender, graziöser Nationaltanz, der sich nur in langsamem u. gravitätischem Tempo bewegt und daher vornehmlich eine schöne gerade Haltung des Körpers, zierliche und präcise Bewegung der Füße und Arme erfordert. Die Paare treten dazu in gerader Linie neben einander an, machen erst ein Kompliment geradeaus, dann gegen einander, worauf die Herren die Damen so führen, daß letztere in die 1. und die Herren ihnen gegenüber in die 2. Linie zu stehen kommen. Auf diesen Linien bewegen sich dann Damen und Herren in gravitätischen Menuetpas rechts und links, wechseln, vor einander vorbeischreitend, die Plätze, kehren wieder zu ihrer ersten Stellung zurück, geben einander die rechte Hand, wiederholen hierauf das Frühere, geben einander die linke Hand, zuletzt beide Hände u. tanzen so an ihren anfangs eingenommenen Platz zurück, worauf ein doppeltes Kompliment, wie zu Anfang, den Tanz beschließt. Dieser Tanz war Lieblingstanz im Zeitalter Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. und kam erst im Zeitalter der Revolution außer Gebrauch. Die Musik bewegte sich dabei in einem mäßig geschwinden Dreivierteltakt und hat 2 Reprisen, von denen jede 8 Takte enthält und in dem 4. Takte immer einen sehr merklichen Absatz macht. Alle drei Viertel in einem Takte haben gleichen Zeitwerth, und das ist das eigentlich Charakteristische in dem Rhythmus einer M. Um bei dem ganzen Tanze, dessen musikalischer Charakter reizender Anstand, verbunden mit edler Einfachheit ist, der Musik mehr Mannichfaltigkeit zu geben, hat man mit der eigentlichen und Hauptmelodie auch noch eine zweite Melodie von der nämlichen rhythmischen

Einrichtung verbunden, die mit jener wechselsweise vorgetragen wird, und zu welcher man gewöhnlich eine der nächstverwandten Tonarten wählt, — das Trio oder auch Menuetto alternativo, Menuetto secondo. Auch bildete man mehrere verschiedene Arten von M.n aus, namentlich bei den Franzosen, z. B. die M. gentil, in welcher die langsamen Bewegungen der gewöhnlichen M. mit solchen, welche der raschen Anglaise ähnlich sind, wechseln; eine M. à la Vigano, M. à la Reine, M. à la cour ꝛc. Alle diese, dem Namen nach sehr verschiedene M.n unterscheiden sich aber weniger in der Musik, als in den Tanztouren, hatten künstlichere Pas und wurden meist nur von Kunsttänzern ausgeführt. Eine ganz eigene Gattung auch in musikalischer Hinsicht bildet die sogen. Krebsmenuet, ital. Menuetto cancherizante, welche vor- u. rückwärts gespielt werden kann, gewöhnlich nur 8 Takte enthält, von denen die ersten 4 Takte, vor- und rückwärts gespielt, die erste Reprise von 8 Takten, die letzten 4 Takte, vor- und rückwärts gespielt, hingegen die zweite Reprise von 8 Takten ausmachten. Indessen kann man das Stück auch abweichend von der beschriebenen Weise einrichten. Die erste M. tanzte König Ludwig XIV. mit einer seiner Maitressen 1653 zu Versailles, und die Musik dazu hatte Lully gemacht. Bald wurde es Sitte, die M., wie auch andere Tanzmelodien, in sogen. Suiten und Partien einzuschieben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man in Deutschland, wohin sich die M. schon im 17. Jahrhundert übergesiedelt hatte, an, sie in Sinfonien u. mehrstimmigen Sonaten mit dem Trio eine besondere Abtheilung ausmachen zu lassen. Vorzüglich waren es Haydn u. Mozart, die diese Sitte in Aufnahme brachten. Doch band man sich alsdann nicht streng an den Charakter der eigentlichen M., die zum Tanz gespielt ward, sondern wich sowohl im Tempo als auch im Rhythmus ganz davon ab. Jenes wurde schneller und dieser blieb der Willkür des Komponisten überlassen.

Menuiserie (franz.), Tischlerarbeit.

Menura (Ornith.), nach Shaw, Vögelgatt., s. Mänura.

Menuthias (a. Geogr.), Insel des indischen Oceans vor der Küste Libyens, unfern des Vorgeb. Prasum, deren Lage jedoch schwer zu bestimmen ist. Das heutige Madagaskar, wofür man sie gewöhnlich hielt, ist sie nicht; Voss. (ad Melam. S. 303) hält sie für Zanguebar u. Mannert für Pemba (Ptol. VII, 2. 1).

Menuthis (a. Geogr.), Flecken in Unterägypten bei Canobus.

Menved, Beiname des Königs Erich VIII. von Dänemark.

Menwangen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Heiligenberg; 110 Einw.

Menyantheä (Bot.), Gruppe der Gentianeae *Juss.* (s. d.) und Untergruppe der Contortae *Rchb.*

Menyanthes (Bot.), nach Linné, Zottenblume, Bitterklee, Gattung der Contortae Gentianeae *Rchb.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig; Blume trichterig; Saum 5theilig, innen von langen, dicklichen, stumpfen Haaren bärtig; Staubgefäße 5, im Grunde der Blume befestigt, getrennt. Eierstock am Grunde mit einem gewimperten, drüsigen Ringe umgeben. Ein Griffel mitkopfiger, ausgerandeter Narbe; Kapsel 1fächerig, 2klappig, vielsamig; Samenträger mittelklappig. Einzige Art: M. trifoliata *L.*, dreiblätterige Zottenblume, Fieberklee, Biberklee, Bitterklee, Sumpfklee, Magenklee, Dreiblatt, Wiesenmangold. In Europa, Nordasien, Nordamerika, auf sumpfigen Torfwiesen; ausdauernd. Stock unter der Erde kriechend, gegliedert; Blätter grundständig, lang gestielt, tief 3schnittig; Abschnitte verkehrt-eirund-länglich, flach ausgeschweift-kerbig, kahl; Blüthen traubig, auf dem Gipfel eines kahlen und nackten Schaftes. Von dieser Pflanze sammelt man die Blätter noch unter folgenden Namen: Wasserklee, Scharbocksklee, Wasserdreiblatt, Dreikohlkraut, Bocksbohnenkraut, Bohnenblatt, Monatsblumenkraut, Ziegenklappenkraut, Herba Trifolii fibrini s. amari, s. antiscorbutici, s. arthriticis, aquatici s. palustris s. paludosi s. hydropici, Herba Betae pratensis s. sylvestris, Herba Menyanthis s. Menyanthis palustris s. trifoliatae, s. Meneantheae s. Limonii, s. Limonii pratensis, Herba Antiscorbuticae, Febrinae, Hydropicae, Herba acopa. Die geruchlosen Blätter haben einen starken und anhaltenden Geschmack und enthalten vorzüglich bittern Extraktivstoff, weshalb sie als bitteres, tonisches Mittel gegen Wechselfieber, Stockungen im Unterleibe aus Schwäche und dergleichen Leiden in Anwendung sind. Man benutzt sowohl die getrockneten Blätter in Aufguß und Abkochung, als auch den frisch ausgepreßten Saft. Die Blätter müssen vor ihrer vollständigen Entwickelung, also April und Anfang Mai, gesammelt werden. Schkuhr, T. 35. — Die Gattung ist der Typus der Menyantheae *Juss.* u. *Rchb.*

Menyanthin, nach Trommsdorff eine im Bitterklee (Menyanthes trifoliata) gefundene Stärkemehlart, welche mit dem Alantin übereinstimmt.

Menyllus, 1) (a. Gesch.), Befehlshaber der macedonischen Besatzung in Munychia nach dem lamischen Krieg, bis 319 v. Chr.; er war ein Freund des Phocion und ein ordnungsliebender, billigdenkender Mann; — 2) (griech. Lit.), Schriftsteller aus unbekannter Zeit, nur von Plutarch erwähnt.

Menys, Vater des Pedias, aus Lacedämon (Apollod. III, 14, 5).

Menytron (griech. Ant.), auf die Entdeckung eines Verbrechers gesetzter Preis.

Menzaleh, See, s. v. a. Mensaleh.

Menz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; 210 E.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Oberförsterei; 470 Einw.

Menzel, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; 440 Einw.

Menzel (Biogr.), 1) Friedr. Wilhelm, geb. 1726, war Geh. Sekretär u. Kanzlist in dem kön. sächs. Kabinet zu der Zeit, wo sich Sachsen,

Oestreich und Rußland zu einem vereinigten Angriff auf Friedrich den Großen vorbereiteten. Da Friedrich vermuthete, daß zwischen jenen Mächten schon ein Vertrag abgeschlossen sey, so gab er seinem Gesandten in Dresden die Weisung, der Sache doch wo möglich auf den Grund zu kommen. Dieser lernte zufällig M. kennen, der durch einen wüsten Lebenswandel sich so in Schulden gestürzt hatte, daß er schon eine Kasse angegriffen hatte. Da er noch dabei die Sucht zu glänzen hatte, so wurde es dem preuß. Gesandten leicht, durch bedeutende Summen eine Abschrift der geheimen Korrespondenz zu erhalten, welche zwischen Sachsen, Oesterreich u. Rußland über den Krieg gegen Preußen geführt worden war. Sobald Friedrich im Besitz jener Abschriften war, fiel er mit einem Heere in Sachsen ein und eröffnete den 7jährigen Krieg. M. hielt sich für sicher und schloß sich dem königl. Gefolge auf einer Reise nach Polen an. Man war aber seinem Verbrechen auf die Spur gekommen. Als M. die Nachricht davon erhielt, ergriff er die Flucht, wurde aber in Prag auf Requisition des sächs. Kabinets festgenommen und mit Ketten belastet nach Brünn und von da nach dem hubertsburger Friedensschluß nach dem Königstein gebracht, wo er 33 Jahre und namentlich die erste Zeit in sehr strenger Haft gelebt hat. Er † im Mai 1796. — 2) **Karl Adolf M.**, Konsistorial- und Schulrath in Breslau, geb. am 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien Nachdem er auf dem Elisabethanum zu Breslau seine Vorbildung erhalten hatte, ging er nach Halle, um Theologie zu studiren. Die damals herrschende Richtung behagte ihm aber so wenig, daß er die Theologie bald aufgab und sich der Philosophie, Philologie und namentlich der Geschichte zuwandte. Zuerst als Hauslehrer auf der Herrschaft Wartenberg, in Breslau u. Liegnitz beschäftigt, wurde er 1809 zum außerordentlichen Professor und zweiten Kollegen am Elisabethanum zu Breslau und bald nachher zum ersten Kollegen, 1814 zum Prorektor und zweiten Professor, so wie zum Bibliothekar der rhediger'schen Bibliothek ernannt. Dieses letztere Amt behielt er auch bei, als er 1824 zum Konsistorial- und Schulrath erhoben wurde. Durch die neue Organisation der Behörden verlor er zwar schon im folgenden Jahr Sitz und Stimme im Konsistorium, dagegen behielt er nicht nur die Aufsicht über die evang. Gymnasien u. Seminarien der Provinz, sondern es wurden auch die Bürger- und Elementarschulen seiner Aufsicht untergestellt. Von seinen Schriften nennen wir: Topographische Chronik von Breslau (2 Bde., Breslau 1805—7); — Geschichte Schlesiens (3 Bde., Bresl. 1807—10); — Die Geschichte der Deutschen (8 Bde., Bresl. 1815—23); — Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs II., als Fortsetzung zu Beckers Weltgeschichte (2 Bde., Berl. 1824—25); — Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte (Bd. 1—11, Bresl. 1826—44), das bedeutendste und größte unter seinen Werken. M. gehört entschieden zu den besten deutschen Geschichtsschreibern der neueren Zeit. Seine Geschichtswerke, die auf Quellenstudium gegründet sind, zeichnen sich durch eine gewandte Darstellung aus. Dabei läßt sich aber nicht verkennen, daß er in seinem konservativen Eifer zu weit geht und den Neuerungen auf dem religiösen u. politischen Gebiet oft Unrecht thut. Dies gilt namentlich von seiner Behandlung der deutschen Reformation und der franz. Revolution; — 3) **Wolfgang M.**, geb. am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, verlor sehr bald seinen Vater, der prakt. Arzt war, und folgte seiner Mutter auf ein Landgut, wo das Bibliothekzimmer dem regen Knaben der liebste Aufenthalt war. Im Jahr 1814 ging er nach Breslau aufs Elisabethanum, trat aber 1815 als Freiwilliger in die Armee ein und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach Beendigung desselben folgte er als ein enthusiasmirter Turner Jahn nach Berlin. Im Jahr 1818 begab er sich nach Jena, um Philosophie und Geschichte zu studiren und von da, als nach der Ermordung Kotzebue's allen Preußen der Aufenthalt auf ausländischen Universitäten untersagt wurde, nach Bonn. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er in Aarau als erster Lehrer an der Stadtschule angestellt, gab aber nach 2 Jahren diese Stelle auf und lebte zuerst in Aarau als Privatmann und dann in Heidelberg, bis er in Stuttgart, wo er mit dem Buchhändler Cotta in Verbindung trat, seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Im Jahr 1830 wurde er als Abgeordneter des Oberamts Bahlingen in die würtemberg. Ständeversammlung gewählt u. trat mit Uhland, Schott u. Pfizer auf die Seite der Opposition. Da er aber auf diesem u. auf den folgenden Landtagen von 1833, 1836 u. 1838, zu denen er immer wieder gewählt wurde, alle seine Bemühungen vereitelt sah, so trat er zugleich mit jenen Männern aus der Ständeversammlung aus und wandte seine Thätigkeit ganz der Literatur zu, welcher er auch schon früher einen bedeutenden Theil seiner freien Zeit gewidmet hatte. Seine erste, schon im Jahr 1823 (Heidelb.) erschienene Schrift waren die „Streckverse", welche sich durch Poesie und Witz, so wie durch Originalität der Gedanken rühmlich auszeichnen. In den Europäischen Blättern (Zür. 1824—25), die er mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich herausgab, kämpfte er gegen hohle, leere Formen in der Poesie, erlaubte sich aber auch dabei die heftigsten Angriffe auf Göthe und dessen Verehrer. Für das größere Publikum und für Schulen schrieb er seine Geschichte der Deutschen (3 Bde., Zür. 1824—25; 2. Aufl. in einem Bde., Stuttg. 1834; 4. Aufl. 1843). Als der Streit zwischen Voß und Kreuzer ausbrach, verfaßte er die Brochüre: Voß und die Symbolik (Stuttg. 1825). Viele eigenthümliche Ansichten gab er in seiner Deutschen Literatur (2 Bde., Stuttg. 1828; 2 Aufl. 4 Bde., 1836), zog sich aber durch den polemischen Theil derselben viele Angriffe zu, gegen die er sich hauptsächlich in dem Literaturblatt, dessen Redaktion er seit 1825, im Anfang ohne seinen Namen zu nennen, übernommen hatte, vertheidigte. Seine Jugenderinnerungen und mehr noch der Ausbruch der Julirevolution machten ihn zum entschiedenen Gegner der Franzosen und der sich zu ihnen hin-

neigenden deutschen Schriftsteller, namentlich Börne's. Letzterer rächte sich durch seine eben so witzige als beißende Schrift: Menzel, der Franzosenfresser (Par. 1837). Außerdem sind von M. noch folgende Schriften zu nennen: Rübezahl (Stuttg. 1829) und Narcissus (Stuttg. 1830) — 2 Dichtungen, die in Form und Inhalt vortrefflich sind; — Reise nach Oestreich (Stuttg. 1831); — Taschenbuch der neuesten Geschichte (5 Bde., Stuttg. 1829—35); — Neue Folge (Abthl. 1, Stuttg. u. Augsb. 1837, 12); — Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835 (Stuttg. 1835); — Geist der Geschichte (Stuttg. 1835); — Europa im Jahr 1840 (Stuttg. 1839); — Mythologische Forschungen u. Sammlungen (Bdchn. 1, Stuttg. 1842); auch übersetzte er mehre lat. Kirchenlieder ins Deutsche. Wenn auch M. unbedingt zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart zu rechnen ist, so ist er doch von einer gewissen Einseitigkeit und von einem oft unverständigen Eifer gegen Alles, was ihm gegen seine engherzigen Begriffe von Zucht und Ordnung zu verstoßen scheint, nicht freizusprechen. — 4) Oswald M., der Bruder des Vorigen, geb. 1801 zu Waldenburg in Schlesien, besuchte zuerst die landwirthschaftliche Akademie zu Möglin u. seit 1820 die Universität zu Breslau. Nachdem er untergeordnetere Chargen bekleidet hatte, wurde er 1824 Administrator der königl. Remonte-Depots zu Friedrichsaue; 1829 Direktor der Depots diesseits u. 1833 auch jenseits der Weichsel und zugleich geheimer Kriegsrath und vortragender Rath im Kriegsministerium. Schrieb: Ueber die Vollblutsfrage (Berl. 1838). — 5) Adolf M., Zeichner, Maler und Lithograph, bildete sich an der Akademie der Künste in Berlin, und lebt auch noch gegenwärtig als ausübender Künstler in jener Stadt. Er malt Genrestücke in Oel und lieferte eine große Anzahl von Zeichnungen historischen und anderen Inhalts, lauter eigene Kompositionen, die zur Zierde literarischer Werke dienen. Von ihm sind die Zeichnungen zur Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Kugler (Leipz. 1839 ff.). M. malt nebenbei auch in Oel; so sah man in dem bezeichneten Jahre auf der berliner Kunstausstellung 2 Oelbilder, von welchen das eine einen Familienrath, das andere die Toilette vorstellt. Ein drittes Fach, welches M. übt, ist jenes der Lithographie, wovon folgende Werke Zeugniß geben: Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, in 16 Blättern, mit erläuterndem Texte von Dr. Friedländer (Berlin 1837, gr. Fol.); — Das Vaterunser, 1839 lithographirt; — Humoristische Skizzen unter dem Titel von Neujahrswünschen, nach Schröder, 1833; — Des Künstlers Erdenwallen, ein Heft von 6 Lithographien mit der Feder gezeichnet, gemüthliche, anspruchslose Kompositionen.

Menzelerheide, preuß. Kolonie, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 290 Einw.

Menzelinsk, 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Orenburg; — 2) Hauptstadt das., am Menzeli und Ik, am Anfange der gegen die Tataren gezogenen Linie (Erdwall und Graben), die bis Bielogorod reicht; 3000 Einw.

Menzeln, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; Jahrmarkt; 580 Einw.

Menzen, russ. Ort, Gouv. Livland, südwestl. von Werro.

Menzendorf, mecklenburg-strelitz. Dorf, Fürstenthum Ratzeburg, Ldvgt. Schönberg; 250 Einw.

Menzenschwand, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt St. Blasien; 530 Einw.

Menzer (Biogr.), 1) Balthasar, geb. 1565 zu Allendorf in Hessen, war Professor der Theologie in Marburg und Gießen, wo er an dem Streit der Kenotiker und Kryptiker Theil nahm. Er † 1827; — 2) s. v. a. Fischart.

Menzfelden, nass. Dorf, Amt Limburg; 1100 Einw.

Menziesia (Bot.), nach Smith, Gattung der Ericeae Rhododendreae *Dec.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 4zähnig. Korolle 1blätterig, mit 4zähnigem Rande, bauchig-eiförmig. 8 Staubfäden auf dem Fruchtboden, eingeschlossen. Kapsel 4fächerig. Samen zahlreich, sehr fein, länglich. Von 10 Arten, meistens amerikanischen Sträuchern, sind in europäischen Gärten zu finden: 1) M. coerulea *Sm.*, Andromeda coerulea *L.*, Erica coerulea *Willd.* In Nordeuropa, Nordasien, Nordamerika, in bergigen Einöden. Blätter 3fach, linienförmig, stumpf, bis 3 Linien lang, am Rande warzig-gezähnt. Blumen zu 6—8 endständig, auf gelbrothen, weich-drüsenhaarigen Stielen, überhängend, klein, bläulich, am Grunde hellroth. Bot. Cab. 164. — 2) M. ferruginea *Sm.* In Nordamerika, am Columbiafluß. Aestchen und Blumenstielchen etwas kurzhaarig. Blätter verkehrt-ei-lanzettförmig, gewimpert, oben und unten auf den Rippen mit zerstreuten Härchen, mit einer Drüse gespitzt. Blumen rostfarbig, krugförmig. Salisb., Par. Lond., Taf. 44. — 3) M. globularis *Salisb.*, M. pilosa *Juss.*, Azalea pilosa *Lam.* In Nordamerika, auf hohen Bergen. Aestchen und Blumenstielchen etwas behaart. Blätter ovallanzettförmig, gewimpert, mit kurzen Härchen, mit einer Drüse gespitzt. Kelch 4spaltig; Korolle kugelig, gelblich, an der Spitze gelblichbraunroth oder purpurröthlich. Salisb., Par. Lond., Taf. 44. — 4) M. polifolia *Juss.*, irländische Heide, Andromeda Duboecia *L.* In Irland. Bis 2 Fuß hoch. Blätter abwechselnd, eirund, spitz, am Rande zurückgerollt, unten grauweiß-filzig. Blumen eiförmig, purpurroth, hängend, in einfachen Endtrauben. Juss., Ann. Mus., 1, Taf. 4, Fig. 1.]

Menziken, schweiz. Dorf, Kanton Aarau, Bez. Kulm; erstreckt sich in den Kant. Luzern hinein; 1730 Einw.

Menzikoff, Alexander Danielowitsch, Fürst von. Dieser in der russischen Geschichte und namentlich unter Peter dem Großen so berühmt gewordene Mann soll der Sohn eines Bauers oder Bäckers in Moskau gewesen und dem damaligen Czar Peter bekannt geworden seyn, als er einst seine Bäckerwaaren den Garbisten der Schloßwache feil bot und im Gespräch

mit diesen mehre sehr witzige Antworten ertheilte. Andere Biographen erzählen, er sey der Bediente eines russischen Großen gewesen und durch Lefort, den Günstling des Czaren, diesem empfohlen worden. Wie dem auch sey, M. gewann bald die Liebe seines Gönners in so hohem Grade, daß er immer um dessen Person seyn, ja selbst bei ihm schlafen mußte. Die Entdeckung einer Verschwörung gegen Peter, an deren Spitze Fürst Amilka stand, und bei welcher M. als Werkzeug dienen sollte, bahnte ihm den Weg zu seiner glänzenden Laufbahn. Der Anstifter des Komplots erlitt den Tod, und M. erhielt dessen Tochter, zu der er schon früher Neigung hatte, zur Gemahlin. Durch Lefort in den Kriegswissenschaften und der Diplomatie unterrichtet, trat er nach dessen Tode 1699 an seine Stelle bei dem Czar, und leitete die Erziehung dessen Sohnes Alexis. Schon dieser Umstand entkräftet die Behauptung einiger Schriftsteller, daß M. aller wissenschaftlichen Bildung entbehrt habe; gewiß ist aber überdieß noch, daß er der deutschen und holländischen Sprache mächtig war und in beiden korrespondirte. Er zeichnete sich mehrfach, namentlich aber 1702 vor Schlüsselburg aus, zu dessen Kommandanten er nach der Eroberung ernannt wurde. In demselben Jahre war es auch, wo M. bei der Einnahme von Marienburg in den Besitz jenes Mädchens kam, das er dem Czar sandte, und welches später als Kaiserin Katharina den Urheber ihres Glückes nie vergaß. Seit dieser Zeit vermehrte sich M.s Einfluß und Macht bei Hofe zusehends. Er ward zum Feldmarschall und Fürsten ernannt, von Wien aus zum Reichsfürsten erhoben, erhielt von einer Menge Fürsten Orden zugesandt, und empfing endlich von Peter den Titel eines Herzogs von Ingermannland. Er focht bei Pultawa 1709 und vor Riga 1710 mit gleicher Auszeichnung, nahm Kurland für Rußland in Besitz, und befehligte 1714 das Korps, welches der Czar den Dänen gegen Schweden nach Holstein zu Hülfe sandte. Man wirft M. Liebe zum Trunk und Bestechlichkeit vor; wegen letzterer war er zu verschiedenen Malen (1714, 1719 und 1723) in Untersuchung, wurde aber vom Czar immer freigesprochen, obschon dieser ihm in letzter Zeit nicht mehr unbedingtes Vertrauen schenkte. Im J. 1719 wurde er zum Admiral und Befehlshaber der Truppen in der Ukraine ernannt. Als nach Peters Tode Katharina durch M.s Mitwirkung den Thron bestieg, erreichte dessen Macht den höchsten Gipfel. Bei ihrem Ableben bestimmte diese Fürstin 1727 M. zum Reichsverweser und Vormund ihres Nachfolgers, Peter II. Auf diese Weise fast unumschränkter Beherrscher des Reichs, sann M. auf Mittel, diese Macht auch für die Zukunft zu befestigen. Der junge Kaiser ward von ihm in strengem Gewahrsam gehalten, und sollte später eine Tochter seines Vormunds heirathen. Allein diese ehrgeizigen Pläne erregten den Neid von M.s Feinden, und sein Sturz ward beschlossen. Peter war überdieß des Zwanges überdrüssig, in dem er sich befand, und als M. angeklagt würde, eine Summe Geldes unterschlagen zu haben, verließ der Kaiser heimlich seine Residenz und verbannte den Fürsten auf eines seiner Güter nach Renneburg. Aber noch auf der Reise dorthin ward er von einem Detachement Grenadiere eingeholt und nebst seiner Familie nach Sibirien transportirt. Er ward des Hochverraths angeklagt, sein unermeßliches Vermögen konfiscirt und ihm täglich eine Pension von nur 10 Rubeln ausgesetzt. Von den Ersparnissen derselben ließ er zu Beresont, seinem Exile, eine kleine hölzerne Kirche bauen, an der er selbst als Zimmermann mit arbeitete. Er † daselbst 1729.

Menzing (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-M.), R.-B. Oberbayern, Ldgr. München; Brücke über die Würm, Mühle; 200 Einw.; — 2) (Unter-M.), das.; Brücke über die Würm, Mühle; 230 Einw.

Menzingen (Geogr.), 1) bad. Marktflecken, Mittelrheinkreis, Amt Bretten; 2 Schlösser, 2 Mühlen; 1370 Einw.; — 2) schweiz. Flecken, Kant. Zug, nordöstl. von Zug; hier 1531 Schlacht zwischen den Zürichern und den kathol. Eidgenossen; 2250 Einw.

Menzini, Benedikt, einer der vorzüglichsten italienischen Dichter, war 1646 zu Florenz von armen Aeltern geboren. Da er schon in seiner Jugend viele Anlagen zeigte, so gab ihm der Graf Salviati die Mittel zu seiner weitern Ausbildung. M. wählte den geistlichen Stand und begab sich nach Pisa, in der Hoffnung, an der dortigen Universität eine Professur der Beredsamkeit zu erhalten. Da ihm dies aber nicht gelang, verließ er sein Vaterland und begab sich nach Rom, wo er von der Königin Christine von Schweden sehr freundlich empfangen und 1685 in ihre Akademie aufgenommen wurde. In den wenigen Jahren — Christine starb schon 1689 —, die er in dieser Umgebung zubrachte, verfertigte er eine Reihe sehr bedeutender Dichtungen. Hier sind vorzüglich zu nennen: L'arte poetica (Rom 1690, Florenz 1728); — Satire XII (Amsterd. 1718); — Lamentazioni di Geremia (Rom 1704, Flor. 1728); — L'Academia tusculana (Rom 1702); — Rimi di varj generi (Flor. 1730—34). Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist erschienen in Nizza (1783).

Menzio, Fluß, s. v. a. Mincio.

Menzlas, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Eschenbach; Schloß; 140 Einw.

Menzlin, preuß. Höfe, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 130 E.

Menzling, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Mülheim; 130 Einw.

Menznau, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Luzern, Bez. Willisau; 4200 Einw.; dabei die Pfarrgemeinde Menzberg.

Meolans, franz. Dorf, Dep. Basses-Alpes, Bez. Barcelonnete; 1130 Einw.

Meols, North-, brit. Kirchspiel, Königr. England, Grafsch. Lancaster, an der Westküste, südwestl. von Preston; 5130 Einw.

Meon (griech. Myth.), König von Phrygien und Lydien, Vater der Cybele.

Meoriga (a. Geogr.), Stadt der Vaccäer (Ptol. II, 6, 50).

Meoschium (Bot.), nach Beauvois, Pflanzengattung, Arten unter Ischaemum *L.*

Meounes, franz. Dorf, Dep. Var, Bezirk Brignoles; Papierfabr., Weinhandel.

Mephi-Boseth, spätere Form für Mephi-Baal (2 Sam. 4, 4.), Sohn des Jonathan, der nach seines Vaters Tode in Lodebar lebte und eine Zeit lang dem David unbekannt blieb, bis ihn ein Diener Sauls Ziba auf ihn aufmerksam machte. Er zog ihn darauf an den Hof und beschenkte ihn aus der Hinterlassenschaft Sauls mit Gütern, die Ziba zu verwalten bekam. Bei dem Aufstande des Absalon spielte M. eine zweideutige Rolle und David, der von Ziba über sein Treiben in Kenntniß gesetzt wurde, strafte ihn mit dem Verlust der Hälfte seiner Güter (2. Sam. 16, 4.). — Andere fassen die Anklage des Ziba gegen M. als eine Verdächtigung und die Entziehung seiner Güter als Folge eines Versprechens, das David dem Ziba vorschnell gegeben und dann wegen der mißlichen Zeiten nicht zurück zu nehmen gewagt habe.

Mephistopheles (Mephisto), s. Faust.

Mephitidia (Bot.), nach Reinwardt, Gattung der Rubiaceae Guettardaceae *Dec.* 18 Arten, sämmtlich Sträucher und Bäume auf Java.

Mephitis (röm. Relig.), Göttin, welche gegen böse und schädliche Ausdünstungen schützte. Einige halten sie für einen Gott, der von der Leucothea geliebt worden sey, andere meinen, sie sey mit der Juno identisch. Verehrt wurde sie zu Amsacius im Hirpinerlande, wo sich eine Höhle mit schlimmen Ausdünstungen befand, und auch bei Cremona hatte sie einen Tempel. Eigentlich bedeutet M. (nach Serv. zu Virg. Aen. VII, 84) den aus Schwefelquellen aufsteigenden Gestank.

Mephitis (Med.). Eine lange eingeschlossene, nicht erneuerte und bewegte, dem Lichteinfluß entzogene und von der Atmosphäre abgeschnittene, mit ihr außer aller Wechselwirkung gesetzte Luft, wie sie sich in verschütteten Brunnen oder Schachten, in lange Zeit nicht geöffneten Gewölben oder Zimmern findet, enthält auch eine gesundheits-, selbst lebensgefährliche Beschaffenheit und wird mephitisch. Es läßt sich nicht immer das Daseyn irrespirabler Gasarten und einer solchen Luft wahrnehmen. Wie ein vom Organismus gänzlich abgetrenntes Gebilde sein Leben einbüßt, so scheint auch eine vom lebenden Ganzen des Luftkreises abgesonderte Portion ihre Vitalität zu verlieren und als abgestorbener Theil nicht nur zur Erhaltung des Lebens anderer Organismen unfähig zu werden, sondern, wie das brandig gewordene Organ, selbst einen nachtheiligen, lebensvernichtenden Einfluß auf dasselbe auszuüben. Sie erzeugt Ohnmachten, Erstickungszufälle, Scheintod, ja selbst den Tod.

Mephitis (Säugeth.), nach Cuvier, Stinkthier, Mouffette *Buff.* Gattung der Fera Carnivora Digitigrada *Cuv.*, der Ordnung der Nagelthiere und der Zunft der Schleichen nach Oken, unter Viverra *L.* Charakter: Vorderzähne und Eckzähne wie gewöhnlich, Backenzähne sind oben bald nur 3, bald 4, unten aber immer 5, oben ist einer oder zwei falsche, unten drei, dann folgt oben der Reißzahn, welcher unten immer der vierte ist, die hintersten Zähne sind Höckerzähne, der obere ist groß, der untere nur klein. Der Körper ist verlängert, aber nicht sehr schlank, die Schnauze spitzig. Die Nase vorstehend, aber stumpf abgeschnitten, die Zunge glatt; Ohren klein und abgerundet. Der Körper mit wolligen und langen Haaren; der Schwanz mittelmäßig, die Haare fast zweizeilig, sehr lang, die Füße halb sohlengängig, die Sohlen behaart oder nackt. Die Nägel krallend, lang, die vordern zum Graben geschickt, aber nicht zum Klettern. Alle 16 Arten sind amerikanisch; sie leben von kleinen Säugethieren, Vögeln und Eiern, klettern schlecht und spritzen willkürlich zur Vertheidigung ihrem Feinde eine furchtbar stinkende und den Athem hemmende Feuchtigkeit 5 Fuß weit durch Hülfe des Schwanzes, den sie damit benetzen, entgegen. Diese Feuchtigkeit wird in Amerika bisweilen gegen Hysterie angewendet.

a) Die untern Schneidezähne haben auf der Außenseite eine Längsfurche, oben finden sich nur drei Backenzähne, der obere Höckerzahn und der untere Reißzahn sind sehr groß. Die Schnauze ist rüsselförmig vorgestreckt, die Nasenlöcher liegen nach vorn und unten; die Ohren sind schmal, muschelig, kaum sichtbar, die Sohlen völlig nackt. Thiosmus Lichtenst. — 1) M. Mapurito *Lichtenst.*, Viverra putorius Mutis, der Mapurito, Bête puante. Schwarz, auf der Stirne fängt eine anfangs breite, nach und nach immer schmaler werdende Binde an, welche in der Mitte des Rückens aufhört; der Schwanz hat eine weiße Spitze. Körperlänge 20 Zoll, Schwanzlänge 9 Zoll. Bewohnt Neu-Granada. — 2) M. leuconota *Lichtenst.*, das große Stinkthier. Von der Größe eines Fuchses, mit kurzer, dicht anliegender Behaarung. Der weiße Streif fängt an der Stirne mit spitzigem Winkel an, setzt sich über den ganzen Rücken und Schwanz fort, welcher größtentheils weiß ist. Körperlänge 2 Fuß, Schwanzlänge 1 Fuß. In Mexiko um die Quellen des Flusses Alvarado. Lichtenst., Darst., Taf. 44, Fig. 1. — 3) M. mesoleuca *Lichtenst.*, das gesattelte Stinkthier. Behaarung lang, glänzend, die weiße Binde beginnt auf der Mitte des Scheitels und ist anfangs sehr breit und läuft so bis zum Kreuz fort, wo sie sich verengert, am Schwanze sich aber wieder erweitert, so daß dieser ganz weiß wird. Körperlänge 19 Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 11 Zoll. In Mexiko nahe bei Chico. Lichtenst., Darst., Taf. 44, Fig. 2. — 4) M. chilensis *Lichtenst.*, das Gabel-Stinkthier. Haare lang, glänzend braunschwarz; die weiße Binde fängt auf dem Scheitel an und spaltet sich im Nacken gabelartig; anfangs ist jeder Ast breit, verschmälert sich aber nach und nach und endet am Kreuze. Der Schwanz ist an der Wurzel schwarz, dann weiß mit einzelnen eingemischten schwarzen Haaren. Körperlänge 1 Fuß $4^1/_2$ Zoll; Schwanzlänge 9 Zoll. Bewohnt Chili. — 5) M. suffocans *Lichtenst.*, der Yaguare. Die Binde auf dem Scheitel spaltet

sich in zwei sehr schmale Streifen, welche neben dem Rücken dem Schwanze nach sich hinziehen und oft noch neben dem Schwanzrücken fortlaufen. An alten Exemplaren verschwindet ein Theil des Streifs gegen den Schwanz hin. In Brasilien, Paraguay und Montevideo. Lichtenst., Taf. 48, Fig. 1. — 6) M. patagonica *Lichtenst.*, das patagonische Stinkthier. Mit zwei weißen Längsbinden an den Seiten des Körpers, welche auf dem Scheitel zusammenstoßen, anfangs schmal sind und nach und nach breiter werden, sich krümmen und hinten sich wieder nähern. Der Schwanz ist sehr buschig, die Haare sind mehr als zur Hälfte an der Spitze weiß. Körperlänge 12 Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 9 Zoll. Bewohnt Patagonien an der Magellanstraße. — 7) M. amazonica *Lichtenst.*, das Amazonen-Stinkthier. Mit 2 bogenförmigen weißen Streifen, welche in einen weißen Flecken zusammenfließen, der Schwanz buschig und schwarz, mit weißen Haaren gemischt. Körperlänge 12 Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 6 Zoll. Bewohnt die Ufer des Amazonenstromes. — 8) M. Molinae *Lichtenst.*, Molinas-Stinkthier. Mit einer einzigen vom Scheitel über den Rücken aus fünf getrennten ovalen Flecken bestehenden Binde und schwarzem Schwanze. Von der Größe einer Hauskatze. Bewohnt Chili. — 9) M. Quitensis *Humb.*, quitisches Stinkthier. Mit 2 linienförmigen weißen Streifen, welche vom Scheitel ausgehend sich bis zum Schwanze erstrecken. Der Schwanz weiß und schwarz. Körperlänge 16 Zoll, Schwanz 8 Zoll. Bewohnt die subalpinischen Gegenden von Quito. — 10) M. Gumillae *Lichtenst.*, Gumillas-Stinkthier. Der ganze Körper ist weiß und schwarz gebändert. Körperlänge 1 Fuß. Am Apure.

b) Stinkthiere mit 4 Backenzähnen oben, die Nase vorstehend, Nasenlöcher seitlich; Ohren deutlich, breit, eiförmig, mit abstehendem Rande, Fußsohlen schmal, halbnackt oder behaart. — 11) M. mesomelas *Lichtenst.*, das zierliche Stinkthier, Mouffette de l'Amerique septentrion. Conepatl. Der Kopf ist schwarz, von der Nase bis zur Stirne läuft ein schmaler, verlängert eiförmiger Streif, der sich aber nicht mit dem im Nacken anfangenden verbindet. Nacken und ganzer Hinter- und Seitenhals weiß, dieser weiße Fleck theilt sich in zwei weiße Bänder, welche längs den Seiten mehr oder minder weit nach den Lenden hinlaufen. Rücken und Schwanz sind schön schwarz. Die Haare an den Seiten des Körpers sind länger als in der Mitte des Rückens und werden gegen den Schwanz hin noch länger, daher der Körper ein breites, niedergedrücktes Ansehen hat. Die Haare sind sehr fein und glänzend. Die untern Theile und Füße sind schwarz. Körperlänge 1 Fuß 4—7 Zoll; Schwanz 1 Fuß. In Nordamerika. Lichtenst., Darst., Taf. 43, Fig. 2. — 12) M. macroura *Lichtenst.*, das langschwänzige Stinkthier, M. mexicana *Gray*. Grundfarbe glänzend rußschwarz; Behaarung weniger fein. Ueber dem Nasenrücken steht ein schmaler weißer Streif. Ein breiter fängt, wie bei der vorigen Art, geradlinig im Nacken an und zieht sich in ziemlich gleicher Breite über den Rücken und die Oberseite des Schwanzes fort, doch fangen vom Hinterrücken an schwarze Haare sich einzumischen, die äußerste Schwanzspitze trägt aber einen schwachen Büschel rein weißer Haare. Von der Kehle läuft bis zur Brust ein weißer Streif. An manchen Exemplaren, wahrscheinlich jüngern, wird jederseits unterhalb des Rückenstreifs ein zweiter Seitenstreif gefunden, der überall einen halben Zoll breit ist. Körperlänge 14 Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 13 Zoll, mit Haarbüschel 18 Zoll. In Mexiko. Lichtenst., Darst., Taf. 46. — 13) M. Chinga *Lichtenst.*, Viverra mephitis *L.*, die Chinga; fr. Chinche, Enfant du Diable. Kopf schwarz, von der Nase an läuft ein schmaler weißer Streif bis zum Hinterhaupt, vereinigt sich aber nicht mit dem weißen des Nackens. Dieses Weiße fängt am Nacken geradlinig an und nimmt den ganzen Rücken bis zum Schwanz ein, ungefähr in der Mitte des Körpers fängt ein schmaler braunschwarzer Streif spitzig an und läuft bis zum Schwanz fort. Der Schwanz selbst ist weiß und schwärzlich gemischt, Spitze weiß. Die weiße Farbe ist aber mehr milchweiß als schneeweiß und am Schwanze schmutzig. Untere Theile braunschwarz. Körperlänge 1 Fuß 2—3 Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 5½ Zoll. In Nordamerika. Lichtenst., Darst., Taf. 45, Fig. 1. — 14) M. vittata *Lichtenst.*, das Bind-Stinkthier. Nahe verwandt mit dem langschwänzigen, der schmale Nasenstreif eben so vorhanden; auf jeder Seite des Hinterhalses fangen ein oder zwei andere an. Von der Seite des Halses bald hinter den Ohren fängt ein Streif sehr schmal an und wird in der Mitte der Hinterschenkel am breitesten, dann von schwarzen Haaren unterbrochen erscheint er unter der Schwanzwurzel als ein gesonderter Fleck. Schwanz schwarz, nur die Spitze und ein Seitenstreif an seinem Anfang weiß; dieser Streif liegt gerade da, wo bei macroura der schwarze Streif liegt. Körperlänge 1 Fuß 4 Zoll; Schwanz 1 Fuß 4 Zoll. Man findet diese Art an der südwestlichen Küste Mexiko's, in der Gegend von San Matteo an der Südsee und besonders in der Provinz Oaxaka. Lichtenst., Darst., Taf. 47. — 15) M. Zorilla *Lichtenst.*, Viverra Zorilla *Schreb.*, die Zorilla, Zorille *Buff.* Haare anliegend, Schwanz etwas zweizeilig, lang behaart, Haare an der Schwanzwurzel kürzer als an der Spitze. Farbe schwarz, die weißen Binden scharf bezeichnet. Auf der Nase ein ziemlich breiter eiförmiger Fleck; eine doppelte schmale Binde fängt am Scheitel an, wird auf dem Rücken einmal unterbrochen, läuft aber wieder über die Weichen bis in die Aftergegend fort. Von der Augengegend läuft eine Seitenbinde über die Ohren und Schultern nach der Brust. Mitten auf der Brust entsteht noch eine abgekürzte Binde und geht in eine krumme über, welche schief an den Weichen herabläuft, die obere nicht berührend. Eine buchtige Binde geht vom Knie gegen die Binde an den Hinterbacken über; auf den Hinterbacken

aber findet sich noch jederseits ein doppelter Fleck zu den Seiten der Schwanzwurzel. Körperlänge 13½ Zoll; Schwanz ohne Haarbüschel 5½ Zoll, mit Haarbüschel 8 Zoll. In Neu-Kalifornien. Lichtenst., Berl. Abhandl. 1832, Taf. 2, Fig. 2. — Schreber, Taf. 123. — 16) M. interrupta *Rafinesque*, das Stinkthier mit unterbrochenen Binden. Körper lang behaart, zottig, Schwanz zweizeilig und die Haare hängend. Grundfarbe des Körpers matt rußschwarz, mit weißen aus einander laufenden Binden. Auf der Stirn ein dreieckiger weißer Fleck; vom Hinterhaupt fängt eine schmale doppelte Binde an und läuft zweimal unterbrochen über den Rücken bis zum After; eine obere Seitenbinde zieht sich über die Ohren und Schultern bis zum Ende der Brust, vor dem Ohr ein weißer Fleck; eine zweite untere Seitenbinde geht vom Ellenbogen über die Seiten des Körpers, in den Weichen wird sie breiter und steigt schief aufwärts, ohne die obere zu berühren; ein buchtiger Streif fängt am Knie an und steigt zu dem Streif am After auf; neben dem Schwanze sitzt auf jeder Seite ein eiförmiger Fleck und nebenbei ist die Schwanzwurzel mit einigen weißen Haaren vermischt. Körperlänge 14½ Zoll; Schwanz mit Haarbüschel 7½ Zoll, ohne Haarbüschel 11½ Zoll. Am obern Missuri. Lichtenst., Berl. Abhandl. 1838, Taf. 2, Fig. 1. 2.

Meponer, Volk, s. Paraguay.

Meppel, niederländ. Stadt, Prov. Drenthe, Bez. Assen, rechts an der Havelter-Aa; Leinewand-, Wollzeuch-, Canevasfabr.; 5000 (5700) Einw.

Meppen (Geogr.), 1) (Aremberg-M.), mediatisirtes Herzogthum im Königreich Hannover, Landdrostei Osnabrück, jetzt Standesherrschaft des Herzogs von Aremberg, grenzt an Bentheim, die Niederlande, Ostfriesland, Oldenburg, Osnabrück und Lingen, und umfaßt einen Flächenraum von 33,13 □M. Das Ländchen ist eben, aber morastig und haidig, mit nur einzelnen fruchtbaren und bewohnten Gegenden, die sogar schwer zugänglich sind. Die größte Ebene, eine ganz öde und unfruchtbare Gegend, der Hümmling genannt, hat einen Umfang von 5 Meilen. (Im Gebiete des Hümmlings liegt das Schloß Klemenswerth, der gewöhnliche Aufenthaltsort des Herzogs, welches von dem Fürstbischof Klemens August von Münster, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der tiefsten Wildniß angelegt wurde). Das Klima ist in Folge der herrschenden Nordwinde zwar rauh, aber nicht gerade ungesund; im Frühjahr zeigt sich viel Heer- oder Höhenrauch, welchen man hier fast allgemein für eine Folge des von allen Seiten in der Nähe erfolgenden Moorbrennens hält. Von bedeutenden Gewässern ist die hier schon schiffbare Ems anzuführen, sodann deren Nebenfluß, die Hase, und die Nord- und Südratte. Reich ist das Land an Sümpfen; dahin gehören vornehmlich der südlich von der Hase gelegene Kuhlen- oder Ochsenbruch, und das Twist- und Bourtanger-Moor, welche Gegenden unstreitig zu den traurigsten in ganz Deutschland zu rechnen sind. Bei solcher Beschaffenheit des Bodens ist es sehr erklärlich, daß die Produktion desselben sehr unerheblich seyn muß; Getreide wird nur wenig, und für den Bedarf lange nicht ausreichend, gebaut, außerdem noch Flachs; die Waldungen liefern eine Masse von Beeren. Von den Erzeugnissen des Thierreichs verdienen Rinder und Schafe und besonders Bienen, die in den weiten Haidestrecken reichliche Nahrung finden, genannt zu werden. Das Mineralreich bietet Torf in Menge. Besondere Gegenstände des Handels sind außer Torf, noch Vieh, Wolle, Strümpfe. Die Verwaltung des Herzogthums besorgen die 4 Aemter zu M., Haselhünne, Aschendorf und Sörgel (Hümmling), von denen das erstere zugleich Kriminalamt für das ganze Ländchen ist. Bevölkerung ungefähr 47,000. — Geschichtliches. Das Geschlecht der alten Grafen von Aremberg, deren Güter in der Gegend von Jülich lagen, starb schon frühe aus. Durch Verheirathung der Erbtochter des letzten Grafen Gerhard mit dem Grafen Engelbert von der Mark kamen die herrenlosen Besitzungen an dieses Haus, und von da durch die Erbtochter Margaretha an Johann von Ligne, welcher der Stammvater des jetzigen Hauses ist. Im Jahre 1576 wurde Graf Karl in den Fürstenstand erhoben und 1694 sein Enkel Philipp Franz zum Herzog von Aremberg ernannt. Als im J. 1802 das Ländchen an Frankreich abgetreten werden mußte, erhielten die Herzöge dafür zur Entschädigung M. aus dem Hochstifte Münster; doch auch dieses wurde von Frankreich von 1810—13 in Besitz genommen, 1815 mediatisirt und zu Hannover geschlagen. Die Verhältnisse des Herzogthums wurden 1820 geordnet und am 5. Oktober die gegenwärtigen 4 Aemter errichtet. Verträge über die Grenzen zwischen M. und Holland wurden 1764 und 1784 geschlossen, doch blieben viele Differenzen. Diese sind durch einen Traktat zwischen Holland und Hannover vom 2. Juni 1824 völlig beigelegt; holländischer Seite ist dieser Grenzvertrag durch Druck dem Publikum mitgetheilt worden. Das Haupt der Familie ist jetzt Prosper Ludwig, geb. 1785, regierender Fürst seit 1803. Er hat 5 Kinder, von denen der Erbprinz Engelbert August Anton am 11. Mai 1824 geboren ist. — 2) Amtsbezirk des Herzogthums, begreift die Kirchspiele M., Bockeloh, Hesepe und Twist in sich und hat 14,000 Einw.; — 3) Hauptstadt das., am Zusammenflusse der Ems und der Hase, mit Brücken über beide Flüsse, von denen die über die Hase nach der Vorstadt Ueberwasser führt, ist der Sitz des königlichen Hoheits-Kommissariats, des standesherrlichen Regierungsrathes des Amtes M., eines Steuerkreises, der Hauptsteuerreceptur und eines katholischen Probstes, und hat eine Post, Salzfaktorei, Physikat und Wasserbauinspektion. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Gymnasial- oder Klosterkirche (die vormalige Jesuitenresidenz, welche im J. 1744 gebaut wurde), dann folgen die Stadtkirche und das Rathhaus am Markte. An Bildungsanstalten besitzt M. ein Gymnasium (1640 von den Jesuiten gestiftet,

nach der Aufhebung dieses Ordens den Franziskanern übergeben und unter der hannoverschen Regierung reorganisirt), eine Knaben-, eine Mädchen- und eine Kleinkinderschule. Das Armenwesen ist gut organisirt; zwei Spitäler nehmen arme schwache Frauen auf. Die Stadt selbst, die ein längliches Viereck bildet, ist unregelmäßig gebaut. Die Hauptstraße liegt der Vereinigung beider Flüsse gegenüber. Der Mehrzahl nach sind die Häuser auf die bei dem Landmanne in Westphalen gebräuchliche Art eingerichtet, ein Dach umfaßt Menschen und Vieh und die große Küche ist das Hauptwohnzimmer. Neubauten werden größtentheils massiv aufgeführt. Von den beiden Thoren führt das Hasethor zu den Flüssen, das neue Thor südlich aus der Stadt. Außerhalb der Mauern liegen die Cichorienfabriken. Die Festungswerke sind abgetragen; ihr Areal ist größtentheils in Gärten und Wiesen verwandelt, nur Wall und Graben sind noch übrig, wovon der erstere zum Schutze gegen Ueberschwemmungen dient. Nahrungsquellen der Stadt, welche gegen 2500 Einw. zählt, sind die Tabaks-, Cigarren- u. Cichorienfabriken, die Leinwandweberei und Leinwandbleiche, 2 große Seifensiedereien, Weißgerberei, Kalkbrennerei, Steindruckerei, Buchdruckerei und Korduanfabrikation; vorzüglich aber Ackerbau und Viehzucht, welche freilich bei dem ungünstigen Boden, der ringsum aus Geest und Moor besteht, und nur in den Emsniederungen veredelt ist, keinen großen Aufschwung nehmen können. M. treibt ziemlichen Handel, hauptsächlich mit Cichorien, Wachs und Honig; auch hat der Ort stark besuchte Märkte; der früher sehr ansehnliche Speditionshandel ins Münster'sche nahm mit der Trennung M.s vom Münsterlande ab. Die Schifffahrt auf der Ems hat aber durch die Anlegung des Emskanals einigen Aufschwung genommen. In der Nähe der Stadt liegt das zertheilte (sonst landtagsfähige) Gut Nagelhof od. der Alte-Meppenhof. — Geschichtliches. Die vortheilhafte Lage der Stadt am Vereinigungspunkte zweier bedeutender Flüsse setzt ein sehr hohes Alter derselben voraus. Schon in den Jahren 789 und 802 wird sie erwähnt; doch befand sich der alte Ort im nördlichen Winkel der Ems und Hase und wurde allmählig zur größeren Sicherheit gegen die Angriffe der Normannen u. Friesen nach dem südlichen Winkel verlegt. Im J. 834 setzte Ludwig der Fromme das Kloster Korvey in Besitz der Missionsanstalt, welche als eine cella regia bezeichnet wird, so wie M. als „Saxoniae notum oppidum." Ueber dasselbe ging der Weg aus dem Emsgaue nach der Weser. Noch 1039 hieß die korveyische geistliche Kolonie eine abbatiola, wohin Priester aus Korvey, Münster und Osnabrück zur Begründung des Christenthums und der Kirche kamen; doch hatte Korvey schon 946 Münze und Gericht zu M., setzte deshalb einen Vogt hier ein und nahm für M. einen Abtsstab mehr ins Wappen auf. So lange die geistliche Station zu M. mit Entsagung der Gefahr verbunden war, überließen Osnabrück und Münster, deren Diöces sich hier schied, die Besorgung derselben gern den Mönchen von Korvey. Osnabrücks Einfluß auf diese Gegend verlor sich aber bald ganz, weil das Stift selbst durch die um sich greifenden Teklenburger geschwächt wurde. Als der Kampf der Bischöfe gegen die ihnen nacheifernden Aebte lebhaft wurde, gelang es Münster, die geistliche Herrschaft Korveys über M. an sich zu ziehen; die weltliche hingegen fiel den Teklenburgern, und erst als deren Macht in der Mitte des 13. Jahrhunderts verfiel, den Bischöfen von Münster zu. Aus der alten korveyischen Abtei wurde nun eine mächtige Benediktinerprobstei; die Pröbste selbst wohnten bis 1380 auf dem Koldenhove, denn kurz vor dieser Zeit war M. zur Sicherung gegen die Streifzüge der Grafen von Tepeneborg befestigt worden. Im J. 1360 erhielt der Ort städtische Rechte, 1374 wurde eine Paulsburg angelegt, deren Vorhof das jetzige Amthaus ist, 1385 die Emsbrücke erbaut und 1408 das Rathhaus. Dem Ankauf des Johanniterklosters Holte (1420), folgte 1434 die Erwerbung der Flurmarkung und des Dorfes Ossenbrock, dessen Einwohner in die Stadt zogen. Die 1466 erbaute Pfarrkirche erhielt nach der Feuersbrunst von 1643 ihre jetzige Gestalt. Durch den Bischof Franz von Osnabrück wurde im 16. Jahrhundert die Reformation in M. eingeführt, jedoch nicht auf die Dauer. Im 30jährigen Kriege galt M. für eine starke Festung; 1622 eroberte sie Graf Mansfeld und hatte auf der Burg sein Hauptquartier; 1623 besetzte Tilly die Stadt; 1633 der schwedische General Dodo von Inn- und Knyphausen, unter dessen Verwaltung sie sich sehr hob. Als aber 1638 abermals die Kaiserlichen einzogen, hatte M. große Drangsale zu erdulden, es wurde ein Jesuitenkollegium gegründet, was die Verdrängung der lutherischen Lehre sehr bald zur Folge hatte. Auch im 7jährigen Kriege litt die Stadt sehr, und 1762 wurden die Festungswerke geschleift. Von 1795 an hob sich wegen der Sperrung der Weser und der Elbe und der Blokade Hollands der Emshandel sehr; M. wurde eine Hauptniederlage der englischen Waaren und erlangte damals einen Wohlstand, der jetzt noch nicht ganz verschwunden ist. Die weitern Schicksale der Stadt, seit der Besitznahme von Seiten der Herzoge von Aremberg-M., sind oben bereits mitgetheilt. Einige historische Nachrichten über die Stadt M. finden sich im Haus- und Notizkalender der Stadt M. von 1830; im Schulplan für das katholische Gymnasium zu M., Osnabrück 1823; in den Schulgesetzen von 1824; und in den Beiträgen zur Geschichte und Verfassung des ehemaligen Niederstiftes Münster, von Dr. Behnes.

Mequia, ein Hohlmaß für trockene Waaren 1) in Portugal früher der 960. Theil eines Moyo; — 2) in Brasilien noch jetzt wie vorstehend gebräuchlich.

Mequinenza, span. Stadt, Königr. Aragon., Prov. Zaragoza, südwestl. von Lerida, am Einfluß des Segre in den Ebro; mit einer Citadella; 2000 Einw.

Mequinez (Mequines), afrik. Stadt, Fez, nordöstl. von Marokko, in einem schönen Thal; großer kaiserl. Pallast; 70,000 Einw.

Mer, franz. Stadt, Dep. Loir-Cher, Bez. Blois; Gerberei, Mühlenbetrieb, Wachsziehereі, Chokoladenfabr., Branntwein-, Essig- und Weinhandel; 3680 Einw.

Mera (ind. Myth.), Mutter des Parvati, Gattin des Himawas, des Königs der Gebirge.

Merabet, s. v. a. Marabut.

Merach (Ornith.), s. v. a. Sägetaucher, Gänsesäger, Mergus Merganser *L.*

Merad, Drusenfamilie, s. Drusen, Gesch.

Merada, afrik. Insel, Nubien, Sennar, im Bahr el Abiad, östl. von Kordofan.

Merager, norweg. Ort, Amt Nordre-Trondhiem, am Westabhange von Kensdalsfjeld.

Merakasch (Meraksch), s. v. a. Marokko.

Meral, franz. Dorf, Dep. Mayenne, Bez. Chateau-Gontier; 1410 Einw.

Meramaurosis (Amaurosis imperfecta, Ophthalm.), ein theilweiser, partieller oder unvollkommener schwarzer Staar, s. Staar, schwarzer.

Meran (Meranum, ital. Merano, Geogr.), österr. Stadt, Tyrol, im Etschkreise, liegt unter 46° 4′ nördlicher Breite u. 28° 4′ der Länge, 1187 paris. Fuß über der Meeresfläche, an der Passer, ¼ Stunde oberhalb ihrer Einmündung in die Etsch, hart am Fuße des Gebirges, auf welchem die Burg Tyrol steht, war einst der Hauptort des Landes und die Residenz der Landesfürsten bis zum Abzuge der Margaretha Maultasch aus Tyrol. Die Lage M.s ist reizend und die Umgebungen bieten einen reichen Wechsel von selten an Einem Orte vereinigten Naturschönheiten dar, in welchen sich die Lieblichkeit und Ueppigkeit des Südens mit der Großartigkeit und Erhabenheit der Gebirge des Nordens verschwistert. Das Thal der Etsch zwischen M. und Botzen ist breit, wird auf beiden Seiten von zwei sehr mächtigen und hohen Gebirgszügen umschlossen, durch zahlreiche Ruinen und Schlösser auf den Vorsprüngen geschmückt und entfaltet in seiner Tiefe zwischen den in Menge sich erhebenden, malerisch gelegenen Dörfern und Kirchen eine üppige, italienische Vegetation, herrliche Weinpflanzungen, hohe Maisfelder, stämmige Feigenbäume, Kastanien, Pfirsiche und andere Obstarten. Nach allen Seiten eröffnet sich die herrlichste Aussicht. Nördlich zeigt sich auf dem Rücken des Mittelberges das Dorf Tyrol mit den Trümmern der Brunnenburg, darüber das Hauptstammschloß Tyrol, ihm zur Seite die alte Pfarre St. Peter mit dem Schlosse Durnstein, geschlossen und bekränzt von dem hochliegenden Partschins. Die kegelförmig sich emporhebende Mutterspitze schützt die südlichen Gärten gegen die Nordstürme. Westlich breitet sich der Berg von Marling aus, mit seinen zerstreuten Meierhöfen und dem Schlosse Lebenberg, darüber das an Holz und Alpen reiche Vigilijoch. Nach Süden zieht sich eine 4 Stunden lange Ebene, die zu beiden Seiten von den schönsten Bergen eingefaßt und in der Mitte mit den fruchtbarsten Wiesen, Maisfeldern und Schilfrohrgründen bedeckt ist. Oestlich erblickt das Auge die blühende, an Burgen reiche Gegend von Obermais, die bis in die Korngefilde von Schöna und Freiberg mit den Schlössern Labers, Fragsburg und Katzenstein, Laien und Schöna aufsteigt, darüber das Kirchlein Katharina in der Schart, hoch oben vom Ifinger überragt. Wichtiger als die Anmuth und der Reiz der Umgebungen von M. sind in medicinischer Hinsicht die klimatischen Verhältnisse dieses Ortes. M. zeichnet sich in dieser Beziehung aus durch eine verhältnißmäßig sehr wohlthätige Milde und Beständigkeit seines Klimas; in M. ist es im Sommer weniger heiß, als in dem benachbarten Botzen und Trident, der Temperaturwechsel ist weniger schnell und auffallend als an anderen Orten, und tritt im Winter Kälte ein und fällt Schnee, so sind beide in der Regel nur von kurzer Dauer.

Die mittlere Höhe des Barometers beträgt in M., innerhalb 6 Jahren 26,10″, — die mittlere Temperatur 9,9° R; die höchste 27,0° R; die niedrigste — 5 bis 9,0° R; — die Durchschnittszahl der heiteren Tage 135, der Regentage 58, Schnee 8, Gewitter 11. Die Sterblichkeit in M. verhält sich wie 1 : 37. Endemische Krankheiten gibt es nicht in M., dagegen kommen abwärts zwischen M. und Botzen in dem Etschthale in Folge von Ueberschwemmungen der Etsch häufig Wechselfieber vor. — Wegen seines milden und beständigen Klimas ist M. neuerlich wiederholt Personen zum Aufenthalt empfohlen worden, welche an Nervenschwäche und Brustkrankheiten leiden. Man läßt den Kranken eine Traubenkur gebrauchen, oder die an aromatischen Theilen so reiche Kuh-, Ziegen-, oder Eselinnenmilch rein, oder in Form von Molken, — oder endlich versendete und in M. leicht zu habende Mineralwässer, von letzteren namentlich den Säuerling von Ladis, einer Mineralquelle, welche nahe am Inn zwischen Ried und Landeck, — und die sehr starke Eisenquelle von Rabbi, welche in einem Seitenthal der Etsch entspringt, nach Ragazzini's neuer Analyse viel kohlensaures Eisen enthält, außer diesem als vorwaltende feste Bestandtheile Chlornatrium, kohlensaures Natron und kohlensaure Kalkerde.

Die Stadt selbst, welche sich an den Vorsprung des Küchelberges anlehnt, besteht aus 2 Hauptgassen, die sich in der Form eines lateinischen Kreuzes durchschneiden. Die größte, die sogenannte Laubengasse ist zu beiden Seiten der Häuser mit Arkaden versehen, die an Länge alle andern in Tyrol übertreffen. Man findet darin Sitze oder sogenannte Batreien angebracht, zur gesellschaftlichen Abendunterhaltung oder zur Ausstellung von Waaren, besonders zur Marktzeit. Sie wird an ihrem untern Ende von einer Quergasse durchschnitten, die man den Rennweg nennt. Von 2 Plätzen geringen Umfangs dient der eine, auf der Mitte des Rennwegs, als Kornplatz, der andere, der vor Alters zum Gemüse- und Obstverkaufe bestimmt gewesene Sand vor dem jetzigen Posthause ist mit der Bildsäule der heil. Jungfrau geschmückt, welche zum Dank für die Rettung aus Feindesgefahr in den Jahren 1703 und 1797 errichtet wurde. Vier Thore, von den Richtungen des Weges nach Mais, Passeir, Vintschgau und Ulten benannt, führen in die Umgegend. Die alten starken Ring-

mauern der Stadt verschwinden immer mehr und machen freundlichen Gartenanlagen Platz. Vor den Ueberschwemmungen des Passerstromes ist die Stadt durch eine gewaltige Mauer geschützt. Diese sogenannte Wassermauer, mit wilden Pappeln besetzt u. einzelnen Bänken versehen, ist so stark, daß sie Spaziergängern hinlänglichen Raum zur Bewegung gewährt. Unter den Gebäuden M.s steht die Pfarrkirche oben an, die König Heinrich von Böhmen u. eine fromme Bürgerin, Batlina Hemelin, im gothischen Style erbauen ließen. Der Thurm, ruhend auf einem einfachen Bogen, durch welchen der Weg führt, der höchste in Tyrol und ein Meisterstück der Baukunst, enthält 7 wohlgestimmte Glocken und bietet einen trefflichen Aussichtspunkt auf das Panorama von M. Das Innere der Kirche enthält 5 Altäre aus Marmor, prachtvolle Gemälde und die Bildsäulen der Apostel Petrus und Paulus. Zunächst der Pfarrkirche steht die rundförmige Barbarakapelle über der Todtengruft mit einigen guten Gemälden und Grabdenkmälern. Die Spitalkirche jenseits der Passer mit höchst schätzbaren Fensterglasgemälden und einer alten Orgel, die an ihren Thüren nach innen ebenfalls gute Gemälde der altdeutschen Schule enthält, schließt sich der Pfarrkirche würdig an. Im J. 1483 wurde die Kirche mit dem ältern Spital ausgebaut, nachdem die Passer nicht bloß das älteste Spital, sondern auch den diesseitigen Stadttheil, die Schlüpf genannt, 64 Jahre früher rein weggespült hatte. Das angrenzende Armen- und Krankenhaus, von Meinhard II. gestiftet und von Erzherzog Siegmund restaurirt, ist mit bedeutenden Gefällen versehen und daher vortrefflich eingerichtet. Durchschnittlich werden in demselben alljährlich 12 Stadtarme verpflegt, wozu noch einige Pfründner und zufällige Kranke kommen. In der allerneuesten Zeit ist es mit einem Aufwande von mehr als 8000 Gulden neu hergestellt worden. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, beim Vintschgauerthore, steht das Kloster der Kapuziner mit Kirche, gegründet von Erzherzog Maximilian III. von Oesterreich. Das einst große und reiche Kloster der Klarisserinnen, welches Euphemia, die Wittwe des Herzogs Otto 1310 gestiftet hatte, hob Kaiser Joseph II. im J. 1782 auf, ließ Kirche und Kloster verkaufen und zu weltlichen Zwecken verwenden. Am Ulnerthore findet man das Gymnasialgebäude, eines der zweckmäßigsten und schönsten im ganzen Lande, dessen Bau von 1723—27 durch Geschenke und freiwillige Beiträge zu Wege gebracht wurde. An das Gymnasium stößt das Knabenseminar, dahinter liegt frei im Felde das Kollegium der Professoren. Dem Posthause gegenüber am Sande befindet sich das Haus der englischen Fräulein mit einem angesehenen, besonders von Italienerinnen besuchten Erziehungsinstitute und einer Kapelle. Unter den bürgerlichen Häusern ist Kelleramt in der Laubengasse gegen den Küchelberg das vorzüglichste. Es war einst der Sitz der Landesfürsten, wenn sie in M. verweilten, später der Wohnsitz der ersten Beamten für die landesfürstlichen Gefälle der Gegend, und kam zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einem jährlichen Einkommen von ungefähr 30,000 Guld. an den Fürsten von Taxis in Regensburg als Entschädigung für die demselben abgenommenen Posten in Altbayern. Rückwärts steht eine alte Kapelle, in welcher Margaretha Maultasch mit Ludwig dem Brandenburger getraut wurde, und deren Sakristei berühmte Wandgemälde aus jener Zeit enthält. Unmittelbar darüber findet man die 2 mit kunstreichen Wappenschildern und verwischten Freskogemälden ausgestatteten Kaiserzimmer, die in späterer Zeit vorbeireisenden hohen Häuptern zur Nachtruhe dienten, jetzt aber ganz außer Gebrauch sind. Das einzige Privathaus der Stadt, welches als Bauwerk Erwähnung verdient, ist Steinachheim in der Nähe der Pfarrkirche, oder das Mamminsche Haus, in neuerm Style erbaut, mit großen Sälen. Für den Unterricht der Jugend bestehen in M. eine Stadtmädchenschule von 3 Klassen, eine Arbeitsschule für die erwachsenere weibliche Jugend, und eine Feiertagsschule (sämmtlich unter Lehrerinnen aus dem englischen Hause); eine Knabenhauptschule von 3 Klassen mit 4 Lehrern weltlichen Standes, verbunden mit einer bürgerlichen Zeichenschule; das schon erwähnte städtische Gymnasium mit Unterrichtsstunden in der Musik, italienischen Sprache und Deklamation. Die geistlichen Angelegenheiten verwaltet der Pfarrer von M. und Tyrol (der zugleich Dechant des Landgerichtsbezirkes ist) mit 4 Gehülfen, deren einer den Religionsunterricht an den Stadtschulen beiderlei Geschlechts besorgt. Als Behörden sind hier thätig das k. k. Land- und Kriminal-Untersuchungsgericht (in letzterer Eigenschaft für den eigenen Bezirk, sodann für die Nachbarbezirke Lana, Schlanders und Passeier, zusammengesetzt aus dem Stadtgerichte M. und den ehemaligen Pflegen Burgstall, Gargazon und Schöna); der ökonomische Stadtmagistrat, die Verwaltung der Stadt- und Stiftungsgefälle; das fürstlich Thurn und Taxis'sche Rentamt und andere untergeordnete Behörden. Zur geselligen Unterhaltung besteht ein eigenes Lesekasino, verbunden mit einem Musikvereine. Im Besitze von Privatpersonen finden sich schätzbare und beträchtliche Sammlungen von Gemälden und ausländischen Pflanzen. Die schöne Lage und ausgezeichnete Umgebung M.s ziehen alljährlich eine Menge von Fremden herbei, die in mehren gut eingerichteten Gasthäusern (Post, goldener Adler, weißes Kreuz), und bei längerem Aufenthalte auch in Privathäusern (Wohlgemuth, Deutsch, Kelleramt und Paris) ein anständiges Unterkommen finden. Seit neuerer Zeit ist hier auch eine Milch-, Molken- und Traubenkuranstalt eingerichtet. Außerdem immer mehr steigenden Fremdenverkehre sind Garten-, Obst- u. Weinbau (es wächst hier der sogenannte Hochschütter, ein guter Wein), hauptsächliche Nahrungszweige der Stadt, deren Einwohnerzahl sich auf 2500 belaufen mag. — Geschichte. Die Stadt M. erscheint zuerst in einer Urkunde vom Jahre 857 und verdankt ihr Emporkommen dem Kaiser-

bergsturze, welcher die aus der römischen Mansion aufgeblühte Stadt Maja oder Urbs Magiensis im Anfange des 9. Jahrhunderts bedeckte; man meint auch, daß M. selbst ein Theil von dieser verschütteten Stadt sey. Sie wurde der Sitz der Gaugrafen, welche die Karolinger und später die deutschen Könige ins Gebirge setzten, aus denen bald erbliche Herren erwuchsen. Als solche erscheinen die Grafen von Andechs im 12. Jahrhundert, die Grenzhüter des deutschen Reiches gegen Italien und die überseeischen Nachbarn. Als mit Otto II. der andechsische Stamm erlosch, erbte Albert, Graf von Tyrol, des Erstern Schwiegersohn, die andechsischen Besitzungen an der Etsch und vereinigte dieselben mit seinem Hausgut um M. und im Vintschgau. Dadurch wurde der Grund gelegt zu einer selbstständigen Grafschaft Tyrol, die unter seinem Schwiegersohne Meinhard I., Grafen von Görz und Tyrol, mehr aber noch unter des letztern Sohne, Meinhard II., von allen übrigen Herren des Landes anerkannt wurde. Die Anwesenheit der Landesfürsten auf den Burgen Tyrol und Zenoberg beförderte das Aufblühen der Stadt M. zu Macht und Reichthum ungemein. Das Stadtspital, die Münze, das Kelleramt (der Ort fürstlicher Hofhaltung bei allen feierlichen Gelegenheiten) und die Stiftung der Klarisserinnen stammen aus jener Zeit. Unter Heinrich, dem jüngsten Sohn Meinhards II., genannt König von Böhmen, wurde in den Jahren 1310—1335 die Pfarrkirche gebaut, und die Stadtordnung schriftlich festgestellt. Der Burggraf von Tyrol stand als oberster Lenker an der Spitze der Stadtangelegenheiten, die von freigewählten Dreizehnmännern im Namen der Bürgerschaft verwaltet wurden. Der Getreide- und Fleischverkauf, die Thätigkeit der städtischen Ladeninhaber, der Verkehr auf den 2 großen Jahrmärkten war durch weise Gesetze bis in die kleinsten Einzelnheiten geregelt, die sämmtlich dahin zielten, die Stadt mit Freiheiten und Vorzügen jeder Art zu begünstigen. Sie bildete die Vorhut des Schlosses Tyrol, den festen Kern der ringsum liegenden zahlreichen Burgen und Edelsitze, den Einheitspunkt des öffentlichen Lebens im Gebirge, als Sammelplatz der tyrolischen Landtagsmänner, und wurde deshalb von den Fürsten wie ein Augapfel gehegt und gepflegt. Unter der Regierung der Margaretha Maultasch, Heinrichs einziger Tochter, erhielt M. mehrmal große Berühmtheit. Auf dem 1341 daselbst gehaltenen Landtage wurde auf des deutschen Kaisers Ludwig Betrieb Margarethas Gemahl, der luxemburger Johann von Mähren, als eheunfähig von den Landesherren verworfen und Ludwig der Brandenburger als zukünftiger Gatte der Fürstin gewählt. Ludwig der Bayer eilte mit seinem Sohne und großem Heergefolge über den Jaufen und feierte in M. den 10. Februar 1342 den Handschlag und auf dem Schlosse Tyrol das Beilager. Hierauf erfolgte zu M. die Huldigung und die Bestätigung der Landesfreiheiten. Die deshalb entbrannte Rache der Luxemburger verwandelte die Stadt im Jahre 1347 nach vergeblicher Belagerung des Schlosses Tyrol in einen Aschenhaufen, wofür sie aber vom zuletzt siegreichen Brandenburger zur Entschädigung auf 6 Jahre Freiheit von allen Steuern und Abgaben erhielt. Nach der Uebergabe Tyrols an Oesterreich 1363 kam Herzog Rudolph IV. in Person nach M. und nahm daselbst die Erbhuldigung an. Leopold IV., des bei Sempach gefallenen Leopold Sohn, ließ die Ringmauern wieder herstellen, und zwar auf Unkosten der Zölle zu Nauders und Steinach. Friedrich mit der leeren Tasche gab ihr das Vorrecht, jährlich 3 oder 4 Rathsbürger für das Amt eines Landrichters vorzuschlagen, aus denen der Burggraf von Tyrol einen zu wählen und zu bestätigen hatte. Sein unglückliches Anschließen an Papst Johann XXIII., fand ebenfalls zu M. Statt, und nach der Entweichung aus der Haft zu Konstanz ward ihm in dieser Gegend die beste Unterstützung und Aufnahme zu Theil, die er, wieder zur Herrschaft gelangt, mit vielen Freiheiten belohnte. Diesen Zeitpunkt kann man als den Wendepunkt des Glückes von M. betrachten. Im Jahre 1419 brach der See im Thale Passeir aus und drängte eine solche Wassermasse in die Etsch, daß ein Theil M.s sammt dem Spitale zerstört wurde; 400 Menschen sollen dabei das Leben eingebüßt haben. Unter Friedrichs Nachfolger, Siegmund, wurde das Spital auf landesfürstliche Kosten wieder aufgebaut und das gute Quellwasser aus der Naif in die Stadt geleitet. Der Engadeinerkrieg in Vintschgau blieb auch nicht ohne Wirkungen auf die Stadt M. Die Schweizer wurden anfangs zwar mit großem Verluste aus dem Lande vertrieben, und 30 nach M. geführte Geißeln mußten die ihnen aufgelegte Brandschatzung verbürgen. Aber von den Nachbarkantonen unterstützt, brachen sie wieder treulos durch Münster und Martinsbruck ins Tyrol; es erfolgte 1499 die blutige Schlacht auf den Feldern von Mals zum Nachtheile der Tyroler, das nach M. zurückgeworfene Kriegsvolk tödtete in blinder Wuth die wehrlosen Geißeln. Dafür äscherte der Feind fast alle Dörfer in Obervintschgau ein. Auf diese Gräuel folgten in den Jahren 1503 und 1512 fürchterliche Ueberschwemmungen der Passer, die der Stadt unermeßlichen Schaden zufügten. Die Reformation fand auch im Gebirge großen Anklang, und M. war für diesen Landestheil der Herd derselben; 3000 Bauern plünderten das Kloster der Klarisserinnen, vertrieben die Nonnen, und erbrachen die umliegenden Häuser der Geistlichen (1525). Aber im folgenden Jahre kam Georg von Frundsberg und warb Viele die an den Unruhen Theil genommen, für den Krieg nach Italien an. Mit den Predigern der neuen Lehre machte der Stadtmagistrat jetzt „kurze Elle"; nachdem ein Kopf vor dem Ulnerthore gefallen, kroch die Menge zu Kreuze. Die Pest, in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Spanier aus Italien eingeschleppt, raffte in einem Jahre 114 Menschen dahin und trug nicht wenig bei, das Unglück der Stadt zu vollenden. Sie hatte nach einander die Anwesenheit der Fürsten, die Abhaltung der Landtage in ihren Mauern, die Jahrmärkte durch neu eröffnete Landstraßen in den Tyrolerbergen, die Münzstätte, die nach Hall versetzt worden

war, und den zahlreichen Adel verloren, der sich nach Innsbruck, der neuen Hauptstadt Tyrols zog. Für diese Verluste waren das englische Fräuleininstitut und das städtische Gymnasium zu Anfange des 18. Jahrhunderts der einzige, aber kleine Ersatz, welcher verhinderte, daß die einst so berühmte Stadt nicht ganz zum offenen Dorfe herabsank. Im J. 1762 brach im benachbarten Mais, veranlaßt durch die befohlene Auswechselung des bisherigen Geldes, ein Bauernaufstand aus, und setzte das Vermögen aller Wohlhabenden in Gefahr; derselbe endigte jedoch schnell durch die Gefangennehmung der Rädelsführer.

Die Kaiserin Maria Theresia wollte den gesunkenen Wohlstand der Einwohner durch die Errichtung eines Kreisamtes heben. Es bestand aber nur von 1754—1783, in welchem Jahre es Kaiser Joseph II. nach Botzen übersetzte. Die Franzosenkriege nahmen M. weniger mit. General Joubert sah im Jahre 1797 M. nicht; seine Vorhut streifte nur bis nach Gargazon. Das Jahr 1805 brachte die bayerische Regierung in den Besitz Tyrols. Sie sorgte aber in M. schlecht für ihren eigenen Vortheil. Gewalt übermüthiger Beamten u. Verletzung des Volkes an seinem alten Glauben waren an der Tagesordnung. Das bekannte Heldenjahr der Tyroler machte diesen Bedrückungen ein Ende, aber nur für kurze Zeit; 1810 an Bayern zurückgegeben, erhielt die Stadt u. die Umgegend wichtige Vortheile durch den Weinabsatz nach Bayern, indem der südlichere Landestheil durch die Abtretung an das italienische Königreich von der Konkurrenz ausgeschlossen war. Dadurch stiegen die liegenden Gründe sehr ansehnlich im Werthe, und man verkaufte die Yhren Wein oft um 30—40 Gulden. Die auf die Dauer dieses Zustandes berechneten Hoffnungen führten eine völlige Umkehr des Besitzstandes herbei, als am 1. Januar 1814 die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt wurde. Die Sperre an der bayerischen Grenze und die Einfuhr der italienischen Weine drückte auf einmal den Werth des Besitzes und Erträgnisses fast um die Hälfte herab. Erst seit einigen Jahren hat das beständige Schwanken des Besitzes nachgelassen.

Meranästhesia (M e r a n ä s t h e s i s, Med.), eine partielle (bloß örtliche) Unempfindlichkeit.

Meransen, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. M ü h l b a ch; 530 Einw.

Meraoueh (Meraouey, Meroe), afrik. Flecken, N u b i e n, rechts am Nil, nordöstl. von Hannek.

Merapostema (Chir.), nach S a n f t l e b e n (s. v. Gräfe's und v. W a l t h e r s Journ. f. Chir. 28. 3) der Theilabsceß, Abscessus partialis, Abscessus membri.

Merarches (gr., Ant.), Anführer einer Heeresabtheilung von 2048 Mann.

Merariter, Nachkommen des Merari, des Sohnes Levi.

Merasch (Geogr.), 1) asiat.-türk. Ejalet, nördl. von Haleb, östl. von Siwas, 400 □M. groß, von Turkomanen, Griechen, Armeniern, Kurden bewohnt; gebirgig durch den Taurus, das amanische Gebirge u. a., vom Flusse Euphrat und einigen Nebenflüssen desselben bewässert; mit mildem und gesundem Klima; bringt vornehml. Obst, Cedern 2c. hervor, ist aber im Ganzen noch wenig bekannt; — 2) Sandschak das., meistens eben, hier und da mit Hügeln und Bergen bedeckt, zum Theil gutangebaut; das alte Syria Commagena; — 3) (D u l g e d i e - J l i) Hauptstadt das., unweit des Euphrat; 10,000 Einw.

Merate, ital. Flecken, lombard.-venet. Königr., Delegat. C o m o, südöstl. von Como; Handel; 2000 Einw.

Merathrepta (Bot.), nach R a f i n e s q u e, Pflanzengattung, gebildet aus Danthonia spicata *R. S.*

Meratia (Bot.), 1) nach N e e s v. E s e n b e c k, Pflanzengattung. A r t: M. fragrans *Nees*, s. v. a. Chimonanthus fragrans *Lindl.* — 2) nach C a s s i n i, Pflanzengattung. A r t: M. Sprengelii *Cass.*, s. v. a. Elvina biflora *Dec.*

Meratrophia (Med.), s. v. a. Melatrophia, die Abmagerung oder das Dünnwerden eines einzelnen Theils, das sogenannte Schwinden.

Merawe (Geogr.), 1) Reich und — 2) Stadt, s. S h e y g y a - A r a b e r.

Merazhofen, würtemb. Pfarrweiler, Donaukr., Oberamt L e u t k i r ch; 130 Einw.

Merbal, alter König von Tyrus (s. d., Gesch.).

Merbat (M o r e b a d), asiat. Stadt, Arabien, H a d r a m a u t, am gleichnam. V o r g e b i r g e; Handel mit Weihrauch; Hafen.

Merbeck (Geogr.), 1) lippe-schaumburg. Dorf, Amt S t a d t h a g e n; 590 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. E r k e l e n z; 400 Einw.

Merbegno, ital. Ort, lombard.-venet. Königr., Delegat. S o n d r i o, an der Adda, westl. von Sondrio.

Merbelsroth, sachsen-meining. Dorf, Amt E i s f e l d; 200 Einw.

Merbes (Geogr.), 1) M.-l e-C h a t e a u, belg. Flecken, Prov. H e n n e g a u, südwestl. von Charleroi, an der Sambre; 1050 E.; hier 1794 Sieg der Franzosen über die Oesterreicher; — 2) M., S t e-M a r i e, Dorf das.; 490 Einw.

Merbitz (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, S a a l k r e i s, Rittergut; 140 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt D r e s d e n; 100 Einw.

Mercadal, span. Stadt, Insel M i n o r c a, nordwestl. von Mahon; 4000 Einw.

Mercadante, Saverio, ital. Komponist und Director der königl. Theater zu Neapel, 1798 zu Neapel geboren, studirte die Musik im dasigen Real-Collegio di Musica di S. Sebastiano, widmete sich zuerst der Violine, erst später der Tonsetzkunst. Nachdem er während 6 Jahren verschiedene Instrumentalstücke, als Ouverturen, Ballete, Harmoniemusiken 2c. komponirt hatte, wandte er sich auf den Rath Zingarelli's, des Direktors der Anstalt, der Vokalkomposition zu und vollendete 1818 eine große Kantate für's Theater Fondo in Neapel. Bald darauf verließ er ohne Zingarelli's Zustimmung

das Konservatorium, erhielt eine Anstellung am großen Theater S. Carlo in Neapel und begann nun seine Laufbahn als Opernkomponist. Für die meisten der italienischen Bühnen schrieb er Opern, ging 1824 auch nach Wien, wo er mehrere Opern setzte, die aber wenig Beifall fanden. Im Jahre 1826 wurde er vom Impressario des ital. Theaters in Madrid auf 7 Monate für 1000 spanische Thaler mit der Bedingung engagirt, zwei neue Opern für Madrid zu komponiren. Im Jahre 1829 finden wir ihn in Cadix und 1830 als Musikdirektor beim Hoftheater zu Madrid. Dann wandte er sich wieder nach seinem Vaterlande, komponirte viel und erhielt 1833 unter vielen Konkurrenten die durch den Tod Generali's erledigte und sehr einträgliche Stelle als Kapellmeister am Dom zu Novara. Im Jahre 1843 wurde er vom König von Neapel zum Direktor der königl. Theater ernannt. M. ist, ohne gerade zu den besten Tonsetzern zu gehören, nicht ohne Talent, u. hilft er sich auch mit sogenannten Reminiscenzen oder, besser gesagt, mit Ausschreiben zuweilen, so hat er doch auch manche herrliche originelle Gedanken, und einige seiner Opern hätten offenbar ein besseres Schicksal verdient, als sie gefunden. Er schrieb: l'Apoteosi d'Ercole (1819); — Violenza e Constanza, Opera buffa (1819); — Anacreonte in Samo (1820); — Il Geloso ravveduto; — Op. buffa, u. Scipione en Cartagine, Op. ser. (1821); — Maria Stuart; — das Melodramma semiserio; — Elisa e Claudio (1821); — Andromico, Op. ser.; — Adele et Emerico, Op. semis.; — Amleto, Op. trag. (1822); — Alfonso ed Elisa; — Didone, Op. ser., — Gli Sciti, Op. buffa (1823); — Elisa e Claudio, eine seiner besten Opern; — Doralice; — Le Nozze di Telemaco ed Antiope u. — Il Podesta di Burgos (1824); — Gli Amici di Siracusa, Op. ser. (1824); — Nitocri, Op. ser. u. — Erode, ossia la marie anna, Op. ser. (1825); — Jpermestra, Op. ser.; — Donna Caritea, Regina della Spagna, Op. ser (1826); — Il Pasto abbandonnato, Op. buffa (1826); — Ezio; — Il Montanaro, Op. buffa (1827); — Repressaglia, Op. buffa (1829); — La Festa di bronzo, Op. buffa (1830); — Zaira (1831); — J Normanni in Parigi, Op. ser.; — Jsmalia ossia morte ed amore, Op. romant. (1832); — Il Conte d'Essese, Op. ser. (1833); — Die Horatier und Kuriatier (1849) u. s. w. Die neuesten Opern sind: Das Thal von Andorra (1850), und — Medea, welche letztere erst in diesem Jahre zum ersten Male in Neapel aufgeführt wurde und großes Furore gemacht hat.

Mercaptan (Aethylmercaptan, Aethylsulphhydrat, Hydromercaptan, Schwefelwasserstoffweinäther, Schwefelwasserstoff-Schwefeläthyl), zusammengesetzt aus Mercurius (Quecksilber) und captare (fassen, ergreifen) in Bezug auf die Begierde, womit dieser Körper das Quecksilberoxyd fast augenblicklich in eine weiße krystallinische Masse (in Quecksilbermercaptid) verwandelt — nennt Zeise eine von ihm im Jahre 1833 entdeckte Verbindung, welche erhalten wird, wenn man eine concentr. Lösung von schwefelsaurem Aethyloxydkalk mit einer Lösung von Schwefelwasserstoff-Schwefelkalium vermischt und das Gemische im Wasserbade destillirt. Das Destillat reinigt man von etwa beigemischtem freiem Schwefelwasserstoff, Weingeist u. Wasser durch Rektifikation über ein wenig Quecksilberoxyd und Stehenlassen über Chlorcalcium. Eine farblose, ätherische Flüssigkeit von durchdringend unangenehmem, zwiebelartigem Geruch, siedet bei 36,2° (nach Zeise bei 62—63°), hat ein spec. Gew. von 0,842, entzündet sich leicht und brennt mit blauer Flamme, löst sich in Wasser nur wenig, in jedem Verhältniß in Alkohol u. Aether, reagirt neutral, erstarrt in hohen Kältegraden zu einer blättrig, krystall. Masse, löst Schwefel, Phosphor und Jod auf. Kali- und Natronhydrat wirken nicht merklich darauf; seine hervorstehendste Eigenschaft besteht aber darin, daß es sich mit den schweren Metalloxyden (besonders energisch mit dem Quecksilberoxyd und Goldoxyd) zu eigenthümlichen Produkten vereinigt, in denen der Wasserstoff des Schwefelwasserstoffs durch ein entsprechendes Aeq. Metall ersetzt ist. Zusammensetzung: $C_4 H_5 S + HS$. oder $C_4 H_5 S_2 + H$.

Mercaptide, nach Zeise die durch Einwirkung des Mercaptans auf Metalloxyde entstehenden Verbindungen. Ihre allgemeine Formel ist $C_4 H_5 S + RS$ oder $C_4 H_5 S_2 + R$, worin R das Metall repräsentirt.

Mercaptum (corpus mercurio captum), nach Zeise der mit Quecksilber oder einem anderen Metalle verbundene Körper, wie er sich in den Produkten der Einwirkung des Mercaptans auf Metalloxyde befindet. Formel: $C_4 H_5 S_2$.

Mercara, brit. vorderind. Stadt, Prov. Malabar, Distrikt Coorg.

Mercatele, ital. Flecken, Toscana, südl. von Florenz.

Mercatello, ital. Flecken, Kirchenstaat, Delegat. Urbino-Pesaro, am Metauro; 1500 Einw.

Mercati (Biogr.), 1) Michael v. M. oder Mercado, geb. 1541 zu St. Miniato in Toskana, widmete sich dem Studium der Medicin u. Philosophie. Nachdem er sich in beiden Fächern den Doktorhut erworben hatte, begab er sich nach Rom und wurde Intendant des botan. Gartens im Vatikan, in welcher Stellung er sich besonders bemühte, eine vollständige Sammlung der verschiedenen Naturprodukte, namentlich des Mineralreichs herzustellen. Sein Eifer für die Wissenschaften erwarb ihm so allgemeine Achtung, daß er 1568 in den florentinischen und im folgenden Jahr in den römischen Adelstand aufgenommen wurde. Der Papst Sixtus V. bestimmte ihn zum Begleiter des Kardinals Aldobrandini, der den Auftrag erhielt nach Polen zu reisen u. zwischen Sigismund III. u. Maximilian von Oesterreich den Frieden zu vermitteln. M. nahm an den Verhandlungen sehr lebhaften Antheil, dabei vernachlässigte er aber im Geringsten nicht, die Pflanzen und Mineralien der Länder, welche er durchreiste, zu sammeln. Nachdem Aldobrandini als Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, machte er ihn zu

seinem ersten Leibarzt. M. starb am 25. Juni 1593. Schrieb: Jstruzione sopra la Peste (Rom 1576); — De gli obelischi di Roma (das. 1589); — Metallotheca (das. 1717); — Appendix ad Metallothecam Vaticanam (das. 1719). — 2) Giovanni Battista, Maler und Radirer von Borgo S. Sepolcro, ein Künstler, aus welchem Manche zwei machen: einen Zeichner u. Kupferstecher von Borgo San Sepolcro u. einen Maler von Siena. Man weiß weder das Geburtsjahr des einen noch des andern, nach den Daten der Blätter aber zu urtheilen, lebte der Radirer von 1616 (1604?) — 1642. Lanzi nennt den Maler, den wir mit dem Radirer für eine Person halten, den letzten seiner Geburtsstadt, der auch in Rom nicht unbekannt, aber noch bekannter im Vaterlande gewesen sey, wo er mit vielem Fleiß arbeitete z. B. in der Kirche St. Clara zwei Bilder der heil. Jungfrau in Fresco, in S. Lorenzo den Kirchenheiligen und andere. Immer blickt der carracci'sche Geschmack durch, besonders in der weiten wohl gefalteten und kunstreich behandelten Tracht. In den Wegweisern von Rom und Venedig werden mehre Bilder von ihm erwähnt; im Dome zu Livorno sind von ihm die fünf sehr fleißig gemalten Heiligen. M. fertigte auch viele Zeichnungen, deren er einige radirte, während er auch nach fremder Zeichnung ein Gleiches that. Seine Blätter sind geistreich, theilweise mit G. M. G. M. J. F. oder G. B. M. J. bezeichnet. Wir erwähnen davon: Die Taufe Christi im Jordan, H. 10 Z. 4 L., Br. 8 Z.; — Enthauptung des heiligen Johannes im Gefängnisse, 12 Z. 4 L. H., 8 Z. 8 L. Br.; — Die Verlobung der heiligen Katharina, nach Cortona's berühmtem Gemälde im Mus. Borbon 1626, H. 10 Z. 5 L., Br. 8 Z. 10 L.; — Die heil. Katharina sitzend in einer Glorie, angeblich nach R. Sciaminossi's Erfindung, rund, Durchmesser 3 Z. 4 L.; — Die h. Bibiena weigert sich den Götzen zu opfern, schöne Komposition von Cortona in S. Bibiena zu Rom 1626; H. 8 Z. 6 L., Br. 7 Z. 9 L.; — St. Anton von Padua auf den Knieen vor dem Jesuskinde, welches ihn umarmt; rechts oben die heil. Jungfrau in einer Glorie von Engeln. — Das Conclave, welches 1623 nach dem Tode Gregor's XV. gehalten wurde zur Wahl Urban's VIII., links unten sind die Buchstaben G. M. F., H. 8 Z. 8 L., Br. 13 Z.; — Eine große Anzahl von Tritonen, Nereiden und Kindern; rechts ein Triton, der den Ochsen führt, links eine Nereide auf dem Bock; Fries mit Mercati's Zeichen, H. 3 Z. 7 L., Br. 15 Z.; — Venus auf der Erde liegend, auf einer Tapete zu ihrer Seite Amor, und zur Rechten ein Satyr. Im Grunde ist Landschaft; 1637 qu. 4; — Tritone u. Najaden von kleinen Liebesgöttern begleitet, nach Raphael gr. qu. 4; — 52 schöne Ansichten von Rom und dessen Umgebungen ungefähr 4 Z. 5 L. hoch, 4 Z. 5 L. breit.

Mercato, ital. Dorf, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo-ulter. II., südöstl. von Civita-Ducale, Markt; 220 Einw.

Mercator (lat.), 1) Kaufmann; — 2) Titel einer Komödie des Plautus (s. d.).

Mercator (Biogr.), 1) Marius, Kirchenschriftsteller, geb. in Apulien, war ein Freund und Zeitgenosse des h. Augustinus und verfaßte einige Schriften gegen die Pelagianer und Nestorianer. Seine gesammten Werke sind herausgegeben von Gerberan (Par. 1675, 2 Bd., Fol., und von St. Baluz, das. 1684). — 2) Gerhard, berühmter Mathematiker und Geograph, geb. 1512 zu Ruremont, studirte in Löwen und wurde dann beim Herzog von Jülich Kosmograph. Ganz besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Verbesserung der Seekarten, weshalb auch die Manier, in welcher er sie fertigte, Mercators Projektion (s. d.) genannt wurde. Er stach auch einen von ihm selbst entworfenen großen Atlas in Kupfer und verfertigte mehre Globen, unter denen sich namentlich einer für Karl V. durch sorgfältige schöne Arbeit auszeichnete. Er † 1594. Schrieb: Chronologia a mundi exordio ad ann. 1568 (Köln 1569 Fol.); — Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restitutae (das. 1578, Fol.); — Globi terrestris sculptura (das. 1551); — Atlas s. geographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura (Duisb. 1595; 10. Aufl. Amsterd. 1632). Sein Atlas minor, der 1628 von Hondeus herausgegeben wurde, erschien auch deutsch mit illum. Karten (1633, 2 Bde.). — 3) Nikolaus, berühmter Mathematiker, geb. in Holstein, lebte längere Zeit in England und dann in Frankreich, wo ihm die Ausführung der Wasserkünste in Versailles übertragen wurde. Er † zu Paris 1687. Schrieb: Rationes mathematicae (Kopenh. 1653); — Logarithmotechnia (Lond. 1668–74.)

Mercatoria navis (lat.), Kauffahrteischiff.

Mercatorum portus, neulat. Name für Kopenhagen.

Mercato Saraceno, ital. Flecken, Kirchenstaat, Legat. Forli, am Savio, südlich von Cesena; Handel mit Getreide, Seide, Hanf, Vieh; 4000 Einw.

Mercede, Orden U. L. F. de (oder de la Mercy), s. v. a. Orden Unser Lieben Frauen zur Auslösung der Gefangenen.

Mercedes, südamerikan. Ort, Peru, Prov. Lima, auf der Küste, südöstl. von Lima.

Mercedonius mensis (lat.), mercedonischer Monat, s. Monat (Ant.).

Mercenac, franz. Dorf, Depart. Ariège, Bez. St.-Girons; Glasfabrik.

Mercenarii (lat.), ursprünglich Alle, welche um einen bedungenen Lohn für Andere arbeiten, es sey auf dem Felde als Taglöhner oder zur Bewachung der Heerden oder zu anderen Geschäften u. Dienstleistungen; dann aber insbesondere die, welche um vorausbedungenen Lohn oder Sold in die Kriegsdienste Anderer treten; s. Miethstruppen.

Mercer (Geogr.), nordamerik. Grafschaften, V. St. 1) Staat New-Jersey; 1840: 21,500 E.; Hauptort Trenton; — 2) Staat Pennsylvanien, Western-Distr.; 1820: 11,680, 1830: 19,730, 1840: 32,870 Einw., gleichn. Hauptort; 1820: 506, 1840: 780 Einw.; — 3) Staat Virginien, Western-Distr.; 1840: 2230 E.; — 4) Staat Kentucky; 1820: 15,590, 1840: 18,720

Einw.; Hauptort: Harodsburg; — 5) Staat Ohio; 1830: 1110, 1840: 8280 Einw.; Hauptort: St.-Mary's, 1840: 570 Einw.; — 6) Staat Illinois; 1840: 2350 Einw.

Mercey, Landschaftsmaler zu Paris, jetzt lebender berühmter Künstler, der in Bravour u. Keckheit des Vortrages neben Watelet seine Stelle findet. Im Kunstblatte von 1837 Nro. 48 wird er ausführlich beurtheilt und von ihm gesagt, seine Wahrheit sey keine reine Naturwahrheit mehr, sondern nähere sich schon der konventionellen Wahrheit; nichts desto weniger könne man seiner Behandlung Keckheit und Festigkeit nicht absprechen. In den Vorgründen seiner Landschaften bemerkt man einige Härte oder wenigstens ein affektirtes Streben, den Gegenständen darauf so viel Relief zu geben, daß sie in die Augen springen und man sie fast mit der Hand greifen zu können meint. Diesen Mangel abgerechnet, kann man dem Uebrigen nur Lob spenden. Seine verschiedenen Ansichten aus Tyrol, die 1837 auf der pariser Kunstausstellung zu sehen waren, zeichnen sich durch tiefe Horizonte, schöne Lichteffekte und glückliche Kontraste zwischen den Tönen der Erde, des Himmels u. des Baumschlages aus.

Merch (Ornith.), auch Merchente, s. v. a. kleiner Säger, Mergus albellus *L.*

Mercheres, alter König von Aegypten.

Merchigna, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandsch. Akhissar, östl. von Alessio.

Merching (Mayermünching), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Friedberg; 4 Brücken über die Paar, Post-Expedition, 2 Mühlen; 600 Einw.

Merchingen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Unterrheinkr., Amt Adelsheim, an der Kessach; Schloß, Markt, Wollhandel; 1200 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Merzig; 3 Mühlen; 410 Einw.

Merchtem, belg. Flecken, Prov. Süd-Brabant, nordwestl. von Brüssel; Bierbrauereien, Brennereien; 3480 Einw.

Merchweiler, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; Steinkohlenbergwerk, Glashütte, Rußhütte, Ziegelei; 620 Einw.

Mercia (Merce), Land der Mercier, eines Stammes der Angeln, Name des von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrh., von Creoda, einem Sprößling Wodans, gestifteten angelsächsischen Königreichs. Dasselbe reichte vom Meere auf beiden Seiten des Flusses Trent bis an die Gebirge von Wales, grenzte im Norden an Northumbrien, im Süden an Ostangeln und an die angelsächsischen Staaten an der Themse. Der Name M. wird noch neuerlich öfters als Bezeichnung einer Landschaft gebraucht. — Geschichtliches. Ein König von M., Namens Penda, war ein gefürchteter Kriegsheld, und letzter mächtiger Vertheidiger des Heidenthums unter den Angelsachsen, den zuletzt Oswin, der Bretwalda von Bernicien, erschlug. Im J. 823 waren die Mercier zu solcher Uebermacht gelangt, daß die Ostangeln, die in häufigen Kriegen mit ihnen begriffen waren, Hülfe bei Egbert, dem Könige der Westsachsen, suchten. Dieser siegte bei Ellendoune, worauf die Unterwerfung Wiglaf's, des Königs von M. (825), folgte. Dies der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächsischen Königreiche unter Egbert's Scepter. Vgl. England, Gesch.

Mercier, Louis Sebastian, franz. Schriftsteller, geb. zu Paris am 6. Juni 1740, widmete sich der schönen Literatur und erhielt nach der Aufhebung des Jesuitenordens eine Professur der Rhetorik am College zu Bordeaux. Seine ersten Theaterstücke, die englischen und deutschen nachgeahmt waren, hatten durchaus nicht den Erfolg, welchen er sich von ihnen versprochen hatte. In seinem Essai sur l'art dramatique griff er die Hauptwerke von Corneille und Racine an und behauptete, dieselben seyen jetzt nur noch für Kinder geeignet. An ihre Stelle glaubte er allen Ernstes seine eigenen Arbeiten stellen zu dürfen. Die Schauspieler theilten aber nicht seine Ansichten u. verzögerten die Aufführung seiner Stücke. Er griff sie deshalb öffentlich sehr heftig an. Da sie ihm darauf den freien Eintritt, den die Theaterschriftsteller genossen, versagten, ging er nach Rheims und wurde Advokat, um sie vor Gericht verfolgen zu können. Im J. 1770 erschien sein „L'an 2440," in welchem er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlaf erwachen u. einen Vergleich mit dem ehemaligen Paris anstellen läßt. Der Beifall, den das Werk im Publikum fand, ermuthigte ihn zu einem zweiten Versuch in seinem „Tableau de Paris" (Par. 1781), in welchem er das damalige pariser Leben mit großer Wahrheit schilderte. Da er einen Verhaftsbefehl des Parlaments hoffte und fürchtete, begab er sich nach der Schweiz u. später nach Deutschland, wo er sich durch sein letztes Werk viele Verehrer erworben hatte. Im J. 1789 kehrte er nach Frankreich zurück und gab mit Carra die „Annales patriotiques" heraus. Aber bald zerfiel er mit den Jakobinern und bekämpfte sie mit viel Muth und nicht ohne große Gefahr. Von dem Departement der Seine und Oise in den Convent gesandt, hielt er sich zur gemäßigten Partei. Bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. stimmte er gegen den Tod. Er wurde zwar eingekerkert, entging aber der Hinrichtung und wurde 1795 in den Rath der 500 gewählt, wo er zur republikan. Partei gehörte. Nachdem er eine Zeit lang Lotterieeinnehmer gewesen, wurde er zum Professor der Geschichte an der Centralschule ernannt. Da er aber seinen Schülern die größten Paradoxien vortrug und die berühmtesten Männer wie Newton, Locke, Rousseau, Kopernikus und Andere als Stümper bezeichnete, so war man froh, als er nach einigen Jahren diese Stelle wieder aufgab. Später erklärte er sich auch für einen Gegner Napoleons und sagte scherzweise, er lebe nur noch, um seinen Sturz abzuwarten. Wirklich starb er auch wenige Wochen nach der Abdankung desselben im Jahre 1814. Außer den erwähnten Werken schrieb er noch: L'homme sauvage (Neufchatel 1784, Amsterd. 1797); — Songes et risions philosoph. (Par. 1768, neue Aufl. das. 1789, 2 Bde.); —

Eloges et discours philosoph. (Amsterd. 1776). Seine Schauspiele, von denen sich auf den kleineren Theatern mehrere erhalten haben, erschienen gesammelt als Théâtre (Amsterd. 1778–84, 4 Bde.).

Merciera (Bot.), nach Decandolle Sohn, Gattung der Campanulaceae *Dec. fil.* Von 5 Arten, Sträuchern auf dem Cap, bekannteste: 1) M. brevifolia *Dec.* und — 2) M. tenuifolia *Dec.*, Roella tenuifolia *Thunb.*

Mercimeris (a. Geogr.), Ort im Innern von Numidien.

Merciwan, Stadt, s. Amasiah 1).

Merckhem, belg. Flecken, Prov. Westflandern, südöstl. von Furnes, am Boefynghe-Kanal; 2600 Einw.

Merckia (Bot.), nach Fischer, Gattung der Caryophylleae *Fisch.* Einzige Art: M. physodes *Fisch.*, Asien, Nordamerika; ausdauernd.

Merckholz, luremburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kanton Wilz; 130 Einw.

Mercoeur, franz. Dorf, Dep. Corrèze, Bez. Tulle; 890 Einw.

Mercoeur, Elise, franz. Dichterin, geb. 1809 zu Nantes, fertigte schon in früher Jugend lyrische Gedichte, die vielen Beifall fanden. Im J. 1827 erschienen in Nantes ihre „Poesies“ (neue Aufl. Par. 1829), die ihr auch in weiteren Kreisen viele Freunde erwarben. Durch Lamartine, der mit Chateaubriand und Viktor Hugo ihre Gedichte auf das Günstigste beurtheilt hatte, veranlaßt, begab sie sich nach Paris und erhielt dort durch Karl X. eine Pension, die ihr und ihrer Mutter die nothwendigsten Subsistenzmittel gewährte. Durch die Julirevolution ging ihr diese Unterstützung verloren und die wenigen Privatstunden, die sie ertheilte, konnten ihr nur nothdürftig das Leben fristen. Sie † 1835 im größten Elend. Unter ihren lyrischen Gedichten findet sich so Vollendetes, daß Lamartine glaubte, sie werde einst alle franz. Lyriker der neueren Zeit überflügeln.

Mercogliano, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Principato ulter., westl. von Avellino; 3050 Einw.

Mercur-Bai, austral. Busen, Neu-Seeland, Eaheino-Mauwe; Ankerplatz, sehr geeignet, um Holz und Wasser einzunehmen.

Mercure (franz., Min.), s. v. a. Quecksilber (s. d.). — M. argental, s. v. a. Amalgam; — M. bitumineux oder inflammable, s. v. a. Idrialit; — M. joduré, s. v. a. Jodinsilber und Jodinmerkur; — M. muriaté, s. v. a. Chlormerkurspath; — M. natif, s. v. a. gediegen Quecksilber; — M. sulfuré, s. v. a. Zinnober.

Mercure de France, s. Zeitungen.

Mercurey, franz. Dorf, Dep. Saône-Loire; guter Wein (M.); 520 Einw.

Mercuriales (franz.), Name der Parlamentsversammlungen, welche vor der Revolution in Frankreich bei verschlossenen Thüren gehalten zu werden pflegten, und in welchen sich der Generalprocurator des Königs über die disciplinarische Führung des Gerichtspersonals lobend und tadelnd aussprach. Nach einer königl. Ordonnanz von 1498 sollten dergl. Versammlungen alle zwei Wochen, nach einer andern von 1539 von Monat zu Monat, nach einer spätern endlich, von König Heinrich III. erlassenen, jährl. zweimal, zu Ostern und Martini, gehalten werden. Ihren Namen hatten sie von dem Versammlungstage, dem Mittwoch (Mercurii dies). Im Munde des Volks heißt mercuriale noch jetzt s. v. a. Strafpredigt. Eine der alten, durch die Revolution beseitigten, nicht unähnliche Einrichtung bezweckte ein Dekret Napoleons vom 6. Juli 1810, wonach der Generalprocurator jährl. den Gerichtshof zu einer feierlichen Versammlung berufen und den Mitgliedern in einer Rede ihre Pflichten einschärfen und begangene Fehler rügen sollte.

Mercurialia (Med.), s. v. a. Merkurialmittel.

Mercurialis (Biogr.), Hieronymus, berühmter ital. Arzt u. Humanist, geb. am 30. Sept. 1530 zu Forli, kehrte, nachdem er in Bologna Medicin studiert und in Padua den Doktorhut sich erworben hatte, nach seiner Vaterstadt zurück. Als er im J. 1562 in einer politischen Angelegenheit nach Rom geschickt wurde, wußte ihn der Kardinal Farnese zu bestimmen, nach der Hauptstadt der Christenheit überzusiedeln. Seine Abhandlung über die Gymnastik der Alten, welche er hier ausarbeitete, fand so großen Beifall, daß ihn die Republik Venedig 1569 zum Professor an der Universität Padua ernannte. Der Kaiser Maximilian II. ließ ihn nach Wien kommen und consultirte ihn in seiner Krankheit. Zur Belohnung für seine guten Rathschläge wurde er in den Adelsstand erhoben. Im J. 1587 folgte er einem Ruf als Professor nach Bologna und 1599 nach Pisa, wo er seinen Ruhm als Gelehrter, so wie als praktischer Arzt bis an seinen Tod, der am 9. Nov. 1596 erfolgte, sich erhielt. Außer dem schon erwähnten Werk De arte gymnastica libri VI. (Vened. 1601 und öfter) schrieb er noch: Variae lectiones (Vened. 1571), welche die Kritik der alten Klassiker behandeln, und Censura et dispositio operum Hippocratis, (Frankf. 1585).

Mercurialis (Bot.), nach Linné, Bingelkraut, Zellenlorche nach Oken, Gattung der Rutaceae Euphorbiaceae *Rchb.*, Dioecia Enneandria *L.* Charakter: Blüthen zweihäusig oder einhäusig. Perigon drei- oder viertheilig. Männliche Blüthen in geknäuelten, ununterbrochenen Aehren, Staubgefäße 9—12, getrennt, mit haarfeinen Trägern. Weibliche Blüthen in den Blattwinkeln zu 2—3 gehäuft oder einzeln; Griffel kurz oder fehlend; Narben zwei, verlängert, breitlich, gezähnelt. Kapsel 2knöpfig, in ihre einsamigen Knöpfe zerspringend. Von 10 Arten, meistens in Europa, sind als Arzneipflanzen bekannt: 1) M. annua *L.*, einjähriges Bingelkraut, Speckmelde, Schweißmelde, Mist- und Hundsmelde, Weingartengrün, Klystierkraut, Mercurial- oder Mercuriuskraut, Hundskohl, Schweißkraut, Ruhr- oder Kuhkraut. In Europa, ein lästiges Unkraut auf Feldern und in Gärten; einjährig. Stengel meist armförmig-ästig; Blätter eirund-länglich oder länglich-lanzettlich, zugespitzt, gesägt, kahl oder wimperig; männliche Blüthen in winkelständi-

gen Aehren; weibliche Blüthen gewöhnlich zu zweien blattwinkelständig. Das Kraut dieser Pflanze (bei Hippokrates und Dioscorides *Λινόζωστις*), Herba Mercurialis, s. M. annuae, s. glabrae, s. vulgaris, s. Brassicae caninae, s. Cynocrambes, riecht unangenehm und schmeckt schleimig-fade, etwas salzig-bitterlich und widrig. Früher wurde es häufig als erweichendes, eröffnendes, gelind purgirendes Mittel angewendet und ist auch jetzt noch in manchen Gegenden im Gebrauche. Es dient äußerlich als Breiumschlag, um Abscesse und dergl. zu erweichen. Schkuhr, Taf. 232; — 2) M. indica *Lour.*, indisches Bingelkraut. In Cochinchina. Ein Halbstrauch mit lanzettlichen, gesägten Blättern, der in Cochinchina auch kultivirt wird, da die in Fleischbrühe gekochten Blätter als ein gelind, doch sicher wirkendes Purgirmittel häufig gebraucht werden; — 3) M. perennis *L.*, ausdauerndes Bingelkraut, Waldbingelkraut u. s. w. In Europa, in schattigen Bergwäldern; ausdauernd. Stengel einfach, Blätter gestielt, eirund-länglich oder lanzettförmig. Weibliche Blüthen lang gestielt. Früher war das Kraut, Herba Cynocrambes, s. Mercurialis montanae, wie das vom einjährigen Bingelkraut gebräuchlich. Jetzt wird es nicht mehr angewendet, obwohl seine Wirksamkeit kräftiger purgirend und Brechen erregend ist. Zu berücksichtigen ist diese Pflanze besonders darum, weil sie betäubend-scharf-giftig ist. Hayne, Arzneig. 5, Taf. 10; — 4) M. tomentosa *L.*, filziges Bingelkraut. Halbstrauch in Spanien und Südfrankreich. In allen Theilen wollig-filzig. Blätter kurz gestielt, länglich, stumpflich, gegen die Spitze hin gesägt. Aehren wenig-blüthig, achselständig. Früher rühmte man dieses Gewächs gegen Wasserscheu. Die Alten schrieben ihm, so wie auch der M. annua *L.*, die Eigenschaft zu, die Erzeugung von Knaben oder Mädchen zu veranlassen, je nachdem man die männliche oder die weibliche Pflanze genösse. Moris, Hist. 2, Taf. 34, Fig. 5—6.

Mercurialismus, s. v. a. Merkurialkrankheit.

Mercurii aqua (röm. Ant.), s. Wasserleitung.

— — **dies**, der Mittwoch.

— — **digitus** (Chirom.), s. v. a. Merkurfinger.

— — **insula** (a. Geogr.), Insel, nordwestlich von Sardinien, jetzt Tavolara.

— — **linea** (Chirom.), s. v. a. Merkurlinie.

— — **mons**, s. v. a. Merkurberg.

— — **oppidum** (a. Geogr.), s. v. a. Hermopolis.

— — **promontorium** (a. Geogr.), s. v. a. Hermaeum promontorium.

Mercurio do campo (span., Bot.), s. v. a. peruanisches Rothholz, Erytroxylon Coca *Lam.*

Mercurius, Merkur (griech. Hermes, Myth.), ursprünglich altpelasgischer Gott, dessen Bedeutung als die des fügenden und bindenden Wirkens der Gottheit zu bestimmen ist, welches die Naturreligion in der Form eines physischen Liebesverlangens vorstellte. So wurde das Wesen des M. in den mystischen Kulten aufgefaßt; in dem populären Glauben aber gehört er ganz der Sphäre praktischer Bedeutung und Bewegung an, und am wenigsten läßt sich da sein Begriff auf eine einzelne, besondere Naturkraft zurückführen, sondern er wird „durch die hellenisch-epische Umbildung der pelasgischen Religionsideen zu dem Geiste göttlicher Thätigkeit und Betriebsamkeit schlechthin, das absolut Drastische der Gottheit, welcher dem olympischen Götterstaate als Bote (*διάκτορος*) des Zeus, als der allgemeine Ausrichter und Durchführer seiner Weltordnungen einverleibt wird". Die alten Beiwörter, die ihm gegeben werden, rühmen ihn als den Nützlichen (*ἐριούνιος*), den Spender, (*δώτωρ*), den Gütigen (*ἀκάκητα*), der keinen Schaden stiftet; gewöhnlich werden diese Epitheta mit seiner Schlauheit in Verbindung gebracht. So erscheint auch in diesen Bezeichnungen M. als die thätige, ausführende Gotteskraft im weitesten Sinne des Wortes, die durch alle Gebiete der Welt und durch das Leibliche sowohl als durch das Geistige hindurchgeht, daher er selbst mit gleicher Rüstigkeit im Leiblichen, wie im Geistigen begabt ist und seine Alles vermittelnde Wirksamkeit nicht bloß die praktischen Bewegungen des menschlichen Lebens, sondern auch die wechselnden Zustände des Seelenlebens betrifft. Bei dieser umfassenden Bedeutung seines Wesens ist es nicht zu verwundern, wenn der Kultus des M. uralt und weithin verbreitet war. Die älteste Stätte seiner Verehrung war das Gebirge Cyllene in dem pelasgischen Arkadien, das für seine Geburtsstätte galt; in Pheneus war sein Dienst der Heiligste, und von Nonacris scheint er ebenfalls der Hauptgott gewesen zu seyn. Die Landessage nannte ihn den Stifter der Nation; die ältesten Heroen bauten ihm Tempel; in Achaja wurde er zu Pharä u. Pellene hauptsächlich verehrt; in Elis und Argos war sein Dienst sehr früh heimisch geworden; in Attica ist er sowohl in der Sage, als im Kultus eine alte Gottheit, und in Böotien blühte sein Dienst besonders in Tanagra. Die älteste Form der Verehrung des M. ist die in Gestalt bloßer Steinhaufen oder auch unter dem Symbole des Phallus, woraus sodann die ithyphallische Pfeilerbildung des Gottes entstanden ist. Dergleichen Steinhaufen hießen Hermaea, *ἑρμαῖοι λόφοι*, und schon in der Odyssee wird einer am Wege bei der Stadt Ithaca erwähnt. Am längsten erhielten sie sich an Kreuzwegen, wo der Vorübergehende einen Stein hinzuwerfen oder den Steinhaufen mit Oel zu salben oder Erstlinge darzubringen pflegte. Diese Steinhaufen faßt man auf als das Symbol der Zusammenfügung, wie man denn auch den Namen Hermes von *εἴρειν* herleitet. Der Füger, und das Aufthürmen solcher Haufen an den Straßen soll ausdrücken, daß der Gott mit seiner ordnenden Thätigkeit überall sey. Dabei dienten sie zugleich zu Merkmalen der Wege und zu Bezeichnungen von Gebietsgrenzen. In jedem solchen Haufen war ein Pfeiler aufgerichtet, und indem an diesem Pfeiler der Phallus (das männ-

liche Glied) angebracht und später auch der Kopf des Gottes angesetzt wurde, entstand die Herme, die von den Athenern zu den übrigen Griechen kam. Die Geltung des M. im Olymp anlangend, so war er natürlich dem Zeus untergeordnet, dessen und der Maja Sohn er genannt wird. Bei Homer ist seine Hauptthat die Tödtung des Argus. Auf dem Olymp erscheint er als der allzeit fertige und gewandte Bote des Zeus (διάκτορος), am liebsten verkehrt er mit den Menschen und auch auf Erden ist seine Thätigkeit eine allgemein vermittelnde und bildende. In der spätern Poesie treten nun die einzelnen Hauptzüge seines Charakters im Einzelnen hervor, aber so, daß sie alle sich aus dem Grundzuge seines Wesens erklären lassen. Er erscheint als listig und verschlagen; durch seine Schlauheit gewinnt er sich den Olymp, und überall zeigt er sich ausnehmend gewandt und gescheidt. Nach und nach wurde er zum Gott der Hirten, der Herolde, der Palästra, der Wanderer, der Kaufleute, der Diebe, der Redner; in den Mysterien wird vorzugsweise sein Verkehr mit der Unterwelt ins Auge gefaßt, und allmählig wird er geradezu zum Mittler zwischen dieser und der Oberwelt. Sein Beiname Psychopompos (Führer der abgeschiedenen Seelen) deutet auf diese Richtung seines Wesens hin. Unter den einzelnen Eigenschaften des M. ist eine der anziehendsten seine Lust an der Heerde und am Hirtenleben. In dieser Beziehung heißt er Nomios und Epimelios (Beschützer der Weide u. s. w.), erscheint er als Rinderdieb und Rinderhirt (βουκόλος). Obwohl ihm zunächst der Widder heilig ist, so erstreckt sich doch seine Sorge auch auf die übrige Thierwelt, sogar auf Thiere des Waldes (Löwen und Eber); er ist der Gott der Zucht und der Weide der Heerde. Das wandernde, rüstige, geschäftige Treiben des Hirtenlebens ist es, was ihm am meisten zusagt. Die Erfindungen des M. stehen ebenfalls im Zusammenhang mit dem Hirtenleben; im Gebirge umhergehend findet er die Schildkröte und macht aus ihr die Lyra; die Heerde treibend bildet er die Syrinx, und die Heilmittel, die er kennt, sind solche, wie sie wandernde Hirten in der Regel am besten verstehen. Als Herold bedient Hermes theils die Götter selbst, theils wird er zur Schlichtung und Vermittlung streitiger Vorfälle in der Götterwelt und zur Ausrichtung von Beschlüssen des Zeus benutzt. Ganz besonders machte sich die Bedeutung des Hermes als des Heroldes in weltlicher und religiöser Beziehung in dem Dienste von Tanagra geltend. Man zeigte in der Nähe dieser Stadt den Heroldsberg (Κηρύκιον), wo er geboren seyn sollte; in der Stadt stand ein Heiligthum des Hermes Κριοφόρος (des Widderträgers), woran sich die Sage knüpfte, daß er die Stadt dadurch von einer Pest befreit habe, daß er einen Widder um die Stadt trug. Mit den Eigenschaften der Schlauheit und der List (Ἑρμῆς δόλιος), die überall hervortreten, so daß Hermes als der Gott der Lügen und als Ränkeschmied gilt, der durch seine Kniffe und Pfiffe alle Verwickelungen zu lösen weiß, hängen aufs engste sein erfinderisches Talent und die Eigenthümlichkeiten zusammen, wegen deren er Ἑρμῆς λόγιος (der Kluge, Beredte) heißt. Als Bote des Zeus ist er höchst gewandt in der Rede; daher wird er zum Gott der Redner; man weihte ihm die Zungen der Opferthiere, und wenn die Unterhaltung stockte, sagte man bei den Griechen: „Hermes ist gekommen" (Ἑρμῆς ἐπεισῆλθε). Die philosophirenden Mythologen nannten ihn den allgemeinen Hermeneus (ἑρμηνεύς, Erklärer, Dolmetscher), der die Sprache und damit die Möglichkeit des Gedankenausdruckes gegeben habe. Aus den Eigenschaften des Götterboten, als welcher er flink und rüstig und jugendlich seyn muß, folgt von selbst, daß er es ist, der durch gymnastische Uebungen der männlichen Jugend dieselben Vorzüge mittheilt und den Menschen überhaupt Anmuth und Liebenswürdigkeit verleiht. Schon bei Homer erscheint Hermes als lieblicher Jüngling, dem der erste Bart sproß. Auf seine Leitung und Beschützung der körperlichen Jugendbildung und der Palästra deuten die Beinamen ἀγώνιος und ἐναγώνιος (der Kampfgeübte) hin. Die Palästra und die Gymnasien galten für seine Stiftungen; sie waren ihm heilig und wurden nach ihm benannt, und an verschiedenen Orten feierte man ihm zu Ehren Kampfspiele unter dem Namen Hermäa. Der Faustkampf ist es und der Lauf, in welchem sich Hermes vorzüglich auszeichnete, denn Kraft und Gewandtheit der Hände u. Füße werden hauptsächlich vom Diactoros verlangt. In seiner Eigenschaft als Bote des Zeus ist aber Hermes weiter der Gott der Wege, der Wanderlust u. des Gewinnes, der durch Handel und Wandel erworben wird, endlich auch der Führer und Geleiter auf schwierigen Wegen, daher alle Wege seiner Verehrung voll waren und jene Steinhaufen oder die Hermessäulen an den Straßen und auf öffentlichen Plätzen immer an den rührigen, emsigen Gott aller Betriebsamkeit erinnerten. Er hat in sofern die größte Aehnlichkeit mit dem römischen Janus und ist wie dieser ein „Gott des Einganges und Ausganges". Diese Eigenthümlichkeit des Gottes, wodurch er als der Beschützer des Handels erscheint, tritt besonders bei den Römern in dem Mercuriusdienste hervor. Mercurius war ihnen die Hauptgottheit des Gewinnes, und sein Name schon weist darauf hin, denn Mercurius ward abgeleitet von Merx (die Waare) und Mercari (handeln). Schon im Jahre 495 v. Chr. war ihm ein Tempel neben dem Circus Maximus erbaut worden. Auch befand sich vor dem capenischen Thor ein freistehender Altar dieses Gottes neben einer Quelle. Ferner war ihm unter dem Beinamen des Mißgünstigen (Malevolus) in der sogenannten Nüchternen Straße (Vicus sobrius), wo weder ein Kaufladen noch eine Schenke zu finden war, eine Bildsäule errichtet, und man spendete vor derselben Milch statt Wein. In dem besagten Tempel war, wie es scheint, sein Bildniß mit einem Geldbeutel versehen, woraus man sein Amt deutlich erkennen konnte. Es waren auch zumeist nur Kaufleute, welche ihn am Tage seiner Tempelweihe (25. Mai) anbeteten. Dieselben gingen auch vor das capenische Thor zu der oben genannten Quelle, der

man magische Kraft zutraute, und schöpften Wasser in durchräucherte Gefäße, um damit sich und ihre Waaren zu besprengen, damit sie entsündigt würden und somit mehr Segen ernten würden (Hartung, Religion der Römer II, S. 260). Als Gott des Gewinnes heißt Hermes bei den Griechen *Κερδῷος*. Vorzüglich dankte man ihm den unerwarteten Gewinn und verehrte ihn deshalb auch als Glücksgott überhaupt und besonders als Vorsteher des Würfelspiels, dem zu Ehren die Losenden ein Oelblatt unter die Loose warfen. Die psychagogische Kraft des Hermes läßt sich nicht aus seiner Eigenschaft als Bote und Diener des Zeus unmittelbar ableiten; sie hängt aber „mit jener allgemeinen Natur der im weitesten Sinne des Worts demiurgischen und drastischen Kraft, die durch Alles hindurchgeht und in Allem thätig ist, zusammen. Es ist überhaupt das Seelenleben, in welchem Hermes thätig ist, besonders in den Zuständen, wo die Seele als solche thätig ist oder leidet, sowohl während des Lebens der Menschen, als nach dem Tode. So schläfert er ein (den allsehenden Argus durch seine Syrinx, die Wachen der Griechen durch seinen Zauberstab), und sendet Träume". Vor Schlafengehen wurde ihm Opfer und Gebet dargebracht, sein Bild brachte man in der Nähe der Schlafenden an, damit sie gute Träume hätten, und der Schlaftrunk selbst, womit man den Gott um gute Träume bat, hieß Hermes. Ganz besonders aber galt er als Psychopompos, als Führer der Seelen in die Unterwelt, und die Pythagoräer lehrten, daß er der allgemeine Herr der Seelen sey (*Ταμίας τῶν ψυχῶν*) u. der alle Seelen der Verstorbenen vom Lande und vom Meere her in die Unterwelt bringe. Daher opferte man ihm auch bei Todesfällen. Auch bei den Todtenorakeln und Todtenbeschwörungen war er eine Hauptgottheit, weil er die Seelen sowohl herauf= als hinabführte. So erscheint er also im Allgemeinen als der Vermittler zwischen Ober= und Unterwelt. Die Mythen von Hermes sind zahlreich und vielgestaltig. Geboren ist er auf dem arkadischen Gebirge Cyllene, wo ihn seine Mutter in einsamer Grotte von Zeus empfängt und gebiert (nach anderer Sage ist er auf dem Gebirge Cervcius in Böotien geboren). Gleich nach seiner Geburt zeigte er sich listig und verschlagen. Dem Neptun entwand er den furchtbaren Dreizack, dem Mars stahl er das Schwert aus der Scheide, dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Vulkan seine Zange, dem Jupiter sein Scepter, und auch den Blitz hätte er ihm entwendet, wenn er nicht das Feuer desselben gefürchtet hätte. An eben dem Tage, wo er geboren wurde, forderte er den Amor zum Zweikampf im Ringen heraus, bezwang ihn durch List, und als Venus, sich über seine Gewandtheit freuend, ihn auf den Schooß nahm, stahl er ihr ihren Gürtel. Bald darauf gelüstete ihn nach den heiligen Rindern der Götter, welche Apollo in der Landschaft Pierien unter dem Olymp hütet, und so schlich er in der Dämmerung, in sein Betttuch gehüllt, aus seiner Grotte, fand unterwegs die Landschildkröte und kam beim Anblick der gewölbten Schale sogleich auf den Gedanken, aus darüber gespannten Saiten liebliche Töne hervorzurufen. Er tödtete die Schildkröte, spannte über die Schale 7 Saiten und entlockte diesen harmonische Töne. Dazu besang er Alles, was seine Augen erblickten, und endlich auch die Liebe Jupiters und seiner eigenen Mutter Maja. Als er in Pierien angekommen war, stahl er dem Apollo 50 Rinder, und damit ihm dieser nicht auf die Spur kommen möchte, trieb er sie rücklings vor sich her und band sich selbst Zweige unter die Fußsohlen, um jede etwa entstehende Spur in dem Sande damit wegzukehren. So streifte er bei Nacht über Berg und Thal, nur bei Onchestus sieht ihn ein Alter, dem er Verschwiegenheit anempfiehlt. Bei Pylus in der Landschaft Elis bringt er die Rinder in verborgener Grotte am Meeresstrande unter, opfert und schleicht sich wieder in die Wohnung seiner Mutter, wo er sich in die Wiege legt, die Windeln um sich her breitet und, die neu erfundene Lyra in seiner Hand haltend, sich schlafend stellt. Während der Zeit hatte Apollo seine Rinder vermißt und war ausgegangen, sie zu suchen. Nirgends konnte er eine Spur derselben entdecken, bis er jenen Greis von Onchestus traf, der ihm auf die Spur half. Durch seine Wahrsagekunst brachte nun Apollo heraus, daß M. der Dieb sey, begab sich daher zu Maja und schalt den kleinen Knaben, daß er die Rinder gestohlen habe. Der aber legt sich aufs Lügen und Apollo kann nichts mit ihm anfangen. Da werden die Streitenden einig, den Streit von Zeus, ihrem gemeinschaftlichen Vater, schlichten zu lassen. M. tritt, in seine Windeln gewickelt, hin vor den Vater der Götter und Menschen und lügt so natürlich und prächtig, daß Zeus seine Lust an seinem pfiffigen Söhnlein hat und lachend beiden befiehlt, die Rinder zu suchen. Nun finden sich dieselben auch bald in jener Grotte bei Pylus; Hermes aber läßt jetzt sein neu erfundenes Saitenspiel erklingen und tauscht dafür die Rinder ein, während er für sich selbst die Syrinx erfindet. Darauf kehren sie in den Olymp zurück und schließen die innigste Freundschaft. Apollo schenkt dem Hermes den goldenen Friedensstab, der alle Zwiste schlichtet, und setzte ihn zu allen Ehrenämtern ein, die der schelmische Gott von nun an im Götterstaate bekleidet; Zeus fügt noch die Anmuth hinzu. Von nun an greift Hermes in den verschiedensten Zügen in die Götter= und Heroensage ein; am meisten als Bote und Herold des Zeus, aber auch als der pfiffige Menschen= und Heldenfreund, der überall kluge Rathschläge gibt. In der Göttergeschichte kämpft er unter dem unsichtbar machenden Helme des Pluto gegen die Giganten, führt die Persephone aus der Unterwelt zur Demeter zurück, entführt den Ganymedes, flicht, vom Zeus beauftragt, den Irion aufs Rad, läßt den Prometheus an den Felsen schmieden, bringt den Epimetheus die von ihm mit den verfänglichsten Gaben ausgestattete Pandora u. s. w. Besonders häufig wird er benutzt zur Rettung und Unterbringung von Götterkindern (so rettet er z. B. den Dionysus aus dem Feuer, empfängt ihn später vom Zeus

und trägt ihn zur Ino oder den Ammen von Nysa; die Dioskuren bringt er nach Pallene, den Aristäus zu den Horen, den Aesculap rettet er aus den Flammen des Scheiterhaufens u. s. w.). Einen sehr bedeutenden Antheil hatte Hermes an der Perseusfabel: er rüstet den Helden meistens mit seinen Waffen und Mitteln zur kühnen Fahrt gegen die Medusa aus und schützt ihn auf derselben in Verbindung mit Minerva; den Hercules geleitet er in die Unterwelt; er gibt ihm sein Schwert, überzeugt ihn, daß die Medusa im Hades nur ein leeres Schreckbild sey, er verkauft ihn aber auch in die Knechtschaft der Omphale. Die Dioskuren verdankten ihm zwei ihrer Pferde, Peleus erhält von ihm oder Chiron das verhängnißvolle Wundermesser. An der Argonautenfahrt ist er dadurch betheiligt, daß von ihm das goldene Vließ stammt und seine Söhne Theil an der Fahrt nehmen. Vielfach verflochten ist Hermes in den Mythenkreis der Ilias und Odyssee, und zwar hauptsächlich als Friedensbote. So begleitet er den Priamus in das griechische Lager, als dieser den Leichnam des Hector von Achilles loskaufen will; er mahnt (Od. I, 37) den Aegisthus von der Heirath mit Clytemnestra ab, überbringt der Calypso den Beschluß des Zeus, daß Odysseus nun in die Heimath zurückkehren solle, und hilft später diesem mit dem Kraute Moly gegen die Macht der Zauberin Circe. — Vielfach ist Hermes auch selbst in Liebesverhältnisse verwickelt. Am liebsten verkehrt er mit den Nymphen des Waldes und des Feldes. Der schöne Daphnis von Sicilien und Abderus, der in Thracien die Pferde des Diomedes weidet, sind seine Söhne. Auch Pan hieß ein Sohn des Hermes, der in das quellenreiche Arkadien, das Mutterland der Schafzucht, gegangen sey und beim Dryops die Schafe gehütet habe, weil er seine schöne Tochter liebte. Diese gebiert von ihm den Pan und erschrickt über dessen seltsame Gestalt; der Vater aber trägt ihn auf den Olymp, wo alle Götter ihn willkommen heißen. Außerdem werden Priap und Hermaphrodit als Söhne des Hermes genannt. Wenn Libys und Arabus und Norax von Sicilien seine Söhne heißen, so hat dies wohl seinen Grund in dem Hirtenleben dieser Völker. Endlich ist noch die Liebe des Hermes zur Hecate bemerkenswerth, die wie er die Heerde hütete, an den Wegen verehrt wurde und über die Seelen gebot, also mit ihm ihrem Wesen nach verwandt war. Nach thessalischer Sage soll er sie geliebt, diese aber als Zürnende (*Βριμώ*) sich seiner erwehrt haben. Weil Hermes allmählig im Kultus und in der Fabel zu einem immer vielgestaltigeren Wesen geworden war, so unterscheiden die spätern Mythologen zwischen verschiedenen Göttern dieses Namens und geben ihnen auch verschiedene Abkunft. Sie sprechen von einem Hermes Uranius (superus), Chtonius (terreus) und Catachtonius (inferus), ja Cic. (De N. D. III, 22, 56) unterscheidet sogar 5 verschiedene Mercure: 1) den ithyphallischen (mit aufrecht stehendem männlichen Glied), den man einen Sohn des Cölius und der Dia nannte und welcher beim Anblick der Persephone ithyphallisch geworden sey; — 2) den Catachtonius, den unterirdischen; — 3) den Sohn des Zeus und der Maja; — 4) den Sohn des Nilus, dessen Namen die Aegypter nicht aussprechen durften; — 5) den Argustödter Hermes, einen Sohn der Cyllene, der zu Pheneus verehrt wurde und nach der Tödtung des Argus nach Aegypten floh, wo er die Wissenschaft verbreitete und den Namen Thot bekam, nach dem auch der erste Monat der Aegypter benannt ist.

Daß nun ein so reicher Mythenkreis vielfach zu künstlerischen Darstellungen benutzt wurde, ist in der That nicht zu verwundern. Zunächst ist es die Pfeilerbildung des Hermes, die ins Auge zu fassen ist. Die feste Form dieser Bildung entwickelte sich zu Athen, die herkömmliche Gestalt war die des viereckigen Pfeilers. Die Extremitäten fehlten bei dieser Bildung, dagegen waren Kopf und Phallus wesentlich. In Athen waren diese Pfeiler in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen, in den Gymnasien, an den Thoren der Privathäuser und öffentlichen Gebäude sehr zahlreich. Schon zur Zeit der Pisistratiden wurden solche Hermen aufgestellt und theilweise mit Inschriften versehen. Ferner standen sie auf Kreuzwegen, wo die Köpfe und Glieder nach der Anzahl der Wege verdreifacht oder vervierfacht wurden, an den Durchgängen in der Stadt, an der Landesgrenze und an den Landstraßen mit Statuenbezeichnung und Angaben über die Richtung der Wege; endlich wurden solche Hermen benutzt als tragende Mittelglieder an allerlei Utensilien und Mobilien, als Spinnrocken, Bettstellen u. s. w. — Die Attribute des M. sind 1) Flügelschuhe; — 2) Pilus, ein niedriger, glockenartiger Hut, wofür später der Petasus als schattengebender Reisehut des Wandernden aufkommt. Bei Homer ist die Sohle noch nicht geflügelt, doch wird sein durch die Sohlen und den Stab unterstütztes Fliegen über Land und Meer dem nachherigen Einherschreiten, wenn er an dem Ort seiner Bestimmung angekommen ist, ausdrücklich entgegengesetzt. Später erscheinen die Flügel nicht bloß an den Sohlen, sondern auch am Hute, am Stabe und sogar an den Schultern. Weiter gehört zu den Attributen — 3) der Hermesstab, und zwar ist zu unterscheiden der Hirtenstab des M. und der Hermesstab in engerer Bedeutung (*ῥάβδος*), der eigentlich eine Ruthe war, ein allgemeiner Segens- und Machtstab mit magischer Kraft, dessen einschläfernde Wirkung schon Homer kennt. Insbesondere dient er auch, um die Seelen der Verstorbenen zu leiten, die er mit magischer Gewalt hinter sich her in den Hades hinabzieht; — 4) der Heroldsstab (*κηρύκιον*, caduceus) ist eine Anwendung dieser Hermesruthe auf den praktischen Verkehr der weltlichen und geistlichen Vermittlung und Friedensstiftung, also das Abzeichen der Herolde. An demselben ist ein Knoten, den die Alten allgemein von der Einigung des Zwieträchtigen erklären. An den älteren Bilderwerken von M. sind an diesem Stabe keine Schlangen, sondern die Spitze des ruthenartigen Stabes läuft in einen gewöhnlich zweigliedrigen, lose geschürzten, am obern Glied aber offen stehenden Knoten aus. Die jüngere Form ist die des Schlangenstabes: zwei Schlan-

gen umgeben den Schaft des Stabes in Knoten und streben oben mit den zwei Köpfen einander entgegen. — 5) Als fernere Attribute des M. auf ältern Bildwerken finden sich sehr häufig Widder und die Schildkröte. Hermesstatuen gab es ungemein viele, und darunter sehr berühmte. Wurde M. als Statue dargestellt, so bildete ihn die ältere Kunst bärtig, d. h. als kräftigen Mann, nach dem Vorbilde eines rüstigen Herolbes oder Hirten. Frühzeitig aber hat sich bei M. auch die jugendliche Bildung geltend gemacht, da er schon bei Homer als anmuthiger Jüngling geschildert wird. Es entstand das Ideal eines jugendlichen, kräftigen, schlanken Körpers, der nicht so erhaben wie Apollo, und nicht so reichlich wie Bachus dargestellt wurde. Das Kinn ist ohne Bart, der Körper geschmeidig, der Blick scharf, fein und nachdenkend. Unter den Darstellungen des M. als Einzelstatue scheint die Darstellung des Widderträgers zu den ältesten und beliebtesten gehört zu haben. Als Bote (διάκτορος) zeigt ihn besonders schön die Bronzestatue in der neapolitanischen Sammlung der herculanensischen Bronzen (s. Ant. Erc. VI, 29–32; Mus. Borb. III, 41), eine der schönsten Hermesfiguren. Sie hat beinahe Lebensgröße, und der Gott ist mehr Knabe als Jüngling, eine feine jugendliche Figur in sehr anmuthiger Stellung, so daß man auch im Sitzenden den leicht Dahinschwebenden erkennt. Der Kopf hat außerordentlich viel Ausdruck, die Ohren stehen ab, das ganze Gesicht hat etwas Lauschendes und dabei überaus Kluges und Gescheidtes. Nächstdem hat der Agonios (der den Wettkampf Liebende) zu den schönsten Darstellungen Veranlassung gegeben. Es erscheint in dieser Eigenschaft Hermes als reife Jünglingsgestalt mit kräftigem Körperbau, in fester Stellung, die Chlamys zurückgeworfen, so daß man den ganzen Gliederbau übersieht; der Ausdruck des Gesichts ist freundlich, das Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt. Wird M. als Gott des Handels und Gewinnes dargestellt, so fehlt als charakteristisches Attribut selten der Beutel. Der Hermes Logios (der Gott der Redner) ist charakterisirt durch die nachdenkende Stellung und durch den erhobenen rechten Arm. Außer diesen Darstellungen erscheint M. auf Gemälden, in Statuengruppen u. s. w., gar vielfach auch in Verbindungen mit andern Göttern und mit Heroen. Vergl. Creuzer, Symb. III, S. 286 ff.; — Müller, Handbuch der Archäol. 1535, §. 379 —381; — Derselbe, Denkmale der alten Kunst, 2. Bd., Taf. XXVIII—XXX; — Stuhr, Religionssystem der Hellenen, S. 307—319; — Schwenck, Mythologie der Griechen, S. 228—242, der Römer, S. 173.

Mercurius (Astron.), derjenige Planet, welcher unter allen bis jetzt bekannten der Sonne am nächsten steht, zeigt sich am Himmel als ein kleiner Stern mit weißlichem, blendend hellem, blitzendem Lichte, gegen welches selbst der Glanz des Jupiter bleich und schimmernd erscheint. Als unterer Planet kann er, in Beziehung zu Erde und Sonne, in oberer und unterer Konjunktion, so wie in östlicher und westlicher Entfernung am Himmel (Elongation), aber nie in Opposition erscheinen. Sein synodischer Umlauf von einer Konjunktion zur entsprechenden andern, beträgt 115 Tage 21 St. und er zeigt dabei einen ähnlichen Lichtwechsel (Phasen) wie der Mond. Er entfernt sich nie über 27° 42′ von der Sonne; daher wird er nie in voller Nacht, sondern nur in der Abend- und Morgendämmerung, und in den nördlichern und südlichern Gegenden der Erde nur mit Schwierigkeit beobachtet. Für das unbewaffnete Auge ist er überhaupt mit Mühe erkennbar und Copernicus z. B. soll es auf dem Sterbebett bedauert haben, den M. nie gesehen zu haben. Mit guten Fernröhren wird er auch am Tage erkannt. M. vollendet seinen (siderischen) Umlauf, nach Erdentagen gemessen, in 87 T. 23 St. 15′ 46″; seine tropische Umlaufszeit ist wegen des Zurückweichens der Nachtgleichen, wie bei allen andern Planeten etwas kürzer und beträgt 87 T. 23 St. 14′ 35″. Seine Bahn hat unter den Bahnen der größern Planeten die größte Excentricität, nämlich, wenn die halbe große Axe gleich 1 gesetzt wird, 0,2056178 u. dieselbe ist gegenwärtig im langsamen Zunehmen begriffen. Sein größter Abstand von der Sonne ist 9,645,000 Meilen, sein kleinster 6,355,000, woraus sich die mittlere Entfernung nahezu auf 8,000,000 Meilen berechnet. Hieraus ergibt sich, daß für Merkur die Sonne in der mittlern Entfernung $6^2/_3$ Mal, in der größten Nähe $10^1/_3$ Mal, in der größten Entfernung $4^1/_2$ Mal größer erscheint, als für die Erde, und daß M. in demselben Verhältnisse stärker von ihr erleuchtet wird. Ob die Wärme auf M. in gleichem Maße gesteigert ist, läßt sich deswegen nicht mit Bestimmtheit sagen, weil wir nicht wissen, ob die specifische Wärme (die Fähigkeit erwärmt zu werden) bei M. durchschnittlich dieselbe ist, wie bei der Erde. Die Neigung der Merkursbahn gegen die Ekliptik ist 7° 0′ 13″,3 und sie nimmt jährlich um 0″,184 zu; die Länge des aufsteigenden Knotens in der Ekliptik beträgt 46° 23′ 55″ mit einer jährlichen tropischen Zunahme von 40″,15. Die Länge des Perihels ist 74° 57′ 27″ und nimmt jährlich um 56″,03 (tropisch) zu, allein nur 5″,84 sind wahre Zunahmen; das Uebrige rührt von der Veränderung der Aequinoktialpunkte unsrer Erde her. Die Mittelpunktsgleichung (d. h. der größte Unterschied in dem Orte des wahren u. eines fingirten mittleren Planeten auf der Bahn ist sehr stark, nämlich 23° 40′ 43″,6 und nimmt jährlich um 0″,016 zu. Der scheinbare Durchmesser des M. beträgt nach Bessels Messungen in der mittlern Entfernung 6″,69, woraus sich für den wahren Durchmesser die Länge von 671 Meilen ergibt. In seiner größten Entfernung von unserer Erde, also in der oberen Konjunktion, kann sich der scheinbare Durchmesser bis 4″,4 vermindern und in den untern Konjunktionen bis zu 12″,6 steigern; die größt- und kleinmögliche Entfernung M.s von der Erde beträgt 30 und 11 Millionen Meilen.

Durch Beobachtung von Flecken auf seiner Oberfläche, die übrigens sehr selten erscheinen und schwer wahrzunehmen sind, haben Harding und Schröter die Rotationsperiode auf 24 St. 5 Min. bestimmt; ein noch ziemlich un-

sicheres Datum. Eine merkliche Abplattung scheint der Planet nicht zu haben. Von der Neigung seiner Axe gegen die Ebene seiner Bahn wissen wir nichts Zuverlässiges; daher können wir auch über seine Jahreszeiten nichts weiter angeben, als daß jede von ihnen durchschnittlich etwa 22 Tage dauert. Die einzige Gelegenheit, die Masse des M. zu bestimmen, bot bis jetzt der encke'sche Komet dar, welcher 1835 dem Mercur sehr nahe kam; aus der Größe der Störung, welche der Planet damals auf den Kometen ausübte, berechnete sich die Masse des ersteren auf etwa $^1/_{4,800,000}$ der Sonnenmasse und seine Dichtigkeit auf ungefähr 1,3 der Dichtigkeit der Erde. Der Fall eines Körpers auf seiner Oberfläche beträgt also in der ersten Sekunde 7,6 pariser Fuß und 100 Pfd. auf der Erde sind nur 51 Pfd. auf M. Die Gestalt seiner Erleuchtungsphasen weiset darauf hin, daß M. entweder eine strahlenbrechende Atmosphäre oder Gebirge, am wahrscheinlichsten Beides habe.

M. geht von Zeit zu Zeit während seiner untern Konjunktion vor der Sonnenscheibe vorbei und verdeckt einen kleinen Strich derselben. Mit bloßem Auge ist das Phänomen nicht wahrzunehmen, zum ersten Male wurde es von Gassendi am 6. November 1631 beobachtet. M. erscheint in diesen Durchgängen als völlig regelmäßiger, scharfbegrenzter, pechschwarzer Kreis ohne eine Spur von Umhüllung. Gegenwärtig fallen die Durchgänge nur in den Anfang des Mai oder November und diese Zeitpunkte schieben sich in einem Jahrtausend um 11 Tage vorwärts. Die nächstfolgenden Merkurs-Durchgänge sind:

1861	November	11.
1868	November	4.
1878	Mai	6.
1881	November	7.
1891	Mai	9.
1894	November	10.
1901	November	4.

In jedem Jahrhundert ereignen sich durchschnittlich 13 solcher Durchgänge und die mittlere Dauer ist 5 Stunden, wenn M. nahe der Sonnenmitte vorübergeht, außerdem weniger. Das entgegengesetzte Phänomen, die Bedeckung Mercurs durch die Sonne entzieht sich unsrer Beobachtung.

Mercurius (Biogr.), Mönch, lebte in Unteritalien, wahrscheinlich im 10. Jahrh., schrieb über den Puls, griech. u. lat. herausgegeben von Salvator Cyrillus, Neapel 1812.

— — (Chem.), s. v. a. Quecksilber.

Mercuriusbad, s. Mercurbad.

Mercuriusberg, s. Baden.

Mercurius cinereus Blackii, s. Quecksilberoxydulsalze 40.

— — **cinereus Moscati**, s. v. a. Quecksilberoxydul.

— — **cinereus Saunderi**, s. v. a. Quecksilberniederschlag, grauer Saunders.

— — **cosmeticus**, s. v. a. Quecksilberchlorid-Amid.

— — **depuratus**, gereinigtes Quecksilber.

— — **dulcis**, s. v. a. Quecksilberchlorür.

— — **gummosus**, s. Quecksilberpräparate.

Mercuriuskraut (Bot.), s. v. a. einjähriges Bingelkraut, Mercurialis annua *L.*

Mercurius nitrosus, s. v. a. salpetersaures Quecksilberoxyd, s. Quecksilberoxydsalze.

— — **nitrosus Selle**, s. v. a. salpetersaures Quecksilberoxyd, s. Quecksilberoxydsalze.

— — **philosophorum** (Alchym.), vorgebliches Princip aller körperlichen Dinge, namentlich der Metalle (M. metallorum).

— — **phosphoratus Fuchsii**, s. Quecksilberoxyd, phosphorsaures.

— — **praecipitatus albus**, s. v. a. Quecksilberchlorid-Amid.

— — **praecipitatus ruber**, s. v. a. Quecksilberoxyd.

— — **praecipitatus per se**, s. v. a. Quecksilberoxyd.

— — **solubilis Hahnemanni**, s. Quecksilberoxydulsalze 40).

— — **sublimatus corrosivus**, s. v. a. Quecksilberchlorid.

— — **violaceus**, eine sonst vielfach gebräuchliche Art Schwefelquecksilber, die vom Zinnober nicht wesentlich verschieden ist. Man erhält ihn auf folgende Art: 4 Thl. Schwefelblüthe werden geschmolzen und nach und nach 6 Thl. reines Quecksilber und 4 Thl. Salmiak hinzu gemischt; die nach dem Erkalten gepulverte Masse wird bei nach und nach verstärktem Feuer sublimirt; die sich hierbei bildenden weißen Blumen werden weggeworfen und der untere schwerere Sublimat noch drei Mal sublimirt. Man erhält als obere Schicht eine leichte gelbe Masse, als untere eine schwere schwärzliche, zuweilen violette. Letztere fein pulverisirt und Weingeist darüber abgebrannt, stellt das Präparat dar. Man verwendete diese Verbindung bei hartnäckigen Hautkrankheiten.

— — **virgineus**, s. v. a. gereinigtes Quecksilber.

— — **vitae** (Lebensmerkur), alchymistischer Ausdruck, welcher die (vermeintlichen) großen Heilkräfte andeuten sollte, s. v. a. basisch salzsaures Antimonoxyd (Algarothpulver).

— — **vivus**, s. v. a. Quecksilber, regulinisches.

Mercury, P. Maler und Kupferstecher, ein Italiener von Geburt und berühmter Künstler unseres Jahrhunderts, der in Paris arbeitet. Er hat bereits eine bedeutende Anzahl von trefflichen Blättern geliefert, in welchen sich ein geübter Meister offenbart, dem alle Mittel seiner Kunst zu Gebote stehen. Berühmt ist sein Kupferstich: Les moissoneurs dans les marais pontins, nach L. Roberts berühmtem Gemälde 1830 radirt. Auch gab er heraus: Costumes des XIII., XIV. et XV. siècles, extraits des monumens les plus authentiques de peinture et de sculpture avec un texte hist. et descript. par L. Bonnard, Bd. 1 u. 2, 50 Liefrgn., Par. 1828, gr. 4.

Mercury-Gemelly, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Savoyen, westl. von Conflans; 1410 Einw.

Mercxem, belg. Dorf, Prov. Antwerpen, bei Antwerpen; 1430 Einw.

Mercxplas, belg. Dorf, Prov. **Antwerpen**, bei Turnhout; 1240 Einw.

Mercy (Biogr.), 1) **Franz, Freiherr von**, österreich. u. bayerischer General, zu Longwy geb., kam zu Anfang des 30jährigen Krieges durch den Herzog Karl IV. von Lothringen in österreichische Dienste, und erwarb sich zuerst in der Schlacht bei Leipzig (1631), wo er unter Piccolomini als Oberstwachtmeister focht, einen Namen. Im J. 1633 bereits zum Obersten aufgerückt, gerieth er bei einem Ausfalle aus Breisach in französische Gefangenschaft, wurde jedoch bald ausgewechselt, und befand sich im folgenden Jahre zu Rheinfelden, welches er einige Monate mit vielem Glück gegen die Weimaraner vertheidigte. Von 1635—37 wohnte M. als kurbayerischer Generalwachtmeister der Belagerung von Colmar, dem Entsatz von Dola und dem Treffen von Gray bei, befehligte 1641 ein bayerisches Korps in der Unterpfalz gegen den Herzog von Longueville, vertrieb das Jahr darauf Banner von Regensburg, nahm den Oberst Schlange, welcher mit vier Regimentern den Rückzug der Schweden nach Sachsen decken sollte, bei Waldneuburg gefangen und verfolgte den schwedischen Feldherrn bis ins Braunschweigische. Nach einem Zug gegen die Franzosen im Breisgau und im Würtembergischen vernichtete M. den 24. Dec. 1643 das Korps des General Ranzau bei Duttlingen fast gänzlich, und wurde hierauf vom Kurfürsten zum Generallieutenant, österreichischer Seits aber zum Feldmarschall ernannt, wobei er den Befehl über das vereinigte österreichische und bayerische Heer erhielt. Mit diesem unternahm M. im Mai 1644 die Belagerung von Freiburg, und bezog nach dessen Uebergabe ein verschanztes Lager bei dieser Stadt. Erst anfangs August zwangen ihn die vereinigten Kräfte des Herzogs von Enghien und des Marschalls Turenne, nach einem dreitägigen hartnäckigen Gefecht den Rückzug in das Würtembergische anzutreten, wo er die Bergstraße besetzte und im Feldzug des folgenden Jahres sich an der schwäbischen und fränkischen Grenze aufstellte. Obgleich er bei Mergentheim den 5. Mai 1645 Turenne ein glückliches Treffen geliefert hatte, mußte er doch, da Condé zur Verstärkung Turenne's herbeieilte, gegen Nördlingen zurückweichen, wo es am 3. August abermals zur Schlacht kam, in welcher M., man sagt, von seinen eigenen Leuten, durch einen Musketenschuß den Tod fand. Sein Leichnam wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und die Franzosen selbst setzten ihm einen Denkstein mit der Inschrift: Sta viator, heroem calcas; — 2) M. **Claudius Florimund, Graf von**, kaiserlicher Feldherr, Enkel des Vorigen, 1666 geb., trat 1682 als Volontär bei der Armee ein, wo er sich durch Bildung und ausgebreitete Kenntnisse in den der Kriegskunst zur Grundlage dienenden mathematischen und anderen damit verwandten Wissenschaften bald rühmlichst auszeichnete. Bei dem Entsatze von Wien (1683) erwarb er sich den Lieutenantsgrad bei einem Kürassierregimente, wohnte den Feldzügen in Ungarn (1684—90) stets mit Auszeichnung bei, hatte aber schon das Unglück, durch den Sturz mit einem unter ihm getödteten Pferde Schaden an einem Auge zu nehmen. In Italien machte er sich (1691—96) bereits als Parteigänger bemerkbar. Nach Ungarn zurückgekehrt, rückte er in Folge der Unerschrockenheit, die er in der Schlacht bei Jentha bewies, zum Oberstwachtmeister u. bald darauf zum Oberlieutenant empor. Im Jahr 1701 abermals in Italien fechtend, schlug er bei Vorgoforte mit 300 Pferden sechs feindliche Schwadronen zurück, gerieth aber den folgenden Tag in Gefangenschaft. Gleiches Schicksal traf ihn auch bei dem so merkwürdigen Ueberfalle von Cremona. Kaum ausgewechselt und von den empfangenen Wunden geheilt, wurde er über ein neu errichtetes Kürassierregiment zum Obersten bestellt, ging an den Rhein und verrichtete Wunder der Tapferkeit in dem blutigen Treffen bei Friedlingen 1702. Nach den minder bedeutenden Vorfällen, an denen er in den nächsten Feldzügen (1703—04) Theil nehmen konnte, drängte M., bereits zum Generalmajor befördert, die Franzosen aus ihren Linien bei Pfaffenhofen (1705) bis unter die Kanonen von Straßburg zurück. Er versah (1706) Landau mit der nöthigen Zufuhr, und überfiel bei Orlenberg (1707) das fliegende Korps des Marquis de Vivans in seinem Lager so unvermuthet, daß es schon geworfen war, ehe es sich nur formiren konnte, u. nach einem Verluste von 600 Getödteten u. vielen Gefangenen 1300 Pferde u. alle erplünderten Schätze zurücklassen mußte. Zum Feldmarschalllieutenant erhoben, deckte er die Gegend von Landau, und zog, als im folgenden Jahre der Uebergang über den Rhein beschlossen war, mit 7000 Mann voraus dem Strome zu, mußte aber, da die Bewegungen des Feindes einen anderen Entschluß nothwendig machten, sich dem Hauptheere wieder anschließen. Im nächsten Feldzuge (1709) führte M. 6 Regimenter nach Mantua. Nach seiner Rückkehr ging er mit dem deutschen Heere über den Rhein, und nahm eine Stellung bei Neuburg, worauf die Franzosen die Inseln verließen. Du Bourg aber kam ihm entgegen und lagerte sich bei Rumersheim. M. konnte sich an der verschanzten Brücke, die er hinter sich hatte, leicht halten, wie es seine Absicht war, allein er ließ sich von seinem Muth zu einem Gefechte verleiten, in dem er beträchtlichen Verlust an Mannschaft und an Geschütz erlitt, so daß er sich, selbst verwundet, nach Rheinfelden zurückziehen mußte. Er deckte jedoch den Schwarzwald und die Waldstädte. Seine Niederlage hatte unmittelbar keine andere nachtheilige Folge, als daß dadurch der weit aussehende Plan scheiterte, nach welchem der Kurfürst, nachmals König Georg I., wenn Wierich Daun aus Piemont über die Rhone gegangen wäre, zu gleicher Zeit auch seiner Seits in Frankreich einzufallen gedachte, ein Unternehmen, dem so manche andere Schwierigkeit in den Weg treten konnte. Die letzten Feldzüge (1710—11) boten M. keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, desto mehr vermochte er dieß während des türkischen Krieges (1716), wo er in der Schlacht bei Peterwardein Vieles zum Siege beitrug, die Belagerung von Temeswar deckte, nach der Eroberung dieses Platzes auch Panczowa, Ujpalanka und Kubin einnahm,

und in dem nun völlig unterworfenen Banate als kommandirender General zurückblieb. Während des Winters ließ er den Fluß Danawicka umgraben und schiffbar machen, wodurch aus demselben, sobald es die Jahreszeit erlaubte, die kaiserlichen Tsaiken in die Donau gegen die türkische Flottille auslaufen, diese bei Panczowa aufhalten und mit den auf der Save liegenden größeren Schiffen einschließen konnten, was bei der Unternehmung auf Belgrad (1717) von entscheidendem Einflusse war. M. bewies während der Belagerung dieser Festung eben so viel Tapferkeit als Einsicht, und beschloß diesen Feldzug, indem er ein zurückkehrendes Corps, welches der Festung Orsova zu Hülfe kommen wollte, auseinandersprengte, worauf auch dieser Platz sich ergab. Jetzt begann M. seine Reformationen auf dem eroberten, von der Natur so reichlich ausgestatteten, aber durch 164 Jahre im türkischen Besitz verwilderten Boden des Banates, die schon im Anfang viel erwarten ließen, obwohl sie oft unterbrochen wurden. Die Spanier waren 1719 auf Sicilien gelandet, und M. wurde dahin beordert. Er griff sie in ihren Verschanzungen bei Francavilla an, lieferte das blutige, wiewohl wenig entscheidende Gefecht vor Melazzo, eroberte Messina, berannte Palermo, und kehrte nach geschlossenem Frieden, und nachdem die Insel von den fremden Truppen geräumt war, nach Wien und von da nach dem Banate in seine Statthalterschaft zurück, wo durch rastlosen Eifer ausgetrocknete Moräste, neue Landstraßen, Flüsse, durch Kanäle verbunden, neu errichtete Pflanzörter ꝛc. einen der am meisten verwahrlosten Landstriche zur blühenden Landschaft umwandelten. Temeswar, früher ein Schutthaufen, jetzt wieder hergestellt, erweitert und in regelmäßige Straßen geordnet, erhob sich zu einer der schönsten Städte u. der haltbarsten Festungen des Landes. Auch die Werke von Altorsowa wurden hergestellt, Neuorsowa, Mehadia, Ujpalanka, Kubin u. Panczowa aber neu befestigt.

So weit war M. in seiner Friedensarbeit vorgeschritten, als neue Irrungen mit Spanien, Frankreich und Sardinien ihn wieder nach Italien riefen, wo ihm Karl VI. den Oberbefehl anvertraute. Allein kaum dort angekommen, raubte ihm ein Schlagfluß den Gebrauch fast aller Sinne, so daß er die Armee verlassen mußte. Wider Aller Erwarten traf er indeß sehr bald wieder bei derselben ein, ging über den Po, und lieferte den Verbündeten das unglückliche Treffen von Parma, den 28. Juni 1734, in welchem er, gleich anfangs von einer Musketenkugel durch den Kopf geschossen, auf der Stelle blieb. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Reggio beigesetzt; — 3) M. d'Argenteau, Graf v. M., widmete sich der diplomatischen Laufbahn, ward 1786 während der Abwesenheit des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen interimist. Statthalter in den österreich. Niederlanden, gab, vom Kaiser dazu angewiesen, beim Ausbruch der Unruhen im Septbr. scheinbar nach und bewilligte die Joyeuse entrée, ward aber bald darauf abberufen. Als er zu Anfang der franz. Revolution den österreich. Gesandtschaftsposten am franz. Hofe bekleidete, ward er bei der Nationalversammlung angeklagt, Vorsteher eines im Sinne Oesterreichs wirksamen Comités zu seyn, verließ deshalb Paris und ging nach Brabant, um, wie man sagte, mit den Seemächten zu unterhandeln, welche alten Verträgen zufolge dem Hause Habsburg den Besitz der österreich. Niederlande garantirt hätten, aber in der That, um in Frankreich eine Contrerevolution zu Wege zu bringen. Darauf ward er bevollmächtigter Minister des Kaisers zu London. † das. 1794.

Mercy le Bas, franz. Dorf, Dep. Moselle, Bez. Briey; Tuchfabr., 810 Einw.

Merd, St. la Breuille, franz. Dorf, Dep. Creuse, Bez. Aubusson; 1390 Einw.

Merda (Physiol.), Merdus, der Koth.

Merddyn, s. v. a. Merlin 1).

Merde d'oie (franz.), Gänsedreckfarbe, Mittelfarbe zwischen grün und gelb.

Mer de glace, d. i. Eismeer, s. Chamouny.

Merdhimemeris, gälischer Name des Zauberers Merlin [s. d. 1)].

Merdi (a. Geogr.), Völkerschaft Thraciens, die mit den Serdi an die Stelle der alten Treres am nördl. Abhange des Geb. Scomius treten und also in der Nähe des heut. Sofia zu suchen sind (Dio Cass. LI., 25).

Merdivomus (Med.), 1) Kopremetos, kotherbrechend; — 2) nach Einigen s. v. a. Kopremesis.

Merdo, ostind. Stadt, Insel Sumatra, auf der Nordküste, südöstl. von Achem.

Merdonah (Sagengesch.), s. Naneck Sikh.

Merdorp, belg. Dorf, Prov. Lüttich, Bez. Huy; 440 Einw.

Merdrignac, franz. Flecken, Dep. Cotes-du-Nord; Bez. Loudeac; Tuchfabr., Eisenhammer; 2890 Einw.

Merduschewsk, Eisenhütte, s. Spask.

Mere (Geogr.), 1) brit. Flecken, England, Grafsch. Wilts, westl. von Salisbury; Bettzeugweberei; 2750 Einw. — 2) (St.-Denis-de-), franz. Dorf, Dep. Calvados, Bez. Falaise; 1150 Einw. — 3) M., St. Eglise, Flecken das., Depart. Manche, Bez. Valognes; Handel mit Vieh und Butter; 1560 Einw.

Mere, la, et les deux filles, drei südamerik. kleine Inseln im atlant. Ocean, Guyana, an der Küste, südöstl. von Cayenne; den Franzosen gehörig.

Mereaux, Nikolas Jean, bedeutender Tonsetzer zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war bis 1787 Organist an der Kirche zu St. Sauveur zu Paris und von dieser Zeit an bis zu seinem 1797 erfolgten Tode Professor der Musik am damaligen dasigen Nationalinstitute. Er schrieb die Opern: La Ressource comique; — Le retour de tendresse; — Domenon et Beauval; — Einiges zu Paesiello's Duel comique und zu Anfossi's Inconnue; — Laurette; — Alexandre aux Indes und die große Cantate Aline Reine de Golconde; ferner die Opern: Oedipe et Jocaste und Fabius, und die Oratorien Samson und Esther.

Merecz, Stadt, s. v. a. Meretsch.

Merechema (Geburtsh.), Sonitus femo-

ralis, der Oberschenkellaut, der Laut, welcher durch das Stethoskop vernommen werden soll, wenn im Uterus (zur vorderen Wand des Unterleibes oder zur Geburt hin) ein oder beide Oberschenkel des Kindes sich andrängen oder vorliegen.

Meredic (franz., Bot.), s. v. a. gemeiner Meerrettig, Cochlearia armoracia *L.*

Meredith (Geogr.), nordamerik. Orte, V.-St.: 1) New-Hampshire, Grafsch. Belknap; 1820: 2416, 1840: 3350 Einw.; — 2) Grafsch. Delaware; 1820: 1375, 1840: 1640 Einw.

Meresa, russ. Flecken, Gouv. Charkow, südwestl. von Charkow.

Merell, luxemburg. Dorf, Distr. und Kanton Luxemburg; 460 Einw.

Meremphraxis (Med.), die theilweise, partielle Verstopfung oder eigentlich Ueberfüllung eines Organs u. s, w.

Merend, asiat. Stadt, Persien, Prov. Aderbeidschan, nordwestl. von Tabris; Cochenille, vorzügliches Opium, Aprikosen; 10,000 Einw.

Merenda, s. v. a. Prandium, vgl. Mahlzeit.

Merenda (röm. Gesch), 1) Cn. Cornelius, Prätor unter dem Konsulat des Publ. Cornelius Scipio Africanus und Tib. Sempronius Longus um das J. 134 v. Chr. Er erhielt zur Provinz Sicilien; — 2) Ser. Cornelius M., zeichnete sich unter den Konsuln W. Curius Dentatus und Lucius Cornelius Lentulus im Kriege gegen die Samniter und Lucaner aus und erhielt als Belohnung von der Beute eine goldene Krone (275 v. Chr.). Im Jahr 274 v. Chr. bekleidete er das Konsulat.

Merendera (Bot.), nach Ramond, Gattung der Colchicaceae *Dec.*, Hexandria Trigynia *L.* Von 5 Arten, ausdauernden Kräutern in wärmeren Ländern, sind am bekanntesten: 1) M. Bulbocodium *Ram.*, in den Pyrenäen, in Spanien; — 2) M. caucasica *Biebst.*, am Kaukasus.

Meretinzen (Geogr.), 1) österr.-steier. Schloß mit Bezirk, Kr. Marburg, umfaßt 14 Gemeinden mit 2560 Einw.; — 2) Dorf das., 200 Einw.; bis 1651 gehörte M. den Grafen von Herberstein.

Meretitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Meradic). Kr. Saaz, Herrsch. Klösterle; 230 Einw.; — 2) das., Herrsch. Winteritz; 150 Einw.

Meretrix (röm. Alterth.), Name der Buhlerinnen, welche um Lohn ihre Reize Preis gaben. Sie wurden in Rom von jeher geduldet u. den Männern wurde aus dem Besuche derselben kein Vorwurf gemacht. Von ehrbaren Frauen unterschieden sie sich durch eine kurze Tunica, über welcher sie wohl eine Toga, aber keine Stola tragen durften. Ihrer Herkunft nach waren sie gewöhnlich Sklavinnen oder Freigelassene. Sie gingen mit entblößtem Halse, bloßen Schultern und Armen einher und hielten sich gewöhnlich in dem Circus, den Bädern, Theatern und in der Subura auf. Oft wurde eine ganze Gesellschaft derselben von einem Leno unterhalten, der auch den Preis für den Genuß einer M. bestimmte. Vor drei Uhr Nachmittag durften sie ihr Gewerbe nicht treiben, sie mußten auch eine Abgabe von demselben entrichten, und wenn sie es aufgaben, widmeten sie der Venus einen Spiegel. Der polizeilichen Beaufsichtigung halber mußten sich alle Buhlerinnen bei den Aedilen melden, und es thaten dieses nicht selten auch freigeborne Frauen, um ungestraft ein zügelloses Leben führen zu können (denn sonst hätten sie die Strafe des Stuprum erlitten), bis ein Senatsbeschluß unter Tiberius dies den Frauen ritterlichen Standes bei Strafe des Exils untersagte. Hatten sie sich gemeldet, so konnten weder sie, noch die mit ihnen verkehrenden Männer des Stuprum angeklagt werden. Hatte eine verheirathete Frau sich als M. erklärt, so galt sie nicht als Ehebrecherin (Adultera). Mit der Betreibung einer M. waren mancherlei gesetzliche Nachtheile verbunden. Die Meretrices waren mit Infamie belegt, durften eben deshalb nicht die Kleidung ehrbarer Matronen tragen und waren auch im Erbrecht sehr zurückgesetzt, indem sie nach Domitians Verordnung weder Legate, noch Erbschaften erwerben sollten.

Meretrix (Mollusk.), nach Lamark, Untergatt. von Cytherea *Lam.* Typus: Cytherea Meretrix *L. Lam.*

Meretsch, Merecz (Geogr.), 1) europ. russ. Flecken, Gouv. Wilna, südwestl. von Wilna; 2800 Einw.; — 2) asiat. Fluß, Persien, Prov. Irakadschem, im nordöstl. Theile der Provinz.

Mereville, franz. Flecken, Dep. Seine-Oise, Bez. Etampes, an der Juine; schönes Schloß mit Park und Gärten, Spitzenklöppeln, Wollspinnerei, Bienen- und Merinozucht, Wetzsteinbruch; 1750 Einw.

Merezhe, österr.-illyr. Weiler, Kr. Adelsberg, Bez. Prem; 3 Mühlen; 110 Einw.

Merezkinar, europ.-türk. Ort, Rumili, Sandsch. Galipoli, an der Maritza.

Mergablum (a. Geogr.), Ort in Hispania Baetica, an der Straße von Gades nach Malaca; j. Beger de la Miel.

Mergana (a. Geogr.), s. Morgantium.

Merganser (Ornith.), s. v. a. Mergus Merganser *L.*

Mergel (Geognos.), auch Märgel, Marne, eine dichte (Mergelstein) oder erdige (Mergelerde, Mergelasche) Verbindung von kohlensaurem Kalk und (mehr als 10 Proc.) Thon, oft auch mit hinzukommender Kieselerde (kieseliger M.), Sand (sandiger M.) oder Rautenspath (dolomitischer M.), derb kugelig, knollig, (Mergelniere, Mergelnuß), mit Septarien (s. d.) 2c., im Bruch erdig, uneben, zuweilen schieferig, grau, doch auch durch Eisenoxyd grünlich, gelblich, röthlich, braun, durch Bitumen schwärzlich gefärbt, matt, undurchsichtig, mager anzufühlen. Manchmal nimmt er schieferiges Gefüge (Mergelschiefer) an und erscheint in dieser Gestalt wie auch als gemeiner M. in den meisten Schichtgesteinformationen als untergeordnetes Glied. So in der Zechsteinformation als Asche, Mergelschiefer und bituminöser Mergelschiefer (Kupferschiefer), in der Trias namentlich als bunter M., zwischen dem bunten Sandsteine und dem Muschelkalke, als meist grauer M. im Mu-

schelkalke selbst, ebenfalls bunt im Keuper (Keupermergel, marnes irisées), im Lias als meist bituminöser Mergelschiefer (Liasschiefer), ebenso in der Juraformation (Juramergel, Schiefermergel), als Kalkmergel in Kalk, als Thonmergel in grauen Thon übergehend, wozu auch die Walkererde von Bath, der Brodfordthon 2c. gehören. Weiter aufwärts werden die Mergelbildungen immer häufiger und auch mächtiger, wie der Gault, der Pläner (Opuka), der Kreidemergel, der Londonthon, die Molassenmergel, die subapomische Mergelbildung, die Diluvialmergel 2c. Die häufig an der Luft zerbröckelnde Mergelgesteine geben den sog. Mergelboden (mergelige Ackererde), der aus einem Gemenge von 10—20 Proc. kohlensaurer Kalkerde, 30—50 Proc. Thon und 30—50 Proc. Sand besteht, während der Humusgehalt selten über 5 Proc. sich erhebt. Beim Anhauchen gibt er Thongeruch und braust mit Säuren; seine Farben entsprechen denen des Mergels, aus dem er entstanden ist. Im trockenen Zustande zieht er viel Feuchtigkeit aus der Atmosphäre an, hält sie lange fest, bildet mit Wasser einen mehr oder minder bildsamen Teig, zieht sich beim Austrocknen zusammen und wird fest, ist aber leicht zu zertheilen. Von allen Bodenarten ist er der vortheilhafteste und enthält neben Eisen- und Humustheilen immer kleine Mengen von Kali, Natron, Chlor, Schwefel, Phosphor, stickstoffhaltigen Substanzen, welche von wesentlichem Einfluß auf die Vegetation sind. Es werden folgende Abänderungen unterschieden: a) Sandiger Mergelboden mit 60—70 Proc. Sand. b) Lehmiger M., der durch überwiegenden Gehalt an Thon und Sand characterisirt ist. c) Thoniger M., der 50—60 Proc. Thon, 15—20 Proc. kohlensaure Kalkerde, 15—35 Proc. Sand und 5—15 Proc. Humus enthält. Zieht beinahe soviel Feuchtigkeit aus der Atmosphäre als Thonboden, trocknet aber schneller wieder aus. Im feuchten Zustande ballt er sich sehr stark und bildet große Schollen, beim Austrocknen zieht er sich stark zusammen, wird sehr fest und bekommt viele Risse. d) Kalkiger M. mit eingemengten Körnern und Fragmenten von Kalkstein. e) Talkiger M. mit 8—10 Proc. kohlensaurer Talk- oder Bittererde. f) Humoser M. mit 10—15 Proc. Humus, wodurch der Boden stets locker erhalten wird. Zugleich ist dieser Boden reich an den übrigen Stoffen, die zur Pflanzennahrung gehören und bringt deshalb in manchen Gegenden (Ungarn, Podolien, Böhmen, Mähren) viele Jahre hintereinander reiche Ernten hervor, ohne jemals gedüngt zu werden. g) Salziger M., in welchen viele Salze eingemengt sind. Ein mergeliges Hügelland wird gewöhnlich als Aschengebirge bezeichnet. Tutenmergel, s. Tutenkalk.

Mergel (Landwirthsch.), mineralisches Düngungsmittel, schon von Columella empfohlen, in späterer Zeit wahrscheinlich am frühesten bei den Engländern bekannt; in Deutschland erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch die glücklichen Meliorationsversuche damit in Holstein allgemeiner bekannt geworden und dann mit ungewöhnlichem Eifer in Schleswig und Mecklenburg als Verbesserungsmittel des Ackers benutzt. Man versteht darunter eine innige Mischung von Thon und kohlensaurem, d. h. mildem (in der Sprache des gemeinen Lebens gelöschtem) Kalk. Kohlensaurer Kalk besteht aus ätzendem Kalk und Kohlensäure. Dieser Kalk ist im M. größtentheils mischungsweise oder chemisch, doch zum Theil auch adhäsionsweise oder mechanisch befindlich. Im ersten Falle stellt der M. nur eine homogene oder gleichartige Masse dar, in der auch das stärkste Vergrößerungsglas keine Kalk- und Thontheile nebeneinanderliegend wahrnehmen kann. Selten findet man aber den M. in diesem Zustande einer vollkommnen chemischen Mischung, vielmehr trifft man in demselben in kleinen Nieren oder Nestern eine Menge größerer oder kleinerer Kalkstücke, die nur durch Adhäsion oder Berührung, oder durch eine mechanische Vermengung mit dem Grundbestandtheil des M.s — dem Thon — verbunden sind. Die Wirkung des M.s ist von den meisten Schriftstellern in eine chemische und mechanische getheilt worden. Die erste machen fast Alle von dem Kalke abhängig, und in letzterer Beziehung geben sie die Regel, daß man vorzugsweise denjenigen M. aufbringen müsse, der dem zu befahrenden Acker in seiner Mischung am entgegengesetztesten sey, also den mehr sandigen auf den thonigen Boden und umgekehrt. Man war der Meinung, daß der Kalk im M. auf die im Boden befindlichen organischen Reste zersetzend wirke, daß er den in der Ackerkrume befindlichen unzersetzten Humus auflöse und in Extraktivstoff, den man als die eigentliche Nahrung der Pflanzen ansieht, umwandle. Im völligen Gegensatze dazu trat der als Mergelapostel bekannte Dr. Gerke mit der Theorie auf, daß der Kalk, und besonders der Kalk im M., von verwesten Schalthieren entstanden, mithin als organischer Ueberrest wahrer Humus sey. Das Unhaltbare einer solchen Theorie springt bald in die Augen, wenn man bedenkt, daß noch kein Landwirth ohne den gänzlichen Ruin ununterbrochen nur einzig und allein durch Anwendung des M.s den Abgang der Fruchtbarkeit ersetzen konnte; denn auch in den Gegenden, wo eine periodische Wiederholung des M.s Statt finden soll, verabsäumt man doch nie die Düngung mit thierisch-vegetabilischem Mist. Uebrigens hat Gerke, wie emsig er auch darnach gesucht, doch in den vielen von ihm oder vielmehr vom H. Grischow untersuchten M.-Arten keinen Humus, nur in einigen seltenen Fällen etwas mehr als Spuren davon gefunden. Der Schwachen halber war es erfreulich, daß wissenschaftlich gebildete Männer die großen Blößen der gerke'schen Doctrin auch durch scientivische Beleuchtung aufdeckten. Der heftigste Gegner derselben, Prof. Körte in Möglin, wollte demnach die Wirkung des M.s vorzüglich darin finden, daß er die Absorptionsfähigkeit der Ackererde gegen die den Pflanzen gedeihlichen Gasarten erhöhe und ihre Thätigkeit auf die Luftarten und die Verbindungen derselben befördere. Er suchte durch analoge Schlüsse die Ansicht zu begründen, daß auf gemergelten Aeckern

eine Salpeterbildung vorgehe, verglich ausgemergelten Boden mit den ausgearbeiteten oder todten Erden der Salpetersieder, die ebenfalls erst nach längerer Zeit und vieler Bearbeitung wieder tüchtig würden, Salpeter zu erzeugen, und machte darauf aufmerksam, daß ein gewisses Maß von Feuchtigkeit und Licht zur Salpeterbildung unumgänglich nothwendig sey. Er erinnerte an die überall günstige Anwendung der Rückstände von Salpeterwänden, so wie an die vielfach angestellten Versuche über die Wirkung des reinen Salpeters auf die Vegetation und baute hierauf folgende Theorie: Der M., so wie jede kohlensauren Kalk haltende Erde, ist das Mittel, welches mit Hülfe eines gewissen Feuchtigkeitszustandes und unter dem Einflusse eines nicht zu intensiven Lichtes, das in der atmosphärischen Luft enthaltene, oder das durch die Vegetation hervorgebrachte Oxygen mit dem aus den Resten organischer Körper — dem Dünger — sich entbindenden Azote in einem dem Pflanzenorganismus angemessenen Verhältnisse verbindet, und dieses Verhältniß kommt aller Wahrscheinlichkeit nach, da der Salpeter allen Erfahrungen zufolge in einem gewissen quantitativen Verhältnisse so außerordentlich günstig auf die Vegetation wirkt, dem Verhältnisse, in welchem sich die Stoffe zur Salpetersäure bilden, entweder gleich oder sehr nahe. Nach in Mecklenburg gemachten Erfahrungen hat der M. auf sehr trockenem Sand, auf rohem Lehm und auf schönem weichen Boden wenig oder gar nicht gewirkt, dagegen aber auf feuchtem Mittelboden eine sehr große Wirkung gezeigt. Auch hat sich in den meisten Fällen erwiesen, daß bei gleichem Boden der M. in Dreifelderwirthschaften von geringerer Wirksamkeit ist, als in den Koppelwirthschaften. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß Thon-, Lehm- und Sandmergel fast gleiche Wirkung äußern, und daß der größere oder geringere Kalkgehalt des M.s von keinem erheblichen Einflusse auf die Wirksamkeit desselben ist; ja es haben sogar Grand und Flugsand, worin nur einige Spuren von Kalk waren, sich mindestens auf die ersten Saaten gleich wohlthätig wie der übrige M. gezeigt. Die Versuche der Landwirthe auf mehren Gütern haben ferner ergeben, daß es in den ersten Ernten nach dem Mergeln keinen merklichen Unterschied hervorbringt, ob man eine halbe, eine ganze oder vier Karren M. (à 10—12 Kubikfuß) auf die □Ruthe fährt. Die Merkmale des Bodens, worin sich M. findet, lassen sich füglich eintheilen 1) in vegetabilische, 2) in lokale, 3) in mineralische. Unter den vielen Pflanzen, die als Kennzeichen einer unter ihnen befindlichen Mergellage aufgestellt werden, erwähnen wir hier nur folgender: 1) Der wilden Brombeeren (Rubus caesius); 2) des gemeinen Huflattigs (Tussilago Farfara); 3) des Hopfenkrauts (Medicago lupulina); 4) des klebrigen und Wiesensalbeis (Salvia glutinosa und pratensis); 5) der kleinen Feldbistel, besonders wenn sie auf Anhöhen in ansehnlichen Gruppen steht. Wo diese Pflanzen häufig angetroffen werden, da darf man auf die Nähe einer Mergelschicht sichere Rechnung machen, aber man muß sich vor dem umgekehrten Schlusse hüten: wo sie nicht sind, da ist kein M., denn lagert dieser tief, so vermag kein an der Oberfläche des Bodens wachsendes Vegetabil ihn anzuzeigen. Die von der Lokalität oder der äußern Beschaffenheit und Lage einzelner Theile einer Koppel hergenommenen Merkmale bestehen darin, daß auf ebenen Feldern der M. gewöhnlich und am sichersten auf den höchsten Stellen des Ackers, auf kleinen Anhöhen desselben, und zwar entweder auf denselben oder an der mehr oder minder schrägen Abdachung, besonders nach einer etwa angrenzenden Wiesengegend oder einem Sumpfgrunde zu, angetroffen wird. Die mineralischen Merkmale bestehen in Folgendem: 1) Ist unter einer Ackerstelle Thonmergel befindlich und ist diese Stelle etwas über die übrige Fläche erhaben, so will der Pflug, zumal bei trockner Witterung, nicht zur gehörigen Tiefe eindringen; wird er aber mit Gewalt gezwungen, bis zur Furchentiefe einzudringen, so bricht er in unförmlichen Stücken den rothen, unfruchtbaren Lehm heraus, weshalb solche gepflügte Stellen schon in der Ferne eine rothe Farbe zeigen. Dieser Thon wird in größerer Tiefe feuchter, schmieriger, klebriger, und hin und wieder bemerkt man wohl schon ein eingesprengtes Kalkstück. Unter solchen Anzeigen kann man sicher seyn, daß man in größerer Tiefe Thonmergel antreffen werde. 2) Andere, ebenfalls höhere Stellen des Ackers, lassen sich leicht pflügen; der Pflug vermag aber keine glatte Furche hinzulegen, weil das Erdreich vor demselben bricht und krümmelt. Untersucht man unter der Pflugfurche die Erde in größerer Tiefe, so trifft man auf einen rothen, scharfen Sand, der, je tiefer man gräbt, desto weicher wird, auch die Farbe wechselt, weißlich wird und kleine Kalknieren zeigt. Dies sind sichere Anzeigen einer tief lagernden Sandmergelschicht. Die oben gedachten Bestandtheile des M.s kommen, wie bereits angedeutet, in sehr verschiedenen Mischungsverhältnissen vor, und von dieser abweichenden Proportion wird der Grund seiner Eintheilung und Benennung hergenommen (s. Mergel, Miner.). Will der Landmann, — wir setzen voraus, daß er mit einem kleinen messingenen Einsatzgewicht und einer kleinen Wage versehen sey — seinen gefundenen M. untersuchen, so verfahre er auf folgende Weise. Er nehme 25 Loth = 100 Vierteilloth seines M.s, trockene und zerreibe ihn so fein als möglich und befreie ihn von Wurzeln und Steinen durch Hülfe eines Haarsiebes. Dann thue er den M. in ein gläsernes Gefäß und übergieße ihn mit einer verdünnten Salz- oder Salpetersäure, bis das Aufbrausen aufhört und die Mischung einen merklich sauren Geschmack behält. Sollte dieselbe noch zu dick seyn, so muß er sie durch Wasser noch etwas verdünnen. Hat er sie auf diese Art 12 Stunden stehen lassen, so gieße er die obere klare Flüssigkeit behutsam ab, filtrire sie durch ein feines Tuch und wasche den unaufgelös'ten Rückstand mit Wasser aus, bis es keinen Geschmack mehr hat. Dieses wird zu obiger Flüssigkeit gethan. In dieser Flüssigkeit befindet sich nun der Kalk im aufgelös'ten Zustande und der Rückstand enthält die beiden andern Bestandtheile des M.s, nämlich Thon und

Sand. In jene schütte er dann gereinigte Potasche, so wird sich die Flüssigkeit trüben und ein Niederschlag erfolgen. Die Potasche verbindet sich nämlich mit der Säure und diese läßt den Kalk fahren. Wenn er nach Verlauf einiger Stunden glaubt, daß alles sich wieder gesetzt habe, so gieße er die obere klare Flüssigkeit ab, thue den Niederschlag auf ein Papier, trockne und wiege ihn. Der Niederschlag ist Kalk, dessen Gewicht in Vierielloth die Menge Kalk in 100 Theilen oder Procenten des Ganzen angibt. Jetzt ist noch Thon und Sand zu scheiden, welches auf mechanische Weise durch's Abschlemmen geschieht, indem das Wasser den Thon mitnimmt und den Sand zurückläßt. Man suche den M., wenn es angehen kann, in der Mitte des zu befahrenden Feldes zu erhalten, und zwar da, wo man am wenigsten rohe Erde abräumen darf und nichts vom Wasser zu befürchten hat. Am besten ist es, wenn man die Grube an einer etwas abhängigen Stelle anlegen kann, damit die Ausfahrt bergunter gehe und dadurch etwas erleichtert werde. Man suche zu dem Ende an vielen verschiedenen Stellen des Feldes durch Graben und Bohren denjenigen Ort zu treffen, wo man den besten M. am bequemsten erhalten kann. Oft sitzt dieser aber 8 und mehre Fuß tief und ist in einigen Schlägen gar nicht anzutreffen, weshalb man ihn in diesem Falle von andern Feldern herholen muß. Hat man an einem passenden Orte guten M. gefunden, so bestimmt man die Größe der Grube und untersucht an allen vier Ecken und in der Mitte, ob er auch vielleicht irgendwo sehr tief wegfalle, in welchem Falle man die Grube etwas verrückt. Um sich zu überzeugen, daß man nicht eine flache, bald aufhörende Mergellage getroffen habe, grabe oder bohre man noch ziemlich tief in dieselbe hinein, damit man sicher sey, die Arbeit des Abräumens nicht umsonst zu thun. Die Größe der Grube kann man sehr leicht nach dem Flächeninhalt des daraus zu befahrenden Stück Landes bestimmen, wenn man zuerst einen Ueberschlag macht, wie viel Fuder und danach wie viel Pott M. man gebraucht. Ein Pott hat nämlich 16 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe, also einen Kubik-Inhalt von 1024 Kubikfuß. Hält ein Fuder nun 12 Kubikfuß feste Masse, so gehen 85—86 solcher Fuder auf einen Pott. Man darf hierauf nur annehmen, wie tief man die Grube ohne das, was weggeräumt wird, zu machen gedenkt, so wird man leicht ihre Länge und Breite bestimmen können. Etwas muß man indessen immer zugeben, weil die Wände nicht lothrecht niedergestochen werden können und die Grube nach unten immer kleiner wird. Bei Sandmergel macht dies ein Bedeutendes mehr als bei dem Lehm. Die Räumerde fahre man, wenn man nur irgend dazu kommen kann, gleich in Vertiefungen oder Sichten, wo sie Nutzen schafft; denn auf den Kanten der Mergelgruben nimmt sie Land weg, verursacht den Einsturz und gibt dem Felde ein unwirthliches Ansehen. Wollte man sie auch nachher wegfahren, so hätte man wenigstens die Arbeit des Aufladens doppelt. Beim Abräumen gebrauche man die Vorsicht, daß die wilde Erde rein vom M. abgenommen werde und nichts davon mit diesem auf den Acker komme; denn gerade die unterste Lage davon enthält meistens viele Säure und verkalktes Eisen und schadet dem Lande, selbst wenn sie auch im Scheidewasser schwach aufbraus't. Diese wilde Erde kann man nachher auf dem Lande leicht vom M. unterscheiden; denn so wie dieser an der Luft weiß wird und zerfällt, so bleibt jene roth und in Klumpen liegen, die schwer zu trennen sind. Das Auffahren des M.s geschieht gewöhnlich mit zweispännigen Wagen oder Sturzkarren, zuweilen auch jedoch mit vierspännigen Bauwagen. Man lasse denselben so gleichmäßig als möglich auf das Land vertheilen. Die großen Stücke werden beim Ausstreuen sogleich etwas zerschlagen, worauf der M. einige Zeit liegen bleibt, damit er von der Luft und Witterung etwas aufgelös't werde. Wenn er hierauf einmal recht vom Regen durchnäßt und darauf oben wieder abgetrocknet ist, so egge man ihn so fein als möglich und zerschlage die etwa noch unzertheilt gebliebenen Stücke. Einige ziehen das Walzen vor und glauben, daß beim Eggen viele Kalktheile in Staubform vom Acker verweht werden; dieß ist aber selten von Bedeutung, wenigstens nicht nach vorhergegangenem Regen. Die Walze zerdrückt dagegen die Mergelklöse auf der Stelle, wo sie liegen, ohne sie, wie die Egge, weiter zu vertheilen. Kommt kein durchdringender Regen, um den M. eggen zu können, so muß man ihn mit Keulen zerschlagen, wodurch er indeß nie so fein zertheilt wird, als durch das Eggen; auch ist das Zerschlagen langweilig. Durchaus nothwendig ist es, daß der M. nicht allein durch und durch trocken werde, sondern auch, daß man ihn trocken unterpflüge. Pflügt man ihn, so wie er gegraben ist, frisch und ungetrocknet unter, so lös't er sich schwer im Lande auf (vom Sand-M. gilt dies natürlich nicht) und thut fast gar keine Wirkung. Es ist auch glaubbar, daß er in trockenem Zustande befruchtende Theile aus der Luft anzieht, im nassen aber nicht, oder doch weniger. Nachtheilig, wenn auch nicht in dem Grade ist das Unterpflügen des M.s bei nasser Witterung, wenn er auch vorher schon trocken gewesen ist. Er bleibt zähe und klumpig, vermischt sich nicht leicht mit der Krume und äußert seine Wirkung wenigstens später. Ueber den Nachtheil des zu zeitigen Unterpflügens des M.s, ehe er recht ausgetrocknet, liegt eine gemeinsame Erfahrung in allen Gegenden, wo gemergelt wird, vor. Das Unterpflügen muß mit flacher Furche geschehen, weil der M. sonst leicht zu tief weggebracht wird und sich überdies noch stets im Lande senkt. Im Frühjahr und Sommer kann man beim Mergeln am meisten beschaffen, das Wasser hindert dann nicht so leicht und das Land wird nicht so zerfahren als im Winter. Im Nothfall geht man indeß auch im Herbst und selbst im Winter dazu, wenn die Witterung es erlaubt. M. zur Sommersaat anzufahren, nützt selten, wenn es nicht Sand-M. ist; die Brache ist zu seiner Vermischung nöthig und es ist am besten, wenn er auf dieselbe kommt, ehe man die Wendefurche gibt. Man befährt im nördlichen Deutschland auch wohl schon im Sommer vor dem

Brachjahre den Dresch. Das Gras wird hierdurch freilich erst ruinirt, wächst aber bald üppig durch den M. hindurch. Im Allgemeinen scheint der Lehm-M. in allen seinen Nuancen die größte Wirkung, eine schnellere, jedoch minder nachhaltige der Sand-M. hervorzubringen. Die Quantität des aufzubringenden M.s richtet sich hauptsächlich nach dem Säure-Gehalt des Bodens und ob derselbe viele faserige, halbverwes'te Pflanzentheile enthält; dann aber nicht minder nach dem Kalkgehalte der verwendeten Substanz. Vom Allzuviel und „M. ohne Maß"-Auffahren verspürt man keine Vortheile, aber wohl eher Schaden. Einige Modifikationen erleidet allerdings das gewöhnliche Auffuhrmaß, wenn man noch besonders die Mischung der Grunderden berücksichtigt. In der Mehrzahl der Fälle werden 12—1600 Kubikfuß M. auf den magdeb. Morgen genügen. Die Dauer der Wirkung läßt sich natürlich auch gar nicht übereinstimmend feststellen. In den verschiedenen Gegenden variirt sie aufs außerordentlichste, je nach dem quantitativen Mengungsverhältnisse des M.s und des Ackers selbst, so wie nach der Fruchtfolge, nach der Stärke der Mistdüngungen und den Jahreswitterungen. Die Beantwortung der Frage: Ob und wann eine Wiederholung des M. räthlich, wird natürlich von der Dauer seiner Wirkung und der Theorie, welche man sich eben nach seinen individuellen Wahrnehmungen und Begriffen über die Art, wie der M. wirkt, gebildet hat, abhängig seyn. Einzelne Wiederholungen haben in Holstein beinahe gerade das Gegentheil von dem bewiesen, was Schwerz von der Nothwendigkeit der Wiederholung des Mergelns in Jülich und in der Grafschaft Mark erzählt, wo man nach 16, 20—25 Jahren das gemergelte Land durch keinen Dung wieder in den Zustand glaubt versetzen zu können, daß er die bisherige Ernte hergabe, sondern es als Regel gilt, eine neue Mergelung vorzunehmen. Schwerlich werden wir in der ersten Zukunft zu einer solchen Masse von Daten über wiederholte Mergelungen gelangen, um aus der Vergleichung derselben a posteriori Principien in Bezug auf die Anwendbarkeit dieser Manipulation bilden zu können. Jetzt wissen wir die obige Frage im Allgemeinen nicht besser zu beantworten, als daß eine Wiederholung des Mergelns dann von Nutzen seyn würde, wenn der Kalk ganz oder doch zum größten Theile durch die Vegetation absorbirt wäre. Nach der körteschen Theorie fehlte dann ein zur Bildung des Salpeters wesentlicher Bestandtheil, und gemergelter Acker, der im Laufe der Zeiten nicht mit Dünger befahren wäre, würde dann in die Kategorie des ausgemergelten — analog den todten oder ausgearbeiteten Erden der Salpetersieder — treten. Der Mecklenburger würde sagen: Ein wiederholtes Mergeln wird dann anwendbar seyn, wenn sich nach einer Reihe von Jahren die Säure im Boden wieder angehäuft hat. Dieser Zeitpunkt möchte gerade hier viel später als anders wo eintreten, indem die ausgebreitete Schafwirthschaft einen Dung producirt, welcher ganz besonders geeignet ist, die Säure zu neutralisiren. Es sind Fälle vorgekommen, wo Sandmergel vom Schafdung durch schnelleres Entfernen der Säure übertroffen wurde. Auf warmem Sandboden hat eine wiederholte starke Auffuhr von Schafdung, selbst für die Niederungen, den M. gänzlich entbehrlich und unwirksam gemacht. Diese Beobachtung verdient weiter verfolgt zu werden.

Mergelasche (Min.), s. v. a. erdiger Mergel (s. d.).

Mergelbildung, subapenninische (Geognos.), s. v. a. Thon und Mergel der Tegelbildung (s. d. und Molassegruppe).

Mergelboden (Geognos.), s. v. a. mergelige Ackererde; s. Mergel.

Mergeldüngung (Landwirthsch.), s. Mergel (Landwirthsch.).

Mergeleisenstein (Min.), nennt man ein inniges Gemenge von Mergel und Rotheisenerz.

Mergelerde (Min.), s. v. a. erdiger Mergel (s. d.).

Mergelgrand von Essen (Geognos.), Parallelbildung der mastrichter Schichten; vergl. Kreidegruppe.

Mergelige Ackererde (Geognos.), s. v. a. Mergelboden (s. d.).

Mergeliger Kalk (Geognos.), ein Kalkstein, der eine thonige Beimengung von mehren Proc. (aber nicht über 10) hat.

Mergeliger Sandstein (Geognos.), heißt die häufig vorkommende Sandsteinabänderung mit mergeligem Bindemittel; s. Sandstein.

Mergeliger Thon (Geognos.), s. v. a. Thonmergel; s. Kurzawka und Mergel.

Mergelkalk (Min.), s. v. a. Mergel (s. d.).

Mergelkalkstein (Geognos.), s. v. a. thonhaltiger Kalkstein. Uebersteigt der Thongehalt 10 Proc., so entsteht Mergel.

Mergelniere (Min.), s. v. a. verhärteter Mergel (s. d.).

Mergelnuß (Min.), s. v. a. Mergelniere (s. d.).

Mergelpilz (Bot.), s. v. a. trüffelförmiger Löcherpilz, Polyporus Tuberaster *Fr.*

Mergelsandstein (Geognos.), fein zerriebene Gesteine, Quarz und Silicate, verbunden durch ein Cement von dichtem thonigem Kalke, wie wiener Sandstein, Karpathensandstein, Macigno, Flysch 2c.

Mergelschiefer (Geognos.), s. v. a. schieferiger Mergel; s. Mergel.

Mergelstein (Min.), s. v. a. verhärteter Mergel (s. d.).

Mergelstetten, würtemberg. Pfarrdorf, Jartkr., Oberamt Heidenheim, an der Brenz; 820 Einw.

Mergeltuff (Min.), s. v. a. Kalktuff (s. d.).

Mergendorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 120 Einw.

Mergenthal (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dörfer: a) (Groß-M., Mergthal, Markl), Kr. Bunglau, Herrsch. Reichstadt; 3 Mühlen; 1150 Einw.; — b) (Klein-M., Kleinmarkl); 390 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 120 Einw.

Mergentheim (Geogr.), 1) früher Meisterthum des deutschen Ordens, im ehemal. fränk. Kreise gelegen, umfaßte 10 □M. mit 32,000

Einw., war eine der ansehnlichsten Besitzungen des erwähnten Ordens; — 2) würtembergisches Oberamt, Jaxtkreis, an Bayern und Baden grenzend, hat einen Flächenraum von $8^1/_{10}$ □M., worauf (in 3 Städten, 42 Dörfern und mehren Höfen und Weilern) 28,000 Einw. leben; — 3) (M.=thal, d. i. Marienheim), Oberamtsstadt das. in dem schönen weinreichen Tauberthale mit Hofkirche, Rathhaus, Gymnasium, Industrieanstalt, Post, Forst= und Kameralamt, auch Buchdruckerei und Buchhandlung, ist jetzt eine einfache Landstadt mit ungefähr 2500 Einw., denen außer dem ansehnlichen Weinbaue durch die Uhrenfabrikation und eine Badeanstalt Nahrungsquellen eröffnet sind. Die hier aus Muschelkalk und Gyps entspringende Mineralquelle ist erst seit dem Jahre 1826 als Heilquelle benutzt, die zu ihrer Benutzung erforderlichen Gebäude sind im Jahre 1829 aufgeführt, und in neuerer Zeit sehr erweitert und vervollkommnet worden. Auch befinden sich hier die nöthigen Einrichtungen zu Douche= und Tropfbädern. Außerdem bietet M. als Stadt von 2500 Einwohnern, ehemals der Hauptsitz des Deutschordens, mit einem Park und schönen Umgebungen, vielfache Gelegenheit zur Bequemlichkeit und Unterhaltung der Kurgäste.

Das Wasser der zur Klasse der kochsalzigen Wasser gehörenden Mineralquelle zu M. ist an Kochsalz und Glaubersalz ungewöhnlich reich, an Kohlensäure dagegen ärmer, farblos, hell, perlt nicht sehr stark, ist geruchlos, und hat einen salzig=bitterlichen Geschmack. Seine Temperatur ist von + 8 bis 9° R. Die Analysen der verschiedenen Chemiker (Gmelin's, Vogel's, Sigwart's vom Jahre 1830, Wrede's vom Jahre 1833) variiren nicht unbedeutend, alle aber geben eine sehr reichliche Menge abführender Salze, besonders Glaubersalz — nur eine verhältnißmäßig geringe Menge kohlensaures Gas, mit Ausnahme der Angabe von Rathgeb. Nach letzterem enthalten 16 Unzen des frischgeschöpften Mineralwassers 15,08235 Kubikzoll kohlensaures Gas.

Das Mineralwasser wirkt kühlend, auflösend, ableitend, vermehrt die Sekretionen des Darmkanals, der Leber und der Nieren, vermehrt den Appetit und verbessert die Verdauung; in größerer Menge genossen laxirt es stark, doch ohne anderweitige nachtheilige Nebenwirkungen. Empfohlen wird dasselbe, gleich ähnlichen Kochsalzwassern, bei Leiden der Verdauungswerkzeuge, die auf erhöhte Venosität gegründet sind, Anschoppungen, Infarkten und Physkonien und daraus entspringenden materiellen Nervenkrankheiten, Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe. — Bei Kongestionen gegen Brust und Kopf, Hämorrhoidenstockungen, Menstruationsstörungen; — Krankheiten des Lymphsystems. — Das Mineralwasser wird auch versendet. Das nahe dabei gelegene Schloß (Neuhaus), mit Naturalienkabinet und Garten, enthält eine ansehnliche Bibliothek und das belangreiche Archiv des deutschen Ordens, war eine Zeit lang die Residenz der Deutschmeister und ist jetzt im Besitze des Prinzen Paul von Würtemberg. — Geschichtliches. M. (Mariae domus) ist unstreitig sehr alt und gehörte früher den Grafen von Hohenlohe. Einer derselben, Heinrich, von 1244—1253 Großmeister des deutschen Ordens, überließ M. seinem Orden als Schenkung. Dadurch kam es, daß die Großmeister desselben, wenn sie in Deutschland waren, ihre Residenz hier nahmen. Im Jahre 1340 erhielt der Ort städtische Rechte, 1386 wurde hier zwischen den schwäbischen Ständen der große heidelberger Bund geschlossen, der die Veranlassung zur nachmaligen Kreiseintheilung Deutschlands gab (s. Schwaben, Gesch.), und 1403 zwischen König Wenzel von Böhmen und den Bischöfen von Würzburg und Bamberg nebst mehren Reichsstädten der bekannte Landfriede errichtet. Der Bauernaufruhr des Jahres 1525 überzog auch M., das dasige Schloß wurde verbrannt, aber nachher eine Anzahl der Bürger, welche sich mit den Bauern verbündet hatten, hingerichtet. Nachdem der deutsche Orden in Preußen durch Albrecht von Brandenburg säkularisirt worden war, verlegten von 1526 an die Hochmeister ihre Residenz dauernd nach M. Im Jahre 1631 wurde die Stadt durch den schwedischen Generalfeldmarschall Gustav Horn eingenommen und mit ihrem Zugehör zu einer Herrschaft desselben gemacht, auch die evangelische Lehre daselbst eingeführt; allein diese Einrichtung hatte keinen langen Bestand; 1643 wurde sie wieder von den Franzosen und Weimaranern erobert. Am 5. Mai 1645 fand in der Nähe eine Schlacht Statt, welche die Franzosen unter Turenne gegen die Oesterreicher unter Mercy verloren; 1648 kam die Stadt wieder an den Orden, der sie bis 1809 besaß. In dem letztern Jahre (den 25. Juni) wurde sie von aufrührerischen Bauern besetzt, diese aber von den Würtembergern bald vertrieben.

Mergentini (a. Geogr.), Völkerschaft in Umbrien (Plin. III, 14, 19).

Mergey, franz. Dorf, Depart. Aube, Bez. Troyes, an der Seine; Flachsspinnerei; 580 E.

Merggengersch, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Dobersberg, 180 Einw.

Merghee (Säugeth.), in Ostindien, s. v. a. Jagdelephant, eine schlanke, mit etwas längeren Füßen versehene Elephantenrace.

Merghen, asiat. Stadt, China, Mandschurei, Prov. He=Loung=Kiang, am Stur.

Merghenew, russ. Fort, Gouv. Orenburg, rechts am Ural, südlich von Uralsk.

Mergoscia, schweiz. Ort, Kant. Tessin, Bezirk Locarno; 600 Einw.

Mergui, asiatische Inselgruppe im östlichen Theile des Meerbusens von Bengalen zwischen den Andamaneninseln und der Halbinsel Malacca, von dieser durch die Foreststraße getrennt. Sie besteht aus sehr vielen Inseln, von denen aber nur wenige einen beträchtlichen Umfang haben. Die größten sind: a) Dschonkseylon (Salanga), allein bewohnt, 12,000 Einw.; reich an Zinn; Viehzucht, Handel; früher zu Siam, dann zu Birma gehörig; Orte: Terrowah, Popra (Papra); b) Dambie (Königsinsel), im Besitz der Engländer; c) Damel (Domel, Sullivan); d) Susanna;

e) Lincava; f) St. Matthew (Elephanteninsel); g) Moscos, die nördlichst gelegene; h) Canister (Groß- und Klein-Canister); i) Panjang; k) Pulo-Seyr; l) Torres; m) Tanasserim; n) Tavai, waldreich; o) Lados (Laddos) u. a. Sie sind meistens bewaldet, mit guten Ankerplätzen versehen und liefern vornehmlich viele Salanganennester, Perlen, Schildkröten, Tripang, Ambra, Wachs, sind aber im Ganzen wenig besucht und daher noch ziemlich unbekannt.

Mergus (Ornith.), nach Linné, Säger, Sägetaucher, Tauchente, Gattung der Palmipedes Lamellirostres *Cuv.*, der Ordnung der Stumpfschnäbler und der Zunft der Schwimmvögel nach Oken. Charakter: Gleichen in Gestalt und Bau den eigentlichen Enten; Schnabel fast walzenförmig, beide Kinnladen mit langen, rückwärts stehenden Zähnen; Nagel so breit als die Oberkinnlade; Scheitelfedern meist haubenartig verlängert. Leben, nur eine Art ausgenommen, in den kältern Gegenden der nördlichen Erdhälfte, im Meer, wie in den Seen, brüten aber lieber am süßen Wasser, und zwar auf dem Boden, legen gegen ein Dutzend Eier, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Die Luftröhren der Männchen haben erweiterte Stellen und an der Gabel eine trommelartige Erweiterung, wodurch ihr Geschrei sehr verstärkt wird. — Fünf Arten:

A. Europäische. a) Schwanz 18federig; Füße röthlich; Schnabel länger als der Innenzeh mit dem Nagel. — 1) M. Merganser *L.*, Mergus Castor *Frisch*, Gänsesäger, großer Säger, Meerrachen, fr. le Harle vulgaire, engl. Goosander, ital. Serolone. Spiegel weiß und von einem dunklen Querstrich durchbrochen; beim Männchen im Frühlingskleide ist der Schnabel roth, an der Kuppe und Unterkinnlade schwarz, der Fuß roth; Kopf glänzend-schwarzgrün; Scheitelfedern verlängert; Oberrücken und Schultern schwarz; Unterrücken dunkel aschgrau; Brust und Bauch morgenrothgelb. Im Sommerkleide ist der Kopf hoch rostbraun, der ganze Rücken dunkelaschgrau, Brust und Bauch wie im Frühlingskleide. Dieser Zeichnung ähneln Weibchen und Junge; beim Weibchen ein nach hinten gerichteter Federbusch. Länge 28 Zoll, Gewicht 4 Pfund. — Gemein in den nördlichen Meeren der drei Welttheile bis Island und Grönland, wo ein Theil den ganzen Winter bleibt, während ein anderer südlich zieht, bis an die deutschen Küsten, und selbst bis an die Flüsse und Binnenseen, sogar bis in die Schweiz und bis nach Oberitalien. Sie fliegen schnell, wie die Enten, und durchschneiden die Luft mit Pfeifen ihrer Flügel, aber nicht weit; auch tauchen sie vortrefflich mit zusammengefalteten Flügeln und einem Sprung auf dem Wasser; sie können sehr lange unter dem Wasser aushalten; bei Gefahr eilen sie schnell davon. Im Meere fressen sie Fische, an den Flüssen aber auch Wasserpflanzen. Die Eier werden gegessen, das Fett und die Federn gebraucht, aus den Bälgen macht man kostbare Pelze, das Fleisch aber schmeckt schlecht. — Enl., 951. Naumann, 61, Fig. 93. — 2) M. Serrator *L.*, langschnäbeliger Säger, Meerrachen, Tauchente, Schwarzkopf, fr. le Harle huppé, ital. Serola. Das Weiß des Spiegels ist beim Männchen durch zwei, beim Weibchen durch eine schwärzliche Querbinde unterbrochen, Schnabel und Fuß roth. Das Männchen hat im Sommerkleide einen kurzen Federbusch, der Oberkopf ist rostbraun, seine Seiten und der Hals roströthlich; Oberkörper und Seiten dunkelaschgrau; Kropf weiß, grau gewölkt. Im Winter ist der Federbusch zuweilen 3 Zoll lang; Kopf grünschwarz; Oberrücken dunkelschwarz; Unterrücken graulich; Kropf rostbräunlich mit schwarzen Längsflecken. Das Weibchen und die Jungen sehen dem Männchen im Sommerkleide ähnlich, aber Kopf und Hals sind dunkler. Länge 22 Zoll. Findet sich in denselben Gegenden, wo sich die vorige Art aufhält, und kommt des Winters gewöhnlich an den Rhein, brütet auch schon im Norden von England und fast in ganz Schweden; auf Island ist sie sehr häufig. In der Ostsee und an andern Orten werden sie des Fleisches und der Federn wegen häufig geschossen. — Enl., 207. Naumann, 61. Fig. 90; 62. Fig. 95.

b) Schwanz 16federig; Schnabel und Füße bläulichgrau, Schwimmhäute schwarz; Schnabel länger als der ganze Innenzeh. — 3) M. albellus *L.*, weißer Säger, kleine Tauchente, weiße Nonne, fr. la Nonnette, la Piette, engl. Smew, ital. Anzoletto, Piscegù, Pescarino. Spiegel schwarz, mit weißen Querstreifen; Scheitel des Männchens hat lange Federn, die Hauptfarbe des Gefieders ist weiß, an der Kopfseite zwei schwarze Flecken; Rücken schwarz; an den Seiten des Kopfes ein schwarzes Querband; Seiten des Leibes mit schwärzlichen Wellenlinien durchzogen. Weibchen mit einem schwärzlichen Fleck hinter den Schnabelseiten, Oberkopf und Nacken rostrothbraun, der Oberkörper dunkelaschgrau; Bauch weiß; Kropf und Seiten aschgrau. Die Jungen ähneln dem Weibchen. Ist kaum 1½ Fuß lang, lebt und brütet im höhern Norden der 3 Welttheile und ist besonders in ganz Rußland ein häufiger Vogel, der auch des Winters sich in Deutschland fast auf allen Flüssen und Seen bis in die Schweiz und bis nach Oberitalien zeigt und sich vorzüglich von Fischen ernährt; daher das Fleisch einen unangenehmen Geruch hat und nicht gegessen wird. — Enl., 449. Naumann, 63, Fig. 97. — M. minutus und M. mustelinus *Enl.*, 450. *Brit.* zool., pl. N., 2. Naumann, 63, Fig. 98 sind nichts als die jungen Männchen und Weibchen dieser Art.

B. Amerikanische. 4) M. cucullatus *Cuv.*, Schreckvogel. Kopf, Hals und Oberseite schön schwarz; auf dem Kopfe ein schöner, aufrichtbarer Federbusch, den man in zwei Theile trennen kann, wovon der hintere weiß ist; Brust, Bauch, Flügeldeckfedern und einige Schaftstriche der Schwungfedern weiß; Schnabel dünn, schwarzroth; Füße fleischfarb. Auf Carolina. — Enl., 935, 936. Wilson, VIII, 69. 1. — 5) M. brasiliensis *Vieill.* Gal. 283, M. fuscus *Lath.* Kopf, Oberhals und die lange, herabhängende Federhaube schwarz, grün; Ober-

seite des Körpers schwarzbraun; Vorderhals grau, Brust und Bauch weiß, mit schwarzen Wellen und Querstrichen; auf dem Flügel ein weißer, durch zwei schwarze Querbänder unterbrochener Spiegel. Beim Weibchen ist der Bauch in der Mitte weiß. In Brasilien.

Merzzandera, asiat. Ort, Afghanistan, Prov. Herat, nördlich von Herat.

Merhammena, Prov., s. Erhamena.

Merheim (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Köln; 350 E.; — 2) das., Kr. Mülheim, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 290 Einw.

Meri, afrik. kleine Insel, Nubien, vom Nil gebildet, zwischen Dar Berber und Dar Robatat.

Meria (Entom.), nach Illiger, Gattung der Hymenoptera aculeata Fossaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Sphex *L.* Charakter: Hat das zweite Glied der Fühler in das erste zurückgezogen; Kinnbacken ungezähnt. Bekannteste Art: M. tripunctata *Ill.*, Tachus staphylirus *Jur.*

Merial, franz. Dorf, Dep. Aude, Bezirk Limoux; Marmorbruch, Eisenhammerwerk; 280 Einw.

Merian (Biogr.), 1) Name einer berühmten schweizerischen Künstlerfamilie, von deren Gliedern bemerkenswerth sind: a) Matthäus M., geb. zu Basel 1593, hatte den berühmten Kupferstecher Dietrich Meyer von Zürich zum Meister. Nach einem 4jährigen Aufenthalt bei ihm wurde er nach Nancy berufen. Darauf ging er nach Paris und schloß eine enge Freundschaft mit Jacques Callot. Einige Jahre nachher kehrte er in sein Vaterland zurück, machte darauf eine Reise durch Deutschland, arbeitete in Stuttgart und darauf in Frankfurt, wo er sich mit Johann Theodor de Bry verband und dessen Tochter heirathete. Nachdem er wieder einige Zeit in Basel zugebracht hatte, gab er endlich den dringenden Bitten seines Schwiegervaters nach und ließ sich für immer in Frankfurt nieder. Er † zu Schwalbach, wurde aber in Frankfurt begraben. Das Bedeutendste unter seinen Kupferstichen ist eine Reihe von „Topographien" verschiedener Länder, die er in Verbindung mit M. Zeiller (Frankfurt 1640, Fol.) herausgab, und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden und bis 1688 30 Bände zählten. Außerdem lieferte er: Icones biblicae (lat. und deutsch, Straubing, 1625—27, 4 Thle.); — Historiae sacrae (lat., deutsch und holl., Amsterd., 3 Thle., Fol.); — Todtentanz (Frankf. 1621, 4, neue Aufl., 1649 und 1696, 4; franz. und deutsch, Basel 1744, 4 und Fol.). Auch lieferte er zum Theatrum Europaeum, zur Archontologia cosmica des Gottfried und zu andern großen geschichtlichen Werken die Abbildungen. M. arbeitete sehr fleißig und sauber mit der Radirnadel. Die von ihm nach der Natur aufgenommenen Ansichten von Städten, namentlich Deutschlands, sind, vorzüglich in der Perspektive, meisterhaft, ebenso seine Landschaften aus früherer Zeit. Da er aber zu viele Werke unternahm, so mußte er später den größeren Theil derselben von Schülern ausführen lassen. Indessen bleibt seine Topographie immer ein in historischer Beziehung höchst interessantes Werk. Von seinen sonstigen Kupferstichen sind noch zu nennen: Albertus D. G. Dux Friedlandus, zu Pferd, im Grunde eine Belagerung. H. $13\frac{1}{2}$ Z., Br. 11 Z. Schön; — Josias, Graf von Waldeck, braunschweigischer General, von Merian gemalt und gestochen, Fol.; — Gustavus Adolphus D. G. Suecor. Goth. etc. Rex 1632, Fol; — Das Abendmahl, gr. qu. Fol. Sehr selten; — Die Thaten Alexanders des Großen, nach A. Tempesta kopirt, 12 Blätter, qu. 8.; — Mehre Blätter aus der Geschichte von Carl V., nach Tempesta; — Die Thaten und Schlachten des Julius Cäsar, 22 Blätter, nach Tempesta, qu. schmal 8; — Die Belagerung von Magdeburg, qu. Fol.; — Zwei holländische Kriegsscenen, kl. qu. Fol.; — Die 12 Monate in landschaftlichen Darstellungen. H. 5 Z., Br. 6 Z. 3 L.; — Die vier Tageszeiten: Aurora, Dies, Vesper, Nox, 1624, qu. Fol.; — Die vier Jahreszeiten, Landschaften mit Figuren, Basel, 1622. H. 5 Z. 2 L., Br. 6 Z. 9 L.; — Schöne Rheinlandschaften von Mainz, Heidelberg, Lorch &c. Wenigstens 16 Blätter 4 u. 8. Schöne Stücke; — Folge von 14 deutschen und Schweizer-Prospekten: 1) Sangern; — 2) ein Meierhof daneben; — 3) Briglingen; — 4) Lauffen; — 5) Terweiler; — 6) Der Wald a. d. Birs; — 7) Dellsperg; — 8) Altorf bei Dellsperg; — 9) Zürchersee; — 10) Birse bei Basel; — 11) Rorbach; — 12) Der Neckar; — 13) Der Lustgarten zu Stuttgart, qu. 4. — Viele Städteansichten, z. B.: Würzburg, Aschaffenburg, Rheims, Lüttich, Nancy, Lyon, Landshut, Erfurt, Basel, Bern, Stettin, Stuttgart, Koblenz, Hamburg, Konstantinopel, Innsbruck, Jerusalem, Antwerpen, Straßburg, Breisach, Bremen, Preßburg, München, Münster, Hui. Alle Fol.; — b) Matthäus, der Sohn des Vor., geb. zu Basel 1621, widmete sich der Malerei, namentlich dem Porträt, in welchem er sich Van Dyck zum Muster genommen hatte. Er ließ sich nach längeren Reisen durch Italien, England, die Niederlande und Frankreich in Nürnberg und nachher in Frankfurt nieder. Seine Arbeiten wurden damals sehr geschätzt und er erhielt von mehren Fürsten verschiedene Titel. Auch setzte er das von seinem Vater mit Bildern geschmückte Theatrum Europaeum fort. Er † 1687; — c) Kaspar, der Bruder des Vor., widmete sich der Aetzkunst, ohne jedoch darin seinen Vater zu erreichen. Er setzte das buchhändlerische Geschäft seines Vaters fort und lieferte auch zu den späteren Bänden der Topographien die Kupfer, außerdem mehre Landschaften mit Ruinen &c., einen großen Prospekt von Frankfurt u. A. — d) Maria Sibylla, der beiden Vor. Schwester, geb. zu Frankfurt 1647, wurde von ihrem Stiefvater Morell sehr sorgfältig in der Malerkunst unterrichtet; nachher genoß sie auch noch den Unterricht von Abr. Mignon. Sie erwarb sich einen großen Ruf durch die Treue und durch den Geschmack, mit welchem sie Blumen, Raupen, Schmetterlinge und Insekten in Wasserfarben zu malen verstand. Sie beobachtete mit großer Genauigkeit

die verschiedenen Metamorphosen der Schmetterlinge und veröffentlichte darüber ein Werk unter dem Titel „Erucarum ortus, alimentum et paradoxa metamorphosis" (Nürnb. 1679 u. 1683). Im J. 1665 hatte sie sich mit dem Maler Johann Andreas Graf aus Nürnberg verheirathet, der aber wegen schlechter Streiche nach einigen Jahren fliehen mußte, weshalb sie auch den Namen Merian beibehielt. Nach einem 14jährigen Aufenthalt zu Nürnberg kehrte sie nach Frankfurt zurück, begab sich aber von da mit Zurücklassung ihrer beiden Töchter aus Religionseifer nach Holland und schloß sich der Sekte der Labbadisten an. Dort studirte sie die verschiedenen großen Sammlungen von Insekten u. gewann für die Darstellung dieser Thiere eine solche Vorliebe, daß sie sich zu einer Reise nach Surinam entschloß. Sie unternahm dieselbe in Begleitung ihrer ältesten Tochter im J. 1699 und kehrte 1701 mit einer reichen Ausbeute zurück. Eine Frucht dieser Reise war ihre „Metamorphosis insectorum Surinamensium" (Amsterd. 1705 mit 60 Kupfern), zu welcher Kaspar Commelin den Text lieferte. Es gibt einige von ihrer Hand kolorirte Exemplare, welche sich durch große Farbenschönheit auszeichnen. Um dies Werk fortzusetzen und zu vervollständigen, machte ihre ältere Tochter Johanna Helene eine zweite Reise nach Surinam. Sie schickte ihre Zeichnungen und ihre Beobachtungen ihrer Mutter zu, welche aber an der Veröffentlichung derselben durch ihren Tod, der am 13. Jan. 1717 erfolgte, verhindert wurde. Die Herausgabe wurde dann von der jüngeren Tochter Dorothea Marie Henriette unter dem Titel „De generatione insectorum surinam." (Amsterd. 1719 u. öft., franz., 3. vermehrte Aufl. unter dem Titel „Hist. géner. des insectes de Surinam et de toute l'Europe", Par. 1771, 3 Thle., gr. Fol.) besorgt; — e) Pastellmaler, Sohn und Erbe von M. b), malte Historien in Pastell nach Rubens und Van Dyck, führte auch den Kunsthandel seines Vaters mit Glück fort, ward kurmainzischer Rath, in den Adelstand erhoben, † 1716. — 2) Johann Bernhard, Philosoph, geb. am 28. Sept. 1723 zu Liechstall im Kanton Basel, studirte in Basel Philosophie. Nachdem er bei dem Großpensionär Witt einige Zeit Hauslehrer gewesen war, begab er sich nach Berlin und erlangte dort einen berühmten Namen durch seinen literarischen Kampf gegen die Wolfianer. Friedrich d. Gr. mochte ihn wohl leiden und zog ihn oft in seine Gesellschaft. Im J. 1767 wurde er Inspektor des franz. Kollegiums in Berlin und 1770 Direktor der Abtheilung der schönen Wissenschaften bei der Akademie. Er † 1807. Vergl. „Eloge historique de J. B. M." (Berl. 1810). — 3) Andreas von Falkach, geb. 1772 zu Basel, kais. russ. Staatsrath. Sein Vater, der zu den bedeutendsten Männern seines Vaterlandes zählte und später auch regierender Landammann der schweizerischen Eidgenossenschaft war, wurde 1798 nach Frankreich deportirt, weil er sich als einen unversöhnlichen Feind der Revolution und der aus ihr hervorgegangenen neuen Ordnung der Dinge zeigte. Der junge M. begab sich nach England zu seinem Oheim Iselin und später nach Wien, wo er durch die Freundschaft mit Joh. Müller in der Staatskanzlei Beschäftigung fand. Im J. 1802 begleitete er als Legationssekretär den Freiherrn v. Hügel auf den regensburger Kongreß, 1805 ins Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand, und ging dann als Geschäftsträger beim fränkischen Kreise nach Nürnberg. Nachdem die letztere Stadt mit Bayern vereinigt worden war, drang das bayerische Kabinet auf seine Abberufung, und der franz. Minister Champagny hielt sein Talent und seine Anhänglichkeit an die alte Ordnung der Dinge so hoch, daß er sämmtlichen Höfen des Rheinbundes durch ein Cirkular untersagte, M. in ihre Dienste zu nehmen, oder in irgend einer diplomatischen Eigenschaft bei sich zu verwenden. Er konnte sich deshalb nicht nach Karlsruhe begeben, wohin er als Gesandter ernannt worden war, sondern blieb von 1807 bis 1808 zu Wien im Hause seines Freundes, des Freih. von Hormayr, und beschäftigte sich mit der griechischen und römischen Literatur und mit den Vorbereitungen zu dem Kampf von 1809. Bei dem Ausbruch desselben wurde M. beim obersten Armeeintendanten, Grafen Fr. Stadion, beschäftigt. Nach Abschluß des Friedens brachte er einige Zeit in Prag zu und begleitete dann den Fürsten Paul Esterhazy als Legationsrath nach Dresden. Als Napoleon mit Preußen und Oesterreich ein Bündniß einging und seinen Zug gegen Rußland antrat, nahm er mit dem Charakter eines Staatsraths russ. Dienste. Später wurde er in der Centralverwaltung unter dem Minister Freiherrn von Stein und darauf bei dem Generalgouvernement in Dresden angestellt. Nachdem er kurze Zeit in Paris in politischen Verhandlungen thätig gewesen war, widmete er sich ganz den Wissenschaften, namentlich dem Quellenstudium des Mittelalters. Er † in Paris am 25. Apr. 1828. Schrieb anonym: „Principes de l'étude comparative des langues, suivies d'observations sur les racines des langues semitiques par Klaproth" (Par. 1828).

Meriana (Bot.), 1) nach Arrabida, Gattung der Primulaceae *Steud.* Einzige Art: M. procumbens *Arr.*, in Brasilien. — 2) Nach Adanson, Untergattung von Watsonia *Mill.*

Meriandra (Bot.), nach Bentham, Gattung der Labiatae Menthoideae *Benth.* 2 Arten, Sträucher in Ostindien: 1) M. bengalensis *Benth.*, Salvia bengalensis *Roxb.* Stamm oft armsdick, mit aufgeborstener Rinde. Die Blätter haben fast das Ansehen wie die von der gebräuchlichen Salbei, Salvia officinalis *L.*, und auch dieselben Eigenschaften, riechen und schmekken aber kräftiger und besonders durchdringend kampherartig. Man wendet sie in Ostindien als gewürzhaftes, reizendes Mittel an und zieht den Strauch häufig in den Gärten. — 2) M. strobilifera *Benth.* Hat einen stark aromatischen, aber unangenehmen Geruch.

Meriania (Bot.), nach Swartz, Rosenelpe nach Oken, Gattung der Melastomaceae *Juss.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch glockenförmig, 5—6lappig, mit so viel

Blumenblättern und 10—12 Staubfäden; Beutel 2löcherig, unten kurz gespornt. Kapsel rund, 5—6fächerig, mit sehr feinen eckigen Samen. Von 7 Arten, Sträuchern u. Bäumen in Südamerika und Westindien, mit gestielten Gegenblättern und einzelnen Achselblüthen, bekannteste: 1) M. rosea *Tuss.* In Jamaika. 10—20 Fuß hoch. Blätter oval, 3rippig, gezähnt; Stiele einblüthig, mit zwei keilförmigen Deckblättern. Blumenblätter groß, rosenroth. Die gelind aromatischen Blüthen werden zu Theeaufgüssen bei Brustkrankheiten benutzt. Tuss, Fl. d. Ant. 1. T. 6. Ebenso benutzt werden noch — 2) M. leucantha *Sw.* in Jamaika, und — 3) M. purpurea *Sw.* in Jamaika.

Meribriga (a. Geogr.), Stadt der Celtici in Lusitanien (Ptol. II., 5, 6).

Mericarpium (bot. Term.), die Theilfrucht, Halbfrucht, die Hälfte einer Doppelachäne (s. Diachaena), welche sich nach der Reife von der andern Hälfte trennt und bis auf die Berührungsfläche mit dem aufgewachsenen Kelche überzogen ist, bei Doldenpflanzen und Stellaten. Wird auch oft als Carpellum, Früchtchen, bezeichnet.

Merichea (Bot.), nach Loureiro, Untergattung von Stravadium *Juss.*

Meric-Lalande, Henriette, bedeutende Sängerin, geb. zu Paris um 1795, begann ihre Studien im Konservatorium zu Paris und ging dann, um ihre ersten theatralischen Versuche zu machen, in die Departements zu kleinern Operngesellschaften. Im Jahre 1820 kehrte sie wieder nach Paris zurück, wurde bei dem neuerrichteten Theater auf dem Boulevard Poissoniere engagirt, gefiel außerordentlich, vertauschte bald darauf ihre Stelle mit einem Engagement am Theater Feydeau, ging 1823 nach Italien, brachte hier ein Jahr mit Gesangsstudien in Mailand und Neapel zu und trat nun auf ziemlich allen großen Bühnen Italiens mit dem entschiedensten Beifall auf. Im J. 1825 ging sie nach Deutschland, wo sie sich in München u. Wien längere Zeit aufhielt; dann ging sie wieder nach Venedig, später auch nach London; 1836 war sie wieder in Paris. Am meisten leistete sie in der tragischen Oper, u. Rollen wie Semiramis, Julia (in Zingarelli's „Romeo und Julie") und Desdemona führte sie auf eine wahrhaft großartige Weise aus. Ihre herrliche Stimme vereinigte mit einer außerordentlichen Biegsamkeit ungemeine Kraft, und in Hinsicht auf Bühnenleistung und dramatischen Gesang stand sie fast unvergleichlich da.

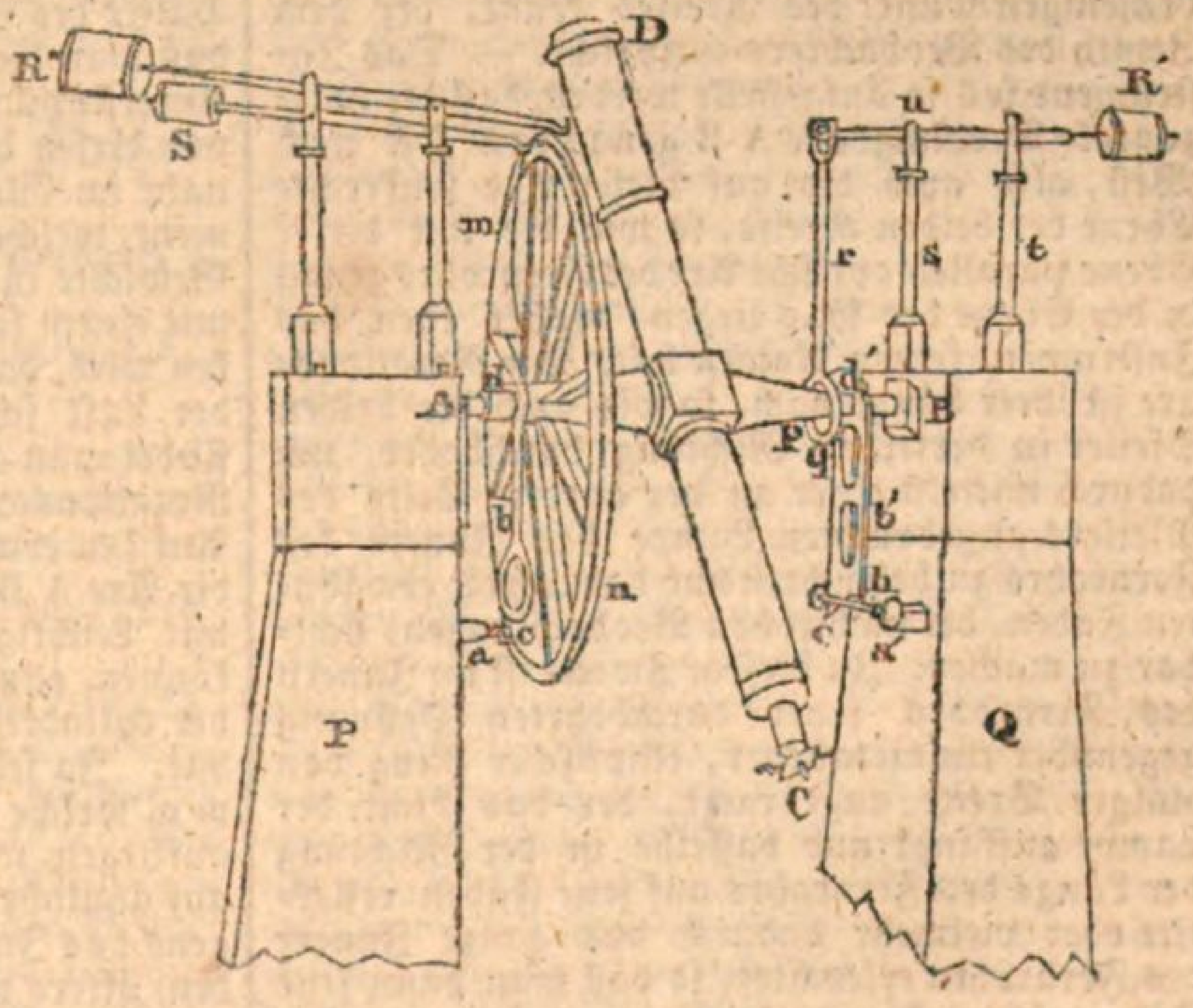
Merida (Geogr.), 1) nordamerikan. Stadt, Mexiko, Staat Yucatan, Hauptstadt das.; Sitz eines Bischofs, gut und regelmäßig gebaut, Gouvernementspalast, Kathedrale, Kollegium; farbige Kattune, Leder; 40,000 Ew.; —2) span. Stadt, Estremadura, Prov. Badajoz, am Guadiana, östl. von Badajoz; altes Schloß, Brücke von 50 Bogen, 3 Kirchen, Klöster, römische Alterthümer (großer Aquädukt mit 37 Pfeilern, Circus, Theater, alles Trümmer der alten Augusta emerita); 6000 Einw.; — 3) südamerikan. Stadt, Columbia, Republ. Neu-Granada, Prov. Sulia, südwestl. von Truxillo, von Gebirgen umgeben; Bischofssitz, Kollegium, Seminar; Plantagenbau, Handel, besonders mit Kakao und Kaffee; 11,500 Einw.

Merida (Bot.), nach Necker, Untergattung von Portulaca *L.*

Meriden, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafsch. New-Haven; bedeutende Eisenfabriken; 1820: 1310, 1840: 1880 Einw.

Meridian (math. Geogr.), jeder Kreis, den man sich durch die beiden Weltpole, das Zenith und Nadir, eines Ortes gelegt denkt, oder auf Globen derselbe durch die beiden Erdpole u. irgend einen Ort gezeichnete Kreis. Jener himmlische und dieser terrestrische M. sind somit für denselben Ort koncentrische Kreise, die in einer Ebene liegen, deren Mittelpunkt aber die Erde ist. Nach der ältern Astronomen Ansicht, wonoch das Himmelsgewölbe über unsern Häuptern sich hinwegschiebt, geht letzteres in einem Tag ganz durch den festen Meridian eines Ortes auf der Erde; im umgekehrten Fall, also nach der Ansicht der Neuern, wonach das Himmelsgewölbe als fest, die Erde als beweglich zu betrachten ist, geht auch der bewegliche M. eines Ortes auf derselben während eines Tages von West nach Ost durch alle Theile des unbeweglichen Himmels, wo dann wieder der Tag anfängt, oder endet wofern dieser bewegliche M. durch den Punkt des Himmels geht, wo die Sonne sich befindet. Jeder Beobachter hat somit seinen besonderen M., der ihm bleibt, so lange er sich nicht nach Ost oder West bewegt, und daraus folgt weiter, daß der M. senkrecht auf dem Horizont des Beobachters stehen muß. Wenn daher der Deklinationskreis eines Gestirnes während der täglichen Bewegung desselben durch das Zenith des Beobachters geht, so fällt der Deklinationskreis desselben mit dem M. des Beobachters zusammen, weil jener Kreis, wie dieser, stets durch die beiden Weltpole, die zugleich die Pole des Aequators sind, gehen muß, und daher auch stets senkrecht auf dem Aequator steht. Der M. befindet sich daher auch senkrecht auf dem Horizont und auf dem Aequator. Beim Durchgang der Gestirne durch den M. eines Ortes haben solche zugleich ihre größte und kleinste Höhe in Bezug auf den Horizont eines Ortes erreicht und man nennt die größte Höhe die Kulmination eines Gestirnes, und da die tiefste Stellung eines Sternes im M. auch südlich fallen kann, so spricht man von einer oberen und unteren Kulmination, wovon die eine oder die andere für den Beobachter unsichtbar seyn kann, sobald sie unterhalb seines Horizontes Statt hat. Befindet sich ein Gestirn in dem M. eines Ortes, und zwar in höchster Stellung, so hat der Ort Mittag, und tritt jener in seinen tiefsten Stand im M., so ist für den Ort Mitternacht vorhanden. — Jeder M. theilt das Himmelsgewölbe in eine östliche und westliche Hälfte, und zwar gehen in jener die Gestirne auf und in dieser unter, dabei heißt der Durchschnitt der Ebene des M.s mit dem Horizont des Beobachters die Mittagslinie. Derjenige Endpunkt dieser Linie, der auf derjenigen Seite liegt, wo die Gestirne für uns ihre größte Höhe erreichen, heißt Süd oder Mittag, der entgegengesetzte dagegen Mitternacht oder

Nord, und der in der Mitte zwischen Süd und Nord liegende Punkt des Horizontes Morgenpunkt oder Ost, der diesem entgegengesetzte dagegen Abendpunkt oder West. Diese beiden Punkte bilden die Pole des M.s eines Ortes. Noch trägt jeder M. den Namen eines Breitenkreises eines Ortes, weil man den Bogen desselben zwischen dem, dem Ort zukommenden, Parallelkreis Breite nennt, während die Länge desselben auf dem Aequator abgelesen wird. Alle Bewohner derselben Hälfte des M.s haben zu gleicher Zeit Mittag, so wie ihnen auch dieselbe geographische Länge zukommt, während diejenigen, welchen die andere Hälfte desselben M.s entspricht, Mitternacht haben, während jene Mittag haben, wobei dann ihre geograhpische Länge um 180° sich unterscheidet. In diesem Sinne spricht man von den astronomischen Tafeln, sie seyen für den Mittag von Paris oder Greenwich u. s. w. berechnet, weil solche Tafeln ohne Unterschied von allen denjenigen ohne Aenderung der Zeit gebraucht werden können, die in demselben M. von Paris und Greenwich wohnen. Bekanntlich nimmt man einen dieser M.e als ersten M. an und zählt von dem Durchschnittspunkt desselben mit dem Aequator die Länge von West nach Ost ab, wie unter Art. Länge u. Breite bereits dargethan worden ist. Auch findet man dort erwähnt, wie Länge und Breite der einzelnen Orte, wofern nicht von demselben ersten M. aus gerechnet wird, auf einander reducirt werden können. — Der Meridiankreis als astronomisches Instrument hat nach Reichenbachs Angabe folgende Einrichtung (Figur). — Die beiden Säulen P u. Q tragen bei A u. B Platten von Glockengut, die sich nach vier Seiten verschieben lassen, und welche in Einschnitten die beiden Enden der horizontalen Axe A B des Instrumentes tragen. Durch die Mitte dieser Axe geht das Fernrohr C D und an dem einen Ende A der Axe sind zwei koncentrische, in einer auf dieser Drehungsaxe A B senkrechten Lage angebrachte Kreise m n befestigt. Die Peripherien dieser zwei Kreise sind einander so nahe, daß sie sich nur nicht eben berühren. Der größere oder äußere dieser Kreise ist an seinem mit Silber belegten Limbus in Grade und Minuten getheilt u. dieser Kreis ist zugleich mit der Rotationsaxe A B durch mehre starke Schrauben fest und unveränderlich verbunden, so daß er sich, wie das Fernrohr, zugleich mit dieser Axe dreht. Der kleinere oder innere Kreis, der auch die Alhidade genannt wird, trägt mehre einander paarweise gegenüberstehende Verniers, durch welche die Eintheilung des großen Kreises noch weiter untergetheilt wird, so daß man mit Hülfe dieser Verniers unmittelbar zwei Sekunden ablesen kann. Dieser zweite Kreis (die Alhidade), ist aber nicht an der Drehungsaxe fest, wie der große, sondern er ist mit dem Pfeiler P unveränderlich verbunden, und er bleibt daher fest stehn, wenn der äußere Kreis um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt beider Kreise gedreht wird. Zu diesem Zwecke ist die Oeffnung um den Mittelpunkt der Alhidade um etwas Weniges größer, als das Ende A der Drehungsaxe, damit die letzte frei durch diese Oeffnung gehen kann. Die erwähnte Befestigung der Alhidade aber an dem Pfeiler B wird durch eine eigene starke metallene Vorrichtung a b bewirkt. Der Theil a dieser Vorrichtung ist ein starkes, in den Pfeiler fest eingelassenes Stahlstück, und der Theil b ist eine solide Platte oder ein Arm von Messing, der an seinem obersten Theile bei d mit der Mitte der Alhidade durch starke Schrauben befestigt ist. Beide Theile sind bei c durch eine horizontale, feine Schraube mit einander in Verbindung gesetzt. Mittelst dieser Schraube kann man die ganze Alhidade etwas Weniges um ihren Mittelpunkt drehen, um ihr die gehörige Lage zu geben, die dann während der Beobachtungen unverändert dieselbe bleiben soll. Um sich der Unveränderlichkeit dieser Lage zu versichern oder um von den kleinen Veränderungen, welchen sie ausgesetzt seyn mag, Rechnung zu tragen, wird an den Speichen dieser Alhidade bei d eine Libelle befestigt, welche jede Aenderung der Alhidade sogleich anzeigt, worauf man dann auch durch die erwähnte Schraube bei c diese Aenderung wieder verbessern kann. — Eine ähnliche Vorrichtung hat man auch an dem andern Pfeiler Q. Auch hier ist ein in diesen



Pfeiler befestigtes Stahlstück a' mit dem metallenen Arm b'. Dieser Arm endet oben mit einem starken Ringe, der die Rotationsaxe A B an ihrem Ende B frei umgibt, so daß diese Axe sich frei um diesen Ring drehen kann. Allein durch die Mitte dieses Arms und längs der Richtung c' d' geht eine Stahlstange, deren unteres Ende bei c' in einer vertikalen Schrauben-

mutter läuft. Diese Stahlstange kann mittelst eines an ihrem untersten Ende bei c befindlichen Schraubenkopfs erhöht werden, so daß dann ihr oberster breiter, in einen Halbmond auslaufender Theil b bei d' an die Rotationsaxe A B angedrückt wird, wodurch die freie Rotation dieser Axe A B aufgehoben werden kann. Wenn man mit diesem Instrumente einen Stern beobachten will, so schraubt man zuerst diese Stahlstange abwärts, so daß die Rotationsaxe frei wird, und bewegt dann diese Axe A B, also auch das damit festverbundene Fernrohr und den äußern Kreis so lange, bis der zu beobachtende Stern im Felde des Fernrohrs erscheint. Dann schraubt man die Stahlstange wieder aufwärts, so daß ihr oberer Theil an die Axe drückt und durch seinen Druck alle weitere freie Bewegung der Axe oder des Fernrohrs hemmt. Allein auch in dieser geschlossenen Lage des Instruments läßt sich doch die Axe A B sammt dem Fernrohre und äußeren Kreise noch etwas Weniges drehn, und zwar durch Hülfe einer feinen horizontalen Schraube a'f', und durch diese feine Drehung kann man es leicht dahin bringen, daß das bereits durch die vorhergehende große und freie Drehung in das Feld des Fernrohrs gebrachte Gestirn nun auch genau auf den mittlern, horizontalen Faden zu stehn kommt, der in dem Brennpunkte des Fernrohrs ausgespannt ist. Wenn man auf diese Weise den erwähnten Faden genau auf den Stern gestellt hat, so liest man, in diesem Stande des Instruments, die Verniers des Kreises ab und erhält so die gesuchte Höhe des Sterns, wenn anders man schon denjenigen Punkt des Kreises kennt, der dem Zenith des Beobachters entspricht. — Das Instrument soll so aufgestellt werden, daß die horizontale Drehungsaxe A B genau von Ost nach West, also auch die auf dieser Axe senkrechte Ebene der beiden Kreise, so wie die mit dieser Ebene parallele optische Axe des Fernrohrs genau in der Ebene des M.s liegen, woher eben das Instrument seinen Namen hat. Die Rotationsaxe ist ihrer Länge nach, so wie auch die beiden Pfeiler in derselben Richtung durchbohrt, um dadurch mittelst einer an der andern Seite des Pfeilers angebrachten Lampe das Innere des Fernrohrs zu beleuchten und dadurch die erwähnten Fäden, bei nächtlichen Beobachtungen, sichtbar zu machen. Zu diesem Zwecke ist im Innern des Fernrohrs jener durchbohrten Oeffnung gegenüber ein metallener, elliptischer Ring von einiger Breite angebracht, der das Licht der Lampe auffängt und dasselbe in der Richtung der Länge des Fernrohrs auf jene Fäden reflektirt oder vielmehr dadurch das ganze Innere des Fernrohrs erleuchtet, so daß man dann jene Fäden als dunkle gerade Linien auf dem hellen Felde des Fernrohrs sehen kann. Da ferner ein kostbares Instrument dieser Art viele Jahre durch in immer gutem Zustande erhalten werden soll, und da vor Allem zu besorgen ist, daß die cylindrischen Enden der Axe A B durch das bedeutende Gewicht des Instruments abgerieben werden, wodurch diese Axenenden ihre gehörige Form und das Instrument selbst seine Brauchbarkeit verlieren würde; so ist durch Gegengewichte R R und S dafür gesorgt, daß das ganze Instrument in den beiden Punkten A und B nur mit einem sehr kleinen Theile seines Gewichtes in seinen beiden Metalllagern aufliege, wodurch die Reibung der Axenenden ungemein vermindert wird. Diese mit Blei angefüllten Gewichte sind nämlich mit der Rotationsaxe A B auf folgende Weise in Verbindung gesetzt. An der Seite B der Axe ist eine metallene Stange angebracht, die von ihrem unteren Ende in einen Ring ausläuft; die Oeffnung dieses Ringes ist bedeutend größer, als die Axe A B an diesem Orte und an dem innern Rande dieses Ringes, an dem untern Theile desselben sind bei p und q zwei kleinere kreisförmige Scheiben oder sogenannte Friktionsräder angebracht, die sich um ihre horizontale Axe bewegen, mit ihrem obern Rande etwas über den innern Rand dieses Ringes hervorstehn und dadurch mit dem untern Theile der Axe B in unmittelbare Berührung kommen. Der oberste Theil dieser vertikalen Stange hat aber eine kleine Oeffnung, in welche das eine Ende einer andern horizontalen Stange u eingreift, während das andere Ende derselben Stange u das erwähnte Gewicht R trägt, das sich an dieser Stange verschieben läßt. Diese Stange läßt sich um einen Stift u bewegen und dieser Stift wird von der auf dem Pfeiler Q aufgestellten Säule s getragen. Auf diese Weise bilden die beiden Stangen r und u einen Hebel, dessen Unterlage jener Stift u ist und der dort, wo sich beide Stangen begegnen, ein sogenanntes Knie hat. Bei diesem Hebel ist R das Gewicht, während die Last die ihm zugewendete Hälfte des Instruments ist, und man sieht leicht, daß man dieses Gewicht R' so lange von dem Unterstützungspunkte u entfernen kann, bis der von diesen beiden Körpern beschwerte Hebel sehr nahe im Gleichgewicht ist, so daß das Instrument, welches früher mit seinem ganzen, großen Gewichte in seinem Lager bei B anlag, jetzt nur mit einem so geringen Drucke auf dasselbe wirken wird, daß es nur eben nicht gleichsam frei in der Luft schwebt. Eine ähnliche Vorrichtung findet man auch an dem andern Ende A der Rotationsaxe mit dem Gewichte R angebracht. Auf den erwähnten Friktionsrollen wird dann die Axe A B wie auf den Rädern eines Wagens mit Leichtigkeit hin- und hergedreht werden können, ohne daß man eine weitere Abnutzung der cylindrischen Enden dieser Axe zu besorgen hat. Ja selbst das Gewicht der beiden Kreise m n, welche auf dieser Axe in dem Punkte A aufliegen, wird durch ein eigenes Gegengewicht S auf ähnliche Weise aufgehoben. Da man übrigens das Instrument, wie wir bald sehen werden, öfters umwenden muß, so daß die Kreise m n bald auf die Ost-, bald auf die Westseite des Fernrohrs zu stehen kommen, so muß jeder Pfeiler P und Q zwei Säulen, wie s und t, tragen, von welchen die eine s für die Axe und die andere t für die Kreise bestimmt ist. — Zunächst läßt sich mittelst dieses Instrumentes, wie mit einem Passageinstrument, die Rektaascension der Gestirne bestimmen, wenn man die Zeit oder Korrektion einer Uhr genau kennt, oder man wird auch diese Korrektion einer Uhr damit zu

bestimmen vermögen, wenn man den Lauf eines Fixsternes beobachtet, dessen Rektaascension man schon im Voraus kennt. Zu diesen Zwecken ist nämlich in den Brennpunkten des oben erwähnten Fernrohrs eine meist ungerade Anzahl von senkrechten Fäden aufgestellt, von denen der mittelste durch die optische Axe des Rohres selbst geht. Da nun das Instrument in der Ebene des M.s selbst aufgestellt wird, so daß also die optische Axe des Fernrohres, wenn dasselbe um die horizontale Axe A B bewegt wird, in der Ebene des Ortsmeridianes sich auf- und abbewegt, so lassen sich die einzelnen Fäden als eben so viele Theile des M.s selbst betrachten, u. die beobachtete Zeit des Durchganges eines Sternes durch den mittleren Faden wird der Zeit seines Durchganges durch den M. selbst oder der Zeit seiner Kulmination gleich seyn. Da aber neben diesen vertikalen Fäden sich noch eine Zahl horizontaler vorfindet, die mit jenen in derselben Ebene liegen und unter rechten Winkeln kreuzen, so stellen diese gewissermaßen die Parallelkreise derjenigen Gestirne vor, welche eben durch diese Fäden gehen. Weiß man aber an dem Kreis m n der Figur denjenigen Punkt, welcher dem Zenith des Beobachters oder auch dem Pol des Beobachters entspricht, so darf man nur die letztgenannten Fäden auf das Gestirn zur Zeit seiner Kulmination stellen, um an diesem Kreis entweder die Zenithdistanz, oder die Poldistanz ablesen zu können. Daher gibt dieses Instrument neben der Rektaascension auch noch die Deklination, also eine vollständige Bestimmung der Lage des Gestirnes an der Hemisphäre, während ein Passageinstrument nur die Rektaascension bringt.

Meridiana (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung. Arten unter Portulaca *L.*

Meridiangrade, s. v. a. Breitengrade, s. Breite.

Meridiani (röm. Ant.), Gladiatoren (s. d.), welche Mittags fochten.

Meridianus (bot. Term.), mittagsblühend, von solchen Pflanzen im Gebrauche, die nur in den Mittagsstunden ihre Blüthen öffnen.

Meridies (lat.), Mittag; daher meridional, s. v. a. mittäglich, südlich.

Meridion, 1) (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gattung der Infusoria polygastrica Bacillaria *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken, Echinella *Grev.* Charakter: Mit einfachem, keilförmig prismatischem Kieselpanzer, bei eintretender, unvollkommener Selbsttheilung spiralförmige, fast ringartige brüchige Ketten oder Bänder bildend. Bekannteste Art: M. vernale *Ehrenb.*, Inf. XVI, F. 2, Frustalia circularis *Duby.* Bildet oft ganz genau kreisförmige Spiralen [vgl. Meridion (Bot.)]. — 2) (Bot.), nach Leiblein und Kützing, Zirkelstäbchen, Strahlfrustel, Fächerstäbchen, Keilfäse nach Oken, Gattung der Diatomaceae Diatomeae *Rchb. Rabenh.*, Chryptogamia Algae *L.* Charakter: Frusteln keilförmig-prismatisch, zu fächerförmigen oder spiralisch gewundenen Bändern verbunden. Von 3 deutschen Arten bekannteste: M. circulare *Grev.* In süßen Gewässern, gewöhnlich in einer schmuzig-bräunlichen oder grauen Schleimmasse an Steinen, Hölzern u. s. w. Einzeln oder gruppirt, 0,01041—0,03333 Linien lang, an der Spitze abgestutzt, bisweilen gekerbt; Hauptfläche ohne Striemen. — Linn. 1833, 558, T. 15, F. 37.

Meridrosis (Med.), das Schwitzen an einzelnen Stellen, der topische oder partielle Schweiß.

Merighi (Amerigi), Michel Angelo, genannt da Carkavaggio (s. d.) von seinem Geburtsorte, berühmter italienischer Maler, geb. 1569. Die dürftigen Umstände, unter denen er in Rom auftreten mußte, nöthigten ihn, bei dem Cavaliere d'Arpino, der damals in hohem Ansehen stand, um Lohn zu arbeiten. Gleichwohl folgte er den Lehren seines neuen Meisters so wenig, daß dieser vielmehr bald in M. eine selbstständige Manier von großer Tüchtigkeit und deshalb in ihm einen Nebenbuhler erkannte, den er alsbald mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgte. Zu jener Zeit bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine den Pfad der Poesie verfolgte, aber, der Einbildungskraft zu freien Spielraum gönnend, die Wahrheit außer Augen verlor. Das Haupt dieser Partei ist Cesare d'Arpino. Wenn die Maler dieser Schule die Natur wenig beachteten und einer imaginären, ins Phantastische sich verlierenden Darstellungsweise huldigten, so suchten die der Gegenpartei eine das Geistige wenig beachtende Uebertragung des Natürlichen, so daß oft das Gemeine und nur das in seiner sinnlichen Bedeutung Auffallende mehr als das Kräftige und Wahre galt. Der Repräsentant dieser Klasse ist Merighi. Muß man aber auch Lanzi widersprechen, der M. einen merkwürdigen Künstler seines Zeitraumes nennt, weil er nach seiner Ansicht die Malerei zur Wahrheit zurückführte, sowohl in den Formen als im Kolorit, worin er Giorgione zum Muster genommen, so ist eben so wenig das gewöhnliche Urtheil über M. nachzubeten, nach welchem dieser Künstler, allem guten Geschmacke entgegen, das Gewöhnliche und Gemeine mit Absicht gesucht und ohne sorgfältiges Studium nur tadelnswerthe Werke geliefert habe. Man übersieht dabei ganz und gar das große Talent, welches M. in der That bewährt hat, und rechnet ihm als Schuld an, was eigentlich nur dem ohne Talent folgenden Haufen der Nachahmer zur Last fällt. Er selbst war nicht allein im Leben, sondern auch als Maler ein Renommist, d. h. eine ungezügelte, kräftige Natur, in Extremen sich gefallend. Um der schwächlichen Sentimentalität und der Charakterlosigkeit, die überhand nahm, entgegen zu wirken, ward ein so fest und bestimmt auftretender Widerpart erfordert, nur hätte er der Einzige bleiben sollen. Der Aufruf, zur Natur zurückzukehren, war nothwendig, aber M. zwang sich, selbst bis zu dem Unbedingten einer sklavischen Nachahmung der Natur vorzudringen, da es ihm doch keineswegs an Tüchtigkeit gebrach, auch für das wahrhaft Schöne u. Bedeutungsvolle mitzuwirken. Seine Leidenschaft untergrub selbst seinen Geschmack, und mit Trotz verfolgte er eine neue, selbstgewählte Bahn, auf der er die Menge mit sich fort-

riß. Wo er ins Große arbeitete und einen Gegenstand wählte, der seine Einbildungskraft heftig ergriff, da überbot er sich selbst und ward in seinem Werke unförmlich, indem er, am Realen haltend, dann selbst die geistige Bedingung aller Erscheinungen übersah und doch die genaueste Charakteristik erzielte. Wo er aber mit ruhigem Gemüthe und ohne Leidenschaft einen einfachen Gegenstand ergriff, da wird man sowohl das künstlerische Talent in ihm ehren, als auch dem Erfolge der Leistungen seine Bewunderung schenken müssen. Nicht Schönheit und Würde verachtete er an sich, sondern er kämpfte für die Wahrheit und Natürlichkeit gegen die damals gültig gewordenen Imaginanten, welche die Malerei gänzlich zu vernichten drohten.

M. malte Blumen und Früchte und dann oblonge Bilder mit halben Figuren, was nach ihm sehr in Aufnahme kam. Scenen des niedrigsten Lebens, und vornehmlich den Charakter von Betrügern und Gaunern hat er mit viel nationeller Wahrheit und ungemeiner Lebendigkeit dargestellt, wie unter andern sein Gemälde der Spieler im Palaste Sciarra zeigt. Dagegen aber können seine religiösen Gegenstände, in welchen heil. Personen den Charakter des niedrigen Pöbels tragen, nur einen sehr unerfreulichen Eindruck gewähren. Wenn wir beim Raphael bewundern, daß er selbst häßlichen und durch Krankheit entstellten Gestalten durch das Tiefe und Bedeutende des Ausdrucks und durch das Große und Edle des Styls gewisse Schönheit in der Darstellung zu geben wußte, so hat hingegen M. das Häßliche und Gemeine auch mit gemeinem Sinne aufgefaßt, und dieser Vorwurf trifft ihn gerade am meisten in dem Charakter seiner Bildungen bei der Darstellung edler Gegenstände. Im Technischen hat M. ausgezeichnete Tüchtigkeit bewiesen; die Gegenstände treten in kräftiger Rundung und Modellirung hervor. Dabei ist er aber, obgleich man ihn als ein entgegengesetztes Extrem mit den Manieristen seiner Zeit betrachtete, ebenfalls nicht frei von willkürlicher konventioneller Manier. Vornehmlich verfiel er auf eine sehr erkünstelte Beleuchtung, wie sie in einem eingeschlossenen, nur durch eine in der Höhe angebrachte Oeffnung erhellten Raum erscheint. Um diese nach der Natur zu studiren, ließ er sich ein solches Lokal zu seiner Werkstätte einrichten, in dem die Wände noch überdem schwarz angestrichen waren, um von den Modellen wo möglich allen Reflex zu entfernen. Seine Gemälde erhielten dadurch eine sehr starke, kräftige, aber keineswegs wahrhaft schöne Wirkung durch Farbe, so wie durch Licht- und Schattenmassen. In den Schatten ist Schwarz, in den Lokalfarben des Fleisches ein gelblicher Ton das Vorherrschende. In den früheren Arbeiten dieses Künstlers, in denen er sich den Giorgione zum Muster genommen haben soll, u. von denen sich mehre in den römischen Gallerien befinden, ist ein mehr der Natur gemäßes Kolorit zu bemerken. Aber eben seine vorerwähnte spätere Manier in der Beleuchtung und Farbenwirkung war dasjenige, was ihm so große Bewunderung und zahlreiche Nachahmer verschaffte. Selbst einige Künstler aus der caraccischen Schule, mit der er im formellen Gegensatz steht, suchten sich dieselbe anzueignen. In Rom arbeitete M. einige Zeit für den Kardinal del Monte, dem seine Spieler außerordentlich gefielen. Er fertigte auch die Porträte Paul V. u. Urban VIII. und einige Bilder für Kirchen. Doch lebte er im steten Kampfe mit der Gegenpartei. Man ließ ihn die Geißel der Kritik fühlen, warf ihm seinen schlechten Geschmack u. seine unedlen Gestalten vor, und brachte es so weit, daß die meisten Gemälde, die er verfertigt hatte, aus der Kirche genommen wurden. Sein düsterer Geist ließ ihn nicht ruhig an einem Orte verweilen; er mußte eines Mordes wegen aus Rom flüchten, kam in mehre Städte, verfertigte überall einige Werke, so lange, bis er wieder als Flüchtling die Thore suchen mußte. Er begab sich auch nach Malta, um den Titel eines Ritters zu erhalten, und erreichte sein Ziel. Hier schmückte er die Kirche St. Johann mit Gemälden, und malte zweimal das Porträt des Großmeisters Vignacourt, der ihn dann zur Belohnung zum Ritter schlug. Bald aber zogen ihm Streitigkeiten mit einem angesehenen Ritter Gefängniß zu; er entfloh, kam nach Sicilien, fand sich aber dort nicht sicher und schiffte sich nach Neapel ein. Endlich, im Jahr 1609, beschloß er, wieder nach Rom zurückzukehren, wurde aber auf dem Wege überfallen und so stark verwundet, daß er †. Rom besitzt noch viele Bilder M.'s. Eines seiner berühmtesten ist die Grablegung, gegenwärtig in der vatik. Sammlung. Der Künstler malte dieses Bild für eine Kapelle der Kirche, genannt: la chiesa nuova, und lieferte in seiner Art ein Meisterstück der Kunst. Es wurde als Altarbild der Kapelle des heil. Sakraments in der Peterskirche in Mosaik gesetzt; befand sich auch einige Zeit als Siegesbeute in Paris. Suydehoef hat das Bild gestochen. In der Kapelle auf dem Kapitol sind die vier Evangelisten, das Edelste und Beste dieses Künstlers. Auf dem Campidoglio ist von ihm noch ein heil. Sebastian, und in der Kirche St. Luigi dei Francesi die Berufung des Apostels Matthäus, der Tod desselben und die Erscheinung der Engel. Sie sind auf Leinwand gemalt und wurden in neuester Zeit von Palmaroli restaurirt. Mehre Bilder von M. bewahrt die Gallerie Doria; im Hause Borghese ist das Mahl zu Emaus, in der pamfilischen Sammlung rühmt Lanzi die Hagar mit dem verschmachtenden Ismael und die Obsthändlerin. Die heil. Anna, deren dieser Schriftsteller erwähnt, befindet sich nicht mehr in dem Palaste Spada. Berühmt sind die Spieler in der Gallerie Sciarra, gest. von Volpato. Im pariser Museum sieht man u. A. den Tod der heil. Jungfrau, in lebensgroßen Figuren; ein Bild, das zu den vorzüglichsten des M. gehört, obwohl es von dessen gewöhnlichen Fehlern nicht frei ist. Es schmückte ursprünglich die Kirche della Scala zu Rom, wurde aber wieder vom Altare genommen, weil man sagte, M. habe den Kadaver einer ertrunkenen Frau zum Modelle genommen. Einen seltenen Schatz hat die giustinianische Sammlung zu Berlin aufzuweisen. Einen heil. Matthäus, über Lebensgröße; Joseph von Arimathia und

Johannes tragen den Heiland zum Grabe, dessen herabhängende Hand Magdalena an die Lippen preßt; die sinnliche Liebe, und als Gegenstück die himmlische Liebe; das Meisterstück von allen aber ist Christus am Oelberg. Sämmtliche Bilder sind vollkommen erhalten. Die dresdner Gallerie besitzt ein ähnliches Bild der Spieler, wie im Palaste Sciarra. In der Eremitage wird ein Bild aus der giustinianischen Gallerie bewahrt, das sich auf die zwei in der Sammlung zu Berlin bezieht. Der Künstler scheint hier die Schwäche seiner Zeit und die in der Liebe gültig gewordene Sentimentalität gezüchtigt zu haben. Das petersburger Bild zeigt einen Laute spielenden Jüngling von unmännlicher, auf Empfindsamkeit hindeutender Haltung. Das erste der berliner Gemälde stellt denselben Jüngling dar, hingerissen von sinnlicher Leidenschaft; das andere, wie er sich erhebt und gerüstet dasteht, die Lust zu seinen Füßen. Es sind dieses jene Bilder, die in Berlin mit dem Namen der sinnlichen und himmlischen Liebe bezeichnet werden. Ein anderes Bild der Eremitage ist das Mahl zu Emaus, und ein drittes, von wilder Komposition, die Kreuzigung St. Peters, wo eine Masse von Figuren in Lebensgröße dem Beschauer mit einer ergreifenden Wahrheit schreckend entgegentritt. Man erzählt, der Kardinal Borghese habe dem M. für die Kirche St. Paolo alle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Peter zu malen aufgetragen, aber Arpino habe es dahin gebracht, daß der Kardinal seine Wahl umänderte und die Arbeit dem Guido übertrug, der dann dieselbe in M.'s Manier vollendete und seinen Ruf dadurch noch mehr erhöhte. Ob M. den ihm übertragenen Gegenstand damals doch vollendete, und ob dieses Bild der Eremitage dasjenige sey, ist uns unbekannt. Man hat von ihm auch ein radirtes Blatt: St. Thomas berührt die Wundmale des Herrn, Fol. Es wurde ebenfalls Vieles nach ihm gestochen, doch nicht Viele erreichten seine kräftige Manier; am besten Soutmann, Vorstermann, Falk und Volpato (vgl. Naglers Künstlerlex. im Art. Amerigi).

Merignac (Geogr.), franz. Dörfer: 1) Depart. Charente, Bez. Cognac; vorzüglicher rother Wein; der weiße wird zum Branntwein verbrannt; 1420 Einw.; Kanal ebendas., 12 Lieues lang, von Süden nach Norden, wird zum Salztransport benutzt; — 2) Depart. Gironde, Bez. Bordeaux; 3100 Einw.

Merignat, franz. Dorf, Depart. Ain, Bez. Nantua; 1390 Einw.

Merigny, franz. Flecken, Depart. Indre, Bez. Blanc; 1220 Einw.

Merilhou, Joseph, Pair von Frankreich, geb. am 15. Okt. 1788 zu Montignac im alten Guyenne, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde 1812 Auditeur beim kaiserlichen Gerichtshofe und blieb auch während der ersten Restauration in dieser Stellung. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, nahm er die Stelle eines Substituten des Generalprokurators an, mußte aber deswegen bei der zweiten Restauration den Staatsdienst verlassen. Er wurde nun Advokat, bewies sich in den politischen Prozessen als ein Hauptvertreter der Volkspartei und des Liberalismus und wurde deshalb 1828 in die Deputirtenkammer gewählt. Hier galt er als einer der bedeutendsten Wortführer der liberalen Partei; auch betheiligte er sich außer der Kammer bei den öffentlichen und geheimen Gesellschaften und begründete namentlich mit den Verein der Freunde der freien Presse sowie den der Nationalsubskription, der zwar zunächst nur den ausgesprochenen Zweck hatte, diejenigen mit freiwilligen Beiträgen zu unterstützen, die von der Regierung verfolgt wurden, aber in seinen wahren Tendenzen viel weiter ging. Als nach dem Sieg der Julirevolution Lafitte die Ministerpräsidentschaft übernahm, wurde M. zuerst das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und nach Duponts de l'Eure Abgang das Ministerium der Justiz übertragen. Indessen legte er dasselbe bald wieder nieder, als er mit dem Prokurator Comte und mit dem Generalprokurator Persil in einen Streit gerathen war, in welchem das Kabinet dem Letzteren Recht gegeben hatte. Obgleich er wieder zur Opposition trat, bewies er doch gegen das Kabinet so viel Mäßigung, daß er zum Rath am Kassationshofe und 1837 zum Pair ernannt wurde.

Merim, See, s. Rio grande do Sul.

Merimea (Bot.), nach Cambessedes, Gattung der Elatineae *Camb.* Einzige Art: M. arenarioides *Camb.* In Amerika.

Merimée, Prosper, franz. Dichter, geb. 1800 in Paris, studirte die Rechtswissenschaft und ließ sich unter die Zahl der Advokaten einschreiben. Indessen trat er nicht als Sachwalter öffentlich auf, sondern widmete seine Zeit der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Kunst. Später wurde er Kabinetssekretär des Ministers Grafen d'Argout, dann Sekretär im Handelsministerium, 1834 Bureauchef im Ministerium des Seewesens, 1835 Generalinspektor der historischen Denkmäler, 1837 aber wieder Bureauchef im Ministerium. Im J. 1844 wurde er nach Nodiers Tod zum Mitglied der franz. Akademie ernannt. Sein erstes Werk: „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" (Par. 1825, neue Aufl. 1840) gab er pseudonym heraus, um die damals herrschende Kritik zu foppen; dasselbe that er bei seinem 2. Werk: „La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie etc." (Par. 1827). Außerdem schrieb er noch: „La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la famille Carvajal" (das. 1828); — und 1572 „Chronique du règne de Charles IX." (das. 1829); — „La double méprise" (das. 1833); — „Colomba" (das. 1840); — „Mosaique" (das. 1833), welches eine Sammlung seiner kleinern Romane und Novellen enthält; — „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France" (das. 1837). Seine Werke zeichnen sich zwar durch eine große Vollendung in der Form aus, lassen aber durch die allzu große Hingabe an die nackte Wirklichkeit das poetische Moment nicht selten vermissen.

Merinthal, franz. Dorf, Depart. Creuse, Bez. Aubusson, am Ursprung der Cher; 1850 Einw.

Merimna (Merimne, Psych.), 1) Cura, Sol-

licitudo, die Sorge, Bekümmerniß um etwas; — 2) die ärztliche Besorgung eines Kranken.

Merinates (a. Geogr.), die Einwohner der Stadt Merinum in Apulien am Berge Garganus (Plin. III, 11, 16). Aus den Trümmern der Stadt soll das heutige Viesti an der Nordostspitze des Gebirgs entstanden seyn.

Merindad (span.), Gerichtsbezirk.

Merindol, franz. Flecken, Depart. Vaucluse, Bez. Apt, an der Durance; 780 Einw.

Merine (Neu-M., Nowe maryna), preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 170 Einw.

Merinianum, neulat. Name für Marignano.

Merino (Geogr.), ital. Dorf, Königr. Neapel, Prov. Capitanata, auf dem Vorgebirg Monte Gargano; 520 Einw.

Merino (Biogr.), Don Geronimo, ein berühmter od. besser berüchtigter span. Guerillaanführer, bekannter unter dem Namen des Pfarrers von M. oder von Villoviado, war in Villoviado, einem Dorfe in Altkastilien, von armen Aeltern geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er in das Kollegium von Lerma geschickt, um dort Lateinisch zu lernen, aber schon nach 4 Jahren wieder zurückgerufen, um seinen Aeltern die kleine Wirthschaft mit besorgen zu helfen. Obgleich er nun geraume Zeit die Ziegen hütete und anderen ähnlichen Beschäftigungen nachging, rückte er doch nach dem Tode des Pfarrers von Villoviado in dessen Stelle ein, nachdem er durch 6monatlichen Unterricht die allernothdürftigste Vorbereitung erhalten hatte. Auch nach seiner Anstellung weidete er wegen seiner geringen Einnahme in der Woche die Schafe, in der Regel mit Flinte, Pistolen und Dolch bewaffnet. Als der span. Befreiungskampf gegen die Franzosen ausbrach, trat er im Mai 1808 an die Spitze eines bewaffneten und berittenen Haufens als Guerillaanführer auf und brachte den Franzosen empfindliche Verluste bei. Durch seine persönliche Tapferkeit, durch sein Glück und durch seine unerhörte Grausamkeit hatte er sich bald einen so gefürchteten Namen erworben, daß bei seinem bloßen Heranrücken viel größere Heereshaufen die Flucht ergriffen. Namentlich boten ihm die Wälder von Burgos und Soria passende Punkte für seine Unternehmungen. Allen Mühseligkeiten und Gefahren derselben widerstand seine feste Gesundheit und seine List, so daß es den Franzosen trotz aller Anstrengung nie gelang, ihn gefangen zu nehmen. Von der genommenen Beute behielt er nie etwas für sich, sondern ließ sie ganz unter seine Leute vertheilen. Von seiner Grausamkeit nur einige Beispiele. Im Mai 1811 waren von den Franzosen 4 Mitglieder der Provinzialjunta von Burgos erschossen worden. M. ließ dafür 110 franz. Gefangene niederhauen, nämlich 20 für je einen jener vier, und die Uebrigen wurden noch mit in den Tausch dreingegeben. Seinen älteren Bruder ließ er ermorden und seinen jüngeren bis auf den Tod Spießruthen laufen. Ist Manches in diesen Erzählungen auch übertrieben, so steht doch so viel fest, daß M. wirklich in diesem Kampf unmenschlich grausam war. Nach Beendigung desselben erhielt er die Stelle eines Gouverneurs von Burgos und eines Kanonikus von Valencia, mußte aber beide wegen seiner unbändigen Rohheit bald wieder niederlegen und lebte seitdem von Allen, selbst von seiner Familie gefürchtet und gemieden in einem Dorfe bei Villoviado, wo er sich vorzüglich mit der Jagd beschäftigte. Als im J. 1820 der König sich zur Annahme der Konstitution genöthigt sah, erklärte sich M. sogleich gegen dieselbe und trat aufs Neue zur Beschützung des absoluten Königs des Altars und zur Vernichtung der Liberalen an die Spitze eines Guerillahaufens, der wiederum die schrecklichsten Grausamkeiten beging. Nachdem das absolute Königthum wieder eingesetzt war, machte er auf die Würde eines Generals Anspruch und widersetzte sich mit seinem Corps der anbefohlenen Auflösung desselben. Er wurde deshalb 1824 festgenommen und in ein Kloster abgeführt, aber bald wieder freigegeben und mit einer Pension von 36,000 Realen zum Brigadier ernannt. Im Jahre 1826 versuchte er an der Spitze einer Guerilla eine Bewegung für Don Karlos, aber dieselbe wurde unterdrückt. M. wurde begnadigt und durfte bald wieder bei Hofe erscheinen. Als der Tod Ferdinands VII. herannahte, erschien er in Madrid und erklärte der Königin Maria Christina, daß er die Durchführung der von Ferdinand VII. bestimmten Thronfolge aus allen seinen Kräften unterstützen wolle, während er doch zu gleicher Zeit einen Aufstand für Don Karlos vorbereitete. Als dies bekannt wurde, entfloh er von Burgos, wo er sich bis dahin aufgehalten und wo sich unter dem Vorsitz des Don Gregorio Alvarez Perez eine Junta gebildet hatte, nach San Pedro de Cardeña und dann nach Sepulveda. Da ihm fast das ganze Bataillon der königlichen Freiwilligen nachgefolgt war, so erhob er in der Gegend zwischen Burgos und Aranda die Fahne des Aufruhrs und vereinigte unter derselben bald 20,000 M., meist von den königlichen Freiwilligen. Obgleich durch das Armeecorps des Generals Quesada geschlagen und in die Wälder von Soria zurückgedrängt, führte er doch den Guerillakrieg fort, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er sich in die nördlichen Provinzen und von da später mit Don Karlos nach Frankreich flüchten mußte, wo ihm in Montpellier ein Aufenthaltsort angewiesen wurde.

Merinos, leichte geköperte, der Serge ähnliche Wollenzeuche, die aus feiner Kammwolle gewebt werden und durch gelinde warme Presse eine etwas glänzende Appretur erhalten. Die M. werden sehr stark zu Kleidern, Mänteln, Halstüchern von den Frauen getragen und gehören zu den gangbarsten Wollenzeuchen. Am feinsten und schönsten sind die französischen M. Man fertigt sie in Stücken von verschiedener Länge und $^{7}/_{8}$ bis $^{5}/_{4}$ Stab Breite, theils aus feiner spanischer Wolle, theils aus tibetanischem Ziegenhaar. Nur die sächsischen M. kommen den französischen an Qualität und Schönheit nahe, ihr Preis ist in der Regel vier- bis achtmal höher, als der der englischen. Von den deutschen Merinomanufakturen sind zuerst die sächsischen zu Merane, Lunzenau, Burgstädt, Penig, Rei-

chenbach, Gera, Ronneburg ꝛc. zu erwähnen. Sie liefern die verschiedensten Sorten M., von denen die feinsten breiten, welche Tibet oder Tibet-Merino heißen, mit den französischen an Güte wetteifern und dabei bedeutend billiger sind. Nächst den sächsischen Fabriken liefern die zu Großbartlof, Mühlhausen, Langensalze, Eisenach, Berlin und Halberstadt gute M. in bedeutenden Quantitäten. Unter baumwollenen M. versteht man eine Sorte festes, doppelt geköpertes Baumwollenzeuch, welches in Stücken von 56 wiener Ellen Länge und 3/4 Ellen Breite zu Rumburg und Warnsdorf in Böhmen fabricirt wird.

Merinoschaf (Säugeth.), s. v. a. spanisches Schaf, Ovis Aries hispanicus. S. Ovis.

Merinville, franz. Flecken, Depart. Aude, Bez. Carcassonne; 1560 Einw.

Meriola, Sierra de, span. Gebirgskette, Prov. Valencia, an der Grenze von Murcia; Spitze: Momcabrer.

Meriolyx (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung, gebildet aus Oenothera serrulata *Nutt.*

Merion (a. Geogr.), Ort in der Landschaft Dardania, dem südlichsten Theile von Obermösien.

Merion (n. Geogr.), 1) Lower-M., nordamerikan. Ort, V. St., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Montgomery; 1820: 2256, 1840: 2830 Einw.; — 2) Upper-M., Ort das.; 1820: 1285, 1840: 2800 Einw.

Merion (Ornith.), nach Vieillot, Vögelgatt. Arten unter Malurus *Temm.*

Meriones (griech. Mythol.), einer der homerischen Helden vor Troja, als ein muthiger Krieger genannt, Kampfgenosse, Freund und Diener des Idomeneus von Kreta, Sohn des Molus. Homer rühmt seine Schnelligkeit und seine außerordentliche Fertigkeit als Bogenschütze.

Meriones (Säugeth.), nach Fr. Cuvier, Hüpfmaus, Schenkelthier, Schenkelmaus, Gattung der Rosores Murini *Cuv.*, der Ordnung der Nagemäuse und der Zunft der Laufmäuse nach Oken, Dipus *Gmel.* unter Mus *L.* Charakter: Vorderzähne $\frac{2}{2}$, Eckzähne fehlen, Backenzähne allenthalben 3, der erste ist der größte und hat 3 Höcker, der zweite 2, der dritte 1. Die Schnauze verlängert, etwas spitzig, die Ohren mittelmäßig abgerundet, Vorderbeine kurz, die Füße 4zehig mit einer Daumwarze, die Hinterbeine mit sehr langen Tarsen und 5 Zehen; der Schwanz sehr lang, dünn, fast nackt, spitzig auslaufend, ohne Quaste. Sie bewohnen Erdhöhlen, machen weite Sprünge, eine Art besteht einen Winterschlaf; bilden den Uebergang zu Dipus; 3 Arten: 1) M. canadensis *Cuv.*, die kanadische Hüpfmaus; engl. Canada Rat, Dipus canadensis *Davies.* Ohren abgerundet, an der Wurzel nackt, an der Spitze behaart. An den Hinterfüßen sind die drei mittlern Zehen lang und stark, die äußern klein. Kopf und Rücken grauschwärzlich, der letzte leicht gelblich überlaufen. Wangen und Körperseiten gelb, etwas grau gesprenkelt, durch einen rothgelben Streif von der ganz weißen Bauchfarbe getrennt. Untere Theile, Inneres der Schenkel und Schnauzenspitze schön weiß; der Schwanz ein Sechstel länger als der Körper, schuppig und fast nackt. Körperlänge die der Hausmaus. Bewohnt die Gehölze und Prairien von Kanada. Shaw, Gen. Zool. II, 1, S. 192, Taf. 161. — 2) M. labradorus *Hart.*, die labradorische Hüpfmaus. Oben braun, unten weiß; die Farben beider Theile laufen in einander; der Schwanz ist kürzer als der Körper, oben schwarz, unten weiß; die Schnurrhaare stehen in zwei Büscheln beisammen und sind schwarz und lang; die Ohren breit und abgerundet; die Hinterschenkel lang; die Nase steht nach unten. Körperlänge 4 Zoll, Schwanzlänge 2 1/3 Zoll, Hinterfüße 1 2/3 Zoll. Bewohnt Labrador, verschläft den Winter. Schreb. Wagn. Suppl. Taf. 231, B. — 3) M. microcephalus *Hart.*, die kleinköpfige Hüpfmaus. Oben bleifarbig, röthlich untermischt, unten weiß, eine röthlichfahle Längsbinde trennt die Seiten vom Bauch. Der Schwanz ist wenig behaart, oben dunkel, unten weiß; derselbe ist verhältnißmäßig länger und der Kopf kleiner, als bei M. canadensis. Körperlänge 3 Zoll, Schwanzlänge 4 Zoll. Ein Paar wurde 1836 einige Stunden von Philadelphia gefangen, das Weibchen trug seine Jungen mit sich herum, welche fest an den Zitzen saßen.

Merioneth, brit. Grafsch., Königr. England, North-Wales; stößt westlich an das irländische Meer, nördlich an die Grafschaft Caernarvon und Denbigh, südöstlich an Montgomery, südlich an Cardigan; 36 4/5 □M., 1831: 35,315, 1841: 39,240 Einw. Das Land ist rauh durch hohe und steile Gebirge, mit wenigen Thälern, daher die Viehzucht Hauptbeschäftigung und außerdem Flanell- und Wollzeuchweberei. Die Flüsse Dyfi, Dysimvy und Wrion münden in das irländ. Meer. Hauptort: Bala.

Merionus (Entom.), nach Megerle, Untergatt. von Curculio *L.*

Merischwanden, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Muri; Wein-, Getreide- und Obstbau; 1230 Einw.

Merises (franz., Pomol.), s. v. a. schwarze Süßkirschen; s. Cerasus.

Merishausen, schweiz. Pfarrdorf, Kant. und Bez. Schaffhausen, im gleichn. engen Thal; 960 Einw.

Merisier (franz., Bot.), s. v. a. Vogelkirschbaum, Cerasus avinm *Moench.* — Merisier à grappes, s. v. a. Traubenkirschbaum, Cerasus Padus *Dec.*

Merisma (Bot.), 1) nach Fries, Untergattung von Thelephora *Ehrh.*; — 2) nach Reichenbach, Untergatt. von Polyporus *Mich.*

Merismopoedia (Bot.), nach Meyen, Theiltäfelchen, Gattung der Desmidieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zellen zahlreich, zu tafelförmigen, 4eckigen Massen vereinigt. Von 3 deutschen Arten verbreitetste: M. punctata *Meyen.* In stehendem Wasser. Täfelchen bis 0,0333 Linien groß, mit weitläufig gestellten Zellen. Ehrenb. Inf. Taf. 3, Fig. 3.

Merista (Bot.), nach Banks und Solander, Pflanzengattung. Art: M. laevigata *B.* et *Sol.*, s. v. a. Myrsine Urvillei *Dec.*

Meristostigma (Bot.), nach A. Dietrich, Gattung der Irideae *Rchb.* Von den 14 Arten dieser Gattung, Zwiebelgewächsen auf dem Kap, sind schon unter Ovieda *Spr.* beschrieben: M. anceps, bracteatum, corymbosum, Fabricii, falcatum, fissifolium und silenoides *Dietr.*

Mérite (franz.), Verdienst.

Mérite, Orden pour le M., s. Verdienstorden, vergl. Preußen, S. 905.

Meritentafel, früherhin beliebtes Disciplinarmittel in den philanthropinischen Erziehungsanstalten, bestand in einer Tafel, worauf die lobenswerthen Leistungen des Schülers aufgezeichnet wurden.

Merithalli (bot. Term.), nach Richard, die Zwischenräume, welche entstehen, wenn sich die Blätter einer Knospe von einander entfernen, um einen Trieb oder ein Reis zu bilden.

Meritus (a. Geogr.), Berg Thraciens (Plin. IV, 11, 18).

Merizomyria (Bot.), 1) nach Kützing, Peitschenschnur, Gattung der Oscillatorieae Rivularieae *Rchb.*, *Rabcnh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden frei entwickelt, ein häutiges Lager bildend, ohne Scheiden, perlschnurförmig, oberhalb verlängert, meist ungegliedert. Von 5 deutschen Arten sind am merkwürdigsten: a) M. Flos aquae *Ktz.* Auf Teichen. Schwimmend, grün; Fäden bis zur Spitze gegliedert; Glieder elliptisch, durchscheinend, spangrün, die untern in einer schleimigen Haut. — b) M. laminosa *Ktz.* In Karlsbad an den Mauern, welche den heißen Wasserdämpfen beständig ausgesetzt sind. Weit verbreitet, gallertartig-häutig, blätterig, lebhaft grünbläulich; die Fäden der untern Schichten mit kugelrunden Gliedern, die der obern ungegliedert. — 2) Nach Pollini, Algengattung. Arten unter Microcoleus *Desmaz.*

Merjäma, russ. Kirchspiel, Gouv. Esthland, nordöstl. von Hapsal.

Merjeja, afrik. Gebirgskette, Algier, im Innern, schließt sich westlich an das Lowat-Gebirg.

Merk (Biogr.), 1) Jos., geb. 1780 in Donaueschingen, studirte Jura, wurde 1803 Advokat in seiner Vaterstadt, 1806 Amtsschreiber in Stuhlingen, 1812 Amtmann in Husingen, 1814 in Stuhlingen, machte von 1813—15 die Feldzüge als Kriegskommissär mit, nahm 1822 seinen Abschied, wurde 1825 als Rath beim Hofgericht in Freiburg angestellt und gründete mit Rotteck die historische Gesellschaft daselbst. Im J. 1831 wurde er in die badische Kammer gewählt, in welcher er sich zur Opposition hielt. Als 2. Vicepräsident derselben im J. 1833 trug er mit Mittermaier viel dazu bei, daß der Landtag nicht aufgelöst wurde. Im J. 1834 wurde er zum Rath und Geheimreferendar im Justizkollegium ernannt. Auch den Ständeversammlungen von 1835, 37 und 39 wohnte er bei und wurde in der von 1837 zum Präsidenten gewählt. — 2) Joseph, Komponist, Mitglied der k. k. Hofkapelle und Professor des Violoncells zu Wien, ist daselbst 1795 geboren, erhielt den nöthigen Unterricht im Violoncellspiel von dem trefflichen Meister Phil. Schindlöcker, wurde schon in seinem 18. Jahre beim Hoftheater angestellt und 1818 in die k. k. Hofkapelle aufgenommen, so wie zum Professor des Violoncells am Konservatorium ernannt. In diesen Stellungen wirkte er auf die segensreichste Weise bis in die neueste Zeit, und als in Folge der Zeitereignisse und der daraus entstehenden Theilnahmlosigkeit das Konservatorium 1848 allmählig einging, trat er 1850 mit einer Gesellschaft anderer für die Sache begeisterter Männer zusammen, um die durch das Eingehen des Konservatoriums entstandene fühlbare Lücke durch Errichtung einer Akademie der Tonkunst auszufüllen. Er schrieb für sein Instrument Etudes, Solo-Bravourstücke, Variationen, Rondos, Polonaisen, Koncertinen ꝛc.

Merk (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sium *L.*

Merka, königl. sächs. Dorf, Kr. u. Ldgr. Bautzen; 110 Einw.

Merkab, asiat.-türk. Schloß, Ejalet Tarablus, sehr fest mit 15 F. dicken Mauern, in 3eckiger Form, von den byzantinischen Kaisern erbaut, diente den Bischöfen von Balanea zum Zufluchtsort gegen die Saracenen und gehörte zur Zeit der ersten Kreuzzüge den Johanniterrittern.

Merkantilsystem, dasjenige national-ökonomische System, welches auf die Erreichung einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz abzielt. Die Erscheinungen der Zeit gehen Hand in Hand, und die Richtung, in welcher die eine Seite der Bestrebungen eines Jahrhunderts sich bewegt, kündigt sich auch in ganz anderen, scheinbar fern liegenden Regungen an. Das Streben nach Universalmonarchie und das M.; der Geist der äußeren Politik der verflossenen Jahrhunderte und der Geist ihrer Staatswirthschaft, sind aus einem Principe geflossen. Wie man auf Kosten Anderer seine Macht erheben wollte, so wollte man auch auf Kosten Anderer sich bereichern. Wie in dem Staatsverkehr der Grundsatz der Gegenseitigkeit der Vater des Weltfriedens werden muß, so wird auch im Welthandel aus demselben Grundsatze der friedliche Wohlstand aller Nationen hervorgehen. In den kriegerischen und diplomatischen Beziehungen ist Italien das Vorbild des neueren Europa's gewesen. Dieses Gemisch von hinterlistigen Kriegen und trügerischen Friedensschlüssen, von ränkevollen Bündnissen und Verträgen, dieses Jagen und Rennen um kleinliche Vortheile, die Einer dem Anderen abzulisten suchte, wurde in Italien lange schon getrieben, bevor andere Völkerschaften noch reif dazu waren. Ebenso hat das M. in Italien zuerst sich gezeigt und ist dort zuerst in wissenschaftliche Regeln gebracht worden. Man glaubte, wodurch einzelne Glückliche sich im Privatleben emporgeschwungen hatten, das müsse auch die Staaten dazu führen; das Monopol, das natürliche Verhältnisse jenen Staaten Jahrhunderte lang verliehen und unter dessen Schutze sie sich zu Macht und Reichthum

emporgehoben hatten, müsse sich auch nach dem Wegfall seiner natürlichen Ursachen durch künstliche Einrichtungen verewigen lassen. Dieses System hat seinen Namen nicht etwa, wie man denken könnte, davon, daß es vielleicht die Rücksicht auf den Vortheil des eigentlichen Handels in den Vordergrund gestellt hätte. Im Gegentheil, es opferte das Interesse des Handels, eben so wie das des Landbaues, dem vermeintlichen Vortheile der Gewerbe, dem trügerischen Gewinne der Staatskassen und dem Scheine. Aber es hat jenen Namen von der Idee, die ihm zu Grunde lag. Es ging von der Voraussetzung aus, die einzelnen Staaten ständen neben einander wie eben so viele Handelshäuser und hätten gerade dasselbe Verfahren einzuschlagen, was diese in Anwendung bringen, um zu gewinnen und sich zu bereichern. Darum war der Zielpunkt und Probirstein dieses Systems die Gewinnung einer vortheilhaften **Handelsbilanz**. Es scheint dieses System, wie gehaltlos es auch bei näherer Betrachtung gefunden werden mag, dem ersten oberflächlichen Blicke recht vernunftgemäß. Eben deshalb, und weil es einem gröberen, wenn auch sich verrechnenden Egoismus schmeichelte und den Leuten Sand in die Augen streute, war es die erste Ansicht, unter welcher Gesetzgeber und Gelehrte das Güterleben auffaßten. Es hat zuerst in der Praxis gegolten, wo es in Italien, dann in England, dann in Frankreich ausgebildet wurde, und ist erst nachträglich in ein wissenschaftliches Gebäude verwandelt worden. Die Grundlage des M.s ist der Grundsatz, man müsse um jeden Preis auf Gewinnung einer vortheilhaften Handelsbilanz hinwirken, d. h. dafür sorgen, daß das Volk mehr an das Ausland verkaufe, als von ihm kaufe, denn so müsse ihm nothwendig der Ueberschuß in Gelde zu Gut kommen u. Geld sey der wahre Reichthum. Aus diesen Gründen wendete man zunächst alle Sorgfalt an, um zu bewirken, daß das Volk so wenig als möglich vom Ausland kaufe. Indem man daher die Produktion, auf welche die Natur selbst das Volk angewiesen hatte, vernachlässigte, wendete man allen Eifer auf die eigene Erzeugung der bisher aus dem Auslande bezogenen Artikel. Man ertheilte den Fabrikanten derselben Freiheiten, Privilegien, Vorschüsse &c., man begünstigte die Einfuhr der rohen Stoffe, die sie hier verarbeiteten und die im Lande nicht zu finden waren, die aber im Inlande zur Wiederausfuhr verarbeitet werden sollten, und verhinderte die Ausfuhr solcher Produkte, die für die inländische Industrie von Nutzen waren. Beides war bedrückend für den Landbau und störend für den Handel. Beides hatte die Folge, daß der Landbau sich weniger mit Erzeugung solcher Rohstoffe beschäftigte, weil man ihm den Vortheil dieser Arbeit schmälerte. Die nützlichen Gewerbe, namentlich die für das innere Bedürfniß arbeiteten, blieben unbegünstigt und Alles war nur auf den Absatz nach Außen berechnet. Man bewirkte dadurch, daß das Inland viele Bedürfnisse aus dem Inlande bezog, die es vorher vom Auslande bezogen hatte, und daß selbst das Ausland durch wohlfeile Preise auf die Märkte des Inlandes gelockt wurde. Um dieses Resultat zu erlangen, mußte man den Fabrikanten fortwährend Subsidien aus öffentlichen Mitteln gewähren und viele Producenten nöthigen, sich mit einem zu niedrigen Gewinne für ihre rohen Stoffe zu begnügen; ja man scheute sich nicht, alle Konsumenten des Landes zu verhindern, ihre Bedürfnisse auf dem besten und wohlfeilsten Wege zu befriedigen, und die Thätigkeit des Volkes und den Gang des Verkehrs von Richtungen abzulenken, denen sie natürlich zustrebten. Im günstigsten Falle gewann man einen Ueberschuß an Geld, dessen Folge ein Sinken des Geldpreises war, das über die eigentliche Natur des Geldes die Augen öffnete. Indeß für den oberflächlichen Denker hatte das System etwas Verführerisches. Es war auch so viel richtig, daß es dem Volke, welches es zuerst und in der Mitte roher und nicht industriöser Nationen ergriff, eine lange Zeit bedeutende Vortheile verschaffen und es dadurch in den Stand setzen konnte, mit Erfolg der auswärtigen Konkurrenz zu trotzen. Denn seine Nachtheile treten erst dann recht sichtbar hervor, wenn alle Begünstigungen, die man den Fabriken zu Theil werden läßt, diese nicht dahin bringen, auf eigenen Füßen stehen zu können, und nun die Kraft zur ferneren Gewährung jener Unterstützungen nachläßt; ferner aber, wenn auch die übrigen Staaten so weit herangereift sind, daß sie das System mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, oder ihm die noch siegreichere Waffe der im freien Handelsverkehr sich behauptenden Konkurrenz entgegenstellen können. Es hat übrigens auch das M. glänzende Vorbilder für sich, Venedig, England, Frankreich, Preußen unter Friedrich II. Venedig hat Jahrhunderte lang das Monopol des Handels, der Schifffahrt und der Salzfabrikation an den Küsten des mittelländischen u. adriatischen Meeres gehabt. Aber es zog nur so lange Früchte davon, als es mit Gewalt dasselbe behaupten konnte. Sein späterer Verfall bewies, daß seine Größe auf unnatürlichen Grundsätzen beruhte. In England ergriff Oliver Cromwell das M. unter den günstigsten Umständen und, wie es scheint, mit dem besten Erfolge. Doch frägt es sich noch sehr, ob der Aufschwung, den Englands Schifffahrt und Handel seitdem genommen haben, diesem Systeme oder seiner günstigen Lage und dem Charakter seiner Bewohner zu verdanken sey, und ob nicht England über weniger Schattenseiten zu klagen haben würde, wenn es nur diesen Umständen und nicht dem System des Egoismus vertraut hätte. Danken mag es jedenfalls seiner Verfassung und seinem Volksgeiste, daß die Früchte des früheren Monopols gut genug benutzt wurden, um ihm nun auch eine nachhaltende Stütze in dem Kampfe mit freier Konkurrenz zu sichern. Dann darf es auch nicht vergessen werden, daß man in England dem M. nicht blind huldigte, und die natürlichen Quellen des Nationalreichthums nicht über den künstlichen vernachlässigte. Endlich hat gerade Englands Geschichte einen schlagenden Beweis gegen das M. geliefert. Ein Hauptpunkt des letzteren nämlich war die Erwerbung der Kolonien. Hier konnte man alle Sätze des Systems unter

dem Schutze des Eigenthumsrechtes und der Gewalt ausüben, und durch ruhige Ausbeutung reicher Länder das Mutterland sichtbar bereichern. Dennoch ist es erwiesen, daß erst nach der Losreißung der Kolonien von England letzteres die wahren Vortheile aus seiner Handelsverbindung mit ihnen gezogen hat. Das M. hat für Staatsmänner das Anziehende, daß es große Geldsummen in den Händen Einzelner aufhäuft, mit denen man sich über eine Benutzung derselben für den Dienst des Staates leichter verständigen kann, als wo man Alles von der Besteuerung zahlreicher Klassen erwerben muß. Theils diese Betrachtung, theils das Streben, mit England zu wetteifern, bewog den talentvollen Minister Ludwigs XIV., Colbert, zur Adoptirung des M.s. In der That hob sich die franz. Industrie unter der Aegide dieses Mannes zu hohem Flor und lieferte ihm die Summen, die sein König in Kriegen und Hoffesten vergeudete. Daß letzteres geschah und das Gewonnene nicht, wie in England, zur Bildung einer bleibenden Grundlage der Industrie benutzt wurde, und daß man in Frankreich, was in England nicht geschehen war, die natürlichen Hülfsmittel über den künstlichen verabsäumte, diesen Umständen ist die Schuld des schlechten Erfolges beizumessen, den das System in Frankreich hatte. Endlich mag das System für wohlwollende und eifrige Staatsmänner etwas Verführerisches haben, weil es schnell herbeiführt, was auf natürlichem Wege nur langsam zu erlangen ist. Der Wunsch, Fabriken und Gewerbfleiß aufblühen zu sehen und die erschöpften Länder in kurzer Zeit zu bereichern, mag Friedrich II. zu dem bevormundenden System bewogen haben, das er besonders nach dem 7jährigen Kriege ergriff. Aber man kennt die Natur der Treibhauspflanzen. Ein Glück, daß die nachfolgenden Regierungen jenen Weg im Ganzen verließen. Im Einzelnen spukt das M. noch immer fast in allen Staaten, aber halten läßt es sich nicht mehr, weil gegenwärtig die Völker zu gleichem Standpunkte auch im gewerblichen Leben herangereift sind, alle Mängel und Inkonsequenzen des Systems in das hellste Licht treten, und zu seinen ursprünglichen Nachtheilen auch noch der selbst in seinem Geiste als Nachtheil erscheinende sich gesellt: daß nämlich bei einer Nation, die von anderen nicht kauft, auch wenig gekauft wird. Schriftsteller über M. sind vorzüglich: Bovinus (geb. 1529, † 1596) in seinem Werke De republica (1589, 8.); Antonio Serra (1613); Kaspar Klock (1671); der Engländer Davenant; der Franzose Melon (1735). Als Koryphäen desselben glänzen J. Stewart (1767), A. Genovesi († 1796) u. J. G. Büsch, besonders in seiner Abhandlung über den Geldumlauf.

Merke (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; Vorwerk; 250 Einw.

Merke (Bot.), auch Drosselbeerer, 3. Zunft der 15. Klasse (Beerer) des okenschen Pflanzensystems. Charakter: Dolden vollkommen; Früchte rundlich, glatt, oft nußartig, ohne Borsten und Flügel. Meistens aufrechte Kräuter mit hohlem Stengel und fiederig-zerschnittenen Blättern, an trockenen und feuchten Orten wachsend. Die Blätter und die Frucht enthalten ätherisches Oel, sind daher, wohlriechend und als Gewürz genießbar, sehr nützlich in der Medicin, bisweilen giftig. Die Wurzel ist selten groß und kräftig, wenigstens ohne Milchschaft und Gummiharz. — Eintheilung. A. Frucht häutig, mit wenigen flachen Rippen; Samen gerad. — a) Seselinen. Frucht walzig oder am Rücken zusammengedrückt, je 5rippig, bisweilen etwas geflügelt, die seitlichen Flügel am Rande; Blätter vielfach zerschlissen. Gattungen: Crithmum, Meum, Silaus, Athamanta, Seseli, Aethusa, Oenanthe. — b) Ammineen. Frucht rundlich oder zwieselig, seitlich zusammengedrückt und daher 2knotig, mit 5 Rippen, bisweilen geflügelt; die seitlichen Flügel am Rande. Blätter meist vielfiederig. Gattungen: Cicuta, Apium, Helosciadium, Ptychotis, Falcaria, Sison, Ammi, Aegopodium, Carum, Bunium, Pimpinella, Sium. — B. Frucht rundlich, nuß- oder rindenartig, mit wenig oder keinen Rippen. — a) Smyrneen. Samen eingerollt. Blätter 1—3fiederig, Frucht aufgetrieben, oft seitlich zusammengedrückt, mit je 5 Rippen, bisweilen verschliffen, die seitlichen am Rande. Gattungen: Cachrys, Prangos, Conium, Arracacha, Smyrnium. — b) Coriandreen. Frucht seitlich eingezogen, rund oder zwieselig, mit je 5 Rippen, die Nebenrippen stärker, Samen hohl, von unten nach oben gerollt (knopfförmig). Gattung: Coriandrum.

Merkel (Biogr.), 1) Dankegott Emanuel, geb. 1765 zu Schwarzenberg im Erzgebirge, † zu Dresden 1798 als Privatgelehrter. Schrieb: Geschichte und Beschreibung der franz. Niederlande (Leipz. 1794); — Geschichte des russ. Reichs (das. 1795, 3 Bdch.); — auch gab er mit Engelhardt den neuen Kinderfreund, in 12 Bdch., heraus. — 2) Salomon Friedrich, nannte sich aber als Schriftsteller Adolf Emmerich Kroneisler, geb. 1760 zu Schmalkalden, widmete sich der Advokatur, wurde aber später zum Obergerichtsrath und Regierungsprokurator in Kassel ernannt; † das. 1823. Schrieb: Vertheidigung der öffentlichen Gerichtspflege (Marb. 1817); — Fürstl. Ernst und Scherz; — 2 Schauspiele: Zaubereien beim Tonfeste u. das öffentliche Gericht (Leipz. 1819). — 3) Garlieb, geb. 1776 in Livland, studirte Philosophie und Geschichte und wurde Privatdocent in Frankfurt a. d. O. Nachdem er schon mehre kleine Arbeiten geliefert hatte, gab er 1803 in Berlin mit Kotzebue den Freimüthigen heraus. Als sich die Franzosen im Jahre 1806 Berlin näherten, hielt er es für gerathen, wegen verschiedener Aeußerungen in jenem Blatt nach Königsberg zu fliehen u. später nach Riga, wo er eine Zeitung redigirte. Im J. 1816 ging er nach Berlin zurück und suchte in Verbindung mit Gubitz den Freimüthigen wieder in Aufnahme zu bringen, aber es wollte nicht recht gelingen und er kehrte deshalb nach Livland auf sein Landgut zurück, wo er sich mit Landwirthschaft beschäftigte. Unter seinen Arbeiten sind die besten die, welche die Geschichte seines Vater-

landes behandeln, wie z. B. Die Letten (Leipz. 1797; 2. Aufl. 1800); — Die Vorzeit Livlands (Berl. 1798, 2 Bde., neue Aufl. 1807). Viel unbedeutender sind seine Erzählungen (Berl. 1800); — Sammlung von Völkergemälden (Lüb. 1800); — Briefe über Hamburg und Lübeck (Leipz. 1800); — Randzeichnungen (Berl. 1802); — Erzählende Schriften (Riga 1807, 2 Bde.); — Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch (1812 bis 1816, 4 Hfte., n. Aufl. 1824); — Ueber Deutschland, wie ich es wiederfand (Offenb. 1819); — Krit. Antiken (das. 1837); — Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben (Leipz. 1840, 2 Bde.). Am bekanntesten wurde M. durch seine heftigen Angriffe, die er gegen die romantische Schule zu Anfang dieses Jahrh. richtete. Da aber dieselben weniger aus einer gründlichen Sachkenntniß, als aus Eitelkeit hervorgingen, so hatten sie auch sehr wenig Erfolg.

Merkelbach, nassau. Dorf, Amt Hachenburg; 170 Einw.

Merkelsdorf, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrschaft Adersbach; 1000 Einw.

Merken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Düren, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Papiermühle; 910 Einw.; — 2) (Nierki), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 250 Einw.

Merkenbach, nass. Dorf, Amt Herborn; 340 Einw.

Merkendorf (Geogr.), 1) bayer. Orte: a) Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Scheßlitz; Mühle; 320 Einw.; — b) Stadt, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Heilsbronn; Mühle, Kraut- und Krappbau, 3 Weiler; 810 Einw.; — 2) holstein. Dorf, Patrimonialger. Bliesdorf; 180 Einw.; — 3) österr.-steierm. Dorf, Kr. Grätz, Bez. Gleichenberg; 160 Einw.; — 4) sachsen-weimar. Dorf, Kr. Neustadt, Amt Weida; 300 Einw.

Merkenfritz, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Bez. u. Ldgr. Büdingen; Eisenhammer, mehre Mühlen; 220 Einw.

Merkenich, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Köln; 400 Einw.

Merker, Vorsteher einer Singschule bei den Meistersängern, s. Meistergesang.

Merker (Biogr.), Bildhauer, Medailleur u. Steinschneider zu Braunschweig, zeichnete sich schon zu Anfang unsers Jahrhunderts durch einige Medaillenstempel aus, die in Rücksicht der Eleganz und Reinheit des Schnittes ausgezeichnet sind. Im Jahre 1806 wurde er Mitglied der Akademie zu Berlin. Die Ideen zu den geschnittenen Steinen entlehnte M. größtentheils aus der an Gemmen so reichen Kunstkammer des Herzogs von Braunschweig.

Merkersdorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Pruzendorf; 230 Einw.; — 2) das., Ldgr. Ernstbrunn; 290 Einw.

Merkershausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Königshofen; 400 Einw.

Merkia (Bot.), 1) s. v. a. Merckia *Fisch.*; — 2) nach Borkhausen, Gatt. der Jungermanniene Epiphyllinae *Rchb.*, Cryptogamia Musci *L.* Arten ausländisch.

Merklich Dienstgeld (Kriminalw.), s. Wucher.

Merklin (Geogr.), österr. Besitzungen: 1) Allodialherrschaft, Böhmen, Kr. Klattau; umfaßt 6918 J. 218 □Kl. Areal; — 2) Marktflecken das.; Schloß, Mühle, 2 Ziegelhütten; 940 Einw.; — 3) Weiler, Illyrien, Istrien, Bez. Pisino; 200 Einw.

Merklingen (Geogr.), würtemberg. Dörfer: 1) Neckarkr., Oberamt Leonberg, an der Wurm; Marktgerechtigkeit, Sitz eines Kammeralverwalters, Mühle; 1300 Einw.; — 2) Donaukr., Oberamt Blaubeuren; in einer weiten und fruchtbaren Albebene, hat aber großen Wassermangel; 900 Einw.

Merklinghausen u. Wiggeringhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; 200 Einw.

Merklingsen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; 120 Ew.

Merklowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Gut Wamberg; 680 Einw.

Merkmal, Eigenschaft eines körperl. Gegenstandes, einer Thatsache, eines Begriffs oder einer Vorstellung, wodurch er sich von andern unterscheidet.

Merkopaly, österr.-ungar. Flecken, Kroatien, agramer Gespannsch., südwestl. von Ravnagora und östl. von Buccari; 1000 Einw.

Merkstein (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. u. Kr. Aachen, an der Worm, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 350 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Oschatz; 350 Einw.

Merküssoot, holländ. Kolonie mit Fort an der östl. Küste von Neu-Guinea, 1828 angelegt, aber wegen des ungesunden Klimas schon 1841 wieder aufgegeben; es waren in der Zeit von 1828—1841 600 Militärpersonen und 8 Aerzte dort gestorben, während doch die ganze Besatzung nur 70—80 Mann stark war. Auch zeigten sich die Eingebornen sehr feindlich und ermordeten jeden Europäer, dessen sie habhaft werden konnten.

Merkulowitschi, russ. Ort, Gouv. Mohilew, südöstlich von Rogatschew.

Merkur (Entom.), s. v. a. Aglei-Motte, Acronycta Chi *Ochsenh.*

Merkur (Min.), 1) s. v. a. Quecksilber (s. d.). — 2) Nach Haidinger, Geogenidfamilie aus der Ordnung der Metalle, tessularisch, flüssig, silberweiß, Härte = 1,0—3,5, Gew. = 10,5—14,0. Gattungen: a) Dodekaëdrisches (Amalgam, Arquerit), — b) Flüssiges (Merkur).

Merkur, nannten die Alchemisten vom 13. Jahrhunderte an alles Flüchtige; das Quecksilber hieß M. communis, der Weingeist M. vegetabilis, u. s. w. Gegenwärtig findet der Name nur noch Anwendung auf das Quecksilber, welches M. ohne weiteren Zusatz, oder wegen seiner Beweglichkeit M. vivus (lebendiger M.) heißt; s. Quecksilber.

Merkurberg, s. Chiromantie.

Merkurialeinreibungen (Med.), s. Entziehungskur.

Merkurblende (Min.), s. v. a. Zinnober (s. d.).

Merkurfinger (Chirom.), der kleine Finger.

Merkur, flüssiger (Min.), s. v. a. Quecksilber, gediegenes.

Merkurglanz (Min.), auch Selenschwefelquecksilber, nach Kersten Selenquecksilber mit Schwefelquecksilber, eingesprengt, Bruch unvollkommen muschelig bis uneben, wenig mild, schwärzlich bleigrau, Strich unverändert, vollkommen metallisch glänzend. Mit Quarz und Quecksilber in Mexiko.

Merkurhaloidul, s. v. a. Kalomel.

Merkurhornerz (Min.), s. v. a. Merkurkerat; s. Chlormerkurspath.

Merkurial, von Quecksilber oder sich darauf beziehend.

Merkurialausschlag, s. v. a. Merkurialkrankheit.

Merkurkerat (Min.), s. v. a. Chlormerkurspath (s. d.).

Merkurialkrankheit (Med.), s. Hydrargyrosis.

Merkurialkraut (Bot.), s. v. a. einjähriges Bingelkraut, Mercurialis annua *L.*

Merkursilber (Min.), s. v. a. Amalgam (s. d.).

Merkurspath (Min.), s. v. a. Chlormerkurspath (s. d.).

Merkuschina-Strielka, asiat.-russ. Ort, Gouv. Jakutsk, an der Mündung der Kroma.

Merkwürdige Struktur der Iris (Ophthalm.). Außer den schon in anderen Artikeln erwähnten pathologischen Veränderungen der Iris sind hier noch folgende in Bezug auf die verschiedene Beschaffenheit und Struktur ihrer Farbe nachzutragen. Besonders sind drei in Struktur und Farbe verschiedene Kreise der Iris bemerkenswerth. Der äußerste, meist dunkler als die übrigen, ist durch einige der Peripherie parallel laufende Fäserchen und Falten bemerkbar; der mittlere hat eine lichtere Färbung, seine Fasern u. Falten sind mehr strahlenförmig; der innerste aber ist wiederum dunkler, und bildet sich aus einer sehr zahlreichen Masse von Fasern und Fältchen, welche, indem sie sich nach dem Centrum der Iris hinlenken, die Pupille bei manchen Individuen in Form eines Trichters umgeben. Bei einer nur geringen, künstlichen, seitlichen Beleuchtung des Auges kann man am besten diese Spalten, Oeffnungen, Falten und Winkel der Iris erkennen, besonders wenn man noch eine gute Loupe zu Hülfe nimmt; man wird dann recht deutlich jene trichterförmige Einbuchtung der Iris um die Pupille, wie sie bisweilen vorkommt, sehen können. Ebenso bemerkenswerth ist die Beobachtung, daß der Raum zwischen Iris und zwischen der äußersten Peripherie der Iris selbst ein sehr verschiedener ist, je nachdem z. B. durch partielle Adhäsionen u. s. w. die Iris nach der einen Seite verzerrt ist. Zwar widersprechen diesen Beobachtungen Purkinje's zum Theil die Entdeckungen Arnolds, welcher die Iris für eine einfache Membran hält, die sich nicht in Iris und Uvea trennen läßt. Arnold konnte nie Kreisfasern in der Iris erkennen, wohl aber zahlreiche Gefäße und Nerven, verbunden durch kontraktiles Zellgewebe, welches um die Pupille einen ununterbrochenen Ring bildet.

Nicht selten ist die Iris angeschwollen und in Folge plastischer Exsudation in ihrem Volumen vergrößert. von Ammon nennt diesen hypertrophischen Zustand Iridoncosis s. Iridoncus, Jäger in Wien Staphyloma iridis. Er ist zu erkennen durch Flecken auf der vorderen Fläche der Iris, welche Zeichen des verdickten und verdichteten Irisgewebes sind. Das Uebel entsteht, wenn während der plastischen Exsudation bei Iritis der festere Theil der koagulabeln Lymphe zurückbleibt. Die Flecken sind gewöhnlich aschfarbig; manchmal ist jedoch die ganze Iris wie marmorirt. Bisweilen sieht man auch kleine schwarze Punkte und Flecken. Möglich ist die Verwechselung des Uebels mit Varikosität der Iris, doch kommt dieses Uebel sehr selten und fast nur als Folge chronischer, arthritischer Iritis vor.

Ebenso erwähnen wir den merkwürdigen, von Fischer in Prag beobachteten Fall, wo bei einem 40 Jahre alten, aber übrigens gesunden Manne beide Irides in einem so entarteten, mürben, zunderartigen Zustande gefunden wurden, daß man unwillkürlich an eine mögliche Melanose der Iris erinnert wird, und die wegen Pupillensperre versuchte Iridodialysis unmöglich blieb. Ebenso merkwürdig ist der von Himly beobachtete Fall, wo die Pupille 7 kleine Bogen bildete, welche die Bewegung nicht hinderten. Himly glaubt, dieser Formfehler sey beim Verschwinden der Pupillenmembran durch ein ungleiches Zurückziehen der Gefäße dieser Haut entstanden. Uebrigens kann man nicht so selten in ganz gesunden Augen eine fast blasenartige Bildung der Iris beobachten, besonders wo die Iris blau gefärbt ist.

Wir erwähnen endlich noch den eignen, im südlichen Europa vor einigen Jahren beobachteten, jedoch nicht genau verbürgten Fall, wo man auf der Iris eines Kindes deutlich den Namen Napoleon wollte gelesen haben; ebenso wie man in Schweden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Namen Karls XII. auf der Iris eines Kindes gefunden haben will.

Merl (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Zell, an der Mosel; Kram- u. Viehmärkte, Otten-, Loh-, Konrads-, Dreiherren-, Kömmets-, Ilgen- und Kleims-Mühle; 1000 Einw.; — 2) das., R.-B. Köln, Kr. Rheinbach; 220 Einw.

Merl (Ornith.), s. v. a. Zwergfalk, Falco Aesalon *Gmel.*

Merlach (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Herrschaft Tambach; Mühle; über 100 Einw.; — 2) sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; 140 Einw.

Merlan (Ichthyol.), s. v. a. Stockfisch, Gadus Merluccius *L.*

Merlan (franz., Ichthyol.), s. v. a. Wittling, Gadus merlangus *L.* — Merlan jaune, s.

v. a. Pollak, Gadus Pollachius *L.* — Merlan noir, s. v. a. Köhler, Gadus Carbonarius *L.*

Merlangus (Ichthyol.), nach Cuvier, Untergatt. von Gadus *L.* (s. d.).

Merlaui (Lit.), s. v. a. Merula.

Merlau, großherzogl. hess. Dorf, Provinz Oberhessen, Kr. und Ldgr. Grünberg, am Seebach; 420 Einw.

Merle, le, franz. Ackerbau-Kolonie, Depart. Oise, Bez. Clermont, wohin die Gesellschaft der Freunde der Kinder arme Knaben schickt, deren sie sich annimmt; liegt in der Gemeinde Betreuil.

Merle (Ornith.), 1) Vögelgatt., s. v. a. Tanagra *L.*; — 2) s. v. a. Amsel, Turdus merula *L.*

Merle (franz., Ornith.), s. v. a. Amsel, Turdus merula *L.* — Merle d'eau, s. v. a. Wasseramsel, Cinclus aquaticus *L.*

Merleinsreuth, österr.-illyr. Dorf, Kreis Neustädtl, Bez. Gottschee; 140 Einw.

Merlera, jon. Insel, die nördlichste, nordwestl. von Korfu.

Merlerault, franz. Flecken, Dep. Orne, Bez. Argentan; Baumwollmützen-, Kalkfabr., bedeutende Märkte für Vieh, Garn und Wolle; 1450 Einw.

Merlevenetz, franz. Dorf, Dep. Morbihan, Bez. Lorient; 1100 Einw.

Merliano, Giovanni, Bildhauer, eigentlich Merigliano, geb. 1478 zu Nola, † 1559 zu Neapel. Sein Meister war Piero Ligorio u. seine ersten Werke in Neapel waren in Holz ausgeführt. Auf Anrathen des Agnole del Fiore fing er auch in Marmor zu arbeiten an, und begab sich dann nach Rom, um unter Bandinelli und Bramante seine Studien fortzusetzen. Hiernahm er sich besonders die Antike und Michel Angelo zum Muster. Die Zahl seiner Werke ist bedeutend. Nach Grossi's Ansicht machte M. mit seinen Werken Neapel, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm, und ganz Italien staunen. Er vollendete das von del Fiore angefangene Grabmal des Carlo Pignatelli, und von ihm allein sind die Grabmäler des Antonio Gaudino in St. Chiara und jene der drei Brüder San Severino in der Kirche dieses Namens; ferner das Grabmal Poderico's in S. Maria della Grazie, mit zwei ausdrucksvollen und zarten Figuren, den Tugenden; vor allen bewunderenswürdig sind aber die Mausoleen von Andrea Bonifacio in S. Severino und des Vicekönigs Pietro di Toledo in S. Giacomo. Dieses steht ganz frei und ist mit dem Bildnisse des Verewigten mit vier Statuen an den Ecken und mit Basreliefs versehen. Neapel bewahrt außerdem noch mehre andere Werke von M. In der Kapelle der Liguori in Monte Oliveto sind Statuen von seiner Hand und in der Kapelle Araldi daselbst ist Johannes der Täufer sein Werk. In der Kapelle Theodori im Dom ist ein Grabmal des Herrn u. in der Kapelle de Bianchi eine heil. Jungfrau. In S. Maria della Grazie fertigte er mit Sanctacroce das Basrelief der Grablegung Christi. Für die Kapelle Vico in S. Giov. a Carbonara verfertigte er die Statue des heil. Petrus. Zu seinen Hauptwerken gehört auch die Statue der heil. Dorothea, ein Denkmal der Dorothea Malatesta bei den Kanonikern in S. Aguello. Auch in der Architektur war er erfahren. Die Fontana alla Selleria und jene des Molo haben diesen Künstler zum Urheber. An der letzteren brachte er vier Flußgötterstatuen an. Letzteren Brunnen schickte der Vicekönig Peter von Aragonien nach Spanien. Man nennt diesen Künstler den Michel Angelo Neapels, und Grossi besonders rühmt seine Werke sowohl wegen der Zeichnung u. des schönen Faltenwurfes, als auch wegen des Ausdruckes der Leidenschaften und der Schönheit der Form. Das Fleisch behandelte er mit einer unvergleichlichen Weichheit.

Merligen, schweiz. Dorf, Kant. Bern, am Thunersee; Weinbau; Schifffahrt; 460 Einw.

Merlin (Biogr.), 1) der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Personen in der britischen u. französischen Sagenwelt, namentlich in den Sagen von König Artus und der Tafelrunde. Nach den vorzüglichsten Erzählungen — denn sein Leben wird, wie das bei einem Sagenhelden nicht anders zu erwarten ist, sehr verschieden erzählt — ist M. der Sohn eines röm. Prokonsuls und einer brit. Königstochter, die sich dem geistlichen Stand gewidmet hatte, und ist im 5. Jahrh. zu Larmather geboren. Nennius erzählt in seiner, wohl dem 9. Jahrh. angehörigen Historia Britorum, daß M., der als Knabe den Namen Ambrosius führte, schon in seiner Jugend große Zauberkräfte besessen habe. Dem Könige Vortiger sey von seinen Zauberern geweissagt worden, daß der Bau einer Burg, der immer wieder einstürzte, nur dann gelingen würde, wenn der Boden mit dem Blute eines vaterlosen Kindes besprengt werde. Als nun der junge M., zu diesem Opfertode ausersehen, vor den König gebracht worden sey, habe er ihm die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg, entdeckt. Unter Anderem habe er ihm auch gesagt, daß zuletzt bei der Ausgrabung sich ein rother und ein weißer Drache zeigen werde. Zuerst werde es scheinen, als werde der weiße siegen, aber zuletzt werde er doch von dem rothen aus dem Kampfe vertrieben werden, was von dem Knaben selbst von der Unterdrückung der Briten und von dem endlichen Sieg derselben über die Sachsen gedeutet wurde. Auch versetzte er der Sage nach später einen großen Felsenbau von Irlands Küsten nach Salisbury. Dem König Uther-Pendragon, der die schöne Iguerne hoffnungslos liebte, verschaffte er einen geheimen Umgang mit derselben, indem er ihm die Fähigkeit verlieh, die Gestalt ihres Gemahls anzunehmen. Als Lohn dafür erhielt er auf sein Bitten den aus dieser Verbindung entsprossenen Arthur, den er auf das Sorgfältigste erzog u. dann in die von Uther-Pendragon gestiftete Tafelrunde einführte, wo ein Platz für ihn offen gehalten worden war. Es gab nur ein einziges Zaubermittel, durch welches er besiegt werden konnte. M. hatte dasselbe immer sehr geheim gehalten, aber in einer vertraulichen Stunde ließ er es sich von seiner geliebten Viviana, die gleichfalls eine Zauberin war u. in den Ritterbüchern den Namen la Dame du lac führt, entlocken. Da Viviana ihren Geliebten für unbezwingbar hielt, so wandte sie aus Muthwillen den Zauber an. Allein M. wurde davon besiegt, er verschwand und nur zuweilen noch ertönte

seine Stimme weissagend aus einer Grotte in dem sagenreichen Walde Brozéliand. — Die Sage stellt M. dar als einen Greis mit weißem Barte, der fern von dem Hofe in Wäldern lebte und nur bei den wichtigsten Veranlassungen vor dem König erschien. Die Prophezeihungen, die M. zugeschrieben werden, erschienen lat. unter dem Titel: Prophetia anglicana Merlini in Galfred von Monmouths Uebersetzung (Frankfurt 1603, 1608, 1649), spanisch (Burg. 1498; Sevilla 1500); franz. (Par. 1498, 3 Bde; Rouen ohne Angabe des Jahres; Par. 1528, 3 Bde., von Boulard, das. 1797, 3 Bde. 12.); italienisch (Vened. 1480, 4.; Flor. 1495, 4., u. ö.); englisch (Lond. 1529, 4.; das. 1641, 4., 1754 u. 1813); deutsch von Schlegel in dem 1. Th. der Sammlung romantischer Dichtungen (Leipz. 1802). In diesen Prophezeihungen glaubte man lange Zeit Andeutungen über die künftige Geschichte Englands zu finden. Vergl. M.s life, his propheties and predictions (Lond. 1813); Friedr. von Schlegels Geschichte des Zauberers M. (Leipz. 1804) und „Die Arthursage" von San Marte (Quedlinburg u. Leipzig 1842). — 2) **Philipp Anton Graf M. de Douai**, berühmter französ. Rechtsgelehrter, geb. am 30. Okt. 1754 zu Arleur in der Nähe von Douai von wohlhabenden Landleuten, machte seine ersten Studien im Collége zu Douai. Im J. 1782 kaufte er sich die Stelle eines königlichen Sekretärs beim Parlament von Flandern, welches in Douai seinen Sitz hatte. Durch seine trefflichen Arbeiten, die er zu dem Repertoire universel de jurisprudence (64 Bde., 1775—1786) lieferte, so wie später als Sachwalter, namentlich in den Prozessen Beaumarchais' u. des Präsidenten Dupaty, erwarb er sich einen großen Ruf. Nach dem Ausbruch der Revolution trat er als Abgeordneter der Stadt Douai in die Nationalversammlung. Obgleich ihm die Gabe, aus dem Stegreif zu sprechen, von der Natur versagt war, so erlangte er doch einen bedeutenden Einfluß durch seine Theilnahme an der Gesetzgebung; namentlich war M. es, der am 3. Brumaire 1790 die Versammlung durch einen meisterhaften Bericht davon überzeugte, daß mit der Aufhebung des Feudalwesens die Reform noch nicht vollendet sey. Darauf wurde er in seine Heimath als Präsident eines Kriminaltribunals zurückgerufen und bekleidete diese Stelle bis 1798, wo er als Deputirter in den Nationalkonvent geschickt wurde. Bei dem Prozeß Ludwigs XVI. stimmte er für den Tod u. suchte auch sonst in der Schreckenszeit durch Nachgiebigkeit sich sicher zu stellen. Im J. 1794 wurde er zum Präsidenten des Nationalkonvents gewählt und trug als solcher viel zum Umsturz der pariser Municipalität und 1795 zur Schließung des Jakobinerklubbs bei. Auch trat er mit Spanien und Preußen in Unterhandlungen, durch welche der Traktat von Basel herbeigeführt wurde. Das Direktorium hatte ihn beauftragt, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Dekreten der Republik einen neuen Strafkoder zu redigiren. Dieser Aufgabe unterzog er sich mit dem größten Eifer und legte im J. 1796 dem Nationalkonvent am Tage vor seiner Auflösung den neuen Koder vor, der sofort angenommen wurde und bis 1811 in Geltung blieb. Im J. 1797 wurde er Justizminister und nahm nach der Revolution vom 18. Fructidor die Stelle des Direktors Barthélemy ein, welche jedoch weder seinem Charakter, noch seinen Kenntnissen angemessen war. Da er die streng republikanische Partei unterstützte, so sah er sich genöthigt, nach den Ereignissen vom 30. Prairial mit La Reveilleire Lépeaux seine Entlassung einzureichen. Von einer Anklage, die gegen ihn erhoben worden war, wurde er freigesprochen und von Napoleon nach der Revolution vom 18. Brumaire zum Generalprokurator beim Kassationshofe ernannt. Durch die genaueste Kenntniß der Gesetze aller Länder und Zeiten und durch eine scharfe Logik erwarb er sich in dieser Stellung bei der Lückenhaftigkeit der franz. Gesetzgebung die größten Verdienste. Napoleon hütete sich zwar wohl, den alten Republikaner bei der Redaktion seiner Gesetzbücher zu Rathe zu ziehen, erhob ihn aber doch zum Staatsrath und zum Grafen. Bei der ersten Restauration verlor er seine Aemter, und mußte bei der zweiten, da er während der 100 Tage dieselben wieder übernommen hatte, nach Belgien entfliehen. Da er auch dort von der franz. Regierung verfolgt wurde, schiffte er sich mit seinem Sohn nach Amerika ein, litt aber an der europäischen Küste Schiffbruch. Aus diesem gerettet, kehrte er nach Brüssel zurück und erhielt von dem König der Niederlande die Erlaubniß, sich in Haarlem niederzulassen. Nach der Julirevolution kehrte M. nach Paris zurück und † das. am 26. Dec. 1838. Schrieb: Traité des offices de France (Par., 4 Bde,); — Récueil des questions de droit, qui se présentent le plus frequemment dans les tribunaux (8 Bde., das. 1804—10 u. öfter; — 3) **M. de Thionville, Anton Christophe**, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der franz. Revolution, geb. 1762 zu Thionville, war beim Ausbruch der Revolution Huissier in seiner Vaterstadt. Er erfaßte die revolutionären Grundsätze mit der größten Begeisterung, wurde zuerst Parlamentsadvokat zu Metz und 1791 Deputirter des Moseldepartements in der Nationalversammlung. Hier hielt er sich zur äußersten Linken und galt bald als eins der Häupter im Klubb der Jakobiner. Da er aus dem Klubb der Feuillants, wo er eines Abends erschien, wegen Schimpfreden hinausgeworfen worden war, klagte er am folgenden Tag in der Nationalversammlung die Feuillants an und bewirkte die Schließung ihres Klubbs. Die Priester, die den Eid auf die Konstitution verweigerten, verfolgte er mit großer Heftigkeit und machte in der Nationalversammlung den Antrag, dieselben sämmtlich nach Amerika zu deportiren. Am 20. Juni 1792 wurde er als Deputirter abgeschickt, um die Volkshaufen aus den Tuilerien zu entfernen. Er wurde durch die verzweiflungsvolle Lage der königl. Familie bis zu Thränen gerührt. „Sie weinen", sagte die Königin, „bei solcher Behandlung eines Fürsten, der nichts wollte, als sein Volk glücklich machen." „Ja, Madame", antwortete M., „ich weine beim Anblick einer schönen unglücklichen Frau und Mutter, aber ich hasse die Könige und Königinnen." Am 10.

Aug. stellte er sich bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs ein. Er wurde zwar der Theilnahme an dem angeblichen österreich. Komité beschuldigt, aber bald wieder freigelassen. Als er von der Stadt Paris in den Nationalkonvent gewählt wurde, schlug er sich wieder zur äußersten Linken, ließ sich in die Legion der Tyrannenmörder einschreiben und wollte sogar in dem Proceß Ludwigs XVI. dem König den Vertheidiger vorenthalten. Da er bei der Abstimmung nicht zugegen seyn konnte, so stimmte er schriftlich für den Tod. Als Kommissär zur Armee des Generals Cüstine beordert, entwickelte er in Mainz, als es von den Preußen belagert wurde, eine tollkühne Tapferkeit. Nach der Uebergabe der Stadt wurde er mit den übrigen Kommissären und Generälen angeklagt, bewirkte aber durch seine treffliche Vertheidigung den Erlaß eines Dekrets, in welchem die Tapferkeit der Besatzung ehrend anerkannt wurde. Er hatte nach seiner Rückkehr von Mainz einen glänzenden Haushalt geführt und wurde deshalb wiederum angeklagt, sich an den kurfürstlichen Schätzen vergriffen zu haben. Aber auch diesmal wurde er freigesprochen. Als Volksrepräsentant in die Vendée geschickt, zeigte er gemäßigtere Ansichten und vertheidigte aufs Wärmste die Generäle Canclaux und Westermann, die von dem Konvent angeklagt worden waren. Da er sich schon vorher der Partei, welche Robespierre bekämpfte, angeschlossen hatte, so wurde er bei dem Sturz der Schreckensregierung unter die 10 Konventskommissarien gewählt und trug als Anführer der bewaffneten Macht durch seinen Muth und seine Entschlossenheit nicht wenig zum Sieg der gemäßigten Partei bei. Zum Präsidenten des Konvents erwählt, verfolgte er jetzt eben so die Jakobiner, wie früher die Feuillants. Im J. 1794 wurde er zum Adjutanten des Generals Pichegru ernannt und dann zur Rheinarmee geschickt, wo er die Festung Luxemburg im Namen der Republik in Besitz nahm, gegen die gefangenen Emigranten aber große Milde und Schonung zeigte. Als die Konstitution vom J. 3 ins Leben trat, wurde er in den Rath der 500 gewählt, wo er sich zur gemäßigten Partei schlug. Nach Niederlegung seines Mandats als Abgeordneter wurde er Kommissär-Ordonnateur bei der italienischen Armee u. nach seiner Rückkehr General-Administrator der Posten. Da er gegen das lebenslängliche Konsulat Napoleons votirte, sah er sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen und zog sich auf ein kleines Landgut in der Picardie zurück. Im J. 1815 erhielt er von den Verbündeten das Patent eines Obersten und errichtete als solcher ein kleines Freicorps, das aber nicht mehr ins Feuer kam. Er † zu Paris am 14. Sept. 1833 als General.

Merlin (Ornith.), Falkenart, s. v. a. Zwergfalk, Falco Aesalon *Gmel.*

Merlinus campus, s. v. a. Amselfeld.

Merlitz (Murslitz), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz; 130 Einw.

Merlmeise (Ornith.), s. v. a. Blaumeise, Parus coeruleus *L.*

Merlo (ital., Ornith.), s. v. a. Amsel, Turdus Merula *L.*

Merlon (franz., Fortifikationsw.), das Stück Brüstwehr zwischen zwei Schießscharten.

Merlsheim, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Höxter; 180 Einw.

Merluccius (Ichthyol.), nach Cuvier, Untergatt. von Gadus *L.* (s. d.).

Merlus (franz., Ichthyol.), s. v. a. Stockfisch, Gadus Merluccius *L.*

Mermadalis (a. Geogr.), Fluß in Sarmatia Asiatica, der aus dem Lande der Amazonen durch das der Siracener in die Mäotis fließt; nach Wannert j. der Egorlik, Nebenfluß des Manitsch.

Mermeln (Handlgsw.), s. v. a. Schusser.

Mermentau, nordamerikan. Küstensee in Mexiko, dessen Ausfluß in den Meerbusen von Mexiko geht.

Mermenton, nordamerikan. Fluß, V.St., Staat Louisiana, mündet in den Meerbusen von Mexiko, östl. von Calcasiu.

Mermeroes, persischer Feldherr im kolchischen Krieg, s. lazischer Krieg.

Mermerus (a. Geogr.), 1) Troer, von Antilochus getödtet; — 2) Sohn des Jason u. der Medea, sammt seinem Bruder Pheres von der Medea zu Korinth ermordet. Nach andern wurden sie von den Korinthiern gesteinigt oder auf der Jagd von einer Löwin getödtet; — 3) Sohn des eben genannten Pheres, also Enkel der Medea, in Ephyra, der Giftbereitung kundig. Er ist Vater des Ilus.

Mermessus (a. Geogr.), Stadt in Mysien, zum Gebiete von Lampsacus gehörig, Vaterstadt einer Sibylle.

Mermnaden, Dynastie des lydischen Reichs, s. Lydien, Gesch.

Mermodas (a. Geogr.), s. v. a. Mermodalis.

Mermosen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Mühldorf; 200 Einw.

Mermuth, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. St. Goar; 200 Einw.

Merna, österr.-illyr. Dorf, Kr. Görz, Bez. Ranziano, an der Wigbach; 760 Einw.

Mernay, franz. Dorf, Dep. Vienne, Bez. Poitiers; 1150 Einw.

Mernico, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Görz, Bez. Canale, am Indrioflusse; 200 Einw.

Mernes, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Orb; Mühlen; 700 Einw.

Mernsheim (Geogr.), bayerische Marktflecken: 1) R.-B. Mittelfranken, Herrschaftsgericht Eichstädt; hat Schieferbruch; 750 Einw.; — 2) R.-B. Schwaben, Ldgr. Monheim; 480 E.

Mernt (böhm. Myth.), Gott der Unterwelt.

Mero, asiat. Ort, ostindische Inseln, Celebes, an der Bai von Boni, nordöstl. von Macassar.

Merobalneum (Merobalineum, Med.), ein topisches Bad, z. B. blos der Hände, der Füße, der Brust, s. Bad.

Merobaudes (röm. Lit.), angesehener römischer Dichter und Redner des 5. Jahrh. n.

Chr., früher nur bekannt durch ein in der Sammlung des G. Fabricius aufgenommenes Gedicht De Christo (Poett. Eccles., p. 763), welches die Aufschrift eines Merobaudis Hispani Scholastici hat und daraus auch in die kleine Sammlung des A. Rivinus (De Christo Iesu etc. reliquiae vett. poett. ecclesiast. Leipz. 1652, 8) übergegangen ist. Die Reste, die man von Gedichten gefunden hat, welche jedenfalls dem M. zuzuschreiben sind, beurkunden einen kräftigen Dichtergeist, dessen Darstellungsweise jedoch nicht frei blieb von den Gebrechen der Zeit. Die neu entdeckten Reste aus 4 kleineren Gedichten lyrischer Art bestehend, stehen in Fl. Merobaudis Carmm. Panegyricique reliqq., herausgeg. von B. G. Niebuhr, Bonn 1824 und daraus im Corpus Byzantinorum: Merobaudes et Corippus. Recogn. Imman. Becker, Bonn 1836.

Merobrica, s. Mirobriga.

Merocele (Hernia femoralis, Chir.), Schenkelbruch, s. Bruch.

Merocoxalgia (Med.), s. v. a. Coxalgie und besser als dieses, weil der Schenkel zugleich mit leidet, s. Arthrocace.

Merodach Baladan (bibl. Gesch.), König von Babylon, Sohn des Baladanes, unstreitig identisch mit dem Mardocempadus im Canon Ptol., der von 721—709 v. Chr. regierte. Er war Zeitgenosse des Hiskias, mit dem er freundschaftliche Verhältnisse anknüpfte (Jes. 39, 1. 2 Kön. 20, 12.). Gewöhnlich identificirt man denselben mit dem bei Berosus erwähnten M., was aber mit der Chronologie des Ptolomäus nicht zu vereinigen ist.

Merode, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Düren; 300 Einw.

Merode (Biogr.), Grafen von, alte, angesehene, reiche, belgische Adelsfamilie, die dadurch sehr populär geworden ist, daß sie bei den Kämpfen zwischen der Krone u. dem Volk in der Regel zu dem letzteren hielt, namentlich gilt dies auch von der Revolution von 1830. Der Stifter der Familie ist 1) Heinr. Maria Ghislain, Reichsgraf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempre, Grand von Spanien erster Klasse u. Senator des Königreichs Belgien, geb. am 15. August 1782. — 2) Ludwig Friedr. Ghislain, Graf von M., geb. am 9. Juni 1792, eilte beim Ausbruch der belgischen Revolution aus Paris herbei, trat in das Corps der chasteler'schen freiwilligen Jäger und machte alle Gefechte gegen die Holländer mit, bis er am 25. Okt. 1830 auf dem Kirchhofe von Berchem vor Antwerpen tödtlich verwundet wurde. Er † am 4. Nov. zu Mecheln und es wurde ihm, als einem der größten Helden des belgischen Freiheitskampfes, in der Kathedrale von Brüssel ein prachtvolles Monument errichtet. — 3) Phil. Felix Balth. Otto Ghislain, Graf von M., geb. am 13. April 1791, nahm gleichfalls an dem belgischen Aufstand thätigen Antheil und vertrat als Mitglied der provisorischen Regierung, der republikanischen Partei gegenüber, die Partei der konstitutionellen Monarchie, welche mit den katholisch=hierarchischen Interessen aufs Engste verbunden war und durch die Einwirkung auf das niedere Volk endlich den Sieg davontrug. Als Mitglied des Kongresses erklärte er sich für die Wahl des Prinzen Leopold von Koburg und war nach dessen Erhebung einer seiner treusten Anhänger. Am 12. Nov. 1831 wurde er zum Minister ohne Portefeuille ernannt und bekleidete auch einige Wochen, v. 15. März bis 20. Mai 1832, die Stelle eines interimistischen Kriegsministers. Auch in der Deputirtenkammer, in welcher er seit ihrem ersten Zusammentreten einen Sitz hatte, hielt er sich zur hierarch. kath. Partei, zeigte aber bei den Verhandlungen viel Mäßigung, die ihn nur einmal verließ, als im J. 1838 über den definitiven Frieden mit den Mächten der londoner Konferenz und mit Holland entschieden werden sollte. Er stimmte für die Verwerfung desselben und brachte die unsinnigsten Vorschläge zu kriegerischen Demonstrationen ein, bis ihn eine Reise zu Louis Philipp von der Unausführbarkeit seiner Pläne überzeugte. Darauf gab er seine Stellung als Minister ohne Portefeuille auf und zog sich von aller politischen Thätigkeit zurück.

Merodialysis (Decompositio partialis, Chem.), eine theilweise Zersetzung, wenn von zwei oder mehren zusammentreffenden Massen nur eine oder einige zersetzt werden, während andere unzersetzt bleiben; also soviel als die allgemeinen Begriffe der berzelius'schen Katalyse.

Merodon (Entom.), nach Meigen, Schenkelfliege, Gatt. der Diptera Athericera Syrphida, *Latr.*, der Ordnung der Mücken und der Zunft der Lippenmücken nach Oken, unter Eristalis *Fabr.* Charakter: Endglied länglich; Hinterschenkel verdickt, unten mit einem Zahn; Hinterleib länglich. Unter 27, meist südeuropäischen Arten ist zu bemerken: M. Narcissi *Meig.*, metallisch dunkelgrün, mit rostgelbem Pelze; Beine schwarz; Hinterschienen innen mit einem Höcker; 6 Linien lang. In Süddeutschland. Die Larve frißt das Herz der Narcissenzwiebeln aus, wodurch diese faulen. — Reaumur, Ins. IV, XXX.

Meroë (a. Geogr. u. Gesch.), von den Flüssen Astapus und Astaboras gebildete, zu Aethiopien gerechnete große Insel (das heut. Schendy). Sie sollte 3000 Stad. lang und 1000 Stad. breit seyn, welche Angabe jedoch schon Strabo selbst mit Recht für übertrieben hält; war sehr fruchtbar, hatte Gebirge und große Waldungen, die von einer Menge wilder Thiere bevölkert waren, und lieferte Edelsteine, Gold, Eisen, Kupfer und Salz, so wie Datteln, ägypt. Mandeln, Johannisbrod und Ebenholz. Im nördlichsten Winkel der Insel, 70 Mill. südlich von der Vereinigung des Astapus mit dem Astaboras lag am östl. Ufer des ersteren die alte berühmte Stadt M., der Sitz eines mächtigen Priester= und Handelsstaates, deren Hauptzierde der Tempel des Ammon war. Außer dem Ammon und Osyris wurden in ihr auch Isis, Hercules und Pan verehrt. Schon zu Nero's Zeiten war aber die einst so große und reiche Stadt zerstört. Sie lag in der Gegend von Schendy, welche überall mit sehenswerthen Ruinen von Tempeln, Grabmälern, Pyramiden u. s. w. in einem dem ägypt. ganz ähnlichen Baustiele bedeckt ist. Die prächtigsten Ruinen aber finden sich 6 St.

südlich und 8 St. südöstl. von Schendy, und an letzerem Orte, wo sich die Trümmer von acht durch Gallerien mit einander verbundenen Tempelgebäuden zeigen, lag vielleicht der Tempel des Ammon, der nach Plinius einen sehr großen Raum einnahm. Was den Priesterstaat selbst betrifft, der eine theokratische Verfassung hatte und an dessen Spitze ein von den Priestern aus ihrer Mitte gewählter und daher vom ganzen Priesterkollegium abhängiger König stand, so war er zugleich einer der ältesten u. bedeutendsten Handelsstaaten der alten Welt, und eben daher auch ein uralter Hauptsitz der Kultur im südöstl. Afrika. Für diese hohe, der ägypt. sehr ähnliche, und wahrsch. erst von M. aus nach Aegypten übergegangene Kultur M.'s, deren erste Quelle wohl in Indien zu suchen ist, zeugt außer den prächtigen Trümmern seiner Baudenkmale schon die einzige Nachricht bei Plinius VI. 29,33, daß sich in M. 4000 Künstler befunden hätten. Dieser überwiegenden Kultur, dem Einflusse seiner dem Dienste des Isis und Osyris gewidmeten und das Orakel des Ammon verwaltenden Priesterschaft und seinem lebhaften, weit verzweigten und mit der Religion in enger Verbindung stehenden Karavanenhandel mit Aegypten, Arabien, dem von M. und Theben aus mit gleicher Theilnahme beider Priesterschaften gegründeten Ammonium u. s. w. verdankte der Staat von M. eine solche Größe und Macht, daß er, im Besitz eines Heeres von 250,000 M., womit er allen feindlichen Angriffen trotzte, lange Zeit hindurch die Herrschaft über das ganze nördliche Aethiopien behauptete, bis endlich die Priesterherrschaft zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus vom König Ergamenes vernichtet und Aethiopien in eine absolute Monarchie verwandelt wurde, seit welcher Staatsumwälzung uns alle weitere Nachrichten über das Schicksal des Landes fehlen. Und dennoch haben sich in jenen Gegenden, namentlich in Damer und Senaar, noch bis auf den heut. Tag Spuren des alten Priesterstaates und des überwiegenden Einflusses der Priesterschaft erhalten. (Vergl. Ritters Erdkunde I, S. 543 ff.)

Meroe (n. Geogr.), **Merawe**, 1) afrik. Reich und Stadt, **Nubien**, am Nil, südöstl. von Dar Dongala; — 2) asiat. Insel, Hinterindien, **Nicobar-Inseln**, im Sombreiro-Kanal.

Merogais, König der Franken im 4. Jahrh.

Merols, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. **Eupen**; 170 Einw.

Merom (a. Geogr.), s. v. a. Samachonitis.

Meromorpher Bleispath (Min.), nach **Breithaupt** s. v. a. Pyromorphit (s. d.).

Meroni, **Maria**, berühmte ital. Tänzerin, geb. 1751 zu Mailand, betrat daselbst als Tänzerin die Bühne und machte in den bedeutendsten ital. Orten Furore, wurde 1775 für die ital. Oper in Berlin engagirt, wo sie bis 1798 blieb, dann pensionirt ward, † erst 1838 zu Charlottenburg. Ihr Ruf war in ihrer Blüthezeit dem der Elsner und Taglioni zu vergleichen; dabei war sie ausgezeichnet durch Geist, Herzensgüte und Bescheidenheit.

Meronitz (**Merunice**), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. **Liebshausen**; 440 Einw.

Merope (griech. Myth.), 1) Oceanide, Mutter des Phaeton; — 2) Tochter des Helios und der Clymene, Schwester des Phaeton; — 3) Tochter des Atlas und der Pleione, Gemahlin des Sisyphus, Mutter des Glaucus, Ereon und Laertes. Sie hat unter den Plejaden den schwächsten Glanz, aus Scham, wie man es deutet, darüber, daß sie einem Sterblichen vermählt war; — 4) **Märope**, Tochter des Oenopion und der Helice auf Chios, von Orion's Liebe verfolgt; — 5) Gemahlin des Megareus, Mutter des Hippomenes; — 6) Tochter des Cypselus, Gemahlin des Cresphontes und von ihm Mutter des Aepytus.

Merope (Astron.), kleinster Stern unter den Plejaden.

Meropia (a. Geogr.), s. **Siphnus**.

Meropia (Ophthalm.), eine theilweise Verdunkelung des Gesichts, nicht ganz dasselbe als Hemiopia.

Meropis, 1) (a. Geogr.), s. v. a. Cos; — 2) (griech. Myth.), Schwester des Agron (s. d.). — 3) König von Cos, Gemahl der Nymphe Ethemea, mit der er den Eumelus zeugte. Ethemea starb schnell, was man als Strafe der Artemis dafür ansah, daß jene ihren Kult aufgegeben hatte. Aus Sehnsucht nach seiner Frau wollte sich M. tödten, wurde aber von Here in einen Adler verwandelt und unter die Gestirne versetzt; — 2) König der Aethiopier, Gemahl der Clymene, durch deren Umgang mit Helios er dazu kam, Vater des Phaeton zu werden; — 3) aus Percote, Seher und König von Rhyndacus, Vater des Amphius und Adrastus, der Cleite und Arisbe; seine beiden Söhne wollte er nicht am trojanischen Kriege Theil nehmen lassen, weil er ihren Untergang voraussah; — 4) Troer, von Turnus getödtet.

Merops (Ornith.), nach **Linné**, **Bienenfresser**, Gattung der Passeres syndactyli *Cuv.*, der Ordnung der Dünnschnäbler und der Zunft der Meiselschnäbler (Specht) nach **Oken**. **Charakter**: Schnabel ganzrandig, ziemlich schwach, spitz; Oberkiefer dreikantig; Gefieder lebhaft gefärbt. Leben meist in der heißen Zone von Asien und Afrika von Insekten, vorzüglich Aderflüglern, die sie in schwalbenähnlichem Fluge verfolgen; nisten in Uferlöchern; 24 **Arten**, darunter nur eine südeuropäische: 1) M. Apiaster *L.*, **gemeiner Bienenfresser**, **Immenvogel**, **Spint**, fr. Guepier, ital. Gruccione. Scheitel, Nacken und Hinterhals sind hell kastanienbraun; Rücken und Schultern grünlich strohgelb; der Oberflügel in der Mitte hell zimmtbraun; übrigens grün; der Schwanz, dessen beide Mittelfedern bei alten Vögeln 1 Zoll weit hervorstehen, bläulich grasgrün; die Kopfseiten schwarz; die Kehle blaßgoldgelb, unten mit einem dunkelgrünen Bande eingefaßt; der übrige Unterkörper blaugrün. Länge alter Vögel 9¼ bis 10¼ Zoll. Dieser schöne Vogel bewohnt das südliche Europa und Aegypten, erscheint nur selten in Deutschland, fliegt vortrefflich, hat ei-

nen pfeifenden Lockton, lebt von fliegenden Insekten, die er aus der Luft schnappt, und verschluckt Hornissen, Wespen, Hummeln, Bienen, sammt dem Stachel. Er legt in selbstgegrabene, oft 4—5 Fuß tiefe Löcher in steilen Ufern 5—7 weiße Eier. Naumann, 143. Vaill., Guèpiers 1. 2. — 2) M. viridis *Vaill.*, Guèpier à longs brins ou Thouin, vornher bis zum Rücken und den Flügeln grün, ins Roströthliche; Bürzel und Schwanzdeckfedern lasurblau, der Schwanz und ein Streif durchs Auge schwarz. Kehle und Hinterkopf rostroth. Die Schäfte der zwei mittleren Schwanzfedern verlängern sich mit schmalen Fahnen. In Afrika. Vaill., 4. — 3) M. ornatus *Lath.*, im Nacken grün, nach dem Rücken hin braun; der Scheitel orangegelb, ein schwarzer Streif durch das Auge; Bürzel und obere Schwanzdeckfedern blau. Die Flügeldeckfedern braungelb, Schwingen grün, Kehle und Brust gelb, auf letzterer ein schwarzer Fleck, der Bauch blaulichweiß. Auf Neuholland. — 4) M. superbus *Lath.*, roth, mit blauen Augenkreisen, Bürzel und Kehle. Die Spitze der beiden mittleren Schwanzfedern schwarz. In Afrika. Nat. Misc. 78. — 5) M. senegalensis *Vaill.*, obenher, nämlich Scheitel, Nacken, Oberrücken, Flügel und Schwanz hell kastanienbraun; der Unterrücken, Bürzel und die ganze Unterseite blaugrün. Auf Afrika, Isle de France und Indien. Vaill., 12. 13. — 6) M. superciliosus *Vaill.*, glänzend grün, mit rostbraunem Hals und Kopf; vom Schnabel durch das Auge ein breiter werdender schwarzer Streif, rundum weiß begränzt; das Kinn gelb, der Schnabel schwarz. Die Schwingenspitzen und zwei lange Schwanzfedern endigen in Schwarz. Am Senegal. Vaill., 19. — 7) M. malimbicus *Vaill.*, obenher schön schiefergrau, untenher schön pfirsichroth, vom Schnabel durchs Auge ein schwarzer Streif, darunter von der Kehle an ein weißer. Am Schwanz zieht das Grau ins Röthliche. Auf Malimba. Vaill., 5. — 8) M. Savignii *Vaill.*, meergrün, die Schwingen- und Schwanzspitzen ins Braune, die Kehle gelb, durch das Auge ein schwarzer Streif. In Aegypten. Vaill., 6. — 9) M. Cuvieri *Vaill.*, von bunter Zeichnung. Der Kopf eigentlich weiß, mit schwarzem Scheitel; ein Streif durchs Auge, und Brustband. Bauch bis zum After grünlichweiß. Oberrücken grün, am Nacken ins Rostgelbe; Schwingen ockergelb, Unterrücken und Schwanz blaßblau. Die zwei mittleren Schwanzfedern sind bei dieser Art die längsten. Am Senegal. Vaill., 9. — 10) M. Lamarkii *Vaill.*, grün, hie und da ins Roströthliche oder ins Bläuliche spielend, die Kehle türkenblau, unten durch einen schwarzen Querstrich, wie ein Halbmond, eingefaßt. Auf Madagaskar. Vaill., 10. — 11) M. philippinus *Cuv.*, neun Zoll lang. Obenher schön grün, mit himmelblauem Schwanz und schwarzen Schwingenspitzen. Ein schwarzer Streif durchs Auge. Untenher schön gelb, am Bauche schmutziggrün. Daubent., pl. enl. 57. — 12) M. cayennensis *Cuv.*, ist nicht in Cayenne zu Hause, sondern in der alten Welt. Olivengrün, mit braunrothen Flügeln und Schwanz. Daub., enl. 454. — 13) M. gularis *Cuv.*, obenher schwarz, mit blauer Stirn und Bürzel, die Kehle schön feuerroth; Brust und Bauch schwarz gefleckt, die Flügel mit rostfarbenem Spiegel. Auf Sierra Leone. Nat. Misc. 337. — 14) M. amictus *Temm.*, grasgrün, mit hell-purpurrothem Scheitel und hellgrünem Fleck über den Nasenlöchern. Von der Kehle bis zur Brust hängt ein brennend zinnoberrother Federbart, wie ein Jabot, herab; die Unterseite des Schwanzes ist gelb, schwarz eingefaßt. Füße schwarz. Bei Bencoolen auf Sumatra. Temm., col. 310. — 15) M. Daudin *Vaill.*, schön apfelgrün mit goldgelber Kehle, schwarzem Streif durch das Auge und himmelblauem Bürzel und Schwanz. Auf den Philippinen. Vaill., 14. — 16) M. coromandus *Lath.*, gelblichweiß, wie ein Kanarienvogel. Mehre Naturforscher haben ihn schon für einen Kakerlaken des M. Lamarkii gehalten, und Le Vaillant ist selbst nicht abgeneigt, ihn für eine permanente Varietät dieser Art zu erklären. Auf Coromandel. Vaill., 11. — 17) M. quinticolor *Vaill.*, Scheitel, Nacken und Rücken schön kastanienbraun; Unterrücken, Bürzel und Schwanz spangrünblau, Flügel und Hinterbauch apfelgrün, Brust gelbgrün, Kinn und Kehle gelb, mit schwarzem Einfaß. Schwanzspitze schwarz. Auf Ceylon. Vaill., 15. — 18) M. minulus *Vaill.*, obenher hellgrün, ins Röthliche oder Bläuliche spielend; die Kehle schön gelb, darunter blau eingefaßt, in einen purpurbraunen Fleck übergehend. Ein schwarzer Streif durchs Auge. Die Seitenfedern des Schwanzes braungrün, vor dem Ende mit schwarzer breiter Binde. Bauch grünlich. In Afrika. Vaill., 17. — 19) M. Leschenaultii *Vaill.*, le Guèpier Leschenault, Stirn und Körper grün, Scheitel und Nacken kastanienbraun, Kehle gelb, unten schwarz begrenzt, ein schwarzer Strich durchs Auge. Auf Java. Vaill., 18. — 20) M. Bullockii *Vaill.*, bülock'scher Bienenfresser. Obenher schön apfelgrün, mit spangrüner Stirn, der Schwanz oben mattgrün, ins Gelbe ziehend, die Kehle schmutzigroth, durch das Auge ein schwarzer Streif; Brust und Bauch gelb ins Olivengrüne, Steiß blau, Unterseite des Schwanzes braun. Die mittleren Schwungfedern mit schwarzen Spitzen oder etwas gegabelt. Am Senegal. Vaill., 20. — 21) M. Tawa *Vaill.*, obenher grün, ins Rothbraune spielend, Kehle narcissengelb, darunter ein blaues Band, Bürzel ebenfalls lasurblau, die Spitzen der Federn des Gabelschwanzes weißlich. Am Cap. Vaill., 8. — 22) M. Urica *Swains*, grün, untenher blässer, Kopf und Hals oben kastanienbraun, Kinn und Kehle schwefelgelb, ein Strich durchs Auge und Halsband schwarz. Der Bürzel blau. Auf Java und Ceylon. Swains, Zool. ill. 8. — 23) M. erythrorhynchus *Vaill.*, le Promérops moqueur, stahlgrün, mit spangrünem Kopf und stahlblauen Flügeln. Die Schwingen schwarz, mit zwei mehr oder minder vollkommenen weißen Binden; die mittleren Schwanzfedern stahlblau, die äußeren stahlgrün mit einer weißen Binde (Fleck) vor der Spitze; der dünne gebogene Schnabel korallenroth. In Südafrika. Beim Jungen ist der Schnabel schwarz. Vaill., Prom. 1. 2. et 4. — 24) M. cyanomelas *Vaill.*,

Promérops namaquois, matt braunschwarz, die Oberseite glänzend schwarz, ins Stahlblaue. Auf den Flügeln ein weißer Fleck und eine weiße Binde; die äußeren Schwanzfedern mit weißem Fleck am Ende. Der Schnabel schwarz. Das Weibchen untenher hellbraun. In Afrika. Vaillant, 5. 6.

Merorganisatus (franz. mérorganisé, Chem.), nennt Proust, ziemlich sonderbar, organische Stoffe, welche zwar aus denselben Grundstoffen und auch in fast gleichen Verhältnissen bestehen, aber durch Hinzutritt irgend eines besonderen (er sagt sogar: „fremden") Stoffes ihre wesentliche äußere Form erhalten, wie z. B. Amylum, Zucker, Stärkezucker, Harnzucker, Traubenzucker, Feigenzucker u. s. w.

Merorrhaphes (*Μηροῤῥάφης*, in die Hüfte genäht), Beiname des Dionysus.

Merorrheuma (Rheumatismus partialis, Rheumatismus membrorum singulorum, Med.), der Rheumatismus einzelner Theile, wie z. B. Cephalorrheuma u. s. w.

Merorrhexis (Hernia cruralis, Chir.), Schenkelbruch; s. Bruch.

Meros (*τὸ μέρος*, gr., Anat.), der Theil, einzelne Theil, das Glied.

Meros (*ὁ μηρός*, Anat.), der Schenkel, die Hüfte, der Hüftknochen, auch der Schinken.

Meros (bot. Term.), aus dem Griechischen, s. v. a. Theil, Pars, davon -merus (als Anhängesylben), =gliedrig oder =zählig, um die Zahl der gleichnamigen Theile eines Kreises oder Cyclus, oder auch die Zahl aller Theile eines aus mehren Kreisen (Cyklen) bestehenden Organes auszudrücken: di-, tri-, tetra-, penta-, icosi-, polymerus, zwei=, drei=, vier=, fünf=, zwanzig=, vielgliedrig oder zählig; z. B. androceum pentamerum, ein fünfgliedriger, männlicher Apparat bei Primula; flos icosimerus, eine zwanziggliedrige Blüthe bei Linum (abgesehen von den fünf verkümmerten Staubgefäßen). Doch werden diese Ausdrücke auch gebraucht, um das in allen Kreisen eines zusammengesetzten Organes vorherrschende Zahlenverhältniß auszudrücken, und es ist dann flos pentamerus eine fünfzählige Blüthe, bei welcher in Kelch, Korolle, Staubgefäßen und Pistill die Fünfzahl vorkommt, wie bei Oxalis und Linum.

Merosporium (Bot.), nach Corda, Pilzgattung, s. v. a. Dacrina *Fr.*

Merostachys (Bot.), nach Sprengel, Gattung der Gramineae Bromeae *Kunth.* 2 Arten, Sträucher in Brasilien.

Merotein (Merotjn, Mirotjnek), österreich.=mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Aussee; 340 Einw.

Merotopie (Merotopia, Chir.), eigentlich 1) die Einrückung eines Theiles in seine gehörige Stelle; — 2) die Einrichtung des verrenkten oder gebrochenen Schenkels.

Merotrope (Merotropia, Partium [certarum] immutatio, Chem.), der Theilwandel, Theilungswandel.

Merotropie (Merotrope, Merotropia, franz. la Mérotropie, Chir.), Schenkeldrehung, nennt Colombat sein, dem Hippocratischen ähnliches Verfahren, den ausgerenkten Kopf des Oberschenkels in die Gelenkpfanne zurückzuführen.

Mérou (franz., Ichthyol.), Untergatt. von Serranus *Cuv.* (s. d.).

Merovaus (Merowig, Gesch.), 1) alter König der Franken (um 448 n. Chr.), Stammvater der Merovinger, soll nach der Sage durch ein Ungeheuer, welches sich der badenden Chlodio, seiner Mutter, bemächtigte, gezeugt und daher mit borstigem Haar auf dem Rücken geboren worden seyn, was auf das lange Haar, das Abzeichen der fränk. Könige hinzuweisen scheint. Vgl. Franken, S. 912; — 2) Sohn des Königs Chilperich I. und der Audovera, vermählte sich 576 mit der zu Tours gefangen gehaltenen Wittwe seines Vaterbruders, des Königs Siegbert I., Brunehilde, ward aber von seinem Vater wieder von ihr getrennt und nach Soissons gebracht. Bei dem Angriff der Austrasier auf diese Stadt beschuldigte Chilperich denselben des Einverständnisses mit den Feinden und schickte ihn in ein Kloster nach Mans, wo ihn aber seine Getreuen befreiten. Von den Austrasiern, bei denen er Hülfe suchte, zurückgewiesen, ward er von den Einwohnern von Terouane, die vorgaben, ihn zu ihrem König erheben zu wollen, aus seinem Versteck in der Champagne herausgelockt und ließ sich, da er des Verraths inne ward, um nicht in Fredegunde's Hände zu fallen, von seinem Getreuen Gailen tödten. Vgl. Brunehilde 1).

Meroxen (Min.), nach Haidinger rhomboëdrischer Talkglimmer, Astrites meroxenus nach Breithaupt, auch optisch einaxiger Glimmer vom Vesuv genannt, Grundform im Rhomboëder mit ungefähr 15° 26′ Neigung gegen die Hauptaxe, vollkommen basisch spaltbar, spröde, elastisch, Härte = 4,0—4,5, Gew. = 2,85—2,87, olivengrün, leberbraun, Strich farblos, perlmutterglänzend. Unter den Auswürflingen des Vesuvs mit andern Mineralien.

Meroxener Karbonspath (Min.), nach Breithaupt s. v. a. Prunnerit (s. d.).

Merpins, franz. Dorf, Dep. Charente, Bez. Cognac, an der Charente; starker Weinbau, Branntweinbrennerei; 610 Einw.

Merrem, Blasius, geb. 1761 zu Bremen, wurde 1784 Prof. der Mathematik und Physik zu Duisburg, 1794 Prof. der Kameralwissenschaft und 1804 der Oekonomie und Kameralwissenschaft zu Marburg. Er † daselbst 1824. Schrieb: Grundriß zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel (Leipz. 1788); — Beiträge zur Naturgeschichte der Amphibien (ebend. 1790, 1822, 3 Hfte.); — System der Amphibien (Marb. 1820); — Beiträge zur Naturgeschichte der Schlangen (Marb. 1822).

Merren (Bot.), auch Blumenfarren, 12. Zunft der 3. Kl. (Farren) des oken'schen Pflanzensystems, die Halorageä (Sternfarren) anderer Systeme enthaltend. Charakter: Gegliederte, meist wirtelförmige und einhäusige Wasserpflanzen mit wenig Staubfäden; ein einzelner Samen verkehrt in einem Schlauch, mit kümmerlichen Samenlappen, meist ohne Eiweiß, in einem kümmerlichen Kelch, bisweilen mit

Blumenblättern. Eintheilung: a) Blätter einfach, Blüthen zwitterartig, Samen verkehrt. Gattungen: Hippuris, Callitriche. b) Wirtelblätter getheilt, Blüthen einhäusig, mit vielen Beuteln; Samen verkehrt. Gattungen: Ceratophyllum, Myriophyllum.

Merrimack (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, V. St., Staat New-Hampshire, entspringt als Pemiwagasset auf dem Gebirg Mooselock in New-Hampshire, strömt gegen Süden, dann gegen Osten, nimmt den Winnipiscogee auf, heißt von da an M., macht mehre Fälle, speist den Middleserkanal bei Boston und fällt bei Newburyport in Massachusetts in den atlant. Ocean; ist nur für Boote schiffbar; — 2) Grafschaft das.; 1820: 32,740, 1830: 34,620, 1840: 36,250 Einw.; Hauptort Concord; 1840: 4900 Einw.; — 3) Ort das., Grafsch. Hillsborough, am gleichn. Fluß; Tuchfabr.; 1820: 1160, 1840: 1110 Einw.

Merringong-Berge, austral. Berge, Neuholland, Prov. Camden, im westl. Theile des Landes.

Merris, franz. Dorf, Dep. Nord, Bezirk Hazebrouck; 2200 Einw.

Merritch (Geogr.), 1) brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombay, Prov. Bedschapur, am Krischna; 10,000 Einw.; — 2) Stadt das., Prov. Aurengabad.

Merrova, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandsch. Avlona, südl. von Avlona.

Merrymeeting, nordamerik. Bucht, V. St., Staat Maine.

Mers (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Indre, Bezirk la-Chatre, am Zusammenfluß der Vanvre und Indre; 620 Einw.; — 2) Mers-el-Kebir, afrik. Hafenstadt, Algerien, Prov. Oran, 1 Stunde von Oran, auf der Küste; der Hafen ist klein, aber nach der Rhede von Arzmer der beste Ankerplatz der ganzen Küste, die Rhede ist tief und gegen den Australwind geschützt. Der Hafen wird durch ein Fort und eine Batterie auf einer Felsenzunge vertheidigt. Auf der äußersten Ostspitze der Felszunge steht der 70 F. hohe neue Leuchtthurm. Wasser geben die Cisternen und ein neuerlich angelegter Wasserplatz (aiguade), worin die Quellen abgefangen werden.

Mersch (Geogr.), 1) luxemburg. Dorf, Distr. Luxemburg, Kanton Mörsch; 750 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Jülich; 640 Einw.; — b) Provinz Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen; 280 Einw.

Mersch (Biogr.), van der, Anführer der brabant. Patrioten im J. 1789, geb. zu Menin in Westflandern, trat zuerst in franz. Kriegsdienste, in denen er sich den Namen des tapfern Flamländers erwarb, und dann in österreichische, aus denen er mit dem Charakter eines Obristlieutenant schied. Er lebte nun eine Zeit lang ruhig in seiner Vaterstadt, bis sich die Belgier, die mit der österreichischen Verwaltung unzufrieden waren, 1789 in Breda versammelten. M. schloß sich ihnen an, übernahm das ihm angetragene Kommando der sogenannten Patrioten und besiegte die Oesterreicher zuerst bei Hoogstraten in der Nähe von Antwerpen und dann in einem noch bedeutenderen Treffen bei Turnhout, wo er die Artillerie und Bagage des österreichischen Generals Schröder wegnahm. Darauf eroberte er Gent und im Nov. auch Brüssel und wurde von den Belgiern zum General en chef der sämmtlichen Truppen ernannt. Bald nachher traten Uneinigkeiten ein und die öffentlichen Gelder wurden theilweise auf eine unverantwortliche Weise vergeudet. M. suchte dies zu verhindern, aber er erreichte nichts weiter, als daß man ihn selbst verdächtigte und ihm die Hälfte des Kommandos entzog. Da dies ohne Widerstand gelungen war, ging man weiter, verhaftete ihn und setzte ihn in die Citadelle von Antwerpen gefangen, wo er erst im Jahre 1790 durch die vordringenden Oesterreicher seine Freiheit wieder erhielt. Er † 1792 auf seinem Landgute bei Menin.

Merschbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bernkastel; Mühle; 110 E.

Merscheid (Geogr.), 1) luxemburg. Dörfer: a) Distr. Diekirch, Kanton Klerf; 270 Einw.; — b) das., Kant. Wilz; 190 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 200 Einw.; — b) das., R.-B. Trier, Kr. Bernkastel, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Kram- und Viehmarkt; 470 Einw.

Merschetschendorf, österr.-illyr. Dorf, Kr. Neustädtl, Bez. Landstraß, an der Gurk; 130 Einw.

Merschhöfer, preuß. Bauernschaft, Provinz Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdinghausen; 130 Einw.

Merschkles (Merkles), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Dlaschkowitz; 230 Einw.

Merschwitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Liegnitz; Vorwerk, Ziegelei, Windmühle; 300 Einw.; — b) (Merschütz), Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg, an der Elbe; 170 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; 470 Einw.

Merse, Grafschaft, s. v. a. Berwick.

Merseburg (Geogr.), 1) ehemalige deutsche Markgrafschaft, zwischen Thüringen, der Mark Zeitz, der Ostmark, Meißen und Böhmen, deren Größe sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt; umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch noch Memleben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig, Mulsen, Groitsch ꝛc. Nach anderen Angaben haben die Markgrafen von M. weder die Stadt M., noch den dazu gehörigen Distrikt, sondern nur den Bann und einige Regalien darin besessen; — 2) vormaliges Bisthum (Hochstift) in Obersachsen, umgeben von dem leipziger und thüringischen Kreise Kursachsens, dem Fürstenthume Querfurt, der Grafschaft Mansfeld und dem Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, hatte einen sehr guten und einträglichen Ackerbau, aber wenig Waldungen, und wurde von der Saale, Elster und Luppe bewässert. Der Flächenraum desselben betrug 12 □Meilen mit 40,000 Einw., die auf 7 Städte, 1 Flecken, 225

Dörfer und 78 Rittergüter vertheilt waren. Das Bisthum hatte seine eigene Regierung, sein besonderes Kammerkollegium und Konsistorium, war in die 4 Aemter M., Lützen, Schkeuditz und Lauchstädt eingetheilt und führte als Wappen ein schwarzes Kreuz im goldenen Felde; — 3) preuß. Regierungsbezirk, Prov. Sachsen, grenzt nördlich an Hannover, Anhalt und die Regierungsbezirke Magdeburg und Potsdam, östlich an die Regierungsbezirke Frankfurt und Liegnitz, südlich an das Königreich Sachsen, die sächsischen Herzogthümer und den R.-B. Erfurt und westlich ebenfalls an Erfurt, Schwarzburg, Hannover und Braunschweig, hat ein Areal von 188,76 □Meil. und ist gebildet aus dem größten Theile des ehemals wittenbergischen oder Kurkreises (mit Ausnahme der Aemter Belzig und Baruth), den preußischen Antheilen der Kreise Meißen (mit Ausnahme der zum R.-B. Frankfurt geschlagenen Aemter Finsterwalde und Senftenberg), Leipzig (oder den Aemtern Delitzsch, Düben, Eilenburg und Zörbig) und Thüringen (oder den Aemtern Langensalza, Tennstädt und Weißensee, Treffurt und der Vogtei Dorla), den Stiftern Naumburg-Zeitz und M., den Aemtern Querfurt und Heldrungen des Fürstenthums Querfurt, den vormals zwischen Stolberg und Schwarzburg unter sächsischer Hoheit gemeinschaftlichen Aemtern Heringen und Kelbra, den Grafschaften Stolberg-Stolberg, Stolberg-Roßla, Mansfeld, dem magdeburgischen Saalkreise und dem halberstädtischen Kreise Ermsleben nebst Dankerode. Die Bodenbeschaffenheit des Regierungsbezirks ist eine sehr verschiedene. Nach der Elbe zu und über derselben ist der Boden ganz eben, und der Eigenthümlichkeit des brandenburgischen gleich; an der Elbe selbst befinden sich sehr fruchtbare Niederungen, in welchen jedoch zuweilen ein leichter, strichweise schlechter Sandboden vorkommt. Gegen Westen hin, hauptsächlich im Saal- und merseburger Kreise, wechseln ausnehmend fruchtbare Ebenen und Hügel mit einander ab. Weiter nach dem Harze zu wird der Boden gebirgiger, kälter und unergiebiger; östlich, besonders im liebenwerder Kreise, gibt es viel Moor- und Bruchland. Bedeutende Waldungen besitzen die Kreise Torgau, Liebenwerda und Schweinitz, auch Bitterfeld. Die im R.-B. M. sich vorfindenden Berge erheben sich zu keiner beträchtlichen Höhe, so der Auersberg zu 1200 F., die Schmücke zu 1120 F., die Finne zu 985 F. Der höchste Punkt von 1454 F. findet sich im mansfelder Kreise bei Grenzen. — Gewässer: Der Hauptfluß ist die Elbe, welche zwischen Fichtenberg und Paunitz in dem Kreise Liebenwerda den Regierungsbezirk betritt und ihn bei Apollensdorf im Kreise Wittenberg wieder verläßt. Sie hat hier zwei Hauptübergänge bei Wittenberg und Torgau und 7 öffentliche Fähranstalten, darunter 6 für Wagen. Andere Flüsse sind: die Saale, die Unstrut, die Mulde, die große u. kleine schwarze Elster, weiße Elster und Luppe. Die Saale, welche nach ihrer Vereinigung mit der Unstrut bei Klein-Jena schiffbar wird, hat 15 Schiffsschleusen und 29 Fähranstalten, worunter 10 für Wagen; die Unstrut von Brettleben bei Artern bis zu ihrer Mündung in die Saale 12 Schiffsschleusen und 1 Wagenfähre. Die Mulde tritt bei Kollum im delitzscher Kreise in den Regierungsbezirk und verläßt ihn wieder unweit Greppin im Kreise Bitterfeld. Die bedeutendsten Seen sind der süße und salzige unweit Eisleben im mansfelder Kreise, der Schwanensee im torgauer Kreise. — Produkte: Alle 3 Reiche der Natur sind so ziemlich gleich vertreten. Von Mineralien sind anzuführen: Silber und Kupfer im mansfelder Gebirgskreise, letzteres auch bei Sangerhausen; Kupfervitriol ebenfalls im Kreise Mansfeld, bei Schmiedefeld im wittenberger und bei Troſſin im torgauer Kreise; Raseneisenstein im Kreise Liebenwerda; Steinkohlen bei Löbejün und Wettin im Saalkreise; Braunkohlen in den Kreisen Sangerhausen, Weißenfels, Naumburg, M., Zeitz und Saalkreis; Torf bei Spora im Kreise Zeitz; Gyps bei Wethau und Klein-Jena im Kreise Naumburg. Mineralquellen finden sich zu Lauchstädt, Bibra, Kösen, Klein-Lauchstädt, Halle, Riestädt und Lützkendorf; Salinen zu Halle, Kösen, Artern, Dürrenberg, Kötschau, Trubitz. Das Pflanzenreich bietet Getreide aller Art, mit Ausnahme der Kreise Wittenberg, Liebenwerda, Torgau und Schweinitz reichlich, vorzüglich aber in den in der güldenen Aue liegenden Kreisen Sangerhausen und Querfurt; Heidekorn in den Kreisen Wittenberg, Torgau, Schweinitz, Liebenwerda; Hopfen und Tabak im Kreise Naumburg; Oelgewächse in den Kreisen Eckartsberga, Weißenfels, Naumburg, M., Zeitz und Saalkreis vorzüglich; Specereien im Kreise Naumburg und Weißenfels; Futterkräuter und Küchengewächse in dem weißenfelser, naumburger und halleschen Kreise; Wein an der Saale und Unstrut bei Naumburg, Freiburg und Laucha bis Weißenfels hin; Obst in den Kreisen Sangerhausen, Eckartsberga, Querfurt, Naumburg, Weißenfels, Zeitz; Holz, mehr als für den Bedarf, haben die Kreise Torgau, Liebenwerda, Schweinitz und die Grafschaft Stolberg; zureichend Eckartsberga, Bitterfeld, Delitzsch, der mansfelder Gebirgskreis; in den übrigen Kreisen ist Holzmangel, jedoch durch Torf, Braun- und Steinkohlen Ersatz geboten. Das Thierreich liefert Pferde, die meisten in den Kreisen Torgau (Haupt- und Landgestüte zu Graditz mit Döhlern, Neu-Bläsern und Repitz), Schweinitz, Wittenberg, die wenigsten in den Kreisen Naumburg, mansfelder Gebirgskreis, Zeitz, Weißenfels; Rindvieh, das meiste in den Kreisen Torgau, Liebenwerda, Schweinitz, Delitzsch, Weißenfels, das wenigste in den Kreisen Naumburg, Zeitz, mansfelder Gebiet und Seekreis; Schafe, am zahlreichsten in den Kreisen Delitzsch, Querfurt, Sangerhausen, mansfelder Seekreis, weniger in den Kreisen Naumburg und Zeitz; Schweine am bedeutendsten in den Kreisen Sangerhausen, Querfurt, M., die wenigsten in den Kreisen Zeitz, Naumburg, Bitterfeld. Im ganzen Regierungsbezirke beläuft sich der Viehstand überhaupt auf mehr als 59,000 Pferde, gegen 201,500 Stück Rindvieh, unge-

fähr 854,000 Schafe, 44,600 Ziegen und 109,500 Schweine. Die Bienenzucht ist nur im Kreise Wittenberg von Bedeutung, außerdem wird sie nur als Liebhaberei betrieben. Hochwild gibt es in den Waldungen der Kreise Torgau, Liebenwerda, Schweinitz, Sangerhausen. Beträchtlich ist auch die Fischerei in der Elbe, Saale und Unstrut. Die Nahrungsquellen der Bewohner sind ziemlich mannichfaltig; in den ebenen und fruchtbaren Gegenden wird Ackerbau und Viehzucht getrieben, in den Gebirgsgegenden finden sich Eisen- und Hüttenwerke zur Ausscheidung und weiteren Bearbeitung der gewonnenen Metalle, Salpeter-, Vitriol-, Bleiweiß- und Schießpulverfabriken; die größeren und kleineren Städte treiben meist städtische Gewerbe. In Naumburg und Zeitz sind bedeutende Fabriken in weißen und farbigen Baumwollenwaaren, als Kattunen, Mousselinen, Mulls, Piquets, Mützen, Strümpfen, Barchent rc., die in Betreff der Qualität den englischen nahe kommen, und hinsichtlich ihrer Bleichen denselben nicht nachstehen. Von gleich vortrefflicher Beschaffenheit werden wollene Stoffe, Kasimirs, Kords und Flanelle gefertigt, die zum Theil den niederländischen Fabrikaten gleich kommen. Merinos, Bombassins, Berkane und andere feine wollene Waaren übertreffen an Appretur und Güte die englischen. In dem nordöstlichen Theile des Bezirks ist die Tuchfabrikation vorherrschend. Auch die Leder-, Papier-, Papiertapeten-, Tabaks- und Stärkefabriken sind nicht unansehnlich. Zu Schwemsal ist ein Alaunwerk. Man zählt im Regierungsbezirke überhaupt eine Schriftgießerei, 31 Buchdruckereien, 3 Kupferdruckereien, 15 lithographische Anstalten, 8 Eisenhämmer, 1 Kupferhammer, 15 Hüttenwerke, 10 chemische Fabriken, 2 Zuckerraffinerien, 7 Runkelrübenzuckerfabriken, 25 Stärkefabriken, 11 Potaschesiedereien, 1 Glashütte, 3 Porzellanfabriken, 138 Kalkbrennereien, 295 Ziegeleien, 20 Theeröfen, 871 Wasser-, 699 Wind-, 67 Pferde-, 2 Dampf-, 393 Oel-, 34 Walk-, 28 Loh-, 229 Säge-, 21 Papiermühlen, 71 Spinnmaschinen auf Streichgarn u. 2 auf Kammgarn, 37 Kattundruckereien, 332 Stromschiffe von 12,120 Last. Die kommerziellen Verhältnisse entsprechen denen der Provinz überhaupt. Der Handel wird sehr begünstigt durch die schiffbaren Flüsse, die vielen vorzüglichen Kunststraßen, durch die Messen zu Naumburg und durch die Eisenbahnen, welche den Regierungsbezirk durchschneiden. — Der Regierungsbezirk enthält 71 Städte, 7 Marktflecken, 1628 Dörfer, 519 einzelne Etablissements mit ungefähr 705,000 Einw., worunter vielleicht 2250 Katholiken, 480 Juden und einige Griechen sind. Behufs der Civilverwaltung zerfällt derselbe in 16 landräthliche Kreise, mit Einschluß des sonstigen, aber seit 1828 aufgehobenen Stadtkreises Halle, deren Namen sind: Bitterfeld, Delitzsch, Eckartsberga, Liebenwerda, mansfelder Gebirgskreis, mansfelder Seekreis, M., Naumburg, Querfurt, Saalkreis, Sangerhausen, Schweinitz, Torgau, Weißenfels, Wittenberg und Zeitz. An der Spitze der Verwaltung steht die Regierung zu M. Die oberste Gerichtsbehörde ist das Oberlandesgericht zu Naumburg. Das Forstwesen steht unter einem Oberforstmeister, 7 Forstinspektoren und 42 Oberförstereien. Die 698 Mutterkirchen der Evangelischen stehen unter 37 Superintendenten, die wieder dem Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen untergeordnet sind. Die Katholiken bilden keine besonderen Kirchspiele. An Schulen und Bildungsanstalten finden wir eine Universität, ein Predigerseminar, 10 Gymnasien, 3 Progymnasien, 3 Schullehrerseminare, 3 höhere Bürgerschulen, 16 höhere Töchterschulen, 11 Mittel- und 1270 Elementarschulen. — 4) Kreis das., umfaßt den größten Theil des vormaligen Hochstifts M., namentlich die 4 Aemter M., Lauchstädt, Lützen, Schkeuditz, in so weit sie an Preußen gekommen sind, mit Ausnahme einzelner Ortschaften, und mit Hinzutritt einzelner Dörfer anderer Kreise. Grenzen: Im Norden der Saalkreis, im Nordosten Delitzsch, im Osten und Südosten das Königreich Sachsen, im Süden und Südwesten der Kreis Weißenfels und im Westen die Kreise Querfurt und Mansfeld (Seekreis). Der Kreis hat ein Areal von 10,62 □Meilen und enthält in 5 Städten, 170 Dörfern und 3 Höfen, die 6900 Häuser in sich fassen, über 58,000 Einw. Die Oberfläche des Kreises ist eine weite, nur mit wenigen Hügeln (der Janus-, Belz-, der gerade Hügel rc.) ausgestattete, fruchtbare Ebene. Gewässer sind: Die Saale, die, bei Dölitz eintretend, in nördlicher Richtung den Kreis durchschneidet, und oberhalb Beuchlitz in den Saalkreis übergeht; die weiße Elster, die Luppe, Lauche, Geißelbach und der Floßgraben. Der Boden bringt alle Arten von Feldfrüchten hervor, hauptsächlich viel Flachs und Hopfen, und einen Reichthum von Fenchel, Anis, Kümmel und Rübsamen; auch der Obstbau wird stark betrieben. Bedeutende Braunkohlenlager ersetzen das nicht ganz zum Bedarf ausreichende Holz. Bei Schafstädt sind Sand- und Kalksteinbrüche, bei Atzendorf Torfgräbereien. Die Rindvieh- und Schafzucht ist sehr veredelt. Es werden circa 3780 Pferde, 13,600 Stück Rindvieh, 47,200 Schafe, 2650 Ziegen und 8350 Schweine gehalten. Andere Erwerbsquellen des Kreises sind Papierfabriken, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Tabak- und Essigfabriken, Tuch- und Leinwandwebereien. — 5) Kreisstadt das., zugleich Hauptstadt des Regierungsbezirks, in einer angenehmen Gegend am linken Ufer der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, besteht aus der eigentlichen Stadt, der Domfreiheit, und den 3 Vorstädten Altenburg, Neumark und Venenien (eigentlich Klein-Venedig), hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Unter den Gebäuden zieht vor allen andern die Domkirche, deren Gründung in das 11. Jahrhundert fällt, die Aufmerksamkeit auf sich; sie ist ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst mit 4 schönen Thürmen und einem der größten Orgelwerke Deutschlands. In derselben befindet sich neben einem berühmten Altargemälde von Lukas Kranach und andern Merkwürdigkeiten das metallene Grabmal Rudolphs von Schwaben; auch be-

wahrte man sonst daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. (Vergl. Puttrich, die Kirche zu M.; Leipz. 1836, Fol.) Ein zweites interessantes Gebäude ist das Schloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt, ehedem die Residenz der Bischöfe und später der Herzoge von Sachsen-M. albertinischer Linie. Dasselbe dient gegenwärtig als Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitz ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Stiftregierungsgebäude, das Kapitelhaus, die Domschule neben der Domkirche, die Kirche in der Altenburg, das ehemalige Kloster St. Petri das., dessen Räume theils der königlichen Stuterei zugewiesen sind, theils als Schuttböden dienen, die Wasserkunst, von dem Herzoge Christian erbaut, der Salon im Schloßgarten, das Waisenhaus, die Reitbahn, das alte und neue Rathhaus, die Bürgerschule, die Kirche St. Thomä in der Vorstadt Neumark (wegen ihres hohen Alters merkwürdig), die Ruinen des Klosters St. Sixti, das Militär-Lazareth, die Domprobstei, das gräflich von Zechische Palais, die Ressource ꝛc. Außer der Domkirche hat die Stadt noch 3 evangelische Mutterkirchen; an Schulanstalten besitzt sie ein Gymnasium (Domschule), die städtische Schule mit 8 Klassen in einem schönen neuen Schulgebäude, eine Freischule und eine im J. 1815 gestiftete, für Kinder in den Befreiungskriegen gefallener Preußen bestimmte Erziehungsanstalt (das deutsche Haus genannt), welche jedoch bei dem Mangel zureichender Fonds nur wenige Kinder aufzunehmen vermag; die Vorstädte haben ihre eigenen Schulanstalten. M. zählt 850 Häuser, über 11,000 Einw. und ist der Sitz der kgl. Regierung, des Domkapitels, des Kreisgerichts, des Landrathsamtes, der Kreiskasse, eines Untersteuer-, Post- und Rentamtes, Domkapitel- und Domprobsteigerichts, einer Forstinspektion, Superintendentur, war abwechselnd mit Magdeburg Versammlungsort der Provinzialstände, hat außerdem noch eine Garnison, ein Hebammeninstitut, mehre wohlthätige Anstalten, eine königliche Stuterei und eine große Obstbaumschule. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind starker Ackerbau und eine meist sehr schwunghaft betriebene Industrie. Das bedeutende stockmarsche Leinengeschäft läßt wohl auf 160 Stühlen theils in der Stadt, theils in der Umgegend arbeiten, besitzt auch eigene Färbereien, Druckereien und Bleichereien; die Fabriken von Schreiber und Keferstein liefern bunte Papiere, Visitenkarten, Goldborden, Arzneidosen, Papparbeiten aller Art und beschäftigen zusammen durchschnittlich 160 Arbeiter; hieran reihen sich die Kupferstecherei und Druckerei, Lithographie- und Illuminiranstalt der Herren Bandelow und Komp., 3 Buchhandlungen und eine Buchdruckerei. Erwähnung verdienen noch die Bierbrauereien (das merseburger Bier ist bekannt und wurde sonst weit und breit versendet), Branntweinbrennereien, Lohgerbereien, Färbereien, die Rauch- und Schnupftabak- und Essigfabriken. Gute Kunststraßen, 5 große Jahrmärkte unterhalten einen ziemlich lebhaften Verkehr. Zu den Umgebungen der Stadt gehören: die Neumarkts- und Meuschauermühle an der Saale; der Herrengarten, eine große Obstbaumplantage mit Wirthschaft und Wohngebäuden, die alte Heegereiterei, das Hospital St. Andreä nebst Kirchhof; die königliche Ziegelscheune nebst Zubehör; das Vorwerk Werder; die Freimaurerloge zum goldenen Kreuz und Ernst zur Dankbarkeit; der grottkensche und der schulze'sche Berg nebst Wohnhaus; die Papiermühle; Ernsts Berg nebst Kasinogebäude und Zubehör; der sogenannte grüne Hof nebst Gärten; Hartmanns Berg; der Pulverthurm; der große Gotthardtsteich mit dem ehemaligen königlichen Fischhause, das in neuerer Zeit zu einer recht geschmackvollen Restauration (Beyers Kaffeehaus) eingerichtet worden ist; der Rathsgarten nebst Wohnhaus; das Schießhaus nebst Schießgraben; der ehemalige königliche Bau-, jetzt Forsthof; die Königsmühle mit 4 Mahlgängen und einer Walkmühle; der königliche Thiergarten; der vormalige Jägerhof nebst Zeughaus; der königliche Weinberg mit 2 neu aufgeführten Traingebäuden, das Freigut, die Klause; die Risch- oder große Herrenmühle mit 12 Mahlgängen und 1 Oel- und Schneidemühle und die Dammmühle. Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth ꝛc. s. Berlin.

Geschichte. 1) Der Markgrafschaft. Die Nachrichten, welche uns über diese Markgrafschaft aufbewahrt worden sind, sind äußerst dürftig. Muthmaßlich ist dieselbe schon von Karl dem Großen gestiftet worden, und die Markgrafen hatten auch die Stadt M. zu ihrer Residenz, aber die Reihenfolge davon läßt sich nicht angeben. Der erste, welcher mit Sicherheit genannt wird, hieß Sigfried und lebte um 932. Der letzte, den man mit Gewißheit kennt, hieß ebenfalls Sigfried und † 1038. Zwischen diesen beiden werden noch Erwin, Esiko und Burkhard genannt; Erwin, einer der berühmtesten, lebte zu Anfange des 10. Jahrhunderts u. war der Schwiegervater König Heinrichs I., Esiko † 1007 zu Leipzig. Burkhard und der schon genannte letzte Sigfried haben zugleich auch die Pfalzgrafschaft verwaltet, zu welcher ein ziemlicher Strich Landes um Allstadt, Querfurt und Eisleben gehörte. Es hat auch Burggrafen von M. gegeben, welche nebst dem Burgwart das Schloß M. eigenthümlich besessen haben sollen; sie waren von den sächsischen Kaisern eingesetzt. — 2) Des Bisthums. Der Beschluß zur Gründung desselben war von Otto I. schon im Jahre 955 gefaßt, 962 erhielt er durch eine päpstliche Bulle die Erlaubniß dazu, 967 erfolgte die Bestätigung, aber die Stiftung wurde erst 968 völlig zu Stande gebracht und das neue Bisthum dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet. Wahrscheinlich hat der Kaiser die Erbgerechtigkeit über die Stadt M. den Bischöfen abgetreten, auch bekamen sie 974 die Regalien innerhalb der Stadt, wann ihnen Schloß nebst Bezirk zu Theil geworden, ist nicht

genau bekannt. Der erste Bischof Boso wirkte sehr thätig für die Bekehrung der Wenden in der Gegend von Zeitz. Unter seinem Nachfolger Giseler hatten die Besitzungen des Bisthums schon eine große Ausdehnung, es gehörten dazu: Dornburg, Kirchberg, Eckartsberga, Allstädt, Nebra, Freiburg, Laucha, Weißenburg, Köthen, Düben, Pegau, Groitzsch, Leipzig, Eilenburg, Wurzen, Rochlitz &c. Als Giseler 981 Erzbischof von Magdeburg geworden war, zog er im folgenden Jahre die meisten Güter des Bisthums M. an sich und verwandelte einen geringen Rest derselben in eine Abtei. Kaiser Heinrich II. stellte jedoch im Jahre 1004 das Bisthum wieder her, brachte die losgerissenen Güter meist wieder an dasselbe zurück und setzte Wigbert zum Bischof ein. Ursprünglich stand die Schutzgerechtigkeit dem Kaiser zu, der auch in der ersten Zeit die Bischöfe ernannte. Nachher wurden dieselben vom Kapitel erwählt und die Markgrafen von Meißen suchten sich die Oberherrschaft über das Bisthum zuzueignen. Zwar entsagte derselben Markgraf Friedrich im Jahre 1288 gänzlich, auch erhielt der Bischof Sigismund von Lindenau 1451 von Kaiser Karl V. ein Reskript, nach welchem „Bischof u. Bisthum bei seinem Fürstenstande, Reichsfreiheit und Reichsanschlag gelassen werden solle"; trotzdem aber betrachteten die Markgrafen von Meißen die Bischöfe von M. als ihre Landsassen, u. die Reichsunmittelbarkeit des Bisthums ging ganz verloren, als zwischen Domkapitel und dem Hause Meißen ein Vertrag geschlossen wurde, nach welchem nur Glieder des letztern zu Administratoren desselben ernannt werden sollten. Auch mußten sich die Bischöfe zu den sächsischen Landständen bekennen und gehörten zur ersten Klasse der kursächsischen Landschaft, nämlich zum Kollegium der Prälaten. Auf den oben erwähnten Wigbert folgte 1009 der Bischof Dietmar oder Dithmar, welcher sich der meißnischen Oberherrschaft zu entziehen suchte; derselbe ist auch berühmt als Chronikenschreiber, er † 1018. Das Streben nach Unabhängigkeit wurde fast von allen seinen Nachfolgern fortgesetzt. Unter diesen sind die Bischöfe Heinrich v. Warin im 13. Jahrhunderte und Thilo v. Trotta († 1514), die sich durch Fortsetzung des Baues und durch Verschönerung des Schlosses und der Domkirche verdient gemacht haben. Letzterer war ein eitler Mann, der überall sein Wappen mit dem Raben anbrachte und von dem auch noch die Stiftung herrührt, daß fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird, an den sich die Sage knüpft, daß der Bischof v. Trotta seinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, dieser habe ihm einen Ring (der nachher in dem Neste eines Raben wiedergefunden wurde) entwendet, hinrichten ließ. Dem Bischof Sigismund v. Lindenau gelang es, sich der Oberhoheit Kursachsens fast gänzlich zu entziehen, aber der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige protestirte gegen das bereits erwähnte Reskript des Kaisers Karl V., das dem Bischofe völlige Reichsunmittelbarkeit zusicherte. In die Regierungszeit dieses Bischofs fällt der Anfang der Reformation. Sigismund war zwar persönlich der neuen Lehre zugethan, doch wurde sie erst unter seinem Nachfolger, Herzog August, jüngerem Bruder des Herzogs Moritz von Sachsen, den das Kapitel nach Sigismunds Tode im Jahre 1544 zum Administrator des Stiftes erwählt hatte, eingeführt. Zwar mußte derselbe nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 einem katholischen Bischofe Michael Helding, genannt Sidonius, gewesenem kaiserlichen Kammerrichter Platz machen, aber nach des letztern Tod fiel die Administration wieder an Kursachsen zurück, dem sie auch im westphälischen Frieden mit Einwilligung des Kapitels auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Im Jahre 1561 wurde zwischen dem Bisthum und Kursachsen eine perpetuirliche Kapitulation geschlossen, nach welcher sich ersteres verpflichtete, nur Prinzen aus dem Kurhause Sachsen zu Administratoren zu wählen, und letzteres versprach, alle Rechte und Freiheiten des Stiftes zu erhalten und zu schützen. Das jedesmalige Haupt des Stiftes sollte den Titel postulirter Administrator führen. Michael Helding † noch in demselben Jahre (als 42. Bischof) und Alexander, minderjähriger Prinz des Kurfürsten August, wurde als Administrator postulirt, dessen Stelle jedoch sein Vater vertrat. Nach dem Tode Augusts (1565) führte Alexander die Administration selbst bis 1585, und von da bis 1591 sein Sohn Christian. Als dieser †, wurde 1592 sein Sohn Johann Georg I. zum Administrator postulirt, der 1603 die Regierung des Bisthums wirklich antrat u. sie auch als Kurfürst von 1611—1622 fortführte, nachher aber seinem 3. Sohn Christian vom Domkapitel als Administrator postuliren ließ. Dieser Christian I. erhielt durch testamentarische Verfügung seines Vaters 1652 auch die Niederlausitz, die Herrschaften Dobrilug u. Finsterwalde nebst den Aemtern Delitzsch, Bitterfeld und Zörbig und wurde so der Stifter der Linie Sachsen-M., einer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen. Christian I. wurde zwar vom Kaiser mit seinen Besitzungen belehnt, gelangte jedoch nicht zur Reichsunmittelbarkeit, sondern mußte fortwährend die Oberhoheit Kursachsens anerkennen. Auf ihn folgte sein Sohn Christian II., dann sein Enkel Moritz u. zuletzt sein jüngster Sohn Heinrich, mit dem 1738 die Linie wieder erlosch. Diese Herzoge waren natürlich auch Administratoren des Bisthums. Von 1738 an übernahm Kurfürst August III. die Administration. Seit dieser Zeit war das Bisthum M., unter der Verwaltung einer besondern Stiftsregierung zu M., ein Theil von Kursachsen, bis es durch den wiener Kongreß 1815 etwa zu 3 Viertheilen an Preußen kam, u. dort den Kreis M. (s. d.) bildet. Der kleinere Theil blieb bei Sachsen und ist zum leipziger Kreis geschlagen. Das Domkapitel besteht noch gegenwärtig und zwar aus einem Domprobst, Domdechant, Senior, Kantor und 12 Domherren. — 4) Der Stadt. Diese ist, wie die Markgrafschaft, wahrscheinlich schon zur Zeit Karls des Großen gegründet, Heinrich I. ließ sie 922 mit Mauern umgeben und 924 wurde sie von den Ungarn

zerstört. Im Jahre 933 erfocht Heinrich in der Nähe, bei dem Dorfe Keuschberg, jenen glänzenden Sieg über die Ungarn. M. war Residenz der Markgrafen v. M., von 968 an Sitz der Bischöfe, und im 10. und 11. Jahrhunderte, nachdem es Otto I. zur kaiserlichen Pfalz erhoben hatte, auch Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser. Von 973 bis 1302 wurden hier 15 Reichstage gehalten, darunter der von 1152, auf welchem Kaiser Friedrich I. die Erbstreitigkeiten der Prinzen Sueno, Kanut und Woldemar von Dänemark schlichtete. Im J. 1080 † auf dem alten Schlosse (Altenburg) der Kaiser Rudolph von Schwaben, nachdem er in der gegen seinen Gegner Kaiser Heinrich IV. verlornen Schlacht bei Mölsen an der Elster, wie man sagt, von der Hand des lothringischen Herzogs Gottfried von Bouillon, tödtlich verwundet worden war. Wie die Stadt durch große Brände in den Jahren 1323, 1387, 1444, 1479 und 1662 schwer heimgesucht wurde, so hatte sie auch im Bauernkriege 1525, an dem sie sich betheiligte, namentlich aber im 30jährigen Kriege viel zu leiden; denn in letzterem wurde sie 1631 von den Kaiserlichen unter Pappenheim genommen, 1632 nochmals an die Kaiserlichen übergeben, 1636 von den Schweden gebrandschatzt und 1640 von denselben unter Königsbruck geplündert. Seit 1656 bis 1738 war sie die Residenz der Herzoge von Sachsen-M. Im Jahre 1757 brannten die Oesterreicher u. Kreistruppen die dasige Saalbrücke ab. Am 29. April 1813 wurde M. nach hartnäckiger Gegenwehr des Majors Lobenthal von den Franzosen, am 18. September aber von Thielemann wieder genommen. M. war eine der berühmtesten Städte Deutschlands, doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. — Chroniken von M. lieferten Brotuff, Leipz. 1557, Fol. u. Vulpius, Quedlinb. 1700, 4.

Schlacht den 28. August 933. Der Deutschen gefährlichsten Feinde, die Ungarn, durchstreiften zu Anfang der Regierung des sächsischen Kaisers Heinrich I., von Mähren aus Deutschland nach allen Richtungen und fanden nur wenigen Widerstand, da das Reich von innern Unruhen zerrüttet war. Im J. 925 verheerten sie Bayern, belagerten Augsburg, drangen bis an den Bodensee vor, verbrannten das Kloster St. Gallen, verwüsteten Franken und Elsaß, vorzüglich aber Sachsen und Westphalen, ohne daß die vom Kaiser Heinrich befestigten Städte Soest, Werl u. a. sie aufhalten konnten. Sie belagerten und verbrannten Bremen und Heinrich selbst wurde von ihnen bei Wurzen aufs Haupt geschlagen und mußte sich in das feste Werl einschließen, da er sich mit diesem überlegenen Feinde im offenen Felde nicht mehr messen konnte. Zum Glück für Deutschland wurde einer von den vornehmsten ungar. Fürsten gefangen und seine Auslieferung von den Ungarn nur durch einen Waffenstillstand auf 9 Jahre und einen jährl. zu erhaltenden Tribut erkauft. Während dieser Zeit strebte Heinrich durch Verbesserung der innern Verfassung, durch Anlegung von Städten und Schlössern und durch Uebung des Volks in den Waffen die Kräfte Deutschlands zu heben. Zur Bildung einer regulären Miliz wurde angeordnet, daß auf dem Lande der 8. Mann den 9., und in der Stadt der 4. den 5. als Soldat unterhalten, vom Adel dagegen der Aelteste mit ins Feld ziehen mußte. Die größte Sorgfalt wandte er auf die Reiterei, hielt jährliche Heerschau und legte so den Grund zu den Turnieren. Inzwischen lief die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn ab. Im J. 932 forderten ihre Gesandten vom Kaiser unter harten Drohungen den bisherigen Tribut, den ihnen der Kaiser verweigerte, indem er dafür einen nackt geschorenen, der Ohren und des Schwanzes beraubten Hund als Tribut vorwerfen ließ. Erbittert über solchen Schimpf, versammelten sie ein Heer von 300,000 Mann zu Fuß und zu Roß, bestehend aus Ungarn, Scythen, Slaven, Reußen, Tataren, Polen und noch anderen Völkern, um Deutschland von Neuem durch Raub und Mord zu verheeren. Im Jahre 933 fiel das Heer in Deutschland ein, theilte sich in drei Theile, von denen der eine gegen den Rhein vordrang, ein zweiter, 50,000 Mann stark, in Sachsen einfiel, hier aber bei der Belagerung der Secheburg bei Sondershausen von dem dasselbe entsetzenden Landvolke aufgerieben wurde, während das Hauptheer dagegen bis zur Saale vordrang, u. Alles weit u. breit verwüstete, mordete od. in die Sklaverei schleppte, was sich nicht nach den festen Städten flüchten konnte. Der Widerstand, den sie auf ihrem Zuge fanden, steigerte nur ihre Grausamkeit, und so langten sie vor M. an, wo des Kaisers Schwager, Graf Wido, residirte, wurden aber wiederholt zurückgeschlagen. — Während dessen hatte der Kaiser die Deutschen zu den Waffen gerufen und ihnen Magdeburg als Sammelplatz angewiesen. Auch aus Italien und Frankreich zog Kriegsvolk heran und mit freudigem Eifer sammelte sich das waffengeübte Volk aus seinen Erblanden, Sachsen, Thüringen, Hessen, Meißen und Westphalen, in einer Stärke von 18,000 M. zu Fuß und 2000 zu Pferde, zu denen noch 300 mainzische Ritter und mehre Abtheilungen der Bischöfe zu Hamburg, Paderborn, Osnabrück und Münster unter 9 Grafen stießen. Diese Armee stand unter dem Befehl des Herzogs Otto von Sachsen und des Herzogs Heinrich von Bayern. Nachdem der Kaiser sie bei Magdeburg gemustert, zog er mit derselben durch die Grafschaft Mansfeld dem hart bedrängten M. zu Hülfe. In der Nacht, als die Ungarn Tags vorher die Stadt heftig bestürmt hatten, rückte die Armee bis Reith, in einem Grunde bei Schlossau Skopau, zwischen diesem und Bundorf vor, wo jetzt die dem Stifte in M. gehörigen 4 Teiche liegen. Bei der Ankunft der Deutschen u. der Nachricht von der erlittenen Niederlage bei Secheburg überfiel die Ungarn ein solcher Schrecken, daß sie die Belagerung eiligst aufhoben, ihre umherstreifenden Haufen durch angezündete Feuer zusammenriefen und sich auf eine Meile zurück nach dem Dorfe Skölen, neben dem Skölzigholze, nicht weit von Lützen, zogen. Hier verschanzten sie sich u. noch jetzt kann man diese Verschanzungen

deutlich erkennen. Mit Anbruch des Morgens, am 26. Aug., folgte der Kaiser dem ungarischen Heere. Bekannt mit ihrem Kriegsgebrauche, sich, wo sie nicht schlagen wollten, durch eine schnelle Flucht zu entziehen, um dann plötzlich wieder in andern Gegenden aufzutreten, hatte der Kaiser, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, schon in der Nacht neun thüringische Schwadronen beordert, sich an die feindliche Nachhut zu hängen und sie durch Neckerei aufzuhalten. Er ging durch M. über die Saale bis nach dem 1 Meile entfernten Orte Riade u. bezog hier, so wie auf dem anliegenden Berge ein verschanztes Lager mit einer festen Wagenburg gegen Morgen, wovon man ebenfalls jetzt noch Spuren findet. Hier gebot der Kaiser bei Leib- u. Lebensstrafe, alles unzüchtige Weibsgesindel, welches der Armee gefolgt war, aus dem Lager zu entfernen u. seitdem wird dieser Berg der Keuschberg genannt. Am Morgen des 27. Aug. erhielt man die Botschaft von dem Eintreffen der Hülfskriegsvölker aus Italien, Franken, Bayern, Schwaben, Oesterreich, Voigtland, Thüringen und Hessen bei Tauchlitz, ½ Stunde von dem Lager, wo jetzt Weißenfels liegt. Durch diesen Succurs kam die kaiserliche Armee, deren oberster Kriegshauptmann Walther, Graf zu Hoye war, auf 69,000 M., worunter sich jedoch nur 6200 Reiter befanden. Bei abgehaltenem Kriegsrathe erklärten sich alle Führer und Kriegsobersten einmüthig, die Ungarn trotz ihrer überlegenen Stärke, anzugreifen. Der Kaiser führte daher die Armee ins freie Feld, formirte die Schlachtordnung und legte einen starken Haufen Reiter in den Grund unter dem Keuschberge im Versteck, um während der Schlacht im günstigen Augenblicke dem Feinde in die Flanke zu fallen. Die Ungarn, welche glaubten, sich durch eine Flucht nicht mehr retten zu können, aber auch nicht für gut fanden, sich in ihrem Lager angreifen zu lassen, verließen dasselbe und stellten sich ebenfalls in Schlachtordnung auf. Die deutschen berittenen leichten Armbrustschützen eröffneten jetzt den Angriff, während die Armee folgte, da es jedoch bereits zu dunkeln begann, zogen sich beide Armeen wieder sehr bald in ihre Lager zurück. Aber schon um Mitternacht ordneten sich die Deutschen von Neuem und der Kaiser, wenn auch zur Zeit krank, war der Erste auf dem Platze und ermahnte die Truppen nochmals zur Tapferkeit, hielt nach dem Ausrufe: „Rufet Gott an u. schlaget weidlich drein!“ ein allgemeines Gebet u. sein Heer rückte unter dem Feldgeschrei: Kyrie Eleison! zum Angriff des Feindes vor, der noch nicht ganz zur Aufstellung seiner Schlachtordnung gekommen war. So entspann sich am Morgen des 28. Aug. eine der blutigsten Schlachten ihrer Zeit. Dem herzhaftesten Angriff setzten die Ungarn den hartnäckigsten Widerstand unter ihrem Feldgeschrei: Huy! Huy! Huy! entgegen. Entsetzlich mordete das Schwert und lange schwankte der Sieg. Doch hielt der Kaiser noch immer einen Theil seines Heeres als Reserve zurück und brach mit diesem erst hervor, als die Abtheilung Reiterei vom Keuschberge her den Ungarn in die Flanke fiel, die einem solchen vereinten Angriffe nicht mehr widerstehen konnten. Sie wurden getrennt, geriethen durch dieses Eindringen der Deutschen in ihre Reihen in die höchste Verwirrung und gingen bald zur allgemeinen Flucht über. Die siegtrunkenen Deutschen vollendeten unter dem Rufe: Schlag todt, schlag todt! den Sieg, indem sie weit und breit das Feld mit Tausenden feindlicher Leichen überdeckten, da, unbekannt mit dem Terrain, die Ungarn sich nur in geringer Zahl retten konnten. Ein Theil suchte über die Elster nach der Elbe zu entkommen, wurde aber von den Deutschen bis gegen Bernburg verfolgt und gänzlich aufgerieben; ein anderer Haufen dagegen rettete sich nach Böhmen. Die Ungarn verloren in dieser blutigen Schlacht, die bis Sonnenuntergang gewüthet hatte und auf der Flucht 100,000 Todte und 50,000 Gefangene; ihr reich mit Schätzen gefülltes Lager wurde geplündert, viele gefangene Christen befreit. Der Verlust der Deutschen wird von keinem Schriftsteller angegeben, sondern nur als ein geringer bezeichnet und unter den Todten von den höheren Befehlshabern der Graf Esiko von Ballenstädt und Askanien genannt, der in der Kirche zu Keuschberg begraben wurde. Der Kaiser ließ die Leichen sondern, die christlichen auf dem Lagerplatze beerdigen und hier zum Andenken an diesen glorreichen Sieg, der Deutschland u. das westliche Europa von diesem barbarischen Feinde befreite, eine jetzt noch stehende Kirche erbauen. Die Leichen des Feindes wurden in großen Gruben bei dem Skölzigholze verschüttet, wovon man noch jetzt die Hügel findet, die Gefangenen ausgeplündert und nach eidlicher Angelobung, Sachsen nie wieder zu betreten, freigelassen. Auch ein großes Gemälde ließ der Kaiser von dieser Schlacht anfertigen und im Saale des Schlosses der alten M. aufbewahren. Als nach einem allgemeinen Dank- und Freudenfest die Hülfsvölker wieder nach ihrer Heimath abrückten, lud sie der Kaiser zum Beweise seiner Erkenntlichkeit nach Göttingen und gab hier ihnen zu Ehren große Bankette und allerlei Ritterspiele. Die Angabe der Schriftsteller, die dieser berühmten Schlacht umständlicher erwähnen, über die Zeit derselben ist sehr verschieden; nach einigen ist sie erst im Jahr 934 in der Fastenzeit geschlagen worden.

Mers el Kibir, Festung, s. **Tlemsan**.

Mersella, s. **Mursella**.

Mersen, niederl. Flecken, Prov. **Limburg**, unweit Mastricht. Hier Vertrag zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, wonach letzterer das östlich von der Maas gelegene Gebiet abtrat. Vergl. **Deutschland**, S. 517.

Mersey (Geogr.), 1) brit. Fluß, England, Grafsch. Chester, entsteht aus dem Zusammenfluß mehrer kleiner Flüsse in Derby, nimmt unter andern den Irwell auf und fällt, von Osten nach Westen fließend, mit einer weiten Mündung in die irländische See; Lauf 60 engl. Meilen, davon 35 schiffbar, von Stockport an; — 2) Insel das., Grafsch. **Essex**, an der Ostküste, zwischen den Mündungen der Flüsse Blackwater und Colne, vom festen Lande durch einen schmalen Meeresarm, Pyefleet, getrennt,

5 engl. Meil. lang, 2 Meil. breit; 1150 Einw. in 2 Kirchspielen.

Mersichie, österr.=illyr. Weiler, Istrien, Bez. Buje; 120 Einw.

Mersifu, asiat. türk. Stadt, Ejalet Siwas, Sandschak Amasiah.

Mersin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Fürstenthum; am Bache Nedesch; Wassermühle; 300 Einw.

Mersine (Ober= und Nieder=M.), Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Wehlau; 2 Vorwerke, 2 Windmühlen; 240 Einw.

Merslaplanina, österr.=steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Oberlichtenwald; 150 Einw.

Merten (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Moselle, Bez. Thionville; Bleimine; 630 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.=B. Köln, Kr. Bonn; 530 Einw.; — b) das., Kr. Sieg; 200 Einw.

Mertendorf (Geogr.), 1) österr. = böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Konoped; 3 Mühlen am Triebsch= oder Mertendorferbache; 950 Einw.; — 2) (Murtinsdorf), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Naumburg, am Wethaubache; Steinkohlenbergwerk von besonderer Qualität; 250 Einw.; — 3) sachsen=weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Bürgel; 160 Einw.

Mertenheim, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 200 Einw.

Mertensdorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt=M.), Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Altenstein; 120 Einw.; — 2) (Neu=M., Mercinkowo), das.; 130 Einw.; — 3) (Matzdorf), das., Kr. Braunsberg; 130 Einw.; — 4) (Matzdorf), das., Kr. Friedland; 160 Einw.; — 5) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Ost=Priegnitz; 140 Einw.

Mertensia (Bot.), I) nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Urticeae *Kunth*. Von 6 Arten, Bäumen und Sträuchern in Südamerika, sind zu nennen: 1) M. Jguanea *B. K.* Auf Jamaika; — 2) M. laevigata *H. B.* In Neuspanien. — II) nach Roth, Pflanzengattung, Arten unter Lithospermum *L.*, Pulmonaria *L.*, und Steenhammera *Rchb.*

Merterstorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Horn und Rosenburg; 210 Einw.

Mertert, luxemburg. Dorf, Distrikt und Kanton Grevenmachern; 600 Einw.

Mertesdorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. und Kr. Trier; mit 2 Mühlen u. der Kor= oder Kochsmühle; 370 Einw.; hierzu das Rittergut Grünhaus und die Mühle Schuppemühle.

Merthyr=Tydvill, brit. Stadt, England, Wales, Grafsch. Glamorgan, nordwestlich von Cardiff, am Taff und am Kanal von Cardiff; 13 Hochöfen, 4 große Eisenwerke, die jährlich 330,000 Schiffspfund Eisen ausführen, Steinkohlengruben; auch sonstige Industriezweige; 36,000 Einw. Von hier geht ein Kanal parallel mit dem Flusse Towy bis Swansea.

Mertinau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß=M.), Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Trebnitz; Freischoltisei, Windmühle; 330 Einw.; — 2) (Klein=M.), das.; Freigut, Wasser= und Windmühle; gegen 100 Einw.

Mertinsdorf, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 280 Einw.

Mertitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; über 100 Einw.

Mertloch, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Mayen; Brückenmühle, Lanzerhöfe; 640 Einw.

Mertola, portug. Stadt, Prov. Alemtejo, nördlich von Tavira, auf steiler Höhe am Guadiana; 3100 Einw.

Merton, brit. Dorf, England, Grafsch. Surrey, am Wandle, südwestlich von London; große Kattunfabriken, Kupferwerke; 2100 Ew.

Mertschutz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. und Kr. Liegnitz; Schloß, Vorwerk; 810 Einw.

Mertwoi=Kultusk, Todter Golf, asiat. Meerbusen des kaspischen Meeres, an dessen nordöstl. Seite.

Merty und Merty=Guna, afrik. Städte, Nigritien, südwestlich am Tschad=See.

Mertzwiller, franz. Dorf, Dep. Bas=Rhin, Bez. Weissenburg; Eisenwerke, Druckschwärzefabrik; 1150 Einw.

Meru (d. i. Mitte, ind. Myth.), heiliger Berg, der indische Olymp, Wohnsitz der Götter und Fruchtknoten in der Weltblume (Lotos). Die Phantasie malte sich diese Weltblume folgendermaßen aus. Die vier Hauptblätter der Blumenkrone bezeichnen die vier Hauptländer (Dwipas, d. i. Halbinseln) nach Weltgegenden. Zwischen ihnen stehen je zwei und zwei ähnliche Blumenblätter, die 8 untergeordnete Dwipas repräsentiren. Die übrigen Blätter schwimmen abgesondert auf dem Ocean und stellen die Inseln und entfernteren Länder dar. Der Fruchtknoten dieser Blume soll aber nach der Lehre der Buddhaisten ein konischer, nach der Lehre der Lamaiten ein viereckiger goldner Berg seyn u. im Mittelpunkte der Erdoberfläche auf der Insel Schamban liegen. Seine goldglänzende Fläche wirft die Strahlen der Sonne selbst in die entlegensten Länder. Dabei ist er mit herrlichen Bäumen bewachsen, wird von klaren Bächen berieselt, und überall auf ihm ertönt lieblicher Vogelgesang. Auch sind auf ihm vier gleich große Teiche voll Milch, Butter, geronnener Milch und Zuckersaft. Auf seiner höchsten Spitze ist die Wohnung Schiwa's, die aus Gold besteht und um die herum die Paläste der acht Welthüter und der Seligen erbaut sind. Er wird 6 Monate hindurch von der Sonne beleuchtet, 6 Monate aber auch von Nacht umhüllt. Schlangen verwehren jeglichem Sterblichen den Zutritt. Nach allen vier Weltgegenden hin wird er von goldenen, silbernen, kupfernen u. eisernen Sockeln gestützt. Vier große Ströme fließen von ihm nach den vier Himmelsgegenden ab, nämlich der Ganga, der aus einem Kuhmaul entspringt, der Sita (Hoangho) aus ei=

nem Elephantenkopfe, der Bhadra (Jenisei) aus einem Tiger= oder Löwenkopfe, und der Chakschu (Oxus) aus einem Pferdekopfe. Nach der buddhaischen Lehre sollen sich dagegen alle vier Ströme ganz an der Südseite befinden und der Ganges, Indus, Oxus und Bramaputer seyn. Nördlich von M. streichen drei Bergketten parallel neben einander fort von Osten nach Westen; gleich viele streichen an der südlichen Seite in derselben Richtung hin, so daß dadurch die Erde in sieben Zonen von Süden nach Norden getheilt wird, in deren mittlerer der M. selbst liegt. Vergl. Lamaismus.

Meru (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Oise, Bez. Beauvais, in einem quellenreichen Thale; beträchtliche Kunsttischlerei, Knopffabr., Buntpapierfabr.; 2330 Einw.; — 2) Fluß das.

Meruba, hebräische Schriftgattung, der rabbinischen entgegengesetzt.

Merucra (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica, südwestl. von Astigi (Plin. III, 1, 3).

Merud, brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Aurengabad, südöstlich von Punah.

Merula (a. Geogr.), Küstenflüßchen in Etrurien, fällt bei Albingaunum in die See; j. Aroscia (Plin. III, 5, 7).

Merula (Biogr.), Familie der Gens Cornelia, 1) L. Cornelius aus dem plebejisch=cornelischen Geschlechte. Unter dem Konsulate des Sex. Aelius Pätus und T. Quinctius Flaminius (198 v. Chr.) bestrafte er als Prätor Urbanus eine Verschwörung von Sklaven sehr streng. Nachher wurde er mit C. Salonius zum Triumvir gewählt, um eine Kolonie nach Tempsa zu führen, und bald darauf ward er mit Q. Minucius Thermus Konsul, und erhielt den Befehl gegen die Bojer. Er verwüstete das Land derselben, ohne sie zu einer Schlacht bringen zu können. Daher verließ er ihre Grenzen wieder und führte die Armee nach Mutina. Als die Bojer von seinem Abzuge hörten, folgten sie ihm heimlich nach, gingen in der Nacht vor dem römischen Lager vorbei ohne bemerkt zu werden, und besetzten ein Waldgebirg, über welches die Römer ziehen mußten. Die Besitznahme dieses Postens wurde aber von den Römern wahrgenommen, und der Konsul rüstete zur Schlacht. Dasselbe thaten die Feinde. Nach dem hartnäckigsten Widerstande wurden die Feinde in die Flucht geschlagen und von der Reiterei der Legionen verfolgt. Es blieben in dieser blutigen Schlacht 14,000 Feinde auf dem Platze; 1902 vom Fußvolke, 721 Reiter, 3 ihrer Anführer, 212 Kriegszeichen und 63 Wagen wurden gefangen genommen und erbeutet. Auch die Römer hatten einen ansehnlichen Verlust von 5000 Soldaten und verschiedenen Anführern gelitten. Der Konsul meldete nun seinen Sieg nach Rom, aber sein Legat M. Claudius hatte schon Privatbriefe an die Senatoren geschrieben und den Ruhm desselben auf alle Art zu vermindern gesucht. Als er daher nach Rom zurückkehrte, und für seinen Sieg einen Triumph verlangte, so drang der Senat und insbesondere Q. Metellus darauf, daß er sich erst gegen die Beschuldigungen seines Legaten verantworten und diesen nach Rom kommen lassen möchte. Da er nun hierzu keine Lust zu haben schien, und nur sein Verlangen wiederholte, so intercedirten zwei Tribunen und verboten alle weiteren Verhandlungen in dieser Angelegenheit. — 2) Lucius Corn. M., Flamen dialis, wurde im J. 87 v. Chr. nach Vertreibung des Konsuls Cinna aus Rom vom Senat an dessen Stelle zum Konsul ernannt. Als Cinna und Marius, nach Rom zurückgekehrt, mit Mord gegen die Edelsten wütheten, so kam M., der unter scheinbar gesetzlichen Formen hingerichtet werden sollte, der Verfolgung seiner Feinde zuvor und ließ sich im Tempel des Gottes, welchem er diente, die Adern öffnen. — 3) Merula, Georg, ital. Humanist, geb. 1424 zu Alessandria de la Paglia in Mailand, war Lehrer der griech. und lat. Sprache zu Venedig und Mailand und † 1494. Schrieb: Kommentare über Martial, Juvenal, Varro, Columella und andere römische Schriftsteller, auch Antiquitates Vicecomitum mediolanens., Mail. 1629. Fol.

Merula, I. (Ornith.), 1) nach Brisson, Vögelgattung. Art: M. rosea *Briss.*, *Naum.*, s. v. a. Gracula rosea *Cuv.*; — 2) s. v. a. gemeine Drossel, Turdus Merula *L.* — II. (Ichthyol.), s. v. a. Labrus Merula *Gmel.*

Merula (Mus.), Orgelstimmen, s. Orgel.

Merularum campus, s. v. a. Amselfeld.

Merulidä (Ornith.), nach Wiegmann, Drosseln, Familie der Passeres dentirostres *Cuv.*, der Ordnung der Zahnschnäbler und der Zunft der Sänger nach Oken. Allgem. Charakter: Schnabel meist fast so lang als der Kopf, seitlich zusammengedrückt; Fleisch wohlschmeckend. Wichtigste Gattungen: Turdus, Cinclus, Philedon, Myothera. Vergl. Beerenfresser.

Merulina (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gatt. der Phytocorallia Daedalina *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Polypen nach Oken, unter Agaricia *Lam.* Charakter: Polypenstock blattartig, ausgebreitet, flach, die Oberseite mit sternentragenden Furchen; Mundlippen des Thieres von zwei parallelen Hügeln undeutlich eingefaßt, nebst dem Mantel unbestimmt ausdehnbar, die Mündungsreihen gerade und dichotomisch=ästig, nur auf der einen Seite sterntragend. Einzige Art: M. ampliata *Ehrenb.*, mit fächerförmigen, längsgewurzelten Ausbreitungen, Kanten der Runzeln blättrig=sägeförmig, sehr rauh. Oft 1 Fuß lang. In Ostindien, selten. Sol. und Ellis, Taf. 41, Fig. 1, 2 und Esper, I. 18.

Merulius (Bot.), I. nach Haller, Aderschwamm, Holz=, Netz=, Faltenschwamm, Gattung der Hymenini Polyporei *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Fungi *L.* Charakter: Hut verkehrt, ausgebreitet, dünn, flockig oder fleischig=lederartig, mit wachsartigem, unregelmäßig gefaltetem Fruchtlager. Falten löcherförmig, oft gezahnt, ungleich, eckig, mit dem Hut verwachsen, überall Schläuche und Antheren tragend. Von 10 deutschen Arten, stiellosen, auf

faulendem Holze lebenden Pilzen, sind am merkwürdigsten und verbreitetsten: 1 M. aureus *Fr.*, goldgelber Ad. An faulendem Tannenholze in Gebirgswäldern. Bis 2 Zoll breit, angewachsen, häutig, lebhaft goldgelb, zottig; Falten gewunden kraus. — 2) M. lacrymans *Schum.*, M. destruens *Pers.*, M. vastator *Tode*, tropfender Ad., Thränenschwamm, Hausschwamm. An abgestorbenen Baumstämmen, faulenden Balken, Brettern u. s. w. Flach ausgebreitet, bis mehrere Fuß groß, schwammig-fleischig, ochergelb oder rostbraun, unten fasertg-sammethaarig, violett werdend, am Rande geschwollen, filzig und weiß; Falten weit, netzartig verbunden, ungleich. Dieser Pilz richtet in den Häusern, wo er sich in den Balken eingefunden hat, oft bedeutenden Schaden an, weshalb man verschiedene Mittel vorgeschlagen hat, ihn zu vertilgen. Das Beste ist, die angegangenen Balken zu entfernen. Das Aufstreichen verdünnter Schwefelsäure hilft nur wenig. Die Ausdünstung des Hausschwammes soll sehr schädlich seyn und Eingenommenheit des Kopfes, allgemeine Abspannung, Trägheit, Betäubung, Schläfrigkeit, Schwerhörigkeit, Neigung zum Brechen, Anschwellung des Halses, dadurch Beschwerde beim Schlucken, endlich Aphthen im Munde und Halse verursachen, ja der Ausgang könne sogar tödtlich seyn. Wahrscheinlich hat an diesen Erscheinungen auch die schlechte, feuchte Luft, welche an den Orten ist, einen bedeutenden Antheil, und jedenfalls gehört ein längerer Aufenthalt in den dumpfigen Gemächern, wo der Pilz sich befindet, dazu, solche schädliche Einflüsse zu erzeugen. Sehr häufig kommt er an der untern Fläche der Dielen vor, die er zerstört u. durchbricht u. dann als Himantia domestica Wände und Möbel überzieht; mit der Zeit greift er sogar das Mauerwerk an und hebt und zermalmt die Steine. Aus dem Rande tröpfelt eine wässerige, klare, übelschmeckende, später milchig werdende Lymphe, woraus sich neue Pilze entwickeln. Corda, icon. III., Taf. VIII., Fig. 125. — 3) M. serpens *Tode*. kriechender Ad. An faulendem Nadelholze auf feuchten Plätzen in Wäldern. Rindenartig angewachsen, dünn, fleischig-häutig, trocken, erst blaß, dann röthlich, im Umfange flockig und weiß; Falten anfangs runzelig, dann löcherig, kantig, ganzrandig. — 4) M. tremellosus *Schrad.*, gallertartiger Ad. An alten Stämmen verschiedener Laubbäume, besonders von Birken. Verkehrt-aufsitzend, später frei und umgeschlagen, bis 3 Zoll breit, fleischig-gallertartig, filzig, weiß, am Rande gelappt oder gezahnt-strahlig; Fruchtlager netzaderig, dann löcherig, lederfarbig, später dunkel, fleischroth. Fl. dan., Taf. 1553. — 5) M. umbrinus *Fr.*, umbrabrauner Ad. An altem, mulmigem Tannenholze, in Gebirgswäldern. Dünnhäutig, weich, vom Mutterboden sich ablösend, am Rande nackt und umgerollt; Falten buchtig-löcherförmig, umbrabraun. — II. nach Persoon, Untergattung von Cantharellus *Ad.*

Merulo, ital. Küstenfluß, Königr. Neapel, Prov. Capitanata, auf der Grenze von Abruzzo citer.

Merum (lat.), nämlich vinum, reiner, unvermischter Wein.

Merumeh, südamerikan. Berg, britisches Guyana, im Westen des Landes.

Meru Rud, Meru Schalz-Jehan, Distrikte, s. Khorassan.

Merus (a. Geogr.), 1) Stadt in Phrygia Salutaris, südwestl. von Metropolis und südlich von Cotyäum; — 2) fabelhafter Berg in Indien, an dessen Fuße die Stadt Nysa liegen und auf welchem Dionysus geboren seyn sollte.

Merusium (a. Geogr.), kleine Stadt Siciliens, zum Gebiet von Syracus gehörig.

Merut, brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Delhy, am Cally-Neddy.

Merva (a. Geogr.), Stadt der Luanci, einer zu den Collaici Bracarii gehörigen Völkerschaft in Galläcia.

Mervans, franz. Flecken, Dep. Saone-Loire, Bez. Louhans; 1810 Einw.

Mervant, franz. Dorf, Dep. Vendée, Bez. Fontenay-le-Comte; 1100 Einw.

Mervcldt oder Merfeld, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Kösfeld; gleichnam. Landgut; 830 Einw.

Merville (Geogr.), franz. Kantonsstadt, Dep. Nord, Bez. Hazebrouk, an der Lys; Fabriken für Leinwand, Tafelzeuch, Baumwollensammt, Saline; 6000 Einw.

Merville (Handelsw.), heißen zwei Arten frz. Leinwand, die zu Merville, Etaire u. Lagourge im Departement du Nord gemacht und in Menge ausgeführt werden. Die erste Art sind feine und mittelfeine Tischzeuche in Stücken von 82 bis 102 Ellen Länge und $2^1/_2$ bis 4 Ellen Breite, und Serviettenleinen in Stücken von 128 Ellen Länge und $1^3/_8$ Ellen Breite. Die andere Art ist eine feine Leinwand, die in Stücken von 50 Ellen Länge und $1^3/_8$ Ellen Breite gemacht wird.

Mervillcr, franz. Dorf, Dep. Meurthe, Bez. Luneville; Kalikofabrik., Kalkbrennerei; 810 Einw.

Merw, asiat. Stadt, Persien, Prov. Khorassan, früher blühend, jetzt kaum von 3000 Einw. bevölkert.

Merwe, Arm der Maas, (s. d.).

Merwede, niederländ. Fluß, Prov. Süd-Holland, mündet in die Maas.

Merx (lat.), Waare.

Merxem, belg. Dorf, Prov. Antwerpen, nordöstl. von Antwerpen.

Merxhausen (Geogr.), 1) braunschweig. Dorf, Kr. Holzminden, Amt Stadtoldendorf, am Mühlenbache; Mühle; 300 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Wolfhagen, Amt Naumburg; 6 Mühlen; 330 Einw. Im Jahre 1213 stifteten hier die Brüder von Blumenstein ein Augustinerkloster für Mönche und Nonnen, dessen neuer Name Johannesfeld jedoch von dem ursprünglichen bald wieder verdrängt wurde. Auch die Mönche blieben nur kurze Zeit hier. Nachdem das Kloster in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Feuer zerstört worden war und die Nonnen es verlassen hatten, wurde es von dem Landgrafen 1489 dem regulirten Augustiner-Mönchskloster

zu Bödecke in Westphalen übergeben, das es nun mit Mönchen besetzte und die Gebäude wieder herstellte. Im Jahre 1527 wurde es aufgehoben und darauf von Landgraf Philipp dem Großmüthigen 1533 zur Verpflegung für Kranke, Gebrechliche und vorzüglich Geistesirre des weiblichen Geschlechts bestimmt. Erst im Jahre 1810 wurde die Gemeinschaft mit dem Großherzogthum Hessen aufgehoben. Gegenwärtig werden daselbst an 200 weibliche Geisteskranke verpflegt.

Merxheim, hessen-homburg. Marktflecken, Oberamt Meisenheim; 4 Mühlen; 1340 Ew.

Merxleben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Langensalza, an der Unstrut; steinerne Brücke, Engelspaß genannt; 430 Einw.

Mery (Geogr.), 1) M. Corbon, franz. Dorf, Dep. Calvados, Bez. Lisieux; Ciderfabr.; — 2) M. sur Seine, Stadt das., Dep. Aube, Bez. Arcis sur Aube, an der Seine; Baumwollenmützenfabr., Hanf, Wolle, Wachs, Honig; 1330 Einw.

Mery, franz. Schriftstellerin, s. Barthelemy 5).

Merycismus (Ruminatio, Thierarzneik.), das Wiederkäuen.

Merycotherium (foss. Säugeth.), nach Bojanus ausgestorbenes Wiederkäuergeschlecht aus der Familie der Tylopoden, von dem aber nur einige Backenzähne von mehr trapezoidischer Form, als die des Kamels bekannt sind und die Species M. sibiricum Bojanus aus sibirischen Tertiärschichten konstituiren.

Merykologie (Merycologia, Thierarzneik.), die Lehre vom Wiederkäuen.

Meryllus, wahrscheinl. s. v. a. Derc yllus, s. Menyllus.

Meryok, afrik. Flecken, Nubien, Senaar, am Bahr-el-Azrek.

Meryypertrophia (Hypertrophia partialis, Med.), die theilweise Uebernährung.

Meryta (Bot.), nach Forster, Pflanzengattung. Art: M. lanceolata *Forst.* Auf den Inseln der Südsee.

Meryx (Entom.), nach Latreille, Gattung der Coleoptera tetramera Xylophaga *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Pilzkäfer nach Oken, unter Mycetophagus *Fabr.* Charakter: Körper länglich; Halsschild herzförmig; Kinnladentaster vorstehend, in ein größeres, verkehrt dreieckiges Glied endigend. Als Typus kann gelten: M. rugosa *Latr.*

Merz (Geogr.), 1) österr. Weiler, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Fügen; 370 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Nieder-M.), Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Jülich; Wassermühle; 500 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt; Kr. Lübben; Vorwerk, Ziegelei; 260 Einw.

Merz (Biogr.), 1) Jacob, Zeichner, Maler und Kupferstecher, geboren zu Buch am Irchel im Kanton Zürich 1783, war der Sohn eines Webers, hatte aber schon in früher Jugend eine entschiedene Neigung zur Kunst. Er fand an dem Pfarrer Veith in Andelfingen einen besonderen Gönner und Freund, der sein Talent zur Kunst leitete. Nachdem er Fertigkeit im Zeichnen erlangt hatte, kam er in Zürich unter die Leitung des Kupferstechers H. Lips und begann mit Federzeichnungen nach La Fage's Umrissen, dann mit schraffirten Arbeiten nach Schmidt, Golzius, Sadeler, Spranger und andern. Auch machte er einen glücklich gelungenen Versuch im Radiren und widmete sich bald mit unverdrossenem Fleiße der Führung des Grabstichels, wovon das zu Anfang des Jahres 1800 verfertigte Blatt: Der Triumph des Amor nach Dominichino, eine rühmliche Probe ist, die er in der Unterschrift seinen Freunden und Gönnern widmete. Ueberdies rühren aus jener Zeit auch mehrere schön und fleißig ausgeführte Zeichnungen in Lavisfarbe her, die sich durch wahre u. geschmackvolle Behandlung auszeichnen. Nach einem vierjährigen Aufenthalt in Zürich wurde er in den Stand gesetzt, zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien zu reisen, nachdem er noch vorher das Bild seines väterlichen Freundes und Wohlthäters mit aller Treue und Wahrheit verfertigt, und auch ein Bildniß Lavaters in ganzer Figur mit dem Grabstichel vollendet hatte. Die erste größere Arbeit, die er in Wien unternahm, wo er sich vorzugsweise der Malerei widmete, war die Kopie eines Bildnisses der Prinzessin Isabella d'Este von Tizian, die vortrefflich gelang und den vollen Beifall seiner Freunde und Lehrer gewann. Von dieser Zeit an wuchs seine Neigung zur Malerei täglich denn er fand, daß er dazu mehr Talent als zum Kupferstechen habe. Er fertigte nach und nach eine Menge Bildnisse in Oel und mehre Miniatur-Porträts, die sich von den gewöhnlichen Arbeiten dieses Faches vortheilhaft unterscheiden. Auch die Kupferstecherkunst ließ er nicht ganz liegen, indem er 6 Blätter für Fischers Künstleranatomie radirte. In Wien wurde er auch mit dem berühmten A. Canova bekannt, dessen Denkmal der Erzherzogin Christina er in Umrissen radirte. Er stach auch das Bildniß des berühmten Künstlers zweimal in verschiedenem Format in Kupfer. Die Geschicklichkeit im Radiren, die er durch verschiedene gelungene Proben bewiesen hatte, bewog den berühmten Bildhauer Zauner, ihm den Stich einer großen Platte, welche die Abbildung der Statue Joseph des II. enthielt, anzuvertrauen, womit sich auch der Künstler vollen Beifall erwarb. Er † 1807 in der Blüthe seiner Jahre in seinem Vaterlande, wohin ihn eine lebhafte Sehnsucht getrieben. M. war jedenfalls ein genialer Künstler. R. Weigel in Leipzig erhielt den Kunstnachlaß des Künstlers, 471 Blätter, besonders meisterhaft ausgeführte, anatomische Studien, Bildnisse ausgezeichneter Männer, Landschaften, Scenen des gemeinen Lebens 2c., in der mannichfachsten Weise ausgeführt. Billweiler ätzte nach ihm Bildnisse von wiener Künstlern. Platten: Das Bildniß Lavater's in ganzer Figur mit Hut u. Buch, Fol.; — das Bildniß des Arztes; — das Bildniß des Anton Canova, Quer-Fol.; — das Bildniß des Johannes von Müller; — die Reiterstatue Kaiser Joseph II. in Wien, von Zauner gefertigt, ein großes radirtes Blatt, gr. roy., qu. Fol.; — die meisterhaften Skelette zu Fischers Künstler-

anatomie, nebst Text: Darstellung des Knochenbaues von dem menschlichen Körper 2c. von J. Fischer, Wien 1806, Fol. Die Blätter sind geätzt und von großer anatomischer Genauigkeit. — 2) Kaspar Heinrich, Kupferstecher von St. Gallen in der Schweiz, wurde 1806 geb., begab sich, nachdem er als Sohn eines Bürgers im Vaterlande einige Uebungen im Zeichnen erlangt hatte, im 19. Jahre nach München, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Er zeichnete da mit Eifer nach der Antike u. nach der Natur, u. schon hatte er in der Zeichnung solche Festigkeit und Gediegenheit erlangt, um mit Erfolg zur Malerei übergehen zu können, als besonders der berühmte S. Amsler, der mittlerweile Professor an der Akademie in München geworden, ihn dahin bestimmte, sich ausschließlich der Kupferstecherei zu widmen. Er machte unter der Leitung dieses trefflichen Künstlers die glücklichsten Fortschritte, und gegenwärtig kann man ihn zu den vorzüglichsten Stechern unserer Zeit zählen. Er führt den Grabstichel mit großer Sicherheit und weiß mit großer Treue den Geist und Charakter des Urbildes wiederzugeben. Deswegen vertrauten ihm auch die berühmtesten münchner Künstler, ein Cornelius, H. Heß, Kaulbach und Andere, die Vervielfältigung ihrer Werke an. Die Beweise liefern folgende Blätter: die Madonna mit dem segnenden Kinde und zwei Engeln; — das Narrenhaus, eine höchst tiefe und geistreiche Komposition von W. Kaulbach; — Jakob, Laban und Rahel, nach einer Federzeichnung von Schnorr, von M. zu dessen Bibel gestochen, 1834, qu. Fol.; — Egmont u. Klärchen, nach dem Karton eines Wandgemäldes im Königsbau zu München, gleich vorzüglich in Komposition und Stich, gr. Fol.; — die Nacht, Deckengemälde von Peter von Cornelius im Göttersaale der k. Glyptothek zu München, eine großartige Darstellung. Die Platte wurde vor Jahren von Professor Schäffer in Frankfurt begonnen, aber großen Theils unbeendet gelassen, daher sie M. vollendete; — Jakob wirbt um Rahel, nach J. Schnorr, qu. Fol.; — Hylas von der Nymphe entführt; — der schlafende Amor; — Pegasus und die Grazien. Alle diese nach Leebs Statuen.

Merzalben, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Pfalz, Kanton Waldfischbach; 2 Mühlen, Schloßruine Grafenstein; 610 Einw.

Merzbach (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) (Ober=M.), R.=B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Ebern; Mühle; 100 Einw.; — b) (Unter=M.), das.; rothenhan. Ptrgr. I., steinerne Itzbrücke, Mühle; 530 Einw.; — c) R.=B. Mittelfranken, Ldgr. Windsheim; 100 Einw.; — 2) preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.=B. Köln, Kr. Rheinbach; 170 Einw.

Merzdorf (Geogr.), 1) österr.=böhm. Dörfer: a) (Märzdorf, Mertensdorf, Martinowice), Kr. Königgrätz, Herrsch. Braunau; 3 Mühlen; 1350 Einw.; — b) Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teschen; 3 Mühlen; 360 Einw.; — c) Kr. Bunzlau, Herrsch. Niemes; 430 Einw.; — d) (Mardorf), Kr. Saatz, Stadt Kommotau; 240 Einw.; — e) (Mertensdorf) das., Herrsch. Klösterle, im Gebirge; 170 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Glatz; 2 Vorwerke, Wassermühle; 200 Einw.; — b) (Martinsdorf), das., Kr. Ohlau; Vorwerk, Wassermühle; 630 Einw.; — c) (Groß=M.), das., Kr. Schweidnitz; Vorwerk, Ziegelei; 490 Einw.; — d) (Klein=M.), das.; 130 Einw.; — e) (wendisch Wucz), das., R.=B. Liegnitz, Kr. Hoyerswerda; Vorwerk; 130 Einw.; — f) das., Kr. Jauer; Vorwerk, Windmühle; 300 Einw.; — g) (vulgo Lober=M.), das., Kr. Löwenberg; Wassermühle; 1030 Einw.; hierzu die 2 Stellen Eichhäuser od. Feldhäuser; — h) (Priebussisch. M.), das., Kr. Sagan; Wassermühle; 180 Einw.; — i) (Saganisch=M.), das.; 150 Einw.; — k) das., Kr. Bockenheim; 2 Vorwerke, 2 Walkmühlen, Sägemühle; 450 Einw; — l) (Neu=M.), das.; 180 Einw.; — m) das., Kr. Glogau; Erbscholtisei, 2 Vorwerke, Windmühle; 260 Einw.; — n) das., Kr. Hirschberg; Wassermühle; 280 Einw.; — o) (Nieder=M., Ober=M., Märzdorf), das., R.=B. Oppeln, Kr. Grottkau; 2 Vorwerke, Oelmühle; 430 Einw.; — p) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 150 Einw.; — q) das., Kr. Krossen; 270 Einw.; — r) das., Kr. Züllichau; 2 Vorwerke, Mühlen; 240 Einw.; — s) das., R.=B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 250 Einw.; — t) Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; Rittergut; 290 Einw.; — 3) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Zwickau, Amt Augustusburg; 310 Einw.; — b) Kr. Leipzig, Amt Oschatz; 140 Einw.

Merzenhausen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Jülich; 340 Einw.

Merzenich (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Düren, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 830 Einw.; — 2) das., R.=B. Köln, Kr. Euskirchen; 160 Einw.

Merzenstein, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Rosenau; 130 Einw.

Merzhausen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; Schloß; 330 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Ziegenhain; 2 Mühlen; 690 Einw.; — 3) nassau. Dörfer: a) Amt Hachenburg; 140 Einw.; — b) Amt Usingen; 340 Einw.

Merzien (Merzin, Märzien), anhalt-köthen. Dorf, Amt Wulfen; herzogl. Gut; 250 Einw.

Merzig (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Rheinprovinz, R.=B. Trier, besteht aus einem Theile des Erzstiftes Trier, aus der Herrschaft Dagstuhl, der Landschaft M., aus einigen Orten der rhein= und wildgräflichen Länder und grenzt im Norden an die Kreise Saarburg und Trier, im Nordosten an den letztgenannten, im Südosten an den Kreis Ottweiler, im Süden an den Kreis Saarlouis, im Südwesten an Frankreich und im Nordwesten an den Kreis Saarburg. Flächeninhalt: 7,60 □M., worauf in 1 Stadt, 1

Flecken, 64 Dörfern, 1 Weiler, 7 Höfen und 2 Landgütern gegen 32,000 Einwohner leben. Gewässer: die Saar, die Prims, der Millen-, Watrill-, Weißkircher-, Mornich- und Neukircherbach. Der nördliche Theil des Kreises fällt in den Distrikt des Hochwaldes, der hier seinen Abfall nach der Saar hat; der südliche Theil hat zu Ackerbau gut sich eignenden Boden, der hier alle Arten von Getreide und Gemüse, auch Tabak, Flachs, Wein und Obst hervorbringt. Viehstand: 2770 Pferde, 8460 Stück Rindvieh, 7670 Schafe, 780 Ziegen und 6470 Schweine. Holz ist im Ueberfluß vorhanden, das Innere der Erde liefert Eisen, Braunsteine und Steinkohlen; daher mehre Pochhämmer, Eisenschmelzen und Eisenhämmer. Sonst zeigt sich die Betriebsamkeit der Bewohner noch in Schifffahrt, Schiffbau und 1 Fayencefabrik. — 2) Kreisstadt das., an der Saar, hat eine Pfarrei, Synagoge, 2 Kapellen, Post, Steueramt, die Kreisbehörde, ein Friedensgericht für 7 Bürgermeistereien, treibt Wein- und Ackerbau, Viehzucht, Schiffbau, Schifffahrt und hält 4 Jahr- und Viehmärkte; 3470 Einw. M. ist alt und war früher zwischen Trier und Lothringen getheilt. In der Nähe liegen die Trümmer des Schlosses Montclair.

Merzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Wassermühle; 180 Einw.

Merzingen, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Harburg; 110 Einw.

Merzlavodicza, österr.-ungar. Dorf, Kroatien, agramer Gespsch., nordöstl. von Fiume.

Merzlich, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier; 150 Einw.

Merzwiese, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Krossen; Wassermühle; 500 Einw.

Mes (a. Geogr.), Hafenstadt im Gebiete von Karthago.

Mes, Münze und Gewicht, s. v. a. Mas.

Mesa (a. Geogr.), nach Scylax, §. 12, S. 4, Stadt an der Küste Lukaniens, richtiger jedenfalls Medma.

Mesa, la, südamerik. Villa, Republik Neu-Granada, Prov. Cundinamarca, westl. von Sta. Fe de Bogota, auf einer Hochebene; einiger Handel.

Mesabatä (a. Geogr.), s. v. a. Messabatä.

Mesach (bibl. Gesch.), s. Drei Männer im Feuerofen.

Mesadenia (Bot.), nach Rafinesque, Untergattung von Cacalia *L.*

Mesä (a. Geogr.), Volk in Indien, um die Mündungen des Indus her (Plin. VI, 20, 23).

Mesagebes (a. Geogr.), Volk in Aethiopien (Plin. VI, 30, 35).

Mesagno, Messagna, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Terra d'Otranto, am Fuße der Apenninen, südwestl. von Brindisi; Baumwollenmanufaktur, Olivenbau; 4000 Einw.

Mesakia, europ.-türk. Flecken, Albanien, Sandsch. Avlona; am adriat. Meere, an der Mündung der Bolina; Hafen, Stationsort für die türk. Flotte im jonischen Meere.

Mesalliance (franz.), Mißheirath, Heirath zwischen zwei Personen, deren gesellschaftliche Stellung wesentlich verschieden ist. Besonders pflegt der Adel eheliche Verbindungen adeliger Personen mit bürgerlichen so zu benennen.

Mesambria (a. Geogr.), 1) Halbinsel an der Küste von Persis um den Fluß Padargus her (die Gegend von Abuschähr). — 2) Stadt in Thracien an der Küste des ägäischen Meeres und im Gebiete der Cicones, die westlichste Gründung der Samothracier, zwischen dem Vorgebirge Serrium und Stryme und unweit der Mündung des Lissus. — 3) Eine zweite, weit berühmtere Hafenstadt Thraciens an der Küste des Pontus Euxinus und am Fuße des Gebirges Hämus, folglich an der Grenze von Mösien, welche spätere Geographen Mesembria nennen. Sie war eine Kolonie der Megarer, und zwar von Chalcedoniern und Megarern zur Zeit des Darius, als dieser gegen Scythien zog, gegründet; nach Herod. aber etwas später, nachdem Darius den Aufstand der Griechen Kleinasiens gestillt hatte, von ausgewanderten Byzantinern und Chalcedoniern erbaut; welche beiden Angaben vielleicht so zu vereinigen sind, daß Megarer die wohl schon früher vorhandene thracische Stadt zuerst kolonisirten, später aber auch noch Byzantiner und Chalcedonier, also ebenfalls Nachkömmlinge megarensischer Kolonisten, dahin auswanderten. Nach Strabo hieß sie früher bei den Thraciern Menebria, nach ihrem Erbauer Menes; nach Steph. aber führte sie auch ihren spätern Namen von ihrem Gründer Melsus, denn der Zusatz Bria bedeutet nach beiden Autoren im Thracischen „Stadt". Später ist von ihr wenig mehr die Rede, obgleich die Tab. Peut. sie noch aufführt. Jetzt liegt daselbst der unbedeutende Ort Missivria oder Messuri.

Mesammones (a. Geogr.), alter Name der Nasamones (Plin. V, 5, 5).

Mesanäi (a. Geogr.), eine von Mesas abstammende Völkerschaft, in deren Gebiet die Stadt Charax Spasinu an der Mündung des Tigris lag.

Mésange (franz., Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Meise, Parus *L.*

Mesapion (a. Geogr.), s. v. a. Messapion.

Mesapus (a. Geogr.), Fluß im Distrikt Lampäa der Insel Kreta, wahrscheinlich an der Südküste mündend. Ob an ihm die Stadt Mesapolis zu suchen sey, bleibt ungewiß. Mannert hält den Fluß ohne gehörigen Grund für den Massalia des Ptol. oder die heut. Meglia.

Mesaräum (Anat.), s. v. a. Mesenterium; bei Manchen jetzt nur der Theil des Gekröses zwischen den Dünndärmen.

Mesas (Geogr.), 1) las M., Hügel, s. Llanos; — 2) span. Flecken, Prov. Cuenca, südwestl. von Cuenca; Woll- und Leinweberei; 1180 Einw.

Mesate (a. Geogr.), Vorgebirg Joniens, so genannt, weil es die Mitte der Fahrt von Erythrä nach Chios war (Paus. VII, 5, 3).

Mesateus (griech. Myth.), Beiname des Dionysus, von der Stadt Mesatis, in welcher er nach paträischer Sage erzogen worden war. (Paus. VII, 21, 6).

Mesatis (a. Geogr.), Stadt in Achaia, zwischen Anthea und Aroe, etwas nördl. oder nordöstl. von Paträ. Pouqueville hält sie für das heut. Messana, wo sich Ruinen (vier weiße Marmorsäulen) eines alten Tempels finden (Paus. VII, 18, 2).

Mescal, s. Meskal.

Mesch (Meschgah, pers. Myth.), einer der Wächter des gestirnten Himmels, welcher in dessen Mitte seinen Platz hat, aller Sterne Haupt und Beschützer ist.

Meschach, österr. Bezirk, Vorarlberg, Ldgr. Feldkirch; 150 Einw.

Meschansker-Apfel (Pomol.), s. v. a. Borsdorfer Apfel.

Mesche (a. Geogr.), Gebirg im äußersten Südwesten Afrika's (Ptol. IV, 9, 6).

Mesche (Chir.), dochtartig zusammengelegte Charpie, aus 10—12 Zoll u. darüber langen, in der Mitte mit einem Faden umschlungenen und etwas oberhalb nochmals mit einem zweiten Faden unterbundenen Charpiefäden bestehend. Vgl. Charpie.

Mesched (Geogr.), 1) Medsched, asiat. Stadt, Persien, Prov. Khorassan, Hauptstadt derselben, in einer Ebene, eine mit Ruinen und Gärten angefüllte große Stadt, wohin die Perser häufig wallfahrten zu dem Grabe eines bei den Schiiten berühmten Heiligen, des Imam Reza (Riza), der zu Anfang des 9. Jahrhunderts lebte und von dem Khalifen Mammum al Raschid durch Vergiftung, mittelst einer vergifteten Weintraube, die ihm der Khalif mit eigenen Händen anbot, ums Leben gebracht worden seyn soll. Wenn man von Nordosten her die Stadt betritt, so geht man durch eine Wüste voll Ruinen, ohne nur ein Zeichen des Lebens zu bemerken, bis man die Hauptstraße erreicht, und denselben Anblick hat man in allen andern Theilen der Stadt, mit Ausnahme der um das heilige Grab gehäuften Wohnungen; sonst bemerkt man überall nichts, als große Begräbnißplätze und endlose Ruinen, in denen eine Todtenstille herrscht. Selbst die Häuser, die noch unbeschädigt da stehen, haben ein außerordentlich ärmliches und dürftiges äußeres Ansehen. Das merkwürdigste Gebäude M.s ist das Grabmal des Imam Reza mit den dazu gehörigen geistlichen und weltlichen Gebäuden. Es liegt im Mittelpunkt der Stadt und zieht mit seiner prächtigen Masse von Kuppeln und Minarets schon in weiter Ferne die Blicke der Reisenden auf sich. Zuerst sieht man, wenn man zu diesem Grabmale kommt, ein schönes längliches Viereck von 480 F. Länge und 225 F. Breite, welches von Gebäuden, die 2 Stock hoch sind und sich nach der Vorderseite in eine schön gewölbte Gallerie öffnen, umgeben ist. In der Mitte jeder Seite ist ein prächtiger, sehr hoher Thorweg, und das Ganze ist gänzlich mit Ziegeln überzogen, die mit Mosaikarbeit ausgemalt und glasirt und zu sehr geschmackvollen Mustern und Figuren zusammengesetzt sind. Dies prächtige Viereck nennen die Eingebornen den Sahn. Der Boden dieses Hofes ist mit Leichensteinen bedeckt, unter welchen viele vornehme Perser aus allen Theilen Persiens ruhen, die sich hier, um in der Nähe und unter dem Schutze des Heiligen zu liegen, gegen die Erlegung einer ziemlich bedeutenden Summe begraben lassen. Der Preis eines solchen Grabes ist verschieden, von 20 bis 200 Tomans (Karolinen), und wer im Schatten des Grabmales selbst ruhen will, muß noch mehr bezahlen. Das heilige Grabmal selbst bildet eine Masse von Gebäuden und nimmt einen nur wenig kleinern Raum ein, als der Sahn, den man als eine Art Vorhof betrachten kann. Die Andächtigen gelangen durch ein silbernes Thor in einen Gang, der zu der mittlern und Hauptabtheilung unter der vergoldeten Kuppel führt. Dieser Theil des Grabmales ist in den prächtigsten Verhältnissen erbaut, bildet in bedeutender Höhe eine schöne Kuppel, wie das Mittelschiff einer Domkirche, und breitet sich unten kreuzförmig aus; das Ganze ist mit Ziegeln von den schönsten Farben, an denen Azur und Gold verschwendet sind, verziert, und die Wände sind höchst geschmackvoll mit Blumensträußen und Kränzen, nebst dazwischen stehenden Sprüchen aus dem Koran, alle aus Mosaik zusammengesetzt, bedeckt. Von der Decke herab hängt ein großer Kronleuchter von massivem Silber. Durch einen Thorweg in dem nordwestl. Schwibbogen gelangt man zu einem achteckigen Tempel, dessen schöne Kuppel, so wie die Wände und der Fußboden eben so reich verziert sind, als in der vorigen Abtheilung; der Fußboden ist zum Theil mit einem schönen Teppich bedeckt. Das eigentliche Heiligthum, in welchem die Asche des Imam Reza und des Khalifen Harun al Raschid, des Vaters seines Mörders, aufbewahrt wird, nimmt den südwestl. Theil dieses Tempels ein und ist mit einem massiven Gitter von schönem Stahl umgeben, innerhalb dessen man ein unvollendetes Gitter von Gold und mehre andere glänzende Gegenstände bemerkt. Am nordöstl. Ende führt eine mit Gold und Juwelen besetzte Thür zu dem Heiligthum, dessen Inneres Fraser, dem wir bei dieser Beschreibung folgen, wegen der Kürze seines Aufenthalts und der dabei ihm drohenden Gefahr nicht genau untersuchen konnte. Dieser mit Juwelen besetzten Thür gegenüber führt ein mit einem Vorhang verhüllter Gang zu einem andern kleinern Gebäude, das ebenfalls gewölbt und mit bunten Ziegeln, aber weniger reich, als die vorige Abtheilung, geziert ist, und worin die Gebeine mehrer vornehmer Männer ruhen. Von dem gewölbten Wege im Südwesten des großen mittlern Tempels führt ein breiter Gang durch das Grabmal in einen Hof, welcher zu einer sehr schönen, prächtigen Moschee gehört, die nur eine Kuppel und einen Schwibbogen hat, der sich zu einer bedeutenden Höhe erhebt und eine schöne Decke bildet, an deren beiden Enden sich sehr schön geformte Minarets erheben. Das ganze Gebäude ist eben so wie die andern reich und geschmackvoll mit bunten Ziegeln geschmückt. An beiden Seiten des Hofs laufen Gebäude hin, die mit denen des Sahns Aehnlichkeit und ebenfalls 2 Stockwerke haben. Außerdem gehören zu dem Grabmale mehre Medressen oder Schulen und eine Reihe Badstuben. Man schreibt diesem

Grabmal die Kraft, Wunder zu thun, zu, und es werden viele Geschichten von der übernatürlichen Kraft des hier verehrten Heiligen dem Fremden erzählt. — M. hat eine Universität, wozu 16 Medresses gehören, von denen eine eine bedeutende Bibliothek besitzt. Die Bevölkerung (etwa 45,000 Seelen) entspricht bei Weitem nicht der großen Ausdehnung der Stadt, die 8000 Häuser zählt. Die Einwohner verfertigen den besten persischen Sammet, vortreffliche Säbelklingen, allerlei Geräthschaften von einem weichen Steine, schleifen und bearbeiten Türkisse und treiben bedeutenden Handel. Nordwestlich von M. liegen die Ueberreste der alten Stadt Tus. — 2) M.-Ali, asiat.-türk. Stadt, Paschalik Bagdad, südlich von Bagdad, in einem dürren und unfruchtbaren Lande; schöne Moschee auf dem Grabe Ali's, wohin stark gewallfahrtet wird; 7000 Einw.; — 3) s. v. a. Kerbelah; — 4) M.-Sir, s. v. a. Meschedser.

Meschede (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, sonst Eslohe genannt, ist ein Theil des Herzogthums Westphalen und grenzt nördlich an die Kreise Lippstadt und Arnsberg, östlich an den Kreis Brilon, südlich an die Kreise Wittgenstein und Olpe, westlich und nordwestl. an den Kreis Arnsberg. Er umfaßt ein Areal von 16 □M. mit etwa 30,000 Einw. in 4 Städten, 1 Freigut und 218 Dörfern. Die Oberfläche des Kreises ist eine sehr gebirgige, aber doch auch ergiebige Landschaft, in der sich der Homert bei Eslohe mit 2028, und die Hunau bei Osterwald mit 2485 par. F. Höhe befinden. In dem Berge, an dessen Fuße das Dorf Velmede liegt, ist eine Kalkfelsenhöhle, in welcher, der Sage nach, die im 1. Jahrhundert n. Chr. berühmte Prophetin der alten Deutschen, Veleda, verehrt worden seyn und wovon der Ort seinen Namen erhalten haben soll. Gewässer: die Ruhr, Lenne, Volme, Wenne, Leise, Elpe. Ein Waldbach bildet einen Wasserfall von 80 F. Höhe. Der Ackerbau wird nur mittelmäßig, die Viehzucht aber gut betrieben; man zählt 2200 Pferde, 15,400 Stück Rindvieh, 28,000 Schafe, 1180 Ziegen u. 6400 Schweine. Außer einigen Produkten des Bergbaues ist der Kreis mehr fabricirend, als producirend. Es sind Stahlhämmer, Eisenhämmer, Eisengießereien, Potascheſiedereien, Schieferbrüche, Papier- und Pulvermühlen vorhanden; desgleichen sind die Tuch-, Schwamm- und Holzwaarenfabrikation, so wie die Messer- und Nagelschmiederei einträgliche Nahrungszweige. — 2) Kreisstadt das., an der Ruhr, ist der Sitz des Kreisamts, eines Justiz- u. Steueramts, einer Forstinspektion, hat 5 Kirchen und Kapellen, Post, Hebammenlehranstalt und hält 3 Jahrmärkte; 2060 Einw.

Meschedser, asiat. Ort, Persien, Provinz Masenderan, am kaspischen Meer, westl. von Astrabald, an der Mündung des Masenderan, mit Hafen; Handel.

Mescheide, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 250 Ew.

Meschela (a. Geogr.), große, der Sage nach von Griechen bei ihrer Rückkehr von Troja angelegte Stadt an der Nordküste von Afrika, welche Eumachus, der Feldherr des Agathocles, eroberte.

Mescheller (Bot.), s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*, s. Ahorn.

Meschenbach (Geogr.), 1) sachsen-meining. Dorf, Amt Sonneberg; 140 Einw.; in der Nähe, in einem Kalksteingebirge, ist die merkwürdige Höhle Zinselloch. Man gelangt zuerst in eine kesselförmige Vertiefung von etwa 12 F., aus dieser kommt man weiter in schiefer Richtung in die Höhle, die bald enger, bald weiter, an 20 F., 1/4 Stunde lang sich südwestl. hin erstreckt und in einem geräumigen Saale endigt. Die Decke und Wände sind voller Tropfsteine, welche sonderbare Figuren bilden. Ein Bach fließt durch die Höhle und verliert sich in derselben. Den Namen hat sie von den Bergmännchen oder Bergzwergen, hier Zinselmännchen genannt, von denen die Sage hier viel zu erzählen weiß. Im 30jährigen Kriege war sie eine Zufluchtsstätte für die Einwohner der umliegenden Orte. Westlich davon ist noch eine kleinere Höhle, Triebisch genannt. — 2) Sachsen-koburg. Dorf, Fürstenthum und Amt Koburg; über 100 Ew.

Meschenich, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Köln; 330 Einw.

Mescherin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow, an der Oder; Windmühle; 180 Einw.

Meschia oder Meschiane (parſ. Rel.), das erste Menschenpaar im Parsismus, s. d. S. 807.

Meschio, Fluß, s. Livenza.

Meschkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Vorwerk, Schäferei, Windmühle; 180 Einw.

Meschken, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 130 Einw.

Meschno (Messno), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Nebilau; 150 Einw.

Meschrebe (türk.), ein Trinkgefäß.

Meschtscherjäken, tatarisch-kaukas. Volksstamm im asiat. Rußland, der früherhin an der Oka Wohnsitze hatte, seit dem 12. Jahrh. aber in der Gegend von Orenburg ansässig ist. Sie sind die Nachbarn der Baschkiren, übertreffen diese hinsichtlich der Civilisation und Kultur, obgleich sie im Sommer ein Nomadenleben führen und nur im Winter in Hütten wohnen. Sie bekennen sich zum Islam, reden eine eigene Sprache, treiben Vieh-, auch Bienenzucht und bestehen aus etwa 2000 Familien. Sie thun auf der orenburg. Linie Kosakendienste.

Meschtschowsk (Geogr.), 1) europ.-russ. Kr., Gouv. Kaluga; — 2) Hauptstadt das., südwestl. von Kaluga; 1160 Einw.

Meschwitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 260 Einw.

Mescinius, Mescinia Gens, plebejisches römisches Geschlecht, aus dem nur bekannt ist Lucius M. Rufus, Cicero's Quästor in Cilicien, wo seine Amtsführung so wenig tadellos war, daß Cicero bei seinem Abgang ihn nicht allein in der Provinz lassen mochte. In Laodicea ließ derselbe mit ihm durch Tiro die gesetzliche Abrechnung halten, wobei sich allerhand Schwierigkeiten ergaben. Beim Ausbruch des Bürger-

krieges schlug sich M., auf den Rath Cicero's, auf die Partei des Pompejus, zog sich aber dadurch manche Unannehmlichkeiten zu.

Mesco, Punta del, ital. Vorgebirg, Königr. Sardinien, Prov. Genua, westlich von Specia.

Mesdscheh (Mesdschid, Meschuit, Mesch d, türk.), s. v. a. Moschee.

Mese (a. Geogr.), 1) die mittelste von drei kleinen Inseln vor dem Hafen von Phalasarna an der Westküste von Kreta, jetzt eine der Inseln St. Chirgiani; — 2) die mittelste der drei stöchadischen Inseln vor der Küste von Gallia Narbonensis (Plin. III, 5, 11), s. Stöchades.

Mese (n. Geogr.), asiat. Insel, ostindische Inseln, Banda-Inseln, an der Ostseite von Timor Laut.

Mese (Mus.), der erste Ton des Tetrachords Synammenon, oder der mittlere Ton des griechischen Tonsystems, der unserem a entspricht, s. Griechisches Tonsystem u. Tetrachord.

Meseberg (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Merseberg), Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg; Rittergut, Windmühle; 410 Einw.; — 2) (Möseberg), das., Kr. Wolmirstädt, an der Ohre; 2 Wassermühlen; 520 Einw.; — 3) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Gut; 190 Einw.

Mesekenhagen, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kreis Grimmen; 140 Einw.

Mesekow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; über 100 Einw.

Meselan (Waarenk.), s. v. a. Beedermann.

Mesembria (a. Geogr.), s. Mesambrta.

Mesembrina (Entom.), nach Meigen, Dipterengatt., s. v. a. Volucella *Geoffr.*

Mesembryanthemeä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der AizoideaeFicoideae.

Mesembryanthemum (Bot.), nach Linné, Zaserblume, Mittagsblume, Gattung der Ficoideae *Juss.*, Icosandria Pentagynia *L.* Charakter: Kelchröhre dem Eierstock angewachsen; Saum 5spaltig, selten 2—8spaltig, mit öfters ungleichen Zipfeln. Blumenblätter zahlreich, am Grunde verwachsen. Staubgefäße zahlreich, am Grunde der Blume angewachsen; Eierstock 4—20fächerig; Narben so viele als Fächer; Kapsel mehrfächerig, auf dem Scheitel sternförmig aufspringend. — Diese große Gattung enthält über 300 Arten, meistens Sträucher und Kräuter in Südafrika (nur 12 Arten finden sich in anderen Gegenden). Sie zeigt unter manchen anderen Eigenthümlichkeiten auch das Merkwürdige, daß die Kapseln nur bei feuchter Witterung sich öffnen und ihre Klappen ausbreiten, um die Samen auszustreuen, bei trockenem Wetter aber geschlossen sind, wodurch es allein möglich wird, daß ihre Samen auf den dürren Sandflächen, worauf die meisten Arten wachsen, zur Keimung gelangen. Dieses Oeffnen u. Schließen läßt sich, auch bei abgepflückten Früchten, durch Eintauchen derselben in Wasser und Wiedereintrocknen nach Belieben hervorrufen. — Die Gattung wird in viele Rotten u. Unterrotten getheilt. Hier folgen nur die Arten, welche als Zierpflanzen oder in sonstiger Beziehung am bekanntesten sind: 1) M. acinaciforme *L.*, säbelblättrige Zaserblume. Strauch auf dem Kap. Stengel ziemlich lang; Blätter groß, säbelförmig, am Grunde gegenseitig verbunden, 3eckig, mit scharfem Rückenkiele, am Rande fast gekräuselt; Blumen groß, purpurroth, einzeln endständig. Bot. Rep. 508. — 2) M. albidum *L.*, weißliche Zaserblume. Ausdauernd; stengellos, weißlich; Blätter dick, pfriemenförmig, 3seitig, stumpf mit einem Spitzchen, am Grunde halbstielrund; Blumen groß, goldgelb, wohlriechend. Bot. Mag. 1824. — 3) M. anatomicum *Haw.*, M. emarcidum *Thunb.* Strauch. Blätter flach, eirund, paarweise zusammengewachsen; Blumen weiß, meist zu dreien zusammenstehend. Wird von den Hottentotten auf eigene Weise zubereitet und bildet auf dem Kap einen Handelsartikel, der wie Tabak gebaut wird und auch gleich diesem narkotisch wirken soll. — 4) M. aureum *L.*, goldgelbe Zaserblume. Strauch. Stengel 2—4 Fuß hoch; Blätter cylindrisch-3seitig, fast verbunden, abstehend, zugespitzt, hell punktirt, graugrün; Blumen safran-goldgelb, bei Sonnenschein ausgebreitet und glänzend; Narben schwarz-purpurroth. Bot. Mag. 262. — 5) M. barbatum *L.*, gebartete Zaserblume. Strauch. Aestchen weitschweifig, niederliegend; Blätter etwas entfernt stehend, abstehend, an der Spitze 5—6strahlig mit weißen Borsten sternförmig gebartet, getrennt, blatterig; Blumen purpurroth. Bot. Mag. 70. — 6) M. bicolorum *L.*, zweifarbige Zaserblume. Strauch. Stengel bis 4 Fuß hoch, mit schlanken, aufrechten, braunen Zweigen; Blätter fast 3seitig, zugespitzt, punktirt; Blumen sehr zahlreich, glänzend gelb, außen scharlachroth; Blumenstiele u. Kelchklappen scharf. Dill. Elth., Fig. 258. — 7) M. blandum *Haw.*, schmeichelnde Zaserblume. Strauch. Aeste zahlreich, zusammengedrückt; Blätter graugrün oder grün, zusammengedrückt, 3seitig, gehäuft stehend, schmal, spitzlich; Blumen gestielt, groß, weißlich-rosenroth oder weiß und glänzend-hellpurpurroth. Bot. Cab. 599. — 8) M. calamiforme *L.*, federkielförmige Zaserblume. Ausdauernd; stengellos; Blätter pfriemenförmig, stielrundlich, graugrünlich, punktirt, oben flach; Blumen kurz gestielt, weiß. Dill. Elth., Fig. 228. — 9) M. caninum *Haw.*, hunderachenförmige Zaserblume. Ausdauernd; fast stengellos; Blätter graugrün, gekielt-3seitig, fast keulenförmig, gegen die Spitze zu gezähnt, etwas einwärts gekrümmt; Blumen gelb, außen orange, Nachmittags geöffnet. Dill. Elth., Fig. 231. — 10) M. capitatum *Haw.*, kopfförmige Zaserblume. Strauch. Stengel staudig, mit wenigen niederliegenden Aesten; Blätter am Ende des Stengels in eine dichte Krone zusammengehäuft, abwechselnd, graugrün, 3seitig; Blumen hellgelb, glänzend, groß. Bot. Reg. 494. — 11) M. chilense *Mol.*, chilische Zaserblume. Strauch in Chili am Meeresstrande. Stengel 2 Fuß hoch. Blätter gegenständig, 3kantig; Blüthen einzeln endständig, groß, violet. Früchte fleischig, sehr süß und wohlschmeckend. Das Gewächs soll sehr stark purgiren und die Einge-

borenen sich seiner zwar oft, aber mit Vorsicht bedienen. Feuill. 3, T. 13. — 12) M. coccineum Haw., scharlachrothe Zaserblume. Strauch. Stengel bis 3 Fuß hoch. Blätter stielrund-3seitig, etwas zusammengedrückt, graugrünlich, bisweilen spitzlich; Blumenstiele am Grunde eben; Blumen zahlreich, scharlachroth, glänzend. Bot. Cab. 1033. — 13) M. copticum L. In Aegypten; einjährig. Wird zur Sodabereitung angewendet. — 14) M. corniculatum L., gehörnte Zaserblume. Halbstrauch. Stengel eckig, mit entfernt stehenden Knoten. Blätter etwas gehäuft, 3seitig-halbcylindrisch, sehr lang, graugrün, gekrönt; Blumen gelb, unten auf den Kronblättern mit einer rothen Längslinie; 12—18 purpurrothe Narben. Dill. Elth., Fig. 254. — 15) M. croceum Jacq., safranfarbige Zaserblume. Strauch. Blätter gedrängt stehend, am Grunde getrennt, halbcylindrisch, mehlig-graugrün, stumpflich; Blumen glänzend, safranfarbig. Jacq. Fragm., T. 11, Fig. 2. — 16) M. crystallinum L., eisartige oder Krystall-Zaserblume, Eiskraut, Eispflanze. Auf dem Kap, den kanarischen Inseln, in Griechenland, auf sandigen Meeresküsten; 1-u. 2jährig. Ganz mit großen, durchscheinenden, Eistropfen ähnlichen Blattern besetzt; Aeste saftig, niederliegend; Blätter flach, groß, abwechselnd, eirund, wellenförmig, fleischig; Blumen weiß, klein. Diese sonderbare Pflanze wird bei uns zuweilen in Töpfen und Gärten gezogen. Die Blätter liefern ein wohlschmeckendes, gesundes Gemüse, welches auf gleiche Art, wie Spinat, zubereitet wird. Das Kraut, Herba Mesembryanthemi s. Mesembryanthemi crystallini, schmeckt frisch etwas salzig. Den ausgepreßten und abgeklärten Saft, welcher eigenthümlich harntreibende Kraft hat, benutzte man bei Verschleimungen u. Stockungen im Unterleibe, Wassersucht, Leberkrankheiten; besonders rühmte man ihn aber gegen Krampfhusten. Er enthält viel Schleim und etwas apfelsauren Kalk. Jetzt wird er wenig angewendet. Auf den kanarischen Inseln baut man diese Pflanze an, um sie zu verbrennen und daraus Soda zu gewinnen. Dill. Elth., Fig. 221. — 17) M. deltoides Mill., deltaförmige Zaserblume. Strauch. Stengel ästig, über fußhoch; Aeste weitschweifig; Blätter blaß-graugrün, 3seitig-deltaförmig, nicht punktirt, gezähnt; Blumen klein, zahlreich, hellroth, wohlriechend. Dill. Elth., Fig. 245, 247. — 18) M. densum Haw., dichtbeblätterte Zaserblume. Strauch. Sehr niedrig, dichte Rasen bildend; Blätter halbstielrund, blattrig-scharf, an der Spitze vielstrahlig und sternförmig mit weißen Borsten gebartet, am Grunde fast gewimpert; Blumenstiele und Kelche sehr rauhhaarig; Blumen bei warmem Sonnenscheine geöffnet, klein, purpurroth. Bot. Mag. 1220. — 19) M. difforme L., ungestaltete Zaserblume. Strauch. Fast stengellos; Blätter schief gekreuzt, lang, halbcylindrisch, an der Spitze mit 2—3 undeutlichen Zähnen; Blumen fast ansitzend, groß, gelb, später safranfarbig. Dill. Elth., Fig. 242. — 20) M. diversifolium Haw., verschiedenblättrige Zaserblume. Strauch. Stengel hingestreckt; Blätter kopfförmig zusammengedrängt, sehr lang, verbunden, graugrün, bisweilen lebhaft grün u. schwarzgrün, 3seitig-halbcylindrisch, etwas zurückgekrümmt; Blumen gelb, außen orangeroth. Dill. Elth., Fig. 252. — 21) M. dolabriforme L., hobelförmige Zaserblume. Strauch. Stengel kurz; Blätter graugrün, punktirt, 3seitig-gekielt, der Kiel an der Spitze ausgebreitet und 2lappig; Blumen gelb, wohlriechend, öffnen sich gegen Abend und blühen des Nachts. Bot. Mag. 32. — 22) M. edule L., eßbare Zaserblume, Feigen-Mittagsblume. Strauch. Stengel 2schneidig; Blätter fingerdick, glänzend, gleich-3seitig, lang, spitz, verbunden, mit scharfem, knorpligem Stiele; Blumen groß, glänzend gelb. Die wohlschmeckenden, großen Früchte werden am Vorgebirge häufig genossen und Hottentottenfeigen genannt. Die Blätter macht man in Essig ein. Dill. Elth., Fig. 272. — 23) M. emarginatum L., ausgerandete Zaserblume. Strauch. Stengel bis 3 Fuß hoch; Aeste gedreht; Blätter 3seitig-pfriemenförmig, genähert, etwas scharf, graugrün; Blumen zahlreich, hellviolet-purpurroth, Kronblätter ausgerandet. Dill. Elth., Fig. 250. — 24) M. falcatum L., sichelblättrige Zaserblume. Strauch. Stengel holzig, mit zahlreichen, rispenständigen Aesten; Blätter sehr klein, zusammengedrückt-3seitig, sichelförmig, graugrün; Blumen klein, sehr zahlreich, glänzend-blaßroth, wohlriechend, am Tage geöffnet. Dill. Elth., Fig. 275, 276. — 25) M. felinum Lam., M. ringens L., katzenrachenförmige Zaserblume; ausdauernd; stengellos, graulichgrün; Blätter mit langen Zähnen gewimpert, sehr undeutlich punktirt, an der Spitze knorpelig-gekielt, 3seitig, unten konvex; Blume stiellos, gelb, Nachmittags offen. Dill. Elth., Fig. 220. — 26) M. filamentosum L., fadige Zaserblume. Strauch. Stengel niederliegend; Blätter zusammengedrückt-3seitig, fast säbelförmig, gehäuft, dick, punktirt, an den Knoten länger, am Rande fein-gesägt-rauh; Blumen dunkel-rosenroth, einzeln stehend. Dill. Elth., Fig. 273. — 27) M. formosum Haw., schöne Zaserblume. Strauch. Stengel staudig, niedrig; Blüthenäste fast niederliegend; Blätter 3seitig, lang, in der Sonne schimmernd, sehr gedrängt, an den Aesten entfernter stehend, fast verbunden; Blumen röthlich, zu dreien endständig. Bot. Cab. 1293. — 28) M. fragrans Salm, wohlriechende Zaserblume. Ausdauernd; fast stengellos; Blätter zungenförmig, sehr dick, vertikal stehend, stumpf, mit erhabener Kante, hell punktirt; Blumen fast stiellos, groß, gelb, sehr wohlriechend. Lk. und Otto, Abbild. T. 43. — 29) M. geniculiflorum L., gelenkblüthige Zaserblume. Strauch auf dem Kap, in Aegypten und Arabien. Blätter halbstielrund, blatterig, entgegenstehend; Blüthen in den Astachseln sitzend; Blumenblätter blaßgelb. Aus der Asche dieser Pflanze gewinnt man Soda und die mehlreichen Samen werden von den Beduinen zur Bereitung eines nahrhaften Brodes benutzt. Dill. Elth., Fig. 261. — 30) M. glaucum L., graugrüne Zaserblume. Strauch. Blätter 3seitig, stark zusammengedrückt, graugrün, schärflich punktirt. Blumen groß, gelb. Dill. Elth., Fig. 248. — 31) M. hispidum L., borstige Zaserblume. Strauch. Stengel buschig, wie die

Blumenstiele scharfborstig. Blätter cylindrisch, sehr saftig, stumpf, blasig-blatterig. Blumen zahlreich, purpurroth. Dill. Elth., Fig. 278. — 32) M. incluadens *Haw.*, ungeschlossene Zaserblume. Strauch. Stengel braun. Blätter fast deltaförmig, 3seitig, etwas einwärts gekrümmt, an der Spitze roth, mit höckerigem, gekerbeltem Kiele. Blumen glänzend-purpurviolet, bleiben selbst bei trüber Witterung und im Schatten geöffnet. Bot. Mag. 1663. — 33) M. incurvum *Haw.*, einwärtsgekrümmte Zaserblume. Strauch. Aeste weitschweifig, blattreich. Blätter zusammengedrückt, 3seitig, graugrün, an beiden Enden verdünnt, säbelförmig. Blumen blaßrosenroth, einzeln stehend. Bot. Cab. 1265. — 34) M. lacerum *Haw.*, zerrissene Zaserblume; M. acinaciforme *Dec.* Strauch. Stengel bis 4 Fuß hoch, Blätter 3seitig, säbelförmig, verbunden, graugrün, undeutlich punktirt, mit knorplig-gezähntem, gleichsam zerrissenem Kiele. Kronblätter zahlreich, hellpurpurroth. Bot. Cab. 1279. — 35) M. linguaeforme *Haw.*, zungenförmige Zaserblume. Ausdauernd. Stengellos. Blätter dick, ungleich-zungenförmig, flach. Blumen groß, gelb. Bot. Cab. 1307. — 36) M. longum *Haw.*, langblättrige Zaserblume. Ausdauernd. Stengellos. Blätter verlängert, zungenförmig, glänzend, dunkelgrün, 2zeilig. Blumen gelb. Dill. Elth. Fig. 227. — 37) M. loreum *Haw.*, riemenförmige Zaserblume. Strauch. Stengel niedergestreckt, etwas knotig. Blätter kopfförmig-zusammengehäuft, lang, halbcylindrisch-3seitig, zurückgekrümmt, verbunden, meergrün. Blumen groß, hellgelb. Dill. Elth., Fig. 255. — 38) M. micans *L.*, schimmernde Zaserblume. Strauch. Stengel dünn, scharfästig. Blätter fast cylindrisch, blattrig, sehr saftig. Blumen glänzend, dunkelsafranfarbig; Staubfäden schwarz. Bot. Mag. 448. — 39) M. noctiflorum *L.*, nächtlich blühende Zaserblume. Strauch. Aeste weißrindig. Blätter undeutlich halb cylindrisch, ziemlich entfernt stehend, graugrün. Blumenstiele doppelt 3zählig-afterdoldig. Blumen weiß, außen roth oder gelb, öffnen sich Abends und riechen dann sehr angenehm. Bot. Cab. 495. — 40) M. nodiflorum *L.*, knotige Zaserblume. In Aegypten, Italien, einjährig. Stengel spannenhoch, sehr ästig. Blätter rundlich, unten gewimpert. Achselblüthen fast stiellos; Blumenblätter sehr klein, weiß. Liefert in Aegypten viel Soda und wird in Marokko bei Verfertigung des Maroquinleders benutzt. Jacq. H. vind. 3, Taf. 6. — 41) M. perfoliatum *Haw.*, durchstochene Zaserblume. Strauch. Stengel mit wenigen Zweigen. Blätter 3eckig, hart, weißpunktirt, mit umgebogener Spitze und 3zähnigem Kiele. Blumen roth. Dill. Elth., Fig. 240; — 42) M. pomeridianum *L.*, nachmittägige Zaserblume. Einjährig. Stengel bis 6 Zoll lang, fast 2theilig, wie die Blumenstiele und Fruchtknoten borstenhaarig. Blätter fleischig, lanzettförmig, breit, gewimpert, fast getrennt. Blumen groß, schwefelgelb, vielblättrig, öffnen sich Nachmittags von 1—6 Uhr. Bot. Mag. 540. — 43) M. pugioniforme *L.*, dolchförmige Zaserblume. Strauch. Stengel dick, mit wenigen niedergebogenen Aesten. Blätter am Ende zusammengehäuft, sehr lang, abwechselnd, graugrün, 3seitig. Blumen groß, glänzend gelb. Dill. Elth., Taf. 269. — 44) M. pyropaeum *Haw.* Einjährig. Stengel niederliegend, röthlich, wie die Blumenstiele und Blätter mit zerstreuten, krystallhellen Blätterchen besetzt. Blätter halbstielrundlich, stumpf. Blumen zahlreich, glänzend hell-karminroth, nach der Basis innen weiß im Grunde dunkelpurpurroth. — 45) M. radiatum *Haw.*, gestrahlte Zaserblume. Strauch. Aeste etwas gehäuft, grau. Blätter graugrünlich, an der Spitze verdünnt-hakenförmig, 3seitig. Blumenstiele oben mit breit-eiförmigen, gekielten Brakteen; Blumen roth, stets geöffnet. Dill. Elth., Fig 249. — 46) M. rostratum *L.*, geschnäbelte Zaserblume; ausdauernd; stengellos. Blätter verwachsen, verlängert, pfriemenförmig, zugespitzt, punktirt, halbstielrund. Blumen gelb, einzeln, in der Sonne geöffnet. Dill. Elth., Fig. 229. — 47) M. rubrocinctum *Haw.*, rothrandige Zaserblume. Strauch. Stengel niedrig, sehr ästig. Blätter roth gerandet, säbelförmig, 3seitig, mit rauhem Kiele. Blumen groß, purpurroth. Bot. Reg. 1732. — 48) M. Salmii *Haw.*; ausdauernd; fast stengellos. Blätter gekreuzt, halbcylindrisch, fast 3seitig-stumpfkantig, zugespitzt, zurückgebogen, schief, hellpunktirt. Blumen groß, sehr kurzstielig, gelb. Lk. und Otto, Abbild., Taf. 44. — 49) M. scabrum *L.*, scharfblättrige Zaserblume. Halbstrauch. Stengel röthlich, bis 2 Fuß hoch. Blätter fast 3seitig, glänzend, warzig-scharf. Blumen purpur- oder rosenroth, ziemlich groß. Dill. Elth., Fig. 251. — 50) M. spectabile *Haw.*, ansehnliche Zaserblume. Strauch. Stengel holzig, niedrig. Blätter 3seitig, spitz, verbunden, gebogen, graugrün, punktirt. Blumen hoch-purpurroth, langgestielt. Bot. Mag. 396. — 51) M. splendens *L.*, glänzende Zaserblume. Strauch. Stengel bis 2 Fuß hoch. Blätter 3seitig-stielrundlich, spitz, zurückgekrümmt, gedrängt stehend. Blumen mittelgroß, glänzend gelbweiß. Dill. Elth., Fig. 260. — 52) M. stipulaceum *L.*, afterblättrige Zaserblume. Strauch. Blätter stielrund, 3seitig, lang, pfriemenförmig, einwärts gekrümmt, graugrün, hellpunktirt. Blumen hellroth, ziemlich groß. Dill. Elth., Fig. 267, 268. — 53) M. stramineum *Willd.*, strohfarbige Zaserblume. Halbstrauch. Stengel niedergestreckt; Aestchen entfernt stehend. Blätter cylindrisch, zugespitzt. Blumen groß, glänzend strohgelb, im Grunde blutig-purpurroth. — 54) M. striatum *Haw.*, gestreifte Zaserblume. Strauch. Blätter halbcylindrisch, pfriemenförmig, blatterig. Blumen weiß, roth gestreift; Kelche wollig. Dill. Elth., Fig. 281. — 55) M. tenuifolium *L.*, dünnblättrige Zaserblume. Strauch. Blätter halbstielrund, etwas zusammengedrückt, pfriemenförmig. Blumen glänzend, scharlach-safranfarbig. Dill. Elth., Fig. 236. — 56) M. tigrinum *Haw.*, getigerte Zaserblume; ausdauernd; stengellos, grünlich. Blätter umfassend, herz-eiförmig, weiß marmorirt, lang gewimpert, an der Spitze knorpelig gekielt. Blume stiellos, groß, gelb, Nachmittags geöffnet. Bot. Reg. 280. — 57) M. Tripolium *L.*, asterblättrige Zaserblume;

zweijährig. Blätter flach, an den Aesten wechselständig, lanzettlich. Blumen weiß, von mittlerer Größe. Von dieser Pflanze wurden früher die großen schneeweißen Kapseln, welche die oben erwähnte Eigenschaft, sich im Wasser sternförmig auszubreiten und beim Trocknen wieder zu schließen, in hohem Grade besitzen, oft von Naturalienhändlern unter dem Namen Rose von Kandia verkauft und zu verschiedenen abergläubischen Zwecken angewendet. Dill. Elth., Fig. 220. — 58) M. tuberosum *L.*, knollige Zaserblume. Strauch. Wurzel kopfgroß, aus mehren verwachsenen Knollen bestehend. Stengel holzig, fingerdick, mit verflochtenen Aesten. Blätter 3eckig, kleinwarzig, abstehend. Blüthen klein, fleischroth, in Endrispen, fallen ab und die Stiele verwandeln sich in Dornen. Dill. Elth., Fig. 264. — 59) M. turbinatum *Jacq.*, kreiselförmige Zaserblume. Strauch. Aeste weitschweifig. Blätter graugrün, verlängert, 3seitig, gedrängt stehend, fast verbunden. Blumen langgestielt, blaßpurpurroth; Fruchtknoten kreiselförmig. Jacq. H. Vind. Taf. 476. — 60) M. umbellatum *L.*, doldentragende Zaserblume. Strauch. Aeste aufrecht abstehend. Blätter scheidig verbunden, entfernt stehend, stielrundlich, fast graugrünlich, schärflich punktirt, mit zurückgekrümmter Spitze. Blumen weiß, in 3theiligen Doldentrauben. Dill. Elth., Fig. 266. — 61) M. violaceum *Dec.*, violete Zaserblume. Strauch. Stengel 2 Fuß hoch. Blätter halbstielrund, rauh punktirt, graugrün. Blumenstiele einblumig; Blumen zahlreich, violet. Dec. Pl. gr. Taf. 84. — Die meisten hier angeführten Arten sind in den europäischen Gärten sehr beliebt. Man durchwintert sie im hellen Glashause oder in einem sonnigen Zimmer, möglichst nahe am Fenster, bei 3—8 Grad Wärme. Bei heiterem Wetter muß man frische Luft zulassen. Das Begießen muß im Winter mit großer Mäßigung geschehen, besonders bei feuchtem Wetter; im Sommer aber verlangen die strauchigen Arten reichliche Feuchtigkeit, obwohl sie keinen anhaltenden Regen vertragen. Man bringt sie nicht eher ins Freie, als bis keine Nachtfröste mehr zu fürchten sind. Die Vermehrung kann bei den stengellosen Arten durch Sprößlinge, bei den strauchigen durch Stecklinge im temperirten Mistbeete oder in Töpfen unter Glocken geschehen. Man verpflanzt sie im Frühling in größere Töpfe und nimmt dann den dichten Wurzelsitz um den Ballen mit scharfem Messer hinweg. Sie lieben eine fette, lockere, mit Flußsand gemischte Laub- und Mistbeeterde mit einer Unterlage zerstoßener Topfscherben. — Die Gattung ist der Typus der Mesembryanthemeae *Rchb.*

Mesen (Geogr.), 1) europ.-russ. Fluß, Gouv. Archangel; entspringt im Gouv. Wologda, in den Sümpfen um Jarensk, fließt nordwestlich in das weiße Meer, nimmt auf den Piema und Pesa, rechts, Waszka, links. — 2) Kreis das., begreift auch die Inseln Nova Sembla, Kalgujew u. a., von Samojeden bewohnt. — 3) Stadt, nahe an der Mündung des gleichnamigen Flusses (Busen Mesenskaia); Fischerei, Handel; 1860 Einw.

Mesencephalum (Anat.), die Mitte des Gehirns.

Mesene (a. Geogr.), das Mittelland, d. i. der größte Theil der Landschaft Babylonia, oder die große, durch den Euphrat und Tigris und den südlich neben der medischen Mauer, der nördlichen Grenze Babyloniens hinlaufenden Königskanal gebildete Insel.

Mesenich (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Zell; 350 Einw.; — 2) das., R.-B. und Kr. Trier, an der Sauer; 260 Einw.

Mesenteremphraxis (Med.), die Ueberfüllung und Verstopfung des Gekröses.

Mesenterialdrüsen (Anat.), s. Gekrösdrüsen.

Mesenterica s. Mesaraica arteria (Anat.), s. Gekröspulsader.

Mesenterica vena (Anat.), s. Gekrösvene.

Mesenteriophthisis (Tabes mesenterica, Med.), die Gekrösdrüsenschwindsucht, Abzehrung mit Vereiterungen in den Mesenterialdrüsen, besonders bei atrophischen Kindern.

Mesenteritis (Med.), s. Gekrösentzündung.

Mesenterium (Anat.), s. Gekröse.

Mesenterium (Bot.), nach Fries, Untergattung von Tremella *Dill.*

Mesentheriformis (bot. Term.), s. v. a. gekröseförmig, in unregelmäßigen Biegungen geschlängelt, wie die Antheren der Cucurbitaceen; übereinstimmend mit labyrinthiformis und maeandriformis.

Meserach (Religionsw.), s. v. a. Nisroch.

Meserichkraut (Bot.), s. v. a. wohlriechender Waldmeister, Asperula odorata *L.*

Meseritsch (Geogr.), österreich.-mähr. Besitzungen: 1) (Walachisch-Meseritium, Mezericz walasky), österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kreis Prerau, umfaßt 67,184 Joch 1184 □Kl. Areal mit 28,500 Einw., gehört dem Grafen Kinsky. Darin die Stadt M. (Walachisch-M.) an der Beczwa, hat 2 Kirchen, Schloß, Mühle, Spital, Tuchweberei, 5 Jahr-, 2 Wollmärkte und Wochenmarkt. — 2) (Groß-M., Meseritium Magno, Mezericz Welky), österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kreis Iglau, hat ein Areal von 31,541 Joch 1307⅓ □Kl. und 12,200 Einw; ist eine Besitzung der Fürstin von Lobkowitz. Darin die Stadt M. (Groß-M.), an der Oslawa, besteht aus 3 Theilen, dem Schloßbezirk, der Judenstadt und der eigentlichen Schutzstadt; dazu kommen noch die Vorstädte Ober- und Unterstadt, Karlshof, Kleinseite, Besdiekow und Wrhowetz. Es ist hier ein Schloß, eine Post, 3 Kirchen, Rathhaus, Synagoge; die Einwohner, gegen 3500, treiben Viehzucht, Flachsbau, Tuchweberei; auch 5 Jahr- und Pferdemärkte werden gehalten.

Meseritschko (Geogr.), österr.-mähr. Besitzungen: 1) (Neu-M., Mezerjcko nove), Gut und Dorf, Kr. Iglau; umfaßt 816 Joch 1481 □Kl. Areal; Mühle, verbunden mit Schelletau 260 Ew.; — 2) (Mezericko), Dorf das., Gut Jamny; 400 Einw.; — 3) (Ober-M.,

Mezerzicko horny), Dorf das., Herrsch. Nudein; Mühle; 200 Einw.; — 4) (Merericzko, Mezerricze), Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Letkowitz; 260 Einw.

Meseritz (Medzyrzcz, Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. und R.-B. Posen, grenzt nördlich an den Kreis Birnbaum, westlich an die Prov. Brandenburg, südlich an den Kreis Bomst, östlich an den Kreis Buck, hat einen Flächenraum von 22,30 □M. und zählt in 6 Städten und 159 Dörfern, Vorwerken, Kolonien ꝛc. 38,000 Einw., größtentheils deutscher Abstammung. Gewässer: die Obra, die faule Obra, einige kleinere Flüsse und mehre Landseen, die größten bei Bentschen und Tirschtiegel. Der Kreis bildet eine ebene Landschaft, nur hin und wieder zeigen sich einzelne Anhöhen. Der Boden ist im Ganzen gut, die vegetabilische Produktion daher sehr bedeutend, Getreide in Ueberfluß; aber auch die Waldungen sind noch sehr ansehnlich, daher auch Holz in Ueberfluß. Die Viehzucht nähert sich immer mehr dem Standpunkte, den sie, bei so günstigen Umständen wie hier, einnehmen kann; besonders findet die Schafzucht große Beachtung. Viehstand: 3200 Pferde, 14,700 Stück Rindvieh, 66,500 Schafe, 470 Ziegen und 4750 Schweine. Die Tuchweberei, Gerberei und Tabaksfabrikation sind blühende Geschäftszweige, und der Handel, durch gute Kunststraßen unterstützt, ist nicht unbedeutend. — 2) Kreisstadt das., an der Mündung der Pachlitz in die Obra, Hauptort der gräflich lucchesini'schen Herrschaft Pachlitz und Obra, hat Mauern, ein befestigtes Schloß, 1 evangel. und 2 katholische Kirchen, Synagoge und Spital, ist der Sitz eines Kreisgerichts, Friedensgerichts, Hauptsteueramts und einer Superintendentur, und zeigt einen ansehnlichen Gewerbfleiß in der Tuchfabrikation, Gerberei, Färberei, Strumpfwirkerei; daselbst die Freimaurerloge: „Louise zur Unsterblichkeit"; 4600 Einw.

Mesghid-Abad, asiat.-türk. Flecken, Sandschaft Sivas, südwestl. von Tukat.

Mesha, europ.-russ. Fluß, Nebenfluß der Düna, entspringt im Gouvern. Smolensk, mündet im Gouv. Witepsk.

Mesherda, Fluß, s. v. a. Medscherda.

Meshewitschi, russ. Ort, Gouv. Grodno, südwestl. von Slonim.

Meshorsch (Mezhor, Mezhorzy), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Chudenitz; 170 Einw.

Meshru, afrik. Quelle und Karawanenstation, Fezzan, an der Südgrenze.

Mesia (Entom.), nach Illiger, Gatt. der Hymenoptera aculeata Fossoria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Sphex *L.* Charakter: Kinnladentaster kurz, fast aus gleichen Gliedern zusammengesetzt; Kinnbacken ungezahnt. Ueber die wenig wichtigen Arten vergl. Latreille, Crust. et Ins. IV, S. 116.

Mesiates (a. Geogr.), Völkerschaft in Rhätien, wahrscheinlich am Lacus Verbanus.

Mesibor (Meziborj), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Gut Mittrow; 270 Einw.

Mesini, Dynastenfamilie zu Taranto (s. d., Gesch.).

Mesit (Chem.), nennt 1) Reichenbach eine von ihm im J. 1833 aus den flüchtigsten Produkten des Holztheers dargestellte, farblose ätherische Flüssigkeit, welche bei 62° siedete, ein specifisches Gewicht von 0,805 hatte und sich erst in 3 Theilen Wasser löste. Berzelius wies nach, daß dieser M. zum großen Theil nichts Anderes als essigsaures Methyloxyd (s. d. Art.) sey; mit Kalkhydrat entstand nämlich essigsaurer Kalk und Holzgeist. Versuche von Sangaletti und Strecker mit englischem (nicht mit Kalk in Berührung gewesenem) Holzgeist ergaben in Bezug auf den fraglichen reichenbach'schen M. Folgendes: Sättigt man den englischen Holzgeist mit Chlorkalcium und destillirt im Wasserbade, so erhält man eine klare, mit Wasser völlig mischbare Flüssigkeit, die sich mit einer gesättigten Kochsalzlösung vermischt, in 2 Schichten trennt, in eine obenschwimmende ätherische und in eine wässerige salzhaltige, die einen zweiten brennbaren, mit Wasser in allen Verhältnissen mischbaren Körper enthält. Die ätherische Schicht löst sich in ihrem 3fachen Volum Wasser, siedet nach dem Rektificiren über Chlorkalcium, bei 60° und enthält in 100 Th. 51,59 C, 9,13 H, 39,28 O $= C_{14} H_{16} O_6 + 3 C_4 H_3 O_3$. Mit Kalkhydrat zerfällt dieser Körper in Essigsäure und in einen bei 71° siedenden Körper $= C_{14} H_{16} O_6$. Versetzt man den bei der Rektifikation der ätherischen Schicht über Chlorkalcium bleibenden Rückstand mit Wasser und destillirt von Neuem, so geht reiner Holzgeist über. Die oben erwähnte, von der ätherischen Schicht getrennte Kochsalzlösung gibt ein Destillat, welches sich mit Chlorkalcium in 2 Schichten trennt, von denen die obere identisch mit der beschriebenen, die untere aber syrupartig ist, sich leicht mit Wasser mischt und aus $C_{21} H_{23} O_{10}$ besteht. Beide Körper werden mit koncentrirter Schwefelsäure dunkelrothbraun und dickflüssig. — 2) Weidmann und Schweizer nennen M. (wegen seiner Aehnlichkeit in den äußeren Eigenschaften mit dem reichenbach'schen M., ohne damit die Identität beider Stoffe ausdrücken zu wollen) einen eigenthümlichen Körper, den sie an solchem Holzgeiste fanden, in welchem durch Destillation über Kalk aller essigsaure Holzäther zerlegt worden war. Der Hauptbestandtheil dieses Holzgeistes ist Methyloxydhydrat; er enthält aber außer dem M. noch eine dritte eigenthümliche Flüssigkeit, dem sie den Namen Xylit geben. Zur Darstellung des M.s und Xylits sättigt man nach Schweizer den rohen Holzgeist mit Chlorkalcium, und destillirt nach 24 Stunden im Wasserbade, wobei M. und Xylit übergehen, während das Methyloxydhydrat an Chlorkalcium gebunden zurückbleibt. Wird das Destillat im Wasserbade rektificirt, so geht der Xylit zuerst über; die Vorlage wird gewechselt, sobald das Uebergehende sich mit Wasser trübt. Das nun Uebergehende ist M., den man durch Schütteln mit Wasser von den letzten Spuren Xylit befreit und über Chlorkalcium rektificirt. Der M. ist eine farblose Flüssigkeit von sehr angenehmem ätherischen Geruch und brennendem

Geschmack, brennt mit hellleuchtender Flamme, ist leichter als Wasser, löst sich in 3 Theilen Wasser, siedet über 70° und besteht aus C_3 H_3 O, also ganz wie das Aceton. Schweizer verdoppelt aber die Formel (= C_6 H_6 O_2) und betrachtet ihn als eine Verbindung von Methyloxyd mit Acetyloxyd = C_2 H_3 O + C_4 H_3 O.

Mesitäther, der Aether des Mesitalkohols (Acetons); s. Mesityloxyd.

Mesitaldehyd, Aldehyd des Mesitalkohols (Acetons); s. Mesitylaldehyd.

Mesitalkohol. Kane betrachtet, gestützt auf das Verhalten des Acetons, dieses als einen Alkohol, nennt es, mit Beziehung auf den reichenbachschen Mesit (ohne indessen dabei auf eine Identität oder Aehnlichkeit mit diesem Mesit hindeuten zu wollen), M. und gibt ihm die Formel: C_6 H_5 O + HO (= 2 C_3 H_3 O). Wie man sieht, hat der Mesit von Weidmann und Schweizer ganz dieselbe elementare Zusammensetzung.

Mesitchloral, Chloral des Mesitalkohols (Acetons); s. Mesitylchloral.

Mesiten, acetyligsaures Methyloxyd. Mit diesem Namen bezeichnen Weidmann und Schweizer einen Körper, den sie in ihrer ersten Abhandlung „Mesit" genannt hatten, weil sie ihn damals wegen Uebereinstimmung der physikalischen Eigenschaften für identisch mit dem reichenbachschen Mesit hielten, was er aber nicht ist, nachdem Berzelius nachgewiesen, daß der reichenbachsche Mesit wesentlich aus essigsaurem Holzäther besteht. Die Endsylbe en ist übrigens nicht gut gewählt, weil sie an einen Kohlenwasserstoff erinnert, während der in Rede stehende Körper noch Sauerstoff enthält. Das M. entsteht bei der Destillation von Mesit, Xylit und Xylitnaphtha mit gleichen Theilen koncentrirter Schwefelsäure. Man wendet am besten wasserhaltigen Xylit an und unterbricht die Destillation, wenn das Uebergehende anfängt, 2 Schichten zu bilden. Aus dem Destillate scheidet sich beim Sättigen mit Chlorkalcium das M. ab. Eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von angenehm ätherischem Geruch, 0,805 spec. Gewicht; siedet bei + 63°, löst sich in 3 Theilen Wasser, brennt mit leuchtender rußender Flamme. Zusammensetzung: C_6 H_6 O_3 = C_2 H_3 O + C_4 H_3 O_2.

Mesitin (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Mesitinspath (s. d.).

Mesitiner Karbonspath (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Mesitin (s. d.).

Mesitinspath (Min.), auch Mesitin, nach Breithaupt, ein Eisenspath, dessen primäres Rhomboëder eine Endkante von 107° 14' hat und nach Stromeyer 20 Proc. Talkerde enthält. Traversella in Piemont.

Mesityl (Oenyl nach Berzelius), nennt Kane ein hypothetisches Radikal des Mesitalkohols (Acetons) und der damit erzeugten Produkte. Es hat die Formel: C_6 H_5.

Mesitylaldehyd, Aldehyd des Mesityloxydhydrats (Acetons), bildet sich, nach Kane, neben anderen Produkten, durch Einwirkung der Salpetersäure auf Aceton. Rein erhält man ihn bei Anwendung des Mesitylens, statt des Acetons. Man kocht dasselbe mit Salpetersäure so lange, bis diese nicht mehr einwirkt, wäscht dann mit Wasser und entwässert mit Chlorkalcium eine dicke, schwere, röthlichgelbe Flüssigkeit von süßlichem, durchdringendem Geruche, löst sich wenig in Wasser, leicht in alkalischen Flüssigkeiten mit gelbbrauner Farbe, verbindet sich mit Ammoniak zu einem krystallinischen Körper und besteht aus: C_6 H_4 O_2.

Mesitylchloral (Chloral des Mesityloxydhydrats, Acetons), von Liebig und Kane dargestellt, bildet sich durch Einwirkung des Chlors auf Aceton. Eine farblose Flüssigkeit von durchdringend reizendem Geruch, schwerer als Wasser, kocht bei 160°, wird aber dabei zersetzt, dunkel und entbindet Salzsäure und besteht aus: C_6 H_3 Cl_2 O_2 oder C_6 H_4 Cl_2 O_2.

Mesitylchlorid, Chlormesityl, Chloröyl, Oenylchlorid nach Berzelius, von Kane entdeckt, läßt sich nicht durch direkte Einwirkung von Salzsäure auf Mesityloxydhydrat (Aceton) oder auf Mesityloxyd erhalten. Man setzt daher 2 Theile Phosphorchlorid nach und nach zu 1 Theil Aceton mit der Vorsicht, letzteres mit kaltem Wasser zu umgeben, und vermischt die Auflösung mit 3—4 Vol. Wasser, wo sich das Mesitylchlorid abscheidet. Es wird in Wasser gewaschen und mit Chlorkalcium getrocknet. Eine ölartige Flüssigkeit, schwerer als Wasser, wird durch Wärme in Salzsäure in Mesitylen zersetzt. Zusammensetzung: C_6 H_5 Cl.

Mesitylen, Pteleylwasserstoff, Oenol nach Berzelius, von Kane entdeckt, bildet sich durch Einwirkung von rauchender Schwefelsäure auf Mesityloxydhydrat (Aceton). Man destillirt Aceton mit einem halben Volum Säure, wäscht das auf dem Destillate schwimmende gelbliche Oel mit Wasser und rektificirt es, wobei erst Aceton, dann bei 135,5° das M. übergeht; später erhöhet sich der Siedepunkt noch mehr und es geht ein anderer Körper über. Das M. wird dann noch über Chlorkalcium rektificirt. Eine farblose, ölige Flüssigkeit von schwachem Knoblauchgeruch, leichter als Wasser, brennt mit weißer rußender Flamme, siedet bei 135,5°, wird nicht von Alkalien angegriffen, verhält sich gegen Schwefelsäure, Salpetersäure und Chlor ähnlich wie Benzoe. Zusammensetzung: 1 C_6 H_4.

Mesityljodid, Jodönyl, Oenyljodid, läßt sich nach Kane durch Zusammenbringen von Jod, Phosphor und Aceton, aber niemals ganz rein erhalten. Bei der Destillation der genannten Stoffe geht Jodwasserstoffsäure und eine schwere, durch freies Jod braune, ölartige Flüssigkeit vom Geruch des Jodäthyls über, die durch verdünnte Kalilauge farblos wird, aber sich an der Luft schnell wieder färbt. Der Rückstand der Destillation enthält mesityl-unterphosphorige Säure und Pteleyljodid. Theoretische Zusammensetzung: C_6 H_5 I.

Mesityloxyd, Mesitäther, Essiggeistäther, Oenyloxyd nach Berzelius, von Kane entdeckt, wird erhalten, wenn man eine Auflösung von Mesitylchlorid in Alkohol so lange mit Aetzkali versetzt, bis alkalische Reaktion

eingetreten ist, und die Flüssigkeit mit ihrem 6= bis 8fachen Volum Wasser vermischt. Die sich abscheidende Flüssigkeit wird mittelst Chlorkalcium getrocknet. Nach Heintz stellt es auch im Wesentlichen den Körper dar, welchen Kane Dumasin genannt hat. Eine klare, farblose Flüssigkeit von aromatischem, der Pfeffermünze ähnlichen Geruch, siedet bei 120°, brennt mit heller, rußender Flamme, verbindet sich mit mehren Säuren und besteht aus: C_6 H_5 O.

Mesityloxyd=Platinchlorür, s. v. a. Chloraceplatin.

Mesitylphosphorsäure, bildet sich nach Kane beim Auflösen von glasiger Phosphorsäure in Aceton. Sättigt man mit Natron, so erhält man ein in rhomboidalen, an der Luft verwitternden Tafeln krystallisirendes Salz, welches aus Na O + (C_6 H_5 O + HO) + P_2 O_5 + 5 Aq. besteht.

Mesitylschwefelsäure, entsteht nach Kane beim Vermischen von Aceton mit 2 Gewichtstheilen rauchender Schwefelsäure unter starker Erhitzung und Entwickelung von schwefeliger Säure. Beim Neutralisiren mit Kalk entsteht schwefelsaurer Kalk und ein lösliches Kalksalz. Letzteres krystallisirt schwer, zerfließt und besteht aus: 2Ca O + C_6 H_5 O + 2 SO_3 + 2HO. — Nimmt man auf 2 Volum Aceton 1 Volum rauchende Schwefelsäure, so erhält man ein Kalksalz = Ca O + C_6 O_5 O + SO_3 + HO. Die Isolirung beider Säuren gelang nicht.

Mesitylüberschwefelsäure, nennt Kane diejenige Verbindung von Mesityloxyd und Schwefelsäure, welche auf 1 At. des ersteren 2 At. der letzteren enthält, sich also in dem Krystallsalze 2 Ca O + C_6 H_5 O + 2 SO_3 + 2HO befindet; s. Mesitylschwefelsäure.

Mesitylunterphosphorige Säure (Hypophosphormesitylsäure, Unterphosphormesitylsäure), befindet sich in dem, beim Erkalten zu einer amiantähnlichen Masse erstarrten Rückstande der Destillation von Jod, Phosphor und Aceton. Löst man denselben im Wasser, so bleibt eine gelbe krystall. Materie (Pteleyljodid) zurück; die Lösung schmeckt sauer und bitter und liefert beim Sättigen mit Baryt ein unlösliches und lösliches Salz, welches letztere nach der Koncentration zu einer krystall. Masse gesteht. Diese Masse ist ein Gemenge von Jodbaryum und mesitylunterphosphorigsaurem Baryt, woraus Alkohol das Jodbaryum auszieht. Die Mesitylverbindung hat durch diese Behandlung ihre Löslichkeit größtentheils verloren und stellt weiße krystall. neutral reagirende Körner dar, welche aus Ba O + C_6 H_5 O + P O + HO bestehen.

Mesitz (Mezyce), österr.=mähr. Dorf, Kr. und Landgüter der Stadt Olmütz; 150 Einw.

Meskal, 1) ein aus mehren Pfeifen, die aus Rohr bestehen, zusammengesetztes Instrument, das sich von der sogenannten Panflöte nur dadurch unterscheidet, daß jedes Rohr nicht bloß einen, sondern mehre verschiedene Töne von sich gibt, je nachdem man an der einen oder andern Stelle hineinbläst, da mehre Oeffnungen dazu an dem Rohr angebracht sind; — 2) kleines persisches Gewicht, = 1/100 franz. Pfund.

Meskeh, asiat. Ort, Arabien, Nedsched, östl. von Medina.

Meskiet, Stadt, s. v. a. Maskate.

Meskovetz (Meschgofze), österr.=steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Dornau; 250 E.

Meslay (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Dorf, Depart. Loir=Cher, Bez. Vendome; Teppich=, Wolldecken=, Tuch= u. Wollspinnfabr.; — 2) Flekken, Depart. Mayenne, Bez. Laval; 1600 E.; — 3) M.=le=Vidame, Dorf, Depart. Eure=Loir, Bez. Chateaudun; Bienenzucht, Leinwandfabrik.; — 4) M.=sur=Loire, Flecken, Depart. Saone=Loire, Bez. Charolles; 1810 Einw.

Mesle, Méle sur Sarthe, franz. Flecken, Depart. Orne, Bez. Alençon, an der Sarthe; 780 Einw.

Mésle (franz., Bot.), s. v. a. Lärche, Pinus Larix *L.*

Mesles (Metzles), österr.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 440 Einw.

Meslieres, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bez. Montbelliard; Papierfabr.

Meslis, s. Leinwand.

Mesma (a. Geogr.), Stadt in Italien, bei Steph. Byz. S. 460.

Mesmer (Meßmer, Geogr.), Berg, s. Appenzeller Alpen.

Mesmer (Biogr.), Friedrich Anton, Entdecker der Lehre vom thierischen Magnetismus, geb. am 23. Mai 1733 zu Itzmang am untern Bodensee (nach Andern zu Meersburg in Schwaben), erhielt seine Jugendbildung in den Schulen zu Dillingen und Ingolstadt, und widmete sich dann in Wien dem Studium der Medicin. Nachdem er sich den Doktorhut erworben hatte, machte er sich in der gelehrten Welt zuerst bekannt durch eine Abhandlung „De planetarum influxu", in welcher er nachzuweisen suchte, daß die Himmelskörper durch ihre gegenseitigen Anziehungskräfte auch einen Einfluß auf unser Nervensystem ausübten, vermittelst einer flüssigen Substanz, welche alle Körper durchdringe und das ganze Weltall erfülle. Da diese bizarre Verbindung der newtonschen Entdeckungen mit astrologischen Träumereien wenig Beifall fand, so zog er den Mineralmagnet mit in sein System herein, dem man schon vorher besondere Kräfte zur Heilung verschiedener Krankheiten beigelegt hatte. Er ging nach Wien zurück, um dort sein neues System praktisch anzuwenden. Unglücklicher Weise gab es dort schon einen gewissen Pater Hell, der ein Geschäft daraus machte, durch Magnetismus zu heilen. Dieser behauptete, M. habe ihm seine Heilmethode entwendet, während M. denselben Vorwurf erhob. Bald darauf erklärte M., er brauche bei seinen Heilungen den mineralischen Magnet gar nicht mehr, sondern er bediene sich dabei einer Kraft, welche den thierischen Körpern inne wohne und welche er „thierischen Magnetismus" nannte. Er setzte seine Versuche fort, fand aber damit weder bei den praktischen Aerzten, noch bei den Naturforschern Anerkennung, bis eine im höchsten

Grad auffallende Kur an einer jungen Dame ihn allgemein bekannt machte. Er begab sich nun 1778 nach Paris und machte dort mit seiner neuen Entdeckung ein solches Aufsehen, daß ihm die Regierung für deren Mittheilung 20,000 Livr. jährliche Rente anbot. Er nahm aber das Anerbieten nicht an, sondern ließ durch seinen Anhänger Bergasse für die Mittheilung seiner neuen Heilmethode eine Subskription eröffnen, die 340,000 Livr. eintrug; trotzdem hat er seine neue Heilmethode selbst ausführlich nie mitgetheilt. Indeß hatte doch die Sache ein solches Aufsehen gemacht, daß die Regierung sich veranlaßt sah, zu deren Untersuchung zwei Kommissionen niederzusetzen, in welche die berühmtesten französischen Aerzte und Naturforscher gewählt worden waren. Das Urtheil derselben fiel für M. sehr ungünstig aus. Da er hierdurch in Paris sein Ansehen verlor, begab er sich nach Deutschland zurück, wo er am 5. März 1815 in Meersburg †. Außer dem obengenannten Werk schrieb M.: „Mémoire sur la decouverte de magnétisme animal" (Par. 1779); — „Précis historique des faits relatifs au magnétisme animal jusqu'en avril 1781" (London 1781); — „Mémoire de F. M. sur ses découvertes" (Par. 1799). — Vergl. „Mesmerismus" (Berl. 1815).

Mesmerismus, 1) Mesmers (s. d.) Ansicht von der Natur; — 2) s. v. a. thierischer Magnetismus.

Mesmerode, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Blumenau; 200 Einw.

Mesmes (Geneal.), s. Avaux.

Mesmin, St. (Geogr.), franz. Dörfer: 1) Dep. Loiret, Bez. Orleans, am Loiret; 1580 Einw.; — 2) M. le Vieux, Dep. Vendée, Bez. Fontenay le Comte; 1190 Einw.

Mesmoulins, franz. Dorf, Dep. Seine-infér; eisenhalt. und salinische Quellen; 200 E.

Mesna (Mezna), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Neu-Reichenau; 240 Einw.

Mesnadores (span.), zweite Klasse des kastilischen Adels.

Mesnay, franz. Dorf, Depart. Jura, Bez. Poligny; Dampfpapiermühle; 1230 Einw.

Mesnil (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Weiler, Dep. Eure, Bez. Evreux, Gemeinde Acon; Wollzeuchfabr. für die Papiermühlen; — 2) le M.-Durand, Dorf, Depart. Calvados, Bez. Lisieux; Käsehandel; — 3) le M.-Guillaume, Dorf; Baumwoll- und Wollspinnereien, Papierfabr.; — 4) le M.-Tove, Dorf, Dep. Manche, Bez. Mortain; Papierfabr.; — 5) M. sur l'Estrée, Dorf, Depart. Eure, Bez. Evreux, am Avre, der mehre Fabr., besonders eine vorzügliche Papierfabrik treibt; 510 Einw.; — 6) le M. sur Oger, Dorf, Dep. Marne, Bez. Epernay; bedeutender Weinhandel; — 7) le M.-St.-Firmin, Dorf, Depart. Oise, Bez. Clermont; landwirthschaftliches Institut mit Waisenkolonie, Runkelrübenzuckerfabrik, Branntweinbrennerei, Essigfabrik, Ziegelbrennerei; — 8) le M.-Rogues, Dorf, Depart. Manche, Bez. Coutances; Pferdehäutegerberei, Haarzeuchfabrik zu Rosinensäcken; — 9) s. v. a. Menil.

Meso, ruff. Fluß, Gouv. Jeniseisk; fließt westl. und mündet in den Busen von Tazow.

Mesoa (a. Geogr.), Ort Laconica's, wo die Bildsäule der Diana Limnatis, nachdem sie von Preugenes aus Sparta entführt worden war, aufbewahrt wurde; also nicht bloß ein Theil der Stadt Sparta selbst.

Mesobatene (a. Geogr.), s. Messabatä.

Mesoboa (a. Geogr.), Ort in Arkadien am ersten Laufe des Flusses Ladon (Paus. VIII, 25, 2).

Mesobranchia (Annelid.), nach Cuvier, Abtheilung der Dorsibranchia *Cuv.* Typus: Arenicola *L.*, Sandwurm.

Mesocäcum (Anat.), s. v. a. Mesocöcum.

Mesocarpium (bot. Term.), die Mittelhaut, mittlere Fruchthaut, oder Mittelschicht der Fruchthülle, die zwischen der äußern und innern Fruchthaut (s. Epicarpium und Endocarpium) liegende, der Mittelschicht des Blattes entsprechende Masse einer Fruchthülle, welche bei dem Kern- und Steinobst das Fleisch bildet.

Mesocena (Infus.), nach Ehrenberg, Infusoriengeschlecht aus der Familie der Bacillarien. Der Kieselpanzer bildet einen kreisförmigen od. eckigen oder dornigen Ring. M. octogona *Ehrenb.* (Amer. S. 91, Tab. I, Fig. III, 27), der Ring mit 8 Dornfortsätzen. In den jüngsten Infusorienlagern von Peru.

Mesocentrum (Bot.), nach Cassini, Untergattung von Centaurea *L.*

Mesocephalon (Anat.), 1) die Mitte des Kopfs, der Scheitel; — 2) die Mitte des Gehirns, richtiger: Mesencephalon.

Mesochoros (griech., der in der Mitte des Chores steht), 1) Benennung des Choranführers oder Direktors des Chors; — 2) in Rom Person, welche das Zeichen zum Beifallklatschen gab.

Mesochris, König von Aegypten.

Mesoclastes (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Malaxideae *Lindl.* 2 Arten in Ostindien.

Mesocöcum (Anat.), s. v. a. Mesocolon.

Mesocolon (Mesocolum, Anat.); s. Gekröse.

Mesocranium (Mesocranon, Anat.), der Scheitel.

Mesocynion (Mesocynium, Anat.), die Verbindung des Fersenbeins (Talus) mit der Tibia.

Mesodactylus (Bot.), nach Wallich, Untergattung von Apostasia *Blum.*

Mesodermum (Anat.), s. v. a. Rete Malpighii; in der Phytographie: Decandolle's Mesospermum.

Mesodesma (foss. Konchif.), s. v. a. Cardinia (s. d.).

Mesodetra (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung. Art: M. alata *Raf.*, s. v. a. Helenium quadridentatum *Labill.*

Mesodme (gr. Ant.), 1) der Querbalken im Schiffe, der in der Mitte hohl ist, damit man den Mastbaum darin errichten könne; — 2) jeder andere Quer- od. Tragbalken, auch Wagbalken.

Mesodme (Anat.), s. v. a. Mediastinum, eigentlich der Hauptbalken, die Querwand.

Mesodmitis (inflammatis mediastini, Med.), die Entzündung des Zwischenfells.

Mesogaster (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Cykloidengeschlecht aus der Familie der Sphyränoiden. Körper verlängert, Bauchflossen am Unterleibe, Kopf kurz und stumpf, Kiefern gleichlang. Eine Art: M. sphyraenoides, vom Monte Bolca.

Mesogastor (Chir.), einen Gürtel tragend, (mitten um den Leib) umgürtet.

Mesogastrica regio (Regio umbilicalis, Anat.), die Gegend des Unterleibes, welche mitten auf dem Bauche oder mitten auf dem Magen sich befindet. Alf. A. C. M. Velpeau bestimmt besonders genau als Zona mesogastrica, Mittelbauchszone, den ganzen Umfang des Mittelbauchs, welcher von der Regio umbilicalis oder mittleren Bauchgegend, der Weichengegend oder der Gegend der Seiten des Bauches und der Lendengegend gebildet wird.

Mesogastrium (Anat.), die Gegend mitten auf dem Bauche oder auch über dem Magen, die Bauchmitte.

Mesogis (a. Geogr.), s. v. a. Messogis.

Mesogloia (Bot.), nach Agardh, Gallertmark, Schlüpferfaden, Gattung der Phyceae Chordarieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Lager fadenförmig, ästig, gallertartig weich, besteht aus einer innern weißen Substanz, aus der sich nach außen die am Grunde ästigen, gegliederten, aufwärts verdickten Fäden der Rindenschicht entwickeln, welche an ihrer Basis die Fruchtschläuche tragen. Von 7 deutschen Arten sind am verbreitetsten: 1) M. vermicularis *Ag.* In der Nord- und Ostsee, im adriat. Meer. Schlaff, unregelmäßig ästig, ½ Zoll lang, olivengrün; Aeste verlängert, abstehend; Markfäden sehr locker, die peripherischen perlschnurförmig, keulenförmig. Lyngb., Hydroph., 190, Taf 65, Fig. 6. — 2) M. virescens *Hook.* In der Nordsee. Schlank, bis fußlang, gelbgrün oder olivenfarbig, schleimig-zottig, mit zahlreichen, abstehenden Aesten.

Mesoglossi musculi (Anat.), bei Bartholin die Musculi genioglossi.

Mesogonion (Mesogonium, Anat.), das im Kniegelenke Liegende. — Ossicula mesogonia, die krankhaft gebildeten Gelenkknöchelchen, welche gewöhnlich die Bewegung hindern.

Mesogramma (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: M. apiifolium *Dec.*, Halbstrauch in Südafrika.

Mesoides (griech., Mus.), Musikstyl, dessen Eigenthümliches darin bestand, daß Sänger und Spieler sich dabei meist nur in den mittleren Tönen des Tonsystems bewegten. Diese Gesangsart war dithyrambisch und dem Bacchus gewidmet, weshalb sie auch die bacchische hieß und gewöhnlich in den Trinkliedern am Bacchusfeste angewendet wurde.

Mesola (a. Geogr.), 1) s. v. a. Messola; — 2) (n. Geogr.), ital. Flecken, Kirchenstaat, Leg. Ferrara, am Po di Goro.

Mesolan (Waarenk.), s. v. a. Beedermann.

Mesole (Min.), s. v. a. der Kalknatronmesotyp von den Faröern; s. Mesotyp 3).

Mesoleptus (Entom.), nach Gravenhorst, Schlupfwespengattung. Arten unter Tryphon *Grav.*

Mesolin (Min.), nach Berzelius, Varietät des Kuboicits mit 4,8 Proc. Natrumgehalt; s. Kuboicit.

Mesolith (Min.), s. v. a. der Kalknatronmesotyp von Daubitz in Böhmen; s. Mesotyp 3).

Mesolobicus (Anat.), zwischen den Lappen, z. B. des Gehirns, der Leber, der Lungen u. s. w., liegend. — Arteria mesolobica, die Arteria corporis callosi cerebri.

Mesomedes (griech. Lit.), lyrischer Dichter Griechenlands, der Freigelassene des Kaisers Hadrianus und von diesem begünstigt, auch durch eine Pension, die ihm unter dessen Nachfolger Antoninus verringert ward. Eusebius setzt ihn um 146 n. Chr. Nach Suidas schrieb er ein Lobgedicht auf Antinous, den Liebling des Hadrian, u. A. Wir besitzen von ihm noch zwei Epigramme und einen schönen Hymnus auf die Nemesis, zu welchem auch alte musikalische Noten vorhanden sind, abgedruckt in der griech. Anthologie (III, 6 der Ausg. von Jacobs). Der Hymnus auf die Nemesis erschien zuerst in Vinzenzio Galilei: Dialogo della Musica antica e moderna, Florenz 1581, dann von J. Fell, Oxford 1672; von F. Snedorf: De hymnis vett. Graecc.; am besten von Fr. Bellermann: Die Hymnen des D. u. M., Text und Melodien, Berlin 1840. Vgl. Fabric. Bibl. Graec. II, S. 130, herausg. v. Harleß.

Mesometrium (Membrana cellulosa vasculosa inter corpus uteri et partes vicinas, Anat.), die zellige Gefäßhaut zwischen dem Uterus und seinen Umgebungen.

Mesomphalium (Mesomphalum, Anatomie), 1) die Mitte des Nabels; — 2) der Nabel selbst, in sofern er die Mitte des Körpers bezeichnet.

Meson, s. Griechisches Tonsystem und Tetrachord.

Mesona (Bot.), nach Blume, Gattung der Labiatae Ocimoideae *Benth.* Einzige Art: M. palustris *Blum.* Auf Java.

Mesonema (Zoophyt.), nach Cuvier, Gattung der Acalephae Aequoridae *Eschsch.*, der Zunft der Hutquallen nach Oken, unter Medusa *L.* Charakter: Scheibe mit zahlreichen feinen Kanälen als Fortsetzung der Magenhöhle; an der Magenöffnung Mundwimpern. Unter mehren Arten bekannteste: 1) M. Coelum pensile *Modeer*, Aequorea mesonema *P.*, drei Zoll im Durchmesser, blaulich, mit zahlreichen Kanälen bis zum Rand der Scheibe und 17 langen Fühlern daselbst. Forsk., Aeg., Taf. XXVIII, B. — 2) M. abbreviatum *Eschsch.*, Taf. XI, Fig. 3. Durchmesser 8 Linien. Schirm halbkugelig; mit 17 Kanälen und zahlreichen, ganz kurzen, wimperartigen Randfühlern. In der Sundastraße. — 3) M. macrodactylum *Brandt*, Schirmq. Taf. IV. Zwei Zoll bis 1 Fuß breit, mit 64 Magenanhängen und 16 Randfühlern. Im stillen Ocean, in der Nähe des Aequators. — 4) M. coerulescens *Brandt*, Schirmq. Taf. V., Zygodactyla coerulescens

Br., linsenglockenförmig; mit doppelter Reihe an der Basis blauer Randfühler und 60 lanzettförmigen Magenanhängen. Im stillen Ocean.

Mesonero y Romanos, Ramon de, einer der bedeutenderen spanischen Schriftsteller der neueren Zeit, geb. am 19. Juli 1803 zu Madrid, zeigte von früher Jugend die größte Neigung zu literarischen Studien, mußte aber 1820, durch Familienverhältnisse gedrängt, das Handlungsgeschäft seines frühverstorbenen Vaters übernehmen. Indessen widmete er doch jede freie Stunde wissenschaftlichen Studien, namentlich der Geschichte seiner Vaterstadt. Im J. 1831 gab er zuerst seinen „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa" (3. Aufl., Mad. 1844) heraus, der nicht nur in topographischer Beziehung der beste Wegweiser für die span. Hauptstadt ist, sondern sich namentlich auch durch vortreffliche Sittenschilderungen auszeichnet. Durch den Beifall, den dieselben fanden, ermuthigt, ließ er unter dem Titel „El curioso parlante" eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern erscheinen. Außerdem schrieb er noch: „Panorama matritense" (2 Bde. 1835); — „Escenas matritense" (4 Bde. 1842), in welchem das vorhergehende Schriftchen wieder mit abgedruckt ist; — „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica" (1842); — und eine Zeitschrift unter dem Titel „Semanario pintoresco español" (Madr., 7 Bde. Fol., mit Kupfern). Im J. 1838 zog er sich von den Geschäften zurück, betheiligte sich aber bei jedem patriotischen Unternehmen mit dem wärmsten Eifer. Die span. Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitglied.

Mesones, span. Flecken, Prov. Saragossa, nordöstl. von Calatayud; 730 Einw.

Mesopentekoste (griech., Kirchenw.), der mittelste Tag zwischen Ostern und Pfingsten, also der 4. Tag nach dem Sonntag Jubilate.

Mesophlebion (Mesophlebium, Anat.), der Zwischenraum zwischen zwei Blutadern, das, was zwischen zwei Venen liegt.

Mesophryon (Glabella, Anat.), der dreieckige Raum über der Nase zwischen den Augenbrauen, die Glatze.

Mesophylla (Bot.), nach Dumortier, Moosgattung. Arten unter Alicularia *Corda*.

Mesophyllum (bot. Term.), die Mittelschicht des Blattes oder mittlere Blattschicht, die zwischen der Oberhaut der obern und untern Blattfläche befindliche Masse, welche aus dem (meist grünen) Zellgewebe, nebst den dasselbe durchziehenden, die Nerven und Adern bildenden Gefäßbündeln besteht.

Mesopithecus (foss. Säugeth.), nach Wagner, ausgestorbenes Quadrumanengeschlecht aus der Familie der ächten Affen. Schädelfragment zwischen Hylobates und Semnopithecus stehend. M. pentelicus *Wagner*, aus tertiären Ablagerungen am Fuße des Pentelikon; $\frac{4}{4}$ Schneidezähne, $\frac{1.1}{1.1}$ Eckzähne, $\frac{5.5}{5.5}$ höckerige Backenzähne, Schnauze kurz, Nasenöffnung breit, Vorsprung der untern Augenhöhlenwand über den Kiefertheil stark.

Mesopleura (Mesopleuria, interstitia intercostalia, Anat.), bei Galen: die Zwischenrippenräume.

Mesopleuri musculi (Anat.), die Zwischenrippenmuskeln.

Mesoplutonische Gebilde (Geognos.), auch mezoplutonische Gebilde, sind nach Murchison die späteren plutonischen Massengesteine; s. Plutonische Gesteine.

Mesopodes (Bot.), nach Rabenhorst, Untergattung von Thelephora *Ehrh.*

Mesopotamia (a. Geogr.), Land Vorderasiens, das im Westen durch den Euphrat von Syrien u. Arabien, im Osten durch den Tigris von Assyrien geschieden, im Norden von dem südlichsten Zweige des Taurus u. durch Armenien u. im Süden von der medischen Mauer u. Babylonien begrenzt wurde, obgleich die Grenzen im Norden u. Süden nicht immer so bestimmt gezogen wurden, so daß man dort oft auch den größten Theil von Sophene, hier aber einen Theil von Babylonien, z. B. Seleucia selbst, mit zu M. rechnete. Schon im A. T. führt es wegen seiner Lage zwischen den genannten Strömen den Namen Aram Naharaim, d. h. „Syrien zwischen den Flüssen," und so trugen denn die Griechen den Namen Naharaim bloß in ihre Sprache über, jedoch erst seit den Zeiten der Seleuciden, denn früher führte es bei den Griechen noch keinen besondern Namen, sondern wurde bald zu Syrien, bald zu Assyrien, und unter der persischen und macedonischen Herrschaft zu Babylonien gerechnet. Das Land, dessen Gestalt die Alten einem Ruderschiffe vergleichen, war im Ganzen eben, gut bewässert und fruchtbar, auch reich an Waldungen, die gutes Schiffsbauholz lieferten, und großen, zur Viehzucht trefflich geeigneten Weideplätzen. Nur die südlichern Striche waren wasserarm. Die merkwürdigsten Produkte M.'s waren Amomum, Naphtha und eine Art von Steinkohle, der Stein Gangitis oder Gagatas. Aus dem Thierreiche werden besonders wilde Esel, die es in großer Menge gab, Gazellen, Strauße und Löwen genannt. Das einzige Gebirg des Landes war der Masius (jetzt Karadschja Dagh oder Dschudi), einer der südlichsten Zweige des Taurus, an der Nordgrenze, von welchem aus sich der Singaras (j. Sindjar oder Sindschar) als südlicher Nebenast längs des Tigris durch M. selbst hindurchzieht. Von Flüssen werden uns außer den beiden Grenzströmen Euphrates und Tigris noch folgende auf dem Masius entspringende Nebenflüsse des Euphrat genannt: der Chaboras (j. Chabur) mit den Nebenflüssen Scirtus (j. Daisan) auf der West-, und Cordes (j. Hermes oder Nahr-al-Huali) auf der Ostseite, der Saocoras, wahrscheinlich identisch mit dem Mascas des Xenophon und wohl nur ein (jetzt ganz verschwundener) Kanal des Euphrat; und der Belias oder Bilecha, noch j. Belikhe. Das ganze Land zerfiel in zwei Haupttheile: Osrhoëne im Westen und Mygdonia (später, wenigstens in seinen nordwestlichen Strichen, Anthemusia genannt) im Süden u. enthielt folgende wichtigere Städte: a) in Osrhoëne: Edessa (j. Orrhoa oder Orfa), die Hauptstadt dieses Distrikts und des spätern osrhoënischen Reichs), Batnä (j. Serondje),

Carrä (der j. zerstörte Ort Charran), Nicephorium, später Leontopolis und Callinicus oder Callinicum (an der Stelle des heutigen Rakka), Circesium (noch j. Kirkessia, Karkisia), Apamea (j. Rom-kalu), Anthemusia, Resaina (j. Ras-el-am), Constantia, Ichnae u. a. — b) in Mygdonia: Nisibis, später auch Antiochia Mygdoniae genannt (noch j. Nisibin oder Nissabin), Darä, auch Anastasiopolis (noch j. Dara), Cannä (j. Sene), Singara, Zabda (oder Sapphe, Sapha, wohl das heutige Djesire), und eine bedeutende Anzahl von Kastellen. Auch in dem südlichsten, größtentheils wüsten Theile des Landes werden einige Ortschaften genannt, namentlich außer dem schon zu Xenophons Zeiten verödeten Corsote die der Sonne geheiligte Bergfeste Haträ oder Aträ (j. die Ruinen von Hädbur), Zaitha oder Zentha, Dura, Charmanda, Ur. Jetzt heißt das Land Al Dschesira.

Mesoprion (Ichthyol.), nach Cuvier, Gattung der Acanthopterygii Percoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Bärsche nach Oken. Charakter: Der Winkel des Deckels endigt nicht in einen Stachel, sondern stumpf; Vorderdeckel meistens mit einem kleinen Einschnitt. Arten schön und zahlreich in den heißen Meeren beider Welten; einige sehr groß und vortrefflich zu speisen; bekannteste: 1) M. buccanella *Cuv.*, Schwarzohr, engl. Noper. Wird 15—20 Pfund schwer, glänzend roth, jede Schuppe mit einem silbernen Rande, am Grunde der Brustflossen ein schwarzer Mond. In Westindien. Cuv., Val., II, 455. Bloch, A. F., Taf. 274. — 2) M. chrysurus *Cuv.*, Goldschwanz, auf St. Thomas Sarde, bei Portorico Cabrilla. Wird 2 Fuß lang, ist oben graulich, mit schiefen Goldstreifen, unten purpurroth, mit drei goldenen Längsstreifen. Wird an den Antillen, wo er truppweis von Laich lebt, sehr geschätzt und theuer verkauft. Cuv., Val., II, 459, Taf. 40. Bloch, A. F., V, Taf. 262.

Mesopsychodochismus (griech.), Zwischenzustand der Seele nach dem Tode; f. Unsterblichkeit.

Mesopus (Bot.), 1) nach Reichenbach, Untergattung von Auricularia *Bull.*; — 2) nach Ehrhardt, Untergatt. von Thelephora *Ehrh.*; — 3) nach Michel, Untergattung von Polyporus *Mich.*

Mesopykni, f. Soni mobiles.

Mesoraca, ital. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Calabria ulter. II., südlich bei Policastro; 2150 Einw.

Mesorectum (Anat.), das Mastdarmgekröse; f. Gekröse.

Mesorome (a. Geogr.), Ort in Pontus an der Straße von Neocäsarea nach Sebastia (Ptol. V, 6, 10).

Mesosa (Entom.), nach Latreille, Käfergattung. Arten unter Lamia *Fabr.*

Mesoscelocele (Hernia perinaei, Chir.), Mittelfleischbruch; f. Bruch.

Mesoscelon (Mesoscelos, Anat.), das Mittelfleisch.

Mesoscelophyma (Chir.), die Mittelfleischbeule, Tumor perinaei, Geschwulst am Mittelfleisch, kann vorkommen beim Mittelfleischbruche, bei Anschwellungen der Vorsteherdrüse, oder der cowperschen Drüsen, bei Hämorrhoiden, Harnbeschwerden und Bauchwassersuchten. Auch nennt man M. einen Absceß am Mittelfleische.

Mesospermium (bot. Term.), die mittlere Samenhaut, ein aus einer unrichtigen Vergleichung der Samenhülle (f. Spermodermis) mit der Fruchthülle (f. Pericarpium) und dem Blatte hervorgegangener Ausdruck, welcher eine der mittleren Blattschicht entsprechende Lage der erstern bezeichnen soll und in den meisten Fällen der Samenschale (Testa *Gärtn.*) entsprechen dürfte.

Mesosphäria (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Hyptis *Jacq.*

Mesosphärium (Bot.), nach Brown, Pflanzengattung, gebildet aus Hyptis suaveolens *Poit.*

Mesosteirus (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Stilpnophytum *Less.*

Mesostenus (Entom.), nach Gravenhorst, Schlupfwespengatt. Arten unter Cryptus *Fabr.* Typus: C. ligator *Grav.*

Mesostomata (Zooph.), nach Cuvier, Abtheilung der Echinodermata Echinoidea *Cuv.*, diejenigen Gattungen enthaltend, bei denen der After außer der Axe liegt, wie bei Echioneus, Galerites, Scutella u. a.

Mesothenar (musculus, Anat.), der Mittelklopfer, bei Winslow: der Musculus adductor pollicis und ein Theil des Flexor pollicis brevis.

Mesotimolus (a. Geogr.), Stadt in Lydien am Berge Tmolus, deren Einw. Plin. V, 29, 30 Mesotmolitä nennt, höchst wahrscheinlich derselbe Ort, welchen Tac. (Ann. II, 47) Tmolus nennt.

Mesotocatarrhus (Catarrhus auris mediae, Med.), der Katarrh des mittleren Ohres.

Mesotoechitis (Pleuritis mediastina, Med.), eine Entzündung der Brustscheidewand, des Mittelfells.

Mesotoechium (Mediastinum, Anat.), die Brustscheidewand, das Mittelfell.

Mesotyp (Min.), Faser-, Nadel-, Mehlzeolith, Nadelstein, Aedelith, prismatischer Kuphonspath, Steingattung aus der Silicatfamilie der Zeolithe, klinorhombisch (schiefe rhombische Säule von 91° 35'), Härte = 5,0—5,5, Gew. = 2,2—2,3, Bruch uneben ins Muschelige, Strich weiß. Arten: 1) Kalkmesotyp oder Skolezit, nach Fuchs 46,75 Kieselsäure, 24,82 Thonerde, 14,20 Kalk, 0,39 Natrum, 13,64 Wasser, erscheint in Grundform und mit verschiedenen Abstumpfungen. Säulen lang, dünn, nadelförmig, in Drusen, büschelförmig, kugelförmig &c. gruppirt, gewöhnlich derb, ziemlich vollkommen spaltbar, aus dem Faserigen ins Dichte und Erdige übergehend, glasglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig, weiße Farben. Vor dem Löthrohr leicht zu blasigem Glase schmelzbar, mit Säuren vollkommen gelatinirend. Im Mandelstein, Basalt, Phonolith auf Island, den Faröern, Hebriden, bei Clermont, bei Vicenza, im Fassathal, am Kaiserstuhl, bei Dembio in Schlesien, in Böhmen, Ungarn, Schweden, Grönland, auf Bourbon &c. Hier-

her auch der **Weißian** von den Faröern, dessen stumpfer Seitenkantenwinkel der Säule = 91° 28′ angegeben wird. — 2) **Natronmesotyp, Natrolith**, nach **Klaproth** 48,00 Kieselsäure, 24,25 Thonerde, 16,50 Natrum, 9,00 Wasser, 1,75 Eisenoxyd, erscheint nur in sehr undeutlichen nadel- und haarförmigen Kryställchen, übrigens fast bloß derb, kugelig, nierenförmig, vollkommen spaltbar, häufig von koncentrisch schaliger Absonderung, welche die sternförmig-strahlige Struktur durchschneidet, gelblich-, röthlichweiß, fleisch-, ziegelroth, gelblichbraun, ockergelb, isabellgelb, gelblichgrau, oft mehre dieser Farben in koncentrischen Streifen zugleich. Im Phonolith und Basalt bei Hohentwiel, Außig (Marienberg), Oberkassel, Unkel, in Antrim, Norwegen (bei Brevig: **Radiolith**). — 3) **Kalknatronmesotyp, Mesolith**, Mesole, peritomer Kuphonspath, Comptonit, nach **Zippe** 38,35 Kieselsäure, 32,00 Thonerde, 11,96 Kalk, 6,53 Natrum, 11,50 Wasser, erscheint in der Grundform mit einer auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten Endzuschärfung von 177° 35′, Seitenfläche der nadelförmigen Krystalle vertikal gestreift, sonst derb, kugelig, nierenförmig, knollig, weiß, ins Graue und Röthliche, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend. Im Mandelstein, Basalt, Phonolith, am Vesuv, an der Pflasterkaute, am Seeberg (bei Kaaden), am Kelchberge bei Triebsch, bei Außig, Kamnitz, Leipa, Niemes, Hauenstein, Daubitz (Mesolith), auf den Faröern (Mesole), auf Island, in Tyrol. Die dichten und erdigen Zeolithe, zu denen auch der **Bordit** (von Bordon) gehört, scheinen insgesammt Mesotype zu seyn.

Mesotypdolerit (Geognos.), eine mit mehr oder weniger Mesotyp gemengte Doleritvarietät von Dembio in Schlesien; s. **Dolerit**.

Mesow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. **Regenwalde**; 380 Einw.

Mesoxalsäure, von *μέσος* (mitten) und **Oxalsäure**, weil sie in Betreff ihres Sauerstoffgehalts fast das Mittel hält zwischen der Oxalsäure und dem Kohlenoxydgas, jener aber näher steht, als diesem; Zersetzungsprodukt des Alloxans, sowie der Alloxansäure in der Hitze bei Gegenwart von Basen, von **Liebig** und **Wöhler** entdeckt, entsteht unter andern, wenn man eine gesättigte Auflösung von alloxansaurem Baryt zum Kochen erhitzt; es schlägt sich dabei kohlensaurer, mesoxalsaurer und alloxansaurer Baryt nieder, und in der Flüssigkeit befindet sich nun, außer kleinen Antheilen der beiden letztgenannten Salze, Harnstoff. Gießt man in eine kochende Lösung von Bleizucker tropfenweise Alloxanlösung, so entsteht ein schwerer körniger Niederschlag von mesoxalsaurem Bleioxyd, und in der Flüssigkeit befindet sich nichts als Harnstoff. Durch Zersetzen dieses Niederschlages mit Schwefelsäure läßt sich die neue Säure isoliren. Sie ist krystallisirbar, stark sauer, gibt bei Zusatz von Ammoniak, wie die Alloxansäure, mit Baryt- und Kalksalzen Niederschläge, welche in Säuren und viel Wasser löslich sind, zersetzt sich nicht durch Kochen; mit Silbersalzen entsteht, nach Ammoniakzusatz, ein gelblicher Niederschlag, der bei gelinder Erwärmung unter heftigem Aufbrausen zu Metall reducirt wird. Zusammensetzung: $C_3 O_4$.

Mespaul, franz. Dorf, Dep. Finistère, Bez. **Morlaix**; 1180 Einw.

Mespel (Bot.), s. v. a. gemeine Mispel, Mespilus germanica *L.*

Mesphe (a. Geogr.), Ort in Africa propria an der Straße von Leptis Magna nach Tacapä, westl. von ersterer.

Mespila (a. Geogr.), einst große und von Medern bewohnte, aber schon zu Xenophons Zeiten verfallene Stadt Assyriens am Tigris mit einer 50 Fuß hohen und eben so breiten Mauer von polirtem Marmor; vielleicht die Ruinen unter dem Namen Eski Mosul 9 Stunden nördl. von Mosul. Nach Kinneir das heutige Telikoff, während sie andere Geographen an der Stelle des spätern Ninus suchen.

Mespila (pharm. Bot.), auch Mespili, s. v. a. die Früchte von Mespilus germanica *L.* (s. d.).

Mespilodaphne (Bot.), nach **Nees v. Esenbeck**, Gattung der Laurineae *Nees*. Von 4 **Arten**, Bäumen in Brasilien, ist am bekanntesten: M. pretiosa *Nees*, Borbonia peruviana *Juss.*, Laurus Quixos *Lam.*, in den Wäldern bei der Stadt Para. Die Rinde wird daselbst unter dem Namen Casca pretiosa, Candilla, Zimmt des Orinoko, geschätzt und häufig benutzt. Sie hat einen süßen, feurig gewürzhaften Geschmack und riecht wie ein Gemisch von Sassafras, Zimmt und Rosen.

Mespilophora (Bot.), nach **Necker**, Untergattung von Mespilus *L.*

Mespilus (Bot. und Pomol.), **Mispel**, Gattung der Rosaceae Pomaceae *Juss. Rchb.*, Icosandria Pentagynia *L.* **Charakter**: Kelchsaum mit fünf großen, blattartigen Zipfeln; Blumenblätter rundlich, ausgebreitet; Griffel 2—5, ziemlich kahl; Steinapfel mit einer großen, scheibenförmigen, von den bleibenden eingeschlagenen Kelchzipfeln umgebenen Fruchtnarbe und 2—5 gesonderten, aber in das Fruchtfleisch völlig eingebetteten Steinfächern. Nachdem in der neueren Zeit die ungemein ansehnliche Synonymik dieser Gattung gesichtet worden, sind nur wenige sichere **Arten** geblieben, von denen wir nennen: 1) M. germanica *L.*, **gemeine Mispel, deutsche Mispel, Nespel, Wispel, Esperlin, Aspele, Hespel**, franz. Neflier, engl. Medlar, ital. Nespalar, Nespolo, schwed. Mispel. Blätter sehr kurz gestielt, länglich-lanzettlich, an beiden Enden spitz, vorn klein-drüsig-gesägt, oberseits flaumhaarig, unterseits zottig-filzig, unzertheilt; Blüthen meist einzeln, kurz gestielt, von der Größe der Apfelblüthen; Kelch nebst dem Blüthenstiele filzig, seine Zipfel lanzettlich-pfriemlich, länger als die grünlich-weißen Blumenblätter; Frucht kreiselförmig, grünlich-gelbbraun. Kleiner Baum oder Strauch mit meist dornigen Aesten (kultivirt verliert er die Dornen) und in der Jugend filzigen Zweigen an gebirgigen Orten, im südlichen Europa bis Süddeutschland und bis in die Schweiz wild, weiter nördlich nur kultivirt, aber auch hier in guten Lagen öfters verwildert. Die Früchte, von welchen die kurzgestielten als

Apfelmispeln, und die langgestielten als Birnenmispeln unterschieden werden, sind bei der Reife sehr herbe; sie werden erst dann schmackhaft und als Obst genießbar, wenn sie einige Zeit gelegen haben und teigig geworden sind, wodurch sie einen weinartigen Geschmack erhalten. — Das sehr zähe Holz des Stammes ist zu Drechslerarbeiten, auch zum Mühlenbau tauglich. In der Medicin wurden die Früchte, Mispeln, Fructus Mespili s. Mespili germanicae, Mespila, Mespili sonst gegen Ruhren und Durchfälle angewendet. Die Samen, Semina Mespili germanicae s. Mespilorum, waren als harntreibendes Mittel im Gebrauche und wurden von Ghidella mit Vortheil zu ½ Drachm., alle 2—3 Stunden in Pulverform gegen atonische Mutterblutflüsse angewendet. Bisweilen benutzt man die Blätter zu Gurgelwasser. Guimpel, Deutsche Holzarten, Taf. 69. — Kultur der Mispel als Gegenstand der Pomologie. Der Mispelbaum nimmt zwar mit jedem Boden vorlieb, er gedeiht aber nicht überall gleich gut. Am besten sagt ihm ein feuchtes, lockeres, mildes und fruchtbares Erdreich zu. Auf die Lage kommt es so genau nicht an, da die Frucht, selbst im Schatten erwachsen, groß und gut wird. Er läßt sich auf verschiedene Weise fortpflanzen: durch Samen, Ableger und Stecklinge. Die Vermehrung durch den Samen geschieht, indem man von den schönsten und vollkommen reifen Früchten die Kerne im November oder December in lockere, feuchte Erde, einen Zoll tief und drei Zoll weit von einander, einlegt. Meist gehen sie im folgenden Frühjahr recht zahlreich auf. Werden sie dann von Unkraute rein gehalten und während des Sommers zuweilen begossen und behackt, so kann man sie im zweiten Frühjahre in die Baumschule verpflanzen und später durchs Kopuliren veredeln. Sie bleiben so lange in der Baumschule stehen, bis sie die zum Versetzen ins Freie erforderliche Größe, je nach ihrer Bestimmung als Spalier, Pyramide oder Hochstamm erlangt haben. Beim Versetzen muß man vorzüglich darauf sehen, daß die Wurzeln nicht tiefer zu stehen kommen, als es früher der Fall war. Etwas schneller als durch Samen kommt man durch Ableger zum Ziele, die indeß gewöhnlich nur zu Spalieren und Topfbäumchen benutzt werden. Man nimmt zu diesem Zwecke im Herbst oder im Frühjahr einige niedrig stehende Zweige, biegt sie zur Erde nieder, umwickelt sie unter einem Knoten mit Draht und bedeckt sie dann einen halben Fuß hoch mit Erde, so daß von jedem Zweige nur noch drei Augen hervorstehen. Wo dieses nicht angeht, kann man auch einen Topf in der Mitte des Baumes anbringen u. einen tauglichen Sommertrieb durch das im Boden des Topfes befindliche Loch leiten, diesen aber, nachdem der Zweig einen Einschnitt erhalten und mit Draht umwunden worden ist, mit Erde füllen und diese beständig feucht erhalten, weshalb man oben eine Lage Moos anbringt. Gewöhnlich sind diese Absenker, wenn nur Alles gehörig beobachtet wird, im folgenden Frühjahre bewurzelt und zum Versetzen tauglich. Die Vermehrung durch Stecklinge hat wenig Empfehlendes, weil meist immer viele davon ausbleiben. Es geschieht auf die bekannte Weise. Meist pflegt man die Mispeln durch das Veredeln auf andere Stämme fortzupflanzen. Als Unterlagen können Weißdorn-, Quitten- und Birnstämme, auch die Wildlinge der Mispeln dienen. Die erstern sollen am wenigsten zu empfehlen seyn, indem die Früchte trocken und herbe bleiben, weil die Unterlage, wie es heißt, dem Edelreise etwas von seinen Eigenschaften mittheilt. Nach den darüber gemachten Erfahrungen bei Birnen auf Weißdorn ist dieses nicht so, indem die Birnen von veredelten Weißdornstämmen eben so zart und gut waren, als die vom Mutterstamme. Daß es bei den Mispeln nicht eben so seyn sollte, ist unwahrscheinlich. Auf dem Quittenstamme schlagen die Reiser sehr gut an und tragen reichlich. Die auf Birnstämme veredelten Mispelreiser kommen ebenfalls gut fort. Die Früchte auf demselben sollen größer, schöner und schmackhafter werden, als auf Mispelwildlingen. Vorzüglich werden Stämme, aus den Kernen der rothen und grauen Butterbirne erzogen, empfohlen, indem die darauf gesetzte kernlose Mispel an Größe die Faustmispel noch übertreffen soll. Der Mispelbaum ist noch sperriger und mißgestalteter als der Quittenbaum, weshalb er, da er wie dieser seine Blüthen am Ende der Zweige treibt, gewöhnlich in den ersten Jahren nur etwas beschnitten wird, um ihm einen Stamm zu verschaffen. Will man schöne Hochstämme haben, so müssen Birnstämme in die Krone veredelt werden. Diese bedürfen alsdann in den ersten Jahren gar keines Schnittes. Später wird er bloß vom abgestorbenen Holze gereinigt. Ans Spalier paßt er seines sperrigen Wuchses wegen und weil er seine Früchte an den Enden der Zweige hervorbringt, nicht so gut, als ins Freie. Er trägt an zwei- und dreijährigem Holze, weshalb man ihn nicht beschneiden darf. Ist der Baum alt, macht er keine Triebe mehr, werden die Früchte klein und unschmackhaft, so wirft man die Aeste ab und verjüngt so den Baum. Kommt man ihm durch zweckmäßige Düngung zu Hülfe, so treibt er wieder stark und bringt mit dem zweiten Jahre schon aufs Neue seine Früchte. Damit diese groß und schön werden, muß man den Baum etwas licht und dünn von Holz halten. Unter den durch die Kultur entstandenen Mispelsorten sind besonders zu bemerken: a) Große Gartenmispel, holländische Mispel. Rang 1. Die Frucht ist so groß wie ein mittelmäßiger Borsdorfer, rund, plattgedrückt, gelblichbraun und glatt und hat oben 5 abstehende Lappen. Die Steine sind groß, länglich und meist ohne Kern. Die Frucht reift im Oktober. Der Baum wächst zwar gut, wird aber doch selten über 12—15 Fuß hoch. Die Blätter sind dunkelgrün und gleichen dem Lorbeerblatte. — b) Steinlose Mispel, Mispel ohne Kern. Rang 1. Diese Frucht ist nur halb so groß als die vorige, aber in allen ihren Theilen zarter und feiner von Geschmack, wird auch früher teigig und eßbar. Die Haut

ist fuchsroth, das Fleisch weißlich. Der Baum wird nicht so groß als der der Gartenmispel. Er hat dünne, hier und da mit Dornen besetzte Zweige und kleinere, kürzere Blätter. — c) Gemeine Birnmispel. Rang 2. Die Frucht ist nur halb so groß als die große Gartenmispel; sie ist gegen den Stiel zu länglicher als jene und birnförmig gestaltet, der Stiel ist länger und die Krone ist tiefer eingesenkt und kleiner als bei der großen Gartenmispel. Das Holz und die Triebe sind dunkler und das Blatt an beiden Enden spitziger als bei jener, übrigens kommt sie mit dieser in Allem überein. — 2) M. Loureiri *Kostel*, ein 6 Fuß hoher Baum in Cochinchina mit kurzen Dornen und eilanzettlichen, fast gekerbten, kahlen Blättern, langgestielten, weißen Blüthen und rothbraunen, wallnußgroßen Früchten, welche süßsäuerlich schmecken und sowohl häufig gegessen, als auch gegen Verdauungsschwäche, Ruhren und Durchfälle angewendet werden. — 3) M. odorata *Wendl.* In Nordamerika. — 4) M. pruinosa *Wendl.* Ebendaselbst. — M. Amelanchier *Walt.*, s. v. a. Pyrus Amelanchier *L.* — M. arbutifolia *Sm.*, s. v. a. Pyrus arbutifolia *L.*

Mesquer, franz. Dorf, Dep. Loire-infer., Bez. Savenay, am atlant. Ocean; kleiner Hafen, Küstenschifffahrt, Salzwerk; 1670 Einw.

Mesquitella, portugies. Flecken, Prov. Beira; 1000 Einw.

Mesr, s. v. a. Aegypten.

Mesra (arab.) Reise, besonders die Himmelsreise Mohammeds.

Mesruk, Herrscher in Arabien 568—579, s. Arabien, Gesch.

Mess (engl.), 1) Speiseanstalt für eine größere Gesellschaft; — 2) (Militärw.) der gemeinschaftliche Mittagstisch der Offiziere im brittischen Militär, an welchem jeder unverheirathete Offizier mitspeist und zu dessen Bestreitung jeder im Verhältniß seines Grades und seiner Gage beiträgt. Ein höherer Offizier führt dabei die Aufsicht und hat die Kasse, während ein Unteroffizier die übrigen ökonom. Geschäfte besorgt. In der preußischen Armee besteht eine ähnliche Einrichtung.

Meß, im Würtembergischen s. v. a. Klafter.

Messa (a. Geogr.), 1) Ort in Laconica, den Paus. III, 25 noch als Hafenstadt erwähnt und nördlich von Hippola und der Landspitze Thyrides ansetzt, und von welchem der Distrikt Messapeä, in welchem Zeus besonders verehrt wurde, seinen Namen hatte, jetzt der Hafen Mezapo am Kap Tigani; — 2) Ort in Thracien, von Plin. (IV, 11, 18) an der Stelle des spätern Anchialum genannt.

Messa (n. Geogr.), 1) afrik. Stadt, Marokko, Prov. Suse, nahe am atlant. Ocean; 10,000 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 200 Einw.

Messabatä (a. Geogr.), die Bewohner der Landschaft Messabatene oder Messabatice zwischen Persis, Susiana und Media, weshalb sie auch von Ptolemäus zu Persien, von Dionysius aber zu Susiana gerechnet werden (Ptol. VI, 43).

Messager (franz., Ornith.), s. v. a. Schlangenadler, Falco serpentarius *L.*

Messager (franz.), 1) Bote; — 2) Name einer französ. Zeitung, s. Zeitungen.

Messageries, s. Post, S. 715.

Messagno, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Terra d'Otranto; Schloß; 5000 Ew.

Messaincourt, franz. Dorf, Dep. Ardennes, Bez. Sedan; Eisengießerei, Eisenhämmer; 720 Einw.

Messala, s. Silius und Valerius, Valeria Gens.

Messalianer (Kirchengesch.), s. v. a. Massalianer.

Messalina (röm. Gesch.), Gemahlin des Kaisers Claudius, aus dem valerischen Geschlechte stammend, daher Valeria M., Schwester des Cornelius Faustus Sulla, Tochter des Messala Barbatus. Sie ist berüchtigt durch ihre Wollust, der sie bis zur äußersten Schamlosigkeit fröhnte; sie gab sich mitten unter Lohndienern Preis und eröffnete mit einer Magd den Wettkampf im Laster. Freigelassene wie die vornehmsten Männer mußten ihren Lüsten dienen, und besonders gern belustigte sie sich an Scenen des Ehebruchs, die die edelsten Frauen in Gegenwart ihrer Männer im Palaste vor ihr aufführen mußten. Ebenso habsüchtig, als wollüstig, trieb sie mit Narcissus und andern kaiserlichen Freigelassenen einen Handel mit Allem, wofür Geld zu bekommen war, und diese Habsucht sowohl, als auch der Haß gegen die, welche sich weigerten ihrer Wollust zu willfahren, und Eifersucht gaben ihr Anlaß, an zahlreichen Opfern (z. B. an Julia, der Tochter des Drusus Cäsar, an Julia Livilla, der Tochter des Germanicus, an Poppäa Sabina, an C. Appius Silanus, Vinicius, Valerius Asiaticus, Pompejus Magnus u. s. w.) ihre Grausamkeit zu üben, bis in Folge der Vermählung mit C. Silius, die ihr früherer Verbündeter Narcissus dem abwesenden Kaiser verrieth, die Strafe sie ereilte. Sie wurde hingerichtet. Dem Claudius hatte sie die Octavia und den Britannicus geboren.

Messalum (a. Geogr.), Stadt in Arabia Felix, der einzige Ort des Landes, wo eine Gattung weißer Myrrhen wuchs. (Plin. XII, 16, 35).

Messalunghi, Stadt, s. v. a. Missolunghi.

Meßamt (Kirchenw.), s. v. a. Hochamt, Messe.

Messana oder Messene (a. Geogr. und Gesch.), berühmte Stadt Siciliens in schöner u. fruchtbarer Gegend, unter dem Namen Zancle vorhanden, ehe sich Messenier in ihr ansiedelten und ihren Namen auf sie übertrugen. Ueber die Gründung der griechischen Stadt gibt es zwei Sagen. Thucydides nennt Freibeuter aus Cumä, die noch andere Chalcidenser an sich gezogen hätten, als ihre Erbauer; nach Strabo aber soll die Stadt von Naxiern angelegt worden seyn. Sie wurde bald so blühend, daß sie schon im J. 649 v. Chr. eine Kolonie (Himera) aussenden konnte. Nach der Zerstörung von Milet durch die Perser lud sie die bedrängten Griechen Kleinasiens und der griechischen Inseln zur Auswanderung an ihr rei-

zendes Gestade ein, u. es kam auch wirklich ein Haufe flüchtiger Samier und Milesier, der aber die Treulosigkeit beging, sich mit Gewalt in den Besitz der Stadt zu setzen und zwar mit Hülfe des Tyrannen Anaxilas von Rhegium, der sich aber kurz darauf selbst zum Regenten von Zancle machte und die Stadt nun, weil er selbst ein Messenier war und Messenier aus Rhegium dahin verpflanzte, Messene nannte. Schon im J. 466 wurden die Söhne des Anaxilas aus M. vertrieben und republikanische Verfassung eingeführt. Die Stadt hob sich nun, wohlbefestigt und mit einem trefflichen Hafen versehen, durch lebhaften Handel und Schifffahrt von Jahr zu Jahr, bis sie im J. 396 von den Karthagern mit Sturm erobert und gänzlich zerstört wurde. Dionysius begann noch in demselben J. den Wiederaufbau der Stadt und verstärkte die Ueberreste der Einwohner durch Lokrer, Medmäer und Messenier, so daß die Bevölkerung immer gemischter wurde. Nach Vertreibung des Dionysius II. auf kurze Zeit freigeworden, fiel M. schon 312 wieder in die Hände des Agathocles. Nach dessen Tode bemächtigte sich der Stadt im J. 282 ein Haufe Mamertiner (s. d.), die unter ihm als Söldner gedient hatten, verjagten oder tödteten die männlichen Einwohner, setzten sich in den Besitz ihrer Weiber, Kinder und der sämmtlichen Habe und schlossen darauf mit den Karthagern ein Bündniß ab. Die Einwohner heißen von nun an Mamertini und die Stadt zuweilen Mamertina; jedoch blieb der alte Name immer vorherrschend. Die neuen Bewohner beunruhigten durch ihre Raubzüge alle Nachbarstädte, selbst Syrakus. Als Hiero M. in Folge dieser Plünderungszüge bekriegte, mischten sich die Karthager ein und besetzten unter dem Vorwand, den Mamertinen zu helfen, ihre Citadelle. Gleichzeitig hatten sich die M. aber auch um Hülfe an die Römer gewandt u. diese ergriffen gern die Gelegenheit zum Kampf mit den Karthagern. So wurde M. die nächste Veranlassung zum Ausbruch des ersten punischen Krieges. Die Stadt ging in die Hände der Römer über, in deren Besitz sie von nun an für immer verblieb. Die Einwohner erhielten das röm. Bürgerrecht. Im sicilischen Sklavenkriege hatte M. viel zu leiden, und im Bürgerkrieg zwischen Sextus Pompejus und Octavian wurde sie als Waffenplatz und Hafen des Ersteren im J. 35 v. Chr. geplündert; doch war sie zu Strabo's Zeiten noch eine bedeutende Stadt. Ueber die Topographie, die Tempel und sonstigen Gebäude von M. wissen wir fast gar nichts. Bloß von ihrem Hafen ist bekannt, daß er eine Flotte von 600 Schiffen fassen konnte. Das Gebiet von M. war sehr ausgedehnt; es umfaßte fast die ganze Nordseite der Insel und reichte an der Nordküste bis Mylä, an der Ostküste bis Tauromenium und brachte trefflichen Wein hervor.

Messancy, luxemburg. Dorf, südlich von Arlon; 1100 Einw.

Messanica fossa (a. Geogr.), s. v. a. Asconis fossa.

Messanicus (a. Geogr.), der alte Name des südlichsten unter den aus dem Padus abgeleiteten Kanälen, der später Padusa hieß und bei Ravenna vorbei ging. (Plin. III, 16, 20).

Messapeä (a. Geogr.), s. Messa.

Messapeus (griech. Mythol.), Beiname des Zeus, unter welchem er ein Heiligthum in Lakonien hatte, angeblich nach einem Priester dieses Namens ertheilt (Paus. III, 20, 3).

Messapia (a. Geogr.), 1) der griech. Name der Landschaft Calabria; — 2) Stadt darin, im nördlichern Striche zwischen Uria und Brundusium (Plin. III, 10, 16).

Messapium (a. Geogr.), hoher Berg Böotiens, an der Ostküste, etwas südöstlich von der Stadt Anthedon, von wo aus Messapus seine Kolonie nach Messapia in Unteritalien geführt haben soll; jetzt Ktypa (Paus. IX, 22, 5).

Meßapparat (Meßk.), 1) jede Sammlung von Instrumenten, welche in der Meßkunst irgendwie zur Anwendung kommen; — 2) insbesondere jede Sammlung zusammengehöriger Instrumente, welche gemeinschaftlich zu irgend einer Art der Vermessung erforderlich sind. In dieser Beziehung bildet die Meßkette (s. d.) mit den Ketten-, Zeichen- und Signalstäben einen M. für die Linienmessung, der Meßtisch (s. d.) mit seinen verschiedenen Nebeninstrumenten einen M. zur Winkelmessung u. s. w. Vergl. Meßinstrumente. — Wir erwähnen hier noch den vollständigen Architekten-M. v. G. Breithaupt in Kassel, welcher einen Nivellir-Boussolen- und Meßtischapparat vereinigt und bei solidem Bau kompendiöser Einrichtung und großer Billigkeit den Anforderungen der Meßkunst in allen Zweigen der Baukunst (mit Ausnahme der ausgedehnteren und hydrotechischen Aufnahmen) vollkommen entspricht und auch bei der Forstkultur mit dem besten Erfolg angewendet werden kann. Eine nähere Beschreibung desselben findet man in C. F. Schneitlers Instrumente und Werkzeuge der höhern und niedern Meßkunst, Leipzig 1848, S. 211.

Messapus (griech. Mythol.), 1) Böotier, angebl. Namengeber von Messapia und Messapium; — 2) König von Etrurien, Sohn des Neptun und daher Rossebändiger.

Messara, europ. türk. Bezirk, Insel Candia, mit den Ortschaften Groß-M., am Meere; Hagiosdeka, Dorf mit Metropolitankirche, Steinbruch (Labyrinth), Ruinen der alten Stadt Gortyne.

Messarges, franz. Weiler, Dep. Allier, Bz. Moulins, Gemeinde Sourigny; königl. Eisenhammerwerk, Hochofen, Gießerei.

Mészáros, Lázár, der erste und um die Bildung und Organisation der ungarischen Armee hochverdiente Kriegsminister und Feldmarschallieutenant, der neben Kossuth, Görgey und Bem eine der interessantesten Erscheinungen der ungarischen Revolutionsepoche ist. Im bacser Komitate von adligen magyarischen Aeltern geboren, trat er in früher Jugend in österreichische Militärdienste, wo er allmählig bis zum Range eines Obersten avancirte, welche Charge er im März 1848 bei dem Husarenregi-

ment „König von Sardinien" jetzt „Radetzky" bekleidete, im italien. Feldzug an der Seite Radetzky's, der ihn zu seinen Lieblingen zählte, sich als tüchtiger Regimentskommandant und tapferer Husarenoffizier bewährend. Im Vaterland war sein Name nur von der gelehrten Gesellschaft, die ihn 1844 wegen seiner ausgebreiteten militärischen Kenntnisse zum Ehrenmitgliede für die kriegswissenschaftliche Sektion ernannte, gekannt und von einigen Parteihäuptern der liberalen Opposition, die vielleicht schon vor dem März an die Möglichkeit eines Bedürfnisses wissenschaftlich gebildeter Offiziere gedacht haben mochten, wegen seiner Vaterlandsliebe und seines biedern Charakters geschätzt. Nachdem im März 1848 in Oesterreich die liberale Partei ans Ruder gekommen war, wurde M. vom Kaiser Ferdinand zum ungarischen Kriegsminister ernannt. Bei seiner Ankunft in Pesth wurde er von der dortigen Bevölkerung freudig begrüßt und mit einem Fackelzug beehrt. — Es wäre nun wohl eigentlich zunächst die Aufgabe M.s gewesen, die selbstständig gewordene ungarische Armee in ihrer Verwaltung von der des Gesammtstaates zu trennen, eine neue eigene Verwaltung im Lande zu errichten, die Festungen und Grenzen zu inspiciren und die nöthigen Reformen vorzunehmen. Allein dieser Wirkungskreis, welcher den Kenntnissen und der durch seinen Patriotismus erhöhten Thätigkeitsliebe dieses Mannes vollkommen entsprochen hätte, war ihm nicht beschieden, denn das Schicksal hatte ihm eine Rolle zugedacht, die fast durchaus weder mit seinem Charakter, noch mit seinen — wie er es selbst zu nennen pflegte — 30jährigen Reminiscenzen übereinstimmte, und wenn er während seines 9monatlichen Amtes doch Erstaunliches geleistet hat, so muß man dies einzig und allein seiner Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe zuschreiben, die ihn seine Privatansicht, und was noch mehr, seinen specifisch österreichischen Soldatengeist einer Sache opfern hieß, die seinem Rechtsgefühl als die gerechteste und heiligste erschien. Sein erstes öffentliches Auftreten war Mitte Juni, als die italienischen Soldaten vom Regimente Crecopieri in der Karl-Kaserne über die ebendaselbst einquartirten, noch unbewaffneten Honvedrekruten herfielen, mehre von ihnen tödteten und verwundeten und sich darauf in der Kaserne in Vertheidigungszustand setzten. Der tapfere Kriegsminister betrat unter einem dichten Kugelregen die Kaserne und brachte die Italiener zum Gehorsam. — Noch bevor M. nach Ungarn kam, hatten die kroatischen u. raitzischen Wirren begonnen, und der neue Kriegsminister mußte gleich bei seiner Ankunft den Kriegszustand erklären. Hier gerieth aber bald in ihm der österreichische Soldat mit dem konstitutionellen Minister in Widerspruch. Er hatte nämlich zu allen Menschen ein unbegrenztes Zutrauen, und zu den k. k. Soldaten noch etwas mehr. Damals war der größte Theil der ungarischen Truppen im Auslande, es mußten daher im Anfang andere in Ungarn befindliche österr. Truppen gegen die Raitzen, und einige Zeit auch gegen Jellachich verwendet werden, wozu auch Sr. Majestät den nöthigen Befehl ergehen ließ. Ein wirklicher Staatsmann wäre nun darauf bestanden, daß die in den benachbarten Provinzen garnisonirenden ungarischen Truppen sogleich nach Ungarn entlassen würden, was in einigen Tagen bewerkstelligt werden konnte, damit die fremden Truppen sobald als möglich entfernt werden könnten. M. war hochentzückt über die väterliche Huld des Königs, der den armen Ungarn in ihrer Noth mit seinen eigenen Truppen zu Hülfe eilte und hatte die besten Hoffnungen von den Offizieren, die er alle persönlich kannte, und von denen er gegen manche eine solche Verehrung hegte, daß er zu sagen pflegte: er sey nicht würdig, ihnen den Schuhriemen zu lösen. So kam es, daß Ungarn bei Szent Tamás und den Römerschanzen von Blomberg, Bechtold und Piret, in Temesvar von Rukowina, in Kroatien von Hrabowsky und an der Donau von Ottinger verrathen wurde; so kam es, daß Jellachichs Armee sich bei seinem Einfall in Ungarn um eine ziemliche Anzahl Kürassier- und Chevauxlegers-Eskadrons vermehrte, die dem Gnadendienst im ungar. Heer entsagten und sich zu dem Gesalbten ihres Herrn begaben; so kam es endlich, daß die Festungen, welche nur in den ersten Wochen leichten Kaufs zu gewinnen und zu sichern waren, Mitte Sommers noch immer in unsicheren Händen standen, mehre wie Temesvar, Arad und die slavonischen Festungen für immer verloren gingen, andere wie Komorn, Peterwardein, Leopoldstadt und Esseg nur durch die besondere Energie einiger Männer und zum Theil auch durch Zufälligkeiten in die Hände der ungar. Regierung geriethen. — Nachdem am 5. Juli das ungar. Parlament zusammengetreten war, wurde am 16. August das Rekrutirungsgesetz besprochen. M. wollte die Nationalisirung der Armee in Montur, Farben und Kommando für eine ruhige Zeit aufgespart wissen, von den zu stellenden Rekruten den größten Theil in die alten, in ihrer bisherigen Form und Organisation zu belassenden Regimenter einreihen und nur bei den wenigen neu zu errichtenden Bataillonen die Magyarisirung vornehmen. Für den Moment, meinte er, sey die Nationalisirung der ganzen Armee überhaupt unausführbar, da dadurch eine große Verwirrung in den vor dem Feinde stehenden Truppenkörpern hervorgebracht würde, ein ungar. Kommando erst geschaffen werden müßte, und viele ausländische Offiziere, die es mit Ungarn gut meinten, sich doch nie bequemen würden, ein neues Kommando zu lernen. Die radikale Opposition wußte aber nur zu gut, daß sich mit einer kaiserlichen Armee gegen eine kaiserliche Armee nicht wohl kämpfen ließe, und der Umstand mit den fremden Offizieren, die ihnen ohnedies verhaßt und verdächtig waren, konnte nur im Gegentheil maßgebend seyn. Nach einer langen heftigen Debatte trug die radikale Partei den Sieg davon. Indessen hatte der Kriegsminister diese Frage zu keiner Existenzfrage gemacht und er unterwarf sich dem Willen der Versammlung, obwohl er die Sache vor einigen Augenblicken für unausführbar hielt. Doch müssen wir dies weder einer Mißachtung des konstitutionellen Princips, noch jener bei

den reaktionären Ministern unserer Zeit so sehr überhandnehmenden Wuth, à tout prix Minister zu bleiben, sondern einzig und allein seiner Ueberzeugung zuschreiben, daß ein anderer Minister, der mehr verspräche, es gewiß doch nicht besser machen würde, als er und daß das Repräsentantenhaus, seinen Eifer und seine Thätigkeit würdigend, nichts Unmögliches von ihm verlangen werde. M. unternahm zweimal eine Inspektionsreise nach der untern Donau. Bei der letzteren stattete er einen Besuch in der Festung Peterwardein ab, bei welcher Gelegenheit er von einer raitzischen Streifpatrouille ganz umzingelt, und nur durch seine persönliche Unerschrockenheit und die Tapferkeit seiner aus 12 Husaren bestehende Suite gerettet wurde, und unternahm am 19. September unter persönlicher Anführung den letzten, aber, wie die übrigen, in diesem Jahre vergeblichen Sturm auf Szent Tamás. Dieses Resultat sollte bei der persönlichen Bravour des Kriegsministers — er stand im dichtesten Kugelregen, und schwamm zweimal durch den Franz-Kanal, um überall gegenwärtig zu seyn — und der von allen Augenzeugen einstimmig gerühmten Begeisterung und Tapferkeit der unter ihm kämpfenden Truppen die Behauptungen der Verrath witternden Radikalen widerlegen; aber dem war in Wirklichkeit nicht so, denn die Schanzen hätten zu Anfang des Kampfes, wo sie noch nicht mit verkappten kaiserlichen Artilleristen und Offizieren vollgestopft, und von diesen zu einem vollkommenen Festungswerke umgestaltet waren, ohne Verrath mit Sicherheit genommen werden können, und daß der gute Alte eben jetzt die persönliche Leitung der Operationen übernehmen mußte, wo die zu Gebote stehenden Kräfte wirklich unzureichend waren, war wieder eine jener Schicksalstücken, welche dem geplagten Manne so oft begegneten. — Nach diesem mißlungenen Sturme traf der Minister Anstalten zur Vertheidigung der Bácska gegen Ueberfälle der Raitzen, verließ die Südarmee, um in sein Ministerialbureau, wo er eigentlich an seinem Platze war, zurückzukehren, und erließ vor seinem Abgange am 4. Oktober eine Proklamation an die Südarmee, in welcher sich die ganze Wärme seines patriotischen Herzens ergoß, und er sich entschieden für die Sache der Revolution erkärte, deren Bahn in Pesth, durch die am 29. September erfolgte Ernennung des Landesvertheidigungsausschusses, bereits betreten worden war. — Im Landesvertheidigungsausschusse mußte sich die Privatansicht des Alten wieder mit einem bescheidenen Winkelchen im Hintergrunde seines Herzens begnügen. Der durch und durch loyale Soldat, der sich nur für die Sache seines am Lebensnerv angegriffenen Volkes erklärte, weil er der festen Ueberzeugung lebte, daß die Partei, welche damals den Hof lenkte, das Verderben der Dynastie und des ungar. Volkes zugleich herbeiführen müsse, sollte mit Perényi, Nyári, Szemere und Madaráß zu Rathe sitzen, die theils aus Ueberzeugung, daß es einst doch zum Kampfe zwischen Oesterreich und Ungarn kommen müsse, zur Entschiedenheit drängten, theils, von einem jakobinistischen Kitzel getrieben, schon damals die demokratische Republik im Hintergrunde erblickten. Aber M. lebte von nun an einzig und allein seinem Amte, nämlich der Organisation der Bataillone, Errichtung von Batterien, Anschaffung von Waffen und Monturstücken und Ernennung von Offizieren, welches letztere von dem Alten mit besonderer Vorliebe getrieben wurde, und wo ihm der Umstand, daß er das österreichische Offiziercorps fast bis auf einen Mann kannte, nachdem er sein Zutrauen begrenzt hatte, sehr zu Statten kam. Um die eigentliche Politik kümmerte er sich wenig oder gar nicht. — In der Nationalversammlung treffen wir ihn erst am 31. December wieder, wo er aufgefordert wurde, das Kommando der neu errichteten Nordarmee gegen Schlick, der von Kassau aus Debreczin bedrohte, zu übernehmen. Der Kriegsminister antwortete: „Ich hätte mich selbst angeboten, aber ich weiß, daß unter den jetzigen Umständen ein Unglück gleich schwarzgelben Reminiscenzen zugeschrieben wird. Ich halte es für meine Pflicht, Alles für das Vaterland zu thun. Ich werde trachten Alles aufzubieten, oder, wie der Deutsche sagt: Urtheilt, aber viertheilt mich nicht. Ich hoffe aber, daß wir den Schlick verschlicken werden". Mit Schlick ist ihm sein Witz am allerwenigsten gelungen, denn dieser wurde nicht nur nicht verschlickt, sondern brachte sogar dem ungarischen Minister, der einst sein Adjutant gewesen seyn soll, am 4. Januar 1849 von den Höhen von Bárcza eine Niederlage bei. Auch hier war es so gekommen, daß der gute Alte unter allen Feldherren den mißlichsten Posten bekam, denn Schlick war bekanntlich einer der tüchtigsten und im ungarischen Kriege glücklichsten österreichischen Generale, und M. sollte ihn mit einer kleinern Zahl Rekruten aus seiner vortrefflichen Position schlagen; aber auch mit dieser Niederlage hat M. der ungarischen Sache einen großen Dienst geleistet, denn die unter ihm geschlagenen Rekruten hatten bei Bárcza das Pulverfieber überstanden, und sein von ihm mit richtigem Blick ersehener Nachfolger, Klapka, nahm mit denselben Truppen bald darauf bei Tokay und Tarczal an Schlick glänzende Revange. — Die Affaire gegen Schlick war die letzte, wo M. persönlich eine Schlacht leitete. Er ging im Januar nach Debreczin, und arbeitete dort mit unermüdlichem Eifer an der Organisirung und Kompletirung jener Armee, welche im Frühling Europa in Staunen setzen sollte. Hier machte er die Bekanntschaft Dembinsky's, mit dem er bald in ein intimes Verhältniß trat, und man sah seit dieser Zeit die „beiden Alten" fast immer beisammen. Erst nach dem 14. April, als Szemere ein neues Ministerium bilden sollte, zeigte er der Nationalversammlung seinen Rücktritt an, indem er sehe, daß er von der jungen Armee überflügelt sey. „Hufeland habe gesagt: Wer in seinem 30. Jahre nicht wisse, was seinem Organismus zuträglich oder schädlich sey, verdiene nicht gesund zu seyn; er aber meine, wer mit grauen Haaren an der Spitze der Geschäfte stehe und nicht einsehe, wann seine Zeit abgelaufen sey, sey ein schlechter Patriot. Er bitte das Haus ihn von nun an einfach als Deputir-

ten von Baja zu betrachten". Was eigentlich den guten Alten zu diesem plötzlichen Rücktritt nach der Unabhängigkeitserklärung bewogen, ist bis jetzt noch nicht bekannt. Eine einfache Mißbilligung der Unabhängigkeitserklärung kann es unmöglich gewesen seyn, denn in diesem Falle hätte der unerschrockene Mann gewiß auch seiner Deputirtenstelle entsagt; Manche wollen annehmen, daß er sich der damals unter Nyáry entstandenen Friedenspartei zugeneigt habe, was allerdings viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Seine Abdankung wurde von der Nationalversammlung mit Bedauern angenommen, und er auf Palóczy's Antrag zum General-Feldmarschall-Lieutenant ernannt. — Von nun an glaubte der alte Krieger ungestört leben zu können, aber das Schicksal und Szemere hatten ihm noch eine Blame zugedacht. Am 2. Juli erschien eine offene Verordnung folgenden Inhalts: „Verordnung von dem Oberbefehlshaber aller Armeen an den Gen. F.-M.-L. Dembinsky, welcher gemäß der Herr F.-M.-L. ermächtigt wird, über die Bewegung des Heeres, so wie über die Dislocirung und Verpflegung der Truppen u. s. w. Verordnungen zu erlassen u. s. w. Der Gesammtarmee aber und allen Militärindividuen höhern und niedern Ranges wird hiermit unter strengster Verantwortlichkeit anbefohlen, dem obenerwähnten Herrn F.-M.-L. in Allem pünktlichen Gehorsam zu leisten, und seine Befehle zu vollziehen. Mészáros, F.-M.-L.". Diese Verordnung erregte anfangs Staunen, später aber die höchste Entrüstung im Publikum und in der Presse. M. war nicht im Ministerium, von seiner Ernennung zum „Oberfeldherrn aller Armeen" war auch nichts gehört worden und nun ernennt er Dembinsky zu seinem Generalquartiermeister?! — Die Verwirrung, welche bereits durch die damals ans Licht getretene Spaltung zwischen Kossuth und Görgey hervorgebracht wurde, erreichte durch diesen bis jetzt noch unerklärten Bock des Ministeriums Szemere den höchsten Grad und alle Welt bedauerte nur den guten Alten, der sich zu einem solchen Spiel benutzen ließ. — M. kämpfte später an Dembinsky's Seite in den Schlachten von Szöreg und Temesvar und ging nach dem unglücklichen Ausgang derselben mit ihm nach der Türkei, deren Gebiet sie am 15. Aug. bei der Kontumazanstalt von Turnul-Severin betraten. Die beiden Alten waren die Ersten, welche den ungarischen Boden verließen und auch in Widin und Schumla waren sie von einander unzertrennlich. Erst bei der Internirung nach Kiutahia blieb Dembinsky in Brussa und wurde im März dieses Jahres als legitimirter franz. Bürger entlassen. M. theilte bis zum Mai 1851 die Verbannung mit Kossuth in Kiutahia, wo er ebenfalls mit 85 seiner Gefährten entlassen wurde. Er ging darauf nach England, wo er zum Präses des Hülfskomités für ungar. Flüchtlinge an Pulsky's Stelle ernannt wurde. — M. ist von mittelhoher Statur, von kriegerisch ernstem Ansehen, ohne jene abschreckende Bomben- und Granatenmiene, die den älteren österreichischen Generalen so sehr eigen ist. Seine Haltung zeigt jene Mischung von Bonhommie und militärischem Tempo, welche den ungar. Soldaten und besonders den Husaren charakterisirt. Seine Sprache ist etwas rauh, aber nicht ohne Klang; sein Umgang ist ein sehr anziehender. Seine Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und hohe Vaterlandsliebe haben ihm die Liebe des Volkes und die Achtung selbst seiner heftigsten Gegner erworben; seine Verdienste um die ungar. Armee sichern ihm ein Blatt in der vaterländischen Geschichte; seine Aufopferung war die größte, denn er opferte seine eigene Individualität. Vergl. „Die Grenzboten von Kuranda" 1851, Nro. 27.

Messa voce, richtiger messa di voce, franz. son filé (Mus.), das leise Ansetzen, ebenmäßige An- und Abschwellen des einzelnen Tones. Das mus. Zeichen dafür ist: p. < f > p. S. Stimmbildung.

Messay, südamerik. Fluß, Republ. Ecuador, Dep. Assuay, Nebenfluß des Japura rechts.

Meßbach (Geogr.), 1) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Plauen; 100 Einw.; — 2) würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Künzelsau; Schloß; 200 Einw.

Meßbrief, die Bescheinigung eines verpflichteten Mannes, des Messers (Aichmessers) in einem Hafenplatz über die von ihm gefundene Lastigkeit eines Schiffes, wonach die Zollgefälle bestimmt werden, s. Schiffspapiere.

Meßbuch, 1) (Kirchenw.), s. v. a. Missale, vergl. Messe; — 2) (Handlungsw.) s. v. a. Marktbuch.

Meßconto, s. v. a. Meßkurszettel.

Meßdiener (Kirchenw.), der dem die Messe celebrirenden Priester zur Hand gehende Diener.

Messe (Kirchenw.), v. lat. missa, welches in der ersten christlichen Kirche die öffentliche Gottesverehrung überhaupt, in sofern sie der Abendmahlsfeier vorausging, bezeichnete, mochte sie nun in Gesang, Vorlesung (lectio), oder Gebet (collecta) bestehen. Das Vorbild für diese gottesdienstlichen Versammlungen war Apostelgesch. 2, 41—42. Sie wurden durch den Bischof als Liturgen geleitet, dem die Aeltesten, Diakonen und andere Kirchendiener am Altar Beistand leisteten. Je mehr sich aber das Abendmahl durch die Ausbildung der Disciplina arcani als ein besonderer Theil der Gottesdienstes ausschied, dem parallel aber auch die Ansicht Platz griff, daß die Darbringung von den zum Abendmahl nöthigen Stoffen eine Oblation und die Theilnahme am Abendmahl ein geistiges Opfer sey, dessen Gott zwar nicht bedürfe, sich aber doch freue; desto häufiger wurde der Name angewendet, um den besonderen Theil des Gottesdienstes zu bezeichnen, in welchem der Priester das Officium oder die Konsekration der Abendmahlssubstanzen vornimmt. Da nun das Abendmahl zu den Mysterien des christlichen Glaubens gehörte und man dasselbe als solches mit dem Wunderglanz einer besonderen Heiligkeit umgab, so wurde die Feier desselben folgerichtig eine Prärogative der gläubigen Gemeinde und vor der Abhaltung desselben das Missa est concio mit der Aufforderung begleitet, daß sich alle, welche

nicht zu der Gemeinde der Gläubigen gehörten, entfernen möchten. Dazu rechnete man aber nicht bloß jüdische und heidnische Zuschauer, sondern auch die Büßenden und Katechumenen. Die Formel, mit welcher daher der Schluß des öffentlichen Gottesdienstes und der Beginn der exklusiven Feier der Gemeinde der Gläubigen angekündigt wurde, lautete nun: Si quis Catechumenorum remanserit, exeat foras — oder kategorischer: Catechumeni, exite, missa est. Der erste Theil des Gottesdienstes wurde nun, weil die Katechumenen dabei zugelassen wurden, auch die Missa Catechumenorum genannt, der zweite Theil oder die Feier des Abendmahls aber, weil ihm bloß die Gläubigen anwohnen durften, Missa fidelium. Aus dem Missa wurde im deutschen M. und Mette. Die mit der Ausbreitung des Christenthums wachsende Zahl der Gemeinden auf dem Lande führte die Nothwendigkeit einer öfteren Feier des Abendmahls herbei und gebot schon die Abhaltung derselben auch durch andere Priester, als durch den Bischof, zu gestatten. Noch häufiger und nicht bloß an den Festtagen, sondern auch an den Werkeltagen, feierte man die M., als überhaupt die gottesdienstlichen Handlungen anfingen, unter den Begriff eines Opus operatum zu fallen. In den Klöstern soll zuerst die Sitte entstanden seyn, daß der Geistliche bloß unter dem Beistand eines Meßgehülfen die heil. Handlung verrichtete. Sie wurde jedoch bald allgemein, als in dem Volk mit dem Verständniß der alten Sprache, worin die Messe abgehalten wurde, auch die Theilnahme schwinden, wenigstens nur eine rein äußerliche werden mußte. Wenn nur Messe gehalten wurde; man begnügte sich mit dem, was der Priester an der Stelle der Gemeinde that, eben so, wie man das Leiden Christi als ein stellvertretendes ansah. Diese M.n erlaubten aber dem Priester auch wiederum, sich seiner Verpflichtung dazu schneller oder kürzer zu entledigen. Man unterschied daher zwischen **stillen** M.n, bei welchen die Gebete nur still abgelesen werden u. zwischen **öffentlichen**. Die öffentlichen M.n konnten aber ebenfalls wieder nach dem Grad der dabei aufgewendeten Feierlichkeiten verschieden seyn und man theilte sie in **niedere** und **hohe** ein. Zu einer hohen Messe gehörte, daß die dabei nöthigen Gebete mit Gesang u. Musik begleitet wurden u. der Geistliche, der gewöhnlich auch aus dem höheren Klerus dazu erwählt war, in einem kostbareren Meßgewande erschien. Eine solche feierliche M. hieß daher auch **Hochamt**. Zu der niederen, zu welcher dann auch die stille M. zählt, genügt die Ablesung und der Vortrag der üblichen Gebetsformeln ohne Gesang, so wie sie auch von einem Diakon oder Subdiakon gehalten werden können. Vorzüglich ceremoniell sind die Messen, welche die Päpste halten. Sie empfangen die Kommunion, auf dem sogenannten apostolischen Stuhl thronend, weil der Altar dem Orte gleich gilt, an welchem Christus das unblutige Opfer seines Leibes einsetzte, der Thron des Papstes dagegen, sagt man, das Kreuz, die Kommunion auf ihm aber das Opfer Christi sey. Auch werden bei einer M. des Papstes 2 Evangelien gelesen, das eine lateinisch, das andere griechisch. Den Wein nimmt er durch ein goldenes Saugröhrchen.

Da das Abendmahl immer mehr die Bedeutung eines stellvertretenden Opfers annahm, gleichwie das Sterben Christi, so suchte man dieses in ihm symbolisch nachzubilden und die Feier der Messe wurde, abgesehen von dem Gepränge, womit man sie abzuhalten pflegte, mit einer Reihe von Handlungen vermehrt, welche zuletzt bis auf 35 anwuchsen. Große Sorge für die Ausbildung der Meßceremonien trugen schon Ambrosius u. der Papst Gregor der Große. Von Letzterem rührt namentlich die Bestimmung her, daß die M. in der abendländischen Kirche nur in lateinischer Sprache abgehalten werden durfte. Einzelne Theile der M. sollen ihre Form in noch früherer Zeit erhalten haben. So wird die Form, wie noch jetzt das Confiteor gesprochen wird, von Einigen auf den Papst Damasus I. zurückgeführt und der **Meßkanon** (s. d.) oder die Formel für die Konsekration auf den heil. Hieronymus. Das **Graduale** (s. d.) kam im 8. Jahrhundert auf. Im 9. Jahrhundert fing man an, das Symbolum der konstantinopolitanischen Synode bei der M. mit abzusingen. Im 13. Jahrhundert fügte man das **Offertorium** hinzu. Der Papst Gregor IX. verordnete, daß bei der Elevation **geklingelt** werde und alle während der Verwandlung auf die Kniee fallen sollten. Jetzt besteht die M. aus drei Hauptbestandtheilen, welchen der **Introitus** vorangeht, oder die Vorbereitung zur eigentlichen Feier. Dieselben sind: 1) das **Offertorium**, welches auch die Aufhebung der Monstranz in sich schließt; 2) die **Wandlung**, oder die **Einsegnung (Konsekration) des Brodes und des Weines**, der vom Geistlichen genossen werden soll; 3) die **Sumtion**, od. der **Genuß von Wein und Brod**. Auf diese vertheilen sich folgende 35 Akte: 1) der Priester geht zum Altar, = Christi Gang nach dem Oelberg; 2) der Priester beginnt, nachdem er das Zeichen des Kreuzes über sich gemacht hat, die vorbereitende Feier, = Christus schickt sich an zum Gebete; 3) die Beichte oder das Confiteor, = Christi Seelenangst; 4) der Priester küßt den Altar, = Christi Ueberlieferung durch einen Kuß an die Schaar der hohenpriesterlichen Knechte; 5) der Priester geht zur Seite des Altars, wo sich die Epistel befindet, zur Erinnerung an die Gefangennehmung des Herrn; 6) der eigentliche Eingang, = die Vorführung des Herrn vor den Hohenpriester; 7) die dreimalige Recitation des Kyrie Eleison, = der dreimaligen Verleugnung des Apostels Petrus; 8) das Dominus vobiscum, vom Priester gegen die Gemeinde gesprochen, = dem strafenden Blick des Herrn, der auf Petrus fällt: 9) der Priester liest in der Epistel, = der Anklage des Herrn; 10) der Priester betet still das Munda cor, = dem Stillschweigen, welches Christus seinen Anklägern entgegensetzt; 11) der Priester liest im Evangelium, = Christi Zurücksendung von Herodes an Pilatus; 12) der Priester entblößt den Kelch, = Christi Entblößung und Geißelung; 13) Oblation der Hostie, zur Erinnerung, daß Christus an die Säule gebunden und gemißhandelt wurde; 14) der Priester bedeckt den Kelch, =

Christo wird eine Dornenkrone aufs Haupt gedrückt; 15) der Priester wäscht seine Hände, = Pilatus findet den Herrn unschuldig; 16) der Priester spricht zum Volk: Orate fratres, = Christus wird mit dem Purpur bekleidet; 17) Präfation, = Verdammung Christi zum Kreuze; 18) der Priester betet für die lebendigen Gläubigen, = Christus geht zum Tode, uns zum Leben; 19) der Priester bedeckt Hostie und Kelch, = Christus erhält ein Tuch von der heiligen Veronica; 20) der Priester macht das Kreuz über die Hostie und den Kelch, = Christus wird ans Kreuz geschlagen; 21) der Priester adorirt die Hostie, = Christus am Kreuz erhöht; 22) der Priester erhebt den Kelch, = Christus vergießt sein Blut am Kreuz; 23) der Priester spricht das Memento für die verstorbenen Gläubigen, = Christus betet für seine Gläubigen; 24) der Priester betet: Nobis quoque peccatoribus, = Christus verspricht dem Schächer das Paradies; 25) der Priester betet das Pater noster, = Christus will, daß seine Mutter den Johannes als Sohn annehme; 26) der Priester zerbricht die Hostie, = Christus stirbt; 27) der Priester wirft einen Theil derselben in den Kelch, = Christus geht in die Unterwelt; 28) der Priester betet, an seine Brust schlagend, das Agnus Dei, = die Jünger kehren nach der Kreuzigung zurück, an ihre Brust schlagend; 29) der Priester genießt das Abendmahl, = Christi Begräbniß; 30) der Priester wäscht sich die Hände, = die Einbalsamirung des Leichnams Jesu; 31) die Nachkommunion, = der Auferstehung des Herrn; 32) der Priester spricht das Dominus vobiscum, = den Wiedererscheinungen Christi im Kreise der Seinigen; 33) Schlußgebet, = dem 40tägigen belehrenden Umgang Jesu mit den Jüngern; 34) das Ite, missa est, = der Himmelfahrt Christi; 35) die Segenspendung, = der Sendung des heiligen Geistes.

Damit das Geheimnißvolle der Handlung erhöht werde und die hohe Würde des Priesters, welcher bei jeder Messe sich als befähigt darstellt, den heiligen Leib wieder zu schaffen, in vollem Licht erscheinen konnte, wurde auch den verschiedenen Stellungen des Priesters, welche er annehmen und den Kleidern, die er anlegen sollte, eine höhere Bedeutung untergelegt. So soll das Knieen am Altar die Buße und demüthige Stimmung des frommen Christen bezeichnen, das Stehen aber den Muth und die Bereitwilligkeit für die Vollziehung der Befehle Gottes. Ferner deutet die Stola die Gerechtigkeit durch Christus an, die Dalmatica das Kreuz des Christen, die Alba die Unschuld und Reinheit des Herzens. Auch der Ring an der Hand des Priesters hat Bedeutung. Er weist auf die Vermählung des Christen mit der Kirche hin. Den Stab trägt er als Zeichen der väterlichen Gewalt; das Cingulum ist das Symbol der Wachsamkeit nach Innen; der Amiclus das der Wachsamkeit nach Außen; das Meßgewand das Symbol des Pflichtenjoches Christi, und die Schuhe deuten den Boten des Friedens an. Demgemäß ist auch die Farbe des Meßgewandes in den verschiedenen Zeiten des kirchlichen Jahres besonders gewählt. Sie ist weiß vom Christabend bis mit Octava epiphaniae, wie auch in den Messen de Spiritu Sancto, de Maria virgine, de confessoribus, de virginibus und in Paschate; roth von Pfingsten bis zum folgenden Sonnabend, so wie an den Festtagen der Apostel und Märtyrer, mit Ausnahme des Johannisfestes; grün von der Octava bis zu Septuagesimä; violet vom 1. Advent bis zum Christabend und in der geschlossenen Zeit vor Ostern; schwarz am Sonnabend, am Charfreitag und bei Seelen- oder Todtenmessen. Nach der Kleidung, welche der fungirende Priester dabei trägt, unterscheidet man auch wohl zwischen **rothen** und **schwarzen** M.n, eine Unterscheidung, die theilweise mit der nach dem Gegenstand der Festfeier zusammenfällt. Nach den heiligen Zeiten und dem Gegenstand der Feier modificiren sich nun aber auch die Gesänge und Gebete, so wie die Handlungen des Priesters, aus welchen die M. besteht. So fällt z. B. in der Fastenzeit und bei solchen M.n, welche besonders bezahlt werden, die längere Form des Introitus weg, bei welcher der Priester mit „Introibo ad altare dei" beginnt, der Meßgehülfe aber mit „Ad deum, qui laetificat juventutem meam" antwortet u. beide so die übrigen Verse des 42. Psalmen wechselweise zu Ende hersagen. Dagegen wird in einer feierlichen M. der Introitus vom Chor mit Gesang begleitet, der aus 2 oder 3 Versen der Bibel besteht, meist aus Psalmenstellen, und nach dem ihm folgenden „Gloria patri!" wiederholt wird. Ferner wird der gewöhnliche Schluß mit dem „Dominus vobiscum" und „Ite, missa est!" welche der diakonirende Priester an der Mitte des Altars, zur Gemeinde gewendet, singt, in der Advents- und Fastenzeit und am Charfreitag weggelassen und dagegen das „Benedicamus deo" eingelegt, welchem die Gemeinde mit „Deo gratias" antwortet. Bei Seelenmessen wird für den gewöhnlichen Schlußgesang vom Priester das „Requiescat in pace!" mit der Antwort der Gemeinde „Amen!" gesungen. Als festester u. immer gleichbleibender Theil der M. gilt nur die **Konsekration** oder die **Wandlung**. Die Gebetsformel, deren sich der Priester dabei bedienen muß, liest er aus dem **Meßkanon** (s. d.).

Auch haben auf die Ausbildung der Form der M. oft nationale Elemente eingewirkt und sie in einzelnen Theilen verändert. Durch Karl den Großen wurde in Frankreich statt der gallischen die gregorianische eingeführt. Allein in Italien erhielt sich die ambrosianische noch an vielen Orten, so wie in Spanien die gothische, welche unter dem Namen Missa Mozarabum in Toledo u. Salamanca beibehalten ward, während sonst überall seit König Alphons die römische herrschend wurde. Durch die Entwickelung u. Einführung der Lehre vom Fegefeuer entstand eine eigenthümliche Art von M.n, die **Todten-** und die **Seelenmessen**. Bei der Todtenmesse (missa pro defunctis) ist es wahrscheinlich, daß in ihr ein Rest des Heidenthums, die Feier der römischen Inferiä, unter christlicher Form wieder auflebte. Zuerst findet sie sich bei Fürsten und Heiligen, wo an und für sich mit der Beerdigung eine öffentliche Feier verknüpft war, wie bei Konstantin dem Großen. Es tritt hier zu

den gewöhnlichen Gebeten für den Verstorbenen die Feier der M. hinzu, und der Todte, dessen Leichnam dabei ausgestellt ist, wird von den Sünden losgesprochen.

Bei ausgezeichneten Personen kann auch eine Parentation damit verbunden seyn. Allgemein üblich wurden diese M.n, die nun auch alljährlich am Todestag ohne die Begräbnißceremonien Statt fanden, im 6. Jahrhundert. In der Seelenmesse, welche gehalten wird, um die Seele der Verstorbenen aus dem Fegefeuer zu reißen, oder wenigstens ihre Qual darin zu lindern, lebte dagegen wohl der altchristliche Gebrauch fort, daß man das Abendmahl auf den Begräbnißstätten der Märtyrer feierte. Dieses geschah anfangs bloß zum Gedächtniß derselben, wie aber die Zeit von dem Gedanken eines Zwischenreichs für den Aufenthalt der Seele beherrscht wurde, auch aus Sorge um das Seelenheil der Abgeschiedenen. Und diese eben so wohl, als der Vortheil, welcher durch die immer häufiger begehrten Seelenmessen den Priestern erwuchs, gaben die Veranlassung zu der raschen Verbreitung dieses kirchlichen Brauchs seit dem 7. Jahrhundert. Sobald aber einmal mit der Seelenmesse die Möglichkeit einer Einwirkung durch dieselbe auf das Loos der Verstorbenen angenommen war, so war man nicht mehr bloß von der Nützlichkeit der Messe bei wichtigen Vorhaben im Leben überzeugt, wie bei Einweihungen, Hochzeiten, Wahlen, sondern man nahm ihre Macht und Wirksamkeit auch in Anspruch gegen die dämonischen Gewalten, an die man glaubte, wie gegen die Bosheit der Menschen und die feindseligen Elemente der Natur. So entstanden die **Braut-** und **Hochzeitsmessen**, die **Weih-** und die **Vorbittenmessen** und, eine der feierlichsten, die **heil. Geistmesse**, die vor der Wahl zu einem kirchlichen Amte von einer Versammlung Kleriker abgehalten wird unter der Anstimmung des „Veni creator Spiritus!" Immer allgemeiner wurden nun M.n auch Gegenstand des Gelübdes und eine solche, um eines Gelübdes willen gehaltene, wurde als Missa votiva bezeichnet. Alle diese M.n, welche, um dem Drang des frommen Herzens zu genügen, oder um sich eines günstigen Erfolgs zu versichern, begehrt werden, müssen aber dem Priester oder der Kirche besonders honorirt werden. Sie stehen daher als **außerordentliche** den Fest- und Wochenmessen gegenüber, welche der Geistliche ex officio jede Woche oder an den Festen lesen muß. Doch bedient man sich des Ausdrucks außerordentliche M. auch noch in einem andern Sinne von der Feier, welche zu Weihnachten in der Mitternacht, am grünen Donnerstag und am Charfreitage Statt findet, wo der Altar alle Bekleidung verliert. Die Charfreitagsmesse kann aber in der römischen Kirche gar nicht als M. gelten, da bei ihr die Konsekration wegbleibt (s. Missa praesanctificatorum). Wird für eine, oder eine Anzahl von M.n testamentarisch ein Kapital bestimmt, von dessen Abwurf sie bezahlt werden, so nennt man sie **gestiftete**, wird aber für die Abhaltung derselben ein für allemal bezahlt, **bestellte** M.n. Nur eine besondere Art der gestifteten ist die **ewige** M. Sie wird an gewissen Tagen im Jahr, gewöhnlich für Verstorbene gestiftet, gelesen. Die **Handmessen** gehören auch hierher. Für sie empfängt der Priester die Bezahlung auf die Hand. Auch scheidet man zwischen **nassen** und **trockenen** M.n. Die trockenen M.n (missa sicca) kamen früher auf den Schiffen vor, wo man bei dem Schwanken derselben eine Verschüttung der Abendmahlsstoffe, vorzüglich des Weins, zu befürchten hatte und darum nur die üblichen Gebete sprach ohne die Konsekration und Kommunion; daher auch Missa nautica.

Die Zahl der in einem Jahre in einer Kirche gehaltenen M.n ist sehr groß, war aber früher noch weit größer. Am häufigsten wird unter allen katholischen Ländern die M. in Spanien gehört und gelesen. Es entstand in der Kirche öfters ein Aergerniß erregender Meßhandel, wie vor der Reformation. Daher wurde den Priestern die frühere Freiheit, an einem Tage so viel M.n zu lesen, als sie nur immer wollten, durch kirchliche Bestimmungen entzogen. Man beschränkte sie erst auf drei und später auf zwei M.n. Jetzt darf von jedem Priester an einem Vormittag nur eine gelesen werden, und nur Ostern und Weihnachten mehre, wenn es an Priestern mangelt. Auch dürfen die M.n jetzt nur in einer Kirche gelesen werden, nicht mehr in den Häusern od. in Kapellen u. die öffentlichen haben ihre bestimmten Stunden, damit sie nicht durch die Privatmessen gestört werden. Somit ist auch dem Mißbrauch vorgebeugt, welcher öfters mit den M.n getrieben wurde, indem man gegen den hergebrachten Ritus zwei und drei u. noch mehr M.n in einem Kanon verband (missa bifaciata, trifaciata und multifaciata). — In der **griechischen** Kirche entwickelte sich das Ceremoniell der M. ganz eigenthümlich. Es bildet auch hier die M. mit Ausscheidung des Unterrichts im Gottesdienst den Hauptbestandtheil. Der Priester muß sich für die Feier derselben, die in den Metropolitan- und bischöflichen Kirchen mit großem Pomp begangen wird, durch Fasten und Gebete vorbereiten. Am Tage der Feier begibt sich der fungirende Priester mit dem administrirenden Diakon um die dritte Morgenstunde in die Kirche und setzt unter Gebeten und Fasten die Vorbereitung fort. Vor den Bildern Christi und der Mutter Gottes sprechen sie ein Gebet für sich um Stärkung zur rechten Vollbringung „des Opfers ohne Blut". Nachdem sie sich in der Sakristei mit dem Priestergewande bekleidet haben, kommen sie zu dem Kirchentisch u. waschen sich die Hände unter Gebeten. Wenn der Diakon das Brod auf den Tisch neben den Altar (Kirchentisch) aufgelegt und den Wein nebst Wasser aufgesetzt hat, beginnt der Priester die Feier, indem er das Brod mit dem heiligen Messer (ἡ ἁγία λόγχη) durchsticht und davon die Rinde unten und oben, so wie den Rand ringsum abschneidet. Nachdem der Priester nun das gesegnete Brod auf die Schüssel gelegt, der Diakon aber Wein und Wasser vermischt hat, um es gleichfalls segnen zu lassen, schneidet der Priester von drei andern Broden einzelne Stücke ab, die nur als Opfer für die Mutter Gottes, die Propheten, die Apostel, die Märtyrer, Mönche und

Nonnen, die Kirchenväter, den Bischof und für die Gläubigen, Lebende und Verstorbene, aufgestellt werden. Hieran schließt sich die Beräucherung des Brodes und des Kelches, die mit einer Decke dabei verhülltsind, so wie des Kirchentisches. Alle diese Handlungen geschehen unter verschiedenen, das Symbol erklärenden Gebeten, von denen wir nur das Schlußgebet anführen: „Gott, unser Gott, der Du das Brod vom Himmel und die Nahrung der ganzen Welt gesandt hast, unsern Herrn und Gott, Jesum Christum, zum Seligmacher, Erlöser und Wohlthäter, der uns gesegnet u. geheiligt hat; segne doch auch dieses auf dem Tisch stehende Brod und nimm es auf Deinen himmlischen Altar. Gedenke doch, Du gütiger und frommer Gott, derer, welche dieses Opfer gebracht haben und erhalte uns unbefleckt in dieser Verwaltung Deiner heiligen Geheimnisse!" — Nun beginnt erst das Offertorium. Der Priester und Diakon treten, nachdem sie den Altar und das ganze Chor beräuchert haben, vor den Altar, auf dessen Mitte das Evangelium liegt. Hat der Priester das Evangelium geküßt, so mahnt ihn der Diakon, daß es Zeit sey, zu opfern. Nachdem nun der Diakon die große und kleine Kollekte und den allgemeinen Frieden gebetet und der Priester sie mit einem Segen beendet hat, wird von ersterem das Evangelienbuch in feierlicher Procession umhergetragen. Diese Procession bedeutet nach Einigen die Himmelfahrt, nach Andern die Erscheinung Christi in der Welt und sie ist, besonders wenn ein Bischof die M. liest, mit großen Feierlichkeiten begleitet. Dem Bischof werden Kerzen vorangetragen; u. es folgen ihm erst die Diakonen mit dem Evangelienbuch, dann die Priester mit dem Gesang: „Kommt, laßt uns Christus anbeten". Am Schlusse dieser Procession beginnen die Chöre die gewöhnlichen Troparien, denen sich wieder Wechselgesänge zwischen dem Priester u. Diakon anschließen und mit dem Trisagion enden. Darauf setzt sich der Priester auf seinen Stuhl, der Diakon aber begibt sich zur heiligen Thüre an den Eingang des Chors, und wenn er sich hier gleichfalls auf seinen Stuhl niedergelassen hat, beginnt der Lektor die Epistel und der Diakon, welcher den Altar und den Chor räuchernd umgeht, das Evangelium zu lesen. Jetzt erhalten die Katechumenen, für welche ein Gebet gesprochen wird, die Weisung, sich zu entfernen u. es beginnt die M. der Gläubigen. Nach voraufgegangenen Gebeten u. Kollekten folgt der cherubische Lobgesang, die Decke wird von Brod u. Wein genommen, und während der Diakon die Patene auf den Kopf u. der Priester den Kelch mit beiden Händen nimmt, beginnt die große Procession. Sie bedeutet den Einzug Christi in Jerusalem, und erleidet, je nachdem ein Bischof oder gewöhnlicher Priester M. liest, einzelne Abänderungen. Alles liegt während derselben auf das Angesicht niedergeworfen. Der Zug geht aus dem Chor durch die Kirche bis zur heiligen Pforte, und Brod und Wein werden dann auf den Altar gesetzt. Der Diakon erbittet nun und der Priester verheißt den Beistand des heiligen Geistes. Darauf küßt der Priester die heiligen Gaben, der Diakon nur die Stola. Auf den Ruf: „die Thüren zu!" werden diese geschlossen und der Chor singt das nicänische Glaubensbekenntniß, bei dessen Beendigung die Konsekration beginnt. Sie erfolgt nach einem vorangeschickten Gebete mit den Worten: „Nehmet und esset" ꝛc. bei der Segnung des Brodes u. „Trinket alle daraus" ꝛc. bei der Segnung des Weins, wobei der Priester die rechte Hand über Brod u. Wein hält. Der Chor fällt mit Amen ein und der Priester spricht in einem Gebete aus, daß diese Feier nach Christi Befehl geschehe. „Wir opfern Dir auch diesen vernünftigen Gottesdienst ohne Blut und flehen Dich an, sende Deinen heiligen Geist über uns und über diese Gabe auf dem Altar". Erst auf die Bitte des Diakon: „Segne die Gaben!" macht der Priester das Kreuz über dieselben u. bittet, daß sie durch den heil. Geist verwandelt werden möchten in Leib und Blut Christi. In ähnlicher Weise, wie bei der großen Friedenskollekte wird nun der Segen erfleht für Einzelne u. für Alle u. Jeden u. darauf von der Gemeinde das Vater unser gesprochen. Mit diesem wird der Uebergang zur Kommunion gebildet. Der Diakon bereitet sich zum Empfang des Brodes vor, indem er die Stola um den Leib bindet, der Priester aber zertheilt das geheiligte Brod, das er dreimal in die Höhe hebt und ergreift den Kelch, in welchen der Diakon das auf einem Kohlenbecken erwärmte Wasser gießt. Wenn nun der Diakon das Brod erhalten hat, nimmt es auch der Priester. Den Kelch nimmt dagegen zuerst der Priester und reicht ihn dann dem Diakon. Von dieser Handlung sieht jedoch das Volk, weil die heil. Thür geschlossen ist, oder der Vorhang im Heiligthum herabgelassen, nichts. Erst nun werden die Thüren geöffnet und der Diakon tritt mit dem Kelch, in welchen er die verschiedenen kleinen Stückchen Brod geworfen hat, auf die hohe Stufe vor das Heiligthum. Die Kommunikanten bitten sich gegenseitig um Vergebung und treten zum Empfang herzu. Der Diakon reicht jedem in einem Löffel ein Stückchen Brod mit den Worten: „Es wird Dir mitgetheilt der ehrwürdige, heilige und unbefleckte Leib unseres Herrn und Gottes und Heilands Jesu Christi zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben", worauf der Kommunikant erwiedert: „Ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes, in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen". Am Schluß der Kommunion erhält das Volk den Segen. Das Brod wird vom Diakon auf dem Kopf zum Kirchentisch getragen und der Kelch wird vom Priester, der sich nach der heiligen Thür wendet, hinweg genommen. An der heil. Thüre spricht der Priester: „Jetzt und immerdar". Der Chor antwortet: „Amen!" An diese letzte Handlung schließt sich die Nachkommunion (s. d.) an, oder die Austheilung des übrig gebliebenen Brodes auch an solche, die nicht kommunicirt haben. Statt des Missa est erfolgt die Aufforderung: „προέλθωμεν ἐν εἰρήνῃ!" (Laßt uns in Frieden scheiden!) Doch geht keiner der Anwesenden fort, ehe er den Segen empfangen. Diesen spendet der Priester aus dem Chor hinter dem Lesestuhl, so wie auch das zu vertheilende Brod, und damit erst gilt die M. für ge-

schlossen. Der Diakon begibt sich an den Kirchentisch, trinkt den Kelch aus und hebt die heil. Gefäße auf. Unterdessen hat der Priester die Feiergewänder abgelegt und spricht in seinem gewöhnlichen Kleide den Segen, worauf dir Versammlung auseinandergeht. Der griech. Kirche gehört auch eigentlich die schon erwähnte „vorgeheiligte M." an (s. Missa praesanctificatorum).

Die Protestanten verwerfen nach dem Vorgange Luthers in seiner Predigt von der Messe und von der babylonischen Gefangenschaft und nach dem Zeugniß der andern Reformatoren die M., weil die Annahme einer wiederholten unblutigen Opferung Christi unbiblisch ist und die bei der M. üblichen Ceremonien nachweisbar menschliche Satzungen sind, die mit der einfachen Abhaltung des Abendmahls im Widerspruch stehen. Abgeschafft wurde im 16. Jahrhundert die M. zuerst von den Augustinern in Wittenberg. Gabriel Didymus griff die M. von der Kanzel an, als Luther auf der Wartburg weilte und die vom Kurfürsten deswegen eingesetzte Kommission trat ihm bei (s. Melanchthon). Ja, auch der Beichtvater des Kurfürsten, Friedrich Jakob Voigt, ein Franziskaner, dachte ähnlich über die M. und rieth, das Volk zu belehren über den Mißbrauch der M., wobei er vorzüglich den schädlichen Meßhandel, als der Moralität nachtheilig, ins Auge faßte. Luther selbst zeigte sich aber noch 1523 gegen die äußern Ceremonien sehr nachgiebig. Bei den Reichstagsverhandlungen zu Augsburg 1530 wollten die Katholiken die M. wieder auf die Form zu Zeiten Gregors I. zurückführen, allein, da man hierbei den Protestanten die Annahme der Idee eines wahren Opfers zumuthete, so sprachen diese die Verwerfung der M. entschieden aus in der Confess. August., Kap. 3 und in der Apol., Art. 12. Die schmalkalder Artikel, so wie die Konkordienformel geben nur eine Wiederholung des bereits dort Gesagten in stärkeren Ausdrücken. Zwingli hat gleich anfangs mit der Verwerfung der Lehre vom Opfer in der M. die Abschaffung derselben durchgesetzt und in rigoristischer Weise den Gottesdienst von jeder Erinnernng an das Papstthum frei zu halten gesucht.

Messe (ital. Messa, Mus.), die musikalische Komposition der während des katholischen Hochamts oder während der eigentlichen kirchlichen M. zu singenden Worte. Diese M. besteht aus 3 Theilen: dem Offertorium, der Einsegnung und der Sumtion. Die Musik besteht nach Angabe der Texteswerte aus folgenden Theilen: 1) Kyrie eleison, Christe eleison; 2) dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch einige Anrufungen kommen, z. B. Laudamus etc. etc., Gratias agimus tibi etc., Domine Deus rex coelestis etc., Qui tollis peccata etc., Cum sancto spiritu; 3) dem Credo oder dem apostolischen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus; 6) dem Agnus Dei und endlich 7) dem Dona nobis pacem. Die einzelnen Bestandtheile dieses Textes sind, wie aus dem Gesagten erhellt, durch den Gang, den der Kultus der M. nimmt, bestimmt; der Inhalt besteht aus Anrufungen u. Zwischengesängen der Gemeinde. Der Komponist hat bei Bearbeitung dieses Textes darauf zu sehen, daß er eine zusammenhängende musikalische Komposition schaffe, deren einzelne Theile jedoch ihren Charakter behalten müssen; seine Aufgabe ist demnach keine leichte und nur selten vollkommen gelöst worden, trotzdem schon unzählige Messen komponirt wurden. Der Grund davon liegt wohl darin, daß die meisten Komponisten nur den musikalischen Effekt im Auge haben, die kirchliche Bedeutung aber zu wenig berücksichtigen, anstatt sie, wenn sich beides nicht in gleichem Grade vereinigen ließe, lieber das letzte, als das erste vorwalten lassen sollten. Unter den älteren ist besonders eine M. vom Papst Marcell sehr berühmt. Neuere ausgezeichnete Messenkomponisten sind z. B. die beiden Haydn, Mozart, Naumann, Schuster, Vogler, Winter, Cherubini, Hummel, Seyfried, Tomaschek, Fr. Schneider u. s. w. Man unterscheidet nach den Graden der Feierlichkeit u. der Zahl der dabei ministrirenden Personen eine hohe oder große (Missa solemnis) und eine niedere M. Auch die verschiedenen Feste und Veranlassungen, an und aus welchen sie gehalten werden, bringen Verschiedenheiten in dieselben; so z. B. wird bei der Heiligegeist-Messe, welche bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten wird, der Gesang Veni creator spiritus als Flehen um Erleuchtung angestimmt. Ueber die Seelen- oder Todtenmesse s. unter Requiem. Die einzelnen Theile der M. siehe unter ihren besonderen Artikeln, ebenso Offertorium.

Messe (Handelsw.), ist dem Begriff nach ein ausgedehnter Markt, der nicht wöchentlich oder so oft wie letzterer wiederkehrt, und zum Verkauf von Waaren in größerem Maßstabe bestimmt ist, so wie auch auf der Messe sich eine größere Anzahl Handelsleute aus fremden Gegenden einzufinden pflegt. Durch einen solchen Zusammenfluß von Menschen werden auf den Messen meist große Geschäfte in Wechseln, in Geld und Waaren geschlossen und kleinere Spekulanten versuchen durch Schaubühnen und Sehenswürdigkeiten aller Art den Anwesenden das Geld aus der Tasche zu locken. Früher waren die Messen für den Handel von größerem Vortheil, als in den neueren Zeiten, in denen die bürgerl. Gesellschaft auch hierin Veränderungen erfahren hat; dennoch behaupten sich mehre derselben mit abwechselndem Glücke. Ihre erste Entstehung u. der Ursprung ihres Namens ist in dem christl. Gottesdienste, der sog. Messe zu suchen; wenn nämlich in früheren Zeiten solche Messen mit einem allgemeinen Ablaß verbunden waren, pflegte sich eine Menge Volkes dabei einzufinden, und diese periodischen Zusammenkünfte gaben bald Veranlassung zu einem sehr lebhaften Verkehr zwischen den Besuchern; Kaufleute mit ihren Waaren fanden sich auf dem Versammlungsorte ein, so wie auch andere Spekulanten und Gaukler ꝛc. nicht fehlten. So entstanden die Messen, welche nach und nach immer mehr an Ansehen gewannen und zum Theil für ganze Erdtheile ein Mittelpunkt des Handels wurden. Auch das beim Beginn und Schluß der Messen an mehren Orten noch gebräuchliche Ein- und Ausläuten derselben weist deutlich auf ihren kirchlichen Ursprung hin. Die

Vortheile, welche durch den Zusammenfluß fremder Verkäufer und Käufer nicht nur dem Handel im Allgemeinen, sondern auch dem Meßplatze im Besonderen erwuchsen, wo er eine Menge neuer und nutzvoller Gewerbe ins Leben rief und eine äußerst lebhafte Geldcirkulation veranlaßte, bewogen die Landesregierungen, diesen Messen ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken und ihr Aufblühen nach Möglichkeit zu befördern. Deswegen wurde anfangs die Zahl der Verkaufsläden festgesetzt, damit die Verkäufer, nicht durch eine zu große Konkurrenz gedrückt, sicher ihre Rechnung finden könnten; gewisse Freiheiten und Bevorzugungen (Meßfreiheiten) wurden den Meßbesuchern bewilligt und Erleichterungen jeder Art geschaffen, den Verkehr zu erhalten und weiter auszudehnen. Aber man verband auch ein religiöses Ceremoniell damit, welches ihnen theilweise noch heute geblieben ist, wie denn auch die meisten Messen noch am Tage des Heiligen beginnen, dessen Namen sie führen; in den ältesten Zeiten hatten sogar die Kaufleute ihren Stand in den äußeren Kirchengängen und auf den Kirchhöfen, welchen anstößigen Gebrauch man indeß sehr bald entfernte. In jenen Zeiten nun, wo für die Bedürfnisse des Handels noch so wenig gesorgt war, wo die Landstraßen noch ziemlich mangelhaft waren und durch adelige Räuber unsicher gemacht wurden, wo an eine geregelte Frachtfahrt so wenig als an Posten und damit verbundene bequeme und regelmäßige Korrespondenz zu denken war, wo der Handel für die Fremden keineswegs frei war, wenn sie nicht deswegen besondere Verträge abschlossen, wo endlich auch die Rechtspflege sich noch in einem sehr traurigen und erbärmlichen Zustande befand und dem Kaufmann die ihm so nöthige schnelle Hülfe nicht gewährte, — da mußten die Messen, an den Orten eines emporblühenden regen Verkehrs begründet und mit so manchen Freiheiten ausgestattet, schnell die Hauptsitze des Handels werden. Die Meßfreiheiten aber waren der Hauptsache nach: der freie Besuch der Messe für Fremde mit ihren Waaren, sicheres Geleite für die Kaufleute und ihre Güter auf der Hin- und Herreise, Befreiung von Arrest für die Handelsleute und ihre Waaren bis zum Zahltage, Befreiung von gewissen Abgaben und Lasten, und die Institution eines eigenen Meßgerichts welches in allen während der Messe entstehenden Handelsstreitigkeiten in erster Instanz und aufs schleunigste mit Uebergehung aller sonst üblichen Formalitäten, entschied. Fast alle diese Einrichtungen sind auch noch heute gültig, natürlich aber nach den Erfordernissen der Gegenwart und nach den verschiedenen Lokalverhältnissen modificirt. Die Gesammtheit der die Messe betreffenden Verfügungen bildet die sog. **Meßordnung**.

Als aber allmählig durch Entfernung der oben bezeichneten Hindernisse die Handelsverbindungen zwischen einzelnen Orten und Ländern zunahmen und durch zweckmäßige Einrichtungen gestützt und gehoben wurden; als mit den vielseitigen kaufmännischen Relationen auch das Wechselwesen — das seine Entstehung ebenfalls den Messen verdankt — dieses so nutzenbringende Kind des kaufmännischen Kredits, sich mehr und mehr ausbildete; als die Justiz auch über den Sohn des Glückes, den Kaufmann, ihren schützenden Arm ausbreitete, da fing der ursprüngliche Zweck der Messen an, in den Hintergrund zu treten, und diese selbst verloren bedeutend an innerer und äußerer Wichtigkeit; die einzelnen Städte wußten sich auf direkterem Wege und durch Jahr- und Wochenmärkte ihre Bedürfnisse aus der Nähe und Ferne zu schaffen, und wie die allseitige Kommunikation, durch den wachsenden Unternehmungsgeist und das mit ihr in Wechselwirkung stehende Emporblühen der Industrie mächtig angeregt, immer weiterhin sich ausdehnte und immer dauernder sich gestaltete, wie sie über's Meer reichte, und die entferntesten Nationen und ihre Interessen einander näherte, mußte auch jener Verkehr der Messen immer mehr auf einen engeren Kreis eingeschränkt werden und die M. mehr eine große Industrieausstellung als ein Versammlungsort der Repräsentanten aller Völker seyn, in Bestehen und Wichtigkeit fast einzig von der Gestaltung der **inneren** Handelsverhältnisse abhängig. Wir finden die Bestätigung unserer Behauptung in der Geschichte aller Messen; eine sehr große Anzahl derselben ist zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken, andere sind ganz und gar eingegangen; doch stehen auch manche noch in hoher Blüthe da, deren Existenz den Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart angemessen ist; aber auch das segensreiche Füllhorn des Handels darf noch nicht überall hin **frei** seine goldenen Früchte spenden und die Erfüllung mancher frommen Wünsche bleibt einer glücklicheren Zukunft vorbehalten. Jede M., welche länger als einen Tag dauert, zerfällt in Tage, die zur Abschließung der eigentlichen Meßgeschäfte und andere, die zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten bestimmt sind; erstere werden **Meßtage**, diese **Zahltage** genannt; größere Messen haben ihre besondere **Meßwoche** und ihre eigene **Zahlwoche**; doch werden oft schon vor dem Eintritt der sog. Meßwoche die wichtigsten Geschäfte kontrahirt (besonders in Leipzig, wo die der Meßwoche vorhergehende Woche den Namen **Böttcherwoche** führt).

Was die Einrichtung von Messen anlangt, so kann nirgends eine Messe neu errichtet werden ohne Erlaubniß der Landesregierung. Ehe eine solche Erlaubniß ausgefertigt wird, pflegt ein Reskript erlassen und ein Bericht eingefordert zu werden, ob keiner andern bereits bestehenden M. dadurch ein Schaden oder Nachtheil zugefügt werde. Solch eine Erlaubniß enthält unter andern gewöhnlich die Klausel, daß dadurch einer anderen Messe oder einem anderen Markte kein Nachtheil erwachse; ist diese ausgelassen, so wird sie dennoch aus den Gesetzen gefolgert. Wird dadurch für den Fürsten oder irgend Jemanden ein Nachtheil herbeigeführt, so kann die ertheilte Erlaubniß wieder zurückgenommen werden, und wessen ältere Rechte dabei beeinträchtigt wurden, kann verlangen, daß der Widerruf in des Fürsten Namen erfolge. Gewährt der König z. B. in England das Halten einer M. an einem besonderen Orte, so kann eine solche Verleihung auf keinen anderen übertragen wer-

den, selbst wenn es Nachtheil verursachte. Ist aber der Ort nicht bestimmt angegeben, so können die damit Beliehenen die Messe halten, wo es für solche am gelegensten ist.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigsten bestehenden Messen zu erwähnen, was nur in Kürze geschehen soll, indem wir die näheren Angaben auf die betreffenden Orte verweisen. In Großbritannien sind anzuführen: Stourbridge bei Cambridge; Bristol mit zwei Messen, West-Chester, Edinburgh, Weyhill und Burford, beide bloß für den Schafverkauf; Exeter, Pancras in Staffordshire bloß für Sattelpferde; die Bartholomäusmesse, in London abgehalten; St. Faiths in Norfolk für schottisches Hornvieh; Yarmouths Fischermesse für Häringe, die einzige ihrer Art in England, welche aber sehr in Abnahme gekommen ist; der Buttermarkt in Ipswich, Woodboroughill-M. in Dorsetshire, für Manufakturwaaren aus Westengland, wie Kerseys, Druggets ꝛc.; zwei Käsemessen zu Chipping Norton, eine dergl. zu Nottingham; die Messen zu Howden und Boroughbridge für Kühe aus Holderneß und Pferde aus Yorkshire; Horncastle für Pferde aller Art; Harborough in Leicestershire für schottisches Vieh, welches dann auf den fetten Weiden von Essex und Norfolk gemästet und für die Wintermärkte in London eingeführt wird; Falkirk für Vieh und Schafe allein. — In Frankreich ist die vorzüglichste M. in Beaucaire, welche von asiatischen, afrikanischen und europäischen Kaufleuten sehr reichlich frequentirt wird, und deren wir unter dem Artikel Beaucaire bereits näher gedacht haben. Sonstige französische Meßplätze sind: St. Germaine, Lyon, Rheims, Chartres, Rouen, Bordeaux, Troyes, Montpellier, Bayonne, Dieppe, doch haben diese Messen in neuerer Zeit außerordentlich an Bedeutung verloren. — In Italien ist die Messe von Sinigaglia weit berühmt, wohin Engländer, Franzosen, Amerikaner, Oesterreicher, Schweizer ꝛc. die Artikel ihres Handels und Gewerbfleißes bringen und sie gegen die von Italien und der Levante austauschen. Im Jahr 1832 betrug der Werth der Einfuhr zu dieser M. gegen 14 Mill. Thaler preuß. Kur. Auch die Messen von Alessandria (in Sardinien), zweimal jährlich, von Bergamo, Mantua, Padua, Brescia, Verona und Bassano werden vielfach besucht. Der Meßverkehr von Bergamo erstreckt sich vorzüglich auf den Seidenhandel und namentlich bestimmt das Resultat der M. die neuen Preise des Artikels, aber auch die Wechselgeschäfte sind beträchtlich. — In der Schweiz sind die beiden wichtigsten Messen die von Basel und Zurzach, die erstere einmal, die letztere zweimal jährlich Statt findend. Beide werden von französischen, italienischen, deutschen und schweizer Kaufleuten stark besucht. — In Ungarn sind Debreczin und Pesth als Meßorte zu erwähnen, namentlich sind die Messen des letztgenannten Ortes von großer Wichtigkeit, indem darauf ein großer Theil des gesammten ungarischen Handels, welcher sich in Pesth koncentrirt, betrieben wird. — In Rußland ist die weltberühmte M. von Nischnei-Nowogrod neben der von Leipzig die berühmteste der Welt und wurde früher in dem 84 Werste von hier entfernten Makariew abgehalten. Die für die Meßbesuchenden eingerichteten Bazars sind die prachtvollsten u. bequemsten; eine eigene Budenstadt, welche von drei Seiten von einem Kanal umgeben ist, besteht aus ungeheuren Gebäuden, die einen großen freien Platz einschließen, auf mehren 1000 eisernen Säulen ruhen, von Stein gebaut und mit eisernen Dächern versehen sind, und in den unteren Gallerien dritthalb Tausend Buden, in den darüber befindlichen Räumen aber die Wohnungen der fremden Kaufleute enthalten. Die M. selbst beginnt im Juli, dehnt sich über 6 bis 8 Wochen aus und wird von Asien und Europa so stark besucht, daß die Menschenzahl zu Nischnei-Nowogrod während dieser Zeit sich in der Regel auf 150,000 beläuft, während die gewöhnliche Volksmenge des Ortes nur etwa 16,000 Seelen beträgt. Der gesammte Geschäftsumschlag soll nach Kap. Cochrane den Geldwerth von 200 Mill. Rubel Bankassignationen (circa 58 Mill. Thaler preuß. Kur.) erreichen und es soll der Umsatz in Pelzwerk, als dem Hauptmeßartikel, auf 36 Mill., in Eisen und Eisenwaaren auf mehr als 10 Mill., und allein in Bildern auf 1,300,000 Rubel sich belaufen. Der Verkehr erstreckt sich übrigens, außer den Rauchwaaren und dem Eisenhandel, vorzüglich auf die Manufaktur- u. Fabrikwaaren Europa's, auf Kolonialartikel, die Erzeugnisse des asiatischen Kunstfleißes und auf Karawanen-Thee, und besteht zum Theil noch im bloßen Tausch. Sehr berühmt ist ferner die M. in dem an der chinesischen Grenze gelegenen Städtchen Kiachta, auf welcher der größte Theil des äußerst wichtigen Handels zwischen Rußland und China seinen Sitz hat, so wie Kiachta auch derjenige Ort ist, über welchen der politische Verkehr beider Länder seinen Weg nimmt. Die russischen Kaufleute beziehen diese M. mit Pelzen, Schaf- und Lammfellen, russischen und deutschen Tüchern, Wollengarn, wollenen Zeuchen aller Art, grober Leinwand, Juchten, Rindvieh, Eisen, Farbewaaren ꝛc., so wie sie zur Bestreitung der größeren Einkäufe Gold- und Silberbarren mit sich nehmen, wogegen sie von den Chinesen vorzüglich Thee, rohe und verarbeitete Seide, Nankings, Baumwolle, Rhabarber, Tabak, Kandiszucker, Moschus, Porzellan ꝛc. eintauschen und erhandeln. Die Menge des Thees, alle die groben Sorten mit eingerechnet, welche die Russen auf dieser M. einkaufen, beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf etwa 60,000 Kisten oder ca. 4,200,000 Pfund, wovon der größte Theil aus feinem schwarzen Pecco-Thee besteht. — In Spanien waren früherhin die Messen von Medina del Rio secco (Provinz Valladolid) von so großer Wichtigkeit, daß man dem Oertchen den Beinamen Klein-indien gab; gegenwärtig aber sind sie sehr in Verfall gerathen. Ebenso sind die Messen in dem benachbarten Medina del Campo nur noch höchst unbedeutend. — Für Portugal findet im Herbst eine ziemlich bedeutende M. in Viseu Statt, die aber früher weit wichtiger war. Eine andere M., die im Frühjahr zu Lamego gehalten wird, will auch nicht viel bedeuten. Dasselbe ist der Fall mit den Messen zu Covilha,

Evora und Beja. — Die Messen von Portobello, Veracruz und Acapulco in Südamerika waren einst weltberühmt, sind aber in Folge der Zeit- und Weltereignisse so sehr herabgesunken, daß sie gegenwärtig fast ohne alle Bedeutung sind. — Eine sehr wichtige M. findet alljährlich in der Levante und zwar in Mekka Statt, und wird während des größten Zusammenströmens der in Karawanen ankommenden Pilger im Monat Dhalhajja gehalten; die große Mehrzahl dieser Frommen genügt nämlich ihrer Pflicht, die heilige Stadt während ihres Lebens wenigstens einmal zu besuchen, weit weniger aus religiösem Eifer, als vielmehr aus bloßem Handelsinteresse, indem dieselben, der weisen Erlaubniß Mahomeds, auf der Wallfahrt nach Mekka Handel treiben zu dürfen, entsprechend, ihre besonderen Unternehmungen damit verbinden, oder wenigstens in so weit sich mit den Erzeugnissen ihres Vaterlandes versehen, daß die Kosten der Reise durch den Gewinn davon bestritten oder doch verringert werden. Es sollen oft zur Zeit der Ankunft der Karawanen auf 20,000 Kameele und 60,000 Menschen vor der Stadt lagern. — Die günstige Lage Deutschlands im Herzen von Europa scheint dasselbe vorzugsweise zum Lande der Messen bestimmt zu haben, und in der That hat es die meisten und bei Weitem wichtigsten aufzuzeigen. Die Meßplätze sind: Leipzig, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Kassel, Offenbach, Braunschweig, Naumburg, Breslau, Botzen, Triest, Wien, München, Danzig und Kiel. In den meisten dieser Orte finden zwei, in einigen drei Messen jährlich Statt. Die bedeutendsten aber sind die der drei erstgenannten Orte, welche man mit gutem Fug europäische Messen nennen kann; der Zusammenfluß von Kaufleuten auf denselben ist in der Regel außerordentlich groß, und von fast jeder Nation der Erde trifft man Muster an, so wie die ausgedehnten Geschäfte sich auf die wichtigsten Erzeugnisse der Natur und Kunst erstrecken, womit die Märkte auf das reichlichste versehen sind. Bei weitem am glänzendsten aber sind unter diesen wieder die Messen zu Leipzig; mehr als irgendwo treffen hier die Handelsinteressen aller Völker zusammen, und man sieht in dem bunten Treiben den Armenier um die industriösen Produkte Englands feilschen, den Perser mit dem Kanadier um die Rauchwaaren des amerikanischen Nordens unterhandeln; hierzu gesellen sich noch die Leipzig ganz eigenthümlichen Buchhändlermessen, welche es zum wahren Stapelplatze der Literatur der ganzen Welt erheben und nicht ihres Gleichen haben. Die Messen von Frankfurt a. M. zeigen nicht die Vollständigkeit, die von Frankfurt a. d. O. nicht die große Menge der an den Platz gebrachten Waaren, wie die leipziger.

Messei (St. Gervais de Messei), franz. Dorf, Dep. Orne, Bez. Domfront; 1700 E.

Messeis (a. Geogr.), 1) Quelle bei Therapne in Laconica (Paus. III, 20, 1); — 2) Quelle in der thessalischen Stadt Pherä (Strabo IX, S. 432).

Messeix, franz. Dorf, Dep. Puy-de-Dôme, Bez. Clermont-Ferrand; 1880 Einw.

Messejana, portug. Flecken, Prov. Alemtejo, Bez. Beja; 1240 Einw.

Messel, franz. Papiersorte, die 19 Zoll breit, 15 Zoll hoch und 14 Pfd. schwer seyn soll.

Messel, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Großgerau, Ldgr. Langen; 650 Einw.

Messelbroek, belgisches Dorf, Prov. Süd-Brabant, bei Diest; 820 Einw.

Messelhausen, bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Gerlachsheim; 380 Einw.

Messen, 1) eine unbekannte Größe mit einer bekannten Größe (Maß, s. d.) vergleichen, um ihr Volumen, ihre Schwere, ihre intensive Beschaffenheit ꝛc. zu erforschen; — 2) etwas in ein gewisses Maß bringen; — 3) ein gewisses Maß enthalten.

Messen (Geogr.), 1) schweizer Ort, Kanton Bern, Bez. Fraubrunnen; 1140 Einw.; — 2) Dorf das., Kanton Solothurn, Bez. Bucheckberg; 590 Einw.

Messendorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Liebenau; 610 Einw.; — 2) Schlesien, Kr. Troppau, Amt Freiwaldau; Mühle; 500 Einw.

Messene, I. (a. Geogr.) 1) s. Messenien; — 2) s. v. a. Messana; — 3) Insel im pers. Meerbusen an der Mündung des Tigris. — II. (Griech. Myth.), Tochter des Triopas in Argos, heirathete den Polycaon und trieb ihn zur Besitznahme des dann nach ihr benannten Messeniens an (Paus. IV, 1, 1). Sie führte in diesem Lande den Zeuskult ein und ließ sich von dem Eleusinier Kaukon in die Mysterien der großen Göttinnen einweihen. Nach ihrem Tod ward ihr in Messene ein Tempel und Heroenkult zu Theil.

Messenhauser, Wenzel, Kommandant der wiener Nationalgarde im Okt. 1848, ist am 4. Jan. 1813 zu Proßnitz in Mähren geboren. Als Sohn eines Regimentsmusikers wurde M. in eines der kaiserlichen Soldatenknaben-Erziehungshäuser aufgenommen und erhielt daselbst Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen, namentlich aber im Exerciren und im Felddienst. Im J. 1829 trat er als Gemeiner in das Regiment „Kaiser Franz" ein, avancirte 1830 zum Gefreiten und 1832 zum Korporal. Mit einem außerordentlichen Gedächtniß und mit eiserner Willenskraft begabt, fing er an zu studiren und versuchte sich, durch die Werke Lord Byrons angeregt, in kleineren Gedichten. Darauf richtete er ein Bittgesuch an den Hofkriegsrath um Versetzung als Inspektionsfeldwebel in die Militärakademie von Wiener-Neustadt und begleitete dasselbe mit einer Abhandlung „Ueber die schiefe Schlachtordnung". Der Oberst Zanini, dem diese Arbeit auffiel, bewirkte, daß M. 1833 zum Fähndrich beim Regiment Don Pedro befördert wurde. So übersprang M. eine Kluft, die in Oesterreich damals in der Regel als eine unübersteigliche angesehen wurde. M. verwandte seine freie Zeit zur Ausarbeitung einer Geschichte des Alterthums in 10 Bdn., die zwar keinen Verleger fand, aber das Wissen des jungen Fähndrich außerordentlich bereicherte. Ein Trauerspiel „Demosthenes", welches wirk-

lich in Druck erschien, fand nur geringen Beifall. Im Febr. 1839 wurde M. auf seinen Wunsch von seinem bisherigen Regiment, welches in Lemberg stationirt war, zum Regiment Hoch- und Deutschmeister Nro. 4 versetzt, welches im folgenden J. auf längere Zeit in Wien seine Garnison nahm; dabei wurde er zum Lieutenant befördert. Er knüpfte nun mit Saphir Verbindungen an und schrieb eine ganze Reihe von Novellen und Poesien. Darauf erhielt er von seinem Obersten den ehrenvollen Auftrag, die Geschichte des Regiments Hoch- und Deutschmeister zu schreiben, die in einem Brande verloren gegangen war. Die Arbeit, die aus den Akten der Kriegsarchive und aus Tagebüchern älterer Offiziere angefertigt werden mußte, fiel zur Zufriedenheit aus und M. rückte zum Oberlieutenant auf. Einen Plan, die Geheimnisse von Wien zu schreiben, der durch Eugen Sue's Werk angeregt worden war, und zu dem er ordentliche Studien über die Zustände des niederen Volkes machte, wurde ihm durch die vielen Nachahmungen des französischen Originals verleidet. Beim Ausbruch des polnischen Aufstandes im J. 1846 wurde M. mit seinem Regiment nach Krakau versetzt. Auf einem freiherrlichen Schlosse unfern Krakau entspann sich ein Liebesverhältniß mit einer schönen Dame, welches aber durch den baldigen Abmarsch des Regiments gelöst wurde. Nachdem das Regiment längere Zeit im Westen Galiziens richtungslos umhermarschirt war, lag es einige Zeit in Tarnow und darauf ein Jahr lang in Tuchow in Garnison. In dem letzteren Orte, einem kleinen jüdischen Marktflecken, arbeitete M. seine besten Novellen noch einmal durch und bereitete sie zum Druck vor. Sie erschienen 1847 unter dem Titel „Wildniß und Parquet" bei Hirschfeld in Wien und fanden großen Beifall. Die in demselben Jahr erschienenen „Polengräber", die gleichfalls in Tuchow entstanden waren, sind in so fern wichtig, als sich in ihnen zuerst eine feurige Begeisterung für die Freiheit ausspricht. Obgleich 1847 das Regiment nach Lemberg verlegt wurde, so fand doch M. so wenig Gefallen am Garnisonleben, daß er den Entschluß faßte, das Schwert mit der Feder zu vertauschen. Eine Reise, die er im December desselben Jahres nach Leipzig machte und auf welcher er mit Buchhändlern, namentlich mit Thomas in Leipzig, der seine „Ernsten Geschichten" in Verlag nahm, in Verbindung trat, bestärkte diesen Entschluß noch mehr. Kaum war er nach Lemberg zurückgekehrt, so brach die 3. französische Revolution aus. Auch in Lemberg sollte nach den glorreichen wiener Märztagen eine Bürgerwehr errichtet werden, und M. wurde von der Bürgerschaft in das Komité zur Organisirung derselben gewählt. Die Annahme der Wahl zog ihm dreitägigen Arrest und Versetzung ins 3. Bataillon nach Wien zu. Sobald aber M. aus dem Arrest entlassen worden war, nahm er seinen Abschied, der ihm auch bewilligt wurde, nachdem er einen Revers unterschrieben hatte, in dem er feierlich versprach, weder gegen das allerhöchste Erzhaus, noch gegen dessen Alliirte zu kämpfen. M. gab nun die „Volkstribüne" heraus, die aber wegen ihrer gemäßigten Haltung wenig Theilnahme fand. Ueberhaupt betheiligte er sich nicht an dem tollen Treiben der Ultra's, er war weder Klubredner, noch Flugblattschreiber und niemals sah man ihn unter den Hetzern und Wühlern. In einem politischen Glaubensbekenntniß, welches er bei der Wahl zum frankfurter Parlament dem Wahlbezirk Proßnitz vorlegte, bekennt er sich entschieden zu den Grundsätzen des Fünfzigerausschusses. Jener Wahlbezirk schickte keinen Abgeordneten nach Frankfurt und M. blieb in Wien. Obgleich er den ganzen Sommer hindurch mit literarischen Arbeiten beschäftigt war und an den Ereignissen des 6. Okt. keinen Antheil genommen hatte, so wurde er doch auf den Vorschlag Bechers und mehrer polnischen Reichstagsabgeordneten vom Ministerium des Innern am 12. Okt. zum provisorischen Kommandanten der Nationalgarde für Wien und die Umgegend ernannt. M. nahm den schwierigen und gefährlichen Posten an, in der Hoffnung, daß er die verschiedenen Parteien einigen könne, und daß es so gelingen werde, die drohende Militärdiktatur abzuwehren. Die Erfahrung der ersten Tage hätte ihn aber belehren können, daß er etwas Unmögliches unternommen hatte. Er hatte Männer von allen Farben, Republikaner, Konstitutionelle und Reaktionärs um sich versammelt und dadurch bei allen Parteien Mißtrauen erregt. Am meisten waren die Ultra's auf ihn erzürnt, weil er streng die Defensive behauptete und die Angriffspläne des kühnen Bem vereitelte. Für die Vertheidigung der Stadt entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, theilte Wien in Distrikte, denen Kommandanten zugewiesen wurden, errichtete ein Kriegsgericht, stellte Vollmachten zur Aufstellung von Mobilgarden aus, regelte den Wehrlohn, die Platzpolizei, das Paßwesen, setzte die Artillerie in den gehörigen Stand und wehrte jedem Unfug. Unter den 15,000 Mann Mobilgarden, die bei dem Belvedere ein Lager bezogen, hielt er musterhafte Mannszucht, Gefangene behandelte er mit Schonung, ja 2 gefangenen Kroatenoffizieren rettete er durch persönliche Dazwischenkunft das Leben, während auf ihn selbst aus den Fenstern des Dominikanerschlosses durch 8 Schüsse ein Meuchelmord versucht wurde. Als am 28. Okt., wo er von der Rothenthurmbastei die Vertheidigung geleitet hatte, die Vorstädte verloren gegangen waren und es sich klar herausstellte, daß die Stadt nicht länger sich halten ließ, setzte er dies in einer Versammlung aller Kommandanten auseinander, und auf seinen Rath wurde die Absendung einer Deputation an den Fürsten Windisch-Grätz beschlossen. Am 29. Okt. wollten die fanatischen Volkshaufen nach der Hofburg ziehen und sie anzünden und die Häuser der Adeligen und Reichen zerstören: nur M.s Ausdauer und Energie rettete Wien vor diesem Schicksal. Der Gemeinderath, dies wohl erkennend, votirte ihm den Dank der Stadt. Am 30. Okt. früh verkündigte M. die Kapitulation und forderte Niederlegung der Waffen. Als diese ausgeführt werden sollte, verbreitete sich die Nachricht von dem lange erwarteten Anmarsch der Ungarn. Dies entflammte die Kampflust des Volkes aufs Neue,

die Basteien füllten sich mit gewaffneten Haufen und an mehren Punkten wurden Angriffe versucht. M. dankte darauf ab. Als aber sämmtliche Offiziere der Nationalgarde erklärten, nur unter M.s Kommando fortdienen zu wollen und auch die Verwaltungsräthe, der Gemeinderath und der Reichstag ihn mit Bitten bestürmten, willigte er endlich ein und übernahm das Kommando wieder. Er umgab nun die Behörden und die öffentlichen Gebäude mit zuverlässigen Garden u. schützte sie so vor der Wuth der Ultra's. Am 31. Okt. hatte bis 12 Uhr Mittags der größte Theil der Garden die Waffen niedergelegt, da aber M. einen Theil der Studenten, die Arbeiter und die übergegangenen Soldaten weder gütlich noch mit Gewalt von der Fortsetzung des Kampfes abbringen konnte, so erfolgte von Seiten Windisch-Grätz' das Bombordement der Stadt. Nach dem Einzug der kaiserlichen Truppen blieb M. in Wien, obgleich seine Freunde ihm dringend zur Flucht riethen und ihn dazu mit Paß, Kleidern und Geld versahen. Am 5. Nov. wurde in der Wiener Zeitung seine Proskription bekannt gemacht und Jedem der Tod gedroht, der ihn verheimliche. Als M. dies gelesen hatte, stellte er sich selbst bei dem Stadtkommandanten. Er wurde in das Stabsstockhaus geführt und sofort in Eisen gelegt. Dem Standgericht gegenüber berief er sich auf seine Ernennung durch Ministerium, Reichstag und Gemeinderath, er machte darauf aufmerksam, daß er öffentliches und Privateigenthum geschützt und Gefangenen das Leben gerettet habe, daß er mit Gefahr seines Lebens für die Durchführung der Kapitulation bemüht gewesen sey. Aber alle diese Vertheidigungsgründe, so wie die Fürbitten des Gemeinderaths, des Reichstags und hochgestellter Personen blieben unberücksichtigt. Das Urtheil des Standgerichts lautete auf Tod durch Pulver und Blei; M. vernahm es mit Ruhe und Standhaftigkeit. Am 16. Nov., Morgens nach 8 Uhr, fand die Exekution Statt. Auf dem Richtplatze angekommen, bat er um die Erlaubniß, als alter Soldat sein Ende selbst kommandiren zu dürfen und sprach mit fester Stimme die verhängnißvollen Worte: „Fertig! — An! Feuer!" Von 3 Kugeln durchbohrt, sank er lautlos zu Boden. — Dem Biographen M.s, H. F. Nitschner, einem ehemaligen Regimentskameraden von Deutsch- und Hochmeister, entnehmen wir die folgende Schilderung von M.s Persönlichkeit: „M. war von mittlerer, etwas lässig gebückter Statur und trug die Schultern hoch und vorgerundet. Fein, fast mager gebaut und von sehr schlanker Taille, fand sich wenig Imponirendes in seiner Aeußerlichkeit. Der Kopf, ein ziemlich schmales Oval, war eher klein als groß zu nennen, verrieth aber eben keinen ungewöhnlichen Menschen. Auffallendes lag nur in der Dichtheit und Schwärze seiner Augenbraunen, welche er bei einiger Erregtheit stark zusammen zu pressen pflegte. Das Auge war dunkelbraun, der Blick hatte etwas Stechendes, Durchdringendes und konnte mächtig auflodern, wenn sich irgend eine Veranlassung dazu fand. Die Nase, zierlich geschnitten und mäßig gebogen, war gleichwohl zu normal, um einen bestimmten Charakter in die Hieroglyphen der ganzen Physiognomie zu bringen. Seine Sprache konnte als fließend, doch gesucht und nicht ohne störende Breite gelten. Seine Aussprache zeichnete sich durch wohltönende Kraft und männlichen Klang aus. Wunderlich war das Spiel seiner abnorm mageren olivenfarbigen Hände. Selten, im Redefluß nie, vermochte er es über sich, dieselben ruhen zu lassen; jede rhetorische Phrase bekräftigte er mit lebhaften Gesten. Sein zur Manier gewordenes Händereiben wird schwerlich irgend einem Beobachter haben entgehen können. Im Uebrigen aber läßt sich von seinen Bewegungen nichts sagen, — sie waren soldatensteif und ungelenk; in gymnastischen Künsten gebrach es ihm an jedweder Fertigkeit. Im engern Verkehr, wie im groß gesellschaftlichen Umgange zeigte er sich nicht ganz frei von einer gewissen Originalität. Und weil er denn die seltsamste Mischung von Gefühls- und Verstandesmenschen abgab, so konnte es nicht fehlen, daß er, bald dem Herzen, bald dem Kopfe gehorchend, ein Schwanken und eine Zerfahrenheit in sein Wollen und Schaffen brachte, welches ihn leider oft das Extremste als das Rechte lieb gewinnen ließ. Am deutlichsten sprach sich dies in der mündlichen Konversation aus. Das Geschraubte, Schwülstige zog er in der Konversation stets dem Natürlichen vor und wußte sich immer und mit vieler Ueberlegenheit des großen Wortes zu bemächtigen. Schärfe, glückliche Citationsgabe, Geltendmachung seines bunten Mosaik-Wissens kann ihm nicht abgesprochen werden. Damit gewann er denn sein Publikum im Sturme, verlor es leider aber auch eben so rasch, hatte es sich einmal an ihm abgekühlt. Ein ungewöhnliches Gedächtniß, eine mächtige Belesenheit — obschon der Stoff nicht recht war verarbeitet worden —, eine weit ausgreifende Phantasie, naturwüchsiges Urtheil, Wortreichthum, rasches Auffassen und Zergliedern — Alles dies schuf ihn zu einem gesuchten Konversationstalent; aber es blieb immer noch viel Phrasenthum, Wortschall und Eckiges zu überwinden. Bei dem Abgange an Logik und Gründlichkeit, bei M.s stoischer Selbstgenügsamkeit und stolzer Verzichtleistung auf fremden Beistand, lernte er die Abwege weder kennen noch vermeiden, auf welche ihn die überstürzende Hast des regellosen Studirens und eine planlose Lektüre geführt hatten und immer wieder führen mußten.

Messenien (a. Geogr. u. Gesch.), die südwestlichste Landschaft des Peloponnes, stieß gegen Osten, wo nördl. der Taygetus u. weiter nach dem Meere hinab der Fluß Nedon u. das Gefild von Gerenia die nicht zu allen Zeiten gleichen Grenzen bildeten, an Lakonien u. gegen Norden, wo der Fluß Neda die Grenze machte, an Elis u. Arkadien, während es auf den beiden andern Seiten vom Meere umgeben war, u. zwar im Süden von dem Sinus Messeniacus, der vom Vorgeb. Acritas im Westen bis zum Vorgeb. Thyrides im Osten reichte u. in seiner nördl. Hälfte nach der Stadt Corone (Coronaeus), in der südl. aber nach der Stadt Asine (Asinaeus Sinus) hieß (jetzt Golf von Koron). Die Länge M.s an der Westküste betrug 10 geogr. M., der ganze Umfang der

Küste aber, die Biegungen derselben mit eingerechnet 20 geogr. M. und der ganze Flächeninhalt etwa 50 □M. Das Land war größtentheils gebirgig und enthielt nur zwei große Thäler — im N. das stenyklerische und im S. das vom Pamisus durchströmte Gefilde Macaria (das glückliche). Aber zwischen den Gebirgen gab es viele kleine Thäler, und so hatte M. durchaus nicht den Charakter eines rauhen Berglandes, sondern war, besonders, da es an Quellen und Flüssen keinen Mangel hatte, ungemein fruchtbar und besonders in seinem südlicheren Theile, unterhalb der Stadt Messene bis zur Küste, sehr gut angebaut. Nur die Gegend von Pylus war sandig und weniger fruchtbar. Die Produkte waren im Ganzen dieselben, welche Laconien (s. d.) hervorbrachte. Mit dieser Landschaft des Peloponnes hatte M. überhaupt ungemeine Aehnlichkeit, nur daß es weit milder und fruchtbarer, dagegen aber seit den messenischen Kriegen viel weniger bevölkert war.

I. Topographie M.'s. 1) Gebirge: das östliche Grenzgeb. Taygetus (jetzt Makriplai) mit dem hohen Berge Cerausium (jetzt Tetraze) im NO., ferner an der Westküste der M. Aegaleus (jetzt Mali), eine Hügelreihe, die sich vom Berge Paraskevi, westlich vom Gebirge Kondovuni, bis zum Vorgeb. Coryphasium herabzieht, im S. aber die einzelnen Berge Tomeus bei Coryphasium (jetzt Kondozoni). Buphras, etwas südlicher (jetzt Tavolaki) und Temathia, östlich vom vorigen (jetzt Likodhemo), und endlich im Innern bei der Stadt Messene die Berge Evan und Ithome. Als Vorgebirge werden genannt Corone, die südlichste Spitze der ganzen Landschaft (jetzt Kap Gallo) und an der Westküste Coryphasium (jetzt Paleo Avarino) und Plantamodes (bei Aja Kyriaki); — 2) Flüsse: der Nedon, der Grenzfluß gegen Laconien bei Pharä, der durch Vereinigung mehrer Flüsse gebildete Hauptstrom des ganzen Landes Pamisus (jetzt Pirnatza und an seiner Mündung Dhipotamo) in seinem obern Laufe Balyra (jetzt Wasiliko oder Mavrozumeno) genannt, mit folgenden Nebenflüssen: Cöus, Electra, Leucasia, Amphitus, Charadrus, welche drei zuletzt genannten sich fast alle an demselben Punkte etwas nordöstlich von der Stadt Messene mit dem Hauptstrome vereinigen, u. Aris, der noch kurz vor der Mündung in den letztern fällt (jetzt Fluß von Pidhima, sämmtlich auf dem linken oder östlichen Ufer; ferner der auf der Westseite des messenischen Meerbusens, also an der Ostküste des Landes mündende Bias, und an der Westküste in der Richtung von S. nach N. der Sela (jetzt der Bach Longovardo), der Cyparissus (jetzt Fluß von Arkhadia) und der Neda, der Grenzfluß gegen Triphylia (jetzt Buzi). Unter den Quellen ist besonders die Clepsydra in der Stadt Messene am Berge Ithome (jetzt Wasser von Secreci) zu erwähnen. Ganz M. zerfiel schon seit Cresphontes (Strabo VIII, S. 361.) in fünf Distrikte, deren Namen und Grenzen wir aber nicht mit Sicherheit angeben können. — 3) Städte und Flecken des Landes: a) östlich vom Pamisus in der Richtung von S. nach N.: Abia (Homers Ira) an der Ostküste des messenischen Meerbusens u. an der Grenze von Lakonien, Pharä (jetzt Kalamata), Calamä (jetzt Kalami), Limnä Thuria; — b) nördlich vom Pamisus im Gefilde Stenyclerus, in der Richtung von O. nach W.: Amphea, an der Grenze Arkadiens, Oechalia, später Carnasium, am Flusse Charadrus, Stenyclerus, Andania, an der Straße von Megalopolis nach Messene (jetzt Ellimikokastro bei Fyla od. Filia), Polichna an der Straße von Aedania nach Cyparissia Dorium (nach Strabo VIII, S. 350, später Oluris oder Olura), Ira im nordöstlichsten Winkel des Landes; — c) im westlichen Küstenlande in der Richtung von N. nach S.: Aulon, an der Mündung des Cyparissus, Cyparissia (jetzt Arkadhia), Cenerium, Erana, Pylus auf dem Vorgeb. Cryphasium (jetzt Paleokastro bei Navarin); — d) an der Südküste: Methone (jetzt Madon), Colonides, in der Bucht von Phönicus, nordwestlich vom Vorgeb. Acritas; — e) an der Ostküste: Asine (das heut. Koron), Corintheium, mit berühmtem Tempel des Apollo Corynthus an der Küste, Corone, südlich vom Flusse Bias (jetzt Petalidhi); — f) im innern Lande endlich, südl. vom Pamisus: die spätere Hauptstadt des ganzen Landes Messene, von Epanimondas mit Hülfe der Arkadier in einem Sommer, (nämlich des J. 369) am südwestlichen Abhange des steilen Berges Ithome, welcher die alte berühmte Veste dieses Namens trug, an deren Stelle nun die Citadelle der neuen Stadt trat, gegründet und mit den gesammelten Ueberresten der Messenier bevölkert. Die Stadt lag 50 Stad. westl. vom Flusse Pamisus, hatte einen sehr bedeutenden Umfang, indem sie sich gegen S. bis an den nordwestlichen Abhang des Berges Evan ausbreitete, und war von ungemein starken, mit vielen Thürmen versehenen Mauern umgeben, welche Paus. IV, 31, 5. für die festesten seiner Zeit erklärt, weshalb auch M. und Korinth für die beiden Hauptschutzwehren des Peloponnes galten. Die Stadt erhielt ihr Wasser durch eine aus der Quelle Clepsydra nach dem Marktplatze geführte Wasserleitung Namens Arsinoe u. hatte mehre Tempel, ein Gymnasium u. s. w. Da sie, so weit unsere geschichtlichen Kenntnisse reichen, keine Zerstörung erfuhr, so wird sie noch von Hierocles S. 647 erwähnt und erscheint auch noch auf der Tab. Peut. Durch ihre noch vorhandenen, höchst merkwürdigen Ruinen läßt sich die Lage und der Umfang der alten Stadt mit voller Gewißheit bestimmen. Die theils noch vollständig vorhandenen, theils in ihren Trümmern deutlich zu verfolgenden Mauern, welche das beinahe in ihrem Centrum am Abhange des Berges Burkano (des alten Ithome) gelegene kleine Dorf Mavromati in weitem Umkreise umschließen, bildeten ein unregelmäßiges Viereck mit vielen vorspringenden Ecken, an welchen allemal ein starker Thurm stand, von denen ebenfalls noch mehre vorhanden sind, und schlossen die Gipfel des Ithome, also die Citadelle, die aber von der Westseite gegen die Stadt hin noch besondere Mauern hatte, mit

ein. Außer ihnen haben sich namentlich an der Nordseite das nach Megalopolis führende, höchst merkwürdige, runde Thor mit einem Reste der gepflasterten Straßen innerhalb der Mauern u. Trümmer des großen, von einer doppelten Säulenreihe umgebenen und von einem aus der Quelle Clepsydra hervorkommenden Bache durchflossenen Stadiums, eines kleinen Theaters und mehrer kleiner Tempel, die Fundamente des Gymnasiums u. s. w. erhalten. — Endlich gehörten zu M. noch mehre Inseln vor der Süd- und Westküste, nämlich in der Ordnung von SO. nach NW.: Theganussa vor dem Vorgeb. Acritas (jetzt Venetico), die Oenussä (jetzt Skhiza und Sapienza), Sphacteria (jetzt Sphagia) und Prote.

II. Geschichte des Landes. Die ursprünglichen Einwohner M.'s waren Leleger, zu denen jedoch schon frühzeitig Argiver kamen. Polycaon nämlich, der jüngere Sohn des Leler, heirathete der Sage nach die Argiverin Messene, eine Tochter des Triopas, nannte das von ihm in Besitz genommene Land nach ihr Messene und gründete nebst mehreren andern Städten auch die Residenz Andania. Fünf Menschenalter später kamen Aeolier unter Anführung des Perieres, eines Sohnes des Aeolus, ins Land, dessen Sohn Aphareus den aus Thessalien vertriebenen Neleus bei sich aufnahm, welcher Pylus gründete und der Stifter eines nicht unbedeutenden Staates wurde. Diesen Staat regierte nach ihm sein Sohn Nestor. Von da an ist längere Zeit hindurch von keinem eigenen messenischen Reiche die Rede, sondern der westliche Theil des Landes gehörte zu der Herrschaft der äolischen Neleiden und der östliche zu Lakonien. Dies änderte sich jedoch mit der dorischen Wanderung und der Rückkehr der Herakliden. M. wurde ein eigenes Reich und fiel in der später gebliebenen Ausdehnung dem Cresphontes zu, der das Reich von Pylus vernichtete, die Neleiden vertrieb und Stenyclerus zur neuen Residenz machte. M. erhielt eine der dorischen ähnliche Verfassung, hatte zwei Könige und prägte das dorische Wesen so fest und bestimmt aus, wie in keinem andern Staate. Unter dem fünften Nachfolger des Cresphontes brach der langwierige u. blutige Kampf mit Sparta aus, der von letzterem aus Kriegslust u. Streben nach Herrschaft, vielleicht aber auch aus Verdruß darüber, daß ein früher zu Lakonien gehöriges Stück Land wieder mit M. vereinigt worden war, begonnen wurde. Der erste messenische Krieg dauerte von 743—723 v. Chr. Die Spartaner eröffneten, nach vollendeter heimlicher Rüstung und nach feierlichem Schwur, die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis M. erobert sey, den Kampf damit, daß sie, ohne die herkömmliche Ankündigung, unter Anführung ihres Königs Alcamenes sich der Grenzstadt Amphea bemächtigten und die meisten Einwohner theils in ihren Betten, theils in den Tempeln und an den Altären niedermetzelten. Die Messenier, durch diesen ungerechten Angriff erbittert, aber nicht entmuthigt, übten sich eifrig in den Waffen, machten glückliche Streifzüge in das Gebiet der Lacedämonier und kämpften im 5. Jahre des Kriegs in einer großen Schlacht mit solcher Erbitterung u. Entschlossenheit, daß sie den Spartanern das Gleichgewicht hielten. Doch neigte sich im Ganzen der Vortheil auf die Seite der Spartaner, und die Messenier, aller Hülfsquellen zu einer Fortsetzung des Krieges beraubt, beschlossen, ihre Städte fahren zu lassen, sich auf dem Berg Ithome zu vereinigen, denselben zu befestigen und mit aller Anstrengung zu behaupten. Zugleich fragten sie in Delphi über ihr Schicksal nach u. erhielten zur Antwort, daß M. siegen werde, wenn eine reine Jungfrau aus dem königlichen Stamm den unterirdischen Göttern geopfert würde. Aristodemus, aus dem messenischen Herrschergeschlecht stammend, gab seine Tochter dazu her und tödtete sie selbst. Die Feinde ergriff Bestürzung; Aristodemus wurde in der Folge König der Messenier und schlug mit Hülfe der Arkadier und Argiver die Spartaner in offener Feldschlacht. Dennoch gaben diese den Kampf nicht auf, und als Gewalt nicht helfen wollte, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Die Messenier hatten nämlich von dem delphischen Orakel auf eine abermals gethane Frage, wem der Sieg beschieden sey, die Antwort erhalten: „dem, welcher zuerst 100 Dreifüße um den Altar des Zeus zu Ithome stellen würde." Die Lacedämonier, denen ein Delphier das Orakel verrathen hatte, ließen schnell 100 Dreifüße aus Thon machen und brachten sie in der Nacht unbemerkt in das Heiligthum und kamen so den Messeniern zuvor. Diese gelungene List und mehrere andere üble Vorbedeutungen erzeugten bei den Bewohnern M.'s den Glauben, daß ihr Untergang unvermeidlich sey. Aristodemus tödtete sich auf dem Grabe seiner vergeblich geopferten Tochter, und die übrigen Messenier überließen sich gleicher Verzweiflung, nachdem neue Versuche, den Feind zurückzuschlagen, mißlungen waren. Ein Theil von ihnen floh zu den Arkadiern und Argivern; die Zurückgebliebenen mußten sich durch einen Eid verbinden, niemals von den Spartanern abzufallen, die Hälfte des Ertrags ihrer Aecker nach Lacedämon abzuliefern u. bei dem Leichenbegängnisse eines spartanischen Königs jedesmal in schwarzen Kleidern zu erscheinen. Neununddreißig Jahre später versuchten die Messenier, das verhaßte Joch Sparta's abzuschütteln. Eine kräftige Jugend, war in dieser Zeit herangewachsen, die vor Begierde brannte, ihre Eltern an Sparta zu rächen und ihres Landes Freiheit zu gewinnen. Aristomanes, ein Jüngling aus königlichem Stamm, wurde der Hauptheld des zweiten messenischen Krieges (685—668 v. Chr.). Die Arkadier und Argiver hatten Unterstützung zugesagt, und der Kampf begann. Gleich in der ersten Schlacht zeichnete sich Aristomanes so aus, daß ihn die Messenier zum König, und als er dies ablehnte, zum unumschränkten Feldherrn machten. Bald darauf schlich er sich bei Nachtzeit nach Sparta u. legte in dem Tempel der Athene Chalciöcos einen Schild nieder mit der Inschrift: Aristomanes weiht ihn, nach Besiegung Sparta's, der Göttin. Die Spartaner sahen sich nun ebenfalls nach einem tüchtigen Anführer um, und das del-

phische Orakel rieth ihnen, sich an die Athener zu wenden. Diese schickten ihnen den Dichter Tyrtäus, der durch seine begeisternden Gesänge Einigkeit und Friede zwischen den entzweiten Spartanern stiftete und ihren Muth aufrichtete. Doch waren die Messenier ihren Feinden so lange überlegen, bis die Arkadier, von den Spartanern bestochen, ihre seitherigen Bundesgenossen mitten in einer Schlacht verließen. Die Messenier konnten nun von ihrem ganzen Lande nur die Westküste behaupten; die Bewohner der übrigen Gegenden befestigten sich auf dem Berge Ira, von wo aus Aristomanes so glückliche Streifzüge machte, daß die Spartaner sich entschließen mußten, den von ihnen besetzten Theil M.'s und die nächst gelegenen Gegenden Lakoniens nicht zu bebauen, weil Aristomanes meistens die Früchte raubte. Der Anführer der Messenier ward immer kühner, wurde aber bei einem abermaligen Streifzug nebst fünfzig seiner Begleiter von den Spartanern gefangen genommen und in die Gruben gestürzt, welche für die zum Tode Verurtheilten bestimmt waren. Er entkam jedoch allein von Allen aus diesem furchtbaren Orte. Ein Fuchs rettete ihn, wie die Sage berichtet, dem er bis zu seinem aus der Höhle führenden Gange folgte. Jubelnd empfingen ihn die Seinigen auf dem Berge Ira. Gleich darauf schlug er die mit dem Feinde verbündeten Korinther. Da nun die Spartaner, um ihr heiliges Fest der Hyacinthien zu feiern, mit den Messeniern einen 40tägigen Waffenstillstand geschlossen hatten und Aristomanes, im Vertrauen auf diesen Vertrag, in M. umherzog, wurde er von einigen im Sold der Spartaner stehenden kretensischen Bogenschützen überfallen, gebunden und nach Sparta gesandt. Aber unterwegs wurde er in dem Hause einer messenischen Frau durch deren Tochter gerettet. Doch wurde der Untergang M.'s dadurch nicht abgewehrt. Aristomanes, auf einem Streifzuge verwundet, konnte auf die Bewachung Ira's nicht die gewöhnliche Sorgfalt verwenden. Die Spartaner erstiegen die nachlässig bewachte Burg. Drei Tage und drei Nächte kämpften die Ueberfallenen den Kampf der Verzweiflung; aber umsonst, — längere Vertheidigung war unmöglich. Da zog Aristomanes mit den übrig gebliebenen Messeniern frei ab durch die geöffneten Glieder der Spartaner, welche einen letzten blutigen Kampf vermeiden wollten, und ging nach Arkadien. M. wurde jetzt völlig unterjocht; wer von den Einwohnern nicht auswanderte, wurde den Heloten gleich als Sklave behandelt. Ein Erdbeben, das im J. 465 Sparta verwüstete, veranlaßte eine Empörung der Heloten und Messenier; sie unterlagen; der Rest derselben zog ab nach Naupactus, von wo sie nach dem peloponnesischen Kriege auch wieder vertrieben wurden und theils nach Italien und Sicilien, theils nach Afrika flohen. M. lag nun ganz verödet; es blieb spartanische Provinz bis nach dem Falle Sparta's. Im Jahre 369 wurde Epaminondas Wiederhersteller des messenischen Staates; er sammelte die von allen Seiten herbeieilenden Reste der Messenier, gründete die neue befestigte Hauptstadt Messene und führte eine demokratische Verfassung ein; Ephoren, Vorsteher der Demen und Timouchen waren die obersten Beamten. Die Bevölkerung des Landes aber blieb im Ganzen gering, und viele Strecken lagen öde und unangebaut. Später schlossen sich die Messenier an Philipp von Macedonien an, und es scheint die Gründung einer Tyrannenherrschaft durch Philiades Statt gefunden zu haben. Dann ward das Land wieder eine Zeit lang frei u. hatte oligarchische Verfassung. Nach dem Aufhören des achäischen Bundes, dem es erst als Mitglied angehörte, dessen Feind es aber dann wurde, kam M. unter die Herrschaft der Römer und wurde vergessen.

Messeniacus Sinus, s. Messenien.

Messeniani (a. Geogr.), Völkerschaft Sarmatiens jenseits der Palus Maeotis um den Fluß Tanais her (Plin. VI, 7, 7).

Messéniennes (franz., Lit.), Name der drei Elegien, die Barthelemy in der Reise des jungen Anacharsis den Schlachtgesängen des Tyrtäus nachbildete. Der Name ward von Cas. Delavigne in die Literatur eingeführt, indem man damit im Allgemeinen poetische Klagen über verminderten Nationalruhm bezeichnete.

Messenische Kriege, s. Messenien.

Messenischer Busen (a. Geogr.), s. v. a. Messeniacus Sinus.

Messenius (Biogr.), 1) Johann, geb. zu Wadstena in Ostgothland 1584, Professor der Rechte und Staatswissenschaft zu Upsala, ward von seinen Feinden des geheimen Einverständnisses mit Sigismund angeklagt und zu lebenswierigem Gefängniß verurtheilt, † 1636. Schr.: Scandia illustrata, Stockh. 1640, 12. — 2) Arnold, Sohn des Vorigen, ward wegen heftiger Schmähschriften gegen den Hof und das Ministerium 1648 mit seinem 17jährigen Sohne hingerichtet; gab heraus: Leges Suecorum Gothorumque, Stockh. 1614, 4.

Messenkamp, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Lauenau; 200 Einw.

Messensee, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Sillian; 120 Einw.

Messenthin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 240 Einw.

Messer, 1) (Technol.), schneidendes Werkzeug, welches aus einem Hefte und der Klinge besteht. Die Hefte werden von allerhand Metallen, Knochen, Horn, Elfenbein, Holz, Steinen, Komposition 2c. verfertigt. Die Klingen sind von unterschiedlicher Größe und Form. Nach ihrer verschiedenen Gestalt und Bestimmung führen die M. verschiedene Beinamen, als: Vorlege-, Tisch-, Brod-, Feder-, Radiermesser, Skalpelle, Lanzetten, Bistouri's 2c., ferner Böttcher-, Fleischermesser 2c., endlich Hack-, Wiege-, Baum-, Pflugmesser 2c. Je besser der Stahl, desto besser die Klinge. Die Scheer- oder Rasirmesser sind es, welche die meiste Genauigkeit und den feinsten Stahl verlangen. Die größeren Messerklingen sind gewöhnlich von Eisen u. mit Stahl belegt, die kleineren gewöhnlich ganz von Stahl. Der Messerschmied gibt der Klinge ihre Gestalt nur ins Grobe mit dem Hammer u.

arbeitet sie dann noch mittelst der Feile und des Schleifsteins aus. Die Klingen sind entweder in einem Heft befestigt (Messerheft), zu welchem Behuf die Klinge in eine spitzige Angel ausläuft, welche in einem hohlen Stempel (Angelstempel) geschmiedet und entweder in dem Heft fest gekittet wird oder durch dasselbe hindurchgeht u. am Ende vernietet wird. Oefters ist die Angel auch breit und flach und es werden dann die Schalen darauf aufgenietet. Die messingenen u. silbernen Beschläge, die sich bei vielen Messern am oberen u. unteren Ende der Schalen finden, werden mit dem Bündcheneisen gemacht, indem dasselbe in eine Zinnplatte getrieben, dann das Blech auf die dadurch entstandene Vertiefung gelegt und mit dem erwähnten Werkzeug in dieselbe getrieben wird. Das Bündcheneisen ist nämlich eine Stange, welche oben und unten einen Absatz von der Gestalt des Beschlägs hat. Der untere Beschlag heißt Haube und wird auf einem rundlichen Eisen (Haubeneisen) gebildet. M., bei welchen sich die Klinge einlegen (einschlagen) läßt (Einlege-, Einschlagemesser) haben, an der Klinge keine Angel, sondern einen eckigen Absatz (Druck), welcher in einem vierseitigen Eisen (Docke), das in der Mitte mit einem Loch versehen ist, um die Klinge hindurch zu stecken, auf dem Amboßklotze darangeschlagen wird. Das Heft hat bei solchen M.n außer den Schalen noch zwei eiserne Plattinen, auf welche die Schalen aufgenietet werden. Auf der Rückseite aber ist zwischen die Plattinen noch eine Stahlfeder genietet, durch welche die ebenfalls zwischen den Plattinen festgenietete, aber bewegliche Klinge sowohl eingeschlagen, als geöffnet am Drucke festgehalten wird. Bei den sogenannten französischen Einlegemessern ist an dem Druck und an der Feder eine andere Einrichtung angebracht, wodurch die aufgeschlagene Klinge unbeweglich festgehalten wird, so daß sie nicht eher wieder eingeschlagen werden kann, als bis man die Feder mittelst eines daran angebrachten Knopfes zurückgebogen hat. Noch gibt es Einlegemesser, welche keine Feder, sondern am Drucke nur einen Schwanz haben, welcher das Zurückbiegen der aufgeschlagenen Klinge verhindert. Eine besondere Art Einlegemesser sind endlich noch die am Hefte mit allerlei kleinen Werkzeugen, als Säge, Bohrer, Feile, Korkzieher etc. versehenen sogenannten Instrumentenmesser. Zum besondern Gebrauch, z. B. zum Durchschneiden der Butter u. s. w. hat man auch M., welche ganz von Silber, Horn oder Knochen verfertigt sind. Das Beschalen der M. geschieht meistentheils mit gebeiztem Ebenholz, Schildkrötschale, Hirsch- u. Ochsenhörnern, Knochen, Perlenmutter, Porcellan, Messing, Zinn, Tomback, Silber, Marmorarten u. dgl. — Obgleich jetzt fast überall M. und ähnliche Werkzeuge in Menge verfertigt werden, so sind sie doch nicht alle von gleicher Güte. Den Engländern gebührt in der M.-Fabrikation, wie in so vielen Zweigen der technischen Künste, unstreitig die erste Stelle; ihre schneidenden Werkzeuge sind, so wie ihre Stahlarbeiten überhaupt, von der größten Vollkommenheit. Die Franzosen kommen hierin den Engländern ziemlich nahe; unsere besten deutschen Messerschmiedarbeiten folgen erst nach den englischen und französischen. Die vorzüglichste Waare in dieser Art liefern Woodstock, Birmingham, Soho, Sheffield und London in England. Das Schmieden der M. geschieht auch hier aus der Hand, weil ihre besondere Form die Hülfe der Maschinen nicht zulassen will; aber große Wasserräder, wozu das Wasser durch Dampfmaschinen aufgebracht wird, treiben die in den verschiedenen Gebäuden befindlichen Schleifsteine u. s. w. Die erhabene, hohle und durchbrochene Arbeit wird zu Birmingham und Sheffield durch schwere Gewichte in Formen geschlagen. Die Hauptausfuhr der englischen M., worunter viele aus Gußstahl verfertigt sind, geht über Hull nach allen europäischen Ländern, nach Ost- u. Westindien und Amerika. In Sheffield allein existiren jetzt über 500 Muster von M.n; unter diesen befinden sich einige, wovon das Stück auf 8 und mehr Guineen zu stehen kommt. Es sind aber auch oft 20 bis 30 verschiedene Instrumente in einem einzigen Griffe beisammen. Die Patent-M. des William Bell werden durch Walzen gebildet. Uebrigens haben die M.schmiede in Sheffield eine eigene Innung, welche den Namen führt: The Company of cutlers of Hallamshire. In Frankreich sind durch ihre schönen M.schmiedarbeiten mehre Oerter berühmt. Zu Chatellerault in Poitou zählt man über anderthalbhundert Meister, die nichts als M. u. andere schneidende Werkzeuge verfertigen. Die meisten der dortigen Messerschmiedarbeiten sind zierlicher und feiner Art; sie finden nicht nur im ganzen Reiche, sondern auch auswärts Liebhaber. Man macht daselbst unter andern kostbare M. mit goldenen Klingen, von welchen das Stück 70 bis 200 Livres kostet. Langres an der Grenze von Champagne, hat gegen 80 Messerschmiedmeister, von denen jeder für seine Arbeiten einen eigenen Stempel führt; außerdem sind da noch über 400 andere, die für Rechnung der Eisenhändler und Kaufleute arbeiten. Moulins in Bourbonnais ist seit langen Jahren im Lande und auch anderwärts durch seine vorzüglichen Messerklingen im Rufe. So auch Thiers in Auvergne, wo man alle möglichen Arten von M.n, Barbier-, Federmesser und andere dgl. Instrumente verfertigt. Auch Rouen treibt einen bedeutenden Handel mit M.n nach Spanien, Italien, Amerika u. s. w. Zu Paris liefert die Fabrik des H. Farcy schöne Rasirmesser von gegossenem Stahl, die an Güte und Preiswürdigkeit die englischen noch übertreffen sollen. In Deutschland sind auch mehre Orte im Rufe. Iserlohn in der Grafschaft Mark liefert eine erstaunliche Menge Tafel-, Taschen-, Barbier-, Futtermesser u. s. w., die in allen Gegenden von Europa, besonders in Deutschland, im Norden, in Italien, in der Levante u. s. w. Absatz finden. Gräfrath im Bergischen und Solingen machen eben so häufig und von vorzüglicher Güte diese Waaren. Ihre Artikel werden in großer Menge, besonders auf den leipziger, frankfurter und andern deutschen Messen, abgesetzt. Remscheid in Westphalen liefert neben guten M.n alle Arten

Schneidwerkzeuge von besonderer Güte und in außerordentlicher Menge. Ferner sind berühmt die schmalkaldener, haselbacher, ruhlaer, steyer'schen, karlsbader u. nürnberger M. Die ruhlaer Waare besteht in ordinären, mittlern und kleinen hirschenen M.n, hörnernen und hirschenen Löwenköpfen, großen mährischen Riegelmessern, hörnernen und hirschenen Stellenmessern, Schlacht-, eisernen Kinder-, Steinbrecher-, straßburger Heftmessern, hirschenen u. schwarzen Röhren-, Schnatzel- und Bockel-, schwarzen Spiegel- u. Kammmessern, in münchhochwillinger M.n und Pferdeköpfen, Schiff-, Mozenmessern, auf beiden Seiten ausgefeilten Schlacht-, Rautenmessern, hölzernen Allimodi und Pferdeköpfen ꝛc. Die sauerländische, vorzüglich die solinger Messerwaare, ist sehr im Rufe und wird besser und sauberer geschliffen als die ruhlaer. Sie geht in großer Menge nach Hamburg, Holland u. s. w.; die steyer'sche über Triest nach Italien, der Levante ꝛc. Schmalkalden liefert mittlere Bälgermesser, Zulegmesser mit eisernen Schalen, und rothe und weiße Zulegmesser, die man bei 20 Stück handelt; ferner gepreßte große Messer bei 30 Stück, mittlere bei 40 Stück, große, mittlere und kleine mit Hornschalen; marmorirte Tischmesser; hornschalige mit und ohne Kappen, Knochenmesser Nro. 12, 14, 16, 18 und 20, neustadteberswalder ꝛc. Im Friedensthal bei Pyrmont befindet sich eine vorzügliche Messerfabrik von englischen Quäkern gegründet u. durch niederrheinische Werkmeister geleitet. Sie gehört dem Buchhändler Uslar zu Pyrmont. — 2) (Waffenk.), s. v. a. Faschinenmesser. — 3) s. v. a. Seitengewehr. — 4) (Chir.), ein schneidendes Instrument, dessen man sich in der Chirurgie zur Trennung weicher Gebilde bedient und welches dazu bestimmt ist, große Schnitte zu machen, und das aus einer Klinge und einem Handgriff besteht. Die Klinge ist am Handgriff für immer festgestellt, groß und stark, der Handgriff dagegen kurz u. derb, durch welche Eigenschaften sich das M. von dem Bistouri und Skalpell unterscheidet. Wir unterscheiden am M. die Klinge, welche aus gutem Stahl gearbeitet seyn muß, u. den Handgriff. Die Klinge besteht aus dem schneidenden u. stumpfen Theil der beiden Flächen, aus der Basis und Spitze. Der Handgriff, aus Holz oder Horn gefertigt, hat bald eine runde, bald eine plattgedrückte Gestalt, ist entweder glatt oder gekerbt. Hinsichtlich der Größe und Gestalt der M. sind diese verschieden, nach dem Zwecke, den man damit beabsichtigt. Man theilt alle M. ein: 1) in gerade, bei welchen die Schneide eine gerade Linie bildet; 2) in bauchige, die eine konvexe und 3) in krumme, die eine konkave Schneide haben. Oder 1) in solche M., deren Klinge das Heft an Länge übertrifft. Hierzu werden die Amputationsmesser gerechnet; 2) in solche, deren Klinge kürzer oder eben so lang ist, als das Heft. Alle Skalpells werden zu dieser Abtheilung gezählt. — Krombholz theilt die M. insgesammt in gerade und krumme ein, und versteht unter den ersteren solche, deren Mittellinie mit der Direktion des Heftes in einer Richtung liegt; unter krummen M.n versteht er alle diejenigen, deren Ränder bogenförmig gekrümmt, nicht mit dem Griffe in einer und derselben Richtung liegen. Die geraden M. bringt derselbe in folgende Ab- und Unterabtheilungen: a) Gerade M. mit einer Schneide; α) spitzige, β) stumpfspitzige; b) gerade M. mit bauchiger Schneide; c) gerade zweischneidige M. — Die krummen M. bilden dagegen folgende Ab- u. Unterabtheilungen: a) Krumme einschneidige M. α) spitzige, β) stumpfspitzige; b) krumme zweischneidige M. (s. Amputationsinstrumente, Bistouri, Lanzetten, Skalpell, Staarmesser).

Messer (Mollusk.), Acephalengattung, s. v. a. Messerscheide, Solen *L.*

Messer abstreichen, s. Abziehsteine, Abziehriemen und Abziehwalzen.

Messerbänkchen (Messerklötze, Messerträger), kleine Unterlagen in Form eines Prisma oder eines Bänkchens von Silber, lackirtem Blech, buntem oder weißem Glas, auf die man beim Essen Messer und Gabel mit den Klingen legt, um das Tischtuch nicht zu beschmutzen.

Messerbesteck, Futteral zum Aufbewahren eines Paares oder eines Dutzend Messer und Gabeln, von Holz, Knochen, Elfenbein, inwendig gewöhnlich mit Leder ausgelegt, mit Abtheilungen und einem Deckel versehen.

Messerfeile, s. Feile.

Messerfisch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Centriscus *L.*

Messerfuß (Amphib.), Froschgattung, s. v. a. Cultripes *Müll.*

Messerich, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bittburg, Hauptort der gleichnamigen Bürgermeisterei; Wassermühle; 190 Einw.

Messergurt, s. Fleischer.

Messerheft, Messerklinge, s. Messer.

Messerkorb, länglicher Korb zur Aufbewahrung der Messer und Gabeln.

Messern, österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Landger. Wildberg; 220 Einw.

Messerputze, länglicher Kasten, über welchem 1 oder 2 schmale Breter angebracht sind, worauf man die bei Tisch gebrauchten Messer und Gabeln rein putzt.

Messerrücken (Ichthyol.), s. v. a. Xirichthys novacula *Cuv.*

Messersäge, 1) (Technol.), gut gehärtete Feile zum Feilen und Schärfen der Zähne an Sägen; — 2) (Anat.), s. Säge.

Messerschärfer, Vorrichtung zum Schärfen der Messer; besteht aus 2 auf einem etwa 4—6 Zoll langen Bänkchen dicht neben einander befestigten, etwa ³/₄ Zoll starken Cylindern von Gußeisen, woran mehre Ringe, die sich schwer drehen lassen und etwas rauh sind, angebracht sind. Das zu schärfende Messer wird zwischen die Cylinder gebracht und mit der Schärfe einige Mal horizontal durchgezogen. Eine öftere Anwendung dieser in England erfundenen Vorrichtung ist jedoch den Messern nachtheilig.

Messerschale, s. Messer.

Messerscheide (Technol.), Lederfutteral zum Aufbewahren eines Messers oder eines Messers und einer Gabel, in welchem letzteren Falle es zwei nach der Gestalt dieser Werkzeuge eingerichtete Behälter hat.

Messerscheide (Mollusk.), Acephalengattung, s. v. a. Solen *L.*

Messerschmidia (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung. Arten unter Tournefortia *L.*

Messerschmied, zünftiger Handwerker, welcher Messer- und Gabelklingen und zu den Einlegemessern auch die Federn und Plattinen mittelst eines Gesenkes verfertigt, während er die Schalen und Hefte in der Regel vom Drechsler und Schalenmacher bezieht. Das Versehen der Messerklingen mit Schalen oder Heften (Beschalen) liegt den Beschalern (Bankarbeitern) ob, welche mit den Klingenschmieden so wie mit den Scheerenschmieden und Verfertigern chirurgischer Instrumente die Innung der M.e ausmachen. Das Geschäft der M.e wird jetzt gewöhnlich in Messerfabriken (s. Messer) en gros betrieben.

Messerschnäbler (Ornith.), nach Oken, Vögelzunft, s. v. a. Kernenfresser, Krähen (s. d.).

Messersteinbach, s. Steinbach.

Messerzeiger, s. Grabstichel.

Meßfahnen (Jalons, Meßk.), 12—14 Fuß lange cylindrische Stangen von gutem trockenem Tannenholze, mit zwei abstechenden Farben (gewöhnlich roth und weiß von Fuß zu Fuß abwechselnd) angestrichen, oben mit einer Flagge, unten mit einem eisernen Schuh versehen, deren man sich bei Specialvermessungen zum Markiren entweder besonders wichtiger, od. solcher Punkte bedient, welche in Folge der Terrainbeschaffenheit einigermaßen hoch emporragender Bezeichnungen bedürfen, um in einiger Entfernung gesehen zu werden; vgl. Meßstäbe.

Meßfierant, jeder fremde eine Messe beziehende Kaufmann.

Meßfreiheit, s. Messe (Handelsw.).

Meßgabel, Werkzeug, welches aus zwei Schenkeln besteht und am unteren genau unter dem oberen stehenden Schenkel ein an einem Faden aufgehängtes Bleiloth trägt. Man bedient sich desselben zum Behufe genauerer Messungen, um den Punkt auf dem Meßtische, welcher den Platz, auf welchem man sich befindet, bedeutet, genau an die rechte Stelle zu bringen.

Meßgehülfe, s. v. a. Markthelfer.

Meßgerechtigkeit, s. v. a. Meßrecht.

Meßgewand (Kirchenw.), das Gewand, welches der Priester bei der Feier der Messe trägt und das nach den verschiedenen kirchlichen Zeiten, so wie nach dem verschiedenen Gegenstand der Feier verschiedene Farbe hat (s. Messe).

Meßgüter, **Meßwaaren**, die zur Messe gebrachten Waaren; sie genießen besondere Vergünstigungen.

Meßhals (Meßholz), österreich.-illyr. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Bischof-Teinitz; 150 Einw.

Meßhofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Landger. Roggenburg; 500 E.

Meßholz (Mezhols, Mezholec, Geogr.), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Chudenitz; 340 Einw.

Meßholz (Klafter), würtemberg. Brennholzmaß, s. Stuttgart.

Messiade (deutsche Lit.), s. Klopstock.

Messia lex, s. Messius.

Messianische Weissagungen, s. Messias.

Messias (vom hebr. Maschiach, entsprechend dem griech. *Χρίστος*, der Gesalbte), hieß der große Erlöser, Retter und Wiederhersteller, welchen die Juden erwarteten für die Zeiten der politischen und sittlichen Erhebung des Volks, welches in der Herrschaft Davids und der durch ihn gewonnenen Weltstellung ein Vorbild seiner Bestimmung zur Weltherrschaft erblickte. — Die messianischen Ideen, oder die Hoffnung von dem Erscheinen eines M. unter den Israeliten dürfen nicht als eine zufällige Erscheinung aufgefaßt werden: „sie gehörten, wenn auch nicht als Erwartung einer Person, in ihre Religion und in dieses Volk". Sie konnten sich aber erst nach dem Verlust der unter David und Salomo eingenommenen Weltstellung im Volke ausbilden, als das Reich, in sich gespalten und durch äußere Feinde bedrängt, vom Zusammensturz bedroht wurde und als mit dem Verfall seiner politischen Institutionen auch die Erhaltung des in ihm in eigenthümlicher Weise entwickelten religiös-sittlichen Lebens nicht mehr möglich schien. „Im Heldenzeitalter des israelitischen Volkes führt auch die Volkssage keine messianischen Hindeutungen auf; jene Zeiten lebten so ganz in der unmittelbaren Gegenwart, und in der sichtbaren Hülfe und Gunst der Gottheit, daß sie solcher Hoffnung nicht bedurften". Aber nachdem die Hebräer unter David ein schnell vorübergehendes goldenes Zeitalter erlebt hatten, wurde dieses das Ideal, welches die Propheten den Schilderungen einer bessern Zukunft zu Grunde legten. Ihren Anhaltspunkt hatten diese später erwachenden nationalen Wünsche und Hoffnungen in den Erwartungen und Erfahrungen der frühern Geschlechter, welche beim Untergange einer errungenen Kulturstufe nur lebendiger durchdrungen wurden vom Bewußtseyn der unverlierbar gewonnenen Güter des Geistes und damit auch von ihrer weltgeschichtlichen, ewigen Bestimmung, welche aber auch im Gefühl der Vergänglichkeit irdischer Formen nach einem Bleibenden nur eifriger zu suchen begannen. Diese Hoffnungen waren, wie wir sie bei den Patriarchen und noch bei den ältern Propheten aufbehalten finden, ganz allgemeinen Inhalts, Hoffnungen einer glücklicheren Lage in der Zukunft. Sie gestalteten sich aber, einmal in das prophetische Element des israelitischen Volkes aufgenommen, mit den bestimmter ausgeprägten Verhältnissen des Volkes und mit dem daran entwickelten Bewußtseyn immer konkreter. War nun zur Zeit Samuels das Mittel für ihre Realisirung das Königthum, weil man durch Centralisation der Kräfte allein die Möglichkeit des Sieges über die äußeren und inneren Feinde gewinnen konnte, so wurde, als auch diese Macht sich erschöpft hatte und nach der Theilung des Reichs nicht mehr leistete,

was man von ihr erwartete, die Einsicht immer verbreiteter, daß nicht in der Institution selbst, sondern in der Persönlichkeit, welche sie zu ihrem Träger verlange, dem Volke eine Rettung vor dem hereinbrechenden Verderben geboten werden könne. So machte man nicht mehr eine äußere und zufällige Form des Staatslebens, sondern die Sittlichkeit und zwar in konkretester Gestalt, die persönliche Tüchtigkeit zur Grundlage der Zukunft. In der Eigenthümlichkeit des jüdischen Volksgeistes lag es aber, daß die auf die Erscheinung eines tüchtigen Herrschers gebaute Hoffnung zugleich eine religiöse Färbung erhielt, indem man die für das königliche Amt nothwendige Tüchtigkeit, als eine Begabung mit höheren Kräften und die Persönlichkeit des Herrschers als einen Gesandten Gottes, oder als ein Produkt des im Volke lebenden religiösen Geistes auffaßte. Die Salbung war nach jüdischer Sitte die Weihe für das Priesterthum, sie war es später auch für das Königthum geworden, und beide, der Priester wie der König, empfingen durch sie nicht bloß das Zeichen ihrer unverletzlichen Würde, sondern auch ihrer rechtmäßigen und darum göttlichen Institution. Ganz folgerichtig wurde darum der König, welcher den Stuhl Davids einnehmen und den Glanz der davidischen Zeit wiederbringen sollte, in eminentem Sinne Gesalbter oder Maschiach genannt; er sollte als Gesandter Gottes auf Erden Gesetzgeber und Regent seyn. Je mehr aber durch die Geschichte Israels die Entstehung des nördlichen Reichs als ein Werk menschlicher Willkür und das früh hereinbrechende Verderben in demselben bis zu seiner letzten Katastrophe durch die assyrische Eroberung als eine Strafe des Himmels aufgefaßt wurde, desto bestimmter wurde die Berechtigung des davidischen Hauses zur Krone anerkannt. Wie anfangs aber überhaupt in Juda die wahren Israeliten einen Hoffnungsstern erblickten, so auch in der dort geschichtlich geheiligten Institution des Königthums, und in einer aus Davids Geschlecht entsprossenen und von seinem Geiste erfüllten Persönlichkeit. Die messianische Hoffnung wurde dabei der Mittelpunkt des gesammten späteren Judenthums. „Der Grund, daß die allgemein menschliche Hoffnung auf eine große und beglückte Zukunft im jüdischen Volke mit dieser Macht und Bestimmtheit hervortrat, war vorerst die Natur der Theokratie selbst, welche den Glauben mit sich bringt, daß das Reich des einigen Gottes einst siegreich und allgemein seyn werde; sodann die Meinung einer besondern Gunst vor Gott, welche im steten Unglück als der letzte Trost nur durch diesen Glauben an die bevorstehende Herrlichkeit des Volkes Gottes festgehalten werden konnte." In eine ganz eigenthümliche Entwickelungsphase trat daher die Messiasidee eben in den traurigen Zeiten des Exils. Wie der Entzweck der Messiaserscheinung die Verbreitung der höchsten Güter, welche der Israelit kennt, der Frömmigkeit und Tugend bleibt, so auch die Bedingung für die Realisirung der messianischen Hoffnungen Reue und Buße. Das äußere Elend aber, welches mit der Zertrümmerung seiner Herrschaft über das jüdische Volk gekommen war und wie eine Strafe getragen wurde, regte die Hoffnung auf die baldige Erscheinung des gottgesandten Retters und auf den Ablauf der Strafzeit nur gewaltiger auf. Während in der sinnlicheren Volksmeinung der Repräsentant und Bringer der neuen Zeit noch immer die Gestalt eines volksthümlichen Herrschers behielt „in Davids Art, mit seinem Glück und seiner Herrlichkeit", so wurde diese in den Kreisen, wo eine geistigere Auffassung durch einen höheren Grad von Bildung verbreitet war, allmählich in das Bild eines sittlich-religiösen Heros verklärt. Im Besitz des göttlichen Geistes, durch welchen alle anderen Gaben erst zur höchsten Potenz erhoben werden, mit dem tiefen Blick in das menschliche Herz begabt, u. mit einem Herzen für das Leiden seines Volkes schilderte schon Jesaias (Kap. 11) den M., als der das Volk recht lehren u. die Menschen richten u. den Armen erretten werde. Das Reich des M. ist ihm daher das Reich der siegenden Wahrheit: „vor dem Worte seines Mundes flieht die Lüge". Allein dieser Sieg und der Siegesheld treten erst in vollem Glanze in dem Pseudojesaias (Jes. Kap. 40—66) hervor: im Schmuck der Märtyrerkrone. Der Messiasbegriff identificirt sich mit „dem Knechte Gottes", der durch Lehren, Leiden und Sterben den neuen Friedensbund, gegenüber dem Widerstand der Welt voll Sünde, aufrichtet, und es erweitert sich sogar seine nationale Fassung, in sofern sich die Hoffnung auf die Verwirklichung der theokratischen Wünsche an den Siegeslauf eines heidnischen Königs anschließt und auch Cyrus mit den Prädikaten und Aufgaben des Knechtes Gottes geschmückt wird. „Wie man überhaupt Staat und Religion in der Theokratie als eins faßte, so sah man auch in der Einheit eines Weltreichs den ersten Schritt zur Verwirklichung einer Weltreligion oder der Bestimmung Israels, als des Choragen der religiösen Entwickelung in der Menschheit." In den ersten Zeiten der Rückkehr aus dem Exil blieb die messianische Erwartung noch lebendig. Der Tempel stand, und „bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr" verkündigte der Prophet. Bei den Juden wurde die Vorstellung von einem Vorläufer des M., der, gewaltig im Geiste des Elias wirkend, ihm den Weg bahnen werde, gäng und gebe. Bei den Samaritern entstand mit ihrer Absonderung auch die Hoffnung auf einen besonderen M., der aus dem Stamme Josephs kommen sollte. Allein je mehr sich jene ängstliche Gesetzesrichtung im Volke entwickelte und auch der flüssige Begriff der Offenbarung in dem festbegrenzten Kanon erstarrte, desto mehr trat das Bewußtseyn von einem neuer Offenbarung baren u. leeren Zeitalter hervor. Das Bedürfniß neuer u. abschließender Vermittelung der religiösen Substanz im menschlichen Geiste blieb, allein es verschwand vor dem Glück, welches die Siege der Makkabäer gaben, die Hoffnung auf das Erscheinen einer messianischen Persönlichkeit. Nicht ein künftiges Glück, nur die Dauer des gegenwärtigen Zustandes wünschte man, „daß jeder un-

ter seinem Feigenbaume sitzen" und die Früchte des Sieges genießen könnte. Ein totaler Umschwung trat indessen ein, als von neuem das Joch der Knechtschaft auf Israels Schultern gewälzt wurde. Hatte aber der Sadducäismus in seiner kosmopolitischen Richtung das nationale Wesen seines Volkes verkannt und darum auch das messianische Element, „in welchem das israelitische Volk erblühte und welkte", verworfen, so hatte das Phärisäerthum, welches die nationale Richtung repräsentirte, doch nur die Vorstellung einer Wiederkehr davidischer Zeiten, höchstens eines Befreiers von der politischen Knechtschaft vermöge seiner äußeren Auffassung der Geschichte und des in ihr ausgesprochenen Geistes als Trost für diese Tage nationalen Unglücks zu retten vermocht. — Als Jesus von Nazareth auftrat, schloß er sich, alle politische Beziehung aufgebend, an die Messiasidee an, wie sie sich in den Propheten entwickelt hatte und in einzelnen frommen Gemüthern bald bewußter, bald unbewußter, aber doch leicht erregbar fortlebte, „u. er ist der M. geworden, eben so sehr durch freien Entschluß, als durch Vorausbestimmung und Schickung" (s. Christus). Als aber an ihm und in seinem Kampfe gegen die sinnliche Vorstellung seiner Zeitgenossen die Weissagungen der Propheten erfüllt wurden, da ward der Blick in die innere Entwickelung der Messiasidee und in deren Nothwendigkeit eröffnet. Die Schriften seiner Jünger, welche ihre ganze Lebensaufgabe darin fanden, den Gekreuzigten und Auferstandenen als den im alten Testament verheißenen M. und von Gott der Menschheit zum Heil gesandten Retter zu verkündigen, sind voll Nachweisungen der messianischen Würde und der Nothwendigkeit der Schicksale, die ihn betroffen haben. Noch jetzt wird Jesus von den meisten der in seinem Namen Getauften in diesem Sinne verehrt. Nur die Juden und Gnostiker waren vom Anfang an dieser Lehre entgegen. Jene, weil er ihre sinnlichen Vorstellungen nicht befriedigte, diese, weil sie Christus für höher und erhabener hielten, als ihn die Evangelien stellten. Beiden gegenüber hielt die Kirche an der Behauptung fest, daß Jesus der im alten Testamente verheißene M. sey, und erklärte die Stellen, in welchen der M. als ein irdischer König dargestellt wird, für allegorisch, oder bezog sie auf die Wiederkunft Christi und die Vollendung seines Reiches. Für beide Wege gab das neue Testament schon die Fingerzeige und die Berechtigung. — Es läßt sich aber nicht leugnen, daß der messianische Charakter Jesu oftmals zu sehr hervorgehoben worden ist. Ja, man hat oft rohjüdische und zum Theil im Judenthum gar nicht nachweisbare Vorstellungen auch im Leben Jesu und seiner Apostel vorausgesetzt. Denn Jesus stellt sich in den Evangelien, wo er das Prädikat des M. in Anspruch nimmt, oder von sich gelten läßt, mehr im Sinne eines Volksretters dar, und zwar entschieden in geistiger und allgemeiner Beziehung. „Daher denn auch seine Jünger schon, besonders aber nach seinem Tode und den Ereignissen, welche auf diesen folgten, theils den Messiasbegriff erweiterten und vergeistigten, theils mit anderen gangbaren Prädikaten erhabener Wirksamkeit an Gottes Statt verbanden; theils endlich Vorstellungen sowohl von Jesu als von seinem Werke faßten, welche unmittelbar von der Person Jesu und aus seinem Wort und Handeln abgenommen und höherer Art waren" (Baumgarten-Crusius; vgl. Christologie). — Eigenthümlich haben sich die messianischen Hoffnungen im jüdischen Volke ausgebildet und abgeschlossen. Den Zeitgenossen Jesu war im Allgemeinen die Vorstellung von dem M. als einer Erscheinung aus einer höheren Welt eben so fremd, wie die Einsicht in die Nothwendigkeit seines Leidens, doch konnte durch mancherlei Volksmeinungen u. durch einzelne Stellen des alten Testaments, z. B. Jesaias Kap. 52, dem Glauben an einen Versöhnungstod desselben vorgearbeitet seyn. Sobald man nur das Außerordentliche der messianischen Bestimmung recht erwog, läßt sich auch erwarten, daß man für die Erreichung derselben eine außerordentliche Person als nothwendig erachtete. Wie mächtig aber die messianischen Ideen im jüdischen Volke zu Jesu Zeit auflebten, beweisen die bald nach seinem Tode auftretenden Pseudomessiasse und der große Anhang, welchen dieselben überall fanden, auch noch fanden, als ihre Wirksamkeit erprobt worden war an dem Worte des Gamaliels: „ist's Menschenwerk, so wird's untergehen". Vielleicht gehörte zu ihnen schon jener Simon Magus, welcher sich „eine große Kraft Gottes" nannte, doch erregte er keine politische Erhebung wie Bar Kochba, an den selbst ein berühmter Rabbine Akiba sich anschloß, bis sein Glücksstern erlosch. — Es war umsonst, daß die Schule Hillels die messianischen Hoffnungen fallen ließ, sie lebten fort. Im 5. Jahrhundert trat auf der Insel Kandia ein berühmter Prätendent der Messianität auf, Namens Mose, im 6. ein anderer Namens Julian in Palästina. Im 8. Jahrhundert lebte in einem spanischen Juden der Glaube an eine messianische Sendung auf und er wollte seine Volksgenossen nach Palästina führen, um das Reich der Vorfahren einzunehmen. Vorzüglich traten im 12. Jahrhundert viele Schwärmer mit ähnlichen Ansprüchen auf, namentlich in Persien, Arabien, Medien, aber auch in Europa, in Spanien, Frankreich und in Mähren. Noch im 17. Jahrhundert machte sich ein aus Aleppo gebürtiger Jude, Sabatai Levi, einen Namen als M., wendete sich aber zuletzt dem Islam zu. — Die spätere rabbinische Tradition ist zur Erweckung solcher Hoffnungen ganz geeignet. Im Einzelnen geht sie oft sehr aus einander und widerspricht sich selbst. Doch im Allgemeinen lassen sich folgende Hauptzüge deutlich erkennen. Der Erscheinung des M. werden Zeiten vorangehen, in welchen, „wenn ein Unglück begonnen und noch nicht sich geendet hat, ein neues eintreten würde". Die Engel werden mit den Posaunen blasen und die Todten aus den Gräbern hervorgehen. Diese letzten Zeiten vor der Erscheinung des M., in welchen sich alle Uebel und Schrecken der Natur und des Menschenlebens bis zu ihrer höchsten Potenz erheben, aber damit auch erschöpfen, heißen

die Messiaswehen (Chable Maschiach), nach Daniel Kap. 9. Sie sollen durch die Leiden, welche sie für das Volk Gottes herbeiführen, auch Buße und Entsündigung desselben bewirken. Mit dem Eintritt der messianischen Zeit erhalten die Juden die ausgedehnteste Macht über alle Völker. Als König, groß und mächtig, soll der M. in Zion herrschen über das in der Heimath seiner Väter wieder versammelte Volk. Sein Name wird den Ruhm Salomo's übertreffen wegen seiner Gerechtigkeit und wegen der Wunder, die er vollbringen wird. Wer sich ihm widersetzt, der wird von Gott vernichtet. — Es sollen aber zwei M.e auftreten. Nach Einigen sollen Joseph und David selbst wiederkommen, nach Andern ein Sohn Josephs oder Ephraims und ein Sohn Davids. Als Zeichen der Ankunft des M. geben die Rabbinen dann an: es werden 3 Könige regieren, welche den Dienst Gottes heucheln, aber Verführung und Verwirrung anrichten, es werden Krankheiten eintreten und ein Thau von Blut fallen, dessen Genuß, unschädlich den Frommen, die Gottlosen tödtet; es wird sich die Sonne verfinstern und Edom über den Erdboden herrschen; es wird Armillus oder der Antichrist geboren und der Eintritt der Messiaswehen erfolgen. In dem ersten M. wiederholt sich die Geschichte seines Stammes und Stammvaters; auf Unheil und Gefangenschaft folgt die Erhebung zu hohen Ehren. Nachdem die 10 Stämme zurückgebracht sind, offenbart er sich zuerst in Galiläa, aber nicht als König, sondern als der erste nach dem König. Nun beginnt der Kampf mit Edom und Armillus. Der Sohn Josephs fällt in diesem Kampfe, den er nicht um seiner selbst willen unternimmt, sondern für den Sohn Davids. „Er nimmt alle Strafe auf sich und bringt sich selbst dar, gibt seine Seele in den Tod und in seinem Blute wird das Volk Gottes entsühnt." Bei der Auferstehung soll er dafür Lohn und Ehre empfangen. Jetzt erst wird sich der zweite M. in Zion auf den Stuhl Davids setzen, den Krieg gegen Armillus und einen neuen Antichrist Schamael siegreich vollenden, worauf dann das Reich Israel sich zu neuer und herrlicher Blüthe erhebt und der Tempel wieder aufgebaut wird. Das Reich des M. wird dann aber 5630 Jahre bestehen. Einige lassen nun den M. sterben und Sohn und Enkel ihm folgen, Andere aber verleihen ihm Unsterblichkeit und lassen ihn alle Menschen durch die Auferstehung Gott zum Dienste weihen. — Wie hier bei den Rabbinen, so kulminirt auch bei den christlichen Sekten, welche erst eine Vollendung des Christenthums durch den Paraklet annahmen oder die Wiederkunft Christi in den Mittelpunkt ihrer Hoffnungen stellten, die Messiasidee in dem tausendjährigen Reiche (vgl. Chiliasmus).

Messidor, der 10. Monat des republikanischen Kalenders.

Messier (Biogr.), Charles, französ. Astronom, geb. 1730 zu Badonville in Lothringen, war anfangs Gehülfe des Astronomen Delisle, später Astronom bei der Marine. Die Revolution raubte ihm seine Stellung, doch ward er später entschädigt und † zu Paris 1817. Seine Beobachtungen, deren Kalkulation er stets Andern überließ, sind meistentheils in den Mémoires der Akademie und den Connaissances des temps aufgenommen.

Messier (Astron.), Sternbild, s. v. a. Erntehüter.

Messiessy, austral. (50.) Vorgebirg, Neuholland, an der Nordwestküste, in de Witts-Land.

Messimera, europ.-türk. Ort, Macedonien, Sandsch. Salonik (38 d), an der Ostküste des Busens von Salonik.

Messin (Handlsw.), Gattung Moselwein, die in der Nähe von Metz gewonnen wird. Man handelt ihn auf der Stelle nach Hottes von 22 Pots.

Messin (Geogr.), ehemalige Landschaft in Lothringen mit 150,000 Ew. Hauptstadt: Metz; jetzt vertheilt unter die Departements Ardennen, Mosel, Maas.

Messina (Geogr.), 1) ital. Provinz (Intendantur), auf der Insel Sicilien, umfaßt den nordöstl. Theil derselben oder die größere Hälfte des Val di Demona, wird westlich von der Intendantur Palermo, südlich vom Vorgebirge Faro begrenzt und erstreckt sich vom Meere bis an den Aetna, hat einen Flächenraum von 1048 ital. oder 65,5 geogr. □M., 4 Distrikte (Castro-Reale, Mistretta, Patti u. M.) und (1845) 349,180 Einw. Dazu gehören auch die 11 Eilande der Liparen. — 2) Hauptstadt der Provinz und Freihafen, liegt unter 38° 24′ nördl. Breite und 33° 27′ östl. Länge, am Fuß des pelorischen Gebirges und an der Meerenge gleichen Namens, mit 9000 Häusern und etwa 70,000 (nach Andern 84,000) Einw., darunter 12,000 Mönche, Nonnen und Geistliche. Die Lage dieser Stadt ist paradiesisch und ihr Hafen, der 1000 Schiffe faßt, einer der größten, schönsten und sichersten der Welt. Eine kreisförmige, von Südwesten nach Nordosten ins Meer hineinlaufende Erdzunge bildet ihn u. auf deren äußerster Spitze steht ein Faro oder Leuchtthurm. Die sichelförmige Gestalt der Landzunge (la Panchette genannt), gab der Stadt im Alterthum den Namen Zancle. Landeinwärts erheben sich halbmondförmig mehre Bergreihen, auf denen 3 feste Schlösser, Gonzaga, Griffone und San Salvador, jetzt in Ruinen versinken. Das letztere, die Citadelle und die Schanze, Castellazzo, beschützen den Hafen, der seit 1732 zwar ein Freihafen ist, ohne daß jedoch der Handel dadurch gehoben worden wäre. — M., einst so blühend, hat schon viel Unglück erlebt, namentlich im J. 1741 eine schreckliche Pest und 1783 ein furchtbares Erdbeben, welches die halbe Stadt in Trümmer warf, aus deren Schutt sie erst in der neuern Zeit wieder vollständig erstanden ist. In neuester Zeit hebt sich auch der Handel wieder etwas, namentlich mit Südfrüchten, Seide und andern Landesprodukten. Die neuen Häuser, früher 4 bis 5 Stockwerke hoch, sind jetzt, um die Erdstöße unschädlicher zu machen, nur 2 Stockwerke hoch gebaut, die Straßen breit und gerade, sind mit Lava gepflastert; die Hauptstraßen sind der Corso und die Ferdinanda. Der erstere theilt die Stadt in die See- und Hügelstadt. Das Ganze sieht

frei und heiter aus, aber ist dabei todt, still und einsam. Ein verlassener Hafen, wenig Industrie, keine Künste, schlechte Unterrichtsanstalten, viele Geistliche, ein mäßiger Adel und ein elender Pöbel bezeichnen M. Das meiste bewegliche Leben herrscht an der Palazza, einer Straße (oder Platz) am Hafen, dem beliebtesten Spaziergang der Einwohner. Hier wogt die schöne Welt auf und ab, und hier hat man die schönste Aussicht über die Meerenge, das gegenüberliegende Kalabrien mit seinem terassenförmiganſteigenden, mit Landhäusern und üppigen Fluren bedeckten Gestade und über die gleich hinter M. aufsteigenden Berge, mit ihren zerrissenen Felsenspitzen und schroffen Thalabschnitten, die überall die Spuren großer vulkanischer Erschütterungen tragen. Geschmacklose Bildsäulen sieht man auf den meist leeren öffentlichen Plätzen. Dahin gehören der Malteserplatz und der Domplatz. Die bedeutendsten Kirchen sind der gothische Dom Madonna della lettera, mit Monumenten, antiken Säulen und einem prachtvollen Hauptaltar; die Kapuzinerkirche mit 2 Gemälden von Caravaggio; die Kirche della Candarella mit einem Gemälde von Hieronymus von M. Von öffentlichen Gebäuden sind ferner zu nennen: die Börse, das große Spital, der Monte di Pieta, die Getreidespeicher, der Senatorenpalast oder das Rathhaus, noch nicht vollendet, der erzbischöfliche Palast, das Seminarium, das Zeughaus, die beiden Theater. M. ist der Sitz des Großmeisters vom Malteserorden, eines Erzbischofs, eines Handels- und Oberappellationsgerichtes, eines Gymnasiums, einer öffentlichen Bibliothek. An der Südseite, nahe am Meer, ist die starke Citadelle. Von den Engländern sind 1808 und 1809 noch mehre Werke angelegt worden, und M. ist überhaupt der wichtigste militärische Punkt Siciliens. Man lebt in M. wohlfeil; die Luft ist gesund und heilsam für geschwächte Naturen. Im August ist in der Stadt eine große sehr belebte Messe, und unter den Kirchenfesten ist das Fest **Varra** das glänzendste. Fischerei und Seidenweberei bilden die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Es gibt gegen 3000 Seidenstühle. Sonst bereitet man noch Leinwand, Leder, Oel, Wachs, Essenzen und verschiedene Holzarbeiten. Der Aktivhandel bezieht sich auf Südfrüchte, Seidenstoffe, Lakritzensaft, Weinstein und Essenzen. Mehr darüber s. unten. Vor dem Hafen liegt das große Lazareth Loggia, und von dem Kloster San Gregoria hat man die herrlichste Aussicht über die Meerenge; in demselben befindet sich auch eine geschmackvoll geschmückte Kapelle. Die Straße Marina längs dem Meeresufer ist eine Meile lang.

Handel und Schifffahrt von M. im Jahre 1850 (nach einem Berichte des preußischen Konsuls). Die wichtigsten Artikel, welche während des Jahres 1850 hier importirt worden sind, und welche überhaupt regelmäßig jährlich dem hiesigen Markte zugeführt zu werden pflegen, sind folgende: Manufakturwaaren, wollene, baumwollene, leinene, seidene, halbseidene ꝛc.; Kolonialwaaren, Zucker, Kaffee, Pfeffer ꝛc.; Felle, Häute; Metalle, Eisen, Kupfer, Blei; Holz, Balken und Breter; Fische, Stock- und Klippfisch; Tabak, roher und fabricirter, Cigarren; Quincaillerie- u. Modewaaren; Steinkohlen; Droguerie- und Farbewaaren; Getreide für den Porto franco von M. Von Manufakturwaaren war, wie gewöhnlich, der weitaus größte Theil des Imports englisches Fabrikat und so ziemlich von allen Artikeln der ausgedehnten englischen Manufaktur-Industrie, als: Druckwaaren, weiße Waaren, Manchester, Sammet, baumwollene Taschentücher, irische Leinwand, Tülls, wollene Waaren, Bettdecken, Garne, leinene, wollene und Twist ꝛc. Die Einfuhr dieser Waaren findet theils mit Dampf-, theils mit Segelschiffen ununterbrochen das ganze Jahr direkt von England Statt und ist von einem sehr ansehnlichen Werthe. Auch über Marseille, Genua und Triest werden hier jahraus jahrein Waaren der obengenannten Kategorien von verschiedenem Ursprung importirt, die aber ohne Ursprungscertifikat anlangen, und es ist daher nicht möglich, das Produktionsland dieser Manufakturen herauszufinden. Unter den Tüchern kommen neben belg. u. franz. bedeutende Sendungen aus Rheinpreußen hier an, welche die Fabrikanten von Eupen, Aachen, Dürren, Burtscheid, Montjoie, Lennep ꝛc. an die hiesigen Kommissionärs meistens für eigene Rechnung senden. Die sächs. und böhm. Tücher, die in den letzten Jahren in größern Quantitäten hierher gekommen, haben übrigens wegen ihrer guten Ausstattung und der billigen Preise dem Verkauf der sogenannten niederländischen Tücher starken Abbruch gethan. Die Einfuhr von bielefelder und sächsischer Leinwand, wollenen und baumwollenen Strumpfwaaren verdient in Betracht der anlangenden Quantitäten schon eher Beachtung. Der hiesige Konsumo von elberfelder Seiden- und Halbseidenzeuchen, wollenen und baumwollenen Bändern von Barmen scheint eher im Ab- als im Zunehmen zu seyn. Von schweizer Manufakturwaaren, wovon früher hier viel Umsatz war, kommt jetzt sehr wenig hierher. Felle u. Häute langen das ganze Jahr hindurch hauptsächlich von Genua, England und vom schwarzen Meer kommend, in belangreichen Quantitäten an. Im letzten Jahr gerieth die Einfuhr etwas ins Stocken, da die hiesigen Gerbereien (wegen der aufgetauchten Fragen, die die Ausfuhr dieses Artikels aus dem Freihafen von M. nach irgend einem anderen Punkte des Königreichs in Frage stellten) plötzlich ihre Arbeiten suspendirten. Die Angelegenheit ist noch nicht entschieden. Lackirte Kalbfelle treffen nun auch ziemlich regelmäßig ein; ein Theil derselben ist Fabrikat aus den Staaten des deutschen Zollvereins. Raffinirter Zucker wird wegen der Zollsätze, die für gestoßene Waare einen bedeutenden Unterschied gegen Zucker in Broden bilden, ausschließlich gestoßen eingeführt, meistens von Holland, doch auch von England und Antwerpen. Surrogate dafür kennt man hier nicht. Die Einfuhr belief sich im letzten Jahre auf circa 30,000 Cantar im Werthe von circa 135,000 Unzen. Von Kaffee ist der Konsumo im Verhältniß gering. Es sind im Ganzen circa 10,000

Cantar im Werth von 76,000 Unzen eingeführt worden. Die Einfuhr von Pfeffer wird auf 4000 Säcke im Werth von 20,000 Unzen angeschlagen. Von Eisen wird beinahe ausschließlich englisches konsumirt, davon sind circa 48,000 Cantar im Belauf von circa 44,600 Unzen hierhergekommen, von russischem 1000 Cantar im Werth von circa 2500 Unzen. — Sicilien ist ein sehr armes Holzland, ein großer Theil des Holzbedarfs muß von außen eingeführt werden, namentlich versorgt man sich von Kalabrien mit Bau- und Brennholz, Faßdauben ꝛc. Doch von letztern ist die Einfuhr von Amerika jetzt im Zunehmen. Breter, Balken, Planken wurden im letzten Jahre von Fiume, Triest, Venedig in 48 Ladungen im Belauf von circa 100,000 Unzen eingeführt. Von Finnland kamen 4 Ladungen im Werth von circa 5000 Unzen an. Es sind 12 Ladungen Stockfische, circa 14,400 Cantar, im Werth von circa 40,000 Unzen, und Klippfisch 5 Ladungen im Werth von 8000 Unzen eingebracht worden. Im letzten Jahre war die Einfuhr von rohem und fabricirtem Tabak nicht erheblich, da die Vorräthe aus den vorhergehenden Jahren noch bedeutend waren. Auf diesem Artikel lastet ein nicht unbedeutender Zoll außer der Konsumtionssteuer; man kann ihn nicht für den Depot in Porto franco deklariren, sondern muß den Zoll darauf gleich entrichten. Von Steinkohlen sind 48 Ladungen im laufenden Jahre von England eingeführt worden, im Werth von circa 14,500 Unzen. Die hauptsächlichsten Artikel, welche im Laufe des letzten Jahres von hier exportirt wurden, sind folgende: Rohe Seide. Die Seidenzucht, welche in letzter Zeit in hiesiger Gegend und in Kalabrien sehr veredelt worden, gewinnt immer mehr an Bedeutung. Die ordinären Landhaspelgrèges, die auf dem Lande von den Bauern gesponnen werden, werden immer seltener, und die Einrichtungen, um feine Grèges a la piemontaise zu spinnen, sind nun allenthalben zu finden. Im letzten Jahre sind 600,000 Pfund Seide versandt worden, hauptsächlich nach Frankreich und England im Betrage von circa 700,000 Unzen. Nach der Schweiz und Deutschland ist nur sehr wenig von hier gesandt worden. Olivenöl nach England und Rußland war die Hauptausfuhr, doch sind auch einige Ladungen nach Stettin und Hamburg gemacht worden. Das Quantum, welches verschifft wurde, war nahe an 800,000 Caffisi im Werthe von circa 700,000 Unzen. Schwefel wird hauptsächlich von der Südküste verschifft, nur Weniges als Ballast von hier aus. Die hiesigen Häuser lassen die Abladungen durch ihre Agenten an der Südküste vornehmen. Die Ausfuhr beträgt jetzt nahe an 1,200,000 Cantar jährlich. Seit Anfang des letzten Jahres ist wieder ein Zoll von T. 2 p. C. auf die Ausfuhr dieses Artikels gelegt worden. Von Mandeln empfängt und versendet M. einen bedeutenden Theil der Ernte, die auf 50,000 Cantar jährlich angeschlagen wird. Alcamo-Sumach wird mehr über Palermo aus expedirt, und hiesiger Platz hat weniger Verkehr in diesem Artikel. Essenzen von Bergamot, Orangen, Citronen. Man schätzt die Produktion auf 860,000 Pfd. jährlich, die von hier nach allen Gegenden hin versandt werden, im Werth von 325,000 Unzen. Der Handel beschäftigt sich hier viel mit Leinsamen, aber die Verschiffungen geschehen meistens von Catania oder Licata aus. Von Baumwolle, die im Lande selbst gewonnen wird, kommt nichts mehr hierher. Was nicht im Lande verbraucht wird, geht von Catania nach Neapel. Sicilien hatte im vorigen Jahre eine sehr ergiebige Ernte an Saatfrüchten und Getreide. Von den Küstenplätzen werden dicke Bohnen ꝛc. meistens nach England abgeladen, wohin auch von Catania die wenigen Ladungen weicher Weizen gehen, die in Sicilien producirt werden. Hauptsächlich wird nur harter Weizen gewonnen, für welchen sich das Terrain besser eignet. Von grünen Früchten exportirt M. jährlich 500,000 Kisten. Amerika, England und alle nordischen Nationen sind bei diesem Handel betheiligt, namentlich machen darin die Dänen die Zwischenhändler. Sie schicken ihre Schiffe hierher, lassen sie mit Früchten für Petersburg, Hamburg ꝛc. beladen und nehmen meistens in der Waare, für welche sie eine gute Fracht machen, einen Antheil von einem Drittel bis zur Hälfte, während der andere Antheil für Rechnung des Empfängers der Ladung geht, meistens nach Abzug eines Sechstels, für welches sich der hiesige Absender betheiligt. Von Citronen wurden versendet circa 160,000 Kisten, Werth 80,000 Unzen; von Apfelsinen circa 340,000 Kisten, Werth 204,000 Unzen. Auf der Insel Lipari werden durchschnittlich 20,000 Fäßchen Korinthen jährlich gewonnen, die meistens von hier nach Triest und von da nach Ungarn gesandt werden. Dieser Artikel stand im vorigen Jahre sehr niedrig, und die obige Quantität kann man nicht höher als 40,000 Unzen veranschlagen. Von gereinigtem Weinstein (Cremor Tartari) beläuft sich die meistens für England und Nordamerika bestimmte Ausfuhr auf circa 15,000 Cantar, Werth 105,000 Unzen. Haselnüsse, Ausfuhr nach Rußland circa 80,000 Säcke, im Werth von 200,000 Unzen. Lakritzensaft wird nach allen Gegenden versandt. Die Ausfuhr beträgt 6000 Cantar, im Werth von 42,000 Unzen. Leinwand, Lumpen, 20,000 Cantar, werden jährlich hauptsächlich für England und Nordamerika versendet, im Werth von 60,000 Unzen. Wein; Marsalawein ist die einzige Sorte, die im Großen versandt wird. Diese Geschäfte gehen aber meistens direkt von Marsala aus. Die Aufhebung der frühern englischen Schifffahrts-Gesetze hat einen günstigen Einfluß auf die Schiffe beinahe aller Flaggen gehabt, da man sie nun für England befrachten und abladen kann; nur solche Waaren, die, wie z. B. Oel, einem starken Ausfuhrzoll unterliegen, muß man mit privilegirter Flagge zu exportiren suchen, und so können preußische Schiffe, obgleich die preußische Flagge in Folge des bestehenden Handelstraktats eine privilegirte ist, doch nur dann für Artikel, die einen Ausfuhrzoll bezahlen, befrachtet werden, wenn diese für Stettin ꝛc. bestimmt sind. Nun ist aber ein zu berücksichtigender Umstand, daß ein großer Theil Preußens hiesige Ausfuhr-Produkte über Holland, Hamburg ꝛc. einführt, was nicht mit

preuß. Schiffen geschehen kann, weil bei einer von hier nach Holland vorzunehmenden Expedition die holländische Flagge allein neben der neapolitanischen gleichberechtigt ist, und dem Nichtgleichberechtigtseyn der hamburg. Flagge dadurch vorgebeugt wird, daß man die Expeditionen unter dänischer Flagge nach Altona vornimmt. Es ist dies ein Nachtheil, welcher der preußischen Schifffahrt in gewisser Hinsicht erwächst. Der Import von Preußen hat, wenn er nicht abgenommen, doch seit einer Reihe von Jahren keine Zunahme erfahren. Dagegen wird der Export dahin immer wichtiger. Namentlich hat sich die Konsumtion von Schwefel seit 6 bis 8 Jahren in Preußen und dem Zollverein in auffallender Weise vergrößert. Der hier in Kraft befindliche Zolltarif ist der allgemein für das Königreich beider Sicilien gültige. Dagegen genießt M. immer noch einen ganz besondern Vortheil bei Verzollungen, indem bei dem Ausgang aus dem Porto franco manche Waaren einen Nachlaß von 15 Proc. auf den Tarifsatz erhalten. Die Quarantäne wird hier im Lazareth-Hafen vorgenommen, doch werden Schiffe nicht zugelassen, die aus der Pest verdächtigen Gegenden kommen, wenn sie nicht zuvor in einer Reinigungsquarantäne die vorschriftsmäßige Quarantäne abgehalten haben. Die Quarantäne-Bestimmungen wechseln hier häufig. Man ist hier so streng, daß man bei dem leisesten Anlaß und ganz willkürlich diese oder jene Provinzen mit einer ebenso willkürlich längern oder kürzerern Quarantäne belegt. Die preuß. Sanitäts-Behörde ist unter dem Ressort der obern Behörde von Palermo, die unabhängig von Neapel schaltet, und so geschieht es oft, daß Fahrzeuge, die allenthalben auf dem Kontinent Praktika haben, hier im gleichen Lande eine lange Quarantäne abhalten müssen. Der gesetzliche Zinsfuß ist hier 6 Proc. pro Jahr, und gute Wechsel werden dazu immer diskontirt. Die Verkäufe geschehen hier meistens auf Zeit. Diese ist wieder verschieden nach der Art der Artikel. Felle und Häute werden auf 8 bis 12 Monate, Manufakturwaaren auf 6 Monate, Kolonialwaaren, Fische 2c. meistens auf 3 bis 4 Monate verkauft. Die Produkte der Insel selbst werden aber immer per comptant verkauft und nur mit höchst seltenen Ausnahmen auf Zeit. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Gewerbs- und Fabrikthätigkeit bilden: a) Möbelschreinerei; b) Stuhlflechterei, hauptsächlich werden hier Stühle mit Sitzen aus der Aloepflanze verfertigt; c) Bandwebereien (seidene Bänder); d) Fabriken zur Reinigung des Weinsteins; e) Fabriken zum Einkochen des Citronensaftes; f) Fabriken von baumwollenen und leinenen Stoffen, hauptsächlich Musselinen; g) Gerbereien; h) die Seidenspinnereien sind hier der hauptsächlichste Gegenstand der Fabrikthätigkeit. Die größten und akkreditirtesten derselben sind Eigenthum von Ausländern. Beinahe das ganze Jahr hindurch wird M. von Handlungsreisenden besucht, am meisten von solchen, die für englische Häuser Geschäfte machen, doch sind auch häufig preuß. Reisende hier, namentlich für Tücher von iserlohner, schwelmer, solinger Häusern, auch für Barmen und Elberfeld. Die hier gebräuchlichen Münzsorten sind die neapolitanischen Piaster, halben Piaster u. s. w.; auch kommen span. Thaler häufig vor. Es ist hier gebräuchlicher, Bücher und Rechnungen in Unzen (von 3 Dukaten Münze) zu führen, als in Dukaten, wie in Neapel, man rechnet: 1 Unze = 30 Tari = 600 Gran; 1 Tari = 20 Gran; 1 Tari ist = 1 Carlino in Neapel; 2 Gran hiesig = 1 Gran in Neapel; Gewicht des Cantaro = 100 Rotoli = 250 Pfund; 100 Rotoli in Sicilien = 89 Rotoli in Neapel; 100 Rotoli in Sicilien = 79¼ Kilogr.; 1 Salma hat 16 Tumoli legali, und 1 Salma harter Weizen wiegt circa 252 Rotoli; 1 Caffiso Oel = 13¾ Rotoli. **Rechnungsart, Münzen** 2c. Siciliens, s. **Palermo**; **Maße und Gewichte**, s. **Palermo**.

Geschichtliches. Die ältere Geschichte der Stadt s. u. A. **Messana**. — Nach dem Untergang des weströmischen Reichs theilte M. die Schicksale Siciliens. Im J. 1058 ward es von den Saracenen erobert, die aber zu Anfang des 13. Jahrh. wieder daraus verjagt wurden. Hier ward 1233 von Friedrich II. ein sicilischer Reichstag abgehalten, wo Gesetze für die Insel erlassen wurden. Im J. 1282 fing von hier die sicilian. Vesper an, so wie 1671 hier auch ein Aufstand gegen die harte spanische Regierung ausbrach. Die Aufständischen riefen die Franzosen zu Hülfe, von welchen 1675 die Spanier in einer großen Seeschlacht besiegt wurden. Aber schon 1678 mußten die Franzosen die Stadt wieder räumen, worauf sie unter die spanische Herrschaft zurückkehrte. Im J. 1713 ward sie von dem Herzog von Savoyen besetzt, 1718 wieder von den Spaniern erobert, 1719 von den Kaiserlichen und 1735 abermals von den Spaniern eingenommen. In der neuesten Zeit brachte die Erhebung Siciliens gegen die neapolitanische Herrschaft der Stadt durch eine Belagerung die härtesten Drangsale, und sie mußte sich, wie die ganze Insel, wieder unter das neapolitanische Joch beugen. S. **Siciliens Gesch.**

Messina (Biogr.), Antonello da, s. **Antonello da Messina**.

Messinawein, s. **Malvasier**.

Messines, belg. Flecken, Prov. **West-Flandern**, südöstl. von Ypern; 1300 Einw.

Messing (franz. Laiton, cuivre jaune; engl. Brass), eine Legirung von Kupfer und Zink, wurde 1550 von Erasmus Eber zuerst auf direktem Wege dargestellt, früher nur aus Kupfer und geröstetem Galmei mit Zusatz von Kohlenstaub gewonnen (Aurichalcum der Alten). Die Bereitung des M. geschieht jetzt noch zum Theil nach der alten Methode aus den erwähnten Materialien auf folgende Weise: Das Kupfer wird im granulirten Zustande oder als Blechschnitzel angewendet. Den Galmei kalcinirt man, um den Wassergehalt und die Kohlensäure zu entfernen, und mahlt und siebt ihn. Auf 3 Th. Kupfer nimmt man 3 Th. Galmei und 2 Th. Kohlen. Hierbei wird das Zinkoxyd des Galmei's durch die Kohle reducirt, die sich entwickelnden Zinkdämpfe durchdringen das Kupfer und bilden damit M., das sich am Boden des Tiegels zu einem

Klumpen vereinigt. Fast allgemein ist jetzt die Benutzung des metallischen Zinks, mit dessen Anwendung viele Vortheile verbunden sind. Das metallische Zink ist wohlfeil, das Schmelzen selbst wird in kürzerer Zeit vollbracht, das Volum der Beschickung ist kleiner und der Aufwand an Brennmaterial geringer. Man wendet das Zink theils in dicken Platten, welche in passende Stücken zerbrochen werden oder in hierzu besonders geformten Stücken an. Die früher gehegte Befürchtung, es würde bei Anwendung des regulinischen Zinks wegen der Flüchtigkeit desselben ein beträchtlicher Abbrand Statt finden, hat die Erfahrung widerlegt.

Als Muster der deutschen Messingarbeit kann die auf dem Messingwerk zu Hegermühl am Finowkanal aufgestellt werden. Hier bedient man sich folgender Beschickung oder Einsatzes: 41 Pfund Abfall (Messingblechabschnitzel, schadhafte Kessel und sonstigen Abgang, altes Bruchmessing, ferner die aus dem Messingsschaum durch Pochen und Waschen abgesonderten Messingkörner; Messingspäne sind zu unrein, enthalten oft Zinnloth, welches das M. spröde, kurz macht), 55 Pfund Garkupfer, 24 Pfund Zink. Diese Beschickung von 120 Pfund wird dann in 4 Tiegel vertheilt, in einem unter der Hüttensohle befindlichen Windofen mit Holzkohlenfeuer (auch bei Steinkohlen) geschmolzen. Der Abgang beträgt $2\frac{1}{2}$ bis 4 Pfund vom Gewicht der Beschickung, oder 2 bis 3, 33 Proc., so daß die Gußplatte 116 bis $117\frac{1}{2}$ Pfund wiegt.

Die Schmelztiegel werden aus brennstädter feuerfestem Thon mit einem Zusatz von Cäment aus zerstampften Porzellankapselscherben, zerbrochenen Schmelztiegeln, in einem Verhältniß von 2:3, von den Hüttenarbeitern auf einer Drehscheibe mit Tiegelstock u. einer aus Lindenholz gefertigten Chablone für die innere Höhlung des Tiegels gefertigt; der Thon wird von oben nach unten um den Tiegelstock getrieben, mit den Händen stark angedrückt. Lufttrockene Tiegel werden langsam gewärmt und endlich in den Ofen eingesetzt, um sie zu brennen. Ein solcher Tiegel hat 16 Zoll Höhe, der obere Durchmesser beträgt $9\frac{1}{2}$, der untere $6\frac{1}{2}$, der vordere ist $1\frac{1}{2}$; die Wände 1 Z. stark; er hält 40—50 Güsse aus.

Beim Einschmelzen des Einsatzes wird der Tiegel zuerst mit dem Abfall besetzt, welcher den ganzen Tiegel anfüllt, und nun in den Ofen gebracht, damit dieser niederschmelze; ist dies geschehen, so wird der Tiegel aus dem Ofen genommen, die Hälfte der Zinkmenge der Beschickunz in Stücken von 1 bis 3 Kubikzoll Größe eingetragen, mit Kohlenlösche bestreut, darauf die Hälfte der Zinkmenge der Beschickung in Stücken von 1 bis 3 Kubikzoll Größe eingetragen, mit Kohlenlösche bestreut, darauf die Hälfte der Kupferbeschickung, wieder Kohlenstaub, und so noch zwei Schichten Zink und Kupfer, dazwischen jedesmal Kohlenstaub, bis die ganze Beschickung eingetragen ist; obenauf kommt dann noch eine stärkere Lage Kohlenstaub, um die Oxydation und das Schlackenansetzen zu verhindern. 8 Tiegel werden so gefüllt in den Brennofen zwischen die 11 Löcher der Rostplatte eingesetzt; über diese legt man querüber noch 2 leere Tiegel zum Ausglühen, welche zum Guß gebraucht werden. Nach $3\frac{1}{4}$ bis 4 Stunden sind die Tiegel zum Guß bereit, der Einsatz völlig geschmolzen, Zink und Kupfer haben sich mit einander sowohl, als auch mit dem vorhandenen schon fertigen Messing gehörig verbunden. Zum Schmelzen des M. in den 8 Tiegeln sind 10 Scheffel Holzkohlen erforderlich, von denen 6 gleich, nach dem Einsatz der Tiegel in den Ofen, die andern 4 allmählig nachgeschüttet werden.

Soll **Tafelmessing** gefertigt werden, so ist das Verfahren folgendes: Man nimmt zuerst einen leeren Schmelztiegel, Gießer, durch die Krone mittelst der Zange glühend aus dem Ofen und stellt ihn in eine Vertiefung der Hüttensohle (Mundal), welche, um den Tiegel heiß zu erhalten, mit glühenden Kohlen gefüllt ist; in diesen wird nun der Inhalt von 4 Tiegeln gegossen, der Rückstand mit dem großen Kaliol, einer eisernen Kratze, (tilloul), ausgekratzt. So wie ein Tiegel geleert, wird er mit neuer Beschickung, wie angegeben, besetzt, in den Brennofen zurückgetragen, und ein anderer, mit Messing gefüllter, eben so entleert rc. Sind nun 4 Tiegel in den Gießer entleert, so wird er mit einem stumpfen Besen abgekehrt, der Inhalt mit dem großen Kaliol einige Mal umgerührt, damit die fremden leichteren Materien aufsteigen können und die Masse selbst auch homogener werde, die Oberfläche mit dem kleinen Kaliol abgeschäumt, der Abzug (écume), zur Seite geworfen, aus welchem durch Pochen und Waschen das enthaltene Messing gewonnen wird, der Gießer mit der Gießzange gefaßt, nach der Form getragen, und in dieselbe entleert.

Die Form zum Guß von Tafelmessing besteht aus zweien übereinander liegenden Granitplatten; sie haben $5\frac{3}{4}$ Fuß Länge, 3 Fuß Breite, 1 Fuß Höhe, sind zur größeren Sicherheit mit eisernen Bändern umlegt, welche 2 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll stark, an den 4 Ecken mit Schraubenbolzen und Muttern zusammengezogen sind. Die Form ruht auf einer Welle von Eichenholz, von $3\frac{2}{3}$ Fuß Länge, $2\frac{1}{6}$ Fuß Breite und $1\frac{1}{4}$ Fuß Höhe, welche an beiden Enden mit Zapfen auf Lagerhölzern aufliegt, die unter der Hüttensohle in der Gießgrube sich befinden, welche $6\frac{3}{4}$ Fuß Länge, $5\frac{1}{4}$ Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe hat und ausgemauert ist. Auf den beiden langen Seitenwänden der Grube sind die Lagerhölzer gestreckt, welche die Wellzapfen tragen; letztere sind 10 Zoll lang, 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch, an der Hinterkante etwas abgerundet, um das Gußgestell etwas gegen den Horizont neigen zu können. Auf der Welle sind zwei Arme von Kreuzholz aufgekämmt, auf welchen die untere Platte frei aufliegt, aber so, daß sie nach hinten zu etwas mehr (etwa 5 Zoll) über die Welle hinausreicht, als nach vorn, um das Niedersinken beim Gießen zu erleichtern. An die beiden langen Seiten und die Hinterseite legt man zwischen die Gießsteine Schienen, um die Dicke der Gußtafel zu bestimmen. An die untere Platte ist vorn das Steinmaul befestigt, ein Eisenblech von 6 Zoll Breite, welches ungefähr die Form eines Paralleltrapezes hat und etwas gegen die Horizontale geneigt ist, es dient, um den Gießer

beim Guß aufzusetzen und das Messing bequemer eingießen zu können. Das Steinmaul wird mit einem Gemisch von Lehm u. Haaren ausgestrichen, damit das M. nicht abgeschreckt werde.

Zum Festhalten der obern Platte auf der untern während der schrägen Stellung beim Guß dient die Armirung. Sie besteht aus Spannhölzern, einer eisernen Scheibe, 3 bis 3½ Zoll breit, 1⅛ Zoll stark, einer Stange mit Löchern und Bolzen am obern Ende und einer eisernen Schraubenspindel. Um die obere Platte von der untern abheben zu können, was durchs Aufrichten auf einer der langen Seiten geschieht, dient eine Kette, die sich unten in 2 Ketten theilt, oben über eine im Gebälk angebrachte Welle sich umschlägt, an deren Rad ein Seil befestigt ist, welches durch einen Haspel in Bewegung gesetzt wird. An jeder der beiden Längenseiten der Platte sind zwei eiserne Achsen, in welche die beiden Ketten eingehangen werden können.

Die Gießsteine haben ebene Oberflächen, welche mit einem Ueberzug von wohlgeschlagenem zähem Lehm, Kör oder Chör genannt, versehen werden; je dünner die Beförung, desto länger hält dieselbe, ein dickerer Ueberzug reißt und blättert leichter in der Hitze ab. Ist der Kör gehörig glatt gemacht, so läßt man ihn an der Luft trocknen und breitet dann auf der Oberfläche der untern Platte glühende Kohlen aus, legt die obere in einem Abstand von 5 bis 6 Zoll darüber, um sie beide gehörig abzutrocknen; darauf wird alles rein abgefegt. Der Kör, gut aufgetragen, hält im Durchschnitt 15 bis 20 Güsse aus, ehe er wieder frisch aufgetragen werden muß. Vor jedem Guß wird derselbe mit dünnem Kuhmist überzogen, welcher beim Guß verbrennt. Darauf werden beide Gießsteine gehörig auf einander gelegt, der obere gegen den untern gepreßt, die ganze Vorrichtung hinten übergekippt, so daß die Platten unter einem Winkel von 30° gegen den Horizont stehen, und nun das Messing eingegossen, während ein Arbeiter das Oxyd mit einem brennenden Span zurückhält. So wie der Guß vollendet, ist auch das Messing erstarrt, die Gießsteine werden wieder in die horizontale Lage gebracht, der obere sodann dergestalt abgehoben, daß er sich, um eine der beiden langen Seiten dreht, zu welchem Ende dort eine Eisenschiene an der untern Platte befestigt ist, die Brücke, auf welche sich die obere Platte beim Aufheben stützen kann, ohne abzugleiten. Die Messingtafel (planche), ist 2 Fuß, 6 bis 9 Zoll lang, 2 Fuß 2 Zoll breit und ³/₈ bis ⁶/₈ Zoll stark. So wie der Guß vollendet, werden die Gießsteine, um sie warm zu erhalten, mit wollenen Decken belegt, und zum künftigen Guß vorgerichtet, welcher Tag und Nacht vor sich geht, damit der Ofen nicht außer Glüt komme.

Alle 3 bis 4 Wochen müssen die Gießsteine an den Rändern, wo die Schienen liegen, und wo sie sich nicht in demselben Maße abnutzen als da, wo das heiße Messing hingelangt, abgeglichen werden, indem sonst diese Stellen vorstehen; dieselben werden daher abgenommen. Uebrigens sind die Gießsteine auf beiden Seiten abgeglichen, um, wenn es nöthig wird, dieselben umwenden zu können. Man bezieht sie von Pirna. Man hat Versuche gemacht, statt der kostbaren Steine eiserne oder aus Thon gefertigte Platten anzuwenden, allein zwischen ersteren ließen sich nie ganze, tadelfreie, dünne Messingtafeln gießen, indem das M. von dem Eisen zu schnell abgeschreckt wurde; die letztern lieferten zwar vorzüglich gute Messingtafeln, allein sie zersprangen beim vierten oder fünften Guß.

Wird statt Tafelmessing sogenanntes **Stückmessing** (arcot) gefertigt, so gießt man das geschmolzene Metall nicht in einen Gießer, sondern in eine mit Lehm ausgeschlagene, mit Gestübbe bestäubte und angewärmte Grube aus, und zerschlägt die noch glühende Masse in kleine Stücke. Dieses Stückmessing wird von Gelbgießern, die ihr M. nicht selbst verfertigen, gekauft und zum Guß verbraucht. Man pflegte sonst sowohl das mit Galmei, als auch das mit Zink bereitete M. zwei Mal zu schmelzen, d. h. erst Rohmessing darzustellen, **Mengepresse**, und dieses dann nochmals zu schmelzen (mit und ohne Zusatz von etwas Zink), um Tafelmessing (laiton) zu gewinnen. Bei der Anwendung von Galmei dauerte die Schmelzung (presse) von ½ Centr. Kupfer, ¾ Centr. Galmei und ⅓ des Volums beider an Kohlenstaub in 7 Tiegeln 11 bis 12 Stunden, Produkt 70 bis 72 Pfund M., (40 K. 65 G., oder 55 K. 83 G.).

Die Messingtafeln haben eine dreifache Anwendung, theils wird aus ihnen Draht gezogen, (planche à fil), theils werden Kessel daraus geschlagen, oder sie werden zu Blech, Latun, gewalzt.

Messingdraht. Zum Drahtziehen werden die Gußtafeln der Länge nach in 5 gleiche Streifen, **Drahtbänder** (bandes à fil) zerschnitten, wozu eine große, durch Hebel in Bewegung gesetzte Scheere angewendet wird; soll Latun gefertigt werden, so wird die Messingtafel in die Quere, nach Maßgabe der Bleche zerschnitten. Die unreinen Stellen der Gußtafel werden ausgeschnitten, gewalzt und aus ihnen kleine Küchen- oder Hausgeräthe gefertigt. Auf einigen Messingwerken hat man angefangen, für die Drahtfabrikation, statt große Platten zu fertigen, die man zerschneiden muß, Messingzaine zu gießen, eben so Platten von der nöthigen Größe durch Gießen in Sandformen, wodurch gewiß eine nicht unbeträchtliche Kostenersparung erreicht wird.

Die Verfertigung des Messingdrahtes ist der des Eisendrahtes sehr analog; die Drahtbänder werden zu verschiedenen Malen gewalzt, wodurch sie in allen Dimensionen sich strecken, inzwischen mehrmals in Glühöfen durchgeglüht, um die durchs Kaltwalzen erhaltene Härte und Sprödigkeit aufzuheben, sodann in schmale Streifen, **Regal**, mit Scheeren oder auf einem Schneidewerk zerschnitten und auf den Drahtzug gegeben. Meist sind hier noch die Zangen gewöhnlich, mittelst welcher die stärkeren Nummern Draht gezogen werden; die feinern fertigt man mittelst Leiern, nachdem vorher der Draht geglüht und mit Holzessig, Meilerwasser, verdünnter Schwefelsäure, oder der Mutterlauge von Alaunwerken, welche freie Säure enthält, gebeizt und in einer Auflösung von Weinstein

und Kochsalz ausgesotten worden; die Zieheisen für die feinern Nummern haben fein polirte Löcher.

Das M. wird auf verschiedene Weise weiter verarbeitet u. zwar zumeist in den Messingwaarenfabriken zu **Messinggußwaaren**. Diese werden in eigenen Formen gegossen und dann mit Punzen, Feilen und andern Werkzeugen, oder auf der Drehbank rein ausgearbeitet, gefirnißt u. s. w. Punzen sind abgerundete Stahlstifte von allerlei Form, worauf man mit einem Hammer schlägt, um auf M. und andern Blechen allerlei hohle Figuren zu bilden, die auf der andern, und zwar auf der rechten Seite erhaben erscheinen sollen. Diese Arbeiten, die man getriebene oder ciselirte Arbeiten nennt, findet man bei Vasen, Kaffee-, Thee- und Milchkannen, bei Leuchtern, Dosen, vielerlei Arten von Beschlägen, Pferde- und Wagengeschirren, allerlei Meubelnverzierungen &c. angewendet. Die gewöhnliche getriebene Arbeit wird auf einem Pechklumpen, der Pechkugel, verrichtet. Zuerst zeichnet man die einzutreibenden Figuren auf diejenige Seite des Blechs, wo sie erscheinen sollen. Schlägt man nun den Umriß mit passenden Punzen nieder, so drückt sich da das Blech in das Pech ein. Ist diese Arbeit mit den Hauptlinien geschehen, so dreht man das Blech um, schlägt die Höhen ebenso mit Punzen heraus und bildet auf diese Art, oft sehr genau und schön, Gesimse, Blumen, Laubwerk und andere Verzierungen, welche zuweilen einen Zoll lang hervorgetrieben sind. An denjenigen Stellen, wo man mit dem Punzen nicht hineinkommen kann, wie z. B. an dem Bauche einer Kaffeekanne, einer Milchkanne &c., muß man die winkeligste Spitze des sogenannten Schnarreisens (einer in einem Kloz befestigten stählernen Stange) anwenden. Man gießt Pech in das Gefäß und bildet die Figuren auf der rechten Seite völlig mit dem Punzen aus. Sehr erhabene Figuren werden gewöhnlich auf einem besondern Bleche ausgetrieben und nachher angelöthet. Hat man Figuren mit großen Zügen zu machen, wie dies vorzüglich beim Gürtler sehr oft vorkommt, so führt man die Arbeit auf folgende Weise aus: Man legt auf eine Messingplatte, welche die Figuren erhaben ausgeprägt enthält, das zu isolirende Stück und auf dieses legt man eine Bleiplatte. Wenn man dann mit einem Hammer auf die Bleiplatte schlägt, oder auch eine Schraubenpresse darauf wirken läßt, so drücken sich die Figuren der Messingplatte in dem Bleche aus. Solche Stellen, die matt bleiben sollen, treibt man mit dem **Mattpunzen**, dessen reibende Fläche rauh, wie eine Feile ist. Die neuen französischen Mattpunzen (frisoirs) sind besonders merkwürdig. Sie haben, nach der verschiedenen beabsichtigten Feinheit, halbkugelförmige, bei manchen nur unter starker Vergrößerung sichtbare Vertiefungen, welche, wenn die Punze durch leichte Hammerschläge auf das Metall wirkt, entsprechende Erhöhungen und dadurch den verlangten matten Grund hervorbringen.

Besondere Aufmerksamkeit bei der Anfertigung der Messingwaaren erfordert das Gießen derselben. Besonders rein soll der Guß werden, wenn man dem M. etwas Wismuth zusetzt. Beim Gießen größerer Gegenstände, z. B. der Mörser, muß der Eingußkanal immer ziemlich dick und etwas länger seyn, damit das eingegossene M. oben einen Druck bewirkt. Hierbei ist die von James **Hollingrake** in Manchester erfundene Gießmethode sehr anwendbar. Er gebraucht hierbei eiserne Formen, in welchen mit Stempeln das hineingegossene flüssige Metall auf der obern und untern Fläche zusammengedrückt wird. Vermöge dieses Drucks wird bewirkt, daß mehr Metall in den gleichen Raum hineingeht und dieses daher dichter und zusammenhängender wird. Bei dem Gießen der Karren- und Schlittenschellen, welche inwendig einen freien runden Kern haben, wird zuerst über den gegossenen runden Kern die Form gemacht, welche eine Kugel aus Formerde bildet und diese kommt als Formkern in die Flasche. Sind die Schellen gegossen, so werden Löcher in dieselben gebohrt und die Einschnitte eingefeilt, durch welche man die Formerde herausnimmt. Das M. schwindet beim Gießen mehr oder weniger, wenn es sich hierbei um eine mittlere Bestimmung handelt, so kann man dafür etwa $^1/_{65}$ bis $^1/_{60}$ annehmen. Manche Messingwaaren werden bronzirt, d. h. mit einem Ueberzuge versehen, der das Rosten verhütet. Man löst zu diesem Zwecke in $^1/_4$ Maß starkem Weinessig 1 Loth Salmiak, 1 Loth Alaun und $^1/_2$ Loth Arsenik auf. Nach dem Reinigen der Waare, die durchaus nichts Fettiges an sich haben darf, trägt man jene Auflösung mittelst eines kleinen Pinsels auf die Waare, die davon überall bedeckt seyn muß. In 20—30 Minuten wird dann die gewünschte Farbe zum Vorschein gekommen seyn. Man wäscht nun die Waare in reinem kalten Wasser ab, trocknet sie in warmen weichen Sägespänen und überzieht sie mit Firniß. Hat man sie vor diesem Ueberziehen noch, während eines starken Erhitzens über Feuer, mit einer filtrirten Auflösung von 2 Quentchen des feinsten Lampenrußes in $^1/_4$ Schoppen starkem Weingeist sehr dünn, aber wiederholt überpinselt, so wird die Bronze dunkler. Zum Bronziren von Statuen, Medaillen und dergl. kann man auch 2 Quentchen Salmiak und $^1/_2$ Quentchen Kleesalz in 1 Pfund weißen Essig auflösen lassen; mit dieser Auflösung fährt man vermöge eines Pinsels auf der Waare so oft und lange hin, bis sie trocken geworden und der gehörige Ton zum Vorschein gekommen ist. Bei Sonnen- und Ofenwärme wird das Trocknen beschleunigt, und je öfter man mit dem eingetauchten Pinsel über die Waare hinfährt, desto dunkler wird die Bronzefarbe.

Viel Aufsehen haben in neuerer Zeit die auf Holz aufgezogenen Messingfabrikate **Lacarrière's** in Paris erregt. Durch dieselben ist man im Stande, die Anstriche an den Auslagen der Kaufläden, die immer etwas Mattes und Düstres haben, beinahe ohne alle Erhöhung der Kosten, durch den lebhaftern, angenehmern und mehr in die Augen springenden Glanz der Metalle zu ersetzen. In Paris, wo man diesen Ausschmuck der Kaufmannsladen zuerst anwandte und wo man ihn immer noch am häufigsten findet, erzielte man früher diesen Glanz nur mit gegosse-

nen Messingartikeln, namentlich mit gegossenen Messingstäbchen, wo derselbe dann freilich sehr hoch zu stehen kam. Man kann sich einen Begriff hiervon machen, wenn man bedenkt, daß der Fuß solcher gegossener polirter Messingstäbchen vom einfachsten Muster 12. Frcs (5 Gulden 36 Kr.) gerechnet wird. Lacarrière dagegen gelang es, den Fuß solcher mit M. überzogener Leisten und Verzierungen für 2 Francs 25 Cent. (1 Gulden 3 Kr.) herzustellen. Er überzog nämlich hölzerne Stäbe und Simswerke mit einem einfachen Metallbleche, indem er die aus Holz geformten Gegenstände zugleich mit einem Metallbleche wiederholt durch Zieheisen von bestimmtem Kaliber laufen ließ und sie beide mittelst Maschinen auf der Ziehbank auszog. Diese Fabrikate kommen nicht nur dem frühern aus massivem M. gleich, sondern sie übertreffen sie sogar an Schönheit und Glanz, indem man an ihnen nichts von den mikroskopischen Bläschen bemerkt, die an den gegossenen selbst mit der größten Sorgfalt nicht zu beseitigen sind. An Dauer stehen sie ihnen nicht nach, und was die Leichtigkeit betrifft, so haben sie einen außerordentlichen Vorzug vor ihnen, einen Vorzug, der die Möglichkeit gibt, die Thüren und sonstigen beweglichen Theile der Auslagen genauer schließen zu machen, und eine reichere Verzierung an ihnen anzubringen. Zu diesen Vorzügen kommt noch der weit geringere Preis, wie z. B. die Verzierung eines Kauſladens im Palais royal, welche früher auf 4000 Fr. zu stehen kam, jetzt eben so schön und eben so gut für 400 Frcs. zu haben ist.

Messingblech. Das Messingblech, (Latum plate) wurde früher bloß mittelst Hämmern ausgereckt, jetzt geschieht es allgemein auf Walzwerken, was weit vortheilhafter ist, sowohl in Bezug auf die Zeitersparniß, als auch auf die Gleichförmigkeit des Produkts. Zuerst werden die aus der Messingtafel durch Zerschneiden erhaltenen Streifen geglüht, zu welchem Behufe Glühöfen vorgerichtet sind, welche mit Holz angefeuert werden. Auf dem Messingwerk zu Hegermühl befinden sich zwei Glühöfen, ein größerer von 18, ein kleinerer von $8^1/_2$ Fuß Länge; der Glühraum ist durch Glühbalken vom Feuerraum getrennt, aber so verbunden, daß die eingeschobenen Messingwaaren durch die Flamme von beiden Seiten getroffen werden. Nach jedem Durchgang durch die Walzen wird ausgeglüht, und dann von Neuem kalt gewalzt, bis die erforderliche Stärke erreicht ist. Bevor die Bleche durch die Walzen gelassen werden, bestreicht man sie mit Fett, wodurch sie leichter durchgehen und glätter werden; nach dem Walzen werden die überstehenden Spitzen abgeschnitten. Abfall findet dabei nicht weiter Statt. Nach vollendetem Walzen und nochmaligem Ausglühen werden die schwarzen, mit Kupferoxyd bedeckten Bleche gebeizt und geschabt. Die Beize ist zu Hegermühl die vom freienwalder Alaunwerk erhaltene Mutterlauge. Die Bleche werden zuerst in eine schwarze, d. i. schon mehrmals verwendete, Beize senkrecht gestellt, so daß sie ganz damit bedeckt sind, und 5 bis 30 Minuten lang darin gelassen, dann in eine stärkere. Sind sie gehörig rein, so werden sie in ein Gefäß voll Wasser gelegt, von anhängender Beize und Schmutz befreit, und zuletzt in fließendem Wasser abgespült; nun erfolgt das Schaben. Hierzu wird das Blech auf einem 8 Fuß langen Arbeitsblock von Lindenholz, welcher halbrund und 15 bis 16 Zoll breit ist, mittelst eines durch Keile angedrückten Rings befestigt und angespannt, mit einem gebogenen Messer geschabt, und zwar nicht mit der Schneide desselben, sondern mit dem Grad, den man absichtlich umlegt. Erst wird die ganze Fläche rein geschabt, dann mit Oel bestrichen, mit einem sehr starken Messer Strich neben Strich geebnet; von 75 Centnern geschabtem Gut werden etwa 4 Ctnr. Späne abgeliefert. Man hat auch mechanische Schabebänke, wo nämlich, wie bei einer Eisenhobelmaschine, das auf der beweglichen Schabebank aufgespannte Blech hin und her bewegt, und so unter einem stählernen Instrument, ähnlich einem Hobeleisen durchzogen wird.

Man unterscheidet **Roll- und Tafelmessing**; letzteres umfaßt die stärkeren Sorten Messingblech, welche in flachen Tafeln in den Handel kommen; Rollmessing nennt man die dünneren Sorten, welche aufgerollt verpackt werden; die Benennung der einzelnen Sorten sind in verschiedenen Gegenden natürlich verschieden. Soll Messing hart und federnd seyn, so wird es nach dem letzten Ausglühen noch ein paar Mal durch die Walzen gelassen (ähnlich dem Kupfer für den Stich); solches gebrauchen die Uhrmacher. **Kesselschlägerei.** Ehedem wurde das Tafelmessing zu den Kesseln allein durch Hämmern bearbeitet, jetzt aber walzt man die Kesselböden vor, und erst in diesem Zustande werden sie an die Kesselschlägerhütte abgeliefert. Die Bleche werden rund geschnitten, je 5 und 5 von verschiedener Größe übereinander gelegt, der Rand des untersten größten umgeschlagen, so daß dadurch ein festes Gespann entsteht, welches nach und nach unter vier verschieden gestalteten Schwanzhämmern bearbeitet wird. Diese tiefen die Kessel aus, der letzte ebnet die Schläge des erstern; zwischendurch muß wiederholt ausgeglüht werden, zu welchem Zwecke Glühöfen in der Hütte vorgerichtet sind. Seit mehren Jahren werden zu Hegermühle auf einem Preßwerk eigner Konstruktion, auf welches der Hüttenfaktor **Förster** 1822 ein 12jähriges Patent erhielt, Kessel getieft.

Knitter- oder Rauschgold (dutch gold, d. metal), ist ein sehr dünnes Messingblech, welches aus sehr dünngewalztem od. geschlagenem Messingblech unter einem Hammer, der in der Minute 300—400 Schläge gibt, erhalten wird; 40—80 Blätter werden dabei über einander gelegt. Durch das starke Schlagen hat es die Festigkeit und den Glanz erreicht, welche es auszeichnen. Man hat es auch, wie den unächten lyoner Golddraht, durch Cämentation von Kupfer mit Zinkdämpfen dargestellt, indem man dünnes Kupferblech, wie Kupferstäbe, in einer eisernen oder irdenen Röhre mit Zink erhitzte, wobei sich die Oberfläche goldgelb färbt; dieselben werden dann zu Draht gezogen, so wie erstere ausgeschlagen. Eben so kann auch Kupfergeschirr oberflächlich in Messing verwandelt werden, wenn man es mit verdünnter Salzsäure und einem Zusatz von Wein=

stein und von Zinkamalgam ansiedet. Das M. besitzt eine schön gelbe Farbe, welche, je mehr Zink in ihm enthalten, desto blässer, je weniger, desto mehr goldgelb ausfällt; es ist kalt hämmerbar, läßt sich strecken, walzen, in Draht ziehen, gut bearbeiten, heiß ist es aber sehr spröde, kann in Stücke zerschlagen werden; man kann es daher nur kalt verarbeiten, nicht heiß. Specifisches Gewicht: 7,824 bis 8,44, je nachdem es mehr oder weniger Kupfer enthält; Tafelmessing von Hegermühl hat ein specifisches Gewicht von 8,396. M. dehnt sich beim Erwärmen von 0° bis 100° um:

Tafelmessing	0,001875	Smeaton $^1/_{553}$
Messingdraht	0,001933	„
„ „	0,001885	Herbart;

es schmilzt leichter als Kupfer, bei 21° Wedgw., nach Daniell bei 921° (weshalb es als Loth für Kupfer dienen kann), verbrennt leicht, wodurch sich die Menge des Zinks auf der Oberfläche vermindert, und dasselbe goldfarbig wird. Es oxydirt sich an feuchter Luft, setzt gleich Grünspan an, löst sich in den Säuren leicht auf, und ist daher in den Küchen eben so gefährlich, als Kupfer. Behandelt man M. mit verdünnter Salzsäure, so wird es dunkelfarbig, weil die Säure das Zink, aber nicht so das Kupfer auflöst; umgekehrt wird das M. blässer, wenn man es mit Aetzammoniakflüssigkeit beizt. Will man dasselbe verkupfern, so braucht man es nur in eine schwache, etwas angesäuerte Auflösung von Kupfervitriol zu legen, so schlägt sich das Kupfer darauf nieder, oder es mit Eisendraht umwunden in verdünnte Schwefelsäure zu tauchen. Polirt man M. mit Schwefelpulver und Kreide, so wird es dunkler, mehr goldfarbig.

Schon oben ist gesagt worden, daß das M. eine verschiedene Farbe hat, eine Folge verschiedener quantitativer Mischungen von Zink und Kupfer, denn diese lassen sich durch Abänderung unendlich vervielfältigen. Man kann annehmen, daß auf 1 Theil Zink ungefähr $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ Theile Kupfer im M. gerechnet werden können. Außer diesen beiden Metallen findet sich auch nicht selten Blei, und zwar in recht guten Sorten, selbst ein wenig Zinn; das Blei möchte theils im Gahrkupfer, theils im Ofenbruch, Galmei, selbst auch wohl im Zink enthalten gewesen seyn, das Zinn aber vom Schnellloth im Bruchmessing herkommen. Es folgen hier 4 Analysen von M.:

Lavater				
Kupfer	70,16	71,89	70,29	65, 8
Zink	27,45	27,43	29,26	31, 8
Zinn	0,79	0,85	0,17	0,25
Blei	0,20	0,00	0,28	0,28
	98,60	100,17	100,00	96,69.

Ein Zusatz von Blei macht das M. härter (sec) Uhrmachermessing, zur Bearbeitung auf der Drehbank geeignet, nicht aber für das Treiben und Walzen, hierzu darf es kein Blei enthalten; es kann auch durch zu viel Blei ganz unbrauchbar werden.

Rothes M. (Tomback) mit einem Zusatz von Zinn und Blei, auch beiden zugleich, bildet die Bronze der neuern Zeit, im Gegensatz der antiken Bronze, welche wesentlich nur aus Kupfer und Zinn besteht; s. Bronze. Die wichtigsten Messingfabriken im preuß. Staate sind: die zu Stolberg, R.-B. Aachen, zu Hegermühl am Finowkanal, R.-B. Potsdam, zu Iserlohn, Altona, Lüdenscheid u. a. a. O., R.-B. Arnsberg. Die Produktion an Rohmessing im preußischen Staate beträgt jährlich etwa 11077 Ctnr. und an Messingwaaren 5162 Centner.

Messingblech, s. Messing.

Messing, bristoler, eine Legirung von nur 2 Th. Messing und 1 Th. Zink, von blaßgelber Farbe.

Messingdraht, s. Messing.

Messingen, hannöv. Pfarrdorf, Osnabrück, Lingen, Amt Freeren; 640 Einw.

Messingerz (Min.), s. v. a. Granatblende.

Messingguß, s. Messing.

Messinghausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Brilon; Eisenhammer; 470 Einw.

Messingisch, 1) s. v. a. gemischt; insbesondere — 2) Bezeichnung der aus dem Hoch- und Niederdeutschen gemischten Mundart.

Messingkupfer, s. v. a. Rosettenkupfer.

Messingloth. Man bedient sich zum Löthen von Messing des Schlageloths, aus 2 Th. Messing u. 1 Th. Zink geschmolzen, od. des Schnellloths aus Messing und $^1/_6$ bis $^1/_5$ Zinn, auch eines aus beiden gemischten, aus 1 Messing, $^1/_8$ Zink, $^1/_8$ Zinn endlich und vornehmlich da, wo die Löthung starken Druck aushalten muß, wie beim Röhrenziehen des vorzüglichen Silberlothes. Sämmtliche Lothe werden durch's Einschütten in kaltes Wasser gekörnt und nur in diesem Zustande angewendet. Goldlack auf M. Man nimmt Gummilack, löst es in starkem Weingeist auf, filtrirt die Auflösung, setzt etwas Kopallack hinzu und ein wenig Kurkuma- od. Orleanstinktur, bis die rechte Goldfarbe beim Auftragen erscheint, und trägt den Lack auf das angewärmte M. auf, sobald als beim Auftragen kein Zischen mehr gehört wird.

Messing, rothes, s. v. a. Tomback.

Messingschläger, die Arbeiter in den Messinghammerwerken, welche das Messingblech (s. d.) schlagen.

Messingschmied, s. v. a. Kaltschmied.

Messingvogel (Entom.), s. v. a. Plusia chrysitis *Hübn.*

Meßinstrumente (Meßk.), alle Instrumente, deren die höhere und niedere Meßkunst sowohl zu ihren Aufnahmen, als zur graphischen Darstellung des Aufgenommenen bedarf. Jeder, der irgend eine geodätische Aufgabe mit einigem Anspruch auf Genauigkeit ausführen will, muß mit Theorie, Konstruktion, Behandlung und Prüfung der nothwendigen Instrumente, so wie mit der Bestimmung der bei ihrer Anwendung möglichen und von ihrer Natur abhängigen Fehler vollkommen vertraut seyn. Die Wissenschaft der Meßkunst bedarf daher nicht nur der Lehre von den M.n als nothwendiger Ergänzung, sondern

beide durchdringen sich vielfach gegenseitig, indem einerseits die letzteren den Zwecken der M. gemäß konstruirt sind, andererseits aber wiederum die praktischen Regeln der Meßkunst von der Konstruktion der angewendeten Instrumente abhängen. In den meisten Lehrbüchern der Geodäsie findet man daher auch die Lehre von den Instrumenten in das System der Meßkunst verwebt, u. jedes da behandelt, wo die Lösung irgend einer Aufgabe zuerst darauf führt. Dieses Verfahren aber thut der wissenschaftlichen Behandlung der Meßkunst fortwährend Eintrag, da die Einrichtung der meisten Instrumente auf eine Menge physikalischer u. mathematischer Gesetze, die der eigentlichen Theorie des Messens fern liegen, sich gründet und demnach diese Theorie durch mannichfaches Beiwerk fortwährend zerstückelt wird. Soll die Meßkunst als Wissenschaft, der sie doch unbestritten angehört, gefaßt u. dargestellt werden, so ist eine abgesonderte Behandlung der Instrumente in wissenschaftlicher Anordnung, wie sie C. F. Schneitler in seinem unten angeführten Buche vortrefflich durchgeführt hat, durchaus nothwendig. Es wäre nun eine Zusammenstellung aller Instrumente, wie sie von den ersten Anfängen der M. bis auf unsere Tage herab zu den Zwecken der Meßkunst konstruirt u. benutzt worden sind, von nicht geringem historischem Interesse; allein abgesehen von der Schwierigkeit, das Material hierzu zusammenzubringen, würde sie die Grenzen des gegenwärtigen Artikels weit übersteigen, wir geben daher nur eine gruppenweise geordnete Uebersicht der bedeutendsten und zweckmäßigsten Instrumente, deren man sich in der höheren und niederen Geodäsie bedient, indem wir eines Theils alles Veraltete, was die so außerordentlichen Fortschritte in der Meßkunst durch Besseres ersetzt haben, anderen Theils alles Ephemere, was sich zu keiner allgemeinern Geltung hat erheben können, bei Seite lassen. Es handelt sich hierbei freilich um kaum mehr, als ein Namenverzeichniß, die Theorie, Beschreibung, Anwendung, Prüfung, Justirung der einzelnen Instrumente enthalten die betreffenden Artikel, auf welche wir nur da besonders verweisen werden, wo ein Instrument unter einem anderen Stichwort abgehandelt ist.

A) Instrumente zum Markiren von Punkten: 1) Signale (gewöhnlich trigonometrische Signale (s. d.) genannt, bei großen Vermessungen für weit entfernte Punkte, u. wo diese nicht hinreichen, der 2) Heliotrop (erfunden von Gauß in Göttingen, einfacher und kompendiöser konstruirt von Steinheil in München, s. Heliotrop und Trigonometrische Signale); 3) Meßfahnen; 4) Meßstäbe (Fluchtstäbe); 5) Pikets (Zeichenpfähle), mit Nummern versehene Pflöcke, welche man an aufgenommenen Punkten zum späteren Wiederauffinden derselben in die Erde schlägt. — B) Instrumente zum Messen und Abstecken von Linien: 1) Meßstäbe aller Art; 2) die Meßkette mit den Kettenstäbchen und Markir- oder Zählstäbchen; 3) die Meßschnur; 4) der Diastimeter (Distanzenmesser, Längenmesser), meistens kleine fernrohrartige Instrumente von verschiedener Konstruktion (am bekanntesten ist Dr. Romershausens Längenmesser, s. die unten verzeichnete Literatur). — C) Instrumente zum Messen und Abstecken horizontaler Winkel (Winkelmesser): a) Winkelmesser zum Abstecken und Messen von bestimmten Winkeln: 1) das Winkelkreuz, (Diopterkreuz, Kreuzscheibe, Winkelkopf), s. Winkelkreuz; 2) der Winkelspiegel; 3) das Spiegeldiopter von Romershausen; 4) der Spiegel-Winkelmesser von Lüpken, s. Winkelmesser; b) Winkelmesser, welche beliebige Winkel unmittelbar graphisch darstellen (genau genommen Winkelübertrager, vergl. die Bemerkung im Art. Meßtisch A): 1) der Meßtisch mit s. Hülfsinstrumenten: α) Wasserwage (Dosenlibelle); β) Diopterlineal (Kippregel); γ) Orientirboussole; δ) Einlothgabel (Lothgabel, Einlothzange); ε) die Anschlagnadeln; 2) die zollmannische Scheibe (jetzt kaum noch in Gebrauch); c) Winkelmesser, welche beliebige Winkel unmittelbar im Gradmaß angeben: 1) das Astrolabium; 2) die Eisenscheibe, ein Markscheiderinstrument; 3) der Theodolit in s. verschiedenen Nüancen, namentlich der Repetitionstheodolit von Breithaupt; 4) die Multiplikationskreise: α) der borda'sche, verbessert von Troughton; β) der von reichenbach'sche; d) Winkelmesser, welche die Neigung beliebiger gerader Linien gegen eine solche von bestimmter Richtung im Gradmaß angeben, sämmtlich auf die Eigenschaften der Magnetnadel gegründet: 1) die Boussole oder der Feldmesserkompaß; 2) die Orientirboussole, Hülfsinstrument beim Meßtisch (s. Boussole und Meßtisch); 3) Patent-Boussole von Schmalkalder, eine kleine, leicht transportable Boussole, namentlich zu flüchtigen militärischen Aufnahmen, aus der größeren Boussole sehr zweckmäßig abgeändert; 4) der Setzkompaß, ein jetzt ziemlich veraltetes Markscheiderinstrument; 5) das Markscheiderinstrument, besteht in α) dem Grubenkompaß; β) dem Hängeinstrument; γ) dem Zuleg- od. Auftraginstrument (s. Markscheidekunst u. Kompaß); 6) der Schiffskompaß, namentlich von Harris u. Busch; e) Winkelmesser, welche beliebige Winkel durch Reflexion im Gradmaß angeben: 1) der Sextant (Spiegelsextant); 2) der Dosensextant, namentlich in seiner Vervollkommnung durch Breithaupt; 3) der katoptrische Zirkel; 4) der Reflektor, erfunden von Douglas, durch den Oberst v. Decker in der preußischen Armee gemeinnützig gemacht, zu flüchtigen militärischen Vermessungen sehr vortheilhaft; 5) der mayer-borda'sche Reflexionskreis; 6) die patentirten Reflexionsinstrumente von Pistor u. Martius in Berlin. — D) Instrumente zum Messen vertikaler Winkel; 1) der Gradbogen, das gewöhnliche Instrument der Markscheider zum Bestimmen vertikaler Winkel; 2) der Böschungsquadrant (Böschungsmesser); 3) der Höhenmesser v. Schmalkalder; 4) das lehmann'sche Diopterlineal. — E) Instrumente zum Bestimmen horizontaler Rich-

tungen u. Ebenen (Nivellirinstrumente, s. d.): a) Statische Instrumente: 1) die Setzwage; 2) die Pendelwage; 3) die Bergwage (Klitometer), s. Bergmesser und Höhenmessung; b) hydrostatische Instrumente: 1) die einfache Kanalwage (Wasserwage;) 2) die verbesserte Kanalwage von Benoit; 3) die keith'sche Quecksilberwage; 4) Nivellirwagen mit Fernrohr und Libelle, insbesondere α) Nivellirinstrument von Ertel u. Sohn in München; β) Nivellirinstrumente von Breithaupt u. Sohn in Kassel mit verschiedener Konstruktion zu verschiedenen Zwecken; γ) tragbares Nivellirinstrument von Stephenson; c) die Nivellirlatte. — F) Instrumente, welche mehren der bisher angegebenen Zwecke zugleich entsprechen: 1) der Architekten-Meßapparat von Breithaupt, s. Meßapparat; 2) das Kompensations-Instrument von Breithaupt, verbindet Distanzmesser, Repetitionstheodolit, Nivellir-, Boussolen- und Meßtischapparat, s. Theodolit, S. 674. — G) Instrumente zur graphischen Darstellung des Gemessenen: 1) Lineale und Dreiecke von verschiedener Größe, am besten von Horn od. Stahl, die nicht so leicht schmutzen; 2) Zirkel (s. d.), insbesondere: α) Handzirkel mit verschiedenen Einrichtungen; β) Stangenzirkel; γ) verbesserte Zirkel von Lebrun in Paris; 3) Transversal- (Reduktions-) maßstäbe, s. Maßstab und Transversalmaßstab; 4) Transporteur: α) Einfacher Transporteur, halb- od. vollkreisig mit Nonius u. Alhidade, Mikrometerschraube und Loupe, nur mit solcher Einrichtung brauchbar, die gewöhnlichen Instrumente dieses Namens sind für einigermaßen genaue Messungen unbrauchbar, s. Transporteur; β) Quadrantentransporteur von Gattermann, mit zwei beweglichen Schenkeln, einem Mikrometerwerke und einer Loupe; γ) der Celerigraph von Hadot, ebenfalls ein verbesserter Transporteur, mit dem man die Winkel eben so genau auf das Papier bringen kann, als sie gemessen sind; 5) alle zum Zeichnen nothwendigen Instrumente und Hülfsmittel.

Besonders wichtig ist für den Geometer nächst vollständigem Vertrautseyn mit der Behandlung der M. auch die Kenntniß der besten Methoden, sie zu konserviren. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf Schneitlers sogleich anzuführendes Werk. Liter.: Im Allgemeinen alle Lehrbücher der Geodäsie (vgl. Art. Meßkunst); insbesondere G. Adams Geometrical and Graphical Essays, deutsch von J. G. Geißler, Leipzig 1795; — C. F. Schneitler, Die Instrumente u. Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst, so wie der geometrischen Zeichenkunst, ihre Theorien, Konstruktion, Gebrauch u. Prüfung, Leipz. 1848 (mit 213 eingedruckten saubern u. genauen Holzschnitten); — F. W. Breithaupt, Magazin von mathematischen Instrumenten, Düsseldorf u. Kassel 1827—1846, 3 Hefte; — Monographien über einige der obigen in den gewöhnlichen Lehrbüchern meistens nicht beschriebenen Instrumente: Romershausen, Theorie des Diastimeters, Berl. 1818; — ders., Spiegeldiopter u. Längenmesser, Halle 1845, mit 4 Tafeln; — Borda, Description et usage du cercle de reflexion, Par. 1787, 4; — C. Decker, Theorie u. Zergliederung des Reflektors, Berl. 1816; — Neukrantz, Berl. Gewerbebl., Bd. XIV, Nr. 2, 1845 (für die Reflexionsinstr. v. Pistor und Martius); — Breithaupt, Beschreibung eines reichenbach'schen Wiederholungskreises, des Heliotropen u. s. w., Kassel 1835, 4, mit 3 Kupfertafeln; — Schuhmacher, Astronom. Jahrbücher, Jahrg. 1844, S. 12 (für d. Heliotropen v. Steinheil); — Mechanic's Magazine, Lond. 1842, Januarheft, S. 17 (für Harris Schiffskompaß).

Messire (franz.), früherhin in Frankreich Ehrenprädikat, s. v. a. Monseigneur, jetzt nur noch im komischen Style gebräuchlich.

Messis (Geogr.), asiat.-türk. Fluß, Pasch. Itschil, östl. bei Adana.

Messis (Biogr.), Quintin, auch Q. Matsys, Metsis, Messijs oder Quintijn de Smit, der Schmied von Antwerpen genannt. Dunkelheit und Armuth empfingen ihn, als er um das Jahr 1450 in obiger Stadt geboren wurde. Sein Vater, ein armer Handwerker, starb früh, und seine Mutter erzog ihn unter Mangel und Sorgen, bis er kräftig genug schien, um bei dem Schmiede die Lehrjahre antreten zu können. Hier wuchs er heran bei schwerer Arbeit und grober Kost, theilte, sobald er es vermochte, den kärglichen Lohn mit seiner Mutter, und führte so ein dunkles Leben bis in sein zwanzigstes Jahr. Jetzt unterlagen seine Kräfte der gewaltigen körperlichen Anstrengung, und er verfiel in eine schwere Krankheit. Jugend und eine unverdrossene Natur halfen ihm zwar endlich die Todesgefahr überwinden, doch mußte er noch Monden lang das Bett hüten, und der Anblick seiner darbenden Mutter brachte ihn fast zur Verzweiflung, da ihm Niemand einen Erwerbsquell anweisen konnte. Endlich rieth ihm einer von seinen Freunden zum Anmalen der Holzschnitte als zu einem Erwerbszweige, dem auch wohl ein Kranker sich widmen könne. In den niederländischen Städten war es nämlich damals um die lustige Fastnachtszeit Gebrauch, daß die Armen und Schwachen, welche in den Hospitälern verpflegt wurden, in den Straßen von Haus zu Haus zogen, eine große, aus Holz geschnitzte und mit bunten Lappen behangene Puppe mit sich herumführten, und den Kindern bunt bemalte Bilderchen schenkten, wofür sie mit mancherlei Gaben wieder erfreut wurden. Diese Bildchen bestanden in illuminirten Holzschnitten, welche nun Q., der sich oft schon in gesunden Tagen mit rohen Kunstversuchen beschäftigt hatte, bemalte. Die leichte Arbeit gelang dem schwachen Jüngling über sein Erwarten und Hoffen; seine Fertigkeit wuchs mit jedem Tage, bald war Noth und Sorge verbannt, und bessere Pflege und Ruhe des Gemüths beförderten mächtig seine gänzliche Herstellung. Doch die Faschingstage zogen vorüber, man bedurfte der Bilder nicht weiter, und Q. mußte sich wieder, wenn gleich mit schwerem Herzen, dem Ambose zuwenden. Er lebte und hämmerte nun wieder

eine Weile fort, als endlich dennoch ein heller Stern seinem Leben aufging. Dieser Stern strahlte in dem Auge eines sehr schönen Mädchens und dem armen Schmiedejungen gerade ins Herz. Doch wie konnte er sich in seiner schmutzigen Arbeitsjacke und mit seinem von Kohlenstaub geschwärzten Gesichte dem in niederländischer Reinlichkeit angezogenen Mädchen nähern, dem es obendrein nicht an Freiern fehlte. Der arme Q. wußte seiner Noth nun vollends kein Ende, als ein artig geputzter Gesell, ein Maler seines Handwerks, sich ernstlich um das Mädchen bewarb. Er war der Verzweiflung nahe, als eine Aeußerung der Jungfrau, die er durch die dritte Person vernahm, ihn plötzlich wieder ermunterte. „Wäre doch jener der Hufschmied und Q. der Maler," hatte sie gesagt, und dieß war ihm genug. Er warf den Hammer weg und sich ganz der Kunst in die Arme, zu der schon längst sein innerer Genius ihn mächtig gezogen hatte. Mit dem Eifer der Jugend, von heißer Liebe getrieben, durch schnelles seltenes Gelingen begeistert, arbeitete er nun Tag und Nacht, und wie behauptet wird, ohne Anleitung eines Meisters. Durch fleißiges Studium der Natur und der vielen herrlichen Werke großer Meister, welche seine, zu jener Zeit lebensreiche und prachtvolle Vaterstadt Antwerpen schmückten, machte er in kurzer Zeit die bewunderungswürdigsten Fortschritte in der Kunst, und ward um so eher berühmt, da Jedermann durch sein Talent und die wunderbare Umwandlung eines Hufschmiedes in einen Maler in das größte Erstaunen versetzt wurde. Sein schönes Mädchen belohnte ihn willig mit ihrer Hand, und er führte mit ihr ein langes glückliches Leben, und auf allen seinen Gemälden, wo es nur irgend der Gegenstand erlaubte, lächelt uns noch immer, nach mehr als dreihundert Jahren, ihr freundliches, anmuthiges Köpfchen entgegen. Auch die Tonkunst übte er mit großem Gelingen, und war deshalb unter seinen Landsleuten ebenfalls bekannt und geliebt. Wie hoch ihn seine Vaterstadt verehrte, beweist sein in Stein gehaunes Profil, und die Außenseite der dortigen Marienkirche mit der Umschrift des bekannten Verses: Connubialis amor de mulcibre fecit Apellem. Q. hielt sich nicht mehr strenge an die vorgefundene Weise der ältern niederdeutschen Maler, sondern suchte sich einen eigenen Weg zu bahnen, auf welchem er Werke schuf, die der Originalität nicht ermangeln. Er verschmähte die übermäßige Vollendung seiner Vorgänger, dagegen wußte er seinen Werken einen eigenthümlichen Effekt zu verleihen, bei einer nichts weniger als vernachlässigten Ausführung nach älterer Weise, die sich besonders in den Nebenwerken auf das Gefälligste geltend machte. In einiger Entfernung erscheinen sogar seine Gemälde fleißig vollendet. Im Ganzen ist seine Zeichnung sorgfältig, nicht ohne großes Verständniß der Anatomie, und in richtiger Auffassung der Charaktere war er nicht minder stark. Seine Färbung kommt in Glut und Wärme jener eines v. Eyck und Hemling zwar nicht gleich, doch ist sie kräftig und manchmal auch von ganz eignem Reize. Auf schöne Wahl der Formen sah er nicht immer, aber auch seinen weniger gefälligen Figuren fehlt es nicht an Lebendigkeit und an charakteristischer Beziehung. M. ist unstreitig der bedeutendste u. eigenthümlichste unter den Malern seiner Zeit, mit welchem jene, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebten, nicht mehr zu vergleichen sind. Sein bedeutendstes Werk ist ein Altargemälde, früher in der Kathedrale, gegenwärtig in der Akademie von Antwerpen befindlich, dessen Anfertigung er im J. 1508 übernahm. Das Mittelbild stellt den Leichnam Christi nach der Abnahme vom Kreuze dar, wie er von seinen Freunden und den heiligen Frauen beweint wird; die Figuren sind fast in Lebensgröße, die Anordnung der Gruppen ist so, daß jede Gestalt möglichst vollständig und bebedeutsam hervortritt. In dem rechten Flügelbilde sieht man das Haupt Johannes des Täufers auf der Tafel des Herodes und Spielleute auf erhöhter Tribüne, komisch-widrige Gesellen, welche die Tafelmusik machen. Das linke Flügelbild stellt Johannes den Evangelisten dar, wie er in Oel gesotten wird; daneben Henkersknechte, die mit brutalen Späßen das Feuer anschüren, andere Zuschauer disputirend u. s. w. Das Bild ist von hoher Vollendung und Wahrheit in der Ausführung, von tief bedeutsamer Entwickelung der einzelnen Charaktere, und ein höchst großartiges Pathos, auf mannichfache Weise abgestuft, spricht sich in den klagenden Gestalten des Mittelbildes aus; es würde in diesen Beziehungen den Werken des Leonardo da Vinci an die Seite zu stellen seyn, wenn es die Ruhe und Schönheit in den Formen des Letzteren erreichte, und wenn nicht im Gegentheil noch etwas Schroffes und Gewaltsames das Ringen des Künstlers zur Bewältigung seines Stoffes erkennen ließe. In anderen Bildern, deren Gegenstand die pathetische Auffassung des vorigen ausschloß, erscheint M. weicher und entwickelt ein eigenthümlich frisches Leben. So in einer schönen Altartafel, welche sich in der Gemäldegallerie des Prinzen von Oranien zu Brüssel befindet: Marie mit dem Christuskind im Arme, als Himmelskönigin auf dem halben Monde stehend und von Engeln umgeben. Aehnlich ein Altarblatt in der Peterskirche zu Löwen (in einer Nebenkapelle des Chores), welches auf dem Mittelbilde Maria mit dem Kinde und die Personen der heil. Verwandtschaft, auf den Seitentafeln Scenen aus dem Leben der Eltern der Maria darstellt. Aehnlich ist auch ein Gemälde des berliner Museums: Maria auf dem Throne sitzend und das Christuskind küssend. Vorn, auf einem Tischchen, sieht man hier Speisen, kunstreich gemalt, aber schon ein irdisches Bedürfniß andeutend, welches den älteren Meistern ebenso wie lebendigere Bewegung des Ganzen fremd ist. Doch ist die Arbeit des Thrones, besonders die durchschimmernden Achatsäulen u. deren durchbrochene Goldkapitäle, wiederum ganz in der alten Weise ausgeführt. Im Palaste zu Windsor in London befindet sich ein Gemälde M.s (die beiden Geizhälse genannt), dessen künstlerische Kraft und Bedeutung wesentlich in dem Streben nach charaktervoller Auffassung begründet ist. Es stellt zwei Männer, hinter einem Tische sitzend, dar; der eine, beschäftigt, Geld zu zählen und die

Summe in seinem Rechnungsbuche zu notiren, hat das Aussehen eines Kaufmannes; der andere, der jenem die Hand über die Schulter legt und boshaft vergnüglich zum Beschauer herausblickt, scheint ihn so eben betrogen zu haben. Das Bild ist, in den Köpfen sowohl, wie in dem mannichfachen Geräth des Komtoir-Zimmers, meisterhaft gemalt und ein merkwürdiges Beispiel des Ueberganges der Malerei von heiligen zu weltlichen Gegenständen. Es finden sich von demselben verschiedene Wiederholungen und Kopien, auch freiere Nachbildungen (Geldwechsler mit Frauen u. dergl.) von späteren Künstlern. Im Palaste zu Venedig befindet sich ein Hauptwerk des Künstlers, Christus vor Pilatus darstellend. Auch die münchener Sammlungen besitzen treffliche Werke von der Hand dieses Künstlers, so die k. Pinakothek das Bild eines Mannes und einer Frau, die mit Zählen und Abwägen von Gold- und Silbermünzen beschäftigt sind, halblebensgroße Figuren von großer Wahrheit des Ausdrucks; ferner ein großes Bild der Beschneidung Christi aus der boisseréeschen Sammlung; die halblebensgroßen Bilder der Heiligen Bartholomäus, des Evangelisten Johannes und des Täufers. Noch andere Werke des Meisters sind in Nagler's Künstler-Lexikon, Bd. 9., S. 171 ff., aufgezeichnet.— M. hat zuerst unter allen nordischen Malern eine vollständige Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße versucht. Es drängt sich bei ihm das Begehren hervor, den Menschen aus der ihn umgebenden Natur zu lösen, Individualität und Charakter des Einzelnen selbstständig hervortreten zu lassen, Form und Organismus seiner Gestalt in lebendiger Harmonie zu entwickeln. M. starb in Antwerpen 1529. Eine namhafte Schule scheint sich nicht an ihn angeschlossen zu haben. Nur sein Sohn, **Johann M.**, ist als Schüler Quintins, von dem sich Werke erhalten haben, bekannt; doch sind seine Bilder, sowohl in Rücksicht auf die reizlose Darstellung, als auf gemeinere Färbung wenig bekannt.

Messius (röm. Gesch.), Messia Gens, römisches plebejisches Geschlecht. Zu merken sind unter diesem Namen: 1) **Vettius M.**, ein Volsker, bot im Jahr 431 v. Chr. vergebens alle Tapferkeit auf, um den verbündeten Aequern und Volskern den Sieg über die Römer zu verschaffen. — 2) **Cajus M.**, Aedil und dann im J. 57 v. Chr. Volkstribun, Vertrauter und Werkzeug des Pompejus, wirkte für Cicero's Zurückberufung und machte einen Gesetzvorschlag, wodurch Schatz, Heer und Flotte dem Pompejus zur Verfügung gestellt und die Statthalter ihm untergeordnet werden sollten — ein Vorschlag, der jedoch nicht durchging. Im J. 54 auf die Empfehlung des Konsuls Appius Claudius von Cäsar zu seinem Legaten ernannt, war er bereits abgereist, als er die Nachricht erhielt, er sey vor den Prätor Isauricus geladen. Er kehrte augenblicklich um und wurde von Cicero vertheidigt. Im J. 47 v. Chr. beorderte ihn Cäsar nach Afrika. — 3) **Lucius M.**, im Bürgerkrieg auf der Seite des Antonius, bei Perusia unter den Gefangenen des Octavian und vor der Schlacht bei Actium von diesem als Spion ergriffen, in seinem Lager herumgeführt und dem Antonius zurückgesendet. — 4) **M. Maximus**, Freund des jüngern Plinius, der an ihn 13 Briefe geschrieben. M. war, wie es scheint, Statthalter von Achaja. Er hat Schriften verfaßt, die Plinius im Allgemeinen lobt (IV, 20).

Meßkanon, die Gebetsformel, welche der Priester vor, bei und nach der Wandlung abzulesen hat. Nach Einigen ist sie auf des Papstes Siricius Befehl von Hieronymus oder nach Andern von diesem Papste selbst abgefaßt. Es ist der Theil der Messe, welcher keiner Veränderung unterworfen werden darf. Während ihn der Priester stille vor sich hersagt, liegt das Volk auf den Knieen. Er fängt nach dem Sanctus an mit den Worten: „Te igitur, clementissime Pater!" und endet mit dem Gebet: Nobis quoque peccatoribus, welches dem Pater noster vorangeht. Diese Gebetsformeln müssen gelesen werden, daher überhaupt der Ausdruck Messe lesen für die ganze Feier der Messe.

Meßkatalog, s. **Buchhandel**, S. 565 f.

Meßkette, s. **Maßstab**, S. 969.

Meßkirch, Stadt, s. v. a. **Möskirch**.

Meßkunst (**Geodäsie**). A) **Begriff**: Die M. ist derjenige Theil der angewandten Mathematik, welcher die Aufgabe hat, die Raumverhältnisse größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche nach ihren Größenverhältnissen zu ermitteln und in den meisten Fällen in einem **ähnlichen Bilde** (**Karte, Riß, Situationsplan**) darzustellen. Räumliche Verhältnisse werden durch die gegenseitige Lage verschiedener Punkte und diese wieder durch Entfernungs- und Richtungsgrößen, d. h. durch **Linien** und **Winkel** bestimmt. Bei einer gegebenen Lage von Punkten aber sind die einzelnen dieselbe bestimmenden Linien und Winkel von einander abhängig, so daß, wenn einige gegeben sind, die andern nicht mehr willkürlich sind. Die M. kommt daher zu der Kenntniß von Raumverhältnissen theils **unmittelbar** durch wirkliche Messung der Linien und Winkel, theils **mittelbar** durch Beurtheilung derselben nach den Gesetzen ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Die Abhängigkeitsgesetze zwischen den einzelnen Elementen räumlicher Größen sind nun der Gegenstand der **Geometrie** und diese Wissenschaft bildet demnach das Fundament für die **Theorie** der gesammten M. Für die **Praxis** bedarf aber die M. noch mehrer Hülfswissenschaften. Dahin gehören: 1) die **mathematische Geographie**, in sofern es die M. mit der Erde als mathematischem Körper zu thun hat, und da die hier nothwendigen Data vielfach nur aus dem Verhältnisse der Erde als Himmelskörper, folglich durch astronomische Beobachtungen zu erlangen sind, so muß auch 2) die **Astronomie** mit hierher gerechnet werden; 3) die **Physik**, weil die M. zu ihren Arbeiten einer Anzahl von Instrumenten bedarf, deren Bau auf physikalischen Gesetzen beruht, und deren genaue Kenntniß nicht entbehrt werden kann (s. **Meßinstrumente**), und weil sie ihre Operationen unter dem Einflusse von Licht und Wärme ausführt, einem Einflusse, der so-

wohl rücksichtlich der durch ihn bedingten Veränderungen in den Dimensionen der Instrumente, als rücksichtlich der Beobachtungen nicht vernachlässigt werden darf; 4) die **geometrische Zeichenkunst**, namentlich in ihrer Abhängigkeit von der Projektionslehre.

B) **Eintheilung.** I. Die M. hat es mit den Raumverhältnissen auf der Oberfläche der Erde zu thun; die Erde ist aber ein Sphäroid oder, da ihre größte und kleinste Axe sich wie 288 : 289 verhält, nahezu eine Kugel; alle auf derselben liegenden oder gedachten Linien sind demnach Bogen von größten Kugelkreisen, jedes einzelne Stück derselben eine Kugelkappe (Kalotte) oder ein Theil einer solchen. Nun läßt sich aber nachweisen, daß nicht zu lange Linien auf der Erdoberfläche im Verhältniß zur Länge des Erdhalbmessers geradezu als gerade u. entsprechende Stücke der Kugelfläche als Ebenen angesehen werden können; denn berechnet man nur nach der einfachen Formel, daß die Sehne gleich ist dem doppelten Produkte aus dem Radius und dem Sinus des dazu gehörigen Bogens, die Sehne eines Aequatorbogens von $1/_2$ Grad, also von 7,505 Meilen, so findet sich, daß die Differenz zwischen beiden nicht über 0,000124 Meilen oder 2 Fuß beträgt. Daraus ergibt sich, daß bei Detailvermessungen, die nur über einige Quadratmeilen sich ausdehnen, ein Unterschied im Resultat sich gar nicht herausstellt, wenn man diese Stücke als Ebenen und die Linien als gerade, oder wenn man sie als krumme Flächen und die Linien als Bogen ansieht. Dies aber vereinfacht und erleichtert die Arbeit außerordentlich, indem nunmehr Alles bloß auf planimetrische Gesetze gestützt werden kann, während im andern Falle die der Kugel und noch genauer die des Sphäroids die Grundlage abgeben müssen. Bei ausgedehnteren geodätischen Arbeiten aber, wo der Unterschied zwischen der eigentlichen Bogenlänge und der dazu gehörigen Sehne bedeutender hervortritt und dessen Vernachlässigung ein fehlerhaftes Resultat erzielen würde, können diese schwierigern Manipulationen nicht umgangen werden. Daher wird die M. in dieser Beziehung in die **höhere** und **niedere** getheilt. Der Unterschied zwischen beiden wird also zunächst bloß durch die Ausdehnung der zu ermittelnden Raumverhältnisse begründet, zeigt sich aber sodann auch in den verschiedenen Principien, von denen dabei ausgegangen werden muß und der Wahl der Mittel, welche diese nothwendig machen. Die erstere erfordert höhere mathematische Kenntnisse, kann der astronomischen Beobachtungen nicht entbehren und bedarf daher auch feinerer und mannichfaltigerer Instrumente. II. Die Erdkugel hat keine glatte Oberfläche, d. h. nicht alle Punkte stehen gleichweit vom Mittelpunkte ab; jedoch ist die Differenz mit Berücksichtigung der Länge des Erdhalbmessers so unbedeutend, daß sie verschwindet, und folglich alle Punkte in eine und dieselbe Kugeloberfläche, resp. Ebene fallend gedacht werden können. Allein für uns, die wir auf der Oberfläche uns befinden und mit unserm Sinne die Dimensionen nur in ihrem **gegenseitigen** Verhältnisse, nicht im Verhältniß zum **Erdradius** auffassen, ist dieser Unterschied bedeutend genug, um gehörig beachtet zu werden. Es kommen demnach bei Betrachtung der Lage eines Punktes der Erdoberfläche zwei Dimensionen zur Berücksichtigung 1) seine Entfernung von einem andern Punkte, d. h. der zwischen ihnen liegende Bogen eines größten Kreises (**Länge** oder **Breite**), 2) seine Entfernung vom Erdmittelpunkte, d. h. sein Abstand auf dem Erdhalbmesser von der wirklichen Kugeloberfläche (**Höhe** oder **Tiefe**). Bildlich würde sich Beides **zugleich** nur durch genau nachgebildete Modelle oder in einer Ebene durch perspektivische Darstellungen veranschaulichen lassen; allein erstere müßten eine außerordentliche Größe haben, würden aber auch nur einen Gesammteindruck und keine sofortige Erkennung der einzelnen Distanzen möglich machen; letztere sind unbrauchbar, weil die perspektivische Darstellung nicht sämmtliche Distanzen in demselben Verhältniß geben kann und auch die Winkel verschieben muß. Die Geodäsie nun trennt beide Auffassungen, sie stellt einerseits das Nebeneinandersein der Punkte im Raume so dar, als lägen sie sämmtlich in einer genauen Kugeloberfläche, berücksichtigt also bloß ihre Projektionen auf eine und dieselbe Fläche, andererseits stellt sie ihre verschiedenen Erhebungen über (resp. Senkungen unter) diese Fläche dar, ohne ihre gegenseitige Lage auf dieser Fläche zu berücksichtigen. Messungen der erstern Art nennen wir allgemeine **Horizontalmessungen**, weil der Horizont diejenige genaue Kugeloberfläche ist, auf welche wir uns alle Punkte der Erdoberfläche projicirt denken; Messungen der zweiten Art heißen **Vertikalmessungen**, weil sie eine auf die erstern senkrechte Richtung haben. Beide Arten der Messungen können sowohl der höhern als der niedern Meßkunst zufallen, je nachdem die unter B, I. bemerkten Rücksichten in Betracht kommen. Zeichnungen, welche auf Horizontalmessungen beruhen, heißen **Grundrisse** (namentlich in der niedern M.), solche, die auf Vertikalmessungen beruhen, **Profilrisse**. Daß bei Anfertigung der erstern gar keine gegen den Horizont geneigten Messungen aufgenommen werden dürfen, sondern dieselben stets auf den Horizont reducirt werden müssen, was entweder gleich durch die Art des Messens, oder nachher durch Rechnung geschieht, liegt klar auf der Hand, da die Kartenebene den Bodenerhebungen und Senkungen nicht folgen kann und folglich die Eintragung der wirklichen schiefen Längen und Winkel in eine und dieselbe Ebene das ganze Bild unrichtig machen würde. In wiefern aber bei der Berechnung des Flächeninhalts, namentlich da, wo bedeutende Erhebungen und Senkungen auf einen kleinen Flächenraum sich koncentriren, die schiefen Linien und Ebenen eine Berücksichtigung verdienen, wird im Art. **Vermessung** besprochen werden. Es gehören nun der höheren M. unter den Horizontalmessungen 1) die **Gradmessungen** an, welche durch Bestimmung der wahren Längen verschiedener Erdgrade die wahre Gestalt der Erde, namentlich ihre Abplattung nach den Polen

zu ermitteln haben; 2) die sogen. **trigonometrischen Vermessungen** (zweckmäßiger **sphärische Vermessungen** genannt), welche der Ermittelung des Flächenraums und der Gestalt größerer Ländergebiete, bei denen die Kugelkrümmung der Erde mit in Betracht kommt, durch genaue Bestimmung einzelner weit entfernter Punkte zur Grundlage dienen sollen. Die niedere Meßkunst dagegen hat es mit der **planimetrischen Vermessung** kleinerer Erdräume zu thun, welche als vollkommene Ebenen angesehen werden können. Solche Vermessungen werden entweder für sich allein vorgenommen, wenn man Gestalt und Flächenraum einzelner, irgendwie auf der Erdoberfläche abgegrenzter Gebiete erfahren will, wie beim **Feldmessen** im engern Sinne, beim **militärischen Aufnehmen** u. s. w. (s. **Vermessungen**), oder sie schließen sich an jene trigonometrischen Vermessungen an, so daß die Kugelkappe, welche durch die mittelst der letztern gefundenen Punkte bestimmt wird, in lauter kleine als Ebenen angenommene Theile sich zerlegt. Man nennt dieses Verfahren **Trianguliren**, weil die Zerlegung in lauter Dreiecke geschieht, welche nach dem Gesagten im Anfange als sphärische, später aber als ebene gefaßt werden. Unter den Vertikalmessungen gehören der höhern M. die eigentlichen **Höhenmessungen** an, welche die direkte Ermittelung des Höhenunterschiedes verschiedener Punkte, insofern derselbe nicht ganz unbeträchtlich ist und die Krümmung der Erde dabei berücksichtigt werden muß, zum Gegenstande haben. Streng genommen, gehört nur das **trigonometrische Höhenmessen** hierher, nicht aber das auf bloß physikalischen Beobachtungen und Berechnungen beruhende Höhenmessen mit dem Barometer, dessen man sich aber für alle größeren Höhen fast allein bedient. Die niedere M. dagegen hat es 1) mit dem unmittelbaren **trigonometrischen** Messen kleiner Höhen, welche als Perpendikel auf einer Ebene angesehen werden und 2) mit dem sogenannten **Nivelliren** zu thun, worunter man die Messung der Höhenunterschiede beliebiger Punkte versteht, unter der Voraussetzung, daß diese Unterschiede nicht allzu groß sind, ihre Ermittelung eine besondere Genauigkeit erfordert und die zu bestimmenden Punkte in einer stetigen Linie oder Fläche liegen, wodurch man in kontinuirlichem Zuge die Höhenunterschiede einer ganzen Anzahl von Punkten zwischen 2 bestimmten Grenzpunkten findet. Liegen diese Grenzpunkte sehr weit auseinander, so daß die Kugelkrümmung der Erde von Einfluß ist, so sind sie durch genaue Höhenmessung zu bestimmen und es sind davon einzelne Nivellements in ähnlicher Weise hineinzulegen, wie beim Trianguliren die planimetrische Vermessung sich um die sphärische schließt. Eine Verbindung der Horizontal- und Vertikalmessung in ihrer Anwendung auf den Bergbau behandelt die **Markscheidekunst** (s. d.). Alle die einzelnen Partien, in welche demnach die M. sich verzweigt, sind in besondern Artikeln abgehandelt, wir geben daher hier nur noch eine Uebersicht über das ganze Gebiet mit den nöthigen Verweisungen.

I. Höhere Meßkunst.	II. Niedere Meßkunst.
A. Horizontalmessung.	
1) Grademessung (s. d.),	3) planimetrische Vermessung (s. **Vermessungen**).
2) sphärische Vermessung (s. **Vermessungen**),	
B. Vertikalmessung.	
1) Barometrische Höhenmessung (s. d),	3) einfache trigonometrische Höhenmessung (s. **Trigonometrie, ebene**),
2) genaue trigonometrische Höhenmessung (s. **Höhenmessung**),	4) Nivelliren (s. d.).

Was die Elemente der M., das Messen von Linien und Winkeln betrifft, auf welche, wie zu Anfange des Artikels nachgewiesen wurde, die ganze Praxis des Messens hinausläuft, so ist das erstere im Artikel **Maßstab**, das letztere in den die einzelnen Winkelmeßinstrumente betreffenden Artikeln, als **Boussole, Meßtisch, Theodolit** (vergl. **Meßinstrumente**), endlich die Verbindung und gegenseitige Ergänzung des Linien- und Winkelmessens im Art. **Vermessung** behandelt. — **Literatur:** **Tobias Meyer**, Unterricht zur praktischen Geometrie, Gött. 1777—1783, 3 Bde.; — **Adams**, Geometrical and Graphical Essays, deutsch von **Geißler**, Leipz. 1795; — **Barfuß**, Handbuch der höhern und niedern Meßkunde, Weimar 1842; — **Schneitler**, Lehrbuch der gesammten Meßkunst, Leipz. 1851 (mit in den Text gedruckten Holzschnitten). — Für Schulen: **Wiegand**, der geodätische Meßapparat und sein Gebrauch, Halle 1848; — **Schulte**, die Feldmeßkunst für Bürger und Landmann, Siegen und Wiesbaden 1844; vergl. **Meßinstrumente**.

Meßlingen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Minden; 390 Einw.

Meßmäkler, s. **Mäkler**.

Meßmer, Berg, s. **Appenzeller Alpen**.

Meßner (Kirchenw.), 1) Kirchendiener, welcher die zur Abhaltung des Gottesdienstes und insbesondere der Messe nöthigen Vorkehrungen zu treffen hat; — 2) in manchen Gegenden s. v. a. Meßpriester.

Meßnerschlag, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. **Wegscheid**; 300 Einw.

Messoa, s. **Mesoa**.

Messogis (a. Geogr.), Hauptgebirge Lydiens, das sich nördlich neben dem Mäander von Celänä bis Mycale hinzieht, wo es in das Vorgebirg Mycale ausläuft, im Süden und Osten die Grenze des Landes bildet, und einen guten Wein erzeugt. Nebenzweige desselben waren der Pactyes und Thorax, und auch der Tmolus ist eigentlich nur eine nordwestliche Fortsetzung des M., von dessen Namen sich noch eine Spur in dem heutigen Musataph erhalten zu haben scheint, obgleich der eigentliche M. jetzt Kestanehtaph, d. i. Kastanienberg heißen soll.

Messona, griech. Ort, **Morea**, südlich von Patras.

Messolan, **Masselan**, **Miselane**, sehr haltbarer Zeuch, halb aus Leinengarn, halb aus Schafwolle gewebt, welcher ehedem von den Landleuten zu verschiedenen Kleidungsstücken sehr häufig getragen wurde, gegenwärtig aber nur noch hie und da im Gebrauch ist. Man verfertigte diesen Zeuch in sehr vielen Gegenden

Deutschlands, besonders in Sachsen, Schlesien und Böhmen, einfach und doppelt, glatt, geköpert, gedruckt, einfarbig, melirt, in ganzen Stücken von 60 u. in halben von 30 Ellen Länge, $^3/_4$, $^6/_4$ und $^7/_4$ Breite. Einen sehr dauerhaften Zeuch dieser Art liefern Neumarkt und Wechselburg, im Herzogthum Krain für die österreichischen Länder und für Italien; in Italien sind M. (Mezzolane) von Rimini und Bologna wegen ihrer guten Quantität gesucht.

Meßopfer (Kirchenw.), s. v. a. Messe.

Meßordnung, s. Messe (Hdlsw.).

Messow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Krossen; Vorwerk, Forsthaus; 530 Einw.

Messowo, Gebirg, s. v. a. Mezzowo.

Meßpriester, katholischer Priester, dem nur die Celebration der Messe obliegt.

Meßrabatt, s. Meßverkehr.

Meßrecht (Handlgsw.), 1) Recht gewisser Orte zur Abhaltung von Messen; — 2) s. v. a. Meßordnung, Inbegriff von Gesetzen über das gegenseitige Verhalten der Käufer und Verkäufer, vergl. Messe.

Meßretourgüter, s. Meßverkehr.

Meßriemen, s. v. a. Meßschnur.

Meßruthe, s. Ruthe.

Meßschnuren (Meßbänder, Meßk.), aus Hanf, Bast u. dergl. verfertigte, mit heißem Oel getränkte, wie die Meßkette eingetheilte Schnuren oder Bänder zum Abmessen von Linien, sind wegen ihrer Dehnbarkeit nur bei Messungen von geringem Umfange, bei denen zugleich ein sehr geringer Grad von Genauigkeit genügt, anwendbar. Sie sind zwar sehr bequem zu transportiren und zu handhaben, zerreißen aber sehr leicht, und sind dann sehr schwer wieder zu ergänzen.

Meßstäbe (Fluchtstäbe, Absteckstäbe, Meßk.), Stäbe von derselben Beschaffenheit, wie die Meßfahnen (s. d.), nur ohne Flagge, und von geringerer Höhe, 5—8 Fuß lang, dienen bei Specialvermessungen zur Bezeichnung von Zwischenpunkten, namentlich solcher, welche vermöge ihrer Lage in einiger Entfernung auch ohne hochragende Markirung erkennbar sind.

Meßstange, s. v. a. Maßstab.

Meßstetten, würtemb. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Balingen; 1120 Einw.

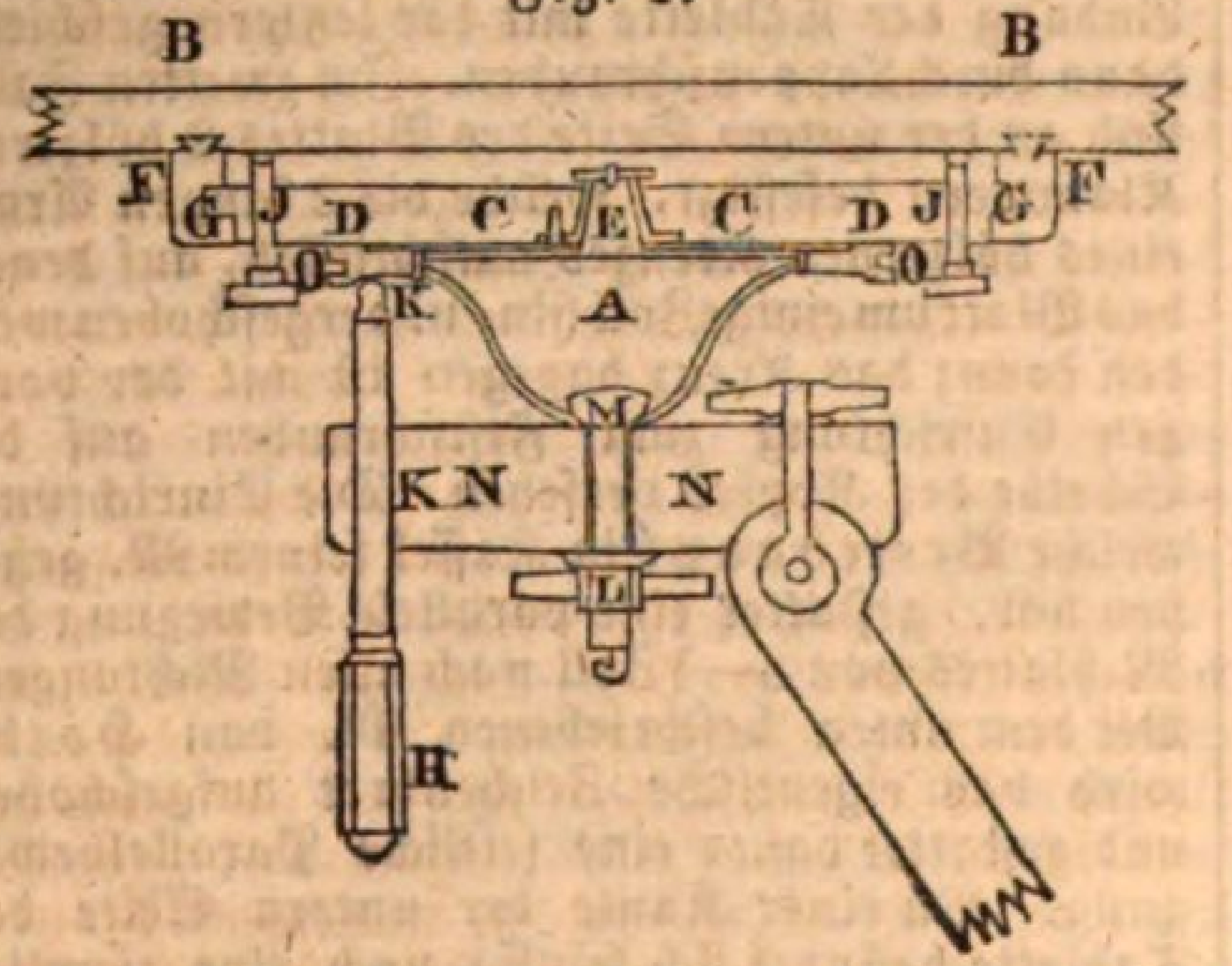
Meßstrazze, das Handlungsbuch, worin nur die auf einer Messe vorfallenden Geschäfte, Ein- und Verkäufe, gemachte Zahlungen, einkassirte und ausstehende Schulden ꝛc. eingetragen werden.

Meßtisch (Mensula, Meßk.), eines der bekanntesten und bei den gewöhnlichen Detailvermessungen gebräuchlichsten Meßinstrumente, ist ein auf 3 Füßen stehender tragbarer Zeichentisch, auf dem man mit Hülfe einiger anderen Instrumente jede Terrainfigur im verjüngten Maßstabe darstellen, und folglich sich ein anschauliches Bild von der geometrischen Gestalt einer Gegend verschaffen kann. Jene Instrumente mit dem eigentlichen M.e faßt man unter der Bezeichnung Meßtischapparat zusammen, begreift jedoch gewöhnlich auch unter dem Namen M. die sämmtlichen Hülfsinstrumente mit. A. Theoretische Begründung: Da jede Terrainfigur nur nach ihrer räumlichen Gestaltung im Grundriß, d. h. in ihrer Horizontalprojektion aufgenommen wird (s. Meßkunst), so ist das Bild (abgesehen von der sphäroidischen Krümmung der Erde, die nur bei ausgedehnten Vermessungen in Betracht kommt), eine ebene, dem Original (im mathematischen Sinne) ähnliche Figur, es handelt sich folglich stets nur um die Herstellung proportionaler Linien und gleicher Winkel. Die Linien werden bekanntlich unabhängig mit einem Längenmesser (Meßkette u. s. w.) gemessen und dann in verkleinertem Maßstabe auf das Papier übergetragen; und ebenso können die Winkel unabhängig mit einem Winkelmesser (s. Meßinstrumente) im Gradmaß gemessen und dann in derselben Größe an die entsprechenden Punkte mit einem Abtraginstrumente (deren unvollkommenstes der gewöhnliche Transporteur ist), abgetragen werden. Allein die doppelte Operation des Aufnehmens und Abtragens macht, wo es einmal auf eine graphische Darstellung des Gemessenen abgesehen ist, die Arbeit ungenau und zeitraubend. Bei der Linienmessung ist ein unmittelbares Uebertragen nur bei völliger Kongruenz des Bildes mit dem Original möglich; für bloß ähnliche Figuren also eine Spaltung nicht zu umgehen, — deshalb vermeidet man aber auch möglichst die Linienmessung, — bei der Winkelmessung dagegen ist, da in ähnlichen Figuren die Winkel ebenso gut einander gleich sind, wie in kongruenten, ein solches unmittelbares Uebertragen stets thunlich, und auf die Lösung dieser Aufgabe, Winkel in ihrer stetigen Größe unmittelbar von einer Ebene (dem Boden) auf eine andere (das Papier) überzutragen, läuft die ganze Einrichtung des M.s hinaus. Genau genommen, wenn wir unter Messen das Ausdrücken durch eine Maßeinheit verstehen, ist also der M. eigentlich kein Winkelmeß-, sondern ein Winkelübertrag-Instrument; denn durch eine Meßtischoperation erfahren wir nie, wie viel ein Winkel Grade, Minuten u. s. w. hat. Was nun die Lösung jener Aufgabe betrifft, so lehrt die Geometrie, daß Winkel auch in verschiedenen Ebenen einander gleich sind, wenn sie parallele Schenkel haben. Man hat also zu zwei sich schneidenden Linien in einer Ebene (dem Felde) 2 sich schneidende in einer andern (dem Papier) zu konstruiren, welche paarweise einander parallel laufen. Zwei Linien in zwei verschiedenen Ebenen sind aber dann parallel, wenn sie die Durchschnitte dieser beiden Ebenen mit einer dritten bilden und die beiden geschnittenen einander selbst parallel sind. Um also in der Ebene des Papiers die verlangten Parallelen zu erhalten, muß diese Ebene der Ebene des Feldes parallel gestellt werden, und es müssen durch die in der Feldebene liegenden Linien Ebenen gelegt (gedacht) werden, welche die parallele Papierebene und, da sie durch einen Punkt, die Spitze des überzutragenden Winkels, gehen, sich auch selbst schneiden. Diese Ebenen aber müssen senkrecht auf jenen Parallelebenen seyn, weil nur der rechte Winkel unter allen Umständen sofort darstellbar ist und

folglich nur sie durch senkrecht in den Boden gesteckte Stäbe bezeichnet werden können. Wenn aber zwei sich schneidende Ebenen auf einer dritten senkrecht stehen, so steht auch ihre Durchschnittslinie auf der dritten senkrecht u. umgekehrt, man bedarf also nur dieser senkrechten, um auch die Vertikalebenen zu haben. Der untere Endpunkt dieser senkrechten in der Feldebene ist aber die Spitze des überzutragenden Winkels, und ihr oberer Endpunkt in der Papierebene muß demnach die Spitze des neuen Winkels werden. Um also einen Winkel von einer Ebene auf eine andere zu übertragen, muß dreierlei zu bewerkstelligen seyn: 1) die Ebene, welche den Winkel aufnehmen soll, muß der Ebene, in welcher er sich befindet, vollkommen parallel, also nach der im Eingange gemachten Bemerkung horizontal zu stellen seyn; 2) der Punkt, in welchen die Spitze des zu zeichnenden Winkels fallen soll, muß senkrecht über den Punkt, der die Spitze des ursprünglichen Winkels bildet, zu bringen seyn; 3) jeder Schenkel des zu zeichnenden Winkels muß mit dem entsprechenden des ursprünglichen Winkels in eine Vertikalebene gebracht werden können. Nur wenn alle diese Anforderungen möglichst vollkommen erfüllt werden, wird auch die Gleichheit der beiden Winkel eine möglichst genaue seyn. Mit Rücksicht darauf muß nun der M., als das hierzu verwendete Instrument, zwei Haupteigenschaften haben: 1) er muß mit Leichtigkeit und Genauigkeit in die drei geforderten Lagen zu bringen seyn; 2) er muß, da an ihm gearbeitet wird, auch bei kräftigerer Berührung, in der Lage, die man ihm einmal gegeben, unerschüttert verharren können. In letzterer Eigenschaft offenbart sich vornehmlich die Solidität der Konstruktion, und gerade ihre Erzielung hat die vielfältigsten Aenderungsversuche rücksichtlich der Einrichtung hervorgerufen. Zur Beschreibung der letztern gehen wir jetzt über: B. Einrichtung. Der eigentliche M. besteht aus Meßtischblatt, Kopf und Stativ. 1) Das Meßtischblatt (Mensel, Tablette, Planchette), dient als Reißbret, und ist mit dem Papier überspannt, welches die Zeichnung der Vermessung aufnehmen soll. Es bildet ein Quadrat von 10 bis 15'' Länge und Breite, und besteht aus mehreren dünnen Platten eines guten, trockenen, feinfaserigen Holzes (meistens Linden- oder Ahornholz), welche so zusammengeleimt sind, daß die Fasernlager sich kreuzen, um ein Werfen oder Verziehen des Blattes zu verhindern. Weniger zweckmäßig ist die Konstruktion des Quadrates aus 4 mit ihrem Hirnholze zusammenstoßenden kongruenten, wohl auch noch mit einem Rahmen umgebenen Dreiecken, da trotz der sorgfältigsten Arbeit doch die Fugen auf der Oberfläche leicht erhabene Linien bilden, die sich bei anhaltendem Gebrauche anderer Instrumente auf dem Zeichenpapier als Schmutzstreifen zu erkennen geben. Auch gläserne Tabletten, welche auf der einen Seite eben und matt geschliffen sind, hat man für Zwecke, bei denen die größte Genauigkeit Haupterforderniß ist, hergestellt, in dem gewöhnlichen Gebrauch dürften diese jedoch trotz ihrer Vorzüge wohl kaum Eingang finden. Die Oberfläche des Meßtischblattes muß 1) eine vollkommene Ebene darbieten und diese Eigenschaft durch keine Einwirkung von Hitze oder Feuchtigkeit verlieren, 2) der unteren Fläche genau parallel seyn. Das Meßtischblatt wird beim Gebrauch des M. auf den Kopf befestigt. Dies geschieht entweder so, daß die Tablette für sich allein unbeweglich ist, also nur mit dem Kopfe zugleich bewegt werden kann, oder so, daß sie noch eine horizontale Parallelbewegung gestattet. Im erstern Falle ist in der Mitte der untern Fläche eine messingene, 3 bis 4 Zoll im Durchmesser haltende mit einem Kranze (reifförmige Hervorragung) umgebene Scheibe angeschraubt, welche genau auf die obere Scheibe des Kopfes paßt und die letztere mit ihrem Kranze völlig umgibt. In dieser Scheibe sind 3 Schraubenlöcher mit Muttergewinden und ein Stiftloch, welchen wiederum 3 eben solche Schraubenlöcher und ein Stift in der Scheibe des Kopfes genau entsprechen. Die Verbindung der Tablette mit der letztern geschieht dann durch Lappenschrauben. Im zweiten Falle sind an der untern Seite des Blattes 2 hölzerne Klammern befestigt, welche die 2 langen Arme eines hölzernen Kreuzes umschließen, auf denen das Blatt um einige Zoll hin- u. hergeschoben werden kann; das Kreuz dagegen ist mit der vorigen Einrichtung zum Festschrauben auf die Scheibe des Kopfes versehen. Die Einrichtung, welche Breithaupt in Kassel seinem M. gegeben hat, gestattet eine parallele Bewegung des M.blattes von 3—4 Zoll nach allen Richtungen. Bei dem unten beschriebenen M. von Hölbe wird das eigentliche Zeichenbret aufgeschoben und gestattet daher eine seitliche Parallelbewegung. An einer Kante der untern Seite der Tablette befindet sich häufig noch eine ziemlich unnöthige Vorrichtung zum Anschrauben der Orientirboussole. Sie besteht gewöhnlich aus einer in das Holz eingelassenen Messingplatte, deren Fläche genau in die untere Tablettenfläche fällt und die mit 2 Stiftlöchern und einem Schraubenloch versehen ist, um 2 Stifte und eine Lappenschraube der Orientirboussole aufzunehmen. Zum Ueberziehen des M.blattes mit Papier dient als zweckmäßigstes Bindemittel, zu Schaum geschlagenes Eiweiß. Man bestreicht damit gleichmäßig die untere Papierseite und streicht mit zwei zusammengeballten Tüchern den Bogen von der Mitte aus nach den Seiten hin so lange aus, bis er überall festliegt. Die Ränder biegt man dann um und klebt sie an den Kanten des Blattes mit Mundleim oder dergl. fest. Das Blatt lös't sich nach gemachtem Gebrauch mit einiger Behutsamkeit leicht ab, nachdem man die angeleimten Ränder losgeschnitten hat. Das auf der Oberfläche des M.blattes sich nach und nach ansammelnde Eiweiß muß bisweilen abgewaschen werden. — 2) Der Aufsatz, (Kopf, Bewegung). Der Forderung, daß die Tablette sich stets genau horizontal stellen lasse, daß sie aus dieser Lage bei einer Berührung, wie das Zeichnen und der Gebrauch der Hülfsinstrumente darauf sie herbeigeführt, nicht weiche, und daß sie in ihrer horizontalen Lage eine sanfte Bewegung um eine vertikale, durch ihre Mitte gehend gedachte Axe gestatte, wodurch das unter

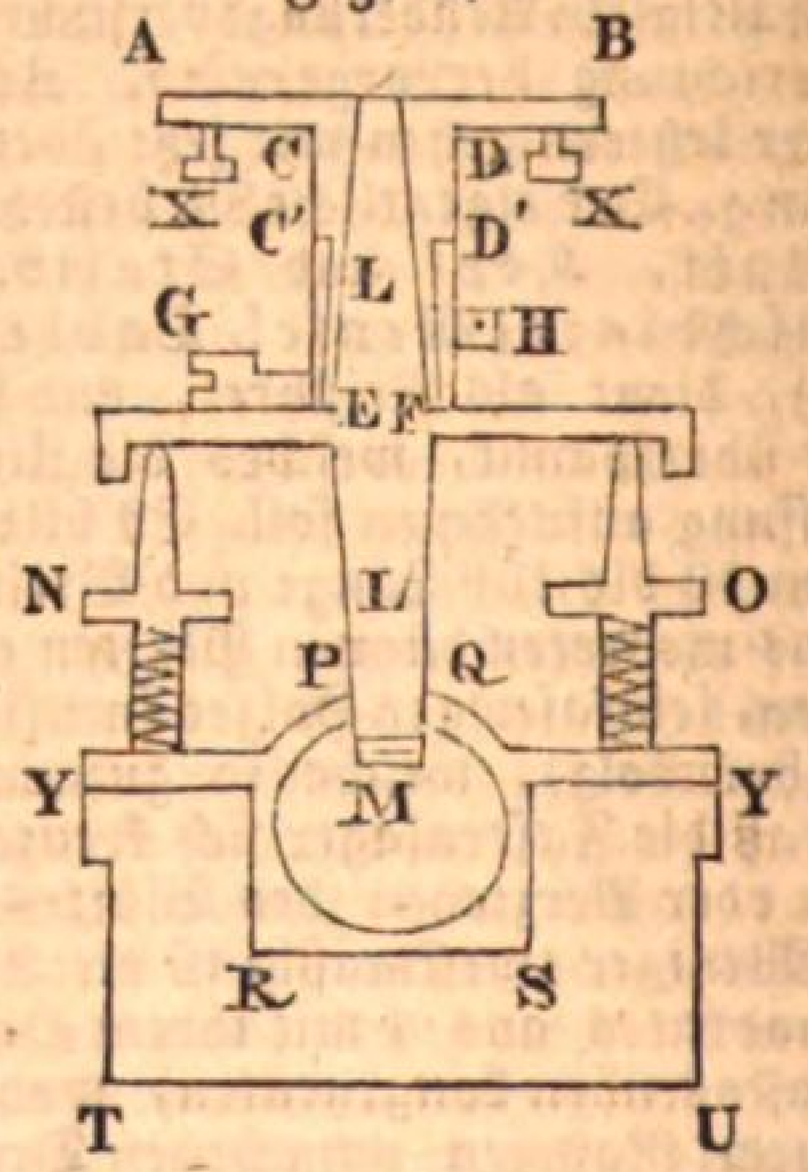
A verlangte Einstellen der Linien in die Vertikalebenen möglich wird, hat der Aufsatz zu genügen. Denn wie wir vorher gesehen haben, wird das M.blatt mit dem Aufsatze entweder für sich ganz unbeweglich oder nur eine kleine, unabhängige Seitenbewegung in horizontaler Richtung gestattend, verbunden, so daß jede dem Aufsatze mitgetheilte Bewegung zugleich das M.blatt trifft. Die Konstruktionen des Aufsatzes sind unendlich mannichfaltig; die meisten neuern lassen in Hinsicht auf die Feinheit der Bewegung wenig zu wünschen übrig, desto mehr aber in Hinsicht auf Festigkeit und Beharrlichkeit in der dem M. einmal gegebenen Lage. Nur der M. von *Hölbe* in Saalfeld besitzt in dieser Beziehung einen entschiedenen Vorzug, mit welchem sich die erstere Eigenschaft in eben so hohem Grade verbindet. Wir geben hier eine kurze Beschreibung desselben nebst einer Durchschnittsfigur (Fig. 1), wobei wir neben dem Aufsatze auch Tablette und Stativ, die ebenfalls eine eigenthümliche entsprechende Konstruktion haben, berücksichtigen.

Fig. 1.



N N ist der hölzerne walzenförmige Stativkopf, an dessen unterer Seite drei Beine in Pfannen eingelassen sind. Diese gestatten sämmtlich ein Drehen bis zur horizontalen Lage und sind in jeder Lage durch messingene Bolzen mit Knebelschrauben auf der Oberfläche des Kopfes unverrückbar zu befestigen. Die Figur zeigt eins davon. Durch den Stativkopf geht der oben mit einer Nuß M endigende Knebel L, durch welchen der Aufsatz unbeweglich auf das Stativ festgeschraubt wird. Ebenso gehen durch denselben die 3 Messingschrauben K mit den hölzernen Griffen H (unsere Figur zeigt eine davon), welche sowohl zur Horizontalstellung, als auch zur festen Stütze des Blattes dienen, da die Stützpunkte möglichst weit auseinander gelegt sind. Sie greifen unter den Kranz D D der metallenen Glocke A, welche sich um die Nuß M bewegt und folglich eine Neigung nach allen Seiten gestattet. Die Oeffnung der Glocke verschließt zum Theil eine breite Metallleiste, welche den konischen Zapfen E trägt. Um diesen dreht sich mittelst einer eingelassenen Metallbüchse, auf dem Kranze D D der Glocke sanft aufstreifend, die an 2 Seitenrändern bei G G ausgezapfte Holzplatte CC, auf welche das eigentliche Meßtischblatt B B mittelst der eingelassenen ausgefalzten Leisten F F aufgeschoben und durch vier Schrauben J J in beliebiger Lage festgehalten werden kann. Zur Herstellung der feinen Azimuthalbewegung der Platte C C befinden sich am Kranze der Glocke die Nuhte M M zur Aufnahme eines Klemm- und Mikrometerwerkes, welches an der Durchschnittsfigur nicht mit darstellbar ist. Bei dieser Konstruktion ist an eine vibrirende Bewegung des M.s nicht zu denken, da einerseits der Aufsatz nicht die Höhe der gewöhnlichen, andererseits die Tablette eine viel breitere Stützbasis sowohl im Stativ als in den Stellschrauben hat. Der Umstand, daß der ganze Apparat etwas schwerer wird als der gewöhnliche, dürfte bei diesen Vorzügen nicht in Betracht kommen. — Die sonst noch üblichen Konstruktionen des Aufsatzes lassen sich auf folgende Hauptgattungen zurückführen. a) Der *sächsische (lehmann'sche)* Aufsatz gestattet eine gröbere und feinere Azimuthalbewegung, ist aber nur schwierig horizontal zu stellen, da dies bei der älteren einfachen Einrichtung nur durch Verrücken oder Eintreten der Stativfüße geschehen kann, und bei der neuern die bloße Hinzufügung einer Nuß zwar das Einstellen, aber andererseits wiederum das Verrücken der Tablette aus der horizontalen Lage beim Arbeiten darauf leichter möglich machte. b) der *sächsische Aufsatz mit senkrechten Stellschrauben und Mikrometerbewegung*, gestattet eine genaue Horizontalstellung und eine grobe wie sanfte Azimuthalbewegung. Auch von diesem geben wir, da er wohl am meisten, wenn auch mit mancherlei Nuancen im Gebrauch ist, eine kurze Beschreibung nebst senkrechter Durchschnittsfigur (Fig. 2). In eine Walze

Fig. 2.



von gutem Linden- oder Buchenholz N O T U, welche den obersten Theil des Stativs bildet, ist eine metallene Pfanne P Q R S eingelassen, in welcher sich die den untersten Theil des metallenen nach beiden Enden konisch abgedrehten Zapfens L L bildende Nuß N bewegt, so daß der Zapfen nach allen Seiten hin ein Ausbiegen aus der senkrechten Richtung gestattet, was natürlich nur auf wenige Grad nothwendig und nach Maßgabe der Weite des Loches P Q in der

Mitte der Messingplatte N O P Q, welche die Walze N O T U oben verschließt, zulässig ist. In dieser Messingplatte bewegen sich entweder 3 im gleichseitigen Dreieck oder 4 im Quadrat eingelassene senkrechte Stellschrauben Y Y, welche lang genug sind, um mit ihren Köpfen die senkrecht mit dem Zapfen L L festverbundene Scheibe J K in allen Lagen, welche diese durch das Ausbiegen des Cylinders aus der senkrechten Richtung erhalten kann, noch zu fassen. Durch wechselseitiges Anziehen und Lockern der Schrauben kann diese Scheibe folglich stets genau in eine horizontale Lage gebracht werden, auch wenn die Oberfläche N O der Walze nicht ganz horizontal steht. Den Zapfen L L nun umschließt von der Scheibe J K aufwärts der Hohlcylinder C D E F, welcher in seinem untern Theile C' D' E F sehr dünn, in seinem obern stärker ist, und in der senkrecht darauf stehenden Scheibe A B endigt. Mittelst dieses Hohlcylinders ist die Scheibe A B um den Zapfen L L als Axe drehbar, und zwar so, daß ihre Ebene stets der Ebene der Scheibe J K parallel bleibt, jede Stellung der untern Scheibe durch die Stellschrauben folglich dieselbe Aenderung in der Lage der obern bewirkt. Den dünnern Theil C' D' E F des Hohlcylinders umschließt ein zweiter stärkerer, auf der Seite, wo H liegt, geschlitzter und mit 2 Lappen H versehener Cylinder, welcher mittelst einer durch die beiden Lappen gehenden Klemmschraube so fest gegen den Cylinder C' D' E F gepreßt werden kann, daß beide nicht mehr unabhängig von einander beweglich sind. An diesem geschlitzten Cylinder auf der Scheibe J K aufstreifend, ist aber zu gleicher Zeit das eine Lager G seiner Mikrometerschraube befestigt, während das andere (im Durchschnitte nicht mit darstellbare) Lager auf der Scheibe J K selbst befestigt ist, so daß das ganze System, sobald die Klemmschraube H angezogen ist, nur noch mittelst der Mikrometerschraube eine feine Bewegung um die vertikale Axe L L gestattet. Hier und da wird die feine Azimuthalbewegung auch durch eine auf der Scheibe J K befestigte Schraube ohne Ende bewerkstelligt, was an dem Hohlcylinder eine Scheibe mit schraubenförmig eingeschnittenem Gange erforderlich macht; indessen ist ein Mikrometerwerk, weil dasselbe stets feinere Bewegungen ermöglicht, vorzuziehen. Auf der obern Scheibe des Aufsatzes wird dann in den oben angegebenen Weisen mittelst der Schrauben X X das Meßtischblatt befestigt. Laufen nun die einzelnen Ebenen, d. h. die obere und untere Ebene des Meßtischblattes, die Scheiben A B und J K einander stets vollkommen parallel, eine Eigenschaft, deren Herstellung das Hauptaugenmerk des Verfertigers seyn muß, so läßt sich zunächst das Meßtischblatt durch die Schrauben Y Y vollkommen horizontal stellen und gestattet in dieser Lage sowohl eine g r o b e Azimuthaldrehung mit der Hand, wenn die Schraube H gelüftet ist, als auch eine f e i n e mit der Mikrometerschraube, wenn H angezogen ist; wozu bei der besonderen Einrichtung mit dem Kreuz noch die seitliche Parallelbewegung kommt, die indessen nicht so wesentlich erforderlich ist. Die bedeutende Höhe des Aufsatzes und verhältnißmäßig geringe Unterstützung, welche das Meßtischblatt fast nur in der Axe L L hat, machen dasselbe für jede Erschütterung und vibrirende Bewegung leicht empfänglich, und selbst bei der behutsamsten Benutzung wird man die Horizontalstellung öfters zu korrigiren nöthig haben; — c) der m ü n c h e n e r Aufsatz, von R e i c h e n b a c h erfunden, läßt eine sehr genaue Horizontalstellung, so wie eine vollkommen gute, grobe und feine Azimuthalbewegung zu, ist aber sehr komplicirt, muß daher sorgsam gearbeitet und behandelt werden und ist natürlich sehr theuer. Die Horizontalstellung wird hier durch drei horizontale Stellschrauben bewirkt, welche gegen den untern Theil eines an die Stelle des Cylinders L L tretenden konischen Zapfens wirken; — d) der b e r l i n e r Aufsatz, von H e n n e f u ß erfunden, ist sehr einfach und läßt eine sehr sanfte Azimuthalbewegung zu, ermangelt aber einer besonderen Vorrichtung zur Horizontalstellung; — e) viel Empfehlung verdient der b r e i t h a u p t'sche Aufsatz, welcher mit einem auf Schrauben ruhenden Dreifuß zur Horizontalstellung u. einer Schraube ohne Ende zur Azimuthalbewegung versehen ist. Die große Sicherheit der Aufstellung, wie der M. von Hölbe, gewährt er jedoch auch nicht. — 3) Das S t a t i v. Nach der ältern Konstruktion schließt sich unmittelbar an den obern Theil, welcher den Aufsatz trägt, s. in obiger Fig. N O T U, ein dreiseitiges prismatisches Stück an, und an dieses werden die drei (3—4 Fuß langen) Beine mit Lappenschrauben fest und lose so geschraubt, daß sie zusammengelegt einen Kegel bilden und mittelst eines angesteckten Ringes in dieser zum Transport bequemen Lage erhalten werden, während sie auseinandergestellt sich parallel mit der Axe des prismatischen Stückes kreisförmig um ihre Schrauben bewegen und dann einen Dreifuß bilden. Unten laufen die Füße spitz zu, um in den Boden gedrückt werden zu können. Besser ist die n e u e r e Konstruktion, welche R e i c h e n b a c h in München angegeben, und B r e i t h a u p t in Kassel wesentlich verbessert hat, wonach die 3 Füße in Pfannen, in denen sie durch Schrauben unbeweglich befestigt werden können, und zwar jeder in einer durch die Axe gelegten Ebene, sich bewegen. Diese Einrichtung, die sich an dem M. von Hölbe vorfindet, gewährt eine größere Festigkeit und allen Terrainverhältnissen entsprechende Bequemlichkeit der Aufstellung. — C. H ü l f s i n s t r u m e n t e: 1) die W a s s e r w a g e (s. d.), gewöhnlich eine D o s e n l i b e l l e, dient zur Bestimmung der Horizontalebene des Meßtischblattes, (s. unten); — 2) das D i o p t e r l i n e a l, ein messingenes Lineal, an dessen Enden Visire angebracht sind. Das Lineal muß wo möglich so lang als die Diagonale des Meßtischblattes seyn, damit es fast in allen Fällen mit beiden Enden über das Meßtischblatt hinwegreicht und dadurch ein leichteres Hin- und Herschieben möglich macht; die Visire können entweder bloße Diopter (s. V i s i r e n) oder ein Fernrohr seyn; jedenfalls ist nothwendig, daß die Visirlinie in einer Ebene liegt, welche in der zum Linienziehen dienenden Kante des Lineals

auf dessen Ebene senkrecht steht. Damit man durch etwaige Bodenunebenheiten im Visiren ferner Punkte, die entweder höher oder tiefer liegen als der Standpunkt des M.s nicht gehindert werde, was häufig der Fall seyn wird, wenn die Visirlinie gegen die Linealkante eine unveränderlich parallele Lage hat, so ist bei den neuern Instrumenten stets die Einrichtung getroffen, daß dieselben in der bezeichneten Vertikalebene sich um eine Axe auf u. ab bewegen lassen. Eine solche Einrichtung heißt eine Kippregel, und gewöhnlich wird das ganze mit derselben versehene Instrument so genannt. Das Lineal hat in der Mitte der einen Kante eine seitwärts gehende Ausbiegung, auf welcher sich senkrecht eine Säule erhebt. Aus dieser Säule ragt am obern Ende parallel mit der Linealebene eine Axe hervor, um welche unter den vorhin bezeichneten Bedingungen, die Visirlinie, gewöhnlich ein astronomisches Fernrohr sich bewegt, dessen durch ein Fadenkreuz im Innern bezeichnete Axe die Visirlinie bildet. Die Ausbiegung des Lineals nach einer Seite als Standpunkt für die Säule ist nothwendig, wenn das Instrument dem Umwerfen nicht zu leicht ausgesetzt seyn soll und man nicht das ganze Lineal zu breit und somit zu schwer machen will. Gewöhnlich ist mit dem Fernrohr ein Gradbogen verbunden, damit erforderlichen Falls auch Vertikalwinkel damit gemessen werden können. Da hierzu kein M.blatt nöthig ist, so pflegt dafür gesorgt zu seyn, daß man das Lineal unmittelbar auf die oberste Scheibe des Kopfes aufschrauben kann. In diesem Fall kann also der M. mit Weglassung der Tablette zugleich als Nivellirinstrument dienen, zu welchem Zwecke das Fernrohr noch mit einer Röhren- (Cylinder-) Libelle verbunden ist. Soll diese ganze Einrichtung den angegebenen Nebenzwecken nur einigermaßen entsprechen, so muß das Fernrohr in seiner Vertikalebene nicht nur eine grobe Auf- und Abbewegung mit der Hand, sondern auch eine feine mittelst einer Klemm- und einer Mikrometerschraube gestatten, und zum genauen Ablesen der Winkel muß an der Säule ein Nonius angebracht seyn, auf dem der Gradbogen sich hin- und herschiebt. Das ganze Instrument, auf dessen Genauigkeit eben so viel ankommt, als auf die des Aufsatzes, muß mit den nöthigen Vorrichtungen zum Justiren durchaus versehen seyn. — 3) Die Orientirboussole (s. Boussole), dient bloß dazu, die Richtung einer Linie im Felde gegen die magnetische und folglich gegen die wahre Mittagslinie annähernd zu bestimmen und bei kleinern Aufnahmen mittelst dieser festen Linie den M. im Felde immer wieder gehörig zu orientiren. Sie ist in vielen Fällen entbehrlich. Beim Gebrauch wird sie entweder an die Tablette angeschraubt, wie oben B. 1 bemerkt wurde, und dem M. vor Aufnahme der ersten Linie eine solche Richtung gegeben, daß die Nadel auf die mit NO bezeichnete Linie einspielt, wodurch alle Linien späterhin eine bestimmte bekannte Lage gegen die Mittagslinie erhalten; oder wenn bereits Aufnahmen auf der Tablette gemacht sind, so orientirt man den M. nach einer der gezogenen Linien, setzt die Orientirboussole so darauf, daß die Nadel auf NO einspielt, und zieht dann an dem der Linie NO parallel laufenden Rande ihrer Platte eine Linie, welche dann auf dem M.e die Richtung der Mittagslinie angibt, wodurch man in den Stand gesetzt ist, an jedem andern Punkte dem M.e wiederum dieselbe Lage gegen die Mittagslinie zu geben. — 4) Die Einlothgabel (Einlothzange, Lothgabel, Lothzange), hat die Bestimmung, einen Punkt des M.blattes genau senkrecht über einen Punkt des Bodens zu bringen. Sie besteht gewöhnlich aus zwei parallel laufenden, durch ein Knie mit einander verbundenen Metallstäben, ähnlich einer Feuerzange. Der obere Arm endet mit einer Spitze, der untere, ein wenig längere, hat senkrecht unter der Spitze des obern ein Loch, durch welches ein Bleiloth herabhängt. Auf diese Weise liegt bei horizontaler Lage des obern Armes das Loth stets in einer senkrechten Linie mit der Spitze desselben. Die beiden Arme stehen so weit auseinander, daß sie das M.blatt gerade zwischen sich fassen, und werden, damit sie sich beim Anlegen nicht verrücken und vollkommen an die Tablette anschmiegen, in der Nähe des Knies durch eine Schraube zusammengepreßt. Beim Gebrauch bringt man die Spitze des obern Armes genau an den Punkt der Tablette, der über einen terrestrischen zu liegen kommen soll, und verrückt dann den M. so lange, bis das Loth genau über den terrestrischen Punkt einspielt. Diese Einrichtung hat aber den Nachtheil, daß man die Lothgabel nicht an die Punkte der Tablette heranschieben kann, welche gerade über dem Stativ liegen. Es ist daher besser, ihr die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks zu geben, so daß der obere Arm die eine Kathete, der untere die Hypotenuse bildet, während die zweite nicht wirklich vorhandene Kathete durch die Linie von der Spitze des obern Armes bis zum Lothfadenloche des untern vorgestellt wird. Der Winkel, unter welchem der untere Arm an den obern sich anschließt, muß so groß seyn, daß die gedachte Kathete die senkrechte Entfernung der obern Tablettenfläche vom untersten Theile des Stativkörpers um etwas übertrifft, wodurch man im Stande ist, bei jeder Aufstellung des M.s die Lothgabel bis zum Mittelpunkte des M.blattes heranzuschieben. Die Lothgabel kann bei dieser Konstruktion auch von Holz seyn, muß aber dann an den Enden der Arme der Genauigkeit halber mit vorstehenden Messingplatten versehen seyn, deren obere an ihren vorderen Kanten einen kleinen rechtwinkligen Ausschnitt zum Heranschieben an den betreffenden Punkt der Tablette, die untere das Fadenloch enthält. Auch muß bei dieser Konstruktion des festeren Aufliegens wegen der obere Arm wenigstens eine etwas breitere Fläche darbieten, als bei der vorigen, weil diese Lothgabel sich nicht zusammenschrauben läßt. Zum Aufwinden des Lothes pflegt häufig am untern Arme eine kleine Aufwinderolle angebracht zu seyn. — 5) Die Anschlagnadeln sind feine englische Nadeln, welche man zur Bezeichnung der Punkte, an die man das Diopterlineal legen will, in die Tablette steckt. Sie sind jedoch entbehrlich, da man bei

einiger Uebung bald im Stande seyn wird, dem Diopterlineal andere Richtungen zu geben, ohne seine Kante von einem bestimmten Punkte zu entfernen. — D. **Verfahren beim Gebrauche des M.s.** Ehe man den M. gebraucht, muß man ihn, wie jedes andere Meßinstrument, mit allen seinen Hülfsinstrumenten erst gehörig prüfen und, wenn sich Fehler vorfinden, durch **Justirung** denselben abhelfen. Fehlern, welche in ungenauer Konstruktion begründet sind, kann meistens nur der Mechanikus abhelfen; andere, welche durch den öftern Gebrauch, den Transport zum Vorschein kommen, kann theilweise auch nur der Mechanikus abstellen, wie todte Gänge durch Abnutzung der Schrauben, theilweise aber kann man sie auch selbst beseitigen mit Hülfe der an allen feineren Instrumenten befindlichen Vorrichtungen zum Justiren. Soll nun ein Winkel BAC auf dem Felde im Punkte a an die Linie ab auf das M.blatt übergetragen werden, so bringt man den M. über den Punkt A so, daß ungefähr der Punkt a senkrecht über A kommt, daß ferner das M.blatt eine bequeme Höhe hat, ungefähr horizontal liegt und die Linie ab ungefähr die Richtung der Linie AB hat. Diese erste grobe Stellung wird durch passendes Verrücken der Stativfüße bewirkt. Darauf schraubt man die Füße fest, richtet durch Drehen des M.blattes bei gelockerter Klemmschraube ab ein wenig genauer nach dem (durch ein Signal bezeichneten) Punkte B, rückt dann mit Hülfe der Lothgabel in paralleler Fortbewegung den M. so weit, bis a genau über A liegt, stellt darauf nach der Dosenlibelle mittelst des Horizontirungsapparates am Kopfe die Tablette genau horizontal, setzt die Kippregel an ab, richtet sie immer noch mit bloßer Handbdrehung der Tablette nach B, bis man diesen Punkt im Fernrohr sieht, zieht sodann die Klemmschraube an und bewirkt endlich das genaue Eintreten des Signales B in die Visirlinie (das Fadenkreuz) durch die feine Bewegung mit der Mikrometerschraube. Darauf kontrollirt man mit der Libelle die Horizontalstellung noch einmal, da durch eine etwas gröbere Bewegung dieselbe leicht gestört werden kann, und, wenn sie verbessert werden muß, ist auch ein erneuertes Einstellen der Kippregel auf das Objekt B mit der Mikrometerschraube nothwendig. Die Linien, an welche man die Kippregel legt oder die man an ihr zieht, müssen sehr fein und lang gezogen werden, am besten über das ganze Blatt, da an eine lange Linie das Lineal sich stets genauer anlegen läßt, als an eine kurze. Man bezeichnet stets am Rande diese langen Linien mit den Zeichen der Signale, und erst, wenn durch Abtragen ihrer gemessenen Längen oder durch Schneiden mit andern Linien ihre Endpunkte gefunden sind, setzt man die Zeichen an diese hin, indem man die fein eingestochenen Punkte des bessern Erkennens halber zugleich mit leichten Bleistiftringen umgibt. Wenn nun hierdurch ab genau die Richtung von AB hat, d. h. mit AB in derselben Vertikalebene parallel läuft, so hebt man die Kippregel behutsam ab und setzt sie eben so behutsam in der ungefähren Richtung CA wieder auf, wobei es darauf ankommt, die Kante des Lineals am Punkte A zu erhalten und durch leises Drehen am vordern Ende desselben das Signal C nach und nach genau in die Visirlinie zu bringen. Ist dies geschehen, so zieht man die Linie ac. Dann ist, wenn alle Bedingungen bei der Aufstellung des M.s erfüllt sind, der Winkel bac = BAC, denn beide stellen den Neigungswinkel eines Keiles dar, welcher von den beiden Vertikalebenen abAB und acAC gebildet wird, s. oben A. — E. **Geschichtliches.** Der M. wurde von **Joh. Prätorius**, Prof. der Mathematik zu Altorf († um 1616) erfunden, und erhielt im Lauf der Zeit so vielfache Einrichtungen, wie kaum ein anderes Instrument, da man bei der anerkannten Zweckmäßigkeit desselben wünschen mußte, alle einer größtmöglichsten Genauigkeit entgegenstehenden Mängel immer mehr zu beseitigen. Am meisten haben dafür gethan: **Marinoni, Brander, Hogreve, Bugge, Lehmann, Reichenbach, Hennefuß, Breithaupt, Hölbe** u. A. — **Liter.** Außer den im Art. **Meßkunst** und **Meßinstrumente** angeführten Büchern ist hier als klassisches Werk noch besonders anzuführen: **Lehmann**, Anleitung zum praktischen und vortheilhaften Gebrauche des Meßtisches, Dresden 1820.

Messua collis (a. Geogr.), s. v. a. Setium.

Messue (arab. Lit.), s. v. a. Mesue.

Meßunkosten. Alle vom 7. Tage vor Beginn der Messen an und während derselben eingehende Meßgüter, sie mögen unverzollt zu einem Meßkonto oder als im freien Verkehr befindlich am Meßplatze eingehen, so wie diejenigen, welche außer den Meßzeiten, da, wo fortlaufende Konti bewilligt sind (Leipzig und Frankfurt a. M.), von letzteren abgeschrieben werden, zahlen M., deren Ertrag zunächst zur Salarirung des bei den Messen erforderlichen Beamtenpersonals und zur Unterhaltung anderer, zum ausschließlichen Behuf der Meßabfertigung getroffenen Einrichtungen bestimmt ist. Die Erhebung der M. geschieht mit Ausnahme des auf Chaisen oder Kutschen rc. eingehenden Meßguts, bei welchem die M. 16 gGr. nicht übersteigen, beim Hauptsteueramte, die Kontrole aber wird durch die Thor-Expeditionen ausgeübt, welchen auch in den Ausnahmefällen die M.-Erhebung übertragen ist. Jeder Fuhrmann gibt beim Eintreffen am Thorschlage seine Ladungspapiere an die Thor-Expeditionen ab, und erhält von derselben einen Thorzettel, welcher verschieden ist, je nachdem die Ladung in meßunkostenpflichtigen, oder abgabenfreien Gegenständen, oder aus Waaren besteht, welche bloß durchgeführt werden sollen. Mit dem Zettel begibt sich der Fuhrmann in die M.-Expedition des Hauptsteueramts, welche die M. nach allgemeiner Vergleichung der Ladung mit den Ladungspapieren erhebt. Nach Befinden kann auch Nachverwiegung eintreten. Bei der Erhebung bleiben Mengen bis zu einem Viertelscentner außer Betracht. Sind Waaren in den Ladescheinen nicht bezeichnet, so werden sie als meßunkostenpflichtig behandelt, falls der Frachtführer nicht specielle Ermittelung vorzieht. Die M. müssen in der Regel zur Stelle bezahlt werden, was auch für solche Gegenstände gilt, welche

unter Adresse am Orte ansässiger Kaufleute und Spediteurs eingehen. Sind diese Waaren nicht Meßgüter, sondern wirkliches Propergut am Orte ansässiger Handlungen, so findet eine Restitution der gezahlten Unkosten Statt, zu welchem Behuf die betheiligten Handlungen ein Verzeichniß solcher Propergüter, mit den Frachtbriefen belegt und mit einer Versicherung auf Staatsbürgerpflicht versehen, längstens bis zum zweiten Sonnabend nach beendigter Messe an die Meßbuchhalterei einzureichen, und auf Erfordern auch Avis und Facturen u. s. w. darüber vorzulegen haben. Auf gleiche Restitution haben die Transito-Speditionsgüter Anspruch, sobald sie binnen 5 Tagen a dato ihres Eingangs weiter verladen und gleich beim Eingange als solche mit Angabe ihres Bestimmungsortes angemeldet werden.

Messuraca, Stadt, s. v. a. Mensuraca.

Meßverkehr. Der M. läßt sich, so weit das finanzielle Interesse der Zollvereinsstaaten dabei betheiligt ist, in seiner äußeren Erscheinung nach zwei Richtungen theilen, indem entweder vereinsländische Messen mit nicht vereinsländischen Meßgütern, und ausländische Messen mit vereinsländischen Meßgütern bezogen werden. Für jede dieser Verkehrsarten sind, behufs rascher u. möglichst abgekürzter Abfertigung des Publikums und zur Sicherung der Zollgefälle, von dem gewöhnlichen Abfertigungsverfahren abweichende Bestimmungen vereinbart, nach welchen in sämmtlichen Vereinsstaaten gleichmäßig verfahren wird. I) M e ß v e r k e h r a u f v e r e i n s l ä n d i s c h e n M e s s e n m i t n i c h t v e r e i n s l ä n d i s c h e n W a a r e n. Seit der Erweiterung des deutschen Zollvereins durch den im Jahre 1836 erfolgten Hinzutritt der freien Stadt Frankfurt sind die Plätze, an welchen innerhalb der Zollvereinsstaaten eigentliche Messen abgehalten werden, auf 5 beschränkt, Frankfurt a. d. O., Naumburg, Leipzig, Kassel und Frankfurt a. M. Bei der Verschiedenheit der örtlichen und kommerziellen Verhältnisse dieser einzelnen Meßplätze hat sich auch manche Verschiedenheit in den Zugeständnissen nothwendig gemacht, welche die Vereinsstaaten zur Belebung und Aufrechthaltung des M.s eingeräumt haben. Es ist daher für jeden Meßplatz ein besonderes Regulativ ausgearbeitet und publicirt; da aber diese Verschiedenheit in einzelnen Bestimmungen sich nicht auf das eigentliche Meßabfertigungsverfahren erstreckt, so wird im Folgenden das für Leipzig publicirte Meßregulativ zum Grunde gelegt. Diejenigen Abweichungen aber, welche in einzelnen Beziehungen auf anderen Meßplätzen Eingang gefunden haben, werden dabei nachrichtlich bemerkt werden. Die hauptsächlichste Erleichterung für den Handelsstand während der Messen besteht darin, daß Jedem, welcher eine Messe mit gewissen ausländischen Waaren besucht, die Zollabgaben bis zum Schluß der Messe gegen Sicherheit kreditirt werden, zu welchem Behuf die Waaren bei ihrem Eingange auf den Meßplatz in einem, jedem einzelnen ausländischen Meßverkäufer zu eröffnenden Meßkonto angeschrieben und die Versendungen nach dem Auslande oder nach Packhofsstädten davon abgeschrieben werden, so daß nur die innerhalb des Zollvereins verbleibenden Waaren am Schlusse der Messe zur Verzollung gelangen. Als Meßgüter, welche, wenn sie unverzollt auf den Meßplatz kommen, den Anspruch auf Kontirung haben, werden in der Regel alle, nach der jedesmaligen Erhebungsrolle mit einer höheren Eingangsabgabe, als 4 Thlr. vom Ctnr. netto (6 Gulden 46¼ Kr. vom Zollcentner) belegte Gegenstände, in Frankfurt a. d O. u. Naumburg alle mit 1 Thlr. und darüber vom Ctnr. netto und von den unter den Pos. 5, lit. a. der Zollerhebungsrolle bezeichneten Waaren die Pastellfarben, Tusche, Farben u. Tuschkästchen, feine Pinsel, Mundlack (Oblaten), engl. Pflaster und Siegellack angesehen. Ausgeschlossen vom Konto sind: a) alle im Tarif nach einem anderen Maßstabe als nach dem Centnergewicht für die Zollerhebung belegte Artikel, mit alleiniger Ausnahme der größeren Spiegelgläser (Tarif, Pos. 10, d); — b) alle bei dem Eingange zollfreien und nur ausgangsabgabepflichtige Waaren; — c) alle zu den Materialwaaren und Verzehrungsgegenständen gehörige Artikel, so wie auch andere Waaren, für welche die Zollverwaltung das künftig im Voraus besonders bestimmen möchte. Zur Erlangung eines Meßkonto ist ferner erforderlich, daß der Betheiligte wirklicher Verkäufer sey, d. h. eine eingerichtete, mit seiner Firma bezeichnete, offene Verkaufsstätte inne habe, und darin Verkaufsgeschäfte betreibe, sich in letzterer Beziehung, auf Erfordern, genügend ausweisen könne u. in den Meßeingangs-Anmeldungen Straße und Hausnummer oder den Budenstand seiner Verkaufsstätte ausdrücklich angebe. Es müssen ferner von den vorgedachten Meßgütern mindestens 6 Ctnr. netto (in Frankfurt a. O. und Naumburg genügt bei den mit 15 Slbgr. pro Pfd. besteuerten Gütern 1 Ctnr.) zur Messe eingebracht werden. Eröffnung und Schluß der Konti ist an bestimmte Fristen gebunden, welche von den Konto-Inhabern wohl zu beachten sind. Gemischte Lager von ausländischen kontirten und gleichnamigen vereinsländischen, im freien Verkehr begriffenen Waaren sind für den Meßhandel nur ausnahmsweise u. unter gehörig sichernder Kontrole gestattet, inländische oder aus dem Zollverein abstammende Waaren aber sind gar nicht kontirungsfähig. Das Abfertigungsverfahren ist folgendes: A) E i n g a n g z u r M e s s e. Die mit Begleitschein von der Grenze eintreffenden Meßgüter werden vom Waarenführer in der Thor-Expedition angemeldet, welche die Zeit des Eingangs in dem Begleitschein bemerkt. Alsdann werden sie auf den Wageplatz gebracht, die Bezettelungen an die Meßeingangs-Buchhalterei abgegeben, u. nachdem solche vorläufig davon Notiz genommen hat, dem Waarenführer wieder zugestellt, um die Beibringung der Anmeldung über weitere Bestimmung der Waaren von dem Empfänger, worunter auf der Messe stets derjenige verstanden wird, welcher sich als rechtmäßiger Disponent über die Waaren gegen die Steuerbehörde legitimirt hat, zu veranlassen. Sollen demnach die Waaren auf das Meßkonto gelangen, so findet, wenn die Konti bereits eröffnet sind, sofort specielle Revision und Verabfolgung der Waaren an die Konto-Inhaber Statt; sind die

Konti noch nicht geöffnet, so werden die Waaren, nach Vollziehung der speciellen Revision, unter Verschluß und Sicherheit genommen, woraus sie erst, wenn nicht hiervon eine unter Umständen zulässige Ausnahme gewünscht wird, mit dem Anfang der Kontirungszeit entlassen werden. Wünscht der Empfänger nicht gleich beim Eintreffen der Waaren specielle Revision, sondern erst beim Beginn der Messe, so wird dieselbe zwar aufgeschoben, die Waaren stehen indeß späterhin anderen, mit Bestimmung zur sofortigen Revision eingehenden Gütern nach. Behufs specieller Revision fertigt der Empfänger eine Meßeingangsanmeldung in duplo, zu welcher gedruckte Formulare bei der Meßeingangs-Buchhalterei zu erhalten sind, und woraus die Herkunft der Waaren, das Geschäftslokal des Verkäufers am Meßplatze, Bezeichnung des Begleitscheins, womit die Waaren von der Grenze abgefertigt worden sind, Art, Zahl und Marken der Kolli, Verschluß, Bezeichnung der Waaren, Bruttogewicht, Thara und Nettogewicht, hervorgehen müssen, und welchen der Empfänger die Erklärung beizufügen hat, bis zum Nachweis des endlichen Verbleibs der Waaren für die vollen Abgaben als Selbstschuldner haften zu wollen. Außerdem ist der Empfänger bei Verlust des Meßkonto zu jeder Auskunft über die Waare, so weit sie zollgesetzlich verlangt werden kann, verpflichtet. In den Anmeldungen müssen Sarsanets (Futterkattune), Printees (unbedruckte Kattune), Shirtings oder Matapolams, Nankeens (englische u. ostindische), Swandowns (Barchente), Bandanoes (Tücher), Beaverteens, Sateen-tops, Cantoons, Normonds, Cotton, lastings Cambrics und schweizer u. elsasser rothgrundige Kattune und dergleichen Tücher bei Verlust des Meßkonto stets speciell, auch wenn sie unter anderen Waaren verpackt sind, angegeben werden, was auch für andere Waaren anzuordnen vorbehalten ist. Bei Uebernahme von Waaren aus dem Packhofslager auf das Meßkonto vertritt die Abmeldung aus der Niederlage die Stelle der Anmeldung zum Meßkonto. Die Eingangsanmeldung gelangt alsdann zur Meßeingangs-Buchhalterei, welche sie mit dem Begleitschein und den dazu gehörigen Frachtbriefen vergleicht, bescheinigt und der Konto-Buchhalterei überweist, von welcher die Waaren vorläufig kontirt werden. Das eine Exemplar der Anmeldung erhält der Deklarant zurück, um auf Grund derselben die Revision vornehmen zu lassen, bei welcher, wenn das Nettogewicht der Waaren in der Anmeldung angegeben ist, oder wenn sich der Deklarant mit der tarifmäßigen Thara begnügt, Probe-Revisionen vorzugsweise vorgenommen werden. Unrichtigkeiten, bei der Revision ermittelt, veranlassen nähere Untersuchung, nach Beschaffenheit der Umstände, gegen den Waarenführer oder den Empfänger. Die mit den Fahrposten unverzollt eingehenden Meßgüter werden gleich im Postlokale der speciellen Revision unterworfen. — B) Kontirung. a) Anschreibung. Die Revisionsbeamten bescheinigen den Befund auf der Eingangs-Anmeldung, welche alsdann an den Führer des Anmelde-Registers und durch diesen an die Konto-Buchhalterei gelangt. Diese vervollständigt die vorläufige Kontirung, berichtigt das Duplikat der Anmeldung und verabfolgt solches dem Anmelder, dem alsdann die Waaren überlassen werden. Die Konto-Buchhalterei legt für jeden dazu befähigten Meßhändler ein Konto an, auf welchem zuerst die aus früheren Messen etwa verbliebenen Bestände vorgetragen werden. Für den kreditirten Zollbetrag muß der Konto-Inhaber auf Verlangen Sicherheit leisten, welche bis zur gänzlichen Entlastung des Konto verhaftet bleibt. — b) Abschreibung). Sie erfolgt: 1) bei dem Verkaufe kontirter Waaren u. deren Versendung nach dem Auslande od. nach Packhofsstädten; — 2) bei Rücksendung unverkaufter Waaren nach dem Ausland durch den Konto-Inhaber selbst; in allen Fällen unter Begleitschein-Kontrole; — 3) bei Deponirung unverkaufter Waaren zum Bestande für die nächstfolgende Messe; — 4) bei Uebertragung kontirter Waaren auf ein anderes Konto. Die Abschreibung verkaufter, ins Ausland od. nach Packhofsstädten gehender Waaren vom Meßkonto geschieht bei Posten gleichartiger oder gleichbesteuerter Waaren von 5 Pfund netto ($4^2/_3$ Zollpfund) an, wenn die Waaren mit mehr als 20 Thlr. pro Ctnr. (34 Guld. $3^3/_4$ Kr. pro Zollcentner), und von 20 Pfund netto ($18^2/_3$ Zollpfund), wenn sie mit letzterem Satze oder weniger pro Centner belegt sind. Behufs der Abschreibung muß der Verkäufer ein Certifikat in duplo ausfertigen, woraus Verkäufer, Käufer, Benennung und Tarifsatz der Waaren, deren Zahl nach Stücken, Ellen 2c. und Netto-Gewicht ersichtlich seyn müssen, unter Versicherung der Richtigkeit an Eides Statt. Von diesen Certifikaten empfängt der Käufer, oder die von ihm gewählte Mittelsperson, das eine Exemplar mit der Verpflichtung, die Waaren binnen einer bestimmten Frist zur Abgangs-Revision zu stellen, zurück, das zweite Exemplar behält die Meß-Buchhalterei zur vorläufigen Abschreibung. — C) Ausgang von der Messe. Der Extrahent der Ausgangs-Abfertigung fertigt über die auszuführenden Waaren auf Grund des Certifikats eine Ausgangs-Deklaration, woraus die Bestimmung der Waaren, das Ausgangsamt und die nähere Bezeichnung der Waaren, Zahl der Kolli, Signatur, Brutto- und Netto-Gewicht hervorgehen. Hiermit u. mit den Certifikaten gelangen die Waaren, welche so zu verpacken sind, daß die Kolli leicht geöffnet werden können, zur speciellen Revision, welche sich entweder auf sämmtliche Kolli erstreckt, oder nur eine probeweise ist. Die Revisoren bescheinigen alsdann die Deklaration, lassen die Kolli unter ihrer Aufsicht wieder verpacken und verbleien. Nach darauf erfolgter Begleitschein-Ausfertigung werden die Deklarationen nebst den Certifikaten an die Kontobuchhalterei abgegeben, welche hiermit die Kontraabschreibung belegt, dem Verkäufer die Duplikate zurückgibt u. die Verhaftung für die Eingangsabgaben erläßt, welche nach Ausfertigung des Begleitscheins auf den Extrahenten des letzteren übergeht. In der Regel muß der ganze Inhalt eines Certifikats oder mehre in einem und demselben Begleitschein übernommen werden; Theilung der in einem Certifikat enthaltenen Waaren ist nur unter besonderen Umständen ausnahmsweise zulässig. Sollen rücksichtlich der

Verhältnisse einzelner ausländischer Einkäufer die in einem Certifikate aufgeführten Waaren in verschiedene Kolli verpackt werden, so geschieht dies in besonders dazu eingerichteten Lokalen unter amtlicher Aufsicht. Im freien Verkehr befindliche Waaren dürfen in diese Lokale nicht gebracht werden, so wie es auch durchaus unzulässig ist, unverzollte kontirte Waaren bei ihrem Ausgange mit vereinsländischen oder im freien Verkehr befindlichen Waaren zu verpacken. Finden sich bei der Ausgangsrevision geringer besteuerte Waaren oder geringeres Gewicht, als im Certifikat angegeben, oder entstehen Zweifel über die Identität der Waaren, so wird nach Befinden der Umstände gegen den Verkäufer oder gegen den Extrahenten die Ausgangs-Abfertigungs-Untersuchung eingeleitet. Die Versendung von Meßgütern nach Packhofsstädten, so wie auch die Abfertigung kontirter Waaren, welche der Konto-Inhaber selber wieder ins Ausland zurückführt, geschieht auf dieselbe Weise, überall aber sind die zollgesetzlichen Vorschriften über die Binnen-Kontrole nicht außer Acht zu lassen. — D) **Bestandgut.** Wer kontirte Waaren am Meßorte im Bestande zurücklassen will, gibt darüber eine besondere Bestandsdeklaration ab, worin der Kaufmann oder Spediteur, welcher zur Aufbewahrung der Güter bevollmächtigt worden, so wie die Waare nach Kollizahl bezeichnet werden und welcher das Anerkenntniß, für die Gefälle haften zu wollen, beizufügen ist. Demnächst erfolgt Revision, Abschreibung vom Konto, Anschreibung zur nächsten Messe und Aufnahme in die Packhofsniederlage, oder, beim Mangel an Gelaß, Ueberlassung an den zur Aufbewahrung befugten Spediteur 2c. unter Verschluß und Sicherheitsbestellung, aus welcher die Güter erst dann entlassen werden, wenn weiter darüber disponirt und specielle Revision erfolgt ist. Geschieht dies außer der Meßzeit, so übergibt der Disponent dem Hauptsteueramte eine Anmeldung und bei Versendungen in das Ausland ein Ausgangscertifikat unter Gestellung der Waaren zur speciellen Revision. Bei Uebertragungen kontirter Waaren auf ein anderes Konto stellt der ursprüngliche Empfänger zwei Certifikate aus, mit welchen sich der Konto-Inhaber unter Beifügung einer Eingangs-Anmeldung in der Buchhalterei einfindet. Auf Grund dieser Ausfertigungen erfolgt die Ab- und resp. Anschreibung ohne weitere Gestellung der Waaren zur Revision. — E) **Steuerberechnung.** Nach Beendigung des Meßgeschäfts übergibt jeder Konto-Inhaber der Meßbuchhalterei eine Abrechnung, welche auf Grund der Konto-Belege nach Vorschrift der laufenden Erhebungsrolle festgestellt wird. Sollte der Verkäufer noch nicht im Besitz der dazu erforderlichen Duplikatcertifikate und der Waarenausgang bei der Buchhalterei noch nicht vollständig vermerkt seyn, so erfolgt zwar dessen ungeachtet die Abschreibung der Waaren, der Verkäufer muß aber für die Abgabe von den auf unerledigte Certifikate verkauften Waaren Sicherheit bestellen, welche verfallen ist, sobald nach Verlauf von 4 Wochen die fehlenden Certifikate nicht beigebracht werden. Von den ins Ausland versendeten Waaren hat der Verkäufer vom Centner netto 12 gGr. (50 Kr. vom Zollcentner) Durchgangsabgaben und von sämmtlichen eingegangenen und kontirten Waaren die Meßunkosten (s. d.) zu entrichten. Die auf den Messen zu Frankfurt a. O. zur Versteuerung kommenden Waaren genießen außerdem einen Zollrabatt und zwar a) von 5 pCt. für Leder und Lederwaaren, lackirte Metallwaaren, Gewehre u. Waffen, für Steingut, weißes und einfarbiges Porzellan; b) von 10 pCt. für seidene Waaren, kurze Waaren (Art. 20 des Tarifs), Rauch- und Pelzwerke, bemaltes und vergoldetes Porzellan, wollene Tücher und gefilzte Hutwaaren, desgleichen für Teppiche aus Wolle od. anderen Thierhaaren u. dgl. mit Leinen gemischt; c) von 15 pCt. für alle übrige kontofähige Meßwaaren. Zur Erlangung dieses Rabatts müssen von den dazu geeigneten Gütern, welche 15 Sgr. oder mehr pro Pfund Eingangszoll tragen, mindestens 1 Entr., von geringer besteuerten Waaren aber mindestens 6 Entr. eingeführt und zum Meßverkauf gestellt werden. Die Rabattvergütung erfolgt vertragsmäßig für alleinige Rechnung Preußens. Vergehen gegen die zur Sicherung des Zolles ertheilten Vorschriften werden nach den Bestimmungen des Zollstrafgesetzes geahndet.

II. **M. auf ausländischen Messen mit vereinsländischen Waaren.** Vereinsländische Waaren, welche zu fremden Messen geführt werden, unterliegen, falls sie zu den kontrolpflichtigen gehören, der Binnenkontrole, andern Falls aber gar keiner Kontrole, so lange sie sich nur innerhalb des Vereinsgebiets bewegen; außerhalb desselben wird eine solche nur dann ausgeübt, wenn die zollfreie Rückführung der unverkauften Waarenbestände in Anspruch genommen wird. Die Waaren, für welche ein solcher Anspruch überhaupt nur erhoben werden kann, sind folgende: A. **Waaren, welche beim Zurückbringen von ausländischen Messen einer genauen Prüfung bedürfen.** Seidene, halbseidene, baumwollene und halbbaumwollene Waaren aller Art, von den wollenen Waaren Circassienne und Casinets, feiner Moll, Chalons, Berkan, Etamin, Bombassin, Merinos und Merino-Shawls und Tücher, Wollcords, feine Fußteppiche, Strumpfwaaren; von leinenen Waaren: Batist, Linon, Damast, Kanten, bunt gedruckte Leinwand, Strümpfe. Ferner Kalb- und Roßleder, feines Leder, Stiefelschäfte, Stiefelklappen, Corduan, Saffian, erlanger und sämisch gahres Leder, feine Handschuhe, Schuhe, Stiefeln, Sättel, feines Riemerwerk, Brieftaschen, Mappen, Bijouterien, Gold- und Silberwaaren, ächte und unächte Gold- und Silbertressenwaaren, plattirte und bronzirte Waaren, feine Stahlwaaren. — B. **Waaren, welche beim Zurückbringen von fremden Messen zu einer leichteren Aufsicht bestimmt sind.** Von den wollenen Waaren: Tuch, Casimir, Rattin und Rasch, Flanell, Fries, Boy, Kalmuk, ordinärer Moll und Fußteppiche, schwarze Serge, gedruckte Zeuche, Bänder, Schnüren, ordinäre Hüte, gestrickte Strumpfwaaren, Franzen. Von den lei-

nenen Waaren: graue, weiße, buntgewirkte und gefärbte Leinwand, grauer, weißer und buntgewirkter Zwillich und Drillich; Bänder und Schnuren. Ferner Sohlleder, Fahlleder und alles ordinäre Schuhmacher-, Sattler-, Riemer-Leder, weißgahres Leder, ordinäre Lederwaaren, ordinäre, gegossene, geschmiedete und gewalzte Metallwaaren und Metallknöpfe. Die Gestattung des zollfreien Wiedereingangs kommt hinsichtlich der unter A. genannten Waaren nur Fabrikanten, und zwar nur für die in ihren eigenen inländischen Anstalten verfertigten Waaren dieser Art zu, kann hingegen für die unter B. genannten Waaren auch Fabrikanten, welche mit nicht fabricirten Waaren Handel treiben, und Kaufleuten bewilligt werden. Unter besondern Umständen dürfen auch andere Gegenstände, mit Ausnahme jedoch aller Verzehrungsgegenstände, zollfrei zurückgeführt werden. Wer diese Begünstigungen in Anspruch nimmt, hat bei der obersten Zollverwaltungsstelle einen Meß-Erlaubnißschein, unter Angabe der Messen, welche er besuchen will, und der zu versendenden Waaren nachzusuchen, in welchem ihm alsdann dasjenige Amt bezeichnet wird, bei welchem die Waaren anzumelden sind. Diese Anmeldung muß enthalten: die tarifmäßige Benennung und das Nettogewicht der Waaren (in Buchstaben), Bezeichnung und Anzahl der Kolli, die Benennung des Ausgangszollamtes des Meßortes und des Ortes, wohin die unverkauften Waaren zurückgehen sollen. Der Anmeldung wird ein Verzeichniß der Waaren nach der im Handel üblichen Bezeichnung beigefügt, beides aber in duplo dem Abfertigungsamte übergeben. Die Abfertigung mit der Wirkung steuerfreier Wiedereinführung findet nur Statt, wenn von seidnen, halbseidnen oder kurzen Waaren mindestens 5 Centner angemeldet werden. Das Abfertigungsamt prüft das Nettogewicht und bezeichnet die Waaren zur Wiedererkennung entweder durch Stempelung oder durch Siegelung mit einem vom Versender dazu bestimmten, von dem Abfertigungsamte aufzubewahrenden Stempel oder Siegel, oder durch Verbleiung und Abnahme von Proben, welche der Anmeldung beigefügt werden. Nachdem die Waaren dann brutto verwogen worden sind, erhält der Versender das eine Exemplar der Anmeldung, das zweite behält das Abfertigungsamt zurück. Demnächst gehen die Waaren, wenn das Abfertigungsamt nicht zugleich Ausgangsamt ist, nach dem Ausgangszollamte, welches dieselben mit der Anmeldung vergleicht und über die Grenze läßt, die Anmeldung aber an das von dem Versender bezeichnete Wiedereingangsamt sendet, falls das Ausgangsamt nicht auch zugleich wieder Eingangsamt ist. Nur unverkaufte und mit zweifelfreien Erkennungsmitteln versehene Waaren können zollfrei zurückgeführt werden, und zwar immer nur für den Aussteller der Versendungsanmeldung, weil die darin in Bezug genommene Erlaubniß als eine rein persönliche auf einen Andern nicht übertragen werden kann. Die unverkauften Waaren (Meßretourwaaren), welche zu einer Anmeldung gehören, dürfen nur in einem Transporte entweder nach dem Versendungsorte oder nach zollverbandlichen Meßplätzen zollfrei zurückgeführt werden. Fabrikanten, welche an mehren zollverbandlichen Orten unter ihrer eigenen Firma stehende Lager halten, dürfen aus diesen Lagern in den regulativmäßigen Mengen versenden, und nach den einzelnen Lagerorten zollfrei zurückführen, es muß dies aber in dem Meßerlaubnißschein ausdrücklich erwähnt werden. Beim Wiedereingange werden die Retourwaaren unter Begleitschein-Kontrole an dasjenige Amt im Innern abgefertigt, wo der Waarenführer die Schlußabfertigung nachsuchen will, wohin auch alsdann die vom Wiedereingangsamte aufbewahrte Anmeldung zurückgesendet wird. Werden derartige Retourwaaren zu zwei verschiedenen ausländischen Messen versendet und berühren sie auf dem Transport von einem ausländischen Meßplatz zum andern das Vereinsland, so werden die Waaren beim Eingangsamte revidirt, Anmeldung und Verzeichniß berichtigt und mit den Waaren unter Bleiverschluß an das Ausgangsamt abgefertigt, falls der Waarenführer nicht, unter Verzichtleistung auf die zollfreie Durchfuhr, Begleitscheinabfertigung vorzieht. Der Wiedereingang der nach einem fremden Meßorte ausgeführten und dann nach einem fremden Meßorte wieder durchgeführten Waaren muß jederzeit über das letzte Ausgangsamt Statt finden; eine dritte Versendung derselben Waaren nach einem fremden Meßorte auf die erste Abfertigung ist aber unstatthaft. Waaren, welche nur zu einer fremden Messe angemeldet werden, müssen binnen sechs Monaten, und Waaren, welche unmittelbar hinter einander zu zwei fremden Messen gehen, binnen zwölf Monaten zur Schlußabfertigung gebracht werden, widrigenfalls der Termin zur zollfreien Wiedereinführung erlischt, welcher Anspruch auch allemal dann verwirkt ist, wenn ein Versender derartiger Waaren Verfälschungen oder Defraudationen begeht oder begehen hilft.

Meßvollmacht, die einem Handlungsgehülfen übertragene Vollmacht, die Geschäfte einer Messe im Namen des Prinzipals gültig zu betreiben.

Meßwechsel, s. Wechsel.

Meßwein, 1) s. v. a. Abendmahlswein; — 2) s. v. a. schlechter Wein.

Meßwoche, 1) die für die eigentlichen freien Meßgeschäfte bestimmte Woche; — 2) jede Woche während der Dauer der Messe.

Meßzahlung, Meßvalute, eine Währung, in welcher die auf einer Messe Statt findenden Käufe abgeschlossen werden. So existirte noch vor einigen Jahren in Leipzig eine M., die 12½ Proc. schlechter, als preuß. Cour. war; gegenwärtig aber ist dieselbe abgeschafft.

Mesta (span.), Heerde von verschiedenen Eigenthümern zugehörigen Wanderschafen.

Mestanza, span. Flecken, Neu-Kastilien, Prov. Ciudad-Real; Fabrikation von Seidenspitzen und Blonden, feinen Wolldecken; 2800 Ew.

Meste, Fruchtmaß in Marburg, = 4 Sester

à 4 Mäßchen, 4 M. = 1 Mötte oder 103,784 Liter, 16 M. = 1 Malter à 4 Mötten.

Mestecko, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Wlaschim; 140 Einw.

Mestèque (franz., Entom.), auch Mestique, s. v. a. feine oder zahme Kochenille, s. Coccus Cacti *L.*

Mestesona, griech. Fluß, Insel Negroponte, mündet auf der südöstl. Seite derselben in den Archipel.

Mesthles (gr. Myth.), mit seinem Bruder Antiphus Anführer der Mäonier, die den Troern zu Hülfe gezogen waren.

Mestica (Mollusk.), kleine, schöne, dem Alabaster ähnliche Steinchen, welche sich bisweilen in dem Schließmuskel der Tridacna Gigas *Lam.* finden. Die Indier schreiben ihnen abergläubische Kräfte zu.

Mestien, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; Vorwerk, Windmühle; 200 Einw.

Mestin, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Plankenstein; 160 Einw.

Mestindorf (Mestinskavaß), österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Windischlandsberg; 160 Einw.

Mestizen (Mestissen, vom span. mestizo, d. i. gemischt, Zoogr.), 1) s. Homo, S. 1161; — 2) Schafe, welche aus der Paarung noch nicht konstanter Racen hervorgegangen oder Sprößlinge von Eltern sind, von denen nur der eine Theil Racethier ist.

Mestleta (a. Geogr.), Stadt im Innern des asiatischen Iberiens, wahrscheinlich am Flusse Cyrus (Ptol. V, 11, 3).

Mestlin, mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kr., Klosteramt Dobbertin; 500 Einw.

Mesto (ital., Mus.), traurig, wird zuweilen als Ueberschrift eines Tonstückes gebraucht und führt dann noch den Begriff langsam mit sich.

Mestor (gr. Myth.), 1) Sohn des Perseus und der Andromeda, vermählt mit Lysidice und Vater der Hippothoe; — 2) Sohn des Pterelaus, des Vorigen Ururenkel; — 3) Sohn des Priamus.

Mestor (Med.), Peritus, Inventor, der Erfahrene, Kenner, Meister.

Mestorff, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg, Windmühle; 310 Einw.

Mestra (gr. Myth.), Tochter des Erysichthon, Enkelin des Triopas. Um den ihn peinigenden Hunger zu stillen, verkaufte sie ihr Vater, aber Poseidon, ihr Geliebter, zu dem sie flehte, verlieh ihr die Gabe, sich, so oft sie auch verkauft wurde, immer wieder zu verwandeln und in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Mestre (Geogr.), 1) ital. Flecken, lombard.-venet. Königreich, Deleg. Venedig, am Marzenigo; Handel; 4500 Ew.; — 2) s. v. a. Mästro.

Mestre de camp, 1) früherhin in Frankreich der Stellvertreter des Generalobersten der leichten Reiterei; — 2) Chef eines Infanterieregiments; — 3) la M. de c., die erste Kompagnie eines Reiterregiments, weil sie dem Regimentschef angehörte.

Mestreichs, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Krumau; 150 Einw.

Mestriana (a. Geogr.), Ort in Pannonia Superior, an der Straße von Sabaria nach Aciacum; an der Stelle des heutigen Dorfs Mindsent, am ersten Laufe des Flusses Szala.

Mesua (a. Geogr.), Hügel an der Küste von Gallia Narbon., nur durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammenhängend, sonst ganz vom Meere umgeben. An ihn erinnert noch der heutige Ort Meze am nördlichen Ufer des Etang de Thau in der Gegend von Cette (Mela II, 5, 6).

Mesua (Bot.), nach Linné, Kastanien-Rose, Gatt. der Guttiferae *Juss.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 4blättrig, bleibend; Blumenblätter 4; Staubgefäße zahlreich, am Grunde in einen schmalen Ring verwachsen; Ein Griffel; Narbe dick, vertieft; Kapsel hart oder lederig-schwammig, einfächerig, 2klappig, 1—4samig. Von 7 Arten, Bäumen in Ostindien, sind am bekanntesten: 1) M. ferrea *L.*, gemeine Kastanien-Rose. Ein niedriger Baum oder Strauch auf den ostindischen Inseln; Blätter breit, lanzettlich, lang gestielt; Blumen weiß, wohlriechend, deutlich gestielt; Blumenblätter nagelförmig. Dieser Baum wird wegen seiner ausgebreiteten Krone und seiner wohlriechenden Blüthen in der Heimath vor die Häuser gepflanzt. Die Blüthen werden auch getrocknet und verkauft. Man reibt sie mit weißem Sandelholz und den Wurzeln der Gendarussa zu einer Salbe, womit man den Leib einreibt, um ihn abzukühlen. Das Holz ist wie das von der folgenden Art außerordentlich hart und wird von einer gewöhnlichen Axt gar nicht angegriffen, weshalb es Eisenholz heißt. Rumph., Amb. 7, Taf. 2. — 2) M. speciosa *Chois.*, prächtige K. Ein großer, schlanker Baum; Blätter lineal-lanzettlich, kurz gestielt; Blüthen fast sitzend, weiß, wohlriechend; Früchte 3—4samig, schwach-4seitig, von der Größe eines kleinen Apfels. Die aromatische und bitter schmeckende Wurzel und Rinde sind kräftig schweißtreibende Mittel und werden besonders bei Schlangenbissen angewendet. Die gewürzhaft bittern Blätter braucht man bei Brustverschleimungen. Die gewürzhaften scharfen Früchte führen frisch ab, getrocknet wirken sie verstopfend. Das Oel der Samen ist äußerlich gegen Gliederschmerzen gebräuchlich. Rheede, h. mal. 3, Taf. 53. Die Gattung ist der Typus der Mesueae *Rchb.*

Mesue (arab. Lit.), 1) Abu Zakhariah Jahiah Ben Maswijah al Dschondisaburi, geb. zu Dschondisabur, Sohn eines Apothekers, Arzt an einem Krankenhause zu Bagdad, † 857 n. Chr. zu Samarra. Er übersetzte mehre griechische Werke medicinischen Inhalts ins Arabische und verfaßte auch eigne Werke in letzterer Sprache, wovon Rhazes Fragmente erhalten hat. Nach Einigen soll auch das dem Joh. Damascenus zugeschriebene Werk Therapeutica method. (übersetzt von Gerhard v. Cremona ins Lat., Bas. 1549, Fol. u. ö.) ein Werk dieses M. gewesen seyn. — 2) M. der Jüngere, Maswijah al Mardini, geb. zu Maridin

am Euphrat, Arzt am Hofe des Khalifen Alhakem zu Kahira, † 1015. Seine Schriften mit den lat. Titeln: De medicinis laxativis, Antidotarium s. Grabaddin Practica medicinorum particularium etc. waren in der latein. Uebersetzung die gewöhnlichen Kompendien in den medicinischen Schulen des Mittelalters. Sie erschienen zusammen, Vened. 1471 u. ö., finden sich aber im arab. Original nirgends mehr vor, weshalb man die Existenz eines M. d. J. als arab. Schriftstellers bezweifelt und eine von einem mittelalterlichen Schriftsteller veranlaßte Fälschung vermuthet hat.

Mesueä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Guttiferä Clusieä.

Mesum, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Steinfurt; Mühle; 790 Einw.

Mesura, sardinisches Oelmaß, die Hälfte eines Quartucco u. der 192. Theil eines Barile = 33,59 Liter.

Mesuraca, Stadt, s. v. a. Mensuraca.

Mesurado (Geogr.), 1) afrikan. Vorgebirg, Ober-Guinea, am atlantischen Ocean, bei welchem sich der gleichnamige Fluß in das Meer ergießt; — 2) Stadt das., an der Mündung des gleichn. Flusses; Handel.

Mesurata, afrik. Stadt in Tripolis, östl. von Tripolis, am mittelländischen Meer u. dem gleichn. Vorgebirg, am Golf von Sidra.

Mesure, altfranzösisches Salzmaß, s. Paris.

Mesurette, in Holland Maatje, belgischer Name des französischen Deciliters.

Mesuril, Dorf, s. Mozambique.

Mesusen (Mesusah, Thürpfosten), nennen die Juden kleine Pergamentstreifen, welche sie entweder an den Thürpfosten, od. in der Wand hinter ihren Hausthüren anbringen, nach 5. Mos. 6, 2. u. mit den Worten 5. Mos. 6, 4—9. u. nach einem Absatz noch mit Kap. 13. beschreiben. Man sieht aber von diesen Worten nichts, da das Pergament zusammengelegt und außen nur mit der Aufschrift: Schadai (Allmächtiger) versehen wird. Die orthodoxen Juden pflegen dergleichen Zettel an allen Orten, die sie häufig besuchen, anzubringen. Beim Ein- und Ausgang berühren sie dieselben, denen sie die Kraft von Amuletten beilegen, mit den Fingern und küssen dann diese, oder streichen damit über die Augen, indem sie von diesem Brauch Heil und Glück erwarten. Die freisinnigen Juden haben wohl auch noch an den Thüren M., berühren sie aber nicht.

Mesuvium (a. Geogr.), Stadt im zweiten Klima Germaniens bei Ptol. II, 11, 28, unstreitig im Gebiete der Longobarden; nach Kruse Merseburg, nach Wilhelm Magdeburg, nach Reichard Alt-Medingen bei Ilmenau, nach Andern Braunschweig.

Mesyla (a. Geogr.), Ort in Pontus an der Straße von Tavium nach Comana.

Mesyrus (a. Geogr.), Insel des ägäisch. Meeres, 820 Stad. von Rhodus entfernt; wahrscheinlich falsche Lesart statt Nisyrus.

Mesys, Quintin, s. Messis.

Meszczowsk, s. v. a. Meschtschowsk.

Meszehnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 160 Einw.

Meszely (Sridel), ungarisches Flüssigkeits- und Getreidemaß.

Meszkeningken (Miszken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 230 Einw.

Meta (griech.), Präposition, welche mit und nach bedeutet und besonders in Zusammensetzungen gebraucht wird, wo sie dann eine Gesellschaft, Begleitung, Veränderung, einen Tausch, mitunter auch eine Zeitfolge bezeichnet.

Meta, 1) (vom Lat.), das Ziel, der Endpunkt eines bestimmten Raumes, durch eine Grenzsäule, Terme oder irgend eine ähnliche Erhöhung angedeutet, befand sich sowohl in den griechischen und römischen Laufbahnen für Menschen, als auch in dem griechischen Hippodromus u. dem römischen Circus für das Roßwettrennen. Im römischen Circus hatten die Metä eine kegelförmige Gestalt und standen an beiden Enden der Spina. — 2) (griech. Myth.), Tochter des Hoples, erste Gemahlin des Aegeus.

Meta (Geogr.), südamerik. Fluß, Republik Neu-Granada, ansehnlicher Nebenfluß des Orinoko.

Meta, weiblicher Name, d. i. die Besonnene, Kluge. Vgl. Klopstock.

Meta (Arachnid.), nach Koch, Spinnengatt. Arten unter Theridium. — Typus: M. fusca *Koch*, s. v. a. Theridium fuscum.

Meta (Maß), früheres Getreidemaß in der Lombardei, s. Mailand.

Metabasis, 1) (Med.), der (aktive) Uebergang, besonders von einer Heilart zu einer weniger oder mehr entgegengesetzten; — 2) (Rhet.), das Uebergehen, rhetor. Figur, welche theils in der Wiederaufnahme des Gegenstandes, über den man spricht, von dem man aber abgekommen war, theils in dem schnellen und effektvollen Uebergang auf eine Person oder Sache in der Rede, die man dann gleichsam als eine gegenwärtige anredet, besteht; — 2) (Log.), Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung unwesentlicher und fremdartiger Bestandtheile in Begriffserklärungen.

Metabasis (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Cichoraceae *Dec.* Charakter: Boden spreuig; Hülle einfach; Samenkrone kaum federig. 2 Arten, am Mittelmeer einheimisch: 1) M. aethnensis *Dec.*, Seriola aethnensis *L.* Einjährig. Stengel 1½ Fuß hoch, ästig, wie die ganze Pflanze borstig; Blätter oval, gezähnelt; Blumen gelb. Schkuhr, Taf. 224. — 2) M. cretensis *Dec.*, Seriola cretensis *L.* Zweijährig und ausdauernd; auf den Inseln des Mittelmeers. Rauh; Blätter zackig. Bivona, stirp. sic. 4, Taf. 4.

Metabatä (griech. Ant.), s. v. a. Amphippoi.

Metabola (Entom.), nach Burmeister, Insekten mit vollkommener Verwandlung; s. Entomologie, Bd. VIII, S. 793.

Metabole, 1) (Vicissitudo morbi, Med.), die Umänderung einer Krankheit, dieselbe sey nun kritisch oder blos formell (Metamorphosis morbi, s. Diadoche, Metaptosis, Metaschematismus, Metastasis). M. nennt man also jede im Verlaufe der Krankheit eintretende Erscheinung, welche mit einer Umänderung des normalen Ganges derselben, des krankhaften Prozesses selbst, verbunden ist. Nicht jede auffallende Umänderung, die wir am Krankenbett beobachten, kann hierher gezählt werden, sondern nur eine solche, die nicht bedingt ist durch den Entwickelungsgang der Krankheit selbst. Wenn z. B. nach einer heftigen, mit ikterischen Erscheinungen verbundenen Kolik ein Abgang von Gallensteinen eintritt, während jene Symptome verschwinden, so ist dieses nicht M. zu nennen, indem es im Prozesse selbst liegt, daß die Ursache jener Leiden auf solche Weise entfernt wird. Wenn dagegen aus einer galligen Affektion plötzlich ein Erysipel hervorgeht, oder wenn dasselbe sich durch Erbrechen entscheidet, oder an seiner Stelle eine Hirnaffektion eintritt, oder das gallige Fieber sich in ein nervöses verwandelt, so haben wir die M., die Krisis, die Metastase oder den Metaschematismus, welches alles M.n. sind. Wo, wie bei der Entzündung, die Ausgänge in Zertheilung, Verhärtung, Eiterung, Brand u. s. w. alle anerkanntermaßen in der Natur des Prozesses selbst liegen, bilden sie, obgleich unter einander wesentlich verschieden, dennoch keinen wahren „Umsatz" der Krankheit; dagegen ist eine kritische Blutung, ein nicht am entzündeten Orte selbst entstandener Absceß, eine Verschwärung des entzündeten Theils, ein kritischer Schweiß, Schlaf, oder überhaupt jede Lebenserscheinung, wobei der Gang der Krankheit sich auf eine andere Weise, als die im regelmäßigen Verlaufe liegt, umändert, M. zu nennen. Wir sind nicht hinreichend vertraut mit allen dem, was in den Erscheinungen der Krankheiten als nothwendig oder zufällig zusammenhängend besteht, um überall zu erkennen, ob wir es mit einer Krisis oder Metamorphose, oder mit dem reinen Verlaufe der Krankheit selbst zu thun haben. Eben deswegen ist das Studium der M.n für den Arzt von höchster Wichtigkeit, indem es ihn lehrt, die Phänomene der Krankheit entwirren, die Zeichen würdigen, das Nothwendige und Wesentliche vom Zufälligen und Begleitenden unterscheiden, die Vorhersagung feststellen, u. die Behandlung ungestört auf die eigentlichen Grundverhältnisse zu beziehen. In den im Obigen erwähnten Artikeln ist hierüber das Nöthige beigebracht worden. Hier soll vom allgemeinen pathologischen Standpunkte aus das Verhältniß des Krankheitsumsatzes ermittelt werden. — Der Zusammenhang der Erscheinungen des organischen Lebens unter einander beruht auf der, durch die allgemeinen Systeme äußerlich vermittelten Einheit des organischen Daseyns. Dieser Zusammenhang verläugnet sich im kranken Zustande eben so wenig, als im gesunden; ja, er tritt im ersteren um so entschiedener hervor, je mehr ein organischer Theil durch Erhöhung des Allgemeingefühls dem Bewußtseyn, durch veränderte Verrichtungen und Affinitäten dem organischen Prozesse selbstständiger aufgeschlossen wird. Indessen hat jeder organische Prozeß auch einen gewissen, auf die Form und Verrichtung der Theile selbst, so wie auf den organischen Konsensus zu beziehenden Verlauf, welchen man den normalen nennt. In diesem Verlaufe gehen physiologische Erscheinungen in pathologische über und werden die letzteren wieder zur Norm zurückgeführt. Der gereizte Nerv, das aufsaugende Gefäß, welchem seiner Natur widrige Stoffe geboten werden, die Substanz, welche ein schlecht bereitetes Blut aufnimmt, das Blut, welches in eine krankhaft veränderte Substanz übergeht, bedingen gewisse Erscheinungen, deren Zusammenhang mit dem Ursprünglichen sich vielleicht immer würde übersehen lassen, wenn uns das Ursprüngliche bekannt wäre. — In so weit wir mit den Verrichtungen der allgemeinen Systeme vertraut sind, können wir Umänderungen in jenem auf eine dem ganzen Systeme gemeinschaftliche Ursache beziehen u. damit eine Reihe der M.n ziemlich ausreichend erklären. Wenn Schmerzen an dem einen Orte verschwinden, um an dem andern wieder aufzutreten, so sehen wir wohl ein, daß entweder irgend eine bewegliche Ursache diese peripherische Reizung bedinge, oder irgend eine centrale Reizung bald in dieser, bald in jener Richtung durch die auseinandergehenden Nervenfasern ausstrahle. In sofern wir nun z. B. den vom Schienbein in den Nacken, von dort zur Hüfte od. in die Kopfschwarte wandernden Schmerz immer nur auf dasselbe System — die empfindenden Nerven — u. sicherlich auf eine gemeinschaftliche Ursache beziehen, haben wir zwar äußerlich einen anderen Ort der Erscheinung, aber doch keine Umwandlung der Krankheit vor uns. Wenn Blutungen bald an dieser, bald an jener Stelle auftreten, Krämpfe verschiedene Theile ergreifen, chronische Hautausschläge ihren Ort wechseln, erkennen wir dasselbe Gemeinschaftliche in den Systemen des venösen Kreislaufs, der motorischen Nerven, der Hautgefäße an; und obwohl hierbei ebenfalls etwas vorhanden ist, was (centripetal oder centrifugal) umhergeworfen wird (μεταβάλλεται), behalten wir dennoch das Gemeinschaftliche so sehr vor Augen, daß wir von einer Umänderung der Krankheit nicht sprechen. So weit wir ferner eine zulängliche Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang der Störungen besitzen, welche in dem einen allgemeinen Systeme aus einem krankhaften Prozesse im anderen hervorgerufen werden, haben wir, wie entschieden auch die äußeren Erscheinungen einander entgegenstehen mögen, doch keine M. vor uns. Eine Blutung geht in eine Ohnmacht über; aber wir sind so sehr bekannt mit dem Bedürfnisse der Centralorgane nach Erregung durch das einströmende Blut, um in zwei so verschiedenen Phänomenen etwas anderes, als den natürlichen Verlauf zu erblicken, wonach die Ohnmacht Folge der Blutung, die Hämatostase Folge der Ohnmacht ist. Aber wenn die Störung, deren Ursache in den allgemeinen Systemen liegt, oder durch sie vermittelt wird, in ein näheres und bestimmteres Verhältniß zu einzelnen Theilen tritt, oder für sich selbst unter einer bestimmten und regelmäßigen Form

auftritt, entsteht die Möglichkeit der Verwandlungen der Krankheit auf mannichfaltige Weise. 1) Die Reaktionsfähigkeit der allgemeinen Systeme ändert sich im Verlaufe der Krankheit. Demgemäß müssen sich auch die Erscheinungen ändern; das sthenische Fieber geht in ein asthenisches, die akute Form in eine chronische über; anhaltende Symptome werden periodisch, aussetzend, nachlassend und umgekehrt. Diese Veränderungen sind theils im Verlauf der Krankheit u. der Stärke der Ursachen, theils u. noch mehr in der Individualität des Kranken begründet; sie werden als allgemeine Metaschematismen bezeichnet. — 2) Die Reaktionsfähigkeit am Locus affectus ändert sich; der entzündete Theil wird brandig, der verhärtete geräth in einen Entzündungs-, Erweichungs-, Verschwärungsprozeß; die überreizte Wunde wird zum Geschwür u. s. w. Veränderungen dieser Art sind entweder Stadien der Krankheit, wenn sie in deren natürlichem Verlaufe liegen, oder M.n, die man fixe, topische nennen könnte. — 3) Eine gemeinschaftliche Ursache, deren Wirksamkeit sich zunächst auf ein allgemeines System erstreckt, wird von diesem bald nach dem einen, bald nach dem anderen Orte übertragen. Hierdurch werden verschiedene äußere Formen der Reaktion bedingt, sowohl nach der Verschiedenheit des Baues und der Verrichtungen der befallenen Theile, als auch indem die Krankheitsprodukte sich nach der Natur der Theile, worin die Krankheitsursache wirkt, dergestalt umändern, daß sie zu neuen Krankheitsursachen für andere Theile und Organe werden. Dies ist der Gang, welchen auch die Dyskrasien nehmen, deren proteische Metamorphosen wir nicht als M.n bezeichnen, wofern wir die in der Mischung der Säfte liegende, gemeinschaftliche Grundursache anerkennen. Veränderungen solcher Art nennen wir kausale Symptome oder sekundäre Krankheitserscheinungen, wo sie zeitlich auf einander folgen. Hierher gehören ferner zum Theil die Metastasen. — 4) Ein Reiz, welcher fähig ist, in verschiedenen Theilen des Organismus Krankheitserscheinungen hervorzubringen, ergreift ursprünglich den erregbarsten oder den schwächsten Theil. Nun wird aber ein anderer Theil stärker erregt oder geschwächt, und sofort wird, durch Vermittelung der allgemeinen Systeme, die krankhafte Reizung auf diesen übertragen. Diese M. ist Krisis, wo eine aktive Erregung Statt findet und der Krankheitsreiz am neubefallenen Orte überwunden wird; Metastase, wo lediglich die Versetzung ohne Entscheidung wahrzunehmen ist. Diese M.n nennen wir zufällige. — 5) Zwei Organe stehen in einer bestimmten Wechselbeziehung ihrer Erregungen oder ihrer Verrichtungen zu einander. Dies gilt besonders von den gleichartigen Geweben verschiedener Organe, von den komplementären und vikariirenden Verrichtungen und von den konsensuell erregbaren Theilen, die auf dem Wege reflektirter Nervenverbindungen einander nahe treten. Hier ist nun eine große Reihe von Veränderungen gegeben, welche entweder nur als Zufälle (Symptome) des Grundleidens, als M.n, als wahre Umänderungen der Krankheit aufgefaßt und zwar hierin lediglich darin unterschieden werden, daß in dem ersteren Falle ein Hauptzug, den Charakter der Krankheit formell bezeichnend, nicht verändert wird, während im zweiten die ganze äußere Erscheinung der Krankheit sich umändert. Ein aufmerksames Studium der physiologischen und pathologischen Veränderungen der Theile untereinander ist für diese Art der M.n ganz besonders erforderlich, indem sie die Aufmerksamkeit des Arztes sowohl ihrer diagnostischen und semiotischen, als auch ihrer prognostischen und therapeutischen Bedeutung nach, aufs Höchste in Anspruch nehmen. Die Veränderung wird überall zur Krise, wo ein Organ, dessen Verrichtungen hinreichend und geeignet hierzu sind, die Ausgleichung übernimmt; zur (kritischen) Apostase, wo der zuletzt befallene Theil (z. B. die Drüse) ohne Erregung einer neuen Krankheit, oder wenigstens einer bedeutenden Affektion das Allgemeinleiden u. s. w. hebt, zur Metastase oder Diadoche, wo bloß das eine Organ an der Stelle des andern erkrankt, ohne daß hierin eine Entscheidung oder Verbesserung der Krankheit nothwendig gegeben wäre, und indem die neu entstandene Krankheit ihren vollen Verlauf zu machen hat. Dies sind die funktionellen oder organischen M.n. — 6) Ein Organ, welches krankhaft übermäßig fungirt hatte, hört auf zu fungiren, oder umgekehrt. Die Menorrhagie verwandelt sich in Menostasis, die Bulimie in Anorexie und umgekehrt. Dies sind die örtlichen Metaschematismen, welche auf den Veränderungen der Erregbarkeit beruhen. — Die Veränderungen der Krankheit geschehen häufiger in der Art, daß ein allgemeines Leiden in ein örtliches übergeht, als umgekehrt. Jedoch muß man von dieser Regel den Anfang derjenigen Krankheiten ausnehmen, wo sich ein primärer Locus affectus offenbar nachweisen läßt; denn hier entwickelt sich immer ein Allgemeinleiden erst aus dem örtlichen. Hier kann man aber die zu einer örtlichen Reizung hinzutretenden Fieberbewegungen oder die aus ihr hervorgehenden Krämpfe, Vergiftungssymptome u. dgl. nicht für M.n erklären, da sie vielmehr dem natürlichen Verlaufe der Krankheit angehören. — Das Wesen der M.n liegt, wie bereits oben bemerkt, in der Einheit des organischen Ganzen, wonach die Theile für einander einstehen und die Verrichtungen sich wechselseitig bedingen, so wie überhaupt im Wesen des Lebens als eines unausgesetzten Werdens und Ueberganges aus einem Zustande in den andern. Die Innigkeit jenes Zusammenhanges, welche in dem Bildungstriebe, der Regeneration, der subjektiven und centralen Empfindung, und besonders im Fieber aus der lokalen Reizung so deutlich hervortritt, so wie die Nothwendigkeit dieses Werdens und Uebergehens, erheben eben die Krankheit über den Begriff der natürlichen Art (Species), von welcher die abweichende Erscheinung nur als Monstrosität aufgefaßt werden kann. Die M. kann in Bezug auf die Krankheit niemals eine ähnliche Bedeutung erlangen, sie bleibt vielmehr dem Begriffe des kranken Individuums immanenter Fortgangs- und Ent-

wicklungsprozeß und gehört, selbst wenn sie als seltenste Ausnahme von einer allgemeinen Regel auftritt, dennoch wesentlich der Krankheit an. — Auf die Form der Veränderungen, welche die Krankheiten eingehen, sind die äußeren klimatischen und topischen Verhältnisse von großem Einflusse. Während die Wechselfieber fast im ganzen centralen, so wie besonders im nördlichen Europa den Umsatz in Anschoppungen des Unterleibes und den aus dem hierdurch beschränkten venösen Kreislaufe entstehenden Hydrops lieben, gehen sie fast längs der ganzen Ostküste des atlantischen Oceans von Irland bis nach Südafrika hin, vorzugsweise gern in typhöse oder nervös-lentescirende Fieber über, und begründen in den heißen Klimaten Asiens Leberabscesse u. dergl. Die gemeinschaftlichen Ursachen, welche wir mit dem Namen Entmischungen belegen, verwandeln ihre Folgekrankheiten unter dem Einflusse von Klima, Boden und Witterung auf die mannichfaltigste Weise. Der Kranke, welcher in der Tiefe an Hämorrhoiden litt, bekommt auf der Höhe Bluthusten; die Diarrhöe des Herbstes wird unter besonderen Einflüssen zur Ruhr oder zur Cholera. Die Syphilis, welche sich zu einen Zeit und in der einen Gegend mehr in den Hautgeweben reproducirt, wird anderwärts und zu anderer Zeit rascher auf das Knochengewebe übertragen. Die Veränderungen der Krankheit können günstig, ungünstig oder gleichgültig seyn. Ersteres sind sie überall, wo, wie man sich ausdrückt, ein Leiden von einem edleren Organe auf ein unedleres übertragen wird, d. h. wo die Substanz oder Verrichtung des zuletzt befallenen Organs mehr geeignet ist, den Krankheitsprozeß mit Energie zur Entscheidung zu bringen. Der Begriff von edel und unedel ist zwar auch hierbei nur ein relativer, jedoch unterscheidet man im Allgemeinen wohl die Bedeutung der Organe nach dem Grade der Vulnerabilität und der Wichtigkeit ihrer Funktion. — Die Häute, die Lymphganglien und die Schweiß, Schleim und Harn absondernden Organe vermögen am leichtesten eine Krankheit funktionell zu überwinden, indem sie ihre Thätigkeit zu einem bedeutenden Grade steigern können, ohne besonderen Nachtheil. Die Oberhaut und die Drüsen sind ferner auch am meisten fähig, krankhafte Destruktionsprozesse zu erleiden, und dadurch heilsamen M.n wichtigerer Krankheiten zu dienen. Wenn eine Krankheit der irritablen Sphäre sich auf secernirende Organe überträgt, oder, wenn ein psychisches Leiden sich in ein somatisches verwandelt, so ist eine solche M. in der Regel ebenso günstig, als das Gegentheil ungünstig. Akute Krankheiten, welche aus chronischen entstehen, sind nach dem Verhältnisse beider Formen zu beurtheilen, beschleunigen aber immer den Ausgang der Krankheit, sey es zum Guten oder zum Schlimmen. Der umgekehrte Fall ist für die Prognosis quoad vitam fast immer günstig, dagegen zweideutig, was die Heilung betrifft. Im gleichen Verhältnisse, wie die akuten und chronischen Krankheitsveränderungen stehen die M.n von allgemeinen zu örtlichen Krankheiten. — 2) (Rhet.), Zusammenstellung von Redesätzen in umgekehrter Ordnung, z. B. wenn du nicht kannst, was du willst, so wolle, was du kannst. Vergl. Metathesis. — 3) (Poet.), Uebergang aus einem Metrum in das andere. — 4) (Gram.), das Umsetzen oder Versetzen von Buchstaben, wie sie in manchen Wörtern des Wohlklangs, bisweilen wohl auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird. Am gewöhnlichsten sind dergleichen Versetzungen in der latein. Sprache.

Metabolos (Bot.), nach Blume, Gattung der Rubiaceae Isertieae *Dec.* Von 11 Arten, meistens Bäumen und Sträuchern auf Java und den Philippinen, nennen wir: 1) M. ferrugineus *Dec.*, auf den Philippinen. — 2) M. latifolius *Blum.*, auf Java. — 3) M. radicans *Dec.*, auf den Philippinen.

Metabus, 1) (gr. Myth.), Sohn des Sisyphos, Unteranführer bei Nestor vor Troja, myth. Namengeber der Stadt Metapontium; — 2) (röm. Gesch.), König der Volsker oder Herr von Privernum, Vater der Camilla (s. d.).

Metacarpus, (Metacarpium, Anat.), s. Hand.

Metacechlorplatin — von Metaceton und Chlorplatin — von Zeise entdeckt, entsteht neben anderen Produkten bei der Einwirkung von Platinchlorid auf Aceton in der Hitze. Man destillirt beide, bis der Rückstand Syrupkonsistenz hat, rührt den letzteren mit Wasser an, kolirt die braungelbe Solution durch Leinwand und stellt sie bei Seite, worauf sich Krystalle abscheiden, die in Aceton umkrystallisirt werden. Es stellt kleine, schwefelgelbe Krystalle dar, ist fast ohne Geruch, läßt sich leicht entzünden, zersetzt sich in höherer Temperatur, löst sich selbst in heißem Wasser schwer; desgl. sehr schwer in Alkohol, gar nicht in Aether, leicht in Kalilauge mit brauner Farbe. Zusammensetzung: $Pt\,Cl + C_6\,H_5\,O$.

Metacerasmolutron (Balneol.), bei A. Vetter (Heilquellenlehre, Berl. 1838) ein künstlich erwärmtes oder abgekühltes Bad.

Metacetamid, metacetonsaures Ammoniumoxyd minus 2 HO, entsteht nach Dumas u. Malaguti durch Einwirkung des Ammoniaks auf metacetonsaures Anthyloxyd. Es ist dem Butyramid ähnlich und besteht aus $NH_2 + C_6\,H_5\,O_2$.

Metaceten, s. Kohlenwasserstoffe.

Metaceten-Cyanwasserstoff, wasserhaltige Metacetonsäure $= C_6\,H_6\,O_4$, worin aller O durch Cy H ersetzt ist, entsteht durch Destillation des Butyramids mit wasserfreier Phosphorsäure, ist eine ölige Flüssigkeit von angenehmem, gewürzhaftem, dem Bittermandelöle etwas ähnlichem Geruche, hat 0,795 spec. Gew., siedet bei 118, 5° u. besteht aus $C_6\,H_6 + H\,Cy$.

Metaceton, aus μετὰ (mit, vermittelst) und Aceton, weil es aus Aceton (durch Abgabe von Wasser) gebildet betrachtet werden kann, dergestalt, daß 2 At. Aceton ($C_3\,H_3\,O$) in 1 At. Metaceton und 1 At. Wasser zerfallen, nach Fremy ein Zersetzungsprodukt des Zuckers durch Kalk in der Hitze. Erwärmt man ein Gemenge von 1 Th. Zucker und 8 Th. Kalk, so blähet es sich auf, brennbares Gas entweicht u.

ein Gemisch von Aceton u. Metaceton destillirt über. Zusatz von Wasser scheidet das letztere ab, und durch Rektifikation erhält man es rein. Nach Favre treten dieselben Erscheinungen bei Anwendung des Mannits, statt des gewöhnlichen Zuckers, auf; auch bildet sich Metaceton bei der Destillation des milchsauren Kalkes. Eine farblose Flüssigkeit von angenehmem Geruch, siedet bei 84°, löst sich nicht in Wasser, aber in jedem Verhältniß in Alkohol und Aether. Zusammensetzung: C_6 H_5 O, also ganz wie Kane's Mesitylorxyd.

Metacetonsäure, Metaceton plus 2O, Zersetzungsprodukt des Zuckers, der Stärke, des Gummis und Mannits durch schmelzendes Kali, von Gottlieb entdeckt. Die Reaktion geht in der Art vor sich, daß zuerst Kohlensäure, Aceton und Metaceton auftreten; das Aceton wird in Essigsäure und Ameisensäure, welche sich beide theilweise wieder zu Oxalsäure oxydiren, das Metaceton in eine neue Säure übergeführt. Nach Redtenbacher befindet sich die Metacetonsäure auch unter den Oxydationsprodukten der Elainsäure mittelst Salpetersäure. Sie ist der Essigsäure in ihren Eigenschaften sehr ähnlich, riecht eigenthümlich, löst sich in jedem Verhältniß in Wasser, bildet leicht einen Aether u. s. w. Zusammensetzung: C_6 H_5 O_3.

Metachilon (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Malaxideae *Lindl.* Einzige Art: M. cyathiforme *Lindl.*; in Ostindien.

Metachirisis (Metachirismus, Med.), die Behandlung einer Krankheit mit der Hand, z. B. durch Zoomagnetismus.

Metachöum (a. Geogr.), Kastell in Böotien zwischen Orchomenus u. Coronea.

Metachoresis (Dislocatio Med.), die (aktive oder passive) Ortsveränderung.

Metachronismus (v. Gr.), im Gegensatz zum Anachronismus (s. d.) der Fehler in einer historischen Angabe, daß etwas in eine spätere Zeit gesetzt wird, wo es nicht geschehen konnte.

Metachysis (Transfusio Med.), das Hinüberströmen (aus einem Körper in einen anderen), z. B. bei der Hämometachysis.

Metacinesis (Med.), die Umstellung, Versetzung an einen anderen Ort.

Metacinnamein, nach Fremy der das Einnamein (C_{144} H_{65} O_{20}) oft begleitende Körper, den dasselbe absetzt, wenn man es mit verdünntem Alkohol behandelt und nachher einer Kälte von mehren Graden unter 0 aussetzt. Er ist fest, krystallinisch, schmilzt sehr leicht, löst sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol u. Aether, reagirt neutral, besteht aus C_{18} H_8 O_2, kurz stimmt ganz überein mit dem Cinnamylwasserstoff.

Metacompso, s. v. a. Tachompso.

Metacondyli (Anat), die (Knöchel der) Fingergelenke zunächst unter den Nägeln.

Metacum (a. Geogr.), Stadt am Sinus Sachalites, oder der Südküste des glücklichen Arabiens (Ptol. VI, 7, 11).

Metacyesis (Graviditas extrauterina secundaria, Geburtsh.), soll bedeuten: eine Schwangerschaft, die in der Gebärmutter oder in den Muttertrompeten anfing, nachher aber in den Unterleib überging und sich dort beendigte.

Metadella, Getreidemaß in Florenz, hält $24^7/_8$ pariser Kubikzoll.

Metadermatosis (Med.), soll bezeichnen: eine krankhafte Entwickelung der Epidermis u. des Epitheliums.

Metadrasis (Med.), das Hinüberwirken (aus einer Wirkungssphäre oder einem Körper in andere).

Metäpfelsäure, Maleinsäure, s. Equisetsäure.

Metageitnion, griech. Monat, (s. d.).

Metagallussäure, Melangallussäure, Zersetzungsprodukt der Gerbesäure, Gallussäure und Brenzgallussäure durch Wärme, von Pelouze entdeckt, wird erhalten, wenn man eine der genannten Säuren einer Temperatur von 250° im Oelbade aussetzt, wo nach Entfernung der flüchtigen Produkte in der Retorte eine schwarze glänzende Masse bleibt, die man durch Auflösen in Alkalien u. Fällen mit einer Säure reinigt. Ein schwarzes, in Wasser unlösliches Pulver, löslich in Alkalien und daraus unverändert fällbar, treibt in der Hitze die Kohlensäure aus den Alkalikarbonaten, nicht aus den Erdkarbonaten. Ihre Verbindungen sind sämmtlich schwarz. Zusammensetzung: C_{12} H_3 O_3 + HO.

Metagenes (griech. Lit.), 1) Sohn eines Sklaven, Dichter der älteren attischen Komödie, wohl gleichzeitig mit Aristophanes und Phrynichus. Von seinen Stücken haben wir nicht viel mehr als die Namen. Vergl. Meineke, Historia critic. Comic. Graec., S. 218 ff. — 2) M., machte mit seinem Vater Chersiphron auf Kreta die erste Anlage zu dem Dianentempel in Ephesus und verfaßte mit ihm eine Beschreibung des Tempels.

Metagitnius (griech. Myth.), der Auswanderer, Beiname des Apollo, unter welchem er in Attica zunächst von denen, welche von Melite her dahin gezogen waren, gefeiert wurde.

Metagonitis (a. Geogr.), Distrikt an der Nordküste von Mauritania Tingitana, der wahrscheinlich von mehren hier gegründeten karthagischen Pflanzstädten seinen Namen hatte. Die Einwohner hießen Metagonitä, die Hafenstadt Metagonium. Sie lag an dem gleichnamigen Vorgebirg, welches westlich vom Mulucha zu suchen ist. Es ist wahrscheinlich die Ostspitze des Golfs von Melilla oder Manila darunter zu verstehen. Das Kap Hone, wofür es gewöhnlich gehalten wird, liegt zu weit östlich (Ptol. IV, 1, 10).

Metagonium (a. Geogr.), 1) s. Metagonitis; — 2) Vorgebirge an der Grenze zwischen Mauritanien und Africa propria im weiteren Sinne (oder Numidien), wahrscheinlich identisch mit dem heutigen Sebba Rus (Mela I. 7, 1).

Metagrammatismus (Med.), nach Galen: die Veränderung eines Buchstabens in einen anderen (wie z. B. unter Marsopium und an mehren Orten in diesem Buche vorkommt).

Metaholzhumussäure, Metahumussäure, erhält man nach Hermann, wenn man frischgefällte Holzhumussäure mit Wasser an-

rührt und die Masse zum Kochen erhitzt. Die Holzhumussäure verliert dabei gewöhnlich ihre schleimige Beschaffenheit, setzt sich als ein kompaktes Pulver ab und besteht aus: $C_{50} H_{25} O_{20} N_{2}^{1}/_{2}$.

Metahumussäure, s. Metaholzhumussäure.

Metakritik, Kritik einer Kritik, wie z. B. Herders M. eine Beurtheilung von Kants Kritik der Vernunft ist.

Metal, Maß, s. v. a. Metar.

Metala, Hafen, s. Messara.

Metalasia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Von 26 Arten, Bäumen und Sträuchern auf dem Cap, sind am bekanntesten: M. cephalotes *Less.*, divergens *Don.*, fasciculata *Don.*, glomerata *Dec.* und muricata *Don.*, Gnaphalium muricatum *L.*

Metalasioides (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Relhania *Dec.*

Metalassus, s. v. a. Megalassus.

Metalces (griech. Mythol.), Sohn des Aegyptus, von der Danaide Cleopatra ermordet.

Metaldehyd, Produkt der Umsetzung der Elemente des Aldehyds, von Liebig entdeckt, scheidet sich in langen weißen Nadeln aus, wenn man reinen Aldehyd in einem verschlossenen Gefäße bei gewöhnlicher Temperatur sich selbst überläßt. Die Krystalle verflüssigen sich bei 120°, ohne vorher zu schmelzen, lösen sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol und sind nach Fehling procentisch eben so zusammengesetzt, wie der Aldehyd; wahrscheinlich wird aber, wie beim Elaldehyd, das Volumverhältniß seiner Elemente ein anderes seyn, als das des Aldehyds.

Metalepsia (Chem.), s. v. a. Substitution.

Metalepsis (gr., Rhet.), Vertauschung oder Verwechslung, rhetor. Figur, welche zur Metonymie gehört und darin besteht, daß man das Folgende für das Vorhergehende setzt, z. B. Aehren statt Sommer, Grab statt Tod.

Metaleptici musculi (Anat.), mitwirkende Muskeln.

Metall, 1) s. Metalle; — 2) verschiedene Metallverbindungen, z. B. Bronce, Glockengut ꝛc.; — 3) die in den Häfen im Fluß begriffene Glasmasse; — 4) (Mus.), M. der Stimme, des Tones, heller Klang derselben; — 5) (Herald.), s. v. a. Tinktur.

Metalla (a. Geogr.), Stadt im S. W. Sardiniens, unweit der Küste an der Straße von Tibula nach Sulci, unstreitig an dem noch jetzt nach seinen Eisengruben benannten Monte Ferro, in der Gegend von Iglesias.

Metallähnlicher Diamantglanz (Min.), heißt der Glanz, der sich an den dunkelfarbigen Varietäten des Pyrargyrits, der Blende und des Weißbleierzes zeigt.

Metallähnlicher Perlmutterglanz (Mineral.), erscheint bei dunklerer Färbung und vollkommener Theilbarkeit am Bronzit, Hypersthen, mehren Glimmervarietäten, Auripigment.

Metalläther, nach John Auflösungen verschiedener Metallsalze (Kupferchlorid, Quecksilberchlorid, Zinkchlorid) in Schwefeläther.

Metallage (Metallaxis, Med.), die Umänderung, Veränderung, besonders der Form.

Metallanthropismus (Physiol.), nach Spindler das Wasserfühlen, Metallfühlen, mit oder ohne Hülfe der sog. Wünschelruthe.

Metallbad nennt man ein im geschmolzenen Zustande befindliches leichtflüssiges Metall, als Zinn, Blei, Zink, Antimon oder eine Legirung derselben, dessen man sich bedient, um einen Körper einer hohen, bestimmten Temperatur auszusetzen.

Metallbäume nennt man metallische Ausscheidungen in meist baumartigen Verzweigungen, welche sich in Metallauflösungen (Blei, Silber u. s. w.) bilden, wenn man in dieselben ein anderes Metall (Zink u. s. w.) bringt, dessen Verwandtschaft zu Sauerstoff, Chlor, Säuren größer ist, als die des aufgelösten Metalls.

Metallbiegen (Technol.). In den Werkstätten gar vieler Metallarbeiter, z. B. der Eisen- und Kupferschmiede, der Klempner, der Schnallenmacher, der Gürtler, der Uhrgehäusemacher, der Gold- und Silberarbeiter, der Mechaniker ꝛc., werden manche Bleche, Stäbe, Drähte u. dgl. entweder aus freier Hand gebogen oder mit paßlichen Hämmern über gekrümmte Amboße, Sperrhörner, cylinder- u. kegelförmige Dorne geschlagen. Letztere werden in den Schraubstock fest eingespannt. Was herumgeschlagen wird, bekommt eine ring-, röhren- oder rinnenförmige oder sonst hohle Gestalt. Nicht selten wird auch das Biegen von Metallen, besonders von Draht und Blechstreifen, und zwar zu mancherlei Gestalten, z. B. zu Ringen, Haken, Kettengliedern ꝛc., mit Zangen, deren Maul nach diesen Gestalten eingerichtet ist, vorgenommen. Der Uhrmacher biegt die Spiralfeder der Taschenuhren mit der Spiralfederkluppe. Der eine Schenkel dieser kleinen Zange ist inwendig hohl, der andere so erhaben, daß die Erhabenheit in jene Höhlung einpaßt. Zwischen diesen Schenkeln wird die dünne, ursprünglich gerade Feder von Stelle zu Stelle so gedrückt, daß sie schnell und gleichförmig die Gestalt der Spirallinie annehmen muß. Zur Biegung von Kettengliedern bedient man sich einer Maschine, bestehend aus einem Rade mit verlängerter eiserner Achse von der länglich runden Form, die man den Kettengliedern geben will. Das glühende Rundeisen wird dann auf ähnliche Weise darum gewickelt, wie gesponnener Flachs um eine Spindel sich windet. Die Trennung in einzelne Glieder kann hernach, je nach der Dicke des Metalls, durch Meisel oder durch Scheeren geschehen. Aehnlich sind auch die Biegemaschinen für Krempelhaken oder Krempeldrähte und der Knopföhre. Die Hauptfeder der Taschenuhr wird vor dem Härten dadurch spiralförmig gebogen, daß man den dünnen, etwa strohhalmsdicken Stahlstreifen auf einem massiven cylindrischen Dorne, dem Stahlstocke, mittelst einer kleinen Winde um sich selbst herumwindet. Auf ähnliche Weise wird auch in Drahtfabriken der durch Ziehen gebildete Draht auf eine cylindrische oder kegelförmige Welle gewunden, wodurch er seine ring- oder spiralförmige Biegung erhält.

Metallblüthe (Min.), staubartiger, farbiger Ueberzug mancher Erze, entsteht durch Verwitterung der darin enthaltenen Metalle auf der Oberfläche derselben.

Metallbohrer, Werkzeug, welches nicht sowohl durch eigentliches Schneiden, als durch Schaben und Kratzen wirkt und deswegen nicht mit einer hohlen Schneide, sondern mit einer lanzenförmigen Schaufel versehen ist. Die 4 Seiten derselben bilden die Schneide. Doch gibt es auch solche, deren Schneide einen Cirkelbogen ausmacht. Bei ihrem Gebrauch strebt man entweder dahin, sie in eine recht schnelle umdrehende Bewegung zu setzen, oder, wenn die Bewegung langsamer geschehen muß, einen desto stärkern Druck auf sie auszuüben. Die einfachste Art der M. sind die mit einer messingenen oder hörnernen Rolle versehenen, die an ihrer viereckigen Stange befestigt ist. Das Ende der letztern, welches noch etwas vor der eingetriebenen Rolle vorspringt, verläuft sich in eine kegelförmige Spitze, mittelst welcher das Ende der Stange in ein Grübchen gesteckt wird, das zur Seite an einer Stelle des Schraubstocks oder an einem eigenen senkrecht stehenden Bohrstocke sich befindet. Hält man die Spitze der bohrenden Schneide an diejenige Stelle des Metalls, welche durchbohrt werden soll, so kommt es nur noch darauf an, daß der Bohrer in eine drehende Achsenbewegung versetzt wird, während man das Metall an die Schneide des Bohrers drückt. Zur Hervorbringung jener Achsendrehung schlägt man die Darmsaite eines elastischen Drehbogens (aus Stahl, Fischbein, spanischem Rohr oder zähem Holz) um die Rolle und zieht den Bogen dann schnell auf und nieder. Auf diese Weise bohrt vornehmlich der Uhrmacher und Mechanikus kleine Löcher in Metall. Ist zum Bohren ein größerer Druck nöthig, so bedient sich der Arbeiter des Bohrbrets, welches mit einer Eisenplatte belegt ist, worin die nöthigen Grübchen sich befinden. Das Bret wird auf die Brust gehalten, das hintere Ende der Bohrstange gehörig in ein Grübchen der Eisenplatte gesetzt, das zu durchbohrende Stück gegen die Kante des Werktisches gestemmt, die Schneide des Bohrers an die gehörige Stelle jenes Stücks gehalten, und der Bohrer mittelst des Bogens in Bewegung gebracht. Dabei drückt man mit dem Oberleibe stets gegen ihn an. Der Rollenbohrer befindet sich mittelst einer eigenen Vorrichtung an einer viereckigen eisernen Stange, welche in einen Schraubstock eingespannt werden kann. An dem einen Ende der Stange ist eine senkrechte Säule mit einem Holzstück, welches sich verschieben läßt, je nachdem man ein dünneres oder dichteres Metallstück zu durchbohren hat. Am andern Ende der eisernen Stange ist eine zweite Säule, durch welche ein vierkantiger, mit einem Knopfe versehener Riegel geht, an dessen der ersten Säule mit dem Holzstück zugekehrten Ende ein Gestelle mit Bohrspindel u. Rolle sich befindet; der Bohrer wird mit seinem viereckigen Theile in das viereckige Loch der Bohrspindel eingeschraubt. Beim Bohren hält man mit der rechten Hand das zu durchbohrende Stück an das Holzstück der ersten Säule und schiebt mit der linken den Riegel so lange vorwärts, bis die Spitze des Bohrers das Stück berührt und setzt den Drehbogen, dessen Saite um die Rolle der Bohrspindel geschlagen ist, in Bewegung. Während des Bohrens drückt man an dem Knopfe des Riegels so lange hineinwärts, bis das Loch fertig ist. Ein eigner Zweck des Bohrens ist zuweilen der, in spröden Körpern das Weiterreißen des Sprunges zu verhüten; so bohrt man in zersprungenen Glocken an das Ende des Risses ein Loch, um dadurch den Klang derselben wieder herzustellen. Wo größere Löcher zu bohren sind, besonders in Eisen, da bedient man sich, z. B. in Schlosser- u. Kupferschmiedewerkstätten, des drehenden Drillbohrers. Die eigentlichen Bohrer, die von verschiedener Größe sind, werden mit ihrem pyramidenförmigen viereckigen Ende in die ebenso pyramidenförmig viereckige Hülse der eisernen Bohrstange gesteckt. Diese möglichst lothrecht gehaltene Stange geht nach oben zu ganz leicht durch die Mitte eines glatten, hölzernen, horizontal gehaltenen Griffs, welcher vermittelst zweier Schnüre oder schmaler Riemen mit der Stange verbunden ist. Jede Schnur, mit einem Ende oben an die Bohrstange befestigt, geht nach einem Ende des Griffs hin. So schwebt dieser gleichsam in den Schnüren. Nach unten zu, zwischen dem Griffe und dem eigentlichen Bohrer, enthält die Bohrstange ein plattrundes Bleigewicht, welches die Stelle eines Schwungrades vertritt und zugleich einen Druck herunterwärts auf das zu bohrende Metall ausübt. Zieht man nun den hölzernen Griff auf und nieder, während man die Schneide des Bohrers auf das zu bohrende Metall setzt, so schlingt sich die Schnur abwechselnd bald rechts, bald links um die Stange, und eben dadurch dreht sich der Bohrer immer abwechselnd links und rechts um seine Achse und verrichtet auf diese Art das Bohren. In Nähnadelfabriken wird mit einem solchen aber kleinen und zarten Bohrer das Loch zu dem Nadelöhre in das eine Ende des Nadelschaftes gebohrt, wenn man es nicht mit einem spitzigen Dorn hineinschlagen will.

Zu den M.n muß man auch die **Vorsenker**, **Ausreiber** und **Reibahlen** rechnen. Oft müssen gebohrte Löcher auch noch versenkt werden, d. h. auf der einen Seite eine besondere kegelförmige, trichterförmige oder cylindrische Erweiterung erhalten, damit sich irgend ein runder Ansatz oder Kopf, z. B. ein Schraubenkopf oder ein Nagelkopf, oder ein Nieth so hineinlegen kann, daß es nicht über die Fläche des Stücks hervorsteht. Die Werkzeuge dazu sind die Versenker, welche nach Art der Versenkungen von verschiedener Form und Größe sind. Gewöhnlich sind es kegelförmige, gehärtete Stahlstücke, auf ihrer Oberfläche rings herum mit feinen, scharfen, feilenartigen Zähnen, u. an ihrem Ende genau in der Mitte mit einer Spitze versehen. Wird ein solcher Kegel mit der Spitze in ein schon gebohrtes Loch eingesetzt und gedreht, so schneidet er auf der eingesetzten Seite Späne ab und erweitert das Loch nach der Form, welche er selbst besitzt. Die Umdrehung dieser Werkzeuge kann ebenso, wie bei den eigentlichen M.n geschehen. Kugelförmige Versenker kommen

unter Andern bei der Verfertigung eiserner Gießmodel für Flintenkugeln vor. Versenkt werden die Zapfenlöcher der Uhren, vorzüglich der Taschenuhren, auf einer Seite, damit die Versenkungen hier kleine Oelbehälter bilden. Versenkt wird auch das Zündloch an Feuergewehren, damit es allmählig enger zugehe. Versenkt werden ferner die Löcher der Zieheisen für Drahtziehereien auf derjenigen Seite, wo der auszudehnende Metallcylinder in das Loch gesteckt wird. Versenkt werden endlich in den um die Felgen der Wagenräder gelegten eisernen Reifen die Löcher für die Radnägel, damit die Köpfe derselben nicht vorstehen. Große Bohrer werden oft durch eine Maschinerie von Pferden, oder von Wasserrädern, oder von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt. Solche Vorrichtungen nennt man Bohrmühlen oder Bohrmaschinen. Bei allen Bohrmühlen kommen zweierlei Bewegungen vor: es muß entweder der Bohrer um seine Achse sich drehen, der zu bohrende Körper gegen seine Schneide drücken und immer weiter und weiter bis zur Beendigung des Bohrens dem Bohrer entgegenwirken, damit dieser immer tiefer in sie hineinbohre, wie dies bei den Flintenbohrmühlen der Fall ist; oder umgekehrt, der zu bohrende Körper muß sich um seine Achse bewegen, und der Bohrer muß während des Bohrens ihm immer weiter und weiter entgegenrücken, wie dies bei den neuen Kanonenbohrmaschinen geschieht. Vergl. Bohrmaschine.

Metallbürsten (Med.), werden zur Hervorbringung eines örtlichen Reizes bei verschiedenen nervösen und gichtischen Krankheiten angewendet, indem man entweder die betreffenden leidenden Theile damit reibt und also rein mechanisch einwirkt, oder sie auf jene Partien eine gewisse Zeit lang fest aufdrückt, um hierdurch ein galvanisches Fluidum zu entwickeln, welches auf die erwähnten Krankheiten heilsam einwirken soll. So viel bekannt, hat Perkins in Amerika zuerst dergleichen M. angegeben und deren Wirksamkeit bei der Gicht überhaupt, namentlich aber beim Podagra sehr gerühmt (Salzburg. medic.-chirurg. Zeitschr. 1798, Bd. 2, S. 448). Molkwitz ließ zu dem besprochenen Behufe Räder von verschiedener Größe anfertigen, in deren Stirn Büschelchen von Metallsaiten eingelegt sind; drehte man diese Räder um, so brachte man eine Friktion hervor, welche bei Rheumatismen wohlthätig seyn soll (Hufelands Journal 1800, Bd. 10, S. 6). Endlich gehören hierher die v. hildenbrandischen M.; sie sind aus nicht oxydirtem Metalldrahte verfertigt, werden bei ihrer Anwendung zuvor in Salzwasser getränkt und alsdann, beim Gesichts- oder nervösen Kopfschmerz an die leidenden Theile wiederholt angedrückt (v. Hildenbrand, Annal. schol. clinic. medic. Ticin. 1830, Bd. 2).

Metallbutter, Chlormetall von butterartiger Konsistenz.

Metallcarburete, nach Berzelius die Verbindungen des Kohlenstoffes mit Metallen.

Metallchlorite (Min.), nach v. Glocker s. v. a. Halochalcite (s. d.).

Metalldraht (Zahnarzneik. und Chir.), wird theils und vorzüglich zur Befestigung locker gewordener oder neu einzusetzender Zähne und Gebisse (Gold-, Silber- und Platinadraht) benutzt, theils zur Unterbindung der Arterien. Physik war der erste, welcher zum letztern Behufe Bleidraht vorschlug (von Graefe's u. von Walthers Journ., Bd. 13, S. 500, Levert, a. a. O. S. 503) hatte damit interessante Versuche an Thieren gemacht; wiewohl sie zu nicht ungünstigen Resultaten führten, so glauben wir doch, daß der Bleidraht keinen so großen Nutzen gewährt, daß durch ihn die gewöhnlichen zwirnernen Ligaturfäden verdrängt werden möchten.

Metalle (μετάλλα, Metalla, Métaux, Metals, Min.), Mineralien, welche im Feuer unverbrennlich sind und als vorherrschende Bestandtheile schwere M. ohne Verbindung mit Säuren enthalten, metallischglänzend und undurchsichtig sind und nur geringe Härtegrade (bis 6,0) bei hohen specifischen Gewichten (bis 21,0) haben. Im völlig reinen Zustande heißen sie gediegen und (nach alchymistischer Bezeichnung) regulinisch und werden, weil sie in diesem Zustande noch nicht zerlegt werden konnten, einstweilen noch zu den einfachen Stoffen oder Elementen (metallische Elemente) gerechnet. — A. Schon in uralter Zeit erregten die M., weil sie durch Schmelzung aus den Fossilien rein dargestellt werden konnten und vermöge ihrer Eigenschaften dem Menschen wichtig wurden, die Aufmerksamkeit und erhielten, weil ihnen besonders nahe Beziehungen zum allgemeinen Naturleben beigelegt wurden, von den Persern und den Griechen Namen, welche theils den Namen der Planeten, theils selbst denen der Götter entsprachen. Die Alchymie behielt diese Benennungen bei und fügte noch bildliche Bezeichnungen für die Hauptmetalle bei: ☉ = Gold (Helios oder Sonne, Sonntag), ☾ = Silber (Selene oder Mond, Montag), ♂ = Eisen (Mars, Dinstag), ☿ = Quecksilber (Merkur, Mittwoch), ♃ = Zinn (Jupiter, Donnerstag), ♀ = Kupfer (Venus, Freitag), ♄ = Blei (Saturn, Sonnabend). Zuerst hat Avicenna die ihm bekannten M. von den übrigen Mineralien gesondert und in eine Klasse zusammengeordnet; später wurden edle M. (die geschmolzen unverändert bleiben), und unedle M. (die geschmolzen zu Metallkalken werden: a) harte, die eher glühen als schmelzen, wie Eisen, Kupfer; b) weiche, die eher schmelzen als glühen, wie Zinn, Blei, unterschieden und die Stoffe, welche metallisches Ansehen, aber keine Streckbarkeit besitzen, als Halbmetalle ihnen beigefügt. Werner begreift unter seinen metallischen Fossilien die Geschlechter: Platin, Gold, Quecksilber, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Wismuth, Zink, Spießglanz, Sylvan, Mangan, Nickel, Kobalt, Arsenik, Molybdän, Scheel, Menak, Uran, Chrom, Cerin, während Hauy seine Substances métalliques in S. m. hétéropsides (Chaux, Baryte, Strontiane, Magnésie, Alumine, Potasse, Soude, Ammoniaque, Silice) und in S. m. autopsides 1) non oxydables immédiatement et réductibles immédiatement, 2) oxydables et réductibles immédiatement, 3) oxydables mais non réductibles immédiatement) eintheilt. Nach Hausmann sind die M. die 2. Ordnung der

Kombustibilien und nach Berzelius die 2. und 3. Ordnung der brennbaren Körper und zwar elektronegative M. (Arsenik, Chrom, Molybdän, Antimon, Titan, Kiesel) und elektropositive M., welche wieder in leicht reducirbare M. (Irid, Platin, Gold, Quecksilber, Pallad, Silber, Wismuth, Zinn, Blei, Kupfer, Nickel, Kobalt, Uran, Zink, Eisen, Mangan, Cerium) und in schwer reducirbare M. (Zirkonium, Aluminium, Yttrium, Beryllium, Magnesium, Calcium, Strontium, Baryum, Natrium, Kalium) zerfallen. Nach v. Leonhard bilden die M. die 12. Gruppe der Mineralien, nach Naumann die 5. Klasse derselben, nach Breithaupt nur die (3.) Ordnung der Miner., ebenso nach Necker nur eine Ordnung der Métallophanes. Oken nennt die M. Erzerze, (4. Ordnung der Erze) und theilt sie in Irdmetalle, welche in Erdmetalle mit den Zünften der Kieselmetalle (Tantal), Thonmetalle (Wolfram, Eisen, Wad, Cererium), Talkmetalle (Vanadium, Uran, Titan, Chrom) und Kalkmetalle (Wasserblei, Osmium), und in Klassenmetalle mit den Zünften der Salzmetalle (Kupfer), Brenzmetalle (Nickel, Kobalt), Erzmetalle (Rhodium, Irid, Pallad, Platin) zerfallen, und in Elementenmetalle mit den Zünften der Wassermetalle (Antimon, Zinn, Blei), Luftmetalle (Zink, Cadmium, Wismuth, Arsenik) und Feuermetalle (Tellur, Quecksilber, Silber, Gold). Nach Walchner bilden sie als gediegene Erze die 4. Ordnung der Erze, nach v. Glocker die einzige Familie der metallischen Substanzen und zerfallen in ungeschmeidige M. (Arsenik, Antimon, Antimonsilber, Tellur), geschmeidig-weiche M. (Blei, Wismuth, Kupfer, Gold, Goldsilber, Silber, Quecksilber, Amalgam) und harte M. (Platin, Irid, Pallad, Eisen). Weiß bildet aus den M.n die 5. Ordnung der Mineralien und Dana, der sie Metallinea nennt, die 8. Ordnung der 2. Mineralklasse. Nach Mohs und Haidinger machen sie die 12. Ordnung der Geogenide aus. Die gegenwärtig gangbarste chemische Eintheilung ist die in leichte M., deren Gewicht weniger als 5 ist und die in der Natur nur mit Sauerstoff als Alkalien (Alkalimetalle: Kalium, Natrium, Lithium, Ammonium, Baryum, Strontium, Calcium, Magnesium) und Erden (Erdmetalle: Yttrium, Beryllium, Zirkonium, Aluminium, Cerium, Thorium, Silicium) vorkommen; — schwere M., deren Gew. über 5, in der Natur rein oder in Verbindung mit Sauerstoff oder Schwefel vorkommend; — unedle M., die aus ihren Verbindungen mit Sauerstoff nicht durch bloße Temperaturerhöhung geschieden werden können (Titan, Tantal, Scheel, Molybdän, Vanadin, Chrom, Uran, Mangan, Arsenik, Antimon, Tellur, Wismuth, Zink, Kadmium, Zinn, Blei, Eisen, Kobalt, Nickel, Kupfer); — edle M., die durch bloße Temperaturerhöhung aus ihren Verbindungen mit Sauerstoff geschieden werden können (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Pallad, Irid, Rhodium, Osmium), während ihr zur Seite als rein mineralische folgende steht: 1. Ordn., Schwefelmetalle mit den Fam. der Blenden, der Glanze, der Kiese, der Schwefelarsenike; — 2. Ordn. gediegene M., Fam. Arsenmetalle, Tellurmetalle, Antimonmetalle, Wismuthmetalle, flüchtige Edelmetalle, dehnbare Edelmetalle, dehnbare Unedelmetalle; — 3. Ordn. oxydirte M. oder Erze: Fam. Rotheisensteinerze, Manganerze, Tantalerze, Rutilerze, Brauneisensteinerze, ockerige Erze. — B) Die physiographischen Eigenschaften der M., so fern dieselben nur in ihrem vollkommensten, d. i. im gediegenen Zustande betrachtet werden, sind: a) morphologische und krystallographische. Trotz der elementaren Verschiedenheit der M unter einander erscheinen doch fast alle in Formen des tesseralen Krystallsystems u. zwar meist in Hexaëdern oder Oktaëdern, nur selten in Granatoëdern. Nur die von Glocker als ungeschmeidig bezeichneten, Arsenik, Antimon, Antimonsilber und Tellur erscheinen in Formen des hexagonalen Krystallsystems. Da diese Formen aber fast nur Rhomboëder und zwar stumpfe, deren Extreme nur zwischen 114° 26′ und 116° 59′ sich bewegen, sind, so scheint es nicht schwer, mit Hülfe der Progressionstheorie (Breithaupt) auch diese Anomalien auf die Regel zurückzuführen und der ganzen Klasse der M. tesserale Formen als charakteristisch zu vindiciren. Auch das Iridosmin, von Einigen als dihexaëdrisch, von Andern als dirhomboëdrisch bezeichnet, läßt sich leicht einordnen. Die Krystalle der M. sind übrigens meist klein und sehr klein und auch selten, wenn nicht die Körner, in denen Gold und Platin in den Seifengebirgen vorkommen, krystallinisch sind. Gewöhnlich erscheinen die M. derb, eingesprengt, angeflogen, auch in kugeligen, nierenförmigen und traubigen Gestalten. Den M. ganz eigenthümlich sind die haar-, draht-, zahn-, moos- und baumförmigen und gestrickten Gestalten nebst den Platten und Blechen, welche letztere sogar federartig gestreift seyn können (Federwismuth). Die Körner, in denen manche M. erscheinen, sind fast durchgängig platt u. stumpfeckig, beim Iridium auch noch grubig. Die Absonderung findet nur bei den ungeschmeidigen M. Statt und ist hier eine körnige, oft mit der krummschaligen verbunden. Die Spaltbarkeit ist an Blei, Kupfer, Gold, Electrum, Silber, Amalgam, Platin u. Palladium überhaupt nicht wahrnehmbar, vollkommen nur beim Antimon, Antimonsilber, Tellur, Wismuth u. Iridosmin, bei allen übrigen nur undeutlich u. oft kaum noch in Spuren bemerkbar. Der Bruch der ungeschmeidigen M., dann des Wismuths ist uneben, beim Amalgam geht er aus dem Unebenen ins Kleinmuschelige über und wird beim Iridosmin ganz muschelig. Bei allen übrigen M.n ist er charakteristisch hakig, wie er außerdem an keinem anderen Mineral sich zeigt. — b) Die optischen Eigenschaften der M. äußern sich zunächst: α) im Glanze, der bei allen M.n vollkommener Metallglanz ist, also der intensivste, den überhaupt Mineralkörper besitzen können. — β) Eben so sind die Farben des M.s durchgängig metallische Farben (s. d.) und werden nur durch das nicht seltene Anlaufen verunreinigt und verdunkelt. — γ) Der Strich ist bei den Arsenmetallen graulich, bei

den Tellurmetallen unverändert, bei allen übrigen glanzerhöhend. — δ) Die **Durchsichtigkeit** geht allen M. ab und sie sind sämmtlich undurchsichtig, wenn auch nicht schlechthin, indem ein dünnes Goldblatt, dessen Dicke nur noch $\frac{1}{200000}$ Zoll beträgt, auf Glas geklebt, doch noch einen Schein grünlichen Lichtes durchfallen läßt und dünne Schuppen des sogenannten Eisenglimmers bei durchfallendem starkem Lichte ein schönes Blutroth zeigen. — ε) Dem **Anlaufen** sind besonders die leicht oxydirenden M., am meisten Arsenik, das schon in wenigen Stunden grau anläuft, ausgesetzt. Die Edelmetalle sind es gar nicht. — c) Unter den **Massenkennzeichen** erscheint zuerst α) das Verhalten der M. gegen die **Wärme** von Bedeutung, indem sie die besten Wärmeleiter sind u. zwar nach **Despretz** in folgender Reihe:

Gold . .	1000,0
Silber . .	973,0
Kupfer . .	898,0
Eisen . .	384,3
Platin . .	381,0
Zink . . .	363,9
Zinn . . .	303,9
Blei . . .	179,6.

Daher das kalte Anfühlen der M., welches nach der angegebenen Reihenfolge sich vermindert. Nach **Regnault** ist die spec. Wärme (die des Wassers = 1,000 gesetzt) der M. mit dem Atomgewichte und der konstanten Zahl folgende:

	Spec. Wärme.	Atomgew.	Konst. Zahl.
Blei . . .	0,0314	1294,50	40,647
Platin . .	0,03243	1233,50	39,993
Gold . . .	0,03244	1243,01	40,328
Quecksilber	0,03332	1265,82	42,149
Wolfram .	0,03636	1183,00	43,002
Antimon .	0,05077	806,45	40,944
Tellur . . .	0,05155	801,76	41,549
Zinn . . .	0,05623	735,29	41,345
Kadmium .	0,05669	696,77	39,502
Palladium .	0,05927	665,90	39,468
Molybdän .	0,07218	598,52	43,163
Arsenik . .	0,0814	470,04	38,261
Selen . . .	0,0837	494,58	41,403
Kupfer . .	0,09515	395,69	37,849
Zink . . .	0,09555	403,23	38,526
Kobalt . .	0,10696	368,99	39,468
Nickel . . .	0,10863	369,68	40,160
Eisen . . .	0,11379	339,21	38,597.

β) Rücksichtlich der **Aggregation** sind Quecksilber **tropfbar flüssig** und Amalgam **halbflüssig**, die meisten übrigen M. sind **geschmeidig** und zugleich **biegsam** (aber nicht elastisch) und **dehnbar**. Die **Dehnbarkeit** ist eine doppelte und äußert sich als **Streckbarkeit** (Möglichkeit des Ausziehens zu Draht) in folgender absteigender Reihe: Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei, als **Hämmerbarkeit** (Möglichkeit des Ausplattens zu Blech) in dieser Reihe: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink, Eisen. Die **Zähigkeit** hat **Muschenbroek** an Stangen von 1 Quadratzoll gemessen und gefunden, daß Stahl bei 120—150, Stabeisen bei 68—84, Gußeisen bei 42—59, Silber bei 40—43, Kupfer bei 19—37, Gold bei 20—24, Zinn bei 3,1—6,5, Wismuth bei 2,9, Zink bei 2,6, Antimon bei 1,0, Blei bei 0,86 Centner Last zerreißt. Nach englischen Versuchen mit Draht von 2 Millimeter Durchmesser zerriß Eisen bei 249,159, Kupfer bei 137,399, Platin bei 124,000, Silber bei 85,062, Gold bei 68,216, Zinn bei 24,200, Zink bei 12,720 Kilogrammgewicht. Der Zustand der Aggregation wird durch Temperaturerhöhung verändert. Nach dem 100theiligen Thermometer **schmilzt** Quecksilber bei — 40° (bei + 360 wird es dampfförmig), Zinn bei + 228°, Wismuth bei + 247°, Blei bei + 312°, Antimon bei + 432°, Silber bei + 1022° (22° Wedgwood), Kupfer bei + 1092 (27° W.), Gold bei + 1102° (32° W.), Eisen, Kobalt, Nickel bei + 1587° (160° W.), Mangan bei + 1785° (180° W.). Auch wenn der Aggregationszustand nicht soweit verändert wird, bewirkt erhöhte Temperatur doch eine Ausdehnung, welche zwischen 0° u. 100° beträgt:

	nach Laplace u. Lavoisier.	nach Dalton u. Davy.
an Zink	—	0,00296
= Blei	0,00285	—
= Zinn	0,00217	0,00278
= Silber	0,00191	0,00238
= Kupfer	0,00172	0,00170
= Gold	0,00147	0,00194
= gehärtetem Stahl .	—	0,00112
= Eisen	0,00122	0,00126
= nicht gehärtetem Stahl	0,00108	—
= Platin	0,00086	0,00087
= Merkur	—	0,00835

γ) Die **Härte** der M. ist nicht sehr ansehnlich. Vom gänzlichen Mangel beim Quecksilber erhebt sie sich nur beim Iridosmin und Iridium bis zu = 7,0, bewegt sich aber meistentheils zwischen 3 und 4. Desto bedeutender ist δ) das **specifische Gewicht** der M., die überhaupt die schwersten unter allen Mineralien sind. In absteigender Reihe sind die G. der M. folgende: Iridium = 23,640 **Breithaupt**, Platin = 21,5 **Berzelius** (23,5 **Cloud**, Geschiebe = 17,332, gemünzt = 22,100, gewalzt = 22,069, geschmolzen = 20,857, Draht = 19,267), Gold = 19,36—19,26 **Brisson** (gemünzt = 19,325, geschmolzen = 19,253), Wolfram = 17,600 **d'Elhuyart** (17,4 **Bucholz**), Merkur flüssig = 13,98, Palladium = 12,1 **Lowry** (11,6 **Bennecke** und **Rienecker**), Blei = 11,39 **Karsten**, (11,33 **Kupffer**), geschmolzen = 11,352, Rhodium = 11,2 **Cloud** (11,0 **Wollaston**), Silber = 10,51 **Brisson** (10,43 **Karsten**, geschmolzen = 10,474, krystallisirt = 10,809), Wismuth = 9,88 **Thenard** (9,80 **Marchand** u. **Scheerer**), Kupfer = 8,94 **Marchand** u. **Scheerer** (8,96 **Berzelius**, 9,0 **Muschenbroek**, gehämmert = 8,878, gegossen = 7,788, Draht = 8,780), Kobalt = 8,71 **Lampadius** (8,51 **Berzelius**) Kadmium = 8,694 **Berzelius** (8,64 **Karsten**), Molybdän = 8,64 **Bucholz**, Nickel = 8,64 **Brunner** (8,40 **Turte**), Uran = 8,1, Mangan = 8,03 **Bachmann** (8,01 **John**), Eisen = 7,84 **Broling** (7,79 **Karsten**, meteorisch = 7,788, geschmiedet = 7,812, gegossen = 2,207), Zinn = 7,31, **Meissner** (7,28 **Miller**, **Kupffer**, **Karsten**), Antimon = 6,70 **Karsten**

(6,61 Breithaupt, 6,72 Marchand u. Scheerer), Tellur = 6,26 Berzelius, Zink = 6,02 Karsten, Arsenik = 5,70 Guibourt (5,62 Karsten, gediegen = 5,766 Haidinger), Tantal = 5,610, Titan = 5,3 Wollaston (5,28 Karsten), Chrom = 5,10 Thomson (5,900), Jod = 4,948, Selen = 4,32 Berzelius (4,31 Karsten), Brom = 2,966. — ε) Der Magnetismus erscheint namentlich am Eisen (gediegen Eisen und Magneteisenstein, schwach am Rotheisenstein und Magnetkies), in geringem Grade auch am Kobalt und am Nickel. Magneteisenstein und selbst Gebirgsgesteine, die ihn enthalten, werden durch längere atmosphärische Einwirkung endlich polarisch-magnetisch. — ζ) Electricität zeigt sich an den M. zuerst in isolirten Nadeln. Ueberhaupt aber sind die M. Leiter der Elektricität, jedoch nicht alle mit gleicher Energie, sondern nach Pouillet in folgender absteigender Reihe:

Palladium	=	5709
Silber .	=	5152
Gold .	=	3975
Kupfer .	=	3838
Platin .	=	855
Messing .	=	200 — 900
Gußstahl	=	500 — 800
Eisen .	=	600 — 700
Merkur .	=	100.

Durch Reibung nehmen die M. Elektricität an und zwar positive: Silber, Blei, Kupfer, Zink, Messing, Wismuth, negative: Platin, Palladium, Gold, Nickel, Eisen, Zinn, Arsenik, Antimon. — η) Die Erscheinungen des Galvanismus gehören vorzugsweise den M. an u. sind zuerst u. am deutlichsten an dem Verhalten des Kupfers zum Zink beobachtet worden. So wie Zink und Kupfer stehen alle Körper, namentlich alle M. in mehr oder weniger kräftigem elektrochemischen Gegensatze zu einander. Berzelius reiht sie so: — E Selen, Arsenik, Chrom, Vanadin, Molybdän, Wolfram, Antimon, Tellur, Tantal, Niobium, Pelopium, Titan, Silicium, Gold, Osmium, Iridium, Platin, Rhodium, Palladium, Merkur, Silber, Kupfer, Wismuth, Zinn, Blei, Kadmium, Kobalt, Nickel, Eisen, Zink, Mangan, Uran, Cerium, Thorium, Zirkonium, Aluminium, Didym, Lanthan, Yttrium, Terbium, Erbium, Beryllium, Magnesium, Calcium, Strontium, Baryum, Lithium, Natrium, Kalium + E. Die Thermoelektricität, die nach der Temperatur verschiedene elektrische Spannung zwischen zwei sich berührenden Körpern, hat Seebeck an Metallstücken entdeckt, die an den Enden aneinander gelöthet sind. Bei gleichbleibender Temperatur ist die Spannung gleich, bei ungleicher Temperatur aber geht der positive elektrische Strom von dem unteren gegen das obere Metall nach folgender Spannungsreihe: — E Antimon, Arsenik, Eisen, Messing, Rhodium, Blei, Zinn, Silber, Mangan, Zink, Gold, Kupfer, Kobalt, Palladium, Platin, Nickel, Merkur, Wismuth + E. Nach Becquerel wirken in sehr hoher Temperatur Eisen und Platin in umgekehrter Folge, u. nach Seebeck bringt ungleiche Erwärmung selbst an einem und demselben Metall Spuren von elektrischen Strömen hervor. — ϑ) Phosphorescenz zeigen die M. zunächst im Zustande des Glühens, am auffallendsten und schönsten aber (nach H. Rose) im Augenblicke des Uebertritts aus einem isomeren Zustande in den andern. So glüht das Silber beim Festwerden auf (es blickt), indem es im Krystallisationsmoment plötzlich weißglühend wird; ebenso Schriftteller 2c. — ι) Eigenthümlichen Geschmack und Geruch besitzen namentlich die leicht oxydirbaren M. u. am auffallendsten wird er beim Kupfer und dessen Kompositionen. Ueberhaupt aber ist den M.n, weil sie gute Wärmeleiter sind, ein kühlender Geschmack eigen. Manche M. erhalten in höherer Temperatur u. auch schon bei gewaltsamer Trennung einen eigenthümlichen Geruch, wie Arsenik Knoblauchgeruch 2c. — κ) Klang haben die meisten M. nur in geschmiedetem Zustande und nur die ungeschmeidigen besitzen denselben schon ursprünglich, wie gediegen Arsenik 2c. Den schönsten Klang besitzt das Silber; Blei ist ganz klanglos. — λ) Im Feuer verflüchtigen sich einige M., andere verkalken, andere bleiben in geschmolzenem Zustande, kalciniren aber endlich auch. Nur Platin hat sich bis jetzt noch nicht schmelzen lassen. — μ) In Säuren sind alle M. mehr oder minder löslich, bilden in diesem Zustande verschieden gefärbte Flüssigkeiten und lassen sich meistens wieder metallisch, wenn auch in Pulverform, präcipitiren. — C) Das Vorkommen der M. ist ein äußerst verschiedenartiges, was a) besonders seinen Grund in den Modalitäten der Vererzung findet. Gold, Platin, Iridium, Palladium und Osmium sind die einzigen M., die nie vererzt, sondern nur gediegen oder in regulinischem Zustande vorkommen. Dagegen erscheinen alle andern M. verhältnißmäßig nur selten gediegen, und der Hauptquantität nach müssen sie erst aus den Erzen dargestellt werden. Unter diesen ist das Eisen nur erst in sehr vereinzelten Fällen, deren Sicherheit sogar noch bezweifelt wird, in gediegenem Zustande aufgefunden worden und Zinn, Zink, Kobalt und Mangan sind in der Natur noch gar nicht regulinisch beobachtet worden. — b) Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der M. ist hierbei noch, daß mehre von ihnen fast nie allein, sondern fast immer nur in Gesellschaft oder in Verbindung mit gewissen andern M.n vorkommen. So ist Gold immer mit etwas Silber verbunden, während dem Silber meist etwas Kupfer beigemengt ist. Blei hat fast durchgängig auch etwas Silbergehalt, während Kupfer nicht leicht ohne Blei oder Zink, Wismuth nicht ohne Kobalt, Antimon nicht ohne Silber und Kupfer, Mangan nicht ohne Eisen auftreten. Platin ist in der Regel dem Golde beigesellt und Iridium, Palladium u. Osmium sind bis jetzt nur neben Platin gefunden worden. — c) Auch in geognostischer Beziehung ist das Vorkommen der M. beachtenswerth. Als wirklicher Gemengtheil der Gebirgsarten erscheinen nur wenige M. und auch diese nur selten. So namentlich Eisen und Kupfer als Gemengtheil der meisten Grünsteine und vieler Sand-

steine, Zinn (Zinnstein) in Graniten und Granuliten. In der Regel haben die M. ihre Residenz auf Gängen und Lagern und sind bei diesem Vorkommen fast immer an gewisse andere Mineralien (Gangarten) gebunden, wie Gold an Quarz, Brauneisenstein ꝛc. Im Allgemeinen sind die Gänge reicher am Ausgehenden als in der Teufe und sehr oft findet, wenn der Gang aus einer Gebirgsart in die andere setzt, eine merkliche Ab- od. Zunahme des Erzgehaltes Statt. Das Vorkommen der M. auf Gängen ist wohl ohne Ausnahme ein primäres, d. h. die M. befinden sich daselbst auf ursprünglicher Lagerstätte. Dieses primäre Vorkommen ist eigenthüml. Weise für die überwiegende Mehrzahl der M. an die älteren Glieder der starren Erdrinde gebunden. So erscheinen auf primärer Lagerstätte Platin und Wismuth nur in krystallinischen Gesteinen, Gold, Zinn, Tellur reichen nicht über das Transitionsgebirge hinaus, Quecksilber und Antimon nicht über das Kohlengebirge, Kobalt nicht über den Zechstein, Kupfer und Mangan nur bis in den bunten Sandstein. Zink erscheint noch im Lias und Blei in der Oolithformation und in Blasenräumen vulkanischer Gesteine. Nur das Eisen geht von den ältesten Gesteinen an durch alle hindurch bis zu den jüngsten und bildet sich noch; dagegen sind die Vorkommnisse von M. in Sandsteinen u. ganz vorzüglich in den jungen Gebilden des Diluviums und Alluviums durchaus sekundärer Art. So des Golds, Platins, Zinns in den Seifenwerken und nicht minder des Iridiums, Palladiums ꝛc., deren primäres Vorkommen überhaupt noch gar nicht beobachtet worden ist. Außerdem findet sich noch Metallgehalt in unendlich vielen Mineralien, welche zum größeren Theile von demselben ihre oft so glänzenden und intensiven Färbungen erhalten, denn wenn auch unter den Farben der M. selbst die reinen Roth, Blau, Grün ꝛc. fehlen, so werden gerade sie an andern Mineralien durch die verschiedenen Zustände, in denen die M. sich mit ihnen verbinden, hervorgebracht, wie das Roth des Granats durch Eisenoxydul ꝛc. ꝛc. Endlich haben auch viele Gewässer (Mineralwasser) Metallgehalt, wie namentlich die Stahlquellen, die Cementwasser ꝛc. — d) Aber nicht bloß im Mineralreiche sind die M. verbreitet, sondern auch in beiden organischen Reichen und zwar in nicht geringer Menge. So erscheinen im Pflanzenreiche Eisen, Mangan, Kupfer und die Alkalimetalle: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, so wie die Erdmetalle: Aluminium, Silicium, alle in der Form von Oxyden, und namentlich die Kieselerde in so bedeutender Menge, daß manche Pflanzen (Equisetum) bei vorsichtiger Verkohlung ein Kieselskelet geben, welches noch vollständig die Form der Pflanze behalten hat. Im Thierreiche spielt namentlich das Eisen eine hochwichtige Rolle im Blute, u. Berzelius ist geneigt, es hier nach Engelharts Entdeckung, daß Chlor, welches keine Verwandtschaft zu Oxyden, sondern nur zu regulinischen M.n hat, dem aufgelösten Blutroth und andern thierischen Substanzen alles Eisen entzieht, für regulinisch zu halten. Daneben kommt Mangan vor nebst Natrium, Calcium, Magnesium, Kalium, Silicium. — e) Die geographische Verbreitung der M. ist vorzugsweise in den gemäßigten und Tropenzonen beobachtet worden, während die kalte Zone in dieser Beziehung noch wenig durchforscht ist. Aber in den erstgenannten Zonen wohnten seit Alters die Kulturvölker, denen der Werth der M. groß genug schien, um oft die unerhörtesten Anstrengungen zur Auffindung und Gewinnung der M. zu machen. So zeigt sich denn, daß die Verbreitung der M. so weit reicht, als die Gesteine, denen sie eigenthümlich sind, zugänglich gemacht worden sind. Aber freilich nicht überall in gleichem Maße, wenigstens nicht gleichzeitig. Am wenigsten ermittelt ist das Vorkommen jener M., deren Verwendung eine beschränkte ist. So werden als Fundort des Antimons nur mitteleuropäische Punkte angegeben; das Vorkommen des Tellurs ist dagegen schon aus ganz Europa und Amerika, das des Arseniks auch noch aus Asien bekannt. Die übrigen M. mit Ausnahme des Platins nebst Palladium, Iridium und Osmium, die nur an einzelnen Punkten (Ostindien, Ural, Südamerika, Frankreich u. Harz) gefunden worden sind, besitzen eine fast allgemeine Verbreitung. Unter ihnen sind Kupfer, Gold und Silber von einer Verbreitung, die nur von der des universalsten Metalls, des Eisens, übertroffen wird. — f) Endlich reicht die Verbreitung der M. auch noch über die Erde hinaus, sie wird sogar eine kosmische im Eisen, Kobalt, Nickel, Mangan, Chrom, Kupfer, Arsenik und Zinn, welche sämmtlich im Meteorstaub (s. Passatstaub) und namentlich in den Meteorsteinen (s. d.), aufgefunden worden sind, so daß diese ebenso wie die mit vorkommenden Kalium, Natrium, Schwefel, Phosphor und Kohlenstoff nicht mehr als bloß irdische, sondern als kosmische Elemente erkannt werden müssen. — g) Was endlich die Menge und die Häufigkeit anlangt, in welchen die M. auftreten, so nimmt den ersten Rang unbestritten das Eisen ein. Von den ältesten Gesteinen an bis zu den jüngsten tritt es in den verschiedensten Gestalten und unter den verschiedensten Verhältnissen auf. Als Gemengtheil krystallinischer Massengesteine hat es Antheil an der Zusammensetzung mächtiger Gebirge und wird manchmal so herrschend, daß es ganze Berge selbstständig bildet, wie im Ural, in Schweden ꝛc.; oder es durchsetzt in Gängen die Gesteine und lagert aufliegenden oder stehenden Stöcken, in mächtigen Lagern zwischen dieselben hinein, es durchdringt färbend die ältesten wie die jüngsten Sedimente und noch heute fort und fort sich (sekundär) bildend, hilft es immer neue Schichten auf die schon vorhandenen der Erdrinde bauen. Dem Golde, meist auf sekundärer Lagerstätte, ist der Mensch nachgezogen ins Wunderland Indien, von da nach Ophir, nach den Pyrenäen, nach Amerika, nach Deutschland und Ungarn, nach dem Ural, endlich nach Kalifornien und schon wenden sich verlangend die Blicke nach den gehofften noch größeren Schätzen Japans. Ebenso dem Silber. In noch größeren Mengen als die letztgenannten bei-

den findet sich das Kupfer in Kanada, in Japan, China u. s. w. massenhaft gediegen anstehend.

D. Die Geschichte der M. ist für uns Menschen nur die ihrer Gewinnung und ihrer Benutzung; — a) die Gewinnung hat anfangs wohl nur in der zufälligen Auffindung gediegener Stücke bestanden und eben so zufällig dürften leichtflüssige Erze im Feuer den Weg gezeigt haben, auf welchem die M. aus ihrer Verlarvung in Erzen befreit und regulinisch dargestellt werden können. Daher sind auch jene M., die am meisten gediegen oder in leicht aufzubereitenden Erzen vorkommen, wie Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, seit den ältesten Zeiten bekannt und das gewaltige Element des Eisens, in schwer schmelzbaren Erzen verborgen, tritt erst spät auf den Schauplatz. Wie seit uralter Zeit die Zigeuner Gold wuschen, so thaten es lange die Gambusino's im Innern von Mexiko, so thun es noch die uralischen und die kalifornischen Goldwäscher. Aber auch schon im hohen Alterthum wurden bergmännische Arbeiten unternommen, die sich von unbedachtem Raubbau schrittweise vervollkommneten bis zu der Vollendung, die wir an dem heutigen Bergwesen bewundern; — b) die Benutzung der M. in ältester Zeit beschränkte sich auf ihre Verwendung zu Waffen, zu Schmuck, endlich zu Gefäßen und Tauschmitteln. Diese Verwendungen finden heute noch Statt, aber die Klinge und die Lanzenspitze, die damals aus röthlichem Erze (Kupfer) bestanden, blitzen jetzt im funkelnden Glanze des harten Stahls, statt des Pfeils mit eherner Spitze, statt der zusammengeketteten Steine, die von Balisten entsandt wurden, entsendet das Feuerrohr die pfeifende Kugel und unter rollendem Donner entsaust der eiserne Ball dem Geschütze. Der Schmuck, der um so größer war, je massiver er war, hat sich verfeinert zum zartesten Filigran, zur wundervollsten Nachahmung der Natur, zum erhabensten Kunstwerk in Bronce. Das einfache, nur wenigen Zwecken dienende Gefäß hat endlich alle erdenkbaren, die zierlichsten und abenteuerlichsten Formen angenommen und dient allen möglichen Zwecken, es ist zur complicirten Maschine, zum Schiff, zum Haus geworden, in Typengestalt hat das Metall das Wort beflügelt, das eisengesponnene Netz der Schienen, das die Entfernungen kürzt, hat uns an Zeit und damit an Macht bereichert und nachdem Franklins Draht die eherne Schlange gezwungen, den vom Menschen gewiesenen Weg zu gehen, muß heute der elektrische Funken mit Blitzesschnelle Botschaft tragen von einem Ende zum andern.

Metallenterophthisis (Med.), eine Darmschwindsucht von nachtheiliger Einwirkung eines oder mehrer Metalle.

Metallfliege (Entom.), s. v. a. Sargus cuprarius *Fabr.*

Metallfühlen, s. Rhabdomantie.

Metallführender Kalkstein (Geognos.), s. v. a. Kohlenkalkstein, s. Kohlengruppe.

Metallgemisch (Chem.), s. Legirung.

Metallgießerei, s. Gießen, vergl. Rothgießer, Gelbgießer, Eisengießerei, Stückgießerei.

Metallglanz (Min.), eine der Lichterscheinungen des Glanzes an den Mineralien. Er ist a) vollkommen metallisch, so zu sagen der dichteste, vollkommenste von allen Arten des Glanzes, mit völliger Undurchsichtigkeit verbunden, und verliert sich auch dann nicht, wenn das ihn besitzende Mineral mit einem härtern Körper gestrichen wird, z. B. gediegene Metalle, Bleiglanz 2c. — b) halbmetallisch, weniger dicht als der Vorige und verliert sich, wenn auch nicht ganz, im Striche. Ausgezeichnet ist er selten, wie an Manganblende, Glanzmanganerz, Weichmanganerz 2c.

Metallglanzschweber (Entom.), s. v. a. Usia aenea *Latr.*

Metallgold, Metallblätter, geschlagenes Metall, unächtes Blattgold, wird vom Tombackschläger in verschiedenen Orten verfertigt und häufig verbraucht. Das Meiste hiervon liefern Nürnberg, Fürth, Wien und einige andere Plätze. Diese tombackenen Metallblätter werden aus einer Mischung von Kupfer und Zink verfertigt. Der Tombackschläger schlägt aus einem Pfund Metall über 4000 Blätter. Es gibt verschiedene Sorten, die ihre eigenen Zeichen, z. B. einen Engel, die Auferstehung 2c. führen.

Metallgrün, s. v. a. zwickauer Grün.

Metallhobel (Technol.), Werkzeuge, deren man sich zum Glatthobeln mancher Metalle, so wie des Elfenbeins, Hirschhorns 2c. bedient. Das Eisen solcher Hobel darf nur wenig schräg stehen, damit es mehr schabe als schneide; die Grundfläche (Sohle) des Gehäuses aber muß hart seyn, damit sie von den Spänen nicht angegriffen und verdorben werde. Die Schriftgießer gebrauchen einen solchen Hobel mit sehr schmalem Eisen, um damit die Seiten der Lettern zu bestoßen, eben und glatt zu machen.

Metallhaloide (Min.), nach v. Glocker, 1) leichtere, s. v. a. Holochaloide (s. d.); — 2) schwere, s. v. a. Chalcobaryte (s. d.).

Metallhorn (Mollusk.), Purpurschneckenart, s. v. a. Purpura persica *Lam.*

Metallica (lat.), metallische Substanzen oder Zusammensetzungen.

Metallicus (bot. Term.), metallisch glänzend.

Metalliferous Limestone (engl., Geognos.), s. v. a. Kohlenkalkstein. S. Kohlengruppe.

Metallina castra (a. Geogr.), s. Metellinum.

Metallinea (Min.), nach Dana die 8. Ordnung der 2. Klasse der Mineralien.

Metallinum, s. Metellinum.

Métalliques od. Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, 1) Name der in Frankreich von dem Direktorium 1797 ausgegebenen und die Mandate (s. d.) ersetzenden Staatspapiere; — 2) Name der österreichischen Staatsobligationen, welche auf Konventionsmünze ausgestellt und in solcher verzinst wurden, im Gegensatz zu den in Papiergeld verzinsten und realisirten, so wie der russischen auf Silber-

rubel lautenden und in Silbermünze verzinsten Staatspapiere im Gegensatz zu den auf Banco-Assignationen ausgestellten und in solchen verzinsten.

Metallisch (Min.), heißen die Metalle im gediegenen und regulinischen Zustande.

Metallische Farben (Min.), sind jene Farben der Mineralien, die mit Metallglanz verbunden sind; — a) tombackbraun, eine deutlich braune metallische Farbe, die ausgezeichnet am Sternbergit vorkommt; — b) kupferroth, ein Roth mit etwas Gelb und einer Spur von Grau gemischt, wie am Nickelkies, gediegenem Kupfer auf frischem Striche; — c) broncegelb, ein Gelb mit viel Braun, etwas Roth und wenig Grau: Magnetkies auf frischem Bruche; — d) speisgelb, α) gemein speisgelb, gelb mit etwas Grün und Grau: gemeiner Schwefelkies auf frischem Bruche; — β) weißlich speisgelb, die vorige Farbe mit mehr Weiß und Grau: Prismatischer Eisenkies auf frischem Bruche; — e) messinggelb, gelb mit viel Grün und wenig Grau: tetragonaler Kupferkies; — f) goldgelb, das reinste Gelb an den schwersten Abänderungen des Goldes. Eine Mittelfarbe zwischen diesem und der folgenden Farbe hat das sogenannte Elektrum; — g) silberweiß, weiß mit etwas Gelb und einer Spur von Grau: Silber, Arsenkies, Glanzarsenkies; — h) zinnweiß (Antimonweiß), weiß mit etwas Grau u. Blau: Antimon, kobaltischer Markasitkies; — i) platingrau, lichtgrau mit Spuren von Gelb: Platin; — k) bleigrau, metallisch bläulich-grau: α) Weißlich bleigrau: gediegen Arsen; — β) frisch oder brennend bleigrau, mit etwas Roth: Molybdänglanz, Bleiglanz; — γ) gemein bleigrau: strahliger Antimonglanz; — δ) schwärzlich bleigrau: Silberglanz; — l) stahlgrau, dunkelgrau ohne Blau: Wismuthglanz; — m) eisenschwarz, schwarz mit etwas Grau: Magnetisches und trappisches Eisenerz, Glanzeisenerz. — Eine besondere Merkwürdigkeit ist das gänzliche Fehlen des Blauen und Grünen unter den metallischen Farben. Sie sind die unwandelbarsten und gehen nie ins Matte über.

Metallische Fossilien (Min.), nach Werner, s. v. a. Metalle (s. d.).

Metallische Haloide (Min.), nach Naumann die 2. Gruppe der 2. Klasse (Haloide) der Mineralien.

Metallischer Glanz (Min.), s. v. a. Metallglanz (s. d.).

Metallische Salze (Min.), nach Hausmann die 3. Unterordnung der Inkombustibilienordnung der Salze mit den Reihen der Silber-, Quecksilber-, Kupfer-, Eisen-, Mangan-, Blei-, Zink-, Kobalt- und Nickelsalze.

Metallische Silicide (Min.), nach Naumann die 3. Gruppe der 3. Klasse (Silicide) der Mineralien.

Metallische Substanzen (Min), nach von Glocker die 3. Familie der Mineralien mit der Unterfamilie der Metalle (s. d.).

Metallisirender Augit (Min.), s. v. a. Talkeisenaugit (s. d.).

Metallisirende Hornblende (Min.), Varietät der Hornblende (s. d.).

Metallites (Entom.), nach Schönherr, Gatt. der Coleoptera tetramera Rhynchophora *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser u. der Zunft der Rüsselkäfer nach Oken, unter Curculio *L.* Charakter: Körper mit glänzenden Schuppen; Rüssel oben flach; Fühler kurz und dick. Unter 9 europäischen Arten bekannteste: M. atomarius *Oliv.*, M. aeratus *Gr.* Länglich, schwarz, zart behaart, mit grünlichen, mehr oder weniger kupferröthlich glänzenden Haarschuppen; 2 Linien lang. Häufig auf Nadelhölzern am Harze und schädlich durch Abnagen der jungen Triebe.

Metallkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Goldkäfer, Cetonia *Fabr.*

Metalllegirungen, s. Legirungen.

Metallloth, s. Loth, Löthen.

Metallmoor (Moiré metallique, crystallized tin plate, Technol.), die von Alard in Paris gemachte Erfindung, Weißblech zu moiriren, d. h. auf demselben perlmutterartig schimmernde Zeichnungen hervorzubringen. Das Zinn besitzt die Eigenschaft, nach dem Schmelzen beim Erkalten zu krystallisiren, worin die Möglichkeit begründet ist, daß die Oberfläche desselben beim Anbeizen mit Säuren ein krystallinisches Gefüge zeigt, welches durch die ungleiche Reflexion des Lichts mattere und lichtere Stellen dem Auge darbietet, worin die Eigenthümlichkeit der moirirten Weißbleche beruht. Wird dagegen Weißblech, welches durch Hämmern, Walzen, Scheuern, Reiben die krystallinische Oberfläche mehr oder weniger verloren hat, angebeizt, so treten jene Zeichnungen ebenfalls hervor, und verschwinden endlich, indem die Oberfläche ein immer kleinkörniger werdendes Gefüge annimmt. Bringt man dann auf solch bearbeitetem Blech wieder Zinn zum Schmelzen u. läßt es erkalten, so tritt jene Krystallisation wieder hervor, und zwar hängt viel vom Erkalten ab, ob dieses rasch oder langsam geschieht; im ersten Falle zeigen sich nur kleine Figuren ohne bestimmte Form, im letzteren größere regelmäßigere Krystallisationen. Diese Figuren reichen durch die ganze Zinndecke hindurch bis auf die Eisenfläche, so daß durch Anbeizen, nach der Abnutzung, immer dieselben Figuren wieder zum Vorschein kommen. Auch gegossenes Zinn zeigt solche Zeichnungen, nach Maßgabe der Schnelligkeit des Erkaltens, bald deutlicher und regelmäßiger, bald nur sehr klein, dieselben treten durch Beizen noch mehr hervor. Die Beizen haben an der Erzeugung derselben keinen Antheil, sie lassen nur, indem sie einen Theil der Oberfläche fortnehmen, das krystallinische Gefügen deutlicher hervortreten. — Die Krystallform ist abhängig von der Reinheit des Zinns; sie wird daher verändert, wenn dem Zinn andere Metalle beigegeben werden. Reines Bankazinn gibt bei mäßig langsamem Erkalten große unregelmäßige Figuren, mit großen Dentriten von ziemlich gleicher Längen- und Breitendimension untermischt. Durch mit $^1/_{300}$ Silber legirtes Zinn werden die Krystallblätter länger, aber schmäler, feiner und nadelförmiger. Kupfer bedingt eine analoge Verän-

derung, $^1/_{100}$ gibt das schönste strahlige Moire. Wismuth und Spießglanz wirken auf gleiche Art ungleich schwächer; Arsen und Zink bringen unregelmäßige Polygone hervor. Eisen, mit Zinn legirt, ändert am wenigsten die Erscheinungen ab. Spießglanz und vorzüglich Wismuth vermehren den Glanz (und die Durchsichtigkeit) des Zinns und bewirken, daß es von Salzsäure weniger angegriffen wird, wogegen die andern angeführten Metalle entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, vorzüglich Zink. Ein Bleigehalt im Zinn macht das Moiré sehr matt und dunkel. Auch die Verschiedenheit der Unterlagen der Verzinnung bedingt abgeänderte Resultate; es ist erfahrungsmäßig, daß reines Bankazinn auf gutem weichen Eisenblech andere Figuren, als auf sprödem grobem Blech bildet, anders fallen sie auf Kupfer=, Silber=, Zinkblech aus. Als die beste Metalllegirung wird folgende gerühmt: 100 Th. Bankazinn, 1—$1^1/_2$ Th. Kupfer und $^1/_2$ Th. Arsenik. — Soll Weißblech moirirt werden, so kann man entweder die englischen Weißbleche, wenn ihre Oberfläche noch unzerstört ist, benutzen, wodurch man nur die unregelmäßigen großen Figuren erhält, mit einzelnen großen Dentriten, welche Formen für große Flächen sich schön ausnehmen; oder man schmilzt die Oberfläche des Zinns von Neuem und läßt die Erkaltung langsamer oder rascher eintreten theils durch Aufblasen, Aufgießen von kaltem Wasser in Gestalt eines feinen Regens, theils durch Eintauchen in kaltes Wasser, Oel u. s. w. Man kann auch einzelne Stellen durch angehaltene Löthkolben zum Schmelzen bringen, wodurch besondere Zeichnungen entstehen. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß nur gut gewählte Zinnlegirungen ein schönes Moiré geben, so thut man wohl, die zu moirirenden Flächen mit solchen zu überziehen. So wie nun die Bleche aus dem Metallbad kommen, werden sie, wie angegeben worden, behandelt. Zum Beizen werden angewendet: Aetzkalilauge, verdünnte Salpetersäure, verdünntes Königswasser, letzteres ist das eigentliche Beizmittel; wollte man jedoch dasselbe allein anwenden, so würde das Blech einen unangenehmen Metallschimmer behalten, wodurch die Figuren des M. unter gewissen Sehewinkeln unsichtbar würden. Dieses wird durch die Salpetersäure beseitigt, welche die ganze Oberfläche angreift und ein mattes Ansehen gibt. Die Lauge dient dazu, das durch die Wirkung der Salpetersäure erzeugte Zinnoxyd aufzulösen, sie muß daher nach dem Gebrauch der beiden sauren Beizen jedesmal angewendet werden, widrigenfalls schwer zu beseitigende Flecken entstehen. Die sorgfältig gewaschenen und getrockneten Blecharbeiten pflegt man endlich noch mit einem durchsichtigen farbigen Firniß zu überziehen, wodurch die Moirirung erst ihr volles Feuer erhält. — 2) (Pharm.), s. v. a. Aethiops.

Metallo, Oelmaß in Algier, wiegt 16,8 Kilogramm.

Metallodynia (Med.), der Metallschmerz, ein Schmerz von nachtheiliger Einwirkung eines Metalls, z. B. die Bleikolik, der Merkurialismus.

Metallöl, Chlormetalle von öliger Konsistenz.

Metallographie, Beschreibung der Metalle.

Metalloide (Min.), nach Berzelius, die 1. Ordnung der 1. Klasse der Mineralien mit den Familien: Schwefel, Chlor, Stickstoff, Brom, Kohlenstoff, Wasserstoff.

Metalloidhaloide (Min.), nach v. Glokker, Abtheilung der Haloide oder gesäuerten Substanzen. Es sind gesäuerte Erden, in Wasser unlöslich: Hallithe oder Salzsteine.

Metalloidoxyde (Min.), nach v. Glocker, s. v. a. Silicite, Abtheilung der oxydischen Substanzen oder Oxyde (Amphibolite, Sklerolithe, Pyromachite, Zeolithe, Argillite, Margarite).

Metallophagia (Psychiat.), das Metallschlucken, ein Wahnsinn mit großer Begierde Metallstücke zu verschlucken, wovon R. Harrison (The Dublin Journ. of med. a. chem. sc., 1835, Sept., Okt.; vgl. Kleinerts Repert. 1836, 4.), so wie schon früher Ed. Harrison (Mem. of the London med. Soc. 1799, V, 15; vgl. Kraus' wissenschaftliche Heilmittellehre, S. 261, 262) sehr merkwürdige Fälle erzählen.

Metallophagus (Metallovorax, Psychiat.), ein Metallschlucker.

Metallophaner Amphibol (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. metallisirende Hornblende (s. d.).

Metallophanes (franz., Min.), nach Necker, die 2. Klasse der Mineralien mit den Ordnungen der Metaux natifs ou réguliens, der Pyrites, der Graphites und der Alliages.

Metallorgel, ein von Clagget erfundenes, dem chladni'schen Klavicylinder ähnliches Instrument; s. Clagget und Klavicylinder.

Metalloxyde (Metallkalke), I. (Min.), 1) nach Hausmann, die erste Unterordnung der Ordnung der Oxyde (II. Kl., Inkombustibilien); — 2) nach Leonhard, die 3. Gruppe der Mineralien; — 3) nach Naumann, die 4. Klasse der Mineralien; — 4) nach Glocker, Abtheilung der Oxyde (Oxydolithe oder Erze). — II. (Chem.), s. Oxydation. — III. (Technol.). Die M. sind für den Menschen von außerordentlicher Wichtigkeit, denn einmal sind die meisten sehr starke Gifte, bei deren Gebrauch man mit der höchsten Vorsicht zu Werke gehen muß, indem schon das Einathmen der Dämpfe derselben höchst nachtheilig wirken kann. Wir erinnern hier nur an das Kupferoxyd (Grünspan), Bleioxyd, Arsenikoxyd (Rattengift) und ähnliche. Dann sind sie in der Technik außerordentlich wichtig als Pigmente, sowohl in der Wasser= und Oelmalerei, als auch besonders in der Feuer= und Schmelzmalerei (Malerei des Steinguts, Porzellans und anderer irdenen Waaren, Glas= und Emailfärberei), wo sie sich durch keine anderen Farben ersetzen lassen. Gold wird in Königswasser (Salpetersalzsäure) aufgelöst, und mit einer Auflösung von Potasche zu einem gelben, mit einer Zinnauflösung zu einem purpurfarbenen Oxyde niedergeschlagen. Jenes gelbe Oxyd dient zur

Vergoldung der Metall-, Glas- und irdenen Waaren ꝛc.; das purpurrothe unter dem Namen lassius'scher Goldpurpur oder lassius'sches Goldpulver zur Herstellung der Purpurfarbe des Porzellans, des Steinguts, der Fayence und zur Bereitung des Rubinglases. Auch zur Färbung des Elfenbeins und der Straußenfedern wird ein solches Oxyd angewendet. Befeuchtet man weiße Seidenbänder mit einer verdünnten Goldauflösung, und setzt man sie, während sie noch feucht sind, einem Strome brennbarer Luft aus, so reducirt sich dadurch das Metall und die Bänder erscheinen wie vergoldet. So kann man selbst goldene Figuren und allerlei goldene Zierrathen auf Seide tragen. Das Silberoxyd, welches man durch Auflösung des Silbers in Scheidewasser (Salpetersäure) und Niederschlagung mit einem Laugensalze erhält, gebraucht man zur Versilberung von Kupfer, Messing, Elfenbein und anderer Körper. Das sogenannte Nitrat des Silbers, d. i. das durch Stillstehen der Silberauflösung in Salpetersäure gebildete Silbersalz, gibt, mit Wasser verbunden, eine unauslöschbare Schwärze, und wird daher zur Färbung der menschlichen Haare und zu besonderen Fleckenbildungen auf Marmor und Jaspis angewendet. Dasselbe Nitrat, mit Gummiwasser gemischt, liefert in Verbindung mit einem Laugensalze die unauslöschliche Tinte zum Zeichnen der Wäsche und Leinwand. Löst man Platin in Königswasser auf, so kann man das Oxyd mit salzsaurem Ammonium niederschlagen. Seit mehren Jahren wendet man dies Oxyd in Steingut- und Porzellanfabriken zum Verplatiren der irdenen Geschirre an, welche dadurch ein dauerhafteres und schöneres Ansehen erhalten, als durch die Versilberung. Dampft man die salzsaure Platinauflösung bis zu einem Punkte ab, und trägt man sie dann, mit einem leichtflüssigen, fein gepulverten Glase und Terpentinöl angerieben, auf die Geschirre, so nehmen diese beim Aufbrennen die Farbe und den Glanz des polirten Stahls an. Sowohl Platina, als Gold, kann man durch Schwefeläther aus der Auflösung in Königswasser ziehen, wo es dann mit dem Aether auf die Oberfläche getrieben wird, und diesen Platinäther und Goldäther kann man dann zur Verplatirung und Vergoldung von Metallen (auch des Stahls) verwenden. — Das Kupferoxyd ist grün oder blau oder blaugrün. Schon an der atmosphärischen Luft entsteht es auf dem Kupfer. Das bekannteste Kupferoxyd ist der Grünspan (Spangrün), den man auf Kupferblechen, ehedem auch auf Kupferspänen, wovon sein Name herrührt, durch saure Dünste erzeugt, indem die Bleche in Fässern mit Weintrestern zusammengeschichtet werden. Statt der Trestern kann man auch Baumwolle oder Wolle nehmen, welche mit gutem, scharfem Essig befeuchtet sind, und durch kleine Klötzchen in einer sperrenden, lockeren Lage erhalten werden. Kupfervitriol (blauer Vitriol od. schwefelsaures Kupfer), Mineralgrün, braunschweiger Grün, neuwieder Grün, Bergblau ꝛc. gehören gleichfalls zu den Kupferoxyden, die durch verschiedene Verhältnisse mit diesem oder jenem Salze (Potasche, Weinstein, Salmiak u. dgl.) verschiedene Farbenschattirungen darbieten. In der Färberei, in der Wasser- und Oelmalerei (auch beim Färben und Bedrucken des Papiers und der Papiertapeten) werden sie sehr viel gebraucht. — Zu den Eisenoxyden, die man gleichfalls in der Färberei, auch in der Schmelz- u. Feuermalerei, in der Kattundruckerei, so wie zum Anstreichen anwendet, gehört der Eisenvitriol (grünes Vitriol oder schwefelsaures Eisen), das essigsaure Eisen, oder die Eisenschwärze, der Eisenrost, der Eisensafran, das Braunroth und der Eisenhammerschlag. Das Blauanlaufen des Eisens und Stahls auf einem gelinden Kohlenfeuer ist eine leichte Oxydation der Oberfläche des Metalls. Ebenso das Bruniren der Gewehrläufe durch Bestreichen mit Scheidewasser und Erwärmen, oder durch die Dünste des Salzgeistes und nochmaliges Reiben mit trockenem Kalke vermittelst eines wollenen Tuches. — Der Eisenrost ist uns auf Eisen- und Stahlwaaren, die so leicht, besonders durch angesetzte Feuchtigkeiten, davon überzogen werden, sehr unbequem. Je blanker die Waare ist, desto weniger leicht kann sich Rost auf derselben erzeugen, und Eisenwaare rostet immer eher als Stahlwaare. Eine glühend mit Wachs oder mit Horn eingeriebene, oder auch glühend in Oel eingetauchte Eisen- oder Stahlwaare rostet nicht so leicht. Die gröbere Waare kann man gegen das Rosten mit einem Firniß von Leinöl und Wasserblei anstreichen, oder sie, nach gehöriger Reinigung durch alkalische Laugen, mit einem fetten Oelfirniß überziehen, worunter wenigstens halb so viel rektificirte Terpentinöl-Essenz sich befindet. Bei feiner Eisen- und Stahlwaare, die keinen Ueberzug gestattet, z. B. bei Nähnadeln, Scheeren, Barbiermessern und andern Messern, macht man das Papier, in welches die Waare eingewickelt wird, wasserdicht und rostschützend, z. B. durch den Ueberstrich eines Gemenges von Terpentin, Talg und Wasserblei, oder von Wachs u. dgl. Umgibt man Eisen- und Stahlwaare, die in ein Gefäß eingeschlossen ist, rings herum mit Holzkohlenpulver, so rostet sie auch in der feuchtesten Luft, ja selbst in nasser Erde nicht. — Von Bleioxyden gibt es, der Farbe nach, graues, weißes, gelbes, rothes und braunes. Grau ist die Bleiasche, womit sich das auf gewöhnliche Art geschmolzene Blei überzieht. Auch in der Luft erzeugt sich schon ein solcher Ueberzug auf dem Bleie. Grau ist die Bleiplatte, auch Silberplatte genannt, die beim Abtreiben des Silbers durch Blei zurückbleibende Schlacke. Bleiweiß ist weiß, Massicot ist gelb, Mennige roth oder rothbraun. Man gebraucht die Bleioxyde mit Vortheil als Schmelzungsmittel, Bleiweiß, Massicot und Mennige auch zum Anstreichen, Malen, als Beize in der Kattundruckerei, zum Färben des Siegellacks und der Oblaten ꝛc. Durch starkes Feuer kann man alle Bleioxyde in eine Art Glas, das Bleiglas, verwandeln, welches ein sehr gutes Schmelzungsmittel abgibt und häufig zu Glasuren der irdenen Waare gebraucht wird. — Schmilzt man Blei, so überzieht es sich mit einer Haut, die, zurückgeschoben, so lange

sich erneuert, bis alles Blei in solche Bleiasche verwandelt ist. Schüttet man diese auf den Heerd eines eigenen Reverberirofens, des Mennigs- oder Farbeofens, auch wohl in Töpfe, die in diesem Ofen stehen, und erhitzt man sie hier anhaltend bei vorüberströmender Luft, so verwandelt sie sich nach mehren Stunden erst in Bleigelb, Massicot, und dann, ungefähr 24 Stunden darauf, in rothe Mennige. Auf Mühlen kann man diese Oxyde zu ganz feinem Pulver zermahlen. Thut man Essig in irdene Töpfe, legt man über den Essig, auf eigene, an der Wand der Töpfe inwendig befindliche Absätze (Gesimse) dünne, zusammengerollte Bleiplatten, deckt man die Töpfe auch mit Bleiplatten zu und setzt sie reihenweise so neben und über einander, daß sie ringsum, unten, oben und zur Seite, mit frischem Pferdemist umgeben sind, so wird der Essig von der Wärme des Mistes in Dünste, die Bleiplatten aber werden von den Dünsten fast durch und durch in Bleiweiß (kohlensaures Blei) verwandelt, welches man mit Hämmern losschlägt, mahlt und siebt. Gefahrloser ist freilich das Abdrücken, Zerdrücken und Sieben des Bleiweißes durch in Wasser um ihre Axe bewegte Walzen. Das feinste Bleiweiß wird gewöhnlich Schieferweiß genannt. Durch Gummi wird das Bleiweiß zu Kremserweiß, durch Leim zu Leimweiß, durch Oel zu Oelweiß, durch Kochen seiner in Essig gemachten Auflösung, Filtriren, Abdampfen und Erkalten zu Bleizucker (essigsaurem Blei). Aus salzsaurem Blei, in irdenen Tiegeln geschmolzen, erhält man das schöne Patentgelb; aus 22 Th. Mennige und 2 Th. gepulvertem Salmiak, genau zusammengerieben und in Tiegeln geglüht, das kasseler Gelb. Da der Staub vom Bleioxyd eines der stärksten Gifte ist, so muß man sich vor dem Einathmen des Bleioxydstaubes, auch vor dem Genuß von Speisen und Getränken, mit denen sich ein Bleikalk aus den Gefäßen verbunden haben kann, sehr in Acht nehmen. Arbeiter in Bleiweiß- und ähnlichen Fabriken sterben gewöhnlich an der sogenannten Bleikolik, da sich bei der größten Vorsicht doch das Einathmen von Bleioxydstaub nicht ganz vermeiden läßt. — Geschmolzenes Zinn wird durch den angezogenen Sauerstoff der atmosphärischen Luft schnell mit einem Kalkhäutchen, dem grauen Zinnoxyd (Zinnasche) bedeckt, welches man zur Seite schieben und überhaupt bei jedesmaliger Entstehung immer wieder zur Seite streichen kann, bis alles Zinn zu Oxyd geworden ist. Löst man gekörntes Zinn oder Zinnfeile in sehr verdünnter Salpetersäure auf, so gibt der Niederschlag daraus mit Potasche ein gelbes Zinnoxyd. Weiß wäre das Zinnoxyd geworden, wenn man sehr starke Salpetersäure genommen hätte. Nützlich ist das Zinnoxyd, und zwar die Zinnasche zum Poliren der Glaswaare, des Stahls und anderer harten Körper; das weiße Zinnoxyd zur Verfertigung der weißen Uhrzifferblätter, des milchweißen Emails und Schmelzes überhaupt, der milchweißen Glasuren auf irdener Waare (weil es Glas u. glasartige Körper undurchsichtig milchweiß macht) &c. Zinnoxyd und Schwefel zu gleichen Theilen in einer Retorte erhitzt, geben das sogenannte Mussivgold, welches zum Bronciren gebraucht wird. — Aus Zink erzeugt man, durch Erhitzung ohne Glühen und durch Brennen, das Zinkoxyd oder Zinkweiß, welches man, statt des Bleiweißes, beim Anstreichen, Malen, Lackiren u. dgl. anwenden kann. Durch eine Hitze von 266 Grad Reaumur erhält man aus dem Quecksilber das schwarze und rothe Quecksilberoxyd. Der in der Technik wichtige Zinnober aber, wovon der feinste Vermillon heißt, ist ein rothes geschwefeltes Quecksilberoxyd. — Das weiße und blaue Arsenikoxyd wird in Kattundruckereien zu einigen guten Beizen, in Glashütten zum Entfärben des Glases, in Flintenschrotfabriken zum Härten und Weißmachen der Schrote, in manchen Stahlwaaren-, Messingwaaren- und sonstigen Metallwaarenfabriken zum Poliren des Stahls und anderer Metalle angewendet. Damit sich das Arsenik bei Schmelzprozessen nicht zu sehr verflüchtige, so schmilzt man es gern mit Salpeter oder mit einem Laugensalze zusammen. Auch das Schwefelarsenik, d. i. die Verbindung des Arsenikoxyds mit Schwefel, benutzt man in der Kattundruckerei; es macht den Indig in Laugensalzen auflöslich. Das citronengelbe Auripigment (Operment) und das gelbrothe Rauschgelb, Realgar, so wie das schöne Königsgelb, sind ebenfalls Arsenikoxyde. — Wenn Kobaltoxyd, aus dem Kobalt durch starke Erhitzung entstanden, geröstet, zerstampft, gesiebt und mit 2 oder 3 Theilen fein geriebenen Sandes vermischt wird, so erhält man diejenige blaue Farbe, welche Zaffer heißt. Wenn man aber dasselbe Kobaltoxyd mit kalcinirtem, zerstoßenem und geriebenem Quarz und mit Potasche zusammenschmilzt, dann wieder zerstampft, siebt, wiederholt mahlt und schlämmt, so gewinnt man die noch schönere blaue Smalte. Diese Bereitung geschieht in den sogenannten Blaufarbenwerken oder Smaltefabriken. Man benutzt die Zaffer, vorzüglich aber die Smalte, zum Glasfärben, Emailliren, zur Fayence-, Steingut- und Porzellanmalerei, zur Freskomalerei, zum Blauen von Zeuchen, zu Streupulver (statt des Sandes), zu einer blauen Tinte &c. — Das Braunsteinoxyd, aus Braunsteinmetall, das sich sehr leicht an der freien Luft verkalkt, wird nicht bloß in der gewöhnlichen Malerei, so wie in Töpfereien, Fayence-, Steingut- und Porzellanfabriken, zur schwarzen und violetten Glasur, bei der Emaillebereitung und in Glasfabriken zum Violettfärben des Glases, in Glasfabriken auch, wenn man eine ganz geringe Dosis nimmt, zum Weißmachen des Glases, sondern auch in Schnellbleichereien zur Bereitung des Chlors angewendet. Das Wismuthoxyd, durch Schmelzen des Wismuthsmetalles beim Zutritt der atmosphärischen Luft gewonnen, gibt weiße Schminke, Perlweiß u. dgl. Das Molybdänoxyd, von dem Molybdänmetalle, dient in der Färberei zu einer schönen, dauerhaften blauen Farbe auf wollenen Stoffen, wenn man diese, nach dem

Färben damit, in eine Zinnauflösung bringt. Das Chromoxyd, von dem Chrommetalle, liefert den Porzellanmalern, den Glas- und Emailfärbern eine schöne grüne Farbe, auch in Verbindung mit Roth andere schöne Farbenschattirungen. Auch das Nickeloxyd, von dem gereinigten, stark erhitzten Nickelmetalle, gibt den Porzellanmalern und Glasfärbern eine schöne grasgrüne, und mit Beihülfe von Mennig eine Hyacintfarbe. Das gelbe Uranoxyd, von dem Uranmetalle, erzeugt beim Porzellanmalen ein dunkel Orangegelb; das schwarze ein schönes dauerhaftes Schwarz; Glas kann man damit auch braun, apfelgrün und smaragdgrün färben. Das Titanoxyd, von dem Titanmetalle, wird in einigen Porzellanfabriken beider Malerei zu einem schönen Braun benutzt.

Metallpapier (Papierm.), 1) buntes, mit goldnen und silbernen Figuren bedrucktes Papier; — 2) s. v. a. Roßpapier.

Metallplatirung auf elektro-magnetischem Wege, s. Vergolden und Versilbern auf elektro-magnetischem Wege.

Metallplatte (Chir.), die carlisle'sche, wird als rothmachendes, Blasen ziehendes oder Schorf bildendes Mittel in der Art gebraucht, daß man sie (eine Platte von Eisen, Kupfer oder Messing, von verschiedener Größe, Form und Dicke) längere oder kürzere Zeit in siedendes Wasser hält, je nachdem man sie mehr oder weniger stark erhitzen, oder durch sie den einen oder anderen der obengenannten Zwecke erreichen will; so erhitzt hält man die Platte gegen die betreffenden Stellen an (Canella, Giornale di medic. prattic. Gingno. l. 1827. Trento).

Metallreiz (Med.), s. Elektricität.

Metall, Rose'sches, eine von V. Rose zuerst bereitete Legirung von Wismuth, Blei und Zinn (2 Th. W., 1 Th. B., 1 Th. Z.), welche schon unter der Kochhitze des Wassers, bei 93° schmilzt. Marchand bemerkte, daß aus einer 120 Pfd. schweren Masse einer ähnlichen (aus 5 Th. W., 3 Th. Z. u. 2 Th. B. bestehenden) Legirung beim Erkalten eine Verbindung krystallisirte, die 15,76 Zinn, 26,56 Blei und 57,68 Wismuth enthielt, was der Formel: $Sn\,Pb\,Bi_2$ entspricht.

Metallsäge, s. Säge.

Metallsäuren, 1) (Min.), nach Leonhard die 2. Gruppe der Mineralien; — 2) (Chem.), diejenigen Sauerstoffverbindungen der Metalle, welche sich gegen Basen entschieden negativ verhalten und mit ihnen Salze bilden, z. B. Antimonsäure, Arsensäure, Molybdänsäure. Fremy hat in neuerer Zeit gezeigt, daß mehre Metalloxyde, welche man gewöhnlich zu den Basen rechnet, in der That wahre Säuren sind; auch stellte er mehre neue Metallsäuren dar, z. B. eine Eisensäure.

Metallsafran, s. v. a. Antimonsafran, s. Antimon.

Metallsalze sind eigentlich die Verbindungen sämmtlicher Metalloxyde mit Säuren, oder ihrer metallischen Radikale mit Salzbildern. In der Regel versteht man aber darunter die Salze der schweren Metalle.

Metallscheere, s. Scheere, S. 551.

Metallscheidung, s. Scheidung.

Metallschiefer (Geognos.), s. v. a. Kupferschiefer; s. Zechsteinformation.

Metallspiegel, s. Spiegel und Brennspiegel.

Metallsteine (Min.), nach Weiß die 2. Familie der oxydischen Steine (1. Ordnung der Mineralien).

Metallurgie (Bergw.) oder Hüttenkunde ist die Lehre von der Kunst, die Metalle aus ihren Erzen zu gewinnen. Sie beruht theils auf mechanischen, theils auf chemischen Principien. Der mechanische Theil der M. umfaßt die Aufbereitung der in den Bergwerken gewonnenen Erze, welche zunächst in einer vorläufigen Sonderung; dem Ausschlagen (wobei nur im Groben das erzleere oder taube Gestein, die sog. Berge, abgeschlagen und die Scheidegänge oder die reichen Stufen, die Pochgänge, d. h. Erze, die nur durch Pochen und Waschen vom Gesteine geschieden werden können, und endlich das Ausschlageklein, der beim Ausschlagen entstehende pulverförmige Abfall gewonnen werden), sodann dem Scheiden oder Steinscheiden besteht; — der chemische Theil umfaßt die Röst- und Schmelzprozesse. Letztere, bei den verschiedenen Metallen in verschiedener Weise ausgeführt, finden sich unter den einzelnen Metallen des Ausführlicheren dargestellt. Rücksichtlich der übrigen metallurgischen Arbeiten vgl. Aufbereitung, Eisen, Rösten und Steinscheiden.

Metalyse, nach Döbereiner die Katalyse.

Metamargarinsäure (Piotinige Säure), nach Berzelius, Zersetzungsprodukt der Margarinsäure, von Fremy entdeckt, wird auf die in dem Art. Metelainsäure angegebene Weise gewonnen, wenn man die durch Kochen des Gemenges beider Säuren mit Weingeist erhaltene Solution abdampft und die angeschossene Masse umkrystallisirt. Sie krystallisirt in weißen Warzen oder glänzenden glimmerartigen Blättchen, löst sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol und Aether, schmilzt und erstarrt bei + 50° zu einer durchscheinenden Masse, verflüssigt sich beim Destilliren unter Zersetzung. Mit Bleioxyd erhitzt, verliert sie 3 Aeq. Wasser und an deren Stelle treten 2 Aeq. Metalloxyd. Ueberschüssige Kalilauge liefert beim Kochen mit der Säure eine durchsichtige Masse, welche, mit Alkohol ausgekocht, nach dem Erkalten derselben körnige Krystalle von saurem metamargarinsaurem Kali gibt; Zusammensetzung: $C_{70}\,H_{67}\,O_6 + 3\,HO$.

Metameconsäure, s. Komensäure.

Metamerie, nach Berzelius derjenige Zustand gewisser Verbindungen, wo deren Atome in der Natur, der relativen u. absoluten Zahl dieselben, aber verschieden gruppirt sind. Es ist dies eigentlich nur ein besonderer Fall der Isonomie, wo dieselbe Anzahl gleicher einfacher Atome zwischen zusammengesetzten Atomen erster Ordnung ungleich vertheilt ist. So z. B. haben schwefelsaures Zinnoxydul ($SnO + SO_3$) u. (etwa existirendes) basisch schwefelsaures Zinnoxyd ($Sn\,O_2 + SO_2$) gleiche absolute und relative Anzahl der näm-

lichen Elemente, müssen aber doch als verschiedene Elemente betrachtet werden, die indeß durch Versetzung der Bestandtheile in einander übergehen können. Die organische Chemie liefert uns mehrere ausgezeichnete Fälle von M., z. B. Harnstoff (C_2 H_4 N_2 O_2) und cyansaures Ammoniumoxyd ($NH_4O + C_2NO$).

Metamilchsäure, s. Laktid.

Metamorphe Gesteine (Geognos.), s. v. a. metamorphische Gesteine; s. Metamorphisch.

Metamorphisch (Geognos.), heißen alle Gesteine, welche eine Umwandlung erlitten haben, ohne dabei ihre ursprüngliche Gestalt aufzugeben. Ohne diese Beschränkung würde auch die überwiegende Mehrheit der Sedimentbildungen zu den m.en Gesteinen gezählt werden müssen, während der Ausdruck nur in engerem Sinne gebräuchlich ist, und zwar von jenen Gesteinen, von denen vorausgesetzt wird, daß sie der Einwirkung der eruptiven heißflüssigen Massen oder der aufsteigenden Dämpfe ihren gegenwärtigen Zustand verdanken. Allein die auf solche Weise durch Kontakt oder Imprägnation metamorphisch gewordenen Gesteine müssen auch auf die sie durchbrechenden Massen eine Rückwirkung geübt haben und deshalb wird eine everse und eine inverse Kontaktmetamorphose unterschieden. Cotta rechnet zu den m.en Gesteinen als mechanisch-metamorphische auch die Reibungs-Brezzien u. Konglomerate, welche durch die mit den Eruptionen verbundenen Zertrümmerungen entstanden sind, und nennt endlich m.-eruptiv oder injektiv solche Gesteine, von denen er vermuthet, daß eine sehr energische Metamorphose eine so bedeutende Volumveränderung hervorgebracht habe, daß sie in die Zerspaltungen der bedeckenden Gesteine eindringen mußten. Zu den einfach m.en Gesteinen werden gerechnet namentlich die krystallinischen Schiefergesteine, Fruchtschiefer, Schalsteine &c., zu den m.-eruptiven viele körnige Kalke, auch von Einigen manche Gypse &c., zu den mechanisch-m.en die Wacken und die den krystallinischen Massengesteinen angehörigen Tuffbildungen. Aber längst schon ist anerkannt, daß alle Gesteine nothwendig einer fortwährenden, oft allerdings kaum merkbaren Metamorphose unterliegen, die ihren Grund in der ursprünglichen Zusammensetzung der Substanz, im Druck aufgelagerter Massen, in der Einwirkung der Atmosphärilien findet. Als gewichtigster Vertheidiger der auf diesem Wege, namentlich durch Eindringen der Gewässer bewirkten Metamorphosen und als Bekämpfer der pyrogenen Metamorphosen ist zuletzt Bischof aufgetreten, der von der Entstehung der Pseudomorphosen (s. Krystallographie) ausgehend, selbst gewisse Vorkommnisse von krystallinischen Massengesteinen für m., aber nur durch Einwirkung der eindringenden Gewässer erklärt.

Metamorphische Afterkrystalle (Min.), nach Breithaupt s. v. a. Umwandlungspseudomorphosen; vgl. Krystallographie, Oryktognosie und Pseudomorphosen.

Metamorphisch-eruptiv (Geognos.), s. Metamorphisch.

Metamorphopsie (Metamorphopsia, Ophthal.), ein Sehfehler, wobei die äußeren Gegenstände in ihrer Gestalt und Größe verändert erscheinen.

Metamorphose (v. Griech.), 1) jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder Umgestaltung; — 2) (Physiol.), s. Entwickelung 3); — 3) M. der Insekten, s. Entomologie S. 785; — 4) (Geogn.), s. metamorphisch; — 5) (Min.), s. Krystallographie und Oryktognosie; — 6) (Chem.), jede derartige Veränderung organischer Verbindungen, wodurch eine neue Anordnung ihrer Elemente veranlaßt wird, z. B. des Stärkmehls in Gummi, des Zuckers in Kohlensäure, in Alkohol, der Mekonsäure in Metamekonsäure (Komensäure und Kohlensäure), der Aepfelsäure in Equisetsäure und Wasser, so wie in Fumarsäure und Wasser, des cyansauren Ammoniumoxyds in Harnstoff u. s. w. Meist sind es keine materiellen Agentien, welche diese Umsetzung bewirken, sondern meist ist es die Wärme oder ein freiwilliger Zersetzungsakt (Gährung). Häufig werden dergleichen Produkte auf die Weise bezeichnet, daß man dem Namen des Mutterstoffes „meta" vorsetzt, was also hier so viel als „metamorphosirt" bedeutet; — 7) M.n (Myth.), die in der alten Mythologie sich vorfindenden zahlreichen Sagen und Fabeln von Verwandlungen von Menschen in Thiere, Bäume, Steine, selbst in Feuer, Wasser &c. Ueber Ursprung und Bedeutung derselben lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, doch mögen viele derselben durch Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen in der Natur, andere durch symbolische und allegorische Darstellungen auf Werken der plastischen Kunst, noch andere durch die Bildersprache der Dichter, die man eigentlich nahm, nicht wenige endlich auch durch den superstitiösen Hang, natürliche, aber irgendwie auffallende Ereignisse und Begebenheiten ins Uebernatürliche und Abenteuerliche hinüberzuziehen, veranlaßt und hervorgerufen worden seyn. Späterhin erfand man auch dergleichen Erzählungen zum Behufe moralischer Belehrung. Am reichsten ist der Orient an solchen Dichtungen, welche der lebhaften Phantasie seiner Bewohner besonders zusagen; dann aber bietet auch die Mythologie der Griechen und Römer eine lange Reihe solcher M.n dar, welche von den Dichtern in gebundener und ungebundener Rede vielfach behandelt worden sind. Aus der griechischen Literatur gehören hierher vornehmlich die Dichter, Sophisten, Rhetoren und Grammatiker des alexandrinischen Zeitalters, namentlich Callisthenes, Nicander, Parthenius, Antigonus u. A., aus deren Werken uns in des Antoninus Liberalis (s. d.) Metamorphoses Fragmente erhalten sind. In der römischen Literatur aber ragt als M.n-Dichter vor Allen Ovidius (s. d.) mit seinen Metamorphoseon libri XV hervor. Auch die deutsche Literatur hat der Feen-, Zauber- und Volksmährchen, worin allerlei Verwandlungen eine Hauptrolle spielen, genug, und Dichter wie Wieland und besonders Herder in seinen „Paramythien" haben gezeigt, daß diese Sagen sich nicht weniger als die morgenländischen und altklassischen, zur dichterischen Bearbeitung eignen. Vgl

Mellmann, De causis et auctoribus narrationum de mutatis formis, Leipz. 1786.

Metamorphosentheater, s. Marionetten.

Metamorphosische Krystalle (Min.), s. v. a. Pseudomorphosen; s. Krystallographie und Oryktognosie.

Metamorphotische Spiegel, Spiegel, die konvex u. konkav, aber nicht nach einem Kugelsegment geschliffen sind und daher die Gestalt des Hineinschauenden mehr oder weniger entstellen. Dieß bewirken alle elliptische Hohlspiegel, spiegelnde Cylinder, Kugeln u. s. w.

Metanaphthalin, Harzfett, Retisterin, Zersetzungsprodukt des gemeinen (Fichten-) Harzes in höherer Temperatur, von Pelletier und Walter entdeckt, von ihnen und Dumas untersucht. Wenn man, wie es bei der Fabrikation des Leuchtgases geschieht, Harz im geschmolzenen Zustande in eine glühende Röhre bringt, so wird es zersetzt, liefert Gas, ein öliges Produkt und im Rückstand bleibt Kohle. Aus diesem rohen Oele haben Pelletier und Walter 5 verschiedene Kohlenwasserstoffe geschieden, nämlich Naphthalin und 4 neue, die sie M., Retinaphtha, Retinyl und Retinol nennen. Zur Darstellung derselben wird das rohe dunkelbraune Oel destillirt, und das Uebergehende nach der Temperatur theilweise aufgefangen. Zuerst, bei 130—160° kommt die sogenannte flüchtige Essenz der Fabrikanten; dann folgt bei 280° ein Oel, das wegen seiner geringen Flüssigkeit fixes Oel genannt wird; in der Zwischenzeit der Erzeugung beider Oele sublimirt etwas Naphthalin. Während der Destillation des fixen Oeles steigt die Temperatur bis 350°, dann geht ein neuer, bräunlich schwarzer oder blauer Körper über, der den Namen fette Materie führt; in der Destillirblase bleibt eine glänzende Kohle. Diese fette Materie ist das M. der Verfasser. Man reinigt sie auf die Weise, daß man zuerst durch gelindes Kochen die flüssigen Kohlenwasserstoffe austreibt; in stärkerer Hitze destillirt dann eine weiße oder orangengelbe wachsähnliche Masse über, welche durch wiederholte Destillation, Pressen zwischen Papier, Auflösen in starkem Alkohol und Behandeln mit kalter konc. Schwefelsäure alle fremden Beimengungen verliert. Ein weißer krystallinischer Körper, geschmacklos, von schwachem Wachsgeruch, schmilzt bei 67°, siedet bei 325°, löst sich nicht in Wasser, wenig in kaltem Alkohol, leichter in heißem und absolutem, daraus in Lamellen krystallisirend; Aether löst ihn noch leichter, am leichtesten Steinöl, Terpenthinöl u. die ihn in dem rohen Oele begleitenden Kohlenwasserstoffe. Verbindet sich nicht mit Alkalien, wird von konc. Schwefelsäure in der Kälte nicht angegriffen, in der Hitze aber verkohlt. Zusammensetzung in 100 Th.: 93,7 C, 6,3 H = C_{10} H_4, also ganz so, wie das Naphthalin.

Metanastä (a. Geogr.), s. Jazyges.

Metanira (gr. Myth.), Gemahlin des Celeus, dem sie die Callidice, Clisidice, Demo und Callirrhoe gebar. Bei ihr kehrte Demeter, eingeladen von den Töchtern, in Gestalt einer ehrwürdigen alten Frau ein. M. nimmt sie ehrfurchtsvoll auf und gibt ihr ihren jüngsten Sohn Demophoon zu hüten. Demeter nährt ihn mit ihrer Milch, salbt ihn mit Ambrosia u. legt ihn des Nachts ins Feuer, um ihn unsterblich zu machen. M. belauscht sie, thut einen Schrei und stört das Ganze. Unwillig gibt die Göttin sich zu erkennen, gebietet den Bau eines Heiligthums und verläßt das Haus. Der Knabe selbst wurde vom Feuer verzehrt; zum Ersatze gab Demeter dem älteren Sohne Triptolemus Weizensaat und einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen.

Metanoia (gr.), 1) Reue; daher — 2) unter der byzantinischen Kaiserherrschaft Verwahrungsort für solche Personen, welche Buße thun mußten.

Metanow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Gut Castrow; 260 Einw.

Metapa (a. Geogr.), Stadt im W. Aetoliens, nach Polyb. V, 13, 8 von König Philipp III. zerstört. Kruse sucht sie an der Stelle von Mebenico.

Metapedium (v. Gr. u. Lat.), Mittelfuß, Mittelfußknochen.

Metapektin, nach Fremy ein neues Umsetzprodukt des (aus dem Pektin entstandenen) Parapektins durch Einwirkung verdünnter Säuren in der Wärme. Es löst sich wie das Pektin und Parapektin in Wasser und nicht in Alkohol, reagirt aber schwach sauer und wird durch Chlorbaryum gefällt. Zusammensetzung: C_{64} H_{40} O_{56} + 8 HO.

Metapektinsäure, Produkt der Umwandlung der Pektinsäure in der Wärme bei Gegenwart von Kali oder Säure, von Fremy 1840 entdeckt, wird erhalten, wenn man eine verdünnte Auflösung von Pektinsäure in Kali so lange kocht, bis sie von Säuren nicht mehr gefällt wird, hierauf mit Essigsäure sättigt, mit Bleizucker fällt und den Niederschlag mit Schwefelwasserstoff zersetzt. Oder man kocht die Pektinsäure mit verdünnter Schwefelsäure, bis sie sich vollständig gelöst hat, sättigt dann mit kohlensaurem Baryt, filtrirt den schwefelsauren Baryt ab und zersetzt die Auflösung des metapektinsauren Baryts mit Schwefelsäure. Die M. ist im trockenen Zustande farblos, gummiartig, zerfließt an der Luft, schmeckt sauer, löst sich sehr leicht in Wasser, auch in Alkohol, bildet mit allen alkalischen Basen leicht lösliche, amorphe Salze. Zusammensetzung der an Bleioxyd gebundenen Säure: C_{24} H_{17} O_{27}, also ganz so wie die Pektinsäure (nach Fremy); sie ist aber eine fünfbasische Säure, d. h. sie enthält in freiem Zustande noch 5 Aeq. Wasser, welche in dem Bleisalze durch 5 Aeq. Bleioxyd ersetzt sind, während die Pektinsäure eine zweibasische Säure ist, d. h. im freien Zustande nur 2 Aeq. Wasser enthält, die in dem Bleisalze durch 2 Aeq. Bleioxyd vertreten sind. Spätere Untersuchungen von Fromberg so wie von Chodnew stimmen mit denen Fremy's nicht überein. Sie fanden die Pektinsäure und folglich auch die M. anders zusammengesetzt, als Fremy, nämlich Fromberg = C_{12} H_8 O_{10}, Chodnew = C_{28} H_{20} O_{26} (das Bleisalz der letzteren enthielt nur 2 Aeq. Bleioxyd) und Fromberg zeigte, daß in dem Umstande, wenn die Flüssigkeit durch Essigsäure nicht mehr gefällt wird, noch kein Beweis von der Anwesenheit der Fremyschen M. liegt, sondern daß auch Zwischenstufen

zwischen der Pektinsäure und M. existiren. Nach neueren Untersuchungen von Fremy über die pektinartigen Substanzen ist die M. das Endglied dieser Reihe und entsteht auf die einfachste Weise dadurch, daß man die Pektinsäure mehre Tag lang mit reinem Wasser kocht; letztere verschwindet hierbei, verwandelt sich erst in Parapektinsäure und endlich in M. Die Zusammensetzung wird jetzt durch die Formel $C_8 H_5 O_7 + 2HO$ ausgedrückt.

Metapher (griech. μεταφορά, lat. translatio, Rhetor.), Tropus, Vertauschung des ähnlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen, sinnlichen, uneigentlichen, der mit jenem Aehnlichkeit hat und daher ein Bild desselben abgeben kann. Die M. unterscheidet sich dadurch von der Vergleichung, daß der bildliche Ausdruck nicht, wie in dieser, mit dem zu versinnlichenden Begriffe zusammengestellt, sondern geradezu an dessen Stelle gesetzt wird. In so fern dieser Tropus die mehr oder weniger abstrakte Vorstellung mit Hülfe eines versinnlichenden Bildes bezeichnet, eignet er sich daher ganz besonders zur Veranschaulichung eines Gedankens, so wie in Folge davon zur Belebung der Rede überhaupt. Ein Beispiel schöner M. gibt der Anfang der matthisson'schen Elegie: „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier ruht die Flur; das Lied der Haine stirbt.“ Fehlerhaft ist die M. einmal, wenn man von dem uneigentlichen Ausdruck zu schnell wieder zum eigentlichen übergeht, oder wenn man zwei M.n mit einander vermengt, z. B. „diese Säule des Staates ist ihrem Tode nahe“ oder „Du hast jeden Keim des Stolzes in mir ausgelöscht“ (s. Katachrese). Die M. läßt sich übrigens nicht bloß in einzelne, sondern auch in mehre Wörter legen, wodurch sie malerischer wird; auch lassen sich nicht nur allgemeine und abstrakte, sondern auch sinnliche und individuelle Begriffe durch sie anschaulicher machen. Nur muß sie eben den erforderlichen Grad von Wahrheit, Sinnlichkeit und in die Augen springender Aehnlichkeit haben, von bekannten Gegenständen entlehnt, bestimmt, vollständig, neu und schicklich seyn. Jean Paul bringt häufig zu weit hergeholte, daher dunkle und unverständliche M.n. Wird die M. länger und zieht sie sich durch mehre Vorstellungen hin, so wird sie zur Allegorie (s. d.).

Metaphlogose (Metaphlogosis, Med.), nach J. F. Lobstein (pathol. Anat.) der höhere Grad oder weitere Fortgang der Hyperphlogose, wodurch das Zellgewebe aufgelockert, mit ausgetretenem Blute gefüllt und dadurch in eine rothe, fleischähnliche Masse verwandelt wird, wie z. B. bei der sogenannten Chemose des Auges. Sie geht leicht in Brand über.

Metaphosphorsäure, nach Graham die wasserfreie oder die nur mit 1 At. Wasser verbundene (glasige) Phosphorsäure, weil sie sich von der gewöhnlichen (auf nassem Wege bereiteten und nicht geglühten) Phosphorsäure durch mehre charakteristische Eigenschaften unterscheidet; s. Phosphorsäure.

Metaphotose (Min.), nach Breithaupt s. v. a. Lichtwandlung, (s. d.).

Metaphrase (Metaphrasis, gr.), 1) Umschreibung oder wortgetreue Uebersetzung einer Schrift in eine andere Sprache; — 2) Uebertragung eines Gedichts in Prosa, dergl. in späterer Zeit von den Fabeln des Aesop und Phädrus mehre geliefert worden sind; vgl. Paraphrase.

Metaphrast (kirchl. Lit.), jeder Verfasser einer Lebensbeschreibung von Heiligen, nach einem gewissen Simeon Metaphrastes, der im 10. Jahrhundert ein umfassendes Werk über das Leben der Heiligen verfaßt hat.

Metaphrenum (Anat.), der obere Theil des Rückens, eigentlich was hinter dem Herzen (und Zwergfelle) liegt. Metaphrenum latum, ein breiter (breitschulteriger) Rücken.

Metaphysik (Philos.), die Lehre von der Begreiflichkeit der Erfahrung, die allgemeine theoretische Grundwissenschaft, bestehend in der Bearbeitung derjenigen Begriffe, die als gegebene und sich auf wirkliche Dinge und Begebenheiten beziehende ein Wissen über dieselben darzubieten, Anspruch machen. Der Name dieses einen Haupttheils der Philosophie soll zufällig entstanden seyn. Unter den Schriften des Aristoteles nämlich über Physik finden sich einige, welche die Urprinzipien und Endursachen alles Seyns und Geschehens zum Gegenstand haben. Bei der Anordnung der aristotelischen Schriften nun mögen diese zunächst hinter den Büchern über Physik ihre Stelle gefunden haben und erhielten daher, da ihnen besondere Titel abgingen, die Bezeichnung μετὰ τὰ φυσικά, das auf die physischen Bücher Folgende. In der alten Philosophie ist der Name M. nicht gewöhnlich gewesen, weil sie unter Physik nicht bloß die erfahrungsmäßige Auffassung der Naturerscheinungen und die mathematische Bestimmung ihrer Gesetze, sondern auch die Untersuchungen von den den Erscheinungen zu Grunde liegenden Realprinzipien verstanden. Erst im Mittelalter entstand die Benennung M.; die Sache ist demnach älter als der Name, und das Bedürfniß der M. hat sich immer darauf gegründet, daß die Begriffe, durch welche die Welt der Erscheinungen aufgefaßt wird, sich unzureichend und mangelhaft zeigen und daher eine Berichtigung, Erweiterung und Umbildung durch ein Denken verlangen, welches zwar über die Erfahrung hinausgeht, aber doch von derselben ausgeht. Denn da die vorliegende Erfahrung erklärt werden soll, so muß sie nothwendig die Grundlage der Untersuchung bilden; ließ sie sich aber aus sich selbst erklären, so brauchte es keiner die Erfahrung überschreitenden Untersuchungen. Es geht nun alles metaphysische Denken nothwendig aus von dem Zweifel oder der Skepsis (s. d.), durch welche die Haltbarkeit der gemeinen Weltansicht geprüft und die Wissenschaft selbst vorbereitet werden soll. Wird aber mit Willkür der Zweifel zum Zwecke selbst gemacht, so entsteht der Skeptizismus (s. d.), der eben so verwerflich ist, wie der ihm entgegengesetzte Dogmatismus, welcher ein Lehrgebäude aufführt, ohne den Grund vorher zu untersuchen. Zwischen beiden Extremen steht die exakte Methode, deren Konstruktion durch die Skepsis kritisch vorbereitet werden muß. Somit entsteht als erster Haupttheil der M. die Methodologie, die Lehre darüber, auf welche Weise die Untersuchung zu beginnen und fortzuschreiten hat. Sie ist darauf

berechnet, den von der Erfahrung ausgehenden Forscher zu dem Seyenden, dem Realen hinzuführen. Gegeben ist die Materie, gegeben ist die Form der Dinge, gegeben sind endlich die Dinge als Komplexionen mannichfaltiger, theils gleichartiger, theils disparater, mehr oder weniger veränderlicher Merkmale. Nicht gegeben ist die Anzahl und ihre Vereinigung zu einem Ganzen. Täuschen wir uns in der Annahme selbstständiger Dinge und eines wirklichen Zusammenhangs der Dinge, so ist wenigstens der Schein gegeben und als solcher wahr. Nicht gegeben ist das, was die Dinge an sich sind; dies ist demnach das Gesuchte, Stoff und Form, die sinnlichen Merkmale und ihre Komplexion sind das Gegebene, Bekannte. Das Gesuchte soll aus dem Gegebenen gefunden und aus dem Gefundenen das Gegebene wiederum abgeleitet werden durch die Methode. Diese beruht demnach auf dem Verhältniß von Grund und Folge. Der zweite Hauptheil der M. ist die Ontologie, die Lehre vom Seyn und wirklichen Geschehen. Hier ist zunächst der Begriff des Seyns (s. d.) zu bestimmen, und je nachdem dieser erklärt und angewandt wird, kommt man auf die Annahme Eines Realen (Substanz), als des Trägers vieler Merkmale (der Accidenzen), oder auf die Setzung unbestimmt vieler Realen. Denn wie vielfach der Schein, so vielfach sind die Motive zur Setzung des Realen. Findet man nämlich einen Widerspruch in der Annahme einer Substanz mit mehren ihr inhärirenden Accidenzen, so wird die exakte Methode hierin eine Weisung für eine andere Gedankenbewegung erkennen, und wird mehre Reale setzen, aber nicht vereinzelt, sondern in einer näher zu bestimmenden Verbindung, aus der eine sinnliche Empfindung oder überhaupt Alles, was sich als zusammengesetzt darstellt, hervorgeht. Der Schein der Inhärenz jedes einzelnen Merkmales ist die Anzeige nicht bloß eines einzigen, sondern mehrer mit einander in Gemeinschaft stehenden einfachen, realen Wesen. An dieser Stelle wäre denn der Begriff der wahren Kausalität zu erörtern. Neben dem Problem der Inhärenz zeigt sich im Fortgang der Untersuchung als eine neue Schwierigkeit das Problem der Veränderung; und die Lösung des Problems ist es, welche die philosophischen Systeme wieder weit auseinander führt. Keine Veränderung ohne Ursache, behaupten die Einen; absolutes Werden, d. h. ursachloses Geschehen und ursachloser Wechsel die Andern. Wird das Erste zugegeben, daß keine Veränderung ohne Ursache sich denken lasse, so entsteht wieder die Frage, wie dieser Begriff zu erklären sey? Liegt die Ursache zu einer Veränderung außerhalb des Veränderten (causa transiens), oder innerhalb desselben (causa immanens oder causa sui), oder besteht sie in einer Selbstbestimmung (transscendentale Freiheit), oder ist dem einzelnen Seyenden (sofern nämlich unbestimmt viele absolut einfache Realen angenommen werden) gar nicht etwas beizulegen, was demselben als Ursache innewohnend, es zur Veränderung seines Zustandes hindrängte und verträgt es sich gar nicht mit der absoluten Selbstständigkeit der seyenden Wesen, daß das Eine die Ursache ist zu Zuständen im Andern? Werden die Realen demnach erst zu Kräften und Ursachen vermöge ihres Zusammenseyns und ihrer Gegensätze? Alle diese Fragen u. viele, die mit ihnen in Verbindung stehen, hat die M. zu lösen, und eben in der Art, wie sie beantwortet werden, äußern sich die Gegensätze und Verschiedenheiten der Systeme. Ist man denn so weit, daß man ein Seyendes, sey es nun einfach oder vielfach, als Grund der Erscheinungswelt gefunden hat, so entsteht die Frage nach der Möglichkeit der Erscheinung der Dinge und unseres Wissens von ihnen. Diese Frage hat der dritte Haupttheil der M., die Eidologie, zu beantworten. Die Dinge erscheinen uns in räumlichen und zeitlichen Formen; wir besitzen über diese Formen der Sinnenwelt hinaus noch höhere Formen des Wissens, deren Inhalt ein nicht sinnlicher ist; wir legen alles Vorstellen und Denken uns selbst, unserem Ich, als Eigenthum bei und machen überdieß dieses Ich nicht bloß zum Träger, sondern auch zum Gegenstand seines Wissens im Selbstbewußtseyn. Alles dies verlangt eine Erklärung, und es gilt eine Herleitung der Formen aus dem Formlosen, des Nichtsinnlichen aus dem Sinnlichen, des Bewußtseyns aus dem Bewußtlosen, des Vorstellens des Subjekts aus dem des Objekts: in der That so viele und so schwierige Dinge, daß es nicht zu verwundern ist, wenn auch hierbei die entgegengesetztesten Ansichten sich bekämpfen. Haften die Formen der Wahrnehmung an dem Wahrgenommenen? oder liegen sie in dem Subjekt bereit, so daß die Objekte der Wahrnehmung sich nur in dieselben hineinzubilden brauchen? oder endlich liegen die Bedingungen dafür, daß wir bestimmte Formen unseres Vorstellens und Denkens haben, theils in dem vorstellenden Subjekt, theils in den vorgestellten Objekten? Und wenn die Ontologie zu der Ueberzeugung geführt hat, daß in das Innere des Seyenden nicht einzudringen sey, d. h. daß die Qualität der realen Wesen schlechthin unerkennbar sey, wie steht es dann mit unserem eigenen Ich? Sind wir wenigstens im Stande, dieses zu erforschen, da wir doch selbst es sind? Ist das Ich etwas Reales? oder ist es nur die an sich inhaltsleere psychologische Einheit des mannichfaltigen Vorstellens, eine leere Stelle, welche die in fortwährendem Verschwinden und Erscheinen begriffenen Vorstellungen abwechselnd besetzen, also ein Durchkreuzungs- und Mittelpunkt für sie? Daß das Ich etwas Reales sey, behauptet der Idealismus, der sogar soweit geht, alle Realität außer dem Ich zu leugnen (s. Idealismus); daß die Natur des Ich bloß formal sey, sagt der Realismus (s. d.), dem nun damit freilich die Aufgabe zufällt, die Möglichkeit des Wissens nachzuweisen. Denn da er die Gegenstände des Wissens als außer dem Ich vorhanden anerkennt, das Wissen aber in dem Ich liegt, so fragt es sich, wodurch die Wahrheit des Letzteren, das ist die Uebereinstimmung mit seinen Gegenständen, verbürgt sey. Und wenn es gelungen ist, die Möglichkeit und die Wahrheit des Wissens nachzuweisen, so drängt sich sofort die Frage nach den Grenzen desselben auf, die theils bedingte,

theils unbedingte sind. Jene liegen in der Mangelhaftigkeit der bisherigen, diese theils in der Beschränktheit der menschlichen Erfahrung, theils in der Unzulänglichkeit des gesammten theoretischen Wissens, das einer Ergänzung durch den Glauben und durch die ästhetisch-praktische Weltansicht bedarf. Will aber endlich die M. als rationaler Realismus den Idealismus gänzlich aufgeben, so hat sie noch die objektive Bedeutung der objektiven Formen des Scheins und scheinbaren Geschehens nachzuweisen, und so entsteht der vierte Haupttheil derselben, die **Synechologie**, die Lehre von der **scheinbaren Kausalität**, von Raum und Zeit, die Entstehung der räumlichen und zeitlichen Formen der Materie. Sind die hier angedeuteten Punkte erledigt, so kann zum Schluß die Synechologie noch die Entscheidung der großen dialektischen Frage versuchen, ob die Welt dem Raum und der Zeit nach in Grenzen eingeschlossen oder unendlich sey, und ob sie der Zeit nach einen Anfang habe oder nicht. Es leuchtet ein, daß die Antwort hierauf verschieden ausfallen wird, je nachdem die Lösung der vorhergegangenen Probleme zu verschiedenen Resultaten geführt hat. Dasselbe gilt von der am Schluß der M. auftauchenden Frage, ob die uns erfahrungsmäßig vorliegende Welt von selbst entstanden, ob sie das Produkt eines Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sey. Hier ist der Uebergangspunkt von der M. zur Religionsphilosophie. — Nicht immer und nicht in allen Systemen sind die metaphysischen Fragen so vollständig und in der Weise behandelt worden, wie in der vorhergehenden Skizze angedeutet worden ist. Die Geschichte der Philosophie zeigt, daß bald die ontologischen bald die eidolologischen, bald die synechologischen Fragen in den Vordergrund getreten sind. Synechologie und Eidolologie hatten sich früherhin von der Ontologie nicht bestimmt abgesondert, vielmehr waren Kosmologie und Psychologie, als zwei Wissenschaften von abhängiger Natur, der Ontologie als der Grundwissenschaft untergeordnet worden. Nach dem System Wolffs nimmt die M., unter dem Namen **Hauptwissenschaft**, den zweiten Theil ein und zerfällt wieder in 4 Wissenschaften: Ontologie, allgemeine Kosmologie, rationelle Psychologie und natürliche Theologie. Doch zu einer in's Einzelne gehenden Geschichte der Form und des Inhalts der M. ist hier nicht der Ort; es genügt die Bemerkung, daß, weil die M. es mit Begriffen zu thun hat, die von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen sind, auf welchem sich die Gegensätze der philosophischen Systeme vorzugsweise begegnen mußten. Demnach ist die Geschichte der M. geradezu die Geschichte der *theoretischen Spekulation* selbst. Die Probleme, deren Lösung in neuester Zeit die Denker in Anspruch nahmen, finden sich beinahe vollständig schon in der griechischen Philosophie vor Sokrates, u. ihre Bearbeitung führte gerade so zu entgegengesetzten Resultaten, wie sie die Philosophie des Mittelalters und der neuern Zeit gebracht hat. Plato und Aristoteles suchten nach einer Vermittelung dieser spekulativen Gegensätze, und der große Einfluß, welchen der Letztere während des Mittelalters behauptete, war auch die Ursache, daß die von ihm aufgestellten metaphysischen Grundbestimmungen in den nach ihm ausgebildeten Systemen bis auf **Leibnitz** und **Wolff** herab für die Untersuchung maßgebend waren. Im Mittelalter wurde, zunächst durch die bestimmte Rücksicht auf die christliche Religion und durch die vom kirchlichen Dogma befangene Scholastik, die Unbefangenheit der Forschung getrübt und dieselbe in ganz ungeeignete Bahnen eingelenkt (s. **Scholastik**); weiterhin wuchs die Kenntniß der Natur und so manche bisher für unumstößlich gehaltene Meinung zeigte sich in Folge davon als unhaltbar, und als vollends gar M. und Psychologie vermischt wurden, trat eine solche Verwirrung über die Aufgabe und die Hülfsmittel der ersteren Disziplin ein, daß die einfachen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, ganz unkenntlich wurden und die Spekulation immer auf neue Abwege gerieth. Je mehr sich überdies die gefundenen Resultate in den verschiedenen Systemen widerstritten, desto weniger Glauben fand die Philosophie überhaupt, und die Unsicherheit und Schwierigkeit der metaphysischen Erkenntniß erzeugte und nährte den **Skepticismus**, der an der Möglichkeit der Erkenntniß objektiver Wahrheit überhaupt verzweifelte. Als es nicht gelingen wollte, die außer uns liegende Erfahrung befriedigend zu erklären, wendete man sich verdrießlich von dieser Aufgabe ab und (seit Cartesius) der Erforschung der Quellen der menschlichen Erkenntniß selbst zu. An die Stelle der M. sollte die sogenannte Transscendentalphilosophie oder Wissenschaftslehre treten, d. h. an die Stelle der Untersuchung über die Natur der Dinge die Untersuchung über die Art und Weise, wie das denkende Subjekt zum Wissen von denselben gelangt. Diese Richtung hatte schon **Locke** vorbereitet, **Kant** und **Fichte** befestigten dieselbe; der früher vorherrschende **Realismus** wurde verdrängt und man leistete voll Resignation Verzicht auf die Erkenntniß der Realgründe der Erscheinungen; dann erhob sich der **Idealismus** und behauptete die Identität zwischen dem Seyn und dem Denken. Doch dieser Versuch ist mißlungen; der Idealismus hat sich ganz unfähig gezeigt, die vorhandene, sich überall und unabweislich aufdrängende Erfahrung aus seinen Prinzipien nur irgendwie zu erklären. Man kommt zu der Einsicht, daß die psychologische Untersuchung über die Entstehung unserer Begriffe keinen Einfluß haben kann auf die Beantwortung der Frage, welche Begriffe wahr oder falsch sind, der Natur der Dinge entsprechen oder nicht. **Hegel** und **Herbart**, in deren Systeme die Gegensätze der Philosophie nach **Kant** am vollständigsten und deutlichsten hervortreten, erkennen beide an, daß das Bedürfniß der M. auf den in den gegebenen Erfahrungsbegriffen anerkannt liegenden Widersprüchen beruhe; sie unterscheiden sich aber durch die ganz entgegengesetzte Art, in der sie diese Widersprüche behandeln. Welche Behandlungs-

weise die richtige ist, läßt sich hier nicht entscheiden; zu wünschen aber ist, daß man sich durch den Widerstreit der Systeme nicht beirren und nicht abhalten lasse von immer erneuter und eingehender Untersuchung; zu wünschen ist, daß jener Indifferentismus und jene vornehme Verachtung gegen eine Wissenschaft schwinde, welche schon durch die enge Verbindung, in die sie mit so vielen Wissenschaften — mit der Religionsphilosophie, der Naturphilosophie, der Psychologie, der Mathematik — tritt, ihre große Bedeutung dokumentirt.

Metaphyteia (Transplantatio, Chir.), das Ueberpflanzen von einer Stelle auf eine andere.

Metapina (a. Geogr.), Insel im Mittelmeere an der Küste des narbonensischen Galliens zwischen den Mündungen des Rhodanus, der westliche Theil des jetzigen Commargue.

Metapinum Ostium (a. Geogr.), s. Rhodanus.

Metaplasmus (griech., Gramm.), Substantivum.

Metaplexis (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Asclepiadeae Cynancheae *Endl.* Von 3 Arten, Bäumen und Sträuchern, ist am bekanntesten: M. fimbriata *Spr.* Auf Cumana.

Metapodium (Anat.), s. v. a. Metatarsus.

Metapolitik (Staatsw.), Inbegriff derjenigen dem Politiker nöthigen Vorkenntnisse, welche eine unmittelbare Beziehung auf den Staat und die Staatszwecke haben, jedoch über die wirkliche Erstrebung dieser Zwecke noch keine Lehren enthalten, sondern lediglich zur Aufstellung, zum Verständniß und zur Ausführung solcher Lehren tüchtig machen. Es gehört hiernach zur M. die Untersuchung der idealen Natur des Staats, d. h. die Ermittelung seines reinen Begriffs oder seiner Idee, so wie seines idealen Ursprungs und Zwecks; ferner die Lehre von der empirischen Natur des Staats, also von den in ihm nach den Gesetzen der durch Erfahrung erkennbaren Natur vorhandenen Eigenschaften, Bedürfnissen, Kräften und Mitteln, und endlich die Lehre von den aus der idealen wie aus der empirischen Natur des Staats fließenden oder sich darauf beziehenden Rechtsgesetzen, welche den Raum umgrenzen, innerhalb dessen die Politik im engern Sinne, d. h. die praktische Politik wirksam seyn darf. Man könnte nach obiger Begriffsbestimmung die M. auch schlechthin die allgemeine Theorie der Politik oder den theoretischen Theil der Politik nennen. Vgl. Rotteck im Staatslex., Bd. X, S. 544 f.

Metapontum (a. Geogr.), griechische Stadt an der Ostküste Lucaniens, (oder dem Sinus Tarentinus) und der Grenze von Apulien, früher Metabum genannt. Ueber die Gründung der Stadt herrschten viele Sagen. Die Einwohner selbst hielten sie für eine Kolonie der mit Nestor von Troja zurückkehrenden Pylier; nach Strabo war Daulius, der Beherrscher von Crissa bei Delphi, und nach Justin Epeus, der Erbauer des trojanischen Pferdes, ihr Gründer. Später von den Eingeborenen zerstört, aber auf Betrieb der Sybariten von einem Haufen Achäer unter Leucippus wieder hergestellt, mußte sich M. zur Zeit des Pyrrhus den Römern unterwerfen, trat aber nach der Schlacht bei Cannä auf die Seite der Karthager und verschwindet seit der Zeit aus der Geschichte, obwohl spätere Geographen die Stadt noch nennen. Wie M. untergegangen, ist uns unbekannt; schon Pausanias (VI, 19, 8) wußte es nicht; er kannte nur noch ihre Ruinen (die des Theaters und der Mauern), die sich auch jetzt noch (besonders in zwei Reihen uralter Säulen) etwas nördlich von der Mündung des Basiento zeigen.

Metapontus (griech. Myth.), Gemahl der Melanippe 5).

Metaporopoeïa (Metaporopoesis, Med.), nach Galen die Umänderungen der feinen Oeffnungen und Gänge, besonders aus dem kranken Zustande in den gesunden, und daher oft s. v. a. Syncrisis oder Cura syncritica.

Metapseudomorphoma (Min.), ein durch Metapseudomorphosis entstandener Afterkrystall.

Metapseudomorphosis (Min.), die Umformungsafterbildung, eine Pseudomorphose durch Umbildung, besonders in der Mineralogie: die Bildung eines Afterkrystalls durch Veränderung des wesentlichen inneren Gehalts eines Krystalls ohne Veränderung seiner äußeren Form.

Metapsychosis (Psych.), s. v. a. Metempsychosis.

Metaptosis (Med.), 1) die plötzliche Veränderung der Krankheit in eine andere; — 2) die gänzliche Umänderung einer Krankheit in eine entgegengesetzte oder doch in eine Krankheit von ganz anderer Natur; also nicht synonym mit Metaschematismus.

Metaris Aestuarium (a. Geogr.), Bucht an der Ostküste des römischen Britanniens, zwischen dem Tamesa Aestuarium und der Mündung des Abus (j. Humber), unstreitig die große Einbucht, die jetzt the Wash heißt, und in welche mehre kleine Küstenflüsse münden. (Ptol. II, 3, 6).

Metarrhöa (Refluxus, Med.), der Rückfluß, die Ebbe, das Zurücktreten.

Metarrhysis (Med.), 1) s. v. a. Metarrhöa; — 2) nach Galen: besonders die Versetzung der Krankheit (nach Einigen, der Krankheitsursache, nach Anderen, des Krankheitsstoffes) nach einem anderen (— wohl nicht gerade immer: nach einem äußeren, — eher wohl umgekehrt) Theile.

Metasaris (a. Geogr.), Fluß im Gebiete der Melanchläni im asiatischen Sarmatien.

Metaschematismus (Med.), der Uebergang einer allgemeinen Krankheit in eine andere allgemeine. Er entsteht auf der Höhe der Krankheit, zur Zeit der Krise, und bildet sich nicht plötzlich, sondern allmählig aus, so daß die Zufälle der ersten und zweiten Krankheit erst neben einander, und später erst die der letzten vorherrschend erscheinen. Stets zeigt sich aber auch dann die erste Krankheit in einigen Zufällen an. Geht ein entzündliches Fieber in ein Nervenfieber über, so geschieht dieses nur in der Weise, daß nach und nach die Symptome des

entzündlichen Fiebers zurücktreten, während die Zufälle des Nervenfiebers mehr und mehr sich ausbilden. Einige entzündliche Zufälle bleiben und künden die frühere Natur der Krankheit an. Der M. ist einigen Krankheiten eigenthümlich, d. h. er gehört zum normalen Verlaufe derselben; so bildet sich beim Typhus gegen den 7ten Tag aus dem entzündlichen Fieber ein Nervenfieber aus. In anderen entsteht er bloß unter bestimmten Verhältnissen. Die Fieber, welche einen solchen M. erleiden, sind das rheumatische und katarrhalische Fieber, welche in Nervenfieber übergehen, das gastrische, welches in ein Nerven- oder Faulfieber sich verwandeln kann, und das entzündliche, welches sich in ein nervöses oder Faulfieber umbildet. Bei diesen Fiebern gehört der M. nicht zum regelmäßigen Verlauf, sondern ist zufällig. In dem Zeitraum, in welchem das Fieber sich entscheiden sollte, geht es diese Veränderung ein. Es fragt sich, warum kann diese Krise hier nicht zur Ausbildung kommen? Es läßt sich kein anderer Grund hiervon auffinden, als ein schnell eintretendes Sinken der Kraft. Daß eine Kräftabnahme hier Statt findet, geht daraus hervor, daß die durch M. entstandene Krankheit stets einen Zustand geringerer Kraft zeigt, als die vorhergehende Krankheit. Es geht das entzündliche, rheumatische, katarrhalische und gastrische Fieber in Nerven- und Faulfieber über. Die ersteren Fieber zeigen exorbitirende oder unterdrückte Kräfte, das Nerven- oder Faulfieber einen Zustand languescirender, erschöpfter, oder sich dahin neigender Kräfte. Selbst beim Typhus ist dieses Verhältniß nachweisbar. Es folgt hieraus, daß der Kräftezustand vor und nach der Krankheitsumwandlung ein verschiedener ist. In der Regel tritt diese Kräfteveränderung sehr rasch ein. Die Ursache dieses Kräfteverfalls liegt in dem vorwaltenden Leiden irgend eines Organs, das mit dem Kräfteverhältniß des Körpers in Beziehung steht. So wirken die Krankheiten des Gehirns, Rückenmarks, der Lunge, des Herzens, der Gedärme, der Leber, Milz, Nieren, der serösen und Schleimhäute. Sobald sich in ihnen eine Entzündung, Ergießung, Verhärtung, Eiterung rasch ausbildet und die Verrichtung des Organs sehr beeinträchtigt wird, geht der M. vor sich. Der M. wird bedingt durch das hinzugetretene heftige örtliche Leiden. Man kann nun fragen, ob bei den Pocken und beim Typhus, in welchem der M. regelmäßig ist, auch ein örtliches Leiden diese Umwandlung begleite? Wenn in den Pocken das entzündliche Fieber in ein Eiterungsfieber übergeht, geht auch der Pockenausschlag in Eiterung über. Im Typhus bilden sich zur Zeit, wo das nervöse Stadium eintritt, Reizungen oder geringe Entzündungen mit Ausschwitzungen aus, namentlich in den Luftwegen und im Darme.

Daß dieses örtliche Leiden bei der Entwickelung des Status nervosus von Einfluß ist, wird dadurch erwiesen, daß wenn das örtliche Leiden fehlt, das nervöse Stadium sehr milde ist. Solche Typhuskranke sind es dann, welche in diesem Stadium umhergehen und nur sehr gelinde von der Krankheit ergriffen sind. Diese Ansicht, welche nach dem Standpunkte der neuen Beobachtungen aufgestellt ist, weicht von der älterer Aerzte ab. Diese nehmen eine unmittelbare, vom Fieber selbst ausgehende Umwandlung des einen Fiebers in das andere an. Bei ihnen bleibt somit die Frage ganz unerörtert, warum dasselbe Fieber in dem einen Falle sich metaschematisirt, in dem anderen nicht. Diese Ansicht erklärt sich nur daraus, daß die älteren Pathologen die Ursachen und Erscheinungen des Fiebers, so wie die vielen in demselben entstehenden organischen Veränderungen weniger kannten als wir. Bei dem Mangel der Leichenöffnungen übersahen sie vielfache Veränderungen der wichtigsten Theile, welche theils durch das Fieber herbeigeführt waren, theils dasselbe verursachten, uns aber durch die sorgfältigeren pathologisch-anatomischen Untersuchungen bekannt sind.

Der M. tritt um so leichter ein, jemehr der Kräftezustand der kranken Individuen zerrüttet oder jemehr die Neigung zu örtlichen Krankheiten ausgebildet ist. In vielen Fällen wird auch die Heftigkeit des Fiebers selbst dazu die Veranlassung. Heftige Fieber werden leicht Ursache zu örtlichen Kongestionen und Entzündungen; aus diesem Grunde sieht man oft am dritten, vierten Tage eines Fiebers Entzündungen der Lunge, der Leber, des Gehirns und des Darms entstehen, ohne neue Einwirkung von Krankheitsursachen. Oft liegt es im Charakter des epidemischen Fiebers, örtliche Krankheiten auszubilden; so sieht man in der einen Masernepidemie fast regelmäßig Lungen-, in einer anderen fast eben so regelmäßig Darmentzündungen entstehen. Hier werden die Fieber durch Erzeugung von örtlichen Krankheiten selbst die Veranlassung zum M., wenn die örtliche Krankheit nur in solcher Weise das lebenswichtige Organ stört, daß der Kräftezustand beeinträchtigt wird. Begleitet dieser Vorgang ein epidemisches Fieber, so zeigt sich der M. häufig. Die ärztliche Behandlung hat nur dann auf die Entstehung des M. Einfluß, wenn sie zur Entstehung einer örtlichen Krankheit beiträgt oder die vorhandene durch erhitzende Mittel steigert; denn der Anfang aller jener örtlichen Leiden, welche den M. herbeiführen, ist entzündlich.

Metasomatosen (Min.), nach **Naumann** s. v. a. Pseudomorphosen; s. **Krystallographie** und **Oryktognosie**.

Metasphondylium (**Metaspondylium**, Substantia vertebrarum intermedia, Anat.), die Zwischenwirbelbeinsubstanz, worüber **Labatt** (Lond. med. gazette, Vol. XVII, 3. = 1835, Dec.) eine Abhandlung geliefert hat.

Metastase (**Metastasis**, **Metaptosis**, franz. Métastase, engl. Metastasis, Med.). Geht eine allgemeine Krankheit in eine örtliche über, so nennt man diese Umwandlung M. Einige nennen auch die Wanderung der Krankheit von einem Orte zum andern so. **Reil** nennt M. die Wanderung der Rose vom Fuß auf den Arm. Da beide Vorgänge verschieden sind, so ist es besser, die Umwandlung einer allgemeinen Krankheit in eine örtliche M., Versetzung, und die Wanderung der Krankheit von Ort zu Ort, Migratio morbi, das Verziehen zu

nennen. Bei dem Verziehen besteht die allgemeine Krankheit fort und nur verschiedene Stellen werden nach und nach befallen. Die M. erfolgt zunächst auf der Höhe der Krankheit, somit in Fiebern am 7ten, 11ten, 14ten Tage. Es zeigen sich deutliche kritische Symptome, namentlich unregelmäßiger Puls, Neigung zu Schweiß, Delirien im heftigeren Fieberanfall, eine Wolke im Harn. Alles kündet die bevorstehende Krise an. Unter diesen Zufällen erscheint ein örtlicher Schmerz; nach dem leidenden Theile bringt sogar der nicht völlig bewußte Kranke die Hand. Liegt der Ort äußerlich, so bildet sich eine Geschwulst; liegt er dagegen innerlich, so zeigt sich die Verrichtung des Organs, worin der Schmerz auftritt, beträchtlich gestört. Erscheint z. B. der Schmerz im Ohre, so ist zuerst Feinhörigkeit und dann Taubheit vorhanden. Ist der Schmerz in der Lunge, so ist der Athem erschwert und Husten mit baldigst nachfolgendem Auswurf erscheint. Jetzt bildet sich am erkrankten Orte sehr schnell Entzündung mit nachfolgender Eiterung oder Brand aus. So wie die örtliche Krankheit sich mehr und mehr in äußeren Theilen ausbildet, nehmen die Zufälle der allgemeinen ab. Wo sich die M. in inneren Organen ausbildet, entsteht häufig der Tod, und es kann nicht genau bestimmt werden, in wie weit die allgemeinen Zufälle sich hier verändern. Zu M.n sind am meisten geneigt der Typhus, das Nerven- und die Ausschlagsfieber. Entsteht bei diesen Leiden eine metastatische Geschwulst, so ist damit gewöhnlich die ganze Krankheit beendet. Entsteht sie dagegen in inneren Organen, so sind die Zufälle verschieden nach der Wichtigkeit des Organs. M.n des Gehirns, der Lungen, der Leber, des Herzens und der serösen Häute sind fast immer tödtlich.

Der pathologische Vorgang in der M. ist Umwandlung der allgemeinen Krankheit in eine örtliche. Die Ausbildung des örtlichen Leidens geschieht in der Regel an einer zellgewebsreichen Stelle. Die Kongestion, so wie die veränderte Thätigkeit des Kreislaufs, welche den Beginn der M. anzeigen, zeigt auch, daß höchst wahrscheinlich die kleinsten Gefäße bei der Ausbildung der örtlichen Krankheit zunächst betheiligt sind. Fieber sind Krankheiten, bei denen die gestörte Gefäßthätigkeit vorherrscht, es stehen aber die großen Gefäße mit den kleinsten, den Kapillargefäßen und mit dem Zellgewebe in sehr enger Verbindung. Diese Gefäße können sich ausdehnen und eine größere Menge Blut aufnehmen, wodurch die Menge des umherkreisenden Bluts vermindert wird. Die örtliche Krankheit nimmt die allgemeine weg, indem sie die Thätigkeit vorzüglich auf einen Ort hinzieht, somit in ableitender Weise die Krankheit bricht. Für diese Ansicht zeugt 1) die Verwandtschaft zwischen den großen und kleinen Blutgefäßen und dem Zellgewebe, 2) daß alle Krankheiten, welche als M.n erscheinen, mehr oder weniger entzündlicher Art sind, und entweder als wirkliche Entzündungen bestehen oder als deren Ausgänge, Eiterung, Brand oder als Zustände, welche sich in die Entzündung hinüber bilden, Reizung und Kongestionen, deren Zufälle sich zunächst in den Kapillargefäßen ausbilden. Die M. ist somit eine krankhafte Thätigkeit, welche an einem Orte in Folge eines allgemeinen Leidens entsteht. Man nannte sonst M. die Versetzung einer Materie, z. B. des Eiters von dem Theile, in welchem er entstanden, auf einen anderen. Bei wirklicher M. wird der Eiter am Orte, wo sie entsteht, erzeugt in Folge einer Entzündung. Die Ablagerung des resorbirten Eiters an einen bisher gesunden Ort ist eine nicht zu läugnende Thatsache, die bei Zellgewebsabscessen und Phlebitis häufig vorkommt, aber das allgemeine Leiden wird dabei nicht allein nicht verbessert, sondern verschlimmert. Bei dieser Ablagerung des resorbirten Eiters, Kongestionsabscessen, ist der vorhandene Eiter theils abgesetzt, theils neugebildet, indem der abgelagerte Eiter das Zellgewebe reizt und zur Entzündung veranlaßt, welche sehr schnell in Eiterung endet (s. Cruveilhier, anatomie pathologique, Liefrg. 12).

Der Ort, welchen die M. befällt, ist nicht willkürlich. Besonders hat der einzelne Krankheitsfall, je nachdem einzelne Theile mehr oder weniger zu Krankheiten geneigt sind, entschiedenen Einfluß auf den Ort, an dem die M. sich bildet. Es werden befallen: 1) Bei sonst gesunden Individuen die zellgewebsreichen Theile des Halses und der Gliedmaßen; 2) die schon aus früherer Zeit kranken oder geschwächten Theile, weil diese als die relativ schwächsten Theile die Krankheit auf sich ziehen; 3) solche Theile, welche in der Krankheit durch Druck oder Reizung belästigt worden sind. Bei sehr schwer Erkrankten, welche beständig auf dem Rücken liegen, erscheint die M. am gewöhnlichsten in der Regio sacralis und an den Waden als Decubitus. Bei den Aerzten älterer und neuerer Zeit finden sich verschiedene Vorstellungen über die Ursache der M. 1) Einige sehen in der Krankheit nur eine Verderbniß der Säfte und nehmen an, daß diese Verderbniß, die Krankheitsmaterie, welche die Krankheit bedingt, plötzlich sich auf einen Theil hinwerfe. Die M. des Typhus auf den Hals entstehen dadurch, daß die typhöse Materie plötzlich in das Zellgewebe des Halses abgesetzt werde. Da es nun keine Krankheitsmaterie gibt, so kann auch die M. nicht durch diese Materie herbeigeführt werden. Außerdem haben genauere pathologische Untersuchungen gelehrt, daß die M.n örtliche Krankheiten bestimmter Art sind, die sich unabhängig von Krankheitsmaterien ausbilden. So ist die M. ihrer Natur nach bald Entzündung, bald Eiterung, bald Brand. Alle diese Krankheiten sind unabhängig von einer bestimmten, sie erregenden Materie, und selbstständige Formen der kranken Lebensthätigkeit. 2) Für manche M.n nahm man an, daß im Inneren des Organismus, besonders im Blute, ein Stoff erzeugt werde, der sich in den metastatisch erkrankten Theil ablagere. Man glaubte, die schnelle Entstehung der metastatischen Eiterung könne nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß der Eiter bereits im Blute erzeugt sey, und zur Zeit der Krise sich plötzlich als M. in einen Theil ablagere. Gegen diese Ansicht streitet, 1)

daß bis jetzt noch Niemand die Ausbildung des Eiters im Blute nachgewiesen hat; 2) daß es nach den Untersuchungen von Miescher (De inflammatione ossium, Berlin 1836), woran sich die von Albers schließen, fest steht, daß der Eiter stets das Produkt einer örtlichen Bildung ist, des Ortes, wo die Eiterung entsteht; 3) daß die Eiterungsmetastase stets als Entzündung beginnt, in welcher sich die Eiterung nach und nach in kurzer Zeit ausbildet. Macht man einen Einschnitt in die metastatische Geschwulst vor ihrer Zeitigung, so sieht man in dem entzündeten Gewebe hin und wieder Eiterpunkte. 4) Keine metastatische Eiterung kommt so frühe zu Stande, daß nicht Eiter sich am Orte hätte bilden können. Nach Julius Vogel (physiologisch-pathologische Untersuchung über Eiter, Eiterung. Erlangen 1838, S. 183) bildet sich in einer Vesikatorwunde schon in 18 Stunden Eiter, wie vielmehr ist dieses in der metastatischen Stelle möglich, auf die sich das ganze Fieber entladet.

Die M.n werden unterschieden: 1) Nach ihrer Natur und zwar: a) die metastatische Entzündung, welche am häufigsten in rheumatischen, katarrhalischen u. Ausschlagsfiebern vorkommt. Sie geht sehr schnell in Eiterung und Brand über. Indeß findet man auch, daß die Entzündung bis zum tödtlichen Ausgange der Krankheit als Entzündung vorhanden ist. Albers hat dies in heftigen Scharlachfiebern gesehen, in denen sich zur Zeit der Krise Entzündungen der Lungen, der Pleura oder des Peritonäums ausbildeten, welche, ohne in Eiterung überzugehen, tödtlich wurden. Der große Umfang, in welchem sich die Entzündung der wichtigen Organe ausbildete, führte ein tödtliches Ende herbei, ehe noch die Entzündung in Eiterung übergehen konnte. Die metastatisch entzündeten Lungen zeigten höchstens eine beginnende Hepatisation. b) Die Eiterungsmetastase, Metastasis per abscessum, suppuratoria. Es erscheint Schmerz und äußerlich Geschwulst und Röthe an einem bestimmten Orte mit Nachlaß des Fiebers; der Puls wird weich, die Haut etwas feucht. Das Fieber macht bald eine neue Exacerbation, welche von den früheren Fieberanfällen verschieden ist; der Schmerz steigert sich bis zum kaum erträglichen und wird, wenn der leidende Theil in der Nähe der Oberfläche liegt, klopfend; die Geschwulst, beträchtlich vergrößert, wird spitz und unter wiederholten Schaudern, bei trübem Harne und wieder hart und häufig gewordenem Pulse erscheint die Fluktuation. Die Erhöhung des Theils wird sichtbarer; die Epidermis löst sich an derselben, und bevor noch die Spitze recht weiß geworden ist, bricht die Geschwulst auf und entleert einen dicken, gelben, homogenen, halbkonsistenten Eiter von gutem Geruche. Bei großen Abscessen beträgt oft die Menge 5—6 Unzen. Jetzt läßt das Fieber in allen seinen Zufällen nach und die Eiterung hört nach einigen Tagen von selbst auf. In äußeren Theilen kommen die Abscesse vor im Zellgewebe unter der Haut, am Halse, an den Waden, an den Nates; in den inneren Theilen im Zellgewebe unter dem Peritonäum, in der Regio iliaca, in den Alis vespertilionum, in der Leber, in den Lungen. Man muß den metastatischen Absceß nicht verwechseln mit dem Resorbtions- (Kongestions-) Absceß, in diesen wird der Eiter größtentheils anderswo aufgesaugt und an einen Ort abgelagert, wo er bald eiternde Entzündung erregt. Bei der M. bildet sich aller Eiter im metastatisch erkrankten Theile. Die Entzündungszufälle sind bei der M. beträchtlich, bei jenem Absceß gering, besonders der Schmerz und die Röthe. c) Der metastatische Brand, welcher in Ausschlags- und epidemischen Fiebern, namentlich im Typhus oft beobachtet wird. Alle Zufälle, welche den höchsten Grad des Fiebers anzeigen, gehen ihm voran, besonders erhöhte Empfindlichkeit in allen Theilen, große Mattigkeit bei großer Unruhe, Zusammensinken des Kranken im Bette, Delirien bei blassem Gesichte, gläsernen Augen, kleinem, häufigen Puls, beißender Wärme oder Kälte der Gliedmaßen. Unter lokalem Schmerz erscheint eine geringe Röthe, welche bald einen schwarzen Fleck zeigt, der schnell theils durch Ausfallen der erweichten Substanz, theils durch Fortschreiten des Brandes eine größere Vertiefung bildet, in welcher bald die Verschwärung, meistens aber nur unvollkommen, beginnt; denn selbst beim glücklichen Ausgange können limitirende Entzündung und Eiterung erst in einigen Tagen dem Brande Grenzen setzen. Nachlaß des Fiebers erfolgt beim Brande stets; führt er nicht durch Verfall der Kräfte zum Tode, so zeigt sich ein rother Saum um die Brandstelle, die Eiterung und ein ihr entsprechendes Fieber, in welchem die Kräfte des Kranken zunehmen. Der metastatische Brand kommt vor an den Wangen, als Noma metastaticum, in den Lungen, an der äußeren Bedeckung der Brust, an den Oberarmen, in der Regio sacralis, an den Waden und Unterschenkeln. d) Die exanthematische M. besteht in einer größeren Anzahl von exanthematischen Bildungen auf der Oberhaut. Es lieben diese Ausschläge keinen bestimmten Charakter. Sie erscheinen als Bläschen in Herpesform, Bläschen auf rothem Grunde im Gesicht, auf der Brust und an den Gliedmaßen in Gallenfiebern, in der herpetischen Dyskrasie; als Rose, Blase auf einer rothen teigigen Geschwulst im Gesichte, am Halse und an den Gliedmaßen in gastrischen Fiebern und in der akuten Gicht, als Pusteln, dem Impetigo oder Ekthyme ähnlich, in der Nähe der kranken Theile. Albers sah die vordere Bauchwand fünfmal von solchen metastatischen Pusteln befallen im Typhus abdominalis, wo der Darmkanal am meisten leidet. Die exanthematische M. hängt mit einer besonders entwickelten Reizbarkeit der Haut oder mit vor dem Fieber stattgehabter Unterdrückung von Hautausschlägen zusammen. Man sieht sie nicht in reinen Fiebern, sondern in unreinen und in Dyskrasien; letztere enden dadurch ihre Verschlimmerungen. — 2) Unterscheidet man die M. nach den befallenen Theilen: a) Die Metastasis ad nervos. Hier findet ein Erkranken des Gehirns, Rückenmarks und der von ihnen abhängigen Nerven Statt. Es erscheint diese M. unter allerlei abnormen Empfindungen, Krämpfen, Delirien und normwidrigen Zufällen

der Sinnesorgane. Die Haut wird so empfindlich, daß nicht die leiseste Berührung vertragen wird, ja als würde dieses Organ mit Messern zerschnitten. Die Fieberanfälle sind ungewöhnlich heftig, die Sekretionen beträchtlich verändert und fast sämmtliche Symptome vorhanden, welche das Nervenfieber charakterisiren. Nach den befallenen Theilen sind die Symptome noch verschieden. Hat die M. das Gehirn befallen, so treten nach heftigen Kopfschmerzen, Delirien, Schlagfluß, Lähmung, allerlei Störungen der Sinnesorgane ein. Leidet das Rückenmark metastatisch, so erscheinen die heftigsten Schmerzen, Krämpfe und zuletzt Lähmung in den unteren Gliedmaßen. Die M.n der Sinnesorgane entbehren zuweilen alle Zufälle des mitleidenden Gehirns und Rückenmarks. Die M. der Retina und des Nerv. optic. hat unter vorangegangenen Zufällen von Lichtscheu, Augenschmerz, plötzliche Amaurose zur Folge. Im Typhus beobachtete Albers diese M. ohne andere Zufälle plötzliche Blindheit erregen, welche erst nach 7 Wochen schwand. In den Pocken erfolgte diese Amaurose unter heftigen Augen- und Kopfschmerzen. Die M. der Gehörnerven verursacht nach vorausgegangener Feinhörigkeit Taubheit; die M. auf das innere Ohr unter den Zufällen einer schnell in Eiterung übergehenden Otitis interna Taubheit. M.n auf die Zungennerven sind auch beobachtet. Die Bewegung war gewöhnlich mit dem Geschmackssinn verloren. M.n auf einzelne größere Nerven kommen auch vor. Im Typhus erfolgte bei einem 35jährigen Manne eine Ischias nervosa (Entzündung des Nervus ischiadicus). Diese und die Prosopalgie bestehen oft in nichts anderem, als in M.n der Gicht. — b) Die Metastasis ad vasa, worunter man die metastatischen Leiden des Herzens und der großen Gefäße versteht. Die hier auftretenden Zufälle, Unruhe, Angst, heftiges Herzklopfen und hämmernder Puls sind mit den eigenthümlichen Zufällen der Carditis und Aortitis begleitet. Sie kommen in rheumatischen, exanthematischen Fiebern und in der akuten Gicht vor. — 3) Die M. auf die Organe. Am häufigsten leiden das Gehirn, das Gehör, der Kehlkopf, die Lungen, die Leber, der Uterus und die Hoden. Es bildet sich hier die metastatische Entzündung aus, welche schnell in Eiterung übergeht. Man beobachtet diese M. in rheumatischen und exanthematischen Fiebern. Die M.n des Gehirns, der Lunge und Leber werden gewöhnlich tödtlich. — 4) Die M. auf die inneren Häute, Schleim- und serösen Häute. Diese erkranken sehr häufig metastatisch, wodurch die hitzigsten Entzündungen derselben entstehen. Eben weil sie so gewöhnlich metastatische Entzündungen sind, werden die auf der Höhe der exanthematischen Fieber sich ausbildenden Hirn-, Brust- und Unterleibsentzündungen so leicht tödtlich, minder die im Anfange dieser Leiden entstehenden, weil sie jene Bedeutung nicht haben. Tödtlich endende metastatische Arachnoiditis, Pleuritis und Peuritonitis ist im Scharlach häufig. In den Masern erkranken die Schleimhäute der Luftwege und des Darms. Auch in den Rötheln und im Typhus sieht man diese M., welche auch in akuten Rheumatismen und rheumatischen Fiebern vorkommt. — 5) Die M. auf die Oberhaut. Hier erscheinen in der Regel Ausschläge verschiedener Art (Metastasis exantheimatica). Leiden der Schleimhäute in Fiebern und in Dyskrasien werden oft plötzlich durch den Ausbruch eines Exanthems beseitigt oder gelindert. Außer den Exanthemen sieht man auf der Haut auch Entzündungen, seltener Eiterung, in typhösen Fiebern dagegen Brand entstehen, welchen v. Hildenbrand (Ueber den ansteckenden Typhus, 2. Aufl. Wien 1815) so häufig an den Gliedmaßen beobachtete. Diese M. kommt vor: a) in allen gastrischen Fiebern und gastrischen Reizungen; — b) im Schleimfieber und im Typhus abdominalis; — c) in dem Wechselfieber; — d) in den Dyskrasien (Gicht und Skropheln); — e) in den Zahnungskrankheiten; — f) in allen Entwickelungskrankheiten. Erbrechen, Durchfälle, Krampf und Fieber der Kinder verschwinden, wenn Ausschläge auf der Haut entstehen. — 6) M. auf das Zellgewebe, von der bereits früher die Rede war.

Metastasio, Pierre Antonio Domenico Bonaventura, ein klassischer italien. Dichter, der Meister im neueren italien. Singspiel, geb. 3. Jan. 1698 zu Rom, war der Sohn eines armen Handwerkers, Namens Trapassi. Der junge Trapassi zählte kaum 10 Jahre, als sich sein poetisches Talent auf eine überraschende Weise in Improvisationen kund gab. Eines Tages, als eine neugierige Menge auf dem Marsfelde sich um ihn versammelt hatte, näherte sich ihm der zu jener Zeit berühmte Rechtsgelehrte Gravina und reichte ihm, nachdem er, entzückt über das, was er gehört, ihm große Lobsprüche ertheilt hatte, ein Goldstück. Aber der Knabe verweigerte die Annahme. Gravina, noch mehr entzückt, ging sogleich zum Vater des Knaben und erlangte von dem leicht die Erlaubniß, für die Erziehung seines Sohnes zu sorgen. Er selbst unterrichtete denselben in der griech., lat. und italienischen Literatur. Auf seinen Wunsch veränderte der junge Trapassi seinen Namen in M., der auf griechisch dasselbe bedeutet. Da Gravina ein großer Verehrer des griech. Theaters war, so wendete er auch das besondere Augenmerk seines Zöglings auf diesen Gegenstand und veranlaßte ihn in einem Alter von 14 Jahren zur Abfassung seines „Giustino", an welchem Stück die Kritiker nur das auszusetzen hatten, daß es sich zu streng an die griech. Vorbilder halte. Auf den Wunsch seines Beschützers, der für sein späteres Fortkommen besorgt war, verband M. mit der Beschäftigung mit der Dichtkunst das Studium der Jurisprudenz, obgleich er selbst zu diesem Fach gar keine besondere Neigung hatte. Gravina starb plötzlich u. hinterließ den größten Theil seines Vermögens seinem Adoptivsohn M. M., in einem Alter von 20 Jahren, im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, führte ein so ausgelassenes und verschwenderisches Leben, daß er bald mehr Gläubiger als Freunde zählte. Er verließ deshalb Rom (1721) und begab sich nach Neapel. Dort widmete er sich ganz der Theaterpoesie. Eine

ausgezeichnete Schauspielerin, Romanina, trug so viel zum Erfolg seiner ersten Arbeiten bei, daß seine Erkenntlichkeit gegen sie bald den Charakter der Leidenschaft annahm. Apostolo Zeno, Corneille und Racine wurden jetzt bei ihm der Gegenstand fortdauernder Lektüre. Ganz besonders für die Romanina schrieb der junge Dichter seine berühmte „Didone abbandonnata“, welche im J. 1724 in Neapel aufgeführt wurde, und in ganz Italien einen erstaunlichen Beifall fand, so daß die einzelnen Städte in der Pracht der Aufführung mit einander wetteiferten. Da nun M. im Stand war, seine Gläubiger zu befriedigen, so ging er wieder nach Rom zurück, wohin sich zu gleicher Zeit auch Romanina begab. M.s Ruf war in Europa so verbreitet, daß der Kaiser Karl VI. ihn 1729 mit einem jährl. Gehalt von 4000 Guld. zum Hofdichter ernannte. M. begab sich deshalb nach einem schweren Abschied von der Romanina im J. 1730 nach Wien, wo nun kaum irgend ein Fest am Hofe gefeiert wurde, welches nicht durch seine Verse verherrlicht wurde. Außerdem verfertigte er damals, wo er in dem Palast des päpstlichen Ceremonienmeisters Nicolo de Martinez mit Haydn längere Zeit unter einem Dache wohnte, ohne jedoch mit diesem großen Tonkünstler in nähere geistige Berührung zu treten, den „Giuseppe riconosciuto“, den „Demofonte“, die „Clemenza di Tito“ und die „Olimpiade“. Die Romanina, welche unterdessen gestorben war, hatte ihm in ihrem Testament 25,000 röm. Thaler vermacht, auf welche aber M. zu Gunsten des armen, fast unbekannten Gemahls der Romanina, des Bulgarelli, verzichtete. Da nach dem Tod des Kaisers Karl VI. das Theater geschlossen wurde, so dichtete M. nun eine große Anzahl von Cantaten, die damals von den Komponisten sehr gesucht wurden, von denen sich aber nur sehr wenige bis zur Gegenwart in der Gunst des Publikums erhalten haben. Auch übersetzte er zur selben Zeit einige Satyren des Juvenal und des Horaz. M.'s Poesien fanden zu jener Zeit so außerordentlich Beifall, daß sie selbst von Rousseau gelobt wurden. Auch stand er bis an seinen Tod in der Gunst des kaiserlichen Hofes so hoch, daß Maria Theresia eigenhändig mit ihm korrespondirte. Man bot ihm öfter hohe Titel und Orden an, die er aber immer auf eine bescheidene Weise zurückwies. Schon bei seinen Lebzeiten zählte M. in seiner Bibliothek von seinen Werken 40 Ausgaben, die in verschiedenen Städten Italiens und Frankreichs erschienen waren und unter denen er die pariser (12 Bde., 1780—82) am höchsten schätzte. Unter den späteren Ausgaben ist die vorzüglichste die von Mantua (20 Bde., 1816—1820). M. † am 12. April 1782.

Metastelma (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Asclepiadeae Cynancheae *Endl.*; 2 Arten: 1) M. hirsutum *Klotzsch*; in Brasilien. — 2) M. parviflorum *R. Br*; Baum in Westindien.

Metastyrol, nennen J. Blyth und A. W. Hofmann passender den zuerst von F. Simon dargestellten und mit Styroloxyd bezeichneten Körper, weil er keinen Sauerstoff enthält und dieselbe procentische Zusammensetzung hat wie das Styrol. Man erhält ihn, wenn man Styrax liquida erst mit Wasser destillirt, das übergegangene Oel durch Chlorkalcium entwässert u. hierauf neuerdings für sich erhitzt, wo bei 145° ein farbloses Oel (Styrol) übergeht, während etwa $^1/_3$ des Ganzen in der Retorte als dickflüssige Masse bleibt, die beim Erkalten zu einem festen durchsichtigen Glase erstarrt. Zusammensetzung: C_{14} H_7.

Metasynkrisis (Med.), 1) nach Galen: eine durch Kunst bewirkte Erscheinung, welche die Stelle der vergebens erwarteten Krise vertreten soll, besonders die auf diese Weise bewirkten Ausleerungen durch die Haut nach starken Diaphoreticis, Sinapismen, Bädern, Brechmitteln, starken Bewegungen u. s. w.; — 2) nach Neueren, z. B. Ed. Hlawaczek: eine langsame od. auch tumultuarisch herbeigeführte Umwandlung des gesammten Lebensprozesses und dadurch bedingte gänzliche Veränderung in dem stöchiometrischen Verhältnisse der Elementartheilchen, welche das Nervenmark, das Blut und überhaupt die ganze organische Masse ausmachen, z. B. durch die Ekelkur, Schmierkur, die Behandlung mit Leberthran, Gold, Kampher, Arsenik, durch Reisen, Hungerkur, Wasserkur, Schwitzkur, die russischen Dampfbäder; also zum Theil s. v. a. Syncrisis = Recorporatio = Novatio corporis.

Metasyncritica (sc. remedia, Med.), Heilmittel zur Beförderung der Metasynkrise.

Metasyncritice (Med.), die metasynkritische Heilkunst.

Metata (röm. Ant.), 1) abgestecktes Lager; — 2) Quartiere, die der Landmann durchziehenden Truppen zu gewähren hatte.

Metatarsus (Metatarsium, Anat.), Mittelfuß, s. Fußknochen.

Metatarsea arteria (Anat.), s. Tibialarterie.

Metathesis, 1) (Med.), die Versetzung, Umsetzung, besonders einer Krankheitsform auf eine weniger wichtige Stelle, in aktivem Sinne, also s. v. a. Derivatio. — 2) (Gramm.), Verstellung, Umstellung von Buchstaben, wie man sie häufig bei Verpflanzung von Wörtern in eine andere Sprache bemerkt, z. B. Heracles und Hercules, Karchedon und Karthago.

Metatocia (Geburtsh.), die Geburt auf ungewöhnlichem Wege.

Metator, auch Mensor (röm. Ant.), 1) der ältere Name für Agrimensor, Feldmesser. Dieser Stand zerfiel in der Kaiserzeit in Lehrer der Geometrie und praktische Geometer; jene waren, eben so wie ihre Schüler, von allen bürgerlichen Lasten befreit. Oft gehörten die Feldmesser dem Militärstand an. In juristischer Beziehung waren sie wichtig bei Prozessen über die Grundstücke, wenn es auf Ausmittelung der Grenzen, auf Feststellung des Flächengehaltes u. s. w. ankam. In der einfachen Actio finium regundorum, wo es sich nur um die Grenze handelte, entschieden die Metatoren allein. Justinian aber hob auch dies auf und von da an gaben sie blos Gutachten. — 2) M. castrorum, der Tribun und die Centurier, welche mit der Absteckung des Lagers beauftragt waren. — 3) Metatores, auch Mensores u. Metati, seit Diocletian die kaiserl. Quar-

tiermeister oder Reisefouriere, welche unter dem Magister officiorum standen. — 4) Mensores od. Metatores frumentarii, Unterbeamte des Praefectus annonae, welche das ankommende Getreide zu messen und in die öffentlichen Magazine zu bringen hatten.

Metatron, Engel, s. v. a. Matatron.

Metatrophia (Med.), eine durch krankhafte Ernährung entstandene Krankheit.

Metauro (Geogr.), 1) ital. Fluß, Kirchenstaat, Deleg. Urbino Pesaro, entspringt in den Apenninen, mündet südwestl. bei Fano in das adriatische Meer, Lauf 40 ital. Meilen; — 2) früherhin Departement des Königreichs Italien; begriff das Herzogthum Urbino, 96 □Meilen, 300,000 Ew., Hauptstadt Ancona.

Metaurum (a. Geogr.), Stadt Siciliens, an der Westküste von Bruttium und der Mündung des Fl. Metarus, von der sich jetzt keine Spuren mehr finden. Sie war von den Einwohnern Zancle's gegründet (Mela II, 4. 8).

Metaurus (a. Geogr.), 1) kleiner Fluß Umbriens, durch die Niederlage und den Tod des Hasdrubal an seinen Ufern berühmt geworden, der zwischen Fanum Fortunae und Senogallia ins adriatische Meer mündete, noch jetzt Metaro. Von ihm führten nach Plin. III, 14, 19, sowohl die Einw. von Tivernum, als von Urbinum den Beinamen Metaurenses; — 2) Fluß an der Ostküste Bruttiums, unweit Medama, vor dessen Mündung, an welcher die eben genannte Stadt gegründet war, die äolischen Inseln lagen; — 3) s. v. a. Metaurum.

Metauxnatifs ou réguliens (franz., Min.), nach Necker die erste Ordnung der Metallophanes (s. d).

Metaweinsteinsäure, nach Erdmann die geschmolzene Weinsteinsäure (die amorphe Modifikation der Weinsteinsäure); er hielt sie irrthümlich für identisch mit der durch Behandlung des Zuckers mit Salpetersäure entstehenden Säure (s. Zuckersäure). Sie bildet eine weiße, durchscheinende, harte Masse, welche an der Luft zerfließt und mit Basen Salze gibt, die sich von den gewöhnlichen weinsteinsauren unterscheiden. Für sich in Wasser gelöst, verwandelt sie sich nach Braconnot nach und nach wieder in gewöhnliche Weinsteinsäure. Erhält man die geschmolzene Weinsteinsäure im flüssigen Zustande, so verliert sie nach und nach all ihr Hydratwasser; den Vorgang dabei hat Fremy genauer untersucht, s. Tartralsäure, Tartrelsäure und wasserfreie Weinsteinsäure.

Metawelier, Volksstamm, s. v. a. Mutualis.

Metaxylogie (v. Gr.), Abbrechen der Rede durch Uebergehen auf einen anderen Gegenstand, von dem man wieder zu dem zuerst besprochenen zurückkehrt.

Metaxit (Min.), nach Breithaupt Varietät des Asbests, (s. d.).

Metaxyte (franz., Geognos.), nach Hauy s. v. a. Kohlensandstein, s. Kohlengruppe.

Metaxytherium (foss. Säugeth.), nach Christol ausgestorbenes Cetaceengeschlecht aus der Familie der Sirenien. Die Backenzähne ähneln denen des Lamantins (von Cuvier früher Hippopotamus minor oder Hippopotamus diabius zugeschrieben), das Skelet dem des Dujong (von Cuvier einem Manatus oder einem Trichechus zugetheilt), wahrscheinlich ein Pflanzenfresser. In den mittleren und oberen Tertiärbildungen Frankreichs (namentlich von Montpellier). In festem Kalke von Beaucaire wurde 1840 ein ganzes Skelet entdeckt.

Metazanthus (Bot.), nach Meyen, Gattung der Compositae Eupatorineae *Dec.*; 2 Arten, in Chili einheimisch.

Metazinnsäure. Fremy gibt über diese Säure Folgendes: Die M. bildet mit Wasser wenigstens 4 Hydrate von verschiedenem Wassergehalt; das erste, durch Fällen eines metazinnsauren Salzes mit einer Säure erhalten, ist löslich in Ammoniak und besteht aus $Sn_5 O_{10} + 10 HO$. Das zweite Hydrat, durch Einwirkung der Salpetersäure auf Zinn erhalten, ist unlöslich in Ammoniak, aber eben so zusammengesetzt. Das dritte Hydrat erhält man durch Austrocknen des Vorigen unter der Luftpumpe, es besteht aus $Sn_5 O_{10} + 5 HO$ und ist das beständigste. Das vierte erhält man durch Austrocknen des Vorigen bei 130°; es besteht aus $Sn_5 O_{10} + 4HO$. Das fünfte $Sn_5 O_{10} + 3HO$ durch Trocknen bei 160°. Die neutralen metazinnsauren Salze haben die allgemeine Formel: $RO\ 4HO + Sn_5 O_{10}$; sie sind stets wasserhaltig, und zersetzen sich, wenn man ihnen das Wasser entzieht. Das Kali- und Natronsalz sind in Wasser löslich, die übrigen unlöslich.

Metazinnsaures Kali erhält man nach Fremy durch Auflösen der Säure in kalter verdünnter Kalilauge und Zusatz von festem Kalihydrat als einen weißen körnigen Niederschlag, der durch Trocknen bei 130° harzähnlich und durchsichtig wird. Er löst sich vollständig in Wasser, reagirt alkalisch, die Lösung setzt beim Verdunsten keine Krystalle ab. In koncentrirter Kalilauge, so wie beim Schmelzen mit Kali verwandelt es sich in zinnsaures Kali. Glühet man es für sich, so entweicht alles Wasser; aus dem Rückstande zieht Wasser das Kali nebst Spuren von Zinnoxyd aus und es bleibt fast reine Metazinnsäure. Das Salz besteht aus $KO + Sn_5 O_{10} + 4HO$.

Metazinnsaures Natron, wie das vorige Salz bereitet, hat dieselbe Zusammensetzung, löst sich aber weit schwerer in Wasser, und steigert man die Temperatur der Lösung nur um ein Geringes, so zersetzt es sich, desgleichen für sich auf 60° erhitzt.

Mete (griech. Myth.), Gemahlin des Aegeus (s. d.).

Metebach, sachsen-koburg. Dorf, Fürstenthum und Amt Gotha; 110 Einw.

Metekal (Metikal, Mitikal, Mitscul, Gewichtsk.), 1) Gold-, Silber-, Perlen-, Ambra- u. sonstiges Gewicht in Syrien u. der Berberei. In Aleppo für feinere Artikel à $1\frac{1}{2}$ Drachmen oder 4,75 Grammen. In Damaskus sind $6\frac{2}{3}$ M. oder 10 Posi = 1 Unze. 400 M. = 1 Rotolo oder $\frac{1}{100}$ Cantaro = 1,78604 Kilogr. In Algier als Goldgewicht = 4,663 Grammen;

— 2) In Fez und Marokko eine Rechnungsmünze, die in 10 Ukkien (Unzen) à 24 Flus (im Singular Fels genannt) zerfällt. 1 M. = 1 Thlr. 2 Slbgr. 1⅞ Pf. pr. Cour. Unter dem Namen Nusf, Dukaten oder ½ M. kommt auch eben daselbst eine wirklich geprägte Goldmünze, im Werthe des halben spanischen Piasters, vor.

Metel, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Neustadt; Försterei; 160 Einw.

Metelainsäure, Meteleinsäure, Paralipinsäure nach Berzelius. Zersetzungsprodukt der Elainsäure, von Fremy entdeckt, erhält man, gemengt mit Metamargarinsäure auf die in dem Artikel „Hydromargarinsäure" angegebene Weise, zu ihrer Isolirung wird das Gemenge mit Weingeist von 36° B erhitzt, wobei die Metamargarinsäure sich leicht auflöst, während die M. nur wenig aufgenommen wird. Sie ist eine schwachgelblich gefärbte Flüssigkeit, löst sich nicht in Wasser, sehr schwer in Weingeist, in jedem Verhältniß in Aether, wird durch Destillation in Kohlensäure und einen flüssigen Kohlenwasserstoff zersetzt. Mit Bleioxyd erhitzt verliert sie 2 Aeq. Wasser; in den übrigen Verbindungen mit Basen wird 1 Aeq. Wasser ersetzt durch 2 Aeq. Basis. Die meisten Salze sind sauer, die mit alkalischer Basis löslich, alle übrigen unlöslich und schwer krystallisirbar. Zusammensetzung: $C_{70}\ H_{63}\ O_8 + HO$. Nach Liebigs Meinung: $C_{90}\ H_{85}\ O_{10} + 2HO$.

Metelar (Chiltar), eine der Laquediven-Inseln.

Metelen (Geogr.), 1) mecklenburg.-schwerin. Dorf, Kr. u. Amt Schwerin; 570 Einw.; — 2) preuß. Stadt, Provinz Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Steinfurt, an der Vechte, gehört zur Standesherrschaft Horstmar; Tuch- u. Wollenzeuchweberei, 5 Jahr- u. Viehmärkte; 1430 E.

Metelis (a. Geogr.), Ort in Unterägypten zwischen der bolbitenischen und sebennytischen Nilmündung, Hauptstadt des Mentelites Nomos, nach Steph. 1, 1. später Bachis genannt. Nach d'Anville j. Fouah, nach Andern aber die von Niebuhr beim Dorfe Abu-Mandur etwas südlich von Rosette gefundenen Ruinen.

Metellagsäure (Parellagsäure), nach Robiquet eine in der Zusammensetzung mit der Ellagsäure (= Bezoarsäure) übereinstimmende, aber in ihren Eigenschaften davon abweichende Säure, von der er (ohne alle weitere Begründung) vermuthet, daß sie in den Galläpfeln ebenfalls präexistire und die Ursache der ausgezeichneten Wirkung der Galläpfel beim Türkischrothfärben sey. Sie bildet sich auch durch Erwärmung von 1 Th. kryst. Gallussäure mit 5 Th. konc. Schwefelsäure, bis sich die erstere vollkommen aufgelöst und die Lösung eine karmoisinrothe Farbe angenommen hat, worauf man mit Wasser verdünnt und den Niederschlag mit Wasser wäscht. (Ellagsäure, auf dieselbe Weise behandelt, wird ohne Veränderung aufgelöst). Die M. erscheint als glänzende, rothbraune, fast scharlachrothe Krystalle, verkohlt schwierig in der Hitze, löst sich in Kalilauge, ertheilt gebeizten Zeuchen ähnliche Farbennüancen wie der Krapp und besteht aus $C_7\ H_2\ O_4 + HO$.

Metelli castrum, alter Name des jetzigen Middelburg.

Metelino (Geogr.), 1) asiat.-türk. Sandschak, s. v. a. Lesbos (s. d., n. Geogr.); — 2) Metelin, Metalin, Midillä, Mytilene), Hauptinsel desselben, vor dem Meerbusen von Adramitty an der kleinasiat. Küste, nur durch eine schmale Meerenge vom festen Lande getrennt, 12⅘ □M. groß, gebirgig (Spitze: Olympus), stark bewaldet und gut bewässert von zahlreichen Bächen, mit angenehmem Klima und mehren warmen Quellen; Produkte: vorzügliche Feigen, Oliven, Südfrüchte, Kapern, Baumwolle, Nutzholz (Pinien), wenig Getreide, Küchengewächse, Honig, Wachs, Mastix, wenig Wein, Marmor, Walkerde etc.; 40,000 Ew., halb Griechen, halb Türken, welche Ackerbau, Viehzucht (Schafe u. Ziegen), Baumwollen- und Seidenweberei, Fischerei, Schifffahrt und Handel treiben. Die dortigen Griechen haben viele Freiheiten, und stehen unter selbstgewählten Vorstehern, denen aber ein türkischer Aga vorgesetzt ist. Ortschaften außer der folgenden: Molivo; Petra; Hiero (Yero) mit geräumigem Hafen, mineral. Warmbädern, Hauptstapelplatz des Oelhandels; Kalani (Kelloni, Kallina) mit Hafen; Sigri, mit Kap und Hafen, das alte Antissa; Baka mit Hafen, Eisenwaarenfabrikation; Akasso, bedeutende Olivenpflanzungen; — 3) M. (Kastro), Hauptstadt das., auf der östl. Seite der Insel, Sitz eines türk. Aga's, eines griech. Erzbischofs; Citadelle mit türk. Garnison, 7 Kirchen, Seifensiedereien, Oelbereitung, ansehnl. Handel, Schifffahrt, 2 Häfen; 10,000 Einw. — Geschichtliches, s. Mytilene. Bei M. wurde im Jahr 1690 die türk. Flotte von den Venetianern besiegt; 1755 ward die Insel durch ein Erdbeben hart mitgenommen; 1821 hier Sieg der aufständischen Griechen über die Türken.

Metellinum od. Metallinum (a. Geogr.), römische Kolonie in Lusitanien, nicht weit von Augusta Emerita, am Anas: das heutige Medellin, welches aber am linken Ufer des Guadiana liegt, so daß die alte Stadt nach Bätica zu stehen kommen würde; weshalb man annimmt, daß der Strom seinen Lauf verändert habe und früher südlich von der Stadt geflossen sey. Die Einwohner hießen Metallinenses.

Metellowitz (Metellowice), österreich.-mähr. Dorf, Herrsch. Hochwald; 1160 Einw.

Metellus (a. Gesch.), Beinamen in der Gens Caecilia, berühmtes römisches Geschlecht, aus welchem unter diesem Namen zu merken sind: 1) Lucius Cäc. M., Konsul 251 v. Chr., ward mit dem andern Konsul, Lucius Furius, an der Spitze der Legionen nach Sicilien gesandt, wo die beiden dem karthagischen Feldherrn Hasdrubal, aus Furcht vor seinen Elephanten, über ein Jahr lang unthätig gegenüberstanden. Erst als Hasdrubal, nach Abgang des anderen Konsuls, einen unvorsichtigen Angriff auf Panormus wagte, brachte ihm M. eine völlige Niederlage bei. Zweitausend Feinde wurden getödtet, und bei dem Triumphe des M. zu Rom wurden über 100 Elephanten aufgeführt. Im J. 249 v.

Chr. war M. Mag. equitum des Dictators Attilius. Vier Jahre darauf ward er Oberpriester und begleitete diese Stelle 22 Jahre lang. Im J. 224 v. Chr. ward er Dictator. Als Oberpriester hielt er den Konsul A. Postumius, als er eben im Begriffe war, sich zum Kriege nach Afrika zu begeben, zurück, indem es ihm als Priester des Mars nicht gestattet sey, sich von seinem Dienste zu entfernen. Im J. 241 v. Chr. rettete er bei einem Brande das Palladium aus dem Tempel der Vesta, und verlor dabei das Gesicht, zum Danke gestattete ihm das Volk, was noch Keinem erlaubt worden war, in den Senat sich fahren zu lassen. — 2) Quintus M., Sohn des Vorigen, Konsul 206 v. Chr.; im folgenden Jahr Dictator. Im J. 185 v. Chr. war er Gesandter an Philipp von Macedonien und an die Achäer. Val. Max. VII, 2, 3, führt einen Ausspruch von ihm an über den Ausgang des zweiten punischen Krieges: „derselbe sey kein Glück für den Staat, denn das römische Volk werde durch die Entfernung des Hannibal in seinen vorigen Schlummer zurücksinken." — 3) Lucius M., Bruder des Vorigen, faßte nach der Schlacht bei Cannä 216 v. Chr. den Plan, mit andern vornehmen Jünglingen Italien zu verlassen, ward aber von P. Scipio zu dem eidlichen Versprechen gezwungen, von seinem Plane abzustehen. Zwei Jahre darauf wurde er als Quästor von den Censoren M. Atilius Regulus und P. Furius Philus wegen jenes Vergehens aus seiner Tribus unter die Aerarier verstoßen. Gleichwohl wurde er im folgenden J. Tribun und lud als solcher die Censoren vor das Volksgericht, was jedoch die Einsprache der 9 übrigen Tribunen vereitelte. — 4) Marcus M., Bruder des Vorigen, plebejischer Aedil 208 v. Chr., in demselben J., da sein Bruder Quintus Aedilis Curul. war, 2 Jahre später Prätor, ein Jahr darauf Gesandter an den König Attalus, um die idäische Göttermutter zu holen. — 5) Quintus M. Macedonicus, Sohn von Nr. 3, im Jahr 148 v. Chr. Prätor mit der Provinz Macedonien; besiegte als solcher den Andriscus in 2 Schlachten und bekam ihn durch Verrath eines thracischen Fürsten gefangen. Auch einen andern Usurpator, Alexander, der sich gleichfalls für den Sohn des Perseus ausgab, verfolgte er bis ins Land der Dardaner. Zugleich spielte er von Macedonien aus in Griechenland eine Rolle. Nachdem eine Gesandtschaft von ihm zu Korinth beschimpft worden war, zog er mit seinem Heere gegen die Achäer, schlug bei Thermopylä den Critolaus und bei Chäronea ein Heer der Arkadier, nahm hierauf von Theben und Megara Besitz, und suchte noch vor Ankunft des Konsuls Mummius den Krieg durch Unterhandlungen zu beendigen, was ihm jedoch nicht gelang. Im folgenden J. feierte er einen Triumph über Macedonien, der durch die Aufführung des gefangenen Andriscus verherrlicht wurde. Trotz des Ruhmes seiner Thaten bewarb er sich zweimal vergeblich um das Konsulat. Erst 143 v. Chr. ward er Konsul und kämpfte in diesem und dem folgenden Jahre im diesseitigen Hispanien gegen die Celtiberer. Verschiedene Züge von seiner Strenge gegen die Seinigen, seiner Menschenfreundlichkeit gegen die Feinde, seiner Klugheit und Kriegslist werden aus diesem Kriege erzählt. Im J. 131 v. Chr. wurde er Censor mit Quintus Pompejus (beide die ersten Censoren aus dem Bürgerstande). Er machte als Censor den Antrag, um der Bevölkerung willen die Bürger zum Heirathen zu zwingen. Lucius Attinius Labeo, den er als Censor aus dem Senate gestoßen hatte, wollte ihn als Volkstribun im J. 130 v. Chr. vom tarpejischen Felsen herabstürzen; das Dazwischentreten eines andern Tribunen hinderte dies, aber Attinius rächte sich später, indem er die Güter des M. mit dem Banne belegte. Noch eine andere Feindschaft von ihm wird erwähnt: Als Staatsmann war er ein Gegner des jüngeren Publius Scipio Africanus, aber nach dem Tode des Scipio war M. der erste, der die Größe seines Gegners anerkannte. Die Alten preisen das Glück dieses Mannes, vornehmlich aber, daß er 4 Söhne erwachsen sah, die noch zu seinen Lebzeiten zu den höchsten Ehrenstellen gelangten. Er starb im J. 115 v. Chr. — 6) Quintus M. Balearicus, ältester Sohn des Vorigen, Konsul im J. 123 v. Chr., kämpfte als Konsul und Prokonsul gegen die Balearen, die man der Seeräuberei beschuldigte. Er bezwang die Inseln mit Gewalt und legte Städte auf denselben an. Im J. 121 v. Chr. feierte er einen Triumph. Im J. 120 war er Censor. — 7) Lucius M. Diadematus, Bruder des Vorigen, Diadematus genannt, weil er eine Zeit lang wegen eines Geschwürs eine Binde um die Stirn trug, von Vielen verwechselt mit Dalmaticus, der ein Sohn des Calvus war, war Konsul 117 v. Chr. Aus späterer Zeit wird er angeführt als Verwandter des M. Numidicus, für dessen Rückkehr aus dem Exile er sich verwandte (99 v. Chr.). — 8) Marcus M., Bruder des Vorigen, Konsul im J. 115 v. Chr., als sein Vater starb, im J. 114 v. Chr. Prätor in Sardinien (und Korsika), triumphirte im folgenden J., zugleich mit seinem Bruder Caprarius. — 9) Cajus M. Caprarius, Bruder des Vorigen und jüngster Sohn des Macedonicus, Konsul 113 v. Chr., ging als solcher nach Macedonien, um die Thracier zu bekriegen, triumphirte in demselben Jahre zu gleicher Zeit mit seinem Bruder Marcus. 102 v. Chr. ward er Censor mit Quintus M. Numidicus, seinem Vetter; auch er verwandte sich für die Wiederherstellung des letzteren. — 10) Quintus M. Nepos, Sohn des Balearicus und Enkel des Macedonicus, bewarb sich um das Konsulat im J. 99 v. Chr. und ward Konsul im folg. J. mit Titus Didius. Von ihnen ist die Lex Caecilia Didia. — 11) Quintus M. Celer, Sohn des Nepos (Nro. 10), war im J. 66 v. Chr. Legat des Pompejus in Asien, und zeichnete sich aus im Kampfe gegen Oröses, König der Albaner, von dem er einen Angriff tapfer zurückschlug. Im J. 63 v. Chr. unter Cicero's Konsulat, ward er Prätor, hinderte als solcher die Verurtheilung des Rabirius, welchen Titus Labienus angeklagt hatte, durch die Wegnahme der Fahne vom Janiculum. Den Catilina wieß er zurück, als er sich unter seine Aufsicht begeben wollte. Nach dem Abgange des Catilina

aus Rom erhielt er den Auftrag, das picenische und sennonische Gebiet zu besetzen, schlug daselbst das Treiben der Anhänger des Catilina nieder und versperrte diesem selbst den Weg über die Alpen ins jenseitige Gallien. Noch als Prätor erhielt er das cisalpinische Gallien als Provinz durch Verzichtleistung des Konsuls; er verwaltete die Provinz mit dem Titel eines Prokonsuls. Im J. 61 v. Chr. wurde er mit L. Afranius zum Konsul für das nächste Jahr gewählt. Als designirter Konsul hinderte er durch das bloße Ansehen seiner Person die Feier der Kompitalien, welche der Senat untersagt und ein Tribun gestattet hatte. Nicht lange nachher widersetzte er sich, in Uebereinstimmung mit Cato, den Rittern, welche als Pächter in Asien auf eine Ermäßigung der Pachtsumme antrugen. Seine Gesinnung als Optimate offenbarte er vornehmlich, indem er sich als politischer Gegner des Pompejus zeigte. Als in des Letzteren Interesse der Volkstribun L. Flavius ein Ackergesetz in Antrag brachte, trat ihm Celer mit solcher Widersetzlichkeit entgegen, daß der Tribun ihn in's Gefängniß legen ließ. Allein er ließ sich hierdurch nicht abschrecken, und seine Beharrlichkeit nöthigte den Pompejus, die ganze Sache aufzugeben. Gleiche Entschiedenheit zeigte er gegenüber von P. Clodius, seinem Vetter, mit dem er zugleich als Gemahl seiner Schwester Claudia verschwägert war. Obwohl er anfänglich nicht viel Gewicht darauf legte, als Clodius in den Stand der Plebejer übertreten wollte, so setzte er sich hernach doch dessen Plänen entgegen. Im Laufe seines Konsulats mußte er, da ein Krieg in Gallien auszubrechen drohte, mit seinen Kollegen um die beiden Gallien loosen; indessen scheint er in diesem Jahre nicht in die Provinz gekommen zu seyn. Vom Anfang des folgenden J. wird berichtet, daß er sich dem Ackergesetze des Julius Cäsar widersetzte. Er weigerte sich mit Cato und Anderen, das Gesetz zu beschwören, war aber am Ende gezwungen, nachzugeben. In demselben Jahre starb er, zu Rom, so unerwartet schnell, daß der Verdacht entstand, er sey durch seine Gemahlin Claudia vergiftet worden. — 12) Quintus M. Nepos, jüngerer Bruder des Vorig., Sohn von Nr. 10, also Urenkel des Macedonicus. Im J. 67 v. Chr. war er Legat des Pompejus im Seeräuberkrieg. Noch im J. 64 diente er unter Pompejus in Asien, kehrte aber im folgenden J. nach Rom zurück, um Volkstribun zu werden, und als solcher für Pompejus zu wirken. Er ward gewählt, zugleich mit Cato, der sich bewarb, um ihn zu bekämpfen. Sofort begann er den Konsul Cicero anzugreifen, der durch die Strenge, welche er so eben gegen die Catilinarier geübt hatte, als der erste Feind jedes Neuerers im Staate erschien. Am letzten Tage seines Konsulats wehrte er ihm, sein Amt mit einer Rede an die Volksversammlung niederzulegen, und gestattete ihm nur, den gewöhnlichen Eid zu sprechen, worauf Cicero schwur, er habe den Staat gerettet. Die Absicht des Nepos, Cicero wegen Hinrichtung der Staatsgefangenen in Anklagestand zu versetzen, scheiterte an der Entschiedenheit des Senats. Eben so wenig drang er mit dem Gesetzesvorschlage durch, den er, in Uebereinstimmung mit dem Prätor Julius Cäsar, bekannt machte, Pompejus solle mit dem Heere aus Asien zurückkehren, um die Ordnung herzustellen und der Herrschaft des Cicero ein Ende zu machen. Am Tage, wo die Rogation vor das Volk gebracht werden sollte, versuchte Cato mit Gewalt die Vorlesung zu hindern. Ein bewaffneter Angriff trieb seine Partei auseinander und nöthigte ihn selbst, sich zurückzuziehen. Bald aber kehrten die Optimaten verstärkt zurück und gewannen das Feld, worauf M. dem Volk eröffnete, er weiche der Gewalt, u. zu Pompejus abging. Mit diesem zurückgekehrt, ward er im J. 60 v. Chr. Prätor u. bewirkte als solcher durch ein Gesetz die Abschaffung der Zölle in Italien, wobei jedoch der Senat aus Haß gegen ihn seinen Namen unter dem Gesetze ausstreichen u. einen andern hinsetzen wollte. Im J. 58 v. Chr. ward er mit Publius Lentulus Spinther zum Konsul für das nächste Jahr gewählt; Cicero, dessen Zurückberufung eben jetzt verhandelt wurde, fürchtete ihn um der alten Feindschaft willen; allein er vergaß diese Feindschaft aus Rücksicht auf Pompejus, und erklärte am 1. Jan. im Senate, daß er der Herstellung Cicero's nicht entgegen seyn werde. Gleichwohl erscheint er in der nächsten Zeit noch als Gegner der ciceronischen Partei. Als jedoch in den ersten Tagen des August der Senat über Cicero's Rückkehr abstimmte, so trat er, von der allgemeinen Stimmung fortgerissen und vornehmlich durch die Rede seines Verwandten, des Konsularen Publius Servilius, gewonnen, mit Entschiedenheit auf Cicero's Seite. Nicht lange aber, so erneuerte er die Freundschaft mit seinem Verwandten Clodius, u. als dieser im Nov. desselben Jahres zum Aedil gewählt zu werden strebte, um einer Anklage des Milo zu entgehen, so unterstützte ihn Nepos mit allem Eifer. Gegen Ende des J. scheint er in seine Provinz, das diesseitige Spanien, abgegangen zu seyn; von da aus schreibt er im J. 56 v. Chr. an Cicero, daß er über die Ausfälle des Clodius mit seiner, des Cicero Freundschaft, sich tröste. Im April des J. fand er sich mit vielen andern Optimaten bei Cäsar in den Winterquartieren zu Luca ein, wo er vielleicht die Verlängerung seiner Statthalterschaft erlangte. Im Laufe des J. kämpfte er glücklich, vornehmlich gegen die Vaccäer, die er besiegte, ehe sie sich gerüstet hatten. Im nächsten J. dagegen siegten die Vaccäer bei einem Ueberfall und eroberten die Stadt Clunia, und bei ihrer Ueberlegenheit an Truppen mußte er zufrieden seyn, wenn sie ihn ferner nicht angriffen. Bald darauf scheint er gestorben zu seyn. — 13) Lucius M. Dalmaticus, Bruder des Numidicus, öfters verwechselt mit Diadematus, war Konsul 119 v. Chr., bekriegte als solcher die Dalmatier, aus bloßer Begierde nach dem Triumphe, den er auch, ohne große Thaten verrichtet zu haben, im folgenden J. erhielt. Von der Beute stellte er den Tempel des Kastor und Pollux her und verschönerte ihn durch Götterbilder und andere Statuen. Er war Censor mit Cnejus Do-

mitius im J. 115 v. Chr. und stieß als solcher mit seinem Kollegen 32 Mitglieder aus dem Senate. — 14) Quintus M. Numidicus, Bruder des Dalmaticus, Konsul im J. 109 v. Chr. Er erhielt zur Provinz Numidien und die Führung des Krieges gegen Jugurtha. In Afrika angekommen, stellte er vor allen Dingen die gänzlich in Verfall gekommene Kriegszucht wieder her und rückte dann in Numidien ein. Obwohl in einer Schlacht bei dem Flusse Muthul siegreich, ließ er sich jedoch in keine andere ein, sondern begnügte sich, das Land zu verwüsten. Durch Unterhandlungen, welche er durch den von ihm gewonnenen Bomilkar, den Freund Jugurtha's, führte, brachte er den Letzteren dahin, daß er seine Unterwerfung anbot und eine große Summe Geldes, Waffen und Mannschaft auslieferte. Bald jedoch beschloß Jugurtha von Neuem Krieg und M. erhielt den Oberbefehl verlängert. Er strafte nach dem Wiederausbruch des Kampfes zuerst die Stadt Vacca für den durch Ermordung der römischen Besatzung begangenen Verrath, zog dann gegen Jugurtha, schlug ihn in die Flucht u. eroberte die Stadt Thala. Bald darauf ließ M. vom Kampfe ab, weil die Nachricht eintraf, daß sein Legat Cajus Marius zum Konsul für das folgende Jahr erwählt und zu seinem Nachfolger im Oberbefehl ernannt sey. Er ließ diesem, als er erschienen war, durch den Legaten Publius Rutilius das Heer übergeben und kehrte nach Rom zurück, wo ihn Senat und Volk mit Jubel empfingen und ihm ein Triumph zuerkannt wurde. Im J. 102 v. Chr. sprach er als Censor gegen den Volkstribun L. Saturninus eine Rüge aus und wollte ihn sogar nebst dem Servilius Glaucia aus dem Senat stoßen. Als Saturninus Volkstribun geworden war, brachte er ein Ackergesetz in Vorschlag mit dem Zusatz: wenn das Volk es genehmige, müsse der Senat es beschwören. Als M., auf den es hauptsächlich bei diesem Zusatz abgesehen war, den Schwur verweigerte, ward ein Antrag auf seine Verbannung abgefaßt, dem er aber durch freiwilliges Exil zuvorkam. Marius erklärte ihn in die Acht. M. lebte in Asien und trug sein Schicksal mit Ruhe und Gleichmuth. Nach dem Tode des Saturninus im J. 99 v. Chr. ward er zurückgerufen, hatte aber auch jetzt noch vom Hasse der Demokraten zu leiden. Wahrscheinlich ward er von Q. Varius, Volkstribun im J. 91 v. Chr., vergiftet. — 15) Quintus M. Pius, Sohn des Vorigen, erhielt seinen Beinamen von der Liebe zu seinem Vater, die er durch die Fürbitte für dessen Zurückberufung aus dem Exil bewies. Er war Prätor im J. 89 v. Chr. u. im folg. J. Anführer im Bundesgenossenkrieg. Im J. 87 v. Chr. stand er noch gegen die Samniten im Felde, ward aber nach der Rückkehr des Marius nach Rom berufen. Die Soldaten forderten ihn auf, den Oberbefehl zu übernehmen, er lehnte es jedoch ab, und als hierauf viele zu Marius übergingen, verließ er die Stadt und ging nach Afrika. Hier sammelte er ein Heer und sann auf Krieg, ward aber im J. 84 v. Chr. durch den Prätor Cajus Fabius verdrängt. Nach Italien zurückgekehrt, zog er im J. 83 dem von Asien zurückkehrenden Sulla entgegen und zog durch den Anschluß an ihn viele Andere auf dessen Seite. In dem nun folgenden Krieg gegen die marianische Partei kämpfte M. mit Glück, er besiegte den Carrinas bei dem Fl. Aesis und Carbo und Norbanus bei Faventia. Im J. 80 ward er mit Sulla Konsul, ging im folgenden J. als Prokonsul nach Spanien und führte daselbst 8 Jahre lang Krieg gegen Sertorius. In mehreren Treffen glücklicher, als der ihm zu Hülfe gesandte Pompejus, ward er übermüthig, nahm nach einem neuen Siege den Titel eines Imperators an, feierte die üppigsten Feste und ließ sich durch Opfer huldigen. Nach dem Tode des Sertorius kehrte M. im J. 71 v. Chr. nach Rom zurück und feierte einen Triumph über Spanien. Sein Tod scheint im J. 65 v. Chr. erfolgt zu seyn. Cicero nennt ihn einen Freund des Dichters Archias. Auch in Spanien hatte er die Dichter begünstigt, damit seine Thaten verherrlicht würden. — 16) Quintus Cäcil. M. Pius Scipio, Urenkel des M. Macedonicus, leiblicher Sohn des Pub. Corn. Scipio Nasica, Adoptivsohn des Quintus M. Pius. Im J. 60 v. Chr. zum Tribunen gewählt, ward er von seinem Mitbewerber angeklagt, aber von Cicero vertheidigt. Im J. 52 fiel er mit seiner Bewerbung um das Konsulat durch, wurde aber für die letzten 5 Monate des J. vom Konsul Pompejus als Kollege angenommen. Als solcher brachte er einen Gesetzvorschlag ein, wonach den Censoren die ihnen von Clodius entrissenen Rechte zurückgegeben werden sollten. Im Anfang des J. 49 stellte er den Antrag, daß Cäsar vor einem bestimmten Tage sein Heer entlassen oder für einen Feind der Republik erklärt werden sollte. Bei sofortiger Vertheilung der Provinzen durch den Senat erhielt M. Syrien; er kämpfte im Amanus mit Verlust, legte sich aber trotzdem den Titel eines Imperators bei. In seiner Provinz verübte er im Uebrigen Raub und Erpressungen. Er war eben im Begriff, den Dianentempel in Ephesus zu plündern, als ihn Pompejus gegen Cäsar zu Hülfe rief, der bereits über das Meer gekommen war. M. erschien in Macedonien und zog gegen Domitius Calvinus, wandte sich aber plötzlich nach Thracien gegen L. Cassius, ohne jedoch mit diesem eine Schlacht zu wagen. Eine Einladung des Cäsar an ihn, den Frieden mit Pompejus zu vermitteln, wies er zurück. Bald darauf theilte M. im Lager des Pompejus mit diesem die Ehren des Oberbefehls. In der Schlacht bei Pharsalus befehligte er das Mitteltreffen; nach dem Verlust der Schlacht begab er sich nach Corcyra zu Cato und von da nach Afrika, wo das Heer des Attius Varus die Sache der Pompejaner zu halten suchte. Varus und M. kamen bald in Streit über den Oberbefehl; der ankommende Cato übertrug ihn dem M. Um eine Heldenthat zu verrichten, wollte er Utica zerstören, und nur mit Mühe hielt ihn Cato von diesem unsinnigen Beginnen ab. Seine Vorbereitung auf die Ankunft Cäsars bestand darin, daß er die Einwohner brandschatzte und das Land verwüstete. Nach Cäsars Ankunft wurde er durch diesen in der Schlacht bei Thapsus vollständig besiegt. Er suchte mit 12

Schiffen nach Spanien zu entkommen, wurde aber unterwegs nach Hippo Regius verschlagen und gerieth in die Hände des Cäsarianers Sitius. Als die feindlichen Soldaten den Imperator suchten, so durchbohrte er sich mit den Worten: „der Imperator ist geborgen" und stürzte sich ins Meer. — 17) Quintus M. Creticus, Volkstribun im J. 75 v. Chr.; im J. 69 Konsul. Als solcher kämpfte er siegreich gegen die Kretenser und eroberte Cydonia, Gnossus und andere Städte. Da die Kretenser, erbittert über die Grausamkeit des M., dem Pompejus, der damals den Oberbefehl gegen die Seeräuber hatte, ihre Unterwerfung anbieten ließen, so schickte dieser 2 Legaten zur Uebernahme der Städte. M. jedoch setzte den Krieg fort und nahm die Städte Eleuthera und Lappa. Im dritten Jahre seiner Kriegführung hatte er die ganze Insel unterworfen. Nach seiner Rückkehr wollte die pompejanische Partei seinen Triumph verhindern; er lagerte daher als Imperator vor der Stadt und ward bald darauf vom Senat gegen die Catilinarier nach Apulien gesandt. Im folgenden J. zog er mit Triumph in Rom ein. An Pompejus rächte sich M., indem er sich der Bestätigung der Einrichtungen desselben in Asien widersetzte. Im J. 57 erwähnt ihn Cicero als ein Mitglied des Kollegium der Pontifices. Sein Todesjahr ist unbekannt. — 18) Lucius M., Bruder des Vorigen, Prätor im J. 71 v. Chr. und als Proprätor im folgenden Jahre Nachfolger des Verres in Sicilien. Er kämpfte glücklich gegen die Seeräuber. Seine Verwaltung wird von Cicero sehr gerühmt. Im J. 68 v. Chr. ward er Konsul, † aber schon im Anfange desselben Jahres. — 19) Lucius M., wahrscheinlich Sohn von M. 18); Volkstribun im J. 49 v. Chr., widersetzte sich der Erbrechung der Schatzkammer durch Cäsar, der ihm wegen dieses Widerstandes mit dem Tode drohte. Als Pompejus im Begriff war, Italien zu verlassen, befand sich M. zu Capua. Als Cäsar hörte, er wolle nach Rom zurückkehren, beauftragte er den Antonius, dies zu verhindern. — 20) Marcus M., Bruder von M. 17), wurde zum Prätor auf das J. 69 v. Chr. gewählt u. dabei durch das Geld des Verres unterstützt. Durch das Loos fiel ihm der Vorsitz in den Gerichten über Erpressungen zu, und daher wünschte Verres, daß sein Prozeß bis zu dessen Prätur hinausgeschoben wurde.

Metelstorf, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. und Amt Mecklenburg; 180 Einw.

Metempsychose (Metempsychosis, Transanimatio, Psych.), Seelenwanderung.

Metense regnum, zur Zeit der Merovinger Bezeichnung von Austrasien.

Metensomatosis (Med.), 1) die Versetzung in einen anderen Körper; — 2) die Verbindung mit einem Körper, Verkörperung.

Meteora, europ.-türk. wilde Berggegend, Thessalien, Sandsch. Trikala, mit isolirten Felsengruppen, in Obelisken- und Kegelform, die man die Meteoren nennt und zwischen und auf welchen mehre Klöster (früher 24) erbaut sind.

Meteore, Lufterscheinungen, welche ihren Ursprung in der Atmosphäre haben. Zu den M.n werden folgende Erscheinungen gerechnet: 1) die sogenannten Hydrometeore oder wässerigen M., als Thau, Nebel, Reif, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, so wie auch die Wasserhosen noch hierher zu rechnen sind; — 2) luftige M., unter welchen man die Winde versteht; — 3) feurige od. elektrische, auch wohl phosphorische M.n, wohin das Gewitter, das Nordlicht, das Wetterleuchten, die Sternschnuppen, Feuerkugeln, das Zodiakallicht und das Irrlicht gehören; — 4) glänzende od. auch optische, worunter Regenbogen, Nebensonnen, Nebenmonde und Höfe zu rechnen sind. Weiteres s. unter den bezeichneten einzelnen Artikeln.

Meteoreisen (Min.), Species der dehnbaren Unedelmetallgattung Eisen, besteht aus Eisen mit 2—10 Proc. Nickel nebst Spuren von Kupfer, Kobalt, Chrom und Mangan, hat wahrscheinlich zur Grundform den Oktaëder oder den Würfel, zeigt nur sehr undeutliche Spuren von Spaltbarkeit, erscheint nie in ausgebildeten Krystallen, höchstens mit einzelnen Krystallflächen, sonst nur in derben krystallinischen Massen, zackig, porös, ästig, zellig, körnig, eingewachsen und eingesprengt in Meteorsteinen, H. = 5,0, G. = 7,5 — 7,8, hakig im Bruch, geschmeidig und dehnbar, leicht stahlgrau, aber stets mit Eisenrost überzogen und schwarz angelaufen, Strich glänzend, stark magnetisch, schmilzt vor dem Löthrohr nicht, rundet sich nur an den Kanten dünner Blättchen, löst sich aber leicht in Salzsäure und Schwefelsäure unter Entwickelung von Wasserstoffgas. Findet sich hie und da an der Erdoberfläche und ist meteorischen Ursprungs, d. h. es ist aus der Luft herabgefallen, wie man solches 1751 am 26. Mai bei Agram wirklich mit Getöse u. in glühendem Zustande hat herabfallen sehen; vergl. Meteorsteine.

Meteorici (Bot.), nach Reichenbach, Gruppe der Moderpilze, Byssacei *Nees*, Uebergangsformen oder Anfänge zu höhern Pilzformen enthaltend. Gattungen: Lanosa, Hypha, Xylostroma.

Meteoricus (Pflanzenphys.), meteorisch; plantae meteoricae, Pflanzen, die sich hinsichtlich des Oeffnens und Schließens der Blumen nicht nach bestimmten Tageszeiten, sondern nach atmosphärischen Verhältnissen, trockner oder feuchter Luft, Sonnenschein u. s. w. richten.

Meteorina (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Arten unter Dimorphotheca *Moench*.

Meteorische Massen oder **Substanzen** (Geognos.), s. v. a. Meteorstein, Uranelain, mineralische Hagelkörner; vgl. die betr. Art.

Meteorisches Eisen (Min.), s. v. a. Meteoreisen (s. d.).

Meteorismus (franz. Ballonnement, engl. Meteorismus, Med.), eine beträchtliche Ausdehnung des Unterleibes durch in dem Verdauungskanal und manchmal sogar in der Bauchfellhöhle angesammelte Gase. In diesem Zustande ist die Haut des Unterleibes gespannt und elastisch, wie die eines Ballons. Der M. findet besonders in den akuten Krankheiten und bei Hysterischen Statt. Er muß von einer Anschwellung des Bauches, die man ziemlich oft beobachtet, wenn kritische Stuhlausleerungen

sich vorbereiten und von der Anschwellung, welche bisweilen bei schwachen Subjekten während der Verdauung eintritt, unterschieden werden. Der M. ist bei den Entzündungen der Unterleibseingeweide sehr gefährlich; bei hysterischen Affektionen dagegen von keiner großen Bedeutung.

Meteorit (Geognos.), s. v. a. Meteorstein (s. d.).

Meteorognosie (Meteorognomik, Meteoroskopie, v. Gr.), 1) s. v. a. Meteorologie; besonders — 2) Witterungskunde.

Meteorolithen (Geognos.), s. v. a. Meteorsteine (s. d.).

Meteorolivin (Min.), Olivin aus Meteorsteinen, ausgezeichnet durch den Mangel an Nickel, der durch Zinnoxyd ersetzt ist; vergl. Meteorsteine.

Meteorologie (Witterungslehre, Witterungskunde), der eigentlichen Wortbedeutung nach die Lehre von den Meteoren (s. d.). Lambadius und noch einige Gelehrte wählten statt M. den Ausdruck Atmosphärologie, welcher allerdings in so fern sich besser eignet, als sich alle Meteore in der Atmosphäre befinden, doch bezeichnet dieser Ausdruck mehr die Untersuchung der Atmosphäre an sich, als die darin sich zeigenden Meteore. Für den wissenschaftlichen Gebrauch genügt das Wort M. vollständig, und ist es durch den sonst sehr paßlichen Ausdruck Witterungskunde nicht ganz zu ersetzen, weil außer der deutschen Bezeichnung Witterung noch eine zweite, nämlich Lufterscheinung, zugleich inbegriffen seyn muß. Die Gegenstände, mit welchen sich die M. befaßt, sind zunächst die Meteore, oder die Erscheinungen in der Lufthülle unserer Erde. Zwei in dem Vorigen nicht begriffene Gegenstände der meteorologischen Untersuchung sind ferner: 1) der wechselnde Luftdruck und die daraus entstehenden Barometerschwankungen; 2) der Gang der Wärme, wodurch die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Orte hauptsächlich bedingt werden. Obgleich diese Gegenstände nicht zu den eigentlichen Meteoren gehören, stehen sie doch zu enge damit im Zusammenhange, als daß man dieselben übersehen könnte. — Die Grenzen, bis wohin sich die meteorologischen Untersuchungen erstrecken, sind durch diese Bestimmungen vollständig angegeben, sie gehen nicht über das Gebiet unserer Atmosphäre hinaus und wenn auch Sternschnuppen, Feuerkugeln, so wie auch das Nordlicht nach einigen Angaben in größerer Entfernung, als unsere Atmosphäre reicht, beobachtet worden sind, so kommen doch alle diese Meteore unbestreitbar innerhalb unserer Atmosphäre und selbst nahe über der Erde zum Vorschein, und es brächte der Wissenschaft durchaus keinen Nutzen, wollte man die Untersuchung der Himmelskörper und einen problematischen Aether im Weltraume mit in das Bereich der M. ziehen; man würde sich hier nur aus einem an wohlbegründeten Thatsachen sehr reichen Gebiete in einen endlosen dunkeln Raume verirren. Zu einer vollständigen M. gehört darum nothwendig: 1) eine geschichtliche Uebersicht alles dessen, was bis jetzt in dieser Wissenschaft geleistet worden ist; 2) die Untersuchung der meteorologischen Werkzeuge nebst den Mitteln zur Prüfung ihrer Genauigkeit und zur Korrektion ihrer Fehler; 3) die Beobachtung der Meteore, wobei aber zugleich die Atmosphäre unserer Erde, als der Sitz der Lufterscheinungen, in Betracht zu ziehen ist, und die Temperatur, sowohl die mittlere der Erdoberfläche und der Luft an dieser Grenze und in größeren Höhen, als auch die Untersuchung der täglichen und jährlichen Veränderungen derselben, nicht übersehen werden darf. 4) Endlich läßt sich hiermit noch eine Uebersicht des allgemeinen Ganges der Witterung, so wie auch die schwierige Betrachtung verbinden, in wie weit ein Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen anzunehmen ist und in wiefern hieraus eine Vorausbestimmung des Laufes der Witterung im Bereiche der Möglichkeit liegt. — Geschichtliches. Die Beobachtungen der alten Griechen und Römer sind allerdings nicht ganz ohne Werth; da ihnen aber die meteorologischen Werkzeuge gänzlich mangelten, konnten sie zu keiner genügenden Theorie gelangen und ihre Erklärungen, so scharfsinnig dieselben auch scheinen mögen, können für jetzt nicht mehr genügen. Das Meiste in dieser Wissenschaft hat Aristoteles in seinen 4 Büchern über M. und außerdem noch in verschiedenen anderen Schriften geleistet, weshalb er auch bis auf spätere Zeiten herab als Autorität galt. Von den Schriften seines Schülers Theophrastus, ist nichts auf die Nachwelt gekommen und die Leistungen der späteren Griechen sind im Ganzen so unbedeutend, daß man ihre Ansichten meistens in einzelnen Fragmenten bei den Kommentatoren des Aristoteles findet. Von den Lateinern sind vorzugsweise die Werke Plinius des Aelteren (Historia naturalis) und Lucretius Carus (de rerum natura) nennenswerth. Das Meiste darin ist aber bloße Kompilation und nur auf Sagen hin, ohne alle Kritik, mitgetheilt. Weit mehr eigene Beurtheilung enthält schon ein Werk des L. A. Seneca (Naturales Quaestiones). Das Meiste jedoch, was die Alten über meteorologische Erscheinungen aus der Erfahrung entnommen haben, trifft man in den Schriften, welche über Feldbau handeln, und es sind vorzüglich Virgil und Columella zu nennen; namentlich sind in den Büchern des Ersteren über Landwirthschaft viele richtige Witterungsregeln enthalten. — Das Mittelalter hat an meteorologischen Forschungen sehr wenig aufzuweisen. Die gewöhnlichen Erscheinungen konnten, da damals die Wissenschaft so sehr im Finstern lag, nicht Gegenstände der näheren Betrachtung werden und die auffallenden wurden dem Einflusse der Gestirne zugeschrieben. Theophrastus Paracelsus schrieb zwar ein Buch über Meteore, doch kann man leicht auf den Werth des ganzen Inhalts schließen, wenn man berücksichtigt, daß er die Nebensonnen für ein messingenes Fabrikat der Luftgeister und die Sternschnuppen für Exkremente der Gestirne aus Verdauung ihrer astralischen Speisen erklärt. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts erstanden durch François Bacon von Verulam und später durch René Descartes die Erfah=

rungswissenschaften aufs Neue. Die Erfindung des Barometers gab diesen Untersuchungen über die Atmosphäre eine sichere Grundlage, u. wenn auch die Fortschritte im Ganzen noch gering waren, so war doch durch hinreichende Erfahrung ein genügender Grund gelegt. Diese Mangelhaftigkeit dauerte aber fort bis ins 18. Jahrhundert, wo Peter van Muschenbroek eine Menge von Thatsachen fremder und eigener Beobachtungen zusammenstellte, welche auch lange Zeit als Anhaltspunkte der späteren Forschungen galten. Ein bedeutender Fortschritt für diese Wissenschaft war, daß die Thermometer eine feste Skale erhielten, u. in eben dem Grade wichtig war die von Winkler und Franklin erhaltene Gewißheit, daß das Gewitter in der Hauptsache nichts anderes, als eine elektrische Erscheinung sey. Die größte Schwierigkeit lag aber in der falschen Vorstellung, die man sich von der Natur des Wasserdampfes machte. Cartesius suchte die Meteore auf eine blos mechanische Art, Stahl hingegen in seiner (Einleitung zur Witterungsdeutung) chemisch zu erklären, und die Anzahl der Hypothesen hierüber wurde überhaupt sehr groß. Man findet die Geschichte derselben in Abbé Richards Histoire naturelle de l'air et des météores a Paris, 7 Bde., 1774. Einen sehr reichen Schatz von scharfsinnigen Ideen u. genauen Erfahrungen theilt De Saussure, Essais sur l'hygrometrie, Neusch. 1783, 8, vergl. Voyages dans les Alpes mit, welche auch sicher noch mehr Früchte getragen haben würden, wenn nicht De Luc gegen ihn aufgetreten wäre, der sich allerdings auch auf Erfahrungen stützte, aber nachher, durch sein trügerisches, von ihm selbst nicht einmal verstandenes Hygrometer irre geleitet, ein vollständiges System der M. aufstellte (Idées sur la météorologie, 2 Bde., Lond. 1786), wonach der größte Theil der atmosphärischen Prozesse aus einem Uebergange des, durch Wärme aufgelösten Wassers in Luft und umgekehrt unter fortwährender Mitwirkung der Elektricität erklärt wird. In Folge seiner Theorie erschienen verschiedene Streitschriften, welche aber von selbst verstummten, nachdem allmählig richtigere Ansichten über diesen Gegenstand verbreitet wurden. Später diente Cotte's M. Traité de météorologie, Par. 1774, den meisten noch als vorzügliche Quelle. Dieser Gelehrte nahm, wie der größte Theil seiner Zeitgenossen, einen bedingenden Einfluß des Mondes auf die gesammten Meteore an, welche Idee noch weit bestimmter durch Toaldo (Della vera influenza degli astri n'elle stagioni e mutazioni del Tempo, Padua 1770) ausgesprochen ward, der diesen Einfluß sogar noch auf die Planeten ausdehnte. Diese wichtige und interessante Frage ist erst in späteren Zeiten und nach vielen Streitigkeiten durch gründliche Bearbeitung zur Entscheidung gebracht worden. Die neueste Periode der M. nun beginnt mit den gehaltvollen Bemühungen A. von Humboldt's, welcher sowohl diesem Zweige der Wissenschaft, als auch vielen andern, eine zweckmäßigere Richtung gab. Wenn auch von ihm keine eigentliche M. vorhanden ist, findet man doch in seinen Briefen, in verschiedenen Zeitschriften u. in den Berichten von seinen ausgedehnten Reisen, so wie in dem vor kurzem erschienenen Kosmos so viele genaue Beobachtungen und eine Zusammenstellung der verschiedenen Gestalten, unter welchen sich die nämlichen meteorologischen Phänomene in andern Himmelsstrichen zeigen, und insbesondere so tiefe Blicke in die Ursachen und Gesetze, welche dieselben erzeugen und modificiren, daß hierdurch den Physikern ein reicher Schatz von Thatsachen und eine sichere Grundlage für ihre Forschungen geboten wird. Außer vielen Andern, verdienen noch Schouw und Dove, wie auch der leider zu früh verstorbene Schübler genannt zu werden, hauptsächlich aber Kämtz, welcher in seiner ausführlichen M. so deutlich gezeigt hat, wie diese Wissenschaft behandelt werden muß. — Es läßt sich sehr bald erkennen, daß der Gang der Witterung gewisse regelmäßige Abwechslungen befolgt, auch wenn man nur oberflächliche, aber anhaltende Beobachtungen anstellt. Hierfür sprechen schon die periodischen Winde und Regen der tropischen Gegenden und der Wechsel der Jahreszeiten in den höheren Breiten (s. Art. Klima). Um aber eine Einsicht in das Wesen der meteorologischen Erscheinungen überhaupt zu gewinnen, ist es nothwendig, den täglichen Gang der Witterung viele Jahre hindurch aufzuzeichnen, denn es kehren zwar die periodischen Regen und Jahreszeiten schon nach Verlauf eines einzigen Jahres wieder, aber nicht allemal zu derselben Zeit, wie sich auch der Regen bald in größerer, bald in kleinerer Menge entladet und die Wärme oder Kälte von größerer Intensität ist; zuweilen sind auch Gewitter und heftige Stürme vorherrschend, die die gefundenen Regeln umzustoßen scheinen, sich aber bei näherer Beobachtung jenen gewiß fügen müssen. Der Meteorolog trifft überhaupt auf seltsame oft schwer zu deutende Ergebnisse, wie es sich unter andern gefunden hat, daß an manchen Orten die Regenmengen viele Jahre hindurch abnahmen und dann entweder zum frühern Mittel zurückkehrten oder auch umgekehrt wieder zunahmen (vergl. hierüber Regen). Es ist daher durchaus nothwendig, wenn man über derartige Probleme entscheiden will, ob z. B. das Klima gewisser Gegenden unverändert bleibe, oder sich, namentlich in Beziehung auf Temperatur und Feuchtigkeit umwandle, meteorologische Register zu führen. Lambert (Nouv. mém., Berl. 1771, S. 60) glaubt zuversichtlich nur auf solche Register genaue Witterungsregeln gründen zu können. Im Allgemeinen wählt man dazu folgende Form; man zeichnet tabellarisch nebeneinander den Stand des Barometers und des an ihm befindlichen Thermometers im Freien, des Hygrometers (oder Psychrometers), die Richtung und auch wohl die Stärke des Windes und die Beschaffenheit des Himmels auf. Für die letztere wählt man meistens bloß Zahlen, ganz heiterer Himmel wird mit 0 bezeichnet, und 1, 2, 3, 4 geben dann die Gradationen des wolkigen oder bedeckten Himmels; die meteorologischen Erscheinungen, Regen, Schnee, Reif, Nebel u. s. w. werden durch die zugehörigen Anfangsbuchstaben angedeutet; dabei ver=

steht sich von selbst, daß eine solche Tabelle noch so viel Raum haben muß, um die Regenmengen, ungewöhnliche Erscheinungen, als Nordlichter, heftige Stürme, Höhenrauch u. s. w. aufzeichnen zu können. Die zweckmäßigste Zeit, welche man zur Aufzeichnung wählt, ist am besten Morgens und Abends 9 Uhr und Mittags um 2 Uhr; doch ist auch bei gewissen Problemen eine stündliche Aufzeichnung nothwendig.

Arago spricht sich über meteorologische Beobachtungen, über die Art und Weise, sie zu vervollständigen, den gegenwärtigen Zustand der Erdkugel in Betreff ihrer Temperatur zu ermitteln, die Kraft der erwärmenden Sonnenstrahlen an verschiedenen Orten zu finden und über andere der M. angehörigen Probleme in seinen Unterhaltungen aus dem Gebiet der Physik nach L. v. Remy's Uebersetzung im Allgemeinen folgendermaßen aus: Die Lösung der Frage, ob die Erde bezüglich der Temperatur zu einem bleibenden Zustande gelangt sey, scheint nichts weiter zu erfordern, als die einfache, unmittelbare Vergleichung der mittleren Temperatur desselben Orts in zwei weitabstehenden Zeiträumen. Denkt man jedoch der Sache weiter nach, überlegt man die Wirkungen der lokalen Verhältnisse und sieht zugleich, welche Veränderungen die Nachbarschaft eines Sees, Waldes, eines kahlen oder bewachsenen Berges, einer sandigen oder mit Wiesen bedeckten Ebene auf die Temperatur hervorbringt, so ist leicht einzusehen, daß die bloße Kenntniß des Thermometerstandes nicht ausreicht; überdieß muß man sich auch zur Beantwortung obiger Frage noch versichern, ob innerhalb des zwischen den beiden Beobachtungen liegenden Zeitraumes die Gegend selbst, wo man beobachtet hat, und sogar die umliegenden Landstriche in ihrem physischen Verhalten keine wesentliche Aenderung erlitten haben. Das Mittel, um sich von dieser Schwierigkeit los zu machen, besteht aber einfach in der Beobachtung der Temperatur auf hoher See, also in weiter Entfernung vom Kontinente. Wählt man hierzu noch die Aequinoktialgegenden, so bedarf es keiner langen Forschungen, um sich über den Stand der Temperatur Gewißheit zu verschaffen und diese Temperatur-Extreme sind von vielen Schiffahrern im atlantischen Oceane auf 27° und 29° Cels. gefunden worden. Bringt man dann hierbei die Mängel der Gradtheilungen in Abzug, so wird sich bei zuverlässigen Instrumenten kaum die Differenz eines Grades herausstellen. Hiernach hätte man also ein sehr leicht zu erzielendes, an die die Temperaturzustände bedingenden Grundursachen unmittelbar geknüpftes Resultat, welches so viel als nur irgend möglich von allen lokalen Einflüssen freigemacht ist. Solche meteorolog. Data sollte nun jedes Jahrhundert dem folgenden überliefern.

Es haben sich lebhafte Debatten unter den Meteorologen in Betreff der erwärmenden Wirkungen, welche die Sonnenstrahlen in verschiedenen Ländern auf dem Wege der Absorbation hervorbringen können, entsponnen. Die Einen führen die gegen den Polarkreis zu angestellten Beobachtungen für sich an, aus welchen die unerwartete Folgerung hervorzugehen scheint, daß die Sonne in hohen Breiten stärker erwärmt als in geringeren, Andere hingegen verwerfen dieses Ergebniß oder behaupten wenigstens, daß es bisher nicht erwiesen sey, da die zum Anhaltspunkte der Vergleichungen genommenen Aequatorialbeobachtungen erstlich nicht zahlreich genug und zweitens nicht unter günstigen Umständen angestellt worden seyen.

Um daher in dieser Sache ein günstiges Resultat zu erzielen, bedarf man nothwendig zweier Thermometer, deren Kugeln einerseits durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen verschieden afficirt werden, z. B. dieselbe nicht in gleichem Maße absorbiren, und andrerseits vor dem erkältenden Einflusse des Luftzuges einigermaßen geschützt sind. Dieser doppelten Bedingung läßt sich so ziemlich genügen, wenn man zwei gewöhnliche, ganz gleich zeigende Thermometer auswählt, und die Kugel des einen mit weißer Wolle bedeckt, die des anderen aber mit einer gleich dicken Hülle von schwarz gefärbter Wolle umgibt. Diese beiden Instrumente werden, auch nebeneinander der Sonne ausgesetzt, doch niemals auf demselben Grade stehen, namentlich wird das schwarze Thermometer höher steigen, als das andere. Die Frage wird also darauf hinauslaufen, zu bestimmen, ob der Unterschied der angezeigten Temperaturen am Aequator geringer ist, als am Kap Horn oder irgend einer hohen Breite. Was aber die Versuche, welche über die in meteorologischer Hinsicht so wichtigen Wärmestrahlen in den Himmelsräumen anzustellen sind, betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß ein in heiteren Nächten ins Wiesengras getauchtes Thermometer: 6°, 7° und selbst 8° Cels. weniger zeigt, als ein gleiches, in einiger Höhe vom Boden aufgehängtes Thermometer; allein erst 1817 hat Wells durch entscheidende, tausendfach wiederholte Versuche herausgebracht, daß dieser Temperaturunterschied die geringe wärmestrahlende Kraft eines heitern Himmels zur Ursache hat. Ein zwischen einen festen Körper und den Himmel gestellter Schirm verhindert das Erkalten jenes, indem dieser Schirm den Austausch der Wärmeausstrahlung mit den eisigen Regionen des Firmaments hemmt. Die Wolken wirken nun aber in derselben Art: sie vertreten die Stelle eines Schirmes. Belegen wir aber mit dem Namen Wolke jede Dunstmasse, welche einige von oben kommende Sonnenstrahlen, oder einige von der Erde gegen die Himmelsräume aufsteigende Wärmestrahlen auffängt, so wird man niemals sagen können, daß die Atmosphäre ganz frei davon sey, der Unterschied wird nur im Mehr oder Weniger liegen. Diese Unterschiede, sie mögen nun noch so unbedeutend seyn, werden wir durch den Betrag des nächtlichen Erkaltens der festen Körper angezeigt finden, wobei noch der Umstand bemerkenswerth ist, daß die auf diese Weise geschätzte Durchsichtigkeit die mittlere Dichtigkeit des ganzen, über dem Beobachtungsorte ruhenden Firmamentes angibt, und nicht nur jene, einen zum Vorschein kommenden Stern zunächst umgebende Stelle desselben. Um nun diese Versuche unter günstigen Bedingungen anzustellen, sind offenbar solche Körper dabei

zu wählen, welche sich am meisten durch die Ausstrahlung erkälten. Nach Wells ist dies der Flaum des Schwans. Ein Thermometer, dessen Kugel in diesen Flaum gehüllt ist, wird auf einem angestrichenen Tische mit sehr dünnen Füßen aufgestellt, und zwar an einem Orte, welcher bis zum Horizonte herab eine unbeschränkte Aussicht genießt. In England hat Wells durch zwei so gestellte Thermometer Temperaturunterschiede von 8, 3° Cels. angezeigt erhalten und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß man in den wegen der Reinheit der Atmosphäre so sehr gerühmten Aequinoktialgegenden noch geringere Resultate erzielen kann, so fern man diese Beobachtungen auf einem sehr hohen Berge, wie dem Mowna=Roa oder dem Mowna=Kaah der Sandwichsinseln anstellen könnte. Ueber die Anomalie, welche die in verschiedenen Höhen genommene Temperatur der Atmosphäre des Nachts bei heiterem Himmel darbietet, spricht sich ferner Arago a. a. O. in folgender Weise aus: Die Temperatur der Luftschichten ist um so niedriger, je höhere Luftschichten es sind. Bei dieser Regel besteht die Ausnahme, daß man des Nachts bei heiterem ruhigen Wetter bis zu gewissen Höhen eine Zunahme der Temperatur beobachtet, so daß unter diesen Umständen nach den Versuchen Pictets, welchem man die Entdeckung dieser Abweichung verdankt, ein in der Luft nur 2 Metres über dem Boden aufgehängtes Thermometer die ganze Nacht zuweilen 2 bis 3° Cels. weniger zeigt, als ein 15 bis 20 Metres höher gehängtes und ebenfalls der Luft frei ausgesetztes Thermometer. Wenn man sich erinnert, daß die auf der Oberfläche des Bodens befindlichen festen Körper bei heiterem Himmel durch die Ausstrahlung zu einem beträchtlich tieferen Temperaturstande gelangen, als die sie umgebende Luft, so wird man nicht zweifeln, daß diese Luft auf die Länge durch die Berührung an dieser Abkühlung Theil nehmen werde, und das um so mehr, je naher am Boden sie sich befindet; doch möchte dieser Umstand bei Beobachtungen auf offener See nicht zu einem gleichen Resultate führen, denn wenn auch die oberste Schicht des Oceans den nächtlichen Ausstrahlungen eben so gut unterliegt, als das Gras, die Wolle u. s. w., so muß doch jene, sobald deren Temperatur abgenommen hat, gegen die unteren Schichten dichter, und folglich specifisch schwerer hinabsinken. Man dürfte sonach in diesem Falle auf die außerordentliche lokale Erkältung der auf der Erde befindlichen Gegenstände, und folglich auch auf jene abnorme Abkühlung der untern Luftschichten nicht rechnen. Was die Bestimmung der mittleren Temperaturen einer Gegend anlangt, so ist in unseren Klimaten jene Bodenschicht, welche nicht mehr weder für die im Laufe des Tages, noch für die im Laufe des Jahres Statt findenden Aenderungen der Temperatur empfänglich sich zeigt, erst in einem sehr beträchtlichen Abstande von der Oberfläche der Erde anzutreffen. Nicht so verhält es sich hiermit in den Aequinoktialgegenden; hier ist es nach den Beobachtungen Boussingaults schon hinreichend, ein Thermometer bloß auf die Tiefe von $\frac{1}{3}$ Metre (1 Schuh) hinabzulassen, damit er beständig auf ein oder zwei Zehntheile genau denselben Grad halte, und die Beobachtungen des genannten Physikers sind an verdeckten Orten, in den Erdgeschossen, unter Hütten der Indianer, oder auch unter bloßen Schoppen angestellt worden. An solchen Stellen ist der Boden gegen die unmittelbare Erhitzung, welche durch die Einsaugung des Sonnenlichts hervorgebracht wird, gegen die Einflüsse der nächtlichen Ausstrahlungen und das Durchsickern des Regens geschützt. — Es wäre also nothwendig, bei derartigen Beobachtungen an ungeschützten Orten tiefer als $\frac{1}{3}$ Meter zu dringen, um zu der mit immer gleichbleibender Temperatur begabten Schicht zu gelangen. Die Beobachtung der Temperatur des Wassers, welches aus Brunnen von mittelmäßiger Tiefe kommt, gibt gleichfalls sehr genau und ohne alle Schwierigkeit die mittlere Temperatur der oberen Regionen.

Wenn die Temperaturen der warmen Quellen, wie man vermuthen darf, wirklich ganz allein eine Folge der großen Tiefe sind, aus welcher das Wasser zu uns gelangt, so ist leicht einzusehen, daß die heißesten Quellen auch die am wenigsten häufigen sind.

Schon gleich nach Erfindung des Barometers fanden die Meteorologen, daß im Allgemeinen gewisse Winde ein schnelles Steigen der Quecksilbersäule herbeiführten, während die entgegengesetzten Winde auf eine eben so scharf bezeichnete Weise die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten; das Schwierige hierbei bestand in der Bestimmung des numerischen Werthes dieser Einwirkungen. Um die vorübergehenden, zufälligen Ursachen ganz zu beseitigen, und das wahre Maß der bleibenden Ursachen zu erhalten, müßte man über zahlreiche Beobachtungen zu gebieten haben; es war daher eine lange Reihe zuverläßiger und an demselben Orte angestellter Beobachtungen erforderlich, die Winde mußten nach Hauptrichtungen, nach Strichen zusammengestellt und die erhaltenen Mittelwerthe von dem thermometrischen Einflusse frei gemacht werden. Burkhardt unternahm diese Arbeit, indem er dieselbe auf die 27jährigen Beobachtungen basirte, welche Messier vom Jahre 1773 bis ins Jahr 1801 fortgesetzt hatte. Bezeichnen wir mit H die mittlere Barometerhöhe zu Paris, d. h. die aus der Gesammtmasse der Beobachtungen bestimmte Höhe, so werden die den verschiedenen Windstrichen entsprechenden Mittelwerthe nach den Berechnungen Burkhardts folgende seyn:

Südwind .	H	weniger	3,1	Millimetre.
Südwestwind	H	=	2,9	=
Westwind .	H	=	0,4	=
Nordwestwind	H	mehr	1,3	=
Nordwind .	H	=	2,0	=
Ostwind . .	H	=	2,6	=
Südostwind . .	H	=	0,8	=

Man sieht beim bloßen Ueberblick dieser Tafel, daß der Wind, nach seiner Richtung aufgefaßt, in dem Barometerstande zu Paris ein Sinken von $3,_1$ Millim. unter die mittlere Höhe, und ein Steigen von $2,_6$ Millim. über dieselbe, oder zusammengerechnet eine Aenderung um $5,_7$ Millim.

herbeiführte, und daß die entgegengesetzt wirkenden Winde, unter sich zu zweien kombinirt, ein Mittel geben, welches in den äußersten Fällen kaum um 1/2 Millimetre von dem Mittel aller Beobachtungen abweicht. — Hr. Bouvard hat der Akademie eine, jener des Hrn. Burkhardt analoge Arbeit übergeben; er stützte sich auf die an der pariser Sternwarte vom Jahre 1816 bis 1831 gemachten Beobachtungen und gelangte im Allgemeinem zu denselben Resultaten. Lassen wir den Buchstaben H seine vorige Bedeutung beibehalten, so erhalten wir für die den verschiedenen Winden entsprechenden Barometerhöhen folgende Werthe:

			Millim.	Beobachtung.
Südwind .	H	weniger	3,7	nach 2944
Südwestwind	H	=	3,0	= 2847
Westwind .	H	=	0,8	= 3402
Nordwestwind	H	=	2,0	= 1533
Nordwind .	H	mehr	3,2	= 2140
Nordostwind	H	=	3,2	= 1390
Ostwind . .	H	=	1,7	= 1248
Südostwind .	H	weniger	1,7	= 890.

Hierbei sind die täglichen um 9 Uhr Morgens, 12 Uhr Mittags und 3 Uhr Abends angestellten Beobachtungen mit inbegriffen. Wenn man nur die um 9 Uhr Morgens beobachteten Maxima und die um 3 Uhr Abends beobachteten Minima der Barometerhöhen berücksichtigt hätte, würde man auf Zehntel Millimetre genau zu denselben Resultaten der von Burkhardt angestellten Beobachtungen gelangt seyn. — Hier, wie in der Tafel Burkhardts, sind die halben Summen der zwei entgegengesetzten Winden korrespondirenden Barometerhöhen beiläufig gleich H, d. h. gleich dem aus allen gezogenen Mitteln. Der größte, durch die Winde herbeigeführte Höhenunterschied beträgt im Durchschnitt 6,0 Millim. welcher das aus den messier'schen Beobachtungen hervorgehende Ergebniß um 1,2 Millim. übersteigt. Uebrigens ist es zur Ausmittelung der mittleren Barometerhöhe in unserem Himmelsstriche unumgänglich nothwendig, eine gleiche Anzahl Höhenbeobachtungen für jeden Windstrich der Berechnung zum Grunde zu legen.

Dieses mag genügen die Hauptgesichtspunkte, unter welchen meteorologische Beobachtungen anzustellen sind, vor das Auge zu bringen. Wir verweisen aber auf die Artikel Regen, Barometer, Magnetismus, Nordlicht, Meer und dessen Strömungen, so wie Thermometer, ferner Erde und Atmosphäre, wo sich weitere Ausführungen zu dem Gegebenen vorfinden. — Annoch kann sich die M. nicht den Namen einer Wissenschaft beilegen, indem nur bruchstückweise die Physik ihr die Hand zu bieten vermag, um da und dort zu erklären und also ein wissenschaftliches Ganze noch nicht zu ermöglichen war, indessen gewinnt, durch die unermüdlichen Bestrebungen der jetzt lebenden Physiker, jedes Decennium mehr Ueberblick über die scheinbar regellos vorüberziehenden meteorologischen Erscheinungen, wie z. B. bereits der Wechsel der Windzüge durch Doves u. A. Bemühungen ermittelt wurde, darum unterliegt es keinem Zweifel, daß die Zeit kommen muß, wo wir ohne Kalendermacher und ohne Charlatans Regentage, so wie Kälte und Wärme, kurz eine Reihe um die andere von den meteorologischen Phänomenen vorausgesagt erhalten werden.

Literatur: J. C. Ideler, Meteorologia veter. Graec. et Romanor., 1832; — Stahl, Einleit. zur Witterungskunde, Halle 1816; — De Luc, les modificationes de l'Atmosphère, Gen. 1772; — Kämtz, Lehrbuch der M., Halle 1831–32; das geschätzteste neuere Werk über M.; — Oltmann, Astronomische und hypsometrische Grundlagen der Erdbeschreibung, Stuttg. 1831; — Bessel, Astronom. Beobachtungen; — Poggendorf, Annalen; — Schweigger, Journal; — Daniell, Météorolog. Essays.; — Hansteen, Magazin för Naturvidenskaberne; — v. Humboldt, Kosmos, Berl. 1849; — Krayenhoff, Recueil d'observations hydrographiques et topographiques faites en Hollande, Amsterd. 1840; — Abhandl. der berl. Akademie; — Edinburgh. Journ. of Science; — Dublin. Philos. Journ.; — Quetelet, Aperçu historique des Observations de Météorologie, Bruchs., 1840; — Eisenlohr, Untersuch. über das Klima, Karlsruh 1840; — De Luc, Recherch. sur les mod. de l'atmosph.; — Schouw, Klimatologie, Kopenh. 1830; — Prinsep, Zeitschrift für Physik und Mathematik.

Meteorologische Harmonika oder Riesenharfe, eine vom Abt Gattoni in Mailand erfundene Art Aeolsharfe. Durch diese auf den Gedanken gebracht, ließ Gattoni nämlich von einem Thurm zum andern 15 eiserne Drahtsaiten ausspannen und dieselben so stimmen, daß sie die diatonische Tonleiter angaben. Das Spiel der Saiten bestand in einem gewissen angenehmen Gesumse und Gemurmel von Tönen, das bloß durch die Veränderung der Atmosphäre hervorgebracht wurde. Nach dem Grade dieser Veränderung ließen sich die Töne der Saiten stärker oder schwächer, mehr oder weniger anhaltend hören, so daß man nach gemachten Erfahrungen genau das Wetter darnach bestimmen konnte. Eine nähere Beschreibung findet man im hamburger Korrespondenten, Jahrg. 1786, No. 161, Beilage.

Meteorophyten, vermeintliche Niederschläge aus der Atmosphäre, welche man, analog den Meteorolithen, für Ueberbleibsel von Sternschnuppen hielt, da doch dergleichen Substanzen nichts weiter als kryptogamische Gewächse sind.

Meteoroskop (Astronom.), 1) jeder Apparat, mittelst dessen man den Zustand und die Beschaffenheit der Atmosphäre erforscht; — 2) s. v. a. Astrolabium.

Meteorstaub (Geognos.), s. v. a. Passatstaub (s. d.).

Meteorsteine (Geognos.), auch Meteoriten, Meteorolithen, Aërolithen, Luftsteine, Bätylen genannt, sind größere oder kleinere, bald noch unversehrte, bald in zahlreiche Fragmente zersprungene Gesteinmassen, die man bei Nacht aus Feuermeteoren, bei Tage und meist bei heiterem Himmel aus einem kleinen dunkeln Gewölk und beträchtlich erhitzt (doch nicht roth=

glühend) zur Erde fallen sieht. — a) Sie bestehen, wie Berzelius gezeigt hat, im Allgemeinen aus Eisen, Nickel, Kobalt, Mangan, Chrom, Kupfer, Arsenik, Zinn, Kali, Natron, Schwefel, Phosphor, Kohle, einem Dritttheil der bekannten einfachen Stoffe, die sich in der starren Erdrinde finden. Durch alle Jahrhunderte und in den verschiedensten Regionen der Erde, in denen sie gesammelt worden sind, zeigen sie im Ganzen, wie in ihrer äußeren Form und der Beschaffenheit ihrer Rinde, so auch in der chemischen Zusammensetzung eine unverkennbare Uebereinstimmung, die freilich im Einzelnen wieder Ausnahmen erleidet. Nach Berzelius besteht das Meteoreisen von Sisim (pallasisches Eisen) aus 88,042 Eisen, 10,732 Nickel, 0,455 Kobalt, 0,132 Mangan, 0,043 Kohle, 0,066 Kupfer und Zinn, 0,050 Magnesium, 0,480 Unlösliches, das von Elnbogen aus 88,231 Eisen, 8,517 Nickel, 0,762 Kobalt, 0,279 Magnesium, 2,211 Unlösliches, das von Bohumilitz aus 92,473 Eisen, 5,667 Nickel, 0,235 Kobalt, 625 Kieselerde, Kohle, Phosphor ꝛc., das von Hauptmannsdorf bei Braunau nach Duflos und Fischer aus 91,820 Eisen, 5,517 Nickel, 0,529 Kobalt, 0,072 Kupfer, Mangan, Arsenik, Kalcium, Magnesium, Silicium, Kohlenstoff, Chlor und Schwefel, welche Bestandtheile zu drei verschiedenen Körpern vereinigt erscheinen; der agramer M. hat 96 Proc. Eisen, eben so viel nach von Humboldt der M. von Durango (nach dem Herzoge von Würtemberg 81 Proc. gediegenes Eisen), während der M. von Blansko n. Berzelius aus 17,15 Nickeleisen mit Kobalt, Zinn, Kupfer, Schwefel und Phosphor, 42,67 Silikat von Talkerde und Eisenoxydul mit etwas Schwefeleisen (? Olivin, Meteorolivin), 39,43 Bisilikat von Talkerde und Eisenoxydul mit Silikaten von Alkali, Kalk und Thonerde (? Augit), 0,75 Chromeisen mit Zinnstein besteht, die M. von Siena kaum $^2/_{100}$ Eisen enthalten, der erdige, unter Verbreitung von Thongeruch im Wasser zerfallende von Alais (Dep. du Gard) und die M. von Jonzac, Juvenas, Chantonnay u. Chateau Renard, ohne alles metallische Eisen ein Gemenge oryktognostisch unterscheidbarer, krystallinisch gesonderter Bestandtheile darbieten. Hierauf gründet sich die Eintheilung der kosmischen Massen in Meteoreisen (s. d.) und fein- oder grobkörnige M. — b) Eigenthümlich ist die höchstens $^1/_4$ Linie dicke, schwarze, meist pechartig glänzende, bisweilen geaderte Rinde (früher für Produkt der Schmelzung angesehen), die schon Plinius als colore adusto bezeichnet und mit Bezug darauf erzählt, es habe Ziegelsteine geregnet (lateribus pluisse). Sie hat bis jetzt nur an dem M. von Chantonnay in der Vendée gefehlt. — c) Die Größe der bis jetzt bekannten M. erreicht bis $7^1/_2$' (von Otumpa im Chaco oder von San Jago del Estoro nach Rubi de Celis) und ein Gewicht von 30,000 Pfund; der von Bahia ist 7' lang und 14,000 Pfund schwer, der nach Plutarch im Geburtsjahre des Socrates bei Aegos Potamoi gefallene hatte die Größe zweier Mühlsteine und nach Pertz ragte der im Anfang des 10. Jahrhunderts in den Fluß bei Narni gefallene M. eine Elle über das Wasser empor. Nach Rémusal erzählt eine mongolische Sage, daß nahe den Quellen des gelben Flusses ein 40' hohes schwarzes Felsstück vom Himmel gefallen sey. Der Cerro Mercado bei Durango wiegt gegen 4000 Pfund, das pallasische Eisen 1680 Pfd., der verwünschte Burggraf bei Elnbogen 191 Pfund, der M. von Lenarto 194 Pfund, der M. von Bochumilitz 103 Pfd., der eine M. von Hradschine bei Agram 71 Pfund, einer von Arva 70 Pfd. Dagegen sind andere M. sehr klein, namentlich dann, wenn die Explosion mit Zertrümmerung begleitet war und ein fortziehendes Meteorgewölk ganze Landesstrecken mit tausenden von Meteorsteinfragmenten bedeckt (Steinregen). — d) Die Form der M. ist meist die eines Fragmentes und wie zuerst Schreibers erkannte, oft eine prismatoidische oder die einer verschobenen Pyramide mit breiten, etwas gebogenen Flächen und abgerundeten Ecken und Kanten. Auch letztern Umstand hat man als Folge vorangegangener Schmelzung gedeutet. — e) Die innere Beschaffenheit ist bald eine anscheinend gleichartige, wie bei dem thonsteinartigen M. von Glais und bei den meisten sogenannten Meteoreisen und in diesem Falle erdig, wie beim ersten und körnig, wie bei den letztern und jenen M.n, die ein deutliches krystallinisches Gemenge von Olivin, Labrador und Pyroxen zeigen. Die Masse ist meist sehr dicht und nur sehr selten, wie beim M. von Juvenas und dem von Chantonnay von Poren und Blasenräumen durchzogen, wogegen Konkavitäten auf der Oberfläche in Form von unregelmäßig hexagonalen Zellen, in deren Tiefe Olivinkörner oder ein gelbbrauner Ueberzug, weniger selten sind. Durch Benetzung frischer Brüche od. angeschliffener Stellen mit schwacher Salz- oder Salpetersäure entdeckte v. Widmanstätten bunte Linearzeichnungen, die durch Auflösung des in den M. enthaltenen Eisens von krystallinischer, dem Gestrickten analoger Struktur und darauf erfolgende Bloßlegung des Nickels oder des Kobaltnickels hervorgebracht werden. Diese sogenannten widmannstättenschen Figuren zeigen an dem agramer M. fast gleichseitige Dreiecke (Oktaëderflächen), an denen von Lenarto und Toluca rektanguläre Figuren (Würfelflächen), an dem von Durango Granatoidflächen (vergl. Haidinger, Handbuch der vergl. Mineralogie. Wien, 1845, S. 323, Fig. 467—474). Auf dem meist hakigen Bruch erscheint Metallglanz und die weißlich-graue Farbe des Gußeisens; doch erscheint auch schwärzlich-graue (M. von Alais) und bunte Färbung, letzte da, wo ein deutliches krystallinisches Gemenge sichtbar wird. — f) Die Härte der M. geht von der gewöhnlichen des Eisens bis über die des bestgehärteten Stahls hinaus und das specifische Gewicht reicht von 1,9 (Alais) bis 7,7142 (Hauptmannsdorf). — g) Das Vorkommen der M. ist ein allgemein verbreitetes und an keine besondere Lokalität gebundenes. A. von Humboldt bemerkt, daß wahrscheinlich eine sehr große Anzahl von Meteorsteinfällen unbeachtet vorübergehe u. daß gewiß sehr viele M. in uncivilisirten Ländern oder

auf dem Boden des Meeres liegen. Man kann nicht annehmen, daß in Frankreich mehr M. niederfallen als in andern Landstrichen; da nun in diesem Lande von 6000 □Meilen innerhalb 26 Jahren 10 Meteorsteinfälle **beobachtet** worden sind, und dieser Flächenraum ungefähr $^1/_{2000}$ der ganzen Erdoberfläche ausmacht, so läßt sich erwarten, daß in diesem Zeitraum überhaupt etwa 20,000 Meteorsteinfälle Statt gefunden haben, was für jedes Jahr 700, für jeden Tag durchschnittlich 2 gibt. Höchst merkwürdig ist, daß, obgleich die M. als kosmischen Ursprungs, schon seit dem Bestehen der Erde auf sie hätten herabfallen können, doch in den ältern Sedimenten der Erdrinde noch keine Spur von ihnen gefunden worden ist. Nur in den Goldsandlagern von Petropaulowsk am Altai ist eine nickelhaltige Eisenmasse in einer Tiefe von 31½′ gefunden worden und sie dürfte der einzig sichere vorhistorische M. seyn. Unter den zahlreichst bekannten historischen Phänomenen der Art sind die merkwürdigsten des von Aegos Potamoi, nach **Plutarch** im Geburtsjahre des Socrates, nach morgenländischen Schriftstellern 855 oder 856 in Aegypten, im 14. oder 15. Jahrhundert bei **Elnbogen** (der verwünschte Burggraf), 1492 bei **Ensisheim** (ein Stück ist in der dortigen Kirche aufgehängt), 1511 bei Crema, wodurch ein Frate erschlagen ward, 1650 in Mailand, wo ein Mönch, und 1674 auf einem Schiffe, wobei zwei schwedische Matrosen getödtet wurden, 1751 zu Hradschina bei Agram, 1790 zu Barbotan im Departement des Landes, 1794 zu Siena, 1795 zu Woldcottage in Yorkshire, 1803 zu Aigle im Departement de l'Orne (Steinregen), 1807 zu Weston in Connecticut, 1808 zu Stannern, 1812 zu Erxleben, 1821 zu Juvenas im Ardèche Departement, 1822 zu Angers, 1833 zu Blansko (Steinregen), 1835 zu Belley, wobei eine Scheuer in Brand gerieth, 1836 zu Makao am Rio Assu in Brasilien (Steinregen), 1841 zu Javan in Ungarn (Steinregen), 1843 zu Kleinwenden bei Mühlheim, 1847 zu Hauptmannsdorf bei Braunau. Außerdem haben Meteorsteinfälle Statt gefunden zu Chantonnay, Smolensk, Sisim (1794 von **Pallas** entdeckt), Bittburg bei Trier (aus Unkunde wurden die M. in einem Frischfeuer eingeschmolzen), Lissa, Steinbach, Benares, Lontalar, Otumpa, Durango, in Louisiana, und wie in Hochasien Khalifen und mongolische Fürsten sich von frischgefallenen M. Schwerter schmieden ließen, so hat die patriotische Dankbarkeit aus einem Stücke des M. von Santa Rosa (Südamerika) einen Degen schmieden lassen und denselben Bolivar überreicht. In ungemeiner Häufigkeit sollen M. in den Hochebenen von Altacoma und San Jago del Estero in Peru und Argentin sich finden und daselbst als Eisensteine benutzt werden. — h) Wie schon oben angedeutet, fallen die M. aus Feuermeteoren und zwar in der Regel unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie am 14. Juli 1847, Morgens 3¾ Uhr bei Hauptmannsdorf unweit Braunau beobachtet worden sind. „Als der östliche unbewölkte Horizont in schöner Morgenröthe erglühte, während den westlichen eine dunkle Wolkenwand bedeckte, vernahm man zwei in dem Zeitraum, der zum Abfeuern einer Doppelflinte nöthig ist, auf einander folgende heftige Explosionen von Kanonenschußstärke. Durch die ganze Gegend war ein heftiges, mehre Minuten dauerndes Sausen und Brausen hörbar. Nach der Erzählung des Oberförsters Pollack hatte sich an dem sonst wolkenfreien Himmel, an dem noch einige Sterne sichtbar waren, über dem nordöstlich von Braunau gelegenen Dorfe Hauptmannsdorf eine kleine schwarze Wolke gebildet, die sich während ihres Hin- und Hertreibens zu einem horizontalen Streifen geformt hatte. Diese Wolke wurde plötzlich in feuriges Erglühen versetzt, während nach allen Richtungen Blitze zuckten und gleichzeitig zwei Feuerstreifen aus ihr scheinbar nach der Erde niederfuhren, worauf die erwähnten beiden Kanonenschläge folgten. Gleich darauf erschien die Wolke aschgrau und von rosettenförmigem Umriß, stand längere Zeit so und theilte sich in Streifen auslaufend nach Nordost und Südwest, bis sie endlich verschwand. Es war deutlich wahrnehmbar, daß sich an jenem Punkte die Luft in großer Bewegung befand." Beim Nachsuchen fand sich auf einem Acker ein 3′ tiefes Loch und auf dem Grunde desselben ein 427 Pfund schwerer M., der noch 6 Stunden nach dem Niederfallen so heiß war, daß er nicht berührt werden konnte. Ein zweites 30 Pfund schweres Stück war durch das Dach eines Hauses gefallen. Aus der Entfernung, in welcher die beiden Bruchstücke von einander lagen und aus ihren Einfallswinkeln wurde berechnet, daß das Zerspringen des Meteors in einer Höhe von 29,500′ erfolgt seyn müsse. In ähnlicher Weise geschieht auch der Meteorsteinfall bei Nacht, nur ist dann die Feuererscheinung lebhafter und zeigt sich meist als ein langgezogener Feuerstreifen. Nur höchst selten fallen M. zwar auch unter donnerähnlichem Krachen aber ohne Gewölkbildung, wie am 16. September 1843 zu Kleinwenden bei Mühlhausen. Häufig will man beim Fall der M. auch Schwefelgeruch wahrgenommen haben. Sind die Feuerkugeln, aus denen die M. herabstürzen, wirklich kosmischen Ursprungs und den Sternschnuppen nächst verwandt, so reicht ihre Höhe, d. h. der Anfang und das Ende ihrer Sichtbarkeit nach **Benzenberg** und **Brandes** bis zu 35 Meilen und ihr wirklicher Durchmesser schwankt zwischen 500—2600′, während die Geschwindigkeit, mit der sie sich **gegen** die Erdbahn bewegen, eine wirklich planetarische, nämlich 4½—9 Meilen in der Sekunde ist. — i) Nach **Plutarch** hielt schon Anaxagoras den Stein von Aegos Potamoi für einen vom Himmel gefallnen u. nach **Diogenes** von Apollonia bewegten sich neben den sichtbaren Sternen am Himmel auch unsichtbare, die eben deshalb keinen Namen haben. Diese fallen oft auf die Erde herab und erlöschen, wie der bei Aegos Potamoi feurig herabgefallene „steinerne Stern". Von eben diesem Steine vermutheten Andere, daß er aus der Sonne gekommen sey u. bei **Aristoteles** findet sich die Meinung, die M. seyen durch Orkane aufgehoben und fortgetragen worden oder hätten sich aus Dünsten der Erde zusammengeballt. **Plinius** erzählt, daß Zoroaster eines solchen M.s zu magischen Künsten sich bedient habe und von

Dalberg bemerkt, die M. hießen Bätylien (nach Eusebius u. Philo v. Biblos, ein phönicisches Wort), auch belebte Steine, die der Gott Cölus mit kühner Kunst bildete; Betylos aber war einer der 4 Söhne des Uranos und der Gäa, und dieser Gott muß von den kleinen Betylen unterschieden werden, die nach dem Glauben der Zeit von kleinen Göttern bewohnt werden, welche ihnen magische Kräfte verleihen. Zu Cholula sahen die Begleiter des Cortez den M., der auf die nahe Pyramide gefallen war und bei den Aſhanti an der Küste Guinea werden mit bunten Lappen umwickelte Magnetsteine göttlich verehrt und die Priester behaupten, diese ihre Götter fielen von Zeit zu Zeit vom Himmel. Trotz dem, und obgleich immer wieder von Meteorsteinfällen berichtet wurde, zogen die Naturforscher bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Nachrichten in Zweifel, bis zuerst Halley, nach ihm Wallis, Bergmann und endlich 1792 Lichtenberg und 1794 Chladni bestimmt es aussprachen, daß das Phänomen der Meteorsteinfälle eine unbestreitbare Thatsache sey. Die Bestätigung folgte sofort, denn schon 1795 beschrieb Olbers den Meteorsteinfall zu Siena, der 1794 Statt gefunden hatte, 1795 wurde ein ähnliches Ereigniß zu Woodcottage beglaubigt und Howard, der die M. untersuchte, fand darin Eisen und Nickel und legte 1802 seinen Bericht der k. Gesellschaft in London vor. Laplace ließ nun die M. aus dem Monde kommen und 1803 fiel zu Aigle ein Steinregen, zu dessen Untersuchung Biot von der französischen Akademie abgesendet ward. Biots Bericht hob alle Zweifel über die Thatsache und die begleitenden Umstände, und da diese denen, welche von frühern Steinfällen berichtet wurden, so ähnlich waren, so wurden nun auch die älteren Berichte von Meteorsteinfällen als glaubwürdig anerkannt. — Seit dieser Anerkennung sind über die Entstehung der M. besonders 4 Hypothesen aufgestellt worden: 1) die vulkanische Hypothese, nach welcher die M. Produkte der terrestrischen Vulkane seyen. Besonders Olbers nahm sich dieser Hypothese an, obgleich die M. mit vulkanischen Produkten keine Aehnlichkeit haben und es sich nicht begreifen läßt, daß die Erdvulkane hinlängliche Kraft besitzen, um Gesteinmassen in so große Höhen und Entfernungen zu schleudern. — 2) Die selenitische Hypothese, auf die auch schon Olbers hinweist, aber sich ihrer nicht annimmt. Sie hält die M. für Produkte der Mondvulkane (Mondsteine) und ist wohl zuerst 1660 von Terzago in Tortona aufgestellt, dann von Laplace vertheidigt worden. Olbers, Brandes und Chladni beschäftigten sich mit ihr behufs ihrer Widerlegung, und der Erstere berechnet, „daß bei der von Laplace angenommenen Anfangsgeschwindigkeit von 7377′ in der Sekunde die M. mit einer Geschwindigkeit von 35,000′ an die Oberfläche der Erde gelangen würden. Da die gemessene Geschwindigkeit der M. aber im Mittel über 114,000′ in der Sekunde ist, so müßte die ursprüngliche Wurfgeschwindigkeit im Monde fast gleich 110,000′ seyn“, während nach Peters die Wurfgeschwindigkeit des Aetna nur 1250′ die des Pic von Teneriffa nach von Humboldt 3000′ beträgt. — 3) Die atmosphärische Hypothese, vorzugsweise von Egen, Fischer, Ideler, Fusinieri ꝛc. unterstützt, will die M. als Produkte unsrer Erde, also tellurischen Ursprungs, betrachten. Demnach soll die Atmosphäre vermöge der Einwirkung metallauflösender Gasarten immer eine gewisse Menge Metalltheilchen suspendirt enthalten, die erst in die ungeheuren Räume der obersten Luftschichten zerstreut, durch irgend eine mit Lichtphänomenen vergesellschaftete Naturkraft plötzlich zusammengerinnen, wobei zugleich Kräfte thätig werden, welche die so gebildeten Körper in Richtungen, die von jener der Centripetalkraft abweichen, forttreiben. Diese schon in der tellurischen Hypothese der Alten vorgebildete Annahme, welche augenscheinlich den in den M. enthaltenen Stoffen den irdischen Ursprung vindiciren soll, erklärt weder die Art und Weise der Koagulation, noch auch die Ursache der Geschwindigkeit, mit der die Feuermeteore sich bewegen. Auch scheint die Annahme eines tellurischen Ursprungs jener meteorischen Stoffe gar wenig in der Nothwendigkeit begründet zu seyn. Schon Newton sagte einst zu Conduit „he took all the planets to be composed of the same matter with this earth, viz. earth, water and stones, but variously concocted, u. v. Humboldt macht darauf aufmerksam, daß, wenn man vermuthen darf, daß alle um unsre Sonne kreisenden Massen sich aus der einigen, meist weit ausgedehntern Sonnenatmosphäre wie aus dunstförmigen Ringen abgeschieden haben, die anfänglich um den Centralkörper ihren Kreislauf beschrieben, recht füglich die Stoffe, die zu Einer Gruppe von Weltkörpern, zu Einem Planetensysteme gehören, großentheils dieselben seyn können. — 4) die kosmische Hypothese, zuerst schon von den Griechen, dann nach langer Vergessenheit von Halley (1686), Wellis, Bergmann, Lichtenberg und Chladni aufgestellt, ist durch mehre Entwickelungsphasen hindurchgegangen. Anfangs wurden hiernach die M. für Trümmer zerstörter Weltkörper oder wie Chladni lieber will, für selbstständige im Weltraume sich bewegende Stoffanhäufungen gehalten und ihre Unabhängigkeit von der Erde durch ihre der Erdbahn entgegengesetzte Bewegung zu erweisen gesucht. Letzteres bestätigte Olmsted dadurch, daß er erwies, wie in der Nacht vom 12. zum 13. November alle Feuerkugeln u. Sternschnuppen von einer u. derselben Stelle am Himmelsgewölbe nahe bei dem Stern γ Leonis ausgingen u. von diesem Ausgangspunkte nicht abwichen, obgleich während der langen Beobachtungszeit der Stern sein Azimuth veränderte, wonach die leuchtenden Körper von außen, aus dem Weltraum, in unsere Atmosphäre gelangen mußten. Im Jahre 1840 zeigte Capocci, daß in dem Falle der Aërolithen eine 5jährige Periode, die mit den Sternschnuppenfällen zusammentreffe, Statt finde und erklärte die Feuerkugeln für Kometen von kleinem Volum. Nun erst, namentlich gestützt durch A. von Humboldt, gelangte die Hypothese zu der Entwickelung, in welcher sie die Gegenwart annimmt. Die M. sind demnach die Kerne jener zahllosen kleinen dunkeln Körper (planetarische Asteroiden), die

sich neben Planeten und Kometen um die Sonne bewegen und dann erst sichtbar werden, wenn sie der Oberfläche unsres Dunstkreises nahe sind oder in die obersten Schichten desselben gelangen (vielleicht wegen stärkerer Kompression und wegen Oxydirung der anfangs elementaren Stoffe durch Zersetzung der nunmehr aufgenommenen wässerigen Dünste). Viele oder die meisten dieser Sternschnuppen mögen unversehrt wieder aus unsrer Atmosphäre hinaustreten und ihre durch Anziehung der Erdmasse nur in der Excentricität veränderte Bahn um die Sonne fortsetzen, so daß sie erst nach mehren Umläufen wieder sichtbar werden; aber die wirklich niederfallenden M. bieten uns die einzig mögliche Berührung von etwas, das unsern Planeten fremd ist. „Gewöhnt, alles Nicht-Tellurische nur durch Messung, durch Rechnung, durch Vernunftschlüsse zu kennen, sind wir erstaunt zu betasten, zu wiegen, zu zersetzen, was der Außenwelt angehört. So wirkt auf unsre Einbildungskraft eine reflectirende, geistige Belebung der Gefühle, da wo der gemeine Sinn nur verlöschende Funken am heiteren Himmelsgewölbe, wo er im schwarzen Steine, der aus der krachenden Wolke herabstürzt, nur das rohe Produkt einer wilden Naturkraft sieht". — Vgl. auch Sternschnuppen. — k) Literatur: Aristoteles, Meteor. I, 7; — Stobäus, Ecl. phys., I, 25; — Diogenes Laert. II, 10; — Plutarch, de plac. philos.; — Plinius, Hist. Nat. II, 58; — Terzago, Musaeum Septalianum, 1664; — Kepler, Epitome Astron. Copernicanae; — Halley, Philos. Transact., XXIX; — Lichtenberg, Göttinger Taschenbuch, 1792; — Chladni, Ueber die Feuermeteore rc., Wien, 1794; — Fischer, Abhandlung der berliner Gesellschaft, 1820, 1821; — Klöden, in Gilberts Annalen LXXII, 1822; — Laplace, Exposition du Syst. du Monde., 1824; — Ideler, Ueber Ursprung der Feuerkugeln rc., Berl. 1832; — Annuaire pour, 1836; — Poisson, Rech. sur la probabilité des jug., 1837; — Benzenberg, Sternschnuppen, 1837; — Olbers, in Schumachers Jahrb., 1837, 1838; — Capocci, im Comptes rendus, XI; — Biot, Traité d'Astron. phys., I, 1841; — Rammelsberg, Handwörterbuch der Mineralogie, 1843; — Außerdem: Zeitschrift für Naturlehre, VII, IX, Neue Folge I; — Poggendorfs Annalen, XXXIII, XXXVI, XL, S. 3; — Brandes, Unterhaltungen für Freunde der Astronomie und Physik, I; — Gehler, Neues physikalisches Wörterbuch; — Berzelius, Jahresbericht XV; — Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland.

Meteorus (Bot.), nach Loureiro, Pflanzengattung. Art: M. coccineus *Lour.*, s. v. a. Stravadium coccineum *Dec.*

Meter, Metre, franz. Längenmaß, welches zugleich die Grundlage sämmtlicher französischer Maße und Gewichte bildet; s. Paris.

Metercosa (a. Geogr.), Stadt der Carpetaner in Hispania Tarraconensis (Ptol. II, 6, 57).

Meteren, franz. Dorf, Depart. Nord, Bez. Hagebrouk; 2370 Einw.

Meterkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Matricariae, s. Pyrethrum Parthenium *Sm.*

Meterythrin, s. Telerythrin.

Meth (Meht), Getränk, welches aus Honig und Wasser bereitet wird. Man läßt 1 Maß Honig mit 8 Maß Wasser bei gelindem Feuer kochen und schäumt die Masse gehörig ab, bis sie ganz klar ist. Um das Getränk länger aufbewahren zu können, kocht man es auch bis zum Klebrigwerden ein. Das abgekühlte Honigwasser läßt man darauf in einem ausgepichten Fasse 3 Monate lang gähren, worauf das Faß zugespündet und in den Keller gelegt, wohl auch einige Zeit in die Erde gegraben wird. Um den M. gewürzhafter u. stärker zu machen, thut man Hopfen, Koriander, der vorher in Essig gebeizt worden, Salbeiblätter, Muskatnuß, Nelken, Zimmt, Galgant und anderes Gewürz hinzu, und zwar auf diese Weise, daß man dasselbe in leinenen Säckchen bei dem Absieden in den Kessel hängt. Durch langes Liegen wird der M. an Stärke und Geschmack dem spanischen Weine ähnlich. Am besten fällt er aus, wenn man ihn in den Hundstagen bereitet. Der gemeine gelbe Honig gibt braunen, der weiße Honig weißen M., welcher der bessere ist. Statt des Wassers kann man den Honig auch mit Wein, Most, Bier, Essig abkochen, wodurch man Wein-, Most-, Bier- u. Essig-M. erhält. Füllt man ihn mit gutem alten Franzwein auf, so wird er dem Weine täuschend ähnlich. Der M. ist ein altherkömmliches Getränk der Germanen, von denen ihn die Slaven bekommen zu haben scheinen. In Ungarn ist er ein wichtiger Handelsartikel.

Methäcus (griech. Lit.), aus Sicilien, nach Suidas Verfasser von Werken über Jagd (κυνηγετικά) u. über Kochkunst (ὀψαρτυτικά). Auch Athenäus erwähnt ein Werk des M. über Kochkunst unter dem Titel: Ὀψαρτυτικός und auch eine Ὀψοποιΐα Σικελική.

Methana (a. Geogr.), 1) alte Stadt in Argolis auf der ihr gleichnamigen, Aegina gegenüber u. oberhalb Trözene weit ins Meer hinausragenden Halbinsel, mit einem Kastell auf einem steilen Berge, der durch vulkanische Ausbrüche entstanden seyn soll, und an dessen Fuße die kleine Stadt lag, die einen Tempel der Isis hatte. Der Ort ist immer noch unter dem Namen M. oder Mitone vorhanden u. zeigt einige Ruinen (Ptol. III, 16, 12 nennt sie Methene); — 2) Methanah, Hauptort der Gegend Arnonas in Peräa.

Methapus (griech. Myth.), Athener, welcher nach der Sage den Kabirendienst in Thebe einführte und die Mysterien der großen Göttinnen zu Andania läuterte (Paus. IV, 1, 7.).

Metharme (griech. Myth), Tochter des Pygmalion, Gemahlin des Cinyras (Apollod. III, 14, 3.).

Methbirnen (Pomol.), nach Oken, s. v. a. Birnbirnen; s. Birnbaum, II.

Methe (griech.), 1) Trunkenheit; — 2) Personifikation derselben, s. Dionysus, Silenus.

Metheg (hebr., Gramm.), kleiner perpendikulärer Strich zur Linken der hebräischen Vo=

kale, steht in mehrsylbigen Wörtern in der 1 oder 2. Sylbe vor der Tonsylbe und zeigt an, daß man bei dem damit bezeichneten Vokal, wie wohl kein Interpunktionszeichen dabei steht, doch hinlänglich anhalten und ihn deutlich markiren soll.

Methemerina febris (Febris quotidiana, Med.), das alltägliche Fieber.

Methen, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 310 Einw.

Metherie, Jean Claude de la M., s. Lametherie.

Methewitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Pegau; 100 Einw.

Methfessel (Biogr.), 1) Albert Gottlieb, herzogl. braunschweigischer Kapellmeister u. berühmter Liederkomponist, geb. zu Stadtilm den 20. September 1786, wurde von seinem Vater, dem Kantor und Musikdirektor daselbst, frühzeitig gründlich in der Musik unterrichtet, versuchte sich schon im 12. Jahre in der Komposition von Kirchenstücken, die sein Vater aufführte, kam 15 Jahre alt, aufs Gymnasium nach Rudolstadt, wo er sogleich den öffentlichen Singchor frequentirte, dessen Präfekt er in den letzten 3 Jahren wurde und den er mit Motetten, Kantaten u. dergl. von seiner Komposition reichlich beschenkte, und erwarb sich durch seinen schönen Gesang und als herzensguter Mensch die Liebe von Allen, mit denen er in Berührung kam. Im J. 1807 ging er nach Leipzig, ein Jahr darauf auf Kosten der Fürstin v. Schwarzburg-Rudolstadt zu weiterer Ausbildung nach Dresden, wo er 2 Jahre blieb, u. dann Hof- und Kammersänger zu Rudolstadt wurde. Später hielt er sich eine Zeit lang in Braunschweig auf, folgte von da 1824 einem Rufe als Gesanglehrer nach Hamburg, bis er endlich 1831 als Kapellmeister wieder nach Braunschweig ging, wo er bis 1841 thätig war, dann aber wegen Gehörleiden um seine Entlassung und Pensionirung bat u. beide erhielt. Von seinen ersten Liedern dürften vorzüglich zu nennen seyn: Sehnsucht von Schiller; — Arminia von Tiedge; — 6 3stimmige Gesänge, Op. 11; — Es tönen die Hörner; — Es stürmt auf der Flur; — das zu Hamburg herausgegebene u. schon öfters neu aufgelegte Kommersbuch; — ein Liederkranz von Gesängen und Liedern u. s. w. In neuerer Zeit ist er außer mit vielen kleineren Gesängen, die besonders oder in verschiedenen Sammlungen erschienen, noch mit einer Erndtekantate vor die Oeffentlichkeit getreten. Eine seiner neuesten Sammlungen ist: Zwölf Lieder, Op. 1, 45. (In drei Ausgaben.) Berlin 1850. Außerdem besitzen wir von ihm noch reine Instrumentalsachen, Sinfonien, Orgel- und Klavierstücke u. s. w. — 2) Friedrich, älterer Bruder des Vorigen, trefflicher Liederkomponist, wurde den 27. August 1771 zu Stadtilm geboren, von seinem Vater in der Musik gebildet, studirte nach vollendetem Schulkursus zu Leipzig Theologie, nahm 1796 eine Hauslehrerstelle an, die er jedoch bald wieder aufgab, um sich bloß mit Musik zu beschäftigen. Er hielt sich nun längere Zeit zu Alsbach, Rhena, Ratzeburg, Probstzella, Saalfeld, Koburg, Eisenach u. Stadtilm auf, gab 14 Liedersammlungen, die des Guten viel enthielten, heraus und komponirte auch eine Oper „Doktor Faust", die er indessen nicht vollendete, da er schon im Mai 1807 †.

Metgethen, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg; 240 Einw.

Methill, brit. Dorf und Hafen, Schottland, Grafsch. Fife, am Forth-Golf, nordöstlich bei Kirkaldy; 510 Einw.

Methionsäure, von Liebig entdeckt, bildet sich, wenn man Aether bei gewöhnlicher Temperatur (bei niederer Temperatur entsteht Aetherunterschwefelsäure) mit wasserfreier Schwefelsäure sättigt, u. wird gewonnen, wenn man die saure, dicke Flüssigkeit mit Wasser vermischt, so lange kocht, als noch ein Geruch nach schwefeliger Säure oder Aether wahrzunehmen ist, dann wieder mit Wasser verdünnt, mit kohlensaurem Baryt sättigt, vom niederfallenden schwefelsauren Baryt abfiltrirt, das Filtrat durch Eindampfen koncentrirt und mit dem gleichen Volum Weingeist vermischt. Es schlägt sich hiedurch, gerade wie dort, ein Barytsalz nieder, und dieses ist im vorliegenden Falle methionsaurer Baryt. Derselbe stellt farblose, glänzende, dem chlorsauren Kali ähnliche, blättrige Krystalle dar, lößt sich in 40 Thl. kaltem, leichter in siedendem Wasser, nicht in Weingeist und besteht nach Redtenbacher aus: $(Ba\,O + S\,O_3) + (Ca\,H_3\,O + SO_3)$. Die freie Säure erhält man daraus durch vorsichtige Zerlegung der Solution mittelst verdünnter Schwefelsäure, und Abdampfen der Flüssigkeit an der Wärme. Sie ist sehr sauer und läßt sich ohne Zersetzung kochen und abdampfen. Formel der wasserfreien Säure im Barytsalze: $S_2\,C_2\,H_3\,O_7$.

Methlangen, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Gmünd; 120 Einw.

Methler, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hamm; Jahrmarkt; 430 Einw.

Methlick, britisches Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Aberdeen; 1380 Einw.

Methobiostatica (Methobiostatice, Med.), die Biostatik der Trunksucht, Betrachtung der Folgen der Trunksucht für das menschliche Leben.

Methoca (Entom.), nach Latreille, Bastardameise, Gattung der Hymenoptera aculeata Heterogyna *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Formica *L.* Charakter: Bruststück u. erster Bauchring knotig; zweiter Bauchring sehr groß. Bekannteste Art: M. formicaria *Latr.*, schwarz, Brust und Beine braunroth.

Methode, 1) (Phil. und Pädag.), im Allgemeinen ein durch Principien und Regeln geleitetes Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Zwecks. Der Begriff der M. hat daher keineswegs ausschließlich im Gebiete der Erziehung, des Unterrichts und der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch für jede andere menschlich-vernünftige Thätigkeit, als Landwirthschaft, Gewerbsbetrieb 2c. seine volle Gel-

tung. Allenthalben steht dem methodischen Verfahren das fragmentarische, planlose, bloß von subjektiver Laune und Willkür abhängige, daher meistens unstet abspringende gegenüber. Entspricht die M. dem durch methodisches Verfahren zu erreichenden Zwecke, so ist sie eine richtige, angemessene, im andern Falle eine falsche. Ihre Angemessenheit aber wird durch die Natur des zu erreichenden Zwecks und dem Verhältniß zwischen diesem und den zu Gebote stehenden Mitteln bedingt, so daß es mithin für die verschiedenen Gebiete, auf welchen ein methodisches Verfahren möglich, eine unbegrenzte Mannichfaltigkeit von M.n gibt. Von besonderer Wichtigkeit ist aber das methodische Verfahren einmal bei der unterrichtlichen Thätigkeit und dann bei der wissenschaftlichen Forschung. Da die verschiedenen Lehrmethoden oder Lehrformen unter den Artikeln Lehrform, Lehrgang, Lehrmanier, Lehrton ihre ausführliche Darstellung u. Beurtheilung gefunden haben u. das Allgemeine über Unterrichtsmethode besser dem Artikel Unterricht und Unterrichtslehre vorbehalten bleibt, so beziehen wir uns im Folgenden lediglich auf die M. der wissenschaftlichen Forschung. Hier ist dieselbe ausschließlich durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und durch den inneren Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt. In solchen Wissenschaften, die sich damit begnügen müssen, aus einer Vielheit von Beobachtungen allgemeine Principien und Gesetze abzuleiten, sind vornehmlich die M.n der Induktion (s. d.) von Wichtigkeit, während da, wo es sich um Auffindung des inneren Zusammenhangs der Begriffe handelt, die M. den Charakter der Spekulation annehmen wird. Es stehen aber hier zwei Wege offen: man erstrebt das wissenschaftliche Erkennen nämlich entweder durch Fortschreiten von den Gründen (Principien) zu den Folgen oder umgekehrt durch Rückschreiten von den Folgen zu den Gründen an; jenes ist die progressive oder synthetische, dieses die regressive oder analytische M. Ein weiterer Unterschied in der M. der wissenschaftlichen Forschung macht sich geltend, je nachdem man entweder ein Gebiet der Erkenntniß schon als gefunden betrachtet und bei der Darstellung dem zufolge ganz von der Art der Auffindung absieht oder letztere vor Allem berücksichtigt und also die Gründe der gefundenen Sätze darlegt. Die letztere M. ist die heuristische oder genetische, die in neuerer Zeit besonders in der Geometrie mit großem Erfolge angewendet worden ist. Den methodischen Apparat, dessen die wissenschaftliche Forschung zur Lösung ihrer Probleme nicht entrathen kann, bietet die Logik in ihrer Lehre von den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen nur ganz im Allgemeinen dar, und es ist daher ein beschränkter Standpunkt der Wissenschaft, wenn man die sogenannte mathematische oder euklidische M., die von Axiomen und Erklärungen zu Lehrsätzen und Beweisen fortschreitet, als die einzige eigentlich und streng wissenschaftliche betrachtet, so wie auch Spinoza u. Wolf darin fehlten, daß sie in der rein äußerlichen Sonderung und Aneinanderreihung von Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien, Scholien, Lehrsätzen u. s. w. das eigentliche Wesen der mathematischen M. erblickten. In der Philosophie, wo M. den nicht willkürlichen, sondern absichtvoll nach gewissen Principien geregelten Gang des Denkens bezeichnet, sind die Ansichten über die richtige M. noch sehr getheilt. Während man früherhin, als man das philosophische Wissen statt auf Begriffe, auf intellektuelle Anschauungen gründen zu können meinte, alle auf der abstrakten Reflexion beruhenden Methoden geringschätzte, trat Hegel mit der Behauptung hervor, daß es für alle philosophische Forschung nur eine einzige M. gebe, und nannte seine eigne dialektische M., welche in der Entwickelung der Gedanken und Begriffe zugleich die Natur der Dinge vor Augen legen sollte, die wahrhaft genetische, das Wesen der Sache, selbst evolvirende. Andere Philosophen der Neuzeit dagegen, namentlich Herbart, statuiren für die Auflösung der verschiedenen philosophischen Probleme verschiedene Methoden, in so fern jede M. ihrem Gegenstand immanent sey und die Verschiedenheit der Gegenstände daher auch verschiedene M.n nöthig mache. — 2) M. des Studiums der Botanik, s. Botanik, Bd. V, S. 351 f. — Künstliche M., s. v. a. künstliches Pflanzensystem, Bd. V, S. 333 f. — Natürliche M., s. v. a. natürliches Pflanzensystem, Bd. V, S. 334 f. — 3) (Spielw.), s. Kegelspiel.

Methodik oder **Methodologie**, Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Lösung einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung einer Sprache oder einer Wissenschaft oder zum Vortrag der letzteren, zur Ausführung einer Obliegenheit 2c. Man kann daher fast allen Zweigen menschlich vernünftiger Thätigkeit eine M. zu Grunde legen und spricht daher ebensowohl von einer M. des akademischen Studiums und der einzelnen Branchen desselben, als von einer M. des musikalischen, des Zeichen- und Modelir- u. des Unterrichts in verschiedenerlei Handarbeiten 2c. Eine für das ganze Gebiet der Wissenschaften geltende M. ist noch nicht vorhanden u. wäre nur durch sehr specielles Eingehen in den Geist der einzelnen Wissenschaften zu schaffen. Zwar bietet die Logik methodische Gesetze u. Principien dar, welche für jegliche wissenschaftliche Forschung Gültigkeit haben; da diese aber nur die allen Wissenschaften gemeinsamen Grundsätze betreffen, so sind sie viel zu dürftig, um eine eigentliche M. abgeben zu können. Die kantische Schule nannte im Gegensatze zur Elementarlehre denjenigen Theil einer Untersuchung Methodenlehre, welcher sich mit der Anwendung der Elementarbegriffe auf das durch sie beherrschte Erkenntnißgebiet beschäftigt. — Hinsichtlich der M. des Unterrichts verweisen wir auf den Art. Unterricht und Unterrichtslehre.

Methodiker, 1) jeder, welcher sich streng an eine Methode hält; — 2) (Med.), s. Methodische Medicin.

Methodische Aerzte (Methodiker, Methodici medici, Med.), Gründer und Anhänger der methodischen Schule. Ueber Asklepiades von Pausa (100 v. Chr.) den wir als Veran-

lasser der methodischen Schule kennen, s. Asclepiades. Themison, sein Nachfolger (65 v. Chr.) hat zwar viele Schriften hinterlassen, jedoch ist keine derselben auf die Nachwelt gekommen. In besonderem Ansehen scheint seine Abhandlung über die chronischen Krankheiten, die erste ihrer Art, gestanden zu haben. Von seinem Leben wissen wir wenig und dies nur anmerkungsweise. Daß er ein tüchtiger Mann gewesen seyn muß, erhellt wohl schon aus dem sonstigen Schweigen des großen Widersachers der „von ihm erfundenen Narrheit" (*Θεμίσων ὁ τὴν ἴζαν τῆς ἐμπληξίας ταύτης ὑποθέμενος*) des Galen in dieser Beziehung. Der Hieb, welchen ihm Juvenal gibt (quot Themison aegros autumno occiderit uno; Sat X. 221.) kann ernsthafter Weise gar nicht in Betracht kommen; aus den Mittheilungen des Cölius Aurelianus lernen wir viele und wesentliche Verdienste des Themison um die Kenntniß und Behandlung einzelner Krankheiten, des Rheumatismus, des Aussatzes, der Satyriasis und der Hydrophobie kennen. An letzterer behandelte er einen ungenannten Arzt, dessen Anfälle sich vom Herabfließen der Thränen erneuerten. Themison wurde hierbei so heftig angegriffen, daß er selbst in eine spastische Wasserscheu verfiel, von der er mit Mühe gerettet wurde. Er führte den Gebrauch der Blutegel in die Heilkunst ein, erfand verschiedene Zusammensetzungen, wie das Diagoydium und Diakodium, und hinterließ außer dem Werke über die hitzigen und chronischen Krankheiten noch andere über die Perioden der Behandlung, über die Lebensordnung, über den Wegebreit (Plantago), dem er Universalheilkräfte zuschrieb, so wie viele medicinische Briefe. — Unter seinen Anhängern haben Eudemus (44 v. Chr.) u. Vectius Valens (gleichzeitig) der Nachwelt nur ihre sehr befleckten Namen hinterlassen (Tac. Ann. II, 30, 31, Plin. XXIX. 5.). Auch von Mnaseas, Philo, Dionysius, Proclus, Rheginus, und Antipater kennen wir fast nur die Namen (Gal., Meth. med. 1, 7). Menemachus von Aphrodisias, Apollonidas, Olympicus, den Galen den läppischen nennt, dessen Schüler Apollonius v. Cyprus, welcher der Lehrer des Julian, eines Zeitgenossen Galens, war (vergl. Galens Streitschr. *εἰς Ἰουλιανὸν*) waren methodische Aerzte vor und mit Galen, über deren Verwirrtheit dieser heftige Angriffe erhebt. Ihnen allen voran steht: Thessalus von Tralles, der sich auf einem selbst errichteten Denkmale am appischen Wege die Inschrift: *Ἰατρονίκης*, Sieger der Aerzte, setzen ließ. Er kam nach Rom zur Zeit des Nero, dem er sich in einem Briefe als Gründer einer neuern und einzig wahren Sekte schilderte, da alle seine Vorgänger nichts Nützlicheres, weder zum Schutze der Gesundheit, noch zur Besiegung der Krankheiten geleistet hätten. Er schrieb ein Werk: *περὶ κοινοτήτων* (de communitatibus); ein anderes: *περὶ συγκριτικῶν* (de syncriticis), wie auch über die Wirkung der Arzneimittel, der chronischen Krankheiten u. s. w., wahrscheinlich stets in sehr heftiger Sprache, etwa an den Paracelsus in schlechterer Weise erinnernd. Doch bildete er die umstimmende Methode vollständig aus. Auch führte er die schlechte Sitte ein, seine Kranken in Begleitung aller seiner Schüler, eines gemeinen Haufens, zu besuchen, worüber Martial (V. 9.) satyrisirt. Von seinen Schriften sind nur einzelne Bruchstücke erhalten und nicht gesammelt. — Der Schmuck und die Zierde der methodischen Schule war Soranus der Ephesier, des Menander Sohn, den man den Aelteren nennt, ungeachtet man nicht weiß, ob der Verfasser der von Cölius Aurelianus übersetzten Bücher nicht mit dem sogenannten Jüngeren, dem Verfasser zweier noch erhaltenen Werke über Knochenbrüche und über den Uterus und über die weiblichen Geschlechtstheile, dieselbe Person ist. Jener, dessen Galen gelegentlich erwähnt, lebte um die Zeit des Trajan und Hadrian (97—120 n. Chr.) zu Rom, wo er mit großem Ruhme wirkte. Mit dem Aur. Soranus, dem Verfasser der *βιοὶ ἰατρῶν*, darf Jener nicht verwechselt werden. Einer seiner Zeitgenossen war Moschion, der Verfasser des ersten Hebammenkatechismus. Das wichtigste uns überbliebene Denkmal des Wirkens der Methodiker ist die lateinische Bearbeitung der Werke des Soranus von den hitzigen u. langwierigen Krankheiten durch Cölius Aurelianus (s. B. VIII, S. 113.).

Methodische Medicin (Medicina methodica, Med.), methodische Schule, eine medicinische Sekte, welche im innigen Zusammenhange mit gewissen nothwendigen Entwickelungsbahnen des menschlichen Geistes in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christo entstand, ihrem Wesen nach mit der Tendenz einer Versöhnung und Ausgleichung streitender und bis zum Extrem sich befehdender Principien; ihrer Entwickelung nach freilich sehr bald von einem so hohen Ziele in das Gebiet der niederen Praxis niedergezogen, aber dem Geschichtsforscher u. der Wissenschaft selbst werth durch die Wahrheit der Grundsätze, welche jetzt, entkleidet ihrer partikulären Verhüllungen, als richtige Entdeckungen und wesentliche Förderungen für die Heilkunst erscheinen. Nachdem in Hippocrates dem Großen und seinen nächsten Mitwirkern die Unmittelbarkeit des Zeitalters in einer kindlich wahren Vereinigung reiner Beobachtungen und gläubiger Beziehungen auf ein göttliches Höchstes gleichsam verklärt u. im hellsten Lichte aufgestrahlt war, hatte sich der hierin verborgene Gegensatz des Objektiven u. Subjektiven des Urtheils und der Wahrnehmung alsbald entschiedener hervorgethan u. jene Trennung begründet, welche wir äußerlich als den Sektengegensatz der Dogmatiker und Empiriker kennen. Nicht getrennt, wie Celsus sagt, hatte Hippocrates die Medicin von der Philosophie, vielmehr zu dem Religiös-philosophischen das Praktische hinzugefügt und beide in seiner Lehre verbunden; aus den Tempeln und Säulenhallen war die Wissenschaft hervorgegangen; das Leben gesellte ihr die Praxis hinzu. Damit war der Empirie diejenige Stelle eingeräumt, von welcher aus sie später, zu einer höheren Selbstständ-

digkeit entwickelt, die Dogmen u. Philosopheme der folgenden Schulen bestritt. In dem galenischen Buche, welches empirici medici informatio überschrieben ist, und in der εἰσαγωγή des Pseudogalenisten (Herodotus?) wird Acron von Acragant, welcher um die Zeit der Geburt Hippocrates II. gelebt haben soll, als Stifter einer Sekte bezeichnet, die nach ihm die Sekte der Acronäer genannt, und mit der empirischen identisch gesetzt wird. Ihn hält man für einen Periodeuten, und sein Name mag, gleich denen des Crito, Philistio und Philinus von Cos, nur zur Andeutung dienen, wie frühzeitig sich jene, nur in Hippocrates versöhnte, dialektische Benennung von Urtheil und Wahrnehmung wieder in der Wissenschaft hervorthat. Serapion der Alexandriner (280 v. Chr.), von welchem Celsus sagt: primus omnium experimentis medicinam posuit, scheint vorzugsweise zur Festsetzung der empirischen Lehrsätze in einer besondern Schule oder Sekte gewirkt zu haben. So ward dem nach den Ursachen forschenden und Alles auf die Ursachen beziehenden Dogmatismus der philosophirenden Aerzte gegenüber der direkte Versuch, und (wenigstens bei den Besseren) die Beobachtung aus Analogie von den Empirikern zur gebührenden Geltung und über diese hinaus in die Wissenschaft eingeführt. Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge oder Verirrungen dieser Schule nachzuweisen, zu zeigen, mit welchem Rechte sie auf die Resultate am Krankenbette hinwies, od. wie sie im Gegentheile in dem abergläubischen Gebrauch specifischer Heilmittel, die sie gefunden zu haben wähnte, und in alle jene Zerstückelungen u. Negationen verfiel, denen sich die schlechthin grundlose Sinnlichkeit niemals entziehen kann, und deren Unmittelbarkeit um so frucht- und haltloser werden mußte, da selbst Anatomie und Physiologie, als der medicinischen Untersuchung fremde Wissenschaften, aus dem Gebiete der Empirie hinausgestoßen worden waren. Genug — nachdem um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. diese beiden einander widersprechenden Anschauungsweisen sich zu ihren fernsten Extremen entwickelt hatten, mußte nothwendig eine Epoche eintreten, in welcher der Versuch gemacht wurde, eine Vermittlung und Versöhnung der Widersprüche herbeizuführen. Daß dieser Versuch lediglich mit der Tendenz entstanden sey, die Medicin so viel als möglich jeder wissenschaftlichen Schwierigkeit zu überheben, kann man bei dem wesentlichen und inneren Zusammenhange seines Erscheinens, schwerlich auf eine hämische Bemerkung des Plinius hin annehmen, welcher das Abgehen von der Sekte der Herophileer daraus erklärt: quoniam necesse erat in ea literas scire. Man muß hier immer den großen unwürdigen Haufen von der Sache und ihren redlichen Anhängern trennen. Um diese Zeit war unter den philosophirenden Aerzten Asclepiades von Pausa zu Rom, wohin er um das Jahr 100 v. Chr. gekommen war, in höchsten Ansehen und Ehren. Sein System gründete sich auf die sogenannte Korpuskulartheorie, auf die Ansicht der Zusammensetzung der Körper aus gewissen nicht gerade untheilbaren (ἄτομοι) Grundkörperchen (ὄγκοι) und den zwischen ihnen befindlichen Gängen (πόροι, foramina invisibilia). Unter seinen Schülern war Themison aus Laodicea derjenige, welcher hier vorzugsweise genannt werden muß. Den größten Theil seines Lebens hindurch hatte er, den Grundsätzen seines großen Lehrers huldigend, die Praxis, wie man sagt, nicht gerade mit Glück (Juvenal II. Sat. X, 221; Hecker I, 409) betrieben, als er endlich mit seiner neuen Lehre hervortrat, die mehr als die bisherigen, die Einheit und Sicherheit in der Arzneikunde herstellen sollte. Man hat behauptet, es sey die abnehmende Kraft des Geistes und der Sinne für den Themison Veranlassung gewesen, eine neue, bequemere Heilmethode aufzusuchen; aber mit abnehmender Geisteskraft schreibt man nicht Werke, welche von Plinius (XIV. 21) den Titel eines: auctor summus einbringen, und es ist überhaupt wohl anzunehmen, daß Themison seine neue Lehre nicht etwa erst in späteren Jahren erfand, sondern nur damit öffentlich hervortrat, wobei er (vielleicht aus Achtung od. Furcht) den Tod des Asclepiades abgewartet zu haben scheint (Plin. XXIX, 5). Den Mittelweg, welchen er suchte, glaubte Themison darin zu finden, daß er die zerstreute Empirie an die Anschauungsweise der Korpuskulartheorie knüpfte. Es gehe, lehrte er, aus der Zusammensetzung des Körpers durch die Grundkörperchen entweder das Starre (στεγνὸν, adstrictum), od. das Flüssige (ῥοῶδες, fluens), od. ein Gemischtes (μεμιγμένον, mistum) hervor, und begründe im Körper einen der drei entsprechenden Zustände, στέγνωσις, ῥόσις, oder μίξις (wegen der Synonyma, vgl. Hecker I. 399). Welcher dieser drei Zustände obwalte, darauf allein komme es an, und man bedürfe der Kenntniß der Ursachen nicht, wenn man nur diese Gemeinschaftlichkeiten (κοινότητες Galen, communia morborum Cels.) zu erkennen wisse (Gal., Meth. med. 1, III. d., de sectis etc. 6; Cels., in praef.; Coel. Aurel., cel. pass. 1, 4., tard. pass. 1, 1). Hiermit gebührt dem Themison als unbestreitbares Verdienst der Gedanke an die allgemeine Indikation und die erste Begründung der allgemeinen Therapie, welcher der Begriff der Methode noch heute nothwendig inhäbirt. Unzulänglich freilich und höchst einseitig war die Bearbeitung in dieser Richtung, namentlich wie sie von Galen wiedergegeben wird. Wenn nämlich die natürlichen Ausleerungen des Körpers angehalten sind, besteht Starrheit, Stokkung; wenn etwas reichlicher ausgesondert wird, Verflüssigung; beides aber kann auch zusammen vorhanden seyn, wie im Auge, welches zugleich entzündet ist und Flüssiges absondert (de sectis etc. 6). Diese allgemeinen Eigenschaften allein sind bei der Behandlung zu berücksichtigen, das Starre ist zu lösen, das Flüssige anzuhalten, u. wo beides sich vorfindet, das Dringendere zuerst zu thun, ohne Rücksicht auf die Ursachen oder Orte. Daß eine so allgemeine u. undurcharbeitete Theorie ohne fernere Ausbildung am Ende mit der gewöhnlichen Art des Empirismus wieder zusammenfließen muß, ergibt sich aus der Sache selbst, wie aus der Geschichte der methodischen Sekte, deren Anhänger zum Theil lediglich als charlatanartige Empiriker zu be-

trachten sind. Ja, der Unterschied, welchen sie zwischen sich selbst und den Empirikern zogen, setzt die methodische Sekte an philosophischer Einsicht selbst unter die bessere empirische herab; wenn sie, wie Galen sagt, die verborgenen Ursachen nicht deshalb unbeachtet ließ, weil sie nicht erkannt werden könnten, sondern weil sie unnütz seyen. Jedoch bleibt, trotz dieser rohen und auf alle wahre Wissenschaft zerstörend einwirkenden Gestaltung der Grundgedanke an die Heilanzeigen viel zu fruchtbar, um nicht zu ferneren Entwickelungen zu führen. Daher sehen wir die Sekte der Methodiker von jenem allgemeinen Grundsatze aus sich in zwei, von einander unendlich weit abweichende Zweige entfalten; der eine, roh, selbstgefällig, um die Gunst der Massen mit prahlerischer Unverschämtheit buhlend, und den Vortheil verkündend, durch Hintansetzung des Studiums der Ursachen und der Erscheinungen selbst eine Wissenschaft, für die das Leben zu kurz ist, binnen sechs Monaten erkennbar gemacht zu haben, was — sagt Galen — wenn sie recht hätten, ein noch viel zu langer Zeitraum seyn würde; diese Schule, verkörpert in dem aufschneiderischen Thessalus ἰατρονίκης, dem Patron der Fleischer, Köche und Seiler, für dessen Unverschämtheit und Albernheit Galen nicht derbe Worte genug finden kann (bes. Meth. med. I. 2); während der andere Theil, fortschreitend auf der Bahn jenes Vermittlungsversuches, dessen Idee wenigstens dem Themison vorschwebte, sich zu einer außerordentlichen Höhe der Kenntniß emporschwang, und in der That das Wesentlichste zu jener tiefen Einsicht in das Verhältniß von Theorie und Praxis beitrug, die wir in dem lichtvollen Ausspruche des Celsus finden: Rationalem quidem puto medicinam esse debere; instrui vero ab evidentibus caussis, obscuris amnibus non a cogitatione artificis, sed ab ipsa arte rejectis. Von dem Asclepiades hatte Themison die Eintheilung der Krankheiten in akute u. chronische angenommen (Coel. Aurel., init.) und das erste Lehrbuch hierüber herausgegeben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er den Asclepiades hierüber sehr vollständig benutzt und nur umgearbeitet habe (ad sua placita mutavit, sagt Plinius), da jedoch die spärlichen Fragmente des Bithyniers, welche Gumpert gesammelt hat, hierüber um so weniger Aufschluß gewähren, als uns von den Schriften des Themison nichts übrig geblieben ist, haben wir uns an Späteres, namentlich aber an das von Galen über die Methodiker Beigebrachte u. an die lateinische Umarbeitung zu halten, welche Cölius Aurelianus von dem verlorenen Werke des berühmten Soranus von Ephesus, des größten der methodischen Aerzte, geliefert hat. Gegen die Einwendung, daß die Wirkung eines Hundebisses oder eines Giftes, auf diese Ursache bezogen, und die Behandlung demgemäß eingerichtet werden müsse, ließ sich die Strenge der methodischen Principien nicht behaupten. Man erfand also außer den drei auf die κοινότητες begründeten Methoden noch den Ausweg einer vierten, der prophylaktischen, deren logische Inkongruität schon an sich auf die Schwäche des Systems hätte aufmerksam machen sollen, was aber von den Anhängern der Schule hier, wie immer, wenig berücksichtigt wurde. Eine fernere Erweiterung fand die Methode durch das von Thessalus eingeführte Verfahren, dem er den Namen der Metasynkrise beilegte. Diese Theorie paßt freilich wenig zu dem allgemeinen Grundsatze der Methodiker, sofern sie mehr den verschmähten Vermuthungen (ὑπόληψις) der Dogmatiker anzugehören scheint. Συγκρίσεις, Vereinigungen, nannten die Korpuskularphilosophen die Grundstoffe des Körpers. Die Metasynkrisis (transmutatio, recorporatio) u. Metaporopoesis bestand in einem Verfahren, welches wohl geeignet seyn sollte, durch starke und gewaltsam eingreifende Medikamente (θεραπεία φιλοπαραβόλος des Asclepiades) eine gänzliche Umwandlung in dem Zustande der Grundstoffe und Poren hervorzubringen; das also offenbar auf eine vorausgesetzte Ursache hingerichtet und somit im Widerspruch mit dem Systeme selbst war. Daher sagt auch Galen: nicht als Methodiker, sondern als Dogmatiker habe Thessalus diese Lehre erfunden (Simpl. med. fac. V, 25). Außer der Metasynkrise war noch die Berücksichtigung der Zeiten eine der Hauptgrundlagen der methodischen Lehre. Die ungleichen Tage, welche die Alten κρισίμους genannt hatten (3, 5, 7, 9, 11 und 2 $\times$ 7, 3 $\times$ 7 u. s. w.), und welche bei der Behandlung sowohl für die Entscheidungen abgewartet, als auch vorübergelassen wurden, ehe man dem Kranken wieder Nahrung reichte, waren von Asclepiades als keiner Beachtung werth, verworfen worden (Cels. III. 4). Aber die Beachtung der Zeiten selbst war ihm nichts desto weniger sehr wichtig erschienen. Trotz seiner Regel, daß man die Kranken tuto, celeriter et jucunde heilen müsse, hatte er in den ersten 3 Tagen fast in allen Krankheiten ihre Kräfte durch Hunger, Licht, Wachen u. ungestillten Durst zu erschöpfen gesucht. Themison hatte die Zeit nach dem Nachlassen oder Aufhören des Fiebers zur Beachtung empfohlen, und reichte am dritten Tage nach dem Nachlasse oder unmittelbar nach dem Aufhören, Nahrung. Auch in Bezug auf die Heilmittel unterschied er gewisse Zeiträume, welche er den vier Zeiten der Krankheit (Anfang, Wachsthum, Höhe u. Nachlaß) entsprechend darstellte. Diese durchaus willkürliche Annahme, deren glänzende Widerlegung Galen (ad Thrasyli de optima secta) unternommen und der vergleichungsweisen Richtigkeit der hippocratischen Regeln gegenüber, entwickelt hat, bildete die Grundlage der Regula cyclea, welche Cölius Aurelianus bei der Behandlung der Cephaläa beschreibt (tard. pass. II, 13). Um nämlich, besonders in chronischen Krankheiten, die Metasynkrise od. eine rasche u. gewaltsame Umänderung im Verhältnisse der ὄγκοι u. πόροι hervorzubringen, wurde der Kranke zuerst einer Behandlung unterworfen, welche ihm die nöthigen Kräfte zu dieser gewaltsamen Operation verschaffen sollte. Diese Vorbereitung hatte den Namen Cyclus analepticus oder resumtivus. Sie bestand in einer sehr genau qualitativ u. quantitativ geregelten, anfangs sehr sparsamen,

nach Verlauf einiger Tage immer reichlicher und kräftiger werdenden Diät mit Braten von Geflügel, Fischen, Wein, und unter Leibesübungen. Hierauf folgte der circulus metasyncriticus s. recorporativus, der mit Fasten am Tage begann, sodann aber in einer allmählig steigenden Anwendung reizender, scharfer Mittel (Drimyphagie), Salzfleisch, Senf, Pfeffer, Squilla u. dgl. unter Bädern, Sturzbädern, Friktionen u. Epispasticis (auch heißen Aschenbädern) bestand. Nach Verlauf dieses Cyclus begann der namenlose dritte, welcher vorzüglich in der Erregung von Erbrechen, unter gleichzeitigem Pflegen der Ruhe und des Schlafes bestand. Als Brechmittel bediente man sich der Rettigschalen mit Essig, Honigwein und Meerzwiebelessig. Bei der Behandlung der akuten Krankheiten war es besonders die dreitägige Periode, welche zur Basis der Heilregeln diente, und wegen deren man die Methodiker auch Diatritarier nannte. Die Verwerfung der Purgirmittel (als welche neben den Kranken auch die Gesunden ausleerten), der Gebrauch der Bäder und des Wassers im Getränk u. der Blutegel, im Allgemeinen eine mehr diätetische als medikamentöse Behandlung, nöthigenfalls aber das tief eingreifende Verfahren der Umstimmung, welches oben erwähnt worden, waren Eigenthümlichkeiten der Methodiker, die meist, als große Verdienste dieser Schule, auf die Nachwelt übergegangen sind. Außerdem verdankt man ihnen viele wichtige Beiträge und Beobachtungen zur Anatomie, Pathologie, Pharmakologie u. s. w. Da die Methodiker nur zwei Grundformen der Krankheiten hatten, so galt es nur, die letzteren einer oder der anderen dieser Formen unterzureihen. Daher unterschieden sie Morbos stricturae oder adstrictos, wohin sie Fieber, Entzündungen, Apoplexie, fast alle Arten von Neurosen und Krämpfen, Retentionen, Gicht und Wasserscheu rechneten, von den Morbis solutionis, zu welchen Ohnmachten, Blutflüsse, Ruhr, Durchfall, Lienterie, Cholera, Tabes u. s. w. gerechnet wurden. Gemischte Krankheiten waren diejenigen, wo Striktes und Laxes zugleich vorhanden war, wie in der Kolik, dem Asthma, der Phthisis, bei Fiebern mit Durchfällen u. dergl. Die Lehren der Methodiker hat **Prosper Alpinus** in einer eigenen Schrift (de medicina methodica, Padua 1611) nach **Heckers** Urtheile (I, 465 Anm.) mit weitschichtiger Gründlichkeit nach den Quellen bearbeitet. Unter ihren Widersachern steht **Galen** oben an, der bei seinen Erinnerungen und Einwänden gegen das Unmethodische der Methodiker zugleich noch von einem persönlichen und leicht erklärbaren Widerwillen gegen den „**Esel Thessalus**" (wie er ihn oft nennt), geleitet zu seyn scheint. Die methodische Schule verlor sich später in der eklektischen, bis im Mittelalter das Auffinden des „**C. Aurelianus**" nicht wenig dazu beitrug, die neuere Medicin zu begründen, und von ihrer praktischen Seite aus besonders die umstimmenden Methoden zu entwickeln, von theoretischer aber die mechanischen und mathematischen Sekten mit Anwendung der Grundsätze der Korpuskularphilosophie auf die Medicin vertraut zu machen.

Methodischer Angriff (Kriegsw.) ist dem **brüsken Angriff** (s. **Brüskiren**) entgegengesetzt und soll den Erfolg sicherer machen, so wie die Verluste vermindern. Man unterscheidet zwei Hauptarten: bei der ersteren sucht man sich einzelner Terrainpunkte vor der Front oder in den Flanken der feindlichen Stellung zu bemächtigen, um durch das Feuer von diesem Punkte aus das Vorschreiten der zum Hauptangriffe bestimmten Truppen zu decken; In der zweiten Art sucht man durch fortgesetzte Angriffe mit wenig Truppen den Feind zu ermüden u. sorglos zu machen, während die Hauptmacht seinen Blicken gänzlich entzogen wird, bis der Moment gekommen ist, wo der Widerstand matter zu werden beginnt, oder der Feind aus seiner vortheilhaften Stellung hervorbricht. In der Strategie nennt man auch dasjenige Angriffsverfahren **methodisch**, bei welchem der Angreifer alle auf oder in der Nähe seiner Operationslinie liegenden Festungen belagert und das weitere Vorschreiten erst nach ihrem Falle fortsetzt. Der meth. Angr. verdient unbedingt den Vorzug vor dem brüsken, wenn es nicht blos darauf ankommt, den Feind von einem Punkte zu verdrängen, sondern ihm zugleich möglichst große Verluste zuzufügen, und wenn der Feind sich leicht zu Uebereilungen hinreißen läßt. Der meth. Angr. setzt geübte Unterbefehlshaber voraus, welche im Sinne des Oberbefehlshabers zu handeln verstehen; dagegen sind die Anforderungen an die Truppen rücksichtlich der Bravour geringer. Beim brüsken Angriff ist es umgekehrt. Es ist stets ein Merkmal guter Vertheidigungsanstalten, wenn der Angreifer durch sie zum methodischen Vorgehen genöthigt wird.

Methodisten (Kirchengesch.), 1) Name der römischen Kontroversisten, welche in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und später noch die Streitigkeiten ihrer Kirche mit den Protestanten zum Nachtheil dieser durch eine neue, dazu erdachte Methode abzukürzen oder gänzlich abzuthun bemüht waren. Diese Methode war eine doppelte, sie drangen entweder den Protestanten rein vernunftwidrige Vorschriften für den Gang der Disputationen auf, oder suchten die protestantische Lehre nicht speciell, sondern mit allgemeinen Gründen zu widerlegen. So verlangte Franz Veron, von dem die erste Methode herrührt, die Protestanten sollten für jede einzelne Lehre eine biblische Beweisstelle geben, aber keine Schlüsse aus derselben ziehen. Der Erfinder der zweiten Methode soll Peter Nicola gewesen seyn. Er glaubte die Nichtigkeit der protestantischen Kirche festgestellt zu haben, wenn man den allgemeinen Satz bewiesen habe, daß Luther ein Weinsäufer 2c. gewesen. Zu ihnen gehörten außer den erwähnten Männern auch die Jesuiten, Barthold Nihus, Hadrian und Peter Walenburg. — 2) Name einer in der anglikanischen Kirche entstandenen Partei, welche keine neue Lehre und Verfassung gründen wollte, sondern nur eine neue praktische Weise (Methode) aufstellte, um sowohl „das Christenthum für die Wiedergeburt des innern Menschen fruchtbar" als auch das Volk für die Religion empfänglicher zu machen und darum von ihren

Gegnern, gleichwie die Pietisten, die Bezeichnung als M. oder Glieder der heil. Gesellschaft erhielt. Die Gründer dieser kirchlichen Partei waren die Brüder Karl u. Johann Wesley. Diese thaten sich in Oxford, als sie dort studirten, mit einigen Freunden, vorzüglich mit Morgan u. Kirkham zusammen, zu einem streng christlichen Leben mit genauer Beobachtung der im neuen Testament gebotenen Pflichten. An jedem Sonntag kommunicirten sie, fasteten jeden Mittwoch und Freitag bis 3 Uhr Mittag, hielten den Landleuten religiöse Vorträge, unterstützten die Armen und Gefangenen mit Trost und Zuspruch u. s. f. Als sich 1732 mit ihnen Georg Whitefield verband, stieg ihr Eifer für christliche Liebeswerke noch mehr und sie unternahmen nun, um den Sinn dafür zu erwecken, Missionsreisen. Wesley ging 1735 mit 3 Freunden nach Amerika und gründete in Neugeorgien zu Savannah einen Verein von Brüdern. Als er 1738 wieder zurückkehrte unterstützte ihn der Herzenserschütterer Whitefield, der in der Heimath das Volk durch ergreifende Predigten zu gewinnen wußte, bei der Gründung einer Gemeinde in London. Zur Gründung derselben war er mächtig angeregt worden durch die Bekanntschaft mit den Herrnhutern und der Einrichtung ihrer Brüdergemeinden. In einer Privatwohnung predigte Wesley der kleinen Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, über das Verderben des natürlichen Menschen, wie über die durch Christus bewirkte Versöhnung und forderte den „Durchbruch der göttlichen Gnade" von den Seinigen. Weil aber „die M. es nicht auf eine sanfte Entwickelung der Gefühle, sondern auf ein gewaltsames Brechen der Selbstsucht und auf eine schmerzliche Wiedergeburt absahen, daher eine bestimmte, im Bewußtseyn bemerkte, gern auch leiblich stürmisch verkündete Zeit des Durchbruchs der Gnade forderten, weshalb ihre Beredsamkeit, von den Bildern der Hölle glühend, unter den vorher Gottlosen, oder doch jedem höhern Gefühl Verschlossenen die meisten Gläubigen weckte;" so hoben Wesley und Whitefield die Gemeinschaft, in welcher sie seither mit den Herrnhutern standen, 1739 wieder auf, behielten jedoch die Abtheilung der Gemeindeglieder in Klassen und Geschlechter bei. Die mächtige Erregung, die von den M. in der herrschenden Kirche Englands hervorgerufen wurde, gleich wie von den Pietisten in der deutschen Kirche, lenkte die Aufmerksamkeit auf sie und die englische Geistlichkeit verbot ihnen die Kanzel, obgleich weder Wesley noch Whitefield sich von der Hochkirche zu trennen beabsichtigten, der sie als Geistliche angehörten. Nun fingen sie auf freiem Feld mit größerem Eifer und augenscheinlicherem Erfolg anzupredigen. Oft fielen die Zuhörer in Verzuckungen und die Gnade brach sich gewaltsam Bahn durch das erstarrte Glaubensleben des menschlichen Herzens. Auch die gegen den Methodismus gerichteten Schriften, wie z. B. des Bischofs E. Gibson in London, blieben ohne Erfolg. Der Staat überzeugte sich aber bald, daß in dem, was die neuen Bekehrten lehrten und thaten, durchaus keine Gefahr für ihn liege. Sie erhielten daher 1742 durch einen königl. Befehl Schutz u. fingen nun an, um den Angriffen des Pöbels sich zu entziehen, besondere Bethäuser (Tabernakel) zu erbauen. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen erhielten damit eine bestimmtere Form und Ordnung. Jede Klasse der Gemeindeglieder, gewöhnlich aus 10—15 Personen gleichen Geschlechts und gleicher Lebensverhältnisse bestehend, hat einen Vorsteher, welcher wöchentlich seine Untergebenen versammelt und die Seelsorge für sie übernehmen muß. Nach Verlauf von drei Monaten wird ein gemeinsames Liebesmahl gehalten. Die Sonntagsfeier wird mit strengster Gewissenhaftigkeit beobachtet. In der Woche kommen sie des Morgens vor 6 Uhr und des Abends nach dieser Stunde regelmäßig in das Tabernakel zum Gottesdienst; in jedem Monat wird von jeder Gemeinde eine sogenannte Wachnacht gehalten, welche darin besteht, daß sie eine ganze Nacht mit Singen und Beten und religiösen Betrachtungen zubringen. Die Neujahrsnacht (1739) feiern sie als ihr Stiftungsfest. Ihr Rituale ist das der bischöflichen Kirche, nur theilweise zur Erweckung des religiösen Gefühls abgeändert; eigenthümlich ist besonders in demselben der Gebrauch, daß das männliche und weibliche Geschlecht abwechselnd singt. Auch im Dogma weichen die M. nicht von der englischen Kirche ab, nur betonen sie die positiven Lehren des Christenthums, und die Bibel hat bei ihnen normatives Ansehen. Doch nehmen sie dabei eine fortgehende Wirkung des heil. Geistes an und machen die Bekehrung von seiner wunderbar mächtigen und augenblicklichen Wirksamkeit abhängig. Der Glaube an die durch Christus bewerkstelligte Versöhnung rechtfertigt in dem Moment, wo er durch Gott im Herzen entsteht, den Menschen. Gute Werke ohne den Glauben nützen nichts zur Seligkeit. Die Seligkeit besteht in der gänzlichen Befreiung von der Sünde. Ihr Anfang ist augenblicklich, setzt aber ein Wachsthum und eine Vollendung voraus. An der Spitze des Vereins steht die große Synode oder die Generalkonferenz. Sie beschließt über die Disciplin, ernennt die Herausgeber der methodistischen Zeitschriften und die Bischöfe für die einzelnen Distrikte, so wie die Pfarrer, die entweder an einer Gemeinde fest angestellt werden, oder Reiseprediger sind, aber keine besondere Kleidung tragen. Die seßhaften Prediger haben kein Gehalt und treiben, um sich zu ernähren bürgerliche Gewerbe. Die Reiseprediger bekommen zwar eine Besoldung, müssen aber ebenfalls noch nebenher ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben suchen, weil ihr Gehalt sehr niedrig gestellt ist. Der Unverheirathete bekömmt jährlich 100 Dollars, der Verheirathete 200 Dollars und für jedes Kind noch 50 Dollars gut gethan. Da man auch bei ihnen eine gelehrte Bildung nicht verlangt, so werden meist Laien dazu genommen. Sie stehen aber in großem Ansehen, und bilden eigentlich die ecclesia militans, da die allgemeine Konferenz meist durch sie repräsentirt und die Kirchenzucht, die sehr rigorös ist, durch sie in Verein mit den Aeltesten geübt wird, denen noch außer der Aufsicht über die Sitten die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten

zusteht. Die Gemeinde theilt sich in „stehende“ und „bewährte“ Mitglieder. Um diesen zugezählt zu werden, muß man sich im Glauben und in der Wiedergeburt allzeit bewährt haben, jene aber müssen sich ihre Frömmigkeit von den Vorstehern durch ein alle Vierteljahre zu erneuerndes Zeugniß beglaubigen lassen, wenn sie den Versammlungen der Stehenden beiwohnen wollen. Beim Eintritt in die Gemeinde oder der Einzeichnung in die Stammliste erhält jedes Mitglied eine gedruckte Sittenordnung, auf welcher zugleich neben den einzelnen Vergehen die für dieselben festgestellten Strafen bemerkt sind. Zunächst folgt auf ein Vergehen gegen die kirchliche Sitte ein Verweis. Wenn aber weder dieser, noch die für die Besserung der Straffälligen bestehenden Bet- und Bußstunden einen Erfolg haben, so wird mit Bann und Exkommunikation gegen die Unverbesserlichen vorgeschritten. Die Mitglieder der Methodistenvereine stehen unter einander nicht bloß durch die umherziehenden Prediger, sondern auch durch brieflichen Verkehr in fortwährender Verbindung; daher die energische Rührigkeit ihres Wirkens und ihre schnelle Verbreitung, hinsichtlich deren sie wohl nicht ganz mit Unrecht die Jesuiten des Protestantismus genannt worden sind. Auf das Gemeindeleben übte der dogmatische Streit, welcher schon 1741 zwischen den beiden Häuptern der Partei entstand, keinen störenden Einfluß; nur entstand für die, welche die Prädestination leugneten und arminianisch darüber lehrten, nach ihrem Vorkämpfer der Name Wesleyaner und für die Anhänger der kalvinischen Auffassung der Name Whitefieldianer. Während die Ersteren, bei weitem die Mehrzahl, sich in England ausbreiteten und in London ihren Hauptsitz nahmen, überspannen die Letzteren Amerika mit einem Netz von Vereinen, deren Vorort Bristol wurde. Die Strenge ihrer Ansichten verleitete die Whitefieldianer bald zu fanatischer Schwärmerei, wozu überhaupt die amerikanischen Sekten alle hinneigen. Schon als Whitefield und die Gebrüder Wesley 1740 nach Amerika kamen und predigend die alten Staaten von Grafschaft zu Grafschaft durchzogen, wurde in dem von der Glaubenswuth der Puritaner zum Indifferentismus herabgesunknen Lande eine fast 6 Monate andauernde religiöse Erregung hervorgerufen. Alle Beschäftigung mit weltlichen Dingen galt als eine Profanation. Man einigte sich zur Bekehrung Andersdenkender und zur Kräftigung der Gläubigen in großen Versammlungen, die man revivals „Wiederbelebungen“ nannte. Was die revivals für die Städte, wurden später die camp-meetings für das Land. Sie galten für die größten Feste, „für den M.“, fühlbare Manifestationen der Gnade Gottes, für Ergießungen des heiligen Geistes, die durch die Gebete einer Stadt oder eines Volkes u. durch den Eindruck der frommen Worte eines Predigers, der schuldbewußte Gemüther bekehrt, zum Bewußtseyn ihrer Sünden und der sie bedrohenden Gefahren bringt, erwirkt werden. Schon 1750 wurde in Shady-Island, wo sich eine M.-Gemeinde unter dem Namen das neue Licht“ bildete, ein revival gehalten, ziemlich in der Form wie sie heutigen Tags Statt finden und das Charakteristische des M. bilden. So oft nämlich eine größere Anzahl von Missionären in einem Orte anlangt, findet ein revival Statt und wird in allen Kirchen dreimal gepredigt. Gewöhnlich theilen sich 2 Prediger in die Aufgabe, die Sünder zu bekehren, und nachdem der erstere die Hölle mit dem Pinsel Breughels den Zuhörern vor die Augen gemalt hat, läßt der folgende eine Schilderung der Seligkeit in orientalischer Farbenpracht folgen, bis sich in der Gemeinde eine Erregtheit eingefunden hat, die sich unter Seufzen und Schluchzen bis zu wildem Geheul steigert und mit konvulsivischem Gebahren endigt. Hat der Prediger die Zuhörer bis zu diesem Grad des Wahnsinns erhitzt, so geht an sie die Aufforderung zur Buße. Die Büßenden begeben sich auf „die Bank der Angst“ und beichten und empfangen die Tröstungen des Geistlichen. Jetzt ist der Geist wirksam, der Enthusiasmus bricht in wildem Lärm los und das große Werk, wie sie sagen, ist vollendet. Dieselben Scenen erneuern sich auf den berüchtigten camp-meetings, welches improvisirte Lager sind, in welchen die zusammengeströmte Menge oft 8 Tage lang mit Singen und Beten anhält und sich so für den lang entbehrten Genuß der religiösen Gemeinschaft wie für das Bedürfniß der Geselligkeit entschädigt. Während aber bei den revivals nur von einzelnen Frommen, welche an den Predigten nicht genug haben, Abends in den Häusern im engeren Kreise die Begeisterung des Tags noch einmal angeschürt wird, so hält man bei den camp-meetings den Hauptgottesdienst gleich des Nachts, was die Vorgänge bei demselben weit grotesker erscheinen läßt. — Die Sekten, welche sich unter den M. in Amerika gebildet haben, sind wenig zahlreich. Am wichtigsten sind die afrikanisch-methodistisch-bischöfliche und die methodistisch-protestantischen Kirchen, die erstere bildete sich 1816, hervorgerufen durch den unbilligen Unterschied, den man zwischen Weißen und Farbigen machte, diese wurden nämlich mit den Negern bei den religiösen Versammlungen in einen besondern Raum verwiesen. Deshalb trennten sie sich von den Weißen und traten unter dem Bischof Richard Alle zu einer besonderen Kirche zusammen. In dogmatischer Beziehung findet zwischen ihnen und den übrigen M. kein Unterschied Statt, nur gilt bei ihnen das Gesetz, daß kein Mitglied Sklaven halten darf. Die methodistisch-protestantische Kirche entstand 1824 aus der Opposition, welche sich gegen die Generalkonferenz, ihre Zusammensetzung sowohl, als ihre Wirksamkeit erhob. Man wollte auch den Laien und seßhaften Priestern ihren Antheil neben den Reisepredigern gewahrt wissen. Als die vielen deswegen bei der Generalkonferenz eingelaufnen Petitionen ohne Berücksichtigung blieben, so traten die Unterzeichner der Bittschriften zu einer eigenen Kirche zusammen. Auch ein deutscher Methodistenverein, der 1835 durch einen Würtemberger, Nast, begründet worden ist, hat durch die Unterstützung der englischen Vereine rasch eine große Verbreitung gewonnen und scheint für die Zukunft von Bedeutung zu werden.

In England bildete sich zwar nach dem Tode Wesley's wieder eine Partei unter den M. heraus, welche sich die neuen M. (New connexion) nannte u. nach ihrer Lossagung von der bischöflichen Kirche einer eignen aus Predigern und Laien zusammengesetzten Kommission die Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten übertrug, so wie nun auch im Gegensatz zu ihnen alle, welche diese Abweichungen von der bischöflichen Kirche, weil nach Wesley's Tode entstanden, verwarfen, die Bezeichnung der kirchlichen M. (Church Methodists) beanspruchten; allein diese Sekten blieben entweder ohne Bedeutung oder lösten sich bald gänzlich wieder auf, und erst durch die Rückwirkung der amerikanischen Sekten traten auch in England neue Unterschiede im Methodismus hervor. Es traten 1820 in England viele auf, welche sich zwar ihrer Uebereinstimmung mit Wesley bewußt waren, aber, ihre Zustände nach den amerikanischen Gemeinden beurtheilend, meinten, es sey bei ihnen die „apparte" Frömmigkeit der frühern Zeiten verloren gegangen. In dieser Meinung fühlten sie sich noch ganz besonders bestärkt durch die Anordnung der leitenden Behörde, welche den Frauen das Predigen verwehrte, während es ihnen doch von Wesley war verstattet worden. Sie wollten daher wieder zu den Einrichtungen der ersten Methodisten-Gemeinden zurückkehren und nannten sich Primitive Methodists (ursprüngliche M.). Ihre Prediger treten überall an öffentlichen Plätzen und auf Spaziergängen auf und ihre Versammlungen zur Erweckung der Sünder tragen ganz das tumultuarische Gepräge der amerikanischen M., daher werden sie auch Ranters (Lärmer) genannt. Im J. 1834 trat auch in England eine Gemeinde „vom neuen Licht" auf, welche in Chelmsford eine Versammlung von 2—3000 herbeilockte durch die Behauptung, daß sie Offenbarungen vom heil. Geiste erhielte, der sich dazu der Ursprache der Menschen bediene. Eine Prophetin derselben, die hier auftrat, verfiel bald in Konvulsionen und schrie in einem hin „Ho mony!" Ein der Ursprache Kundiger trat nun auf und deutete diese Worte dahin, daß sich der heilige Geist weigere, eine Offenbarung zu geben, weil ein Verräther unter ihnen sey, der zugleich mit 2 Schwestern ein Liebesverhältniß unterhalte. Auf Befragen erklärte die Prophetin weiter, daß der Verräther sogleich eine von beiden Schwestern heirathen solle. Damit löste sich die Versammlung auf, die aber nicht geeignet war, für das neue Licht enthusiastische Begeisterung zu wecken. Auch in England fühlte man in der neuern Zeit das Bedürfniß einer größern Betheiligung der Gemeindemitglieder bei der Ausübung der Disciplin, fand aber bei der leitenden Behörde mit den Gesuchen darum denselben Anstand wie in Amerika. Die Folge war auch hier die Bildung einer neuen Gemeinde aus den mit der Kirche zerfallenen Mitgliedern. Sie nannten sich die London Methodists Association, konnte aber bis jetzt zu keiner Bedeutung gelangen. Die Zahl der M. in England beträgt 300,000, in Irland 30,000, in Schottland 4000. Sie erhalten 4000 stehende und 3000 Reiseprediger. In den vereinigten Staaten Nordamerika's sind sie weit zahlreicher und haben in einzelnen sogar das Uebergewicht. Schon 1830 hatten sie in Neu-York allein 1639 Reiseprediger. Nach einer Angabe von 1843 betrug die Anzahl der eingeschriebenen Mitglieder allein 1,068,525. Diese Gemeinden mit 3988 Reise- und 7730 stehenden Predigern stehen unter 4 Bischöfen u. halten alle 4 Jahre eine große Generalkonferenz für die Ordnung ihres Kirchenwesens. Außer den eingeschriebenen Mitgliedern darf man aber auf 5 Millionen Bürger rechnen, welche ohne der Genossenschaft anzugehören doch den großen Festen der M. sehr regelmäßig beiwohnen. Die M. haben eben so, wie die Herrnhuter in Deutschland, großes Verdienst um das Missionswesen und um die Hebung der Sittlichkeit in den untern Schichten der Gesellschaft. Seit 1814 entstanden 2 Missionsvereine in London, die wesleyische Missionsgesellschaft und die bischöfliche. Beide haben große Erfolge in der Bekehrung erzielt, letztere vorzüglich in Amerika gewirkt. (S. Mission). Am glänzendsten hat sich das Streben der M. nach Verbreitung einer christlichen Sitte in Wilberforce durch die Abschaffung der Sklaverei bewährt. Wie die Verpflichtung, keine Sklaven zu halten die M. von den südlichen Staaten Nordamerikas ferne hält, so wehren die strenge Sitte und die mit liebloser Strenge oft geforderten äußeren Kundgebungen der Erweckung dem Hinzutritt der höhern Stände zu den M.-Vereinen. Doch trägt dazu, daß der Verein seine meisten Anhänger aus den niedern Volksklassen zieht, auch noch der Umstand bei, daß ihre Statuten für die Gemeindeämter keine Gelehrsamkeit und weitere Vorbildung verlangen, viele aber trotz der schlechten Dotation der Pfarrstellen, bald durch das Ansehen, das sie in der Gesellschaft gewinnen, und durch den Reichthum, welche ihre Handelsspekulationen ihnen einbringen, eine bequeme Situation in der Gesellschaft erlangen. Weniger verbreitet als in England, sind die M. in der Schweiz und in Deutschland. Wenn man hier von Methodismus spricht, so bezeichnet man damit nur kirchl. Richtungen, die das kalte Symbol der Kirche verwerfen u. neben einer strengen Anhänglichkeit an die positiv christl. Lehre ihre Befriedigung suchen in dem Betrieb einer thätigen Frömmigkeit, die darum aber dem Geist der Zeit nicht eben angenehm sind u. als Thorheit oder Einseitigkeit von ihm verschrieen, Schmach und Spott tragen müssen, oft aber auch in der That sich in die Verkehrtheiten des Muckerthums verloren haben. Vorzüglich sind dergleichen Richtungen in Genf und Basel hervorgetreten. Merkwürdigerweise ist aber der Methodismus hier ein Monopol der höhern Stände. Ihre Erstlinge sammeln die methodistischen Prediger unter den „Weibleins", die dann eifrig Proselyten machen. **Valenti**, der in Basel zu predigen anfing, und seine Betstunde im Zwielicht in der Martinskirche daselbst hielt, ließ einen bedeutenden Haß gegen alle Bildung blicken und verdächtigte die Dogmatik de Wette's nicht weniger, als die Sympathien für die Befreiung von Griechenland und Polen. Vergl. die Artikel: Wesley, Whitefield,

Wilberforce; ferner Wippers kirchl. Statistik; — Southey, The life of Wesley and the rise and progress of Method. 2 Bde, London 1821, deutsch von Krummacher 1827.

Methodius (Biogr.), 1) Bischof in Olympus in Lycien, nachmals in Tyrus, Hauptgegner des Origenes in der Lehre von der Schöpfung und Auferstehung, so wie Vorkämpfer der chiliastischen u. ascetischen Richtungen seiner Zeit, † 311. Seine Schr. edirte Compefis Par. 1644, Fol. — 2) Bruder des Cyrillus und Apostel der Slaven, griechischer Mönch aus Thessalonich, † 892 in Mähren, oder wahrscheinlicher 910 in Rom. S. Cyrillus. Als ein geschickter Maler erhielt er von dem König der Bulgaren, Bogoris, den Auftrag ihm etwas Grauenvolles zu malen und malte ihm darauf das jüngste Gericht. Dieses machte aber einen so schrecklichen Eindruck auf den König, daß er sich taufen ließ. Mit seinem Bruder Cyrillus unternahm er die Bekehrung der Mähren und wurde deshalb zum Bischof befördert. Auch in Pannonien und Böhmen verschaffte er dem Christenthum Eingang. Indeß wurde er von den umliegenden Bischöfen, vorzüglich von dem Erzbischof von Salzburg, bei Johann VIII verklagt, weil er sich beim Gottesdienste der slavischen und nicht der lateinischen Sprache bediene; deswegen nach Rom vorgeladen, vertheidigte er seine Sache 880 so trefflich, daß man ihm die Erlaubniß zum Gebrauch der slavischen Sprache beim Kultus gewährte. Mit Zeugnissen seiner Rechtgläubigkeit und mit der Beförderung zum Erzbischof kehrte er zum König Swatopluck zurück und begann unter fortgehendem Widerspruch der deutschen Bischöfe eine slavische Nationalkirche zu gründen. Auch nahm er in den letzten Jahren des Königs an den Staatsgeschäften Theil und erlebte wohl noch die Theilung des mährischen Reichs, das den Böhmen und Ungarn 908 erlag. In diesem Fall brachte er die letzten Jahre seines Lebens in Rom zu. Die Slaven nennen ihn Methud oder Strachota.

Methodus (Med.), eigentlich das Nachgehen (nach einer Regel u. s. w.), das Gehen nach bestimmten Grundsätzen, das Handeln nach gewissen Regeln, die Methode. Methodus medendi, die Heilmethode.

Methodus dirigendae intentionis (Mor.), Bezeichnung des von den Jesuiten aufgestellten Grundsatzes, daß die schlechteste Handlung erlaubt sey, sobald ihr eine gute Absicht zu Grunde läge.

Methogastrosis (Med.), das Magenleiden von Trunkenheit, 1) der sogenannte Katzenjammer; — 2) die gänzliche Verderbniß des Magens (und der Gedärme) durch andauernde Trunksucht.

Methol, Zersetzungsprodukt des Xylits durch Schwefelsäure, von Weidmann und Schweizer entdeckt. Man destillirt gleiche Theile Xylit u. koncentrirte Schwefelsäure, behandelt das Destillat mit Kalilauge, rektificirt das obige Liquidum, wobei die zuerst und zuletzt übergehenden Portionen gesondert werden, und destillirt abermals über Kalk. Eine farblose Flüssigkeit von aromatischem, dem Terpentinöl ähnlichem Geruch, leichter als Wasser, siedet bei 175°, verändert sich nicht an der Luft, wird durch längere Berührung mit konc. Schwefelsäure zersetzt und besteht aus $C_4\ H_3$ oder $C_{12}\ H_9$.

Metholharz, Zersetzungsprodukt des Methols durch konc. Schwefelsäure, wird nach Weidmann und Schweizer erhalten, wenn man das rohe Produkt mit Wasser vermischt, wodurch 3 Schichten entstehen, die beiden obern von der wässerigen abgießt, mit Wasser wäscht, destillirt und den Destillationsrückstand mit Aether auflöst, der beim Verdunsten das Harz zurückläßt. Es bildet eine schwarze weiche Masse, löst sich leicht in Aether und Xylit, nicht in Weingeist und Holzgeist, ist schwerer als Wasser, wird von Kalilauge leicht verändert und besteht aus $C_{24}\ H_{16}\ O$.

Metholschwefelsäure, wenn man die untere von den 3 im vorigen Artikel erwähnten Schichten mit Kalk sättigt, filtrirt und verdunstet, den Rückstand mit Weingeist behandelt, und die geistige Lösung abermals verdampft, so erhält man das Kalksalz einer neuen zusammengesetzten Säure, welche im freien Zustande wahrscheinlich $(C_{12}\ H_9 + SO_3) + (HO + SO_3)$ ist. Im Kalksalze ist das Wasser durch Kalk ersetzt.

Methomania (Med.), die Trinksucht, Trunkfälligkeit, von K. G. Kühn vorgeschlagenen statt der unpassenden Dipsomania.

Methone (a. Geogr.), 1) Stadt an der Südwestspitze Messeniens, die einige für das Pedasus Homers hielten, die aber unter ihrem eigentlichen Namen erst seit den messenischen Kriegen vorkommt. Nach dem zweiten dieser Kriege wurden von den Spartanern Nauplienser in ihr angesiedelt, und sie erscheint von da an als eine wenig bevölkerte und mit schlechten Mauern versehene lacedämonische Stadt mit sehr gutem Hafen, der durch eine Reihe von Klippen gebildet wird, unter welchen die größte Mothon hieß, von welcher nach Paus. (IV, 25, 1) die Stadt ihren Namen hatte, den man aber auch von der Mothone, einer Tochter des Oeneus, herleitete. Später wurde sie von Agrippa erobert. Trajan schenkte ihr die Freiheit und eine Verfassung nach eigenen Gesetzen. Ihr guter Hafen machte, daß sie sich stets erhielt, und daß sie noch unter dem Namen Mothoni od. Modon vorhanden ist; — 2) griech. Stadt an der Küste Macedoniens in Pieria am thermäischen Meerbusen, nordöstlich von Pydna, die erst König Philipp, der bei ihrer Belagerung ein Auge verlor, der macedonischen Herrschaft unterwarf. Sie wurde nach ihrer Eroberung von Philipp zerstört und ihre Ländereien unter die Macedonier vertheilt, muß sich aber doch als unbedeutender Ort erhalten haben, da sie Strabo, S. 330 noch unter den Städten Macedoniens aufführt. J. Eleftherokhori. — 3) Schon von Homer genannte Stadt Thessaliens, über deren wirkliches Vorhandenseyn in historischer Zeit alle Nachrichten fehlen, die aber nicht mit dem macedonischen M. verwechselt werden darf. — 4) (griech. Myth.), einer der Alcyoniden (s. Alcyonides).

Methonica (Bot.), nach Jussieu, Pflanzengattung, Arten unter Gloriosa *L.*

Methonicea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Coronariae Tulipaceae.

Methora (a. Geogr.), Stadt der den Prasiern unterworfenen Surasenä in India intra Gangem, nach Plinius an der Mündung des Jomanes in den Ganges, u. nach Arrian, besonders durch die Verehrung des Hercules berühmt; jetzt Mathura, die heilige Stadt des Krishna, an der Jamuna (Plin. VI, 19, 22).

Methorici (a. Geogr.), Bewohner einer Wüste in der Nähe Gedrosiens und Indiens, nach Harduin der Wüste von Lut in Gedrosien (Plin. VI, 23, 25).

Methorium (Bot.), nach Schott und Endlicher, Gattung der Bombaceae Helictereae, *Sch.*, *Endl.* Einzige Art: M. canum *Sch.*, *Endl.* Strauch in Neuholland.

Methsiloth, Instrument der alten Hebräer, das aus einer gewissen Anzahl Glocken bestand, die auf einem Gestelle neben einander aufgehängt oder gestellt waren und theils durch Schlagen mit kleinen Hämmerchen, theils durch Stoßen oder Rütteln des ganzen Gestelles in Bewegung gesetzt und so zum Klingen gebracht wurden. Es war also eine Art Glockencymbel.

Methuen, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Essex I, am Merrimack; 1820: 1371, 1840: 2250 Einw.

Methuenvertrag, der von dem britischen Gesandten Methuen zu Lissabon 1703 mit der portugiesischen Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, wodurch festgesetzt ward, daß wollene Tuche und andere Wollenwaaren britischer Fabrikation, welche seit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder gegen Entrichtung des früheren Eingangszolles von 23 Proc. vom Werthe in Portugal zugelassen werden sollten, wogegen England sich verpflichtete, die portugiesischen Weine bei der Einfuhr um ein Drittel niedriger als die französischen zu besteuern. Dieser Vertrag galt geraume Zeit als ein für England sehr vortheilhafter, wie ihn denn die Anhänger des nationalen Systems der politischen Oekonomie noch jetzt dafür ansehen, wiewohl es gewiß ist, daß es einer der nachtheiligsten Verträge gewesen, die Großbritannien je abgeschlossen hat. Denn da der Vertrag sich lediglich auf Portugal, nicht auf dessen Kolonien bezieht, so wird durch denselben den portugiesischen Weinen eine 10 Mal beträchtlichere Konsumtion der Seelenzahl nach in Großbritannien, als den britischen Fabrikaten in Portugal gesichert, und hierzu kommt noch der Umstand, daß Großbritannien jährlich ein größeres Bedürfniß an portugiesischen Weinen, als Portugal an britischen Wollenwaaren hat, so wie endlich noch, daß Großbritannien durch diesen Vertrag seinem Verkehr mit Frankreich, in so fern es dessen Weine von seinem Markt ausschloß und dadurch Frankreich zu Vergeltungsmaßregeln veranlaßte, bedeutenden Abbruch that.

Methurides (a. Geogr.), vier kleine Inseln im Sinus Megaricus. Steph. Byz. nennt nur eine Insel Methuria, wahrscheinlich die größte unter ihnen, und stellt sie in die Nähe von Trözen, zwischen Aegina und Attica (Plin. IV, 12, 19).

Methusalah (Methusalem, bibl. Gesch.), hebr. Name, s. v. a. Tapferer, Gewappneter 1) in der Geschlechtstafel der Sethiten, im 5. Glied, dem Sohn Henochs, Vater Lamechs und Großvater des Noah beigelegt, der ein Alter von 969 Jahren erreichte u.—2) daher im übertragnen Sinn Bezeichnung für ein sehr hohes Alter geworden.

Methven, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafschaft Perth, westl. bei Perth; 3150 Einw.

Methwold, brit. Kirchspiel, England, Grafschaft Norfolk, südwestl. bei Swaffham; 1250 Einw.

Methydricus (Ophthal.), soll bedeuten: von abnormer Beschaffenheit des Wassers in der Linsenkapsel herrührend.

Methydrium (a. Geogr.), kleine Stadt Arkadiens an der Straße von Olympia, nach Orchomenus, $4^1/_2$ geogr. M. von Megalopolis und 3 geograph. Meilen von Mantinea, welche ihren Namen davon führte, weil ihr Gründer Orchomenus sie auf einen steilen Felsen zwischen den Flüßchen Malötas und Mylaon erbaut hatte. Sie gehörte ursprünglich zum Gebiete von Orchomenus und erhielt sich auch nach Anlegung von Megalopolis als ein zum Gebiete dieser Hauptstadt gehöriges Landstädtchen. Nach Pouqueville die Ruinen von Nimnitza, nach Leake und Roß die unweit dieser gelegenen Ruinen Pyrgako bei Pyrgo, nach Boblaye die jetzt Palati genannten Ueberreste, $^3/_4$ Stunden von den Vorigen.

Methyl, nach Liebig das Radikal des Holzgeistes und seiner Verbindungen. Es entspricht in seinem chemischen Charakter dem Aethyl und hat die Formel: $C_2 H_3$, Zeichen: Me. Demgemäß heißt nun der Holzäther $= C_2 H_3 O$: Methyloxyd $= C_2 H_3 + O$, der Holzgeist $= C_2 H_4 O_2$: Methyloxydhydrat $= C_2 H_3 O + HO$ u. s. w. Der bisher nur hypothetische Körper wurde von Frankland und Kolbe durch Einwirkung des Kaliums auf Cyanäthyl erhalten. Es ist ein farbloses, bei — 18° nicht condensirbares, im Wasser unlösliches Gas, von schwach ätherischem Geruch u. 1,075 specifischem Gewicht. Alkohol löst sein 1,13faches Volum davon auf. Es verhält sich indifferent gegen konc. Schwefelsäure, Jod und Schwefel, verbindet sich mit Chlor unter Lichteinfluß zu einem Gemisch von Chlorwasserstoffgas und einem mit dem Chloräthyl isomeren Gase.

Methylal entsteht nach Malaguti durch Einwirkung von Kali auf eine wässerige Auflösung von Formomethylal bei gewöhnlicher Temperatur. Es bilden sich 2 Schichten, von denen die untere aus Kali, Ameisensäure und Holzgeist besteht, die obere, ätherische, dagegen ist das M., welches man über Chlorkalcium rektificirt; eine farblose, in 3 Theilen Wassers lösliche, mit Aether und Alkohol in jedem Verhältnisse mischbare Flüssigkeit, siedet bei 42° und besteht aus $C_6 H_8 O_4$.

Methylchloral (Holzgeistchloral), das dem Chloral analoge Endprodukt der Einwirkung des trockenen Chlors auf Methyloxydhydrat (Holzgeist), von Kane, Weidmann und Schweizer untersucht, wird rein erhalten, wenn man das untere schwere Produkt mit Wasser wäscht und mit Chlorkalcium entwässert. Eine schwach gelbliche, nach der Rektifikation farb-

lose Flüssigkeit von stechend-reizendem Geruch und beißendem Geschmack, weit schwerer als Wasser, wird durch Kalilauge in Chlorkalium, essigsaures, ameisensaures Kali und einen öligen Körper (C_4 H_2 Cl_3) verwandelt. Zusammensetzung nach Kane: C_6 H_2 O_2 Cl_3, nach Weidmann und Schweizer: C_{12} H_8 O_5 Cl_5.

Methylchlorid (Chlormethyl, chlorwasserstoffsaures Methylen), von Dumas und Peligot entdeckt, wird erhalten durch Destillation von schwefelsaurem Methyloxyd mit Kochsalz, oder von Kochsalz, Schwefelsäure und Methyloxydhydrat, u. Waschen des obergehenden Gases mit Wasser. Es bildet sich auch nach Bunsen bei der Zersetzung des basischen Kakodylsuperchlorids und Bromids Ein farbloses Gas von ätherartigem Geruch und süßlichem Geschmack, 1,7378 specifischem Gewicht, wird bei — 18° noch nicht flüssig, reagirt neutral, brennt mit leuchtender, am Rande grüngefärbter Flamme; Wasser nimmt bei gewöhnlicher Temperatur, 2,8 Volumen davon auf. Ueber das Verhalten desselben zu Phosphorkalcium in der Hitze hat Thenard eine Reihe von Versuchen angefangen. Er erhielt dabei 5 flüchtige Produkte, zwei feste und drei flüssige. Die drei letzten enthalten bloß P, H und C, eins davon ist ein starkes Alkali, riecht ähnlich dem Ammoniak, schmeckt brennend bitter, siedet bei 40°, ist leichter als Wasser, nicht merklich löslich darin, farblos und besteht aus P_2 H_3 + 3 C_2 H_2; das zweite ist nicht alkalisch, gelblich, zähe, geruchlos, unlöslich in Wasser, und besteht aus P_4 H + C_2 H_2; das dritte endlich ist selbst entzündlich, riecht kakodylartig; ist farblos, unlöslich in Wasser, siedet bei 250°, bildet mit Salzsäure einen krystallinischen Körper und besteht aus P_2 H_2 + 2 C_2 H_2. Zusammensetzung des Methylchlorids: C_2 H_3 Cl.

Methylcyanid (Cyanmethyl, cyanwasserstoffsaures Methylen), von Dumas durch Destillation erhalten, entsteht ferner nach Dumas, Leblanc und Malaguti auch, wenn man essigsaures, buttersaures, baldriansaures oder chloressigsaures Ammoniak mit wasserfreier Phosphorsäure destillirt. Das M. mischt sich in jedem Verhältniß mit Wasser, siedet bei 77°, verwandelt sich durch siedende Kalilauge in Ammoniak und Essigsäure, durch Kalium in Cyankalium unter Entwickelung von Wasserstoff und Kohlenwasserstoff. Chromsäure und Salpetersäure sind ohne Wirkung. Besteht aus: C_2 H_3 Cy.

Methyle (Materia secundaria, Physiol.), der Nachstoff, der nach seinem (dienenden) Durchgange durch die organischen Gebilde ausgeschieden (und unter bestimmten Umständen von Neuem in dieselben aufgenommen und benutzt) wird.

Methylen (s. Methyl), nennen Dumas und Peligot einen hypothetischen Körper, welcher nach ihrer Ansicht das Radikal des Holzgeistes ist. Er entspricht in seinem chemischen Charakter dem Aetherin und hat die Formel: C H . Demgemäß heißt nun der Holzäther = C_2 H_3 O: Methylenhydrat = C_2 H_2 HO, der Holzgeist = C_2 H_4 O_2: Methylenbihydrat = C_2 H_2 + 2 HO u. s. w.

Methylenchlormesitat (Chloraceton), Aceton = C_6 H_6 O , worin eine gewisse Menge H durch Cl. ersetzt ist, hat Bouis durch Einwirkung von Chlor auf Holzgeist in mehren Verhältnissen erhalten. Chlor wird vom Holzgeist vollständig absorbirt; zuerst entsteht Methylal (C_6 H_8 O_4) oder ein analoger Körper, der weiterhin in Salzsäure, Kohlensäure und ein gelbes Oel verwandelt wird, das endlich ganz krystallisirt. Diese krystallinische Substanz ist sehr flüchtig, sublimirt in Nadeln, löst sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol und Aether, auch in Salpetersäure und Schwefelsäure, wird von Alkalien kaum afficirt, besteht aus C_{10} H_{10} Cl_2 O_4, und stellt das M. dar. Durch ferneres Einleiten von Chlor wird eine Verbindung gebildet, die mehr Chlor enthält.

Methylenhydrat = C_2 H_2 + HO, s. Methyloxyd.

Methylenäther, s. Methyloxyd.

Methylenaldehyd, Aldehyd des Methylenbihydrats (Methyloxydhydrats, Holzgeistes), = C_2 H_2 O_2, s. Formyl.

Methylenaldehydenoxyd, Aldehydenoxyd des Methylenbihydrats (Methyloxydhydrats, Holzgeistes) = C_2 HO, s. Formyl.

Methylenbihydrat — C_2 H_2 + 2 HO, s. Methyloxydhydrat.

Methylenkohlensaure Salze (Carbomethylate, Methylkohlensaure Salze), nach Dumas und Peligot Verbindungen des Methylenhydrats (Methyloxyds) mit Kohlensäure und einem anderen kohlensauren Salze; bis jetzt wurde aber nur das Barytsalz dargestellt. Man erhält dasselbe, wenn man wasserfreien Baryt in Holzgeist auflöst, und in diese Auflösung trockne Kohlensäure leitet, als einen weißen, perlmutterglänzenden Niederschlag, der unlöslich ist in Holzgeist und Alkohol, sich dagegen leicht in Wasser auflöst; diese Auflösung zersetzt sich aber sehr bald von selbst und läßt allen Baryt als kohlensauren fallen, während die eine Hälfte Kohlensäure entweicht. Zusammensetzung: (Ba O + CO_2) + (C_2 H_2, HO + CO_2) od. (Ba O + CO_2) + (C_2 H_3 O + CO_2).

Methylenmercaptan, s. Methylmercaptan.

Methylenoxyd - Sulphocarbonat (Schwefelkohlenstoff-Methylenäther), s. v. a. Kohlensulphid-Methyloxyd, s. Kohlensulphidsalze.

Methylenparaweinsteinsäure, s. v. a. Methylenweinsteinsäure.

Methylenschwefelkohlensaure Salze (Methylschwefelkohlensaure Salze, Sulphocarbomethylate), nach Dumas und Peligot Verbindungen des Methylenhydrats (Methyloxyds) mit Schwefelkohlenstoff. Das Kalisalz erhält man, wenn man eine Lösung von Aetzkali in Holzgeist mit Schwefelkohlenstoff zusammenbringt, in Form von seidenartigen Fasern. Zusammensetzung: (KO + CS) + (C Ha, HO + CS_2) oder (KO + CS_2) + (C_2 H_3 O + CS_2).

Methylenschwefelsäure, s. schwefelsaures Methyloxyd.

Methylentraubensäure (Methylenparaweinsteinsäure, traubensaures Methyloxyd, saures), wird nach Guerin-Varry wie die entsprechende weinsteinsaure Verbindung dargestellt, und ist dieser auch in ihren Eigenschaften gleich, mit Ausnahme des Verhaltens zu Kalkwasser und Natron. Mit Kalkwasser entsteht nämlich ein im Ueberschuß von M. unlöslicher Niederschlag, und mit reinem oder kohlensaurem Natron kein Niederschlag. Zusammensetzung: $C_2 H_3 O + \bar{U}v$, $H O + \bar{U}v$, Aq.

Methylenweinsteinsäure (Weinsteinsaures Methyloxyd, saures), wird erhalten, wenn man Weinsteinsäure in ihrem gleichen Gewichte Methyloxydhydrat auflöst, die Lösung mehre Stunden lang im Wasserbade erhitzt, dann den freien Holzgeist durch Verdampfen entfernt, den Rückstand in seinem halben Gewichte Wasser auflöst und diese Solution an der Luft verdunsten läßt. Eine weiße krystallinische, aus freien Prismen bestehende Masse, geruchlos, von saurem, nicht süßem Geschmack, luftbeständig, sehr leicht löslich in Wasser, Holzgeist und Alkohol, wenig in Aether; die verdünnte wässerige Lösung zerlegt sich beim längeren Sieden in Holzgeist und Weinsteinsäure. Auch in höherer Temperatur wird die Verbindung zersetzt. Kalk-, Baryt- und Strontianwasser werden von der wässerigen Lösung getrübt. Kalilauge erzeugt bei überschüssiger Säure einen nicht krystallinischen milchigen Niederschlag, der sich in viel Wasser löst; mit Natronlauge entsteht unter denselben Umständen ein körniger Niederschlag. Zusammensetzung: $C_2 H_3 O + \bar{T}$, $H O + \bar{T}$.

Methylfluorid (Fluormethyl, fluorwasserstoffsaures Methylen), erhält man nach Dumas und Peligot eben so wie das Cyanid durch Destillation von schwefelsaurem Methyloxyd mit Fluorkalium. Ein farbloses Gas von angenehmem, ätherischem Geruch, 1,186 spec. Gew., brennt mit blauer Flamme, löst sich in Wasser, welches sein $1\frac{1}{2}$ faches Volum aufnimmt und besteht aus: $C_2 H_3 F$.

Methylid, nach Laurent ein hypothetisches Radikal = $C_2 HO$, welches mit 2 At. Sauerstoff verbunden die Ameisensäure darstellt.

Methyljodid (Jodmethyl, jodwasserstoffsaures Methylen), entsteht nach Dumas und Peligot, wenn man 12—15 Th. Methyloxydhydrat mit 8 Th. Jod in eine Retorte bringt, nach und nach 1 Th. Phosphor zusetzt und destillirt. Das Destillat wird mit Wasser vermischt, und die abgeschiedene Flüssigkeit über Chlorkalcium und Bleioxyd rektificirt. Eine farblose, schwer entzündliche Flüssigkeit, siedet bei 40—50°, hat ein spec. Gew. von 2,237 und besteht aus $C_2 H_3 J$.

Methylkohlensaure Salze, s. Methylenkohlensaure Salze.

Methylmercaptan (Methylenmercaptan, Methylsulphhydrat, Schwefelwasserstoff-Schwefelmethyl), Mercaptan (Aethylmercaptan), worin das Aethyl durch Methyl vertreten ist, wurde von Gregory ganz so wie das Aethylmercaptan erhalten, als er das Aethyloxyd durch Methyloxyd ersetzte, d. h. schwefelsauren Methyloxydkalk anwandte. Es glich in seinen Eigenschaften sehr dem Mercaptan, siedete aber schon 21° C. Analysirt wurde es nicht. Wahrscheinliche Zusammensetzung: $C_2 H_3 S + HS$.

Methylol, s. Methyloxydhydrat.

Methyloxyd (Methylenäther, Methylenhydrat), nach Dumas Holzäther, Produkt der Einwirkung der Schwefelsäure auf Methyloxydhydrat (reinen Holzgeist), von Dumas und Peligot entdeckt. Man destillirt gleiche Volumina conc. Schwefelsäure und Methyloxydhydrat, und leitet die sich entwickelnden Gase erst in Kalkmilch, dann in mehre mit Wasser gefüllte Flaschen. Die wässerigen Flüssigkeiten liefern durch Erwärmen reines Methyloxyd, welches man über Quecksilber auffängt und über Kalihydrat trocknet. Ein farbloses Gas von angenehmem Aethergeruch, brennbar mit blaßblauer Flamme, wird bei — 16° noch nicht flüssig, hat ein spec. Gew. von 1,6008, löst sich in Wasser, welches 37 Volum. davon aufnimmt und einen Aethergeruch und beißenden Geschmack davon bekommt, noch leichter in Alkohol, Holzgeist und konc. Schwefelsäure, vereinigt sich mit Sauerstoffsäuren zu neutralen und sauren Salzen und besteht aus: $C_2 H_3 O$; es hat also genau dieselbe procentische Zusammensetzung wie der Alkohol ($C_4 H_6 O_2$).

Methyloxyd-Acetyloxyd, s. v. a. Mesit nach Weidmann und Schweizer.

Methyloxyd-Bisulphocarbonat (Xanthogensäure des Methyls, Holzxanthogensäure, als solches kann der Körper betrachtet werden, welcher in den methylenschwefelsauren Salzen mit dem Metalloxyde verbunden ist.

Methyloxydhydrat (Methylenbihydrat, Methylol), nach Dumas Holzgeist, Holzspiritus, Holzalkohol, Produkt der trockenen Destillation des Holzes, von Taylor entdeckt, von Dumas und Peligot am ausführlichsten untersucht. Wenn man den rohen Holzessig so lange destillirt, als das Uebergehende noch einen alkoholischen Geruch hat, so bekommt man eine gelbliche, noch viel freie Essigsäure u. etwas Brenzöl enthaltende Flüssigkeit, den rohen Holzgeist. Durch Rektifikation desselben über Kalk wird die Säure gebunden; das Destillat ist nun farblos und stellt den käuflichen Holzgeist dar. Dieser enthält neben Methyloxydhydrat u. etwas Wasser noch Aceton u. verschiedene andere brennbare Flüssigkeiten (Mesit, Xylit u. s. w.). Zu seiner vollständigen Reinigung bringt man ihn mit einem Ueberschusse von Chlorkalcium in eine Retorte, erhitzt so lange im Wasserbade, als noch flüchtige Materialien übergehen (der Holzgeist bleibt dabei fast vollständig zurück), gießt dann zu dem Rückstande in der Retorte ein dem angewandten Holzgeiste gleiches Volum Wasser und destillirt weiter. Das jetzt Destillirende (wasserhaltiger reiner Holzgeist), wird über gebranntem Kalk rektificirt. Eine farblose Flüssigkeit von eigenthümlichem

aromatisch brenzlichem, dem Essigäther und Alkohol ähnlichen Geruch, brennendem Geschmack 0,798 spec Gew., als Gas 1,120 spec. Gew., leicht entzündlich, brennt mit bläulicher Flamme, mischt sich mit Wasser, Weingeist und Aether in jedem Verhältniß, reagirt neutral, siedet bei 66,5°, wirkt als Lösungsmittel ähnlich dem Alkohol, verbindet sich mit Chlorkalcium zu einem krystallischen Körper, ebenso mit Baryt, löst auch Alkalien, wird aber mit der Zeit davon verharzt. Zusammensetzung: $C_2\ H_4\ O_2 = C_2\ H_3\ O + HC$ oder $C_2\ H_2 + 2HO$.

Methyloxydhydrat mit Baryt, nach Dumas und Peligot löst sich reiner Baryt leicht in M. unter Erwärmen auf; an der Luft wird die Lösung braun, im Vacuo verdunstet liefert sie seidenglänzende Krystallnadeln, welche in der Wärme schmelzen und sich in höherer Temperatur zersetzen. Zusammensetzung: $Ba\ O + C_2\ H_3\ O + HO$.

Methyloxydhydrat mit Chlorkalcium, nach Kane löst sich auch das Chlorkalcium leicht und unter Erhitzen in M.; die gesättigte Lösung gesteht in der Kälte zu einer krystall. Masse, aus weniger konc. Flüssigkeit schießt die Verbindung in breiten, sechsseitigen, an der Luft zerfließlichen Tafeln an. Wasser zerlegt dieselbe unter Abscheidung des Methyloxydhydrats. Zusammensetzung: $Ca\ Cl + 2\ (C_2\ H_3\ O + HO)$.

Methylschwefelcyanid (Schwefelcyanmethyl), erhielt Cahours durch Destillation von konc. Lösungen gleicher Theile Schwefelcyankalium und methylenschwefelsaurem Kalk, und Rektificiren des Destillats über Chlorkalcium, als eine farblose Flüssigkeit von erstickendem knoblauchartigem Geruch, 1,115 spec. Gew., siedet bei 132—133°, löst sich wenig in Wasser, sehr leicht in Alkohol und Aether, zersetzt sich durch Chlor, Salpetersäure und Alkalien und besteht aus: $C_2\ H_3 + Cy\ S_2$.

Methylschwefelkohlensaure Salze, s. Methylenschwefelkohlensaure Salze.

Methylsulphid (Schwefelmethyl), 1) einfaches (schwefelwasserstoffsaures Methylen nach Dumas und Peligot) erhält man nach Dumas u. Peligot, ähnlich wie das Cyanid, Fluorid, mittelst Schwefelkalium. Regnault leitet in eine geistige Lösung von einfachem Schwefelkalcium dampfförmiges Methylchlorid, erwärmt hierauf, schüttelt das Destillat mit Wasser, und rektificirt über Chlorkalcium. Eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von widrigem Knoblauchgeruch, siedet bei + 41° und besteht aus: $C_2\ H_3\ S$. — 2) Zweifaches, von Cahours entdeckt, wird wie das Vorige mittelst zweifachem Schwefelkalium bereitet. Es ist eine farblose, stark lichtbrechende Flüssigkeit von starkem Geruch nach Eisen, 1,046 spec. Gew., siedet bei 116—118°, löst sich leicht in Aether, ist entzündlich, wird durch Chlor, Brom, konc. Schwefelsäure zersetzt, nicht durch Kalilauge und besteht aus: $C_2\ H_3\ S_2$. — 3) Dreifaches bildet sich nach Cahours in Begleitung des Vorigen eben so, wenn man ein höheres Schwefelkalium anwendet. Eine bernsteinartig gelbe Flüssigkeit, siedet bei 200° u. besteht aus: $C_2\ H_3\ S_3$.

Methylunterschwefelsäure, entsteht durch Einwirkung von Zink auf eine nicht angesäuerte Lösung von Chlorkohlen unter schwefelsaurem Kali, unter Mithülfe eines galvanischen Stromes. Es ist eine dicke, saure, geruchlose, nicht krystallisirende Flüssigkeit, fängt erst über 130° an sich zu bräunen und zu zersetzen und bildet in Wasser lösliche Salze.

Methyluntertraubensäure, s. Traubensaures Methylen.

Methymna (a. Geogr.), der nördlichste und nächst Mitylene einst die bedeutendste Stadt der Insel Lesbus an der Nordküste, dem Vorgebirg Lectum und der Küste von Assus gegenüber, mit einem geräumigen Hafen, aber schon seit dem peloponn. Kriege, wo sie von den Spartanern geplündert wurde, sehr herabgekommen. Sie war die Vaterstadt des Geschichtsschreibers Hellanicus und des Sängers Arion, und in ihrer Umgegend besonders wuchs der treffliche lesbische Wein, jetzt Molivo.

Methypostrosis (Permutatio strati aegrotantium, Med.), die Veränderung des Krankenlagers.

Methyscophyllum (Bot.), nach Ecklon und Zeyher, Gattung der Terebinthaceae *E. Z.* Einzige Art: M. glaucum *E. Z.* Baum in Südafrika.

Methysis (griech., Med.), das Berauschtseyn, die Trunkenheit.

Metiadusa (griech. Myth.), Tochter des Eupalamus, Gemahlin des Cecrops (Apollod. III, 15, 5).

Metia Labicana porta, Thor des alten Roms, s. Rom, d. alte (Topogr.).

Metianus, s. v. a. Mäcianus.

Metibi (a. Geogr.), Völkerschaft in Sarmatia Asiatica, auf dem Gebirge Corax an der Nordostküste des Pontus Euxinus (Pol. V, 9, 18).

Metichus (griech. Alterth.), Freund des Pericles, Redner und Architekt, von welchem der von ihm erbaute Gerichtshof Meticheum in Athen seinen Namen hatte.

Metidschah, Ebene, s. Algier.

Metier (franz.), 1) Profession, Gewerbe, durch dessen Betrieb man seinen Unterhalt erwirbt; — 2) s. v. a. Handwerk.

Metifen, s. Menschenracen.

Metikal, Münze, s. v. a. Mitskal, vergl. Marokko (Geogr.).

Metikaes, Volk, s. Monoemugi.

Metilius, Metilia Gens, plebejisches römisches Geschlecht, von welchem zu merken sind: 1) M., im J. 416 v. Chr. abwesend zum dritten Mal zum Volkstribun ernannt, sucht mit seinem Kollegen Sp. Mäcilius ein radikales Ackergesetz durchzuführen, scheitert aber an der Intercession von sechs Kollegen. — 2) Marcus M., Volkstribun im J. 401 v. Chr. und als solcher einer der Ankläger des Sergius und Verginius wegen des Verlusts von Veji. — 3) Marcus M., Volkstribun um 217 v. Chr., nimmt sich des Mag. Equit. Mincius lebhaft an wider den

Diktator Fabius Cunctator. — 4) M., röm. Statthalter in Jerusalem, welchen die Juden bei einem Aufstand, worin sie die röm. Besatzung niederhieben, nur darum verschonten, weil er Jude zu werden und sich beschneiden zu lassen gelobte. — 5) Publius M. Secundus, besorgte im J. 124 n. Chr. auf Hadrians Befehl die Anlegung der Straße von Karthago nach Theveste. — 6) Marcus M. Regulus, Konsul im J. 157 n. Chr. unter Antoninus Pius. Seine Schwester Regilla war an Herodes Atticus vermählt, wurde aber von diesem mißhandelt, daher der Bruder seinen Schwager vor dem Senat verklagte, aber dabei durch Prunken mit seinen Ahnen sich lächerlich machte.

Metina (a. Geogr.), kleine Insel in der Mündung des Rhodanus, die sich nicht genau bestimmen läßt, da Plinius selbst der Rhone drei Mündungen gibt und mehre kleine Inseln in diesen Mündungen liegen. Mannert hält sie für Jamatan. (Plin. III, 5, 11).

Metinicus, nordamerikan. Inselgruppe, V. St., Staat Maine, vor der Penobscot-Bai.

Metioche (a. Gesch.), 1) s. Menippe 4); — 2) Troerin, welche von Polygnot in der Lesche von Delphi gemalt war.

Metiochus (a. Gesch), 1) Sohn des Miltiades (Herod. VI, 41); — 2) s. Metichus.

Metion (griech. Myth.), Sohn des Erechtheus und der Praxithea, vermählt mit Alcippe und durch sie Vater des Dädalus oder des Eupalamus (der dann erst Vater des Däd. geworden wäre) und, nach sicyonischer Sage, des Sicyon. Seine Söhne, die Metioniden, vertrieben ihren Vetter Pandion vom attischen Throne, wurden aber von dessen Söhnen selbst wieder verjagt.

Metiosedum (a. Geogr.), Ort in Gallia Lugdunensis, an welcher Stelle aber vielleicht richtiger Melodunum gelesen wird.

Metis (griech. Myth.), Tochter des Oceanus, welche dem Saturnus jenen Trank reichte, der bewirkte, daß er alle seine von ihm verschlungenen Kinder wieder ausspie, mit deren Hülfe Zeus dann die Herrschaft des Saturnus u. der Titanen stürzte (Apollod. II, 1.). Hesiod erwähnt des Brechmittels der M. nicht, sondern läßt der Rhea (s. d.) jenen Rath, durch den der neugeborne Zeus gerettet ward, von ihren Eltern ertheilt werden. Wahrscheinlich rührt Apollodors Erzählung von einem späteren Dichter her. Derselbe berichtet noch von M., sie habe sich in allerlei Gestalten verwandelt, um den Umarmungen des Zeus zu entgehen. Ein Orakelspruch der Gäa und des Uranus weissagte dem Zeus, daß M., die er zu seiner Gemahlin machte, zuerst ein Mädchen, dann aber einen Sohn gebären werde, welche dem Vater die Herrschaft des Himmels zu entwinden bestimmt wären. Um dieses Schicksal von sich abzuwenden, suchte sich Zeus der M. mit List und Schmeichelei zu bemächtigen, als sie mit Minerva schwanger ging, und verschlang sie mit der noch ungebornen Leibesfrucht. Auch hatte er dabei die Absicht, daß sie ihm Gutes und Böses unterscheiden lehren solle (Hesiod., Theog. 886, Apollod. I, 3, 6.). M. war nämlich die klügste aller Göttinnen, die Personifikation der Klugheit selbst. Der Mythus vom Verschlingen der M. durch Zeus ist daher als Allegorie zu fassen, wodurch ein alter Dichter die dem Beherrscher des Olymp inwohnende Klugheit und Weisheit andeuten wollte.

Metis, Metisen, s. v. a. Mestizen.

Metisi (Zoograph.), auch Mestizos, Mestindis, s. v. a. Mestizen, s. Homo.

Metiscus (röm. Myth.), Wagenlenker des Turnus, ward von seiner Tochter Juturna vom Wagen geworfen und dadurch dem Tode entrissen. (Virg., Aen. XII, 469).

Metius (Biogr.), 1) s. v. a. Mettius; — 2) s. v. a. Mäcius; — 3) Hadrian, niederl. Mathematiker, geb. zu Alkmaar 1571, Lehrer der Mathematik zu Franecker wo er 1658 †; bestimmte das approximative Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie 113 : 335; schrieb: Arithmetica, Franecker. 1611, 4.; — Geometrices per usum circini nova praxis, Amsterd. 1623 u. a.; — 4) Jakob, Bruder des Vorigen, Glasschleifer und Erfinder des Fernrohrs, überreichte 1609 den Generalstaaten ein solches durch Zusammenstellung eines konvexen mit einem konkaven Glase gefertigtes Instrument.

Metivier, Johann, Architekt, wurde 1781 zu Rennes in der Bretagne geboren, aus einer Künstlerfamilie, welche unter ihren Gliedern Bildhauer und Architekten zählte; diese ließ sich später in Paris nieder, wo M. unter Leitung mehrer ausgezeichneter Architekten studirte und bald die glücklichsten Fortschritte machte. Er gewann das Lob eines vielseitig gebildeten Künstlers, was er auch in München bewährte, wohin er 1811 kam. Er wurde Inspektor der k. k. Baukommission, und später erhielt er bei der k. Hofbauintendanz die Stelle eines Hofbaudekorateurs. Im J. 1824 ertheilte ihm endlich der König Maximilian den Rang eines k. Baurathes, in welcher Eigenschaft er sich noch gegenwärtig in voller Thätigkeit befindet. Sein Werk ist die Synagoge in München, die er von 1824—25 baute, ein Gebäude von einfacher Größe. Die protestantische Kirche derselben Stadt stattete er im Innern aus, wie er überhaupt als Dekorateur die höchste Anerkennung verdient. Die von ihm in München erbauten Paläste zeichnen sich sowohl durch gefällige Form, als durch regelmäßige Disposition im Innern vortheilhaft aus. Auf dem Karolinenplatz baute er das Haus des verstorbenen Staatsministers Grafen von Montgelas, das schöne Wohnhaus des verstorbenen Kriegsministers Maillot de la Treille bei Schwabing, und von 1829—32 leitete er die neuen Schloßbauten des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg. Im Bade Kreuth bei Tegernsee steht ein nach seiner Zeichnung ausgeführtes Monument des Königs Maximilian, eine Marmornische, in welcher die kolossale Büste des Königs von Stiglmayer in Erz gegossen steht. Dann fertigte er auch viele schöne Zeichnungen in Aquarell, Ansichten von alten Gebäuden, Stadtthoren u. s. w. Von seiner Kunst als Dekorateur zeugt ein lithographirtes Werk mit verschiedenen Umrissen von architektonischen und Zimmerverzierungen, unter

dem Titel: Architektonische Verzierungen von M., qu. Fol. Auch von seinen Bauwerken liegen uns ein Paar in Abbildungen vor: der Plan, die Façade und der Durchschnitt, und einige Details der Synagoge, 12 Blätter, vom Architekten selbst lithographirt und mit Text begleitet. Auch haben wir von ihm mit deutschem und französischem Text: Plans, coupes, façades et details du manége et des ecuries construites pour le Prince de la Tour et Taxis à Ratisbonne, dans les annèes 1828—31 dàprès la composition et sous la conduite de J. M., 14 Blätter.

Metjendorf, oldenb. Dorf, Kr. u. Amt Oldenburg; über 100 Einw.

Metkal (Münzk.), 1) Münze u. Gew., s. v. a. Mitskal; — 2) (Waarenk.), Mitkal, in Rußland nicht allein die rohen Druckkattune, sondern auch die groben Mousseline, wovon jetzt sehr viel in Moskau, Astrachan, Jaroslaw, Sarepta und in vielen Dörfern auf dem Lande gewebt werden, weshalb die Einfuhr dieser ordinären Baumwollengewebe auf der ganzen Landgrenze des Reichs verboten ist. Auf die Messe in Nischegorod wurden 1847 weiße und bunte Kalenkor und Metkale 131,151 Stück gebracht.

Metla, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Schlüsselburg; 230 Einw.

Metle (Bot.), s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*, s. Ahorn.

Metling und Sonnberg, österr.-steier. Dorf, Bez. Ehrenau; 120 Einw.

Metnitz, österr.-illyr. Marktflecken, Kr. Klagenfurt, Bez. Grades, am gleichnam. Bache; mehre Mühlen; 380 Einw.

Metobelos (Lit.), s. v. a. Asteriscus.

Metochium (v. Griech., Kirchenw.), Zelle eines Inclusus, s. Inclusi.

Metodontiasis (Med.), 1) Dentitio secundaria, das zweite Zahnen; — 2) nach Einigen auch die krankhafte Entwickelung der Zähne.

Metöcesis (Dislocatio, Mutatio domus, Mutatio sedis, Med.), die Veränderung der Wohnung, des gewöhnlichen Sitzes.

Metöken (griech. Antiq.), die in Athen ansässigen Fremden oder Schutzverwandten, deren Anzahl zu Zeiten sehr bedeutend war, wie denn z. B. die Volkszählung, welche Demetrius Phalereus veranstaltete, gegen 45,000 M. ergab. Als den Urheber der bestimmten Gestaltung des Standes der M. kann man Solon ansehen. Sie traten an die Stelle der ehemaligen Demiurgen, ihr Stand war der der Duldung, aber zugleich der Schutz des Gesetzes ihnen zugesichert, nur waren sie nicht in unmittelbares Rechtsverhältniß zum Staate gesetzt; sie konnten kein Grundeigenthum erwerben und mußten einen Bürger zum Vertreter (*Προστάτης*) haben, der aber wiederum nicht als Einzelner Willkür über sie üben konnte. Manche drückende Leistung, als bei Festaufzügen Gefäße und Schirme zu tragen, ward diesem Stande wohl erst in der Folge aufgelegt, und es wurde der Ton des Benehmens gegen sie vornehmer. Gleich den Bürgern waren sie, mit Ausnahme des Reiterdienstes, zum regulären Kriegsdienst verpflichtet, und auch zu der Vermögenssteuer wurden sie beigezogen. Ihre direkte Abgabe war ein Schutzgeld (*μετοικον*); es betrug 12 Drachmen; wer es nicht zahlte, sollte in Sklaverei verfallen, desgleichen wer von ihnen durch eine heimliche Ehe mit einer Bürgerin das Bürgerblut entehrte. Um den Staat verdiente M. wurden zunächst in Finanzleistungen an den Staat den Bürgern als Isoteleis gleichgestellt und ihnen so der Weg zum Bürgerthum gebahnt.

Metolainsäure, s. Metelainsäure.

Meton, Athener, Sohn des Pausanias, Urheber der nach ihm benannten Zeitrechnung (cyclus Metonicus), s. Cyclus, S. 487.

Metonomasie (griech.), Veränderung des Namens durch Uebersetzen desselben in eine andere Sprache, wie Melanchthon statt Schwarzerd, Sartorius statt Schneider.

Metonymie (v. Griech., Rhetor.), rhetor. Figur, welche in der Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit nothwendigen oder zufälligen Merkmalen desselben besteht und im Hörer eine bestimmtere, anschaulichere Vorstellung anregen soll. Hierher gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, z. B. „graue Haare" statt „Alter", „kalt" statt „todt", „das Mitleid rann ihm die Wange herab" statt „Thränen des Mitleids" &c.; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, z. B. „die letzte Umarmung" statt „letzte Trennung"; 3) des Stoffes und des daraus Gebildeten, z. B. „Jenem Gotte, den sein Marmor preist", „Kränze pflücken statt „Blumen pflücken"; 4) der Eigenschaft und ihres Subjekts oder des Abstraktums und Konkretums, z. B. „die Tugend" statt „der Tugendhafte", „die weinende Unschuld" statt „der weinende Unschuldige"; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauch desselben, z. B. „die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu dem, was er werden sollte"; 6) des Orts und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, z. B. „ganz Paris zitterte" statt die Bewohner von Paris", „die Gegenwart" statt die Zeitgenossen"; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B. „sie treten unter die Fahnen." Vergl. Figuren (Rhet.) und Tropen.

Metopantralgie (Metopantralgia, Med.), Stirnhöhlenschmerz, ein Symptom bei den verschiedenen krankhaften Affektionen der Stirnhöhle, welches sich als fixer, nicht oberflächlicher Schmerz darstellt, oder anfangs in der Gegend der Stirnhöhle über dem Auge beginnt, und sich bei Zunahme und nach Beschaffenheit der Stirnhöhlenkrankheit von hier aus über die Stirne, den Schädel, die Schläfe, die Augenhöhlen, und selbst in manchen Fällen bis zur Kieferhöhle ausbreitet. Gewöhnlich ist nur eine Stirnhöhle afficirt. Die benachbarten Theile nehmen meistens Antheil; die Nase ist entweder trokken oder fließend, öfteres Nießen ist zugegen, der Geruch gesteigert oder aufgehoben, das Auge geröthet, thränend, lichtscheu, schwachsichtig oder hervorgetrieben, das an Atonie oder Krampf leidende Augenlid ist angeschwollen, der Kopf eingenommen und mitunter Schwindel vorhanden.

Je nach den einzelnen Affektionen der Stirn-

höhle ist der Schmerz verschieden. Bei der akuten Stirnhöhlenentzündung (M. inflammatoria) ist er anhaltend, brennend, stechend, spannend, besonders beim Bücken sehr heftig, und mit Fieber verbunden, wobei sich meistens die Nasenschleimhaut auch entzündet u. geschwollen vorfindet. Bei der chronischen Form, besonders bei der syphilitischen, rheumatischen und gichtischen Affektion ist der Schmerz geringer, stumpf, drükkend, vermehrt sich nicht sonderlich beim Bücken, und nur selten sind Fieberbewegungen zugegen. Tritt schnell Eiterung in der Stirnhöhle ein (M. suppuratoria), so stellt sich der Schmerz klopfend und unter Frösteln ein, während er, wenn dieses allmählig geschieht, sich als nagend und stumpf darstellt, wobei nicht selten das obere Augenlid rosenartig anschwillt, der Kranke einen häßlichen Geruch in die Nase bekommt und der Eiter sich endlich durch die Nase oder nach Durchfressung der Knochen einen Weg nach außen bahnt. Bei der katarrhalischen Affektion der Stirnhöhle (M. catarrhalis) ist der Schmerz spannend, stumpf, nagend, drückend, stechend, klopfend, zuweilen remittirend und manchmal so heftig, daß dem Kranken jedes Geräusch und jede Bewegung zuwider ist. Die Kranken bezeichnen jedoch gewöhnlich den Schmerz, als wenn ein Bret vor der Stirne liege, und nur zuweilen gestaltet sich die katarrhalische Form als larvirtes Wechselfieber. Ist die M. durch die Verstopfung der Stirnhöhlen, durch stockenden Eiter, Schleim, Blut, Steine, Polypen, Hydatiden, durch die vorhandenen Afterprodukte und Geschwülste bedingt (M. impletoria), so ist der Schmerz anhaltend, ausdehnend, drückend, und wird durch einen Ausfluß des Schleimes oder Eiters durch die Nase erleichtert, während das begleitende häufige und heftige Nießen gewöhnlich Gesichtstäuschungen und Photopsien erzeugt. Zuweilen sollen auch Insektenlarven und Würmer in der Stirnhöhle nisten, welche einen juckenden, hartnäckigen, zuweilen ausdehnenden, öfters wüthenden und unerträglichen Schmerz, manchmal die Empfindung von Bewegung, Kriechen, oder von einem nagenden Geräusch erzeugen. Die Beseitigung des Stirnhöhlenschmerzes ergibt sich aus der Behandlung der veranlassenden Momente.

Metopantritis (Med.), eine Entzündung in den Stirnhöhlen.

Metopantron (Metopantrum, Anat.), die Stirnhöhle.

Metope (griech. Myth.), 1) Tochter des Ladon und Gemahlin des Asopus, dem sie den Ismenus, Pelagon und 20 Töchter gebar; — 2) Gemahlin des Flusses Sangarius u. Mutter der Hecuba.

Metopen (Bauk.), Zwischenfelder, Bezeichnung der zwischen den mit Triglyphen versehenen Balkenköpfen befindlichen Theile des dorischen Frieses. Ueber die Säulen ist der Länge nach ein Tragbalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die die Decke bildenden Querbalken ruhen. Die Enden der letzteren, die Balkenköpfe sind, damit das Wasser leicht abfließe, mit kleinen Kanälen, den sogenannten Triglyphen, versehen, und die zwischen den Balken befindlichen Felder (die M.) offen. Später wurden sie geschlossen, doch stets etwas hinter die Balkenköpfe zurückgerückt, nachmals auch mit Skulpturen verziert. Da dieselben fast quadratisch waren, so machte ihre Eintheilung, seitdem größere Säulenweite angenommen wurde, Schwierigkeiten; daher die jonische Säulenordnung nur noch den glatten Fries und M. nur am Kranzgesims zeigt.

Metopia (Entom.), nach Meigen, Dipterengatt. Arten unter Tachina *Fabr.*

Metopias (foss. Amphib.), nach H. von Mayer ausgestorbenes Sauriergeschlecht aus der Familie der Labyrinthodonten (s. d.). Kopf in der Gegend des Hinterhauptbeins am breitesten, nach vorn allmählig verschmälert u. an den Nasenlöchern stumpf zugerundet. Breite zur Länge = 11 : 14. Die weit von einander entfernten Augenhöhlen liegen etwas vor der Mitte des Schädels. Das Schädelloch ist längs oval, vorn spitzer als hinten und liegt an der Grenze des hinteren Längenviertheils. Eine Art: M. diagnosticus *H. v. M.* (Pal. Würt., S. 18. Tab. 10, Fig. 1.), aus dem Keuper (Schilfsandstein) von Stuttgart.

Metopidia (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gatt. der Infusoria rotifera Euchlanidota *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: mit zwei Stirnaugen, einem Gabelfuß, einem niedergedrückten, prismatischen Panzer und einer nackten, oder mit einem Haken versehenen, schirmlosen Stirn. Drei Arten: 1) M. lepadella *Ehrenb.* Inf. LIX. 10; — 2) M. acuminata *Ehrenb.* LIX. 11; — 3) M. triptera *Ehrenb.* LIX. 12.

Metopion (Metopium, Anat.), 1) Glabella, die Glatze, eigentlich die kleine Stirn, kleine Nebenstirn; — 2) s. v. a. Galbanum, von Meta u. Opium, gleichsam etwas nach dem Opium Folgendes, ihm Aehnliches; — 3) eine Galbanum enthaltende Salbe, die man sehr werth hielt, nach Hippocrates: Metopon.

Metopium (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Rhus *L.*

Metopius (Entom.), nach Panzer, Hymenopterengatt., s. v. a. Peltastes *Hl.*

Metopon (Anat.), 1) die Stirne, eigentlich was mitten über beiden Augen ist; — 2) nach Hippocrates, s. v. a. Metopion.

Metoposkopie, 1) (Physiognom.), die Stirnschau, Untersuchung der Stirn in physiognomischer und nosognostischer Hinsicht; — 2) (Sittengesch.), vorgebliche Kunst, aus den Faltenlinien der Stirn die geistige und sittliche Natur des Menschen, ja wohl seine vergangenen u. seine noch bevorstehenden Erlebnisse zu erkennen, also der Chiromantie (s. d.) verwandt. Sie ward wie diese im Mittelalter ausgebildet, fand aber nicht so viel Beifall, als die Chiromantie, wiewohl sie eine bessere Grundlage hat, als diese. In den alten metoposkopischen Schriften werden meistens 6 horizontale Stirnlinien und eine senkrechte tiefste unterschieden. Sie führen von oben nach unten die Namen der Planeten: Saturnal-, Jovial-, Martial-, Venus-, Solar-, Lunar-, Mercuriallinie, und neben ihnen

werden noch Schwester= (Neben=) linien beachtet. Die Auslegung richtet sich nach der größeren od. geringeren Biegung, Zerrissenheit, Brechung, nach dem Geschlängelt=, Durchschnitten=, Gekettet=, Aestig= 2c. seyn dieser Linien, die gewisse Zeichen, Kreise, Dreiecke 2c. bilden. Man bezog dann die Gegenstände, welche die Astrologie unter den besonderen Einfluß eines Planeten stellte, auf die entsprechende Stirnlinie.

Metoptoma (foss. Gasterop.), nach Phillips s. v. a. Patella (s. d.).

Metorium (Bot.), nach Bridel, Untergatt. von Pilotrichum *P. Brown*.

Metra, s. Mestra.

Metosis (Med.), ist unrichtig gelesen aus Meiosis (Meosis, Miosis), und wird nun von Vielen nachgeschrieben.

Metra (Mater, Matrix, Hystera, Uterus, Anat.), die (Mutter), Gebärmutter, Bärmutter, der Fruchthalter.

Meträ (Secundinae, Geburtsh.), die Nachgeburt.

Meträmia (Sanguinis in utero turgescentia, Med.), der Blutandrang zum Uterus.

Meträmorrhagia (Haemorrhagia uteri, Med.), der Mutterblutfluß, Mutterblutsturz.

Meträmorrhoides (Haemorrhoides orificii uteri, Med.), die Hämorrhoiden des Muttermundes.

Metrahenny (Moniet=Rahinut), afrik. Dorf, Aegypten, Dschize; Pyramiden.

Metralgie (Metralgia, Med.), der Gebärmutterschmerz.

Metramo, ital. Fluß, Königreich Neapel, Prov. Calabria ultr. I., entsteht durch Vereinigung mehrer kleinen Flüsse, mündet in den Busen von Gioia; Lauf westl. 11 ital. Meilen.

Metranämia (Metroligaemia, Sanguinis defectus in utero, Med.), der Blutmangel in der Gebärmutter.

Metranastrophe (Inversio uteri, Geburtsh.), die Umkehrung (Umstülpung) der Gebärmutter (mit einem kleineren oder größeren Prolapsus derselben).

Metraneurysmus (Geburtsh.), eigentlich Dilatatio uteri, Gebärmutterausdehnung; die Uebersetzungen haben aber gewöhnlich: Dilatatio vulvae, Ausdehnung der Schamspalte, was auch Dioscorides gemeint zu haben scheint, da er das Räuchern mit Cassia, Zimmt u. dgl. dagegen empfiehlt, dessen Wirkung gegen eigentlichen M. oder Metrectasis wohl wenig leisten würde. Die Kommentatoren wollen dazu noch die Krankheit als eine varikose oder ähnliche Ausdehnung der Gefäße des Uterus oder der Vulva angesehen wissen.

Metratonia (Med.), die Atonie der Gebärmutter, Gebärmuttererschlaffung.

Metratonica (Metraemorrhagia, Med.), der atonische Mutterblutfluß.

Metratresia (Imperforatio uteri, Chir.), eine abnorme Verschließung der Gebärmutter.

Metratretica (Metratreta, Chir.,) eine Frau mit Imperforatio uteri.

Metrauxe (Med.), die Vergrößerung der Gebärmutter, Hypertrophie der Gebärmutter.

Metre, Maß, s. v. a. Meter, s. Paris.

Metrechoscopia (Auscultatio mensurae et soni, Med.), die Untersuchung des Maßes (der Länge, des Umfangs u. s. w.) und des Schalles.

Metrechoscopium (Instrumentum ad metiendum et ad sonum diiudicandum, Med.), ein Maß= und Schallprüfer, wie z. B. der von Montault (Frorieps Notiz. 1073 = 49,17. S. 272) angegebene.

Metrectaneus (Speculum uteri, Geburtsh.), ein sogenannter Mutterspiegel, ein Werkzeug zur Ausdehnung des Muttermundes. M. polyphydesmeus kann man den Polyphypodesmeus metrectaneus nennen, in so fern man die erstere Funktion des Werkzeugs für die Hauptsache ansieht.

Metrektasia (Metrectasis, Geburtsh.), Uteri dilatatio, die Gebärmutterausdehnung.

Metrektopia (Dislocatio uteri, Deviatio uteri, Geburtsh.), eine Verschiebung des Uterus (aus seiner normalen Lage).

Metremphraxis (Med.), der Uterusinfarkt, die Ueberfüllung (und Verstopfung) der Gefäße und des Parenchyms des Uterus.

Metremphysema (Med.), s. v. a. Physometra.

Metrenchyta (Metrenchytes, Geburtsh.), 1) die Mutterspritze (Galen); — 2) (remedia), Muttermittel, Mittel zum Einspritzen in die Gebärmutter.

Metrepidemia (Med.), die von Zeit zu Zeit vorkommende allgemein verbreitete große Anlage zu Krankheiten der weiblichen Sexualfunktionen: zu schweren Entbindungen, Mutterblutflüssen, Mutterentzündungen, Puerperalfiebern u. s. w.

Metretes (lat. metreta, gr. μετρητής), das größte Maß der Griechen für flüssige Gegenstände, überhaupt ein gewisses Kubikmaß, welches das Grundmaß zu andern kleinern oder größern Maßen ist. Der M. hat irgend ein übliches Längemaß als Seite und kommt daher von ungleicher Größe bei verschiedenen Völkern vor. Es enthielt z. B. der M. des pythischen oder delphischen Fußes 70 pariser Kubikzoll und wog 4527 Drachmen reines Wasser (13,17 berliner Maß); der römische M. hatte 1296 pariser Kubikzoll und wog 7680 Drachmen reines Wasser (22 berl. Maß). Der M. des griechischen olymp. Fußes enthielt 1496 par. Kubikzoll und wog 8862 Drachmen reines Wasser (25,8 berl. Maß), u. s. w. Jeder M., er mochte seyn, welcher er wollte, enthielt 12 Chous, 72 Xestes, 144 Kotylen, 288 Tetarta, 576 Oxybapha, 864 Cyathi.

Metreurysma (Med.), eine (krankhafte) Ausdehnung der Gebärmutter.

Metrhelcos (Ulcus uteri corrodens, engl. the corroding ulcer of the uterus, Chir.), das fressende Geschwür der Gebärmutter.

Metrhelcosis (Metrelcosis, Chir.), das Gebärmuttergeschwür, Vereiterung in der Gebärmutter.

Metrhelosis (Metrelosis, Geburtsh.), s. v. a. Metranastrophe oder Hysterelosis.

Metrikus (Med.), mütterlich, den Uterus betreffend, dazu gehörig u. s. w.

Metrik (von *μέτρον*, Maß, abgeleitet), ist die Theorie der Verskunst oder die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des **Rhythmus** (s. d.), als der Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen von den vorzüglichern Dichtern gebrauchten Versmaße. Die Verskunst erhielt ihre eigentliche Ausbildung erst durch die Griechen, von denen sie auf die Römer und theilweise, aber mit sehr bedeutenden Modifikationen, auf die modernen Völker überging. Wir betrachten deshalb zuerst: **Die M. der Griechen und Römer.** Der griechische Versbau beruht auf der verschiedenen Quantität (der Länge und Kürze) der Sylben. Ein Vers besteht im Griechischen und Lateinischen aus einer Reihe langer und kurzer Sylben, welche in kleinern Abschnitten (Versfüßen) mit einander nach einer bestimmten Regel wechseln, die das Versmaß (metrum) genannt wird. Die Versfüße der einzelnen Sylbenverbindungen, aus welchen ein Vers als aus seinen Grundtheilen zusammengesetzt ist, werden von langen und kurzen Sylben im Gegensatz zu einander gebildet. Die lange Sylbe hat die doppelte Dauer der kurzen. Verbindungen von Sylben derselben Art (z. B. — — oder ⏑ ⏑ ⏑) sind nicht eigentliche metrische Versfüße, aus welchen eine gewisse Art Verse sich bilden läßt, aber sie können doch oft statt Versfüße derselben Dauer stehen, so daß eine lange Sylbe durch zwei kurze, oder zwei kurze Sylben durch eine lange vertreten werden (z. B. — — statt — ⏑ ⏑), und es kann sogar etwas Charakteristisches an einem Versmaße seyn, daß solche Füße an gewissen Stellen gebraucht werden (unächte Versfüße). Der Platz, welchen in den ächten Versfüßen die lange und deshalb gewichtigere Sylbe einnimmt, heißt **Hebung** (arsis), derjenige, den die kurze einnimmt, **Senkung** (thesis). Die Hebung kann der Senkung vorangehen, so daß die Bewegung gleichsam abwärts geht, oder ihr folgen, so daß die Bewegung aufwärts geht. — Die Versfüße sind:

a) Diejenigen, deren Hebung und Senkung von gleicher Dauer sind:

— ⏑ ⏑ dactylus,
⏑ ⏑ — anapaestus, denn zwei kurze Sylben sind hinsichtlich der Dauer gleich einer langen;

b) diejenigen, deren Hebung von der doppelten Dauer als die Senkung ist:

— ⏑ trochaeus,
⏑ — jambus;

c) diejenigen, in denen der eine Theil des Fußes von anderthalb Mal so langer Dauer ist, als der andere:

— ⏑ — creticus,
— ⏑ ⏑ ⏑ paeon primus,
⏑ ⏑ ⏑ — paeon quartus;

d) unächte Versfüße:

— — spondeus,
⏑ ⏑ ⏑ tribrachys,
— ⏑ ⏑ — choriambos.

Ein Vers wird entweder durch mehrmalige Wiederholung desselben Fußes gebildet, oder durch Vereinigung und Mischung verschiedener Füße. Die letzte Sylbe lateinischer Verse ist immer anceps, d. h. lang und kurz, da die genaue Vergleichung hier durch das Einhalten aufhört. Ein Vers schließt oft so, daß der letzte Fuß unvollständig ist und heißt dann versus catalecticus. Man unterscheidet versus catalectici in syllabam, wo eine einzelne Sylbe auf den letzten vollständigen Fuß folgt, und catalectici in bisyllabam, wo zwei Sylben übrig sind, wie z. B. in dem Hexameter. Trochäische und jambische Füße können immer nur in syllabam katalektisch seyn. Cäsur (Einschnitt) heißt die Theilung gewisser längerer Verse in zwei Theile dadurch, daß an einer bestimmten Stelle ein Wort in der Mitte eines Versfußes endet. Dadurch entsteht ein Ruhepunkt, welcher jedoch nicht den Zusammenhang des Verses unterbricht, da der unvollendete Fuß die Aufmerksamkeit darauf hinlenkt. — Die prosodische Richtigkeit des Verses beruht darauf, daß alle Sylben nach ihrer richtigen Aussprache und Quantität gebraucht sind, wobei jedoch zu bemerken ist, daß gewisse Freiheiten in der Aussprache einzelner Wörter und Formen als in der Poesie erlaubt angesehen werden, besonders bei Wörtern oder Eigennamen, welche sonst gar nicht in einer gewissen Art Verse gebraucht werden könnten, z. B. altĕrīus und Prīămĭdes nicht im Hexameter, weshalb alterius und Priamides gesagt wird. Der Gebrauch einer gewöhnlich langen Sylbe als kurz heißt systŏle (Zusammenziehung), der Gebrauch einer kurzen als lang diastŏle (Dehnung). Ferner ist der **Hiatus** zu vermeiden. Dieser entsteht, wenn im Verse ein Schlußvokal od. ein M mit einem Anfangsvokal zusammenstößt und zugleich die erste Sylbe, um den Vers vollständig zu machen, ausgesprochen werden muß und nicht durch Elision wegfällt. Doch haben die Dichter sich in längeren daktylischen Versen bisweilen einen Hiatus erlaubt, in Fällen, wo er weniger anstößig war. — Von den einfachen **daktylischen** Versen ist der wichtigste und einzige, der für sich allein ohne Vermischung mit andern Versen gebraucht wird, der **Hexameter**, der aus 6 Daktylen besteht, von denen der letzte katalektisch in bisyllabam ist. Er eignet sich am meisten zu einer gleichmäßig fortschreitenden Darstellung und wird deshalb in erzählenden (epischen) Gedichten (versus heroicus, Vers des Heldengedichts) so wie in Lehrgedichten, Satyren und poetischen Briefen gebraucht. Folgende daktylische Verse werden von Horaz in Verbindung mit andern Versen gebraucht:

— ⏑ ⏑ — ⏓ (versus Adonius),
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏓ (versus Archilochius minor),
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏓ — — — — (versus dactylicus tetrameter catalecticus).

Ein daktylischer Vers von eigenthümlicher Form ist der sogen. **Pentameter**, der aus zwei, stets durch die Cäsur getrennten Theilen besteht, deren jeder zwei Daktylen und eine Sylbe eines abgebrochenen Fußes hat. Der Pentameter wird nie allein gebraucht, sondern ein Hexameter und ein Pentameter werden zu einem Distichon verbunden und diese Verbindung wird fortlaufend wiederholt. Diese Form wird besonders in Elegien und Epigrammen angewandt. — Der gewöhnliche **anapästische** Vers

ist versus anapaestus dimeter, welcher aus 4 Anapästen besteht, mit einer Cäsur zwischen dem zweiten und dritten. Der gebräuchlichste trochäische Vers ist der katalektische Tetrameter, der aus sieben Trochäen und einer Sylbe besteht. Der gebräuchlichste **jambische** Vers ist der sechsfüßige, versus jambicus trimeter (nach den 3 Dipodien oder senarius nach den Füßen), der theils in eigenen kleinern Gedichten allein oder mit andern jambischen Versen gebraucht wird, theils der gewöhnliche Vers im Dialog der Schauspiele ist. — Zusammengesetzte Verse enthalten eine künstlichere Bewegung, die aber doch im Verse selbst, oder wenn dieser kurz ist, in den Versen, mit welchen er verbunden wird, ein leicht aufzufassendes Verhältniß als das herrschende zeigt. Wenn eine daktylische Bewegung in Trochäen übergeht, so heißt die Versform logaödisch. Bisweilen wird vor einer daktylischen oder logaödischen Reihe ein einleitender zweisylbiger Fuß (die Basis) gesetzt. In andern Versen zeigt sich in der Mitte die choriambische Form und der Schluß ist logaödisch. Die zusammengesetzten Verse machen einen lebhafteren Eindruck und gehören zum Charakter der lyrischen Dichtung. Die wichtigsten, besonders von Horaz gebrauchten Formen sind:

— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓ (versus Aristophanicus),
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓ (versus Alcaicus decasyllabus),
— ⏕ — ⏕ — ⏕ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓ (versus Archilochius major),
— — — ⏑ ⏑ — ⏓ (versus Pherecrateus),
— — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓ (versus Glyconicus),
⏓ — ' ⏑ — ' — | — ' ⏑ ⏑ — ' ⏑ ⏓ (versus Alcaicus hendecasyllabus),
— ⏑ ' — — ' — | ⏑ ⏑ ' — ⏑ ' — ⏓ (versus Sapphicus),
— ⏑ ' — — ' — ⏑ ⏑ — ' — ⏑ ⏑ ' — ⏑ — ⏓ (versus Sapphicus major),
— — ' — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ ' — ⏑ ' ⏓ (versus Asclepiadeus minor),
— — ' — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ ' — ⏑ ' ⏓ (versus Asclepiadeus major).

In lyrischen Gedichten wird am häufigsten nicht ein einzelner fortlaufender Vers gebraucht, sondern entweder eine Verbindung von zwei verschiedenen (einfachen oder zusammengesetzten) Versen, welche wiederholt wird (distichische Verbindung), oder eine Verbindung mehrer Zeilen, welche eine Strophe genannt wird. Jede solche Verbindung wird oft ein Metrum genannt. Die von Horaz außer den distichischen Verbindungen gebrauchten Strophen sind: 1) Die **sapphische** Strophe, bestehend aus 3 sapphischen Versen und einem versus Adonius; — 2) die **erste asklepiadeische** Strophe, bestehend aus 3 kleineren asklepiadeischen Versen und einem glykonischen; — 3) die **zweite asklepiadeische** Strophe, bestehend aus 2 kleineren asklepiadeischen Versen, einem pherekrateischen und einem glykonischen; — 4) die **alcäische** Strophe, bestehend aus zwei alcäischen elfsylbigen Versen, einem alcäischen neunsylbigen und einem alcäischen zehnsylbigen. — Die wissenschaftliche Behandlung der M. von den griech. Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von **Aristoxenus, Hephästion**, so wie von den lateinischen Grammatikern, von **Priscian, Terentianus Maurus**, war sehr mangelhaft. Man berücksichtigte lediglich das Allernothdürftigste und begnügte sich mit einer oberflächlichen Sylbenzählung oder mit bloßen Schematismen: am ausführlichsten behandelte man noch das heroische Versmaß. **Rich. Bentley** war es, der zuerst die ganze Theorie der Grammatiker und die rein mechanische Messung der Verse bei Seite setzte und den Rhythmus wieder als das Princip der M. erfaßte. Obgleich dadurch der M. ein neuer Weg vorgezeichnet war, so konnte die neue Gestaltung doch noch nicht vollständig erfolgen, da Bentley nur die römischen Komiker bei seinen Untersuchungen in Berücksichtigung gezogen hatte. Erst **Gottf. Hermann** (s. d.) gebührt der Ruhm, daß er, nachdem er die Verdienste Bentley's in der Schrift: De Bentleio ejusque editione Terentii (Leipz. 1819, 4, und im 2. Bde. der Opuscula) rühmend anerkannt hatte, von der kritischen Philosophie ausgehend, aus dem Begriff des Rhythmus der M. eine selbstständige neue wissenschaftliche Gestaltung gab. Sein Werk: Epitome doctrinae metricae (editio altera, Leipz. 1844) ist Epoche machend für unsere Wissenschaft, wenn es auch von verschiedenen Seiten heftigen Widerspruch erfuhr. So rügte **Apel** in seiner „Metrik" (2 Bde., Leipz. 1814 — 16) den Mangel aller musikalischen Grundlage, während **Böckh** (s. d.) die Ansicht aussprach, daß nur in der Theorie der alten Grammatiker die einzig sichere historische Basis für die M. zu finden sey. Vergl. Freese, De Hermanni metrica ratione (Halle, 1829). Einzelne Versarten wurden nach Hermanns Principien von **Friedemann, Spitzner** und **Seidler** einer genauen und erfolgreichen Untersuchung unterworfen. Da aber Hermann nicht allein von seinen Gegnern, sondern selbst von seinen Freunden, wie z. B. von **Lange**, vielfach mißverstanden wurde, so ist in dieser Wissenschaft eine Unsicherheit und Verwirrung entstanden, wie kaum in einem andern Zweige der Alterthumswissenschaften.

Die **deutsche** M. Während bei den Griechen und Römern der Versbau einzig auf die verschiedene Quantität der Sylben gegründet ist, beruht er dagegen im Deutschen hauptsächlich auf dem Accent, d. h. auf der Betonung oder Tonlosigkeit der Sylben. In der **altdeutschen** Poesie wurden die Verse nur allein nach der Zahl der Hebungen gemessen, nicht nach der Sylbenzahl, auch nicht nach der Zahl der zwischen den Hebungen stehenden Senkungen. Nach und nach war aber im 15. Jahrhundert das ursprüngliche Sprachbewußtseyn in Beziehung auf diese Verse erloschen, und im 16. Jahrhundert maß man diese Verse nach der Zahl der Sylben, woraus denn namentlich bei Hans Sachs wahrhaft monströse Verse wurden (die besten des 16. Jahrhunderts sind von Fischart). Diesem Uebelstande mußte abgeholfen werden — wie wir jetzt gar leicht begreifen, dadurch, daß man Verse bildete, in denen eine regelmäßige Sylbenzahl und zugleich eine regelmäßige, mit dem Wortaccent harmonirende Abwechselung der Hebungen und Senkungen Statt fand. Die einfache Sache wurde von Allen dunkel geahnet, von Keinem begriffen, bis M. **Opitz** durch ein kleines, aber Epoche machendes und die alte Zeit

unserer Poesie von der neuen für immer scheidendes Büchlein schrieb: Die deutsche Poeterei, binnen wenig Wochen im Jahre 1624 von ihm zu Stande gebracht. Nach dem Datum dieses Büchleins datirt man mit Recht den Anfang unsrer neuen Dichterzeit; denn es bezeichnet, wie wenig Bücher in der Welt, den Eintritt eines neuen Sprachbewußtseyns: es war das Wort, welches Alle suchten, Alle sich auszusprechen müheten, und Keiner hervorzubringen vermochte; Opitz traf es, und die ganze Welt sprach es ihm nach und spricht es ihm noch heute nach. Seine Lehre, die er in diesem Buche geltend macht, ist die, daß im deutschen Verse gerade so regelmäßig abgewechselt werden müsse zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken Verse mit Länge und Kürze im trochäischen und jambischen Verse, und seit dieser Zeit reden wir auch in der deutschen Verslehre, wenn gleich in sehr uneigentlichem Sinne, von Jamben und Trochäen. Daktylen verwarf Opitz noch mit gesundem Sinne in den deutschen Versen gänzlich, oder erklärte sie vielmehr für unmöglich; bald nach ihm kamen aber auch Daktylen, Amphibrachen, Anapäste, Cretici und das ganze Heer der bloß für quantitativ, nicht für qualitativ gemessene Verse passenden Metra in der deutschen Dichtung zu reichlicher Anwendung, und mit ihnen außer dem Hexameter und Pentameter alle Zeiten und Strophenformen der griechisch-römischen Poesie. Die Umänderung des Versmaßes war in der That eine dringende Nothwendigkeit, denn die kurzen Reimpaare (s. Reim) der altdeutschen Dichtungen sind wirklich nur brauchbar und wohlklingend in einer wohlklingenden und fügsamen Sprache, wie die mittelhochdeutsche war. Seitdem die Vorzüge des Lautes, des Reimes, des Satzbaues, deren das Mittelhochdeutsche sich erfreut, im Neuhochdeutschen aufgegeben waren, mußten die Zeilen der kurzen Reimpaare hart und ungefüge, fast klappernd, ausfallen. Der Vers mußte nothwendig mit der Sprache sich in das Gleichgewicht setzen, und das war im 16. Jahrhundert, wo neben der neuen Sprache noch der alte Vers herrschte, nicht geschehen. Der alte Vers mußte jetzt endlich vor der neuen Sprache weichen. Seitdem geriethen denn auch die kurzen Reimpaare in tiefe Verachtung und wurden schon im 17. Jahrhundert Knittelverse genannt. Auf Opitz fortbauend, hat dann J. H. Voß in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache" (2. Aufl., Königsb. 1831) zuerst eine vollständige M. der deutschen Sprache versucht.

Metriopathie (v. Griech.), Maßhalten bei leidenschaftlicher und affektvoller Aufregung, von den Skeptikern anstatt der stoischen Apathie anempfohlen. |

Metrisch (v. Griech.), 1) gemessen, geordnet nach den Regeln der Verskunst; — 2) in gebundener Rede.

Metritis (Med.), s. Gebärmutterentzündung.

Metro (ital.), Maß, s. v. a. Meter, s. Mailand.

Metroblennorrhöa (Med.), der Mutterschleimfluß.

Metroblennozemia (Med.), eine große Schleimergießung aus dem Uterus.

Metrobotrytes (Excrescentiae uteri botryticae, the cauliflower excrescence of the uterus nach Fleetwood Churchill [Diseases of females; Dublin 1837], oder schon früher nach Jos. Clarke und nach C. M. Clarke [Diseases of females, II, S. 57], Excrescences vivaces de l'uterus nach Levret, Chir.), die blumenkohlähnlichen Auswüchse des Uterus.

Metrocace (Med.), besser Cacometra, Cacometria.

Metrocampsis (Geburtsh.), die Umbeugung der Gebärmutter; übelgebildet.

Metrocarcinoma (Carcinoma uteri, Med.), der (offene) Mutterkrebs (wohl zu unterscheiden von Metrhelcos, Metrobotrytes).

Metrocatarrhus (Med.), der Mutterkatarrh, s. v. a. Leucorrhoea, Fluor albus. — M. benignus, s. v. a. Leucorrhoea benigna, Fluor albus benignus. — M. malignus, M. contagiosus, s. v. a. Fluor albus malignus, Fluor albus contagiosus.

Metrocele (Chir.), s. v. a. Hysterocele.

Metrocelides (Med.), nach Hippocrates: Mutterflecken, Naevi materni.

Metrocholosis (febris puerperalis biliosa, Med.), das gallige Kindbetterfieber.

Metrocynia (Bot.), nach P. Thouars, Pflanzengattung, gebildet aus Schotia simplicifolia *Vahl.*

Metrodorea (Bot.), nach St. Hilaire, Gattung der Rutaceae *Rchb.* 2 Arten, Sträucher in Brasilien.

Metrodynia (Med.), s. v. a. Metralgia.

Metrodystocia (Geburtsh.), die Schwergeburt wegen ungewöhnlicher Beschaffenheit der Gebärmutter.

Metro-epidemia (Med.), kürzer und gewöhnlicher: Metrepidemia.

Metroleucorrhöa (Leucorrhoea uteri, Med.), der Gebärmutterschleimfluß.

Metroloxia (Chir.), s. v. a. Hysteroloxia.

Metrolymphangitis (Inflammatio vasorum uteri lymphaticorum, Lymphangitis uteri, Med.), Entzündung der Lymphgefäße der Gebärmutter.

Metromalacoma (Med.), s. v. a. Hysteromalacoma.

Metromalacosis (Med.), s. v. a. Hysteromalacosis.

Metromania (Med.), die Mutterwuth; auch Verswuth, Versemachertollheit.

Metromelanorrhöa (Melanorrhoea uterina, Med.), der Abgang schwarzer (blutiger u. dgl.) Flüssigkeiten aus der Gebärmutter.

Metrometer (Metronom, Mus.), Taktmesser.

Metrometrum (Geburtsh.), s. v. a. Hysterometrum.

Metromyzeus (Metrosiphon, Siphonculus [sugens] uteri, Ventosa uterina, franz. le spéculum pombe, la ventouse utérine, Chir.), Muttersauger, nennt Andrieux seine Saugpumpe gegen Menstruatio suppressa.

Metron (Metrum, Med.), 1) das Maß, Meßinstrument; — 2) das gehörige Maß, das Rechte.

Metronanodes (Med.), soll bedeuten: eine zu kleine Gebärmutter betreffend, daher rührend u. s. w.

Metroneuria (Uteri affectio nervosa, franz. la metronervie, Med.), nach Piorry: ein Nervenleiden des Uterus.

Metronomoi (griech. Ant.), in Athen 15 Männer, welche die Aufsicht über die Richtigkeit der Maße und Gewichte beim Verkauf hatten, und von denen 10 in der Stadt, 5 in Piräeus stationirt waren. Ihre Diener hießen Prometretai.

Metronymica (griech., Gramm.), s. Patronymica.

Metropathia (Affectio uteri, Med.), das Gebärmutterleiden.

Metroperissia (Med.), s. v. a. Metrypertrophia.

Metroperitonitis (Med.), die Entzündung der Gebärmutter und des Bauchfelles, Gebärmutterbauchfellentzündung.

Metroperittia (Med.), s. v. a. Metroperissia.

Metrophlebitis (Phlebitis uterina, Inflammatio venarum uteri, Med.), die Entzündung der Gebärmutterblutadern.

Metrophlegmymen (Tunica uteri mucosa, Anat.), die Schleimhaut des Uterus.

Metrophlegmymenitis (Inflammatio tunicae mucosae uteri, Med.), die Entzündung der Schleimhaut der Gebärmutter.

Metrophorum (bot. Term.), Fruchtknotenträger, fadenförmiger Körper, der die Fruchtknoten trägt.

Metrophthisis (Med.), 1) Tabes uteri, das Schwinden oder Einschrumpfen des Fruchthalters; — 2) s. v. a. Metropyophthisis.

Metroplethora (Metryperämia, Med.), der Blutüberfluß im Uterus.

Metropolis (a. Geogr.), s. v. a. Mutterstadt im Gegensatz zu den Kolonialstädten, dann auch Hauptstadt einer Provinz oder eines Landes; daher Eigenname vieler besonders asiat. Städte: 1) die älteste Residenz der Könige von Phrygien (des Gordius, Midas u. s. w.) und, wie schon der Name zeigt, die alte Hauptstadt des Landes, im nördlichen Theile desselben, später nur ein kleiner Ort. Höchst wahrscheinlich bezeichnen die den ältesten Baustyl zeigenden Ruinen von Pismesch kalessi nördlich von Doganlu mit weit ausgedehnten Felsengräbern und dem Grabe des Midas ihre Lage. — 2) Stadt in Phrygien, unstreitig dieselbe, die Strabo (XII, S. 576 und XIV, S. 633) meint, deren Gebiet als zwischen Apamea Cibotus und Dymä an der Straße nach Synnada, also im pisidischen Phrygien gelegen vorkommt. — 3) Stadt im caystrischen Gefilde Lydiens an der Straße von Smyrna nach Ephesus, 200 Stad. von ersterer und 120 Stad. von letzterer in einer Gegend, die sehr guten Wein lieferte. Noch jetzt finden sich mitten auf dem Wege zwischen beiden genannten Städten, beim Dorfe Turbali, die Ruinen einer großen und prächtigen Stadt, in welchen das alte M. nicht zu verkennen ist. — 4) Stadt in Thessalien, links von Peneus in Hestiäotis, eine Meilen von Gomphi, zwischen diesem u. Pharsalus an der von Epirus nach Larissa führenden Landstraße, aus der Vereinigung mehrer kleinen Städte, zu denen auch Ithome gehörte, erwachsen, aber dennoch selbst später nur noch ein Städtchen, das im Mittelalter den Namen Neo-Patrae erhielt. — 5) eine andere Stadt derselben Landschaft bei Steph. Byz., nach Leake die Ruinen von Paleokastro im südlichen Thessalien oder in der Provinz Thessaliotis. — 6) Stadt Acarnaniens im Distrikt Amphilochia unweit der Ostküste des Sinus Ambracicus zwischen ihm und dem Achelous, mit einer Citadelle, welche Pouqueville zu weit südlich am Achelous an der Stelle des heutigen Aetos sucht und deren wahre Lage südöstlich von Paleopyrgo, nordöstlich von Arapi und nördlich von Neokori erst Leake dargethan hat. — 7) Stadt in Doris bei Steph. Byz., nach Leake im südlichern Theile der Landschaft in der Nähe der Grenze der Locri Ozolae und des Gebirges Corax. — 8) Stadt in Sarmatia Europaea am Borysthenes (Ptol. III, 5, 28), höchst wahrscheinlich dieselbe, welche früher Borysthenes, später Olbia und Miletopolis hieß, so daß es noch zweifelhaft ist, ob nicht Ptol. Miletopolis schreiben wollte. — 9) Stadt auf der Insel Euböa. — 10) Stadt Mossynöker in Pontus, beide übrigens unbekannt.

Metropolit (Kirchenw.), in der alten Kirche Bischof in einer Hauptstadt, später s. v. a. Erzbischof; Metropolitan, s. v. a. erzbischöfl., daher Metropolitankirche, s. v. a. erzbischöfliche Kirche; vgl. Bischof.

Metropolypus (Chir.), der Mutterpolyp.

Metroproptosis (Metroptosis, Chir.), der Muttervorfall.

Metropyophthisis (Tabes purulenta uteri, Med.), die Schwindsucht von Eiterung im Uterus.

Metrorrhagia (Med.), ein (heftiger) Mutterblutfluß; s. Gebärmutterblutfluß.

Metrorrheuma (Rheumatismus uteri, Medicin), der Gebärmutterrheumatismus.

Metrorrhexis (Chir.), der Gebärmutterriß, Mutterriß, die Zerreißung des Uterus.

Metrorrhöa (Med.), ein (andauernder) Ausfluß von Blut, Schleim, Jauche u. dgl. aus dem Uterus.

Metrorrhois (Med.), nach einigen Neueren: eine (perverse) Hämorrhoidalkrankheit der Gebärmutter.

Metrosalpinges (Tubae Fallopianae, Anatom.), die Muttertrompeten.

Metrosalpingitis (Inflammatio tubae Fallopianae, Med.), die Entzündung einer Muttertrompete.

Metrosalpingorrhagia (Haemorrhagia e tubis Fallopianis, Med.), die Muttertrompetenblutung, Blutergießung aus den Muttertrompeten in die Unterleibshöhle, wie Barlow und B. Brodin (the Lancet, 1839, Nov. 22. — Froriep's Not., Nr. 1380, 256) beobachteten.

Metrosalpingorrhexis (Disruptio tubae

Fallopianae, Chir.), die Zerreißung einer Muttertrompete, wie z. B. Munk (London. med. Gazette, 1841, March.; vgl. Froriep's Not. 1491, S. 272) beobachtete.

Metrosalpinx (Tuba Fallopiana, Anat.), eine Muttertrompete.

Metroscirrhus (Scirrhus uteri, Chir.), der Mutterkrebs.

Metroscolioma (Metroscoliosis, Obliquitas uteri, Chir.), das Schiefstehen der Gebärmutter.

Metroscopia (Investigatio uteri, Geburtshülfe), die Untersuchung der Gebärmutter, besonders wenn solches mit dem Metroskop geschieht.

Metrosiderus (Bot.), nach Smith, Eisenmaß, Gatt. der Myrtaceae *Juss.*, Icosandria Monogynia *L.* Charakter: Röhre des Kelches mit dem Ovarium verwachsen, der Rand 6spaltig; 20—30 sehr lang hervorstehende, freie Staubgefäße. Griffel fadenförmig; Narbe einfach. Kapsel 2—3fächerig; Fächer vielsamig; Samen fein, ungeflügelt. Von 42 Arten, Sträuchern und Bäumen in Australien, auf den Molukken und dem Kap, sind besonders bemerkenswerth: 1) M. angustifolia *Sm.*, schmalblätteriges E., Myrtus angustifolia *L.* Bäumchen auf dem Kap. Aestchen 4eckig. Blätter lang, linienlanzettförmig, entgegengesetzt. Blumenstiele kurz, entgegengesetzt, in winkelständigen Döldchen; Bracteen lanzettförmig; Kronblätter rundlich. — 2) M. capitata *Sm.*, kopfförmiges E. In Neuholland. Blätter zerstreut stehend, verkehrt-eirund, stachelspitzig, geadert, mit kleinen scharfen Punkten gerändert. Aestchen und Kelche behaart. Blumen lilla-purpurroth, in kugelrunden Köpfchen. Reichenb., h. bot. 1, Taf. 84. — 3) M. ciliata *Sm.*, gewimpertes E. In Neu-Kaledonien. Blätter zerstreut stehend und fast entgegengesetzt, elliptisch, stumpf, lederartig, am Rande zurückgerollt, an der Basis, wie fast die ganze Pflanze mit langen, abstehenden Haaren. Blumen groß, dunkelroth, im Ende Doldentrauben. Labill., Sert. Caled. 60, Taf. 59. — 4) M. corifolia *Vent.*, lederblätteriges E. In Neuholland. Blätter abwechselnd, an den Aestchen gehäuft stehend, linienförmig, an der Spitze zurückgekrümmt. Blumen weiß, winkelständig. Vent., Malm., Taf. 46. — 5) M. florida *Sm.*, dichtblüthiges E. In Neuseeland. Blätter entgegengesetzt, verkehrt-eirund-länglich, geadert. Blumen blaßgelb, in großen Endsträußern; Kelche und Blumenstielchen mit angedrückten Seidenhärchen bekleidet. — 6) M. umbellata *Cuv.*, doldenblüthiges E. In Neuholland. Blätter entgegengesetzt, linien-lanzettförmig, einrippig, am Rande zurückgerollt. Blumen roth, in wenigblumigen Enddolden; Kelche seidenhaarig, später nackt. Cuv., ic. 4, Taf. 337. — 7) M. vera *Lindl.*, echtes E., echter Nanibaum. Auf den Molukken und den zunächst gelegenen Inseln. Ein großer Baum, mit weit ausgebreitetem Wipfel. Blätter kreuzständig, eirund-lanzettlich, oben hellgrün, unten blässer und netzaderig. Blüthen weißlich, in winkel- und gipfelständigen, reichblüthigen Trugdolden. Dieser Baum zeichnet sich durch sein außerordentlich hartes und dichtes, graubraunes, fast unzerstörbares Holz aus, welches sich nur im frischen, noch nicht völlig ausgetrockneten Zustande verarbeiten läßt und später von den gewöhnlichen Werkzeugen gar nicht mehr angegriffen wird. Man läßt die Bäume stehen, bis sie der Wind umwirft. Die Chinesen machen Ruder und Anker daraus, welche sehr gut bezahlt werden. Der Bohrwurm greift sie nicht an. Auf den Molukken benutzt man die äußere grauliche Rinde des Stammes, welche sich sehr leicht lostrennen läßt und anfangs süßlich, gleich darauf aber zusammenziehend-bitter schmeckt, bei Durchfällen und Schleimflüssen. Rumph, Amb. 3, Taf. 7. — 8) M. villosa *Sm.*, haariges E. Auf Otahaiti. Blätter entgegengesetzt, eirund, geadert, unten weichhaarig. Blumen langfädig, dunkelroth, ansitzend, in seiten- und endständigen, gedrängten Rispen.

Metroskop (Metroscopium, Geburtsh.), 1) ein Werkzeug zur Untersuchung des Uterus, wie z. B. das von Nauche (des malad. des femmes, 2. Th., Par. 1829, S. 752). — 2) Instrument metroscopique nennt Bourjot Saint-Hilaire mit Unrecht sein Skopometrum.

Metrosphongiomata (Chir.), Gebärmutter(schwamm-)knoten, Muttertuberkeln.

Metrostenosis (Uteri coarctatio, Chir.), die Gebärmutterverengerung.

Metrosteresis (Chir.), 1) die Wegnahme (Exstirpation) des Uterus; — 2) der Mangel des Uterus.

Metrosynizesis (Uteri [cum adjacentibus] coalescentia, Geburtsh.), die Verwachsung des Uterus mit den Beckenwänden oder anderen Theilen, nach Boivin (Froriep's Not. 1263, S. 144) eine häufige Ursache des Abortus.

Metrotom (Metrotomus, Chir.), 1) der die Metrotomie oder den sogenannten Kaiserschnitt macht; — 2) ein besonderes Instrument dazu ꝛc.

Metrotomia (Chir.), der Gebärmutterschnitt, sogenannte Kaiserschnitt. Sectio caesarea mag die Operation irgend ein Charlatan genannt haben. Nachher hat man Cäsar den Schnitt angedichtet.

Metrydrorrhöa (Hydrorrhoea uteri, Geburtsh.), Gebärmutterwasserfluß, ein satzweise erfolgender Abfluß, der sich zuweilen nach dem fünften Monat der Schwangerschaft krankhaft im Uterus ansammelnden wässerigen Flüssigkeit (= Hydrometra), meistens ohne Abortus zur Folge zu haben (s. Boivin, des maladies de l'utérus, von A. Dugés, Paris 1833).

Metrypperämia (Med.), s. v. a. Metroplethora.

Metrypperästhesis (Nimia uteri sensilitas, Med.), die übermäßige Reizbarkeit der Gebärmutter.

Metrypperpathia (Med.), nach Piorry's (berichtigter) Nomenklatur: Uteri affectio (morbosa) nimia, ein sehr heftiges Leiden der Gebärmutter, wie Metritis, Metrocarcinoma u. s. w.

Metrypertrophia (Hypertrophia uteri,

Metroperissia, Med.), eine Uebernährung (der Substanz) des Uterus.

Metrotylomata (Chir.), harte Gebärmutter(schwamm=)knoten.

Metroum (a. Geogr.), Stadt in Bithynien, nordwestl. von Heraclea und südöstl. vom Vorgeb. Posidium.

Metroxylon (Bot.), nach Rottboell, Pflanzengattung. Arten unter Sagus *Gaertn.*

Metrozootie (Metrozootia, Thierarzneik.), eine von Zeit zu Zeit sich zeigende allgemein verbreitete Anlage zu Krankheiten der weiblichen Genitalien bei Thieren, zum Fehlgebären u. s. w.

Metscha, Fluß, s. Tula.

Metschalis, asiat. russ. Ort, Prov. Daghestan, Khanat Kaitak.

Metschendorf, österreich.=steier. Dorf, Kr. Bruneck, Bez. Ehrenau; 280 Einw.

Metschesheide, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.=B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 130 Einw.

Metschichow (Mecychow), österreich.=böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strakonitz; 400 Einw.

Metschigmensk, asiat. Meerbusen, Tschukotsken=Land, südl. vom Ost=Kap, mündet in die Behringsstraße.

Metschkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Striegau; Freischoltisei, Windmühle; 400 Einw.

Metschlau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Sprottau; Schloß, 3 Vorwerke, 1 Wassermühle und 2 Windmühlen; 670 Einw.

Metschow (Mecow), österreich.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; über 100 Einw.

Metsekhati, Bezirk, s. Baranya.

Mett, Fleisch, wovon das Fett abgesondert ist und woraus die Mettwurst (s. Wurst) bereitet wird.

Mett (Geogr.), schweiz. Ort, Kant. Bern, Bez. Nydau; 950 Einw.

Mettaria, österreich.=illyr. Dorf, Istrien, Bez. Fünfenberg; 440 Einw.

Mettau (Geogr.), 1) österreich. Dörfer: a) (Mathe, Methug), Böhmen, Herrsch. Politz; 220 Einw.; — b) (Metore), Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Obergutenhag; 240 E.; — 2) schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Laufenburg, im Gausingerthal; 350 Einw.

Mettay, Pierre, Maler von Füßly, auch Metray genannt, ein zu seiner Zeit sehr berühmter Künstler. Er stammte aus der Normandie, in Paris war Fr. Boucher sein Meister, und nachdem er in Rom seine Studien vollendet hatte, wurde er Mitglied der königl. Akademie zu Paris, † um 1750. Er malte Genrestücke, mythologische und historische Darstellungen, und besonders auch Seestücke in Vernets Geschmack. Vier solche Bilder ließ Wille unter seiner Aufsicht stechen; A. Zingg stach: Port prés de Naples, und Golfe prés de Naples; Longueil: zwei Marinen und Gegenden um Neapel; le naufrage prés de Naples; P. Viel: Diana im Bade; u. s. w.

Mette (matutinum, Kirchenw.), 1) der erste und bedeutendste Theil der im Brevier der kathol. Kirche enthaltenen täglichen Andacht, neben dem Gebet, dem Ave Maria, dem Credo, den Einleitungsversen, dem 94. Psalm und einem Hymnus, 3 Abschnitte umfassend, welche Nokturnen heißen und deren jeder drei Psalmen mit besondern Antiphonien und Segenssprüchen, so wie 3 Lesestücke, eins aus der Bibel, eins aus den Biographien der Heiligen und eins aus den Homilien oder Erklärungen des Evangeliums, welche von den Kirchenvätern herrühren, enthält. Das Ganze schließt mit dem Te Deum laudamus. In den meisten Kathedralen und Klosterkirchen wird die M. schon am Vorabend abgesungen, von den einzelnen Priestern aber still gebetet. Ehemals ward sie in den Morgenstunden vor Sonnenaufgang gebetet; — 2) in protestantischen Kirchen der Frühgottesdienst, besonders am Weihnachtsfest.

Mettelaurach, bayer. Dorf, R.=B. Mittelfranken, Landger. Erlbach; über 100 Ew.

Mettelbach, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis; Oberamt Welzheim; 110 Einw.

Mettelwitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; über 100 Einw.

Metten (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.=B. Niederbayern, Landger. Regen; über 100 E.; — b) das., Landger. Degendorf; Benediktinerkloster, Schleifmühle, Steinbrüche; 550 Ew.; — 2) preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.=B. Münster, Kr. Tecklenburg; 900 Ew.

Mettenbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober=M.), R.=B. Oberbayern, Landger. Pfaffenhofen; 100 Ew.; — 2) (Unter=M.), das.; 160 Einw.; — 3) R.=B. Niederbayern, Landger. Landshut; 330 Einw.

Mettenberg (Geogr.), 1) bad. Dorf, Seekreis, Amt Bonndorf, an der Mettma; 170 E.; — 2) (Mettervеech=M.), österreich.=steyer. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Oberlichtenwald; 170 Einw.; — 3) würtemberg. Dörfer: a) Donaukreis, Oberamt Biberach; 230 Einw.; — b) das., Oberamt Leutkirch; 140 Einw.

Mettendorf (Geogr.), 1) bayer. Kirchdorf, R.=B. Mittelfranken, Landger. Greding; Schwarzachbrücke, Wallfahrt; 100 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Bitburg; Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; 3 Mühlen, Eisensteinbergwerke Wolfskaule; 910 Einw.

Mettenhausen, bayer. Kirchdorf, R.=B. Niederbayern, Landger. Landau; Vilsbrücke; 120 Einw.

Mettenheim (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.=B. Oberbayern, Landger. Mühldorf; 260 Einw.; — b) das., Landger. Traustein; über 100 Einw.; — 2) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Worms, Friedensgericht Osthofen; Schloß, Rathhaus, Jahr= und Krammarkt; 820 Einw.

Mettenleiter, 1) Jakob, Maler, geb. 1760 zu Großkuchen bei Neresheim, zeigte schon in früher Jugend viel Lust zum Zeichnen u. erwarb sich durch Bildnißmalen seinen Unterhalt, bis das Zusammentreffen mit Knoller, der damals im Reichsstifte Neresheim malte, seinen artistischen

Versuchen eine würdigere Richtung gab. Er zeichnete nun nach der Antike und erweiterte durch Reisen seine künstlerische Anschauung, ward aber durch seltsame Zufälle nach Holland, und von da als Soldat nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verschlagen. Auch hier malte er zahlreiche Bildnisse, und erwarb sich dadurch so viel Vermögen, daß ihm nach Abzug der Loskaufungssumme in Amsterdam noch eine beträchtliche Summe übrig blieb. Im Jahre 1775 trat er die Reise nach Rom an, verweilte hier ein Jahr und begab sich darauf nach München. Hier ward er besonders von den Werken des Micris und Douw angezogen. Nachdem er in München einige Zeit mit der Ausübung seiner Kunst beschäftigt gewesen, ließ er sich in Augsburg 1778 häuslich nieder, ohne jedoch beständig in jener Stadt zu bleiben. Er besuchte Amsterdam wieder, ging dann nach Wien, wo er verschiedene ansehnliche Personen malte, und mit besonderm Beifalle Köpfe nach B. Denner kopirte. Im Jahre 1786 begab er sich nach Petersburg, wo er 1825 †. Er malte besonders Bildnisse und Historien, unter welchen seine 1785 für den Dom in Augsburg gemalte Auferstehung Christi das größte Werk ist, daneben auch Genrestücke und Landschaften, die in Rußland Beifall fanden. J. C. Schleich stach nach ihm die betrachtende Unschuld, ein Oval. — 2) Johann Michael, Bruder des Vorigen, Maler, Zeichner und Kupferstecher, wurde 1765 zu Großkuchen geboren und zeigte frühzeitig große Lust zum Zeichnen. Seine ersten Vorbilder waren Kupferstiche und Zeichnungen, die sich im Hause seines Bruders Jakob vorfanden und erst 1775, als ihn der Bruder nach Rom mit sich nahm, erhielt er dort den ersten regelmäßigen Unterricht im Zeichnen, der später, nachdem sich sein Bruder in Augsburg niedergelassen hatte, fortgesetzt ward. Im Jahre 1782 kam er nach München, wo er unter Aufsicht des damaligen Inspektors Dorner in der Gallerie kopirte. Der Tod seines Vaters überließ ihn bald der eignen Sorge. Schon früher hatte er sich im Radiren versucht, jetzt aber machte er von dieser Kunst zum Lebensunterhalte Gebrauch. Anfangs war es besonders Professor und Buchhändler Strobel, der ihm auftrug, Vignetten für seine Bücher zu radiren. Seine erste Arbeit war das Titelkupfer zu Babo's Gemälde aus dem menschlichen Leben, die später in den E. A. Fleischmannschen Verlag übergingen. Zwei größere Blätter, die schon einen sehr geübten Künstler zeigen, sind in dem bei Strobel erschienenen Volksbuche: „Legende für den gemeinen Mann" 11 Thle., in 2 Bändchen; ferner lieferte er zu Westenrieders bayerischer und deutscher Geschichte eine Menge zierlich radirter Blätter. Seine Blätter, deren Zahl sich über 1800 beläuft, sind hinsichtlich der Erfindung und Ausführung gleich ausgezeichnet. M. steht dem berühmten Chodowiecky nicht nach, in vielen Blättern wußte er sogar eine größere Vollkommenheit zu erreichen, besonders in plastischer Rundung der Gestalten. Auch im charakteristischen Ausdrucke stehen seine Erzeugnisse jenen eines Chodowiecky nicht nach. Er behauptete aber auch in der Lithographie eine rühmliche Stelle. So kam er auf den Gedanken, nach Art der Kupferstecher Linien auf Stein zu graviren und die Platten abzudrucken. Seine ersten Versuche waren sehr mühsam, da ihm das Verfahren Senefelders nicht bekannt war und dieser selbst jenen, die das Geheimniß erkauften, die Geheimhaltung desselben auferlegte. Nach vielfältigen Versuchen kam endlich auch M. zu einem genügenden Resultate in Betreff der Präparirung des Steins zum Drucke. Er und Senefelder gingen verschiedene Wege, da ihre Behandlungsweise verschieden war, und M. mußte deshalb auf eine eigne Konstruktion von Pressen denken, indem er größerer Kraft bedurfte, als Senefelder, der die erhabene Manier vervollkommnete, während M. die vertiefte, wozu größere Druckkraft erforderlich ist. Auch die Plangravirung auf Stein, wozu Utzschneider den ersten Impuls gegeben, wurde durch M. vervollkommnet. Er richtete mehre Lithographien ein; 1809 eine solche für den k. Staatsrath, durch welche Vorträge, Reskripte rc. mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt werden konnten. Im Jahre 1811 erhielt er den Auftrag, die Platten zu den Loosen des Lotterieanlehens zu stechen, und weil eine möglichst große Anzahl von Abdrücken erzielt werden sollte, so versuchte der Künstler den Stich in Stahlplatten. Er ätzte den Stahl, aber was jetzt mit so großer Leichtigkeit und Schönheit zu Stande gebracht wird, konnte er damals mit aller Mühe nicht erreichen. Kaiser Alexander berief 1818 den Künstler nach Warschau, wo er für das polnische Oberkommando eine Lithographie zum Drucke von militärischen und topographischen Plänen einrichten sollte. Auch konstruirte er für dasselbe Kommando eine kleine Feldlithographie, um jede Ordre sogleich auf Stein überzudrucken. Die Akademie der Künste in München nahm ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Ueber seine Erfindungen gibt der Künstler Aufschluß in dem Werke: „Artistisches München im Jahr 1835, von A. v. Schaden". — 3) Johann Evangelist, Kupferstecher und Lithograph, Neffe des Vorigen, wurde 1792 zu Großkuchen geboren. Sein Onkel ertheilte ihm Unterricht in seiner Kunst, und diese verhalf ihm zu einer Stelle beim k. Staatsrath in München. Er ist Lithographie-Inspektor dieses Kollegiums; M. sticht aber auch in Kupfer und besonders trefflich Schrift. Von Preußen aus wurde ihm sogar ein Preis der Kalligraphie zu Theil. Wir haben Schrifttableaux von seiner Hand gefertigt: Das Vater Unser, den Glauben an Gott und andere Blätter dieser Art, die meisterhaft behandelt sind.

Metter, würtemberg. Fluß, Nebenfluß der Enz, entspringt bei Maulbronn, mündet bei Bietigheim.

Metterich, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bittburg, Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; Mühle; 300 Einw.

Metterichkraut (pharm. Bot.), auch Mettramkraut, s. v. a. Herba Matricariae, s. Pyrethrum Parthenium *Sm.*

Mettern (Bot.), s. v. a. rother Hornstrauch, Cornus sanguinea *L.*

Metternholz (Bot.), s. v. a. gemeine Heckenkirsche, Lonicera Xylosteum *L.*

Metternich (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Koblenz; 2 Salmiakfabriken, Obst-, besonders Kirschenbau, Schloß, Stammhaus der fürstlichen Familie gleichen Namens; 740 Einw.; — 2) das., Kr. Mayen; 8 Schrompenmühlen; 300 Einw.; — 3) das., R.-B. Köln, Kr. Euskirchen; 510 E.

Metternich (Biogr.), sehr altes, am Rhein ansässiges Freiherrngeschlecht, welches auf dem deutschen Reichstag Sitz und Stimme hatte. Viele leiten das Geschlecht von den bis in die Zeiten der Merovinger hinaufreichenden Grafen zu Bonn ab. Auch wird ein treuer Gefährte und Freund des Kaisers Heinrich II., Namens Metter, als Stammvater des Geschlechts genannt und der Name M. davon hergeleitet, daß, als man diesem Kaiser einst eine verrätherische, aber nachgeahmte Handschrift seines treuen Dieners gezeigt, dieser ausgerufen haben soll: „Metter nicht!" Bei dem dritten italienischen Zug Barbarossa's erhielt das Geschlecht die Erbkämmerei von Köln, die seitdem bis in den Anfang dieses Jahrhunderts bei ihm verblieb. Unter dem Kaiser Ludwig dem Bayer gründete es am Fuße des Hennebergs eine Burg, die bald von dem nahen Dorfe Metternich, an der frequenten Straße von Münstereifel u. der Fähre über die Schwift, den Namen M. erhielt. Ursprünglich waren es 12 Linien, die aber nach und nach bis auf eine ausstarben. Als im Anfange des 17. Jahrh. die Linien Winneburg und Beilstein ausstarben und ihre Besitzungen, die zwischen der Mosel u. dem Hundsrück liegenden Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein, an das Kurfürstenthum Trier zurückfielen, gab der damalige Kurfürst Lothar von M. (1599—1623) diese Grafschaften seinen Vettern Karl Heinrich von M. und Phil. Emmerich von M. zu Lehen. Der Letztere erhielt am 20. März 1679 vom Kaiser Leopold I. die Reichsgrafenwürde mit dem großen Palatinat und dem Münzrechte. Als die ebengenannten und andere unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften und Güter jenseits des Rheins durch den lüneviller Frieden an Frankreich abgetreten wurden, wurde die Familie M. durch die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben entschädigt. Diese Besitzung, die als Landesherrschaft den Namen Fürstenthum Winneburg erhielt, wurde 1806 unter die Krone Würtemberg mediatisirt und 1825 von dem König von Würtemberg für einen enormen Preis angekauft. Jetzt gehören der Familie M. die Herrschaften Königswart und Plaß in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren u. die übrigen Allodialgüter; am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardsstein; am Bodensee das Gut Hersberg und endlich das Schloß und Gut Johannisberg unter nassauischer Landeshoheit. Die jährlichen Einkünfte dieser Besitzungen belaufen sich auf 2—300,000 Gulden. Es sind folgende Glieder dieses Geschlechts berühmt geworden: 1) Lothar M., Erzkanzler und Kurfürst von Trier, eine Hauptstütze der katholischen Liga, † 1623. — 2) Lothar Friedrich, Kurfürst von Mainz, † 1675. — 3) Heinrich, gleichfalls Kurfürst von Mainz, † 1679. Die M. gehören demnach zu den Familien, welche die meisten geistlichen Fürsten zählen, denn kein einziger deutscher Adelsstamm hat mehr als 3 Kurfürsten aufzuweisen. — 4) Franz Georg, Graf von M., geb. am 2. März 1746 zu Koblenz, verlor bald seinen Vater u. wurde von seinem Vetter Waltersdorf, Kurfürsten v. Trier, erzogen. Dieser brachte ihn so jung in die Staatsgeschäfte, daß er schon 1768 in einer politischen Mission nach Wien geschickt wurde, wo er auf Verlangen Kaunitz' gar bald zum ständigen trierschen Gesandten ernannt wurde. Die Kaiserin Maria Theresia verschaffte ihm auch eine schöne geistvolle Frau, Beatrix, aus dem alten Grafengeschlecht von Kageneck, die 1773 in Koblenz den für Oesterreich u. Deutschland höchst unglückseligen, selbst der anderen Halbkugel verhängnißschweren Sohn gebar, der in der Taufe den Namen Clemens erhielt. Der alte M. war ein Mann von nicht geringem Wissen, aber von unendlich langweiliger Geschwätzigkeit. Mit der Kaiserin, mit welcher sein erstes Wort so ziemlich auch sein letztes war, korrespondirte die schöne und schlaue Beatrix, namentlich bei der Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Erzbischof von Köln. — 5) Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst v. M., Herzog von Portella, österreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, fast ein halbes Jahrhundert der allmächtige Leiter der österr. und der deutschen Politik und bei Weitem der berühmteste seines Geschlechts. Da das politische System dieses für unser deutsches Vaterland so verhängnißvollen Mannes unter dem Art. Habsburg schon eines Weiteren erörtert ist, so müssen wir uns hier hauptsächl. auf das rein Biographische beschränken. Clemens M. war am 20. Mai 1773 zu Koblenz geboren u. hatte sich des köstlichen Pfundes körperlicher Schönheit, welches dem metternichschen Geschlecht von der Natur im reichen Maße zugewogen war, ganz besonders zu erfreuen. Er war bis an die Schwelle des Greisenalters in Wuchs und Gestalt, in Blick und Bewegung eine regelrechte anmuthige Erscheinung: Statur des Mittelschlags, aber durchgängig Maß und Ziel. Die gewölbte hohe Stirn, die hellen, blauen Augen, die nur mäßig gebogene Nase, die schönfarbigen, so reichen als weichen, sorgfältig geordneten Haare bildeten ein schönes Ganzes. Nur um den höchst einladenden Mund spielte ein halblächelnder etwas sybaritischer, zugleich listiger und lüsterner Zug. So beschreibt ihn Hormayr in seinem hinterlassenen Fragment: „Kaiser Franz und Metternich" (Leipz. 1848), dem wir im Folgenden Manches entnehmen. In seinem 16. Jahr bezog M. die damals durch verschiedene berühmte Docenten ausgezeichnete Universität Straßburg. An den philosophischen Disciplinen gar bescheiden nippend, weihte er auch den publicistisch-diplomatischen Fächern nur gar flüchtige kurze Augenblicke. Sprach man mit den Salons-, Boskets-, Tafel- und Liebesgefährten des Clemens M. von seinem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, so umzog ihre Lippen ein sarkastisches Lä-

cheln, aus dem ganz unverhohlen heraussah, das **Talent** habe ihn im Schlaf überrascht, studirt aber und **erlernt** habe er eigentlich gar nie etwas. Der Instinkt, die Welt und ihre Begebenheiten, der äußere Anstoß hätten ihn erzogen. Nach Gründlichkeit hat M. in seinem Leben überhaupt nie gestrebt, ja sie vielmehr geradezu gehaßt und geflohen. Von Straßburg aus begab sich der junge M. nach Frankfurt zur Krönung Leopolds II. (9. Okt. 1790) und versah dabei die politisch und wissenschaftlich eben nicht sehr schwierigen Obliegenheiten eines Ceremonienmeisters des katholischen Theiles des westphälischen Grafenkollegiums. Darauf blieb er 4 Jahre lang auf der damals in hohem Flore stehenden Universität Mainz und studirte die Rechte. Mainz zählte damals Männer, wie den Coadjutor Karl von Dalberg, Johannes Müller, Georg Forster und Heinse zu den Seinigen und der glänzende Hof des Kurerzkanzlers von Erthal, bei dem sich gar viele schöne und geistvolle Frauen einfanden, bot M. die reizendste und nach allen Seiten hin zweckmäßigste Schule für das Salon- und Weltleben dar. In den Irrthümern und Gewaltstreichen der bevorrechteten Kasten, in ihrem Streben, ihre Kastanien mit den Händen der Fürsten aus der Glut herauszuholen und ein reichliches Theil des auf ihnen lastenden Hasses den Fürsten aufzujochen, reifte und wucherte Clemens M.s verhängnißvolle Politik, die, aller Geschichte vergessend, sich später zur ersten Dienerin des Absolutismus und des Obskurantismus machte. Nachdem Clemens eine Reise nach London gemacht hatte und schon im Jahr 1793 bei der Wiedereroberung der Niederlande als Beobachter und Kundschafter in den Verwickelungen der Seemächte sehr gut gebraucht worden war, wurde er im Jahre 1794 als österr. Gesandter nach dem Haag bestimmt. Allein der inzwischen eingetretene Verlust Belgiens vereitelte dies und führte M. nach Wien, wo sein angenehmes Aeußere und seine gesellschaftlichen Gaben allgemeine Anerkennung fanden, aber sein unstetes Abspringen, seine geringe Beharrlichkeit, sein jeder ernsten männlichen vaterländischen Richtung entferntes, zerbröckeltes, liederliches Leben und die wenige Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens und Thuns selbst bei den Damen nur geringes Zutrauen erweckte.

Dem österr. Nationalcharakter, der Empfindungsweise Wiens und seinen Lokalitäten hatte M. von jeher fern gestanden. Dem Allen rückte er jetzt näher durch seine Verheirathung: er vermählte sich am 27. Sept. 1795 in seinem 23. Jahre mit der noch nicht ganz 20jährigen Gräfin Eleonore von Kaunitz, der Enkelin u. Allodialerbin des berühmten Ministers von Kaunitz. Seine eigentlich diplomatische Laufbahn eröffnete er beim rastädter Friedenskongreß in der Eigenschaft eines Gesandten des westphäl. Grafenkollegiums. Im J. 1801 wurde er zum österr. Gesandten am kursächs. Hof in Dresden ernannt. M. trat diesen Posten im 28. Jahre seines Lebens an, in voller Blüthe der Schönheit, der Jugendkraft und all seiner sonstigen reichen Gaben und Redekünste mit einer durch und durch ausgereiften Bildung im Sinne Diderots, Marmontels und der Romane von Fabre d'Eglantine, Sillery und der Gräfin Genlis. Studirt hatte er eigentlich gar nichts; aber die Menschen und die großen Begebenheiten waren nicht umsonst an ihm vorübergegangen. Durch die Verschwendung, mit der die Natur ihn aus blumenreichem Füllhorn, wiewohl sehr einseitig, ohne all sein Verdienst, überschüttet hatte, besaß er unter Anderem das Talent der Erzählung in einem Grade, daß irgend ein jederzeit fix und fertiger Novellenschmierer bei ihm volles Brod hätte finden können. Nur mußten es Ereignisse und Charaktere, Intriguen und ihre Suiten seyn. Was im höchsten Grade interessant, was für den Historiker, vor Allem für den Biographen rein unschätzbar ist, war die haarscharfe Beobachtungsgabe, womit er das ganze Wesen des ihm Vorkommenden mit einem Blick völlig weg hatte, nicht nur in allen Kontouren, sondern in Miniaturvollendung. Allem fügte er scharfsinnige Bemerkungen, angenehme Intermezzos bei, so daß man sah, welcher Adlerblick diesem Manne inwohne, namentlich für alle Gebrechen, Schwächen und Fehler der Gegner. „Am besten wurde er mit den Doktrinärs fertig; er blickte nach ihnen gar gütig, wie nach dummen Vögeln, die so freundlich sind, gleich vorn auf seinen Kloben aufzusitzen." M.s galante Abenteuer hatten zwar schon gegen das Ende seiner reizenden Knabenjahre begonnen, sie hatten schon in den Tagen des rastädter Kongresses Aufsehen gemacht und später zu Wien Kotzebue's so gern gesehenem Lustspiele: „Die beiden Klingsberg" das Daseyn gegeben. Aber als die eigentliche Wiege derselben gab er selbst oft und mit gewohnter Heiterkeit das durch Natur, Kunst und Gesellschaft weit hin schimmernde Dresden an. „In Dresden", erzählt M. selbst nach Hormayr, „fing mit meiner diplomatischen Carrière auch meine Laufbahn mit den Weibern an, die mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt und in Verzweiflung gebracht haben. Nur war mir das Unverständlichste in der ganzen Weltgeschichte Kosciusco's Schmerzensruf bei Maciejowice: „**Finis Poloniae**" — denn wie mit und in den Polinnen ein Ende zu finden, ist mir heute noch unbegreiflicher, als die Räthsel der Sphinx. Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obschon ich mir bewußt bin, es mit gar keiner ehrlich gemeint zu haben, — was sie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich meinen. Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon wäre ein ganzer Roman für schwer geplagte und schlaflose, chronische Kranke zu schreiben. Aus Verzweiflung griff ich nach Allem, Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten: nur im Schach blieb ich immer zurück und die Hazardspiele reizten mich zwar, aber weniger, als man glauben sollte. Doch könnte ich mich nicht rühmen, jemals als erotischer Riese Ruf gehabt zu haben, aber man pries mich unbegreiflich liebenswürdig. Wenn ich älter als mein Vater werde, danke ich es bloß der Mäßigkeit in allen Genüssen, wobei ich un-

streitig etwas vampyrisches an mir hatte, daß mir oft zugerufen wurde: „Du hast mir das Mark des Daseyns ausgetrunken!"

In Dresden, wo seine diplomatischen Geschäfte sehr unbedeutend waren, machte er namentlich die Bekanntschaft mit 2 Frauen, die fast auf sein ganzes Leben vom größten und vielseitigsten Einfluß gewesen sind. Die eine war die Fürstin Bagration, eines russischen Helden reizende, aber unwürdige Gattin: belle ange nue genannt, voll Schlauheit, voll Annehmlichkeit des äußern Wesens u. Betragens, selbst da noch, als schon, außer der Stimme, Alles an ihr abscheulich geworden war. Von ihr glaubte M. mehre Kinder zu haben, schön fast wie die Eltern, aber sehr unglücklich. Der Fürstin unbeugsamer Antagonismus gegen Bonaparte, ihre russische Stellung, das russ.-engl. Gold, das dieses Danaidenfaß verschlang und wozu der Fürst nur von Zeit zu Zeit beisteuern konnte (ja, das ihm selbst in der ersten Zeit manchmal, wiewohl selten, aushelfen mochte), ihre Verhältnisse in Wien u. auf kurze Zeit in Ungarn — waren für M. höchst bedeutend und folgenreich. Die andere Bekanntschaft war die mit der Herzogin von Sagan, 1800 vermählt an den Fürsten Rohan, 1805 an den Fürsten Trubetzkoi und 1819 an den Grafen Schulenburg, die, ein rechter Abendstern in allen politischen und gesellschaftlichen Beziehungen mit dem schönen, reizend schwachen Clemens immer intim blieb, auch da, als sie in Wien das Haupt der antibonaparteschen, M. todtfeindlichen Koterie war. In Dresden nahm M. zu seinem Haus- und Privatsekretär einen recht lebhaften und vorlauten göttinger Studiosus an, Namens Joseph Pilat, der zwar von unbedeutendem Talent und sehr zweifelhafter Herkunft war, aber ein reizendes und liebenswerthes hannöversches Fräulein von Mengershausen aus des Fürsten nächster Bekanntschaft geheirathet hatte. Um ihm wenig oder gar nichts bezahlen zu dürfen, was damals in lebhafter Praxis war, gründete M. den österreichischen Beobachter, der durch die so naheliegenden Mittel bald zu einem Zwangsblatt erhoben wurde und bis zur Gegenwart als Herold des schrankenlosesten Absolutismus und Jesuitismus, der Verfinsterung und Verdummung und jeglichen Rückschritts gedient hat. Im Winter 1803 verließ M. Dresden und ging als österr. Botschafter nach Berlin, wo er, als der 3. Koalitionskrieg gegen Frankreich ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland unterschrieb. Im Jahr 1806 begab er sich als österr. Gesandter nach Paris, nachdem er noch zuvor die Bildung des Rheinbundes und das Ende des deutschen Reiches in Wien mit erlebt hatte. Die Schnelligkeit, womit sich M. in Paris bei Napoleons Lieblingsschwester, Karoline Mürat, Großherzogin von Berg und nachheriger Königin von Neapel, festgesetzt hatte, erregte zwar Napoleons Unwillen, der auch gegen die Schwester auf eine barsche und rauhe Weise kundgegeben wurde. Nichts desto weniger wurde diese Verbindung so bedeutend, daß der Polizeiminister Fouché sich ihrer öfter bediente, um gewissen Dingen auf den Zahn zu fühlen. Später (im Febr. 1814, als die Alliirten bereits die Seine und Marne berührten) wurde von einer englischen Brigg ein neapolitanisches Fahrzeug weggenommen und in demselben mit anderen wichtigen Korrespondenzen zwei köstliche Liebesbriefe des Fürsten M. an die Königin Karoline Mürat aufgefunden. Außerdem stand M. während seines pariser Aufenthalts in besonders genauem Verkehr mit dem eben genannten Polizeiminister Joseph Fouché, Herzog von Otranto, einem vom Militärdespotismus Napoleons an die Kette gelegten Ungeheuer der Revolutionszeit, und mit dem berühmten Talleyrand, der den Eigennutz und die Bestechlichkeit unersättlicher und schamloser betrieb, als irgend einer der Revolutionsbösewichter. Obgleich Talleyrand an Originalität, an klassischer Einfachheit im Ausdruck und an geschichtlichem Wissen ohne allen Vergleich hoch über M. stand, so liebte er doch sein angenehmes Aeußere, die Schärfe seiner Beobachtungen, das Geschick und die Annehmlichkeit der Kundschaft, wo er selbst nicht hindringen konnte. Diese wunderliche schweigsame Verehrung, die der Höllenhund für M. als polizeilicher Observateur der Menschen und der Zeit und für seine, wenn auch erträgliche, ja höfliche Menschenverachtung hatte, u. dann wieder die Verachtung seiner Weichheit und seines völligen Mangels an großartigen Entschlüssen und altrömischer Beharrlichkeit, ist höchst merkwürdig. M.s Nervensystem würde allerdings kaum den Anblick einer strengen Militärstrafe aushalten, aber dem namenlosen Unglück und Leiden, der schmerzvollen Entwürdigung ganzer Nationen und Welttheile, dem Entsetzen der Seele über die Ereignisse in Hellas, in den spanischen Kolonien, in manchem germanischen Duodezreiche, hat er sich stets gewachsen gefühlt. M.s Vergnügungswuth, Zerstreuungssucht und seine ihm eigenthümliche, aber öfter auch noch absichtlich übertriebene Frivolität führte, was er mitunter gewollt, zu unrichtigen, die Glut unter der Asche ganz übersehenden Urtheilen über ihn, wie seine Geschmeidigkeit u. sein Ignoriren bonapartescher Rohheiten nicht selten stürmisch aufbrausende Naturen zu muthwilligen Insulten aufstachelten. Der Marschall Lannes stand einst hinter den mit Bonaparte im lebhaften Gespräch begriffenen Freunden Talleyrand u. M., u. brach, als sie kaum hinweggegangen, in ein wieherndes Gelächter aus. Von Napoleon über den Grund desselben gefragt, entgegnete er: „Ueber Karolinens (der Königin Mürat) Geschmack! Ueber diese Hundedemuth u. Nichtigkeit. Ich hätte ihm während des Gespräches mit Dir einen Tritt geben wollen, und Du solltest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes wahrgenommen haben". — Am 10. Okt. 1807 schloß M. den Vertrag von Fontainebleau ab, durch welchen Oesterreich Braunau zurückerhielt und der Isonzo als Grenze gegen das Königreich Italien bestimmt wurde. Merkwürdig ist es, daß Fouché und Talleyrand durch M. mit die Anstifter des Krieges von 1809 wurden. Indem nämlich Beide sich von Napoleon zurückgesetzt und verletzt fühlten, machte Fouché in seinen Glashäusern M. mit allen Häuptern des spanischen und portugiesischen Aufstandes, so wie der

neapolitanischen und römischen Gährung bekannt. Als der Krieg wirklich ausbrach, wurden M. die Pässe verweigert, erst kurz vor der Schlacht bei Wagram erhielt er dieselben und wurde nun wie ein Gefangener unter Gensd'armeriebegleitung an die österr. Grenze gebracht. Bald nach seiner Ankunft erhielt er das vom Grafen Stadion niedergelegte Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zuerst provisorisch, aber in wenigen Wochen definitiv und rüstete nun mit allen Mitteln zum Krieg. Obgleich die Begeisterung im Heere und im Volke Oesterreichs herrlicher als je sich zeigte, so waren doch auch diesmal wieder alle Anstrengungen gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts vergeblich. Nachdem die Wehrkraft Oesterreichs zerschmettert und der ganze Kriegszweck völlig gescheitert war, knüpfte M. Friedensverhandlungen an und brachte dieselben zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny zu Ende. Im März 1810 begleitete er die mit Napoleon vermählte Erzherzogin Marie Louise, die eine Vermittlerin des Friedens werden sollte, nach Paris und hielt sich bis zum Oktober daselbst auf. Da Napoleon schon damals auf den russischen Krieg rüstete, so suchte ihn M. in verschiedenen Gesprächen davon abzuhalten, konnte aber nichts erreichen. Bei der Zusammenkunft mit Napoleon im Jahr 1812 erneuerte er seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen Krieges im Norden zu verhindern, aber wiederum vergeblich: der russ. Feldzug begann. Durch Anwendung der feinsten diplomatischen Künste bemühte sich nun M., Frankreich in der Meinung zu erhalten, daß Oesterreich bei dem Bündnisse von 1812 beharren werde, er öffnete um dieses Zweckes willen sogar dem polnischen Corps des Fürsten Poniatowski, das durch das Vorrücken der Russen abgeschnitten worden war, einen Weg durch Mähren und Böhmen zur franz. Armee. Vielleicht waren damals M.s Entschlüsse noch nicht befestigt, um keinen Preis wollte er aber dieselben voreilig verrathen. Der unglückliche Ausgang des Krieges für Napoleon legte nun M. die große Aufgabe vor, daß Oesterreich ohne die bestehenden Verträge und die geschlossenen Familienverbindungen zu verletzen, gerüstet dastehe, um im rechten Augenblick mit dem Schwert in der Hand der Anmaßung Napoleons entgegen zu treten und den Frieden Europas zu vermitteln. Nachdem nach einer Zusammenkunft M.s mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der schlesisch-böhmischen Grenze im Anfange Juni 1813 die Vermittlung Oesterreichs angesprochen worden war, begab sich M. am 28. Juni mit einem Schreiben seines Kaisers nach Dresden zu Napoleon. Bei dem Empfange machte Napoleon dem Verdruß, womit ihn Oesterreichs Dazwischenkunft erfüllte, in einer derben Strafrede Luft. „Ihr glaubt mir Gesetze vorschreiben zu können. Ihr wollt meine Verlegenheit benutzen, um Alles wieder zu bekommen, was ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vortheil bringt, mich ohne Kampf loszulassen, oder euch zu meinen Feinden zu schlagen. Sie, M., kommen hierher, um sich darüber ins Klare zu setzen." Auf die Entgegnung: Oesterreich wolle nur einen Vortheil erlangen, den Einfluß nämlich, daß es den Mächten Europas den Geist der Mäßigung mittheilen könne, der die Rechte und den Besitz eines Jeglichen achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welcher der Friede durch eine weise Vertheilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleistet werde, — forderte Napoleon bestimmtere Auskunft und fuhr dann fürchterlich auf, als er vernahm, daß Oesterreich außer an Illyrien, das er selbst angeboten hatte, auch an die Verhältnisse Italiens, an Herstellung des Papstes, an Freigebung Polens, Spaniens, Hollands, der Schweiz und an Auflösung des Rheinbundes dachte. „Also ohne Schwertschlag soll ich auf euer Gebot Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und Pyrenäen zurückführen! Also dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeschickt? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen? M., wie viel hat Ihnen England gezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" — Auf diese Worte folgte ein tiefes Stillschweigen; Beide durchmaßen mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleons war bei den lebhaften Gestikulationen zur Erde gefallen; aber der Minister, der sich noch wenige Monate vorher beeilt haben würde, ihn aufzuheben, schritt diesmal wiederholt an demselben vorüber und der Kaiser hob ihn endlich selbst auf. Dennoch war das Ergebniß dieser Unterredung, daß sich ein Kongreß zur Unterhandlung des Weltfriedens alsbald in Prag versammeln sollte. Damals erst erklärte M., daß Oesterreich seinem Bündnisse mit Frankreich für die Dauer der Unterhandlung entsage, um die Rolle des Vermittlers ganz unparteiisch durchführen zu können. Als äußerste Frist zum Zusammentritt des Kongresses wurde der 10. August bestimmt. Da aber Napoleon unthätig diesen Termin vorübergehen ließ, und es dadurch deutlich wurde, daß er den Frieden nicht wolle, verfaßte M. noch in der Nacht vom 10. auf den 11. August die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich und begleitete dieselbe mit einem ausführlichen Manifest, in welchem die Gründe so klar entwickelt waren, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen, sondern nur die letzte Note M.s und auch diese erst im Oktober in den Moniteur aufnehmen ließ. M. unterzeichnete darauf, nachdem schon die preuß.-russ. Truppen das österr. Gebiet betreten hatten, am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz mit England, Rußland und Preußen, und am 8. Okt. zu Ried den Vertrag mit Bayern, durch welche Bündnisse die enge Verbrüderung der Alliirten zu Stande kam, welche die gänzliche Besiegung Napoleons zur Folge hatte. M. hat sich durch diese Verhandlungen und das dabei gezeigte Geschick um Deutschland große Verdienste erworben, das müssen ihm selbst seine Gegner zugestehen. Am Abend des Schlachttages bei Leipzig erhob ihn sein Kaiser mit seiner sämmtlichen Nachkommenschaft in den Fürstenstand, welche Würde er erst nach seines Vaters Tod erlangt haben würde, und ertheilte ihm später die Er-

laubniß, das österr. und lothringische Wappen im Herzschild des seinigen zu führen. Sämmtliche Monarchen verliehen ihm, mit Ausnahme des englischen Hosenbandordens, alle ihre Orden und außerdem ernannte ihn der König beider Sicilien 1818 zum Herzog von Portella mit einer Dotation von 60,000 Ducati, die er ihm in Grundstücken schon 1816 verliehen, so wie der König von Spanien zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Herzogs. Darauf leitete M. die Unterhandlungen mit Frankreich zu Frankfurt, Freiburg, Basel, Chatillon, Langres und Chaumont; auch wurden ihm von den Verbündeten die Verhandlungen mit dem Grafen von Artois übertragen, die er, nachdem der Graf in Nancy eingetroffen war, von Dijon aus leitete. Im Namen der verbündeten Mächte unterzeichnete M. in Paris die mit Napoleon zu Fontainebleau getroffene Uebereinkunft, so wie den Frieden vom 30. Mai. Darauf begab er sich mit den Ministern Preußens und Rußlands nach England, wo er am 29. Juni eine neue Quadrupelallianz abschloß. Die Universität Oxford ertheilte ihm bei seiner Anwesenheit daselbst die Doktorwürde. Von England begab er sich nach Wien und übernahm den ihm einstimmig angetragenen Vorsitz bei dem dorteröffneten Kongreß. Unter seinem Einfluß wurden dort die wichtigsten Fragen über die politische Gestaltung Europas entschieden. Namentlich setzte er in Verbindung mit Talleyrand und Wellington den Frieden zwischen Preußen u. Sachsen durch, bewirkte die Bildung des Königreichs der Niederlande unter Oranien=Nassau, vermittelte die Entscheidung der polnischen Frage, die Abschaffung des Sklavenhandels, die neue Gestaltung Italiens und lieferte die Vorarbeiten zur deutschen Bundesverfassung. Die Schlußakte des wiener Kongresses unterzeichnete er am 9. Juni 1815. Als Napoleons Macht nach seiner Rückkehr von Elba u. nach dem kurzen Siegesrausch der 100 Tage durch die Schlacht bei Waterloo für immer gebrochen war, unterzeichnete M. als österr. Bevollmächtigter am 20. Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden. Im J. 1816 unterhandelte er in Mailand mit Bayern wegen verschiedener Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich. In demselben Jahr führte er den Vorsitz in der zur Regulirung der österr. Finanzen niedergesetzten Kommission, begleitete die an Don Pedro von Brasilien vermählte Erzherzogin Leopoldine 1817 als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Livorno, leitete 1817 die Verhandlungen mit dem röm. Stuhl, war 1818 auf dem Monarchenkongreß zu Aachen österr. Bevollmächtigter und veranstaltete zur Unterdrückung des Liberalismus, namentlich in Deutschland, nach Veröffentlichung der aachener Kongreßbeschlüsse, im Sommer 1819 zu Karlsbad einen Kongreß der Bevollmächtigten Deutschlands, wo er gleichfalls den Vorsitz führte und wo die berüchtigten karlsbader Beschlüsse zu Stande kamen. Eben so war er bei dem deutschen Ministerkongreß zu Wien im Jahr 1819 und bei den Kongressen zu Troppau 1820 und zu Laibach 1821 im Interesse der von ihm geleiteten österr. Reaktionspolitik ganz besonders thätig. Auch müßte ihm Deutschland, wenn die Bundesverfassung sein Glück begründet und gemehrt hätte, zu großem Danke verpflichtet seyn, denn die Vervollständigung derselben war besonders M.s Verdienst. Im Jahr 1821 wurde M. zum Haus=, Hof= und Staatskanzler der österr. Monarchie ernannt, auch wurde ihm die Leitung der Verhandlungen zu Wien und auf dem Kongreß zu Verona (vom Okt.—Dec. 1822) übertragen.

Die erste Gemahlin M.s war den 19. März 1825 in Paris gestorben; 2 Jahre nachher vermählte sich M. zum 2. Mal mit der schönen Freiin von Leykam, die als unebenbürtig vor der Verheirathung von dem Kaiser zur Reichsgräfin von Winneburg und Beilstein erhoben wurde. Diese Ehe dauerte nur fünf Vierteljahre. Die junge Gattin, die an Anmuth und Schönheit in Wien Alles überstrahlte, freute sich kaum 15 Monate ihres zarten Glanzes, den Folgen der Geburt eines bildschönen Knaben, Richard, unterliegend (17. Jan. 1829). Später (30. Jan. 1831) vermählte sich M. zum 3. Mal mit der Gräfin Melanie Zichy=Ferraris. — Wir können diese ehelichen Verhältnisse nicht verlassen, ohne der unglaublichen Frivolität Erwähnung zu thun, mit welcher sich M. selbst über sein Verhältniß zum anderen Geschlecht erklärte. So sagte er einst, wie Hormayr in seinem nachgelassenen Fragment erzählt, zu einem von ihm geachteten Geschäftsmanne, der ihm aber sonst durchaus nicht konvenirte (im Frühjahr 1822): „Sie machen es ja in Ihrem Hause, wie ich es in Geschäften nicht an Ihnen mag. Der Eifer ist nirgend etwas nütze. Er verdirbt Alles. In Negociationen gibt es nur ein einziges Unglück: „nicht reussiren“ — in häuslichen Angelegenheiten wieder nur ein einziges: „den Eklat.“ Dissimuliren, Temporisiren, Laviren, Kapituliren, das können Sie nun einmal nicht. Sie sind nur für einen prononcirten Zustand: Ihr ganzes Wesen ist Leidenschaft. Sehen Sie z. B., wenn ich hätte handeln wollen, wie Sie, wo wäre ich hingekommen? Die Fürstin (seine erste Gemahlin) entbehrte all und jeder äußeren Annehmlichkeiten, hatte aber großen Verstand und ich verschmähe keineswegs, politische Chancen vorher mit ihr zu überlegen, wenn es der Mühe werth ist. Wie wir nach Dresden kamen, gelobten wir uns festes Zusammenhalten, übrigens das Eine das Andere völlig ungenirt seinen Weg gehen zu lassen. So ist denn aus meinen Kindern nur allein die Marie mein (vermählte Gräfin Esterhazy, † 24. Juli 1820). Die schöne Clementine und Victor mit seinem feinen Geiste sind von Dumoustier, das weiß alle Welt; denn das Verhältniß mit ihm dauerte noch in Berlin fort. Die — ist von T. und die — ist eine wahre Büberei von F. C. S., der machte sie der Fürstin im Wagen, im Hereinfahren von St. Cloud: daher kommt der kurze Fuß.“ Nach seiner 3. Vermählung und nach dem Beginnen der Jesuiten= und Liguorianer=Epoche, in die nun M. eintrat, verstummten freilich derlei Aeußerungen, an denen selbst der frivole Gentz Aergerniß genommen hatte.

Kehren wir wieder zu der politischen Wirksamkeit des Fürsten zurück. Auch nach dem Tode

des Kaisers Franz (im J. 1835) blieb M. im Besitz seines vollen Einflusses und aller seiner Aemter, zu denen noch nach dem Tod des Staats- und Konferenzministers, Grafen Karl Zichy, der Vorsitz in den Ministerialkonferenzen für die inneren Angelegenheiten hinzugekommen war. Er ging mit dem Kaiser Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, entwickelte in den orientalischen Wirren der Jahre 1840 und 1841 eine große Thätigkeit und bewirkte durch den Traktat vom 13. Juli 1841, daß die freundschaftlichen Beziehungen der Großmächte zu Frankreich wieder hergestellt wurden.

In allen diesen Verhandlungen hat M. stets ein doppeltes Ziel verfolgt: Wahrung des Friedens und Aufrechterhaltung des konservativen Princips. Deshalb ist er von Allen, welchen der Friede über Alles geht, welchen Ruhe als des Bürgers erste Pflicht erscheint, ungemein gelobt worden, und die Weisheit und Klugheit des österr. Staatskanzlers in Bekämpfung der sogenannten anarchischen und revolutionären Elemente des deutschen Staatslebens ist fast bis an die Sterne erhoben worden. Dagegen ist allen denen, welchen Freiheit des Denkens und Glaubens und eine freie Gestaltung des deutschen Staatslebens noch höher steht als äußere Ruhe und äußerer Friede, die metternich'sche Staatsweisheit mit Recht ein Gegenstand des stärksten Hasses und der tiefsten Verachtung geworden u. gar mancher ältere patriotisch gesinnte Mann hat gern mit eingestimmt in das vor dem Jahr 1848 auf deutschen Hochschulen allbekannte Studentenliedchen:

O Metternich! o Metternich!!
Ich wollte, daß das Wetter dich
Tief in den Boden schlüge!

Wir enthalten uns eines Weiteren über das metternich'sche System u. über die saubere österr. Finanzverwaltung, welche in den Friedensjahren von 1815 bis 1848 alljährlich ein Deficit von ungefähr 20 Millionen zu Stande brachte, da dies Alles schon ausführlich unter dem Art. Habsburg verhandelt ist. Bis zur 3. franz. Revolution wiegte sich das österr. Kaiserhaus in dem schönen Wahn, Oesterreichs Macht, Reichthum und Glück sey noch durch keinen Minister so gefördert und sicher gestellt worden, als durch M., bis die Märztage des Jahres 1848 diesen Traum mit einem Male zerstörten. Am 12. März wurde dem Kaiser eine Volksadresse mit 10,000 Unterschriften überreicht, in welcher um Verleihung einer Konstitution, Preßfreiheit, Geschwornengerichte u. anderer freisinnigen Institutionen, mit einem Wort um eine gänzliche Umänderung des metternichschen Regierungssystems gebeten wurde. Am andern Tag zogen die durch die Vereinigung mit den Polytechnikern gegen 2000 Mann starken Studenten der wiener Hochschule von einer unabsehbaren Volksmasse begleitet, vor das Gebäude der Landstände und brachten der kaiserlichen Familie, dem Militär und dem Papst donnernde Hochs, dem Fürsten M. „Nieder!" Da die Aufregung von Minute zu Minute stieg, so rückte Militär aus und stellte sich schlagfertig auf. Dies brachte den Aufstand zum vollen Ausbruch. Das Zeughaus wurde erstürmt, zwei Thore der Linie niedergebrannt und der Garten u. die Villa von M. am Rennweg zerstört. Auf beiden Seiten gab es Verwundete und Todte. Endlich verkündigen um 7 Uhr Abends Bürgergarde-Offiziere in den Straßen: Fürst M. habe seine Entlassung eingereicht. An die Stelle der Trauer trat der lauteste Jubel: die Stadt wurde illuminirt; der Kampf hatte vorerst geendet. — Am 14. März wurde Preßfreiheit und Errichtung einer Nationalgarde bewilligt; Bürger und Studenten zogen bewaffnet durch die Straßen und erhielten die Ruhe. M. war fort über Leipzig und Hamburg nach England. Dort hat er längere Zeit zugebracht, bis in Deutschland die Wogen der Revolution sich gelegt hatten. Als nach und nach die vormärzliche Diplomatie und Regierungskunst wieder in Aufnahme kam, da wagte es auch ihr Meister, nach seiner herrlich gelegenen Besitzung am Rhein, dem Schloß Johannisberg, welches er nach den Befreiungskriegen vom Kaiser von Oesterreich zum Geschenk erhalten hatte, wieder zurückzukehren. Dort besuchte ihn in diesem Jahre (1851) der König von Preußen, um ihm seine „alte unveränderte Hochachtung" zu bezeigen. Seitdem wird die Straße von Biberich nach Geisenheim nicht leer von Diplomaten und anderen hoch und niedrig gestellten Personen, welche nach dem Johannisberg eilen, um bei dem Nestor der alten deutschen Diplomatie sich Raths zu erholen und seiner Gnade sich zu empfehlen. Einer eigenhändigen Aufforderung des Kaisers von Oesterreich zu Folge hat der Fürst sich kürzlich (Sept. 1851) nach Wien zurückbegeben, um seine neu eingerichtete Villa am Rennweg zu bewohnen und dem jungen Kaiser mit seinem Rathe beizustehen.

Metternichia (Bot.), nach Mikan, Gatt. der Solanaceae *Mik.* Einzige Art: M. Principis *Mik.* Strauch in Brasilien.

Metterquetten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 130 Einw.

Mettersdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Stains; 210 Einw.

Metterzimmern, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Besigheim; 680 Einw.

Metteur en pages (Buchdruckerw.), s. Buchdruckerwesen, S. 522.

Mettez, belg. Dorf, Prov. und Bez. Namur; 1680 Einw.

Metting, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Straubing; 170 Einw.

Mettingen (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Namens; 4 Jahrmärkte; mit der Bauernschaft Oster-Bauernschaft 1880 Einw.; — 2) würtemberg. Weiler, Neckarkr., Oberamt Eßlingen; 350 Einw.

Mettius (Biogr.), auch Metius, altitalischer Name, bei Sabinern wie bei Latinern vorkommend. Bemerkenswerth sind: 1) M. Fufetius, nach dem Tode des Königs Cluilius von den Albanern zum Diktator gewählt. Er schlug dem römischen König Tullus vor, die Entscheidung darüber, welche der beiden Städte über die an-

dere herrschen solle, dem Zweikampf (zwischen den Horatiern und Curiatiern) zu überlassen. Tullus nahm den Vorschlag an, die Entscheidung fiel zu Gunsten der Römer aus, M. unterwarf sich dem Tullus Hostilius. Dieser befahl ihm, Mannschaft für den Krieg mit Veji gerüstet zu halten. Bald aber sann M. auf Abfall von den Römern; er beredete seine Albaner, am Tage der Schlacht keinen Theil am Kampfe zu nehmen; als nun beide Heere gegen einander marschirten, verließ er den Platz, wohin er gestellt war, u. zog sich mit seinen Albanern auf eine Anhöhe zurück. Tullus durchschaute die Verrätherei sofort; um aber seine Soldaten nicht muthlos zu machen, sagte er ihnen, M. habe auf seinen Befehl die Anhöhe besetzt. Die Römer gewannen die Schlacht, und zur Strafe seines Verrathes wurde M. auf Befehl des Tullus von zwei Quadrigen in zwei Hälften zerrissen. — 2) Marcus M., Gastfreund des Ariovist und daher von Cäsar zu einer Sendung an diesen verwendet. Ariovist aber setzte ihn fest und erst ein Sieg Cäsars machte ihn frei. — 3) M. Pomposianus, ein eitler Mann, dessen Schwäche die Astrologen dadurch benutzten, daß sie ihm sagten, seinem Horoskop nach sey er zum Großen bestimmt. Dies gab dem Vespasian Veranlassung, ihn zum Konsul zu ernennen. Domitian aber verbannte ihn nach Korsika. — 4) M. Marullus, Vater des ersten Gordian, ein Abkömmling der Gracchen, und Konsul, vermählt mit Ulpia Gordiana, die von Trajan abstammte.

Mettkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Schloß, Wassermühle; 250 Einw.

Mettkeim, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 350 Einw.

Mettlach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Merzig, an der Saar; Fayencefabr., Jahrmarkt; 310 Einw.

Mettmach, österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Innkr., Distr. Mauerkirchen; 300 E.

Mettmann, preuß. Stadt, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld, in einem tiefen Thale, an der Düssel; Untersteueramt, Post, Armenanstalt, 2 Walkmühlen, Sammet-, Seiden-, Tuch-, Siamoisen- und Baumwollenmanufakturen, Stahl- und Eisenfabriken, 3 Jahrmärkte; 2630 Einw.; in der Nähe liegen mehre sehenswerthe Höhlen, Grotten, wie die Neandershöhle, Engelskammer, Feuchtenburg, Löwengrube u. s. w.

Mettmenstetten, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Zürich, Bez. Affoltern; 1410 Einw.

Mettnich, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier; 530 Einw.

Mettnitz, österr.-illyr. Ort, Kärnthen, Kr. Klagenfurt.

Mettram (Bot.), s. v. a. gemeine Bertramwurz, Pyrethrum Parthenium *Sm.*

Mettrie (Biogr.), s. Lammettrie.

Mettray, französ. Dorf, Depart. Indre-Loire, Bez. Tours; Ackerbau-Kolonie für junge Sträflinge; 1100 Einw.

Mettschin Sippi, s. Missisippi.

Mettule, österr.-illyr. Dorf, Kr. Adelsberg, Bez. Schneeberg; 160 Einw.

Mettweiler, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. St. Wendel; 200 Einw.

Mettwurst, s. Wurst.

Mettwurst, spanische (pharm. Bot.), s. v. a. Röhr-Cassie, s. Cassia Fistula *L.*

Metubarris (a. Geogr.), Insel im Flusse Savus in Pannonia Inferior; jetzt Otozecz (Plin. III, 25, 38).

Metulum (a. Geogr.), Hauptstadt der Japyden, an der Grenze Liburniens, auf zwei Gipfeln eines steilen Berges erbaut, deren Einwohner mit Verzweiflung gegen Augustus kämpften und den Kaiser selbst in Lebensgefahr brachten; nach Mannert beim Dorfe Metule östlich vom cirknitzer See in Krain zu suchen.

Metus (röm. Myth.), Personifikation der Furcht. In Virgils symbolischer Beschreibung der Unterwelt (Aen. VI, 276) ist sie eine der Schreckensgestalten an deren Eingang.

Metz (Geogr.), 1) französ. Bezirk, Depart. Mosel, 30¹/₅ □M. groß mit 140,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das. u. des Departements, an dem Einfluß der Seille in die hier schiffbare Mosel, sehr starke Festung, aber mit sehr irregulären Werken. Die Stadt selbst hat seit der Belagerung von 1552 11 Bastionen, die auf der Südseite gelegene Citadelle, deren Feldseite noch durch ein bedeutendes Hornwerk, das von Vauban erbaut worden ist, gedeckt wird, hat deren 4. Außer diesen Festungswerken, deren Bau 1553 unter der Leitung des Chevalliers de Ville begonnen ward, ist die Stadt noch durch das befestigte Lager Guise, durch das Fort Bellecroix auf der Ostseite und durch mehre Hornwerke geschützt. M. ist Sitz der Departementsbehörden, eines Gerichtshofs, Handelsgerichts und Bischofs; einer Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, und einer k. Akademie. Was das Aeußere der Stadt anbelangt, so sind die Straßen ziemlich krumm und die Gebäude größtentheils alt. Geräumige Plätze sind der Place royal und der Place de la comedie. Unter den 16 Kirchen ist die im altgoth. Styl erbaute Kathedrale, deren Bau 1014 begonnen und 1546 vollendet war, die ansehnlichste; sie hat einen 263' hohen Thurm u. schöne Glasmalereien. Von anderen öffentl. Gebäuden u. Anstalten sind noch zu bemerken: die Synagoge, drei Hospitäler, ein Kollege, ein großes und kleines Seminar, die Artillerie- und Ingenieurschule mit naturhistorischem Kabinet, physikalischen und chemischen Sammlungen, der botanische Garten, das Rathhaus, die Markthalle, mehre Kasernen, das Zeughaus, worin Waffen für 150,000 Mann aufbewahrt werden, große Magazine, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, das neue Schauspielhaus, der Intendanturpalast, schöne Spaziergänge um die Stadt, besonders auf der Esplanade mit Aussicht auf die Mosel, Ackerbauschule. Außer wichtigen Wollen- und Baumwollenwaarenfabriken (Flanell, Molton, Segeltuch rc.) sind hier besonders viele Gerbereien und Färbereien; außerdem Fabriken für Nadeln, Stärke, Waffen, Mützen, Bürsten und Pinsel,

Regenschirmgestelle, Kravatten, Ahle, Striegel, künstl. Blumen, Liqueur, buntes Papier, Posamentirwaaren, Plüsche, Pfeifen, Feuerspritzen, Beinschwarz, Weinessig, Kupfergießerei, Brauerei, Brennerei, Glas. Auch treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit den Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe hier abgehalten. Die Stadt hat 45,000 Einw. Auf dem nahen Berge du Gerdard ist ein Telegraph, eine Stunde von der Stadt die Ruinen einer römischen Wasserleitung (Pont du diable). Sehenswerth sind auch die Ueberreste des Grabmals Kaiser Ludwigs des Frommen. Die Umgegend heißt le pais Messin. M. ist Geburtsort Ancillons und Custine's. — Geschichtliches. M. ist das alte Divodurum der Gallier im Gebiete der Mediomatriker, weßhalb es auch Mediomatrica hieß, woraus durch Abkürzung Metä, Metis, Mattä und M. entstanden ist. Nachdem es in der Mitte des 5. Jahrh. durch die Hunnen unter Attila zerstört worden, kam es zum fränkischen Reiche und ward bald die Hauptstadt von Austrasien und ein Platz von großer Wichtigkeit. In der Theilung der karolingischen Länder ward es zum deutschen Reiche geschlagen und stand seitdem zunächst unter Grafen, welche die kaiserlichen Rechte in der Stadt ausübten. Der erste bekannte erbliche Graf war Hermann, der Stammvater der folgenden bis zum Ende des 11. Jahrh. Sie führen meistens den Namen Folmar. Der letzte derselben, Albert, Folmars IV. Sohn, hinterließ als einzige Erbin eine Tochter, Katharina, welche mit Thibald I., Herzog von Lothringen († 1219), vermählt ward. Neben den Grafen übten die Bischöfe den meisten Einfluß aus. Sonst aber hatte der Schöppenrichter die höchste Gewalt in den Händen, weßhalb über seine Wahl zwischen Bürgern und Bischöfen oft hartnäckig gestritten ward. Im J. 1444 ward die Stadt von den Franzosen belagert, aber nicht erobert. Aber im J. 1552 nahm König Heinrich II. von Frankreich Besitz von ihr und beauftragte mit ihrer Vertheidigung den Herzog Franz von Lothringen und Guise, der auch gegen Karl V. tapfer Stand hielt. Im Frieden von Chateau Cambresis 1559 wurden die Bischöfe von M., Toul und Verdün als französische Bundesgenossen angesehen, und obwohl Kaiser Ferdinand I. 1560 diese Bisthümer wieder zurückforderte, so ward doch dem keine Folge gegeben u. Heinrich IV. schloß dieselben, als nicht mehr zum deutschen Reiche gehörig, in den Frieden von Vervins ausdrücklich mit ein. Bei Erbauung der Citadelle 1566 hatte man besonders den Zweck, die Bürger im Zaume zu halten, im Auge. Dieser schwankende Zustand dauerte bis 1633, wo Ludwig XIII. M. zum Sitz eines Parlaments machte und sich überhaupt als unbeschränkter Souverain der Stadt gerirte, während die bisherigen Könige von Frankreich sich mit der bloßen Schutzherrlichkeit begnügt hatten. Auf die desfallsigen Beschwerden der kaiserlichen Kommissarien ward nicht geachtet, und im westphälischen Frieden (1648) erhielt Frankreich die volle Souveränetät über die genannten 3 Städte, doch unbeschadet der Metropolitanrechte des Erzbischofs von Trier, förmlich zugestanden. In den späteren Kriegen ward M. mehr beobachtet als blokirt und belagert. So beobachtete im J. 1814 erst das erste, dann das zweite Armeekorps der Verbündeten, dann die russischen Generale Larasdin und Jussefowitsch und zuletzt die hessische Brigade Müller die Festung. — 3) M.en Conture, Dorf das., Depart. Pas de Calais, Bez. Arras, 1250 Einw. — 4) M. le Comte, Flecken das., Depart. Nievre, Bez. Clamecy, Eisenhämmer; 710 Einw.

Metz (Biogr.), Konrad Martin, Zeichner und Kupferstecher von Bonn, geb. 1755, berühmter Künstler seines Faches, erlernte die Anfangsgründe der Kunst in seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach England, wo er sich zu London unter Leitung des berühmten Bartolozzi zum Kupferstecher bildete und während seines zwanzigjährigen Aufenthalts schöne Proben eines trefflichen Talentes lieferte. Es ist dieses eine Reihe von Facsimiles, schöne Zeichnungen großer alter Meister, die unter dem Titel: Imitations of drawings etc. bekannt sind (London 1790. 33 Blätter). Von London aus begab sich M. nach Rom, wo er von 1801 an in gleicher Weise der Kunst oblag. Er unterzog sich da der schwierigen Aufgabe, das 65 Palmen hohe und 59 Palmen breite jüngste Gericht Michel Angelo's in der Sixtina zu zeichnen und in Kreidemanier zu stechen. Er † i. J. 1827. Wir haben von ihm auch ein Werk zum Unterrichte, unter dem Titel: Großes englisches Zeichenbuch, oder praktische Anleitung zur Erlernung der Zeichenkunst, gr. Fol.; und Schediasmata selecta ex archetypis Polydori Caravagiensis in Musaeo hon. Veri A. Hume Bar. conservatis fideliter imitata, auctore C. M. M. (London) 1791, 63 Blätter, qu. Fol. mit Titel, großentheils Vorstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte in treuen Facsimiles der Originalzeichnungen, die größtentheils in Bister ausgeführt und in Zeichnungsmanier gestochen sind. Dieses Werk ist sehr selten, selbst in England, da die Auflage klein war; — Blätter: eine heil. Familie, nach einer Originalskizze des Michel Angelo; — der Leichnam des Heilands von den Seinen beweint, nach Originalskizzen desselben Künstlers, beide in den Imitations of drawings, Fol.; — die Geburt der Maria, nach einem Studium Dürers aus Sandbys Sammlung, Fol.; — eine Frauengestalt, nach Dürer, in Kreidemanier gestochen, sehr schön, Fol.; — Maria betet das von Engeln umgebene Jesuskind an, nach einer Zeichnung von Ghirlandajo; aus dem Zeichnungswerke, Fol.; — der Evangelist Lukas, die Madonna malend, ganze Figur von einem griechischen Maler des 10. Jahrhunderts; — Facsimile aus den Imitations of drawings; — zwei Entwürfe von heiligen Familien, Facsimiles nach Tizian, ebendaher, Fol.; — der Triumph des Bachus, eine der reichsten Kompositionen Raphaels, deren Zeichnung in Reynolds Besitz war, gr. qu. Fol., aus den Imitations; — Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben, nach Raphael, 4.; — Leda, sitzend mit dem Schwane, nach Raphaels Zeichnung, aus Wests Sammlung, Fol.; — Entwurf der Gruppen zu Raphaels

Zeichnung: Christus im Tempel unter den Lehrern, nach der Zeichnung aus Reynolds Sammlung, qu. Fol.; — die Schlacht des Konstantin, nach Raphael, im Umrisse, gr. qu. Fol.; — die Himmelfahrt der Maria, reiche Komposition nach G. Reni's Zeichnung aus Knights Sammlung. Das Gemälde ist in der k. Pinakothek zu München.

Metzblanke (Münzw.), s. v. a. Blanke 1).

Metzblenklein, s. v. a. Bingen.

Metzdorf (Geogr.), 1) (Metzelsdorf), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 130 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; 180 Einw.; — b) Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier, an der Sauer; 200 Einw.; — 3) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Augustusburg; 140 Einw.

Metze, 1) (Gemäß), Maß für trockene Dinge, meistentheils = $^1/_{16}$ Scheffel und das Vierfache eines Mäßchens. In Kassel jedoch hat der Scheffel 8 M.n; in Erfurt nur 4; in Hanau und Nürnberg hat das Malter 8 M.n u. s. w. Ehedem hatte fast jede Stadt ihr besonderes Getreidemaß mit oft sehr verschiedener Eintheilung; in neuerer Zeit haben allgemeine Festsetzungen für das ganze Land diese große Verschiedenheit bedeutend vermindert (besonders in Preußen und Bayern), und die alten städtischen Getreidemaße haben höchstens nur noch Interesse für den betreffenden Ort selbst. In Altenburg = à 4 Mäßchen und der vierte Theil eines Siebmaßes od. Viertelscheffels = circa 9,375 Liter; in Berlin und Preußen überhaupt der 16. Theil des Scheffels od. 3,4351 Liter. Außerdem kommt die M. à Mäßchen aber auch noch als vierter Theil des Viertels oder 384. des Wispels vor; in Braunschweig der vierte Theil eines Vierfasses oder $^1/_{16}$ Himten (= 31,1448 Liter); in Koburg der vierte Theil des Viertels oder $^1/_{16}$ des Simmers; in Fiume = 63,16 Liter und 100 solcher M.n = 102,7 wiener M.n. In Gotha hat die M. 4 Mäßchen à 9 Nösel und 16 M.n = 1 Malter oder 176,464 Liter; im Kurfürstenthum Hessen hat das gesetzlich allein gültige kasseler Viertel 2 Scheffel oder 16 M.n à 4 Viertelmetzen oder Mäßchen und kommt die M. dabei aus mit 10,046 Liter; im Mecklenburgischen heißt die M. auch Spint und ist der vierte Theil des Viertels oder Fasses, von welchem 4 = 1 Scheffel oder $^1/_{96}$ Last. Es ist dabei der Scheffel in Rostock für Korn = 38,889 Liter, für Hafer = 43,82 Liter, in Parchim, großer Scheffel = 1 alten berliner Scheffel. In Sachsen hat die M. 4 Mäßchen, ist der 4. Theil des Viertels und der 384. des Wispels oder Winspels. In Weimar hat der Scheffel 4 Viertel à 4 M. und 1 M. = 4,81 Liter; — 2) s. v. a. Fleischbank; — 3) (Artilleriew.), große Art Karthaunen, welche bei Belagerungen gebraucht wurden und 100 Pfd. schossen.

Metze (Geogr.), hoher, bayerischer Berg, in Oberfranken, einer der südlichen Gipfel des Fichtelgebirges (s. d.).

Metzebach, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Melsungen, Amt Spangenberg; 270 Einw.

Metzels, sachsen-meining. Dorf, Amt Wasungen; Försterei; 360 Einw.

Metzelthin (Geogr.), preuß. Orte: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Gut; 200 Einw.; — 2) das., Kr. Templin; 120 Einw.

Metzen, der, nicht mit Metze zu verwechseln, ein Getreidemaß, welches in mehren Gegenden Süddeutschlands üblich ist. Ein M. in Bayern hält 1868,25 franz. Kubikzoll und ist $^1/_6$ des Scheffels. Ein M. in Pesth hält 4034 franz. Kubikzoll und theilt sich in 96 ungar. Halbe. Mithin ist er = 1,301 wiener M., = 1,456 berl. Scheffel, = 0,145 dresdner Scheffel, = 2,159 bayerische Metzen. Der preßburger M. verhält sich zum pesther ungefähr wie 3 zu 2, denn er hat nur 2689 franz. Kubikzoll; er theilt sich in 64 Halbe. In Wien ist der M. = $1^1/_{30}$ des Muth und hält 3100 franz. Kubikzoll, so daß 1 solcher M. = 0,277 bayerische Metzen, = 1,112 berliner Scheffel, = 0,572 dresdn. Scheffel = 0,768 pesther Metzen.

Metzen (mitzen, Müller), von dem zu mahlenden Getreide einen gewissen Theil, gewöhnlich $^1/_{10}$ als Lohn wegnehmen; der Mühlbursche, der dieß zu besorgen hat, heißt an manchen Orten der Metzner.

Metzenhausen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; Schwickerts-Mühle; 750 Einw.

Metzenhof, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Eschenbach; Schloß; 130 Einw.

Metzenleithen, bayer. Häuser, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden; über 100 E.

Metzenseif, Ober- und Unter-M., zwei österr.-ungar. Flecken, abaujwarer Gespsch., von Deutschen bewohnt; Eisenwerke, Getreidehandel.

Metzeral, franz. Dorf, Depart. Haut-Rhin, Bez. Colmar; Antimoniummine; 1380 Einw.

Metzerlen, schweiz. Ort, Kant. Solothurn, Bez. Dornach; 460 Einw.

Metzgeld, s. v. a. Mahlgeld.

Metzger's Wintermuskatellerbirne (Pomol.), s. Muskatellerbirne.

Metzger (Handw.), s. v. a. Fleischer.

Metzger (Ornith.), s. v. a. gemeiner Würger, Lanius Excubitor *L.*

Metzger (Biogr.), 1) Joh. Daniel, geb. zu Straßburg 1739, Leibarzt des Grafen von Steinfurt und Physikus daselbst, ward 1777 Professor der Medicin zu Königsberg, wo er 1805 als Geheimerath †. Schrieb: Handbuch der Staatsarzneikunde, Züllich. 1787; — die Physiologie in Aphorismen, Königsb. 1789; — System der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, das. 1793, 5. Aufl.; von Remer, 1802; — gerichtlich-medicinische Abhandlungen, das. 1803, 2 Thle. u. a.; — 2) Johann, großherzogl. Garteninspektor zu Heidelberg, schrieb: Europ. Cerealien, Heidelb. 1824, Fol.; — der rheinische Weinbau, das. 1827; — Gartenbuch, das. 1829, 2. Aufl. 1836; — Beschreibung des heidelberger Schlosses und Gartens, das. 1829; — Beschreibung der verschiedenen Kohlarten, das. 1833;

— 3) Eduard, Architekt, geb. 1807 in Pappenheim, besuchte von 1825—1828 die Bauakademie zu München unter Leitung von Gärtners und zeichnete sich schon damals durch Phantasie und schnelle Auffassungsgabe aus, prakticirte dann auf der k. Hofbauintendanz unter Leitung H. v. Klenze's und ging 1831 zum Behuf weiterer Ausbildung in seinem Fache nach Griechenland. Diese Reise machte Epoche im Leben des Künstlers, in so fern ihn das Studium der Reste der antiken Baukunst auf eine neue Bahn leitete. Nach seiner Rückkehr ward er zum Professor an der polytechnischen Schule in München ernannt und beschäftigte sich nun auch mit der Malerei, um in diesem der Architektur so nahe verwandten Fache der Kunst gehörig einheimisch zu werden. Im J. 1837 schrieb er: Ueber die Einwirkung der Gesetze der Konstruktion, bezüglich auf die Formgestalt der Bauwerke (Wiener Bauzeitung Nr. 21—26, mit 5 Zeichnungen), und gab dabei interessante Mittheilungen über die Struktur der griechischen Tempel. Im J. 1838 und 1839 trat er mit „Untersuchungen im Gebiete der Architektur" (s. Münchner Jahrbücher für bildende Kunst) hervor und wies darin auf die Gesetze architektonischer Reformen hin, die ihn aufs Lebhafteste beschäftigten. Am bedeutendsten ist aber sein ausführliches Werk über „Griechische Bauprofile und die Lehre der Profilzeichnung" (1839). Ferner lieferte er in demselben Jahre in einer Reihe von etwa 20 Zeichnungen Entwürfe zu einem Monument für den Kaiser Franz I. von Oesterreich und zur Anlage einer neuen Straße in Prag. — 4) Klara M.-Vespermann, Mad., berühmte Sängerin, geb. 1800 zu München, gebildet von Winter, trat 1817 zum ersten Male öffentlich auf und verheirathete sich später mit dem weltberühmten Schauspieler Vespermann, unter welchem sie mehre Reisen z. B. nach Dresden, Wien und Berlin machte. Nach ihrer Rückkehr nach München erhielt sie ein lebenslängliches Engagement daselbst, † aber schon da 6. März 1827.

Metzgerbank, s. v. a. Fleischbank.

Metzgerhund (Säugeth.), s. v. a. Fleischerhund, Canis familiaris lanarius.

Metzgeria (Bot.), nach Raddi, Gattung der Jungermanniaceae Metzgerieae *Nees.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Laub gabelig getheilt, mit Rippe; Theilstücke linienförmig. Hülle einblättrig, bauchig-hohl, später 2lappig. Zwei deutsche Arten: 1) M. furcata *L.*, auf der nackten Erde, zwischen und über Moosen, auf Steinen, Rinden, Felsen, einzeln oder in Rasen. Laub gestreckt, meist gelblichgrün, glatt. — 2) M. pubescens *Schrank*, an schattigen Felsen und alten Laubbäumen, in Gebirgsgegenden, bisweilen in großen Polstern. Laub gestreckt, gelblich-blaßgrün, weichhaarig. Die Gattung ist der Typus der Metzgerieae *Nees.*

Metzgerieä (Bot.), nach Nees, Gruppe der Jungermanniaceae *Corda.*

Metzing (Mötzing), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Stadtamhof; Mühle; 300 Einw.

Metzingen, würtemberg. Stadt, Schwarzwaldkr., Oberamt Urach, an der Erms; Amtsnotariat, Revierförsterei, Post, Woll-, und Leinweberei, Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Färbereien, Gerbereien, Weinbau, Handel; 4330 Einw.; M. wurde 1831 zur Stadt erhoben.

Metzkausen, preuß. Honnschaft, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Düsseldorf; 970 Einw.

Metzler, Höker, welche mit Salz und Mehl handeln.

Metzlersreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Berneck; Mühle; 230 Einw.

Metzlesch (Mezylecy), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Smiritz; Mühle; 460 Einw.

Metzling (Meclow), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Ronsperg; 340 Einw.

Metzlos, großherzogl. hess. Dorf, Provinz Oberhessen, Landrathsbezirk Lauterbach, Ldgr. Altenschlirf; 2 Mahlmühlen; 210 Einw.

Metzu oder Metsu, Gabriel, einer der bedeutendsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meist in Amsterdam und zog sich durch seinen allzugroßen Fleiß einen frühzeitigen Tod zu; er † 1658, nach Andern erst nach 1664. Er erfreute sich während seines Lebens einer hohen Achtung und sein Umgang war sehr gesucht. In der Malerei folgte er der Richtung des Terburg und Gerhard Dou. In seinen Werken wechseln die gemüthlichen Scenen des Familienlebens und ähnlicher Verhältnisse mit Darstellungen aus dem Treiben der feinen Gesellschaft. Seine Auffassung ist ungezwungen und natürlich, die Ausführung eben so korrekt wie sauber. Waagen, Kunst und Künstler ꝛc. III. S. 595, sagt, eine sehr wahre und fein gefühlte Auffassung, eine treffliche Zeichnung, eine meisterhafte Haltung und eine zwar delikate, doch freie und geistige Behandlung mache M.s Bilder fast zu den anziehendsten dieser Gattung. Keine Gallerie hat so viele Werke aus des Künstlers mittlerer, warmer, fleißiger Zeit, worin er zugleich vortrefflich impastirte, aufzuweisen, als die Gallerie des Louvre zu Paris. Eines dieser Bilder stellt ein elegantes Zimmer vor, in welchem eine Dame mit dem Glas Wein in der Hand einen Offizier empfängt. Die große Eleganz, die bewunderungswürdige Klarheit des tiefen Goldtons, die seltene Zartheit des geistreichen Vortrags machen dieses Bild zu einem der schönsten des Meisters. Ein zweites Bild stellt eine Frau vor, die sich im Bier gütlich thut. Der launige Ausdruck ist hier nach Waagen, dem Freunde M.s Jan Steen verwandt, die Färbung eben so gesättigt als glühend. Das Gegenstück zu diesem Bilde, eine Apfelschälerin, ist härter und leerer in den Formen, schwerer und speckiger im Ton. Ein Hauptbild des Meisters, ebenfalls im Louvre, stellt den amsterdamer Gemüsemarkt vor; während eine Händlerin auf eine andere Frau losschimpft, hört ein hübsches Mädchen auf die Rede eines jungen Mannes. Gemüse, Geflügel und ein Hund bilden die nächste Umgebung. Die Figuren des zweiten Planes

werden meist von einem Baume beschattet. In diesem Bilde sind Motive und Ausdruck lebendig, die helle, aber warme Wirkung des Sonnenlichtes trefflich, die Ausführung sehr zart, indeß die Komposition im Verhältniß zum Umfange etwas arm ist. Es ist in Allem dem Hahnverkäufer der dresdner Gallerie sehr nahe verwandt und wahrscheinlich auch 1662 gemalt. Ein anderes Gemälde des Louvre stellt eine Dame am Klavier dar, wie hinter ihrem Stuhl der Lehrer steht. Dieses Bild ist eben so warm und harmonisch im Ton, als zart in der Behandlung. Ein anderes daselbst befindliches Bild zeigt am Bogenfenster den Arzt mit Lesen beschäftigt. Die Epheublätter am Fenster sind, wie bisweilen bei diesem Meister, blau geworden, sonst ist das Gemälde wahr und fein. Die Ehebrecherin vor Christus, in derselben Gallerie, macht nach Waagen einen, dem Eckhout verwandten Eindruck, die große, sonstige Schwäche dieses Bildes beweist indeß, daß M. nicht zum Historienmaler berufen war; dann ist im Louvre auch ein Bildniß von ihm, welches den Admiral Tromp im Hut und mit einem Spazierstocke darstellt, lebendig u. von klarer Färbung ist. In der Gallerie des königl. Museums in Berlin ist von M. das Familiengemälde eines vornehmen holländischen Patriziers. Dr. Kugler (Beschreibung des Museums, S. 256) sagt, hier athme alles den größten Prunk und Reichthum, alle Glieder der Familie, vom Vater herab bis auf das Töchterchen im Arme der Wärterin, seyen auf das Prächtigste kostümirt, und alle in zierlich steifer, vornehmer Haltung; den Vater besonders in seiner brüsken Stellung, und in seinem wohlgenährten, wenig bedeutenden Gesichte könne man als eine lebendige Personifikation des Bürgerstolzes bezeichnen. Doch ist dieses Alles vom Künstler nicht ohne eine ansprechende Naivität aufgefaßt. Das Zimmer, worin die Familie sich befindet, ist mit einer kostbaren Tapete und mit einem halbverschleierten Landschaftsbilde geziert. Die ungemeine Feinheit und Zierlichkeit in der Behandlung, besonders in der Darstellung der Stoffe, steht mit dem Gegenstande im Einklange; die Karnation hat ein zartes, wenn gleich nicht sonderlich tiefes Leben. Ein anderes Bild des Museums stellt den Besuch des Arztes bei einer kranken Dame dar. Sie sitzt in blauseidenem Gewande und Pelzüberwurf ermattet im Lehnstuhle, das Gesicht und Auge emporgerichtet, und vor ihr steht der Arzt in schwarzem Talar und mit Allongenperücke, wie er den schönen Arm der Dame gefaßt, um den Puls zu fühlen. Zugleich zeigt er beruhigend auf ein Porträt eines stattlichen Herrn an der Wand. Dieses schön gedachte Bild ist nicht ohne Vorzüge im Einzelnen, befremdlich ist aber die Härte in der Bezeichnung der verschiedenen Stoffe, die mangelhafte Bildung der Hände des Arztes, noch mehr das Kostüm an sich. Die gepuderte Allongenperücke des Arztes, die des Herrn auf dem Porträte, der gestickte Leibrock, den Letzterer über seinen Brustharnisch trägt, dürften nach Kugler auf eine spätere Zeit deuten. In der königl. Gallerie zu Dresden ist ein vorzügliches Gemälde, welches einen Hahnenverkäufer vorstellt mit der Jahrzahl 1662. Das Gegenstück ist die Wildprethändlerin. Ein anderes Gemälde stellt den G. M. und seine Frau vor. Fiorillo erwähnt noch, als in Dresden befindlich, das Bild eines Offiziers, der einen Brief liest, während der Trompeter auf seine Befehle wartet. In der königl. Pinakothek zu München ist ein treffliches Bild vom klarsten Tone und von sorgfältiger Vollendung, die Halbfigur einer holländischen Köchin vorstellend, wie sie in der Speisekammer den Bratspieß mit einem Huhne hält; zur Seite hängt der Hase. Nicht minder trefflich und von großer Lebendigkeit der Darstellung ist daselbst das Gemälde mit einer Tischgesellschaft in einer holländischen Bauernstube, welche das Fest des Bohnenkönigs feiert, ein Hauptbild des Meisters. Im wiener Museum befindet sich ein Bild von M., welches der Weise des Terburg nahe verwandt ist; es stellt eine Spitzenklöpplerin und neben ihr einen jungen Herrn dar, und läßt auf ein anziehendes Verhältniß zwischen Beiden schließen. Da M. verhältnißmäßig nur wenige Bilder verfertigte, so stehen dieselben außerordentlich hoch im Preis.

Metzullen, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 130 Einw.

Meu, französ. Fluß, Dep. Ille-Vilaine, Nebenfluß der Vilaine, entspringt im Dep. Côtes du Nord, mündet bei Pontreau; Lauf 15 Lieues.

Meubelkattun, großmusteriger, besonders großblumiger Kattun zu Stuhl- und Kanapeeüberzügen und Kissen.

Meubelmagazin, Ort, wo zum Verkauf bestimmte Meubeln aufgestellt sind.

Meubles (franz.), Hausgeräthe; daher Meublement, sämmtliches Hausgeräthe; — meubliren, ein Haus oder Zimmer mit Meubels versehen.

Meuchelmord, s. Mord.

Meuchen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; Rittergut; 360 Einw.

Meudon, franz. Flecken, Dep. Seine-Oise, Bez. Versailles, unfern der Seine, schöne Kirche mit dem Monument Rabelais'; Weinbau, Kreidebrüche (blanc de Meudon); 3100 Einw. Hier sehr altes königl. Lustschloß mit großem Park, der an den von Versailles anstößt. Dasselbe, von Philibert Delorme erbaut, gehörte im 16. Jahrh. der Geliebten Franz I., Anna de Pisseleu, der nachherigen Herzogin von Etampes, und im 17. Jahrhundert dem Minister Louvois, der den Park erweiterte und das Gebäude der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tod kaufte es der König Ludwig XIV. an und schenkte es dem Dauphin Ludwig XV., welcher neben dem alten einen neuen Palast aufführen und den Park durch Lenotre verschönern ließ. Dann diente es unter Ludwig XVI. der Königin Marie Antoinette und dem jungen Herzog von der Normandie, nachherigem Dauphin Ludwig XVII. zum zeitweiligen Aufenthaltsort. In Folge der Revolution ward es durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom

20. Oktober 1793 dazu bestimmt, dem National-institut zur Vorbereitung nützlicher, besonders militärischer Erfindungen zu dienen. So wurden unter Anderem auch dort die Luftballons verfertigt, deren man sich in der Schlacht bei Fleurus 1794 bediente. Später ward im Gebäude eine aeronautische Schule etablirt. Zur Zeit des Kaiserreichs ward das Schloß aufs Glänzendste restaurirt und dem König von Rom, während des russischen Feldzugs auch Napoleon's Gemahlin zum Aufenthaltsort angewiesen.

Meudt (Geogr.), 1) nassau. Amt, 13,000 Einw., meist Katholiken; — 2) Marktflecken das., 700 Einw.

Meulan, franz. Stadt, Dep. Seine-Oise, Bez. Versailles, Hauptort eines Kantons, an der Seine; Brücke von 21 Bogen, Gypshandel, Fabriken für Strumpfwirkerwaaren, Leder; 1800 Einw.

Meulebeke (Geogr.), 1) belg. Flecken, Prov. West-Flandern, Bez. Thielt, nordöstl. von Iseghem; Fabriken für Bürsten, Essig, Tabak, Lichte; Handel; 9100 Einw.; — 2) Dorf das., Prov. Süd-Brabant, Bez. Brüssel, Fayencefabrik; 1600 Einw.

Meulemans oder Meulmans, Adrian, Maler, wurde 1766 zu Dortrecht geboren, und daselbst in dem bürgerlichen Waisenhause erzogen. Da er Lust zur Kunst zeigte, so ward er zu M. Versteeg in die Lehre gegeben, und unter dessen Leitung machte er bald die erfreulichsten Fortschritte. Er gewann mehre Preise, und lebte dann als ausübender Künstler in Dortrecht, ertheilte daselbst Unterricht im Zeichnen, malte Porträts in Wasserfarben, Kabinetsbilder, besonders Nachtstücke und zeichnete auch verschiedene Gemälde alter Meister, in Saftfarben, mit Rothstein, Tusch u. s. w. Seine Werke sind in den vaterländischen Sammlungen so wie in Frankreich und England zu finden. Zu Amsterdam, im Haag, in Antwerpen, Brüssel, Gent und Dortrecht figurirten seine Bilder auf den Kunstausstellungen. Er † um 1834. Folgendes Blatt ist von ihm radirt: Ein Astronom, in Rembrand's Manier, bei Kerzenlicht lesend; in Claessens Manier rad.; Qu.-Fol.

Meulemeester, Joseph Karl de, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1775 zu Brügge. Nachdem er bereits im Vaterlande mit den Anfangsgründen der Zeichenkunst und auch der Malerei vertraut geworden war, begab er sich zur weitern Ausbildung nach Paris. Hier widmete er sich unter der Leitung des berühmten Bervic der Kupferstecherei, übte sich 9 Jahre lang bei diesem Meister, und hatte schon rühmliche Proben eines trefflichen Talents gegeben, als er 1807 nach Rom sich begab. Anfänglich genoß er daselbst die halbe Pension eines Zöglings der französischen Kunstschule in Rom, nach wenigen Tagen erhielt er aber die Stelle eines Sekretärs an der erwähnten französischen Akademie. M. verwendete 12 Jahre auf Kopirung von Raphaels Logengemälden, und mit eisernem Fleiße brachte er eine Sammlung von 52 schön kolorirten Zeichnungen nach jenen berühmten Gemälden zu Stande. Dieses wichtige Unternehmen besteht in 12 Zeichnungen nach den bekannten, von Raphael u. seinen Schülern in den Loggien gemalten biblischen Darstellungen; ferner in 26 verschiedenen Gegenständen, die daselbst Raphael u. Giov. da Udine malten, und endlich in mehr als 100 kleinern Arbeiten nach denselben Meistern. Die Zeichnungen sind mit größter Genauigkeit behandelt, und von ihm selbst in Kupfer gestochen, unter dem Titel: Les loges de Raphael ou collection complette de cinquante deux tableaux etc. Dessinés en aquarelle et gravis en taille-douce, 13 Lieferungen, jede zu 4 Blätter mit Text. Andere Blätter von ihm sind: Maria reicht dem auf einem Kissen liegenden Kinde die Brust, nach Salaino's schönem Bilde im pariser Museum; — Amor auf einem Adler, triumphirend über die drei Hauptgötter, deren Attribute er hält, nach Dominichino, und von ihm selbst gezeichnet, Fol. Im J. 1820 ging M. in sein Vaterland zurück, und ward zum Professor zur Kupferstecherkunst an der Akademie zu Antwerpen ernannt.

Meulen, Anton Franz van der, einer der berühmtesten Schlachtenmaler, 1634 zu Brüssel, aus einer reichen, kunstliebenden Familie geboren, hatte den Hofmaler Peter Snayers zum Lehrer in der Malerei. Er machte darin ungemein rasche Fortschritte und erwarb sich schon in früher Zeit die Leichtigkeit in der Führung des Pinsels, durch welche sich seine Arbeiten so vortheilhaft auszeichnen. Einige seiner Gemälde wurden nach Frankreich geschickt und kamen Lebrun vor Augen. Dieser verschaffte dem jungen Künstler zuerst einige Aufträge für die Gemäldegallerie Colbert's und setzte es dann bei Letzterem durch, daß M. einen Ruf nach Paris erhielt mit einer jährlichen Pension von 2000 Liv. Sein Talent verschaffte ihm dort bald die Gunst Ludwigs XIV., welchen er auf allen Feldzügen begleiten mußte, um die wichtigsten Scenen in Schlachten und bei Belagerungen sogleich mit dem Pinsel aufzunehmen und zu verewigen. Durch die Ausarbeitung dieser verschiedenen Aufträge vervollkommnete sich M. so sehr, daß er bald den Ruf des ersten Schlachtenmalers seiner Zeit genoß. Indessen erstreckte sich seine Thätigkeit auch auf die Fächer der Genre- und Landschaftsmalerei. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten zählt man den Einzug Ludwigs XIV. in eine eroberte Stadt; dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Mastricht; einen Kavalier, der ein Glas in der Hand hält und sich mit einer Dame unterhält, die eine Guitarre stimmt; einen Jäger, gleichfalls mit einem Glas in der Hand; eine Federviehhändlerin; endlich einen Kavalier, der auf das Saitenspiel einer Dame aufhorcht, aber zu gleicher Zeit noch weit mehr beschäftigt ist mit einem Brief, den eine andere Dame liest. Außerdem befinden sich im Schloß Rambouillet noch 10 Bilder von ihm, welche die Eroberungen Ludwigs XIV. behandeln, und an andern Orten viele Ansichten verschiedener königl. Schlösser. Da er eine große Fertigkeit in der Darstellung der Pferde besaß, so übernahm er auf Bitten

eines Freundes Lebrun, dessen Nichte er geheirathet hatte, bei dessen Gemälden der Schlachten Alexanders des Großen die Zeichnung der Pferde. Im J. 1673 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt. Er † 1690. Mehre seiner größern Bilder dienten in der Manufaktur der Gobelins zu Paris als Vorbilder zu Tapeten. J. von Huchtenburg, Baudoins, Bonnart, Cochin, Ertinger, Allard u. A. haben nach seinen Gemälden gestochen.

Meulenaere, J. A. v., belg. Staatsmann, eine Hauptstütze der dortigen ultramontanen Partei, geb. 1793 unweit Brügge von bürgerlichen Eltern und von Geistlichen frühzeitig für die Interessen der Kirche gewonnen. Mit glücklichen Anlagen und insbesondere mitausgezeichneter Beredtsamkeit ausgestattet, ward er, noch sehr jung, bei dem Untergericht zu Brügge angestellt und erwarb sich hier durch Geltendmachung seiner empfehlenden Eigenschaften einen nicht unbedeutenden Ruf. In Folge davon ward er im J. 1824 Mitglied der zweiten Kammer und erwarb sich ebensowohl durch sein Redetalent als durch sein geschmeidiges Wesen die Gunst der Minister. Schon jetzt aber bewies er sich als ein eifriger Vorkämpfer des Ultramontanismus, der durch geschickte Ränke mehre redlich und patriotisch gesinnte Männer für dieselbe Richtung zu gewinnen wußte. Als der Pöbel zu Brügge im August 1829 das Haus des der ultramontanen Partei verhaßten Saudelin beraubte und plünderte, ward M. von der öffentlichen Meinung einer tadelnswerthen Nachsicht beschuldigt, die seinem bis dahin unbescholtenen Ruf sehr Eintrag that. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er Mitglied des Kongresses, der zweiten Kammer und endlich Gouverneur von Westflandern. Auch war er eine Zeit lang Mitglied des Ministeriums und zeigte besonders als Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine große Umsicht und Gewandtheit. Später ward er wieder Gouverneur von Brügge.

Meum (Bot.), nach Linné, Bärwurz, Gattung der Umbelliferae Seselineae *Dcc.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchrand verwischt. Blumenblätter ganz, elliptisch, am Grunde und vorn spitzig. Früchtchen halbstielrund, mit 5fadenförmigen, scharf gekielten Riefen, von denen die seitlichen den Rand bilden. Thälchen 3—4striemig. Von 4 Arten, ausdauernden glatten Kräutern in Europa, mit einfachem Stengel und vielfach zerschnittenen Blättern, sind officinell: 1) M. athamanticum *Jacq.*, Athamanta Meum *L.*, haarblätterige B., Bärendill, Bärenfenchel, Mutterwurz. Auf Bergen und Alpen. Blätter doppelt gefiedert; Abschnitte der vieltheilig fiederspaltigen Fiedern haardünn-borstenförmig, spitzig. Hülle ein- oder wenigblätterig; Hüllchen fast halbirt. Die durch ihren pinselartigen Schopf ausgezeichnete Wurzel, Radix Meu, s. Mei, s. M. athamantici, Radix Athamanticae, s. Athamantae, Radix Dauci athamanticis. Anethi ursini, s. Foeniculi ursini, Bärwurz, Mutterwurz, Herzwurzel, hat einen aromatischen Geruch und einen süßlichen, stark aromatischen Geschmack und wurde früher als erregendes, auflösendes, harntreibendes und antihysterisches Mittel gebraucht, wird jetzt aber nur noch von Thierärzten angewendet. Die Schopfhaare machen bisweilen einen Theil des Bezoar germanicum oder der s. g. Gemsenkugeln aus, indem dieselben in dem Magen der Gemse, welche die Wurzel begierig fressen soll, sich zu Faserkugeln in einander wirren. Früher wurden auch die gewürzhaft scharfen Früchte als Semen Mei angewendet. Die Pflanze ist ein gutes Viehfutter, welches der Milch und der Butter den bekannten balsamischen Geruch u. Geschmack gibt. Hayne, Arzneig. 7, T. 12. — 2) M. Mutellina *Gaert.*, Phellandrium Mutellina *L.*, Alpen-B. Auf Alpentriften bis zum Schnee hinauf. Blätter doppelt gefiedert; Abschnitte der vieltheilig-fiederspaltigen Fiedern lineal-lanzettlich, stachelspitzig. Hüllen fehlen; Hüllchen fast halbirt, häutig. Die Wurzel, welche jetzt bisweilen statt der Radix Mei gesammelt wird, wurde früher als Radix Mutellinae angewendet, ist jetzt aber ganz vergessen. Die M.-Pflanze ist das Hauptfutter der Murmelthiere. Jacq., Austr., T. 56.

Meunes, franz. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Blois, am Cher; 1040 Einw.

Meung, franz. Stadt, Depart. Loiret, Bez. Orleans, Hauptort eines Kantons, an der Loire; Fabrik für Leder, Papier; 5140 Einw.

Meunier (franz., Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Döbel, Cyprinus Dobula *L.*

Meuny, sur Loire, franz. Stadt, Depart. Loiret, Bez. Orleans, an der Loire, über die eine Hängebrücke führt; bedeutende Mehlmühlen, Mehlhandel, Gerbereien, Bleichen, Wolldecken- und Tuchfabrikation; Wetzsteinbrüche; 4520 Einw.

Meu-Pascha (peruan. Myth.), Strafort der Bösen in der Mythologie der Peruaner.

Meura, schwarzburg-rudolstädt. Dorf, Amt Oberweißbach; Vitriolhütte, Holzhandel, Medicinbereitung; 820 Einw.

Meu Radix (pharm. Bot.), s. v. a. Mei Radix, s. Meum athamanticum *Jacq.*

Meurier d'Jnde (franz., Bot.), s. v. a. Morinda Royoc *L.*

Meuring, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Saarburg; Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 220 Einw.; hierzu die Ober- u. Unter-Neumühle.

Meuro (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 170 Einw.; — 2) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; Vorwerk; 230 Ew.

Meuron de Corcelles, Maximilian, schweiz. Landschaftsmaler, gebürtig aus Neufchatel, geboren um 1788, erwarb sich besonders durch seine vortrefflichen Darstellungen der schweiz. Natur einen Namen. Als Krone der genfer Kunstausstellung v. J. 1821 galt sein Gemälde des Gießbachs, dessen im Kunstblatte von jenem Jahre mit großem Lobe gedacht wird. Im Jahre 1826 fand auf der berliner Kunstausstellung seine Ansicht des bieler See's mit der Petersinsel, so wie im J. 1832 eine Ansicht von Brunnen am Vierwaldstättersee außerordentlichen Beifall.

Meurs, s. v. a. Mörs.

Meursac, franz. Dorf, Depart. Charente infér, Bez. Saintes; 1380 Einw.

Meursault, franz. Marktflecken, Depart. Côte d'Or, Bez. Beaune; Weinbau; 1690 E.

Meursethurm, s. Didam.

Meursius (Biogr.), 1) Johannes, der Aeltere, einer der fleißigsten Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Losduinen bei Haag, hieß eigentlich de Meurs, latinisirte aber diesen Namen nach der Sitte jener Zeit. Sein Vater, der früher Kanonikus in Utrecht gewesen war, aber später kalvinistische Grundsätze angenommen hatte, gab dem jungen M. den ersten Unterricht im Lateinischen und schickte ihn dann nach Leyden. Hier entwickelte sich M. so rasch, daß er schon im 12. Jahre lateinische Aufsätze und im 13. griechische Verse verfertigte. Er studirte darauf in Leyden Philologie und lieferte schon damals ein Werk über den Lycophron, welches unter den Gelehrten allgemeines Aufsehen erregte. Nach vollendetem Studium übertrug ihm der Großpensionär Barneveld die Erziehung seiner Kinder und M. erhielt den Auftrag, dieselben auf einer Reise durch verschiedene Länder Europa's zu begleiten. Er benutzte diese Reisen, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen und erwarb sich auch bei seiner Durchreise durch Orleans die juristische Doktorwürde. Im Jahre 1610 wurde er zum Professor der Geschichte an der Universität Leyden und im folgenden Jahre zum Professor der griechischen Literatur ernannt. Die Generalstaaten ernannten ihn zu ihrem Historiographen und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Achtung. Nach der Hinrichtung des unglücklichen Barneveld erstreckte sich bald die Verfolgungssucht auch über alle, die mit Barneveld in enger Verbindung gestanden hatten. Obgleich man M., der sich von aller Politik fern hielt und allein mit seinen wissenschaftlichen Studien beschäftigte, rechtlich durchaus nichts zur Last legen konnte, so plagte man ihn doch auf alle Weise, in der Absicht, ihn so zur Niederlegung seiner Aemter zu zwingen. Die Sorge um seine Familie, die ihm eine augenblickliche Resignation auf seine Stelle unmöglich machte, ließ ihn alle jene Beleidigungen ruhig hinnehmen, bis der König von Dänemark ihm das Anerbieten machte, als Professor der Geschichte an die Universität nach Soroe zu kommen. M. folgte dem Ruf u. rechtfertigte bald die hohe Ansicht, die man im Ausland von seinen Talenten hatte. Er † am 20. Sept. 1639. Er besorgte außer vielen andern Editionen späterer griech. Schriftsteller besonders die des „Lycophron" (Leyd. 1697); der Wundergeschichten des „Antigonus Carystius" (das. 1619); „des Apollonius Dyscolos" (das. 1620) und „Phlegon Trallianus" (das. 1620). Außerdem schrieb er: Glossarium graecebarbarum (das. 1614); — Athenae batavae (das. 1625); — Res belgicae (das. 1612); — Lectt. atticae (1617) und in einer Reihe von Monographien, die in dem Thesaurus antiquitatum graec. des Gronov abgedruckt sind, eine fast vollständige Alterthumskunde; auch sind diese letzteren Arbeiten in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke M.s (12 Bde., Flor. 1741—63, Fol.) enthalten. M.s Arbeiten zeichnen sich weniger durch Kritik u. Geschmack aus, als durch eine umfassende Gelehrsamkeit im Sinne seiner Zeit. — 2) Johannes M., der Jüngere, Sohn des Vorigen, geb. 1613 zu Leyden, widmete sich gleichfalls der Philologie und versprach, den Ruhm seines Vaters, wenn nicht zu übertreffen, doch wenigstens zu erreichen; aber er † schon sehr frühzeitig, im J. 1653. Schrieb: Majestas veneta (Leyd. 1640); — De tibiis veterum (Soroe 1641); — Arboretum sacrum (Leyd. 1642); — De coronis (Soroe 1653).

Meurthe (Geogr.), 1) franz. Fluß, Nebenfluß der Mosel, entspringt in zwei Quellen in den Vogesen am Berge du bon-Homme im Dep. Vosges, fließt nordwestl., ist bloß zum Holzflößen geeignet und mündet in die Mosel bei Fruard, südl. von Nancy; Lauf 36 Lieues; Nebenflüsse: Vézuze (Vézouse), Mortagne, Sanon; — 2) Departement das., aus dem südl. Theile von Lothringen gebildet, an die Departements Bas-Rhin, Moselle, Meuse und Vosges angrenzend, 118 □M. Flächengehalt mit 424,400 Einw. Im östlichen Theile gebirgig durch die Vogesen, welche sich durch das ganze Depart. verzweigen, so daß dasselbe fast ganz aus wohlbewässerten Thälern besteht. Flüsse: Moselle und M., dann Sarre, Seille, Vézuze, Madon und Mortagne. Produkte: Getreide, Früchte, Hanf, Flachs, Wein, Holz; Wild, Wölfe, die gewöhnlichen Hausthiere, Geflügel; Marmor, Salz, Mineralwasser. Die Einwohner, welche sich meistens zur kathol. Kirche bekennen, betreiben außer Ackerbau u. Viehzucht, Fabrikation von Tuch, Leinwand, Hanftuch, baumwollenen Zeuchen, Papier, Thonpfeifen, Glas, Rübenzucker, irdenen Waaren, musikalischen Instrumenten, Stahl- und Eisenwaaren. Hauptstadt: Nancy.

Meurtrière (franz., Kriegsbauk.), s. v. a. Mordkeller, 1) Bezeichnung der Galerie der ersten Einfassung, welche, um den ganzen gedeckten Weg herumlaufend, an die Contrescarpe sich anlehnt und den Soldaten dazu dient, frische Luft zu schöpfen; — 2) Schießloch in der Mauer für Kanonen zunächst dem Orillon, welches von dem Belagerer weder gesehen noch getroffen werden kann.

Meusche (Bierbrauerei), s. v. a. Meischt.

Meuschau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg, an der Saale; Kammergut, Wassermühle; 280 Einw.

Meusdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Borna; 110 Einw.

Meuse (Geogr.), 1) Fluß und — 2) Departement, s. v. a. Maas 1) und 2).

Meusebach, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Roda; 120 Einw.

Meusel, Johann Georg, fleißiger und verdienstvoller deutscher Schriftsteller im Fache der Kunst- und Literargeschichte, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg. Nachdem er das Gymnasium zu Koburg besucht hatte, studirte er von 1764—1766 zu Göttingen, begab sich dann nach Halle, wo er sich als Privatdocent habilitirte, ward 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen und ging 1780 in

derselben Eigenschaft nach Erlangen, wo er den 19. September 1820 als Geheimer Hofrath starb. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche eben so sehr von seinem Fleiß, als von der Vielseitigkeit seines Wissens u. seiner schriftstellerischen Thätigkeit zeugen. Sein „Gelehrtes Deutschland“ (fortgesetzt von Ersch und Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller“ (15 Bde., Leipz. 1802—1816) und seine nicht vollendete Bearbeitung von Struve's Bibliotheca historica (Bd. 1—11, das. 1782—1804) zeichnen sich durch Genauigkeit und Vollständigkeit des Inhalts vor ähnlichen Werken aufs Vortheilhafteste aus. Um die Kunstgeschichte machte er sich besonders in so fern verdient, als er zu einer Zeit, wo dieß Gebiet in Deutschland noch fast ganz brach lag, umfassendere Sammelwerke herausgab. Hierher gehören: „Deutsches Künstlerlexikon“ (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde. 1808—1809); — „Miscellaneen artistischen Inhalts“ (30 Hefte, Erfurt 1779—1787); — „Museum für Künstler und Kunstliebhaber“ (18 Stück, Mannheim 1787—1792); — „Neues Museum ꝛc.“ (4 Stück, Leipz. 1794—1795); — ferner „Neue Miscellaneen artistischen Inhalts“ (14 Stück, das. 1795—1803) — u. „Archiv für Künstler u. Kunstliebhaber“ (4 Stück, Dresd. 1803—1808). Um die Statistik, über welche er in Erlangen Vorlesungen hielt, erwarb er sich Verdienste durch seine „Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie“ (5 Aufl., Leipz. 1816); — seine „Literatur der Statistik“ (2 Bde., das. 1806—1807) — u. sein „Lehrbuch der Statistik“ (4. Aufl., das. 1817). Die Kenntniß der allgemeinen Geschichte förderte er durch Sammelwerke und Journale. Auch schrieb er eine „Geschichte von Frankreich“, die den 36.—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie“ bildet, so wie einen „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit“ (3 Abth., Leipz. 1799), worin er aber das zu reiche Material nicht gehörig bewältigt hat. Er besorgte auch einige Jahre die Redaktion der erlanger Literaturzeitung, so wie einiger anderen geschichtlichen und die Kunst betreffenden Zeitschriften.

Meuselbach, schwarzburg-rudolstädt. Dorf, Amt Königsee, am Meuselbache; 2 Papierfabriken; 1500 Einw.

Meuselko, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz, an der Elster; 150 Einw.

Meuselwitz (Geogr.), 1) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Kolditz; 120 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Erblehnrichtergut, Wassermühle; 380 Einw.; — 3) sachsen-altenburg. Pfarrdorf, Rittergut, Schloß mit Garten und Bibliothek, Apotheke, Postexpedition, Mühle, zwei Krammärkte; v. Seckendorfsches Majorat, an der Schnauder; 1600 Einw.

Meusling (Moisling), lübeck. Dorf, Mühlenthorbezirk, Ldgr. Lübeck; Pachthof; 760 Einw.

Meuslitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; 110 Einw.

Meusnes, franz. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Blois; Flintensteinbrüche; 800 Einw.

Meuspath, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Adenau, Kram- u. Viehmarkt; über 100 Einw.

Meussen, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; über 100 Einw.

Meute, 1) (Jagdw.), 50—100 und mehr zusammen gehörige Parforce- (Hetz-) Hunde, s. Parforcejagd; — 2) unruhige aufrührerische Menge, daher Meuterer; — 3) (Leinweb.), s. v. a. Hängebolzen 2).

Meuterei, das meistens geheime Aufregen Anderer zur Unzufriedenheit und Empörung wider die Obern und Vorgesetzten, so wie überhaupt wider die bestehende Ordnung. Das Verbrechen der M. ist stets strafbar und wird im Krieg und auf der See standrechtlich mit dem Tode geahndet. Vergl. Militärverbrechen.

Meux, le, franz. Flecken, Depart. Oise, Bez. Compiègne; 1240 Einw.

Meuzac, franz. Dorf, Departement Haute Vienne, Bez. St. Yrieux; Eisenwerke; 1830 Einw.

Mevagissey, britisches Kirchspiel, England, Grafschaft Cornwall, an der Westküste der Austle- oder Polkerris-Bai; 1940 Einw.

Mevania (a. Geogr.), alte Stadt in Umbrien am Fluß Teneas, mit starken Mauern und Thürmen versehen, lag in schöner u. fruchtbarer Gegend an der Straße von Rom nach Ancona; jetzt der Flecken Bevagna (Ptol. III, 1, 54). Hier 308 v. Chr. Sieg des römischen Konsuls Q. Fabius über die Umbrier.

Meve (Ornith.), s. v. a. Möve, Larus *L.*

Meveller (Bot.), s. v. a. Feldahorn, Acer campestre *L.*; s. Ahorn.

Mèves, franz. Flecken, Depart. Nièvre, Bez. Cône, an der Loire; Weinhandel; 840 E.

Mevissen, Gustav, geb. 1815 in Dülken bei Krefeld, besuchte das Gymnasium zu Köln, trat aber, als er bis in die 3. Klasse aufgerückt war, aus und übernahm in einem Alter von 15 Jahren die Leitung einer Fabrik und Handlung in englischen Garnen. Da er Alles sehr rasch auffaßte, so ließ ihm das Erlernen des Geschäftes noch viel Zeit übrig, die er auf seine wissenschaftliche Fortbildung, namentlich auf das Studium der Philosophie verwandte. Nachdem er das platonische, aristotelische, kantische u. herbartsche System gründlich durchgearbeitet hatte, fand er endlich in dem hegelschen das, was er so lange vergeblich gesucht hatte, Befriedigung seines Wissensdurstes und Abschluß mit seiner Ueberzeugung. Unter diesen Studien hatte er seine kaufmännischen Geschäfte so emsig betrieben, daß er 1841 noch ein zweites Geschäft in Köln anlegen konnte. Dort trat er mit einigen andern Hegelianern zur „Gesellschaft unabhängiger Rheinländer zusammen, durch welche die „Rheinische Zeitung“ gegründet wurde. M. war Mitglied des Aufsichtsrathes, den man den beiden Geranten beigegeben hatte, u. übte großen Einfluß auf dieses bedeutende Oppositionsjournal. Er selbst schrieb zahlreiche Artikel für

dasselbe über engl. Zustände, über die rheinischen Autonomen, über die Gemeindeordnung, Ehescheidung u. s. w., bis das Blatt verboten wurde. Im J. 1843 wurde M. Mitglied der kölner Handelskammer, deren Präsident damals Camphausen war, und übernahm nach Hartmanns Abgang die Direktion der rheinischen Eisenbahn. Im J. 1847 wurde er in den vereinigten Landtag gewählt, in welchem er in den Reihen der entschiedenen Opposition eine bedeutende Stellung einnahm. Er betheiligte sich bei der Debatte über das Bescholtenheitsgesetz, über die Emancipation der Juden, über die Periodicität und über andere wichtige Gegenstände. Im J. 1848 wurde er ins deutsche Parlament gewählt. Seine gedruckten Reden machen noch einen viel stärkeren Eindruck, als die gesprochenen, woran die Monotonie des Vortrags und eine gewisse Selbstgefälligkeit, die man den Junghegelianern überhaupt vielfach zum Vorwurf macht, die Schuld tragen mag.

Mevregnies, belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Mons; 730 Einw.

Mew, Insel, s. Copeland.

Mewar, Radschaschaft, s. v. a. Odeypur 1).

Mewat (Mewatie), brit.-vorderind. Landschaft, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Agra, von Andern zu Agimere gerechnet, umfaßt die den Engländern tributären Radschaschaften Bhurtpur (s. d.), Dholpur (s. d.), Firuzpur (s. d.); Karouly (Kerowly), stellt 8000 Mann Soldaten; Macherry, von den räuberischen Macheties bewohnt, stellt 40,000 Mann. Stadt: Alwahr, sehr fest; Narnoul, Dorf: Laswari, hier 1803 Sieg der Briten über den Soindiah.

Mewe (Giew), preuß. Stadt, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder, am Einflusse der Ferse in die Weichsel; Land- und Stadtgericht, Intendanturamt, Post, Kaserne, Garnison einer Invalidenkompagnie, Getreidehandel, Jahrmärkte; 2710 Einw.

Mewegen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 290 Einw.

Mewischfelde, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 190 Einw.

Mexborough, brit. Kirchspiel, England, Grafsch. York, West-Riding, südöstlich von Leeds; 1140 Einw.

Mexens, St., franz. Dorf, Depart. Gironde, Bez. Réolle, an der Garonne; 1150 Einw.

Mexhof, russ. Ort, Gouv. Esthland, nordöstlich von Weißenstein.

Mexikanische Alterthümer, s. Mexiko (Geogr.) und Mexikanische Sprache rc.

Mexikanische Literatur, s. Mexikanische Sprache.

Mexikanische Religion. I. Götterlehre. Die ältesten Mexikaner glaubten an ein oberstes, vollkommenes und unabhängiges, unsichtbares göttliches Wesen, das sie unter keiner Gestalt darstellten. Sie gaben ihm den Namen Teotl (d. i. Θεός, Gott); er ist Ipal nemoani, d. h. der, durch den wir leben, Tloque Nahuaque, der, welcher Alles in sich selbst ist. Dieser Glaube an ein unsichtbares Wesen verlor sich jedoch und machte einer vielgestaltigen Mythologie Platz. Die einzelnen Gottheiten sind: 1) Tezcatlipoca (d. i. glänzender Spiegel) ist der Gott der Vorsehung, die Seele der Welt, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Er belohnt die Rechtschaffenen mit allerlei Wohlthaten und bestraft die Gottlosen mit Krankheiten und Kummer. Er wird als Jüngling dargestellt. Sein vorzüglichstes Bild war von Teotetl (göttl. Steine), einem schwarzen, glänzenden Steine, die Gewänder mit Gold und Edelsteinen übersäet. Bezeichnend ist an seinem Bilde das am Ende des Hauptthaares herabhängende goldene Ohr (wohl um anzudeuten, daß er stets auf der Menschen Gebete höre) und ein Fächer in der linken Hand, ringsum mit Federn besetzt und wie ein Spiegel polirt, worin er Alles sieht, was in der Welt vorgeht. Er wird auch bisweilen als Gott der Gerechtigkeit dargestellt, auf einer Bank sitzend, mit einem rothen Gewande bekleidet, auf welchem Hirnschädel und allerlei Knochen gemalt sind. — 2) und 3) Ometeuctli und seine Gemahlin Omecihuatl, die Bewacher der Welt und Vollstrecker der menschlichen Wünsche; sie wohnen in einer prächtigen Himmelsstadt und führen ein herrliches Leben voller Vergnügungen. Unter vielen Himmelskindern gebar die Göttin auch ein steinernes Messer, das von den andern Kindern auf die Erde geworfen wurde, auf der eben das ganze Menschengeschlecht ausgestorben war. Aus jenem Messer entsprangen 1600 Helden, die ihre Mütter um Menschen zu ihrer Bedienung baten. Sie wurden angewiesen, sich von dem Höllengott Mitlanteuctli einen Menschenknochen geben zu lassen. Xolotl, einer dieser Helden, holte einen solchen, zerbrach ihn aber auf dem Rückwege. Er las die Stücke wieder auf, legte sie in ein Gefäß; die Brüder besprengten dann dieselben mit ihrem Blute, und nach 4 Tagen bekamen sie einen Knaben, nach 3 anderen Tagen auch ein Mädchen. Durch dieses Menschenpaar wurde die Erde wieder bevölkert. — 4) Cihuacohuati (Schlangenweib) oder Quilazli war das erste Weib, welches Kinder auf Erden gebar; sie bekam jedesmal Zwillinge. Es ist undeutlich, ob dieser Mythus mit dem vorhergehenden zusammenhängt oder eine für sich bestehende Sage ist, um die Entstehung der Menschen zu erklären. — 5) und 6) Tonatricli und Meztli (Sonne und Mond). Die Entstehung derselben wird so erzählt. Die oben erwähnten Helden waren, als die Menschen sich nach und nach wieder ausbreiteten, die Beherrscher derselben. Damals gab es keine Sonne; die alte war erloschen. Da versammelten sich die Helden um ein großes Feuer und sagten zu den Menschen, der erste von ihnen, der sich hineinstürze, werde den Ruhm erlangen, als Sonne die Erde zu erleuchten. Einer der Menschen that es. Sogleich erschien am Horizont die Sonne, stand aber sogleich still. Sie wurde gebeten, weiter zu wandern, aber sie sagte, das könne nicht eher geschehen, als bis alle Helden getödtet seyen. Wüthend schossen diese Pfeile nach der Sonne ab; sie ergaben sich aber

in ihr Schicksal, als sie einsahen, daß der Kampf mit der Sonne unnütz sey, und ließen sich von Xolotl tödten, der sich zuletzt selbst umbrachte. Um die Menschen über den Verlust ihrer Herrscher zu trösten, schickte ihnen Tezcatlipoca (s. o.) aus dem Hause der Sonne Musik und Gesang und lehrte ihnen Tänze. Aehnlich war auch die Entstehung des Mondes. Er entstand, indem ein zweiter Mensch in jenes Feuer sprang. — 7) Quetzalcoatl (d. i. gefiederte Schlange) war der Gott der Luft, der vornehmste Gott der Bewohner von Cholula und Huepotzinco. Er war ehemals Oberpriester von Tula; man hielt ihn für den Erfinder des Schmelzens der Metalle und der Steinschneidekunst; er gab weise Gesetze und ordnete das Staatswesen. Zu seiner Zeit wuchs das Getreide so stark, daß ein Mann an einer Aehre genug zu tragen hatte, die Gurken erlangten Manneslänge; die Baumwolle wuchs von allen Farben; alle Früchte waren im Ueberflusse und von vorzüglichster Güte vorhanden. Er verschwand plötzlich und wurde seitdem als Gott der Luft verehrt. Man bildete ihn lang, dick, von schöner Gesichtsfarbe, großen Augen, langen schwarzen Haaren und starkem Barte. — 8) Tlaloc oder Tlalocateucli (Herr des Paradieses) war der Gott des Wassers. Man nannte ihn Befeuchter der Erde und Beschützer der zeitlichen Güter. Er wohnte auf den höchsten Bergen, wo die Wolken entstehen. Auf allen hohen Bergen wohnten Berg- und Wassergötter, die dem Tlaloc unterworfen waren. Das Bild des Gottes war grün und blau angestrichen, um die verschiedenen Farben des Wassers anzudeuten. Er hielt einen goldenen Scepter, der wellenförmig und spitzig war. — 9) Chalchiuhcueje oder Chalchihuitlicue, die Göttin des Wassers und Gefährtin des Tlaloc, auch unter anderen Namen bekannt, welche entweder die Wirkungen des Wassers oder die verschiedenen Formen und Farben andeuten, welche dasselbe bei seinen Bewegungen annimmt. Die Tlascalaner nannten sie Matlalcueje, d. h. mit grünem Gewande bekleidet, und opferten ihr auf dem Berge gleichen Namens. — 10) Xiuhteuctli, Herr des Jahres und des Grases, Gott des Feuers, besonders verehrt. Man opferte ihm bei Tisch den ersten Bissen und den ersten Trunk, indem man Beides in's Feuer warf; zu gewissen Zeiten streute man ihm Weihrauch. — 11) Centeotl, die Göttin der Erde und des Getreides. In ihrem Tempel war eins der berühmtesten Orakel; sie wurde von den Totonacas am höchsten gestellt. — 12) Mictlanteuctli, der Gott der Hölle, und seine Gefährtin, Mictlancihuatl, standen in großem Ansehen. Ihr Wohnsitz war ein finsterer Ort im Innern der Erde; man opferte ihnen Nachts. — 13) und 14) Joalteuctli und Joalticitl, Gott und Göttin der Nacht; ihnen wurden die Kinder zur Obhut anvertraut. — 15) Huitzilopochtli, mehr bekannt unter dem verstümmelten Namen Vitzliputzli, der Kriegsgott, am meisten von den Mexikanern verehrt. Seine Geburt wird so beschrieben: In einem Dorfe, nahe bei Tula, lebte eine fromme Frau, die täglich den Göttern opferte. Als sie eines Tages, ihrer Gewohnheit gemäß, zum Tempel ging, sah sie einen Ball von allerlei Federn aus der Luft herabkommen. Sie steckte denselben in ihren Busen, um den Altar des Gottes mit den Federn zu schmücken. Wie erstaunte sie, als sie denselben nicht mehr fand! Ihr Erstaunen wuchs, als sie bald darauf schwanger wurde. Die übrigen Kinder bemerkten die Schwangerschaft der Mutter und beschlossen, dieselbe umzubringen, um sich und ihr die Schande zu ersparen. Eben sollte die That verübt werden, als die Geburt Huitzilipochti's erfolgte; er kam mit einem Schild in der linken und einem Spieß in der rechten Hand, einem Busch von grünen Federn auf dem Kopfe und Federn am linken Bein zur Welt; das Gesicht, die Arme und Schenkel hatten blaue Streifen. Sogleich nach seiner Geburt brachte er eine Fichte hervor und erschlug alle seine Geschwister. Dieser Gott brachte die Mexikaner an den Ort, wo sie die große Stadt Mexiko gründeten. Sein Bild war kolossal, er saß auf einer blauen Bank, aus deren 4 Ecken eben so viel fürchterliche Schlangen hervorkamen. Seine Stirn war blau, das übrige Gesicht aber mit einer goldenen Maske bedeckt. Auf dem Kopf trug er einen Busch, der wie der Schnabel eines Vogels gestaltet war, am Halse einen Kragen von 10 Figuren des menschlichen Herzens, in der rechten Hand eine große, blaue, gewundene Keule, in der linken einen Schild, an welchem 5 Federbälle in Gestalt eines Kreuzes befestigt waren. Oben am Schilde war ein goldenes Fähnchen mit 4 Pfeilen. Der Leib war mit einer großen goldenen Schlange umgürtet und mit allerlei kleinen Figuren von Thieren aus Gold und kostbaren Steinen geziert. — 16) Tlacahuepancuexcozin, Kriegsgott und Bruder des Vorigen. — 17) Painalton, Kriegsgott, dem Huitzilopochtli untergeordnet; er wurde angerufen bei plötzlichen Ueberfällen und Angriffen des Feindes. Die Priester liefen alsdann mit dem Bilde des Gottes lautschreiend durch die Straßen; dann mußten alle Krieger zu den Waffen greifen. — 18) Jacateuctli wurde von den Kaufleuten als Gott des Handels verehrt. — 19) Mixcoatl, die Göttin der Jagd, stand besonders bei den Otomies und Malatzincas in großem Ansehen. — 20) Opochtli wurde von den Fischern als Schutzpatron verehrt; man hielt ihn für den Erfinder der Netze und Fischergeräthe. — 21) Tzapotlatenan, die Göttin der Arzneikunst. — 22) Huixtocihuatl, die Göttin des Salzes. — 23) Texcatzoncatl, der Gott des Weines, er heißt wegen der Wirkungen des Weines auch Tequechmecaniani (d. i. der Erwürger), und Teatlohuiani (d. i. der Ertrinker), er hatte in Mexiko einen Tempel mit 400 Priestern. — 24) Ixtitlon, Gott der Arzneikunst, in dessen Tempel man die kranken Kinder brachte, daß er sie heile. — 25) Coatlicue oder Coatlantana, die Göttin der Blumen, vielleicht eine Person mit der Mutter des Huitzilopochtli. — 26) Tlazolteotl, ein Gott, den die Mexikaner anriefen, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und von den Sündenstrafen befreit zu werden. — 27) Xipe, der Gott der Goldschmiede; er bestraft seine

Vernachlässigung durch Krätze und heftige Augen- und Kopfschmerzen. — 28) Nappateuctli (4facher Herr), der Gott der Matten-Verfertiger. — 29) Omacatl, der Gott der Freuden; sein Bild durfte nicht fehlen, wo es eine Lustbarkeit gab. — 30) Teteoinan, die Mutter der Götter, wurde hauptsächlich von den Tlascalanern verehrt und von den Wehmüttern als ihre Schutzpatronin angerufen. — 31) Tepitoton, die Penaten oder Hausgötzen; die Könige und Vornehmen hatten in ihren Häusern deren 6, die Adeligen 4, die geringeren Einwohner 2; auch auf den Gassen waren sie aufgestellt. Außer den genannten Göttern gab es noch 260, denen jedem ein Tag des Jahres geheiligt war. — II. Gottesdienst. 1) Die Götzenbilder. Ihre Zahl ging in's Unendliche; die Franziskaner sollen innerhalb 8 Jahren mehr als 20,000 zerschlagen haben. Sie waren meist von Thon oder gewissen Arten von Stein und Holz, zuweilen auch von Gold und anderen Metallen, einige sogar von Edelsteinen. Auf dem hohen Berge Achiantla fand der Missionar Fernandez ein 4 Zoll hohes, 2 Zoll breites Bild von einem einzigen Smaragd. Die Bilder waren alle sehr grob und häßlich gemacht. Die Verehrung der Bilder bestand in Gebeten, Knien, Niederwerfen auf die Erde, Gelübden, Fasten, allerlei Kasteiungen, Opfern und sonstigen Ceremonien. Man betete knieend, mit dem Gesichte gegen Morgen gewendet. Man schwur bei den Göttern; der höchste Schwur war: „Sieht mich unser Gott nicht?" Dabei küßte man das Bild irgend eines Gottes und sprach seinen Namen aus. — 2) Die Tempel, in der Ursprache Teocalli (das Haus Gottes) oder Teopan (der Platz Gottes). Der bedeutendste Tempel befand sich in der Stadt Mexiko und war den Göttern Huitzilopochtli und Tezcatlipoca geheiligt. Dieses Gebäude von ungeheurer Ausdehnung war von dem Könige Ahuitzol aufgeführt worden und wurde von den Spaniern zerstört. Cortes, Bernal Diaz und Sahagun haben ihn noch gesehen und uns seine Beschreibung überliefert. Der große Tempel stand mitten in der Stadt und nahm mit den andern dazu gehörigen Tempeln und Gebäuden den ganzen Raum ein, wo jetzt die Kathedrale, ein Theil des Marktes und ein Theil der herumliegenden Häuser und Gassen sich befinden. In dem 4eckigen Umfang der herumgezogenen Mauer hatten 500 Häuser Platz. Die Mauer war von Kalk und Steinen aufgeführt, sehr dick, 8 Fuß hoch, oben mit Schießscharten und vielen steinernen Figuren von Schlangen versehen. Sie hatte 4 Thore nach den 4 Weltgegenden hin. Ueber jedem Thor war ein großes Zeughaus von Waffen aller Art. Der Boden innerhalb der Mauern war mit polirten Steinen gepflastert. In der Mitte erhob sich ein ungeheures massives Gebäude, länger als breit; es bestand aus 5 Absätzen, immer einer kleiner als der andere; der unterste war über 50 Klafter lang und circa 43 Klafter breit; jeder der andern hatte in der Länge und Breite eine Klafter weniger als der vorige, so daß auf jedem Absatz ein freier Gang blieb. Die Treppen waren auf der Ecke der Südseite und bestanden aus 114 steinernen Stufen, jede einen Fuß hoch. Jeder Absatz hatte eine besondere Treppe und zwar so, daß man, wenn die erste erstiegen war, auf dem ganzen ersten Absatz herum gehen mußte, ehe man den zweiten Absatz hinaufsteigen konnte u. s. f. Die Oberfläche des ganzen Gebäudes war platt, 43 Klafter lang und 34 breit und mit polirten Steinplatten belegt. Am Ostende dieser Plattform erhoben sich zwei 9 Klaftern hohe Thürme, jeder wieder mit 3 Absätzen, von denen der untere aus Steinen, die beiden anderen aus Holz aufgebaut waren. Der untere Stock war der eigentliche Tempel; dort standen die Schutzgötter auf steinernen 5 Fuß hohen Altären. Der eine dieser Tempel war dem Huitzilopochtli, der andere dem Tezcatlipoca geheiligt. In den anderen Stockwerken wurden allerlei zum Gottesdienst erforderliche Geräthe, wie auch die Asche verschiedener Könige und Großen aufbewahrt. Vor den beiden Tempeln brannten 2 Kohlfeuer von der Höhe eines Mannes, welche Tag und Nacht mit großer Sorgfalt unterhalten wurden. In dem Raum zwischen der ersten Mauer und dem großen steinernen Gebäude befanden sich die Plätze zu den religiösen Tänzen und gegen 40 kleinern verschiedenen Gottheiten geweihte Tempel, einige Kollegia der Priester, etliche Seminare für Kinder und Erwachsene. Der Oberpriester hatte im Umfange der Mauer ein Haus; ein anderes großes Haus war zur Bewirthung vornehmer Fremden bestimmt; ferner gab es hier Teiche zum Baden für die Priester und Brunnen zum Trinken. Einer dieser Brunnen wurde sehr heilig gehalten, sein Wasser nur an den größten Festen getrunken. Es gab Plätze, wo man Vögel zum Opfer aufzog, und Gärten, in denen man Blumen und wohlriechende Kräuter zur Verzierung der Altäre baute. Eines der Gebäude bildete einen Käfig, in welchem die Götterbilder der bezwungenen Nationen gefangen gehalten wurden; in einem anderen wurden die Schädel der geopferten Menschen aufbewahrt. Merkwürdig in der letzten Beziehung war ein aus Erde aufgeführtes Gebäude, in Gestalt einer abgekürzten Pyramide, die am Fuße 450 Fuß lang war. Innerhalb stieg man auf eine Treppe zur Oberfläche hinauf; dort standen gegen 70 hohe Stangen oder Bäume mit wagerecht darin befestigten Nebenzweigen, auf welche mehre Menschenschädel gesteckt waren. Die Anzahl der in diesem und den übrigen Tempelgebäuden aufbewahrten Schädel geben die Spanier auf 136,000 an. Außer diesem großen Tempel gab es, nach Angabe der spanischen Eroberer, im Umfange der Stadt Mexiko noch gegen 2000 kleinere Tempelgebäude. Außerhalb der Residenz standen die bedeutendsten Tempel in Tezcuco, Cholula und Teotihuacan. In Cholula will Cortez 400 Thürme gezählt haben. Von ungeheurer Ausdehnung war der Sonnentempel in der Nähe von Teotihuacan. Er hatte am Fuß 28 Klaftern in der Länge und 86 in der Breite. Noch größer war der Mondtempel, der in der Nähe stand. Die Anzahl aller Tempel im mexikanischen Reich gibt Torquemada auf 40,000 an, doch scheint diese Angabe noch zu ge-

ring zu seyn. Sie glichen übrigens alle in der Bauart mehr oder weniger dem großen Tempel in Mexiko. Die Einkünfte der Tempel waren sehr beträchtlich. Jeder hatte seine Grundstücke u. Landleute, die das dazu gehörige Land bebauten. Ganze große Strecken Landes waren Tempelgüter. Außerdem wurden auch von den Frommen täglich Lebensmittel dargebracht. Bei den Tempeln waren Schuttböden zum Getreide und zu andern Nahrungsmitteln. Das Uebrigbleibende wurde alle Jahre unter die Armen vertheilt. — 3) Die Priester. Die alten Geschichtschreiber geben die Zahl der im Umfange des großen Tempels lebenden Priester auf 5000 an, 400 allein waren zum Dienste des Gottes Tozcatzoncatl bestimmt. Im ganzen Reiche mochten vielleicht 4 Millionen Priester leben. Sie standen in sehr hohem Ansehen; die Vornehmsten beeiferten sich, ihre Kinder eine Zeit lang in die Priesterseminarien schicken zu können. Es gab verschiedene Rangordnungen unter den Priestern. Die angesehensten waren die beiden Oberpriester, Teoteuctli (göttlicher Herr) und Hueiteoquixqui (großer Priester). Nur hohe Geburt, Rechtschaffenheit und große Kenntnisse berechtigten zu diesen Ehrenstellen. Die Oberpriester waren die Orakel der Könige; sie mußten den neuen König salben und bei feierlichen Gelegenheiten den zu Schlachtopfern bestimmten Menschen die Brust öffnen und das Herz herausreißen. Ihre Kleidung unterschied sie von den übrigen Priestern, namentlich zeichneten sie sich aus durch ein Bündel Baumwolle, der von der Brust herabhing. Den Oberpriestern war untergeben der Mexicoteohuatzin, der auf die richtige Beobachtung aller Religionsgebräuche und auf das Betragen der den Seminarien vorgesetzten Priester Acht zu geben hatte. Ihm waren in Mexiko sowohl als in allen Theilen des Reichs der Generalsuperior der Seminarien, die Inspektoren über die Oekonomie der Tempel, die Musikmeister, die Ceremonienmeister ꝛc. untergeben. Die niederen Priester hatten verschiedene Aemter. Einige opferten, andere wahrsagten, andere sangen; einige mußten die Tempel reinigen, andere hatten die Jugend zu unterrichten, wieder andere besorgten die mythologischen Gemälde u. s. w. Täglich brachten sie den Göttern viermal Rauchwerk, zu welchem sie sich des Kopals oder eines anderen aromatischen Gummi's bedienten. Die Priester bestrichen sich täglich mit einer aus dem Ruß einer aromatischen Fichte bereiteten Dinte, darüber bemalten sie sich mit Ocher und Zinnober; jeden Abend badeten sie sich in den innerhalb der Tempelmauern befindlichen Teichen. In ihrer Kleidung unterschieden sie sich von den übrigen Mexikanern nur durch einen schwarzen Mantel, den sie über den Kopf zogen; besonders fromme Priester ließen sich den Bart wachsen, so daß dieser bis auf die Beine herabhing und beschmierten denselben mit Dinte. Bei den Opfern auf den Höhen salbten sie sich überdies mit einer Salbe, welche aus der Asche mehrer zu Kohle verbrannten giftigen Insekten bereitet wurde, die sie mit andern lebendigen Insekten, Fichtenruß und Tabak in einem Mörser zerstießen. Die Priester mußten häufig fasten, der Weiber, außer ihrer eigenen, sich enthalten und durften keinen Wein trinken. Wurde einer der Unkeuschheit überführt, so überlieferten ihn die anderen dem Volke, das ihn in der Nacht zu Tode prügelte. Der Oberpriester in Ichcatlon durfte nie ein Weib berühren; verging er sich, so mußte er gewärtig seyn, vom Volke in Stücke zerrissen zu werden, die man dann seinem Nachfolger zur Warnung überlieferte. Denen, welche den nächtlichen Dienst aus Schläfrigkeit versäumten, wurde kochendes Wasser über den Kopf gegossen, oder man durchbohrte ihnen Lippen und Ohren. Uebrigens widmeten sich nicht alle Priester dem Tempeldienst für ihr ganzes Leben, einige nur auf einige Zeit, um ein Gelübde zu erfüllen oder aus besonderer Frömmigkeit. Das Amt der Priester war nicht auf die Männer allein beschränkt, auch Weiber verrichteten priesterliche Dienste; auch sie widmeten sich dem Priesterstande theils für's ganze Leben, theils nur für einige Zeit. Die ersteren waren gewöhnlich schon von Kindheit an dem Tempeldienst gewidmet; in diesem Falle wurden sie im 15. Jahre von ihren Aeltern in das Mädchenseminar gebracht, wo ihnen sogleich die Haare abgeschnitten wurden. Alle Priesterinnen lebten sehr sittsam und eingezogen; sie hatten mancherlei Geschäfte: das Feuer brennend zu erhalten, zu räuchern ꝛc. Selten kamen sie mit den Priestern zusammen, und auch dann nur unter der Aufsicht ihrer Oberen. Außer den Tempelgeschäften beschäftigten sie sich mit Spinnen und Weben schöner Zeuche zu Kleidern für die Götter und zur Verzierung der Altäre. Auch geistliche Orden sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts bestanden in Mexiko. Besonders berühmt war der des Gottes Quetzalcoatl. Die Regel war sehr streng. Man badete regelmäßig um Mitternacht, wachte bis 2 Stunden vor Tages und sang dem Gotte Loblieder. Zu jeder Stunde Tags oder Nachts durften die Mitglieder dieser Orden in das Gebirg gehen, um hier etwas von ihrem Blute zu verspritzen. Die Oberen, selbst Quetzalcoatl genannt, standen in so hohem Ansehen, daß sie höchstens den König besuchten. Die Ordensglieder waren schon von Kindheit von ihren Aeltern dazu bestimmt und kamen mit dem 7. Jahre in's Kloster. Dieser Orden hieß Tlamacazcajotl, und die Glieder Tlamacazque. Ein anderer Orden hieß Tepochtliztli und bestand nur aus Jünglingen und Knaben, die jedoch nicht geschlossen beisammen lebten, sondern nur zu gewissen Stunden zusammen kamen. In einem dritten Orden wurden nur Männer von 60 Jahren und darüber aufgenommen; diese standen in großem Ansehen, und man holte sich bei ihnen in allerlei Angelegenheiten Rath. — 4) Die Opfer. Sie machten den hauptsächlichsten Bestandtheil der Gottesdienste aus. Die ältesten Bewohner Mexiko's opferten ihren Göttern Blumen, Kräuter, Kopalgummi ꝛc. Mit der Herrschaft der Mexikaner jedoch wurden Menschenopfer gebräuchlich. Gewöhnlich wurde den Schlachtopfern die Brust aufgeschnitten, einige ließ man im See ersaufen, andere, in den Höhlen der Berge eingeschlossen, Hungers ster-

ben, andere kamen in den Gladiatorenopfern um. Der gewöhnliche Platz, wo geopfert wurde, war der Tempel, auf dessen oberem Plateau der Opferaltar stand, ein grüner Stein, oben konvex, 3 Fuß hoch und breit, über 5 Fuß lang. Zu einem Opfer gehörten 6 Priester, deren höchster den Namen des Gottes annahm, welchem geopfert werden sollte. Derselbe hatte dabei ein rothes Gewand an, auf dem Kopfe eine Krone von grünen und gelben Federn, in den Ohren goldene Ringe mit Smaragden, an der Unterlippe einen Türkis; der ganze Körper war schwarz gefärbt. Das Schlachtopfer wurde nackt zum Altar geschleppt, 4 Priester hielten ihm Hände und Füße, der fünfte den Kopf. Darauf näherte sich der Oberpriester mit einem scharfen Messer von Kiesel- oder Feuerstein, öffnete die Brust, riß das noch schlagende Herz heraus, verbrannte dieses und bewahrte die Asche. Bisweilen steckte man dem Götzenbilde das Herz mit einem goldenen Löffel in den Mund. Die Lippen des Götzen, wie auch die Thürgesimse des Tempels wurden mit dem Opferblute bestrichen. War das Opfer ein Kriegsgefangener, so wurde ihm der Kopf abgeschnitten, die Hirnschale aufbewahrt, der Körper dagegen die Treppe hinunter geworfen, wo derjenige, der den Gefangenen gemacht hatte, ihn wegnahm, nach Hause schaffte, kochte und seine Freunde damit bewirthete. Aber nur Schenkel, Arme und Beine verzehrten sie, das Uebrige verbrannten sie oder warfen es den wilden Thieren vor, die im königlichen Palast gehalten wurden. Die Zapotekas opferten den Göttern Männer, den Göttinnen Weiber, den geringeren Gottheiten Kinder. Außer dieser gewöhnlichen Art des Opfers gab es noch andere; an einem gewissen Feste z. B. verbrannte man die Schlachtopfer lebendig; die Tlascalaner befestigten an einem ihrer Feste den Gefangenen an einem hohen Kreuze und schossen mit Pfeilen nach ihm. Das merkwürdigste Opfer aber war das sog. Gladiatorenopfer, zu dem nur solche Personen verwendet wurden, die sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan hatten. In der Nähe der größeren Tempel befand sich auf einem freien Platz, der viele Menschen faßte, eine runde 8 Fuß hohe Terrasse, auf der ein großer runder Stein, 3 Fuß hoch und von ziemlich bedeutendem Umfang, lag. Auf diesen wurde das Opfer, dem man einen Schild und ein kurzes Schwert gab, an einem Fuße festgebunden. Ein wohlbewaffneter Mexikaner griff ihn an. Wurde der Gefangene überwunden, so wurde er zum Opferaltar geschleppt, gelang es ihm dagegen, 6 Mexikaner zu besiegen, so erhielt er Freiheit und Leben und kehrte mit Ruhm in sein Vaterland zurück. Die Zahl der jährlich gebrachten Menschenopfer scheint sich nach den geringsten Schätzungen auf 20,000 im ganzen Reiche belaufen zu haben, während einige Geschichtschreiber, wie Gomara, die Zahl der allein in der Hauptstadt Geopferten auf 50,000 angeben. Uebrigens wurden nicht bloß Menschen geopfert; dem Huitzilopochtli opferte man auch Wachteln und Falken, dem Mixcoatl Hasen, Kaninchen und Rehe, der Sonne täglich bei ihrem Aufgang eine bestimmte Anzahl von Wachteln. Auch Pflanzen, Blumen, Juwelen und Gummi brachte man den Göttern dar und Brod, allerlei Gebackenes und andere Speisen in solcher Menge, daß alle Diener des Tempels sich sättigen konnten. Am gewöhnlichsten verbrannte man den Göttern Kopalgummi, und in keinem Hause fehlten Rauchfässer. Von den Mexikanern lernten auch die bezwungenen Nationen die Menschenopfer. Grauenvoll war das Verfahren bei den Quauhtitlans, welche an einem alle 4 Jahre wiederkehrenden Feste 2 Sklaven schlachteten, ihnen die Haut abzogen und die Knochen aus den Schenkeln nahmen; am folgenden Tag legten 2 Priester die blutigen Häute an, nahmen die Knochen in die Hände und stiegen zum Tempel hinan, wo noch mehre andere Gefangene auf die gewöhnliche Art geopfert wurden. — 5) Fasten und Kasteiungen. Den Göttern zu Ehren glaubte man nicht genug Blut vergießen zu können. Deshalb vergossen die Mexikaner nicht selten ihr eigenes, um den Durst der Götter zu stillen. Einige Priester vergossen täglich etwas von ihrem Blute, indem sie sich mit den Stacheln der Aloe an den verschiedensten Stellen des Körpers verwundeten und dann das Blut sorgfältig in den Blättern der Pflanze Acrojatl sammelten. Ein Teich im Umfange der Tempelmauer, in welchem sich die Priester nach solchen Mißhandlungen ihrer selbst zu baden pflegten, war stets roth gefärbt. Die Fasten bestanden entweder in der Enthaltung von Fleisch und Wein oder von allem Genuß bis Abends. Die Fastenden mußten zugleich alle Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte meiden. Einige Fasten wurden vom ganzen Volke beobachtet, andere von Privaten bei bestimmten Gelegenheiten; einige dauerten bis zu 20 Tagen, andere nur einen. Vielfach waren die übrigen Büßungen. So mußte in Mixteca der Lehnserbe eines Vornehmen ein ganzes Jahr, ehe er sein Erbe antreten durfte, in einem Kloster zubringen, elende mit elastischem Gummi beschmierte Kleider tragen, Gesicht und Leib mit stinkenden Kräutern reiben, sich öfters Blut abzapfen, die härtesten Arbeiten verrichten und viel fasten. Nach Verlauf des Jahres wurde er von 4 Mädchen mit wohlriechenden Wassern gewaschen und unter großem Gepränge nach Hause zurückgebracht. In einem Tempel zu Teohuacan lebten beständig 4 Priester, deren Speise täglich nur in einem 2 Unzen schweren Brod von Mais bestand; ihr Trank war eine schleimige Brühe von Maiskörnern. Nur an einem Tag im Monat durften sie essen so viel sie wollten. Im Uebrigen war ihr Leben sehr streng, sie mußten viel wachen, Blut vergießen und dergl. m. Dafür standen sie in großem Ansehen. Nach 4 Jahren wurden sie durch 4 andere ersetzt. Oefters wurden strenge Abschließungen von aller menschlichen Gesellschaft für kürzere oder längere Zeit als Büßung für begangene Sünden oder, um drohende Gefahren abzuwenden, unternommen. — 6) Feste. Jeder Monat hatte bei den Mexikanern seine Feste, welche entweder unbeweglich waren oder beweglich, von einem Zeichen abhängig, das nicht alle Jahre auf densel-

den Tag fiel. Die Anzahl der vornehmsten beweglichen Feste erstreckte sich auf 16; darunter war das vierte dem Gott des Weins, das 13. dem Gott des Feuers heilig. Die unbeweglichen Feste waren folgende: a) am 2. Tag des 1. Monats Fest des Gottes Tlaloc, an welchem man Kinder opferte und ein Gladiatorenopfer anstellte. — b) Am 1. Tage des 2. Monats (unserm 18. März) das große Fest des Gottes Xipe, verbunden mit vielen Menschenopfern. Die Eigenthümer der Gefangenen mußten 20 Tage vorher fasten; die Opfer wurden geschunden; die Soldaten machten allerlei Kriegsübungen; die Edlen besangen die rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren; Tänze wurden aufgeführt. — c) Im 3. Monat (der mit unserm 7. April begann) das 2. Fest Tlalocs, gefeiert mit Opferung einiger Kinder; die Häute der im vorigen Monat geschlachteten Menschen wurden in Procession nach dem Tempel Jopico gebracht, der im Umfang des großen Tempels lag, und dort in einem Keller niedergelegt. — d) Im 4. Monat das Fest der Göttin Centeotl, auf welches sich Priester und Volk durch Wachen und Blutabzapfen vorbereiteten. Das Fest selbst wurde mit Menschen- und Wachtelopfern gefeiert; auch brachten kleine Mädchen Aehren von Mais zum Tempel und weihten sie der Göttin. — e) Der ganze 5. Monat (beginnend mit dem 17. Mai) bestand aus Festen. Das erste große wurde zu Ehren des Gottes Tezcatlipoca gefeiert. Zehn Tage vor Beginn desselben begab sich ein Priester mit den Kleidern und Kennzeichen des Gottes aus dem Tempel und blies nach den 4 Weltgegenden hin laut auf einer Flöte, worauf er etwas Staub verschluckte. Alles Volk fiel auf die Knie und verschluckte gleichfalls Staub. Diese Ceremonie wiederholte sich alle Tage bis zum Feste. Am Tage vor dem Feste wurde der Gott mit neuen Kleidern, goldenen Zeichen und bunten Federn geschmückt; der Vorhang, der ihn gewöhnlich bedeckte, wurde zurückgezogen, so daß alles Volk den Gott sehen konnte. Am Festtage selbst wurde das Bild des Gottes, mit einem Kranz von gedörrtem Mais auf dem Kopfe und einem um den Hals (Sinnbild der Dürre, die man abzuwenden suchte), auf einem Tragsessel in Procession umher getragen und dabei stets beräuchert, während dem das Volk auf den Knieen lag und mit knotigen Stricken sich den Rücken zerfleischte. Nach Beendigung der Procession begannen die Opfer mit Blumen und Thieropfern; darauf opferte man den schönsten jungen Gefangenen, der seit 2 Jahren bereits dazu ausgewählt war, während dieser Zeit die Kleidung des Gottes trug, durch die ganze Stadt, wiewohl nicht ohne starke Wache, gehen durfte, und, wo er erschien, als der lebendige Gott angebetet wurde; 20 Tage vor dem Feste wurde er an 4 schöne Mädchen verheirathet. Am Feste selbst begleitete er die Procession. Sobald er geopfert war, wurde sein Körper von den Priestern zum Tempelplateau hinunter getragen und für die Großen zubereitet. Das Fest schloß mit Tänzen und Wettrennen der Jünglinge. In demselben Monat war auch ein großes Fest des Huitzilopochtli. Aehnlich wie am vorigen Feste wurde die Statue des Gottes in Procession herumgetragen, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Statue des Gottes von den Priestern, und zwar das Fleisch aus der eßbaren Pflanze Tzohualli, die Knochen aus dem Holze Mizquitl, zusammengesetzt worden war. Auch wurde bei diesem Feste der Tragsessel von 4 Offizieren getragen, und Jünglinge bildeten um denselben einen Kreis, in dem der eine die Spitze eines Pfeiles faßte, der andere dessen Ende und so fort; sie sangen dabei Loblieder auf den Gott. Das Opfer bestand in einer ungeheuren Menge Wachteln, von denen nachher ein Theil auf die königliche Tafel kam, ein anderer von den Priestern verspeist wurde. Besonders unterscheidend für dieses Fest war das unaufhörliche Räuchern. Nach dem Wachtelopfer begannen die Tänze der Jungfrauen und wunderlich bemalten und geschmückten Priester, bei denen jede Tour ihre besondere symbolische Bedeutung hatte. Auch an diesem Feste wurde ein schöner Mann geopfert, der seit einem Jahr ausgesucht war, sich aber an dem Festtage die Stunde des Todes selbst wählen durfte; dann wurde er in den Armen der Priester, nicht auf dem Altar geschlachtet. Das Fest schloß damit, daß die Priester allen seit einem Jahre gebornen Kindern einen Schnitt auf Brust und Leib machten, eine Art Beschneidung. — f) Im 6. Monat ward das 3. Fest des Gottes Tlaloc gefeiert, bemerkenswerth dadurch, daß die Priester während desselben allen Begegnenden nehmen und anthun konnten, was sie wollten. Niemand, nicht einmal der König, durfte sie deshalb bestrafen. Um den Gott zu bewegen, daß er den für die Felder nöthigen Regen schicke, wurden ein Knabe und ein Mädchen in einem See ersäuft und die Herzen der geopferten Gefangenen denselben nachgeworfen. — g) In dem 7. Monat (der mit unserm 26. Juni begann) fiel das Fest der Huixtocihuatl oder der Göttin des Salzes. Frauen, mit einer Blumenkette zusammengebunden und mit Kränzen auf dem Kopfe, führten rings um eine Gefangene einen Tanz auf, der von Gesang begleitet wurde und die ganze Nacht und den folgenden ganzen Tag bis zu Sonnenuntergang dauerte, wo jene Gefangene geopfert wurde. Während des ganzen Monats gab man sich der Freude und Lust hin. — h) Der 8. Monat (beginnend mit dem 16. Juli) brachte das Fest der Göttin Centeotl, welches 8 Tage dauerte. Der König und die Vornehmen theilten unter das gemeine Volk Essen aus, die Priester wurden beschenkt, die Angesehenen luden sich gegenseitig zu Tische und machten einander kostbare Geschenke. Es wurde viel getanzt und nach Sonnenuntergang tanzten die Priester 4 Stunden lang in dem prächtig erleuchteten Tempel. Am letzten Tage wurde ein Tanz aufgeführt, bei welchem eine Gefangene in den Kleidern der Göttin mittanzen mußte, und zuletzt mit mehren andern Gefangenen geopfert wurde. — i) Im 9. Monat ein 2. Fest des Huitzilopochtli, ähnlich dem ersten, nur mit dem Unterschiede, daß nicht nur die Statue dieses Gottes, sondern die Bilder aller Götter, auch der Hausgötter, mit Blumen geschmückt wurden. — k) Im 10. Monat wurde das Fest des Feuergottes Xiuhteuctli gefeiert,

der an diesem Tage durch einen aus dem Walde geholten, abgeschälten, seiner Zweige beraubten und bunt gemalten Baum vorgestellt wurde. Die Besitzer der an diesem Feste zu opfernden Gefangenen bemalten sich mit Ocher, nahmen ihre Gefangenen auf den Rücken, tanzten so um ein großes Feuer und warfen die Gefangenen hinein, die jedoch sogleich mit hölzernen Haken wieder herausgezogen und dann auf die gewöhnliche Weise geopfert wurden. — l) Der 11. Monat (14. September — 4. Oktober) war der Göttin Teteoinan gewidmet. Eine gefangene Frau wurde mit den Kleidern der Göttin angethan, in den letzten Tagen von den Frauen besucht und unterhalten und am Hauptfeste selbst auf den Schultern einer andern Frau enthauptet; die abgezogene Haut wurde dem Huitzilopochtli gebracht. Außerdem wurden noch 4 Gefangene geopfert. In diesem Monat wurden die Truppen gemustert, die Liste der neu eintretenden Jünglinge angefertigt, Tempel, Straßen und Häuser gefegt. — m) Das Fest des 12. Monats wurde zu Ehren der Ankunft der Götter gefeiert. Die Tempel und Ecksteine auf den Gassen wurden mit grünen Zweigen bedeckt. Am 18. Tag des Monats langte der große Gott Tezcatlipoca an und trat über eine von Palmblättern gemachte und mit Maisstaub bestreute Matte in seinen Tempel. Tags darauf kamen die übrigen Götter. Waren alle da, so wurden Tänze aufgeführt, Gefangene in einem großen Feuer verbrannt und dann große Mahlzeiten angestellt, wobei man viel Wein trank. — n) Der 13. Monat brachte das Fest der Wasser- und der Berggötter, denen zu Ehren unter vielen Ceremonien 4 gefangene Männer und eine gefangene Frau geopfert wurden. — o) Im 14. Monat war das Fest der Jagdgöttin Mixcoatl, zu dem man sich durch lange Fasten vorbereitete. Am Festtage zog Alles auf die Jagd und brachte der Göttin die erlegte Beute zum Opfer. — p) Der 15. Monat dauerte vom 3. bis zum 23. Dezember; in diesen fiel das 3. große Fest des Huitzilopochtli. Die Priester verfertigten eine Statue des Gottes aus Sämereien und dem Blute geopferter Kinder; diese wurde in einer großen, öfters durch Opfer unterbrochenen Procession herumgetragen, endlich von dem Oberpriester mit einem Pfeil durchschossen, das Herz dem König zu essen gegeben und der übrige Körper in zwei Theile getheilt, deren einen das Volk zu Mexiko, den andern das Volk zu Tlatelolco erhielt: die Hälften wurden wieder für die 4 Stadtquartiere in 4 Theile getheilt, und diese in so viele Stückchen, als Männer da waren. Diese Ceremonie nannte man Teocualo, d. h. der Gott, den man ißt. — q) Im 16. Monat wurde ein 2. Fest der Berg- und Wassergötter gefeiert, an welchem man aus Teig und Sämereien Statuetten formirte, diese verehrte und dann verspeiste. — r) Im 17. Monat (12. Januar — 1. Februar) feierte man das Fest der Göttin Ilamateuctli durch Opferung einer gefangenen Frau. Die Priester hielten ein Wettrennen zu den Tempelstufen hinunter und am folgenden Tag lief man durch die Gassen, jedes begegnende Frauenzimmer mit kleinen Heubündeln schlagend. — s) Im 18. Monat wurde ein 2. Fest des Feuergottes, ähnlich dem ersten, gefeiert. Merkwürdig ist, daß an diesem Fest kein Mensch geopfert wurde. — Mit dem Schlusse des Jahres traten 5 Schalttage ein, an denen man fastete und nichts unternahm; ein in diesen Tagen geborner Knabe hieß Nemoquichtli, d. i. ein unnützer Mann, und ein Mädchen Nencihuatl, d. i. ein unnützes Weib. Die Feste des 13. Jahres wurden mit mehr Gepränge und Opfern gefeiert, als die der übrigen 12 Jahre der Periode. Alle 52 Jahre fiel ein Säkularfest. In der letzten Nacht der Centurie wurden überall alle Feuer ausgelöscht, alle Geschirre zerbrochen, und man bereitete sich zum Weltuntergang vor. Am nächsten Tage richtete sich eine ungeheure Procession nach dem Berge Huixachtla; das Volk blieb am Fuße desselben, die Priester stiegen hinauf, wo das neue Feuer angezündet werden sollte. Unterdessen war das Volk in Angst und Furcht; die Männer bedeckten das Gesicht ihrer schwangeren Weiber mit Aloeblättern und schlossen sie auf den Getreideböden ein, aus Furcht, sie möchten in wilde Thiere verwandelt werden und ihre Männer auffressen. Die Kinder durften nicht schlafen, damit sie nicht in Mäuse verwandelt würden. War endlich das Feuer angezündet (was kein anderer Priester thun durfte, als einer aus dem Quartier Copolco in Mexiko), so nahm Jeder einen Brand davon und eilte damit in sein Haus. Die nun einfallenden 13 Centurienschalttage wurden benutzt, um öffentliche und Privatgebäude zu weißen und auszubessern, neue Geschirre und Kleider anzuschaffen u. s. w. Die ersten Tage der neuen Centurie wurden mit großen Feierlichkeiten, unzähligen Opfern und vielen Lustbarkeiten begangen. — 7) Sonstige Gebräuche: a) Bei der Geburt der Kinder. Gleich nach der Geburt schnitt die Hebamme dem Kinde die Nabelschnur ab, vergrub die Nachgeburt und badete das Kind unter Gebeten an die Göttin Chalchiuhcueje; darauf benetzte sie es mit Wasser an Mund, Kopf und Brust und redete es an: „Liebes Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt: aber wisse, daß das Leben, in welches du jetzt trittst, traurig, mühselig und voll Elend ist, und du wirst nicht im Stande seyn, dein Brod ohne Arbeit zu essen: Gott stehe dir in den vielen Widerwärtigkeiten bei, die auf dich warten." Diese Ceremonie schloß mit Glückwünschen an die Eltern und Verwandten des Kindes. Darauf wurden die Wahrsager um das künftige Geschick des Kindes zu Rathe gezogen. Ein zweites Bad wurde weit feierlicher als das erste begangen. Gäste wurden geladen und Mahlzeiten gegeben. War der Vater ein Soldat, so beschenkte er sein Kind mit einem kleinen Bogen, 4 Pfeilen und einem Soldatenkleide, war er ein Landmann, so gab er Werkzeuge seiner Handthierung. Die Amme trug das Kind im Hofe herum, legte es auf einen Haufen Blätter von Wasserschwertel, dicht an eine Wanne mit Wasser, zog es aus, badete es und rieb alle Glieder mit den Worten: „Wo bist du, Unglück? in welchem Gliede steckst du?

Entferne dich von diesem Kinde." Darauf hob sie es auf, bot es den Göttern dar und bat sie, es mit allen Tugenden auszuschmücken. Dann gab sie dem Kinde die Werkzeuge der Kunst, die es einmal treiben sollte, mit einem Gebete an den Schutzgott dieser Kunst in die Hände. Ehe diese Werkzeuge dem Kinde in die Hände gegeben wurden, fragte die Hebamme die eingeladenen Knaben, wie das Kind heißen sollte, worauf diese den Namen, den ihnen der Vater vorher angegeben hatte, sagten. Nunmehr kleidete sie das Kind an, legte es in die Wiege und bat die Göttin der Wiegen, Jacateuctli, es zu wärmen, an ihrem Busen zu bewahren und den Gott des Schlafs, Joalteuctli, ihm Schlaf zu bescheeren. Der Name der Knaben richtete sich insgemein nach den Zeichen ihres Geburtstages, z. B. Nahuixochitl oder Blume, Macuilcoatl oder Schlange. Ein am Tage der Erneuerung des Feuers geborner Knabe hieß Molpilli, und ein Mädchen Xiuhnenetl. Männer führten überhaupt Namen von Thieren, und Frauenspersonen von Blumen. Nach Vollziehung der religiösen Taufceremonie ward eine Mahlzeit gegeben. — b) Bei den Hochzeiten. Alle Heirathen zwischen Personen im ersten Grad der Blutsfreundschaft waren sowohl in Mexiko als Michuacan verboten, aber zwischen Geschwisterkindern waren sie erlaubt. Die Aeltern bestimmten die Heirathen und ohne ihre Einwilligung ward keine geschlossen. Die Männer heiratheten im 20.—22., die Frauen im 16.—18. Jahre. Ehe die Verbindung geschlossen wurde, zog man die Wahrsager zu Rathe; weissagten sie dem Ehepaar Glück, so ward bei den Aeltern durch Freiwerberinnen angehalten, wozu man die ältesten und ehrwürdigsten Weiber aus der Familie des Bräutigams nahm. Das erste Mal gingen diese Weiber um Mitternacht in das Haus des Mädchens, brachten den Aeltern ein Geschenk und hielten um sie an. Die erste Werbung ward allemal abgeschlagen, die Heirath mochte den Aeltern auch noch so vortheilhaft erscheinen. Nach einigen Tagen kamen die Weiber wieder, und warben zum andern Male um das Mädchen, baten und brachten allerlei Gründe vor, um ihrem Antrag ein Gewicht zu geben. Auf diese zweite Anwerbung antworteten die Aeltern, daß sie erst ihre Verwandten und Freunde um Rath fragen und die Neigung ihrer Tochter erforschen müßten, ehe sie ihre Entschließung von sich geben könnten. Diese Freiwerberinnen kamen nicht wieder, sondern die Aeltern ließen ihre entscheidende Antwort durch andere Weiber von ihrer Familie überbringen. Nach Erhaltung einer günstigen Antwort ward der Hochzeittag angesetzt. Die Aeltern ermahnten an demselben ihre Tochter zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren Mann und zu einem Lebenswandel, wodurch sie ihrer Familie Ehre machte, und brachten sie darauf unter zahlreicher Begleitung und mit Musik nach dem Hause ihres Schwiegervaters. Der Bräutigam und seine Aeltern empfingen sie an der Thüre mit vier Fackeln, von eben so viel Weibern getragen. Bei der Zusammenkunft brachten Braut und Bräutigam sich einander Rauchwerk; alsdann nahm der Bräutigam die Braut bei der Hand und führte sie in das zur Hochzeit zubereitete Zimmer. Beide setzten sich auf eine neue, künstlich gewirkte Decke, welche mitten im Zimmer und nahe an dem brennenden Feuer aufgebreitet war. Darauf knüpfte ein Priester eine Ecke des Huezilli oder des Kleides der Braut, mit dem Tilmatli oder Mantel des Bräutigams zusammen, und hierin bestand die Eheverbindung. Die Frau machte etliche Kreise um das Feuer, kehrte wieder nach ihrer Decke zurück, worauf sie und der Bräutigam den Göttern Kopalgummi opferten und sich einander beschenkten. Nun folgte die Mahlzeit; das neue Ehepaar aß auf der Decke, sie gaben sich wechselweise die Bissen, so wie auch den Gästen an ihren Plätzen. Das neue Ehepaar durfte das Zimmer in vier Tagen nicht verlassen, während welcher Zeit sie fasten und beteten. Die Ehe ward erst in der vierten Nacht vollzogen, es eher zu thun, hielten sie von unglücklichen Folgen. Den folgenden Morgen badeten sie, zogen neue Kleider an, und die eingeladenen Gäste schmückten ihre Köpfe mit weißen und die Hände und Füße mit rothen Federn. Die Ceremonie ward mit Geschenken von Kleidern beschlossen, die den Gästen gemacht wurden. Diese Hochzeitgebräuche waren nicht so allgemein im ganzen Reiche, daß nicht manche Provinzen in etlichen Stücken davon abgegangen wären. Wer in Ichcatlan sich verheirathen wollte, zeigte sich den Priestern, die ihn zum Tempel führten, wo sie ihm vor dem darin verehrten Götzen etwas von seinen Haaren abschnitten, ihn hernach dem Volke zeigten und dabei ausriefen: „Dieser Mann wünscht eine Frau zu nehmen." Dann ließen sie ihn vom Tempel hinabsteigen, und die erste ledige Frauensperson, die er antraf, als diejenige, die ihm vom Himmel bestimmt war, ergreifen. Bei den Otomies war es Sitte, vor der Heirath bei einem Mädchen zu schlafen. Gefiel sie dem Manne in der ersten Nacht nicht, so trennte er sich den folgenden Tag wieder von ihr. Schien er aber den ganzen Tag zufrieden mit ihr, so durfte er sie hernach nicht wieder verlassen. Die Vielweiberei war im mexikan. Reiche erlaubt. Die Könige und Vornehmen hatten viele Frauen. — c) Bei Leichenbegängnissen. Sobald Jemand starb, wurden gewisse Aufseher der Leichengebräuche geholt, welches gemeiniglich bejahrte Männer waren. Sie nahmen eine Anzahl Stücke von Papier, legten solche dem Todten an, besprengten sein Haupt aus einem Glase mit Wasser und zogen ihm ein mehr oder minder kostbares Kleid an. War der Verstorbene ein Krieger, so kleideten sie ihn wie den Huitzilopochtli, war er ein Kaufmann, wie den Jacatuatli; war er ein Künstler, in der Kleidung des Schutzgeistes seiner Kunst. Ein Ertrunkener bekam das Kleid des Tlaloc; ein wegen Ehebruch Hingerichteter das Kleid des Tlazolteotl; ein Versoffener das vom Tezcatzoncatl, dem Gott des Weins. Nach dem Kleide gaben sie dem Todten einen Krug mit Wasser, um sich dessen bei der Reise in die andere Welt zu bedienen, und nach und nach Stücke von Papier, wobei sie ihm den Gebrauch eines

jeden erzählten. Bei dem ersten Stück sagten sie: „Vermittelst dieses Blattes wirst du ohne Gefahr zwischen den beiden Bergen, die mit einander fechten, durchpassiren"; bei dem andern: „Mit diesem wirst du ohne Hinderniß über den Weg gehen, der durch die große Schlange vertheidigt wird"; bei dem dritten: „Mit diesem gehst du sicher durch den Ort, wo das Krokodil Xochitonal sich aufhält." Das vierte war ein sicherer Paß durch die acht Wüsten; das fünfte über die acht Hügel; das sechste, um ohne Schaden den scharfen Wind zu passiren. Sie glaubten nämlich, daß man einen Ort Itzelhipaian passiren müsse, wo es so stürme, daß Felsen davon losgerissen würden, und daß dieser Wind wie ein Messer schneide. Sie verbrannten deswegen alle Kleider, Waffen und auch etwas von dem Hausgeräthe des Verstorbenen, damit ihn die Hitze des Feuers vor dem schrecklich scharfen Winde schützen möchte. Außerdem gaben sie dem Verstorbenen noch ein Hausthier, Techichi, mit, dem sie eine Schnur um den Hals banden, weil sie solche für nöthig hielten, damit es den tiefen Fluß Chiuhnahuapan (das neue Wasser) passiren könnte. Sie vergruben den Techichi, oder verbrannten ihn mit dem Körper seines Herrn, nachdem er auf diese oder jene Art gestorben war. Während die Ceremonienmeister das Feuer anschürten, worin der Körper verbrannt werden sollte, sangen die Priester in einem melancholischen Tone. Wenn dies vorbei war, sammelten sie die Asche in einem irdenen Topf und legten nach den Vermögensumständen des Verstorbenen einen Edelstein von geringem oder größerm Werth hinein, der ihm in der andern Welt, wie sie glaubten, statt des Herzens diente. Diesen Topf vergruben sie in ein tiefes Loch und setzten achtzig Tage lang Brod und Wein darüber hin. Wenn der König krank ward, thaten sie den Götzen Huitzilopochtli und Tezcatlipoca eine Maske vor und nahmen sie nicht eher wieder ab, bis der König entweder todt oder wieder gesund war. Sobald der König von Mexiko starb, ward sein Tod feierlich bekannt gemacht und alle Herren in der Residenz oder in der Nähe derselben erhielten Nachricht davon, um bei dem Leichenbegängniß gegenwärtig zu seyn. Unterdessen legten sie den königlichen Leichnam auf schön gewirkte Decken und ließen ihn durch seine Bedienten bewachen. Vier bis fünf Tage darauf, wenn die Herren angelangt waren, welche reiche Kleider, schöne Federn und Sklaven zum Geschenk mitbrachten, um das Gepränge desto ansehnlicher zu machen, legten sie dem Leichnam fünfzehn oder mehr schöne baumwollene Kleider von allerlei Farbe an, putzten ihn mit Gold, Silber und Edelsteinen, hingen einen Smaragd an die Unterlippe, welcher ihm statt des Herzens dienen sollte, bedeckten sein Gesicht mit einer Maske, und auf die Kleider legten sie Insignen des Gottes, in dessen Tempel seine Asche vergraben werden sollte. Sie schnitten ihm einige Haare ab und hoben sie mit andern, die ihm in der Kindheit abgeschnitten waren, in einer Büchse auf, um, wie sie sagten, das Andenken des Verstorbenen zu erhalten. Auf die Büchse legten sie ein hölzernes oder steinernes Bildniß des Königs. Alsdann tödteten sie den Sklaven, welcher sein Hauspriester gewesen war, und Alles, was zum Privatgottesdienst gehört, besorgt hatte, damit er in jener Welt eben die Dienste verrichten könnte. Darauf folgte die Leichenprocession, welcher alle Verwandte des Verstorbenen, der ganze Adel und seine Weiber, welche ihre Betrübniß durch zahlreiche Thränen und andere Anzeichen an den Tag legten. Die Adeligen trugen eine große Fahne von Papier, das königliche Wappen und die übrigen Insignen. Die Priester sangen, jedoch ohne musikalische Instrumente. Wenn sie auf dem untern freien Platz des Tempels anlangten, so kam der Oberpriester mit seinen Dienern der Leiche entgegen. Sie legten dieselbe sogleich auf den Scheiterhaufen, welcher von allerlei wohlriechenden Hölzern, Kopalgummi und andern aromatischen Substanzen verfertigt war. Während die Leiche mit allen Kleidern und Waffen des Verstorbenen brannte, wurden unten an den Stufen des Tempels eine Menge Sklaven des Verstorbenen sowohl als der Vornehmen, die sie zum Geschenk mitgebracht hatten, geopfert. Zugleich mit den Sklaven opferten sie einige mißgestaltete Männer, die der König zum Zeitvertreib in seinem Palaste gehabt hatte, damit sie ihm solchen auch in der anderen Welt machen möchten, und aus eben dem Grunde opferten sie ihm auch etliche seiner Weiber. Die Anzahl der Opfer richtete sich nach der Pracht des Leichenbegängnisses und stieg, wie Einige wollen, zuweilen auf zweihundert. Der Techichi ward dabei nicht vergessen, weil sie es schlechterdings für unmöglich hielten, die gefährlichen Wege nach der andern Welt ohne diesen Begleiter zu passiren. Den folgenden Tag sammelte man die Asche und die Zähne, welche unversehrt geblieben; sie suchten auch den an der Unterlippe gehangenen Smaragd sorgfältig und legten Alles nebst den Haaren in die Büchse und setzten diese in den zum Begräbniß bestimmten Ort. Die vier folgenden Tage setzten sie allerlei Speisen auf das Grab; den fünften, den vierzehnten, sechszehnten, achtzehnten und zwanzigsten Tag hernach opferten sie etliche Sklaven. Später opferten sie keine Menschen mehr, aber ein Jahr nach dem Begräbnißtage Kaninchen, Schmetterlinge, Wachteln und andere Vögel, und brachten Brod, Wein und Blumen dar. Dieser Jahrestag ward vier Jahre hinter einander begangen. Man hatte keinen bestimmten Ort zu den Begräbnissen. Manche verordneten, ihre Asche bei einem Altar oder Tempel, Andere auf dem Felde, noch Andere bei den Opferstätten auf den Bergen zu begraben. Die Asche der Könige und vornehmen Herren ward gewöhnlich in den Thürmen der Tempel, besonders des großen Tempels, beigesetzt. Dicht bei Teotihuacan, wo viele Tempel standen, waren auch unzählige Grabmale. Die Gräber Derer, die ganz begraben wurden, waren tief mit Steinen ausgemauerte Löcher, in welche sie die Leichname auf kleine Sitze mit den Werkzeugen ihrer Handthierung setzten. In das Grab eines Soldaten legten sie seinen Schild u. sein Schwert rc.; bei einer Frau legten sie eine Spindel, ein We=

berschiffchen u. eine Xicalli oder Gefäß hinein. In die Gräber der Reichen legten sie Gold und Juwelen; Alle aber wurden mit Eßwaaren zu der großen bevorstehenden Reise versorgt. Die spanischen Eroberer hatten von dem Gold in den Gräbern der Vornehmen Nachricht, öffneten einige und fanden einen ansehnlichen Vorrath von diesem kostbaren Metall darin.

Mexikanische Revolution, s. Mexiko (Gesch.).

Mexikanischer Läusesamen, s. v. a. Sabadillsamen.

Mexikanischer Meerbusen (Mexikanisches Meer, Golf von Mexiko), großer Busen des atlant. Meeres, an der Ostküste Amerika's. Auf der Höhe des Kaps von Florida bildet die östliche Küste von Amerika, nachdem sie lange Zeit eine beiläufig nördliche und südliche Richtung verfolgt hat, gegen Westen auf einmal eine große Einbiegung, der man den Namen Golf von Mexiko gegeben hat. Der nördliche und östliche Rand dieses Einschnittes sind Louisiana und die beiden Floridas; im Süden u. Westen aber wird er von der mexikan. Republik begrenzt. Mit dem allgemeinen Ocean steht dieser Golf gegen Osten durch den Kanal Bahama, der zwischen der Insel Cuba und der Halbinsel Florida hindurchläuft, in Verbindung; doch liegen vor dem Kanale wieder die zahlreichen Bahama- oder lucayischen Inseln, und der Golf scheint somit auch nach dieser Seite hin fast ganz abgeschlossen. Gegen Westen ist er durch die großen Inseln Cuba, Jamaika und St. Domingo gedeckt, und nur zwischen Cuba und der Landspitze Yucatan bleibt ihm südlich ein weiter Ausweg, welcher dann in das zweite große Becken, das karaibische Meer, führt. So wird die Meerenge, welche die südliche Spitze von Florida, vom Kap Catoche, der westlichen Spitze von Yucatan, trennt, von der Insel Cuba in zwei schmale Kanäle geschieden, durch die sich die abwechselnde Bewegung der Gewässer des Oceans fortwährend mittheilt, die von den Passatwinden zuerst in die Honduras-Bai getrieben und dann, nachdem sie die Küsten des Golfs von Mexiko bespült haben, durch die unter dem Namen des Golfstroms bekannte Strömung in den atlantischen Ocean zurückgeführt werden. Man kann eigentlich auf 3 verschiedenen Straßen in den Golf von Mexiko eindringen. Die amerikanischen Schiffe unternehmen sehr oft die Fahrt durch den neuen Kanal oder durch die kleinen Kanäle, welche die große Bank von Bahama durchschneiden, indem sie dicht an dieser Bank hinsegeln, an der sie vor Anker gehen, sobald der Wind nicht günstig ist; denn es bedarf eines sehr frischen Windes, um der reißenden Strömung des Golfes entgegen zu fahren. Die aus Europa kommenden Schiffe schlagen entweder den Weg durch den alten Kanal oder die kleine Meerenge ein, durch die Yucatan von der Insel Cuba getrennt ist, indem sie am südlichen Ende dieser Insel hinschiffen. Während der schönen Jahreszeit ist die Fahrt in dieser Gegend sehr angenehm. Im Golfe von Mexiko selbst liegen wenige Inseln, die Küste versandet immer mehr, wozu die Mündungen der Flüsse, namentlich des Missisippi, besonders beitragen; dadurch wird zwar die Schifffahrt, aber auch die Möglichkeit einer Landung sehr erschwert. An den Ufern hin ziehen sich viele größere und kleinere Nehrungen und Lagunen hin, so wie in ungleicher Entfernung von den Küsten der obenerwähnte Golfstrom. Vorgebirge am mexikan. Meerbusen sind: San Pedro, San Juan, Zapotilan, Morillos, Lisardo, au Fer, St. Blasius, Roman ꝛc. Baien: Campeche, Terminos, Morales, Madre, Bernardo, Galveston, Sabine, Vermillion, Ascension, Mobile, Apallache, Tampa ꝛc. Unter den Flüssen, welche der Golf von Mexiko aufnimmt, sind mehre sehr bedeutend, wie z. B. der Missisippi, der von Norden her durch die Verein. Staaten kommt und in der Nähe von New-Orleans sich in das Meer ergießt, der Rio del Norte, welcher aus dem mexikan. Gebirge südöstl. herabströmt; außerdem: Pearl, Chattahotchee, Alabama, Sabine, Trinidad, Brazos, Colorado di Tiras, Antonio, Santander ꝛc. Vergl. Karaibisches Meer.

Mexikanisches Harz, wird nach Virey von den Aesten eines nicht näher bezeichneten Baumes gewonnen, ist erdig und enthält außer sonstigen Unreinigkeiten viele kleine eckige, weiße und ziegelfarbige Holzsplitter, wahrscheinlich Gehäuse von Insektenlarven, riecht wie Antimonharz und wird zu Räucherungen, als ein antirheumatisches Mittel benutzt.

Mexikanisches Meer, s. v. a. Mexikanischer Meerbusen.

Mexikanische Sprache, Literatur, Schrift und Alterthümer. Ueber die Sprache, welche von den Bewohnern des alten Anahuac gesprochen wurde und in den Idiomen mehrer Stämme der Indianer sich zum Theil noch jetzt erkennen läßt, stehen uns nur fragmentarische Notizen zu Gebote. Eigenthümlich war ihr der Mangel der Laute b, d, f, g, r, s, so wie der spanischen j, ll, ñ, und die häufig am Ende der Wörter vorkommende Lautverbindung tl (z. B. teotl Gott, maitl Hand, tlacatl Mensch. Kein Wort in dieser Sprache fängt mit einem l an. Auch hat das Substantiv weder Kasus, noch grammat. Genus, dafür aber eine Art Artikel, der durch ein vorgesetztes in gebildet wird. Der Plural wird bei Wörtern, welche unbelebte Dinge bezeichnen, durch miec, viel, ausgedrückt, wogegen bei den Ausdrücken für belebte Dinge die Endungen me, tin und que vorhanden sind, anstatt deren aber, wenn ein Pronominaladjektiv vor dem Substantiv steht, huan gesetzt wird, z. B. ichcatl Schaf, ichcame Schafe, noichcahuan meine Schafe. Eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache ist ferner die, daß das Adjektiv der Steigerungsflexion entbehrt und den Komparativ durch achi mit der Negation, welche vor den verglichenen Gegenstand gesetzt wird, den Superlativ aber durch huel sehr, ausdrückt. Die Personalpronomina sind nehuatl, nehue od. ne ich, tehuatl du, yehuatl er, tehuantin wir, amehuantin ihr, yehuantin sie. Wenn diese Pronomina als Präfixa an Verba, gleichviel, ob zur Bezeichnung des Objekts od. des Subjekts, so wie an Substantiva zur Bezeichnung der Possessiva gesetzt werden, so haben sie beson-

dere Formen. Was die Verba anlangt, so ist deren Wurzel unveränderlich und es werden die verschiedenen Personen eben durch jene Pronominalpräfixe bezeichnet. Diese allein mit der Verbalwurzel geben das Präsens, woraus durch ein angehängtes ya das Imperfekt, durch ein vorgesetztes o das Perfekt gebildet wird. Der Infinitiv fehlt und wird mittelst Konjunktionen umschreibend ausgedrückt. Optativ und Imperativ haben ma, der Konditionalis intla vor sich. Das Particip im Aktiv endigt auf ei. Das Passiv hängt an die Wurzel des Aktivs lo. Die Konjugation wird besonders durch die zum Theil mittelst gewisser Pronominalpräfixe, zum Theil mittelst der vor die Verbalwurzel gesetzten Vorsylben tl oder tla ausgedrückten Beziehungen auf Objekte verwickelt. Außerdem gibt es eine Menge abgeleiteter Verben, Kausativa, Iterativa &c. Das Diminutiv wird durch die Endungen ton, tontli, pil, zolli, das Abstraktum durch yotl, das Verhältniß des Besitzes durch die Endungen hua und e, die Handlung durch liztli, in passiver Bedeutung durch locayotl ausgedrückt und Gentilitia werden durch die Endung catl gebildet. Abgeleitete Adjektive haben die Endformen oni, tic, o und a. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Totatzin e, ynilhuicac timoyestica, mayectene hualo inmotacatzin, d. h. unser Vater o, dem=Himmel=in du=bist, seigelobt der=dein Name. Grammatiken der mex. Sprache gibt es von Vetancourt, Mexiko, 1673; — von Taria Zenteno, das. 1753 u. A.; — Wörterbücher von Molina, das., 1571; — von P. de Arenas, das. 1611.

Schrift. Die alten Azteken hatten verschiedene Sinnbilder, um solche Dinge auszudrücken, die ihrer Natur nach nicht geradezu durch den Maler dargestellt werden konnten, als z. B. die Jahre, Monate, Tage, die Jahreszeiten, die Urstoffe, den Himmel und dergl. Eine „Zunge" bedeutete Sprechen; eine „Fußstapfe" Reisen; „ein Mensch, der an der Erde sitzt", ein Erdbeben. Diese Sinnbilder waren oft sehr willkürlich und wechselten mit der Laune des Schreibenden, und das Auslegen derselben erfordert eine genaue Unterscheidung, da eine leichte Aenderung in Form oder Stellung des Zeichens einen sehr verschiedenen Sinn andeutet. Auch bedienten sie sich der Lautzeichen, obgleich sie diese hauptsächlich auf Namen von Personen und Städten beschränkten, die, da sie von irgend einem Umstande oder einer charakteristischen Eigenschaft hergeleitet waren, für die Bilderschrift sich eigneten. So war der Name der Stadt Cimatlan zusammengesetzt aus Cimatl, einer „Wurzel", welche nahe dabei wuchs, und tlan, welches „nahe" bedeutet. Tlarcallan heißt „die Brodstadt", wegen ihrer reichen Kornfelder; Huexotzinco, „eine mit Weiden umgebene Stadt". Die Namen von Personen bezeichneten oft ihre Abenteuer und Thaten. Der des großen tezcucanischen Fürsten Nezahualcoyotl bedeutete „hungriger Fuchs", um seine Schlauheit und seine Trubsale in seinem frühern Leben zu bezeichnen. Die Sinnbilder solcher Namen wurden kaum von einem Mexikaner erblickt, als er sogleich daran die Person und die Stadt, welche gemeint war erkannte, und wenn sie auf ihren Schilden gemalt oder auf ihren Fahnen gestickt waren, wurden sie zum Wappenschild, worin Stadt und Häuptling kenntlich waren, wie in Europa im Ritterzeitalter. Doch, obgleich die Azteken in allen Arten von bilderschriftlicher Malerei unterrichtet waren, so bedienten sie sich doch hauptsächlich des plumpen Verfahrens unmittelbarer Darstellung. Hätte ihr Reich, wie das ägyptische, mehre tausend Jahre statt des kurzen Zeitraumes von zweihundert gewährt, so würden sie ohne Zweifel gleich Jenen zu dem häufigern Gebrauch der Lautzeichenschrift vorgeschritten seyn. Aber ehe sie noch mit den Leistungsfähigkeiten ihrer eigenthümlichen Schreibart vertraut gemacht werden konnten, verschaffte die Eroberung durch Einführung der europäischen Buchstaben ihren Gelehrten eine vollkommnere Kunst, ihre Gedanken auszudrücken, welche bald die alten Bilderbuchstaben verdrängte. Indeß, so plump die aztekische Bilderschrift auch war, so scheint sie doch die Bedürfnisse des Volkes in seinem unvollkommenen Bildungszustande befriedigt zu haben. Vermittelst derselben wurden alle ihre Gesetze und selbst ihre Anordnungen für häusliche Bedürfnisse niedergeschrieben; ihre Beitragsrollen, welche die Abgaben der verschiedenen Städte aufzählten; ihre Götterlehre, Kalender und gottesdienstlichen Gebräuche; ihre staatlichen Jahrbücher, die bis zu einer Zeit, lange vor Gründung der Stadt reichen. Sie arbeiteten eine vollständige Zeitrechnungslehre aus und konnten genau den Zeitpunkt jedes wichtigen Ereignisses ihrer Geschichte angeben, indem an der Seite des Blattes, worauf die einzelnen Umstände geschildert waren, das Jahr aufgezeichnet stand. Es ist wahr, daß Geschichte, auf diese Weise behandelt, unsicher und bruchstückartig ausfallen mußte. Es konnten nur wenige leitende Hauptbegebenheiten dargestellt werden. Doch hierin unterschied sie sich nicht sehr von den mönchischen Zeitgeschichten der finsteren Zeitalter, die oft über Jahre in wenigen kurzen Aussprüchen verfügen; — hinreichend lang für die Jahrbücher roher Völker. Um die Bilderschrift der Azteken richtig zu schätzen, muß man sie in Verbindung mit mündlicher Ueberlieferung betrachten, der sie als Hülfsmittel diente. In den Anstalten der Priester wurde die Jugend in Sternkunde, Götterlehre, Geschichte u. s. w. unterrichtet, und Denen, welche das Geschäft schriftbildlicher Malerei treiben wollten, wurde die Anwendung der Zeichen gelehrt, die zu jedem dieser Zweige gehörte. In einem Geschichtswerke hatte Einer die Zeitrechnung, ein Andrer die Ereignisse zu besorgen. So war jedes Einzelne der Arbeit handwerksmäßig vertheilt. Nachdem die Zöglinge in Allem unterrichtet waren, was in ihren früheren verschiedenen Abtheilungen zu lernen war, wurden sie vorbereitet, die Grenzen ihres unvollkommnen Wissens weiter auszudehnen. Die Schriftbilder dienten als eine Art von Abkürzungsschrift zu einer Sammlung von Anmerkungen, die dem Eingeweihten viel mehr gewährte, als daraus durch eine wörtliche

Erklärung entnommen werden konnte. Diese Verbindung des Geschriebenen mit dem mündlichen Vortrage faßte das in sich, was die Wissenschaftskunde der Azteken genannt werden kann. Ihre Handschriften bestanden aus verschiedenen Stoffen, aus baumwollenen Tuchen oder sauber zubereiteten Häuten, aus einer Zusammensetzung von Seide und Harz, meistentheils aus einem Gewebe von Blättern der Aloe agave Americana, welche die Eingebornen maguey nennen, und die in den Tafelländern Mexiko's üppig wächst. Es wurde daraus eine Art von Papier gemacht, das einigermaßen dem ägyptischen Papyrus glich, und wenn es sorgfältig zugerichtet und geglättet war, weicher und schöner als Pergament gewesen seyn soll. Einige davon noch vorhandene Proben zeigen noch ihre ursprüngliche Frische, und die Gemälde darauf ihren Farbenglanz. Sie wurden zuweilen in Rollen aufgewickelt, aber häufiger in Bände von mäßiger Größe zusammengelegt, worin das Papier, gleich einem zusammengelegten Schirm, mit einem hölzernen Flügel oder Täfelchen an jedem Ende verschlossen, was dem Ganzen, wenn es zugemacht war, das Ansehen eines Buches gab. Die Länge der Streifen ward nach Bedürfniß eingerichtet. Da man die Seiten, jede besonders, lesen und darauf Bezug nehmen konnte, hatte diese Form augenscheinliche Vorzüge vor den Rollen der Alten. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl dieser Handschriften im Lande aufgesammelt. Eine Menge von Leuten waren zum Malen angestellt, und die Gewandtheit ihres Verfahrens erregte das Erstaunen der Eroberer. Unglücklicherweise war dasselbe mit andern und unwürdigen Gefühlen vermischt. Die darauf geschriebenen fremden, unbekannten Zeichen erzeugten Mißtrauen. Man betrachtete sie als Zauberformeln, und beurtheilte sie aus demselben Gesichtspunkte, wie die Götzenbilder und Tempel, als Sinnbilder eines verderblichen Aberglaubens, der ausgerottet werden müsse. Der erste Erzbischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga, sammelte diese Gemälde aus allen Gegenden, besonders aus Tezcuco, der gebildetsten Hauptstadt Anahuacs und dem Aufbewahrungsorte der Volksurkunden. Hierauf ließ er sie zu einem „Berghaufen", wie es die spanischen Schriftsteller selbst nennen, auf dem Marktplatze von Tlatelolco aufthürmen und verwandelte sie in Asche! Sein größerer Landsmann, Erzbischof Ximenes, hatte ein ähnliches Autodafe von arabischen Handschriften in Granada, einige zwanzig Jahre vorher, gefeiert. Die unwissenden Soldaten säumten nicht, dem Beispiele ihres hohen Geistlichen zu folgen. Jede Karte und jeder Band, die ihnen in die Hände geriethen, wurden muthwillig zerstört, so daß, als die Gelehrten eines spätern und aufgeklärten Zeitalters sich ängstlich bemühten, etwas von diesen Denkwürdigkeiten der Bildung wieder zu erlangen, fast alle untergegangen waren, während die wenigen übrig gebliebenen von den Eingebornen eifersüchtig verborgen wurden. Indeß vermittelst der unermüdlichen Arbeiten eines einzelnen Mannes wurde endlich eine beträchtliche Sammlung in den Urkundenbehälter von Mexiko nieder gelegt; daselbst waren sie aber so schlecht verwahrt, daß einige daraus entwendet, andere von Mehlthau und Feuchtigkeit zerstückelt, und noch andere als Packpapier verbraucht wurden. Einige wenige von den mexikanischen Handschriften haben von Zeit zu Zeit ihren Weg nach Europa gefunden und werden in den öffentlichen Büchersammlungen seiner Hauptstädte sorgfältig aufbewahrt. Sie sind in dem prachtvollen Werke Lord Kingsborough's vereinigt; doch nicht eine darin ist aus Spanien. Die wichtigste derselben, wegen des Lichtes, das sie über die aztekischen Einrichtungen verbreitet, ist die mendozasche Handschrift, welche, nach einem über ein Jahrhundert lang währenden geheimnißvollen Verschwinden endlich in der bodleyschen Büchersammlung zu Oxford wieder zum Vorschein gekommen ist. Sie ist verschiedene Mal in Kupfer gestochen. Die glänzendste in der Farbengebung ist wahrscheinlich die borgiasche Sammlung in Rom. Die merkwürdigste indeß ist die dresdner Handschrift, welche weniger Aufmerksamkeit erregt hat als sie verdient. Obgleich sie gewöhnlich unter die mexikanischen Handschriften geordnet wird, hat sie doch in der Ausführung wenig Aehnlichkeit mit denselben. Die Abbildungen der Gegenstände sind sauberer gezeichnet und die Schriftzeichen scheinen ungleich den mexikanischen, rein willkürlich zu seyn und sind möglicherweise Tonzeichen. Ihre regelmäßig geordnete Stellung ist ganz der ägyptischen gleich. Das Ganze läßt auf eine weit höhere Bildung als die aztekische schließen und gibt reichlichen Stoff zu aufmerksamer Forschung. Einigen wenigen dieser Karten sind die Auslegungen beigefügt, welche man nach der Eroberung von den Eingebornen erlangte. Der größere Theil ist ganz ohne dergleichen u. kann jetzt nicht mehr entziffert werden. Eine kurze Inschrift hat einen Faden zu dem Irrgarten der ägyptischen Schriftbilder geliefert. Aber die aztekischen Zeichen, welche Einzeldinge darstellen, oder höchstens Gattungen, müssen jedes für sich erklärt werden, eine hoffnungslose Aufgabe, zu welcher aus den unsichern und allgemeinen Inhalt der wenigen jetzt vorhandenen Auslegungen wenig Hülfe zu erwarten steht. Es gab bekanntlich bis spät im letzten Jahrhundert, einen öffentlichen Lehrer bei der Hochschule von Mexiko, der ausschließlich zur Erforschung der volksthümlichen Schriftmalerei bestimmt war. Aber da dies in Rücksicht auf gerichtliches Verfahren Statt fand, so war seine Forschung wahrscheinlich auf Entzifferung von Rechtsgründen beschränkt. In einer Zeit von kaum hundert Jahren nach der Eroberung war die Kenntniß von den Schriftbildern so gesunken, daß ein fleißiger tezcucanischer Schriftsteller sich beklagt, er könne im Lande nur zwei, beide schon sehr alte Leute finden, die überhaupt im Stande wären, sie auszulegen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Kunst, diese Bilderschriften zu lesen, jemals wieder erlangt werden wird, ein wahrhaft zu bedauernder Umstand. Nicht als ob die Aufzeichnungen eines halbgebildeten Volkes, der Wahrscheinlichkeit nach, eine neue Wahrheit oder eine für menschliches Wohlergehen oder Vor-

wärtsschreiten wichtige Entdeckung enthalten würden, aber sie würden gewiß kaum ermangeln, noch mehr Licht über die vorhergehende Geschichte des Volkes, und zwar des gebildetern, das früher das Land bewohnte, zu verbreiten. Dies würde noch wahrscheinlicher seyn, wenn einige wissenschaftliche Ueberbleibsel von ihren toltekischen Vorgängern erhalten wären, und wenn die Nachricht gegründet ist, so war ein wichtiges Sammelwerk aus dieser Quelle zur Zeit des Einfalles vorhanden, und dürfte vielleicht zur Vergrößerung von Zumarraga's Brandopfer beigetragen haben. Es gehört keine große Anstrengung der Einbildungskraft dazu, um zu vermuthen, daß solche Berichte die auf einander folgenden Ringe in der mächtigen Kette der Völkerwanderung der ursprünglichen Stämme offenbaren, und, indem sie uns zum Orte ihrer Besitzungen in der alten Welt zurückführen, das Geheimniß gelöst haben dürften, welches den Gelehrten so lange, in Bezug auf die Ansiedelung und Sittigung der neuen, in Verlegenheit gesetzt hat. — Außer in den bilderschriftlichen Karten bildeten die Sagen des Landes den Inhalt der Lieder und Hochgesänge, welche, in den öffentlichen Schulen sorgfältig gelehrt wurden. Diese waren verschiedenen Inhalts und enthielten die fabelhaften Sagen eines Heldenzeitalters, die kriegerischen Thaten ihres eigenen, oder die sanfteren Erzählungen von Liebe und Lust. Viele derselben waren von Gelehrten und Leuten von Rang verfaßt und werden als die zuverlässigsten Berichte über Ereignisse gewährend angeführt. Die mexikanische Mundart war reich und ausdrucksvoll, jedoch der tezcucanischen, der feinsten aller Sprachweisen Anahuacs, untergeordnet. Von den aztekischen Dichtungen ist keine auf die Nachwelt gekommen, aber wir können den allgemeinen Zustand der dichterischen Bildung einigermaßen nach den Hochgesängen würdigen, welche aus dem königlichen Hause Tezcuco bis auf uns gekommen sind. Sahagun hat uns Uebersetzungen ihrer gefeilteren ungebundenen Schreibart, aus Gebeten und öffentlichen Reden bestehend, geliefert, die einen günstigen Begriff von ihrer Beredtsamkeit geben, und beweisen, daß sie viel Aufmerksamkeit auf wohlrednerische Wirkungen verwendeten. Man sagt, sie sollen auch etwas von bühnenmäßiger, geberdentanzartiger Darstellung gehabt haben, worin die Gesichter der Schauspieler mit Larven bedeckt und die Gestalten von Vögeln und andern Thieren häufig dargestellt wurden. Eine Nachahmung, zu welcher die bekannte Abzeichnung solcher Gegenstände in ihren Schriftbildern sie veranlaßt haben dürfte. In all' diesen sehen wir die Dämmerung einer wissenschaftlichen Bildung, die indeß von ihren Fortschritten auf den strengeren Bahnen der Größenlehre noch übertroffen wurde. Sie erdachten eine Art der Aufzeichnung in ihrer Rechenkunst, die ziemlich einfach ist. Die ersten zwanzig Zahlen wurden durch eine entsprechende Zahl von Punkten ausgedrückt. Die ersten fünf hatten eigne Namen, nach denen sie durch die Verbindung des fünften mit einem der vier vorhergehenden dargestellt wurden, als fünf und eins für sechs, fünf und zwei für sieben u. s. f. Zehn und fünfzehn hatten jede einen besondern Namen, der ebenfalls mit den vier ersten verbunden ward, um eine größere Zahl auszudrücken. Diese vier waren daher die Wurzelzeichen ihrer mündlichen Rechenkunst, auf dieselbe Weise, wie sie es von der schriftlichen bei den alten Römern waren. Zwanzig wurde durch ein besonderes Schriftbild — eine Flagge — ausgedrückt. Größere Summen wurden nach Zwanzigern, und schriftlich durch Wiederholung der Zahl von Flaggen, gerechnet. Die gevierte Zahl von zwanzig, vierhundert hatte ein besonderes Zeichen, das einer Feder; eben so ward die Würfelzahl von zwanzig oder achttausend, durch einen Beutel oder Sack bezeichnet. Dies die Rechenzurüstungen der Mexikaner, durch deren Verbindungen sie im Stande waren, jede Vielheit auszudrücken. Um schneller fertig zu werden, pflegten sie Bruchtheile von größeren Summen dadurch zu bezeichnen, daß sie nur einen Theil des Gegenstandes hinmalten. So zeigte die Hälfte eines Beutels oder einer Feder, oder drei Viertel derselben, den Theil der davon anzugebenden Summen an.

In der Zeitrechnung richteten die Azteken ihr Gemeinjahr nach dem Sonnenjahr ein. Sie theilten es in achtzehn Monate, einen jeden von zwanzig Tagen. Sowohl Monate als Tage wurden durch eigne Schriftbilder ausgedrückt — indem die der erstern oft die Jahreszeit andeuteten, gleich den französischen Monaten zur Zeit der Staatsumwälzung. Es wurden, wie in Aegypten, fünf Ergänzungstage hinzugefügt, um die Zahl von dreihundert fünf und sechzig voll zu machen. Diese gehörten zu keinem Monat, und wurden als besonders unglückliche betrachtet. Ein Monat war in vier Wochen, jede von fünf Tagen eingetheilt, an deren letztem der öffentliche Meß- oder Markttag war. Diese von den bei den Völkern des alten Festlandes, sowohl in Europa als in Asien, abweichende Einrichtung hat den Vortheil, jedem Monat eine gleiche Anzahl von Tagen zu geben, und sowohl in den Monaten als im Jahre ganze Wochen ohne Bruchtheile zu erhalten. Da das Jahr beinahe sechs Stunden mehr als dreihundert fünf und sechzig Tage hat, blieb noch ein Ueberschuß, den sie, gleich andern Völkern, die sich einen Kalender schufen, durch Einschaltung verwendeten; allerdings nicht alle vier Jahre, wie die Europäer, sondern in längeren Zwischenräumen, wie einige asiatische Völker. Sie warteten den Ablauf von zweiundfünfzig ungenauen Jahren ab, um dann dreizehn Tage oder vielmehr zwölf und einen halben, welches der richtige Rückstand ist, einzuschalten. Hätten sie dreizehn eingeschaltet, so wäre das zu viel gewesen, da der jährliche Ueberschuß über dreihundert fünf und sechzig Tage ungefähr elf Minuten weniger als sechs Stunden beträgt. Aber da man ihren Kalender, zur Zeit der Eroberung, mit dem europäischen übereinstimmend fand, (wenn man die spätere gregorianische Verbesserung auf ihn anwendet), so scheint es, daß sie die kürzere Zeit von zwölf und einem halben Tag angenommen haben, welche sie, bis auf einen fast unanschlagbaren Bruche

theil mit der genauen Länge des Sonnenwendejahres, wie es durch die allergenauesten Beobachtungen feststeht, in Uebereinstimmung brachten. Der oben beschriebene Sonnenkalender dürfte allen Zwecken des Volkes entsprochen haben, aber die Priester zogen es vor, einen andern für sich selbst zusammen zu setzen. Dieser wurde eine „Mondrechnung" genannt, obgleich er in keiner Weise nach den Umläufen des Mondes bearbeitet war. Er war ebenfalls aus zwei abwechselnden Reihen gebildet, von denen die eine aus dreizehn Zahlenzeichen oder Punkten, die andere aus zwanzig Schriftbildern der Tage bestand. Aber da aus diesen Verbindungen nur zweihundert und sechzig Tage entstanden wären, und aus der Wiederholung der nämlichen Bezeichnungsweisen für die übrigbleibenden hundert und fünf Tage des Jahres Verwirrung entstehen konnte, so ersannen sie eine dritte Reihe von noch neun Schriftbildern, welche mit den vorhergehenden Reihen abwechselnd es unmöglich machten, daß diese drei zweimal in demselben Jahre zusammenfielen, oder eigentlich in weniger als 2340 Tagen, da 20 Mal 13 Mal 9 = 2340 ist. Dreizehn war eine geheimnißvolle Zahl, die häufig in ihren Tafeln gebraucht wird. Warum sie bei dieser Gelegenheit gerade die neun wählten, ist nicht so klar. Mit Hülfe dieses Kalenders hielten die aztek. Priester ihre eigenen Urkunden, regelten sie ihre Festtage und Opferzeiten, und machten sie alle ihre Sterndeuter-Berechnungen. — Die Sterndeutungskunst der Azteken war weniger auf den Einfluß der Wandelsterne gegründet, als auf den der willkürlichen Zeichen, welche sie für Monate und Tage angenommen hatten. Der Charakter des Hauptzeichens in jedem Mond-Zeitkreise von 13 Tagen gab dem Ganzen seine Grundfärbung, obgleich dieselbe einigermaßen den Einflüssen der Zeichen der darauf folgenden Tage so wie der Stunden unterworfen war. In der Berichtigung dieser gegen einander streitenden Kräfte zeigte sich die große Kunst des Deuters. In keinem Lande, selbst nicht im alten Aegypten, wurde an die Träume des Sterndeuters so blindlings geglaubt. Bei der Geburt eines Kindes wurde er augenblicklich gerufen. Ueber die Zeit des Ereignisses vergewisserte man sich auf das Genaueste und die Familie schwebte in zitternder Spannung, wenn der Diener des Himmels dem Kinde das Geburtsverhängniß stellte und das finstere Schicksalsbuch entrollte. Der Mexikaner erkannte mit seinem ersten Athemzuge den Einfluß des Priesters auf sich an. — Wir wissen nicht mehr viel von den Kenntnissen der Azteken in der Sternkunde. Daß sie die Ursache der Sonnenfinsternisse kannten, geht aus der Entwerfung ihrer Karten deutlich hervor, sowie aus der Scheibe des Mondes, die auf der Sonnenscheibe entworfen ist. Ob sie eine zusammenhängende Lehre von den Sternbildern hatten, ist ungewiß; daß sie einige von den am meisten in die Augen fallenden als solche erkannten, als z. B. die Plejaden, geht deutlich aus der Thatsache hervor, daß sie ihre Festtage nach denselben festsetzten. Wir wissen von keinem von ihnen gebrauchten Sternkundewerkzeugen, mit Ausnahme der Sonnenuhr. Ein ungeheurer runder Block von ausgeschnittenem Stein, der im Jahre 1790 auf dem großen Platze in Mexiko ausgegraben wurde, hat einen scharfsinnigen gelehrten Forscher die Mittel an die Hand gegeben, einige nicht unwichtige Thatsachen in Bezug auf die Kenntnisse der Mexikaner festzustellen. Dieses riesenhafte Bruchstück, auf welchem der Kalender eingegraben ist, zeigt, daß sie Mittel besaßen zur genauen Bestimmung der Tagesstunden, der Zeiten der Sonnenwende und Nachtgleichen und des Durchgangs der Sonne durch den Scheitelpunkt von M.

Ueber die **staatlichen Einrichtungen, Regierungsform** der alten Mexikaner, s. die unter der ältern Geschichte derselben gegebenen Notizen.

Beschäftigung, Gewerbe, Kunstfleiß. In Mexiko war der Ackerbau eben so weit vorgerückt als die anderen Künste des geselligen Lebens. In wenigen Ländern stand er in höherer Achtung. Er war mit den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen des Volkes eng verbunden. Es gab besondere Gottheiten, die ihn beschützten; die Namen der Monate und der gottesdienstlichen Feste hatten mehr oder weniger Bezug darauf. Die öffentlichen Abgaben wurden, meistentheils in Landbau-Erzeugnissen bezahlt. Jedermann, die Krieger und die hohen Edelleute ausgenommen, auch der Stadtbewohner trieb Landbau. Die Arbeit wurde hauptsächlich von den Männern verrichtet, während die Frauen die Saat ausstreuten, das Korn enthülsten und nur an den leichteren Feldarbeiten Theil nahmen. Es fehlte ihnen nicht an richtigem Urtheil in der Behandlung ihres Bodens. Wenn er erschöpft war, ließen sie ihn durch Brachliegen sich erholen. Seiner großen Dürre wurde durch Wasserleitungen abgeholfen, welche das Land zum Theil bewässerten, und der nämliche Zweck ward durch strenge Strafen gegen Zerstörung der Wälder befördert, womit das Land vor der Eroberung reichlich bedeckt war. Endlich bauten sie für ihre Ernten geräumige Kornspeicher, welche, wie die Eroberer selbst gestanden, von einer bewunderswerthen Bauart waren. Den Hauptreichthum des Landes, so wie des amerikanischen Festlandes bildete aber Mais oder indianisches Korn, das den Thälern entlang und an den steilen Wänden der Cordilleren bis zu der Hochebene des Tafellandes wild wuchs. Die Azteken waren so sorgsam in der Bereitung desselben und so wohlerfahren in dem davon zu machenden mannichfaltigen Gebrauch, wie die erfahrenste europäische Hausfrau. Seine riesenmäßigen Halme geben in diesen Gegenden der Nachtgleiche einen zuckerartigen Stoff, den man in nördlicheren Breiten nicht so häufig findet, und der die Eingebornen mit Zucker versorgte, der nicht viel geringer als der aus dem Zuckerrohr selbst war, das bei ihnen erst nach der Eroberung eingeführt wurde. Aber das Wunderwerk der Natur war die große mexikanische Aloe oder Maguey, deren traubenartige, aus den dunklen Blätterkronen sich erhebende Blüthensäulen man über die Aecker des Tafellandes verbreitet sah. Wie schon bemerkt,

lieferten ihre zerquetschten Blätter einen Teig, woraus Papier bereitet wurde; der Saft derselben wurde zu einem betäubenden Getränk, Pulque, in Gährung gebracht, das die Eingebornen noch heute außerordentlich lieben; die Blätter derselben lieferten ferner eine undurchdringliche Dachbedeckung für die geringeren Wohnungen; aus ihren zähen und verflochtenen Fasern wurden Garn zu groben Stoffen und starke Stricke gemacht; aus den Dornen an den Spitzen ihrer Blätter, Nägel und Nadeln, und die Wurzel, gehörig gekocht, gab eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Kurz, die Agave lieferte den Azteken Essen, Trinken, Kleidung und Schreibstoffe. Die Mexikaner kannten aber die Schätze ihres Königreichs aus dem Steinreiche eben so gut wie die aus dem Pflanzenreiche. Silber, Blei und Zinn zogen sie aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Zacotollan. Diese Metalle wurden nicht nur aus den rohen Massen an der Oberfläche entnommen, sondern auch aus Adern in dem festen Stein zu Tage gefördert, in welche sie weitläufige Gänge eröffneten. In der That lieferten die Spuren ihrer Arbeiten die besten Merkmale für die früheren spanischen Bergleute. Gold, das an der Oberfläche gefunden oder aus den Flußbetten gesammelt wurde, ward in Barren gegossen, oder machte, in Staubform, einen Theil der regelmäßigen Steuer der südlichen Reichslandschaften aus. Den Gebrauch des Eisens, womit der Boden geschwängert war, kannten sie nicht. Seiner Menge ungeachtet, erfordert es so vielfache Behandlungen, um es zum Gebrauch vorzubereiten, daß es gewöhnlich eins der letzten Metalle war, die dem Menschen dienstbar gemacht wurden. Sie fanden Ersatz dafür in einer Mischung von Zinn und Kupfer, und mit den daraus verfertigten Werkzeugen konnten sie nicht nur Metalle, sondern mit Hülfe eines Kieselstaubes die härtesten Stoffe zerschneiden, als Basalt, Porphyr, Amethyste und Smaragde. Sie gaben diesen letzteren, die man in sehr großen Stücken fand, mancherlei sonderbare und wunderliche Formen. Sie gossen auch goldene und silberne Gefäße, die sie mit ihren metallenen Meißeln auf eine sehr zierliche Weise ausschnitzten. Einige von den silbernen Gefäßen waren so groß, daß sie ein Mann nicht mit den Armen umspannen konnte. Sie ahmten die Gestalten der Thiere sehr sauber nach, und konnten, was außerordentlich war, die Metalle auf solche Weise mit einander vermischen, daß die Federn eines Vogels oder die Schuppen eines Fisches abwechselnd von Gold und von Silber waren. Die spanischen Goldschmiede erkannten ihre Ueberlegenheit in diesen kunstreichen Arbeiten an. Sie bedienten sich noch eines anderen Werkzeuges aus Itztli oder Obsidianporphyr, einer dunkeln, durchsichtigen, außerordentlich harten Steinart, die in ihren Bergen häufig gefunden wird. Sie machten daraus Messer, Bartmesser und ihre sägenartigen Schwerter. Sie nahm eine schneidende Schärfe an, die aber bald stumpf wurde. Mit diesem Werkzeuge bearbeiteten sie ihre verschiedenen Steine und Alabaster, die zu ihren öffentlichen Bauwerken und zu vornehmen Wohnungen verwendet wurden. Sie verfertigten ferner auch irdene Geschirre zum gewöhnlichen häuslichen Gebrauch, von denen noch viele Proben vorhanden sind. Sie machten Trinkschalen und Gefäße von gefirnißtem oder bemaltem Holze, undurchdringlich für Nässe, und von lebhafter Färbung. Ihre Farbestoffe zogen sie sowohl aus dem Stein- als aus dem Pflanzenreiche. Unter denselben war das kostbare Karmoisin der Kochenille, dieser neue Nebenbuhler des berühmten Purpurs von Tyrus. Sie ward in Europa aus Mexiko eingeführt, wo das merkwürdig kleine Insekt sehr sorgfältig mit Kaktuspflanzen ernährt wurde, was seitdem wieder vernachlässigt worden ist. So waren die Eingebornen im Stande, den Geweben eine glänzende Farbe zu geben, die in jedem Grade von Feinheit aus der in den wärmeren Gegenden des Landes in Menge angebauten Baumwolle angefertigt wurden. Sie verstanden auch die Kunst, dieselben mit dem feinen Haare der Kaninchen und anderer Thiere zu durchweben, woraus ein eben so warmes als schönes Tuch von ganz eigenthümlicher Art entstand; auf diesem wurden reiche Stickereien von Vögeln, Blumen und einigen andern seltsamen Mustern angebracht. Aber die Kunst, welche sie am meisten liebten, war ihre Plumaje oder Federarbeit. Vermöge derselben konnten sie ganz die Wirkung einer schönen Musivmalerei hervorbringen. Das prachtvolle Gefieder der Vögel des Wendekreises, besonders des Papageigeschlechts, gewährten jede Farbenmannichfaltigkeit, und der schöne Flaum des Bienenvogels, der in Schwärmen unter den Geisblattlauben Mexikos umherflatterte, versah sie mit sanften luftigen Farben, die dem Gemälde eine ganz besondere Vollendung gaben. Die auf schöne Baumwollengewebe geklebten Federn wurden zu Kleidern für die reichen Leute, zu Zimmervorhängen und Tempelverzierungen verarbeitet. Kein amerikanisches Kunsterzeugniß hat so viel Bewunderung in Europa erregt, wohin die Eroberer zahlreiche Proben davon sandten. Es ist zu bedauern, daß eine so zierliche Kunst so gänzlich in Verfall gerathen ist. — Handel. Es gab keine Kaufmannsläden in Mexiko, sondern die verschiedenen Kunst- und Landbau-Erzeugnisse wurden auf den großen Marktplätzen der vornehmsten Städte zum Verkauf zusammengebracht. Es wurde daselbst alle fünf Tage Markt gehalten, wo sich dann eine große Menge von Leuten zusammendrängte, die aus der ganzen Nachbarschaft dorthin kamen, um zu kaufen und zu verkaufen. Jeder Art von Gegenständen war ein besonderer Platz angewiesen. Die vielfachen Geschäfte wurden ohne Verwirrung und mit strenger Rücksicht auf Rechtlichkeit, unter Aufsicht von eigens dazu angestellten obrigkeitlichen Personen, betrieben. Der Handel wurde zum Theil durch Tausch, zum Theil gegen feststehende Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werth geführt. Letztere bestanden aus durchsichtigen Federkielen voll Goldstaub, aus kleinen Stücken Zinn, in der Form von einem T geschnitten, und aus Kakao-Säcken, die eine bestimmte Anzahl Kerne ent-

hielten. Ein Unterschied der erblichen Kasten, wie man ihn bei den Aegyptern und den asiatischen Völkern findet, fand in Mexiko nicht Statt. Indeß war es gebräuchlich, daß der Sohn der Beschäftigung des Vaters folgte. Die verschiedenen Gewerbe hatten eine zunftartige Einrichtung, ein jedes einen ihm zugewiesenen Stadtbezirk, ein eigenes Oberhaupt, seine eigene Schutzgottheit, seine eigenthümlichen Festtage und dergl mehr. Der Gewerbstand war bei den Azteken sehr geachtet. Aber die vorzüglich geachtete Beschäftigung war die des Kaufmanns. Sie bildete einen so wichtigen und eigenthümlichen Zug ihrer geselligen Verrichtungen, daß sie weit ausführlicher betrachtet zu werden verdient, als es von den Geschichtschreibern geschehen ist. Der aztekische Kaufmann war eine Art von wanderndem Handelsmann, der seine Reise bis zu den entferntesten Grenzen Anahuacs und zu den darüber hinausliegenden Ländern machte, wohin er dann seine aus reichen Stoffen, Kleinodien, Sklaven und andern werthvollen Dingen bestehenden Waaren mit sich nahm. Sklaven waren auf dem großen Markte von Azcapotzalco, nur wenige Leguas weit von der Hauptstadt, zu haben, wo regelmäßig Messen zum Verkauf dieser unglücklichen Geschöpfe abgehalten wurden. Sie wurden in ihrem glänzendsten Anzuge von ihren Herren dorthin gebracht und angewiesen, zu singen, zu tanzen, und ihren kleinen Vorrath persönlicher Geschicklichkeiten zu zeigen, um sich dem Käufer zu empfehlen. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf bei den Azteken. Mit reicher Ladung besuchte der Kaufmann die verschiedenen Landschaften, für deren Vorsteher er stets irgend ein werthvolles Geschenk von seinem Landesherrn mitbrachte, und gewöhnlich dagegen andere mit der Erlaubniß zum Handeln empfing. Wurde ihm diese verweigert, oder stieß er auf unwürdige, gewaltsame Begegnung, so standen ihm Widerstandsmittel zu Gebot. Er unternahm seine Reisen mit einer Anzahl Gefährten seines Standes und einer großen Menge untergeordneten Gefolges, die zum Fortschaffen der Güter gebraucht wurde. Die gewöhnliche Ladung für einen Mann waren fünfzig bis sechzig Pfund. Der ganze Handelsreisezug ging bewaffnet und war so gut gegen plötzliche feindliche Ueberfälle verwahrt, daß er sich nöthigenfalls wohl vertheidigen konnte, bis er Verstärkung vom Hause erhielt. Ihre eigene Regierung war indeß stets sogleich bereit, deshalb einen Krieg anzufangen, weil sie darin einen sehr passenden Vorwand sah, das mexikanische Reich zu vergrößern. Es war nichts Ungewöhnliches, den Kaufleuten selbst die Aushebung der Truppen zu gestatten, die dann unter ihren Befehl gestellt wurden. Ueberdieß war es ganz gebräuchlich, daß der Landesfürst die Kaufleute als eine Art von Kundschafter gebrauchte, die ihn mit Staatsnachrichten aus den Ländern, welche sie bereisten, versehen und ihn von der Stimmung der Einwohner gegen ihn unterrichten mußten. Auf diese Weise war ihr Wirkungskreis weit größer als der eines einfachen Handeltreibenden, und sie erlangten im Staatswesen bedeutendes Ansehen. Es war ihnen erlaubt, eigene Abzeichen und Inschriften anzunehmen. Mehre von ihnen bildeten zusammen, was die spanischen Schriftsteller einen Schatzrath nennen; wenigstens war dieß in Tezcuco der Fall. Sie wurden häufig vom Könige zu Rathe gezogen, der einige von ihnen beständig in seiner Umgebung hatte. Sie durften ihre eigenen Gerichtshöfe halten, bei welchen bürgerliche und peinliche Rechtsfälle, selbst Todesverbrechen nicht ausgenommen, entschieden wurden, so daß sie gleichsam eine unabhängige Gemeinde bildeten. Und da ihr vielfältiger Verkehr ihnen große Reichthümer erwarb, genossen sie viele der wesentlichsten Vortheile eines erblichen Adelstandes. — Sitten und Lebensweise. Die Erziehung der Kinder, besonders in den öffentlichen Schulen war äußerst streng. Vielweiberei war bei den Mexikanern erlaubt, beschränkte sich aber wahrscheinlich bloß auf die reicheren Klassen. Die Verpflichtungen des Ehegelübdes, das mit aller Förmlichkeit eines religiösen Gebrauchs geleistet ward, wurden vollständig anerkannt und beiden Theilen eingeschärft. Die Frauenzimmer werden von den Spaniern als hübsch beschrieben, ihren unglücklichen Nachkommen heutigen Tags unähnlich, doch mit der nämlichen ernsten, fast schwermüthigen Gesichtsbildung. Ihr langes, schwarzes Haar, in einigen Theilen des Landes mit einem feinen, aus Pita gewebten Schleier bedeckt, sah man in der Regel mit Blumen, oder, bei den reicheren Leuten, mit Schnüren von Edelsteinen und Perlen aus dem Meerbusen von Kalifornien durchflochten. Sie scheinen von ihren Männern mit großer Achtung behandelt worden zu seyn, und verbrachten ihre Zeit in träger Ruhe, oder mit weiblichen Arbeiten, als Spinnen, Sticken u. dgl., während ihre Jungfrauen sich die Stunden durch Erzählungen von überlieferten Geschichten und durch Tanzgesänge verkürzten. Die Weiber nahmen, gleich den Männern, Theil an gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen. Diese fanden oft nach einem großen Maßstabe Statt, sowohl in Rücksicht auf die Anzahl der Größe, als auch auf die Kostspieligkeit der Anordnungen. Zahlreiche Dienerschaft beiderlei Geschlechts hatte bei den Gelagen die Aufwartung. Die Hallen wurden mit Wohlgerüchen durchräuchert, und die Höfe mit duftenden Blumen und Kräutern bestreut, die in Menge unter die Gäste bei ihrer Ankunft vertheilt wurden. Nachdem man sich gewaschen, wurde der Gesellschaft Tabak, mit wohlriechenden Stoffen vermischt, gereicht, in Pfeifen, oder in Form von Cigarren, in Röhren aus Schildkrötenschale oder Silber gesteckt. Sie drückten die Nasenlöcher mit den Fingern zu, während sie den Rauch einathmeten, den sie häufig verschluckten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Azteken auch das getrocknete Blatt in Pulverform als Schnupftabak brauchten. Die Tafel war mit nahrhaften Speisen, besonders Wildpret, gut versorgt, worunter der türkische Hahn das Vorzüglichste war. Neben diesen kräftigen Gerichten gab es andere aus Pflanzenstoffen und Früchten von allen den köstlichen Arten, die auf dem nordamerikanischen Fest=

lande zu finden sind. Die mannichfachen Fleischarten wurden auf verschiedene Weise mit trefflichen Brühen und Gewürzen zubereitet, welche die Mexikaner sehr liebten. Ihre Gaumen wurden noch außerdem durch Eingemachtes und Backwerk gekitzelt, wozu der Maisteig und Zucker hinreichende Stoffe lieferten. Noch ein anderes Gericht, eckelhafter Art, wurde auch zuweilen bei ihren Festen gereicht, besonders wenn die Feier einen religiösen Charakter hatte. Bei solchen Gelegenheiten wurde ein Sklave geopfert, und sein sorgfältig zubereitetes Fleisch bildete eine der Hauptzierden des Mahls. Menschenfresserei, nach Art der Feinschmeckerkunst betrieben, wird dadurch noch empörender. Die Speisen wurden durch Wärmeschüsseln warm gehalten. Silberne und zuweilen goldene Schmuckgefäße von sauberer Arbeit dienten zur Verzierung der Tafel. Trinkschalen und Löffel waren aus denselben kostbaren Metallen und auch aus Schildpatt angefertigt. Das Lieblingsgetränk war Chokolade, welche man durch Vanille und andere Gewürze wohlschmeckend machte. Sie verstanden den Schaum darauf auf eine Weise zu bereiten, daß er beinah fest genug wurde, um gegessen zu werden. Sie genossen ihn kalt. Der gegohrne Saft des Maguey, mit einer sauer-süßen Mischung, gewährte auch verschiedenartige Getränke von mancherlei Stärkegraden und bildete das Hauptgetränk des älteren Theils einer Gesellschaft. Sobald ihre Mahlzeit zu Ende war, standen die jungen Leute vom Tische auf, um die Festlichkeiten mit Tanz zu beschließen. Sie tanzten anmuthig nach dem Klange verschiedener Tonwerkzeuge, indem sie ihre Bewegungen mit Gesängen von fröhlicher, zuweilen auch klagender Natur begleiteten.

In diesem merkwürdigen Sittengemälde, das den Urkunden der frühesten Zeit nach der Eroberung treulich entnommen ist, finden wir keine Aehnlichkeit mit den anderen Stämmen der nordamerikanischen Indianer, wohl aber einige mit der üppigen und prachtliebenden Lebensart der Asiaten. Daß rohe Gebräuche neben dem Grade von Verfeinerung, den sie in andern Dingen zeigten, bestanden haben sollten, ist fast unbegreiflich. Es kann nur als die Frucht des Aberglaubens erklärt werden, des Aberglaubens, der das geistige Erkenntnißvermögen umwölkt und selbst die natürlichen Sinne verführt, bis der Mensch, selbst der gebildete, sich an solche Dinge gewöhnt, die das menschliche Gefühl am meisten empören. Der Charakter der Azteken war durchaus ursprünglich und einzig in seiner Art. Er war aus offenbar unverträglichen Widersprüchen zusammengesetzt. Er vereinigte in sich die auffallenden Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker, nicht nur von demselben Bildungsgrade, sondern so weit von einander abstehender, wie die äußerste Rohheit und die feinste Bildung. Ein passender Vergleich dürfte sich in ihrem wunderbaren Himmelsstriche finden lassen, der auf dem Raum weniger Geviert-Leguas die grenzenlose Mannichfaltigkeit von Pflanzenformen zu erzeugen fähig ist, welche den eisigen Gegenden des Nordens, der gemäßigten Zone Europa's und dem brennenden Himmel Arabiens und Hindostans angehören. Vergl. Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexiko, aus dem Englischen übersetzt, Bd. I, S. 72 ff.

Mexiko (richtiger Mexico, von den Spaniern Mejiko ausgesprochen, während die Eingeborenen, obgleich sie das Spanische sehr rein sprechen, den Namen so aussprechen, wie er geschrieben wird; in der neuesten Zeitschreiben ihn manche auch Mejiko, Geogr.), 1) die mexikanische Union, ein Freistaat in Nord- u. Mittelamerika. Dieser, seit 1823 entstandene Freistaat, dessen Verfassungsurkunde aber erst im J. 1824 bekannt gemacht wurde, begreift das vormalige spanische Vicekönigreich Neuspanien nebst der vormals zur Generalkapitänerie Guatemala gehörigen Provinz Chiapa und bildete bis 1834 einen aus 19 Staaten und 5 Gebieten bestehenden Föderativstaat, wozu noch der im Norden derselben bis zu 42° nördl. Br. reichende Landstrich gerechnet werden muß, der zwar von unabhängigen Indianern bewohnt ist, aber von M. in Anspruch genommen wird; allein in dem erwähnten Jahre wurde die Föderativverfassung abgeschafft und an ihre Stelle eine einzige untheilbare Republik gesetzt und die bisherigen souveränen Staaten in Departements verwandelt. Doch verlor M. durch den Frieden von 1848 an die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht bloß Texas mit einem Flächenraum von 19,086 geogr. □M., sondern auch die Theile von Cohahuila, Tamaulipas und Chihuahua jenseits des Rio Grande del Norte (ungefähr 2000 □M. im Ganzen), Neu-Mexiko (ungefähr 8000 □M.) u. Neu- od. Nieder-Kalifornien (ungefähr 1700 □M.), so wie ein großes Stück des mexikan. Indianerlandes. Es behielt inzwischen noch mehr als 30,000 □M., ohne die ihm noch verbliebenen freien Indianerländer, die zwar noch eine völlige Wildniß sind, worauf aber doch M. das Besitzungsrecht behauptet. M. grenzt gegen Norden an die nordamerikan. Freistaaten, gegen Osten an dieselben und an den mexikan. Meerbusen, gegen Südosten an die Vereinigten Staaten von Mittel- oder Centralamerika und gegen Südwesten und Nordwesten an das stille Meer oder die Südsee. So von den beiden großen Weltmeeren, von den Verein. Staaten Nordamerika's und den Republiken Mittelamerika's eingefaßt, dehnt sich M. in einer Länge von 405 deutschen Meilen hin, mit einer Breite, die an der schmalsten Stelle, auf dem Isthmus von Tehuantepec, kaum 30 Meilen beträgt, dagegen im 37. Breitengrade, zwischen dem Arkansasflusse und dem jetzt zu den nordamerikan. Freistaaten gehörigen Hafen von San Francisco, zu mehr als 400 Stunden anschwillt.

Konfiguration des Landes. Dieses große Land stellt sich als ein Erdrücken dar, den die Kraft unterirdischen Feuers emportrieb. Die Cordilleras durchziehen es in 3 Hauptketten. Von der Landenge von Tehuantepec bis zu den Küsten des Eismeeres streichend, zeigt die nordamerikan. Cordillera auf dieser ungeheuern Erstreckung durch 55 Breitengrade (von 50°—70° nördl. Breite) nicht überall dieselbe Gestaltung. Die südliche Hälfte, diejenige, in welcher die Cordillera die vereinigten Staaten von Mexiko durchschneiden, entwickelt die Gestalt eines ge-

waltigen Erdbuckels, eines Gebirges, dessen Rücken weit und breit ein Plateau, ein Tafelland ist, wie es in dieser Ausdehnung und gerade in dieser Form wahrscheinlich auf der ganzen Erde nicht wieder vorkommt. In Peru, bemerkt A. v. Humboldt, bilden die höchsten Spitzen den Kamm der Andes; in M. sind dieselben Gipfel, die zwar nicht so riesenmäßig, als dort sind, aber doch immer Höhen von 15,000—16,600 Fuß erreichen, entweder über das Plateau zerstreut, oder nach Linien geordnet, die in gar keinem Parallelismus zur Hauptaxe der Cordillera stehen. Die Andes haben Querthäler, welche in Neu-Granada und Peru zuweilen 8400′ tief sind, ja in Bolivia das Doppelte dieser Zahl erreichen, und veranlassen, daß man in den Andes nur zu Pferde oder zu Fuß oder auf dem Rücken von Indianern (Carvadores, Träger) reisen kann. In M. dagegen rollen Wagen von der Hauptstadt M. bis nach Santa-Fé in Neu-M., auf einer Länge von fast 300 deutschen Meilen, auf Wegen, bei deren Anlage keine bedeutenden Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sind. Ueberhaupt ist das Tafelland von M. od. Anahuac so wenig von Thälern durchfurcht, und sein Abhang zieht sich so gleichförmig und sanft, daß bis zur Stadt Durango, die fast 100 deutsche M. von der Hauptstadt M. entfernt ist, der Boden beständig 5000′—8000′ über der Fläche des benachbarten Oceans erhoben bleibt. — Reist man von M. nach Guanaxuato, wo sich die reichsten Silberbergwerke der Welt befinden, so bleibt man anfangs 10 Stunden weit in dem Thale von Tenochtitlan, das in einer Höhe von 7000′ über dem Meere steht. Das Niveau dieses schönen Thales ist so gleichförmig, daß ein Dorf, Namens Gueguetoque, am Fuße des Berges Sinco, gelegen, nur 60′ höher, als die Stadt M. liegt. Von diesem Dorfe steigt man über den Puerto de los Reyes in das Thal von Tula, welches 683′ tiefer liegt, als das Thal von Tenochtitlan, und um aus diesem Thale auf das große Plateau von Queretaro zu gelangen, muß man den Berg Calpulalpan passiren, welcher 8274′ hoch ist, also minder hoch liegt, als die Stadt Quito, obwohl er der Scheitelpunkt auf der Straße von M. nach Chihuahua zu seyn scheint. Nördlich von diesem Gebirgslande beginnen die großen Ebenen von San Juan del Rio, Queretaro und Zelaya, fruchtbare Flächen voll Dörfer und Städte. Sie führen den Namen Baxio oder Niederland, und dennoch kommt ihre mittlere Höhe mit der des Puy de Dome überein. Sie sind an 25 deutsche M. lang und erstrecken sich bis an den Fuß der metallreichen Gebirge von Guanaxuata. M., die Hauptstadt, ist von vier Plateaux umgeben. Das erste, das Thal von Toluca, hat 8040′, das zweite, oder das Thal von Tenochtitlan, 7008′, das dritte, oder das Thal von Actopan, 6054′, und das vierte, das Thal von Istla, hat 3024′ absol. Höhe. Diese vier Plateaux unterscheiden sich in Folge ihrer verschiedenen Höhe auch in ihrem Klima; ein jedes hat eine besondere Kultur, das vierte oder das niedrigste eignet sich zum Anbau des Zuckerrohrs, das dritte zum Baumwollenbau, das zweite zur Kultur der europäischen Getreidearten und das erste oder das Plateau von Toluca zu Agavepflanzungen, die man als die Weinberge der aztekischen Indianer betrachten kann. Geht man von der Hauptstadt M. gegen Osten auf dem Wege von Vera-Cruz, so muß man 45 deutsche Meilen zurücklegen, bevor man ein Thal findet, dessen Boden mindestens 3100′ über der Meeresfläche gehoben ist, und in welchem die Eiche zu wachsen aufhört. Auf dem Wege nach Acapulco oder zur Küste des großen Oceans findet man dieselben temperirten Regionen schon in einer Entfernung von 13 deutschen M. Der östliche Abhang der Cordillera ist so jäh, daß, hat man einmal das Herabsteigen vom großen centralen Tafellande begonnen, dieses nicht eher aufhört, als bis die Küste des mexikanischen Meerbusens bei Vera-Cruz oder Alvarado erreicht ist. — Der westliche Abhang des Tafellandes von M. ist von 4 Längentheilen durchfurcht, die stufenartig über einander liegen. Vom Plateau von Tenochtitlan steigt man zuerst in das Thal von Istla, dann in das von Mescala, weiterhin in das Thal von Papagello u. endlich in das von Peregrino hinab. Der Höhe nach folgen sie so aufeinander: Istla 3024′, Mescala 1590′, Papagello 588′, Peregrino 492′, u. sie unterscheiden sich dadurch, daß die tiefer gelegenen zugleich die engsten sind. Nach der Südsee hinab geht es beständig bergauf und bergab, u. man kommt mit jedem Augenblick aus einem kalten Klima in die heißesten Regionen. Dagegen bleiben von den 84 Wegestunden, die man von der Hauptstadt M. nach Vera-Cruz rechnet, 56 Stunden auf dem großen Plateau von Anahuac; der Ueberrest des Weges bildet ein sehr schwieriges und unaufhörliches Bergabsteigen, ganz besonders von der kleinen Festung Perote nach der Stadt Xalapa, die in einer der schönsten Landschaften der bewohnten Erde liegt. — Die mexikanische Cordillera, die bei ihrem Aufsteigen im Isthmus von Tehuantepec und innerhalb des Staates Oaxaca in der Mitte zwischen beiden Oceanen von SO. nach NW. streicht, nähert sich der östlichen oder atlantischen Küste u. streicht von Süden nach Norden, sobald sie das Gebiet des Staates la Puebla erreicht. Diese Stellung und Streichung behauptet sie in diesem Staate, so wie in den Staaten M. und Queretaro, oder zwischen 18½° und 21° nördl. Breite, von la Misteca bis zu den Bergwerken von Zimapan. In dieser Gegend des großen Plateaus von Anahuac, zwischen der Hauptstadt M. und den kleinen Städten Cordoba und Xalapa, liegt eine Gruppe von Bergen, die mit den höchsten Gipfeln der neuen Welt wetteifern; es sind: der Popocatepetl (d. h. Feuerberg), 16,626′; der Itaccihuatl (d. h. die weiße Frau) 14,730′; der Citlaltepetl (d. h. Sternberg) oder Pik von Origaba, 16,302′; u. der Nauhcampatepetl (d. h. Quadratberg) oder Cofre von Perote, 12,534′ hoch. Weiter nördlich, bei den berühmten Bergwerken von Zimapan und El Doctor, erhält die Cordillera den Namen Sierra Madre. Sie entfernt sich aufs Neue von der Ostseite und streicht in nordwestlicher Richtung nach San Miguel el Grande und Guanaxuato.

Im Norden der zuletzt genannten Stadt nimmt die Sierra Madre außerordentlich an Breite zu und spaltet sich bald darauf in drei Ketten. Die östlichste dieser Ketten streicht gegen Charcas und El Real de Catorce und wird, indem sie sich nordöstlich wendet, in Neu-Leon, Cohahuila und Texas allmählig niedriger. Vom Rio Colorado de Texas verlängert sich dieser Zweig, indem er Arkansas (westlich von Akropolis) durchschneidet, gegen den Zusammenfluß des Mississippi und Missouri (im 38° 51′ nördl. Br.). In diesen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika führt er den Namen der Ozark-Berge, die nur 1800′ hoch sind. Die auf der Ostseite des Mississippi in nord-nordöstlicher Richtung nach dem Obern-See streichenden Wisconsan-Berge können vielleicht als eine Fortsetzung der Ozark-Berge angesehen werden. Ihr Metallreichthum scheint sie als eine Verlängerung der östlichen Cordillera von M. zu charakterisiren. Die westliche Kette füllt einen Theil des Staates Guadalaxara oder Xalisco und streicht über Culiacan, Arispe und die goldhaltigen Gegenden von Pimeria Alta u. Sonora bis zu den Ufern des Gila (30°—34° nördl. Breite). Die mittlere Cordillera von Anahuac endlich, die die höchste bleibt, streicht anfangs von Süd-Ost nach Nord-West über Zacatecas nach Durango, und dann von Süden nach Norden durch Chihuahua nach Nord-Mexiko. Sie empfängt nach und nach die Namen Sierra de Acha, Sierra de los Mimbres, Sierra Verde und Sierra de las Grillas und vereinigt sich, gegen den 29° und 30° nördl. Br. durch Querjoche mit den Ketten von Texas und Sonora, wodurch die Absonderung dieser Ketten bei Weitem nicht so vollkommen bewirkt wird, als dies bei den Dreitheilungen der Andes von Südamerika der Fall ist. Die silberreichsten Gegenden der Cordilleren von M. liegen zwischen den Parallelen von Oaxaca und Cosiquiriachi (16¼° und 29° Breite); Gold kommt noch einige Grad weiter nördlich vor. Bemerkenswerth ist es, daß das Waschgold von Cinaloa und Sonora, wie dasjenige von Barbacoas und Choco, jenes auf der Nord-, dieses auf der Südseite des Isthmus von Panama, gleichförmig auf der Westseite der Centralkette abgelagert ist, auf dem der Südsee zugewendeten Abhange. Die Spuren des noch thätigen vulkanischen Feuers treten auf der Nordseite des Isthmus von Tehuantepec wieder auf. Jenseits der Granit-Gneis-Gebirge von Oaxaca, zwischen 18¼° und 19½° nördl. Br., zieht in der Richtung von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West eine Reihe feuerspeiender Berge von Meer zu Meer, quer über die Cordillera von Anahuac, in einer Linie, die fast senkrecht auf der Längenaxe der Kette steht, ganz verschieden von den Vulkanen der südamerikanischen Andes und der mittelamerikanischen Feuerberge, die sämmtlich in der Hauptstreichungslinie des Gebirges gelegen sind. Zu dieser mexikanischen Vulkanreihe gehören die höchsten der mit ewigem Schnee bedeckten Berge. Der Vulkan von Colima ist der westlichste der Reihe. Das Tafelland von M. bis über Zacatecas hinaus und bis in die Nähe von Durango liegt innerhalb der Wendekreise. Einleuchtender Weise nehmen aber nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten der Cordillera Theil an der Hitze der Tropen. Die westliche Küste hat fast noch die mittlere Temperatur des Wärme-Aequators, denn sie steigt auf 26,8°; hier an der Küste von Acapulco, in den Thälern von Papagavo und Peregrino herrscht eine beständige, eine drückende Hitze, bei der das Thermometer am Tage zwischen 28° und 31°, in der Nacht zwischen 23° und 25° schwankt, und wo es Jahr aus, Jahr ein, zur Zeit der größten Tageskühle, bei Sonnenaufgang nur auf 18° sinkt. Auf der Ostküste hält sich die mittlere Temperatur auf 25°. In der heißesten Jahreszeit schwankt das Thermometer bei Tage zwischen 27° und 30° u. des Nachts zwischen 25, 7° und 28°; aber diese große Hitze wird während der Monate Oktober bis März unterbrochen durch die alsdann mit großer Heftigkeit wehenden Nordwinde, welche die kalten Luftschichten des hohen amerikanischen Nordens bis zum Parallel von Vera-Cruz tragen, woselbst sie die Wärme bis auf 16° herabzudrücken vermögen (in der Havanna, auf Cuba sogar bis auf 4°, im Innern der Insel selbst bis auf den Gefrierpunkt). Diese beiden Küstenterrassen umschließen, wie unter den Tropen Südamerika's, die tierra caliente, die heiße Zone, die sich von der Meeresfläche bis zu einer Höhe von 1800′ erhebt. Auf dem Abhang der Cordillera, ganz besonders in Höhen von 3700′ bis 4,600′, herrscht beständig eine milde Frühlingswärme, die nicht um 4° oder 5° wechselt. Große Hitze und strenge Kälte sind daselbst unbekannte Erscheinungen. Es ist die tierra templada, die gemäßigte Region, in welcher die mittlere Temperatur des Jahres sich auf 18° und 20° erhält. Es ist das schöne Klima von Xalapa, Tasco u. Chilpanzingo, dreier Städte, die eben so wohl ihres gesunden Klima's halber, als wegen der großen Menge von Obstbaumpflanzungen in ihrer Nähe berühmt sind. Aber die mittlere Höhe von 4000′ ist ungefähr dieselbe, in welcher die Wolken über den Küsten-Ebenen schweben, ein Umstand, welcher diese temperirten Regionen oft in dichte Nebel hüllt. Die kalte Region (tierra fria) umspannt alle Plateaux, die sich über 6700′ erheben, und deren mittlere Temperatur weniger als 17° beträgt. In der Hauptstadt von M. hat man das Thermometer wohl unter den Gefrierpunkt herabgehen sehen, doch in sehr seltenen Fällen. M., die Hauptstadt, 7100′ über dem Meere, hat eine mittlere Temperatur von 16°; Tlalpuyahua, 7870′ hoch, 14½°; Veta Grande bei Zacatecas, fast unterm Wendekreise u. 8020′ über der Meeresfläche, hat 13½°. In diesen Höhen, und so auf dem ganzen Plateau, herrscht ein Winter, der dem von Neapel und Sicilien gleich steht, während die mittlere Sommerwärme nicht höher steigt, als auf den Plateaux- und Berglandschaften von Deutschland. Noch höher hinauf, über 8300′, herrscht ein rauhes und unangenehmes Klima, das selbst dem Bewohner des Nordens empfindlich ist. So z. B. auf der Hochebene von Toluca und den Höhen von Guchilaque, wo während eines großen Theiles des Tages die Luft sich nicht über 6° od. 8° erwärmt.

Der Oelbaum trägt da keine Früchte, während er um 1000′ tiefer, im Thale von M., mit Erfolg angebaut wird. Unter den Parallelen, zwischen denen M. belegen ist, gedeihen die Kulturgewächse der heißen Zone, insbesondere der Zukker, die Baumwolle, der Kakao und der Indigo, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur bis zu Höhen von 1850′ oder 2500′. Von wildwachsenden Pflanzen dieser Region bemerkt man drei Palmen: zwei Corypha und Oreodoxa candida. Der europäische Weizen nimmt eine Region ein, die bei 4300′ Höhe anzufangen pflegt und bei 9200′ endigt. Musa paradisiaca, diese kostbare Pflanze der Tropenwelt, gibt über 4800′ Höhe fast keine Früchte mehr. M.s Eichen: Quercus xalapensis, Q. obtusata, Q. glanbescens, Q. laurina, Q. crassipes halten sich zwischen 2800′ und 9700′, sie steigen also aus der, durch Georginenflor ausgezeichneten temperirten Region in die kalte. Die mexikanische Fichte, Pinus occidentalis, geht auf dem östlichen Abhange des Tafellandes nicht unter 5700′ Höhe herab; sie bezeichnet in einer Höhe von 12,000′ die Baumgrenze, die 1800′ unter der Grenze des ewigen Schnees steht, in dessen Nähe noch Arenaria bryoides, Lychnis pulchra, Chelone gentianoides, Cnicus nivalis wachsen. — Zehn Grad außerhalb des Wendekreises, nämlich zwischen 33° und 38° der Breite, bildet der Rio del Norte in seinem Oberlauf ein großes Längenthal, und die Centralkette selbst scheint dort in mehre Parallelreihen gespalten zu seyn. Diese Spaltung setzt gegen Norden fort bis zu derjenigen Abtheilung der nordamerikanischen Cordillera, welche man bald das tschippiwaische Gebirg (nach einer Völkerschaft), bald das kolumbische oder Missouri=Gebirg genannt hat, das aber jetzt allgemeiner unter dem Namen des steinigen oder felsigen Gebirges (Stony or Rocky Mountains) bekannt ist. Unterm 35° der Breite scheinen die Kulminationspunkte dieses Gebirges eine Höhe von 9900′ zu erreichen. Zwischen 37° und 41° liegen mehre mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel von 9600′ — 11,200′ absol. Höhe, wie der spanische Pik, im 37° 20′ der Breite, zwischen der Quelle des nördlichen Armes vom kanadischen Flusse und der Quelle des Arkansas; der James=Pik, im 38° 38′ Breite, zwischen den Quellen des Arkansas und des Paduca, eines Zuflusses des Ne=Brasca oder Platte= (d. h. flachen) Flusses, und unter 40° 13′ der Breite das Bighorn oder höchster Pik (Highest Peak). Diese aus Granit bestehenden Piks sind nicht drei einzelne Berge, sondern jeder Pik hat mehre spitze Gipfel. — Um den 40° der Breite, südlich von den Paduca=Quellen, trennt sich von der Centralkette ein Zweig, der unter dem Namen der Black=Hills od. schwarzen Berge bekannt ist und gegen Nord=Ost bis zum 46° der Breite streicht. Er scheint die Höhe von 1600′ nicht zu überschreiten. Bis zu demselben Parallel, und noch etwas weiter nördlich, nimmt auch die Höhe der Centralkette, der Rocky=Mountains, ab, weiter hin aber, unter 48° und 49°, erhebt sie sich wieder, die Spitzen steigen bis 7200′ und 7800′, die Pässe bis 5700′ Höhe an. Zwischen den Quellen des Missouri u. des Lewis, eines Zuflusses des Oregon= oder Columbia=Stromes, bilden die Cordilleren, indem sie an Breite zunehmen, eine Biegung, in der sich auf dem östlichen Abhange des Felsengebirges die Wasserscheide des mexikanischen Meerbusens und des Eismeeres befindet. Die Schwelle, die vom Gebirge ausläuft, streicht von W. nach O. nach dem Obernsee, zwischen dem Gebiete die Missouri und dem des Winipeg= und des Sklaven=Sees. Die Central=Cordillera von M. und der felsigen Gebirge streicht in der Richtung N. 10° W. vom 25° und bis 38° der Breite; von diesem Punkte bis zum Eismeere hat die Streichungslinie eine um 14° mehr nach W. geneigte Richtung; unterm 69° der Breite erreicht die Kette ihr Ende an der Mündung des Mackenziestromes. Zwischen dem 23° und dem 60° der Breite, vom Vorgebirge San Lucas in Kalifornien bis zur Halbinsel Aljaska und den östlichen Gestaden des Behrings=Meeres, gibt es eine wahre Küsten=Cordillera, die ein von der Cordillera von M. und den Rocky Mountains fast ganz verschiedenes Berg=system bildet. Dieses System, welches man die kalifornischen Cordillera oder die See=Alpen der Nordwestküste nennen kann, ist durch Querjoche zwischen 33° und 34° der Breite an Pimeria alta und die Westkette der Kordilleren von Anahuac, u. zwischen 45° u. 53° der Breite an die Rocky Mountains geknüpft. Auf der Halbinsel Alt=Kalifornien von geringer Höhe erheben sich die See=Alpen allmählig gegen N. hin in der Sierra de Santa Lucia (34½° Breite), in der Sierra de San Marcos (37°—38° Br.) und in den Schneegebirgen, welche das Kap Mendocino umgeben (39°—41° der Breite). Die zuletzt genannten scheinen eine Höhe von mindestens 9000′ zu erreichen. Vom Kap Mendocino folgt die Kette den Küstenbiegungen des stillen Oceans, von dem sie jetzt 15 bis 19 deutsche Meilen entfernt bleibt. Zwischen den hohen Gipfeln der Berge Hood (4970′ hoch) in St. Helen, unter 45¾° der Breite wird sie von dem großen Columbia=Strome durchbrochen, dessen Gebiet aus einer Reihe mit Savannen bedeckter Terrassen besteht, die gegen die Rocky Mountains immer höher werden und zahlreiche Katarakten und Stromschnellen im Columbia selbst und seinen Zuflüssen verursachen. In den Landschaften der Nordwestküste, welche die britischen Seefahrer Neu=Hannover, Neu=Cornwall und Neu=Norfolk genannt haben, wiederholen sich jene Zerreißungen einer felsigen Küste, jene geologischen Erscheinungen der Fiorde, welche das westliche Patagonien und Norwegen charakterisiren. Da, wo die Cordillera gegen W. sich wendet, unter 58¾° N. und 139° 40′ W., stehen 2 Vulkankegel, von denen der eine, der Berg des heil. Elias, mit 16,758′, fast der Höhe des Cotopaxi gleich ist; der andere, der Berg des schönen Wetters (Fairweather, Buen Tiempo), mit 13,824′, der Höhe des Monte=Rosa in den europäischen Alpen nahe kommt. Der zuerst genannte Berg übertrifft an Höhe alle Spitzen der Cordillera von M. und der Rocky Mountains nördlich vom Parallelkreise von 19¼°, und er ist sogar in der nördlichen Halbkugel der Kul=

minationspunkt der ganzen Erde, so weit sie auf der Nordseite des 50. Breitengrades bekannt ist. Nordwestlich von jenen 2 Piks erweitert sich die Cordillera der See-Alpen außerordentlich innerhalb des russischen Amerika, und die Vulkane nehmen an Zahl zu, je mehr man gegen W. vorschreitet zur Halbinsel Aljaska, die, so wie die Reihe der aleutischen Inseln, mit fortwährend brennenden Essen des unterirdischen Feuers gespickt sind. Am Kenai-Meerbusen oder Cooks Inlet, steht unter andern Vulkanen der Iljämän, 11,322′ hoch; ein anderer spitzer Kegel in derselben Gegend erhebt sich 10,575′ über die Meeresfläche. So scheint die Kette der See-Alpen von Kalifornien an ihren beiden Endpunkten, nördlich unterm 60° der Breite, südlich unterm 28° in dem Vulkan de los Virgines, vom unterirdischen Feuer unterminirt zu seyn. Wenn es gewiß wäre, daß die kalifornische Cordillera zur westlichen Kette von Anahuac gehörte, so könnte man sagen, das noch thätige vulkanische Feuer verlasse die Central-Cordillera von da an, wo sie sich von den Küsten entfernt, das ist vom Vulkan Colima an, und ziehe nordwestlich durch die Halbinsel von Alt-Kalifornien über den Edgecumbe (vor der Insel Sitcha), den Elias-Berg und die Halbinsel Aljaska nach den aleutischen Inseln und Kamtschatka. Die Vulkane, welche die todte Stille des Gebirges mit ihrer unheimlichen Thätigkeit unterbrechen, sind fast sämmtlich zwischen 18° 20′ und 19° 12′ nördlicher Breite vertheilt. Südlich vom 18. Breitengrade gibt es gar keine Vulkane, nördlich vom 20. nur einige erloschene. Nach Humboldts Vermuthung befindet sich in den beiden Graden der Vulkane tief im Innern der Erde eine von Osten nach Westen in der Länge von etwa 146 Leguas ziehende Höhlung, aus der das vulkanische Feuer in Zwischenräumen durch die bedeckende Porphyrrinde breche. In dieser vulkanischen Region entstehen auch neue Feuerberge, so daß noch zuletzt im Jahre 1759 der Jorillo, der in einem furchtbaren, von den heftigsten Erdstößen und einem an Pompeji erinnernden Aschenregen begleiteten Ausbruch eine flache Gegend von zwei spanischen Geviertstunden im Umfange wie eine Blase emportrieb, zwei Flüßchen verschlang und in zahllosen kleinen Kegeln von 6—9 Fuß Höhe noch fortrauchte, als Humboldt 44 Jahre später die Landschaft besuchte.

Die beiden Meere, die M. zu beiden Seiten bespülen, sind zu Zeiten gefährlich zu beschiffen. Der atlantische Ocean (Meer der Antillen) ist vom Ende September bis in den April Nord- und Nordwestwinden (Nortes) ausgesetzt, die oft 12 Tage anhalten u. Schiffen, die sich nicht auf die hohe See retten können, sehr gefährlich werden. An der andern Seite, im stillen Ocean, rasen vom Juli bis September entsetzliche Stürme aus Südwesten, denen vom Oktober bis Mai starke Windstöße aus Nord-Nordost u. Nordost folgen. Die Küstenbildung an beiden Meeren ist sehr verschieden. Im Antillenmeer sind die Küsten bis 8—12 Stunden landeinwärts flach, sandig oder sumpfig und nach dem Meere zu gewöhnlich mit vorliegenden Haffen und Nehrungen umsäumt, dem Produkt des Sandes, den der Golfstrom und die Flüsse absetzen. Die Küstenschifffahrt findet hinter diesen Sandwällen Schutz; für Seeschiffe gibt es nur wenige und unsichere Häfen, ein Uebelstand, der nicht eher entfernt werden wird, als wenn ein thätigeres Volk, als die Kreolen Neuspaniens, die Barren an den Mündungen der Flüsse und Haffe entfernt. Am stillen Ocean sind die flachen Uferstriche weniger breit, die Küsten lange nicht so versandet, der Haffe und Lagunen ungleich weniger. Hier finden sich die herrlichsten Häfen. Acapulco, seit der Revolution traurig verödet, San-Blas, früher für den Handel mit den Philippinen und mit Asien sehr wichtig, Mazatlan, in neuerer Zeit von China- und Ostindienfahrern stark besucht, Guaymas, für 200 Seeschiffe Raum bietend, die vielen Baien und Buchten Alt-Kaliforniens, in Neu-Kalifornien Monterey und Bahia de San Francisco (jetzt zu den Vereinigten Staaten gehörig). An Wasser, namentlich an schiffbaren Flüssen, leidet das Land im Allgemeinen Mangel. Von den 17 schiffbaren Strömen, die in den Golf fallen, gehören 7 seit dem Abfall von Texas dem mexikanischen Gebiet nicht mehr an, unter ihnen der Rio Colorado del Norte oder Red River, der Rio Sabina, Trinidad, und San Antonio. Der Rio Bravo oder Rio Grande del Norte, der längste der mexikanischen Ströme hat an seiner Barre 10 Fuß Wassertiefe u. ist für Schiffe bis zur Einmündung des Puerco, für Boote bis Paso del Norte schiffbar. Für den Handel am Wichtigsten ist der Rio de Tampico mit einer Mündung, die breiter ist, als die des Mississippi und für Schiffe guten Ankergrund hat. Der Guasacualco hat jetzt die größte Aufmerksamkeit erregt, weil man mit Benutzung seines Laufs eine Verbindung mit dem stillen Meere herzustellen denkt, (s. Panama). Auf der Seite des stillen Meeres sind die meisten Ströme Küstenflüsse, unter denen wir nur den Chimalapa oder Chipaca nennen, weil er im Vereine mit dem Guasacualco zur Herstellung einer Wasserstraße von Meer zu Meer dienen soll. Die beiden bedeutendsten Ströme auf dieser Seite sind der Rio Tolotlan oder Rio Grande de Santjago, sehr langen Laufs, aber für die Schifffahrt kaum zu benutzen, da er im Sommer fast austrocknet u. in der Regenzeit eine Menge Stromschnellen bildet, u. der Rio Colorado de la California, der auf etwa 50 Leguas aufwärts mit kleinen Seeschiffen befahren werden kann. Die vielen Binnenseen sind, den 174 Quadratleguas großen See Chapala in der Provinz Xalisco ausgenommen, von geringer Bedeutung. Die heißen- und Mineralquellen, deren M. eine große Anzahl besitzt, liegen sämmtlich nördlich vom 18° und beginnen also in derselben Breite, wo die vulkanische Thätigkeit koncentrirt erscheint.

In einem Lande, das über 27 Breitengrade sich erstreckt und im Innern so bedeutende Höhenunterschiede zeigt, muß das Klima natürlich ein sehr verschiedenes seyn. Die Mexikaner selbst sprechen in klimatischer Beziehung von kalten, gemäßigten und heißen Gebieten (tierras

frias, templadas und calientes). Zu den heißen Gebieten gehören die ganzen Küstenstriche, westlich wie östlich, die eine mittlere Temperatur von 25—27° des hunderttheiligen Thermometers (das hier immer gemeint ist, wenn nicht ausdrücklich ein anderes genannt wird) haben und alle Produkte, aber auch die Krankheiten der heißen Zone zeitigen. Das gemäßigte Klima beginnt auf den Höhen und Hochebenen von 3900—5000 Fuß Meereshöhe. Die mittlere Temperatur hält sich zwischen 20 und 21 Grad und wechselt gewöhnlich nur um 4—5 Grad; es gedeihen alle Arten von Feld-, Garten- und Baumfrüchten; die vom Meere aufsteigenden Wolken senden häufig milde Regen. Kalte Gegenden sind endlich die Gebiete über 7000 Fuß Meereshöhe mit einer mittlern Wärme von 15 Grad, die hier und dann bis auf Null sinkt, auf der kalten Hochebene von Toluca selten 8° erreicht. In diese allgemeine Regel bringen Lokalverhältnisse bedeutende Abweichungen. So gibt es Gegenden, in denen das Zuckerrohr noch auf 3000 Fuß Höhe gedeiht, was anderwärts beispiellos ist, und wieder Thäler, unzweifelhaft der tierra caliente angehörig, in denen doch Kaffee, Zuckerrohr und Palmen bei sonst durchaus günstigen Bodenverhältnissen nicht fortkommen. Ja, oft verbindet sich die Vegetation der kalten und der heißen Zone mit einander, denn man trifft mitten unter Eichen- und Tannenwäldern Bananen- und Ananaspflanzungen. Im Allgemeinen sind die Gegenden zunächst an der Ostküste kälter, als jene am stillen Meere, und haben viel plötzlicheren Temperaturwechsel. In Vera-Cruz fällt der Wärmemesser zuweilen in ein Paar Minuten um 9 Grad. Die Nähe des Aequators bedingt, daß die Länge der Tage im ganzen Jahre wenig von einander abweicht. Der längste Tag währt 13 Stunden 5 Minuten, der kürzeste 10 Stunden 55 Minuten, der Unterschied beträgt mithin nur 2 Stunden 10 Minuten. Jahreszeiten gibt es nur zwei, eine nasse und eine trockene (estacion de las aguas und estacion seca). Auf den Hochebenen beginnt die Regenzeit in der letzten Hälfte des Mai und dauert mit einer kurzen Unterbrechung, dem sogenannten St. Annensommer, bis Anfang Oktober fort. In der Regel sind während dieser Zeit die Morgen hell und klar, nur die Berggipfel bleiben bewölkt; der Regen beginnt um Mittag und dauert selten länger, als bis Mitternacht. Daß es Tage und Wochen lang unausgesetzt regnete, wie zuweilen an den Küsten, kommt nicht vor. Die Regenzeit stellt sich an den Küsten weniger regelmäßig ein, an der Ostküste am frühesten und rückt in der Richtung der Passatwinde nach Westen vor. Diese Zeit kann man den mexikanischen Frühling nennen, denn jetzt belebt sich die während der heißen Zeit ausgedörrte Erde, die Bäume kleiden sich in frisches Grün, die Erde bedeckt sich mit Gräsern und Kräutern, Alles blüht und duftet. In der trockenen Zeit regnet es, außer bei Gewittern, die im Februar am häufigsten sind, nie, doch ersetzt der starkfallende Thau einigermaßen diesen Mangel. Die große, alljährlich fallende Regenmasse stürzt fast ausschließlich in der nassen Jahreszeit. Ein bestimmtes Maß derselben läßt sich für ganz M. nicht angeben, denn die Regenhöhe wechselt sehr nach den Orten und ist selbst in derselben Gegend von Jahr zu Jahr sehr verschieden. So fiel z. B. in Orizaba, nur 30 Stunden nordwestlich von Vera-Cruz, im J. 1827 nur 7 Fuß 6 Zoll Regen, 1830 nur 7 Fuß 2 Zoll, während in Vera-Cruz im ersten Jahre in 10 Monaten 21 Fuß 2 Zoll niederstürzten, im letzten Jahre 17 Fuß 1 Zoll. Vergleicht man damit für Vera-Cruz selbst das Jahr 1826, in dem nur 5 Fuß 4 Zoll Regenwasser fiel, so zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied. Die Erdbeben, die häufig vorkommen, haben bis jetzt kein großes Unglück hervorgerufen. Sie gehen mit horizontalen Stößen in der Richtung von Südosten nach Südwesten. Viel schädlicher sind die heftigen Orkane, die besonders an der Südwestküste herrschen, Bäume und Pflanzungen entwurzeln, die Wohnungen zerstören und selbst Felsgipfel herunterstürzen, während gleichzeitig tropische Regengüsse die Flüsse weit aus den Ufern treiben. Ein solcher Orkan tödtete 1831 am Rio Verde 150 Menschen und richtete einen Schaden von einer Million Speciesthalern an. — Nach dem, was über das Klima gesagt ist, kann man die Verschiedenheit der Vegetation leicht ermessen. Die Pflanzengattungen, die den verschiedenen Zonen angehören, sind gleichsam übereinander geschichtet. Die Moose und Flechten des hohen Gebirgs sind oft nur durch den Raum von wenigen Stunden von der tropischen Vegetation der Küsten getrennt. Der Ackerbau leidet durch Mangel an Wasser, wodurch in dürren Jahren oft totaler Mißwachs entsteht, wie z. B. 1802 geschah, in welchem Jahre die Regenzeit erst Ende August eintrat. Der Mais, das wichtigste Nahrungsmittel der Mexikaner, die daraus nicht bloß Brod, sondern auch eine Art von Bier und mehre andere berauschende Getränke bereiten, gedeiht überall, die dürrsten Hochebenen und die sumpfigsten Küsten ausgenommen, und gibt durchschnittlich, wo künstliche Bewässerung der Felder möglich ist, einen Ertrag von 400 für 1. Von Cerealien werden nur ausgezeichneter Weizen und Gerste gebaut, Hafer ist unbekannt, Roggen erscheint an einzelnen Stellen. Die tierras calientes haben für den Mais die Banane (Pisang oder Paradiesfeige), von der eine Art (platano arton) gekocht ein gutes Mehl liefert, während von den beiden andern die schmackhaftesten Früchte Neuspaniens kommen. Die Lieblingspflanze der Indianer ist der Maguey, (Agave americana), der ein leicht berauschendes Getränk, Pulque genannt, liefert, während die Fasern zu Stricken benutzt und in den Gruben wie auf den Schiffen angewendet werden. Der Anbau des Reis hat noch nicht die Ausdehnung gewonnen, deren er fähig wäre. Statt dessen baut man viel Manioc, der nach Auspressen des giftigen Saftes ein dauerhaftes Mehl gibt. Die Gemüse sind sehr zahlreich. Außer den einheimischen, Ignamen, Bataten u. s. w., gedeihen fast alle europäischen Arten, mit Ausnahme der Erbsen und des Salats. Die Rebe kommt in ganz M. fort, und es wird von ihr in Parras Tehuacan ein Wein gewon-

nen, der den bessern spanischen Arten nicht nachsteht. Von Kolonialwaaren besitzt M. Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Tabak, Baumwolle, Indigo und Kochenille. Die große Kultur wird ganz anders betrieben, als in den Vereinigten Staaten oder in dem spanischen Westindien, denn M. hat keine Sklaven. Schon vor dem Unabhängigkeitskriege machten mehre Pflanzer den Versuch, durch das Kreuzen von Negern und Indianern ein Geschlecht freier Arbeiter zu erzielen, und dies gelang so gut, daß 1808 auf vielen der größten Pflanzungen kein einziger Sklave mehr zu finden war. Beim Ausbruche der Revolution (1810) wurde dann die völlige Emancipation der Sklaven nöthig. Eine gewisse Abhängigkeit der Arbeiter von der Pflanzung existirt indessen auch in M., da die Pflanzer ihre Taglöhner durch Vorschüsse u. s. w. so zu fesseln wissen, daß fast alle ihr Leben lang auf derselben Pflanzung bleiben. Natürlich ist das Loos dieser Leute ungleich besser, als in den Sklavenstaaten. „Wenn man die Pflanzungen in Louisiana besucht und gesehen hat, wie dort mit Sklaven die Arbeit betrieben, wie diese in der Regel behandelt werden, und wie dort noch immer die Peitsche das Ueberredungsmittel zur Arbeit ist, so kann der Anblick des ruhigen Gangs der Geschäfte auf einer mexikanischen Zuckerhacienda, die Freudigkeit, ja Lust, mit der jeder Arbeiter dort sein Tagewerk verrichtet, nur ein wohlthuendes Gefühl erregen. Von Zwang, von der Peitsche ist da gar keine Rede. Freilich mangelt es den Bewohnern, den Arbeitern dieser Pflanzungen noch sehr an einem gewissen nothwendigen Grade der Sittigung; sie sind unwissend, roh, liederlich und an arbeitsfreien Tagen sehr dem Trunke ergeben. Doch werden auch diese Uebel mit der Zeit verschwinden, wenn die Wirkungen der freien Einrichtungen des Landes und eines ausgedehnteren Unterrichts sich erst mehr verbreiten werden." (E. Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik M.). Von großer Wichtigkeit ist, daß M. den Beweis geliefert hat, wie irrig die Ansicht ist, daß Zuckerpflanzungen nur mit Sklaven betrieben werden können. Die Aufhebung der Sklaverei hat der Zuckerbereitung so wenig geschadet, daß dieselbe vielmehr jetzt wieder denselben Aufschwung genommen hat, wie vor der Revolution, der Verbrauch im Lande hat sich ungemein gesteigert, die Ausfuhr aber aufgehört. Im J. 1802 betrug die letztere über Vera-Cruz 1,454,240 Pesos (zu 1⅓ Thlr.), 1813 nur 19,412 P. Ueber den jetzigen Stand fehlen genauere Nachrichten, doch heißt es, daß nur an der Westküste einige Ausfuhr nach Kolumbien, Peru und Chili Statt findet. Das Raffinationsverfahren ist roh, man begnügt sich im Lande mit dem grauen, nothdürftig gereinigten Produkt. Der Kaffeebau hebt sich seit der Revolution bedeutend, und man fängt jetzt auch an, die kleine, runde Mokkabohne zu kultiviren. Im Lande selbst braucht man wenig Kaffee und beschränkt sich auf Kakao, der einheimisches Gewächs ist und in 4 Varietäten vorkommt. Es werden jährlich 9000—10,000 Centner gewonnen und noch viel eingeführt. Die Vanille ist ebenfalls einheimisch; vor der Revolution wurden jährlich 900,000 Stück Schoten ausgeführt, der jetzige Betrag ist unbekannt. Dem Tabaksbau schadete sehr, daß er vor dem Aufstande u. noch bis 1833 Monopol der Regierung war. M. hat sehr gute Sorten Tabak, die bis jetzt sämmtlich im Lande verbraucht werden. Die Baumwolle wird sehr vernachlässigt, die mechanischen Vorrichtungen zum Reinigen, Entkernen und Zusammenpressen sind gänzlich unbekannt, die Transportmittel unvollkommen. Die höchste Jahresausfuhr aus Vera-Cruz betrug 6300 Centner. Der Indigo, schon den Azteken bekannt, wird seit dem Ende des 17. Jahrhunderts vernachlässigt, da man in Europa dem von Guatemala den Vorzug gibt. Wichtiger ist die Kochenille, die am besten in den gemäßigten Gebieten gewonnen wird, bei einer mittleren Temperatur von 18—20 Grad. Die Eigenthümer der Nopalpflanzungen sind gewöhnlich Indianer, die an der große Aufmerksamkeit, aber geringe Anstrengung in Anspruch nehmenden Arbeit ein besonderes Wohlgefallen finden. Nach den Angaben des Statistikers Don Lose Maria de Murguia y Galardi wurden von 1758—1820 gewonnen 39,020,940 Pfund Kochenille zu einem Werth von 95,911,472 Pesos, von 1821—1832 5,174,810 Pfund mit einem Werthe von 10,259,199 Pesos. Der Seidenbau ist wenig bedeutend. Einen großen Reichthum besitzt M. an nutzbaren Hölzern, wie Mahagoni, Fernambuck, Campeche, Ebenholz, Gelbholz, Eisenholz, Jakaranden, und an officinellen Pflanzen, Sassaparillen, Sassafras, Balsamstauden, mehren Arten Sumach, Storax, Tamarinden, Kopaisbäumen. — Nicht minder reich bedacht von der Natur ist das Thierreich, das freilich auch viele schädliche Species aufzuweisen hat, Jaguare, Cuguare, Tigerkatzen, Geier, unter denen der Condor sich befinden soll, Adler, Krokodille und mehre Alligatoren-Arten, einige Species Eidechsen, deren Biß im Verlauf einer Stunde den Tod herbeiführen soll, Schlangen aus der Gattung Boa, giftige Klapper-, Korallen- und Schießschlangen, giftige Spinnen u. Skorpione. Hausthiere gab es in M. vor dem Erscheinen der Spanier nicht, doch gedeihen alle von diesen mitgebrachten Arten, Pferde, Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine, vortrefflich. Wilde Pferde (Mustangs) gibt es im Norden viele, aber auch sie sind nicht einheimisch, sondern stammen von europäischen Thieren ab. Das Rindfleisch ist getrocknet die Hauptnahrung, von dem Talg macht man Kerzen, die Haut dient, eigenthümlich zubereitet, dem Indianer zur Kleidung und ersetzt beim Waarentransport die Stelle der Packleinwand. Das Schwein liefert das einzige Fett, dessen man sich im Lande bei den Speisen bedient. Unter allen Erzeugnissen M.'s stehen die des Bergbaues oben an. Die Minen waren stets Eigenthum von Privaten, die von dem Bruttoertrage eine Abgabe zu zahlen hatten. Das Bergbauwesen war durch ein besonderes Gesetzbuch geregelt und hatte in seiner obersten Bergbaubehörde und den 37 Provinzialräthen, von den Minenbesitzern frei gewählt eine förmliche, von der bürgerlichen

Obrigkeit unabhängige Repräsentation. Die Bergbaubehörde, aus Abgeordneten der Provinzialräthe und einem von der Regierung ernannten Direktor bestehend, leitete das Ganze und gab aus ihrer reich dotirten Kasse unternehmenden Grubenbesitzern Vorschüsse. In Folge dieser Einrichtungen hob sich der Bergbau Neuspaniens bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts stets. Der Durchschnittsertrag, von 1760—1769 nur 11,282,886 Pesos jährlich, stieg von 1780—1789 auf 19,350,455 P., von 1790—1799 auf 23,108,021 P. Von da begann der Verfall, da Spanien in seiner ewigen Finanznoth sich genöthigt sah, die Abgaben auf die edeln Metalle um die Hälfte zu erhöhen und bei dem Minentribunal bedeutende Anleihen zu machen, so daß die Vorschüsse weg fielen. Während der Revolution hörte der regelmäßige Bergbau fast ganz auf und machte einem Raubbau Platz, der von Unberechtigten mit glänzendem Erfolg betrieben wurde. Die reichsten Minen stürzten ein oder füllten sich mit Wasser, die Kapitalisten zogen sich zurück, und Alles gerieth ins Stocken. Nach der Unabhängigkeitserklärung von 1821 suchte man dem Bergbau auf verschiedene Weise aufzuhelfen, indem man die alten beschränkenden Gesetze und Monopole, z. B. das Monopol der Scheideanstalt in der Hauptstadt, aufhob, die abgabenfreie Einfuhr des Quecksilbers gestattete und fremde Kapitalisten zur Theilnahme am Bergbau ermunterte. Es bildeten sich viele Gesellschaften, auch in Deutschland ein „Elberfelder Bergbauverein", aber die meisten mußten sich wegen schlechter Verwaltung und vielfacher Fehler bald wieder auflösen, während diejenigen, die besser geleitet wurden, zum Theil noch heute mit mehr oder weniger Erfolg fortbestehen. Nach Mühlenpfordt (a. a. O.) betrug von 1811—1830 die jährliche Ausbeute nicht über 13 Millionen Pesos, so daß also gegen die frühere Periode ein Minderertrag von 11 Millionen Statt fand. Nach derselben Quelle ist der Ertrag aber seitdem fortwährend gestiegen, u. zwar hauptsächlich durch die Entdeckung neuer reicher Erzmittel auf den Gängen von Guanaxuato, Zacatecas und Xalisco, und durch die Aufnahme neuer Gruben in den nördlichen Revieren. Im Jahre 1835 belief sich der Ertrag der mexikanischen Bergwerke schon wieder auf 16,918,230 Pesos, und Mühlenpfordt, der bei einer der Bergwerksgesellschaften lange Zeit dem Bauwesen vorstand und daher mit dem Gegenstande sehr vertraut ist, glaubt annehmen zu dürfen, daß der Ertrag gegenwärtig die alte Höhe von 22 Millionen wieder erreicht habe.

Die Einwohnerzahl, die Humboldt im Jahre 1794 auf 5,400,000 Menschen schätzte, hat sich jetzt auf ungefähr 9,340,000 gehoben. Der Abstammung nach gehören die Einwohner zu den drei Stämmen der Neger, Indianer oder Europäer. Neger gibt es gegenwärtig nur noch wenige, dagegen um so zahlreichere Blendlinge. Das Zahlenverhältniß der Raçen ist etwa so, daß $^4/_7$ der Bevölkerung Indianer, $^2/_7$ Mischlinge und $^1/_7$ Weiße sind, zu den letztern noch die wenigen Neger gerechnet. Mehr über diese verschiedenen Klassen der Bevölkerung s. unten. Die frühere alleinige Berechtigung der Europäer hat seit dem Unabhängigkeitskriege aufgehört, doch sind auch jetzt noch die Aemter meist mit Kreolen besetzt, wenn schon einzelne höhere Beamte, z. B. der vielgenannte General Guerrero, indianisches Blut in den Adern haben. Die geringe jährliche Zunahme der Bevölkerung, die 80,000 nicht überschreitet, ist vorzüglich den vielen herrschenden Krankheiten zuzuschreiben. An den Küsten wüthen alljährlich gelbes Fieber u. Schwarzbrechen, die in Vera-Cruz, Tampico u. in andern Orten endemisch sind, von Ende April bis Oktober epidemisch werden. In das Innere des Landes dringen diese Krankheiten nie und hören auch auf Höhen von 2800 Fuß auf, wo die Herrschaft der mexikanischen Eichen beginnt. Nicht akklimasirte Weiße und Mischlinge werden fast ausschließlich von der Krankheit befallen, deren Verlauf fast immer tödtlich ist. Wer das gelbe Fieber glücklich überstanden hat, ist in Zukunft davor geschützt. Ein französischer Arzt will neuerdings in der Guacopflanze ein specifisches Mittel gegen die Krankheit entdeckt haben. Die Blattern richteten zuweilen schreckliche Verwüstungen an, noch zuletzt 1830, in welchem Jahre sie epidemisch auftraten und in einzelnen Staaten bis 1832 sich hielten. Man kennt in M. das Impfen seit 1804, verfährt aber mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit, so daß 1830 der Impfstoff an den meisten Orten völlig ausgegangen war. In der Hauptstadt mit Umgegend wurden 12,000 Menschen hinweggerafft, in der Provinz Oaxaca starben 10,000. Die Hochebenen sind frei von den eigentlichen Küstenkrankheiten u. wissen auch wenig von dem eigentlichen Fiebertyphus, den Faulfiebern u. Wechselfiebern, die dort so zerstörend auftreten. Dagegen zeigen sich in Folge der dünnen Luft viele Lungenleiden, ferner Endzündungs- und Leberleiden, endlich bösartige Rheumatismen, die häufig feste Wurzel fassen. Scharlachfieber und Masern sind im ganzen Lande verbreitet und in einzelnen Jahren von großer Sterblichkeit begleitet. Im Jahre 1825 verlor die Hauptstadt 15,000 Menschen an diesen Krankheiten. M. eigenthümlich ist ein bösartiges, der Pest verwandtes Faulfieber, Calentura del piojo genannt, das fast unfehlbar tödtlich ist. Elephantiasis zeigt sich häufig, in einzelnen Fällen auch Tyriasis. Die Cholera stattete M. im Jahre 1833 einen verheerenden Besuch ab. In früheren Jahrhunderten herrschte auch noch eine eigenthümliche Epidemie, Matlazahuatl genannt, die nach den dürftigen Beschreibungen, die sich davon erhalten haben, mit dem gelben Fieber nahe Verwandtschaft zu haben scheint. Sie trat 1545, 1576 und zuletzt 1736 auf, stets unter den gräßlichsten Verheerungen. Sind die Angaben des Geschichtschreibers Torquemada, daß 1545 gegen 800,000, 1576 gar 2,000,000 Menschen gestorben seyen, auch übertrieben, so ist doch gewiß, daß in den beiden Jahren ganze Landstriche verödeten. Dasselbe war 1736 der Fall, u. man sieht noch jetzt viele verlassene Indianerdörfer, deren Bewohner damals ausstarben.

Industrie und Handel. Die einheimische

Fabrikation ist null, seitdem die Revolution den fremden Fabrikaten den Markt geöffnet und dadurch eine überlegene Konkurrenz hervorgerufen hat. Gerberei und Lederbereitung sind die ausgebreitetsten Gewerbe des Landes, das außerdem Kerzen zu eigenem Bedarf, vortreffliche Hüte, geschmackvolle Posamentirarbeiten, gute Seife und ausgezeichnete Töpferwaaren liefert. Allen Völkern voran sind die Mexikaner in der Kunst des Wachsbossirens. Ihre Wachsarbeiter verfertigen mit den schlechtesten Werkzeugen, mit einigen verschieden zugespitzten Holzstückchen, einigen Stücken Blech und ein Paar Glasscherben Statuen von Heiligen, Reitern u. s. w., die wahre Kunstwerke sind und keinem Museum Schande machen würden. Ueberhaupt ist M. das Land für zierliche, keine große Anstrengung erfordernde Arbeiten. Die Mosaikarbeiten aus kleinen, bunten Tuchlappen, die kleinen Kunstsachen aus Knochen, Harzen, Fruchtkernen und ähnlichen Dingen geben davon Zeugniß. Don Lucas Alaman machte 1830, als damaliger Minister des Innern Versuch, die industriellen Verhältnisse M.'s umzugestalten. Sein Plan war großartig genug. Eine in der Hauptstadt errichtete allgemeine Gewerbsbelebungs-Leihanstalt (Banco de avio para el fomento de la industria nacional), der alle verfügbaren Fonds zugewiesen wurden, sollte die nöthigen Geldmittel liefern; ihr schlossen sich 14 Gewerbvereine in den größern Städten an, die sich zur Errichtung von Wollen- und Baumwollenmanufakturen, zur Anlegung von Teppichwirkereien, Färbereien, Zeuchdruckereien, zur Verbreitung der Bienenzucht, zur Einführung von Baumwollen-Reinigungs- und Entkernungs-Maschinen, zum Bau von Sägemühlen, Papiermühlen, Eisenhütten und Hammerwerken, zur Ausbreitung der Seidenzucht, Förderung des Baumwollenbaues u. s. w. verpflichteten. Man schaffte Maschinen aller Art an, verschrieb Sämereien und Pfropfreiser nützlicher Gewächse, rief Werkverständige aus Europa herbei, gab Vorschüsse und Anleihen, ließ Merinoschafe u. Tübetziegen, Vicuñas und Lamas kommen und schloß mit einem marseiller Hause einen Vertrag über die Lieferung von Kameelen ab. Große Summen waren ausgegeben, ein Erfolg hatte sich noch nicht gezeigt, als die mit der Revolution von 1832 neu ausbrechenden Unruhen alles wieder zerstörten. Unter den jetzigen Verhältnissen wird jeder ähnliche Versuch dasselbe Schicksal haben. M. ist für jetzt auf den Ackerbau und das Bergwesen angewiesen, und selbst für diese beiden Zweige läßt es die Trägheit der Bewohner an Händen fehlen. Unter den Hindernissen, die der Industrie verbietend entgegentreten, nimmt die Rechtspflege, die man besser eine Unrechtspflege nennen würde, einen der ersten Plätze ein. — Ueber den Belang des auswärtigen Handels fehlen zuverlässige Nachrichten. Nach den Mittheilungen, die der Engländer Ward aus Konsulatspapieren genommen, betrug von 1796—1820 die Gesammteinfuhr und Ausfuhr von Vera-Cruz jährlich durchschnittlich 5,043,726 Pesos. Deutschland führt von Altona, Hamburg und Bremen Leinenwaaren ein, 5/8 des ganzen mexikanischen Bedarfs, feine baumwollene Strümpfe, schwere Seidenstoffe und Sammete von Krefeld und Elberfeld, einige Halbtuche und Kasimire, böhmisches Glas, Quecksilber von Idrim, etwas Wein und Branntwein. Der Hauptverkehr findet auf ausländischen Schiffen Statt, denn die Rhederei der Mexikaner beschäftigt sich fast nur mit der Herstellung von Küstenfahrzeugen. Der Binnenhandel ist unbedeutend, woran theils die Indolenz der Bewohner, theils der Mangel guter Straßen, theils endlich die ewige Unsicherheit des Verkehrs Schuld ist. Das ungeheure M. hat nur eine einzige für Wagen fahrbare Straße, die von Vera-Cruz über Orizaba, Cordova und Puebla nach M., von da weiter nach Toluca führt, und den Anfang einer zweiten, ebenfalls von Vera-Cruz aufwärts nach der Hochebene. Alle andern Straßen sind Saumpfade, und die Waaren müssen daher auf dem Rücken von Maulthieren verführt werden. Wasserstraßen fehlen, denn die Ströme sind theils gar nicht, theils nur auf kurze Strecken fahrbar, und der Anlage von Kanälen stehen unübersteigliche Niveauhindernisse entgegen. Die Art des Verkehrs ist so ziemlich die mittelalterliche. Um Schutz gegen die Räuber zu finden, verbinden sich die Kaufleute in größern Gesellschaften zum Besuche der Messen, deren M. 14 hat, von denen die größeren in Aguas-Calientes, Allende, Chilapa, Chilpancingo, Hunzutla, Oaxaca, Saltillo, S. Juan de los Lagos und Tenancingo gehalten werden. Im Handelsverkehr sind vorzugsweise die nordamerikanischen Freistaaten, England, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Sardinien, Kolumbien, Chili und Peru direkt thätig, und aus Deutschland besonders Hamburg, Altona und Bremen, aus England Liverpool und London, aus Frankreich Bordeaux und Havre, aus Italien Genua, aus Nordamerika namentlich New-Orleans, Philadelphia und New-York. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Manufaktur- u. in Eisen- und Glaswaaren, in Papier, Weinen und Liqueuren. Die Ausfuhr bilden die obengenannten Produkte, namentlich Silber und Gold (in Münzen, nicht in Barren), Kochenille, Vanille, Piment, Kakao, etwas Kaffee, Zucker u. Baumwolle, dann Häute u. Hörner, Farb- u. Möbelholz, so wie Sassaparille, Jalappa und andere Droguen. Der vornehmste Seehandelsplatz ist Vera-Cruz; andere Handelshäfen M.'s an der Ostküste und am mexikanischen Meerbusen sind Tampico oder Santanoa, Alvarado, Campeche und Sisal, an der Westküste aber und am stillen Ocean Acapulco, San Blas und Mazatlan. Mittelpunkt des Binnenverkehrs ist die Hauptstadt M. Vor der Revolution wurden in der Münze von M. durch 4—500 Arbeiter alltäglich 80,000 Piaster geschlagen. Laut Nachweisungen sind von 1690 bis Ende 1830 aus der schon 1535 gegründeten Münze 1,751,640,494 Piaster hervorgegangen. In den neuesten Zeiten hat jedoch ihre Wirksamkeit sehr abgenommen. In den letzten Jahren wurde der mexikanische Einfuhrhandel wegen der hohen Eingangszölle sehr gehemmt. Der deutsche Handel wird durch eine

Reihe deutscher, größtentheils hanseatischer Etablissements vermittelt. Es befinden sich von letzteren in M. 11, in Vera-Cruz 11, in Tampico 4, in Mazatlan 5 und in 10 andern Städten 29, zusammen 60, und nichthanseatische in M. 3 und in andern Städten 5, zusammen 8, also im Ganzen 68 Etablissements, mit 66 Chefs und 133 Kommis.

Der Handelsverkehr des deutschen Zollvereins mit M., mit besonderm Hinblick auf die Vermittelung desselben über Hamburg, Bremen und die Ostseeprovinzen. Der preußische Minister-Resident zu M. hat vor dem Antritt seines neuen Wirkungskreises über die in Hamburg und Bremen eingezogene Information einen Bericht erstattet, dem wir Folgendes entnehmen. Der Handelsweg nach M. und Cuba ist fast derselbe, und die diesfälligen Exportartikel der diesseitigen Industrie nach M. sind denen nach der Havanna gleich, und nur hinsichtlich des Imports von dort im Zollverein findet ein wesentlicher Unterschied Statt. Vergleicht man zunächst den Umfang des Handelsverkehrs von Hamburg und Bremen nach M. und Cuba mit dem der preußischen Ostseehäfen, so ergibt sich, daß der direkte Verkehr dieser letzteren mit jenen Ländern ein nur sehr geringer ist, während der gesammte Handelsverkehr Deutschlands aus deutschen Häfen fast ausschließlich über Hamburg und nur zum Theil über Bremen Statt findet. So hat z. B. im Jahre 1847, welches, da es den irregulären Zuständen vom Jahre 1848 an unmittelbar vorher ging, füglich als ein Normaljahr zur Beurtheilung des Handelsverkehrs gelten kann, nach der officiellen Zusammenstellung der Aus- und Einfuhren in den preußischen Ostseehäfen im Handelsarchiv, Jahrg. 1848, I, S. 517, u. II, S. 461, verglichen mit officiellen hamburger Aus- und Einfuhrlisten für dasselbe Jahr und mit der von H. W. L. Keidel herausgegebenen, aus officiellen Dokumenten entnommenen Uebersicht des bremer Handels im Jahre 1847, sich folgendes Verhältniß der Werthe der Aus- und Einfuhr in hamburger Mark Banko ergeben:

Von und nach	Hamburg.		Bremen.		Preuß. Ostseehäfen.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Brasilien	10,836,800	3,736,900	1,133,400	123,000	1,748,590	325,700.
Westküste von Amerika	3,625,800	4,642,200	279,500	550,800		

Unter diesen Werthsbeträgen sind auch die Verkehrsbelänge mit M. inbegriffen, und es hat, da in der gedachten, im Handelsarchiv publicirten Zusammenstellung die Ein- und Ausfuhren aus den preußischen Häfen nach Brasilien und der Westküste von Amerika zusammengefaßt sind, Brasilien hierbei zur Vergleichung mit herangezogen werden müssen. Es ergibt sich hieraus, daß der gesammte Verkehr nach jenen Ländern in dem gedachten Jahre etwa mit $^{11}/_{13}$ durch Hamburg, $^{1}/_{13}$ durch Bremen u. $^{1}/_{13}$ durch die preußischen Ostseehäfen gegangen ist. Für letztere läßt sich bei der vorgedachten Zusammenfassung des Materials für einen größeren Länderumfang der specielle Antheil gerade an dem mexikanischen Geschäft nicht feststellen; daß er aber äußerst gering ist, ergibt sich schon daraus, daß notorisch gar keine Einfuhren aus M. in preußische Häfen Statt gefunden haben, und daß die vorgedachten Ausfuhren jedenfalls zum bei weitem größten Theile nach Brasilien gegangen sind. Dagegen läßt sich aus dem in Hamburg und Bremen eingefahrenen statistischen Material das specielle Verhältniß beider Häfen zum mexikan. Handel näher fixiren. Hamburg führte im Durchschnitt der 4 Jahre 1845—1848 von M. ein für 133,785 Mark Banko, nach M. aus für 2,772,155 Mark Banko; Bremen führte 1847 für 65,750 Thaler ein und für 35,715 Thaler aus. Es stellt sich hiernach das schon oben angedeutete Uebergewicht Hamburgs über Bremen in Ansehung auf den Verkehr mit M. noch entschiedener heraus, indem, wenn auch die überhaupt unerheblichen Importe aus M. nicht differiren, doch die Exporte dahin fast ganz auf Hamburg fallen. Damit stimmt auch der Schiffsverkehr überein; die Zahl der von M. nach Hamburg u. Bremen returnirenden Schiffe ist sich ziemlich gleich, während unter 14 Schiffen, die von jenen Städten nach M. abgefertigt werden, 13 auf Hamburg fallen und 1 auf Bremen. Im Jahre 1851 hatte bis zu Anfang Aprils beispielsweise von Bremen aus eine Abfertigung nach M. noch nicht Statt gehabt, und es war nicht abzusehen, ob eine solche überhaupt Statt finden werde, während von Hamburg aus bereits deutsche und andere Schiffe mit Fracht nach mexikan. Häfen abgegangen waren. Die Fracht von Hamburg nach Vera-Cruz schwankt dermalen, nach Maßgabe der Konkurrenz, zwischen $1^{1}/_{2}$ — 2 Pfd. St. nebst Kaplaken pro Ton von 40 Kubikfuß. Da das Hauptprodukt M.'s in seinem Verkehr mit Europa edle Metalle sind, und die Zahlungsregulirungen, beim Mangel eines direkten Wechselkurses zwischen Hamburg und M., meist durch England erfolgen, wohin auch die Kontanten gehen, so leuchtet es ein, daß die Einfuhren von dort überhaupt keine besondere Erheblichkeit haben können. Doch sind sie in neuerer Zeit bedeutender, als früher. Sie beliefen sich in Hamburg:

1845	auf den Werth von	114,090 Mark Banko.
1846	" " " "	98,600 " "
1847	" " " "	124,120 " "
1848	" " " "	207,230 " "
1849	" " " "	162,850 " "

Bei weitem der Hauptbestandtheil dieser Importe bestand in Blauholz, im letztgedachten Jahre bis zu einer Quantität von 36,859 Ctr., zum Werthe von 150,840 Mark Banko. Bekanntlich ist dieses Blauholz, das seinem Ursprunge nach auch Campecheholz genannt wird, überhaupt die beste Sorte Blauholz. Das von Campeche ist nämlich dunkelbraunroth, während das werthlosere Hondurasholz und das noch

werthlosere Jamaikaholz hellgelbbraun aussieht. In Hamburg verkauft man das Blauholz in Stücken und das gemahlene bei 100 Pfd. in Banko. Der sehr geringe Rest der Importe aus M. fällt auf officinelle Pflanzen und Gesträuche, ohne irgend welche Bedeutung für den Handel. Anlangend die Exporte von Hamburg nach M. (wobei jedoch die nach Balize mit begriffen sind), so stellte sich in den letzten 5 Jahren folgendes Werthverhältniß heraus. Sie beliefen sich:

1845	auf 2,800,770	Mark	Banko.
1846	= 3,015,930	=	=
1847	= 711,760	=	=
1848	= 4,722,400	=	=
1849	= 3,023,500	=	=

Bei weitem die Hauptartikel der Exporte nach M. sind Leinen, dann seidene und halbseidene, baumwollene, wollene und halbwollene Waaren. Von leinenen Waaren betrugen diese Exporte:

1845	den	Werth	von 1,312,770	Mark	Banko.
1846	=	=	= 1,266,720	=	=
1847	=	=	= 199,390	=	=
1848	=	=	= 2,188,390	=	=
1849	=	=	= 785,470	=	=

Was die einzelnen Gattungen von Leinen betrifft, so walten hierbei ganz ähnliche Verhältnisse ob, wie bei dem Handel mit Cuba. Seidene und halbseidene Stoffe, unter ihnen besonders auch die beliebte berliner schwarze Waare, gingen in folgendem Verhältniß nach M.:

1845	für	den	Werth	von 293,520	Mark	Banko.
1846	=	=	=	= 298,940	=	=
1847	=	=	=	= 54,220	=	=
1848	=	=	=	= 425,080	=	=
1849	=	=	=	= 431,560	=	=

wonach sich also in den letzten beiden Jahren eine beträchtliche Steigerung herausstellt. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich hinsichtlich des Exports von Baumwollenwaaren, deren Werth sich

1845	auf 290,680	Mark	Banko
1846	= 229,860	=	=
1847	= 73,410	=	=
1848	= 594,660	=	=
1849	= 564,020	=	=

belief. Der Werth der wollenen und halbwollenen von Hamburg nach M. exportirten Stoffe betrug:

1845	143,540	Mark	Banko
1846	230,500	=	=
1847	46,270	=	=
1848	654,840	=	=
1849	472,670	=	=

und stellt in dieser Hinsicht in den beiden letzten Jahren ebenfalls eine erfreuliche Zunahme heraus. Dieselbe ist hauptsächlich in der in Deutschland überhaupt im Zunehmen begriffenen Fabrikation von leichten, auf südliche Klimate berechneten wollenen u. halbwollenen Sommerstoffen begründet, deren Fabrikation früher weniger als jetzt kultivirt wurde, und wobei sich gegenwärtig insonderheit die Rheinprovinz und, was Hosenstoffe betrifft, in diesen wiederum der Fabrikbezirk von Montjoie und Eupen besonders hervorthut. Die übrigen Werthe des Exports nach M. zersplittern sich auf kurze und diverse Manufakturwaaren, Glas und Porzellan, musikalische Instrumente, rohe Seide, Baumwollengarn, Leder und Lederwaaren, Wein und Spirituosen, Stahl, Eisen, Kanehl, Wachs, Kakao und andere Artikel. Bemerkenswerth ist auch hier die verhältnißmäßig geringe Theilnahme, mit welcher sich unsere rheinländische Bronce-, Eisen- und Stahlwaaren-Industrie dem Handel nach M. zuwendet. Die unter dieser Rubrik zusammengefaßten sogenannten kurzen Waaren, welche von Hamburg nach M. exportirt wurden, betrugen:

1845	den	Werth	von 188,190	Mark	Banko.
1846	=	=	= 207,390	=	=
1847	=	=	= 92,590	=	=
1848	=	=	= 186,560	=	=
1849	=	=	= 120,430	=	=

Es stellt sich auch hierbei eine große Aehnlichkeit der Verhältnisse mit dem kubanischen Geschäft heraus. Im Allgemeinen aber ergibt sich hieraus, daß der Handel mit M. ziemlich stabile Verhältnisse darbietet; es würde dies bei einer weiteren Vergleichung mit der Vergangenheit noch näher dargelegt werden können. Die deutschen Exporte nach M. aus deutschen Häfen haben, dem Durchschnitte nach, seit einer Reihe von Jahren etwa zwischen 3—3½ Mill. Mark Banko an Werth jährlich geschwankt, ohne im Ganzen weder eine wesentliche Zu- noch Abnahme zu ergeben. Der Grund davon mag darin liegen, daß die Werthe der Importe überhaupt genau dem Ertrage der Silber- und Goldbergwerke korrespondiren, und diese sich in den letzten Jahren ziemlich stabil erhalten hatten. In dem Umstande aber, daß M. keine anderen Tauschwerthe, als die Erträge seiner Bergwerke, dem auswärtigen Handel zu bieten hat, und daß es daher an Retouren für den Handel von dorther vollkommen mangelt, liegt zugleich der Grund, weshalb ein erheblicher Aufschwung des Handels dahin im Ganzen nicht zu gewärtigen seyn dürfte, wenn auch in den Gegenständen desselben eine Variation eintritt. Für deutsche Leinenwaaren bietet indeß, nächst Cuba, M. immer noch eine erhebliche Quelle des Absatzes dar.

Die Eingeborenen. Der Indianer Anahuacs hat eine röthliche, seltener schwärzlichbraune Farbe, häufig eine Adlernase, stets schwarzes, glattes, gerade herunter hängendes Haupthaar, nur wenig Bart, stark hervorstehende Backenknochen, schiefe, mit der innern Spitze etwas nach oben gekehrte Augen von finsterm, ernstem Blicke, breite, doch nicht aufgeworfene Lippen, einen Zug von Gutmüthigkeit um den Mund und ist von untersetzter Statur. Sehr häufig bemerkt man bei ihnen, daß die Knie auf der innern Seite entfernter von einander abstehen, als dies bei den Europäern gewöhnlich der Fall ist, und daß sie ihre Füße beim Gehen parallel, oft selbst mit den Spitzen etwas gegen einander gekehrt setzen, so daß dadurch

auch das Knie eine nach innen gekehrte Stellung erhält. Die Weiber sind weit schöner, als die Männer, und haben sanfte Züge. Die große Muskelkraft, mit welcher der Indianer begabt ist, behält er bis in sein hohes Alter; sein Haar wird selten grau, und seine Haut bekommt selten Runzeln. Leute von hohem Alter würden aber unter den Indianern noch häufiger seyn, wenn sie nicht allgemein geistige und gebrannte Getränke zu sehr liebten. Mißgestaltungen des Körpers sind sehr selten bei ihnen. Humboldt versichert, niemals einen Bucklichten unter ihnen gesehen zu haben, auch Schielende, Lahme und Hinkende sind sehr selten; den Kropf bekommt ein Indianer nie, obwohl er sonst bei den Bewohnern am östlichen Abhang der Andes (unter dem Namen Quechuacayotl, d. h. Kopffleisch) häufig ist. Bisweilen findet man unter ihnen solche, welche weiße Flecken auf ihrer Haut haben, eine Hautkrankheit, welche sich bei den Familien forterben soll; solche Leute nennt man Pintos (Schecken). Eine den Indianern eigenthümliche Krankheit, welche nie einen Europäer befällt, ist der Matlazahuatl, der nicht bloß, wie das gelbe Fieber, auf den Küstenbezirk eingeschränkt ist, sondern sich bis auf die Hochebenen erstreckt. Diese Krankheit, welche übrigens mit dem gelben Fieber viel Aehnlichkeit hat, erscheint jedes Jahrhundert nur einige Mal, so 1545, wo sie 800,000, 1576, wo sie 2 Millionen Indianer hinwegraffte, 1732, 1761 und 1762. Auch die Pocken, welche 1520 ins Land kamen, richteten hier unter den Indianern schon große Verwüstungen an, jedoch erscheint auch diese Krankheit nur von Zeit zu Zeit, so 1763 und 1779, wo sie sehr heftig war, weniger 1797; im Jahre 1804 führte Thomas Murphi die Schutzpocken ein. Die Eroberung M.'s durch die Spanier und deren lange Herrschaft hat auch auf den Charakter der Indianer stark eingewirkt; es sind nicht mehr jene Azteken von lebhaftem, munterm Charakter; so lange kein berauschendes Getränk und keine Leidenschaft auf ihn wirkt, ist der Indianer, selbst in den Knabenjahren, ernst, schwermüthig und schweigsam. Aber furchtbar anzusehen ist es, wenn er plötzlich aus der Ruhe in eine heftige, zügellose Bewegung übergeht, denn dann geräth er in wahre Raserei. Gerne legt er auch in seine gleichgültigsten Handlungen etwas Geheimnißvolles, und hängt sehr fest an den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren. Zwar nahmen die Indianer die christliche Religion ohne viele Schwierigkeiten an, allein, unbekümmert um die Dogmen, hielten sie sich eben an die Ceremonien, von denen manche für sie etwas sehr Anziehendes hatten, und vermischten den neuen Glauben mit dem ihrer Väter. So z. B. findet man in ihrem alten Ritualbuche den heiligen Adler der Azteken stets mit dem heiligen Geiste vereint. Diese Vermischung aber duldeten die christlichen Priester nicht nur, weil dadurch das Christenthum leichtern Eingang fand, sondern sie begünstigten sie sogar bis auf einen gewissen Punkt; sie versicherten, das Evangelium sey schon in uralten Zeiten in Amerika gepredigt worden, und suchten in dem aztekischen Ritus die Spuren hiervon mit großem Eifer auf. Das spanische Joch zu ertragen, wurde dem Indianer dadurch leichter, weil er schon unter seinen frühern Herrschern an Knechtschaft gewöhnt war. Gelangt der Indianer auf eine gewisse Stufe von Bildung, so zeigt er im Lernen eine große Leichtigkeit, viel richtigen Verstand, natürliche Logik und eine besondere Neigung, zu grübeln oder die feinsten Verschiedenheiten zwischen mehren zu vergleichenden Gegenständen aufzufassen. Dabei klügelt er kalt, ohne daß er jedoch jene Beweglichkeit der Einbildungskraft, jenes Kolorit der Empfindung, jene Kunst, zu schaffen und hervorzubringen, zeigte, welche die Völker Süd-Europa's charakterisirt. Seinen düstern Ernst erkennt man auch in seiner melancholischen, klagenden Musik und in seinem Tanz, der ohne Leben und Grazie ist, auch bloß von Männern aufgeführt wird. Dagegen blieb ihm von seinen Vorfahren ein ganz besonderer Geschmack für Malerei und Bildnerei in Holz und Stein, und es ist zum Erstaunen, welche vorzügliche Werke er mit schlechten Werkzeugen zu Stande bringt. Namentlich geben sich die Indianer viel damit ab, Heiligenbilder zu malen und zu schnitzen, und ahmen hierbei die Modelle, welche die Europäer vor 3 Jahrhunderten ihnen brachten, knechtisch nach. Auch der Geschmack an Blumen ist noch derselbe, wie Cortez ihn fand. Ein Blumenstrauß war das köstlichste Geschenk, welches damals fremde Gesandte an Montezuma's Hof empfingen, und die königlichen Gärten zu Istalapan prangten mit den kostbarsten Blumen. Noch jetzt verkauft kein Indianer seine Früchte auf dem Markt zu M., ohne seine Bude jeden Tag mit frischen Blumen zu schmücken. Die Lebensart der Indianer ist sehr einfach, sie schlafen auf dem Boden ihrer Hütte, den Kopf bedeckt, die Füße bloß, ohne ein anderes Kissen zu haben, als einen steinernen oder hölzernen Block, worauf die Kleidungsstücke gelegt werden. Wollen sie speisen, so wird ein Tuch auf der Erde ausgebreitet, auf welches sie die Speisen setzen. Mais macht ihre Hauptnahrung aus; dazu kommen Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse, Bananen, Manioc und einige Gemüse; Fleisch kommt höchst selten, nur bei Festen, auf ihren Tisch. Fische aber werden in Menge gegessen. Aus Mais wird eine Art ungesäuerten, aber nahrhaften Brodes (Arepa) und die Tortillas, dünne, mit Salz und Chilepfeffer gewürzte Kuchen, auch noch eine andere Mehlspeise, Necatamal genannt, verfertigt. Auch mehre Arten von Getränken, im Allgemeinen Chicha genannt, werden aus Mais gebraut; aus dem zuckerhaltigen Safte der Stengel verfertigt man den Tlaolli. Das Lieblingsgetränke aber ist der Pulke oder Octli. Er wird aus dem Saft der Magueypflanze folgendermaßen bereitet: Sobald der Blüthenstengel hervorkommen will, schneidet man den mittlern Theil der Pflanze aus und läßt nur die äußere dicke Rinde stehen. In dieser Vertiefung sammelt sich nun der Saft, welchen die Natur zur Nahrung des riesenmäßigen Blüthenstengels bestimmt hatte, in solcher Menge, daß man ihn täglich 2 bis 3 Mal ausleeren muß. Deswegen

werden, um freien Zutritt zu haben, die Blätter an einer Seite ganz weggeschnitten, hierauf steckt der Indianer eine lange Kürbisflasche (Acojota) in das Becken, deren dünneres Ende in ein Horn ausläuft, während sich am entgegengesetzten ein kleines viereckiges Loch befindet, welches er an den Mund bringt und so den Saft aussaugt. Dieser Saft heißt, so lang er nicht gegohren hat, Honigwasser (Aguamiel). Ein kleiner Theil davon wird gleich anfangs in ein besonderes Gebäude gebracht, wo er in 10 bis 15 Tagen in Gährung übergeht und nun Pulke-Mutter (Madre-Pulque) heißt. Diese wird jetzt als Gährungsmittel für das übrige Honigwasser verwendet, welches man von Tag zu Tag, wie es von der Pflanze abgezapft worden, in Schläuche oder Tröge schüttet und etwas Pulke-Mutter zugießt. Die Gährung erfolgt nun sehr geschwind, und schon in 24 Stunden kann der Pulke getrunken werden. Eine tüchtige Pflanze gibt täglich 10 bis 12 Pfund Honigwasser, und der Zufluß dauert 2, auch 3 Monate. Die Einwohner schätzen dies Getränke sehr hoch, sie schreiben ihm magenstärkende und schlafbringende Kräfte zu und betrachten es außerdem als treffliches Heilmittel in allerlei Krankheiten. Den Fremden widersteht es anfangs durch seinen Geruch nach saurer Milch oder ein wenig verdorbenem Fleisch. Hat man sich aber daran gewöhnt, so findet man, daß es ein recht erquickendes und heilsames Getränke ist; es berauscht nur wenig, und da es stets im Zustand der Gährung getrunken wird, so besitzt es selbst bei der heißesten Witterung eine angenehme Kühle. Bei der Verführung nach weit entlegenen Orten geht diese Frische verloren, dagegen aber nimmt der üble Geruch zu. Auch eine Art Branntwein (Aguardiente de Maguey, aztekisch Mexical) wird aus der Magueypflanze bereitet. Die Kleidung der Indianer ist im Allgemeinen sehr einfach und wird von denen, welche von größern Städten und besuchten Marktplätzen entfernt leben, ganz selbst verfertigt. Leder und Baumwollenzeuche sind die Hauptstoffe dazu. Das Hemde ist von einem ziemlich groben, weißen Baumwollenzeuche, wird indessen selten von Männern getragen, und bei ihnen häufig entweder durch eine nur bis auf die Brust reichende Jacke von weißem Baumwollenzeuche oder durch ein kaum eine Elle langes Stück dieses Zeuchs von blauer Farbe mit weißen Streifen ersetzt. Dieses hat in der Mitte einen viereckigen Ausschnitt, um den Kopf durchzustecken, ist unter den Armen zugenäht und reicht kaum bis zur Hälfte des Körpers. Sonst tragen die Männer noch weite Unterhosen von weißem Baumwollenzeuche, welche bis zur Mitte der Waden reichen, und über denselben eine etwas kürzere Hose von braunem, gegerbtem Ziegenleder. Die Hosen sind durch einen 3 Finger breiten baumwollenen Gürtel von blauer und weißer Farbe über den Hüften festgebunden. Die Fußbekleidung besteht aus Sandalen, die Kopfbedeckung aus einem Hute; eine kleine wollene oder baumwollene Decke aber dient zum Schutz vor dem Regen und Nachts zur Bedeckung. Die Frauen tragen einen Rock von blauem oder rothem Wollenzeuche, oben und unten mit einem breiten Stücke weißen Baumwollenzeuchs eingefaßt, über den Hüften gebunden und bis an die Knöchel reichend. Den Oberleib bedecken sie mit einem der spanischen Mantille ähnlichen Tuche, welches von blau und weiß oder schwarz und weiß gestreiftem Baumwollenzeuche dreimal so lang als breit ist. Um den Hals wird häufig eine Schnur blauer Glaskorallen getragen, das Haar ist hinten in einem Zopf oder in mehren Flechten gebunden, oder hängt auch frei über die Schultern herab; die Männer tragen das Haar kurz abgeschnitten. Auch die Wohnung des Indianers ist einfach und enthält gewöhnlich nur eine Wohnstube, Sala genannt, und ein Schlafzimmer. Die Thüre der Sala ist auch Hausthüre, und durch sie fällt auch das Licht herein. Eine in der Ecke angebrachte Thüre führt aus der Sala ins Schlafzimmer. Die Küche befindet sich häufig einige Schritte vom Hause entfernt in einer besondern Hütte. Vier senkrecht in die Erde befestigte Pfosten tragen das leichte, aus einigen Stangen, Latten und Palmblättern, ohne irgend einen Nagel verfertigte Dach, Stricke aus den Blättern der Maguey oder Riemen, aus ungegerbten Häuten geschnitten, dienen zu dessen Befestigung. Die 4 Seitenwände des Hauses werden mit Bambusrohr ausgefüllt. Mehre Stangen dieses leichten, aber festen Rohres laufen von einem Eckpfosten zum andern, und an diese wird das dicht neben einander gestellte, bis unter das Dach reichende Bambusrohr mit Bindfaden befestigt. Fenster hat eine solche Hütte nicht; die Thür ist ebenfalls aus Bambusrohr zusammengebunden und statt der Thürgehänge mit Riemen befestigt, mittelst welchen sie sich an einem Eckpfosten oder an einem besonders hierzu in die Erde gerammten Pfosten auf- und zubewegt. Der Fußboden besteht selten aus etwas Anderm, als aus der festgestampften Erde. Bisweilen sind die Wände einer solchen Hütte noch mit Lehm beworfen, und dann wird sie schon bewohnbarer. Eben so einfach, wie die Hütte, ist auch der in derselben befindliche Hausrath. Vier Pfosten, von denen je 2 durch ein Querholz verbunden sind, und über welche Bambusrohr gelegt ist, bilden das Bett des Hausherrn; die Kinder und übrigen Bewohner der Hütte schlafen auf der Erde. Tische und Stühle sind höchst selten; nur 1 oder 2 niedrige Schemel findet man. Eine kleine, bemalte Kiste verschließt die bessern Kleidungsstücke und Kostbarkeiten der Hausfrau; auf einem in der Höhe angebrachten Brete stehen etliche Gläser, Tassen, Teller und sonstige Geschirre; hierzu kommt noch ein großer Topf zum Aufbewahren des Wassers, ein Sattel und Zaum. Die Wände sind reichlich mit Kreuzen und Heiligenbildern geschmückt, unter denen gewöhnlich das Bild der heiligen Jungfrau sich durch seine Größe auszeichnet. Unter diesen Indianern befinden sich nur noch wenige Familien, welche ihre Abstammung von den vornehmen mexikanischen Geschlechtern ableiten; diese, die Kaziken, bilden den Adel und haben, nach den spanischen

Gesetzen, alle Vorrechte des kastilischen Adels. Zwar zeichnet der Kazike sich in Nahrung und Kleidung gewöhnlich nicht von den übrigen Indianern aus, doch bezeigen ihm diese einen gewissen Grad von Achtung, der sich noch von dem frühern größern Abstande herschreibt. Häufig aber mißbrauchen die Kaziken den Einfluß, welchen ihnen die Erbrechte des Kascikasgo geben, und da sich in ihren Händen die Verwaltung der Ortschaften und die Erhebung der Kopfsteuer befindet, so benutzen sie diese, um sich zu bereichern, und geben bereitwillige Werkzeuge für die Bedrückungen der Weißen ab. Die spanische Regierung bemühte sich zwar, die Verhältnisse der Indianer, welche zuerst der Willkür der Eroberer völlig Preis gegeben waren, durch Gesetze zu bestimmen. Die Lehendienste (mitas) und Tribute derselben wurden festgesetzt und das System der Lehen (encomiendas, repartimientos) eingeschränkt, allein ihre Lage war dennoch bis auf die neuesten Zeiten gar nicht beneidenswerth. Die Gesetze verboten den Weißen, sich unter ihnen niederzulassen, und arbeiteten so ihrer höhern Civilisation entgegen. Sie stellten die Indianer ganz unter die Vormundschaft der Weißen; jede von ihnen allein unterzeichnete Urkunde, jede von ihnen gemachte Schuld, wenn sie über 5 Piaster betrug, war ungültig. Ihre Ortsverwaltung ist ihnen selbst übergeben, daher findet man in jedem Dorfe 8—10 alte Indianer, welche auf Kosten der andern in völligem Müssiggang leben und deren Ansehen sich entweder auf angeblich adelige Geburt oder auf eine schlaue, vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Politik gründet. Diese Oberhäupter, meist die einzigen Personen im Dorfe, welche spanisch verstehen, haben natürlich das größte Interesse, ihre Stammgenossen in der tiefsten Unwissenheit zu erhalten und tragen am meisten zur Dauer der Vorurtheile, der Unwissenheit und der alten Barbarei der Sitten bei. Da ein altes Gesetz den zu jeder Ortschaft gehörigen Feldbezirk auf 600 Varas (1500 Fuß) im Durchmesser beschränkte, so haben die Indianer fast kein Privateigenthum, sondern sind verbunden, die Gemeindegüter (bienes de comunidas) anzubauen. Der Anbau derselben aber wurde für sie deswegen so lästig, weil ein Gesetz verbot, ihnen ohne eine besondere Erlaubniß des Finanzkollegiums Unterstützungen aus den Gemeindekassen zu geben, und weil die Intendanten diese Gemeindegüter verpachteten und den Ertrag (raxas de comunidades) in die königl. Kassen ablieferten, wo er, trotz dem, daß das Gesetz dies verbot, gewöhnlich für Regierungszwecke benutzt wurde. Die Indianer aber, welche auf Lehensgütern, welche Weißen gehören, wohnen, sind in noch schlimmerer Lage; die Gutsbesitzer suchen sie dadurch, daß sie ihnen Geld vorstrecken, bis sie nimmer zahlen können, ganz von sich abhängig zu machen, und dann müssen die Unglücklichen den ganzen Tag über für sie arbeiten, und ihr Loos ist nicht besser, als das der Negersklaven. Von indirekten Abgaben waren die Indianer frei und durften ihre Erzeugnisse ganz ungehindert verkaufen; sie entrichteten nur eine Kopfsteuer und Kirchspielsabgaben. Die Kopfsteuer, die jeder männliche Indianer von 10—50 Jahren bezahlen mußte, betrug 1601: 32 Realen, wozu noch 4 Realen für den Servoizio real kamen, zusammen etwa 9 Guld. Diese Summe wurde nach und nach in einigen Intendantschaften auf 5, sogar auf 2 Guld. herabgesetzt und betrug in den letzten Zeiten im größeren Theil des Landes 4 Guld. 12 Kr. Die Kirchspielsabgaben sind für die Taufe 3 Guld. 48 Kr., für einen Heirathsschein 7 Gulden 36 Kr., für die Beerdigung 12 Guld. 24 Kr., und freiwillige Beiträge für Brüderschaften, Responsen und Seelenmessen. Jedes indian. Dorf hat seinen Alkalde und mehre Regidores (Beisitzer) und Alguazils (Gerichtsdiener); in einem Dorf von 3—400 Familien sind 2 Alkalden, 6 Regidores, 8 Alguazils. Alle diese Beamten werden auf 1 Jahr gewählt. Einige Dörfer hatten das Vorrecht, einen Gouverneur zu wählen, der seine Würde lebenslänglich bekleidete und größere Gewalt als der Alkalde hatte. In den neuesten Zeiten jedoch haben die Demuth und knechtische Folgsamkeit der so zahlreichen Indianer gegen die Weißen, ihre bettelhafte Zerlumptheit gänzlich aufgehört, und so treten auch hier, wie in den Verein. Staaten, öfters Fälle ein, wo der Reisende und Einwanderer seine Entschlossenheit zeigen muß. Nur ist der Indianer immer noch leichter im Zaum zu halten, wenn er seinen Mann trifft. Man muß sich nur nichts von ihm bieten lassen; am besten gewinnt man ihn mit ernster Milde. Sucht man etwas von seiner Sprache zu erlernen, so macht man ihn sich dadurch um so geneigter. Die zum Christenthum bekehrten Indianer unter spanischer Herrschaft hießen Indios fideles, ladinos oder de la paz, die nicht unterjochten Indios bravos oder barbaros. Die Indios fideles bestehen aus verschiedenen Stämmen, welche auch verschiedene Sprachen und Mundarten reden. Die aztekische Sprache wird von Nicaragua bis zum 37° nördl. Br. geredet; andere sind die Maya-Sprache in Yucatan und Tabasco, mit viel Kehllauten, 5 eigenthümlichen Konsonanten, ohne besondere Formen für Geschlecht und Zahl, mit 3 Konjugationen; — die Mexteca-Sprache, mit vielen Mundarten, welche vornehmlich durch Vertauschung der Laute unter einander verschieden sind, in Oaxaca; ihr fehlen das b, f, p, r und die Zahl; das Zeitwort ist ganz regelmäßig; die Totonaca-Sprache, in Vera-Cruz und la Puebla, mit 4 Hauptmundarten, ihr fehlen b, d, f, k, v und die Formen fürs Geschlecht; sie hat 3 Konjugationen; — die Huasteca-Sprache, im Süden von San Louis Potosi, ohne Kasusformen, der Plural wird meist durch Vorsetzung von Gham (viel) ausgedrückt; — die Othomi-Sprache im alten Reiche Mechoacan, welcher f, j, k, l, r und s fehlen, und in der f durch ph, j und s häufig durch h und z ersetzt werden; sie hat einige schwer auszusprechende Vokale, Genus- und Kasusformen fehlen; sie hat lauter einsylbige Wörter und zeichnet sich auch durch Härte und Aspiration aus. Die Tarasca-Sprache in Guadalaxara ist volltönend, angenehm und weich, ihre Sylben bestehen meist nur aus einem Vokal und Konsonanten. Der Kora-Sprache in Neu-M. fehlen d, f,

g, in den grammatikalischen Formen ist sie der aztekischen ähnlich, eben so auch die Tarahumara-Sprache, welcher d und f fehlen, statt z wird gewöhnlich s, statt p: b, statt n: m gebraucht; sie hat sehr verwickelte Wortfügung. Andere, weniger bekannte Sprachen sind die Pirinda, Tepehuana, Tubar, Cuayave, Hiaqui, Huita, Pimas, Heri u.s.w. Einzelne Stämme der Indianer M.s sind: die Changuenes in Costarica, ein sehr kriegerisches und grausames Volk, der Schrecken aller seiner Nachbarn; die Taucas, Moscos (nicht Moskitos), Poyas und Zambos in Honduras (schon zu Mittelamerika gehörig); die Choles an den Grenzen von Yucatan: die Lacandores auf der Halbinsel Yucatan; die Mayos ebendaselbst; die Mames (Pacomams), Quiches (Kitsches), Cachiqualos (Catschibeles und Cachis (Catschis) in Guatemala (Mittelamerika). Die Tschapanecos in Chiapa hatten zur Zeit der Ankunft der Spanier eine republik. Regierungsform und die Zoques, Tzendales und Quelenes unterjocht. Sie erzählen von einem Wodan, dem Enkel eines berühmten Greises, welcher zur Zeit der großen Ueberschwemmung, wo das Menschengeschlecht fast ganz zu Grunde ging, sich mit seiner Familie auf einem Floß rettete. Hierauf half er an der Errichtung eines großen Gebäudes arbeiten, welches von den Menschen in der Absicht, den Himmel zu erreichen, erbaut wurde. Aber die Ausführung dieses Gebäudes wurde vereitelt; jede Familie erhielt seitdem eine besondere Sprache, und der große Teotl befahl dem Wodan, auszuwandern und das Land Anahuac zu bevölkern. Die Mixteken und Sapoteken in Oaraca, sehr zahlreich und ziemlich gebildet, in Städten, Dörfern und Weilern wohnend, Ackerbau und Viehzucht treibend, haben Schulen, worin im Lesen und Schreiben und im Katechismus Unterricht ertheilt wird. Die Guabes wohnen in 7 Dörfern am Meerbusen von Tehuantepec und treiben besonders Fischfang; ihrer Aussage nach flohen sie vor Pizarro aus Peru hierher. Die Tequisistecos zwischen Tehuantepec und Oaraca im Binnenlande sind klein, munter, sehr rüstig und fleißig. Die Totonaken in Vera-Cruz und Puebla, die Azteken, die Mecos, sind Nachkommen der Tschitschimeken, welche die weiten Einöden des Staats Durango durchstreifen und die Einwohner in beständiger Unruhe erhalten; ebendaselbst wohnen auch die Tarahumaras, die Othomiten aber in M., Puebla und Guadalarara, und die Taraskken in Mechoacan. Letztere zeichnen sich noch jetzt durch sanfte Sitten und Betriebsamkeit in mechanischen Künsten aus und verfertigen namentlich treffliche Gemälde aus Federn. Die Jakis in Sonora empörten sich 1825 gegen die merikan. Regierung und wählten einen Kaiser, der sich Juan primero de la Bandera (Johann der Erste von der Fahne) nannte; ihre Empörung wurde aber bald unterdrückt, und eine neue im J. 1828 hatte keinen bessern Erfolg. Im Norden wohnen meist unabhängige Stämme: die Apatschen (Apaches), ein sehr kriegerisches Volk, Erbfeinde der Spanier, meist Nomaden; die Mokis, bei denen Pater Garcès, welcher sie 1773 besuchte, eine ansehnliche Stadt fand, mit 2 großen Plätzen, Gebäuden von mehren Stockwerken und geraden parallellaufenden Straßen, die Yamagas, Yabipais, Cocomaripas, Cajnenches, Jumas, Cucapas und Parzagos, welche Ackerbau treiben; die Yupas, Yamparikas; in Kalifornien wohnen die Perikues, Monguis, Vehitias, Waicnros, Matalaos, Salsens, Quirotas; Rumsens, Eskelens u.s.w., eine rohe, elende Menschenrace, mit dummen Gesichtszügen, sehr unreinlich, in schlechten Hütten wohnend. Die Gesammtzahl der Indianer in Anahuac wird auf 4,500,000 geschätzt. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß gerade in den Hochlandeu von Anahuac, Cundinamarca und Cuzco sich die Spuren einer uralten Bildung zeigen, und daß die Volkssagen als Urheber dieser Bildung Männer angeben, welche von hellerer Farbe waren, als die Ureinwohner, Bärte trugen und von Osten her aus einem unbekannten Lande kamen. Sie vereinigten die rohen, wild in den Wäldern umherirrenden Eingebornen, lehrten sie Ackerbau und Weberei, machten sie mit den zum geselligen Leben nothwendigen Gewerben bekannt, gaben ihnen politische Einrichtungen und eine eigene Religion. Was von Anahuacs alter Geschichte, von den Sitten und Kenntnissen seiner Bewohner, von seinen Alterthümern erzählt wird, muß uns in der Vermuthung von einer uralten Verbindung dieser Gegenden mit der alten Welt bestärken, so wie wir daraus auch erkennen, daß jene alte Kultur mit der indischen und ägyptischen, mit einer morgenländischen überhaupt, weit mehr Verwandtschaft hat, als mit irgend einer der alten Völker des Abendlandes. Europäische Eroberungssucht und Geldgier vernichteten die hier bestandenen Staaten mit der alten Bildung, doch zeugen, neben den Nachrichten, die wir aus älteren Zeiten haben, auch noch zahlreiche Trümmer von der frühern schönern Periode Anahuacs. Die Hauptstadt M. selbst enthält freilich nur noch einige wenige Ueberreste der alten Herrlichkeit, da die Spanier die Stadt völlig zerstörten. Dahin gehören die Trümmer von Dämmen und Wasserleitungen, der sogenannte Opferstein auf dem Platze vor der Domkirche (25 Fuß im Umfange haltend, die Seiten sind mit historischen Basreliefs bedeckt, welche 15 Gruppen bilden, die Siege der Mexikaner über verschiedene Städte, deren Namen beigeschrieben sind, darstellend) und die kolossale Bildsäule der Göttin Teoyaotimiki. Von ihr sagt der Engländer Bullok, welcher einen Abguß davon nahm: Es würde dem geschicktesten Künstler unmöglich seyn, ein Bild zu erfinden, welches den Abscheulichkeiten, denen diese Göttin vorstand, besser entspräche. Es ist ein riesenmäßiges Ungeheuer, aus einem 9 Fuß hohen Basaltblock gehauen, zwar mit menschlichem Angesicht, aber mißgestaltet und mit Allem vereint, was der Bau des Tigers und der Klapperschlange Schreckliches an sich hat. Zwei große Schlangen vertreten die Stelle der Arme, und die Bekleidung ist aus Ottern zusammengesetzt,

welche auf die eckelhafteste Weise in zahllosen Ringen durch einander gewunden sind. Zu beiden Seiten breiten sich zwei Geierflügel aus. Die Füße sind Tigerfüße mit ausgestreckten Krallen, zwischen beiden sieht man den Kopf einer andern Klapperschlange, welche vom Leib des Bildes herabzukommen scheint. Die Zierrathen passen vollkommen zur abschreckenden Gestalt des Ganzen: sie bestehen in einem breiten Halsband aus menschlichen Herzen, Schädeln und Händen, welche mittelst Gedärmen an einander gereiht sind, die den ganzen Hals und Oberleib, mit Ausnahme der mißgestalteten Brüste, bedecken. Augenscheinlich war ursprünglich Alles mit den natürlichen Farben bemalt, was den Anblick noch schrecklicher machen mußte. Nach Bullok findet man fast in allen Theilen der Stadt geschnitzte Götzenbilder. Der Stein an der Ecke des Gebäudes, wo jetzt die Lotterieverwaltung ist, ist der Kopf einer ungeheuren Schlange, welche wenigstens 70 Fuß lang gewesen seyn muß. Eine andere Schlange, welche einen Menschen verschlingt, erblickt man hinter dem Dominikanerkloster. Welche prächtige Stadt aber die alte Hauptstadt Anahuacs war, zeigt uns die Beschreibung derselben nach Cortez bei Berumal Diaz. Mit zahlreichen Teocallis geschmückt, die sich in der Gestalt von Pyramiden erhoben, von gepflasterten Heerstraßen und Dämmen umgeben, fast in der Mitte des Tezcuco-Sees auf grüngeschmückten Inseln gelegen, in seinen Straßen zu jeder Stunde Tausende von Fahrzeugen empfangend, welche die Salzwasserfläche belebten, mußte das alte Tenochtitlan große Aehnlichkeit mit vielen Städten Hollands, China's oder Nieder-Aegyptens haben. Drei Hauptstraßen vereinigten es mit dem Festlande; sie sind zum Theil noch vorhanden und bilden jetzt gepflasterte Wege, auf welchen man über die sumpfigen Gegenden gelangt. Schöne Wasserleitungen führten der Stadt ehemals süßes Wasser zu; man erkennt noch jetzt die Reste einer derselben, welche bei Churubusco vorüberging. Cortez verglich die Größe Tenochtitlans mit der von Sevilla oder Cordova. Die Hauptstraßen waren breit und in gerader Linie angelegt, einige waren, wie in Venedig, von Kanälen durchzogen, über welche gut gebaute hölzerne Brücken führten, so breit, daß 10 Reiter neben einander darüber passiren konnten. Die geringern Häuser bestanden, wie in Peking und andern großen Städten Asiens, zum Theil aus Holz, zum Theil aus Tetzontli, einer löcherigen, leichten und gebrechlichen Steingattung. Aus den von Bullok wieder aufgefundenen Bruchstücken eines Grundrisses der Stadt, welchen Montezuma für Cortez aufnehmen ließ, sieht man, daß sie in regelmäßige Vierecke abgetheilt war, welche durch die Hauptstraßen und die Kanäle gebildet wurden. In jedem solchen Vierecke erhob sich ein Tempel oder Teocalli. Ueber diese Tempel s. Mexikanische Religion. Der Hauptpalast, die gewöhnliche Residenz des Montezuma, wo jetzt das Staatshaus (Casa del Estado) sich befindet, war von gemauerten Steinen aufgeführt und bestand, wie die Paläste des Kaisers von China aus einer Menge kleiner und niedriger, aber geräumiger Gebäude. An jeder der 4 Vorderseiten befanden sich 5 Eingänge. Das Innere war in 3 große Höfe abgetheilt, von welchen der mittlere mit einem schönen Springbrunnen geziert war. Die Gebäude enthielten große Säle und mehr als 1000 Zimmer. In einigen derselben waren die Wände mit dem schönsten Marmor, in den übrigen mit andern seltenen Steinen überzogen. Die Balken und die Fußböden waren von Cedern-, Cypressen- oder anderm Holze sehr kunstreich gearbeitet und verziert. Einer der Säle soll groß genug gewesen seyn, um 3000 Menschen zu fassen. Außer diesem Palaste hatte Montezuma noch andere; für seine Frauen war ein besonderes Gebäude da, ebenso für seine Beamten und Diener Wohnungen; ferner Häuser zur Aufnahme von Fremden, welche ihn zu besuchen kamen. Zwei weitläufige Gebäude waren, das eine zur Aufnahme zahmer Vögel, das andere für Raubvögel, Säugethiere und Amphibien bestimmt und außerordentlich prachtvoll, mit Gemäuern und Gallerien, die auf Marmorsäulen ruhten, mit gepflasterten Höfen und Gärten, in welchen Behälter mit süßen und salzigen Wassern sich befanden, versehen. Eigene Aerzte waren angestellt, die Krankheiten der Thiere zu beobachten und zu heilen. Das Zeughaus, ein sehr weitläufiges Gebäude, enthielt alle Arten von Waffen, Zierrathen und Fahnen. Eine Menge von Arbeitern war hier täglich mit Verfertigung von Waffen beschäftigt. Auch Bildhauer, Maler, Goldarbeiter arbeiteten beständig für den Hof. Ein ganzer Bezirk der Stadt war bloß von Tänzern bewohnt, welche zur Unterhaltung des Kaisers gebildet wurden. Der Markt, zwei Mal so groß, wie der von Sevilla, war mit einer ungeheuern Säulenhalle eingefaßt, unter welcher man allerlei Waaren, Lebensmittel, Schmucksachen von Gold, Silber und Edelsteinen, Bein, Muscheln und Federn, Töpfergeschirr, Leder und Baumwollengarn, behauene Steine, Ziegel und Zimmerholz feilbot. In besonderen Gäßchen wurde Wildpret, in andern Hülsenfrüchte und verschiedene Gartengewächse verkauft. In andern Häusern verkaufte man Arzneien, Pflaster und Salben. Jede Gattung von Waaren hatte ihren eigenen Markt. Alles ward nach Längen- und Körpermaßen, nichts nach dem Gewicht verkauft. Mitten auf dem großen Platz stand ein Haus, worin das Marktgericht gehalten wurde, und 10 oder 12 Personen deswegen fortwährend ihre Sitzungen hielten. Andere Beamte waren stets unter der Menge, um zu sehen, ob Alles zu den gehörigen Preisen verkauft werde; falsche Maße wurden auf der Stelle zerbrochen. Die Bartscheerer hatten ihre besondern Buden. Auch gab es Speise- und Schenkhäuser. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit; mit Säuberung der Straßen waren jeden Morgen gegen 1000 Menschen beschäftigt. Die Angaben der Zahl der Einwohner M.s variiren von 60,000 bis auf $1\frac{1}{2}$ Mill., die wahrscheinlichste ist 300,000. Dies war Tenochtitlans Zustand ums J. 1520. Wir gehen nun zu den übrigen Orten, wo sich noch Alterthümer finden, über. Nordöstlich von Mexiko

liegt Otumba mit einer prächtigen Wasserleitung, zwei alten seltsamen, mit reicher Bildhauerei bedeckten Säulen, in dessen Nähe die Pyramiden von San Juan de Teotihuacan liegen, zwei Teocallis, der Sonne und dem Mond geweiht, und daher Tonatiuh-Ytzaqual (Haus der Sonne) und Mezli-Ytzaqual (Haus des Mondes genannt, beide der Sage nach von den Tolteken, also im 7. oder 8. Jahrhundert erbaut. Das Haus der Sonne ist 171 Fuß (nach Andern 271) hoch und an der Grundfläche 645 F. lang; das Haus des Mondes ist um 34 F. niedriger. Auf seinem Gipfel fand Bullok die Ruinen eines alten Denkmals von 47 F. Länge und 14 F. Breite; die Mauern waren aus ungeheuern Steinen zusammengefügt, 8 F. hoch und 3 F. dick. Die Seiten dieser Gebäude sind, wie bei ägyptischen u. bei den andern mexikanischen Pyramiden, genau nach den Weltgegenden gerichtet. Das Innere besteht aus Thon mit kleinen Steinen vermischt; diese Kernmasse ist nach außen mit einer dicken Mauer von porösem Mandelstein überzogen, auf welcher man außerdem noch Spuren von Kalk bemerkt, womit das Ganze übertüncht gewesen zu seyn scheint. Eine aus großen Quadersteinen bestehende Treppe führte ehemals auf den Gipfel der Pyramiden, wo sich kleine Altäre mit hölzernen Kuppeldächern und Bildsäulen, die mit dünnen Goldblättchen überzogen waren, befinden. Jede der 4 Hauptseiten der Pyramiden war in kleine Stufen von 3 F. Höhe eingetheilt. Eine Menge kleinerer Pyramiden, von 27 bis 30 Fuß Höhe, umgab sie; auf den meisten davon sieht man Hieroglyphen und Scherben von irdenen Gefäßen, welche mit verschiedenen Figuren geziert sind. Ueber die Ruinen von Tezcuco (s. d.). — Cholula, bei Cortez Churultecal, war der Hauptort einer Art oligarchisch-theokratischer Republik, das Mekka oder Jerusalem M.'s, wohin aus allen Theilen des Reichs Pilger zusammenströmten, um die heil. Stellen daselbst zu besuchen, wo Götter und Priester mehr Wunder verrichteten, als sonst irgendwo, und wo sie die reinsten Glaubenslehren verkündigten. Wie andere heil. Städte der alten Welt, war sie mit Armen angefüllt, die man in andern mexikanischen Städten nicht antraf. Es gab hier über 300 Teocallis; der größte aus mit Thonschichten abwechselnden Schichten von Backsteinen erbaut, 172 F. hoch, 1355 F. breit, auf seiner Plattform 12,600 □F. haltend, steht noch jetzt. Er war dem Quezacoatl geweiht, dem Gesetzgeber und Erfinder, dem Stifter einer Sekte, welche sich den strengsten Bußübungen unterwarf. Nahe bei Cuernavaca befindet sich die sogenannte Verschanzung von Xochicalco; sie besteht aus einem isolirten Hügel, welcher 350 F. hoch, in 5 Terrassen getheilt und mit Gräben umschlossen ist; die Porphyrsteine dabei sind regelmäßig behauen und mit Hieroglyphen verziert, unter denen man wasserspeiende Krokodile und Menschen erblickt, welche nach asiat. Weise mit untergeschlagenen Beinen dasitzen; die Plattform dieses ebenfalls pyramidenförmigen Gebäudes ist 25,000 □F. groß und enthält die Ruinen eines kleinen viereckigen Gebäudes. Bei Papantla im Staate Vera-Cruz findet man im dichten Walde eine uralte Pyramide, welche aus stufenförmigen Absätzen besteht und aus ungeheuren Porphyrquadern zusammengefügt ist, jede ihrer 4 Seiten hat 80 F. Länge und 50—60 F. Höhe. Unweit Oaxaca liegt in öder, einsamer Gegend Mitla mit merkwürdigen Alterthümern, wo einst der Sitz des Hohenpriesters der Zapoteken war, die den Ort Liuban nannten. Hier sind mehre Paläste, gruppenweise erbaut; 4 isolirt stehende Gebäudefronten, von denen je 2 einander parallel gegenüberstehen, umschließen, an den Winkelecken offen, einen viereckigen Hofraum, dessen Länge $^1/_5$ mehr beträgt, als die Breite. Die einander gegenüberstehenden sind sich an Höhe und Länge gleich, die nördlichen und südlichen Facaden um $^1/_5$ länger, als die östlichen und westlichen. Den Hof bedeckt ein 6 Zoll dicker geschlagener Estrich aus Kalk. Solcher Gruppen erblickt man noch 4; von anderen erkennt man allein noch die Grundmauern. Die 2 mittelsten Gruppen stehen ganz nahe bei einander, die südlichste und nördlichste sind von ihnen 6—700 Fuß entfernt. In die nördlichste hinein ist die Pfarrkirche von Mitla gebaut, den mittlern Gruppen gegenüber in einer Entfernung von 900 F. findet sich ein Teocalli, noch ziemlich wohl erhalten. Auf seiner Plattform ward gleich nach der Eroberung, zur Entsündigung wegen der früher hier gehaltenen Menschenopfer, die Kapelle nuestra sennora del Rosario erbaut. Ihre Ostseite nimmt beinahe ganz eine breite, aus 100 kolossalen Stufen bestehende Treppe ein; eine dichte Schicht Dammerde, mit Gras und Stauden bewachsen, überzieht die Außenseiten. Unter den Palästen waren der Sage nach ausgedehnte Katakomben, und es klingt wirklich, wo man in den Höfen stark auftritt, hohl. Die großen Säle in den Palästen werden durch mehr als 20 F. hohe Säulen aus einem Stein von Porphyr getragen; das Dach bestand aus dünnen Steinplatten. Fenster hatte keiner der Paläste; durch 12 F. hohe und eben so breite Thore fiel das Licht hinein. Ihre Decke bilden ungehauene, 20 F. lange, 3 F. dicke, 5$^1/_2$ F. breite Steinblöcke. Die 3$^1/_2$ F. dicken Wände bestehen aus einem mit großer Sorgfalt ganz kompakt aufgestampften Cement-Pisé aus Thon, etwas Kalk, basaltischem und vulkanischem Trappsand, und sind von außen und innen mit Quadern bekleidet. Am hohen Sockel und an den Gesimsen findet sich eine Mannichfaltigkeit schön ausgeführter Arabesken in rauher Reliefarbeit, und die schöne Erfindung, wie die genaue Ausführung des Baues sind bewundernswerth und stellen diese Gebäude den schönsten aus dem Alterthum gleich. Auch die Mosaikverzierungen im Innern gewähren einen schönen Anblick. Südwestlich von Zacatecas, nahe bei der Meierei La Quemada, findet man sehr ausgedehnte Ruinen welche den Namen Los Edificios führen. Sie liegen auf und an Porphyrfelsen, einige der vorzüglichsten dieser Gebäude am südöstlichen Fuße, die meisten aber am östlichen, terrassenförmigen Abhange. Das größte derselben ist auf einer von Südwesten hervorspringenden terrassenför-

migen Erhöhung erbaut, steht jetzt ganz isolirt, scheint aber früher gegen Westen mit einigen andern Gebäuden zusammengehangen zu haben. Das Gebäude ist in 2 Räume getheilt, der östliche ringsum von gut erhaltenen, 8 F. dicken, 18 F. hohen Mauern umgeben, 138 F. lang, 100 F. breit; in ihm befinden sich noch 11 gut erhaltene Pfeiler, 18 F. Höhe, 17 im Umfang haltend, welche früher ein Dach getragen zu haben scheinen. Ein 30 F. weites Thor führt von hier in den westlichen Raum, welcher 232 F. lang und 194 F. breit und in der Mitte um 4—5 F. vertieft ist, so daß rings eine 20 F. breite Terrasse herumläuft, von der eine breite Treppe von jeder Seite in die Vertiefung herabführt. Nahe am Rande der Vertiefung läuft ganz um dieselbe herum ein Kanal, entweder um die Bergwasser abzuleiten oder um Wasser in die Vertiefung zu führen. Noch steht vor dem Gebäude eine Säule, wie deren viele dasselbe umgeben haben mögen. In der Mitte der Vertiefung stand ehemals eine Pyramide. Alles ist aus nicht gar großen, unbearbeiteten Steinen aufgeführt. Von hier steigt man gegen Nordwesten über mehre, theils natürliche, theils künstliche Terrassen zu einem anderen Gebäude, welches ebenfalls aus 2 Abtheilungen besteht, deren eine dieselbe beckenförmige Vertiefung enthält, mit den Trümmern von 2 Pyramiden, aber ohne Spuren von Säulen. Diesem Gebäude zur Seite liegen die Ruinen kleinerer Gebäude, ein Labyrinth von unregelmäßigen kleinen Gemächern bildend, Alles in derselben rohen Bauart. Oestlich davon bilden große Terrassen, aus Mauerwerk von plattenförmig zerklüftetem Porphyr bestehend, hohe Abstürze. Nur 2 Wege führen von hier herunter, in noch sichtbare Straßen endend. Eine derselben führt bis auf die hier das Thal begrenzende Höhe, wo ein großer Haufen von Steinen das frühere Vorhandenseyn einer Pyramide verräth. Die Straßen sind alle ganz gerade nach der Schnur gezogen, 13—14 F. breit und gepflastert. Westlich vom erstbeschriebenen Gebäude gehen mehre dieser Straßen strahlenförmig von einem runden Platze aus, etwas über die Ebene erhaben und gepflastert. Ein anderes, kleineres Gebäude mit 2 Pyramiden liegt hinter dem zuletzt beschriebenen, und ihm zunächst findet man die Trümmer mehrer kleinern Gebäude. Weiterhin findet man noch die Spuren von Mauern und andern Befestigungswerken mit schmalen Zugängen, die an den Berg sich anlehnen, und in denen ein ähnliches Gebäude mit 2 Pyramiden, wie die früher beschriebenen, sich findet; eine größere Pyramide erhebt sich auf dem äußersten Felsen, und von ihr laufen 2 Mauern aus. Alles, namentlich die Rohheit der Bauart, weist auf hohes Alterthum hin, und nach Clavigero sind es die Trümmer von Chicomotocz, wo sich die Azteken, ehe sie weiter südwärts zogen, 9 Jahre lang aufgehalten haben sollen. Auch noch höher im Norden findet man Trümmer alter Städte; so wurden 1773 nahe am Gilaflusse Ruinen entdeckt, die fast eine Geviertlieu Flächenraum haben. Die größte dieser Ruinen, Casa grande (das große Haus) genannt, ist genau nach den Weltgegenden gebaut, von Norden nach Süden 408', von Osten nach Westen 252' lang; es war aus Lehm erbaut, die Mauern 4 F. dick, hatte eine Treppe und 3 Stockwerke; eine Mauer mit Thürmen umgab das Gebäude; Wasser empfing es durch eine Leitung aus dem Gilaflusse. Die ganze Ebene ist mit weiß, blau und roth bemalten irdenen Scherben bedeckt. Aber auch der Südtheil des Landes enthält noch stattliche Ueberreste aus der ältern Zeit. Südöstlich von Merida in Yucatan findet man mehre steinerne Gebäude, eines davon, von den Eingebornen Oxmutal genannt, ist noch ziemlich gut erhalten. Seine Vorderseite ist 600 F. lang; die Gemächer, der äußere Corridor und die Pfeiler sind mit Schlangen, Eidechsen und andern Figuren in Relief geschmückt. Man sieht Männer mit Palmzweigen und in der Stellung, als ob sie tanzten und eine Trommel schlügen. Auch nördlich von Merida findet man viele Trümmer. Bei Weitem die merkwürdigsten, ausgedehntesten und großartigsten Denkmale des Alterthums in ganz Amerika findet man im Staate Chiapa unweit Palenque am Flusse Mikol; die Umwohnenden nennen sie Casas de Piedras (steinerne Häuser), s. Palenque. Bei Quiché im Staate Guatemala liegen die Ruinen der Hauptstadt des Reichs Quiché, die einst mit M. an Pracht wetteiferte. Der königl. Palast, 1456 F. lang, 752 F. breit, war aus verschiedenfarbigen, gehauenen Steinen erbaut. Bei Copan, einem elenden Dorfe am gleichn. Flusse, lag einst die Hauptstadt des gleichn. Reiches, das sich vom atlantischen bis zum großen Ocean erstreckte. Sie dehnte sich in der Länge von 2 engl. Meilen am Flusse aus; an ihrem Ostende lag ein Tempel, 750 F. lang und 600 F. breit, unter ihm ein Grabgewölbe; neben ihm standen mehre Obelisken, von denen 7 noch erhalten sind, mit einer Menge Figuren, die mit Mützen, reichgeschmückten, bis auf die Schenkel reichenden Gewändern, Beinkleidern und Sandalen bekleidet sind. Ein kreisrunder Platz ist von steinernen, hübschgewürfelten Pyramiden umgeben, und nahe dabei befindet sich ein Portikus. Das Merkwürdigste ist, daß die hier ausgehauenen Figuren die spanische Tracht haben, obwohl diese Bauwerke lang vor der Ankunft der Spanier aufgeführt wurden. Man findet auch Steintische, Altäre und Abbildungen von Ungeheuern, wie z. B. eine Kröte mit menschlichen Armen und Tigerklauen u. s. w. So finden sich nicht in der Mitte allein, sondern auch im Norden und Süden Anahuacs die Spuren uralter Bildung, und wie viele Denkmale derselben haben nicht die Spanier aus Zerstörungswuth und Fanatismus vernichtet! Der erste spanische Bischof von M. (Zumarraga hieß der Barbar) ließ einmal auf dem Marktplatze eine Menge die Geschichte, die Wissenschaften und Künste der Azteken betreffenden Urkunden, Gemälden und Handschriften zusammentragen, zu einer Pyramide aufschichten und verbrennen. Im Eroberungskriege kam der größere Theil der höhern Stände und der Priester um; fast nur die niedere, schon zuvor in großer Abhängigkeit gestandene Volksklasse blieb übrig und wurde in ein

schweres, geistliches wie weltliches Joch gespannt, und so sind die Nachkommen der Mexikaner jetzt, im Vergleich mit ihren Voreltern, tief gesunken.

Die Fremden. Die Weißen (1,687,000) sind meist spanischer Abkunft und haben ihren Nationalcharakter beibehalten; die gebornen Spanier heißen Chapetons oder Gachupines, die im Lande gebornen Criollos (Kreolen); letztere haben mehr die Fehler, als die Vorzüge ihrer Stammväter geerbt, und besonders ist ihnen eine unwiderstehliche Arbeitsscheu und Trägheit eigen. Beide hatten früher die gleichen Rechte, dennoch wurden die Kreolen stets zurückgesetzt, weil die Regierung ihnen mißtraute, und erhielten selten ein auch nur geringes Amt, und die Chapetons sahen stolz auf sie herab. Hierdurch entstand eine Eifersucht zwischen beiden, die nicht wenig zum Ausbruch der Revolution beitrug. Zu den Chapetons rechneten sich auch die Islenos oder die Einwanderer von den kanarischen Inseln. Die Zahl der Farbigen beträgt 2,800,000; es sind Mestizen (Metis) oder Abkömmlinge von Weißen und Indianern, Mulatten, oder Abkömmlinge von Weißen und Negern, Zambos und Chinos, Abkömmlinge von Negern und Indianern. Die Hautfarbe der Mestizen ist gewöhnlich gelb. Häufig kommen gemischte Ehen zwischen Mestizen und Spaniern vor; die Ehen zwischen Mestizen und Indianern sind aber jetzt nur sehr selten. Die Hautfarbe der aus jenen Ehen erzeugten Kinder nähert sich immer mehr den Weißen, so daß man bei vielen Mestizen nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob sie Kreolen oder Mestizen sind. Noch jetzt aber, obgleich alle Mexikaner ganz gleiche bürgerliche Rechte haben, ist die reine weiße Hautfarbe doch immer lieber gesehen, als die kupferfarbige der Indianer, die gelbe der Mulatten und die schwarze der Neger. Den Müttern kann man daher kein besseres Kompliment, keine größere Freude machen, als wenn man die weiße Hautfarbe ihrer Kinder lobt, wären die Mütter auch noch so gelb oder braun. Spricht ein Mann mit Verachtung von einem andern, so bezeichnet er ihn als einen Schwarzen od. Indianer; es heißt dann gewöhnlich: que quiere este negro od. esto indio (was will dieser Schwarze, dieser Indianer?) Aber auch die Namen Gachupin (Spanier), Estrangero (Fremder) und Ingles (Engländer), wie die untere Volksklasse alle Fremden nennt, sind gehässig. Den Haß gegen Fremde flößten die Spanier und die katholischen Geistlichen dem Volke ein, da Spanien jedem Fremden das Land verbot, und die Geistlichen die übrigen Völker als Ketzer und Ungläubige schilderten. Die Mestizen zweiter oder dritter Abkunft dürfen im Allgemeinen für einen schönen Menschenschlag gelten. Ihre Hautfarbe, wenn auch nicht ganz weiß, ist doch nicht mehr auffallend braun, sondern nur etwas dunkel, wie man sie im südlichen Europa sieht. Dabei ist ihr Haar gewöhnlich schwarz, eben so ihr Auge, das starke Augenbrauen beschatten, der Blick lebhaft und feurig, so wie ihr ganzes Wesen. Sie sind von mittlerer Statur, stark gebaut und gut gewachsen, die Frauen nicht sehr groß, jedoch von schönem Wuchs, ihr Blick lebhaft und vielsagend. Die Häuser der Reichern bilden gewöhnlich ein Viereck, in dessen Mitte ein Hof oder Blumengarten sich befindet, der auf einer oder mehren Seiten mit einem Säulengange (corredor) versehen ist, von welchem mehre Thüren und Fenster nach den verschiedenen Gemächern des Hauses gehen. Besteht das Haus nur aus einem Erdgeschosse, so sind auch hier die Fenster nach der Straße hin selten, klein und gewöhnlich geschlossen. Ein solches Haus enthält gewöhnlich einen ziemlich großen Saal, ein Speisezimmer, mehre Schlafzimmer, Gesindestube, Küche u. s. w. Wenn das Haus zweistöckig ist, so wird das Erdgeschoß selten von dem Eigenthümer bewohnt, sondern als Waarenlager, zum Komptoir, zur Sattelkammer, zu Bedientenstuben u. s. w. benutzt, auch wohl mit besondern Thüren von der Straßenseite versehen, vom Hof und obern Stock völlig abgeschlossen und an ärmere Familien vermiethet. Bei Eckhäusern benutzt man das untere Stockwerk vornehmlich gerne zu Kaufläden. Auch im obern Stock sind nur wenig Fenster nach der Straße hin angebracht, aber große Balkone und schwere hölzerne Thüren ohne Glasscheiben. Die Holzarbeit an den Fenstern und Thüren ist gewöhnlich plump und schwer, eben so die eisernen Beschläge, Gehänge und Schlösser. Weder Thüren noch Fensterladen sind zum Aus- und Einhängen eingerichtet. Die Stubendecke ist selbst in den bessern Häusern nicht bekleidet; gewöhnlich zeigen sich die nur wenig bearbeiteten Balken dem Auge ohne alle Verzierung, selten sind sie bemalt und noch seltener mit bemalter Leinwand überzogen. In geringern Häusern ist der Fußboden mit Lehm ausgeschlagen, in den bessern mit schwach gebrannten viereckigen Mauerziegeln ausgelegt. Die Stubenwände sind gewöhnlich weiß getüncht, selten nach ziemlich altmodischer Weise ausgemalt. Im Saale fehlt selten ein großes Bild der heiligen Jungfrau oder des Heilandes am Kreuze; etliche andere Heiligenbilder und Wandleuchter, häufig von Blech, vollenden die Verzierung der Wände und dienen nur dazu, um die Nacktheit eines solchen Saals noch mehr hervorzuheben. Spiegel und Vorhänge fehlen ganz; eben so kahl sind auch die Wände der übrigen Stuben. An dem einen Ende des Saales, gewöhnlich unter dem Marien- oder Christusbilde, ist der Fußboden in der ganzen Breite des Saals mit einem 2—3 Ellen breiten wollenen Fußteppiche belegt. Auf dieser Seite stehen in den beiden Ecken, häufig auch in allen 4 Ecken des Saals, ganz kleine, bunt bemalte Ecktische mit einem Heiligenbild aus Wachs, einigen Armleuchtern, Porzellanfiguren oder ähnlichen Verzierungen. Hölzerne mit Kissen belegte oder Strohbänke, von einem Tisch zum andern reichend, befinden sich auf dem Teppiche. Mit ähnlichen Bänken ist noch ein oder zwei Dritttheil der übrigen Wände, der Rest aber mit dicht an einander stehenden Stühlen ausgefüllt. Auch steht im Saal noch ein sehr hoher, plumper, bemalter Tisch, mit rothem oder blauem Tuch bedeckt. Auf ihm steht gewöhnlich ein kleines, massiv silbernes Kohlenbecken zur Bequem-

lichkeit der Tabakraucher. Das Speisezimmer ist gewöhnlich der Küche so nahe als möglich, und zeichnet sich häufig durch Mangel an hinreichendem Lichte aus. Das ganze Geräthe in demselben besteht aus einem hohen Tische und einigen eben so hohen Bänken. Die Schlafstuben sind eben so einfach ausgestattet, als die übrigen Zimmer; das Bett, ein paar Stühle und ein auf hölzernen Böcken stehender Koffer oder bunt bemalter Kasten oder auch wohl ein Kleiderschrank ist Alles, was man hier findet. Nur in der Hauptstadt trifft man schönere, reicher ausgestattete Wohnungen, und in den neuesten Zeiten haben der freie Verkehr und die einwandernden Fremden auch hierin manche Veränderung und Verbesserung bewirkt. So verhält es sich auch mit der **Kleidung** der höhern Stände in der Hauptstadt und in den größern Städten; auf dem Lande aber und in den kleinern Städten sieht man noch die **Landestracht**, kurze, häufig mit Schnüren besetzte Jacken, eine bunte, meist rothe Weste, ein nur lose umgebundenes seidenes Halstuch und einen großen, häufig gestickten Hemdkragen. Die Beinkleider bestehen aus weißen, baumwollenen, weiten, unten ganz offenen Unterhosen, die bis auf die Knöchel reichen. Darüber werden blaue, grüne oder schwarze Hosen von Manchester oder Tuch getragen, die auf den beiden äußern Seiten bis über das Knie aufgeschlitzt, mit silbernen oder goldenen Tressen und Stickereien und an dem aufgeschlitzten Stücke mit einer Reihe dicht neben einander stehender Metallknöpfe versehen, unten mit Leder besetzt und mit buntem Kattun gefüttert sind. Sie reichen nur bis über die Hüfte, daß die rothseidene, mit Gold- oder Silberfranzen besetzte Schürze (faja), mit welcher die Unterhosen befestigt werden, über ihnen hervorsieht. Die Halbstiefel sind jetzt fest anschließend; ehemals waren sie offen. Unter dem Knie wird eine gegerbte Hirschhaut (bota) festgebunden, um den untern Theil des Beins beim Reiten vor Dornen u. s. w. zu schützen; sie ist gewöhnlich mit rothem Saffian gefüttert, auch wohl reich mit Gold und Silber gestickt, und kostet dann 70—80 Piaster. Zwischen ihr im Kniegürtel trägt der Reiter gewöhnlich ein langes Messer. Den Kopf bedeckt ein sehr breiträndriger, rothbrauner Hut, mit einem goldenen Bande eingefaßt und am Rand mit einer Tresse versehen. Ueber die Kleidung wird die **Manga** geworfen, ein 4—5 Ellen langes, meist blaues, selten grünes oder schwarzes Tuch, dessen 4 Ecken rund zugeschnitten sind, und welches in der Mitte und der Länge nach mit einem Schnitte zum Durchstecken des Kopfes versehen ist. Sie hat eine breite, gezackte Einfassung von Manchester und in der Mitte ein Stück Sammt. Die **Frazada** ist eine aus Wolle gewebte, große bunte Decke und hat in der Mitte ebenfalls einen Schnitt zum Durchstecken des Kopfes; sie wird vornehmlich beim Reiten getragen. Die besten macht man in Queretaro und Saltillo und zahlt sie mit 40 bis 60 Piastern. Statt der Manga wird auch ein spanischer Mantel (capa) getragen. Beim Reiten kommt dazu noch das Sonnentuch (el panno de sol), das bei starker Hitze unterm Hut getragen wird, um den obern Theil des Körpers zu decken. Die Dürftigern beschränken sich auf ein Hemd (das jedoch bisweilen auch fehlt), Hosen, Unterhosen, Hut und Stiefeln oder Sandalen, und eine wollene oder baumwollene Decke statt der Manga. Bei den Frauen der niedern Klasse besteht die Kleidung gewöhnlich noch aus über den Hüften festgebundenen Röcken von blauem oder rothem Wollenzeuche. Den Oberleib bedeckt ein der Mantilla ähnliches Tuch (rebozo) von blauem und weißem Baumwollenzeuche. Das Haar wird gescheitelt und gewöhnlich in einigen Flechten unter dem Rebozo getragen. Auch die Frauen höherer Stände tragen, zu Hause wenigstens und Morgens beim Besuchen der Kirche, das Rebozo. Beim Ausgehen Nachmittags aber ist der Anzug der Frauen gewählter, durch viele grelle Farben in die Augen fallend, oft ganz ballmäßig. Hüte sieht man selten, statt ihrer wird allgemein über der Frisur und einem hohen glänzenden Kamm das große bunte seidene oder Madras-Halstuch über den Kopf geschlagen, so daß eine der Ecken über den Rücken, die beiden andern aber über die Brust herabfallen. Glänzendes Geschmeide darf bei einem solchen Anzuge nicht fehlen, und leichte Fächer sind noch sehr üblich. Da die meisten Frauen noch rauchen, so tragen sie auch eine kleine goldene Zange zum Anfassen der Cigarren und eine zierliche Cigarrendose bei sich. — Im Allgemeinen steht der Bewohner mexikanischer Städte nicht sehr früh auf; er ist etwas empfindlich gegen die kühle Morgenluft auf der Hochebene, ohne gerade von Natur träge zu seyn. Beim Aufstehen nimmt er gewöhnlich eine Tasse Chokolade nebst einem Stückchen Brod und raucht eine Cigarre; hierauf wird die Kirche besucht und bei der Rückkehr das eigentliche Frühstück, aus Braten, Ragout, oder gebackenen Eiern und schwarzen Bohnen bestehend, eingenommen. Hierauf folgen Geschäftsstunden; gegen 11 Uhr wird wieder etwas genossen (tomar las onze), einige Früchte, etwas Gebackenes, Liqueur oder Wein. Das Mittagessen ist zwischen 12 und 1 Uhr, bestehend aus Suppe (caldo), Reis oder Nudeln (zopa), der Olla aus verschiedenen Fleischsorten, Braten, Ragouts, schwarzen Bohnen (frijoles), Obst oder einer Milchspeise. Getrunken wird erst nach dem Essen; die Tortillas vertreten gewöhnlich die Stelle des Brodes. Man benutzt fast alle Küchengewächse, wie in Europa, auch junge Kürbisse, Kartoffeln jedoch seltener. Die Stelle der Butter ersetzt Schweinefett. Der spanische Pfeffer ist das vornehmste Gewürz. Kälber schlachtet man fast nie. Eingemachtes und gedörrtes Obst (dulce) wird viel gegessen. Nach Tische wird geraucht und Siesta gehalten, dann trinkt man eine Tasse Chokolade. Abends ist die Zeit der Besuche. Die Sitte des Rauchens hat in M. bei beiden Geschlechtern eine in der That merkwürdige Verbreitung. Begegnet man einem Freunde auf der Straße, bei dem man einige Augenblicke verweilt, so wird das Anerbieten einer Cigarre nicht versäumt. Tritt man in ein Haus, um einen Freund, eine bekannte Familie zu besuchen, so folgt ein gleiches Aner-

bieten unmittelbar nach den ersten Erkundigungen über das Befinden u. s. w., und die anwesenden Frauen nehmen keinen Anstand, die kleinen Cigarrenbüchsen hervorzuholen und mit zu rauchen. Im Theater und auf dem Balle, so wie wenn man ein Geschäft mit Jemand abzumachen hat, überall spielt die Cigarre eine Rolle, und es gilt für höchst unschicklich, eine angebotene Cigarre abzulehnen; wenn man auch nicht rauchen will, muß man sie doch annehmen. Der Richter raucht, wenn er ein Urtheil ausspricht, der Priester in der Zwischenzeit der Ceremonien des Gottesdienstes. Die Cigarren sind Puros, bloß aus Tabak bestehend, und Cigarros, wo der Tabak in Papier gewickelt ist. Die Abendgesellschaften (tertulias) enden gewöhnlich um 10 Uhr. Die Musik, die man hier hört, beschränkt sich auf die Guitarre, mit Gesang begleitet. Die Tänze sind die spanischen. Andere Vergnügungen, vornehmlich in der Hauptstadt, sind Kunstfeuerwerke an kirchlichen und politischen Festen, das Theater und Stiergefechte, u. allgemeine Hahnengefechte, Pferdewettrennen, Jagd, die Karten, das Billard, vornehmlich aber Hazardspiele dienen als Zeitvertreib. Denn ein Buch zu lesen, daran denkt der Kreole nicht, auch spricht er bei Besuchen wenig, die Cigarre ist seine Hauptunterhaltung. Die Höflichkeit fordert, daß man einem Fremden sogleich sein Haus und was darin ist, zur freien Verfügung anbietet, eben so sehr aber ist es eine Höflichkeitsregel, von diesem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen. Auch wenn man irgend eine Sache lobt oder bewundert, bietet ihr Besitzer Einem dieselbe sogleich an. Auch bei den Begrüßungen ist man sehr wortreich, gar häufig braucht man die Worte: „Ich küsse Ihnen die Hände," oder bei Frauen: „Ich küsse Ihnen die Füße," und zwar sind diese Höflichkeitsbezeigungen nicht nur in den obern, sondern auch in den untern Klassen üblich, und nicht selten sieht man auf den Straßen Bettler, die einander begegnen, schon von Weitem das Haupt entblößen, den Hut in der Hand sich einander nähern, die Hände schütteln, und hört dann eine Menge von Erkundigungen über das Befinden des Herrn Gevatters, seiner Frau, die stets la seunora genannt wird, der Kinder u. s. w.; endlich wird die Freude darüber ausgedrückt, einander wohl gesehen zu haben und durch wechselseitige Empfehlung in den Schutz Gottes der langen Unterredung ein Ende gemacht. Reisen macht man zu Pferde, in großen, von Maulthieren gezogenen Kutschen, in leichteren Chaisen, Volante genannt, oder in Portchaisen (literas), welche 2 Maulthiere tragen. Wenn man zu Pferde reist, hat man stets wenigstens 2 Pferde, um wechseln zu können, und schickt etliche Saumthiere mit Gepäck und Lebensmitteln voraus. Da die Straßen nicht sehr sicher sind, so muß man sich bei Reisen stets bewaffnen. Die Gasthöfe (posadas) sind schlecht und ermangeln aller Bequemlichkeiten; wer kein Feldbette oder keine Hängematte mit sich führt, muß auf dem Boden, auf einer Bank oder einem Tische schlafen. In vielen Indianerdörfern ist zur Aufnahme von Fremden ein besonderes, aus zwei Stuben bestehendes Haus (casa real) bestimmt, wo man aber nichts, als die nackten Wände findet. Von dem Haß gegen die Fremden wurde schon oben gesprochen; doch hat ihre Zahl in neuerer Zeit sich vermehrt. Den Deutschen machen vielseitige Bildung, völlige Harmlosigkeit seines politischen Verhältnisses vor Briten, Franzosen und Nordamerikanern beliebt, während die Nordamerikaner für eigennützig gelten, sich als habgierige Nachbarn beweisen, die Briten im Verdacht stehen, Einfluß zu suchen, die Franzosen für Anhänger Spaniens (und früher für Kundschafter zu Gunsten des monarchischen Systems) gelten. Die Zahl der Neger im Lande beträgt kaum 13,000; sie sind nach der neuen Gesetzgebung frei, aber auch früher, ehe die Sklaverei aufgehoben wurde, war ihre Zahl gering, nur in der tierras calientes fand man sie in größerer Anzahl in den Pflanzungen. Die Gesetze aber sorgten für sie sehr; wenn ein Negersklave sich eine Summe von 6—800 Gulden erworben hatte, so konnte er sich dafür seine Freiheit erkaufen, und sein Herr mußte ihn frei lassen, selbst wenn ihn dessen Ankauf eine weit größere Summe gekostet hatte. Wurde ein Sklave grausam behandelt, so setzte man ihn, wenn er klagte, in Freiheit.

Staatliche Verhältnisse. In der ersten Zeit nach der Umwälzung herrschten nordamerikanische Freiheitsideen vor. Die Verfassung des Staates war vom 4. Oktober 1824 bis 1835 die einer repräsentativen, volksthümlichen und föderativen Republik und beinahe dieselbe, wie die der Vereinigten Staaten, nur den Hauptunterschied ausgenommen, daß die Nationalreligion die römisch-katholische ist und stets bleiben soll. Die diesen Föderativstaat ausmachenden freien, souveränen und für sich unabhängigen Staaten führten in ihrer Vereinigung oder Union den Titel: Vereinigte mexikanische Bundes-Staaten (Estados unidos Mexicanos). Das Wappen ist ein gekrönter Adler, welcher mit dem linken Fuße auf einer, aus einem, mitten in einem See liegenden Felsen vorspringenden Nopalpflanze steht, mit der rechten Klaue eine Schlange faßt und im Begriffe ist, sie zu zerreißen. Die Nationalflagge besteht aus drei lothrechten Streifen, grün, weiß und roth, in der Mitte mit dem schwebenden Adler. Die Souveränität stand dem Volke zu und war in gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt getheilt. Die gesetzgebende Gewalt war einem Generalkongreß übertragen, welcher aus dem Senate und dem Hause der Deputirten besteht. Ein Distrikt, der 40,000—80,000 Einw. hat, schickte einen Deputirten und jeder Staat überdies 2 Senatoren. Die vollziehende Gewalt war einem Präsidenten der vereinigten mexikanischen Staaten übertragen, dem ein Vicepräsident zur Seite stand. Beide wurden vom Generalkongreß aus den Personen erwählt, welche die Kongresse der einzelnen Staaten dazu vorgeschlagen hatten. Ihre Würde dauerte 4 Jahre. Bundesstaat war M. mit einem Umkreise von 2 Meilen, wo sich der

Kongreß alle Jahre versammelte. Während der Zwischenzeit von einer Kongreßsitzung zur andern bestand ein **Staatsrath**, der aus der Hälfte der Senatoren zusammengesetzt war, und wo der Vicepräsident den Vorsitz führte. Das **Ministerium** ist aus einem Minister des Innern, des Aeußern, der Finanzen, des Kriegs und des öffentlichen Unterrichts zusammengesetzt. Weder Geburt noch Reichthum sollen Vorrechte geben, vollkommene Gleichheit der Rechte bestehen, die politische Preßfreiheit nie suspendirt werden, Güterkonfiskation und Tortur, Einkerkerungen auf bloße Indicien hin nie mehr vorkommen. Jeder Mexikaner von 18 Jahren ist vollkommen selbstständig und frei, doch muß jeder Deputirte 25, jeder Senator 30 Jahre, der Präsident und Vicepräsident (stets geborene Mexikaner) 35 Jahre alt seyn. Indessen zeigte sich schon in dieser Verfassung, dem Werk der nordamerikanischen Partei, manche bedeutsame Abweichung von ihrem Vorbilde. Dahin gehört die Anerkennung einer Staatsreligion, die Uebertragung der Rechtspflege an juristische und heimliche Gerichte, die Einführung doppelter Abstimmungen bei den Wahlen. Diese Verfassung fand von Anfang an viele Feinde. Man legte ihr zur Last, was nur eine Folge der mangelnden Bildung der Bevölkerung war, daß nämlich Vielen Freiheit und Ungebundenheit als gleichbedeutend erschien, und Anarchie als beständige Begleiterin der Republik auftrat. Diesem Uebel glaubte man nur dann steuern zu können, wenn man die Souveränität der einzelnen Staaten durch eine **Centralregierung** ersetzte. Die Unlust mußte zunehmen, da die einzelnen Staaten häufig gegen Beschlüsse des Generalkongresses mit den Waffen in der Hand protestirten, und in Folge der Bürgerkriege eine Auflösung der Union in viele einzelne Staaten zu befürchten war. Indessen mischten sich auf beiden Seiten, bei **Föderalisten** und **Centralisten**, viele selbstsüchtige Motive ein. Die Föderalisten hatten ihren Hauptstützpunkt in jenen Gutsbesitzern und Kaufleuten der Provinzen, die nur dann auf eine Anstellung hoffen konnten, wenn der lokale Einfluß herrschend blieb, d. h. die Föderationsakte aufrecht erhalten wurde; zu den Centralisten gehörten alle die Generale und Oberoffiziere, die ihre unermeßlichen Verdienste um die Republik in den kleinen Heeren der einzelnen Staaten nicht ausreichend belohnt glaubten und nach einem höhern Range, wo möglich nach der Präsidentenwürde strebten. Die Centralisten umfaßten zugleich die meisten Anhänger der Aristokratie und der Geistlichkeit, während die liberalen und demokratischen Mexikaner größtentheils zu den Föderalisten gehörten. Auch eine **royalistische Partei** gab es, auf vornehme Kreolen und im Lande gebliebene Spanier gestützt, aber im Ganzen ohne Einfluß und auf Intriguen angewiesen, welche die Verwirrung allerdings vermehren, aber niemals im Sinne der Monarchie lösen konnten. Die Föderalisten hatten so lange das Uebergewicht, als die Freiheitsgrundsätze des Unabhängigkeitskriegs bei einer aufgeregten Bevölkerung noch im frischen Angedenken waren. Sie fielen sogleich, als sie den Versuch wagten, ihren Ansichten durch Reformen des Militärwesens und der Geistlichkeit dauernde Herrschaft zu verschaffen. Die beiden bedrohten Stände verbanden sich auf der Stelle miteinander und gewannen durch Einfluß der Geistlichkeit die große Mehrheit der Bevölkerung. General Santa Ana, im Unabhängigkeitskriege kaum genannt, erst 1829 durch Besiegung eines von der Havanna gekommenen spanischen Heeres berühmt geworden, ursprünglich Demokrat, dann plötzlich wie im Handumdrehen Aristokrat und Centralist, wurde das Werkzeug zum Sturz der Föderalisten. Die Verfassung machte 1835 einer **Centralregierung**, mit einem Präsidenten an der Spitze, Platz, die sich bis jetzt unter Zuckungen und manchem raschen Personenwechsel behauptet hat. So ist aus den früher konföderirten Staaten **eine** repräsentative Republik geschaffen worden. Die Regierung theilt sich in 3 Zweige, die ausübende, gesetzgebende und richterliche Macht. Die gesetzgebende wird von den beiden Kammern der Deputirten (1 auf 70,000 Seelen) und der Senatoren (deren 63 sind) gebildet. Die bisherigen besonderen Staaten sind jetzt bloß **Departements**, jedes mit einem **Gouverneur** und einer **Departementsjunta**, deren Mitglieder von dem Volke erwählt werden. In den Departements haben die Gouverneurs die vollziehende Gewalt.

Rechtspflege. Es fehlt in der Verfassungsurkunde nicht an tönenden, unparteilichen Rechtsschutz und Vernichtung des Verbrechens zusagenden Phrasen, aber in der Wirklichkeit sieht es um so trauriger aus. Die Kriminalprozesse, die sich Jahre lang hinschleppen, enden bei dem schlechten Zustand der Gefängnisse ziemlich regelmäßig mit dem Davonlaufen der Verbrecher. Die Civilrechtspflege leidet unheilbar unter der widersinnigen Bestimmung, welche die fortdauernde Gültigkeit des altspanischen Rechts mit allen seinen zahllosen Formeln, Ausnahmen, Kontroversen und Widersprüchen befiehlt. Die erste Instanz liegt in den Händen ungebildeter Alkalden, die häufig weder lesen, noch schreiben können und, weil sie keine Besoldung erhalten, der Bestechung um so zugänglicher sind. Beim Sportelwesen vermißt man feste Taxen, die gerichtlichen Depositen sind unsicher. Von der Abfassung nationaler Gesetzbücher, von durchgreifenden Reformen ist viel die Rede gewesen, aber nie etwas geschehen. Die Fremden sind noch schutzloser, als die Einheimischen, und ihr Verhältniß würde geradezu unerträglich seyn, wenn die europäischen Mächte nicht hin u. wieder kräftig einschritten, wie die Franzosen 1838 bei San Juan de Ulloa. — Die **Finanzverwaltung** ist in demselben schlechten Zustande, wie die Justiz. M. hat seit dem Unabhängigkeitskriege eine bedeutende äußere Schuld kontrahirt, die sich auf 36,778,000 Pesos beläuft, wozu noch 8—10,000,000 Pesos innere Schuld zu rechnen sind. Die Ausgaben und Einnahmen stellen sich in den einzelnen Jahren sehr verschieden dar, wie aus folgender kurzen Tabelle hervorgeht:

	Einnahme. Pesos.	Ausgabe. Pesos.	Ueberschuß. Pesos.	Mangel. Pesos.
1828—1829:	13,931,830	15,958,842	—	2,027,012
1830—1831:	17,256,882	16.466,037	790,845	—
1838—1839:	27,578,577	26,083,817	1,494,760	—
1840:	12,874,100	21,836,781	—	8,962,681.

Das Heer verschlingt stets den größten Theil der allgemeinen Landeseinnahmen und nimmt oft weit über deren Belang in Anspruch. Auch hier mögen Zahlen sprechen, die wir in Folgendem geben:

Rechnungsjahr.	Staatseinnahmen.	Kosten für das Heer.
1825	15,746,580 Pesos.	18,916,524 Pesos.
1835	12,000,000 „	9,372,875 „
1840	12,874,100 „	17,116,878 „

Da die mexikanische Heereseinrichtung in der neuesten Zeit durch den Krieg mit den Vereinigten Staaten ein besonderes Interesse erhalten hat, so verweilen wir bei diesem Punkte etwas länger. Die Landmacht besteht aus dem stehenden Heere (ejercito permanente), der Landwehr (milicia activa) u. der Nationalgarde (milicia civica). Das stehende Heer hat einen Generalstab, eine Ingenieurbrigade, 3 Brigaden Artillerie, worunter eine reitende, 12 Bataillone Linieninfanterie, 11 Kompagnien leichter Infanterie (compañias sueltas), 12 Regimenter Linienreiterei, 2 Schwadronen Chevauxlegers, 35 Kompagnien leichter Grenzreiterei (compañias presidiales) zur Beschützung der nördlichen Grenzen und ein Reiterdetachement zum Dienst mit den leichten Kompagnien. Die Stärke dieser verschiedenen Waffengattungen ist folgende: Generalstab: 13 Divisionsgenerale, 18 Brigadegenerale, 18 Generalkommandanten der Militärdistrikte, 20 Ober= und Platzkommandanten in den Festungen und den Militärstationen (presidios), 6 Inspektionsadjutanten, 4 Flügeladjutanten des Präsidenten. Ingenieurcorps: 1 General, 4 Obersten, 4 Oberstlieutenants, 14 Hauptleute, 18 Oberlieutenants, 16 Unterlieutenants, 44 Unteroffiziere, 12 Spielleute, 132 Sappeurs, Mineurs und Pontoniere. In Friedenszeiten soll dieses Corps mit Grenzbestimmungen, militärischen Uebersichten, astronomischen Ortsbestimmungen, Aufnahme von Karten und Plänen beschäftigt werden, wie bisher geschah, wodurch die topographische Landeskunde manche Bereicherung gewonnen hat. Artillerie: Etatsmäßig soll sie 1767 Köpfe stark seyn, ist aber nie vollzählig und überdies mangelhaft organisirt. Die in der Republik vorhandenen Feldgeschütze werden angegeben auf 318 metallene und 456 eiserne Kanonen verschiedenen Kalibers, 35 metallene Feldschlangen, 17 Mörser und 13 Karonnaden. Infanterie: Jedes Linienbataillon soll 1223 Mann haben, jede leichte Kompagnie 102 Mann, so daß die ganze Stärke 15,798 Mann betragen haben würde, einschließlich der Offiziere. Diese etatsmäßige Zahl ist aber noch nie unter den Waffen gewesen, vielmehr betrug die Mannschaft, wenn sie auf dem Kriegsfuße stand, nie mehr als die Hälfte der vollen Zahl, und war im Frieden begreiflicher Weise noch viel schwächer. Reiterei: Jedes Linienregiment 815, jede leichte Schwadron 500, die 45 compañias presidiales zusammen 3364, das zum Dienst mit den leichten Kompagnien bestimmte Detachement 56, zusammen also 14,200 Pferde. Doch gilt auch hier, was bei der Infanterie gesagt wurde, daß der wirkliche Bestand immer tief unter der Nominalstärke bleibt. Das stehende Heer hat auch außerdem eine Kriegsschule, Pulver= und Munitionsfabriken, Geschützgießereien und Sanitätsanstalten. Die milicia activa, die oben Landwehr genannt wurde, soll etatsmäßig bestehen aus 12 Kompagnien Artillerie zu 1152 Mann, 20 Bataillonen Fußvolk im Innern zu 24,240 Mann, 13 Bataillonen an den Küsten (guarda costas) zu 6600 Mann, 15 Kompagnien an den Nordgrenzen, 1500 Mann, endlich 12 Schwadronen Reiterei, 2675 Mann, zusammen 36,167 Mann. Zu dieser Heeresabtheilung stellt jedes Departement sein bestimmtes Kontingent, das stets vollkommen ausgerüstet und marschfertig (auf dem Papier), in Wahrheit aber stets beurlaubt ist. Beruft die Regierung die milicia activa, so tritt diese ganz in das Verhältniß des stehenden Heeres. Die Bürgergarde, dieser dritte Bestandtheil des Heeres, gehört eigentlich der Zeit der Föderativrepublik an. Seit die Centralregierung 1835 an deren Stelle trat, ist sie thatsächlich aufgelöst, und zwar durch ein Dekret des Generals Barragan des Inhalts, daß dieses Corps auf $\frac{1}{500}$ der waffenfähigen Bevölkerung der Staaten reducirt werden sollte. Bis zum Jahre 1835 war die Ausrüstung der Bürgergarde ausschließlich Sache des einzelnen Staates, der auch bestimmte, ob Reiterei oder Fußvolk auszuheben sey. Nach den damals geltenden Bestimmungen betrug die Stärke 100,000 Mann, worunter etwa 18,000 Reiter, doch waren durchschnittlich nur 35,000 Mann ausgerüstet. Die Auflösung geschah, damit das stehende Heer die Obergewalt ganz ungehindert ausüben könne. Dieses stehende Heer ist der eigentliche Krebsschaden M.s. Das Heer hindert nicht allein durch die ungeheuern Kosten, die es verursacht, jede durchgreifende Reform, von ihm sind auch seit 1825 alle Revolutionen ausgegangen, die bisher Unordnung und Unsicherheit permanent erhalten haben. Und doch kann dieses Heer nicht einmal das Verdienst beanspruchen, das Vaterland gegen äußere Feinde geschützt zu haben. Die Soldaten, die sich wie römische Helden geberden und in der That eine Horde von Prätorianern sind, haben im Felde noch nie Stand gehalten. Was sich in Texas, bei San Juan de Ulloa rc. zeigte, wiederholte sich im mexikanischen Kriege: eine Hand voll tapferer Truppen genügte, ein großes mexikanisches Heer in regellose Flucht zu schlagen. Unter den anscheinenden Vertheidigungsmitteln des Staates sind auch noch die Festungen aufzuzählen. M. besitzt deren fünf: Vera=Cruz mit dem Fort San Juan de Ulloa, San Carlos de Perote, Acapulco, San Blas und Campeche. Die meisten sind im Verfall, Ulloa u. Campeche in einem vergleichungsweise guten Zustande. Die Kriegsmarine ist ziemlich unbedeutend. Sie besteht in einem Linienschiffe, 3 Korvetten, 2 Brigantinen, 3 Kanonierböten, 3 gewöhnlichen und 2 Post=Goeletten. Bei dieser Marine hat M. gespart, was es bei dem Heere verschwen=

dete. Es sind jährlich kaum 40,000 Pesos für sie verwendet worden. — Um alle die Entwickelung M.s bedingenden Elemente kennen zu lernen, müssen wir noch einen Blick auf die Kirche werfen. Die Geistlichkeit M.s gehörte vor der Revolution zu den reichsten der Welt. Der Erzbischof (von M.) und die 9 Bischöfe (von la Puebla, Guadalaxara, Valladolid, Durango, Monterey, Oaxaca, Yucatan, Chiapa und Sonora) hatten ein Jahreseinkommen von 541,000 Pesos, das Kapitalvermögen der Kirche bestand in 44,500,000 Pesos, das Grundeigenthum wurde auf 13 Millionen Pesos, das Inventarium an Gebäuden, Heiligenschmuck und Gemälden u. s. w. auf 96 Millionen angeschlagen. Die Pfarrer, 1073 an der Zahl, lebten vom Zehnten, der gegen 2 Millionen Pesos betrug, von Kommunalabgaben und Stolgebühren. Mit Rom bestand keine direkte Verbindung, da Alexander VI. in einer Bulle den König von Spanien als Oberhaupt der katholischen Kirche in ganz Amerika anerkannt hatte. Dem König stand das Patronatrecht über alle Kirchen zu; ohne seine Genehmigung durfte keine Bulle veröffentlicht werden; ein päpstlicher Legat oder Nuntius fand nie Zutritt. In diesem Jahrhundert haben in diesem Verhältnisse bedeutende Veränderungen Statt gefunden. Namentlich hat sich das Vermögen der Kirche sehr vermindert, zunächst durch Don Manuel Godoy, der einen Theil desselben zum Tilgungsfond nach Madrid zog, dann durch die spanischen Behörden M.s, die während der Revolution viele Kirchengelder zur Deckung der Bedürfnisse verwendeten, endlich durch zahllose Veruntreuungen der Verwalter der milden Stiftungen. Gegenwärtig beläuft sich das Kapitalvermögen der Kirche nach der Angabe des Kultusministers Don Miguel Ramos Arispe noch auf 20 Millionen Pesos, der Ertrag des Zehnten auf die Hälfte der früheren Summe. Das Verhältniß zu Rom ist bisher unerledigt geblieben. Die Republik beansprucht als Nachfolgerin der Krone Spanien alle Rechte derselben, namentlich das Patronatrecht, während Rom die Kirche Neuspaniens in direkte Abhängigkeit von sich bringen will. Die wiederholten Versuche, ein Konkordat zu Stande zu bringen, sind an dieser Differenz gescheitert. 1831 kam man indessen über eine Art von Provisorium überein, indem die Republik zu den erledigten Bischofsstellen Kandidaten vorschlug, die der Papst genehmigte, bei der Besetzung der Kapitelpfründen ihrem Patronatrechte für dieses Mal entsagte und eine Bulle genehmigte, die den Bischof von Puebla zum apostolischen Delegaten in regionibus mexicanis unter unmittelbarer Autorität des päpstlichen Stuhles ernannte. Der Einfluß der Geistlichkeit hat sich eher vermehrt, als vermindert. Sie hat an der Revolution den thätigsten Antheil genommen. Ein Pfarrer, Hidalgo, war der erste General der Insurgenten, die Bußgesellschaft des heiligen Philipp von Neri bildete später den Versteck, in dem Iturbide, Andrade und Bustamente ihre Pläne zum Umsturz der spanischen Herrschaft vorbereiteten. In den spätern Generalkongressen haben Geistliche mehrmals die Majorität gebildet. Dieser Einfluß der Geistlichkeit zeigt sich auch in der Bestimmung der Verfassung, daß keine akatholische Religion geduldet wird und selbst Privatandachten Andersdenkender untersagt sind. Die in 15 Provinzen eingetheilte Ordensgeistlichkeit bestand 1827 aus 1918 Personen und besaß 150 Klöster, von denen aber seither mehre aufgehoben wurden: Dominikaner in M. 10 Klöster, in Puebla 6, in Oaxaca 5, in Ciudad Real 4, zusammen 25; Franziskaner in M. 34 Klöster, in Queretaro 15, in Potosi 11, in Guadalaxara 7, in Merida 1, zusammen 68; Augustiner in M. 11 Klöster, in Salamanca 11, zusammen 22; Karmeliter in M. 16 Klöster; barmherzige Brüder in M. 19 Klöster; in den Nonnenklöstern befanden sich 1931 Personen. Dazu kamen 6 Missionsgesellschaften in M., Queretaro, Pachuca, Orizava, Zacatecas und Zapopan, mit 61 Missionen in Kalifornien, Sonora, Cohahuila, Tamaulipas, las Tarahumanes und Texas, in denen 307 Geistliche sich befanden. Die Kapitalien der milden Stiftungen wurden zu 35 Mill. Piaster angeschlagen.

Die **Bildung** ist im Allgemeinen gering; die trägen Kreolen sind meist sehr unwissend und haben kein Verlangen nach geistiger Bildung, doch haben sich neuerdings einige den mathematischen und Naturwissenschaften gewidmet. Das **Unterrichts- u. Erziehungswesen** wurde durch den Kongreßbeschluß vom 16. Oktober 1826 folgendermaßen geordnet: Der öffentliche Unterricht umfaßt 3 Klassen. Zur ersten Klasse gehören die Elementarschulen nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts. Die zweite Klasse umfaßt alle höheren Lehranstalten für die Unterweisung in der allgemeinen Sprachlehre, Philologie, Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Botanik, Agrikulturwissenschaft, Zoologie, Logik, Staatsökonomie, Statistik, Moral, Chronologie, älterer u. neuerer Geographie, Literatur- und Weltgeschichte, dem Natur-, Völker- und Staatsrecht. Die einzelnen Staaten sorgen für die Anlegung von höheren Schulen solcher Art aus eigenen Mitteln. Die Lehrer all dieser Anstalten vereinigen sich zu einer Gesellschaft, welche sich mit der Herausgabe der klassischen Autoren und sonstiger nothwendigen Lehr- und Schulbücher beschäftigt. Jede Anstalt erhält eine Bibliothek, eine Zeichenschule, ein chemisches Laboratorium, eine Naturaliensammlung, ein physikalisches Kabinet, eine Sammlung von Gewerbserzeugnissen, Maschinen ꝛc. Der Gehalt der Professoren beläuft sich, nach Beschaffenheit, jährlich auf 1000—2500 Piaster. Zur dritten Klasse gehören alle auf Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin u. Kriegswissenschaft sich beziehenden Unterrichtsanstalten. Die Theologie zerfällt in 5 Fächer: allgemeine Religionslehre, Kirchen- und Dogmengeschichte, Dogmatik u. Moral, Schriftstudium u. Liturgie. Die Rechtsgelehrsamkeit hat 2 Abtheilungen: Grundsätze der allgemeinen Gesetzgebung, verbunden mit der Geschichte des röm. und vaterländischen Rechts und die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft. Das kanonische Recht studiren Juristen und Theologen gemeinschaftlich; es bestehen dafür 3 Lehrstühle, Ge-

schichte u. Elemente des kanonischen u. Staatsrechts, Institutionen des Kirchenrechts und Geschichte des Kirchenrechts mit der Uebersicht der Koncilien. Für die Medicin gibt es medicinisch-chirurgisch-pharmaceutische Schulen, an denen 8 Professoren für die einzelnen Zweige: Anatomie, Physiologie u. Hygieine, chirurg. Pathologie, Operations- u. Entbindungskunst, allgemeine Pathologie u. materia medica, chirurg. Klinik, klinische Heilkunst, Naturwissenschaft nebst theoretischer u. praktischer Pharmacie u. Staatsarzneikunde angestellt sind. An den theologischen und Rechtsschulen haben die Professoren jährlich 1500—3000, an den medicinischen 1000—2000 Piaster Gehalt. Weiter besteht noch eine allgemeine Hochschule (academia general) mit 11 Lehrstühlen, wo jeder Lehrer 3000 Piaster Gehalt bekommt, um den Unterricht der 2. und 3. Klasse zu vollenden. Die Lehrfächer sind: theoretische und angewandte Geometrie, höhere Analysis, Mechanik, bürgerliche u. Kriegsbaukunst, Bergbau, Geodäsie und Topographie, angewandte Physik und Chemie, topographische Zeichenkunst, Bildhauer-, Maler- und Kupferstecherkunst. Zu dieser Hochschule sollen angeschafft werden: Sammlungen von Planen, Karten, Modellen, physikalischen, mathematischen u. chirurgischen Instrumenten, anatomischen und pharmakologischen Präparaten, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, ein chemisches Laboratorium, ein medicinischer Pflanzengarten 2c. Für Artillerie-, Ingenieurwissenschaft, Kanal- und Brückenbau, Militärgeographie und Schiffbaukunst sollen 6 Applikationsschulen gegründet werden, bei denen jeder Lehrer 3000 Piaster erhält. Zuletzt soll auch noch eine Akademie der Wissenschaften gegründet werden, die in M. ihren Sitz haben soll; ihre Mitglieder sind die Lehrer aller Kollegien und der Hochschule; auch kann sie andere Gelehrte aufnehmen. Alle Jahre ist eine allgemeine Versammlung, wo über Gegenstände des öffentlichen Unterrichts verhandelt und eine Darstellung des Zustandes der Wissenschaften im Staate bekannt gemacht wird.

E. Sartorius gibt folgenden Bericht über Schulwesen, Kunst und Literatur in M. in der Gegenwart. Die Elementarschulen in den Städten stehen unter der Oberaufsicht des Stadtraths, und die Lehrer werden aus städtischen Mitteln besoldet. Die meisten Städte setzen eine Ehre darein, daß der Unterricht für Kinder beider Geschlechter möglichst vollständig ertheilt werde; da es aber an Bildungsanstalten für Lehrer u. Lehrerinnen fehlt, so ist es schwer, die Stellen mit tauglichen Subjekten zu besetzen. Die Schulen sind stark besucht, trotzdem daß die Verpflichtung zum Schulbesuch wenig überwacht wird, aber sie leisten wenig. Für die höhere Bildung der männlichen Jugend findet sich in allen Städten eine Art Gymnasien, Colegios genannt, welche ganz nach dem Zuschnitt der alten Klosterschulen eingerichtet sind. Die Schüler wohnen auf klösterliche Weise zusammen, die Lehrer sind Geistliche, die Lehrgegenstände der alte scholastische Kursus, wie er in Deutschland vor 300 Jahren bestand. Die ganze Einrichtung ist erbärmlich, und weder die intellektuelle, noch die moralische Bildung förderns. Man hat deshalb in neuerer Zeit gelehrte Schulen nach europäischem Muster zu bilden begonnen, worin die Bergwerkstädte Guanaxuato und Zacatecas mit gutem Beispiel voran gingen. Auch die Hauptstadt hat darin dem Geiste der Zeit zu huldigen gesucht, die Mittel entsprachen jedoch nicht überall dem Zwecke. Die Bergwerkschule, colegio de mineria, noch von den Spaniern mit bedeutenden Mitteln gegründet, erfordert eine Umgestaltung und vor Allem tüchtige Lehrer. Die meisten gelehrten Schulen sind geistliche Stiftungen, weshalb ihre ganze Leitung in den Händen der höhern Geistlichkeit ruht. Schon wegen der Stabilität, welche in dem System der Kirche liegt, sind Neuerungen nicht durchgreifend zu erwarten, um so weniger, als die ganze Verwaltung des Kirchenvermögens einzig von der Kirche, ohne Einmischung des Staats, besorgt wird. Mehrmals wurde von der Regierung versucht, der Kirche die Verwaltung des Vermögens abzunehmen; aber da sie keine hinreichenden Garantien für die Sicherheit des Kapitals bieten konnte, ließ sich die Sache nicht durchführen. Die Universitäten sind nach dem Zuschnitte der übrigen gelehrten Schulen organisirt; jede Fakultät hat ihre scholastische, klosterartige Einrichtung, was der freien Behandlung der Wissenschaft und dem lebendigen Studium hemmend entgegentritt. Bemittelte junge Leute vollenden ihre Studien im Ausland, namentlich die Mediciner. Eine Obermedicinalbehörde (el proto medicato) zählt in ihrem Kreise gebildete Männer, welchen die Prüfung aller Aerzte, die ihre Wissenschaft praktisch üben wollen, obliegt, so wie die der Pharmaceuten. Im Ganzen ist die wissenschaftliche Bildung der mexikanischen Städte gewiß eben so weit, als die der meisten Provinzen der pyrenäischen Halbinsel, was freilich nicht viel sagen will. Für Kunstbildung ist außerordentlich wenig geschehen. Zwar besteht in M. eine Akademie für Malerei und Skulptur (academia de San Carlos), welche einige gute Schüler erzogen hatte; aber auf die Geschmackbildung im Ganzen hatte sie bis jetzt wenig Einfluß, und eben so wenig legte sie den Grundstein zu einer nationalen Kunstentwickelung, zu einer originalen Schule. Die Kunst hat bis jetzt nur versucht, die Tempel zu schmücken, wenn man einen Schmuck jene gräulichen Gestalten nennen will, welche die Altäre vieler Dorfkirchen (und auch Stadtkirchen) verunstalten. Daß es an Talent für plastische Darstellungen nicht fehlt, erkennt man an den Wachsbildern und Statuetten, welche sehr naturgetreu Gruppen aus dem Volke, einzelne Figuren, Früchte, Thiere u. dgl. darstellen. Selbst in den niedern Kunstschöpfungen des Indianers zeigt sich Gefühl für elegante Form, was wir z. B. in seinen Töpferwaaren, in seinen Blumenportalen vor den Kirchen und Ausschmückungen der Altäre sehen können. In der Baukunst sieht man den Mangel an schönen Mustern. Die öffentlichen und Privatgebäude der Städte sind zum großen Theil sehr solid, massenhaft, auch zweckmäßig; aber es fehlt die

Eleganz der äußern Form. Einzelne Talente, wie Tolsa, Trasguerras u. A. führten wirklich schöne Bauwerke aus; auch werden in neuerer Zeit manche Façaden nach jetzigem Geschmack umgebaut; jedoch herrscht in der großen Mehrzahl der Gebäude ein traditioneller span. Baustyl vor, welcher unverkennbar von dem altrömischen Hause den Grundtypus der Einrichtung entlehnt hat und theilweise durch arabische Formen an die Zeit der Herrlichkeit Granada's u. Cordova's erinnert. Das Haus des reichen Städters ist im Innern mit vielem Luxus ausgestattet. Schöne, breite Marmortreppen führen zur Hauptetage in den hellen Säulengang, der von 4 Seiten den Hofraum (impluvium der Römer) umzieht. In großen chinesischen Vasen stehen blühende Gewächse auf der Brüstung, Gemälde zieren die Wände. Die vielen und glänzenden Räume zeigen elegante Fußteppiche, kostbare Geräthe, werthvolle Wand- und Deckengemälde. Die Fußböden sind von gebrannten Steinen oder Marmor, oft auch von einer festen Gypsmasse, welche wie ein Teppich gemalt und gefirnißt wird. Nicht allein in der Hauptstadt findet man glänzend eingerichtete Häuser, sondern auch in den Provinzialstädten so wie überhaupt der reiche Mexikaner in seinem Hause und Haushalt, in vieler Dienerschaft, schönen Equipagen, theuern Pferden u. Maulthieren und dergl. seinen größten Stolz sucht. Für die Musik ist in der Stadt, wie auf dem Lande Jedermann eingenommen; der Kreole, wie der Mestize, hat viel Talent dafür; alle Welt spielt und singt, und doch liegt die musikalische Bildung noch sehr im Argen. An dem kirchlichen Gesang nimmt die Gemeinde keinen Antheil, sondern einzig der bezahlte Chor, den nur die Kathedralen und größern Pfarrkirchen unterhalten können. In den Schulunterricht ist die Musik nirgends aufgenommen. Man lernt Piano, Harfe und Guitarre klimpern, ohne eine Note zu kennen, ja ganze Musikbanden von Saiten- und Blasinstrumenten sind, wie man im Lande sich ausdrückt, bloße Lyriker, d. h. solche, die nur nach dem Gehör spielen. Die Zahl derer, welche einen regelrechten Musikunterricht erhalten, ist nur sehr klein. In den größern Städten, zumal in der Hauptstadt, findet man tüchtige Orchester und auch von Privatzirkeln wird Musik mit Liebe gepflegt. Die deutsche Liedertafel in M., welche für wohlthätige Zwecke selbst öffentliche Koncerte gab, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für Chorgesang zu wecken. Es gibt mexikanische Kompositionen, die recht gut sind, aber nicht den Stempel einer Nationalität tragen. Originell ist nur das Volkslied, die Tanzweise, welche ursprünglich spanisch ist, aber sich eigenthümlich ausgeprägt hat, so daß man der Melodie augenblicklich anhört, ob sie auf den Hochebenen oder in den warmen Küstengebieten ihren Ursprung hatte. Der Glanzpunkt für die profane Musik bleibt immer die Oper, und die Neigung für das Theater überhaupt ist bei dem Stadtbewohner M.'s sehr vorherrschend, wie denn das ganze Volk eine Leidenschaft für öffentliche Schaustellungen hat. In M. wird viel für die Oper gethan, weil das Publikum der Kenner und Dilettanten ein großes ist. Der berühmte Manuel Garcia war der eigentliche Begründer der Oper, die er einige Jahre dirigirte. Seinem unermüdlichen Fleiß und seiner ausgezeichneten Methode gelang es, die mozartschen Meisterwerke, den Cortez und die Vestalin von Spontini, die bessern Arbeiten von Rossini u. s. w. in Scene zu setzen und dadurch, daß er nur Gediegenes zur Ausführung brachte, den Geschmack an guter Musik auszubilden. Seitdem hielt sich die Oper, und wenn auch das Personal vielfach wechselte, wenn auch die Einmischung des Balets mehr dem Auge der schaulustigen Menge schmeichelte, als dem Ohre des Musikfreundes Genüge leistete, so darf man doch ihre Wirkung nicht verkennen. Die Stadt M. hat drei Theater: eins für kleine Novitäten, Lustspiele und Vaudevilles, dann das alte Coliseo und das neue Nationaltheater. Letzteres wurde in den Jahren 1842 und 1843 von dem span. Architekten Hidalgo erbaut und kann hinsichtlich der Größe und Ausstattung den ersten Europa's an die Seite gesetzt werden. In den größern Provinzialstädten, wie Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara sind stehende Theater; in den mittlern, wie Orizava, Vera-Cruz, Oaxaca, wenigstens in der kühlern Jahreszeit vom Oktober bis April. Was nun die Stücke betrifft, welche zur Aufführung gebracht werden, so sind dieses zum Theil die Werke der alten spanischen Klassiker, wie Calderon, Cervantes, Lope de Vega, Moreto, theils die der neuern Zeit wie Moratin, Martinez de la Rosa, Zorilla &c. Daneben zieht sich die Fluth der Uebersetzungen und Bearbeitungen des Guten und Schlechten aller Nationen. Schiller u. Alfieri, Kotzebue u. Scribe, Shakspeare und Raupach sind Namen, welche man auf den Theateranzeigen der Andes-Städte eben so wohl liest, wie an der Spree und Newa. Im Lande selbst hat die dramatische Literatur nur wenige Bearbeiter von Namen; die Dichtungen von Manuel Gorostiza sind wohl die vorzüglichsten, welche auch in Spanien eine anerkennende Aufnahme gefunden haben. Eine Art Nachbildung der frühern autos sacramentales sieht man bisweilen auf den mexikanischen Theatern. Es sind Schaustellungen biblischer Scenen, mit poetischer Erklärung und Musik. So sah Sartorius die Sündfluth mit vielem scenischen Aufwand darstellen, und eben so wird die Passion bildlich vorgeführt, was freilich den Ländern spanischer Zunge nicht eigenthümlich ist, sondern auch in nördlichern Breiten vorkommt. Ein Blick auf die Literatur im Allgemeinen möge diese kurze Abschweifung von unserer Wallfahrt durch die Städte schließen. Im 16. Jahrhundert zeigte sich in M. ein reger wissenschaftlicher Eifer; es wurden theils durch Spanier, theils durch Eingeborene tüchtige historische, sprachliche, theologische und andere wissenschaftliche Werke geliefert. Das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnen sich durch große Armuth an Geistesprodukten aus. Es lag dieses im System der Regierung, welche

mit wahrer Angst jede selbstständige Entwickelung des Geistes in den Kolonien als eine Kühnheit, die üble Konsequenzen herbeiführen könnte, durch den mächtigen Arm der Inquisition niederdrücken ließ. Erst gegen Ende des 18. Jahrh., etwa zur selben Zeit, wie auch in Deutschland, erwachte ein neuer Geist für wissenschaftliche Forschung. Diese Periode fällt zusammen mit der Vertreibung der Jesuiten (1767) aus M.; ein Frühlingshauch scheint damals durch die Welt gezogen zu seyn, um die schwellenden Knospen der Genialität dem Lichte zu erschließen. Aus diesem Zeitraum existiren zwei vorzügliche Werke über die Geschichte des Landes, das von Mariano Veytia und dem Abbé Clavigero. Letzterer, aus Vera-Cruz gebürtig, war Jesuit, und als solchen traf ihn das Exil. In Italien publicirte er das Resultat einer dreißigjährigen Forschung, seine ausgezeichnete „Alte Geschichte von M.," ein Werk, das mit großem Studium und gesunder Kritik zuerst Licht in das Chaos der alten Geschichte des Landes brachte. Um dieselbe Zeit wirkte Diego Abadiano, ein gelehrter Geistlicher aus Mechoacan, als Historiker, Dichter und Kritiker, und es entstand die erste Literatur-Zeitung, gazeta de literatura, von dem humanen Antonio Alzate redigirt, welche viel zur Verbreitung eines wissenschaftlichen Strebens beitrug. Ein hervorragendes Talent, Velasquez de Leon, wandte sich dem Studium der Mathematik und Astronomie zu und bereicherte die Wissenschaft durch seine Schriften, das Land durch seine Verbesserungen im Bergbau. Gamboa kommentirte das Bergwerksgesetz, und Andres del Rio, zwar Spanier von Geburt, aber während eines langen Lebens Professor an der Bergschule in M., schloß durch seine Werke über Mineralogie, Geognosie und Geologie diesen Theil der Naturwissenschaft dem spanischredenden Publikum auf. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts brach der Kampf der spanischen Kolonien gegen das Mutterland aus. Mit Begeisterung erfaßten viele Kreolen M.'s die Idee der Unabhängigkeit, und viele Schriften aus diesem Zeitraum, manche poetische Ergießungen, beurkunden einen ungewöhnlichen Aufschwung. Ein vernichtender Krieg von 11 Jahren brachte in das schön begonnene wissenschaftliche Streben einen nachtheiligen Stillstand. Erst mit dem J. 1821 nach dem Ende der spanischen Herrschaft, beginnt eine neue Epoche für die Literatur. Der Licentiat Zarate hatte schon vielfach durch seine scharfe Feder gegen die Spanier gewirkt. Von ihm existiren zwei Romane, welche durch ihre scharfe Zeichnung der socialen Zustände des Landes von großem Interesse sind. Perico Sarniento und La Popita sind die Titel dieser Werke. Außerdem schrieb er eine Anzahl guter Fabeln und redigirte mit Humor, wohl auch mit beißender Satyre, die Zeitschrift: „el pensador mejicano (Der Denker)." In den letzten dreißig Jahren ist die Literatur zu einer freiern Entwickelung gekommen. Die vorherrschende Neigung der Kreolen für Poesie hat die schöne Literatur durch eine Reihe von Werkchen bereichert, welche der Beachtung werth sind. Außer dem schon genannten Gorostiza haben Calderon und einige Andere dramatische Werke geliefert; Pesado, Zeredia, Sanchez-Taglo, Ortega, Payno u. A. zeichnen sich als Lyriker aus. Ein humoristisches Buch: el gallo pitagorico (der Hahn des Pythagoras), griff die faulen Zustände an, welche Santana's gewissenlose Verwaltung zum Verderben des Landes herbeigeführt hatte, und die persönliche Verfolgung, welche sich der Verfasser, Johann Gonsalez, dadurch zuzog, zeigte, daß er die wunden Stellen zu treffen wußte. Für die Bearbeitung der Geschichte seines Vaterlandes erwarb sich Karl Maria Bustamante ein Verdienst durch die Herausgabe verschiedener Handschriften des 16. Jahrh. Derselbe schrieb eine Geschichte des Befreiungskrieges M.'s und mehre kleinere historische Sachen, ziemlich breit u. geschwätzig. Als geistreicher Schriftsteller mit elegantem Styl zeichnet sich Lorenzo Zaavala aus, dessen „historischer Versuch über die Revolutionen M.'s" den Leser jedes Landes ansprechen wird. Auch Lucas Alaman schrieb einige historische und statistische Abhandlungen, die mit Beifall aufgenommen wurden. Cervantes, de la Clave und Lejarza veröffentlichten schätzenswerthe Beiträge zur Naturgeschichte (Botanik), u. der liebenswürdige Joseph Maria Bustamante, ein Gelehrter, welcher seinem Vaterlande zu früh entrissen wurde, bereicherte die Wissenschaft durch geographische, orographische und geognostische Forschungen. Die politische Kontroverse rief eine Menge von Schriften hervor, welche, wie die Tagesblätter, nur zu den vorübergehenden Erscheinungen gehören. Die Zahl der Zeitungen, welche durch das ganze Land erscheint, ist beträchtlich; aber nur wenige sind mit Geist und Geschick redigirt. Von bleibendem Interesse war ein Unternehmen des thätigen und industriösen Buchhändlers Cumplido, ein Unterhaltungsblatt unter dem Titel: Museo mejicano, o miscellanea pitoresca de amenidades curiosas e instructivas. Es sind davon 5 Bände mit vielen Lithographien und Holzschnitten erschienen, die eine Menge werthvoller historischer, biographischer, belletristischer Aufsätze enthalten, welche aus der Feder der jüngeren Talente des Landes geflossen sind. Dieser flüchtige Blick auf die Literatur M.'s hat bei Weitem nicht alle Erscheinungen hervorgehoben, sondern nur das, was Sartorius als Touristen an den Aushängefenstern der Buchhändler besonders auffiel. Wer die Hauptstadt durchstreift, sehe sich um in dem Portal de Augustinos, dort findet man in einem kleinen Laden, bei Torres, alle Neuigkeiten der mexikanischen Muse. Von Interesse sind die Sammlungen von Volksliedern, welche das im Volke lebende poetische Element repräsentiren. Von Mund zu Munde gehen diese Lieder, welche bei den Tänzen gesungen werden; Niemand kennt ihre Verfasser, sie entstehen wie die Schnodahüpfeln im bayerischen Oberland oder die Gesangeln in Tyrol in dem Uebermuthe der

Fröhlichkeit, in dem Jubel des Tanzes. Der Kreole wie der Mestize improvisirt mit Leichtigkeit; er wirbt, er neckt in Versen, und das Witzspiel der Singenden spannt und erheitert die Zuhörer. Der Indianer dagegen hat keine eigenthümliche Poesie, und wenn auch hin und wieder ein aztekisches Lied gesungen wird, so ist es nur dem Spanischen nachgebildet.

Uebersicht der einzelnen Staaten (Departements) und Gebiete. — Staaten: östliche Küste: Yucatan, Tabasco, Vera-Cruz und Tamaulipas; westliche Küste: Oaxaca, Puebla, Mexiko, Mechoacan, Xalisco, Cinaloa und Sonara; innere Staaten: Chiapa, Queretaro, Guanaxuato, Zacatecas, San Luis Potosi, Nuevo Leon, Cohahuila, Durango und Chihuahua. Gebiete sind: Ober- oder Alt-Kalifornien, Colima und Tlascala. Dazu kommt noch der von unabhängigen, wilden Indianern bewohnte große Landstrich im Norden der Republik.

II. Staat (jetzt Departement) der mexikanischen Union, gebildet aus einem Theile der vormals spanischen Intendantur gleich. Namens, grenzt nördlich an Queretaro, nordöstlich an Vera-Cruz, östlich an Puebla, südwestlich an den großen Ocean von Acapulco bis Zacatulo und westlich an Guanaxuato und Mechoacan; Flächenraum: 2133 □Meilen; 1830: 1,050,150, 1839: 1,389,520, 1842: 1,904,330 Einw. in 8 Distrikten: Acapulco, Cuernavaca (Quauhuahuac), Tasco (Tlasco), Toluca, Tlalpam, Tula, Tulancingo und Huejutla. Von diesem, ganz in der heißen Zone liegenden Lande sind mehr als $^2/_3$ Gebirgsland mit großen Hochebenen, über 6500 und 7500 Fuß über dem Meere hoch. Die Bergkuppe Nevado de Toluca erreicht die Linie des ewigen Schnees. Die höchste Spitze derselben heißt Pico del Frayle und ist 15,259 Fuß hoch. Bei dieser verschiedenen Naturbeschaffenheit des Landes ist natürlich auch das Klima sehr mannichfaltig, heiß und ungesund an der Küste bis zur eisigen Kälte der Region des ewigen Schnees. Eben so wechseln auch die Bodenerzeugnisse. Die Flüsse sind größtentheils nur Waldströme. Der Rio Zacatula oder Balsas mündet in den großen Ocean und bildet hier einen kleinen Hafen; der Rio de Mescala mündet in Puebla in den Tlascala; der Rio Guautitlan (Guatitlan) ergoß sich früher in den See von Zumpango, mündet aber jetzt durch den Kanal von Huehuetoca in den Rio de Tula, der in den Panuco fließt. Die bedeutendsten Seen, außer denen (Zumpango, San Cristoval, Xochimilco, Chalco, Tezcuco) im Thal von Tenochtitlan, sind die von Atenco, Coatetelco und Tenancingo im Thal von Toluca, Lerma und Ixtlahuaca. Der Kanal von Huehuetoca oder Nochistongo gehört wegen des ungeheueren Durchschnitts durch das Gebirg zu den riesenhaftesten Wasserbauten, die es gibt. Unter den Einwohnern gibt es verschiedene Indianerstämme, von denen die Matlazinkas einst mächtig waren. Ortschaften: Tlalpan, nach Einigen Hauptstadt, 6000 Einw.; Toluca (früher Tolocan), nach Andern Hauptstadt; Tezcuco, sonst groß, 5000 Einw.; Xochimilco, einst große Aztekenstadt mit 25,000 Einw., jetzt Dorf; Tacuba (Tlacopan), den Abkömmlingen Montezuma's gehörig, einst Hauptstadt der Tepaneken, 5000 Einw.; Tasco, Bezirksstadt, 2000 Einw., reiche Bergwerke (Silbermine von Tehulilotepec oder Tehuilotepec); Tenancingo, Dorf, 6000 Einw., dabei der Wallfahrtsort Cholma; Cuernavaca (sonst Guanhuahuac), Bezirksort, dabei Teteama und Xochitepec, Dörfer mit Tempel von Xochicalco; Teotihuacan, Dorf, 1000 Einw., ebenfalls mit Ruinen; Acapulco (los Reyes), 4000 Einw., dabei die Insel Gruo; San Onofrio, große Quecksilbergruben; Tula, Bezirksstadt am Fluß gleichen Namens; Tixtlan, Bezirksstadt, 4000 Einw.; Metepec, Dorf, 6000 Einw.; Zacatula, Hafen, wie Jequepa; Tacubaya, mit erzbischöfl. Palast, 1000 Einw.; Mescala, Thal, Dorf und Fluß; Zumpango, Villa am Zumpango, 4000 Einw.; Lerma, 4000 Einw.; Anahuac (Thal von M., s. unten); die Höhle Cacauhamilpa, seit 1835 bekannt, mit einem Eingang von 150 Fuß Breite und 200 Fuß Höhe.

III. Der Bundesdistrikt M. enthält nur die Stadt M. und deren Umgebungen, 360,000 E.

IV. M., die Hauptstadt der ganzen Republik M. und des ehemaligen Königreichs Neuspanien, die merkwürdigste Stadt des Landes, wurde 1524 von Cortez auf den Trümmern der alten Hauptstadt des mexikanischen Reichs, die er 1521 zerstört hatte, erbauet. Indeß nimmt sie nur einen Theil des alten M. oder Tenochtitlan (Temixtitlan), wie es damals hieß, ein, indem das letztere weit größer war. Dieses alte M. lag auf einer Inselgruppe des Sees von Tezcuco, wohin vom Lande mehre über das Wasser hervorragende, vom Grunde des Sees aus mit Steinen aufgebaute Dämme führten. Damals bespülten die Wellen dieses Sees die Mauern der Stadt. Jetzt hat sich der See über $^1/_8$ Meile von der Stadt zurückgezogen, so daß sie ganz auf dem festen Lande im Südwesten des Sees von Tezcuco und nördlich von einem andern kleinern See, Xochimilco genannt, auf einem ebenen Boden, am Kanale Viga liegt, der aus dem Chalcosee in den Tezcucosee führt. Das Thal von Tenochtitlan oder M., 7000' über der Meeresfläche erhaben, liegt auf dem Plateau von Anahuac, auf dem Rücken jener gewaltigen Cordilleren, die das Thal oder Bassin von M. mit einem ovalen Felsenring kolossaler Bergmassen umgeben. Dieses Thal hat eine Ovalform und ist unstreitig ein gewaltiger Krater der Vorzeit, ungefähr 11 Meilen lang und 8 Meilen breit, von welchem Raum 5 Seen einen bedeutenden Theil einnehmen, und wahrscheinlich war einst dies ganze Thal ein mit Wasser angefülltes Becken, von dem die gegenwärtigen Seen nur schwache Ueberreste sind. Der gewaltige Gebirgskamm, welcher das Thal von M. umgibt und gleichsam die alten Kraterwände bildet, hat ungefähr 40 Meilen im Umfang. Auf der Südseite, besonders gegen Südosten, ist er am höchsten, da er die beiden großen Vulkane, den Popocatepetl und Iztaccihuatl enthält, an welche sich die übrigen Kegelspitzen bis zum Vulkan von Toluca anschließen. Eine Reihe von 5 Seen, die sich aus dem Mittelpunkte des Thales stufenweise über einander erheben, durch-

zieht dasselbe von Norden nach Süden. Sie heißen: der Zumpango, der nördlichste unter allen, der San Christobal, der Tezcuco, der größte unter ihnen, der Xochimilco und der Chalco, der südlichste und von dem Xochimilco nur durch einen schmalen Damm abgeschnitten. Die Verschiedenheit der Höhe der Wasserspiegel dieser Seen verursacht häufige und große Ueberschwemmungen der Stadt M. Da nämlich 4 dieser Seen viel höher liegen, als der Tezcuco, der fast einerlei Niveau mit dem Boden von M. hat, so fließen sie in diesen ab und veranlassen häufig ein Austreten seiner Gewässer, so daß alle Straßen der Stadt oft mehre Fuß hoch damit bedeckt werden. Diesem Nachtheil hat man daher schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts durch kostspielige Anlegung von Dämmen und besonders eines großen Abzugkanals (Desague) abzuhelfen gesucht. Dieser berühmte Desague, ein wahres Riesenwerk, das die größte Bewunderung verdient, wurde 1607 begonnen und hat bis 1804 einen Kostenaufwand von 12 Millionen Gulden erfordert. Er hat den Zweck, das Wasser des Sees Tezcuco sowohl, als das vom Flusse Guautitlan, der sich sonst in den Zumpangosee ergoß und hierdurch diesen See zur Ungebühr anschwellte, in den Tulafluß zu führen, zu welchem Behufe die Hügelkette von Nochistongo durch eine 1 $^{1}/_{2}$ Meilen lange unterirdische Gallerie, bis zu einer außerordentlichen Tiefe, durchschnitten werden mußte. Dessenungeachtet ist bis jetzt M. nicht vor allen Ueberschwemmungen gesichert, sondern diese sind bisweilen so groß und anhaltend, daß öfters davon die Rede war, die Stadt ganz zu verlassen und sie auf eine minder ungünstige Stelle zu verlegen. Die Gefahr der Hauptstadt wächst von Jahr zu Jahr, da die ältern Arbeiten an diesem Abzugskanal sehr verfallen, und sich der Grund des Sees von Tezcuco und mithin der Wasserspiegel immer mehr erhebt und dem Boden der Stadt gleich wird. Von allen Seiten führen große Alleen von Ulmen und Pappeln nach dieser Hauptstadt, die sich mit ihren vielen großen Kirchen, ihrer ungeheuern weißen Häusermasse, ihrer regelmäßigen Anlage und ihren schönen Umgebungen ganz vortrefflich ausnimmt. M. ist eine der regelmäßigsten und schönsten Städte Amerika's und gewährt einen großartigen, prächtigen Anblick. Es bildet ein 4 Stunden im Umfang haltendes Viereck, das mit einer steinernen Mauer umgeben ist. Die gut gepflasterten, mit schönen Trotteirs versehenen, sehr reinlichen und trefflich erleuchteten Straßen sind breit, gerade, sehr lang und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Hauptstraßen laufen in der Richtung der 4 Himmelsgegenden und vereinigen sich am großen Platze, viele Straßen sind eine Stunde lang, und am Ende derselben erscheinen die hohen, das ganze Thal von M. einschließenden Berge (von welchen die meisten wenigstens 3 Meilen von der Stadt entfernt sind) wegen der so reinen und durchsichtigen Luft, die hier herrscht, ganz nahe und so deutlich, daß man mit bloßen Augen die einzelnen Bäume erkennen kann, und daß es scheint, als wenn der Ausgang jeder Straße an einen dieser Berge stoße. Viele Paläste u. öffentl. Gebäude, viele Kirchen u. Klöster sind ausgezeichnet durch ihre prächtige Bauart. Die Wohnhäuser, von Quadersteinen aufgeführt, haben meist 2 od. 3 Stockwerke, deren Fenster sich sämmtlich nach Balkons hin öffnen, welche mit den schönsten Blumengewächsen in Töpfen mannichfaltig geschmückt sind. In dem Erdgeschoß befinden sich gewöhnlich Kaufläden, Magazine u. Werkstätten. Die 4 Seiten des innern Hofraums enthalten in jedem Stockwerke eine offene Gallerie, und der Hof selbst ist mit Bäumen und Blumen geschmückt. Die Vorderseite der Häuser ist meistens mit Wasserfarben weiß, roth oder grün angestrichen, was ihnen ein heiteres Ansehen gibt. Auf einigen liest man auch biblische Sprüche oder Verse an den Erlöser oder die heilige Jungfrau; andere sind mit viereckigen Porzellantafeln bedeckt, welche hübsche Zeichnungen bilden oder Begebenheiten aus der Bibel darstellen. Die Dächer der Häuser sind flach und oft mit Blumen und Sträuchern besetzt und gewähren am Abend einen angenehmen Spaziergang, von dem man eine weite und herrliche Aussicht hat, und wo man frische Luft einathmet. Die Vorstädte aber stehen in Hinsicht auf Pracht und Schönheit der eigentlichen Stadt weit nach und sind mit alten baufälligen Häusern und einer Menge Unreinigkeiten angefüllt, und der Aufenthalt der Leperos (Guachinangos, Saragates), einer Pöbelklasse, die Aehnlichkeit mit den Lazzaronis Neapels hat und durch den ekelhaften Schmutz und die Lumpen, womit sie ihre Blöße bedeckt, ein Bild des Jammers darstellt. Ihre Zahl wird auf 20,000 Individuen geschätzt, während die Gesammt-Bevölkerung von M. jetzt gegen 180,000 Seelen beträgt. Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt ist der große Platz (Plaza major) der schönste und überhaupt einer der schönsten öffentlichen Plätze, die es geben kann. Die prächtige Domkirche umgibt ihn auf der einen, der Nationalpalast auf der andern Seite, u. an den beiden übrigen Seiten stehen hohe, mit Kolonnaden versehene Privathäuser. Auf diesem, ein großes Viereck bildenden Platze, werden bei großen Feierlichkeiten die militärischen Revuen und geistlichen Processionen gehalten. Letztere und überhaupt kirchliche Feste sind in M. äußerst häufig, und kein Kirchenfest wird ohne Feuerwerk, Raketen und furchtbares Feuern mit Kleingewehr und Böllern gefeiert. Ein solches Fest kündigt sich schon des Morgens um 4 Uhr mit Geläute, Schießen und Raketen an, und dauert bis zum Abend, wo es mit Feuerwerken und Illuminationen endet, während im Innern der Kirchen, beim Schein zahlloser Wachskerzen, Messe gelesen wird. Vorzüglich feierlich werden das Frohnleichnam-, das Allerheiligen- und das Osterfest begangen. Letzteres Fest ist mit einer besondern Feierlichkeit verbunden. Es werden nämlich am Charfreitag an Stricken über den Straßen Puppen von Lebensgröße bis zur Kleinheit von 6 Zollen, inwendig mit Feuerwerk gefüllt und den Verräther Judas vorstellend, aufgehängt. Sobald nun am Sonnabend Mor-

gens um 10½ Uhr die große Glocke vom Thurm der Kathedrale das Signal der Auferstehung Jesu gegeben hat, fallen alle Glocken ein, und die über den Straßen hängenden puppenförmigen Exemplare des Judas, deren wenigstens 10,000 sind, fliegen binnen wenigen Minuten in die Luft, mit rasendem Geknalle, Geprassel und Gezische des darin befindlichen Feuerwerks. Das bemerkenswertheste Gebäude M.'s ist die Kathedrale oder Domkirche, die größte und schönste Kirche in ganz Amerika, 400 Fuß lang und 180 Fuß breit und an ihrer Vorderseite, welche bloß den Fehler hat, daß sie zu niedrig ist, mit 2 schönen Thürmen versehen, welche Pilaster und Statuen zieren; sie macht durch ihren mächtigen Umfang einen großen Effekt u. bietet einen herrlichen Anblick dar. Das Innere der Kirche, ein lateinisches Kreuz bildend, über dessen Mittelpunkt eine große, auf 4 eben so kühnen, als zierlichen Pfeilern ruhende Kuppel sich erhebt, macht keine erhabene Wirkung, weil es sowohl zu sehr verbaut ist, als auch die hohen Wölbungen der Schwibbogen entbehrt, die man an den goth. Bauwerken in Europa bewundert. Ein Geländer, welches den Mittelpunkt der Kirche einnimmt, besteht aus einer Komposition von Erz und Silber und ist ganz massiv. Ueberhaupt ist ein großer Reichthum von Gold, Silber und Edelsteinen an dem Innern dieser Kirche verschwendet, welche überdies einen außerordentlich reichen Schatz an Kostbarkeiten besitzt. Der Anblick der mit ausgezeichneter Kunst gearbeiteten Gefäße, die symbolischen Verzierungen, die Krummstäbe aus reinem, mit herrlichen Diamanten und andern Edelsteinen bedecktem Golde, die Leuchter von massivem Silber, worunter einer von einer solchen Größe ist, daß 3 Menschen zur Reinigung desselben hineinsteigen müssen, versetzen den Beschauer in das größte Erstaunen. An der nordöstlichen äußern Mauer ist die sogenannte Montezuma's-Uhr, ein ungeheuer großer Stein, auf welchem der altmexikanische Sonnenkreis und Basreliefs von vollendeter Arbeit eingehauen sind, und von dem man glaubt, er sey eine Art von immerwährendem Kalender gewesen. In einiger Entfernung befindet sich ein zweites altes mexikanisches Denkmal, nämlich der angebliche Opferstein, der zu Menschenopfern bestimmt gewesen seyn soll. Er ist vollkommen wohl erhalten, und die kleinen Rinnen, in welchen das Blut ablief, so wie die Höhlung in der Mitte geben, selbst nach Verlauf von mehr als 300 Jahren, ein ziemlich lebhaftes Bild von den empörenden Menschenopfern, die so oft die Tempel von M. befleckten. Oeffentliche Spaziergänge sind die Alameda, der Paseo nuevo und der Paseo las Vigas. Die erstere, am nördlichen Ende der Stadt, ist ein großer, von einer niedrigen Mauer umgebener, mit Gitterthoren versehener, aber für Jedermann offener, viereckiger Platz, im Innern mit Park- und Gartenanlagen für Fußgänger ausgestattet. In der Mitte bildet ein großer Springbrunnen das Centrum, von welchem aus die Gänge sich nach allen Seiten hinziehen, die mit Bäumen und schönen Rosengebüschen versehen sind. Das ganze Viereck der Alameda umgibt ein schöner Fahrweg für die Equipagen und Reiter. Hier bewegt sich etwa 1 Stunde vor Sonnenuntergang die vornehme und schöne Welt von M., aber zur Zeit des Abendgebets (Oracion), welches durch Glockengeläute angezeigt wird, wobei jeder gute Katholik den Hut abnimmt und den Segen spricht, werden plötzlich die Alleen und Wege leer. Mit der Alameda steht der Paseo nuevo, eine breite, mit schönen Brunnen versehene Allee, in Verbindung. Der Paseo las Vigas ist eine wohl eine Stunde lange Allee, die längs des Chalco- oder las Vigaskanals hinführt, der die beiden Seen Tezcuco und Chalco mit einander verbindet. An den Sonntagen ist dieser Spaziergang ungemein belebt. Auf der einen Seite geben der von langen, breiten Booten oft stark befahrene Kanal, auf der andern die zahlreichen Equipagen, Reiter und Fußgänger ein sehr lebensvolles Bild, besonders die Boote, auf welchen die Landleute Blumen und Gemüse nach M. bringen und oft auch ihren Kopf mit Blumen bekränzt haben. Auf dem Chalcosee, so wie auf den andern Seen gab es zur Zeit der Ankunft der Spanier zahlreiche schwimmende Gärten oder Chinampas, welche aus Flößen von Rohrgeflecht bestanden, mit Binsen, Wurzeln und Zweigen von Strauchwerk durchflochten und mit Dammerde bedeckt waren u. wie andere Flößen mit langen Stangen in Bewegung gesetzt und so nach Belieben von einem Ufer ans andere gebracht wurden. Indeß bezweifeln neuere Reisende, daß je solche schwimmende Gärten vorhanden gewesen seyen. Wenigstens sieht man jetzt keine dergleichen schwimmende Gärten mehr, sondern die noch vorhandenen Chinampas sind alle feststehend und nichts weiter, als große, viereckige, dem Sumpfboden in der Nähe des Chalcokanals abgewonnene Stücke Landes, von Wasser umgeben und durch kleine Zugbrücken unter einander und mit dem übrigen Lande in Verbindung gesetzt, worauf in kleinen, daselbst angebrachten Hütten Indianer wohnen, welche in diesem fruchtbaren, feuchten Boden Blumen und Gemüse ziehen, womit sie die Hauptstadt versorgen. Zwei Wasserleitungen führen M. das nöthige Trinkwasser zu, wovon die eine an dem von M. nach Chapultepec führenden Wege sich befindet und nicht allein die Stadt mit dem schönsten, reinsten Trinkwasser, sondern auch die vielen Springbrunnen in der Alameda und auf dem Paseo nuevo mit dem nöthigen Wasser versieht. Dieser Aquädukt wird von dem Fuße der nahen Gebirge hergeleitet, ist sehr solid angelegt und hat über 900 stark gemauerte, breite Bogen, von 10—12 Fuß Höhe, über welche das Wasser hinfließt und sich dann in der Stadt in Reservoirs ergießt, woselbst es von einer eigenen Klasse von Indianern, die man Aquadores nennt, in steinernen Krügen geschöpft und nach den Wohnhäusern gebracht wird. In den Umgebungen M.'s ist besonders zu bemerken das im Norden desselben, ½ Meile weit, gelegene Chapultepec, welches auf einem mitten in der Ebene sich erhebenden Felsen steht. Sonst befand sich daselbst ein Lustschloß der alten mexikanischen Regenten; hernach erbauten hier die Vicekönige

von M. ein prächtiges Lustschloß, das indeß auch verfallen ist, aber von dessen plattem Dache man eine herrliche Aussicht auf das ganze Thal von M. mit seinen Seen, Dörfern und herrlich angebauten Feldern und auf die zwei Bergwiesen, den Popocatepetl und Iztaccihuatl genießt. An der einen Seite, am Fuße des Felsens, ist ein sogenannter botanischer Garten, terrassenförmig, mit schmalen Treppen und Wegen, die mit blau und weißen Porzellanplatten belegt sind. An der andern Seite ist ein ziemlich großer Raum, innerhalb der das Ganze umgebenden Mauer, parkartig angelegt, wo sich ein Cypressenhain befindet, worin sich zwei Bäume durch ihre riesenhafte Größe auszeichnen. Der eine Baum, die Cypresse des Montezuma genannt, hatte schon damals seinen vollen Wuchs erreicht, als dieser Monarch regierte, und muß also jetzt wohl ein halbes Jahrtausend alt seyn. Der Stamm hat 41 Fuß im Umfange, doch ist die Höhe des ganzen Baumes so majestätisch, daß selbst diese ungeheure Masse ein schlankes Ansehen gewährt. Wenn man diese Cypresse näher betrachtet, so scheint sie aus 3 Bäumen zu bestehen, welche sich nach der Wurzel zu so dicht verbinden, daß sie sich zu einem Stamme vereinigen. Eine andere Cypresse hat 38 Fuß im Umfange. Schmarotzerpflanzen (Tillandsia Usneoides), welche wie langes graues Moos aussehen, umgeben Stamm und Zweig und hängen in langen Fäden herunter, gleich grauen Haaren; sie ziehen sich von einem Baum zum andern und umschlingen so den ganzen Hain wie mit einem Netze, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann. Chapultepec, die mexikanische Festung, die im Jahre 1847 erst nach der verzweifeltsten Gegenwehr von den Amerikanern genommen wurde, das aztekische (altmexikanische) „Grashüpferberg" ist ein Porphyrfels, der sich nahe dem frühern Rande des Sees erhebt, welcher die Stadt M. umgab, und ist einer der von den Azteken bezeichneten Plätze, wo sie verweilten auf ihrer Wanderung vom Norden her im Suchen nach einem endlichen Ruheplatze. Ihre Orakel hatten vorausgesagt, daß ein solcher Ruheplatz ihnen angezeigt werden würde, wo sie einen Adler erblicken würden, der auf einem Felsen eine Schlange verzehre, und auf Chapultepec ging diese Weissagung in Erfüllung. Von ihm herab erschauten sie den Adler auf einem der Felsen im See, wie er die Schlange verzehrte. Das Ereigniß wurde sofort symbolisch in ihren Gedächtnißtafeln verewigt und später auf dem Banner und der Münze der Nation dargestellt. Chapultepec war die ländliche Lieblingsresidenz Montezuma's und seines Hofes. Es enthält Ueberbleibsel von Gärten, Lauben, Wasserbecken und Grotten, welche Beweise an sich tragen von seiner vergangenen Herrlichkeit. Hierhin zog sich Montezuma zurück aus der Hitze und dem Staube der Stadt, um allen Luxus zu genießen, welchen Reichthum oder Macht verschaffen oder Kunst bereiten konnte. Es wurde von dem spanischen Vicekönig auserlesen als der schönste Platz in dem Thale von M. für eine königliche Residenz, und der moderne Palast (seit Kurzem eine Militärschule) wurde von dem Vicekönig Galoez erbaut. Unter anglosächsischen Händen mag dies Thal so uneinnehmbar gemacht werden, wie Gibraltar. Mörser oder Kanonen, auf dem Gipfel von Chapultepec aufgepflanzt, beherrschen die Stadt, die Hauptheerstraßen und den Aquädukt. Daher der Angriff und die Wegnahme dieses Punktes durch den General Scott, ehe er eine Demonstration auf die Stadt unternahm. Einmal im Besitz dieser Anhöhe, konnte die Einnahme der Stadt mit weniger schwerem Menschenverluste bewirkt werden. Bemerkenswerth ist auch in den Umgebungen von M. das große Dorf Guadeloupe, wegen seines Klosters Unserer lieben Frauen zu Guadeloupe, s. Guadeloupe 7). Außer den obenerwähnten Gebäuden sind noch folgende bemerkenswerth: die an die Kathedrale stoßende Pfarrkirche (el sagrario), ein großes Viereck, zu Taufen, Trauungen &c. bestimmt; von den mehr als 100 übrigen Kirchen: die der Empfängniß Mariä und der Menschwerdung Christi, beide merkwürdig durch ihre ungeheure Größe, die von San Augustin, San Francisco, San Fernando und San Dominico, durch ihre Bauart. Unter den 38 Klöstern, in deren meisten man schöne Werke der Malerei und Bildnerei findet, zeichnen sich eins der Franciskaner u. eins der Dominikaner aus. Der ehemals vicekönigliche, jetzt Nationalpalast, in dem die Sitzungen des Kongresses gehalten werden, und dessen einen Flügel der Präsident bewohnt, bildet ein sehr großes Viereck, das geräumige Höfe und schöne Säulengänge im Innern hat, mehre Verwaltungsbureaux, Gefängnisse, die Staatsdruckerei, die Bibliothek, den durch Schönheit der im Freien blühenden Pflanzen und die Menge zierlicher Vögel ausgezeichneten botanischen Garten und die Münze enthält, welche letztere die merkwürdigste Anstalt dieser Art ist. Ferner: Das vormalige Inquisitionsgebäude, die prächtige Bergwerksschule (Mineria) mit einer Sternwarte, die Acordada ein großes Gefängniß für 1200 Bewohner, das von Cortez gestiftete, sein Grabmal enthaltende große Hospitium für arme Kinder und Greise (Jesus de los Naturales), die Akademie der schönen Künste, die Gebäude der Universität und öffentlichen Bibliothek, das Gymnasium San Ildefonso, das Rathhaus (Deputacion), das Leihhaus, der ehemalige Palast der Familie Cortez, auf der Stelle erbaut, wo Montezuma's Palast stand &c. Die Anstalten für Wissenschaft und Bildung überhaupt sind zahlreich. Das Elementarschulwesen machte seit dem Jahre 1827, wo Ignacio und Juan Montero, Vater und Sohn, die Academia national de primera ensennanza und einige Engländer die Sociedad Lancasteriana stifteten, bedeutende Fortschritte; es bestehen neben 2 lancasterschen Schulen 27 Knaben- und 10 Mädchenschulen, von gelehrten Schulen ein Liceo mexicano, im Jahre 1829 gestiftet, die Dominikanerklosterschule, Colegio de San Gregorio, de San Juan de Letran, de San Ildefonso (1573 gestiftet), Seminario conciliar für angehende Priester, Escuela nacional de cirurgia (1767 gestiftet) für Anatomie und Chirurgie, das

botanische Institut, im Jahre 1787 gestiftet, nach dem Decret vom 21. Nov. 1831 mit dem Nationalmuseum für Naturkunde und Alterthümer vereint, mit dem botanischen Garten in Chapultepec, Academia de jurisprudencia teoretico-practica, im Jahre 1831 wieder hergestellt, Academia de los nobles artes de San Carlos für Malerei und Bildnerei mit vielen schönen Gypsabdrücken von Antiken, jetzt aber sehr im Verfall, Escuela de Mineria (Bergwerksschule) mit einem Direktor, Rektor, Vicerektor, 10 Professoren, einem Laboratorium, geologischen und mineralogischen Sammlungen und physikalischem Kabinet; die erzbischöfliche Bibliothek und die des Kollegialstifts de la Profesa (ehemaligen Jesuitenkollegiums). Die im Jahre 1551 gestiftete Universität besteht aus 4 Fakultäten, mit einem Kanzler, Vicekanzler, 22 Professoren, 225 Doktoren und einer großen Bibliothek. Auf dem Marktplatze stand sonst eine broncene Statue Karls IV. zu Pferde, die sich aber jetzt im Hofe des Museums befindet. Der Gewerbfleiß M.'s ist bedeutend; man findet sämmtliche Klassen von Handwerkern, wie in den europäischen Hauptstädten. Die Gold- und Silberarbeiter, Juweliere und Bijouteriehändler nehmen eine ganze Straße, la Platena, ein und liefern vorzügliche Arbeiten; in der Straße Tacuba wohnen die Eisen- und Zinnhändler, in der Straße San Agostino die Seidenweber und Seidenhändler. Man verfertigt gute Posamentir-, Sattler- und Holzwaaren, Baumwollenzeuche, Hüte, Leder, Fayence, Töpfergeschirr, Konfituren u. vorzügliche Kutschen; eine große Tabaksfabrik des Staates liefert vorzüglich Cigarren und beschäftigt in 25 Werkstätten 2800 (sonst 7000) Menschen. Der Handel ist sehr wichtig, da M. der Mittelpunkt des Binnenverkehrs ist, und hierher auch die Waaren kommen, die auf dem großen und dem atlantischen Ocean herbeigeführt werden. Die Märkte werden sehr stark besucht. Täglich gehen 30—40,000 Maulthiere ab und zu, und es gibt hier sehr reiche Handelshäuser. Der Magistrat ist ganz nach dem Vorbilde des spanischen eingerichtet, die Polizei ziemlich gut.

Rechnungsart, Eintheilung der Rechnungsmünzen und Zahlwerth derselben. Man rechnet hier gewöhnlich nach Pesos (Piastern) zu 8 Reales à 4 Quartillos oder 12 Granos, und die Eintheilung der hiesigen Rechnungsmünzen, mit Hinzunahme der sonst wenig gebräuchlichen Dineros, ist überhaupt folgende, nebst dem Silber- u. Zahlwerthe im 14-Thaler- und $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße:

Peso oder Piaster.	Reales de plata mexicana.	Quartillos (Cuardillos).	Tlacos oder Clacos.	Granos.	Dineros.	Silberwerth in preuß. Kurant. Thlr.	Sgr.	Pf.	Silberwerth im $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße. Fl.	Kr.	Pf.
1	8	32	64	96	6800	1	13	0,923	2	30	3,077
	1	4	8	12	850	0	5	4,615	0	18	3,385
		1	2	3	$212\frac{1}{2}$	0	1	4,154	0	4	2,846
			1	$1\frac{1}{2}$	$106\frac{1}{4}$	0	0	8,077	0	2	1,423
				1	$70\frac{5}{6}$	0	0	5,385	0	1	2,282
					1	0	0	0,07602	0	0	0,0887

Die in frühern Zeiten hier eingeführte altspanische Eintheilungsart des Realen zu 34 Maravedis findet längst nicht mehr Statt. — Von diesen Rechnungsmünzen sind die Pesos und Reales wirkliche Silbermünzen, die Quartillos (Cuardillos) so wie die Tlacos (Clacos oder Ochavos) sind Kupfermünzen; die Granos und Dineros aber sind ideal und nicht geprägt vorhanden.

Wirklich geprägte Münzen dieser Staaten.

	Stück auf eine Vereinsmark brutto.	Feingehalt in der Bruttomark. Kar.	Grän.	Stück auf eine Vereinsmark fein Metall.
A. In Golde, gesetzmäßige Ausbringung:				
Onzas de oro oder Doblones, zu 8 Escudos de oro oder 16 Pesos, ganz so, wie seit 1786 in Spanien (s. auch unter Madrid)	8,63995	21	—	9,87423
Halbe dergleichen, zu 4 Escudos de oro oder 8 Pesos	17,27990	21	—	19,74846
Viertel-Onzas de oro, zu 2 Escudos de oro oder 4 Pesos	34,55980	21	—	39,49692
Achtel dergleichen oder Escudos de oro, zu 2 Pesos	69,11960	21	—	78,99383
Sechzehntel dergleichen oder halbe Escudos de oro, zu 1 Peso (hiervon sind wenige im Umlauf)	138,23920	21	—	157,98766
Goldmünzen dieser Art, nach erfolgten Münzproben:				
Onza des Kaisers Augustinus, von 1823	8,6520	20	$9\frac{1}{4}$	9,9971
Onza der Republik, vom Jahre 1827	8,6522	20	9	10,0050
Dergleichen, vom Jahre 1831	8,64636	20	10	9,9613
Halbe dergleichen, vom Jahre 1832	17,29392	20	10	19,9226
Viertel-Onzas de oro, vom Jahre 1825	34,5950	20	9	40,0135
Achtel dergleichen oder Escudos de oro, vom Jahre 1831	69,2109	20	10	79,7310
Sechzehntel dergleichen oder halbe Escudos de oro, oder Pesos in Golde, vom Jahre 1831	138,6000	29	10	159,6672

	Stück auf eine Vereinsmark brutto.	Feingehalt in der Bruttomark. Lth.	Grän.	Stück auf eine Vereinsmark fein Metall.
Anmerkung. Nach den (1842) in Paris gemachten Untersuchungen der in den französischen Kolonien im Umlauf befindlichen südamerikanischen Goldmünzen, namentlich der Onzas oder Quadrupeln, fand man die mexikanischen Onzas nur um etwa 1/16 Procent geringer, als die spanischen Onzas oder Quadrupeln.				
B. In Silber, nach der gesetzmäßigen Ausbringung:		Loth	Grän.	
Pesos, Piaster, Silberthaler oder Dollars, zu 8 Reales de Plata mexicana, ganz so wie in Spanien seit 1772 und 1786 (s. Madrid) .	8,63995	14	8	9,57041
Halbe Pesos werden angeblich gar nicht geprägt.				
Viertel-Pesos, Pesados genannt (welche in Menge geprägt werden), zu 2 Reales de Plata	34,55980	14	8	38,28163
Reales de Plata oder Achtel-Pesos	69,11960	14	8	76,56325
Medios oder halbe Reales de Plata mexicana / Cuardillos (Quartillos) oder Viertel-Reales de Plata } nach Verhältniß.				
Von den Viertel-Reales sind nur wenige im Umlauf.				
Silbermünzen dieser Art, nach wirklichen Münzproben:				
Pesos (Piaster) vom Kaiser Augustinus, vom Jahre 1823	$8^5/_8$	14	5	9,66537
Pesos (Piaster) der Republik, vom Jahre 1826	8,67250	14	6	9,68093
Dergleichen von verschiedener Prägung, von 1824 bis 1835, durchschnittlich	8,66500	14	5,50	9,69134
Dergleichen von verschiedener Prägung, von 1836 bis 1840, durchschnittlich	8,69621	14	6,25	9,69809
Dergleichen von dem Jahre 1840	8,658214	14	5,50	9,68375
Mexikanische Piaster in bedeutender Anzahl, durchschnittlich	8,67250	14	6,00	9,68093
Dergleichen, nach der durchschnittlichen Ausbringung derselben in den letzteren Jahren	8,67250	14	5,50	9,69973
Die Unterabtheilungen der Piaster nach Verhältniß.				
Durchschnittliche Ausbringung mexikanischer Dollars oder Piaster, aus der Münzstätte Guadalaxara, in den Jahren 1833 und 1834	8,58206	13	12,00	10,16436

Hieraus ergibt sich, daß in dieser Münzstätte die Ausmünzung mexikanischer Piaster um mehr als 5 Procent geringer erfolgt ist, als die gewöhnlichen guten Piaster, so daß sie nicht anders betrachtet werden können, als die unter Madrid bemerkten Provinzialpiaster. Die neuere Ausmünzung in Guadalaxara soll besser auskommen. — Die Münzstätten der mexikanischen Staaten sind: M., Guadalaxara, Durango (?), San Luis Potosi, Guanaxuato und Zacatecas. Uebrigens ist zu bemerken, daß gesetzlich weder früher noch später hier zu Lande eigentliche Provinzial-Gold- u. Silbermünzen geschlagen worden sind.

C) In Kupfer. Unmasse dieses Kupfergeldes und Werthlosigkeit desselben in neuester Zeit, fast wie Papiergeld. Die schon unter den Rechnungsmünzen bemerkten Quartillos (Cuardillos) oder Viertel-Realen, und die Tlacos oder Clacos oder Achtel-Realen bilden das hier bestehende Kupfergeld. Diese gesetzliche Kupfermünze ist zu dem vierfachen Werthe ausgebracht. Kupfergeld sollte zwar gesetzlich nur als Scheidemünze kursiren; allein seit 1830 ist dessen, bei den großen Geldverlegenheiten der Regierung, in so bedeut. Menge geschlagen worden, daß es in den Großhandel eingedrungen und darin so lästig geworden ist, daß man es schon in der ersten Zeit oft mit 2—3 Procent Verlust los zu werden versuchte. — Da die Geldverlegenheiten der mexikan. Staaten nachher immer größer und dringender wurden, ließ man immer größere Massen leichten Kupfergeldes prägen und in Umlauf setzen, so, daß es selbst nachgefälscht und von außen her heimlich eingeführt ward, zur immer größeren Last des Handels und der Regierung. Um sich davon möglichst loszumachen, erschien unterm 18. Jan. 1837 ein Gesetz in 11 Artikeln, wonach gleich nach Erscheinung desselben, außer der Prägung von Gold- und Silbermünze, jede Ausprägung von Kupfermünze aufhören sollte; auch dürfe keine andere dergleichen Münze geschlagen werden, ohne daß ein Dekret des Kongresses dazu bevollmächtige und vorläufig das Gewicht und die Prägungsart, nicht minder die in Umlauf zu setzende Menge derselben, bestimme. Dagegen sollte von Gouvernementswegen eine Bank errichtet werden, wesentlich zur Tilgung und Auslösung der bisherigen Kupfermünze, zu welchem Zwecke der neu zu errichtenden Bank nicht nur besondere, namentlich angegebene, Tilgungsfonds überwiesen, sondern dieselbe auch autorisirt werden sollte, die erwähnte Kupfermünze gegen Silbergeld, gegen Kupfergeld des neuen Schlages, od. gegen Schuldscheine auf die Bank, auszuwechseln, und zwar nach dem Nennwerthe dieser Kupfermünze; wobei die Bank beauftragt war, alle eingewechselte Kupfermünze (mit Ausnahme derjenigen, welche sie zu ihren Ausgaben u. Geschäftsverkehr bedürfen möchte) einzuschmelzen und sie nur unter vorgeschriebener Umprägung derselben, mit aufgeprägter Angabe ihres Werthes von einem Sechzehntel Real (Cuartilla) für jedes Stück, wieder in Umlauf zu bringen. Ein besonderes Dekret, welches in der kürzesten Frist versprochen war, sollte die Verfügungen des erwähnten Gesetzes weiter entwickeln und auch wohl zu einer höchst wahrscheinlich erweiterten Ausgabe des damit verbundenen Papiergeldes, durch Banknoten, ermächtigen; allein es ist, nach Allem, was bis jetzt hierüber zur öffentlichen Kenntniß gekommen, nichts weiter erfolgt, als die sich immer stärker mehrende Masse Kupfergeld, welche Unmasse wenigstens eben so nachtheilig gewirkt

hat, als ein Papiergeld, dessen Auslösung nur unter sehr erschwerenden Umständen vollzogen wird; denn nach Berichten vom December 1842 stand damals Kupfergeld auf 50 — 55 Procent Diskonto (Verlust); es wurde noch immer welches fortgeprägt, obschon die Regierung neuerdings auf Maßregeln dachte, dem dadurch entstehenden Unheil zu steuern.

Kursverhältnisse. M. wechselt gewöhnlich auf London, auf 60 Tage Sicht, und überhaupt wird der regelmäßigste und hauptsächlichste Wechselverkehr von hier aus über London vollzogen. Nach London geschehen von Zeit zu Zeit große Baarsendungen in gemünztem Silber (in mexikan. Piastern), wie denn hier überhaupt alle einigermaßen bedeutende Zahlungen auch nur in Silbergelde geleistet werden und bei Zahlung von Goldmünzen, wie bei uns in Deutschland, der veränderliche Kurs zuvor verabredet werden muß. — Folgende Kurse finden hier von Zeit zu Zeit Statt:

Mexiko wechselt auf:	Gewöhnliche Wechselfrist:	Veränderlicher Kurs. (±)	Kurserklärung.
Hamburg	à 60 Tage nach Sicht.	$44^1/_2$	Schillinge hamburger Banko für 1 mexikanischen Piaster.
London (als Hauptkurs) . .	do. do.	49	Pence Sterling für 1 mexikanischen Piaster.
Neu-York	à 30 Tage nach Sicht.	$1^1/_2$ à 3	Procent Prämie; das ist: 101 à 103 hiesige Piaster für 100 Dollars in Neu-York.
Tampico und Vera-Cruz . .	in kurzer Sicht.	4 à 10	Procent Prämie; das ist: 104 à 110 hiesige Piaster für 100 mexikanische Piaster in Tampico und Vera-Cruz.
Zuweilen wechselt M. auf:			
Amsterdam	à 60 Tage nach Sicht.	$2^1/_2$ oder 250	$2^1/_2$ Gulden oder 250 Cents in Amsterdam für 1 mexikan. Piaster.
Paris	do. do.	5 oder 500	5 Francs oder 500 Centimes in Paris für 1 mexikan. Piaster.
Gold- und Silbermünzen.			
Onzas de oro		16. 4.	± 16 Piaster 4 Reales in Silberpiastern für 1 Onza Gold. — Dieser Kurs steigt bisweilen auf 17 Pesos 2 bis 4 Reales Silber.
Pesos de plata		— —	Stehen gewöhnlich pari, oder Piaster gegen Piaster; die sogenannten Pesados oder Viertel-Pesostücke, so wie ganze und halbe Silber-Reales verlieren gegen die groben Sorten zuweilen 1 bis 2 Procent.
Kupfergeld		50 à 55	Procent Diskonto oder Verlust auf 100.

Anleihen und Staatspapiere. In den Jahren 1823 — 1825 schloß die mexikanische Regierung drei Anleihen in London; und zwar: im Jahre 1823 von 20 Millionen Piastern bei Barclay, Herring, Richardson u. Komp., zu 70 Proc., mit 6 Proc. Zinsen; im Jahre 1824 von 3,200,000 Pfd. Sterl. bei B. A. Goldschmidt u. Komp., zu 58 Proc., mit 5 Proc. Zinsen; — im Jahre 1825 von 3,200,000 Pfd. Sterl. bei Denselben, zu $89^3/_4$ Proc., mit 6 Proc. Zinsen. Die Obligationen der beiden letzteren Anleihen bestehen in Abschnitten zu 100, 250 und 500 Pfd. Sterl., und sind mit vierteljährigen Coupons versehen, die bis 1853 reichen, auf den Inhaber lauten, und am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober fällig sind. Seit dem 1. Okt. 1827 sind aber keine Zinsen ausbezahlt worden, und man erhält daher jetzt bei Käufen solcher Papiere die Coupons ohne weitere Vergütung mit, und die Zinsen sind so lange im Kurse mitbegriffen, bis man anfängt, sie wieder zu bezahlen. Im Jahre 1831 schloß die mexikan. Regierung mit ihren Gläubigern einen Vertrag und verpflichtete sich, vom 1. April 1831 bis zum 1. Juli 1836 die jährlichen Zinsen nur zur Hälfte zu bezahlen, die vorher schon rückständigen Zinsen aber, so wie die bis 1836 unbezahlte Zinsenhälfte, von 1836 an zu kapitalisiren (in sogenannten Differées oder aufgeschobenen Obligationen) und von da an voll zu verzinsen. Nach einigen Zahlungen aber (zuletzt im Juli 1833) unterblieben dieselben wiederum. Im Juli 1837 schlug die Regierung von Neuem ihren Gläubigern vor, die 5- und 6procentigen Scheine einzuziehen und neue konsolidirte Obligationen auszugeben, welche durch Ländereihypotheken garantirt seyn sollten. Diese neuen Fonds sollten bis 1866 in London zurückgezahlt seyn, die alten Fonds aber in neue Obligationen folgendermaßen umgetauscht werden: die 5procentigen al pari, die 6procentigen mit $112^1/_2$ für 100, während für die alten Coupons 50 Procent in neuen Fonds und 50 Procent in neuen Certifikaten zum Ankauf von Ländereien bezahlt werden sollten. Durch den hierauf erfolgten theilweisen Umtausch entstanden die neuen 5procentigen Obligationen vom Jahre 1837, deren Zinsen halbjährlich (am 1. April und 1. Oktober) gegen Coupons bezahlt werden sollten, und die sogenannten Differées von 1837. Es sind aber erst in der neuesten Zeit einige Zinszahlungen erfolgt. Die Preise der alten und neuen Fonds werden auf den Kurszetteln von London und Amsterdam notirt; s. diese Artikel. Gegen Ende des Jahres 1840 wurde vom Kongreß ein neues Anlehen von 2 Millionen Dollars bewilligt, welches zum größten Theile auf die Kosten des Feldzuges gegen Texas verwendet wurde. Im

Frühjahre 1841 schloß die Regierung ein ferneres Anlehen von 7 Millionen Dollars bei der Tabakskompagnie, durch welches sie zum Theil einen Kriegszug gegen Texas decken, zum Theil die schlechten Kupfermünzen einziehen wollte. Im Mai desselben Jahres erhielt die Regierung schon wieder die Ermächtigung zur Aufnahme einer Anleihe von 2 Millionen Dollars. Im Herbst 1841 hatten die Finanzverlegenheiten einen so hohen Grad erreicht, daß man den Staatsbankerott fürchtete, falls nicht ein anderes Verwaltungssystem angenommen würde; seitdem aber hegte man wieder gute Hoffnungen durch den Einfluß des Generals Santana. Ein neues Dekret des mexikanischen Kongresses (vom Oktober 1841) verfügte die Konsolidirung der fälligen Coupons der Staatspapiere und die Anweisung von einem Fünftel (statt, wie vorher, von einem Sechstel) der Zolleinnahme für die Zinsen. — Nach der Trennung der Republik Texas von M. erklärte im November 1840, durch einen Vertrag mit England, der neue Freistaat sich bereit, von der durch M. vor dem 1. Jan. 1835 kontrahirten auswärtigen Schuld 1 Mill. Pfd. Sterl. zu übernehmen, falls binnen 6 Monaten ein Friedensvertrag abgeschlossen sey. Doch sind die Verhältnisse zwischen beiden feindlichen Republiken durchaus noch nicht geregelt, und es ist daher vor der Hand noch an keine definitive Theilung der finanziellen Verpflichtungen zu denken. Laut Nachrichten vom Juni 1843 hatte die mexikanische Regierung die gesammte einheimische Staatsschuld, im Betrage von 15 Millionen Piastern, konsolidirt und für die Verzinsung und Tilgung 25 Procent vom Ertrage der Zolleinnahmen ausgesetzt. — Außer den Papieren der eigentlichen Staatsschuld hat die Regierung auch sogenannte Kreditscheine kreirt. Dieselben sollten, laut Nachrichten vom Ende 1842, außer Kurs gesetzt und eingelöst, an ihrer Stelle aber ein neues 45procentiges Papier ausgegeben werden.

Maße und Gewichte sind die spanisch-kastilischen; s. **Madrid**. Hierbei ist Folgendes zu beachten: Für das **Ellenmaß** (die Vara) gilt die unter **Havanna** gemachte Bemerkung, indem man sich in M. ganz derselben Reduktionsannahmen bedient, wie dort. Beim Zollamte rechnet man: 108 Varas = 100 engl. Yards, 140 Varas = 100 alte pariser Aunes, 81 Varas = 100 brabanter Ellen, 116 Varas = 100 Meter oder neue niederländ. Ellen, 140 Varas = 100 bremer Legge- oder doppelte Ellen, 92 Varas = 100 wiener Ellen, 78½ Varas = 100 berliner Ellen, 69½ Varas = 100 alte breslauer Ellen, 67½ Varas = 100 hamburger Ellen, 66⅔ Varas = 100 leipziger Ellen. — Beim **Getreidemaß** hat die Carga oder Last 12 Fanegas zu 12 Almudas. Der Kakao wird pr. Fanega von 110 Pfund, der von Maracaibo aber pr. Fanega von 96 Pfund an Gewicht verkauft. — Wein und Branntwein werden vorzüglich nach dem Baril verkauft, welcher 19—20 alte englische Wein-Gallons enthält. Beim Zollamte werden die Flüssigkeiten nach dem Gewicht veranschlagt und besteuert. Es wird dabei der Inhalt von 12 gewöhnlichen Flaschen Wein zu ¾ Arrobas angenommen, der sogenannte Baril Branntwein zu 5 Arrobas, der Baril Wein oder Essig zu 5½ Arrobas, mit einem Nachlaß von 10 Procent für Leccage. — Beim **Handelsgewicht** bedient man sich in der Praxis derselben Reduktionsannahmen, wie in Havanna (s. d.), und rechnet ferner den Quintal oder 100 Libras (Pfund) = 95 hamburger Pfund. An der Duane wird der Quintal = 104 Pfund engl. avoirdupois gerechnet, was = 47,173 Kilogramm wäre, mithin um 1,16 Kilogr. zu schwer gegen den wahren kastilischen Quintal. Ebendaselbst rechnet man den Quintal = 45½ französ. Kilogr., mithin in diesem Falle um circa ½ Kilogr. zu leicht. — Die Carga ist die von einem Esel, Maulthier oder Pferde getragene Last und bezeichnet ein Gewicht, nach welchem mehre Waaren ein- und verkauft werden, welches aber namentlich zur Bestimmung der Frachtsätze dient. Es existirt jedoch keine feste Norm für dasselbe und seine Schwere wechselt nach Maßgabe der Lastthiere und ihrer Stärke, so wie nach der Beschaffenheit der Wege. Man kann das Minimum des Gewichts einer Carga auf 300 Libras (Pfund), das Maximum auf 400 Libras anschlagen. — Der Monton bedeutet einen Erzhaufen von 30 Quintales oder 3000 Libras. — **Gold-, Silber- und Münzgewicht** ist der kastilische Marco; s. **Madrid**. Jedoch fand sich der Normal-Marco der Münze in M. = 230,0466 Gramm = 4786,33 holländ. As, mithin etwas leichter, als der wahre kastilische Marco, welcher letztere = 230,0675 Gramm = 4786,76 holländ. As. — Beim Bergwerkswesen sind 6 Barras = 32 Kure.

Handelsanstalten. Im Jahre 1837 wurde die Errichtung einer Nationalbank beschlossen, deren nächster Zweck dahin gehen sollte, die Kupfermünze, welche durch die Einfuhr gefälschter Münze im Werthe sehr gesunken war, einzuziehen und zu tilgen. Es hat jedoch nichts weiter darüber verlautet und bei den mißlichen Finanzzuständen der Republik fehlten auch die zur Errichtung einer Bank nöthigen Geldmittel. — Die Industrie-Belebungs-Bank (Banco de Ario) trat im Jahre 1833, durch den Minister Alaman veranlaßt, ins Leben und richtete zuerst ihre Hauptwirksamkeit auf Schafzucht, Bienenzucht, Wachsgewinnung und Baumwollkultur. Der Fond von 1 Million Dollars wurde aus den Zöllen auf Baumwollenwaaren genommen und sollte zur Kapitalunterstützung an Fabrikunternehmungen und neuer Ackerbauanlagen verwendet werden; im Allgemeinen wollte die Bank Produktion und Fabrikation heben und vermehren. In Kurzem bildeten sich in Folge dieser Bank in den verschiedenen Theilen der Republik 14 ähnliche Unternehmungen durch Aktiengesellschaften. Bei den inneren Unruhen des Landes aber konnte nichts Dauerndes geschaffen werden, und es fehlen uns neuere Nachrichten über das Bestehen jener nützlichen Anstalten. — Im Jahre 1842 wurde ein Handelsgericht in M. begründet. — Die Tabakskompagnie; mehre Bergbauvereine; Bergbauschule; Münzstätte.

Literatur: Bullok, Sechs Monate in M.,

deutsch, Weim. 1826; — v. Humboldt, Essai politique sur le royaume de nouv. Espagne, Par. 1827, 4 Bde.; — Ward, M. im Jahre 1827, übersetzt von Rüder, Leipz. 1828 u. 1829.

Geschichte. Von den Stämmen, welche das alte Anahuac bewohnten, waren die ausgezeichnetsten die Tolteken. Von Norden vordringend, kamen sie wahrscheinlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts auf das Gebiet von Anahuac. Begreiflicherweise gibt es nur wenig geschichtlich beglaubigte Data aus der Vorzeit eines Volks, dessen schriftliche Urkunden untergegangen und nur zum Theil durch die mündlich überlieferten Sagen der Völker bekannt sind, die seine Nachfolger waren. Nach allen Berichten aber waren die Tolteken im Landbau und in vielen Handwerken wohl unterrichtet; sie waren geschickte Metallarbeiter, erfanden die komplicirte, von den Azteken angenommene Zeiteintheilung, und von ihnen aus flossen überhaupt die Quellen jener Kultur, wodurch sich dieser Theil des amerikanischen Kontinents später auszeichnete. Ihre Hauptstadt war Tula, nördlich vom mexikanischen Thale, und Ueberreste von ausgedehnten Bauwerken waren noch zur Zeit der Eroberung von M. durch die Spanier zu erkennen. Auch werden die großartigen Trümmer gottesdienstlicher und anderer Gebäude, die noch jetzt in M. die Blicke der Reisenden auf sich ziehen, diesem Volke zugeschrieben, dessen Name Tolteken, gleichbedeutend mit Baumeister geworden ist. Nach einem Zeitraume von 4 Jahrhunderten, nachdem es seine Herrschaft über die fernsten Grenzen von Anahuac hinaus verbreitet hatte, verschwand dieses merkwürdige Volk eben so still und geheimnißvoll aus dem Lande, wie es in dasselbe gekommen war. Man sagt, es sey durch Hungersnoth, Pest und unglückliche Kriege größtentheils aufgerieben worden. Nur ein geringer Theil desselben blieb zurück, während sich der bei weitem größere wahrscheinlich über Mittelamerika auf die benachbarten Inseln verbreitete. Nach Verlauf weiterer 100 Jahre, zog eine zahlreiche rohe Horde, die Chichemeken genannt, aus Nordwesten in das verödete Land. Ihnen folgten rasch andere Stämme von höherer Gesittung, vielleicht von gleicher Abkunft mit den Tolteken, deren Sprache sie auch gesprochen zu haben scheinen. Die bekanntesten von diesen waren die Azteken oder Mexikaner und die Acolhuaner. Die letzteren, späterhin mehr unter dem Namen der Tezcucaner, von ihrer Hauptstadt Tezcuco am östlichen Ufer des mexikanischen Sees bekannt, waren durch ihre vergleichsweise milde Religion besonders geeignet, den Anstrich von Bildung zu empfangen, der von den wenigen im Lande zurückgebliebenen Tolteken hergeleitet werden konnte. Dieser Anstrich aber ward von ihnen wiederum den rohen Chichemeken mitgetheilt, von denen ein großer Theil mit den neuen Ansiedlern zu einem Volke verschmolz. Die Acolhuaner, gestützt auf ihre Stärke, die sich nicht nur von ihrer vergrößerten Anzahl, sondern auch von ihrer höhern Kultur herschrieb, breiteten ihre Herrschaft über die roheren Horden im nördlichen Lande aus, während ihre Hauptstadt sich mit einer zahlreichen Bevölkerung erfüllte, die sich mit manchen der nützlichern und selbst zierlichern Künste einer gebildeten Staatsgesellschaft eifrigst beschäftigte. In diesem blühenden Zustande wurden sie plötzlich von ihren kriegerischen Nachbarn, den Tepaneken, die ihnen verwandt und Bewohner des nämlichen Thales waren, angegriffen. Ihre Landschaften wurden überwältigt, ihre Heere geschlagen, ihr König ermordet und die blühende Stadt Tezcuco fiel den Siegern als Preis in die Hände. Aus diesem gedrückten Zustande erlöste endlich der außerordentlich begabte Prinz Nezahualcoyotl († um 1470), der rechtmäßige Thronerbe, gestützt auf den wirksamen Beistand seiner mexikanischen Verbündeten, den Staat und öffnete demselben eine neue Laufbahn des Gedeihens, die selbst glänzender als die frühere war.

Die Mexikaner, die dem Lande den Namen gaben, kamen, wie erwähnt, ebenfalls aus dem Norden, von wo auch in der neuen Welt, wie früher aus der alten, die Völkerschwärme auszogen. Sie gelangten an die Grenzen von Anahuac gegen Anfang des 13. Jahrhunderts, einige Zeit nach der Einnahme des Landes durch die verwandten Stämme. Lange Zeit hatten sie keine feste Wohnsitze, sondern zogen in dem mexikanischen Thale umher, alle Zufälligkeiten und Beschwerden des Nomadenlebens erduldend. Bei einer Gelegenheit wurden sie von einer mächtigern Horde unterjocht, doch machte sie ihre eigne Wildheit ihren Herren bald furchtbar. Nach einer Reihe von Wanderungen und Abenteuern, die mit den Sagen des klassischen Alterthums den Vergleich nicht zu scheuen brauchen, machten sie endlich an dem südwestlichen Ufer des Hauptsees (1325) Halt. Daselbst sahen sie auf dem Zweige eines stacheligen Birnbaums, der aus einer Spalte eines von den Wellen bespülten Felsens hervorwuchs, einen Königsadler von ungewöhnlicher Größe und Schönheit sitzen, der eine Schlange in seinen Klauen hielt und seine mächtigen Flügel gegen die aufgehende Sonne ausbreitete. Sie begrüßten dieses heilbringende Vorzeichen, das, durch einen Götterspruch verkündet, die Lage ihrer künftigen Stadt anzeigte, und legten den Grund zu derselben, indem sie Pfähle in die seichten Stellen senkten; denn das niedere Marschland lag halb unter Wasser. Auf diesen errichteten sie ihre leichten Gebäude aus Rohr und Binsen und suchten einen unsichern Lebensunterhalt vom Fischen und von dem wilden Geflügel, das sich am Wasser aufhielt, so wie vom Anbau solcher Gewächse, die sie in ihren schwimmenden Gärten erzielen konnten. Der Ort ward zum Zeichen seines wunderbaren Entstehens Tenochtitlan genannt, wiewohl er den Europäern nur unter seinem andern Namen M., der von dem Kriegsgotte Mexitli hergeleitet wird, bekannt ist. Die Sage von seiner Gründung ist noch jetzt durch das Symbol des Adlers und Kaktus erhalten, welche das Wappen des jetzigen Freistaats M. bilden. Dies der unbedeutende Ursprung des Venedigs der westlichen Welt.

Die hülflose Lage der neuen Ansiedler ward aber durch innere Fehden sehr verschlimmert. Ein

Theil des Volkes zog sich von der Hauptvereinigung zurück und bildete eine besondere Gemeinde auf den benachbarten Marschländern. In dieser Trennung beharrten die Mexikaner lange und es dauerte geraume Zeit, ehe sie daran denken konnten, Grundbesitz im Festlande zu erwerben. Sie nahmen indeß allmählig an Zahl zu und erstarkten noch mehr durch verschiedene Fortschritte in ihrer Verfassung und Kriegszucht, während sie sich einen Ruf sowohl von Muth als von Grausamkeit im Kriege gründeten, der ihren Namen im ganzen Thale furchtbar machte. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, fast 100 Jahre nach Gründung der Stadt, fiel ein Ereigniß vor, welches eine gänzliche Umwälzung in den Umständen u. einigermaßen auch in dem Charakter der Azteken herbeiführte. Dies war die schon erwähnte Unterjochung des tezcucanischen Königreichs durch die Tepaneken. Als der unerträgliche Uebermuth der Sieger endlich einen Geist des Widerstands hervorgerufen hatte, gelang es dem Prinzen Nezahualcoyotl, nach unglaublichen Wagnissen, eine solche Streitmacht zusammen zu bringen, daß er, durch die Mexikaner verstärkt, den Feinden gewachsen war. In zwei auf einander folgenden Schlachten wurden diese besiegt, ihre Anführer erschlagen; ihr Landgebiet ging in den Besitz der Sieger über und ward den Mexikanern als Belohnung für die wichtigen Dienste, die sie geleistet, zuerkannt. Hierauf ward jenes merkwürdige Bündniß geschlossen, das nicht seines Gleichen in der Geschichte hat. Die Staaten von M., Tezcuco und das kleine benachbarte Königreich Tlacopan kamen dahin überein, daß sie sich einander in ihren Angriffs- und Vertheidigungskriegen beistehen wollten, und daß bei Vertheilung der Beute Tlacopan ein Fünftheil und die andern Mächte den Rest, in welchem Verhältniß, ist unbekannt, erhalten sollten. Auf einigen Vorzug, den der Vertrag dem Staate Tezcuco zugestanden, können wir in so fern schließen, als derselbe, wie untergeordnet er auch ursprünglich gewesen seyn mag, sich in einer gedeihlicheren Lage als die verbündeten Staaten, die durch langen Druck niedergebeugt und entmuthigt waren, befunden hatte. Weit merkwürdiger jedoch, als jener Vertrag selbst, ist die Treue, womit derselbe aufrechterhalten ward. Während eines Jahrhunderts ununterbrochener Kriegführung, welche darauf folgte, ereignete sich kein Beispiel von Streit der Parteien über die Theilung der Beute, der so oft ähnliche Bündnisse unter gesitteten Staaten scheitern macht.

Die Verbündeten fanden eine Zeit lang hinreichende Beschäftigung für ihre Waffen in ihrem eignen Thale; bald aber überschritten sie dessen Felswälle und gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts, unter dem ersten Montezuma hatten sie sich an den Seiten des Tafellandes hinab bis zu den Ufern des mexikanischen Meerbusens ausgebreitet. Tenochtitlan, die aztekische Hauptstadt, zeugte von der Wohlfahrt des Staates. Ihre gebrechlichen Hütten wurden durch feste Bauwerke aus Stein und Kalk verdrängt. Ihre Bevölkerung vermehrte sich rasch, ihre alten Fehden wurden beigelegt. Die Bürger, welche sich getrennt hatten, wurden wieder unter die gemeinsame Regierung mit dem Hauptstamm vereinigt, und der Stadttheil, den sie bewohnten, ward auf immer mit der Mutterstadt verbunden, deren auf zusammenhängendem Boden befindlicher Umfang weit größer war, als der der heutigen Hauptstadt M. Glücklicher Weise ward der Thron von einer Reihe fähiger Herrscher besetzt, welche ihre vermehrten Hülfsquellen und den kriegerischen Geist des Volkes zu benutzen verstanden. Kein Staat war im Stande, der vermehrten Stärke der Verbündeten auf die Dauer Widerstand zu leisten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, kurz vor der Ankunft der Spanier, reichte die Herrschaft der Azteken auf dem Festlande vom atlantischen bis zum stillen Meere, und unter dem kühnen und blutigen Ahuitzotl trugen sie ihre Waffen weit über die schon erwähnten, sein bleibendes Gebiet bestimmenden Grenzen hinaus bis in die entferntesten Gegenden von Guatemala und Nicaragua. Diese Machtausdehnung, wie beschränkt sie auch im Vergleich mit der mancher anderen Staaten seyn mag, ist in der That staunenswerth, wenn man sie als die Erwerbung eines Volkes betrachtet, dessen ganze Bevölkerung und Hülfsquellen noch vor so kurzer Zeit von den Mauern ihrer eignen unbedeutenden Stadt umschlossen waren, und wenn man ferner bedenkt, daß das eroberte Gebiet dicht mit verschiedenen Stämmen besetzt war, die gleich den Mexikanern für die Waffen erzogen waren und hinsichtlich ihrer geselligen Einrichtungen wenig unter ihnen standen. Die Geschichte der Azteken bietet einige auffallende Vergleichspunkte mit der der alten Römer dar, nicht allein in ihrem Kriegsglück, sondern auch in der Staatsklugheit, welche dazu führte.

Die Regierungsform war in den verschiedenen Staaten Anahuacs eine verschiedene. Bei den Azteken und Tezcucanern war sie ein fast unumschränktes Königthum. Diese beiden Völker waren einander so ähnlich in ihren staatlichen Einrichtungen, daß einer ihrer Geschichtschreiber auf eine allerdings zu umfassende Weise bemerkt hat, daß, was von dem einen gesagt werde, sich auch immer auf das andere anwenden lasse. Die Regierung war ein Wahlkönigreich. Vier der vornehmsten Edelleute, die durch ihre eigne Korporation unter der vorhergehenden Regierung ausgewählt worden waren, bekleideten das Amt der Wähler, denen sich die zwei königlichen Verbündeten von Tezcuco und Tlacopan anschlossen. Der Herrscher ward aus den Brüdern des verstorbenen Fürsten gewählt oder in Ermangelung solcher, aus dessen Neffen. Auf diese Weise blieb die Wahl stets auf die nämliche Familie beschränkt. Der begünstigte Bewerber mußte sich im Krieg ausgezeichnet haben, wenn er auch, wie dies bei dem letzten Montezuma der Fall gewesen, ein Mitglied des Priesterstandes war. Der neue König ward nicht eher mit der Herrscherwürde bekleidet, als bis er durch einen siegreichen Feldzug eine hinreichende Zahl von Gefangenen gemacht hatte, um Schlachtopfer für die finstern und blutigen Gebräuche zu liefern, welche den aztekischen Kultus befleckten. Unter dem Gepränge von Menschenopfern ward er gekrönt, und zwar von dem Herrscher von Tezcuco,

als dem mächtigsten seiner königlichen Verbündeten. Dem Monarchen stand eine Art geheimer Staatsrath zur Seite, der wahrscheinlich zum Theil aus den von den Edelleuten nach der Thronbesteigung ernannten vier Wählern bestand und dem König bei der Besorgung der Regierungsgeschäfte Beihülfe leistete. Uebrigens lebten die aztekischen Fürsten, besonders gegen das Ende des Herrscherstammes, in einem wahrhaft orientalischen, aber rohen Luxus. Die gesetzgebende Macht, sowohl in M. als in Tezcuco, beruhte zwar lediglich in dem Herrscher, doch fand dessen Gewalt einigermaßen ein Gegengewicht in der Einrichtung ziemlich unabhängiger und selbstständiger Gerichtshöfe, von deren Erkenntnissen keine Appellation, selbst nicht an den König Statt fand. Die königlichen Einkünfte flossen aus verschiedenen Quellen. Die ausgedehnten Kronländereien lieferten ihre Erträge in Naturalien. Die in der Nachbarschaft der Hauptstadt belegenen Ortschaften waren verbunden, Stoffe und Arbeiter zum Bau der Paläste des Königs zu liefern und sie in baulichem Stande zu erhalten. Die vornehmsten Städte, zu denen zahlreiche Dörfer und ein großer Landstrich gehörten, waren in Bezirke eingetheilt, von denen jeder einen Theil von den ihnen durch das Loos zugetheilten Ländereien zum Unterhalt erhielt. Die Bewohner zahlten einen bestimmten Theil vom Ertrag an die Krone, wie auch die Lehnsleute der vornehmen Häuptlinge einen Theil ihrer Ernten in den öffentlichen Schatz fließen lassen mußten. Auch die Kunsterzeugnisse waren besteuert, daher bestanden die Abgaben auch in baumwollenen Kleidern und künstlich aus Federwerk verfertigten Mänteln, verzierten Rüstungen, goldenen Gefäßen und Tellern, Goldstaub, Bändern und Armspangen, vergoldeten und gefirnißten Krügen und Bechern, kupfernen Glocken, Waffen und Hausgeräthe u. s. w. In den größern Städten waren stehende Besatzungen eingerichtet, um Aufruhr zu verhüten und die ordentliche Zahlung der Abgaben zu erzwingen. Aber es wurden diese unter den ersten Fürsten noch erträglichen Abgaben durch die rücksichtslose Art ihrer Erhebung höchst drückend, so daß sie Mißvergnügen im ganzen Reiche hervorriefen und dadurch den Spaniern den Weg zur Eroberung desselben bahnten. Das letzte Ziel aller aztekischen Anstalten, worauf häusliche Erziehung und öffentliche Ehrenbezeigungen gleichmäßig hinstrebten, war das Kriegshandwerk. In M. wie in Aegypten theilte der Priester das höchste Ansehen mit dem Krieger, und die Schutzgottheit der Azteken war der Kriegsgott, dem man durch den Krieg Hekatomben von Gefangenen für seine Altäre zusammen zu bringen suchte. Der Krieger, der im Kampfe fiel, ward plötzlich in den Bereich unaussprechlicher Seligkeit, in die glänzenden Wohnungen der Sonne versetzt. Daher ward jeder Krieg zu einem Kreuzzuge, und der von religiösem Fanatismus entflammte Krieger war, wie der Sarazene oder Kreuzfahrer des Mittelalters nicht nur in der Stimmung, den Tod zu verachten, sondern er strebte darnach um der unvergänglichen Märtyrerkrone willen. Dabei war die Kriegszucht äußerst streng und erwarb ihnen selbst das Lob der spanischen Eroberer. Ungehorsam gegen Befehle ward mit dem Tode bestraft, eben so Verlassen der Fahne und Angreifen des Feindes vor gegebenem Zeichen. Einer der letzten tezcucanischen Fürsten tödtete zwei seiner Söhne, nachdem er ihre Wunden geheilt, weil sie das eben erwähnte Gesetz übertreten hatten.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts (1502) gelangte Montezuma, ein Neffe des letzten und Enkel eines vorhergegangenen Herrschers, auf den aztekischen Thron. Seine ersten Regierungsjahre füllten fortwährende Kriege aus, und er selbst stand öfter an der Spitze seiner Heere. Man sah die mexikanischen Banner in den fernsten Landschaften am mexikanischen Meerbusen und in den entlegensten Gegenden von Nicaragua und Honduras. Da diese kriegerischen Unternehmungen im Allgemeinen von glücklichem Erfolge gekrönt waren, so erhielten die Grenzen des Reichs eine weitere Ausdehnung als jemals. Montezuma vergaß über seinen Kriegshändeln aber auch der innern Angelegenheiten nicht. Er führte einige wichtige Veränderungen bei den Gerichtshöfen durch und wachte sorgsam über der Handhabung der Gesetze, die er mit ernster Strenge erzwang. Aber indem er seine nähere Umgebung bloß aus den Vornehmsten wählte und die sklavischste Unterwürfigkeit verlangte, so entfremdete er sich die durch zu hohe Abgaben schon wankend gewordene Zuneigung seiner Unterthanen mehr und mehr. Die Folgen davon waren Unruhen und Empörungen, und besonders geben die letzten Jahre seiner Regierung ein Schauspiel unaufhörlicher Feindseligkeiten, wobei die Streitkräfte der einen Hälfte des Reichs zur Unterdrückung der Aufstände in der andern gebraucht wurden. Unglücklicher Weise versäumte man es, die neuen Eroberungen mit dem alten Bestand des Reichs gehörig zu verschmelzen. Daher ward das aztekische Reich je umfangreicher, desto schwächer; es glich einem großen, unverhältnißmäßigen Gebäude, dessen zerstückelte Baustoffe, da sie keinen Zusammenhang mit einander haben und unter ihrem eignen Gewicht wanken, bei dem geringsten Windstoß den Einsturz drohen. Im Jahre 1516 † der tezcucanische König Nezahualpilli, mit welchem Montezuma seinen treusten Rathgeber verlor. Seine beiden Söhne Cacama und Ixtlilxochitl stritten um die Thronfolge. Ersterer ward von Montezuma unterstützt; letzterer aber wandte sich an die Nation und suchte dieselbe zu überreden, daß sein Bruder zu sehr den Vortheil M.'s im Auge habe, um seinem Vaterlande wahrhaft dienen zu können. Ein Bürgerkrieg entstand und endete mit einem Vergleiche, in Folge dessen die eine Hälfte des Königreichs mit der Hauptstadt für Cacama, die andere aber für seinen ehrgeizigen Rivalen bestimmt ward. Von der Zeit an ward Ixtlilxochitl der unversöhnlichste Feind Montezuma's. Aber ein noch furchtbarerer Feind desselben war der kleine Freistaat Tlascala, der in der Mitte zwischen dem mexikanischen Thale und der Küste lag und länger als zwei Jahrhunderte hindurch seine

Unabhängigkeit gegen die vereinten Streitkräfte des Reichs bewahrt hatte. Seine Hülfsquellen waren noch unerschöpft, sein Kulturzustand nicht unter dem der großen Nachbarstaaten, und an Muth und kriegerischer Tapferkeit hatten sich seine Bewohner einen Ruf erworben, der dem von keinem andern Volke Anahuacs nachstand. Dies die Lage des aztekischen Reichs bei des Eroberers Cortez Ankunft; das Volk mißmuthig über die Anmaßung des Herrschers; die Landschaften und entfernten Städte entrüstet über Erpressungen der Regierung, während mächtige Feinde in der Nachbarschaft auf die Stunde lauerten, wo sie ihren gefürchteten Nebenbuhler mit Erfolg angreifen konnten. Zwar war das Reich noch stark durch seine reichen innern Hülfsquellen, aber die unvollkommene Kriegszucht einer halbcivilisirten Nation vermochte nichts im Kampfe mit der von der Kraft des Pulvers unterstützten Taktik der Europäer.

Ferdinand Cortez (s. d.) landete 1519 in Vera-Cruz, verbrannte seine Schiffe, damit seine Genossen mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfen sollten, besiegte die halb souveräne Republik von Tlascala, gewann dieselbe zur Bundesgenossin und rückte in M. ein, wo er friedlich aufgenommen wurde, aber den Kaiser Montezuma hinterlistig gefangen nahm und nun (1520) von dem erbitterten Volke aus der Stadt vertrieben wurde. Doch drang er im selben Jahre unter heftigen Kämpfen wieder vor und belagerte die Hauptstadt, die ihm 75 Tage lang Trotz bot, endlich aber doch erobert ward (21. August 1520). Der letzte Kaiser, Guatimozin, ward aus roher Habgier gefoltert und hingerichtet, das Land in Kurzem unterjocht und seine Bevölkerung den sattsam bekannten Qualen aufzehrender Unterdrückung, welche die spanisch-amerikanischen Besitzungen erfuhren, bis der Negerhandel einige Linderung schaffte, preisgegeben, so weit sie sich nicht in wilde und verwildernde Freiheit der Wälder, Steppen und Sümpfe zu flüchten vermochte. Der neu eroberte Staat ward Neu-Spanien genannt und erhielt schon 1540 einen Vicekönig, 1542 eine Audiencia, so wie seine Hauptstadt auch Sitz eines Erzbisthums wurde. Von da an bis auf dieses Jahrhundert bot der Zustand M.'s keine besondern Eigenthümlichkeiten dar, die ihn von den in früheren Artikeln berührten der ähnlichen spanisch-amerikanischen Kolonien unterschieden hätten. Vorzüge und Gebrechen dieses Zustandes waren aber vielleicht in M. am tiefsten begründet und ausgeprägt. Im 18. Jahrhundert wurden einige Verbesserungen in der Lage der Indianer bewirkt und von da an nahm die Zahl der in friedlicher Unterwerfung lebenden freien Indianer wieder zu. Das ganze Vicekönigreich war in die Generalkapitanate von M. und Yucatan und in die Generalkommandantschaften der provincias infernas orientales und occidentales getheilt. Sie alle standen unter dem Vicekönig; doch war der Generalkapitän von Yucatan in militärischer Beziehung unabhängig. Für die Civilverwaltung waren die 12 Intendantschaften von M., Puebla, Oaxaca, Vera-Cruz, Merida de Yucatan, Guadalaxara, Guanaxuato, Durango, San Luis de Potosi, Sonora, Valladolid de Mechoacon und Zacatecas, so wie das Corregimiento von Queretaro und das Gobierno von Tlascala eingerichtet. Die Bevölkerung betrug im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gegen 6 Millionen. M. bewahrte lange die Treue gegen das Mutterland. Als Napoleons Intriguen die spanischen Bourbons aus ihrem Lande vertrieben hatten und der französische Kaiser nun auch von den Kolonien die Unterwerfung unter die Regierung des von ihm eingesetzten Königs forderte, hielt auch M., dessen Vicekönig Iturrigaray war, zur legitimen Dynastie. Doch regten die Verwirrungen, die sofort in Spanien ausbrachen, den Gedanken an, in M. eine eigene Junta zu bilden, die mit dem Vicekönig zur Vertheidigung des Landes zusammen wirken könne, und bei dieser Gelegenheit hofften namentlich die Kreolen auf eine Stufe mit den Spaniern rücken zu können. Der Vicekönig, ein wohlwollender Mann, der gar wohl beherzigte, wie reich und mächtig die Kreolen seyen, und dem ihre bisherige Zurücksetzung allerdings unbillig erschien, war geneigt, ihrem Wunsche zu willfahren. Dadurch reizte er aber die Spanier, die noch länger im Monopolbesitz der Aemter und des Handels bleiben wollten; es ward ein kaufmännischer Aufstand erregt und am 18. Sept. 1808 der Vicekönig von 400 Handlungsdienern überfallen und gefangen, der gethane Schritt auch von den Behörden gebilligt. Auch in Spanien, wohin Iturrigaray geschafft wurde, nahm man ihn ungnädig auf und verurtheilte ihn zu einigen Jahren Gefängniß. Sein Nachfolger ward Erzbischof Lizana, ein tugendhafter, aber der Geschäfte unkundiger Mann, der schon 1810 durch Francesco Xavier de Venegas ersetzt ward. Die natürliche Folge dieser Vorgänge war aber eine vermehrte Unzufriedenheit der Kreolen, und bald bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze der Pfarrer zu Doloras, Miguel Hidalgo y Costilla trat, und die im Militär ihre Verzweigungen hatte. Namentlich hielten 3 Hauptleute vom Reiterregimente dazu, Namens Allende, Aldama und Abasolo. Der Aufstand sollte zum 1. Nov. 1810 in allen Provinzen des Vicekönigreichs zugleich ausbrechen. Allein die Behörden erhielten einige Kunde von der Sache und ließen den Corregidor von Queretaro, Dominguez, den sie fälschlich für das Haupt der Verschwörung hielten, verhaften. Nun glaubten die Verschwornen losbrechen zu müssen. Allende brach mit den ihm ergebenen Soldaten u. 800 Freiwilligen von San Miguel el Grande auf und stieß zu Hidalgo, der (16. Sept.) die ihm besonders ergebenen Indianer und die Bergleute aufrief, und nachdem auch noch mehre Truppentheile zu ihnen gestoßen waren, San Miguel el Grande plünderte und mit 40,000 Mann gegen Guanaxuato zog, das auch, da Alles, was nicht Altspanier war, sich für die Insurgenten erklärte (29. Sept.), in seine Hände fiel. Er fand dort 5 Millionen Piaster, richtete eine Regierung ein, gewann den eifrigsten Beistand der Indianer, deren Tribut er aufhob, sah sich durch den Beitritt der Städte Lagos, Zacatecas und anderer verstärkt, zog in

Valladolid ein (20. Okt.), ließ sich zum Generalissimus und Allende zum Generalkapitän ernennen, theilte sein Heer von 80,000 Mann in 80 Regimenter, nahm die alten Farben der Aztekenkaiser (weiß und blau) an und drang bis Toluca vor, 12 Stunden von der Hauptstadt. Einen anderen Pfarrer, Morelos, der zu Valladolid mit einem Haufen Indianer zu ihm gestoßen war, schickte er als General nach Acapulco, um auch diese Gegenden zur Insurrektion zu veranlassen. Den Obersten Truxillo, den ihm der Vicekönig mit nur 5000 Mann entgegengeschickt hatte, schlug er und zwang ihn zum Rückzug. Doch trat weder die Stadt M., noch das umliegende Land seiner Sache bei; denn der Erzbischof hatte ihn in den Bann gethan und die Inquisition erklärte ihn für einen Ketzer. Er reinigte sich zwar bei seinen Truppen durch ein Manifest von diesem gefährlichen Verdacht. Aber die Gegenden, über welche sich sein Einfluß nicht unmittelbar erstreckte, erfuhren das nicht oder schenkten ihm keinen Glauben. Indeß schien die Erstürmung der Hauptstadt doch ein leichtes Werk, und Venegas dachte schon daran, sich mit den Truppen nach Vera-Cruz zurückzuziehen, als Hidalgo plötzlich umkehrte (1. Nov.), an demselben Tage, wo er den Aufstand hatte beginnen wollen, und nach Aculco zurückging. Die Ursache blieb unaufgeklärt. Allerdings eilten die Generäle Calleja und Cadena mit 6000 Mann der Hauptstadt zu Hülfe; aber noch waren sie nicht so nahe, daß sie deren Eroberung hätten hindern können. Man glaubt, Hidalgo, der unterwegs Erfahrungen von der Zuchtlosigkeit seines Heeres gemacht, sey vor dem Gedanken zurückgebebt, die Plünderung einer so großen Stadt zu veranlassen. Den Feinden entging er durch den Rückzug nicht. Calleja und Cadena griffen ihn bei Aculco (7. Nov.) an, und er erlitt durch die Flucht der Indianer eine gänzliche Niederlage, die sich bei Guanaxuato (24. Nov.) wiederholte. Zugleich begannen die gegenseitigen grauenvollen Ermordungen, die gewöhnlich den Bürgerkrieg bezeichnen. Nochmals sammelte Hidalgo, nach Erfechtung einiger kleinen Vortheile, ein Heer von 70,000 M. mit 136 Kanonen bei Guadalaxara, während Valladolid wieder in die Hände der Spanier fiel. Calleja griff am 17. Jan. 1811 den Hidalgo an und schlug ihn nach 11stündigem Kampfe nochmals. Hidalgo floh darauf in die nördlichen Provinzen, und obwohl er hier wieder zu einiger Macht gelangte, so hielten doch seine eigenen Genossen ihre Sache für verloren, so daß sich eine Verschwörung bildete und Hidalgo mit seinen treusten Anhängern zu Acalita de Bajan gefangen genommen und den Spaniern ausgeliefert wurde (21. März). Er ward degradirt und hingerichtet (27. Juli). Einige Anführer abgesonderter Corps, wie Villagnan, Morelos, Rayon, Lopez, setzten zwar einen Guerillaskrieg fort; aber der ganze Plan des Aufstandes zu M. selbst ward entdeckt. Dessenungeachtet bildete namentlich Rayon zu Zitaquaro eine Junta. Zitaquaro ward von Calleja erstürmt (2. Jan. 1812) und der Erde gleich gemacht. Die Junta aber war nach el Real de Zultepec geflüchtet. Gefährlicher war die Macht, zu der Morelos gelangt war, der die Südküste beherrschte, einen Sieg bei Tixtla gewann (19. Aug. 1811) und, von Bravo unterstützt, unter glücklichen Gefechten gegen M. heranzog. Doch konnte er sich zu Quantla Amilpas nicht gegen das von Calleja geführte Belagerungsheer halten und erlitt beim Rückzuge schwere Verluste (Mai 1812). Indeß hielten sich die Insurgentencorps in den entlegenen Theilen des ungeheuren Landes. Ihre Zügellosigkeit aber war die Ursache, daß noch längere Zeit die Kreolen Bedenken trugen, sich entschieden von den Mexikanern zu trennen. Ja sie wirkten tüchtig zur Bekämpfung der Insurgenten und erwarben sich viele Führerstellen im Heere. So war es ein Kreole, Bustamente, der am 6. Juni 1812 das feste Tenango, in das sich Rayon mit seiner Junta geworfen hatte, erstürmte, ohne doch ihn und die Junta gefangen nehmen zu können. Diese zog in die Anden und befestigte den Cerro del Gallo. Von dort ernannte sie Morelos zum Oberbefehlshaber, der inzwischen mit Vittoria, Bravo, Guerrero, Trujano, Galeano im Guerillaskrieg einzelne Vortheile erfochten hatte, Oriazala, Oaxaca, Acapulco eroberte, und besonders in den südlichen Provinzen die Oberherrschaft behauptete. Zwistigkeiten unter den Führern gefährdeten schon damals diese Erfolge. Rayon zerfiel mit seiner eigenen Junta. Morelos wollte sie nicht anerkennen, vielmehr auch seinen Kongreß haben, den er nach Oaxaca berief; dieser Kongreß mußte aber bald seinen Sitz verändern, da und dorthin, zuweilen in Wälder ziehen und verlor alles Ansehen, wie Morelos vom Glück verlassen ward. Dieser zog mit 15,000 Mann gegen Valladolid, ward aber durch Llano und den Kreolenobristen Iturbide (1. Jan. 1814) geschlagen. Bald wurden Oaxaca und Acapulco wieder genommen; Galeano und Bravo fielen; Morelos, der so wenig wie Hidalgo zur militärischen Führung größerer Massen geschickt war, gerieth durch Verrath in die Hände der Spanier (3. Nov. 1815), ward von Inquisition und Kriegsgericht verurtheilt und rücklings erschossen. Gegenwärtig aber ruhen seine Gebeine in der Kathedrale von M., und sein Name lebt in den Liedern des Volkes. — Rayon setzte den Guerillaskrieg fort, und befestigte den Cerro Caporro, wie Teran den Cerro Colorado. Vittoria durchstreifte die Gegenden zwischen M. und Vera-Cruz. Der Mestize Guerrero erhielt sich mit vielem Glück im Süden, während im Norden nordamerikanische Abenteurer unter Toledo in Texas einfielen und dessen Hauptstadt, San Antonio de Bejar nahmen. Doch bald wurden diese durch den Gouverneur Don Nicolas Arredondo wieder vertrieben. Im übrigen Lande aber konnte es der Erhaltung der Insurrektion nur Vorschub thun, daß Calleja, der seit dem 4. März 1814 Vicekönig war, durch Bedrückungen aller Art selbst die Anhänger der Regierung erbitterte. Cerro Caporro ward von Llano und Iturbide vergebens belagert. Guerrero siegte (20. Juli 1815) bei Tlapa, nahm Abatlan und hob alle Verbindung zwischen M.

und Oaxaca auf. Teran entsetzte das belagerte Tehuacan, stürzte den Kongreß (1. Dec.) und erstrebte eine militärische Diktatur. Damit regte er aber nur die Eifersucht der übrigen Anführer auf, und ihre Reibungen unter einander verhinderten bleibende Erfolge. Ja es schien, als sollte die ganze Insurrektion erstickt werden, als Calleja zurückberufen ward, und als sein Nachfolger, der milde und weise Admiral Apodaca ankam (Sept. 1816). Sein gerechtes menschenfreundliches Verfahren gewann die Herzen und seine Mittel waren verständig gewählt und mit möglichster Kraft angewendet. Zu Anfang 1817 waren die beiden Festungen Cerro Caporro und Cerro Colorado übergeben. Die Brüder Rayon fielen, wie Teran, in die Hände der Spanier, ohne daß ihnen eine Strafe diktirt worden wäre. Ein Pfarrer, Verduzco, der eine Zeit lang unter Morelos gedient hatte, erhielt sogar seine Stelle wieder. Später (22. Dec. 1817) ward auch Nicolas Bravo gefangen. Vittoria sah seine Truppen nach und nach aufreiben, und mußte lange ein einsam abenteuerliches Leben in den Wildnissen führen. Nur Guerrero hielt sich, wenn auch ohne Bedeutendes ausführen zu können. Es war allerdings für jetzt zu spät, daß Mina der Jüngere sich den mexikanischen Insurgenten zum Führer darbot. Selbst der Hafen Barquilla, in dem er landen wollte, war bereits wieder in den Händen der Regierung. Er landete mit etwa 300 Mann bei Soto la Marina (15. April 1817), welches er befestigte, worauf er kühn in das Innere drang, um die wenigen noch unbezwungenen Guerillas zu sammeln. Sein Name zog zahlreiche Streiter herbei. In mehreren Gefechten war er siegreich und nahm mehre Plätze. Nur die Guerillasführer leisteten ihm nicht die erwartete Unterstützung. Er hatte geglaubt, sie würden wie er für die Idee der Freiheit erglühen, während sie nur ihren persönlichen Vortheil im Auge hatten. Auch fiel Soto wieder in die Hände der Spanier, wodurch ihm der Rückzug abgeschnitten ward. Ein Angriff, den er auf Leon machte, schlug fehl. Der General Linan zog mit 5000 Mann gegen ihn, und Mina erwartete ihn in Sombrera. Da Torres seine Versprechungen, zum Entsatz zu kommen, nicht hielt, so ward Sombrera nach langer Belagerung genommen. Mina hatte es verlassen, und setzte den Guerillaskrieg fort. Er überfiel selbst Guanaxuato, konnte es aber nicht behaupten und ward bald darauf, in Folge Verraths, gefangen (27. Okt.) und erschossen (11. Nov.). Immer hatte seine Gegenwart und der Eindruck der Ideen, deren Vertreter er war, auf die Kreolen gewirkt. Nun fiel auch die lange belagerte Feste los Remedios, aus der Torres mit Mühe entkam, um bald darauf in einem Privathandel umzukommen. Auch Jangilla, wo eine Junta ihren Sitz hatte, ward genommen (1. März 1818), und nur Guerrero hielt sich noch. Hätte man jetzt die Kreolen an die Sache der Regierung zu ketten gewußt, und hätte Spanien die weisen Maßregeln des Vicekönigs besser unterstützt, M. möchte, trotz des verlockenden Beispiels der übrigen Provinzen, Spanien auf lange erhalten worden seyn. Allein es geschah eher das Gegentheil. Die Kreolen, die zum Theil Führerstellen in der Armee bekleideten und zu den zeitherigen Erfolgen Vieles beigetragen hatten, sahen sich zurückgesetzt, die Altspanier vorgezogen, durch die Ankunft Linans, dessen Hauptverdienst die Gunst des Königs war, gekränkt. Die Bedürfnisse des Hofes erlaubten es auch nicht, die Schonung der Volkskräfte, die der Vicekönig für nöthig erkannte, zu gestatten, und so griff die Unzufriedenheit um sich und veranlaßte eine Verschwörung angesehener Kreolen, die sich in die Maske religiöser Uebungen hüllte. Den Ausbruch beschleunigte die Nachricht von der Militärrevolution in Spanien. Der Wunsch des Vicekönigs, daß der König sich nach M. begeben möge, fand kein Gehör, und bereits standen auch die Sachen so, daß der König, wenn er nicht sehr weise Rathgeber oder Entschlüsse mitgebracht hätte, in M. schwerlich loyalere Unterthanen gefunden haben würde, als in Spanien. Die freigegebene Presse zeigte sich dem Streben nach Unabhängigkeit immer günstiger und Guerrero trat kecker hervor. Gegen ihn nun sendete der Vicekönig, der keine Ahnung von der Verschwörung hatte, ein Haupt derselben, den unternehmenden und ehrgeizigen Iturbide. Dieser vermied einen Kampf und ließ sich statt dessen in Unterhandlungen mit Guerrero ein, die im Jan. 1821 zu einer Zusammenkunft und zu völliger Vereinigung führten, worauf Iturbide mit seinen Truppen gegen M. zog und am 24. Febr. zu Iguala den berühmten grito d'Iguala erließ. Er verkündigte eine konstitutionelle Monarchie unter Ferdinand oder einem anderen bourbonischen Prinzen, die Berufung eines Kongresses, den Spaniern Sicherheit, der Kirche Schutz. So keine Partei verletzend, als die machtlosen unmittelbaren Organe des zeitherigen Systems, gewann er rasch allgemeine Theilnahme. Einzelne Heerführer, wie Bustamente, Barragan, Quintanar, Cartazar, Negrete, waren wohl schon früher mit Iturbide einverstanden und traten ihm bei; die Städte ergaben sich; das Volk strömte zu, und Iturbide sah sich bald mit 50,000 Mann den 5 bis 6000 Spaniern gegenüber. Die Kreolen allein hatten die spanische Sache noch aufrecht erhalten, und diese gaben sie selbst einmüthig auch in den ruhigsten Provinzen auf. Die Spanier in der Hauptstadt hielten den Vicekönig den Umständen nicht gewachsen und setzten ihn willkürlich ab; auch die spanischen Cortes hatten ihm bereits einen Nachfolger gesetzt, O Donoju. Dieser überzeugte sich schnell von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache, und schloß am 24. Aug. 1821 einen Vertrag mit Iturbide auf der Grundlage der Proklamation von Iguala. Die Krone sollte, wenn Ferdinand sie ausschlüge, dem Infanten Don Carlos, oder Don Francesco, oder dem Herzoge von Lucca angetragen werden. Die spanische Besatzung räumte die Hauptstadt und Iturbide zog (27. Sept.) triumphirend ein und stand, nach dem bald erfolgten Tode des Vicekönigs, allein an der Spitze der Staatsgewalt. Er hatte die Soldaten für sich und ge-

wann auch die niedern Volksklassen durch mannichfache Erleichterungen und durch sein herablassendes Benehmen. Es konnte aber nicht fehlen, daß er viele Gegner hatte, die es theils aus persönlichen Gründen, theils um der Sache willen waren. Es soll damals die republikanische Partei in M. sehr schwach gewesen seyn; aber desto größer war die Anzahl derer, die keinen Emporkömmling, Keinen, der nur eben ihr Gleicher gewesen, zum Beherrscher wünschten. Da O Donoju todt war, erwachten die Intriguen der Spanier wieder, die, in einem auch anderwärts vorgekommenen Irrthum, in dem augenblicklichen Träger der ihnen verhaßten Sache, der doch vergleichungsweise ihnen noch günstig war, diese selbst zu stürzen glaubten. Die Feinde Iturbide's sammelten sich in den Maurerlogen und wirkten von da aus auf den Kongreß und das Volk. Im Kongresse, dessen Präsident Don Pablo Obregon war, sah Iturbide, dessen Stellung immer noch mehr eine faktische, als rechtliche war, höhern Klassen sich feindlich gegenüber, in deren Namen er zunächst gehandelt hatte, die ihn aber nicht mehr stützten, seit er nicht mehr für sie, sondern für sich handelte. Spanier, Republikaner und seine Rivalen wirkten für einen Zweck. Bald wußte man Iturbide mit dem Kongresse zu entzweien, ihn von der Regierungsjunta zu trennen, die man nur aus seinen Feinden zusammen setzte, um ihn so zu den äußersten Schritten zu drängen, zu denen ihn die Gunst der Truppen und der Proletarier (Leperos) anreizte. Letztere riefen ihn in der Nacht vom 18. Mai zum Kaiser Augustin I. aus, und von ihm beorderte Truppen rückten in die Stadt ein. Die Generäle riethen ihm einstimmig, den Antrag anzunehmen; die Junta schwieg; der Kongreß berieth unter dem furchtbarsten Pöbeltumulte und hatte doch genug muthvolle und entschlossene Männer in seiner Mitte, unter denen sich ein Nachkomme von Ferdinand Cortez, Don Fernando del Valle auszeichnete, daß er in der ersten Sitzung allen Vorschlägen und Gefahren Trotz bot. Bald aber ward eine Mehrheit erlangt und ein Proclama des Kongresses vom 21. Mai ernannte Iturbide, der „Nothwendigkeit" nachgebend, zum Kaiser. Aber weder der Kongreß, noch die Stände, die jenen Kongreß repräsentirten, waren mit dieser Ernennung einverstanden. Die stolze Etikette, die der neue Kaiser annahm, und die in der That verletzen mußte, vermehrte die Erbitterung. Nach und nach machte die Presse auch das niedere Volk wankend. Verfolgungsmaßregeln, die Iturbide ergriff, erhitzten nur noch mehr. Er mußte den Kongreß auflösen (31. Okt.) und wollte mit einer berathenden Junta fortregieren. Die Finanznoth und das durch sie erzeugte Papiergeld mit den gewöhnlichen Folgen, die es als finanzielles Hülfsmittel zu haben pflegte, so wie manche andere Maßregeln, erregten steigende Unzufriedenheit. Bald fielen einzelne Truppenkorps ab, und zuerst proklamirte der General Santa Anna (2. Dec.) in Vera-Cruz die Republik; Guerrero und Nicolas Bravo eilten in die südlichen Provinzen; Vittoria erschien wieder und hielt Santa Anna, der die anfangs schwankende Sache schon wieder aufgeben wollte, aufrecht. Zwar wurden die Haufen Guerrero's und Bravo's gesprengt, aber der vertrauteste Freund Iturbide's Echevarri, ging zu Santa Anna über. Iturbide rief in seiner Noth den Kongreß zusammen und fand nur Opposition. Daher dankte er den 19. März 1823 ab und erhielt, während er nur die Bezahlung seiner Schulden verlangte, eine ansehnliche Pension unter der Bedingung, daß er seine übrige Lebenszeit in Italien zubringe. Der Kongreß erklärte am Tage vor Iturbide's Abdankung M. zu einem Freistaate, und am 16. Dec. 1823 für einen Bundesstaat unter dem Namen: vereinigte mexikanische Staaten. Am 4. Okt. 1824 war das Verfassungswerk vollendet. Nach dieser Verfassung soll die Nation von M. für immer frei und von der spanischen, wie jeder andern Regierung unabhängig seyn. Die Religion der mexikanischen Nation ist für immer die apostolisch-römische; die Nation verbietet den Gottesdienst jeder andern Religion. Die mexikanische Nation wählt als Form ihrer Verwaltung eine vom Volke ausgehende Republik von Bundesstaaten. Die höchste Staatsgewalt theilt sich in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche. Die gesetzgebende übt der Generalkongreß durch seine beiden Kammern, der Deputirten und der Senatoren. Die Deputirtenkammer besteht aus den alle zwei Jahre erwählten Repräsentanten, deren Zahl sich nach der Bevölkerung des Departements richtet (1 auf 40,000). Jeder Deputirte muß das 25. Jahr erreicht haben und wenigstens 2 Jahre in dem wählenden Staate oder Gebiete gewohnt haben. Der Präsident oder Vicepräsident, die Glieder des höchsten Gerichts, die Staatssekretäre und deren Kanzleibeamten, die Finanzbeamten der Union, die Statthalter der einzelnen Staaten und Gebiete, die Erzbischöfe und Bischöfe, geistlichen Provisoren u. Generalvikarien, die kommandirenden Generäle, die Friedensrichter, sind nicht wählbar. Der Senat besteht aus zwei Senatoren jedes Bundesstaates, die von der gesetzgebenden Versammlung des betreffenden Staates erwählt werden und 30 Jahre alt seyn müssen. Alle 2 Jahre tritt die Hälfte der Senatoren aus. Die beiden Kammern erkennen über Anklagepunkte u. zwar: Gegen den Präsidenten wegen Hochverraths wider die Unabhängigkeit der Nation, wider die Form der Staatsverwaltung, wegen begangener Amtsverbrechen, wegen Verhinderung der verfassungsmäßigen Wahlen, wegen Eingriffe in die freie Wirksamkeit der übrigen Staatsgewalten, wider die Mitglieder des höchsten Gerichts und die Staatssekretäre wegen Amtsverbrechen; wider die Statthalter wegen Verletzung des Unionsvertrages, der Unionsgesetze und der gesetzmäßigen Befehle des Präsidenten. Die Mitglieder des Kongresses können für ihre Abstimmungen nie zur Verantwortung gezogen und nur unter Zustimmung von $^2/_3$ der Versammlung in Anklagestand versetzt werden. Sie bekommen Diäten. Die Gesetze, die der Kongreß erläßt, betreffen die Behauptung der Unabhängigkeit und Sicherheit der Nation gegen

Außen, die Erhaltung des föderativen Bandes der Bundesstaaten, des Friedens und der Ruhe im Innern, die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihren innern Angelegenheiten, die Erhaltung der verfassungsmäßigen Gleichheit der einzelnen Staaten vor dem Gesetze. Der Kongreß übt ausschließend die Rechte: die Verbreitung der Aufklärung durch Wahrung der schriftstellerischen Rechte, Errichtung höherer Lehranstalten und allgemeine, jedoch die Rechte der einzelnen Staaten nicht verletzende Leitung der öffentlichen Erziehung zu befördern, für den öffentlichen Wohlstand durch Straßen- und Kanalbau, Postwesen und Erfindungspatente zu sorgen; die politische Preßfreiheit zu schützen und niemals zu suspendiren; neue Staaten oder Gebiete aufzunehmen, die Grenzen der einzelnen Staaten zu bestimmen und ihre Grenzstreitigkeiten zu schlichten; das allgemeine National-budget festzusetzen und zu bewahren; auf den Kredit des ganzen Landes Anleihen zu machen, die gegenwärtige Nationalschuld zu reguliren; den Handel mit fremden Völkern zu ordnen; die Verhältnisse zu dem römischen Stuhl auf ein Konkordat zu gründen und die geistlichen Stellen zu besetzen; Verträge mit fremden Völkern zu sanktioniren; Häfen zu öffnen, Zölle zu bestimmen, so wie das Münz-, Maß- und Gewichtswesen; Krieg zu erklären, Kaperbriefe zu ertheilen, über Prisen zu entscheiden, die bewaffnete Macht und die Miliz zu regeln und zu leiten; den Einmarsch fremder Truppen, den längeren Aufenthalt fremder Flaggen zu gestatten, Bundesbeamtenstellen zu gründen, aufzuheben, zu reguliren; Nationalbelohnungen zu ertheilen; in gewissen Fällen Amnestie oder Strafverminderung zu gewähren, die innere Verwaltung der Gebiete zu ordnen. Jede Kammer hat die Initiative; Steuergesetze kommen zuerst an die Deputirten. Wird ein Vorschlag in der Kammer, an die er zuerst kam, verworfen, so kann er in selbem Jahre nicht wiederholt werden. Der Präsident hat nur ein Veto; legt er es ein, so kommt die Sache binnen 10 Tagen an die Kammern zurück, und wenn $^2/_3$ in beiden Kammern für den Vorschlag sind, so muß der Präsident ihn genehmigen. Sendet er ihn nicht in der bestimmten Frist zurück, so ist er für publicirt zu achten. Der Kongreß versammelt sich jährlich am 1. Jan. und schließt am 15. April. Dem Präsidenten steht die höchste vollziehende Gewalt zu; er und sein Stellvertreter, der Vicepräsident, muß geborner Mexikaner und mindestens 35 Jahre alt seyn. Sie werden auf 4 Jahre erwählt und können nach ihrem Austritte erst in 4 Jahren wieder gewählt werden. Die gesetzgebenden Räthe der Bundesstaaten wählen Einen aus dem Staate, und Einen außerhalb des Staates eines jeden, und wer die absolute Majorität hat, ist Präsident. Der Amtsantritt ist am 1. April. Der Präsident theilt mit dem Kongresse die Initiative der Gesetze; er publicirt und vollzieht sie; er ernennt und entläßt die Minister und viele andere Beamte und Offiziere; er verfügt über die Land- und Seemacht und Miliz; vollstreckt die Dekrete in den meisten oben bezeichneten Fällen, so daß z. B. er den vom Kongreß dekretirten Krieg erklärt, die Verträge ratificirt u. s. w.; kann den Kongreß zu außerordentlichen Sitzungen berufen; ertheilt oder verweigert, in Uebereinstimmung mit dem Kongresse, den Dekreten der Koncilien, den Bullen, Breven und Reskripten des röm. Stuhles die Erlaubniß zur Publikation. Der Präsident u. der Vicepräsident können, während ihrer Amtsführung u. ein Jahr darnach, das Gebiet der Republik nur auf ein Jahr verlassen. Wenn der Kongreß nicht versammelt ist, bildet die Hälfte des Senats (aus jedem Staate 1 Senator) unter Vorsitz des Vicepräsidenten den Regierungsrath, der den Präsidenten theils unterstützt, theils überwacht. Die Staatssekretäre sind für die von ihnen kontrasignirten Akte des Präsidenten verantwortlich. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt durch das höchste Gericht, durch die Kantons- und Distriktsgerichtshöfe. Die Güterkonfiskation und Tortur ist abgeschafft. Niemand kann von einer Specialkommission verurtheilt werden. Kein Gesetz hat rückwirkende Kraft. Wegen bloßer Indicien kann Niemand über 6 Stunden in Haft bleiben. Bei Prozessen soll erst die Sühne versucht werden. Die Regierung der einzelnen Staaten theilt sich in streng geschiedene gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalten. Ohne Zustimmung des Kongresses darf kein Staat ein Tonnen- oder Hafengeld einführen, oder stehendes Militär und Kriegsschiffe halten. Kein Staat darf mit fremden Mächten unterhandeln, oder ihnen Krieg erklären. Die Artikel der Verfassung, welche die Freiheit und Unabhängigkeit, die Religion, die Regierungsform, die Preßfreiheit und die Grenzen zwischen der Gewalt des Bundes und der der einzelnen Staaten betreffen, dürfen niemals verändert werden.

Zum ersten Präsidenten der Republik wurde am 31. Jan. 1824 der General Vittoria bestimmt. Am 19. November 1825 wurde auch das Fort San Juan d'Ulloa nach langer Belagerung übergeben, und damit hatte Spanien den letzten Punkt, den es in Mexiko noch inne hatte, verloren. Von diesem Tage an datirt sich M.'s vollständige Unabhängigkeit von dem Mutterlande. Das Jahr 1826 verfloß mit Staatseinrichtungen in der jungen Republik in tiefem Frieden. Selbst ihrem Hasse gegen die Spanier entsagten die siegreichen Mexikaner, versöhnten sich mit denen, die im Lande blieben, und erhoben sie selbst zahlreich zu Stellen in dem neuen Staate. Der dritte Theil der öffentlichen Aemter war in den Händen der Altspanier. Viele von ihnen saßen im Kongresse, oder waren Offiziere im Heer oder Beamte der verschiedenen Ministerien; einige hatten sogar Theil an der vollziehenden Gewalt oder führten das Oberkommando in den Provinzen und an den Küsten. Als der mexikanische Kongreß am 1. Jan. 1827 zusammentrat, wünschte der Präsident Vittoria in seiner Eröffnungsrede dem Lande Glück zu der Ruhe, deren es genoß, und zu dem Wohlstande, der aus der fortschreitenden Entwickelung der freien Verfassung erwachsen würde.

Der Staat war bereits von Nordamerika und England anerkannt und unterhandelte mit diesem wie mit Frankreich einen Handelsvertrag; andere Mächte, wie Preußen, hatten Handelskonsuln in M. angestellt. Um diese Zeit veranlaßte ein Hirtenbrief des Papstes, in welchem die Independenten ermahnt wurden, sich der Autorität des Mutterlandes wieder zu unterwerfen, eine große Bewegung. Die Geistlichkeit war der großen Mehrheit nach ganz dem spanischen Interesse zugethan, und viele Altspanier benutzten die dargebotene Gelegenheit, um Unruhen anzuzetteln. Das Volk aber war gegen ein mit dem Papste abzuschließendes Konkordat, welches von den Altspaniern gewünscht wurde; die Legislaturen einzelner Staaten widersetzten sich demselben förmlich, wie in den Staaten Durango und Zacatecas; die Generalversammlung des Staats Xalisco entzog sogar dem Klerus die Erhebung des Zehnten und übergab die Verwaltung desselben einer eigenen Junta, in welcher nur ein Geistlicher war. Während der Kongreß der vereinigten mexikanischen Staaten mit der Berathung der römischen Angelegenheiten beschäftigt war und über den Entwurf zu einer eignen Kirchenjunta, welche sich alle zehn Jahre versammeln und ohne Einmischung des Papstes in die Kirchendisciplin einschlagende Angelegenheiten anordnen sollte, Verhandlungen Statt fanden, trat der Mönch Arenas als Gesandter des Königs von Spanien auf und suchte mit Hülfe vieler Altspanier zu Gunsten des Mutterlandes eine Kontrerevolution zu Stande zu bringen. Aber dieser Versuch nahm mit der Verhaftung und Erschießung Arenas' ein schnelles Ende, erweckte jedoch bei der Regierung Verdacht und bei den Eingebornen den schlummernden Haß gegen alle Spanier, den die Eifersucht der Kreolen über das Ansehen und den Reichthum der Altspanier und die leidenschaftlichen Angriffe und Satyren auf die Spanier in den öffentlichen Blättern M.'s noch bedeutend steigerten. Die Folge war, daß der Kongreß am 14. Mai 1827 eine Verordnung erließ, wodurch alle in dem Heere, den Zollämtern und der Postverwaltung angestellten Spanier von ihren Stellen auf so lange entfernt wurden, bis das Mutterland M.'s Unabhängigkeit anerkannt hätte. Dieser Beschluß wurde von dem Volke mit allgemeiner Freude aufgenommen und setzte die Spanier, vorzüglich die reichen Kaufleute, in außerordentliche Besorgniß. Bald zeigte es sich, daß diese nicht unbegründet war; in einzelnen Staaten brachen offene Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen gegen die Spanier aus; in Acapulco und andern Gegenden bedrohte das Volk mit dem Dolche in der Hand seine ehemaligen Herren und unter dem Geschrei: „Tod den Guachupins! Tod den Gothen!" folgte es dem Ruf des kühnen Hidalgos, als er die Fahne des Aufstandes erhob. Am 16. Oktober 1827 wurde das Dekret zur Vertreibung der spanischen Geistlichkeit erlassen und am 23. von dem Vollziehungsrathe bestätigt. Die Erbitterung wurde immer allgemeiner, in vielen der größeren Städte forderte das Volk ihre gänzliche Vertreibung; so mußte die Legislatur von Vera-Cruz im Dec. 1827, um das Volk zu beruhigen, den Beschluß fassen, daß alle Spanier unter 60 Jahren binnen 30 Tagen den Staat verlassen sollten, diejenigen ausgenommen, welche für die Unabhängigkeit gefochten. Um diese Zeit nahmen die Parteien, die aristokratischen und demokratischen Independenten, eine entschiedene Stellung und die von der Freimaurerei entlehnten, später so bekannt gewordenen Namen Yorkinos u. Escoceses (Schotten) an. Im Verlaufe der Revolution haben die mexikanischen Parteien ihre Namen öfters gewechselt; während des Kampfes gab es Patrioten und Guachupins (Anhänger der Spanier sowohl, als diese selbst); nach dem Siege und unter Iturbide's kurzem Kaiserthum Republikaner und Imperialisten; endlich nach der Einführung der Konstitution Föderalisten und Centralisten, und später eine Partei des Landes und eine der Kreolen, von denen die zwei vorhergenannten zwei verschiedene Fraktionen sind. Die Partei des Landes, welche sich selbst Patrioten oder die Altmexikaner nennt, war die zahlreichste, weil sie fast alle Indianer und Stämme von gemischtem Blute enthielt. Die Fraktionen dieser Nationalpartei wichen nur in einzelnen Punkten von einander ab, und die Kreolen benutzten diese Meinungsverschiedenheit, um sie in neue Parteien zu spalten u. so ihrer getrennten Kraft länger Meister zu bleiben. Ein Theil der Nationalpartei wollte fortdauernde Feindschaft mit Spanien, und die Spanier auch nach einem möglichen Frieden nicht ins Land kommen lassen; ein anderer Theil verlangte die Säkularisation der Kirchengüter und die Tilgung der Staatsschuld in ihrem Ertrage und wünschte den Erpressungen der Priester durch eine Fixirung des Gehalts ein Ende zu machen; sie wurden von der Geistlichkeit Infideles, Ungläubige, genannt; endlich wollte ein dritter Theil der Patrioten eine Grundsteuer eingeführt haben, wodurch ein stehendes Staatseinkommen gebildet würde. Aber dieser zweckmäßigen und vortheilhaften Einrichtung arbeiteten die großen Gutsbesitzer unter den Kreolen entgegen. Die Partei der Kreolen beherrschte seit M.'s Unabhängigkeit das Land mit Hülfe der Generale, der Geistlichkeit, der Richter und Advokaten, der Beamten und Monopolbesitzer, die größten Theils Kreolen waren. Die Partei der Kreolen zerfiel ebenfalls in zwei Spaltungen. Die aristokratische Partei derselben strebte die Vorrechte der Kirche und des Grundeigenthums aufrecht zu erhalten; sie wurden Yorkinos, auch Anglicanos genannt, weil sie unter engl. Einflusse standen. Die zweite Schattirung der Kreolenpartei suchte das Föderativsystem umzustürzen und eine Centralregierung einzuführen; daher sie denn auch Centralisten und, den Yorkinos gegenüber, Escoceses genannt wurden. Letztere zählten viele Mitglieder in der Kirche und dem Heere, und bestanden aus liberalen Kreolen, den alten Imperialisten und aus Spanischgesinnten. Der Kampf der Parteien entspann sich zuerst 1827 in Vera-Cruz, wo sich die legislative Versammlung, in welcher die Escoceses vorherrschend waren, in einer Specialjunta zur Vertreibung des von der Regierung ernannten Seeintendan-

ten und Generalkommissärs der Duanen, Don Jose Ignacio Estava, welcher der Grundsätze des Yorkismus beschuldigt wurde, vereinigte. Estava war genöthigt, nach M. zurückzugehen, und die Escoceses verdächtigten zugleich Poinsett, den Generalkonsul der Verein. Staaten, daß er sich auf eine ungeeignete Weise in die Politik des Landes mische und ein Hauptrathgeber der Yorkinos sey, welche Partei mit der der Patrioten oder Demokraten der Nationalpartei häufig verwechselt wird, weil sie einen starken Anhang unter den niedern Klassen der Eingebornen, namentlich in M. und andern großen Städten hatte und als Werkzeug benutzte. Poinsett sah sich genöthigt auf diese Anschuldigungen öffentlich zu antworten. Um diese Zeit zwang das Drängen der Patrioten den Kongreß zu einem neuen Schritt gegen die Altspanier, und nach fünftägiger Berathung erließ er einen Beschluß, durch welchen alle verheiratheten Altspanier, selbst die im Militärdienst der Republik, aus dem Lande verbannt, und diejenigen, welche davon ausgenommen, aber an den Küsten wohnten, ins Innere versetzt wurden. Nur die seit wenigstens 8 Jahren ansässigen Handelsleute waren davon ausgenommen. Die Zahl der durch dieses Dekret Vertriebenen war gering. Kurz nach Bekanntmachung dieser Verordnung brach eine Verschwörung der Escoceses gegen die Regierung aus. An ihrer Spitze stand der tapfere General Bravo, der Vicepräsident der Republik, welcher am 1. Jan. 1828 in der Stille von M. abreiste, sich mit Montano vereinigte und mit 600 Mann auf Tulancingo marschirte. Der General Guerrero stellte sich an die Spitze der Regierungstruppen und machte durch raschen Angriff und schnellen Sieg in weniger als einem Monat dem ausgebrochenen Bürgerkriege ein Ende. Bravo selbst wurde gefangen und durch ein Kongreßdekret mit seinen Mitschuldigen zur Deportation verurtheilt; er begab sich nach den Verein. Staaten. Diese Verschwörung der Escoceses hatte ein neues Verbannungsdekret gegen die Altspanier zur Folge; Vittoria befahl, daß diejenigen, welche den meisten Einfluß ausübten, unverzüglich das mexikanische Gebiet räumen sollten. Der übrige Theil der ersten Hälfte des Jahres 1828 verfloß ruhig; der schlimme Zustand der Finanzen wurde bald, nach Garcias Zurücktritt, durch den neuen Schatzdirektor Estava verbessert. Aber im Sommer wurden die politischen Leidenschaften aufs Neue heftig angeregt. Es sollte am 1. Sept. nach der Anordnung des Grundgesetzes der neue Präsident gewählt werden; zwei Kandidaten traten auf, für oder wider welche sich die ganze Nation in zwei Parteien theilte: der General Guerrero, der Held der Südprovinzen, als Mestize der Abgott der Patrioten, ein guter Soldat, welcher unter den Ersten zu der Sache der Independenten trat und ihr auch im traurigsten Mißgeschick nicht untreu wurde, aber ohne Kenntnisse in der Staatsverwaltung; und der Kriegsminister Gomez Pedrazza, ein Mann nicht ohne Kenntnisse und Talente, aber ein entschiedener Anhänger der Aristokratie und, wie ihm vorgeworfen wurde, im geheimen Einverständnisse mit den Spaniern. Wie die Spanier alle Mittel anwandten, ihm den Sieg zu verschaffen, so waren die Patrioten für Guerrero thätig. Sie erklärten, daß, wenn Pedrazza gewählt werden sollte, sie ihn nicht anerkennen würden, und riefen die Mexikaner zu den Waffen. Schon vor der Wahl, im Juli, erklärte der General Antonio Lopez de Santa Ana (S. Anna, Santana) in Xalapa, auf das Gerücht, daß die Altspanier den größten Theil der Wähler für Pedrazza gewonnen, daß er Guerrero's Wahl mit den Waffen in der Hand unterstützen würde. Dessen ungeachtet stimmten 11 Staaten der Union für Pedrazza, und nur 8, unter diesen M., für Guerrero; jener ward Präsident, dieser Vicepräsident. Sobald diese Wahlresultate bekannt wurden, griff der genannte General Santa Ana, Kommandant des Staats Vera=Cruz, welcher sich auch zuerst gegen den Kaiser Iturbide empört und durch den Abschluß der Konvention von Casamata bei Vera=Cruz, am 2. Febr. 1823, dessen Absetzung herbeigeführt hatte, zu den Waffen, brach gegen M. auf und rückte mit 1500 Mann bis Perote, wo er sein Hauptquartier aufschlug und eine Proklamation erließ, in welcher er Annullirung der Wahl, Ernennung des Generals Guerrero, die definitive und vollständige Verbannung sämmtlicher Spanier aus dem ganzen Gebiete der Republik forderte und versprach, kein Bürgerblut zu vergießen, außer zur Selbstvertheidigung, und die Waffen sogleich niederzulegen, wenn die Forderungen zugestanden würden. Mit Santa Ana verbanden sich der Oberst Gomez, der Oberst Corde, Kommandant des wichtigen Punktes Puente, 4 Stunden von Vera=Cruz; Zavala, Calanio und Montes in Acapulco erklärten sich ebenfalls für die Insurrektion, viele Indianer schlossen sich an Santa Ana an, selbst in der Hauptstadt erklärten sich 500 M. des 4. Kavallerieregiments für ihn und rückten, nachdem sie ganz M. in Bestürzung gesetzt, mit Waffen u. Gepäck aus, um zu ihm zu stoßen. Die Regierung ihrerseits war nicht unthätig; Vittoria wurde mit diktatorischer Gewalt bekleidet und mußte, gegen seine eigene Ansicht, Santa Ana für einen Hochverräther erklären, wenn er nicht gleich die Waffen niederlege; auch wurden unter des Generals Rincon Befehle 5000 Mann gegen ihn abgeschickt. Santa Ana mußte vor der Uebermacht weichen und verlegte sein Hauptquartier nach Oaxaca, wo es ihm bald gelang, den ganzen Süden aufzureizen. In M. selbst erklärten sich die Milizen für Guerrero und bemächtigten sich unter der Leitung des Generals Lobato des Arsenals und der Batterien. Am 2. Dec. wurden beide Parteien in den Straßen M.'s handgemein, der Kampf dauerte 3 Tage und war blutig; am 4. Dec. entschied sich der Sieg für die indian. Milizen, mit denen sich Linientruppen u. Leperos vereinigt hatten; Raub u. Plünderung, welche auch viele europäische Handelshäuser trafen, dauerten drei Tage lang; nur strenge Maßregeln der Militärchefs waren im Stande, wieder Ruhe und Gehorsam herzustellen; vom 6. Dec. an herrschte wieder Ordnung und Achtung des Eigenthums. Der Kongreß hatte beim

Ausbruch der Insurrektion seine Sitzungen aufgehoben und Pedrazza mit den ersten Behörden die Stadt verlassen. Nur Vittoria blieb und vereinigte sich mit den Insurgenten. Am 6. Dec. wurden die Behörden aus Anhängern Guerrero's besetzt und die ganze Verwaltung, Vittoria ausgenommen, erneuert; Lobato erhielt das Militärkommando von M., Guerrero übernahm bis zum Antritt der Präsidentenwürde das Kriegsministerium, Santa Ana und die Generale, welche die Waffen für die Volkssache ergriffen hatten, erkannten die neue Verwaltung an, und die konföderirten Staaten gaben noch täglich ihre Zustimmung. Pedrazza verzichtete auf die oberste Staatsstelle, verließ M. und besuchte Europa, wo er sich längere Zeit in Frankreich aufhielt. Der wieder versammelte Kongreß bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl zum Präsidenten, erklärte das Proskriptionsdekret gegen Santa Ana und seine Anhänger für ungültig und erließ am 20. März ein von allen Patrioten oder der ganzen Nationalpartei laut gefordertes und mit allgemeiner Freude aufgenommenes Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme definitiv und für immer von dem Boden des mexikanischen Gebiets verbannte. Es wurde ihnen gestattet, alles bewegliche Gut, was auf 140,000,000 Doll. geschätzt wird, mitzunehmen; 22,000 Spanier verließen das Land; nur einige Militärpersonen von erprobter Treue für die Republik und die Seeleute durften bleiben, welche 1825 das spanische Linienschiff Asia, gegenwärtig der Kongreß genannt, ausgeliefert hatten.

So wurde das Land durch eine an sich harte, aber nothwendige Maßregel von einer Klasse der Bevölkerung befreit, welche eine fortdauernde Verschwörung gegen die gesetzliche Ordnung des Staats gebildet hatte, der ehemaligen Tyrannei stets aufs Neue die Hand reichte und sich als unversöhnlich mit dem Geist und den Interessen des Landes, das sie bewohnte, bewies. Ihre Vertreibung geschah für den Staat zur rechten Zeit; denn Spanien, mit dem Geiste in der neuen Welt eben so unbekannt als mit dem in der alten, aber angespornt von den vertriebenen Mönchen u. Geistlichen und andern Altspaniern und den Gedanken an die ehemals reichen Goldquellen, die ihm bei der steten Verlegenheit seiner Finanzen nur noch reizender und lockender vorkamen, hatte der Hoffnung auf Wiedereroberung seiner amerikanischen Besitzungen nie entsagt und hielt die innere Zerrissenheit der Republik durch die verschiedenen Parteien für den günstigsten Zeitpunkt, seinen Eroberungsplan auszuführen. Die Rüstungen zu dieser wichtigen Unternehmung wurden zu Havana gemacht und zum Theil mit dem Geld der aus M. vertriebenen Spanier bestritten. Der Brigadegeneral Don Isidoro Barradas erhielt den Oberbefehl über die Truppen. Der General-Kapitän der Insel Cuba, Dionisio Vives, erließ am 27. Juni 1829 an die Bewohner von Neuspanien eine Proklamation voll wahnsinniger Sophistik, in welcher zuletzt gesagt wird, daß Ferdinand VII. mit erbarmenden Augen auf das Unglück und Elend seiner geliebten Kinder in Neu-Spanien herabgesehen habe und sie wieder in seinen Schutz nehmen wolle. Als die Pläne Spaniens in M. bekannt wurden und man sich von der Wahrheit des sinnlosen Unternehmens überzeugte, vereinigten sich alle Parteien brüderlich zum Schutz des Landes gegen die Angriffe der Spanier. Santa Ana erließ unter dem 29. Juli 1829 von Xalapa aus an die Bewohner des Staates von Vera-Cruz als Generalkommandant einen begeisternden Aufruf: „Wollt ihr Sklaven seyn? Wollt ihr den Namen Mexikaner verlieren und in Schande und Knechtschaft leben? dann vereinigt euch mit ihnen. Wollt ihr eure Freiheit befestigen, glücklich seyn und die Würde freier Männer behaupten, dann thut eure Pflicht! Wer Ruhm oder Tod sucht, der folge meinen Fußtapfen. Die Vorwacht ist mir anvertraut, und von diesem Augenblick an bereite ich mich zum Kampf!" — Das ganze Volk war voll Enthusiasmus für den Kampf gegen die Spanier. Santa Ana war es auch, der durch seine Entschlossenheit den Einfall der Spanier abwehrte und sie in kurzer Zeit besiegte. Die spanische Expedition, welche am 5. Juli den Hafen von Havana verließ, erschien an der mexikanischen Küste, bis auf ein Transportschiff, welches durch Sturm an die Mündung des Missisippi verschlagen wurde, wo die Truppen ausgeschifft werden mußten, u. warf am 24. Juli Anker bei Punta de Xeres, einem niedrigen Vorland auf der Ostseite der Barra, welche sich von der Laguna de Tamiagua nach Süden erstreckt, $4\frac{1}{4}$ Meilen von Tampico de las Tamaulipas, 5 Meilen nordwestlich von Cabo de Rojo und etwa 48 Meilen nordwestlich von Vera-Cruz. Die Flotte wurde von dem Admiral Laborde kommandirt, der die Ausschiffung am 27. Juli bewirkte. Am folgenden Tag traten die spanischen Truppen, gegen 3300 Mann stark, unter denen viele Neger und Mulatten sich befanden und von denen 600 Reiter waren, den Marsch nach Tampico de las Tamaulipas, der von europäischen Schiffen stark besuchten, 57 Meilen nördlich von Vera-Cruz gelegenen Hafenstadt, an, während die erleichterten Schiffe die Barre am Eingange des Flusses Panuco passirten und dieselbe Richtung nahmen. Am 7. Aug. besetzten sie ohne bedeutenden Widerstand die Stadt Tampico, nachdem sie sich des Tags zuvor des gegenüberliegenden Ortes Pueblo viejo de Tampico bemächtigt hatten. Sie verbreiteten unter den Einwohnern die von Vives und Barradas erlassenen Proklamationen; die des letzteren, vom 4. Juli 1829, war an die Mexikaner gerichtet, denen er verkündete, daß die Zeit gekommen sey, wo sie Frieden und den frühern Ueberfluß wieder gewinnen sollten. Er fordert sie auf, sich von der verderbten Partei der Anarchisten zu trennen, welche das schöne Land verwüsteten, bloß um ausländische Abenteurer und die Rädelsführer, von welchen sie tyrannisirt würden, zu bereichern. Er befiehlt ihnen ruhig zu Hause zu bleiben und verheißt ihnen Sicherheit der Personen. Auch andere lockendere Mittel wurden angewendet, das Volk zum Abfall zu verführen; jedem Infanteristen, welcher die Fahne der Republik verließe, wur-

den 8 Piaster und jedem Reiter 15 Piaster zugesichert; die Kriegskasse der Expedition war reichlich mit Geld versehen. Am 4. Aug. wurde der in Folge der Landung der Spanier außerordentlich versammelte Kongreß von dem Präsidenten Guerrero mit einer Anrede eröffnet, in welcher er ihn an die Wichtigkeit des Augenblicks erinnert, die zuversichtlichste Hoffnung des Sieges ausspricht u. ihn zur Ausführung und zur Aufbringung der nöthigen Geldmittel auffordert. Aber mehr, als der Kongreß und die Regierung, die durch die heimlichen Anhänger der Spanier gehemmt wurden, wirkte der zum Befehlshaber der Truppen gegen die Spanier ernannte General Santa Ana durch seine Energie und die schnelle Ausführung seiner Unternehmungen, obgleich er beinahe von allen Hülfsmitteln, die ihm die Regierung zwar versprochen hatte, aber bei dem traurigen Zustande der Finanzen nicht leisten konnte, entblößt war. Er brach mit seinem zum Schutze der Küsten schnell zusammengerafften Heere, welches vorzüglich von Patrioten und Indianern, die ein tödtlicher Haß gegen die Spanier beseelte, verstärkt wurde, am 3. Aug. von Vera-Cruz auf, wo er bei den Kaufleuten eine Unterstützung von 50,000 Piastern zu erlangen suchte, aber nur 16,000 erhielt, u. schlug sein Lager bei Tuspan, 10 Meilen südöstl. von Tampico, auf. Vor seinem Aufbruch erließ er an seine Soldaten eine neue Proklamation, worin er sie zum Muth und zur Ausdauer in dem letzten Kampf mit einer thörichten Nation, welche M. die Unabhängigkeit zu rauben suche, anfeuert und den Spaniern Tod und Verderben droht. Trotz seinem gänzlichen Mangel an Geld und Lebensmitteln und den geringen Streitkräften, über die er verfügen konnte, gelang es Santa Ana, Barradas mit seinem Heere gänzlich einzuschließen und zur Uebergabe zu zwingen, welche am 11. Sept. 1829 durch eine zwischen Santa Ana und Barradas abgeschlossene Kapitulation erfolgte. Die Spanier mußten ihre Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe ausliefern, Tampico räumen, sich nach Vittoria zur Einschiffung nach Havana begeben und versprechen, nie wieder die Waffen gegen die Republik zu ergreifen. So schmählich endete die lange vorbereitete, kostbare Expedition, auf welche Spanien so große Hoffnungen gebaut hatte, und M. bestand rühmlich die letzte ihm vom Mutterlande her drohende Gefahr. Santa Ana wurde allgemein als der heldenmüthige Befreier gepriesen und gelangte unter den Patrioten zu großem Ansehen.

Kaum war indessen der Boden von dem fremden Feinde befreit, als der Parteikampf aufs Neue im Innern entbrannte. Guerrero hatte seine Wahl zum Präsidenten mit Waffengewalt erzwungen, als Mestize war er den aristokratischen Parteien aller Farben gleich verhaßt, vorzüglich die Anhänger der vertriebenen Spanier waren unzufrieden mit seiner Regierung und verschworen sich gegen ihn. An der Spitze seiner Gegner standen Anastasio Bustamente, der am 6. Januar 1829 von dem Kongresse zum Vicepräsidenten erwählt worden war, der General Bravo, der bei der allgemeinen Gefahr des Vaterlandes aus seiner Verbannung in Nordamerika zurückkehrte und seine Dienste gegen die Spanier anbot, Luis Quintanar, Lucas Alaman und Andere. Von Jalapa aus erließ Bustamente mit seinen Offizieren eine Erklärung gegen den Präsidenten, welcher die Einwohner der Stadt beistimmten, brach dann mit seinen Truppen auf und rückte über Puebla gegen die Hauptstadt vor. In M. hatte sich unter Quintana's Leitung eine Verschwörung gebildet, welche am 22. Dec. ausbrach; von 2—8 Uhr kämpften die Truppen des Präsidenten mit den Verschworenen, welche von der Erklärung, die Bustamente erließ und der sie beitraten, Pronunciados genannt wurden, in den Straßen M.'s; doch wurde von den kämpfenden Parteien die Pöbelmasse niedergehalten und nicht geplündert. Die Pronunciados bemächtigten sich des Regierungspalastes, Guerrero legte seine Präsidentenstelle nieder und begab sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in den südlichen Theil des Landes. Nach dem Siege der Anhänger Bustamente's wurde die Ordnung und Sicherheit in der Stadt M. schnell wieder hergestellt; eine provisorische Regierung, aus Velez, Quintanar und Alaman bestehend, übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und berief den Kongreß der föderirten Staaten, welcher sich den 1. Jan. 1830 versammelte und Bustamente zum Präsidenten erwählte. Da Guerrero's Partei vorzüglich unter den Eingeborenen zahlreich war, bereitete er sich vor, der neuen Regierung Widerstand zu leisten; im Juni 1830 wurde in M. eine Verschwörung unter den Soldaten entdeckt, welche den Plan hatten, Bustamente und seine vornehmsten Anhänger zu ermorden und Guerrero zum Präsidenten auszurufen; Guerrero selbst sammelte eine Schaar und drang im Juli 1830 in der westlichen Provinz Oaxaca vor, wurde aber bei Tepexe von dem mit Regierungstruppen gegen ihn abgeschickten General Bravo geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde nach Puebla de los Angelos, 18 Meilen von M., gebracht und dort einer Eskorte unter dem Befehl eines Obersten Vittoria übergeben, welcher ihn nach der Hauptstadt bringen sollte, aber mit Guerrero und seinen Truppen selbst zu den Insurgenten überging. So begann die Fehde aufs Neue, welche Guerrero bis zum Nov. 1830 an der Grenze der Staaten Oaxaca und Chiapas fortführte, bis er den Bundestruppen weichen mußte, durch Verrath in die Hände der Regierung fiel und nach dem Urtheil eines parteiischen Kriegsgerichts am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen wurde. Die aristokratische Kreolenpartei verbreitete allgemein die Meinung, als habe Guerrero nach der Wiederherstellung des Kaiserthums gestrebt und die Absicht gehabt, nach Iturbide's Vorbild sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Guerrero's Talente waren unbedeutend. Der Oberst Vittoria war schon am 20. Aug. 1830 wieder von den Bundestruppen gefangen nach Puebla geführt und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden; er entkam aber dem Gefängniß und begab sich in das Gebirg, wo er aufs Neue eine Guerilla bildete, welche

der Schrecken der ganzen Gegend ward. Am 10. Sept. wurde seine Schaar von dem Obersten Alenda umringt und nach blutigem Gefecht vernichtet; Vittoria selbst, schwer verwundet, wurde gefangen und in Puebla erschossen. Nach Guerrero's Tod schien in M. und den Provinzen die Ruhe hergestellt und Bustamente's Regierung fing an, ihr System offener zu entwickeln. Sie war besonders den Fremden von nicht spanischer Herkunft feindlich gesinnt und benutzte die Gelegenheit, da einige Franzosen und Engländer sich in das Parteigetriebe gemischt hatten, die Fremden als Urheber des Bürgerkrieges zu verdächtigen. In ihrer Vorliebe für die Altspanier hob sie das Dekret, welches unter Guerrero's Regierung zur Austreibung der Altspanier erlassen worden, im Sept. 1831 auf und beleidigte dadurch das Nationalgefühl der Patrioten und Indianer, deren Werk die Vertreibung war, welche nicht als eine barbarische, sondern als eine nothwendige politische Maßregel betrachtet werden muß. Auch hatte sie dem Expräsidenten Pedrazza, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, den Eintritt in die Republik verweigert. Bustamente bewies in seinen Maßregeln viel Talent, aber er war zu sehr Aristokrat, um nicht den Haß einer sehr mächtigen Partei auf sich zu laden; vorzüglich waren ihm die Patrioten abgeneigt und erregten schon im Sept. 1831 bei Anlaß des Widerrufs des Vertreibungsdekrets der Spanier in der Hauptstadt M. eine gefährliche Bewegung. Im Jahr 1832 erhob der General Santa Ana, der Held des Südens, der Besieger der Spanier, den die Regierung fürchtete und vernachlässigte, in Vera-Cruz die Fahne der Insurrektion gegen Bustamente's Regierung und den von Aristokraten u. Theokraten beherrschten Kongreß; er proklamirte Pedrazza als den allein rechtmäßigen Präsidenten, dessen Absetzung er 1828 vorzüglich bewirkt hatte, und fand bald einen starken Anhang, namentlich unter der Nationalpartei, so daß er gegen die Regierung sich im offenen Felde zu behaupten wagte. Mit wechselndem Glücke dauerte der Kampf das ganze Jahr hindurch; die Mehrheit der Staaten erklärte sich für Pedrazza; endlich entschied auch das Kriegsglück für Santa Ana's Waffen. Zwar hatte Bustamente mit den Regierungstruppen am 18. Sept. bei San Miguel Dolores die unter Montezuma's Befehl stehenden Insurgenten geschlagen; aber Montezuma wandte sich nach Tampico, sammelte neue Truppen und besiegte Bustamente, welcher sich nach dem Staate Zacatecas, der für Pedrazza stimmte, gewendet hatte, und nöthigte ihn, sich nach Dolores zurückzuziehen. Während Bravo die südlichen Provinzen durch eine Konvention mit Alvarez, dem Kommandanten der Streitkräfte von Acapulco und der Küste von Tecpam, im Interesse der Regierung zu beruhigen suchte, erfocht Santa Ana am 1. und 2. Okt. einen entscheidenden Sieg bei Puebla, eroberte am 4. Okt. diese, 23 Leguas von M. gelegene Stadt mit mehr als 50,000 Einw., und bereitete sich zum Marsche nach der Hauptstadt vor. Von Tag zu Tag vergrößerte sich die Partei Pedrazza's u. Santa Ana's, und Bustamente, dessen Truppen, ohne Geld, ohne Lebensmittel, an allem Nothwendigen Mangel litten, und der einsah, daß er für eine verlorene Sache kämpfte, schloß mit den beiden Führern der Gegenpartei eine Uebereinkunft ab, durch welche Pedrazza als Präsident bis 1. April 1833 anerkannt und verabredet wurde, wann und wie die nächsten Wahlen des Präsidenten, Vicepräsidenten und des Generalkongresses Statt finden sollten. Das Föderativsystem sollte nach dieser Konvention unangetastet bleiben und für alle Ereignisse seit dem Jahr 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten. Indessen hatte diese Protestation von einem Körper, der seit 1828 in seinen Privatinteressen das feile Werkzeug jeder siegenden Partei war und durch Vertreibung Pedrazza's, durch Absetzung und Hinrichtung Guerrero's eben so gewaltsam verletzt hatte, kein Gewicht. Als endlich nach die Nachricht in M. eintraf, daß San Luis sich an Montezuma ergeben habe, erklärten sich alle Civil- und Militärbehörden für Pedrazza; General Herrera wurde an die Spitze der Truppen in M. gestellt u. Oberst Lenes zum Stadtkommandanten ernannt. Am 2. Jan. 1833 marschirten die vereinigten Truppen, etwa 10,000 Mann stark, in M. ein, unter Glockengeläute u. Freudenbezeigungen aller Art. Am folgenden Tag hielt Pedrazza von Santa Ana und Bustamente begleitet, seinen feierlichen Einzug und bezog den Nationalpalast. So endete der vierjährige Parteikampf, welcher die Republik in die größte Gefahr zu stürzen drohte. Im März 1833 wurde Santa Ana zum Präsidenten erwählt, General Furias zum Vicepräsidenten, Bustamente wanderte (24. Juni) in die Verbannung. Santa Ana wollte aber nicht bloß die Gewalt, er wollte willkürliche Gewalt, die er mit verdienstlosem Hochmuthe und mit Grausamkeit übte, sich vornehmlich auf die zügellosen Soldaten stützend. Schon im Mai 1833 ließ er, wie einst Iturbide, den Wunsch aussprechen, daß man ihn zum Diktator erklären möge. Da er hierbei aber noch zu starken Widerstand fand, so stellte er sich, als sey Alles wider seinen Willen geschehen, wußte aber doch den Vicepräsidenten Gomez Furias, der den Führer der konstitutionellen Partei gemacht hatte, zu entfernen und Bravo, der sich ihm widersetzen wollte, durch Alvarez u. Vittoria zur Unterwerfung zu bringen. Im Kongresse herrschten die Reformers vor und Santa Ana ließ sie gewähren. Sie öffneten die Klöster, erklärten die Zehnten für eine Gewissenssache, beschränkten das Militärbudget u. dachten schon an Einziehung der Kirchengüter. Santa Ana erwirkte ein Dekret zu Gunsten des Andenkens und der Hinterlassenen des weil. Kaisers Iturbide und ließ dadurch anerkennen, daß dessen Verdienste um die Freiheit die Schuld seiner Usurpation überwögen. Dann nahm er Urlaub und zog sich aufs Land zurück. Sofort brachen Aufstände gegen den Kongreß aus, der es mit Kirche und Heer verdorben hatte; die Partei Santa Ana's vereinigte sich mit den Gegnern der Reform; Soldaten und Pöbel riefen: „Religion und Santa Ana"; der Kongreß wurde aufgelöst und ein neuer gewählt, den Santa Ana am 4. Jan. 1835 eröffnete. Hier-

auf legte er plötzlich die Präsidentenwürde nieder und ließ den General Barragan wählen. Zugleich erhob sich in den Staaten Zacatecas, San Luis und Durango ein Aufstand, den der General Alvarez leitete und der gegen Santa Ana gerichtet war. Diesem aber übertrug der Kongreß den Befehl, und er schlug die unter General Garcias ausgezogenen Einwohner von Zacatecas, worauf diese Stadt genommen und jeder Ausländer geplündert, der einzige darin lebende Nordamerikaner aber ermordet wurde.[1] Alvarez ward von Bravo in den Süden gedrängt, von demselben Bravo, den er zwei Jahre vorher zur Unterwerfung getrieben hatte. Santa Ana zog nun als Sieger in M. ein und diktirte Veränderungen der Verfassung (23. Okt. 1835), durch welche die Rechte der einzelnen Staaten gemindert, die der Centralgewalt erhöht wurden. Aber die Gelegenheit dieser Unruhen benutzte Texas, den längst gehegten Wunsch der Unabhängigkeit zu realisiren. Er war zunächst durch die Entfernung dieses Gebietes von dem Sitze der Regierung, durch ihr Angrenzen an die amerikanische Union, durch die örtliche Wichtigkeit des Landes und durch die zahlreichen Einwanderer aus Nordamerika veranlaßt. Im Aug. 1835 trat zu Nacogdoches eine Versammlung von Kolonisten zusammen und erklärte sich zuvörderst gegen Santa Ana, zeigte aber zugleich, daß sie eine gänzliche Lossagung beabsichtige. Santa Ana zog selbst gegen sie zu Felde, ward aber im Laufe des von seiner Seite eben so sorglos als barbarisch und von beiden Seiten ohne Muth und Geschick geführten Krieges durch den General Houston, den die verzweifelnden Texaner zum Angriff gezwungen haben sollen, bei San Jacinto überfallen (20. April 1836), geschlagen und gefangen. Die mexikanischen Truppen räumten mit großem Verluste das Land. Santa Ana ging in die Vereinigten Staaten, kehrte aber später nach M. zurück, wiewohl sein Reich da vorbei war. Die Mexikaner sendeten zwar nochmals eine Expedition unter General Urrea wider Texas, derselbe konnte aber bei der Muthlosigkeit der Truppen, der inneren Zerrüttung M.'s und der indirekten Unterstützung, die Texas von Nordamerika aus erhielt, nichts ausrichten und mußte nach geschlossenem Waffenstillstand das Land wieder verlassen. Die Befreiung von Texas war mit jenem Siege vollendet. In M. entstanden nun hin- u. herwogende Kämpfe zwischen Santa Ana's Anhängern u. Gegnern. Daß die ihm feindliche Partei das Uebergewicht behielt, auch als er selbst zurückgekehrt war (20. Febr. 1837), kann nicht befremden; mehr, daß er auch nach solchem Unglück u. Ungeschick noch immer ein Mittelpunkt der Machinationen der Opposition blieb. Uebrigens ward der aus Frankreich zurückgekehrte Bustamente zum Präsidenten erwählt (25. Febr.), u. zwar nach der, noch unter Santa Ana's Einflusse veränderten Wahlform, wonach der Kongreß drei Kandidaten vorschlug, und die Provinzialgewalten daraus wählten. Um diese Zeit (16.—19. Dec. 1836) ward die Unabhängigkeit M.'s auch von Spanien anerkannt.

Obwohl Bustamente sich gemäßigt und besonnen zeigte und namentlich den gerechten Beschwerden, die das Ausland über so manche bei diesen Wirren gegen seine Angehörigen vorgekommene Bedruckungen zu machen hatte, Abhülfe versprach, so ward er doch in einen ernsthaften Streit mit einer europäischen Regierung verwickelt. Die Franzosen, die in M. sich niederließen, waren zum Theil Handwerker; manche Handelszweige, wie der Vertrieb von Modewaaren und ähnliche Detailgeschäfte, waren beinahe ausschließlich in ihren Händen, und in den meisten größeren Städten fanden sich französische Familien, die durch ihren Fleiß oder glückliche Spekulationen ein ansehnliches Vermögen erworben hatten. Gerade dadurch erregten sie aber den Neid und den Haß der trägen Kreolen, und mehr als einmal gab der Ruf: „Mueran los estrangeros!" (Tod den Fremden!) das Zeichen zu den abscheulichsten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, die gegen alle Fremde und besonders gegen die Franzosen verübt wurden. So wurden im Jahr 1833 5 Franzosen und 2 Französinnen vom Pöbel ermordet, nachdem sie vorher die schändlichsten Mißhandlungen erduldet. Die Behörden theilten die Gesinnungen der niederen Volksklasse und erlaubten sich die ärgsten Ungerechtigkeiten. Durch eine Verfügung, die ohne die geringste vorhergegangene Verwarnung den Fremden den Betrieb der Detailgeschäfte untersagte, wurde eine Menge französischer Spekulanten zu Grunde gerichtet. Alle Beschwerden des franz. Gesandten wie der Konsuln blieben unbeachtet. Endlich entschloß sich die franz. Regierung, ernstere Maßregeln zu ergreifen, um ihren oft wiederholten Vorstellungen wirksameren Nachdruck zu geben. Es wurde ein Geschwader unter dem Fregatten-General Bazoche nach dem amerikan. Meerbusen geschickt, u. der franz. Bevollmächtigte in M., Baron Deffaudis, erhielt im Frühjahr 1833 den Auftrag, der mexikanischen Regierung ein Ultimatum vorzulegen, in welchem alle französischen Forderungen zusammengefaßt waren, und dabei zu erklären, daß die Annahme nöthigenfalls mit bewaffneter Gewalt erzwungen werden würde. Bei der Mäßigung, welche Frankreich so lange beobachtet hatte, würde dieses kräftige Verfahren allgemeine Billigung gefunden haben, wenn die franz. Forderungen nicht offenbar übertrieben gewesen wären. Das Ultimatum verlangte zuvörderst, daß alle franz. Unterthanen, welche während der bürgerlichen Unruhen in M., sey es durch die Schuld oder ohne die Schuld der Behörden, Verluste erlitten hatten, von der mexikanischen Regierung entschädigt würden. Bei der Berechnung der Entschädigungssummen waren die einseitigen Angaben der Betheiligten zum Grunde gelegt, und daß diese nicht allzu niedrig gewesen seyn mögen, kann man den Mexikanern wohl glauben. Ein Richter, der einen Franzosen ungerechter Weise verurtheilt, ein Oberst, der einen franz. Arzt gemißhandelt, und ein General, der zwei Franzosen hatte erschießen lassen, die bei der Niederlage eines Freicorps von Texas mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, sollten abgesetzt werden. Außerdem verlangte das Ultimatum, daß Frankreich

in Bezug auf alle Handelsverhältnisse mit den durch die Verträge am meisten begünstigten Nationen auf gleichen Fuß gestellt werde, daß die französischen Unterthanen in M. von allen Zwangsanleihen ausgeschlossen blieben und daß ihnen das Recht, in M. den Detailhandel zu betreiben, zugestanden und nicht ohne angemessene Entschädigung entzogen werde. Der Baron Deffaudis fand für gut, der mexikanischen Regierung dieses Ultimatum nicht eher zukommen zu lassen, als bis er seine Person an Bord eines der Fahrzeuge des Kapitäns Bazoche in Sicherheit gebracht hatte. Die Frist, welche das Ultimatum stellte, verstrich, ohne daß die mexikanische Regierung sich zur Annahme bequemt hatte; am 13. April 1838 erklärte daher Kapitän Bazoche alle Häfen der mexikanischen Küste in Blokadezustand. Da das franz. Geschwader nur 2 Fregatten und 4 Briggs zählte, so vermochte dasselbe unmöglich die Blokade in ihrem vollen Umfange aufrecht zu halten; die beiden vornehmsten Häfen, Vera-Cruz u. Tampico, waren jedoch dem Handel verschlossen, und da die Zölle, die in diesen Häfen erhoben werden, in M. die vornehmste Quelle der öffentlichen Einnahmen bilden, so wurde die Regierung in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Dennoch konnte sich dieselbe nicht entschließen, die franz. Forderungen anzunehmen, weil sie in denselben nicht allein eine Kränkung der Volksehre, sondern zugleich eine ernste Gefahr für die Unabhängigkeit des Staates sah, da feige Nachgiebigkeit früher oder später zu neuen, noch weiter gehenden Zumuthungen führen konnte. Auf der andern Seite wagte man nicht, den Unwillen eines so mächtigen Reichs, wie des französischen, durch keckes Entgegentreten noch höher zu reizen. Man begnügte sich daher damit, Anstalten zu der Abwehr eines feindlichen Angriffs zu treffen, erwiderte aber die französische Blokade weder durch eine Kriegserklärung, noch durch das Ausgeben von Kaperbriefen: das einzige Mittel, welches man besaß, den Franzosen wesentlichen Abbruch zuzufügen. Der Präsident, General Bustamente, sprach in der Rede, mit der er am 30. Juni 1838 die Session des Kongresses schloß, die Hoffnung aus, daß die Mäßigung, welche M. beweise, die franz. Regierung versöhnlicher stimmen und veranlassen werde, ein Verfahren einzuschlagen, welches der Würde und dem Vortheile beider Länder angemessen sey. Vermuthlich gründete diese Hoffnung sich auf die Voraussetzung, daß Frankreich die britische Vermittelung, die von mexikanischer Seite angerufen war, nicht zurückweisen werde. Die V. St. von Nordamerika, die nicht weniger begründete Ursachen zur Beschwerde gegen M. hatten, als Frankreich, waren auf den mexikanischen Vorschlag, die Entscheidung des Streites einer dritten unbetheiligten Macht zu übertragen, bereitwillig eingegangen, und Frankreichs wäre es gewiß nicht unwürdig gewesen, die Vermittelung einer befreundeten Regierung anzunehmen, ehe die Dinge zum Aeußersten kamen. Aber fast scheint es, als ob es der franz. Regierung darum zu thun gewesen wäre, einen kleinen Krieg zu haben, der den Ehrgeiz und die Ruhmsucht der Nation beschäftigte, ohne daß sonderliche Gefahr damit verbunden war. Alle Bemühungen der Mexikaner, auf mittelbarem oder unmittelbarem Wege die geringste Milderung der franz. Bedingungen zu erhalten, blieben erfolglos. Kapit. Bazoche hatte schon im Juni der mexikan. Regierung eine Frist von 20 Tagen zur Annahme des Ultimatums gestellt und die Drohung hinzugefügt, daß er nach dem Verlaufe dieser Frist sich nicht mehr mit der Blokade begnügen, sondern die beiden Häfen Vera-Cruz und Tampico angreifen würde. Die Streitkräfte, die zu der Verfügung des Kapitäns standen, waren zwar zu einem ernsteren Angriffe nicht hinreichend; aber in allen franz. Kriegshäfen wurde gerüstet, und in der ersten Hälfte des Okt. 1838 erschien im mexikanischen Meerbusen ein franz. Geschwader, welches aus 3 großen Fregatten von 60 Kanonen, 2 Korvetten, 5 Briggs, 2 Bombarden und 2 Dampfschiffen bestand. Der dritte Sohn des Königs der Franzosen, Prinz Joinville, war als Korvettenkapitän einer der untergeordneten Anführer, und einer der ausgezeichnetsten franz. Seemänner, Kontreadmiral Baudin, führte den Befehl über das ganze Geschwader. Der Admiral schickte bei seiner Ankunft einen der ihm untergebenen Offiziere nach M., um die Regierung des Freistaates zum letzten Male zur Annahme des Ultimatums aufzufordern. Die Bevollmächtigten, die der Präsident hierauf nach Xalapa abordnete, um mit dem franz. Admiral zu unterhandeln, willigten in alle Bedingungen, außer einer einzigen, welche aber die bedeutendste von allen und ein offenbarer Eingriff in die innere Verwaltung war, nämlich jene, durch welche die Franzosen ermächtigt werden sollten, in dem ganzen Umfange der Republik den Detailhandel zu betreiben. Baudin verlangte die unbedingte Annahme aller seiner Forderungen und erklärte, daß er die Feindseligkeiten beginnen werde, sofern diese Annahme nicht binnen 4 Tagen erfolgt sey. Am Morgen des 5. Tages, am 27. Nov. 1838, nahmen die franz. Fahrzeuge ihre Stellungen unter den Kanonen des Forts San Juan de Ulloa ein, das, auf einer Felseninsel am Eingange in den Hafen von Vera-Cruz gelegen, in früheren Zeiten für uneinnehmbar gehalten wurde und während des Unabhängigkeitskampfes den Angriffen der Mexikaner drei volle Jahre widerstanden hatte. Die Besatzung ließ diese Annäherung zu, ohne einen Schuß abzufeuern, obwohl sie sich dadurch der wichtigsten Vortheile bei der Vertheidigung begab. Ein Versuch, den der Kommandant machte, durch die Anknüpfung neuer Unterhandlungen einen Aufschub zu erhalten, mißlang. Des Nachmittags eröffneten die Franzosen ihr Feuer und nach Verlauf von 4 Stunden waren sämmtliche Batterien des Forts zum Schweigen gebracht, dieses selbst großentheils in einen Schutthaufen verwandelt und die Hälfte der Besatzung todt oder verwundet. Das Feuer der Mexikaner hatte verhältnißmäßig geringen Schaden gethan. Der Kommandant von Vera-Cruz, General Rincon, verlangte einen Waffenstillstand, um seine Todten zu begraben, und da dieser ihm nicht bewilligt wurde, unterzeichnete er eine Ka-

pitulation, der gemäß das Fort am folgenden Morgen von den Franzosen besetzt wurde. Die Stadt Vera-Cruz war in der Kapitulation mit einbegriffen, denn es wurde ausbedungen, daß dieselbe von den mexikanischen Truppen geräumt werden solle, mit Ausnahme von 1000 Mann, die zur Aufrechthaltung der Ordnung zurückbleiben durften. Auch sollte der Hafen den Schiffen aller Flaggen geöffnet und den Franzosen gestattet seyn, sich in der Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Als die Nachricht von dieser Kapitulation nach M. kam, verweigerte der Präsident Bustamente die Genehmigung derselben; er erließ einen Aufruf an das Heer, worin er dieses aufforderte, sich seiner alten Thaten zu erinnern, welche die Welt in Erstaunen gesetzt hätten, und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Rechte der Republik anerkannt wären. Zugleich drohte er, wenn die Mexikaner in dem Kampfe unterlägen, der zu Vera-Cruz begonnen habe, das ganze Land in ein weites Grab zu verwandeln, in dem Sieger und Besiegte neben einander begraben werden sollten. Ein Beschluß des Kongresses vom 30. Nov. 1838 erklärte Frankreich den Krieg; alle Franzosen, die sich innerhalb des Gebietes der Republik aufhielten, wurden angewiesen, dasselbe binnen 14 Tagen zu verlassen, und General Santa Ana, der, von den Texanern freigelassen, nach M. zurückgekehrt war, erhielt den Auftrag, mit den Truppen, die in Folge der Kapitulation aus Vera-Cruz zurückgezogen waren, diese Stadt von Neuem zu besetzen. Am 4. Dec. 1838 rückte Santa Ana in Vera-Cruz ein; er meldete sogleich dem Admiral Baudin die Verwerfung der Kapitulation, und dieser beschloß jetzt, einen Handstreich gegen Vera-Cruz auszuführen, um die Batterien zu zerstören, von denen das Fort San Juan de Ulloa beschossen werden konnte. Am 5. Dec. vor Tages Anbruch landeten die Franzosen auf dem Strande von Vera-Cruz. Die Besatzung hatte die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumt, weil der franz. Admiral gegen den britischen Konsul mündlich geäußert hatte, daß er der Stadt keinen Schaden zufügen wolle, sofern er nicht durch einen Angriff von derselben herausgefordert werde. Die Landungstruppen erstiegen daher die Wälle, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Während hier ein Theil derselben damit beschäftigt war, die Kanonen zu vernageln, drang ein anderer, bei dem sich der Prinz von Joinville befand, in die Stadt und gelangte unbemerkt bis vor das Haus, in welchem Santa Ana sein Quartier hatte. Der Widerstand, welchen hier die Wachen leisteten, gab dem General Zeit, über das Dach zu entfliehen, während einer seiner untergeordneten Befehlshaber, General Arista, gefangen wurde. Eine Kolonne, die bis zu dem Thore de la Merced gekommen war, fand zuerst kräftigere Gegenwehr. Sie wurde aus einer großen Kaserne mit einem lebhaften Gewehrfeuer begrüßt, alle Versuche, in das Innere des Gebäudes einzudringen, blieben erfolglos, und da die Franzosen viele Leute verloren, gab Admiral Baudin den Befehl, den Rückzug anzutreten. Inzwischen hatte Santa Ana die Besatzung gesammelt und verfolgte den abziehenden Feind, um dessen Einschiffung zu verhindern. So entschlossen die Mexikaner auch angriffen, so verfehlten sie doch ihren Zweck. In dem Gefechte, zu dem es auf dem Strande kam, wurde Santa Ana schwer verwundet, und die Franzosen brachten ihre Einschiffung zu Stande, ohne bedeutenden Verlust zu erleiden. Wenige Tage nach diesem Vorgange zeigte sich auf der Höhe von Vera-Cruz eine englische Flotte von 13 Segeln. Der engl. Bevollmächtigte Pakenham, den das Admiralschiff am Bord hatte, bot, den Aufträgen seines Kabinets gemäß, dem französischen Admiral seine Vermittelung an, um eine friedliche Ausgleichung des Streites zwischen Frankreich und M. herbeizuführen. Dieses Anerbieten wurde nicht abgelehnt; nur drang Admiral Baudin darauf, daß ein Theil des britischen Geschwaders den Golf von M. verlasse, damit es nicht den Anschein habe, als ob er sich durch die Furcht vor einer überlegenen Macht zu der Annahme der Vermittelung hätte bestimmen lassen. An einem der ersten Tage des Januar 1839 ging Pakenham von Vera-Cruz nach M. ab. Hier war inzwischen eine Revolution ausgebrochen, durch welche die Wiederanknüpfung der Unterhandlungen nur begünstigt werden konnte. Die Häupter der liberalen Partei, die Santa Ana im Jahr 1835 gestürzt, waren vom Volke aus dem Gefängnisse, in dem sie so lange geschmachtet hatten, befreit worden, u. der Präsident Bustamente hatte, da er die Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte, sich derselben angeschlossen, indem er ein liberales Ministerium bildete. Dennoch fand der britische Bevollmächtigte größere Schwierigkeiten, als er erwartete, da die Gewaltthätigkeiten der Franzosen bei allen Parteien gleiche Erbitterung hervorgerufen hatte. Nach vielfachen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich, sich über die Grundzüge eines Vertrages zu verständigen, in welchem den Mexikanern bedeutende Zugeständnisse gemacht waren. Die Entschädigungssumme, die Frankreich forderte, war von 800,000 auf 600,000 Piaster herabgesetzt; auch leisteten die Franzosen auf das Recht zum Detailhandel Verzicht, welches der mexikanischen Regierung den meisten Anstoß gegeben hatte. Am 9. März 1839 unterzeichneten die beiden mexikanischen Bevollmächtigten, der Minister Gorostiza und der General Guadalupe Vittoria, sowie von franz. Seite der Admiral Baudin zu Vera-Cruz den Vertrag, durch welchen die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen M. und Frankreich wieder hergestellt wurden. Nachdem die Ratifikation von Seiten der mexikanischen Regierung erfolgt war, segelte Admiral Baudin mit seinem Geschwader nach Frankreich zurück. — Allein auch mit innerer Opposition hatte Bustamente zu kämpfen. Theils reizte das Beispiel von Texas, von wo, wie von dem benachbarten Nordamerika, überdies mannichfach incitirt worden seyn mag; theils war überhaupt die föderalistische Partei sehr natürlich mit dem ganzen Stand der Dinge sehr unzufrieden. Bustamente hatte sich die von seinem ehemaligen Gegner Santa Ana zu Gunsten des Centralisationssystems getroffenen Verän-

derungen der Verfassung gefallen lassen. Sie waren der Herrschaft günstig und es mochte sich Manches dafür sagen lassen, wiefern sie für jetzt auch der Macht des Staates günstig seyen. Die Partei, auf die Santa Ana sich stützte, die der Armee und der Kirche, war in der Hauptstadt die wichtigste, war am besten organisirt, und ein Führer, der sich mit ihr verstand, mochte eine tüchtige Stütze an ihr haben. So lehnte auch Bustamente sich auf sie u. stand nun mit Santa Ana in gutem Vernehmen. Aber natürlich war es, daß schon die Art, wie jene Veränderungen entstanden waren, und ihre Beibehaltung nach dem Sturze ihres Urhebers Vielen einen Grund, Manchen einen Vorwand zur Unzufriedenheit lieh, u. daß besonders die entfernteren Provinzen einer Reaktion gegen das Uebergewicht des Staates M. geneigt waren. Schon 1835 trat Kalifornien unter Vallajo gegen das neue System auf, fügte sich aber später. Im J. 1840 trat in den an Texas grenzenden Provinzen ein Föderalistencorps unter Liergo, Canales und Zapata auf und bezweckte eine förmliche Lostrennung von M. Sie nahmen Laguna, belagerten Campeche. General Arista, der, wie es scheint, gegen Texas ausgesandt war, schlug sie an den Ufern des Rio del Norte. Canales entkam mit Mühe; Zapata ward gefangen und hingerichtet. Allein sein Bruder überfiel die einzelnen Detaschements, in die sich das siegreiche Corps getheilt hatte, u. schlug sie. Campeche, der letzte Platz in Yucatan, der noch der Regierung gehorchte, ergab sich den Föderalisten, und die Provinzen Yucatan und Tabasco bildeten eine Konföderation. Man beschloß eine selbstständige Republik von Rio Grande zu gründen, und Canales wurde zu dem ersten Präsidenten bestimmt. Zunächst wollte man die Stadt Matamoras angreifen. Diese ganze Unternehmung ward zunächst von Texas aus angeschürt, um desto eher die Anerkennung der Unabhängigkeit dieses Staats zu erwirken. Die Führer dieser Unternehmungen fanden indeß in den wenig bevölkerten Provinzen nicht den gewünschten Anklang für das, wonach sie gerade verlangten; sie hatten immer noch meist den Mittelpunkt zu sehr im Auge; dort zur Herrschaft zu gelangen, dort die verhaßten Gegner zu stürzen, blieb immer der Grundgedanke, der im Hintergrunde ihrer Unternehmungen lebte. So dachten in den Zeiten des Verfalls des römischen Reiches die Gegenkaiser nicht daran, sich in Britannien, Gallien, Spanien, od. von wo sonst immer sie ihre Fahnen erhoben, selbstständige Reiche zu gründen, sondern Alle drängten sich gegen den Sitz des Reiches. Eine neue und nähere Gefahr erhob sich inzwischen für Bustamente. General Urrea, ein Haupt der Föderalisten, war seit längerer Zeit im Gefängniß. Es gelang ihm zu entkommen, zu den Seinigen zu gelangen u. einen Aufstand in der Hauptstadt selbst zu entzünden (25. Juli 1840). Kurze Zeit war Bustamente selbst in den Händen der Gegner. Aber General Valencia sammelte die treu gebliebenen Truppen und zwang die Insurgenten, den Präsidenten nach zweitägiger Gefangenschaft wieder freizugeben. Doch kämpfte man noch bis zum 27. Juli, wo man den Abzug der Föderalisten nur unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie und der Verwendung des Generals Valencia für Reform der Verfassung erkaufen konnte. Santa Ana war der Regierung zu Hülfe geeilt, kehrte aber um und nach Vera-Cruz zurück, da er unterwegs hörte, daß die Gefahr schon vorüber sey. Der eigentliche Träger des Centralisationsprincips war Santa Ana und diesem gelang es, unter dem Vorwande des Kampfes gegen die erst im September 1841 gänzlich besiegten Föderalisten, erst eine faktische Diktatur zu behaupten, dann die Präsidentenstelle zu übernehmen, die er zu unumschränkter Herrschaft zu erweitern trachtete. Yukatan erklärte sich für unabhängig, ohne daß sich dieses Verhältniß zur Zeit hätte recht konsolidiren können. Santa Ana veränderte im Dec. 1842 die Verfassung nach seinem Ermessen und verwirrte überhaupt durch willkürliches, anmaßendes und gewaltthätiges Verhalten im Innern und gegen Außen alle Verhältnisse. Das führte endlich dahin, daß er im Anfange des J. 1845 gestürzt und verbannt wurde. Er ging nach Havana, und **Herrera**, ein friedlicher Mann, ohne ausgezeichnete Fähigkeiten, wurde Präsident. — Aber eine schlimme Erbschaft war diesem Nachfolger namentlich in den Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika geblieben. Das kühne, ruhelose Geschlecht dieses mächtigen Freistaates beginnt eroberungslustig zu werden; es dringt immer weiter, ohne sich viel um Grenzen- und Landesrecht zu kümmern; wohin es kommt, trägt es Sitte und Grundzüge der Union hin, und wenn es sich stark genug dazu fühlt, verlangt es den Anschluß. So erklärte und vollzog im J. 1845 der Kongreß die Einverleibung von Texas (s. d.) in die Union und ließ die Protestation des mexikanischen Gesandten unbeachtet, denn Texas sey mit amerikanischen Bürgern bevölkert, von ihnen urbar gemacht, gehöre folglich **von Rechtswegen** zur Union. Jetzt warf diese Nation in gleicher Weise die Augen auf M. Der Boden ist frei, hieß es, von Gott den Menschen gegeben; wie konnte uns eine Linie auf der Landkarte hindern, das göttliche Geschenk zu benutzen? Die mexikanische Regierung ist unfähig, ein Volk zum Fortschreiten zu bringen, es glücklich zu machen; sie gibt schlechte Gesetze und führt sie noch schlechter aus; sie raubt dem Menschen seine heiligsten Güter, Religionsfreiheit und Selbstregierung: folglich müssen wir, zum Gedeihen der Ansiedler, sie unter unsern Schutz nehmen. M. hat die herrlichste Gelegenheit zum Handel mit Asien und Australien, es läßt seine Häfen todt und Jahre lang wird in den schönsten von ihnen keine Fischerbarke gesehen. Wir brauchen Häfen, wir thun Niemandem Unrecht, wenn wir sie nehmen, denn wir stören Niemanden in seinem Erwerb, seinem faktischen Rechte, folglich können wir sie nehmen.

In M. hatten die texaner Ereignisse bei den am Staate Betheiligten großen Verdruß und Besorgniß erregt, zumal man wohl wußte, daß von Nordamerika aus dasselbe Verfahren bereits auch gegen Yukatan eingeleitet wurde. Man lehnte alle Verhandlungen ab und rüstete zum

Krieg. Das war es aber gerade, was der Präsident Polk wollte, dessen Proklamation vom 13. Mai 1846 den Kriegszustand zwischen M. und der Union erklärte. Schon vorher war derselbe durch den Befehl an General Taylor, über den Rio Grande zu rücken, in Kraft getreten. Taylor langte am 29. März vor Matamoras an, siegte am 8. Mai bei Palo Alto und gewann auch später eine größere Schlacht bei Saltilla. Der Verlauf dieses Krieges ist bis zum Schlusse von Taylor's kriegerischer Laufbahn bereits unter dem Artikel Taylor ausführlich erzählt, weshalb wir dahin verweisen, und unsre Darstellung von der Zeit beginnen, wo General Scott auf dem Kriegsschauplatz erscheint. In M. war inzwischen General Paredes, der Nachfolger Herrera's auf dem Präsidentenstuhl, durch die Partei Santa Ana's gestürzt und am 5. August gefangen gesetzt worden. Santa Ana kehrte am 15. Aug. von Havana zurück, u. man glaubte, die Amerikaner hätten ihn selbst durchgelassen, damit er den Frieden bewirke. Er berief den Kongreß und ließ sich am 6. Dec. zum Präsidenten ernennen. Seinen Vicepräsidenten Periaes stürzte er am 26. Febr. 1847 wieder und befahl fortan allein unter dem Titel: „wohlverdient ums Vaterland". Auf die Kriegsbühne kam mit ihm nicht mehr Glück als vorher.

Die lange Dauer des Krieges hatte die Ansichten der Nordamerikaner über dessen Führung gänzlich umgestaltet; man wollte nicht mehr warten, bis es den Mexikanern gefallen würde, anzugreifen, man wollte sie niederwerfen und zum Frieden zwingen. Anfang März sammelte sich die Armee in Anton-Lizardo; die Flotte ankerte eben daselbst. Am 7. März erfolgte die Einschiffung der Truppen und eine Rekognoscirung der Küste. Der ganze Stab stieg mit geringer Bedeckung ans Ufer und die Küste bei Punto de Hornos ward zur Landung ausersehen.

Am 9. März zeigte sich die Flotte in der Nähe von Punto de Hornos, und die Division Worth erhielt Befehl, die Boote zu besteigen. Als die Fahrzeuge den Grund berührten, sprangen die Truppen ins Wasser und liefen mit lautem Hurrah ans Ufer. Die Landung geschah ohne Widerstand, kein Schuß fiel. Einige Regimenter von Pattersons Division folgten, eben so eine leichte Batterie. Am 10. März landeten die übrigen Truppen; am Nachmittage war ungünstiges Wetter, so daß weder Reiterei, noch Artillerie herbeigeschafft werden konnten. Diesen Nachmittag noch erfolgte der Vormarsch der Truppen, die Terrain zu gewinnen suchten; Worth kommandirte den rechten, Twiggs den linken Flügel, Patterson die Mitte. Auf den Sandhügeln, die sich, etwa 1500 Schritt von den Wällen, um die Stadt herumziehen, erblickte man eine Feldschanze, die mit einem Geschütze anfing zu feuern. Man nahm sie sofort in Sturm. Am Abende lagerte man. In der Nacht kam eine Verstärkung aus Alvarado in die Stadt. Vera-Cruz war von 5000 guten Truppen besetzt, mit Geschütz und Vorräthen aller Art reichlich versehen und das Fort S. Juan de Ulloa in tadellosem Vertheidigungszustande. General Morales war Gouverneur. Die Befestigung der Stadt ist in altspanischer Manier mit kleinen Bollwerken und langen Kurtinen, jedoch hat man mehre Bollwerke in größere Forts verwandelt, die Kehlen geschlossen und sie zu selbstständiger Vertheidigung eingerichtet, so daß ein energischer Widerstand trotz der eigentlich mangelhaften Anlage möglich war. Das Fort Ulloa, in seiner Anlage ein riesiges Werk, ist mit einigen Wasserbatterien versehen, im Uebrigen aber nur mit offenen Batterien auf der Höhe des Walles, so daß die Flotte recht gut eine Ueberlegenheit an Zahl der Geschütze entwickeln konnte, wären die Bombenkanonen nicht gewesen, die sie abhielten einen Kampf zu versuchen, der leicht so verderblich für sie werden konnte. Am 11. März vollendete man eine Einschließungslinie gegen die Stadt, die sich auf den erwähnten Sandhügeln hinzog und vielfach von Sumpflachen unterbrochen war. Der Landungsplatz ward durch einige Feldwerke gegen Angriffe geschützt. Da das Wetter ungünstig zu werden schien, landete man schnell noch Geschütze und Mundvorrath in ausreichender Menge. In der Nacht ward die Einschließung vervollständigt. Die Schanzarbeit in der Hitze des Tages und die heftige Kälte der Nacht nahmen die Soldaten sehr mit, die mit nichts versehen waren, was sie schützen konnte. Am 12. März erhob sich früh heftiger Sturm, der den Sand auf der vegetationlosen Ebene in dichten Wolken aufwühlte, die Brustwehren wegführte und die Gräben ausfüllte, Alles aber in Verzweiflung brachte. Mehre Stunden lang konnte man nicht 10 Schritte weit sehen, die Schiffe liefen die größte Gefahr, mehre litten Schiffbruch, doch ohne Menschen einzubüßen. Am 13. März ließ der Sturm nach, so daß man sich dauerhafter einrichten konnte; die Mexikaner benutzten weder das schlechte, noch das gute Wetter, sich dem zu widersetzen. General Twiggs mit den Regulären hatte den linken Flügel von Punto de la Catita bis an den Antigua, ein kleines Flüßchen etwas nördlich von Vera-Cruz, General Patterson die Mitte und General Worth den rechten Flügel, mit dem er nördlich vom Landungsplatze ans Meer lehnte; letzterer enthielt die Hauptdepots und war ziemlich gut verschanzt. Worth fand noch einige Hügel nahe bei den Wällen besetzt, verjagte aber trotz dieser Nähe deren Besatzungen. Bis zum 17. März erfolgte nunmehr die Landung der Belagerungsgeschütze, Munition und Pferde, an diesem Tage waren 12 Stück Mörser und sämmtliche Feldartillerie am Ufer; die Ausschiffung hatte ihren Fortgang. Am 18. März fand die Eröffnung der Laufgraben Statt; die erste Parallele 1000 Schritt vom Walle. Die Wälle wurden jetzt lebendiger; es ward viel gefeuert, auch aus Ulloa, aber mit so geringem Erfolge, daß die Soldaten ihre Deckungen verließen und die liegen gebliebenen Kugeln aufsuchten. An demselben Tage begannen die Mörserbatterien ein wohl dirigirtes Feuer auf die Stadt, deren volkreichste Quartiere man recht gut kannte; es dauerte mit kurzen Pausen Tag und Nacht fort. Am 24. März ward eine neue Batterie been-

det und mit 3 Stück 32pfündigen Kanonen und 3 Stück 8zölligen Bombenkanonen armirt. Erstere suchten eine Bastion in Bresche zu legen, welche Arbeit schnell von Statten ging, letztere aber schleuderten ihre Geschosse mit fürchterlicher Wirkung auf die Stadt, in der die Verwirrung und der Schrecken auf den höchsten Grad stiegen. Ein ganzes Stadtviertel lag in Trümmern; was den Wurfgeschossen entgangen war, das warfen die yankhansischen Projektile über den Haufen; die Zerstörung rückte gegen die Mitte der Stadt vor, nachdem das nördliche Ende bereits keine Arbeit mehr bot. Das Feuer dauerte ununterbrochen fort. Am 25. März wurde eine neue Batterie vollendet und mit 2 Stück 8zölligen Bombenkanonen und 4 Stück 24=Pfündern armirt. Am 26. März früh zeigte eine Waffenstillstandsflagge den Wunsch nach Unterhandlungen an. Morales ließ die Räumung der Stadt anbieten, gegen freien Abzug der Besatzung theils in das Fort Ulloa, theils nach Xalapa. Scott verwarf dies, wies auf die recht gangbare Bresche und die Gefahren eines Sturmes hin, über dessen Gelingen, bei dem Verlangen seiner Truppen nach Beendigung des Lagerlebens, kein Zweifel obwalte, und gestand schließlich 2 Stunden Bedenkzeit zu, weil seine Geschütze so lange Zeit brauchten, um sich abzukühlen. Morales war empört über solche Zumuthungen. Aber seine Herren Generale, von minder zartem Gewissen, sahen mit Bedenken die großen Mauerlücken und erklärten, man müsse auf alle Bedingungen hin kapituliren. Morales legte sein Kommando nieder, und General Bandero setzte nun die Unterhandlungen fort. Scott hatte natürlich Einiges vorgeschlagen und ermäßigte nach und nach, als guter Yankee, seine Forderungen so, daß endlich eine ziemlich leidliche Kapitulation zu Stande kam: Ausmarsch mit Waffen und Fahnen, Strecken des Gewehres, Salutiren der mexikanischen Flagge, Entlassen der Kriegsgefangenen gegen Ehrenwort der Offiziere, Achtung des Privateigenthums, Belassung der Geschütze bei dereinstiger Räumung des Platzes. Am 29. März erfolgte der Ausmarsch der Garnison und darauf der Einzug Scotts, der von der Division Worth begleitet wurde. 21 Schüsse erdröhnten, als das Sternenbanner auf den Forts der Stadt erschien, und ein donnernder Widerhall verkündete darauf, wie es die Flotte auf dem Signalmaste von Ulloa begrüßte. Ueber ein Viertel der Stadt lag in Trümmern; fast 1000 Einw. waren umgekommen; 65 Köpfe, worunter 7 Offiziere, war der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten. Die Mannszucht wurde untadelig gehalten, der größte Theil der Freiwilligen waren Deutsche. Scott ließ 800 Mann als Besatzung in der Stadt. Die Armee lagerte außerhalb und bezog später Quartiere in den benachbarten Ortschaften. Man setzte Alles zum weiteren Vordringen in Stand, kam aber über die eigne Schwäche und den Mangel an Transportmitteln nicht weg, der wie Blei alle Operationen hemmte. Vor Mitte April begann der Abmarsch; er ging auf der Straße nach Xalapa, das 15 Meilen von Vera=Cruz liegt. Die Stärke betrug im Ganzen etwa 10,000 Mann Infanterie, 250 Mann Dragoner und 15 Geschütze. Santa Ana hatte sich nach der Schlacht von Buena=Vista mit den besseren seiner Truppen auf M. zurückgezogen, da er in Potosi Nachrichten von der beabsichtigten Unternehmung auf Vera=Cruz erhielt und politische Bewegungen befürchtete. Er verstärkte, in M. angekommen, seine Macht und rückte dann der Avantgarde nach, die vor längerer Zeit gegen Xalapa abmarschirt war. Bei Cerro Gordo vertieft sich die Straße in ein zerklüftetes Waldgebirg, dessen Spitzen der Pic von Orizaba und der Coffoe de Perote oder Naukampatepetl sind. Hier hatte das Geniecorps eine Stellung ausgesucht und befestigt, die im Ganzen nicht übel gewesen zu seyn scheint. Anfangs April traf Ana selbst ein und ließ die angefangenen Arbeiten schnell zu Ende bringen; General Ampudia war der Zweite im Kommando, die Generale Canalizo, Pinzon und la Vega befehligten die Divisionen, im Ganzen 10,000 Mann reguläre, 6—8000 irreguläre Truppen und 34 Geschütze. Am 16. April trafen die Vortruppen der Amerikaner vor der Stellung ein; Scott rekognoscirte und traf danach seine Dispositionen. Er fand die Stellung seiner Gegner hinter einem Waldbache auf einem ziemlich steil abfallenden Berge, dessen zugängliche Stellen verschanzt waren. Etwas unterhalb der Straße biegt sich der bisher östlich fließende Bach nach Norden; der Rand wird da ersteigbarer und nähert sich der Straße wieder. Oberhalb derselben war das Gebirg steil, doch nicht ganz ungangbar, man sah hier und in der Nähe der Straße mehre Schanzen. Die Divisionen Worth und Shields bogen rechts ab, um die feindliche Flanke zu gewinnen und jene Biegung des Abhanges zu ersteigen, die wir oben erwähnten. Die Division Twiggs erhielt die Aufgabe, den Feind an diesem Tage durch Wegnahme einiger Schanzen in der Mitte zu beschäftigen, die Division Pillow endlich rückte links ab, um den feindlichen rechten Flügel anzugreifen. Die erwähnten Märsche nahmen den Tag in Anspruch, blieben aber vor dem Feinde nicht verborgen, der seinen linken Flügel demgemäß verstärkte. Twiggs befehligte den Obersten Harney, „den Bayard der Armee", die unteren Schanzen vor dem feindlichen Centrum zu nehmen. Die Mexikaner ließen das geschehen, ohne irgend eine Unterstützung dorthin zu senden; Harney hatte einen tüchtigen Kampf zu bestehen, erfüllte aber seine Aufgabe. Am Abend war Alles in Verfassung zu dem Hauptangriffe des nächsten Tags. General Worth, mit seinen disciplinirten Regimentern, schritt ohne lange Einleitung zum Bajonetangriffe. Er kannte die Stärke seiner Männer im Einzelkampfe und benutzte sie: General Pinzon suchte Widerstand zu leisten, allein seine Truppen flohen vor der Energie von Worths stürmenden Bataillonen, ließen Kanonen im Stiche und sonach die Entscheidung des Tages in den Händen des Gegners, der seinen Vortheil wohl auszubeuten wußte. Worth entsendete ein Regiment zu ihrer Verfolgung und rückte mit den übrigen Truppen nach kurzer Rast dem

General la Vega in die Flanke. General Shields, zwischen dem äußersten rechten Flügel und der Mitte, wollte dasselbe Verfahren einschlagen, allein seine Gegner waren zäher Natur und ließen sich nicht so im Fluge werfen. Der erste vorläufige Angriff, um die Stellung des Gegners klar zu machen, stieß auf festen Widerstand, so daß Shields sofort die ganze Division ins Gefecht brachte. Er bewältigte nun zwar die Außenposten, allein beim weitern Vorrücken schlugen die Kartätschen so unerwartet ein; seine Truppen stutzten, wandten sich — und zum ersten Male sahen hier die Mexikaner den Rücken ihrer Gegner, die die Schnelligkeit der Ordnung vorzogen. Shields sammelte seine Regimenter wieder und suchte den Rückzug zu hemmen, allein eine Kartätsche warf ihn todt vom Pferde und seine Truppen hielten hinter einer leichten Deckung, die Nuß etwas zu hart findend. Twiggs hatte von den gestern genommenen Schanzen aus seine leichten Truppen vorgesendet, um das Gefecht einzuleiten, zögerte aber sehr richtig mit dem Sturme selbst, weil die Flügel erst wirksam werden mußten, und er mehr festzuhalten hatte, als zu entscheiden. General Pillow auf dem linken Flügel hatte die gleiche Aufgabe wie Worth, fand aber besseren Widerstand. Ein Regiment von ihm kam ins Feuer einer verdeckten Batterie und mußte schleunigst Raum geben. Man ging nun vorsichtig, mit Benutzung des Terrains, vor, nahm ohne großen Verlust die fragliche Batterie und gewann wenig, aber ohne Anstrengung. Der zweite Moment der Schlacht beginnt mit dem Angriffe Worths auf die linke Flanke und den Rücken la Vega's. Die Division Shields, von dem ältesten Brigadier geführt, bemerkte die Unruhe der Gegner und griff von Neuem an, diesmal mit Erfolg. Die Mexikaner wurden gegen das Centrum geworfen, das noch ziemlich in Takt geblieben war. Als Twiggs das Gefecht im Rücken seiner Gegner hörte, bereitete er sich zum Angriffe, und als er bemerkte, daß Ampudia Truppen zur Unterstützung des linken Flügels entsendete, rückte er entschlossen vorwärts. Ohne große Verluste kam er auf dem Kamme der Höhen an. Die Truppen des Centrums wurden denen la Vega's entgegengeworfen, man suchte den Obergeneral. — Ana hatte, als General Pinzon floh, das Geschick dieser Truppen getheilt, und zwar so eilig, daß man sein Gepäck u. seine Privatkasse, ja sogar sein hölzernes Bein erbeutete. General Ampudia sah Alles verloren und folgte dem Beispiele Ana's; sein trefflicher Schimmel entriß ihn den verfolgenden Dragonern, die nur den Treffenhut fanden. General la Vega focht als ein tapferer Mann und versuchte sich durchzuschlagen, allein dazu hätte er anderer Truppen bedurft. Man ergab sich. General Pillow war vorsichtig geworden und rückte seinem Gegner nur in dem Maße nach, als dieser wich. General Canalizo sah die Niederlage des linken Flügels u. des Centrums; er hielt fernere Versuche für unnütz, da der Sieg zweifellos entschieden war, und zog sich deshalb zurück, ohne auch nur eine Einwirkung auf den Gang der Schlacht zu versuchen. Um 9 Uhr früh war die Schlacht beendet. Die Verluste waren sehr ungleich, weil die Amerikaner allein 6000 Gefangene gemacht hatten; 1000 Mexikaner lagen außerdem auf dem Schlachtfelde; 30 Geschütze und mehre Fahnen wurden erobert. Die Republik M. hatte auf dieser Seite kein Heer mehr, als die schwache Division Canalizo. Die Amerikaner hatten den General Shields eingebüßt, außer mehren höhern Offizieren 250 M. todt und schwer verwundet. Die Avantgarde folgte in kleinen Tagemärschen dem Feinde nach; in Xalapa und Perote blieben Posten zurück, um die Hospitäler zu sichern. Von mexikanischer Seite ist die Schlacht viel geschickter geführt worden, als man von Ana hätte erwarten sollen. Am 27. Mai traf die Division Twiggs mit dem Hauptquartiere in Puebla ein, etwa 20 Meilen von M. Die andern Divisionen folgten in wenigen Tagen. Pillow hatte fünf Regimenter Freiwilliger, deren Dienstzeit Anfang Mai abgelaufen war, nach Vera = Cruz zurückgeführt, wodurch Scott auf 4500 Mann Infanterie, 200 Mann Kavalerie, 15 Kanonen und 3 Mörser — mit 200 Wagen — zusammenschmolz. Er mußte froh seyn, in Puebla keinen Widerstand zu finden, sondern ruhig warten zu können, bis die längst angekündigten Verstärkungen eintreffen würden. Mitte Juli trafen die Generale Pillow und Cadwallader mit 2,500 Mann und 200 Wagen in Puebla ein, sie hatten heftige Gefechte mit Guerillas gehabt und ansehnlich verloren. Santa Ana war nach der Schlacht auf Orizaba zurückgegangen und hatte allen Führern Befehl zur Organisirung von Guerillas gegeben, die sehr bald in ansehnlicher Zahl ins Leben traten. Darauf ging er nach M., wo eine Bewegung der Friedenspartei beabsichtigt war. Die Proklamation Scotts, in der er die Mexikaner aufforderte, das Joch ihrer ehrgeizigen Generale abzuschütteln, hatte diese eng verbunden; um am Ruder zu bleiben, ernannten sie Ana zum Diktator. In M. war Alles zum ernstesten Widerstande vorbereitet, Ana zog alle Truppen aus dem Lande heran, formirte die geschlagenen und zersprengten Regimenter von Neuem, kurz, entwickelte eine neue anerkennenswerthe Thätigkeit, aber — es fehlte in M. der Glaube an die eigne Sache, und damit ward aller Erfolg vereitelt. Die Saumseligkeit und geringe Sorglosigkeit der Staatenregierung brachten ihr Heer um den Sieg und zwangen es zu einer Waffenruhe von 2 Monaten, während welcher die Gegner zu neuem Kampfe rüsteten. Ende Juli marschirte Oberst Pierce mit 2500 Mann von Vera-Cruz ab, nachdem er schon vorher einen Versuch, mit geringerer Macht fortzukommen, vergebens unternommen hatte. Die Union hat sich durch ihre Friedensanerbietungen viel geschadet; die Mexikaner sahen darin einen Beweis von Schwäche. Die Guerillas wurden immer kecker, es fiel ihnen auch eine wohl eskortirte Depesche in die Hände, wonach die Regierung durch eine Bewegung unter amerikanischen Auspicien gestürzt werden sollte, im Uebrigen aber die baldige Beendigung des Kriegs dringend anempfohlen

wurde. Das mußte den Mexikanern Muth machen. Anfangs August zog Ana den General Valencia aus Potosi heran; er hatte 5000 Mann und 30 Geschütze, brauchbare Truppen. In M. war das Kriegsgesetz verkündet. Die Verschanzungen zur Deckung der Hauptstadt waren gegen den frühern Plan zurückgezogen worden. Man suchte die Pässe des Iztackihuatl nicht zu vertheidigen, gab die Linie des Rio frio auf, lehnte sich an die Seen von M. an. — Die Straße el Pennon überschreitet den niedern Gebirgsrücken, dann bei Mexicalcingo die sumpfigen Niederungen zwischen den Seen von San Augustin u. von Tezcuco u. tritt endlich in das vielfach bedeckte Terrain um M. selbst ein. Mit richtigem Blick hatte Ana den Rücken el Pennon als die Vormauer dieser Stellung betrachtet und stark verschanzt, Mexicalcingo aber als den Hauptpunkt zu einer fast unangreifbaren Stellung umgeschaffen. Um aber dennoch gegen eine Bewegung von Süden her gesichert zu seyn, befestigte er, aber wesentlich weniger stark, die Engen von San Antonio und Contreras an der südlichen Hauptstraße, hinter welchen sich die gleichfalls vorbereitete Stellung von Churubusco dehnte. Als letzter Zufluchtsort von beiden Stellungen war das Fort Chapultepec mit seinen Umgebungen zu betrachten, denn während es die südliche Straße sperrte, bedrohte es die Flanke der auf der östlichen Seite heranrückenden Feinde. 50 schwere und 30 Feldgeschütze waren zur Disposition Ana's, seine Macht belief sich auf mindestens 20,000 Mann. Anfangs August endlich brachte Scott die neue Pause zu Ende. Er war $2\frac{1}{2}$ Monate unthätig in Puebla geblieben, weil die Regierung nicht vermögend war, ihn gehörig zu seinem Zuge auszurüsten. Er zählte im Ganzen 12,000 Mann mit 30 Geschützen. Am 9. August brach Generalmajor Twiggs mit seiner Division als Vorhut auf und näherte sich langsam den Engen von Acapulco (7000' Höhe); er mußte die Wege fahrbar machen, was keine leichte Aufgabe war. Am 10. und 11. August folgten die Divisionen Worth, Pillow und Quitman, letztere mit dem Schutze des Parks beauftragt und im steten Gefechte mit den Guerillas. Am 15. August traf das Hauptquartier in Chalco ein. Man rekognoscirte sofort die Stellungen auf dem Pennon und fand sie so stark, daß ein Angriff unthunlich erschien. Dieses Zusammentreffen entschied den Oberbefehlshaber für die Umgehung, die sofort begonnen wurde, während Twiggs vorwärts Chalco sich zeigte, um die Bewegung zu decken. Am 16. August kam die Division Worth bei Pacienza di San Gregorio, ohne Gefecht, aber auf weglosem Terrain an Am 17. August überstieg Worth einige Höhen; in der Ferne winkten die mächtigen Kuppeln der Kapitale, durch 3 Cheers seiner Regimenter begrüßt. Da jene Höhen aber nicht vertheidigt waren, hatte die Wegräumung der Hindernisse nur einigen Zeitverlust zur Folge. Am 18. Aug. traf die Spitze der Vorhut, eine Schwadron Dragoner und einige Topographen, vor San Antonio ein, erhielt eine Salve aus einer verdeckten Batterie, verlor den Kapitän und mehre Mann und zog sich aus der Schußweite zurück. Man gewahrte nun, daß man bloß ein Uebel mit einem andern vertauscht hatte, wußte aber nicht, welches von beiden das kleinere sey. Scott vereinigte seine Truppen, die in 3 Tagen nur 7—8 Meilen hatten zurücklegen können, bei San Augustin und befahl dem General Worth, gegen die feindliche Stellung zu demonstriren. Dieser nahm hinter der Hazienda de Banera mit zwei Brigaden Stellung und ließ sich etwas kanoniren, da es noch unschädlich war. Eine Rekognoscirung ergab, daß die Stellung von San Antonio sehr fest, dagegen der sich links anlehnende Flügel etwas angreifbar war. Das Manoeuvre des Generals Scott war gelungen; es ist eins der kühnsten, von denen die Geschichte regulärer Kriege zu erzählen weiß; er durfte es auch nur solchen Gegnern bieten, denn wenn Ana mit muthigen Truppen bei M. stand, so ging er mit einem Theile auf Chalco, mit dem andern auf Augustin los und griff ohne Zögern an; Scott war dann eingekeilt zwischen zwei gleich starke Gegner, die vom Terrain begünstigt waren, hatte vor sich die Seen und hinter sich ein unpassirbares Gebirg, eine bittere Wahl. Der schwierigste Theil der Kriegskunst ist aber der, seinen Gegner richtig zu taxiren, und diese Aufgabe hat Scott hier richtig gelöst. Es war nun beschlossen, die Stellung von Contreras mit 2 Divisionen anzugreifen, Twiggs und Pillow; die Division Worth hatte den linken Flügel zu decken, Quitman den Park und den Rücken zu wahren.

Gegen 9 Uhr früh setzten sich die Divisionen Twiggs und Pillow in Bewegung, konnten aber wegen der schlechten Wege erst gegen Mittag zum Angriffe schreiten. Der Plan war nach den Umständen entworfen. Twiggs sollte mit seiner Division die Stellung in der Front angreifen, Pillow hingegen deren linken Flügel umgehen und sich mit der Hauptfront gegen Ana aufstellen, auf daß dieser keine Unterstützung herbeiführen könne. General Valencia, der hier befehligte, hatte seine Artillerie in die Schanzen eingeführt, die Infanterie theils vertheilt, theils mit der gesammten Reiterei in Reserve behalten. General Twiggs befehligte die Brigade Smith zum Angriffe; allein er sah bald, daß ein Erfolg hier schwer zu erringen seyn werde, da die Mexikaner gut feuerten und ein Verlust eintrat. Die Brigade Pearce rückte mit in die Linie, gleichfalls ohne Erfolg. Die Brigade Riley ward von General Pillow zur Umgehung befehligt und sah sich sehr bald mit den Truppen Ana's im Gefechte. Es bleibt räthselhaft, warum Ana so lange gezögert hat, bis es zu spät war, da er doch von Mexicalcingo bis zur Stellung kaum 2 Meilen hatte. Scott, der den entscheidenden Punkt in der Lücke fand, in der Riley stand, verstärkte diesen nach Bedarf, so daß erst die Brigade Cadwallader, dann die Brigade Shields auf denselben Punkt vorrückten. Eine verfügbare Reserve war nicht mehr zur Hand. Gegen 6 Uhr Abends versuchte Valencia durch einen allgemeinen Angriff der Reiterei die Amerikaner zurückzuwerfen; er bestätigte nur die alte Erfahrung, daß Reiterei allein sich nutzlos vor den Vierecken opfert. Nachdem die Brigade

Shields sich gegen die Stellung Valencia's selbst gewendet, aber gleichfalls nichts ausgerichtet hatte, gab man den Kampf, der ohnedies durch die hereinbrechende Dunkelheit erschwert wurde, auf und zog sich etwas zurück, um ungestörter Bivouaks beziehen zu können. Ein in der Nacht zusammenberufener Kriegsrath erkannte, daß die Lage, ohne einen Sieg verzweifelt sey. Man mußte also handeln. General Smith, der die Stellung am besten erkannt hatte, schlug einen Angriff mit ganzer Macht vor, dessen Details wir nicht kennen. Am 20. früh traf die Brigade Garland von der Division Worth ein und nahm im Vordertreffen Platz. Der Sturm erfolgte und lieferte die ganze Stellung mit aller Artillerie, 1500 Mann und 4 Generalen in die Hände der erstaunten Yankees. Garland ward sofort wieder gegen Antonio entsendet, um diese Stellung im Rücken zu nehmen; die Mexikaner suchten eiligst das Weite und ließen ihr Geschütz im Stiche. Ana hatte nach der Umgehung von Chalco sein Hauptquartier nach San Antonio verlegt; als am 19. früh die Amerikaner rechts abmarschirten, eilte er auf seinen eigenen Flügel, um die Truppen herbeizuholen, kam aber, wie wir gesehen haben, zu spät. In der Nacht zum 20. sandte er an Valencia den Befehl, auf Churubusco zurückzugehen und sich dort mit ihm zu vereinigen, weil er wohl sah, daß die Amerikaner die einmal gerissene Lücke benutzen würden. Valencia meldete seinen Sieg, übersandte die Liste der zu Befördernden und erntete am Morgen des 20. die Früchte seines Ungehorsams. Scott befahl, da gegen 9 Uhr die Arbeit beendigt war, ein allgemeines Vorrücken.

Ana hatte seine sämmtlichen Truppen, etwa 8—9000 Mann, nach Churubusco zurückgeführt und die dortige Stellung besetzt. Natürlich fehlten ihm dabei die Truppen Valencia's, die in wilder Flucht vorbeigezogen waren. Nähere Nachrichten über das Treffen fehlen; es scheint ein ganz einfacher, aber blutiger Frontalkampf gewesen zu seyn. Gegen Mittag war Scott mit 3 Divisionen vor der Stellung angekommen und ließ nach 1 Uhr den Angriff beginnen. Die Divisionen Twiggs und Pillow standen im ersten Treffen, Worth in Reserve. Der Kampf war lebhaft und unentschieden, bis Worth vom Obergeneral vorgesendet wurde. Nach 2 Stunden war Ana geschlagen, verlor 15 Geschütze und viele Gefangene. Die Mexikaner haben in diesen Schlachten 3000 Mann und an 50 Geschütze verloren, die Amerikaner dagegen 1800 Mann, was gar nicht unwesentlich ist bei einer Zahl von höchstens 9000 Mann, die im Gefechte gewesen sind, sich aber auch da noch auf die 6000 Mann der Generale Twiggs und Pillow hauptsächlich erstreckt.—Es erfolgten nun von Seiten der Amerikaner erneute Friedensvorschläge, die wenigstens das Gute hatten, den Mexikanern Zeit zu geben, ihre inneren Linien zu verstärken. Die Ursachen dieses Zögerns kennt man nicht. Am 22. August ward ein Waffenstillstand geschlossen, der die verschiedenen Demarkationslinien festsetzte und auf 48stündiger Kündigung stand. Kommissäre waren seitens der Union Trist, seitens Mexiko's die Generale Herrera (Chef der Friedenspartei), Villamil, Canto und Atristain und Arovo als Sekretär. Der Ort der Verhandlungen war Itzcapusalco. Die Aussichten für den Frieden lagen günstig, Ana sah den Feind vor den Thoren der Hauptstadt, in 3 Schlachten waren 3 Heere zertrümmert worden, und das, was er noch an Truppen unter der Hand hatte, erschien unfähig, die Hauptstadt zu vertheidigen. Scott, sagt man, unterhandelte auf die Gefahr einer Meuterei hin, um den bestimmten Weisungen seiner Regierung zu entsprechen. Ein unerwartetes Ereigniß störte plötzlich den Gang der Sachen. Am 14. August landete in Vera-Cruz Paredes, der ehemalige von Ana gestürzte Präsident, diesmal unter der Protektion Englands, das vielleicht einen raschen und all zu günstigen Frieden fürchtete. Die Nachricht von dem Erscheinen dieses gefürchteten Gegners durchzitterte die Hauptstadt und namentlich die Regierung wie ein elektrischer Schlag; Ana war verloren, wenn er in dessen Hände fiel. Um nun dem Ungewitter und dem Gegner seinen Boden zu nehmen, änderte das Diario del Goberno von Anfang September an seine feierliche Sprache und meinte, es sey nun der Täuschung genug, Chapultepec sey nunmehr uneinnehmbar, der Zweck der Friedensverhandlungen erreicht. Ana hatte sich selbst an die Spitze der Exaltados gestellt, um den Platz vor Paredes' Erscheinen zu besetzen. Paredes organisirte seine zahlreichen Anhänger in den Bergen und Schluchten um Perote und Orizaba, den Ausläufern des Naucampatepetl. Ueber die Forderungen Trists laufen die verschiedensten Nachrichten um; es ist in den Landabtretungen allein ein Unterschied von vorläufig 15,000 geographischen □Meilen. Dagegen stellten die Mexikaner ihre Forderungen immer höher, verlangten das streitige Gebiet von Texas und Entschädigung der mexikanischen Bürger, so daß eine Vereinigung nicht mehr möglich war. Gegen Ende August schlossen mehre Staaten der mexikanischen Republik einen Sonderbund zur energischen Fortführung des Krieges, selbst wenn Ana den Frieden bewilligte. Am 7. September ging die hohe Kommission aus einander. Das Fort Chapultepec sperrte die Straße und konnte nicht umgangen werden, da M. bloß nach Süden und Südwesten zugänglich ist. Es liegt auf einer beherrschenden Höhe, scheint aber ziemlich verfallen gewesen zu seyn. Hinter ihm liegt die „Königsmühle“, ein anderes Fort, wahrscheinlich nur ein Erdwerk, am Eingange des langen Dammweges, der zur Stadt führt. Den Weg selbst hat man nicht zerstört, dagegen die nächsten Theile der Stadtmauern in vertheidigungsfähigen Stand gesetzt.

Am 13. September erfolgte der Angriff auf Chapultepec. Die Berichte sprechen nicht von einem Artilleriekampfe, also war muthmaßlich das Terrain dem ungünstig, so daß man sofort zum Sturm schreiten mußte. Der erste und zweite Angriff mißlangen. Endlich fand man eine Möglichkeit, das Fort zu umgehen, und benutzte diese, worauf die Besatzung schleunigst das Weite suchte und die amerikanischen Dragoner gegen 1000 Mann gefangen nahmen. Man fand im

Fort 12 oder 15 Kanonen. Das Fort Königsmühle ward lebhaft beschossen und darauf gleichfalls verlassen. Der Kampf hatte 9 Stunden gewährt. Am 14. September drang Scott weiter vor. Ana hatte in der Eile noch tiefe Gräben ausheben lassen, so daß der Dammweg unterbrochen war, allein er vergaß, daß natürliche wie künstliche Hindernisse ihren Werth erst durch die Vertheidigung erhalten. Anstatt an diese seine letzten Kräfte zu setzen, hatte Scott nur nöthig, Brücken zu schlagen, so daß er im Laufe des Nachmittags seine Batterien der Stadt gegenüber auffahren konnte. Die Mörser und Haubitzen, ansehnlich verstärkt durch die genommenen Geschütze, warfen ihre Hohlkugeln in die Räume zunächst hinter der vertheidigten Vorfassungsmauer, während die bei Contreras genommenen schweren Geschütze weite Lücken in derselben öffneten. Am 15. September begann mit Tagesanbruch das Feuer von Neuem. Gegen Mittag konnte man zum Sturme schreiten. Leider fehlen alle zuverlässigen Details. Es scheint, als ob die Bevölkerung sich anfangs neutral verhalten habe; die Truppen, die noch einige feste Gebäude besetzt hielten, wurden daraus verjagt. Das Kloster San Isidoro wurde gestürmt, und da man sah, daß es sich mit der Rückseite an einen besetzten Häuserkomplex anlehnte, nahmen die Amerikaner einige Sprengungen vor, mittelst welcher sie dieses Quartier sich öffneten. Die Kathedrale und der Regierungspalast kapitulirten, als Scott Batterien dagegen auffahren ließ. Am Abend aber begann ein Aufstand der Leperos, der erst am nächsten Tage durch die Kartätschen der Amerikaner gedämpft werden konnte. General Quitman wurde zum Gouverneur ernannt. Die Verluste der Mexikaner lassen sich nicht ermitteln, die Amerikaner geben für diese Tage 1200 Mann als todt oder kampfunfähig an, von den 8000, die sie etwa vorbringen konnten, immer ansehnlich genug. Nach und nach organisirte man sich im feindlichen Lande; es war keine Behörde da, mit der man Frieden schließen oder überhaupt unterhandeln konnte. Die oft unterbrochene Verbindung ist erst später mit vieler Mühe hergestellt worden, als man Truppen genug hatte, um gehörig starke Zwischenposten aufzustellen und die Guerillas etwas auf die Finger zu klopfen. Der mexikanische Kongreß versammelte sich bruchstückweise zu Queretaro, um dort zu tagen. Unverändert blieben die Verhältnisse so liegen bis zu Anfang des Jahres 1848. — Die Ereignisse, von denen nach dem angegebenen Zeitpunkte der junge Freistaat betroffen worden ist, liegen noch zu bruchstückartig und zu wenig in ihrem innern Zusammenhang uns vor Augen und werden daher in dem Artikel, welcher die neuesten Zeitereignisse am Schlusse des Werks behandeln soll, ihre Darstellung finden. Hier bemerken wir nur noch so viel, daß auch M. das Schicksal der süd- und centralamerikanischen Staaten spanischer und portugiesischer Nationalität theilt, nämlich von fortdauernden innern Parteiungen und Kämpfen bewegt zu werden, die es sobald noch nicht zu einer festen, in stetiger Entwicklung fortschreitenden staatlichen Gestaltung gelangen lassen.

Mexillines, südamerik. Meerbusen, Republik Bolivia, Provinz P o t o s i, südlich von de la Mar.

Meximieux, franz. Flecken, Depart. Ain, Bez. Trévoux, Hauptort eines Kantons, unweit des Ain; kleines Seminar; 2000 Ew.

Mexitli (merik. Myth.), s. v. a. Vitzliputzli.

Mey (nord. Myth.), s. v. a. Mär.

Meyaponte, südamerik. Ort, Brasilien, Provinz G o y a z, östl. von Villa Boa.

Meyasfluß, s. Niger.

Meye (Bot.), s. v. a. gemeine Birke, Betula alba *L.*

Meydenpfennige, s. Zins.

Meyel, niederländ. Gemeinde, Prov. Limburg, südwestl. von Venlo; 730 Einw.

Meyen, Stadt, s. v. a. Mayen.

Meyen (Biogr.), **Franz Julius Ferdinand**, deutscher Reisender, geb. zu Tilsit, machte 1830—32 unter Kapitän Wendt eine Reise um die Erde mit und † als Prof. der Zoologie zu Berlin 1840. Schrieb: Ueber die Natur parasitischer Geschwülste, Berl. 1828; — Anatomisch-physiolog. Untersuchungen über den Inhalt der Pflanzenquallen, das. 1828; — Phytotomie, das. 1830; — Reise um die Welt, das. 1834, 2 Thle.; — Ueber die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, das. 1834; — Pflanzengeographie, das. 1836; — Ueber die neuesten Fortschritte der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Harlem 1837; — Neues System der Pflanzenphysiologie, das. 1837—39, 3 Bde.; — Ueber die Sekretionsorgane der Pflanzen, das. 1837 (gekrönte Preisschrift); — Jahresbericht über das Resultat der Arbeiten im Felde der physiolog. Botanik, das. 1838—40; — Ueber den Befruchtungsakt ꝛc. der Pflanzen, das. 1840; — Pflanzenpathologie, herausgegeb. von Nees v. Esenbeck, das. 1841.

Meyenberg, Gesundbrunnen, s. v. a. Meinberg.

Meyenburg (Geogr.), preuß. Orte: 1) Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Priegnitz, an der Stepenitz; ist mit Mauern umgeben, hat ein Gesammtgericht, Nebenzollamt, eine Post, 4 Jahr- und Viehmärkte; war früher starke Grenzfestung; — 2) Dorf das.; 2 Güter, 2 Wassermühlen, Windmühle; 140 Ew.; — 3) Dorf das., Kr. Angermünde; Vorwerk; 130 Einw.

Meyendorff (Biogr.), 1) **Georg**, Freiherr von, stammt aus einer alten livländischen Adelsfamilie und hat sich namentlich durch seine Reise von Orenburg nach Buchara, die er im Jahr 1820 ausführte, in der gelehrten Welt einen Namen gemacht. Es begleiteten ihn auf jener Reise die Naturforscher E. Eversmann und Pander. Die Reisenden nahmen ihren Weg mitten durch die öde, unwirthliche Steppe, die sich westwärts vom Aralsee bis zu den Ufern des kaspischen Meeres ausbreitet und die bis dahin nur selten von Europäern betreten worden war. Die Entdeckungen dieser wissenschaftlichen Reise sind in folgenden Werken niedergelegt: Voyage d'Oren-

bourg à Boukhara fait en 1820 etc; rédigé par le Baron Georg de M. et revu, par A. Jaubert (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) und E. Eversmanns Reise von Orenburg nach Buchara u. s. w. (Berl. 1823); — 2) Alexander, Freiherr von M., der jüngere Bruder des Vorigen, seit 1839 ruff. wirkl. Staatsrath und Handelspräsident in Moskau, machte früher große Reisen durch Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland und hat sich dann durch seine Bemühungen für die Hebung des ruff. Handels und Gewerbfleißes um sein Vaterland sehr verdient gemacht. Namentlich verdanken die großen ruff. Fabrikschulen, deren es bloß in Moskau jetzt schon mehr als 20 gibt, ihm ihre Entstehung. In Gemeinschaft mit Paul Sinowjew gab er 1842 zu Petersburg in ruff. Sprache und 1844 zu Berlin in deutscher Uebersetzung eine industrielle Karte des ruff. Reiches heraus, die allgemeine Anerkennung fand. — Ihm gehört das schöne liefländische Gut Roop, an der Straße von Tauroggen nach Petersburg gelegen.

Meyenfeld, Stadt, s. v. a. Mayenfeld.

Meyenia (Bot.), 1) nach Schlechtendal, Gatt. der Solanaceae Cestrineae *Endl.*; 2 Arten, Bäume in Meriko; — 2) nach Nees von Esenbeck, Pflanzengatt.; Art: M. Hawtayneana *Nees*, s. v. a. Thunbergia Hawtayneana *Wall.*

Meyenites (foss. Bot.), nach Unger ein fossiles Holz aus den miocänen Ablagerungen vom Gleichenberg in Untersteiermark mit einer Species, M. aequimontanus.

Meyenthal (Mayenthal), schweizer. Thal, Kanton Uri, im westl. Theile desselben, öffnet sich bei Wasen und wird vom Meyenbach durchflossen.

Meyer, kleiner (Bot.), s. v. a. wilder Amaranth, Amaranthus Blitum *L.*

Meyer (Biogr.), I) Gelehrte u. Schriftsteller: 1) Friedrich Ludwig Wilhelm, geb. 1759 zu Hamburg, war zuerst Regierungsauditor in Stade, dann Prof. der Philosophie in Göttingen und privatisirte zuletzt in Berlin, Paris und Hamburg. Er schrieb: Beiträge zur vaterländischen Bühne (Berl. 1793); — Spiele des Witzes u. der Phantasie (das. 1793); — Schauspiele (Altona 1810; — Biographie des Schauspieldirektors F. L. Schröder (Hamb. 1819, 2 Bde., 2. Aufl. 1823); gab die Reisen von W. Hodge (Hamburg 1793); Hamilton (Berlin 1794); J. L. Buchanan (ebend. 1795) und Mehres heraus. — 2) Friedrich Johann Lorenz, Präses des ehemaligen Domkapitels zu Hamburg, geboren am 22. Januar 1760 zu Hamburg, studirte in Göttingen u. bereiste seit 1782 die Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das franz. Direktorium, so wie der, welche 1801 an den ersten Konsul abgesandt wurde. Außerdem machte er sich als Mitglied der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe um seine Vaterstadt sehr verdient. Er † am 21. Oktober 1844. Er erwarb sich durch seine schriftstellerischen Leistungen im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte einen geachteten Namen. Seine bekanntesten Schriften sind: Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg (6 Hefte, Hamb. 1800—4); — Darstellungen aus Italien (Berl. 1792); — Fragmente aus Paris (2 Bde., Hamb. 1798); — Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs (2 Bde., Tüb. 1803); — Darstellungen aus Norddeutschland (Hamb. 1816); — Brieffragmente vom Taunus, Rhein, Neckar, Main (das. 1828); — Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend (das. 1829). — 3) Johann Friedrich von M., Schöff, Syndikus und Gerichtsschultheiß der Stadt Frankfurt und deren Gesandter am Bundestage, bekannt auch als Verfasser mehrer religiöser Schriften, geb. zu Frankfurt am 12. Sept. 1772, stammt aus einer Kaufmannsfamilie, die durch den Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhoben wurde. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er in Göttingen und Leipzig die Rechte, Philologie und Geschichte und begab sich 1794 nach Wetzlar, um sich mit den Reichsprozessen bekannt zu machen. Im Jahr 1795 wurde er fürstl. Salm-Kyrburgischer Kammerdirektor, kehrte aber in Folge des lüneviller Friedens nach Frankfurt zurück, wo er, nachdem er schon vorher zu verschiedenen diplomatischen Geschäften verwendet worden war, unter dem Fürst Primas 1807 zum Rath und Beisitzer des Stadtgerichts ernannt wurde. Im Jahr 1816 kam er in den Senat und wurde zum evang.-luther. Konsistorium deputirt. Im Jahr 1821 wurde er Schöff und Syndikus, 1837 Gerichtsschultheiß od. Präsident des Appellationsgerichts und bekleidete 1825, 1839 und 1843 die Würde eines ersten Bürgermeisters, als welcher er zugleich die Stadt beim Bundestage vertrat. Als Mitglied und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft war er für die Beförderung des strengeren christlichen Glaubens sehr thätig und gab seit 1810 eine große Anzahl religiöser Schriften heraus. Sein Hauptwerk ist: Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen (3 Bde., Hamb. 1819, 3. Aufl., 1842). Außerdem nennen wir noch von seinen Schriften: Hades (Frankf. 1810); — Bibeldeutungen (das. 1812); — Blätter für höhere Wahrheit (das. 1820—1832); — Wahrnehmungen einer Seherin (das. 1827, Fol.); — Die Rosenkreuzer, die Fama und die Konfession (Frkf. 1828); — Kritische Kränze (Berl. 1830); — Das Buch Jezira (hebr. und deutsch mit Glossar, Leipz. 1830); — Inbegriff der christlichen Glaubenslehre (Kempten 1832); — Hesperiden (das. 1836 ff.); — Prosodisches Hülfsbuch (1836). Neben dem Titel eines Doktors der Rechte, den er sich durch Promotion verschafft hatte, wurde ihm 1821 von Erlangen auch der eines Doktors der Theologie ertheilt. — 4) Karl Joseph aus Wien, Hofarzt und Mitglied der medicinischen Fakultät an der Universität, schrieb: Sammlung von Beobachtungen aus der Klinik zu Wien (Wien 1803); — Ueber die Blutflüsse (das. 1804); — Handbuch der Pharmakologie (das. 1835, 2. Aufl. 1838); — Vollständiges Rezepttaschenbuch (das. 1836).

Auch gab er „Arnemanns Arzneimittellehre" (Wien 1823—24, 3 Bde.) heraus. — 5) Jonas David, einer der berühmtesten niederländischen Rechtsgelehrten, geb. am 15. September 1780 zu Arnheim von jüdischen Eltern, machte seine Studien in Amsterdam und Leyden, und prakticirte dann am Gerichtshofe erster Instanz zu Amsterdam mit so günstigem Erfolge, daß er von 1811 an zu mehren wichtigen Aemtern in der Rechtspflege und in staatsrechtlicher Beziehung im neuen Königreiche Holland befördert wurde. Er war 1813 Mitglied der provisorischen Regierung, nahm aber 1817 seine Entlassung u. prakticirte wieder als Advokat in Amsterdam, wo er sich einen besonderen Namen erwarb durch die Vertheidigung der Ansprüche des Exkönigs Ludwig Napoleon an den König der vereinigten Niederlande. Nachher wurde er Präsident des niederl. Instituts und Mitglied des israelitischen Konsistoriums. Er † den 5. Dec. 1834. In der Literatur der Politik, der Gesetzgebung und Rechtspflege behauptet er eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts, und durch sein treffliches Werk: „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc." (6 Bde., Haag 1819 — 1823). — 6) Johann Friedrich, hannöverscher Oberlandesökonomiekommissar, machte sich um die Hebung der Landwirthschaft in Hannover sehr verdient. Schrieb: „Grundsätze der Gemeinheitstheilungen" (Celle 1801—1804, 3 Bde.); — Grundsätze zur Verfertigung und Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft (Hannover 1809).—7) Georg Friedrich Wilhelm, geb. zu Hannover 1782, widmete sich dem Bergwesen, wurde 1806 Berg- und Forstauditor am Harz, dann Forstsekretär und Oberförster, 1808 Forstinspektor im Paderbornschen, 1813 preuß. Regierungsrath und Forstdirektor in den Fürstenthümern Paderborn, Höxter und Corvey, 1820 Physiograph des Königreichs Hannover u. Oekonomierath, 1832 Hofrath und Prof. in Göttingen. Schrieb: Primitiae florae essequeboensis (Gött. 1818, 4.); — Beiträge zur chorograph. Kenntniß des Flußgebietes der Innerste (das. 1822, 2 Bde.); — Die Entwickelung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten (das. 1825); — Chloris hanov. (das. 1836, 4.); — Flora des Königreichs Hannover (ebend. 1832 u. 1836, 2 Bde., Fol.); — Ueber die Natur der Schachtelhalme oder des Duwocks ꝛc. (das. 1837). — 8) Karl Anton, zeigte von früher Jugend eine ernste Hinneigung zur Botanik. Nach vollendeten akademischen Studien wurde er Adjunkt des Vorstehers am kaiserl. botan. Garten zu Petersburg, machte 1826 mit Ledebour eine Reise durch das Altaigebirg und die Songar-Kirgisensteppe. Schrieb: Verzeichniß der Pflanzen im Kaukasus ꝛc. (Petersb. 1831). — 9) Ernst Heinrich Friedrich, geb. 1791, ging 1809 auf die Universität Göttingen und studirte zuerst Philologie und Jura, und nahm an den Befreiungskriegen Theil. Nach geschlossenem Frieden studirte er noch Medicin, wurde 1819 Privatdocent der Botanik, begab sich dann nach Königsberg und wurde daselbst Professor und Direktor des botan. Gartens. Schrieb: Synopsis Juncornm (Gött. 1822); — Synopsis Luzularum (das. 1823); — De Houttuynia atque Saurureis (Königsb. 1827); — De plantis labradoricis (Leipz. 1830); — auch gab er Dreges „Commentarii de plantis Africae australioris" (Königsb. 1836 ff.) heraus.—10) Philipp Anton Guido von M., geb. zu Wetzlar 1798, war zuerst als Legationsrath in großh. mecklenburg. Diensten, nahm 1842 seine Entlassung, und privatisirt seitdem in Frankfurt a. M. Schrieb: Repertorium zu den Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung (Frankf. 1820—22); — Lyrische Versuche (das. 1836); — Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich, Italien, Tyrol, Bayern (das. 1837, 1 Bd., unvollendet); er übersetzte Vieles aus dem Englischen, namentlich von Lord Byron, gab das „Corpus juris confoederationis Germanicae" (2. Aufl., Frankf. 1833) heraus, dann in Gemeinschaft mit seinem Bruder mehre Jahrgänge von Fischers Taschenbuch der Reisen und mehres Andere, auch war er längere Zeit Dramaturg in Frankfurt.—11) Christian Erich Hermann von M., Bruder des Vorigen, geb. 1801 zu Frankfurt a. M., studirte seit 1822 Cameralia und Chemie, wurde 1834 Mitglied der ständigen Bürgerrepräsentation in Frankfurt a. M. und erhielt 1838 eine Anstellung bei der Verwaltung der Bundeskasse. Schrieb: Paläologika zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe (Frankf. 1832);—Neue Gattungen fossiler Krebse (Stuttgart 1840); besorgte die deutsche Ausgabe von „Lacepedes Alter der Natur" (Frankf. 1830) u. gab mit Plininger 1844 Beiträge zur Paläologie Würtembergs u. später zur Fauna der Vorwelt heraus. — 12) Heinrich, Buchhändler, geb. 1812 zu Braunschweig, trat zuerst in das Geschäft seines Vaters ein, gründete aber dann 1842 in Verbindung mit seinem jüngeren Bruder Hermann eine eigene Verlagshandlung und Buchdruckerei. Um die Typographie erwarb er sich Verdienste durch die Herausgabe des „Journals für Buchdruckerkunst" (Braunschw. 1834 ff.). — II) Bildende Künstler: 13) Konrad, namhafter Maler und Kupferstecher der Schweiz, geb. 1618 zu Zürich, bildete sich unter der Leitung seines Vaters, des gleichfalls als Künstler bekannten Theodor M. (geb. 1572, † 1658) und begab sich darauf nach Deutschland, wo er namentlich in Frankfurt den Unterricht von Merian genoß. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er in seine Vaterstadt zurück und lebte dort bis an seinen Tod, der 1689 erfolgte. Sowohl seine Gemälde, die meistens der Historien- u. Landschaftsmalerei angehören, als auch seine Zeichnungen und Kupferstiche, deren er über 1000 geliefert hat, werden jetzt noch sehr geschätzt. M. ist der erste, welcher bei dem Kupferstechen die seitdem gewöhnlich gewordenen matten Lichter anwandte. Werke: Rudolph Meyers Todtentanz, ergänzet und herausgegeben von C. Meyern, Malern in Zürich ꝛc., 1650, 4. (3. Auflage unter dem Titel: Die menschliche Sterblichkeit unter dem Titel Todtentanz, in 61 Originalkupfern von R. u. C. Meyern ꝛc. abermals herausgegeben, nebst neuen Versen und Ueberschriften, Hamb. 1759, 4,); — Folge von 122 Blättern zum neuen Testamente; — Die 12

Monate, mit Versen; — Der verlorene Sohn, 3 Blätter; — Der barmherzige Samariter, 4 Blätter; — Nützlicher Zeitspiegel, enthaltend die zehn Alter des Menschen in Vorstellungen mit vielen Figuren, 1675; — Scenen aus dem Leben Jesu, die Passion, Parabeln, Darstellungen aus der Apokalypse, qu. 12.; — Adam und Eva, Scenen aus der Geschichte Mosis, die Landplagen Aegyptens, 15 Blätter, qu. 12. und 8.; — Die 4 Jahreszeiten u. v. a. — 14) Felix, Landschaftsmaler, geb. zu Winterthur 1653, † zu Wyden bei Husum 1713, Schüler F. Ermels, gelangte, weil damals die Landschaftsmalerei noch nicht sehr blühete, bald zu großem Ruhme, der in sofern nicht unverdient war, als viele seiner Gemälde mit wahrhaft poussinschem Geiste erfunden sind und in den meisten ein fleißiges Studium der Natur sich kund gibt, wiewohl die Ausführung meist flüchtig und das Kolorit etwas trüb ist. Lobend muß auch hervorgehoben werden, daß sein Baumschlag sich von der zu jener Zeit noch üblichen mageren und trockenen Behandlungsart entfernt und die vollen Massen u. schönen Formen großer laubreicher Bäume darstellt. Auch seine Beleuchtung, die er in allen möglichen Effekten anzubringen wußte, ist trefflich. — 15) Johann Heinrich, geb. am 16. März 1759 zu Stafa am Züricher See, tüchtiger Zeichner, Maler, Alterthumsforscher u. Kunstkenner und Göthe's vertrauter Freund, widmete sich der Malerkunst unter Füßli d. Aelt. in Zürich und hielt sich darauf von 1784—88 zu seiner weiteren Ausbildung in Italien auf. Hier trat er mit Göthe in einen Freundschaftsbund, dem bald auch Tischbein angehörte. Auch lernte er in Neapel die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar kennen, die sich eben dort aufhielt, so wie Herder und andere Männer, die dem weimarschen Kreise angehörten. Von 1789 an lebte er in der Schweiz, bis ihn 1792 Göthe veranlaßte, nach Weimar zu kommen, wo ihm an der neu errichteten Zeichenakademie eine Professur übertragen wurde. Im Jahr 1795 ging er nach Italien u. hielt sich in Florenz und Neapel auf, bis er 1797 durch den Einmarsch der Franzosen zur Rückkehr gezwungen wurde. Er begab sich zunächst nach der Schweiz, wo er mit Göthe zusammenkam u. den Plan zu den Propyläen entwarf. In Weimar, wohin er wieder zurückkehrte, vermählte er sich mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Im Jahr 1806 wurde ihm in den Kriegsunruhen seine Mappe entwendet, in welcher er seine werthvollsten Skizzen bewahrt hatte. Dies veranlaßte ihn, sich von nun an vorzüglich mit der Geschichte der alten Kunst zu beschäftigen. Im Jahr 1807 übernahm er die Stelle eines Direktors der Zeichenakademie in Weimar, die er bis an seinen Tod am 14. Okt. 1832 bekleidete. Er vermachte in seinem Testamente der Stadt Weimar 33,000 Thaler zur Gründung einer Armenstiftung, die den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Schrieb: Ueber die Altargemälde von Lukas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar (Weimar 1813); — Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen (Dresd. 1824 ff.). In Gemeinschaft mit Fernow gab er „Winkelmanns Werke" (das. 1808—17) heraus. Großen Antheil nahm er auch an den „Propyläen", „Horen" und an Göthe's „Kunst u. Alterthum." Er war 40 Jahre lang in Allem, was Kunst und Geschmack betraf, der Urtheilsgenosse Göthe's und stand auch mit Schiller in freundschaftlichem Verhältniß. Seine artistischen Arbeiten bestanden in nach seydelmannscher Manier zart getuschten antiken Köpfen, Zeichnungen nach Werken Raphaels, Daniel da Volterra's, Carracci's, Dominichino's u. A. in Aquarell, ferner in Bildern eigener Erfindung. Hervorzuheben sind namentlich die 1796 in Rom gefertigte Kopie des unter dem Namen der „Aldobrandinischen Hochzeit" bekannten antiken Gemäldes, eine schöne Kopie der Madonna della Seggiola, ein großer Fries im Schlosse zu Weimar, der in mehr als 100 Kinderfiguren das menschliche Leben allegorisch darstellt, die Lunettengemälde eines anderen Zimmers, die Erziehung der Diana in 4 Rundgemälden, ein großer Fries mit bacchischen Figuren rc. — 16) Johann Heinrich, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1755 in Zürich, fand durch L. Heß und S. Geßner Anleitung zur Kunstübung, fertigte Zeichnungen in Aquarell, Tusch und Sepia, schrieb die Biographien der oben genannten beiden Künstler (1800), den Text zu dem bei Füßli erschienenen Prachtwerke vom Rigi und eine malerische Reise in die ital. Schweiz, Zürich 1791. Blätter: Die Blätter zum helvet. Almanach von 1789—1793, 54 Blätter, 12., und zum neuen helvetischen Almanach von 1799 an, so wie zu seiner malerischen Reise; — Der Bergfall bei Goldau, 2 Blätter, Zürich 1806 u. A. — 17) Johann Georg, talentvoller Maler aus der düsseldorfer Schule, geb. am 28. Okt. 1813 zu Bremen, schwankte lange zwischen der Theologie und der Malerkunst, bis ihn die Schmähungen seiner pietistischen Anverwandten auf die Kunst, die ihn derselben abwendig machen sollten, derselben ganz zuführten. Im Jahr 1834 trat er in die düsseldorfer Akademie ein, u. zählte bald zu den Lieblingsschülern von Sohn und Schadow. Gleich sein erstes Bild: „Der Prophet Elias in der Löwengrube", das 1837 fertig wurde, zeichnet sich durch herrliche Lichteffekte aus, die in den späteren Bildern des Künstlers einen der größten Vorzüge bilden. Er behandelte früher meist biblische Stoffe, aber mit den reiferen Jahren machte diese bis zur Schwärmerei getriebene Verehrung der Richtung auf das wirkliche Leben der Gegenwart Platz. Er wählte nun Scenen aus dem Familienleben, die er bald heiter, bald elegisch behandelte. Im J. 1841 schied er aus der Akademie, und eröffnete in Düsseldorf eine eigene Werkstatt. Am besten gelingen ihm die Scenen aus der Kinderwelt, deren kleinste Charakterzüge er mit bewunderungswürdigem Talent auffaßt und wiedergibt. Seine bedeutendsten Bilder in dieser Richtung sind sein: „Mährchen erzählendes Mädchen", von welchem der kölner Kunstverein einen Kupferstich nehmen ließ und die „Blindekuh spielenden Kinder". Der Ausdruck der Kinderköpfe in diesem Bilde ist vortrefflich und eben so meisterhaft die Behandlung

des Lichtes; auch trug dies Bild auf der rheinischen Kunstausstellung von 1846 den Preis davon. — 18) Ernst, Maler, geb. 1800 in Kopenhagen, widmete sich seit 1823 in München der Malerei, namentlich dem Genre, begab sich dann nach Rom und beschäftigt sich dort mit der Darstellung von Volksscenen.

Meyera (Bot.), 1) nach Adanson, Untergatt. von Holosteum *L.* — 2) nach Schreber, Pflanzengatt.; Arten unter Enhydra *Dec.*, Caesalpinia *L.* u. s. w.

Meyerbeer, Jakob (Giacomo), einer der berühmtesten Komponisten der Gegenwart, wurde zu Berlin 1792 geboren und zeigte schon als dreijähriger Knabe Spuren eines bedeutenden musikalischen Talents, indem er Melodien, die er nur ein Mal gehört, auf dem Klavier nachspielte und mit einem passenden Baß begleitete. Sein Vater Jakob Beer (s. d. 16) war einer der angesehensten Banquier's zu Berlin und sein Großvater damals einer der reichsten Leute in den preußischen Staaten. Durch frühzeitigen Unterricht suchte man nun die entdeckten Anlagen des Knaben zu entwickeln und auszubilden, was einen so glücklichen Erfolg hatte, daß M. schon im 5. Jahre in Gesellschaftskoncerten spielen konnte. Oeffentlich trat er zum ersten Male im neunten Jahre mit einem Klavierkoncert auf, an einem Abend, wo der damals in Berlin anwesende Abt Vogler mehre seiner Kompositionen hören ließ. Von da an datirt sich M.'s Bekanntschaft mit diesem großen Kontrapunktisten, welche ihm später für seine weitere Ausbildung so wichtig geworden ist. Sein Klavierlehrer war der in Berlin rühmlichst bekannte Lauska. Die ersten Anfangsgründe der Komposition lehrte ihm der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber; sodann nahm er noch 2 Jahre bei Zelter Unterricht, um sich in der Theorie noch mehr zu befestigen. Da ihm aber die Fortschritte, die er bei diesem Meister machte, nicht genügten, er auch durch dessen Lehrmanier nicht befriedigt wurde, so studirte er wieder unter Weber, welcher, selbst ein Schüler Vogler's, ihm rieth, bei diesem alten Meister ein paar Jahre zuzubringen, um sich tiefe und gründliche Kenntnisse des Kontrapunktes zu eigen zu machen. M. ging auf diesen Rath ein und verließ im Jahre 1810 Berlin. Bis dahin hatte er sich fortwährend in öffentlichen Koncerten hören lassen, war ein sehr beliebter Klavierspieler geworden und komponirte, um sich im Instrumentiren zu üben, auf Verlangen seines Lehrers ein Ballet für das königliche Theater in Berlin, die erste seiner Instrumentalkompositionen, die zur öffentlichen Aufführung kam; kleinere Sachen und Kantaten hatte er schon früher mehre geschrieben. M. kam mit jugendlichem Feuereifer für das Studium zu Vogler u. hatte das Glück, den trefflichen Karl Maria v. Weber, so wie Gansbacher als Kameraden anzutreffen, durch die sein Fleiß in steter Anregung erhalten wurde u. mit denen er die innigste Freundschaft schloß. Vogler gewann ihn sehr lieb und sagte ihm oft, daß er ihn zum Erben seines ganzen musikalischen Wissens machen wolle. Aus jener Zeit stammen viele Psalmen, einzelne Fugen und Kirchenstücke aller Art, aus denen Vogler das kontrapunktische Talent seines Schüler's ersah und die ihn bestimmten, M. den Rath zu ertheilen, sich ganz der geistlichen Komposition zu widmen. Allein ein unüberwindlicher Hang zur dramatischen Musik ließ ihn diesen Rath nicht befolgen. Nachdem er das Oratorium: „Gott und die Natur" beendet, welches in Berlin mit Beifall aufgeführt wurde, komponirte er seine erste Oper: „Jephtha's Gelübde." Es gelang ihm, sie in München zur Aufführung zu bringen; doch ging es ihm, wie vielen Komponisten mit ihren Erstlingen, sie fand nur mäßigen Beifall. In den ersten Monaten des Jahres 1813 ging M. nach Wien, wohin ihm schon der Ruf eines ausgezeichneten Klavierspielers vorausgegangen war. Als er aber bei seiner Ankunft sah, wie ihm die wiener Klaviervirtuosen namentlich in Bezug auf die Spielmanieren bedeutend überlegen waren, so beschloß er, nicht eher öffentlich auftreten zu wollen, als bis er sich diese angeeignet habe. Während ganzer 10 Monate lag er nun den sorgfältigsten Studien ob, und als er nach Verlauf derselben endlich öffentlich spielte, erntete er den ungemessensten Beifall. Minder glücklich war er mit einer neuen Oper: „Die beiden Chalifen oder Wirth und Gast", Text vom Schauspieler Wohlbrück. Sie mißfiel in Wien, ward dagegen ein Jahr später in Prag mit großem Beifall gegeben. Dieses Mißgeschick übte auf M. einen großen Einfluß aus; es war ihm für den Augenblick zuwider, nochmals für die Bühne zu schreiben, und er ging nun 1814 nach Paris, bereitete dort ein großes musikalisches Werk vor, unterbrach jedoch seine Studien, als er am Schlusse des Jahres 1815 nach Italien reiste, an dessen musikalischem Himmel eben wieder ein Stern erster Größe aufgegangen war, nämlich „der Schwan aus Pesaro", Rossini. M. schrieb in Italien mehre Opern u. das Monodram: „Gli amori di Theolinda", in denen er mehr und mehr die ganze Fülle seiner Phantasie ausströmen ließ, und in eben dem Maße es versuchte, den Geschmack der Italiener, welche sie ausschließlich dem Gesangreiz und der Melodie huldigen, an den Ernst des dramatischen Ausdrucks in der Musik zu gewöhnen. Seine Opern erhielten allgemeinen Beifall, namentlich die letzte: „Crociato in Egitto" (der Kreuzritter in Aegypten). Die Namen seiner italienischen Opern sind der Reihenfolge nach: Romilda e Constanza; — la Semiramide riconosciuta; — Emma di Resburgo; — Margherita d'Anjou; — l'Esule di Granada; — Almansor — und der Crociato in Egitto. Im Jahre 1824 verließ er Italien und ging nach Paris, wo er den „Crociato" selbst einstudirte, der im Jahre 1825 erst aufgeführt wurde und denselben Beifall erhielt, wie in Italien. Rossini erklärte den „Crociato" für die beste seit 10 Jahren erschienene italienische Partitur. Eine andere Auszeichnung wurde M. dadurch zu Theil, daß er zum membre correspondant de l'Institut, wovon bekanntlich die musik. Akademie ein Theil ist, ernannt wurde. Der große Beifall, den sein „Crociato" erhielt, war die Ursache, daß M. jetzt von den musikalischen

Theatern zu Paris mit Aufträgen, Opern für sie zu schreiben, wahrhaft bestürmt wurde. Seinen Wunsch, dort zuerst für die komische Oper zu wirken, mußte er aufgeben, da die Gesangeskräfte des Theaters „Feydeau“ gar zu schwach waren. Er entschied sich nun für die große Oper, indem er die Komposition des von Scribe gedichteten „Robert le Diable“ (Robert der Teufel) übernahm. Diese Oper, welche 1831 zum ersten Male zur Aufführung kam, wurde in Frankreich mit einem bis dahin ganz unerhörten Beifall aufgenommen und die Aufführung derselben schneller hinter einander wiederholt, als jemals an dieser Bühne irgend ein Tonwerk. Alle musikalischen Pressen waren den ganzen Winter hindurch beschäftigt, die Musik von „Robert de Diable“ zu vervielfältigen, und doch konnten sie dem Bedürfniß kaum genügen. Es war die erste große Musik, welche in Frankreich das Volk durchdrungen hatte; die niedrigen Klassen interessirten sich eben so sehr dafür, als die höchsten. In den Provinzen wiederholte sich dieselbe Erscheinung, am auffallendsten in Marseille, wo alle Melodien dieser Oper schnell volksthümlich wurden, die Masse schaarenweise ins Theater strömte, und man die Tage, an denen „Robert“ gegeben wurde, „les jours de fête Meyerbeeriennes“ nannte. Auch in Deutschland erfuhr dieses Werk bald eine große Verbreitung und allgemeinen Beifall. Zwischen dem „Crociato“ und „Robert“ war ein Zeitraum von etwa 8 Jahren verflossen, welche lange Unthätigkeit jedoch durch häusliche Unglücksfälle veranlaßt worden war. Zu Ende des J. 1825 verlor er seinen inniggeliebten Vater, dessen letztes Lebensjahr noch die Erfolge des „Crociato“ verschönert hatten. Einige Jahre nach seiner Verheirathung mit einer eben so liebenswürdigen als vortrefflichen Gattin entriß ihm der Tod seine beiden Kinder, welcher harte Schlag ihn lange Zeit zu jeder größern Arbeit unfähig machte. Als er endlich seinen „Robert“ beendigt hatte, brach 1830 die Juli-Revolution aus und die gänzliche Umgestaltung aller theatralischen Verhältnisse verzögerte dann noch dessen Aufführung um ein Jahr. — Unter allen ihm damals vorgeschlagenen Opern-Gedichten fand er nur eins, welches ihn einigermaßen befriedigte. Es war von Scribe aus einer von Merrimé's Chronik von Karl IX. entlehnten Episode geformt und hatte die Bartholomäusnacht zum historischen Hintergrunde. Er unternahm die Komposition dieses Textes; aber leider wirkte auch dieses Mal ein großer Unglücksfall störend ein. Am 22. Febr. 1832 starb zur größten Betrübniß seiner Familie sein Bruder, der Dichter Michael Beer, im jugendlichen Mannesalter von 32 Jahren. Um sich von diesem neuen Schlage einigermaßen zu erholen, bedurfte M. längere Zeit, und so kam es, daß er sein neues großes Werk in 5 Akten, „die Hugenotten“, erst zu Anfang 1835 der Direktion der Oper abliefern konnte. Obgleich es schon im Herbst desselben Jahres zur Aufführung kommen sollte, verzögerte sich dieselbe durch die beim Theater oft unvermeidlichen Störungen bis zum 29. Februar 1836. Der Erfolg war der allerglänzendste und der Andrang des Publikums zeigte sich so groß, daß das sehr geräumige Opernhaus zu Paris bis zur Mitte des Jahres 1836 stets auf 6 bis 8 Vorstellungen vorher verkauft war. Von Frankreich verbreitete sich diese Oper auch über Deutschland und die übrigen Länder und fand überall die ehrenvollste Anerkennung. Auch von Seiten mehrer Souveraine wurden ihm Auszeichnungen zu Theil. Nach seinem „Crociato“ verlieh ihm der damalige Kaiser von Brasilien, Don Pedro, den Südstern-Orden; nach „Robert“ verlieh ihm der König der Franzosen den Orden der Ehrenlegion, und der König von Preußen ernannte ihn 1832 zu seinem Hofkapellmeister. Das Institut zu Paris erhob ihn mit Stimmeneinheit 1834 vom korrespondirenden zum wirklichen auswärtigen Mitgliede. Nach den Hugenotten komponirte er: „Das Hoffest zu Ferrara“ (dramatisches Spiel); — das Feldlager in Schlesien; — Struensee (Musik zum gleichnamigen Trauerspiele seines verstorbenen Bruders) — und außerdem die große Oper: „Der Prophet“, die aber erst 1849 zum ersten Male aufgeführt wurde. Im Jahre 1842 wurde er vom König von Preußen zum General-Musikdirektor ernannt; als solcher hatte er 4 Monate im Jahr die Oper zu dirigiren und waren ihm dafür 4000 Thlr. bewilligt, die er aber uneigennützig ausschlug. Als Anerkennung für die Komposition des Hoffestes von Ferrara verlieh ihm der König die goldne Medaille für Kunst und Wissenschaft. In derselben Zeit ernannte ihn die königliche Akademie zu London zu ihrem Mitgliede. Seiner Funktion als General-Musikdirektor ließ er sich indessen in neuester Zeit wieder entheben. Am 16. April 1849 kam endlich die seit 10 Jahren erwartete Oper: „Der Prophet“ im Theater de l'Opera zu Paris zur Aufführung, und erndtete einen fast noch nie erlebten Beifall. „Noch niemals“, schrieb man damals aus Paris, „sind die ungeduldigsten Erwartungen, die lebhafteste Hoffnung in großartigerer Weise befriedigt worden, noch niemals war eine erste Vorstellung glänzender, noch niemals eine Begeisterung allgemeiner und begründeter. Die Partitur des Propheten ist ein bewundernswürdiges, erhabenes, wahres Meisterstück und der Tondichter hat eine dritte Siegerkrone errungen.“ Der Gegenstand des Stückes ist der deutschen Geschichte aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entlehnt. Der Prophet ist der bekannte Johann von Leyden, das Haupt der Wiedertäufer in Münster. Diese Oper kam in Paris unglaublich oft zur Aufführung (vom 16. April bis 26. Juni 1849 nicht weniger als 73 Mal, mit einer Einnahme von 560,000 Frcs.) und machte auch auf den größeren deutschen Bühnen die Runde. Von vielen Seiten ward sie heftig getadelt, aber trotzdem wurden dem Komponisten von den verschiedensten Seiten in Folge der Aufführung dieses Werkes die ehrenvollsten Beweise der Anerkennung zu Theil. So ernannte ihn der König von Sachsen am Vorabend der Aufführung des Propheten zu Dresden zum Ritter des Civil-Verdienstordens; die Universität Jena

übersandte ihm das Ehren-Doktordiplom. Dasselbe führte in prächtiger Ausstattung auf Pergament in Goldbruck die würdige Bezeichnung: musicae arti in Borussia praefecto primario, operibus eximiis et elegantissimis non modo in patria, sed etiam apud exteras gentes celeberrimo etc. etc. honoris causa. Im November 1850 wurde M.s Statuette von dem wiener Bildhauer Hogler in derselben Größe, wie die bereits bekannten aus seinem Atelier: Göthe, Beethoven u. A. vollendet. Der Meister ist in sinnender Stellung dargestellt, sich lehnend an ein Postament, worauf die Partituren des „Feldlagers von Schlesien" und des „Propheten" liegen; in der Hand hält er seine neue Oper „die Afrikanerin". Am Postamente selbst sind die Namen seiner Werke eingegraben und zwar in chronologischer Ordnung, wie dieselben nach und nach der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Seine neuesten Kompositionen bestehen in der Umarbeitung des Feldlagers von Schlesien, einer Fackeltanzpolonaise zur Vermählung der Prinzessin Charlotte von Preußen mit dem Erbprinzen von Meiningen; auch wurde er vom König von Preußen 1850 mit der Komposition der Chöre für die Eumeniden des „Aeschylus" beauftragt. Nach dem Lloyd hat M. eben eine komische Oper, seine erste in diesem Genre, vollendet. Diese Oper, deren Text von Scribe geschrieben ist und welche zuerst in Paris zur Aufführung kommen wird, soll von M. selbst für sein bestes Werk gehalten werden. Die Hauptrolle darin soll für die berühmte Sängerin Mad. Rossi-Sontag bestimmt seyn.

Meyerheim (Biogr.), 1) Friedrich Eduard, Zeichner, Maler u. Lithograph in Berlin, ein namhafter Künstler der Gegenwart, Zögling der berliner u. dann der düsseldorfer Akademie. Seine Werke bestehn in Landschaften und Genrestücken, die hinsichtlich der korrekten Zeichnung und charakteristischen Darstellung, so wie der wahren und gediegenen Färbung hohes Lob verdienen. Als ausgezeichnetes Kabinetsstück ward 1833 die malerische Aussicht auf einige Punkte der Stadt Tangermünde gepriesen. M. zeichnete mit J. H. Strack die architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg und beide Künstler unternahmen auch die lithographische Ausführung dieses Prachtwerks, welches 1833 ff. in gr. Fol. mit Text von F. Kugler erschien. Im J. 1836 sah man von M. die Darstellung eines Scheibenschießens westphälischer Bauern mit mehr als 30 Figuren, alle mit den ausgeführtesten und deutlichsten Zügen, wiewohl die Gesichter wenig über eine Erbse groß sind. Der Meisterschuß ist bereits gethan, daher schreitet der König des Tages, besternt und bebändert bei'm Schalle der Trompeten mit freudestrahlendem Gesichte einher. Dies Bild ist von Eichens lithographirt, so wie ein anderes, nicht minder anziehendes, welches eine Kegelbahn vorstellt. Spätere, ebenfalls vortreffliche Bilder sind: „Die Altenburger im Korn", von M. selbst in Stahl radirt; — „Der Feierabend" (vergl. Kunstblatt 1837, S. 227); — „Des Jägers Lebewohl". Im J. 1838 ward M. unter die Mitglieder der berliner Akademie aufgenommen. Von seinen lithographirten Blättern sind noch zu erwähnen: 10 Ansichten von Danzig in seinem Innern und Aeußern und ein Blatt der Scenen aus Göthe's Faust in 8 Blättern, Berl. 1836, gr. Qu.-Fol. — 2) Wilhelm Alexander, Maler und Lithograph zu Berlin, trat mit seinen Werken 1833 an die Oeffentlichkeit, malt Pferde, Manövers und Schlachtstücke mit großer Naturtreue und Lebendigkeit.

Meyer Hirsch, s. v. a. Hirsch 7).

Meyerhofen, hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Amt Wittlage-Hunteburg; 640 Einw.

Meyeria (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* 4 Arten, Bäume und Sträucher in Brasilien.

Meyerich (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Stellaria *L.*

Meyeringen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum, am Fuße des Gollenbergs; über 100 Einw.

Meyeringh, Albert, Maler und Radirer, geb. 1645 zu Amsterdam, genoß den ersten dürftigen Unterricht bei seinem Vater, ging dann nach Paris, wo er einige Zeit arbeitete, dann aber trotz gänzlicher Mittellosigkeit nach Rom, um die Werke der großen ital. Meister zu studiren. Hier erwarb er sich durch sein Talent bald Ruf, indem seine mit Figuren in antikem Kostüm ausstaffirten Landschaften beim römischen Adel großen Beifall fanden. Nachdem er 10 Jahre in Italien sich aufgehalten, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm die glänzendsten Aufträge zu Theil wurden. Er malte in holländ. Palästen Plafondstücke und große Salonsbilder, alles mit ungemeiner Leichtigkeit, † 1714. Seine radirten Blätter bestehen in Landschaften mit interessanten Gebäuden, Tempeln, Mausoleen, Fontainen und antiken Ruinen.

Meyerkraut (Bot.), s. v. a. wilder Amaranth, Amaranthus Blitum *L.*

Meyerleinen, mehre Arten westphälischer Flachsleinen, welche gekreidet oder gekalkt sind, um ihnen ein besseres Ansehen zu geben, weil das Garn an mehren Orten, wo das Wasser hart ist, in der Bleiche nie ganz weiß wird, sondern immer ins Graue fällt; auch eine Sorte Hanfleinwand aus dem Lippischen, welche auf die nämliche Weise behandelt wird, heißt M.

Meyern (Biogr.), 1) Johann Gottfried von M., hannöv. Justiz- und Kanzleirath, geb. 1692 zu Baireuth, wurde 1715 Prof. der Moral zu Gießen, 1720 Hofrath und Kammerkonsulent zu Baireuth, 1726 Justiz- und Kanzleirath zu Hannover, wo er 1745 †. Schrieb: Acta pacis westphalicae" (Hannov. 1734—36, 6 Bde., Fol.); — Acta pacis executionis publica (ebend. 1736—37, 2 Bde., Fol.); — Acta comitialia ratisbonensia publica (Lpz. 1735—40, 2 Bde., Fol.). — 2) Wilhelm Friedrich von M., Staatsmann und Schriftsteller, geboren 1762 in oder bei Ansbach, erhielt seine Erziehung bei einem Landgeistlichen und studirte dann in Altdorf die Rechtswissenschaft. Indessen beschränkte er sein Studium nicht ausschließlich auf dieselbe, sondern strebte nach einer umfassenden allge-

meinen Bildung, namentlich auch nach einer tieferen Erkenntniß der Erscheinungen der Natur, zu welcher er von früher Jugend sich hingezogen fühlte. Nach vollendeten Studien begab er sich nach England, um Seedienste zu nehmen, weil er hoffte, auf diese Weise am besten seinen Wunsch, die Welt zu sehen, erfüllen zu können. Da ihm aber der Eintritt verweigert wurde, nahm er in der österreichischen Artillerie Dienste. Obgleich er bald zum Lieutenant avancirte, nahm er doch seinen Abschied und bereiste nun mit 2 jungen Adeligen einen großen Theil Europas. Im J. 1807 wurde er der österreichischen Gesandtschaft in Sicilien beigegeben, trat dann 1809 als Artilleriehauptmann wieder in die Armee ein und entwickelte bei der Organisirung der Landesbewaffnung eine große Thätigkeit; auch arbeitete er wichtige Verbesserungspläne aus, die aber, wie seine früher in Sicilien ausgearbeiteten großen Kolonisationspläne nicht zur Ausführung kamen. Im J. 1813 trat er in den Generalstab ein und besorgte 1815 in Paris die Auslieferung der italienischen Kunstschätze. Nachdem er darauf einige Zeit bei den österreich. Gesandtschaften in Rom und Madrid beschäftigt gewesen war, wurde er nach Frankfurt zur Militärkommission beim Bundestag versetzt und † daselbst am 13. Mai 1829. Er besaß bei einer umfassenden gründlichen Bildung eine allzu große Bescheidenheit u. Anspruchslosigkeit, die in Verbindung mit seiner Unfähigkeit, den Aeußerlichkeiten des Lebens die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, die Schuld davon trug, daß seine Verdienste nicht so anerkannt wurden, wie sie es verdienten. Als Schriftsteller trat er mit einem politischen Roman auf: „Dya-na-Sore oder die Wanderer" (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl. 1840—41), welcher zwar in seiner äußern Form barock erscheint, aber durch seine geistvolle Auffassung bei seinem Erscheinen einen großen Beifall fand. M.s hinterlassene kleine Schriften (3 Bde., Wien 1842) sind von E. von Feuchtersleben herausgegeben worden.

Meyerode, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; Fruchtmühle; 210 Einw.

Meyerscappel, schweiz. Pfarrdorf, Kant. und Bez. Luzern, 550 Einw.

Meyer von Knonau (Biogr.), 1) Ludwig, Zeichner, Maler, Kupferstecher und Holzschneider, geb. 1705 zu Knonau, stand in seiner Jugend einige Jahre in holländ. Kriegsdiensten u. lebte dann auf einem Familiengute. Er trieb die Kunst, ohne Anleitung dazu empfangen zu haben, als Autodidakt, hinterließ Landschaften und Figuren, Darstellungen von Jagdthieren, Vögeln rc., alles ganz originell, aber selten vollendet und von mangelhafter Färbung, doch von genauer Beobachtung der Natur zeugend. Er gab auch 50 neue Fabeln heraus, welche in mehren Auflagen erschienen mit und ohne Kupfer. Er war mit Klopstock und Wieland befreundet und † 1785. — 2) Ludwig, Enkel des Vorigen, geb. zu Zürich am 12. Sept. 1769, studirte in Halle Philologie, Geschichte, Jurisprudenz und wolfische Philosophie, machte darauf eine große Reise durch mehre Länder Europa's und betrat dann in seinem Vaterland die politische Laufbahn. Er war eidsgenöss. Gesandtschaftssekretär auf dem Kongreß zu Rastatt, 1799 Kantonsrichter, 1803 Mitglied des Obergerichts und 1805 des kleinen Raths. Bei Errichtung des züricher polytechnischen Instituts erhielt er eine Professur des Staatsrechts. Im Jahr 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach 1830 an die Spitze der züricher Tagsatzungsgesandtschaft, nahm aber die ihm von dem Großrath zugedachte Bürgermeisterstelle nicht an. Bei der Berufung des Dr. David Strauß stimmte er mit der Majorität des Erziehungsrathes. Nach dem Aufstand am 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er † den 21. September 1841. Schrieb: Geistesreligion und Sinnenglaube im 19. Jahrh. (Zürich 1824); — Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft (das. 1826 ff., 2 Bde.). — 3) Gerold M. von Knonau, Staatsarchivar im Kanton Zürich, Sohn des Vor., geb. am 2. März 1804, zeigte von früher Jugend eine große Vorliebe zu geographischen Studien und gab schon in seinem 19. Jahre einen sehr verbreiteten „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz" (Zürich 1824, 2. Aufl. 1831) heraus. Darauf ging er nach Berlin und setzte dort unter dem berühmten Geographen Ritter seine Studien fort. Nachdem er einen großen Theil Europa's bereist hatte, kehrte er 1827 in sein Vaterland zurück und trat im Finanzfach in den Staatsdienst. Seine wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten sind die unter seiner Leitung erschienenen und zum Theil von ihm bearbeiteten „Historisch-statistischen Gemälde der Schweiz" (St. Gallen 1834), so wie die „Erdkunde der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde., Zürich, 2. Aufl. 1838—39). Außerdem schrieb er noch: „Die Heldinnen des Schweizerlandes" (das. 1832).

Meyhen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 130 Einw.

Meylan, franz. Dorf, Dep. Isère, Bez. Grenoble; Marmorbrüche.

Meymac, französ. Kantonstadt, Dep. Corrèze, Bez. Ussel; Schafzucht, Steinkohlengruben; 3000 Einw.

Meyna (Bot.), nach Roxburgh, Meynia nach Schultes, Pflanzengattung. Art: M. spinosa *Roxb. Sch.*, s. v. a. Vangueria spinosa *Roxb.*

Meynert, Hermann, geb. um 1809 bei Dresden, widmete sich der schönen Literatur. Nachdem er längere Zeit in Dresden gelebt hatte, betheiligte er sich bei der unter Bäuerle's Redaktion in Wien erscheinenden Theaterzeitung. Er schrieb: Korallenzweige (Leipz. 1832); — Herbstblüthen aus Wien (das. 1832); — Kriegsscenen (das. 1832); — Geschichte des sächsischen Volks (Dresd. u. Leipz. 1833—35, 13 Hfte.); — Franz I., Kaiser von Oesterreich und sein Zeitalter (Leipz. 1834, 2. Aufl. 1835); — Anton, König von Sachsen (das. 1836); gab auch heraus: J. G. A. Galletti's Weltkunde (Leipz. 1840, 9. Aufl.) und die Zeitschriften: Janus (mit S. Schütz, Leipz. 1831); — Landmannsztg. (Dresd. 1840) und Dresdner Omnibus (das. 1840, rc.).

Meynes, franz. Dorf, Dep. Gard, Bez. Nismes; 850 Einw.

Meynier (Biogr.), 1) Joh. Heinrich, franz. Grammatiker, geboren 1764 zu Erlangen, Lektor der franz. Sprache und Zeichenlehrer das., † 1825, schrieb (meistens unter dem Pseudonym Sanguin) gegen 250 Bücher, hauptsächlich für die Jugend und über die französ. Sprache, z. B. Franz. Grammatik, Kob. 1828, 20. Aufl., 2. Kurs., das. 1837, n. Abdr. 1839; — Leitfaden zum ersten Unterricht in der franz. Sprache, das. 1814, 2. Aufl. 1821; — Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französ., St. Gall. 1813, 2. Aufl. 1828. — 2) Charles, Historienmaler, geb. 1768 zu Paris, einer der ausgezeichnetsten Schüler Vincent's, Mitglied des Instituts, Ritter und später Offizier der Ehrenlegion. Seine Gemälde, deren er eine große Anzahl lieferte, wurden mit großem Beifall aufgenommen, so der Abschied Telemachs von der Eucharis, die Muse Erato mit Amor, die Muse Polyhymnia. Im J. 1806 erhielt er von Napoleon den Auftrag, eines der größeren Bilder, welche Ereignisse des Feldzugs in Deutschland darstellen sollten, zu malen. Er lieferte die Reprise de drapeaux d' Inspruck, wie nämlich das 46. Linienregiment im Arsenal von Insbruck seine Fahne wieder findet, ein Bild von trefflicher Auffassung und Darstellung der Charaktere und ausgezeichnetem Kolorit, doch von zu theatralisch affektirter Haltung, in Louxembourg befindlich. Auf dem Plafond im Saale der Antiken stellte er die Erde dar, welche von zwei Kaisern das von der Weisheit und Gerechtigkeit eingegebene röm. Gesetzbuch empfängt. Wenn die Neuern an seinen Gemälden auch mit Recht manches, namentlich das Affektirte und Theatralische tadeln, so gehört er doch zu den namhaftesten Meistern der ältern franz. Schule. Von seinen sonstigen Gemälden erwähnen wir noch: 5 große Bilder, Apollo und die Musen vorstellend; — die Schlacht von Austerlitz; — eine allegorische Darstellung der Weisheit, welche den Jüngling vor den Pfeilen Amors schützt, eines der ausgezeichnetsten Bilder des Salons von 1810; — den Einzug der Franzosen in Berlin; — Napoleon auf der Insel Lobau nach der Schlacht bei Esling; — die Weihe der Kirche St. Denis in Gegenwart Karls des Großen, in der Sakristei der genannten Kirche; — die Beerdigung des Phocion, mit überlebensgroßen Figuren, in der Gallerie Louxembourg; — der Triumph des Erzengels Michael über den Satan, in der Kapelle des Hospiz Boulard zu St. Mandé; — zwei große Plafondstücke im Louvre: Frankreich die Künste unter den Auspicien des Friedens beschützend und der Genius die Werke der großen Meister vor den Zerstörungen der Zeit bewahrend u. A.

Meyo (Geogr.), asiat. Insel, ostind. Inseln, Molukken, in der Molukkenstraße, westlich von Dschilolo.

Meyo (Maßk.), Mejo, d. h. Halbes, ein Hohlmaß; 1) früher in Portugal für Getreide und Salz 120 = 1 Moyo; — 2) gegenwärtig noch in Brasilien gültig und auch dort wie oben eingetheilt.

Meyomid, asiat. Berg, Persien, Prov. Khorasan.

Meyonud, asiatischer Ort, Persien, Prov. Khorasan.

Meyrals, französ. Dorf, Dep. Bouches du Rhone, Bez. Aix, mit altem festem Schloß auf steilem Felsen; Weinbau, Papierfabrikation, röm. Wasserleitung, 1600 Einw.

Meyran (Bot.), s. v. a. gemeiner Majoran, Origanum Majorana *L.*

Meyrargues, franz. Marktflecken, Dep. Bouches du Rhone, Bez. Aix; Weinbau, röm. Wasserleitung; 1200 Einw.

Meyras, franz. Flecken, Dep. Ardèche, Bez. Thuyeits; 2200 Einw.

Meyriat, franz. Dorf, Dep. Ain, Bez. Nantua; chemische Produktenfabrikation.

Meyrich, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; 320 Einw.

Meyringen, Dorf, s. v. a. Meiringen.

Meyrueis, franz. Stadt, Dep. Lozère, Bez. Florac; Wollspinnerei, Wollweberei, Holzsägemühlen, Schafzucht; unweit merkwürdige Stalaktitengrotte; 2000 Einw.

Meys, franz. Dorf, Dep. Rhone, Bez. Lyon; 1150 Einw.

Meysana, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Guzerate.

Meysal, Insel, s. Molukken.

Meysembourg, luxemburg. Dorf, Distr. Luxemburg, Kanton Mersch; 260 Einw.

Meyssiac, franz. Dorf, Dep. Corrèze, Bez. Brives; 2560 Einw.

Meysse, franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Privas; Flintensteinbruch, Schneidemühle; 1940 Einw.

Meyssens oder Mytens (Biogr.), 1) Joh., Maler und Kupferstecher, geb. 1612 zu Brüssel, Schüler A. von Opstal's und N. van der Horst's, malte Historien und Porträts, widmete sich aber später ausschließlich der Kupferstecherkunst und legte in Antwerpen eine Kunsthandlung an, in der verschiedene Kupferwerke erschienen, z. B. das Theatrum omnium Lusitaniae regum ab Alfonso I. ad Philippum IV. Hispan. etc., 22 Blätter; eine große Anzahl von Kupferstichen nach van Dyck u. A. Von ihm selbst gestochen sind: Der Leichnam Christi, nach Rubens, Qu.-Fol.; — Maria mit dem Kinde, das auf einem Tische steht, nach Titian, Fol.; — Meleager bringt der Atalanta den Kopf des calydonischen Ebers, nach Rubens, Hoch-Fol. u. mehre Porträte. — 2) Kornelius, Kupferstecher, Sohn des Vorigen, geb. 1646 zu Antwerpen, stach besonders gute Porträte, die im Verlag seines Vaters erschienen, z. B. Les effigies des souverains, Princes et Ducs de Brabant, mit Jode, Waumans, van Schuppen u. A.; — Effigies Imperatorum Domus austriacae, delineatae per Joann. M., et aeri insculptae per filium suum Corn. M., 14 Blätter u. A.

Meyszagoly, europ. russ. Ort, Gouv. Wilno.

Meytens, Martin van, Porträtmaler geb. 1696 (nach And. 1695 oder 1698) zu Stockholm, ward von seinem Vater, der am schwed. Hofe arbeitete, in den Anfangsgründen der

Kunst unterrichtet, ging dann nach Holland zurück und 1714 im Gefolge des Königs Georg I. nach England, wo er sich besonders in der Miniatur- und Schmelzmalerei ausbildete, kam 1717 nach Paris, wo er noch einige Zeit den Unterricht seines Landsmannes C. Boit genoß und sich Ruf erwarb, indem er den Herzog von Orleans, Ludwig XV. und den Czar Peter von Rußland malte. Darauf ward er auch vom König August I. von Polen in Dresden beschäftigt, malte 1721 in Wien das Porträt Kaiser Karl's VI. und seiner Gemahlin Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, ging von da nach Venedig, allenthalben mit Ausübung seiner Kunst beschäftigt. Er stand als Porträtmaler in einem Ruf, wie ihn wenige Künstler seiner Zeit genossen, wiewohl in seinen Porträten die Naturtreue vermißt wird und sich oft eine gezwungene Stellung sehr bemerklich macht.

Meyzieu, franz. Flecken, Dep. Isère, Bez. Vienne, Hauptort eines Kantons; 1130 Ew.

Mezair (franz.), Schule des Pferdes über der Erde, von der Courbette dadurch unterschieden, daß sich dabei das Pferd vorn weniger erhebt, auch sich nicht so lange in der Höhe erhält und seine Cadence weniger Zeit erfordert.

Mezana, franz. Flecken, Insel Korsika, Bez. Ajaccio; 1750 Einw.

Mezangé, franz. Dorf, Dep. Mayenne, Bez. Laval; 1080 Einw.

Mezanger, franz. Dorf, Dep. Loire infèr, Bez. Ancenis; 2800 Einw.

Mezaofrio, Mezamfrio, portug. Flecken, Prov. Tras os Montes, am Douro; 1250 E.

Mezdah, afrik. Stadt, Tripolis, südöstl. von Tripolis.

Mezdric (Medritsch, Mezericko, Mezeric, Makowy, Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Tabor; umfaßt 902 J. 487 □Klafter Areal und besteht aus 3 Dörfern und 4 Dörfertheilen; — 2) Dorf daselbst; Schloß, Mühle; 300 Einw.

Meze, franz. Stadt, Dep. Hérault, Bez. Montpellier, am Etang du Thau; Branntweinbrennerei, Weinbau, Fabrik für Traubensyrup, Weinhandel, Hafen; 4150 Einw.

Mezel (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Dorf, Dep. Puy de Dôme, Bez. Clermont-Ferrand, am Allier; 1530 Einw.; — 2) Stadt, Dep. Basses Alpes, Bez. Digne, an der Asse; 980 Einw.

Mezeline, Sorte flächsener Leinwand, welche mit broschirten und erhabenen Mustern und Rauten, oder buntgegittert, zu Lille in Frankreich, $^{7}/_{16}$ Stab breit und 30 Stab lang gewebt, und zum Ueberziehen der Meubles, zu Vorhängen &c. gebraucht wird. Gemischte M. oder Meselan, aus Wolle und Leinengarn, aus Rouen, Menin und aus vielen Gegenden Deutschlands, sind unter dem Artikel Ligature beschrieben.

Mezenc, franz. Berg, Dep. Ardèche, auf der westl. Grenze des Dep., zu einem Seitenzweige der Sevennen gehörig; 5464′ (6150′) hoch.

Mezentius (a. Gesch.), etruskischer Herrscher zu Cäre oder Agylla und damit zugleich über die den Tuskern unterworfenen Rutuler, der Sage nach Gegner des Aeneas. Als dieser nämlich nach Italien gekommen, mußte er seine Besitzergreifungen gegen Latinus und Turnus vertheidigen. Der Erste fiel in dem Kampfe, der Zweite floh zu M. und setzte mit diesem den Kampf fort, in welchem Turnus und Aeneas fielen. Statt Aeneas kämpfte nun Ascanius mit M. und tödtete ihn im Zweikampf. Nach Virgil war M. ein grausamer Tyrann, der von seinen Unterthanen verjagt, zu dem Rutulerkönig Turnus flieht, worauf beide gemeinschaftlich gegen Aeneas kämpfen. M. wird durch Aeneas verwundet, entkommt aber geschützt durch seinen Sohn Lausus; als dieser gefallen, kehrt der Vater in die Schlacht zurück und wird von Aeneas getödtet. Wiederum abweichend ist die Darstellung, wonach Latinus und Aeneas gegen Turnus verbündet waren, Latinus im Kampfe fiel, Aeneas ihn aber dadurch rächte, daß er in derselben Schlacht den Turnus tödtete. Nun riefen die Rutuler den M. gegen Aeneas zu Hülfe und stellten ihm im Fall des Siegs die Erwerbung von ganz Latium in Aussicht. In der von M. dem Aeneas gelieferten Schlacht sey nun dieser verschwunden, und sein Sohn Ascanius habe mit der Herrschaft des Vaters auch dessen Feindschaft gegen M. geerbt, der nun Lavinium belagerte, aber von den Latinern bei einem Ausfall in die Flucht geschlagen wurde; darauf soll M. um Frieden und Bündniß gebeten haben und seine Bitte ihm auch gewährt worden seyn.

Mezeray (Geogr.), franz. Dorf, Dep. Sarthe, Bez. Flèche, berühmt durch Poulards (Poulardes de M.), 2050 Einw.

Mezeray (Biogr.), François Eudes de, berühmter franz. Historiker, geb. 1610 in dem Dorfe Rye, in der Nähe von Argentan, in welchem sein Vater Chirurg war. Den Namen M. nahm er von einem bei Rye gelegenen Dorfe an, als er später in Paris sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. M. machte seine akademischen Studien mit vielem Erfolg auf der Universität zu Caen. Von der Dichtkunst, der er sich zuerst gewidmet hatte, wandte er sich bald auf Anrathen des einflußreichen Yvetaux, zur Geschichte und Politik. Nachdem er mit Abneigung während zweier Feldzüge in Flandern die Stelle eines Richtoffiziers bekleidet hatte, nahm er seinen Abschied und arbeitete im Kollege Sainte Barbe in Paris mit einem solchen Eifer, daß er gefährlich erkrankte. Der Kardinal Richelieu, welcher auf ihn aufmerksam gemacht worden war, überschickte ihm 200 Thlr. und sicherte ihm seine Protektion zu. Nachdem der erste Theil der Histoire de France (3 Bde., Par. 1643—51) erschienen war, erhielt M. den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Im J. 1648 wurde er zum Mitglied der Akademie und 1675 zu deren ständigem Sekretäre ernannt. Als solcher besorgte er theilweise die Redaktion des Dictionaire de l'academie. Aus seinem größern Werke **Abrégé chronologique de l'histoire de France**

(3 Bde., Par. 1668, beste Ausg. 4 Bde. 1775) lieferte er einen Auszug, der an Genauigkeit der Thatsachen und Präcision der Darstellung das Hauptwerk noch übertrifft. Obgleich M. vom Hof eine Pension erhielt, so war er doch in seinem Urtheil durchaus frei und unabhängig. Da er in die Abänderung einiger Bemerkungen in Bezug auf die Entstehung der Abgaben, die von Colbert verlangt wurde, nicht eingehen wollte, so wurde ihm seine Pension entzogen. Außer den angeführten Werken schrieb M.: Traité de l'Origine des Francais (Amsterd. 1688); — Une traduction de l'Histoire des Turcs de Chalcondyle (Par. 1662); — Une traduction francaise du Traité de Jean de Salisbury, intitulé: „La Vanité de la Cour" (das. 1640); — Traité de la verité de la religion chrétienne, traduit du latin de Grotius (das. 1644); — Histoire de la Mère et du fils, cest à-dire de Marie de Medicis et de Louis XIII. (Amsterd. 1730). M. † am 10. Juli 1683 zu Paris.

Mezerei Cortex (pharm. Bot.), s. v. a. Seidelbastrinde, s. Daphne Mezereum *L.*

Mezereon red (engl., Bot.), s. v. a. gemeiner Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*

Mezeritz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; Försterei, Wassermühle, Sägemühle; 370 Einw.

Mezes-Male (Weinh.), s. Tokayer-Wein.

Mezetulus (a. Gesch.), Numidier aus angesehener Familie, machte dem jungen Numidierfürsten Capusa die Herrschaft streitig, besiegte und tödtete ihn und unterwarf sich die Massylier, beschränkte sich aber auf den Titel eines Vormundes des unmündigen rechtmäßigen Königs Lacumaces. Er verbündete sich mit Syphax und vermählte sich mit einer Schwestertochter von Hannibal. Von dem mit dem rechtmäßigen Königshause verwandten M. besiegt, flüchtete er sich nach Karthago, kehrte aber bald wieder in seine Heimath zurück.

Mezidon, franz. Flecken, Dep. Calvados, Bez. Lisieux, Hauptort eines Kantons; 490 Einw.

Mezières (Geogr.), 1) französ. Bezirk, Depart. Ardennes; $17\frac{1}{4}$□M. groß, mit 58,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das. und des Depart., an der Maas, Sitz der Departementsbehörde, Festung mit einer Umfassungsmauer, 4—5 bastionsähnlichen Werken davor, einer zur Zeit der liguistischen Unruhen vom Grafen St. Pol erbauten und aus 7 unregelmäßigen Bastionen bestehenden Citadelle im Osten u. einem Hornwerk im Westen, das wieder ein ähnliches Werk mit mit 3 Flanken versehenen Lunetten vor sich hat. Früherhin war auch das am linken Maasufer ganz nahe gelegene Dorf Charleville (s. d. 1) durch 10 Bastions etwas befestigt und mit einer Citadelle, dem in Form eines regulären bastionirten Fünfecks befestigten Mont d'Olympe versehen, welche Werke aber seit 1687 demolirt sind. M. hat eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, eine Ingenieurschule, öffentliche Bibliothek, Gewehr-, Garn-, Leinwand- und Lederfabriken; außerdem treiben die Einwohner nicht unbeträchtlichen Handel und Ackerbau, für dessen Förderung auch eine Gesellschaft daselbst besteht. — Geschichtliches. M. (Meseria) wird zuerst genannt bei Gelegenheit des im J. 581 daselbst abgehaltenen Koncils (auch brenacensisches Koncil genannt), galt dann während des Mittelalters für einen der festesten Plätze Frankreichs, der im J. 1525 von dem berühmten Ritter Bayard gegen die kaiserlichen Truppen so tapfer vertheidigt ward, daß letztere abziehen mußten. Im J. 1815 ward die Stadt von dem norddeutschen Armeecorps unter dem preußischen General von Haak belagert und am 13. August in Folge einer Kapitulation eingenommen. — 3) Dorf das., Depart. Ille-Vilaine, Bez. Fougères; Kalkbrennerei; 1230 Einw.; — 4) Dorf das., Depart. Haute-Vienne, Bez. Bellac; 1390 Einw.; — 5) M. en Brenne, Stadt das., Depart. Indre, Bez. Blanc, an der Claise; merkwürdige Kirche, Eisenwerke; 1550 Einw.; — 6) M. sous Ballon, Dorf das., Depart. Sarthe, Bez. Mamers; 1250 Einw.; — 7) mehre andere Dörfer das.

Mezillac, französ. Dorf, Depart. Ardèche, Bez. Privas; 1230 Einw.

Mézilles, französ. Dorf, Depart. Yonne, Bez. Joigny; an der Ouanne; 1420 Einw.

Mezin, französ. Stadt, Depart. Lot-Garonne, Bez. Nérac, Hauptort eines Kantons; Stöpsel-, Oelreinigungs-, Leinwand-, Hanfleinwand-, Leder-, Papier-, Töpferwaarenfabr.; 1900 (3040) Einw.

Mezingen, s. v. a. Metzingen.

Mezirzice, Stadt, s. v. a. Meseritsch.

Mezleria (Bot.), nach Presl, Gattung der Lobeliaceae *Presl.* Von 3 Arten, Capgewächsen, ist am bekanntesten: M. depressa *Presl.* Ausdauernd.

Mezna, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Dirna; 290 Einw.

Mezno (Mezna, Mezneg) österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Gistebnitz; 370 E.

Mezö-Bereny, österr.-ungar. Dorf, bekesch er Gespannsch.; 3 Kirchen, evangel. Gymnasium seit 1802; Weinbau, Viehzucht, Fabriken für Seife, Pelzwaaren; Branntweinbrennerei; 9600 Einw.

Mezö-Hegyes, österr.-ungar. Dorf, csanader Gespannsch.; hier großes mit ansehnlichen Ländereien ausgestattetes Gestüt, welches 1785 von Kaiser Joseph II. gegründet ist, 500 Menschen beschäftigt und 200 Beschälhengste, 4000 Zucht- und 3000 junge Pferde enthält, aber auf 17,000 Pferde angelegt ist, jährlich nach Ungarn und Siebenbürgen 160 Zuchthengste ausfendet und über 1000 Remontepferde liefert.

Mezö-Komarom, österr.-ungar. Stadt, weszprimer Gespannsch., am Fluß Sio.

Mezö-Keresztes, österr.-ungar. Flecken, hewescher Gespannsch., an der Grenze von Borschod, südöstl. von Erlau.

Mezö-Kövesd, österr.-ungar. Flecken, hewescher Gespannsch., südöstl. von Erlau; 5630 Einw.

Mezö-Telegd, österr.-ungar. Stadt, biharer Gespannsch., östlich von Großwardein, an der schnellen Körösh; Salzamt, Weinbau,

Mezö-Tur, österr.-ungar. Marktflecken, Hewescher Gespannsch., am Berettgo; Töpferei (schwarzes Geschirr); 4170 Einw.

Mezoles (Mezolesy, Meßholes), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Maleschau; 180 Einw.

Mezoneuron (Bot.), nach Desfontaines, Gattung der Cassieae *Rchb.* Von 6 Arten, Bäumen in Ostindien, nennen wir: M. cucullatum *Wight.*, *Arn.*, und pubescens *Desf.* Auf Java.

Mezoplutonische Gebilde (Geognos.), s. v. a. mesoplutonische Gebilde (s. d.).

Mezritsch (Meric, Mezeric), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 1090 Einw.

Meztli (merik. Myth.), Gottheit des Mondes, s. Merikanische Religion.

Mezyklas, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Laukau; 150 Einw.

Mezyles (Mezylesy), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Mezyles-Thein; 280 E.

Mezyles-Thein (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Czaslau; umfaßt 890 J. 585 □Kl. Areal und 510 Einw.; — 2) Dorf das.; Mühle; 280 Einw.

Mezyluz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Kost; 140 Einw.

Mezymosti, österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Budweis, Herrsch. Wittingau; Rathhaus; 780 Einw.

Mezza (ital.), s. Mezzo.

Mezzalongi, Stadt, s. v. a. Missolungi.

Mezza manica (ital., Mus.), s. Mezzo und ganze Applikatur.

Mezzanine (ital.), in Halbgeschossen die Fenster von quadratischer oder ein wenig höherer Form und gleicher Breite wie die Fenster der eigentlichen Stockwerke.

Mezza-lunetta, s. Segelleinen.

Mezzarola, genueser Weinmaß à 2 Barile à 50 Pinte und = 148,46 Liter oder 129,66 preuß. Quart.

Mezza tinta (mezzo tinto, ital.), Mitteltinte, s. v. a. gebrochene, zwischen Licht und Schatten, oder von einer Farbe zur andern den Uebergang bildende Farbe.

Mezzatintamanier, s. v. a. Schwarzkunst.

Mezzavoce (ital.), das allmählige Verstärken und Abnehmen der Gesangstimme.

Mezzeln (Hellmenkrüger), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 120 Einw.

Mezzen, bei Auszimmerung eines Stollens in die Erde geschlagene Pfähle, auf welche die Thürstücke gelegt werden, wenn der Boden sumpfig ist.

Mezzenile, ital. Marktflecken, Königr. Sardinien, Piemont, Prov. Turin, am Zusammenflusse der beiden Sturaquellen; 3500 Einw.

Mezzeran, Wadi-, afrikan. Steppenfluß, Sahara, im Lande der Tuariks.

Mezzeta, eine Sorte sicilianischer Seide.

Mezzetta, 1) in Toskana, als Fruchtmaß der achte Theil eines Quarto und in 2 Quartucci eingetheilt. 32 M.n = 1 Stejo oder 24,363 Liter. Als Wein- und Oelmaß, nach gleicher Eintheilung, ist die M. die Hälfte eines Boccale. 40 Boccale = 1 Weinbarile von 45,584 Liter, oder 39,81 preuß. Quart. 32 Boccali = 1 Oelbarile von 33,4289 Liter und netto 29,88 Kilogr; — 2) Handelsgewicht in Florenz.

Mezzino, Fruchtmaß auf Korsika zu 6 Bacini, 2 M. = 1 Stejo oder 98,547 Liter.

Mezzo, österr.-dalmat. Insel, nordwestl. von Ragusa, mit gleichnam. Dorfe; 450 Einw. Vgl. Elaphites.

Mezzo (ital.), Adject., s. v. a. halb, in der Mitte befindlich, wird in der Musik in mancherlei Zusammenstellungen gebraucht, immer aber in der Grundbedeutung von halb, die Mitte haltend; z. B. m. manica, ein technischer Ausdruck, der beim Spiel der Geigeninstrumente vorkommt und so viel bedeutet als halbe Applikatur; s. Lage und ganze Applikatur; — mezzo voce mit halber Stimme, d. h. zwar besonders in Beziehung auf die äußere Klang- oder Tonstärke derselben, theilweise jedoch auch auf die Klangfarbe. Vergl. Gesangmethode; — m. forte, abgek. mez. f. od. mf. = halb stark; — m. piano = halb schwach, mittelmäßig schwach. — M. soprano, welcher italienische Name von uns germanisirt Mezzo-Sopran ausgesprochen wird, s. Sopran.

Mezzo (ital.), halb, wird in derselben Art wie medio im Lateinischen und Spanischen oder meio im Portugiesischen dem Namen von Münz-, Maß- und Gewichtseinheiten vorgesetzt, um deren Halbirung anzuzeigen.

Mezzofanti, Giuseppe, römischer Kardinalpriester, einer der bedeutendsten Gelehrten Italiens, geb. am 19. Sept. 1771 zu Bologna, erhielt seine Bildung in seiner Vaterstadt und in Venedig. Als Bibliothekar zu Bologna angestellt, wo er sich sehr wohl gefiel, nahm er 1831 an den Bewegungen Theil, durch welche die Besetzung Ankonas durch die Franzosen herbeigeführt wurde. Er ging mit der Deputation nach Rom, welche bei dem Papst Vorstellungen machen sollte. Daselbst wurde er zum Monsignore ernannt, verfiel aber in eine schwere Krankheit, welche wohl in der großen Aufgeregtheit M.'s durch die politischen Ereignisse ihren Grund hatte. Als Angelo Majo im Sept. 1833 zum Sekretär der Kongregation de propaganda fide ernannt wurde, trat M. in dessen frühere Stelle als erster Kustos an der vatikanischen Bibliothek ein. Am 13. Febr. 1838 wurde er zum Kardinalpriester befördert und erhielt Monsignore Laureani zum Nachfolger an der vatikanischen Bibliothek. In demselben Jahr ernannte ihn die kaiserl.-russ. Akademie wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in der russischen Sprache und eben so die deutsche Gesellschaft zu Leipzig wegen seiner Kenntnisse der deutschen Sprache zum Ehrenmitglied. M. hat einen bedeutenden Namen erhalten durch sein wunderbares Talent, sich fremde Sprachen anzueignen. Er spricht über 30 lebende Sprachen, die er sich meist alle gelegentlich von den fremden Besatzungen seiner Vaterstadt angeeignet hat. So lernte er das Deutsche, was er so fertig spricht, daß nur ein geübtes Ohr den Ausländer in ihm erkennt, von

den Kranken der österreichischen Besatzung in Bologna, die er in seelsorgerischem Interesse im Lazareth besuchte. Indessen zeichnete sich M. mehr durch umfassende Sprachfertigkeit, als durch gründliche Sprachkenntnisse aus.

Mezzojuso, ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Prov. Palermo; 3000 Einw.

Mezzolombardo (Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Trient; ist gebildet aus M., Spor, Zanebana, Fai, Kromnetz und einem Theile von Cles, mit 13,140 Einw.; — 2) Dorf das., am Naceflusse; Schloß; 2220 Einw.

Mezzo-Monte, ein trefflicher rother Wein, der bei dem Orte gleichen Namens im Toskanischen wächst und weit und breit verfahren wird.

Mezzomorto, Hussein Pascha, Kapudan Pascha unter Sultan Mustapha II., war in Afrika von maurischen Eltern geboren und trieb in seiner Jugend Seeräuberei. In die Dienste von Tunis und Algier getreten, erwarb er sich durch seine verwegenen Züge im mittelländischen Meere einen Ruf. In einem Gefechte mit den Spaniern gerieth M. in Gefangenschaft. Gefährlich verwundet, war er anscheinend leblos vom Platze getragen worden und hatte bei dieser Gelegenheit den Beinamen M. (halb todt), erhalten, den er fortan führte. Nach 17jähriger Gefangenschaft losgekauft, kehrte er sogleich zu seinem früheren Handwerke zurück. Bald nach Mustapha's II. Regierungsantritt (Jan. 1695) wurde von Seiten der Pforte der Krieg gegen die Venetianer mit großem Eifer betrieben. Die Eroberung der Insel Chios hatte den Venetianern die Herrschaft im Archipel verschafft und die türkischen Schiffe wagten es kaum, sich in offener See zu zeigen. Dieser ohnmächtige Zustand verlangte kräftige Hülfsmittel, eine völlige Reorganisation der Marine, und hier war es namentlich M., der durch seine Energie wesentliche Dienste leistete. Er widersetzte sich dem Vorschlag, nur einen Defensivkrieg zu führen und erbot sich selbst Chios zu erobern, wenn man ihm 4 Sultane und einen Theil der Galeeren anvertrauen wolle. Der mit der obersten Leitung des Krieges beauftragte Seraskier Nistrli Ogli gab seine Zustimmung und M. setzte sich sogleich gegen Chios in Bewegung. In der Nacht vom 8. zum 9. Februar segelte die venetianische Flotte, 20 Gallionen, 24 Galeeren stark nach den vor Phocea (an der asiatischen Küste unweit Smyrna) gelegenen Sichelinseln und von da am folgenden Morgen nach den Schafinseln, auch Spalmadori genannt (im Busen von Chios). Die türkische Flotte bestand aus 16 Gallionen, 14 Sultanen und 24 Galeeren. Die drei türkischen Admiralschiffe, die Baschtarda, Kapudana und Riala, griffen die beiden schönsten Schiffe der Republik, Stella del mare und Leone coronato, an und steckten sie in Brand. Auf dem San Vittorio fiel der Admiral Benedetto Pisani; nur mit Mühe rettete Contarini dieses Schiff aus den Händen der Türken; auch der Drago ging in Flammen auf und die Venetianer zogen sich hierauf in den Hafen von Spalmadori zurück. Zehn Tage später, 18. Febr., erschien die türkische Flotte abermals in See. Der Kampf war blutig wie der erste, die Niederlage der Venetianer noch entschiedener. Man schlug sich gegenseitig mit der größten Erbitterung; allein die Venetianer mußten endlich Zuflucht in dem Hafen von Chios suchen, verließen auch diesen in der Nacht und gaben dadurch den Besitz der Insel auf. Die Türken fanden im Hafen 4 Galeeren und 4 Fregatten, auf den Wällen der Festung 16 Karthaunen, 8000 Bomben und 50 Kisten Blei und machten außerdem 500 venetianische Reiter zu Gefangenen. Die Einwohner mußten ihre Freiheit mit 470 Beuteln erkaufen. M., welcher zu dem Gewinne beider Schlachten das Wesentlichste beigetragen hatte, erhielt die Würde eines Kapudan Pascha und erbat sich vom Sultan die besondere Gunst, seine Seemannskleidung beibehalten zu dürfen, und die Erlaubniß, seine Matrosen und Seesoldaten nach von ihm besonders entworfenen Vorschriften einzuüben. Zwei Jahre darauf schlug M. die venetianische Flotte unter Molino in den Gewässern von Lemnos. Zwei venetian. Schiffe wurden versenkt, das eine in der Nähe des Hafens von Sacaria, das andere bei Mitylene. Für diesen Sieg wurde er mit dem Zobelpelze belohnt. Der 21jährige Waffenstillstand zu Carlowitz (26. Jan. 1699), in welchem auch die Venetianer mit begriffen waren, setzte seiner Thätigkeit zur See ein Ziel. Er bekleidete seinen Posten bis an seinen Tod, der zu Konstantinopel am 20. Aug. 1701 erfolgte.

Mezzo soprano (ital., Mus.), s. v. a. Discant, s. Sopran.

Mezzo tedesco, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Trient, Ldgr. Mezzolombardo; Schloß; 1120 Einw.

Mezzo tinto, s. v. a. Mezza tinta.

Mezzo-Velo, im Neapolitanischen eine Art Mantinotaffet.

Mezzowo (Geogr.), 1) Mezzovo, Gebirg, s. Hellenisches Gebirg; — 2) europ.-türk. Stadt, Albanien, Sandsch. Janina, Domäne der Sultanin Valide, am gleichnamigen Flusse; 3000 Einw.

M. F. (Med.), auf Recepten Abbreviatur für misce, fiat (fiant), mit Zusätzen, wie M. F. P. (misce, fiat pulvis, d. i. mische es, daß es ein Pulver wird) rc.

Mg. (Chem.), chem. Zeichen für Magnesium.

Mglin (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Tschernigoff, größtentheils mit Wald bedeckt; — 2) Hauptstadt das., an der Sudenka; 4 Kirchen; Handel mit Hanf; 5000 Einw.

Mgoszcz, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Kulm; 150 Einw.

Mgowo, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Kulm; 160 Einw.

Mharem, Ras-, asiat. Vorgebirg, Arabien, Hedschas, südöstl. von Dschidda.

Mharr, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Aurengabad.

Mhegoounga, asiat., Reich der Birmanen, Prov. Birma.

Mhérr, französ. Dorf, Depart. Nièvre, Bez. Clamecy; 1030 Einw.

Mhervé, St., französ. Dorf, Depart. Ille-Vilaine, Bez. Vitré; 2500 Einw.

Mhewat, Distrikt, s. v. a. Mewat.

Mheysalla, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Aurengabad.

Mhokeir, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Aurengabad.

Mhole, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Aurengabad.

Mhorr (Säugeth.), in Marokko, s. v. a. Damgemse, Antilope dama.

Mhowah, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Guzerate, am Meerbusen von Cambay.

Mhye, asiat. Fluß, Hindostan, entspringt in Malwa, nimmt rechts den Condueh, links den Annaß und Panom auf und mündet in die nordöstl. Spitze des Meerbusens von Cambay.

Mi (Mus.), bei den Franzosen und Italienern der Name des Tones e; in der alten wirklichen Solmisation der tiefere Ton eines großen halben Tons, wie die Sylbe fa der höhere desselben. Daher wurden z. B. bei den Tonfolgen e, f, h, c, a, b die Töne e, h und a allemal mit m, die Töne f, c, b hingegen mit fa genannt. Vergl. noch Solmisation.

Mi, chines. Ort, Prov. Szu-tschhuan, südl. von Tschhangtu-fu.

Mia, ein Tempel der Bekenner der Sintoreligion, der entweder auf dem Altar ein Götterbild hat, oder an dessen Stelle einen Spiegel. Für die Laien sind diese Tempel verschlossen; diese dürfen nur bei der Verrichtung des Gebets durch ein Fenster hineinschauen.

Miaco, Stadt, s. Miako.

Miacorus (a. Geogr.), Stadt auf der zu Macedonien gehörigen Halbinsel Chalcidice.

Miacum (a. Geogr.), Stadt der Arevacä in Hispania Tarrac., südlich von Segovia an der Straße nach Complutum, Segontia, Bilbilis rc.

Miadi, austral. Insel, Mulgrave's Archipel, Kette Radak, zwischen Otdia und Aitu.

Miädii (a. Geogr.), Volk in der röm. Prov. Afrika, am Fluß Rubricatus, östlich von Sicca Veneria (Ptol. IV, 3, 24.

Mia Osusume, Tempelhüter bei den Japanesen.

Miälton, schwed. Insel, im bottnischen Meerbusen, Prov. Wester-Norrland.

Miahuatlan, nordamerikan. Dorf, Mexiko, Depart. Oaxaca, in fruchtbarer Gegend; Kochenillenzucht, Mais- und Baumwollenbau, Vieh-, besonders Schafzucht; 3500 Einw., meistentheils Zapoteken-Indianer.

Miainomyces (Bot.), nach Corda, Gattung der Mucedinei Sepedoniei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken einfach, strahlig verwebt; Sporen einfach, länglich, aufgestreut und gleichsam angeleimt. Einzige Art: M. fungicolus *Corda*. An faulenden Stücken der Clavaria fistula und Ardenia; senfsamengroß, ocherfarbig. Sturm, 13, Taf. 42).

Miake, Vries, asiat. Insel, Japan, an der Südostküste der Insel Nipon, östl. von Oosima.

Miako, alte japan. Hauptstadt auf der Insel Nipon, Sitz des Dairi oder geistlichen Oberhaupts, hat lange, gerade, aber sehr enge Straßen, viele schöne und großartige Gebäude, unter welchen besonders die zahlreichen Paläste des weltlichen Oberhaupts und der Vasallenfürsten hervorragen, und ist der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, so wie der Künste und Gewerbe im japanischen Reiche. Es werden hier die japanischen Münzen geprägt und die meisten Bücher gedruckt. Die Zahl der Einwohner soll sich auf ½ Million belaufen. Der Palast des Dairi bildet einen eigenen Stadttheil, der 3½ Meilen im Umfang hat und mit Mauern und Gräben umgeben, auch mit einem Thurm von beträchtlicher Höhe versehen ist. Unter den Buddhatempeln zeichnet sich der Fokozitempel aus mit der kolossalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holze, 33,333 Götzenbildern und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere dieses Tempels ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

Miala, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 130 Einw.

Mialet, franz. Dorf, Depart. Dordogne, Bez. Nontron; Papierfabr.; 1540 Einw.

Miam, Gold- und Silbergewicht in Malakka, 16 = 1 Bunkal und 320 = 1 Catty od. 929. 486 genauen Grammen.

Miama (Miamma), s. v. a. Birmanen.

Miami (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafsch., V. St., Staat Ohio; 1820: 8851, 1830: 12,806, 1840: 19.688 Einw. Hauptort: Troy; — 2) Great M. und Little M., zwei Flüsse, das., Nebenflüsse des Ohio rechts, strömen von Nordosten nach Südwesten, der eine an der Grenze von Indiana, der andere östlich davon.

Miamisprache, nordamerikan. Sprachidiom, welches im Süden des Michigansee's um Fort Joseph und am nördlichen Ufer des Wabashflusses gesprochen wird und große Aehnlichkeit mit der Sprache der Chippewäer hat.

Miamma (Miansis, Miaria, Miasma, Miasmas, Med.), die Verunreinigung, Befleckung.

Miamrey, afrikan. Stadt, Senegambien, Cayor; 4000 Einw.

Mian, chines. Stadt, China, Prov. Szu-tschhuan.

Mianah, asiat. Stadt, Persien, Prov. Aderbeidschan, östl. von Maragha.

Miano (Geogr.), 1) ital. Ort, Königr. Neapel, Prov. Terra di Lavoro, nördl. von Neapel, 1800 Einw.; — 2) Ort das., Herzogth. Parma, reiche Bergölquelle.

Mianpuscht, asiat. Ort, Afghanistan, Prov. Kandahar, am Hilmend, südöstl. von Bost.

Miaothe, asiat. Volksstamm, China, in den Gebirgen von Yünnan, Koeitschou, Houkang, Kuansi und Setschuri seßhaft, unkultivirt, aus mehren kleineren Stämmen bestehend und die chinesische Sprache in mehren Dialekten sprechend. Obwohl ihnen das Feuergewehr nicht unbekannt ist, so bedienen sie sich doch als Waffen lieber der Bogen und Pfeile; auch haben sie lederne, mit Metall beschlagene Kuirasse.

Sie treiben zum Theil Vieh-, besonders Pferdezucht, zum Theil Ackerbau. Sie beunruhigten vormals öfters die chinesischen Grenzen, bis sie 1776 bezwungen und zum Theil getödtet, zum Theil zu Sklaven gemacht wurden.

Miargyrit (Min.), nach H. Rose ein Cinnabarit, auch Hemidomblende u. hemiprismatische Rubinblende genannt, besteht nach Rose aus 39,14 Antimon, 36,40 Silber, 4,95 Schwefel, 1,06 Kupfer, 0,62 Eisen, hat zur Grundform eine klinorhombische Säule von 86° 4' mit einer auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten vorderen und hinteren schiefen Endfläche, spaltbar parallel der vordern schiefen Endfläche und der Abstumpfungsfläche der scharfen Seitenkanten, Bruch muschelig, Härte = 3,0, Gew. = 5,3, schwärzlichbleigrau, Strich dunkelkirschroth, halb metallisch- bis metallglänzend, undurchsichtig. Vormals bei Bräunsdorf in Sachsen vorgekommen.

Miari, Anton, Graf von, tüchtiger Komponist, wurde den 12. Juni 1787 zu Belluno geboren und erhielt, da er schon frühzeitig eine hervorstehende Neigung zur Musik zeigte, von seinem 10. Jahre an Klavierunterricht, lernte nebenbei auch Violine spielen und versuchte sich, obwohl gänzlich ohne Anleitung, in allerlei kleinen Kompositionen. In seinem 17. Jahre ging er mit väterlicher Bewilligung nach Padua, um unter Kapellmeister Sabbatini die Setzkunst gründlich zu studiren. Während seines zweijähr. Aufenthaltes zu Padua vervollkommnete er sich auch unter Bertoni und dessen Schüler Valeri im Pianoforte- und Orgelspiel. Nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt komponirte er die Oper „Seleno“, die auch zur Aufführung gelangte und den Beifall kompetenter Kunstrichter, wie Simon Mayer und Pachierotti, erhielt, durch welche er aufgefordert wurde, die mit Glück betretene Bahn weiter zu verfolgen. Zu seinem bleibenden Wohnorte wählte er Venedig, woselbst er bei der Central-Kongregation das Ehrenamt eines Deputirten seiner Provinz bekleidete. Außerdem war ihm die Ehre zu Theil geworden, von den philharmonischen Gesellschaften zu Bergamo, Bologna, Turin, Verona und Venedig als Mitglied aufgenommen zu werden. Unter seinen die Zahl 200 fast erreichenden Kompositionen befinden sich die Opern: la Moglie indianna; — il Prigioniero; — l'Avaro; — Don Quisciotte; — la prova in amore; — la Notte perigliosa; — Fernando ed Adelaide; 6 vollstimmige Messen, 2 desgl. alla capella, 4 Requieme, 2 Vespern mit Orchester, 6 Miserere's, 1 Messe für 8 Realstimmen, Agonie des Heilands am Kreuze, Maiblumen an die Jungfrau Maria, 8 Versetten, 1 Litanei, 3 Motetten, die Klage des Jeremias, 5 Lamentationen, der 61. Psalm Davids, 6 ein- und mehrstimmige Sonetten, 17 Gradualpsalmen, 5 größere und kleinere Kantaten, 6 einzelne Arien, 2 Koncertini für's ganze Orchester, 30 Sinfonien (Ouverturen?), 6 Koncerte für verschiedene Soloinstrumente, 12 Klaviersonaten, 12 Parthien Variationen, 1 Fantasie, 6 Trio's mit Violine und Violoncell, 6 Streichquartette rc.

Miarim, Fluß, s. v. a. Meary.

Miascit (Geognos.), nach G. Rose ein körniges Gemenge aus weißem Feldspath, grauem Eläolith und schwarzem einaxigem Glimmer. In der Nähe des Gneißes schieferig. Enthält oft keinen Eläolith, aber Albit, auch wohl Amphibol und Quarz nebst einer großen Menge unwesentlicher Gemengtheile. Auf Miask in Sibirien.

Miasena (a. Geogr.), Stadt in der Landschaft Melitene (Armenia Minor) an der Straße von der Stadt Melitene nach Samosata.

Miasma (franz. Miasme, engl. Miasma, Med.), eine eigenthümliche Veränderung der Luft, wodurch diese bestimmte Krankheiten verursacht, welche durch die einzelnen chemisch-darstellbaren Bestandtheile derselben nicht erregt werden können. Von einer besonderen Luftform, dem Sumpfmiasma, entsteht das Wechselfieber; aber alle Bestandtheile der Luft, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Wasserstoff, thierische in ihnen schwebende Bestandtheile, können weder für sich noch künstlich vereint Wechselfieber erregen. Hiernach läßt sich bestimmen, wenn eine Luftveränderung, als Krankheitsursache betrachtet, den Namen M. erhält, und wenn nicht. Erzeugt dieselbe Krankheiten, welche von den einzelnen Luftbestandtheilen bedingt werden, so ist es kein M.; entstehen dagegen solche Leiden, welche von der Luft und ihren chemischen Bestandtheilen gewöhnlich nicht bedingt werden, so heißt die Luftform M. Nach diesem Begriffe ist die Luftschicht, die Kohlensäure, welche in der Grotta del cane bei Pozzola Thiere und Menschen erstickt, die in ihre Region gelangen, kein M., weil die Kohlensäure stets diese Wirkung hat; die Sumpfluft als Ursache des Wechselfiebers ist dagegen ein M. — Der hier aufgestellte Begriff ist ziemlich übereinstimmend mit dem, welchen Gaubius, S. 76 gegeben hat. Diejenigen in der Atmosphäre befindlichen Stoffe, welche durch ihre Einwirkung auf organische Körper Krankheiten erregen, in so fern die Kraft, wodurch sie wirken, nicht bloß von bekannten chemischen Stoffen abhängt, sind Miasmen (Bernhardi, S. 207). Man hat sehr oft den Namen M. für eine Luftart gebraucht, welche durch den abnormen Gehalt eines Gases, oder einiger in ihr schwebenden fauligen thierischen oder pflanzlichen Bestandtheile sich auszeichnet. Dies scheint aber weder mit dem bei den Pathologen gewöhnlichen Begriff von Miasmen übereinstimmend, noch auch mit dem im Einklang zu seyn, was man als Ursache der miasmatischen Epidemien ansieht. M. wird in der Regel nicht da angenommen, wo bloß einzelne Erkrankungen vorkommen, sondern wo ein Erkranken in großer Menge vor sich ging, daher überall nur die Frage, ob ein Kontagium oder ein M. vorhanden sey. Eine solche miasmatische Krankheit war nie durch die Berührung ansteckend. — Das einzelne Erkranken durch das Einathmen einer verdorbenen Luft ist früher nie miasmatisch genannt worden. Nur in der neusten Zeit hat man dieses gethan, wodurch das M. zu einer gewöhnlichen, allenfalls auch künstlich darstellbaren, normwidrig zusammengesetzten Luft umgewandelt wurde. Wäre

dieses richtig, so müßten jene Krankheiten, welche wir miasmatische nennen, sich stets an dem Orte in derselben Menge und Ausdehnung wiederholen, als die Bedingungen zur Bildung jener Luftart vorhanden sind. Nun aber ist zwar wahr, daß zur Zeit des beginnenden Sommers, wo die Zersetzung beginnt, sich miasmatische Leiden ausbilden, aber häufig nicht im Verhältniß der zur Zersetzung gegebenen Bedingungen. Die trockenen Sommer sind nicht durch die Menge der miasmatischen Leiden ausgezeichnet, wiewohl die Austrocknung der Sümpfe, die Zersetzung des der Luft ausgesetzten Sumpfgrundes hier weit mehr vor sich geht, als in den nassen Sommern. Damit die verheerende Einwirkung der miasmatischen Erkrankung vor sich gehen könne, muß, so scheint es, eine epidemische Konstitution für ihre Einwirkung empfänglich machen. Es sind die miasmatischen Epidemien, welche seither einer besonderen Umwandlung dieser Konstitution vorangingen. — Zur Erregung der miasmatischen Leiden reicht nie die Kloak-, Abtrittsluft, die Ausdünstung der Gerber aus. Man sollte deshalb auch die Ausdünstung in den Gerbereien, die Abtrittsluft, nicht Gerbermiasmen, Abtrittsmiasmen nennen. Sie werden weder zu einer miasmatischen, typhösen, noch Wechselfieberepidemie die Veranlassung. Das M. ist seiner Natur nach ganz verschieden vom Kontagium. Das M. ist eine Kraft, welche von einer eigenthümlichen, uns unbekannten Beschaffenheit der Luft abhängt, daher alle Veränderungen und Eigenschaften theilt, welche die Luft darbietet; der Einfluß der Kälte und Wärme, die Luftschwere und Leichtigkeit, die Elasticität und Beweglichkeit, ihre Wärme und ihr Elektricitätsgehalt, die Ansammlung von Gasen in derselben, der Einfluß des Lichtes und der Erdausdünstung, haben den wesentlichsten Einfluß auf dasselbe. Alle diese Einwirkungen fördern oder zerstören nach Umständen die miasmatische Kraft. Da die besonderen Einflüsse die Luft in ihrer Beschaffenheit verändern, namentlich Wind, Sonne, Kultur und Erdausdünstung u. s. w., so kann sich eine miasmatische Kraft in der Luft nicht wohl über die ganze Erde verbreiten, indem die Verhältnisse, welche Einfluß auf die Atmosphäre üben, zu abweichend sind. Die miasmatische Kraft muß sich in der Luft meistens örtlich, in bestimmten Gegenden und Ländern ausbilden und nicht über diese hinausgehen. Dieses ist wirklich der Fall; die miasmatischen Epidemien sind meistens sehr begrenzt. Die örtlichen Einwirkungen auf die Atmosphäre, wodurch die miasmatische Kraft derselben erzeugt wird, sind meistens bekannt. Die Ueberschwemmungen von Seen und Flüssen erzeugen das Fiebermiasma in Holland und Aegypten; die miasmatischen, gastrischen und Schleimfieber sind oft durch Ausdünstung eines Sumpfes bedingt. Nur höchst selten werden größere Länderstrecken durch Witterungseinflüsse zur Erzeugung der miasmatischen Kraft der Atmosphäre bestimmt. So entsteht bei ungünstiger Witterung oft eine Wechselfieberepidemie, welche große Länder heimsucht, wie die Wechselfieberepidemie in Deutschland von 1809 und 10. — Wie alle atmosphärischen Veränderungen, wenn auch längere Zeit durch die sie bedingenden Einflüsse vorbereitet, plötzlich ihre Wirkung äußern, indem sie dann den Punkt der Kraft erlangt haben, welcher hierzu nothwendig ist, so tritt eine miasmatische Krankheit auch plötzlich ein, sie mag Wechselfieber, Cholera oder ein anderes Nervenleiden seyn. — Die Kraft äußert ihre Wirkung auf alle Individuen, welche in den Bereich der miasmatischen Atmosphäre gelangen; dadurch entsteht an verschiedenen Orten, bei gänzlich getrennten Individuen und zugleich bei sehr Vielen die Krankheit. So geschieht es, daß die miasmatische Epidemie in der kürzesten Zeit von 1—2 Tagen nicht allein allgemein wird, sondern auch ungewöhnlich viele Erkrankungen bedingt. — Diese Grundzüge der Charakteristik des M. geben viele bedeutsame Unterscheidungszeichen desselben vom Kontagium. Das Kontagium ist das Erzeugniß einer Krankheit; das M. das Produkt einer atmosphärischen Veränderung; das Kontagium wird durch seine Uebertragung die Ursache einer Krankheit, welche mit vermehrter Wiedererzeugung desselben endet; eine Wiedererzeugung des M. in der Krankheit ist nicht bekannt. Das Kontagium erhält sich längere Zeit in der Atmosphäre, das M. wird durch jede wesentliche Veränderung der Atmosphäre zerstört. Jedes Kontagium ist an einen thierischen Stoff gebunden in seiner Existenz, nicht so das M. Die kontagiöse Epidemie geht von einem einzelnen oder einigen Individuen aus, und befällt dann nach und nach mehre, so daß die größte Anzahl der Erkrankungen, die Höhe der Epidemie erst Statt findet, nach Verlauf von 2—3 Wochen und dann allmählig abnimmt; in der miasmatischen Epidemie kann man nicht nachweisen, daß die Krankheit von einzelnen Individuen ausgeht, sondern es wird eine große Anzahl zu derselben Zeit befallen, und in 3—7 Tagen erreicht die Epidemie ihre Höhe. Plötzlich ist die größere Anzahl der Bewohner einer Stadt, Gegend, miasmatisch erkrankt; aber eben so schnell, wie sie entstanden ist, hört sie auch auf, ohne eine lange Reihe von Nachzüglern, wie dieses bei allen ansteckenden Krankheiten der Fall ist. — In der neuern Zeit hat Hufeland (Staatszeitung, Jahrg. 1831) eine neue Ansicht über die Ausbreitung der miasmatischen Krankheitsbedingung aufgestellt, die Luftinfektion. Die an irgend einer Stelle entstandene miasmatische Veränderung veranlaßt die nächste zu eben dieser Umbildung, und diese wieder eine dritte u. s. w., wobei die ganze Atmosphäre der Erdkugel nach und nach zu dieser Veränderung veranlaßt werden kann. Durch diese miasmatische Ansteckung des Erdkreises soll die schnelle Verbreitung der Influenza, ja vielleicht selbst der Cholera, erklärt werden. Der hier aufgestellte Begriff schließt in sich: 1) die Fähigkeit der neben einander liegenden Schichten des Luftkreises, sich gegenseitig zu verändern, ohne daß die, welche die Veränderung veranlaßt, selbst an Kraft verliert. Denn ohne dieses könnte eine größere Luftschicht nicht die krankmachende Kraft behalten. Eine solche wahre Ansteckung des Luft-

kreises findet aber in der Analogie keinen Erweis. Denn welche Art von Luft auch der Atmosphäre mitgetheilt wird, sobald sie in den Luftkreis gelangt, verdünnt sie sich allmählig und verliert ihre Kraft in gleichem Maße, als die Verdünnung vor sich geht. 2) Folgt aus diesem Begriff eine allgemeine Veränderung des Luftkreises, eine solche, welche sich gar nicht begrenzen läßt. Dieses stimmt mit der Erfahrung nicht überein; denn die miasmatischen Krankheiten sind auf einen bestimmten Ort, Gegend begrenzt und höchstens in einer größeren Landesstrecke vorhanden. Kann sich die Luft durch Ansteckung ihre krankmachende Kraft mittheilen, warum verbreitet sich diese Veränderung nicht über die bestimmte, meistens bekannte Grenze? Nicht einmal die epidemische Konstitution, durch welche sich ansteckende Krankheiten verbreiten, läßt sich durch diese Infektion erklären; denn auch diese hat gewöhnlich eine bestimmte Grenze. 3) Ist die Luftansteckung durch keine positive Thatsache erwiesen. — Das Wesen des M. ist uns unbekannt; uns erscheint es nur als die Eigenschaft einer bestimmten Luftform, deren miasmatische Kraft wir nur in der Erregung der Krankheit erkennen. Genau kennen wir diese Luftform nicht einmal in ihren chemischen Eigenschaften. — Searle (über die Natur, die Ursachen und die Behandlung der Cholera. Aus d. Engl.; Berl. 1831, S. 36) versteht unter Malaria den mephitischen Dunst, das gasartige Erzeugniß faulender organischer Substanzen, gleichviel, ob aus dem Thier- oder Pflanzenreiche und bezeichnet die stehenden und leicht austrocknenden Gewässer als wahre Quellen dieser Malaria, die er mit Miasmen gleichsetzt. 1) In allen miasmatischen Luftarten ist eine thierische Substanz enthalten. Stellt man über den Boden Glasplatten, so sammelt sich an ihnen während 24 Stunden eine gewisse Menge von thierischer Materie. Dieses ist aber auch in vielen Orten der Fall, wo keine miasmatische Krankheit vorhanden ist, und mehr als wahrscheinlich ist es, daß überall auf der bewohnten und bewachsenen Erde sich in der Luftschicht über der Erde eine gewisse Menge von organischer Substanz vorfindet, eben so wie in allem Wasser, das uns die Natur bietet, solche Bestandtheile vorkommen. Wenn also das Daseyn der organischen Materie auf die miasmatische Krankheit von Einfluß seyn soll, so muß sie in einer andern Art hier vorhanden seyn, als gewöhnlich, vielleicht in einer faulenden Beschaffenheit. Hierüber und ob es stets dieselben thierischen Stoffe sind, haben wir keine sicheren Beobachtungen. — Auf das Daseyn der in der Luft schwebenden thierischen Masse von eigener Art scheinen die Beobachtungen Schmidts (das europäische Sommerfieber, Paderborn 1829) hinzudeuten, wo die frühere Thatsache, das Vorkommen von Algen, Schwämmen in solchen Gegenden, in denen Wechselfieber endemisch sind, in einer eben so wahren als die Einsicht in das endemische Verhältniß dieser Krankheit förderlichen Weise besprochen ist. — Gewiß scheint es zu seyn, daß die in der miasmatischen Luft enthaltene thierische Masse zur Zersetzung der Luft, des Wassers und des Bodens, aus denen die Miasmen hervorgehen, beiträgt. Den Einfluß, welchen das Daseyn einer thierischen Masse auf die Zersetzung des salzartigen Wassers hat, haben die Versuche G. Bischoffs in Hinsicht des schwefelsaure Salze enthaltenden Mineral- und Meerwassers ganz bestimmt nachgewiesen. — 2) Findet man in der miasmatischen Luft abnorme Gase. In dem Bereich des süßen Wassers findet man vorzüglich Stickgas, Kohlensäure, Wasserstoffgas, und ihre Zusammensetzungen scheinen die Malaria zu seyn. In dem Bereich des Meerwassers an sich kommen keine miasmatischen Krankheiten vor, sondern nur da, wo Meerwasser mit süßem Wasser sich vermischt, oder den Boden tränkt. Das süße Wasser leitet durch seinen Gehalt an thierischer Masse eine Zersetzung der schwefelsauren Salze des Meerwassers ein und läßt dadurch Schwefelwasserstoffgas entstehen, dessen vergiftende Wirkungen bekannt sind. Füllt man einen Krug mit Meerwasser und thut einen Strohhalm oder sonst eine organische Masse hinein, so ist nach einiger Zeit der Geruch faulender Eier vorhanden. Dasselbe Gas will man an den Küstenstellen Afrika's, welche sich durch todtbringende Endemien auszeichnen, beobachtet haben. Es ist in der That merkwürdig, daß die tödtliche Krankheit erregende Luftschicht überall nur da vorhanden ist, wo das süße Wasser mit dem Meerwasser in Berührung tritt, an den Mündungen der Flüsse und etwas über diese hinaus. Dies ist der Fall am Nil, am Niger, an den amerikanischen Flüssen. Die Mischung des süßen und Meerwassers wird die Ursache der Zersetzung und der tödtlichen Kraft. Dasselbe ist der Fall, wo sich Meerwasser mit süßes Wasser haltigen Seen vermischt. Süßwasserseen, welche vorübergehend Meerwasser aufnehmen, sind längst als die gefährliche Endemien erzeugenden Ursachen bekannt. Dasselbe M. kann entstehen, wenn der Boden von Flüssen oder dem Meerwasser überschwemmt war, und nun stagnirende Sümpfe zurückläßt. Die biliöse fieberhafte Krankheit, welche 1826 die Küsten Hollands, Ostfrieslands, Oldenburgs, Holsteins verheerte, entstand, als die von den Sturmfluthen des Februars zurückgelassenen Meerwassersümpfe in den heißen Sommermonaten austrockneten und die Bestandtheile des Meerwassers zersetzt wurden (Thomassen u. Thuessink, Beschreibung der epidemischen Krankheit zu Gröningen im Jahre 1826. Aus d. Holländ.; Bremen 1827). Aehnliches erscheint in Istrien, wo man das Meerwasser zur Salzgewinnung in Gruben auffängt. In einem See süßen Wassers Italiens, in welchen das Meer seine Fluthen hineinwarf, und wodurch in jedem Sommer die bösartigsten Endemien sich ausbildeten, hörte diese Seuche auf, als man den Eintritt des Meerwassers in jenen See verhinderte. — Alle Miasmen sind schwerer als die gewöhnliche Luft, wenigstens erhebt sich die miasmatische Krankheit nicht auf Berge. Wechselfieber sind 1000 Fuß über dem Meeresspiegel nicht mehr vorhanden. Nach Thouvenal soll die miasmahaltige Luft, wie Stark berichtet, vorzugsweise negativ-elektrisch seyn. — Nach der Wirkung der Miasmen auf den

Organismus sind sie vorzüglich krafterschöpfend; alle miasmatischen Krankheiten sind geneigt, unter dem Zustande sehr gesunkener Kraft zu verlaufen. Es entstehen dadurch Wechselfieber, typhöse und faulige Fieber mit abnormer Absonderung der Galle und des Magensaftes, oder der sogenannte Status gastricus, biliosus, Dyskrasien mit abnormer Absonderung der Galle und des Magensaftes. Die Hautfarbe ist in Allem verändert und das Blut zeichnet sich durch eine dunklere Farbe aus. Es ist somit eine Veränderung des Bluts durch das M. vorherrschend, wodurch die weitere Störung der Nerven und die allgemeine organische Reaktion, das Wechsel- oder typhöse Fieber, die Neuralgie, bedingt wird. Weil das Blut vorherrschend leidet, deshalb schwillt auch die Milz vorzugsweise an, und Wassersucht ist eine gewöhnliche Folgekrankheit. — Man kann nun nach der Natur der Miasmen zwei verschiedene Krankheitszustände durch sie vorherrschend bedingt anerkennen: 1) Durch das Erd- und Süßwassermiasma entsteht vorzugsweise das Wechselfieber, die Neuralgie, der Status gastricus; — 2) durch das M. aus Vermischung des Meerwassers mit dem Süßwasser und der Erde entsteht vorzugsweise typhöses Fieber, Status biliosus, gallige Ruhr. Sie kommt im Gebiete großer Flüsse vor, deren Wasserhöhe sehr veränderlich ist; — 3) das Erdmiasma, bestehend in einer eignen Ausdünstung der Erde, kommt an solchen Stellen vor, die feucht sind, und eine reichliche Masse pflanzlicher oder thierischer Stoffe enthalten, wird häufig erzeugt nach lange Zeit andauernder feuchter Witterung, und gibt oft der durch sie bedingten Krankheit eine solche Verbreitung, daß sie einem epidemisch-kontagiösen Uebel ähnlich scheint. — So verschieden Miasmen und Kontagien sind, so ist doch über die Unterscheidung leider viel Unsicheres gesagt worden. Der Grund liegt darin, daß miasmatische Leiden eine täuschende Aehnlichkeit mit kontagiösen bieten und häufig in diese übergehen. Das Kontagiöswerden der miasmatischen Krankheiten ist außer Zweifel. Viele Typhusepidemien und einige Wechselfieberepidemien geben hierfür einen unwiderleglichen Beweis. Auch läßt sich der Grund hiervon wohl nachweisen. Miasmen bedingen eine große Anzahl von Erkrankungen und entstehen unter einer solchen Konstitution, welche Kontagien zur Entwickelung und Verbreitung dient. — Der einfachste, aus dem Süßwassermiasma hervorgehende Zustand ist der Status gastricus. Man findet ihn bei Bewohnern oder Anwohnern von sumpfigen Gegenden im Frühjahr, Sommer und Herbst regelmäßig vorherrschend. Das tiefe gastrische Kolorit deutet auf eine Veränderung des Bluts, und die Andauer, womit es in dem einfachen Status gastricus und in allen miasmatischen Krankheiten fortbesteht, verräth die wesentliche Veränderung dieses Lebenssaftes. Der sich hieran schließende Zustand ist der Status biliosus, welcher sich oft aus dem gastricus entwickelt u. häufig mit ihm abwechselt, und oft begleitet von Cholera sporadica ist. Seltener und unter eignen Einflüssen des Bodens und der Nahrungsmittel bildet sich der Status pituitosus aus. Sumpfiger Boden bringt ihn am gewöhnlichsten hervor. Die Dauer der Zustände und ihre Entstehung bei Menschen, die unter den verschiedensten Einflüssen leben, so wie die tiefe konstitutionelle Veränderung unterscheiden diesen Status von einfachen Gastricismen. Diese sind einfache Störungen des Magens, jene durch das M. bedingte Veränderungen des Bluts, welche alle lebendigen Theile mit afficiren. — Der zweite Zustand, durch Miasmen bedingt, ist ein langwieriges gastrisches Fieber, welches seltener durch seine Heftigkeit, als durch seine Andauer ausgezeichnet ist. — Hieran schließt sich das Wechselfieber, stets von gastrischen Beschwerden begleitet, häufig aus dem gastrischen Fieber hervorgehend, und bei einem Nachlaß der Symptome in dieses wieder hineinragend, aber durch Andauer seine Neigung zum Quotidian- und Quartantyphus und Anschwellung der Leber und Milz ausgezeichnet. Ihm fehlt das gastrische Kolorit nicht, welches ihm oft vorangeht und häufig lange Zeit nach ihm besteht. So arten sich mehr oder weniger die Sumpffieber. — Bereits hat Grotanelli (ad. acutae et chronicae splenitidis historias animaversiones. Florenz 1821, S. 44) nachgewiesen, daß Anschwellungen der Milz in Folge der Blutveränderung durch das M., die Sumpfluft, vorkommen, was ganz im Einklange ist mit den Versuchen Gaspards und Magendie's über die Wirkung faulender Thierstoffe auf den thierischen Organismus. Der Typhus bildet sich seltner in Folge der Sumpfluft aus. Er ist ein sporadicus, meistens ein Schleim- oder gastrisches Fieber, welches den Status typhosus annimmt; er kann aber ein exanthematicus contagiosus werden, und dieses scheint öfter der Fall zu seyn. In Amerika ist das gelbe Fieber in seinem Ursprunge miasmatisch, wird aber sehr bald ansteckend und behält dann während der ganzen Epidemie diesen Charakter bei. Es scheint, daß alle miasmatischen Krankheiten ansteckend werden, sobald sie sich in heftigen Fiebern äußern. Vom Typhus und gelben Fieber ist dieses bekannt; auch das Wechselfieber Hollands nimmt zuweilen einen kontagiösen Charakter an. Das M. des Meerwassers bedingt heftigere Erkrankungen bei denen, welche nicht von Jugend auf an die schädliche Einwirkung gewöhnt sind, und die hieraus hervorgehenden Krankheiten werden leicht ansteckend. Das endemische Fieber an der afrikanischen Küste ist zuweilen ansteckend; das gelbe Fieber entwickelt in den meisten Epidemien ein Kontagium und pflanzt sich dadurch fort; indeß ist dieses Kontagium, wie es scheint, nicht lange haltbar, und geht bald zu Grunde, wenn es sich nicht fortwährend in neuen Erkrankten wieder erzeugen kann. Die gelben Fieberepidemien, welche in Spanien und Italien durch Einschleppung von Amerika aus entstanden, wiederholen sich nicht in den nächstfolgenden Jahren, und deshalb sind diese nie in Europa einheimisch geworden. — Diese Krankheiten sind die einzigen, von denen sich nachweisen läßt, daß ihre Entstehung mias-

matisch ist, und ihre weitere Entwickelung endlich zuletzt Ansteckung erzeugen kann. Die miasmatische Entstehung der Cholera asiatica und der Influenza läßt sich nicht nachweisen; ihr ganzer Gang und ihre Ausbreitung weisen sie aber als ansteckende Uebel aus. Wie die kontagiösen Uebel einen verschiedenen, von bestimmten Bedingungen abhängigen Zustand der Heftigkeit besitzen, so ist dieses auch bei den miasmatischen der Fall. Je ausgebildeter die tellurischen und kosmischen Verhältnisse waren, unter denen sie entstehen, desto intensiver ist die Heftigkeit der Krankheit und die krankmachende Kraft der Miasmen, desto größer die Zahl der Erkrankungen. Alles dieses verhält sich umgekehrt, wenn die äußeren Einflüsse geringer sind. Ist nach einer vorangegangenen Ueberschwemmung, nach einer milden feuchten Witterung das Frühjahr, die Sommerhitze sehr stark und anhaltend, so ist auch die Ausbreitung und die Heftigkeit des gastrischen, Schleim- und Wechselfiebers beträchtlicher, als wenn keine Ueberschwemmung und kein extremer Witterungszustand vorhanden war; natürlich, denn die Vergiftung des Bluts ist bei durch extreme Witterungseinflüsse erzeugten Miasmen stärker. — Stellt man M. und Kontagium gegenüber, so ergibt sich Folgendes:

1) Das M. ist an verschiedenen Stellen zugleich vorhanden, an denen die äußeren Einflüsse eine Luftverderbniß erzeugen.	Das Kontagium bildet sich an einer Stelle aus, unabhängig von solchen Einflüssen, die Luftverderbniß erzeugen.
2) Das M. beginnt mit Erkrankung bei Vielen zu gleicher oder in kürzester Zeit.	Das Kontagium beginnt stets bei einigen od. einzelnen Individuen, und von der Berührung mit diesen erfolgt die endliche Erkrankung Vieler.
3) Das M. steigt und fällt in der Heftigkeit der von ihm bedingten Erkrankung mit der Zu- und Abnahme der äußeren, das M. bestimmenden Einflüsse.	Kontagiöse Leiden sind zwar in der Heftigkeit und im epidemischen Verlauf von der Konstitution abhängig, aber nicht so ganz von den äußeren Einflüssen, als die Miasmen.
4) Das M. bedingt eine deutlichere Erkrankung des Blutes und der Blutdrüsen, Nervenleiden, und in der Regel Krankheit mit größerer Krafterschöpfung. Skorbutische Zustände sind häufig.	Das Kontagium bedingt meistens einen entzündlichen Zustand, und vorzüglich in der Schleim- und der Oberhaut. Selbst die Kontagien, welche nervöse Zustände zur Begleitung haben, sind geneigt, torpide Entzündungen in diesen Theilen zu erzeugen.
5) Miasmatische Krankheiten zeigen kein Exanthem.	Kontagiöse häufige Exantheme.
6) Die miasmatischen Leiden bilden nur eine allgemeine Erkrankung, so weit die Entwickelung des M. vom Boden aus geschieht.	Die kontagiösen Epidemien halten den ihnen eigenthümlichen Zug ein. Ihre Epidemie hat mehr eine bestimmte Dauer und kehrt in Nachepidemien wieder.
7) Den miasmat. Krankheiten kann man entfliehen; sie steigen nur bis 1000 Fuß über dem Meere.	Kontagiöse Krankheiten kommen auch auf den höchsten Gebirgen vor, Pocken, Syphilis.

Wenn man bedenkt, daß das miasmatische Leiden eigentlich eine Vergiftung des Bluts durch dasselbe ist, wobei das M. im Blute zu Grunde geht, ohne daß in einer bestimmten Zeit der Organismus sich von ihm durch Ausstoßung desselben befreien kann, so folgt, daß die Krankheit in gleichem Verhältniß heftig seyn muß, als mehr M. aufgenommen worden, u. nicht enden kann, bevor das Eindringen des M. in den Organismus aufhört, oder dieser gegen die Wirkung desselben unempfänglich geworden ist. Daß das letztere der Fall ist, beweisen Thatsachen. Die eingebornen Afrikaner werden nicht von dem Nigerfieber, wohl aber die Europäer ergriffen. Auch leiden in Holland die Deutschen mehr an dem Wechselfieber als die Holländer. Auf jener andauernden Vergiftung des Bluts beruht auch der Charakter der Schwäche, welcher sich in den Krankheiten ausspricht; eben hierauf beruht die nicht an eine bestimmte Zeit der Entwickelung u. des Verlaufs gebundene miasmatische Krankheit. Rhythmische Entwickelung zeigt sich sowohl in der einzelnen kontagiösen Krankheit, als in der Epidemie. Monfalcon (histoire médicale des marais, Paris 1826, S. 18) nimmt an, daß dieselben Miasmen der Sümpfe alle die verschiedenen miasmatischen Krankheiten erzeugen. Diese Verderben bringenden Körper, heißt es, verursachen die drei- und viertägigen Fieber zu Bresse, die perniciösen Fieber Roms, das gelbe Fieber in Amerika und die Pest in Aegypten. Es scheint der Umstand, daß dieselben Krankheiten an demselben Orte sich wiederfinden, gegen diese Ansicht zu zeugen; denn unmöglich läßt sich annehmen, daß hier überall stets ein gleich heftiges M. erzeugt werde. Es müssen, wäre Monfalcons Ansicht richtig, an allen Orten je nach der Heftigkeit der in den einzelnen Zeiten wirksamen Ursachen zugleich die verschiednen Miasmen entstehen, welche Ursache des kalten Fiebers, des perniciösen und gelben Fiebers sind, was aber nicht der Fall ist. Die Verschiedenheit der aus Miasmen sich hervorbildenden Krankheitsformen findet Albers bedingt: 1) In der Verschiedenheit der Miasmen. Es sind nicht dieselben Stoffe, welche aus der Zersetzung des süßen Wassers und der in ihm vorhandenen thierischen Bestandtheile, aus der Fäulniß der in der Erde vorhandenen Stoffe, und aus der Zersetzung des Seewassers und der in ihm vorhandenen vegetabilischen und Thierstoffe hervorgehen. Es kann schon aus diesem Grunde die Wirkung nicht dieselbe seyn. Auch ist dieses in der Erfahrung erwiesen. Das kalte Fieber Hollands kommt häufig im Bereich der Süßwassersümpfe vor, und erscheint dort alljährlich; als aber im Jahre 1826 die Sturmfluthen Meerwasserüberschwemmungen und Sümpfe gebildet hatten, erschien ein anderes Fieber, welches viel Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber hatte; — 2) in der Verschiedenheit der Individuen, wiewohl dies weniger der Fall ist, als man gewöhnlich angibt; — 3) in der Verschiedenheit der herrschenden Konstitution, besonders in der, welche der Entwickelung der Miasmen unmittelbar vorangeht. Dieses beweist schon der Umstand, daß auch in Holland im Frühjahre weit häufiger dreitägige, und im Herbste viertägige Fieber erscheinen; erstere gründen sich in einem günstigern Kräfteverhältniß als letztere, was wieder auf die Konstitution des Winters, des Frühlings und des Sommers zurückzuführen ist.

Wie verschieden auch die miasmatischen Leiden sind, die sogenannten Status gastricus, biliosus, pituitosus kommen als Grundlage aller miasmatischen Leiden unter allen Verhältnissen wieder vor.

Die Entstehung des M.'s hat die Aerzte sehr beschäftigt. Dehnt man auch den Begriff desselben so weit aus, daß man jeden giftigen Dunst M. nennt, so fragt es sich, weshalb hat nicht jede veränderte Luft die Kraft, miasmatische Krankheiten zu erzeugen? Da dieses nur zu bestimmten Zeiten nach bestimmten vorangegangenen Veränderungen der Fall ist, so muß eine solche Luft normwidrige Bestandtheile in sich schließen, oder durch eine veränderte Einwirkung die Ursache solcher Leiden werden. Die ältere Ansicht, daß dieses durch Fäulniß thierischer Substanzen geschehe, haben bereits Bernhardi S. 207, Armstrong (Vorlesungen, the Lancet. 1823) und Andere wieder aufgeführt. Dr. Wright, Searle (a. a. O. S. 37) bemerkt, daß der Typhus in Amerika an solchen Seen, welche ihr Wasser von Quellen erhalten, nicht herrscht, wohl aber am Rande solcher Seen, die mit einer schmutzigen, aus der Fäulniß der auf den Vegetabilien sich aufhaltenden Insekten gebildeten Haut bedeckt sind. Das M. wäre nach dieser Ansicht nichts anderes, als das Produkt der Zersetzung organischer Substanzen. Um die Richtigkeit dieser Ansicht festzustellen, ist es nothwendig zu wissen, wie faulende Substanzen auf den thierischen Organismus wirken. Sehen wir von den vielen nicht strengen Beobachtungen über die Einwirkung der Sümpfe, der Flachstauchung, der Schlachthäuser und Kirchhöfe auf den Organismus ab, welche die Schriften der Aerzte enthalten, so finden wir die ersten genauern Versuche zur Aufhellung dieses Gegenstandes von Gaspard (Journal de physiologie par Magendie, Bd. II) angestellt. Er injicirte Wasser, welches über faulendem Fleisch und Blut gestanden hatte, in die Venen von Hunden. Die Versuche ergaben alle ein ziemlich übereinstimmendes Resultat. Zuweilen schon während des Injicirens, oft erst etwas später wurde das Thier übel, erbrach, ermattete, erlitt Durchfall und sank um; erhöhte Empfindlichkeit, Zittern am ganzen Körper, Athmungsbeschwerden, der Tod oft mit, oft ohne Konvulsionen. In der Leiche zeigte sich das Blut ungewöhnlich dick, ähnliche Erscheinungen erhielt Gaspard bei der Injektion fauliger Flüssigkeiten in den Pleurasack. Weiter sind diese Versuche durchgeführt und in therapeutischer Beziehung erforscht in dem Second mémoire physiologique et médicale sur les maladies putrides, von B. Gaspard, in Magendie, Journal de physiologie, Bd. IV). Daß nun diese Erscheinungen durch die mechanische Reizung der etwa durch die Fäulniß im Wasser aufgelösten Theilchen des faulen Fleisches nicht entstehen, hat Magendie (Journal de physiologie, Bd. IV), nachgewiesen, indem er nur filtrirtes Wasser injicirte und dadurch dieselben Symptome entstehen sah. Gaspard injicirte Eiter und erhielt etwas abweichende Erscheinungen. Wie jetzt aus vielen Injektionen des Eiters bekannt ist, entstehen dadurch Koagulationen des Bluts, Abscesse und Blutaustritt der Lungen. Ganz ähnlich sind die Zufälle, welche Dupré, Magendie (Journal de physiologie, Bd. III, S. 74) mitgetheilt hat. Alle diese Versuche stimmen darin überein, daß die Produkte der Fäulniß eine specifische Wirkung auf die Verdauungsorgane haben. Dieses hat die Erfahrung schon lange gelehrt; die Krankenbeobachtung lehrt die Entstehung der gastrischen und galligen Zustände durch Einwirkung der fauligen Nahrungsmittel. Um zu sehen, wie die Ausdünstung fauliger Substanzen auf den lebenden Organismus wirkt, wenn sie durch Haut und Athmungswege eindringen, sperrte Magendie (a. a. O. S. 87) mehre Thiere in einen Behälter ein, welcher über faulende Substanzen gesetzt war. Trotz der guten Nahrung starben Truthahn, Kaninchen und Hund in 10—14—21 Tagen, indem sie nach einiger Zeit den Appetit verloren und abmagerten. Ein anderer Hund dagegen widerstand u. zeigte noch keine Zufälle, als ihn die fauligen Massen in die Venen injicirt waren. Er war, wie Magendie sagt, akklimatisirt. Durch diese Thatsachen findet die Krankenbeobachtung über die Feindlichkeit der Ausdünstung faulender Stoffe eine genügende Bestätigung, und es fragt sich nur noch, ob die Ausdünstungen faulender Vegetabilien eben so nachtheilig sind. Was wir über das Faulen von Hölzern, Gras, über das Eintauchen des Flachses in Teiche kennen, lehrt, daß hierbei ganz ähnliche Wirkungen vorkommen, wie bei dem Leben im Dunst faulender Thierstoffe. Das Vorkommen fauliger Stoffe in der miasmat. Atmosphäre ist lange Zeit bezweifelt, u. erst in der neuesten Zeit erwiesen worden. Monfalcon (a. a. O.) hat die Analysen über die Luft verschiedener Sümpfe zusammengestellt, woraus sich ergibt, daß sie häufig gar keine abnormen Bestandtheile besitzt. Moscati, von Malo, (über Epidemien, S. 21) haben die Sumpfluft durch Kälte verdichtet und eine weiße, flockige thierische Substanz in ihr gefunden. War dieses M.? Thenard und Dupuytren überzeugten sich, daß das Kohlenwasserstoffgas, welches sich aus den Sümpfen entbindet, beim Durchstreichen durch das Wasser eine eigenthümliche, sehr fäulnißfähige Materie zurückläßt, was nicht der Fall ist, wenn man künstlich erzeugten Kohlenwasserstoff ähnlich behandelt. Julia, von Malo (a. a. O.) fanden, daß der Thau in der Umgebung der Sümpfe gährungsfähige Stoffe enthält. Aus jenen Versuchen ergibt sich auch, daß Fleisch unter Glocken, die mit reiner und mephitischer Luft gefüllt sind, verschieden fault. Es ist ferner bekannt, daß die Sumpfluft großentheils aus kohlensaurem Gas, aus den wasserstoffigen Verbindungen des Stickgases, des Schwefels, des Phosphors und halb zersetzter organischer Effluvien besteht. Aber alle diese Bestandtheile der Sumpfluft sind weder einzeln noch vereint im Stande, die Wirkungen hervor zu bringen, welche wir an Sümpfen finden; sie kann kein kaltes Fieber erzeugen. Es muß dem das kalte Fieber erzeugenden M. noch etwas Anderes eigen seyn, oder es müssen mit ihm gewisse in der Konstitution gegebene Verhältnisse wirken, welche noch nicht genug gekannt sind, um die miasmatischen Krankheiten ins Daseyn zu fördern. Da nun aber perniciöses Fieber, Faulfieber, kaltes

Fieber, gelbes Fieber verschiedene Krankheiten sind, so sind auch zu deren Erzeugung verschiedene Miasmen nothwendig. Es erklärt sich somit die Entstehung von miasmatischer Krankheit und der Miasmen nicht aus einer faulenden Substanz, die man in der Sumpfluft gefunden hat. Hier ist der pathologischen Chemie und dem Versuch noch ein Feld der Bearbeitung offen.

Doch zeugt die Entstehung der miasmatischen Krankheiten dafür, daß das M. das Produkt der Zersetzung organischer Substanzen ist. Sie bilden sich im Sommer in solchen Gegenden aus, in denen die Feuchtigkeit die Veranlassung zur Erzeugung von Infusorien und Pflanzen war, sobald das Wasser austrocknet und die organischen Körper auf dem Boden zurückläßt, welche unter der Einwirkung des Lichts in Verwesung übergehen. In der Höhe des Sommers und im Anfange des Herbstes ist dieses am meisten der Fall; zu eben dieser Zeit sind die miasmatischen Krankheiten gewöhnlich. Dasselbe findet Statt im Frühjahre, wiewohl in geringerem Grade; auch zu dieser Zeit beobachtet man miasmatische Uebel. Was in der Nähe von Sümpfen, in den Niederungen Hollands, Aegyptens, Indiens und Amerika's sich alljährlich wiederholt, findet auch in hochgelegenen u. trockenen Gegenden dann Statt, wenn anhaltendem Regen, einer feuchten Witterung, eine trockene, brennende Sonnenhitze längere Zeit hindurch andauernd folgt. Länder, welche solchen Witterungsverhältnissen ausgesetzt sind, werden dann von den gewöhnlichen miasmatischen Krankheiten heimgesucht; die gastrischen und biliösen Zustände, die Wechselfieber, der sporadische Typhus sind herrschend. Unter diesen Verhältnissen werden die letzten Zustände leicht ansteckend. Dieses dann um so eher, weil gewöhnlich solche Verhältnisse obwalten, welche zur Steigerung der Krankhaftigkeit und Ausbildung der Ansteckungsstoffe wirksam sind, Mißwachs und Niedergeschlagenheit. Die thierischen Auswurfstoffe verwesen unter der Einwirkung der Nässe und Kälte nicht, häufen sich an, und beim Eintritt der guten Jahreszeit wird eine solche Menge von Gasen erzeugt, welche, in kleineren Partien erzeugt, keinen Nachtheil auf die lebenden Wesen ausüben würden. Nach A. von Humboldt (Ansichten der Natur, 1826, Bd. 2, S. 159) werden die Faulfieber der Stadt Ibarra einem Fischauswurf des Vulkans Imbabucu zugeschrieben, welcher meilenweit die Felder bedeckt. Andere Beobachtungen, wo faulende Thier- und Menschenleichen Ursachen von bösartigen Fiebern werden, erzählen Zimmermann, Reil, Bernt. Daß die Fäulniß der Fäces ähnliche Wirkung hat, lehrt Chevalier, über die Zufälle, welche die in der Ausräumung der Schwindgruben entwickelten Gasarten verursachen (Annales de chimie, 1834, Aout.). Faulende Pflanzen bewirken Aehnliches. Faulender Kohl verursachte ein bösartiges Fieber (Zimmermann, von der Erfahrung, Bd. 2, S. 210). Die Ausdünstungen des in Wasser getauchten Hanfs bewirkten in einem Dorfe Wechselfieber (Monfalcon a. a. O.). Indessen entsteht hierdurch nicht leicht eine miasmatische Epidemie.

Miasmatisch (miasmaticus, Med.), durch Miasma entstanden.

Miasteczko (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wirsitz, am Netzbruche; 540 Einw.; — 2) russ.-poln. Stadt, Gouv. Siedlec, südwestl. von Lukow.

Miastkow, russ.-poln. Ort, Gouv. Augustowo, westl. von Lomza.

Miastowice, preuß. Hauptgut, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Vorwerk; 170 Einw.

Miatau-Inseln, s. Schantong.

Miaty, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 110 Einw.

Miaulis (Biogr.), berühmte griechische Familie, die in der neuern Geschichte Griechenlands eine bedeutende Rolle spielt. Die Familie führte ursprünglich den Namen Bokos oder Vokos, bis 1) Andreas Bokos, geb. zu Negroponte im Jahre 1772, der Seehandel trieb, sich nach seinem kleinen Fahrzeug, einer Feluke, welche im Türkischen Miaul heißt, Miaulis nannte, welcher Name seitdem der Familie geblieben ist. Nachdem sich Andreas durch Getreidehandel während der französischen Revolution ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, ließ er sich auf Hydra nieder, baute sich ein größeres Schiff, als sie im Archipel gewöhnlich waren und zählte bald durch seinen Unternehmungsgeist, seine Tapferkeit und Kaltblütigkeit zu den angesehensten Schiffseigenthümern. Dem Aufstand der Griechen im Jahre 1821 zeigte er sich anfangs abgeneigt, da ihn das frühere Unternehmen unter Katharina II., wo sie treulos verlassen worden waren, abschreckte. Als er aber die Begeisterung und das feste Zusammenhalten der Bewohner des Festlandes und der Inseln, so wie den Ernst der Vertheidigungsanstalten erkannte, schloß er sich mit einem großen Schiffe „Leonidas", welches ihm u. der Familie Buduri eigenthümlich gehörte, der Flotte an u. nahm nun an allen Streifzügen Theil, welche im ersten Jahr des Aufstandes nach verschiedenen Seiten des Archipels unternommen wurden. Zum Oberbefehlshaber der griechischen Flotte ernannt, besiegte er den Feind am 5. und 6. März bei Patras. Noch bedeutender war der Sieg, welchen er am 20. Sept. 1822 im Kanale von Spezzia über die nach Nauplia bestimmte feindliche Flotte errang. Im Jahre 1823 abermals zum Oberbefehlshaber der griech. Flotte ernannt, fügte er zwar dem Feind manchen Schaden zu, konnte es aber nicht hindern, daß Ibrahim Pascha im Febr. 1825 auf Morea landete. Aber bald darauf wagte er einen Hauptstreich. Am 12. Mai 1825 segelte er mit 28 Schiffen u. 6 Brandern auf die im Hafen von Modon liegende feindliche Flotte los und vernichtete 2 Fregatten, 2 Corvetten, gegen 20 Transportschiffe und alle Kriegsvorräthe des Feindes mit Feuer. Die Versuche in Verbindung mit dem Admiral Sachturis dem Ibrahim Pascha die Verbindung mit Aegypten abzuschneiden und gegen den Hafen von Alexandrien einen ähnlichen Versuch mit Brandern auszuführen, mißlang zwar, indessen fügte er der Flotte des Kapudan Pascha durch seine Angriffe bedeutenden Schaden zu, verbrannte am 8. Dec. 1825 eine feindliche Fregatte und Ka-

perte mehre Transportschiffe, so daß sich Ibrahim Pascha am 8. Jan. 1826 zu der Seeschlacht am Cap Papas genöthigt sah, die von den Griechen nach den größten Anstrengungen gewonnen wurde. Nun folgte aber eine Unglücksperiode. Die Flotte war durch die vielen Kämpfe theilweise aufgerieben, unter den Griechen selbst war Uneinigkeit und in den Staatskassen fehlte das Geld. Als endlich die Großmächte dem Lande Schutz gewährten und die Flotte der Verbündeten erschien, trat die griechische ganz in den Hintergrund und selbst nach der Ankunft der Fregatte „Hellas", welche M. am 6. Dec. 1826 unter großen Feierlichkeiten als Admiralsschiff bestieg, vermochte sie nur wenig zu leisten. M. legte den Oberbefehl nieder, und zog sich nach Poros zurück und lebte theils hier, theils in Hydra sehr zurückgezogen. Erst nach der Schlacht bei Navarin und nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias schöpfte M. neue Hoffnung und übernahm wieder, einem Rufe der Regierung folgend, den Oberbefehl über die griech. Flotte, ohne jedoch in der nächsten Zeit Veranlassung zu größeren Thaten zu finden. Die Ueberreste der griech. Marine lagen unthätig im Hafen von Poros und es wurde für deren Erhaltung und Vermehrung gar nichts gethan. Die Schiffseigner von Hydra kamen mit Kapodistrias in Streit, weil er bei der Benutzung ihrer Schiffe die eingegangenen Verbindlichkeiten übertrat. Der Präsident ernannte zwar M., der in großem Ansehen stand, zum Chef und Oberaufseher des Hafens von Poros, um ihn dadurch für die Regierung zu gewinnen, aber es war vergeblich, M. wandte sich von dem Gouvernement immer mehr ab und trat endlich 1830 ganz offen zu der Oppositionspartei, welche auf der Insel Hydra ihren Mittelpunkt hatte. Als Kapodistrias mit den Hydrioten Unterhandlungen einleitete, war M. der eifrigste Vertheidiger der von ihnen angenommenen Grundsätze und erklärte im Jan. 1831, als die Auslieferung des zu ihnen geflüchteten freisinnigen Redakteurs des „Apollon", Polyzoides, von der Regierung verlangt wurde, die Hydrioten würden nie so treulos handeln und sich nimmermehr einem Preßgesetz unterwerfen, was den Grundsätzen des Staates widerspreche. Als der Regierungspräfekt von Hydra flüchtete, wurde M. unter die 7 Mitglieder der Kommission gewählt, welche die Regierung der Insel übernahmen. Da die Deputation, welche 1831 nach Nauplia ging, um den Präsidenten zu einem billigen Vergleich zu vermögen, und an welcher M. auch Theil nahm, nichts ausrichtete, so erhoben sich die Hydrioten zu einem förmlichen Aufstand und ernannten M. zu ihrem Anführer. Die Hydrioten forderten Entschädigung für ihre der gemeinsamen Sache dargebrachten Opfer und Sicherstellung der durch die Willkür des Präsidenten vielfach gefährdeten persönlichen Freiheit und Einberufung einer Nationalversammlung. Indem hierüber in öffentlichen Schriften gestritten wurde, erschien M. mit 200 Hydrioten vor Poros, wo die größtentheils abgetakelte griech. Flotte lag und bemächtigte sich des Hafens. Aber eingeschlossen in demselben durch die russ. Flotte unter dem Admiral Ricord und gedrängt zu Land durch die von Kapodistrias abgeschickten Truppen, faßte und vollführte er am 13. August den verzweifelten Entschluß, die sämmtlichen griech. Schiffe in Brand zu stecken. Während er selbst auf einem Boote davon segelte, gingen 28 Fahrzeuge, unter ihnen die Fregatte Hellas, deren Werth auf 50 Millionen Franks angeschlagen wurde, in Flammen auf. Nur 2 Dampfschiffe wurden gerettet. M. ging nach Hydra zurück und wurde vom Obergericht zu Nauplia in Anklagezustand versetzt. Die Kraftlosigkeit der Regierung und die Ermordung Kapodistrias am 9. Oktober 1831 schützten ihn vor weiterer Verfolgung. — Die im Aufstand begriffenen Bezirke bildeten in Perachore eine neue Regierungskommission und ernannten M. zum Oberadmiral, indem sie ihm den Befehl ertheilten, 6 Schiffe auszurüsten und damit die griech. Nationen im Archipel seinem Befehl zu unterwerfen. Durch die Flucht des provisorischen Präsidenten, Augustin Kapodistrias im April 1832, erhielt diese Partei vollständig die Oberhand. M. ging nach Nauplia und wußte durch seine Klugheit und durch das allgemeine Vertrauen, welches er genoß, die streitenden Parteien zu versöhnen. Als von der Nationalversammlung der Prinz Otto von Bayern zum König erhoben wurde, wählte man M. mit Kosta Bozzaris und Demetrios Plaputas zu der Deputation, welche dem Prinzen die Krone überreichen sollte. Seine einfache würdevolle Haltung erwarb ihm sogleich das Vertrauen des jungen Königs und seiner Regentschaft. Im J. 1833 wurde er zum Vorstand der Kommission ernannt, welche die Rechtstitel sämmtlicher Marineoffiziere zu prüfen hatte; bei der Organisation der Marine erhielt er den höchsten darin festgestellten Grad eines Contreadmirals; am 9. Okt. 1833 erfolgte seine Ernennung zum Seepräfekten und am 5. April 1835 wurde er zur außerordentlichen Würde eines Viceadmirals erhoben. Er † am 24. Juni 1835 zu Athen. Sein Grab am Piräus, auf einem Vorsprunge gegen das Meer hin, wurde von der Regierung mit einem Denkmal geschmückt. — M. hatte 6 Söhne. Der älteste, —2) **Demetrios M.**, war mit einer Tochter Buduris verheirathet u. starb als Chef eines Handlungshauses in Syra; er hinterließ 2 Söhne, von welchen der eine, Andreas M., im Ministerium des Auswärtigen angestellt wurde. Der 3. Sohn, — 3) **Antonios**, geb. 1802, der schon als Knabe auf dem Schiffe seines Vaters den niederen Seedienst u. im furchtbaren Kampfe gegen die Seeräuber den Waffendienst kennen gelernt und sodann in Livorno und Toulon durch gründliche Studien im Altgriechischen, Italienischen und Französischen so wie in der Theorie des Seewesens u. Schiffsbaues seine Bildung vollendet hatte, war nach dem Ausbruch des griech. Freiheitskampfes auf dem Admiralsschiffe der unzertrennliche Theilnehmer der Heldenthaten seines Vaters. Unter Kapodistrias wurde Antonios wegen seiner großen und damals unter den Griechen noch seltenen Bildung zum Mitglied des Obertribunals in Spezzia ernannt u. bekleidete dies Amt

mit Treue und Gewissenhaftigkeit, bis man auch ihn zum Werkzeuge der Unterdrückung u. Verfolgung gebrauchen wollte. Er nahm deshalb 1829 seinen Abschied und lebte zu Hydra, wo er sich schon früher mit der Tochter eines Primaten dieser Insel, Bathy, verheirathet hatte, in Zurückgezogenheit. Nach der Ankunft der Regentschaft wurde er zum Seekapitän u. später vom Könige Otto zu seinem Adjutanten ernannt. Als solcher begleitete er den König 1836 nach München u. auf seiner Brautfahrt nach Oldenburg. Er † auf dieser Reise am 12. Nov. 1836 zu Uffenheim.

Miava (Geogr.), 1) österr.-ungar. Fluß, neutraer Gespannschaft, Nebenfluß der March links, entspringt in dem miaver Gebirg und fließt von Osten nach Westen; — 2) Stadt das., nordöstlich von Senitz; Hanf- u. Flachsbau, Branntweinbrennerei, Tuch- und Wollzeuchweberei, Lederfabrikation; 8700 Einw.

Miba (a. Geogr.), Stadt in Arabia Felix.

Mibä (a. Geogr.), s. Rubä.

Mibora (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Art: Mibora verna *Ad.*, s. v. a. Sturmia minima *Hoppe*.

Mica (lat.), 1) Krümchen, Bißchen; — 2) M. aurea, kleines, prächtiges Tafelzimmer des Kaisers Domitian auf dem cölischen Berge; — 3) (Min.), lateinischer, früher von Deutschen, Franzosen und Engländern allgemein gebräuchlicher Name für Glimmer (s. d.).

Micae (lat., Min.), s. v. a. Glimmer, nach Breithaupt die 6. Ordnung der Steine mit den Gattungen: Pyrosmalites, Chloromelanus, Astrites, Hydrogonus, Talcum, Pyrauxites, Phengites.

Micali, Giuseppe, berühmter italienischer Archäologe, war zu Livorno aus einer reichen Kaufmannsfamilie geboren und machte schon frühzeitig größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland. Nach der Rückkehr in sein Vaterland widmete er seine ganze Zeit der Archäologie. Sein erstes Werk: „l'Italia avanti il dominio dei Romani" (4 Bde., Flor. 1810) machte großes Aufsehen, wurde von der Akademie der Crusca gekrönt u. von Raoul Rochette ins Französische übersetzt. Nach langem Zwischenraum erschien sein zweites Werk: „Storia degli antichi popoli italiani" (3 Bde., Flor. 1832), in welchem er das frühere Werk gänzlich umgearbeitet und mit den Ergebnissen seiner vielen Reisen u. umfassenden Studien bereichert hatte. Dazu erschien als Beilage eine Kupfersammlung der „Monumenti antichi" auf 120 Foliotafeln, die sehr reich und werthvoll ist. M. ist bei der Abfassung dieses Werkes durch die Arbeiten und Entdeckungen auswärtiger Alterthumsfreunde vielfach unterstützt worden, obwohl er dies, mit Ausnahme der Leistungen Niebuhrs und Ottf. Müllers, in der Vorrede nicht zugeben will. Ist auch diese Anmaßung und Selbstüberschätzung widerlich, so kann ihm doch nicht das Verdienst abgesprochen werden, durch seine Arbeiten die archäologischen Studien Italiens mächtig angeregt zu haben. Später hat er sich mit der Herausgabe einer Geschichte der Handelsstaaten des italienischen Mittelalters beschäftigt.

Micambe (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung, Arten unter Cleome *L.*

Micaud, St., franz. Dorf, Depart. Saône-Loire, Bez. Chalons sur Saône; Magnesia-Gruben; 580 Einw.

Micans (bot. Term.), schillernd, was einen schwachen metallischen Glanz besitzt, z. B. die Blätter und jüngsten Zweige von Elaeagnus angustifolia, Croton, Elateria und Cr. micans.

Micaphyllit (Min.), s. v. a. Andalusit (s. d.).

Micare ((römisch. Antiq.), eigentl. schimmern, dann gebraucht, um das blitzschnelle Oeffnen der Faust und Ausstrecken der Finger zu bezeichnen (m. digitis). Es war und ist in Italien theils ein Spiel, theils eine Art von Loos. Entweder streckt der Eine die Finger schnell aus und läßt den andern rathen, wie viele es waren, oder es gewinnt derjenige, welcher am schnellsten die meisten Finger ausstreckt (ital. La morra und far al tocco). Diese Art zu entscheiden war eine scherzhafte, sie wurde aber auch aus Frivolität oder besonderer Liebhaberei bei ernsthaften Gegenständen angewendet. Eine Verordnung des Apronianus (um 380 n. Chr.) schaffte das M. beim Viehhandel ab.

Micarea (Bot.), nach Fries, Gattung der Parmeliaceae Collemaceae *Rchb.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Arten ausländisch.

Micarelle (franz., Min.), 1) s. v. a. Pinit (s. d.); — 2) s. v. a. die graue und grünliche Varietät des gemeinen Skapoliths (s. d.).

Micaschiste (franz., Geognos.), nach Brongniart, s. v. a. Glimmerschiefer (s. d.).

Micciades (Archäol.), Bildhauer aus Chios, Sohn des Malas und Vater des Anthermus, um die 42 Olymp. lebend.

Miccio (Archäol.), Maler, Schüler des Zeuxis, lebte um Olymp. 102.

Micha (bibl. Gesch. u. Lit.), abgekürzter Name für Michajahu, d. h. wer ist mein Jehova? griech. *Μιχαίας*, lat. Micaeas. — 1) Israelit, dessen Geschichte der Anhang des Buchs der Richter Kap. 17 u. 18. enthält. Er gründete sich auf dem Gebirg Ephraim, wo er wohnte, einen besonderen Jehovakult mit einem Bilde und eigenen Priestern. Die Daniten entführten ihm aber das Bild nach ihrer Stadt Dan, dem alten Laisch, und es wurde der hieran geschlossene Kult später für Jerobeam die Veranlassung, daß er in dieser Stadt eines der Bilder, unter welchen Jehova verehrt wurde, aufrichtete. — 2) Prophet des Reichs Israel, wurde von Ahab wegen einer diesem unangenehmen Weissagung ins Gefängniß geworfen (1. Kön. 22). — 3) Ein anderer Prophet und Zeitgenosse des Jesaias unter dem König Hiskias wirkend, von dem unter den kleinen Propheten im Kanon das Buch M. herrührt. Dieses rügt an Israel und Juda den Götzendienst (1, 7. 5, 11.) und das sittliche Verderben (2, 8. 6, 10.), besonders in den höhern Ständen (Kap. 3.); deswegen wird mit der Zerstörung der Hauptstädte in beiden Reichen (1, 6. 3, 12.) und mit der Wegführung des Volks nach Assyrien (Kap. 1, 16. 5, 4. 7, 12.) u. nach Babylon

(4, 10.) gedroht. In der genauern Bestimmung der Zeit, in welcher die Schrift entstand, gehen die Ansichten der Ausleger auseinander. Frühere verlegen sie in die ersten Regierungsjahre des Hiskias. Ewald rückt nach Hitzigs Vorgang sie weiter herab und läßt durch die Weissagung von der Wegführung sich bestimmen, sie gleichzeitig mit dem Anmarsch der Assyrier gegen Israel anzusetzen. Die scharfe und klare Einsicht in die Nothwendigkeit einer Zerstörung der israelitischen Reiche, ja sogar des Tempels, neben der festen Hoffnung auf die messianische Zeit sind das Eigenthümliche dieses Propheten. Es fehlt der Schrift die genaue Uebersicht der damaligen Weltlage, wie sie sich im Jesaias findet, dagegen dringt sie tief ein in die innern Zustände des jüdischen Volkes, und deckt offen die Habsucht der Mächtigen, die Ungerechtigkeit der Richter, und die Feilheit der Irrlehrer auf. Ihr Inhalt ist nach Stoff und Form sehr verwandt mit dem Jesaias. (Vergl. Kap. 4, 1. und Jesaias 2, 1.) Auch an Kraft und Schwung der Rede steht das Buch diesem, seinem großen Vorbilde, wenig nach. Uebersetzt von Justi, Leipz. 1799; von Hartmann, Lemgo 1800.

Michabu (Religionsw.), s. v. a. Atahokan.

Michadais, griech. Ort, Livadien, Prov. Doris, nordöstl. von Petradgik.

Michael, St. (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Cornwall, nordöstl. von Fallmouth; — 2) nordamerik. Bucht, Labrador, an der Südostküste, nördlich vom Cap Charlee; — 3) österr. Dörfer: a) (St. M. am Zollfelde), Illyrien, Kr. Klagenfurt, Bez. Osterwitz; 100 Einw.; — b) (St. M.), das., Bez. Bleyburg; 200 E.; — c) (St. M.), das., Kr. Neustädtel, Bez. Seisenberg; 200 Einw.; — d) (St. M.), das., Kr. u. Bez. Villach; 140 E.; — e) (St. M.), Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Massenberg; 210 E.; — f) (St. M.), das., Kr. Cilli, Bez. Plankenstein; 130 Einw.; — g) (St. M., Swet-Mebou), das., Bez. Saneck; 170 Einw.; — h) (St. M.), das., Bez. Tüffer; 140 Einw.; — 2) (St. M.), Pfleggericht, Salzburg; umfaßt 2 Märkte, 18 Dörfer, 5800 Einw.; — 3) Marktflecken das., an der Mur; 650 Einw.; M. wurde 1416 zum Markte erhoben und brannte 1677 ab.

Michael (hebr. Name, bedeutet s. v. a. „wer ist gleich dem Höchsten?" Religionsw.), Erzengel der Juden, einer der 7 Engelfürsten oder Erzengel und zwar aus der ersten Ordnung derselben, von dem die jüdische Sage berichtet, daß er zum besondern Schutz der Israeliten da sey und an der Spitze seiner Engel mit dem Satan über den Leib Mosis gestritten habe. (Dan. 10, 13. 12, 1. Jud. 9. Offenb. 12, 7.). Die jüdische Mythologie stellt ihn dem Sammael gegenüber, z. B. bei der intendirten Opferung des Isaak. Nach Jonath. zu 5 Mos. 34, 6. theilt man die Bestattung des Moses, welche man nach dem Geiste des späteren Judenthums nicht Gott unmittelbar zuschreiben konnte, Engeln und namentlich dem Engel des israelitischen Volkes, M., zu. Mit dem Drachen des Satans siegreich streitend stellt endlich auch die Offenbarung Joh. 12, 7 ff. den Erzengel M. dar. Die Christen nahmen späterhin diesen Engel als Schutzengel ihrer Kirche für sich in Anspruch. Die katholische Kirche feiert drei Erscheinungen dieses Engels, die erste den 6. Sept., die zweite den 8. Mai, die dritte den 16. Davon ist aber noch zu unterscheiden das eigentliche Fest zu seiner Ehre, Michaelisfest, welches auf den 29. September fällt. Dieses (festum omnium angelorum oder festum dedicationis St. M.) wurde vom Papste Gelasius I. angeordnet und auf dem Koncil zu Mainz 813 zu einem allgemeinen Kirchenfest erhoben. Auch die protestantische Kirche hatte dieses Fest noch beibehalten. Doch ist es, weil dasselbe nicht auf biblischem Grunde beruht, in einzelnen Ländern später beseitigt worden. Es hat auch für das bürgerliche Leben Bedeutung, weil es den Abschluß des 3. Quartals bildet.

Michael (Geneal. u. Biogr.), 1. Fürsten. A. Kaiser und Czare: a) byzantinische Kaiser. 1) M. 1. Rhangabes heirathete die Procopia, die Tochter des Kaisers Nicephorus. Als der Sohn dieses Letzteren, Stauracius, der nach dem Tode seines Vaters im J. 811 den byzantinischen Thron bestieg, wenige Monate regiert hatte, erfuhr er, daß man seinen Schwager M. auf den Thron setzen wolle. Er gab Befehl, ihn zu blenden, aber der damit beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen M. zum Kaiser ausrufen, und Stauracius ging in ein Kloster, wo er bald darauf †. M. war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, als seine Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Procopia blindlings leiten. Gegen die Saracenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte M. selbst zu Paaren treiben. Aber das gelang nicht so leicht. Krummus, ihr König, bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und rohe Felle, und bestand auf einer genauen Festsetzung der Grenzen und auf Auslieferung sämmtlicher Ueberläufer, wozu ein ganzer bulgarischer Stamm gehörte. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser wahrhaft schimpflich, dennoch bewilligte er sie; aber die letzte fand Schwierigkeiten. Die Geistlichen wollten in die Herausgabe der meist schon getauften bulgarischen Ueberläufer an ihre ungetauften Landsleute nicht willigen. Da nahmen die Bulgaren den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser M. rathschlagte noch einmal wegen der Ueberläufer, doch ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich hartnäckig. Ein neuer Einbruch der Bulgaren nöthigte ihn, sich nachdrücklich zu rüsten; allein die Schlacht ging durch den Verrath eines der Anführer, M.s des Stammelnden, der späterhin Kaiser wurde, verloren (813). In dieser Noth übergab der Kaiser dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Herrscher ausgerufen und zu Konstantinopel von dem Patriarchen gekrönt. M. schnitt sich demüthig die Haare ab und ging in ein Kloster, wo er noch 35 Jahre lebte. Leo V., der Armenier, der ein thätiger und einsichtsvoller Regent war, zerfiel bald mit seinem Freunde M., dem

Stammler, der ihn einst mit gezogenem Schwerte zur Besteigung des Thrones gezwungen hatte, als er den Antrag des Heeres verwerfen wollte. Der Kaiser hielt seinen früheren Freund für des Hochverraths dringend verdächtig und stellte ihn vor Gericht. M. wurde schuldig befunden und Leo wollte ihn sogleich in die Oefen, welche die Bäder des Palastes heizten, werfen lassen. Allein es war Abend vor Weihnachten und die Kaiserin beschwor ihren Gemahl, das heilige Fest durch solche That nicht zu beflecken. Leo gab nach, zu seinem Verderben. Denn in derselben Nacht fand M. Mittel, den entschlossensten seiner Freunde Nachricht zu geben: wenn sie ihn nicht befreiten, werde er sie als Mitverschworne angeben. In der Dämmerung des Morgens werden die Geistlichen zur Abhaltung des Frühgottesdienstes in den Palast gelassen, mit ihnen die Anhänger M.s, unter Priestergewändern Schwerter verborgen haltend. Als der Gesang beginnt, fallen sie über den Kaiser her, der sich mit dem Krucifix vertheidigt, bis er ihren Streichen erliegt. Noch in Fesseln wurde — 2) M. II. Psellos (Balbus, der Stammler) im J. 820 auf den Thron gesetzt, befleckte denselben aber mit allen möglichen Lastern. Sein ehemaliger Mitfeldherr, Thomas aus Cappadocien, belagerte ihn in Konstantinopel, ward aber besiegt, nach einer 5monatlichen Belagerung in Adrianopel gefangen genommen und grausam hingerichtet. M. verlor Sicilien (wo der Feldherr Euphemius, wegen der Entführung einer Nonne zur Abschneidung der Nase verurtheilt, sich aus Furcht vor dieser Strafe empörte), 825, und Kreta, 823, an die Saracenen, und Dalmatien, 820, an die Bulgaren. Er †, allgemein verhaßt, 829. Ihm folgte sein Sohn Theophilos. — 3) M. III., Porphyrogenetes, des Vorigen Enkel, des Theophilos Sohn; ward unter Vormundschaft seiner Mutter Theodora (s. d.), der der Eunuch Theoktistos, der Patricier Bardas und der Feldherr Manuel laut Testaments des Theophilos zum Beistand gestellt waren, im 5. Jahre, 842, auf den Thron erhoben, ernannte später seinen Oheim Bardas zum Cäsar, ließ ihn aber bald darauf ermorden. Als Kind zur Regierung ernannt, benahm er sich stets als solches. Die tollsten Ausschweifungen, Sucht nach den circensischen Spielen, Verschwendung, thörichte Lustbarkeiten, Verspottung der herrschenden Religion machten ihn so verhaßt, daß man seine Ermordung durch den von ihm zum Cäsar erhobenen Basilius, 867, als Befreiung ansah. Ihm folgte der Mörder als Basilius I. (s. d.). — 4) M. IV., der Paphlagonier, Lieblingskämmerer der Zoe, früher Geldwechsler, nach Romanus Tode deren Gemahl und Kaiser, 1034. An Geist und Körper durch Epilepsie zerrüttet, enthielt er sich aller Geschäfte, und überließ seinem Bruder, dem Eunuchen Johannes die Regierung. Er sah Hungersnoth, Trockenheit, Pest und andere Uebel hereinbrechen. Nachdem er seinen Neffen M. adoptirt und zum Cäsar ernannt hatte, ging er nach 6jähriger Regierung in ein Kloster, wo er bald †. Ihm folgte 1041 jener Neffe. — 5) M. V., Calaphates (so genannt von dem Geschäft seines Vaters, der Schiffe ausbesserte) Er verabschiedete sogleich seinen Wohlthäter und Oheim Johannes und verbannte die Kaiserin Zoe; aber nach einem deshalb von den Bürgern erregten dreitägigen Aufruhr ward Zoe zurückgerufen und M., nach vierjähriger Regierung, geblendet und verwiesen. — 6) M. VI., Stratiotikos (der Kriegerische), ward von Theodora, die nach Constantin ein Jahr regiert hatte, ein schwacher Alter, zum Nachfolger 1056 erwählt, verlor aber, unerfahren, Thaten zu verrichten oder sich Liebe zu verschaffen, durch einen Aufstand der Soldaten das Jahr darauf die Krone an Isaak Comnenus und † im Kloster. — 7) M. VII., Parapinaces (so genannt, weil er bei einer Theuerung den Getreidpreis erhöhte und das Maß verkleinerte), Sohn des Kaisers Konstantinus XII. (Dukas), folgte 1071 nach Romanus IV. Ermordung diesem; trieb Rhetorik und Philosophie, besaß aber bloß die Tugenden eines Mönches und überließ 1071 gern die Krone Nicephorus VIII. — 8) M. VIII., Paläologus (1), s. Paläologen 9). — 9) M. IX., Paläologus II., Enkel des Vorigen, Sohn des Andronicus Paläologus, wurde 1295 von seinem Vater zum Mitregenten ernannt und mit dem Kaisertitel geschmückt. Er war erst Heerführer in Asien, dann in Thessalonien, † aber schon vor seinem Vater im J. 1320 aus Kummer über den Mord, welchen sein jüngerer Bruder, Andronicus, an dem ältern, Manuel, ausgeführt hatte. — b) Kaiser von Trapezunt: 10) M., Vater des Kaisers Johann III., regierte von 1344—49, wo er abgesetzt wurde. S. Trapezunt, Gesch. — c) Großfürsten und Czare von Rußland: 11) M. Jurjewitsch, Sohn des Großfürsten Juri (Georg) I. von Rußland, hätte eigentlich seinem Bruder Andreas, als er im J. 1174 ermordet wurde, auf dem Thron von Rußland folgen sollen; aber die Söhne seines verstorbenen Bruders, die von ihrem Schwager, dem Fürsten von Resan, unterstützt wurden, vertrieben ihn und nahmen die Herrschaft in Besitz. Aber von den gedrückten Unterthanen zurückgerufen, schlug er seine Neffen 1175 in einer entscheidenden Schlacht und nahm von der Herrschaft Besitz. Er † schon 1176. — 12) M., Sohn Wsewolods des Rothen, Fürsten zu Tschernigow, erhielt 1207 von seinem Vater das Fürstenthum Perejaslaw, wurde aber vertrieben und folgte dann späterhin seinem Vater im Fürstenthum Tschernigow; dazu erhielt er noch 1125 von seinem Schwager, dem Großfürsten von Wladimir, das Fürstenthum Nowgorod. M. regierte mild und gut, legte aber in Nowgorod die Regierung bald nieder, um nach Tschernigow zurückzukehren, weil die dortigen Unordnungen seine Gegenwart erforderten. Auf inständiges Bitten der Nowgoroder kehrte er aber 1226 zurück und übernahm wiederum die Regierung. Diesmal waren aber die Nowgoroder mit seiner Regierung so wenig zufrieden, daß sie einen andern Fürsten herbeiriefen und sogar in M.s Erblande Einfälle machten. Als M. 1239 Kiew erhielt, trat er Tschernigow an Mitislaw Glejowitsch ab. Als im J. 1240 der Tatarenkhan Batu mit einem Heer in Kiew

einfiel, gab M. den Gesandten, die ihn zur Unterwerfung aufforderten, eine abschlägliche Antwort, und ließ dann dieselben, als sie zum zweiten Mal erschienen, um dasselbe zu fordern, hinrichten. Darauf verwüstete Batu das ganze Gebiet von Kiew, eroberte die Stadt und vertrieb M., der sich nach Ungarn begab, um Hülfe zu suchen. Als die Feindseligkeiten aufgehört hatten und den russ. Fürsten ihre Besitzungen unter tatarischer Oberhoheit zurückgegeben wurden, begab sich auch M. 1245 zu der großen tatarischen Horde, um dem Khan zu huldigen. M. sollte eben zum Khan geführt werden, um die Belehnung zu empfangen, als er sich weigerte, zwischen zwei Reinigungsfeuern durchzugehen und dem dabei aufgestellten Götzenbilde die Verehrung zu erweisen, die demselben alle andern Fürsten geleistet hatten. Als alle Ermahnungen nichts fruchteten, ließ der Khan M. und dessen Minister, den Bojaren Fedor, enthaupten. Man sagt, daß M. die Gefahr, der er sich aussetze, vor seiner Reise gekannt und in der Absicht, die Märtyrerkrone zu erringen, zu dem Khan gereist sey. — 13) M. Jaroslawitsch, geb. 1271, nach dem Tode seines Vaters, des Großfürsten Jaroslaw III. von Wladimir; wurde Fürst in Twer, genehmigte 1292 nur sehr ungern die Erhebung seines Bruders Andreas II. zum Großfürsten, verband sich mit dem Fürsten in Moskau gegen denselben und ward nach Andreas Tode 1304 selbst Großfürst. Der gleichfalls den Thron prätendirende Georg, Fürst von Moskau, Sohn von M.s Bruder, Daniel, wendete sich an den Tatarenkhan, damaligen Oberherrn von Rußland, ward aber von ihm abgewiesen, indem M. dessen Bestätigung erhielt. Er unterwarf die unruhigen Nowgoroder. Er beglückwünschte hierauf in Person den neuen Tatarenkhan Usbek und ward freundlich aufgenommen. Noch bessere Aufnahme fand aber später sein Gegner Georg, Fürst von Moskau; dieser wußte sich so einzuschmeicheln, daß Usbek ihm seine Schwester zur Gemahlin gab, und ihn zum Großfürsten ernannte. Georg drang nun mit einem Heer Tataren nach Twer vor, ward aber geschlagen und dabei die Gemahlin Georgs gefangen. Unglücklicher Weise † sie bald darauf, und das Gerücht verbreitete sich nun, daß M. sie vergiftet habe. Der Khan berief ihn, um sich zu rechtfertigen, zu sich, bei der Horde wurde aber M. gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und 1317 schmählich durch Schläge gemartert, an einer Kette aufgehangen und endlich mit einem Dolche durchbohrt. Georg Danielowitsch, sein Feind, war sein Nachfolger. — 14) M. Feodorowitsch Jurief Romanow, der erste aus dem Hause Romanow, geb. 1596, wurde wegen seiner Abstammung von einer Tochter des Czaren Johann Basilowitsch 1613 zu Moskau zum Czaren erwählt. Obgleich erst 16 Jahre alt, bemühte er sich mit gutem Erfolg, dem Reich nach Innen und Außen Ruhe zu verschaffen. Als er die langwierigen Kriege mit Polen und Schweden mit Waffengewalt nicht zu beendigen vermochte, trat er 1617 in dem stolbowischen interimistischen Frieden an die Schweden gegen Nowgorod und andere Oerter: Kepholm, Karelien und Ingermannland, an die Polen aber Smolensk, Nowgorod, Tschernigow u. s. w. ab. Dieser Friede kostete zwar große Opfer, aber Rußland bedurfte vor Allem Ruhe und diese wurde ihm durch die geschlossenen Verträge zu Theil. Durch den Frieden erhielt der Vater M.s, Feodor Nikitisch Romanow, der als russ. Gesandter bei Sigismund III. von Polen festgehalten worden war, die Freiheit und wurde von seinem Sohn zum Mitregenten erhoben. M. benutzte den Frieden, um durch Gesandtschaften mit auswärtigen Mächten, namentlich mit England, Persien, Dänemark, Frankreich und Schweden Handelsverbindungen anzuknüpfen. Nach vergeblicher Werbung um die Prinzessin Dorothea Auguste von Holstein Gottorp vermählte er sich 1624 mit Maria Dolgorucki, und als diese schon im folgenden Jahre †, 1626 mit Eudoxia Streschenew. Im J. 1632 glaubte er die im stolbowischen Frieden verlorenen Provinzen wieder gewinnen zu können und fing deshalb mit Polen Krieg an. Derselbe hatte aber einen für Rußland so ungünstigen Fortgang, daß sich M. Glück dazu wünschte, als 1634 ein ewiger Friede zu Stande kam, durch welchen der stolbowische bestätigt wurde. M. † 1645 und ihm folgte sein Sohn Alexius Michaelowitsch. — 15) M. Paulowitsch, geb. 1798, Sohn des Kaisers Paul und der Kaiserin Maria, erhielt von seiner Mutter eine treffliche Erziehung und vermählte sich, nachdem er größere Reisen durch Italien, Frankreich und England gemacht hatte, mit Helene Paulowna (vorher Friederike Charlotte Maria), Tochter des Herzogs Paul von Würtemberg. Seiner und des Kaisers Nikolaus' Unerschrockenheit ist namentlich die Dämpfung des gefährlichen Aufstandes der Garderegimenter zu Petersburg im Jahre 1825 zuzuschreiben. Als Chef des russischen Ingenieurcorps nahm er auch an dem letzten Türkenkrieg, wie an dem polnischen Revolutionskrieg Theil.

B) Könige: a) von Polen: 16) M. Thomas Koributh Wiesnio Wiecki, geb. 1638, war Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woywoden von Reußen, Jeremias Wiesnio Wiecki und von mütterlicher Seite ein Urenkel Johann Zamojski's. M. lebte in den dürftigsten Umständen, da sein Vater seine großen Besitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwischen Polen und Rußland an den russischen Czaren verloren hatte. Trotzdem wurde er nach dem Rücktritt Johann Kasimirs 1669 von dem niederen Adel, der den Magnaten gegenüber hierdurch seine Macht zeigen wollte, zum Könige von Polen erwählt. Er selbst fühlte seine Kräfte der hohen Aufgabe, welche ihm von der Nation ertheilt wurde, so wenig gewachsen, daß er bei der Nachricht von seiner Wahl unter Thränen in die Worte ausbrach: „Möge dieser Kelch an mir vorüber gehen". Er verließ das Wahlfeld, um sich der Annahme der Wahl zu entziehen, wurde aber eingeholt und mußte sich dem Willen der Nation fügen. Er ward am 29. Sept. 1669 zu Krakau gekrönt und verheirathete sich, obschon ihn der Primas und Johann Sobiesky mit der Tochter

des Herzogs Gaston von Orleans zu vermählen gedachten, mit Eleonore, Tochter des Kaisers Leopold I.. Aber diese Verbindung half M. wenig, da seine Gemahlin ihrer Jugendneigung zum Prinzen von Lothringen ungescheut nachhing und mit ihrem Vater, dem Kaiser, den Wunsch hegte, daß M. entsetzt werden möchte, damit Karl von Lothringen auf den polnischen Königsthron erhoben werden könne. M.s kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weise den Verhältnissen gewachsen war. Er wußte weder dem Adel, noch den auswärtigen Feinden zu widerstehen. Auf dem Reichstag von 1670 spottete man offen des königlichen Ansehens und trieb die Streitigkeiten bis zum Blutvergießen. Da die Kosaken früher M.s Familiengüter verwüstet hatten, so erlaubte er sich, der mit der Pforte vor Kurzem abgeschlossenen Konvention zuwider, Bedrückungen gegen sie. Die Kosaken empörten sich und fanden bei den Tataren, die bisher immer zu Polen gehalten hatten, und bei dem Sultan Mahomed IV. Beistand. Mahomed zwang M. durch einen Einfall in Polen, Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut von 22,000 Dukaten zu zahlen. Aber der polnische Reichstag genehmigte den Frieden nicht und rüstete sich zu neuem Kampf. Während Johann Sobieskу, des Königs Feldherr, Gegner und Nachfolger, den großen Sieg über die Türken bei Choczim davontrug, erkrankte M. u. †, von Allen verachtet, am 10. Nov. 1673 zu Lemberg.—b) von Portugal: 17) M. Maria Evarist, gewöhnlich Don Miguel genannt, f. Miguel.

C) Andere Fürsten: a) Fürst von Albanien: 18) M. Angelos Komnenos, Fürst 1204, f. Albanien. — b) Hospodare der Moldau: 19) M. Rakovizza, Hospodar 1703—9, f. Moldau, Gesch. — 20) M. Suzzo, f. Suzzo. — c) Woiwode der Walachei: 21) M. I., Sohn Raduls des Gr., regiert von 1500—10, f. Walachei, Gesch. — 22) M. II., reg. bis 1583, f. Walachei, Gesch.— 23) M. III., Sohn Peters II., war vorher Bai von Krajowa, von 1591—1601 Woiwode der Walachei. Er verband sich 1595 mit dem Kaiser Rudolph II. gegen die Türken, besiegte in Verbindung mit Sigismund, Fürsten von Siebenbürgen, Sinan Pascha und eroberte Bucharest und Tergovist, die damalige Hauptstadt des Landes, wieder. Zum General der kaiserlichen Armee ernannt, focht er 1600 gegen den Kardinal Batori, dem Sigismund Siebenbürgen abgetreten hatte, während es den Verträgen gemäß an Oesterreich hätte fallen sollen. Nachdem er sich des Landes, namentlich der Hauptstädte Alba Julia u. Hermannstadt bemächtigt hatte, verlangte er vom Kaiser Siebenbürgen als Lehn. Als ihm die Forderung nicht bewilligt wurde, widersetzte er sich, wurde aber von dem kaiserl. General Basta u. den Türken u. Siebenbürgen genöthigt, nach der Wallachei zu entfliehen. Er kam zwar wieder bei Rudolph in Gunst, wurde aber von Basta beschuldigt, mit den Türken Verbindungen angeknüpft zu haben. Da er sich seiner Verhaftung mit den Waffen in der Hand widersetzte, wurde er getödtet.

II) Feldherrn, Gelehrte und Künstler: 24) M. Kios, f. unter Komnenen. — 25) M. Cerularius, war seit 1043 Patriarch von Konstantinopel. Das Verhältniß zwischen der römischen und griechischen Kirche war zwar in der Mitte des 11. Jahrh. ein sehr kaltes, indessen hatten doch die eigentlichen Streitigkeiten zwei Jahrhunderte geruht. Da riß M. das schwache Band vollends entzwei, indem er die lateinische Kirche wegen irrthümlicher Gebräuche, namentlich wegen des Gebrauchs des ungesäuerten Brodes beim Abendmahl heftig und ungeziemend angriff. Der Kaiser Konstantin wünschte dringend, den Streit beigelegt zu sehen und bewog den Papst Leo IX., Gesandte nach Konstantinopel zu schicken. Diese vergaßen aber den Zweck ihrer Sendung, Frieden zu stiften, so sehr, daß sie über den Patriarchen, der unbeweglich fest bei seiner Meinung beharrte, in der Sophienkirche zu Konstantinopel öffentlich und feierlich den Bannfluch aussprachen und sodann die Stadt verließen (1054). M. wurde zwar 1059 von Isaak Komnenos abgesetzt und † bald darauf, aber der Zusammenhang beider Kirchen war seitdem für immer aufgehoben. — 26) M. Andreopulos, f. Syntipas. — 27) M. Apostolius, f. Apostolius 1). — 28) M. Attaliates, griech. Jurist, lebte in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, u. schrieb: *ποίημα νομικόν*, welches im 2 Bd. von Leunclavius Jus graeco-rom. abgedruckt ist. —29) M. Glycas, f. Glycas. — 30) M. von Ephesus, griech. Kommentator des Aristoteles, von dessen Schriften nur die Scholien zu den kleineren physikalischen Schriften des Aristoteles mit dem Kommentar des Simplicius (Venedig 1527, Fol.) gedruckt sind. — 31) M. Plocheiros, griech. Schriftsteller der späteren Zeit, schrieb: *Δραματικόν*, ein Dialog zwischen den Musen und der Glücksgöttin, herausgeg. von Morell (Paris 1598). — 32) M. Psellus der Aeltere, von Konstantinopel, griech. Schriftsteller aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, schrieb: *περὶ λίθων δυνάμεως*, eine mineralog.-medicinische Schrift, herausgeg. von Maussacus (Toulouse 1615), von Bernard (Leyden 1745). — 33) M. Psellus der Jüngere, lebte von 1020—1105 als Lehrer der Theologie u. Philosophie in Konstantinopel. Schrieb: *Διδασκαλία παντοδαπή*, theilweise herausgegeben von Wegelin (Augsb. 1611), vergl. Fabricius, Bibl. gr., 10. Bd., S. 83 ff.; — „*Περὶ δυνάμεων τῆς ψυχῆς*“, herausgeg. von Tarin (Paris 1619); — Paraphrase zu Aristoteles „*περὶ ἑρμηνείας*“ (Venedig 1503, Fol., lat. 1542); — Synopsis des Organon von Aristoteles, griech. und lat. von Ehinger (Augsburg 1597); — Kommentar zur Physik des Aristoteles, lat. von Cämotius (Vened. 1554, Fol.); — „*Περὶ τῶν πέντε φωνῶν* des Porphyrius“ (Basel 1542); — *Περὶ ἐνεργείας δαιμόνων*“, herausgeg. von Gaulminus (Paris 1615, Kiel 1688, 12. u. öftr.). Vgl. Leo Allatius, „de Psellis eorumque scriptis“ (Rom 1634). — 34) M. Angelo, f. Buonarotti. — 35) Pater M., ein Minorit und berühmter Klavier- und Orgelspieler des vorigen Jahrhunderts, kam 1766 in die Kapelle des Bischofs von Großwardein, zu welcher ihn

Dittersdorf in Wien engagirte. Er komponirte mehre treffliche Klavierkoncerte, Trio's und Streichquartette. — 36) M., Roger, tüchtiger Kontrapunktist, war Niederländer von Geburt und folgte 1587 einem nach Forsters Tode an ihn ergangenen Ruf als kurfürstl. Kapellmeister nach Dresden. Von seinen Kompositionen hat man noch einen fünfstimmigen Introitus Domini Dierum und einen eben solchen Introitus anniversar., welche 1599 und 1603 in Leipzig herauskamen.

Michaelbeuren, österr.=salzburg. Hofmark und Kloster, Pfleggericht Weitwörth; viereckiges Stiftsgebäude, Kirche mit uraltem Thurme, schönem Gemälde von Michael Rottmayer und Grabmälern, eine gute Bibliothek mit Handschriften und Mineraliensammlung; 270 Einw. Das Kloster wurde 757 von Graf Günther zu Otting im Chiemgau gegründet, 784 hierher versetzt und von den Ungarn hart mitgenommen.

Michael della Badese, St., ital. Dorf, lombard. venet. Königreich, Depart. Padua; Ledermanufakturen; 3500 Einw.

Michaelsdorf (Michofzen), österr.=steyer. Dorf, Kreis Marburg, Bezirk Ebensfeld; 200 Einw.

Michaelerberg, österr.=steyer. Dorf, Kreis Judenburg, Bez. Gstatt; 310 Einw.

Michael Henry's Pepping (engl., Pomol.), ein sehr feiner, großer, kugeliger, etwas gestreifter Tafelapfel von schöner Form u. vorzüglicher Güte. Dauert bis Anfang Juli.

Michaelis (St. M.), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Freiberg; Vorwerk, Mühle, Bergbau; 1290 Einw.

Michaelis (Biogr.), 1) Joh. Heinr., geb. 1663 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenheim, wurde 1699 als Professor der orientalischen Sprachen in Halle angestellt u. 1709 als Professor der Theologie. † 1738. Er gab heraus: Biblia hebraica, Halle 1720 u. 1739 in 4. und Adnotationes in hagiogr. Vet. Test. 1720, 3 Th., 4. — 2) Joh. Benjamin, geb. 1746 zu Zittau, gab noch in Leipzig, wo er Medicin studirte, eine Sammlung von Fabeln, Liedern und Satyren heraus, und wandte sich dann ganz der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften zu. In Hamburg wurde ihm 1770 die Redaktion des Hamburger Correspondenten übertragen. Bald aber fesselte ihn das Theater mehr als seine Zeitungsredaktion und er arbeitete bei der seilerischen Gesellschaft für die Bühne. Zuletzt lebte er in Halberstadt und † 1772. Seine „Poetischen Werke" sind herausgegeben von Schmidt, 2 Th., Gießen 1780; seine „sämmtlichen Werke" Wien 1791, 4 Bde. — 3) Joh. David, Sohn und Neffe zweier gelehrten Orientalisten und Professoren der Theol., Chr. Bened. u. Joh. Heinr. M., geb. zu Halle 1717, trat als Privatdocent in Halle auf u. unternahm eine wissenschaftliche Reise über Holland und England. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Anfertigung eines wissenschaftlichen Katalogs der Universitätsbibliothek zu Halle und wurde durch Münchhausen 1745 nach Göttingen als Professor der Philosophie gezogen. Er besaß eine ausgezeichnete Lehrgabe und wirkte höchst anregend für das Studium der orientalischen Sprachen. Auf seine Veranlassung gab der König Friedrich V. von Dänemark die Mittel zu einer Untersuchungsreise nach Arabien her, welche durch Niebuhr's und Ferskal's Forschungen für die Erklärung der Bibel sehr wichtig wurde. Durch Lessing wurde M. selbst zu einer Uebersetzung der Bibel veranlaßt, welche wegen ihres sklavischen Anschlusses an das Original und ihres dem Genius der deutschen Sprache widerstrebenden Ausdrucks schnell veraltete, noch immer aber für den Gelehrten wegen der Anmerkungen zum Text Werth hat und viel zur Förderung der Bibelerklärung beitrug. Reichthum des Wissens und eine scharfsinnige Kombinationsgabe sind die Vorzüge seiner Schriften. Für die Akademie in Göttingen entwarf er bei deren Begründung 1751 mit Haller die Grundgesetze und leitete erst als Sekretär und dann als Direktor die Geschäfte derselben, bis ihn Mißhelligkeiten mit seinen Kollegen veranlaßten, die Stelle aufzugeben. Länger führte er die Redaktion und Mitredaktion der göttinger gelehrten Anzeigen, von 1753—70. Er wurde 1761 mit dem Hofrathstitel geehrt und übernahm auch seitdem nicht bloß die Funktion eines Bibliothekars, sondern auch die Leitung des philologischen Seminars, ohne auf eine Vergütung Anspruch zu machen. Sein Ruf war ein europäischer und man mußte in ihm eben so sehr den Gelehrten als den rechtschaffenen Mann ehren. Die Akademien von London und Paris ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Der Kaiser ernannte ihn zum Rath und der König von England gab ihm 1787 das Prädikat eines Geh. Justizrathes. Ununterbrochen thätig † er den 22. Aug. 1791. Schrieb: Hebräische Grammatik, Gött. 1745, 3. Aufl. 1778; — Einleitung in die göttl. Schriften des N. T., 1750 u. 2. Aufl. 1787, 2 Th.; — Deutsche Uebersetzung des A. T., 1769—83, 13 Bde.; — Mosaisches Recht, 1770 bis 75, 6 Bde.; — Oriental. und exegetische Bibliothek, 23 Bde., 1781—85; — Supplementa et emendationes ad lexica hebr., 6 Bde., 1784 — 92; — Neue oriental. und exeget. Biblioth., 1786—91; — Eine Reihe Commentationes, in Societate reg. scient. Gött. per ann. 1758—68, praelectae, Brem. 1769; — Compend. Theol. dogm., 1760, deutsch 1785. Nach seinem Tode von Stäudlin herausgeg. „Moral", 1792—93, 3 Bde.; — viele Editionen oriental. Werke des Abulfeda rc. — eine Selbstbiographie, herausgeg. von Hassencamp, Rinteln und Leipz. 1793, nebst einer Charakterschilderung M.'s von Eichhorn u. dem Elogium von Heine. — M.'s literar. Briefwechsel, herausgeg. von Buhle, Lpz. 1794. — 4) Adolph, Rechtsgelehrter, geb. 1797 in Hameln, ward 1718 Privatdocent der Rechte zu Göttingen, dann in Tübingen, wo er 1820 zum Professor und 1833 zum Mitglied der I. Abtheilung der Justizdienstprüfungskommission für das Königreich Würtemberg befördert ward. Schr.: De ordine succed. juris feud. Longobardici, Stuttg. 1818, 4.; — Grundriß zu Vorlesungen über das gemeine deutsche Privatrecht, Tüb. 1819, 2. Aufl. 1831; — Darstellung des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und

der deutschen Bundesstaaten, das. 1820; — Corpus jur. publ. germ. academicum, das. 1825; — Systemat. Uebersicht des gemeinen deutschen und des würtemberg. Lehnrechts, das. 1827; — De mercatura procuratoria, das. 1829; — Die Protokolle der deutschen Bundesversammlung, Erl. 1829; — Grundriß des würtemberg. Privatrechts, Tüb. 1829; — Grundriß des gemeinen deutschen und des würtemberg. Handels- und Wechselrechts, das. 1831; — Grundriß der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, das. 1832; — Rechtl. Gutachten über die Frage: ob die Ausflüsse der persönlichen Leibeigenschaft im Königreich Würtemberg bedingt oder unbedingt aufgehoben seyen, Ulm 1835, u. m. A. — 5) Gustav Adolph, geb. zu Haarburg 1798, seit 1841 Professor der Geburtshülfe und Direktor des akademischen Gebärhauses und der Hebammenanstalt zu Kiel. Schr.: De induratione telae cellulosae, Kiel 1820; — Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe, das. 1833 ff. — 6) Gerrit Jan, Landschaftsmaler, geb. 1775 zu Amsterdam, Schüler Andriessen's, erhielt 1805 den zweiten Preis der Gesellschaft Felix Meritis mit einem Bilde, welches Schloßruinen in landschaftlicher Umgebung bei stürmischem Herbstwetter darstellt und lieferte seitdem zu den Kunstausstellungen zu Amsterdam, Utrecht, Gelderland, Harlem Gemälde, die mit großem Beifall aufgenommen wurden, wie denn M. überhaupt zu den tüchtigsten Landschaftsmalern seines Vaterlandes gezählt wird. Seine Bilder sind von lieblichem und angenehmem Ton, in der Technik ausgezeichnet und lassen Licht und Schatten auf's Wirksamste hervortreten. — 7) Christian Friedrich, verdienter Musikgelehrter, geb. zu Lpz. 1770, wurde in seinen Knabenjahren von Weidenhammer, Burgmüller u. Görner im Klavier, von Ruhe auf der Violine unterrichtet, bildete seinen Geschmack an den klassischen Werken der Meister Seb. und Ph. Eman. Bach, Haydn, Mozart, Clementi, Dussek, Eberl, Beethoven u. A. und erfreute sich bei seinen jugendlichen Kompositionsversuchen des Rathes der Kantoren Doles und Kessel (in Leipzig und Eisleben). Er habilitirte sich 1793 in Leipzig als Privatdocent der Philosophie, nahm 1801 die Stelle eines Hauslehrers beim Kammerherrn von Rochow in Plessow bei Potsdam, 1803 eine andere in Dresden an, kehrte erst später in seiner früheren Eigenschaft nach Leipzig zurück, wo er sich mit der Uebersetzung einer Menge musikalischer Werke, so wie mit andern literarischen Arbeiten beschäftigte und 1834 †. Unter seinen Schriften ist die beste: „Ueber den Geist der Tonkunst mit Rücksicht auf Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft" (erster Versuch 1795, zweiter Versuch 1800). Die meisten seiner kleinern Aufsätze und Abhandlungen enthält auch die Leipz. allg. mus. Zeitung vom Augenblicke ihres Entstehens an. — 8) Tobias, zuletzt Musikdirektor zu Leipzig und tüchtiger Musiker, war der Sohn des Kapellmeisters Roger Michael und zu Dresden 1592 geboren. Er wurde 1601 als Diskantist in die dresdner Kapelle aufgenommen, 1609 vom Kurfürsten nach Schulpforte geschickt, bezog 1613 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren; ging 1617 zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung nach Jena, nahm 1619 die ihm angetragene Stelle eines Kapellmeisters an der Trinitatiskirche zu Sondershausen an, folgte 1631 endlich einem Rufe als Musikdirektor nach Leipzig an Hermann Schein's Stelle und † zu Leipz. 1657. Von seinen Werken ist nur noch bekannt: „Musikalische Seelenlust, worin 50 deutsche mit 1 bis 6 und mehr Stimmen nebst abwechselnden Instrumenten, doch nur 5 voces nach ihrem G. B. eingetheilte Koncertstücke befindlich sind" (2 Th.).

Michaelisfest (**Michaelis**), s. **Michael** (Religionsw.).

Michaelisberg, s. Siegburg.

Michaelis-Donn (St. M., **Rethbieker-Donn**, **Röstthusener-Donn**), holstein. Dorf, Süder-Dithmarschen, Ldvogtei **Meldorf**, an der Marsch; 800 Einw.

Michaelishähne, s. Zins.

Michaelismesse, s. Leipzig.

Michaelit (Min.), nach **Webster** wahrscheinlich eine Varietät des Kieselsinters von netzförmig-faseriger Struktur und geringerem Gewicht (= 1,88). Besteht aus 83,65 Kieselerde und 16,35 Wasser. Mit Kieselsinter auf der Insel St. Michael.

Michaelkleinz, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. **Waldschach**; 180 Einw.

Michaelnbach, österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Distr. Erlach; 140 E.

Michaelopolis, s. v. a. Archangel.

Michaelowitsch, **Alexei** oder **Alexis**, Czar von Rußland, einziger Sohn und Nachfolger von Fedorowitsch, geb. 1630 trat seine Regierung 1646 an. Anfangs stand er, kaum 15 Jahre alt, unter dem Einflusse seines Erziehers, Morosow, der, als der Czar 1648 eine Tochter eines seiner Hofbeamten, Maria Miloslawoiska, heirathete, sein Ansehen noch dadurch befestigte, daß er deren Schwester zur Ehe nahm. M.s erste Sorge war, sein Land durch Errichtung eines respektablen Kriegsheers, zu dessen Ausbildung er fremde Offiziere nach Rußland zog, zu sichern. Da aber Morosow und seine Anhänger stolz, übermüthig, ungerecht und das Volk drückend regierten, erhob sich dieses zu Moskau im Juni 1648 zu einem Aufstand, stürmten Morosows Palast und erzwang vom Czar die Auslieferung und Hinrichtung der zwei gehaßtesten Staatsdiener, und mit Mühe konnte er endlich erlangen, daß Morosow wieder frei erscheinen durfte. Als nun 1650 der Czar zwei andere Aufstände gestillt hatte, erklärte er 1654 Polen unter nichtigen Vorwänden den Krieg, eroberte Smolensk und Witepsk und beabsichtigte, den Polen die im stolbowischen Frieden abgetretenen Länder wieder abzunehmen. Schon 1656 aber wendete er sich, von dem Kaiser, den Polen um Vermittelung ansprach, aufgeregt, gegen Schweden und erklärte, während er einen Stillstand mit Polen und ein Bündniß mit ihm gegen Schweden schloß, letzterm Lande 1656 den Krieg. Bald sah er aber, daß er mit den Schweden nicht so leichtes Spiel wie mit den Polen habe, und schloß zu Wallisar mit ihnen 1657 einen dreijährigen Frieden, wendete sich aber

während dieses wieder gegen Polen und zwang dasselbe durch mehre, mit abwechselndem Glück, jedoch größtentheils zum Vortheil Rußlands, geführte Feldzüge in dem 13jährigen Frieden von Andrussow am 30. Januar 1667, ihm das Gebiet von Smolensk, Severien, Czernichovien und einen Theil der Ukraine, so daß der Dniepr die Grenze machte, abzutreten, während den Polen Poloczk, Witepsk, das polnische Liefland und auch die Stadt Kiew verbleiben sollten. Mit Schweden war 1661 durch den Frieden von Kardis Alles auf den Fuß des stolbowischen Friedens gestellt worden. Mit England brach Alexius, seitdem dort der König hingerichtet worden war, alle Verbindungen ab. Georgien übergab ihm freiwillig die Schutzherrlichkeit über sich, doch nützte Rußland diesem Lande nichts weiter, als daß es bei Persien vermittelnd für dasselbe eintrat und den vertriebenen Fürsten Schutz und Unterhalt gewährte. 1666 schlugen Alexius Heere einen eingefallenen Tatarenhaufen, allein sie litten bald darauf durch die Tataren, die sich mit den Kosaken vereint hatten, eine Niederlage. Der Czar suchte nun durch Gesandtschaften an verschiedenen europäischen Höfen die Verbindung Rußlands mit der civilisirten Welt zu befördern und seinem Sohne dadurch die polnische Krone zu verschaffen. Diese Gesandtschaften besuchten selbst Madrid, Paris (wo sich damals noch Niemand befand, der das russische Schreiben zu übersetzen vermocht hätte) und Amsterdam. Unter Alexius wurde auch der Handel mit China durch eine Gesandtschaft nach Peking gefördert und auch zuerst Gewißheit erlangt, daß Asien mit Amerika nicht zu Lande zusammenhänge. Außerdem suchte M. den Handelsverkehr mit Persien und andern asiatischen Reichen durch Errichtung einer Schifffahrtstation für das kaspische Meer zu Astrachan zu befördern, doch ein Aufstand der donischen Kosaken, von Stenko Radzin 1669 angestiftet, vereitelte diesen Plan. 1672 wurde der Czar durch seine Verträge mit Polen in einen Krieg mit den Türken verwickelt, als Polen aber Friede schloß, ließ es ihn allein auf dem Kampfplatz. Er rüstete sich nun ernstlich und ersuchte alle bedeutenden Mächte Europa's um Hülfe. Nur Polen erschien, indem es den vom König und von den Senatoren geschlossenen Frieden vernichtete. Der Krieg war ziemlich unentschieden. Während desselben † aber der Czar den 29. Januar 1676.

Michaelsdorf, preuß. Bauerndorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Franzburg; 270 Einw.

Michaelsneukirchen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Roding; 190 Einw.

Michaelsorden, (Ordensw.), 1) kgl. bayer. Orden, gestiftet 1731 v. Jos. Clemens, Herzog v. Bayern u. Kurfürsten v. Köln, zur Aufrechterhaltung der Religion, als: Riterorden der Beschützer der göttlichen Ehre unter dem Schutze des St. Michael. Im Jahre 1777 nach dem Tode des Stifters kam den Statuten gemäß dieser M. an den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern, der seinen Neffen, den Herzog von Zweibrücken, zum Großmeister ernannte. Im Jahre 1812 bestätigte ihn der König von Bayern. Der König ist Ordensherr, ein Prinz von einer Seitenlinie des königl. Hauses Großmeister. Der M. besteht aus Großkreuzen, die zugleich das Kapitel bilden, aus Komthuren, Rittern und Ehrenrittern. Die 3 ersten Klassen erfordern strenge Ahnenprobe, aber die Ehrenritter werden ohne Rücksicht der Geburt ernannt. Ordenszeichen: blauemaillirtes Kreuz, auf dessen 4 Seiten die goldnen Buchstaben: P. (Pietas), F. (Fidelitas), F. (Fortitudo), P. (Perseverantia), dazwischen goldne Flammen und Donnerkeile. Auf der Vorderseite des runden Mittelschildes der Erzengel Michael, wie er den Drachen mit Füßen tritt. Kehrseite: Dominus potens in proelio. Es wird von der ersten Klasse an einem handbreiten, blaugewässerten Band mit rosenfarbner breiter Einfassung über die rechte Achsel und zugleich auf der linken Seite des Kleides das Ordenszeichen in Gold gestickt getragen, doch steht statt des heil. Michael in dem Mittelschild: Quis ut deus. Die Ordenskette theilt sich in 4 Hauptglieder, deren jedes aus 5 Donnerkeilen und 4 Waffentropäen besteht und durch ein goldnes blauemaillirtes Schild bezeichnet ist, worauf die 5 Ordensbuchstaben in getriebener Arbeit ausgedrückt sind. Die andern Klassen tragen dasselbe Band kleiner und schmäler auf der Brust und im Knopfloch. — 2) Französischer M., Ordre de Saint-Michel (Cordon noir), gestiftet 1469 vom König Ludwig XI. von Frankreich auf dem Schloß Amboise. An einer 200 Goldkronen wiegenden Kette, welche abwechselnd Muschelschalen und Zweifelsknoten bildete, hing eine Medaille: der heil. Michael, wie er den Drachen niedersticht, mit der Umschrift: Immensi tremor oceani (der Schrecken des unermeßlichen Oceans). Die Zahl der Ritter war 36 aus den edelsten Geschlechtern. In der Folge und besonders unter Karl IX. verlor dieser Orden durch die Leichtigkeit, mit welcher er zu bekommen war, das Ansehen, und man nannte ihn nicht anders als Le collier à tous les bêtes. Unter Heinrich II. war er für Geld zu haben und Katharina von Medicis theilte ihn verschwenderisch an ihre Anhänger aus. König Heinrich III. bestimmte daher 1578, daß keiner den neugestifteten Orden des heil. Geistes ohne den M. erhalten solle. Für einige Zeit gewann der M. dadurch wieder Ansehen, sank aber bald wieder durch übermäßige Vertheilung und wurde 1665 nach erfolgter strenger Reinigung und Läuterung, unter Ludwig XIV. förmlich erneuert und die Zahl der Ritter auf 100 bestimmt. Später ertheilte man ihn auch verdienstvollen Gelehrten. Mit der Revolution ging der M. ein. Ludwig XVIII. erneuerte ihn 1816 besonders zur Ermunterung für Künstler und Gelehrte. Es gibt indessen weder Kapitel noch Ordensofficianten mehr. Ordenszeichen: goldnes, weiß emaillirtes achtspitziges Kreuz, zwischen dessen 4 Theilen goldene Lilien. In dem ovalrunden Mittelschild der Vorderseite: der Erzengel Michael, farbig, wie er den unter ihm liegenden Drachen mit der Lanze tödtet. Es wird an einem gewässerten, schwarzen Band über die Weste von der rechten

Schulter nach der linken Hüfte getragen. — 3) s. v. a. Hermelinorden.

Michaelsstein, braunschweig. Dorf, Kr. und Amt Blankenburg; Kloster=Domäne, Papiermühle, 2 Oelmühlen; 130 Einw.

Michaelstag, s. v. a. Michaelisfest.

Michaelsthal, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Habelschwerd; 160 Einw.

Michael von Murano, Kongregation der Kamaldulenser, hervorgegangen aus dem Uebergang des Einsiedlerwesens in das Cönobitenthum um 1300, aber schon 1342 von den Kamaldulensern getrennt und mit einer eignen Verwaltung unter einem Ordensgeneral bedacht, wurde später wiederum mit dem Mutterorden verbunden. Als dieser aber durch den großen Reichthum seiner Klöster in Verfall gerieth, so drang die Republik Venedig auf eine Trennung der Kongregation M. und setzte sie durch 1476. Allein schon 1513 ließ Leo X. die alte Vereinigung wieder herstellen, bis 1676 eine neue Trennung erfolgte und die Stürme der Revolution die Zersplitterung der noch übrigen 35 Klöster herbeiführte.

Michailow, Michilow, europ.=russ. Kreisstadt, Gouv. Riäsan, südw. von Riäsan, 2300 E.

Michailowka (Geogr.), europ.=russ. Ort: 1) Gouv. Smolensk, westl. von Dorgobusch; — 2) Gouv. Kursk, an der Swapa; Getreide- und Hanfhandel; 6000 Einw.; hier den 15. Mai 1831 Gefecht zwischen den Russen und Polen; — 3) andere russische Ortschaften.

Michailowo, asiat.=russ. Ort, Gouv. Jakutsk, nordwestl. von Jakutsk.

Michailowskoe, europ.=russ. Ort, Gouv. Pskow, östl. von Porschow.

Michal (bibl. Gesch.), Gemahlin Davids (s. d.).

Michalcza, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Gnesen; 160 Einw.

Michalina, europ.=russ. Ort, Gouv. Grodno, nordöstl. von Prushanü.

Michalki, europ.=russ. Ort, Gouv. Minsk, südl. von Mosur.

Michalkowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Beuthen; Vorwerk, Steinkohlengrube, Kalkbrennerei und Bruch, Schäferei, Zinkhütten Georg und Glauben; 620 Einw.

Michallon, Achill Etna, französ. Landschaftsmaler, geb. zu Paris 1795, Schüler Davids, Bertins und Demouy's, gewann 1817 den ersten Preis im Fache der historischen Landschaft, welchen das Ministerium des Innern ausgesetzt hatte, begab sich dann nach Rom und führte daselbst viele Bilder aus, in denen poetische Auffassung der Natur, vortreffliche Komposition und lebhafte, harmonische Färbung sich kund gibt. Er ward zu den ersten Künstlern seiner Zeit gezählt und sein frühzeitiger Tod (1822) sehr beklagt. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören: Die Ansicht von St. Cloud, 1812; — eine Landschaft im Sonnenuntergang, 1814; — Hirten, welche die Ruinen eines Grabmals betrachten, 1817; — der Tod Roland's; — Oedipus und Antigone beim Tempel der Eumeniden; — der Kampf der Lapithen und Centauren; — die Ruinen des Circus in Rom; — Ansicht von Frascati; — die Umgebung von Neapel 2c.

Michallowetz, österr.=steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Rann; 330 Einw.

Michalofzenberg und Michalofzendorf (Michalofze), österr.=steyer. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Friedau; 170 Einw.

Michalowitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Kwietenau; 260 Einw.

Michanitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrsch. Komotau; 120 Einw.

Michara (a. Geogr.), Ort in Marmarica, an der Straße von Hippo nach dem Catabathmus, der auch Helene hieß.

Michaud (Biogr.), 1) Joseph, franz. Geschichtsschreiber und Publicist, geb. 1769 in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen, wurde in Bourg en Bresse erzogen und begab sich 1791 nach Paris, wo er bald eine große literarische Thätigkeit entfaltete. In weiteren Kreisen machte er sich zuerst bekannt durch seine Voyage litteraire fait en 1787 au Mont-Blanc. Er übernahm darauf die Redaktion verschiedener Journale und trat darin so entschieden für das Königthum auf, daß er 1795 zu Chartres verhaftet und auf Befehl des Conventsmitgliedes Bourdon de l'Oise zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam aber glücklich und kehrte 1796 wieder nach Frankreich zurück, nachdem durch die Bemühungen seiner Freunde jenes Urtheil kassirt worden war. Obwohl er wegen seiner politischen Ansichten noch vielfach verfolgt wurde, blieb er doch in Paris, bis er als Begründer und erster Redakteur der royalistischen Quotidienne mit den Journalisten Fontanes, Bertin, Fiévée und Lacretelle zur Deportation nach Guyana verurtheilt wurde. Es gelang ihm aber in die Schweiz zu entkommen, wo er sein berühmtes satyrisches Gedicht: Le printemps d'un proscrit (Par. 1804, vermehrte Aufl. 1827) schrieb. Nach dem 18. Brümaire lebte er wieder in Paris, beschäftigte sich aber meist mit historischen Studien und nur wenig mit der Journalistik. Aus jener Zeit stammen seine Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippos Saib (2 Bde., Par. 1801); — Histoire des croisades (3 Bde., Par. 1812—17; 6 Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32). Das Vorzüglichste an diesen Werken ist die Darstellung, weniger befriedigen sie hinsichtlich der Genauigkeit der Thatsachen. Seine Bibliothèque des croisades (4 Bde., Par. 1830) enthält Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge. Seine Biographie moderne (4 Bde., Par. 1802) wurde von der Polizei mit Beschlag belegt. Obwohl er im Herzen stets ein Anhänger der Bourbonen war, empfahl er sich doch in der Kaiserzeit Napoleon durch eine Schmeichelei: Treizième chant de l'Enéide. Später ließ er freilich seinem Haß gegen Napoleon um so mehr freien Lauf in seiner Histoire des 15. semaines ou le dèrnier regne de Bonaparte (1816), von welcher in kurzer Zeit 27 Auflagen nöthig

wurden. Im J. 1813 wurde er zum Mitglied der franz. Akademie und 1815 zum Deputirten in der Chambre introuvable gewählt. Die Stelle eines Generalcommissairs der Journale und eines Vorlesers des Königs, die er im J. 1814 erhalten hatte, verlor er bald wieder wegen seiner Sympathie mit der freien Presse. Von 1820—24 war er vielfach bei der Redaktion der Lettres champenoises betheiligt. Im J. 1830 machte er eine Reise nach dem Orient, Palästina, Syrien und Aegypten, von welcher er in der Correspondence d'Orient (7 Bde., Par. 1830—38) eine interessante Beschreibung niederlegte. Gemeinschaftlich mit Poujalat gab er die Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siecle (20 Bde.) heraus. Außerdem besorgte er noch die Ausgaben wichtiger Werke, wie des Abrégé chronologique de l'histoire de France von Henault und der ersten Abtheilung der Correspondence littéraire de Grimm. M. † am 30. September 1839 zu Passy. — 2) Louis Gabriel, jüngerer Bruder des Vorigen, machte in den republikanischen Armeen mehre Feldzüge mit und begab sich dann nach Paris, wo er in Gemeinschaft mit seinem Bruder eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung anlegte. Wegen seiner streng royalistischen Grundsätze wurde er sowohl während der Republik, als während der Kaiserzeit mehre Mal festgenommen. Nach der Rückkehr der Bourbonen erhielt er den Titel eines königlichen Buchdruckers, der ihm aber wegen seiner Hinneigung zur freien Presse bald wieder entzogen wurde. Das bedeutendste Werk, welches er selbst redigirte und verlegte ist die Biographie universelle ancienne et moderne (Bd. 1—73, Par. 1811 ff.) — 3) Claude Ignatz Francois, franz. General, den 28. Okt. 1751 zu Chaur-neuve im Departem. Doubs geboren, erhielt von seinem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung und war für die juristische Laufbahn bestimmt. Der junge M. hatte aber größere Neigung für den Militärstand, trat gegen den Willen der Eltern als Freiwilliger in ein Jägerregiment und diente darin als Unteroffizier bis 1783, wo er wegen Mangel an Aussicht zu weiterer Beförderung in den Civilstand zurück trat. Die Revolution öffnete ihm die Pforten des Ruhms, indem sie die Schranken niederriß, welche die Anmaßungen des übermüthigen Adels errichtet hatten. M. als Nationalgardist, wurde den 9. Okt. 1791 zum Kapitän erwählt, und in demselben Jahre zum Oberstlieutenant befördert. Als solcher wohnte er dem Feldzuge 1792 und 1793 am Oberrheine bei, und war vorzugsweise mit Vertheidigung der Engpässe im Porentrui beauftragt. Bereits im reifen Mannesalter, brav und unterrichtet, zeichnete sich M. vor Vielen seines Ranges durch umsichtiges Verfahren aus, weshalb er bald zum Obersten, und den 19. Mai 1793 zum Brigadegeneral ernannt wurde. Der häufige Wechsel der Obergenerale der Rheinarmee, von denen ein großer Theil weder hinreichende Charakterfestigkeit noch Talent hatte, war jedoch nicht geeignet, Ansprüche auf siegreiche Erfolge zu begründen, und das Verdienst der besseren Generale dieser Armee beschränkte sich meist darauf, bei den fruchtlosen Angriffen auf die Stellungen der Oesterreicher im Rheinthale große Verluste zu vermeiden, bei den Rückzügen die Ordnung zu erhalten. M.s vielfach bewiesenes Anführungstalent erwarb ihm allgemeine Achtung, und schon am 25. Sept. die Ernennung zum Divisionsgeneral. Bei dem Angriffe der Oesterreicher auf die weißenburger Linien, am 13. Okt., vertheidigte er das Plateau bei Bergzabern, und führte seine Truppen ohne erheblichen Verlust hinter Weißenburg zurück. Nachdem Pichegru an die Spitze dieser, im Spätherbste bedeutend verstärkten Armee getreten war, gingen die Sachen etwas besser und M. bewies bei den Angriffen auf die Stellungen der Oesterreicher hinter der Zorn und Motter, so wie bei deren Rückzuge im Dec. so viel Geschicklichkeit, daß Pichegru, als er im Jan. 1794 den Oberbefehl über die an der Nordgrenze vereinigten Streitkräfte erhielt, den General M. zu seinem Nachfolger empfahl, was er auch wurde. Der neue Obergeneral hatte im Feldzuge 1794 die schwierige Aufgabe, mit einer kaum 36,000 Mann starken Armee durch gute Stellungen im Rheinthale dem zu erwartenden Vordringen der Oesterreicher und Preußen die Spitze zu bieten, wobei er von der noch schwächeren Moselarmee nur wenig unterstützt wurde. Die Niederlage der Division Ambert bei Kaiserslautern am 23. Mai nöthigte auch M., seine Stellung zwischen Speier und Neustadt zu verlassen, und sich unter die Kanonen von Landau zurückzuziehen. Hier ließ man ihn jedoch in Ruhe; denn der preuß. General Möllendorf schien mehr zum Temporisiren als zum Siegen angewiesen zu seyn, und der österr. Feldherr hatte die Mehrzahl seiner Truppen auf dem rechten Ufer des Oberrheins zurückgelassen. Während der sechswöchentlichen Unthätigkeit der Verbündeten erhielten die Franzosen Verstärkungen, und machten am 2. Juli einen allgemeinen Angriff, der jedoch keinen erheblichen Erfolg hatte. Ein zweiter Angriff am 13. Juli gelang vollkommen, bewog die Oesterreicher zum Rückzuge nach Mannheim, die Preußen zum Rückzuge hinter die Pfriem. Bemerkenswerth ist, daß M. den Plan zu beiden Angriffen von Divisionsgeneralen entwerfen ließ, und nichts daran änderte, aus übergroßer Anspruchslosigkeit ihnen auch die Ausführung überließ. Man hielt dies damals für persönliche Unfähigkeit; ein strenger und sachverständiger Richter, Gouvion-Saint-Cyr, versichert aber, daß M. einer der vorzüglichsten Obergenerale seiner Zeit gewesen sey, und mehr Talent besessen habe, als mancher Andere, dem die oft parteiischen Geschichtschreiber und Biographen ein unverdientes Lob spendeten. Der Marsch der Moselarmee gegen Trier und Luxemburg nöthigte M. zwischen Speier, Neustadt und Kaiserslautern Stellung zu nehmen, wo er am 19. und 20. September vom Prinzen von Hohenlohe angegriffen und bei Kaiserslautern überwältigt wurde. Da aber die Sieger auf höherem Befehl in die Stellung hinter der Pfriem zurückkehren mußten, so hatte dieser Unfall keine erheblichen Nachtheile. Die Verbündeten

wichen vielmehr bald darauf auf allen Punkten über den Rhein zurück, weshalb die Franzosen noch in demselben Jahre zur Einschließung von Luxemburg, Mainz und der Rheinschanze vor Mannheim schreiten konnten. Unstreitig hatte M. die Einschließung von Mainz selbst übernehmen sollen, er übertrug dies aber Sembert und behielt sich die Einnahme des mannheimer Brückenkopfes vor, welche den 25. Dec. erfolgte. Gleich darauf legte M. aus unbekannten Gründen die Oberbefehlshaberstelle nieder und trat als Divisionsgeneral in die Nordarmee. Er eroberte Vließingen und Middelburg erhielt später den Oberbefehl in Flandern, und blieb in Folge eines schlechtgeheilten Beinbruchs längere Zeit von der Armee entfernt. 1798 wurde M. der interimistische Oberbefehl über die zu einer Landung in Irland bestimmte Armee übertragen. Im J. 1800 kämpfte er als Divisionsgeneral in Oberitalien und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten sehr rühmlich aus. Nach dem lüneviller Frieden wurde M. zum Generalinspektor der Infanterie, 1804 zum Kommandanten der Ehrenlegion und zum Reichsbaron, 1805 zum Oberbefehlshaber aller französischen Truppen in Holland, und später zum Gouverneur der Hansestädte ernannt, ein Beweis, daß auch Napoleon seine Verdienste zu schätzen wußte. Die letztere Stelle behielt M. bis 1813. Ueber seine Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen von 1814 und 1815 sind keine Nachrichten vorhanden. Ludwig XVIII. ernannte ihn zwar zum Großoffizier der Ehrenlegion und Ludwigsritter, desgleichen erhielt er wieder eine Generalinspektion der Infanterie, verlor aber diese Stelle schon im Jahre 1816, und wurde nicht wieder angestellt. M. † 1836, im hohen Greisenalter.

Michaux, André, berühmter franz. Naturforscher, geb. am 7. März 1746 auf dem Pachthofe Sartory bei Versailles, trieb zuerst Landwirthschaft, begab sich aber nach dem frühen Tod seiner jungen Gemahlin nach Paris, wo er sich unter B. de Jussieu der Botanik widmete. In Gesellschaft von Lamarck und Thouin bereiste er 1780 zu wissenschaftlichen Zwecken die Auvergne, dann die Pyrenäen und Spanien u. begleitete 1782 auf Staatskosten den franz. Gesandten Rousseau an den pers. Hof. Nachdem er nach einer 3jährigen Abwesenheit mit einer reichen Ausbeute nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm der Auftrag ertheilt, in der Nähe von New-York eine großartige Kulturschule junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Rambouillet verpflanzt werden sollten. Er begab sich im Herbst 1785 nach Nordamerika u. bereiste Neujersey, Pennsylvanien, Maryland, Florida und die Ufer des St. Georgs und St. Jamesflusses und legte sowohl in New-York als in Charlestown große Baumschulen an. Die franz. Revolution entzog ihm alle Unterstützung aus seinem Vaterlande, so daß er sich zu einer Anleihe bei einigen amerikanischen Handlungshäusern genöthigt sah, um seine Untersuchung der Ufer der Hudsonsbai fortsetzen zu können. Aber diese Untersuchung mißglückte dennoch, weil die Führer, deren sich M. bediente, nicht weiter vordringen wollten. Später erhielt er wieder Unterstützungen aus Frankreich und besuchte im Auftrag der Regierung Louisiana, die Alleghanygebirge, die Ufer des Ohio bis Louisville, Virginien, die Ufer des Missisippi und das Land Illinois. Im Jahr 1796 kehrte er nach Frankreich zurück, büßte aber durch Schiffbruch an der holländ. Küste einen großen Theil seiner Sammlungen ein. Die Baumschule in Rambouillet war während der Revolution fast ganz zerstört worden; auch wurde der rückständige Gehalt M. nicht ausgezahlt. Trotzdem ließ M. nicht ab, an der Wiederherstellung der Anlagen von Rambouillet zu arbeiten. Im J. 1800 begleitete er die Expedition Baudins nach Neuholland und untersuchte im botanischen Interesse Teneriffa und Isle de France. Er trennte sich dann von Baudin und ging nach Madagaskar, wo er im Nov. 1802 †. Schrieb zwei ausgezeichnete Werke: Histoire des chenes de l'Amerique septentrionale (Paris 1801, Fol.) und Flora borealis-americana (2 Bde., Paris 1803, neue Aufl. 1820). — 2) André Francois, Sohn des Vor., geb. um 1770, machte theils mit seinem Vater, theils später allein botanische Reisen, namentlich auf den Bermuda-Inseln. Schrieb: Voyage à l'ouest des monts Alleghanys, dans les etats de l'Ohio etc. (Par. 1804); — Description des arbres forestiers des Etats-Unis (4 Bde., Paris 1817—18).

Michauxerbse, schwarzaugige (Bot.), s. v. a. gelbe schwarzäugige Brockelerbse, s. Pisum sativum *L.*

Michauxia (Bot.), I) nach Heritage, Radkausche nach Oken, Gatt. der Campanulaceae *Juss.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 8—10spaltig, die Buchten mit den Anhängseln der Einschnitte bedeckt; Korolle 8—10theilig, radförmig; 8—10 freie Staubgefäße; Staubfäden sehr breit, mit kurzgespitzten Antheren; Griffel behaart, mit 8—10 fadenförmigen Narben; Kapsel hängend, 8—10klappig, an der Basis aufspringend, vielsamig; 3 Arten, zweijährig, in Syrien u. Persien einheimisch: 1) M. campanuloides *Juss.* In Syrien, am Libanon. Stengel 6' hoch, oben rispenförmig in Blüthenäste getheilt, behaart; Wurzelblätter lanzettförmig, zerschlitzt-gezähnt, kraus; Stengelblätter langgespitzt, stengelumfassend, rauh; Blumen groß, weiß und hellviolet oder purpurröthlich schattirt, überhängend, sehr zahlreich. Diese schöne Zierpflanze trägt nicht gern reifen Samen und ist daher immer noch selten. Bot. Mag. 219. — 2) M. laevigata *Vent.* In Persien. Stengel bis 4' hoch; Blätter behaart-scharf, unregelmäßig gezähnt; Wurzelblätter eirund, lang gestielt, die Stiele nicht gelappt; Stengelblätter ansitzend, fast stengelumfassend, länglich; Blumen 8—10männig, weiß, zahlreich. Bot. Mag. 3128. — 3) M. nuda *Dec. fil.* In Persien. — II) nach Necker, Untergatt. von Relhania *Her.* — III) nach Räuschel, Pflanzengattung. Art: M. spicata *Reausch.*

Michebuch, luxemburg. Dorf, Distrikt Diekirch, Kant. Redingen; 120 Einw.

Michel, St. (Geogr.) a) franz. Ortschaften: 1) Dorf, Depart. Drôme, Bez. Valence, 1680 Einw.; — 2) Dorf, Depart. Basses-Pyrénées, Bez. Mauleon; Salzwerke; 540 Einw.; — 3) Dorf, Depart. Vosges, Bez. St.-Diey; 1100 Einw.; — 4) St. M. de Castelnau, Dorf, Depart. Gironde, Bez. Bazas; Eisenhämmer; 590 Ew.; — 5) St. M. de Chavaignes, Dorf, Depart. Sarthe, Bez. Calais; 1180 Einw.; — 6) St. M. de Chef, Dorf, Depart. Loire infér, Bez. Paimboeuf, unweit dem Meere; 870 E.; — 7) St. M. de Double, Dorf, Depart. Dordogne, Bez. Riberac; 1120 Einw.; — 8) St. M. de Lanes, Dorf, Depart. Aude, Bez. Castelnaudary; 1030 Einw.; — 9) St. M. de Llotes, Dorf das., Depart. Pyrénées-orient., Bez. Prades, Eisenminen; — 10) St. M. Montaigue, Dorf, Depart. Dordogne, Bezirk Bergerac; 440 Einw.; Geburtsort Montaigne's; — 11) St. M. de Mont-Mercure, Dorf, Depart. Vendée, Bez. Fontenay le Comte; 1100 Ew.; — 12) St. M. d'Entraigues, Weiler, Depart. Charente, Bez. Angoulème; Papierfabrik; — 13) St. M. en l'Herm, Flecken, Depart. Vendée, Bez. Fontenay le Comte, am Kanal von Fontenelle, der in die Bucht von Aiguillon mündet; kleiner Hafen; 2680 Einw.; — 14) St. M. en Thièrache, Flecken, Depart. Aisne, Bezirk Vervins; Baumwollenspinnerei, Wollhandel, Glashütte; 3200 Einw.; — 15) Fort das., Depart. Manche, Bez. Avranches, an der äußersten Spitze der Normandie, südlich von Grandville, dicht am Meere auf einem hohen Felsen gelegen, dient jetzt als Staatsgefängniß, ward im 12. Jahrh. mit großem Kostenaufwand gebaut, enthielt ehemals auch ein Kloster; — 16) Busen daselbst, an der Nordküste, eingeschlossen von den Depart. Côtes du Nord, Ille et Vilaine u. Manche, davor die normannischen Inseln; — b) europ.-russ. Landeshauptmannschaft, Gouv. Finnland, 1832 errichtet, 438 □M. mit 4 Vogteien, vom Maansekagebirge durchstrichen, mit gleichnamiger Hauptstadt, die aber erst im Entstehen ist, am Saima; — c) s. v. a. Michael, Michele u. Miguel. — d) (St.-M.), österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Burg Enns; 900 Ew. — e) Groß-M., österr.-ungar. Flecken, semplner Gespannschaft; Schloß.

Michel, abgekürzt statt Michael, als Spottname gebraucht mit der Nebenbedeutung des Schwerfällig-Gutmüthigen, Einfältigen; daher deutscher M. in der humoristisch-politischen Literatur, etwa seit dem sogenannten Befreiungskriege gebrauchte Benennung der deutschen Nation, die deren politische Unreife, Unmündigkeit und Indolenz andeuten soll.

Michel (Biogr.), (Michl.), Joseph, tüchtiger Komponist, geb. zu Neumarkt 1745, gebildet auf dem Seminar zu München u. vom Kapellmeister Kammerlocher zu Freising, wurde auf Veranlassung des von ihm komponirten Oratoriums vom Kurfürsten Maximilian III. zum Kammerkomponisten ernannt, nach dem Tode des Kurfürsten aber 1778 wieder in den Ruhestand versetzt, worauf er sich ins Kloster Weiern zurückzog, die Musiken der Geistlichen daselbst dirigirte und für den Bischof von Freisingen noch die Oper: „Regulus" schrieb, die 1782 mit großem Beifall aufgeführt wurde. Seit der Auflösung des Kanonikats (1803) lebte er wieder in seiner Vaterstadt Neumarkt, woselbst er auch gegen 1810 †. Seine übrigen Kompositionen bestehen in den Opern: Milton und Emire; — Fremore und Meline; — der Baron vom festen Thurm; — die reisenden Komödianten, mehren Instrumentalsachen, wie Quartetten, Quintetten u. s. w.

Michelaria (Bot.), nach Dumortier, Pflanzengatt.; Art: M. bromoidea *Dum.*, s. v. a. Bromus multiflorus *Mart.*

Michelau (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; Weberei, Mahl- und Schneidemühle; Korbmacherei; 780 Einw.; — b) R.-B. Oberfranken und Asch., Ldgr. Geroldshofen; 2 Mahlmühlen, Schneidemühle; 390 Einw.; — 2) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Bezirk und Ldgr. Büdingen; 220 Ew.; — 3) luxemburg. Dorf, Distrikt und Kanton Diekirch; 370 Einw.; — 4) preuß. Dörfer: a) Groß-M., Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 150 Einw.; — b) das. (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg; 180 Ew.; — c) das., Kr. Rosenberg; 130 Einw.; — d) das., Kr. Schwetz; 360 Einw.; — e) (Ober- und Nieder-M.), Provinz Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Brieg; 820 Ew.; — 5) würtemberg. Dorf, Jartkr., Oberamt Welzheim; 210 E.

Michelbach (Geogr.), 1) bad. Dörfer: a) Mittelrheinkreis, Amt Gernsbach, am Michelbache; 970 Einw.; — b) Unterrheinkreis, Amt Neckar-Gemünd; 370 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Hilpoltstein; 130 Ew.; — b) (Unter-M. an der Wörnitz), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Dinkelsbühl; 250 Ew.; — c) (Ober-M. an der Wörnitz), das., 210 Einw.; — d) (Ober-M.), das., Ldgr. Kadolzburg; 210 Einw.; — e) R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Alzenau; Schloß, 5 Mahl- und 2 Papiermühlen; 870 Einw.; — 3) großherzogl. hess. Dorf, Provinz Oberhessen, Kreis Nidda, Ldgr. Schotten; 380 Einw.; — 4) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Ldgr. Marburg; 400 Einw.; — 5) nassauische Dörfer: a) Amt Usingen; 130 Einw.; — b) Amt Wehen, an der Aar; Eisensteingrube, Mühle; 370 Ew.; — 6) österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald; 400 Einw.; — 7) preuß. Dörfer: a) Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 160 Einw.; — b) das., Kr. Simmern; Junkersmühle; 170 Einw.; — c) das., R.-B. Trier, Kr. Daun; 120 Einw.; — d) das., Kr. Merzig; Mühle; 230 Einw.; — 8) würtemberg. Dörfer: a) Neckarkr., Oberamt Brackenheim; 330 Einw.; — b) (M. an der Bilz), Jartkreis, Oberamt Gaildorf; 350 Einw.; — c) (M. an der Haide), das., Oberamt Gerabronn; 340 Einw.; — d) (M. an

der Lücke), das.; Schloß; 680 Ew.; — e) (M. am Wald), Jaxtkreis, Oberamt Oehringen; 780 Einw.; Ruinen der alten Burg Gabelstein.

Michelbeke, belg. Dorf, Provinz Ost-Flandern, Bez. Oudenarde; 950 Einw.

Micheldorf (Geogr.) (Mühldorf), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Vohenstrauß; 120 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) (Ober-, Mittel- und Unter-M.), Land ob der Ens, Traunkr., Distrikt Pernstein; Pulvermühle, 11 Sensenfabriken; 2400 Einw.; — b) Illyrien, Kr. Klagenfurt, Bezirk Friesach, an der Metnitz; 360 Einw.; — c) das., Kr. Villach, Bezirk Grünburg; 200 Ew.

St. Michele (Geogr.), 1) ital. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Coni, bei Prazzo; 1200 E.; — 2) M.-di-Mondovi, Dorf das., bei Mondovi, 1240 E.; — 3) S. M. delle Formichi, ehemaliges Kloster das., Großherzogth. Toskana, Bez. Pisa, im Val di Cesena, berühmte Thermalquellen, entspringen in einem tiefen und engen Thale. Man unterscheidet hier zwei Thermalquellen: a) die Badequelle (Acqua del bagno). Sie quillt aus Serpentin, ist klar, riecht und schmeckt nach Schwefelwasserstoff, und hat eine Temperatur von 31° R., das gleichzeitig sich entwickelnde Gas besteht aus einem Gemisch von Schwefelwasserstoff-, Stickstoff-, kohlensaurem und Sauerstoffgas. Der Niederschlag, welchen das Thermalwasser in Gefäßen absetzt, enthält als vorwaltenden Bestandtheil kohlensaure Kalkerde. Das Wasser dieser Quelle, das in seinem Laufe einen Niederschlag von kohlensaurem Kalk zurückläßt, überzieht sich bald mit einer weißen, dünnen Haut; — b) die Acqua altera, welche eine Temperatur von 28° R. hat, gleicht in ihren physikalischen Eigenschaften ganz der ersten, riecht indessen weniger stark nach Schwefelwasserstoffgas. Das Thermalwasser wird als Bad benutzt gegen rheumatische und gichtische Leiden, so wie gegen chronische Hautausschläge; — 4) s. Michael, Miguel und Michel; — 5) österr. Ort, Tyrol, Bez. Trient; — 6) österr.-kroat. Ort, südöstl. von Medak.

Michelet, Jules, franz. Geschichtsforscher und Philosoph, geb. am 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich von Jugend auf ernsten historischen Studien und machte darauf eine Reise nach Deutschland, dessen neuere Philosophie er genau studirte und sich theilweise aneignete. Nachdem er mehre Jahre Professor der Geschichte an dem Collège Rollin gewesen war, wurde er 1830 zu Guizots Suppleant, 1838 zum Mitglied der Akademie und zum Professor der Geschichte am Collège de France, so wie an der Normalschule ernannt, auch wurde er Chef der historischen Sektion im Reichsarchiv. Sehr zu rühmen ist es, daß M. bis jetzt von der rein wissenschaftlichen Bahn nicht hat abgebracht werden können, daß er ungeachtet mancher verdrießlichen Hemmungen, die seine Bestrebungen durch Cousin und dessen Anhang erfahren haben, sich nicht hat verleiten lassen, gleich den meisten seiner Kollegen, die mannichfachen Vortheile zu suchen, welche Theilnahme an politischem und journalistischem Treiben gewährt. M. lebt still seinen Lehrämtern und seinen historischen Studien, in der Ueberzeugung, daß Talent und redliches Streben auf die Dauer, auch ohne den Hebel politischer Wichtigkeit, durchdringen müssen. Obschon ein solches Benehmen in Paris ganz unerhört ist, so scheint es doch auch zum Ziele zu führen. Das Interesse für seine historischen Werke ist fortwährend im Steigen beim größern Publikum, das anfangs gar nicht wußte, wie es M.'s Arbeiten auf- und annehmen sollte. Im Gegensatz zu dem pragmatischen Standpunkt, auf welchem die Geschichtsschreibung von Guizot und Mignet steht, hat man die Darstellungsweise M.'s die philosophische genannt. Steht diese letztere auch an und für sich höher als die erstere, so hat doch M. auf seinem Standpunkt es nicht zu der Vollendung gebracht, wie Guizot, Mignet auf dem ihrigen. Bei aller Belesenheit fehlt oft die kritische Besonnenheit; Herz und Phantasie gehen nicht selten mit dem Kopfe durch; Vermuthungen nnd Hypothesen, wenn auch stets geistreich, werden nicht streng genug von dem kritisch sicher gestellten Faktischen geschieden, vielmehr bringt es M.'s historiographisches Princip, das echt künstlerische, mit sich, daß er Alles zu einem abgerundeten Ganzen verarbeiten will. Sprache, Styl u Diktion verrathen ein bedeutendes künstlerisches Talent. Außer der deutschen Philosophie gründen sich seine Ansichten namentlich noch auf die Lehre Vico's, der in seinen „Oeuvres choisies“ (2 Bde., Paris 1835) von ihm besonders berücksichtigt wird. Vor der Julirevolution schrieb M. meistens Schulbücher: „Tableau chronologique de l'histoire moderne“ (Par. 1825); — „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne“ (das. 1826); — „Précis de l'histoire moderne“ (das. 1828). — Die „Introduction à l'histoire universelle, suivie du discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres“ (das. 1831, 2. Aufl. 1834) ist das erste Werk, in welchem M. seinen geschichtsphilosophischen Standpunkt genauer darlegt. Er bezeichnet in diesem höchst anziehend geschriebenen Buch die Geschichte als das Werden der Freiheit. Im Jahr 1835 gab er die „Oeuvres choisies de Vico“ in 2 Bdn. heraus. Seine Vorliebe für die äußere Einheit der katholischen Kirche hat M. zu schiefen Urtheilen über die Reformation geführt, die er namentlich in seinen: „Mémoires de Luther, écrits par lui meme, traduits et mis en ordre“ (2 Bde., Paris 1835) aussprach. Die beiden bedeutendsten Werke M.'s, die der Verfasser selbst als die Aufgabe seines Lebens betrachtet, sind die: „Histoire romaine“ (Paris 1831, 2. Aufl. 1833, jedoch noch unvollendet) und die „Histoire de France“ (das. 1833), von der bis jetzt 9 Bde. erschienen sind. Die künstlerische Anlage an diesen Werken ist vortrefflich, wenn schon in anderen Beziehungen sie nicht frei von bedeutenden Mängeln sind. T efflich ist sein: „Précis de l'histoire de France jusqu' à la révolution“, der 1833 zuerst erschien und seitdem sehr oft neu aufgelegt wurde. Seine „Origines du droit france“ (Paris 1837) sind meist Grimms deutschen Rechtsalterthümern entnommen. Obgleich M. in dem oben angeführten Werke über Luther den deutschen Protestantismus ins Lächerliche zu ziehen suchte, so hat er sich doch von den ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus nicht nur fern gehalten, sondern ist denselben sowohl

in seinen Vorträgen, als auch in der mit Quinet gemeinschaftlich herausgegebenen Schrift: „Les Jésuites" u. in seinem: „Du prêtre, de la femme et de la famille" (Paris 1845) offen und kräftig entgegengetreten.

Michelfeld (Geogr.), 1) badisches Dorf, Unterrheinkreis, Amt Wiesloch; Schloß; 1280 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Eschenbach; Mühle, Brauerei; 510 Einw.; — b) R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Marktsteft; Schloß, Mahl- u. Gypsmühle; 510 Ew.; — 3) würtemberg. Marktflecken, Jaxtkreis, Oberamt Hall; in der Nähe der Biber; mit den 23 hierher gehörigen Weilern und Höfen 1190 Einw.; in der Nähe die Ruinen einer alten Burg, die Sitz der Ritter von M. war.

Michel-Gestel, niederländ. Dorf, Provinz Nord-Brabant, südöstl. von Herzogenbusch, an der Dommel; 2150 Einw.

Micheli (Biogr.), 1) Vitalis I., Doge von Venedig, aus einer alten berühmten Familie, folgte auf Vitalis Faledro u. regierte von 1096—1102. Unter seiner Regierung nahmen die Venetianer am ersten Kreuzzuge Antheil. Ordelaffo Faledro war sein Nachfolger. — 2) M. Dominico, Doge von Venedig von 1116—1130, besaß große militärische Talente, unterstützte Balduin im Orient u. trug viel zur Eroberung von Tyrus bei. Ihm folgte Pietro Polano. — 3) M. Vitalis II., Doge von Venedig von 1156—1172; führte Kriege mit Stephan von Ungarn und Manuel Comnenus, Kaiser von Konstantinopel, erfocht anfangs einige Vortheile über den ersteren, mußte aber wegen der Pest, die einen großen Theil des Heeres dahinraffte, nach Venedig zurückkehren, brachte dadurch jene Krankheit in diese Stadt und verlor 1172 in einem Aufstande sein Leben. — 4) M., Michele, San, Architekt und Bildhauer, wurde 1484 in Verona geboren und erwarb sich bald einen berühmten Namen. Er ging schon im 16. Jahre nach Rom, um die Bauwerke der alten Kaiserzeit zu zeichnen und zu studiren, u. bei allen seinen Bauten schwebte ihm auch die Antike vor. Sein erstes Werk war die Kathedrale von Montefiascone, ein Octogon mit einer Kuppel, und nach Vollendung dieser Kathedrale baute er die berühmte Kirche des heil. Dominicus zu Orvieto. Außerdem finden sich in den beiden erwähnten Städten etliche von ihm erbaute Paläste, und mit besonderer Liebe suchte er Gelegenheit, seine Vaterstadt Verona zu verschönern. Papst Clemens VII. ertheilte ihm u. dem San Gallo den Auftrag, alle Festungen des Kirchenstaates zu untersuchen, und nachdem er diesen Auftrag zu voller Zufriedenheit vollführt hatte, bereiste er das venetianische Gebiet. Bei dieser Gelegenheit wurde er in Padua als Spion eingezogen, allein bald bot die Republik Alles auf, um den Künstler in ihre Dienste zu ziehen. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich meist mit der Kriegsbaukunst, und man nennt ihn den Vater derselben, da Vauban nur sein System verbesserte. Die Republik ließ durch ihn auf Kandia, Korfu, Cypern und in Venedig selbst Festungswerke anlegen. Für sein merkwürdigstes Werk dieser Art hält man die Festung Lido am Eingange des Hafens zu Venedig, die er auf einem morastigen Grunde felsenfest aufrichtete. Als ein Meisterstück in Verona erklärt man die Kapelle Pellegrini in San Bernardino. Auch die prächtigen Thore jener Stadt wurden nach seiner Zeichnung erbaut, so wie die Paläste Canossa, Pellegrini, Verzi &c. M. genoß den Ruf eines großen Künstlers, dem selbst der große Michel Angelo mit höchster Achtung begegnete. Seine Werke sind in würdigem Style ausgeführt, von einfacher, gefälliger Wirkung. Er † 1559 und wurde in der Kirche des heil. Thomas zu Verona begraben. — 5) Peter Anton, geboren 1679 zu Florenz, war Aufseher des herzoglichen Gartens daselbst und durchreiste fast ganz Italien, um die ital. Pflanzenwelt genau kennen zu lernen. Er † 1737 zu Montebaldo. Schrieb: „Nova plantarum genera" (Florenz 1729, Fol.); — „Catalogus plantarum horti Florentini" (das. 1748, Fol., herausgegeben von Targioni). — 6) Romano, auch Michieli und lat. Michaelius genannt, merkwürdiger Tonsetzer aus der römischen Schule, der zu Anfange des 17. Jahrhunderts blühte. Nach Baini (s. dessen Werk über Palestrina), war M. Beneficiat an der Metropolitankirche von Aquileja, und kaum aus Nanini's und Suriani's Schule ausgetreten, machte er sich als einer der scharfsichtigsten Köpfe in Erfindung des künstlichen Kontrapunktes bekannt und berühmt. Noch im Jünglingsalter soll er eine Reise durch ganz Italien unternommen haben, um die wichtigsten Männer seines Faches kennen zu lernen, wobei sich herausstellte, daß er sie in allen Kompositionen übertraf. Nach kurzem Aufenthalte in Concordia, einem modenesischen Städtchen, berief ihn der Kardinal von Savoyen nach Rom und übertrug ihm im Jahr 1625 die Kapellmeisterstelle an der Kirche St. Luigi de Francesi, in welchem Amte er alt geworden seyn muß, da er sich in einem Manifeste, das er an alle Tonsetzer Italiens ergehen ließ, unterschrieb: R. M. prete di Roma di eta di anni 84. In den Jahren 1618—20 gab er in Venedig mehre fliegende Blätter, Kanons &c. heraus; das. erschien 1618: Lettera di D. Romano M. rom. alli musici della capella di N. S. ed altri musici Romani. Früher waren schon von ihm erschienen: „Musica vaga ed artificiosa" (Ven. 1615); — Compieta a 6 voc. con 3 tenori concertata all' uso moderno etc." (Venedig 1616). Außerdem schrieb er in den Jahren 1621—58 ein Buch 6stimmiger Madrigalen, ein dergl. 4stimmiger Psalmen, ein dergl. 4stimmiger Messen und ein dergl. 4stimmiger Responsorien. In einem 1545 herausgegebenen und allen Musikern Italiens gewidmeten Schrift: „Canoni musicali etc." nennt er sich den Erfinder derselben, was Sacchi in einer langen Dissertation zu bestreiten sucht. Als Antwort schrieb M.: „La potesta Pontifica diretta dalla Santissima Trinita", diese Worte ganz aus 2- bis 6stimmigen Kanons bestehend, und fügte am Ende eine gelehrte und triumphirende Abhandlung bei. Das Original dieses Werks findet sich noch auf der Bibliothek St. Agostino in Rom. Bemerkens-

werth ist auch, daß M. einen Streit zwischen Sacchi und dem Organisten Paul Syfert zu Danzig, in dem letzterer die ital. Komponisten angriff, zu Gunsten dieser bloß durch Einsendung einiger seiner gedruckten Werke entschied.

Michelia (Bot.), nach Linné, **Beerenfare** nach Oken, Gattung der Ranunculaceae Magnolieae *Rchb.*, Polyandria Polygynia *L.* **Charakter:** Kelch 3blättrig; Blumenblätter 6—15; Staubgefäße zahlreich, mit einwärts gekehrten Antheren; Fruchtknoten zahlreich, schlaff ährenförmig, frei; Früchte fleischig-lederig, halb 2klappig, vielsamig. Von 25 **Arten**, Bäumen, meistens in Ostindien einheimisch, sind als **Arznei- und Zierpflanzen** bekannt: 1) M. Champaca *L.*, **Champacabaum, wohlriechende Michelie.** Gegen 30 Fuß hoch; Blätter immergrün, elliptisch-lanzettlich, zugespitzt, häutig; Blüthenstiele und Blüthenscheiden seidenhaarig, Blüthen gelb, wohlriechend; Kronblätter spatelförmig. Dieser Baum wird in seiner Heimath wegen seiner ungemein wohlriechenden Blumen, welche den Indierinnen zum Haarschmuck u. zur Bereitung einer wohlriechenden Leibsalbe dienen, häufig gezogen. Alle Theile sind gewürzhaft bitter und scharf. In Ostindien benutzt man die Rinde der Wurzeln und des Stammes gegen fehlende Menstruation, zur Beförderung der Lochien und äußerlich bei Abscessen. Die Blüthen und ein durch Infusion mit ihnen erhaltenes Oel sind flüchtig-reizend u. krampfstillend. Lam., III, Taf. 493.—2) M. longifolia *Blum.*, auf Java. Blätter groß, lederartig, steif; Blüthen weiß, mit schmal-lanzettlichen, zugespitzten Blumenblättern; nur etwa 15 sammtartige Früchte. Wird wie die vorige Art, der er sehr ähnlich ist, angewendet u. auch häufig angepflanzt. Blum, 19, Taf. 2. 3. — 3) M. montana *Blum.*, auf Java. Mit den beiden vorigen Arten sehr verwandt; Blätter immergrün, elliptisch-länglich, lederartig, kahl; Blüthenstiele und Blüthenscheiden kahl; Früchte 4—6, an der Spitze des fadenförmigen Blüthenbodens befindlich, grün. Die gewürzhaft bittere Rinde wird auf Java bisweilen angewendet und wirkt ähnlich wie die Cascarilla. Blum, 19, Taf. 5. — 4) M. parviflora *Dec.*, auf Java. Blätter elliptisch, bis 4 Zoll lang; Aestchen filzig; Blumen gelb, 6blättrig, wohlriechend; Kronblätter oval-rundlich. Deless., ic. sel. 1, Taf. 85. —5) M. Tsiampaca *L.*, auf den Molukken. Blätter ei-lanzettlich, unten glänzend seidenhaarig; Blüthenscheiden und Blüthenstiele seidenartig. Das durch macerirte Blätter rothgefärbte Wasser wird gegen Augenkrankheiten angewendet. Rumph., Amb. 2, Taf. 68.

Michelina (foss. Zoophyt.), nach de Koninck s. v. a. Favosites (s. d.).

Michelianer, pietistische Sekte im Würtembergischen, welche für ihre Versammlungen neben der Bibel Michel Hahns Schriften gebrauchen, der in seinem 20. Jahre als Visionär auftrat und bei seinem Tode († 1819 in Sindlingen bei Herrenberg) 11 Bde. religiöser Schriften hinterließ.

Michelis, Eduard, Sekretär und Kaplan des Erzbischofs Klemens August von Köln, geb. im J. 1814 zu Münster, zeigte bei mittelmäßigen Anlagen großen Fleiß und wurde, obschon persönlich fromm, bald ein fanatischer Katholik. Diese Eigenschaften waren es wohl, welche den in ähnlicher Weise befangenen Erzbischof bewogen, den jungen M. zu dem wichtigen Amte eines Kaplans und Sekretärs zu erheben. Die schnelle Beförderung blähte den Jüngling auf, er ward anmaßend, mißbrauchte das unbegrenzte Vertrauen des Erzbischofs und wurde so eine Haupttriebfeder jener unpolitischen staatsgefährlichen Maßregeln, welche in den Jahren 1836 und 37 von dem Erzbischof von Köln ausgegangen sind. Am meisten fällt M. das Projekt zur Last, die Jesuiten heimlich am Rhein wieder einzuführen, wozu sich die Belege in 3 von seiner eigenen Hand geschriebenen Briefen vorfanden, die bei dem Pfarrer Binterim zu Bilk bei einer Haussuchung von der Polizei weggenommen wurden. Als der Erzbischof von Köln, nachdem jede gütliche Unterhandlung der preuß. Regierung sich als fruchtlos erwiesen hatte, am 20. Nov. 1837 aus seiner Diöcese weggeführt wurde, traf seinen Kaplan dasselbe Schicksal. Beide wurden zunächst auf die Festung Minden gebracht, M. aber am 31. Dec. 1837 weiter nach Magdeburg transportirt und daselbst längere Zeit gefangen gehalten.

Micheln (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Kalbe; Windmühle, Schäferei; 350 Einw.; — 2) (Müllsen) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Lichtenstein; 2 Mühlen, Torflager; 1110 E.

Michelnau, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Ldgr. Nidda; 190 Einw.

Michelinken, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (West.-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt, an der Ostsee; 160 Einw.

Michelozzo, Michelozzi, Bildhauer und Architekt, geb. um 1400 zu Florenz, zeigte schon in seinen Jugendwerken, die er bei Donatello verfertigte, Geist und Talent. Nach dem Tode des Bruneleschi galt er für einen der besten Baumeister seiner Zeit. Auch bediente sich Donatello seiner viele Jahre hindurch bei der Ausführung von Marmor- und Broncearbeiten. M. stand in nahem Verhältniß zu Cosimo von Medicis, und dieser trug ihm auf, das Modell zum Palaste Medici zu verfertigen. Dies Gebäude kam später in den Besitz des Marchese Siccardi, der Vergrößerungen vornahm und dessen Namen es daher jetzt trägt. M. begleitete Cosimo bei seiner Verbannung nach Venedig, wo er für die Freunde seines Gebieters und für andere Edelleute eine Menge Zeichnungen und Modelle zu Privat- und öffentlichen Gebäuden fertigte. Auf Befehl Cosimos baute er die Bibliothek des Klosters von S. Giorgio und im J. 1433 kehrte er endlich mit seinem Fürsten nach Florenz zurück. Das Erste, was er hier unternahm, war die Restauration des öffentlichen Palastes der Signoria, dem damals der Einsturz drohte. Nach Vollendung dieser Arbeit baute M. von 1437 an auf Befehl der beiden Medici, Cosimo und Lorenzo, das Kloster von St. Marco und beendete dasselbe im J. 1452. Er † zwischen 1464

beb 1472 und wurde in St. Marco zu Florenz graben.

Michelrieth, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Unterfranken und Asch., Herrschaftsgericht Kreuzwertheim; 260 Einw.

Michel Sakutten, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 190 Einw.

Michelsberg (Geogr.), 1) kurheff. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Ziegenhain, an der Landsburg; 240 Ew.; — 2) österr.=böhm. Orte: a) Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teschen; 250 Einw.; — b) Michaelsberg, Bergstädtchen, Kr. Pilsen, Herrsch. Plan und Goldschau, am linken Ufer des Wunschelbaches; 2 Mühlen; 900 Einw.

Michelsbuch, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Deggendorf; 160 Einw.

Michelsdorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Cham; 140 Ew.; —2) österr.=böhm. Orte: a) (Wustrow), Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Landskron; 2 Mühlen; 1790 Einw.; — b) Gut, Kr. Saatz; umfaßt 576 J. 244 □Kl. Areal, und besteht bloß aus dem Dorfe M.; Schloß, Mühle; 180 Einw.; — c) österr.=ungar. privileg. Stadt, zipser Gespannsch.; 750 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) (Michalice), Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Namslau; Vorwerk, Freischoltisei; 120 Einw.; — b) das., Kr. Neumarkt; Schloß, Windmühle; 180 Einw.; — c) das., Kr. Schweidnitz; 290 Einw.; — d) das., R.=B. Liegnitz, Kr. Landshut; 3 Wassermühlen, Papiermühlen, Leinwandwalke, 2 Bleichen; 980 Einw.; — e) das., Kr. Lüben, Freigut, 5 Wassermühlen, 1 Windmühle; 310 Einw.; — f) das., R.=B. Oppeln, Kr. Leobschütz; Vorwerk; 120 Einw.; — g) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Zauch=Belzig; 360 Einw.

Michelson (Biogr.), 1) Joh. Andr. Christian, geb. zu Quedlinburg 1749; wurde 1778 Lehrer der Mathematik am köllnischen Gymnasium zu Berlin, nachher Mitglied der Akademie der Wissenschaften, † in Berlin 1797. Vorzüglich sind unter seinen Schriften zu merken: Versuch in sokratischen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände der ebenen Geometrie (Berlin 1781, n. A. 1790, Fortsetzung 3 Bde., das. 1781—86); — Versuch u. s. w. über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik (3 Bde., das. 1784—86); — Anleitung zur Buchstabenrechnung und Algebra (1 Thl., das. 1786, auch 1790); — Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra (das. 1788). — 2) Joh. Freiherr von, geb. 1736 in Liefland, wo sein Vater Verwalter war, trat 1754 in russische Dienste, zeichnete sich im 7jährigen Kriege und als Oberst bei mehrern Gelegenheiten, hauptsächlich gegen Pugatschew (s. d.) aus, ward Generalmajor, diente hierauf unter Suwarow gegen die Türken, erhielt 1788 als Generallieutenant das Kommando eines Theiles der Armee des Generals Musch in Puschkin gegen die Schweden, hatte aber dabei kein sonderliches Glück, kommandirte 1805 eine Division bei Austerlitz, erhielt 1806 den Oberbefehl über die Armee gegen die Türken, siegte bei Jassy und Bukarest und † Ende 1807.

Michelspflaume, Sct. (Pomol.), s. v. a. Septemberpflaume.

Michelsrombach, kurheff. Pfarrdorf, Prov. Fulda, Kr. Hünfeld, Amt Burghau; 3 Mühlen; 1000 Einw.

Michelstadt, großherzogl. heff. Stadt, Prov. Starkenburg, Ldrbez. Erbach, an der Mümling, im Odenwalde; Steuerkommissär, Steuereinnahme, Forstinspektion, Rentkammer, Konsistorium, Kreisbaumeister; Tuchmacherei, Gerberei, Wollmaschinenspinnerei, Potaschesiedereien, Walk=, Loh=, Schneide= und Oelmühlen, Kattun= und Lederfabrik, Eisenhammer, Eisenbergwerk, 6 Jahr= und Viehmärkte; 3000 Einw.

Michelstowe, brit. Stadt, Irland, Prov. Munster, Grafsch. Cork, südöstl. von Limerick; Leineweberei.

Michelwinnenden, würtemb. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Waldsee; 280 Einw.; bei M. liegt eine noch ziemlich gut erhaltene Burg, die einst den Rittern von Winnenden gehörte; doch ist es nicht die Stammburg, denn diese liegt ½ Stunde von M. im Walde in Ruinen. Auch von einer dritten Burg finden sich noch Ruinen.

Michelwitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Brieg; Freischoltisei; 370 Einw.; — b) das., Kr. Trebnitz; Vorwerk, Schloß; 190 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Pegau; über 100 Einw.

Michnau (Mychnow), österr.=mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Jessenetz; 250 E.

Michery, franz. Dorf, Dep. Yonne, Bez. Sens; 1130 Einw.

St Michiel, mittelamerik. Rhede, Antillen, Insel Curaçao, an der Südwestküste.

Michieli, österr. Dorf, Illyrien, Istrien, Bez. Fünfenberg; 200 Einw.

Michigan (Geogr.), 1) nordamerikan. See, einer der kanadischen Seen, bildet gleichsam eine südwestl. Abtheilung des Huron=Sees, gehört aber ganz zu dem Gebiete der Verein. Staaten von Nordamerika. Er ist eine ungeheure Kluft, über 700 □M. groß und wenigstens 900 Fuß tief, verlängert sich von dem nordwestl. Winkel des Huron in einer südlichen Richtung und ist von dem Obernsee durch eine lange Erdzunge getrennt. An seinem nordwestl. Rande hat er eine Straße, welche zu 2 Baien führt, wovon die nördliche die Noquet= und die südliche die grüne Bai heißt. Letztere steht mit dem südlicher gelegenen See Winnebago in Verbindung. — 2) Einer der westlichen Staaten der Union, eine Halbinsel umfassend, welche sich zwischen 41° 38′ und 45° 20′ n. Br. und 5° 16′ und 10° 25′ westl. L. erstreckt, im Norden von der Straße Michilimackinac, die den Huron und Michigan=See verbindet, im Nordosten von dem Huron=See, im Osten vom St. Clair=River und See und von der Straße Detroit, im Südosten von dem Erie=See, im Süden von Ohio und Indiana und im Westen von dem Michigan=See begrenzt. Die größte Ausdehnung desselben von Norden nach Süden beträgt 288, von Osten nach

Westen 265 M. Flächeninhalt: 38,968½ engl. □M. oder 24,939,870 Acres, von denen die Indianer noch auf 11,529 □M. Ansprüche haben so en. Kein Staat der Union hat sich in solcher Schnelligkeit gehoben, wie M.; vorzüglich seit 1840, wo durch Schriften einzelner Besucher der Halbinsel das Land in weiten Kreisen bekannt wurde, mehrte sich die Bevölkerung außerordentlich. Jetzt beläuft sie sich nach Bromme auf 315,792, nach Andern auf nahe an 400,000 Seelen. Die Einwohner haben sich meist im Osten an der südlichen Grenze bis zum Huron-See, so wie im Westen zwischen dem Grand-River und der Südgrenze niedergelassen, viele auch in der Mitte und an der Saginaw-Bai. — Boden, Flüsse, Seen, Klima. Die Oberfläche des Landes ist durchgängig wellenförmig, theilweise mit nicht sehr hohen Hügeln besetzt, die von Indiana als Bergrücken herüberstreifen und die Wasserscheide der Flüsse M.'s bilden. Die Mitte des Landes ist eine Hochebene, welche fast den ganzen Staat von Süden nach Norden durchzieht. Am Huron-See bildet das Ufer an einigen Stellen sehr abschüssige Bluffs, sonst ist der Osten des Landes größtentheils eben und niedrig, enthält abwechselnd Sand und Marschen, hat Mangel an gutem Wasser, ist aber fast durchgängig dicht bewaldet. Im Westen, am M.-See, ziehen sich Dünen von Flugsand hin, die vom Westwind oft zu Hügeln von 50—150 Fuß Höhe aufgeweht werden. Das Innere des Landes ist rollend, und abwechselnd dichter Wald, Eichenöffnung, Plains oder Flächen und Prairies. Die Eichenöffnungen, Oak-openings, wie sie in diesem Lande genannt werden, gleichen den Barrenländereien Kentuky's, enthalten starkes Bauholz in Klumpen oder Gruppen und haben einen leichten Boden, der vorzüglich für Weizen geeignet ist und wenig Arbeit erfordert, um für den Pflug vorbereitet zu werden. Die Flächen oder Plains sind weitläufig mit Waldbäumen besetzt, doch ohne Unterholz, und der Boden ist etwas kiesig; die Prairies sind nicht von solcher Ausdehnung, wie in Illinois, werden in trockene und feuchte geschieden und besitzen einen reichen Boden, der bei den ersteren leicht zu bearbeiten, bei den letzteren aber mehr als Viehtrift und Wiesenland zu benutzen ist. Der Staat wird hinsichtlich der Feuchtigkeit von keinem des Westens übertroffen; besonders reich ist der Boden am Grand-River, Calamazoo und St. Joseph, in den Kantons: Ottawa, Kent, Jonia, Clinton, Allegan, Barry, Eaton, Ingham, Calamazoo, Calhoun, Jackson, Berrien, Caß, St. Joseph, Branch und Hillsdale; von gleicher Güte ist er in Livingston, Oakland, Washtenaw und Lenawee, und diese, so wie der Kanton Wayne, sind namentlich deutschen Einwanderern anzuempfehlen. Die unmittelbar am M. liegenden Kantons enthalten große Strecken sandigen, unfruchtbaren Bodens, und im Norden ist das Land zu sehr gebrochen, obgleich es auch dort reiche Striche enthält. — Die Halbinsel hat eine große Zahl von Flüssen und kleinen Strömen, nur wenige derselben aber sind schiffbar; sie entspringen meistens auf dem Tafellande der Mitte und strömen nach allen Richtungen den Seen zu, die auf drei Seiten die Halbinsel einschließen. Wir beginnen, in Aufzählung derselben, im Südosten des Staats und folgen dem Laufe der Küste; hier finden wir zuerst den Maumee, der in seinen obern Zweigen in diesem Lande, in seinem Hauptstrom aber in Ohio entspringt und daselbst mittelst eines Kanals mit dem Wabash verbunden ist; er mündet durch einen bedeutenden Golf in den Erie-See und kann mit Dampfbooten aufwärts bis Maumee und Perrysburg in Ohio befahren werden. Die nächsten Flüsse sind der Raisin und Huron, die beide in das westlichste Ende des Erie fallen, in ihrem Unterlaufe bootbar sind und mit ihren Quellflüssen sich mit denen des Grand-River verschlingen, die nach Westen strömen. Einige Meilen unterhalb Detroit mündet der schöne, aber kleine Rouge. Clinton ist der einzige bedeutende Fluß, der in den St. Clair-See fällt. In den St. Clair-River mündet der Belle, Pine und Black; der Saginaw, ein ziemlich beträchtlicher Fluß, ergießt sich in die Bai gleichen Namens, die einen Theil des Huron-Sees bildet. Viele andere, doch kleinere Ströme fallen in denselben See, wie der Thunder, die beiden Sandy, Sheboigan u. s. w. In den M.-See münden: der Traverse, Ottawa, Betseys, Manistic, Pentwater, White, Maskegon, Grand, Calamazoo und St. Joseph, von welchen die drei Letzteren bei weitem die wichtigsten Ströme des Landes sind. Der Grand ist der größte, 270 Meilen in seinen Windungen lang und kann bis 50 Meilen vom See mit Sloops und Dampfbooten, weiter aufwärts, oberhalb seiner Schnellen aber noch mit Booten befahren werden. Das Land in seiner Nachbarschaft und an seinen Zuflüssen ist erster Qualität, umfaßt zwischen 6—7000 □M. und ist eine der besten Gegenden des Staats. In der Nähe des Flusses sind reiche Salzquellen und unerschöpfliche Gyps- und Mergellager. Der St. Joseph, welcher im südwestlichen Winkel des Staats in eine ziemlich bedeutende Bucht mündet, ist für Sloops bis zu den Fällen, weiter aufwärts aber für Boote fahrbar. Der Boden in seinem Gebiet soll den des Grand-River noch übertreffen und bietet eine liebliche Abwechselung von Hochwald und Prairie. Die Quellen desselben verschlingen sich mit denen des Maumee und leicht könnte zwischen denselben, so wie zwischen den Quellwassern des Grand und Huron eine Kanalverbindung hergestellt werden. — Eine große Zahl kleiner, fischreicher Seen und Teiche ist im ganzen Lande verbreitet; einige derselben in den Niederungen haben sumpfige und ungesunde Ufer, andere aber sind herrlich gelegen, haben reines, klares Wasser, kiesige und sandige Ufer, und sind von reizenden Hainen umgeben. — Das Klima ist durchgängig milder, als bei der nördlichen Lage und der Nähe großer Seen sich erwarten ließe, nur sind die Sommer kürzer, besonders im nördlichen Theile der Halbinsel, wo auch die Luft viel rauher ist. Die Winter sind kälter und der Frost anhaltender, als in Indiana und Ohio, und der Schnee liegt oft Monate lang;

der Frühling beginnt später, Sommer und Herbst sind angenehm, und die Seeluft, welche fast auf den ganzen Staat Einfluß hat, bewirkt, daß die Hitze im Sommer nicht so stark und drückend wird, und lindert eben so die Winterkälte. Im Süden des Staats sind auf den ausgedehnten Alluvialgründen im Spätsommer und Herbst manchmal Wechsel- und Gallenfieber herrschend, sonst gehört der Staat zu den gesündesten des Westens. — **Produktion.** Erst der südliche Theil M.'s ist angebaut, die größte Hälfte, gegen 13,000,000 Acker öffentliche Ländereien, wartet noch der Hände, die sie kultiviren sollen. Doch ist in landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung, so jung der Staat auch ist, Außerordentliches von ihm geleistet worden. Die Produkte der Landwirthschaft sind von vorzüglicher Güte. Weizen ist das Hauptprodukt, für das Klima und Boden vorzüglich geeignet sind. Ein Acre guten Landes liefert 35 Bush. Hafer, Roggen wächst üppig, Mais oder indisches Korn gedeiht im größten Ueberfluß; Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Kürbisse, Melonen und alle Arten Garten- und Küchengewächse, die in den mittleren Staaten gefunden werden, baut man auch hier in Menge, und es finden dieselben hier überall den geeigneten Boden. Die natürlichen Wiesen bieten das herrlichste Gras in üppiger Fülle und unterstützen die Viehzucht außerordentlich. Vorzüglich bringen Pferde- und Schafzucht guten Gewinn. Der Ertrag der Landwirthschaft belief sich 1845 auf 2,368,519 Bush. Weizen, 143,211 B. Gerste, 2,222,620 B. Hafer, 52,300 B. Roggen, 127,910 B. Buchweizen, 2,418,500 B. Mais, 168,214 Pfd. Wolle, 14,722 Pfd. Hopfen, 5,226 Pfd. Wachs; Kartoffeln wurden in demselben Jahre gebaut: 2,208,700 B., 143,710 Tonnen Heu, 805 T. Hanf und Flachs, 2100 Pfd. Tabak, 285 Pfd. Seiden-Kokons, Ahornzucker 1,414,725 Pfd., und der Ertrag der Milchwirthschaft wurde auf 323,712 Dollars, der des Obstbaues auf 18,350 D. und der Gewinn an Holz auf 410,000 D. geschätzt. Der **Viehstand** betrug: 30,144 Pferde, 185,190 St. Rindvieh, 99,618 St. Schafe und 295,890 St. Schweine. An Wild ist noch Ueberfluß; Rehe, wilde Truthühner, Fasanen, Wandertauben u. s. w. findet man überall, aber auch Bären, Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, Klapperschlangen u. s. w., und im Sommer eine Unzahl von Wasservögeln, namentlich Gänse, Enten, Schwäne und Taucher. Die Fischereien sind fast unerschöpflich. Die ganze Küste von M. an beiden Seiten der Seen — eine Ausdehnung von nahe an 2000 Meilen — ist mit Fischereien bedeckt, welche bei gehöriger Sorgfalt an Umfang und Werth kaum von denen in Neu-Foundland übertroffen werden. Die amerikan. Fur-Komp. verpackte allein vor wenigen Jahren über 10,000 Fässer Fische. Im J. 1847 betrug der Werth der Fischereien ungefähr 300,000 D. Die Waldungen sind reich an herrlichen Nutzbäumen, an Eichen, Wallnuß- und Zuckerahornbäumen, Eschen, Pappeln, Hickories, Buchen und andern Bäumen, die Ohio und Indiana bieten, und der Norden enthält außerdem noch Ueberfluß an Nadelholz, besonders weiße und gelbe Fichten u. s. w. — Folgende Tabelle, von der United States Mineral Agency zu Sault St. Marie ausgearbeitet, gibt eine Uebersicht des bis zum 30. Sept. 1847 gegrabenen und verschifften Metalls, seit welcher Zeit fernere bedeutende Verschiffungen Statt gefunden haben.

Kupfer und Erz:

	Gegraben.	Verschifft.	Werth des verschifften Metalls.
1845	1,157,322 Pfd.	42,208 Pfd.	3798 Doll. 72 Cents.
1846	5,656,010 "	845,031 "	76,052 " 79 "
1847	3,430,868 "	925,204 "	83,268 " 36 "
Zusammen	10,244,200 Pfd.	1,812,443 Pfd.	163,119 Doll. 87 Cents.

Von obigem Quantum producirte die Pittsburg- und Boston-Kompany 2,276,501 Pfd. und verschiffte 835,332 Pfd. zum Werth von 100,000 D. Dieses ist aber nur der erste Anfang. Die Ausfuhr im J. 1848 wurde von Sachverständigen auf 300,000 D. geschätzt, und man glaubte, daß allem Anschein nach der Werth des an den Ufern des Superior-Sees gewonnenen Metalls am Schlusse der Schifffahrt im folgenden Jahre eine halbe Million betragen würde. Unter den übrigen Naturprodukten M.'s sind Salz und Gyps erwähnenswerth. Man findet Salzquellen in den Provinzen Kent und Sagniaw; in der letzteren hat man dieselben bei Grand Rapids mit Erfolg bearbeitet. In Kent und Sagniaw gibt es viele ausgezeichnete Lager von Gyps, und schon jetzt hat ein bedeutender Handel mit diesem Artikel begonnen. Mit Kohlenlagern ist der nordöstl. Theil des Staates reichlich versehen. — Die **Kupferminen**, deren Bearbeitung erst vor einigen Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen begonnen wurde, versprechen mit der Zeit von großartiger Bedeutung für den Staat zu werden. — Der **Total-Tonnengehalt** der Dampfschiffe des Staates M. belief sich im J. 1847 auf 12,153, der Segelschiffe auf 16,559; die im Bau begriffenen Dampf- und Segelschiffe auf 7182. Total-Tonnengehalt aller registrirten und im Bau begriffenen Dampf- und Segelschiffe 35,894, und deren Werth 1,757,250 Dollars. Schiffe mit 318 Tonnen werden hier mit Bretern beladen; ein Schiff von obigem Tonnengehalt kann 100,000 Fuß laden, und 3 Schiffe haben immer Beschäftigung. Das zu Bretern, Dielen und Latten verschnittene Holz wird größtentheils nach Buffalo verschifft. — Die Industrie des Staats ist noch in ihrer Kindheit; doch zählt man schon 4 Wollenmanufakturen, 16 Walkmühlen, 15 Hochöfen, 1 Papiermühle, 38 Gerbereien, 1 Glashütte, 3 Töpfereien, 34 Brennereien, 11 Brauereien, 93 Weizen-, 97 Korn- und 491 Sägemühlen. Das in **Fabriken** angelegte **Kapital** soll sich auf 3,000,000 D. belaufen. **Statistik der Industrie** von 1840: Handfabrikate im Werthe von 113,955 D.; 16 Walkmühlen und 4 Wollenfabriken mit 37 Arbeitern lieferten für 9734 D. mit einem Kapital von 34,120 D.; 15 Hochöfen producirten 601 Tons Gußeisen mit 99 Arbeitern und einem Kap. von 60,800 D.; 1 Papiermühle mit 6 Personen lieferte für 7000 D. und Kapital von 20,000 D.; 12 Personen fabricirten Tabak für 5000 D. mit Kap. von 1750 D.; Hüte und

Mützen wurden verfertigt für 30,463 D., und Strohhüte für 659 D. mit 42 Personen und Kap. von 20,007 D.; 38 Gerbereien beschäftigten 99 Personen mit Kap. von 70,240 D.; 101 Lederfabriken producirten für 192,190 D., mit Kap. von 69,202 D.; 1 Glashütte mit 34 Personen für 7322 D., mit Kap. von 25,000 D.; 3 Töpfereien mit 4 Personen für 1100 D., mit Kap. von 25,000 D.; 3 Personen lieferten Konfituren für 3000 D., mit Kap. von 1200 D.; 67 Personen Maschinen für 47,000 D., 7 Personen Kurzwaaren für 1250 D.; 1 Person bearbeitete edle Metalle für 5000 D.; 6 Personen brachen Granit und Marmor für 7000 D., und 298 Personen lieferten Backsteine und Kalk für 68,913 D.; 6 Personen 78,100 Pfd. Seife und 57,975 Pfd. Talglichter mit Kap. von 6,900 D.; 34 Brennereien lieferten 337,761 Gallons u. 10 Brauereien 308,696 Gallons mit 116 Personen u. Kap. von 124,200 D.; 59 Personen machten Wagen für 20,075 D., mit Kap. von 13,150 D.; 93 Mahlmühlen lieferten 202,880 Barrels Mehl mit 1144 Personen für 1,832,363 D., mit Kap. von 2,460,200 D.; Schiffe wurden gebaut für 10,500 D.; 65 Personen machten Meubles für 22,494 D., mit Kap. von 28,050 D.; 59 backsteinerne u. 1280 hölzerne Häuser wurden gebaut von 1978 Personen für 571,005 D.; 28 Druckereien u. 2 Buchbindereien, 6 tägliche, 26 wöchentliche Zeitungen und Zeitschriften beschäftigten 119 Personen, mit Kap. von 62,900 D. Außerdem sind noch viele Gewerbe im Entstehen. F a b r i k k a p i t a l: 3,112,240 D. — Der Handel des Staats ist sehr bedeutend. M. hat durch seine Lage einen Vortheil über die andern neuen Staaten; die überflüssigen Produkte des Landes können mit weit geringeren Transportkosten nach Neu-York oder Quebeck geschafft werden, als dies von Illinois oder Indiana nach jenen Häfen der Fall ist. Der Staat ist fast ringsum von Seen umgeben, und diese werden 7 Monate im Jahr von Dampfbooten und kleineren Segelschiffen befahren. Der Handel auf allen Seen belief sich 1842 auf 65,000,000 D., und 64 Dampfschiffe fuhren auf dem Erie-See und zwischen Buffalo und Chicago in Illinois. Dieselben legen bei ihrer Hinfahrt und Rückkehr bei Detroit an und bieten den Bewohnern M.'s zur Reise und zu Verschiffungen, sowohl nach Osten, als nach Westen, Gelegenheit dar. — Die wichtigsten B a u t e n des jungen Staats sind: die Central-Eisenbahn, welche sich von Detroit 44 Meilen nach Ann Arbor und von da bis Marshall erstreckt und 194 Meilen weiter bis St. Joseph am M.-See fortgeführt werden soll; — die Erie- und Calamazoo-Eisenbahn von Toledo bis Adrian, 33 Meilen, die bis zur Central-Eisenbahn und von dieser bis Allegan fortgeführt werden und eine Gesammtlänge von 138 Meilen erhalten wird; — die Ypsilanti-Tecumseh-Eisenbahn, von 25 Meilen Länge, und die 25 Meilen lange Detroit- und Pontiak-Eisenbahn. Verschiedene andere Bahnen sind projektirt, ausgelegt und bereits begonnen, und eben so der Clinton- und Calamazoo-Kanal, der die Wasser des M.-Sees mit dem St. Clair verbinden soll, 216 Meilen lang werden wird und auf 2,250,000 D. veranschlagt ist. Wir fügen obigen Bemerkungen über Produktion, Handel und Industrie in M. noch eine Schilderung derselben an, wie sie, den neuesten Quellen entnommen, sich in F l e i s c h m a n n s vortrefflichem Werke: „Erwerbszweige, Fabriken und Handel der V. St.", Stuttgart 1850, S. 566—569 vorfindet. „Die S e e h a f e n des Staats," heißt es daselbst, „sind Monroe, Trenton, Brest, St. Joseph, Grand, Haren, Calamazoo und die Häfen am Black-River: Port Huron, Lexington, St. Clair, Newport, Algonac, Mount Clemens, Saginaw City, Lower, Saginaw Mackinac, Sault St. Marie. Laut Berichten gab der A u s f u h r- und E i n f u h r h a n d e l für den Distrikt M. für das J. 1847 folgendes Resultat: Ausfuhr von Detroit 3,883,318 D. 63 C. und von andern vorerwähnten Häfen 3,236,514 D. 21 C., Total 7,119,832 D. 84 C.; Einfuhr in Detroit 4,020,559 D. 75 C., und in den andern Häfen 1,256,261 D. 31 C., Total 5,276,821 D. 6 C. Hierzu für die Eisenbahnen importirtes Eisen u. s. w. nebst dem Gepäck und sonstigen Eigenthum der Einwanderer 1,000,000 D., Total 6,276,821 D. 6 C. Ausfuhr 7,119,832 D. 84 C., Einfuhr 6,276,821 D 6 C., Gesammthandel 13,396,653 D. 90 C. Die Ausfuhr von Weizen und Mehl, auf Fässer reducirt, betrug im J. 1847 mehr als eine Million Fässer — also zehn Mal mehr als im J. 1835 die ganze Ausfuhr der Gegenden westlich vom Buffalo vermittelst des Erie-Kanals von Weizen und Mehl ausmachte. In diesem Jahre wurden nämlich durch Buffalo 86,233 Faß Mehl, = 98,071 Bush. Weizen = 108,026 Fässern ausgeführt. H o l z ist ein Hauptausfuhrartikel, und zwar in den verschiedensten Formen, als Stäbe, Masten, Bauholz, Dachschindeln, Latten u. s. w., und überstieg mit Einschluß von Perlasche den Werth von 100,000 D. Der Holzhandel ist unerschöpflich; er beschäftigt dermalen schon Hunderte von Sägemühlen (die theils durch Wasser, theils durch Dampf getrieben werden), einige hundert Schiffe und viele tausend Menschen. Es bestehen schon sehr großartige Sägemühlen, welche 40,000 Fuß Breter und 20,000 Fuß Latten in 12 Stunden zu schneiden vermögen. In 10 Minuten wird ein Baum von 16 Fuß Länge zu Bretern verschnitten. Eine solche Sägemühle besteht in Zilvaukie, Saginaw Co., „die Mammoth-Dampf-Sägemühle" genannt. Die Dampfmaschine wurde von Kendric und De Graff in Detroit erbaut, sie ist auf 100 Pferdekraft berechnet und hat 40 Sägen. Die Mühle kostete 40,000 D. Eine andere großartige Sägemühle ist die von Emerson in Buena Vista, Saginaw Co. Die Dampfmaschine hat 80 Pferdekraft, schneidet 25,000 Fuß Breter und 20,000 Fuß Latten per Stunde und beschäftigt 48 Arbeiter. Der W o l l h a n d e l, obwohl er mit manchen Nachtheilen zu kämpfen hat, ist schon ziemlich bedeutend, und es sind dafür die Aussichten für die Zukunft sehr gut. Im J. 1847 betrug die Ausfuhr an Wolle 214,000 D., im J. 1849 schätzte man sie auf 400,000. — B e v ö l k e r u n g. 1810: 4528; 1820: 9048; 1830: 31,639; 1840: 212,267, worunter 113,395 männ-

liche, 98,165 weibliche Weiße, 393 männliche und 314 weibliche Farbige. Es waren davon 56,521 im Ackerbau, 728 im Handel, 6890 in Gewerben und Fabriken, 24 in Seeschifffahrt, 40 im Bergbau und 904 im gelehrten Fache beschäftigt. — Staatlichen Verhältnisse, Verfassung. Die legislative Gewalt besitzt der Senat und das Haus der Repräsentanten, welche zusammen die General-Versammlung ausmachen. Der Senat hat 18 Mitglieder, welche auf 2 Jahre vom Volke erwählt werden und von denen jährlich die Hälfte erneuert wird. Sie müssen Bürger der V. St. und in der Grafschaft oder dem Distrikte, welche sie repräsentiren, als Wähler qualificirt seyn. Das Haus der Repräsentanten besteht aus 54 Mitgliedern, welche jährlich vom Volke gewählt werden. Ihre Qualifikationen sind dieselben, wie die der Senatoren. Die Legislatur versammelt sich jährlich in der Hauptstadt Detroit am ersten Montag des Januar. Die Mitglieder erhalten während der Sitzung 3 D. per Tag. Die executive Gewalt besitzt ein Gouverneur. Derselbe wird alle 2 Jahre gewählt. Er muß 5 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten seyn und 2 Jahre in dem Staate gewohnt haben, ehe er wählbar ist. Sein Gehalt beträgt 1500 Doll. per Jahr. Der Vicegouverneur wird auf dieselbe Weise und für dieselbe Zeitdauer erwählt und muß dieselben Qualifikationen haben. Er präsidirt im Senate und hat die entscheidende Stimme, wenn bei einer Frage die Stimmen gleich sind. Er fungirt als Gouverneur, wenn dieser Beamte stirbt, resignirt, abwesend ist oder in Anklagestand versetzt wird. Die Richter werden vom Gouverneur unter Zuziehung und mit Genehmigung des Senats ernannt, und die beim obersten Gerichtshof angestellten bleiben 7 Jahre im Amte, es sey denn, daß sie sich schlecht verhalten. Zum Stimmen sind berechtigt: alle weißen Bürger, die über 21 Jahre alt sind und vor der Wahl 6 Monate in dem Staate gewohnt haben. Die allgemeine Wahl findet jährlich am 1. Montag im Nov. Statt. Jährliche Besoldung des Gouverneurs 1500 Doll., des Staatssekretärs 1000 Doll., des Gerichtspräsidenten 1500 Doll., des Oberrichters des Obergerichtshofes 1600 Doll., des Generalfiskals 500 Doll. nebst Sporteln. Der Staat sendet 3 Abgeordnete zum Kongreß. Die gesetzlichen Interessen sind 7 Procent. Durch Wucher werden die Zinsen nebst einem Viertel der Schuldforderung verwirkt. Ueber Schadenersatz auf protestirte Wechsel hat die Legislatur keine Bestimmungen getroffen. Das Staatsgefängniß in Jackson ist nach dem Plane von Auburn errichtet und enthielt am Schlusse des Jahres 1840: 70 Sträflinge. Die Staatsschuld belief sich 1840 auf 6,011,000 Doll. und erwuchs zum größten Theil durch Errichtung von Staatswerken. 1845 soll sie noch 2,987,005 Doll. betragen haben. Schule und Kirche. An Kirchen ist noch kein Ueberfluß; die Presbyterianer, die zahlreichste Sekte, haben 42 Kirchen und 19 Geistliche; die Baptisten 17 Kirchen und 11 Prediger; die römischen Katholiken 1 Bischof und 18 Priester; die Episkopalen 1 Bischof und 6 Geistliche, und die Methodisten 27 Reiseprediger. So jung der Staat ist, so viel wurde hier bereits fur den Unterricht gethan; eine Universität wurde zu Ann-Arbor errichtet und mit 46,000 Acres Land, zu dem Minimumpreis von 12 Doll. per Acre, fundirt. An Unterrichtsanstalten bestehen bereits: außer dem Marshalls-Kollege zu Marshall und dem St. Philipps-Kollege bei Detroit, 22 Akademien und 975 Elementarschulen mit 29,700 Schülern. Nach Fleischmann ist M. in Schuldistrikte eingetheilt, und wird in jedem derselben das Unterrichtswesen von Lokal-Schulbehörden geleitet. Die Unterhaltung der Schüler wird aus den Interessen der Staatsschuldfonds und aus den für diesen Zweck erhobenen Taxen bestritten, welche Letztere ½ Mill. (1 Mill. ist der tausendste Theil eines Dollars), nach dem Werthe der Grundstücke angesetzt, betragen. Im J. 1847 wurden für den Unterhalt der Elementarschulen 130,351 Doll. vom Staate ausbezahlt. Die Anzahl der Schulkinder belief sich in diesem Jahre auf 97,658. Nach einem Gesetze ist im Staate M. für jede Township eine Bibliothek bestimmt, und die Bücher werden alle 3 Monate unter die verschiedenen Distrikte vertheilt, und zwar im Verhältnisse zu der Anzahl der in denselben befindlichen Schulkinder und Zöglinge. — Eintheilung: M. zerfiel 1840 in folgende 32 Counties mit folgenden Hauptstädten nebst Bevölkerung: Allegan, 1783, Allegan; Barry, 1078, Hastings; Berrien, 5011, St. Joseph; Branch, 5715, Branch; Calhoun, 10,599, Marshall; Caß, 5710, Cassapolis; Chippewa, 534, Sault St. Mary; Clinton, 1614; Eaton, 2379, Bellevue; Genesee, 4268, Flinnt; Hillsdale, 7240, Jonesville; Ingham, 2498; Jonia, 1923, Jonia; Jackson, 13,130, Jackson; Calamazoo, 7380, Calamazoo; Kent, 2587, Grand Rapids; Lapeer, 4265, Lapeer; Lenawee, 17,889, Adrian; Livingston, 7430, Howell; Macomb, 923, Mt. Clemens; Michilimackinac, 9716, Mackinac; Monroe, 9922, Monroe; Oacland, 23,646 Pontiac; Oceana, 208; Ottawa 496; Saginaw, 2103, Saginaw; St. Clair, 4606, Palmer; St. Joseph, 7068, Centreville; Shiawassee, 2103, Corunna; Van Buren, 1910; Washtenaw, 23,571, Ann Arbor; Wayne, 24,173, Detroit. Seitdem sind noch 8 Counties organisirt worden, deren Namen bis jetzt aber in officiellen Berichten nicht zugänglich sind. — Geschichtliches. Die älteste europäische Ansiedelung in M. wurde 1668 unter der Leitung der französischen Missionäre Dablou und Marquette gegründet. 1836 wurde er als Staat in die Union aufgenommen.

Michilimackinac (Geogr.), 1) nordamerikan. Straße, zwischen dem Huron- und Michigan-See; — 2) Grafsch. das., Staat Michigan, an der gleichnam. Straße; 1820: 820, 1840: 9720 Einw. Hauptort: Mackinac.

Michilow, Stadt, s. Michailow.

Michipicoton, nordamerikan. Insel und Bai, Ober-Kanada, an der nordöstlichen Seite des obern Sees.

Michl, Joseph, s. Michel.

Michlbach (Geogr.), österr. Orte: a) Markt-

flecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Wald; 140 Einw.; — b) Dorf das., nächst dem Michelbach; 200 Einw.

Michle (Geogr.), österr.-böhm. Besitzungen: 1) Gut, Kr. Kaurim; umfaßt 3424 Jauchart 532²/₆☐ Kl. Areal und 2120 Einw.; — 2) (Michel), Dorf das.; 980 Einw.

Michlhausen, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Neulengbach, am Tullnerfeld, zwischen der Perschling und Tullenbach; 240 Einw.

Michlndorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Neulengbach; 140 Einw.

Michlowitz (Mislichowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Haniowitz; 310 Einw.

Michlstetten, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Ernstbrunn; Schloß; 450 Einw.

Michmas (bibl. Geogr.), Stadt im Stamme Benjamin, militärisch wichtig, wegen des Engpasses, durch welchen die Straße nach Jerusalem führte (1. Sam. 13 u. 14. Jes. 10, 28).

Michna, Emanuel Graf v. M., Freiherr v. Waizenau, geb. zu Stienowitz in Böhmen, trat frühzeitig in österreich. Kriegsdienste, focht in dem Krieg gegen die Türken und gegen Napoleon, nahm 1804 als Oberlieutenant seinen Abschied, privatisirte dann, und widmete sich, nachdem er durch einen Prozeß sein ganzes Vermögen verloren, landwirthschaftlichen Studien, ward 1817 interimistischer Lehrer der Landwirthschaft an der prager Universität und 1820 Professor das., † 1827.

Michnitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Rosenberg; über 100 Einw.

Michoczin, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 340 Einw.

Michoe (a. Geogr.), alter Name von Troglodytice (Plin. VI, 29, 34.).

Michol (hebr., Mus.), s. v. a. Machol.

Michorowo, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 110 Einw.

Michorzewko (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Buk; 240 Einw.; — 2) das.; 370 Einw.

Michotichi, österr.-illyr. Weiler, Istrien, Bez. Volosca; 100 Einw.

Michou, österr.-illyr. Dorf, Kr. Neustädtl, Bez. Landstraß; 220 Einw.

Michouza, österr.-illyr. Dorf, Kr. Neustädtl; 110 Einw.

Michovetz (Michofze), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Großsonntag; 250 E.

Michow (Geogr.), a) österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Prachin, Herrsch. Starkonitz; 500 Einw.; — 2) Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Lettowitz; 170 Einw.; — 3) Kr. Iglau, Herrsch. Bistritz; 280 Einw.; — b) russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin; 630 Einw.

Michowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Kriwsaudow; 550 Einw.

Michowka, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Rohosetz; 140 Einw.

Michowy, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Cernikowitz; Mühle; 140 E.

Michoxia (Bot.), nach Arrabida, Gatt. der Tiliaceae *Steud.* Einzige Art: M. calyptrata *Arr.* Baum in Brasilien.

Michzen (Michec), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz; Mühle; 140 Einw.

Micippe (Crustac.), nach Leach, Gattung der Malacostraca Decapoda Brachyura *Latr.*, der Ordnung der Krebse und der Zunft der Schwanzkrebse nach Oken, unter Cancer *L.* Charakter: Erstes Glied der Seitenfühler gekrümmt, am obern Ende ausgebreitet, wie ein schiefes Querblatt, die Augenhöhlen schließend; das folgende Gelenk unter seinem obern Rand eingefügt; Schale vorn breit abgestutzt; vorderes Ende derselben abwärts geneigt, endigt in eine Art von Stirnschild oder gezähnten Schnabel. Zwei Arten: 1) M. cristata *Leach.* Schale eiförmig-elliptisch, im Umkreis bedornt; Rücken von Körnchen und Höckerchen rauh. In Indien. Rumph, Mus. VIII, 1, 5. — 2) M. philyra *Herbst*, LVIII, 4. Schale höckerig, im Umkreise gezahnt, eben so das nach unten gerichtete Stirnschild; Hände von dem ersten Fußpaar nicht verschieden. Von der Größe und Gestalt eines Maikäfers.

Micipsa (a. Gesch.), der älteste von Masinissa's legitimen Söhnen, gründlich gebildet und von seinem Vater schon früh in die Schule des Lebens eingeführt, dem er im Jahre 148 v. Chr. in der Regierung von Numidien folgte, so jedoch, daß er mit seinen zwei Brüdern den königlichen Titel, die Schätze und Einkünfte gemeinschaftlich erhielt, dagegen als der älteste und friedliebendste den ausschließlichen Besitz der Residenz Cirta und des dortigen Königspalastes und die Verwaltung der Finanzen empfing. Die Brüder führten, wie es scheint, einige Jahre einträchtig die Regierung und hielten mit den Römern Freundschaft, ohne jedoch sich ganz deren Interesse hinzugeben. Nach dem Falle von Karthago scheint jedoch M., durch den Tod seiner Brüder Alleinherrscher geworden, Alles aufgeboten zu haben, um sich die Gunst der Römer und namentlich der einflußreichen Familie der Scipionen zu erhalten. Dazu boten sich auch bald zwei Gelegenheiten in Spanien dar, wohin er im Jahre 142 oder 141 dem Fab. Mar. Servilianus 10 Elephanten und 300 Reiter gegen Viriathus und im J. 134 12 Elephanten sammt Bogenschützen und Schleuderern unter Anführung seines Neffen Jugurtha dem jüngern Scipio als Hülfe gegen Numantia sandte. Einige Jahre später erbot sich auch M., dem als Quästor in Sicilien fungirenden C. Gracchus, einem Enkel des großen Scipio, zulieb die dortigen nothleidenden römischen Truppen mit Getreide zu unterstützen; M.'s Verwaltung in seinem Lande beurkundet fast durchaus einen humanen, gebildeten Sinn. Unter seinen Söhnen liebte er besonders den Atarbas (Adherbal), Jampsamos (Hiempsal) und Micipsa. Den Jugurtha adoptirte er, um diesen ehrgeizigen Charakter für seine weniger begabten Söhne unschädlich zu machen. Daß ihm das nicht gelang, lehrt die Geschichte Jugurtha's, und des sterbenden M.

Aufforderung an seine Söhne zu einträchtigem Zusammenwirken verfehlte ihren Zweck. Unter M.'s Regierung kam eine furchtbare, mit großer Sterblichkeit verbundene Heuschreckenplage über Afrika's Nordküste. In Cirta siedelte M., welchem der Verkehr mit der Wissenschaft, namentlich mit der Philosophie, so wie mit gebildeten, hierher berufenen Griechen bis ins späte Greisenalter Bedürfniß war, eine Griechenkolonie an und erweiterte diese für die Behauptung der Herrschaft wie für den Handel mit der Küste und mit den Oasenstaaten der Wüste günstig gelegene Stadt so bedeutend, daß sie 30,000 Bewaffnete zu Fuß und zu Pferd stellen konnte. Nach einer 30jährigen Regierung † M. im J. 118 v. Chr. und wurde von seinen 3 Söhnen in dem Erbbegräbniß der numidischen Könige prächtig beigesetzt.

Micislaw, Name, s. v. a. Mieczislaw.

Mickahnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. **Ragnit**; 130 Einw.

Micken, 1) die gabelförmigen Hölzer vor den Wachthäusern in Städten und Festungen, an welche die Gewehre der Soldaten angelehnt werden; — 2) die eisernen Gabelstützen, welche sich im vorderen und hinteren Theil der Boote befinden und auf welche der Mast und die Rae gelegt wird; — 3) jedes andere gabelähnliche Werkzeug; — 4) kleine Pumpen, daher **micken**, Wasser aus solchen pumpen.

Micker, die kleinen fetten Gedärme des Rinds.

Mickhausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., **Herrsch. gleich. Namens**; Sitz eines Herrschaftsgerichts, Schloß; 360 Einw.

Mickiewicz, **Adam,** einer der bedeutendsten polnischen Dichter der neuern Zeit, geb. 1798 in Lithauen aus einer armen adeligen Familie, besuchte das Gymnasium zu Minsk und seit 1815 die Universität Wilna und wurde nach vollendeten Studien als Lehrer an der Schule zu Kowno angestellt. Durch die unglückliche Liebe zu der Schwester eines seiner Freunde in Wilna, die von ihren Aeltern bestimmt, einem Andern ihre Hand reichte, wurde zuerst das in ihm schlummernde poetische Talent geweckt und er schrieb sein „Dziady" (die Todtenfeier). Im J. 1822 gab er zu Wilna die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte heraus. Als im J. 1823 eine Untersuchung gegen die Professoren der Universität Wilna eingeleitet worden war, wurde M. längere Zeit festgehalten und dann, obgleich ihm etwas Strafbares nicht nachgewiesen werden konnte, in das Innere Rußlands verbannt. In dieser Zeit machte er eine Reise ans schwarze Meer und dichtete dort die trefflichen Sonette, die ihm die Gunst des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Gallizin, erwarben. Dieser nahm ihn 1826 in sein Gefolge auf und ließ die Sonette drucken (deutsch von Schwab im „deutschen Musenalmanach" 1833). Im J. 1828 erschien sein Epos „Konrad Wallenrod" (Petersb.; deutsch von Kannegießer, Leipz. 1834). Nachdem ihm die Erlaubniß eines längeren Aufenthaltes im Ausland ertheilt worden war, machte er eine Reise durch Deutschland und Frankreich und befand sich eben in Italien, als er die Nachricht von dem Ausbruch der polnischen Revolution erhielt. Von seiner „Ode an die Jugend", welche am meisten unter seinen Dichtungen zur Erweckung des polnischen Nationalgefühls beigetragen hatte, wurden die letzten Worte als eine glückliche Prophezeiung am 30. Nov. 1830 an das Rathhaus zu Warschau angeschrieben und von dem begeisterten Volk tausendstimmig wiederholt. Das Jahr 1831 verlebte er in Dresden und im Sommer 1832 ging er nach Paris. Dort fügte er seinen Dichtungen, die im J. 1828 in 3 Bdn. erschienen waren, im J. 1832 einen 4. Band an, in welchem seine neusten Dichtungen enthalten sind. In seiner Schrift: „Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego" (Par. 1832, deutsch unter dem Titel: „Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft", das. 1833), die durch das traurige Verhängniß seines Vaterlandes hervorgerufen wurde, behandelte er in einer der heiligen Schrift nachgebildeten Diktion die Bestimmung Polens in der Vergangenheit und Zukunft. Das epische Gedicht „Pan Tadeusz" (2 Bde., Par. 1834; deutsch von Spazier, Leipz. 1833) gibt ein sehr getreues Bild des polnischen Volkslebens. Im J. 1839 erhielt er eine Professur der lateinischen Literatur zu Lausanne und im J. 1840 wurde er von der französ. Regierung auf den zu Paris am Collège de France neugestifteten Lehrstuhl der slavischen Literatur berufen. Seine daselbst gehaltenen „Vorlesungen über slav. Literatur" (deutsch, 3 Bde., Leipz. 1843—44) zeichnen sich mehr durch einen hohen Schwung der Phantasie, als durch eine genaue Erforschung der Quellen aus. Auch ist ein engherziges katholisches Interesse zu vorwiegend, als daß sie allgemein hätten Beifall finden können. Wegen seiner Betheiligung an dem Treiben Towianski's wurde M. von seinem Lehrstuhl längere Zeit dispensirt. Seine gesammten Werke erschienen 1838 in Paris in 8 Bdn.

Mickle, William Julius, engl. Dichter, geb. zu Langholm 1734; war eine Zeit lang Korrektor bei der klarendonischen Druckerei zu Oxford und späterhin Sekretär bei dem Kommodore Johnston. Er † 1789, eine klassische Uebersetzung der Lusiade Camoens (the Lusiad 1775) hinterlassend. Als ausgezeichneter Lyriker zeigt er sich in seinen „Poems" (Lond. 1774, 4.); „Pollco" und „Mary, Queen of Scotland," gehören zu seinen gelungensten Gedichten. Nächst diesen verdienen die beiden Balladen „Hengist and Mey und the sorceness," seine Ode „Knowledge" und das Lied Ekdale Braes aufgezeichnet zu werden. Diese Gedichte stehen auch im 11. Theil der andersonschen Sammlung. Proben haben Ideler und Nolte in ihrem Handbuch der engl. Sprache poet. Theil, S. 510 u. ff. und Kosegarten im britischen Odeon II., 133 u. ff. mitgetheilt.

Micklenburg, s. v. a. Mecklenburg.

Mickle-Rooe, brit. Insel, **Shetlands-Inseln,** westlich von Mainland.

Micmaks=Indier, nordamerikan. Volk, am St. Lorenz=Busen.

Mickut Blaurden (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Rupkalwen), Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 140 Einw.; — 2) (M. Kieschen), das.; Windmühle; 160 Einw.; — 3) (M. Lamsaten), das.; Windmühle; 160 Einw.

Mickweh (hebr., s. v. a. Wassersammlung, jüd. Ant.) 4eckiger Wasserbehälter, gesetzlich wenigstens 1 Elle lang, 1 Elle breit, 3 Ellen tief, wenigstens 40 Sea (ungefähr 4 Eimer) fassend, worin und zwar in keinem geschöpften, auch keinem Regenwasser, nach der 6. Woche und dem 7. Reinigungstage sich die Wöchnerinnen unter Beobachtung mehrfacher Ceremonien baden mußten.

Micleta (Med.), eigentlich das Erprobte, durch Erfahrung Bewährte, bei Mesue (Opp. fol. meum 386), Nicolai (Antidotar.) und im alten Dispensator. Augustan. ein Opiat, besonders gebraucht gegen Blut= und Bauchflüsse.

Mico (Säugeth.), s. v. a. Miko, Hapale argentata *Geoffr.*

Micocco, Volk, s. Schaggas.

Micocoulier (franz., Bot.), s. v. a. gemeiner Zürgelbaum, Celtis australis *L.*

Micoglizze, österr.=illyr. Kirchdorf, Istrien, Kr. Veglia; über 100 Einw.

Micolitum (a. Geogr.), Ort an der Südküste Thraciens und der Straße von Philippi nach Aenus.

Micon, 1) (a. Gesch.), Heros, von dessen Sohn Euxantius Miletus abstammte. — 2) (Archäol.), Sohn des Phanochus oder Phanomachus, nebst Polygnotus und Panänus einer der großen Maler in dem Zeitalter des Phidias. Mit Polygnot erfand er einige neue Farbstoffe, indem sie z. B. Schwarz aus Weinbeerkernen bereiteten und das attische Berggelb zuerst als Farbe verwendeten. Beide Künstler arbeiteten gewöhnlich gemeinsam an der Ausschmückung der in ihrer Zeit aufgeführten Gebäude. In der Stoa Poikile malte M. die Amazonenschlacht, ein Gemälde, welches das Vorbild derartiger Kampfscenen geworden ist, wie sie sich so häufig auf Vasen finden. Auch an dem in der Stoa Poikile ausgeführten Gemälde der Schlacht von Marathon scheint er Theil genommen zu haben, denn eine Nachricht sagt uns, er sey in Strafe genommen worden, weil er die Barbaren größer gemalt habe, als die Hellenen. In dem Theseustempel malte M. in Verbindung mit Polygnot auf einer Wand den Amazonenkampf, auf der zweiten den Kampf der Centauren und Lapithen; in dem Tempel der Dioskuren war von ihm der Zug dieses Götterpaars nach Colchis unter Anführung Jasons. Seine Hauptstärke hatte M. in dem Malen von Pferden. Neben der Malerei übte er auch die Bildhauerkunst aus. — 3) M. aus Syrakus, Erzgießer, welcher zwei Statuen von Hiero II. machte, die eine zu Pferd, die andere zu Fuß.

Miconia (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Gattung der Melastomaceae *Dec.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelchröhre dem Eierstock angewachsen; Saum kurz, bleibend, 5zähnig. 5 verkehrt=eirunde, stumpfe Kronblätter. Antheren länglich=linienförmig, am Grunde kurz= und stumpf=geöhrelt. Griffel fädlich, mit stumpfer Narbe. Beere 3—5fächerig. Von 97 Arten, Sträuchern in Westindien und Südamerika, sind am bekanntesten: 1) M. alata *Dec.*, in Guyana, Brasilien, in Wäldern. Bis 7' hoch; Stengel 4eckig, hohl, grau, mit 4eckigen und geflügelten Zweigen. Blätter weckenförmig, oben flaumig und 3rippig und unten grauflaumig und 5rippig. Blüthen sehr klein, in großen Rispen. Der Absud der Blätter dient zum Reinigen alter Geschwüre. Aubl., Guy., Taf. 158. — 2) M. caelata *Dec.*, in der kalten Region des Berges Saraguru bei Loxa in Peru. Aestchen wollig. Blätter lanzettförmig, 3rippig, oben gleichsam blasig ausgegraben, unten rostfarbig=wollig. Blumen gehäuft, fast ansitzend, weiß, in zusammengesetzten Endtrauben. Bonpl., Melast., Taf. 6. — 3) M. holosericea *Dec.*, Melastoma holosericeum *L.*, auf den Antillen und in Südamerika. Aeste oberwärts, wie die untere Blattfläche, die Blatt= und Blüthenstiele und Kelche, mit einem dichten, weichen, graulichen oder braunröthlichen, sammtartigen Filze bekleidet. Blätter eirund=länglich, spitz, am Grunde stumpf oder schwach=herzförmig, 5nervig, oben nur in der Jugend filzig, mit sehr feinen, weißlichen Punkten bestreuet. Blumen weiß, ansitzend, an den Rispenästen kleine, einseitswendige Aehren bildend. Von diesem Strauche wird der Filz an den Aesten in seinem Vaterlande ganz so wie bei uns der Zündschwamm benutzt. Bonpl., Melast., Taf. 23. 24. — 4) M. impetiolaris *Don.*, in Westindien. Blätter stiellos, halbstengelumfassend, groß, eirund, am Grunde fast herzförmig, langgespitzt, fast ganzrandig, 5rippig, unten wie die Blumenrispen rostfarbig=filzig. Blumen weiß, ansitzend, in Endsträußern. Bonpt., Melast., Taf. 29. — 5) M. longifolia *Dec.*, in Cayenne, Brasilien, an Flüssen. Aestchen 8rippig, sternhaarig. Blätter länglich, an beiden Enden verschmälert, fast 3fältig=benervt. Blumen weiß, in gipfelständigen, quirlästigen Rispen. Dient zum Schwarzfärben. Aubl., Guj., Taf. 170. — 6) M. tinctoria *Mart.*, M. fulva *Dec.*, in Brasilien. Aestchen fast zweischneidig, schülferig=sternhaarig, weißlich=fuchsröthlich, wie die Blattstiele und untern Blattflächen. Blätter gegenständig und zu 3 in Wirteln stehend, länglich, schwach=randschweifig, 3nervig. Dient zum Gelbfärben. — 7) M. tomentosa *Don.*, in Guyana, Brasilien. Blätter groß, ansitzend, oval, am Grunde keilförmig, langgespitzt, weit über der Basis 3rippig, unten wie die Blumenrispen gelbbraun=filzig. Blumen weiß. Bonpl., Mel., Taf. 16.

Mi contra fa (ital., Mus.), s. Querstand, unharmonischer.

Micractis (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: M. Bojeri *Dec.*, Sommergewächs auf Madagascar.

Micräa (Bot.), nach Miers, Gattung der Gentianeae *Endl.* Eine in Chili einheimische Art.

Micraloa (Bot.), nach Biasoletto, Gattung der Protococcoideae *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zellen dicht zusammengedrängt, ein maschig-gefeldertes, schleimiges Häutchen darstellend, mit vielkörnigem Inhalte. Von 3 deutschen Arten kommt am häufigsten vor: M. Jctyolabe *Kze.*, spangrün, zarthäutig, schleimig, aus großen Maschen bestehend; bildet ausgebreitete, ziemlich zusammenhängende Häute in stehenden Wassern.

Micrampelis (Bot.), nach Rafinesque, Gattung der Cucurbitaceae *Raf.*, Arten noch unbestimmt.

Micranatomia, (Anatomia microscopica, Anat.), die feinere anatomische Untersuchung organischer Theile.

Micranatomicus (Anat.), kürzer und besser: Micranatomus, ein Micranatom, sich mit Micranatomie beschäftigend.

Micrangion, (Trichangion, Anat.), ein sogenanntes Haargefäß, ein sehr kleines Gefäß.

Micranthea (Bot.), nach Desfontaines, Pflanzengattung, s. v. a. Micrantheum *Spr.*

Micranthea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Rutaceae Crotoneae.

Micranthemum (Bot.), nach Richard, Gattung der Lysimachiaceae *Juss.*, Diandria Monogynia *L.* 2 Arten, in Nordamerika einheimisch: M. emarginatum *Ell.* und orbiculatum *Michx.*

Micranthera (Bot.), I. nach Choisy, Gattung der Guttiferae *Dec.* Einzige Art: M. clusiaefolia *Chois.* Baum in Cayenne. — II. nach Besser, Untergattung von Bromus *L.* — III. nach Decandolle, Untergattung von Ardisia *Swartz.*

Micranthes (Bot.), nach Haworth, Pflanzengattung. Arten unter Saxifraga *L.*

Micrantheum (Bot.), I. nach Sprengel, Gattung der Rutaceae Euphorbiaceae *Rchb.* Einzige Art: M. ericoides *Desf.*, Strauch in Neuholland. Die Gattung ist der Typus der Micrantheae *Rchb.* — II. nach Presl, Untergattung von Trifolium *L.*

Micranthus (Bot.), I. nach Persoon, Gattung der Irideae *Pers.* Einzige Art: M. alopecuroideus *Pers.*, Gladiolus alopecuroideus *L.*, ausdauernde Pflanze auf dem Kap. — II. nach Loudon, Pflanzengattung, s. v. a. Macranthus *Lour.* — III. nach Wendland, Pflanzengattung. Arten unter Aetheilema *R. Br.*

Micraster (foss. Echinod.), nach Agassiz Untergattung von Spatangus (s. d.).

Micrasterias (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Zellenstern, Gattung der Jnfusoria Polygastrica Bacillaria *Cuv.*, der Zunft der eigentlichen Jnfusorien nach Oken. Charakter: Mit einfachem, einschaligem, plattem Panzer und sich in eine regelmäßige Zahl sternartig zusammenstellend. Die Thierchen stehen strahlenartig außen herum in einem einfachen, doppelten oder dreifachen Kreise, die innern ungleich, mit oder ohne Mittelzelle. Gegen 12 Arten, bekannteste: 1) M. Boryana *Ehrenb.*, Jnf. XI. 5. Pediastrum Boryanum *Corda*, Alm. de Carlsbad, Taf. III. Fig. 32. 35., sehr klein, zehn Körperchen in der äußern Reihe, fünf in der innern, eins in der Mitte; die Randzähnchen stets spitzig. Mit andern Bacillarien im Schleim der Conferven. Eine der zierlichsten Gestalten unter dem Mikroskop. — 2) M. tricyclia *Ehrenb.*, Jnf. XI., Taf. 8., steht in drei concentrischen Kreisen. Diese Gattung wird von Agardt, Rabenhorst und andern Botanikern als Algengatt. beschrieben.

Micrauchenia (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengattung. Art: M. hispida *Dec.*, s. v. a. Dubyaea hispida *Dec.*

Micrelium (Bot.), nach Forskal, Pflanzengattung. Arten unter Eclipta *L.*

Micrencephalion, (Micrencephalium, Micrencephalon, Micrencephalum, Med.), ein zu kleines Gehirn.

Micristologia, (Mikristologie, Physiol.), die Lehre von den feinsten organischen Fasern.

Microbasis (bot. Term.), ein kleines, scheibenförmiges Stempelpolster (s. Gynobasis), z. B. bei Labiaten und Boragineen; eine Form der unterweibigen Scheibe, Discus hypogynus.

Microcala (Bot.), nach Hoffmannsegg, Pflanzengattung. Art: M. filiformis *Lk.*, s. v. a. Cicendia filiformis *L.*

Microcalia (Bot.), nach Richard, Pflanzengattung. Art: M. australis *Rich.*, s. v. a. Lagenophora Forsteri *Dec.*

Microcarpaea (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Personatae Scrophularinae *Rchb.*, Diandria Monogynia *L.* Von 3 Arten ist am bekanntesten: M. muscosa *R. Br.*, in Ostindien, Neuholland, ausdauernd.

Microcebus (Säugeth.), nach Wagner, Zwergmaki, Gatt. der Quadrumana Lemurina *Cuv.*, der Ordn. der Nagelthiere und der Zunft der Affen nach Oken, Mioxicebus *Less.* Charakter: Vorderzähne $\frac{4}{6}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, konisch, Backzähne $\frac{6}{8}$, zusammen 36 Zähne; Kopf rundlich; Schnauze kurz, Ohren nackt, rundlich; Augen groß, vorstehend; Körper dicht behaart. Zwei Arten, auf Madagaskar: 1) M. griseus *Wagn.*, Lemur Milii *Fr. Cuv.* Obere Theile einfärbig graufahl, unten weiß, auch das Innere der Schenkel, die Seiten des Halses und der äußere Rand der Schenkel; zwischen den Augen ein weißer, schwarz eingefaßter Fleck. Körperl. 13 Zoll, Schwanzlänge 14 Zoll. — 2) M. rufus *Wagn.*, Lemur murinus *Penn.*, Galago Demidoffii *Fisch.*, Pelz wollig, obere Theile rostroth, golden schimmernd, die unteren graulich rostfarb; Schwanz lang, dick, dicht behaart, besonders am Ende, wo er dicker ist. Körperlänge 6 Zoll.

Microcentron (Bot.), nach Cassini, Untergattung von Carduus *L.*

Microcephali (Entom.), nach Latreille, Abtheilung der Brachyelytra *Latr.*, die Gattungen Lomechusa, Tachinus und Tachyporus enthaltend.

Microcephalon, (Microcephalum, Med.), ein zu kleiner Kopf.

Microcephalos, (Microcephalus, Med.), einen kleinen Kopf habend, ein Kleinkopf.

Microceras (Bot.), nach Decaisne, Untergattung von Epimedium *L.*

Microchemie (Chem.), nach Döbereiner, die chemische Untersuchung kleiner und feiner Gegenstände, z. B. der Luftarten, der organischen Pflanzen und Thiersäfte.

Microchilus (Bot.), nach Presl, Gattung der Orchideae *Presl*, zwei ausdauernde Arten in Peru.

Microchir (Med.), mit kleiner Hand, kleinhändig.

Microchläna (Bot.), nach Wight und Arnott, Pflanzengattung, s. v. a. Microlaena *Wall.*

Microchloa (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Gramineae Hordeaceae *Spr.*, Triandria Digynia *L.* Von 4 Arten, meistens in Afrika einheimisch, ist am bekanntesten: M. setacea *R. Br.*, Nardus indica *L.*, in Südamerika, Ostindien, Neuholland; ausdauernd. Halm 2" hoch; Wurzelblätter lineal, an der Spitze zurückgekrümmt, länger als der Halm; die am Halme zahlreichen Blätter borstenförmig. Blüthen in einer einseitigen, ungegliederten Aehre; Kelch 2klappig, einblüthig; Blüthchen 2spelzig. Die kriechende, wohlriechende und aromatische Wurzel wird sowohl als Gewürz, als auch als magenstärkendes, schweiß- und harntreibendes Mittel gebraucht. Rorb., Corom. 2, Taf. 132.

Microcochle (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Phaseolus *L.*

Microchronometrum (Phys.), ein Mikrochronometer, ein Werkzeug zur genauen Messung sehr kleiner Zeiträume, wie z. B. der Sphygmometer.

Microcodon, 1) (Entom.), nach Ehrenberg, Gatt. der Infusoria rotifera Megalotrochaea *Ehrenb.*, der Ordn. der quallenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: Nur mit einem einzigen Auge. Bekannteste Art: M clavus *Ehrenb.*, Inf. XLIV. 1. — 2) (Bot.), nach Decandolle Sohn, Gattung der Campanulaceae *Dec. fil.* Von 6 Arten, in Südafrika einheimisch, sind zu nennen: M. Candolleanum *Buek.* und lineare *Buek.*

Microcölia (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Malaxideae *Lindl.* Einzige Art: M. exilis *Lindl.*, auf Madagaskar.

Microcoleus (Bot.), nach Desmazières, Scheidenfaden, Gattung der Oscillatorieae Oscillatorinae *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden frei, aus häutigen Scheiden hervorkriechend, gegliedert. Scheiden offen, farblos, zu einer zusammenhängenden, lamellenartig-häutigen Schicht verwachsen. Von 21 deutschen Arten sind am verbreitetsten: 1) M. autumnalis *Ag.*, M. terrestris *Desm.*, auf feuchtem, schlammigem Boden. Gallertartig-häutig, schwarzgrün; Fäden olivenfarbig, durchsichtig; Glieder an den Gelenken punktirt. Vauch., Conf. Taf. 15, Fig. 13. — 2) M. Corium *Ag.*, an Mühlenwellen, Steinen, in schnellfließenden Bächen u. s. w. Fast lederartig, schwarzbraun-grünlich; Fäden starr, bläulichgrün, mit glasheller Spitze; Glieder an den Enden mit punktirten Querlinien. — 3) M. leptodermus *Ktz.*, in Dachrinnen, Wasserröhren, Bassins. Häutig, olivenbraun, glänzend; Fäden glashell, bläulichgrün. — 4) M. membranaceus *Ktz.*, an feuchten Breter- und Steinwänden der Gräben und Bäche. Weit verbreitet, dunkel olivenfarbig, dicht; Fäden biegsam, an den Spitzen zottig-bärtig; Glieder an den Gelenken mit punktirten Querstreifen. — 5) M. pannosus *Bory.*, auf Steinen, Holz in Gebirgsbächen. Dick, kompakt, dunkelgrün-schwarz; Fäden ungleich; Glieder körnig.

Microcorys (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Labiatae Prostanthereae *Benth.*, drei Arten, Sträucher in Neuholland.

Microcos (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung. Arten unter Grewia *L.*

Microcosmetor (Physiol.), nach Doläus: das allgemeine Lebensprincip (welches beim höheren Thiere im Gehirne seinen Sitz hat).

Microcosmicus (Physiol.), mikrokosmisch, den Mikrokosmos oder ein (einzelnes) lebendes Individuum betreffend, davon herkommend u. s. w. — Scientia microcosmica, s. v. a. Physiologie oder Anthropologie u. s. w. — Machina microcosmica, bei den Physiologen und Aerzten der mechanischen Schule s. v. a. Organismus, lebender Körper u. s. w. — Sal microcosmicum, s. v. a. Sal urinae.

Microcosmographia (Physiol.), die Beschreibung (oder auch Abbildung) lebender, besonders menschlicher Theile u. s. w.

Microcosmologia (Physiol.), die Mikrokosmologie, Lehre vom Mikrokosmos; s. v. a. Physiologie oder Anthropologie u s. w.

Microcosmus (Physiol.), der Mikrokosmus, die kleine Welt, Welt im Kleinen, das einzelne lebende Individuum, besonders der Mensch.

Microcosmus marinus (Zool.), nach Linné, s. unter Kracken, B.

Microcystis (Bot.), nach Kützing, Blasenpalmelle, Gattung der Nostochinae Palmelleae *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Lager anfangs begrenzt, dann verbreitet, enthält durchsichtige, häutige Schläuche (Mutterzellen), worin die gonimischen Zellen, öfters zu 4, nisten. Von 8 deutschen Arten sind am verbreitetsten: 1) M. atrovirens *Corda*, überzieht feuchte schattige Mauern und Felsen. Dünn, krustenförmig verbreitet, dunkelgrün, glänzend, schmierig. Menegh., Nostoch. 72, Taf. 10, Fig. 1. — 2) M. rupestris *Lyngb.* Auf feuchten Felsen zwischen Moos. Gallertartig, gelblich-grün, uneben-faltig, durchsichtig. Menegh., Nostoch. 72, Taf. 9, Fig. 1.

Microdactylus (Ornith.), nach Geoffroy, Stelzvögelgattung, s. v. a. Dicholophus *Ill.*

Microderis (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Cichoraceae *Dec.* Einzige Art: M. rigens *Dec.* Auf den Azoren; ausdauernd.

Microdon, I. (Entom.), nach Meigen, Fliegengattung, s. v. a. Aphritis *Latr.* (s. d.). — II. (Zoophyt.), nach Schubert, Infusoriengattung, s. v. a. Microcodon *Ehrenb.* — III. (foss. Ichthyol.), nach Agassiz ausgestorbenes

Ganoidengeschlecht aus der Familie der Pyknodonten mit abgeplattetem, sehr erhobenem, kurzem und zusammengedrücktem Körper, gegenständigen, sehr langen und bis zur Schwanzflosse verlängerten Rücken- und Afterflossen. Schwanzflosse sehr ausgezackt und gabelförmig. Kleine flache eckige Zähne stehen in mehren Reihen. Nur aus dem Kalkschiefer von Solenhofen. — IV. (Bot.), nach Choisy, Gattung der Selagineae *Chois*. Von 3 Arten, in Südafrika einheimisch, ist zu nennen: M. ovatum *Chois.*, Lippia ovata *L.* Strauch auf dem Kap.

Microdus (Entom.), nach Nees, Schlupfwespengattung. Arten unter Bracon *Fabr.* Typus: M. gloriatorius *Nees*.

Micrölus (Bot.), nach Wight und Arnott, Gattung der Euphorbiaceae *W. A.* Art noch unbestimmt, Strauch in Ostindien.

Microgaster (Entom.), nach Latreille, Gattung der Hymenoptera terebrantia pupivora *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Schwanzwespen nach Oken, unter Cryptus *Fabr.* Charakter: Bauch kurz, oft kürzer als die Brust, ungestielt; das erste Glied breit, kegelförmig, die letzten pflugschaarförmig verwachsen; Beine dick; Legebohrer eingekrümmt oder gänzlich verborgen. Ganz kleine Schlupfwespen, die in den Schmetterlingslarven in Mehrzahl leben, aber noch bei deren Leben wieder heraustreten und sich schöne seidene Cocons zum Verpuppen spinnen; von 40 europäischen Arten bekannteste: 1) M. glomeratus *Latr.*, schwarz, mit gelben Beinen. Ist nur 1½ Linie lang, und sticht zumal häufig die gelben Kohlraupen an. Die in dieser in Menge lebenden Larven sind graulich, mit einigen Borstenhaaren. Beim Austreten spinnt sich jede in einen kleinen goldgelben Cocon ganz wie der einer Seidenraupe im Kleinen, deren Haufen man dann gewöhnlich an Gartenhauswänden mittelst einiger Fäden befestigt erblickt. Man hat sie manchmal irrig für Raupeneier gehalten und vertilgt, während man sie schonen muß. Degeer I, 16, Fig. 6. — Reaumur II, Taf. 23, Fig. 2. 7. 8. Vergl. Cryptus glomeratus *Grav.*. — 2) M. globator *Latr.*, Cryptus globator *Fabr.*, schwarz, mit rothbraunen Beinen. So groß, wie der vorige und nur durch die dunkleren Beine zu unterscheiden. Die Larve lebt in verschiedenen Grasraupen, und verpuppt sich auf gleiche Weise; sie umspinnen aber ihre Hülse noch mit einer weißen Seide in Gestalt einer Kugel, die wie ein Spinnennest oder eine Kuge. gelblich weißer Baumwolle aussieht, und nicht selten auf Wiesen, an einem Grashalm befestigt, angetroffen wird. Degeer II, 29, Fig. 12. 13. — Reaumur II, 35, Fig. 5. 6. — 3) M. aphidum *Latr.*, Aphidius varius *N.*, Ichneumon aphidum *L.*, schwarz, die Basis des Bauches, die Vorderbeine und die Knie der hintern gelb. Nur eine Linie lang. Die Larve lebt einzeln in Blattläusen, welche dann aufschwellen, graubraun werden und bald sterben, wo man sie nicht selten noch so sitzend findet. Vergl. Cryptus aphidum *Grav.-nh.* — 4) M. falcatus *N.*, schwarz, Beine roth; Hinterleib niedergedrückt; Segmente glatt mit eingedrückten Linien; Flügel fast durchsichtig, mit braunen Adern und braunem Randmahle; 2 Linien lang.

Microglena (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gattung der Infusoria polygastrica monadina *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Mit einem rothen Augenpunkt am vorderen Ende, ohne Schwanz und Lippe, aber mit einem einfachen, peitschenartigen Rüssel; in der Längsachse des Körpers schwimmend. Bekannteste Arten: 1) M. punctifera *Ehrenb.*, Inf. Taf. 1, Fig. 33. — 2) M. monadina *Ehrenb.*, Taf. 1, Fig. 34.

Microglossa, 1) (Ornith.), nach Vieillot, Rüsselpapagei, Gattung der Scansores *Cuv.*, der Ordnung der Dickschnäbler und der Zunft der Gackler nach Oken, unter Psittacus *L.* Charakter s. unter Psittacus *L.* Abth. II, Bd. IV, S. 1214. Zwei Arten: 1) M. aterrima *Gmel.*, Psittacus Gigas *Lath.*, *Edw.* 316. — 2) M. Goliath *Kuhl*, L'Ara à trompe *Vaill.*, 12. 13., blauschwarz, mit ganz schwarzem Schnabel und Füßen. Er kann alle Halsfedern bis an die Augen vorwärts richten und die nackten Hautstellen damit bedecken. Beide Arten finden sich in Ostindien und Australien. — 2) (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Von 5 Arten, Sträuchern in Ostindien und auf Madagaskar, ist zu nennen: M. volubilis *Dec.* In Ostindien.

Microglossi (Ornith.), s. v. a. Kleinzüngler.

Microgomphus (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Sympieza *Lichtst.*

Micrographia (Physiol.), die Beschreibung (und Abbildung) sehr kleiner, nur mit bewaffnetem Auge sichtbarer, sogenannter mikroskopischer Gegenstände.

Microgyne (Bot.), I. nach Lessing, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: M. trifurcata *Less.*, Sommergewächs in Brasilien. — II. nach Cassini, Untergattung von Eriocephalus *L.*

Microhaloa (Bot.), nach Kützing, Algengattung. Arten unter Micraloa *Bias.*

Microlaena (Bot.), I. nach R. Brown, Gattung der Gramineae Oryzeae *Spr.*, Tetrandria Digynia *L.* Einzige Art: M. stipoides *R. Br.* In Neuholland; ausdauernd. — II. nach Wallich, Pflanzengattung. Arten unter Wallichia *Dec.*

Microlepidoptera (Entom.), nach Fischer, Kleinschmetterlinge, Abtheilung der Lepidoptera *Latr.*, der Ordnung der Falter nach Oken. Allgemeiner Charakter: fliegen theils des Nachts, theils bei Tage und haben lange, borstenförmige Fühler; Raupen meist sechszehnbeinig, nackt oder dünn behaart; leben im Innern ihrer Nahrung versteckt, kommen zur Verwandlungszeit hervor und spinnen sich eine Puppenhülle. Die kleinsten und zahlreichsten aller Schmetterlinge. Fischer stellt unter die M. die Familien der Pyralidae, Zünsler, der Tortricina, Wickler, der Tinodea, Motten, und der Pterophoridae, Geistchen, Federmotten.

Microlepis (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Osbeckia *L.*

Microlicia (Bot.), nach Don, Gattung der Melastomaceae *Don.* Von 37 Arten,

sämmtlich in Südamerika, besonders Brasilien, einheimisch, sind zu nennen: 1) M. cordata *Chmss.* Strauch. — 2) M. graveolens *Dec.* Strauch. — 3) M. recurva *Dec.* In Cayenne; ausdauernd. — 4) M. serpyllifolia *Don.* Strauch. — 5) M. variolosa *Dec.* Strauch.

Micrologia (Psych.), 1) gewöhnlich der Kleinlichkeitsgeist, das Haschen nach kleinlichen Dingen, die Mikrologie, Pedanterie; — 2) zuweilen auch die Lehre von den sehr kleinen, sogenannten mikroskopischen Thieren und Pflanzen.

Microloma (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Contortae Asclepiadeae *Spr.* Von 5 Arten, in Aegypten und Südafrika einheimisch, nennen wir: 1) M. lineare *R. Br.*, Ceropagia tenuifolia *L.* Strauch auf dem Kap. — 2) M. sagittatum *R. Br.* Strauch auf dem Kap.

Microlonchus (Bot.), nach Cassini, Gattung der Compositae Cynareae *Dec.* Von 3 Arten ist zu nennen: M. salmanticus *Dec.*, Centaurea salmantica *L.* In Südeuropa; 2jährig.

Microlophus (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Art: M. alatus *Cass.*, s. v. a. Centaurea alata *Lam.*

Micromega (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gattung der Infusoria polygastrica Bacillaria *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Mit doppelter oder dreifacher Hülle, einem Kieselpanzer und einem röhrenförmigen, bündelweise durch eine Gallerte verbundenen Mantel, welcher die Form von steifen Bäumchen zeigt. Bis jetzt nur eine Art genauer untersucht. Von den neuern Botanikern wird M., Schiffsbäumchen, Frusteltang, unter die Algen versetzt. Agardh nennt die bekannteste Art: M. ramosissimum; sie findet sich in der Nordsee bei Helgoland und im Mittelmeer bei Triest. Kützing, Bacill. 117, Taf. 25, Fig. I 1—5.

Micromelon (Bot.), nach Blume, Gattung der Aurantia *Spr.* 2 Arten, Bäume auf Ceylon und Java.

Micromeria (Bot.), nach Bentham, Gattung der Labiatae Melissineae *Benth.* Von 39 Arten, Kräutern und Sträuchern in allen Erdtheilen, sind zu nennen: 1) M. graeca *Benth.*, Satureja graeca *L.* Halbstrauch am Mittelmeer. — 2) M. juliana *Benth.*, s. Satureja juliana *L.* — 3) M. marifolia *Benth.*, Melissa fruticosa *L.*, Halbstrauch in Südeuropa und Asien. — 4) M. microphylla *Benth.*, Strauch am Mittelmeer. — 5) M. nervosa *Benth.*, Halbstrauch am Mittelmeer. — 6) M. obovata *Benth.*, Satureja viminea *L.*, Strauch auf Jamaika. — 7) M. Piperella *Benth.* In Südeuropa; ausdauernd. — 8) M. Pulegium *Benth.* Im Banat; ausdauernd.

Micrometrum (Phys.), das Mikrometer (s. d.), ein Werkzeug zum Messen sehr kleiner Quantitäten.

Micrommata (Arachnid.), Spinnengattung, s. v. a. Buntspinne (s. d.).

Micropelus (Entom.), nach Latreille, Gattung der Coleoptera pentamera Brachyelytra *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Staphylinus *L.* Charakter: Taster pfriemenförmig; Fühler endigen in eine solide Keule und fügen sich in Grübchen des Halsschildes ein. Unter mehren Arten bekannteste: M. porcatus *Harp.*, Hor. entom. VIII, 9, Omalium porcatum *Gyll.*, Nitidula porcata *L.*, gestreifter Glanzkäfer. Schwarz; Flügeldecken erhaben gestreift. In Mist.

Micropeplus (Entom.), nach Schubert, Käfergattung, s. v. a. Micropelus *Latr.*

Micropera (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Vandeae *Lindl.* Einzige Art: M. pallida *Lindl.* In Ostindien.

Micropetalum (Bot.), I. nach Persoon, Pflanzengattung. Arten unter Spergulastrum *Michx.* — II. nach Tausch, Untergattung von Saxifraga *L.*

Micropeza (Entom.), nach Meigen, Kleinfußfliege, Gattung der Diptera lethericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mücken und der Zunft der Lippenmücken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Endglied tellerförmig, mit haariger Fühlerborste; Hinterleib sechsringelig, walzenförmig verlängert; Beine fadenförmig, sehr lang. Arten nicht zahlreich; bekannteste: M. filiformis *Meig.*, Calobata filiformis *Fabr.*, Musca corrigiolata *L.*, überall schwarz; Beine gelb, mit schwarzen Schenkelringen; 3 Linien lang. In Wäldern ziemlich häufig. Schellenb., Zweifl. VI, 1.

Microphaës (Ophthalm.), soll bedeuten: durch Gewöhnung an schwaches Licht entstanden, ex consuetudine exiguam lucem ferendi.

Microphonia (Med.), eine sehr kleine oder vielmehr feine, schwache Stimme.

Microphonium (Mus.), das Mikrophon, nach Wheatstone (Froriep's Not. aus dem Gebiet der Natur- und Heilk., Bd. 19, Nr. 6, Kleinert's Repert. u. med. Journ. 1828, 7, S. 28), feine Stimmgabel, welche die schwächsten Töne hörbar macht, wenn sie mit tönenden Körpern unmittelbar in Berührung kommt.

Microphonus (Med.), mit sehr feiner schwacher Stimme begabt.

Microphthalmia (Ophthalm.), s. Atrophie des Augapfels.

Microphthalmus (Ophthalm.), 1) wer sehr kleine Augen hat; — 2) das kleine Auge, zuweilen s. v. a. Hypophthalmus; — 3) s. v. a. Microphthalmia.

Microphthira (Arachnid.), nach Latreille, Abtheilung der Milben, die Arten mit sechs Füßen enthaltend. Da aber diese sechsfüßigen Milben nach Dugès Untersuchungen nur Larvenzustände sind, so hat die neuere Zoologie die M. *Latr.* fallen lassen.

Microphyllinus (bot. Term.), kleinblätterig, zur Bezeichnung eines aus kleinen schuppenförmigen Blättchen gebildeten Flechtenlagers, z. B. von Cladonia digitata, die kleinblätterige Form, als Gegensatz von platyphyllinus.

Micropleura (Bot.), nach Lagasca, Gattung der Umbelliferae Aralicae *Rchb.* Einzige Art: M. renifolia *Lag.* Auf der Insel Chiloe.

Micropodium (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Brassica *L.*

Micropolites (griech.), Bürger einer kleinen Stadt, Kleinstädter.

Micropoliticus, kleinstädtisch, kleinbürgerlich.

Microporus (Bot.), nach Beauvois, Pilzgattung. Arten unter Polyporus *Fr.*

Microps (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Ganoidengeschlecht aus der Familie der Lepidoiden, Körper verlängert, Rückenflosse gegenüber der Bauchflosse und klein, Schwanzflosse gabelförmig und gleichlappig. Schuppen an der Basis der Schwanzflosse ganz regelmäßig, Zähne bürstenförmig. Eine Art: M. furcatus Ag., aus dem Lias von Seefeld.

Micropsis (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: M. nana *Dec.*, Sommergewächs in Chili.

Micropsychia (Psych.), 1) eine kleinliche Denkweise; — 2) die Kleinmüthigkeit, der Kleinmuth.

Microptera (Entom.), nach Gravenhorst, Kurzflügler, Käferfamilie, s. v. a. Brachyelytra (Brachelytra) *Latr.*, s. Coleoptera.

Micropterus (Ichthyol.), nach Cuvier, Kleinflosser, Gattung der Acanthopterygii Sciaenoidei *Cuv.* Bei neueren Untersuchungen fand Cuvier diese Gattung nicht haltbar und unterdrückte sie, da sie nur auf einem verstümmelten Exemplare eines Gristes salmoides beruhte. Gleichwohl ist sie in mehre ichthyologische Werke übergegangen.

Micropus (Med.), mit kleinen Füßen, kleinfüßig.

Micropus 1) (Ornith.), nach Meyer, Vögelgattung, s. v. a. Cypselus *Ill.*; — 2) (Bot.), nach Linné, Gattung der Compositae amphicenianthae *Rchb.*, Syngenesia Necessaria *L.* Von 6 Arten, einjährigen Kräutern in Südeuropa und Amerika, sind zu nennen: 1) M. erectus *L.*; — 2) M. supinus *L.* Beide in Südeuropa.

Micropyle (bot. Term.), das Keimloch, die punktförmige Stelle auf der Samenhaut, wo sich früher der Eimund (s. Exostoma und Endostoma) befand; s. v. a. Foramen germinationis.

Microrachis (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Hymenolepis *Cass.*

Microrchis (path. Anat.), ein männliches Subjekt mit sehr kleinen Hoden.

Microrrhinum (Bot.), nach Endlicher, Untergattung von Linaria *L.*

Microrrhizomania (Bot.), nach Fil. Re (Malattie delle piante) eine Krankheit der Pflanzen, bei welcher die Wurzelfasern sich abnorm vervielfältigen, verfeinern und verlängern, gleichsam: die Wurzelwuth, Wurzelungswuth; Zallingers Plica? Linné's (vielleicht auch Zallingers) Plica ist jedoch eine andere Krankheit.

Microrhynchus, 1) (Entom.), nach Germar, Käfergattung. Arten unter Curculio *L.*; — 2) (Bot.), nach Lessing, Gattung der Compositae Cichoreae *Dec.* Von 7 Arten, ausdauernden Kräutern in Ostindien und Afrika, sind zu nennen: 1) M. asplenifolius *Dec.* In Ostindien. — 2) M. nudicaulis *Less.*, Chondrilla nudicaulis *L.* In Aegypten und Arabien.

Microsaccus (Bot.), nach Blume, Gattung der Orchideae Vandeae *Lindl.* Einzige Art: M. javensis *Blum.* In Java.

Microscelus (Med.), mit zu kleinen oder zu kurzen Beinen.

Microsemma (Bot.), nach Labillardière, Gattung der Ternstroemiaceae *Meissn.* Einzige Art: M. salicifolia *Labil.*, Baum in Neuholland.

Microseris (Bot.), nach Don, Gattung der Compositae Cichoraceae *Dec.* Einzige Art: M. pygmaea *Dec.* Einjähriges Kraut in Chili.

Microsolena (foss. Zoophyt.), nach Lamouroux, s. v. a. Madrepoca (s. d.).

Microspermum (Bot.), nach Layasca, Gattung der Compositae Eupatoriaceae *Dec.* Einzige Art: M. nummularifolium *Lag.* In Neuspanien.

Microsphace (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Salvia *L.*

Microsphyctus (Med.), wer einen kleinen Puls hat.

Microsphyxia (Med.), 1) die Mikrosphyxie, das Behaftetseyn mit einem kleinen Pulsschlag; — 2) der kleine Puls selbst.

Microsplanchnus (Med.), wer kleine Eingeweide hat.

Microsporum (das Mikrospor, Bot.), nach Gruby: eine kryptogamische Pflanze im Porrigo decalvans, welche (in der sogenannten Alopecie) Pflanzen mit Aesten, Zweigen und Sporulen bildet, und wegen der Kleinheit der Sporulen „Microsporum" genannt ist. Die von Gruby selbst entdeckte Art hat derselbe M. Andouini, dem berühmten Andouin zu Ehren, genannt.

Microstachys (Bot.), nach Bentham, Pflanzengattung. Arten unter Cnemidostachys *Mart.*

Microstegium (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Gattung der Gramineae *Nees.* Einzige Art: M. Willdenowianum *Nees.*

Microstemma (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Asclepiadeae Stapelieae *Endl.* Einzige Art: M. tuberosum *R. Br.* In Neuholland.

Microstephium (Bot.), nach Lessing, Gattung der Compositae Cynareae *Dec.* Einzige Art: M. niveum *Less.* Auf dem Cap; ausdauernd.

Microstoma (Ichthyol.), nach Cuvier, Kleinmund, Gattung der Malacopterygii abdominales Esoces *Cuv.*, der Ordnung der Bauchflosser und der Zunft der Hechte nach Oken, unter Esox *L.* Charakter: Schnauze kurz; Unterkinnlade weit vorstehend, wie die kleinen Zwischenkieferknochen mit sehr feinen Zähnen besetzt; drei breite platte Kiemenstrahlen; Auge groß; Körper gestreckt; Seitenlinie mit einer

Reihe starker Schuppen besetzt; die einzige Rückenflosse etwas hinter der Bauchflosse. Einzige Art: M. angustidens *Cuv.*, La Serpe microstome, Gasteropelecus microstoma *Risso*, hist. nat. de l'Eur. mérid. III. 448. Der Bauch bildet einen scharfen Kiel, dunkelgraublau. Im mittelländischen Meere.

Microstomata (Ichthyol.), nach Goldfuß, Kleinmäuler, Familie der Knorpelfische, die Gattungen Gnathodon, Ostracion, Balistes, Syngnathus, Pegasus und Acipenser umfassend.

Microstylis (Bot.), nach Nuttall, Gattung der Orchideae Malaxideae *Lindl.* Von 18 Arten, meistens in Asien und Amerika einheimisch, sind zu nennen: 1) M. monophylla *Lindl.*, Ophrys monophyllos *L.* In Europa, Nordamerika; ausdauernd. — 2) M. ophioglossoides *Nutt.* In Nordamerika; ausdauernd. — 3) M. Rheedii *Lindl.* In Ostindien.

Microsyphilionthus (Syphilionthus microcarpus, Med.), die kleine Franzosenfinne, der kleine venerische Pustelausschlag.

Microtea (Bot.), nach Swartz, Gattung der Atriplices *Kunth.*, Pentandria Digynia *L.* 2 Arten, einjährig: 1) M. debilis *Sw.* In Westindien. — 2) M. maypurensis *Don.* In Südamerika.

Microtes (Med.), die Kleinheit.

Microtheca (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gattung der Infusoria polygastrica Bacillaria *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: frei, einschalig, flach, plattenartig. Bekannteste Art: M. octoceras *Ehrenb.*, XII, Fig. 10.

Microthecium (Bot.), nach Corda, Gattung der Sphaeriacei Cytisporei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Perithecie häutig, eingesenkt, mündungslos, im Innern mit einer weißen Schicht, welche schwarze Sporen trägt. Einzige Art: M. Zobelii *Corda*, icon. 5, Taf. 8, Fig. 53. Im Innern der schneeweißen Wurzeltrüffel, Rhizopogon niveus *Fr.*

Microtherium (foss. Säugeth.), nach H. von Meyer, ausgestorbenes Dickhäutergeschlecht, das Oplotherium de Layser und Parieu, mit hervortretenden und gekrümmten Eckzähnen. Der ganze Bau bietet nach H. v. Meyer eine gewisse Aehnlichkeit mit Wiederkäuern, Fleischfressern und Nagern dar. Die Reste finden sich in tertiären Schichten zu Weisenau und Hochheim im mainzer Becken, in der Molasse der Schweiz und im Departement de l'Allier.

Microthlipter (Microthlibeus, Mech.), ein Quetschwerkzeug für sehr kleine Gegenstände, wie z. B. Purkinje's sehr brauchbarer mikrotomischer Quetscher (Joh. Müllers Archiv für Anat. u. s. w. 1834, V, S. 385—390).

Microthouaria (Bot.), nach P. Thouars, Untergattung von Thuarea *Pers.*

Microtis (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Orchideae Arethuseae *Lindl.* Von 7 Arten, ausdauernden Kräutern in Neuholland, nennen wir: M. Banksii *Hook.*, und porrifolia *R. Br.*

Microtrapezos (Med.), ist wohl Germanismus statt micro- oder leptotrophos? wer eine leichte, dünne Nahrung genießt.

Microtrema (Bot.), nach Klotzsch, Pflanzengattung. Art: M. opulentum *Kl.*, s. v. a. Erica opulenta *Wendl.*

Microtrichia (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: M. Perrottettii *Dec.* Strauch in Senegambien.

Microtrophia (Med.), eine spärliche, geringe Nahrung; spärliche Ernährung.

Microtrophus (Med.), 1) spärlich (schlecht) genährt; — 2) wenig nährend.

Microtropis (Bot.), 1) nach Wallich, Gattung der Celastrineae *Wall.* Von 4 Arten, Sträuchern und Bäumen in Ostindien, ist zu nennen: M. discolor *Wall.* — 2) nach E. Meyer, Pflanzengattung, Art: M. hirsuta *E. Mey.*, s. v. a. Euchlora serpens *Eckl. Zeyh.*

Microtus (Säugeth.), nach Schrank, Mäusegatt., s. v. a. Hypudaeus *Ill.*

Microweisia (Bot.), nach Rabenhorst, Untergattung von Weisia *Hedw.*

Micrurus (Amphib.), nach Wagler, Gattung der Ophidii Serpentes Viperini *Cuv.*, der Ordnung der Schlangen und der Zunft der Täfelschlangen nach Oken, unter Vipera *Daud.* Charakter: Ganz wie Elaps *Schneider* (s. d.), nur durch den sehr kurzen Schwanz unterschieden. Einzige Art: M. Spixii *Wagl.*, hellbraun, mit breiten, schwarzen Ringen. In Brasilien. Spix, Serp. XVIII.

Micryphantes (Arachnid.), nach Koch, Spinnengattung. Arten unter Theridium *Walck.* Typus: Ther. olivaceum *Koch.*

Micteccrisis (Med.), eine (kritische) Ausscheidung verschiedener Stoffe.

Mictio (Mictus, Physiol.), das Harnen, Harnlassen.

Mictio (griech. Gesch.), in Verbindung mit Xenoclides zur Zeit des Philopömen (192 v. Chr.) Führer der römischen Partei in Chalcis. Sie erwehrten sich des Einfalls des äolisch gesinnten Euthymidas mittelst der Eretrier und Carystier. Auch dem Antiochus gegenüber bewährte M. seine Anhänglichkeit an die Römer durch Wort und That. Von dem Feldherrn des Antiochus geschlagen, rettete er sich durch die Flucht und widersetzte sich obwohl vergeblich, der Uebergabe von Chalcis an den syrischen König. Im J. 170 wurde M. von Chalcis an den Senat gesandt, um über die Gewaltthätigkeiten des C. Lucretius und des L. Hortensius Klage zu führen. Da er gichtbrüchig war, so mußte er sich in einer Sänfte in den Senat tragen lassen. Er entledigte sich seines Auftrages mit Erfolg, wurde vom Senat reich beschenkt u. bei seiner Rückkehr auf Staatskosten bis Brundusium geführt.

Mictis (a. Geogr.), Insel der Nordsee, sechs Tagefahrten von Britannien, wohin die Britannier schifften, um das dort gegrabene Zinn zu holen (Plin. IV, 16, 30).

Mictocystis (Chir.), 1) Saccus organicus mixtae texturae, ein Balg von gemischter Textur; — 2) eine Geschwulst mit solchem Balge.

Mictolithos (Med.), ein aus verschiedenen

organischen Substanzen bestehendes, steinartiges Konkrement.

Mictomephitis (Mephitis mixta, Miasma mephiticum mixtum, Med.), die gemischte Mephitis, eine aus mehren verdorbenen Luftarten, z. B. der vegetabilischen, animalischen Mephitis bestehende schädliche Luftart.

Micturitio (Med.), der Drang zum Harnlassen.

Mictus (Physiol.), das Harnen.

Mictus cruentus (Med.), s. Hämaturin.

Mictyris (Krustac.), nach Schubert, s. v. a. Myctiris *Latr.*

Micuipampa, südamerikan. Stadt, Peru, Depart. Truxillo, Prov. Cajamarca, am Fuß des Gualgayoc; in der Nähe die Silberminen von Chota.

Miculi mons, M. promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg in Dalmatien bei Jadera, jetzt Ponta Micha.

Micutio (Ophthalm.), das Blinzeln, schnelle Bewegen der Augenlider u. s. w.

Micuré (Säugeth.), d. h. kleines Schwein, in Paraguay, s. v. a. Beutelratte, Didelphys *L.*

Micylio, Freund von Menodorus [s. d. 1)].

Micyllus, Jakob, einer der vorzüglichsten Beförderer der klass. Studien in Deutschland, geb. 1503 zu Straßburg, hieß eigentlich Molzer, spielte aber auf der Schule einst die Rolle des M. in einem der Dialoge des Lucian so trefflich, daß ihm dieser Name sein ganzes Leben hindurch blieb. Nachdem er seine humanistischen Studien auf mehreren deutschen Universitäten beendigt hatte, wurde er 1527 als Rektor und Lehrer des Griechischen und Lateinischen am Gymnasium zu Frankfurt a. M. angestellt. Von da ging er 1532 als Prof. der griech. Sprache an die Universität Heidelberg. Den inständigen Bitten des frankfurter Magistrats nachgebend, übernahm er einige Zeit nachher das Rektorat in Frankfurt wieder, kehrte aber im Jahre 1546 nach Heidelberg zurück, wo er am 28. Januar 1558 †. Er stand in einem vertrauten Verhältniß zu Camerarius und zu Melanchthon, welche nur anerkennend von ihm sprachen. Außer mehreren griechischen und lateinischen Gedichten und Uebersetzungen der alten Klassiker, namentlich der Werke des Lucian und des Tacitus, besitzen wir von ihm Ausgaben des Ovid (2 Bde., Bas. 1549, Fol.), des Martial, Lucian und Terenz; auch schrieb er: „De re metrica libri tres“ (Frankf. 1539), welches Melanchthon ein Meisterwerk nannte, und „Arithmeticae lagisticae libri duo“ (Bas. 1539).

Micythus (a. Gesch.), Diener des Anaxilas von Rhegium; nach dem Tode desselben (476 v. Chr.) Vormund seiner Kinder und Verwalter von Rhegium und Messana, Gründer von Buxentum, zog, nachdem er die mit Treue verwaltete Vormundschaft niedergelegt hatte, nach Tegea in Arkadien. Von ihm kamen viele Weihgeschenke nach Olympia.

Micztotf, österr.-ungar. Ort, sathmarer Gespannsch., westlich von Neustadt.

Mida (Bot.), nach Cunningham, Gattung der Santalaceae *Cunn.* Art noch unbestimmt, Baum in Neuholland.

Midacritus, Phönizier, soll zuerst Zinn von den Kassiterideninseln hergeholt haben.

Midae Fons (a. Geogr.), Quelle des Flusses Marsyas in Phrygien.

Midäum oder **Midaium** (a. Geogr.), Stadt in Phrygia Epictetus an der Straße von Doryläum nach Pessinus, gehörte nach Plin. V, 29, 29. zum Gerichtssprengel von Synnada, und ist dadurch merkwürdig geworden, daß hier Sextus Pompejus, der Sohn des Pompejus, gefangen genommen wurde.

Midai, asiat. Stadt, Birmanenreich, nördl. von Ummerapur; Haupthandelsort zwischen Birman und China.

Midamus (gr. Myth.), Sohn des Aegyptus, von der Danaide Amymone ermordet (Hygin. Fab. 170).

Midas (griech. Myth.), alter König von Macedonien, der mit den Briges noch vor Troja's Zerstörung über den Hellespont zog und Phrygien besiegte, wo der Name des Volkes in Phryges verwandelt wurde. Dieser alte Ahnherr des phrygischen Volkes und Königshauses wurde mit dem phrygischen Mondgott identifizirt und als solcher erscheint er auf einer Vase mit phrygischer Mütze, langem Chiton und ein Pferd am Zaume haltend. Die Geschichte Phrygiens zwischen dem Gründer M. und Gordius I. ist gänzlich unbekannt. Dieser aber, der sich vom Pflug auf den Thron geschwungen hatte, versäumte nicht, die von ihm gegründete Dynastie an den alten Stammherrn anzuknüpfen. Sein Sohn wurde M. genannt und als dessen Mutter Cybele angegeben. Dieser M. war nach Herodot I, 14. der erste Nichtgrieche, welcher Weihgeschenke nach Delphi schickte (um das Ende des 8. Jahrh. v. Chr.). Ein dritter M. wird erwähnt zu der Zeit, als die Kimmerier, von den Scythen vertrieben, Kleinasien überschwemmten, Sardes einnahmen und selbst in Bithynien und Phrygien vordrangen (um das J. 670 v. Chr.). Einen vierten M. nennt Herodot I, 35. wo er erzählt, daß Atys, des Crösus Sohn, von Adrastus, Sohn des Gordius, Enkel des Midas, ermordet worden sey. Dieser vierte M. wäre etwa um 580 v. Chr. zu setzen. Das Wenige, was uns von diesen Königen bekannt ist, hat die Sage Alles auf M. I. bezogen und so mit Mythen umhüllt, daß das Historische fast unkenntlich ist. Als M. noch in der Wiege lag, trugen ihm Ameisen Weizenkörner in den Mund, zum Zeichen, daß er einst der reichste Sterbliche werden würde. Unter seiner Regierung ward Silen in den Rosengärten von Landleuten gefangen, mit Kränzen gebunden und vor den König geführt. Nach Andern nahm M. den Silen durch List gefangen, indem er den Brunnen, aus dem dieser zu trinken pflegte, mit Wein anfüllte, so daß derselbe betrunken wurde und einschlief. Dieser Brunnen befand sich bei der von M. erbauten Stadt Ancyra und erhielt den Namen Midasbrunnen. Eine Sage erzählt, daß M. einst auf einer Reise in den wüsteren

Gegenden seines Landes Mangel an Wasser gelitten habe; als er deshalb die Erde berührte, sey eine Goldquelle entsprungen; auf sein Flehen habe dann Dionysus statt derselben eine Wasserquelle hervorfließen lassen. Diese Quelle wurde Midasquelle genannt und der aus ihr entstehende Fluß später Marsyas. Als M. den gefangenen Silen nun dem Dionysus zurückgab, erlaubte ihm dieser, sich zu wünschen, was er nur wolle. M. wünschte, daß alles zu Gold werden möchte, was er berühren würde. Die Bitte wurde erfüllt; als aber auch die Speisen und Getränke in Gold verwandelt wurden, so bat er den Dionysus, das verderbliche Geschenk zurückzunehmen. Dieser befahl ihm, sich in der Quelle des Flusses Pactolus an dem lydischen Berge Tmolus zu baden; auf diese Weise wurde M. gerettet und der Fluß führte von nun an Gold mit sich. Bei einem musikalischen Wettstreit zwischen Pan und Apollo hatte der Schiedsrichter Tmolus dem Apollo den Preis zuerkannt. M. mißbilligte dieses Urtheil, und zur Strafe ließ ihm der Gott Eselsohren wachsen. Der König wußte sie zwar unter seiner phrygischen Mütze zu verbergen, aber sein Barbier entdeckte sie doch, und ob ihm gleich das strengste Stillschweigen auferlegt wurde, so konnte er sich doch nicht enthalten, in die Erde ein Loch zu graben und darein zu flüstern: „König M. hat Eselsohren"! Darauf bedeckte er die Grube mit Erde und ging erleichtert davon; aber an derselben Stelle wuchs Schilfrohr empor, welches bei jedem Winde die Worte des Barbiers wiederholte und so das Geheimniß im ganzen Lande verbreitete. Böttiger, kleine Schrift. I, S. 55 ff. sucht dieses bunte Gemisch von Fabeln in zwei Sagenkreise zu scheiden. Als historisch gilt ihm der durch seine Bergwerke und seinen Handelsverkehr reiche König. In dessen Regierung fällt die merkwürdige Verschmelzung des Bacchus- und Cybeledienstes in Phrygien. Nun tritt der Name M. in den dionysischen Mythenkreis ein, und hierher gehört demnach die Geschichte mit Silen, die Verwandlung alles Berührten in Gold u. s. w. Der zweite, jüngere Sagenkreis verwandelt den Aufnehmer und Beschützer des Bacchusdienstes in einen Begleiter des Bacchus selbst. Hier unter Silenen und Satyrn wird er selbst Satyr und bekommt nun auch Satyrohren. Nun tritt die lächerliche Verbildung und Travestirung durch das attisch-satyrische Drama ein, welches den alten phrygischen Fabeln eine burleske Gestalt gab. Dieser mischt sich die Vorstellung von der phrygisch-lydischen Weichlichkeit bei, und nun erscheint der barbarische Phryger als ein schlaffer unverständiger Mensch, der in einem Wettstreit zwischen Apollo und Pan dem Letzteren den Preis zuerkennt und dafür von jenem Eselsohren bekommt. Die spitzigen Satyrohren nämlich waren auf der attischen Bühne leicht in Eselsohren umgewandelt. Auch die bildende Kunst stellte M. mit Eselsohren dar.

Midas, 1) (Säugeth.), nach Geoffroy, Untergattung von Hapale *Ill.* Typus: Hapale Midas *Geoffr.*; — 2) (Amphib.), Schildkrötenart, s. v. a. Testudo Midas *L.*, Caretta esculenta *Merr.*; — 3) (Entom.), nach Meigen, Fliegengattung. Arten unter Dolichopus *Latr.*

Midasohr (Mollusk.), 1) s. v. a. Riesenohr, Strombus Gigas *L.*; — 2) s. v. a. Haliotis Midae *L.*, falsches M., s. v. a. Bulimus ovatus *Brug.*

Midasohr (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Midotis *Fr.*

Midaus (Säugeth.), nach Fr. Cuvier, Säugethiergatt., s. v. a. Mydaus.

Middel (Geogr.), preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Borken; 440 Einw.

Middel (Bot.), s. v. a. gemeines Zittergras, Briza media *L.*

Middelbourg, belg. Gemeinde, Prov. Ostflandern, Bez. Eecloo; 720 Einw.

Middelburg (Geogr.), 1) niederländ. Bezirk, Prov. Seeland; 48,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das.; mitten auf der Insel Walcheren, steht durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt, und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt hat einige Festungswerke, ist im Ganzen gut gebaut und Sitz des Gouverneurs. Sie hat gegen 16,000 Einw. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus das prachtvolle, von Karl dem Kühnen 1468 erbaute Rathhaus, welches mit den steinernen Statuen der alten Grafen von Seeland verziert ist, und 12 Kirchen, worunter die Abteikirche mit dem Grabmonumente des deutschen Kaisers Wilhelm von Holland und seines Bruders Florens, und die Peterskirche mit den Grabmälern Cornelius und Jan Evertsens. Die Stadt besitzt eine latein. Schule, gelehrte Gesellschaften für Naturforschung und andere Wissenschaften, auch für Maler-, Bildhauer- und Baukunst, Museum, jüdische Synagoge; Fabriken für Chokolade, Lein- und Wollenwaaren. — Geschichtliches. M. war noch im Mittelalter wenig mehr als ein Dorf, und es ist nicht bekannt, wann es zur Stadt erhoben worden. Oefter erwähnt wird es erst, nachdem Papst Pius IV. 1559 ein Bisthum daselbst errichtet hatte. Diese Gründung war aber von keinem langen Bestand, denn schon nach dem Tode des ersten Bischofs Nikolaus de Castro ward M. von den Generalstaaten belagert und 1574 eingenommen und das Bisthum aufgehoben. Am 30. Juli 1809 ward es von den Engländern eingenommen; — 3) asiat. kleine Insel, ostindische Inseln, westl. von Celebes; — 4) asiat. Riff im chinesischen Meer, südöstlich von der hinterindischen Küste; — 5) brit.-vorderind. Stadt, Insel Ceylon; — 6) Neu-M., südamerikan. Stadt, brit. Guyana, an der linken Seite der Essequibo-Mündung; — 7) austral. Insel, s. Tonga, S. 1218.

Middelfaart, dän. Stadt, Insel Fünen, auf der Nordwestküste, am kleinen Belt, nordwestlich von Odense; Hafen, Branntweinbrennerei; 1630 Einw.

Middelharnis, niederländ. Dorf, Prov. Süd-Holland, auf der Insel Overflakken, östl. von Sommelsdyk; 2280 Einw.

Middelig, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.=B. Münster, Kr. Recklinghausen; 210 Einw.

Middels (Geogr.), hannöv. Dörfer: 1) (Osterloog), Aurich, Ostfriesland, Amt Aurich; 100 Einw.; — 2) (Westerloog) das.; 250 Einw.

Middelsbuhrs, hannöv. Dorfschaft, Aurich, Harlingen, Amt Esens; 190 Einw.

Middelstum, niederländ. Dorf, Prov. Gröningen, nordwestl. von Delfzyl; 1500 Einw.

Middeltown, nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Dauphin, am Susquehannah, südöstl. von Harrisburg.

Middendorf, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.=B. u. Kr. Münster; 2 Mühlen; 380 Einw.

Middle (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat New=Jersey, Grafsch. Cape=May; 1840: 1620 Einw.; — 2) asiat. Insel, Hinterindien, Mergui=Archipel, südlich von der Insel St. Matthew.

Middle=Berge, austral. Berggruppe, Neu=Holland, an der Westseite von Spencers=Golf.

Middlebie, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Dumfries, östlich von Dumfries; Kalk= und Wetzsteinbrüche; 1960 Einw.

Middleboro, nordamerikan. Stadt, V. St., Staat Massachusetts, südöstl. von Boston; Eisenwerke, Nägel; 4400 Einw.

Middleborough, nordamerik. Ort, V.=St., Staat Massachusetts, Grafsch. Plymouth; Eisenwerke; 1820: 4690, 1840: 5090 Einw.

Middlebourne, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Virginia, Grafsch. Tyler.

Middlebury (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat New=York, Grafsch. Shobarie; 1820: 3780, 1840: 3840 Einw.; — 2) Ort das., Grafsch. Genesee; 1820: 1780, 1840: 2330 Einw.; — 3) Ort das., Staat Vermont, Grafsch. Addison, am Otter=River; Kollegium mit Bibliothek, Akademie; Fabr. für baumwollene Zeuche, Nägel; 1820: 2540, 1840: 3160 Einw.

Middlefield (Geogr.), nordamerikan. Ortschaften, V. St.: 1) Staat New=York, Grafsch. Otsego; 1840: 3319 Einw.; — 2) Staat Massachusetts, Grafsch. Hampshire; 1820: 760, 1840: 1717 Einw.

Middleham, brit. Flecken, England, Grafschaft York, Nord=Riding, rechts am Ure; Wollmanufaktur; 940 Einw.

Middlekerke, belg. Dorf, Prov. West=Flandern, bei Nieuport; 820 Einw.

Middlesex (Geogr.), 1) brit. Grafsch., England; zwischen den Grafsch. Hertford nördl., Essex östl., Surrey und Kent südl., Buckingham westl., 13¹/₅ □M., 1831: 1,358,330, 1841: 1,576,616 Einw. Das Land ist meistens sandige, nur im N. O. zu einigen Hügeln emporsteigende Ebene mit feuchtem und sehr veränderlichem Klima. Im Winter liegen öfters mehre Tage lang dicke Nebel auf der Gegend und im Frühjahr und Herbste gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Themse fließt an der Südgrenze. Nebenflüsse derselben sind hier: Lea, New=River, Brent und Coln. Außerdem münden darein der Great=Junction=Kanal bei Brentferd und der Regent=Kanal bei Limehouse. Die mittlere Temperatur ist + 10°; während sechs Monaten herrscht der Südwestwind und während fünf Monaten der Nordwestwind. Das Land ist von zahlreichen Straßen durchschnitten, zwar nicht besonders fruchtbar, aber gut angebaut, vorzüglich durch den Gartenbau, um London mit Gemüsen und Obst zu versehen. Getreide wird im Ganzen wenig gebaut, am meisten noch guter Weizen. Die Viehzucht ist beträchtlich, Rinder werden an 40,000 Stück gehalten und zwar meistens zum Milchgewinn für die Hauptstadt, daneben auch viele, an 50,000 Pferde, meistens zum Luxus. Die Industrie schließt sich größtentheils an die von London an. — Geschichtliches. M. war eins von den von den einwandernden Sachsen gestifteten Reichen, das aber frühzeitig unter die angrenzenden vertheilt ward; — 2) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Vermont, Grafsch. Washington; 1840: 1270 Einw.; — 3) Grafsch. das., Staat Massachusetts; stößt südöstl. an die Massachusetts=Bai; 1820: 61,470, 1830: 77,070, 1840: 1[illegible]6,610 Einw.; — Hauptorte: Cambridge (1840: 8410 Einw.) und Concord (1840: 1780 Ew.); — 4) Grafsch. das., Staat Connecticut; 1820: 22,400, 1830: 24,840, 1840: 24,880 Einw.; — 5) Ort das., Staat New=York, Grafsch. Yates; 1840: 1439 Einw.; — 6) Grafsch. das., Staat New=Jersey; 1810: 20,380, 1820: 21,470, 1830: 23,160, 1840: 21,890 Einw.; — Hauptort: New=Brunswick; — 7) Grafsch. das., Staat Virginia, Eastern=Distr.; stößt östl. an die Chesapeake=Bai, und im Norden fließt der Rappahannock; 1820: 4060, 1830: 4120, 1840: 4390 Einw.; Hauptort: Urbana; — 8) Ort das., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Butler; 1820: 1010, 1840: 1690 Einw.

Middleton (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Lancaster, nordöstl. von Manchester; bedeutende Baumwollzeuch=Manufaktur; 7000 Einw.; — 2) Stadt das., Irland, Prov. Munster, Grafsch. Cork, nordöstl. am Hafen von Cork; Leinwebereien, Handel; 2140 Einw. In der Nähe ein unter der Erde fortlaufender Fluß; — 3) nordamerikan. Ort, V. St., Staat New=Hampshire, Grafsch. Strafford; 1840: 480 Einw.; — 4) Ort das., Staat Massachusetts, Grafsch. Essex; 1840: 660 Einw.; — 5) North=M., South=M., zwei nordamerikan. Orte, V. St., Staat Pennsylvanien, Grafschaft Cumberland; 1820: 1510, 1500, 1840: 2000, 2050 Einw.; — 6) austral. Insel, östl. von Neu=Holland; — 7) asiat. Insel, Fidschi=Archipel; hängt südl. durch ein Riff mit der Scott=Insel zusammen.

Middleton (Biogr.), Conyers, 1) freisinniger brit. Theolog und Historiograph, geb. den 27. Dec. 1683 in der Grafschaft York zu Richmond, wo sein Vater Geistlicher war, studirte in Cambridge, und wurde 1717 Universitätsbibliothekar daselbst. Gesundheitsrücksichten und Neigung zu antiquarischen Studien veranlaßten ihn zu einer italienischen Reise 1724, durch welche er aber in seinen Vermögensumständen so derangirt wurde, daß er im folgenden Jahre nach England zurückkehrte. Er wurde 1734 Lehrer

der Geschichte in Cambridge. Als Philolog machte er sich einen Namen durch seine Geschichte des Cicero's, als Theolog durch die Zweifel, welche er über die Wunder der ersten christl. Gemeinde aussprach. Er fand an Bentley einen würdigen Gegner und wurde bald in eine Reihe literarischer Fehden mit Dodwell, Church, Mosheim, Warburton ꝛc. verflochten, die ihn bis ans Ende seines Lebens verfolgten. Er † den 28. Juli 1750 zu Hildersham. Richard Bentley nannte ihn wegen seiner Vorliebe für die Musik spottweise nur den Fiedler, aber M.'s „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Rich. Bentley" (Lond. 1721) waren doch so gewichtig, daß er seinen Vorsatz, eine kritische Ausgabe des N. T.s zu besorgen, aufgab. Sein bedeutendstes Werk ist: „The history of the life of Cicero" (2 Bde., Lond. 1741, 4; 4 Bde., Bas. 1790; 3 Bde., Lond. 1801; deutsch von Seidel, Danz., 4 Bde., 1791—93). Aber auch dies Werk rief die heftigsten Entgegnungen hervor von Tunstall, Markland, Warburton und Anderen. Außerdem schrieb er noch: Antiquitates Middletonianeae (Lond. 1754); — Miscellaneous works (4 Bde., das. 1752—57, 4), die über verschiedene Gegenstände aus der Theologie und Philologie handeln. — 2) M. Charles, Zeichner, Architekt und Kupferstecher, um 1750 in England geboren, lebte in London und fertigte viele Zeichnungen zu Landhäusern und Gartendekorationen. Wir besitzen von ihm ein auch ins Deutsche übersetztes Modell- und Reißbuch für Zimmerleute und Tischler, 1.—5. Heft, Leipz., Mag. f. Ind. — 3) M. J. G., Maler zu London, ein jetzt lebender vorzüglicher Künstler, malt Genrestücke und Bildnisse. Seine Bilder zeichnen sich sowohl durch die Technik, als auch durch die charakteristische Auffassung der Vorbilder aus.

Middletonit (Min.), nach Johnston ein schwarzes Erdharz, besteht nach Johnston aus 86,506 Kohlenstoff, 7,780 Wasserstoff, 5,714 Sauerstoff, Gew. = 1,6, röthlichbraun, bei durchfallendem Lichte roth, wachsglänzend, in dünnen Stückchen durchsichtig, geschmack- und geruchlos, an der Luft schwarz werdend. In den Steinkohlen von Middletown bei Leeds unweit Newcastle.

Middletown (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Vermont, Grafsch. Rutland; 1840: 1060 Einw.; — 2) Ort das., Staat Rhode-Island, Grafsch. Newport; 1840: 890 Einw.; — 3) Hauptort das., Staat Connecticut, Grafsch. Middlesex, rechts am Connecticut, nordöstl. von New-Haven; Akademie, Handel, Schifffahrt; Fabriken für Waffen aller Art, Zinngeräthe, baumwollene Zeuche, Leder; 1820: 5400, 1830: 6890, 1840: 7210 Einw.; — 4) Ort das., Staat New-York, Grafsch. Delaware; 1820: 1950, 1840: 2610 Einw.; — 5) Ort das., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Bucks; am Susquehannah; 1820: 1890, 1840: 2120 Einw.; — 6) Ort das., Staat New-Jersey, Grafsch. Monmouth; 1840: 6060 Einw.

Middlewich, brit. Stadt, England, Grafschaft Chester; Salzwerke, Handel mit Baumwolle und Salz; 1400 Einw.

Middoge, Oldenburg. Dorf, Kr. Jever, Amt Tettens; 100 Einw.

Midea (griech. Myth.), 1) Nymphe, von Poseidon, Mutter des Aspledon, von dem die Stadt Aspledon den Namen erhielt; — 2) Mutter des Licymnius; — 3) Tochter des Phylas, von Hercules, Mutter des Antiochus; — 4) (a. Geogr.), Stadt in Argolis, die einst Persepolis hieß; die Ruinen bei Dendra sind wahrscheinlich ihre Ueberreste; — 5) alter Name von Lebadea.

Mideni (a. Geogr.), Völkerschaft im Norden der römischen Provinz Afrika, südl. von der Kolonie Tabraca, östl. von Rubricatus.

Mid-Fjord, dän. Busen, Island, an der Nordostküste.

Midgard (nord. Myth.), das von den Menschen bewohnte Land, ist mit einem Erdwall umgeben, der von den Göttern zum Schutz vor den von den Riesen drohenden Feindseligkeiten aus Ymir's Augenbrauen aufgeführt ward.

Midgardsschlange (Jormungandr, Erdenschlange, nord. Myth.), Ungeheuer, von Lokis und Augerbodi erzeugt, ward, weil es nach einer Weissagung den Asen Unglück bringen sollte, ins Meer geworfen und war von solcher Größe, daß es, wenn es in seinen Schwanz biß, im Meere alle Länder umzingelte. In der Götterdämmerung wälzt es die Wogen und vergiftet durch seinen Hauch Meer und Luft. Vergl. Thor.

Midhurst, brit. Stadt, England, Grafsch. Sussex, nördl. von Chichester; 1530 Einw.

Midi (Kanal-du-M., Kanal-du-Languedoc, Kanal-Royal), franz. Kanal, im Süden, wodurch das mittelländ. Meer mit dem atlant. Ocean verbunden wird. Er beginnt im Depart. Haute-Garonne, rechts in der Garonne, unterhalb Toulouse, geht gegen Südosten bis Carcassonne im Depart. Aude, ist dann gegen Nordosten gerichtet in mancherlei Krümmungen, und mündet bei Marseillon im südwestl. Theil des Sees von Thau im Depart. Hérault. Seine Länge beträgt 61 Lieues, seine mittlere Tiefe 2 Metres, und seine Breite 22 Metres.

Midi (Dent du M., Geogr.), schweiz. Berg, Kanton Wallis; 1630 Toisen hoch.

Midi (Pic du M., Geogr.), 1) Mittaghorn, franz. Bergkuppe, Depart. Basses-Pyrénées, in den Pyrenäen, südöstl. von Oleron; 1490 Toisen hoch; — 2) Berg das., Depart. Hautes-Pyrénées, südl. von Bagnères, an 1500 T. hoch.

Midia, europ.-türk. Flecken, Rumili, Sandschak Kirkkilissa, am schwarzen Meere, südl. vom Kap Serve.

Midianiter (bibl. Geogr.), den Juden verwandter arab. Volksstamm, welcher seinen Ursprung von der Ketura, dem Kebsweibe des Abraham, herleitete und theils in Arabien, mit den Ismaeliten verbunden (1. Mos. 37, 25.), Wohnsitze gewann, und in Folge der verwandtschaftlichen Beziehungen Mosis zu denselben die Israeliten auf dem Zug durch die Wüste unterstützte, theils aber sich mit den Moabitern und

Ammonitern zusammen that und daher in wildem Haß gegen die Israeliten den Bileam mit dingte, um Israel zu fluchen, auch die Juden zum Götzendienst verführte, bis Pinehas sie schlug und ihre Macht brach. Allein zur Zeit der Richter hatten sie sich wieder erholt und bedrückten die Juden, bis Gideon sie in der Ebene Jesreel aufs Neue besiegte. Mit dieser Zeit verschwinden sie. Die M. standen frühzeitig unter Stammesältesten, die zur Zeit Mosis dem König Sihon zinsbar wurden. Das Volk war reich durch Viehzucht und Karavanenhandel und hatte einen üppigen Baalsdienst. S. Baal-Peor. Sie werden später (Jes. 60, 6.) noch einmal als arab. Handelsvolk erwähnt. Eine genaue Angabe ihrer Wohnsitze ist nach den bibl. Nachrichten kaum möglich; doch muß man ihr Gebiet (Land Midian) zwischen dem nördl. Theile des arab. Meerbusens und Arabia felix bis herauf an die Ebene Moabs suchen. Ob aber jene im 2. Buch Mosis erwähnten M., welche unter ihrem Priesterfürsten Jethro nomadisirten, auch in dieser Gegend zu suchen seyen, möchte sehr zweifelhaft seyn, zumal auch später (1. Kön. 11, 18.) M. zwischen Edom und Pharan erwähnt sind. Es ist daher wahrscheinlich, daß neben jenen M.n, die den Haupttheil des Stammes ausmachten, noch ein nomad. Stamm in der arab. Wüste zwischen dem Berg Sinai und Kanaan gewohnt habe. Die M. standen früher unter Stammältesten (4. Mos. 21, 4.), dann unter Fürsten und Königen (Richt. 7, 25.), welche zu Mosis Zeit dem Sihon dienstbar gewesen zu seyn scheinen, waren sehr zahlreich, besaßen viele Kamele und hatten es zu hohem Wohlstand gebracht. Im nacheril. Zeitalter wird ihrer nur noch Judith 2, 16. erwähnt, sie verschwinden dann unter den Arabern.

Midias (a. Gesch.), 1) Schwiegersohn und Mörder der Mania, der Herrscherin in Aeolis; — 2) ein Athener, wegen seiner Gaunerstreiche von Phrynichus und anderen Komikern durchgezogen; — 3) Sohn des Cephisodorus aus dem Demos Anagyrus, der bekannte Feind des Demosthenes; — 4) Anführer der 700 Locrer in dem hellenischen Heere, das sich den unter Brennus im J. 279 in Griechenland einbrechenden Galliern entgegenstellte; — 5) Führer der römischen Partei in Athen zur Zeit des Mithridates VI., legt bei Sulla im J. 86 Fürbitte für seine Vaterstadt ein; — 6) (Archäol.), griechischer Vasenmaler, dessen Name auf einer trefflichen Vase des britischen Museums enthalten ist.

Midilly, Insel, s. v. a. Lesbos u. Metellino.

Midinskoi Saworot, europ.-russ. Landzunge, Gouv. Archangel, südl. von der Straße Waigatsch.

Midland, Distrikt, s. Kanada.

Midlich, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Kösfeld; 210 E.

Midlothian, s. v. a. Edinburgh, Grafschaft.

Midlowar, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Frauenberg; 220 Einw.

Midlum (Geogr.), I. hannöv. Dörfer: 1) Stade, Bremen, Amt Altenland-Wursten und Nordholz; 150 Einw.; — 2) das., Amt Jemgum, adeliges Gut; 340 Einw.; — 3) s. v. a. Groß-M.; — II. niederländ. Ort, Prov. Friesland, westl. von Franeker.

Midlumer-Specken, hannöv. Höfe, Stade, Bremen, Amt Altenland-Wursten und Nordholz; 110 Einw.

Midmar, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafschaft Aberdeen, nordöstl. von Kincardine; Mineralquellen; 1000 Einw.

Midnah el Nabi, s. v. a. Medina.

Midnapur (Geogr.), 1) brit. vorderind. Distrikt, Präsidentsch. und Prov. Bengalen; 339 □M. 1½ Mill. Einw.; — 2) Hauptst. das., südwestl. von Calcutta am Cassai; Fort, Hospital, Handel.

Mido, asiat. Ort, Mandschurei, Prov. Sakhalian-ula, am Sunggari, der die Grenze gegen Ghirin-ula macht.

Midoes, portug. Flecken, Prov. Beira, südwestl. von Linhares; 285 H.

Midon (a. Gesch.), 1) Vater des Bacchylides; — 2) Lehrer oder Vater des Lamprocles.

Midorino, asiat. Stadt, Kaiserth. Japan, Insel Nifon, nordwestl. von Yeddo.

Midotis (Bot.), nach Fries, Midasohr, Gattung der Hymenini Helotiei *Rchb. Habh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Fast ohrförmig, knorpelig-fleischig. Fruchtschicht unterhalb, wachsartig, trennbar. Schläuche groß, gereihte Sporen enthaltend. Einzige Art: M. Lingua *Fr.*, zungenförmiges M. In der Schweiz, am Grunde alter Baumstämme.

Midou, franz. Fluß, entspringt im Dep. Gers, westl. von Bassoues, fließt von Südosten nach Nordwesten und mündet bei Mont de Marsan in die Douze links, die nun Midouze heißt, sich rechts in den Adour unterhalb Tartas ergießt. Lauf 18 Meilen.

Midroe, afrik. Ort, Algerien, südwestl. von Algier.

Midshipmen (engl., d. i. Mitschiffmänner), in der brit. Marine junge Leute von guter Erziehung und wissenschaftlicher Bildung, welche auf Kriegsschiffen zur Erlernung des praktischen Dienstes dienen und gewöhnlich zu Schiffslieutenants befördert werden, also s. v. a. Seekadetten. Auf einem Linienschiffe ersten Rangs von 120 Kanonen sind 24 M.

Midsland, niederländ. Ort, Prov. Nordholland, auf der Insel Ter-Schelling.

Midsonts, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon, nordwestl. von Yeddo.

Midullä, Insel, s. v. a. Metellino.

Midum (auch Mödum oder Medium, a. Geogr.), Ort in Bithynien, zwischen Nicäa und Tottacum, an der Straße von Konstantinopel nach Ancyra.

Midvitnir (nord. Myth.), Riese, Sohn Saukmimir's, ward von Odin erschlagen.

Midwolde, niederländ. Dorf, Prov. Gröningen, bei Gröningen; 1250 Einw.

Midylidä, agonistisches Geschlecht auf Aegina, durch Pindar verherrlichte Glieder desselben sind: Aristomenes, Clitomachus und Theognetus.

Midzhegen, kaukasischer Volksstamm, der zwischen dem Kaukasus, dem Terek, der kleinen

Kabardei und Jachsai seßhaft ist und zu den ältesten Bewohnern des Kaukasus gehört, eine eigene Sprache spricht, nur dem Namen nach Rußland unterworfen ist und gegen 10,000 Krieger zählt; vgl. Tschetschenzen.

Miechau (Niechau, Mechow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Gratzen; 160 Einw.

Miechcin (Meksen), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; 160 Einw.

Miecholup (Geogr.), österr.-böhm. Besitzungen: 1) (Unter-M., Doloj Mecholupy), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Aurinowes; 160 Einw.; — 2) (Mecholup), Dorf, Kr. Klattau, Gut Prablo; 340 Einw.; — 3) (Mecholup), Maltheserkommende, das.; umfaßt 2922 J. 1035 □Kl. Areal und 1330 Einw.; — 4) Dorf das.; Schloß, 2 Mühlen; 320 Einw.; — 5) (Micholup), Gut, Kr. Saaz; umfaßt 3380 J. 1538 □Kl. Areal und 1260 Einw.; — 6) Dorf das.; Schloß, Mühlen; 590 Einw.

Miechow, russ.-poln. Kreisstadt, Gouv. Krakau; Kollegiatstift, Handel; 1500 Einw.

Miechowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, s. v. a. Mnichowitz; — 2) (Ober- u. Nieder-M.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; Vorwerk, Schäferei, Ziegelei, Gallmeigrube Marie; 710 Einw.; hierzu die Wassermühle Runothmühle und das Etablissement Korb; 710 Einw.

Miecourt, Mischdorf, schweiz. Dorf, Kant. Bern, Bez. Porrentrui; 550 Einw.

Mieczewa, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schrimm; 260 Einw.

Mieczislaw (Biogr.), polnischer Name. 1) Mythische Person, ein slavischer Nationalheld, der gut und bös, Helfer und Verderber zugleich war. Er wird in Gestalt eines geharnischten Kriegers mit 4 Lichtstrahlen um das Haupt und einem Stierkopf auf der Brust abgebildet. Bei den Mähren führt er den Namen Vetislaw, auch steht er in einem nahen Verhältniß zu Sicksa (s. d.). — I. Herzöge und Könige von Polen. — 2) M. I. (Miesko I.) Szemomisls Sohn, war nach der Sage blind geboren und erhielt erst im 7. Jahre bei dem feierlichen ersten Haarabschneiden plötzlich auf wunderbare Weise das Augenlicht; regierte von 962—992. Er war mit 7 heidnischen Frauen vermählt, verstieß aber dieselben und heirathete 962 die Dombrowska oder Dubrawka, eine Tochter des Herzogs Boleslaw I. von Böhmen, die ihn dazu vermochte, sich taufen zu lassen und das Christenthum in Polen einzuführen. Unter ihm wurde in Posen das erste christliche Bisthum gegründet. Das gemeine Volk Polens war schon damals in eben der harten Leibeigenschaft, in welcher wir es später finden. Ditmar von Merseburg, der Geschichtsschreiber jener Zeit, sagt von ihm, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen wurde dann auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, denn, fährt Ditmar fort, das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen auferlegten Bußen. Nach Dombrowska's Tode verlangte M. die Nonne Oda, die Tochter des Markgrafen Dietrich von Meißen zur Gattin und ließ dieselbe, als sie ihm versagt wurde, entführen. M. wurde durch Gero den Großen, Markgrafen von der Lausitz, dem deutschen Reich unterworfen und erschien am Osterfeste 973 am Hoflager des Kaisers Otto I. in Quedlinburg als Herr der Länder zwischen der Oder und der Warthe. Bei den Unruhen, welche nach Otto's II. Tode Herzog Heinrich II. von Baiern erregte, um dem jungen Kaiser Otto III. den Thron zu rauben, erschien M. 984 wieder in Quedlinburg und huldigte Heinrich, aber im J. 986 schloß er sich an Otto III. an, und folgte ihm in 2 Feldzügen. Mit den Russen bestand er mehre glückliche Kämpfe. M. † 992, ihm folgte Boleslav der Kühne, ein Sohn erster Ehe, der seine Stiefbrüder aus der Ehe seines Vaters mit der Oda vertrieb und sich allein des Thrones bemächtigte. M.s Bildsäule, von Rauch in Berlin gefertigt, steht neben der seines Sohnes, Boleslaw, des Besiegers der Russen, im Dome zu Posen. — 3) M. II. oder der Träge, Boleslaw des Kühnen und Emnilds ältester Sohn, erschien 1013 im Namen seines Vaters vor dem deutschen Kaiser Heinrich II. und huldigte demselben. Im folgenden Jahr forderte er, gleichfalls im Auftrag seines Vaters, den Herzog Othelrich von Böhmen zu einem Bund gegen den Kaiser auf, wurde aber von Othelrich gefangen genommen und dem Kaiser ausgeliefert. Nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, fiel er 1015 mit einem polnischen Heer in Meißen ein, mußte sich aber bald zurückziehen u. benutzte nun die Abwesenheit Othelrichs, um in Böhmen einzufallen und das Land zu verwüsten. Nach dem Tode Heinrichs II., 1025, setzte sich Boleslaw der Kühne eigenmächtig ohne Genehmigung des deutschen Kaisers die Krone von Polen auf und dasselbe that M., der seinem Vater in diesem Jahre in der Regierung folgte. Sein Bruder Otto, der dem Kaiser treu blieb, mußte nach Rußland entfliehen. Im J. 1028 machte er einen Einfall in das östliche Sachsen und richtete daselbst große Verheerungen an, denen der Heereszug Konrads II. nicht Einhalt thun konnte. Nach dem Tode des Markgrafen Ditmar von der Ostmark, im J. 1030, wiederholte er den Einfall und verbrannte zwischen der Elbe und Saale über 100 Ortschaften. Aber im J. 1032 wurde er von Konrad zum Frieden gezwungen, mußte die slavisch-deutschen Landschaften an den deutschen Kaiser abtreten und dessen Oberhoheit auf dem Hoftage zu Merseburg im J. 1032 von Neuem persönlich anerkennen. Dafür erhielt er vom Kaiser einen Theil Polens zu Lehn. Schon vorher hatte M. Rothreußen an den Herzog Jaroslaw von Kiew, und die Slowakei und Mähren an Ungarn verloren. — 4) M. III., der Alte, wegen seines ernsten Sinnes so genannt, Boleslaws III. Sohn, erhielt 1139 bei der Theilung Polens durch seinen Vater Großpolen als Erbtheil. Da ihm dies von seinem Bruder

Wladislaw II. streitig gemacht wurde, so verband sich M. mit seinen andern Brüdern und vertrieb Wladislaw. Nach dem Tode seines Bruders Boleslaw IV., 1173, kam er zur Oberherrschaft über Polen und in den Besitz Krakaus. Seine Bedrückungen veranlaßten aber, daß sein Bruder Kasimir II. von dem Bischof von Krakau herbeigerufen u. er selbst gezwungen wurde, Polen zu verlassen. Da er bei seinem Bruder seine Wiedereinsetzung auf friedlichem Weg nicht erlangen konnte, so gab er dem Herzog Boleslaw von Niederpommern seine Tochter zur Frau und eroberte mit dessen Unterstützung 1181 Gnesen. Im folgenden Jahr gelangte er auch in den Besitz Krakau's, indem er das Gerücht aussprengen ließ, daß sein Bruder Kasimir, der 1182 nach Rußland gezogen war, an Gift gestorben sey. Aber bei Kasimirs Rückkehr mußte er weichen und schloß nun Frieden. Als nach dem Tode Kasimirs die Krone Krakau's auf dessen Sohn Lesko, der noch ein Kind war, überging, eröffnete M. 1195 wieder gegen Krakau den Krieg, wurde aber unweit Andriznow in einem Treffen, in welchem sein Sohn Boleslaw der Kraushaarige fiel, gänzlich besiegt und selbst schwer verwundet. Endlich erreichte er im Jahr 1196, daß ihm die Regierung Krakau's auf Lebenszeit abgetreten wurde. Da er aber bald unverhohlen danach strebte, Lesko ganz von der Regierung zu verdrängen, so wurde er wieder von den Krakauern genöthigt, Krakau zu verlassen. Nachdem der Gr. Nikolaus von Krakau ins Exil geschickt worden war, erreichte M. nochmals, daß ihm die Regierung Krakau's abermals auf Lebenszeit übertragen wurde. Er † 1202 und es folgte ihm sein Neffe, Lesko der Weiße. — II. Herzöge von Schlesien. — 5) M. I., 2. Sohn des Herzogs Wladislaw II. von Polen, regierte erst mit seinen Brüdern Boleslaw I. und Konrad I. gemeinschaftlich, erhielt aber 1166 auch noch Ratibor, Teschen und Oppeln; † 1211, s. Schlesien, Gesch. — 6) M. II., Sohn Kasimirs I., Enkel des Vor., war mit Judith, der Tochter des Herzogs Konrad von Masovien vermählt und regierte von 1236—46. S. Schlesien, Gesch.

Mieczkowo, preuß. Kolonie, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin, 390 Ew.

Miedar (Geogr.), preuß. Dörfer: Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Budweis, Kalkbrennerei; 400 Einw.

Miedelsbach, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Schorndorf, an der Wießlauf; 530 Einw.

Mieden, s. Weberstuhl.

Mieder, s. v. a. Brustlatz.

Mieders (Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Schwatz; umfaßt ein Areal von 6,13 □M. u. in 7 Gemeinden 3300 Einw.; — 2) Dorf das., am rechten Rutzufer; Sitz eines Landgerichts, Armenversorgungshaus, Molkenkuranstalt und Bad, dessen Quelle schwefelsaure Bittererde, kohlensaure Bitter- und Kalkerde, Chlorkalium und salpetersaure Magnesia enthält; 430 Einw.

Miedniki, europ.-russ. Flecken, Gouv. Wilna, an der Warwitsa; 1400 Einw.

Miedschin (Mietschin, Mecin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau; Schloß; 540 Ew.

Miedzianow, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Adelnau; 170 Einw.

Miedzna (Geogr.), 1) Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; 300 Ew.; — 2) russ.-poln. Stadt, Gouv. Podlachien, nordwestl. von Siedlec; 120 Häuser.

Miedzno, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 260 Einw.

Miedzyboz (Mendsibosh), russ.-poln. Stadt, Gouv. Podolien, am Bug; 4400 Ew.

Miedzylisie, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Vorwerk; 180 Einw.

Miedzyn, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg; 120 Einw.

Miedzyrzec, russ.-poln. Stadt, Podlachien, Kreis Radzyn; Schloß mit Park, mehre Kirchen; 4900 Einw.

Miedzyrzecz, europ.-russ. Flecken, Gouv. Volhynien, nordöstl. von Rowno; 4500 Ew.

Miedzyrzyce, russ.-poln. Ort, Gouv. Podlachien, südöstl. von Siedlec; 4300 E.

Mieg, Arnold Friedrich von, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Bayerns beim Bundestag, geb. 1778 zu Heidelberg, betrat, nachdem er auf mehren Universitäten seine akademischen Studien beendet hatte, unter der Leitung seines Gönners, des nachmaligen bayrischen Staatsministers von Zentner, auf dem rastädter Kongreß die diplomatische Laufbahn und ging 1801 mit dem Gesandten von Grafenreuth als Legationssekretär nach Wien, wo er bis 1805 blieb. Im Jahre 1806 kam er als Direktor der Regierung des Innkreises nach Insbruck auf einen höchst schwierigen Standpunkte. Seit 1809 als Regierungsdirektor des Salzachkreises in Salzburg lebend, trat er auch hier, wie schon früher, den hierarchischen Anmaßungen eben so kräftig entgegen, wie der religiösen Schwärmerei der Anhänger des überspannten, aber nach seiner Gesinnung edeln und wohlwollenden Geistlichen Pöschl, dessen Secte, nachdem sie lange im Verborgnen gewirkt, namentlich in dem Jahr 1817 und 1818 ihr Haupt zu erheben suchte. Als Freiherr von Zentner das Justizministerium erhielt, wurde M. im J. 1823 Ministerialrath bei diesem Ministerium, da er sich das besondere Vertrauen des Königs Ludwig erwarb, später auch Mitglied der Gesetzgebungskommission, und hierauf, im J. 1826, Regierungspräsident und Generalkommissär des Rezatkreises zu Ansbach. Nach dem Schlusse der stürmischen Ständeversammlung von 1831 wurde er, da Graf von Armansberg seinen Abschied erhalten hatte, in dem zunächst folgenden Jahre zuerst Verweser des Finanzministeriums, bis er nicht lange darauf als wirklicher Finanzminister angestellt wurde. Als solcher unterhandelte er im Febr. und März 1833 in Berlin über die Anschließung Bayerns an den preußisch-deutschen Zollverein.

Da er aber in dieser Angelegenheit über einige Nebenpunkte mit dem Ministerium nicht ganz übereinstimmte, nahm er im J. 1833 nach seiner Rückkehr seine Entlassung. Von Lerchenfeld trat in seine Stelle ein und er begab sich dagegen nach Frankfurt als bayrischer Bundestagsgesandter, welchen Posten bis jetzt Lerchenfeld bekleidet hatte.

Miegemerke (Entom.), s. v. a. rothe Ameise, Formica rufa *L.*

Miegia (Bot.), 1) nach Persoon, Pflanzengattung. Arten unter Arundinaria *Rich.* — 2) nach Necker, Untergattung von Hieracium *L.* — 3) nach Schreber, Pflanzengattung. Arten unter Remirea *Aubl.*

Miehlen, nassau. Marktflecken, Amt Nastätten, an der Mühlbach; 1200 Einw.

Miekenhagen, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg-Buckow, Amt Bucko; 110 E.

Miekinetz (Mekinec), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin; 240 Einw.

Miel, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Rheinbach; Windmühle; 330 Einw.

Mielan, franz. Stadt, Depart. Gers, Bez. Mirande; 2030 Einw.

Miele oder **Miel**, Jan, Maler u. Radirer, auch Jamieli genannt, 1599 im Schlosse Ulaerdingen bei Antwerpen geb., gehörte mit zu den vorzüglichsten Schülern des Malers Seghers. Er begab sich nach Rom, um die Hauptmeister dieser Stadt zu studiren und wurde in die Werkstatt des A. Sacchi aufgenommen. Aber zum Aerger Sacchi's konnte M. seine niederländische Manier nicht verlernen, und als er einmal in einem großen Bild des Meisters wiederum grotteskes Zeug angebracht hatte, mußte er vor dem Grimm desselben die Stadt verlassen. Er ging zunächst in die Lombardei, um Correggio, Carracci und andere Meister kennen zu lernen. Endlich fand er am turiner Hofe Beschäftigung, wo auch seine größeren Werke zu suchen sind. Karl Emanuel von Savoyen ernannte ihn zum Hofmaler und trug ihm auf, das Lustschloß Venerie bei Turin mit Gemälden zu zieren. Diese Arbeiten, die meist aus Jagdscenen bestanden, sind im letzten franz. Kriege verstümmelt worden. Im königlichen Palaste zu Turin malte er an der Decke im Saal der Schweizergarden in mythologisch-allegorischen Darstellungen die Apotheose des königlichen Hauses. M. konnte indeß Rom nicht vergessen, wo er 1648 zum Mitglied der Akademie von St. Luca ernannt worden war, aber er † im J. 1664 zu Turin gerade an dem Tage seiner beabsichtigten Abreise nach Rom. M. hinterließ eine große Anzahl von Gemälden im Genre des P. Laar, die zu ihrer Zeit durch ihre lebensvolle Auffassung und das Helldunkel in der Farbe sehr ansprachen. Am vorzüglichsten ist er in Staffeleigemälden mit Scenen aus dem Volksleben, die er mit Geist und Lebendigkeit auffaßte. Aber er malte auch andere Genrebilder, Landschaften und Viehstücke, in kräftigem dunkelwarmem Ton und in schöner Beleuchtung. Manchmal ist er übertrieben braun. Mehre seiner Werke wurden von den besten Meistern jener Zeit gestochen. — Auch radirte M. mehre Blätter, in denen alle Figuren, selbst die entferntesten, ausdrucksvoll, mannigfaltig und schön gruppirt sind, und mit geringen Mitteln eine schlagende Wirkung erzielt ist.

Mielenain, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 370 Einw.

Mielenhausen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Münden; 240 Einw.

Mielenz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; Mühle; 360 Einw.

Mielesdorf, reuß. - schleiz. Dorf, Amt Schleiz, am schleizer Walde; 320 Einw.

Mieleszewka, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 180 Einw.

Mieleszyn, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; Vorwerk; 180 Einw.

Mielichhoferia (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Gattung der Bryaceae Bryoideae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Haube kegelförmig halbirt, seitlich geschlitzt. Büchse langgestielt, kleindeckelig. Ring breit, elastisch sich abrollend. Peristom einfach; Zähne 16, am Grunde verbunden, schmal-linienförmig. Einzige deutsche Art: M. nitida *Nees*. Wächst in dichten, 2—4″ tiefen, polsterartig aufgetriebenen, hell gelblichgrünen, unten verfilzten Rasen in Felsritzen und Höhlungen der Alpenthäler. Bruch und Sch., Bryol. eur. 23, 24, Taf. 1.

Mielin, Miellin, franz. Dorf, Depart. Haute-Saône, Bez. Lure; Glashütte; 800 Ew.

Mielitz (Mnielitz, Melice, Mnelice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; 170 Einw.

Mielkendorf, holstein. Dorf, Amt Bordesholm; 160 Einw.

Miellen, nassau. Dorf, Amt Braubach; 180 Einw.

Mielnik, russ.-poln. Stadt, Gouv. Bialistock; 840 Einw.

Mielno, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; Vorwerk; 170 Einw.

Mielow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 160 Einw.

Mielsdorf, holstein. Dorf, Amt Traventhal; 110 Einw.

Mieltschan (Melczany), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Kanitz; 430 Einw.

Mieltschen (Melcan), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 140 Ew.

Mielzyn, preuß. Städtchen und Herrschaft, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 400 Einw.

Mielzynek, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 2 Kirchen, Vorwerk; 330 Einw.

Miemit (Min.), s. v. a. grobkörniger Bitterspath von Miemo in Toskana, s. Bitterkalkspath.

Miemitisch (Min. und Geognos.), nennt Haidinger die doppelkörnige Zusammensetzung der Mineralien und Gesteine, bei welcher die leicht trennbaren eckig-körnigen Zusammen-

setzungsstücke im Innern aus kleinkörnigen Individuen zusammengesetzt sind. Im Großen, wo die ersten Zusammensetzungsstücke über Zollgröße besitzen, zeigt dieses Verhalten der Miemit von Rakowacz in Syrmien, der auf unregelmäßigen Gangtrümmern im Serpentin vorkommt. In kleinerem Maßstabe erscheint es am Miemit auf Gangtrümmern im Basalt des jenczowitzer Berges bei Melink, wo auch der Basalt manchmal miemitisch wird; ferner am Kalkstein des Hilariberges bei Brixlegg in Tyrol. Hier sind die ersten eckigen polyëderähnlichen Zusammensetzungsstücke so locker verbunden, daß sie beim Daraufschlagen wie Sand aus einander fallen.

Mien (Geogr.), 1) s. v. a. Birma; — 2) M.-Tschou, asiat. Stadt, China, Prov. Sse-Tschouan; — 3) M.-Yang, Stadt das., Prov. Hou-Pe.

Mienciérzyn, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; 160 Einw.

Miendsibors, s. Miedzyboz.

Miendzyborz, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schrimm; 150 Einw.

Miendzychod, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schrimm; 220 Einw.

Miendzylesie, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Obornik; 110 Einw.

Miene, nennt man das menschliche Angesicht in seiner individuellen Gestaltung und zwar nicht bloß in seiner bewegungslosen Ruhe und Starrheit, sondern auch und vorzugsweise, in so fern es in Bewegung begriffen und dadurch Ausdruck innerer Gemüths- und Seelenzustände ist. Diese Bewegung der Gesichtszüge heißt Mienenspiel, und dieses pflegt man mit Recht als Spiegel der Seele zu betrachten. Zwar darf man nicht, wie eine zu weit getriebene Physiognomik bisweilen wollte, aus den feststehenden Gesichtszügen sichere und untrügliche Schlüsse auf den Geist und Charakter eines Menschen machen wollen; aber unleugbar gibt es eine Kundgebung der Gedanken und Gefühle, welche die Seele bewegen, durch die Mienen, und diese Kundgebung ist um so deutlicher, je weniger der Mensch durch die Kultur oder durch Lebenserfahrungen es dahin gebracht hat, seine äußern Gesichtszüge nicht nur zu beherrschen, sondern auch zu verstellen. Das Mienenspiel beruht aber vornehmlich in den Veränderungen, die in dem Blick des Auges, in den Zügen um den Mund und in dem Aussehen der Stirn vor sich gehen und nicht allein Leidenschaften und Affekte, wie Zorn, Schmerz, Schreck, Liebe, Spott rc., sondern auch andere Zustände des Geistes, wie Meditation und abstraktes Denken ausdrücken können. Mit dem Mienenspiel aber verknüpft sich in Folge des geheimen Zusammenhanges zwischen dem geistigen und leiblichen Leben in der Regel die unwillkürliche Geberdensprache, die wohl auch unter dem Mienenspiel im weiteren Sinne mit begriffen wird und sich theils in der den gerade obwaltenden Seelenzuständen entsprechenden Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils und ganz besonders in den Bewegungen der Arme und Hände vernehmbar macht. Dies Mienen- und Geberdenspiel macht sich, wenn man sich nicht absichtlich verstellt, unwillkürlich, wird aber nicht allein von der Koketterie und Affektation, sondern auch von der noch schlimmern Heuchelei und Augendienerei gemißbraucht, um Andere zu täuschen. In so fern es aber Ausdruck innrer Seelenzustände ist, kann es auch ein Gegenstand künstlerischer Behandlung und Ausbildung seyn, in welcher Beziehung wir auf die Artikel Attitude, Mimik und Pantomime verweisen.

Mienin, Flecken, s. v. a. Menitz.

Mienkowo, preuß. Dorf, Prov., R.-B. und Kr. Posen; 120 Einw.

Meinmo (buddh. Rel.), der Götterberg, s. Buddhaismus.

Mienten, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (W.-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 140 Einw.

Mienting, Volk, s. Yünnan.

Miercin, s. v. a. Wolein.

Mierau (Geogr.), preuß. Besitzungen: 1) Hauptgut, Prov. Preußen (W.-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Berent; 150 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Marienburg; 2 Windmühlen; 330 Einw.

Miere, 1) (Entom.), Insektengattung, s. v. a. Ameise, Formica *L.* — 2) (Bot.), s. v. a. mittleres Sternkraut, Stellaria media *Vill.*, blaue Miere, s. v. a. blaues Gauchheil, Anagallis coerulea *Schreb.*, rothe Miere, s. v. a. Acker-Gauchheil, Anagallis arvensis *L.*

Mierendorf, mecklenb.-schwer. Hof, wendischer Kr., Amt Güstrow; 140 Einw.

Mierenin (Merenice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Elischau; Mühle; 240 Einw.

Mieres (S.-Juan-de-), span. Flecken, Prov. Asturien, südl. von Oviedo, am Lena; Weberei und Waffenfabrik; 4000 Einw.

Miereveldt, Mich. Janson, berühmter Maler, geb. zu Delft 1568, gest. 1641, ward zum Kupferstecher bestimmt und hatte unter Leitung des Hieronymus Wierx schon einige Versuche mit dem Grabstichel gemacht, hatte aber noch größere Neigung zur Malerei, die er auch bald mit dem Stichel vertauschte. Blockland gab ihm Anleitung hierin, und der Schüler machte in kurzer Zeit reißende Fortschritte. Bald erwarb er sich auch den Ruf eines der größten Bildnißmaler seiner Zeit, und selbst Karl I. von England lud ihn an seinen Hof ein. M. ging nicht, weil damals in London die Pest hauste, es fehlte ihm aber auch im Vaterlande nicht an Beschäftigung. Er ließ sich in Delft nieder, von wo aus er sich etliche Mal nach dem Haag begab, da der Hof und die Hofleute sich seiner Kunst bedienten. Die Zahl seiner Bildnisse soll sich auf 10,000 belaufen, von welchen ein einfaches, ohne Hände, 150 Gulden kostete, die reichere Ausstattung erhöhte den Preis. Seine Porträte sind sehr fleißig ausgearbeitet, besonders in den Köpfen und ansprechend durch einfache, wahre Auffassung. Sehr viele sind gestochen, besonders von seinem Vetter in Delft. M. malte auch etliche Historien und Bambocciaden, die aber sehr selten sind.

Mieria (Bot.), nach Llalave und Lexarca, Pflanzengattung. Art: M. virgata *Llav., Lex.*, s. v. a. Schkuhria virgata *Dec.*

Mieris (Biogr.), 1) Franz van, der Aeltere, das Haupt einer berühmten holländischen Künstlerfamilie, geboren zu Delft 1635, war der Sohn eines wohlhabenden Goldschmieds und Diamantschleifers. Nachdem er bei Toornvliet die Zeichnenkunst erlernt und darauf bei A. van dem Tempel sich einige Zeit geübt hatte, nahm ihn der sorgsame Gerhard Dow in die Lehre. Die Weise dieses Meisters sagte ihm besonders zu, und er hatte auch in kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht, daß der Ruhm zwischen Schüler und Meister streitig war. Er fand deswegen schon zu Lebzeiten Bewunderer, die sich um den Besitz seiner Werke stritten und seine Bilder mit 2000 Livres bezahlten; jetzt kosten sie nicht selten das Vierfache. Dennoch fehlte es ihm wegen seines unordentlichen ausschweifenden Lebenswandels immer an Geld, so daß er von einem bösen Gläubiger gar in den Schuldthurm gesetzt wurde. Er hätte sich durch ein Gemälde loskaufen können, aber er that es nicht, weil er keine Lust zum Malen im Gefängniß hatte und weil ihm auch die eisernen Gitter der Fenster das nöthige Licht benahmen. Schon längere Zeit leidend, † er im Schuldthurm zu Leyden im Jahre 1681. M. fehlt es in seinen Darstellungen des Lebens der vornehmeren Stände insgemein an derjenigen Naivität des Ausdruckes, welche überall die erste Bedingung eines vollendeten Kunstwerkes ist. Bedeutender ist er dagegen in den Darstellungen mehr niederer Scenen, in denen oft eine eigene ergötzliche Laune sichtbar wird und wo doch die ganze Auffassung so gehalten ist, daß die feine Ausführung der Kleiderstoffe, in der er namentlich Meister war, nicht unstatthaft erscheint. Seine Bilder sind jetzt in allen Ländern zerstreut und werden als Zierde jeder Sammlung betrachtet. Die Pinakothek zu München bewahrt mehre Hauptwerke von ihm. Besonders ausgezeichnet ist die Dame im gelben Atlaskleid, die in Gegenwart des Arztes in Ohnmacht fällt. Dieses berühmte Gemälde ist unter dem Namen der kranken Frau bekannt und wegen seiner außerordentlichen Wahrheit im Stiche und Steindruck oft vervielfältigt worden. Ein anderes berühmtes Bild derselben Gallerie ist der in einem Gasthof liegende Stiefel des Künstlers. Man bemerkt den Letzteren im Hintergrund im Gespräche mit der Wirthin. An diese beiden Gemälde reiht sich ein anderes von gleicher Bedeutung: Das Austernfrühstück. Der Künstler reicht einer Dame auf einem silbernen Teller frische Austern. Sie sitzt in rothem Pelzmantel und weißatlassenem Unterkleide an einem runden Tisch und hält ein Glas Wein in der Hand. Die Stoffe sind hier, wie in den andern Gemälden auf das Feinste und Zarteste nachgebildet und Alles ist von einer bewunderungswürdigen Weichheit, von der zarten Hand der in Ohnmacht gesunkenen Dame, bis zum Stiefel auf dem Tische, mit welchem der Leichtfertige die Zeche bezahlt. Das in der Pinakothek aufbewahrte Bildniß des Künstlers zeigt den Ausdruck der sorgenlosesten Fröhlichkeit eines Trinkers. Ein anderes Bild ist das eines gepanzerten Kriegers mit Knebelbart, wie er sich mit der Tabakspfeife in der Hand auf den Tisch stützt. In einem andern Gemälde sieht man einen Krieger, der an der Seite eines Gastwirths eingeschlafen ist und welchen der Wirth seiner Frau nicht zu wecken befiehlt. Das Bild einer jungen Dame, die einen Papagey füttert, welches sich gleichfalls in der Pinakothek findet, ist von dem Künstler selbst öfter wiederholt worden. Unter Andern findet es sich auch in der Sammlung des Sir Robert Peel in England. Außerdem finden sich noch bedeutende Bilder von M. in den Gallerien zu Dresden (M. mit seiner Frau im Atelier), zu Wien, Berlin, im Haag, in Brüssel, in dem Louvre in Paris und in den Uffizien zu Rom. Eins seiner größten Meisterwerke, vom Jahre 1660, enthält die Gemäldesammlung H. T. Hope's in London. Das Gemälde stellt einen Herrn in seidenem, olivengrünem Rock mit Baret vor. Vor ihm steht ein Römer mit Wein und Krabben, auf der Fensterbrüstung liegt die Violine, und ein junges Mädchen, vom Rücken gesehen, schreibt an. In diesem Bilde vereinigt sich nach Waagen mit der Gluth und Tiefe eines Ostade das solideste Impasto und die meisterlich modellirende Ausführung ist so weit getrieben, daß selbst unter der Loupe noch Alles das Ansehen von Wirklichkeit hat. — 2) Wilhelm van M., Maler und Wachsbossirer, Sohn des Vorigen, geboren 1662 zu Leyden, lernte die Malerei unter Anleitung seines Vaters. Er war weniger erfinderisch als dieser, malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Seine Zeitgenossen schätzten ihn besonders deshalb hoch, weil er sich in beschränktem Raume in allen Gattungen der Malerei, wie sie glaubten, mit Glück versucht hatte und rechneten ihn deswegen, so wie wegen der Feinheit seines Vortrages zu den ausgezeichnetsten holländischen Künstlern; während dagegen neuere Kunstkenner, wie Waagen, behaupten, daß sich in M. die Ausartung der holländischen Schule in einen geistlosen Fleiß in ihrer ganzen Langweile zeige. Seine Bilder, deren sich fast in jeder größeren Gallerie welche vorfinden, sind meist komischen Inhalts, erst in späteren Jahren wagte er sich an Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Er †, namentlich auch als Mensch hochgeachtet, im Jahre 1747. — 3) Jan van M., ein zweiter Sohn des Franz van M., geboren zu Leyden 1660, widmete sich gleichfalls der Malerei und genoß darin den Unterricht seines Vaters. Er hielt sich einige Zeit in Deutschland auf, ging dann nach Florenz, wo ihn die Freunde des Vaters dem Herzog vorstellten. Er verließ aber bald wieder wegen einiger seine Religion betreffenden Zumuthungen die Stadt und begab sich nach Rom. Aber auch hier konnte er wegen heftiger Steinschmerzen der Kunst sich nur wenig widmen. Er † schon 1690, 30 Jahre alt. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — 4) Franz van M., der Jüngere, Sohn von Wilhelm van M., geboren 1689, malte verschiedene Genrebilder im Ge-

schmacke seines Vaters und Großvaters, aber nicht mit gleicher Kunst; auch verfertigte er Porträts. Viel bedeutender ist er als Geschichtsschreiber durch seine „Historie der nederlandsche vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35. Fol.) und das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56, Fol.), in welchen Werken er die Münzen nach seinen Zeichnungen stechen ließ. Von seiner „Handvesten der stad Leyden" (Leyd. 1759) erlebte er nur die Herausgabe des ersten Theiles, den zweiten Band mit Zusätzen zum ersten besorgte Daniel van Alphen. M. † 1762.

Mierkowitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Hochwald; 300 Einw.

Mierloo, niederländ. Dorf, Prov. Nord-Brabant, bei Eindhoven; 1670 Einw.

Mieroslawski, Ludwig, geb. im J. 1812 in Frankreich als Sohn eines in der Verbannung gestorbenen polnischen Offiziers, wurde in Polen erzogen und trat in das Kadettenhaus von Kalisch ein. Der Novemberaufstand von 1830 rief ihn unter die Waffen für die Freiheit seines Volkes. In der Nacht des 29. Nov. gehörte er zu den Vertheidigern des Zeughauses, wurde dann zum Unterlieutenant ernannt und diente abwechselnd im 5. Linienregiment und im 5. Schützencorps. Nach der Schlacht von Ostrolenka führte er als Lieutenant und Instruktor des Corps von Rozycki eine Plänklerkompagnie, wohnte allen Gefechten gegen Rüdiger bei und überschritt endlich mit seinem Corps die Grenze. Er war 18 Jahr alt, als er auf diese Weise sein Vaterland meiden mußte. In Frankreich angelangt, schloß er sich den Polen an, die bei dem frankfurter Aprilaufruhr von 1833 durch die Schweiz nach Deutschland ziehen wollten. Nach dem Mißlingen dieses Unternehmens widmete er sich nun ganz den Wissenschaften, und studirte besonders Mathematik und die Militärwissenschaften, für die er ein bedeutendes Talent verrieth. Nebenbei erlernte er das Tischlerhandwerk, um sich im Falle der Noth durch die Arbeit seiner Hände ernähren zu können, und trieb zu gleichem Zwecke Pädagogik. Seinem Vaterlande diente er als Schriftsteller; er schrieb mehre Werke, von denen eine dreibändige „Geschichte der Revolution" u. die „Geschichte Polens vom Tode Johann Sobieski's bis zum vierjährigen Reichstage" die wichtigsten sind. In den Jahren 1838, 1839 und 1840 hielt er auch im historischen Institut zu Paris einen Kursus von Vorlesungen über die Geschichte des Slaventhums. In den ersten Jahren hielt er sich von den Parteiungen unter seinen ausgewanderten Landsleuten gänzlich fern, nachher schloß er sich der demokratischen Gesellschaft an. Die Zeitung der Partei: „Der polnische Demokrat", erhielt in ihm einen eben so thätigen als ausgezeichneten Mitarbeiter. Wie er in seinen Aufsätzen für dieses Blatt auf eine Schilderhebung hinarbeitete, so that er es auch in seinen größeren Werken: „Theorie der Revolution, mit besonderer Beziehung auf den Zustand Polens", u. „Theorie des Krieges mit unmittelbarer Beziehung auf den nationalen Aufstand." Der demokratische Verein freute sich des Zuwachses seiner Kräfte, den er durch M. erhielt, so sehr, daß die Leiter ihn in den engeren Ausschuß, in die sogenannte Centralisation, brachten. M. drang in diesem Comité directeur darauf, daß man Polen nie in träge Ruhe versinken lasse. 1844 waren die Vorbereitungen zum Aufstande so weit gediehen, daß man nur noch eines Oberhauptes zu bedürfen glaubte, um die Leitung an Ort und Stelle zu unternehmen. Die Wahl fiel auf M., der unter dem Namen eines Koloristen Viktor Secourgeon im März 1845 in Posen eintraf. Seinem geübten Blicke zeigte sich bald, daß der Aufstand keineswegs gehörig vorbereitet sey, u. er verstand, die Ungeduldigen zu beschwichtigen. Mittelbar wirkte er auch bei dieser Gelegenheit durch Aufnahme von Geldern, Entwerfung von Karten und Ertheilungen von Instruktionen an die Verschworenen. Nachdem Alles geordnet war, kehrte er nach Versailles zurück, auf kurze Zeit, da bald darauf Anzeigen einliefen, daß mit dem Ausbruche nicht länger gezögert werden dürfe. Am 24. December machte er sich daher wieder auf den Weg, kam unter dem früher angenommenen Namen in Posen an, reiste am 8. Januar nach Krakau, versah die einzelnen Provinzen mit Führern, und wollte eben nach Rogowo abgehen, um den Oberbefehl zu übernehmen, als er verhaftet wurde. Im Gefängnisse spielte er nicht die Rolle eines verstockten, Alles leugnenden Verschworenen. Im Gegentheil hielt er mit seinen Geständnissen nicht zurück u. trug dadurch nicht wenig dazu bei, daß die Riesenuntersuchung schon in $1\frac{1}{2}$ Jahren zu Ende gebracht werden konnte. Dafür war er, als der Polenproceß (s. Posen) begann, großmüthig genug, alle Schuld auf sich allein zu nehmen und seine Aussagen gegen seine Mitschuldigen zurückzunehmen oder doch so zu modificiren, daß diese nicht gravirt wurden. Er erregte von allen Angeklagten das meiste Interesse, namentlich bei den Damen. Seine schönen, mehr milden als männlichen Züge, seine Begeisterung, seine Beredsamkeit sicherten ihm die Theilnahme Aller, die auch an dem Feinde edle Eigenschaften zu erkennen und zu würdigen wissen. Im Gefängnisse verfaßte er die Schrift: „Debat entre la révolution et la contrerévolution en Pologne", die in demokratischem Sinne die Ohnmacht der polnischen Aristokratie schildert, die Nothwendigkeit einer socialen Umgestaltung nachweist und Polen, wie schon oft geschehen, als die Schutzmauer Westeuropa's gegen die asiatische Barbarei auffaßt. Der Spruch des Richters gegen ihn lautete auf Tod, indessen konnte M. mit einem Worte das Bluturtheil verwandeln. Die Regierung hoffte mit Aengstlichkeit darauf, daß der edle Pole dieses Wort aussprechen, daß er um Gnade bitten werde, aber M. schwieg. Da erschien seine Schwester in Berlin, von ihr erwartete man, daß sie den Bruder milder stimmen werde, aber die Polin antwortete: „Mein Bruder muß sich ganz seinen Pflichten gegen das Land opfern, er muß sterben." Das Todesurtheil wurde nicht bestätigt, M. blieb in dem Gefängnisse zu Berlin und hörte dort den Kanonendonner und das Gewehrfeuer der Märztage 1848. Das siegreiche

Volk holte den Begnadigten jubelnd aus dem Kerker, eine schwarz=roth=goldne Fahne in der Hand, wurde er vor den König geführt, der auf seinem Balkon den Ruf der Tausende hörte: „Wiederherstellung Polens!" M. trat nun an die Spitze eines Polencomité's, aber es litt ihn nicht in Berlin, er eilte nach Posen, um die Organisation des Heerwesens zu übernehmen. Seine hierbei entwickelte Thätigkeit hat im Art. Posen Erwähnung gefunden. Nachdem hier der Strom der Revolution sich im Sand verlaufen, begab er sich nach Sicilien, um dort den Oberbefehl über die Kriegsmacht der Aufständischen zu übernehmen (Frühjahr 1849). Er bewies in dieser Stellung zwar viel Muth u. Ausdauer, wie im Art. Sicilien, Gesch. berichtet worden ist, konnte aber hier der Revolution eben so wenig zum Sieg verhelfen, wie in demselben Frühjahr in Baden, wohin der berühmte polnische Agitator als Obergeneral der revolutionären Armee berufen wurde (s. Pfälzisch=badische Revolution). Ueber seine militärische Befähigung läßt sich ein gültiges Urtheil nicht wohl abgeben; doch scheint er den Krieg mehr der Theorie nach, als aus der Praxis zu kennen, wie schon aus seinen Antecedentien hervorgeht. Uebrigens ist die Ursache der Erfolglosigkeit seiner strategischen Thätigkeit zumeist in der Ungunst der obwaltenden Verhältnisse zu suchen. Von dem ihm gemachten Vorwurfe, in Baden seinen pekuniären Vortheil auf niedrige Weise gewahrt zu haben, hat er sich gereinigt. Gegenwärtig theilt er das Schicksal der polnischen und demokratischen Emigration.

Mierotein (Merotje), österr.=mähr. Kirchdorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Haniowitz; 320 E.

Mierowin (Merowice), österr.=mähr. Kirchdorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Kojetein; 390 Ew.

Miers, franz. Dorf, Depart. Lot, Bezirk Gourdon; eisenhaltige Mineralquellen; 1220 E.

Miersberg (Mirschberg), bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Ebermannstadt; Mühle; 350 Einw.

Miersdorf, preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Teltow, mit der Kolonie Görsdorf und dem Vorwerk Wüstermark; 160 Einw.

Miersia (Bot.), nach Lindley, Gattung der Liliaceae Asphodeleae *Endl.* 2 Arten, ausdauernde Kräuter in Chili.

Miertschin (Mercin), österr.=böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Grünberg; 130 Ew.

Mierucin (Geogr.), preuß. Orte: 1) Dorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Mogilno; 150 Einw.; — 2) Kolonie mit Forsthaus das.; 140 Einw.

Mierunsken, preuß. Pfarrdorf, Provinz Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kreis Oletzko; 740 Einw.

Miery, franz. Dorf, Depart. Jura, Bezirk Poligny; Marmorbruch, Kupfermine; 610 E.

Mierzejewo, preuß. Dorf, Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Fraustadt; 220 Einw.

Mierzewo, preuß. Hauptgut u. Dorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Gnesen; Vorwerk; 170 Einw.

Mierzwin, preuß. Dorf, Provinz Posen, R.=B. Bromberg, Kreis Inowraclaw; Vorwerk; 120 Einw.

Mies (Geogr.), 1) österr.=böhm. Stadt, Kr. Pilsen, an der Beraunka, mit Thoren u. Vorstädten, Dechanteikirche, Begräbnißkirche, Peterskirche, treibt Bergbau auf Blei, Silber und Zink, hat Papiermühlen und Waffenhammer, ist der Sitz eines Bergamts und Berggerichts; 3200 Einw. Die Stadt besitzt 9 Dörfer mit einem Flächenraum von 4104 Joch 84½ □ Kl. Areal. M. wurde 1131 angelegt und trieb schon frühe Bergbau. Im Jahr 1427 wurde hier das Reichsheer durch die Hussiten besiegt; — 2) s. v. a. Beraunka vom Ursprunge bis unterhalb M. 1).

Miesau (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Nieder=M.), R.=B. Pfalz, Kanton Waldmohr; 500 Einw.; — 2) (Ober=M.), Pfarrdorf das., 400 Einw.

Miesbach (Geogr.), bayer. Besitzungen: 1) Landgericht, R.=B. Oberbayern, 4½ □M., gebirgig; 18,000 Einw.; — 2) Hauptort das., Marktflecken, an der Schlier, Sitz des Landgerichts und Rentamts, mit Kirche, Kapelle, Post; Viehzucht, Feld= und Obstbau, Kirschweinbereitung, Steinkohlengruben, Salpeter= und Pechsiederei; 1400 Einw. M. gehörte früher den Grafen von Waldeck und kam 1734 an Bayern.

Miesbrunn (Mißbrunn), bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Vohenstrauß; 340 Einw.

Mieschbeere (Bot.), s. v. a. europäische Moosbeere, Oxycoccos palustris *Pers.*

Mieschitz (Messice), österr.=böhm. Dörfer: 1) Kr. Kaurim; Schloß und Kapelle; 330 E.; — 2) Kr. Tabor; Schloß, 2 Kapellen, Ziegelei; 450 Einw.; bildet mit 2 andern Dörfern das gleichnamige Gut von 1719 Joch, 757 □ Kl. Areal und 750 Einw.

Miesciska, preuß. Dorf, Prov. und R.=B. Posen, Kr. Samtor; 120 Einw.

Miesciško, preuß. Städtchen, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Wongrowiec, an der Welna; 570 Einw.

Miesenbach (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) (Unter= u. Vorder=M.), R.=B. Oberbayern, Ldgr. Traunstein; 2 Dörfer mit 180 Einw.; — b) R.=B. Pfalz, Kanton Landstuhl; 690 Einw.; — 2) österr. Rotte, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. Gutenstein; 610 Einw.

Miesenheim, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Mayen, mit dem Eisenhammerwerk Netterhammer, welches jährlich 3000 Ctr. Eisen liefert; 790 Einw.

Mieserau, preuß. Dorf, Provinz Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Pleß; mit der Kolonie Borky und 2 Vorwerken; 330 Einw.

Miesit (Min.), nach Breithaupt Pollachitspecies (Pollachites mesitinus), auch mesitiner Bleispath oder nierenförmiges Braunbleierz von Mies, besteht nach Kersten aus 81,657 phosphorsaurem Bleioxyd, 7,457 phosphorsaurer Kalkerde, 10,642 Chlorblei, 0,248 Fluorcalcium, hat zur Grundform das Dieraëder des Mimetesits, H. = 4,25 — 4,50, G. = 6,4, fettglän=

zend, braun mit weißem Strich. Die nierenförmigen Gestalten sind rauhflächig, drusig und in zarte Krystalle übergehend. Mit Schwerspath, Bleiglanz ꝛc. zu Mies in Böhmen.

Miesitz, sachs.-weimar. Dorf, Kr. und Amt Neustadt; an der Orla; 150 Einw.

Miesmuschel (Mollusk.), 1) Muschelgatt., s. v. a. Mytilus *Lam.*; — 2) Muschelgatt., s. v. a. Mya *L.* — Miesmuscheln, s. v. a. Mytilacea.

Miesnicza, österr.-ungar. Küstenfluß, entspringt bei Zagori, verschwindet bei Ponor unter der Erde, kommt bei Thuin wieder hervor, mündet in die Kulpa.

Miesrob, ein Armenier, übersetzte um 410 mit seinen Schülern Johann Ekellensis und Jos. Planensis die Bibel; s. Bibelübersetzung.

Mießadler (Ichthyol.), s. v. a. Weißfölchen, Salmo (Coregonus) Fera *Jur.*

Mießgurn (Ichthyol.), in Bayern, s. v. a. große Schmerle, Cobitis fossilis.

Mieste, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 710 Einw.; hierzu die Kolonien Breiteiche, Himmelreich und Werder.

Miesterhorst, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 390 Einw.; dazu die Kolonie Taterberge.

Miestertz Kralowy, s. v. a. Königsstädtl.

Miestetz (Mestec), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 140 Einw.

Miestitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel; 360 Einw.

Miesto, Nowoe, europ.-russ. Beistadt, Gouv. Tschernigow, am Flusse Isput, westl. von Nowo-Südkow; 830 Einw.

Miesze (Miesce), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel, mit der Kolonie Louisenhof; 160 Einw.

Mieszeeken, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 150 Einw.

Mieszkowo (Geogr.), preuß. Orte: 1) Städtchen, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Pleschen; 560 Einw.; — 2) Dorf das.; 290 Einw.

Mietau, Stadt, s. v. a. Mitau.

Miete (Arachnid.), s. v. a. Käsemilbe, Acarus Siro *L.*, s. Milbe.

Mieterkingen, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Saulgau; 150 Einw.

Mietern (Ornith.), s. v. a. Mausern.

Mietersheim, bad. Kirchdorf, Mittelrheinkreis, Oberamt Lahr; 430 Einw.

Miethe, 1) der beim Miethen geschlossene Vertrag, s. Miethkontrakt und Aftermiethe; — 2) s. v. a. Miethgeld; — 3) s. v. a. vermiethete Wohnung; — 4) überhaupt s. v. a. Lohn; — 5) s. v. a. Geschenk; — 6) (Landw.), s. Feimen.

Miethen, 1) eine Person gegen einen gewissen Lohn (Miethlohn) und auf eine bestimmte Zeit in Dienst nehmen, wird besonders in Bezug auf Dienstboten gebraucht, denen man beim Abschluß des Vertrags ein Angeld (Miethgeld) einzuhändigen pflegt, dessen Auszahlung und Annahme die für den einen wie für den anderen Theil bestehende Gültigkeit des Vertrags, den nun kein Theil willkürlich lösen darf, aussprechen soll. Hier und da steht dem miethenden Theile frei, den Vertrag einseitig aufzuheben, sobald er das Miethgeld dem gemietheten Dienstboten überläßt. Gewöhnlich wird dieses Angeld vom Lohne nicht abgerechnet, sondern kommt dem Dienstboten zu Gute; — 2) s. Miethkontrakt unt. Art. Pacht.

Miethgroschen, s. v. a. Miethgeld, s. Miethen 1).

Miethhäuslerisch (bot. Term.), s. v. a. Syntrophicus.

Miethuhn (Ornith.), s. v. a. Wasserralle, Rallus aquaticus *L.*

Miethkontrakt (Rechtsw.), s. Pacht.

Miethkutsche, s. v. a. Lohnkutsche.

Miethlohn, s. Miethen 1).

Miethmeister, 1) Abdecker, der das Recht, alles gefallene Vieh in der Umgegend abzudecken und die daraus entspringenden Emolumente zu beziehen, von einem Meistereibesitzer gepachtet hat; — 2) s. Deutscher Orden.

Miethtruppen, s. Söldner.

Miethvieh, Schafvieh, welches jemand gegen Entrichtung der Hälfte des Ertrags an Wolle u. Lämmern in Futter nimmt.

Miethwagen, s. v. a. Lohnkutsche.

Miethzins, s. Miethen 1).

Mietingen, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Waiblingen, an der Rottum; 950 Einw. M. gehörte sonst dem Stifte Heggbach, kam als Grafschaft 1803 an den Grafen von Plettenberg und 1806 unter würtemberg. Oberhoheit.

Mietnach (Ober-M.), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz, Herrschaftsgericht Wörth; 110 Einw.

Mietzel, Flüßchen im preuß. R.-B. Frankfurt a. d. Oder, kommt aus dem soldiner See und mündet bei Klewitz in die Oder.

Mietzelfelde, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; 230 E.

Mieza (a. Geogr.), Ort in der macedonischen Landschaft Emathia, südwestl. von Pella und nicht weit von der Grenze Thessaliens. Ein Nymphenhain in der Nähe von M. war der Ort, wo Aristoteles den Alexander unterrichtete.

Miezkun, russ. Ort, Gouv. Wilno, nordöstl. von Szawle.

Mifflin (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafschaft, V. St., Staat Pennsylvanien, Western-Distr., 1820: 16,620, 1830: 21,530, 1840: 13,090 Einw. Hauptort Lewiston, 1840: 2060 E.; — 2) Ort das., Grafsch. Alleghany; 1820: 2220, 1840: 1650 Einw.; — 3) Ort das., Grafschaft Cumberland; 1820: 1460, 1840: 1410 Einw.; — 4) Ort das., Grafsch. Lycoming; 1820: 1040, 1840: 1220 Einw.

Mifflintown, nordamerikan. Flecken, V. St., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Juniata; 1840: 420 Einw.

Mi-fil (Waarenk.), die feinste, aber auch die klarste u. dünnste Sorte der im französ. Handel unter dem Namen Quintins oder Quintes vorkommenden flächsenen Leinwand; wird im Departement der Nordküsten zu Quintin (nicht

St. Quentin), zu Usel, Montcour und mehren andern nahe gelegenen Orten, $^3/_4$ und $^5/_8$ Stab breit, in Stücken von 30—40 Stab Länge gewebt, in Quintin gebleicht, appretirt und zu Coupons von 6—7 pariser Stab viereckig zusammengeschlagen, über St. Malo und Nantes nach Spanien und Amerika verschickt. Es ist eine Art von dünnen Cambrays, und dient, wie diese, zu Schleiern, Kopf- und Halstüchern.

Mi=Florence, Miflorence, Demiflorence (Waarenk.), leichte leinwandartig gewebte Seidenzeuche, welche sich von dem dünnen Taffet durch einen vorzügl. Glanz unterscheiden u. fast ausschließlich zu Unterfutter verwendet werden. Die Manufakturen von Florenz, Como, Mailand, Avignon, Zürich (vorzüglich schön), Basel, Berlin, Wien 2c. liefern diesen Artikel gewöhnlich $^{19}/_{48}$ Stab breit; häufig wird er aus $^5/_{12}$ und $^1/_2$ Stab breit für Mützenmacher, welche die geringere Breite nicht nutzbar zu Futter verwenden können, verfertigt; auch wird dieses Zeuch häufig in $^1/_2$ Stab Breite zu Wachstaffet verarbeitet. Uebrigens hat man es in allen Farben nach halb Stablänge gelegt; s. Seidenwaaren.

Migalgara, Malgara, europ. = türk. Stadt, Rumelien, Sandsch. Galiboli, nordöstl. an der Maritza, Moscheen und Bäder; vorzüglicher Honig; 2580 Einw.

Miggazyburg, Schloß, s. Waizen.

Migé, französ. Dorf, Depart. Yonne, Bez. Auxerre; 910 Einw.

Mige, Burgunderwein von der vierten Klasse der Gewächse, die um Auxerre wachsen.

Miggen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Preußisch-Eilau; 160 Einw.

Mighenen, preuß. Bauerndorf, Provinz Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 480 Einw.

Migliacino, ital. Marktflecken, Königr. Sardinien, Prov. Pallanza, am Lago di Orta, mit vielen Landhäusern und in reizender Lage; 1000 Einw.

Migliaio, italienisches Handelsgewicht, ist auf Zante, in Rom und Venedig gebräuchlich; auf Zante = 1000 Libbre bei Korinthen; in Rom der sogen. Cantaro grosso oder schwere Centner á 10 cantari sottile oder leichte Centner oder 1000 Lire. In Venedig beim alten Gewicht à 40 Mire oder 1000 Libbre und sowohl bei Peso grosse als Peso sottile gebräuchlich.

Migliara, Giovanni, berühmter Architekturmaler der Neuzeit, gebürtig von Alessandria. Er erlernte anfangs die Dekorationsmalerei, wandte sich aber später der Architektur- und Interiorenmalerei zu, in welcher er in die Fußstapfen Pietro Neef's trat. Seine Oel- und Aquarellbilder zeichnen sich ebensowohl durch Reichthum der Komposition, als durch seltene Korrektheit der Zeichnung u. mathematisch genaue Anwendung der Perspektive aus, waren im In- u. Auslande sehr gesucht und verschafften ihm einen großen Ruf. Seine Färbung fiel anfangs etwas ins Grauliche, doch eignete er sich, nachdem er mit Francesco Boldrini bekannt geworden, auch in diesem Theile der Kunst einen hohen Grad von Vollkommenheit an, und es ward ihm die Farbe Mittel zu jener vollkommenen optischen Täuschung, die seine Bilder auszeichnet. Es herrscht in diesen hohe Wahrheit in der Nachahmung der Natur und Anmuth und Zierlichkeit in der Staffage, welche gewöhnlich in kleinen, geistreich zusammengestellten und vortrefflich gemalten Figuren besteht und manchmal ins Fach der Historienmalerei hinüberstreift. Seine Werke sind zahlreich. Namentlich boten ihm die Kirchen in Mailand öfters Stoff zu malerischen Darstellungen, u. den Dom daselbst hat er mehre Male von der äußern und innern Ansicht gemalt. M. † zu Mailand 1837. Er war Mitglied der Akademien zu Wien, Mailand, Turin, Neapel, Parma, Brescia, Padua u. a. a. O. und seiner wird in v. Schorn's Kunstblatt öfters mit Ruhm gedacht.

Migliari, s. Korallen.

Migliarina, ital. Dorf, Königr. Neapel, Prov. Calabria=ulter. II., nordwestl. von Catanzaro, Märkte; 1650 Einw.

Migliazza, europ.=türk. Fluß, Bosnien, mündet in die Bosna.

Miglieglia, schweiz. Ort, Kant. Tessin, Bez. Lugano; 340 Einw.

Migling (Ichthyol.), in der Schweiz, s. v. a. kleine Maräne, Salmo (Coregonus) Maraenula *Bl.*

Miglio, die italienische Meile, s. Meile.

Miglionico, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, südwestl. von Matera; 2800 Einw.

Migliorati (Waarenk.), s. v. a. Miliorati.

Miglio zaburre (Bot.), in den portugiesischen Besitzungen in Afrika und Asien, s. v. a. Mays, Zea Mays *L.*

Miglonilla, span. Flecken, Neu-Castilien, Prov. Cuença südöstlich von Cuença; Salzwerk.

Miglos, franz. Dorf, Dep. Ariège, Bez. Foix; Bleiminen; 1020 Einw.

Migma (Pharm.), das Gemisch, die Mixtur.

Mignano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Terra di Lavoro, südöstl. von Cervaro, am Pezzia; 830 Einw.

Mignard (Biogr.), 1) Nikolas, Maler u. Radirer, genannt M. d'Avignon, geb. zu Troyes gegen 1608, war der Sohn eines Edelmanns, dessen eigentlicher Name „Mores" war. Er stammte aus England, trat aber mit seinen 6 Brüdern in Kriegsdienste Heinrichs IV. von Frankreich und dieser gab die Veranlassung zur Umtaufe. Als er einst diese tapfern und wohlgestalteten Männer beisammen sah, rief er aus: „dies sind keine Mores (Mohren), sondern Mignards (hübsche feine Männer)." Jetzt nannten sich die Brüder Mignards. Nikolas erlernte die Anfangsgründe der Malerei in seiner Vaterstadt und ging dann nach Fontainebleau, um die Antike und die Malereien des Primaticcio, Rosso, N. del Abbate und Fremi-net's zu studiren. Er verweilte nicht lange an diesem Ort, sondern schickte sich zur Reise nach Rom an. Allein er wurde zu Lyon mit Arbeiten aufgehalten und noch mehr in Avignon beschäftigt, wo er sich auch verheirathete und den

Beinamen M. d'Avignon erhielt. Seine Malereien daselbst gingen in der Revolution zu Grunde. Hierauf begab er sich nach Rom, wo Albani und Anib. Carracci seine Vorbilder wurden. Nachdem er wieder einige Zeit in Avignon zugebracht hatte, wurde er 1660 durch den Kardinal Mazarin nach Paris berufen. Aber im folg. Jahre starb sein Gönner. M. war jetzt auf sich selbst angewiesen und die angestrengteste Arbeit zog ihm die Wassersucht zu. Er † 1668. Er malte Historien und Porträts, beides mit gleicher Kunst. Er bediente sich beim Malen der linken Hand, aber mit der vollkommensten Uebung. Seine Komposition ist glücklich, doch sprachen ihn doch die ruhigen Gemüthsstände mehr an, als die leidenschaftlich erregten. Von einem gewissen manierirten Wesen ist er nicht freizusprechen. Er verfertigte zwei Bilder von Ludwig XIV., welche Poilly und Schuppen gestochen haben. Das Bildniß des Grafen von Harcourt, des Petrus Dupuis und des Wilhelm Brissacier wurden aufs Meisterhafteste von Anton Masson gestochen. — 2) **Pierre M.**, der jüngere Bruder des Vor., Historien- und Porträtmaler, geboren zu Troyes 1610, † zu Paris 1695. Er sollte eigentlich Medicin studiren; aber er kümmerte sich weniger um den Zustand der Kranken, als um ihre Physiognomien und Stellungen, die er schon in frühester Jugend genau darstellen konnte. Dies bewog den Vater, ihn in die Schule des Malers Bouchet zu senden. Nachdem er die Anfangsgründe der Malerei erlernt hatte, begab er sich zur weitern Ausbildung nach Fontainebleau, wo er die Antikensäle fleißig besuchte u. die Werke des Primaticcio, Rosso, del Abbate u. Freminet studirte; denn Fontainebleau war zu seiner Zeit noch eine wahre Schule, wohin Künstler pilgerten, um sich durch die Anschauung der Meisterwerke, die dort eine frühere, für die Kunst günstige Zeit geschaffen hatte, weiter auszubilden. Doch verweilte M. nicht lange an jenem Orte; es zog ihn nach Rom, wo er mehr als zwanzig Jahre blieb, so daß er den Beinamen des Römers (le Romain) erhielt. In Rom gewann er an Poussin einen rathenden Freund. Die Vorbilder, welche er hier zum Studium nahm, waren Raphael, Michel Angelo und die Carracci, und bald wurde er selbst ein Meister, dessen Name mit Bewunderung genannt wurde. Er verdunkelte den Ruhm des damals allmächtigen Ch. Le Brun, was dieser so schwer ertrug, daß zuletzt der Verdruß an seinem Leben nagte. Er malte die Bildnisse der Päpste Urban VIII. und Alexander VII., mehrer römischen Fürsten und Adeligen, und eine bedeutende Anzahl andrer Bildnisse führte er in Venedig aus. Nachdem er zwei und zwanzig Jahre in Italien zugebracht hatte, berief ihn der junge König Ludwig XIV. an seinen Hof; wenn aber schon früher die Eifersucht zwischen Le Brun und M. rege geworden war, so brach sie jetzt in Feindschaft aus, in welcher M. unversöhnlich verharrte. Doch hatte er das Vergnügen, zu sehen, wie ihm der allmächtige Le Brun einen Theil seiner Macht abtreten mußte. Die Bildnisse seines jungen Königs und des Kardinals Mazarin wurden für Meisterstücke erklärt, und bald darauf übertrug ihm die Königin Mutter die Ausschmückung der Kirche Val de Grace. Er malte in der Kuppel den Sitz der Seligen und stellte über 200 Figuren von Propheten, Märtyrern beiderlei Geschlechts u. s. w. dar. Das Werk, welches die größte Freskomalerei ist, die Frankreich besitzt, verlor sehr schnell das schöne Kolorit, da der Künstler auf dem Kalkgrunde die Farben nicht gehörig zu behandeln wußte. Umfassende Arbeiten des Künstlers sind auch im Saale von St. Cloud, wo er mythologische Gegenstände malte. Nach dem 1683 erfolgten Tode des Meisters Colbert, der Hauptstütze Le Bruns, erhielt M. an dem Minister Louvois einen nicht minder eifrigen Gönner. Unter ihm führte er für das Schloß von Versailles verschiedene Bilder aus. Er malte an der Decke der kleinen Gallerie den Apollo, wie er den Künsten und Wissenschaften Belohnungen ertheilt und andere Bilder in den kleinen Gemächern, die alle von G. Audran und Thomassin gestochen worden sind. Er vollendete dies Alles zu allgemeiner Bewunderung, so daß der König ihn in den Adelsstand erhob und 5 Jahre danach an Le Bruns Stelle zum ersten Hofmaler ernannte. Außerdem bekleidete M. auch die Stelle eines Direktors und Oberinspektors der königl. Sammlung von Gemälden und Zeichnungen und eines Direktors und Kanzlers der Akademie der Künste. Auch führte er die oberste Aufsicht über die Manufaktur der Gobelins. Als erster Hofmaler malte er den König zum 10. Mal. M. war ein Mann von vielem Verstand u. von angenehmem Aeußern, so daß er mit den geistreichsten Männern und Frauen seiner Zeit in vertrautem Umgang stand. Er wird zu den berühmtesten französischen Malern gerechnet. Trotzdem theilt er die meisten Mängel seiner Schule, die Kälte und das konventionelle Wesen, dagegen ist sein aus der venetianischen Schule herstammendes Kolorit wärmer und harmonischer, auch übertrafen seine Gestalten, namentlich die Madonnen, die seiner französischen Zeitgenossen an Naivetät und weltlicher Anmuth. Seine Porträts sind in der That ausgezeichnet. Im Louvre befindet sich eine bedeutende Anzahl seiner Gemälde, unter denen sich eine Madonna, dem Kinde eine Traube reichend, eine heilige Cäcilia, dem Herrn lobsingend, ein heil. Lukas, Simon von Cyrene, dem Erlöser das Kreuz abnehmend und A. auszeichnen. Viele seiner Werke sind durch den Stich vervielfältigt worden. — 3) **Pierre**, Architekt und Maler, Sohn des Vor., geb. 1640 zu Avignon, Hofmaler der Königin Maria Theresia, der Gemahlin Ludwigs XIV., wandte sich später allein der Architektur zu und erbaute mehre Paläste, unter andern die Abtei Montmajour bei Arles, das Portal der Kirche des St. Nikolauskollegiums, ward Professor der Architektur, 1671 Mitglied der Akademie, † 1725.

Mignardise (franz., Bot.), s. v. a. Federnelke, *Dianthus plumarius L.*

Mignatta (ital., Annelid.), s. v. a. Blut-

egel, Hirudo *L.* — Mignatta marina, s. v. a. Pontobdella muricata.

Mignavillers, franz. Dorf, Depart. Haute-Saône, Bez. Lure; 550 Einw.

Migné, zwei franz. Dörfer: 1) Depart. Indre, Bez. Blanc; 1150 Einw.; — 2) Depart. Vienne, Bez. Poitiers; 1940 Einw.

Mignet, Franç. Aug. Alexis, franz. Geschichtschreiber, geb. am 6. Mai 1796 zu Aix in der Provence, besuchte zuerst die Unterrichtsanstalten zu Avignon und machte dann zugleich mit seinem Freunde Thiers seine juristischen Studien auf der Rechtsschule seiner Vaterstadt. Daselbst arbeitete er seine gekrönte Preisschrift aus: „De la féodalité des institutions de St. Louis et de la législation de ce prince" (erschien im Druck, Paris 1822). Nachdem er kurze Zeit mit Thiers in Aix der Advokatur gelebt hatte, begab er sich mit seinem Freunde nach Paris und arbeitete dort zuerst am „Courier franç.", bis er 1830 zu dem von Thiers neugegründeten „National" überging. Gleichzeitig hielt er Vorlesungen am Athénée des arts und schrieb seine berühmte „Histoire de la révolution française" (2 Bde., Par. 1824; 10. Aufl. 1840; deutsch von Burckhardt, 2 Bde., Lpz. 1842). M. wollte in diesem Werke namentlich die Nothwendigkeit der Revolutionsereignisse, nicht nur in ihrem allgemeinen Gange, sondern selbst in ihren äußersten Konsequenzen nachweisen. Dabei ist es aber natürlich, daß dem Verf., dem eine gründliche philosophische Durchbildung fehlt, nicht selten die Idee der menschlichen Freiheit verloren geht. In Styl und Diktion hat M. nicht ohne Geschick Sallust nachgeahmt, ohne ihn jedoch zu erreichen. Da er nach der Julirevolution mit zur Erhebung des Herzogs von Orleans thätig war, so erhielt er den Titel eines Staatsraths und die sehr einträgliche Stelle eines Archivars im Ministerium des Auswärtigen. Als Mitglied der Kammer in den Jahren 1832—35 hat er dem Ministerium bei mehren Gelegenheiten wichtige Dienste geleistet. Als im Jahre 1832 die 5. Klasse des Instituts der Akademie (Académie des sciences morales et politiques) gegründet wurde, wurde er zum Mitglied und nach A. Comte's Tode zum Sekretär ernannt; im Jahr 1837 wurde er an Raynouards Stelle zum Mitglied der franz. Akademie erwählt. Als Sekretär der 5. Klasse des Instituts hat M. die Lobreden der verstorbenen Mitglieder zu halten, von denen namentlich zwei, die auf Sièyes und auf Talleyrand, bemerkenswerth sind. Diese, so wie einige kürzere Aufsätze finden sich in den „Notices et mémoires historiques", 2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, 2 Bde., Lpz. 1843). Als Mitglied des unter Guizots Ministerium gegründeten historischen Komités hat M. die „Négociations relatives à la succession d'Espagne" (4 Bde., Par. 1835) herausgegeben und die von einem jüngeren Mitgliede besorgte Ausgabe der „Rélations des ambassadeurs venetiens" (2 Bde.) wesentlich gefördert.

Migniotte (franz., Bot.), s. v. a. wohlriechende Resede, Reseda odorata *L.*

Mignole, franz. Vorgebirg, Insel Korsika, auf der Nordküste, westl. vom Golf S. Florent.

Mignon (franz.), 1) Liebling, Günstling; besonders — 2) Mignons, Bezeichnung der Günstlinge des Königs Heinrich III. von Frankreich (1576 ff.), die, in Anzug und Lebensweise zwar sehr weibisch, im Kampfe aber sich nichts desto weniger als tüchtige Chevaliers bewiesen, daher auch fast alle eines gewaltsamen Todes starben. Die berühmtesten unter ihnen waren: Quèlus, Livarot, Marquis d'O, die Herzöge von Joyeuse und Epernon. — 3) S. v. a. schöner Knabe, Liebling eines Vornehmen, auch mit dem Nebenbegriff päderastischer Ausschweifungen.

Mignon (auch Minjon, Biogr.), Abraham, einer d. berühmtesten Blumen-, Früchte- u. Stilllebenmaler, geb. 1640 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser fallirte, 1647 in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Styl er sich bald völlig aneignete, wiewohl ihm Heem hinsichtlich der Feinheit und Keckheit der Pinselführung überlegen blieb. Er malte Alles nach dem Leben, die Blumen zur Zeit der schönsten Blüthe, die Früchte in voller Reife, und darüber ergoß er öfters Thauperlen, die man wegwischen zu können glaubt. Seine Schmetterlinge, Raupen, Fische u. s. w. scheinen zu leben. Seine Gemälde sind durch treue Nachahmung der Natur in ihrem schönsten Lichte Zierden der bedeutendsten Gallerien und standen schon bei seinen Lebzeiten in hohem Preise. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr bis zu ihrem Tode auf, † auch in der genannten Stadt 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schülerinnen.

Mignonette (engl., Bot.), s. v. a. wohlriechende Resede, Reseda odorata *L.*

Mignonettes (Mignonetten, Waarenkunde), 1) eine Gattung ganz feiner, zarter, geklöppelter weißer Zwirnspitzen von verschied. Breite und mancherlei Muster; doch nicht über 2—3 Zoll breit, in Stücken von 12 Stab oder 25 leipziger Ellen Länge. Sie kamen sonst meistens aus Frankreich, werden aber jetzt in Antwerpen und Brüssel, auch in Sachsen, Böhmen und in der Schweiz eben so gut als in Frankreich gefertigt; — 2) Baumwollene, gemustert gewebte oder broschirte feine Halstücher aus den Manufakturen von St. Quentin im Depart. der Aisne, eine Nachahmung der Liontücher, in Stücken von 15 Stab Länge, um daraus 20 Tücher von $^3/_4$ Stab Breite, oder 22 Tücher von $^2/_3$ Stab Breite schneiden zu können; — 3) kleine Briefoblaten; — 4) ganz kleine Kaffeekännchen; — 5) Kattun mit klein gemustertem Walzendruck; — 6) grobgestoßener Pfeffer.

Mignonne, in Frankreich eine Gattung der kleinsten Buchdruckerlettern.

Mignonne grosse (franz., Pomol.), s. v. a. Lackpfirsiche. — Mignonne petite rouge, s. v. a. Bellegarde.

Mignovillars, franz. Flecken, Depart. Jura, Bez. Poligny; 730 Einw.

Migo (a. Geogr.), Ort im Innern Marmarica's (Ptol. IV, 5, 29).

Migolz, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Rosenberg; 150 Einw.

Migonitis (griech. Mythol.), Beiname der Aphrodite, unter welchem ihr Paris bei Gythium ein Heiligthum weihte.

Migonium (a. Geogr.), Küstengegend im Westen Lakoniens bei Gythium, der Insel Cranae gegenüber, mit einem Tempel der Aphrodite Migonitis und einem dem Dionysus geweihten Hügel Larysium (Paus. III 22, 2).

Migot, im Handel von Languedoc die Brack oder Ausschußsorte der spanischen Wolle.

Migräne (v. Franz., Med.), s. v. a. Migrana.

Migraine (Waarenk.), Wein von Auxerre. (s. d.).

Migrana (Migräne, Med.), Gallicismus für Hemicrania.

Migrane (franz., Krustac.), Krebsgatt., s. v. a. Calappa *Fabr.*

Migrepha (nicht Magrepha), Instrument der alten Hebräer, welches gebraucht wurde, um die dienstthuenden Leviten an ihren Platz zu rufen, ihnen das Zeichen zur Wache zu geben. Die Talmudisten behaupten, daß es in einem unterirdischen Gewölbe des Tempels gestanden habe, damit der Schall durch die Resonanz der Bogen verstärkt werde. Von der außerordentlichen Kraft dieses Schalles erzählen die Gomaristen manche wunderbare Fabeln, denen indeß eben so wenig Glauben beizumessen ist, wie den Beschreibungen der Gestalt dieses Instruments. Nach Kircher war es vermuthlich eine Glocke, und nach der Behauptung der spätern Rabbiner soll es ein Trog gewesen seyn von 10 Ellen Länge, in welchem sich 10 Löcher befanden, in denen 10 Schalmei-Röhren steckten, auf welchen man hunderterlei Gesänge blasen konnte. So viel läßt sich jedoch mit Gewißheit annehmen, daß das Instrument zum eigentlichen Tempeldienste nie, sondern nur zu obigem Zwecke benutzt wurde, und daß auch die Ansicht, daß es eine Art Orgel gewesen sey, eine ganz unbegründete ist.

Migron, franz. Dorf, Depart. Charente-infer, Bez. Saintes; 1430 Einw.

Miguai, kleine asiat. Insel, ostindische Inseln, Philippinen, nördlich von Mindanao.

Miguel, portug., s. v. a. Michael.

Miguel, St. (Geogr.), 1) afrikan. Insel, Azoren-Inseln, südöstl. von Terceira; vulkanisch und gebirgig, dürr, aber in den Thälern fruchtbar; ohne guten Hafen; mit Mineralquellen. Der Handel wird zu Ponta-Delgada getrieben. Das vorzüglichste Produkt sind Orangen; 100,000 Einw.; — 2) centralamerik. Stadt, Republik St. Salvador, nordöstl. von Conchagua; 5550 Einw.; — 3) nordamerik. Dorf, Mexiko, Depart. Oaxaca; dabei eine große merkwürdige Stalaktitenhöhle, in der ein Bach fließt und sich verliert; — 4) M. de Mezquital, Dorf und Minenrevier das., Depart. Durango; — 5) Dorf das., Ober-Kalifornien, am großen Ocean; — 6) südamerik. Fluß, Republik Ecuador, mündet in den Putumayo, rechts; — 7) südamerik, Stadt, Brasilien, Prov. Parahyba, nördl. von Parahyba auf d. Küste; Fischerei, Landbau; — 8) Stadt das., Prov. Rio grande do Sul, Hauptort der Missionen am Uruguay, nordwestl. von Porto Alegro; 1000 Einw.; — 9) St. M. das Tijoiras, Ort das., Prov. Goyaz, nördl. von Villa Boa; — 10) Ort das., Prov. Maranhao, an der rechten Seite des Itapicuru; — 11) M. de Tua, Stadt das., Republ. Neu-Granada, Depart. Bojacca, rechts am Meta; — 12) M. de Tucuman, Hauptstadt das., Rio-de-la-Plata-Staaten, Staat Tucuman, am Einfluß des Tucuman in den Rio-Dulce; 12,000 E.; — 13) asiat. Bai, ostindische Inseln, Philippinen, Insel Manila, an der Südostküste, 25 M. lang; — 14) M.-Arcangel, austral. Inselgruppe, im gefährlichen Insel-Archipel, südöstl. von San-Paulo; — 15) M. d'Acha, portug. Flecken, Prov. Beira, östl. von Castello-Branco; — 16) M. de la Ribera, span. Flekken, südöstl. von Zamora; 920 Einw.; — 17) M. dell Valle, Flecken das., Prov. Valladolid, nordwestl. von Vallodolid, links am Cea; 800 Einw.; — 18) M.-Esteran, span. Flecken, Prov. Toledo, südöstl. von Toledo, bei la Solana; 1900 Einw.; — 19) M.-Turra, Flecken das., Prov. Ciudad-Real, Gerberei, Branntweinbrennerei; 7580 Einw.

Miguel (Biogr.), Dom Maria Evarist, Prätendent der portugies. Krone, geb. zu Lissabon am 26. Okt. 1802, war der dritte Sohn des Königs Johann VI. von Portugal und der spanischen Infantin Carlotta Joachime. Sein Vater war über die Rechtmäßigkeit seiner Geburt nicht ganz sicher und vielfach nannte man Lucian Bonaparte, welcher sich damals als franz. Gesandter am portugiesischen Hofe aufhielt, als seinen Vater. Als Liebling der Mutter wuchs M. in Brasilien ohne alle Zucht zum Jüngling heran. In die religiösen u. polit. Pläne seiner Mutter eingeweiht, zeigte er sich, nachdem die königliche Familie aus Brasilien, wohin sie 1807 sich geflüchtet hatte, zurückgekehrt war, als einen fanatischen Gegner des konstitutionellen Princips, welches in Portugal zur Geltung gekommen war, und wurde von seiner Mutter an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei gestellt. Von dieser nach Kräften unterstützt, bemühte er sich die Konstitution umzustürzen. Am 1. Okt. 1822 hatte der König die neue portugiesische Verfassung, durch welche die früheren Rechte der Krone vielfach geschmälert wurden, beschworen, aber am 27. Mai 1823 wurde die alte unumschränkte königliche Gewalt durch M., der sich an die Spitze einer ihm ergebenen Truppenschaar stellte, wieder hergestellt. Der König benahm sich mit Mäßigung und ging damit um, anstatt der abgeschafften Cortes-Konstitution eine andere, dem Bedürfniß der Nation und den Rechten des Throns mehr entsprechende Verfassung aus königlicher Machtvollkommenheit zu ertheilen; seine Gemahlin Carlotta und M. setzten jedoch der Ausführung dieses Entschlusses

geheime Ränke entgegen, und unternahmen endlich, am 30. April 1824, einen Gewaltschritt. Der Prinz, seit dem Umsturze der Cortes-Konstitution Generalissimus, rief die Truppen und das Volk durch eine Kundmachung auf, sich mit ihm zur Vernichtung derjenigen, welche seinen Vater noch immer umlagert hielten, und die er, unter dem Namen Freimaurer, als Feinde der Religion und des Staats bezeichnete, zu vereinigen. Es schien darauf abgesehen, den Infanten zum Regenten zu erheben; aber der Plan scheiterte, und am 9. Mai entkam der König, dem der englische u. der französ. Gesandte mit ihrem Rathe und ihren Hülfsmitteln beistanden, auf ein im Hafen liegendes englisches Linienschiff. Hier, wo sich die Gesandten der Mächte um ihn versammelten, entsetzte er durch ein Dekret den Infanten seines Oberbefehls über das Heer, und forderte ihn als Herr und zürnender Vater vor sein Angesicht. M. erschien, bekannte sich reuig und erhielt mit der väterlichen Verzeihung die Weisung, auf Reisen zu gehen, um seine Bildung zu vollenden. Er begab sich nach Wien und führte dort ein ausschweifendes Leben. König Johann VI. † am 10. März 1826. Sein ältester Sohn, Dom Pedro, der als Kaiser in Brasilien herrschte, ward als König in Portugal anerkannt und gab als solcher (am 23. April 1826) den Portugiesen eine schon fertig liegende Konstitution. Da Dom Pedro aber weder nach den Gesetzen Brasiliens König von Portugal, noch nach den Gesetzen Portugals Kaiser von Brasilien seyn durfte, so stellte er am 2. Mai desselben Jahres eine Akte aus, durch welche er die Krone von Portugal auf seine Tochter, Donna Maria da Gloria, übertrug, mit der Bestimmung, daß die Königin bei erlangter Altersreife mit ihrem Oheim Dom M. sich vermählen solle. Unglücklicherweise paßte diese, nach allgemeinen Grundsätzen, mit zu weniger Rücksicht auf die bestehenden Volksverhältnisse entworfene Konstitution auf den gesellschaftlichen Zustand Portugals nicht, und noch weniger besaß die Schwester des Kaisers, Isabella Maria, welche inzwischen als Regentin an der Spitze der Verwaltung stand, die mit Einsicht zu paarende Kraft, die widerstrebenden Elemente auszugleichen oder zu überwältigen. Wiewohl daher Prinz M. zu Wien die Charte Dom Pedro's beschwor, erhob sich in Portugal selbst, unter Leitung der Königin Mutter Carlotta, eine starke Partei, welche den Umsturz der Verfassung beabsichtigte und den Prinzen M. zum absoluten Könige ausrief. Der Marquis von Chaves stand an der Spitze, und Spanien unterstützte die Sache. Allein die übrigen Großmächte schienen derselben ungünstig, und England sandte, nach Cannings kraftvollen Erklärungen, eine Armee von 15,000 Mann den Anhängern des Dom Pedro zu Hülfe. Dieselben wurden dadurch so ermuthigt, daß der Aufstand im Februar und März 1827 unterlag, und die Urheber desselben nach Spanien entflohen. Aber wenige Monate darauf, am 3. Juli 1827, ernannte Dom Pedro, um die Parteien völlig zu versöhnen, seinen Bruder Dom M. zu seinem Stellvertreter u. zum Regenten von Portugal, mit den in der Verfassung für dieses Amt festgesetzten Rechten und mit der Anweisung, das Königreich bis zur Volljährigkeit der Königin nach der Charte zu regieren. Am 6. December 1827 verließ der Prinz Wien und reiste über England nach Portugal. Am 26. Februar 1828 beschwor er die Charte Dom Pedro's und am 17. März gab er öffentlich zu erkennen, daß er dieselbe abzuschaffen gedenke. Anstatt die neuen Cortes zu berufen, befahl er durch ein Dekret vom 3. Mai den drei alten Ständen der Nation, den alten Grundgesetzen der Monarchie gemäß sich zu versammeln. Er erklärte dabei, Portugal solle jetzt wieder Portugal werden, und den revolutionären Umtrieben, welche der Nation seit 1820 Schande gebracht, stehe ihr Ende bevor. Die, welche früher als Rebellen entflohen waren, kehrten nun als Triumphirende wieder. Nach des Prinzen u. seiner Anhänger Behauptung war Dom Pedro als Kaiser von Brasilien ein fremder Fürst geworden, u. hatte nach einem Reichsgrundgesetze, welches im Jahre 1143 ein Reichstag zu Lamego gemacht, sein Recht auf die Krone Portugals verloren. Das Volk und die Priesterschaft war für Dom Miguel, u. durch eine Versammlung ihm ergebener Männer, die er als Cortes von Lamego bezeichnete, ward ihm am 25. Juni 1828 die Krone zugesprochen. Am 30. Juni unterzeichnete er das Dekret, worin er die Erklärung und die Bitte der Stände wegen Annahme der Krone genehmigte. Darauf nannte er sich König. Zwar versuchten die Anhänger der Verfassung eine Gegenrevolution in Oporto zu bilden; aber England, auf dessen Hülfe sie rechneten, ließ sie fallen, indem es die Handlungen Dom M.s, als des faktischen Gewalthabers von Portugal, für rechtmäßig erklärte, obwohl es ihn selbst nicht als König erkannte. Auch die andern Mächte versagten ihm Anerkennung und riefen ihre Botschafter zurück. Dom M.s Thronerwerbung glich dem Gange, welchen in den Anfängen des Jahrhunderts Bonaparte, mit Beseitigung seines vorher auf die Verfassung der Republik geleisteten Eides, zum Kaiserthrone genommen hatte; aber die Gunst, die dem Sohne der Revolution seine Kraft und sein Ruhm verschafften, wurde demjenigen nicht zu Theil, der den Thron als Repräsentant oder Werkzeug des absolutisch-hierarchischen Princips erworben hatte und zur Lösung der schweren Aufgabe eines solchen Regiments keine Talente mitbrachte u. zur Befestigung seiner wankenden Herrschaft keine anderen Schutzmittel als Kerker und Blutgerüste kannte. Der Usurpator folgte ganz der Leitung seiner Partei, durch ein Schreckenssystem unterdrückte er den Liberalismus mit wilder Lust und Tyrannenlaune. Er mißhandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd, Stiergefechte, Maitressen, Hunde und Pferde waren seine Kurzweil. Bald wurde derselbe von der öffentlichen Meinung Europa's förmlich geächtet. Nur einige Kabinete dachten anders. Daß Spanien und der Papst ihn förmlich anerkannten, machte aber geringeren Eindruck, als daß auch das englische Ministerium

am Ende die Neigung, ein Gleiches zu thun, an den Tag legte, obwohl Lord Aberdeen selbst, der Minister des Auswärtigen, seinen Abscheu und seine Verachtung gegen ihn in offener Parlamentssitzung ausgesprochen und ihn einen feigen und niederträchtigen Wüthrich genannt hatte. Zu derselben Zeit (im Sommer 1828) sandte Dom Pedro seine zur Königin von Portugal erklärte neunjährige Tochter Donna Maria da Gloria unter Aufsicht des Marquis von Barbacena und des Grafen da Ponte nach Europa, um am Hofe ihres Großvaters, des Kaisers von Oesterreich, erzogen zu werden. Die Geleiter faßten aber unterwegs den Entschluß, die junge Fürstin nach London zu führen und sich dort um Hülfe gegen den Räuber ihrer Krone zu bewerben. Georg IV. empfing die Königin selbst (am 22. Dec. 1828) mit königl. Ehrenbezeigungen; das Ministerium aber nahm ihren Botschafter, den Marquis von Palmella, nicht an, und als bald darauf der ihr ergebene General Saldanha eine Anzahl gleichgesinnter Portugiesen nach der azorischen Insel Terceira überschiffen wollte, wo Besatzung und Einwohnerschaft der Sache Dom Pedro's und seiner Tochter Treue bewahrt und den von Dom M. geschickten Gouverneur zurückgewiesen hatten, wurden (16. Januar 1829) diese Auswanderer von einem englischen Kriegsschiffe durch Kanonenschüsse am Landen gehindert und genöthigt, sich nach Frankreich zu wenden. Dennoch gelang es einige Monate nachher (im Juni 1829) einem andern Anhänger Dom Pedro's, dem Grafen von Villaflor, mit einigen zwanzig Offizieren in Terceira zu landen und sich dort als General-Kapitan die oberste Regierungsgewalt übertragen zu lassen. Dom M. sandte zwar eine Flotte zur Eroberung der widerspenstigen Insel aus; der Angriff wurde aber mit großem Verlust abgeschlagen, und Terceira blieb die Zufluchtsstätte und der Sammelplatz der Gegner Dom M.s. Mit der Julirevolution und mit dem Sturze des wellingtonschen Ministeriums hörte die Zuneigung auf, welche Frankreich u. England für Dom M., auch ohne förmliche Anerkennung desselben, an den Tag gelegt hatten; vielmehr sandten beide Mächte kurz nach einander, im April und Juli 1831, Kriegsflotten in den Tajo und erzwangen, England durch Drohungen, Frankreich durch Wegnahme der portugiesischen Schiffe, Genugthuung für mancherlei Ungebühr, welche englischen und französischen Unterthanen auf Befehl der portugiesischen Regierung angethan worden war. Unterdeß gewann Villaflor von Terceira aus, seit dem Mai 1831, die sämmtlichen Azoren für die Sache Dom Pedro's und der Donna Maria; denn die dasige Kriegsrüstung schritt rascher vorwärts, seitdem dieselbe von England nicht mehr gehindert, von Frankreich sogar unterstützt wurde. Um diese Zeit (am 19. Juni 1831) kam ganz unerwartet Dom Pedro selbst nach Europa zurück. Nach seiner Ankunft in Cherbourg erließ er eine Bekanntmachung, daß er den Titel Herzog von Braganza führen und die Rechte seiner Tochter auf die Krone Portugals behaupten wolle. Er begab sich sodann zuerst nach London, wo er bei dem Könige Wilhelm IV. freundliche Aufnahme fand, darauf nach Paris zu Ludwig Philipp, und nahm an der Feier der Julitage Theil. Dom M., den er aufgefordert hatte, die Krone an die rechtmäßige Königin zurückzustellen, ertheilte die Antwort: „Diese Krone gehöre ihm durch das Recht der Geburt, wie durch die Anerkennung der Nation, nachdem Dom Pedro als Kaiser von Brasilien für Portugal ein Fremder geworden. Jetzt sey er als Herzog von Braganza sein Unterthan; wenn er als Rebellenhaupt und Friedensstörer auftrete, solle er als solcher behandelt werden". Inzwischen betrieb Dom Pedro mit gutem Fortgange die Ausrüstung einer Expedition zur Wiedereroberung Portugals. Der Sammelplatz derselben war die französische Insel Belle-Isle, die Schaaren aber, welche dorthin zusammenströmten, bestanden meist aus Franzosen u. Engländern, zum kleinern Theile aus Portugiesen. Am 3. Februar 1832 langte Dom Pedro, der seine Familie in Paris zurückgelassen hatte, in Belle-Isle an, am 3. März landete er in Terceira, vereinigte die übergeschifften Truppen mit denen, welche er dort vorfand, und ging am 26. Juni mit einem Heere von 12,000 Mann diesmal nach Portugal unter Segel. Während sein Bruder ihn bei Lissabon erwartete, erschien er am 8. Juli vor Oporto, der zweiten Stadt des Königreichs, die schon für ihn gestimmt war, und befand sich bald im Besitz derselben. Die Hoffnung der Freunde seiner Sache, daß nun in Kurzem ganz Portugal ihm beifallen werde, erfüllte sich jedoch nicht sogleich. Die Bevölkerung des Landes zeigte keinen Eifer für ihren Befreier, u. anstatt vorzurücken, ward derselbe von einem Heere, welches Dom M. abschickte, in Oporto belagert. In beiden Armeen herrschten die größten Zerwürfnisse, denn beide Brüder waren mit ihren Generalen und Ministern in stetem Zwiste. Der Franzose Solignac, der Dom Pedro's Landheer, und der Engländer Sartorius, der seine Flotte befehligte, nahmen in entscheidenden Augenblicken ihren Abschied. Doch hatte Dom Pedro entschlossenen Muth u. persönliche Tapferkeit vor Dom M. voraus. Nachdem die Belagerung bis in den Juni 1833 gedauert hatte, faßte er den kühnen Gedanken, einen Theil seiner Truppen (3500 Mann) zur See nach Algarbien, dessen Bewohner ihm und seiner Tochter geneigter waren, zu senden. Villaflor, zum Herzoge von Terceira ernannt, und Palmella führten dies Unternehmen mit Glück und Geschick aus. Die Truppen landeten am 24. Juni bei Villareal, und in Kurzem hatte sich die ganze Südküste für Dom Pedro erklärt. Einige Tage darauf, am 5. Juli 1833, schlug der Engländer Napier als Befehlshaber der kleinen Flotte die weit zahlreichere, aber schlecht gerüstete Flotte Dom M.s am Cap San Vincent u. nahm die sämmtlichen Schiffe. Dom M. hatte den französischen Marschall Bourmont, den Eroberer von Algier, der nach der Julirevolution nicht nach Frankreich zurückgekehrt war, zum Oberbefehlshaber seines Heeres ernannt, und dieser, der unterwegs einem englischen Dampfschiffe mit der Siegesbotschaft begegnet war, brachte ihm die Nachricht von dem

Verluste der Flotte. Desto eifriger ließ er die Anstalten zum Angriffe auf Oporto betreiben. Aber während er seine besten Streitkräfte auf diesem Punkte versammelte, erschienen Villaflor und Palmella, jener zu Lande, dieser am Bord eines der eroberten Linienschiffe vor Lissabon, u. am 24. Juli riefen die Einwohner die Donna Maria als Königin aus. Der Herzog von Cadaval, Dom M.s Statthalter, räumte mit den treu gebliebenen Truppen die Stadt und Villaflor hielt seinen Einzug. Am 28. Juli betrat auch Dom Pedro nach einer Abwesenheit von sechsundzwanzig Jahren seine Vaterstadt wieder. Er besuchte das Grab seines Vaters und seiner Mutter (Donna Carlotta war im Januar 1830 gestorben) und schrieb für das erstere unter Thränen die Worte auf: Der eine Sohn mordete dich, der andere wird dich rächen. Darauf übernahm er selbst anstatt Palmella's und Villaflors die Regentschaft, nicht zur Freude derjenigen, welche seiner Sache wohlwollten und seine Neigung zu heftigen übereilten Maßregeln kannten. Er ließ nun Gemahlin und Tochter nach Lissabon holen; doch war der Kampf mit Dom M., der den größern Theil des Königreichs inne hatte, noch nicht zu Ende. Zwar Oporto wurde frei, nachdem Saldanha den letzten verzweifelten Angriff Bourmonts abgeschlagen hatte; nun aber zog Bourmont gegen Lissabon, und am 5. September kam es in der Nähe dieser Hauptstadt zum Treffen. Die Miguelisten rühmten sich des Siegs, gingen aber zurück nach Santarem, und bald darauf verließ Bourmont, nach Niederlegung des Kommando's, mit mehren seiner legitimistisch gesinnten Landsleute den übel gelaunten Gebieter. Sein Nachfolger, ein anderer französischer Offizier, Namens Macdonald, behauptete sich zwar in der festen Stellung bei Santarem bis zum Frühjahr 1834; Saldanha, Villaflor (Terceira) und Napier nahmen aber unterdeß eine Stadt nach der andern, und zuletzt kam ihnen sogar ein spanisches Armeecorps unter dem General Rodil zu Hülfe, indem nach dem Tode Ferdinand VII. dessen Bruder Don Carlos die angeordnete weibliche Thronfolge angefochten hatte und nach der Niederlage seiner Anhänger mit einem Theile derselben in das Lager des ihm bluts- u. geistesverwandten Dom M. geflohen war. Den letzten Schlag führten Terceira und Napier am 15. Mai bei Asseiceira. Am folgenden Tage wurde Santarem besetzt. Dom M., der mit den Ueberresten seiner Truppen sich nach Evoramonte gewendet hatte, nahm die von dem englischen Gesandten bei Dom Pedro angebotene Vermittelung an und entsagte gegen ein Jahrgeld und Belassung seines persönlichen Eigenthums (am 26. Mai 1834) der portugiesischen Krone. Fünf Tage darauf ging er in Sines mit wenigen Begleitern auf einem engl. Schiffe nach Italien ab, protestirte aber nach seiner Ankunft in Genua gegen seine Entsetzung und wiederholte dies später in Rom, wohin er sich zurückzog. Der Papst gestattete ihm, den Titel: König von Portugal, den er ihm einmal beigelegt hatte, noch ferner zu führen. Begreiflicher Weise erschien Dom M. dem römischen Stuhle um so mehr als ein Märtyrer der guten Sache, je rücksichtsloser Dom Pedro seine Reaktion gegen den vorgefundenen Zustand des wieder eroberten Königreichs auch gegen das Kirchenwesen richtete. Die Folge der letzten Protestation M.s war, daß ihm das von Portugal zugesicherte Jahrgeld entzogen und sein vorbehaltenes Privatvermögen mit Beschlag belegt wurde. In Rom, wo er sich seitdem die meiste Zeit aufgehalten hat, beschäftigt er sich öffentlich viel mit religiösen Uebungen, während er außerdem sich der Jagd und andern Vergnügungen hingibt, um sein verfehltes Leben zu vergessen. Im J. 1851 vermählte er sich mit einer Prinzessin von Löwenstein und soll jetzt gesonnen seyn, in der Nähe von Frankfurt seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Vgl. Portugal, Gesch.

Mihalievich, Baron von, k.k. Feldzeugmeister zu Temesvar, geb. 1770, wurde auf der Militärakademie zu Wiener-Neustadt erzogen und 1787 als Fahnenkadet zu dem St. Georger Grenzregiment ausgemustert. Der Türkenkrieg war ausgebrochen und bot schon damals dem jungen geistvollen Krieger Gelegenheit, sein Wissen in praktischer Schule zu erweitern, und obwohl sein niederer Wirkungskreis ihm wenig Spielraum zu erheblichen Thaten bot, so wurde er dennoch in Berücksichtigung seiner persönlichen Bravour und seines wissenschaftlich gebildeten Geistes in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten zum Oberlieutenant im serbischen Freicorps befördert und focht als solcher in den Jahren 1788—1789 gegen die Türken. Kaum war der Türkenkrieg beendigt, als ein neuer Kampf seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Die österreichische Armee rückte in die Niederlande und während der Dauer des ganzen Krieges von 1793—1815 finden wir ihn ruhmvoll beschäftigt bei allen Ereignissen dieser sturmbewegten Vergangenheit. 1793—1794 bei der Armee in den Niederlanden, kam er 1795 zur Rheinarmee und wurde nach der Erstürmung der mainzer Linien von dem kommandirenden Feldzeugmeister Clairfayt in Anerkennung seiner ausgezeichneten Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Kapitänlieutenant befördert. Im J. 1796 wurde er Hauptmann beim guylai'schen Freicorps, von da zum leichten Infanteriebataillon Greth und hernach abermals zu dem St. Georger Grenzregiment in gleicher Eigenschaft versetzt. Im Winter 1796 wurde er in Folge erhaltenen Befehls in Genua mit einem Bataillon Kroaten auf englischen Kriegsfahrzeugen eingeschifft, die die Bestimmung hatten, im mittelländischen Meer gegen die französischen Flaggen zu kreuzen. Im J. 1799 finden wir ihn wieder auf einem Posten, der ausgebreitete Kenntnisse in den Kriegswissenschaften mit richtigem, schnellen Ueberblicke der praktischen Anwendung erforderte, nämlich bei dem Generalstabe des russischen Heerführers Suwarow, und auch aus jenen Tagen sprechen die schönsten Zeugnisse für seine vielseitigen Leistungen. Nachdem er 1½ Jahr in französischer Kriegsgefangenschaft zu Lyon und Marseille sich befunden, wurde er ausgewechselt, 1805 zum Major und 1808 zum Oberstlieutenant befördert. Im

J. 1809 nach der Schlacht bei Sacile, als die Franzosen über Steiermark gen Warasdin operirten, organisirte er in überraschend kurzer Zeit im Bezirke des St. Georger Regiments den Landsturm, nahm eine Stellung an der Drave, hielt das französische Corps vom weitern Vordringen ab, rettete dadurch die bereits angelangten spanisch = engl. Subsidien von 90 Mill. aus der Gefahr, in feindliche Hände zu gerathen, machte hierbei die Vereinigung der Corps Jellachich und Schateler möglich und sicherte die Transportirung von 15,000 französischen Gefangenen nach Slavonien. Im Jahre 1811 in Anerkennung seiner bisher geleisteten wichtigen Dienste zum Obersten und Kommandanten des wallachisch = illyrischen Grenzregiments mit dem Range von 1809 befördert, erwarb er sich wieder bei Gelegenheit der in der Walachei ausgebrochenen Pest, als Kommandant an der dortigen Militärgrenge, durch energische Thätigkeit die höchste Zufriedenheit. So sehr die früheren Jahre seine kriegerischen ausgezeichneten Eigenschaften erprobt hatten, ebenso waltete er in diesem Zeitpunkte als liebevoller Menschenfreund, organisirte die Volksschulen, baute mit kaiserlicher Bewilligung in diesem Bezirke die noch heute angestaunten Kunststraßen und stellte durch geeignete kräftige Mittel die durch Räubereien gestörte öffentliche Sicherheit vollkommen wieder her. Im J. 1813 wurde er in Anbetracht seiner vielerprobten militärischen Sachkenntniß mit dem Auftrage betraut, die Errichtung des serbischen Freicorps zu bewirken, und ihm als Beweis des ausgezeichnetsten Vertrauens die Vollmacht gegeben, das Avancement in demselben bis zum Hauptmann verleihen zu dürfen. Im J. 1815 zum Generalmajor befördert, ward er als Brigadier über drei Regimenter zur Armee nach Frankreich gesandt, wo er sich durch die umsichtigste Leitung seiner Brigade das besondere Wohlgefallen des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu erwerben wußte. Von dort nach beendigten Kriegsbegebenheiten als Brigadier nach Pancsowa beordert, hob er den Zustand der Militärgrenze außerordentlich, und Pancsowa, zu jener Zeit ein kaum beachtenswerthes Dorf, jetzt eine durch ausgebreiteten Handel emporblühende Stadt, ist ein lebender Zeuge seiner erfolgreichen Thätigkeit. Am 5. Oktober 1829 wurde er zum Feldmarschallieutenant mit der Bestimmung als Divisionär in Lemberg befördert, kam 1831 als Hofkriegsrath nach Wien, leistete in dieser Anstellung viel Ersprießliches, wurde am 18 Decbr. 1832 zum Inhaber des 57. Linieninfanterieregiments ernannt und endlich 1835 als Divisionär nach Ofen versetzt. Am 17. Sept. 1836 erhielt er in Anerkennung seiner um den Staat erworbenen Verdienste das Kommandeurkreuz des k. k. Leopoldordens, wurde 1837 in gleicher Eigenschaft nach Temesvar versetzt und erhielt am 5. Juli 1838 mit einem Handschreiben des Kaisers das ungarische Baronat. Am 2. Aug. 1842, nach einer 55jährigen, im Kriege, wie im Frieden ausgezeichneten Dienstzeit, wurde er mit dem höheren Charakter eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand versetzt.

Mihalyi, österr.=ungar. Flecken, ödenburger Gespsch., nordöstl. von Szemere, an der kleinen Raab; 1280 Einw.

Mihauatlan, Bezirk, s. Oaxaca.

Mihiel, St., franz. Stadt, Depart. Meuse, Bez. Commercy, an der Maas; Ober=Tribunal, Collège, Hospital; Handel mit Wein, Wolle, Oel, Getreide, Brauerei, Lederbereitung, Oelfabr. Baumwollenzeuchfabr. In der Umgegend Eisenwerke; 6460 Einw.

Mihima (auch Kauri=taheiti, pharm. Zool.), ein harziges Kaumittel der Neuseeländer, welches nach G. Bonnet von einem, an der Ostküste Neuseelands vorkommenden, Fische erhalten werden soll. Vielleicht ist es ein vulkanisches Produkt. Es ist hart, brüchig, auf dem Bruche glänzend, schwarz, erweicht gänzlich durch das Kauen, hat einen angenehmen harzigen Geruch, ist entzündlich und verbrennt mit heller Flamme unter wachsartigem Geruche fast gänzlich. Buchners Repert., XLIII., 1., S. 141.

Mihirgan (pers. Ant.), das Frühlingsäquinoctium, womit die alten Perser das Jahr anfingen.

Mihla, sachsen=weimar. Pfarrdorf, Kreis Eisenach, Patrgr. Berteroda u. Mihla, mit 3 Mannlehn = Rittergütern, 3 Vorwerken, Schloß, Webereien; 1300 Einw.

Mihmandar (türk.), Beamter vom Rang eines Kapidschi=Baschi's, der fremden Gesandten entgegengeschickt wird, um sie feierlich zu empfangen.

Mihokowitz (Myhokowice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Budischau; 160 Einw.

Mihr (pers. Myth.), Sohn des Ormuzd, der von den alten Armeniern als Feuergott verehrt ward, die tapfern Helden im Kampfe schützen und ihnen den Sieg verleihen sollte. Tempel hatte er an vielen Orten, unter Andern in Armawir und Pakarat. Um Frühlingsanfang ward ihm zu Ehren das Fest Mihirgan gefeiert, wobei das versammelte Volk betete, während die Flamme von einem, von den Opferpriestern angezündeten Scheiterhaufen emporstieg.

Mihradsch (mohammed. Rel.), s. Moschee.

Mihr el Nissa, s. v. a. Nur Mahal.

Mija, Stadt, s. Nipon.

Mijäs, russ. Fluß, Gouv. Orenburg, südwestl. von Mijaskoi, entspringt am Ostabhange des Ural, fließt nordöstlich, und mündet bei Wodenikowa.

Mijaguel, südamerikan. Ort, Columbia, Republ. Venezuela, Prov. Apure, nordöstl. von Varinas.

Mijanes, franz. Dorf, Depart. Ariège, Bez. Foix, an der Donne; 680 Einw.

Mijares (Geogr.), 1) span. Flecken, südwestl. von Avila; 1150 Einw.; — 2) Minares, Fluß das., Aragonien; entspringt bei Monteagudo, fließt südöstl. und mündet in das mittelländ. Meer, südöstl. von Castellon de la Plana.

Mijas, span. Flecken, Prov. Malaga, südwestl. von Malaga, am mittelländ. Meer; 6610 Einw.

Mijaux, franz. Dorf, Depart. Jura, Bez. St.-Claude; 610 Einw.

Mijiritsch, europ.-russ. Flecken, Gouv. Charkow, nördl. von Lebedin; 8000 Einw.

Mijl, holländische Meile, s. Meile.

Mika (Säugeth.), s. v. a. Sagoni, Hapale argentata *Geoffr.*

Mikadda, Titel der menschlichen Kaiser in Japan (s. d.).

Mikania (Bot.), I. nach Willdenow, Kletterjosse nach Oken, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalia *L.* Charakter: Blüthenköpfchen 4blüthig. Blüthenlager nackt, enge. Hüllkelch 4blätterig, einreihig, am Grunde oder unterhalb des Grundes mit Deckblättchen versehen. Röhre der Blumenkrone kurz, am Schlunde erweitert, fast glockenförmig. Antheren beinahe hervorstehend. Achene eckig. Fruchtkrone einreihig, haarig, schärflich. Von 107 Arten, meist kletternden Kräutern und Sträuchern in Amerika, sind am bekanntesten: 1) M. Guaco *Humb.* et *Bonpl.*, giftwidrige Mikanie, Guaco. In den heißen und feuchten Gegenden Kolumbiens, besonders am Magdalenenstrom; ausdauernd. Krautig, windend; Aeste gefurcht, rauhhaarig. Blätter gestielt, eirund, beinahe zugespitzt, entfernt gezähnt, netzförmig-aderig, oben etwas scharf, unten rauhhaarig. Doldentrauben achselständig; Blüthenkörbchen fast zu 3, ansitzend, schmutzig weiß. In Kolumbien wird diese in allen Theilen stark und durchdringend riechende, etwas ekelhaft u. bitter schmeckende Pflanze sehr gegen den Biß giftiger Schlangen gerühmt und innerlich und äußerlich als Breiumschlag dagegen gebraucht. Seit 1830 kam die Pflanze als Mittel wider die Cholera nach Europa, hat sich aber in dieser Hinsicht nicht bewährt. Nach Jobst kommen im Handel 2 Sorten vor; die zweite, welche einen stark narkotischen Geruch hat, soll nicht zur Gattung Mikonia, wohl aber zu den Eupatorineen gehören. Getrocknete Guaco-Blätter enthalten Guacin (Alkaloid), Wachs, Chlorophyll, eine adstringirende und extraktive, gerbstoffähnliche Materie, Holzfaser, salz- und schwefelsaures Natrum, schwefelsauren, phosphorsauren und kohlensauren Kalk, Kieselerde, Eisenoxyde. Humb. u. Bonpl., Pl. aeq. 2, T. 105. — 2) M. angularis *H. B.* In Neugranada; einjährig. Hat ähnliche Kräfte. — 3) M. opifera *Mart.* In Brasilien, wo sie Erba de Cobra heißt und gegen Schlangenbiß gerühmt wird. — 4) M. officinalis *Mart.* In Brasilien. Ist sehr gewürzhaft-bitter und wird wie die China oder Kaskarille benutzt. Sie heißt Coraçao de Jesu. — 5) M. scandens *Willd.*, Eupatorium scandens *L.* Strauch in Amerika, an Bächen und Sümpfen. Kletternd, glatt. Blätter ungleich-herzförmig, ausgeschweift, gezähnt, zugespitzt. Blüthen weiß. Jacq., Ic. rar., T. 169. — II. Nach Necker, Pflanzengattung, s. v. a. Perebea *Aubl.*

Mikanocz, österr.-ungar. Ort, slavon. Militärgrenze, westl. von Winkowitz.

Mikatia, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon.

Mike, asiat. Stadt, Japan, Insel Kiou-Siou, östl. von Nagasaki.

Mikhailow, 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Riäsan; — 2) Hauptstadt daselbst.

Mikhailowka (Geogr.), 1) europ.-russ. Stadt, Gouv. Kursk, westlich von Novoi-Oskol; Handel mit Getreide, Holz, Fellen; 6500 Einw.; — 2) Flecken das., Gouv. Wolhynien, nordwestl. von Dubno; — 3) Flecken das., Gouv. Woronesch, südwestl. von Bogutschew.

Mikhailowska, europ.-russ. Flecken, Gouv. Orel, südöstl. von Dmitrowsk.

Mikhailowskaia, russ. Flecken, donsche Kosaken, am Koper.

Mikhalewskaea (Nischni-M.), russ. Flecken, donsche Kosaken, rechts am Don.

Mikhalpol, europ.-russ. Flecken, Gouv. Podolien, südwestl. von Letitschew.

Miki, Priester, s. Wendische Mythologie.

Mikladschiy, Hausbedienter der türkischen Beglerbegs, welche ihre Herren zwar ins Feld begleiten, aber keine eigentlichen Kriegsdienste thun.

Miklos, St. (Geogr.), 1) Groß-M., österr.-ungar. Flecken, torontaler Gespannsch., südöstl. von Tsanad; 11,100 Einw.; — 2) Török-M., Stadt das., heveser Gespannsch., östlich von Szolnok; 8500 Einw.

Mikmak, Indianerstamm, s. Neuschottland.

Miko (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Hapale argentata *Geoffr.*

Mikolajewo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 120 Einw.; — 2) das., Kr. Wongrowiec; 160 Einw.

Mikolowitz (Mikulowitz), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; 260 Einw.

Mikorzin I. u. II., preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 380 Einw.

Mikossen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 280 Einw.

Mikoßki, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Kosten; 170 Einw.

Mikotto, Titel der alten himmlischen Kaiser von Japan (s. d.), Gesch.).

Mikowitz (Mikowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Ungartsch-Ostra, 350 Einw.

Mikra-Kaimeni, s. Santorin.

Mikro...., Mikros (griech.), klein.

Mikrochemie (v. Griech.), chemische Untersuchungen mit kleinen Mengen und Apparaten.

Mikrographie (v. Griech.), Beschreibung kleiner Gegenstände, die unter dem Mikroskop betrachtet sind.

Mikroklin (Min.), s. v. a. gemeiner Feldspath, Varietät des Kalifeldspaths (s. d.), 3).

Mikrokosmisches Salz, s. v. a. phosphorsaures Ammoniumoxyd-Natron.

Mikokrosmus (griech.), d. i. die kleine Welt, die Welt im Kleinen, Bezeichnung des

Menschen als eines Organismus, der die Elemente des Weltalls in sich trägt und an dem dieselben Gegensätze und Erscheinungen wahrgenommen werden, wie in dem Universum. Gegensatz Makrokosmus.

Mikrolith (Min.), nach Shepard, ein rutilartiger Orydolith, wahrscheinlich vorzugsweise aus Ceriumoxydul bestehend, hat zur Grundform das regelmäßige Oktaëder, an welcher untergeordnete Granatoëder- oder Leucitoëderflächen, unvollkommen nach der Grundform spaltbar, Bruch muschelig, H. = 5, G. = 4, 5—5,0, strohgelb bis dunkelröthlichbraun, Strich weiß oder röthlich, fettglänzend, durchscheinend oder kantendurchscheinend, vor dem Löthrohr für sich unschmelzbar, mit Borar zu gelbem Glase. In einem Albitgang bei Chesterfield in Massachusetts.

Mikrolog (v. Griech.), s. v. a. Kleinigkeitskrämer, Pedant, besonders auch Sylbenstecher, Benennung solcher Gelehrten, die bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen unbedeutenden Gegenständen eine hohe Wichtigkeit beilegen u. von diesem beschränkten Standpunkte aus die Leistungen Anderer zu beurtheilen sich unterfangen. Solche M.en waren namentlich viele der grammatischen und kritischen Interpreten der alten Klassiker, daher man deren Thätigkeit überhaupt öfters als Mikrologie bezeichnet hat.

Mikromega, früher Werkzeug zum Messen der Winkel, welches aber nur $1/_6$ des Quadranten befaßte.

Mikromegas (griech.), Gernegroß, Prahler.

Mikrometer, jedes Instrument, welches dazu dient, Gegenstände von sehr geringer Ausdehnung zu messen. Da hierzu das Auge oft nicht allein ausreicht, so verband man seit älterer und neuerer Zeit derartige Vorrichtungen mit Fernröhren oder Mikroskopen. — Bei jedem Fernrohr kommt zunächst der Grad der Vergrößerung der Bilder der betrachteten Gegenstände, die Helligkeit derselben, dann die Ausdehnung des Gesichtsfeldes in Frage, und es ist eine bekannte durch Erfahrung und Theorie nachweisbare Erscheinung, daß mit der Vergrößerung des Gesichtsfeldes die Verkleinerung der Bilder und umgekehrt durch diese auch jene herbeigeführt wird. Ueberschreitet man diese durch die Natur jedes guten Fernrohres gesteckten nothwendigen Grenzen, so werden die Umrisse der Bilder undeutlich farbig und man verliert dann an Klarheit, was man an Vergrößerung gewinnt. Wären diese Schranken nicht vorhanden, so würde man über jede Grenze hin vergrößern können. Das Gesichtsfeld nun aber wird von einer kreisförmig durchbohrten metallenen Platte gebildet, die senkrecht auf der Axe des Rohres sitzt. Dergleichen Platten gibt es in jedem solchen Instrument mehre; man nennt sie Diaphragmen; sie haben den Zweck, diejenigen Strahlen vom Bild abzuhalten, welche von der Seite her kommen, bei den praktischen Optikern wilde Strahlen heißen und das Bild nur unklarer, verwischter zeigen. Die Hauptplatte dieser Art steht aber dem Auge zunächst, und diese ist es gerade, welche, genau genommen, die Größe des Gesichtsfeldes zunächst bedingt; die Stelle für sie ist da, wo die von den äußern Gegenständen auf das Objektivglas fallenden Strahlen sich zu einem kleinen Bildchen von jenen Gegenständen vereinigen, welches aber durch das Okularglas, wie durch ein gewöhnliches Mikroskop betrachtet wird. Der Ort dieses Bildchens heißt bekanntlich des Fernrohres **Brennpunkt**. Indessen nicht allein die Bilder äußerer Gegenstände werden in diesen Brennpunkt geführt, sondern auch die von Gegenständen, welche in dem Rohre selbst sich befinden, z. B. ein durch ein Diaphragma gezogenes Haar, ein Spinnwebfaden u. dergl. m.; und zwar bleibt dieses Bild fest und unverrückt für das betrachtende Auge stehen und das ists gerade, was hier in Frage kommt. Richtet man ein Fernrohr mit einem solchen Faden im Feld, z. B. auf die Spitze eines Thurmes und stellt es so, daß jener Faden genau die vertikale Axe dieser Spitze schneidet, so kann man das Auge vor dem ruhig stehenden Fernrohr nach allen Seiten hin bewegen, ohne daß ein solcher Faden zu dem Thurm seine Lage ändern wird. Ja, es läßt sich an dieser Unveränderlichkeit des Fadens bei der Bewegung des Auges die wahre, durch den Brennpunkt gehende Lage des Fadens erkennen, so daß, wenn er sich noch im mindesten bewegt, man ihn immer noch vor- oder rückwärts bewegen muß, bis er gerade durch den Brennpunkt des Rohres geht. Wie wichtig diese Vorrichtung zum Messen von Gegenständen werden muß, liegt klar vor Augen, allein jedes M. darf dann auch nur in den Brennpunkt und nirgend anders hin zu stehen kommen. — Eines der brauchbarsten M. ist das parallele Fadennetz, aus einer Anzahl Fäden, die in einer durch den Brennpunkt des Rohres senkrecht auf dessen Axe gelegten Ebene ausgespannt sind, bestehend. Man gebraucht es vorzugsweise in Meridianinstrumenten, wo man dann die Fäden senkrecht auf den Horizont stellt, oder auch in parallaktisch aufgestellten Instrumenten, wo man sie auf die Ebene des Aequators senkrecht, also mit den Deklinationskreisen der Gestirne parallel stellt. Häufig läuft noch durch die Mitte des Feldes aller dieser Fäden senkrecht ein Faden, der daher mit dem Horizonte parallel ist, wodurch sich dann die Höhe oder Deklination und an jenen ersten unter sich parallelen Fäden die Differenz der Stundenwinkel oder das Azimuth beobachten läßt. Gesetzt, man kennte die Rektascension (t) eines Fixsterns durch Beobachtung seines Durchganges durch irgend einen der Fäden und fände, daß ein Planet in T Sekunden denselben Faden durchläuft, so ist der Unterschied der Rektascensionen gegeben und zwar T—t in Zeitsekunden oder 15 (T—t) in Raumsekunden. Kennt man somit die Rektascension jenes Fixsternes genau, so ist auch die des Planeten bekannt. Um diesen Unterschied sicher zu erhalten, beobachtet man die Durchgänge beider Gestirne durch mehre Fäden und sucht darauf das arithmetische Mittel aus allen Observationen, indem man die Observationszeiten summirt, mit der Zahl der Observationen aber dividirt. Um solche Netze genau in den Brennpunkt eines Rohres zu bringen, stellt man das Okular des

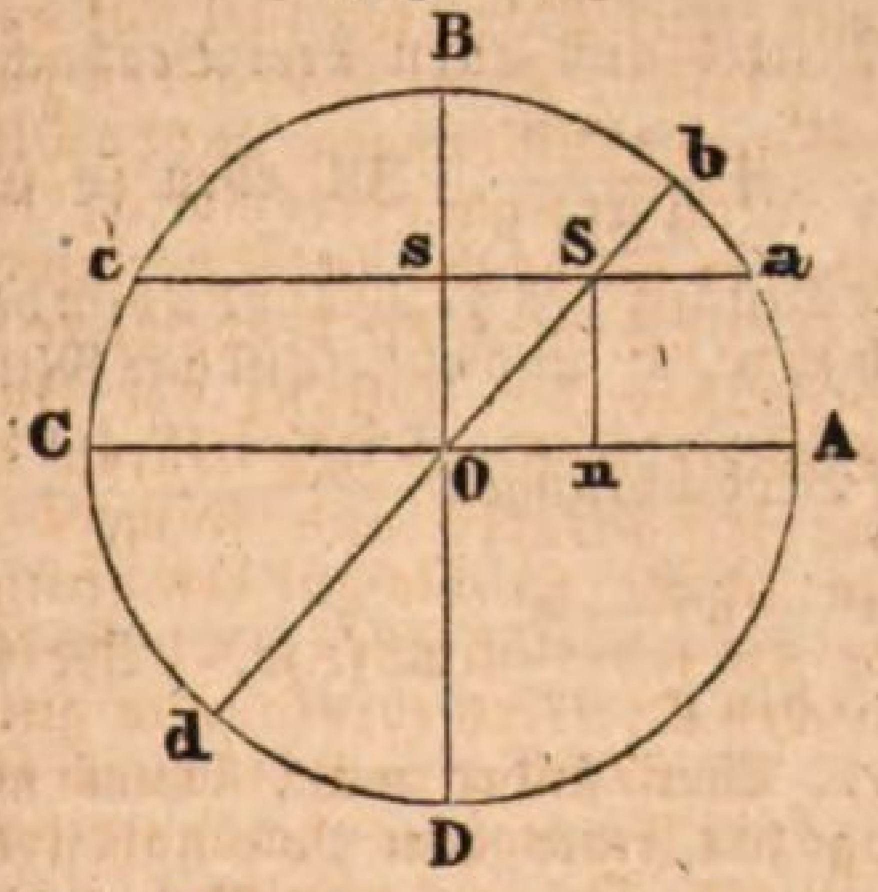
Fernrohres so, daß man damit gut begrenzte und sehr entfernte Gegenstände, z. B. einige Doppelsterne genau sieht. Zeigen sich dabei die Fäden des Netzes nicht genau schwarz und scharf begrenzt, so nähert oder entfernt man das ganze Netz mittelst angebrachter Schrauben vom Okular, bis sie eben scharf begrenzt erscheinen. Bewegt man darauf das Rohr so, daß einer dieser Fäden die Spitze eines Thurmes trifft und rückt das Auge vor dem Okular rechts und links, so wird der Faden noch etwas zu nahe am Okular stehen, wenn bei jener Bewegung des Auges Auge und Bild des Objektes auf dieselbe Seite des Fadens zu gehen scheinen, u. umgekehrt, wodurch man dann die Ebene des Netzes an den gewünschten Ort zu bringen im Stand ist. Nimmt man ferner Netze mit unter bestimmten Winkeln geneigten Fäden, so läßt sich außer der erwähnten Rektascensionsdifferenz noch die Deklination, somit der wahre Ort eines Gestirnes am Himmel bestimmen.

Die eben beschriebenen M. sind dem praktischen Mechaniker nicht die leichteste Aufgabe, sollen sie anders genau, also für den wirklichen Gebrauch zweckdienlich ausfallen. Ferner macht sich Nachts, um die feinen Fäden zu erkennen, auch eine Beleuchtung derselben nöthig, wodurch schwachscheinende Gestirne oft ganz unsichtbar werden. Um beide Fehler zu vermeiden, konstruirte man andere Vorrichtungen der Art; dahin gehört zunächst das **Kreismikrometer**, welches in seiner einfachsten Form in einem genau gearbeiteten, dem Okulare am nächsten stehenden Diaphragma, oder noch zweckmäßiger, in einem an diesem Ort angebrachten metallenen Ring von etwas kleinerem Durchmesser als das, das Gesichtsfeld bestimmende, vorhin erwähnte Diaphragma besteht, so daß man Gestirne zwischen diesem und jenem durchgehen sieht u. sich auf ihren Durchgang gehörig vorbereiten kann. Ist ein solcher Ring genau gearbeitet, so erhält man für den Durchgang eines Sternes zwei Beobachtungen, nämlich einmal den Zeitpunkt, wo das Gestirne den äußeren Rand des Metallringes trifft, dann verschwindet, darauf nach Ueberschreitung der Breite des Ringes wieder hervortritt, beide Male und zwar ohne besondere Beleuchtung sichtbar wird und bleibt. Unsere mechanischen Apparate, namentlich die Drehbänke, sind jetzt mit solcher Genauigkeit gearbeitet, daß es viel leichter wird, einen den mathematischen Anforderungen entsprechenden Ring, als eine gerade Linie zu verfertigen. Die einzige Schwierigkeit besteht bei dem Ausdrehen dieses Ringes, der während des Drehens auf einen Träger (Soupport) gekittet werden muß, darin, ihn, ohne durch Druck seine Gestalt zu verändern, von dem Träger herabzunehmen. Allein Fraunhofer schlug, um diese Verbiegung zu vermeiden, als Mittel vor, den Metallring, besser Stahlring, wenn derselbe schon so ziemlich die erforderliche kreisrunde Form hat, in die runde Oeffnung eines planen Spiegelglases durch Einreiben zu befestigen und dann die zu beiden Seiten des so fixirten Ringes hervorstehenden scharfen Ränder abzudrehen, darauf Glas und Ring von dem Soupport zugleich zu entfernen und beide an den geeigneten Ort, d. h. in den Brennpunkt des Fernrohres zu bringen. Dieses gewährt den Vortheil, daß der Beobachter die beiden Linsen des Okulares für sein Auge gehörig einstellen kann, bis er die Objekte am deutlichsten sieht, ohne dadurch den scheinbaren Durchmesser des Ringes zu verändern. Der vorhin genannte große Optiker ging aber noch weiter. Um das schwierige Einsetzen mehrer solcher Ringe mittelst Nadeln zu umgehen, so führte er den glücklichen Gedanken aus, mehre koncentrische Ringe zugleich auf ein Spiegelglas zu reißen oder zu ätzen. Es kam hierbei darauf an, die eingerissenen Kreise in ihrem ganzen Verlauf überall dem Auge sichtbar zu machen und Fraunhofer wurde durch Erfahrung dahin geleitet, dieselbe punktweise in das Glas zu zeichnen, eine Erfindung, die man noch nicht hinreichend gewürdigt hat, auf die man aber gewiß bald wieder zurückkommen wird. — Eine dritte Art von M.n sind die **Schraubenmikrometer**. Denkt man sich in dem Brennpunkt eines Fernrohres zwei horizontale Fäden, von welchen der eine fest, der andere beweglich ist u. dem erstern mittelst einer Schraube parallel genähert werden kann, so hat man die Haupttheile dieser Vorrichtung. Diese Fäden aber müssen auf einer eigenen, in ihrer Mitte durchbohrten Metallplatte befestigt seyn u. diejenige Platte, welche den beweglichen Faden trägt und auf welche die erwähnte Schraube wirkt, muß zwischen besonderen, auf der anderen Platte angebrachten Leisten mit dieser Platte parallel auf und ab sich verschieben lassen. Feine Schrauben haben sehr nahe gleich große Windungen, und da Differenzen der Art, wenn sie noch vorkommen, durch den Gebrauch der Schraube selbst vermindert werden, so läßt sich durch die beobachtete Zahl der Schraubengänge die Distanz der Fäden mit großer Schärfe messen. Es waren diese M. schon zur Zeit Picards und Römers bekannt, und man schätzt sie bis auf den heutigen Tag noch als die zuverlässigsten, wie sie denn auch bei englischen Optikern ebenfalls in gutem Kredit stehen. Sonst trägt noch die durch eine kleine Oeffnung des Fernrohres heraustretende Verlängerung der Schraubenspindel einen Index (Zeiger), der bei der Drehung der Schraube auf einer eingetheilten Kreisscheibe herumgeht und durch welchen man die einzelnen Theile der Umdrehung noch mit Genauigkeit lesen kann. Wäre z. B. die Scheibe in 100 Theile getheilt und die Schraube auf den Theilstrich 30 zu stehen gekommen, wenn beide Fäden sich genau decken, und die Deklinationsdifferenz zweier Sterne ebenfalls genau bekannt, so läßt man das eine der Gestirne durch den festen Faden gehen, bewegt den zweiten durch Umdrehung der Schraube so weit, daß der zweite Stern, wenn er im Feld des Fernrohres erscheint, in der Richtung dieses Fadens fortschreitet; dann hat man, wofern die Schraube 5 Umdrehungen machte u. der Zeiger dabei auf den Theilstrich 75 zu stehen kam, für die Bewegung der Schraube $575 - 30 = 545$ Theilstriche. Beträgt nun die Distanz der Gestirne 10′ oder 600″, so muß seyn: 545 Theile : 600″ = 100 Theile : x = 110″,092, d. h. eine Umdrehung der Schraube entspricht einem Winkel von 110″,092 und jeder Theilstrich der Schraube 1,1009 Sekunden. So reicht jedes

Sternenpaar, dessen Deklinationsdifferenz bereits bekannt ist, auch der bekannte Halbmesser der Sonne oder eines Planeten hin und zwar besser hin, als ein terrestrischer Gegenstand, sich mit dem Instrument vertraut zu machen. Reichenbach, Baumann u. A. versehen ihre Aequatorialen gewöhnlich mit dieser Art M. — Eine andere Art M. bilden die Positionsmikrometer für sehr nahe an einander liegende Gegenstände, z. B. Doppelsterne, da die vorigen Instrumente hier den Zeitunterschied des Durchganges der Gestirne durch die Fäden oder die Ringe gar nicht fixiren können, weil jene verschwindend klein ausfallen. Zu diesem Zweck dient nun das eben genannte M., welche den ausgesprochenen Anforderungen sehr nahe kommt. Die Schraubenmikrometer geben zwar die Deklination, unabhängig von der Zeit, bloß durch Umdrehung der Schraube, allein die Rektascensionsdifferenz muß doch auch hier wieder mittelst der Zeit des Durchganges beider Gestirne durch den Stundenfaden gemessen werden. Bei sehr nahe stehenden Sternen wird aber jeder Zeitunterschied fast unmeßbar. Littrow in Gehlers physikal. Lexikon gibt folgende Beschreibung:

Das Positionsmikrometer ist nur darin dem vorhergehenden Schraubenmikrometer ähnlich, daß es nächst dem vertikalen Faden BD (Fig. 1) noch zwei darauf senkrechte, also unter

Fig. 1.

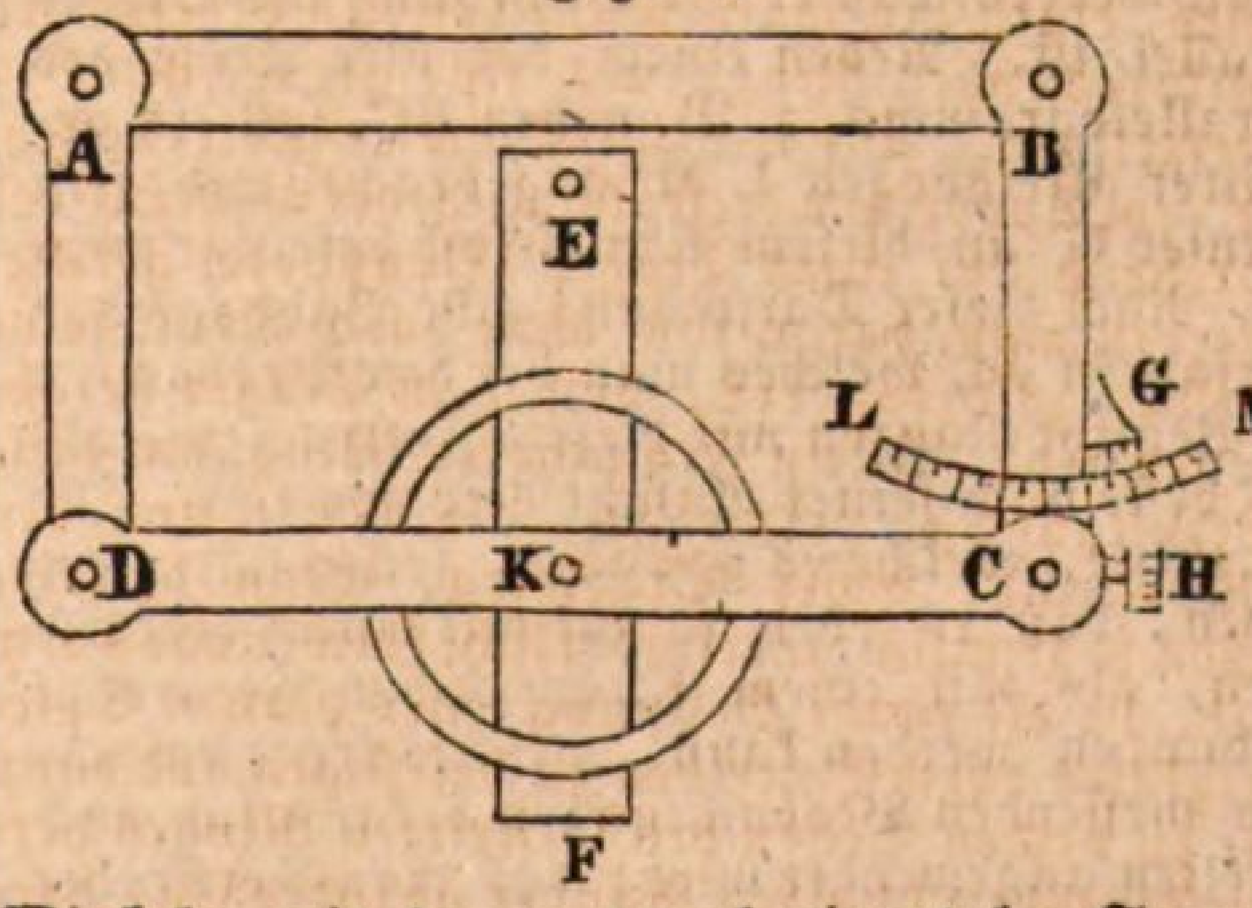


sich parallele Fäden hat, von welchem der eine AC fest und der andere ac mittelst einer feinen Schraube, deren Spindel DOB und deren Kopf B ist, beweglich seyn muß. Damit könnte man also auch die Differenz der Rektascension und Deklination zweier Gestirne ganz wie zuvor beobachten. Wird nämlich der feste Faden AC so gestellt, daß er dem Wege des einen Sterns parallel liegt und mit ihm zusammenfällt, so beobachtet man die Durchgangszeit der beiden Sterne durch den andern festen Faden BD in den Punkten O und s und stellt zugleich, mittelst der Schraube bei B, den beweglichen Faden ac so, daß er in den Weg des zweiten Sterns Ss fällt. Allein um sich bei Beobachtungen von der Zeit unabhängig zu machen, hat man diesem M. die Einrichtung gegeben, daß es sich, sammt seinem Fadensystem, um seinen Mittelpunkt O drehen läßt. Um diese Drehung sanft und sicher zugleich zu machen, sind an der Außenseite des M.s mehre Schrauben angebracht, so wie auch ein eingetheilter Kreis, der mit dem Kreise ABCD des M.s koncentrisch ist und an dem man den Winkel, um welchen das M. gedreht worden ist, ablesen kann. Sobald daher die beiden Sterne im Felde des Fernrohrs erscheinen, dreht man das M. um seinen Mittelpunkt O so lange, bis der feste Faden BD durch beide Sterne O und S geht, oder bis er in die Lage bd kommt; und dies an dem eingetheilten Kreise des Drehungswinkel BOb ab. Zugleich bringt man aber auch, mittelst der Schraube bei B, den beweglichen Faden ac auf den zweiten Stern S, wodurch man seine senkrechte Entfernung Sn von dem festen Faden AC erhält. Man kennt demnach jetzt durch das M. den Winkel BCS $= \varphi$, welchen die Distanz Sn der Parallelkreise AC u. ac der beiden Sterne macht. Um dann noch die Distanz OSn $= \varDelta$ der Sterne zu finden, hat man in dem bei n rechtwinkeligen Dreiecke

$$OSn \ \varDelta = \frac{Sn}{\cos BOS} = \frac{Sn}{\cos \varphi}.$$

Ist z. B. $Sn = 5$ Sekunden und $\varphi = 50^\circ$ gefunden worden, so hat man $\varDelta = 7{,}78$ Sekunden; daß aber die relative Lage der beiden Sterne, und sonst sucht man nichts, durch die zwei Größen φ und $\varDelta$ eben so vollständig bestimmt werde, wie durch die Differenz ihrer Rektascension und Deklination oder ihrer Länge und Breite, ist für sich klar. Neben diesem erregte 1783 noch Abbé Rochons Bergkrystall-M. die Neugierde des Publikums auf kurze Zeit, welches auf den Unterschied in der Stellung der beiden von isländischem Doppelspath entworfenen Bilder sich stützte. Die Schwierigkeit der Konstruktion lenkte indeß die Aufmerksamkeit bald davon ab und zu dem Zenithmikrometer. So nennt Babbage das von ihm erfundene M. Bei allen bisher erwähnten M.n hing die Genauigkeit der Messung unmittelbar von der Genauigkeit der Eintheilung der Schraube oder des Kreises bei dem Positionsmikrometer u. s. w. ab. Das gegenwärtige Instrument ist von dieser Voraussetzung im Allgemeinen unabhängig, weil der an demselben abgelesene kleine Winkel an seinem Kreisbogen willkürlich vervielfacht oder multiplicirt werden kann, so daß man dadurch von den Fehlern der Eintheilung unabhängig wird. Das Princip, welches diesem M. zu Grunde liegt, wird sogleich übersehen, wenn man sich ein Fernrohr vorstellt (Fig. 2), welches unter rechten

Fig. 2.



Winkeln mit der untern horizontalen Stange eines Parallelogramms verbunden ist, so daß

das Parallelogramm und das Fernrohr in der Ebene des Meridians liegen. Die vier Seiten des Parallelogramms sind genau in ihren Ecken mit einander verbunden. Es ist klar, daß bei einer solchen Konstruktion, durch die Bewegung einer der beiden Seiten des Parallelogramms rund um ihre obere Verbindung, der Winkel, den das Fernrohr mit dem Zenith macht, nicht geändert wird, sondern daß dadurch dieses Fernrohr nur in eine neue Lage gebracht wird, in welcher es wieder auf denselben Punkt des Himmels gerichtet ist. Sobald aber eine der Seiten des Parallelogramms auch noch so wenig verlängert wird, so wird auch dadurch jener Parallelismus des Fernrohrs gestört und jede noch so geringe drehende Bewegung der vertikalen Seiten um ihre Axen wird das Fernrohr nicht nur aus seiner Lage bringen, sondern auch so verstellen, daß die beiden Richtungen des Fernrohrs einen kleinen Winkel unter sich bilden. Die Größe dieses Winkels wird abhängen sowohl von der Größe der Längenänderung jener Seite, als auch von dem Winkel, welchen diese Seite mit ihrer früheren Richtung macht. Man wird diese Vorrichtung zur Messung der Zenithdistanzen vortheilhaft anwenden können. Zu diesem Zwecke stellt man das Parallelogramm, dessen Seiten sich um ihre Endpunkte A, B, C, D bewegen lassen, in der Ebene des Meridians auf. Die obere u. untere Stange AB u. CD müssen, jede für sich, aus zwei von einander getrennten Rücken bestehen, um das Fernrohr zwischen sich aufnehmen zu können. In einem der vier Winkel, z. B. in C, wird eine feine Schraube angebracht, durch deren Umdrehung der Punkt C von D entfernt, oder ihm genähert werden kann. Zwischen den zwei untern Stangen und in der Mitte der Ecken des Parallelogramms wird das Fernrohr E F befestigt, welches, wenn das Instrument bloß in der Nähe des Zeniths gebraucht werden soll, auch ein Spiegelteleskop seyn kann. Es wird gut seyn, bei K einen eingetheilten Kreis an dem Fernrohr anzubringen, um das letztere nur beinahe auf irgend eine gegebene Zenithdistanz stellen zu können. Zur Bequemlichkeit des Beobachters wird das Okular des Fernrohrs mit einem Prisma versehen werden, um auch Gegenstände in der Nähe des Zeniths noch in einer horizontalen Richtung zu sehen. Im Brennpunkte des Fernrohrs muß ein Faden so eingezogen werden, daß er der Bewegung des Sterns parallel ist. Neben einem der vier Arme des Parallelogramms, z. B. neben BC, soll ein getheilter Kreisbogen L M angebracht und sein Vernier G an diesem Arm selbst befestigt werden. Nach dieser Darstellung gibt Babbage das Verfahren an, welches man bei dem Beobachten der Zenithdistanzen mit diesem Instrumente als das beste nach seiner Ansicht befolgen soll. Die Vortheile, welche es gewährt, sollen darin bestehen, daß es eben so gut mit einem dioptrischen, als mit einem katoptrischen Fernrohre verbunden werden kann, welches letzte bei unsern messenden Beobachtungen bekanntlich noch so selten angewendet wird; daß man Fernröhre mit den stärksten Vergrößerungen anwenden kann, und daß endlich der an dem Instrumente abgelesene Winkel, mit dem unmittelbar beobachteten verglichen, so sehr vergrößert erscheint, als man nur von der höchsten bisher bekannten optischen Kraft erwarten darf.

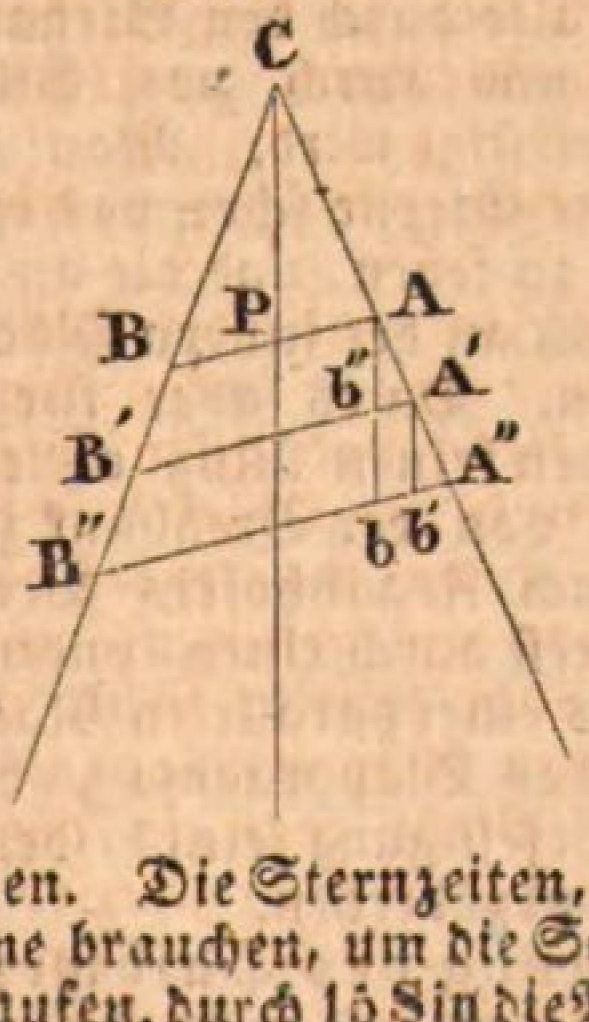
Littrow gibt in seinen astronomischen Vorlesungen zum Fadennetz und Kreismikrometer folgende mathematische Entwickelungen, die zur genauern Beurtheilung derartiger Instrumente und zu Beobachtungen vorzüglich zu beachten sind.

Fadenmikrometer. Zur Bestimmung der Zeit oder der Rektascension hat man in dem Brennpunkte der Fernröhre, welche sich genau in der Ebene des Meridians auf- und abbewegen, eine gewöhnlich ungerade Anzahl von senkrechten Faden eingespannt. Sind die Distanzen dieser Fäden alle gleich groß, so ist die Summe der beobachteten Durchgangszeiten des Sterns durch alle Fäden, dividirt durch die Anzahl n der Beobachtungen, gleich einer nfachen Beobachtung an den mittlern Fäden. Sind aber diese Zwischenräume, wie gewöhnlich, etwas verschieden, und sind zum Beispiel für drei Fäden t t' t'' die drei beobachteten Durchgangszeiten und a und a' das Intervall des ersten und dritten von den mittleren, so hat man, wenn p die Poldistanz des Sterns bezeichnet, für die drei auf den mittlern Faden reducirten Beobachtungszeiten $t + \frac{a}{\text{Sin } p}$ $t\ t'' - \frac{a'}{\text{Sin } p}$ und daher das Mittel aus allen drei Beobachtungen $\frac{t + t' + t''}{3} + \frac{a - a'}{3 \text{ Sin } p}$. Ist eben so für fünf Fäden die Distanz des 1, 2, 4 und 5 von den mittlern gleich a, a', a'' und a''', so ist das Mittel aus allen fünf Beobachtungen $\frac{t + t' + t'' + t''' + t''''}{5}$ $+ \frac{a + a' - a'' - a'''}{5 \text{ Sin } p}$ u. s. w. Die Größen a, a', a''... aber findet man, wenn man die Durchgangszeit eines dem Pole nahen Sterns, dessen mit der Aberration und Nutation, nicht mit der Refraktion afficirte Poldistanz P ist, beobachtet. Ist T die Sternzeit, welche der Stern braucht, das Intervall zweier nächster Fäden zurückzulegen, so erhält man die Distanz a dieser Fäden im Aequator in Bogensekunden ausgedrückt durch die Gleichung $a = 15 \text{ T Sin P}$ oder genauer durch $\text{Sin} \frac{a}{2}$ $\text{Sin} \frac{15 \text{ T}}{2}$ Sin P. Eine andere Art, die Intervalle der Fäden zu bestimmen, werden wir weiter unten kennen lernen. Um die Ebene dieser und aller folgenden Netze in den Brennpunkt des Objektives des Fernrohres zu bringen, kann man zuerst das Okular so stellen, daß man gut bestimmte und sehr entfernte Gegenstände deutlich sieht, wozu sich besonders, wie oben schon erwähnt, nahe Doppelsterne eignen. Sieht man in dieser Lage des Fernrohres die Fäden nicht ganz rein, so nähert oder entfernt man sie so lange vom Okular, bis sie ganz rein und schwarz erscheinen. Auch kann man den Faden auf einen wohl bestimmten ent=

fernten Gegenstand stellen und das Auge vor dem Okular so weit als möglich seitwärts bewegen. Geht bei dieser Bewegung des Auges Auge und Bild des Objektes auf dieselbe Seite, so ist der Faden zu nahe an dem Auge; geht aber Aug und Bild auf verschiedene Seiten, so ist der Faden zu weit von dem Auge entfernt. Mit diesen senkrechten Fäden werden oft noch zwei horizontale verbunden, von welchen der eine fest ist, während der andere durch eine Schraube ihm parallel genähert, oder von ihm entfernt werden kann. Kennt man den Werth einer Umdrehung der Schraube, so kann man mittelst dieser beiden Fäden die Deklinationsunterschiede der durch das unverrückte Fernrohr gehenden Sterne messen. Diesen Werth einer Umdrehung aber erhält man durch zwei Sterne, deren Differenz der Deklinationen genau bekannt ist, oder durch den Durchmesser der Sonne, oder endlich durch terrestrische Objekte, deren Durchmesser und Entfernung von dem Instrumente genau bekannt ist. Um den Parallelismus der vertikalen Fäden zu untersuchen, läßt man Sterne von nahe gleicher Deklination so weit als möglich über und unter dem Mittelpunkte des Feldes durchgehen, um zu sehen, ob die Intervalle der Fäden für beide Sterne gleich groß ist. Die Vertikalität derselben prüft man, wenn man, nachdem die Drehungsaxe des Fernrohres genau horizontal gestellt wurde, den Faden an irgend einem scharf begrenzten Objekt auf- und ablaufen läßt. Den Parallelismus der horizontalen Fäden mit dem Aequator oder mit den Parallelkreisen der Sterne endlich findet man, wenn man einen dem Aequator nahen Stern in der Mitte des Feldes auf den Faden bringt; entfernt sich dann der Stern nahe bei seinem Austritte von dem Faden, so dreht man denselben, bis er den Stern wieder trifft, ein Verfahren, welches man so lange fortsetzen wird, bis der Stern den ganzen Faden ohne Abweichung durchläuft.

Fadennetze. Außer den bisher betrachteten parallelen Fäden hat man noch verschiedene Netze von mehrern, gegen einander geneigten Fäden, deren Ebene ebenfalls durch den Brennpunkt des Objektivs senkrecht auf die optische Axe des Fernrohrs gestellt wird. Seyen AC und BC (Fig. 3) zwei unter dem Winkel ABC = m

Fig. 3.



gespannte Fäden. Die Sternzeiten, welche zwei bekannte Sterne brauchen, um die Sehnen AB u. A'B' zu durchlaufen, durch 15 Sin die Poldistanzen multiplicirt, seyen t' und t'', und eben so sey die Zeit eines Kometen durch A'' B'' = t''. Man ziehe die auf diesem Weg senkrechten Linien A b'' = d'', A b = d' und A' b' = d, so ist d'' die bekannte Differenz der Poldistanzen dieser beiden Sterne. Denkt man sich durch C eine den Winkel A B C = m halbirende Gerade C P, und nennt man den Winkel dieser Geraden mit den Parallelkreisen der Sterne oder den Winkel B P C = x, so hat man folgende Gleichungen:

$$\frac{AC}{t} = \frac{A'C}{t'} = \frac{A''C}{t''} = \frac{\operatorname{Sin}\left(x + \frac{m}{2}\right)}{\operatorname{Sin} m},$$

$$\operatorname{Sin}\left(x + \frac{m}{2}\right) = \frac{d''}{A'C - AC} = \frac{d'}{A''C - AC}$$

$$= \frac{d}{A''C - AC} \text{ und } \operatorname{tg}\left(x - \frac{m}{2}\right) = \frac{d'}{A''b}$$

$= \frac{d}{A''b'}$. Substituirt man die Werthe von A C und A' C aus der ersten dieser Gleichungen in der folgenden $\operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right) = \frac{d''}{A'C - AC'}$, so erhält man $\operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right) \cdot \operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right)$ $= \frac{d'' \operatorname{Sin} m}{t' - t}$ oder $\operatorname{Cos} 2x + \operatorname{Cos} = \operatorname{Cos} m - \frac{2 d'' \operatorname{Sin} m}{t' - t}$. (I) Kennt man so durch die beiden bekannten Sterne den Werth von x oder die Lage des Netzes gegen die Parallelkreise der Sterne, so findet man leicht die Differenzen der Rektascension und der Poldistanz des Kometen und eines der beiden Sterne. Es ist nämlich

$$d = (A''G - A'C) \operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right)$$

$$\operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right), \text{ oder } d = (t'' - t').$$

$\frac{\operatorname{Sin}\left(x + \frac{m}{2}\right) \operatorname{Sin}\left(x - \frac{m}{2}\right)}{\operatorname{Sin} m}$, oder endlich

$$\left.\begin{array}{l} d = \frac{(t'' - t')\, d''}{t' - t}, \text{ und eben so} \\ d' = \frac{(t'' - t)\, d''}{t' - t} \end{array}\right\} : .\text{(II)}, \text{ wodurch}$$

die Differenzen der Poldistanzen des Kometen und der beiden Sterne gegeben sind. Ferner ist

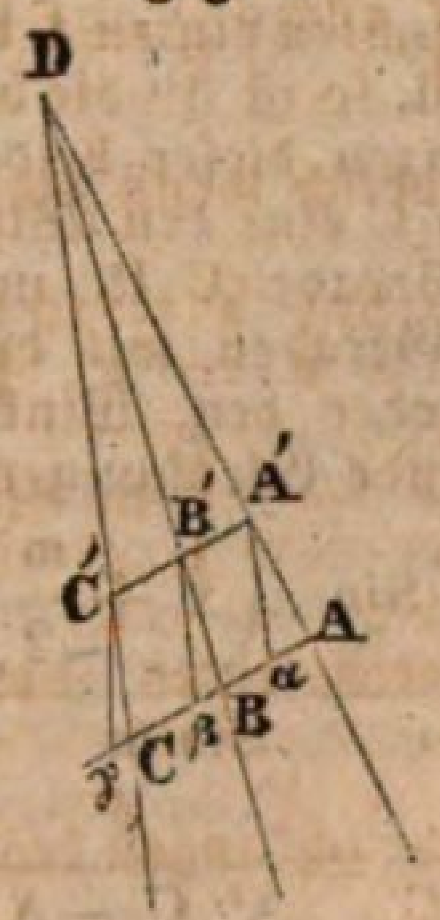
$A''b' = d \operatorname{Cotg}\left(x = \frac{m}{2}\right)$, oder, wenn man den vorhergehenden Werth von d substituirt:

$$A''b' = \tfrac{1}{2}(t'' - t') \frac{\operatorname{Sin} 2x + \operatorname{Sin} m}{\operatorname{Sin} m} \text{ u. ebenso}$$

$$A''b = \tfrac{1}{2}(t'' - t) \frac{(\operatorname{Sin} 2x + \operatorname{Sin} m)}{\operatorname{Sin} m}.$$

Verbessert man dann den beobachteten Eintritt des Kometen in A'' durch die Größe A'' b oder durch A'' b', so gibt der Unterschied dieses ver-

Fig. 4.



besserten Eintritts des Kometen und des beobachteten Eintritts des ersten Sterns in A Kometen und des ersten oder zweiten Sterns. Hat man drei sich in einem Punkte D (Fig. 4) schneidende Fäden, und nennt man die Winkel $ADB = m$, $ADC = n$, und den Winkel des mittlern Fadens mit dem Parallelkreise $DBC = x$, so wie die Sehnen $AB = t$, $BC = \vartheta$ und $A'B' = t'$, $B'C' = \vartheta$, so hat man folgende Gleichungen $\frac{AD}{t} = \frac{A'D}{t'} = \frac{\text{Sin } x'}{\text{Sin } m} \frac{BD}{\vartheta} = \frac{BD}{\vartheta'} = \frac{\text{Sin }(x + n)}{\text{Sin } n}$. Heißt die auf dem Weg des zweiten Sterns senkrechte Linie, oder die Distanz der beiden Parallelkreise $A'\alpha = B'\beta = C\gamma = d$ und ist $A\alpha = a$, $B\beta = b$, $C\gamma = c$, so ist $AD = A'D = \frac{d}{\text{Sin }(x - m)}$ $BD - B'D = \frac{d}{\text{Sin } x}$ und endlich $a = d \text{ Cotg } (x - m)$; $b = d \text{ Cotg } x$; $c = d \text{ Cotg } (x + m)$. Substituirt man die Werthe von AD, $A'D$... aus den beiden ersten dieser Gleichungen in der dritten und vierten, so erhält man $d = (t - t') \frac{\text{Sin } x \text{ Sin }(x - m)}{\text{Sin } m}$ u. $d = \vartheta - \vartheta' \frac{\text{Sin }(x + n) \text{ Sin } x}{\text{Sin } n}$ und wenn man diese zwei Werthe von d einander gleichsetzt,

$$\text{Cotg }(x - m) = \frac{\frac{t}{\vartheta} \frac{\text{Sin } n}{\text{Sin } m} - \text{Cos }(m + n)}{\text{Sin }(m + n)} \quad \text{(I)}.$$

Kennt man so den Werth von x, oder die Lage des Netzes gegen den Aequator, so ist die Differenz der Deklinationen der zwei beobachteten Gestirne $d\,(t - t') \cdot \frac{\text{Sin } x \text{ Sin } x - m}{\text{Sin } m}$ (II), und die Differenz der Rektascensionen wird durch eine der folgenden Gleichungen gefunden: $a = (t - t') \frac{\text{Sin } x \text{ Cos } (x - m)}{\text{Sin } m}$; $t = \frac{\vartheta}{t} (t - t') \frac{\text{Sin } (x + n) \text{ Cos } x}{\text{Sin } n}$; $c = \frac{\vartheta}{t} (t - t') \frac{\text{Cos } (x + n) \text{ Sin } (n + x)}{\text{Sin } n}$... (III) Einfacher werden diese Ausdrücke, wenn man in ihnen $m = n$, oder die beiden Winkel der Fäden einander gleichsetzt. Den Winkel x wird man immer nahe gleich 90 Graden nehmen, oder das Netz so stellen, daß der mittlere Faden nahe senkrecht auf dem Weg des Sterns ist. Wenn man um einen Kreis ein Quadrat beschreibt und von den obern Berührungspunkten nach den zwei untern Ecken, so wie von dem untern Berührungspunkte nach den zwei obern Ecken des Quadrats gerade Linien zieht, so schließen diese vier Linien einen Raum ein, den man das bradleysche Netz heißt. Diese Fäden bilden mit dem senkrechten Durchmesser des Kreises einen Winkel, dessen Tangente gleich $^1/_2$ ist, so daß man hat $\text{tg } m = \text{tg } n = {^1/_2}$, und daher $\text{Sin } m = \text{Sin } n = \frac{1}{\sqrt{5}}$ und $\text{Cos } m = \text{Cos } n = \frac{2}{\sqrt{5}}$. Substituirt man diese Werthe in den vorhergehenden Gleichungen, so erhält man für das bradleysche Netz $\text{tang } x = -{^1/_2} \frac{(\vartheta + t)}{(\vartheta - t)} = \frac{4\vartheta (t - t')(t + \vartheta)}{5(t^2 + \vartheta^2) - 6t\vartheta'}$ $a = d \frac{(5t - 3\vartheta)}{4\vartheta}$; $b = \frac{2d(t - \vartheta)}{t + \vartheta}$; $c = \frac{d(3t - 5\vartheta)}{4t}$, wo man noch bemerken kann, daß immer $t\vartheta' = t\vartheta$, also auch $t(\vartheta - \vartheta') = \vartheta(t - t')$ ist. Ist das Netz ein vollkommenes Quadrat, also $m = n = 45^0$, so hat man $\text{tg } (x - 45) \frac{\vartheta}{t}$; $d = \frac{\vartheta (t - t')(t + \vartheta')}{t^2 + \vartheta^2}$, $a = \frac{dt}{\vartheta}$ u. s. w. Ist überhaupt $m = n$ und $x = 90$, so hat man für jedes dieser Netze $d = (t - t') \text{ Cotg } m$; $a = (t - t')$; $b = 0$ und $c = -(t - t')$.

Kreismikrometer. Wenn man die dem Auge nächste Blendung (Diaphragma) des Fernrohrs genau kreisförmig ausdreht und auf die optische Axe desselben senkrecht stellt, so wird auch das Feld des Fernrohres, welches durch dieses Diaphragma bestimmt ist, eine kreisförmige Fläche am Himmel einnehmen. In diesem Kreise werden die Sehnen, welche die durch ihn gehenden Sterne beschreiben, alle senkrecht auf dem Stundenkreis seyn, der durch den Mittelpunkt des Kreises geht; und man wird daher, aus dem beobachteten Ein- und Austreten zweier Sterne, die Differenz ihrer Rektascensionen sowohl, als die ihrer Poldistanzen bestimmen können, wenn der Halbmesser des Kreises bekannt ist. Bequemer zur Beobachtung ist ein feiner metallener Ring, der in der Ebene jener Blendung liegt, also durch den Brennpunkt des Objektivs geht und durch zwei Stiftchen an der Blendung befestigt wird. Man hat dabei den Vortheil, die Sterne schon vor ihrem Eintritte in den Ring zu sehen, und die an der äußern sowohl, als auch an der innern Fläche des Ringes zu beobachten. Da es aber für den Künstler schwer ist, den feinen Ring ohne Veränderung seiner Form von der Drehbank zu nehmen, so wird es nach Fraunhofers Verfahren besser seyn, ihn zuerst durch einen koncentrischen Ring, den man aus einer parallelen Glastafel geschnitten hat, an das Diaphragma zu befestigen, und nach dieser Befestigung seine beiden Seiten genau kreisförmig abzudrehen.

Bestimmung des Halbmessers. Zuerst wollen wir sehen, wie man aus dem beobachteten

Durchgange zweier bekannten Sterne den Halbmesser r des Kreismikrometers bestimmen kann. Sey t die halbe Seite zwischen dem Ein- und Austritte des ersten Sterns in Sekunden der Sternzeit ausgedrückt, p dessen Poldistanz, d der Abstand der von ihm beschriebenen Sehne von dem Mittelpunkte des Kreises und endlich $a = 15\,t\,\mathrm{Sin}\,p$. Für einen zweiten Stern seyen dieselben Größen t', p', d' und $a' = 15\,t\,\mathrm{Sin}\,p'$. Was man, wenn man nicht an einer Sternuhr beobachtet, statt jenes Faktors 15 setzen soll, ist aus dem Vorigen bekannt. Nennt man nun $90^\circ - m$ und $90^\circ - m'$ die Winkel, welche, bei dem Ein- oder Austritte des Sterns, der Halbmesser des Feldes mit der Sehne desselben bildet, so hat man $a = r\,\mathrm{Sin}\,m$, $a' = r\,\mathrm{Sin}\,m'$, und $p - p' = r(\mathrm{Cos}\,m + \mathrm{Cos}\,m')$, also auch $a + a' = r(\mathrm{Sin}\,m + \mathrm{Sin}\,m')$ u. $a - a' = r(\mathrm{Sin}\,m - \mathrm{Sin}\,m')$. Die drei letzten Gleichungen geben durch Division $\frac{a + a'}{p - p'} = \mathrm{tg}\,\tfrac{1}{2}(m + m')$, $\frac{a - a'}{p - p'} = \mathrm{tg}\,\tfrac{1}{2}(m - m')$. Hat man durch die beiden letzten Ausdrücke die Werthe von m und m' gefunden, so erhält man den gesuchten Werth von r durch die Gleichungen: $r = \frac{a}{\mathrm{Sin}\,m} = \frac{a'}{\mathrm{Sin}\,m'}$

$$= \frac{\tfrac{1}{2}(a + a')}{\mathrm{Sin}\,\tfrac{1}{2}(m + m') .\ \mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}(m + m')} = \frac{\tfrac{1}{2}(a - a')}{\mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}(m + m')\ \mathrm{Sin}\,\tfrac{1}{2}(m + m')},$$

oder endlich durch $r = \frac{\tfrac{1}{2}(p - p')}{(\mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}(m + m')\ \mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}(m - m')}$.

Setzt man der Kürze wegen: $P = p - p'$, so geben die vorhergehenden Ausdrücke $(2\,r\,P)^2 = [P^2 + (a + a')^2]\,[P^2 + (a - a')^2]$ oder $4\,r^2\,P^2 = P^4 + 2\,P^2\,(a + a'^2) + (a - a'^2)^2$. Differentiirt man diese Gleichung in Beziehung auf r, P u. a a', so erhält man $dr = [P^2 + a^2 + a'^2 - 2\,r^2] . \frac{d\,P}{2\,Pr} + [P^2 + a^2 - a'^2]\,\frac{ad\ a}{2\,P^2 r} + [P^2 - a^2 + a'^2]\,\frac{a'\ d\,a}{2\,P^2\,r}$. Dieser Ausdruck von dr zeigt, daß r am vortheilhaftesten bestimmt wird, wenn $p - p'$ sehr nahe gleich 2 r ist, oder wenn beide Sterne, zu verschiedenen Seiten des Mittelpunktes, sehr kleine Chorden beschreiben, weil dann Fehler der Beobachtungen den kleinsten nachtheiligen Einfluß auf den Werth von r haben, indem die Faktoren von d a und d a' sehr nahe verschwinden. Um diesen günstigen Fall besonders zu betrachten, gibt die vorige Gleichung: $\frac{4\,r^2}{P^2} = 1 + \frac{2\,(a^2 + a'^2)}{P^2} + \frac{(a^2 - a'^2)^2}{P^4}$, wenn man aus ihr die Quadratwurzel zieht u. die sechs-Potenzen von a und a' vernachlässiget: $\frac{2\,r}{P} = 1 + \frac{1}{2}\left[\frac{2\,(a^2 + a'^2)}{P^2} = \frac{(a^2 - a'^2)^2}{P^4}\right] - \frac{1}{8}\left[\frac{2\,(a^2 + a'^2)}{P^2} + \frac{(a^2 - a'^2)^2}{P^4}\right]^2$, oder $\frac{2\,r}{P} = 1 + \frac{(a^2 + a'^2)}{P^2} - \frac{2\,a^2\,a'^2}{P^4}$, oder endlich wenn man die Werthe von $a = 15\,t\,\mathrm{Sin}\,p$ und $a' = 15\,t'\,\mathrm{Sin}\,p'$ wieder herstellt: $2\,r = P + \left[15\ \mathrm{Sin}\,\frac{p + p'}{2}\right]^2 \frac{(t^2 + t'^2)}{P} - 2\left[15\ \mathrm{Sin}\,\frac{p + p}{2}\right]^4 \frac{t^2\,t'^2}{\varphi^3}$, wie die Koefficienten von $\frac{t^2 + t'^2}{p}$ und $\frac{t^2\,t'^2}{p^3}$ für alle Beobachtungen desselben Sternenpaars konstant sind; u. wo man, wenn t und t' sehr klein sind, selbst das letzte Glied meistens wird enbehren können. Auch der Durchgang der Sonne, wenn der Halbmesser R derselben bekannt ist, läßt sich zur Bestimmung von r anwenden. Sind nämlich ϑ und ϑ' die wahren Sonnenzeiten zwischen den äußern und innern Berührungen der Sonne und des Ringes, so hat man $d^2 + \tfrac{1}{4}\,\vartheta^2\,(15\,\mathrm{Sin}\,p)^2\ (r + R)^2$ und $d^2 + \tfrac{1}{4}\,\vartheta'^2\,(15\,\mathrm{Sin}\,p)^2 = (r - R)^2$, also auch, wenn man aus diesen beiden Gleichungen die Größe d eliminirt, $r = \left(\frac{15}{4}\,\mathrm{Sin}\,p\right)^2 \left(\frac{\vartheta^2 - \vartheta'^2}{R}\right)$, wo p die Poldistanz des Mittelpunktes der Sonne bezeichnet. Man sieht, daß diese Bestimmung von r desto sicherer seyn wird, je größer R gegen r ist. Da übrigens die zwei innern Berührungen der Sonne und des Ringes schwerer zu beobachten sind, so ist es gut, zu bemerken, daß man eine der 4 geforderten Beobachtungen immer entbehren kann, weil sie sich aus den übrigen drei andern ableiten läßt. Sind nämlich die vier Beobachtungszeiten nach der Ordnung T, T', T'' und T''', so hat man zwischen ihnen die Gleichung T — T' = T'' — T'''. Hat man durch eine dieser Methoden den Werth von r bestimmt, so muß man bei allen künftigen Beobachtungen der Kreismikrometer immer dieselbe Entfernung von dem Objekt erhalten, weil mit dieser Entfernung sich auch der Werth von r ändert. Z. B. 1822 den 20. Oktober wurden in Wien folgende Beobachtungen an einem Kreismikrometer gemacht:

	α Aquilä	ξ Aquilä
Eintritt	6'' 32' 34'' 0	6'' 35' 53'' 5
Austritt	33' 1'' 3	36 45 3.

Nach Piazzi's neuem Sternkatalog ist für 1800.0 die mittlere Poldistanz von

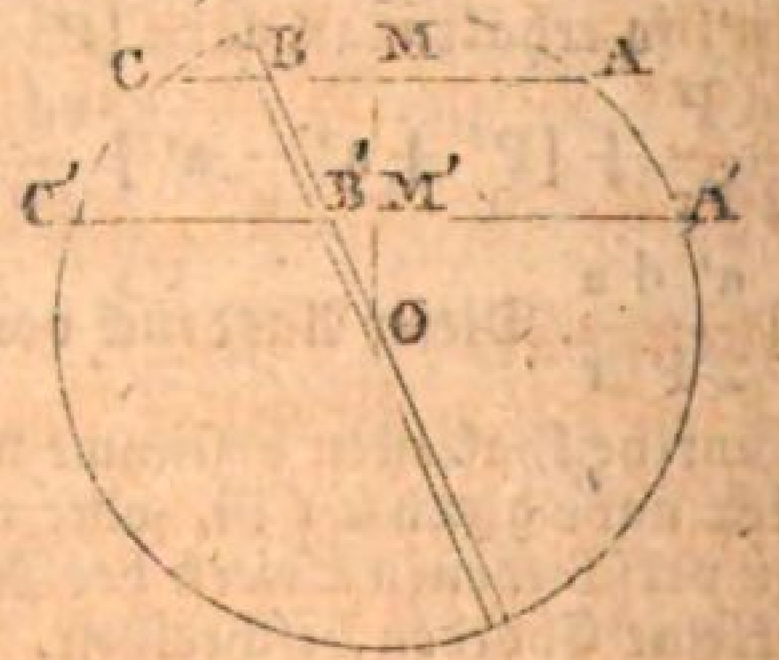
	α Aquilä	ξ Aquilä
	81° 38' 54'' 8	82° 2' 41''.0
Präcession	— 3	— 3 20 .4
Aberration	— 9 .9	— 9 .5
Nutation	4 .0	3 .7
scheinb.	p = 81 35.25.1.	p = 81 59.14.8.

Da die Uhr nach mittlerer Zeit ging, so ist log. Sin 15. 0 41 Sin p' = 1.17258 und Log. 15. 0 41 Sin p = 1, 17002. Die Beobachtungen geben:

$t = 13''.65$ und $t = 25''.90$, also auch $a' = 203$. und $a = 385.8$, und daher $r = 779''.4$ Raumsekunden.

Bestimmung der Rektascensionen und Poldistanzen durch den Kreismikrometer. Ist d die halbe Durchgangszeit des bekannten Sterns und p dessen Poldistanz und r der bekannte Halbmesser des Mikrometers, so ist sein Abstand von dem Mittelpunkte des Kreises $d = \sqrt{[r^2 - (15\, t\, \mathrm{Sin}\, p)^2]}$. Für den zweiten unbekannten Stern hat man eben so: $d' = \sqrt{[r^2 - (15\, t'\, \mathrm{Sin}\, p')^2]}$, wo man in seiner ersten Näherung: $p' = p$ setzen kann. Kennt man so die Werthe von d und d', so ist die gesuchte Differenz der Poldistanzen beider Sterne: $p' - p = d' - d$, wobei bemerkt werden muß, ob die Sterne auf derselben oder auf verschiedenen Seiten von dem Mittelpunkte des Feldes durchgegangen sind, in welchem letzten Falle der Werth von d oder d' negativ gesetzt wird. Die Größe d findet man bequemer durch die Ausdrücke $x = \frac{15\ t}{r}\, \mathrm{Sin}\, p$ und $d = r\, \mathrm{Cos}\, x$, und eben so für d'. Eine Tafel, welche für jeden Werth von t Sin p den Werth von d gibt, macht alle Rechnung entbehrlich. Addirt man endlich bei jedem der beiden Gestirne den Eintritt zu dem Austritte, so ist die halbe Differenz dieser beiden Summen zugleich die gesuchte Differenz der beiden Rektascensionen. Da man aber die Rektascension und Poldistanz des einen Sternes aus dem Kataloge, und die Differenzen beider Sterne aus den Beobachtungen kennt, so kennt man auch die Rektascension und Poldistanz des andern Sterns. Es ist für sich klar, daß sich die Rektascensionen am sichersten durch solche Sterne bestimmen lassen werden, die nahe durch den Mittelpunkt des Feldes, so wie die Poldistanzen durch jene, die sehr weit von diesem Mittelpunkt durchgehen, ein Nachtheil dieses Instrumentes, den man meistens dadurch vermeiden kann, daß man dasselbe Sternenpaar in wiederholten Beobachtungen an verschiedenen Stellen des Kreises durchgehen läßt, und dem wir weiter unten durch eine besondere Einrichtung des Kreismikrometers abhelfen werden. Das Vorhergehende setzt voraus, daß die beobachteten Gestirne in Rektascension und Poldistanz unveränderlich sind. Ist aber Δa und Δp die Zunahme der Rektascension und Poldistanz des unbekannten Gestirns, während einer Zeitsekunde, so wird die Sehne desselben nicht mehr mit jener des andern Sterns parallel seyn, sondern beide Sehnen werden sich unter einem Winkel n schneiden, den man aus der Gleichung $\mathrm{tang}\, n = \frac{\Delta p}{(15 - \Delta a)\, \mathrm{Sin}\, p}$ erhält. Ist wieder t die halbe Zwischenzeit des unbekannten Gestirns, und setzt man der Kürze wegen $d' = \sqrt{[r^2 - (15\, t\, \mathrm{Sin}\, p)^2]}$, so wie T u. T' die Ein- und Austrittszeit dieses Gestirns, so erhält man, wie man leicht sieht, wenn man die zweiten u. höhern Potenzen der kleinen Größen Δa und Δp vernachlässiget, für die verbesserte Distanz der Sehne des unbekannten Gestirns von dem Mittelpunkte des Kreises $d + 15\, (\tau' - \tau)^2 \frac{\mathrm{Sin}^2\, p\ \Delta a}{\Delta\, 4}$, und für die Zeit, in welcher das Gestirn durch den Deklinationskreis des Mittelpunkts ging, $\frac{1}{2}(\tau + \tau') - \frac{d\, \Delta p}{(15\ \mathrm{Sin}\ p)^2}$, u. diese beiden Werthe sind es, die man mit der Distanz und mit der Durchgangszeit des andern Sterns durch denselben Deklinationskreis vergleichen muß, um die wahren Differenzen der Rektascension und der Poldistanzen beider Gestirne zu erhalten. Sind endlich die beobachteten Gestirne zu nahe an dem Pole des Aequators, so wird man ihre Wege in dem Kreismikrometer nicht mehr als gerade Linien betrachten können. Da aber auch dann die halbe Summe der beobachteten Ein- und Austrittszeiten den Augenblick des Durchgangs durch den Deklinationskreis des Mittelpunkts gibt, so bedarf die gefundene Differenz der Rektascensionen, wegen dieser Krümmung der Sehnen, keiner Korrektion, wenn man diese Krümmung nur als sehr klein ansieht. Die Differenz der Poldistanzen beider Gestirne $p' - p$ aber ist nicht mehr gleich $d' - d$, sondern gleich $d' - d - \frac{(a'^2 - a^2)}{2\ \mathrm{Sin}\ 1''}\, \mathrm{Cotg}\, p$, wo a und a' die oben gegebene Bedeutung haben. Um der zu Ende erwähnten Unvollkommenheit des Kreismikrometers zu begegnen, nach welcher man für die näher bei dem Mittelpunkte durchgehenden Sterne die Distanz d der Sehne von dem Mittelpunkte nicht mit der nöthigen Schärfe bestimmen kann, wird man nach Olbers Vorschlag einen schmalen Metallstreifen so durch den Kreis legen, daß die eine Seite desselben durch den Mittelpunkt des Kreises geht oder einen Durchmesser desselben bildet. Ist B O (Fig. 5) diese

Fig. 5.



Seite, O der Mittelpunkt, A C und A' C' die Sehnen der Sterne, auf welche O M' M senkrecht ist, so sey

2 t die Zeit durch A C
2 t' . . . . A C und überdies
ϑ . . . . A B und
ϑ' . . . . A' B'. Hat man aus der kleinern Sehne 2 t den Abstand O M = d auf die gewöhnliche Weise durch die Gleichungen $\mathrm{Sin}\, \alpha = \frac{15\ t}{r}\, \mathrm{Sin}\, p$, $d = r\, \mathrm{Cos}\, x$ berechnet, so erhält man für den zweiten, dem Mittelpunkt nähern

Stern $\frac{O\,M'}{O\,M} = \frac{B'\,M'}{B\,M}$ oder $\frac{d}{d} = \frac{\vartheta'-t'}{\vartheta-t}\,\frac{\text{Sin}\,p'}{\text{Sin}\,p}$, wofür man meistens setzen kann $\frac{d'}{d} = \frac{\vartheta'-t'}{\vartheta-t}$, und durch die letzte Gleichung wird man den Werth des kleineren Abstandes d' immer mit Sicherheit finden, was bei dem bloßen Kreise nicht möglich ist. Dieselbe Gleichung wird endlich auch dienen, den Streifen so zu stellen, daß eine Seite genau durch den Mittelpunkt des Kreismikrometers gehe, wenn man zwei bekannte Sterne, deren Differenz der Poldistanzen beträchtlich ist, beobachtet und ihre berechneten Distanzen mit denen vergleicht, welche durch die letzte Gleichung erhalten werden. Man kann noch bemerken, daß der Kreismikrometer auch zur Beobachtung der Sonnenflecken sehr geschickt ist. Ist 2 t die wahre Sonnenzeit zwischen den zwei äußerlichen Berührungen der Sonne und des Kreises und 2 τ die Zeit zwischen dem Ein- und Austritte des Fleckens, u. nennt man r den Halbmesser des Kreises, R den der Sonne, p die Poldistanz der Sonne u. d die kürzeste Distanz der Mittelpunkte der Sonne u. des Kreises, so hat man $d=\sqrt{[(r+R)^2-(15\,t\,\text{Sin}\,p)^2]}$ und $D=\sqrt{[r^2(15\,t\,\text{Sin}\,p)^2]}$ und $D-d$ ist die Differenz der Poldistanzen des Mittelpunkts der Sonne und des Fleckens. Die Differenz der Rektascension aber ist der halbe Unterschied der Summe der Ein- und Austrittszeiten des Sonnenrandes und der Summe der Ein- und Austrittszeiten des Fleckens.

Mikrometer für Mikroskope sind fast dieselben wie für Fernröhre, nur wendet man hier mehr die Schraubenmikrometer an, indem man eben sehr nahe Gegenstände vor sich hat und man nicht mit der Angabe des Sehwinkels sich begnügen, sondern die Durchmesser der betrachteten Gegenstände nach Theilen einer Linie oder Zolles messen will (s. Mikroskop).

Mikronesien, s. v. a. Australien, weil dieser Erdtheil aus vielen Inseln von kleinerem Umfang besteht.

Mikrophonie (v. Griech.), Schwachstimmigkeit.

Mikrophthalmie (v. Griech.), von Natur oder durch Krankheit verkleinertes Auge.

Mikropsychie (v. Griech.), Kleinmuth.

Mikroskop, jedes optische Instrument, vermittelst dessen man die Gegenstände größer sieht, als sie wirklich sind; weshalb dergleichen Instrumente auch Vergrößerungsgläser heißen. Sie dienen wegen dieser Wirkung vornehmlich dazu, kleine Gegenstände genauer zu betrachten. Die Erfahrung, daß Wassertropfen eine solche Wirkung, wenn man durch sie kleine Dinge betrachtet, hervorbringen können, ist uralt und gab gewiß Anlaß zur Entdeckung dieser Art Instrumente, sobald man mit der Bereitung des Glases nur etwas vorgeschritten war. Man setzt die Zeit der Erfindung in dieselbe Zeit, wie die des Fernrohrs, nämlich in das 16. Jahrhundert, welche letztere aber nach Borellus dem Brillenmacher Zacharias Jansen aus Middelburg zugeschrieben wird, indem dieser im J. 1590 ein Fernrohr und nachher im Verein mit seinem Sohn Johann ein Mikroskop angefertigt haben soll. Nach Huygens freilich soll 1618 das Vergrößerungsglas noch unbekannt gewesen und zuerst bei Cornelius Drebbel in England gesehen worden seyn. Brillen sind bereits im 13. Jahrhundert bekannt gewesen, wofür man als Beleg die von Wohlgemuth und Pleyderwurf angefertigten Holzschnitte in Hartmann Schedels Buch der Chroniken (Nürnberg 1493) anführen kann, worin sich Porträte mit Brillen befinden und sogar schon Abraham eine solche vor den Augen hat. Manche Brillen dienen auch vollkommen als Mikroskope. Daß schon Griechen und Römer die Mikroskope oder Brillen gekannt hätten, kann wohl nie ernstlich behauptet werden, es würde sonst gewiß davon Mehres in den Schriften der Alten zu lesen seyn, u. wenn bei Seneca in seinen Nat. Quaest. sich die Erfahrung vorfindet, daß man, wenn man durch mit Wasser gefüllte Glaskugeln Gegenstände betrachtet, dieselben größer sehen könne, so ist eben dieses eine einzeln dastehende Erfahrung, woran aber weiter keine Folge geknüpft wurde, wenigstens kannten die Alten Mikroskope in der Art verfertigt, wie wir sie jetzt besitzen, gewiß nicht, da ihnen ja die ganze Kunst des Glasschleifens abging und Kugelabschnitte zu schleifen immer besondere Vorrichtungen u. große Fertigkeit verlangt. Solche Theile der Kugel zum Sehen zu benutzen, wurde erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts von Alhazen versucht, aber auch da noch in sehr unvollkommenen Proben; indem derselbe diese Segmente auf die Gegenstände selbst legte, z. B. auf die Blätter des Buches, dessen Buchstaben er vergrößert erblicken wollte, und in eben dieser Weise verfuhr noch Roger Baco. So blieb denn diese herrliche und in alle Naturwissenschaften so vielfach eingreifende Erfindung dem 17. Jahrhundert vorbehalten. Littrow (Dioptrik, Wien 1830) führt als ersten Beobachter mit dem Mikroskop Stelluti an, der es gebrauchte, um die Körper der Bienen damit genauer zu untersuchen. Doch geschah solches, wie leicht zu denken, mit einem ganz einfachen Instrumente der Art; das zusammengesetzte Mikroskop blieb lange zu unvollkommen, als daß es zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt werden konnte. So beobachteten noch Leeuwenhoek, Swammerdam, Lyonet und Ellis mit einfachen Glaslinsen, ja selbst noch mit Glaskugeln — und erreichten doch schon Großes. Die Glaskugeln bieten nämlich ein sehr kleines Gesichtsfeld und ebenso stark konvexe Glaslinsen; darum sind diese Beobachter in Betreff ihrer Beobachtungen um so mehr zu bewundern.

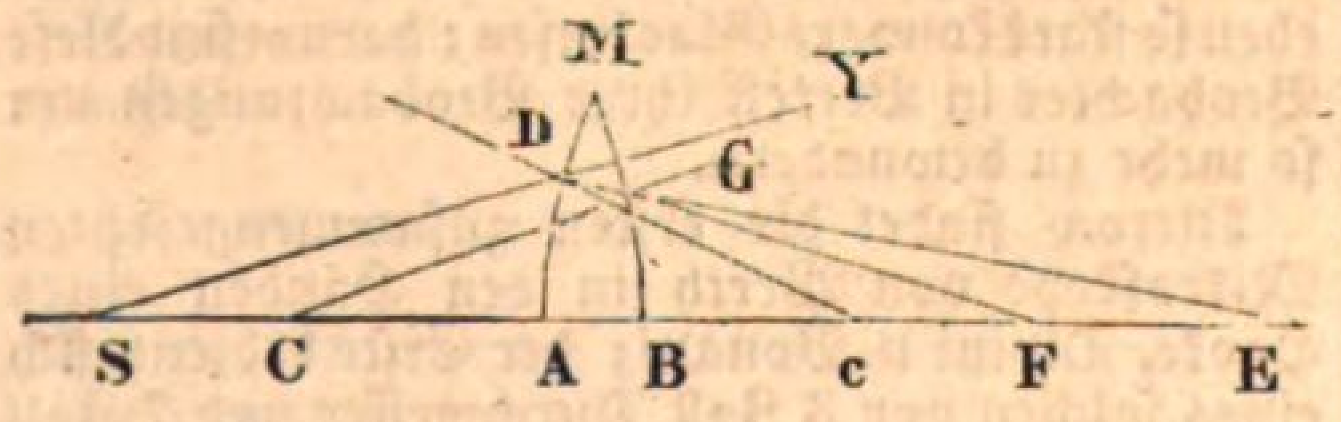
Littrow findet die ersten zusammengesetzten Mikroskope von Werth in den Händen eines Hooke, Divini u. Bonani; der Erste bediente sich eines solchen von 3 Zoll Durchmesser und 7 Zoll Länge, das aus 3 Glaslinsen und 4 Zugröhren bestand, während Eustachius Divini ein solches von 4 plankonvexen Linsen, mit einer Okularlinse, deren Durchmesser mehr als 3 Zoll betrug, und das ausgezogen eine Länge von 16 Zoll hatte, benutzte. Ph. Bonani dagegen verfer-

tigte fast gleichzeitig mit jenem Mikroskope mit 3 Linsen, und deren Einrichtung, so wie die der vorigen, wurde so ziemlich bis auf die neuere Zeit beibehalten. Nach ihnen baute man derartige Instrumente, um die Farbigkeit der Bilder zu vermeiden, mit Spiegeln, nach Newtons Vorgang bei seinen Spiegelteleskopen. Lieberkühns Sonnenmikroskop, wo das Sonnenlicht zur Beleuchtung des zu betrachtenden Gegenstandes koncentrirt angewendet wurde, machte viel Aufsehen und wurde vielfach verbessert und so wie in der alten Form, von Adams Joblot, Trembey, Baker in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht. Adams namentlich verband mit diesem Mikroskop die Camera obscura zum großen Gewinn der Beobachter (1771) und gab in seiner Mikrographie eine Beschreibung davon. Aepinus, Ziehr und Martin verbanden mit dem Instrument abermals Spiegel, um dunkle Gegenstände besser zu erleuchten. George Adams, Sohn des vorhin genannten gleichnam. Optikers, erfand 1774 das Luperkalmikroskop, welches die opaken Gegenstände, u. zwar zum geringeren Nachtheil für die Augen, noch mehr erleuchtete. Aepinus legte 1784 der Akademie ein neues M. vor, welches mehr ein kleines achromatisches Fernrohr war, das eine Erweiterung durch Anwendung der Achromasie herbeiführte und sehr viel Beifall einerntete. Einen ganz neuen Aufschwung gewann die Anfertigung der Mikroskope durch Fraunhofers Verdienste, ferner durch die englischen Künstler Ramsden und Dolland, durch Plössl in Wien und Amici in Modena, die alle optischen Hülfsmittel, namentlich die bessere Bereitung des Glases und eine große Zahl neuer mechanischer Hülfsmittel in Anwendung brachten, um das Instrument auf die Höhe zu bringen, in der es sich jetzt findet.

Das Mikroskop und dessen Bau ruht, wie schon erwähnt, hauptsächlich auf einem sicheren Verfahren, gute Gläser zu bereiten, dann auf der Kunst, richtige Kugelsegmente zu schleifen, ferner auf den Gesetzen der Brechung des Lichtes, der Achromasie, worüber die Artikel **Brechung**, **Achromasie**, **Brillen**, **Brenngläser**, **Konvexlinsen**, **Konkavlinsen** sowie **Spiegel** zu vergleichen sind. Hier ist besonders die Theorie der Linsengläser nachzutragen, da diese den Hauptbestandtheil der Mikroskope bilden.

Theorie der Linsengläser. Ein Lichtstrahl (Fig. 1), der in der Richtung der Axe

Fig. 1.



S E auf eine Konvexlinse fällt, geht ungebrochen durch, indem die Tangenten an den Punkten A und B parallel zu einander stehen. Jeder andere Strahl dagegen erleidet eine Brechung nach den Gesetzen dieser Lehre, so daß, wenn derselbe aus dem dünnern in ein dichteres Mittel übergeht, er dem Einfallsloth zugewendet, im entgegengesetzten Falle demselben abgewendet wird, und der Sinus des Winkels, unter welchem er auf das Glas fällt, zu dem Sinus des Brechungswinkels für dieselben zwei Medien in einem konstanten Verhältniß steht, daß ferner Einfallsloth, einfallender und gebrochener Strahl in derselben Ebene liegen. Um diese Ablenkung genauer zu bestimmen, sey S D Y ein Strahl, der nahe an der Axe die Linse trifft, also mit dieser einen sehr kleinen Winkel macht, C und c der eine und andere Mittelpunkt der Krümmungen des Glases, D der Auffallspunkt von S Y, D c Einfallsloth, D G E Richtung des Strahles nach der ersten Brechung, G Auffallspunkt beim Ausgang aus der Linse, C G zugehöriges Einfallsloth an dieser Stelle, G F Strahl nach der zweiten Brechung, n Brechungsverhältniß. Es sey ferner die Entfernung des leuchtenden Gegenstandes von der Linse: $SA = a$, $AF = \alpha$, $AE = k$, $CG = f$, $cD = g$, die Dicke der Linse außer Acht zu lassen, $SD = SA$, welches bei der sehr geringen Differenz der Strahlen wohl angenommen werden darf.

Dann folgt: $\frac{SD}{Sc} = \frac{\text{Sin } DcC}{\text{Sin } SDc}$

$$\frac{cE}{DE} = \frac{\text{Sin } cDE}{\text{Sin } DcE};$$

$$n = \frac{\text{Sin } SDc}{\text{Sin } EDc}, \text{ mithin}$$

$$\frac{SD.\,cE.\,n}{Sc.\,DE} = \frac{\text{Sin } DcC.\,\text{Sin } cDE.\,\text{Sin } SDc}{\text{Sin } SDc.\,\text{Sin } DcE.\,\text{Sin } EDc} = 1,$$

weil $\text{Sin } DcC = \text{Sin } DcE$ und $SD.\,cE.\,n = Sc.\,DE$, d. i. $a(k-g)n = (a+g)k$, $k = \frac{ang}{an-a-g}$ (1)

Ebenso: $\frac{GE}{CE} = \frac{\text{Sin } GCE}{\text{Sin } CGE}$, $\frac{CF}{GF} = \frac{\text{Sin } CGF}{\text{Sin } GCF}$

$\frac{1}{n} = \frac{\text{Sin } CGE}{\text{Sin } CGF}$, daher durch Multiplikation

$$\frac{CE.\,CF}{CE.\,CF.\,n} = \frac{\text{Sin } GCE.\,\text{Sin } CGF.\,\text{Sin } CGE}{\text{Sin } CGE.\,\text{Sin } GCF.\,\text{Sin } CGF} = 1,$$

oder $GE.\,CF = CE.\,GF.\,n$ und $k(f+\alpha) = \alpha(f+k)\,n$ und $k = \frac{\alpha n f}{f+\alpha-an}$ (2), mithin aus (1) und (2) $\frac{ang}{an-a-g} = \frac{\alpha n f}{f+\alpha-an}$ oder

$a\alpha\,[(n-1)\,g + (n-1)\,f] = fg\,(a+\alpha)$ und

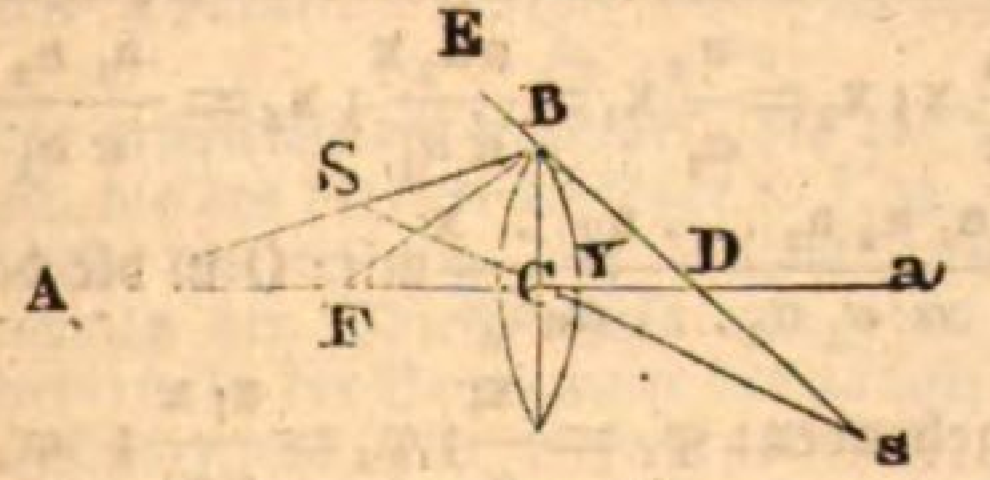
$(n-1)\left(\frac{1}{F} + \frac{1}{g}\right) - \frac{1}{a} = \frac{1}{\alpha}$. ($\psi$). Das ist die allgemeinste dioptrische Formel für Linsengläser und deren Wirkung. Aus dieser Formel lassen sich nun die Brechungsgesetze für Strahlen, die nahe an der Axe die Linsen treffen, leicht bestimmen.

Es liege der Ausgangspunkt des Lichtstrahles 1) unendlich entfernt, oder es sey $a = \infty$, so folgt

aus (ψ): $\frac{1}{\alpha}=(n-1)\left(\frac{1}{f}+\frac{1}{g}\right)$, d. i. Strahlen, die aus ungemein weiten Fernen herkommen, od. die parallel auf ein Linsenglas auffallen, vereinigen sich in einem Punkt hinter der Linse. Man heißt diesen Punkt **Brennpunkt** (focus), seine Entfernung von der Linse **Brennweite**. Nennt man letztere: p, so wird eben: $\frac{1}{p}=(n-1)\left(\frac{1}{f}+\frac{1}{g}\right)$ u. aus (ψ) folgt weiter: $\frac{1}{p}-\frac{1}{a}=\frac{1}{\alpha}$ oder: $\alpha=\frac{ap}{a-p}$. — 2) Wird a kleiner u. kleiner, so wächst dagegen das α, d. h. je näher der leuchtende Punkt an die Linse rückt, oder je divergirender die Strahlen auffallen, desto weniger konvergent sind sie nach der Brechung. — 3) $a=p$ bringt: $\alpha=\infty$, d. h. befindet sich der leuchtende Punkt im Brennpunkt, so werden die Strahlen durch die Brechung parallel. — 4) Für $a<p$ wird α negativ, d. h. wenn der leuchtende Punkt innerhalb der Brennweite steht, so werden die von ihm ausgehenden Strahlen weniger konvergirend. — 5) Ist endlich α selbst negativ, so ist: $\frac{1}{p}+\frac{1}{a}=\frac{1}{\alpha}$, d. h. konvergirend auffallende Strahlen werden durch eine Konvexlinse noch mehr konvergirend; woraus hervorgeht, daß in den Fällen 1), 4), 5) ein Bild in der Axe des Glases entsteht.

Die oben angegebene allgemeine dioptrische Formel gilt jedoch auch für einen Punkt, der zwar nicht in der Axe, aber in einer sehr geringen Entfernung von dieser liegt. Dieses zu erweisen, sey Aa (Fig. 2) die Axe des Glases, S

Fig. 2.



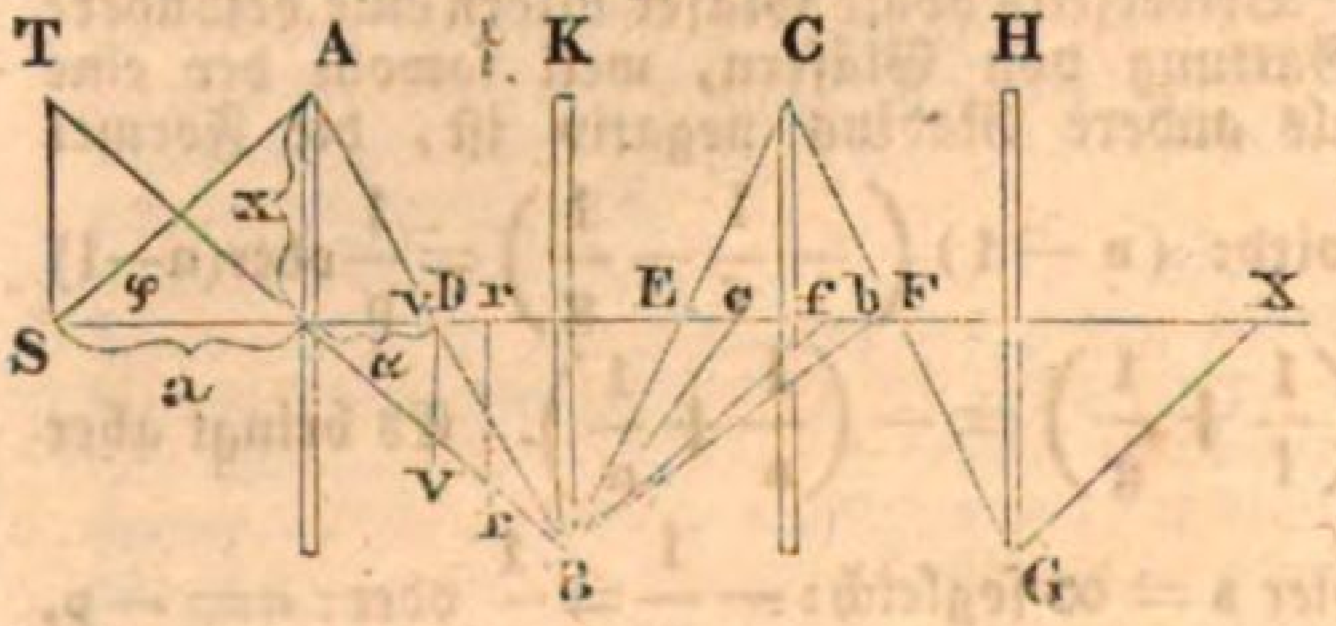
der leuchtende Punkt außer ihr, C das optische Centrum, Ss ein Strahl durch dieses, SB ein zweiter Strahl, Bs sein Weg nach der Brechung. Verlängert man BS, bis sie die Aa in A schneidet u. eben so sB bis E, so ist $BSs+BsS=BDA+BAD$, weil jede dieser Summen gleich CBA ist. Befindet sich nun S in einer sehr geringen Entfernung von der Axe, und ist CB wenig gegen Ss geneigt, so kann man die eben erwähnten Winkel ihren Sinussen proportional, BC auf SC senkrecht sich vorstellen. Diesem zufolge ist dann: $BSs=\frac{BC}{SC}$; $BsS=\frac{BC}{sC}$; $BDA=\frac{BC}{CD}$; $BAD=\frac{BC}{AC}$, daher dann $\frac{BC}{SC}+\frac{BC}{sC}=\frac{BC}{CD}+\frac{BC}{AC}$ oder: $\frac{1}{SC}+\frac{1}{sC}=\frac{1}{CD}+\frac{1}{AC}$. Wenn also der Punkt in A sich befände, so wäre dann nach dem obigen $\frac{1}{AC}+\frac{1}{CD}=\frac{1}{p}$, mithin: $\frac{1}{SC}+\frac{1}{sC}=\frac{1}{p}$; daraus folgt: Auch von einem außer, aber nahe an der Axe liegenden Punkt entsteht ein Bild, und zwar in einer durch den leuchtenden Punkt und durch das optische Centrum gezogenen geraden Linie. Für Linsen, die auf einer Seite konvex, auf der anderen eben sind, ist der Halbmesser der einen Krümmung als unendlich groß anzusehen u. wird deshalb die dioptrische Formel (ψ) bloß: $\frac{n-1}{g}=\frac{1}{p}$, woraus hervorgeht, daß die für beiderseits konvexen Linsen aufgestellte Formel auch für plankonvexe gelten muß, und die Brennweite allein einen Unterschied im Gebrauch jener Formel bedingt, welche nämlich unter übrigens gleichen Umständen bei jener kleiner, als bei dieser ist. Eben so läßt sich die genannte Formel auch leicht für konkavkonvexe Gläser umwandeln, indem man den einen Radius negativ annimmt, wodurch sie: $(n-1)\left(\frac{1}{f}-\frac{1}{g}\right)=\frac{1}{p}$ wird. Wenn $f<g$, d. h. wenn der Radius der Konvexität kleiner als der der Konkavität ist, so gehören sie unter die zwei vorigen, wirken dann als Sammelgläser, weil sie die Strahlen konvergirend machen, und heißen dann Brenngläser (s. d.).

Beiderseits hohle Gläser bilden eine besondere Gattung von Gläsern, weil sowohl der eine als andere Radius negativ ist, die Formel wird: $(n-1)\left(-\frac{1}{f}-\frac{1}{g}\right)=\frac{1}{p}$ oder $(n-1)\left(\frac{1}{f}+\frac{1}{g}\right)=-\left(\frac{1}{a}+\frac{1}{\alpha}\right)$. Es bringt aber hier $a=\infty$ sogleich: $-\frac{1}{p}=\frac{1}{\alpha}$ oder: $\alpha=-p$, d. h. alle parallel auf diese Linse fallenden Strahlen werden durch die Brechung divergirend und scheinen von einem Punkt vor der Linse herzukommen, welcher dann ebenfalls Brennpunkt, aber imaginärer, und seine Entfernung von dem Glas auch Brennweite heißt. Ist a von einem endlichen u. positiven Werth, dann bleibt α negativ, darum wird $a>\alpha$, d. h. divergirend auffallende Strahlen werden durch die Brechung noch mehr divergent. Ist dagegen a negativ, so bezeichnet dieses konvergirend auffallende Strahlen, dabei wird: $\frac{1}{a}-\frac{1}{p}=\frac{1}{\alpha}$ u. $\alpha=\frac{ap}{p-a}$. Ferner bringt: $a>p$ ein negatives, α aber divergirende Strahlen, $a=p$ aber $\alpha=\infty$, parallele Strahlen und $a<p$, wobei ein positives α kommt, abermals, aber weniger als vor der Brechung konvergirende Strahlen. Je kleiner endlich a wird, desto mehr divergiren dieselben auf der Einfallsseite. — Wenn $f=\infty$ wird, dann

kommt: $-\frac{(n-1)}{g} = -\frac{1}{p}$; die Formel paßt dann für eine plankonkave Linse, was auf dieselbe Wirkung, als bei einer beiderseits konkaven Linse hinweist. Ist f positiv, g dagegen negativ, überdies f > g, so gilt die Formel für ein konkavkonvexes Glas u. ist alsdann: $(n-1)\left(\frac{1}{f}-\frac{1}{g}\right) = \frac{1}{p}$, wobei der Halbmesser der Konvexität größer als der der Konkavität ist. Die Linse gehört zu den zwei vorhergehenden und bildet mit diesen lauter Zerstreuungslinsen. Ein außerhalb der Brennweite nahe an der Axe liegender leuchtender Gegenstand gibt von jedem Punkt ein Bild hinter der Linse in einer durch ihn und durch das optische Centrum gezogenen, geraden Linie was zu einem verkehrten Bildchen führt, und letzteres wird um so größer, je näher der Gegenstand an den Brennpunkt rückt. Befindet sich unter derselben Bedingung ein lichtgebender Gegenstand innerhalb der Brennweite einer Sammellinse, so kommt ein imaginäres Bild vor der Linse u. zwar in einer größeren Entfernung als die des Gegenstandes vom Glas. Zerstreuungslinsen dagegen geben von einem leuchtenden Gegenstand, stehe dieser außerhalb oder innerhalb der Brennweite oder gar im Brennpunkt selbst, ein aufrechtes kleineres Bild (vor der Linse) das ihr näher liegt, als der Gegenstand ist.

Sind mehre Linsengläser A, B, C, G auf dieselbe (Fig. 3) Linie, die durch ihre Mittelpunkte

Fig. 3.



geht, senkrecht gestellt und steht vor der ersten ein leuchtender in jener Axe liegender Punkt S, der Licht auf sie sendet, und ist SA der Strahl, welcher den Rand der ersten Linse trifft, somit am weitesten von der Axe abweicht, so wird derselbe nach der Brechung dieselbe in D schneiden, die zweite Linse in B treffen, so fern deren Oeffnung groß genug ist, darauf von Neuem die Axe in E schneiden, nach C gelangen und auf diese Weise alle Linsen durchlaufen. Betrachtet man nun das von einer Linse entworfene Bild als leuchtenden Gegenstand für eine folgende zweite, heißt wie oben a die Entfernung des Gegenstandes von der ersten, a_1 die des Bildes von der zweiten, a_2 die des folgenden Bildes von der folgenden Linse und behalten: α, ferner $\alpha\ \alpha_1\ \alpha_2 \ldots$, eben so p p_1 $p_2 \ldots$ die diesen Buchstaben schon beigegebenen Bedeutungen, auf die einzelnen Linsen angewendet, heißt ferner h die Entfernung der ersten Linse von der zweiten, h_1 die der zweiten von der dritten u. s. w., so ergibt sich aus der dioptrischen Formel folgende Reihe von Gleichungen:

$$\frac{1}{a}+\frac{1}{\alpha}=\frac{1}{p}, \text{ daneben: } \alpha+\alpha_1=h$$
$$\frac{1}{a_1}+\frac{1}{\alpha_1}=\frac{1}{p_1} \quad = = \quad \alpha_1+\alpha_2=h_1$$
$$\frac{1}{a_2}+\frac{1}{\alpha_2}=\frac{1}{p_2} \quad = = \quad \alpha_2+\alpha_3=h_2$$
$$\vdots \qquad \vdots \qquad \vdots \qquad\qquad \vdots \qquad \vdots \qquad \vdots$$
$$\frac{1}{a_n}+\frac{1}{\alpha_n}=\frac{1}{p_n} \quad = = \quad \alpha_{n-1}+\alpha=h_{n-1},$$

wo wir die erste Reihe von n + 1 mit M, die zweite von n Gleichung mit N bezeichnen wollen.

Um den Bildern hinreichende Helligkeit zu verschaffen, müssen die Linsen, so wie sie auf einander folgen, immer noch die Randstrahlen aufzunehmen im Stande seyn; man nennt die hierzu nöthige Weite dieser Gläser dann **Oeffnungen** wegen der **Helligkeit**. Heißt man die Radien derselben, von der ersten dem Gegenstand zunächst liegenden an, x x_1 x_2 u. s. w., bezeichnet dann mit: φ φ_1 $\varphi_2 \ldots\ldots$ die Tangenten der Winkel des Randstrahles, vor oder nach der Brechung, mit der Axe, so entsteht eine andere Reihe von Gleichungen, welche lautet:

$$\varphi=\frac{x}{a}, \text{ daneben: } \varphi_1=\frac{x}{\alpha}$$
$$\varphi_1=\frac{x_1}{a_1} \quad = = \quad \varphi_2=\frac{x_1}{\alpha_1}$$
$$\varphi_2=\frac{x_2}{a_2} \quad = = \quad \varphi_3=\frac{x_2}{\alpha_2}$$
$$\vdots \qquad \vdots \qquad\qquad \vdots \qquad \vdots$$
$$\varphi_n=\frac{x_n}{a_n} \quad = = \quad \varphi_n=\frac{x_n}{\alpha_{n-1}}.$$

Wir benennen diese Gleichung, welche sich wegen der Aehnlichkeit der Dreiecke, welche die Oeffnungen der Linsen mit dem gebrochenen Strahl und der Axe bilden, in folgende umsetzen lassen:

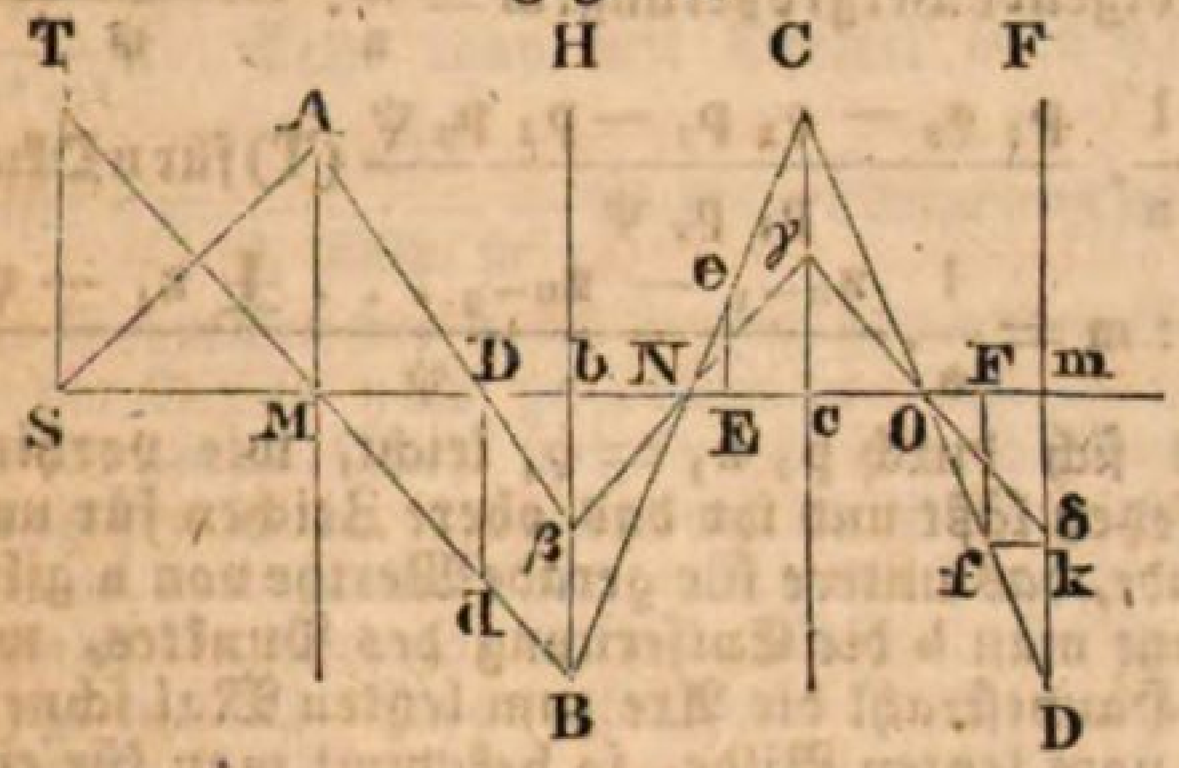
$$x_1=\frac{a_1}{\alpha}x;\ x_2=\frac{a_2}{\alpha_1}x_1=\frac{a\,a_2\,x}{\alpha\,\alpha_1};\ x_3=\frac{a_1\,a_2\,a_3\,x}{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2};$$

$$x_n=\frac{a_1\,a_2\,a_3\ldots a_n\,.\,x}{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_{n-1}}$$ mit: O u. die daraus hervorgehenden: $\varphi_1=\frac{x_1}{\alpha}$; $\varphi_2=\frac{a_1\,x}{\alpha\,\alpha_1}$; $\varphi_3 = \frac{a_1\,a_2\,x}{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_3}$; allgemein: $\varphi_n=\frac{a_1\,a_2\,a_3\ldots a_{n-1}.\,x}{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_{n-1}}$ mit: P.

Die Lokalzahlen beziehen sich also immer, von der zweiten angefangen, auf die Stelle der Linse, und nennt man die dem Gegenstand zunächst liegende Linse Objektivlinse, so geben jene Zahlen die Stelle aller Okularlinsen oder der auf jene folgenden Linsen an.

Die Größen der durch eine Reihe von Linsengläsern erzeugten Bilder lassen sich folgender Weise bestimmen. Es stelle (Fig. 4) S'T einen senkrecht auf der Axe mehrer mit einander verbundenen Konvexlinsen befindlichen Gegenstand, AM den Halbmesser der ersten, bB den der zweiten, Cc den der dritten, Dd den der vierten u. s. w. vor, ferner SA einen von dem Fußpunkt des Ob-

Fig. 4.



jektes, TM einen von der Spitze desselben ausgehenden Strahl vor, und sey ferner ∠ TMS = ψ, SM = a, so wird die Größe des Gegenstandes: atgψ kurz: aψ, jetzt sind die Dreiecke TMS und DMd ähnlich, darum: $Dd = \frac{\alpha}{a} ST = \alpha\psi$, eben so das nächste Bild: $Ee = \frac{\alpha_1}{a_1} Dd$; und $Ff = \frac{\alpha_2}{a_2} Ee$ u. s. w. Substituirt man die früheren Werthe in die folgenden, so entsteht für die Größe der nach und nach hervortretenden Bilder, und zwar für das vom:

ersten Okular: $\frac{\alpha\alpha_1}{a_1}\psi = Ee$

zweiten " $\frac{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2}{a_1\,a_2}\psi = Ff$

dritten " $\frac{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2}{a_1\,a_2\,a_3}\psi$

: :

: : "

nten Okular: $\frac{\alpha\,\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_n}{a_1\,a_2\,a_3\ldots a_n}\psi$, wobei die Lage des ersten Bildes verkehrt, die des zweiten aufrecht, die des dritten verkehrt u. s. w. erscheinen muß, wofern sich das Objekt außer der Brennweite der Objektivlinse und jedes andere Bild außerhalb der Brennweite des nächsten Okulars befindet und alle diese Ausdrücke positiv sind, während für negative das Gegentheil eintritt. Dabei ist leicht zu übersehen, daß das Auge nur dann das ganze Objekt auf einmal zu überschauen vermag, wofern die von dem äußersten Punkt T ausgehenden Strahlen durch alle Linsen gehen können.

Dieses zu erreichen, gehören bestimmte Oeffnungen der Okulare dazu, die von den oben betrachteten wesentlich verschieden sind und Oeffnungen des Gesichtsfeldes heißen. Die Helligkeit verlangt eine Oeffnung der Objektivlinse, die noch den Strahl SA aufnehmen kann, wo dann dazu die Oeffnungen bβ, Cγ, mδ verlangt werden, während die Oeffnungen des Gesichtsfeldes heller seyn müssen: Bb, Cc, Dm u. s. w. Letztere stehen mit den Brennweiten in einem bestimmten Verhältniß, sind Theile derselben. Es seyen diese Brennweiten für die einzelnen Linsen: p_1 p_2 p_3 ꝛc., dann lassen sich die nöthigen Oeffnungen als Funktion dieser durch: $z_1 p_1$; $z_2 p_2$; $z_3 p_3$ ausdrücken, wo z stets ächte Brüche bedeutet. Bezeichnet man die Winkel: bNB, COc u. s. w., unter welchen der zu T gehörige Hauptstrahl die Axe schneidet, der Reihe nach mit: ψ_1 ψ_2 ψ_3 u. s. w., so läßt sich die Lage des Hauptstrahles gegen die Axe nach der Brechung durch die Formel (ψ) finden. Es gilt nach dieser: $\frac{1}{p} = \frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a}$. Hier: $\frac{1}{p_1} = \frac{1}{Mb} + \frac{1}{bN}$; $bN = \frac{Mb.\,p}{Mb - p_1}$. Da aber: $Mb = \frac{BC}{tg\,DMd} = \frac{p_1 z_1}{tang\psi}$ und dieses genähert: $Mb = \frac{p_1 z_1}{\psi}$ ist; darum muß: $bN = \frac{p_1 z_1}{z_1 - \psi}$ seyn. Ferner kommt: $\frac{1}{p_2} = \frac{1}{Nc} + \frac{1}{cO}$, $Nc = \frac{Cc.\,Nb}{Bb} = \frac{p_1\,z_1}{z_1 - \psi}\cdot\frac{p_2\,z_2}{p_1\,z_1} = \frac{p_2 z_2}{z_1 - \psi}$, mithin $cO = \frac{z_2 p_2}{z_2 - z_1 + \psi}$ u. s. w. Setzt man die Oeffnungshalbmesser der Reihe nach oder $z_1 p_1 = \varrho_1$; $z_2 p_2 = \varrho_2$; $z_3 p_3 = \varrho_3$, so tritt sogleich folgendes Schema hervor:

für ein Okular: $\frac{z_1 p_1}{z_1 - \psi} = Nb = \alpha, = \frac{\varrho_1}{\varrho_1 - p_1\psi}$;

für zwei Okulare: $\frac{z_2 p_2}{z_2 - z_1 + \psi} = cO = \alpha_2 = \frac{\varrho_2\,p_2\,p_1}{\varrho_2\,p_1 - \varrho_1\,p_2 + p_2\,p_1\,\psi}$;

für drei Okulare: $\frac{z_3 p_3}{z_3 - z_2 + z_1 - \psi} = \frac{\varrho_3\,p_1\,p_2\,p_3}{p_1\,p_2\,\varrho_3 - p_1\,\varrho_2\,\varrho_3 + \varrho_1\,p_2\,p_3 - \psi\,p_1\,p_2\,p_3}$;

n Okulare: $\frac{z_n\,p_n}{z_n - z_{n-1} \ldots \pm z \mp \psi}$.

Wegen $tang\,\psi_1 = \frac{Bb}{Nb} = \frac{z_1 p_1}{Nb} = z_1 - \psi$ oder $\psi_1 = z_1 - \psi$ folgt auch $tang\psi_2 = Co$ oder $\psi_2 = z_2 - z_1 + \psi$ und für n Okulare: $\psi_n = z_{n-1} \ldots \pm z_{n-1} \mp \psi$, wo das obere Zeichen für einen ungeraden, das untere für einen geraden Werth gilt.

Baumgartner in seiner Naturlehre (Wien 1836) leitet neben diesen folgende Formeln für Helligkeit, Vergrößerungszahl und Kugelabweichung als die schwierigeren hieher gehörigen Aufgaben folgende Bestimmungen ab:

Die Entfernung des Bildes von (Fig. 4) dem Punkt, wo die dasselbe bildenden Strahlen die Axe schneiden, findet man aus der Aehnlichkeit der Dreiecke: NBb und NEe u. s. w., aus welchen man sogleich hat: Ee : Bb = NE : Nb oder $NE = \frac{Ee.\,Nb}{Bb}$. Aber Nb und Bb und Ee sind bereits bekannt, mithin bedarf es nur einer einfachen Substitution zur Bestimmung von NE.

Eben so geht es mit der Bestimmung von OF u. s. w. Man erhält

für das erste Okularbild: $\frac{\alpha\alpha_1}{a_1} = \frac{\psi}{z_1 - \psi} = NE$

„ „ zweite „ $\frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_2}{a_1\,a_2} \cdot \frac{\psi}{z_2 - z_1 + \psi} = OF$;

für das dritte Okularbild: $\frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_2\,\alpha_3}{a_1\,a_2}$; $\frac{\psi}{z_2 - z_1 + z - \psi}$;

für das nte Okularbild: $\frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_n}{\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_n}$; $\frac{\psi}{z_n - z_{n-1}\ldots \pm z_1 \mp \psi}$.

Die Oeffnungen der Linsen lassen sich durch die Vereinigungsweite der Strahlen und durch den Winkel ψ so ausdrücken:

$Bb = z_1\,p_1 = (\alpha + a_1)\,\psi = h\,\psi$

$CO = z_2\,p_2 = \left(\frac{\alpha\alpha_1}{a_1} - a_2\right)\psi + a_2\,z_1$

$z_n\,p_n = \left(\frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_1\ldots\alpha_{n-1}}{a_1\,a_2\ldots a_{n-1}} - a_n\right)\psi + (z_{n-1} - z_{n-2}\ldots \pm z_1)\,a_n$.

Zur Deduktion des zweiten Ausdruckes hat man $Cc : cN = Cc - Ee : cE$; $Cc = \frac{cN.\,Ee}{CN - Ee} = \frac{\frac{p_2\,z_2}{z_1 - \psi} \cdot \frac{\alpha\alpha_1\,\psi}{a_1}}{\frac{p_2\,z_2}{z_1 - \psi} - a_2} = p_2 z_2 = \left(\frac{\alpha\alpha_1}{a_1} - a_2\right)\psi + a_2\,z_1$.

Das letzte Bild erscheint meistens unter einem andern und zwar am häufigsten unter einem größeren Gesichtswinkel als der Gegenstand selbst. Der Quotient aus dem Gesichtswinkel des letzten Bildes und dem des Gegenstandes gibt die Vergrößerungszahl. Für ein Auge, das sich im optischen Mittelpunkt des Objektives befindet, erscheint der halbe Gegenstand unter dem Winkel ψ_1 und $a\psi$ ist die wahre Größe seines Bildes. Wird dieses aus der Entfernung l angesehen, so erscheint es unter dem Winkel $\frac{a\psi}{l}$, demnach ist die Vergrößerungszahl m durch: $m = \frac{l}{\;}$ gegeben. Für ein System von zwei Linsen muß sich das Auge dort befinden, wo der Hauptstrahl die Axe zum zweiten Mal schneidet. Der Winkel, unter welchem dieses geschieht, ist dann: $z_1 - \psi$, mithin die Vergrößerung der zweiten Linse: $\frac{z_1 - \psi}{\psi}$ u. die von den beiden Okularen bewirkte somit $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{z_1 - \psi}{\psi} = \frac{l}{a} \cdot \frac{\varrho_1 - p_1\,\psi}{p_1\,\psi}$. Eben so kommt die folgende Vergrößerung: $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{z_2 - z_1 + \psi}{\psi} = \frac{l}{a} \cdot \frac{p_1\,\varrho_2 - \varrho_1\,p_2 - p_1\,p_2\,\psi}{p_1\,p_2\,\psi}$ (T) für n Okulare: $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{z_{n-1} - z_{n-2}\ldots \pm z_1 - \psi}{\psi}$, was sich durch $p_1\,z_1 = \varrho_1$ leicht, wie vorhin, umsetzen läßt und wo das obere Zeichen für ungerade, das untere für gerade Werthe von n gilt. Nennt man b die Entfernung des Punktes, wo der Hauptstrahl die Axe zum letzten Mal schneidet, vom letzten Bilde, so bekommt man für ein System von:

2 Linsen: $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{\alpha\alpha_1}{a_1\,b}$

3 „ $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_2}{a_1\,a_2\,b}$

n „ $m = \frac{l}{a} \cdot \frac{\alpha\alpha_1\,\alpha_2\ldots\alpha_{n-1}\,\alpha_n}{a_1\,a_2\,a_3\ldots a_{n-1}\,b}$. (U)

Sucht man aus der Formel (T) das ψ, welches die Größe des halben Gesichtsfeldes bezeichnet, so erhält man:

$$\psi = \frac{l\,(z_{n-1} - z_{n-2} + \ldots \pm z)}{ma \pm l} \quad (V),$$

wo wieder das obere Zeichen für ein gerades, das untere für eine ungerade Anzahl von Linsen gilt, die erste mit eingerechnet. Soll nun das Auge dieses Gesichtsfeld umfassen, so muß es die Axen aller Strahlenkegel erhalten, welche von jedem Punkte des Objektes auf das Objektiv fallen, was der Fall seyn wird, wenn es sich an der Stelle befindet, wo alle Strahlen die Axe schneiden, d. h. bei zwei Linsen in N, bei dreien in O ꝛc. Die Entfernung dieser Punkte vom letzten Glase = f, mithin der Ort des Auges läßt sich leicht finden, und man hat allgemein $f = \frac{p_n\,z_n}{z_n - z_{n-1} \pm z \mp \psi}$ (X). Setzt man im Nenner den Werth, welcher sich aus (T) ergibt, so erhält man $f = \frac{p_n\,z_n}{m\,\psi}$. Durch Linsen wird nicht bloß der Gesichtswinkel, unter welchem ein Objekt erscheint, sondern auch seine Helligkeit modificirt. Kommt jeder Strahl, der von einem leuchtenden Punkte auf die erste Linse fällt, auch ins Auge, so wird die Helligkeit des letzten Bildes die mit freiem Auge in dem Verhältnisse übertreffen, in welchem das Quadrat der Oeffnung der ersten Linse zu dem der Oeffnung der Pupille steht, weil im erstern Fall der ins Auge kommende Lichtkegel die Oeffnung der ersten Linse, im letzten der Pupille zur Basis hat. Nennt man demnach die Helligkeit mit freiem Auge = 1, die mit einem Systeme von Linsen erzielte c, die Oeffnung der Pupille ω, die des Objektives x, so ist: $c = \frac{x_2}{\omega_2}$. Allein das Bild auf der Netzhaut wird m^2mal größer, wenn man durch die Linsen, als wenn man das Objekt frei ansieht und daher wird die Helligkeit in

demselben Verhältnisse kleiner, mithin ist $c = \frac{x^2}{m^2 \omega^2}$. Setzt man mit Prechtl $\omega = 0.03$, so ist: $c = \frac{x^2}{0.\ 0009.\ m^2}$ (Y). Es erübrigt nun noch, jene Gebrechen der durch Linsen gemachten Bilder der Größe nach zu bestimmen, welche von der chromatischen und sphärischen Abweichung herrühren, damit man die Bedingungen daraus abnehmen kann, unter welchen sie sich vermindern oder gar aufheben lassen. Es seyen $n\ n_1\ n_2$ die Exponenten der Brechungsverhältnisse für Strahlen von mittlerer Brechbarkeit in den einzelnen unmittelbar auf einander folgenden Linsen, von der dem Objekte zunächst gelegenen angefangen, und $dn\ dn_1\ dn_2$ die Variationen dieser Größen für die am meisten oder am wenigsten brechbaren Strahlen und es wird die Längenabweichung $d\alpha$ für die erste Linse durch den Ausdruck $d\alpha = -\frac{dn}{n-1}.\frac{\alpha^2}{p}$ bezeichnet werden. Da für die zweite Linse: $\frac{1}{a_1} + \frac{1}{\alpha_1} = \frac{1}{p_1}$ ist, so erhält man durch Differenziren $\frac{d\,p_1}{p_1^2} = \frac{da_1}{a_1^2} + \frac{d\alpha_1}{\alpha_1^2}$, weil aber: $a + \alpha = h$, mithin $da_1 = -\,d\alpha = \frac{dn}{n-1}.\frac{\alpha^2}{p}$ ist und man auch: $dp_1^2 = -\frac{dn_1}{n-1}p_1^2$ hat, so wird durch Substitution dieses Werthes in obige Gleichung die chromatische Längenabweichung für zwei Linsen $d\alpha_1 = -\left(\frac{dn}{n-1}.\frac{1}{p} + \frac{dn}{n_1-1}.\frac{\alpha_1^2}{\alpha^2 p_1}\right)\frac{\alpha^2\alpha_1^2}{\alpha_1^2}$. Auf demselben Wege findet man für drei Linsen: $d\alpha_1 = -\left(\frac{dn}{n-1}.\frac{1}{p} + \frac{dn}{n_1-1}\frac{\alpha_1^2}{\alpha^2 p_1} + \frac{dn_2}{n_2-1}.\frac{\alpha_1^2\,\alpha_2^2}{\alpha_2\,\alpha_1^2}.\frac{1}{p}\right)\frac{\alpha^2\,\alpha_1^2\,\alpha_2^2}{\alpha_1^2\,\alpha_2^2}$ u. s. w. Die Winkelabweichung erhält man, wenn man den Werth des Winkels, den der betreffende Strahl nach der Brechung mit der Axe macht, differenziirt. Heißen diese Winkel für die mittleren Strahlen nach der durch die erste, zweite, dritte u. s. w. Linse erlittenen Brechung $\varphi_1\ \varphi_2\ \varphi_3$ u. s. w., so hat man nach $\varphi_1 = \frac{x}{\alpha}$, $\varphi_2 = \frac{a_1\,x}{\alpha\,\alpha_1}$, $\varphi_3 = \frac{a_1\,a_2.\,x}{\alpha\alpha_1\,\alpha_2}$; $d\,\varphi_1 = -\frac{d\alpha}{\alpha^2}.\,x = \frac{dn}{n-1}.\frac{x}{p}$. Für 2 Linsen ist: $\frac{d\varphi_2}{\varphi_2} = \frac{da_1}{a_1} - \frac{d\alpha}{a} - \frac{d\alpha_1}{\alpha_1}$, oder weil wieder $da_1 = -\,d\alpha_1$ und da aus obiger Gleichung bekannt ist: $d\varphi_2 = \left(\frac{dn}{n-1}.\frac{1}{p} + \frac{dn_1}{n_1-1}.\frac{a_1^2}{\alpha_2}.\frac{1}{p_1}\right)\frac{\alpha x}{a_1}$. Eben so wird für drei Linsen $d\varphi_3 = \left(\frac{dn}{n-1}.\frac{1}{p} + \frac{dn_1}{n_1-1}.\frac{a_1^2}{\alpha^2}.\frac{1}{p_1} + + \frac{dn_2}{n_2-1}.\frac{a_1^2\,a_2^2}{\alpha^2\,\alpha_1^2}.\frac{1}{p_2}\right)\frac{\alpha\,\alpha_1}{a_1\,a_2}.\,x\ldots$ (Z). Bestehen alle Linsen aus einerlei Materien, so ist $n = n_1 = n_2$ u. s. w., $dn = dn_1 = dn_2$ u. s. w. und darum $d\varphi_3 = \frac{dn}{n-1}\left(\frac{1}{p} + \frac{a_1^2}{\alpha_2}.\frac{1}{p_1} + \ldots \frac{a_1^2\,a_2^2}{\alpha^2\,\alpha^2}.\frac{1}{p_2}\right)\frac{\alpha\,\alpha_1}{a_1\,a_2}.\,x$. Das Vorhergehende bezieht sich zwar unmittelbar nur auf die Abweichung eines Punktes, welcher in der Axe liegt, es läßt sich aber auch auf Punkte außer der Axe ausdehnen. Um die Wirkung der bei mehren Linsen Statt findenden Abweichung für Punkte außer der Axe deutlich einzusehen, sey TS (Fig. 5) ein vor einem Linsensysteme befindliches Objekt. Durch die erste Linse A entstehen von demselben so viele Bilder, als verschiedene brechbare Strahlen von ST ausgehen, das größte ist das rothe rr, das kleinste das violete vv. Kommt nun das Licht von jedem dieser Bilder auf die zweite Linse B, so wird der rothe von T kommende Strahl die Axe in b, der violete hingegen in c schneiden, die von mittlerer Brechbarkeit sie aber in F treffen. Da nun diese Strahlen unter verschiedenen Winkeln ins Auge kommen, so erscheinen auch die Bilder von verschiedener Größe und das Objekt erscheint mit einem farbigen Rande. Die Aenderung jenes Winkels, welche aus der Verschiedenheit des Brechungsexponenten für verschiedenfarbiges Licht hervorgeht, findet man aus den Gleichungen $\psi_1 = z - \psi$; $\psi_2 = z_1 - z + \psi$; $\psi_3 = z_2 - z_1 + z - \psi$ u. s. w., aus denen man erhält: $d\psi_1 = -\,dz$; $d\psi_2 = dz_1 - dz$; $d\psi_3 = dz_2 - dz_1 + dz$. Zur nähern Bestimmung von dz_1, dz_2 u. s. w. hat man die Gleichungen (S), aus deren erstern man erhält: $z_1\,dp_1 + p_1\,dz_1 = 0$ oder $dz_1 = -\frac{z_1.dp_1}{p_1}$. Setzt man statt $\frac{dp_1}{p_1}$ den Werth aus dem Differenziale der Gleichung $\frac{1}{p_1} = \frac{1}{\alpha_1} + \frac{1}{a_1}$, wobei man $da_1 = -\,d\alpha_1$ hat, so erhält man: $d\psi_1 = \frac{z_1\,dn_1}{n_1-1}$. Auf demselben Wege findet man:

$$d\psi_2 = \frac{z_1\,dn_1}{n_1-1} + \frac{a_2\,z_2}{\alpha_1}.\frac{dn_2}{n_2-1};\ d\psi_3 = \frac{z_1\,dn_1}{n_1-1} + \frac{a_2\,z_2}{\alpha_1}.\frac{dn_2}{n_2-1} + \frac{a_2\,a_3\,z_3}{\alpha_1\,\alpha_2}.\frac{dn_3}{n_3-1}.$$

Außer der chromatischen Abweichung findet bekanntlich auch noch eine sphärische Statt und diese läßt sich wie jene auch durch bestimmte Formeln darstellen, so bei einer einzigen Linse durch $\psi = -\frac{\mu\alpha^2\,z^2}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\xi}{a\alpha}\right)$ oder wenn man $\frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\xi}{\alpha\alpha}\right) = P$ setzt, durch $v = P\,\alpha^2\,x^2$

ausgedrückt, wo λ, μ, ξ, p, n, α, x die schon früher angenommenen Bedeutungen haben. Gelangt das Licht auf eine zweite Linse, so kann diese die Strahlen aus zwei Gründen nicht in einem Punkt zusammenbringen: 1) weil Strahlen nicht von einem einzigen Punkte ausgehend auf sie gelangen; 2) weil sie selbst eine Abweichung hervorbringt. — Für die gesammte Abweichung in der zweiten Linse, welche auf Rechnung des ersten Grundes kommt, hat man: $\frac{1}{p_1} = \frac{1}{a_1} + \frac{1}{\alpha_1}$ u. $\frac{a_1^2}{da_1} = -\frac{\alpha_1^2}{d\alpha_1}$. Aber da_1 ist die Abweichung, welche von der ersten Linse herrührt, darum ist der gesuchte Antheil der zweiten: $\frac{\alpha^2 \alpha_1^2}{a_1^2} Px^2$. Bedeutet $P_1\ \nu_1\ x_1$ in Betreff der Abweichung bei der zweiten Linse, was $P \nu x$ für die erste ist, so ist die von der zweiten aus dem zweiten oben angegebenen Grunde hergebrachte: $\nu_1 = P_1\ \alpha_1^2\ x_1^2$; aber $x_1 = \frac{a_1 x}{\alpha}$ und deswegen: $\nu_1 = \frac{a_1^2\ \alpha_1^2\ P_1 x^2}{\alpha^2}$, mithin die gesuchte Abweichung bei einem Systeme von zwei Linsen: $-\alpha_1^2\ x^2 \left(\frac{\alpha^2 P}{a_1^2} + \frac{a_1^2 P_1}{\alpha^2}\right)$; für drei Linsen wird sie: $-\alpha_2^2\ x^2 \left[\left(\frac{\alpha\alpha_1}{a_1 a_2}\right)^2 P + \left(\frac{\alpha_1 a_1}{\alpha a_2}\right)^2 P, + \left(\frac{{}_1a_2}{\alpha\alpha_1}\right)^2 P_1\right]$, woraus leicht ein allgemeines Gesetz zu entwerfen ist. Nennt man $\lambda_1\ \mu_1 \xi_1$ $\lambda_2\ \mu_2\ \xi_2$ für die zweite und dritte Linse das, was für die erste $\lambda\,\mu\,\xi$ war, so erhält man: $P = \frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\xi}{a\,\alpha}\right)$; $P_1 = \frac{\mu_1}{p_1}\left(\frac{\lambda_1}{p_1^2} + \frac{\xi_1}{a_2\,\alpha_1}\right)$; $P_2 = \frac{\mu_2}{p_2}\left(\frac{\lambda_2}{p_2^2} + \frac{\xi_2}{a_2\,\alpha_2}\right)$. Bestehen die drei Linsen aus demselben Glas, so wird $\mu = \mu_1 = \mu_2$ u. s. w. Setzt man in obige Gleichung die Werthe von (U), so wird noch die Abweichung:

für zwei Linsen:

$$-\frac{m^2\ a^2\ b^2\ x^2}{l^2}\left[P + \left(\frac{a_1}{\alpha}\right)^4 P_1\right];$$

für drei Linsen:

$$-\frac{m^2\ a^2\ b^2\ x^2}{l^2}\left[P + \left(\frac{a_1}{\alpha}\right)^4 P_1 + \left(\frac{a_1 a_2}{\alpha_1 a}\right)^4 P_2\right]$$

Der Halbmesser der Abweichung wird aber für ein System von Linsen nach dem oben gebrauchten Verfahren gefunden: man erhält für zwei Linsen:

$$R = \frac{max^3}{4l}\left(P + \left(\frac{a_1}{\alpha}\right)^4 P_1\right)$$ für drei Linsen:

$$R = \frac{max^3}{4l}\left[P + \left(\frac{a_1}{\alpha}\right)^4 P_1 + \left(\frac{a_1 a_2}{\alpha\alpha_1}\right) P_2\right]$$

allgemein für jede Anzahl Linsen:

$$R = \frac{max^3}{4l}\left(\begin{array}{l}\frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\xi}{a\alpha}\right) + \frac{\mu_1}{p_1}\left(\frac{\lambda_1}{p_1^2} + \frac{\xi_1}{a_1\,\alpha_1}\right)\frac{a_1{}^4}{\alpha^4} \\ + \frac{\mu_2}{p_2}\left(\frac{\lambda_2}{p_2^2} + \frac{\xi_2}{a_2\alpha_2}\right)\frac{\alpha_2^4\ \alpha_1{}^4}{\alpha_*{}^4\alpha_1^4} + \ldots\end{array}\right)$$

wo so viel Glieder zu nehmen sind, als man Linsen wählt. Setzt man $a = \alpha$; $\alpha = p$, ferner $\left(\frac{a_1}{p_1}\right)^2 \lambda_1 + \frac{\xi_1 a_1}{\alpha_1} = Q$; $\left(\frac{a_2}{p_2}\right)^4 \lambda_2 + \frac{\xi_2 a_2}{\alpha_2} = Q_2$ u. s. w., so wird in diesem Falle:

$$R = \frac{mx^3}{4p^4}\left\{\begin{array}{l}\mu\lambda p + \frac{\mu_1\alpha_1^2}{p_1} Q_1 + \frac{\mu_2 a_2^2}{p_2}\left(\frac{a_1}{\alpha_1}\right)^2 Q_2 \\ + \left(\frac{\mu_3 a_3^2}{\alpha_1\,\alpha_2}\right)^4 Q_3 + \ldots\ldots\end{array}\right\} \text{(B).}$$

Einfaches M. In den vorigen Formeln ist die große Grundlage für die Konstruktion der M. zu suchen. Setzt man nämlich $l = 8$ gleich der natürlichen Sehweite eines Menschen, macht α für die letzte Linse unendlich groß, wodurch die Lichtstrahlen als parallel unter sich ausfahrend gedacht werden, so sind die obigen Gesetze für M.e eingerichtet. Wegen der Nähe des Gegenstandes leidet das Objektivglas an Undeutlichkeit, indem die Abweichung in Folge der Kugelgestalt sich geltend macht, wofern die Oeffnung nur einigermaßen groß gemacht wird; auch bestimmen nicht die vom äußersten Punkt eines Bildes herkommenden Lichtstrahlen das Gesichtsfeld, sondern das auf einmal zu übersehende Stück des Objektes ist das Bestimmende. Ein einfaches M. ist eine bloße Sammellinse und hier ist die Brennweite kleiner als die natürliche Sehweite des Menschen. Jedes in den Brennpunkt eines solchen Glases gesetzte Objekt sendet parallele Strahlen ins Auge, sobald dieses hart an das Glas gehalten wird, und zwar so, als kämen diese Strahlen von einem sehr entfernten Gegenstand. Die **Vergrößerungzahl** m eines solchen Instrumentes ist daher: $m = \frac{l}{p} = \frac{8}{p}$, für ein zweizölliges Glas somit: $\frac{8}{2} = 4$; und die **Helligkeit** $c = \frac{x^2}{0{,}0009 m^2} = \frac{p^2\ x^2}{0{,}576}$. **Beispiel.** Wäre die Brennweite: 4 Zoll, Radius

$x = \frac{1}{2}$, so würde die Helligkeit dann durch die Zahl: $\frac{4}{0,576}$ ausgedrückt od. etwa durch: $\frac{4000}{576} = 6$. Den Halbmesser des Stückes zu überblicken, das man auf einmal wahrnehmen kann, sey (Fig. 5) AB die mikropische Linse, EF halbe Oeffnung derselben. Hält man das Auge nahe an das Glas, so hat der äußerste Hauptstrahl, der noch ins Auge kommt, die DCE. Würde somit der eintretende Hauptstrahl gar nicht gebrochen, so bezeichnen DG das halbe Gesichtsfeld, c die Dicke der Linse, u die halbe Oeffnung ihrer Hinterfläche, dann ist Winkel FCE nahe $= \frac{c}{u}$. Wegen der Brechung geht aber der Winkel FCE in $\frac{FCE}{n}$ über, deshalb ist der Halbmesser des auf einmal übersehbaren Stückes des Objekts: $a\psi = \frac{anc}{u} = \frac{lnc}{mu}$. Der Halbmesser der Kugelabweichung R ist im Allgemeinen: $R = \frac{max^3}{4l} \cdot \frac{\mu}{p} \left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\xi}{a\alpha}\right)$, weswegen: $\frac{l}{a} = m$ und $\alpha = \infty$ in: $R = \frac{\mu \lambda x^3}{4 p^3}$. Setzt man: $\frac{\mu \lambda x^3}{p^3} = \frac{1}{\varrho^3}$, so wird: $x = \frac{p}{\varrho}\sqrt[3]{\frac{1}{\mu\lambda}} = \frac{l}{m\varrho}\sqrt[3]{\frac{1}{\mu\lambda}}$. Der Erfahrung gemäß darf ϱ bei Mikroskopen $= 20$ seyn. Für eine Linse aus gewöhnlichem Glas ist: $n = 1,55$, somit $\mu = 0,9381$, und wenn sie gleichschenkelig: $\lambda = 1,63$, mithin: $x = \frac{0,3472}{m}$ Zoll. Für eine Saphirlinse ist $n = 1,77$, $\mu = 0,6018$, bei gleicher Konvexität von jeder Seite $\lambda = 1,95$, $x = \frac{0,3792}{m}$ Zoll. Für Diamant unter denselben Bedingungen: $n = 2,47$; $\mu = 0,283$; $\lambda = 1,519$; $x = \frac{0,530}{m}$ Zoll. Die Diamantlinse verträgt eine größere Oeffnung als die Saphirlinse und diese eine größere als die Glaslinse und bei einerlei Krümmung hat eine Diamantlinse eine stärkere Vergrößerung als die zweite und diese eine stärkere als die letztere. Es wird nämlich aus: $p = \frac{F}{2(n-1)}$ wegen der Gleichseitigkeit dieser Gläser daher für Glaslinsen $p = \frac{f}{1,1}$, für Saphir: $p = \frac{f}{1,54}$; für Diamant $p = \frac{f}{2,94}$, daher stehen deren Vergrößerungen zu einander wie: 11:15:29. — Bei einem M. aus zwei nahe an einandergestellten Gläsern fallen die von der ersten Linse gebrochenen Strahlen so auf die zweite Linse auf, als wenn sie aus dem Brennpunkt der letzteren herkämen und verlassen dieselbe fast parallel. Daher muß α negativ; $p > a_1$ $a_1 = p_1$; $\alpha_1 = \infty$, darum $m = \frac{l}{a} - \frac{\alpha}{a_1} = -\frac{l}{a} - \frac{\alpha}{p_1}$, oder, wenn man den Abstand der optischen Mittelpunkte beider Linsen von einander: δa nennt, wo dann: $a_1 = -\alpha + \delta a$ ist, so folgt: $m = -\frac{l}{a} \cdot \frac{\alpha}{(\delta a - \alpha)}$ Für das Gesichtsfeld ist weiter $z_1\ p_1 = (\alpha + a_1)\psi$ oder $a\psi = \frac{a p_1 z_1}{a_1 + \alpha}$, mithin, wenn man für α den obigen Werth setzt, der Halbmesser des Objekts: $a\psi = \frac{p_1 z_1}{\delta} = \frac{(\delta a - \alpha)}{\delta} z_1$. Der Halbmesser der Kugelabweichung ist in der Voraussetzung einer gleichen Masse für beide Linsen daher wenn man $\mu = \mu_1$ $\lambda = \lambda_1$ setzt:
$\frac{\mu max^3}{4l}\left(\frac{l}{p_3} + \frac{\xi}{p a \alpha} - \frac{l}{a^3}\right)$, oder $\frac{\mu m x^3}{4a^2 l}\left(\frac{a^3}{p^3} + \frac{\xi a^2}{p \alpha} - \frac{a^3}{\alpha^3}\right)$, oder $\frac{a}{p} = R$; $\frac{a}{\alpha} = -S$ genommen, kommt hieraus $\frac{\mu R x^3}{4 a^2 l}(R^3 - \xi RS + S^3)$. Der Werth eines Minimums erscheint, wenn:
$3R^2 dR - \xi(RdS + SdR) + 3S^2 dS = 0$ ist; da aber $\frac{1}{p} = \frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}$; $\frac{a}{p} - \frac{a}{\alpha} = 1$; $R + S = 1$ und $dR = -dS$, so wird weiter: $3R^2 - \xi(R - S) - 3S^2 = 0$, welcher Gleichung $S = R\ \frac{1}{2}$; $R = \frac{1}{2}$ entspricht. Man hat somit eine kleinste Kugelabweichung für: $\frac{a}{p} = \frac{1}{2}$; $\frac{a}{\alpha} = -\frac{1}{2}$, deshalb: $= -2a$; $p = 2a$; $a_1 = (2 + \delta)a$; $p_1 = (2 + \delta)a$ und dazu eine Vergrößerung: $m = -\frac{2l}{(2+\delta)a}$ und einen Halbmesser des sichtbaren Objekts für $z_1 = \frac{1}{5}$, welcher durch: $a\psi = \left(\frac{2+\delta}{5\delta}\right)a = \frac{2l}{5\delta m}$ ausgedrückt ist. Setzt man diese gefundenen Werthe von $\frac{a}{p}$; $\frac{a}{\alpha}$ in dem Ausdruck des Halbmessers der Kugelabweichung ein, so erhält man dafür $\frac{2\mu\lambda(1-\xi)m^3x^3}{8l^3}$, und wählt man hierfür, als Zeichen: $\frac{1}{4\varrho^3}$, sucht daraus x, so findet man sogleich $x = \frac{l}{m\varrho}\sqrt[3]{\frac{1}{(\mu\lambda(l-\xi))}}$. Für die einfache Linse fanden wir: $x = \frac{l}{m\varrho}$

$\sqrt[3]{\frac{1}{\mu\lambda}}$, und daher ist in diesem Fall x in dem Verhältniß: $\sqrt[3]{\frac{1}{1-\xi)}}$: 1 größer als im vorigen Fall. Für $n = 1{,}55$ ist aber $\xi = \frac{0{,}2326}{1}$, mithin die Oeffnung einer Doppellinse: in dem Verhältniß von 1,74:1 größer als die einer einfachen.

Die gewöhnlichen zusammengesetzten M.e sind wie die astronomischen Fernröhre gebaut; sie haben, wie diese, ein konvexes, aber mikroskopisches Objektiv und ein, zwei oder gar drei konvexe Okulare. Die Brechung eines solchen Ms., welches aus einem Objektive und einem gleichseitigen Okulare besteht, zwischen welche das reelle Bild des Objektes fällt, ist sehr einfach u. folgende: Man hat Vergrößerungszahl: $m = \frac{1}{a} \cdot \frac{\alpha}{p_1}$; für das Gesichtsfeld: $a\,\psi = \frac{1\,z_1}{m\,a + 1}$; für den Ort des Auges: $f = \frac{1}{a} \cdot \frac{z_1\,p_1}{m\,\psi} = \frac{m\,a + 1}{a} \cdot \frac{p_1}{m}$; für die Entfernung des Objekts von dem Objektiv oder $a = \left(1 + \frac{1}{m\,p}\right)p$; welcher letzte Werth aus $\frac{a}{p} = 1 + \frac{a}{\alpha} = 1 + \frac{1}{m\,p_1}$ kommt. Um die halbe Oeffnung des Objektives zu finden, setze man m sehr groß, so daß $a = p$; $\alpha = \infty$ wird, setze $\lambda = 1$, so kommt für den Halbmesser der Kugelabweichung: $\frac{\mu\,m\,x^3}{4\,1\,p^2}$. Setzt man dieses $= \frac{1}{4\varrho^3}$, so kommt weiter $x = \sqrt[3]{\left(\frac{1\,p^2}{\mu\,m\,\varrho^3}\right)}$; für $1 = 8$; $n - 1{,}55_1$, $\mu = 0{,}9381$, $p = \frac{1}{2}$, $\varrho = 20$; $x = \frac{1}{\sqrt[3]{(3752\,m)}}$.

Für ein solches M. von zwei Okularen gilt somit: $m = \frac{1}{a} \cdot \frac{\alpha\,\alpha_1}{a_1\,a_2}$; $p_1\,z_1 = (\alpha + a)\,\psi$; $p_2\,z_2 = \left(\frac{\alpha\,\alpha_1}{a_1} - a_2\right)\psi + a_2\,z_1$; $z_1 + [z_2 \frac{a_2}{\alpha_1} = 0$; als Gleichung für die Vergrößerungszahl, die Oeffnung des ersten u. zweiten Okulares u. die Farbenlosigkeit der Bilder. Von den Buchstaben sind: $\alpha\,\alpha\,\alpha_1\,a_2\,z_1$, positiv dagegen $a_1\,z_2$ negativ. Nimmt man somit: $\frac{\alpha}{a_1} = -A$; $\frac{\alpha_1}{a_2} = B$; $z_2 = -z$; $z_1 = v\,z$, so gewinnt man aus den vorigen Gleichungen:

$m = \frac{1}{a} \cdot AB$; $\frac{v\,z\,p_1}{a_1} = -(A - 1)\,\psi$; $z = (AB + 1)\,\psi - v\,z_1$; $v = \frac{1}{B}$. Aus der zweiten Gleichung wird: $\psi = \frac{z\,(1 + v)}{AB + 1}$, woraus erhellt, daß man, um ein großes Gesichtsfeld zu erzielen, $v = 1$ setzen müsse, woraus aber weiter folgt: $B = 1$; $\alpha_1 = a_2 = p_2$, darum: $m = \frac{1}{a}A$; $\psi = \frac{2z}{A + 1}$; $\frac{p_1}{a_1} = -\frac{2\,(A - 1)}{A + 1}$.

Da A sehr groß ist, so wird: $\frac{p_1}{a_1}$ nahe $= -2$; $p_1 = -2a_1$. Man kann diese Gleichung als streng gültig ansehen, weil durch ihre Annahme nur das Gesichtsfeld etwas kleiner wird, wie der Werth von ψ zeigt. Aus $p_1 = -2a_1$ folgt mittelst Gleichung: $\alpha_1 = \frac{a_1\,p_1}{a_1 - p_1}$ unmittelbar $\alpha_1 = p_2 = \frac{1}{3}\,p_1$, woraus man sieht, daß die Brennweite der Kollektivlinse $\frac{1}{3}$ der Brennweite des Okulars seyn muß.

Um die Entfernung des Objektes von der Objektivlinse zu finden, hat man: $\frac{a}{p} = 1 + \frac{a}{\alpha}$; aber wegen: $\alpha = -a_1\,A = \frac{1}{2}\,Ap_1$; $a = \frac{1A}{m}$, mithin $\frac{a}{\alpha} = \frac{21}{mp_1}$ und $\frac{a}{p} = 1 + \frac{21}{mp_1}$, daraus: $a = \frac{mp_1 + 21}{mp_1} \cdot p = p + \frac{21}{m} \cdot \frac{p}{p_1}$. Die Entfernung des Objektives von der Kollektivlinse ist: $\alpha + a_1 = \frac{1}{2}\left(\frac{ma}{1} - 1\right)p_1$. Die Entfernung der Kollektiv- von der Okularlinse: $\alpha_1 + a_2 = 2p_2 = \frac{2}{3}\,p_1$.

Aus $\psi = \frac{2z}{A + 1} = \frac{21z}{ma + 1}$ wird der Halbmesser des sichtbaren Objektes: $\frac{2zal}{ma + 1}$; der Ort des Auges dagegen durch: $\frac{1}{a} \cdot \frac{z_2 p_2}{m\psi} = \frac{ma + 1}{2ma} \cdot p$ bestimmt (Baumgartner, Die Naturl. nach ihrem gegenwärt. Zustand, Wien 1845).

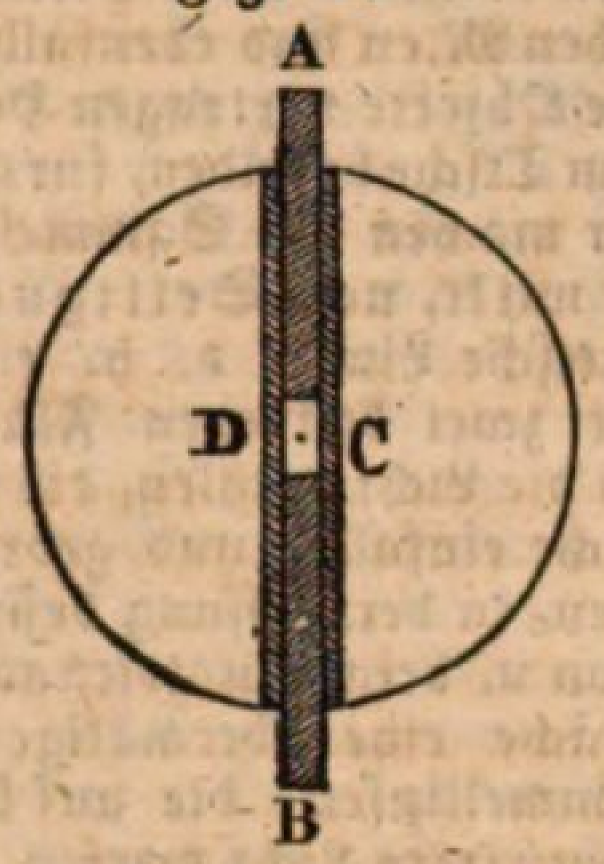
Einrichtung der M.e. Die einfachsten M.e, Loupen genannt, sind weiter nichts als Konvergläser und bedürfen zum bequemen Gebrauche nur einer Fassung von Holz, Horn, Elfenbein, auch wohl, doch seltener, von Metall gearbeitet. Solche Instrumente sind in der Regel gleichseitig, für schärfere Beobachter plankonvex, oder mit Konvexitäten versehen, deren Radien sich wie 1:6 verhalten, wo dann die konvexere Seite dem Objekt zugewendet wird.

Außer dieser einfachen Geräthschaft verfertigt man auch M.e von zwei sich berührenden Konverlinsen, um dadurch eine dreifache Weise der Vergrößerung hervorzurufen, welche aber mit Hornfassungen durch ein Charnier verbunden sind und in eine Gehäuskapsel oder Deckelvorrichtung zu gleicher Zeit geschoben werden können. Damit die Gläser sich nicht gegenseitig drücken, trennt man sie durch eine Scheidewand von Metall oder eine Hornplatte, um sie von einander zu halten. Plössl in Wien erwarb sich durch seine achromatischen Loupen einen Namen, und wirklich bringen diese auch überraschende Wirkungen hervor. Häufig setzt man, um eine starke Vergrößerung zu Wege zu bringen, auch wohl ein Linsenglas in eine Röhre, jedoch gewöhnlich auf Rechnung des Gesichtsfeldes; sonst gibt man den eigentlichen einfachen M.en gern eine Metallfassung, an welcher eine Spitze, eine Pincette, angebracht ist, um daran einen kleinen Gegenstand festzustellen, und bei scharfen Linsen bringt man an der Rückseite der Fassung noch einen Hohlspiegel an, der die Helligkeit durch Zuführung von Licht erhöht. Mikroskopische Linsen von einer Brennweite kleiner als 0,4 Lin. zu verfertigen, ist kaum möglich, und diese vergrößern etwa 240mal, indem hier: $m = \frac{1}{p} = 8 . 12 . {}^{10}/_{4} = 240$ wird. Eine stärkere Vergrößerung erlangt man nur durch Diamant- oder Saphirlinsen. Sehr kleine Glaskügelchen erhält man, indem man einen Glasfaden in die Stichflamme einer Weingeistlampe hält und das sich schnell bildende Glasköpfchen abbricht. Ueber die Vergrößerung solcher einfachen M.e gibt Littrow folgende Tabelle in Gehlers physikal. Lexikon; auch ist die Einrichtung der M.e mittelst eines eigenen Postamentes und Stellschrauben, um den Gegenstand der Linse näher zu bringen oder zu entfernen, bekannt genug.

Vergrößerung.	Brennweite.	Halbmesser.		Halbe Oeffnung.	Maß der Helle.
10	0,8	4,19	0,49	0,04	0,8
20	0,4	2,10	0,25	0,02	0,4
40	0,2	1,05	0,12	0,01	0,2
80	0,1	0,52	0,06	0,01	0,1
100	0,08	0,42	0,05	0,004	0,08
140	0,06	0,30	0,03	0,003	0,06

Wollaston hat einen anderen sinnreichen Vorschlag zur Verbesserung der einfachen M.e gemacht. Er stellte zwischen zwei Plankonverlinsen von derselben Größe und Gestalt ein Metallplättchen AB, das in seiner Mitte, bei C, Fig. 5, eine kreisförmige Oeffnung hatte, dessen Durchmesser nahe den fünften Theil Brennweite jeder der beiden Linsen betrug. Wenn diese Oeffnung zwischen den beiden Linsen genau centrirt war, so fand er, daß das Gesichtsfeld des so vorgerichteten M.s volle 20 Grade betrug. Brewster sucht diese Einrichtung noch dadurch zu verbessern, daß er die erwähnte centrale Oeffnung bei C mit einem Cement ausfüllt, welches dieselbe brechende Kraft hat, wie die Massen der beiden Linsen, oder, wie er meint, besser noch dadurch, daß er eine Glaskugel ringsum in einem größten Kreise gleichsam kanal-

Fig. 5.

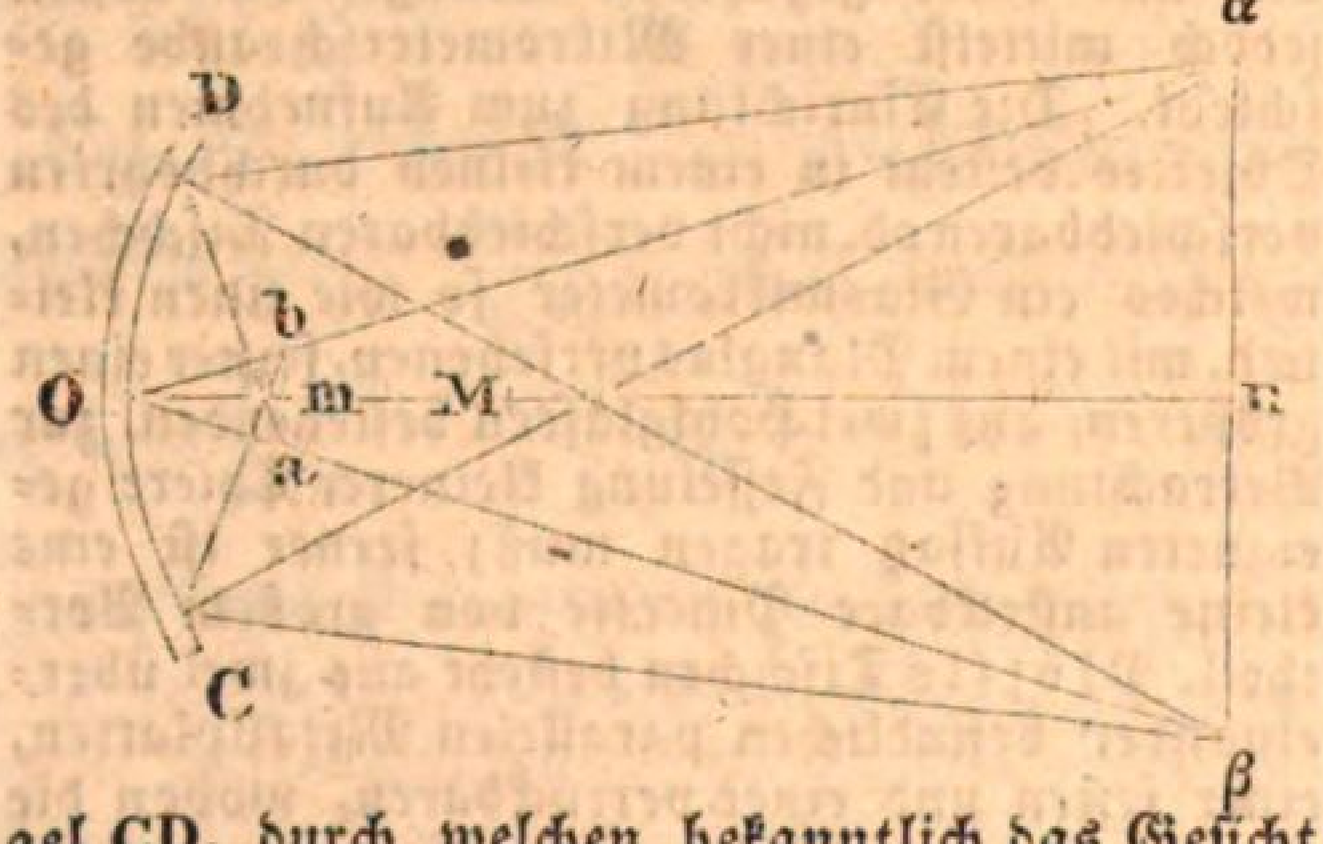


artig ausschleift, wo die Kugel die durch die Zeichnung ausgedrückte Gestalt erhalten wird, wo durch den Kanal ABCD die centrale Oeffnung der Kugel begrenzt wird, und er hält diese Form, gehörig in Granat ausgeführt, nicht nur bei einfachen, sondern selbst bei zusammengesetzten M.en für die vortheilhafteste unter allen. — Zusammengesetzte M.e erhalten eine eigene Fassung, aus einer metallenen Röhre bestehend; auch gehören dazu mehre Objektivlinsen von verschiedenen Brennweiten u. mehren Okularen, nach Fraunhofer und Plössl 6 Objektivlinsen und 2 oder gar 3 Doppelokulare. Erstere sind entweder am gehörigen Orte aufschraubbar, wie das Objektiv eines Fernrohres, oder sie sind in einer Scheibe befestigt, die sich um eine mit der Axe des Instrumentes parallele Axe dreht, wo also ein bloßes Umdrehen das Objektiv verändert; auch tragen solche Linsen Nummern, und zwar die schärfste die höchste, aber auch ohne diese Zeichen erkennt man bald die Schärfe der Gläser an ihrer Größe oder Kleinheit. Plössl und Amici schrauben sogar 2 — 3 Objektivlinsen zugleich ein, wo dann der Künstler anzugeben hat, welche der vorhandenen Gläser zu verbinden sind, und die man dann aplanatische Linsen nennt. Außerdem ist die Verrückbarkeit des Objektes oder der Röhre mit den Gläsern ganz nothwendig, und zwar letzteres mehr als das erste, was mittelst Schrauben und einer gezähnten Stange, am besten jedoch mittelst einer Mikrometerschraube geschieht. Die Einrichtung zum Aufnehmen des Objektes besteht in einem kleinen durchbohrten verschiebbaren od. nicht verschiebbaren Tischchen, welches ein Glasmikrometer so wie einen kleinen, mit einem Planglas versehenen, ferner einen größeren, aus zwei Hohlgläsern bestehenden, zur Betrachtung und Fesselung kleinerer Thiere geeigneten Aufsatz tragen muß; ferner ist eine kleine ansteckbare Pincette von großem Vortheil. Plössls Tischchen besteht aus zwei übereinander befindlichen parallelen Metallplatten, einer festen und einer verrückbaren, wovon die obere nach zwei Richtungen, die unter rechten Winkeln zu einander stehen, verstellbar ist, welche zwei Bewegungen zur Erzeugung jeder möglichen Bewegung in der horizontalen Ebene vollkommen hinreichen. Auf dieser Platte befindet sich ferner noch ein gabelförmiges Stück, das durch eine Spiralfeder an die Platte angedrückt wird und mittelst eines Fingerdruckes leicht ge-

hoben werden kann. — Die Beleuchtungsapparate bei solchen M.en sind ebenfalls sehr wichtig. Durchsichtige Objekte vertragen Hohlspiegel, die sich unter dem Tische befinden, für undurchsichtige Objekte aber machen sich Sammelgläser nöthig. Noch stärker wirkt, nach Selligue's Vorschlag, eine prismatische Linse, d. h. ein dreiseitiges Prisma mit zwei konvexen Flächen, welches bewirkt, daß die Lichtstrahlen, die durch die erste konvexe Fläche einfallen und gebrochen werden, an der planen, in der Fassung befindlichen Seite eine Reflexion u. beim Austritt aus der zweiten konvexen Fläche eine abermalige Brechung erleiden. Sammellinsen, die auf Beleuchtungsspiegel koncentrirtes Licht werfen, thun erfreulich gute Dienste, sowohl bei gewöhnlichem Tageslicht als gewöhnlichem Lampenlicht. Das Gestell eines M.es muß dem Instrumente die nöthige Festigkeit verleihen, darum muß dasselbe auch gehörig dauerhaft gearbeitet und mit etwas Gewicht, z. B. einer Bleischeibe, als Fuß, versehen seyn, um einen ruhigen sichern Stand zu gewinnen.

Die geschätztesten M.e zusammengesetzterer Art sind aber bis jetzt: das Spiegel-M. oder katoptrische M., das Sonnen- und Lampen-M. — Nach Erfindung der Spiegelfernröhre dachte man nämlich darauf, auch bei Vergrößerungsgläsern, um die Farbenzerstreuung zu umgehen, Spiegel anzubringen, und zwar auf Newtons Rath hin, der an das Beseitigen der Farbenzerstreuung bei dioptrischen Fernröhren und M.en nicht glauben konnte, da die Theorie noch nicht entschieden hatte, ob überhaupt ein paralleles Nebeneinanderhingehen der gebrochenen farbigen Strahlen durch Anwendung verschiedener Glasarten zu ermöglichen sey, und deshalb zur Anwendung von Spiegeln rieth. Neuerer Zeit kam man theilweise von den Spiegeln zurück, da die Glasbereitung und das Glasschleifen Hand in Hand so große Fortschritte gemacht hat. Das einfachste Spiegelmikroskop beschreibt Littrow in seiner Dioptrik folgender Weise (Fig. 6). Es ist ein Hohlspie-

Fig. 6.

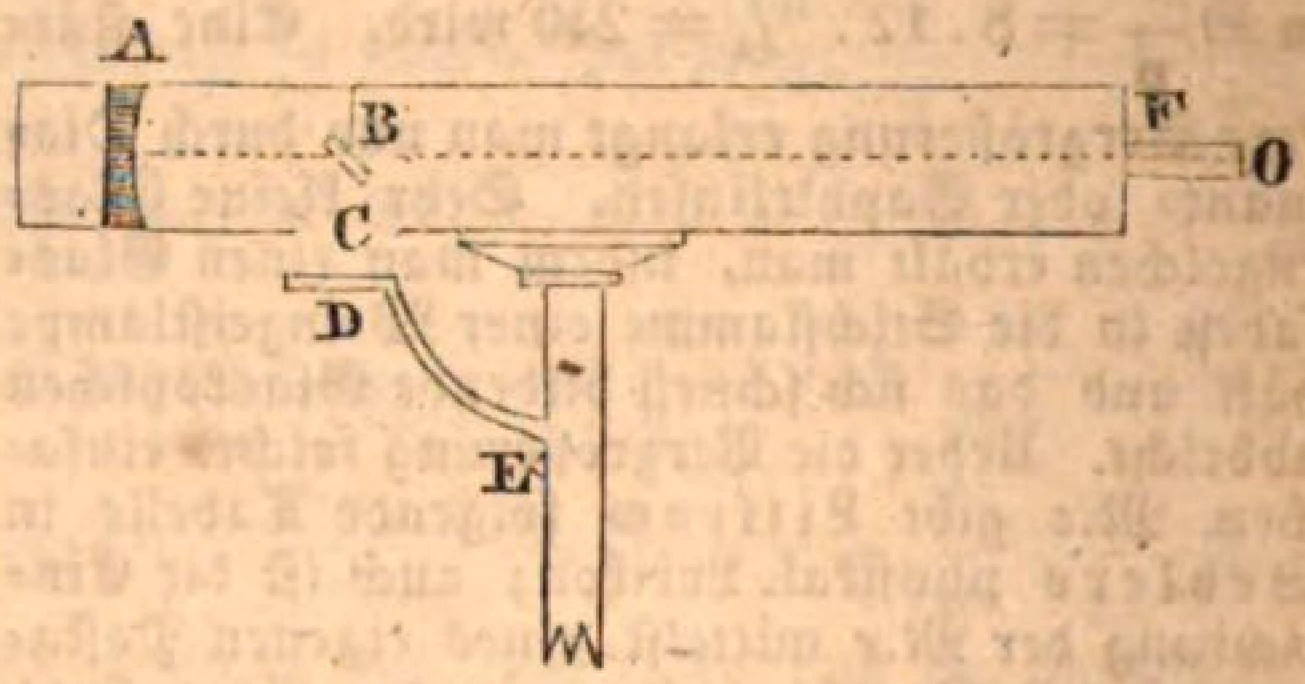


gel CD, durch welchen bekanntlich das Gesicht des in den Spiegel schauenden Beobachters immer vergrößert wird, wenn derselbe näher bei dem Spiegel steht, als die Brennweite desselben beträgt. Bringt man einen kleinen Gegenstand ab innerhalb der Brennweite eines stark konkaven Hohlspiegels, so wird sich das Bild desselben sehr vergrößert in αβ darstellen, und zwar so oft im Durchmesser vergrößert, als die Distanz Om des Objekts in der Distanz On des Bildes enthalten ist. Sind nämlich wieder a und α die beiden zusammengehörenden Vereinigungsweiten der Lichtstrahlen vor und nach der Reflexion, so hat man für alle Erscheinungen, welche ein Spiegel darbietet, dessen Brennweite p ist, dieselbe Gleichung:

$$\frac{1}{p} = \frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha},$$

die wir schon oben für die gebrochenen Strahlen gefunden haben. Wenn man also die von dem Spiegel CD reflektirten Strahlen auffängt, so wird man auf dieser Tafel das vergrößerte Bild αβ des Gegenstandes ab mit freien Augen erblicken. Wenn man aber dieses Bild, statt mit dem unbewaffneten Auge, durch eine konvexe Linse betrachtet, so wird dasselbe noch bedeutend größer und schärfer erscheinen und man wird ein zusammengesetztes Spiegelmikroskop haben. Diese sind, seit Newtons Zeiten, auf mannichfaltige Weise eingerichtet worden. Die neueste und auch wohl vorzüglichste dieser Einrichtungen ist die des Professor Amici in Modena. Man sieht sie nach ihren Hauptbestandtheilen in der Zeichnung dargestellt. Dieses Spiegel-

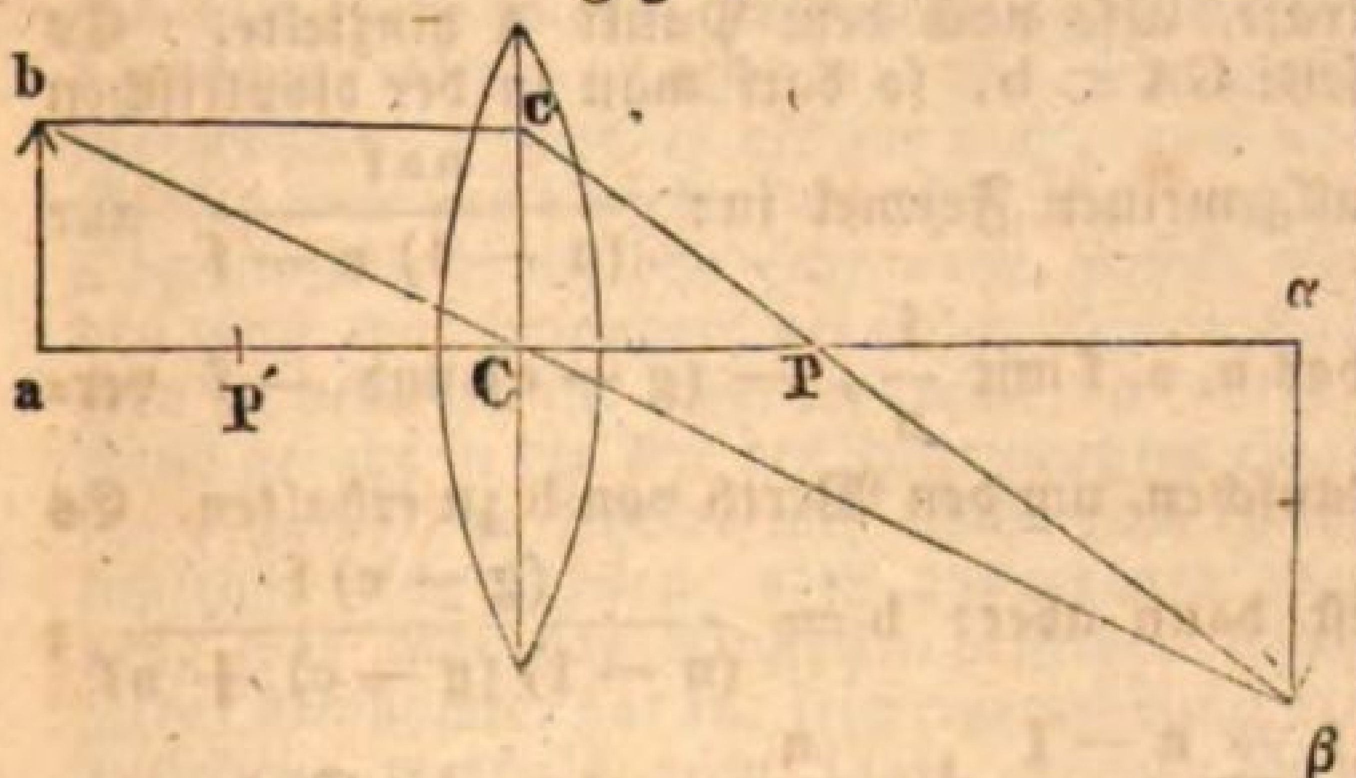
Fig. 7.



mikroskop besteht nämlich aus einem größeren hohlen Metallspiegel A, einem kleinen Planspiegel B, und aus einer bikonvexen Okularlinse F, alle drei in einem Rohre befestigt, das dem Planspiegel gegenüber eine Seitenöffnung C hat, durch welche das Licht von dem auf dem Objekttische D liegenden Gegenstande auf den Planspiegel B, von da auf den Hohlspiegel A und von diesem endlich auf das Okular F reflektirt wird; von welchem es, in dem Punkte O gebrochen, in das Auge des Beobachters gelangt. Die Axe des Hohlspiegels fällt mit der Axe der Okularlinse in ein und dieselbe Linie zusammen, und der kleine Planspiegel ist gegen diese Axe um 45 Grade geneigt. Zur Beleuchtung des Gegenstandes auf dem Objekttische D sind mehre Spiegel seitwärts dieses Tisches oder für diaphane Gegenstände auch unter dem Tische angebracht. Amici hat mehren dieser Hohlspiegel eine elliptische Krümmung gegeben, da man sich sonst schon mit einer sphärischen zu begnügen suchte. Seine Instrumente stellen die Gegenstände ohne Farbenzerstreuung und sehr scharf dar; sie geben überdies eine sehr starke Vergrößerung, aber dafür wenig Lichtstärke. Goring in England hat dieses Instrument noch in manchen Theilen zu verbessern gesucht. Seine Planspiegel sind viel kleiner als die von Amici,

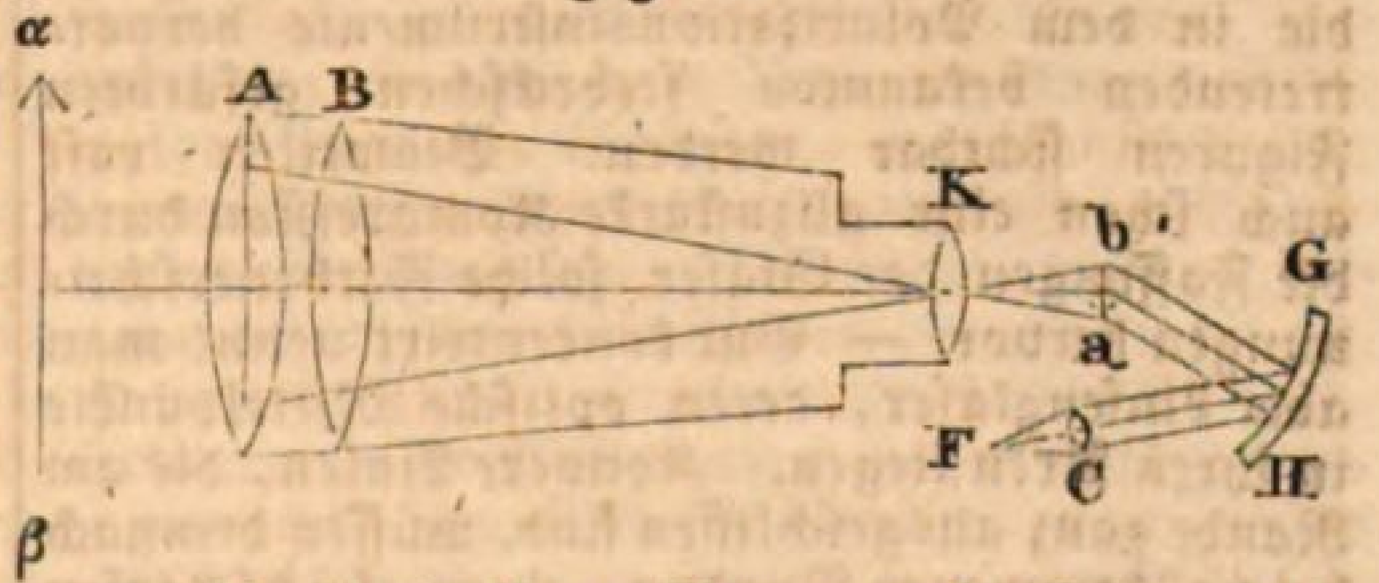
und auch seine Hohlspiegel haben eine viel geringere Brennweite von 1 bis 0,3 Zoll; bei einer Oeffnung von nur 0,3 Zoll Durchmesser. Der Optiker Guthbert verfertigte unter Gorings Leitung sehr kleine, elliptische Hohlspiegelchen, die vorzügliche gute Wirkung haben sollen. Sie haben einen halben Zoll Brennweite und eben so viel Oeffnung; ja, selbst elliptische Spiegel von $^3/_{10}$ Brennweite und Oeffnung sollen noch recht gute Dienste leisten. Das Sonnenmikroskop wurde früher vorzugsweise gebraucht, um sehr große Vergrößerungen hervorzubringen. Gewöhnlich wendet man es nur für durchsichtige Gegenstände an, da es die undurchsichtigen minder vortheilhaft darstellt. Man pflegt es auch für größere Gegenstände einzurichten, um z. B. eine Biene, eine Spinne u. dgl. ganz und in allen Theilen auf einmal zu übersehen, in welchem Falle man es auch wohl Megaskop zu nennen pflegt. In den neueren Zeiten wird das Sonnenmikroskop den oben angeführten, und mit Recht, nachgesetzt, daher man dieselben mehr zu optischen Unterhaltungen, als zu rein wissenschaftlichen Zwecken zu gebrauchen pflegt. Aus diesem Grunde wird eine kurzgefaßte Erklärung dieses und auch des ihm ähnlichen Lampenmikroskopes hier genügend erscheinen. Die Wirkung des Sonnenmikroskopes beruht auf der Erscheinung, die wir oben dargestellt haben. Wenn man nämlich den Gegenstand ab (Fig. 8) näher an den Brennpunkt

Fig. 8.



p′ der bikonvexen Linse C rückt, so entfernt sich das Bild $\alpha\beta$ von der Linse u. wird zugleich größer, und wenn man keine große Schärfe in der Begrenzung dieses Bildes sucht, so kann man die Vergrößerung desselben so weit treiben, als man eben will. Bringt man daher in dem Fensterladen eines verfinsterten Zimmers eine kleine Oeffnung und in derselben eine konvexe Glaslinse an, so kann man einen kleinen Gegenstand etwas weniges außer der Brennweite p′ dieser Linse, z. B. in a befestigen und dann, auf der andern Seite der Linse, in dem finstern Zimmer, den Gegenstand sehr vergrößert auf einer weißen Tafel erblicken. Aber das Licht dieses Bildes wird offenbar desto schwächer seyn, je mehr das Bild selbst vergrößert wird, so daß man daher vor Allem für eine recht starke Erleuchtung des vor der Linse stehenden Gegenstandes ab Sorge tragen muß. Die bloße Beleuchtung durch die Sonnenstrahlen genügt hier nicht, sondern man muß ihn beinahe in den Brennpunkt einer andern konvexen Linse oder eines Hohlspiegels bringen. Die Vergrößerung des Bildes ist gleich dem Quotienten $\frac{Ca}{C\alpha}$, d. h. sehr nahe gleich der Entfernung des Bildes vor der Linse, dividirt durch die Brennweite der Linse C. Auch kann man diese aus den erwähnten beiden Linsen bestehende Vorrichtung in einem Rohre oder in einem Kasten aufstellen, wie die Zeichnung angibt, wo ab der kleine Gegenstand ist, der sehr nahe in dem Brennpunkte der sehr stark konvexen, also mit einer kleinen Brennweite versehenen Linse B steht. Ein beweglicher Planspiegel C sendet das auf ihn fallende Sonnenlicht auf eine zweite Linse A von größerer Brennweite, welche ebenfalls so gestellt wird, daß der Gegenstand ab nicht fern von dem Brennpunkte der Linse A steht, und daß daher das von dem Planspiegel kommende Licht, durch diese Linse sehr koncentrirt, auf den Gegenstand ab fällt, wodurch derselbe sehr stark erleuchtet wird und sonach ein lebhafter beleuchtetes Bild $\alpha\beta$ auf der Tafel geben kann, die jenseit der ersten Linse B aufgestellt ist. Ein solches Sonnenmikroskop hat die Bequemlichkeit, daß mehre Personen zugleich das Bild sehen können, daß die Vergrößerung des Bildes sehr weit getrieben werden und daß man auch sehr leicht eine Zeichnung des Bildes entwerfen kann. Aber es hat nie die Deutlichkeit u. die scharfe Begrenzung eines M.s der früheren Art, wie sie von Fraunhofer, Amici, Plößl, Schiek oder englischen Künstlern nachgemacht werden, und dieser Uebelstand wird desto bedeutender, je stärker die Vergrößerung ist. Das Lampenmikroskop ist von dem Sonnenmikroskope wesentlich nur darin verschieden, daß es, statt von der Sonne, von dem Lichte einer Lampe erleuchtet wird. Die sehr (Fig. 9) konvexe Linse C erhält von der

Fig. 9.



Lampe F, die in ihrem Brennpunkte steht, das Licht und wirft es in unter sich parallelen Strahlen auf den Hohlspiegel GH, der so geneigt ist, daß er das so erhaltene Licht auf den Gegenstand ab schickt und ihn dadurch stark beleuchtet. Von da gelangen die Lichtstrahlen auf die sehr konvexe Linse K, von wo sie konvergirend auf zwei neben einander stehende konvexe Linsen B und A auffallen, welche die Stelle einer einzigen sehr konvexen Linse vertreten und dann, nach dem Durchgange durch diese Linsen, das verkehrte und zugleich sehr vergrößerte Bild $\alpha\beta$ auf einer Tafel entwerfen. — Stahlplatte No. 294 zeigt in Fig. 28 ein Heliostat, OP ist der vor das Fenster zu stehen kommende Spiegel, AG eine das Bildchen auf die Platte M werfende Röhre mit Linsen bei B und G; Fig. 29 eine an G anzusetzende Röhre, um andere u. andere Gegenstände bequem

betrachten zu können. — Fig. 26 stellt ein M. auf einem Stativ vor, t das oben erwähnte Tischchen zum Auflegen der zu betrachtenden Dinge, k einen lichtsendenden Spiegel, um von unten Gegenstände zu beleuchten. Fig. 30, abermals ein Spiegelmikroskop, sammt Darstellung der inneren Einrichtung desselben; B ist Spiegel, H Oeffnung für die achromatische Sammellinse. Das Bild wird von den Augen bei V und W in T betrachtet. Der Spiegel ist durch die Stange ED verschiebbar, die Röhre Pq ausziehbar; das Uebrige durch die bereits gegebene Beschreibung der Einrichtung solcher Instrumente leicht begreiflich. Die Güte eines solchen Apparates hängt aber hauptsächlich von den Gläsern ab. Sind diese nicht von Streifen, Glasbläschen, Wellen frei, gut koncentrirt, der Gestalt nach von einer vollkommen kugelförmigen Krümmung, so thun sie ihre Dienste nicht, geben undeutliche, verzerrte, schlecht erleuchtete Bilder. Große Linsen sind selten ganz blasenfrei, und kleine Linsen sind wegen der ihnen zu gebenden kugelförmigen Krümmung schwer zu schleifen. Die Wellen in den Gläsern entstehen aber beim Schmelzen des Glases, wenn die Masse ungleich erwärmt und ungleichförmig gemengt wurde; sie zeigen sich als verwaschene Striche, Streifen in den Linsengläsern und sind der Deutlichkeit der Bilder äußerst hinderlich, zumal wenn sie um die Axe des Glases herum sich befinden. Sonst sieht man sie beim Flintglas häufiger als beim Crownglas. Oft gehören scharfe, ja, bewaffnete Augen dazu, diese Gebrechen der Gläser wahrzunehmen, jedoch auch jede Kerzenflamme, gegen welche man die Gläser hält, läßt sie oft bald erkennen, denn solche Wellen bringen farbige Erscheinungen um die Flamme hervor. — Gleichförmig dichtes Glas zeigt in polarisirtem Licht keine Spur einer Färbung, während bei ungleichförmiger Dichtigkeit gleich die in dem Polarisationsinstrumente hervortretenden bekannten seebeckschen gefärbten Figuren sichtbar werden. Bisweilen ruft auch schon eine allzustarke Kompression durch die Fassungen der Gläser solche Farbenerscheinungen hervor. — Gut koncentrirt nennt man aber Linsengläser, deren optische Mittelpunkte in ihren Axen liegen. Konvexe Linsen, die am Rande ganz ausgeschliffen sind, müssen demnach bei vollkommener Rundung einen gleichscharfen Rand haben, oder, wenn die Schärfe weggenommen wird, allenthalben gleich dick erscheinen. Die überall nöthige Dicke einer Linse zu messen, dazu dienen sehr empfindliche Instrumente, namentlich der Fühlhebel (s. d.). Noch gibt es ein anderes Mittel, die Centrirung einer Linse zu prüfen. Man stelle sie nämlich gegen einen weit entfernten leuchtenden Gegenstand so, daß die von beiden Flächen durch Reflexion entstandenen Bilder entweder sich decken, falls sie gleich groß sind, oder in einander fallen, wofern sie ungleich sind, merke dann den Mittelpunkt des kleineren Bildes, den man, wenn dieses überhaupt sehr klein ist, wie es stets seyn soll, leicht treffen kann, mit einem Punkt an. Darauf kehrt man die Linse um, nimmt dieselbe Operation nochmals vor, wodurch man einen zweiten Punkt bekommt, und jeder dieser zwei Punkte muß der Mittelpunkt des entsprechenden kreisförmigen Umfanges der Linse seyn, wenn sie anders richtig koncentrirt ist.

Die Halbmesser der Linsen zu finden, ist zwar dem Optiker, der sie schleift, nicht schwer, aber außerdem ist diese Bestimmung schwieriger, als man oft glaubt. Boscowich schlägt zu diesem Zweck folgendes Verfahren vor. Man leite in ein dunkles Zimmer einen horizontalen Lichtstrahl mittelst des Heliostates, befestige aber an der Oeffnung im Fenster ein Blatt feines weißes Papier, über dieses ein zartes Haar. Ist nun die Linse eine Hohllinse, so halte man sie in den Lichtstrahl, nähere sie dem Fenster so weit, bis das durch Reflex entstandene Bild des Haares am Fensterladen neben demselben ganz deutlich und scharf begrenzt erscheint, wo dann die Entfernung der Hohlfläche vom Orte des Bildes der gesuchte Halbmesser ist.

Für die Bestimmung des Radius einer Konvexlinse ist erst das Brechungsverhältniß des Glases zu ermitteln, weil, wenn man, wie vorhin, verfahren will, eine Reflexion und zwei Brechungen sich geltend machen. Es sey AB ein solches Glas (Fig. 2), F ein leuchtender Punkt, von welchem Licht nach B kommt, gebrochen seinen Weg in die Linse fortsetzt, dann abermals reflektirt wird und, nach einer abermaligen Brechung, wieder in F anlangt, wo dann Alles so erfolgt, als wenn der Strahl von der entgegengesetzten Seite der Linse käme und diese träfe, also nach dem Punkt A hinzielte. Es sey: $GA = b$, so darf man in der dioptrischen allgemeinen Formel in: $\frac{naf}{(n-1)a - f}$ nur das n, a, f mit $\frac{1}{n}$, $-(g-c)$ und $-f$ vertauschen, um den Werth von b zu erhalten. Es ist dann aber: $b = \frac{(g-c)f}{(n-1)(g-c) + nf}$; $\frac{1}{b} = \frac{n-1}{f} + \frac{n}{g-c}$, oder, die Dicke c der Linse außer Acht gelassen: $\frac{1}{b} = \frac{n-1}{f} + \frac{n}{g}$ (1). Nun kehrt man die Linse um und wiederholt dasselbe Verfahren nochmals, jetzt heiße β, was vorhin b war, dann kommt:

$$\frac{1}{\beta} = \frac{n-1}{g} + \frac{n}{f} \quad (2).$$

Jetzt stellt man die Linse so gegen das Haar, daß hinter derselben ein deutliches Bild entworfen wird, bestimmt die Entfernung des Bildes: α und die des Gegenstandes: a, wobei die Formel: $\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha} = (n-1)\left(\frac{1}{f} + \frac{1}{g}\right) = \frac{1}{p}$ in Anwendung kommt. Aus (1) und (2) folgt aber: $\frac{1}{b} + \frac{1}{\beta} = (2n-1)\left(\frac{1}{f} + \frac{1}{g}\right)$ und mit Hülfe von (3):

$$\frac{1}{b} + \frac{1}{\beta} = \left(\frac{2n-1}{n-1}\right)\frac{1}{p},$$

daraus: $n = \frac{(b+\beta)\,p - b\beta}{(b+\beta)\,p - 2b\beta}$. Ist nun n bekannt, so wird auch f und g nach (2) bestimmbar. Bei Menisken läßt sich ein Halbmesser unmittelbar durch Reflexion finden, der andere durch Gleichung (1) oder (2) und die Gleichung (3), weil nur 2 unbekannte n, f und g vorhanden sind.

Ein M. soll Klarheit und Helligkeit der Bilder erzielen, eine bedeutende Lichtfülle zeigen, u. ein gutes Instrument der Art gibt noch bei 300maliger Vergrößerung Licht genug, das Objekt in allen Theilen genau zu erkennen, sogar bei einfachem Kerzenlicht oder bei gewöhnlichem Tageslicht. Macht sich direktes Sonnenlicht od. das von argandischen Lampen nöthig, dann gehört das Instrument nicht zu den besten. Die Deutlichkeit zeigt sich in der Erkennbarkeit der einzelnen Theile des Objektes, selbst derer im Rand des Gesichtsfeldes. Zur Prüfung eines M.s geeignete Objekte sind aber: der Flügel einer Fliege, das Haar einer Maus, eines Maulwurfes, Schuppen von den Flügeln eines gemeinen Schmetterlings. Das Messen der Vergrößerung geschieht mittelst eines Mikrometers, wovon weiter unten die Rede seyn wird. Die zu betrachtenden Gegenstände werden häufig zwischen zwei sehr reine Glasplatten gelegt, und sind hier ebene Gläser den von Kugelabschnitten bereiteten weit vorzuziehen. Bei sehr großer Vergrößerung geht es oft gar nicht, auch noch Gläser über das Objekt zu decken, da hier die Objektivlinse demselben sehr nahe gerückt werden muß, was besonders bei aplanatischen Gläsern zu beachten ist. Ferner muß der Gegenstand gerade in die Axe des Instrumentes eingelegt, dann das letztere mit Ruhe zum Deutlichsehen eingeschoben oder ausgezogen werden, was man das Einstellen desselben nennt. Jeder Beobachter hat für sein eigenes Auge einzustellen, weshalb recht sanft gehende Stellschrauben ein unerläßliches Erforderniß eines guten Instrumentes sind. Die kleinste Abweichung bringt hier eine Aenderung in der Deutlichkeit, zumal wenn sehr starke Vergrößerungen in Anwendung kommen sollen. Auch ist in diesem Falle oft jede einzelne Stelle eines Objektes besonders zu betrachten. Direktes Sonnenlicht ist nicht anzuwenden, sondern weißes Wolkenlicht; ersteres stört wegen der eintretenden Blendung des Auges sehr das deutliche Sehen. Oft thut hier eine weiße Wand durch ihren Reflex des weißen Lichtes sehr gute Dienste. Am allerwenigsten soll auf das Okular grelles Licht auffallen. Licht ist aber immer nöthig, daher suche man vor dem Instrumente alle dunklen Gegenstände, z. B. Fensterkreuze, die Hände u. s. w., zu entfernen. Mittelst eines Spiegels läßt sich das Licht sehr reguliren, eben so mittelst einer Sammellinse. Von diesen Beleuchtungsapparaten hängt aber erstaunlich viel für den richtigen Gebrauch des Instrumentes ab, oft hält man dasselbe wegen nicht richtiger Beleuchtung für weniger brauchbar als es wirklich ist. So sieht man die Theilstriche eines Glasmikrometers oft gar nicht, wenn zu stark erleuchtet wurde, ein anderes Mal nur unvollkommen. Wird das Objekt von oben beleuchtet, dann darf der Spiegel kein Licht dem Objekte zusenden. Man erreicht dieses, wenn man den Spiegel so stellt, daß seine Axe in die des Rohres fällt. Man fange mit der kleinsten Vergrößerung an und gehe allmählig zu stärkerer über.

Das Abschätzen der Vergrößerung, die ein solches Instrument hervorruft, hat außer dem Vergnügen, welches dasselbe gewährt, für wissenschaftliche Zwecke noch besondere Vortheile. Häufig geschieht dieses, indem man das Bild im Gesichtsfeld mit dem direkt gesehenen Gegenstand, z. B. ein Haar mit dem Bild desselben im M. vergleicht. Besser und schärfer gelingt dieses jedoch mittelst eigener Meßapparate, die an den M.en angebracht werden, mittelst der Mikrometer, indem man ein solches als Objekt unter das Instrument bringt, mit dem einen Auge dieses, mit dem anderen einen Maßstab auf 8 Zoll (der natürlichen Sehweite) anschaut, so daß man auf diesem des Bildes Projektion wahrnimmt. So vielmal die wirkliche Größe des Gegenstandes in dem Stück des Maßstabes enthalten ist, welches jenes Bild deckt, so groß ist die Vergrößerungszahl. Dieses Verfahren verlangt bedeutende Uebung, und man hat desfalls geeignete Apparate entworfen, wie dergleichen bereits im Artikel Mikrometer (für Fernröhre) beschrieben wurden; für M.e sind aber folgende die gebräuchlichsten, wie Littrow in Gehlers Lexikon beschreibt.

Das Glasmikrometer besteht in einer Glastafel, auf welcher feine Striche eingeritzt oder eingeätzt sind. Gewöhnlich sind es gerade parallele Linien, die sehr nahe bei einander stehen. Oft werden auch dieselben von andern darauf senkrechten geraden Linien durchschnitten, wodurch die sogenannten Netze entstehen. Diese letzten haben den Nachtheil, daß die Linien an ihren Durchschnittspunkten gewöhnlich aufspringen, daher die ersten, die ohnehin schon zu beinahe allen wissenschaftlichen Zwecken genügen, vorzuziehen sind. Fraunhofer und Plößl verfertigten solche Mikrometer, deren äußerst feine Linien nur um 0,01 Millimeter, oder um den 2000sten Theil eines Zolles von einander abstehen. Sie werden, mit der Gravirung nach oben gerichtet, auf den Objekttisch gelegt, dann sucht man zuerst mit einer der schwächeren Vergrößerungen ihre zweckmäßige Lage und Beleuchtung durch Drehung des Mikrometers und des Illuminationsspiegels, und nun erst geht man bei unverrückter Lage des Instrumentes zu den stärkeren Vergrößerungen über. Eine der einfachsten Anwendungen dieser Mikrometer besteht in der Messung des Durchmessers des Sehfeldes des M.s. Ist das Intervall zwischen zwei nächsten Theilstrichen des Mikrometers z. B. $^1/_{100}$ einer par. Linie und sieht man, daß 250 solcher Intervalle auf den Durchmesser des Sehfeldes gehen, so beträgt dieser Durchmesser 2,5 oder $2^1/_2$ Linien. Dieser Durchmesser ist bei unsern neuen M.en, selbst bei den schwächsten

Vergrößerungen derselben, selten über 6 Linien. Um dann mittelst einer solchen Glastafel den Durchmesser eines Objektes zu messen, pflegen viele Beobachter das zu messende Objekt auf diese Glastafel zu legen und durch das M. zuzusehen, wie viele Intervalle der Tafel das Objekt einnimmt. Da aber bei einem solchen Verfahren die Tafel und das Objekt nicht in derselben Entfernung vom Auge abstehen, so kann man nicht leicht beide zugleich gut sehen, auch sind bei opaken Gegenständen einzelne Theile auf diese Art nicht leicht zu bestimmen, und endlich leidet, bei flüssigen Objekten, das Mikrometer, indem es dadurch verunreinigt wird. Besser wird man verfahren, wenn man dabei Spiegel gebraucht. Man projicirt nämlich auf die soeben beschriebene Weise das Bild des Objektes in dem Spiegel auf den Maßstab auf dem Schirme und bestimmt dadurch unmittelbar die Dimensionen des Objektes. Da nämlich die Vergrößerungszahl m schon aus dem Vorhergehenden bekannt ist, so wird nun die auf dem Maßstabe bei einer 40maligen Vergrößerung gleich 3 par. Linien, dann ist der wahre Durchmesser gleich $\frac{3}{40}=0{,}075$ par. Linien. Eine andere Methode, durch solche Mikrometer die Dimensionen der Objekte zu bestimmen, setzt zwei einander ganz gleiche Mikrometer dieser Art voraus. Das eine derselben wird, nach abgeschraubter Okularlinse, auf das zwischen derselben und dem Kollektivglase befindliche Diaphragma gelegt, so daß die Gravirung abwärts oder gegen das Objekt gerichtet ist (zu diesem Zwecke trägt dieses Diaphragma gewöhnlich einen eigenen Falz, damit das Mikrometer sich nicht verschieben kann). Dann legt man auch das zweite Mikrometer gleichsam als ein Objekt auf das Objekttischchen, und bestimmt dann genau, wie sich die Intervalle beider Mikrometer gegen einander verhalten. Ist z. B. bei dem obern Mikrometer die par. Linie in 30 und bei dem untern in 60 Theile getheilt und deckt in dem M.e ein Theil des untern Mikrometers genau einen Theil des oberen, so ist die Vergrößerung des unteren Mikrometers durch das ganze M. $^{60}/_{30}$ oder zweimal so groß, als die Vergrößerung des obern Mikrometers, welche letzte Vergrößerung bloß durch das Okular hervorgebracht wird. Wenn man also irgend ein anderes Objekt auf dem Objekttische mit dem obern Mikrometer mißt, so ist dasselbe auch um die Hälfte kleiner, als das so gefundene Maß. Da nun hier das Objekt sowohl, als auch das obere Mikrometer genau in der gehörigen Sehweite stehen, so kann diese Messung sehr genau seyn und eben so gut für opake, als für diaphane Gegenstände angewendet werden. Die **Doppelmikrometer** sind von Dollond erfunden worden. Sie bestehen, wie die Heliometer bei astronomischen Fernröhren, aus einem plankonkaven Glase, das in seinem Durchmesser entzwei geschnitten und dann wieder vereinigt in einer Fassung zusammengepaßt ist, so daß die zwei Hälften sich durch ein Triebrad neben einander verschieben lassen. Genau auf einander gepaßt zeigen sie ein einfaches Bild des Objekts, verschoben aber ein doppeltes. Um damit zu messen, wird diese Vorrichtung unter dem M. vor das Objektiv gebracht und die Linsenhälften werden so verschoben, daß die zwei Bilder ganz unter einander liegen oder sich decken, und dann wird der Durchmesser des Bildes oder eigentlich des Objektes, durch Hülfe der an den Fassungen angebrachten Skalen ganz so bestimmt, wie bei den Schraubenmikrometern. Da der Gebrauch dieser Mikrometer komplicirt und unbequem ist und die Kosten der Anschaffung auch nicht unbeträchtlich sind, so sind sie bisher wenig in Aufnahme gekommen. Das **Schraubenmikrometer** ist unter allen Vorrichtungen, sehr kleine Objekte zu messen, das vorzüglichste, besonders wenn es diejenige Einrichtung hat, die ihnen in den letzten Zeiten Fraunhofer und Plößl gegeben hat. Der letztere Künstler hat eine wesentliche Verbesserung daran angebracht, die in einer quer unter dem Objekttische hinlaufenden feinen Mikrometerschraube besteht, durch welche der ganze Objekt-Apparat in der Richtung der Schraube sehr langsam hin- und hergeschoben werden kann. An der Axe dieser Mikrometerschraube ist eine Scheibe befestigt, auf deren Rand die durch jede einzelne Umdrehung der Schraube bewirkte Verrückung in 100 und mit Hülfe eines Verniers in 1000 Theile getheilt werden kann. Außerdem werden auf einer andern, neben der Axe angebrachten Skale die ganzen Umdrehungen der Mikrometerschraube gezählt. In den Okularen des M.s wird auf der Blende entweder ein dünnes planes Glas befestigt, worauf mit Diamant zwei höchst feine sich senkrecht kreuzende Linien gezogen sind, oder auf einem Ring zwei sich senkrecht schneidende Spinnfäden. Diese Linien werden entweder durch eine eigene, an dem Okulare angebrachte Stellschraube, oder durch Drehung des ganzen Okulars so gestellt, daß eine der beiden Linien des Kreuzfadens mit der Axe der Mikrometerschraube parallel laufe. Der Werth einer Umdrehung der Mikrometerschraube muß für jeden Meßapparat besonders durch Versuche gefunden werden. Zu diesem Zwecke wird ein Glasmikrometer unter das M. bei mäßiger Verlängerung von z. B. 100 gebracht und mittelst der Mikrometerschraube so gestellt, daß die senkrechte Linie des Kreuzes im Okular genau auf eine Linie des Mikrometers nahe am Rande des Sehfeldes fällt, dann wird, etwa mit Hülfe einer Loupe, nachgesehen und aufgeschrieben, wie die Skalen der Mikrometerschraube stehen. Dann bewegt man die Mikrometerschrauben durch Drehen, bis die senkrechte Linie des Kreuzfadens genau die äußerste Linie des Mikrometers auf dem Rande des Sehfeldes deckt. Darauf bemerkt man zuerst den Raum, welchen die Linie des Kreuzes auf dem Glasmikrometer durchlaufen hat und untersucht den nunmehr eingetretenen Stand der Skalen an der Mikrometerschraube. Die Differenz beider Lesungen der Skalen gibt die Anzahl der einzelnen Theile, also hier die Tausendstel eines Schraubenganges. Diese Zahl durch den oben genannten Raum dividirt, gibt den gesuchten Werth eines solchen Tausendtheilchens. Zur größern Sicherheit wiederholt man dasselbe Verfahren mit mehren Stellen der Schraube und nimmt dann aus allen

Resultaten das Mittel. Eine Tabelle, welche die Multipla dieser Tausendstel und ihre entsprechende Werthe in Theilen des Zolls gibt, wird den Gebrauch eines solchen Mikrometers sehr erleichtern. Will man dann einen Gegenstand messen, so bringt man ihn unter das M. und stellt ihn mit dem einen Stande ganz scharf an die auf der Axe der Mikrometerschraube senkrechten Linien des Kreuzfadens, bemerkt den Stand der Skalen, bewegt dann die Schraube, bis die Kreuzlinie den andern Rand des Gegenstandes genau trifft, und ließt wieder die Skale ab; die Differenz jener Lesung gibt dann in jener Tafel sofort den gesuchten Durchmesser des Gegenstandes in Theilen des Zolls oder der Linie. Ist z. B. der Werth eines Tausendtheilchens des Schraubenganges gleich 0,000142 par. Linien und hat man gefunden, daß der Durchmesser des Objekts 296 solche Theile beträgt, so ist dieser Durchmesser gleich 0,04203 Linien.

Literatur: G. Adams, Essays on the Microscope, London 1787; — Boscovich, Opera opt. et astron. 1785; — L. Euler, Dioptrica, 3 Bde., Petersb. 1769; — Fresnel, Opt. Abhandl. in den Mem. v. Par.; — Herschel, Dioptr. Abhandl. in den phil. Transact. 1782—1803; — Klügel, Analit. Dioptrik, Leipz. 1778; — Lieberkühn, Anatom. Mikroskope, Berl. 1745; — Littrow, Dioptrik, Wien 1830; — Newton, Optica, London 1704—42; — Prechtl, Prakt. Dioptrik, Wien 1828; — Young, Opt. Abhandl. in den phil. Transact., 1800—1802; — Ramsden, Dioptr. Abhandl. das. 1783.

Mikrow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 390 Einw. Hierzu die Vorwerke Brigge, Flieshof, Philippsthal, Settin, Sophienhof, Waldvorwerk, Wilhelmsberg.

Miksch, Johannes Aloisius, ein in theoretischer und praktischer Hinsicht ausgezeichneter Tonkünstler, geb. den 19. Juli 1765 zu St. Georgenthal in Böhmen, erhielt seine erste Musikbildung von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer, kam 1777 nach Dresden und studirte da als Kapellknabe den Gesang unter dem Kirchensänger Kornelius, Klavier und Orgel unter Eckersberg und Binder und die Violine unter Kammermusikus Zich, in späteren Jahren die Komposition unter Kapellmeister Schuster. Seiner guten Altstimme wegen erhielt er 1783 in einem Alter von 18 Jahren die Anwartschaft auf das Amt des Ceremoniensängers Stephan, nach dessen Tode 1787 er als wirklicher Ceremoniensänger bei der Kapelle angestellt wurde. In seinem 23. Jahre benutzte er noch den Unterricht des Sängers Vincenzo Caselli, machte 1799 seinen ersten theatralischen Versuch bei der italienischen Oper, der er 20 Jahre diente, wurde 1801 Gesanglehrer der Kapellknaben und 1820 Chordirektor bei der deutschen und italienischen Oper. 1824 ernannte ihn der König noch zum Archivar seiner musikalischen Privatbibliothek, in Folge dessen er auch das Kirchenarchiv übernahm. Was er als Gesanglehrer gewirkt, ist schon zu ersehen aus seinen Schülern, z. B. der Funk, Hase, Veltheim, Schröder-Devrient, Schebest, dem Tenoristen Bergmann, den Bassisten Zezi und Risse u. s. w. Als Komponist erwarb sich M. durch eine große Anzahl Lieder, Arien, Gelegenheitscantaten, Messen, Offertorien und durch ein Requiem die Achtung der Kunstkenner.

Miktab, afrikan. Ort, Nubien, Belad el Taka, an der Ostseite des Atbara.

Miktlanteuktli und **Miktlancihuatl**, mexikanische Gottheiten, s. Mexikanische Religion.

Mikulassow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Humpoletz; 140 Einw.

Mikulin (Mihulin), Vorgebirg, s. Schemonskonski.

Mikulince, österr.-galiz. Stadt, Kr. Tarnopol, am Sereth; Schwefelquelle, Wachshandel, Tuchfabrik; Schloß; 2000 Einw.

Mikulow, s. v. a. Nikolsburg.

Mikultschitz (Mikulczici), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Brünn, Herrsch. Lundenburg; 820 Einw.

Mikultschütz (Mikulszyce), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; Vorwerk; gegen 1000 Einw.

Mikulumka (Mikulassow, Niklasdorf, Mikulkewa), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Wsetin; 630 Einw.

Mikura, asiat. kleine Insel, Japan, an der Südostküste von Nipon, südl. von Miatke.

Mikuszewo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Wreschen; 200 Einw.

Mil, niederländ. Dorf, Prov. Nord-Brabant, südl. von Grave; 1180 Einw.

Mi la (Mus.), die Bezeichnung derjenigen Mutation in der alten Solmisation, nach welcher auf dem Tone e oder a nicht die Sylbe mi, sondern la gesungen werden mußte. Dieser Fall trat bei e ein, wenn man in absteigender Tonfolge aus dem Hexachorde c wieder in das Hexachord von g moduliren wollte, und bei a, wenn man aus dem Hexachorde f wieder in das von c überging, weil in der letztgenannten, den Hexachorden von g und c, dort auf den Ton e, hier auf den Ton a immer die Sylbe la fiel. Vergl. noch Solmisation.

Mila (Meßk.), die poln. Meile, s. Meile.

Mila (Biogr.), Paul, Maler zu Berlin, geb. um 1798, ward auf der Akademie zu Berlin gebildet, ging 1822 nach Rom, wo er eine mit Beifall aufgenommene Kopie von Titians Bild der himmlischen und profanen Liebe in der Gallerie Borghese, so wie ein anderes Gemälde, welches in halblebensgroßen Figuren Christus und die Samariterin darstellt, vollendete. In Berlin führte er noch mehre historische, so wie auch Genregemälde und besonders durch Aehnlichkeit und tüchtige Behandlung ausgezeichnete Porträts aus.

Milagro, span. Flecken, Prov. Pampelona, südl. von Pampelona, rechts am Aragon; 1800 Einw.

Milah, afrikan. Stadt, Algerien, Prov. Constantine; 2000 Einw.

Milan (Geogr.), 1) (franz.), s. v. a. Mailand; — 2) nordamerikan. Ortschaften, V. St.: a) Staat New-Hampshire, Grafsch. Coos; 1840: 390 Einw.; — b) Staat New-York, Grafsch. Dutcheß; 1840: 1730 Einw.

Milan (Ornith.), s. v. a. Milvus *Bechst.*, Untergatt. von Falco *L.* (s. d.). Rother M., s. v. a. Gabelweihe, Falco Milvus *L.*

Miland, österr. Kirchdorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Brixen; 170 Einw.

Milander (Ichthyol.), Haifischgatt., s. v. a. Galeus *Cuv.*

Milandre (franz., Ichthyol.), Haifischgatt., s. v. a. Galeus *Cuv.*

Milani, Aureliano, Maler, 1675 zu Bologna geboren, wurde von seinem Oheim, Giulio Cesare M., in den Anfangsgründen der Malerei und dann von Gennari und Pasinelli unterrichtet. Immer waren es aber die Werke der Carracci, die er zum Studium wählte. Er kopirte nicht nur ganze Gemälde derselben, sondern zeichnete auch zu wiederholten Malen ihre Köpfe, Hände, Füße und Conturen nach. Es soll in Bologna damals keinen Künstler gegeben haben, der im Nackten, in der Symmetrie und im ganzen Gepräge der Malerei den Carracci näher gekommen sey als M. In der Farbe war er indessen nicht so vorzüglich. Er befolgte hierin öfter die Manier Gennari's, wie im heiligen Hieronymus in der Kirche della Vita zu Bologna, und theilweise auch in der Enthauptung des Johannes in der bergamasker Kirche zu Rom. Dorthin begab er sich 1719 und bekam daselbst auch viele Aufträge, deren er sich zum Ruhme seiner vaterländischen Schule entledigte. Er † 1749. Die Gallerie im Palaste Pamfili erklärt Fiorillo als sein bestes Werk, und daneben eine Auferstehung Christi und eine heilige Ursula in Bologna, zwei Bilder im Style der Carracci.

Milanion (griech. Myth.), Gemahl der Atalante und Vater des Parthenopäus.

Milano (ital.), s. v. a. Mailand.

Milano (Biogr.), 1) Giovanni da, ausgezeichneter, bis jetzt zu wenig gewürdigter Künstler, war der Schüler oder Gehülfe des Tadeo Gaddi, dem er in Anmuth der Geberde und Schönheit der Charaktere verwandt ist. Er entwickelte, nach Rumohr, in seinen ausnehmend vollendeten Bildern eine so weit über andere Leistungen seines Zeitalters hinausgehende Annehmlichkeit der Manier und Ausbildung der Form, daß es nur aus dem Vorurtheil für Giotto zu erklären ist, wenn er unter seinen Zeitgenossen keine Schüler, ja kaum Beachtung fand. Eine Tafel, welche den Namen des Künstlers und die Jahreszahl 1365 trägt, enthält einen todten Christus, den Maria und Magdalena unterstützen, im Grunde Johannes, der den Nimbus der vorderen Figur fast ganz bedeckt. Die Darstellung des Nackten der bis an die Knie sichtbaren Gestalt des Heilandes, wie auch der Köpfe in den übrigen Figuren sind so vortrefflich, daß man auf Uebermalung des Bildes durch eine gute Hand des 15. Jahrhunderts schließen dürfte, wenn dessen zarte, fein ausgestrichelte Behandlung weniger aus einem Gusse, und dieselbe Manier nicht auch einer anderen noch vorhandenen Malerei eigenthümlich wäre, welche Vasari dem M. beimißt. Es ist dieses das alte Altargemälde der Klosterkirche Ognisanti (der Observanten), das sich gegenwärtig auf einem vernachlässigten Seitenaltare des Kreuzschiffes befindet. Es zeigt überall dieselbe zarte Vollendung durch häufige sich schräg durchkreuzende Striche, eine Manier, welche die florentinische Schule seit Giotto mit einer bequemern flüssigen vertauscht, doch im 15. Jahrhundert von Neuem ergriffen hat. Auf dieser Tafel sind mehre Figuren von Heiligen dargestellt, die mehr Anmuth als Schönheit der Form, namentlich wohlgelegte, bis auf die reichen Säume mit größtem Fleiß ausgeführte Gewänder zeigen. Unter den Werken, welche Vasari dem M. zuschreibt, sind das bedeutendste und größte die 9 Vorstellungen aus dem Leben der Jungfrau an dem Gewölbe des Kreuzschiffes zur Rechten des heiligen Grabes in der untern Kirche des heil. Franz zu Assisi. Alle diese Gemälde zeigen eine Weichheit der Behandlung, eine Ausbildung der Form, welche kein anderer Künstler derselben Zeit jemals erreicht hat. M. † in Mailand, doch ist sein Todesjahr nicht zu ermitteln. — 2) M., geb. in Katalonien, war das eigentliche Haupt der lascischen Verschwörung, die im J. 1817 in Katalonien ausbrach und die Herstellung der spanischen Konstitution von 1812 bezweckte.* Die Verschwörung wurde aber durch Waffengewalt unterdrückt und M. entging nur durch Flucht dem Tode.

Milanollo, Therese, berühmte Violinspielerin, wurde geb. den 28. August 1829 zu Savigliano im Piemontesischen, wo ihr Vater Mechanikus war. Drei und ein halbes Jahr alt kam sie in die Kirche, wo ein Violinsolo einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie Tag und Nacht davon träumte, und wo sie nur eine Geige sah, darnach griff. So wenig man anfangs darauf achtete, geschah es doch nach einem Jahre; man gab ihr einen Lehrer, bei dem sie jedoch wenig Fortschritte machen konnte; doch erschien das Talent des Mädchens so unbezweifelt, daß man sie nach Turin sandte, wo sie bei dem Koncertmeister Gebard so viel profitirte, daß sie in einem Alter von 6 Jahren das erste Koncert geben konnte. 1836 schon unternahm der Vater nach mehren Koncerten im Vaterlande mit ihr die Reise nach Marseille, wo sie, als Wunderkind behandelt, sieben Koncerte gab. Ihr nächster Aufenthalt war Paris, wo sie sich in der Opera comique sechs Mal mit Beifall hören ließ und von Lafond aufgefordert wurde, mit ihm nach Belgien und Holland zu reisen, wo sie die Hälfte der jedesmaligen Einnahme erhielt. Aber das Klima schien der zarten Therese nicht zuzusagen, sie wurde kränklich und mußte sich von der Gegend trennen. Sie ging nun nach England, wo sie sowohl in London als in den umliegenden Orten viele Koncerte veranstaltete. Nach 16 Monaten kam sie 1838 wieder nach Frankreich, besuchte Boulogne, wie alle Städte des Nordens bis Bordeaux und kehrte nach Paris zurück, wo Habeneck, Musikdirektor des Konservatoriums und der großen Oper, ihre fernere Ausbildung

übernahm. Nach einem Jahre erneuten Studiums trat die Schülerin 1839 mit großem Erfolge im Konservatorium auf. 1841 machte sie eine Kunstreise nach Belgien, wo sie Beriot kennen lernte und von seinen schönen Manieren Manches adoptirte. Siebenzig Koncerte wurden in den Niederlanden exekutirt, die reichen Ertrag lieferten. Im Sommer 1842 spielte Therese M. bei dem großen Manöver vor dem König von Preußen auf dem Louisberg bei Aachen, so wie auf dem Schloß Brühl. Von da begannen ihre rheinischen Triumphzüge in den Städten Aachen, Köln, Koblenz, Bonn, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Pforzheim und Baden; dann reiste sie über Stuttgart und München nach Wien, wo sie mit ihrer Schwester nicht weniger als 25 Koncerte und stets mit wachsendem Beifall gab. Ihre weiteren Reisen übergehen wir; nur so viel sey noch erwähnt, daß sie in den folgenden Jahren auf ihrer Reise durch Frankreich in Bordeaux und anderen Städten, so wie auch in deutschen Städten, wie Frankfurt a. M. und anderen einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Von ihren drei Geschwistern erlangte ihre 4 J. jüngere Schwester Maria ebenfalls eine bedeutende Virtuosität und erwarb sich in den in Gemeinschaft mit ihrer älteren Schwester und Lehrerin Therese gegebenen Koncerten allgemeine Bewunderung.

Milanuzio, Carlo, Mönch von Santa Natoglia und berühmter Kirchenkomponist seiner Zeit, um 1628 Organist an St. Stephan zu Venedig, nachher Kapellmeister an St. Euphemiä zu Verona, schrieb eine Menge Sachen, von denen noch mehre 5stimmige Messen und Kanzonen, 4- bis 8stimmige Litaneien, eben solche von 1 bis 4 Stimmen und Antiphonien. 2- u. 3stimmige Kirchenkoncerte, Psalmen, Motetten rc., auch Ballete und franz. Tänze vorhanden sind.

Milatz, F. A., Maler, Zeichner und Aetzer, geb. 1763 zu Haarlem, erhielt von P. van Lienden den ersten Unterricht im Zeichnen, wurde ein tüchtiger Landschaftszeichner, der eine bedeutende Anzahl landschaftlicher Darstellungen mit Gebäuden, Thieren und ländlichen Figuren, aus der Gegend um Haarlem, in Kreide u. mit Tusch ausgeführt hat. Diese Werke wurden sehr gesucht und in Kunstsammlungen aufbewahrt. Seine Landschaftsgemälde sind selten, da er sich meistens mit Zeichnen und Radiren befaßte. M. † 1808 zu Haarlem. Schön und geistreich radirte Blätter von ihm sind: 5 Ansichten um Haarlem in A. Loos Hollands Arcadia, Haarl. 1804 u. 1805; — mehre Landschaften rc.

Milaw, russ. Stadt, Gouv. Grodno.

Milawa, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; 100 Einw.

Milawetsch (Milawec), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Klattau, Grenzstadt Tauß; Gesundbrunnen; 460 Einw.

Milay (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Miley), Kr. Leitmeritz, Gut Bieloschitz; 100 Einw.; — 2) Kr. Rakonitz, Herrsch. Kornhaus; 280 Einw.

Milazzo, ital. Stadt, Königreich Neapel, Insel Sicilien, Intendantur Messina, an der Küste, südl. vom Kap Bianco; Kastell, Hafen, Leuchtthurm, Thunfischfang, Handel mit Fischen, Oel, Wein; 8000 Einw.

Milbe (Arachnid.), Acarus *L.*, Gattung der Arachnides Trachearia e Holetra *Latr.*, der Ordnung der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Milben nach Oken. Charakter: Lippe u. Taster durch die Mandibeln bedeckt, dem Kopf ähnlich; Körper zwischen dem zweiten und dritten Fuße mit einer Furche umgeben, weich und aufgetrieben; Füße mit spitziger, häutiger Karunkel. Bekannteste Arten: 1) A. Siro *L.*, Käsemilbe. Weiß, mit steifen Haaren besetzt. Häufig im Käse, trockenen Obst, Brod, an Fässern u. s. w. Degeer, VII, Taf. V, Fig. 1, 10. — 2) A. Farinae *Degeer* VII, V, Fig. 15, Mehlmilbe. Kleiner als vorige Art, mit röthlichem Kopf und Füßen. Oft in unsäglichen Mengen in altem Mehl, wo man sie an dessen Beweglichkeit bemerkt, oder daran, daß durch den Staub desselben ganz gerade Linien gezogen sind, wie mit einer Stecknadel. Auch auf dürrem Obst. — 3) A. plumiger *Koch.* Graulich weiß, über und über mit fiedrigen Borsten besetzt. In den Abfällen des Heu's; $^1/_{16}$ Linie lang. Herrich-Schäfer, 138, 15. — 4) A. foenarius *Koch.* Mit zwei schwarzen Rückenflecken. Häufig in Pferdeställen, in vermodertem Heu. Panzer, 138, 14. Die Gattung ist der Typus der Acarides *Latr.*, Milben (s. d.). Rothe Milbe, s. v. a. Trombidium holosericeum *L.*

Milben (Arachnid.), Acarides, Acarina *Latr.* und Andere, Tribus der Arachnides Trachearia e Holetra *Latr.*, nach Oken eine Zunft der spinnenartigen Krabben bildend. Allgemeiner Charakter: Haben nie einen gegliederten oder gestielten Körper wie die anderen Arachniden, sondern alles ist in eine Masse verschmolzen. Nur hier und da sieht man noch die Furche der Unterscheidung des Cephalothorax. Eine löffelförmige, scheidige Unterlippe schließt die Freßwerkzeuge ein. Nur die Maxillentaster sind frei. Sie haben fünf Glieder und Duges unterscheidet ihrer siebenerlei Gestalten: a) Raubtaster (palpi rapaces), welche in der Mitte aufgetrieben sind, das vorletzte Glied mit einem od. mehren Haken bewaffnet, und das letzte birnförmig oder stumpf haben; — b) Ankertaster, den vorigen ähnlich, aber mit spitzem letzten Gliede; — c) Spindeltaster, aufgetrieben wie die vorigen, stumpf wie die ersten, aber ohne Kralle am vorletzten Gelenk; — d) Fadentaster, parallel liegend, nicht aufgetrieben; — e) Fühlertaster, ebenfalls fadenförmig, aber mit in der Länge sehr verschiedenen Gliedern, welche ausgespreizt, aufwärts oder nach hinten gerichtet sind; — f) Klappentaster, platt, ausgehöhlt, scheidenartig umfassend; — g) Hafttaster, die den größten Theil ihrer Länge nach an die Unterlippe angewachsen und sehr klein sind. Die Füße bestehen im Allgemeinen aus sieben Gliedern. Palpenfüße heißen die, welche das siebente Glied aufgetrieben haben; Schreitfüße, deren letztes Glied sich nicht von den anderen unterscheidet; Ruderfüße, die, welche bei gleichem Bau noch gewimpert sind; Lauffüße, deren

letztes Glied sehr lang und schlank ist; **Webefüße**, mit sehr kurzen krummen Krallen, deren vorletztes Glied mit gewöhnlich vier sehr steifen Borsten besetzt ist, welche über das Ende des Gliedes hinausreichen. Endlich **Klunkerfüße**, deren Krallen größtentheils in einer Karunkel, oder einer Haut versteckt liegen, welche dazu hilft, daß das Thier auf den allerglättesten Flächen sich wie ein Blutegel festheften kann. Die kleinsten aller Landthiere, viele bloß mikroskopisch sichtbar, zart, weich, aber doch widerliche, ekelhafte Parasiten und unter das Ungeziefer zu rechnen. Ungeachtet ihrer ausnehmenden Kleinheit sind sie meist sehr hurtig und lebhaft u. können daher leicht unbemerkt an Menschen und Thiere kriechen, u. ihnen lästiges Jucken, Schmerz und andere Uebel verursachen. Sie bilden eine sehr zahlreiche Gruppe, die wohl mehre Hundert verschiedene Arten zählt. Obschon einige seit der Anwendung des Mikroskopes schon näher untersucht waren, so verdankt man ihre genauere Auseinandersetzung doch erst den Forschungen der neuesten Zeit, welche auch eine ganz neue systematische Anordnung derselben zur Folge gehabt haben. Viele scheinen sich offenbar noch jetzt zu erzeugen, d. h. ohne Eltern zu entstehen. Denn man schneide nur ein ganz reinliches Stück Käse aus der Mitte eines frischen und bewahre es in einem Schranke, in welchem noch nie dergleichen gewesen, auf, und man wird es seiner Zeit mit diesen kleinen Geschöpfen bedeckt finden. Auch der weiße, mehlige, für Zucker gehaltene Ueberzug über alten verwelkten Pflaumen und Rosinen läßt sich gleichfalls nicht immer auf dem Wege der Fortpflanzung erklären. Im Allgemeinen gleichen sie den Phalangien; einige scheinen ein Gewebe zu machen. Sie leben an und in der Erde, unter Baumrinden und Steinen, im Moos der Wälder oder auf Kräutern, andere dagegen auf thierischen, todten wie lebenden Körpern, und saugen an ihnen wie vollkommene Parasiten. Ja es gibt auch hier einige, auf das Wasser angewiesene Gattungen. Die sogenannte Läusesucht soll eigentlich von Milben herrühren. Die Krätzmilbe macht sich Kanäle unter der menschlichen Haut. Eine andere Gattung eben so an den Pferden. Eine kleine Milbe, nicht größer wie eine Nadelspitze, auf den Antillen bête rouge, in Brasilien Carabatos genannt, hängt zu Tausenden an den Gräsern u. geht, wenn Menschen daran streifen, auf diese, wo sie ein Jucken von unerträglicher Pein erregt. Andere Arten quälen auf diese Weise die Singvögel im Käfig, da sie sich am Tage in deren hohlen Springstangen verbergen; mehre Käfer sind mit Milben geplagt, ja Acarus Acarorum soll an den Beinen anderer Milben sitzen. Acarus farinae lebt im Mehl, auf Pflaumen und Rosinen, andere Arten in Löchern, einige überspinnen und tödten die Pflanzen in Gewächshäusern. — **Eintheilung**: a) nach Dugès: I) Trombidina, **Pflanzenmilben**. Taster in der Mitte verdickt; Gangfüße; 2 Augen seitlich nach vorn. Gattungen: Trombidium *Fabr.*, Erythraeus *Latr.*, Rhyncholophus *Dugès*, Tetranychus *Dugès*, Rhaphignathus *Dugès*, Smaridia *Latr.* — II) Hydrachnea, **Wassermilben**. Ankertaster; Beine mit Schwimmborsten; meist vier Augen vorn, nach oben. Wasserthiere, häufig in stehenden Gewässern. Gattungen: Atax *Fabr.*, Diplodontus *Dugès*, Arrenurus *Dugès*, Eylais *Latr.*, Limnochares *Latr.*, Hydrachna *Latr.* — III) Gamasea, **Schmarotzermilben**. Taster fadenförmig; Kiefern verschieden; Füße mit Saugscheiben und Klauen. Leben frei als Schmarotzer auf der Haut. Gattungen: Dermanyssus *Dugès*, Gamasus *Latr.*, Uropoda *Latr.*, Pteroptus *Dufour*, Argas *Latr.* — IV) Ixodea, **Holzböcke**. Körper lederartig, mit einem Hornschilde; Füße mit gestielter Gabelklaue, woran ein Haftlappen. Leben in Gebüschen, kriechen an Thiere und Menschen und saugen deren Blut, wodurch sie wohl an hundert Mal dicker werden und dann dem Samen vom Wunderbaum, Ricinus communis, ähnlich sehen. Gattung: Ixodes *Latr.* — V) Acarea, **Krätzmilben**. Taster verkümmert; Kiefern scheerenförmig; Füße mit Saugscheiben; Augen fehlen. Gattungen: Hypopus *Dugès*, Sarcoptes *Latr.*, Acarus *L.* (s. Milbe). — VI) Bdellea. Palpen fühlerförmig, lang u. ausgespreizt; Mandibeln klauenförmig; Schnabel einen Kopf vorstellend; Körper länglich, aufgetrieben; Augen deutlich, vorn zur Seite; Hüften abstehend; Lauffüße. Gattungen: Bdella *Latr. Fabr.*, Scirus *Herrm.* — VII) Oribatea. Taster geknickt; Kiefern scheerenförmig; lange Schreitfüße, Körper gepanzert, Augen kaum deutlich. Gattungen: Oribata *Latr.*, Notaspis *Herrm.*, Damaeus *Latr.*, Cheyletus *Latr.* — b) nach **Oken**, 1. Sippschaft, **Saug- oder Rüsselmilben**; die zwei Kiefer derselben legen sich rüsselförmig in einander. **Typus**: Ixodes. — 2. Sippschaft. **Nag- oder Scheerenmilben**, haben am Kopfe eine Art Scheere, die aber nur darin besteht, daß das letzte Glied sich wie eine Messerklinge einlegen läßt, vorspringende Taster und zwei Augen; Vorderleib etwas abgesondert und trägt das erste Fußpaar. **Typus**: Acarus. — 3. Sippschaft. **Schnappmilben**; sehen aus wie kleine Spinnen, laufen frei auf der Erde oder rudern im Wasser herum, haben auch Scheeren oder behaarte Schwimmfüße, schnappen ihren Raub weg, wo sie ihn antreffen. **Typus**: **Trombidium, Hydrachna**. — **Literat. Herrmann**, Mémoire aptérologique, Straßburg 1840; — Recherches sur l'ordre de Acariens en général et la famille de Trombidiés en particulier par *Ant. Dugès*. (Drei Memoiren in den Annales des sciences naturelles pour 1834. Zool. Taf. I. II.). — Koch, Deutschlands Arachniden, Krustaceen und Myriapoden; — **Raspail**, Naturgeschichte des Insektes der Krätze. Aus dem Franz. mit Anmerk., Leipz. 1835; — **Oken**, Allgem. Naturgeschichte. Bd. V, S. 661. f.

Milben-Skorpione (Arachnid.), nach **Oken**, Sippschaft der Skorpione (s. d.).

Milbenspinnen (Arachnid.), Spinnenfamilie, s. v. a. Afterspinnen, Phalangidae *Latr.*

Milbenstelzenthier (Zoophyt.), Infusorienart, s. v. a. Kerona acarus *Ehrenb.*

Milbert, J., Maler und Zeichner, berühmter Künstler unseres Jahrhunderts, dessen Name sich an wichtige Unternehmungen knüpft. Er befand sich auf der Korvette, welche die Ent-

deckungsreise nach den Südsee-Ländern unternahm, und besorgte den artistischen Theil zu dem berühmten Werke: „Voyage pittoresque à l'isle de France, au cap de Bonne-Esperance et a l'isle de Téneriffe" (Paris 1812). M. bereiste auch die Ufer des Hudson und die nördlichen Theile von Amerika, und zeichnete überall interessante Ansichten und Gegenstände. Als Resultat seiner Reise ist sein „Itinéraire pittoresque du fleuve Hudson et des parties latérales de l'Amerique d'apres les dessins originaux pris sur les lieux par J. M. et lith. par v. Adam, Bichebois etc." (Paris 1828—29, 2 Bde., gr. 4). Der Atlas erschien in 13 Lieferungen zu 4 Blättern, gr. Fol. Es gibt 25 Abdrücke auf chinesischem Papier.

Milbertshofen (Georgenschwaig), bayerisches Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. München; 180 Einw.

Milbes (Milowany), österr.-mähr. Kirchdorf, Kreis Prerau, Herrschaft Bodenstadt; 390 Einw.

Milbiller, Joseph, geb. zu München 1753, 1778—85 das. Weltgeistlicher, 1786—1794 Prof. am Gymnasium in Passau, privatisirte hierauf in Wien, 1799 Prof. der Geschichte zu Ingolstadt, dann zu Landshut, wo er 1816 †. Schrieb: Geschichte Deutschlands im 18. Jahrh., 2 Bde., Zürich 1795; — Legenden aus der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, 2 Bde., Leipzig 1796; — Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freistaaten außerhalb Europa, das. 1797—99, 5 Bde.; — Geschichte der Deutschen, München 1804, 2. Aufl. 1827; — Geschichte von Bayern, das. 1806, 5. Aufl. 1827; setzte fort: Kaspar Riesbecks Gesch. der Deutschen, 2.—4. Band, Zürich 1788—90; — M. J. Schmidts Neuere Geschichte der Deutschen, 7.—13. Band, Ulm 1797—1804.

Milbitz (Geogr.), schwarzburg-rudolstädt. Kirchdörfer: 1) Amt Rudolstadt; 120 Ew.; — 2) Amt Paulinzella; 330 Einw.

Milborne-Port, brit. Flecken, England, Grafschaft Somerset, östlich von Taunton; 1580 Einw.

Milch (Lac, franz. Lait, engl. Milk, Med.). Die M. ist die in der Regel von den Brustdrüsen weiblicher Individuen aus der Klasse der Säugethiere abgesonderte, weiße, fettreiche Flüssigkeit, welche von der Natur hauptsächlich zur ersten Nahrung der Neugeborenen bestimmt ist. Obschon ähnliche, ja oft gleiche Flüssigkeiten, auch durch andere Theile des weiblichen Organismus, namentlich bei Menschen, so z. B. durch den Nabel, die Haut, die Genitalien, durch die Weichen, die Achselhöhlen, durch den Magen u. Mastdarm bisweilen entleert werden, obschon man sogar bei männlichen Individuen durch die Brüste Milchentleerung wahrgenommen hat, u. wie die vor Kurzem erst chemisch untersuchte Milch eines Bockes von Dr. Schloßberger (Annalen der Chemie u. Pharmacie von Liebig und Wöhler, Bd. 51, S. 431) zeigt, mit den wesentlichen Bestandtheilen der M., so sind dieses doch immer nur Ausnahmen und gehören mehr in das Gebiet der Pathologie. Das normale Absonderungsorgan sind die großen Drüsen der Brust, welche während der Schwangerschaft sich mehr und mehr entwickelnd, oft schon mit dem siebenten Monate beim menschlichen Weibe eine mehr albuminöse Flüssigkeit zu secerniren beginnen, meist aber kurz vor der Niederkunft und am stärksten am dritten Tage nach der Geburt zu turgesciren, und unter Eintritt einer örtlichen oder allgemeinen fieberhaften Reizung die genannte Flüssigkeit abzuscheiden beginnen. Die Brustdrüsen sind zusammengesetzte blasige Drüsen, mit baumförmig verzweigter Grundlage eines Hauptausführungskanales, der sich in immer dünnere Zweige und Zweigchen spaltet, welche letztere mit sehr dünnwandigen Bläschen, den Drüsenzellen, besetzt sind. Ein Haufwerk solcher, von einem feinen Kapillargefäßnetze umsponnener Drüsenzellen auf ihren Zweigchen stellt sich dann dem unbewaffneten Auge als ein kleines rundliches Körnchen dar, u. mehre solcher Körnchen bilden dann zusammen die kleinen Drüsenläppchen (Lobuli). Werden mehre solcher Lobuli durch Zellgewebe in einzelne Partien vereinigt, so ist es dann ein Drüsenlappen (Lobus). Ihre Zweigchen vereinigen sich gleichfalls allmählig zu größeren Stämmchen u. endlich zum Hauptausführungskanal, aus welchem durch Drücken, Streichen, Saugen, od. bei Ueberfüllung od. Erschlaffung auch von freien Stücken das Sekretionsprodukt ausfließt. Die Dauer der Milchabsonderung richtet sich nach der Dauer des Säugens, und ist ferner meistens abhängig von dem Nichteintreten einer neuen Schwangerschaft und der Konstitution des säugenden Individuums (s. Milch, Geburtsh.). Die Menge der abgesonderten M. ist sowohl beim Weibe als den weiblichen Thieren nach der Ausbildung der secernirenden Drüsen und der Körperkonstitution im Allgemeinen sehr verschieden, eben so ist dieselbe auch viel von der Nahrung abhängig. Die in der ersten Zeit der eingetretenen Sekretion vor der Geburt abgehende Flüssigkeit ist arm an Fett und Zucker, und enthält Albumin u. ziemlich viele Salze; sie besitzt nach Donné's Beobachtungen an einer Eselin und Ziege das Aussehen von Wasser, dem man etwas M. beigemischt hat, ist serös, gelblich, zeigt wenige, zusammengehäufte Kügelchen von unregelmäßiger Gestalt und Größe. Nach Simon's Untersuchungen war die von einer Eselin vierzehn Tage vor dem Werfen aus den Eutern abgesonderte Flüssigkeit durchscheinend, wenig opalisirend, dickflüssig, zwischen den Fingern klebend, von alkalischer Reaktion, und zeigte unter dem Mikroskope wenig Fettkügelchen, einige granulöse Körperchen und Schleimkörperchen. Bei der quantitativen Analyse ergab dieselbe folgende Zusammensetzung:

Wasser = = = = =	737,00
Feste Bestandtheile = = =	263,00
Fett = = = = = =	7,98
Kasein, dem Krystallin ähnlich =	28,93
Albumin = = = = =	198,34
Extr. Stoffe, Spuren von Zucker u. Kasein, Chlornatrium und milchsaures Natron = = = = = =	18,41

Als nach 8 Tagen von demselben Thiere die secernirte Flüssigkeit wieder untersucht wurde

war sie reicher an Wasser und ärmer an festen Bestandtheilen, namentlich Albumin geworden; Fett, Milchzucker und Kasein hatten aber relativ zugenommen. Lassaigne hat bei einer Kuh 41 Tage vor dem Kalben eingesammelte Flüssigkeit untersucht; er fand gleichfalls in der weißgelben, alkalisch reagirenden aber ziemlich rahmreichen Flüssigkeit anstatt Kasein Albumin, keinen Milchzucker, und in der $^1/_3$ des Volumens der Flüssigkeit einnehmenden Rahmschichte eine sehr weiche Butter. Sie hatte ein spec. Gew. = 1,063. Bis 10 Tage vor dem Kalben behielt sie diese Eigenschaften und Zusammensetzung, dann wurde sie allmählig milder, enthielt aber immer noch Albumin. 5 Tage nach dem Werfen enthielt sie Kasein und hatte nun 1,035 spec. Gew. Eine Untersuchung, welche Klemm mit der von einer Frau vor der Geburt abgesonderten Flüssigkeit vornahm, ergab 54,78 feste Theile in 1000 Theilen der Flüssigkeit. Ist die Geburt wirklich eingetreten, so besitzt die Flüssigkeit aus den nun mehr und mehr turgescirenden Brüsten, in denen sich flüchtige gegen die Achselhöhle ziehende Stiche einstellen, auch noch nicht die vollkommene Beschaffenheit der M., indem auch hier noch das der eigentlichen M. zukommende Kasein mehr durch Albumin vertreten ist. Die Flüssigkeit hat beim menschlichen Weibe noch eine mehr seifenwasserartige Beschaffenheit, doch ist sie von dickerer Konsistenz und enthält mehr feste Bestandtheile als die M. Man hat diese Flüssigkeit mit dem Namen Kolostrum belegt. Die Farbe ist in der Regel gelblich, die Reaktion alkalisch im frischen Zustande, geht jedoch nach Versuchen, welche Klemm anstellte, sehr bald, schon nach drei Stunden, in die saure Reaktion über. Unter dem Mikroskope bemerkt man in dem Kolostrum Fettkügelchen und granulirte gelbliche runde Körperchen, welche größer als die Milchkügelchen sind. Donné, welcher zuerst auf dieselben aufmerksam machte, nennt sie Kolostrumkörperchen und gibt an, daß sie sich bis zum zwanzigsten Tage nach der Geburt noch in der M. der Eselin vorfanden. Simon fand sie nur bis höchstens zum zehnten Tage. Außerdem findet man noch bisweilen Schleimkörperchen und Pflasterepithelien.

Das Kolostrum ist reicher an festen Bestandtheilen, als die M. und namentlich sind nach Simons Beobachtungen der Milchzucker und die Butter relativ sehr vermehrt. Er fand das spec. Gew. = 1,032. Auch die Salze sind ziemlich reich. Es scheint, daß von der größeren Quantität dieser Bestandtheile die abführende Wirkung des Kolostrum für den Säugling abhängt; daß diese aber zweckmäßig, ja nothwendig ist, um Mekonium u. s. w. zu entfernen, leuchtet ein. Payen will beobachtet haben, daß Fett namentlich eine große Verwandtschaft zum Mekonium habe. Das Kolostrum der Kühe ist dunkelgelb, dick, schleimig und arm an Fett. Es koagulirt beim Erhitzen vollständig wie Eiweiß, dagegen nicht durch Laab. Sein spec. Gewicht ist nach Bondt und Stiptrian Luiscius 1,072.

Quantitative Untersuchungen des Kolostrum haben Simon, Chevallier und Henry, Stiptrian Luiscius, Boussingault und Le Bel, und neuerlich Klemm geliefert. Dasselbe enthält demnach:

	Frau. Simon.	Kuh. Simon.	Eselin. Chevallier u. Henry.	Ziege. Chevallier u. Henry.	Kuh. Boussing. u. le Bel.
Kasein (Albumin)	40,0	170,7	123,0	275,0	151,0
Butter	50,0	26,0	5,0	52,0	26,0
Milchzucker . . .	70,0		43,0	32,0	36,0
Feuerfeste Salze .	3,1				3.0
Wasser	828,0	803,8	828,4	641,0	784,0
Fester Rückstand .	172,0	196,0	171,6	359,0	216,0

Von den 3,1 feuerfesten Salzen in Simons Analyse waren 1,8 im Wasser unlöslich.

Erst am 4. bis 5. Tage nach der Geburt fängt die Sekretion wirklich ausgebildeter M. an. Doch richtet sich auch hier die Beschaffenheit derselben stets nach der Einwirkung äußerer Einflüsse, insbesondere der Nahrung.

Milch (Chem. u. Oekon.), nennt man im Allgemeinen eine jede weißlich trübe (der Säugethiermilch im äußern Ansehen ähnliche) Flüssigkeit, speciell bezeichnet man aber damit das bekannte Sekret der Säugethiere, von dem hier hauptsächlich die Rede seyn soll. Als Typus der Säugethiermilch dient gewöhnlich die Kuhmilch, welche auch zugleich am vollständigsten chemisch untersucht worden ist. Die M. ist eine mit ungelösten Theilen mechanisch gemengte Flüssigkeit von der Art, wie sie gewöhnlich Emulsionen genannt werden. Sie ist nämlich eine Auflösung einer geringen Menge verschiedenartiger Salze, mit einer beträchtlichen Menge Milchzucker und stickstoffhaltiger Materie, dem Käsestoff oder Kasein. In dieser Lösung schwimmen zahlreiche, sehr kleine, durchsichtige Fettkügelchen von ungleicher Dicke. Ihr Durchmesser beträgt $^1/_{750}$ bis $^1/_{250}$ Linie, sie sind also mikroskopisch. Vermöge ihrer Linsenwirkung zerstreuen sie das Licht nach allen Richtungen, wodurch die Milch undurchsichtig und weiß erscheint; unter dem Mikroskop ist dies nicht der Fall. — Ob die Butterkügelchen der M. nackt in der Flüssigkeit schwimmen, oder, wie Andere glauben, mit einer Hülle von Käsestoff umgeben sind, ist nicht entschieden, aber die letztere Ansicht wahrscheinlich. Die sonstigen Eigenschaften der M. sind zu bekannt, um erwähnt zu werden. In offener Luft abgedampft bedeckt sie sich mit einer, hauptsächlich aus Käsestoff bestehenden Haut, die sich nach der Wegnahme bald von Neuem bildet. Bei einer Temperatur über 12° R. säuert sie sich unter Absorption von Sauerstoff von selbst, bei 16° bis 20° R. öfters innerhalb weniger Stunden, und gerinnt nachher beim Kochen. Die Säuerung beruht auf Erzeugung von Milchsäure. Esels-, Stuten-, Kameelmilch u. nach Parmentier selbst Kuhmilch sind auch der weinigen Gährung fähig, was merkwürdig ist, da der in ihnen enthaltene Milchzucker für sich diese Gährung nicht zu erleiden vermag.

A. Kuhmilch. I. Bestandtheile. Die M. enthält nach Berzelius durchschnittlich 10—12 Proc. feste Bestandtheile, welche durch Austrocknung bei 80° R. zurückbleiben, das Uebrige (90 bis 88 Proc.) ist Wasser. Andere geben zwar weniger Wasser an, z. B. Schübler bloß 84,853 Proc., allein die Austrocknung geschah

hier bloß bei 24° R., war also nicht vollständig. Lassaigne gibt 11,9 bis 14,1 Proc. Wasser an, ohne aber den Austrocknungsgrad zu bezeichnen. Uebrigens ändert sich innerhalb der angegebenen Grenzen und vielleicht noch etwas diesseits und jenseits auch der Wassergehalt bei demselben Individuum nach der Menge und Beschaffenheit der Nahrung u. des Getränks u. a. Umständen. Die festen Bestandtheile bestehen aus Butter, Käsestoff, Milchzucker, extraktartiger Materie, Salzen und freier Milchsäure in den jetzt anzugebenden Verhältnissen.

Bestandtheile der M. 1) Salze. In der M. werden jeder Zeit verschiedene Salze gefunden, welche wesentlich zu ihrem Charakter gehören und wohl ihrer Menge, aber nicht ihrer Qualität nach veränderlich sind. Sie erreichen nie den Betrag eines Procents. Haidlen hat die M. von zwei Kühen auf ihre Salze untersucht und darin gefunden:

Phosphors. Kalk	0,231 Proc.	0,344 Proc.
„ „ Bittererde	0,042 „	0,064 „
„ „ Eisenoxyd	0,007 „	0,007 „
Chlorkalium	0,144 „	0,183 „
Chlornatrium	0,024 „	0,034 „
Natron	0,042 „	0,045 „
	0,490 Proc.	0,677 Proc.

Das Natron, welches beim Einäschern der trockenen M. mit den übrigen Salzen gefunden wird, spielt eine wichtige Rolle, indem es die Löslichkeit des stickstoffhaltigen Bestandtheiles, des Käsestoffs (Kaseins) vermittelt. — 2) Der Käsestoff. Reines Kasein ist nämlich im Wasser kaum auflöslich, es bedarf ungefähr 422 Thle. davon. Dagegen sind seine Verbindungen mit den Alkalien vollkommen leichtlöslich; als eine solche, nämlich als Natronverbindung, ist das Kasein in der M. Werden diesen Verbindungen des Kaseins Säuren zugesetzt, selbst in geringer Menge, so wird das Kasein durch den Verlust seines Alkalis ausgeschieden, es tritt Gerinnung ein. In gleicher Weise wirken die Salze der Erden, z. B. schwefelsaurer Kalk, welcher als Gerinnungsmittel zur Analyse der M. dient. Wenn mehr Säure vorhanden ist, als man braucht, um das Alkali zu entziehen, so ist die Fällung unvollkommen, weil sich der Käsestoff in freien Säuren (nicht Kohlensäure und Phosphorsäure) auflöst. Der mit Säuren gefällte Käsestoff reagirt sauer, was ihm eigenthümlich zu seyn scheint, denn er gibt diese saure Reaktion nicht an Wasser ab. Solcher Käsestoff neutralisirt die freien, zerlegt aber nicht die kohlensauren Alkalien. Die Lösung des Käsestoffs in Säuren kann ebenso durch (kohlensaure) Alkalien gefällt werden, wie dies umgekehrt der Fall ist. Nach neueren Beobachtungen ist der hier beschriebene Käsestoff nicht chemisch gleichartig, sondern ein Gemenge von zwei verschiedenen Stoffen. Beide sind in Salzsäure auflöslich, der eine ist daraus mit kohlensaurem Ammoniak fällbar, und im Obigen vorzugsweise gemeint. Er ist in überwiegender Menge vorhanden und enthält Schwefel, welcher dem anderen nicht fällbaren und bei weitem geringeren Theile abgeht. Durch Laab (s. d.) kann der Käsestoff aus der M. gefällt werden, eben so durch einen Ueberschuß von irgend einer Säure, dagegen durch wenige Säure vielmehr seine Auflöslichkeit befördert wird. Da nun immer ein wenig freie Milchsäure in der M. enthalten ist, so rührt es daher, daß nicht aller Käsestoff durch das Laab niedergeschlagen zu werden vermag, vielmehr durch die freie Milchsäure ein Theil desselben in Auflösung zurückgehalten wird, den man aber auch niederschlagen kann, wenn man nachher noch einen Ueberschuß irgend einer Säure, z. B. Essigsäure oder Essig zusetzt, und bis zum Sieden oder auch nur bis 60° R. erhitzt, wo er sich, in Verbindung mit einem Antheil der Säure niederschlägt. Diesen Antheil Käsestoff, den man nach der Fällung der M. mit Laab noch durch Essig daraus fällen kann, hielt Schübler fälschlich für einen eigenthümlichen Stoff u. nannte ihn Zieger; in der That ist es nur der Antheil Käsestoff, der durch den geringen Antheil Milchsäure gegen die niederschlagende Wirkung des Laabs geschützt wird, und dann durch Essig niedergeschlagen einen Antheil desselben zurückhält, der mehre Abweichungen seines Verhaltens von dem des reinen Käsestoffs bedingt. Schübler erhielt aus 1000 Theilen ganzer M. 110 Th. frischen (noch feuchten) Käsestoff und 50 Th. frischen Zieger; durch Austrocknung bei 24° R. blieben 42,6 Th. Käsestoff, 7,87 Th. Zieger zurück. Abgerahmte M. enthielt in 1000 Th. 43,64 Th. trocknen (bei 24° R. getrockneten) Käsestoff, 8,06 trocknen Zieger, 1000 Th. Rahm enthielten 33 Th. trocknen Käsestoff, 6 Th. trocknen Zieger. Berzelius fand in 1000 Th. abgerahmter M. bloß 26 Th. (bei 80° R. getrockneten) Käsestoff (einschließlich des Ziegers), in 1000 Th. Rahm 35 Th. trocknen Käsestoff. Im Allgemeinen scheinen dieselben Einflüsse, welche die Menge der Butter vermehren, auch die Menge des Käsestoffes zu vermehren, wohin namentlich gute Weide gehört. Bei frischmelkenden Kühen ist die Menge des Käsestoffs ebenso wie die der Butter geringer, als bei altmelkenden. — 3) Milchzucker. Neben den Salzen u. dem Käsestoff enthält der lösliche Theil der M. noch Milchzucker. Nach dem Abscheiden der Butter und dem Gerinnen des Käsestoffs bleibt diese Substanz in der wässerigen Flüssigkeit und kann daraus in krystallisirten Massen dargestellt werden. Wie alle Glieder der unter dem Gattungsnamen Zucker begriffenen Verbindungen, kommt dem Milchzucker die Eigenschaft zu, sich unter dem Einfluß starker Säuren in Traubenzucker zu verwandeln und unter dem der Gährung in Alkohol und Kohlensäure zu zerfallen. Es ist der einzige Zucker, den der thierische Lebensprozeß erzeugt und unter allen am wenigsten löslich und am wenigsten süßschmeckend. — Am wichtigsten für die Praxis ist die Leichtigkeit, mit welcher der Milchzucker sich in eine eigenthümliche Säure nämlich — 4) Milchsäure verwandelt. Diese Erscheinung liegt dem Sauerwerden der M. zu Grunde. Die Milchsäure spielt im Bereiche des organischen Lebens eine sehr ausgedehnte Rolle. Sie tritt fast überall auf, wo sich organische Substanzen langsam zersetzen, bei der schleimigen Gährung, sie findet

sich in verschiedenen Flüssigkeiten des thierischen Körpers, ist im Fleische vorhanden u. s. f. Aus der Vergleichung ihrer Zusammensetzung mit der des Milchzuckers:

1 Aeq. Milchzucker . . = 12C + 24H + 12O.
2 Aeq. Milchsäurehydrat = 12C + 24H + 12O

ersieht man sogleich, daß die Entstehung der Milchsäure weder durch Verlust noch Aufnahme von Elementarbestandtheilen, sondern ganz allein durch eine Veränderung in der Anordnung derselben im Milchzucker beruht. Diese Umgestaltung wird in der M. durch eine anfangende Zersetzung des Käsestoffs eingeleitet. Die Milchsäure ist eine nicht flüchtige, in Alkohol lösliche Säure, von welcher die Eigenschaft der M. Lackmus zu röthen abhängt. Nach Hermbstädt kömmt diese Eigenschaft in frischem Zustande bloß der Morgenmilch, nicht der Mittags- und Abendmilch zu, was darauf hinzudeuten scheint, daß diese Säure in der M. mit erzeugt wird, wenn sie im Euter der Kühe lange aufgehäuft bleibt. Wenn die M. durch Stehen sauer wird, so bildet sich die Milchsäure in ihr in vermehrter Menge. — 5) Butter. Das Fett der M., welches den Hauptbestandtheil der Butter ausmacht, reiht sich nicht nur im äußeren Ansehn und Verhalten, sondern auch seiner chemischen Natur nach, den Fetten ein; es besteht aus drei Fettarten: einem festen Fett, einem flüssigen Fett u. einem dritten, eigenthümlichen, welches Butyrin genannt wird. Letzteres besteht aus Glycerloxyd mit drei flüchtigen fetten Säuren: der Butter, Capron- u. Caprinsäure. Das feste Fett enthält nur Margarinsäure (keine Talgsäure), das flüssige Oelsäure an Glycerloxyd gebunden. Jenes ist also Margarin, dieses ein Olein. Dem Butyrin verdankt das Butterfett seinen eigenthümlichen Geruch. Die hier charakterisirten Bestandtheile der M. sind so vertheilt, daß im Durchschnitt $^1/_{200}$ ihres Gewichtes auf die Salze, $^1/_{30}$ auf die Butter, $^1/_{20}$ bis $^1/_{25}$ auf den Milchzucker, ungefähr ebenso viel auf den Käsestoff und fast $^9/_{10}$ auf das Wasser kommen. Diese Verhältnisse sind abhängig von der Race, dem Alter des Jungen u. der Kuh, von der Lebens- und Fütterungsweise, und auch darnach verschieden, ob die Milch beim Melken zuerst oder zuletzt aus dem Euter gezogen wird. Aehnliches wie für den Gehalt, gilt auch für den Milchertrag. Zusammengefaßte Resultate einiger Analysen: Schübler fand in 1000 Th. ganzer M., aus der M. einer ganzen Heerde gemischt, 110 Th. frischen Käsestoff, 50 frischen Zieger, 24 Butter, 77 rohen Milchzucker, 739 Wasser; oder, wenn die Bestandtheile bei 24° R. getrocknet wurden: 42,6 trockenen Käsestoff, 7,87 trocknen Zieger, 24 Butter, 77 Milchzucker, 845,53 Wasser. Abgerahmte M. enthielt in 1000 Theilen: 43,64 Th. trocknen Käsestoff, 8,06 trocknen Zieger, 78,94 rohen Milchzucker, 869,34 Wasser. 1000 Th. Rahm enthielten: 240 Butter, 33 Käsestoff, 6 Zieger, 721 Molken. Berzelius fand 1000 Th. Rahm (von 1,0244 sp. G.) bestehend aus: 45 Butter, 35 Käsestoff, 920 Molken; 1000 Th. abgerahmte M. (von 1,0348 sp. G.) aus: 26 Käsestoff, durch Butter verunreinigt, 35 Milchzucker, 6 Extrakt, Milchsäure und milchsaure Salze, 1,7 Chlorkalium, 0,25 phosphorf. Alkali, 2,3 anderweite Salze, 928,75 Wasser.

II. Zusammensetzung der verschiedenen Edukte aus der M. Läßt man die M. längere Zeit stehen, so scheidet sie sich freiwillig in 2 Theile, einen obern, Rahm, Sahne oder Oberes genannt (nach Schübler bei Fütterung mit jungem Gras 10 bis 13 Proc., mit Luzerne zuweilen 18 bis 20 Proc. der ganzen M. betragend), und einen untern, der nach Entfernung des Rahms die abgerahmte M. (auch wohl blaue M. genannt) gibt. Beide bestehen noch aus den sämmtlichen Bestandtheilen der ganzen M., nur enthält der Rahm ein überwiegendes Verhältniß Butter gegen die übrigen Bestandtheile, die untere M. enthält nur noch sehr wenig Butter im Verhältniß zu den übrigen Bestandtheilen der M., ja bei längerem Stehen kann die Butter fast ganz in den obern Antheil, den Rahm übergehen. Behandelt man die abgerahmte M. mit Laab oder erhitzt man sie, nachdem man sie zuvor hat säuern lassen, so scheidet sich der Käsestoff mit dem noch vorhandenen Butter-Rückhalt als Käse daraus aus, und die übrigen Bestandtheile der M., nämlich Wasser, Milchzucker, Milchsäure, Extrakt, die Salze der M. u. noch ein, durch die Milchsäure aufgelöst zurückgehaltener Antheil Käsestoff (Zieger) bleiben als Molken (Schotten) zurück. Schlägt oder schüttelt (buttert) man andererseits den Rahm, so scheidet er sich in 2 Theile: Butter, noch mit einem Rückhalt von den übrigen Bestandtheilen der M., die man durch Auswaschen entfernen kann, u. Buttermilch, welche alle Bestandtheile der abgerahmten M. enthält, also Käsestoff, Molken und noch einen geringen Rückhalt von Butter, der aber mit dem Käsestoff in inniger Verbindung ist, auch hat sich in der Regel etwas Säure darin entwickelt. Durch Laab kann der Käsestoff mit dem Butterrückhalt aus der Buttermilch größtentheils abgeschieden werden, wo dann ebenfalls Molken zurückbleiben. Der Rückhalt von Käsestoff (Zieger), welcher nach Anwendung des Laabs in den Molken noch zurückbleibt, kann noch durch Essig in der Hitze abgeschieden werden, und wenn man die so gereinigten Molken dann abdampft, bleibt der rohe Milchzucker zurück, d. i. Milchzucker, mit andern Bestandtheilen der M. mehr oder weniger verunreinigt.

III. Milchertrag. Auf dem Landgute Boussingault's zu Bechelbronn sind 7 Kühe in Bezug auf den Milchertrag ein Jahr lang einer genauen Kontrole unterworfen worden. Sie erhielten jede 30 Pfund Heu, oder eine dem entsprechende Fütterung von Wurzeln, und lieferten zusammen 8788 Maß (hessisch Gemäß), wobei sie $302^1/_7$ Tag milchgebend waren. Dies macht im Mittel 4,1 Maß (= 1,8 Quart) auf die Kuh täglich, aber der Ertrag ist so ungleich, daß auf die Monate Juli u. August über 6 Maß, auf die Monate Februar und März dagegen nur $2^1/_2$ Maß täglich kommen. Aus Beobachtungen gleicher Art, aber an einer einzelnen Kuh, ergab sich der tägliche Milchertrag für die Zeit, wo sie milchgebend war, also die Zeit des

Trockenstehens abgerechnet =3,7 Maß. Nimmt man $2\frac{1}{2}$ als einen höchst niedrigen und 7 Maß als einen sehr hohen Ertrag, so gibt eine Kuh täglich: 10,3 Pfund bis 29 Pfund M., worin:

Pfd.	Lth.		Pfd.	Lth.	
—	10,0	bis	—	27,8	Butter
—	15,1	,,	—	42,7	Milchzucker u. lösliche Salze
—	16,8	,,	—	47,3	Käse und unlösliche Salze
Zusammen 1	10	bis	3	22	feste Bestandtheile.

Was den Einfluß des Futters anbelangt, so ist jedem Landmanne bekannt, daß die Kühe am meisten M. geben bei grünem Futter und umgekehrt. Im Uebrigen ist der Einfluß des Futters, so lange die Thiere nur keinen Mangel leiden, nicht so groß, als man vielleicht erwarten sollte. Zu diesem Schluß waren Boussingault und Le Bel gelangt, wenigstens was die Menge der M. anbelangt. D. R. Thomson dagegen zog aus ähnlichen und ebenfalls umfassenden Beobachtungen die Folgerung, daß der Ertrag an M. und der Buttergehalt mit dem Stickstoffgehalt (Gehalt an plastischen Stoffen) der Nahrung wachse. Er hat dieses Ergebniß für eine 5tägige Periode und in Durchschnittszahlen für zwei Kühe, in der folgenden Tafel veranschaulicht, worin nur das Gras als einzige Ausnahme dasteht.

Art des Futters.	Milch. Pfunde.	Butter. Pfunde.	Stickstoffgehalt des Futters. Procent.
Gras	114	3,50	2,32
Gerste mit Heu . . .	107	3,43	3.89
Malz mit Heu	102	3,20	3,34
Gerste, Syrup und Heu	106	3,44	3,82
Gerste, Leinsamen und Heu	108	3,48	4.14
Bohnen mit Heu . . .	108	3,72	5.27

Eine andere Tabelle gibt in ähnlicher Weise Rechenschaft über den Gehalt der M. an festen Theilen (Rückstand nach dem Eintrocknen) für eine andere fünftägige Periode:

Futterart.	Gras. Pfund.	Gerste ungeschroten. Pfund.	Malz ungeschroten. Pfund.	Geschrotene Gerste. Pfund.	Geschrotenes Malz. Pfund.	Gerste mit Melasse. Pfund.	Gerste mit Leinsamen. Pfund.	Bohnen. Pfund.
Trockne Milch (das Wasser abgerechnet) .	29,64	25,57	24,82	28,12	2,61	25,69	27,48	27,09
Butter	5,96	5,56	6,56	6,87	6,43	7,0	7,0	7,5

Die Milch bestand in 100 Theilen aus Wasser 87,19, Butter 3,70, Zucker 4,35, Käsestoff 4,16, lösliche Salze 0,15, unlösliche Salze 0,44. Der Milchertrag ist abhängig von dem Futter und der Zeit des Melkens. Die Thatsache, daß nicht bloß der Milchertrag, sondern auch der Buttergehalt durchweg mit dem Stickstoffgehalt des Futters (d. h. mit seinem Gehalt an plastischem Nahrungsstoff) steigt, ist um so bemerkenswerther, als man bei der Abwesenheit des Stickstoffs in der Butter gleichsam berechtigt gewesen, das Gegentheil zu erwarten. — Playfair ist zwar durch seine Versuche darauf geführt worden, daß stickstofffreies Futter (wie Kartoffeln u. s. w.) viel und butterreiche Milch geben und daß Ruhe (Stallfütterung) eben so wirkt, während das Vieh im Freien auf armer Weide, wo es viel umhergehen muß, käsestoffreichere M. liefert; allein seine Beobachtungen sind für zu kurze Perioden und viel zu vorübergehend gemacht, um einigermaßen auf Sicherheit Anspruch machen zu können. Aus Thomsons Beobachtungen läßt sich außerdem noch entnehmen, daß der Milchertrag einer Kuh bei gleichförmiger Diät, also z. B. bloßer Gerstenfütterung, nach einiger Zeit abnimmt und mit dem Wechsel derselben wieder steigt. Eine häufige Veränderung der Fütterung ist also Vortheil bringend. Auch hat sich als eine allgemein gültige Regel herausgestellt, daß die Morgenmilch reichlicher ist, als die Abendmilch. So bei Heu- und Gerstenfütterung wie folgt:

	1. August. Pfund.	2. August. Pfund.	3. August. Pfund.	4. August. Pfund.
Morgen	$11\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{2}$	$11\frac{10}{16}$	$10\frac{14}{16}$
Abend	$10\frac{1}{5}$	$9\frac{11}{16}$	$9\frac{11}{16}$	$9\frac{11}{16}$

Da Playfair die M. jedesmal analysirt hat, so geben seine Versuche eine Uebersicht der Variationen, welche in Bezug auf Menge und Gehalt einzutreten pflegen.

Fütterung.	Im	Tag.	Kasein. Proc.	Butter. Proc.	Zucker. Proc.	Asche. Proc.	Wasser. Proc.	Menge. Pfd.
Morgens Nachgras	Freien	1ster	5,4	3,7	3,8	0,6	86.5	7,31
Abends = ...	=	1 =	3,9	5,6	3,0	0,5	87.0	10.94
Abends = ...	Stall	2ter	4,9	5,1	3,8	0,5	85,7	8,51
Abends Heu, Hafer, Bohnen	=	3 =	5,4	3,9	4,8	0,5	85,4	10,54
Morgens = = = ...	=	3 =	3,9	4,6	4,5	0,7	86,3	11,61
Abends Kartoffeln	=	4 =	3,0	6,7	4,6	0,6	84,2	12,90
Morgens = ...	=	4 =	2,7	4,9	5,0	0,5	86,9	10,32
Abends Heu, Kartoffeln	=	5 =	3,9	4,6	3,9	0,5	87,1	13,18
Morgens	=	5 =	3,5	4,9	3,8	0,5	87,3	12,20

Die erste M., die man im Euter findet, bevor das Kalb gesäugt hat (das Kolostrum), ist 5mal reicher an Käsestoff, als die nachfolgende. Wenn man bei einem Melken die M. nach einander in verschiedenen Gefäßen auffängt und gesondert untersucht, so findet man in den ersten Portionen im Verhältniß von 16:1 (Anderson) mehr Rahm, als in den letzteren. Schübler fing die M. beim Melken in fünf Portionen und ebenso viel besonderen Gefäßen auf. Es ergab die:

	Erste Portion.	Zweite Portion.	Dritte Portion.	Vierte Portion.	Fünfte Portion.	Mittel.
Spec. Gewicht	1,034	1,0334	1.0327	1,0315	1,0290	1,0321
Rahmgehalt	5 Proc.	8 Proc.	11½ Proc.	13½ Proc.	17,5 Proc.	11,0 Proc.

Der zuletzt aus dem Euter gewonnene Theil enthält also 3¹/₇mal so viel Rahm als der erste. — Bei einem Versuche von Quevenne war dies Verhältniß wie 1 : 2²/₅. — Die Kuhmilch ist in der Regel frisch aus dem Euter von alkalischer Reaktion; sauer erscheint sie nur ausnahmsweise oder nach längerem Stehen. Zur Vergleichung mit der Kuhmilch mögen die Analysen folgender Milcharten hier noch eine Stelle finden:

	Frauenmilch, gute	Frauenmilch, schlechte.	Eselsmilch.	Geismilch.
Butter . . .	3,4	1,3	1,29	4,56
Milchzucker .	4,3	3,2	6,29	9,12
Käsestoff . .	3,1	2,7	1,95	4,38
	Haidlen.		Peligot.	

Der Rahm ist eine Ansammlung der specifisch leichteren Butterkügelchen, welche sich wegen ihrer Kleinheit und des Mangels an Dünnflüssigkeit erst nach längerer Ruhe an die Oberfläche begeben können. Die Butterkügelchen sind im Rahm noch immer von den gelösten Bestandtheilen der M. umgeben und getrennt, so wie die M. selbst nach sehr langem Stehen sich niemals völlig abklärt, sondern stets noch Butterkügelchen zurückhält, so daß der Rahm wasserarme butterreiche, das Serum wässerige butterarme M. ist. Lassaigne hat gezeigt, daß die M. gleich nach der Geburt am meisten und dann immer weniger Rahm absetzt; 1000 Raumtheile M. geben nach ihm:

Tage nach der Geburt.	1	4	6	0	21	30
Rahm . .	200	200	188	78	59	64
Serum . .	800	800	812	922	141	936

Eine zweite selbstständige Veränderung, welche die M. beim Stehen eingeht, ist das Sauerwerden, welchem sehr bald eine Gerinnung, d. h. Abscheidung des Kaseins folgt. Die Drüsen in den Zitzen der Säugethiere, welche die M. absondern, sind zu einem Knäuel in einander gewickelte Gefäße, die sich in dem Maße ausdehnen, in welchem sich die M. ansammelt, und dadurch zugleich als Vorrathsbehälter dienen, worin natürlich eben so gut eine Abscheidung der Sahne erfolgt als in dem Milchtopfe. Darum ist es denn auch von besonderer Wichtigkeit für die Buttergewinnung, das Euter völlig auszumelken, um nicht die letzte, sahnige, butterartige M. zu verlieren. Bei einer Temperatur von 10° bis 12° R. ist die M. schon etwas dünnflüssiger, und für die rasche Abscheidung des Rahmes geeigneter, als bei einer Temperatur um 0° herum, darum müssen die Milchkammern so angelegt seyn, daß man im Winter und Sommer leicht jene Temperatur erhalten kann. Erwärmung auf einen höheren Grad würde zwar die Abscheidung des Rahmes noch mehr, aber auch das Sauerwerden der Milch befördern. Unter den gewöhnlichen Umständen nun kann der Rahm gewöhnlich nach 24 bis 36 Stunden abgenommen, und zum Buttern gesammelt werden. Die erste Rahmschicht, die sich nach 6 bis 12 Stunden ansammelt, soll reicher seyn und bessere Butter liefern als gewöhnlicher Rahm, so daß man zuweilen zweimal abrahmt, das eine Mal zu Butter von besserer Güte, das andere Mal zu geringer Butter. Vermuthlich steigen die größern Butterkügelchen, welche eine um so größere Steigkraft haben, zuerst auf, und bilden, eben wegen ihrer Größe, eine reichere Rahmschicht, und weil diese um 6 Stunden eher gebildet ist, auch eine frischere und schmackhaftere Butter.

Gewöhnliche Sahne ist mehr breiig als flüssig, und ziemlich zusammenhängend; diese Beschaffenheit wird dadurch noch erhöht, daß man den Rahm so lange stehen läßt, bis er auf einen gewissen Grad der Säuerung gekommen ist. Alsdann scheidet sich unten etwas molkenartige Flüssigkeit ab, und der Rahm gewinnt relativ an Gehalt. Berzelius stellte eine Probe Milch, zum Behufe der Analyse, 8 Tage lang bei + 3° C. in einem flachen Gefäße hin. Die M. wurde alsdann mit einem Heber vom Rahm getrennt und beide untersucht.

Die M. (spec. Gewicht = 1,0348) enthielt:

Käsestoff mit etwas Butter	2,6
Milchzucker	3,5
Milchsäure und in Alkohol lösliche Salze	0,6
Sonstige Salze	0,4
Wasser	92,9
	100,0

Der Rahm enthielt:

Butter (durch Schütteln)	4,5
Käsestoff	3,5
Molken	92,0
	100,0

Nach Luiscius und Bondt gibt die M. 4,6 Proc. Rahm, eine Größe, deren Betrag aber nothwendig wechseln muß. Der richtige Zustand des Rahmes ist gewöhnlich binnen 3 oder 4 Tagen erreicht, alsdann beginnt das Buttern.

IV. Specifisches und absolutes Gewicht der M. Das specifische Gewicht der M. zu kennen ist nicht unwichtig, da man hiernach, mit Rücksicht auf das absolute Gewicht des Wassers bestimmen kann, wie viel ein gegebenes Maß M. wiegt. Dieses specifische Gewicht ist indeß veränderlich nach dem Verhältniß der darin enthaltenen Bestandtheile. Bei M., welche nicht mit Wasser künstlich versetzt ist, ist ein geringes specifisches Gewicht mindestens im Sommer bei grüner Fütterung im Allgemeinen Zeichen eines großen Rahmgehaltes und mithin Buttergehaltes (die Butter selbst hat nach Schübler frisch ein specifisches Gewicht 0,902). So fand Schübler in den Sommermonaten bei grü=

ner Fütterung folgenden Procentgehalt an Rahm folgendem specifischen Gewicht entsprechend: 19 Proc. Rahm bei 1,0309, 16 Proc. bei 1,0318, 13 Proc. bei 1,0327, 9 Proc. bei 1,0334, 7 Proc. bei 1,0340; in den Wintermonaten bei schlechter Nahrung indeß wurde gewöhnlich bedeutend weniger Rahm erhalten, obgleich das specifische Gewicht oft nur wenig verschieden war. Rahm ist immer weniger schwer als die unverfälschte ganze M., von der er genommen ist, und ganze M. weniger schwer als die abgerahmte M., die aus ihr erhalten ist. Berzelius fand das specifische Gewicht der ganzen M. bei 12° R. 1,030, des Rahms 1,0244, der abgerahmten M. 1,0348; Schübler das der ganzen M. 1,0315, das des Rahms 1,0119, das der abgerahmten M. 1,036 bis 1,037, das der Buttermilch 1,0369, das der Molken 1,0272. Durch künstliche Versetzung mit Wasser nimmt das specifische Gewicht ebenfalls ab. Gehalt an Käsestoff (frisch ausgepreßt von 1,100 specifischem Gewicht) und Milchzucker (rein krystallisirt von 1,548 specifischem Gewicht) vergrößert das specifische Gewicht der M. Die Variation des specifischen Gewichts der ganzen unabgerahmten M. hält sich bei gewöhnlicher Temperatur nach Schüblers Versuchen zwischen 1,028 (was nur bei großer Fettigkeit der M. Statt findet) und 1,034 und als Mittel dürfte daher 1,031 anzusehen seyn. Auch die Angaben der meisten andern Autoren fallen zwischen diese Grenzen; indeß fand Lassaigne bei öftern Versuchen mit derselben Kuh das specifische Gewicht zwischen 1,031 u. 1,041 bei 8° R. wechselnd; Hermbstädt andernseits zwischen 1,0248 und 1,076 bei der Wärme der frisch ausgeflossenen M. (auf Wasser von gleicher Temperatur bezogen). Nach Hermbstädt's Versuchen nimmt das specifische Gewicht der M. ein wenig mit dem Alter der Kühe zu, ist etwas geringer bei der Abend- als bei der Mittagsmilch, und etwas kleiner bei der Mittags- als bei der Morgenmilch, wird auch um so kleiner, je fetter und saftiger die Nahrung ist. Die zuerst ausgemolkene Milchportion ist beträchtlich schwerer als die zuletzt gemolkene, nach Schübler im Verhältniß von 1,0340 bis 1,029. Unter Zugrundlegung des specifischen Gewichts 1,031 wiegt: 1 badensches Maß M. 3,0863 badensche Pfund oder 3 Pfund $2^{76}/_{100}$ Loth. 1 bayersches Maß M. 1,965 bayersche Pfund oder 1 Pfund 31 Loth. 1 berliner Quart 2,2730 berliner Pfund oder 2 Pfund $8^{74}/_{100}$ Loth. 1 braunschweigisches Quartier 1,8252 braunschweigische Pfund oder 1 Pfund $26^{41}/_{100}$ Loth. Eine dresdner Kanne 1,8587 sächsische Pfund oder 1 Pfund $28^{48}/_{100}$ Loth. Ein franz. Litre 0,92808 Kilogr. Ein wiener Maß 2,3445 wiener Pfund oder 2 Pfund $11^{2}/_{100}$ Loth.

V. M. der Kühe kurz vor und kurz nach dem Kalben. 41 Tage vor der Geburt des Kalbes (wo die Prüfung begonnen wurde) ist die M. von der gewöhnlichen sehr verschieden, sie ist gelblich, dichter, von mehr fadem, schleimigem, salzigem Geschmack, besitzt einen Gehalt von Eiweiß, welcher macht, daß sie in der Hitze gerinnt, es fehlen aber darin: Milchzucker, freie Milchsäure und Käsestoff; sie enthält weniger Wasser; nur 78 bis 79 Proc., während gewöhnliche M. 88 bis 90 Proc. enthält; ferner setzt sie beträchtlich mehr Rahm ab als gewöhnliche M. Diese Beschaffenheit findet noch 21 Tage vor der Geburt Statt, 11 Tage vor der Geburt aber sind Käsestoff, Milchzucker und freie Milchsäure schon bemerklich, und die Menge des Eiweißes vermindert; unmittelbar nach der Geburt, wo die M. Kolostrum heißt, hat sie immer noch Aehnlichkeit mit der vor der Geburt abgesonderten M., ist immer noch mehr gelb, schwerer als gewöhnliche M., setzt mehr u. gelbern Rahm ab, enthält noch Eiweiß. Diese Erscheinungen zeigen sich am auffallendsten in den ersten 12—24 Stund. nach der Geburt; verlieren sich dann immer mehr und nach 3 bis 6 Tagen ist die M. gewöhnlicher M. wieder ähnlich.

VI. Einfluß verschiedener Umstände auf die Qualität und Quantität der M. 1) die Kuh ist frisch oder altmelkend. Sowohl Butter, als Käsestoff, als Milchzucker sind reichlicher in der M. altmelkender als frischmelkender Kühe (wobei wir jedoch das Kolostrum ausschließen) enthalten. Nach Holland lieferte $1^{1}/_{2}$ Pfd. M. einer frischmelkenden Kuh (von 1,032 specifischem Gewicht bei 14° R.) 1 Loth $2^{2}/_{3}$ Quentchen Butter, 2 Loth $^{1}/_{2}$ Quentchen Käse, $2^{2}/_{3}$ Quentchen Milchzucker; $1^{1}/_{2}$ Pfund M. einer altmelkenden Kuh (von 1,030 specifischem Gew.) 3 Loth $^{1}/_{2}$ Quentchen Butter, 2 Loth $2^{1}/_{3}$ Quentchen Käse; $3^{1}/_{3}$ Quentchen Milchzucker. Die M. der altmelkenden Kuh ist, gegen das Licht gehalten, weniger durchscheinend und röthet das Lackmuspapier weniger als die der frischmelkenden. Erstere gerinnt auch zu einer festern und dickern Masse. Parmentier fand im ersten Monat nach dem Kalben $^{1}/_{24}$, im 4. $^{1}/_{32}$ Butter in der M.; Boissou im ersten Monat in einem Pfund M. 3 Drachmen Butter, im 2. und 3. 4 Drachmen, dann bis zum 8. Monat, von wo an die Butter am reichlichsten abgesondert wird, 5 bis 6 Drachmen. — 2) Tageszeit des Melkens. Die Morgenmilch setzt nach Schübler stets einige Procente Rahm mehr ab, als die Abendmilch; die Mittagsmilch am wenigsten. Nach Hermbstädt ist das specifische Gewicht der Morgenmilch am größten, das der Abendmilch am kleinsten. — 3) Periode des Ausflusses. Die beim Melken zuerst ausfließende M. ist sowohl an Butter als Käsestoff ärmer, mithin schlechter als die zuletzt erhaltene, und zwar nimmt die Güte der M. vom Anfang des Melkens stufenweise zu (und zugleich das specifische Gewicht ab) bis zum letzten Tropfen, der ausfließt. Schübler ließ die M. beim Melken in 5 abgesonderte Portionen auffangen, und fand den Rahmgehalt wie folgt, steigend: 1. Portion 5 Procent Rahm, 2. Portion 8 Procent, 3. Portion $11^{1}/_{2}$ Proc., 4. Portion $13^{1}/_{2}$ Proc., 5. Portion $17^{1}/_{2}$ Proc. (Mittel $11^{1}/_{20}$ Proc.). — 4) Butter. Die Nahrungsmittel haben einen sehr beträchtlichen Einfluß nicht nur auf die Menge, sondern auch auf die Beschaffenheit der M.; doch zeigt sich die Veränderung gewöhnlich erst deutlich, wenn die Kühe einige Tage wiederholt dieselbe Nahrung erhalten haben. Merkwürdig ist die Beobachtung Parmentiers, daß sich die M. von Kühen bei jeder Veränderung

des Futters, selbst wenn es ein Uebergang zu besserem Futter ist, anfangs merklich verringert, und erst nach mehren Tagen die Milchvermehrung eintritt. Dasjenige Futter, was mehr M. gibt, gibt im Allgemeinen zugleich bessere, d. h. an Butter=, Käse= und Milchzuckerstoff reichere M. Die beste Butter und der beliebteste Käse werden von der M. solcher Heerden bereitet, die auf Wiesen weiden, wo es viele zarte und aromatische Pflanzen gibt. Von sehr wässerigen Weideplätzen entsteht eine M., von der man eine weiße, sehr weiche Butter erhält. Nach Hermbstädt betrug das durchschnittliche tägl. Milchquantum bei Fütterung a) mit Gerstenstroh und Kleie; — b) mit frischem Klee (Nachts trocknem Grasheu); — c) grünen Maisstengeln (Nachts trocknem Grasheu), resp. 17⅓, 24$^7/_{12}$ und 33¾ preußische Pfund; mit der Menge der M. wuchs zugleich nicht nur der absolute, sondern auch der verhältnißmäßige Reichthum an Butter, Käse und Milchzucker. Es gab nämlich die M. von der Fütterung a) durchschnittlich 4⅖ Proc. Butter, 14⅗ Proc. Käsestoff, 3 Proc. Milchzucker; von b) 7 Proc. Butter, 16⅘ Proc. Käsestoff, 5 Proc. Milchzucker; bei c) 9⅙ Proc. Butter, 19⅙ Proc. Käsestoff, 6⅙ Proc. Milchzucker. Nach Schübler gab M. von Fütterung mit Luzerne zuweilen 18 bis 20 Proc. Rahm (junge Luzerne mehr als alte), von jungem Gras 10 bis 13 Proc.; grüne Wicken fast wie Luzerne. Im Winter gab gutes Heu eine rahmreichere M., als Kartoffeln mit Stroh. Von mehren Pflanzen mit vorstechenden Bestandtheilen nimmt die M. eine besondere Beschaffenheit, d. h. einen eigenthümlichen Geschmack, Geruch oder Farbe an, aber keineswegs von allen; die bittere Cichorie, der saure Sauerampher, die aromatischen Labiaten (Lavendel, Salbei, Thymian und dgl.) und A. ertheilen der M. nichts von ihrer Eigenthümlichkeit; dagegen hat man bemerkt, daß die M. bitter wird von Gerstenstroh, Artischocken, Disteln, Wermuth, Rainfarren, desgleichen wirken Kreuzblumen, Knoblauch, Zwiebeln, weißer Senf, Rüben, Oelkuchen, Liebstöckel und A. auf Geruch und Geschmack. Zur Beseitigung des unangenehmen Geschmackes, den die Milch vom Rübenfutter erhält, soll hinreichend seyn, eine kleine Portion Salpeter mit der frischgemolkenen M. in die Milchäsche zu schütten.

VII. Blaue und rothe M., s. Milch, fehlerhafte der Thiere. — VIII. Sauerwerden und Gerinnen der M., Konservation der M. Läßt man die M. an der Luft stehen, so sondert sich angegebenermaßen zuerst der Rahm auf der Oberfläche ab, dann säuert sich die darunter stehende M. durch Entwickelung von Milchsäure und der Käsestoff wird geneigter zu gerinnen. Hieran hat man das, was man saure M. nennt. Auf diese Säuerung haben verschiedene Umstände Einfluß; sie wird beschleunigt durch Wärme, erfolgt sehr leicht bei Gewittern, außerdem hat auch die Beschaffenheit der Gefäße, worin die M. aufbewahrt wird, einen bemerkenswerthen Einfluß darauf. Manchmal erfolgt die Säuerung der M., bevor sich noch der Rahm daraus abgesondert hat; die käsigen Theile sondern sich in diesem Fall schnell aus, der Rahm kann sich dann nicht mehr gehörig abscheiden, indem er von den geronnenen käsigen Theilen gebunden wird, und man hat hieran die sogenannte Schlickermilch, welche sich nur schwer und unvollständig ausbuttern läßt. Diese Erscheinung kann theils eine Folge der in den Milchkammern angehäuften sauern Dünste seyn, die von der M. eingesogen werden und ihre schnelle Gerinnung herbeiführen, theils bei Aufbewahrung in hölzernen Gefäßen, eine Folge von Säure, die sich in den Poren des Holzes verhalten hat. Ein Mittel dagegen ist das Ausbrühen der Rahmgefäße mit Holzaschenlauge. Besonders lange hält sich die M. ohne Säuerung in Zinkgefäßen, Kupfergefäßen und Eisengefäßen, allein theils die schädliche Natur dieser Metalle, von denen allmählig etwas aufgelöst wird, theils der Beigeschmack, den die M. namentlich von Eisengefäßen erlangt, machen diese Aufbewahrungsarten nicht räthlich. M. am 8. Juni um 4 Uhr in gläsernen Gefäßen aufgefangen und sofort in verschiedene Gefäße vertheilt, gerann in den Gefäßen von Porzellan am 11. Juni 5 Uhr früh, von Blei den 11. Juni Mittags, in Platin den 12. Juni 5 Uhr früh, in Silber den 12. Juni 7 Uhr früh, in Gold den 12. Juni 10 Uhr früh, in Zinn den 12. Juni 3 Uhr Nachmittags, in Weißblech den 12. Juni 11 Uhr Nachts, in verzinntem Kupfer den 12. Juni Mitternacht, in Glas den 13. Juni 5 Uhr Morgens, in Wismuth und Antimon den 14. Juni, in Zink den 16. Juni, in Messing den 17. Juni. In Gefäßen von Kupfer und Eisen gerann die M. gar nicht, sondern trocknete ein. Aehnliche Resultate ergaben sich mit abgekochter M. Bei diesen Versuchen (angestellt von Bouchardat) verbreitete die M. einen je nach der Beschaffenheit der Gefäße sehr verschiedenen Geruch, der namentlich in Eisen sehr stark und charakteristisch war. Die in den kupfernen Gefäßen aufbewahrte M. nahm allmählig einen Kupfergehalt an, der indeß in den ersten Tagen kaum merklich war. Bei anderweiten Versuchen hat man nicht nur die Eigenschaft von Zinkgefäßen, daß sich die M. sehr lange darin konservirt, bestätigt gefunden, sondern auch eine sehr vollständige Abscheidung des Rahms darin beobachtet, so daß aus der M. in den Zinkgefäßen mehr Butter als aus andern erhalten wurde. In frischem Zustande saugt die M. bei der gewöhnlichen Temperatur Sauerstoff aus der Luft ein, welcher auf das Kasein wirkt und so die Veranlassung zu der Umänderung des Zuckers in Milchsäure abgibt. Nach der Jedermann bekannten Hauserfahrung kann das Sauerwerden, welches an warmen Tagen schon nach einigen Stunden, im Winter nach 1 bis 2 Tagen, besonders rasch aber bei Gewittern erfolgt, durch einmaliges Aufkochen auf das Drei= und Mehrfache dieser Zeit verzögert werden. Gay=Lussac hat gezeigt, daß durch Wiederholung dieser Maßregel im Sommer täglich die M. auf Monate hinaus unverändert erhalten werden kann. Dadurch wird der aufgenommene Sauerstoff ausgetrieben und die Aufnahme unterbrochen. Damit scheint die Erscheinung der Hautbildung im Zusammenhange zu stehen; man sieht nämlich auf der Oberfläche der kochenden Milch einen

kleinen Theil Käsestoff sich aus dem aufgelösten Zustande in fester Form, als eine zähe durchsichtige Haut abscheiden, welche an den Gefäßwänden festhaftend, sich über die Flüssigkeit spannt. Vielleicht daß diese Haut das Produkt der Einwirkung des absorbirten Sauerstoffes auf den Käsestoff bei der Siedehitze ist. Nach dem Sieden gibt die sich bildende Haut eine Schutzdecke ab, welche die Luft abhält. Bei dem Gebrauche in den Haushaltungen ist diese Haut in so fern eine Plage, als sie zähe genug ist, um dem Dampf der siedenden M. eine Zeit lang den Durchgang zu wehren, bis diese sich endlich mit Gewalt Bahn bricht und gewöhnlich übersteigt. Diesem, durch den Geruch der verbrennenden M. so lästigen Uebelstand hat Joumard durch eine einfache Vorrichtung, den sogenannten Milchhüter, abgeholfen.

Es ist dies ein auf dem Milchtopf angebrachter Aufsatz, dessen Gewicht so seyn muß, daß er von der kochenden M. nicht gehoben werden kann und welcher viele Aehnlichkeit mit einer Napfkuchenform hat mit dem Unterschiede, daß im Boden zwei Oeffnungen angebracht und die in der Mitte aufsteigende Röhre oberhalb unbedeckt und einen Zoll niedriger als die Ränder sind. Beginnt die M. zu steigen, so tritt diese in die Röhre des Milchhüters, es platzt hier die sich gebildet habende Haut und die M. kocht darin, überfließt jedoch durch die beiden im Boden gelassenen Oeffnungen in den Milchtopf zurück.

Von den sehr verschiedenen Verfahrungsweisen die M. aufzubewahren, scheint das von Bethel formulirte, worauf derselbe ein Erfindungspatent bekommen hat, von Allen das einfachste zu seyn. Es besteht darin, die M. oder den Rahm sieden zu lassen und dann durch Hülfe einer Maschine, deren man sich zur Darstellung der kohlensauren Wasser bedient, mit Kohlensäure zu schwängern. Die mit Kohlensäure gesättigte M. wird auf Flaschen gezogen, die man hermetisch verschließt. Diese Procedur bietet inzwischen, bei aller ihrer Einfachheit, einen Uebelstand dar. Entkorkt man nämlich die entsprechende Flasche, so entweicht das ganze Fluidum. Um dies zu verhindern, schlägt der Erfinder vor, die Gefäße, in welche man die M. gießen will, mit einem saug- oder heberartigen Hahn zu versehen, dann könne man immer diejenige Quantität abziehen, welche man gebrauchen wolle. Handle es sich nur darum, M. oder Rahm auf kürzere Zeit aufzubewahren, so könne die Operation in den Gefäßen mit einem Hahn vorgenommen und die Maschine umgangen werden. Zu diesem Ende erwärme man die M., bringe sie in das Aufbewahrungsgefäß und belade sie mit Kohlensäure durch den Hahn selbst. Das hierzu dienende Kohlensäuregas wird vor dem Einleiten in die M. gewaschen (L'Abeille médicale. Septbr. 1850). Auch durch verschiedene Zusätze läßt sich das Gerinnen der M. verhüten; so durch ein Paar Tropfen Ammoniakflüssigkeit, ein wenig Potasche oder Soda, welche Substanzen durch Sättigen der Säure wirken. Geht man sparsam mit dem Zusatze um (und in der That reicht eine sehr geringe Menge davon hin), so ist er nicht nur unschädlich für die Gesundheit, sondern befördert den Wohlgeschmack der M.; setzt man aber zu viel davon zu, so verschlechtert sich die M. Man kann von diesem Mittel nicht nur den Vortheil ziehen, die M. beim Hinstellen vor Säurung zu schützen, sondern auch, wenn man besorgen sollte, daß sie beim Sieden zusammenlaufe, dies durch einen geringen Zusatz von Potasche oder dergleichen verhüten. Dasselbe, was Potasche, leistet auch der Saft des Rettigs oder des Meerrettigs, zur M. gefügt, oder ein Paar Scheibchen dieser Wurzeln hineingelegt. Auch in festem Zustande kann man die M. aufbewahren, wenn man ihr Wasser durch Verdampfung entfernt; nur darf dies durch keine zu starke Hitze geschehen, weil sonst die M. brenzlich wird. Will man die ganze M. eindampfen, so muß dies mittelst kalter, durch die Flüssigkeit bewegter Luft geschehen; der Rückstand der Abdampfung enthält dann alle Bestandtheile der M. mit Ausnahme des Wassers und gibt durch Einrühren in Wasser wieder M. Grimaud nennt diese trockene M. Lactolin oder Lactein. Will man Hitze anwenden, so muß man abgerahmte M. haben, und die Abdampfung im Wasserbade vornehmen. (Nicht unzweckmäßig ist, der M. hierbei $^1/_{16}$ ihres Gewichts reinen Zucker zuzusetzen). Was sich bei der Abdampfung von Fett- oder Käsestoff oben abscheidet, ist wegzunehmen. Da indeß die M. das Wasser ziemlich fest hält, so erfordert diese Operation viel Zeit und Feuerung. Beschleunigen kann man sie, wenn man die M. zuvor in offenen Gefäßen einem nicht zu starken Frost aussetzt, wo sich Eis darin bildet, was man von Zeit zu Zeit herausnimmt. Dieses Eis besteht bloß aus Wasser, die M. wird dadurch concentrirter und kann mit leichterer Mühe vollends abgedampft werden. Wäre aber der Frost zu stark, so würde die ganze M. gefrieren. In Ländern, wo im Winter kalte, trockene Winde wehen, kann man auch auf folgende Weise ein Milchpulver bereiten. Man läßt die ganze M. gefrieren, und setzt dann die Schollen aus dem Milcheise an einen Ort, wo sie vom Winde gut bestrichen werden können. Der kalte Wind löst die wässerigen Theile auf und führt sie fort, und die Oberfläche des Schollens bedeckt sich mit einem weißen Pulver, das man von Zeit zu Zeit abkratzt. Dies setzt man dann in flachen Tellern noch etwas an die Luft, damit es vollends alle Feuchtigkeit verliert, und hat dann ein weißes, ausnehmend angenehm, sanft und süß schmeckendes Pulver, welches durch Anrühren mit heißem Wasser die vortrefflichste M. gibt. Man muß zu diesem letzten Verfahren ungesottene M. nehmen, gesottene oder abgerahmte gibt wenig oder gar kein Pulver; auch muß die M. nicht mit der natürlichen Blutwärme dem Gefrieren ausgesetzt werden, sonst würde kein gleichförmiges Gefrieren erfolgen. Jöhrig, der dies Verfahren bekannt gemacht und selbst bei den mongolischen Völkern versucht hat, versichert, daß er wöchentlich von den Eisschollen eine wenigstens 2 Finger dicke Lage von Milchpulver abschaben konnte. Nach Braconnot kann man auch die M. auf folgende Weise unter kleinem Volumen und mit Vortheil für den Wohl-

geschmack conserviren. Er nahm $2^1/_2$ Litres M., setzte sie einer Temperatur von ungefähr 36° R. aus und fügte zu wiederholten Malen unter Umrühren verdünnte Salzsäure hinzu, welche alle Butter nebst dem Käsestoff als eine geronnene Masse abschied, die vom Serum, das nicht merklich mehr auf das blaue Lackmuspapier reagirte, abgesondert wurde. Zu dem so erhaltenen Gerinsel wurden allmählig ungefähr 5 Grammen gepulvertes, krystallisirtes, einfach kohlensaures Natron gemengt u. gelind erhitzt, worauf eine sehr schnelle Auflösung erfolgte. Diese Flüssigkeit hatte ungefähr dieselbe Säure als frische M. u. lieferte ungefähr $^1/_2$ Litre einer Art Sahne oder vielmehr einer Art Franchipane, welche sich im Haushalt zu diätetischen Zwecken vortrefflich eignet. Braconnot bereitete damit aromatisirte Creme's vom größten Wohlgeschmack. Fügt man zu dieser Art Franchipane eine eben so große Quantität Wasser, als an Serum davon abgesondert worden ist, und setzt etwas gewöhnlichen Zucker zu, so erhält man eine vollkommen gleichartige Flüssigkeit, welche der M. in Allem ganz gleicht, und nach dem übereinstimmenden Urtheile Mehrer sich von viel angenehmerem Geschmacke zeigte. Erhitzt man die koncentrirte milchartige Flüssigkeit mit einem ungefähr gleichen Gewichte Zucker, so erhält sie eine bemerkenswerthe Flüssigkeit, u. stellt einen vortrefflichen ganz homogenen Milchsyrup dar. Durch Verdünnung desselben mit einer ziemlich großen Quantität Wasser erhält man eine weiße undurchsichtige Flüssigkeit, ganz wie mit Zucker versetzte M., nur von vorzüglicherem Geschmacke. Durch eine unter unausgesetztem Umrühren bewerkstelligte Eindickung, die jedoch nicht bis über einen gewissen Grad zu treiben ist, wo sich die Butter abscheiden würde, erhielt Braconnot eine weiche Konfitur, die sich fast ein Jahr lang, in einem vollkommen verschlossenen Cylinderglase aufbewahrt, ohne die geringste Veränderung erhielt. In kochendem Wasser aufgelöst diente sie beim Frühstück zur Bereitung des Kaffee, der weit wohlschmeckender als der mit der besten M. bereitete gefunden wurde.

IX. Prüfung der Güte der M. Der Werth einer M. beruht gleichzeitig in ihrem Gehalt an aufgelösten Substanzen (besonders Käsestoff) und an darin schwebenden Buttertheilchen. Der Gehalt der ersten Art offenbart sich durch das specifische Gewicht, welches größer ist bei reicher Milch und umgekehrt. Der Buttergehalt dagegen gibt sich durch den Betrag der Rahmabscheidung, oder durch den Grad der Undurchsichtigkeit zu erkennen. Die verschiedenen Milchproben beruhen alle entweder auf einem oder dem anderen oder auf beiden Punkten zugleich und sind sämmtlich höchst unsicher. Nimmt man das an der Senkwaage gemessene specifische Gewicht als Maßstab der Güte, so irrt man nur zu leicht, weil die Butter die Aräometergrade hinab = der Käsestoffgehalt aber dieselben gleichzeitig hinaufdrückt. Es kann also eine M. käsereich erscheinen, während sie in der Wirklichkeit nur butterarm ist. Das bloße Messen des Rahmgehaltes ist nicht bloß einseitig, sondern auch deswegen unsicher, weil mit Wasser verdünnte M. mehr Rahm abscheidet, als natürliche. Ueberhaupt gibt es keine Prüfungsmethode, welche böswillige Verdünnung mit Sicherheit angibt, denn die Beschaffenheit der natürlichen M. ist zu großen Schwankungen unterworfen. Vergl. Galaktometer.

X. Verfälschung der M. An Orten mit einer sehr großen Konsumtion kommen Fälschungen der M. vor aus Gewinnsucht; diese sind in Paris, wo dieses so unentbehrliche Lebensmittel durch Octroi über seinen natürlichen Preis geschraubt wird, alltäglich und sehr oft raffinirt. Was daselbst als gewöhnliche M. verkauft wird, ist nur abgerahmte M. mit $^1/_4$, $^1/_3$, ja selbst der Hälfte Wasser versetzt. Rahm ist M. im natürlichen Zustande, zuweilen mit etwas Rahm versetzt; „doppelter Rahm“ ist der Titel für gewöhnlichen Rahm. Zusätze zur verdünnten M., wie Hanfsamenemulsion, Mandelmilch, Eigelb, Eibischschleim, von denen hie u. da geredet wird, kommen sehr selten vor, weil sie durch ihr verschiedenes Verhalten leicht entdeckbar sind. Dasselbe gilt für Mehl und Stärke. Dagegen sind Reis=, Kleien= u. Gummiwasser sehr viel gebrauchte Mittel, um der verdünnten M. wieder zu ihrer ursprünglichen Dickflüssigkeit zu verhelfen. Eine der originellsten Fälschungen ist die Anwendung des fein zerriebenen, von den Häuten befreiten Hammelsgehirns, um den Wasserzusatz zu maskiren u. der Milch einen scheinbaren hohen Rahmgehalt zu ertheilen. Wenn man solchen Rahm mit Aether auszieht, so löst sich darin unter andern Oleophosphorsäure auf, welche mit Schwefelsäure zersetzt Olein u. Phosphorsäure gibt und dadurch entdeckt werden kann.

B. Verschiedene andere Arten M. Die verschiedenen Milcharten stehen (nach Parmentier) in folgender Ordnung hinsichtlich der Reichhaltigkeit a) an Butter: Schaf=, Kuh=, Ziegen=, Frauen=, Esels=, Kameel=M.; b) an Käse: Ziegen=, Schaf=, Kuh=, Esels=, Frauen=, Kameel=M.; c) an Milchzucker: (Pferde=), Frauen=, Esels=, Kameel=, Kuh=, Ziegen=, Schaf=M.; d) an Molken: Esels=, Frauen=, Kameel=, Kuh=, Ziegen=, Schaf=M. I. Esels=Milch, von 1,023 bis 1,0355 spec. Gewicht; wegen geringen Buttergehalts besonders leicht verdaulich; gibt einen Rahm, der weder dick noch sehr reichlich ist, und aus welchem eine weiße, leichte, bald ranzig werdende Butter erhalten wird; enthält nach Luiscius u. Bondt 2,9 Proc. Rahm, 2,3 Proc. Käsestoff, 4,5 Proc. Milchzucker. Der Käsestoff scheidet sich schwerer als aus Kuhmilch ab; die Molken aber sind leichter klar zu bekommen, und enthalten mehr Milchzucker. Ist leicht in Weingährung zu versetzen. — II. Menschen=Milch, spec. Gew. 1,020 bis 1,025; Gehalt an festen Stoffen 11 bis $12^1/_2$ Proc., selten darüber. Nach ältern Angaben soll das Butterfett in der Frauenmilch so flüssig seyn, daß es sich durch Schütteln nicht abscheidet, was aber unrichtig ist; dagegen hat die Menschenmilch das Eigenthümliche, daß sie nicht durch Säuren (wohl aber durch Laab) gerinnt. — III. Pferde=Milch, von 1,0346 bis 1,045 spec. Gew. gibt wenig Rahm, ist aber besonders reich an Milchzucker. Luiscius und Bondt erhielten daraus $^4/_5$ Proc. Rahm, 1,62 Proc. Käse, 8,78 Proc. Milchzucker. Geht sehr leicht in Weingährung

über. — IV. Schaf-Milch, von 1,035 bis 1,041 spec. Gewicht, ist sehr fett, gibt viel Rahm, woraus man eine hellflüssige, blaßgelbe Butter erhält, die leicht ranzig wird. Viel Butter läßt sich nicht abscheiden, mithin wird der Käse sehr fett. Die Molken klären sich sehr schwer. Luiscius und Bondt erhielten daraus 11, 5 Proc. Rahm, 5, 8 Proc. Butter, 15, 3 Proc. Käse, 4, 2 Proc. Milchzucker. — V. Ziegen-Milch, von 1,036 spec. Gewicht, mit Bockgeruch begabt; gibt viel und dicken Rahm, viel Butter und Käse, welcher letztere leicht die Molken verliert. Liefert nach Payen 4,08 Proc. Butter, 4,52 Proc. Käsestoff, 5,86 Proc. festen Rückstand aus den Molken, 5,50 Proc. Wasser; nach Luiscius u. Bondt: 7,5 Proc. Rahm, 4,56 Proc. Butter, 9,12 Proc. Käse und 4,38 Proc. Milchzucker. Der Geruch der M. ist vorzugsweise stark bei dunkeln, gehörnten Ziegen und zur Zeit der Brunst. Wird die Ziege sehr reinlich gehalten und oft gewaschen, so ist er bedeutend geringer.

C. Zubereitungen der M. Dicke M., die von Vielen gern genossene verdickte M. kann man so machen: man seiht die M., so frisch und warm als sie von der Kuh kömmt, auf die frischen, fetten Blätter des gemeinen Fettkrauts (Pinguicula vulg.) und stellt sie 1 bis 2 Tage hin; sie verdickt sich so, daß sich nicht einmal Molken absondern. — Essig aus M. Nach Scheele: wenn man zu jedem Pfunde frischer M. 1 Eßlöffel voll Branntwein mischt und sie nun sauer werden läßt, erhält man nach Verlauf eines Monats oder etwas länger aus den abgesetzten Molken einen guten Essig, welcher Essigsäure, keine Milchsäure enthält. — Gebackene M. 12 Kannen Rahm in einen Topf gethan, 3 Eier und 3 Dotter, etwas Zucker, Zimmt und Muskate dazu, eine Zeit lang wohl durchgequirlt, dann in eine tiefe Schüssel gegossen, bei mittler Hitze in der Röhre gebacken, ohne zu rühren; wenn es starr ist mit Zucker und Zimmt bestreut und warm gegessen. — M.-Kaltschale, s. Kaltschale. — M.-Muß. a) Ein wenig weiße Stärke mit ein wenig Rosenwasser eingeweicht, nebst Zucker, Butter, Salz und $^1/_2$ Quart M. zu 2 Eiern und dem Gelben von 3 Eiern gerührt, in ein Kasserol gegossen, auf dem Feuer erhitzt, gelind bis zur gehörigen Dicke gekocht und mit darüber gestreutem Zucker warm oder kalt genossen. b) 8 Loth Butter in einem Kasserol steigen lassen, so viel Mehl hineingethan, als sie annimmt, ein wenig passirt, unter beständigem Rühren auf dem Feuer so viel M. hineingethan, daß das Muß die gehörige Konsistenz erhält, mit Zucker, Zimmt und ein wenig Salz abgeschmeckt, in einem braunen Napf angerichtet, eine eiserne Stürze darauf gethan, auf Kohlen gesetzt, auch Kohlen oben auf gegeben, damit er recht heiß bleibt, dann mit Zucker und Zimmt bestreut. — M.-Sauce s. Sauce. — M.-Suppe, s. Suppe.

Milch (Geburtsh.). Gute M. einer stillenden Frauensperson ist von mattweißer, eher ins Gelbliche als ins Bläuliche fallender Farbe, ist angenehm süß schmeckend, fast geruchlos, zeigt sich in ihrer Konsistenz etwas dicklicher als Wasser, so daß ein Tropfen auf einen schräg gehaltenen Nagel des Fingers gebracht, langsam abläuft und eine weißliche Spur hinterläßt. In ein Glas Wasser getröpfelt, vermischt sich ein solcher Tropfen langsam u. wolkig mit dem Wasser. Läßt man eine beliebige Quantität der aus der Brust gezogenen Muttermilch stehen, so muß sie oben einen gelblichen, süßen Rahm ansetzen, unter welchem die M. süß und ungeronnen bleibt. Es gerinnt überhaupt die menschliche M. nicht leicht, weder Schwefel- noch Citronensäure kann sie dazu bringen, nur Salpetersäure kann dieses bewirken, so wie auch der Magensaft des Kindes bei normwidriger Veränderung und namentlich vorherrschender Säurebildung. Hat aber die Muttermilch die angegebenen Eigenschaften nicht, ist ihre Farbe zu blau oder grünlich, ist sie zu dünn, zu dick oder zu fett, so daß bei dem ins Wasser gefallenen Tropfen der Fettgehalt auf der Oberfläche schwimmt, während der Käsegehalt auf den Boden sinkt; ist sie mehr zur Säure geneigt, oder schmeckt sie bitter und gallig, verbreitet sie einen üblen Geruch, oder ist sie gar mit Blut und Eiter vermischt, so ist dies eine mehr oder weniger krankhaft beschaffene M., die immer auf eine krankhafte Säftemischung der Mutter hindeutet. Uebrigens wird die Muttermilch mit fortschreitender Zeit immer konsistenter und nahrhafter, je nachdem die Verdauungskräfte des älter werdenden Kindes sich zur Verdauung derselben mehr und mehr eignen, dabei unterliegt sie aber weit mehr noch der Veränderung durch äußere Einflüsse, wie die Thiermilch; es wirken daher Nahrung, Lebensalter, Körperkonstitution u. s. w. bei weitem intensiver auf das menschliche Weib, als auf das Thier; für die wichtigsten Einflüsse aber gelten die psychischen. Sie haben wohl auf keine andere Absonderung eine entschiednere Einwirkung, als auf die M. Bei heiterer Gemüthsstimmung wird die M. eine gute, bei trüber aber eine schlechte seyn. Besonders aber verändern erfahrungsgemäß Leidenschaften aller Art, namentlich Zorn, Aerger, nicht befriedigter oder im Uebermaß genossener Geschlechtstrieb, die Absonderung der Muttermilch sehr auffallend, so daß diese dadurch nachtheilige, selbst giftige Eigenschaften erhält, ohne daß immer durch unsere Sinne der ihr inwohnende schädliche Stoff entdeckt werden könnte. Diese krankhaften Veränderungen der M. haben nicht nur Einfluß auf die Mutter selbst, sondern vorzüglich auf das Kind. Für die erstere entstehen leicht Entzündungen in den Brüsten oder an andern Orten und Organen in Folge von Milchmetastasen; auf das letztere aber hat eine solche M. den Einfluß, daß es entweder schlecht genährt wird, abmagert, Erbrechen, Durchfall, Hautausschläge, Krämpfe und Zuckungen bekommt, oder, wie beim unmittelbaren Anlegen nach der Einwirkung heftiger Leidenschaften, plötzlich stirbt. Diese, so wie auch andere ähnliche Verhältnisse, waren von jeher nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die mit der M. überhaupt, insbesondere mit der Muttermilch vorgenommenen chemischen Untersuchungen und Analysen, weshalb wir sie mehr oder weniger von einander abweichend finden, je nachdem die Mutter mehr oder weniger von der stattgehabten

Geburt entfernt, oder die Nahrung derselben verschieden war. — Aus Simons sämmtlichen Untersuchungen ergab sich als Endresultat: 1) Daß die Quantität des Käsestoffs im Anfang ein Minimum sey, sodann bedeutend steige, und sich später, mit wenigen Ausnahmen, die ihre Erklärung fanden, ziemlich gleich bleibe; 2) daß die Quantität Zucker im Anfange ein Maximum sey und sich später verringere, und 3) daß die Butter durchaus ein veränderlicher Bestandtheil der M. sey. „Höchst bemerkenswerth", sagt Simon, „ist die Zunahme des Käsestoffs in der M. mit dem zunehmenden Alter des Säuglings zum Theil auf Kosten des Zuckers, und es scheint gar nicht unwahrscheinlich, daß die Natur dem zarten Säugling zuerst den leicht verdaulichen und leicht in die Säfte übergehenden Zucker darbietet, bis dessen Organismus geeignet ist, eine größere Menge des mehr nährenden, aber auch schwerer zu verdauenden Käsestoffs zu assimiliren. Aber nicht allein, weil der Organismus später fähiger wird, sich den Käsestoff zweckmäßig anzueignen, erscheint derselbe dann in größerer Menge, sondern weil die mit dem zunehmenden Alter des Kindes zusammenhängende Körperentwicklung ihn fordert, da dem Milchzucker, so leicht er auch in die Säftemasse übergeben, und so viel er auch dem Blute Nahrungsstoffe zuführen mag, doch die wesentlichste Bedingung für die Muskelfaser, für die Bildung des Eiweißes und Blutrothes, ja für die Bildung der Knochen abgeht, nämlich Stickstoff und Kalksalze, die, wie gezeigt worden, theils fast ausschließlich dem Käsestoffe angehören. Daher sieht man denn auch in den Analysen mit dem sich mehrenden Käsestoffe die Quantität der feuerbeständigen Salze wachsen." — Die Bestimmung der Muttermilch ist lediglich, als Ernährungsmittel des neugebornen Kindes zu dienen; denn abgesehen davon, daß sie verhältnißmäßig doch nur in einer geringen Quantität abgesondert wird, so wäre es selbst der Würde des Menschen zuwider, sie allenfalls zu anderweitigen ökonomischen Zwecken zu verwenden. Nur in dem einzigen Falle wäre es erlaubt, von ihrer ursprünglichen Bestimmung als Nahrung des Säuglings abzuweichen, wo man sich nämlich aus medicinischen Rücksichten veranlaßt sähe, sie auch Erwachsenen zu verordnen, ja es sind Fälle bekannt, wo Kranke durch dieses Mittel auf eine wahrhaft wunderbare Weise erhalten und wieder hergestellt wurden. — Was nun die Art der Ernährung des Neugebornen an der Mutterbrust selbst betrifft, so lassen sich folgende Regeln feststellen: Wo weder von Seiten der Mutter noch des Kindes ein Hinderniß der Anlegung an die Brust im Wege steht, ist es Pflicht einer jeden Mutter ihrem Kinde die erste Nahrung, und zwar für ungefähr einen Zeitraum von 9 — 10 Monaten zu reichen. Quetelet (Recherches sur la population dans le royaume des Pays — bas. Brüssel 1827) führt an, daß nach Benoiston de Chateauneuf von 100 Kindern, die durch ihre Mütter gestillt wurden, im ersten Jahre 18 starben, während von 100 durch Ammen genährten Kindern schon 29 im ersten Jahre eine Beute des Todes wurden. Folgende Umstände aber dürften sie von dieser Pflicht entbinden: Veraltete, schmerzhafte Knoten in den Brüsten, sehr tiefliegende und ganz eingezogene Warzen, an denen das Saugen für das Kind unmöglich ist, dann Lungensucht und Blutspeien, Gicht, Syphilis u. dgl. Uebrigens gibt es oft Kinder, die trotz der besten Beschaffenheit der Mutterbrust und des ernstesten Willens durchaus nicht zum Saugen zu bringen sind. — Außerdem soll eine Wöchnerin, sobald sie sich von der Geburtsanstrengung erholt hat, also etwa nach 6—8 Stunden, das Kind anlegen. Wenn auch die Brüste bis dahin noch nicht mit M. angefüllt sind, so gewöhnt sich doch das Kind ans Saugen, befördert das Hervortreten der Warzen, so wie auch den Zufluß der M. in die Brüste, und beugt mancherlei Beschwerden und Krankheiten der Brüste vor, die oft entstehen, wenn das erste Anlegen zu lange verschoben wird. Außerdem ist es eine bekannte Sache, daß die erste M. als Abführungsmittel für das Kindspech dient. Bei dem Anlegungsakte selbst, in welchem man jeder Erstgebärenden anfangs Beistand leisten muß, sehe man auf Verhütung jeder hier oft so häufig Statt habenden Verkältung; man entblöße daher die Brust nur so weit, als nöthig ist, und schiebe der Wöchnerin, wenn sie hierzu aufsitzt, das Kopfkissen vorsichtig unter den Rücken. Auch soll die Mutter mit beiden Brüsten abwechseln, und dabei eine gewisse Ordnung in der Zeit halten, damit sich die M. wieder gehörig ansammeln kann. Die beste Ordnung scheint anfangs alle 3—4 Stunden, später, nach etwa 6—8 Wochen, aber alle 5—6 Stunden zu seyn, z. B. früh, Mittags, Abends und um Mitternacht. Jedoch darf die Anlegung nie unmittelbar nach dem Essen, oder gar nach heftigen Gemüthsbewegungen, als Zorn, Schrecken u. s. w., geschehen. Haben solche Ereignisse Statt gehabt, so ist es besser, die M. durch einen sanften Druck oder ein passendes Saugglas, oder durch das Säugenlassen junger Hunde aus der Brust zu entfernen. Die Fälle, wo die Kinder auf das Säugenlassen gleich nach heftigen Gemüthsaffekten plötzlich erkrankten oder gar starben, sind sehr zahlreich. Chr. Berlin (Giornale di Med. pract. compilati di Brera. Padua 1813, S. 66) führt einen Fall an, wo ein Säugling in Folge heftiger Gemüthsbewegung der Mutter von einer Hemiplegie befallen wurde. Mende (Gem. d. Zeitsch. für Geburtsk. Bd. VII, S. 525) sah ein 11tägiges Kind plötzlich sterben, nachdem die Mutter, welche sich mit einer andern Person gezankt, ihm die Brust gereicht hatte. Daselbst, S. 384, erzählt Schneider, daß ein Kind plötzlich epileptisch wurde, als die Mutter über den durch den Schlag eines Pferdes erfolgten Tod ihres Mannes heftig erschreckt worden war, und gleich darauf ihr Kind an die Brust legte. Endlich kann das Schreien des Kindes auch nicht immer als ein Ausdruck des Bedürfnisses zu trinken angesehen werden, da bekanntlich Blähungen, Wundseyn, Koliken u. s. w. die Kinder zum Weinen bringen, weil sie kein anderes Mittel besitzen, ihre Schmerzen auszudrücken. — Auffallend ist es, daß manchmal das Eintreten der

M. in die Brüste von zufälligen Umständen abzuhängen scheint, und am merkwürdigsten ist die Beobachtung von Schütze (Rust's Magazin für die gesammte Heilk. Berlin, Bd. 37, 1), nach welcher eine Frau nach jeder Entbindung von einem Knaben sehr viel M. bekam, dagegen aber nicht der geringste Andrang Statt hatte, wenn sie mit einem Mädchen niedergekommen war. — Was die Dauer der Milchabsonderung in der weiblichen Brust betrifft, so ist sie verschieden und richtet sich vorzüglich danach, ob eine Person ihr Kind stillt oder nicht. Im ersten Falle wird die Milchsekretion zwar durch das Säugen zum Theil willkürlich unterhalten, die Menstruation tritt in der Regel während der Stillungsperiode nicht ein, und die Frau empfängt auch nicht wieder, indessen bemerken doch die meisten stillenden Frauen im zehnten Monate einige Abnahme der M., so daß dadurch ihre Kinder nicht mehr gesättigt werden. Uebrigens beobachtet man Frauen, die auch bei bedeutender Ueberschreitung der naturgemäßen Stillungsperiode dennoch keine Abnahme ihrer M. wahrnehmen und Ulsamer sind Fälle bekannt, wo Ammen zum zweiten und dritten Male die nachfolgenden Geschwister ihres ersten Säuglings ohne Nachtheil, weder für sie noch die Kinder, stillten, und El. v. Siebold erzählt sogar den seltnen Fall, daß eine und dieselbe Amme binnen acht Jahren 8 von einer Mutter geborne Kinder hinter einander gestillt hat, wobei sich die Säuglinge gesund und die Amme wohl befanden. Morton (the Edinburgh. med. and sorg. Journ. Bd. XVIII. 1827) leitet zwar von dem zu lange fortgesetzten Stillen der Kinder die Neigung zu Hirnkrankheiten derselben her, was auch der Fall seyn soll, wenn eine Amme schon zu lange gestillt hat; trete auch nicht während des Stillens eine Hirnkrankheit ein, so behielten diese Individuen doch lebenslänglich eine Anlage dazu, und so auch zu sekundären Hirnaffektionen bei andern Krankheiten. Allein Meißner (Forschungen des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, 4. Thl., Leipz. 1833, S. 249) sucht ihn zu widerlegen. Uebrigens darf ein zu lange fortgesetztes Stillen weder für die Mutter noch für das Kind geradezu als unschädlich erklärt werden. — Meistens gegen den 10. Monat hin pflegt sich auch die Menstruation wieder einzustellen, welches der von der Natur bestimmte Zeitpunkt zu einer neuen Empfängniß und zum Entwöhnen des Säuglings zu seyn scheint. Beim Entwöhnen schwellen die Brüste etwas an, der nicht mehr weggesäugte Ueberfluß von M. fließt aus, und die Absonderung hört endlich ganz auf, worauf die Brüste klein, schlaff und herabhängend werden, und dieß um so mehr, je öfter die Person schon schwanger gewesen war, und das Säugungsgeschäft versehen hat. Im Falle aber eine Wöchnerin ihr Kind gar nicht an die Brust gelegt hat, tritt besonders bei sehr starkem Zuflusse der M. das später abzuhandelnde Milchfieber ein, das auf dem Reize beruht, den die überflüssige M. auf die Brüste macht. Gewöhnlich ist bei einer solchen nicht stillenden Wöchnerin die Absonderung der M. schon anfangs geringer, weil der richtige Reiz dazu, das Saugen fehlt. Nach einigen Tagen tritt daher gewöhnlich die M. von selbst zurück, und diese Sekretion wird einigermaßen durch den reichlichen Schweiß und Lochienfluß ersetzt; auch stellt sich hier die Menstruation gemeiniglich schon in der 6.—8. Woche nach der Geburt ein. Uebrigens fehlt es auch nicht an Beobachtungen von selbst entstandener Milchabsonderung im vorgerückten Alter, ohne vorhergegangene Geburt, worüber Schuch (Die Brüste und ihre Verrichtungen. Diss. inaug., Würzburg 1832) mehre Beobachtungen aus früherer Zeit gesammelt hat. In der neueren Zeit wurden ähnliche Fälle beobachtet. So erzählt E. Simple (The Lancet, London), daß eine 49jährige Frau, welche 8—9 Kinder gehabt hatte, von denen das jüngste 12 Jahre alt war, nachdem eine ihrer Schwiegertöchter am Kindbettfieber gestorben war, öfters deren Kind, um es zu beruhigen, an die Brust gelegt hatte. Nach 30—36 Stunden fühlte sie sich sehr unwohl, die Brüste wurden äußerst schmerzhaft, schwollen beträchtlich an, und bald sonderte sich darin M. in reichlicher Menge ab. Die Menstruation hatte dabei fortbestanden, und das Kind war trefflich gediehen. Einen ähnlichen Fall berichtet Bürger (Hufeland's und Osann's Journal der prakt. Heilk., Berlin 1834, S. 132). Eine 56jährige Frau, welche seit 12 Jahren nicht mehr geboren, seit 6 Jahren aber die Katamenien verloren hatte, legte das vierteljährige Kind ihrer am Scharlachfieber sehr kranken Tochter öfters an die Brust, um es zu beruhigen. Nach einigen Tagen schwollen die Brüste an, es stellte sich Milchabsonderung ein, und sie nährte anfangs mit der Tochter gemeinschaftlich, dann 3 Monate lang allein den munteren Enkel durch ihre M., an welcher durchaus keine Eigenthümlichkeit hinsichtlich der Farbe, Konsistenz u. s. w. aufzufinden war. Höchst bemerkenswerth ist aber der von Robert (Journal de Physiologie experimentale et pathologique par Magendie. Tom. VII, 1827; — Meißner's Forschungen u. s. w., Bd. IV, S. 281) angeführte Fall von einer Frau, welche 5 Kinder an einer in der Mitte der äußern Fläche des linken Schenkels sitzenden Warze nährte, und am auffallendsten muß der von Humboldt beobachtete Fall erscheinen, wo in Amerika ein Mann in der Krankheit seiner Frau das Kind 5 Monate lang 2—3 Mal täglich säugte, wobei es keine andere Nahrung bekam (Buffon's Naturgeschichte des Menschen, übers. v. Ulmenstern, Bd. II. S. 40, Berlin 1805.) — Zur Beförderung des Rückbildungsprozesses bei der Entwöhnung oder dem Nichtanlegen des Kindes, und zur Verhütung der aus einer allenfallsigen Vernachlässigung hervorgehenden Zufälle, als Schmerz und Spannung in den Brüsten, und selbst der Entzündung und Eiterung, lasse man die strengste Diät so lange beobachten, bis der Trieb der Säfte zu den Brüsten nachgelassen hat, und diese wieder klein und weich geworden sind. Hierbei lasse man die Wöchnerin auf der Seite liegen, sich gehörig warm halten, und reiche innerlich einige

Tassen Lindenblüthenthee, dem man etwas Citronensaft zusetzen kann. Auf die Brüste selbst legt man gern ein Stück Watte, d. i. eine dünne Lage Baumwolle, die vorher über den Rauch von auf glühenden Kohlen gestreutem Zucker gehalten wurde, oder auch eine ähnliche Lage von gehecheltem Hanf, Flachs oder Werg, und bindet die Brüste mäßig herauf. Vorzügliche Rücksicht aber verdient hierbei der Unterleib; man suche daher durch auflösende Klystiere, und selbst auch durch gelinde Abführungsmittel, z. B. Tamarindenabkochung mit Weinstein, die Ausleerung des Stuhls zu befördern. Einen besondern Ruf hat sich hier das schwefelsaure Kali (Kali sulphuricum, Arcanum duplicatum) erworben, welches man zu einem halben Skrupel bis zu einer Drachme, entweder für sich, oder in einem aromatischen Wasser aufgelöst, geben kann. So wie bei den Thieren, so kann auch beim Menschen die M. durch die Nahrungsmittel und auch durch Arzneistoffe verändert und zugleich verbessert, oder verschlechtert werden. Eine gute nahrhafte Kost, vorzüglich von Fleischspeisen, der nicht übermäßige, aber doch hinlängliche Genuß eines guten Bieres, Vermeidung aller starkgewürzten, gesalzenen, unverdaulichen, blähenden und sauren Speisen, so wie der erhitzenden Getränke, sind nebst täglicher Bewegung in freier Luft bei gutem Wetter, und außerdem bei der Verrichtung kleiner häuslichen Arbeiten, Aufenthalt in einem gehörig geräumigen Zimmer, die besten Mittel zur Erzeugung und Erhaltung einer gesunden, ihrem Zwecke entsprechenden M. Außerdem scheint sie noch durch einige gewürzhafte, vielen Zuckerstoff enthaltende Kräuter und Samen verbessert zu werden. Hierher rechnet man den Fenchel, Anis, Dill, Pomeranzenschalen, Rasura lign. guajac, Rad. bardanae, graminis u. s. w. Mehre Aerzte, wie z. B. Bergius, Rosenstein und Hufeland haben besondere Formeln angegeben, in denen man diese Mittel geben soll. 1) Milchthee von Bergius: Rec. Rad. foenic., Herb. foenic., Herb. chaerophyll., Sem. anisi, Sem. foenic., Sem. anethi ana ½ Unz. M. D. S. Zwei Löffel voll mit 1½ Quart Wasser halb einzukochen und täglich zu trinken; — 2) Rosensteins milchmachendes Pulver: Rec. Magnes. alb. 1 Unz., Sacch. canariens., Semin. foenicul., Cort. aurant. ana ½ Unze. M. D. S. Täglich 4—5 Mal eine gute Messerspitze voll zu nehmen. — 3) Hufelands Milchpulver für Mütter und Ammen: Rec. Magnes. alb. 3 Drachmen, Cortic. aurant., ½ Drachm., Sem. foenicul., Sacchar. alb. ana 1 Drachme. M. f. Pulv. D. S. Früh, Nachmittags und Abends einen Theelöffel voll in Wasser gerührt zu nehmen. — Alle diese Mittel können jedoch nur dann von Wirksamkeit seyn, wenn bloß Mangel an Nahrung, geschwächte Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge, oder auch zu geringe Erregung der Milchgefäße Schuld an der abnehmenden Milchabsonderung hatten; wo hingegen allgemeine krankhafte Zustände Ursache der gestörten Milchbereitung sind, oder gar in Folge dieser bedeutende Qualitätsveränderungen derselben Statt haben, werden jene Mittel unwirksam bleiben, und es muß hier vorerst auf die Bekämpfung dieser krankhaften Zustände hingewirkt werden. Ist daher die M. zu dünn, wässerig und molkenartig, woran gewöhnlich schlechte Nahrung, ein kachektischer Zustand der Säugenden, der zu lange dauernde Lochienfluß, die wieder eingetretene Menstruation, oder eine neue Empfängniß schuld ist, wodurch die Mutter, bei Fortsetzung dieser Funktion, leicht in Abzehrung verfallen, und der Säugling Erbrechen, Diarrhöen und Ausschläge bekommen, und auch atrophisch werden kann, so hat man im ersten Falle eine nahrhafte, den Verdauungskräften der Mutter entsprechende Diät anzuordnen. Bei unaufhörlich fortdauerndem Lochienflusse aber, dann bei der wiederholt sich zeigenden Menstruation, oder gar bei einer neuen Schwangerschaft ist das Kind unverweilt von der Brust abzunehmen, so wie dasselbe bei einem kachekt. Zustande der Mutter nie hätte angelegt werden sollen. Uebrigens gibt es auch Fälle, wo sehr vollsaftige, u. vorher sehr stark menstruirt gewesene Frauen ihre Kinder auch beim regelmäßigen Erscheinen der Menses ohne Nachtheil stillten. Die zu dicke, fette M. ist häufig eine Folge v. Unreinigkeiten u. Schleimanhäufung in den ersten Wegen beim Genusse zu nahrhafter und schwerverdaulicher Speisen. Die Säuglinge brechen eine solche M. häufig wieder aus, und stehen beim fortgesetzten Genusse in Gefahr, später an Crusta lactea zu erkranken. In solchen Fällen hat man den pituitösen Zustand durch auflösende und gelinde ausleerende Mittel zu entfernen, die geschwächte Verdauungsthätigkeit durch die sogenannten Roborantia zu erhöhen, und die fehlerhafte Diät zu ordnen. In erster Hinsicht empfehlen sich vorzüglich die Mittelsalze, als Kali sulphuricum, Natrum sulphuricum, Kali tartaricum u. s. w., so wie auch die auflösenden Mineralwasser, als Selterserwasser, Ragozy, das Seidschützer- und Püllnaerwasser. Sind hinreichende Ausleerungen erfolgt, dann eignen sich zur Verhütung neuer Ansammlungen und zur Erfüllung der zweiten Indikation die Aufgüsse von Herb. trifol. fibr., Cort. aurant., Rad. gentianae, Lign. quassiae, diese letztern besonders kalt infundirt, oder auch die bittern Extrakte in aromatischen Wassern aufgelöst. El. v. Siebold (Handb. der Frauenzimmerkrankh. Frankf. 1826, Bd. II, 3. Abschn., S. 415) empfiehlt hier vorzüglich, des Tages dreibis viermal einen Theelöffel voll von folgendem Pulver zu geben: Rec. Tart. depurat., Magnes. carbon., Rad. rhei., Cort. peruv., Elaeosacchar. foenicul. ana. Dabei lasse man viele Bewegung in freier Luft machen, sparsame, dünne, mehr vegetabilische Kost genießen und viel Wasser trinken. Eine zu scharfe, oder auch zur Säure geneigte M. läßt sich durch den Geschmack und den nach kurzem Stehenbleiben in freier, warmer Luft entstehenden, sauren Geruch erkennen. Sie ist Folge von früher Statt gehabten oder noch bestehenden Ausschlagskrankheiten, z. B. Krätze, Flechte, besonders an den Brüsten; ferner von scharfen Ausdünstungen, besonders scharfen Achsel- und Fußschweißen; dann entsteht sie in Folge der Anlage zur Säure, zum Sodbrennen, so wie auch nach dem Genusse zu

vieler süßer, leicht sauerwerdender Speisen, zu vielen, besonders jungen Bieres, Obstes u. dgl. Bei einer solchen M. weigert sich häufig der Säugling, die Brust zu nehmen; er läßt die Warze bald wieder los, oder wenn er trinkt, schreit er, und spuckt die M. wieder aus, oder sie wird bald in Form von Käseklumpen wieder ausgebrochen. Bei länger fortgesetztem Saugen erfolgen auch Aphthen im Munde, die sich nach und nach bis in den Magen und Darmkanal erstrecken; es haben heftige, sauer riechende Durchfälle von grünem und gehacktem Aussehen Statt. — Hier empfiehlt sich vor Allem eine zweckmäßige Diät mit Unterlassung aller scharfen Speisen und Getränke, nach Umständen ein Brechmittel, u. endlich solche Mittel, welche schon im Allgemeinen die M. zu verbessern vermögen, als: der Milchthee von Bergius, dann auch Rosensteins und Hufelands Milchpulver. Sobald aber die Säure und ihre hervorstehenden Symptome, als Sodbrennen, saures Aufstoßen u. s. w. gehoben sind, und vielleicht nur noch eine Schwäche des Magens zurückbleibt, die leicht wieder zur Säurebildung Anlaß geben könnte, so suche man die normale Thätigkeit der Digestion hervorzurufen, was wir durch die bittern und sogenannten magenstärkenden Mittel erreichen. Hier empfehlen sich die Auflösungen von bittern Extrakten in aromatischen Wässern, z. B. Extr. absynthii, Trifol. fibrin., Centaurei. minoris, Lign. quassiae; dann die Essentia. cort. aurant., Tinct. aromat., Elix. Rob. Whytt. u. s. w. El. v. Siebold (a. a. O. S. 417) empfiehlt folgende Pillen: Rec. Pulv. rad. rhei. 1 Drachm., Sapon. venet., Extr. absynthii ana. 3 Drachm., Syrup. cort. aurant. q. s. u. f. Pilul. pond. gr .2, Consperg. Pulv. cort. cinnamomi. D. S. Morgens und Abends 12—15 Stück zu nehmen. Oder statt dessen: Extracti. trifolii. fibrini 2 Drachm., Tinct. rhei. aquos. 2 Unzen, Aq. menth. crisp. 3 Unzen. M. D. S. Alle drei Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. — Die bitter und gallig schmeckende M., die sich nebst ihrem Geschmacke zuweilen auch, jedoch nicht immer, durch eine hochgelbe Safranfarbe kenntlich macht, entsteht in Folge gehinderter Absonderung der Galle im Darmkanale, nach heftigen Affekten und Leidenschaften, z. B. Aerger, Zorn, Gram u. s. w., oder in Folge der Erzeugung zu häufiger Galle vom Genusse zu fetter Speisen, und Stokkung der M. in den Milchgefäßen, z. B. bei krankhaften Brüsten. Meistens verweigern in diesem Falle die Kinder die Brust. Gewöhnlich ist mit dieser Qualitätsveränderung der M. auch ein Status biliosus der Säugenden verbunden, weshalb auch die Kur fast immer mit einem Brechmittel begonnen werden muß, auf welches man gelinde Abführungsmittel aus Tamarinden mit Weinstein folgen läßt. Dem wiederholten Versuche, das Kind anzulegen, muß ein gelindes Ausziehen der M. vorhergehen. Verbreitet die M. einen üblen Geruch, welches oft Folge des Uebergenusses gewisser Speisen, z. B. des Knoblauchs, des Meerrettigs, ranziger Butter, fetter, verdorbener Fische und geräucherten Fleisches, oder scharfriechender Arzeneien, z. B. der Asafötida ist, so wie auch derselbe von unterdrückten Fuß- und Achselschweißen, stinkendem, weißem Flusse u. s. w. erzeugt werden kann, so versagt ebenfalls das Kind die Warze; und im Falle es dennoch trinken sollte, so ist es in Gefahr krank zu werden. Hier ist vorzüglich auf Regulirung der fehlerhaften Kost und Vermeidung der schädlichen Speisen zu sehen; ferner sind die unterdrückten Schweiße durch Fußbäder mit Senfmehl wieder herzustellen, und ist überhaupt eine Behandlung einzuleiten, die direkt gegen die Grundursache des Uebels gerichtet ist. Ist die M. mit Blut gemischt, was wir durch das Gesicht und das Wiederausbrechen von Seiten des Säuglings wahrnehmen, so ist dieses gewöhnlich Folge von gewaltsamem Ziehen an der Brust, wodurch Gefäße zerreißen, was besonders bei Stillenden vorkommen soll, die sehr kleine Brüste haben, und deren Brustdrüsen den Brustmuskeln sehr nahe liegen; ferner bei Exkoriationen oder Schrunden der Warzen und Entzündung in der Tiefe der Brustdrüse. Mit Eiter gemischte M. erkennt man bei Brustabscessen aus den sich bildenden Eiterflocken, wenn dieselbe ausgezogen wird und dann stehen bleibt. So lange der Eiter rein ist und süß schmeckt, genießt das Kind die M. oft ohne Weigerung, und es ist auch das Verschlucken eines guten Eiters für dasselbe nicht immer nachtheilig, u. das Anlegen selbst für die Mütter, wegen Entleerung der zufließenden M. u. deshalb früheren Heilung des Abscesses günstig u. wünschenswerth. Hauptsächlich schlechter, dünner, jauchiger Eiter ist für das Kind von schädlichen Folgen. In diesem Falle muß daher das Saugen sogleich unterlassen werden, während es im ersten Falle, besonders bei starkem Andrange der M., mit Vorsicht fortgesetzt werden darf, wobei man nachdrücklich auf baldige Maturation der Brust und zeitige Entleerung des Eiters Bedacht nimmt. Ueber die krankhafte Veränderung der M. durch Einflüsse, die direkt auf die Psyche der Säugenden Statt haben, und sich durch ihre plötzliche Einwirkung auf den Säugling zu erkennen geben, ist oben bei Angabe der diätetischen Vorschriften des Säugungsgeschäftes das Nöthige schon abgehandelt worden. Allein nicht bloß jene plötzlich einwirkenden Affekte, sondern auch fortgesetzter Gram und Kummer, so wie auch die physische Liebe, können leicht die M. krankhaft verändern, wodurch das Kind in seinem Gedeihen zurückbleibt oder auch schnell erkrankt, wie es schon öfters auf das Anlegen des Kindes nach kurz vorausgegangenem Beischlafe beobachtet wurde. So erzählt Simon (a. a. O. S. 68), es hätte sich in Folge eines heftigen Aergers bei einer Frau, an welcher er seine Untersuchungen anstellte, ein Fieber eingestellt, von dem sie eben ergriffen war, als er des Morgens zu ihr kam. Das Gesicht war stark geröthet, der Puls äußerst frequent und voll, die Zunge aber unbelegt, die Brüste strotzten und waren sehr schmerzhaft. Das Kind, welches vor etwa einer Stunde getränkt worden war, hatte Krämpfe bekommen, sich mehre Mal er-

brochen, und schrie vor Schmerzen. Die M. erschien nicht sehr gesättigt, reagirte schwachalkalisch, hatte den Geschmack der gewöhnlichen M., aber einen eigenthümlichen, schwachen, schwer zu beschreibenden gewissermaßen thierischen Geruch. Beim Aufkochen zeigte sie kein Eiweiß, aber nachdem sie kurze Zeit abgedampft worden war, gerann sie, was Simon nie bei anderer Frauenmilch beobachtet hatte, verbreitete einen höchst unangenehmen, thierischen, stinkenden Geruch, und reagirte sauer. Weiter abgedampft wurde sie nicht braun oder gelb, sondern stellte, noch nicht ganz entwässert, eine schmutziggraue, krümliche Masse und vollkommen ausgetrocknet, ein weißliches Pulver dar. Sie hinterließ 10,10 festen Rückstand, in dem 2,57 Käsestoff, 5,23 Zucker und 1,80 Butter enthalten waren. Die M. vom vorhergehenden Tage dagegen hinterließ 11,62 festen Rückstand, bestehend aus 1,96 Käsestoff, 5,76 Zucker und 3,14 Butter. Ein Theil der nicht zur Analyse verwendeten M. war bei Seite gesetzt worden, und auch diese hatte sich bis gegen Abend zersetzt, und reagirte sauer. Am nächsten Morgen hatte sich theils auf dem Boden des Gefäßes, theils auf der Oberfläche der M. ein Koagulum abgelagert, und es stieß diese Flüssigkeit zugleich einen so starken Geruch nach Schwefelwasserstoff aus, daß ein mit Bleiauflösung getränktes, in den Hals der Flasche gestecktes Papier in kurzer Zeit gebräunt wurde. Gesunde M. dagegen war, wie Simon mehrfach beobachtete, sogar nach 6–8 Tagen noch nicht zersetzt, und wurde selbst noch nach 5 Tagen alkalisch reagirend gefunden. Simon bezweifelt nicht, daß die üble Einwirkung, welche diese M. auf den Säugling äußerte, im Zusammenhange mit ihren chemischen Eigenschaften stehe, die so verschieden vor denen der M. gesunder Frauen seyen; und besonders schienen ihm das rasche Verderben dieser M., die Entwickelung des Schwefelwasserstoffgases und die schnelle Bildung von Säure hier alle Aufmerksamkeit zu verdienen. Nicht minder gefährliche Folgen soll das Anlegen der Kinder bei Frauen haben, bei denen die Entwickelung eines Exanthems verborgen liegt, das nach und nach zum Ausbruche kommt, z. B. das Scharlachfieber, die Masern, die Pocken u. dgl. Dagegen spricht freilich die Ansicht, die einige Neueren aufgestellt haben, daß nämlich beim Kindbettfieber, Kindbettfriesel, bei der Mania puerperarum u. s. w. das Säugen ohne Nachtheil für das Kind fortgesetzt werden könne, und wir bezweifeln auch nicht, daß bei einem gutartigen Charakter dieser Krankheiten keine besondere Gefahr für das Kind vorhanden sey; allein viele Vorsicht erfordert eine solche Sache immer, und sobald das Fieber bedeutend, oder nur das geringste Unwohlseyn des Säuglings beobachtet würde, müßte dessen Abnahme von der Brust augenblicklich geschehen. Auch die Epilepsie, Krämpfe und andere Nervenkrankheiten können ohne erkennbare, krankhafte Veränderungen in der M. von der Amme auf den Säugling übertragen werden, so wie endlich narkotische oder auf andere Weise giftig wirkende Mittel, besonders die Merkurialien, sowohl äußerlich als innerlich angewendet, nie ohne nachtheilige Folge auf den Säugling bleiben werden. Mende (Gem. d. Zeitschr. f. Geburtsk. Bd. V, S. 425) erzählt, daß ein 13 Tage altes Kind plötzlich gestorben sey, dessen es stillende Mutter wegen einer Entzündung der Gebärmutter nach hinreichenden Blutentziehungen mit Blausäure, in Gestalt des destillirten Wassers von bittern Mandeln, behandelt worden war. Er versichert, daß er ähnliche nachtheilige Wirkungen der Blausäure auf Säuglinge, deren Mütter sie in nicht zu kleinen Gaben genommen hatten, öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. In allen diesen Fällen bleibt nichts anderes übrig, als den Gebrauch solcher Mittel zu unterlassen und das Stillungsgeschäft entweder ganz oder doch nur für so lange aufzugeben, bis die in der Brust enthaltene, schädliche M. durch das Ausdrücken oder Aussaugen mittelst Milchgläsern oder junger Hunde entfernt ist. Selbst beim Genusse der Thiermilch ist man vor ähnl. Vergiftungsgefahr nicht sicher, indem die melkenden Thiere entweder krank seyn, oder viele Giftkräuter, als Euphorbium, Gratiola, Ranunculus u. dgl. zum Futter bekommen haben können. Buchner erzählt (Handb. der Toxikologie. Nürnb. 1827, S. 565) folgenden interessanten Fall, der sich im Sommer 1826 zu L. ereignet haben soll: Mehre Familien, welche gewohnt waren, aus einer großen Oekonomie immer gesunde und schmackhafte M. zu erhalten, wurden eines Tages in große Angst versetzt, als Alle, Kinder und Erwachsene, welche von der M. genossen hatten, heftiges, bei Einigen mehre Stunden lang anhaltendes Erbrechen bekamen, das aber nach Anwendung zweckmäßiger Mittel ohne weitere Folgen wieder verging. Bei polizeilicher Untersuchung erwies es sich, daß sich unter den Kühen der Oekonomie eine befand, welche wegen Erkrankung vom Thierarzte Radix hellebori nigri als Arznei bekommen hatte, und daß die M. von dieser Kuh aus Unvorsichtigkeit mit der M. der übrigen Kühe verkauft worden war. — Diese Eigenschaft der M. nun, die Kräfte der Arzneistoffe in sich aufzunehmen und sie dem Säuglinge mitzutheilen, wollte man auch benutzen, diesem letzteren in Erkrankungsfällen auf unmittelbarem Wege Arzneien beizubringen, da außerdem Säuglinge immer sehr schwer zu bewegen sind, außer der Mutterbrust noch etwas Anderes zu nehmen; allein abgesehen davon, daß durch die neuesten Versuche Simons (a. a. O. S. 72) die Frage, ob auch wirklich von der Mutter genommene Arzneistoffe in die M. übergehen, wieder sehr in Zweifel gezogen wird, so wäre diese Methode für den Säugling mindestens sehr unsicher und für die Mutter gefährlich, da man, um auf ersteren zu wirken, ihr immer nur große Quantitäten beibringen müßte. Auf jeden Fall geht aus den bisher gen Beobachtungen hierüber hervor, daß, wenn auch bei einigen Arzneistoffen der Uebergang in die M. nicht geläugnet werden kann, bei anderen dagegen große Gaben genommen wurden, und dennoch keine Spur in der M. zu finden war, so daß, wollte man wirklich auf diese Sache einen Werth legen, erst noch vielfältige Versuche gemacht werden müßten, um hieraus für die Pra-

ris in den Kinderkrankheiten einen sicheren Gewinn zu ziehen.

Milch (außer der gewöhnlichen Bedeutung), 1) (Pflanzenchem.), s. v. a. Milchsaft; — 2) der milchweiße Saft in den noch nicht zur Reife gelangten Getreidekörnern; wenn diese in diesem Entwickelungsstadium begriffen sind, so sagt man: das Getreide milcht; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. der Same der männlichen Fische, daher sie Milcher oder Milchner heißen; — 3) (Weißgerb.), durch die M. ziehen, in Lämmer- und Ziegenfelle, die zu Handschuhen bestimmt sind, gepulverte, weiße Stärke mit einer Bürste einreiben; — 4) (Pharm.), s. v. a. Emulsion; — 5) (Bauk.), s. v. a. Kalkmilch.

Milchabsceß (Chir.), s. Brustabsceß.

Milchadern, s. v. a. Chylusgefäße.

Milchäsche, Milchbütten, Milchnäpfe, Milchsatten, Milchtubben, Gefäße, in welche die frischgemolkene Milch geseiht wird, um darin ihren Rahm abzusetzen. Man hat irdene, hölzerne, gläserne, kupferne, verzinnte u. s. w. Der Holländer bedient sich sowohl irdener als hölzerner Gefäße, in welche er die Milch aufseihet, beider mit gleich gutem Erfolg. In der Schweiz ist hölzernes Milchgeräthe fast allgemein. Man weiß, wie beliebt die bemalten Bütten in Holstein sind. Die Milch kühlt in solchen viel besser als in den gläsernen Satten ab. Die gewöhnliche Form dieser letztern, klein im Umfange, tief und unten ziemlich spitz zulaufend, verhindert auch, besonders wenn die Milch anfängt zu gerinnen, das Aufsteigen der Rahmtheile. Flache, große Form der Satten ist die Hauptsache; die Milch muß darin nur 3 Zoll hoch stehen. Die kupfernen, verzinnten Milchbecken, wie man sie unter andern bei den hamburger Milchhändlern findet, würden allen andern vorzuziehen seyn, da sich in ihnen, als besseren Wärmeleitern, die Milch auf den kalten Steinen im Milchkeller viel leichter abkühlt, was bei dem schnellen Sauerwerden im heißen Sommer so wesentlich ist. Ihre Kostbarkeit muß aber davon abhalten. Metallene und irdene M. gestatten leichter die nöthige große Reinlichkeit als die hölzernen, nur muß man bei jenen wachen, daß die Milchsäure sie nicht oxydirt und Gifte erzeugt. In England hat man Geschirre von verzinntem Gußeisen, das durch allmählig verstärktes Feuer in einen solchen Zustand von Weichheit versetzt wird, daß sie nicht sobald zerbrechen. Sie vereinigen vielleicht am zweckentsprechendsten alle Vorzüge guter M.: größere Dauer, jenen Grad von Kühle, welcher zum Aufwerfen der Sahne erforderlich ist, so daß sie ⅓ Sahne mehr liefern, und endlich leichte Reinerhaltung. Nachdem man sie auf der innern Seite gewaschen, reibt man sie nur mit feinpulverisirter Kreide, die auf ein Stück Flachs oder Wolle gestreut wird, ab.

Milchahorn (Bot.), 1) großer, s. v. a. spitzblättriger Ahorn, Acer platanoides *L.*; — 2) s. v. a. Masholder, Acer campestre *L.*, s. Ahorn.

Milchapfel, braunschweiger (Pomol.), s. Rosenäpfel 17).

Milcharak, s. v. a. Ariki 2).

Milchartig (bot. Term.), s. v. a. Lacteus, Emulsivus. Milchend, Milch gebend, s. v. a. Lactescens. Milchig, s. v. a. Lacteus, Emulsivus. Milchsaft, s. v. a. Succus lacteus. Milchweiß, Farbenbestimmung, s. v. a. Lacteus.

Milchauge (Caligo lactea, Hydrophthalmus lacteus, Ophthal.). Jedenfalls dürfte es nosographisch unrichtig seyn, nach Plencks Vorgang, den Zustand als eine Gattung des M.'s, Hypogala, betrachten zu wollen, wo, wenn man die Kapsel mit der Staarnadel aufschneidet, von der ausfließenden weißen Feuchtigkeit die wässerige Feuchtigkeit des Auges sogleich auch weiß getrübt wird. Mit viel größerem Rechte dürfte hingegen der Begriff M., Hypogala oder Galactophthalmus, auf die eigentliche Augenentzündung anzuwenden seyn, welche Ph. v. Walther als Ophthalmia muciflua puerperarum beschreibt. Ihr Wesen ist in dem Wesen des Wochenbettes begründet. Letzteres disponirt zu einer besonderen Neigung zu Krankheiten des serösen Systems, welche, durch die während der Schwangerschaft eingetretenen Modifikationen der Reproduktion und des animalen Lebens, so wie durch die Eigenthümlichkeiten des Wochenbettes, besonders wenn jene Krankheiten als Entzündungen erscheinen, eine vorzügliche Neigung zum typhös-putriden Charakter, so wie zu purulent lymphatischen Exsudationen erhalten, so auch die Ophthalmia mucíflua puerperarum, welche zwar in Form, Prognose und in Ansehung ihrer Nachkrankheiten fast ganz mit der gonorrhoischen Ophthalmie übereinstimmt, doch dem Wesen nach in so fern verschieden ist, als der aus den Augenlidern hervorquellende Schleim zwar nicht als Milch, aber doch als eine, von der gewöhnlichen muco-purulenten Materie verschiedene, der Milch eben so wie der Lochialflüssigkeit sehr ähnliche Feuchtigkeit zu betrachten ist, deren eigene Beschaffenheit eben in der veränderten Plastik und Reproduktion des Wochenbettes liegt. Die Geschwulst der Bindehaut ist hier mehr blaßröthlich, jene der Augenlider mehr serös, und der in sehr großer Menge von der Bindehaut abgesonderte, eiterförmige Schleim ist ganz dem im Cavo peritonaei bei der Peritonitis puerperalis gefundenen in Bezug auf die gelblichweiße Farbe, dickliche Konsistenz nauseosen Geruch u. andere Eigenschaften ähnlich. Gewöhnlich versteht man aber unter M., Hypogala, den eigenthümlichen Zustand, wo sich in den Augenkammern eine der Milch mehr oder weniger ähnliche Flüssigkeit ansammelt. Die Gefäße der Conjunctiva sclerotica sind angeschwollen; die Kranken haben heftige stechende Schmerzen im Kopfe und in den Augen, und zugleich Lichtscheu; letztere steigert sich in manchen Fällen sogar bis zum völligen Verlust aller Lichtperception; die Augenkammern sind, wie schon erwähnt, mit einer der Milch mehr oder weniger ähnlichen Flüssigkeit angefüllt, oder es hat bloß eine Imbibition der Linse und des Glaskörpers von dieser Feuchtigkeit Statt gefunden. Die Pupille ist gewöhnlich unbeweglich und erweitert, besonders wenn Imbibition des Glaskörpers und der Linse Statt gefunden hat. Die Erscheinungen der a.-

gemeinen Reaktion bleiben selten aus, und zeigen sich, wie bekannt, in der Frequenz und Spannung des Pulses, erhöhter, peripherischer Temperatur, gestörten Exkretionen, u. im Andrang des Blutes nach dem Kopfe, der sich bis zur Phrenitis steigern kann.

Die Krankheit kommt nur bei Wöchnerinnen und stillenden Personen vor, ist im Ganzen selten (v. Ammon hat sie nur einmal beobachtet), und erlaubt auch überhaupt nicht eine unbedingt günstige Prognose; denn wenn auch die Resorption der in den Kammern vergossenen, milchartigen Feuchtigkeit erlangt werden kann, so bleibt doch gern, wenn in der Linse u. dem Glaskörper bereits eine milchige Imbibition Statt gefunden hat, eine Verdunkelung dieser Theile zurück, welche meist hartnäckig den Mitteln trotzend, zu Katarakt und auch zu Amaurose Veranlassung gibt. Günstiger ist daher die Prognose, wo das Uebel noch ganz neu ist, eine innere Ophthalmie sich damit noch nicht verbunden hat, und der Kranke noch eine gewisse Lichtperception besitzt. Die Ursache des M.'s beruht stets in einer krankhaften Versetzung des Milchbereitungsprozesses aufs Auge, so daß hier zwar nicht Milch (dies ist nur in den Brüsten möglich), aber ein milchähnlicher Stoff ausgeschieden wird; so wie im Kindbettfieber, in der Phlegmasia alba dolens. Es ist nur ein einziger Fall der anatomisch-pathologischen Untersuchung eines solchen Auges bekannt, den wir hier nach dem London medical and surgical Journal, April 1833, und Behrends Repertoir der med.-chirurg. Journalistik des Auslandes, 1833 August, Nr. 8, S. 130. wieder erzählen, ohne weiter über den vom Beobachter diesem Falle beigelegten Krankheitsnamen Phlegmasia alba dolens oculi zu urtheilen, da dieser Fall unter die Gattung M. gehört. Bei einer Wöchnerin, die an Phlegmasia alba dolens starb, und noch während der letzten Tage ihres Krankseyns unter heftigem Schmerz im Augapfel das Sehvermögen völlig verlor, fand man eine äußerst heftige und schmerzhafte Chemose mit großer, die Hornhaut ganz bedeckender, seröser Anschwellung; doch hatte diese Chemose nicht eine rothe Färbung, sondern war überall auffallend weiß. Die außerordentlich kleine Portion der Hornhaut, welche noch sichtbar war, erschien getrübt, übrigens dauerte dies Augenleiden mit allen Symptomen bis zum Tode. Bei der Sektion fand man die Hornhaut fast ganz durchsichtig, und die Chemose selbst war nicht mehr sichtbar, die Iris hatte ihre natürliche graue Farbe verloren, sah weiß aus, und war an beiden Flächen mit großen, langen Lymphflocken bedeckt; der Humor aqueus war trübe und in ihm schwammen Portionen von Lymphe. Die Krystalllinse war undurchsichtig und von hellbrauner Farbe; das Corpus vitreum dunkelgelblich und von dicker syrupartiger Konsistenz.

Das therapeutische Verfahren bei dieser Krankheit wird ganz den Grundsätzen entsprechen müssen, welche bei dem Puerperalfieber in Anwendung kommen. Vor Allen ist es nöthig, das gestörte Milchabsonderungsgeschäft in den Brüsten, so wie die etwa vorhandenen übrigen Störungen des Wochenbettes in den normalen Zustand zurückzuführen. Innig damit verbunden ist die zweite Indikation, die Resorption der im Auge ergossenen milchartigen Feuchtigkeit. Zu ersterem Zwecke ist am dienlichsten Auflegen von erweichenden Kataplasmen mit aromatischen Zusätzen, oder gelindes Reiben und Bedecken der Brüste durch mit Zucker oder Bernstein oder andern harzigen Stoffen durchräucherten Flanell, häufiges Anlegen eines saugenden Kindes, und warme Dämpfe; außer der Lenkung des vorhandenen Fiebers ist auch die Rücksicht auf gehörigen Fluß der Lochien, und Schweiß- und Darmausleerung nicht zu vergessen; man applicire daher bei irgend sich einstellenden inflammatorischen Zeichen eine Venäsektion, so wie Injektionen von Milchabkochung mit Cikuta in die Vagina; zur Beförderung der Darmexkretion wende man Oelemulsionen mit Ol. ricini, oder Letzteres allein an. Diese erwähnten Mittel selbst werden schon vieles zur Resorption der im Auge ergossenen Feuchtigkeit beitragen, da sie am kräftigsten der Ursache der Krankheit entgegen wirken. Sind noch wirksamere Resorbentia nöthig, so gebe man die von Fischer in Prag, von Chelius, Schmalz und v. Ammon beim Hypopyum mit vollem Rechte empfohlene Senegawurzel mit Salmiak und Brechweinstein im Aufguß, oder selbst Arnika oder Kalomel mit Kampher, und wende die Mittel mit eben so vieler Beharrlichkeit als Vorsicht längere Zeit an, um den möglichsten Grad von Resorption zu erzielen. Wenigstens sah v. Ammon diese angegebene Heilmethode höchst wirksam in einem ziemlich akuten Falle von Galactophthalmus, wo die kompleteste Blindheit nach 14 Tagen wieder in die vollkommenste Integrität der Sehkraft sich umwandelte. Bleibt die Linse dennoch dunkel, so ist, wenn nicht Nebenumstände die Operation als eitel erscheinen lassen, die Operation der Katarakt zu machen. — Die Ophthalmia muciflua puerperarum würde im Allgemeinen nach denselben Grundsätzen zu behandeln, die lokale Therapeutik aber mehr die Behandlung der gonorrhoischen Augenentzündung und der Augenblennorhöen überhaupt anzupassen seyn.

Milchbart, der hervorbrechende, noch aus sogenannten Flaum- oder Milchhaaren bestehende Bart eines jungen Menschen.

Milchbaum (Bot.), 1) s. v. a. Tabernaemontana utilis *Arn.*; — 2) s. v. a. spitzblättriger Ahorn, Acer platanoides *L.*, s. Ahorn. Amerikanischer M., s. v. a. Brosimum Galactodendron *Don.* Großer M., s. v. a. gemeiner Ahorn, Acer Pseudoplatanus *L.*

Milchblätterpilz (Bot.), Untergatt. von Agaricus *L.*, s. v. a. Galorheus *Fr.* (s. d. unter Leucosporus *Fr.*).

Milchblattern, s. v. a. Kuhpocken.

Milchblume (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Kreuzblume, Polygala vulgaris *L.*; — 2) s. v. a. Galax aphylla *L.*

Milchborke (Med.), s. v. a. Milchschorf.

Milchbrod, Brödchen von mit Milch angemachtem Semmelteig.

Milchbruder, Milchschwester, zugleich oder kurz nach einander von derselben Amme ge-

säugte Kinder von verschiedenen Eltern. Diese Milchbruder- und Milchschwesterschaft gilt als eine Art entfernter Verwandtschaft, die noch in späteren Jahren gültig gemacht wird.

Milchbrühe, 1) Brühe, deren Hauptbestandtheil Milch ist; — 2) s. Gerberei.

Milchbrustgang (Anat.), s. Lymphgefäßsystem.

Milchbude, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 100 Einw.

Milchchocolade, s. Chocolade.

Milchdieb (Entom.), s. v. a. Kohlweißling, Pontia brassicae *Ochsenh.*

Milchdiebkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Euphrasiae, s. Euphrasia officinalis *L.*

Milchdistel (Bot.), s. v. a. Mariendistel, Silybum marianum *Gaertn.*

Milchenbach, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; 210 Einw.

Milchen (Bot.), s. v. a. gemeiner Rainkohl, Lapsana communis *L.*

Milchend (Lactescens, bot. Term.), Pflanzenmilch (s. Milch, außer der gewöhnl. Bedeutung) enthaltend und beim Verwundetwerden von sich gebend.

Milcher (Kirchengesch.), s. Molakoni.

Milchessig, aus Molken bereiteter Essig. Man nimmt dazu einige Maß Molken, thut 4 Loth Weinstein, einige Hände voll Rosinenstiele und $^1/_4$ Nösel Essig hinein, stellt die Molken dann in einem Topfe einige Wochen an einen warmen Ort, worauf man einen guten Essig bekommt. Oder man kocht Molken von Buttermilch in einem Kessel zu einer dicken, bräunlichen Masse ein und läßt dieselbe, aber nicht an der Sonne, trocknen. Braucht man Essig, so schneidet man ein Stück von dieser Masse los und löst es in warmem Wasser auf. Der Essig, den man auf diese Art gewinnt, ist sehr scharf, hat aber einen etwas brandigen Geschmack.

Milchfäß[ch]en (Bot.), s. v. a. rundblättrige Glockenblume, Campanula rotundifolia *L.*

Milchfalbe, s. Falbe (Zool.).

Milchfarbe, Farbe, welche anstatt mit Wasser, mit Milch angemacht ist und bei Anstrichen, welche dem Wetter ausgesetzt sind, besser als Wasser hält. Auch bestreicht man die Wände öfters vor dem Färben mit Milch (milchen), wodurch bewirkt wird, daß die Farbe egaler auf der Mauerfläche aufgetragen werden kann.

Milch, fehlerhafte der Thiere. Die M. der Hausthiere ist, abgesehen von den Veränderungen in der Quantität ihrer gewöhnlichen Bestandtheile, mancherlei qualitativen Abweichungen vom normalen Zustande hinsichtlich der Farbe, des Zusammenhanges, des Geschmackes und eben so hinsichtlich ihrer Wirkung auf Menschen oder auf Thiere, unterworfen. Die wichtigsten jener sinnlich wahrnehmbaren Verschiedenheiten sind folgende: 1) die blaue M. Man unterscheidet zwei Arten von blauer M., je nachdem dieselbe entweder a) schon bei dem Ausmelken blau erscheint, das Blaumelken, oder b) erst bei und nach dem Gerinnen blau wird, das Blauwerden. Bei dem Blaumelken ist die M. sogleich bläulich, sehr dünn, wässerig, u. scheidet unverhältnißmäßig wenig Rahm aus, der auch meistens so wenig Zusammenhang hat, daß die M. in blauen Flecken durchschimmert. Auf dem Boden des Gefäßes findet sich gewöhnlich ein bräunlicher od. grauer Bodensatz. — Bei dem Fehler des Blauwerdens erscheint die frische M. im Ansehn, Geruch und Geschmack normal, aber bei und nach dem Gerinnen oder Rahmen werfen sich an ihrer Oberfläche einzelne blaue Flekken auf, welche nach und nach an Größe und Anzahl zunehmen, so daß zuletzt die ganze Oberfläche der M. (also der Rahm), oder doch der größte Theil derselben eine dunkelblaue Farbe zeigt. Diese Farbe ist so beständig, daß der blaue Rand, der sich an den Wänden der hölzernen Gefäße erzeugt, in denen solche M. gestanden, weder durch Scheuern mit Sand und alkalischer Lauge, noch der Sonne ausgesetzt, vertilgt werden kann. Eben so bleibt die blaue Materie unverändert, wenn die Flüssigkeit in gläsernen Flaschen der Sonne ausgesetzt wird. Mit der Entwickelung der blauen Farbe verliert zugleich der Rahm an einzelnen Stellen seinen Glanz, und es treten daselbst erhabene gelbe Punkte hervor, die sich ebenfalls vergrößern und vermehren, und zuletzt der ganzen Oberfläche das Aussehen geben, als wäre sie mit einer Haut überzogen. Auf der letzteren kann man durch das Gefühl und durch das bloße Auge, noch mehr aber durch das Mikroskop. Schimmel in Gestalt eines flechten- oder moosartigen Gebildes entdecken. Anfangs ist nur die obere Rahmschicht blau gefärbt, so daß bei dem vorsichtigen Abziehen derselben der darunter befindliche Rahm ganz rein erscheint, obgleich der Käsetheil schon etwas mehr ins Blaue spielt. Später wird auch die zweite Rahmschicht ergriffen und der Käsetheil erscheint dunkler blau, wenn auch nie so sehr als der Rahm; endlich bedeckt sich die Oberfläche mit einem schmutzigen Wasser, womit das Uebel seine völlige Ausbildung erreicht. Hermbstädt und Andere haben die Existenz des Schimmels bei diesem Uebel geleugnet, Steinhoff aber hat ihn auf das Bestimmteste und immer gesehen. Manche betrachten ihn als die Ursache der blauen Färbung; höchst wahrscheinlich beruhen jedoch beide Erscheinungen auf einem und demselben Prozesse, sind aber nicht nothwendig immer zugleich u. in gleicher Stärke vorhanden. Nach Steinhoffs Beobachtungen hat bei kühlem Wetter das blaue Pigment, bei warmem der Schimmel das Uebergewicht; jenes fehlt zuweilen ganz, der Schimmel jedoch nie, obgleich er gewöhnlich erst später erscheint als das Pigment, und oft erst, nachdem die Entwikkelung des letzteren schon weit vorgeschritten ist. Stellt sich aber entgegengesetzt der Schimmel vor der Blaubildung ein, so unterbleibt dieselbe entweder ganz, oder es entwickeln sich nur einzelne graue Flecken. Die eben herrschende Witterung und Temperatur, die Temperatur des Ortes, wo die M. aufbewahrt wird, der Umstand, ob die M. sogleich nach dem Melken an ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort gebracht wird, oder zuerst an der freien Luft abgekühlt ist u. s. w., machen hierin und in der Schnelligkeit der eintretenden Verderbniß große Verschiedenheiten. Im Allgemeinen findet man, daß solche M. schnell sauer wird;

die reichlich vorhandenen Molken scheiden sich schwer, und wenn man sie hoch herunter gießt, ziehen sie sich in Fäden. Der bereitete Käse ist weiß und bleibt lange feucht. Wird der blaue Rahm gebuttert, was aber nur in der ersten Zeit und bei einem mäßigen Grade des Uebels mit einigem Erfolge möglich ist, so erscheint die daraus erhaltene Butter nach Parmentier, Deyeux und Hermbstädt, rein an Geschmack, und ganz gleich einer aus farblosem Rahm gewonnenen; nach Pyl, Hurtrel d'Arboval, Steinhoff und nach Hertwigs Beobachtungen ist aber diese Butter weißgrau, schmierig und hat einen widrigen, fast ranzigen Geschmack. Der blaue Farbestoff geht aber nicht in dieselbe über, sondern bleibt in der Buttermilch, die sich nach wenigen Tagen in zwei Theile scheidet, einen dickeren, der sich nach unten senkt und farblos ist, u. einen flüssigeren, der das blaue Pigment enthält. Wird die blaue Flüssigkeit durch Druckpapier filtrirt, so bleibt die blaue Masse auf dem Filter zurück. Säuren zeigen auf dieselbe keine röthende Wirkung. Sowohl das Blaumelken wie auch das Blauwerden der M. sind keine ganz seltenen Erscheinungen, doch bisher fast ausschließlich an der M. der Kühe und der Schafe beobachtet worden. Das Wesentliche und Ursachliche derselben ist noch in tiefes Dunkel gehüllt, und die Erklärung um so schwieriger, da beide Erscheinungen in mehren Fällen unter sehr verschiedenen Verhältnissen, sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit der betreffenden Thiere, wie auch hinsichtlich der Nahrung, der Witterung, der Aufbewahrung u. Behandlung der M. u. s. w. hervortreten. Doch stimmen die Beobachtungen darin überein, daß das Blaumelken bedingt wird: a) entweder durch eine kränkliche Beschaffenheit der Kühe, namentlich am meisten durch Schwäche und dynamische Verstimmung ihrer Verdauungswerkzeuge, durch eine Aufregung der Geschlechtsorgane (z. B. wie Hurtrel d'Arboval bei frischmelkenden Kühen in den ersten Tagen nach dem Gebären beobachtet hat), durch Störungen in den Lungen (z. B. nach Fromage de Feugrié bei der Lungenschwindsucht); oder b) durch schlechtes und verdorbenes Futter, namentlich sehr wasserreiches, überschwemmtes, saures, auf sumpfigem Boden gewachsenes Gras, sehr wässerigen Klee, bereiftes Gras, gefrorene oder faulende Rüben, Kartoffeln, verschimmeltes, dumpfiges Heu und Stroh und dergl.; oder c) durch den Genuß solcher Pflanzen, die ein blaufärbendes Princip enthalten, z. B. der Esparsette, der Ochsenzunge, des Ackerschachtelhalms, des Bingelkrautes, des Vogelknöterichs, des Buchweizens und dergl. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob die letztere Ursache wirklich zu dem Blaumelken eine Veranlassung gibt, da jene Pflanzen ihr blaues Pigment erst dann, wenn sie in Gährung übergehen, und nur unter Mitwirkung des Sauerstoffes entwickeln. Als Ursachen des Blauwerdens der M. gibt man gewöhnlich die nämlichen an, wie sie eben genannt sind. Allein, wenn gleich der Umstand, daß das Blauwerden an der M. einiger, nicht aller Kühe auf einer Weide oder in einem Stalle eintritt, dafür spricht, daß manche Kühe zur Erzeugung einer fehlerhaften M. mehr disponirt sind, so zeigt doch in den meisten Fällen die genaueste Untersuchung dieser Kühe keine Krankheit derselben. Auch das Futter und Getränk, so wie die Reinigung und übrige Pflege solcher Kühe ließ sich gewöhnlich als Ursache des Blauwerdens der M. nicht erweisen; denn obgleich dieser Fehler hin und wieder in sehr nassen Jahren u. bei sehr wasserreichem Futter vorkam, so fand er sich entgegengesetzt auch bei anhaltender Trockenheit, beim Weiden auf Stoppelfeldern, u. selbst bei guter Stallfütterung. Die oben bezeichneten, einen blauen Farbestoff enthaltenden Pflanzen könnten dagegen, wenn sie in Menge und durch mehre Tage fortgesetzt von den Thieren verzehrt werden, das Blauwerden der M. veranlassen; doch ist auch dieses nicht durch sichere Beobachtungen oder durch direkte Versuche erwiesen, nach Parmentiers und Deyeurs Versuchen mit dem Waid und mit dem Wau sogar noch zweifelhaft. In der neuesten Zeit hat Steinhoff als die Hauptursache dieses Milchfehlers ein besonderes Ferment oder einen Ansteckungsstoff erklärt, welcher ursprünglich durch einen eigenthümlichen Zersetzungsproceß der M. entsteht, sich in die Milchgeschirre und ihren Aufbewahrungsort, ja in die Kleider und andere Dinge festsetzt und sich, ähnlich wie andere flüchtige Kontagien, von einem Orte zum andern verschleppen läßt, sich anderer gesunder M. mittheilt, und dieselbe in eben den kranken Zustand versetzt, wie derjenige war, in welchem er erzeugt wurde. Als Gelegenheitsursache zur ersten Entstehung dieses Milchverderbens betrachtet er einen dumpfen (E. Viborg einen nassen) Standort der M. Mit Vermeidung dieser Veranlassung hört aber das einmal entstandene Uebel doch nur sehr schwer, u. zuweilen nach Jahren nicht wieder auf. Die blaugemolkene M. ist, sie mag ihre Farbe zu vielen wässerigen Bestandtheilen oder einem blauen Pigment verdanken, zwar schlecht u. zu wenig nährend, jedoch nicht schädlich; die blaugewordene M. hat aber, obgleich Parmentier, Deyeux und Hermbstädt sie auch für unschädlich halten, nach Steinhoffs Beobachtung bei Menschen und bei Schweinen Unruhe, Beängstigung, Schwindel, Zuckungen und heftiges Erbrechen, im stärker verdorbenen Grade auch bei Schweinen sogar den Tod unmittelbar oder nach längerem Siechthum herbeigeführt. Außerdem bringt dieser Milchfehler in ökonomischer Hinsicht oft sehr fühlbaren Schaden, da die M. nur frisch, ungerahmt verkauft oder benutzt werden kann, und das Buttermachen mehrentheils schwer, oft gar nicht gelingt. Die Beseitigung des Blaumelkens geschieht, je nach den Ursachen, durch besseres Futter, überhaupt durch gute Pflege und Wartung, durch Heilung der vorhandenen krankhaften Zustände, und namentlich durch Regulirung der Verdauung vermittelst bitterer aromatischer und tonischer Mittel, in Verbindung mit mäßigen Gaben von Neutral- u. Mittelsalzen, des Natr. muriatici, Natr. sulphurici, Kali nitrici u. dergl. Zur Tilgung des Blauwerdens der M. hat man zuerst an den betreffenden Thieren auch die etwa vorhandenen körperlichen und diätetischen Fehler in der ange-

gebenen Art zu beseitigen; aber hauptsächlich u. in jedem Falle muß man dafür sorgen, daß das oben bezeichnete Kontagium od. Ferment gründlich zerstört werde, denn ohne Beseitigung desselben bleiben gewöhnlich alle anderen Mittel fruchtlos. Nach Steinhoffs Beobachtungen haftet dasselbe, wenn das Uebel einige Zeit gedauert, nicht allein in den Milchgefäßen, sondern auch im Milchkeller oder in der Milchkammer, im Stalle und an den Kleidern der Personen, die sich an diesen Orten oder mit der M. beschäftigen. Daher müssen die Stallwände nebst Decke, Krippen und Raufen mit frischgelöschtem Kalk oder mit einer recht koncentrirten Auflösung von Chlorkalk mehrmals übertüncht, der Fußboden gründlich mit kochender Lauge gereinigt, am besten durch Ausgraben der alten Erde und Einbringen von reinem Sand, oder durch neue Bohlen u. s. w. erneuert werden; eben so ist die Milchkammer zu reinigen, worauf sie, und eben so der Stall, durch wenigstens 14 Tage anhaltend der Luft ausgesetzt und unbenutzt bleibt, indem man die Thiere in einem anderen Stalle od. im Freien hält, sie auch im Freien und von solchen Personen, die im Milchkeller nicht beschäftigt sind, melken läßt, die M. aber während dieser Zeit an einem trockenen, luftigen Orte aufbewahrt. Die Milchgefäße müssen täglich ausgebrüht, der Luft ausgesetzt und öfter gewechselt werden. In sehr hartnäckigen Fällen, wo alle diese Vorkehrungen nicht gründlich fruchteten, wurde das Uebel endlich durch Chlorräucherungen gänzlich gehoben. Die letzteren müßten aber in größter Intensität angewendet, daher die Thiere aus dem Stalle entfernt, und dabei die sämmtlichen Oeffnungen des Stalles und der Milchkammer durch 48 Stunden verschlossen werden, worauf ein gehöriges Durchlüften vor der Wiederbenutzung dieser Räume Statt findet. — 2) Die rothe M. oder das Blutmelken zeigt sich entweder in rothen Streifen auf oder zwischen der M., oder als ein rother Bodensatz in derselben. Zuweilen geben einzelne Striche des Euters bei dem Melken reines Blut oder M. mit Blut gemengt; in anderen Fällen erscheint die M. zuerst weiß, beim Stehen bildet sich aber dennoch ein blutiger Bodensatz. Die Ursachen dieses Milchfehlers sind: a) der Genuß scharfer und harziger Pflanzen, die durch specifische Reizung einen zu heftigen Blutandrang nach dem Euter verursachen können, wie nach mehren Beobachtungen z. B. die Ranunkulaceen (besonders die Anemone nemorosa), der Sadebaum, der kleine Mehlbaum u. Andere; — b) der Genuß solcher Pflanzen, die einen rothfärbenden Stoff enthalten, z. B. die Färberröthe, des röthartigen, des gelben und nördlichen Laabkrautes; — c) mechanische Verletzungen des Euters, bei dem Melken durch Dornen, durch Insekten; — d) Krankheiten der betreffenden Thiere, namentlich Euterentzündung, Zurückbleiben der Nachgeburt und Milzbrand. In den Fällen, wo die rothe M. durch rothfärbende Pflanzen verursacht wird, sieht man gewöhnlich auch die aus solcher M. erzeugte Butter eine röthliche Farbe annehmen, was nach anderen Ursachen nicht geschieht. Die rothe M. ist, mit Ausnahme des Falles, wo sie als eine Folge des Milzbrandes erscheint, für Menschen und Thiere unschädlich. Die Beseitigung des Uebels geschieht, mit Rücksicht auf die verschiedenen ursachlichen Verhältnisse, nach bekannten therapeutischen Regeln. — 3) Die zähe M. zeigt sowohl bald nach dem Melken, wie auch nach einigem Stehen eine zu große Konsistenz, was man mit den Fingern fühlen und auch im Munde wahrnehmen kann; im höheren Grade des Uebels läßt sie sich in Fäden ziehen. Nach längerem Stehen entwickeln sich aus ihr Blasen; sie gibt einen ungleichförmigen, bald ins Graue, bald ins Bläuliche spielenden Rahm, der sich nur sehr schwer buttern läßt. Als innere Ursache findet sich bei den betreffenden Thieren in der Regel ein gastrischer Zustand; auch tritt das Uebel zuweilen bei Kühen ein, wenn sie eben rindern. Aeußere Veranlassung ist schlechtes, verdorbenes Futter, Unreinlichkeit, Erkältung und anhaltende Nässe. Nach Pilger und Laubonder soll es auch nach dem Genusse von Anchusa offic., von Hippuris und vom Boletus suillus u. bovinus entstehen. Die zähe M. ist der Gesundheit ganz unschädlich. Man verhütet sie durch Vermeidung der Ursachen u. durch Heilung des Gastricismus. — 4) Zu schnell gerinnende (schlickernde) M. Dieser Fehler äußert sich in den meisten Fällen dadurch, daß die bei dem Melken ganz gut aussehende M. sehr schnell, noch ehe der Rahm sich aus derselben abgesondert hat, gerinnt, und zwar bei dem bloßen Stehen, oder noch gewöhnlicher bei dem Erwärmen und Kochen. Bei einem höheren Grade des Uebels kommt die M. bei dem Melken schon theilweise geronnen zum Vorschein. Nach allen Erfahrungen ist diese M. in diätetischer Hinsicht unschädlich; in ökonomischer Hinsicht gewährt sie aber dadurch Schaden, daß sie sich sehr schwer u. mit sehr geringer Ausbeute buttern läßt. Der Grund zu diesem Milchfehler findet sich in der Einwirkung einer Säure, die entweder in der M. selbst zu reichlich vorhanden ist, oder sehr schnell in ihr entwickelt wird, oder auch von der äußeren Umgebung herrührt. In ersterer Hinsicht kann der Genuß von säuerlicher Nahrung, z. B. von vielem Rumex, von Galium, verdorbener Branntweinschlämpe und dergl., so wie ein kranker Zustand der Thiere, Unverdaulichkeit, Erhitzung, Säure in den Eingeweiden, die Leckſucht u. s. w. zur Erzeugung einer säuerlichen M. die Veranlassung seyn; in letzterer Hinsicht ist große Hitze, Gewitterluft, schneller Witterungswechsel, Unreinlichkeit der Milchgefäße zu beschuldigen. Nach einer uralten Meinung soll auch die Berührung der M. durch weibliche Personen, die sich eben in der Menstruation befinden, das schnelle Gerinnen verursachen; doch kennt man hierüber eben so viele Beobachtungen, die wider, als die für diese Meinung sprechen. Die Beseitigung des Uebels findet sich in der Vermeidung der Ursachen, in der Heilung der vorhandenen Krankheiten (wo besonders zuerst kühlende, dann roborirende u. alkalische Mittel nützlich zu seyn scheinen, und zum Theil durch chemische Bindung der freien Säure. Für den letzteren Fall ist das Ausbrühen der Milchgefäße mit Kali- oder Aschenlauge, das Hinstellen von gebranntem Kalk oder von

frisch ausgeglühter Asche neben die Milchgefäße, und das Hinzuthun von etwas Potasche, oder nach d'Arcot von etwas Natrum bicarbonicum (etwa 10 Gr. auf das Pfund M.) sehr bewährt gefunden worden. — 5) Die bittere M. Sie äußert sich durch bitteren Geschmack, der auch an dem Rahm und oft an der Butter von solchem Rahm bemerkt wird. Außerdem ist diese M. meist gelb und etwas dicklich. Das Buttern geht in manchen Fällen schwer u. langsam von Statten, und die Butter hat neben dem bitteren oft einen ranzigen, salzigen Geschmack; in anderen Fällen wird die Butter leicht, und ihr Geschmack u. s. w. zeigt nichts Abnormes. Ein gastrisch-biliöser Krankheitszustand (oft nur in sehr geringem Grade), so wie der Genuß von bitteren Pflanzen und von Gerstenstroh ist die gewöhnliche Ursache des Uebels. In seltenen Fällen war auch Unreinlichkeit und eine schlechte Aufbewahrung der M. an dunstigen Orten zu beschuldigen. Die bittere M. ist widrig, aber nicht nachtheilig. Zu ihrer Beseitigung ist die Entfernung der Gelegenheitsursachen und die Heilung des gastrischen Leidens durch auflösende, gelind abführende und bittere Mittel u. s. w. erforderlich.

Milchfieber, (Febris lactea, Med.), ein einfaches, konsensuelles Reizfieber, welches als unwesentlicher Begleiter der in die Brust einer Wöchnerin eintretenden Milch erscheint. Unwesentlich, weil es nicht bei jeder Wöchnerin vorhanden ist, und auch leicht durch eine zweckmäßige Prophylaxis verhütet werden kann. Schon während der Schwangerschaft beobachten wir in den Brüsten das Erwachen eines höheren Lebens, welches um so bemerkbarer wird, je mehr der Zeitpunkt der Geburt herannaht. Es schwellen daher schon in den ersten Monaten die Brüste etwas an, die Frauen bekommen leichte Stiche in denselben, die Venen schimmern bläulich durch die Oberhaut hindurch, und es fließt, besonders gegen das Ende der Schwangerschaft, eine milchartige Feuchtigkeit aus den Warzen von selbst aus, oder läßt sich leicht ausdrücken oder saugen. Nach der Geburt, gewöhnlich am dritten, vierten Tage, treten nun alle diese Zufälle mit größerer Heftigkeit hervor, die Brüste werden in Folge des von der Gebärmutter ab- und gegen sie hingeleiteten Säfteandranges immer größer, höher und schmerzhafter, was oft einen so hohen Grad erreicht, daß sich das Schmerzgefühl den Achseldrüsen mittheilt, und die Beweglichkeit der Arme mehr od. weniger beschwerlich wird. Hiermit verbindet sich nun ein mehr oder minder starker Frost, auf den Hitze, zuweilen mit Kopfweh und leichten Delirien und dann ein allgemeiner Schweiß folgt. Ist der Frost unbedeutend, so wird er nur als Milchschauer bezeichnet, ist er aber bedeutend und hat er namentlich den Charakter des Schüttelfrostes, so wird der ganze Anfall M. genannt, da dieser Vorgang in dem Organismus, u. zunächst in den Brüsten, die Milcherzeugung, d. i. die Laktation, zum Zwecke hat. Während des Frostes, der eine halbe bis ganze Stunde dauern kann, hört die Wochenreinigung auf zu fließen, beim Schweiße tritt sie aber wieder ein, während aus den Brüsten die Milch von freien Stücken ausfließt. Der ganze Paroxismus dauert gewöhnlich 8—12 Stunden, zuweilen aber geht er nicht so schnell vorüber, sondern macht 2—3—4 Tage hintereinander gegen Abend neue Exacerbationen mit Frost u. Hitze, die gewöhnlich um Mitternacht nachlassen, bis dann endlich der kritische allgemeine Schweiß ausbricht, und das Laktationsgeschäft in Ordnung kommt. Wird nun jetzt nicht der Ausfluß der Milch durch das Anlegen des Kindes unterhalten, so tritt die Sekretion mit Verschwinden der angeführten allgemeinen wie örtlichen Symptome unter dem Erscheinen vermehrter Schweiße und gesteigerter Lochiensekretion wieder zurück und die Brüste nehmen mehr oder weniger ihre vorige Beschaffenheit wieder an. Dem zu Folge ist das M. keine Krankheit, kann aber leicht bei irgend einer Veranlassung in eine solche übergehen, so wie es auf der anderen Seite durch eine zweckmäßige Behandlung der Wöchnerinnen gleich nach der Geburt auch leicht verhütet werden kann. Das beste Verhütungsmittel ist ein frühzeitiges Anlegen des Kindes an die Mutterbrust, und zwar schon in den ersten 6—8 Stunden nach der Geburt in Verbindung mit der strengsten Diät so lange, bis die Brüste gehörig mit Milch angefüllt sind und das Säugungsgeschäft im Gange ist. Jene besteht in dem täglichen dreimaligen Genusse einer leichten Fleischbrühe und einem Aufgusse von Wollblumen od. Lindenblüthen zum Getränk, wobei die Brüste leicht bedeckt werden, und der Unterleib durch eröffnende Klystiere offen erhalten wird. Durch diese diätetische Behandlung kann das M. selbst in den Fällen meistens verhütet werden, wo aus was immer für einem Grunde das Kind gar nicht angelegt wird oder werden kann. Uebrigens sind sehr reizbare oder vollsaftige Individuen, so wie Erstgebärende, mehr zum M. geneigt als andere, und häufig kann auch sein Eintreten durch Verkältung, Erhitzung des Körpers u. Gemüthsaffekte begünstigt werden.

Was die Behandlung des M.s betrifft, so verdient freilich die eben angegebene Prophylaxis, durch welche dasselbe verhütet wird, die erste Rücksicht; ist es aber einmal entstanden, so suche man den sehr beschwerlichen Frostanfall so viel als möglich abzukürzen, und den als Entscheidung anzusehenden, allgemeinen Schweiß leicht u. bald hervorzurufen. Beides erreicht man durch gehörig warme Bedeckung des Körpers, und durch das Darreichen eines leichten Theeaufgusses von Wollblumen oder Lindenblüthen. Dabei lege man, wenn die Wöchnerin überhaupt dasselbe zu stillen beabsichtigt, das Kind fleißig an die Brust, oder bedecke dieselbe im entgegengesetzten Falle mit gewärmten, über Zuckerrauch gehaltenen Servietten, einem Stück Watte oder einer Lage gehechelten Hanfes oder Flachses. Der Gebrauch von Milchpumpen, um die Milch aus den Brüsten zu ziehen, ist unnöthig und seines Reizes wegen schädlich, indem die überflüssige Milch, besonders wenn die Wöchnerin eine Seitenlage beobachtet, von selbst ausfließt. Bei sehr großer und anhaltender Spannung der Brüste leitet man auch gern lauwarme Dämpfe, z. B. von einem Hollunderaufgusse, an dieselben, wobei man

aber auf Vermeidung einer Verkühlung zu achten hat. Eigentliche Arzneien sind nicht nöthig, wenn nicht allenfalls eine zu träge Stuhlausleerung ein gelindes Abführmittel erfordern sollte, wozu sich dann am besten das Electuarium lenitivum, ein Tamarindendekokt, oder Senna infusum eignet, welchen Mitteln man noch das in solchen Fällen so sehr gerühmte Kali sulphuricum zu ungefähr einer Drachme beimischen oder dieses auch in Pulver zu 20—30 Gran des Tages einige Mal nehmen läßt. Zuweilen sah man den Andrang des Blutes nach dem Kopfe oder den Lungen so bedeutend werden, daß man seine Zuflucht zu einer Blutentziehung nehmen mußte. Uebrigens muß man sich hüten, nicht jedes in den ersten Tagen des Wochenbettes eintretende Fieber bloß für ein M. zu halten, da fast jede Wochenbettkrankheit mit fieberhaften Bewegungen beginnt, deren Grund oft ganz anders wo, als gerade in der Funktion der Brüste gesucht werden muß.

Milchfisch (Ichthyol.), s. v. a. Pêche lait, Scomber lactarius.

Milchfistel (Fistula lactea, Chir.), im Allgemeinen die bei dem Ausgange einer Brustentzündung in Eiterung oder nach einem kalten Absceß in der Brust sich bildenden Fistelgänge, obgleich eigentlich nur diejenigen so heißen sollten, aus denen nebst dem Eiter auch wirklich Milch sich entleert, s. v. a. Brustabsceß u. Inflammatio mammae. — In seltenen Fällen beobachtet man als Folge ursprünglicher Bildungsfehler, außer den normalen Ausführungsgängen der Milchdrüsen in der Brustwarze, noch besondere Ausmündungsstellen der Milchgänge an anderen Stellen der Brust, und man könnte für diese Erscheinung den Namen angeborne M. aufstellen.

Milchfleisch (Kochk.), s. v. a. Bröschen 2).

Milchflor, s. Flor.

Milchfluß (Med.), s. Galaktorrhöe.

Milchfriesel (Med.), s. Friesel.

Milchfutter, s. v. a. Wickfutter.

Milchgährung, nennen Boutron-Charlard und Fremy den Prozeß der Bildung der Milchsäure aus Milchzucker bei Gegenwart von Käsestoff, d. h. die freiwillige Veränderung der Milch beim Stehen an der Luft. Sättigt man die gebildete Säure (Milchsäure) mit einem Alkali und fügt eine neue Quantität Milchzucker hinzu, so wird wiederum eine dem letztern entsprechende Menge Milchsäure erzeugt, und so kann man durch abwechselnden Zusatz von Alkali und Milchzucker den letzteren so lange in Milchsäure überführen, als noch Käsestoff im Zustande der Umsetzung vorhanden ist. Es gibt dieses Verhalten ein bequemes und sicheres Mittel an die Hand, die Milchsäure in bedeutender Menge darzustellen.

Milchgänge (Anat.), s. Brüste.

Milchgefäße (Anat.), 1) s. v. a. Chylusgefäße, s. Chylus; — 2) s. v. a. Milchgänge; — 3) (Oekon.), s. v. a. Milchgeräthschaften.

Milchgeräthschaften (Oekon.), 1) zum Melken u. Aufbewahren, zum Rahmen: Eimer, Aesche, Schüsseln, Tonnen, Haarsiebe; — 2) beim Buttermachen: außer einer Mühle od. Winde u. dem Faß auch Tröge, Stannen u. Tonnen verschiedener Größe; — 3) beim Käsemachen: Baljen, Köpfe, Formen, Satten, Pressen, Druckschüsseln und Folgern, auch Tücher und Borde. Außer diesem dreifach verschiedenen Geräthe sind noch zum Reinigen desselben Wassereimer und Tonnen, Schrubber und Bohner in Menge nöthig. Dazu kommen an Metallzeug noch kupferne und messingene Kessel, eine große Wagschale und manches Andere, welches zusammengenommen das erforderliche Inventar jeder Molkerei ausmacht. Die Reinhaltung der M. ist eine der wichtigsten Aufgaben in der Milchwirthschaft. Täglich müssen die Eimer, Satten u. s. w. mit Lauge ausgewaschen (ausgeschrubbt), dann gebohnert, mit kaltem Wasser nachgespült, ausgewischt und zum Abtrocknen auf ein reines Stellbret gebracht werden. Nichts ist nachtheiliger, als sie lange stehen zu lassen; daher man bei ungünstiger Witterung Feuer zur Hülfe nimmt. Wo das Auskochen der hölzernen Bütten gewöhnlich ist, muß es wenigstens alle vierzehn Tage wiederholt werden. Indessen hat mehrjährige Erfahrung erwiesen, daß man auch ohne Auskochen die Bütten von Säure frei halten kann, und dann nicht nur ein unnöthiger Aufwand an Feuerung, Zeit und Arbeit erspart wird, sondern auch die Bütten länger erhalten werden, wenn man nämlich, sobald das Säuren derselben bemerkt oder auch nur besorgt wird, dieselben sogleich mit frischem, recht kaltem Brunnenwasser füllt, mit demselben wenigstens 48 Stunden stehen läßt und nachher mit starker Lauge auswäscht.

Milchgeschwulst (Ecchymoma lactis, Chirurgie), muß jener Zustand genannt werden, wodurch Zurückhaltung der Milch oder durch Zerreißung eines Ausführungsganges ein Erguß der Milch ins Zellgewebe der Brust Statt hat, welcher dann eine fluktuirende Geschwulst bildet, die einen mehr oder weniger großen Umfang erreichen kann, u. eine diesem entsprechende Menge Milch enthält. Sie entsteht nach Chelius (Handb. der Chirurgie, 4. Aufl., Bd. II, S. 499), meistens kurze Zeit nach der Geburt mit einer Anschwellung, welche ohne vorausgegangene Erscheinungen von Entzündung und Absceß fluktuirt, und nun mit dem Gefühle einer schmerzhaften Ausdehnung, die sich beim Saugen des Kindes vermehrt, verbunden ist. Die Geschwulst befindet sich an einer Stelle der Brust von der Warze gegen die Peripherie, die Hautvenen sind ausgedehnt, aber der Theil sonst nicht mißfarbig. Scarpa (Beobachtungen der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephsakademie zu Wien, 1. Bd. 1801) beobachtete einen solchen Fall bei einer 26jährigen Frau nach ihrer zweiten Entbindung. Sie bekam während des Stillens an der linken Brust gegen die Achselhöhle hin, eine eiförmige, etwas schmerzhafte, aber nicht entzündete Geschwulst, welche binnen 4 Monaten so an Größe zunahm, daß sie der Mutter auf den Schenkeln lag, und durch Binden unterstützt werden mußte. Da sie stark fluktuirte, so wurde die Punktion gemacht und in einem starken, ununterbrochenen Strahle 10 Pfund lautere Milch entleert. Es wurde

hierauf die Oeffnung erweitert, um den Ausfluß zu erhalten und eine Entzündung der inneren Wand der Geschwulst hervorzubringen, worauf Verwachsung derselben an der äußeren unteren Gegend entstand, und um diese auch an der oberen inneren Seite zu bewirken, wurde ein Seaceum hindurchgezogen, worauf in zwei Monaten die gänzliche Heilung erfolgte. Bei einem später erfolgten Wochenbette erlitt die Milchsekretion in dieser Brust keine Veränderung. Einen ähnlichen Fall beobachtete Schrager (Horns Archiv für praktische Medicin, Berlin 1810, II. Bd., 2. Heft). Eine junge reizbare Frau bemerkte in der Hälfte ihrer zweiten Schwangerschaft eine unverhältnißmäßige, jedoch schmerzlose Vergrößerung der Brust. Diese Geschwulst währte fort und wurde durch das Saugen des Kindes nicht vermindert. So ging 5 Wochen lang Se- und Exkretion der Milch normal von Statten, hörte aber dann schnell auf, es nahm die linke Brust schnell an Größe zu und es bildete sich Fluktuation. Nach einem Vierteljahre war sie zu einer konischen Geschwulst von fast einer halben Elle Länge und Breite angewachsen, und mit blauen Venen bedeckt. Die Berührung war nicht schmerzhaft, wohl aber die Spannung der Haut. Schrager machte an der unteren Fläche der Geschwulst nahe am Thorax eine Oeffnung mit einem lanzettförmigen Trokar, worauf 3 Maß reine Milch ausflossen, die Rahm, Käse und Molken absetzte. Nach 5 Wochen hörte der Ausfluß auf und die Kranke wurde hergestellt. Ueber die Milchgeschwülste, welche in Folge einer Ablagerung der Milch auf andere Theile entstehen, so daß äußerlich Geschwülste wahrnehmbar sind, und von denen die älteren Schriftsteller, namentlich Puzos und Deleurye in ihren Abhandlungen über Geburtshülfe sprechen, s. Milchversetzung.

Milchglas, 1) s. v. a. Beinglas; — 2) s. v. a. Milchpumpe.

Milchglöckchen (Bot.), s. v. a. rundblätterige Glockenblume, Campanula rotundifolia *L.*

Milchgrind (Med.), s. v. a. Milchschorf.

Milchhaare, s. Haare.

Milchhaarraupen (Entom.), s. Bartschwärmer.

Milchhäutchen, s. Haut.

Milchharnen (Med.), s. Galakturia.

Milchholz (Bot.), 1) s. v. a. Lobelia scaevolaefolia *Roxb.*; — 2) s. v. a. Tabernaemontana alba *Mill.*; — 3) s. v. a. milchender Schellenbaum, Cerbera lactaria *Ham.*

Milchhüter, s. Milch, Aufbewahrung derselben.

Milchkanne, Gefäß von dem Stoff und der Gestalt einer Kaffeekanne, nur etwas kleiner, worin der Rahm oder die Sahne, welche zum Kaffee oder Thee gegossen werden soll, aufgetragen wird.

Milchknoten (Chir.). Häufig bleiben in Folge der unvollendeten oder gestörten Rückbildung der weiblichen Brust nach der Geburt bei unterlassenem Säugen des Kindes oder bei dessen Entwöhnung einzelne Drüsenanschwellungen in einer oder der anderen Brust zurück, die sich deutlich durch das Gefühl als verhärtete Stellen wahrnehmen lassen, und dann mit dem Namen M. bezeichnet werden. Sie sind nichts anderes als Drüsenanschwellungen, in denen noch ein Theil nicht resorbirter Milch enthalten ist, sie können von der Größe einer kleinen Nuß bis zu der einer Faust variiren, so wie auch ihre Härte verschieden ist und sich oft ganz knorpelartig darstellen kann, weshalb sie auch bei einer oberflächlichen Untersuchung und Beurtheilung für Scirrhus mammae gehalten werden könnten, von welchem sie sich aber theils durch ihre Entstehungsweise, theils durch ihre glatte Form und freie Beweglichkeit unterscheiden. Sie befinden sich gewöhnlich in der Mitte der Brustdrüsen in der Nähe der Warze, sind rein begrenzt, nicht von verhärtetem Zellstoff umgeben, und auch nicht durch strangartige Fortsätze mit den nahegelegenen Theilen verbunden. Sie zertheilen sich häufig, sobald ein Ausfluß der Milch aus den Brüsten zu Stande gebracht werden kann, so wie auch beim Eintritte der Menstruation, und verlieren sich in der Regel ganz, sobald wieder Schwangerschaft eintritt. Kann aber eine solche Zertheilung selbst nach langer Zeit nicht bewirkt werden, so erfolgt häufig Eiterung, wenn sie sich zufällig entzünden, oder sie gehen völlig in Verhärtung und wahrhaft skirrhöse Entartung über. Diesen letzteren Ausgang nehmen sie öfter bei älteren Frauen, die nicht wieder schwanger werden, nach dem Ausbleiben der Menstruation, wenn mechanische Schädlichkeiten einwirken, oder Gicht und andere allgemeine Krankheitszustände sich hinzugesellen. In solchen Fällen wird die Geschwulst immer härter und ungleicher; es bildet sich um sie herum eine Verhärtung des Zellgewebes, wodurch sie, wie durch strangartige Fortsätze mit den benachbarten Theilen verbunden erscheint. — Was die Behandlung der M. betrifft, so muß vor Allem ihre Zertheilung bezweckt werden, in welcher Absicht zunächst das Aussaugen und Ausziehen der Milch angewendet werden muß. Hierzu gebrauche man nun entweder das eigene Kind oder auch junge Hunde. In manchen Städten lassen sich auch hierzu alte zahnlose Frauen verwenden. Müller (von Siebolds Chiron, Bd. II, Heft 2, 1806, S. 329) schlägt das Aufsetzen gläserner Flaschen mit einer der Brustwarze angemessenen Oeffnung vor, nebst dem gleichzeitigen Gebrauche warmer Ueberschläge, und Wendelstädt (Sammlung medicinischer und chirurgischer Aufsätze, 1807), empfiehlt hierzu einen Bierkrug mit weiter Oeffnung, in welchem die Luft durch brennendes Papier verdünnt worden ist. Meißner (Forschungen des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, Theil II, S. 208) bedient sich zu diesem Zwecke jedesmal der trockenen Schröpfköpfe, deren immer einer über die Brustwarze gesetzt wird. Zu diesem Zwecke besitzen wir auch eigene Werkzeuge, die Brust- oder Milchpumpen, denen man aber das Wort nicht reden kann, da mit ihrer Anwendung zu viel Gewalt und Schmerz verbunden ist, und doch der Zweck nur selten erreicht wird. Nebst dem Aussaugen

der Milch bedecke man noch die Brust mit erweichenden Umschlägen, und zwar von Speciebus emollientibus mit Leinsamen, Cikuta, Hyoscyamus, Crocus und Oel. Laubender (Allgemeine medicinische Annalen, Altenburg 1803; Korrespondenzbl., Mai) zertheilte einen alten M. in der Brust einer stillenden Frau glücklich durch Empl. cicutae in Verbindung mit aufgestreutem Salmiak; Jördens (das. 1802, Febr.) ließ dagegen, wenn das Uebel noch im Entstehen war, die ganze Brust mit dem kleingehackten frischen Schierlingskraute 3—4 Linien dick bedecken, und nach jedesmaligem Trockenwerden dasselbe erneuern, weil nach seiner Ansicht der äußere Gebrauch der Salben, Pflaster, Spiritus und Umschläge nicht selten schädlich sey. War das frische Kraut nicht zu haben, so bediente er sich doppelter, mit weißem Zucker durchräucherter Flanelle, die er immer erneuert auflegen ließ, und erreichte dadurch denselben Zweck, wenn auch in längerer Zeit. Waren schon mehre Tage verstrichen, so ließ er Salmiak, in kochendem Wasser aufgelöst, mit Flanell öfters auflegen, und in hartnäckigen Fällen noch Kampherspiritus dazu mischen. Werner (Kausch, Memorabilien der Heilkunde 2c., Züllichau 1816, Bd. II) ließ den kranken Theil der Brust mit einer Kompresse bedecken, und tröpfelte von Zeit zu Zeit so viel Salmiakgeist auf dieselbe, daß die Kranke ein gelindes Brennen empfand und die Haut geröthet erschien, worauf sich nach einige Mal wiederholter Anwendung die M. verloren. — Nach Ulsamers Erfahrungen hat man bei der Behandlung dieser Krankheit vor Allem nöthig, sich mit einer gehörigen Portion Geduld auszurüsten, indem sich, bei aller Mühe, die man sich gibt, die Sache doch immer in die Länge zieht, und daher, so wie wegen der Furcht vor der Entstehung des Brustkrebses, die Kranke und deren Umgebung nicht selten in Kummer und große Angst versetzt. Gelingt es uns aber, solche in der Regel wirklich ungegründete Besorgnisse zu beseitigen, und an ihre Stelle Heiterkeit des Gemüthes zu setzen; erlauben es die Verhältnisse der Kranken, so wie die Jahreszeit, sich viel oder beständig in freier Luft aufzuhalten und in derselben mäßige Bewegungen zu machen; werden dabei Ueberladungen des Magens, so wie jede Unmäßigkeit vermieden, so bedarf man wahrlich in den meisten Fällen, nach gehöriger Wegsaugung der noch vorhandenen Milch, nur der beständigen Bedeckung der Brust mit dem getrockneten Felle eines Kaninchens, jungen Hasens oder einer jungen Katze (die Haare nach innen gekehrt), und es werden nach 4—6 Wochen diese Verhärtungen allmählig schmelzen u. sich gänzlich verlieren. Genügt aber diese einfache Behandlung den Kranken nicht, oder lassen vorhandene leichte Schmerzen auf einen entzündlichen Zustand der afficirten Drüsen schließen; sind ferner die Anschwellungen sehr bedeutend, und haben wir Gründe, auf eine Komplikation mit einer im Verborgenen wirkenden, allgemeinen Krankheitsanlage, z. B. der Skrophulose zu schließen, so ist es freilich nicht mehr räthlich, sich allein auf eine einfache diätetische Behandlung zu verlassen, und es wird nothwendig, die medicinische Kunst in einem größeren Umfange einwirken zu lassen. Man belege daher bei bloß örtlichem Leiden, ohne Einwirkung einer allgemeinen Krankheitsanlage, die Brust den Tag über mit warmen Breiumschlägen aus Speciebus emollientibus, Herba cicut., hyosc. belladonnae, und bedecke dieselbe während der Nacht mit einem Pflaster aus weißem Wachs, Wallrath und Bilsenkrautöl zu gleichen Theilen, oder einer Mischung aus Empl. diachyl. comp. mit venetianischer Seife, oder einem einfachen Empl. cicut., das man jedoch wegen des besseren Anklebens mit etwas Emplast. diach. comp. vermischen lassen muß. Ebenso empfehlen sich noch bei größerer Hartnäckigkeit des Uebels lauwarme Bäder der Brüste aus Milch oder einem Inf. flor. sambuc., so wie auch mäßig warme Dämpfe an dieselben, und selbst auch allgemeine Bäder. Wird aber das Uebel durch allgemeine Krankheitsdispositionen begünstigt, oder haben äußere Veranlassungen, z. B. Diätfehler, Verkältungen u. dgl. zu seiner Entstehung beigetragen, oder wirken solche Ursachen gar noch fort, so muß mit der äußerlichen Behandlung auch eine innerliche Kur verbunden werden, die je nach Umständen bald ausleerende, bald diaphoretische und bald diuretische Mittel erfordern wird, so wie in Rücksicht auf die Konstitution und allenfalls vorhergehende Krankheitsanlage, bald die Cicuta, der Hyoscyamus, das Quecksilber oder auch die Antimonialpräparate ihre Anzeige finden können.

Milchkosse (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Lobelia *L.*

Milchkraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Glaux *L.* — 2) s. v. a. gemeine Kreuzblume, Polygala vulgaris *L.*

Milchlöffel, kleiner, etwas tiefer Löffel mit einer Schnauze, womit man Rahm aus der Milchkanne als Zusatz zu einer Tasse Thee schöpft.

Milchmachende Mittel (Lactificantia Med.), s. Milch, Geburtsh.

Milchmagd, s. Magd.

Milchmangel (Agalactia, Med.), der Zustand, wo bei einer Wöchnerin entweder gar keine Milchabsonderung Statt hat, oder dieselbe zu gering und zum Stillen nicht hinreichend ist. Dieses Uebel kann entweder schon im Anfang des Wochenbettes gleich da seyn, oder es kann erst während des Stillens eintreten. Pitschaft (Hufeland's Journal der prakt. Heilk. Berlin, 1818, Dec.) beschreibt einen Fall, wo eine Frau bei vollkommen regelmäßiger Bildung der Brüste und Warzen nach 5 Entbindungen von lebenden Kindern nie einen Tropfen Milch hatte. Häufiger noch kommt es vor, daß sich anfangs nur geringe Spuren einer Milchabsonderung zeigen, sich aber bald gänzlich wieder verlieren, so wie man auch im Gegentheile beobachtet hat, daß anfangs die Milchabsonderung gänzlich fehlte, und sich nach späterer Zeit z. B. ein bis 2 Monaten reichlich einstellte. Die Ursachen der zu geringen Milchabsonderung liegen entweder in organischen Fehlern der Brüste, und namentlich in der zurückgebliebenen

Organisation des Drüsenkörpers, wozu das Einpressen der Brüste in den Kinderjahren oder auch später, viel Anlaß gibt, oder es wirken Mangel an Nahrungsmitteln, vieles Nachtwachen, hysterische Anlage, zehrende Krankheiten u. dgl. so nachtheilig auf die Schwangern ein, daß eine normale Milchabsonderung in den Brüsten nicht zu Stande kommen kann. Die Folgen sind entweder, daß unter solchen Umständen die Mutter ihr Kind gar nicht stillen kann, oder wenn sie es bei nicht gänzlichem M. dennoch stillen will, dasselbe aus Mangel der nöthigen Nahrung abmagern, und zuletzt selbst zu Grunde gehen wird. Was die Behandlung betrifft, so muß dieselbe schon während der Schwangerschaft eingeleitet werden, indem man 1) alle einpressenderen Kleidungsstücke vermeidet, 2) durch das Tragen von passenden Brustgläsern und Warzendeckeln einen größeren Andrang der Säfte zu den Brüsten unterhält und 3) durch eine kräftige Nahrung und die sogenannten milchmachenden Mittel einen wahren Ueberfluß von Säften in dem Körper vorbereitet; dabei lasse man soviel als möglich alle die angeführten schädlichen Einflüsse vermeiden. Bleiben dann aber unter Fortsetzung dieser Vorbereitungskur auch gleich nach der Geburt die Brüste dennoch milchleer, so wird es wohl am gerathensten seyn, das Kind entweder gar nicht anzulegen, oder wenn man sich später von der unzureichenden Menge der Milch überzeugen sollte, das Kind lieber zu seinem eigenen Nutzen und zu dem der Mutter von der Brust abzunehmen, da alle weiteren Versuche zur Vermehrung der Milch erfolglos bleiben werden.

Milchmesser, s. v. a. Galaktometer.

Milchnapf (Mollusk.), s. v. a. Sigaretus haliotoideus *L.*

Milchnatter (Amphib.), s. v. a. Coluber lacteus *Merr.*, milchweiß, mit paarweisen schwarzen Flecken. In Indien.

Milchner (Ichthyol.), s. v. a. die Männchen der Fische, s. Bd. XVI., S. 377.

Milchopal (Min.), s. v. a. die weiße Varietät des gemeinen Opals. (s. d.).

Milchpeterling (Bot.), s. v. a. gemeine Sumpfsilge, Thysselinum palustre *L.*

Milchpilz (Bot.), Untergattung von Agaricus *L.*, s. v. a. Galorheus *Fr.*, s. Leucosporus.

Milchprobe, s. Milch.

Milchpumpe (Brustpumpe, Brustsaugespritze, Chir.). Um bei Anhäufung der Milch in den Brüsten der Wöchnerinnen dieselbe künstlich auszuziehen, sind verschiedene Vorrichtungen und Instrumente in Anwendung gekommen, welche ihren Zweck mehr oder minder erreicht haben. Auch wurden diese Vorrichtungen angewendet, um die tiefliegenden Warzen hervorzuziehen, und bei forensischen Untersuchungen gebraucht, um durch dieselben die Gegenwart von Milch in den Brüsten, zum Beweise, daß eine Person geboren habe, auszumitteln.

Die gewöhnlichste Vorrichtung dieser Art ist eine auf die Brust passende und die Brustwarze aufnehmende gläserne Flasche, mit einem gekrümmten gläsernen Rohre versehen, durch welche die Wöchnerin selbst durch Saugen mit dem Munde die Milch ausziehen kann. Eine Modifikation dieser Vorrichtung besteht darin, daß das Rohr nicht an derselben befindlich, sondern statt desselben ein kurzes Mundstück mit einem genau schließenden Pfropf vorhanden ist. Die Wärterin saugt an dem Mundstücke, bis die Flasche durchaus fest anliegt und die Warze tief in dieselbe eingesogen ist, schließt dann das Mundstück mit dem Pfropfe und läßt die Flasche so lange liegen, als die Milch noch aus der Warze in dieselbe fließt; alsdann nimmt man sie nach Eröffnung des Pfropfes ab, gießt die Milch aus, und legt sie nach den Umständen wieder an. Diese Vorrichtung läßt sich noch vollständiger machen, wenn man statt des Pfropfes in dem Mundstücke eine Klappe anbringt, welche durch Umdrehen eines Stiftes die Oeffnung verschließt oder das Mundstück mit einer Vorrichtung nach Art eines Krahnes versieht.

Die vollständigste Brust- und M., welche als Saugspritze gestaltet ist, ist von Stein d. Aelt. angegeben worden. Es ist ein sehr brauchbares Werkzeug von einer trefflichen Konstruktion, u. hat nur den Nachtheil, daß es durch eine kleine Vernachlässigung in der Behandlung leicht unbrauchbar gemacht wird, und erst wieder einer Reparatur bedarf. Aus diesem Grunde sind die vorgenannten einfachen Vorrichtungen für den gewöhnlichen Gebrauch vorzuziehen.

Milchpunsch, s. Punsch.

Milchquarz (Min.), die milchweiße Varietät des Fettquarzes, s. Quarz, A. 4).

Milchrölse (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Gundelia *L.*

Milchsäure (lat. Acidum lacticum, franz. Acide lactique), von Scheele in den sauren Molken entdeckt, von Braconnot als Nancysäure (Acide nancèique) beschrieben, kommt als Bestandtheil vieler thierischen Flüssigkeiten vor, nach Heord ist sie in dem Urin, verbunden mit Harnstoff, enthalten, sie erzeugt sich bei dem Sauerwerden der Milch, bei der Gährung vieler Pflanzensäfte und bei der Fäulniß thierischer Materien. Die Säure in dem gegohrenen Runkelrübensaft, den gegohrenen weißen Rüben (Brassica rapa), dem Sauerkraut, den gegohrenen Abkochungen von Reis und Brechnüssen (Nux vomica), in saurer Gerberlohe (Jasée), sauer gewordenem Haferschleim, Mandelemulsion, ist größtentheils reine Milchsäure. Nach Liebig findet sie sich frei im Muskelfleische, nach Winkler in dem Rückstande von der Destillation der bittern Mandeln mit Wasser. Zu ihrer Darstellung wird milchsaurer Baryt in Wasser gelöst und durch vorsichtigen Zusatz von verdünnter Schwefelsäure zerlegt. Die von dem Niederschlage getrennte Flüssigkeit befreit man zuerst bei gelinder Wärme, zuletzt durch Abdampfen in der Leere über Schwefelsäure von allem Wasser. Man erhält auf diese Weise Milchsäurehydrat, was durch Auflösung in Aether nach der Verdampfung des Aethers vollkommen rein erscheint. Aus sauer gewordenem Runkelrübensaft gewinnt man seiner Ergiebigkeit wegen die M. vortheilhaft auf folgende Weise: Den aus-

gepreßten Runkelrübensaft läßt man in einem geeigneten Gefäße bei einer Temperatur zwischen + 25° und 30° einige Monate lang gähren und sauer werden. Es geräth alsdann in die sogenannte schleimige Gährung, wobei sich nicht allein Kohlensäuregas, sondern auch Wasserstoffgas entwickelt. Die Beendigung der Gährung erkennt man an dem Verschwinden der schleimigen Beschaffenheit und der Klärung der Flüssigkeit. Man gießt sie ab und verdunstet sie zum Syrup, wobei sich nach dem Erkalten Mannazucker ausscheidet, vermischt dann die Flüssigkeit mit starkem Alkohol, wodurch der noch gelöste Zucker und andere fremde Substanzen ausgefällt werden und filtrirt. Vom Filtrat wird der Alkohol im Wasserbade abgezogen, der Rückstand in Wasser gelöst, bis zum Sieden erhitzt und so lange kohlensaures Zinkoxyd zugesetzt, als noch Aufbrausen Statt findet. Die Auflösung wird durch Filtration geklärt und abermals bis zur Syrupsdicke verdunstet und erkalten gelassen. Die abgelagerten Krystalle von milchsaurem Zinkoxyd werden von der Mutterlauge getrennt, von Neuem in frischem Wasser gelöst, die Lösung durch Blutlaugenkohle filtrirt und abermals krystallisirt. Das gewonnene reine, milchsaure Zinkoxyd wird in Wasser gelöst, mit koncentrirtem Barytwasser das Zinkoxyd ausgefällt, filtrirt und das Filtrat, welches jetzt milchsauren Baryt enthält, durch verdünnte Schwefelsäure vorsichtig zerlegt. Die vom Niederschlag getrennte Flüssigkeit wird durch Verdunstung bei gelinder Wärme koncentrirt. Vollständig läßt sich alles, nicht chemisch gebundene Wasser nur durch Abdampfen im luftverdünnten Raume neben Schwefelsäure entfernen. Das Hydrat der M. stellt eine syrupähnliche, farblose Flüssigkeit dar, von 1,215 spec. Gew. bei 20°, von sehr saurem Geschmack, der sich durch Verdünnen mit Wasser auffallend vermindert, aus der Luft zieht sie Feuchtigkeit an, sie ist mischbar mit Alkohol und Aether. Bei einer Temperatur von 250° zerlegt sich das Milchsäurehydrat. Das bemerkenswertheste Produkt dieser Zersetzung ist ein weißer krystallinischer Körper, den man gewöhnlich *sublimirte* M. nannte. Der größte Theil der M. verwandelt sich in diese Materie, die in weißen glänzenden Krystallen sublimirt. Durch Pressen zwischen Druckpapier und Krystallisation aus Alkohol wird sie vollkommen rein erhalten und stellt in diesem Zustande farblose, glänzende, rhomboidale Blätter dar, welche bei 107° schmelzen und bei 250° unverändert sublimiren. Die erhitzte Substanz verflüchtigt sich an der Luft in weißen reizenden Dämpfen, die sich entzünden lassen; sie besitzt einen schwach sauren Geschmack, löst sich sehr langsam in kaltem, schnell und leicht in kochendem Wasser, an der Luft ziehen die Krystalle Wasser an und zerfließen. Aus diesen Auflösungen können die Krystalle nicht wieder erhalten werden; bei'm Abdampfen erhält man einen Syrup, welcher die Zusammensetzung des Milchsäurehydrats und alle ihre Eigenschaften besitzt.

Das Bemerkenswertheste in diesem Körper ist seine Zusammensetzung; sie wird durch die Formel $C_6 H_8 O_4$ ausgedrückt und unterscheidet sich von der Zusammensetzung der M. durch die Bestandtheile von 2 At. Wasser, welche die letztere mehr enthält, was ihre Bildung aus der M. erklärt. Als strenger Beweis für diese Zusammensetzung kann die Verwandlung in Milchsäurehydrat betrachtet werden, welche bei ihrer Auflösung in Wasser vor sich geht. Da bis jetzt durch Verbindung der M. mit Basen nur das Hydratwasser des Hydrats, also nur 1 At. Wasser, abgeschieden und ersetzt werden konnte durch Aequivalente von Metalloxyden, und die damit verbundene Säure als wasserfrei zu betrachten ist, so scheint die sog. sublimirte M. ein Zersetzungsprodukt der wasserfreien Säure zu seyn, von der sich die Elemente von 1 At. Wasser getrennt haben. Eine nähere Untersuchung ihrer Eigenschaften, so wie ein genaueres Studium der milchsauren Salze muß diese Frage entscheiden. Jedenfalls bleibt es merkwürdig, daß dieses Sublimat die Fähigkeit besitzt, 2 At. Wasser wieder aufzunehmen, von denen nur 1 At. abscheidbar durch Metalloxyde (durch Zinkoxyd) ist.

Die M. löst frisch gefällten phosphorsauren Kalk in Menge auf, eine Eigenschaft, welche der Essigsäure abgeht; sie bringt Eiweiß zum Gerinnen, läßt sich mit kalter Milch ohne Veränderung mischen, koagulirt sie aber bei'm Erhitzen.

Nach Engelhardts neuerlich angestellten Versuchen scheint es zwei isomerische Modifikationen der M. zu geben, oder dieselbe kann ein- u. zweibasisch auftreten. Die Salze der aus Fleisch bereiteten Säuren zeigen nämlich häufig Verschiedenheiten im Wassergehalt und anderen Eigenschaften von den Salzen der aus Zucker, Sauerkraut u. s. w. bereiteten Säure. Engelhardt nennt daher die Säure aus dem Fleische vorläufig a M. und die andere b M.

Milchsaft, 1) (Anat.), s. Chylus; — 2) (Pflanzenchem.), Pflanzenmilch, in vielen Pflanzen ein milchartiger Saft, der sich in den Stengeln, Aesten, Zweigen, Blättern, auch in den Wurzeln findet. Er ist gefärbt und zwar meistens weiß, wie die Wolfsmilch, bisweilen auch gelb, wie beim Schöllkraut, selten roth, und ist besonders enthalten in den Wolfsmilcharten, Salatpflanzen, Glockenblumen, Schwalbwurzen, Mohnen, Feigen und Aron-Arten, selten in den Scheidenpflanzen; bei den blüthenlosen Pflanzen (außer etwa den Pilzen) kommt er gar nicht vor. Man gewinnt ihn durch Einschnitte, bei den Laticharten bedarf es aber nur des Streichelns mit einem Haare oder einer darüber laufenden Ameise, um Tröpfchen aus der Oberhaut spritzen zu sehen. Bei verbleichten Pflanzen vermindert sich der M. Er ist ein Gemenge von Wasser und Gummiharz oder flüchtigem Oele; die Stoffe scheiden sich gewöhnlich von selbst. Der Mohnsaft enthält Opium, wovon auch etwas in Salatpflanzen vorkommt. Die Milch des sog. Kuhbaums, Brosimum Galactodendron, enthält eine Art Faserstoff, fast wie im Blut, nebst viel Wachs.

Milchsaftgang (Anat.), s. Lymphgefäßsystem.

Milchsaftgefäße (Milchgefäße, Chylusgefäße, Vasa lymphatica intestinalia s. lactea s. chylifera, Anat.), die mit sehr zahlrei-

chen Klappen versehenen Saugadern des größten Theiles des Dünn- und Dickdarmes, welche zur Zeit der Verdauung den Chylus von der inneren Darmfläche zum Ductus thoracicus leiten, außer dieser Zeit aber Lymphe und wässerige, aus den im Dickdarm verweilenden Fäces aufgenommene Flüssigkeiten führen.

Milchsalze, s. *Milch*.

Milchsauger (Chir.), s. *Milchpumpe*.

Milchsauger (Ornith.), 1) s. v. a. Brandkauz, Strix (Syrnium) Aluco *L.*; — 2) s. v. a. Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus *L.*

Milchsaurer Baryt, s. *Milchsaure Salze*.

Milchsaurer Harnstoff, s. *Harnstoff, milchsaurer*.

Milchsaurer Kalk, s. *Milchsaure Salze*.

Milchsaures Aethyloxyd, s. *Milchsaure Salze*.

Milchsaure Salze, *Lactate*, sind Verbindungen der Milchsäure mit salzfähigen Basen. Sie sind sämmtlich unlöslich in Aether, schwer löslich in Weingeist und kaltem Wasser, sehr leicht löslich in heißem Wasser. Die meisten können bis 150 bis 170°, einige selbst bis 210° ohne Veränderung erhitzt werden. Die meisten sind krystallisirbar und die krystallisirbaren luftbeständig. Im luftleeren Raume geben alle Krystallwasser ab. In den neutralen milchsauren Salzen ist das Hydratwasser der Säure durch 1 Aeq. Metalloxyd ersetzt; man kennt keine sauren Salze, wohl aber scheint sie basische Salze zu bilden, welche nicht untersucht sind. Die bekanntesten sind folgende: *Milchsaures Aethyloxyd* erhält man durch Destillation von milchsaurem Kalk mit Alkohol und Schwefelsäure u. Rektifikation des Destillats über Chlorcalcium. Eine farblose Flüssigkeit von rumähnlichem Geruch, neutral, 0,866 spec. Gew., siedet bei 77°, löst sich in jedem Verhältniß in Wasser, Alkohol und Aether, zersetzt sich durch Alkalien in Milchsäure und Alkohol. Zusammensetzung: $C_4H_5O + C_6H_{10}O5$. — *Milchsaures Ammoniumoxyd, Kali und Natron* sind zerfließliche Salze. — *Milchsaurer Baryt* bereitet man durch Fällung einer Lösung von milchsaurem Zinkoxyd mit Barytwasser, Filtriren und Abdampfen zur Trockne. Es bildet eine nicht krystallinische durchscheinende Masse, welche sich sehr leicht in Wasser löst. Formel: $BaO + C_6H_{10}O5$. — *Milchsaures Eisenoxydul* erhält man durch Auflösen von metallischem Eisen in verdünnter Milchsäure, Abdampfen und Krystallisiren. Oder man löst Milchzucker in sauren Molken, setzt die Lösung einer gelinden Wärme (etwa 30°) aus, sättigt die freie Säure von Zeit zu Zeit mit Soda, klärt, wenn keine Säuerung mehr eintritt, die Flüssigkeit mit Eiweiß, koncentrirt sie, vermischt sie noch heiß mit einer ebenfalls heißen Auflösung von so viel Eisenvitriol, als Soda angewandt war und läßt erkalten. Das ausgeschiedene Salz wird mit kaltem Wasser gewaschen und zur völligen Reinigung umkrystallisirt. *Lepage* gibt folgende Vorschrift: 100 Theile milchsaurer Kalk werden in 500 Th. Wasser gelöst und filtrirt; ferner löst man 68 Th. schwefelsaures Eisenoxydul in 500 Th. kaltem Wasser, mischt beide Lösungen unter Umrühren, fügt etwas Milchsäure hinzu und erhitzt im Marienbade. Nach der Zerlegung wird durch Filtration der Gyps getrennt und das Filtrat zur Krystallisation verdunstet; die ausgeschiedenen Krystalle werden mit Alkohol gewaschen und zwischen Fließpapier getrocknet. Es bildet weiße, etwas ins Grüne spielende, luftbeständige krystallinische Rinden oder Körner, schmeckt milde, süßlich-eisenartig, löst sich in 48 Th. kaltem, 12 Th. heißem Wasser, nicht in starkem Weingeist; die wässerige Solution färbt sich an der Luft und besonders schnell in der Wärme und enthält dann Oxydsalz, welches nicht mehr krystallisirt. Zusammensetzung: $FeO + C_6H_{10}O_5 + HO$. Diese Verbindung wird als ein sehr leicht assimilirbares Eisenpräparat als Arzneimittel angewendet und dürfte den Vorzug vor vielen andern Eisenmitteln verdienen. — *Milchsaures Eisenoxyduloxyd*, bildet sich beim Erhitzen der Oxydulsalzlösung an der Luft, und wird von konstanter Zusammensetzung erhalten, wenn man eine Auflösung von frisch gefälltem Eisenoxydhydrat in Milchsäure beim Zutritt der Luft zur Trockne abdampft. Eine schmutzig gelbgrüne, amorphe, harzartige, spröde Masse, die sich sehr leicht in Wasser auflöst, an der Luft nach und nach zu einem Syrup zerfließt und aus $(FeO + C_6H_{10}O_5) + 3(Fe_2O_3 + 3C_6H_{10}O_5) + 12\,HO$ besteht. — *Milchsaurer Kalk* ist in den Krähenaugen fertig gebildet enthalten und kann daraus erhalten werden, wenn die geraspelten Krähenaugen mit Wasser ausgezogen, die Flüssigkeit zur Extraktkonsistenz abgedampft und der Rückstand mit kochendem Alkohol behandelt wird, welcher den milchsauren Kalk auflöst. Wird der Alkohol durch Destillation entfernt und die koncentrirte Flüssigkeit der Ruhe überlassen, so krystallisirt daraus das Salz in gelben körnigen Krystallen, die man durch Behandlung mit Kohle und neue Krystallisation reinigt. Die Krähenaugen enthalten 2 bis 3 Proc. milchsauren Kalk. Leicht gewinnt man dieses Kalksalz, wenn, wie bei dem milchsauren Eisenoxydul angegeben, Milchzucker in sauren Molken gelöst, die Solution in gelinde Wärme gestellt und die freie Säure hier mit Kalkhydrat oder Kreide von Zeit zu Zeit gesättigt wird; alsdann verdunstet man das Ganze zur Syrupkonsistenz, digerirt diesen mit starkem Alkohol in der Hitze, zieht von der alkoholischen Lösung den Weingeist ab, verdunstet die rückständige Flüssigkeit zur Krystallisation und reinigt die erhaltenen Krystalle durch Umkrystallisiren. Der milchsaure Kalk bildet weiße, koncentrisch vereinigte feine Nadeln, löst sich leichter in heißem, als kaltem Wasser, auch in Alkohol, schmilzt in der Hitze und verliert 5 Proc. Wasser. Zusammensetzung: $CaO + C_6H_{10}O_5 + HO + 5Aq$. — *Milchsaures Kobaltoxyd* bildet pfirsich-blutrothe Nadeln, löst sich fast nicht in kaltem Wasser und enthält 3 At. Krystallwasser. — *Milchsaure Magnesia* krystallisirt in kleinen Blättchen, löst sich erst in 28 Th. kaltem und 6 Th. heißem Wasser, gar nicht in Alkohol, verwittert nicht an

der Luft und enthält 3 At. Wasser. — Milchsaures Quecksilberoxyd. Dampft man eine Lösung des Oxyds in Milchsäure zum Syrup ab, so scheiden sich zwei Salze aus, ein farbloses u. ein gelbes. Das farblose bildet in Wasser leicht lösliche Prismen und besteht aus $2HgO + C_6 H_{10} O_5$. Das gelbe Salz ist in Wasser unlöslich. — Milchsaures Quecksilberoxydul scheidet sich durch doppelte Wahlverwandtschaft nach und nach in schönen rothen Krystallen ab, löst sich schwer in kaltem und kochendem Wasser, beim Kochen scheidet sich Metall ab und besteht aus: $Hg_2 O + C_6 H_{10} O_5 + 2HO$. — Milchsaures Silberoxyd krystallisirt in weißen seidenglänzenden Nadeln, die am Lichte bald schwarz werden, löst sich leicht in warmem Alkohol und enthält 2 At. Wasser. — Milchsaures Wismuthoxyd erhält man, wenn eine möglichst gesättigte salpetersaure Wismuthoxydlösung mit einer koncentrirten Lösung von milchsaurem Natron versetzt wird und man den entstandenen Krystallbrei in wenig Wasser löst und der Ruhe überläßt. Es bildet weiße krystallinische Krusten, löst sich fast gar nicht in kaltem Wasser, reichlicher in heißem und besteht aus $Bi_2 O_3 + C_6 H_{10} O_5$. Tröpfelt man zu milchsaurem Natron salpetersaures Wismuthoxyd mit der Vorsicht, daß ersteres Salz immer im Ueberschuß bleibt, so erhält man einen weißen, pulverigen, in kaltem und kochendem Wasser unlöslichen Niederschlag $= 2Bi_2 O_3 + C_6 H_{10} O_5$. — Milchsaures Zinkoxyd läßt sich eben so wie das Eisenoxydulsalz darstellen, wenn man statt des Eisenvitriols Zinkvitriol anwendet. Nach Liebig wird es leicht auf folgende Weise erhalten: Sauerkraut zum Sieden erhitzt und der heißen Flüssigkeit so lange kohlensaures Zinkoxyd zugesetzt, als man noch ein Aufbrausen bemerkt. Die geklärte Flüssigkeit wird zur Syrupdicke abgedampft, wo das milchsaure Zinkoxyd krystallisirt. Die Krystalle entfärbt man durch Kohle und reinigt sie durch wiederholte Krystallisation. Es bildet beim Erkalten der kochend heiß filtrirten Lösung schiefe, vierseitige Prismen, welche 3 At. Wasser enthalten. Die wässerige Lösung gibt mit Alkohol vermischt einen weißen Niederschlag, welcher ein basisches Salz eingemengt erhält, was sich in Wasser löst und daraus krystallisirt; es scheint 3 At. Zinkoxyd zu enthalten. — Milchsaures Zinnoxydul scheidet sich durch doppelte Zersetzung als weißes krystallinisches, in heißem Alkohol und kaltem Wasser unlösliches Pulver aus und hat die Formel: $2SnO + C_6 H_{10} O_5$.

Milchsaures Ammoniumoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Eisenoxydul, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Eisenoxyduloxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Kali, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Kobaltoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaure Magnesia, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Natron, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Quecksilberoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Quecksilberoxydul, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Silberoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Wismuthoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Zinkoxyd, s. Milchsaure Salze.

Milchsaures Zinnoxydul, s. Milchsaure Salze.

Milchschelm (Bot.), s. v. a. gemeiner Augentrost, Euphrasia officinalis *L.*

Milchschimmel, s. Schimmel (Zool.).

Milchschnee, zu Schaum geschlagene Milch.

Milchschorf, (Milchborke, Ansprung der Kinder, Freisam, Sägesprünge, Crusta lactea, Achores in facie, Achor s. impetigo larvalis, Tinea faciei lactea, Lactumina, Mentagra infantum, franz. Croûte laiteuse, engl. Milkskall, Med.). Er zeigt sich als kleine, Anfangs einzeln oder auf einem rothen Hofe beisammenstehende, später zusammenfließende Pusteln (Achores) auf den Wangen und der Stirn, welche schon in 2 Tagen bersten, eine gelbliche, klebrige, nicht scharfe Flüssigkeit ergießen und dadurch dicke, grünlich — oder bräunlich — gelbe, auf rothem Grunde sitzende Borken bilden, welche der am Feuer vertrockneten Milch ähneln, wovon auch der Name der Krankheit kommt. Die Borken hinterlassen beim Abfallen eine rothe nässende Hautstelle, werden daher gewöhnlich bald durch neue ersetzt, und es geht der Ausschlag wohl auch von den Wangen nach der Stirn und den Augen hin, bedeckt eine große Fläche des Gesichtes mit breiten rissigen Borken. Häufig kommen hierzu gleiche Ausbrüche am behaarten Kopfe (als Tinea muciflua) und bisweilen sogar an den Extremitäten. Der Ausschlag befällt am häufigsten Säuglinge, bisweilen auch größere Kinder und selbst Erwachsene. Er rührt meistens von Säurebildung und einem Ueberschusse des Nahrungsstoffes her, stört daher meistens das Allgemeinbefinden nicht und wird durch Beschränkung der nährenden Kost und durch säuretilgende Mittel (Magnesia, Natr. und Kali carbon. u. s. w.) geheilt, zu deren Unterstützung man namentlich bei Kindern einen Thee aus Hb. et. Flor. jaceae mit Sem. foeniculi u. dgl. anwendet. Der Antimonialien (mit Ausnahme des Goldschwefels) und anderer antidyskratischen Mittel bedarf es dabei nur selten; eher eines Abführmittels mit Rhabarber, Kalomel, Wienertränkchen, Kreuzbeerensaft oder Aehnliches.

Milchschwalbe (Ornith.), s. v. a. Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus *L.*

Milchschwale (Bot.), nach Oken, Pflanzengatung, s. v. a. Cookia *Sonn.*

Milchschwamm (Bot.), s. v. a. gemeiner Faltenpilz, Cantharellus cibarius *Fr.*

Milchschwein, s. v. a. Spanferkel.

Milchschwester, s. Milchbruder.

Milchschwemmen, Vorrichtungen in den Milchkammern, um die Milch bei der größten Sommerhitze kühl zu erhalten. Es sind große steinerne oder hölzerne Tröge, die mitten in den Kammern aufgestellt und durch Pumpen oder Röhren immerwährend oder doch öfters mit frischem Wasser versehen werden, auf welchem dann die Milchäsche herumschwimmen. Die Milch steht hier bei der größten Hitze kühl, gerinnt nur langsam und setzt eben deshalb den Rahm vollkommen ab, wodurch dann auch die Butter einen vortrefflichen Geschmack erhält. Da, wo man Röhrenwasser haben kann, sind solche M. sehr zu empfehlen. Im Erzgebirge sind sie sehr gewöhnlich, und auch kleinere Wirthe haben, in Ermangelung eines besonderen Milchgewölbes, vor ihren Wohnungen dergleichen hölzerne oder steinerne Tröge, welche mit einem Verschlage von Brettern versehen sind und verschlossen werden können.

Milchspeisen, Speisen, bei denen Milch ein Hauptbestandtheil ist; s. Milch C).

Milchstäubling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Lycogala *Michel.*

Milchstern (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Ornithogalum *L.*

Milchstraße (Astron.), s. Astronomie S. 1064 f.

Milchsunge (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Tabernaemontana *L.*

Milchtopf, 1) großer Topf zum Aufbewahren der Milch; — 2) kleiner Topf, worin die Milch oder der Rahm aufgetragen wird.

Milchüberfluß (Polygalactia, Med.). Was die Polyämie für das Gefäßsystem, die Polygolie für die Leber, und die Polypionie für das Zellgewebe ist, das ist die Polygalaktie für die Brüste einer Wöchnerin, nämlich eine normwidrige Absonderung der Milch in zu großer Quantität, so daß dieselbe das Bedürfniß für den Säugling bei weitem übersteigt, daher von demselben nicht verbraucht werden kann, und zu jeder Zeit und in großer Menge ausfließt, wodurch endlich der Milchfluß (Galactorrhoea s. d. A.) erzeugt werden kann. In diesem Falle verhielte sich dann die Polygalaktie zur Galaktorrhöe wie Ursache zur Wirkung. Die wahre Polygalaktie ist indessen immer nur Folge einer sehr gesteigerten Assimilation und Reproduktion bei einer sehr üppigen Ernährungsweise des Körpers, phlegmatischem Temperamente, und müßiger mit wenig Bewegung verbundener Lebensart. Sie ist daher in ihrem ursprünglichen Auftreten nur ein gesteigerter Grad von Lebensfülle, und darf nichts weniger als Krankheit genannt werden, obgleich sie endlich bei längerer Dauer auch nachtheilig und zerstörend auf die Gesundheit der Mutter wirken könnte, wenn sie wirklich den Charakter der Galaktorrhöe mit ihren Folgen annehmen sollte. Uebrigens gibt es Fälle, wo ein wahrer M. lange Zeit ohne nachtheilige Folgen ertragen wurde, obgleich die Menge der abgesonderten Milch an das Unglaubliche gränzte. So erzählt Borelli (Pazos traité de accouchemens u. s. w. Corrigé et publié par Deslandes, Paris 1759, S. 342), daß eine Amme einen so großen Ueberfluß an Milch gehabt habe und noch so viel davon an einen Apotheker abgeben konnte, daß dieser Butter daraus machte, die er den Schwindsüchtigen verkaufte. Ebenso berichtet Ridley von seiner eigenen Frau, sie habe zu gleicher Zeit zwei seiner Kinder, und überdies einige junge Hunde gesäugt, dessenungeachtet sey in 24 Stunden so viel Milch von ihr weggegangen, daß man daraus habe $1^1/_2$ Pfund Butter machen können. Es erfordert der M. nur dann die volle Aufmerksamkeit des Arztes, wenn allenfalls nachtheilige Folgen, und namentlich der Uebergang in die Galaktorrhöe zu befürchten wären; hier müßte man nun zeitig darauf bedacht seyn, die Milcherzeugung und ihren Zufluß möglichst zu vermindern. In einem solchen Falle beschränke man alsbald die Ernährungsweise des Körpers, so viel es nur immer die Umstände erlauben, lasse viele Bewegungen im Freien machen, und empfehle namentlich die Einhaltung einer gewissen Ordnung im Anlegen des Kindes, welches nicht öfter als alle 5—6 Stunden geschehen sollte. Hierbei reiche man, um eine Ableitung auf den Darmkanal zu machen, gelindabführende Mittel, und namentlich solche, von denen die Erfahrung lehrt, daß sie beschränkend auf die Milcherzeugung wirken. Hierher gehört der Tart. depuratus, das Kali sulphuricum, das Natrum sulphur., und nach Siebold das Kali aceticum mit der Aqua petroselini, was nicht nur gelind abführt, sondern auch zugleich die Harnsekretion befördert. Auch wird eine vorsichtige Bethätigung des Hautorganes durch gelind diaphoretische Mittel nicht ohne günstigen Erfolg bleiben. Uebrigens soll kein Mittel so sicher zum Ziele führen, als der Aderlaß, was auch Pitschaft und Müller bestätigen. Ersterer erzählt (Hufelands Journal 1819. Sept.), daß eine Frau nach dem Tode ihres dreimonatlichen Kindes böse Brüste bekam, und einen solchen Ausfluß erlitt, daß die Milch wie durch ein Sieb aus den Warzen und einigen aufgesprungenen Milchgefäßen unaufhörlich floß. Magere Diät, abführende, diaphoretische und äußere Mittel wurden ohne Erfolg gebraucht, bis endlich nach einem Aderlaß die Sekretion aufhörte. Nach Gubet (Journal de medecine u. s. w., Paris 1806. Juillet) soll dagegen der innerliche Gebrauch des Extractum cicutae das kräftigste Mittel seyn, die zu häufige Milchabsonderung zu beschränken.

Milchverfälschung, s. Milch.

Milchverhaltung, (Retentio lactis, Med.), das plötzliche Aufhören der Brüste Milch auszuscheiden, wodurch das Fortsetzen des Stillens mit einem Male abgebrochen wird. Gewöhnlich ist diese Erscheinung Folge von Schrecken, Furcht, Zorn, anhaltendem Hunger, Durst, Mangel an Schlaf, starker Erkältung und ähnlicher auf den Körper einwirkender Dinge. Auch könnte in seltenen Fällen eine zu starke Ueberhäutung der Brustwarzen eine Verhaltung der Milchsekretion bewirken. Wenn hier nicht so schnell als möglich durch beharrliches Anlegen des Kindes oder die anderen bei der Behandlung der Milchknoten aufgezählten, den

Milchausfluß befördernden Mittel die Milchabsonderung wieder in Gang gebracht werden könnte, so wären entweder Entzündung der Brüste, oder Ablagerungen der Milch auf entferntere Theile zu befürchten. Würde die Milch durch eine zu starke Ueberhäutung der Brustwarzen zurückgehalten, so müßten diese durch den Gebrauch eines laulichen Seifenwassers erweicht, und die Exkretion in Gang gebracht werden.

Milchversetzung (Metastasis lactis puerperarum, Med.), im Allgemeinen der Rücktritt der Milch aus den Brüsten einer Wöchnerin, und ihre Ablagerung auf andere und entfernte Theile, oder das Erscheinen der Milch an diesen Theilen, ohne daß sich vorher der Laktationsproceß in den Brüsten gehörig ausgebildet hatte. Je nachdem nun das Organ ist, auf welches diese fremdartige Ablagerung geschieht, werden auch die Erscheinungen verschieden seyn, die hierdurch hervorgebracht werden. Nun gibt es aber erfahrungsgemäß kaum ein Organ, auf welches nicht solche Ablagerungen geschehen könnten, daher erscheinen sie bald auf der Haut als Milchfriesel, Milchgrind, Milchabsceſſe und dergl., bald auf dem Darmkanal und in der Urinblase als Milchdiarrhoe und Galakturie, bald in den Speicheldrüsen als Milchselivation, bald in dem Uterus als milchiger Lochienfluß, bald auf dem Gehirn, wo sie die heftigste Encephalitis, Manie, Melancholie und selbst Apoplexie hervorbringen können. Ebenso erscheinen sie in der Brusthöhle, in der Bauchhöhle und namentlich auf dem Peritonium, wo sie leicht das Kindbettfieber erzeugen, ja von Manchen allein als die nächste Ursache dieser so gefährlichen Wochenbettskrankheit angesehen werden, wofür auch in der That das bei den Sektionen solcher Verstorbenen in der Bauchhöhle befindliche Exsudat als ein nicht unwichtiger Beweis anzusehen seyn dürfte. Endlich findet man dieselben auch in der Beckenhöhle und ihrer Umgebung, so wie nicht minder zwischen den Bauchmuskeln, an den Extremitäten und dergl., in welchen letztern Fällen sie mehr oder weniger ausgebreitete Entzündungsgeschwülste verursachen, die von den französischen Schriftstellern, z. B. Puzos, Deleurye, Levret u. s. w. Dépats laitaux oder Lait repandu, und von den Deutschen Milchgeschwülste genannt werden, da sie immer eine Flüssigkeit enthalten, die der Milch höchst ähnlich ist. Diese Geschwülste haben das Eigenthümliche, daß sie, wie die arthritischen Entzündungen, an einem Theile oft von selbst und gar schnell wieder verschwinden, um an einem andern nur mit um so größerer Heftigkeit wieder zu erscheinen. Was nun die in diesen Geschwülsten enthaltene Flüssigkeit betrifft, so hat sie zwar die äußeren Merkmale der in den Brüsten secernirten Milch, allein nähere, und besonders in der neuern Zeit angestellte Prüfungen haben bewiesen, daß diesem Fluidum der Hauptbestandtheil der Milch, nämlich der Milchzucker fehle, was allerdings mit den Beobachtungen von C. Gräfe, Bluff, Hirschel, Brandis und A., die sie für reine Milch halten, im Widerspruche steht und schon Meckel, Stoll, Frank, Reil und in der neuesten Zeit Horst, Carus, Mette, Martin d. J., Le Roi, Dupés und A. veranlaßt hat, dieser Flüssigkeit die Natur der Milch entweder gänzlich abzusprechen, oder sie nur als eine krankhafte Ausscheidung aus dem, mit zurückgetretener Milch geschwängerten Blute anzusehen, welche wohl, da diese Ausscheidung durch ein ganz anderes Organ geschehen sey, nicht leicht wahre Milch seyn könne. Diese letzte Ansicht liegt wohl der Wahrheit am nächsten, denn die aus den Brüsten zurücktretende Milch kann wohl nirgends anders wohin als in das Blut zurücktreten, von welchem sie ausgeschieden wurde. Hier aber, als fremdartiger Reiz, veranlaßt sie das bekannte heftige Fieber, in Folge dessen eine Wiederausscheidung des dem Blute mitgetheilt gewesenen Fluidums, jedoch an von den Brüsten entfernten Stellen, Statt findet. Da aber diesen, der Milchbereitung fremden Organen, nicht jene Kraft der Laktifikation innewohnt, wie den Brüsten, so kann auch die hier abgesonderte Flüssigkeit, die wohl ursprünglich nur aus der Brust hervorgegangen ist, aber durch ihre Vermischung mit dem Blute wieder einige Veränderung erlitten hat, nicht wahre Milch, sondern nur eine dieser nahe verwandte Flüssigkeit seyn. Wenn man aber so weit ging, diese zurückgetretene Milch selbst nicht als Ursache der angeführten Krankheitserscheinungen anzuerkennen, so war man dabei im Unrecht, denn die gestörten Funktionen in den Brüsten sind zu auffallend, als daß man ihnen nicht eine Hauptrolle in dem Kausalnexus der genannten Krankheitszustände einräumen sollte. Was endlich den Einwand betrifft, daß sogar bei Männern oder Frauen unter Umständen sogenannte M.en vorgekommen seyen, wo an die Möglichkeit einer solchen Metastase gar nicht zu denken gewesen sey, so stehen diese Beobachtungen eben so isolirt da und müssen auf die nämliche Weise beurtheilt werden, wie jene Fälle, wo Frauen, die nicht Wöchnerinnen waren, ja sogar Männer auf einmal durch anhaltendes Säugen eines Kindes an ihren Brüsten Milch in denselben bekamen und säugungsfähig wurden.

Die älteren Aerzte scheinen die M.en nicht gekannt zu haben, da in ihren Schriften nichts hierüber vorkommt. Erst bei den Franzosen, und namentlich bei Puzot, Deleurye und Levret finden wir hierüber ausführliche Berichte, und die neuere Literatur ist reich an den interessantesten Beobachtungen über diese wichtige Krankheit. Die Milchmetastasen geben sich auf folgende Weise zu erkennen; die vorher angefüllten und strotzenden Brüste erscheinen auf einmal leer, es entsteht eine Unruhe, Angst, Schlaflosigkeit und Fieber, der Puls wird voll, frequent und hart, und es treten nun die lokalen Erscheinungen je nach der Funktion des Organes ein, an welchem sich das Milchdepot gestalten will. Diesem nach zeigen sich bald erysipelatöse Entzündungen und Geschwülste in den Armen, Füßen, in der Beckengegend u. s. w., oder es erscheinen die heftigsten Zufälle der Hirnentzündung, Manie, Apoplexie, so wie auch Pneumonie, Enteritis, Peritonitis, Metritis u. s. w., wobei sich die materielle Ursache, die zurückgetretene Milch nämlich,

früher oder später zu erkennen gibt, und zwar als Inhalt der Geschwülste, nach ihrer Eröffnung durch die Kunst oder auch durch die Natur, oder als Ausschwitzung in der Schädel-, Brust- und Unterleibshöhle, je nachdem nämlich diese oder jene Kavität vorzugsweise der Sitz der Krankheit war. Was die Ursachen der Milchmetastasen betrifft, so können dieselben durch Alles erzeugt werden, was das Säugungsgeschäft stört und abnorm macht; daher Verstopfung der Milchgefäße, zu starke Ueberhäutung oder sonstige Fehler der Brustwarzen, gewaltsam unterdrückter Milchzufluß, Mißbildung der Brüste, fehlerhafte und namentlich zu dicke Milch, Milchüberfluß, Gemüthsaffekte, als: Zorn, Schreck, Aerger, allzu große Freude, Furcht vor, und Schmerz bei dem Stillen wegen aufgesogener Brustwarzen, Erkältung, Diätfehler, besonders durch den Genuß zu nahrhafter, erhitzender Speisen und Getränke, zu heiße Witterung u. s. w.

Bei der Behandlung der M.en hat man nach Beseitigung der allenfalls noch fortwirkenden Ursache, z. B. Gemüthsaffekte, fehlerhafter Diät, Erkältung, Erhitzung des Körpers u. s. w. unverzüglich die Zurückleitung der Milch nach den Brüsten zu bewerkstelligen; man lege daher mit aller Sorgfalt entweder das eigne Kind oder im Falle dieses nicht saugte oder gar gestorben wäre, möglichst ein anderes Kind an die Brust, oder verwende hierzu, wenn sie zu haben sind, junge Hunde, oder auch ein erwachsenes weibliches Individuum, und im äußersten Nothfalle die Milchpumpe, die zwar wegen ihrer gewaltsamen Einwirkung Vieles gegen sich hat, was aber im Verhältnisse zu dem Nutzen, den das Wiedererscheinen der Milch in den Brüsten erzeugt, nicht in Anschlag zu bringen seyn dürfte. Zeigen sich aber schon die Folgen der M. an andern Organen, die vorzugsweise als entzündliche Affektion des ergriffenen Theils hervortreten, so werden diese nach den Regeln der Kunst durch starke Blutentziehungen, Diaphoretika, ableitende und örtlich zurücktreibende Mittel, dann durch innerliche, die gesteigerte Gefäßthätigkeit herabstimmende Mittel, unter welchen sich vorzüglich hier das Kali sulphuricum großen Ruf erworben hat, behandelt. Diesem Mittel schrieb man nämlich früher die Kraft zu, die Milch im Blute zu zersetzen und so ihre Ausscheidung aus demselben zu verhindern, was sich jedoch nicht bewährte, obgleich es hier immer ein sehr beliebtes Mittel bleibt, und als Digestivmittel zu einem Skrupel des Tags mehrmals, als abführendes aber zu einer Drachme alle drei bis vier Stunden gegeben wird. Geschah die M. geradezu nach dem Gehirne, so passen nebstdem vorzüglich noch Abführungsmittel aus Tamarinden, Manna, Weinstein in Auflösung oder in Verbindung mit Schwefel und Bittererde. Am wirksamsten aber hat sich noch immer, nach hinreichender Anwendung des antiphlogistischen Apparates das Quecksilber und zwar das Hydrargyrum muriaticum mite gezeigt, welches die Plasticität des Blutes herabstimmt, durch seinen erregenden Einfluß auf das lymphatische System, besonders durch seine Verbindung mit Digitalis, die Ausschwitzung des Milchstoffs im Gehirne verhindert, und in etwas stärkeren Gaben, vorzüglich in Verbindung mit Jalappa auf den Darmkanal wirkt, und die Stuhlausleerung befördert. — Wären aber die Pleura und die Lungen das Substrat der Metastase, so empfehlen sich, nebst der allgemeinen, und dem Grade der Entzündung angemessenen Behandlung, vorzüglich noch häufige lauwarme Getränke, Senfteige auf die Brust, und innerlich Kalomel und Goldschwefel, so wie bei M.en auf den Unterleib und dessen Organe die öligen Emulsionen ihre Anwendung finden werden.

Die nämliche Behandlung ist im Allgemeinen auch angezeigt, wenn es die Extremitäten und die Gelenke sind, nach welchen die M. Statt hat, indem es hier wie dort das Bestreben seyn muß, die immer sich zuerst gestaltende Entzündung zu zertheilen. Die Kranke halte sich daher meistens im Bette auf, bedecke den afficirten Theil mit zarter alter Leinwand oder feinem, englischem Flanell, um die Transspiration zu befördern, und bestreiche ihn höchstens mit reinem süßen Mandelöl. Andere örtliche Mittel, als reizende Salben und Fomentationen, werden nicht vertragen, und führen auch gleich Anfangs zu nichts. Höchstens, sagt E. v. Siebold, könne man bei heftigem Schmerze und noch nicht entstandener Eiterung den kranken Theil mit Bleiwasser fomentiren. Die Hauptsache ist und bleibt immer die allgemeine und innerliche streng antiphlogistische Behandlung. Gelingt es aber der Kunst nicht, die Zertheilung zu bewirken, und nimmt die Geschwulst eher zu als ab, so ist dieses ein Zeichen der beginnenden Eiterung, welche zu befördern u. zur Reife zu bringen, jetzt die Aufgabe des Arztes ist. Es tritt hier die Behandlung des Abscesses im Allgemeinen ein; nur ist hier beizufügen, daß man, sobald sich Fluktuation wahrnehmen läßt, die Eröffnung nicht lange verschieben soll, weil, wenn sich der Absceß in der Nähe eines Knochens befindet, leicht Karies zu entstehen pflegt.

Milchwasser, s. v. a. Molken.

Milchwein, s. v. a. Kumiß.

Milchweiß (Farb.), 1) ein ins Blaue fallendes Weiß; — 2) bisweilen auch ein ins Gelbliche fallendes Weiß von dem Ansehen guter, fetter Milch.

Milchwirthschaft, Molkerei. Diese liegt den Hauswirthen ob, in so fern sie nicht an einen besondern Molkenpachter verpachtet ist. Selbst in dem Falle, daß die Butter- und Käsebereitung durch einen Milchwirthschaftsverein besorgt wird, muß die Hausfrau doch sich mit dem Melken der Kühe und mit der zum täglichen Gebrauch erforderlichen Milch befassen. Das Melken (s. d.) ist ein Hauptgeschäft der M. Die Verpachtung der M. ist in vielen Gegenden gebräuchlich, doch scheint man davon immer mehr zurück zu kommen, seitdem man eine größere Aufsicht und Umsicht auf den Betrieb der Landwirthschaft verwendet. Gewöhnlich geschieht die Verpachtung nach der Anzahl der Köpfe, und da die M. der Schafe nur noch in einigen Gegenden Deutschlands betrieben wird, so erstreckt sich die Verpachtung nur auf die Ziegen und Kühe. Nach Verschiedenheit der Ziegen und Kühe rechnet man zwei bis vier Ziegen einer Kuh im Milchertrage gleich. Bei der Verpach-

tung der Kühe nach Köpfen erfolgt der Uebelstand, daß daraus zwar der Zahl nach ein starker, aber in der Beschaffenheit schlechter Viehstand hervorgeht, weil man nur die Kopfzahl zu vermehren sucht, ohne auf Weide und Futter die die erforderliche Rücksicht zu nehmen. Es ist daher rathsamer, die Milch dem Molkenpachter zuzumessen und zu einem bestimmmten Preise zu verkaufen; hierbei sind beide Theil gesichert und behalten ein gemeinschaftliches Interesse am Milchvieh und dessen Ertrage. Noch besser ist aber die Vereinigung zu einem Milchwirthsschaftsvereine auf gemeinschaftliche Rechnung; s. Milchwirthschaftsvereine. Bei der M. ist hauptsächlich die Ergiebigkeit der Kühe an Milch in Betracht zu ziehen. Die Angaben sind hierüber eben so verschieden als die Meinungen. Besonders kommt es auf die Beschaffenheit der Viehart und die Verhältnisse an, unter welchen die Kuhhaltung erfolgt. Zwischen einer großen Niederungskuh und einer kleinen Landkuh ist ein großer Unterschied im Ertrage der Milch, der nicht selten um mehr als das Fünffache differirt. Man hat großes Vieh, welches sehr milchreich ist, aber auch großes Vieh, welches nur wenig Milch gibt; man findet ferner kleines Vieh, welches im Vergleich gegen das verabreichte Futter mehr Milch gibt, als das größte und milchreichste. Zwischen einer fetten Niederungsweide und einer magern Brachweide, oder einer Kommunehütung, wo nächst dem Rindvieh auch Schweine, Gänse u. s. w. aufgetrieben werden und zwar in größerer Zahl als seyn sollte, ist freilich ein großer Unterschied. Die Stallfütterung gibt andere Resultate, als das Hüten auf beständigen Weiden oder auf Ackerweiden. Die Weiden sind nun aber, je nachdem sie bessere oder schlechtere Gräser enthalten, sehr verschieden, nicht zu gedenken, daß ein großer Unterschied zwischen einer reichlichen Weide und einer knappen ist. So gibt auch die Stallfütterung sehr verschiedene Resultate, je nach den verwendeten Futtermitteln. Besonders aber wird der Ertrag der Molkerei durch die Beschaffenheit des Winterfutters bestimmt. Dieses wirkt nach seiner Beschaffenheit bald mehr nährend und ins Fleisch treibend, bald mehr auf die Milch. Alles mehr saftige Futter gibt mehr Milch, das trockene treibt mehr ins Fleisch. Hiernächst wird nun noch endlich der Ertrag der Molkerei durch bessern oder schlechtern Absatz der Milchprodukte und durch ihre mehr oder weniger vollkommene Bereitung bedingt. In der Nähe großer Städte, wo die Milch von der Kuh und der Rahm theuer verkauft werden, bringt allerdings eine Kuh einen weit höhern Ertrag, als da, wo man sich auf die Erzeugung von Butter und Käse beschränken muß. Es kann sich hiernach also bei Angabe des Ertrags der Molkerei nur um einen Mittelertrag handeln, und besonders darum, wie sich das verwendete Futter bezahlt. Auch hierüber sind jedoch die Ansichten verschieden, weil da, wo die Schafzucht einen höhern Ertrag bringt, das verwendete Futter weit höher veranschlagt wird, als wo dies nicht der Fall ist. Die Nähe großer Städte ausgenommen, bringt allerdings, wo die Schafzucht auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gediehen ist, diese mehr als die Molkerei; doch ist die Vorliebe für Schafzucht in vielen Verhältnissen größer, als sie es verdient, und die Rindviehzucht ist nur aus Unkenntniß zu sehr herabgekommen, als daß von ihr noch ein verhältnißmäßiger Ertrag zu gewärtigen ist. Wir geben hier den Molkereiertrag an, wie er in vielen Gegenden angenommen wird und wonach die Pachtanschläge angefertigt werden, dann das, was eigene Erfahrung gelehrt hat. (Eine Zusammenstellung anderweiter Angaben s. unter Milch.) Nach der ersten Angabe, welche im Preußischen häufig zum Grunde der Ertragsanschläge angenommen wird, sind die Annahmen folgende: 10 preuß. Quart Milch geben 1 Quart Sahne oder Rahm, 12 Quart oder 29 — 30 preuß. Pfund Milch geben 1 Pfund Butter, 10 Quart abgerahmte Milch geben 3 Pfund frischen oder $1^1/_2$ Pf. trockenen Käse. Im Durchschnitte nimmt man an 1 Pfund Butter auf 12 Quart Milch; Kalb, Käse und Molkennutzung machen $^1/_3$ (oft mehr, oft weniger) von dem Werthe der Butter aus. 1) Eine schlechte Kuh auf magerer, hoher Weide und schlechtem Winterfutter gibt im Durchschnitt von 264 Tagen nur etwa 330 Quart Milch und diese $27^1/_2$ Pf. Butter und $6^1/_2$ Mandeln Käse. 1 Pf. Butter zu 4 Groschen und 1 Mandel Käse zu 6 Groschen gerechnet = 6 Thlr. 5 Gr. 2) Eine gewöhnliche Landkuh gibt in 300 Tagen täglich im Durchschnitt $2^1/_2$ Quart Milch, also zusammen 750 Quart, woraus $62^1/_2$ Pf. Butter und 14 Mandeln Käse gemacht werden. 3) Eine gute Kuh gibt bei guter Weide und gutem Winterfutter (73 Tage für das Saugen des Kalbes und Trockenstehen abgerechnet) im Durchschnitt täglich $3^1/_2$ Quart oder

in den ersten	42	Tagen	täglich	6	Quart	= 252 Quart.
„ „ folg.	90	„	„	4	„	= 360 „
„ „ „	90	„	„	3	„	= 270 „
„ „ „	70	„	„	2	„	= 140 „
in	292	Melktagen				1022 Quart.

Daraus werden $85^1/_6$ Pfund Butter und $10^1/_2$ Mandeln Käse gemacht, Werth 19 Thlr. 8 gGr. 4) Eine vorzügliche Milchkuh bei vorzüglicher Weide und Winterfutter giebt:

in den ersten	42	Tagen	täglich	10	Quart	= 420 Quart.
„ „ dann in	90	„	„	8	„	= 720 „
„ „	90	„	„	6	„	= 540 „
„ „	80	„	„	4	„	= 320 „
in	302	Melktagen				2000 Quart.

Daraus werden $166^3/_4$ Pfund Butter, à 4 gGr., und 40 Mandeln Käse, à 6 gGr. gemacht . . 37 Thlr. 19 gGr.
Das Kalb ist werth . . . . 2 „ — „

39 Thlr. 19 gGr.

5) Eine ganz große Kuh der besten Art, die täglich auf der Weide 175 Pfund Gras verzehrt und das reichlichste Winterfutter erhält, giebt in der ersten Zeit nach dem Kalben täglich 20—24 Quart M. Nimmt man nur 18 an, so giebt sie, wenn sie Ende April kalbt:

In	61	Tagen des	Mai u. Juni	täglich	18	Quart	= 1098 Quart.
„	31	„ „	Juli	„	16	„	= 496 „
„	61	„ „	Aug. u. Sept.	„	14	„	= 854 „
„	31	„ „	Oktober	„	12	„	= 372 „
„	30	„ „	November	„	10	„	= 300 „
„	31	„ „	December	„	8	„	= 248 „
„	31	„ „	Januar	„	6	„	= 189 „
„	28	„ „	Februar	„	4	„	= 112 „
In	304	Tagen					3666 Quart.

Täglich im Durchschnitt 12 Quart M. geben 304 Pfund Butter, à 4 gGr.	= 50 Thlr.	16 gGr.	jährlich.
70 Mandeln Käse, à 6 gGr.	= 17 „	12 „	„
Das Kalb ist werth . . .	= 3 „	— „	
	71 Thlr.	4 gGr.	

Kann man im Durchschnitt von 280 Melktagen täglich 4 Quart Milch von einer Kuh rechnen, so ist dies ein Mittelertrag, den man in gut eingerichteten Wirthschaften erwarten kann. Sie gibt alsdann 1120 Quart Milch und daraus $93^1/_3$ Pf. Butter à 4 Gr., und Käse und Molkenwerk von 12 Quart Milch zu 2 Gr., oder 23 Thlr. 13 Gr. Rechnet man Weide, Hutlohn, Winterfutter, Stroh, Wartung und Geräthe ab, so wird man zufrieden seyn müssen, wenn der von der Kuh erhaltene Dünger als reiner Gewinn angesehen werden kann. In der Nähe großer Städte, wohin man die Milch frisch absetzen kann, ist aus der Molkerei der höchste Gewinn zu ziehen. So weit diese Angaben. Nach einer andern, auf Erfahrung beruhenden Angabe ist nach Abzug des Geltestehens, der Saugzeit des Kalbes und einiger Krankheitstage, die Melkzeit auf 285 Tage angenommen. Die Kalbezeit fällt dabei von Ende December bis Mitte Februar, so daß also die ganze Sommerzeit keine Unterbrechung in der Molkerei Statt fand. Die Sommerfütterung, Stallfütterung bis zur Ernte und dann Stoppelhütung dauerte 165 Tage. Im Sommer war der Ertrag an Milch im Durchschnitt, bei einer sehr mittelmäßigen Viehart, täglich 4 Quart, im Winter, auf 120 Tage gerechnet, täglich 3 Quart, weil in dieser Zeit die neumelknen Kühe eintreten. Im Sommer wurde von 17 Quart Milch ein Quart Butter gewonnen, im Winter von 20 Quart Milch ein Quart Butter. Von der gewonnenen Milch wurden von 6 Quart 1 Quart Käse gewonnen. Es gab mithin eine Kuh durch das ganze Jahr:

Im Sommer	660 Q. M.,	von 17 Q.	1 Q. Butter	= 38 Q. B.
„ Winter	360 „ „	„ 20 „	1 Q. „	= 18 „ „
	1020 Quart Milch.			56 Q. B.

Es gab mithin eine Kuh einen Nutzertrag durchs Jahr:

56 Quart Butter, à Quart 6 gGr.	14 Thlr.	— gGr.
170 „ Käse, à Quart 9 Pf. .	3 „	13 „
Das Kalb im Durchschnitt . . .	2 „	12 „
	20 Thlr.	1 gGr.

Von diesem Ertrage das Futter nach dem Produktionspreise in Abzug gebracht, wobei die Annahme stattfand, daß der Mist für die Sommerfütterung war, ergab sich folgende Berechnung:

Eine Kuh erhielt durch die 200 Tage der Winterfütterung an Heu	15 Centner.
Kartoffeln, den preuß. Scheffel zu 100 Pfund	24 Scheffel.
Stroh, das Gebund zu 20 Pfund .	1 Schock 45 Gebund.
Schrot während des Kalbens . . .	1 Scheffel.

Dieses Futter betrug nach dem Produktionspreise:

15 Centner Heu, à Centner 6 gGr. . . .	3 Thlr.	18 gGr.
14 Scheffel Kartoffeln, à Scheffel 4 gGr. .	4 „	— „
1 Schock 45 Gebund Stroh, à Schock 2 Thlr.	3 „	12 „
1 Scheffel Schrot, à Scheffel 16 gGr. . .	— „	16 „
	11 Thlr.	22 gGr.

Die Kosten der Kuhhaltung und der Molkerei, der Lohn der Mägde, die Milchgefäße, Salz zur Butter u. dgl. betrugen pro Kuh 2 Thlr. 12 gGr. Auch wurden zu diesen Unkosten noch die Molken von der Käsebereitung gerechnet. Die Kühe waren zu einem Taxwerth von 20 Thlr. das Stück angenommen, und die Zinsen zu 15 Proc. betrugen 3 Thlr. Die sämmtlichen Ausgaben oder Kosten, um den erwähnten Ertrag von einer Kuh zu erzielen, waren also:

Das sämmtliche Futter	11 Thlr.	22 gGr.
Die Viehhaltungs- und Melkereikosten . .	2 „	— „
Die Zinsen des Inventariumkapitals . .	3 „	— „
	17 Thlr.	10 gGr.

Diese von dem Ertrage von 20 Thlr. 1 gGr. abgezogen, so brachte eine Kuh einen Nutzertrag durch die Molkerei von 2 Thlr. 15 gGr. Es ist hier in Berücksichtigung des Futters nur ein geringer Nutzertrag angenommen, denn eine bessere Viehraçe gewährt einen weit höhern Ertrag an Milch. Auch sind die Käse- u. Butterpreise in den meisten Gegenden Deutschlands höher als die angegebenen, dagegen aber der Preis der Kühe nicht in dem Verhältniß höher, als die Kühe über 20 Thlr. kosten.

Milchwirthschaftsvereine, Vereine von Landwirthen, welche zu dem Zwecke zusammentreten, ihre sämmtliche Milch in einem gemeinschaftlichen Lokale durch einen besoldeten Sachverständigen zu werthvolleren Erzeugnissen verwenden zu lassen. Diese M. oder Fruitières treffen wir hauptsächlich in der Schweiz und in dem angrenzenden Frankreich. Jedes Mitglied des Vereins schafft Abends und Morgens, und wenn 3mal täglich gemolken wird, auch des Mittags, seine Milch nach dem Milchhause; dort wird sie gemessen, der Betrag jeder Lieferung genau eingetragen, und das aus der von sämmtlichen Mitgliedern eingelieferten Milch hergestellte Erzeugniß täglich demjenigen überwiesen, welcher durch die überwiegende Summe seiner Lieferungen das meiste Recht dazu hat. In der Nähe großer Städte, oder wo sonst die Milch einen guten Absatz gewährt, sind dergleichen Vereine nicht vortheilhaft, wo sich aber der Molkereiertrag nur auf den Verkauf der Butter und des Käses beschränkt, und die Molken zur Mast verwendet werden, sind sie um so mehr an ihrem Platze. Die Butter wird um so besser, je frischer der Rahm ist, aus welchem sie bereitet wird, der Käse wird um so vorzüglicher, in je größerer Masse er gefertigt wird. Hierzu sind aber große Massen von immer frisch zu verarbeitender Milch erforderlich. Wird dagegen eine kleinere Quantität Milch mehre Tage lang aufbewahrt, um so viel anzusammeln, als nöthig ist, um Butter und Käse daraus zu machen, so müssen die Produkte, welche daraus gewonnen werden, schon weniger werthvoll werden, es sind besondere Räumlichkeiten zur Aufbewahrung nöthig, und zur Bereitung kleiner, nicht viel taugender Quantitäten Käse wird viel Holz verschwendet. Für kleinere Viehhaltungen sind also die M. ganz besonders zu empfehlen, weil hier Kostenersparniß eintritt und durch die bessere Methode der Butter- und Käsebereitung, welche sich nur auf große Massen anwenden läßt, für jeden einzelnen Theilnehmer des Vereins ein um

so größerer Nutzen erwächst. Nächstdem aber kann auch eine zu diesem Geschäft ganz kundige Person angestellt werden, welche mit nichts anderem beschäftigt ist, und daher um so aufmerksamer seyn kann. Betrachtet man nun den Umstand, wie gering die Ausbeute an Käse in dem größeren Theile von Deutschland jetzt ist, und ein wie wenig tauglicher Käse dabei gewonnen wird, so möchte es scheinen, daß schon die Käsebereitung allein zur Theilnahme an dergleichen Vereinen aufmuntern könnte. Das Hauptsächlichste, worauf es zuvörderst bei den M.n ankommt, ist eine möglichst einfache und vollständige Buchführung. Man hat mehre versucht, doch hat sich nach den bisherigen Erfahrungen die nachfolgende als die zweckmäßigste bewährt. Der Verwalter, oder vielmehr derjenige, welcher die Geschäfte des Vereins besorgt, hält für jedes Mitglied eine eigene Rechnung. An dem zu Eröffnung des Geschäfts bestimmten Tage bringt jedes Mitglied seine Abend- und Morgenmilch in das gemeinschaftliche Lokal. Der Verwalter mißt sie, und schreibt sie einem jedem gut. Wenn die Messung des zweiten Gemolkes geschehen, addirt er die beiden Lieferungen jedes Mitgliedes zusammen. Wo dreimal täglich gemolken wird, müßte auch dreimal abgeliefert werden. Dasjenige Mitglied, welches am meisten geliefert hat, erhält das Erzeugniß der sämmtlich vom zweimaligen Melken eingegangenen Lieferungen. Man addirt die Summe der sämmtlichen Lieferungen, zieht von dieser Summe die Milch ab, welche dasjenige Mitglied geliefert hat, welches den Tagesertrag erhält, und den Rest bleibt er an die Gesellschaft schuldig. Täglich wird die Milch, welche dieses Mitglied bringt, von dieser Schuld abgezogen. Sobald es seine ganze Schuld bezahlt hat, wird es der Gläubiger der Gesellschaft; sein Darlehen wird täglich um den Betrag seiner Lieferungen größer, und an dem Tage, wo es der stärkste Gläubiger der Gesellschaft ist, erhält es abermals das Erzeugniß des gemeinschaftlichen Geschäfts. Man zieht sein Guthaben an die Gesellschaft von der Menge der für ihn verarbeiteten Milch ab, und den Rest bleibt es der Gesellschaft wieder schuldig. Am 2. Tage erhält wieder dasjenige Gesellschaftsmitglied den Ertrag des Geschäfts, welches das größte Guthaben an die Gesellschaft hat u. s. f. Jedes Mitglied ist abwechselnd Schuldner und Gläubiger der Gesellschaft, und geht von dem einen Zustande in den andern um so öfter über, je schneller es seine Schuld abträgt, d. h. es erhält den Ertrag des Geschäfts um so öfter, je mehr Milch es einliefert. Auf diese Weise zahlt der Verein täglich seinen stärksten Gläubiger ab. Am Schlusse jeder Tagestour, d. h. nachdem die Milch jeder zweiten Melke gemessen worden ist, vergleicht man die Darlehen der verschiedenen Mitglieder und entscheidet darnach, welches das beste Recht auf die nächste Tour hat. Was den Gesellschaftsvertrag anlangt, so ist es unter allen Umständen gut, wenn derselbe gerichtlich entworfen und ausgestellt wird; das Wesentlichste hierbei ist: 1) daß ein Vorsteher und ein Ausschuß nebst Stellvertretern gewählt wird, welcher die Aufsicht im Interesse des Vereins führt; 2) dieser Ausschuß empfängt die Rechnungen, bestimmt den Antheil der Kosten, welche auf jedes Mitglied fallen, und zwar nach Maßgabe der Stückzahl der Kühe, er sorgt für Ordnung in jeder Art, miethet den Verwalter und beaufsichtigt denselben so viel als möglich; 3) der Ausschuß schlichtet alle Streitigkeiten des Vereins, und es muß als Grundsatz gelten, daß keine Appellation gegen die Entscheidung desselben stattfindet. Die Mitglieder entwerfen einen Gesellschaftsvertrag unter sich, dessen Punkte im Wesentlichen folgende sind: 1) Jedes Mitglied bringt täglich, Abends und Morgens (wenn dreimal gemolken wird auch Mittags), zu den vom Verwalter bestimmten Stunden seine Milch in das gemeinschaftliche Haus, und zwar in sorgfältig ausgescheuerten Gefäßen, und nicht durchgeseiht. 2) Niemand darf von einer frisch melkenden Kuh die Milch früher einliefern, als 12 Tage nach dem Kalben. Ziegenmilch und Schafmilch dürfen in keinem Falle zugemengt werden. 3) Jedes Mitglied darf die für seinen Haushalt erforderliche Milch zurückbehalten, aber unter keinen Umständen zu Hause weder Butter noch Käse machen. 4) Jedes Mitglied liefert nur reine, weder mit Wasser versetzte, noch abgerahmte Milch. Der Verwalter kann, so oft er will, die Milch jedes Mitgliedes prüfen. 5) Wenn der Verwalter die Milch in Empfang nimmt, so hat er dieselbe zu messen und die Zahl der eingelieferten Maße auf die Rechnung jedes Mitgliedes zu setzen. Der tägliche Gesammtertrag der Anstalt gehört immer demjenigen Mitgliede, welches gerade die meiste Milch an dem Vereine gut hat. Sollten zwei oder mehre eine gleich große Masse Milch als höchste Abgabe eingeliefert haben, so hat dasjenige Mitglied den Vorzug, welches an dem Tage seine Milch zuerst eingeschickt hat. Beträgt die Masse der von den sämmtlichen Mitgliedern nach dem Milchhause gebrachten Milch mehr, als die Masse, welche der Verein demjenigen der Mitglieder schuldet, welches den täglichen Ertrag erhält, so wird der Unterschied von seiner folgenden Lieferung abgezogen. Betragen dagegen die Lieferungen ins Milchhaus weniger, als die Vorschüsse desjenigen Mitgliedes, das den Ertrag des Tages enthält, so wird ihm der Unterschied obenan auf seine neue Rechnung zu Gute geschrieben. 6) Niemand darf in das Milchhaus andere Milch bringen, als die von seinen eigenen Kühen gemolkene. Niemand darf von einem andern Mitgliede Milch borgen. 7) Jedes Mitglied muß als Pfand der Erfüllung seiner Obliegenheiten, an welches sich im Nothfalle zu halten, entweder einen Antheil seines Bekommens am besten Käse im Milchhause lassen, oder irgend eine andere Kaution gewähren. 8) Niemand darf zu irgend einer Zeit den Mitgliedern des Ausschusses den Eintritt in den Kuhstall versagen, und alle 6 Monate nimmt der Ausschuß eine Besichtigung der Kühe der Vereinsmitglieder vor. Sehr viel kommt bei einem solchen Verein, wenn er Gedeihen finden soll, auf den Verwalter an. Die M. haben einen um so günstigeren Erfolg, je mehr Mitglieder daran Theil nehmen, indem die jährlichen Kosten der Anstalt

sich immer ziemlich gleich bleiben, und jedem Mitgliede also um so drückender sind, je weniger derselben der Verein zählt. Man nimmt an, daß es ein richtiges Verhältniß sey, wenn ein Milchverein in der guten Jahreszeit täglich 300 bis 400 preuß. Quart Milch einnimmt; denn beträgt die zusammengeschossene Masse bedeutend mehr, so muß man während des Sommers zu viel Käse machen. Als besondere Vortheile der M. werden noch folgende angeführt: Es findet durch das Eintauschen der Milch, welches nach und nach allen Mitgliedern zu Gute kommt, eine bedeutende Steigerung des Werthes der Erzeugnisse Statt, indem die Milch eines ganzen Bezirks mit den sämmtlichen bekannten Vortheilen verarbeitet wird, welche die Arbeiten im Großen mit sich bringen. Der Nutzen der M. beruht auf dem Grundsatz der Theilung der Arbeit. In der Staatswirthschaft macht man den kleinen Grundbesitzern den Vorwurf, daß sie nicht mehr erzeugen, als zum Unterhalt derjenigen nöthig ist, welche den Grund und Boden bebauen, und daß sie keine Tauschartikel erzeugen. Durch die M. wird dieses Uebel verringert; denn vermöge ihrer liefern die kleinsten Güter für den Verkehr und Handel dieselben Erzeugnisse, wie größere Wirthschaften. Wenn die Erfindung und fortschreitende Vervollkommnung dieser Anstalten in der Schweiz ein Resultat der unter der ländlichen Bevölkerung sehr hoch gestiegenen Bildung waren, so können sie dagegen an den Orten, wohin man sie künstlich verpflanzt, eine Veranlassung dieser Bildung werden. Sie sind Mittelpunkte des geselligen Verkehrs; sie verbinden die Landleute unter einander durch das Band eines gemeinschaftlichen Interesses, und dieses kann in dem fraglichen Falle nur bei der strengsten Rechtlichkeit von Seiten aller Betheiligten von Bestand seyn. Die Betheiligten gewöhnen sich wechselsweise zu dienen, zu vertrauen, zu leihen; sie erhalten dadurch tägliche Gelegenheit, Geschäfte mit anzusehen, zu deren Gelingen Reinlichkeit die Hauptbedingung ist; indem sie den Nutzen der letzteren begreifen, lernen sie dieselbe achten; endlich wird dadurch unter ihnen ein großer Wetteifer geweckt, den Ertrag ihrer Kühe zu steigern. Dies kann aber nur durch verdoppelte Sorgfalt in Ansehung der Abwartung des Viehes und durch gesteigerte Thätigkeit zur Beischaffung des Futters geschehen, in deren Gefolge dann Vermehrung des Düngers und stärkerer Getreide- und Futterbau eintreten. Ueberall, wo die M. seit einigen Jahren bestehen, haben die Kühe sichtlich an Zahl und Größe zugenommen, und es zeigen sich auch in anderer Hinsicht Fortschritte in der Kultur.

Milch=Wundkraut (Bot.), s. v. a. Mauer-Habichtskraut, Hieracium murorum *L.*

Milchwurz (Bot.), s. v. a. gemeine Kreuzblume, Polygala vulgaris *L.*

Milchzähe, s. v. a. Beest.

Milchzähne, s. Zähne.

Milchzucker, lat. Saccharum lactis, franz. Sucre de lait, engl. Sugar of milk, wurde zuerst von Bertholdi beobachtet, und wurde fast ausschließlich nur als Bestandtheil der Milch der Säugethiere gefunden; neuerlichst beobachtete Winkler, daß die bebrüteten Hühnereier M. enthalten. — Darstellung: Der M. wird fast allein aus der Schweiz gebracht, wo ihn die Hirten aus den vom Käse abgeseihten Molken durch Eindampfen krystallisiren. Durch nochmaliges Auflösen des käuflichen, Behandeln mit Kohle und neue Krystallisation, wird er farblos erhalten. — Eigenschaften: Er bildet harte, weiße, durchscheinende, vierseitige, zugespitzte Säulen, von blätterigem Gefüge und 1,540 spec. Gew., ist luftbeständig, löst sich in 5–6 Theilen kaltem, in 2½ Theilen kochendem Wasser, besitzt einen schwach süßlichen Geschmack, in Alkohol und Aether ist er unlöslich. In sauren und alkalischen Flüssigkeiten ist er leichter löslich als in reinem Wasser, in Metallauflösungen bringt der M. keinen Niederschlag hervor, seine Auflösung wird durch Galläpfelaufguß nicht gefällt. Bis zu 100° erhitzt verliert der M. nichts von seinem Gewichte, bis zu 120°—140° erhitzt entweichen 5% und 1 At. Wasser, ohne daß er schmilzt, bei 150° bräunt und zersetzt er sich. Mit verdünnter Mineralsäure, Schwefel- und und Salzsäure gekocht, verwandelt sich der M. in Traubenzucker. Mit koncentrirten Mineralsäuren liefert er die nämlichen Materien (Sachulmin und Sachulminsäure), wie der Traubenzucker, und beim Zusammenreiben mit Kalihydrat und Wasser löst er sich unter Erhitzung auf zu einer braunen Flüssigkeit, aus welcher Weingeist, eine fade und bitterschmeckende, an der Luft Feuchtigkeit anziehende, dicke Flüssigkeit fällt, welche Metallsalze niederschlägt. Mit Salpetersäure erwärmt, liefert der M. Schleimsäure, von welcher ein Theil in Chlorsäure verwandelt wird. Gegen leicht reducirbare Metalloxyde verhält er sich ähnlich wie Rohr- und Traubenzucker, die Oxyde werden in Oxydul und Metall verwandelt, während sich Ameisensäure bildet. Metallauflösungen zugesetzt, verhindert er die Fällung vieler Oxyde durch Alkalien. Wässerige Arsensäure nimmt, mit Milchzuckerlösung gemischt, nach einiger Zeit eine rothbraune Farbe an; in Pulvergestalt absorbirt der M. Ammoniak und salzsaures Gas; mit Hefe und in der Milch geht er in geistige Gährung über. Die Formel des M.s ist: $C_{12}\,H_{11}\,O_{11} + HO$, oder doppelt $= C_{24}\,H_{22}\,O_{22} + 2\,HO$. Nach letzterer Formel treten durch Einwirkung von Bleioxyd die Elemente von 5 At. Wasser aus, wonach die Zusammensetzung des an Bleioxyd gebundenen Körpers ist: $C_{24}\,H_{19}\,O_{19}$.

Milchzucker=Bleioxyd. Bei Digestion einer Milchzuckerlösung mit Bleioxyd in der Siedhitze bräunt sich die Flüssigkeit, unterhalb + 60° bleibt sie farblos; es bilden sich hierbei drei Verbindungsstufen, ein schweres körniges, nach dem Trocknen gelbes Pulver liegt auf dem Boden des Gefäßes, es enthält 87,2% Bleioxyd; eine weiße schleimige, nach dem Trocknen durchscheinend und gelblich werdende Verbindung schwimmt in der Flüssigkeit, sie enthält 63,529 Bleioxyd. Die klare Flüssigkeit von beiden abfiltrirt hinterläßt nach dem Trocknen

eine durchsichtige, gummiartige, bei 100° gelbe Masse, welche 18,12% Bleioxyd enthält.

Milchzuckersäure, s. v. a. Schleimsäure.

Milchzuckersäure, brenzliche, s. v. a. Brenzschleimsäure, s. Schleimsäure.

Milcz, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Chodziesen; 150 Einw.

Milcz=Hauland, preuß. Hauländer, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kreis Chodziesen; 150 Einw.

Mild, 1) (Mor.), s. Milde; — 2) (Maler.) von Malereien, welche zwar markig, aber doch zart und fein ausgeführt sind; — 3) (Kupferstecher.) von Kupferplatten, die sich mit dem Grabstichel leicht und gleichmäßig bearbeiten lassen; — 4) (Min.) der Aggregatzustand der Mineralien, der zwischen der Sprödigkeit und der Geschmeidigkeit in der Mitte steht. Die abgeschnittenen Theilchen fallen zu Pulver od. bleiben auf dem Messer liegen, wie beim Bleiglanz, Talk, Gyps rc.

Milda, sachsen=meining. Pfarrdorf, Amt Kranichfeld; 220 Einw.

Milde (Mor.), Gütigkeit, welche sich eben so wohl darin kund gibt, daß man fremde Schwächen und Fehler nicht streng und hart, sondern schonend und nachsichtig beurtheilt, als darin, daß man Nothleidende gern aus eigenen Mitteln unterstützt, in welchem letzteren Falle sie Mildthätigkeit genannt wird. Die M. ist unstreitig eine jeden Menschen, insbesondere aber die Gewaltigen der Erde zierende Tugend, doch darf sie nicht in Schwäche ausarten, auch nicht parteiisch seyn, denn in ersterem Falle würde sie zu moralischer Indolenz, in letzterem zu Ungerechtigkeit führen.

Milde (Geogr.), preuß. Fluß, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, entspringt bei Gardelegen, bildet mit der Biese die Aland, welche bei Schnackenburg in die Elbe fällt.

Milde (Bot.), s. v. a. Gartenmelde, Atriplex hortensis *L.*

Milden, Stadt, s. v. a. Moudon.

Mildenau (Geogr.), 1) österr.=böhm. Dorf, Kreis Bunzlau, Herrschaft Friedland, an der Wittig; 1040 Einw.; — 2) preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Sorau; 230 Einw.; — 3) königl. sächs. Pfarrdorf, Kr. Zwickau, Amt Wolkenstein; 2080 Ew.

Mildenberg, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kreis Templin; 390 Einw.

Mildeneiche, österr.=böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Friedland; 250 Einw.

Mildenfurt, sachsen=weimar. Dorf, Kreis Neustadt, Amt Weida, unweit des Einflusses der Weida in die Elster; sonst mit Prämonstratensermönchskloster, jetzt großherzogl. Schloß u. Kammergut; bildet ein mit Weida vereinigtes Amt von 24,000 Einw.

Mildenhall, brit. Flecken, England, Grafschaft Suffolk, südwestlich von Thetfort, am Lark; 3300 Einw.

Mildenitz, mecklenburg.=strelitz. Kirchdorf, Kr. und Amt Stargard; 210 Einw.

Mildenstein, Schloß, s. Leißnig.

Milderung der Strafe (Rechtsw.), s. Strafmilderung.

Milderungsgründe (Rechtsw.), s. Strafmilderung.

Milderungsrecht (Rechtsw.), s. Strafmilderung, vgl. Begnadigung.

Milde Stiftungen (Pia corpora), Stiftungen oder Anstalten, welche vom Staat oder von Gemeinden oder von Privatleuten zu irgend einem frommen oder mildthätigen Zweck errichtet worden sind, wie Armenhäuser, Armenschulen, Hospitäler, Klöster und dergl. Solche Stiftungen erhalten nur dann die Rechte juristischer Personen, wenn sie von Seiten des Staats anerkannt worden sind, vgl. Stiftungen.

Mildglanzerz (Min.), s. v. a. Polybasit (s. d.).

Mildheimisches Liederbuch, s. Becker 3).

Mildner=Hauptmann, Mad. Anna, berühmte Sängerin, geb. 1785 in Konstantinopel, wohin ihr Vater, ein k. k. österr. Kabinetskourier, gereist war, widmete sich auf Zureden Schikaneders dem Theater u. ward 1803 eine Schülerin von Tomascelli und Salieri. In Folge ihrer wunderschönen Stimme erhielt sie bald eine Stelle am k. k. Hoftheater zu Wien, von wo aus sich ihr Ruf in kurzer Zeit über ganz Deutschland verbreitete. Im Jahr 1808 machte sie ihren ersten Kunstausflug, kehrte dann mit Ehren beladen nach Wien zurück und wurde nun als erste Sängerin an der Hofoper angestellt; 1810 verheirathete sie sich mit dem Juwelier Hauptmann u. nannte sich von der Zeit an M.=H. Im Herbst 1812 trat sie ihre erste größere Kunstreise an, erfüllte aber nicht ganz die Erwartungen, die man auf Grund ihres großen Rufes gehegt hatte. Kenner bewunderten zwar ihre Stimme, vermißten aber mit Schmerz alle tiefere Kunst; dessen ungeachtet riß sie die Menge mit sich fort u. ward die Angebetete im Volke. Im J. 1816 wurde sie dauernd an der berliner Hofbühne engagirt, verließ aber 1829 in Folge einiger Zwistigkeiten mit Spontini Berlin u. Deutschland, ging nun nach Rußland, wo sie zu Petersburg ihre letzten Triumphe als dramatische Sängerin feierte, dann nach Stockholm, Kopenhagen und andere große Städte, wo sie jedoch nur als Koncertsängerin mit Arien von Händel und Mozart auftrat. Dasselbe that sie auch in Wien, wo sie 1836 noch öffentlich sang. Nachher zog sie sich ganz aus der Oeffentlichkeit zurück. Ihr Organ war das stärkste, klangreichste und zugleich wohltönendste, welches je eine deutsche Sängerin in diesem Jahrhundert besessen; es war für Deutschland, was die Stimme der Catalani für Italien. Leider verließ sich die M. zu sehr auf ihr Talent, von dessen Größe ihr wahrscheinlich von Schikaneder selbst gar zu viel vorgeplaudert worden war, und that für die gehörige Ausbildung desselben wenig oder gar nichts, indem sie, aller Ermahnungen ihrer Lehrer ungeachtet, ihrem Organe weder Biegsamkeit genug, noch dem deklamatorischen Vortrage den nöthigen Adel und feinen Anstand zu geben sich bestrebte. Ihre größten Rollen, wo die Forderungen der Kunst am meisten mit ihren Anlagen übereinstimmten, waren: Medea, Jephtha, Sta=

tyra in der „Olympia" von Spontini, die Oberpriesterin in der „Vestalin".

Mildthätigkeit, s. Milde.

Mile (brit. Heldensage), s. v. a. Mileagh.

Mile (Zool.) bei Oken s. v. a. Infusionsthierchen.

Mile (engl.) Meile.

Mileagh, auch Mileadh und Mileas Easpain, irischer Heros, war nach der Sage ein Sohn des Fürsten Bile von Asturien u. Biscaya und ein Enkel des Breogan, der Corunna in Spanien gegründet haben soll. Die Sage erzählt von ihm, er habe einen Heldenzug durch die Welt gemacht und dabei die größten Thaten verrichtet. In Scytho-Phönizien heirathete er die Tochter des Königs Riflois; nach deren Tod vermählte er sich in Aegypten mit der Tochter des Königs Pharao Nektanebos. Nachdem er die Aethiopier besiegt hatte, kehrte er über Kreta, Cypern, Sicilien u. Cadix in sein Land Brigantium in Gallizien zurück, welches sich, da sein Vater auf dem Todtbett lag, in großer Verwirrung befand. Nachdem er die Ordnung in 54 Schlachten wieder hergestellt hatte, trat eine Hungersnoth ein, die ihn zwang, auszuwandern und in Irland sich ein neues Vaterland zu gründen. Er gerieth dadurch in einen Kampf mit den dortigen Eingeborenen, in welchem er mit den meisten Gliedern seiner Familie den Tod fand.

Milegast, König der Wilzen, wurde von ihnen, nachdem sein Vater, König Liübi, in der Schlacht gegen die Ost-Obotriten gefallen war, gewählt, aber, da er die Regierung unwürdig führte, wieder abgesetzt, und das Reich seinem jüngeren Bruder übertragen. Im Streite mit ihm darüber begaben sich beide 823 zum Kaiser Ludwig dem Frommen auf das Maifeld, und dieser entschied nach dem Willen des Volkes zu Gunsten des jüngeren Bruders.

Milenowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Protiwin; 370 Einw.

Miles (lat.), 1) Soldat; — 2) im Mittelalter s. v. a. Ritter.

Miles, nordamerikan. Ort, V.-St., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Centre; 1820: 1070, 1840: 1200 Einw.

Mileschau (Milessow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Worlik; 250 Ew.

Mileschin (Milessyn, Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) Kr. Brünn, Herrsch. Pernstein; 150 Einw.; — 2) Kr. Iglau, Herrschaft Ossowa; 150 Einw.

Mileschowitz (Millesowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Sokolnitz; 490 E.

Milesia (Entom.), nach Latreille, Meigen und Anderen, Kielfliege, Gatt. der Diptera Athericera Syrphida *Latr.*, der Ordn. der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, Tropidia *Meig.* Charakter: die beiden Hinterbeine auffallend größer als die übrigen, mit dickeren, einzahnigen Schenkeln; Körper verlängert; Leib kegelförmig oder fast cylindrisch und rund erhaben. Unter mehren Arten kann als Typus gelten; M. fasciata *Meig.*

Milesia (griech. Myth.), Beiname der Demeter zu Miletus.

Milesion Teichos (a. Geogr.), Ort im Delta Aegyptens, westlich an der sebennytischen Nilmündung, von Milesiern, die unter Psammetichus landeten, angelegt.

Milesische Mährchen, Erzählungen, welche die Schwierigkeiten, die bei Eingehung und Unterhaltung von Liebesverhältnissen zu überwinden sind, zum Gegenstande haben. Da dergleichen Erzählungen besonders in Miletus, der Vaterstadt der schönsten und liebenswürdigsten Hetären, gäng und gebe waren, so erhielten sie obigen Namen. Aus ihnen bildeten die Erotiker den Roman.

Milestonegrit (engl., Geognos.), d. i. Mühlensandstein, s. v. a. Kohlensandstein, s. Kohlengruppe.

Milet, Stadt, s. v. a. Miletus.

Miletin (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) Marktflecken (Schutzstadt), Kr. Bidschow, in der gleichnamigen Herrschaft; 1380 E. Wahrscheinlich das alte Meliodonum; am 17. Juni 1846 brannten das. 116 Häuser nebst Kirche und Pfarrhaus ab; — 2) (Ober-M.), Kr. Budweis, Herrsch. Wittingau; 130 Einw.; — 3) Kreis Czaslau, Gut Inditz; 270 Einw.; — 4) das., Herrsch. Selau; 120 Einw.

Miletis, s. Tomi.

Miletitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Klattau, gleichnam. Gut; 350 Ew.; — 2) Kr. Rakonitz, Herrsch. Swoleniowes; 340 E.

Mileto, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Calaberia-ulteriore II., südwestl. von Monteleone; Bischofssitz, Kathedrale, Schloß; 2000 E. In der Nähe die Ruinen des alten Miletus.

Miletopolis (a. Geogr.), 1) Stadt in Mysien am Zusammenfluß des Macestus u. Rhyndacus und unweit des nach ihr benannten See's, an der Straße von Apollonia nach Pergamum; jetzt vielleicht Muhalitisch oder Hamamli; — 2) s. v. a. Borysthenis.

Miletopolitis Lacus (a. Geogr.), See, nach der Stadt Miletopolis benannt, an der er lag, etwas westlich von dem viel größeren Lacus Apolliniatis gelegen; jetzt See von Maniyas.

Miletus 1) (a. Geogr.), berühmte Stadt Kleinasiens, die schon Homer (Il. II, 868) eine Stadt der Karier nennt, die aber dann die Ionier vergrößerten u. zu ihrer bedeutendsten Kolonieestadt in Kleinasien machten. Nach Strabo XVI, S. 634 waren Kreter ihre ersten Gründer, die, vor Minos fliehend, unter Anführung des Miletus hier landeten und sich mit den Kariern vermischten. Die Stadt lag am latmischen Meerbusen, 80 Stadien südlich von der Mündung des Mäander und wurde, durch diese Lage begünstigt, als jonische Kolonie bald eine blühende See- u. Handelsstadt, deren Schiffe das ganze Mittelmeer, bis über die Säulen des Herkules hinaus, durchsegelten, hauptsächlich aber nach dem Pontus Euxinus fuhren, an dessen Küste M., wie auch anderwärts, zahlreiche Kolonien anlegte (Cyzicus, Sinope, Abydus, Tomi, Olbia oder Miletopolis, Apollonia, Panticapäum u. s. f.). Auch Naucratis in Aegypten ist eine Gründung M.s'. Weiter ist M. berühmt als die Vaterstadt der Philosophen Thales, Anaximander u. Anaximenes und der Logographen Cademus u. Heca-

täus, also als die Stadt, in welcher die Anfänge der griechischen Philosophie u. Geschichtsschreibung zu suchen sind. Mit der Eroberung und Plünderung durch die Perser begann M.s Blüthe zu sinken, u. durch Alexander wurde sie vollends vernichtet; jedoch blieb es bis zur völligen Zerstörung durch die Türken oder Mongolen immer noch eine mittelmäßige Handelsstadt. Zur Zeit seiner Blüthe bestand M. aus zwei, von einer gemeinschaftlichen Mauer umgebenen Theilen, der äußeren und inneren Stadt, von denen die letztere aber auch noch besondere Festungswerke hatte. Die vier Häfen der Stadt wurden besonders durch die vor ihnen gelegenen tragasäischen Inseln geschützt. In der Umgegend von M. wurde starke Schafzucht getrieben, und die milesische Wolle hatte im Alterthum großen Ruf. Auch Meerschaum und Rosen von M. werden erwähnt. Südlich vor der Stadt lag der uralte, noch vor der Gründung derselben erbaute Tempel des Apollo Didymeus mit einem Orakel, welches die Priesterfamilie der Branchiden zu verwalten hatte. Von Xerxes zerstört, wurde er später wieder hergestellt und noch jetzt sind Ruinen von ihm übrig; dagegen sind die Ueberreste der Stadt selbst in einem See begraben, den der Mäander am Fuß des Latmus bildet; — 2) Stadt in Mysien, in der Landschaft Scepsis, schon zur Zeit des Plinius zerstört; — 3) Stadt in Paphlagonien an der Straße zwischen Amastris u. Sinope; — 4) Stadt an der Nordküste von Kreta zwischen den Vorgebirgen Cetium u. Zephyrium, westlich von Camara (Homer Il. II, 647); — 5) (griech. Myth.). Sohn des Apollo u. der Areia, in den die drei Söhne der Europa, Minos, Sarpedon und Rhadamanthus verliebt waren. Da er dem Sarpedon den Vorzug gab, so bekriegte Minos den Sarpedon, der mit M. von Kreta floh. M. landete in Karien und gründete die gleichnamige Stadt. Nach anderer Sage war er ein Sohn des Apollo und einer Tochter des Minos, die ihn aus Furcht vor ihrem Vater aussetzte. Durch Apollo's Fürsorge von Wölfen ernährt, wuchs er heran und erregte durch seine Schönheit die Liebe des M., dessen Angriffen er sich durch die Flucht entzog. Er gründete in Karien Milet und heirathete Idothea, die Tochter des Karerkönigs. Nach Ovid Met. IX, 443 war M. Sohn des Apollo und der Deione. Da der altersschwache Minos glaubte, er trachte ihm nach dem Throne, so verbannte er sich freiwillig nach Karien, wo er die gleichnamige Stadt anlegte u. die schöne Nymphe Cyanee heirathete.

Mileum (a. Geogr.), Stadt in Numidien, nordwestl. von Cirta an der Straße nach Sitifis in Mauritanien; noch jetzt Milah.

Milford (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Süd-Wales, Grafsch. Pembroke, nördlich an der Bucht Milford-Haven, einem der größten, wichtigsten und sichersten Häfen Englands, der 1000 Schiffe faßt, 5 kleinere Buchten, 16 Arme, 14 Rheden, 2 Leuchtthürme auf der Spitze St. Annspoint hat; 2 Schlösser, Observatorium, Station der Dampfpacketboote nach Waterford, Schiffbau, Schifffahrt, Austernfischerei; 2500 E.; — 2) nordam. Ort, V.-St., Staat Massachusetts, Grafsch. Worcester; 1820: 1160, 1840: 1770 Einw.; — 3) Ort das., Staat Connecticut, Grafschaft New-Haven; 1820: 3830, 1840: 2460 Einw.; — 4) Ort das., Staat New-York, Grafschaft Otsego; 1820: 2500, 1840: 2100 Einw.; — 5) Ort das., Staat Maine, Grafsch. Penobscot; 1840: 470 Einw.; — 6) Ort das., Staat New-Hampshire, Grafschaft Hillsborough; 1820: 1250, 1840: 1460 Einw.; — 7) Ort das., Staat Ohio, Grafschaft Clermont; — 8) drei Orte das., Staat Pennsylvanien, Grafsch. Pike; 1840: 650 Einw.; Grafsch. Juniata: 1820: 1550, 1840: 1820 Einw.; Grafsch. Somerset; 1840: 1630 Einw.

Milha (Milha, portugies.), die kleine portugiesische Meile, s. Meile.

Milhac-de-Nontron, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bezirk Nontron; Fayencefabrik; 1350 Einw.

Milhania (Bot.), nach Necker, Untergattung von Ipomoea *L.*

Millars, franz. Flecken, Depart. Tarn, Bezirk Gaillac; Wein- und Getreidebau; 1080 Einw.

Milhas, franz. Dorf, Depart. Haute-Garonne, Bezirk St. Gaudens; Zinn- und Eisenminen; Felskrystall.

Milhau (Geogr.) 1) franz. Bezirk, Depart. Aveyron, 36¾ □M., 50,000 Einw.; — 2) Hauptst. das., am Tarn; Handelsgericht, College, Gesellschaft für den Ackerbau, Fabriken für Tuch, Serge, Leder, Handschuhe; Handel mit Wein, Mandeln, Vieh, Käse; ehemals befestigt; 8590 Einw. In der Nähe befinden sich zwei kalte Mineralquellen, wovon M. F. Ph. Fontanailles gemeinschaftlich mit M. Gui im Jahre 1817 eine Analyse veröffentlicht hat. Die erste Quelle (Eau du champ de M. Sapientis) hat einen schwefelartigen Geruch, scheint nur wenig flüchtige Bestandtheile zu enthalten, gab in 23 Pfund Wasser drei Drachmen eines Niederschlages, welcher aus 4½ Gr. Chlorkalcium, 32½ Gr. schwefelsaurer Magnesia, 2 Quentchen 23 Gr. schwefelsaurer Kalkerde bestand. Die zweite Quelle (Lourse du champ du prieur) lieferte in derselben Wassermenge 6 Quentchen 8 Gr. eines Niederschlags, bestehend aus 20 Gran Chlorkalcium, 12 Gran kohlensaurem Eisen, 18 Gran kohlensaurer Magnesia, 90 Gr. schwefelsaurer Magnesia, 4 Quentchen schwefelsaurer Kalkerde. Carrère erwähnt nur dieser letzteren Quelle und sagt, daß noch eine andere, welche Cheiram genannt wurde, existirte, die aber verloren gegangen ist; ohne Zweifel ist damit die erste Quelle gemeint.

Milhaud (Geogr.), franz. Flecken, Depart. Gard, Bez. Nismes; Branntweinbrennerei; Ackerbau; 1660 Einw.

Milhaud (Biogr.), Jean Baptiste, Graf v., einer der vorzüglichsten Kavalleriegenerale der neuern Zeit, wurde am 18. Nov. 1766 zu Arpajon geboren und widmete sich früh dem Militärdienste. Obgleich er schon 1789 zum Lieutenant, 1791 zum Kommandanten der Nationalgarde des Dep. Cantal ernannt ward, so sehen wir ihn doch mehre Jahre nur als Konventsmitglied und auf militärischen Reisen beschäftigt, bis

ihn der ital. Feldzug von 1796 unter dem General Bonaparte auf den Kriegsschauplatz rief, nachdem er mit Mühe in Paris einer Anklage wegen seines politischen Benehmens entgangen war. In diesem Feldzuge zeichnete er sich als Chef des 5. Dragoner-Regimentes auf das Ehrenvollste aus, was Bonaparte öffentlich anerkannte. Seine Anhänglichkeit für diesen Feldherrn veranlaßte ihn, später bei der Revolution des 18. Brumaire thätig mit zu wirken, wofür ihn der Konsul zum Brigadegeneral ernannte. Im Feldzuge von 1806 wohnte er der Schlacht bei Austerlitz bei und nahm den Russen bei ihrem Rückzuge 40 Kanonen und 600 Gefangene. Nicht geringern Ruhm brachten ihm die Feldzüge von 1806 und 1807, die Gefangennahme von 6000 Preußen durch 1500 Reiter unter seinem Kommando bei Pasewalk; seine glänzenden Kavallerieangriffe bei Friedland erwarben ihm die Bewunderung der ganzen Armee; der Kaiser erhob ihn zum Grafen und Divisionsgeneral. In den Jahren 1808—12 in Spanien kämpfend, brachte er namentlich dem General Blake bedeutende Verluste bei, empfing das Großkreuz der Ehrenlegion und ging 1813 mit Marschall Augereau, an der Spitze der Kavallerie des 14. Corps, zur Schlacht bei Leipzig. Wenn auch die späteren Kämpfe bei Colmar, St. Dizier, Brienne, Nangis u. s. w. das Schicksal des Kriegs nicht wenden konnten, so gaben sie doch M. vielfache Gelegenheit, seinen Patriotismus und seine unerschrockene Tapferkeit zu bethätigen. Während der ersten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. das Ludwigskreuz und ernannte ihn zum Generalinspektor der Kavallerie. Das Jahr 15. brachte den Kaiser zurück; M. eilte zu der alten Fahne. Er erhielt das Kommando eines der 4 Kavalleriecorps und durchbrach an der Spitze seiner Kürassiere am Abend des 16. Mai Blüchers Centrum bei Ligny. Die Standhaftigkeit der Engländer vereitelte 2 Tage später, am 18., bei Waterloo lange alle Angriffe der französischen Reiter, und als endlich der Zeitpunkt kam, wo Wellingtons Massen ihrer Auflösung nahe waren, da traf auch Blücher ein, und so mußten die Franzosen der großen Uebermacht weichen. M., hier zum sechsten Mal verwundet, ging mit der Armee hinter die Loire zurück, wurde nach ihrer Auflösung als eifriger Anhänger des Kaisers verbannt und erhielt erst einige Jahre vor seinem Tode, der am 8. Jan. 1833 zu Aurillac erfolgte, die Erlaubniß zur Rückkehr.

Milhaud (Wein), rother Franzwein, der in Rovergue wächst u. über Cette ausgeführt wird.

Milheiro, in Oporto ein Salzmaß = 336 Razas. In Hamburg rechnet man den M. = circa $4\frac{1}{2}$ Last.

Milhomens Radix (pharm. Bot.), Radix Aristolochia cymbiferae, Tausend-Manns-Wurzel, Raiz de Mil Homens, Raiz Jarrinha. Diese von Aristolochia cymbifera *Mart.*, stammende Wurzel ist in Brasilien eins der gewöhnlichsten Hausmittel beim Biß giftiger Schlangen. Sie ist seit 1734 bekannt, aber erst seit etwa 20 Jahren nach Europa gebracht worden, wo sie jetzt kaum noch Anwendung findet. Ihr eigenthümlich durchdringender Geruch ist dem von Katzenurin oder der Buccoblätter ähnlich; der Geschmack ist Anfangs aromatisch, bitter, zuletzt kampfer- und serpentariaartig. Sie enthält nach der Analyse von R. Brandes 89 Proc. Faser nebst Wasser, 1,8 bitterlichen, nach der Wurzel riechenden und schmeckenden Extraktivstoff mit verschiedenen Salzen, 1,7 braune stickstoffhaltige extraktive Materie, 1,4 Gummi, 1,4 verhärtetes Eiweiß, 1,2 orangerothe, körnig-krystallisirte Materie, 1,2 Halbharz, 0,9 Inulin, 0,6 Wachs mit Chlorophyll, 0,5 einer der Benzoesäure u. Caincasäure ähnlichen Säure, 0,3 phosphors. Kalk.

Milhomme, Aimé, Bildhauer aus Lille gebürtig, machte seine artistischen Studien in Paris, und gewann da 1797 beim Konkurs den zweiten Preis der Skulptur, dem 1801 der erste folgte. Hierauf ging er als Pensionär der französischen Schule nach Rom, wo er während seines langen Aufenthaltes verschiedene Bildwerke fertigte, die sowohl in Rom, als auf der Kunstausstellung zu Paris Beifall fanden. Das Preisstück, den Tiberius Gracchus vorstellend, wie er Familie und Freunde verläßt, um die Vollziehung der lex agraria zu beschleunigen, ist bei Landon Annales II., 39 abgebildet. In Rom fertigte er die Marmorstatue einer Psyche, diese im Auftrag der Regierung, so wie 1815 die 10 Palmen hohe Statue des Generals Hoche, ebenfalls in Marmor ausgeführt. Früher als diese Statue ist seine Kopie des borghesischen Hermaphroditen, die jetzt im Museum zu Lille aufbewahrt wird. Im J. 1819 vollendete er die Statue Colberts für die Brücke Ludwigs XVI, und bald darauf meißelte er die Statue des Ueberflusses auf dem Markte St. Germain. Dann führte M. auch mehre Basreliefs aus, wie jenes der Seine und Tiber, und der Geschichte an der Fontaine der Bastille. An diese Werke reiht sich eine große Anzahl von Büsten; jene des Papstes Pius VII., des Generals Grafen Miollis, des Schauspielers Talma, des Leonhardo da Vinci u. a. Er † um 1822 mit dem Rufe eines der vorzüglichsten ältern Bildhauer der modernen französischen Schule.

Milhr, el-, afrik. Bucht, im mittellandischen Meere, Barkaküste.

Milia (a Geogr.), Ort in Galatien an der Straße zwischen Dadastana und Juliopolis.

Milial (Bot.), in Languedoc s. v. a. Mays, Zea Mays *L.*

Milianah, afrik. Stadt, Algerien, Prov. Oran, $5\frac{1}{2}$ Meil. südl. von Scherschel, am Südabhang der ersten Atlaskette, 2700 F. ü. d. Meer; mit vielen Springbrunnen. Die Stadt ward 1840, 8. Juni von den Franzosen besetzt. Die einheimischen Bewohner waren vorher meistens ausgewandert. M. war damals Residenz des Bey's von Titeri und eine bedeutende Handelsstadt. Jetzt steht sie durch chaussirte Straßen mit Blidah, Medeah, Scherschel in Verbindung und ist ein Militärposten; 320 Einw.

Miliaria 1) (Ornith.), bei Varro (de re rustic. III. 5) s. v. a. Gartenammer, Ortolan, Emberiza hortulana *L.*, s. Ammer. — 2) (Bot.),

nach Trinius, Untergattung von Panicum *L.* — 3) (Med.), s. Friesel.

Miliaris, 1) (Med.), hirsenförmig, hirsenartig, — Febris miliaris, Febris miliaria, Febris vesiculosa, das Frieselfieber, Frieselfieberexanthem, das Friesel. — Exanthema miliare, Exanthema miliarium, der Frieselausschlag, das Friesel, — Glandulae miliares, die sogenannten Hirsendrüsen an den Augenlidern, die bis zur Größe der Hirsekörner vergrößerten Talgdrüsen um die Augen; — 2) (bot. Term.), hirsekornartig: miliares glandulae, kleine, den Hirsekörnern ähnliche Drüsen der Gewächse.

Miliarium (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Art: M. effusum *Moench.*, s. v. a. Milium effusum *L.*

Milias, griech. Flecken, Livadien, östl. von Trikkala.

Miliatschino, russ. Ort, Gouv. Kaluga, südwestl. von Masaljisk.

Milichie (a. Geogr.), Quelle bei Syrakus in Sicilien (Plin. III, 8, 14).

Milichus, 1) (a. Geogr.), Flüßchen, welches an der Nordseite der Stadt Paträ in Achaja vorbeifloß und früher der Menschenopfer wegen, die an seinem Ufer der Artemis gebracht wurden, *Ἀμείλιχος* (Amilichus) hieß (Paus. VII., 19, 3). — 2) (Myth.), phönicischer Gott, Sohn eines Satyrs und der Nymphe Myrice, mit gehörntem Haupt.

Milicia, ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, südöstl. von Palermo, an der Mündung des gleichnamigen Flusses.

Milicow, österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Rakonitz, Herrsch. Kric; 190 Einw.

Milicz (Milicius, böhmisch: Milleczi), Johann, Vorläufer von Johannes Huß und Zeitgenosse Konrad Stiekna's, gebürtig aus Kremsier in Mähren, wurde noch sehr jung Erzdiakon und predigte mit großem Freimuth gegen die Mißbräuche der Kirche und die Sittenlosigkeit des Klerus, da man ihn gerne hörte, des Tags oft 4—5 Mal in verschiedenen Kirchen. Um auch den deutschen Kaufmannsleuten, welche nach Prag kamen, sich verständlich zu machen, lernte er Deutsch und predigte abwechselnd auch in dieser Sprache. Er griff vorzüglich den Gebrauch des Lateinischen in der Messe, die Entziehung des Kelchs im Abendmahl, den Cölibat, die Ordensgelübde der Mönche rc. an. Da man ihm wegen seiner reichen Pfründe Vorwürfe machte (er hatte die Aufsicht über 390 Pfarrkirchen), so legte er sein Amt nieder und blieb nur als Sakristan an seiner Kirche. Durch Lehre und Beispiel wirkte er viel auf die Hebung der sittlichen Zustände im Volk. Denn er wurde, um dem Evangelium zu genügen, selbst arm und entäußerte sich aller seiner Güter. Enthaltsam in allen Bedürfnissen, suchte er selbst den Schein eines Makels von sich fern zu halten und sprach nie mit einem Frauenzimmer allein. Weil der Priester auch bisweilen schweigen müsse, um in stiller Betrachtung sich zu sammeln, gab er das ihm liebe Predigtamt auf und lebte 6 Jahre in der Zurückgezogenheit. Vom Religionseifer ergriffen, zog er darauf plötzlich nach Rom und lud durch Anschlag an der Peterskirche das Publikum zur Anhörung seiner Predigten ein, in welchen er darthun wollte, wie der Papst und die Kirche Gottes Wort und Volk im Geistlichen wie im Weltlichen gehörig bestellen sollten, damit den Gläubigen der erwünschte Friede verschafft werde. Die Kirche war nämlich damals durch die babylonische Gefangenschaft der Päpste zerrüttet. Die Mönche warfen ihn in den Kerker eines Franziskanerklosters und ließen ihm nicht einmal die Bibel. Als Urban V. zurückkehrte, sah sich derselbe durch die Klagen, welche in Prag laut wurden, zu seiner Freilassung bewogen. M. vertheidigte sich nun mit großer Wahrheitsliebe und zog, von allen Vorwürfen gereinigt, in sein Vaterland zurück, wo ihm der Tod Stiekna's einen neuen Wirkungskreis eröffnete (1369). Er bewog viele Geistliche, welche im Konkubinate lebten, zu einer Aenderung ihrer Sitten und soll 300 öffentliche Dirnen für ein besseres Leben gewonnen haben. Jemehr aber sein Anhang wuchs, desto geschäftiger suchten seine Gegner, ihn in Rom zu verdächtigen. Da der Papst auf die als ketzerisch aus seinen Predigten herausgezogenen Sätze hin über ihn und seine Anhänger den Bann sprach, ging M. abermals nach Rom und disputirte mit den Bischöfen ohne Scheu über die ihm aufgebürdeten Ketzereien. Man überzeugte sich jedoch, daß er es nur auf die Herstellung eines christlichen Lebens und Verbesserung der Sitten des Klerus abgesehen habe und der Papst selbst sprach ihn frei. So reiste er ungefährdet nach Prag zurück, † aber kurz darauf 1374. Seine Schriften, die eben so wie die Stiekna's viel gelesen wurden, ließ Erzbischof Sbinko mit 199 ähnlichen 1410 verbrennen, doch haben sich eine Postille und einige Fragmente von Predigten erhalten. Vgl. Zotte, Lebensbeschreibung dreier Vorläufer des berühmten Johann Huß von Hussinecz, Prag, 1768.

Miliczianer (Kirchengesch.), die Anhänger des Joh. Milicz, auch unter dem Namen Begharden aufgeführt.

Milii s. M. esculenti Semen (pharm. Bot.), s. Panicum miliaceum *L.* — Milii Solis Semen, s. Lithospermum officinale *L.*

Milikau (Milikow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Tscherna; 110 Einw.

Mililli, ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, nordwestl. von Syrakus; Weinbau; 2540 Einw.

Milin (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrsch. Kr. Beraun, dem prager Damenstift gehörig; — 2) Marktflecken das.

Milinau (Milinow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Nebilau; 400 Einw.

Milinow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Hlawniowitz; 120 Einw.

Miliola (Zoophyt.), nach Dujardin u. Lamarck, Gattung der Polythalamia Agathistega *Orbign.* Arten meist fossil, nur wenige lebend, unter Biloculina, Triloculina u. Quinqueloculina *Orbigny.* Als Typus stellt Dujardin M. vulgaris auf von der Größe eines Hirsekorns.

Miliolitenkalk (Geognos.), eine der Schichten, aus denen das pariser Becken besteht, fast

ganz erfüllt von Quinqueloculina (Miliola) saxorum *Blainville*.

Miliolum, (Milium, Hirsekorn Ophthal.), ein kleines, weißes, an der äußeren Augenlidfläche oder an dem Augenlidrande befindliches, dem Hirsekorn ähnliches Knötchen, welches eine talgartige Masse (verdickten Hautschmeer) in sich enthält. Weller (Krankh. des Auges, 4. Ausg., Berlin 1830, S. 124, Anmerk.) fand einmal in diesem Knötchen ein steinartiges Konkement. Das Hirsekorn ist leicht zu beseitigen; man braucht nur mittelst einer Staarnadel das Häutchen zu trennen, welches jene Masse überdeckt, und dieselbe dann auszudrücken. Sehr selten erzeugt sich hiernach das Hirsekorn wieder; damit dieses nicht geschieht, betupfe man die Stelle, wo es gewesen, täglich mehre Male mit einem in Bleiwasser oder in einer Auflösung von schwefelsaurem Zink eingetauchten Pinsel.

Milion (gr.), s. v. a. Milliarium.

Milionius (röm. Gesch.), Prätor von Lanuvium und als solcher Anführer der Lanuviner, als sie, im Begriff, den Latinern gegen die Römer zu Hülfe zu ziehen, unter dem Thore auf die Nachricht von der Niederlage der Latiner wieder umkehrten.

Miliosole (Bot.), s. v. a. gemeiner Steinsamen, Lithospermum officinale *L.*

Milis, ital. Dorf, Königr. und Insel Sardinien, Prov. Cagliari, nördl. von Oristano; Seidenzucht, Salzwerke; große Pomeranzen- und Maulbeerpflanzungen, soll an der Stelle des alten Neapolis stehen; 1500 Einw.

Milisgras (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Milium *L.*

Milit, Insel, s. v. a. Meleda.

Militär (v. lat. Militaris), 1) (das M.), die sämmtliche zum Kriegsdienste bestimmte bewaffnete Mannschaft; — 2) (der M.), jeder einzelne Mann aus derselben. Sämmtliche M.s aller Grade bilden einen besondern Stand, den Militärstand, welcher aber seit Einführung der Landwehren und der allgemeinen Militärpflicht dem Civilstande nicht mehr so schroff gegenüber steht. Die Dienstzeit im Militärstande ist überall gesetzlich festgestellt, ihre Dauer aber sehr verschieden. S. Konskription. Militärpflichtig wird Jeder genannt, welcher das zum Eintritt in den Militärstand bestimmte Alter erreicht hat, und zur persönlichen Dienstleistung verbunden ist. Die Ausnahmen waren sonst sehr zahlreich, so daß die Militärpflicht nur auf den unteren und ärmeren Staatsbürgern lastete, werden aber immer seltener. — Unter Militärsystem versteht man sowohl die Ordnung der innern Verhältnisse des Militärstandes, als auch den Modus der ganzen Wehrverfassung eines Staates. Ein reines Militärsystem wird diejenige Wehrverfassung genannt, die sich ausschließlich auf das stehende Heer beschränkt, wie das im 18. Jahrh. in allen europäischen Staaten der Fall war.

Militär- und Zusammensetzungen, die hier nicht zu finden sind, s. Kriegs . . . . .

Militärakademie, s. Militärschule.

Militärapotheke (Med.). Werfen wir einen Blick auf das Medicinalwesen der Alten, so finden wir, daß bei den Griechen das Dispensiren der Arzneien den Aerzten im Civil- wie im Militärdienste frei stand, ihnen sogar oblag. Bei den Römern, bei welchen sich mit dem Kaiserthum selbst erst eine eigentliche Grundlage zum Militärmedicinalwesen weiter ausbildete, erhielten die Militärärzte Entschädigungen für die von ihnen verabreichten Arzneien. So befand sich Jahrtausende hindurch, schon von Hippocrates an bis in die neuesten Zeiten, und befindet sich zum Theil jetzt noch das Dispensiren der Arzneien in den Händen der Aerzte. Mit Recht aber wundert man sich, daß im preußischen Staate, von dessen M.n hier vorzugsweise die Rede seyn wird, bis noch vor wenigen Jahren den Militärärzten das Dispensiren der Arzneien erlaubt war. Die Gewährung der Arzneien und Verbandmittel für kranke Soldaten und diejenigen Militärpersonen, welche früher von Seiten der Militärzte damit versorgt wurden, gehört seit der, mit dem ersten Januar 1820 allgemein erfolgten Einziehung des Medicingeldes, — im Frieden wie im Kriege, auf Märschen und in Kantonnements — zu den Obliegenheiten des Staates. An die Stelle der Aversionalabfindungen der Militärärzte ist eine Arznei- und Verbandmittelverwaltung für königliche Rechnung getreten, und zu dem Behufe bei der Generalmilitärkasse, unter einem besonderen Titel und Abschnitt, eigens ein Fonds dafür gebildet. In den Garnisonlazarethen wird das Bedürfniß durch Lazarethapotheken, auf Friedensmärschen und im Felde, durch entsprechend eingerichtete und gefüllte Arznei- und Bandagenbehältnisse sicher gestellt.

Was nun die Lazarethapotheken betrifft, so haben die gemeinschaftlichen Garnisonlazarethe, die Lazarethe einzelner Regimenter, Bataillone, Jäger- und Schützenabtheilungen, die Stabslazarethe der Kavallerieregimenter ein jedes derselben eine eigene Dispensiranstalt, welche zu den Gesammteinrichtungen eines Lazareths gehört. Einzelne oder detachirt stehende Kompagnien oder Eskadrons sind mit keiner eigenen Dispensiranstalt, sondern nur mit den nothwendigsten, zum Dispensiren erforderlichen Utensilien versehen. Der nöthige kleine Vorrath von Arzneien und Verbandmitteln ist der Obhut der Chirurgen solcher Kompagnien oder Eskadrons anvertraut. Landwehrbataillone, Invalidenkompagnien oder deren Abtheilungen werden, in sofern sie in Orten garnisoniren, in welchen eine Dispensiranstalt besteht, aus dieser arzneilich verpflegt. — Das Lokal der Dispensiranstalten richtet sich, in Bezug auf seine Größe, nach der der Lazarethe. In größeren Lazarethen besteht es aus einer Stube, einer Kammer und einer kleinen Küche nebst dem nöthigen Keller- und Bodenraum. Gleichzeitig werden in den Apotheken auch die Verbandmittel aufbewahrt. An Orten, wo mehre Lazarethe sind, ist, wenn die Entfernung derselben von einander nicht zu groß, nur eine Dispensiranstalt eingerichtet.

Was die innere Einrichtung und Ausstattung der Lazarethapotheken betrifft, so gehören hier-

her: a) die zur Aufbewahrung, Zubereitung und Dispensirung der Arzneien nothwendigen Utensilien; b) die Arzneien selbst; c) die Verbandmittel und d) die zur Verabreichung der Arzneien und anderen, die Arzneiverpflegung angehenden Zwecken erforderlichen Nebenbedürfnisse, als Gläser, Pfropfen, Bindfaden, Papier u. s. w. Die Ausstattung der Dispensiranstalten mit den für nöthig erachteten Geräthschaften u. s. w. zeigt sich, mit Rücksicht auf das lokale Bedürfniß und die Größe der Lazarethe, überall qualitativ möglichst gleichförmig. Taschenverbandzeuge, chirurgische Instrumente zu Operationen, Maschinen zur Einrichtung von Luxationen u. s. w. muß jeder obere Militärarzt sich aus eignen Mitteln verschaffen und erhalten; auch müssen dieselben von ihm mit ins Feld genommen werden. Eben so hat jeder Kompagnie- und Eskadronschirurg das chirurgische Taschenverbandzeug auf eigene Kosten zu halten. Dagegen werden auf Kosten des Staates beschafft und für Rechnung des Arzneifonds stets in brauchbarem Zustande unterhalten: 1) Schröpfapparate; 2) Verbindzeuge für die Chirurgengehülfen, von denen jedes in einer ledernen Tasche eine Scheere, eine anatomische Pincette, eine Myrtenblattsonde und einen Pflasterspatel enthält. — Die allgemeine Aufsicht über die Lazarethapotheken liegt den Lazarethkommissionen ob; die specielle führen die ärztlichen Mitglieder der Kommissionen. Der für den Lazarethhaushalt ausgesetzte eiserne Vorschuß ist auch auf die Arzneiversorgung berechnet, und alle, sich auf Arzneien und Verbandmittel beziehenden Geldeinnahmen und Ausgaben müssen, zur Erhaltung der Ordnung, durch das Kassenjournal des Lazareths laufen. Bei Anschaffung und Ergänzung von Utensilien, Arzneien, Bandagen u. s. w. hat das ärztliche Mitglied der Lazarethkommission (in sofern dasselbe nämlich zugleich ärztlicher Vorstand der Dispensiranstalt ist) vorzugsweise mitzuwirken; besonders aber liegt ihm die Beurtheilung der Qualität der empfangenen Arzneien und die gute Aufbewahrung, Zubereitung und Dispensirung derselben, so wie die Sorge ob, daß die Arzneien und Verbandmittel, nach Maßgabe der Krankenzahl des Lazareths, in gehöriger Quantität vorräthig sind, daß der höchste Grad von Ordnung und Reinlichkeit in der Dispensiranstalt obwalte, daß das Wiegen und Dispensiren der Arzneien mit der größten Genauigkeit geschehe, daß die Gifte unter Verschluß stehen, überhaupt Alles vermieden werde, wodurch Irrungen in der Zubereitung der Arzneien und Nachtheile für die Kranken entstehen können. Zu Gehülfen bei diesem Geschäfte erhält der Militärarzt, je nach der Größe des Lazareths, den wachthabenden Chirurgen allein, oder diesen und noch einen aus den übrigen Kompagnie- oder Eskadronschirurgen zu wählenden besonderen Gehülfen. Wo zwei Chirurgen als Gehülfen in der Lazarethapotheke beschäftigt sind, müssen beide zwar zur Zubereitung und Dispensirung der Arzneien herangezogen werden; dem einen ist aber besonders das Rechnungswesen, dem anderen die Instandhaltung der Dispensiranstalt selbst übertragen. In soweit militärpflichtige Pharmaceuten ihre Militärpflicht, statt mit den Waffen, durch einjährigen freiwilligen Dienst in den Dispensiranstalten ablösen wollen, werden die hierzu überwiesenen Individuen als Apothekergehülfen vorzugsweise in den Dispensiranstalten der größeren Garnisonlazarethe, und demnächst auch in den Dispensiranstalten einzelner Regimentslazarethe angestellt, wo sie, gleich den in den Lazarethen beschäftigten Kompagnie- und Eskadronschirurgen, unter der allgemeinen Aufsicht der Lazarethkommission und unter der speciellen des verantwortlichen, ärztlichen Vorstandes der Dispensiranstalt, mit dem Dispensiren der Arzneien und dem darauf Bezug habenden Rechnungswesen beschäftigt werden. Neben einem solchen Pharmaceuten müssen jedoch immer noch wechselsweise einer oder zwei aus der Zahl der Kompagnie- oder Eskadronschirurgen zum Dienste in der Dispensiranstalt herangezogen werden, damit diese sich, unter Anleitung der Pharmaceuten, in dem Dispensiren der Arzneien die nöthige Kenntniß und Fertigkeit erwerben, so daß sie sich im Kriege und auf Märschen, und überhaupt wenn ihnen kein Pharmaceut zur Seite steht, auch allein zu helfen wissen. Der Bandagenverkehr in der Dispensiranstalt und die Anfertigung der Verbandmittelberechnung bleibt stets, auch wo Pharmaceuten angestellt sind, Sache des Kompagnie- oder Eskadronschirurgen. — Die wachthabenden Kompagnie- und Eskadronschirurgen, welche als Apothekergehülfen herangezogen werden, erhalten, neben der Lazarethzulage, eine Remuneration von 15—25 Silbergroschen monatlich. Werden in größeren Lazarethen nicht wachthabende Chirurgen, welche als solche keine Lazarethzulage beziehen, als Apothekergehülfen benutzt, so wird ihnen eine monatliche Remuneration von einem Thaler 10 Silbergroschen ausgezahlt. Die einjährigen freiwilligen Pharmaceuten, welche in den Dispensiranstalten als Apothekergehülfen angestellt sind, werden für ihre Dienste in der Dispensiranstalt, durch welche sie eben ihrer Militärpflicht genügen, nicht besonders remunerirt. — Die bei den Truppen zu Chirurgengehülfen auszubildenden Leute werden in der Dispensiranstalt dergestalt beschäftigt, daß sie hier, unter der Leitung und Aufsicht der Pharmaceuten und Chirurgen, die Anfertigung von Infusionen, Dekokten und anderen einfachen Zubereitungen, so wie auch das Signiren der Arzneien u. s. w. besorgen. Außerdem werden sie noch mit der Reinhaltung der Apothekenutensilien und der Dispensiranstalt überhaupt, so wie mit Reinigung der Medicingläser und ähnlichen Handreichungen beauftragt. — Die Annahme besonderer Apothekerarbeiter ist in der Regel nicht nothwendig; meist wird dieselbe durch die Dienstleistungen der Chirurgengehülfen und nöthigenfalls der Krankenwärter überflüssig gemacht.

Was die Anschaffung der Arzneien betrifft, so geschieht diese theils aus städtischen Apotheken, theils aus Droguenhandlungen und chemischen Fabriken und aus Materialhandlungen oder durch anderweitigen Ankauf; jedoch müssen die Arzneien in der Regel in einem zur weiteren

Dispensirung vollkommen vorbereiteten Zustande entnommen werden. Das ärztliche Mitglied der Lazarethkommission hat sich von Droguenhandlungen und chemischen Fabriken Preiskurante zu verschaffen; auch die Intendanturen müssen sich von den laufenden Preisen der Medicinalwaaren in fortgesetzter Kenntniß zu erhalten suchen, um davon, bei der ihnen obliegenden administrativen Kontrole Gebrauch machen zu können. Wenn ein städtischer Apotheker die Lieferung der aus Droguenhandlungen und chemischen Fabriken zu entnehmenden Arzneigegenstände, nach den in den Preiskuranten angesetzten Preisen, gegen einen billigen, von dem Generalarzte des Corps zu beurtheilenden Anschlag übernehmen will, so gebührt ihm vor dem Droguisten der Vorzug. Der Beurtheilung der Lazarethkommissionen und Militärärzte bleibt es überlassen, zu bestimmen, ob der jedesmalige Bedarf von Blutegeln aus den städtischen Apotheken zu entnehmen, oder von Blutegelhändlern ein Vorrath anzukaufen sey. — Mit dem städtischen Apotheker hat die Kommission wegen des Rabatts und anderer zu beobachtender Sparsamkeitsregeln einen Kontrakt abzuschließen, welcher zunächst dem Generalarzte des Corps, behufs der Prüfung und Anerkennung der Zweckmäßigkeit in ärztlich-technischer Hinsicht, hierauf aber der Intendantur zur Konfirmation zuzustellen ist. Sind mehre Apotheker am Orte, so muß demjenigen die Lieferung der Arzneien überlassen werden, welcher bei sonst gleichstehendem Vertrauen den größten Rabatt und die vortheilhaftesten Bedingungen überhaupt gewährt. Dem ärztlichen Vorstande der Lazarethapotheken bleibt es überlassen zu bestimmen, welche von den in die Pharmacopoea militaris aufgenommenen Arzneien ausgewählt, und in welcher Quantität sie angeschafft werden sollen. Jedenfalls ist aber der Grundsatz festzuhalten, daß Arzneien, welche selten gebraucht werden und außerdem durch langes Aufbewahren an ihrer Wirksamkeit verlieren, entweder gar nicht, oder doch nur in solchen Quantitäten, deren baldiger Verbrauch abzusehen ist, vorräthig gehalten werden. Die Arzneien sollen übrigens, wie schon oben angeführt, in einem zum Dispensiren vollkommen vorbereiteten Zustande entnommen werden. Es soll mithin das Zerschneiden, Stoßen und Pulverisiren der Kräuter, Wurzeln, Rinden und solcher Gegenstände, deren Zerkleinerung mit Schwierigkeiten verbunden ist, und wozu die vorhandenen Utensilien nicht hinreichen, in Dispensiranstalten eben so wenig vorgenommen werden, als die Zubereitungen von Tinkturen, Extrakten, Pflastern, Salben und aller solcher Arzneien, zu deren Anfertigung eine besondere Kunstfertigkeit nöthig ist. Es sollen in den Dispensiranstalten nur Dekokte, Infusionen, Salzauflösungen, Mixturen, Emulsionen, Linimente und ähnliche Zubereitungen, bei welchen es keiner besondern technischen Fertigkeit, sondern nur Aufmerksamkeit und Beachtung der ärztlichen Vorschrift bedarf, angefertigt werden, wohin denn auch die Selbstbereitung des Spiritus sulphurico-aethereus, des Spiritus camphoratus, der verschiedenen Species und ähnlicher Zusammensetzungen, so wie das Mischen der Pulver und deren Dispensirung gehören. Pillen werden jedesmal aus der städtischen Apotheke entommen. In solchen Dispensiranstalten, wo Pharmaceuten angestellt sind, kann jedoch das Dispensiren und Zubereiten der Arzneien in größerer Ausdehnung geschehen, so daß auch Tinkturen, Salben, Pflaster u. dgl., soweit die vorhandenen Geräthschaften dazu ausreichen, in der Dispensiranstalt selbst angefertigt werden.

Was die Beschaffung der Verbandmittel betrifft, so werden die einfachen Binden, eben so Binden, bei deren Anfertigung kein künstliches Nähen erforderlich ist, in der Dispensiranstalt selbst von den Chirurgen und Chirurgengehülfen, unter Aufsicht des oberen Militärarztes angefertigt. Kompressen und Charpie werden meist aus den alten, in den Kasernen und Lazarethen unbrauchbar gewordenen leinenen Gegenständen, welche von Ansteckungsstoffen frei und rein gewaschen sind, bereitet. Dergleichen unbrauchbar gewordene leinene Gegenstände werden den Dispensiranstalten von den Intendanturen unentgeldlich überwiesen. Die Charpie wird aus der alten Leinwand von dazu passenden, nicht mit Ansteckungsstoffen behafteten Kranken und Rekonvalescenten angefertigt, welche dafür eine Vergütung von 1—2 Sgr. für das Pfund, nach der Güte der Charpie und der Feinheit des Gewebes, erhalten. Künstliche Binden, Bruchbänder, Suspensorien u. s. w. werden von Instrumentmachern und Bandagisten bezogen. — Alle von Seiten des ärztlichen Vorstandes der Dispensiranstalt geforderten Nebenbedürfnisse werden von der Lazarethkommission da, wo sie am wohlfeilsten zu haben sind, angekauft und der Lazarethapotheke überliefert.

Würdigen wir nach dieser vorausgeschickten, allgemeinen Betrachtung der Lazarethapotheken die Ausstattung und innere Einrichtung derselben genauer, so zeigt sich, daß besonders von den zur Zubereitung von Arzneien erforderlichen Utensilien nur die allernothwendigsten vorhanden sind, so daß sich dadurch die Pharmaceuten — fast in allen größeren Lazarethapotheken sind jetzt, zum nicht geringen Vortheil der Kranken, Lazarethapotheker angestellt — oft gehemmt sehen, die Anfertigung von Arzneien in größerer Ausdehnung vorzunehmen.

Was die Arzneimittel selbst betrifft, so läßt sich gegen die Auswahl derselben nichts einwenden. Es mußte bei Versorgung der Lazarethapotheken mit Arzneien hauptsächlich von dem Grundsatze ausgegangen werden, daß der Militärarzt in der Auswahl der Mittel nicht so sehr beschränkt u. in seiner Wirksamkeit als Arzt nicht gelähmt werde; wiederum war es nicht zuläßig, dieselbe mit allen in den Civilapotheken vorhandenen Arzneimitteln zu versehen. Die Militärpharmakopoe ist so reichlich ausgestattet, daß mit den darin aufgenommenen Mitteln allen Indikationen bei den Kranken genügt werden kann. Auch ist der Militärarzt keinesweges streng an die in der Militärpharmakopöe verzeichneten Mittel gebunden, sondern kann ausnahmsweise, sobald die Gründe dazu gehörig

motivirt sind, jedes andere Mittel in Gebrauch ziehen. Wie es eines jeden Arztes Pflicht ist, so besonders des Militärarztes, die Preise der Arzneien genau zu kennen, um, wenn solches unbeschadet der baldigen Wiederherstellung der Kranken geschehen kann, wohlfeilere Mittel anstatt der theuern anzuwenden. Indifferente, zur Heilung nicht nothwendige Mittel, theure destillirte Wässer und Syrupe dürfen nicht verordnet werden. Ueberhaupt sind die Arzneien so viel als möglich in solchen Formen zu verordnen, die in den Dispensiranstalten selbst angefertigt werden können, und alle diejenigen Formen zu vermeiden, durch welche, ohne die Wirksamkeit der Arznei zu steigern, nur der Preis erhöht wird, und zu deren Zubereitung viel Zeit erforderlich ist. So werden die bitteren Elixire, wegen der hohen Preise der Extrakte, in sofern letztere in den M.n nicht selbst bereitet werden, in den meisten Fällen durch die starken bitteren Infusa, wozu die Pharmacopoea militaris die Vorschrift enthält, ersetzt werden können. Ferner hat sich in Fällen, in welchen die Chinarinde nicht in Substanz angewendet werden kann, nach den bisherigen Erfahrungen das Decoctum chinae regiae cum acido muriatico paratum nützlich bewiesen; es enthält, wenn es vorschriftmäßig bereitet wird, neben dem Chinio muriatico auch die übrigen, durch Wasser herauszuziehenden Bestandtheile der Chinarinde, und kann daher häufiger an der Stelle des theueren Chinini sulphurici benutzt werden. Die Reiterationen werden, sobald zum Dispensiren der Arzneien Gefäße erforderlich gewesen, diese in die Dispensiranstalt zurückgesandt, und auch, wenn der Arzneigebrauch aufgehört hat, zurückgegeben. Alle Verordnungen nun müssen deutlich, nicht mit Zahlen und Charakteren, sondern mit Buchstaben geschrieben seyn. Würde diese Vorschrift auch von Civilärzten, von denen manche ältere sich aus Bequemlichkeit immer noch nicht von den Zeichen trennen, befolgt, so würde mancher, durch die Art des Verschreibens herbeigeführte Irrthum vermieden werden.

Eine Verfügung des k. preuß. Ministeriums der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten vom 24. Mai 1829 darf hier nicht übergangen werden. Es werden nämlich durch dieselbe auch die Civilärzte aufgefordert, wenn sie in den Fall kommen für kranke Militärs auf Staatskosten Arzneien zu verschreiben, sich hierbei nach der Militärpharmakopöe zu richten. — Gestehen wir nun nochmals gern ein, daß die Lazarethapotheken mit Medikamenten reichlich genug ausgestattet sind, so scheint uns dagegen die Art und Weise des Entnehmens mancher Arzneistoffe, ja sogar der allerwichtigsten und wirksamsten Präparate von Droguisten nicht eben die zweckmäßigere zu seyn. Allerdings ist der Droguist im Stande, die meisten Präparate viel billiger zu liefern, als sie der Stadtapotheker, der doch immer nur verhältnißmäßig kleinere Quantitäten bedarf, selbst herzustellen im Stande ist; dessen ungeachtet ist letzterer verpflichtet, sich die meisten der wichtigsten Präparate selbst zu bereiten. Gesetzt aber auch, er thäte dies nicht, so ist er doch sicherlich so gewissenhaft, die aus chemischen Fabriken u. s. w. bezogenen Präparate vor ihrer Anwendung genau zu prüfen. Wie kann dies aber in den Lazarethapotheken geschehen? Alle Reagentien, Lakmuspapier selbst nicht ausgenommen, fehlen, und oft besitzen weder die jungen Pharmaceuten, da diese sich meist erst, nachdem sie ihrer Militärpflicht genügt, dem eigentlich wissenschaftlichen Theile der Pharmacie hingeben, noch viel weniger aber die vorgesetzten Aerzte, durch welche erstere kontrollirt werden sollen, die zu dergleichen Untersuchungen nöthigen Kenntnisse der analytischen Chemie. Wissen wir ferner, wie sehr selbst erfahrene Apotheker bei dem Entnehmen von Droguen, wie der Rad. sarsaparillae, Cort. Chin., des Moschus, der ätherischen Oele u. s. w., wenn sie dieselben gut und unverfälscht haben wollen, auf ihrer Hut seyn müssen, so erscheint selbst das Entnehmen mancher rohen Arzneistoffe von Droguisten für die Dispensiranstalten, da in diesen die genaure Untersuchung wegfällt, nicht eben rathsam. Man kann dagegen einwerfen, daß von den Apothekern, welche die Lieferungen für die Dispensiranstalten besorgen, meist, sogar fast stets, auch die mit dem Namen Droguen bezeichneten Mittel entnommen werden. Die Droguenpreise sind aber zu niedrig, als daß der Apotheker zu diesen Preisen selbst angefertigte Präparate und rohe Arzneistoffe, falls er letztere nicht in sehr großer Menge konsumirt und deshalb billiger einkauft, von derselben Qualität, wie er sie in seiner Offizin hält, an die Lazarethapotheke liefern könnte. Ein kleiner Vortheil würde also auch dem Stadtapotheker bei dem Entnehmen der sogenannten Droguen gesichert werden müssen, und könnte die daraus entspringende Mehrausgabe leicht auf andere Weise gedeckt werden. Mit welcher geringen Mühe könnten nicht in den Dispensiranstalten, was bis jetzt noch in keiner einzigen geschehen, mehre, sogar alle in die Pharmacopoea militaris aufgenommenen Unguente, um nur diese anzuführen, angefertigt werden? Es bedarf dazu nur weniger Geräthschaften, deren etwaige Anschaffung sich gewiß verinteressiren würde. Die Bereitung der Unguente kann dem Lazarethapotheker dreist überlassen werden, und zu dem rein Mechanischen bei der Anfertigung derselben, wie zum Agitiren, eignen sich die Chirurgengehülfen, deren Existenz wir übrigens keineswegs das Wort reden wollen. Die Anfertigung von dergleichen Medikamenten kann um so eher von den Lazarethapothekern gefordert werden, da diese bis jetzt nur wenige Stunden des Tages in den Dispensiranstalten zu arbeiten verpflichtet sind. — Was nun die Fortschaffung und Ergänzung der den Truppen auf Friedensmärschen und im Kriege mitzugebenden Arzneien und Bandagen betrifft, so müssen wir bemerken, daß, so lange bei der preußischen Armee die Medicingelder-Einrichtung bestand, es dem obern Militärarzte eines Truppentheils oblag, sich bei Friedensmärschen und beim Ausrücken ins Feld mit den erforderlichen Arzneien und Bandagen zu versehen und für den Ersatz der

verbrauchten Gegenstände selbst Sorge zu tragen. Der Staat lieferte ihm bloß die Transportmittel zur Fortschaffung der Behältnisse, in denen er die Arzneien und Bandagen mit sich führte und welche sein Eigenthum waren. Mit der bei der Armee eingeführten neuen Arzneiverpflegung ist nun auch die Sorge für die Anschaffung und Unterhaltung der Arznei- und Bandagenbehältnisse, so wie der unentbehrlichsten Utensilien zum Dispensiren der Arzneien, nicht minder auch die Sorge für die erste Füllung und die Ergänzung der abgängig werdenden Arzneien und Bandagen, auf Friedensmärschen und im Kriege, der Militärverwaltung anheim gefallen. — Um es nicht ferner der Willkühr eines jeden obern Militärarztes zu überlassen, mit welchen Arzneien und Bandagen, und in welchen Qualitäten er sich bei Friedensmärschen und beim Ausrücken ins Feld versehen will, so sind die dahingehörigen Gegenstände und deren Quantitäten vorgeschrieben, mit denen jedes Infanteriebataillon, jede Jäger- und Schützenabtheilung, jedes Kavallerieregiment und jede Artilleriebrigade ausgestattet werden soll. — Die Umsicht, mit welcher sowohl die mitzunehmenden Arzneien, Bandagen u. s. w. bestimmt, als auch die Quantitäten derselben festgesetzt wurden, ist nicht zu verkennen. — So ferne bei Friedensmärschen die Ergänzung der abgängig werdenden Arzneien und Bandagen aus der Dispensiranstalt einer jeden Garnison, welche der betreffende Truppentheil auf dem Marsche berührt, Statt finden kann, und dergleichen Märsche überhaupt nur kurz sind, bedarf es für diese einer so vollständigen Ausstattung nicht, als solche für den Krieg erforderlich ist, es ist daher in den betreffenden Vorschriften hierauf Rücksicht genommen. — Eben so wie die Quantität der mitzunehmenden Arzneien und Bandagen, sind auch die Mittel zur Fortschaffung derselben der jedesmaligen darauf angewiesenen Truppenzahl angepaßt. So erhält z. B. jedes Infanteriebataillon einen Medicin- und einen Bandagenkasten, welcher letzterer so eingerichtet ist, daß die vom obern Militärarzte mit zu nehmenden chirurgischen Instrumente zugleich mit darin Platz finden. Jede Pionirkompagnie hingegen erhält einen kleinen Medicinkasten, der zugleich die Bandagen mit aufnimmt. Der Aufbewahrungsort für die Medicinkasten ist die Dispensiranstalt der Garnison, von der sie auch inventarisirt und wohin sie nach jedesmaligem Gebrauche zurückgeliefert werden, wobei dafür gesorgt wird, daß der Arzt die etwa zerbrochenen oder abhanden gekommenen Stücke sofort wieder ergänzen muß. Auf Friedensmärschen werden die nöthigen Bandagen in dem Deckel des Medicinkastens mit fortgebracht, die Bandagenkasten somit überflüssig gemacht. — Was die Fortschaffung der vorschriftsmäßig jedem Kompagnie- und Eskadronschirurgen auf Friedensmärschen und im Kriege mitzugebenden Arzneien und Bandagen anlangt, so werden zu dem Ende den Kompagniechirurgen Tornister mit einer dem besondern Zwecke entsprechenden innern Einrichtung, dem Eskadronschirurgen aber, statt der früheren Pistolenhalfter, zwei Medicin- und Verbandtaschen verabreicht. — Bei Friedensmärschen nun wird die erste Ausstattung der Medicinkasten und der Chirurgentornister und Taschen mit Arzneien und Bandagen aus der Dispensiranstalt der Garnison entnommen. Was die während der Abwesenheit aus der Garnison nothwendig werdende Ergänzung des Abgangs anbetrifft, so werden die Vorräthe der Kompagnie- und Eskadronschirurgen aus den Medicinkasten des Truppentheils, die Abgänge des letztern aber aus den Dispensiranstalten derjenigen Garnisonen, welche auf dem Marsche berührt werden, oder in deren Nähe der Truppentheil kantonirt, ergänzt. Bei zu weiter Entfernung von einer Dispensiranstalt, oder wo der Ersatz sehr dringend ist, wird das Fehlende aus der nächsten Civilapotheke angekauft. — Im Kriege findet innerhalb des Landes dasselbe Verfahren Statt. Jenseits der Landesgränzen jedoch wird der Bedarf aus den Feldapotheken der Armee und, wenn diese mit ihren Beständen den Forderungen nicht genügen können, oder wo Gefahr im Verzuge ist, aus irgend einer Civilapotheke gegen baare Zahlung, oder wie es sonst der Kriegsgebrauch innerhalb feindlichen Gebiets rechtfertigt, beschafft. Auf Friedensmärschen werden die Medicinalkasten auf den Vorspannwagen, welche zum Transport der Offizierequipagen, Löhnung u. s. w. gegeben werden, fortgeschafft. Während der Abwesenheit des Truppentheils aus der Garnison befindet sich der Medicinkasten stets im Quartiere des vorgesetzten Militärarztes, oder desjenigen Chirurgen, der dessen Stelle versieht. — Beim Marsche ins Feld erhält jedes Infanteriebataillon u. s. w. einen einspännigen, zweirädrigen Medicinkarren, auf welchem der Medicin- und Bandagenkasten fortgeschafft wird.

Noch sind die Feldapotheken zu erwähnen. Sowohl jedes bewegliche, als jedes Hauptfeldlazareth besitzt eine Feldapotheke mit den dazu nöthigen Wagen, Standgefäßen, Personale u. s. w. Die Ausstattung der größern Feldlazarethapotheken mit vollständigen Destillirapparaten, Blasen, Helm u. s. w., mit großen eisernen Mörsern, überhaupt mit fast allen zum Betriebe der Apothekerkunst nöthigen Utensilien, erlaubt die Bereitung der Arzneien in größter Ausdehnung. — Durch das Feldlazarethreglement vom 16. Sept. 1787 sind die in den Feldapotheken vorräthig zu haltenden Arzneien und deren Qualitäten vorgeschrieben. Sechsspännige Apothekenwagen sind bestimmt, Arzneien und Apothekenutensilien fortzuschaffen. — Die ganze Armee nun hatte, nach dem Feldlazarethreglement von 1787, 2 Oberfeldapotheker, 4 Provisoren oder Reisefeldapotheker, 40 Unterapotheker und 10 Handarbeiter erhalten. — Die ganze Einrichtung der Feldapotheken dürfte, bei dem Ausbruche eines Krieges, wohl manchen Modifikationen unterworfen werden, da sie schwerlich dem jetzigen Stande weder des Militärmedicinal-, noch Apothekenwesens entsprechen möchte.

Militärarzt (Med.), s. **Militärheilkunde**.

Militärbedürfnisse, s. v. a. **Kriegsbedürfnisse**.

Militärchirurgie (Med.), s. **Militärheilkunde**.

Militärdenkzeichen (Militärw.), 1) s. v. a. Kriegsdenkzeichen; — 2) s. v. a. Verdienstmedaille.

Militärdienstzeichen, Kreuz oder sonstiges Zeichen an einem Bande auf der Brust getragen, für mehrjährige (meist 10-, 20- oder 25jährige) Dienstzeit für Militärs. Meist ist das für Offiziere ein andres als das für Unteroffiziere oder Soldaten.

Militärehre, s. **Honneurs**.

Militärehrenzeichen, 1) s. v. a. Kriegsdenkmünze; — 2) s. v. a. Militärdienstzeichen; — 3) s. v. a. Verdienstmedaille.

Militäretat, s. v. a. Kriegsetat.

Militärgeographie, Erd- und Länderkunde, welche ihr Objekt nicht in der gewöhnlichen Weise, sondern in Rücksicht auf die Kriegsführung behandelt, also vorzugsweise bei solchen Gegenständen verweilt, welche bei kriegerischen Operationen in Betracht zu kommen pflegen. Die M. beschäftigt sich demgemäß vor Allem mit den Gestaltungen des Terrains, verfolgt also den Zug der verschiedenen Gebirge, betrachtet deren Beschaffenheit aus strategischem Gesichtspunkte 2c., namentlich ihren Abfall in die Ebene herab, den Anbau derselben und den durch die Höhenzüge bedingten Abfluß der Gewässer. In stetem Hinblick auf die Höhenzüge beschreibt sie ferner die Straßen, Wege, Stege und Pfade jeglicher Art, die Gebirgspässe und sonstigen Gebirgsübergänge, die Thäler und Schluchten und deren Wichtigkeit für die Kriegsführung. Dann verfolgt sie den Lauf der einzelnen Gewässer von ihren Quellen an, nimmt besonders auf die Punkte, wo eines in das andere mündet, Rücksicht, erörtert auch deren Breite, Tiefe, Gefälle, so wie deren Schiffbarkeit, gibt die Punkte an, wo Brücken oder Fähren sind, gibt auch Aufschluß über deren Bauart und sonstige Beschaffenheit, verbreitet sich weiter über die Möglichkeit des Ueberganges über Flüsse an diesem oder jenem Punkte, beleuchtet die Beschaffenheit der Ufer, so wie sie auch auf etwaige Inseln und Auen, welche sich in einigen Flüssen befinden, den Blick hinlenkt und untersucht, in wie fern dieselben für militärische Operationen von Wichtigkeit seyn können. Mit allem diesem verbindet aber die M. die detaillirte Darstellung des Landes als Boden und die Darlegung seiner Produktion zum Unterhalt von Armeen; sie folgt den verschiedenen Straßenzügen nach allen Richtungen hin, gibt über deren Beschaffenheit in Rücksicht auf die verschiedenen Kriegszwecke, die anliegenden Wälder, Landseen, Moräste, Sümpfe, Brüche, so wie über den Grad der Durchschnittenheit (coupirtes Terrain) und Bedecktheit des Bodens den gehörigen Aufschluß und deutet stets die möglichen Positionen an. Die Städte, Flecken, Dörfer, Höfe, Schlösser 2c., zieht sie auf andere Art in Betrachtung, als die gewöhnliche Geographie, indem sie ihre Anzahl, Größe und Einwohnerzahl nur in so fern berücksichtigt, als die Unterkunft und der Unterhalt marschirender od. kantonirender Truppen dadurch bedingt wird. Sie faßt daher zunächst deren Lage, Bauart nud innere Beschaffenheit ins Auge, gibt Kunde von den in den Ortschaften befindlichen Klöstern, Kirchen, Schlössern und sonstigen größern Gebäuden, welche entweder zur Vertheidigung hergerichtet oder als Magazine, Spitäler, Werkstätten zu militärischen Zwecken verwendet werden können, von der Beschäftigung der Einwohner, ob sie Handel oder Schifffahrt oder sonstige Gewerbe treiben, ob sie Fabriken unterhalten, so wie von der Möglichkeit, in diesen Orten Hülfsmittel für den Krieg oder Arbeiter für militärische Zwecke zu finden. Sie betrachtet also die Ortschaften nicht vom bürgerlichen oder gewöhnlichen statistischen Gesichtspunkte aus, sondern rein in Bezug auf den objektiven Kriegszweck als Unterkunfts-, Halt- und Stützpunkte. Aus diesem Grunde verbreitet sie sich auch über die Festungen, sowohl über die einzelnen, als über die systematische Verbindung derselben. Der M. liegt daher ziemlich dasselbe Netz, wie der gemeinen Geographie zu Grunde; doch füllt sie dasselbe auf andere Art aus, als diese, wie aus dem oben Gesagten sich ergibt. Sie ist für den Strategen die Führerin bei seinen Operationen und Kombinationen zur Erreichung des allgemeinen Kriegszwecks, während die Terrainlehre dagegen dem Taktiker die Kenntniß des Terrains gewährt, deren er im wirklichen Kampf nicht entrathen kann. Die M. ist daher der Strategie ebenso unentbehrlich, wie die Terrainlehre der Taktik. Doch darf hieraus nicht gefolgert werden, daß die M. nicht ein Gemeingut aller wissenschaftlich gebildeten Militärs seyn sollte. So wie vielmehr das Studium der gemeinen Geographie zu der sogenannten allgemeinen Bildung gehört, welche nach den Anforderungen der Gegenwart von jedem Offizier gefordert wird, so darf ihm auch die M. durchaus nicht unbekannt seyn, denn dies würde einen Mangel in seiner speciellen Berufsbildung begründen und seine höhere Brauchbarkeit bedeutend beschränken. — Lit. Hahnzog, Lehrb. der M. in Europa, Magdeb. 1820—1823, 2 Bde.; — Meinecke, Geographie von Europa Erf. 1824.

Militärgesetze, 1) Gesetze, die besonders den Soldaten, dessen Benehmen gegen Vorgesetzte, im Kriege gegen den Feind und gegen die Bürger 2c. betreffen; — 2) s. v. a. Martialgesetze.

Militärgouverneur, s. **Gouverneur**.

Militärgrenze, österreichische. Unter diesem Namen versteht man einen bald breiten, bald schmälern Landstrich, der sich an der ganzen Südgrenze der ungar. Provinzen und Siebenbürgens vom adriat. Meere bis zur Buckowina (von 32° 27′ 50″ — 44° 4′ 0″ östl. Länge und von 44° 7′ 15″ — 47° 36′ 26″ nördl. Breite) hinzieht, so daß diesseits Kroatien, Slavonien, das Banat und Siebenbürgen, jenseits Dalmatien, Türkisch-Kroatien, Bosnien, Serbien, die Walachei u. Moldau liegen. Es ist, nach Marschall Marmonts Bemerkung, ein weitläufiges Lager, dessen militärische Bevölkerung aber, statt unter Zelten, in Häusern lebt und ihre Rekrutirungsmittel bei sich führt. Ihren gesammten

Flächeninhalt schätzt man auf 863 Geviertmeilen mit 1,200,000 Einw. Sie umfaßt 4 Bezirke, die kroatische, slavonische, ungarische und siebenbürgische M. Die kroatische M. enthält 288 Geviertmeilen mit 460,000 Einw. Die Hauptorte sind Ogulin, Karlopago, Ottochan, Zengh (Zeng), die volkreichste und bedeutendste Stadt des karlsstädter Bezirks, am Meere gelegen, mit einem ausgebreiteten Seehandel, Szluin, Belovar, St. Georgen, Glina, Kostainitza. Die slavonische M. ist ein schmaler, nur 1 bis 5 Meilen breiter Landstrich an der Save, welcher sich vom Longaflusse bis Belgrad 70 deutsche Meilen weit erstreckt, ein Flächeninhalt von 139 Geviertmeilen, auf welchem in runder Zahl 250,000 Menschen leben. Dieser Theil der M. enthält die meisten, durch historische Erinnerungen berühmten Orte, Mitrowitz, das alte Sirmium, die wichtigste Stadt der Römer im alten Pannonien, Semlin, das alte Taurunum, nicht weit vom Einflusse der Save in die Donau, Belgrad gegenüber, Karlowitz an der Donau, Peterwardein, Brod an der Save, Alt- und Neu-Gradiska, Tittel am Einfluß der Theiß in die Donau. Die ungarische oder banatische M., mit einem Flächeninhalt von 173 Geviertmeilen u. einer Bevölkerung von 180,000 Einw., hat wenige größere Orte, worunter Pantsava am Temes der volkreichste ist. Außerdem nennen wir Kutin, in dessen Nähe die Ruinen des berühmten Schlosses Kere sich befinden, Karansebes, Mehadia mit vielen römischen Alterthümern in der Nähe, im romantischen Csernathale, die Herkulesbäder, schon den Römern unter dem Namen ad Aquas bekannt, Alt-Orsova am linken Donauufer, Weißkirchen, Neu-Palanka. Die siebenbürgische M., 253 Geviertmeilen mit 170,000 Einw., hat viele wichtige Grenzpunkte, die Pässe von Dobra, Gyemesch, Oylasz, Bodzan oder Busa, Vulkan, der in die Wallachei führt, den berühmten Rothenthurmpaß, der gewöhnliche Weg aus Siebenbürgen nach der Walachei mit Ueberresten der Via julia, Rodna mit Sauerbrunnen und silberhaltigen Bleigruben, Borgo u. s. w. — Die Naturbeschaffenheit der M. ist meistens der der angrenzenden Länder analog. Dieser Langstreifen ist im Westen und Osten gebirgig. Die kroatische und slavonische Grenze gehört größtentheils zum Alpengebirge. Durch die erstere zieht der Hauptstamm der julischen Alpen bis Zengh, wo der Felsen Kleck oder der Oguliner-Kopf eine Meereshöhe von 6500 pariser Fuß erreicht und in senkrechten Wänden abfällt. Vom Szamarberge, nordöstl. von Novi, verzweigt sich ein Ast dieses Hauptstammes in die Viszoka Kosza, das große und das kleine Kapellagebirge. Vom Felsen Kleck aus längs der Seeküste laufen die dinarischen Alpen südostwärts ins türkische Gebiet. Ein Theil ihres Hauptrückens führt den Namen Vellebith oder Vellebich, dessen höchster Gipfel der heil. Berg ist, 786 p. Kl. Andere hierher gehörige Höhen sind der Plicheviʒʒa von 842 p. Kl., der Zernopatz von 699 p. Kl. u. der Komma von 495 p. Kl. Höhe. Fast dieses ganze Gebirg ist karstartiger Natur, voller Risse, Klüfte, Trichter und Versenkungen. Die trichterartigen Vertiefungen haben oft nur wenige Klafter im Durchmesser, oft aber sind sie auch größer gestaltet, zumal in der Likka. Die Gebirge, die sich im warasdiner und Banatbezirke der kroatischen Grenze nähern, gehören den kärnthischen Alpen an. Im Osten wird der Landstrich von den Karpathen durchzogen. Namentlich gehören hieher die Ausläufer der transsylvanischen Alpen, worunter der Mik (5736′) der Vurvupetri, Sztubey, die Pojana Paslicza, der Szemenik (4571′) der Szarko (6939′), der Gugu (7233′). Der Hauptrücken der siebenbürgischen Alpen zieht sich bis an den Berg Allion bei Orsova, an der Donau, wo er mit der serbischen Alpenverzweigung zusammentrifft. Besonders treten vom Berge Moravul, der die Südwestecke Siebenbürgens bildet, zwei Arme aus, von denen der eine nordwestlich bis an die Maros gegen Arad, der andere südwestlich strebt und sich in mehren Zweigen über Boghan, so wie gegen Weißkirchen in die Südkrümmung der Donau ausdehnt. Auf der kroatischen und siebenbürgischen Grenze gibt es einige schöne Thäler, so wie man in verschiedenen Gegenden auch Berghöhlen und Grotten trifft. Die slavonische und der Westtheil der Banatgränze sind größtentheils ebenes Land. Bemerkenswerth ist in letzterer die Sandwüste Bieloberdo (5 Stunden lang und 5 Stunden breit). Das ältere Kalkstein- (Alpenkalkstein-) und das Sandsteingebilde ist fast überall vorherrschend. Schöne Gegenden sind das Likkathal in der karlstädter Grenze, das Kesselthal Korbawia, die freundliche Zermagna, das schmale Unnathal, das Koreniczathal, das Thal Almas an der Nera, die Thäler von Hatzeg und Gyergyö. Reizend sind auch die Gegenden um Mehadia, Karansebes, das Donauthal bei Orsova und ein Theil der Fruska Gora in Syrmien. Sehr merkwürdig ist die Doppelhöhle bei Thuin in der großen Kapella, die Tropfsteinhöhlen von Perussich und St. Peter, die Räuberhöhle bei Mehadia, die veteranische Höhle an der Donau. Die bedeutendsten Pässe liegen in der siebenbürger Grenze und sind schon genannt worden. — Das Wasser ist sehr ungleich vertheilt. Im Westen berührt das adriat. Meer mit dem Morlakenkanal das Land; die Flüsse der karlstädter Grenze verlieren sich zum Theil unter die Erde, um hier ihren Abfluß ins Meer zu nehmen, z. B. die Likka, die fünfarmige Gaczka ꝛc. In den übrigen Theilen ist die Donau der Hauptfluß. Sie betritt bei Peterwardein das Grenzland, scheidet, südöstlich fließend, die slavonische von der banatischen Grenze, empfängt auf diesem Wege links die Theiß, rechts die Sau (Save) und setzt dann als Grenzfluß zwischen der banater Grenze und Serbien ihren Lauf östlich über Orsova nach der Walachei fort. Sie scheidet auf 28½ Meilen den österr. Staat vom osmanischen. Nach Aufnahme der Sau bei Belgrad wird sie zu einem ungeheuern Wasserkanal von 1270 Schritten Breite; sie wird aber, indem sie in voller Majestät nach Osten strömt, durch Felsen immer mehr zusammengedrängt, bis sie am eisernen Thor nur noch 80 Kl. Breite hat und so reißend wird, daß sie selbst dem Eisen das Untersinken in ihr

Gewässer versagt; erst bei Orsova wird sie wieder 330 Klafter breit. Bei Golubacz in Serbien ragt aus dem Strome eine scharfe Felsenspitze über das Wasser hervor; weiter abwärts, unterhalb des serbischen Dorfes Dobra, liegt der Strudel von Tachtali, wo Klippen quer durch den Strom setzen und gleich unter diesem stößt man auf die merkwürdige Felslage, welche unter dem Namen des eisernen Thores oder Demirkapi bekannt ist. Eine halbe Stunde unterhalb Tachtali, erzählt von Pirch, verengt ein von der serbischen Seite weit vorspringender Felsgrat die Donau bis auf 200 Schritte. An der österreichischen Seite fällt die Felswand breit und senkrecht zum Strome ab; das Gebirg an dieser Seite, von Tachtali bis Demirkapi, heißt Alibeg (Fürst Ali); ein kolossales Felsenhaupt, weiß und weithin schimmernd, hat diesem Namen den Ursprung gegeben. Der Strom schießt mit mächtiger Gewalt durch die Enge des eisernen Thores und breitet sich gleich jenseits schnell rechtshin aus. Für kleine Fahrzeuge mit geschickten Fährleuten stromabwärts ist die Gefahr so groß nicht. Die Serben nennen dieses eiserne Thor Gornje Djerdap, das obere, zum Unterschiede von dem Donje Djerdap, welches sich weiter hinab, zwischen Orsova und Kladowa befindet. Die Drau (Drawe) durchströmt einen kleinen Theil des Landes im Norden der kroatischen Grenze und die Sau trennt zuerst die kroatische Banatgrenze von Provinzial-Kroatien, dann auf ihrem fernern Laufe bis zur Mündung in die Donau bei Semlin die slavonische Grenze von Türkisch-Kroatien, Bosnien und Serbien. Von den Nebenflüssen der Sau gehören die Kulpa und Unna hierher; erstere scheidet die kroatische Grenze von Provinzial-Kroatien, letztere von Türkisch-Kroatien. Die Sau trennt auf etwa 68 Meilen den österreichischen Staat von der Türkei und fällt am Sauspitz unterhalb Semlin in die Donau. Der westliche Theil des Militär-Landstrichs grenzt auf einer Strecke von 15 Meilen Länge an das adriatische Meer, und zwar an den morlakischen oder Gebirgskanal, d. i. eine Meerenge, welche das Festland von den dalmatischen Inseln Pago und Arbe trennt. Längs der Küste streicht das durchhöhlte Kalkgebirge Vellebith, in dessen Innern sich die Likka, die Gaczka und die Korenitza verlieren und vielleicht erst durch unterirdische Kanäle das Meer erreichen. Die Zermagna geht nach Dalmatien. Im Osten des Militärgrenzenlandstrichs mündet die mächtige Theiß unterhalb Tittel; weniger bedeutende Flüsse sind die Bega, Temes, Nera und Czerna. Von den siebenbürgischen Karpathen herab eilen durch die M. der Donau zu: der Schyl, die Alt oder Aluta, der Bodza oder Buza, der Tatro und die Bistritza. Die kroatische Grenze hat mehre Wasserfälle, z. B. den unterirdischen Sturz der Dobra, die Fälle der Korana, den Fall der Szluinchicza bei Szluin u. der Plitvicza. Landseen hat nur die kroat. Grenze u. zwar die 8 Plitvicer-Seen u. den Gaczka-See bei Ottochacz. In der slavonischen u. im Westen der Banatgrenze sind viele Sümpfe und Moräste; die meisten findet man an der Sau, Drau, Donau und Theiß. Zahlreich sind die Mineralquellen, vorzüglich im östlichen Theile der banatischen und an der siebenbürgischen Grenze, von welchen einige, wie die schon unter den Römern bekannt gewesenen Herkulesbäder bei Mehadia, unter die ausgezeichnetsten des Kaiserstaats gehören. Obwohl die einzelnen Theile der M., mit Ausnahme des östlichen Siebenbürgens, ziemlich einerlei geographische Breite haben, so ist doch das Klima, in Folge der ungleichen Meereshöhe, sehr verschieden. Am Rauhesten ist das Klima im karlstädter Generalat der kroatischen Grenze, wo zu Gospich die mittlere Temperatur nur 6° 25' Reaumur seyn soll, während sie zu Karlowitz auf 10° und zu Semlin auf 9° 8' Reaumur steigt. An der Meeresküste erreicht nicht selten die Bora (ein Nordostwind) eine außerordentliche Heftigkeit; auch der Westwind (die Tramontana) ist oft stark und der Schifffahrt hinderlich. Die östliche banater und der größte Theil der siebenbürger Grenze haben ein Gebirgsklima; dagegen erfreuen sich die slavonische und die westliche banater Grenze, so wie in Kroatien das südlich gegen Dalmatien geöffnete Thal der Zermagna und der schmale Küstenstrich längs dem Vellebith eines sehr milden Himmels. — Boden und Klima wirken natürlich auf die Fruchtbarkeit des Landes ein. Am unfruchtbarsten ist die karlstädter und siebenbürger Grenze, um so fruchtbarer aber die slavonische Grenze am Fuß der Fruska-Gora. Die Sandwüste Bieloberdo, auf der banatischen Grenze, ist ringsum von sumpfigen Wiesenniederungen oder von fruchtbarer Gartenerde umgeben. Ein Drittel dieser Wüste ist offener Flugsand, zwei Drittel sind mit dünnem Gras bedeckt. Groß und mannichfaltig ist die Produktenfülle in dem Militärgrenzenlandstrich. Aus dem Mineralreich liefert das Land an Bergwerksprodukten (nach einer Durchschnittsberechnung von 1830—34): Silber 386 Mark, Kupfer 137 Ctnr., Blei 2234 Ctnr., Roheisen 6441 Ctnr.; ferner Marmor, etwas Alabaster, Töpferthon, Alaun- und Thonschiefer, Walkererde, Serpentin, Quarz und Quarzsand, Sandstein, Feuerstein, Granaten, Opal, Opaljaspis, natürlichen Schwefel in den Höhlen der Berge Büdös und Balvanyos, Bergtheer, in der siebenbürger Grenze auch Salz ꝛc. Aus dem Pflanzenreiche: Getreide über 6 Millionen Metzen, Wein über 1 Million Eimer, Futtergewächse, und zwar Heu gegen 4 Millionen Ctnr., Holz über 1⅖ Millionen Klafter, ferner Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kürbisse, Melonen ꝛc., Obst, Maulbeerbäume, Flachs und Hanf, Tabak, einige Färbepflanzen. Aus dem Thierreich finden sich alle in Ungarn und Siebenbürgen einheimischen Thiere, vom Geflügel besonders viel Truthühner; ferner verschiedenes Wild, in der slavonischen Grenze viele Wachteln und Lerchen, Meer- und Flußfische, Krebse, eßbare Schnecken, Bienen, Seidenraupen; von schädlichen Thieren viele Raubvögel, im Banat die kolumbaczer Mücken und in manchen Jahren auch Zug-Heuschrecken. Die Einwohner (in 12 Städten, 23 Marktflecken und 2053 Dörfern) sind ihrer Abstammung nach größtentheils Slaven (8—900,000), namentlich

Kroaten, Slavonier und Serben, Illyrier oder Raizen; außerdem Walachen (etwa 150—160,000), Ungarn, Szekler, Deutsche, Klementiner (2000), Zigeuner, Juden, Griechen, Armenier. Ihrem religiösen Zustande nach bekennen sich die meisten christlichen Einwohner theils zur griechisch-nichtunirten, theils zur römisch-katholischen Kirche; weniger zahlreich sind die unirten Griechen und Reformirten, am wenigsten die Unitarier und Lutheraner. Die griechisch-nichtunirte Kirche zählt 438 Pfarreien; das geistliche Oberhaupt ist der Erzbischof in Karlowitz; die römisch-katholische Kirche hat 318 Pfarreien und 2 Lokalkaplaneien, die theils zum Bisthum Zengh und Modrussa, theils zu andern Bisthümern des Provinziale gehören. Die unirten Griechen haben 149 Pfarreien, die Reformirten 83, die Unitarier 10, die Evangelischen 4. Der Likkaner an dem äußersten Südwestende der M. ist groß und schlank, hager und, bei dürftiger Kost in rauhem Lande, hoch aufgeschossen; kleiner, aber doch stark und fest sind die siebenbürgischen Grenzer. Der Slavonier und Serbe ist milder, geregelter und zeigt schon Sinn für geistige Bildung und Künste des Friedens. In der Banatgrenze sind beide Geschlechter von kräftigem, meist hohem Wuchs und regelmäßigem Bau; Augen und Zähne sind schön, die Physiognomien haben den Ausdruck des Muths u. der Kraft, der, je näher dem türkischen Gebiete, mit Wildheit gepaart ist. Die Männer sind schöner als die Weiber, wie bei den Walachen. Nahrung nnd Kleidung sind sehr verschieden. Der Likkaner nährt sich kümmerlich von Haferbrot, die Walachen essen meist Malaj und Käse; Fleisch und Speck sind seltene Speisen. Im mittlern Theil des Grenzlandes herrscht Ueberfluß an Mais, Wein und Fleisch; hier leben die Einwohner besser. Die Kleidung stellt eine fremdartige Bilderschau dar. Die Beamten tragen sich nach der wiener Mode; sonst hat jede Völkerschaft ihre eigene Nationaltracht. Manches Kostum erinnert an die Nähe des Orients. Die bunteste und sonderbarste Tracht haben die Klementiner; bei ihnen sieht man buntfarbige, dicke Strümpfe, eine rothe Kappe mit Quasten; beim Weibe eine Federkrone oder einen schmucken Schleier, plumpe Schuhe aus rohen Häuten. Der Likkaner trägt Hals und Brust offen, im Gürtel die Pistolen, einen Hanschar (Säbel) und eine Tabakspfeife, über dem Rücken eine lange türkische Flinte; bei Regenwetter und im Schnee wirft er einen scharlachrothen Mantel mit Kapuze über. Auch die Weiber tragen Pistole und Messer im Gürtel. Die schlechtesten Wohnungen haben die Walachen, meist elende Hütten. Die Schlafstätte ist mit Maisblättern gefüllt; das Kind liegt in einer schachtelartigen Bettlade. Nach Pirch haben die Grenzdörfer der Ebenen meist gerade Straßen, ein Haus gleicht dem andern, sie sehen freundlich aus in Slavonien. Die Bauart ist schweizerisch oder russisch; man sieht in den Dörfern häufig Alleen, Obst- und Pflaumenwälder um dieselben. Die Grenzer werden ihrem Charakter nach sehr verschieden beurtheilt. Im Allgemeinen sind sie talentvoll, scharfsinnig, gelehrig, muthig, freimüthig, gastfrei, lieben Musik und Poesie; am niedrigsten stehen unter ihnen die Walachen. Das häusliche Verhältniß ist patriarchalisch. In der Grenze leben, erzählt Pirch, wie in China, oft mehre Generationen zugleich im nämlichen Hause; die ganze Familie, Hauskommunion genannt, steht zunächst unter dem Großzpodar (Hausvater); doch haben auch ältere Mitglieder ihre Stimme bei häuslichen Berathungen; die Hausfrau heißt Großzpodaricza. Die Beschäftigungen sind der Ackerbau und die Viehzucht, die jedoch nur so weit, als der Unterhalt es erfordert, und unter militärischer Oberleitung, betrieben werden. Die Familien sind, wie schon bemerkt, sehr zahlreich, besitzen Grund und Boden gemeinschaftlich und bestehen aus mehren Wirthschaften. Keine darf das zu ihrem Unterhalt Nothwendige veräußern, und der Ueberschuß darf nur an Personen oder Familien, die sich der Militärpflicht unterziehen, verkauft werden. Der Ackerbau wird am stärksten in der warasdiner Grenze betrieben, indem diese außer der Kordonlinie liegt und keine Mannschaft zum Kordondienst braucht; die slavonische Grenze begünstigt ihn ungemein durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klima's. Der Gartenbau ist noch unerheblich, bedeutend wichtiger der Obstbau, der besonders in Syrmien viele Pflaumen liefert, woraus der Zwetschenbranntwein (Slibovitz) gebrannt wird. Wein wird, mit Ausnahme der Hochgebirge, fast überall gebaut; am vorzüglichsten in Slavonien, welches seine karlowitzer rothen Weine, die schieler Weine, den Tropfwermuth weit versendet. Die Viehzucht ist zum Theil noch sehr vernachlässigt. Das Vieh ist in der Regel klein und mager; die Mastung ist ungewöhnlich. Die syrmischen Pferde sind untersetzt und kurzleibig, aber gute Renner. Die Schafzucht ist noch wenig veredelt. Auffallend ist es, daß im Sommer die Heerden Dalmatiens nach der likkaner Seite und im Winter die likkaner Heerden nach Dalmatien ziehen; beide Theile entgehen dadurch dem Futtermangel. In den Gebirgen hält man Ziegen, deren Haare gesponnen und zu Quersäcken und Tornistern verwebt werden. Da und dort sieht man auch Maulthiere und Esel. Wichtig ist die Schweinezucht, besonders in der slavonischen Grenze. Die Bienenzucht wird fast überall getrieben, in den wärmern Landestheilen die Seidenkultur. Bedeutend steigt die Galettenerzeugung. Jagd und Fischerei sind einträglich. Der Hauptgegenstand des Bergbaues ist das Eisen, worauf in der Banatgrenze gegraben wird; auch auf etwas Blei und Kupfer gräbt man; gegen 500 Zigeunerfamilien sind mit Goldwäscherei beschäftigt. Zahlreich sind die Steinbrüche und Thongruben. Viele Zweige der Gewerbsindustrie werden zum eigenen Bedarf in den Haushaltungen betrieben, und in den größern Ortschaften sind Handwerker ansässig, die jedoch unter keinem Zunftzwange stehen. Das Landvolk treibt Flachs-, Hanf-, Wollen- und Baumwollenspinnerei, Weberei, Seilerei, Spitzenklöppelei, Netzstrickerei, Gerberei, Seifensiederei, Branntwein-, namentlich Slibovitzbrennerei rc., Schusterei, besonders Schnürschuhe

(Opankan) und Zischmenfabriken, Tischler- und andere Holzarbeiten, Schiffbau, Pottasche- und Salpetersiederei, 3 Glashütten, 2 Papiermühlen, Ziegel- und Pfeifenbrennereien, Metallwaarenverfertigung. Der Handel mit eigenen Erzeugnissen ist unbedeutend und von geringerem Belang, als der Transitohandel, da der Verkehr der österreichischen Monarchie mit der Türkei fast allenthalben seinen Weg durch die M. nehmen muß. Der Haupthandelsplatz ist Semlin. An mehren Punkten der türkischen Grenze geschieht der Marktverkehr aus Gesundheitsrücksichten mittelst der sogenannten Rastelle, freier Plätze außerhalb der Ortschaften, wo Käufer und Verkäufer durch eine Umzäunung gehindert werden, sich persönlich zu berühren. Nicht unbedeut. Handelsplätze sind nach Semlin: Karlowitz, Peterwardein, Zengh u. Carlobago. Die Straßen, welche die M. durchschneiden, sind meist sehr gut gebaut, und zum Wassertransport eignen sich die Donau, Theiß, Sau und Drau, die Kulpa, Unna, Temes und Alt. Die Seeküste wird wegen der Unzugänglichkeit der Gebirge wenig benutzt. Für den Volksunterricht sorgen der Staat und die Gemeinden durch Elementarschulen, aber ihre Zahl ist, zumal in der kroatischen Grenze, noch viel zu gering. Vor 20 Jahren zählte man 22 Ober- oder Haupt-, 15 Mädchen-, 75 Trivial- und 205 Gemeindeschulen. Von höhern Lehranstalten befinden sich in der M. 2 katholische Gymnasien, 1 reformirtes und 1 illyrisches Lyceum, und in der siebenbürgischen Grenze sind 2 Militärknaben-Erziehungshäuser. Im größten Theile des Landes sind höhere mathematische Militärschulen. Viele junge Leute besuchen auch die Lehranstalten in den angrenzenden Orten Ungarns und Siebenbürgens.

Rechnungsart, Münzen, Papiergeld, Zahlungswerth &c. Wie Ungarn u. Siebenbürgen hat auch die Grenze (namentlich die M. des österreichischen Kaiserthums) einerlei Münze und Papiergeld mit den deutschen und galizischen Staaten des Kaiserreiches und rechnet daher, wie Wien und Oesterreich überhaupt: nach Gulden zu 60 Kreuzern à 4 Pfennige, in dem gesetzlichen Zahlwerthe des 20-Guldenfußes, wonach der Gulden Silbergeld a) in preußischem Kurant oder 14-Thalerfuße: 0,70000 Thlr. = 21 Silber- oder Neugroschen; b) im $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße: 1,22500 Guld. = 1 Guld. 13 Kr. 2 Pf.; c) in französischer Währung: 2,62500 Frcs. = 2 Franken $62\frac{1}{2}$ Centimen; d) in niederländischer Währung: 1,25000 Guld. = 1 Guld. 25 Cents; e) in britischer Valuta: 0,1048125 Pfd. Sterl. = 2 Schill. 1,155 Pence Sterling werth ist. S. Wien.

Wie im österreichischen Kaiserstaate überhaupt, waren auch noch 1810 &c. Bankzettel das einzige Geld im Soldatenlande (in der M.). — Um ein Jahr beinahe früher als diese das Finanzpatent vom 20. Januar 1811 in der warasdiner, slavonischen, banatischen und siebenbürgischen Grenze mit Einlösungsscheinen vertauschte, hatte die Zwischenregierung in dem karlstädter und Banat-Generalate das Papiergeld schonungslos verrufen, und dafür am Fuße des Vellebiths und an den Ufern der Kulpa und Unna französische Decimalmünze eingeführt. Gleichwohl traf, während in allen übrigen, 1813 und 1814 eroberten, Provinzen das Metallgeld im Kurse erhalten wurde, die illyrische M. durch einen leidigen Zufall allein das Loos, ihre klingende Münze abermals mit Papiergeld verwechseln zu müssen. Der 1. August 1815 brachte jedoch auch dort Konventionsmünze ausschließend in Umlauf, neben welcher nun die kupferne Scheidemünze von 1816 im Gebrauche ist. In den alt-österreichischen Grenzprovinzen kam, neben den Einlösungs- u. Anticipations-Scheinen, im gleichen Verhältnisse mit den übrigen, nach dem wiener Frieden vereint gebliebenen, Ländern der Monarchie das Konventionsgeld in Verkehr; seit dem 1. November 1818 geschah indessen in diesen Grenzen vergleichungsweise ein noch größerer Vorschritt, als in jenen Ländern, da von diesem Tage an fast alle Gebühren, so wie die Abgaben in den genannten Grenzen, auf Konventionsmünze zurückgesetzt, und nur wenige Zahlungen in Papiergeld belassen wurden. — Dennoch pflegt man in der warasdiner, slavonischen und siebenbürgischen Grenze im täglichen Verkehre noch immer, wie in den übrigen alt-österreichischen Staaten, in der Währung der Einlösungs- und Anticipations-Scheine, und der dazu gehörigen kupfernen Scheidemünze (von 1812) zu rechnen; obschon sich dies in den letztern Jahren allmählig um so mehr verliert, als dieses Scheingeld (wie man es in Oesterreich gemeinhin zu nennen pflegt) sammt jener frühern Kupfermünze, mehr und mehr eingezogen und bald ganz außer Umlauf kommen wird. — Im Handel mit der Türkei kommen indessen nur Metallmünzen, vorzüglich Konventionsthaler und Zwanziger, kaiserliche Dukaten und türkische Piaster, unter letzteren nicht selten falsche, vor. — Die Noten der Nationalbank haben wohl ihren Umlaufskreis noch wenig oder gar nicht bis in die M. erweitert.

Kursverhältnisse. Wechselgesetze. Bei den allenfalls in den Handelsorten der M. vorfallenden Wechsel-Ein- und Verkäufen richtet man sich in der Regel nach den wiener Kursarten, so wie bei Streitigkeiten und im Betreff der sonstigen Wechselverhältnisse, nach dem österreichischen Handels- und Wechselrechte, welches letztere in den Hauptpunkten unter Wien zu ersehen ist, sammt den dortigen Kursarten.

Maße u. Gewichte. Im J. 1777 schon wurde hier auf durchgängige Beobachtung der preßburger oder ungarischen Maße und Gewichte gedrungen, im Laufe der Zeit aber hat sich nur für das Trocken- und Flüssigkeits-Maß jene Norm erhalten, während im Uebrigen vorzüglich das wiener Maß in Gebrauch gekommen ist. Neben beiden Gattungen bestehen auch noch einige andere eigenthümliche Maß- und Gewichtsarten. — Längenmaß. Der Fuß von 12 Zoll ist der wiener und wird beim Rekrutenmaß in in vier Striche getheilt. Die Postmeile ist die wiener. In den meisten Grenzprovinzen bedient man sich der wiener Elle. In Siebenbürgen aber und an der Küste des adriatischen

Meeres ist die Elle, wie in Ober-Ungarn, um ein Viertel kleiner, also = 0,58435 Meter = 259,042 pariser Lin. = $^3/_4$ wiener Ellen, oder es sind daselbst 4 Ellen = 3 wiener Ellen. — Landmaß ist das wiener Joch. In Siebenbürgen werden die Weingärten nach Achteln zu 240 wiener Quadrat-Klaftern bestimmt, und ein solches Achtel ist mithin = 8,632 französ. Aren = 0,15 (= $^3/_{20}$) Joch. In den übrigen Grenzprovinzen mißt sie der gemeine Mann nicht selten nach Motiken, und eine Motika enthält 200 wiener Quadrat-Klaftern = 7,1933 französ. Aren = $\frac{1}{8}$ Joch. — Brennholzmaß. Bei den Behörden wird das Holz nach wiener Klaftern und Kubikfußen gemessen. In der Meergrenze bedient man sich im Privatverkehre des Passi von $1^1/_2$ wiener Klaftern und des Carro von $^1/_{12}$ Klafter. — Getreidemaß. Für trockene Dinge dient gesetzlich der preßburger Metzen von 64 ungarischen Halben; s. Pesth. — In der karlstädter Grenze wird das Getreide auch nach dem Kuplenik von $\frac{2}{3}$ preßb. Metzen = 36,2858 Liter = 1829,26 pariser Kubikzoll = 0,59014 wiener Metzen, und Salz nach dem Cabal von ebendemselben Inhalte gerechnet. 60 Cabal machen einen Carro Salz, welcher Letztere also = 40 preßb. Metzen. — In den Seeplätzen des Generalats ist für das Getreide der auch in Triest, Fiume und Krain übliche Star oder Stajo im Gebrauch, welcher daselbst ungefähr $1\frac{1}{3}$ preßb. Metzen gilt. — Im Banate, in Slavonien und in Kroatien ist die Okka sehr gebräuchlich, und 120 Okka bilden in den kroatischen Provinzen den Kila, welcher 3 ältere preßburger Metzen enthält = 191,351 Liter = 9646,47 pariser Kubikzoll = 3,112 wiener Metzen. Demnach ist die Okka = $^1/_{40}$ älteren preßb. Metzen = 1,5946 Liter = 80,387 pariser Kubikzoll = 0,025934 wiener Metzen = $1^7/_8$ ungarische Halbe. Im Banate bilden 80 Okka dieser Art den großen Schinek, 60 Okka den mittleren Schinek, und 50 Okka den kleinen Schinek, von bezüglich 2, $1^1/_2$ und $1^1/_4$ älteren preßb. Metzen Inhalt. — In der Gegend von Debreczin und Miskolz hält der Kila nur 1 preßburger Metzen. — In Siebenbürgen verkauft man nach dem Kübel, welcher 64 preßburger Maß oder 128 ungar. Halbe enthält = 2 jetzige preßb. Metzen = 108,857 Liter = 5487,77 pariser Kubikzoll = 1,7704 wiener Metzen. Dieser Kübel hat 4 Viertel zu 16 Achtel, mithin 64 Achtel oder preßb. Maße. — Flüssigkeitsmaß ist in allen Grenzen der preßburger Eimer von 64 ungarischen Halben; s. Pesth. Doch wird in der siebenbürgischen Grenze zuweilen auch der siebenbürgische Eimer von 16 siebenbürgischen Halben angewandt; s. Siebenbürgen. — An der Seeküste mißt man Flüssigkeiten auch nach Barillen zu $1^1/_2$ preßburger Eimern = 81,643 Liter = 4115,83 pariser Kubikzoll = 1,4075 wiener Wein-Eimer, und in der Banal-Grenze hat man einen großen, einen mittleren und einen kleinen Eimer (weliki, szredni, mali akov) zu 50, 42 und 32 preßburger Maß. — Gewicht ist in der ganzen Grenze das wiener. Das Pfund wird in 2 halbe und 4 Viertel-Pfund, oder in 32 Loth getheilt, und der Centner hat 100 Pfund. In Kroatien, Slavonien und im Banate rechnet man aber, vorzüglich im Handel mit den Türken, nach Okka, und eine solche Okka enthält $2^1/_4$ wiener Pfund = 1260,027 Gramm = 11651,56 holländ. As = 2,694 preußische Pfund. 4 Okka sind = 9 wiener Pfund. — In den Seehäfen der karlstädter Grenze, wie überhaupt an der österreichischen Seeküste und auf dem mittelländischen Meere, bestimmt man das Gewicht von Schiffsbefrachtungen nach Tonnelaten zu 20 Centnern. — Verfassung der M. Diese beruht auf den am 7. August 1807 genehmigten Fundamentalgesetzen, deren Hauptinhalt wir im Folgenden geben: 1) Rechte in Betreff der unbeweglichen Güter. Jedes in der M. liegende Gut, welches Einzelne oder mehre Familien besitzen, wird als ein an den Militärdienst gebundenes, erbliches Besitzthum betrachtet, dessen völlige Nutznießung dem Besitzer, bei Erfüllung der gesammten Grenzverpflichtungen, auf immer überlassen worden. Da der Besitz an die unentgeltliche militärische Dienstleistung geknüpft ist, so kann auch nur derjenige ein Gut erwerben, der sich zum gewöhnlichen Grenzdienst verpflichtet; darum können die Grenzoffiziere, Beamte und katholische Geistliche nur ein Haus und höchstens ein Joch Gartengrund ankaufen; Handwerker, die vom Grenzhause abgeschieden wohnen, können in den warasdiner, sirmier und deutschbanater Grenzen 3, in anderen Grenzen nur 2 Joch Grund erwerben; Kaufleute können mittelst allerhöchster Bewilligung so viel Grund ankaufen, als sie zur Errichtung von Fabriken und Magazinen bedürfen, und endlich die Offizierssöhne, die bei Annahme des gewöhnlichen Grenzdienstes sich Güter erwerben, dürfen weder im Hause ihres Vaters wohnen, noch bei jener Kompagnie dienen, in deren Gebiet das Grenzhaus liegt, sondern werden einer anderen Kompagnie zugetheilt. — Das liegende Vermögen der Grenzhäuser zerfällt in Stammbesitzung und Ueberland. Jene besteht aus dem inneren Hausgrunde, der 1 Joch im Umfange ist und aus dem äußeren Bestandwesen, welches in den verschiedenen Grenzen ein verschiedenes ist. Zum Ueberland gehören die zum Bestandwesen gezählten übrigen Grundstücke; die Stammbesitzung darf weder verstümmelt, noch zertheilt, noch ordentlich verkauft werden, und wenn mancher Rechtsfall den Verkauf gestattet, soll der Stammbesitz nur ganz und ungetheilt verkauft werden. So ist es auch verboten, denselben zu verpachten, zu verpfänden oder auf ihn ein gesetzmäßiges Pfand zu urtheilen; und wenn im Nothfall außer der Stammbesitzung kein Ueberland vorhanden wäre, so darf bloß $^1/_3$ der Einkünfte des ersteren gepfändet werden. Weingärten werden nie zum Stammbesitze gerechnet, die außerhalb des Grundes liegenden Obstgärten nur dann, wenn es die Grenzhäuser selbst verlangen. Kein Grenzhaus besitzt seinen eigenen Weidegrund, sondern derselbe wird einer ganzen Gemeinde mit der Bedingung übergeben, daß das Regiment davon bedürftigen Grenzern Gründe anweisen, oder mit dem Fortschritte der Wirthschaftsindustrie denselben an

einzelne Mitglieder der Gemeinde vertheilen könne. Allen Männern eines Grenzhauses, die zusammen in einer Gesellschaft leben, wird mit Ausnahme der Dienstleute, gleiches Recht in Bezug auf das unbewegliche Gut eingeräumt, und beim Abgange oder Ableben eines Mitgliedes erben die Zurückgebliebenen. In Ermangelung von Männern erben in der erwähnten Weise die Frauen, doch muß wenigstens Eine einen zum Grenzdienste tauglichen Mann heirathen. Sollte die letzte Frau keinen solchen Mann wählen, so muß sie ihr Gut binnen 2 Jahren verkaufen. Beim Absterben einer ganzen Grenzergesellschaft erben die Verwandten des letztern Besitzers im Sinne des österreichischen Erbgesetzes; doch immer nur solche, welche sich zum gewöhnlichen Dienste verpflichten, widrigenfalls sie trotz aller Verwandtschaft ausgeschlossen werden. — 2) Von der Grenzhauswirthschaft. Damit diese auch in der Abwesenheit der unter den Waffen stehenden Männer ordentlich erhalten werden könne, ist das Zusammenwohnen mehrer Menschen nothwendig, und diejenigen, welche derart in einem Hause und in Einer Familie zusammenleben, nennt man die Hauskommunion. Mitglieder derselben sind alle diejenigen, welche Einem Grenzhaus zugeschrieben werden, ob sie nun von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen oder bloß aufgenommen werden. Der älteste Mann des Hauses, wenn er sonst keine schlechte Aufführung hat und gegenwärtig nicht zum Waffendienste eingeschrieben ist, wird als Hausvater betrachtet. Seine Pflicht ist es, über die Sittlichkeit, die Ruhe und Ordnung der ganzen Hauskommunion zu wachen, die Wirthschaft zu leiten, die Arbeit unter den einzelnen Mitgliedern zu vertheilen, die Produkte an sicherer Stätte zu bewahren, so wie den Ueberschuß zu verwerthen u. s. w. In wichtigeren Fällen, wie beim Verkaufe von Gründen, bei Ankauf, Verpfändung, Darleihung ꝛc., zieht er auch die gereifteren Männer des Hauses zu Rathe und läßt die Sache durch Stimmenmehrheit entscheiden. Die Frau des Hausvaters oder, wenn er keine solche mehr hat, die älteste Frau der Familie überwacht wieder das weibliche Personal und versieht den inneren Haushalt. Ihr sowohl, als dem Hausvater müssen die betreffenden Mitglieder gehorchen. Alle Mitglieder des Hauses haben gleiches Recht an das Vermögen, aber auch gleiche Pflicht zur Arbeit. Was sie durch gemeinschaftliche Kraft erworben, das können sie nach Abzug der Haushaltskosten unter sich vertheilen, doch müssen der Hausvater und die Hausmutter einen doppelten Antheil erhalten, auch muß den unter Waffen stehenden Mitgliedern, ob sie nun zu Hause oder im Militärdienste gewesen, ihr Antheil gegeben werden. Nach Beendigung der Hausarbeit kann Jeder auf eigene Rechnung arbeiten; doch muß er hierzu die Erlaubniß des Hausvaters einholen und einen Theil seines Gewinnes in die Hauskasse abliefern. Eine Wirthschaft kann Niemand für sich führen, auch nicht Acker oder Vieh halten, und wenn er solche irgendwie erlangt, muß er sie entweder verkaufen oder die Hauskommunion verlassen. Wohl aber kann jedes Mitglied baares Geld oder ein Kapital und Geräthschaften für sich besitzen, und beim Absterben darüber frei verfügen. Hat er dies unterlassen, so tritt ohne alle Rücksicht auf die Hauskommunion nach österreichischem Gesetze die gesetzliche Beerbung ein. — 3) Die Militärpflichten der Grenzer. Jeder waffenfähige Grenzer ist zum persönlichen Kriegsdienste sowohl inner- als außerhalb der Landesgrenzen verpflichtet. Der wievielte Theil der Waffenfähigen das Lager beziehen, und wie sie abgelöst werden sollen, hängt bloß vom Willen des Königs ab. Jedes Grenzhaus ist verpflichtet, sein unter Waffen stehendes Mitglied im Kordon und beim inneren Militärdienste zu verpflegen, es mit großer und kleiner Hausmontur zu versehen und dessen Familie zu Hause zu unterhalten und gut zu behandeln. Darür wird dem Grenzhause für ein jedes unter Waffen stehende Mitglied vom Wachtmeister abwärts 12 Fl. K.-M. von der Steuer erlassen, oder wenn diese nicht so viel beträgt, der Rest baar ergänzt. Uebrigens bezieht der Dienstmann aus dem Aerar umsonst jährlich ein Paar Schuhe, so wie er auch Riemzeug, Waffen und Munition umsonst erhält. Beziehen sie aber der Militärübungen wegen das Lager oder müssen sie außerhalb des Regimentes ziehen, dann erhält Jeder vom Tage der Revue an, oder in deren Ermangelung von der Aufstellung bis zur Heimkehr den gewöhnlichen Sold und die Verpflegung des Linienmilitärs. Müssen sie aber in das Feld rücken, so erhalten sie außer der erwähnten Verpflegung auch die militärische Aerarialmontur, die sie bis zur Beendigung des Krieges beziehen und die bei der Heimkehr ihr Eigenthum bleibt; rückt Jemand in eigener Montur aus, so erhält er nach vorläufiger Schätzung Schadenersatz. Das Grenzhaus bezieht für jedes vor dem Feinde stehende Mitglied vom ersten bis zum letzten Tage der Aearialverköstigung, oder so lange es in den Kriegsreihen steht, jährlich 6 Fl. K.-M., welche von der Steuer abgezogen oder baar ausgezahlt werden. Für jedes unter die Waffen gerufene Mitglied aber, welches während des Krieges zu Hause bleibt, werden jährlich von der Grundsteuer 12 Fl. K.-M. erlassen, von der Militärvormerkung an gerechnet, so lange bis es entweder unter Aerarialverpflegung kömmt, oder zu dienen aufhört. Doch liegt während dieser Zeit, wie in Friedenszeiten, dem Grenzhause die Verpflegung ob. Wenn ein zum Waffendienste nicht eingeschriebener Grenzer zu Kordons- oder anderen militärischen Diensten verwendet wird, so erhält das Grenzhaus für dessen Verpflegung täglich 4 Kr. K.-M. Zur Vertreibung von Räubern aber muß Jedermann umsonst die Waffen ergreifen. Auf dem Schlachtfelde wie auch in Friedenszeiten stehen die Grenzer im Militärdienste unter dem Kriegsgesetze; außer dem Dienste aber kann dieses weder auf die schon eingereihten noch auf die noch nicht eingereihten Grenzer angewendet werden. — 4) Von den unentgeltlichen Aerarial- u. Kommunitätsarbeiten. Zum Stra-

ßenbau, zur Flüssereinigung, zur Erhaltung der Aerarialgebäude im guten Stande, zur Fällung und Zuführung des Brennholzes für die Kanzleien, Wachthäuser und für die hierzu berechtigten Personen, wie zu anderen das allgemeine Wohl betreffenden Anstalten, muß in den kroatischen und ungarischen Grenzen jedes Grenzhaus eine bestimmte Zahl Arbeiten unentgeltlich verrichten, und zwar von jedem Joch Ackerland und Wiese jährlich ein Handtagewerk und ½ Zugviehtagewerk. Außer den unentgeltlichen Arbeiten für das Aerar gibt es noch deren, welche zum allgemeinen Bedürfnisse einzelner Orte oder zur Unterstützung einzelner verarmter und verunglückter Grenzer verwendet werden. — 5) **Von der Grundsteuer.** Mit Ausnahme der gesetzlich Ausgenommenen, zahlt jeder grundbesitzende Grenzer die regelmäßige Grundsteuer. — **Die Kriegsmacht der M.** Die gesammte Grenze wird in 6 kleinere M.n oder Generalate eingetheilt; diese sind: 1) das karlstädter, 2) das Banal, 3) das warasdiner, 4) das syrmier, 5) das banater und 6) das siebenbürgische. Diese werden wieder eingetheilt in 17 Infanterie-, 1 Husarenregiment und 1 Bataillonsbezirk, jedes Regiment wieder in 12 (das Husarenregiment umfaßt 8 Eskadronsbezirke), jedes Bataillon in 6 Kompagniebezirke; namentlich umfaßt das karlstädter Generalat die Regimenter Likka, Ottosacz, Ogulin und Szluin; das Banalgeneralat das erste und zweite Banalregiment, das warasdiner das St. georger und kreuzer; das syrmier die Regimenter von Brod, Gradiska und Peterwardein und das Csaikistenbataillon; das banater das walachisch-banater, das deutsch-banater u. das illyrisch-banater Regiment; das siebenbürgische das erste und zweite szekler, das erste und zweite walachische Infanterie- und das szekler Husarenregiment. In Friedenszeiten bestehen die Infanterieregimenter mit dem Stabe und den 50 Artilleristen zusammen aus 2570 Mann, in 2 Bataillone getheilt; die siebenbürgischen Infanterieregimenter einzeln aus 2264 Bewaffneten, die Husaren aus 1793 Reitern, die Csaikisten, 139 Artilleristen mit gerechnet, aus 1287 Mann, und wenn wir auf das 1830 errichtete banatisch-illyrische Bataillon (jetzt schon Regiment) 1250 Mann setzen, so beläuft sich die ganze Grenzarmee in Friedenszeiten auf 46,795 Mann. Fügen wir die Beamten der Kommandos, die Wachtmeister, Korporäle und Gefreiten, zusammen 2712 Mann, hinzu, so ist die Gesammtzahl 49,507 oder in runder Zahl 50,000 Mann. In Kriegszeiten aber entwickelt sich die Kriegsmacht der M. in folgender Weise: Wenn nur 1 Bataillon von jedem Regiment ausrückt, so wird dieses auf Kriegsfuß gesetzt, das zurückgebliebene aber bleibt auf dem Friedensfuße; auf diese Weise rücken mit den Husaren und Csaikisten zusammen 34,827 Mann aus. Wenn aber beide Bataillone ausrücken, so bilden sie, auf den Kriegsfuß gesetzt, eine Schaar von 47,354 Köpfen. Im Nothfalle stellt jedes Regiment ein Reservebataillon (die ungarischen und kroatischen Regimenter mit 6, die siebenbürgischen mit 4 Kompagnien), das Csaikistenbataillon aber eine Reservedivision und das székler Husarenregiment eine Reserveeskadron; ja in außerordentlichen Fällen stellt noch jedes Regiment, mit Ausnahme der siebenbürgischen, 1 Landwehrbataillon und das Csaikistenbataillon eine Division; und dann beläuft sich die ganze Grenzarmee auf 91,231 Köpfe. Die in den freien Militärstädten wohnenden Bürger leisten keine regulären Grenzdienste, dafür aber stellt jede derselben, je nach ihrer Bevölkerung, 1—6 Kompagnien Landwehrmiliz, die alle zu Kriegszeiten in Waffen stehen, geübt und gewöhnlich zum inneren Militärdienste verwendet werden. Sie machen ohngefähr 4000 Mann aus. Die wichtigste Aufgabe des Grenzmilitärs ist die Bewachung des Kordons. Jene 200 Meilen lange Grenzlinie, welche Ungarn von dem türkischen Gebiete trennt, wird Tag und Nacht von wenigstens 4179 Bewaffneten bewacht. Der Zweck der Kordons ist: zu verhüten, daß türkische Anführer oder Räuberhaufen nicht in dieses Land einfallen, daß keine verbotenen Waaren eingeführt werden und daß keine Deserteure auf das türkische Gebiet flüchten. Ihre Hauptaufgabe jedoch ist, die Quarantaineanstalten auch mit bewaffneter Macht zu unterstützen, damit die Pest nicht eingeführt werde. In dieser Beziehung wird der Kordondienst, je nach den Graden der Gefahr, in 3 Klassen getheilt. In der ersten, wo nämlich keine außergewöhnliche Gefahr vorhanden, sind 4179 Mann zur Bewachung des Kordons bei Tag und Nacht erforderlich; in der zweiten, nämlich bei steigender Gefahr 6798; in der dritten aber 10,016.

Die M. ist ihrer Bestimmung nach wesentlich ein ackerbauendes Land; Handwerker finden sich auf dem Lande nicht, bloß in den Städten, wo Beamte und Kaufleute höhere Bedürfnisse haben. Der Grenzer sorgt für seine Bedürfnisse fast allein, zimmert sich Haus- und Ackergeräthschaften, selbst sein Haus, während seine Frau die einfachen Kleider webt und näht. Reisende versichern, daß die Grenze, was den Ackerbau betrifft, im Allgemeinen in einem bessern Zustande sich befindet, als das benachbarte Ungarn, wo Pachtverhältnisse, Knechtsdienst und Frohnen den Ackerbau drücken. Die Straßen sind wohl erhalten, oft mit Obstbäumen bepflanzt, Städte und Dörfer gut gebaut und reinlich erhalten, die Häuser nicht selten von einem Blumengarten umgeben. Auch die Sitteneinfalt der Grenzer wird gerühmt. In dem Hause wohnen, wie oben erwähnt, mehre Generationen einträchtig zusammen, indem die jungen Leute nicht auszuziehen, sondern einen Anbau anzuflicken pflegen. Man findet unter einem Dache bis zu fünfzig Familien vereinigt, welche eine völlige Gütergemeinschaft eingeführt haben, von der aber in Folge der gesetzlichen Vorschriften das Vieh und die Grundstücke ausgenommen sind. Arbeit und Gewinn sind in gleiche Antheile gebracht, entstehende Zwistigkeiten schlichtet der Familienälteste, der für sich und seine Hausfrau doppelte Theile bezieht. — Weiteres darüber s. oben. — Die **strategische Einrichtung** der Grenze ist eben so einfach, als zweckmäßig. An der äußersten Grenze steht

eine Linie von Blockhäusern, hölzerne Vierecke und so geräumig, daß zwölf Mann in ihnen Platz finden. In den Flußniederungen stehen diese Wachthäuser auf Pfählen und haben für die Schildwache eine ringsumlaufende Gallerie. Hinter dieser ersten Linie befinden sich auf angemessene Entfernungen vertheilt größere und festere Blockhäuser, in denen Offiziere den Befehl führen, und die außer den Vertheidigungswaffen auch mit Lärmmitteln, Böllern, Glocken u. s. w. versehen sind. Die Einrichtungen sind so getroffen, daß die ganze Grenze im Verlaufe von wenigen Stunden alarmirt werden kann. Die kriegerischen Eigenschaften der Grenzer werden auch von ihren Gegnern zugegeben. Der Grenzer gehört zu den tapfersten Soldaten der österreichischen Armee, wie sich noch neuerdings in Italien gezeigt hat. Mehre der bewährtesten Generale aus der Zeit der napoleonischen Kriege gingen aus dieser Schule hervor; wir nennen Davidowitsch, Quasdanowitsch, Wukassowitsch. Die Disciplin der Grenzer vor dem Feinde läßt nichts zu wünschen übrig; nach dem Siege, dem unbewaffneten Einwohner gegenüber, macht sich die Brutalität des rohen Menschen geltend. Als Militärkolonie dürfte die Grenze ihre Zeit überlebt haben. Das Institut leistete vortreffliche Dienste, so lange es darauf ankam, einmal die türkische Grenze mit so wenig Kosten als möglich zu decken, und dann die Grenzbevölkerung aus dem Rohen herauszubilden. Dies ist jetzt erreicht; zu einer höheren Kultur kann sich jenes Land nicht emporschwingen, so lange die gegenwärtigen Verhältnisse bestehen, und deshalb müssen diese aufhören. Dies erkennen die Grenzer selbst; eine ihrer ersten Forderungen war auf Gewährung politischer Rechte gerichtet, d. h. sie wollen Aufhebung der bisherigen militärischen und feudalen Verfassung, mithin Zerstörung der Grundlagen, auf welche die Militärkolonien Oesterreichs basirt wurden. Diese neue Gestaltung muß das slavische Element Ungarns und der Nebenländer bedeutend verstärken. Der bei Weitem größte Theil der Bevölkerung besteht aus Serben; auch die Walachen sind Slaven, obgleich sie sich selbst für Nachkommen der Römer halten. Dieser ganze Theil strebt nach einer politischen Vereinigung, die zugleich eine religiöse seyn wird, da die Slaven der nicht unirten griechischen Kirche angehören. Diese Kirche ist die in Rußland herrschende, der Czar ihr gesetzliches Oberhaupt — der Schluß liegt nahe. Den magyarischen Interessen huldigen bloß die Szekler (s. d.). — Entwickelungsgeschichte der M. Wir können zwar heute nicht mehr ihren ersten Ursprung nachweisen, doch so viel ist gewiß, daß schon in den ersten Jahrhunderten sogenannte Grenzwächter bestanden, die theils mit Freiheiten und Gründen, theils mit bloß freiem Grundbesitze begabt waren und die Landesgrenzen gegen Einfälle der Nachbarnationen schützten. Solche waren gegen Osten die Szekler und gegen Westen die Wachen, deren Gebiet noch heute das Wachtgebiet (oerség) genannt wird. Als später der schwache Ludwig II. unvermögend war, Dalmatien und Kroatien gegen die wiederholten Einfälle der Türken zu schützen, hatte er diese noch vor der mohácser Schlacht seinem Schwager, dem späteren ungarischen König Ferdinand I., anvertraut, und die Festungen Zeng, Klissa, Krupa, Likka und Jajcza ihm übergeben, der sie für deutsches Geld mit deutschen Besatzungen füllte, mit deren Hülfe er auch im Kampfe gegen Zápolya die um Kaproncza herumliegenden Festungen besetzt hielt. Nach dem Friedensschluß von Waizen blieben auch ferner diese deutschen Soldaten in der Gegend von Kapronсza, und die Vicekapitäne von Kapronсza, Kreuz und Ivanich wurden den Oberkapitänen von Warasdin untergeordnet; zugleich aber ließen sich in den von Krieg verwüsteten Gegenden Serben und Bosnier nieder. Diese Flüchtlinge, die sich zur selben Zeit auch jenseits der Kulpa und im siebenbürger Bezirk (dem gänzlich verwüsteten Gebiet der alten sumberger Festung) niederließen, hatten sich unter dem Namen Uskoken durch ihre Tapferkeit besonders ausgezeichnet, und erhielten von Ferdinand I. im Jahre 1564 als Belohnung der Verdienste, welche sie sich in dem Kampfe gegen Zápolya erworben, einen Freiheitsbrief, kraft dessen sie von Abgaben befreit, zur Vertheidigung ihres eigenen Bodens und zum immerwährenden Militärdienste verpflichtet wurden. Zu jener Zeit unterschied man bereits zwei M.n, nämlich die kroatische und die wendische; und aus einer, vom 5. Aug. 1563 von Ferdinand an seine Kommissäre erlassenen Instruktion erhellt, daß zu den kroatischen Grenzgegenden die Orte Fiume, Zeng, Ottosatz, Bründel, Berlog, Dresnik, Czettin, Szluin, Ogulin, Modrus, Glina, Hrastowicz, Szißek u. s. w.; — zu den wend. Warasdin, St. Georgen, Kreuz, Czirquenna, Ivanich, Agram und Kapronсza gehörten.

Die „Wiener Zeitung" vom 16. August 1851 brachte in der Form eines Kriegsministerialerlasses die neue Verfassung für die Militärgrenzbezirke. Die Verwaltung der M. ist die alte geblieben, da es weder „in dem Wunsche der betreffenden Bevölkerungen", noch im Interesse des Staates gelegen habe, die bürgerliche Verwaltung unter jenen kriegerischen Stämmen einzuführen, welche durch ihren jüngsten Widerstand gegen das revolutionäre Magyarenthum nicht wenig zur Rettung der Monarchie beigetragen. An der Spitze der Verwaltung steht der Kriegsminister in Wien, unter ihm zunächst (den Statthaltern in der bürgerlichen Verwaltung entsprechend) die beiden Landesmilitärkommandanten für die kroatisch-slavonische und serbisch-banater Grenze; das erstere umfaßt 10 Regimenter und hat seinen Sitz in Agram, das andere 5 Regimenter und residirt in Temeswar. Als untere Behörde der Landesmilitärkommanden fungirt jeder Regimentschef. Das beigegebene Verwaltungspersonal ist ebenfalls aus Offizieren zusammengesetzt, doch soll jeder Offizier, der ausschließend für die Administration verwendet wird, vorher ein Jahr in der Regimentskanzlei gearbeitet haben. Alles, was Gegenstand der politischen, polizei-

lichen und Kameralverwaltung ist, fällt unter die Kompetenz der militärischen Administration. Es sind daher 3 Instanzen vorhanden. Der Regimentschef als erste, der Landesmilitärkommandant als zweite, das Kriegsministerium als dritte, wenn dieses nicht in wichtigen Fällen für gut findet, die streitige Sache unmittelbar vom Kaiser entscheiden zu lassen.

Militärgymnastik, umfaßt alle körperliche Uebungen, mit und ohne Waffen, welche geeignet sind, dem Krieger einen möglichst höhern Grad von körperlicher Gewandtheit, Sicherheit, Kraft und Ausdauer zu geben. Wenn man zum Exerciren auch das Reiten, Schießen, Fechten mit allen Hieb- und Stoßwaffen rechnet, so bleiben für die Gymnastik im engern Sinne nur noch folgende Gegenstände übrig: 1) alle Körperbewegungen, welche den Zweck haben, das ganze Muskelsystem theils biegsamer, theils kräftiger zu machen, ohne gerade eine einseitige Fertigkeit dadurch erzielen zu wollen; 2) solche Uebungen, die hauptsächlich darauf berechnet sind, den Feind schnell zu erreichen, sich ihm zu entziehen, und zufällige Hindernisse des Bodens leicht zu überschreiten. Dahin gehören z. B. das Laufen, schnell oder auf die Dauer; das Springen über Graben, Hecken, Mauern, in die Tiefe; das Gehen auf schmalen Balken über Vertiefungen; das Klettern an Seilen, Stangen, steilen Erdrändern; das Schwingen auf oder über feststehende oder bewegliche Gegenstände (Pferde, Wagen); das Schwimmen, nackt, bekleidet, gerüstet u. s. w. In Belgien, Frankreich, hier und da in Deutschland, in Dänemark, hat man zu diesem Zwecke Turnschulen für das Militär eingerichtet.

Militärheilkunde (Kriegsheilkunde, Medicina militaris s. castrensis, Med.), hat zu zu ihrem Gegenstande die Kenntnisse und Behandlungen der Krankheiten, von welchen die Soldaten ergriffen werden, und unterscheidet sich von der Heilkunde überhaupt lediglich nur dadurch, daß sie 1) bei einem Stande angewendet wird, welcher hinsichtlich seiner Lebensweise, seiner äußeren Verhältnisse und Arbeiten, so wie der äußeren Einwirkungen, welchen derselbe ausgesetzt ist, viel Eigenthümliches darbietet, so wie auch 2) dadurch, daß sie ebendeshalb hinsichtlich ihrer Anwendungsweise, wie wir sehen werden, von jener abweicht.

Die Krankheiten, welche beim Soldaten vorkommen, können zwar Menschen jeden andern Standes ergreifen; allein es gibt unter ihnen mehre Klassen, welchen vorzugsweise häufiger der Soldat unterworfen ist, als andere Menschen. — Zu deren Behandlung nun sind vom Staate dazu eigens angestellte Aerzte, Militär- oder Feldärzte bestimmt. Dieselben müssen hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung denselben Erfordernissen genügen, wie jeder Arzt überhaupt. Wenn in dieser Hinsicht nun zwischen dem Civil- und Militärarzte kein Unterschied obwaltet, so ist dieß doch der Fall in Betreff der Ausübung der Heilkunde. Das Eigenthümliche der Lebensweise des Soldaten nämlich, vorzüglich in Kriegszeiten, legt dem Feldarzte in der Ausübung seiner Kunst manche Schwierigkeiten in den Weg, welche dem Civilarzte gar nicht, oder doch seltener vorkommen, denn es treten beim Soldaten unerwartete eigenthümliche Umstände nur zu häufig ein, welche von Seiten des Militärarztes nur mit größter Mühe und Sorgfalt bekämpft werden können. Man erwartet von ihm daher vorzugsweise folgende Eigenschaften: Er muß eine feste Gesundheit besitzen, in hohem Grade entschlossen, unerschrocken und muthig seyn, Besinnungskraft, Geistesgegenwart und Ausdauer haben. Nur zu häufig kommt er in die Lage, bei beschränkten Mitteln, mitten in denselben Gefahren handeln zu müssen, denen der Soldat, mit welchem er alle Beschwerden theilt, ausgesetzt ist. Besitzt nun aber der Militärarzt alle diese Eigenschaften, dann kann er von großem Einflusse auf ganze Kriegerschaaren seyn, wovon uns die Geschichte nicht wenige Beispiele liefert. So z. B. betrachtete die hart bedrängte, äußerst nothleidende und entmuthigte Besatzung der Festung Metz die Ankunft A. Parés' in derselben als die größte Hülfe, welche ihr hätte zu Theil werden können; denn sie wußte, daß derselbe für die Erhaltung ihrer Gesundheit und zur Unterdrückung des damals in Metz herrschenden typhösen Fiebers u. s. w., die geeigneten Maßregeln schon zu ergreifen wissen werde (Sarlandière, Vademecum ou Guide du Chirurgien militaire, Par. 1823, S. 2). Aehnliche Beispiele finden wir in den Armeen Napoleons, vorzüglich während seiner Feldzüge in Aegypten. Die Namen Larrey, Desgenettes und Percy werden immer in der Geschichte der M. glänzen.

Wenn nun einerseits ein tüchtiger Feldarzt durch seine Wirksamkeit zunächst dem Krieger höchst nützlich werden kann, so kommt er andererseits auch in die Lage, dieselbe nicht minder auf große Landstriche, in welchen gerade der Krieg geführt wird, ausdehnen zu können. Hiervon finden wir in dem großen Freiheitskriege 1813 und 1814 ebenfalls Beispiele, unter anderen bei Gelegenheit der Belagerung der Festung Torgau, in welcher unter der französischen Besatzung sowohl, als auch unter den Einwohnern, eine kontagiöse Typhusepidemie herrschte. Als jene kriegsgefangen die Festung verließ, hatte der damals dirigirende General-Divisionsarzt C. v. Gräfe durch hierzu geeignete Maßregeln die Gefahr einer Verschleppung der Krankheit in der Provinz glücklich verhütet, und dieselbe von Tausenden der Bewohner des Landes abgewendet. Nicht minder sorgte von Gräfe dafür, daß die damals unter den Heeren grassirende, kontagiöse Augenentzündung nicht ins Land verschleppt wurde. — Wir sehen aus dem Bisherigen, daß der Militärarzt sowohl praktischer Arzt, als auch Physikus seyn muß. Nicht allein im Kriege, sondern auch in Friedenszeiten wird seine Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen; theils ist derselbe in Lazarethen, theils bei Feldübungen, und endlich auch bei der Aushebung der Mannschaften vielseitig beschäftigt. Bei dem letzteren, höchst schwierigen und unangenehmen Geschäfte muß der Militärarzt viel Scharfsinn, Umsicht und Erfahrung besitzen. — In den neueren Zeiten, wo man den schwierigen

Standpunkt des Feldarztes richtig aufgefaßt hat, wo man von ihm so mannichfache Kenntnisse verlangt, wo man in den letzten Kriegen so viele Beispiele ehrenvollen, heldenmüthigen Verhaltens der Feldärzte aufzuweisen hat, ist ihnen eine, ihrem Stande würdige Stellung gegeben, wie dieß schon früher, und zuerst in Frankreich der Fall gewesen ist. In den meisten Armeen hat der Militärarzt einen militärischen Grad, der nach seinem Range verschieden ist; eben so trägt derselbe eine Militäruniform. Wie es die besonderen Verhältnisse bei dem Militärstande überhaupt höchst nothwendig machten, daß bei ihm eine strenge Disciplin und Subordination Statt finden müssen, eben so ist dies der Fall beim Militärarzte. Zwar hält es Hamilton für unpassend, eine Subordination auf ihn überzutragen; er will, daß sich alle Militärärzte als Kollegen betrachten sollen. Subordination ist aber beim Militärstande überhaupt von unerläßlicher Nothwendigkeit; überdies muß auch bemerkt werden, daß ja hier immer erfahrene Aerzte neben jungen Anfängern stehen. — Die übrigen Staaten haben bei der Organisation des Kriegsheilwesens sich mehr oder weniger das der Franzosen zum Vorbilde genommen, und vorzüglich können wir dies von den früher mit Frankreich verbunden gewesenen, so wie von den Staaten des ehemaligen Rheinbundes sagen. (S. den Art. Militärlazareth). — Frankreichs Beispiel folgte unter den übrigen Staaten zuerst Preußen, und zwar unter dem Churfürsten Georg Wilhelm. Bisher gab es in dem brandenburgischen Heere weder Feldärzte noch Verpflegungsanstalten für kranke Soldaten; diese mußten zusehen, wo sie blieben, erbettelten sich ihren Lebensunterhalt oder fielen den Kommunen zur Last. Im J. 1630 wurde zuerst bei der churfürstlichen Leibgarde ein Regimentsfeldscheerer angestellt; Georg Wilhelm gab späterhin jedem Generalstabe einen Medicus bei. Bald darauf, und als man einsah, von welchem Nutzen Feldärzte seyen, stellte man dergleichen bei den Regimentern und Kompagnien an, vermehrte die Zahl der Medici und schaffte auch Medicinkassen an (v. Gehema, der kranke Soldat, bittend, daß er hinfüro besser möge konserviret, mitleidiger traktiret und vorsichtiger kuriret werden u. s. w., Berlin 1690). Die Bildung dieser Feldchirurgen entsprach ganz dem damaligen Stande der Chirurgie. Diese befand sich in den Händen herumziehender Marktschreier und Quacksalber; daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn der oben erwähnte, erste preußische Garde-Regimentsfeldscheerer seinen Rang zwischen dem Meisterschreiber und dem Trommelschläger inne hatte, und alle 10 Tage nur $2^1/_2$ Thaler Gehalt bekam. Späterhin erhielten die übrigen Regimentsfeldscheerer monatlich 5, 6, und 7 Thaler. Sie wurden von den Regimentskommandeurs angestellt, welche auch dafür sorgen mußten, daß sich bei jeder Kompagnie ein Feldscheerer befand, der die Obliegenheit hatte, die Soldaten zu rasiren und ihre äußeren Schäden zu behandeln. Von Militärhospitälern war noch nicht die Rede. Als unter Friedrich III. dem Nachfolger des großen Churfürsten, die Pest im Brandenburgischen ausgebrochen, mußten die Kommunen Pesthospitäler auf eigene Kosten errichten, und darin pestkranke Soldaten unentgeltlich aufnehmen und verpflegen. So blieb es bis zum 18. Jahrhunderte, und nur bei den Leibgarden wurde mehr Sorge für kranke Soldaten getragen. Diese erhielten freie Arzneien aus der Hofapotheke in Berlin, welche sie auch allen Gardeoffizieren um die Hälfte des Preißes liefern mußte; bei den übrigen Regimentern wurden dieselben aus den Feldarzneikassen entnommen; auf wessen Kosten aber, und ob sie bisher von den Regimentsfeldscheerern allein geliefert werden mußten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Im J. 1712 erschien vom König Friedrich I. der Befehl, die Regimentsfeldscheerer in den Stand zu setzen, Arzneien für die Soldaten anschaffen zu können, ihnen zu diesem Behufe Zuschüsse, zwei Pferde und Fourage zu bewilligen, welche zunächst zum Transporte der Medikamente, Kästen, Bandagen u. s. w. bestimmt waren. — Militärhospitäler gab es nur bei den Stabsquartieren, wobei Feldmedici und Stabsfeldscheerer angestellt waren; bis dahin konnte es keinen Chef des Militärmedicinalwesens geben, weil dieses selbst noch nicht organisirt ward. Friedrich Wilhelm II. war es vorbehalten, den ersten Grund hierzu zu legen. Er stellte einen Generalchirurgus in der Person Holzendorfs an, unter dem die sämmtlichen Militärchirurgen standen, welche ihre Bildung in dem Collegium medico-chirurgicum zu Berlin erhielten. Die jetzt bei Weitem besser in Gehalt stehenden Regimentsfeldscheerer mußten für eine hinreichende Anzahl von Kompagnie- und Eskadronsfeldscheerer sorgen und sie auch besolden. Aber groß war der Unterschied der äußeren Stellung dieser Feldchirurgen von der der französischen. Wenn diese zu dem achtbarsten Stande gezählt wurden, so waren die preußischen dem Hohne und Spott des Militärs Preis gegeben. Weder der gemeine Soldat, noch viel weniger der Offizier, hatte Achtung vor solchen Chirurgen; die Kompagniefeldscheerer wurden mit der Fuchtel bestraft, so wie die Regimentsfeldscheerer mit Arrest, wenn ihnen etwa ein vom Kompagniechef geworbener Soldat von großem Wuchse starb. Dieser Behandlungsweise des Feldarztes möchte es allein zuzuschreiben seyn, daß sich kein gebildeter, ehrliebender Wundarzt dem militärärztlichen Fache widmen wollte. Aber nicht allein in Preußen, sondern auch in allen anderen deutschen Staaten war dasselbe der Fall, was wohl davon herrührte, daß die Chirurgie in Deutschland von Badern, herumreisenden Operateurs u. s. w. geübt, und mehr als Handwerk denn als Kunst u. Wissenschaft behandelt wurde. Erst im 19. Jahrhundert änderte sich die Lage der preußischen Feldärzte, seitdem auch die deutsche Chirurgie sich aus ihrer früheren Niedrigkeit erhoben hatte.

Wurde ein Soldat krank, so sorgten für sein Unterkommen die Kompagniechefs und Regimentsfeldscheerer; erst unter Friedrich dem Großen wurden Regimentslazarethe errichtet, und die bis auf die neuesten Zeiten bestandene Einrichtung getroffen, daß der Regimentsfeld-

scheerer Medicingelder erhielt; er bekam nämlich für jeden Soldaten monatlich einen Groschen, wofür er ihm die nöthigen Arzneimittel liefern mußte. Unter Mitwirkung Cothenius' wurden Feldlazarethe eingerichtet, und vom Generalstabsmedicus Zinnendorf eine hierauf bezügliche Instruktion verfaßt, so wie von ihm und Cothenius und 1790 von Riedel, damals Generalstabsfeldmedicus, ein Formular, Pharmacopoea militaris, herausgegeben. Für die wissenschaftliche Ausbildung der Regiments- und Kompaniefeldscheerer wurde das sogenannte Pensionärinstitut errichtet, wobei sich vorzüglich Holzendorf, Schmucker und Theden thätig zeigten. — Unter Friedrich Wilhelm II. besserte sich die Lage der Feldchirurgen; die Obliegenheit die Soldaten zu barbiren, war den Kompagniefeldscheerern genommen, auch das Fuchteln wurde abgeschafft. Noch immer aber waren es größtentheils Barbiere, welche sich dem militärärztlichen Fache widmeten, trotzdem daß Männer wie Baldinger, Bilguer, Schaarschmidt, Schmucker und Theden Vieles für die Ausbildung der Feldchirurgen thaten, so wie nicht minder Görcke, dem es gelang, zuerst in der preußischen Armee (1793) eine Ambulance zu errichten.

Unter Friedrich Wilhelms III. Regierung erst fiel die Benennung Feldscheerer fort und die der Chirurgen wurde eingeführt. Die Regimentschirurgenstellen wurden mit passenden Subjekten besetzt, Bataillonschirurgenstellen errichtet, und dem Personale eine bessere Uniform gegeben. Görcke, der Thedens Nachfolger geworden, organisirte ein Militärmedicinalwesen, späterhin (1809) auch einen Militärmedicinalstab, und wurde der Schöpfer der medicinisch-chirurgischen Pépinière (1795), des jetzigen Friedrich-Wilhelm-Instituts, worin für die Armee Regimentschirurgen gebildet werden sollten, so wie die Kompagniechirurgen in der ebenfalls noch vorhandenen medicinisch-chirurgischen Militärakademie.

Was das erstgenannte Institut betrifft, so sind die Meinungen über seine Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit sehr verschieden. Bei der gegenwärtigen Stellung des preußischen Obermilitärarztes würde es keine Noth haben, die Stellen desselben mit tüchtigen Aerzten aus dem Civilstande besetzen zu können, wodurch dem Staate große Summen erspart würden. Anders verhält es sich mit der Militärakademie. In derselben werden nämlich junge Leute zu Kompagniechirurgen gebildet; auch können junge, bereits in der Armee als Chirurgen stehende Männer, die ihre Studien noch nicht beendet haben, sich zur Fortsetzung derselben kommandiren lassen. Jene erhalten, außer freiem Unterricht, auch noch eine Unterstützung an Geld, müssen sich aber anheischig machen, dafür nach zurückgelegtem zweijährigem Lehrkursus vier Jahre in der Armee als Kompagnie-, Eskadrons-, Batterie- oder Lazarethchirurgen zu dienen. So wird einem, vorzüglich in Kriegszeiten oft sehr fühlbarem Bedürfnisse an tüchtigen Chirurgen auf eine sehr zweckmäßige Weise abgeholfen.

Nach dem letzten großen Freiheitskampfe, während welchem die Thätigkeit der preußischen Militärärzte, und zwar bei dem großen Mangel an solchen überhaupt, insbesondere aber an Unterchirurgen, über ihre Kräfte hinaus in Anspruch genommen ward, so daß keine geringe Anzahl derselben das Opfer großer Anstrengungen wurde, gab man den Militärärzten, als gerechte Anerkennung ihrer Verdienste, eine würdevollere Stellung, was schon Görcke in Anregung brachte, und benutzte die während des Krieges gemachten Erfahrungen zur Organisirung eines zweckmäßigen Militärmedicinalwesens. — Es steht demselben als Chef vor ein Generalstabsarzt der Armee, der den Rang eines Obersten hat, unmittelbar unter dem Kriegsministerium steht und Alles, was das Kriegswesen betrifft, dirigirt. Er hat seinen eigenen Militärmedicinalstab, bei welchem sich ein Oberstabsarzt, ein Oberfeldlazarethinspektor und mehre Obermilitärärzte, nebst der gehörigen Anzahl von Bureaubeamten befinden. Gegenwärtig stehen dem Chef noch zwei andere Generalstabsärzte der Armee zur Seite, beide haben ebenfalls Oberstenrang und, wie jener der erste Direktor bei beiden oben angeführten Bildungsanstalten ist, so sind sie Mitdirektoren derselben. Sämmtliche preußische Militärärzte zerfallen in folgende Hauptklassen:

1) Oberfeldärzte. Sie sind insgesammt promovirte Medico-Chirurgen, haben nach dem oben angeführten französischen Feldzuge das Prädikat Aerzte erhalten, und unterscheiden sich ihrem Range nach wie folgt: A) Generalärzte. Sie sind die obersten Aerzte eines Armeecorps, deren es im preußischen Heere gegenwärtig neun gibt, haben Majorsrang, und halten sich stets im Hauptquartiere des kommandirenden Generals auf; unter ihnen stehen sämmtliche, bei den verschiedenen, zu ihrem Armeecorps gehörenden Truppenabtheilungen, Lazarethen u. s. w. angestellten Aerzte. Ihnen folgen: — B) Die Regiments- und Oberstabsärzte. Beide haben Kapitänrang erster Klasse und unterscheiden sich von einander nur in so fern, als die ersteren bei den Regimentern, Artilleriebrigaden und Kadettencorps, die letzteren bei Hospitälern (und auch beim Medicinalstabe, sowie auch beim Friedrich-Wilhelmsinstitute) angestellt sind. Außerdem aber gibt es noch Regimentsärzte zweiter Klasse, welche bei einigen Garderegimentern die Dienste der Bataillonsärzte verrichten, übrigens aber unter dem wirklichen Regimentsarzte stehen; auch führen diesen Titel als Auszeichnung manche Bataillonsärzte einiger Jäger- und Schützen-, so wie Landwehrbataillone. — C) Bataillonsärzte. Sie haben Lieutenantsrang und theilen beim stehenden Heere die Geschäfte des Regimentsarztes, sind gleichsam die Aide-majors der Franzosen (Artillerie-Brigaden und Kavallerieregimenter haben keinen Bataillons-, sondern nur einen Regimentsarzt, uud per Kompagnie und Schwadron einen Chirurgen). Bei der Landwehr, bei welcher die einzelnen Bataillone, die zwar Regimenter bilden, aber mehr selbstständige Truppenabtheilungen sind, stehen die Bataillonsärzte unter den Befehlen des Generalarztes desjenigen Armeecorps, zu dem die Bataillone gehören; sie

unterscheiden sich von ihren Kollegen des stehenden Heeres dadurch, daß sie eine geringere Besoldung als jene erhalten, obwohl sie einen ausgebreiteteren Wirkungskreis haben als die Bataillonsärzte der Linie, indem sie z. B. das eben so wichtige, als in vieler Hinsicht höchst unangenehme Geschäft bei Aushebung der Rekruten besorgen müssen, ferner mit dem Invalidisiren der Militärpersonen weit mehr beschäftigt sind, als ihre Kollegen, und bei den Feldmanövers u. s. w. der zusammengezogenen Bataillone stets gegenwärtig seyn müssen, was bei der Linie nicht der Fall ist, da hier bei jedem Regimente zwei Obermilitärärzte angestellt sind, und es daher hinreichend ist, wenn nur der eine von ihnen seinem Regimente bei Feldmanövers u. s. w. folgt. Außerdem aber hat der Landwehrbataillonsarzt keinen einzigen Kompagniechirurgen zum Gehülfen, wie sein Kollege in der Linie, welchem 4 derselben zugegeben sind. Nur in besonderen Fällen erhält ersterer zum Beistande einen Kompagniechirurgen. — D) Stabsärzte sind theils bei Hospitälern, in Festungen und in größeren Städten, wo sich Generalkommandos, eine starke Garnison befinden u. s. w. (daher Gouvernements- und Garnisonsstabsärzte), so wie beim Medicinalstabe angestellt; ferner befinden sich eine gewisse Anzahl von Stabsärzten beim Friedrich Wilhelms-Institute, wo sie theils die Oberaufsicht der in Sektionen getheilten Eleven desselben, so wie der oben erwähnten Akademie führen, theils aber als Geschäftsoberärzte in der Charité zu Berlin verwendet werden. — E) Die bereits oben erwähnten Pensionärärzte, welche gleichen Rang haben mit den, bei manchen Invalidenkompagnien angestellten Oberärzten. Es scheint nicht unpassend zu seyn, hier über die Organisation des mehrgedachten Friedrich-Wilhelms-Institutes einige Worte beizufügen. In dasselbe werden junge Leute, welche ihre Schulbildung auf einem Gymnasium vollendet, und dasselbe nach vorschriftsmäßigem Abiturientenexamen verlassen haben, aufgenommen. Es sind dies entweder 1) unbemittelte junge Männer, meist Söhne königlicher Militärbeamten, die auf Kosten des Staates erzogen werden — königliche Eleven. 2) Pensionäre, welche einen bestimmten Geldbeitrag zahlen müssen. Beide wohnen in dem Institutsgebäude, stehen unter militärischer Disciplin und sind in Sektionen getheilt, welche von Pensionär- und Stabsärzten beaufsichtigt werden; die sämmtlichen Sektionen stehen wiederum unter specieller Oberaufsicht eines Oberstabsarztes. Nachdem nun diese jungen Männer mit ihren medicinischen Studien, die sie an der Universität beginnen und vollenden, fertig, und als Doctores utr. medic. promovirt worden sind, so werden sie als Kompagniechirurgen bei einem Garderegiment, gewöhnlich bei dem ersten Garderegimente zu Fuß, placirt, kommen von dort als Pensionärchirurgen nach dem Friedrich Wilhelms-Institut zurück, avanciren hier nach der Anciennität zu Stabsärzten und besetzen nun die in der Armee vacant gewordenen Regimentsarztstellen. — Diejenigen Landwehrbataillons- und Stabsärzte aber, welche nicht im Institute ausgebildet sind, haben, obgleich sie auf derselben, u. wohl noch einer größeren Höhe der Ausbildung stehen, ja schon längere Zeit dem Staate dienen, mögen sie auch ausgezeichnete Männer von Fach seyn, durchaus keine Aussicht auf Avencements.

2) Unterärzte. Sie bekommen nicht das Prädikat Aerzte, sondern führen den Titel Chirurgen, brauchen nicht graduirt, sondern höchstens nur als Wundärzte erster oder zweiter Klasse approbirt zu seyn. Es gehören hierher: a) Die Oberchirurgen. Sie sind meist Kompagniechirurgen bei Invalidenkompagnien, welchen als Auszeichnung der Titel Oberchirurg (so wie zuweilen auch der des Oberarztes) ertheilt wird. — b) Kompagnie-, Eskadrons-, Batterie- und Lazarethchirurgen, eigentlich Assistenten der Regiments- und Bataillonsärzte. Hierher gehören auch die jungen Leute, welche im Institute ausgebildet werden; ferner junge Civilärzte, welche zur Ablösung ihrer Militärpflicht ein Jahr als freiwillige Kompagniechirurgen dienen, so wie endlich die landwehrpflichtigen Aerzte. — Die eigentlichen in der Armee angestellten Chirurgen sind jetzt meistens Wundärzte erster oder zweiter Klasse, nehmen keinen militärischen Rang ein, und haben bis jetzt leider in jeder Hinsicht noch immer eine sehr untergeordnete Stellung. — Was nun den Dienst der Militärärzte betrifft, so theilt er sich in den Feld- und Lazarethdienst, und unterscheidet sich im Wesentlichen nicht von dem der französischen Feldärzte; eben dasselbe gilt von der Disciplin. — Sowohl der obere Militärarzt als auch die Chirurgen sollen, den Bestimmungen zufolge, ihre resp. Regimenter, Bataillone und Kompagnien dahin begleiten, wohin sie sich begeben; in Friedenszeiten bei Feldübungen, Ausmärschen u. s. w. Beim Exerciren braucht nur ein Chirurg gegenwärtig zu seyn, der auch die Rekruten nach dem Ort ihrer Bestimmung begleitet u. bei den Regimentslazarethen verwendet wird.

Noch müssen wir der erst seit 1834 bestehenden Chirurgengehülfen Erwähnung thun. Es sind dies gemeine Soldaten, welche, indem sie als solche ausgebildet sind, sich zum Krankenpflegedienst freiwillig melden, und sobald sie sich dazu qualificiren, darin, so wie in den kleineren chirurgischen Geschäften von den Regiments-, Bataillonsärzten und Kompagniechirurgen unterrichtet werden. Sie sind ungefähr das, was bei den Russen die Zyrulniki (Barbiere, Aderlasser, Schröpfer u. s. w.) bedeuten. Jede Kompagnie und Eskadron liefert eine bestimmte Anzahl von Gemeinen zu diesem Dienste, und verwendet sie in Friedenszeiten bei den Regimentslazarethen, während des Krieges aber auf dem Schlachtfelde. Da in Preußen Jeder ohne Ausnahme Soldat werden muß, wenn er körperlich dazu fähig ist, so befinden sich im Heere viele junge Leute von solcher Schulbildung, daß sie sich zu Chirurgengehülfen sehr gut qualificiren, und es gibt nicht wenige Beispiele, wo dieselben sich in dem Grade auszeichneten, daß sie zur Ausbildung als Kompagniechirurgen zugelassen wurden. — Wenngleich es nicht zu läugnen ist, daß, namentlich in Kriegszeiten, dergleichen

Subjekte von großem Nutzen seyn können, so steht auf der anderen Seite zu befürchten, daß durch sie die Quacksalberei befördert werden dürfte; denn sie erhalten nicht allein Unterricht im Krankenwärterdienst, sondern auch in der Anatomie, Physiologie, Materia medica, Chirurgie ꝛc., der ihnen zwar ihrem Stande anpassend ertheilt wird, aber doch nicht genügend ist, um als Afterärzte auftreten zu können, wenn sie ihre Militärkarriere verlassen haben. Daher möchte es wohl zweckmäßiger seyn, daß statt dieser Chirurgengehülfen gut unterrichtete Krankenwärter aus der Reihe der Soldaten genommen würden, und man dieselben nicht über ihre Sphäre hinaus erheben möchte.

Die Arzneiverpflegung in der preußischen Armee hat im Jahre 1829 eine sehr wohlthätige Reform erlitten, und zwar durch Abschaffung der bis dahin bestandenen Medicingelder. Statt deren geschieht nun die Arzneiverpflegung auf Kosten des Staates. (S. Militärapotheke). Musterhaft sind die Instruktionen für Militärärzte in allen ihren Verhältnissen. Bereits unter Friedrich dem Großen gab es Feldlazareth-Reglements, die aber noch viel zu wünschen übrig ließen. Schon zweckmäßiger waren die Feldlazareth-Reglements von 1807 und 1809, welche letztere durch Görcke und den damaligen Generalkriegskommissär Ribbentrop erlassen wurden, allein das Bedürfniß der Zeit ließ immer noch eine Verbesserung jener Reglements wünschen. So entwarf v. Gräfe im Jahre 1813, als damaliger dirigirender Generalchirurgus für die Beamten seiner zahlreichen Ambulancen und stehenden Hospitäler zwischen der Weichsel und dem Rheine, aus welchen 150,000 Krieger aller Nationen geheilt entlassen wurden, eine neue Instruktion, und immer mit der Zeit fortgehend, erreichte das preußische Militärmedicinalwesen die gegenwärtige Stufe der Vervollkommnung. — Nach dem Vorbilde Preußens wurde in anderen Staaten das Kriegsheilwesen eingerichtet; es wurden medicinisch-chirurgische Militärakademien und Schulen errichtet in Wien, Dresden, Kopenhagen, Petersburg u. s. w. Am weitesten blieben die Engländer zurück; man könnte behaupten, daß dieselben erst seit ihren häufigen Kriegen mit Frankreich (in Portugal, in Spanien u. s. w.), an eine zweckmäßige Organisation des Militärmedicinalwesens zu denken anfingen.

Sehr zweckmäßig theilt Josephi die Militär- (Staats-) arzneikunde ein. Nach ihm zerfällt nämlich die Militärmedicin in zwei Haupttheile: 1) In die Militär-, Sanitäts- und Medicinalpolizei, welche wiederum abgetheilt ist:

A. In die Militär-Sanitätspolizei, und zwar: a) der Kriegsheere zu Lande in Friedenszeiten. In dieselbe gehört alles Dasjenige, was die Eigenschaften eines Soldaten, seine Brauchbarkeit zu der einen oder anderen Waffengattung betrifft, ferner das Rekrutirungswesen, die Bekleidung des Soldaten, seine Nahrung, Wohnung (Kasernen, Wachthäuser, Gefängnisse), der Garnisonsdienst (Uebungslager, Exerciren) u. s. w. — b) Die Militärsanitätspflege in Kriegszeiten. Der Militärarzt hat in Kriegszeiten einen harten Standpunkt und mit so mannichfaltigen Hindernissen zu kämpfen, die der Gesundheit des Soldaten sehr schädlich seyn können, auf welche er daher die Heerführer aufmerksam machen, und wobei er vorzüglich mit aller Thätigkeit auftreten muß, wie z. B. bei Märschen, Bivouaks, Lagern, Belagerungen, während eines Gefechtes, einer Schlacht u. s. w. Hier findet der Feldarzt als solcher Gelegenheit, alle seine Talente entwickeln und das Wichtige seines Standes darthun zu können. — c) Die Militärsanitätspolizei der Seemannschaft unterscheidet sich von der der Landsoldaten nur in so fern, als sie den Seedienst betrifft.

B) Militär-Medicinalpolizei. — a) In Friedenszeiten; bespricht Alles, was die Bildung der Militärärzte, ihre Eintheilung in verschiedene Klassen betrifft, ferner was ihren Dienst und sie selbst als Heilkünstler, was das Lazarethwesen, die Militärapotheken, das Invalidisirungsgeschäft anlangt u. s. w. — b) In Kriegszeiten. Hierzu gehört das Feldlazarethwesen überhaupt. — 2) Militär-forensische Medicin. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle diese Zweige der M. ausführlich abhandeln, allein diese Uebersicht zeigt uns, bis zu welcher hohen Stufe das Militärmedicinalwesen es gebracht hat, und welche Anforderungen man an einen tüchtigen Militärarzt machen kann, der ihnen wohl dann zu genügen im Stande ist, wenn er, wie Josephi ganz richtig bemerkt, auf Universitäten gebildet worden ist.

Militärhospital, s. Hospital und Militärlazareth.

Militärische Bestrafungen, s. Militärstrafen.

Militärische Karten, s. Militärkarten.

Militärischer Ueberblick, s. Coup d'oeil.

Militärisches Aufnehmen, das Aufnehmen und Zeichnen des Planes einer Gegend zu militärischen Zwecken, im Gegensatz zu dem ökonomischen Aufnehmen und Vermessen. Da das Vermessen in einem besonderen Artikel ausführlich besprochen werden wird, so genügen hier einige, das militär. Aufnehmen insbesondere betreffende Bemerkungen. Dasselbe geschieht entweder nach einem auf Grund ökonomischer Bestimmungen schon vorher gelegten trigonometrischen Netzes mittelst der gewöhnlichen Meßinstrumente (s. d.), oder, was häufiger der Fall ist, mittelst eines leichter zu transportirenden Meßtisches, des sogenannten Campagnemensels, nach dem Augenmaße. Man mißt dann eine Standlinie nach Schritten und zieht von den Endpunkten derselben Visirlinien, die man aber nur nach dem Augenmaß aufträgt, indem man dabei Lineal und Bleistift als Diopter benutzt. Befindet man sich auf einer neuen Station, so orientirt man die Campagnemensel mittelst einer kleinen Orientirboussole u. verfährt dann ziemlich ebenso, wie mit dem Meßtisch. Man kann auch das Rückwärtseinschneiden in Anwendung bringen, wobei man, fortwährend im Gehen zeichnend, die höchsten, am meisten Umsicht gewährenden Stellen des Terrains aufsucht u. sich

bemüht, so viel Terrain als nur möglich auf dem Plane darzustellen. Da man solches Aufnehmen meistens zu Pferde vornimmt, so kann man dabei auch die Schritte des Pferdes als Maßstab annehmen, nur muß man dann die verschiedenen Gangarten des Pferdes, so wie das Verhältniß der Schritte desselben zu den Schritten, die man selbst macht, in Betracht ziehen, auch wohl der größeren Sicherheit wegeu die Schritte durch einen Gehülfen zählen lassen. Auch kann man sich dabei des Schrittzählers (s. Pedometer) bedienen. Zu sicherem Aufnehmen mit der Campagnemensel nach dem Augenmaße wird große Uebung erfordert, weshalb in neuerer Zeit, namentlich von dem preuß. General von Decker vorgeschlagen worden ist, sich dabei einiger zweckmäßigen u. leicht zu transportirenden Instrumente zum Winkelmessen, besonders der Patentboussole und des Reflektors zu bedienen. Das m. A. wird vorzüglich in der preuß. Armee eifrig betrieben. Man legt dabei gewöhnlich den Maßstab von $1/_{250,000}$ der natürlichen Größe, nur in seltenen Fällen einen größeren zu Grunde. Jene Aufnahmen nach dem Augenmaße können begreiflicher Weise nicht den Grad von Genauigkeit haben, welchen man von den mittelst des Meßtisches und der Meßinstrumente erzielten mit Recht fordert, allein eine solche Genauigkeit ist auch nicht nöthig, da auch eine weniger genaue Zeichnung dem geübten Blick schon die nöthige erforderliche Terrainanschauung verschafft. Genaue Vermessungen behufs militär. Operationen können schon deshalb nicht wohl Statt finden, weil gewöhnlich dabei die Zeit drängt und sie unter Umständen vorgenommen werden müssen, welche die genaue Einsichtnahme und Abmessung aller Gegenstände gar nicht gestatten.

Militärisches Begräbniß, s. Begräbniß, S. 153.

Militärisches Testament, s. Testament, S. 469.

Militärisches Wochenblatt, s. Zeitungen.

Militärische Zeitschriften, s. Zeitungen.

Militärjustiz. Schon in den frühesten Zeiten veranlaßte die Eigenthümlichkeit des Soldatenstandes nach seiner inneren und äußeren Gestaltung in den Rechtsverhältnissen desselben, sowohl in Absicht auf die privat- und strafrechtlichen Beziehungen der Soldaten, als in Hinsicht auf die Formen der gerichtlichen Behandlung ihrer Rechtssachen und das damit beauftragte richterliche Amt mancherlei Abweichungen von dem, was das gemeine Recht wegen der Rechtsangelegenheiten der übrigen Landesunterthanen vorschrieb. Die Auffuchung dieser Abweichungen nach den verschiedenen Zeiträumen ihrer Entstehung und Fortbildung liefert die geschichtlichen Materialien zu der Entwickelung des Ursprunges und Fortganges der M. Abgesehen von den in das Gebiet des Staatsrechts gehörigen Rechtsbestimmungen, bietet sich der Betrachtung noch ein besonderes Rechtsgebiet dar, welches die Bestimmungen umfaßt, wodurch die Pflichten und Rechte festgesetzt werden, welche die Individuen einer Kriegsmacht theils einzeln, theils im Verhältnisse unter einander, theils anderen Staatsunterthanen gegenüber, als Subjekt, ausschließlich angehen. Diese Bestimmungen sind der Gegenstand einer für sich bestehenden und auf den Zweck der Kriegsmacht unmittelbar sich beziehenden besonderen Gesetzgebung, u. betreffen theils das privatrechtliche Verhältniß der Soldaten in Absicht auf eine, bald bevorrechtende, bald beschränkende Ausnahme von den allgemeinen Landesgesetzen, theils die besond. Pflichten der Soldaten, deren Verletzung oder Nichterfüllung mit Strafen bedrohet und nach Maßgabe der Wichtigkeit bald als Verbrechen mit den darauf gesetzten Strafen, bald als Vergehung gegen die Ordnung, ohne richterliches Einschreiten, von den militärischen Vorgesetzten innerhalb der Grenzen der ihnen eingeräumten Strafgewalt willkürlich geahndet wird, theils die Anwendung des Richteramtes und des zu beobachtenden richterlichen Verfahrens.

Die Geschichte der M. führt zurück auf die Verfassung des römischen Kriegsstaates, deren Kenntniß wir hauptsächlich aus dem justinianischen Rechte zu schöpfen haben. Nächst den Nachrichten von mehren, aus jener Zeitperiode auf die deutschen Kriegsvölker übergegangenen und zum Theil noch jetzt gültigen bürgerlichen Bevorrechtungen und Beschränkungen der Soldaten gewähren auch die strafrechtlichen Bestimmungen des justinianischen Rechts noch immer außer dem historischen auch ein rechtswissenschaftliches Interesse, indem sie die ersten Anfänge eines geregelten Militärjustizwesens nachweisen und die Urquelle erblicken lassen, aus welcher dasselbe hervorgegangen ist. Die Darstellung des deutschen Militärjustizwesens muß deshalb mit einem flüchtigen Rückblicke in die römische Militärjustizverfassung beginnen.

Schon unter den Königen, wo Rom noch kein stehendes Kriegsvolk hatte, das Heer vielmehr alle waffenfähigen römischen Bürger mit Ausschluß derjenigen, welche weniger als 380 Asse im Vermögen besaßen, umfaßte, und jeder römische Bürger, mit Ausnahme des Pferdes, das der Reiter vom Staate empfing, aus eigenen Mitteln für den Kriegsdienst sich bekleiden, bewaffnen und unterhalten mußte, war die Kriegszucht streng, die Bestrafung hart, und von dem Oberbefehlshaber, welchem das Recht über Leben und Tod seiner Soldaten zustand, abhängig. Während der republikanischen Verfassung wurde der Soldatenstand in der Eigenschaft eines besonderen Standes als ein Staatsdienst angesehen, welcher nicht allein den Dienenden, sondern auch den Veteranen auf Lebenszeit Unterhalt gewährte; denn das Heer, welches außer den römischen Bürgern auch fremde Hülfstruppen und später auch Miethsoldaten in sich aufnahm, wurde auf Kosten des Staats bezahlt, bekleidet, bewaffnet und unterhalten; die Veteranen aber sahen sich für ihr Alter theils durch Geldunterstützung, theils durch überlassene Benutzung von Grundstücken gesichert. Die Strenge der Kriegszucht dauerte in diesem Zeitraume fort; außer Geld-, Ehren- u. Lebensstrafen wur-

den selbst körperliche Züchtigungen gewöhnlich (s. Militärstrafen). Diesem Zeitraume gehört zugleich die Einführung des unter dem Namen des Ins postliminii bekannten, besonderen Vorrechts der römischen Soldaten an, vermöge dessen die durch die Kriegsgefangenschaft erlittene capitis deminutio denselben bei ihrer Rückkehr, oder wenn sie in der Gefangenschaft verstorben waren, den Mitgenuß der bürgerlichen Rechte nicht entziehen sollte. Die Kriegstribunen (s. d.) hatten sowohl die Kriegszucht, als überhaupt alle rechtlichen Angelegenheiten im Heere zu besorgen; sie waren die kompetenten Richter für alle Rechtssachen der Soldaten ohne Ausnahme, hatten auf Märschen ihre Stelle in dem unteren Theile des Lagers, wo das Tribunal des Feldherrn, welcher statt des Konsuls den Oberbefehl führte u. Legatus genannt wurde, errichtet war, wenn er als oberster Heerführer, dem die Tribuni militares zunächst untergeordnet waren, das Amt der Gerechtigkeit verwaltete, oder an das Heer eine Rede hielt. Hier hielten die Tribunen Kriegsrath und empfingen die Verbrecher ihre Strafe. Während der das Ende der Republik bezeichnenden beständigen Diktaturen und der an diese sich anschließenden Kaiserregierung ging die Verpflichtung der römischen Bürger zum Kriegsdienst in freiwilligen Dienst über, und die Befähigung dazu hing nicht mehr von dem Besitze eines Eigenthums ab. Das Heer bestand theils aus römischen Bürgerlegionen und Provincialen, theils aus Hülfscorps abhängiger Fürsten und Völkerschaften, theils aus feindlichen, bald gezwungenen, bald durch Ueberredung gewonnenen kriegegeübten Barbaren, und theilte sich in zwei Klassen, von denen die eine (die Prätorianer, welche die kaiserliche Leibgarde bildeten) von den Praefectis praetorio, und die andere (die Legionen) von den Prokonsuln und Legatis Caesaris, welche den allgemeinen Namen Praesjdes provinciae führten, befehligt würde. Letztere hatten außer der Polizei- auch die Civil- und Kriminaljustizgewalt in ihren Provinzen auszuüben, u. erstere, die Praefecti praetorio, wußten außer der Finanz- und Polizeigewalt auch die Justizgewalt allmählig an sich zu ziehen. Diese ausgedehnte Gewalt der Heerführer und die Verschiedenartigkeit der Elemente, aus denen das Heer bestand, konnte auf die Kriegszucht nicht ohne Einfluß bleiben. Das Verhalten des Heeres wurde zwar durch neue, den Truppen ertheilte Dienstvorschriften, welchen später der Name Disciplina Augusti beigelegt wurde, strenger geregelt, insonderheit wurde der Dienstgehorsam gegen den Imperator u. die übrigen Vorgesetzten besonders eingeschärft und jedem Soldaten mittelst Eides das Versprechen abgenommen, daß er seine Fahne niemals verlassen, den Befehlen der Anführer gehorchen und für die Sicherheit des Kaisers und Reichs sein Leben aufopfern wollte. Allein der Uebermuth der Soldaten wuchs im Laufe der Zeit nichts desto weniger; die Prätorianer fingen an, bei Besetzung des kaiserlichen Thrones eine Stimme sich anzumaßen, und ihr Ungehorsam ging zuletzt in wilde Empörung über. Eben so suchten die Legionen auf der anderen Seite ihre vermeintlichen Vorrechte durch die Gewalt der Waffen zu behaupten. Dies bewog den Kaiser Konstantin den Großen zu einer Umgestaltung des Heeres, hauptsächlich in Ansehung der Kommando- und Justizgewalt; er gab den Praefectis praetorio die Eigenschaft der höchsten Civilbeamten in ihren Präfekturen und theilte die Militärgerichtsbarkeit unter zwei von ihm eingeführte Feldherren der Reiterei und des Fußvolks, den Magister equestris und den Magister pedestris militiae, und machte jeden derselben für die unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehenden Truppen verantwortlich. Den bürgerlichen Vorrechten der Soldaten traten unter Julius Cäsar, Nerva und Trajan noch folgende hinzu: 1) Die Soldaten wurden im Felde bei Errichtung ihres letzten Willens von der Beobachtung der außerdem zur Gültigkeit gesetzlich erforderlichen Förmlichkeiten entbunden. Sie erhielten dabei das Vorrecht, auch solche Personen, welche sonst nicht erbfähig, durch ein specielles Gesetz jedoch nicht ausgeschlossen waren, zu Erben einzusetzen; es war ihnen erlaubt, willkürlich über einen Theil ihres Vermögens testamentarisch zu verfügen, und wegen des übrigen die Intestaterbfolge eintreten zu lassen, und Kinder, Aeltern u. Geschwister ganz zu übergehen, oder ohne Anführung einer Ursache zu enterben. Das Testament blieb, wenn dem Testirer nach Errichtung des Testaments ein Kind geboren wurde, unter der Voraussetzung in Geltung, daß er zur Zeit der Errichtung des Testaments von der Schwangerschaft seines Weibes Wissenschaft hatte. Auch fand der Regel nach der Abzug des falcidischen oder trebelliantschen Viertheils (welches bei andern, mit Legaten und Fideikommissen beschwerten Erbschaften der Erbe den Rechten nach in Anspruch nehmen konnte) aus einem militärischen Testamente nicht Statt. Das militärische Testament blieb nicht bloß, so lange der testirende Soldat in diesem Stande verblieb, sondern auch, wenn er einen ehrenvollen Abschied erhielt, noch ein Jahr nach seiner Verabschiedung gültig; wurde er aber wegen eines Verbrechens verabschiedet, verlor dasselbe sogleich seine Gültigkeit. Der Soldat durfte jedoch, so lange er noch in väterlicher Gewalt stand, nur über sein Peculium castrense testamentarisch verfügen, sobald er aber aus der väterlichen Gewalt entlassen war, über sein sämmtliches Vermögen ungehindert testiren. Jene Befreiungen kamen zugleich auch denjenigen Militärpersonen zu, welche, ohne zur streitbaren Mannschaft zu gehören, ihrer Funktionen halber zugleich im Felde sich befanden, in sofern sie in nahe Lebensgefahr gerathen und in dieser Gefahr wirklich umkommen konnten. In Hinsicht auf die Entbindung von der äußeren Testamentsform wurde festgesetzt, daß der Soldat im Felde (in expeditione), insbesondere im Anmarsche gegen den Feind od. gegen eine Festung, oder in einer belagerten Festung, od. im Treffen gar keiner Solennitäten bedurfte, vielmehr eine jede deutliche und ernsthafte Erklärung seines letzten Willens, sofern sie erweislich war, hinreichte, außer diesen Fällen aber, sowohl bei mündlichen, als bei schriftlichen Testamenten, zwei Zeugen zuzuziehen hatte. — 2) Ein zwei-

tes Vorrecht des Soldaten bestand darin, daß er, wenn er sich noch in väterlicher Gewalt befand, zur freien Verfügung über sein im Soldatenstande erworbenes Vermögen (peculium castrense) befähigt wurde. Zu dem im Soldatenstande erworbenen Vermögen wurde gerechnet Alles, was der Vater oder die Mutter, oder andere Verwandte dem Sohne oder dessen Verwandten ihm bei seinem Eintritt in den Kriegsdienst zu diesem Behufe geschenkt hatten, was der Sohn als Soldat im Kriege erbeutet, oder von seinem Solde erspart hatte, ferner jede Erbschaft und jedes Vermächtniß, womit er von seinen Kriegskameraden bedacht worden war, und Alles, was der Sohn von dem als Soldat erworbenen Gelde erkauft oder eingetauscht hatte. Er erhielt in Absicht auf dieses Vermögen die Rechte eines Hausvaters, und konnte daher sowohl unter den Lebendigen, als auf den Todesfall nach Belieben darüber verfügen. Dieses anfänglich nur auf bewegliche Güter beschränkte Verfügungsrecht wurde in der Folge auch auf unbewegliche Güter ausgedehnt, wenn sie dem Soldaten mit einer Erbschaft, die ihm ob affectionem castrensem (wegen besonderer, ihm als Krieger gewidmeten Rücksicht) zugewendet und hinterlassen worden, zugefallen waren. — 3) Der privilegirte Gerichtsstand der Soldaten, welcher sowohl auf die Civil- als auf die peinlichen Sachen der Soldaten ausgedehnt u., so weit er die ersteren betraf, auf den Grundsatz hauptsächlich basirt gewesen war, daß die privatrechtl. Angelegenheiten der Soldaten mehr nach Billigkeit und freiem Ermessen (ex aequo et bono), als nach strengem Rechte zu beurtheilen, wurde vom Kaiser Konstantin d. Gr. unter Verweisung der Civilsachen an die Ortsobrigkeiten oder die Rektoren der Provinzen bloß auf die peinlichen Sachen, und späterhin selbst nur auf die Militärverbrechen und andere geringe Vergehungen der Soldaten beschränkt, während die Kognition über die schweren gemeinen Verbrechen dem Foro delicti (dem Richter des Orts, wo das Verbrechen begangen worden) zugewiesen wurde. Doch wurde der vorherige Umfang des privilegirten Gerichtsstandes unter den Kaisern Valentinian und Valens wieder hergestellt. Die Kaiser Honorius und Theodosius übertrugen den Magistris militum auch die Kognition in den Civilsachen der Soldaten; zuletzt wurde jedoch vom Kaiser Justinian den Magistratibus provinciarum wieder verstattet, in schweren gemeinen Verbrechen eine Gerichtsbarkeit über die Soldaten auszuüben.

Bei den alten Deutschen war jeder Angesessene zum Kriegsdienst verpflichtet; sowohl die reichbegüterten Eigenthümer (oder Besitzer), als die minder begüterten (Freilinge) wurden durch den Heerbann nach Stämmen und Familien, unter eigenen, aus ihrer Mitte selbst gewählten Anführern zum Kriegsdienste aufgeboten, und dienten ohne Sold. Nur in einzelnen Fällen konnten diejenigen zu einem Oberbefehl über die Gesammtheit der verbündeten Völkerschaften gelangen, welche sich durch Tapferkeit auszeichneten und durch Beredsamkeit die Meinung und freiwillige Unterwerfung für sich zu gewinnen wußten. Bei dem Heerbann galt der Grundsatz, daß, wer den Schild verliere, der Acht verfallen sey, als Strafgesetz. Neben dem Heerbann bildeten sich in der Folge besondere kriegerische Gesellschaften (Komitate) aus jungen Deutschen, besonders den nachgeborenen und nicht angesessenen Söhnen, die sich unter den Fahnen erfahrener Krieger freiwillig sammelten und gegen Sold für ihre Anführer und deren Sache fochten. Hier gereichte die Rückkehr aus dem Gefechte ohne den Anführer zum Fluche und zu ewiger Brandmarkung. In privatrechtlicher Hinsicht hatten die Soldaten des Heerbanns und der Komitate, weil Jeder Soldat war, keine besonderen Vorrechte. Die auf den Gefolgschaften beruhende Kriegsmacht gewann mit dem allmähligen Verfalle des Heerbanns zu der Zeit, wo die einzelnen deutschen Völkerschaften unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte zu einer Monarchie vereinigt worden waren, an Umfang und Geübtheit der Truppen; das Reichsoberhaupt sowohl, als die Herzöge, Grafen und Edelvögte, und selbst die Bischöfe und Aebte unterhielten ihre eigenen Dienstleute u. verwendeten solche, in deren Menge u. Glanz einander überbietend, eben so wohl zu Reichskriegen, als zu eigenen Fehden. Bei diesen Dienstgefolgschaften entstanden eigene Kriegsgerichte und Kriegsgesetze, nach welchen die Verbrechen der Dienstmänner mit Leib-, Ehren- und Lebensstrafen belegt werden konnten. Zugleich entstand der Gebrauch, daß der Dienstherr bei dem Absterben eines Dienstmannes das sogenannte Heergewedde aus dessen Nachlasse fordern konnte. Mit der Entstehung und Ausbildung des deutschen Lehnwesens, welches den Kaiser zu den Großen des Reichs in das Verhältniß eines Lehnherrn setzte und letztere als Reichsvasallen zur Vertheidigung des Reiches mit ihren Dienstmännern verpflichtete, begründete sich zwischen diesen Reichsvasallen und ihren Dienstmännern (Lehnmännern) das Verhältniß, daß die ritterlichen Dienstmänner, welche vermöge ihres Grundherrnstandes zum Adel gerechnet wurden und die Reiterei und zugleich den Kern der dienstmannschaftlichen Corps bildeten, nicht für baaren Lohn, sondern als Nutzherren des von ersteren ihnen anfänglich nur auf Lebenszeit, in der Folge aber erblich verliehenen Lehngutes (in der deutschen Ursprache Fe-Od genannt) dienten. Das um diese Zeit entstandene Faustrecht (s. d.), wurde zugleich eine Quelle der Unsicherheit gegen die Privatgewalt der Stärkeren und gab dadurch auch den minder Begüterten vom Stande der Freien, welche als bloße Reichsschutzgenossen auf ihren Gütern saßen und der Gefahr, von den Mächtigeren überzogen oder ganz unterdrückt zu werden, fortwährend ausgesetzt waren, Anlaß, sich den Schutz der weltlichen und geistlichen Fürsten dadurch zu verschaffen, daß sie denselben ihre Allodialgüter zu Lehn auftrugen und sich zu den üblichen Lehnpflichten verbindlich machten. Hierzu gehörten die Pflichten des unweigerlichen kampfgerüsteten Erscheinens zu den Kriegszügen des Lehnherrn, der Treue, des Gehorsams und der pünktlichen Befolgung der vom Lehnherrn oder dem seine

Stelle vertretenden Feldhauptmann ertheilten Dienstbefehle, — Pflichten, auf deren Erfüllung mit Strenge gehalten wurde. Durch den Verband zwischen Lehnherren und den adeligen Lehnmännern bildete sich allmählig ein anfänglich auf Gewohnheiten und Gebräuchen und später auf kaiserlichen Verordnungen beruhendes besonderes Recht, das Lehnrecht, aus, welches, als ein besonderes Privatrecht, sowohl die Dienstpflichten der adeligen Lehnmänner gegen den Lehnherrn, als deren Rechte, vornehmlich in Absicht auf den Besitz und die Vererbung der ihnen verliehenen Güter festsetzte. Das Gericht, vor welchem der Vasall sich stellen mußte, nannte man Mannrecht, und der Richter eines solchen Gerichtes führte den Namen eines Mannrichters. Die Erfindung des Schießpulvers um das Jahr 1355 hatte die Folge, daß die Entscheidung der Schlachten nicht mehr, wie bisher, von der den deutschen Rittern eigenthümlichen Tapferkeit u. Leibesstärke abhing. Durch die Errichtung des ewigen Landfriedens (s. d.) im Jahr 1495 erlosch nach und nach das Interesse des Adels für ritterliche Uebungen. Beides bewirkte, daß der vormalige Geist des Ritterthums nach und nach erkaltete und die Vasallen es vorzogen, statt des persönlichen Erscheinens eine bestimmte Zahl von Ritter- oder Lehnpferden zu stellen, oder eine bestimmte Geldsumme dafür zu bezahlen. Das Lehndienstverhältniß in seiner vormaligen Gestaltung hatte sich aufgelöst. Hierzu kam, daß die gemachten Erfahrungen vornehmlich durch die kriegerischen Vorgänge in der Schweiz und in Böhmen auf die Wichtigkeit eines tapferen u. wohlgeübten Kriegsvolkes aufmerksam gemacht hatten. Es wurden nunmehr zahlreiche Miethstruppen, sowohl Deutsche als Ausländer, besonders aus der Schweiz und aus Böhmen, in Sold genommen, und eben sowohl zur Errichtung des Fußvolks, wie zur Aufstellung der Reiterei und der Bedienung des Geschützes verwendet. Die aus Deutschen bestehenden Heerhaufen wurden in Regimenter und diese in Rotten und Fähnlein abgetheilt. Jedes Regiment erhielt einen Obersten, einen Nachobersten, einen Oberstwachtmeister und zu Besorgung der gerichtlichen Angelegenheiten einen Feldschulzen; den Rotten u. Fähnlein wurden Hauptleute vorgesetzt. Die für dieses Söldnerheer gegebenen Strafgesetze und Vorschriften wegen der Kriegszucht sind hauptsächlich in der vom Kaiser Maximilian II. im Jahre 1570 erlassenen Reiterbestallung und den derselben angehängten Artikeln für die deutschen Knechte enthalten, u. vornehmlich gegen den den deutschen Truppen besonders eigenen Hang zum Trunk und zur Völlerei, gegen den Ungehorsam u. die Meuterei, gegen das Plündern, Rauben u. Morden, gegen das Schänden der Frauen u. Jungfrauen, gegen das muthwillige Balgen und gegen das Spielen auf Borg gerichtet. — Bereits vorher war durch die Aufnahme des römischen Rechts während des 13. und 14. Jahrh. für die privatrechtlichen Angelegenheiten der Soldaten ein die besonderen Vorrechte und Privilegien derselben begründendes, auf den Principien des römischen Rechts beruhendes und in der Folge mit Gewohnheiten und Gebräuchen der deutschen Nation vermehrtes Privatrecht hinzugekommen. — Der dreißigjährige Krieg gab, nachdem König Gustav Adolf mit dem Beispiele gedruckter Kriegsartikel für das schwedische Heer vorausgegangen und mehren deutschen Fürsten und selbst dem Kaiser Abschriften davon zugekommen waren, Veranlassung zu ähnlichen Kriegsartikeln für die Truppen der einzelnen Reichsfürsten. Als nach dem bloß mit Söldnern geführten dreißigjährigen Kriege die Bildung stehender Heere in den Ländern der einzelnen Reichsfürsten begann, zeigte sich auch das Bedürfniß einer der veränderten Einrichtung des deutschen Kriegswesens in Form und Geist mehr angepaßten und die Willkür der Vorgesetzten bei Bestrafung der Untergebenen entfernenden Verbesserung der Militärjustizpflege. Die bereits vorhandenen Kriegsartikel der Truppen deutscher Fürsten wurden von einer Zeit zur andern revidirt, verbessert und, wo sie mangelhaft waren, durch Dienstvorschriften, Dienstreglements, Ordonnanzen, Entscheidungen in einzelnen Fällen, so wie durch Kriegsgewohnheiten und Gebräuche, welche gesetzliches Ansehen erhielten, vervollständigt. Allmählig traten auch Schriftsteller auf, welche sich der Bearbeitung der in den verschiedenen Kriegsgesetzen enthaltenen, einzelnen gesetzlichen Bestimmungen zu einem übersichtlicheren Ganzen unterzogen. Das vorige Jahrhundert lieferte in einer Reihe gedruckter Werke, von Beyers prudentia juris militaris (Jena 1710) an bis zu Beermanns Grundsätzen des heutigen deutschen Kriegsrechts (Lemgo 1795) und dem Kriegsprozesse von Danz (Stuttgart 1798) den Beweis von dem Interesse, welches die Wissenschaft an diesem Gegenstande zu nehmen anfing. Der Zustand der deutschen M. im vorigen Jahrhundert offenbart sich vornehmlich in folgenden Zügen. Die Gesetzgeber betrachteten die äußerste Strenge als das zuverlässigste Mittel, die Massen der aufungleichen Stufen der Bildung und der Sittlichkeit stehenden Individuen zusammenzuhalten, dem Ungehorsam gegen die Vorgesetzten vorzubeugen, dem Muthe gegen den Feind äußere Nachhülfe zu geben, Verbrechen zu verhüten u. die Mannszucht überhaupt zu erhalten. Die Strafen mußten, um den Mann möglichst kurze Zeit im Dienste zu entbehren, intensiv erschwert und, um Gefahren für die Heere, in Folge verletzter od. nicht erfüllter Dienstpflicht, abzuwenden, bis zu rücksichtsloser Härte gesteigert werden. Dies führte zur häufigen Anwendung körperlicher Züchtigungen und insonderheit der Spitzruthenstrafe selbst bis zum Tode, u. anderer Strafen am Leben in Fällen, wo die Uebertretungen wirkliche Gefahren kaum besorgen ließen; — der Stock führte das Regiment, der Tod drohte auch außer der Schlacht im nahen Hintergrunde. — Die besonderen, von dem gemeinen Privatrechte abweichenden Freiheiten, Rechte und Beschränkungen der Soldaten waren theils aus dem in Deutschland aufgenommenen römischen Rechte auf die deutschen Heere übergegangen, theils deutschen Ursprungs und ihrem Geiste nach vornehmlich dahin gerichtet, den Soldaten unausgesetzt jeder Fessel der von dem bürgerlichen Richter ausge-

henden Gerichtsgewalt und dem mit bürgerlichen Rechtsverhältnissen verknüpften Zwange so viel als möglich zu entziehen, um fortwährend frei über den Mann zum Besten des Kriegsdienstes verfügen zu können; denselben besonders im Kriege, wo der immer wechselnde Aufenthalt des Soldaten und die Nähe der Todesgefahr besondere Rücksichten gebieten, gegen die nachtheiligen Folgen zu schützen, welche an die Nichtbeachtung der Förmlichkeiten und anderer gesetzlichen Vorschriften in gerichtlichen Verhandlungen gemeinem Rechte nach geknüpft sind; solche Rechtsverhältnisse des bürgerlichen Lebens von dem Soldaten zurückzuhalten, wodurch er dem Dienste auf kürzere oder längere Zeit, oder auf immer entzogen werden könnte, und denselben für die Mühen, Entbehrungen, Beschränkungen, Beschwerden und Gefahren seines Berufes zu entschädigen. — Außer den bereits oben erwähnten Vorrechten der Soldaten bei Errichtung ihrer letztwilligen Verordnungen im Felde, der freien Verfügung über ihr im Soldatenstande erworbenes Vermögen (peculium castrense) und in Absicht auf ihren befreiten Gerichtsstand sind unter anderen noch zu erwähnen: das Vorrecht, wegen begangener Verbrechen von den eigenen Kameraden gerichtet zu werden, die Befreiung von der, anderen Staatsunterthanen obliegenden Verbindlichkeit, Vormundschaften zu übernehmen, in gerichtlichen Händeln Anspruch auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, während sie im Felde sich befinden, die Befreiung von den Nachtheilen des Rechtsirrthums (der ignorantia juris), die Rechtswohlthat der Sistirung ihrer im Lande schwebenden Rechtssachen, und Hemmung des Laufs der Verzögerung und der Nothfristen u. s. w. Den dem Soldaten auferlegten besonderen Beschränkungen sind vornehmlich die Bestimmungen beizuzählen, daß er, bevor er ein Eheverlöbniß oder eine Ehe schließen, in Käufe über Güter und Grundstücke, oder in eine Veräußerung eigenthümlicher Güter sich einlassen, neben seinem Militärdienste ein bürgerliches Gewerbe treiben, die Aufnahme bei Handwerken suchen, Kapitale einziehen oder aufnehmen durfte u. s. w., jedes Mal die Erlaubniß dazu bei der ihm vorgesetzten Kommandobehörde nachzusuchen genöthigt, jedes ohne diese Einwilligung eingegangene oder schon bis zur Vollziehung gediehene derartige Geschäft null und nichtig, und der bürgerliche Richter, welcher dasselbe ohne den Konsens des Militärvorgesetzten vorgenommen oder bestätigt hatte, zur Leistung des Schadenersatzes gehalten war. — Jene Bevorrechtungen und Beschränkungen sind mit mehr oder weniger Ausnahmen bis auf die neueste Zeit geblieben. Was insbesondere den befreiten Gerichtsstand der Soldaten, welcher aus der röm. in die deutsche Kriegsverfassung sich fortgepflanzt hat, anlangt, so gibt ein Militärschriftsteller dessen Zweck u. Umfang vornehmlich als auf folgenden Rücksichten beruhend an: Die Untersuchung u. Bestrafung der Militärverbrechen setzt nicht bloß eine genaue Kenntniß der Militärverfassung, sondern auch ein Interesse für die Erhaltung u. Belebung ihres Geistes voraus, wozu der bürgerliche Richter in seinem Berufe weder Gelegenheit, noch Antrieb findet. Zugleich habe die Erfahrung gelehrt, daß häufig Militär- und gemeine Verbrechen bei einem und demselben Subjekte gleichzeitig Gegenstand der Untersuchung und Bestrafung werden, deren Trennung eben so schwierig als mit dem Interesse des Militärdienstes, welches eine fortwährende freie und ungehinderte Verfügung über den Mann fordert, unvereinbar sey. Hiernächst fühle man bei den über Soldaten zu verhängenden Strafen das Bedürfniß, eben sowohl für Militär- als wie für gemeine Verbrechen solche Strafübel zu wählen oder an die Stelle der gemeinen Strafen zu setzen, welche zum ferneren Kriegsdienste nicht unfähig oder unwürdig machten, den Mann auf möglichst kurze Zeit dem Dienste entzögen, und zur Beförderung der Kriegszucht durch Beispiel eine möglichst schnelle und augenfällige Vollstreckung gestatteten. Man fand in der Einrichtung, das Strafurtheil über Verbrechen der Soldaten in die Hände der Kameraden selbst zu legen und dasselbe in wichtigeren Fällen durch Geschwornengerichte des Militärstandes nach Einheit oder Mehrheit der Stimmen aussprechen zu lassen, ein Mittel, den Rechtssinn in Beziehung auf die militärischen Dienstobliegenheiten zu befördern, die Kenntniß der Strafgesetze zu verbreiten, und durch das in dieser Einrichtung sich aussprechende öffentliche Vertrauen den Stand selbst zu ehren. Zudem lag in dem Umstande, daß ein Kriegsheer während des Krieges von allen persönlichen bürgerlichen Verhältnissen des Staatslebens getrennt und ganz allein auf sich beschränkt ist, ein unvermeidlicher Anlaß, auch die Bestrafung der gemeinen Verbrechen, welche von Soldaten, die im Felde sich befinden, begangen worden, dem Militärrichter zu überlassen. Da übrigens der Soldat nicht bloß im Kriege dem Arme der bürgerlichen Obrigkeit entzogen wurde, sondern dessen jedesmaliger Aufenthalt auch im Frieden von Dienstrücksichten abhängig und deshalb dem Wechsel unterworfen war, so führte dies zu der Ausdehnung des militärischen Gerichtsstandes auch auf die persönlichen Civilrechtssachen der Soldaten und selbst auf deren Familien, in soweit solche meist bei ihnen sich aufhielten. Die ersten wesentlichen Veränderungen bei der M. der neuesten Zeit führte der im Jahre 1805 geschaffene Rheinbund herbei. Frankreich hatte bereits seit dem Jahre 1790 in einer fortlaufenden Reihe von Gesetzen, vornehmlich in dem Code pénal vom 25. Sept. 1791, dem Code militaire vom 19. Okt. 1791, und den Dekreten vom 11. und 12. Mai 1792 unter Autorität der Volksversammlung für die peinliche Rechtspflege überhaupt, wie für die Bestrafung der Militärverbrechen neue Normen aufgestellt, welche bald durch neue Dekrete und Beschlüsse des Nationalkonvents vom 28. März 1793 an, und hauptsächlich durch den Code des délits et des peines pour les troupes de la république du 21. brumaire an 5, und endlich seit dem 8. vendémiaire an 12, durch dahin bezügliche spätere Gesetze des ersten Konsuls und dann unter der Kaiserregierung verbessert, vervollständigt und mit Formularien begleitet wurden. Einzelne Rheinbunds-

fürsten, namentlich der König von Westphalen, der Fürst Primas u. A., führten die französischen Kriegsgesetze bei ihren Truppen ein. Mit dem Jahre 1813 verschwand jedoch mit Napoleons Falle und der Auflösung des Rheinbundes der Einfluß der französischen Militärgesetzgebung auf die deutschen Heere; nur einzelne Nachklänge davon finden sich noch.

Dauernder war der Einfluß der preußischen Militärlegislation, welche schon im Jahre 1808 eine neue Aera in der M. heraufführte, indem sie, von dem Grundsatze, daß jeder Staatsunterthan ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienste verpflichtet, dagegen aber auch, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und Kenntnisse, bei bezeugter rühmlicher Aufführung, ohne Rücksicht auf Geburt, auf die Beförderung zum Offiziere bis zum höchsten Grade Anspruch zu machen berechtigt sey, ausgehend, unter gänzlicher Abschaffung der bis dahin in allen deutschen Heeren üblich gewesenen Spitzruthenstrafe und großer Beschränkung der körperlichen Züchtigung, mildere, dem Geiste der Zeit entsprechendere und auf Weckung und Nährung des Ehrgefühls berechnete Militärstrafen feststellte. Der befreite Gerichtsstand der Soldaten, welcher im vorigen Jahrh. nicht bloß auf alle Kriminal- und persönlichen Civilsachen, worin diese Beklagte waren, so wie auf die Vormundschaftsbestellung für solche Unmündige und den Unmündigen nach den Gesetzen gleich Geachtete, welche entweder selbst schon in Militärdiensten standen, oder bei Lebzeiten ihrer den Militärgerichten unterworfenen Väter eines besondern Vormundes bedurften, in Ansehung ihrer Personen und des Mobiliarvermögens, sondern auch auf deren bei ihnen sich aufhaltende Weiber, Kinder und Dienstboten, auf alle mit Wartegeld oder Pension verabschiedete Generale, Stabs- und Oberoffiziere, und auf die Bestellung der Generalkuratoren für die unter Militärgerichtsbarkeit stehenden Weibspersonen u. s. w. ausgedehnt gewesen war, erfuhr in dem laufenden Jahrh. mehre wesentliche Beschränkungen in den einzelnen Bundesstaaten. Unter die Militärgerichtsbarkeit wurden hier und da in Friedenszeiten bloß die in wirklichen Kriegsdiensten stehenden Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und andere bei dem Militär angestellten Personen gewiesen; die Kompetenz des Militärrichters wurde auf die Untersuchung und Bestrafung der von Militärpersonen begangenen Verbrechen beschränkt; die Civilsachen derselben fielen an den bürgerlichen Richter; nur für den Zustand, wenn die Truppen sich im Felde befinden, wurde die Militärgerichtsbarkeit zugleich auch auf die dem Heere ins Feld folgenden Personen, auch auf die Spione u. unbefugten Werber, auf die Bewohner okkupirter Länder in Ansehung der von ihnen gegen die Sicherheit der Armee und ihrer Individuen begangenen Verbrechen und auf die Kriegsgefangenen, auch zugleich rücksichtlich des Objekts auf die bei der Armee vorkommenden civilrechtlichen Fälle ausgedehnt. Alle förmlich entlassenen Offiziere, so wie die Weiber, Kinder und Dienstboten der noch im Dienst stehenden Militärpersonen wurden ohne Ausnahme dem bürgerlichen Richter unterworfen. Die Militärgerichtsbarkeit ist in der Eigenschaft einer Patrimonialgerichtsbarkeit den Chefs oder jedesmaligen Kommandanten der Brigaden oder Regimenter, und in den Residenzen oder Festungen den Gouverneuren verliehen und wird unter deren Befehlen von den bei den ihnen untergebenen Truppenabtheilungen angestellten Auditeuren verwaltet. Die erste Spur dieses Amtes findet sich in der vom Kaiser Maximilian I. getroffenen Einrichtung, wornach jedem Regiment seines bloß aus Deutschen bestehenden Fußvolks ein Feldschultheiß gegeben wurde, welcher nicht allein die vor den Militärgerichtsstand gehörigen, jedoch vor ein Kriegsrecht nicht zu ziehenden bürgerlichen Rechtssachen der Soldaten zu besorgen, sondern auch bei den zu haltenden Kriegsrechten oder Schöffengerichten, vor welche die Malefizsachen der Soldaten damals allein sich eigneten, die zu Gericht sitzenden Offiziere als zugeordneter Rechtsgelehrter über die einzuschlagenden Gesetze und Kriegsgebräuche zu belehren hatte. Der Auditeur vereinigt in sich die Eigenschaft eines Justitiars oder Gerichtshalters, vermöge welcher er nach Art einer mandirten Jurisdiktionsübung bei andern Patrimonialgerichtsstellen, wo die Gerichtsherren wegen Mangels der zum Richteramte erforderlichen Eigenschaften die Gerichtsbarkeit nicht selbst ausüben können, unter Autorität des Gerichtshofs in peinlichen Fällen die Untersuchung zu führen, in streitigen Civilsachen den Prozeß zu dirigiren und nach Befinden zu erkennen, und bei Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit den Akt zu instruiren, zu solennisiren und zu vollziehen hat, und dann die Eigenschaft eines über die einschlagenden Gesetze und deren Anwendung die versammelten Richter vom Militärstande berathenden, und nach Befinden seine Stimme zugleich mit abgebenden Vortragserstatters bei allen vor ein Kriegs- oder Standrecht zu ziehenden Rechtsfällen, womit sich zugleich in beiden Funktionen die Eigenschaft eines Aktuarius verbindet, vermöge welcher der Auditeur die Protokolle bei gerichtlichen Verhandlungen selbst zu führen verbunden ist. Bei gerichtlichen Handlungen, welche der Auditeur als Justitiar vornimmt, wird das Gericht bald mit 3, bald mit 2 Beisitzern vom Militärstande, je nachdem erstere eine Untersuchung oder eine Civilrechtssache zum Gegenstande haben, besetzt. Die Ausfertigungen ergehen in peinlichen Fällen unter des Gerichtschefs, und in Civilrechtssachen im Namen des Kriegsgerichts unter des Auditeurs Vollziehung; nur die Erkenntnisse werden von dem Gerichtschef und dem Auditeur im Namen des Kriegsgerichts gemeinschaftlich vollzogen. In wichtigeren Untersuchungen werden zur Fällung der Straferkenntnisse aus einem Präses und kommandirten Beisitzern vom Militärstande bestehende Schöffenkriegsgerichte niedergesetzt, welche, nachdem sie vom Auditeur jedes Mal vereidet worden, auf angehörten Vortrag über die Ergebnisse der Untersuchung und die einschlagenden Gesetze, wegen der zu verhängenden Strafe sich berathen und sodann ihre Stimmen

einzeln, oder wo von jeder Charge 2 oder 3 Beisitzer kommandirt zu werden pflegen, bald einzeln, bald chargenweise von unten herauf abzugeben haben, worauf der Präses u., wenn dem Auditeur eine mitzählende Stimme zugestanden ist, zugleich auch der letztere, mittelst eines gemeinschaftlichen Voti, welches bei mehren Armeen, wenn die Stimmen so getheilt sind, daß dieses Votum eine Gleichheit der Stimmen hervorbringt, decisiv zu seyn pflegt, die Abstimmung beschließen, und das darauf zu bauende Erkenntniß von dem Auditeur nach Einheit oder Mehrheit der Stimmen sofort abgefaßt und von dem Präses und den sämmtlichen Beisitzern, so wie von dem Auditeur unterschrieben zu werden pflegt. Ein solches, nach vollbrachtem Auftrage sich wiederum auflösendes Gericht heißt ein Kriegsrecht, die Gesammtheit der Beisitzer eine Kriegsrechtsversammlung, und das Erkenntniß derselben ein Kriegsrechtsspruch. Meist pflegen zu einem Kriegsrechte, außer dem Präses, welcher ein Stabsoffizier seyn muß, sechs Beisitzer, ein Hauptmann, ein Oberlieutenant, ein Unterlieutenant, ein Feldwebel oder Sergeant, ein Unteroffizier und ein Gemeiner, oder, wo chargenweise gestimmt wird, zwölf Beisitzer, und zwar zwei oder drei von jedem der obengenannten Grade, kommandirt zu werden. Zu Kriegsrechten über Offiziere werden außer dem Präses, welcher im Grad oder Dienstalter höher, als der zu Verurtheilende stehen muß, nur Offiziere als Beisitzer kommandirt. Die abgefaßten Kriegsrechtssprüche werden hierauf der Bestätigung des Kriegsherrn, oder der von ihm damit beauftragten höhern Kommando- oder Gerichtsbehörden unterworfen und, wenn diese erfolgt ist, den Angeschuldigten eröffnet, und unmittelbar nach Eröffnung, oder, wenn Rechtsmittel dagegen eingewendet, oder auf Gnade provocirt worden, unmittelbar nach Erledigung der ersteren, oder der auf das Gnadengesuch gefaßten Entschließung, in Gemäßheit der einen oder der andern, in Vollziehung gesetzt. Im Kriege, wenn die Truppen im Felde oder auf dem Marsche dahin sich befinden, kann wegen todeswürdiger Verbrechen in dem Falle, wenn das Verbrechen sowohl, als der Thäter außer Zweifel ist, statt des kriegsrechtlichen das standrechtliche Verfahren angewendet werden. Das Standrecht (s. d.) wird wie ein ordentliches Kriegsrecht besetzt, und von dem kommandirenden General, oder in Festungen von dem Befehlshaber derselben angeordnet. Das Verfahren dabei weicht von dem kriegsrechtlichen Verfahren darin ab, daß die ganze Verhandlung ohne Unterbrechung, in einem vom Militär geschlossenen Kreise vor dem versammelten Gerichte geschieht, daß das Verfahren bloß auf dasjenige Verbrechen, für welches das Standrecht angeordnet ist, beschränkt wird, und die Untersuchung mit Ausnahme der Beeidigung der Standrechtsversammlung, welche eben so wie bei Kriegsrechten geschehen muß, so wie die Beweisführung an die Förmlichkeiten des ordentlichen Prozesses nicht gebunden ist. Der Auditeur hat die Verhandlung zu leiten. Die Bestätigung eines Standrechtsspruchs hängt von demjenigen ab, der das Standrecht angeordnet hat; ein Rechtsmittel oder Begnadigungsgesuch wird nicht gestattet, und die Vollziehung des Spruchs geschieht unmittelbar nach der eingeholten Bestätigung, womit das Standrecht zugleich aufgelöst wird. Bei Beurtheilung der Strafbarkeit der in Untersuchung gezogenen Militärverbrechen überhaupt, des Grades der Zurechnung und Theilnahme an denselben und deren Begünstigung, so wie in Absicht auf die allgemeinen Grundsätze über die Anwendung der Strafen, gelten, wenn nicht besondere Vorschriften deshalb ertheilt sind, die Bestimmungen der gemeinen Strafgesetze. Geringere Fehler wider die Kriegszucht (Disciplinarfehler) sind der Bestrafung durch die Militärvorgesetzten nach Maßgabe der ihnen eingeräumten Strafgewalt überlassen. Das Verfahren, welches hierbei beobachtet wird, ist bei den einzelnen deutschen Truppencorps verschieden. Die Erkenntnisse der kriegsrechtlichen Kommissionen, bei welchen der als Aktuar und Referent zugezogene Auditeur eine berathende Stimme hat, können von dem Regimentsbefehlshaber bestätigt, gemildert werden; doch ist letzterer, wenn er sie für zu gelind hält, befugt, die Sachen einem Kriegsrechte zur Entscheidung zu übergeben. Alle Strafen, welche die Befugniß einer kriegsrechtlichen Kommission übersteigen, werden durch ein förmliches Kriegsrecht erkannt. In Fällen, wo die Bestrafung die bald enger, bald weiter gestellten Grenzen der regimentsgerichtlichen Strafgewalt überschreiten würde, wird dieselbe der Anordnung der vorgesetzten höhern Militärgerichtsbehörden anheim gestellt und von diesen entweder nach kollegialischem Beschlusse verfügt, oder bei größerer Wichtigkeit dem Erkenntnisse eines Kriegsrechts überlassen. Den bei den Brigaden oder Regimentern bestellten Kriegsgerichten sind höhere Militärgerichtsbehörden unter den verschiedenen Benennungen eines Hofkriegsrathes, Generalauditoriats, Kriegsgerichtskollegiums, Revisionsgerichts, Obergerichts u. s. w. vorgesetzt, oder sie sind den höhern, für solchen Fall zugleich mit Militärrechtsgelehrten besetzten Landesjustizstellen untergeben. Gegen alle kriegsgerichtlichen Entscheidungen in Civil- und Untersuchungssachen, sowie gegen alle kriegsrechtlichen Erkenntnisse durch förmliche Kriegsrechte steht dem Betheiligten das Rechtsmittel der Appellation oder der Revision zu, worüber die höhern Militärgerichtsbehörden in zweiter und letzter Instanz zu entscheiden, oder, wo nach der Verfassung noch eine dritte Instanz Statt findet, deren letzte Entscheidung zu veranlassen haben. Werden die eigenen unmittelbaren Entscheidungen dieser höhern Militärgerichtsbehörden angegriffen, so pflegt dagegen in Civilsachen das Mittel der Oberleuterung, und in peinlichen Fällen das Mittel der Vorstellung Statt zu finden. Durch das Kriegsministerium, welches das Justizwesen bei der Armee mit ausgedehnterer oder beschränkterer Konkurrenz des Justizministeriums in oberster Hand zu haben pflegt, werden dem Kriegsherrn die seiner Entschließung vorbehaltenen oder sonst bedürftigen Militärrechtssachen vorgelegt. Im Kriege, wo, wie

oben bemerkt worden, die Militärgerichtsbarkeit zugleich auf die Spione und unbefugten Werber, auf die Bewohner der okkupirten Länder in Ansehung derjenigen Verbrechen, welche sie gegen die Individuen des Heeres, oder die Sicherheit des Heeres begehen, und auf die feindlichen Kriegsgefangenen sich erstreckt, werden diese Personen nach den Gesetzen des Heeres, so weit sie ausdrücklich auf dieselben gerichtet sind, außerdem aber in Ermangelung solcher gesetzlichen Dispositionen nach den durch Armeebefehle des Kommandirenden bekannt gemachten Verordnungen, nach dem allgemeinen Kriegsgebrauche und nach den gemeinrechtlichen Strafbestimmungen gerichtet.

Bei der französischen Armee war die Militärgerichtsbarkeit schon unter Ludwig XIV. bloß auf die Militärverbrechen der Soldaten beschränkt. Nach dem „Code militaire ou Compilation des règlemens et ordonnances de Louis XIV., faites pour les gens de guerre depuis 1561 par le Chevalier de Sparre" stand den Ortsgerichten der Garnisonsorte die Kognition über alle von Soldaten begangenen Verbrechen zu, wobei die Bewohner dieser Orte, oder andere Unterthanen des Königreichs ein Interesse hatten; die Ortsgerichte waren jedoch gehalten, den Generalpolizeimeister (Generalgewaltiger, Prévost) der Truppenabtheilung, wozu der Uebertreter gehörte, oder, wenn ein solcher nicht zu erlangen war, den Sergeantmajor, oder den Regimentsadjutanten, oder den Corpskommandanten zu veranlassen, der Instruktion der Untersuchung und der Abfassung des Strafurtheils beizuwohnen. Die militärischen Vorgesetzten hatten nur über die von Soldaten an oder gegen Soldaten begangenen Verbrechen zu kognosciren, durften aber ohne ausdrückliche Erlaubniß der Kommandanten kein Kriegsgericht halten. Zu allen Kriegsgerichten mußte die zur Verwaltung des Richteramtes zusammengetretene Versammlung in das Quartier des Kommandanten sich begeben; dieser hatte den Vorsitz zu führen; alle Offiziere der Garnison, von welcher Truppenabtheilung sie auch waren, konnten Beisitzer dieser Gerichte seyn. Nach der Gesetzgebung von der Zeit der Republik an bis zur Kaiserregierung ward die Kognition über die Militärverbrechen an die Militärgerichte gewiesen. Als Militärpersonen wurden diejenigen bezeichnet, welche zum Dienst oder zum Gefolge der Armee gehörten; unter den Militärverbrechen wurden diejenigen, welche bei den Armeen, in den Lagern, Kantonnirungen, Garnisonen, od. bei den Corps begangen wurden, von denjenigen unterschieden, welche getrennt davon, auf fernem Urlaube vom Corps verübt wurden; nur erstere wurden unter die Kognition der Militärgerichte und letztere unter die ordentlichen Richter gewiesen. Es wurden 4 Gattungen der Militärgerichte eingeführt: 1) Permanente Kriegsgerichte, zwei derselben bei jeder Division, sowohl im Felde, als im Innern des Reichs, bestehend aus 7 Personen, nämlich 1 Obersten, als Präsidenten, 1 Bataillons- oder Eskadronschef, 2 Hauptleuten, 1 Lieutenant, 1 Unterlieutenant und 1 Unteroffizier, wobei zugleich ein Hauptmann als Vortragserstatter (rapporteur) und ein Hauptmann als (kaiserlicher) Kommissär fungiren, von denen der erstere einen Gerichtsschreiber (greffier) zu wählen hat. Die Kompetenz der permanenten Kriegsgerichte erstreckt sich auf alle Militärpersonen, auf alle Bewohner der von den französischen Armeen besetzten feindlichen Länder, und auf alle Aufrührer (rebelles), welche die Waffen ergriffen haben. Die Angeklagten dürfen sich eines Vertheidigers bedienen, welcher bei der Verhandlung gegenwärtig ist. — 2) Revisionsgerichte, bestehend aus 5 Mitgliedern: 1 General, als Präsidenten, 1 Obersten, 1 Bataillons- oder Eskadronschef und 2 Hauptleuten nebst 1 Gerichtsschreiber; der Vortragserstatter wird aus der Zahl der Mitglieder des Revisionsgerichts von ihnen selbst erwählt. Die Kompetenz eines Revisionsgerichts besteht in der Prüfung (Revision) der bei den permanenten Kriegsgerichten gesprochenen Urtheile auf die dagegen von dem Verurtheilten oder dem (kaiserlichen) Kommissär innerhalb einer Frist von 24 Stunden nach der Eröffnung eingelegten Revisionsgesuche. Die Defensoren der Angeklagten dürfen bei der Verhandlung gegenwärtig seyn und ihre Erinnerungen machen. — 3) Militärkommissionen, die dreifacher Art und Bestimmung sind: a) Für die Verwaltung des Richteramtes über die Spione, unbefugten Werber, deren Komplicen und Emigranten, welche die Waffen ergriffen. Sie bestehen aus 7 Mitgliedern, unter denen wenigstens ein höherer Offizier seyn muß, und welche von dem den Oberbefehl führenden Divisionsgeneral aus der Reihe dienstthuender Offiziere gewählt werden; der Höchste im Grade oder Aelteste im Dienstalter führt den Vorsitz; eines der Mitglieder versieht mit berathender Stimme die Stelle des Vortragserstatters und wählt sich einen Unteroffizier zum Gerichtsschreiber. — b) Zu Verwaltung des Richteramts über die von Kriegsgefangenen begangenen Verbrechen. Diese Kommissionen werden von dem den Oberbefehl führenden General der Division, in deren Bezirken solches Verbrechen begangen worden ist, gewählt, und bestehen aus 5 Mitgliedern: 1 Offizier, der wenigstens Bataillonschef seyn muß, als Präsidenten, und 4 Offizieren; ein Offizier der Gensdarmerie versieht die Stelle des Vortragserstatters. — c) Die dritte Gattung dieser Kommissionen hat die Bestimmung, über die schweren Verbrechen der zu den öffentlichen Arbeiten oder zum Kugelschleppen (au boulet) Verurtheilten zu richten. Eine solche Kommission besteht aus dem Kommandanten des Platzes und den 4 ältesten Offizieren des höchsten Grades der Gensdarmerie; der Kommandant des Platzes ist Vortragserstatter, die Erkenntnisse dieser Komissionen können nur nach erfolgter Genehmigung des Divisionsgenerals in Vollzug gesetzt werden. Gegen die Erkenntnisse dieser Kommissionen ist, außer dem Falle der Inkompetenz, kein Rechtsmittel zulässig. — 4) Specielle Kriegsgerichte finden nur gegen das Verbrechen der Desertion Statt; sie lösen sich wieder auf, sobald sie ihr Urtheil über den Angeklagten in dem ih-

nen aufgetragenen einzelnen Falle ausgesprochen haben. Sie bestehen aus 7 Mitgliedern: 1 höhern Offizier, 4 Hauptleuten und 2 Lieutenants, haben einen Offizier vom Generalstabe, oder der Gensdarmerie, oder der Garnison, der mindestens den Grad eines Lieutenants haben muß, zum Vortragserstatter und (kaiserlichen) Kommissär und einen Unteroffizier nach dessen Wahl zum Gerichtsschreiber, und werden von dem Kommandanten der Waffe oder des Garnisonsorts, und bei der Armee von dem General der Brigade, zu der der Angeklagte gehört, nach der Reihenfolge des Dienstes aus den verschiedenen Corps der Garnison, und bei der Armee aus den verschiedenen Corps der Garnison, und bei der Armee aus den verschiedenen Corps der nämlichen Brigade dazu kommandirt. Die Urtheile dieser Kriegsgerichte sind weder der Appellation, noch der Kassation, noch der Revision unterworfen.

Nach der britischen Militärstrafgesetzgebung, welche in einer Parlamentsakte vom 14. Juli 1804 enthalten ist, gibt es dort zwei Gattungen von Kriegsgerichten, welche die Militärgerichtsbarkeit in Strafsachen auszuüben haben: 1) Das General-Court-Martial für die schweren, mit Todesstrafe, Kassation und Dimission bedrohten Verbrechen. Ein solches soll nicht aus weniger als 13 Offizieren bestehen. Der Präsident desselben muß ein General oder Stabsoffizier seyn, doch darf dazu weder der General en chef, noch der Gouverneur oder Kommandant in der Garnison, in welcher der Angeklagte gerichtet werden soll, genommen werden. Nur in Afrika und Neu-Südwallis reicht die Zahl von 5 Offizieren hin, und darf der Präsident nicht unter dem Range eines Hauptmanns seyn. Die Untersuchung wird von dem Generalauditeur geführt; alle Zeugen können nur eidlich abgehört werden; die Verhöre selbst sollen in der Regel zu keiner andern Tageszeit, als von 8 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags gehalten werden. Das Erkenntniß erfolgt nach Stimmenmehrheit der Mitglieder; bei Sammlung der Stimmen wird von dem Jüngsten (Letzten im Grade) angefangen. Ohne die königliche Genehmigung durch Unterschrift des Königs selbst, oder des von ihm hierzu ermächtigten Generalbefehlshabers, kann kein Erkenntniß eines General-Court-Martial vollzogen werden. — 2) Das Regiment-Court-Martial beschäftigt sich mit der Bestrafung geringer Vergehen, welche nur mit körperlicher Züchtigung bedroht sind; dasselbe ist jedoch zugleich ermächtigt, die Degradation der Unteroffiziere zu verfügen. Es kann auf bloßen Antrag des Regimentskommandanten zusammenberufen werden, und darf aus nicht weniger als 5 Offizieren bestehen; das Verfahren von dem Reg.-Court-Mart. ist dasselbe wie bei dem ersteren. Ueber den vorläufigen Sicherheitsarrest findet noch die allgemeine Bestimmung Statt, daß er nicht über acht Tage dauern darf. Die Militärstrafgesetze beziehen sich in der Regel nur auf Standesvergehen; alle gemeinen Verbrechen der englischen Soldaten sind zur Bestrafung an die ordentliche Obrigkeit (Civil-Magistrate) gewiesen, an welche der kommandirende Offizier auf Anforderung des Klägers, oder nach Befinden geschehener rechtmäßiger Requisition, bei Vermeidung der Kassation, den Angeklagten ausliefern muß. Eben so unterliegen die Verbrechen des Mordes, des Diebstahls, des Raubes, der Nothzucht, der Verfertigung falscher, oder der Beschneidung der englischen, oder in dem Quartierstande geltenden Münzen, so wie der Gewaltthätigkeiten gegen die Person und das Eigenthum eines britischen Unterthanen, oder solcher, die unter den königlichen Schutz genommen sind, der Untersuchung und Bestrafung durch die Kriegsgerichte in dem Falle, wenn die Truppen im Auslande stehen, wo sich keine britischen Magistrate befinden.

Militärkarten. Da die gewöhnlichen Landkarten für militärische Zwecke nicht brauchbar sind, in sofern sie wohl die Lage und die Entfernungen der Punkte, aber meistentheils das gar nicht oder doch nicht in der erforderlichen Deutlichkeit angeben, was für den Militär von Wichtigkeit ist: so hat man besondere M., welche rein für militärische Zwecke entworfen und bearbeitet sind. Solche M. müssen zuvörderst nach einem größern Maßstabe gezeichnet seyn, als die gewöhnlichen Karten, denn nur hierbei ist die genaue und deutliche Angabe aller der Gegenstände, welche bei militär. Operationen in Betracht kommen, möglich. Doch darf der Maßstab solcher Karten auch nicht zu groß seyn, da in diesem Falle die Uebersicht größerer Terraintheile erschwert werden würde. Der angenommene Maßstab muß ferner ein aliquoter Theil der natürlichen Größe und nicht bloß mit seinen Unterabtheilungen auf einer Linie, sondern auch in Zahlen auf der Karte angegeben seyn. Den gewöhnlichen Anforderungen, die man an M. zu stellen hat, genügt der von $^1/_{100000}$, d. h. die Längeneinheit der Karte, z. B. die Meile ist = gleich dem hunderttausendsten Theil der wirklichen Meile und beträgt demnach 2 Decimalzoll. Auch die Schrift muß von bestimmter Größe und größere und kleinere Orte müssen nicht bloß durch die verschiedene Form der Buchstaben, sondern auch durch den höhern oder geringern Grad des Hervortretens derselben bezeichnet seyn. Ein weiteres Erforderniß guter M. ist, daß sie orientirt seyen, d. h., daß, wenn man die Schrift gerade vor sich hat, Norden oben sey. Auf dem Rande muß auch die Gradeintheilung angegeben seyn, wiewohl die Längen- u. Breitenkreise gewöhnlich nicht ausgezogen sind. Vornehmlich aber müssen auf solchen Karten alle Gegenstände angegeben seyn, welche von irgend welcher militärischer Bedeutung sind, weshalb zuweilen selbst einzelne Häuser, hervorragende Bäume, hochstehende Windmühlen, ja manchmal selbst Wegweiser u. dgl., weil dies alles bei nachheriger Orientirung auf dem Terrain förderlich ist, darauf bezeichnet seyn müssen. Von besonderer Wichtigkeit ist die genaue Angabe der Brücken und Furthen, und zwar muß bei ersteren bemerkt seyn, ob sie gemauert sind oder nicht. Oefters ist auch eine Kottirung erforderlich, d. h. die Bezeichnung einzelner Punkte mit Zahlen, welche durch ein beigesetztes + oder — angeben,

um wie viel der in Rede stehende Punkt höher oder tiefer als der angenommene Horizont liegt. Ueber gewisse andere Zeichen oder Signaturen für gewisse Gegenstände hat man sich vereinigt, um die Uebersicht zu erleichtern und Verwechslungen vorzubeugen. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die eigentliche Terrainzeichnung. Früherhin bezeichnete man auch auf den M., wie auf den gewöhnlichen Landkarten, die Höhen und Berge durch heuschoberähnliche Figuren, welche sehr mangelhafte Bezeichnungsweise durch den sächs. Hauptmann Joh. Georg Lehmann 1799 ganz beseitigt ward, indem er das von dem preußischen Ingenieurhauptmann L. Müller erfundene Verfahren, den Grad der Böschung durch schwächere und stärkere Striche zu bezeichnen, noch dadurch bedeutend verbesserte, daß er durch das Verhältniß des weißen Raums zwischen den Strichen zur Breite der letzteren alle Gradationen von 5 zu 5° bis zu 45° ausdrückte. Aber die konsequente und genaue Durchführung dieser Methode unterliegt begreiflicher Weise zu großen Schwierigkeiten, als daß die Kartenzeichnung sofort so große Fortschritte hätte machen können, als wegen der Wichtigkeit der Böschungswinkel der Berge für Märsche mit den verschiedenen Truppengattungen wünschenswerth gewesen wäre. Diese Schwierigkeiten suchte der preuß. General von Müffling dadurch zu umgehen, daß er neben der geraden geschlängelte Bergschraffur einführte. Andere geben die Gebirgsabhänge auch mit dem Pinsel an, indem sie größere Böschungswinkel mit dunklerer Tusche oder Sepia anlegen, was indeß, abgesehen von der dazu erforderlichen Uebung im Tuschen, nur bei einzelnen Karten und nicht bei der Vervielfältiguug derselben anwendbar ist. Eine besondere Art der M. sind auch die Situationspläne, die in der Regel im Maßstab von $^1/_{50'000}$, auch wohl in einem noch größern entworfen sind, um alle Details eines beschränkteren Terraintheils aufnehmen zu können. Gute M. sind bei militärischen Operationen unentbehrlich, doch darf man sich nicht ganz auf sie verlassen, sondern muß auch Rekognoscirungen zu Hülfe nehmen, um nicht nur etwaige Veränderungen, welche seit dem Erscheinen der Karte auf dem Terrain vorgekommen, sondern auch die Beschaffenheit des Bodens, in sofern dieselbe auf der Karte nicht bezeichnet werden kann und unter Anderm auch von Witterungsverhältnissen abhängig ist, kennen zu lernen. Unter den vorhandenen M. sind die besten: das westl. Rußland in $^1/_{400'000}$ vom Generalstab; die Karten von Oesterreich, meistens in $^1/_{86'400}$ vom Generalquartiermeisterstab; Sachsen in $^1/_{57'000}$ vom Generalstab; Norddeutschland von Reiman in $^1/_{200'000}$; Hannover von Pazen in $^1/_{100'000}$; Baden, Bayern, Hessen und Würtemberg in $^1/_{200'000}$ von Wörl; Dänemark in $^1/_{160'000}$ von Manza; England in $^1/_{63'360}$ vom Generalstab; Frankreich in $^1/_{80'000}$ vom Generalstab; Belgien in $^1/_{80'000}$ von Marten; Holland in $^1/_{116'000}$ von Krayenhoff; Neapel in $^1/_{115'000}$ von Zanoni, und Ungarn in $^1/_{463'000}$ von Lipsky.

Militärkolonien, Ansiedelungen ganzer Truppentheile; können verschiedene Zwecke haben, z. B. leichtere Vertheidigung oft bedrohter Landesgrenzen, Erleichterung des Unterhalts der Truppen in wenig bewohnten Gegenden, Urbarmachung unbewohnter, aber fruchtbarer Landstriche, Verschmelzung des Militärstandes mit dem Bauernstande u. s. w. Das charakteristische Merkmal ist aber unter allen Umständen Vereinigung einer bedeutenden Truppenmacht auf verhältnißmäßig kleinem Raume und Ernährung derselben durch eigner Hände Arbeit. Die Idee der M. ist sehr alt. Schon Alexander d. Gr. siedelte die Veteranen seiner Heere theilweise an, und bei den Römern findet man schon die Kolonisirung durch Legionen, namentlich waren die Limitanei in Illyrien und Pannonien ähnliche Anstalten. Die römischen M. am Rhein waren zugleich Standlager und legten den Grund zu fast allen großen Städten am linken Ufer dieses Flusses. — Der Heerbann der alten Germanen und Gallier führte gewissermaßen auch Kolonisirung herbei, doch in einem ganz anderen Sinne. Das Lehnsystem gab zu solchen Einrichtungen keinen Anlaß. In Schweden wurde gegen Ende des 17. Jahrhund. eine Art von M. errichtet, die einzig in ihrer Art sind und mit geringen Abänderungen noch jetzt bestehen. Gustav Adolf hatte meist geworbene Regimenter; Karl XI. fühlte aber, daß Schweden nicht reich genug sey, eine so große Armee zu besolden, als dessen politische Verhältnisse zum Auslande nothwendig machten, und gründete die sogenannten Indelta (eingetheilte Truppen). Einige seiner Vorfahren hatten viele Krondomänen an Unwürdige verschenkt, die nach und nach wieder eingezogen, oder für den öffentlichen Dienst verwendet wurden. Die älteren oder neueren Besitzer solcher Grundstücke wurden von den meisten Abgaben befreit, mußten aber dagegen die Verpflichtung übernehmen, einen oder mehre Soldaten zu Fuße oder zu Pferde in der Art zu stellen, daß jeder ein kleines Grundstück erhielt, dessen Ertrag zur Ernährung seiner Person und Familie hinreichte. Die Offiziere und Unteroffiziere erhielten nach Verhältniß ihres Grades größere Besitzungen, welche Bostellen genannt wurden. Anfangs mußte jeder Inhaber einer Bostelle die Wirthschaft selbst betreiben, wenn er nicht ins Feld rückte; in neuester Zeit ist aber deren Verpachtung erlaubt, doch nicht die der gemeinen Soldaten. Für den Unterhalt der letztern wurde das Land in besondere Distrikte (Rote) getheilt. Jede Rote, sie mag einen oder mehre Eigenthümer haben, muß einen Torp haben, d. h. ein Häuschen, worin das nöthige Ackergeräth ist, nebst Garten, einige Acker Landes, Wiese und Holz. Dies bekommt der Soldat, dem die Rote noch außerdem die kleinen Uniformstücke liefern und alle zwei Jahre erneuern muß. Sie muß ferner demselben bei seinen Feldarbeiten beistehen und ihn bei Mißernten unterstützen. Diese Häuschen sind numerirt, mit dem Namen des Regiments und der Kompagnie bezeichnet, zu welcher der Soldat gehört. Die zu einem Regimente gehörigen Bostellen und Torps liegen in einer Provinz zusammen, der Stab gewöhnlich in der Mitte. Die Sammelplätze für die Kompagnien rc. sind

im Voraus bestimmt und bleiben stets dieselben. Der Indeltasoldat dient bis zu seiner Invalidität; dann sorgt die Rote für ihn und die Seinigen, er ist aber verpflichtet, einen andern Mann zu stellen. Wenn ein Soldat zu öffentlichen Arbeiten, sey es für den Staat oder die Rote, aufgefordert wird, erhält er besondere Bezahlung dafür. Im Kriege wird er wie die andern Truppen besoldet, und die Rote übernimmt die Besorgung seiner Bostelle, dasselbe findet während der großen Zusammenziehung im Frieden Statt. Die Indeltakavalerie wird von größeren Domänen (Rustholls) gestellt und ist nicht eigentlich kolonisirt. Die Indelta wird auf 33,000 Mann geschätzt und soll den geworbenen und konskribirten Truppen (Vaerfvade und Bevaering) an kriegerischer Haltung und Geschicklichkeit nicht nachstehen. Eigentliche M. aber wurden erst von Rußland angelegt. Nach Beendigung des Kriegs gegen Napoleon wollte Kaiser Alexander Ersparnisse bei seinem Heere machen u. verlangte die Meinung seiner Generäle darüber zu hören. Graf Araktschejew schlug vor, indem die Soldaten bei den Kronbauern einquartiert würden, völlige militärische Dörfer zu bilden und jedem Haus ein Stück Landes zum Unterhalt zu bewilligen. Die Idee fand Eingang, und am 26. April 1818 verordnete ein Ukas die Verwirklichung derselben. Spätere Ukase vom 12. Dec. 1822 und 8. Febr. 1828 ergänzten die Verordnungen hierüber. Die erste Ansiedlung wurde im Gouvernement Nowgorod mit Infanterie (3 Grenadierdivisionen, 15,000 Mann, zu denen später noch 1 Division hinzukam und sie zu 24,000 M. mehrte) eingerichtet und später in andern Gouvernements (in den Slowodes Ukraine, Charkow, Cherson und Jekaterinoslaw) mit Kavalerie (5 Div. aus 20 Regimentern in Ulanen verwandelter Kosaken, Ulanen und Kürassiere, 22,000 Pferden bestehend) nachgeahmt. Araktschejew erhielt die Oberaufsicht über sämmtliche M. Die Krondörfer, in welchen M. angelegt werden sollten, wurden durch diese Ukase namentlich bestimmt. Anfangs erregte das Ungewohnte des neuen Verhältnisses Unruhen, die aber bald beigelegt waren, worauf die Anlegung der M. ruhig von Statten ging. Man verfuhr hierbei folgendermaßen: Gewisse Distrikte wurden ganz der Civilobrigkeit entzogen und unter Militärgewalt gestellt; in ihnen wurden nun die sämmtlichen Kronbauern in einer Kolonie aufgezeichnet und aus ihnen die, so älter als 50 Jahre waren, oder in deren Ermangelung die, welche sich ordentlich bewiesen, gezogen. Diese erhielten den Namen Oberkolonisten (Meisterkolonisten), und jeder derselben ward uniformirt und bekam 15 Desätinen (40 Acker) Landes. Zugleich wurde ihm ein Haus gebaut, und diese Gehöfte bildeten, von einander getrennt, in einer Gasse das Dorf. Jeder Oberkolonist hat einen Assistenten neben sich, zu dem gewöhnlich der älteste Sohn der Familie gewählt wird, und an den im Fall des Ablebens des Oberkolonisten, nach eingeholter Genehmigung des Obersten, der Hof vererbt wird. In jedem Hof wird ein einquartierter Soldat (ackerbautreibender Soldat) verpflegt, und auch sein Pferd, wenn die kolonisirten Regimenter Kavalerie sind, ernährt. Nur wenn dieser in den Krieg zieht, bekommt er Sold. Dafür hat der Soldat dem Bauer in der Zeit, wo er nicht zum eigentlichen Dienst oder zu Uebungen verwendet wird, im Ackerbau zu helfen. Neben dem eigentlichen Soldaten ist in jedem Hofe noch ein Reservemann, zu dem meist der 2. Sohn des Oberkolonisten genommen wird. Dieser ersetzt den Abgang des ackerbautreibenden Soldaten. Die übrigen jungen Männer der Kolonie, bei der Infanterie vom vollendeten 12., bei der Kavalerie vom 14. Jahre an, bilden die ebenfalls uniformirten Kantonisten, welche zu Soldaten und Bauern ausgebildet und einquartiert werden und vom vollendeten 17. Jahre an zum Ersatz des ackerbautreibenden Soldaten der Reserve, vom vollendeten 20. Jahre an zum Ersatz im aktiven Bataillon dienen. Im Fall einer feindlichen Invasion sollen dieselben zur Landwehr gezogen werden. Alle Knaben vom vollendeten 7. Jahre an werden der väterlichen Gewalt entzogen und in eignen Lancasterschulen erzogen. Ausgezeichnet Talentvolle werden in besondern Militärschulen zu Offizieren ausgebildet. Auch die Mädchen erhalten in Lancasterschulen Unterricht, sollen aber nur Soldaten heirathen. Wenn der Militärkolonist 20 (früher 25) Jahre gedient hat, kann er seinen Abschied und seine Entlassung aus der Kolonie verlangen, dient dann noch 3 (früher 5) Jahre in der Reserve und gilt dann für invalid. Wirklich im Gefecht invalid Gewordene werden zum Polizeidienst verwendet und hierfür vom Gouvernement bezahlt. Alle Verbrechen der Kolonisten werden nach einem besondern Militärkodex gerichtet. Die Offiziere sind ihrem Range nach die Richter. Sie haben auch die innere Verwaltung der M., die Polizei in jedem Dorfe unter sich. Alle Verrichtungen in den M. werden von den Kolonisten besorgt. Fremden ist der Zutritt in die Bezirke der M. ohne besondern Paß nicht gestattet, selbst die Posten werden von den Kolonisten versehen. Mehre Jahre hindurch wendete man große Summen auf die M.; denn Hospitäler, Ställe, Schulen, Kirchen (jedes Regiment hatte 1), Magazine, Exercirhäuser gingen auf Kosten derselben. Bis 1826 betrugen die Kosten bereits 32,500,000 Rubel. Durch die M. erhält sich ein großes Heer kampffertig von selbst, ohne etwas weiter, oder doch unbedeutend mehr als das erste Anlegekapital zu kosten; durch sie wird das wüste Land urbarer gemacht und in die rohe Bevölkerung Ordnung und Bildung gebracht. Dagegen haben sie auch ihre Kehrseiten. Sie bilden einen Staat im Staate, u. die Möglichkeit ist da, daß ein Oberanführer, der die Zuneigung der Militärkolonisten gewinnt, besonders wenn sich mehre verbinden, sich in Empörung gegen den Staat erhebt. Aus dieser Ursache ist seit 1825, wo die Revolte eines Theils der Garde zeigte, daß Brennstoff zu einer Empörung auch in Rußland vorhanden sey, und besonders als 1831 wirklich in einer Militärkolonie ein Aufruhr Statt fand, wobei viele Offiziere ermordet wurden und den Nikolaus nur dadurch im Entstehen unterdrückte, daß er, nur von einem Adjutanten begleitet, nach dem

Ort der Empörung eilte, hier mitten unter die versammelten Empörer trat und ihnen auf die Kniee zu fallen, um Gnade zu bitten, zum Gehorsam zurückzukehren und die Rädelsführer auszuliefern befahl, was dann sogleich geschehen seyn soll, der Plan, die ganze Armee zu kolonisiren, aufgegeben und durch Ukas vom 19. Nov. (1. Dec.) 1831 wesentliche Veränderungen im System der M. vorgenommen wurden. Die einquartierten Bataillone wechseln nämlich, statt früher fest einquartiert zu seyn, und selbst der Name M. ist in den der Distrikte der ackerbautreibenden Soldaten geändert worden. — Vgl. R. Lyall, Ueber die M. Rußlands (franz.), Paris 1825; — Zanski, Die M. in Rußland; — Schubert, Ueber die M. Rußlands, Königsb. 1835. — Auch in Griechenland wurde die Errichtung einer Militärkolonie auf Grund und Boden des Staats im J. 1837 angeordnet u. dazu das etwa 1 Stunde von Athen gelegene verwüstete Dorf Erakli, das alte Heraklia, bestimmt. Nur ausgediente deutsche Soldaten von guter Aufführung sollten als Kolonisten aufgenommen werden.

Militärkommission, eine Kommission, die mit Anordnung und Auseinandersetzung von militärischen Gegenständen irgend einer Art beauftragt ist. — M. des deutschen Bundes, s. Deutscher Bund, S. 341.

Militärlazareth (Nosocomium militare, Med.). Die Alten hatten keine Lazarethe. Selbst die Römer, obschon sie wesentlich Krieger waren, hatten niemals Anstalten dieser Art. Heinrich IV. war der erste unter den französischen Königen, der sie im Jahre 1597 durch Sully errichten ließ. Diese Spitäler aber waren nur temporäre und hörten mit dem Kriege auf. Unter Ludwig XIV., dessen Militäretat über 400,000 Mann betrug, ließ Richelieu deren in allen festen Plätzen, wo es zahlreiche Garnisonen gab, errichten. Seitdem sind viele Modifikationen, sowohl in Beziehung auf die Zahl der Spitäler als hinsichtlich ihres innern Dienstes, an dieser ersten Organisation angebracht worden; allein es ist auch unbestreitbar, daß von dieser Epoche an die militärische Medicin in Frankreich, von der hier vorzugsweise die Rede ist, immer die gute Meinung, die man von ihr hatte, und die man sich von der Wahl der Personen, die man dazu berufen, wirklich machen mußte, stets gerechtfertigt hat. Gegenwärtig sind diese Spitäler von viererlei Art: gewöhnliche M.e, Unterrichtsmilitärlazarethe, Regimentslazarethe oder Krankensäle und Civil- und Militärlazarethe.

I. Gewöhnliche M.e. Sie befinden sich in den großen Festungen, deren Garnisonen gewöhnlich sehr zahlreich sind. Ihre Ausdehnung muß auf die Möglichkeit der Ereignisse berechnet seyn, die selbst in Friedenszeiten es nothwendig machen können, ein Zehntel der Truppen, welche die Stadt enthält, darin aufzunehmen, während man im Falle einer Belagerung wenigstens den dritten Theil darin aufnehmen können muß. Die innere Einrichtung dieser M.e ist die der gewöhnlichen Spitäler; zu erwähnen ist nur, daß man sie auf den höchsten und trockensten Stellen der Stadt, von den bürgerlichen Wohnungen durch breite Straßen und, wenn es möglich ist, durch weite Plätze oder große Räume getrennt, an einem Flusse, an einem Kanale mit fließendem Wasser, oder an den Fortifikationsgräben, wenn ihr Wasser nicht stagnirt, anlegen muß. Die verschiedenen Gebäude, aus denen sie bestehen, müssen durch große mit Bäumen bepflanzte Höfe oder Gärten, die den Kranken als Spaziergänge dienen können, von einander getrennt werden. Die Krankensäle müssen groß, oberhalb des Erdbodens gelegen, den Sonnenstrahlen und den verschiedenen Winden sehr zugänglich, die Schwindgruben leicht zu reinigen seyn; auch muß Wasser von guter Beschaffenheit und in hinlänglicher Menge überall vermittelst bleierner Röhren, namentlich aber in den Küchen, der Apotheke, den Badesälen, dem Waschhause verbreitet werden. Ferner ist darauf zu sehen, daß die Säle so eingerichtet werden, daß in eben so viel gesonderten Vierteln die Fieberkranken, die Verwundeten, die Syphilitischen und die Krätzigen placirt werden können, damit diese verschiedenen Gattungen von Krankheiten von einander isolirt sind, so wie auch die kranken Soldaten während ihres Aufenthaltes im Spitale in der Regel mit Leuten außer dem Spitale in keiner Kommunikation stehen dürfen. Wenn nun aber auch diese Spitäler in diesen verschiedenen Beziehungen alle die Vortheile darbieten, die man von der Ausübung der darauf bezüglichen militärischen Reglements, so wie der Gesetze der Hygieine erwarten darf, so können sie doch die Absichten der Humanität, ja selbst der Gerechtigkeit u. des wohlverstandenen Interesses des Gouvernements, das sie hat errichten lassen, nur in sofern erfüllen, als ihre Administration Personen vertraut wird, bei denen Eifer, Kenntnisse u. Uneigennützigkeit gleichmäßig beitragen, die Wirksamkeit der Mittel, welche die Heilkunst zur Wiederherstellung der kranken Soldaten in Anwendung bringt, zu befördern.

Zuvörderst einige Worte über die gegenwärtige Organisation des administrativen Personals der stehenden M.e. Ehemals wurde dieser Dienstzweig unter den Befehlen der Commissaires-ordonnateurs und Kriegskommissäre von einer mehr oder weniger beträchtlichen Anzahl nicht militärisch Angestellter, die unter einander eine gewisse Subordination beobachteten, aber keinen Grad in der Armee hatten, versehen. Durch die königl. Ordonnanz vom Sept. 1824 ist diesem Theile des Dienstes eine neue Organisation gegeben worden. Nach ihren Dispositionen bilden die Administrationsoffiziere der M.e unter der Aufsicht der Militärintendanten ein abgesondertes Corps. Sie sind, wie die Gesundheitsoffiziere, in zwei Klassen getheilt, in die der patentirten, die ihre Ernennung vom Könige selbst erhalten, und die der kommissionirten, die nur ministerielle Kommissionen oder Dienstanstellungen haben. Die ersteren, welche den permanenten Theil und so zu sagen den unabsetzbaren Kern des Corps bilden, sind an der Zahl 153, wovon 8 Oberadministrationsoffiziere, die gewöhnlich mit der Hauptleitung der Spitäler der Armeen, der Unterrichtsspitäler und anderer wichtiger Anstalten des Innern, manchmal

sogar auch mit temporären ministeriellen Missionen beauftragt sind; 15 Rechnungsoffiziere; 25 Adjutanten erster Klasse; 40 Adjutanten zweiter Klasse und 50 Souslieutenants sind. Unter ihren unmittelbaren Befehlen stehen sowohl in den Spitälern, als in den Ambulanceabtheilungen der Armee militärische Krankenwärter, die durch die Benennungen Krankenwärter auf bestimmte und Krankenwärter auf unbestimmte Dauer (Infirmiers entretenus und Infirmiers de remplacement) unterschieden werden; jede dieser beiden Klassen zerfällt wieder in Oberkrankenwärter, die mit den Sergeanten der Linientruppen gleichen Rang haben, und in gewöhnliche Krankenwärter, die den Grad eines Korporals haben. Die Krankenwärter auf bestimmte Dauer, welche ein Engagement von 8 Jahren eingehen, stehen unter den militärischen Gesetzen und Reglements und haben ein Recht auf einen Ruhegehalt. Man erhält sie immer vollzählig. Die auf unbestimmte Dauer werden von den Militärintendanten ernannt, gehen kein Engagement auf eine im Voraus bestimmte Zeit ein und müssen ihrer Verabschiedung gewärtig seyn, sobald die Umstände ihre Dienste weniger nothwendig machen. Die Abtheilung der Krankenwärter auf bestimmte Dauer ist auf 150 Oberkrankenwärter und 400 gewöhnliche Krankenwärter festgesetzt. Die Zahl der Krankenwärter auf unbestimmte Dauer richtet sich nach dem Bedürfnisse des Dienstes. Die Krankenwärter, wenn sie in den Spitälern oder in den Ambulancen einer Armee im Felde Dienste leisten, stehen in Beziehung auf alles das, was die Krankenpflege angeht, auch unter den Befehlen der Gesundheitsoffiziere. — Nach dieser Organisation des administrativen Dienstes der M.e soll jedes durch einen Oberadministrationsoffizier oder durch einen andern Offizier von einem unmittelbar darauf folgenden Grade geleitet werden, der unter seinen Befehlen 1 oder 2 Adjutanten oder Souslieutenants und eine zu der Menge der Kranken, die man aufzunehmen gedenkt, im Verhältniß stehende Anzahl von Krankenwärtern hat. Sie stehen unter der speciellen Aufsicht des Militärintendanten des Platzes, der mit der Polizei des Spitals beauftragt ist. — Das Personal der Gesundheitsoffiziere eines gewöhnlichen M.es besteht aus einem Oberarzte, einem Oberwundarzte und einem Oberpharmaceuten; ferner aus einem Aide-Major u. Sous-Aides, deren Anzahl, wie die der Kranken, variirt. Jede von den drei Branchen des Gesundheitsdienstes soll unabhängig seyn; allein die 3 Chefs, welche sie dirigiren, vereinigen sich unter manchen Umständen, um sich über alle sehr gefährlichen Krankheiten, so wie über verschiedene auf die Salubrität bezüglichen Gegenstände, die ihnen von dem Militärintendanten, von den Generalen en chef oder den Gouverneuren der Städte, wo sie ihren Aufenthalt haben, vorgelegt werden, zu berathen. Es ist hier nun der Ort, zu erwähnen, daß man in dringenden Fällen, wo man auf irgend einem Punkte des Kriegstheaters, wo es an militärischen Gesundheitsoffizieren fehlt, genöthigt ist, Civilärzte und Wundärzte zu requiriren, um momentan den Dienst in den Armeespitälern zu versehen. Diese Erlaubniß sollte den Militärintendanten sehr schwer zugestanden werden, und es wäre wenigstens klug, sie bloß auf die Fälle einer absoluten Nothwendigkeit einzuschränken. Man müßte denn unter den Aerzten des Ortes, wo sich das Spital befindet, zu dessen Dienste sie nöthig sind, die Auswahl treffen, und zwar immer mit ihrer förmlichen Zustimmung.

Nun noch etwas über die Einrichtung dieser in Aktivität befindlichen Anstalten. Zuerst müssen die Gebäude so eingerichtet seyn, daß sie die verschiedenen Gattungen von Krankheiten, welche die meiste Analogie unter einander haben, in gesonderten Abtheilungen aufnehmen. So bildet die Vereinigung aller inneren Affektionen den Dienst des Médecin en chef, und man bezeichnet sie gewöhnlich mit dem Namen der Abtheilung der Fieberkranken. Der Chirurgien en chef hat alle Krankensäle, worin die äußern Affektionen, sowohl Wunden, als chirurgische Krankheiten anderer Art, behandelt werden, unter seiner Leitung. Vermöge einer langen Gewohnheit bringt man ferner in diese Abtheilung die Krätzigen und Syphilitischen, die übrigens stets streng außer aller Kommunikation unter einander und mit den andern Abtheilungen stehen müssen. In Beziehung auf die Wahl der für die Verwundeten bestimmten Krankensäle muß erwähnt werden, daß diejenigen, welche im Erdgeschoß liegen und gewöhnlich feucht und kalt sind, auf diese Art Kranke einen noch gefährlicheren Einfluß, als auf die Fieberkranken auszuüben scheinen; denn die Erfahrung hat dargethan, daß der traumatische Tetanus und der Hospitalbrand hierunter übrigens ganz gleichen Umständen häufiger, als in den höher gelegenen Krankensälen herrschen. Diese beiden großen, ganz gesonderten Abtheilungen können ferner nach der Zahl und der besondern Natur der Affektionen, die sie umfassen, noch in Unterabtheilungen zerfallen, und man muß ferner, wenn es der Raum gestattet, jeder einen oder mehre Säle für die Wiedergenesenen hinzufügen. Bei großen Truppenbewegungen und wenn man mehre temporäre Spitäler in einer und derselben Stadt errichten muß, bestimmt man besonders eins für diesen Zweck, worin die Soldaten, bevor sie wieder zu ihren Corps zurückkehren, sich völlig erholen. Man bestimmt auch in diesem Falle ein anderes für die Krätzigen und Syphilitischen. Endlich richtet man deren oft, vorzüglich nach großen Schlachten, für die Verwundeten insbesondere ein. In allen diesen Fällen hat das Spital nur einen einzigen Chef, einen Arzt oder Wundarzt, mit einer hinlänglichen Menge von chirurgischen und pharmaceutischen Gehülfen und Untergehülfen. Es gibt außerdem Fälle, wo die Anzahl der Verwundeten oder an andern Krankheiten leidenden Kriegsgefangenen so beträchtlich ist, daß man sie in einem und demselben Spitale vereinigen muß, wo sie ganz so wie die eignen Truppen verpflegt und behandelt werden. — Wie nun auch alle diese Dispositionen beschaffen seyn mögen, so macht jeder Chef in seinem Spitale oder in seinem Departement in den gewöhnlichen Spitälern Morgens und

Abends seinen Besuch in Begleitung eines Chirurgien sous aide und eines Pharmaceuten, wovon jeder in einem besonderen Hefte die arzneilichen Vorschriften, so wie das diätetische Regime zu Papier bringt. Er muß sich von der guten Beschaffenheit der Nahrungsmittel überzeugen, darüber wachen, daß man genau die auf die Lüftung, die Reinlichkeit, das Waschen, die Desinfektion der Säle bezüglichen Reglements ausführt und aus eigener Machtvollkommenheit zum Wohl der Kranken alles das, was er in Bezug auf die besonderen Umstände, in denen er sich befinden kann, für zweckdienlich hält, verordnen. Die Medicin ist übrigens in den M.en nicht so leicht, wie in unsern friedlichen Städten, in Ausübung zu bringen. Die Kriegsereignisse, die Ueberfüllung, die Zerstörung oder die Verschleuderung der Hülfsquellen, welche eine besetzte Provinz darbietet, und noch tausend andere Umstände können die Behandlungsmittel und selbst die Nahrungsmittel, über die ein Militärarzt zu Gunsten seiner Kranken disponiren kann, beträchtlich reduciren. Solche Lagen sind es, wo der kenntnißreiche Mann, der die ganze Ausdehnung der ihm auferlegten moralischen Verantwortlichkeit kennt, durch sein Genie und das Zweckmäßige seiner Bestimmungen die Unzulänglichkeit der örtlichen Hülfsmittel zu ergänzen versteht. — Nachdem die Krankenbesuche gemacht worden sind, vertheilen die Pharmaceuten zweimal täglich, und nach Erforderniß öfter, die verordneten Arzneimittel, und eben so oft läßt der Wundarzt (es ist dies immer ein Sous-aide-major), welcher den Tag hat, durch den Oberkrankenwärter die Nahrungsmittel an die Kranken vertheilen, wobei er zu Verkürzungen und Substitutionen in den Fällen, wo plötzlich in ihrem Zustande eingetretene Veränderungen es nothwendig zu machen scheinen, berechtigt ist. Der taghabende Wundarzt hat ferner während der Dauer seines Dienstes, die 24 Stunden beträgt, die Pflicht, die ankommenden Soldaten aufzunehmen und ihnen provisorisch das, was ihr Zustand erfordert, sowohl in Bezug auf die Arzneimittel, als hinsichtlich des Regimes zu verordnen; sie beseitigen die üblen Zufälle, hemmen die spontanen oder nach Verwundungen eingetretenen Hämorrhagien, legen den Verband bei Frakturen und repräsentiren endlich zwischen den beiden Krankenbesuchen den Chef der Abtheilung der Krankensäle, in welchen er den Tag hat. Der chirurgische Dienst der M.e ist besonders bei einer Armee im Felde, wo die Zahl der Verwundeten immer die der an einer Krankheit Leidenden weit übertrifft, sehr wichtig. Ihr Andrang ist sogar, vorzüglich an einem Schlachttage, oder wenn man die aus den Divisions- und Regimentsambulancen der Operationslinie kommenden Verwundeten in die Spitäler aufnimmt, manchmal so groß, daß man sie nicht unterzubringen weiß, und daß die Wundärzte oft mehre Tage und Nächte hindurch kaum die Zeit haben, ihre Mahlzeiten zu sich zu nehmen. In diesem Falle wird der Dienst noch dadurch ermüdender, daß man eine sehr große Menge am Arme oder am Kopfe leicht Verwundeter verbinden muß, die, da man sie aus Mangel an Raum in das Spital nicht aufnehmen konnte, alle Morgen zum Verbinden dahin kommen. Uebrigens dauert diese Ueberfüllung und alle die Nachtheile, die sie zur Folge hat, so lange, bis ein großer Theil dieser Militärs in die Spitäler im Innern des Landes gebracht worden sind. Es findet außerdem bei dieser Gelegenheit noch ein Zuwachs an Beschäftigung für die Gesundheitsoffiziere dadurch Statt, daß jeder Transport von Kranken von einem oder mehren Wundärzten begleitet werden muß, um die Kranken während des Transports zu verbinden, und die üblen Zufälle, die ihnen so häufig zustoßen, insbesondre wenn sie schwere Wunden haben, zu beseitigen. Sie werden dann durch eine gewisse Anzahl von Krankenwärtersoldaten unterstützt, die Fleischbrühe und andre Nahrungsmittel, welche unter solchen Umständen nothwendig werden können, mit sich führen.

Die aus den Spitälern behufs der Entfernung fortgeschickten Kranken können in zwei Klassen getheilt werden: in solche, die leicht afficirt sind und, wenn das Wetter schön ist und die Transportmittel schwer aufzubringen sind, zu Fuße gehen können, und in solche, die man nothwendig auf requirirten Wagen od. Ambulancefourgons fortschaffen muß. Der Transport zu Wasser ist übrigens vor allen der bequemste, wie denn besonders die Kanäle Flanderns und Hollands in dieser Hinsicht lange Zeit von großem Nutzen gewesen sind. Wenn ein Transport Kranker aus einem Spitale fortgeschafft werden soll, so muß man vorher den Direktor und den militärischen Unterintendanten des Spitals, nach welchem man ihn hinbringt, davon benachrichtigen, damit er Zeit habe, die Fleischbrühe und die andern für die Kranken nothwendigen Dinge zu bereiten, u. die Krankensäle, in die sie aufgenommen werden sollen, erforderlichen Falles heizen zu lassen. Bei großen Armeebewegungen muß man immer in den M.en eine gewisse Anzahl halbausgerüsteter Krankensäle haben, die ein zu diesem besondern Dienste bestimmtes Reservequartier bilden, indem die so weiter transportirten Kranken gewöhnlich nur für eine Nacht darin verweilen und so, wenn die Ambulancen von der Schlachtlinie mehre Tage entfernt sind, von Station zu Station bis zu den Spitälern im Innern, wo sie zweckmäßiger behandelt werden können, weiter geschafft werden. Diese Reservesäle haben ferner den sehr großen Vortheil, daß man sie zum Wechsel benutzen kann, indem man namentlich die Kranken aus einem inficirten Saale dahin schafft, während man diesen durch Chlorräucherungen, durch Begießungen u. Waschungen mit Chlorkalk und Natrum reinigt, oder auch, wenn man dem Reglement gemäß die anderen Krankensäle ausweißen lassen muß, was wenigstens einmal jährlich Statt finden soll. Zuweilen errichtet man die Reservesäle in Kasernen oder Kirchen, wenn die Spitäler des Orts nicht den zu diesem supplementären Dienste nöthigen Platz darbieten.

Die Oberärzte und Oberwundärzte der M.e haben außer ihrem täglichen Dienste gewöhnlich noch die von den Chirurgiens-Majors der Garnison behufs des zu erlangenden Abschiedes oder Ruhe-

gehaltes vorgestellten Soldaten zu untersuchen. — Die Pharmacie wird in diesen Anstalten durch den Pharmacien-Major geleitet, der eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl von Untergehülfen unter seinen Befehlen hat. Da die einfachen Arzneimittel und die officinellen Präparate ihnen beinahe sämmtlich aus den allgemeinen Magazinen der pariser Spitäler geliefert werden, so beschränkt sich ihr Dienst beinahe ausschließlich auf die Zusammensetzung der magistralen Präparate, was ihre Verrichtungen sehr vereinfacht, die aber doch in den Spitälern der Städte, wo es starke Garnisonen gibt, und in solchen, die in Kriegszeiten überfüllt sind, noch ziemlich beschwerlich seyn können. — Jedes M. muß mit einer ziemlich zahlreichen Wache versehen seyn, um die gute Ordnung darin aufrecht zu erhalten, zu verhindern, daß die kranken Soldaten dasselbe verlassen, und nichts von außen hereinkommt, indem kein Fremder ohne die Erlaubniß des Untermilitärintendanten des Platzes zugelassen werden kann. Man entgeht dadurch einem der schlimmsten Uebelstände der Civilspitäler, wo die Aeltern und Freunde der Kranken ihnen oft, trotz der Wachsamkeit der darüber gesetzten Personen, Nahrungsmittel und manchmal sogar Arzneimittel zuschleppen. In den M.en können bloß die Krankenwärter aus Eigennutz Fehler dieser Art begehen; man kann sie aber bis auf einen gewissen Punkt durch Strenge verhüten, zu der man um so mehr berechtigt ist, wenn das Corps der Krankenwärter eine ganz militärische Organisation erhalten hat.

II. Unterrichtsmilitärlazarethe. Sie sind, was die unmittelbare Pflege der Kranken und die Administration betrifft, auf dem nämlichen Fuß wie die eben erwähnten eingerichtet; man hat aber ferner und wohl mit Recht für zweckmäßig erachtet, noch besonders eine gewisse Anzahl von Professoren, die unter den Stabsärzten, Wundärzten und Pharmaceuten, oder unter denen erster Klasse der Armee gewählt worden sind, und bei denen man Kenntnisse und guten Vortrag voraussetzen darf, hinzuzufügen, um den jungen militärischen Gesundheitsoffizieren einen theoretischen und praktischen Unterricht in dem, was die Ausübung der Medicin bei den Armeen im Vergleich mit der Civilpraxis Eigenthümliches hat, zu geben. Es sind dies wahre Schulen der Militärmedicin, deren Nutzen nicht verkannt werden kann, und deren Einfluß insbesondere zu dem Rufe, den sich die französische Medicin und Chirurgie erworben haben, beigetragen hat. Jede Branche des Gesundheitsdienstes wird von einem Arzte, einem Wundarzte und einem Pharmacien en chef, als erstem Professor, welcher den Grad eines Stabsarztes in der Armee hat von einem zweiten Professor und von zwei Demonstratoren gelehrt. Die Zahl der chirurgischen und pharmaceutischen Sous-Aides, für die ihre Vorlesungen besonders bestimmt sind, kann ins Unendliche variiren, überschreitet aber gewöhnlich bei Weitem die durch die Menge der Kranken, welche das Spital enthält, benöthigte Anzahl. Man läßt auch in diesen besondern, wesentlich praktischen Schulen überzählige Zöglinge zu, die einer Art Novizìat unterworfen werden, bevor sie die Anstellung eines Sous-Aide erlangen. Alle diese jungen Aerzte bilden durch ihre Vereinigung eine reiche Pflanzschule, in der man zu allen Zeiten und je nach den Bedürfnissen des Dienstes eine gute Reserve von unterrichteten und gut eingeübten Gesundheitsoffizieren findet.

Die in diesen Spitälern gehaltenen Vorlesungen betreffen die Anatomie, die allgemeine Pathologie, die innere und äußere Klinik, die pharmaceutische Chemie, die Naturgeschichte der Arzneimittel und ihre Bereitung, die Hygieine und ihre besondere Anwendung auf das Militär in den verschiedenen Lagen, worin es sich befinden kann, und endlich die Angabe der Principien, nach welchen der Gesundheitsdienst sowohl in den stehenden Spitälern, als in den Ambulancen und bei dem Armeecorps geregelt u. eingerichtet werden soll. Der einzige Unterschied, wodurch sich diese Unterrichtsweise von der bei den Fakultäten gebräuchlichen unterscheidet, besteht in der besondern Richtung derselben auf das, was die Militärmedicin Eigenthümliches darbietet, während übrigens die Lehre immer dieselbe bleibt. Die Vortheile, welche die Unterrichtsspitäler darbieten, sind aber auch noch von anderer Art: sie liefern den Gesundheitsoffizieren außerhalb derselben, so wie den bei den verschiedenen Corps der Garnison angestellten Aerzten die Mittel, ihre Kenntnisse zu erweitern und Tag für Tag den Fortschritten der Medicin zu folgen. — Am Ende eines jeden Schuljahres konstatirt man durch strenge Prüfungen die Fortschritte, welche die Zöglinge gemacht haben, und es werden Prämien von Büchern und Instrumenten an diejenigen vertheilt, welche sich bei diesen solennen Akten, die immer mächtig zur Nacheiferung beitragen, am meisten auszeichnen. Die Vertheilung dieser verschiedenen Prämien geschieht übrigens immer mit Feierlichkeit und in Gegenwart der hohen Militär- und Civilbehörden. Es wird davon ein schriftlicher Bericht an den Gesundheitsrath gesendet und dieser in den Bureaux des Kriegsministeriums den Dienstetats der Belohnten beigefügt, wo sie nach Erforderniß treffliche Nachweisungen über ihre Rechte zum Avancement liefern können. Kurz, die Unterrichtsspitäler haben bis jetzt den Zweck, den man bei ihrer Errichtung vor Augen hatte, auf eine angemessene Weise erfüllt, u. Alles berechtigt zu der Hoffnung, daß sie auch fernerhin der Wissenschaft so wie der Armee durch Bildung guter militärischer Gesundheitsoffiziere große Dienste leisten werden.

III. Regimentslazarethe oder Krankensäle. Colombier, Inspektor der Militärspitäler unter Ludwig XV., schlug im Jahre 1772 vor, alle diese Anstalten und das damit verbundene kostspielige Verwaltungspersonal aufzuheben, jedem Regimente aber die Sorge für seine Kranken vermittelst eines jährlichen Abonnements von 9 Franken auf einen Mann zu überlassen. Dieses Projekt, welches kurze Zeit nachher den Kardinal Brienne, damaligen ersten Minister Ludwigs XVI., der gern die ihm vorgelegten Pläne annahm, wenn er darin irgend einen Vortheil sah, bestach, wurde im Jahre

1788 in Ausführung gebracht. Man unterdrückte in Folge davon alle alten stehenden Spitäler, mit Ausnahme derer von Metz, Straßburg, Lille, Brest und Toulon, die dem Unterrichte der Gesundheitsoffiziere der Land- und Seetruppen gewidmet waren. Die Administrationskonseils der Corps wurden von nun an mit allen dem beauftragt, was sich auf die Regimentslazarethe bezog. Der Chirurgien-Major leitete den Dienst als Médecin und Chirurgien en Chef; ein Chirurgien en Second oder Aide-Major war mit den Leinwand- und Arzneibedürfnissen, so wie mit der Leitung der Pharmacie beauftragt; endlich vollzogen Zöglinge, die ebenfalls einen Theil des Regiments ausmachten, und deren Anzahl für jedes Bataillon auf zwei festgesetzt war, die Vorschriften und besorgten den Verband. Die ökonomischen Verrichtungen wurden durch einen Sousoffizier, der außerdem mit der Erhaltung der Ordnung u. der innern Polizei beauftragt war, erfüllt. Kaum hatte man dieses Hospitalregime angenommen, so erkannte man zahlreiche Uebelstände an demselben. Der erste unter allen war das Unzulängliche der für jeden Soldaten bestimmten Summe zur Bestreitung der Kosten; man stieg zwar beinahe sogleich von 9 auf 15 Francs, allein auch dann überzeugte man sich bald, daß es, trotz dieser Zulage, sehr schwer sey, sich in solchen kleinen Etablissements die Bäder, die Douchen und viele andere Mittel zu verschaffen, aus denen man in den gut organisirten stehenden Spitälern einen so großen Vortheil zieht. Dabei war diese Maßregel, welche durch das jetzt ganz in Mißkredit gerathene System der permanenten Garnisonen gerechtfertigt zu seyn schien, und an der man früher als einen großen Uebelstand tadelte, daß der Aide-Major die Verband- und Arzneimittel, die sein Chef oder er selbst anwenden sollten, zu liefern hatte, eben so wenig vortheilhaft in Beziehung auf die Heilsamkeit; denn man errichtete beinahe immer diese Regimentskrankensäle in einem der Säle der Kaserne, worin der übrige Theil des Corps wohnte; eine Folge davon war, daß die gesunden Leute so zu sagen in habitueller Berührung mit ihren kranken Kameraden standen und dadurch sehr disponirt waren, ihrerseits afficirt zu werden. — Aus allen diesen und noch vielen andern Beweggründen in Verbindung mit der Nothwendigkeit, worin man sich im Jahre 1792 befand, alle Truppen der Garnisonen in Bewegung zu setzen und sie nach den von der ersten europäischen Koalition bedrohten Grenzen zu dirigiren, hat man nach einer vierjährigen ganz ungünstigen Erfahrung auf die so organisirten Regimentshospitäler Verzicht geleistet und sich zur Errichtung von Spitälern in den Festungen und überall, wo zahlreiche und wesentlich agirende Armeen das Bedürfniß derselben fühlbar machten, genöthigt gesehen. Seitdem werden bei den Corps in ihren Kasernen in Friedenszeiten und in ihren Depots in Kriegszeiten nur die einfachen psorischen Affektionen, die kürzlich entstandenen und nicht komplicirten Blennorrhagien, sowie einige leichte Unpäßlichkeiten, die sich in wenigen Tagen heilen lassen, behandelt. Der Chirurgien-Major verrichtet, bloß von seinem Gehülfen unterstützt, den Dienst in diesen Regimentskrankenstuben, der nicht sehr anstrengend ist. Denn sobald eine Krankheit sich komplicirt oder durch ihre Intensität einen schlimmern Charakter annimmt, geben die Reglements die Vorschrift, die Soldaten ins Spital zu schicken. Einige Militärärzte wollen als Princip aufstellen, daß, sobald ein Militär, und zwar selbst nur in leichtem Grade sich unwohl fühlt, er von seinem Corps entfernt werden müsse, und verwerfen folglich streng die Regimentskrankenstuben. Diese Maßregel würde aber den Uebelstand haben, daß sie dem Staate sehr große Unkosten verursacht, was man zum Theil dadurch ersparen kann, daß man in allen Fällen, wo es nothwendig wird, jene kleinen Familienkrankenstuben autorisirt, für die jedes Regiment mit seinen eignen Hülfsquellen und sehr wenigen Kosten ausreicht. Uebrigens gibt es sogar Umstände, wo es schwer halten dürfte, auf eine andre Weise zu verfahren. So ist es z. B. Lagneau begegnet, daß er in einem Regimente von 1600 Mann Bestand 1400 Krätzige auf einmal zu behandeln hatte, und es befanden sich mehre andre Corps der Division in dem nämlichen Falle. Man urtheile nun über die außerordentlichen Unkosten, die sie verursacht haben würden; und wo ist denn übrigens ein Spital, wo man in einem einzigen Tage eine so große Anzahl Kranker aufnehmen könnte?

IV. Civil- und M.e. Man nennt so beinahe alle Spitäler der auf einer Militärstraße gelegenen Städte, od. die, obschon sie befestigt sind und an der Grenze liegen, zu unbedeutend sind, um zahlreiche Garnisonen zu haben. Man sieht leicht ein, daß daselbst ein stehendes Militärspital Kosten veranlassen würde, die mit der geringen Anzahl der darin zu behandelnden Leute außer allem Verhältniß stehen würden. Folglich werden die kranken Soldaten von der Garnison oder von durchmarschirenden Truppen in dem Civilspitale des Orts aufgenommen, wo sie, so weit es geschehen kann, in einem oder mehren Krankensälen vereinigt werden, die von denen der Armee, mit denen man sie so wenig als möglich kommuniciren lassen darf, gänzlich gesondert sind. Die Aerzte der Stadt besorgen die einen wie die andern. Es ist schlimm, daß ökonomische Rücksichten, die übrigens ganz begründet sind, die Vervielfältigung der Militärhospitäler nicht in einem solchen Maße gestatten, daß der kranke Soldat außer aller Berührung mit einer Klasse von Menschen bleibt, die aus Elend, Faulheit und oft wegen schlechter Gewohnheiten eben so oft, als wegen Krankheiten in die Civilspitäler gehen. Das wirksamste Mittel, um diesen Uebelstand zu verhüten, besteht darin, daß man von den Administratoren dieser gemischten Anstalten die gänzliche Abscheidung der Militärs in besondern Krankensälen verlangt, und daß außerdem die Platzkommandanten unter Zuziehung von Gesundheitsoffizieren berechtigt werden, die Soldaten, deren Wiedergenesung manchmal durch die zu große Nachsicht der Civilärzte zum großen Nachtheil des Militärdienstes und der Disciplin ins Unbestimmte verlängert wird, abgehen zu lassen. Näheres über die

Gesundheitsoffiziere der preußischen Armee. S. Art. Militärheilkunde.

Militärmusik, auch Kriegsmusik und Feldmusik, s. Musik.

Militärorden, s. Militärverdienstorden.

Militärorganisation, s. Militärverfassung.

Militärpflichtigkeit, s. v. a. Kriegspflichtigkeit; s. Konskription.

Militärpharmakopöe, s. Militärheilkunde.

Militärschematismus, in Oesterreich s. v. a. Rangliste.

Militärschulen (écoles militaires), nennt man jene Anstalten, in welchen Militärpersonen den für ihren Stand und zur Erreichung der Zwecke desselben nothwendigen Unterricht erhalten. So wie nun der Wirkungskreis der einzelnen Rangstufen der militärischen Hierarchie in Hinsicht seiner Ausdehnung sehr verschieden ist, so sind auch die Anstalten, welche für die militärische Bildung bestehen, ebenfalls in weitern oder engern Grenzen gehalten. Im engsten Sinne versteht man unter M. jene Bildungsanstalten, in welchen die Leute eines Regiments oder Bataillons den nothwendigen Unterricht erhalten in dem, was man für ihre Bildung für nothwendig hält, sowie auch solche Anstalten, in welchen Leute einer technischen Waffengattung, wie der Artillerie oder des Geniecorps, den nöthigen theoretischen Unterricht erhalten, der für solche Waffengattungen unentbehrlich ist. Solche Schulen werden Bataillons- oder Regimentsschulen genannt, sind gewöhnlich in mehre Klassen eingetheilt und werden von solchen Individuen (Spielleuten, Soldaten und Unteroffizieren) besucht, welche ihre Kenntnisse entweder aus eigenem Drange zu erweitern streben, oder welchen reglementmäßige Bestimmungen den Schulbesuch befehlen. In Schulen dieser Art werden bloß die Elemente der militärischen Hülfswissenschaften gelehrt, nebst dem werden die Grundsätze des militärischen Styls entwickelt; es werden Meldungen, Rapporte und Tabellen geliefert; auch militärischen Zeichnungen wird einige Aufmerksamkeit gewidmet. Diese unterste Klasse der Regiments- oder Bataillonsschulen ist daher gleichsam die unterste Stufe der militärischen Bildung und bezweckt die Anwendung des gewöhnlichen Elementarunterrichts auf militärische Gegenstände, bleibt bei dem Alltäglichen stehen und kann höchstens für Individuen genügen, deren weiteres Vorrücken der Korporalsgrad beschließt. Diese Schulen sollen keine höhere militärische Bildung, selbst wie sie Unteroffiziere haben müssen, verschaffen, und daher muß es selbst in den Regimentern oder Brigaden Schulen geben, deren Unterricht sich auch über die höhern, schon ins wissenschaftliche Gebiet hinüberstreifenden Fächer verbreitet. Der Unterrichtsplan solcher M. muß aber stets, auf das Bedürfniß basirt, jedes Fremdartige ausschließen und nur das aufnehmen, was militärische Ausbildung reell befördert. Die Unterrichtsgegenstände müssen mit Beseitigung des Außerwesentlichen sorgsam gewählt seyn, der Unterricht in den einzelnen Klassen muß scharf bezeichnet, das Fortschreiten desselben streng überwacht werden. Ein solcher Plan soll jedoch nicht allein die Ausbildung jener Soldaten und Unteroffiziere ins Auge fassen, welche höhere Grade der Beförderung nicht ansprechen, sondern auch jene Individuen berücksichtigen, welche durch Geburt und Standesverhältnisse, durch einen in das Militär mitgebrachten besondern Grad von Vorbildung Anspruch auf höhere Beförderung haben sollten, oder wenigstens zu haben glauben. Da die Soldatenschulen nur die theoretisch wissenschaftliche Bildung der Einzelnen zum Zwecke haben, so kann von einem andern Unterrichte in denselben auch keine Rede seyn, und jeder Unterricht, welcher den praktischen Dienst angeht, wird entweder von den Kompagnie- oder Eskadronsoffizieren, oder von den Adjutanten oder von einzelnen Offizieren ertheilt, welche hierzu beordert werden. Man theile daher den theoretischen Unterricht in vier Klassen u. lehre die unterste Klasse Lesen, Schreiben, Rechnen mit ganzen Zahlen, das Tabelliren der Rapporte und das Niederschreiben kurzer Sätze. In der zweiten Klasse setze man den in der ersten angefangenen Unterricht fort, bilde das Lesen mit Ausdruck aus, lehre Orthographie, Kalligraphie, die vier Rechnungsarten mit gebrochenen Zahlen und die Regel de Tri, trage die Erklärung der Definitionen der reinen Geometrie als Hülfsmittel zum Verstehen militär. Pläne vor u. füge die Erklärung derselben bei. Man lehre ferner Tabelliren u. benutze die Verfertigung militär. Aufsätze u. Meldungen zur Ausbildung des Styls und Beurtheilung der Fortschritte in der Rechenkunst. In der dritten Klasse lehre man die Geschichte und Geographie des Vaterlandes, allein erstere mehr als Militärgeschichte, den Felddienst und das Nothwendigste aus der Feldfortifikation, die Algebra bis zu den quadratischen Gleichungen, die reine Geometrie, endlich Situationszeichnung u. Zeichnung von taktischen Evolutionen. Man quäle indeß Unteroffiziere, welche keinen Anspruch auf höhere Beförderung machen, nie mit Vielwisserei; der Unterricht fällt bei diesen auf kahlen Felsen. Anders verhält es sich mit jenen Individuen, welche nach einer höhern Beförderung trachten, welche man deshalb als die vierte Klasse der zu Unterrichtenden betrachten soll. Damit diese jungen Leute jedoch ihre Zeit nicht mit Dingen verschleudern, deren Kenntniß für sie ohne allen Nutzen ist und bei ihnen ohnehin vorausgesetzt wird, so sollen sie vor Allem von dem Besuche des den vorhergehenden Klassen zu gebenden Unterrichts befreit und die dadurch gewonnenen Stunden einem Unterrichte gewidmet werden, welcher sie etwas Nützliches, ihren Bedürfnissen Zusagendes, ihre Hoffnungen und Wünsche Förderndes und allgemein Nothwendiges lehrt. Man vereinige diese jungen Leute sofort in eine oder zwei Abtheilungen und lasse ihnen durch Offiziere, von deren Kenntnissen und Fähigkeiten, Unterricht zu ertheilen, man überzeugt ist, Unterricht in jenen Gegenständen ertheilen, in welchen sie in manchen Armeen alljährig geprüft werden. Da die

Kriegswissenschaften den ersten Rang einnehmen, so sollen diese auch am meisten betrieben und mit der Terrainlehre die Militärgeographie und wo möglich Topographie verbunden werden. Da ferner Terrainbeurtheilung und der Felddienst zu der angewandten Taktik gehören, so sollen diese hier besonders erörtert u. an sie die Feldfortifikation angereiht werden. Die Geometrie und Trigonometrie erheischen einen gründlichen Unterricht und zu dessen Ertheilung Zeit; daher soll diese gegeben seyn, und, um den diese Schule besuchenden Individuen Muße zum Nachstudiren zu lassen, sollen sie von allen jenen Diensten befreit werden, welche nicht zu den größeren gehören. Nebst diesen, Regiments- oder Soldatenschulen genannten Unterrichtsanstalten, gibt es eigene militärische Bildungsanstalten, Militärakademien oder Kadettenhäuser. Diese Schulen sind höhere Lehranstalten für die wissenschaftliche Bildung künftiger Offiziere, in welchen junge Leute von Professoren und Offizieren in allen jenen Wissenschaften Unterricht erhalten, welche auf den Krieg und die Kriegführung Bezug haben, Lehranstalten, in welchen junge Leute das erlernen können, was sie zu Offizieren nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht tauglich macht. Da es nun eine unbestreitbare Wahrheit ist und die neuere Zeitgeschichte den Beweis liefert, daß bloße Theorie im Kriege zu großen Resultaten nicht führt, sondern daß Praxis, gesunde Beurtheilung und der militärische Blick den Lorbeer erringen, so sind jene M. die besten, in welchen die Theorie gründlich gelehrt und mit fortgesetzter Anwendung auf praktische Fälle anschaulich gemacht wird, jene, in welchen durch Erlernung aller praktischen, einem Offiziere so nothwendigen Hülfswissenschaften der Zögling nicht zum einseitigen eingebildeten Stubengelehrten, sondern zum praktisch brauchbaren Offizier herangebildet wird. Man wirft heut zu Tage den Kadettenhäusern als Pflanzschulen für Offiziere die zu große Jugend der eintretenden Jünglinge vor, man rügt, daß diese mit dem 14. Jahre den Unterricht in den Militärwissenschaften beginnen und daß ihre große Jugend sie zuvor schon hindere, den Vorbereitungscursus mit wahrem Nutzen zu durchlaufen. So mangelhaft vorbereitet beginne das Studium der ernsten Kriegswissenschaften, welches ein ebenso mangelhaftes Resultat gebe. So wahr dieser Tadel ist, so sehr er sich auf Erfahrung gründet, so leicht kann diesem Uebelstande Abhülfe werden. Man nehme die Zöglinge erst in einem Alter von 13. Jahren auf; man mache zur Bedingung, daß sie die lateinischen Vorbereitungsklassen oder das Progymnasium mit einem guten, durch eine Prüfung herzustellenden Erfolge zurückgelegt haben, und man wird nicht mehr gezwungen seyn, mit dem Vortrage der ernsten Kriegswissenschaften so sehr zu eilen, man wird Zeit finden, die modernen Sprachen und andere Zweige der militärischen Hülfswissenschaften, welche bis jetzt entweder nur im Fluge gelehrt, oder ganz vernachlässigt wurden, gründlich zu lehren, die an Jahren reifere, an Vorkenntnissen reichere Zöglinge werden fassen u. behalten können. Die Kadettenhäuser haben, so heißt es in einem Aufsatz einer militär. Zeitschrift, den doppelten Zweck: Pflanzschulen für Offiziere und Wohlthätigkeitsanstalten für kostenfreie Erziehung unbemittelter Offizierssöhne zu seyn. Aber indem wir den Wohlthätigkeitssinn der Fürsten, welche dergleichen Institute errichteten, ehren, glauben wir doch, daß Stipendien den gleichen Zweck erfüllen könnten. Daher keine Vorbereitungsschulen und keine Kadettenhäuser mehr, sondern allgemeine M., in welche die Aspiranten nach zurückgelegten Gymnasialstudien und bestandener Prüfung eintreten, um einen vierjährigen Cursus durchzumachen! In der allgemeinen Militärschule sollen die Kriegswissenschaften und die noch nöthigen Hülfswissenschaften, sowie Sprachen in solcher Ausdehnung gelehrt werden, daß dieser Unterricht im Allgemeinen für die zur Infanterie und Kavalerie bestimmten Zöglinge genügt. Die Aspiranten für die technischen Corps sollen in der Art vorbereitet werden, daß sie nach zurückgelegten Studien dem speciellen Cursus ihrer Waffen folgen können. In der allgemeinen Militärschule muß die Zeit auf die allgemeine Ausbildung des Körpers durch Turnen, Reiten, Schwimmen, Fechten, Tanzen u. s. w. verwendet werden; denn nur dadurch werden kräftige Offiziere in die Linie treten. Man ertheile, heißt es in dem angeführten Aufsatze weiter, einer Anzahl der Offiziere, welche den Cursus der niedern Militärschule durchgemacht und in ihrem Examen eine ausgezeichnete Note erhalten haben, die Vergünstigung eines zweijährigen Urlaubs mit ganzer Gage zum Besuche der höhern Militärschule. Jeder Austretende aus dieser Schule hat seine Befähigung durch eine Prüfung zu erweisen. Diejenigen Zöglinge der allgemeinen Militärschule, welche in die Artillerie und in das Ingenieurcorps einzutreten wünschen u. im Examen bestehen, sollen als Junker angestellt werden, allein in die höhere Militärschule übergehen, wo sie einen zweijährigen Cursus zu hören haben. Haben sie auch in diesem Cursus bestanden, dann sollen sie als Offiziere in ihre Corps eintreten. Aus den Offizieren welche die höhere Militärschule mit Erfolg besucht haben, soll der Generalstab der Armee ergänzt werden, wobei noch die weitere Anforderung eines zweijährigen Dienstes in jeder der andern Waffen nicht übersehen werden dürfte. In der höhern Militärschule sollen Sprachen, höhere Mathematik, Physik, Chemie, Statistik, Kriegsgeschichte, Architektur, Artillerie, Fortifikation und Taktik, und zwar die Kriegswissenschaften bis zu ihren höchsten Theilen gelehrt u. durch als ganz befähigt anerkannte Lehrer vorgetragen werden. Die Regimentsschulen der Infanterie und Kavalerie werden sich daher durch Anwendung der allgemeinen Dienstlehren auf die in einer Armee als Vorschrift geltenden Normen sowohl des innern Dienstes, als jenes in der Garnison, sowie im Felde erstrecken. Hier soll der Felddienst praktisch geübt, hier sollen die Theorien des Vorposten- und Patrouillendienstes in Anwendung kommen; hier soll die Lehre der Feldfortifikation besonders für die Infan-

terie angewendet und der Dienst der Infanterie und Kavalerie im Belagerungskriege praktisch in Vollzug gesetzt werden. Die taktischen Studien im Verein mit der Kriegsgeschichte sollen fortgesetzt werden und finden in den größern Uebungen durch Zusammenziehen von Truppenmassen in Uebungslagern u. in Verbindung mit andern Waffen ihren Schlußstein. Daß für die Artillerie ein ausgedehnterer Schulplan und noch besondere Anstalten nothwendig sind, geht aus der Natur dieser Waffe hervor, was auch von den technischen oder Genietruppen gilt. Dieses sind die Grundzüge eines Planes für M., welchem jeder wissenschaftlich gebildete Offizier seinen vollen Beifall nicht versagen kann. Eine gründliche Bildung der Offiziere der Armeen wird die Folge seiner ausgeführten Grundzüge seyn, und das Wohlthätige seines Einflusses auf ganze Armeen ist unberechenbar. Er wird indeß ein bloßer Vorschlag bleiben, welchen vielleicht eine spätere Zeit reifen wird. Der berühmte Philolog, Hofrath Thiersch, schließt in seinem in der siebenten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Dresden im Jahre 1844 über die militärische Erziehung gehaltenen Vortrage die Masse des Heeres aus und berücksichtigt nur den höhern Militärdienst, in ihm aber jene Individuen, welche sich auf eine Lage vorbereiten, in welcher ihnen Ordnung, Bildung und Führung eines Heertheils oder des Ganzen anvertraut werden könnte. Der Antragsteller verlangt, daß jeder Knabe die Knabenschule, heiße diese Progymnasium, unteres Gymnasium, oder lateinische Schule, durchmachen müsse. Diese umfaßt die allgemeine Basis aller wissenschaftlichen Erziehung, vor Allem das Studium der Sprachen, der beiden klassischen, der deutschen und einer neuern, mit den Elementen der Mathematik, der Geographie u. Geschichte, sowie den Unterricht in der Religion. Die übrigen Zweige des Unterrichts dieser Schule, wie Zeichnen, Tonkunst, Gesang, gymnastische Uebungen seyen natürlich ausgeschlossen, ausgeschlossen auch eine Abrichtung von Knaben von 10—15 Jahren für den Militärdienst. Ueber der untern Schule für den Knaben erhebe sich nach alter hergebrachter Weise für die für einen gelehrten Beruf bestimmten Jünglinge das Gymnasium, mit fester und unerschütterlicher Ordnung auf die Einführung des Jünglings in die klassische und neuere Literatur, auf Elementarmathematik und Elementargeschichte gegründet. Für Jünglinge, welche schon auf den Gymnasien ihren künftigen Beruf ins Auge fassen wollen, wäre durch Militargymnasien vorzusehen. Das Militärgymnasium würde sofort dieselbe klassisch literärische Gliederung erhalten, wie ein anderes Gymnasium, und demjenigen, was von Mathematik, Naturkenntnissen, Zeichenkunst und von körperlichen Uebungen mit aufgenommen würde, bereits die bestimmte Richtung auf den künftigen Beruf geben. Eigentliche Militärwissenschaften wären, wie theologische, juridische u. s. w. aus andern Gymnasien, ausgeschlossen, die Vorstudien zu ihnen aber geboten. Sowie sich über den gewöhnlichen Gymnasien der Bau der Universität mit den verschiedenen Fakultäten erhebe, so wäre durch die hier vorgeschlagene Ordnung geboten, für den höhern Militärstand die Universität durch eine Militärfakultät zu erweitern. Der künftige Offizier träte demnach gleich dem künftigen Gesetzgeber, Administrativbeamten u. s. w. in den Kreis der Universität ein; diese böte ihm aus dem Gebiete der allgemeinen Wissenschaften, der Philosophie, der Geschichte, der höhern Mathematik, der Physik, der Chemie, was er für seine allgemeine und specielle Bildung in Anspruch nähme, und daneben würden ihm in der Militärfakultät die eigentlichen militärischen Wissenschaften, als Taktik, Strategie, Befestigungskunst u. s. w., in möglichster Gründlichkeit in einem Alter vorgetragen, welches zur Aufnahme derselben und zu ihrem tieferen Verständnisse gereift, durch eine klassische und gründliche Vorbildung aber dazu vorzüglich vorbereitet sey. Dieser Cyclus der Kriegswissenschaften würde durch die Kriegsgeschichte von Ludwig XIV. an bis auf unsere Tage gekrönt. Die möglichst genaue Erörterung der hier eintretenden Fragen, der Feldzüge, der Schlachten würde zugleich die fruchtbarste Anwendung der Theorie seyn. Es versteht sich von selbst, daß daneben sich ordnen würde, was für den Dienst der einzelnen Waffengattungen und des Generalstabes Wissenschaftliches nöthig ist. Der Antragsteller sucht nun seine Ansicht durch die Geschichte zu rechtfertigen und schließt mit der Versicherung, daß durch eine Einrichtung dieser Art keine Gefährde entstehe, daß im Gegentheile die ersprießlichsten Früchte davon zu erwarten seyen. Verfolgt man die tiefgefaßten Ideen des genannten Gelehrten bis auf ihren Grund, so findet man, daß er die Verleihung von Offiziersstellen an klassische Bildung knüpft, daß er in den verschiedenen Branchen des Militärdienstes Intelligenz u. vollendete Bildung erblicken will; man findet aber auch, daß er seinen Antrag deshalb zu ideell stellte, weil Jemand, der so viel Zeit und Geld auf seine Studien gewendet, sich schwerlich entschließen wird, als Junker oder Unterlieutenant in eine Armee einzutreten, es müßte denn seyn, daß er schon zum Voraus versichert wäre, in allen Graden vorgezogen zu werden und in halb so viel Zeit oder in einem Dritttheile derselben dahin zu kommen, wohin Andere erst nach dreißig oder noch mehr Dienstjahren mühsam oder gar nicht gelangen. Nach Professor Thiersch stellte der königl. preuß. geheime Regierungsrath Brüggemann aus Berlin in einem lichtvollen und wohlgeordneten Vortrage dar, was in Preußen für wissenschaftliche Militärerziehung theils schon früher geschehen, theils grade jetzt vorbereitet sey, wodurch ein Theil des eben entwickelten Planes realisirt werde. Was aber in Preußen vorbereitet wird, besteht darin, daß der Unterricht in den Kadettenanstalten künftig ganz dem auf Gymnasien ertheilten gleich gemacht, demnach auch der Sprachunterricht auf die alten Sprachen ausgedehnt, der Unterricht in den militärischen Wissenschaften aber ganz abgeschafft und

den Divisionsschulen als alleiniges Fach überwiesen werden soll. Nur solche Kadetten der berliner Anstalt, welche durch ganz besondere Anlagen und Fähigkeiten und zugleich durch vorzügliches Betragen sich auszeichnen, sollen nach erreichtem 17. Lebensjahre, in der Zahl von 30 als Maximum, in eine besondere Klasse vereinigt werden und in dieser einen höheren akademischen Unterricht erhalten, der, da sich auch der Unterricht in den militärischen Wissenschaften daran schließen wird, diese jungen Leute für jede Carriere geeignet machen soll. Nur Kadetten dieser Klasse werden künftighin gleich als Offiziere in die Armee eintreten; alle übrigen aber sollen, je nach dem Grade ihres Wissens, als Unteroffiziere oder Portépéefähnriche den Regimentern überwiesen werden, von wo sie dann, nach Erlernung des praktischen Dienstes, auf die Divisionsschule kommen, um hier einen vollständigen gründlichen Unterricht in den militärischen Wissenschaften zu erhalten. Neben dieser Kategorie von Schülern (den ehemaligen Kadetten) werden auch die bei den Regimentern zum Dienst auf Beförderung eingetretenen jungen Leute, sobald sie zu Portépéefähnrichen ernannt sind, den Divisionsschulen überwiesen, um mit diesen gleichen Unterricht zu erhalten. Aus dieser veränderten Einrichtung folgt, daß auch diese zweite Kategorie von Offiziersaspiranten, um das Portépéefähnrichs-Examen machen und in der Divisionsschule Aufnahme finden zu können, das Gymnasium vollständig absolvirt haben muß. Hiernach muß jeder, welcher zur Offiziersprüfung zugelassen werden will, vorher das Examen eines von dem Gymnasium Abgehenden gemacht haben u. die geistige Bildung eines zum Uebertritte zur Universität abgehenden Gymnasiasten besitzen. Die Kenntniß der lateinischen Sprache ist ausdrücklich vorgeschrieben, das Erlernen der griechischen wird indessen nicht gefordert. Die sich dem Militär widmenden jungen Leute sollen dann das Gymnasium besuchen in derselben Weise, wie auch die sich für ein gelehrtes Fachstudium vorbereitenden jungen Leute. Ein Zögling der höheren Bürgerschule soll indessen auch zur Offizierprüfung zugelassen werden, wenn er die oberste Klasse der höheren Bürgerschule besucht hat und von seinen Lehrern Zeugnisse der erlangten geistigen Bildung beibringen kann. Die Kenntniß der lateinischen Sprache wird aber einem Zögling der höhern Bürgerschule nicht erlassen. Die Kriegsschulen müssen in Folge dieser Veränderungen auch eine Umgestaltung erfahren, indem künftig auf den Kriegsschulen nur die eigentlichen Kriegswissenschaften gelehrt werden sollen, so, daß die Kriegsschule für die dem Militärstande sich widmenden jungen Leute das ist, was die Universität für die einem gelehrten Fache sich Widmenden. Es liegen bei diesen Veränderungen zwei Hauptideen zu Grunde: erstens soll der Offizier durch eine mit dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften mehr im Einklang stehende geistige Bildung gehoben werden, und zweitens soll bei der geistigen Erziehung der jungen Söhne des Vaterlandes keine Trennung Statt finden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß durch diese Maßnahmen, wenn sie ins Leben getreten seyn werden, große Veränderungen in Bezug auf den Geist im Militärstande sich äußern werden, namentlich dürfte das Verhältniß des Militärs zu den bürgerlichen Ständen sich als ein innigeres gestalten, da durch den neuen Bildungsgang der sich dem Militärstande widmenden jungen Leute dem Kastengeiste entgegen gewirkt werden wird. Sobald Preußen in dieser Beziehung vorangeschritten seyn wird, dürften die andern deutschen Staaten wohl nicht unterlassen können, diesem guten Beispiele zu folgen. Auf diese Art würden jene Ideen, welche weiter oben entwickelt sind, theilweise verwirklicht. Soll indeß der neue Bildungsweg für deutsche Offiziere zu dem erwünschten Ziele führen, so hüte man sich sorgfältig vor halben Maßregeln. Einseitige Verbesserungen in den M. können das nicht erreichen, was sich als dringendes Bedürfniß des Offizierstandes herausstellt. Einige Unterrichtsstunden oder Lehrfächer mehr oder weniger bewirken das nicht. Vorzüglich sollen die militärischen Berufswissenschaften nicht zu frühe gelehrt werden; ein Jüngling von 18. Jahren fühlt diesen Beruf in diesem Alter noch nicht so deutlich, und deshalb wird der Einführung u. Beibehaltung der Militärgymnasien das Wort geredet. Diese nämlich verschaffen den Zöglingen allgemeine Vorkenntnisse für jeden Stand, und nur im Besitze von allgemeinen Vorkenntnissen und der auf diese gegründeten allgemeinen Bildung kann der Offizier jene Stellung im Leben einnehmen, welche er ohne diese nie behaupten kann. Daß aber eine allgemeine Bildung in dem größten Theile der bis jetzt bestehenden Kadettenhäuser nicht erlangt werden könne, zeigt deren Einrichtung, deren beengter und einseitiger Lehrplan und die Erfahrung. Diesem Mangel kann aber auf eine zweifache Art abgeholfen werden, nämlich dadurch, daß alle militärischen Erziehungshäuser und Bildungsanstalten wie die Gymnasien und Akademien eingerichtet und in diesen die allgemeinen und später die kriegswissenschaftlichen Lehrgegenstände vorgetragen werden, oder daß man, um Offiziere von allgemeiner Bildung zu erhalten, die Anstellung derselben, neben einer in den Kriegswissenschaften zu bestehenden Prüfung, auch von der Vorlage eines Zeugnisses abhängig mache, in welchem die mit Vortheil zurückgelegten Gymnasialstudien, sowie das Studium der philosophischen Lehrfächer nachgewiesen ist. Diese Maßregeln werden die einzelnen deutschen Armeen und Kontingente mit Offizieren versehen, welche in Beziehung auf allgemeine Bildung jeder Anforderung entsprechen.

Nach diesen Zweck u. Einrichtung der M. betreffenden Erörterungen lassen wir noch einige auf den gegenwärtigen Bestand dieser Anstalten und deren geschichtliche Entwickelung bezügliche Bemerkungen folgen. Zu den M. sind zu rechnen: 1) die Soldaten- oder Kompagnieschulen (s. d.), in welchen die gemeinen Soldaten im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht erhalten, und die Unterhaltungsstunden, die in manchen Armeen eingerichtet sind und in

denen Offiziere über die Gegenstände des gewöhnlichen Dienstes, des Garnisonlebens, des Felddienstes u. dgl. mit den Unteroffizieren und Soldaten sprechen, auch Vorträge darüber halten. — 2) Insbesondere die für die Bildung junger Leute zu Offizieren und für die höhere Ausbildung der Offiziere selbst bestimmten Unterrichtsanstalten; letzte werden auch Militärakademien benannt. Die ersten Anstalten dieser Art waren die Ritterakademien, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Dänemark entstanden, in welchen Mathematik, Zeichnen, Fortifikation und etwas über den Gebrauch der Geschütze gelehrt wurde. Diese Anstalten hatten eine Einrichtung ähnlich den Gymnasien und dürfen mit den ein ganzes Jahrhundert später errichteten Kadettenschulen (s. d.) nicht in Parallele gestellt werden. Nach dem Muster der obigen Ritterakademien entstanden bald in Deutschland Akademien zu gleichem Zweck in Stuttgart, Braunschweig, Kassel u. v. a. Orten. Aehnlich eingerichtet war auch die Ecole militaire Friedrichs des Großen in Berlin zur Ausbildung junger Offiziere. Besonders aber gaben die Artillerieschulen (s. d.) hierin ein Vorbild. Schon vor dem 7jährigen Kriege hatte in Frankreich jede Stadt, wo ein Artillerieregiment garnisonirte, seine Artillerieschule; Sachsen folgte 1766 nach; später Oesterreich und Preußen. Schon früher bestanden Ingenieurschulen (s. d.). Der Unterricht war aber noch nicht systematisch organisirt, und es wurden viele junge Leute Offiziere, ohne in einer solchen Anstalt wissenschaftlich ausgebildet zu seyn. Erst seit 1810 und 1815 besteht, in den meisten Staaten wenigstens, das Gesetz, daß in Friedenszeiten Niemand mehr Offizier wird, der nicht in einem Examen Zeugniß von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen ablegen kann. In Bezug darauf wurden in Preußen die Divisionsschulen errichtet, in denen die für ausreichend erachtete Summe militärischen Wissens gelehrt, dabei aber die größte Sorgfalt auf die dienstliche und technische Ausbildung verwendet wird. Aus diesen Schulen geht der größte Theil der Offiziere der Infanterie und Kavalerie hervor. Um aber talentvolleren Köpfen Gelegenheit zu geben, sich umfassendere und gründlichere wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, wurde die allgemeine Kriegsschule für Offiziere gegründet. Zum Eintritt in die letztere sind eine vorhergegangene dreijährige untadelhafte Dienstleistung und die Nachweisung guter Vorkenntnisse nöthig; die vorgetragenen Disciplinen bezwecken die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere namentlich in der Mathematik, den Kriegswissenschaften und Sprachen. — In Frankreich führen seit der Revolution alle sonstigen Kadettenhäuser den Namen M. (Ecoles militaires). Garnisonschulen sind den Bürgerschulen gleichstehende Schulen, wo die Kinder dienender oder ausgedienter Militärs unentgeltlich Unterricht empfangen. — Noch geben wir eine kurze Uebersicht der in den verschiedenen Staaten bestehenden vorzüglichsten M., so weit uns dieselben bekannt sind. Frankreich besitzt: die polytechnische Schule zu Paris, die Artillerie- und Genieschule zu Metz, die Applikationsschule des Generalstabes zu Paris, die M. zu St. Cyr, die Kavalerieschule zu Saumur und das Militärkolleg von la Flèche. England: das Militärkolleg, getheilt in das Seniordepartement zu Farnham und das Juniordepartement zu Sandhurst; die Akademie der Artillerie zu Woolwich, das Konservatorium der Artillerie zu Woolwich, die prakt. Schule des Geniewesens zu Chatam, Regimentsschulen, das Militärasyl zu Chelsea und die Seekadettenanstalten zu Portsmouth, Plymouth und Woolwich, nautische und Lootsenschulen in den meisten großen Städten. Rußland: das Kadettencorps zu Petersburg, das adelige Kadettencorps in Nowgorod, Tula, Tamboff, Polotzk, Elisabethgrad u. Woronesch; M. für junge Edelleute zu Moskau, Irkutsk, Orenburg, Odessa 2c.; die Militärakademie zu Petersburg, das Institut für Wege-, Kanal- u. Brückenbau; die Seekadettenschule, das Militärseminar zur Bildung von Feldpredigern, die Schifffahrtsschulen zu Irkutsk, Riga u. Archangel, die Pagencorps zu Moskau und Petersburg, die Steuermannsschule zu Kronstadt, die Seekadettenschule zu Astrachan, das Militärwaisenhaus und das kaiserliche Militärerziehungshaus zu Moskau, die M. der sibirischen Kosaken und Gardejunkerschulen in Petersburg. Oesterreich: die Ingenieur-Akademie zu Wien, die Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die Kadettenschulen zu Olmütz, Grätz und Mailand, die Militärerziehungshäuser zu Bergamo und Cividale. Preußen: die allgemeine Kriegsschule zu Berlin, die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, die Kadettenanstalt zu Berlin, Potsdam, Köln, Wahlstadt und Bensberg bei Köln und 18 Divisionsschulen und Artillerie-Brigadeschulen. Bayern: das Kadettencorps in München. Würtemberg: eine zum Generalstab gehörige Kriegsschule und Offizierschule. Sachsen: die gemeinsame Militärbildungsanstalt zu Dresden und Kadettenhäuser. Kurhessen: Kriegsschule zu Kassel. Großherzogthum Hessen: Militärschule zu Darmstadt. Schweden und Norwegen: die Kriegsakademie auf Karlberg, das Artillerie-institut zu Marieberg u. die Militärhochschule zu Christiania. Dänemark: ein Landkadettencorps und ein Artilleriekadetteninstitut. Sardinien: Militärakademie zu Turin. Neapel: ein Militärkolleg und eine Militärschule. Aegypten: Akademie der Militärärzte zu Abu-Zabel, Artillerieschule zu Thura, Kavalerieschule zu Djizeh. Nordamerika: Militärakademie zu West-Point, Artillerieschule zu Monroe.

Militärstatistik, enthält hauptsächlich solche Angaben, aus denen die vorhandenen Kriegskräfte eines Staates und die Leichtigkeit ihrer Ergänzung zu ersehen ist, und bildet daher nächst der Militärgeographie (s. d.) eine gute Unterlage zu Kriegsoperationen. Diese Angaben erstrecken sich demnach im Allgemeinen auf Folgendes: 1) Bevölkerung, ihre kriegerischen Anlagen insbesondere; 2) Militärverfassung und Bildungsanstalten; 3) öffentliche Werkstätten zur Anfertigung von Waffen, Munition

und Ausrüstungsgegenständen; 4) Landesprodukte, welche hauptsächlich die Armeen in Anspruch nehmen, Verbrauch derselben im Inlande, Absatz im Auslande, oder auch Einfuhr derselben, wenn Mangel vorhanden ist; 5) Pferde für Kavalerie und Artillerie, ferner Transportmittel aller Art, sowohl zu Wasser als zu Lande; 6) Landeseinkünfte und Staatsschulden. Aus solchen und ähnlichen Angaben läßt sich ein Ueberschlag machen, wie viel bewegliche Streitkräfte einem Staate ungefähr zu Gebote stehen, so lange er noch nicht vom Kriege gelitten hat.

Militärstrafen. Die allmählige Entfremdung von der bürgerlichen Sitte, welche der Krieg in seinem Gefolge zu haben pflegt, die Abstumpfung des Gefühls durch häufige Erneuerung der blutigen Scenen auf den Kampfplätzen und durch das allgemeine Elend unter den vom Kriege betroffenen Landesbewohnern, die häufigen Entbehrungen, die Ueberlegenheit des Bewaffneten dem Unbewehrten gegenüber, dies ist die gemeinsame Quelle der gröbsten Militärverbrechen, welche zu allen Zeiten und bei allen Kriegsheeren mehr oder weniger vorkommen. Die Geschichte der auf diese Verbrechen gesetzten Strafen von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten liefert einen Maßstab für den sittlichen Standpunkt eines Kriegsheeres und seiner Zeit. Wie von den Militärverbrechen (s. d.) die geringsten Dienst- oder Disciplinarvergehungen unterschieden werden, so sind auch von den in Folge gerichtlicher Untersuchung zu verhängenden M. die ohne gerichtliches Einschreiten zu verfügenden Disciplinarstrafen zu unterscheiden, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung den Befehlshabern nach bestimmten Grenzen überlassen sind. — Die Römer zählten zu den gelinden M. alle die, welche Unbequemlichkeit oder Beschimpfung mit sich führten. Dahin gehören: Entziehung des Soldes ganz oder zum Theil, womit diejenigen belegt wurden, welche oft von ihren Fahnen abwesend waren; Entziehung der Speise, Entfernung aus dem Zelte, dergestalt, daß der Bestrafte bisweilen außerhalb des Lagers und ohne Zelt, oder eine Strecke von den Winterquartieren entfernt bleiben und allerlei Geschäfte und Arbeiten verrichten mußte; Einnehmen der Mahlzeit in stehender Stellung, während die Uebrigen saßen (cibum stantes capere); Bekleidung mit einem weiten Kittel, worin sie schanzen, oder einen ganzen Tag vor dem Prätorium stehen mußten; Verwandlung des zum Deputat gebührenden Weizens in Gerste; Degradation, vermöge welcher sie unter ein niedriges Corps versetzt wurden, oder geringere Dienste thun mußten; Blutentziehung, Verlust des Namens für ganze Legionen, schimpfliche Entlassung. — Zu den strengeren Strafen wurden gerechnet: Streiche mit Ruthen oder mit Weinreben (vite), Geißelung und Verkauf als Sklaven; Stockschläge bis auf den Tod (fustuarium), womit Diebstahl, Entweichung und Meineid u. s. w. bestraft zu werden pflegten; Tödtung der Verbrecher mit Steinen unter einer Flechte; Enthauptung mit dem Beile; Kreuzigung und Versagung des Begräbnisses; Tod durch die Schwerter der Soldaten, welche den Schuldigen erstachen, oder durch Feuer, oder durch wilde Thiere, denen der Schuldige vorgeworfen wurde. Die Enthauptung war die gewöhnlichste Todesstrafe, mit welcher Verräther, Ueberläufer und vorsätzliche Uebertreter der Kriegsgesetze belegt wurden. Bei mehren Mitschuldigen, z. B. bei einem Aufruhr, wurde der 10., 20. oder der 100. Mann durch das Loos ausgehoben und bestraft, oder man strafte nur die Schuldigsten. — In der frühesten Zeit der Deutschen, wo Jeder Soldat war und das gesammte Kriegswesen bloß auf Volks- und Kriegsgebräuchen beruhete, wurden nur die auf das ergangene Aufgebot unterlassene Gestellung zum Heerbann, der Verrath und die feige Flucht vor dem Feinde als Kriegsverbrechen angesehen und mit Geld-, Ehren- und Lebensstrafen willkürlich geahndet. Das Wegbleiben von dem Sammelplatze wurde mit einer Geldstrafe von 60 Schillingen aus dem baaren Vermögen des Weggebliebenen an Gold, Silber, Waffen, Kleidern und Vieh, jedoch nie vom Acker oder aus leibeigenen Knechten, belegt; Verräther und feige Flüchtlinge wurden an den Bäumen aufgehängt; wegen geringer Vergehungen mußten die Schuldigen eine Zahl von Pferden oder anderen Viehs zur Strafe geben, wovon ein Theil dem Fürsten od. der Völkerschaft, und ein Theil dem Beschädigten oder dessen Verwandten zugetheilt wurde. Bei dem Nationalheerbann fand die Strafe der Achterklärung gegen diejenigen Statt, welche den Schild verloren hatten. — Während der fernern Ausbildung des deutschen Kriegswesens, besonders seit der Errichtung stehender Heere, wo zu den vorerwähnten Militärverbrechen noch die Verbrechen der Insubordination, der Meuterei, des Raubens und Mordens, der Schändung der Frauen und Jungfrauen u. s. w. hinzukamen, wurde zwar die Zahl der M. nicht sofort vermehrt, die bereits üblichen Leibes-, Ehren- und Lebensstrafen wurden jedoch den einzelnen Verbrechen und der Beschränkung der willkürlichen Anwendung genauer und bestimmter angepaßt. Seit dem dreißigjährigen Kriege, wo die deutschen Fürsten anfingen, ihren Truppen besondere Kriegsartikel zu geben, vermehrte sich auch die Zahl der M., welche zum Theil mit der fortschreitenden Kultur wieder außer Gebrauch kamen, zum Theil aber jetzt noch üblich sind. Zu ersteren gehören die Strafen des Reitens auf dem hölzernen Pferde oder Esel, auf den Geschützen bei der Artillerie, wo dem Verbrecher Kugeln an die Beine gehängt wurden, des Stehens auf dem Pfahl, wobei der Verurtheilte mit einer oder beiden Händen an einem Pfahle hochangeschlossen wurde und mit den Füßen auf gespitzten Pfählen stehen mußte, des Tragens der Sturmhaube, des Staupenschlags und der Landesverweisung, der Brandmarkung, des Abhauens der Hand, als Verstärkung bei der Todesstrafe wegen Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte, die Strafe des Abschneidens der Nasen und Ohren bei solchen, die sich um Gewinnstes willen zur thätlichen Mißhandlung Anderer hatten brauchen lassen, die Strafe des Spren-

gers, womit besonders die Trunkenheit und ähnliche geringere Vergehungen bestraft zu werden pflegten, die Strafe des Aufhängens an dem vor den Hauptwachen errichteten Soldatengalgen u. s. w. Dagegen sind von den damals aufgekommenen M. hie und da noch jetzt üblich: die Strafe des Gassenlaufens durch Spitzruthen oder Steigleder, der körperlichen Züchtigung des Fuchtelns oder Schlagens der Unteroffiziere mit der Klinge des Seitengewehrs, des in verschiedenen Graden sich abstufenden Arrests, bald mit Verschärfung durch Krummschließen, bald mit Beschränkung der Kost auf Wasser und Brod; die Strafe des Flinten-, Mantel-, Sattel- oder Kugeltragens, der Degradation, der Ausstoßung aus dem Soldatenstande mit oder ohne öffentliche Beschimpfung, der Vermögenskonfiskation, die Spannung der den Truppen ins Feld folgenden Soldatenweiber in die einfache oder doppelte Fiedel, ein für eine oder zwei Personen mit Oeffnungen für den Hals und die Handgelenke versehenes kleines Bret, welches sie mit durchgestecktem Kopf und aufwärts durchgesteckten Händen vor der Hauptwache eine oder mehre Stunden auf der Schulter tragen müssen, um verübte kleine Diebstähle, Injurien u. Zänkereien zu büßen; ferner die härteren Freiheitsstrafen in Festungen, Strafhäusern, Strafbataillonen oder Strafkompagnien, Anstellung bei öffentlichen Arbeiten, die Kassation, unfreiwillige Dienstentlassung, die Strafe des Erschießens u. s. w. — Die M. zerfallen: in Todesstrafen, Freiheitsstrafen, Ehrenstrafen, Leibesstrafen, Vermögensstrafen und Disciplinarstrafen.

I. Todesstrafen. Die eigenthümliche Todesstrafe der Soldaten ist die des Erschießens, od. der Kugel vor den Kopf. Sie wird durch Kameraden in einem, aus wenigstens 200 Mann bestehenden geöffneten Kreise unter dem Kommando eines Majors oder höhern Stabsoffiziers durch 6 Mann mit scharf geladenen Gewehren vollstreckt, von denen die Hälfte, auf gegebenes Zeichen, in einer Entfernung von 6 Schritten, gleichzeitig auf Kopf, Brust und Herz des Verurtheilten, dem die Augen verbunden sind, Feuer geben, die andere Hälfte aber in Bereitschaft steht, um, wenn die augenblickliche Tödtung nicht erfolgt wäre, demselben die Gewehre sogleich auf die Brust zu setzen und loszuschießen. Diese Strafe wird, da sie mit den eigenen Waffen der Truppe und durch Kameraden vollstreckt wird, nicht für entehrend gehalten und pflegt meist wegen solcher Militärverbrechen angewendet zu werden, die nicht zugleich in das Wesen anderer gemeiner Verbrechen einschlagen, u. wenn die That nicht auf ein ehrloses Motiv hindeutet. Sowohl ältere als neuere Kriegsgesetze bezeichnen diese Todesstrafe häufig mit dem Namen: Leib- und Lebensstrafe, zum Unterschiede von der Strafbestimmung, wo Leib- oder Lebensstrafe angedroht wird, und die Zuerkennung der einen oder der andern, nach Maßgabe der Fälle, in das Ermessen der Richter gestellt wird, und entweder auf die Strafe des Erschießens, oder eine harte Freiheits- oder Leibesstrafe zu erkennen ist. Neben dieser eigenthümlichen Militärtodesstrafe bestehen jedoch auch bei mehren Heeren noch die Strafen des Schwertes, Beiles, Feuers und Rades, insonderheit wegen solcher Militärverbrechen, welche in Ansehung des Thatbestandes mit gemeinen Verbrechen zusammenlaufen, so wie die des Stranges.

II. Die Freiheitsstrafen theilen sich in die härteren und gelinderen und sind nach dem Grade, in welchem die Schuldigen stehen, verschieden. Die härteren Freiheitsstrafen der Unteroffiziere u. Gemeinen haben den Zweck, grobe, jedoch nicht todeswürdige Verbrechen, wodurch der Soldat zum fernern Kriegsdienste sich unfähig oder unwürdig gemacht hat, durch Einsperrung in geeigneten Strafanstalten mit Entziehung jeden Verkehrs mit Andern und Einschränkung auf die nothdürftigste, mit Wasser u. Brod abwechselnde Kost, unter Auflegung harter Arbeiten, auf Lebenszeit oder auf längere oder kürzere Dauer zu ahnden; oder man sucht den Gefangenen zu regelmäßigen Arbeiten, insonderheit beim Schanzen und Befestigen, bei allerhand schwierigen und mühevollen Arbeiten, in festen Plätzen, oder in militärischen, zu Verrichtung öffentlicher Arbeiten bestimmten Strafgemeinschaften auf längere oder kürzere Zeit anzustrengen und seine fehlerhaften Neigungen durch diese Behandlung zu verbessern. Zu ersteren, die den Rücktritt in den Militärstand auf immer verschließen und bei einigen deutschen Truppen mit dem Verluste auch der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden sind, gehören die Festungsstrafe, die Festungsarbeitsstrafe, die Festungsbaugefangenschaft, die Eisenstrafe, das Kugelschleppen, die Zuchthausstrafe u. s. w. Letztere pflegen durch Verwahrung in festen Plätzen, oder durch Einstellung in Strafbataillone, Strafkompagnien, Anstellung bei öffentlichen Arbeiten unter strenger Aufsicht und dergleichen zur Vollziehung gebracht zu werden. An diese reihen sich die Arreststrafen für Vergehungen von niederer Erheblichkeit. Diese Strafgattung hat bei mehren Truppen eine dreifache Abstufung. Der gelinde oder gemeine Arrest wird im Quartier als Hausarrest, oder im einsamen Gefängnisse verbüßt. Der mittlere Arrest oder zweite Arrestgrad ist bei den preußischen Truppen Arrest mit Einsamkeit bei Wasser und Brod und mit Entziehung der gewohnten Bedürfnisse und des Soldes während der Arrestzeit verbunden; auf gleicher Linie stehen: bei den würtemberg. Truppen der strenge Arrest oder zweite Grad, welcher im einsamen Gefängnisse bei Wasser und Brod verbüßt wird, und bei den k. sächs. Truppen der Arbeitsarrest, wobei der Sträfling, unter Entziehung der Löhnung, des Tabaks und anderer gewohnten Bedürfnisse, mit anhaltender Arbeit beschäftigt wird. Der strenge Arrest oder dritte Grad wird bei der preuß. Armee unter Entziehung der gewohnten Bedürfnisse und des Soldes, bei Wasser und Brod, in einem festverschlossenen Zimmer ohne Tageslicht und ohne Lagerstätte verbüßt; vormals war zugleich der Fußboden des Gefängnisses dergestalt mit Latten benagelt, daß der Bestrafte ohne Unbequemlichkeit sich nicht dazwischen legen konnte (daher der

Name Lattenarrest). Der strenge Arrest oder dritte Grad bei den würtemb. Truppen besteht in der Einschließung in ein finsteres und einsames Gefängniß ohne Lagerstätte bei Wasser und Brod. Der Kettenarrest oder erste Arrestgrad bei den sächs. Truppen wird in einem verschlossenen Gefängnisse ohne Tageslicht und Geräthschaften zum Sitzen und Legen, jedoch mit einer Decke und Stroh zum Nachtlager, bei Wasser und Brod, unter Entziehung der Löhnung und der gewohnten Bedürfnisse, durch ein bis 4 Stunden täglich dauerndes Anschließen an eine Wand oder Säule mit zugekehrtem Gesichte, oder durch Krummschließen von derselben Dauer, halb des Vormittags und halb des Nachmittags, verbüßt. — Gegen Offiziere findet als härteste Freiheitsstrafe der Arrest in Festungen Statt. Die würtemb. und sächs. Militärstrafgesetze unterscheiden 3 Grade. Bei ersteren ist der leichteste derselben gelinder Festungsarrest mit sogenannter Festungsfreiheit (erster Grad), wobei der Verurtheilte innerhalb der Festung frei herumgehen kann, und ihm die Sorge für seinen Unterhalt aus eigenen Mitteln verstattet, oder in deren Ermangelung ein nothdürftiges Unterhaltungsquantum ausgesetzt wird; bei letzteren wird dem Verurtheilten (im dritten und leichtesten Grade) das freie Herumgehen in der Festung unter Aufsicht gestattet, sein Avancement nicht unterbrochen, und von seinem Traktamente nur der Betrag der Vergütung für seinen einstweiligen Stellvertreter gekürzt. Der strenge Festungsarrest (zweiter Grad) ist, neben der Freiheit, für den Unterhalt aus eigenen Mitteln zu sorgen, gewöhnlich mit Zimmerarrest verbunden, doch so, daß der Verurtheilte sich täglich eine Bewegung innerhalb der Festung unter Aufsicht machen darf. Das Gefängniß innerhalb der Festung (dritter Grad) besteht in enger Verwahrung im einsamen Gefängnisse mit der Kost eines Gefangenen, auf die selbst der bemittelte Verurtheilte eingeschränkt ist; die leichtere Freiheitsstrafe der Offiziere ist Arrest; die preußischen Gesetze unterscheiden den gelinden (Stubenarrest) von dem schwereren Arrest in einer besonderen Offizierarreststube.

III. Als Ehrenstrafen, welche den Zweck haben, entweder die durch ein mit der Verletzung der Standesehre begangenes Militär- oder gemeines Verbrechen an den Tag gelegte Unwürdigkeit, dem Militärstande anzugehören, für immer auszusprechen, oder die in Folge anderer Strafen, oder sonst beim Heerwesen zu beachtender Rücksichten entstehende Unfähigkeit zur Fortsetzung des Kriegsdienstes für immer, oder zum Genusse gewisser Ehrenrechte für bestimmte Zeit auszudrücken, oder eine durch leichtere Vergehungen oder leichtsinniges Verhalten bezeigte Gleichgültigkeit gegen die Standesehre mittelst vorübergehender Verwundung des Ehrgefühls anzuregen, bestehen bei den deutschen Truppen: 1) Die Kassation der Offiziere, oder Dienstentsetzung mit oder ohne öffentliche Beschimpfung, welche in beiden Fällen die Unfähigkeit zu ferneren Kriegs- und Staatsdiensten nach sich zieht. Die öffentliche Beschimpfung geschieht bald durch Zerbrechung des Degens durch den Henker, bald durch Anschlagung oder Anheftung des Namens oder Bildnisses des Verurtheilten an den Galgen oder die Schandsäule, bald durch öffentlichen Ausruf unter Trommelschlag oder Trompetenschall bei den Regimentern eines Heeres, bald durch Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern u. s. w. Sie geht jeder Strafe, welche durch Henkers Hand vollzogen wird, voraus. Die Dienstentlassung oder unfreiwillige Auflösung des Militärdienstbandes ohne förmlichen Abschied. — 2) Der Verlust der Stelle, oder unfreiwillige Dienstentlassung mit Abschied, bald als selbstständige Strafe, bald als Folge einer anderen, mit der Fortsetzung des Kriegsdienstes nicht verträglichen, der Ehre jedoch nicht zu nahe tretenden Strafe, oder anderer, nach Beschaffenheit der Handlung, mit den im Kriegsdienste geltenden Grundsätzen in einzelnen Fällen nicht zu vereinbarenden Rücksichten. — 3) Die Uebergehung im Avancement hängt, nach den würtembergischen Kriegsgesetzen zwar von der Bestimmung des Königs ab, kann jedoch von den Kriegsgerichten, unter Anführung der Beweggründe, beantragt werden, wenn diese Art der Bestrafung gegen einen Offizier wegen tadelnswerther Aufführung für angemessen erachtet wird. Der Verweis kann gerichtlich oder außergerichtlich durch die Vorgesetzten, u. zwar im letzteren Falle in einer vorgeschriebenen Stufenfolge, zuerst ohne Zeugen, sodann bei versammeltem Offiziercorps in ernsthaften, jedoch nicht beschimpfenden Ausdrücken, und endlich mit Bekanntmachung bei dem Regimente ertheilt werden. — 4) Die Degradation der Feldwebel, Wachtmeister, Oberfeuerwerker, Sergeanten, Korporale und Gefreiten zu Gemeinen geschieht entweder auf immer, oder auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit. In Preußen werden Feldwebel, Wachtmeister, Oberfeuerwerker und Unteroffiziere, statt einer verwirkten Festungsstrafe von 3 bis 6 Monaten, zu Gemeinen degradirt. — 5) Die Herabsetzung der Gemeinen in die der körperlichen Züchtigung unterworfene zweite Klasse, oder die eine gleiche Wirkung hervorbringende Ausstoßung aus der Klasse der Ausgezeichneten wird in der Regel gegen diejenigen Soldaten, welche durch gelindere Strafmittel nicht zu bessern gewesen, oder eines entehrenden Verbrechens sich schuldig gemacht haben, durch Standes- oder kriegsgerichtliches Erkenntniß verfügt. Der Verlust der Orden, Ehrenzeichen und Medaillen, theils als selbstständige Strafe, theils im Gefolge anderer Strafen, wird gegen gemeine Soldaten verfügt, welche sich durch ein ehrloses Benehmen derselben unwürdig gemacht haben. Die Verurtheilung in die Festungs-, Eisen- u. Zuchthausstrafe, so wie die Ausstoßung aus dem Soldatenstande ziehen diesen Verlust allemal nach sich. Die Ausstoßung aus dem Soldatenstande kann, wenn nach fortgesetztem pflichtwidrigen Verhalten, oder wegen eines begangenen Verbrechens die Beibehaltung des Soldaten dem Dienste Nachtheil bringen würde, verfügt werden, und

geht jeder Strafe, welche durch Henkershand vollzogen wird, voraus. Die Anheftung des Bildnisses und die Anschlagung des Namens an den Galgen findet gegen flüchtig gewordene Verbrecher, insonderheit gegen Deserteure, in Folge vorgängigen Kontumacialverfahrens Statt.

IV. Zu den Leibesstrafen oder solchen Strafen, wobei es auf Erregung einer körperlichen Unbehaglichkeit oder Zufügung körperlicher Schmerzen abgesehen ist, gehören: die Strafe des Tragens von Flinten bei dem Fußvolke, von Mänteln oder Sätteln bei der Reiterei, und von Kugeln bei der Artillerie. Die Strafe des Gassenlaufens durch Spitzruthen bei dem Fußvolke und Steigleder bei der Reiterei ist bei mehren deutschen Truppen ausdrücklich abgeschafft, bei anderen noch im Gebrauche. Das geringste Strafmaß pflegte in einem 4maligen Durchgehen der Gasse zu bestehen, konnte aber bis auf 36mal in 2 oder 3 Tagen hinter einander ausgedehnt werden, wodurch diese Strafe sich bis zur Todesstrafe erhöhete und Gassenlaufen auf Leben und Tod genannt wurde. Die körperliche Züchtigung mit Ruthenhieben, oder mit Schlägen auf den Rücken oder den Hintern, sonst Bastonade genannt, ist ebenfalls bei mehren deutschen Truppen aufgehoben oder wenigstens beschränkt, bei anderen aber noch üblich. Insonderheit darf sie da, wo sie beschränkt ist, nur gegen Gemeine, welche in der zweiten Klasse stehen, oder aus der Klasse der Ausgezeichneten gestoßen sind, angewendet werden.

V. Von den Vermögensstrafen finden zwar die Geldstrafen gegen Militärpersonen, wegen begangener Militärverbrechen, nicht Statt, pflegen aber im Kriege gegen Marketender und andere zum Gefolge der Truppen gehörige Personen angewendet zu werden, und fließen dann, je nachdem die einzelnen Gesetze solches bestimmen, in die Kriegs- oder Pensions- oder Hospitalkassen. Die Einziehung des Vermögens oder die Konfiskation trifft vorzüglich die des Verrathes oder der Desertion Schuldigen; die Güter derselben werden bald zum Besten des Staates eingezogen, bald den Schuldigen nur entzogen und noch bei deren Lebzeiten deren nächsten Verwandten nach dem Rechte der Intestaterbfolge zugeeignet.

VI. Die Disciplinarstrafen können in der Regel von den Militärvorgesetzten, ohne richterliches Einschreiten, wegen kleinerer Vergehungen wider den Dienst, die Ordnung und die Kriegszucht verfügt werden, und sind bei den einzelnen deutschen Truppen verschieden. Als solche verdienen Erwähnung: Nachexerciren, Strafwachen, Strafarbeiten in der Kaserne, der Küche, dem Stalle, den Schießständen, Reinigen und Putzen der Effekten auf der Montirungskammer oder der im Wachdienste befindlichen Mannschaften (bei der Kavalerie auch Warten der Pferde), Beschränkung der Freiheit, außer dem Dienste ausgehen zu dürfen, und zwar: a) Versagung der Erlaubniß, nach dem Zapfenstreiche außerhalb des Quartiers sich aufhalten zu dürfen, b) Stadtarrest, c) Verpflichtung, zu einer bestimmten Stunde vor dem Zapfenstreiche zurückzukommen, d) Versagung der Erlaubniß, besonders an Sonntagen, die Kaserne oder das Quartier zu verlassen; Entziehung der freien Disposition über das Traktament und Ueberweisung desselben an einen Unteroffizier, oder Auszahlung in täglichen Raten; Stellung unter die besondere Aufsicht eines Unteroffiziers, ohne dessen Erlaubniß der Bestrafte keinen Augenblick sich entfernen darf; Visitiren des Abends oder zu bestimmten Tagesstunden; sogenannte Strafparaden und Strafappells (Antreten mit oder ohne Gepäck im Paradeanzuge, desgleichen Erscheinen in dieser Art zum Frührapport, beim Appell oder bei der Wachparade, bei Kavalerie auch mit gesatteltem und gepacktem Pferde); Verlust des Vorzuges, permanenter Beisitzer bei den Kriegs- und Standgerichten zu seyn. — Insbesondere bei der Kavalerie: Putzen mehrer Pferde, Strafexerciren zu Fuß, Satteln u. Packen eines oder mehrer Pferde, Häckselschneiden, Fourageholen &c.

Bei der französischen Armee waren unter Ludwig XIV. unter andern folgende M. üblich: Durchstechen der Zunge mit einem glühenden Eisen bei Denjenigen, welche den Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und der Heiligen lästerten; Geldstrafe, Verbannung, Peitschenhiebe, Brandmarkung, Gehaltseinziehung, Gütereinziehung, Dienstentsetzung, Verlust des Adels, Gefängnißstrafe, Spitzruthenstrafe, womit unter Andern Diejenigen bestraft wurden, welche sich des wiederholten Gebrauches anderen, als aus den königlichen Pachtämtern bezogenen Tabaks schuldig gemacht hatten, Galeerenstrafe auf Zeit oder Zeitlebens, Verlust der Nase, Ohren und Haare. Die in die Provinzen des Königreichs entwichenen Deserteure wurden, nachdem ihnen Nase und Ohren abgeschnitten, die Haare abgeschoren und auf beiden Backen die Lilien eingebrannt worden, in Eisen gelegt und in die nächste Stadt, durch welche die Kette ging, als Gefangene abgeliefert, um nach üblicher Weise an solche angeschlossen und auf Lebenszeit zu den Galeeren abgeführt zu werden. Mit dem Strang ward insonderheit die Desertion zum Feinde geahndet. Die Strafen für die Desertion waren so unnachsichtlich, daß selbst der sonst übliche Gebrauch, vermöge dessen ein Kriminalverbrecher, wenn ein Mädchen zu einer ehelichen Verbindung mit ihm sich bereit erklärte, Anspruch auf Begnadigung hatte, nach dem Gesetze wegen der Deserteure vom 1. Juni 1668 keinen Aufschub eines Rechtsspruches gegen einen Deserteur bewirken sollte. Jeder Musterbetrug, gleichviel ob der eingeschobene Mann wirklich Soldat, jedoch zugleich Diener eines Offiziers von der nämlichen Kompagnie, oder ob er nicht Soldat und nur dafür ausgegeben worden war, wurde an dem untergeschobenen Manne mit Abschneiden der Nase auf der Stelle geahndet. Hierzu kam noch Niederreißung der Häuser und Niederschlagung der hochstämmigen Waldungen der Verbrecher, womit insonderheit ausgetretene Duellanten, deren Diener, wenn sie Herausforderungen wissentlich getra-

gen und ihre Herren auf den Kampfplatz begleitet hatten, der Strafe der Peitschenhiebe und der Brandmarkung unterlagen, bestraft wurden. Die neuere Tabelle der französischen M. während der republikanischen Verfassung und der Kaiserregierung stellt als Strafen auf, und zwar bei der Landarmee: die Todesstrafe des Erschießens, die Galeerenstrafe, das Kugelschleppen, öffentliche Zwangsarbeiten, Eisenstrafe, Zwangsarbeit, Einsperrung, leichten, strengen und schweren Arrest, Dienstentsetzung und Kassation, Fortjagung von den Truppen, Ausstellung der Marodeure, Geldstrafe; und bei den Truppen der Marine: außer der Todesstrafe des Erschießens u. den Strafen der Galeeren, der Zwangsarbeit und der Kassation, die Anlegung an den großen Mast, Schläge mit der Boyleine, welche höchstens durch 30 Mann vollstreckt und im äußersten Falle nur auf ein 4maliges Laufen durch die Gasse ausgedehnt werden kann, das Herabwerfen vom Verdeck, wobei der Verurtheilte höchstens nur 3mal in das Wasser getaucht werden darf, und zugleich bestimmt ist, daß jeder mit den Strafen der bouline und der calle belegte Marineoffizier, durch die Verurtheilung selbst, seines Offiziersgrades verlustig und auf den niedern Sold des Matrosen herabgesetzt ist, Schläge mit dem Seile der Schiffswinde, Kettenstrafe, Gefängniß- oder Eisenstrafe auf dem Verdeck für länger als 3 Tage, Stellung an das Halseisen, Zurücksetzung im Grade oder Sold. — Bei der englischen Armee sind die Strafen, auf welche von den Courts-Martials erkannt werden kann, außer der Todesstrafe, in den Gesetzen nicht genau vorgeschrieben, vielmehr in den meisten Fällen, wo die Todesstrafe nicht ausdrücklich angedroht ist, in deren Ermessen und Willkür gestellt. In Beziehung auf körperliche Züchtigung nimmt England unter den Anomalien der europäischen Strafgesetzgeber eine der ersten Stellen ein. Trotz der eifrigsten Bemühungen von Seiten der Presse und mehrfacher dringender Petitionen im Unterhause um Abstellung der Peitschenstrafe, namentlich der „neunschwänzigen Katze", s. d., hat man dieselbe dennoch beibehalten, und es kamen bis in die neueste Zeit Beispiele vor, daß Menschenleben das Opfer dieses schändlichen Mordinstrumentes wurden.

Militärstraße, 1) Heerstraße, auf welcher Truppen gewöhnlich marschiren, ihren Ersatz erhalten u. s. w.; — 2) Straße durch das Gebiet eines Fürsten, auf welcher vertragsmäßig Truppen eines anderen Staates marschiren dürfen und nach Uebereinkunft verpflegt werden. Solche M.n sind dann nicht zu umgehen, wenn das Gebiet eines Staates durch einen anderen in mehre Theile getrennt ist, wie z. B. Preußen, Bayern u. a., oder wenn die Grenze eines Staates so läuft, daß Gebietstheile desselben von den Truppen des anderen, sollen sie anders keine bedeutenden Umwege machen, berührt werden müssen. Die M.n werden so eingerichtet, daß so wenig Etappen als möglich in fremdem Gebiete liegen, sondern daß die Truppen wo möglich in eigenem Gebiete rasten und verpflegt werden.

Militärstyl, die Art und Weise, wie bei dem Militär schriftliche Meldungen, Gesuche, Relationen, kurz alle schriftlichen Arbeiten, welche nicht zu dem Tabellen- und Listenwesen gehören, verfaßt und hinsichtlich des Vortrags behandelt werden. In Absicht auf die Form solcher schriftlichen Arbeiten bestehen in den verschiedenen Armeen verschiedene reglementäre Bestimmungen, welche für diese als bindende Normen gelten. Ein Gleiches gilt für das Format und die Qualität des Papiers. Dann bestehen in den verschiedenen Armeen auch verschiedene Bestimmungen über die Haltung des Vortrags selbst und über die Art des schriftlichen Ausdrucks, ob nämlich der Meldende, Bittende oder Referirende von sich in der ersten Person sprechen dürfe, oder ob er sich der dritten bedienen müsse u. dgl.

Militärtopographie, verhält sich zur Militärgeographie wie das Besondere zum Allgemeinen und beschäftigt sich vorzüglich mit genauer Beschreibung solcher Terraintheile oder Gegenstände, welche strategischen oder taktischen Unternehmungen förderlich oder hinderlich seyn können. Wenn z. B. in der Geographie Engpässe und Brücken nur im Allgemeinen als Uebergangspunkte angegeben werden, so ist es Sache der M., die Beschaffenheit derselben genau zu beschreiben. Eben so verhält es sich mit den einzelnen Straßen und Gewässern, mit Ebenen, Wäldern, bewohnten Orten u. s. w., mit den örtlichen Hindernissen, welche Kultur und Industrie geschaffen haben. Die Art der Beschreibung ist bei den einzelnen Terraingegenständen angedeutet worden. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die Gewässer. — Zur leichteren Darstellung der topographischen Physiognomie hat man das Terrain besonders klassificirt. Die M. ist ihrer Natur nach sehr veränderlich, kann überhaupt nur durch ganz specielle Rekognoscirungen ergänzt werden, so wie dieselbe die dazu erforderlichen Materialien liefern muß. Sie hat in neuerer Zeit durch geschicktere und mannichfaltigere Benutzung des Terrains mehr Einfluß auf die Operationen erhalten.

Militärverbrechen, aus dem Begriffe eines gemeinen Verbrechens, worunter jede das Recht eines Andern verletzende und durch ein Strafgesetz bedrohte Handlung verstanden wird, ergibt sich der Begriff eines Militärverbrechens, in sofern die rechtsverletzende Handlung auf den Kriegsstaat und die dazu gehörigen Individuen sich bezieht. Unter M. ist daher jede das Rechtsgebiet des Kriegsstaates verletzende und durch ein Militärstrafgesetz mit einer Strafe bedrohte Handlung einer Militärperson zu verstehen. Der Soldat hört durch seinen Eintritt in den Militärstand nicht auf, den Verpflichtungen gegen den Staat, dem er ursprünglich angehört, unterworfen zu seyn, und kann daher durch seine rechtswidrigen Handlungen bald das Rechtsgebiet des Staates selbst, bald das Recht des Kriegsstaates verletzen. Im erstern Falle macht er sich eines gemeinen Verbrechens schuldig und verfällt in die auf die gemeinen Verbrechen gesetzten Strafen, welche je-

doch in soweit, als die Verhältnisse des Soldatenstandes solches nothwendig machen, verändert und verwandelt werden können. Im letzteren Falle begeht er ein M. und unterliegt den Militärstrafen. Je nachdem die Rechtsverletzungen mehr oder minder wichtig sind, und das Maß der Strafen, wodurch ihnen entgegengewirkt werden soll, größer oder kleiner ist, stellt sich ein Unterschied zwischen Militärverbrechen und Militärvergehungen und zwischen Disciplinarvergehungen hervor. Erstere fallen der Untersuchung und Bestrafung durch richterliches Eingreifen, oder der Erörterung und dem Erkenntnisse durch kriegs- oder standrechtliche Kommissionen anheim, letztere werden von den Militärvorgesetzten ohne gerichtliches oder durch Kommissionen erfolgendes Einschreiten geahndet. Das Bestehen des Kriegsstaates beruht auf der Treue seiner Individuen, auf dem Dienstgehorsam im Kriegsheer, auf der Erfüllung der Forderungen der Standesehre, und auf der Beobachtung der Dienstordnung in Absicht auf die Verrichtung des Militärdienstes und das dienstliche und außerdienstliche Verhalten seiner Individuen überhaupt. Hiernach zerfallen alle dieses Rechtsgebiet verletzenden Handlungen od. Unterlassungen der Soldaten, in wiefern sie mit Strafen bedroht werden, in Verbrechen gegen die Treue, gegen den Dienstgehorsam, gegen die Standesehre u. gegen die Dienstordnung.

I. Die Treue des Soldaten äußert sich als eine auf der Anerkennung der Oberherrschaft des Kriegsherrn und dem dieser Anerkennung entsprechenden Antriebe zur Pflicht gegen denselben beruhende, unerschütterliche Gesinnung. Jeder Soldat, welcher im Kriege zum Nachtheile seines rechtmäßigen Herrn feindliche Zwecke durch Handlungen oder Unterlassungen absichtlich befördert, begeht das Verbrechen des Verraths. Wenn er sich der Pflicht gegen seinen rechtmäßigen Herrn durch eigenmächtigen Austritt entzieht, begeht er das Verbrechen der Desertion. Von dem Hoch- und Landesverrathe, als einem gemeinen Verbrechen, dessen eben sowohl Personen vom Militärstande, wie vom Civilstande schuldig werden können, unterscheidet sich der Verrath im Kriege, oder der Kriegsverrath als ein M. dadurch, daß eine Militärperson als handelndes Subjekt und die vorsätzliche Verletzung der Treue gegen den Kriegsherrn durch Beförderung der feindlichen Zwecke vorausgesetzt wird. Alle andern den Charakter des Verrathes tragenden Verbrechen der Militärpersonen außerhalb dieses Zustandes fallen unter den Begriff des Hoch- und Landesverrathes und unterliegen den gemeinen Strafen. Der Verrath im Kriege äußert sich durch jede Handlung oder Unterlassung einer Militär- oder andern bei dem Heere angestellten Person, wodurch das Interesse des Kriegsherrn und des Kriegsheeres insbesondere in Gefahr und Unsicherheit gesetzt wird. Hierher sind zu rechnen: die vorsätzliche Aufreibung der Truppen, oder eines Theils derselben; die Einlassung in geheime oder offene Bündnisse mit dem Feinde; der Uebergang zu dem Feinde für die Person, oder an der Spitze einer Truppenabtheilung; jedes Unternehmen, wodurch Heeresabtheilungen, oder befestigte Plätze, oder Landestheile dem Feinde in die Hände gespielt werden; die eigenmächtige Uebergabe eines zur Behauptung anvertrauten Postens, ohne von den zu Gebote gestandenen Vertheidigungsmitteln ernsthaften Gebrauch gemacht zu haben; jede Kapitulation mit dem Feinde im freien Felde, in deren Folge die Truppe das Gewehr streckt, die Willigung in die Uebergabe eines befestigten Platzes an den Feind ohne vorherige Berathung, oder gegen den Willen der Mehrheit eines unter Zuziehung der Kommandanten der Artillerie und des Geniewesens zu versammelnden Kriegsrathes, bevor der Feind eine zugängliche Bresche gewonnen, oder die Besatzung einen Hauptsturm ausgehalten hat; die Zustimmung jedes zum Kriegsrathe gezogenen Mitgliedes zu der Uebergabe des Platzes, ehe die Vertheidigungsmittel erschöpft, oder die Lebensmittel aufgezehrt sind, dafern in Folge dieser Zustimmung die Uebergabe wirklich geschehen ist; jede in der Nähe des Feindes bei der Ablösung absichtlich unterlassene Mittheilung der von dem Befehlshaber eines Postens gemachten Entdeckungen, so wie jede in der Nähe des Feindes von einem Posten oder dessen Befehlshaber bei der Ablösung dem Ablösenden gemachte falsche Meldung, und jede vorsätzlich unterlassene oder wissentlich gemachte falsche Meldung von den Entdeckungen, welche der Befehlshaber einer in der Nähe des Feindes auf Rekognoscirung oder Beobachtung ausgesendeten Patrouille oder Truppenabtheilung gemacht hat, in so fern dadurch der Erfolg einer Unternehmung gefährdet, oder ein anderer wesentlicher Nachtheil veranlaßt worden; das Ueberlaufen oder Uebergehen zum Feinde im Komplot, mit oder ohne die beschwerenden Umstände der Annahme feindlicher Kriegsdienste, oder des thätlichen Gebrauchs der Waffen im Dienste des Feindes gegen das Heer, von welchem die Ueberläufer entwichen; die absichtliche Schonung des Feindes im Gefechte, z. B. durch Blindfeuern, oder durch absichtlich unterlassene Benutzung der über den Feind erlangten Vortheile, die Offenbarung der Geheimnisse des Heeres, oder der Parole, oder des Feldgeschreies, so wie die Mittheilung von Rissen, Planen, Tabellen, Angriffs- und Vertheidigungsdispositionen und andern Nachrichten über das Heer, in Absicht auf dessen Stärke, Pferde, Geschütz, Munition, Lebensmittel und dergleichen; die Verbreitung beunruhigender Nachrichten, um die Truppen zu entmuthigen; jeder schriftliche oder mündliche Verkehr mit dem Feinde, oder mit den Einwohnern des feindlichen Gebiets, oder mit den Agenten desselben, über Angelegenheiten des Heeres, u. s. w. Bei allen Heeren wird der Verrath mit dem Tode, und zwar nach Maßgabe der mindern oder größern Bosheit in der Absicht des Handelnden, oder des angerichteten geringern oder größern Schadens, mit der Strafe des Erschießens, und selbst der härtesten Todesstrafe durch die Hand des Henkers geahndet. Denselben Strafen unterliegen auch die Miturheber und nächsten Theilnehmer. Der bloße Versuch

wird der gänzlichen Vollendung des Verbrechens gleich geachtet. Urheber und Theilnehmer, welche ihr böses Vorhaben aus eigner Bewegung entdecken, haben Milderung und, wenn dadurch der Ausführung des Verbrechens zuvorgekommen worden, gänzlichen Nachlaß der Strafe zu erwarten. Wenn die Sicherheit des Heeres im Kriege von Einwohnern okkupirter feindlicher Länder, oder andern zum Heere nicht gehörigen Personen durch feindselige Handlungen, namentlich durch Spioniren, unbefugtes Werben, Verleitung zur Desertion und andere schädliche Unternehmungen, z. B. durch Vergiftung der Brunnen, Anzündung der Vorraths- und Krankenhäuser, Zerstörung der Brücken und Wege, heimliche Tödtung einzelner Individuen des Heeres, Täuschung der Truppen durch falsche, eine nahe Gefahr verbergende, oder sonst dem Feind Vorschub leistende Nachrichten, absichtliche Führung der Truppen auf feindliche Hinterhalte, heimliche Einführung des Feindes in die Lager, Befestigungen und Stellungen der Truppen u. s. w., in Gefahr gesetzt wird: so werden die Schuldigen nach allgemeinem Kriegsgebrauche vor den Richter des gefährdeten Heeres gezogen und zur Strafe erschossen. Die Strafe des Stranges pflegt vorzugsweise gegen Spione angewendet zu werden. Die Desertion (s. d.) kann eben sowohl begangen werden durch Weggehen, als durch Wegbleiben von dem Truppentheile, welchem der Soldat angehört. Als Desertionskomplot wird angesehen, wenn drei oder mehre Soldaten, nach genommener Abrede über Zeit, Ort und Weise der Entweichung, sich entfernt haben. Zeit, Ort, Dienst, Gefahr, Komplot, Mitnahme kriegsherrlichen Eigenthums, Widersetzlichkeit gegen die nachgesendeten Verfolger u. s. w. bestimmen, als wenig oder mehr erschwerende Umstände, den Grad der Strafwürdigkeit in den einzelnen Fällen und können die Strafe bis zur Todesstrafe steigern. Einen Theil der Strafe macht in allen Fällen der Verlust gewisser dienstlicher Ansprüche und bürgerlicher Rechte und Vorzüge aus. Der Todesstrafe verfallen Diejenigen, die zum Feinde übergegangen, oder von den Schildwachtposten, oder vom Kommando, oder von der Wacht, oder aus einer belagerten Festung entwichen, oder mit den Waffen in der Hand im Dienste des Feindes gegen die eignen oder verbündeten Truppen betroffen worden sind, oder im Kriege ein Desertionskomplot angeführt, oder bei ihrer Verfolgung Jemanden lebensgefährlich verwundet oder getödtet haben. Gegen die nicht wiedererlangten Deserteure pflegt bei mehren deutschen Truppen ein Kontumacialverfahren bald mit, bald ohne öffentliche Vorladung angestellt zu werden (s. Militärstrafen). Offiziere, welche sich der Desertion schuldig gemacht haben, werden kassirt und verfallen in die nämlichen Strafen, welche, soweit andere Strafarten bei ihnen Statt finden, in diese verwandelt werden. Das Entfliehen aus der Haft wird der Desertion gleich geachtet.

II. Unter den Verbrechen gegen den Dienstgehorsam kommen in Betracht die Verbrechen der Insubordination, des Aufstandes und der Meuterei. a) Auf dem Gehorsam der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, welcher sich auf die alle Grade vom niedrigsten bis zum höchsten stufenweise durchdringende und zuletzt unter den Willen eines Einzigen sich beugende unbedingte Abhängigkeit gründet, beruht das Bestehen, die Kraft, die Zweckerfüllung und die Ehre eines Kriegsheeres. Die Verweigerung dieses Gehorsams ist das bezeichnende Merkmal des Verbrechens der Insubordination, deren Wesen in der vorsätzlichen, entweder durch stumme Zeichen, oder durch Wort und Handlung sich kundthuenden Widersetzung gegen die Vorgesetzten besteht. Nach der bestehenden Diensteinrichtung wird den zur Erhaltung der Sicherheit und Ordnung kommandirten, namentlich den Schild- und Schutzwachen (Sauvegarden), Wachen, Runden, Patrouillen, Eskorten u. s. w., während sie in dem ihnen aufgetragenen Dienste sich befinden, ohne Unterschied des Grades das nämliche Ansehen ertheilt, welches den Vorgesetzten selbst beigelegt ist, und es werden alle Verletzungen dieses Ansehens, selbst wenn sie von höhern Vorgesetzten begangen worden, unter den Begriff der Insubordination gezogen und derselben an Strafbarkeit gleich geachtet. Den Maßstab der Bestrafung geben: 1) die Art und Weise, wie die Widersetzung, ob sie durch Zeichen und Geberden, oder mit Worten und Reden, oder mit Schimpfreden, oder mit Drohungen ohne oder mit Waffen, oder mit thätlicher Vergreifung an der Person des Vorgesetzten geschehen; 2) die Beschaffenheit der Handlung, ob diese in vorsätzlicher Nichtbefolgung eines Befehles, oder in der Ausführung des Gegentheils von dem, was befohlen worden, bestanden; 3) die Zeit und Umstände, ob die Handlung außer oder in dem Dienste, oder in Reihe und Glied, oder unter dem Gewehre, oder ob sie im Frieden, oder im Kriege, oder im Angesicht des Feindes geschehen; 4) die Gefahr, die daraus hätte entstehen können, oder wirklich entstanden ist, insbesondere ob die Widersetzung von Einzelnen oder von Mehren zugleich, oder von ganzen militärischen Gemeinschaften, namentlich gegen Truppenabtheilungen, oder im Komplot, oder in Gegenwart Mehrer u. s. w. verübt worden. Einzeln betrachtet, zieht ein unehrerbietiges Benehmen gegen Vorgesetzte und Ungehorsam außer oder in dem Dienste durch Zeichen, Geberden, Worte und Reden, nach dem Stande des Vorgesetzten, strengen Arrest und in wichtigeren Fällen Festungs- oder Eisenstrafe bis zu 3 Jahren, Widersetzung mit Schimpfreden oder Drohungen ohne die Waffen strengsten Arrest von 3 Monaten bis zu 2- und 3jähriger, und, wenn die Drohung mit den Waffen geschehen, bis zu 4jähriger Festungs- oder Eisenstrafe, Widersetzung in Reihe und Glied oder unter dem Gewehre Festungs- oder Eisenstrafe, im Frieden bis zu 4 und im Kriege bis zu 8 Jahren nach sich. Mit dem Tode wird bestraft: Widersetzlichkeit mit Gewalt, mittelst thätlicher Vergreifung an der Person des Vorgesetzten, Weigerung des Dienstes gegen den Feind im Ange-

sichte desselben, jeder Ungehorsam im Angesichte des Feindes, wenn Gefahr für das Heer daraus zu besorgen ist, jedes ungeziemende Betragen vor versammeltem Kriegsvolke, wenn daraus die Absicht, die Kameraden zur Widersetzung gegen ihre Vorgesetzten zu verleiten, oder von letzteren etwas zu erzwingen, hervorgeht. — b) In der zufälligen oder verabredeten gemeinschaftlichen und gleichzeitigen Auflehnung in Masse, um entweder den Vorgesetzten oder Anordnungen sich zu widersetzen, oder von denselben etwas zu erzwingen, besteht das Verbrechen des Aufruhrs oder des Aufstandes. Bei einem Auflaufe haben die zunächst anwesenden Vorgesetzten den Rottirern das augenblickliche Auseinandergehen anzubefehlen, und, wenn die Ruhe und Ordnung dadurch nicht sofort hergestellt wird, alle ihnen erforderlich scheinenden Gewaltmaßregeln auf der Stelle anzuordnen und äußersten Falls die Schuldigen zu tödten, um dem Aufruhre in seinem weitern Fortschreiten Einhalt zu thun. Die zusammengerottete Masse wird gleich nach dem ersten Befehle zum Auseinandergehen, wenn demselben nicht augenblicklich Folge geleistet worden, als im Aufstande begriffen angesehen. Der Kommandirende ist zugleich ermächtigt, öffentlich das Standrecht unter Androhung der Todesstrafe für Jeden, der im Ungehorsam beharrt und der an ihn gerichteten persönlichen Aufforderung nicht sofort Folge leistet, verkünden zu lassen und auf der Stelle ein Standrecht niederzusetzen. Die Aufwiegler, Anführer und Haupttheilnehmer unterliegen der Todesstrafe. — c) Das Verbrechen der Meuterei besteht in der Aufwiegelung zum Ungehorsam gegen die Vorgesetzten und kann eben sowohl durch ausdrückliche Aufforderung zum Ungehorsam begangen werden, als durch Handlungen oder Aeußerungen, die an sich geeignet sind, einen Aufstand oder die Gefahr eines Aufstandes zu veranlassen. Die Meuterei wird als Versuch zum Aufruhr mit angemessenen Strafen bis zu mehrjähriger Festungs- oder Eisenstrafe, in den Fällen aber, selbst wenn der Aufruhr nicht wirklich ausgebrochen wäre, mit der Todesstrafe belegt, sobald die Meuterei durch Umfang, Planmäßigkeit oder sonstige Gefährlichkeit sich auszeichnet.

III. Die Standesehre wird verletzt entweder 1) durch eine anstößige Lebensart überhaupt, oder 2) durch vorsätzliche Selbstentwürdigung, 3) durch ein unehrliches Verhalten, oder 4) durch thatsächliche Herabwürdigung der Waffen. — 1) Der Vorwurf einer der Standesehre des Militärs vorzugsweise widersprechenden anstößigen Lebensart trifft alle Diejenigen, welche auf rohe Sitte, oder anmaßende Ueberhebung über ihres Gleichen oder andere Stände einen Werth legen, das gegebene Ehrenwort brechen, mit Personen von schlechtem Rufe im Umgange leben, aus Glücksspielen ein Gewerbe machen 2c. Vorzugsweise sind gegen den Trunk, um dessen nachtheilige Einflüsse auf den Dienst zu verhindern, ausdrückliche Strafbestimmungen in den deutschen Kriegsgesetzen zu finden. — 2) Die Selbstentwürdigung eines Soldaten kann geschehen: entweder durch wissentlich und besonders in der Absicht, um vom Militärdienste los zu kommen, gepflogenen Umgang und Verkehr mit Personen, welche, ihres Gewerbes und Standes halber, nach der Volksmeinung an einem Mangel der bürgerlichen Ehre leiden, z. B. mit Freiknechten, oder durch vorsätzliche Verstümmelung des Körpers. Beiderlei Handlungen sind in Ansehung ihres Zweckes sich gleich u. gleicher Zurechnung unterworfen. — 3) Eines unehrlichen Verhaltens machen Diejenigen sich schuldig, welche a) eine dienstliche Untreue begehen, oder b) in ihren besondern persönlichen Beziehungen zum Heere einen Betrug verüben, oder c) am kriegsärarischen Eigenthume, oder an Sachen ihrer Kameraden sich vergreifen. — a) Dienstliche Untreue und Betrug. Die Veruntreuung oder Unterschlagung, auch jeder Unterschleif an Gegenständen, welche auf die Verwaltung und das Kassenwesen bei den Truppen Bezug haben; ferner die Fertigung falscher Bestands- und Zahlungslisten; jeder Betrug bei der Musterung oder bei Uebernahme der Lieferungen; Veruntreuung der den Verpflegungsbeamten oder Feldbäckern anvertrauten Mund- und Holzvorräthe oder anderer ihnen zu ihrer Dienstverrichtung anvertrauten Gegenstände u. s. w. pflegt in der Regel mit den in den gemeinen Landesgesetzen bestimmten Strafen auch an Militär- und andern bei dem Heere angestellten, oder zu dessen Gefolge gehörigen Personen geahndet zu werden, zieht aber allemal zugleich die Kassation der schuldigen Offiziere, die Degradation und nach Befinden schimpfliche Ausstoßung der Unteroffiziere aus dem Militärstande, die Dienstentsetzung der Angestellten und die Fortjagung der zum Gefolge der Truppen gehörigen Individuen nach sich. b) Die Strafen für Verfälschung, Unterschlagung oder andern Betrug an Nahrungsmitteln für die Kranken in den Hospitälern; ferner für Unterschlagung des Geldes oder andern Eigenthums der Kranken oder Verstorbenen in Hospitälern; so wie für Zubereitung oder Austheilung der Lebensmittel an Fleisch, Gemüse, Getränken, Brodportionen und Pferderationen nach unrichtigem Maße und Gewichte werden mit den gemeinen Strafen belegt; sind dabei der Gesundheit der Menschen oder Pferde schädliche Bestandtheile beigemischt worden, so werden die gemeinen Strafen verdoppelt; ist der Tod eines Menschen dadurch veranlaßt worden, so folgt die Todesstrafe. Marketender werden wegen Ueberschreitung der Taxen, verkaufter unächter oder verbotener Nahrungsmittel, oder gebrauchten falschen Maßes oder Gewichtes, neben den verwirkten durch die gemeinen Landesgesetze vorgeschriebenen Strafen des Betrugs, noch mit Geldstrafen belegt, welche nach dem Werthe des beabsichtigten oder gezogenen Vortheils abgemessen werden und den doppelten Betrag desselben erreichen können. c) Vergreifung am kriegsärarischen Eigenthum, oder an Sachen der Kameraden, Beraubung der Militärvorräthe, Diebstahl am kriegsärarischen Eigenthum und Diebstahl an Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen stehen sich in Absicht auf die Bestrafung gleich. Sie werden bei den sächsischen Truppen, nächst der

Degradation der Unteroffiziere und der Ausstoßung der in der Klasse der Ausgezeichneten stehenden Gemeinen, im Frieden um die Hälfte härter, und im Kriege noch einmal so hart, als der gemeine Diebstahl geahndet. Diebstahl an den Effekten eines Gebliebenen, Verstorbenen, oder in Gefangenschaft Gerathenen wird mit der doppelten Strafe des Diebstahls geahndet. Die Strafen für diese Verbrechen sind bei andern deutschen Truppen eben so verschieden, wie die Grundsätze verschieden sind, welche in den deutschen Staaten bei Bestrafung des gemeinen Diebstahls beobachtet werden. Bei der preuß. Armee wird Diebstahl unter erschwerenden Umständen, wohin größere Hausdiebstähle, Diebstähle an Sachen, die nicht unter genauer Aufsicht gehalten werden können, mithin auch Diebstähle an Sachen der Kameraden, desgleichen Diebstähle, die an Kirchen, milden Stiftungen, königlichen Kassen, Montirungskammern, Posten u. s. w. verübt worden, auch Diebstähle zur Nachtzeit gerechnet werden, dem zweiten u. nach Befinden dem dritten Diebstahle ohne erschwerende Umstände gleich bestraft. Gewaltsamer Diebstahl wird mit körperlicher Züchtigung, Festungsstrafe von 1—8 Jahren, Ausstoßung und Verlust des Bürgerrechtes geahndet. — 4) Die thatsächliche Herabwürdigung der Waffen geschieht entweder a) durch unwürdiges und unedles Bezeigen im Waffendienste; b) durch Mißbrauch der Waffengewalt im Kriege zu Gewaltthätigkeiten gegen fremde Landesbewohner und fremdes Staats- oder Privateigenthum; oder c) durch Mißbrauch des Dienstansehens. — a) Ein unwürdiges und unedles Bezeigen im Waffendienst fällt Denen zur Last, welche entweder die ihnen anvertrauten Waffen im Dienste gegen den Feind aus Zaghaftigkeit und Sorge für die eigne Sicherheit nicht gebrauchen, oder an dem überwundenen Feinde Gewaltthätigkeiten ausüben. Der Nichtgebrauch der Waffen gegen den Feind aus Zaghaftigkeit, oder die Feigheit äußert sich eben sowohl durch offenbare Flucht vor dem Feinde, als durch Handlungen oder Unterlassungen, welche den Zweck haben, der drohenden Gefahr auszuweichen. Hieher gehören: das Wegwerfen der Waffen, die Entfernung von dem Geschütze und das Laufenlassen der Pferde, um sich der Theilnahme am Gefechte zu entziehen, oder bei dem Feinde im Handgemeinwerden Schonung zu finden, das heimliche Wegschleichen aus dem Gefechte, das Zurückbleiben von dem Gefechte aus dem nichtigen Vorwande einer verstellten Krankheit oder Entkräftung, die Ergebung in Kriegsgefangenschaft ohne vorherige muthige und persönliche Gegenwehr, die eigenmächtige Abschneidung der Zugstränge von den Pferden bei Rückzügen, um die Flucht zu befördern, und jede andere Handlung und Unterlassung, in deren Folge die Dienstpflicht gegen den Feind aus Sorge für die Sicherheit der eigenen Person unerfüllt bleibt. Jeder, welcher zuerst vor dem Feinde bei irgend einer Gelegenheit die Flucht ergreift, oder dazu anreizt, oder sich im Vordringen gegen den Feind durch Wegwerfen der Waffen oder sonst zum Kampfe unfähig macht, kann nach den deutschen Kriegsgesetzen ohne Umstände auf Befehl der Vorgesetzten auf der Stelle erschossen od. niedergemacht werden. Wenn dies nicht auf frischer That geschehen, werden sie durch standrechtlichen Spruch in die Todesstrafe verurtheilt. Auf andere feigherzige Verletzungen der Dienstpflicht folgt Kassation der Offiziere, nach Befinden mit öffentlicher Beschimpfung u. Festungsarrest, Degradation der Unteroffiziere, u. Versetzung der Gemeinen in die zweite Klasse mit Festungsstrafe bis zu 3 Jahren, körperliche Züchtigung und nach Befinden schimpfliche Ausstoßung aus dem Soldatenstande, in Verbindung mit dem Verluste aller militärischen Ehrenzeichen, und, wo diese Entziehung üblich ist, auch der Nationalkokarde, vorbehältlich der höheren Strafen, wenn diese Verleugnung der Dienstpflicht in das Verbrechen der Insubordination oder ein anderes schweres Verbrechen übergeht. Von ganzen Regimentern, welche vor dem Feinde flüchtig werden, wird nach den kurhessischen Kriegsartikeln je der 10. Mann nach dem Loose der Würfel erschossen, und der übrigen Mannschaft die Ehre, eine Standarte zu führen, so lange entzogen, bis sie die Schande durch rühmliche Kriegsthaten getilgt hat. Bei andern Armeen hält man sich, wenn diejenigen, welche durch Aufruf oder Beispiel die Flucht veranlaßt haben, nicht auszumitteln sind, an die Höchsten im Grade oder Dienstalter, welche, wenn sie alle in ihrer Gewalt gestandenen Mittel und Gewaltmaßregeln zur Verhinderung der Flucht, obschon fruchtlos, angewendet zu haben und unwillkürlich in die allgemeine Flucht mit fortgerissen worden zu seyn, nicht nachzuweisen vermögen, auf standrechtliches Erkenntniß erschossen werden. Die Uebrigen trifft, nach Beschaffenheit des Grades und der Umstände, Kassation, Degradation, Versetzung in die zweite Klasse und körperliche Züchtigung. Ganze Regimenter, die sich der Feigheit schuldig gemacht haben, werden nach Maßgabe der Fälle aufgelöst und unter andere Truppentheile gesteckt. Der überwundene Feind hat bei gesitteten Völkern Anspruch auf den Schutz der Gesetze seines Siegers, und es widerstrebt dem edleren Gefühle, die Uebermacht der Waffen, sobald der besiegte feindliche Soldat entweder in Folge gefährlicher Verwundung zur Fortsetzung des Kampfes unfähig geworden u. in diesem Zustande auf dem Kampfplatze liegen geblieben, oder in Folge freiwilliger Ergebung und der Abgabe seiner Streitmittel in die Hände des Siegers wehrlos geworden, zu Gewaltthätigkeiten gegen ihn zu mißbrauchen. Wer auf dem Schlachtfelde oder in dessen Nähe einen zu Fortsetzung des Kampfes in Folge erhaltener Wunden unfähig gewordenen Mann des feindlichen Heeres auszieht oder beraubt, verfällt, je nachdem die abgenommenen Sachen dem Beraubten zur Erhaltung seines Lebens od. Erleichterung seines Zustandes mehr oder weniger unentbehrlich waren, in Festungsstrafe oder Eisenarrest bis zu 10 Jahren; wer an dem Verwundeten zugleich Verstümmelungen od. andere Grausamkeiten verübt oder ihn tödtet, unterliegt der Todesstrafe. Verstümmelungen od. andere Grausamkeiten, welche an wehrlosen Kriegsgefangenen verübt wurden, werden ebenfalls mit Festungs-

od. Eisenstrafe bis zu 10 Jahren geahndet; die Tödtung derselben zieht die Todesstrafe nach sich. — b) Die Verbrechen des Mißbrauchs der Waffengewalt können eben sowohl von Einzelnen, als von Mehren in Gemeinschaft, u. zwar in letzterem Falle entweder in Folge vorheriger Verabredung von wenigstens drei Militärpersonen (Komplot), oder ohne vorherige Verabredung in Folge zufälligen Zusammentreffens bei der That verübt werden. Er setzt den Zustand des Krieges voraus u. wird begangen: zur Befriedigung der Gewinnsucht u. Raubgier, aus Zerstörungssucht, zur Befriedigung der Wollust, aus Muthwillen od. Quälsucht u. Grausamkeit. Als Mißbrauch der Waffengewalt zu Befriedigung der Gewinnsucht und Raubgier werden angesehen: Plünderung, Marodiren, Gelderpressung, unbefugtes Ausschreiben u. Erheben von Zwangslieferungen od. Kriegsschatzungen. Unter Plünderung wird die von Soldaten od. anderen zu den Truppen gehörigen, u. in deren Gefolge sich befindenden Personen im Kriegszustande eigenmächtig, aus gewinnsüchtiger Absicht u. durch Gewalt gegen fremde Landesbewohner erzwungene Besitzergreifung ihrer beweglichen Habe verstanden. Für Marodeurs (s. d.) sah man früher diejenigen Soldaten an, welche theils unter dem falschen Vorwande einer Krankheit oder sonstigen Hindernisses eine Befreiung von wirklichen Dienstleistungen erschlichen, theils durch Vorspiegelung, zu gewissen Verrichtungen detachirt oder kommandirt zu seyn, Geld oder Sachen von eigenen, fremden oder feindlichen Landesunterthanen zu erpressen suchten, theils auch diese Absicht durch Drohungen oder durch gebrauchte Gewalt erreichten. Die hier angeführten Handlungen sind jedoch in ihren Motiven und Zwecken so wenig übereinstimmend, daß aus ihnen das Wesen eines bestimmten Verbrechens nicht abgeleitet werden kann; sie gehören vielmehr unter die Begriffe anderer genauer bezeichneten M., z. B. der Feigheit, der verletzten Dienstpflicht, der Erpressung u. s. w. Durch den französischen Ausdruck Marodeur wird ein Soldat bezeichnet, der heimlich auf Plünderung ausgeht, und es würden hiernach die Plünderung und das Marodiren für ein und dasselbe Verbrechen anzusehen seyn, nur mit dem Unterschiede, daß jenes öffentlich u. dieses heimlich geschehen muß. Weder die franz. Militärgesetzgebung, welcher diese Wortbezeichnung angehört, noch andere, u. insonderheit deutsche Kriegsgesetze machen indeß einen auf der Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit der Plünderung beruhenden Unterschied zweier besonderen M. Die erstere scheidet vielmehr diese beiden Verbrechen dadurch, daß das Wesen des Marodirens auf den Raub des Viehes, Geflügels, Fleisches, Obstes, der Hülsenfrüchte u. jeder anderen Eßwaare u. Fourage gesetzt wird. Hierdurch rechtfertigt sich die Bezeichnung des Wesens des Marodirens als eines besonderen M.s, wenn darunter der im Kriege unter dem Schutze der Waffengewalt unternommene Raub solcher Habseligkeiten der Landesbewohner verstanden wird, welche unter die gewöhnlichen unmittelbaren Lebensbedürfnisse gerechnet werden. Da der Zweck dieses Raubes weniger auf Bereicherung, als auf Befriedigung der eigenen augenblicklichen Bedürfnisse, wohin in Nothfällen auch Bekleidungsgegenstände gerechnet werden müssen, gerichtet ist, so gewährt dieser Unterschied zwischen dem Verbrechen der Plünderung und des Marodirens den praktischen Vortheil, daß bei Bestrafung des letzteren, wenn nicht erschwerende Umstände dabei vorgekommen sind, ein geringeres Strafmaß angewendet und dieses durch eine einfache gesetzliche Bestimmung ausgedrückt werden kann. Als gleich strafbare erschwerende Umstände bei beiden Verbrechen werden angesehen, wenn die Verbrecher gewaltsam in die Wohnungen oder Vorrathsbehältnisse der Beraubten eingedrungen sind, oder, um die Beraubung zu verüben, noch etwas beschädigt oder verdorben, oder die Landesbewohner dabei mit den Waffen bedroht, verwundet oder getödtet haben. Das Strafmaß, welches bei der Ahndung der Verbrechen der Plünderung und des Marodirens angewendet wird, ist bei den deutschen Truppen verschieden. Bei der österreichischen Armee ist bestimmt, daß, wenn es zu einer Bataille od. einem Rencontre gekommen, Keiner zur Plünderung, bevor solches nicht befohlen wird, sich gebrauchen lassen, und daß Derjenige, der dawider handle, von seinem Offizier, bei Verlust seiner Ehre, augenblicklich niedergemacht werden soll; ferner, daß die Ober- und Unteroffiziere, welche bei dem unerlaubten Beutemachen und Plündern, oder Verletzung der Sauvegarden durch die Finger sehen, mit gleicher Strafe am Leben wie die Thäter bestraft werden sollen. In Preußen werden diese Verbrecher mit Versetzung in die zweite Klasse und außerdem nach Befinden der verübten Gewalt und der zugleich begangenen Insubordination gegen die erhaltenen Befehle mit mehrjähriger Festungsstrafe, welche selbst bis zum Todtschießen verschärft werden kann, bestraft; insonderheit soll diese Schärfung, wenn die Plünderung oder Gelderpressung im Komplot geschehen, gegen die Anführer des letzteren Statt finden. Nach den würtemberg. Militär-Straf-Gesetzen, Art. 93, soll die eigenmächtige Plünderung, je nachdem dabei Gewalt gegen Personen ausgeübt worden oder nicht, als Raub oder öffentlich begangener Diebstahl bestraft werden; insonderheit soll die Todesstrafe Diejenigen treffen, welche mit gewaffneter Hand und Gebrauch der Waffen, mittelst lebensgefährlicher Drohung oder wirklicher Anwendung der Waffen geplündert, oder ein auf Plünderung gerichtetes Komplot, sobald zugleich ein bedeutender Schaden verursacht worden, angeführt, oder einem Vorgesetzten, der sich einer Plünderung widersetzt, den Gehorsam beharrlich verweigert, oder einer Schutzwache (Sauvegarde), um zu plündern, thätlich sich widersetzt haben. — Wer ohne schriftliche Befehle des kommandirenden Generals oder anderen dazu ermächtigten Befehlshabers, oder in einem dem Obern sofort anzuzeigenden Nothfalle sich zu befinden, vielmehr für seine eigene Rechnung und seinen eigenen Vortheil Zwangslieferungen (Requisitionen) ausschreibt und einzieht, oder aus eigenem Antriebe und für eigenes Interesse Kriegsschatzungen (Kontributionen) auflegt u. erhebt, wird mit strengem Arrest bis zu einjähriger Eisenstrafe oder dreijährigem Festungsarrest des ersten Gra-

des, und, wenn er sich bei Verübung eines dieser Verbrechen an der Spitze einer Truppenabtheilung befand, mit Eisenstrafe oder Festungsarrest des ersten Grades bis zu 5 Jahren bestraft, und es wird die Strafe nach der Größe des dabei beabsichtigten oder gezogenen Gewinnes, und dem Dienstgrade des Schuldigen, mit Berücksichtigung der dabei angewendeten Zwangsmittel, weshalb, wenn Gewaltthätigkeiten dabei verübt worden, in deren Folge ein Mensch sein Leben verloren hat, selbst die Todesstrafe Platz greift, abgemessen. — Der Mißbrauch der Waffengewalt im Kriege aus Zerstörungssucht äußert sich durch die Verbrechen der vorsätzlichen Brandstiftung u. der muthwilligen od. boshaften Zerstörung oder Verheerung lebloser Gegenstände. Die Strafe für die Brandstiftung wird nach der Erheblichkeit des dadurch angerichteten Schadens, nach der Größe des dem Kriegsheere selbst dadurch zugezogenen Nachtheils und nach dem Grade der dabei bewiesenen Bosheit abgemessen. Versuchte Brandstiftungen, bei welchen der Ausbruch des Feuers unterblieben ist, werden mit sechsmonatlicher bis mehrjähriger Festungsstrafe, Brandstiftungen aus Fahrlässigkeit nach Verhältniß des angerichteten Schadens mit Versezzung in die zweite Klasse und harter körperlicher Züchtigung oder mehrwöchentlichem mittleren Arrest bis zu zweijähriger Festungsstrafe geahndet. Muthwillige oder boshafte Verheerung, Zerstörung oder Vernichtung lebloser Gegenstände werden nach dem Grade der dabei bewiesenen Bosheit und nach Beschaffenheit des angerichteten Schadens und besonders dann, wenn eins dieser Verbrechen an Grundstücken milder Stiftungen, Kirchen, Schulen, Klöstern, öffentlichen Denkmälern, Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, oder an Waldungen, Magazinen, Zeughäusern, Mühlen, Saaten, Fruchtfeldern, Ernten und anderen den Truppen unentbehrlichen oder besonders nützlichen Gegenständen verübt worden, härter, bis zu zehnjähriger Festungsstrafe, und wenn die Sicherheit oder der Unterhalt der Truppen unabwendbar dadurch in Gefahr gesetzt worden, oder wenn überhaupt Menschen dabei ums Leben gekommen, mit der Todesstrafe geahndet. Zu den Verbrechen des Mißbrauchs der Waffengewalt im Kriege zu Befriedigung der Wollust gehören die Nothzucht u. die gewaltsame Entführung einer Weibsperson für sinnliche Zwecke. Die Nothzucht oder gewaltsame Schändung eines Frauenzimmers wird mit 6—8jähriger, und wurde sie an einem unmannbaren Mädchen über 12 Jahren, mit 8—10jähriger, und an einem Mädchen unter 12 Jahren verübt, mit 12jähriger Festungs- oder Eisenstrafe, in den Fällen aber mit dem Tode bestraft, wenn die Geschändete durch die an ihr verübte Gewalt bleibenden Schaden an ihrer Gesundheit gelitten, oder ihr Leben eingebüßt hat, oder wenn das Verbrechen durch Mithülfe Anderer verübt worden ist. Die gewaltsame Entführung einer Weibsperson für sinnliche Zwecke wird als nächster Versuch beabsichtigter Nothzucht, mit Berücksichtigung der angewendeten Mittel und Dauer, und wenn die Befriedigung der sinnlichen Lust erfolgt ist, mit den auf die Nothzucht gesetzten Strafen geahndet. Eines Mißbrauchs der Waffengewalt im Kriege aus Muthwillen, Quälsucht od. Grausamkeit machen Diejenigen sich schuldig, welche ohne eigennützigen oder sinnlichen Zweck fremde Landesbewohner oder deren Thiere mißhandeln, verwunden, verstümmeln oder tödten. Die Mißhandlung fremder Landesbewohner kann ebensowohl durch gewaltthätige Handlungen, wie durch Nöthigung zu ekelhaften oder ehrenrührigen Diensten und Leistungen verübt werden, und unterliegt den nämlichen Strafen, womit die Mißhandlung der eigenen Landesbewohner nach den gemeinen Landesgesetzen bestraft wird. Muthwillige oder boshafte Beschädigung oder Tödtung der Thiere aus roher Lust wird mit Arrest oder angemessener körperlicher Züchtigung geahndet. Zur thatsächlichen Herabwürdigung der Waffen gereicht endlich der Mißbrauch des Dienstansehens. Dieser äußert sich theils durch unbefugte Verletzung des Ehrgefühls der Untergebenen, theils durch Ueberschreitung der Strafgewalt gegen Untergebene, theils durch eigennützigen Gebrauch des Dienstansehens. Die unbefugte Verletzung des Ehrgefühls der Vorgesetzten kann eben sowohl durch unziemliche od. ehrenrührige, gegen die Person der Untergebenen gerichtete Ausdrücke, als durch Zumuthung unwürdiger, im Dienstverhältnisse nicht begründeter Dienste und Leistungen geschehen, und wird nach Beschaffenheit der Umstände mit Verweis, Arrest oder Festungsarrest bestraft. Vorgesetzte, welche eine ihnen nicht verliehene Strafgewalt ausüben, oder Gemeine, die nicht in der zweiten Klasse stehen, oder welche sich im Zustande der Trunkenheit befinden, schlagen, oder letzteren sonst durch unzeitige Maßregeln einen Anreiz zur Widersetzung geben, oder welche Handlungen, die durch Gesetz, Dienstordnung und Disciplin nicht verboten sind, bestrafen, od. verbotene Handlungen härter, als das Gesetz vorschreibt, ahnden, oder die Grenzen der ihnen nach ihrem Dienstgrade eingeräumten Strafgewalt überschreiten, oder zu Mißhandlungen der Untergebenen, welche ihnen ein bleibendes Leiden oder eine Störung des freien Gebrauchs ihrer Kräfte zuziehen, sich hinreißen lassen, werden, nach Verschiedenheit der Fälle, mit Arrest bis zu einem Jahre, und wenn aus solchen Mißhandlungen der Tod erfolgte, am Leben bestraft. Die Strafen für eigennützigen Gebrauch des Dienstansehens sind Arrest, Degradation, Festungsarrest, Dienstentlassung u. Kassation. Offiziere, welche von Unteroffizieren oder Gemeinen, ohne Vorwissen und Genehmigung des gemeinschaftlichen Vorgesetzten, Geld entlehnen, werden mit Arrest und nach Befinden sogar mit Dienstentlassung oder Kassation, wenn sie ungefordert Geld od. Geldeswerth od. sonst Geschenke von Untergebenen annehmen, mit Arrest, u. nach Befinden Festungsarrest, u. wenn sie Geld od. Geldeswerth von ihnen fordern, mit der Kassation bestraft.

IV. Die Dienstordnung hat sowohl die allgemeinen und besonderen Verpflichtungen des Soldaten bei Verrichtung des ihm obliegenden Dienstes, als dessen außerdienstliches Verhalten zum Gegenstande, in wiefern die Verletzung der

ersteren und der Anstoß gegen das letztere nicht in das Wesen der benannten Verbrechen und Vergehungen gegen die Treue, den Dienstgehorsam und die Staatsehre geht. Der Grad der Strafwürdigkeit richtet sich theils nach dem moralischen Grunde der Handlung, ob sie aus Leichtsinn, Muthwillen, Nachlässigkeit oder Vorsatz geschehen, theils nach der Wichtigkeit des Dienstes, theils nach dem jedesmaligen Zustande des Handelnden, ob er sich bei Begehung in oder außer dem Dienste befunden, theils nach den Folgen in Absicht auf die Ordnung und Verfassung des Kriegswesens, theils nach der Zeit des Vergehens, ob solches im Frieden oder im Kriege, oder in der Nähe des Feindes Statt gefunden, theils nach der Gefahr, welche aus der Begehung oder Unterlassung für die Sicherheit des Heeres und den Erfolg seiner Unternehmungen entstehen konnte, oder wirklich entstanden ist. Verbrechen und Vergehungen bei Verrichtung des Dienstes, Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Kommandanten von Truppenabtheilungen, wodurch der Verlust von Kriegskassen, Kriegsbedürfnissen, Waffen, Equipagestücken, bereits erlangten Vortheilen u. s. w. veranlaßt wird, zieht Festungsarrest u. nach Befinden auch die Kassation nach sich. Sowohl Posten-Kommandanten, welche in der Nähe des Feindes die den Wachen ertheilten Instruktionen, in Folge unvorhergesehener Umstände, eigenmächtig abzuändern sich veranlaßt gefunden haben, als alle anderen, über Truppenabtheilungen ein Kommando führenden, od. zu Ausführung der Dispositionen u. Anordnungen des Oberfeldherrn gebrauchten, od. zur Ueberbringung seiner Befehle während der Gefechte versendeten Offiziere, welche, wenn in Folge inmittelst eingetretener unerwarteter Umstände od. gemachter Entdeckungen, wodurch die Voraussetzungen, auf denen die Befehle des Oberfeldherrn beruhen, sich verändert haben, oder augenblicklich eingetretene und dem Oberfeldherrn noch unbekannte Ereignisse zu Abwendung einer Gefahr für das Heer, augenblickliche Gegenmaßregeln und geeignete Abänderungen der höheren Befehle dringend erheischen, zu einer Veränderung der Befehle des Oberfeldherrn oder Treffung eigenmächtiger Maßregeln genöthigt gewesen sind, haben demselben sofort Meldung davon zu machen; die Unterlassung dieser Obliegenheit wird mindestens mit Arrest, u., wenn ein Schaden daraus entstanden ist, nach dem Grade ihrer Schuld und der Größe des Schadens mit Festungsarrest ersten Grades bis zu 6 Jahren bestraft. Wenn Truppen- oder Posten-Kommandanten, oder Intendanten durch Nachlässigkeit oder unterlassene Fürsorge für Sicherstellung der Bedürfnisse der unter ihren Befehlen stehenden oder an sie gewiesenen Truppen den Verlust eines ihnen anvertrauten, oder an sie gewiesenen Postens verschuldet haben, und die Umstände nicht auf Verrath, Insubordination, oder vorsätzliche Verletzung der Standesehre hindeuten, wird die Strafe, nach dem Grade ihrer Schuld und der Größe der für das Heer zu besorgen gewesenen Gefahr, zwischen Arrest und Festungsarrest ausgemessen und nach Befinden durch Dienstentsetzung oder Kassation verschärft, und, wenn erstere in Folge solcher Vernachlässigung ihren Posten, der erhaltenen ausdrücklichen Instruktion entgegen, verlassen haben, oder wenn die Sicherheit der Truppen wirklich dadurch in Gefahr gesetzt worden, bis zur Todesstrafe erhöht. Vorgesetzte, wenn sie Verbrechen ihrer Untergebenen geschehen lassen, werden in gleichem Grade wie die Untergebenen selbst bestraft; wenn sie selbst Antheil daran nehmen, so trifft sie die Strafe der Anstifter und Anführer. Wenn Vorgesetzter und Untergebener dabei gleichzeitig im Dienste sich befunden haben, werden die verwirkten Festungsarreststrafen noch durch Kassation verschärft.

Militärverdienstorden, 1) **preußischer M.** (Ordre pour le mérite), von König Friedrich II. 1740 an die Stelle des von ihm aufgehobenen, von König Friedrich I. schon 1685 als Kurprinz gestifteten Ordens de la générosité errichtet. Derselbe wurde anfangs auch an Civilbeamte gegeben, später ist er nur für das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienst ertheilt worden. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, aus 4 Theilen bestehendes, achtspitziges, blauemaillirtes Kreuz ohne Mittelschild. Auf dem obersten Flügel steht der Buchstabe F (Friedrich) mit einer Krone darüber, und auf den drei anderen das Motto, getheilt: Pour le mérite. Zwischen jedem der vier Theile ist ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Rückseite des Kreuzes ist einfach blau. Die Ritter bestehen nur aus einer Klasse und tragen das Ordenszeichen an einem schwarzen Bande mit silberner Einfassung um den Hals. — 2) **Bayerischer M.**, s. v. a. Max-Joseph-Orden. — 3) **Würtembergischer M.**, vom Herzog Karl Eugen von Würtemberg gestiftet, um das Verdienst seiner Offiziere zu belohnen, die sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatten, und von ihm **Militär-Karlsorden** genannt. Im Nov. 1799 wurde er erneuert. Als 1806 Würtemberg zu einem Königreiche umgewandelt ward, veränderte der König den Orden ganz u. gab ihm an seinem Geburtstage, den 6. Nov. 1806, neue Statuten. Diesen nach ist seine Bestimmung die, bewiesenes Verdienst im Kriege oder 25jährige Diensttreue im Frieden zu belohnen. In beiden Fällen sind auf Rang und Geburt keine Rücksichten zu nehmen. Am 6. Nov. wird stets ein Ordenskapitel gehalten, welches dem Könige dann Vorschläge zur Entscheidung vorlegt. Während der Minderjährigkeit des Monarchen darf der Orden gar nicht vergeben werden. Die Prinzen des Hauses, welche in würtembergischen Militärdiensten stehen, sind Mitglieder, außerdem hat der Orden noch vier Klassen, Großkreuze, Kommandeure 1. und 2. Klasse und Ritter. Die Zahl der Ordensglieder ist nicht bestimmt, sie hängt von dem Willen des Königs ab. Auch mit pekuniären Vortheilen ist der Besitz des Ordens verbunden; denn von den Mitgliedern, welche sich im vaterländischen Kriegsdienste befinden, genießen an jährlichen Pensionen zwei Großkreuze 2000, vier Kommandeure 1. Klasse 1200, zwölf Kommandeure

2. Klasse 1000, und zwei und fünfzig Ritter 300 Gulden, wonach folglich der jährliche Aufwand 36,400 Gulden beträgt, der zum größten Theile aus den Einkünften der aufgehobenen Malteserordensgüter bestritten wird. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, weiß emaillirtes Kreuz, auf dessen vier Flügeln mit goldenen Buchstaben die Worte: Bene me-ren-tibus stehen; im blauen Mittelschilde ist der Namenszug des Stifters: F. R., von einer goldenen Königskrone gedeckt, die sich auch über dem Kreuze befindet; auf der Rückseite ist das Kreuz einfach golden. Von den Großkreuzen wird die Dekoration an einem breiten gelben, schwarz geränderten Bande von der Linken zur Rechten, und dabei auf der linken Brust dasselbe Kreuz, jedoch größer und ohne Krone, in Gold und Silber gestickt, getragen. Die Kommandeure beider Klassen tragen es etwas kleiner u. ohne den Stern auf der Brust um den Hals, die der ersten Klasse auch zur Unterscheidung auf dem Degen oder Säbel; das Kreuz der Ritter ist noch kleiner, ohne Krone u. hängt an einer Schleife im Knopfloche. Es ist Vorschrift, die Dekoration stets und bei jeder Kleidung zu tragen. Wer dagegen handelt, verfällt in eine Strafe von 20 Thlrn., zum Besten armer Soldatenkinder; wer eine geraume Zeit hindurch die Dekoration gar nicht trägt, wird derselben verlustig. — 4) Sächsischer M. des heiligen Heinrich, s. Heinrichsorden. — 5) Badischer M., s. Verdienstorden Karl Friedrichs. — 6) Kurhessischer M. vom eisernen Helm, eine Nachahmung des preußischen eisernen Kreuzes, gestiftet vom Kurfürsten Wilhelm I. am 18. März 1814 zur Belohnung und Auszeichnung militärischer Verdienste um das Vaterland. Er hat drei Klassen, Großkreuze und Ritter 1. und 2. Klasse; das Ordenszeichen ist für alle Klassen (für die Großkreuze nur noch einmal so groß) ein in Silber gefaßtes schwarzes brabanter Kreuz von Gußeisen, auf dessen Vorderseite in der Mitte ein offener Helm ist, dem zur Seite auf dem Kreuze der Namenszug des Stifters: W. K. (Wilhelm, Kurfürst) und unten die Jahreszahl 1814 steht. Die Umseite ist ganz schlicht. Von den Großkreuzen wird diese Dekoration an einem rothen Bande mit weißem Rande um den Hals getragen; die Ritter beider Klassen tragen es im Knopfloche, die erste Klasse hat dabei zur Unterscheidung ein Kreuz vom Ordensbande auf der linken Brust. Die zweite Klasse wird immer zuerst ertheilt, so daß die erste nur dann erfolgen kann, wenn jene schon erworben ist. Das Großkreuz wird nur dem ertheilt, der bei einer gewonnenen Schlacht od. entscheidenden Affaire als Kommandirender wesentlich beitrug, oder eine Festung anhaltend vertheidigte oder wegnahm. Die Statuten bestimmen übrigens ausdrücklich, daß dieser Orden nach geendigtem Kriege nicht mehr vergeben werden darf. — 7) Niederländischer M., s. Wilhelmsorden. — 8) M. von Frankreich (Institution du mérite militaire). Ludwig XIV. von Frankreich hatte einen Militärorden gestiftet, der den Namen des heiligen Ludwig führte, dessen Statuten aber nicht gestatteten, daß er an Protestanten verliehen wurde. Dies veranlaßte Ludwig XV., im März 1759 einen zweiten, für Nichtkatholische bestimmten M. ins Leben treten zu lassen. Mit Ausnahme der Glaubensverschiedenheit der Inhaber ist die Einrichtung des Ordens fast ganz die des Ludwigsordens; es gibt ebenfalls Großkreuze, Kommandeure und Ritter, wovon jedoch, Ausländer abgerechnet, die Anzahl der ersteren nur vier, die der zweiten nur acht seyn soll, die der Ritter aber unbestimmt ist. Ludwig XVI. legte 1785 dem Orden auch Einkünfte zu, und es sollen alle Mitglieder Pensionen wie die Ludwigsritter genießen, an denen jedoch Ausländer keinen Antheil haben. Die Dekoration ist ein weißes achtspitziges goldenes Kreuz, in dessen vier Hauptwinkeln goldene Lilien stehen; in der Mitte ist vorn ein emaillirtes rundes Schild, auf dem ein aufrecht stehendes bloßes Schwert, umgeben von der Legende: Pro virtute bellica ist; auf der Umseite stehen die Worte: Lud. XV. instit. 1759. Großkreuze und Kommandeure tragen das Ordenszeichen an einem breiten feuerfarbenen Bande von der Rechten zur Linken, erstere dasselbe Kreuz in Gold gestickt auf der linken Seite der Brust; bei den Rittern hängt das Kreuz im linken Knopfloche. Er erlosch 1789; ward 1814, wie anderer alter Kram, wieder hergestellt, aber 1830, nach der Revolution, für immer aufgehoben. — 9) Franz. M. des heiligen Ludwig, s. Ludwigsorden. — 10) M. des heil. Georg, s. Georgsorden. — 11) M. für Savoyen, s. Verdienstorden. — 12) M. von Polen. Der König Stanislaus August von Polen, auf die Unterstützung Preußens rechnend, wollte im Mai 1791 seinem Reiche eine neue Verfassung geben, und legte der Reichsversammlung den Entwurf dazu vor. So allgemein auch die Zufriedenheit damit war, so fanden sich doch Unzufriedene, welche eine Konföderation zu Targowitz bildeten und die Kriegserklärung Rußlands an Polen herbeiführten. Während dieses Krieges errichtete Stanislaus, dem die Nation den Oberbefehl über das Heer ertheilt hatte, einen M. für Offiziere, welche sich in diesem Kampfe auszeichneten. Als der König aber wenige Monate nachher der targowitzer Konföderation selbst beitrat, untersagte diese das Tragen des Ordens, ja, es mußten sogar die königlichen Brevets zurückgegeben werden. Der Orden ging daher nach einer kurzen Existenz von wenigen Wochen unter, bis er nach Gründung des Herzogthums Warschau durch den König Friedrich August von Sachsen am 26. Dec. 1807 wieder hergestellt und von demselben als Großmeister bis 1814 vergeben wurde. Später bekleidete der Kaiser von Rußland die Stelle eines Großmeisters; in den dreißiger Jahren ward der Orden unter die Zahl der russischen Orden mit aufgenommen. Das Ordenszeichen ist für die erste Klasse ein schwarz emaillirtes Kreuz von Gold, auf dessen Flügel die Worte: Virtuti militari, in der Mitte die Buchstaben S. A. R. P. (Stanislaus Augustus Rex Poloniae) stehen; auf der Umseite ist der weiße polnische Adler. An einem schwarz und blau gestreiften Bande wird es von der Rechten zur Linken, dabei auf der linken Brust ein silberner Stern, getragen.

Die zweite Klasse trägt dasselbe Kreuz von Gold, die dritte von Silber, im Knopfloche. — 13) **Portugiesischer M. von Avis**, s. v. a. Avizorden.

Militärverfassung, die Einrichtung der Heere der verschiedenen Staaten in Rücksicht auf das Verhältniß der Stärke eines Heeres oder der militärischen Kräfte zu den Mitteln des Staates, auf die von diesen eingegangenen Verpflichtungen u. s. w. Die M. schreibt vor die Grundsätze der Ergänzung und die Art derselben, die Formation, die Streitmittel, die Disciplin und Alles, was zur Bildung einer mit den Kräften des Staates im Einklange stehenden hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr, mit möglichster Schonung der inneren Verhältnisse, nothwendig ist.

Militärverwaltung (**Militärökonomie**), der Theil des Staatshaushaltes, der die Beschaffung und Erhaltung der Streitkräfte zum besondern Zweck hat. Die materiellen Bedürfnisse eines Heeres, die also die M. besonders im Auge haben muß, sind im Allgemeinen hauptsächlich folgende: Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung und sonstige Ausrüstung, so wie Remontirung; dann Unterkunft und Transportmittel, und endlich Befestigungen, letzteres Bedürfniß jedoch nur in der materiellen Ausführung und Unterhaltung. Das **Hospitalwesen**, in so weit es der M. angehört, schon unter Verpflegung und Unterkunft begriffen, macht einen besondern, wichtigen Theil der Heeresbedürfnisse aus (s. **Militärhospital**). Für die Verpflegung sorgt die M. durch Abgaben, theils von Geld zur Selbstanschaffung, theils von Naturalien, und zwar je nach den Staaten in dem Verhältnisse, daß im Frieden und in stehenden Garnisonen die Verpflegung mehr in Geld, und im Feld und überhaupt da, wo der Soldat die Naturalien nicht leicht aus dem ihm verabreichten Geld anschaffen kann, mehr in Naturalien von der M. bestritten wird. Die Zubereitung der Verpflegung überläßt die M. den größeren od. kleineren Kochvereinen der Mannschaft, an welche sie nur noch die Kochgeräthe und das Heizungsmaterial abgibt. Hiervon ausgenommen ist das Brod, welches, als Hauptnahrungsmittel, meist immer fertig an die Mannschaft abgegeben wird. Die Verpflegung der Pferde wird in der Regel in natura an die Bedürfenden abgegeben. Besonders wichtig ist die Verpflegung im Felde, wo Selbstanschaffung und Lieferungsverträge durch Requisitionen ergänzt werden müssen, und wo auch diese nicht mehr ausreichen, durch den traurigen Nothbehelf des Selbstzugriffs des Heeres, der Fouragirungen, gleich verderblich für das Land, welches sie treffen, wie für die Disciplin des Heeres selbst. Für die Bekleidung sorgt die M. theils durch Anschaffung und Abgabe von Bekleidungsstücken nach bestimmten Tragzeiten oder nach jeweiligen Bedürfnissen, theils durch Bewilligung bestimmter Gelder, namentlich für Anschaffung und Unterhaltung von Leibweißzeug und Fußbekleidung, um die Sparsamkeit des Mannes für sich zu gewinnen. Auf gleiche Weise werden die übrigen kleinen Bedürfnisse, z. B. die sogenannten Propritätsartikel, behandelt. Die Bewaffnung beschafft die M. theils durch dem Staat angehörige Fabriken, theils durch solche, welche zwar dem Betrieb von Privaten überlassen sind, die aber in ihren Arbeiten für das Heer in den Fabriken selbst von den Militärbehörden bei der Arbeit überwacht und kontrollirt werden. Seltener geschieht die Anschaffung durch Lieferungsverträge auf bereits vollendete Arbeit, weil die Prüfung und Kontrollirung des fertigen Stücks die Sicherheit nicht gewährt, wie die Prüfung und Kontrollirung bei der Arbeit selbst. Die übrige Ausrüstung wird größtentheils durch Lieferungsverträge auf bereits fertige Stücke angeschafft; theilweise werden jedoch die durch Lieferung angeschafften Rohstoffe in den eigenen Werkstätten der M. zum Gebrauche zugerichtet und fertig gemacht. Für die Remontirung (s. **Remonte**) sorgt die M. theils durch eigene Stutereien, theils durch direkten Kauf von den Pferdebesitzern und endlich durch Lieferungsverträge. In beiden letztern Fällen können die Pferde als Fohlen angeschafft und, bis sie zum Gebrauch tüchtig sind, in Fohlenhöfen Wartung und Pflegung erhalten, oder sie werden schon als Pferde gekauft und so an die Truppen abgegeben. Für die Unterkunft sorgt die M. durch Anlegung von Kasernen und Stallungen überall da, wo die Truppen ständig in Garnison stehen. Die Frage, ob die Orte, welche durch eine ständige Garnison der Vortheile eines größeren Verkehrs theilhaftig werden, den übrigen Theilen des Landes gegenüber, nicht wenigstens Beiträge zur Unterkunft liefern und dadurch die, von der Gesammtheit zu bestreitenden Kosten theilweise vermindern sollten — kann man unbedingt mit Nein beantworten. — Die Geschichte der Einführung der Kasernirung zeigt, daß die Bestreitung der Unterkunft der Truppen von jeher als eine Pflicht auch der Garnisonsorte angesehen wurde. Die französische Revolution und ihre Gesetzgebung hat daran nichts geändert und noch jetzt müssen in Frankreich die Garnisonstädte, in soweit sie Octroi beziehen, bedeutende Beiträge zur Kasernirung leisten. Auch die übrige positive Gesetzgebung hat diesen Grundsatz anerkannt, theils direkt durch Auflegung von den sogenannten Servis u. dergl., theils indirekt dadurch, daß die Befreiung von Einquartirung in früheren Zeiten als besonderes Privilegium ertheilt wurde. Eine weitere Vorsorge für die Unterkunft als in den stehenden Garnisonsorten kann, sobald es größere Truppenabtheilungen betrifft, vernünftiger Weise von der M. nicht gefordert werden. Da aber die Unterkunft an anderen Orten dem Heere nicht verweigert werden kann, so tritt in Marschquartieren und überhaupt überall da, wo die M. nicht durch Kasernen u. s. f. hat Vorsorg treffen können, oder wo die vorhandenen Militärgebäude zur Unterkunft nicht ausreichen, ein Nothfall ein, der den Einzelnen, in so weit sie Häuser, also Gelasse zur Unterkunft besitzen, die Verpflichtung auferlegt, diese Unterkunft zu gewähren. Mit der Unterkunft in den Marschquartieren geht die Verpflegung in denselben

Hand in Hand, und es ist die Pflicht hierzu, wie zur Unterkunft, überall da anerkannt, wo die Truppen an solchen Orten sich befinden, an welchen für ihre Kochvereine keine Einrichtungen bestehen, und auch dann, wenn die Truppen solche Einrichtungen in der Bewegung, auf dem Marsche, nicht benutzen können. Frankreich macht hiervon eine Ausnahme, indem es dem Soldaten zumuthet, nach langem Marsch auch noch seine Lebensmittel sich einzukaufen und sie sich selbst zuzubereiten: nur das Brod wird auch in der kleinsten Etappe in natura verabreicht. Deutschland hat in seinen einzelnen Staaten die Verpflichtung der Bürger zur Verpflegung des Soldaten auf dem Marsche durch eigene Etappenkonventionen anerkannt. Wenn aber die Verpflichtung des Bürgers zur Verpflegung des Soldaten in den angegebenen Fällen nicht wohl bestritten werden wird, so lange man die Heere als Theile der Nation ansieht, so besteht auf der anderen Seite mehr als bei der Unterkunft das Recht der Vergütung, weil die Einquartierung meist nur eine vorübergehende Unbequemlichkeit ist, die Verpflegung aber wirkliche Auslagen in Geld und Naturalien fordert. Der französische Grundsatz, daß der Soldat auf dem Marsche für seine Verpflegung zu sorgen habe, hat in neuerer Zeit in Deutschland Fuß gefaßt, jedoch nur in Bezug auf den einzeln marschirenden Soldaten, der sicher ist, überall in den Gasthöfen und Herbergen Unterkunft und Verpflegung gegen Bezahlung zu finden, weshalb man ihm eine Tages- oder Marschgebühr, **Etappengeld**, bewilligt, wofür er die Verpflegung und meist auch die Unterkunft bestreiten muß. Die **Transportmittel** können, ohne Ueberlastung, im Frieden nicht in der Masse gehalten werden, wie sie im Krieg zur Fortbringung der Artillerie und Munition, des Gepäcks und der Vorräthe aller Art, zum Nachschub von Lebensmitteln, zur Fortbringung der Kranken u. s. f. nothwendig sind, weshalb, außer dem nothwendigsten Bedarf für die Artillerie, nur in größeren Staaten noch besondere Fuhrwesen- und Trainabtheilungen bestehen. Was sonst für gewöhnliche Fälle erforderlich ist, dafür sorgt die M. durch Verträge oder besondere Uebereinkommen, da die früher allgemein anerkannte Verpflichtung der Einzelnen zur Gestellung der Militärfuhren für gewöhnliche Fälle immer mehr verschwindet, und diese Gestellung immer mehr auch zur Pflicht der Gesammtheit des Staates wird. In Fällen aber, in welchen die Vorsorge der M. nicht ausreicht, tritt vermöge des Gesetzes der Nothwendigkeit, wie bei der Unterkunft, so auch bei den Transportmitteln, die Verpflichtung der Einzelnen zur Gestellung der Militärfuhren wieder ein. Für das Feld müssen nicht nur die der M. eigenen Transportmittel um das Vielfache erhöht, sondern es muß auch noch zu Verträgen, zu Requisitionen 2c. gegriffen werden. In Bezug auf die **Befestigungen** ist die M. als solche, bei der Erwerbung des Grundes und Bodens und bei der Ausführung der Arbeit thätig. Die Erwerbung des Grundes und Bodens geschieht entweder durch Abtretung aus den Staatsdomänen, durch freiwilliges Uebereinkommen, oder nach Vorschriften der Zwangsabtretungen zu öffentlichem Nutzen. Auf dem Kriegsschauplatze selbst wird die Besitzergreifung meist auch ohne weitere Förmlichkeit Statt finden müssen. In Bezug auf das **Hospitalwesen** muß die M. nicht nur im Frieden an den stehenden Garnisonsorten Anstalten besitzen, um die erkrankten Militärs aufzunehmen und zu verpflegen, sondern es müssen auch dergleichen ambulante Krankenanstalten dem Heere auf seinem Marsche folgen, beziehungsweise nachgeschoben und überhaupt überall da errichtet werden, wo Heerestheile längere Zeit verweilen. Da aber, wo die M. keine dergleichen Einrichtungen treffen kann, müssen die bürgerlichen Behörden, beziehungsweise die Einzelnen, für die erkrankten Militärs Sorge tragen, jedoch gegen Rückvergütung der Kosten aus Mitteln der Allgemeinheit. **Die Mittel zur Bestreitung der Heeresbedürfnisse**, in soweit sie überhaupt vom Staat bestritten oder doch vergütet werden müssen, erhält die M. vom Staate. Die M. hat deshalb zur Beschaffung dieser Mittel nicht mitzuwirken, wenn man nicht die ihr meist überlassene Verwerthung des Unbrauchbaren hierher rechnen will, deren Erlös in die Staatskasse fällt, oder der M. zur Bestreitung bestimmter Bedürfnisse überlassen bleibt. Der Staat gibt der M. die Mittel zur Bestreitung der Heeresbedürfnisse theils in Geld, theils in Materialien, theils in Gebäuden, Grundstücken u. s. w. Was das Heer noch ferner an Material oder Liegenschaften bedarf, muß die M. aus dem ihr bewilligten Geld anschaffen. Diese Anschaffung geschieht theils durch Anschaffung der Stoffe und weitere Verarbeitung derselben in eigenen Werkstätten, theils durch Anschaffung der fertigen Stücke. Die Größe des Bedarfs wird bei der M. wie bei der übrigen Staatsverwaltung durch das **Budget** festgestellt. Dabei hat das Kriegs- oder Militärbudget zweierlei zu berücksichtigen: den laufenden Dienst und die Vorräthe, die für den Fall eines Krieges unentbehrlich und bei den heutigen Massenaufgeboten sehr bedeutend sind, aber auf dieselbe Weise, wie das Budget selbst, festgestellt werden müssen.

Wie jeder Staatsdienstzweig hat die M. über die Verwendung der ihr bewilligten Mittel Rechnung abzulegen und deshalb wie diese, eine besondere Komptabilität zu führen. Die Formen der Komptabilität können und sollen in allen ihren Theilen dieselben seyn, wie bei der übrigen Staatsverwaltung; nur haben die besonderen militärischen Verhältnisse einzelne Abweichungen hervorgerufen, die aber auf die übrigen Formen keinen Einfluß haben. Wenn die Militärmacht eines Staates nur irgend bedeutend ist, so können die Bedürfnisse dieses Heeres nicht mehr von einer einzigen Stelle beschafft werden, sondern es muß die Beschaffung, beziehungsweise die Verwaltung der M., auf mehr oder weniger Militärverwaltungsstellen vertheilt werden. Hierbei kommen hauptsächlich in Betracht: auf der einen Seite die Centralstelle, welche die Oberaufsicht über alle Stellen führt, ihre Komptabilität kontrollirt und theilweise selbst für einzelne Bedürfnisse des Heeres Sorge

trägt, in soweit solche vortheilhaft im Ganzen angeschafft werden; und auf der anderen Seite die Regimenter u. dergl., welche mit Vortheil die Detailanschaffungen der täglichen Bedürfnisse besorgen. Was den einen oder den anderen zugeschieden werden muß, und in welcher Art, darüber waren die Systeme vom Anfang an schwankend; doch ist man in letzterer Beziehung zum Vortheile des Dienstes und der Mannschaft von dem früher allgemein gültigen Grundsatze zurückgekommen, den Vorgesetzten auf seine eigene Gefahr und für eigene Rechnung die Bedürfnisse der Mannschaft gegen eine bestimmte Summe anschaffen zu lassen. Wenn nun früher und noch in spätern Zeiten die Kompagnie- und Regimentsverwaltung so zu sagen, ein Gewerbe des Kompagnie- und Regimentschefs war, so verwalten jetzt die Regimenter durch Oekonomiekommissionen, Verwaltungsräthe die Oekonomie des gesammten Regiments, und zwar nicht auf eigene, sondern auf Staatsrechnung; jedoch sind sie in so weit interessirt, als sie die Ersparnisse zum Besten des Regiments verwenden dürfen. Das, was die Centralverwaltung sich selbst vorbehält, verwaltet sie entweder unmittelbar, oder sie überträgt die Beschaffung eigenen Militärwerb- und sonstigen Anstalten od. besonderen Stellen, Direktionen u. dgl., welchen alsdann, mit ihren verschiedenen Verzweigungen, die Anschaffung desselben Bedürfnisses für das ganze Heer u. in dem ganzen Heeresbereiche od. nur für bestimmte Theile desselben zusteht. Die früheren Generallieferanten, Munitionäre, bildeten eine solche Art Direktion, nur daß sie ihre Verwaltung auf Kosten des Staates führten. Zwischen der Centralstelle u. den Regimentern werden in größeren Staaten Zwischenstellen, Intendanturen, Kommissariate u. dgl. eingeschoben, welche theils eine genaue Kontrolle über die Regimenter, als Militärverwaltungsstellen, ausüben, theils als Delegirte der Centralstelle mehr oder weniger von den dieser vorbehaltenen Verwaltungshandlungen auszuüben haben. In kleineren Staaten sind dergleichen Mittelstellen nur für das Feld nöthig u. gehen bei dem Rücktritt auf den Friedensstand wieder ein, indem die Centralstelle die Kontrolle durch kommittirte Sturz- und Musterkommissäre ausübt.

Militärwaisenhäuser, s. Waisenhäuser.

Militärwissenschaften, s. v. a. Kriegswissenschaften.

Militärzeitschriften, s. Zeitungen.

Militaris (lat.), den Krieg und das Kriegswesen betreffend, soldatisch, kriegerisch, militärisch.

Militello (Geogr.), 1) ital. Stadt, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Intendanz Catania; Getreide- und Weinbau; Handel mit Korn, Hanf, Seide, Südfrüchten; 7300 Einw.; — 2) M., Stadt das., Intendanz Siragossa; Salzwerke; 3600 Einw.

Militia (lat.), 1) Kriegsdienst; — 2) Kriegswesen; — 3) Miliz.

Militia Christi (Kirchengesch.), s. v. a. Dominikanerorden; vergl. Christusorden.

Militiae, mittelalterl. Name von Meaux.

Militsch (Mielicz, Geogr.), 1) Standesherrschaft des Kr. Militsch im preuß. R.-B. Breslau, nahe an 5 □M. mit 1500 Einw.; war früher Besitzthum der Familie von Kurzlach, von 1590 an der Familie von Maltzahn. — 2) (M.-Trachenberg), preuß. Kreis, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, von der Prov. Posen, dem wartenberger, trebnitzer, wohlauer und guhrauer Kreise begrenzt, mit einem Flächengehalt von 17,35 □M. Seine Oberfläche ist eine mit vielen Waldungen (die sich besonders um Trachenberg, M., Neuschloß und gegen den trebnitzer Kreis hinziehen) bestandene, hin und wieder lehmige, auch an manchen Stellen sehr steinige und nicht sehr fruchtbare Ebene, von der Bartsch und ihren Zuflüssen, von dem kalten Wasser und Kramnetzfluß bewässert. Man baut wenig Weizen, Hülsenfrüchte und Flachs, viel Roggen und Sommergetreide, Kartoffeln, Küchenkräuter und Tabak. Obst gibt es hinlänglich, Heu in den meisten Gegenden im Ueberfluß. Um M., Neuschloß und Sulau wird auch Wein gebaut. Die Forsten liefern viel Nadelholz, weniger Buchen-, Eichen- und anderes Laubholz. Rindvieh und Pferde sind von mittlerer und kleiner Art; die Bienenzucht ist unbedeutend; an Wild, vorzüglich auch an Fischen, ist Ueberfluß, und letztere werden nach Breslau und ins Posensche verfahren. Der Viehstand beläuft sich überhaupt auf 3850 Pferde, 20,000 Stück Rindvieh, 61,000 Schafe, 90 Ziegen und 2000 Schweine. Man beschäftigt sich besonders mit Ackerbau, Tuch-, Leinwand- und Barchentweben; daneben bestehen auch einige größere Gewerbe. Gute Straßen befördern den Verkehr. In 5 Städten, 139 Dörfern und Kolonien und mehren einzelnen Etablissements wohnen gegen 52,000 größtentheils evangelische Christen, die in der Gegend von Neuschloß polnisch, sonst aber deutsch sprechen. — 3) Kreisstadt das. und Hauptort der Standesherrschaft, an der Bartsch, ist Sitz der standesherrlichen Behörden, eines Kreis- und Kreissteueramtes und einer Superintendentur, hat 2 Vorstädte, ein Schloß (vor welchem an dem Orte, wo 1813 Kaiser Alexander zuerst Schlesiens Boden betrat, ein steinerner Triumphbogen steht), Park, 2 katholische Kirchen und 1 evangelische, Synagoge, Spital, Buchdruckerei und Leihbibliothek. Zu den Nahrungszweigen der Stadt sind die Gerberei, Leinweberei, die Tuchfabrikation und mehre Jahr- und Viehmärkte zu rechnen. — M. hatte schon 1154 eine Burg, wurde 1432 von den Hussiten überfallen und brannte 1549 ganz ab.

Militschau (Milicow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Neu-Reichenau; 250 Einw.

Militschowes (Milicowes, Milcowes), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, gleichnam. Herrsch., an der Cydlina; 420 Einw.

Milium (Bot.), nach Linné, Flattergras, Milisgras, Gattung der Gramina Agrostidea *Spr.*, Triandria Digynia *L.* Von 19 Arten, in Europa, Asien und Amerika einheimisch, ist am bekanntesten: M. effusum *L.*, gemeines F. In Europa, Sibirien, Nordame-

rika in Wäldern. 3—4' hoch. Rispe zerstreut; Blüthen stumpf. Blattscheide glatt. Es riecht fast wie Steinklee und vertreibt daher die Motten. Der Halm wird zu feinen Strohhüten benutzt. Die Körner sind mehlig und werden daher Waldhirse genannt. Schkuhr, Taf. 11.

Milium (Ophthalm.), s. Miliolum.

Miliusa (Bot.), nach Decandolle Sohn, Gattung der Anonaceae *Dec. fil.* Einzige Art: M. indica *Dec. fil.* Strauch in Ostindien.

Miliwitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Wällisch-Birken; 300 Einw.

Miliz (Militärw.), Bezeichnung derjen. bewaffneten Mannschaft, welche außer dem stehenden Heere u. der Landwehr im Kriege Dienste leistet und nach dessen Beendigung sich wieder auflöst, indem die Einzelnen in ihre frühern Verhältnisse zurücktreten. Eine derartige M. ward zuerst in Holland und in den skandinavischen Reichen organisirt. So bestand in Schweden die Armee aus 21 Regimentern Nationalmiliz, die von den Grundeigenthümern erhalten werden mußte, jährlich 3 Wochen einexercirt ward und dann, wie auch im Kriege, Sold erhielt. In Dänemark dagegen bestand ein jedes Regiment zum dritten Theil aus geworbenen, beständig im Dienst stehenden Ausländern, zu zwei Drittel aber aus Bauern, die ebenfalls von den Grundbesitzern ernährt und besoldet wurden, aber dafür diesen, wenn sie nicht im Dienst begriffen waren, bei der Feldarbeit an die Hand gehen mußten. In einem ähnlichen Verhältniß standen die sogenannten Landmilizen (s. Landmiliz) in Deutschland. Von größerer Bedeutung aber war dieser Theil der bewaffneten Macht in England, wo sie aus den Zeiten Alfreds des Großen herrührt, aber im Jahre 1756, als die Franzosen mit einer Landung drohten, zu einer Stärke von etwa 40,000 Mann vermehrt und neu organisirt ward. Als Napoleon im Jahre 1802 England wieder mit einer Landung bedrohte, bewies sich diese M. sehr thätig, wodurch das Parlament sich veranlaßt fand, der Krone das Recht zu ihrer Vermehrung und Vertheilung in die Grafschaften zu ertheilen. Im Jahre 1803 ward sie in zwei Hauptabtheilungen, eine regelmäßige und eine örtliche, geschieden. An der Spitze der M. steht jetzt in jeder Grafschaft der Lordlieutenant. Der Milizsoldat muß 5 Jahre dienen und wird durch das Loos bestimmt. Nur Pairs, Soldaten des stehenden Heeres, Mitglieder der Universitäten, Schullehrer, Beamte, Seeleute, Lehrlinge und Arme, welche mehr als ein Kind haben, sind vom Dienst in der M. ganz frei, den man auch durch Ersatzmänner verrichten lassen darf. Die Offiziere werden von den Lordlieutenants ernannt, die aber nur solche Individuen zu befördern pflegen, welche das nöthige Einkommen haben. Auch gediente Offiziere des stehenden Heeres vom Hauptmann aufwärts, können zu Milizoffizieren genommen werden, doch stehen diese im Range den desselben Grades von der Armee nach. Eingetheilt ist diese M. in Regimenter von wenigstens 8 und höchstens 12 Kompagnien. Grafschaften, welche eine solche Zahl Bewaffneter nicht zu stellen vermögen, bilden einzelne Bataillons. Die Waffenübungen für die Milizsoldaten dauern im Jahre 28 Tage und alle 3 Jahre werden neue Monturen gegeben. Der König hat das Recht, die M.en zusammen zu rufen und innerhalb des Reichs zum Dienst zu verwenden, doch muß er 14 Tage nachher dem Parlament über die Art ihrer Verwendung Rechenschaft ablegen. Seit England eine Invasion nicht mehr zu fürchten braucht, d. h. seit dem pariser Frieden, haben für die M.en keine Waffenübungen mehr Statt gefunden. Ein anderes ähnliches Institut ist das Corps der Freiwilligen, die in der Zeit der Gefahr die Waffen ergreifen, ebenfalls dem Befehle des Lordlieutenants der Grafschaft, aber, wenn sie wirklich im Felde stehen, dem des Oberbefehlshabers des Heeres untergeben sind. Die Freiwilligen zu Fuß sind in Regimenter, Bataillons und Kompagnien eingetheilt, leisten dieselben Dienste, wie die Linie und bedienen insbesondere die Küstenbatterien. Während ihrer Uebungen, die 26 Tage im Jahre dauerten, erhielten sie auch denselben Sold wie die Linie, mußten aber für ihre Bekleidung selbst Sorge tragen. Zählten sie über 200 Mann, so wurden sie von einem Stabsoffizier, der einen Adjutanten und einen Oberfeldwebel zur Seite hatte, befehligt; erreichten sie jene Anzahl aber nicht, so stand bloß ein Oberfeldwebel an ihrer Spitze. Je 20 Mann haben einen Feldwebel und einen Korporal. Auch sie sind in der langen Friedenszeit niemals einberufen worden. Die Freiwilligen zu Pferd (Yeomanry-Cavalry) bestehen aus den reichsten Landeigenthümern und den angesehensten Pächtern, beziehen keinen Sold und üben sie nur kurze Zeit; dauert aber diese Uebungszeit länger, so erhält der Reiter täglich 2 Schillinge für sich und 1 Schilling 4 Pence für das Pferd. Jede Schwadron besteht aus 3 Kompagnien von wenigstens 40 Mann und wird von einem Stabsoffizier befehligt. Dieser erhält jährlich für den Mann 2 Pfund für Uniformen und eben so viel zur Bestreitung sonstiger Bedürfnisse. Diese Yeomanry-Cavalry besteht auch im Frieden fort und wird vorkommenden Falls auch zur Dämpfung innerer Unruhen aufgeboten. Als im Jahre 1803 das Land von einer Landung der Franzosen bedroht war, traten fast alle waffenfähigen Leute zu der M. und zu dem Corps der Freiwilligen, so daß sich diese Mannschaften damals auf 600,000 Bewaffnete beliefen. — Das Milizwesen fand von England aus auch in den nordamerikanischen Freistaaten Eingang und war während des Unabhängigkeitskampfes mit dem Mutterlande trotz der mangelnden Subordination von großer Bedeutung. Vornehmlich zeichneten sich die Büchsenschützen (Rifflemans) aus Virginien und andern Staaten aus. — Die Republik Mexiko hat ebenfalls M.en, der Zahl nach 36,000 Mann, welche schon in dem Befreiungskampfe gegen Spanien in Aktivität waren und bis in die neuesten Zeiten in den innern Parteikämpfen öfters den Ausschlag gaben. Auch in den südamerikanischen Republiken hat man seit dem Jahre 1810 ähnliche Mannschaften organisirt, doch hat man damit, wegen des jeglicher geregelten Disciplin widerstrebenden Charakters der Bewohner, wenig Erfolg gehabt. Die Landwehr in Oester-

reich und Preußen, so wie die französische Nationalgarde und die spanischen und portugiesischen Milicianos waren im Grunde auch nichts Anderes, als M.en. Vergl. Volksbewaffnung, Landsturm, Nationalgarde.

Miliz, Orden von der, s. Jesus-Christusorden.

Miliz (Bot.), s. v. a. Glyceria spectabilis *M. K.* — Falscher M., s. v. a. Scirpus sylvaticus *L.*

Milizac, franz. Dorf, Depart. Finistère, Bez. Brest; 1480 Einw.

Milizegyris (a. Geogr.), s. Melizigara.

Milkau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; 500 Einw.

Milkel, königl. sächs. Dorf, Kr. und Ldgr. Bautzen; 320 Einw.

Milken, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 230 Einw.

Milkendorf, österr.-schles. Dorf und Kammergut, Kr. Troppau; 480 Einw.

Milkersdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 170 Einw.

Milkow (Mylkow), 1) österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Busau; 170 Einw.; — 2) (Moldau), österr.-walach. Fluß, an der Grenze der Walachei, mündet in den Sereth, rechts.

Milkowo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 250 Einw.

Milk-River, nordamerik. Fluß, V. St., mündet in den Missouri, links.

Milk-wood (engl., Bot.), s. v. a. Lobelia scaevolaefolia *Roxb.*

Milkwort (engl., Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Polygala *L.*

Mill (Geogr.), 1) nordamerikan. Inselgruppe, im Kanal zwischen der Hudsons-Straße und dem Fox-Kanal; — 2) Mill-Creek, Ort das., V. St., Staat Delaware, Grafsch. New-Castle; 1820: 3050 Einw.; — 3) Ort das., Staat Ohio, Grafsch. Hamilton, 1820: 2200 Einw.

Mill (schwed., Bot.), s. v. a. Gartenmelde, Atriplex hortensis *L.*

Milla (Bot.), nach Cavanilles, Gattung der Coronariae Liliaceae *Spr.* 2 Arten, ausdauernde Kräuter in Mexiko und Buenos Ayres: M. biflora *Cav.* und uniflora *Grah.*

Millac, s. Milhac.

Milla-Doue-Madoue, asiat. Inselgruppe, zu den nördlichen Malediven gehörig.

Millancay, französ. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Romorantin; 710 Einw.

Millar, Johann, britischer Arzt, lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts und ist besonders wegen der nach ihm benannten Form des Asthma, die er in einer eigenen Monographie, betitelt: Observations on the asthma, Lond. 1769, deutsch von K. Ch. Krause, Leipzig 1769, beschrieben hat.

Millares, span. Flecken, Valencia, Prov. Alicante, am Xucar; 600 Einw.

Millas, franz. Flecken, Depart. Pyrénées-orient., Bez. Perpignan; am Tet; 2100 E.

Millaschevo, europ. türk. Kloster, Serbien, Sandsch. Novibazar, nordwestlich von Novibazar.

Millau (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer, 1) (Millowy), Kr. Chrudim, Herrsch. Richenburg; Glashütte; 180 Einw.; — 2) (Millow), Kr. Prachin, Bergstadt Bergreichenstein; 140 Einw.

Mille, austral. Inselgruppe, Mulgraves-Archipel, Kette Radack, die südlichste der ganzen Kette.

Millea (Bot.), nach Willdenow, s. v. a. Milla *Cav.*

Milledgeville, nordamerikan. Stadt, V. St., Staat Georgia, Grafsch. Baldwin, an der schiffbaren Alatahama; Akademie, Bank; Handel, besonders mit Baumwolle; 2070 Einw.

Milledou Madoue, Insel, s. v. a. Milla-Doue-Madoue.

Millefiori, 1) (ital., d. i. tausend Blumen), Art Glasmosaik, besteht aus der Zusammenstellung bunter Punkte und ward besonders zu Murano bei Venedig verfertigt, war aber bis 1834 verloren, wo Fuß in Schönebeck ein Verfahren zu ihrer Wiederherstellung erfand. — 2) (Waarenk.), Sorte Schnupftabak, die zu M. im Piemontesischen fabricirt wird und in ganz Italien sehr beliebt ist.

Millefleurs, eau de, s. Parfüms.

Millefolii Herba (pharm. Bot.), s. v. a. Schafrippenkraut; s. Achillea Millefolium *L.*, unter Schafgarbe.

Millefolium (Bot.), nach Adanson, Untergattung von Achillea *L.*

Millegrana (Bot.), 1) nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Radiola *Sm.*; — 2) nach Jussieu, Pflanzengattung; Art: M. Surian *Juss.*, s. v. a. Cypselea humifusa *Turp.*

Millegranae Herba (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Herniariae, s. Herniaria glabra *L.*

Millen, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; 450 Einw.

Millenau (Milenow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrschaft Weißkirch; 460 Ew.

Millenarier (Millenarii, Kirchengesch.), s. v. a. Chiliasten.

Millenarius, im Mittelalter Befehlshaber von 1000 Mann.

Millenberg, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 190 Einw.

Millenium (lat.), das tausendjährige Reich, s. Chiliasmus.

Millen St. Hubert, niederländ. Gemeinde, Prov. Nord-Brabant, südöstl. von Grave; 1990 Einw.

Millepedes (pharm. Zool.), auch Millepedae, Centipedes, Aselli, Asseln, Kellerasseln, Kelleresel, Kellereseln, Kellerschaben, Kellerwürmer, Mauerasseln, Maueresel, Gürtelasseln, Tausendfüße. Unter diesen Namen waren früher verschiedene Krustaceen in den Officinen gebräuchlich. Man erhielt sie vorzugsweise aus dem Orient und nannte sie deshalb auch levantische od. persische Asseln, Millepedae levanticae s. persicae. Den Hauptbestandtheil machte gewöhnlich die gemeine Kugelassel, Armadillo officinarum *Brandt*, aus, ziemlich eben so häufig fand sich darunter die verwechselte Rollassel, Armadillium commutatum *Brandt*, seltener

das gerandete Rollthier, Glomeris marginata *Leach*. Noch seltener fand sich die niedergedrückte Rollassel, Armadillium depressum *Brandt*. Auch die verschiedenen Kellerwürmer, besonders der rauhe Kellerwurm, Porcellio scaber *Brandt*, seltener Porcellio dilatatus *Brandt*, u. Porcellio pictus *Brandt*, finden sich darunter. Die Mauerassel, Oniscus murarius *L.*, selbst Bruchstücke von Julus terrestris *L.*, und von Käfern werden bisweilen gleichfalls vorgefunden. Doch kamen die Mauerasseln und Kellerwürmer auch als eine besondere Sorte, nämlich als Millepedae gallicae, französische Kellerasseln, aus Südfrankreich. Die M., wie sie in den Apotheken vorkommen, haben ihre Farbe verloren und sind gelb oder bräunlich weiß. Bisweilen findet man auch einzelne Thiere, an denen sich die Farbe zum Theil oder ganz erhalten hat. Die meisten sind zusammengerollt, wie sie sich im Leben zusammenrollen, wenn sie verfolgt werden. Wahrscheinlich rollen sie sich beim Sterben so zusammen, ohne daß es nöthig wäre, sie durch Besprengung mit Wein dazu zu veranlassen, wie Manche behaupten. Der Geruch ist nicht bedeutend, aber unangenehm moderartig, was von ihrer Nahrung und ihrem Aufenthalte herrührt. Der Geschmack ist unangenehm salzig. Durch Kochen mit Wasser geben sie eine ekelhaft schmeckende Gallert. Ehedem wurden sie besonders als schleimauflösendes und harntreibendes Mittel und gegen sehr verschiedene Krankheiten: Keuchhusten, Bräune, Gicht, schleimiges Asthma, Schleimschwindsucht, Unterleibsstockungen, Gelb- und Wassersucht, Steinbeschwerden, Wasserscheu und grauen Staar gerühmt. Man gebraucht die getrockneten Asseln in Pulverform. Die frischen hingegen, welches die sogenannten französischen Asseln, aus den Kellerwürmern, Porcelliones und Mauerasseln bestehend, sind, werden in Latwergen und Bissen- oder auch in Emulsionsform gereicht. Auch gibt man den ausgepreßten Saft als Tinktur oder Essenz. Die Asseln machten sonst auch einen Hauptbestandtheil von den Pilulis sciliticis aus.

Mille-Points (Waarenk.), engl. geköperter, atlasartiger, ganz klein gemusterter Wollenzeuch, eine Gattung glänzend appretirter Kalmuck, $^{7}/_{8}$ — $^{5}/_{4}$ Yard breit, für Italien.

Millepora (Zoophyt.), nach Linné, Punktkoralle, Gattung der Phytocorallia milleporina *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Polypen nach Oken. Charakter: Steinig, vielgestaltig, ästig und sprossend, mit einfachen, nicht blätterigen Löchern; diese röhrig, sehr klein, oft ganz verschwindend, senkrecht auf der Axe stehend. Die Punktkorallen haben so kleine Polypen, daß man sie nicht mit dem bloßen Auge erkennt, sondern nur ihr schleimiges Wesen fühlt, wenn man unter dem Wasser mit dem Finger über sie wegfährt. Dann aber ziehen sie sich wieder so tief ins Innere, daß man bald nichts weiter als den rauhen Stein fühlt. Sie bilden große Massen. Gegen 15 lebende und mehre fossile Arten; bekannteste der ersteren: 1) M. complanata *Lam.*, Palmipora complanata *Blainv.* Sehr breit, zusammengedrückt, eben, die Lappen aufrecht, flach, am Ende getheilt, etwas gefaltet, zugerundet, abgestutzt; Poren undeutlich, zerstreut. Die größte Art, bis 9 Zoll breit. Um Amerika. Esper I, Taf. 8; Sloane, Hist. of Jam. I, Taf. 17, Fig. 1. — 2) M. alcicornis *L.*, Palmipora alcicornis *Blainv.*, Elendsgeweihe. Breit, zusammengedrückt, in vielen Sprossen; Lappen zerschlitzt-handförmig, etwas ästig, zugespitzt; Poren zerstreut, sehr klein. An den Antillen. Bildet schöne Büsche und ist gemein in den Sammlungen. Esper I, Taf. 5, 7. Suppl. I, 26. — 3) M. aspera *Lam.*, Madrepora aspera *Ehrenb.* Sehr ästig, etwas zusammengedrückt, mit kurzen, höckerig-stacheligen Aestchen; Poren mitunter gespalten und hervorstehend. Im Mittelmeer; einige Zoll hoch, weiß, die Aeste etwas fächerartig, aber in verschiedener Richtung. Esper, Suppl. I, Taf. 18. — 4) M. coerulea *L.*, Pocillopora coerulea *Lam.*, Heliopora coerulea *Blainv.* Zusammengedrückt, sprossend, in aufrecht verflachte Lappen getheilt, inwendig blau. Gegen 9 Zoll breit, 8 Zoll hoch, keulenförmig-ästig, etwas kammartig. Im indischen Meere. Esper, Suppl. I, XXXII. — 5) M. rubra *Ell.*, M. miniacea *Gmel.*, rothes Punktkorall. Zinnober- oder rosenroth, nur einige Linien dick, häufig auf andern Korallen als Ueberzug. — 6) M. (Myriozoon) truncata *L.* Im Mittelmeer. Die Gattung ist der Typus der Milleporina *Ehrenb.* und Andern, eine Familie der Phytocorallia *Ehrenb.* mit folgendem Charakter: Stamm ohne Axenzelle und also ohne hohlen Kanal in der Mitte, gleichmäßig porös auf der ganzen Oberfläche. Gattungen: Millepora *L.*, Pocillopora *Lam.*, Seriatopora *Lam.* — (Foss. Zool.) Die vom Oolithengebirge schon beginnenden Arten haben keine geognostische Bedeutung, auch ist bei mehren die Stellung zweifelhaft. Eine sichere Art ist M. compressa *Goldf.* (Petr. Germ. I, S. 21, Taf. 8, Fig. 3), kleine, zusammengedrückte, gabelig getheilte Stämme mit kurzen abgestutzten Aestchen und unregelmäßig mit Poren von ungleicher Größe besetzt. Im unteren Pläner von Plauen bei Dresden und im Kreidetuff von Mastricht.

Milleporina (Zoophyt.), s. unter Millepora *L.* — Neben einigen fossilen Species der Gattungen Millepora und Nullipora, deren aber keine leitend ist, finden sich auch noch ganz ausgestorbene Gattungen, nämlich Calamopora, vorzugsweise der Grauwacke angehörig und nur bis zum Zechstein reichend, Eunomia, bloß dem Jura, und Chätites, von da bis in die tertiären Gebilde reichend.

Miller (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafschaft, Staat Arkansas: 1830: 360 Einw.; — 2) Grafsch. das., V. St., Staat Missouri; 1840: 2280 Einw.

Miller (Biogr.), 1) Philipp, geb. zu Middlesex 1691, erhielt 1722 die Aufsicht über den Garten der Apothekergesellschaft zu Chelsea, der durch ihn zu einer europäischen Berühmtheit erhoben wurde. M. hat durch seine Werke für die Gartenkunst eine neue Epoche begründet. Sein vorzüglichstes, noch jetzt schätzbares Werk ist: „The gardeners and florists dictionary or a complete system of horticulture" (2 Bde.,

Lond. 1724, umgearb., das. 1734, Fol., 9. Aufl. herausgegeben von Th. Martyn, 4 Bde., Lond. 1807, Fol.; deutsch von G. L. Huth, unter dem Titel: „Das englische Gartenbuch oder Gärtnerlexikon", 3 Bde., mit Kupfern, Nürnb. 1750—58, Fol., auch unter dem allgemeinen Titel: „Allgemeines Gärtnerlexikon" nach der 8. Ausgabe übersetzt, 4 Thle., mit Kupf., Nürnb. 1769—76, 4 Thle.); — Gardeners Kalender (Lond. 1731 u. oft, zuletzt das. 1775, 12.; deutsch von L. G. Büttner übersetzt, Gött. 1750); — Figures of the most beautyfull, usefull and uncommon plants described in the Gardiners-Dictionary (2 Bde. mit 300 illuminirt. Kupfert., Lond. 1760, Fol.; deutsch herausg., Nürnb. 1768, Fol.); — Illustratio systematis sex. Linnaei (engl. und lat., 2 Thle., mit illuminirt. Kupf., Lond. 1777, Fol.); — Illustration of sex. system of Linnaeus (mit illuminirt. Kupf., Lond. 1779); — Illustration of the termini botanici of Linnaeus (mit illuminirt. Kupfert., das. 1789). Eine deutsche Ausgabe der „Illustratio system. sex. Linnaei" erschien in 2 Theil., mit illuminirt. Kupf., in Frankf. a/M. 1789, vermehrt aber herausg. von F. G. Weiß u. M. B. Borkhausen, das. 1804, Fol., gleichfalls mit illuminirt. Kupfert. — 2) Johann Peter, geb. zu Leipheim 1725; ward 1751 Rektor in Helmstädt, 1756 desgl. in Halle, 1766 ordentl. Professor der Theologie in Göttingen; † das. 1789. Seine wichtigsten Schriften sind: Erbauliche Erzählungen der vornehmsten biblischen Geschichten, (Helmstädt 1759, 12. Aufl. 1808); — J. M. Mosheims Sittenlehre der heil. Schrift (6—9 Thle., Halle 1762—1770, 4). — 3) William M. oder Millar, Maler, geb. um 1740, galt für einen der besten Künstler Englands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, fertigte für die Shakespear-Gallery einige Kompositionen, malte besonders Genrebilder und Bildnisse. Mehre seiner Werke wurden gestochen. Von L. Schiavonetti: die letzten Augenblicke Ludwigs XVI., ein großes punktirtes und kolorirtes Blatt; — von den Gebrüdern Facius: Romeo und Julie von Shakespeare, Akt I, Scene 5; — von J. Cary und W. Redgwick: drei Scenen aus Werther; — von B. Smith: die Verpflichtung des Lord Mayors zu London; — von Metland: die Westminster-Abtei 2c. Milar † 1810. — 4) John, Blumenmaler zu London, wurde 1750 geboren und gründete in London seinen Ruf. Seine Gemälde erfreuen durch die naturgetreue Darstellung bis ins kleinste Detail, durch die glänzende Färbung und durch die malerische Schönheit des Ganzen. Er machte sich auch um die Botanik verdient durch seine Illustrationen zu Linné's Sexualsystem: „Illustratio Systematis sexualis Linnaei, London 1770—1777, gr. Fol. — 5) Johann Martin, geb. 1750 zu Ulm, schloß sich, als er 1770 nach Göttingen ging, um Theologie zu studiren, dem dort bestehenden Dichtervereine an, den Bürger, Voß, Hölty, die Stolberge, Leisewitz und A. bildeten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Leipzig ward er 1775 Kandidat und Vikar der obern Klasse des Gymnasiums zu Ulm, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am dortigen Gymnasium. Im Jahre 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war. Im Jahre 1804 ward er Konsistorialrath und 1809 Stadt- und Distriktsdekan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche, bis er 1810, da Ulm an Würtemberg fiel, wieder als Frühprediger ans Münster kam. Im J. 1810 wurde ihm von dem König von Würtemberg das Dekanat Ulm übertragen und zugleich der Charakter eines geistlichen Raths ertheilt; † 1814. M. hat sich als Kanzelredner, Liederdichter, namentlich aber als Romanschriftsteller einen Namen erworben. Sein berühmtester Roman, der zu seiner Zeit ein ganz außerordentliches Aufsehen machte, ist „Siegwart, eine Klostergeschichte" (2 Bde., Ulm 1776 und öfter). Die darin angeschlagene Sentimentalität, die weichen, zarten Gefühle, die nicht selten an Göthe's „Werther" erinnerten, sprachen das Zeitalter ganz ungemein an und riefen eine Fluth von Nachahmungen hervor. Aber schon nach einem Jahrzehnt erkannte man die Einseitigkeit dieser Richtung, die sich in die Gefühlswelt zurückzieht, ohne dem wirklichen Leben in der Zeichnung fester Charaktere Rechnung zu tragen. Es erschienen Parodien auf den millerschen Siegwart, unter denen der „Mann im Mond" von Hauff die gelungenste ist, die diese verweichlichende und entnervende Richtung der deutschen Poesie so wirksam bekämpften, daß die millersche Sentimentalität bald ebenso verschrieen und ins Lächerliche gezogen, wie kurz vorher gepriesen und verherrlicht wurde. Außerdem schrieb M.: Briefwechsel dreier akademischer Freunde (Ulm 1776 ff.); — Beitrag zur Gesch. der Zärtlichkeit aus den Briefen zweier Liebenden (Leipz. 1776); — Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau (das. 1778, 4 Thle.); — Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn auf der Akademie (Ulm 1785, 2 Bde.); — Geschichte Gottf. Walthers (das. 1786). — M.s lyrische Gedichte (Ulm 1783), worunter mehre geistliche Lieder sind, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weichheit wie die Romane an sich. Mehre davon sind Volkslieder geworden, namentlich: Bei Nektar und Ambrosia u. s. w.; — Das ganze Dorf versammelt sich u. s. w.; — Es leben die Alten u. s. w.; — Traurig sehen wir uns an u. s. w. — Aus seinen Predigten (3 Bde., Leipz. 1776—84), die sich durch eine einfach-würdige und herzliche Form auszeichnen, spricht das Gefühl ächter Religiosität. Vergl. M.s Biographie und Charakteristik in den „Zeitgenossen" 1, 13 und „Der Göttinger Dichterbund von Prutz" (Leipz. 1841). — 6) Moritz von, bekannt als Militärschriftsteller, den 10. März 1792 zu Stuttgart geb., empfing seine erste Bildung in dem Gymnasium zu Stuttgart und Ludwigsburg, kam 1805 als Kadet in das Militärinstitut und erhielt 2 Jahre darauf eine Lieutenantsstelle bei der reitenden Artillerie. Seine Tüchtigkeit erwies sich bereits in dem Feldzuge von 1809, wo er dem Generalstabe des Generals Vandamme, damaligen Anführers der würtembergischen Truppen, beigegeben ward und sich bei Linz so auszeichnete, daß er den wür-

temb. Militärverdienstorden erhielt. Während der Friedenszeit bis zum Jahre 1812 arbeitete M. in der geheimen Kriegskanzlei und wurde bei Ausbruch des russischen Feldzugs dem Generalstabe des Kronprinzen von Würtemberg zugetheilt. In der Schlacht von Smolensk verdiente er sich den Grad des Hauptmanns und den Orden der Ehrenlegion, war 1813, mit dem würtemb. Kontingente unter Döring nach Sachsen zurückgekehrt, dort als Chef des Generalstabes dem General Arrighi beigegeben und wurde 1814 in dem Feldzuge gegen die Franzosen bei Montereau schwer verwundet. Während des Feldzugs 1815 gegen Frankreich diente M. als Adjutant der Infanterie=Division. Im Jahre 1828 avancirte er zum Obersten. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch seine „Darstellung des Feldzugs der verbündeten Armee gegen die Russen im Jahre 1812, mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der würtemb. Truppen" (2 Thl. mit 17 Plänen und 1 Karte, Stuttg. 1823), so wie durch seine „Vorlesungen über die Moorschanzkunst in Verbindung mit dem Pionier= und Pontonierdienst" (2 Thle., Karlsr. u. Freiburg 1831). — 7) Julius, berühmter Tenorist, geboren 1782 zu Dresden, zeigte frühzeitig viel Talent und Lust zur Musik, erhielt aber erst von seinem 12. Jahre an Unterricht im Violinspiel, worin er es in kurzer Zeit bald so weit brachte, daß er im Orchester mitspielen konnte. Nach der Mutation hatte sich seine wunderliebliche Sopranstimme in einen hohen, angenehmen Tenor verwandelt, was ihn veranlaßte, der ihm angebornen Liebe zum Gesange nachzugeben und sich mit dem Studium des Gesanges zu beschäftigen. Eine Reise, die er als Sänger und Violinvirtuos unternahm, ward der Probirstein seiner Kräfte. Im Jahre 1798 gab er unter Türk's Leitung als wandernder Virtuos das letzte Koncert zu Halle und ging dann gradewegs nach Amsterdam, wo er seine dramatische Laufbahn als Tamino begann u. den rauschendsten Beifall erntete. Bald darauf wurde er von einer wandernden Operngesellschaft engagirt, mit der er von Varel nach Flensburg kam, wo er so großes Aufsehen erregte, daß er das folgende Jahr als erster Tenorist beim Hoftheater zu Schleswig angestellt wurde. Ein längeres Gastspiel zu Hamburg 1803 sicherte ihm den Ruf eines der ersten Sänger Deutschlands. Nachdem er noch in Breslau und Berlin gastirt hatte, wurde er 1808 nach Wien und von da nach Dessau gerufen. In den Jahren 1810—1813 sang er bei der seconda'schen Gesellschaft, trat dann eine Reise nach Petersburg an, kam aber nur bis Warschau und folgte von hier aus einem Rufe Kotzebue's an das Theater zu Königsberg. Im Sommer 1816 gastirte er wieder zu Frankfur a. M., wo er große Triumphe feierte. Von hier ging er nach Darmstadt, wo er sogleich ein vortheilhaftes Engagement erhielt, aber nur bis 1818 blieb. Hierauf ward er Gesangslehrer am Hof zu Kassel u. später beim Herzoge von Cambridge. Im J. 1820 treffen wir ihn wieder in Amsterdam, von wo er abwechselnd Reisen nach Deutschland machte; 1827 gab er in Paris Koncerte, 1828 in Brüssel, 1829 gastirte er in Riga, Petersburg und Moskau, 1830 in Lübeck und Hamburg; 1831 lebte er als Gesangslehrer zu Berlin, 1833 übernahm er die Theaterdirektion zu Dessau, durch welche, so wie durch seine Lebensweise er um sein ganzes Vermögen kam. Im J. 1837 reiste er mit seiner Tochter Auguste, um für dieselbe ein Engagement zu suchen. Die letzten Jahre seines Lebens hielt er sich in Berlin und Charlottenburg im Kreise seiner Familie auf. Er † den 7. April 1851 zu Charlottenburg nach längerer Krankheit in Folge eines Nervenschlags. Auch als Komponist erfreute sich M. verdienter Anerkennung. Seine frühern Kompositionen, z. B. die komischen Opern: „die Verwandlungen," „der Kosakenoffizier" u. a., worin er selbst in den Hauptrollen auftrat, gefielen auf fast allen deutschen Theatern. Eine große lyrische Oper von ihm: „Merope", ging mit glücklichem Erfolg in Amsterdam in Scene. Eine große Menge vierstimmiger Gesänge, Messen u. s. w. sind theils noch Manuskript, theils im Druck erschienen.

Mille=rayes, in Frankreich die feinen, ganz kleingestreiften, ostindischen Musseline, und die ihnen nachgemachten, schmalgestreiften, weißen und bunten Baumwollenzeuche.

Mille Rees, Münze, s. Portugal.

Milleria (Bot.), nach Linné, Gattung der Compositae amphicarpanthae *Rchb.*, Syngenesia Necessaria *L.* Von 3 Arten, Sommergewächsen in Südamerika, ist am bekanntesten: M. quinqueflora *L.* In Neuspanien.

Millerit (Min.), nach Haidinger, s. v. a. Haarkies (s. d.).

Millerole, älteres, aber doch hin und wieder noch gebräuchliches Flüssigkeitsmaß in Marseille. Es faßt 64,384 Liter oder 14,09 Imperial=Gallons. Bei Wein zerfällt die M. in 4 Escandeaux à 15 Pots à 4 Quarts. Bei Oel dieselbe Eintheilung, nur daß das Escandal in 40 Quarterons getheilt ist.

Millers, nordamerik. Fluß, V. St., durchströmt die Staaten Massachusets und Connecticut.

Millersburg, nordamerikan. Ort, V. St., Ohio, Grafschaft Holmes.

Millery (Geogr.), 1) französ. Flecken, Dep. Rhône, Bez. Lyon, Weinbau und Weinhandel; 1520 Einw.; — 2) Dorf das., Depart. Meurthe, Bez. Nancy, an der Mosel; Mineralquelle; 430 Einw.

Millery (Wein), Gattung der Cote=Rôtie=Weine.

Milles, österr.=böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Hayd; 170 Einw.

Milleschau (Geogr.), 1) österr.=böhm. Herrschaft, Kr. Leitmeritz, im Mittelgebirge, besteht aus 5 Dörfern, hat 3000 □J. Areal und 1300 Einw.; — 2) (Mileschau, Milesow), Pfarrdorf das.; Schloß; 450 Einw. Dabei der Berg Milleschauer (Donnersberg), 2450 Fuß hoch.

Milleschitz (Miljcowice, Milicowice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Frain; 320 Einw.

Millesimo (Geogr.), 1) ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Genua, südöstl. von Mondovi, am Bormida; 1200 Einw. Hier Sieg der Franzosen unter Bonaparte über die Oesterreicher 1796, 13. u. 14. April. — 2) Oesterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Nassaberg; 120 Einw.

Milleß, Stadt, s. v. a. Melasso.

Millestau (Milhoztow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Tepel; 140 Einw.

Millet (Biogr.), Jean François, Maler, genannt Francisque, um 1643 in Antwerpen geboren, wurde durch L. Franck in den Elementen der Kunst unterrichtet, worauf er sich nach Paris begab und sich vorzüglich an Poussin anschloß, obwohl er auf seinen Reisen durch Holland, Flandern und England auch die andern damals berühmten Landschaftsmaler kennen lernte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitglied der französischen Akademie und bald darauf zum Professor an derselben ernannt. Er verließ von jetzt an bis an seinen Tod, der 1680 erfolgte, Paris nicht und erlangte einen großen Ruf als Maler. Er malte Landschaften mit historischer, mythologischer und anderer Staffage, und alle tragen das Gepräge einer reichen Einbildungskraft. In der Luft- und Linearperspektive suchte er seinen Meister, und er war deswegen im Stande, die Räume auf bewunderungswürdige Weise auseinander zu setzen und in Folge seines glücklichen Gefühles für alle Nüancen der perspektivischen Linie den Vorgrund dem Beschauer näher zu bringen. Ueberall leuchtet die höchste Empfänglichkeit für das Großartige in der Natur hervor, und die Gründlichkeit seiner Studien gibt seinen Werken eine Wahrheit des Einzelnen, die uns mit dem etwas Gesuchten in der Zusammensetzung wieder versöhnt. Theodore, M.s Schüler, hat 28 Blätter nach ihm radirt; auch andere Meister haben mehre seiner Landschaften in Stahl gestochen.

Millet (franz., Bot.), 1) s. v. a. italienischer Kolbenhirse, Setaria italica *Beauv.*; — 2) s. v. a. gemeiner Hirse, Panicum miliaceum *L.*

Millettia (Bot.), nach Wight u. Arnott, Gattung der Leguminosae Dalbergieae *W. A.* 4 Arten, Bäume und Sträucher in Ostindien.

Milletsch (Biloc), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Grünberg; 220 Einw.

Milletshausen (Neu-M.), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ebersberg; 100 E.

Millevaches, französ. Dorf, Lozère, Bez. Ussel, auf der Höhe, von der die Vienne (zum Loiregebiet), Diege, Vezère, Corrège (zum Garonnegebiet) entspringen; 300 Einw. Dabei der Berg Odouze, 4900 Fuß hoch.

Milleville, Alessandro, berühmter Organist des 17. Jahrh., geb. zu Ferrara, diente in seiner Jugend als Organist zuerst dem Könige von Polen, dann dem römischen Kaiser und endlich dem Herzog zu Ferrara, der ihn 1622 zum Kapellmeister ernannte. Im J. 1629 kam er in gleicher Eigenschaft an den Dom zu Volterra. Er † in seinem 68. Jahre zu Ferrara und schrieb: mehre Opern, 3stimmige Messen und Psalmen, 1- bis 4stimmige Koncerte, 2- bis 6stimmige Motetten, Litaneien, Madrigalen u. dgl.

Millevoye, Charles Hubert, einer der gefälligsten lyrischen Dichter Frankreichs, geb. zu Abbeville am 24. Dec. 1782, studirte zuerst die Rechte, wurde aber dann Buchhändler. Alle seine Mußestunden verwandte er auf die Poesie, für welche er schon in früher Jugend bedeutende Anlagen zeigte. Eine leichtfertige Lebensweise hatte seine Gesundheit bald untergraben; er † am 26. Aug. 1816. Seine bedeutendsten poetischen Erzeugnisse sind: Plaisirs d'un poète (Par. 1801); — L'amour maternel (ein Lehrgedicht); — Belzunce ou la peste de Marseille (ein beschreibendes Gedicht) und die nachlässig, aber doch schön geschriebenen Elegien „Chute des feuilles" und „Le poète mourant". Seine beiden Epen „Charlemagne à Pavie" und „Alfred" sind von geringerem Werthe und noch unbedeutender sind seine dramatischen Versuche. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist von ihm selbst besorgt worden (5 Bde., Par. 1814—16; vermehrte Ausg., 4 Bde., Par. 1827). M. hatte sich durch seine Gedichte die Preise verschiedener französischer Akademien und von Ludwig XVIII. eine jährliche Pension von 1200 Livr. erworben.

Millewen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 410 E.

Milliarde (franz.), Summe von 1000 Millionen.

Milliare, Feldmaß, s. Are.

Milliaresion (griech.), Silbermünze Konstantins des Großen, im J. 330 n. Chr. statt des alten Denars eingeführt, $= \frac{1}{12}$ des goldenen Solidus, ungefähr 6 Gr. Werth.

Milliarium (röm. Antiq.), Meilenstein, Meilenzeiger. Obwohl man nach einer Angabe Plutarchs (C. Gracchus, Kap. 7) gewöhnlich annimmt, C. Gracchus habe zuerst die Einrichtung getroffen, daß auf den römischen Landstraßen von Meile zu Meile steinerne Säulen aufgestellt waren mit Inschriften, welche die Zahl der zurückgelegten Meilen anzeigten, so ist doch diese Ansicht unrichtig, schon um deswillen, weil nach einem ausdrücklichen Zeugniß des Polybius es sicher ist, daß schon zu dessen Zeit die Landstraße in der Provinz Gallien, welche aus Spanien nach Italien führte, mit Meilensteinen versehen war. Seit Augustus wurde mit der zunehmenden Ausdehnung und der Pflege der Heerstraßen in dem römischen Reiche auch die Aufstellung der Milliarien häufiger und regelmäßiger. Die Inschriften derselben enthalten folgende Punkte: 1) Angabe der Entfernungen, 2) Bezeichnung des Ortes, woher und wohin, 3) Name derjenigen, welche die Straße gebaut, oder die Meilensteine errichtet oder wiederhergestellt haben, und der Kaiser, denen man durch eine Widmung dieser Werke eine Ehre erzeigen wollte. Die Angabe der Entfernung ist entweder nur durch eine bloße Zahl angegeben, oder gewöhnlich durch die Zahl mit vorgesetztem M. P. (Millia passuum ...), da die römische Meile aus 1000 römischen Schritten (Doppelschritten) oder 5000 römischen Fuß besteht. Sie beträgt ungefähr den fünften Theil einer deutschen Meile, genauer 4548,61 pariser Fuß.

Milliarium aureum (röm. Antiq.), der goldene Meilenstein. Augustus ließ auf dem

Forum eine Säule aufrichten, bei welcher alle Landstraßen, welche durch die verschiedenen Thore nach Rom führten, zusammenliefen. Sie stand in der Nähe des Saturnustempels. Was an ihr von Gold war, ist nicht ganz ausgemacht; am wahrscheinlichsten bezieht sich diese Benennung auf Tafeln von vergoldeter Bronce, welche an der Säule angebracht waren und die Hauptorte und Entfernungen der hier zusammenlaufenden Straßen enthielten. Die Basis, auf welcher die Säule stand — eine dreifach abgestumpfte Basis mit Ziegelbekleidung — ist noch übrig. Die Zählung der Meilenzahl fing von den Thoren der Stadt Rom an, wo bei dem Anfang der ersten Meile einer jeden Straße der erste Meilenstein, mit I bezeichnet, stand. Bei der Verlegung der Residenz nach Byzanz errichtete Konstantin unter dem Namen M. aur. ein großes Gebäude auf dem Forum Augusteum in der Nähe des Sophientempels in der 4. Region der Stadt, und auch von hier aus wurden Milliaria nach allen Richtungen gezählt.

Millich, preuß. Dorf, R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; 340 Einw.

Millico, Giuseppe, Kastrat, einer der vorzüglichsten Sänger des vorigen Jahrhunderts, geb. 1730 zu Neapel, kam 1770 nach Wien, nachdem er längere Zeit in Italien gereist war, ging 1774 nach London, 1780 wieder nach Neapel, wo er 1802 †. Er schrieb die Opern La Zelinda, Nonna per far dormire li Bambini, viele kleinere Gesänge, Lieder, Arien ꝛc.

Millième (franz.), Gewicht, s. Paris, Geogr.

Millier, franz. Handelsgewicht; beim metrischen System = 1000 Kilogr., und zugleich die neue metrische Schiffstonne; beim ehemaligen Markgewicht = 3⅕ Charges à 3 Quintaux oder 1000 Pfd. = 489,5 Kilogr. oder 4046,6 Pfd. preuß. Gewicht.

Millières, franz. Dorf, Dep. Manche, Bez. Coutances; 1290 Einw.

Milligramme, die kleinste Unterabtheilung des französischen metrischen Gewichts, der 10. Theil eines Centigramm.

Millik (Milik), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Bistritz; 210 Einw.

Millikau (Milikow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Stadt Mies, an der Mies; 150 E.

Millikowitz, 1) (Milikowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strakonitz; 100 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Budweis, Gut Krumau; 140 Einw.

Millilitre, die kleinste Unterabtheilung des französischen metrischen Hohlmaßes, der 10. Theil des Centiliters.

Millimetre, die kleinste Unterabtheilung des französischen metrischen Längenmaßes, der 10. Theil eines Centimeters.

Millin (Biogr.), 1) Aubin Louis, einer der geistreichsten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris am 19. Juli 1759 aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, besuchte das Collège Duplessis in der Absicht, sich später dem geistlichen Stande zu widmen. Später widmete er sich aber vorzugsweise dem Studium der Literatur, der neuern Sprachen und der Naturwissenschaften. Nachdem er als Volontär bei der königl. Bibliothek eingetreten war, erschien seine erste Schrift unter dem Titel: Mélanges de littérature étrangère (6 Bde., Par. 1785—86), welche Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen enthält. Er huldigte während der Revolutionszeit streng republikanischen Grundsätzen und gab den Almanac republicain für das Jahr 1793 heraus und andere Schriften republikan. Färbung, die er aber später selbst desavouirte. Unter Robespierre's Schreckensregiment wurde er festgenommen, erhielt dann zwar seine Freiheit wieder, verlor aber durch die Reduktion der Renten fast sein ganzes Vermögen, so daß er froh war, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts zu erhalten. Später erhielt er eine Professur der Centralschule des Departements der Seine, wurde Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillenkabinets der Nationalbibliothek. Zuerst in Verbindung mit Noel und Warens, dann aber allein, redigirte er das Magazin encyclopédique. Als Conservateur der Antiken gab er das Studium der Naturwissenschaften ganz auf und warf sich mit so anhaltendem Fleiß auf die Archäologie, daß seine Gesundheit bald erschüttert war. Zu seiner Erholung und im Interesse der archäologischen Wissenschaft machte er unter der Kaiserregierung zwei Reisen, 1807 in das südliche Frankreich und 1811—1813 nach Italien. In seiner Abwesenheit wurden ihm von einem boshaften Diener fast alle seine Sammlungen verbrannt. Er † am 14. August 1818 zu Paris. Schrieb außer den schon oben genannten Werken: Discours de l'origine et des progrès de l'histoire naturelle en France (das. 1792); — Minéralogie (das. 1790, n. Aufl. 1816, deutsch von Rink, Leipz. 1797); — Antiquités nationales (5 Bde., das. 1790—98); — Elémens d'hist. nat. (das. 1794, auch 1797, verm. Aufl. 1800, ital. Turin 1798); — Introduction à l'étude des monumens antiques, des pierres gravées, des médailles et des vases peints (4 Bde., Paris 1796—1811); — Monumens antiques inédits (2 Bde., 1802—1804); — Dictionnaire des beaux arts (das. 1806); — Voyage dans les departemens du midi de la France (das. 1807—11, 5 Bde.); — Descriptions des peintures des vases antiques vulg. appelés étrusques (das. 1808—10, Fol.); — Gallerie mythologique (das. 1811, deutsch, 3. Aufl., 2 Bde., Berlin 1848, mit 750 Kupferst.); — Voyage en Savoie, en Piemont, à Nice et dans l'état de Gênes (das. 1816); — Voyage dans le Milanais, à Plaisance, Parme etc. (das. 1817, 2 Bde.) u. a. — 2) M. du Perreur, Alexander Louis Robert, Landschaftsmaler, geboren zu Paris 1764, genoß den Unterricht von Huet und Valenciennes und gelangte nach und nach im Fache der historischen Landschaft zu großem Rufe. Seine Werke sind zahlreich, und besonders vollständig ist seine Sammlung von Ansichten aus den Pyrenäen, sowohl in nach der Natur gemalten Studien, als in Zeichnungen bestehend. M. machte fünf

malerische Reisen in jene Gebirge. Auch viele Ansichten aus Italien, der Schweiz und aus Frankreich malte er, deren er eine bedeutende Anzahl im Großen in Oel ausführte. Man sah seine Werke auf den pariser Salons von 1793—1822. Im Jahr 1806 erhielt er eine goldene Medaille von 500 Frs. Werth. In der Gallerie Luxemburg ist der Einzug der Karthäuser in die große Karthause; im Museum zu Tours Karl VII. und Jeanne d'Arc; in der Gallerie der Diana zu Fontainebleau die Ansicht dieses Schlosses, so wie es zu Heinrichs IV. Zeit war, die Hauptansicht des Schlosses zu Pau mit Heinrich IV. in den Armen seiner Mutter; die Ansicht von Fontainebleau mit der Scene: Relevez vous, Sully; im Schlosse der Tuillerien eine Darstellung aus der Jugend Heinrichs IV. Viele andere historische Landschaften gingen in den Privatbesitz über. Die Geschichte Karls VII. und IX., Heinrichs IV., Rolands, Bayards, Franz' I., gab ihm oft Gelegenheit, seine Gemälde mit einer bedeutungsvollen Staffage zu zieren. M. war Ritter der Ehrenlegion.

Millina (Bot.), nach Cassini, Gattung der Compositae Cichoraceae *Dec.* Zwei ausdauernde Arten: 1) M. hyoseroides *Dec.* Auf Kandia; — 2) M. leontodontoides *Cass.* In Neapel.

Millingen (Geogr.), 1) preuß. Bauernschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 140 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., Kr. Rees; 2 Jahrmärkte; 890 Einw.

Millingen (Biogr.), 1) James, berühmter Alterthumsforscher, geb. zu London 1775, bildete durch seines Vaters reiche Bibliothek und schöne Sammlung von Vasen und Alterthümern frühzeitig seinen Geschmack aus. In Paris, wohin sein Vater 1790 übersiedelte, setzte er seine archäologischen Studien unter Barthélemy, Mongez, Tersan u. A. fort. Als Fremder und Reicher erregte er den Verdacht der Revolutionsmänner und wurde 11 Monate lang eingekerkert. Als er im J. 1794 freigelassen wurde, verließ er Frankreich und ging über Holland und Hamburg nach England. Als er im J. 1797 nach Frankreich zurückkehrte, wurde er zum 2. Mal als Fremder verhaftet und wieder längere Zeit fest gehalten. Nach seiner Freilassung lebte er bis zum J. 1801 in England, kehrte aber wieder nach Paris zurück, um ein Handlungsgeschäft zu gründen. Der baldige Wiederausbruch des Krieges vereitelte dasselbe. Er machte nun, sowohl aus Neigung zur Kunst, als aus Sorge für seine Gesundheit, eine Reise nach Italien, verweilte längere Zeit in Florenz, Neapel, Rom und an andern Orten und machte überall gründliche Studien. Erst nach achtjährigem Aufenthalt trat er mit seinem ersten Werke hervor: Recueil de medailles grècques inédites (Rom 1812). Außerdem schrieb er: Peintures antiques inédites de vases grecs (das. 1813, Fol.); — Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Caghill (das. 1817, Fol.); — Ancient coins of grecs cities and kings (Lond. 1831). Sein bedeutendstes Werk sind die Ancient inédited monument of grecian ant. (Lond. 1823, 2 Bde.) — eine Darstellung und Kritik der damals bekannten gemalten Gefäße. Diese Arbeit fand in England nicht die verdiente Beachtung, weil M. die Gewohnheit hatte, sehr lakonisch zu schreiben und manche wichtige Entdeckung, die Andern Stoff zu langen Abhandlungen gegeben hätte, in wenigen Zeilen abzumachen. Durch die Theilnahmlosigkeit verletzt, brach M. das Werk bei der 2. Lieferung ab. M. setzte A. L. Millings Werk, Histoire métallique de la révolution française, fort unter dem Titel Histoire métallique de Napoléon (Lond. 1818 und ein Supplementband das. 1822). Er † 1841. — 2) James, Sohn des Vorigen, machte als Sergeant in der Brigade des Lord Byron den griech. Freiheitskampf mit, gerieth nach der Schlacht bei Navarin in Gefangenschaft, erhielt aber nach einem Jahre seine Freiheit wieder. Schrieb: Memoir on the affairs of Greece (Lond. 1831).

Millingtonia (Bot.), 1. nach Roxburgh, Gattung der Sapotaceae *Juss.* Von 9 Arten, Bäumen in Ostindien und auf Java, nennen wir: 1) M. Arnottiana *Wight*, in Ostindien; — 2) M. lanceolata *Nees*, auf Java; — 3) M. simplicifolia *Roxb.*, in Ostindien. Die Gattung ist der Typus der Millingtonieae *Rchb.* — II. Nach Linné Sohn, Pflanzengattung. Art: M. hortensis *L. fil.*, s. v. a. Bignonia suberosa *Roxb.*

Millingtonieä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Papaveraceae Berberideae.

Milliolites (Petrefakt.), s. Numuliten.

Million (v. Lat.), Tausend mal Tausend, Bezeichnung für die Einheiten der 6.—12. höheren Ordnung.

Mill Islands, Inselgruppe, s. Hudsonsbai.

Millistère, französisches Brennholzmaß, der 1000ste Theil des Stere; dieser letztere wird aber gewöhnlich nur bis in $^1/_{10}$ od. in Decistèren eingetheilt.

Millitzwalde, preuß. Koloniedorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Demmin; 120 Einw.

Milman, Henri Hart, Professor der Poesie an der Universität zu Oxford, Geistlicher in der englischen Episkopalkirche und als dramatischer Dichter in seinem Vaterlande geschätzt, wurde zu London am 10. Februar 1791 geboren. Jüngster Sohn des Sir Francis M., eines angesehenen Arztes, der das Vertrauen des Hofes besaß, besuchte er zuerst die Schule von Greenwich, wo der berühmte Dr. Charles Burney sein Lehrer war, dann 9 Jahre das Gymnasium von Eton, worauf er 1810 in das dasige Collège trat. Nie mag ein Schüler so viel Preise hinter einander für englische u. lateinische Gedichte und Aufsätze in beiden Sprachen gewonnen haben, als der junge M. Schon 1815 ward er Fellow in demselben Collège, und 1817 trat er in den geistlichen Stand. Noch in demselben Jahre erhielt er die Vikarstelle von St. Mary in der Stadt Reading, und 1821 wurde er zum Professor der Poesie an der Universität erwählt, ein Amt, welches immer nur auf fünf Jahre konferirt wird. Im J. 1824 heirathete M. die Tochter des Generallieutenants Cockel.

Schon ehe er in den geistlichen Stand trat, ließ er seine Tragödie „Fazio“ erscheinen, ursprünglich für das Theater geschrieben; doch auf Freundes Rath vermied er diese stürmische Arena in dem Vertrauen, welches ihn nicht täuschte, daß, wenn sein Werk gut sey, es von selbst den Weg auf die Bühne sich bahnen werde. Nachdem drei Auflagen vergriffen waren, wurde es mit Erfolg auf dem Drury=Lane=Theater gegeben. Hierauf folgte sein „Fall of Jerusalem“, ebenfalls in dramatischer Form, welches die englische Kritik ein Gedicht nennt „würdig der Feder eines Geistlichen und mit Genius und Kenntnissen begabt, wie sie selten unter den heutigen dramatischen Schriftstellern sind“. Beide Trauerspiele begründeten für England des Verfassers dichterischen Ruf, der durch seine späteren Poesien wie „Belshazzar“ u. „Martyr of Antiochia“ nicht verringert wurde. Während in dem „Fazio“ die Einfachheit des Planes, das große Interesse der Handlung, die elegante, reine und keusche Diktion gerühmt wird, ist es in dem „Fall of Jerusalem“ mehr Natur und Kraft der Leidenschaften, was das Gemüth ergreift und den Leser tiefer bewegt und mit fortreißt. Mit dem Werthe seiner Schriften geht die Achtung für seinen Charakter als Mensch und Geistlicher Hand in Hand. Auch seine kritischen Aufsätze im „Quarterly review“ zeichnen sich durch ihre Gediegenheit und die Milde, welche einem christlichen Geistlichen ziemt, vortheilhaft aus.

Milloch (Millohe, Mühlohe, Milau, Mülloherhäusel, Müllerhäusel, Milow), österr.=böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Maierhöfen; 4 Mühlen; 130 Einw.

Millom (Mil=Hulme), brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Cumberland, südl. von Ravenglass; Eisenminen u. Eisenwerke; 1860 E.

Millonitz (Geogr.), 1) österr.=mähr. Gut, Kreis Brünn; mit Butschowitz verbunden und dem Fürsten v. Liechtenstein gehörig; — 2) Pfarrdorf das.; Schloß, Spital, 2 Mühlen; 400 Einw.

Milloszewo, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West=Pr.), R.=B. Danzig, Kr. Neustadt an der Löba; 210 Einw. Dabei ein fischreicher See.

Millot, Claude Franç. Xavier, franz. Geschichtsschreiber, geb. am 5. März 1726 zu Ornans in der Franche=Comté, studirte Theologie, trat in den Orden der Jesuiten und erhielt eine Professur der Rhetorik am Kollegium der Jesuitenkongregation zu Lyon. Da er durch eine Rede zu Ehren Montesquieu's sich die Ungunst seiner Oberen zugezogen hatte, so sah er sich genöthigt, seine Stelle aufzugeben; er wurde darauf vom Erzbischof Montazet von Lyon zum Vikar ernannt. Seine historischen Lehrbücher, die viele Auflagen erlebten und in mehre Sprachen übersetzt wurden, verschafften ihm einen Ruf als Professor der Geschichte an das Kollegium für junge Adelige in Parma. Als aber sein Beschützer, der Minister Felino in Parma, sich zur Niederlegung seines Portefeuilles veranlaßt sah, nahm auch M. seine Entlassung, kehrte nach Frankreich zurück, erhielt vom Hofe eine Pension von 4000 Livr. und 1771 Aufnahme in die Akademie; später wurde er zum Erzieher des Herzogs von Enghien ernannt. Er † am 21. März 1785. Er schrieb: „Elémens de l'histoire de France depuis Clovis jusqu'à Louis XV.“ (3 Bde., Paris 1767—69); — „Elémens de l'histoire d'Angleterre“ (3 Bde., Paris 1769); — „Elémens de l'histoire générale“ (9 Bde., Paris 1772). Diese Werke finden sich zusammengestellt in seinen „Oeuvres“ (15 Bde., Paris 1800). Außerdem schrieb er: „Histoire des Troubadours“ (3 Bde., Paris 1774) nach dem handschriftlichen Nachlaß von St. Palage bearbeitet; — „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.“ (6 Bde., Paris 1777) nach den Handschriften des Herzogs von Noailles; und „L'histoire philosophique de l'homme“. — M.s Werke huldigten dem Geschmack jener Zeit und fanden dadurch eine außerordentliche Verbreitung, sie entbehren aber jedes höheren wissenschaftlichen Gehalts.

Millotia (Bot.), nach Cassini, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: M. tenuifolia *Cass.* Einjährige Pflanze in Neuholland.

Millotitz (Geogr.), 1) österr.=mähr. Herrsch., Kr. Hradisch, umfaßt noch die Güter Swaloboritz und Wlkosch, hat ein Areal von 12,753 J. 691 □Kl. u. 6500 Einw.; — 2) (Milotice), Pfarrdorf das., Schloß; 900 Einw.

Millouin (franz., Ornith.), s. v. a. Tafelente, Anas ferina *L.*, s. Ente.

Millouinan (franz., Ornith.), s. v. a. Bergente, Anas marila *L.*, s. Ente.

Millova, europ.=türk. Ort, Macedonien, Sandsch. Salonik, südwestl. von Salonik.

Millowitz (Geogr.), 1) österr.=mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Zdaunek; 200 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Kosel; 220 Einw.

Millport, brit. Dorf, Schottland, Insel Great=Cumbray, Grafsch. Bute; auf der Südküste; 260 Einw.

Millrath, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Düsseldorf, Kreis Elberfeld; Jahrmarkt; 130 Einw.

Millsborough (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Delaware, Grafsch. Sussex; Eisenminen; — 2) Flecken (Borough) das., Staat Pennsylvania, Grafsch. Washington; 1840: 310 Einw.

Mill's Langley green (Pomol.), Mill's grüne Stachelbeere von Langley, Muskatellerbeere, englische grüne Stachelbeersorte; Frucht groß, etwas eiförmig, glatt, grasgrün, von ausgezeichnetem, etwas muskatellerartigem Geschmacke; reift im Juli. Das Blatt ist tief eingeschnitten. — Mill's white Champion, Mill's weißer Kämpfer, englische weiße Stachelbeersorte; Frucht groß, rund, glatt.

Millstadt, österreich.=illyr. Pfarrdorf und Staatsherrschaft mit Bezirk, Kr. Villach, am nördlichen Ufer des gleichnam. $2^1/_2$ St. langen und $^3/_4$ St. breiten See's; 500 Einw. — Im

J. 1001 hatte das Dorf eine Benediktinerabtei erhalten, die vom Kaiser Friedrich IV. zum Sitz des Hochmeisters des heiligen Georgsordens gemacht und 1598 vom Kaiser Ferdinand den Jesuiten zu Grätz geschenkt wurde, die hier eine Residenz und einen Pfarrer hatten.

Millthorpe, brit. Flecken, England, Grafschaft Westmoreland, südl. von Kendal; 1450 Einw.

Milluhnen, preuß. Bauernschaft, Provinz Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 5 Wassermühlen; 350 Einw.

Millville, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-Jersey, Grafsch. Cumberland; 1820: 1010, 1840: 1770 Einw.

Millwürger (Ornith.), s. v. a. Dorndreher, Lanius Collurio *L.*

Milly (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Oise, Bez. Beauvais, am Thérain; Strumpf- und Sergefabr.; 1040 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Saone-Loire, Bez. Macon; Weinbau; 330 E.; — 3) Dorf das., Depart. Manche, Bez. Mortain; 1280 Einw.; — 4) Stadt das., Depart. Seine-Oise, Bez. Etampes; Hospiz, Getreidehalle, Getreide- und Mehlhandel; 2020 Einw.

Millykerzen, Fabrikat aus Stearinsäure u. Elain-Natron der Aktiengesellschaft der Millyfabrik in Wien; sie fertigt auch Elaidinsäure, Cerophansäure und gehärtetes Elain laut desfallsiger Angabe. Das Fabrikat ist anerkannt vorzüglich.

Milmarcos, span. Flecken, nordwestl. von Molina; 820 Einw.

Milmersdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kreis Templin, mit Vorwerk; 230 Einw.

Milmorte, belg. Dorf, bei Namur; 640 E.

Milna, österr.-dalmat. Dorf mit Hafen, auf der Westküste der Insel Brazza.

Milnea (Bot.), nach Roxburgh, Wirbelhiefe nach Oken, Gattung der Meliaceae *Roxb.* Charakter: Kelch 5spaltig; 5 hohle Blumenblätter; Staubfadenröhre kurz, kugelig, mit 5 Beuteln; Beere trocken, 2—3fächerig, reif einfächerig, mit einem Samen in Hülle; Würzelchen gegen den Mittelpunkt, ohne Eiweiß. Drei Arten, Bäume in Ostindien: 1) M. edulis *Roxb.* Der fleischige Samenmantel in den Früchten dieser Pflanze wird häufig gegessen. — 2) M. montana *Roxb.* Bis 40' hoch; Blätter gefiedert, glatt; Blüthen stinkend, in Rispen, mit gespaltener Narbe. Die gelben, dickschaligen, innen bläulichen, saftigen, säuerlichen und weinartigen Früchte sind ein beliebtes Obst, aus dessen Saft man auch mit Zucker einen Syrup gegen Husten macht. Rheede, Hort. mal. 4, Taf. 16. — 3) M. Roxburghiana *Wight* et *Arn.*

Milner, John, gelehrter britischer Theolog, der katholischen Kirche angehörig, geb. 1752 in London, ward auf dem Seminar zu Douai gebildet und 1779 als Pfarrer an der Kapelle zu Winchester angestellt. Anfangs widmete er sich mit Eifer kirchlich architektonischen Forschungen und gab als Frucht derselben 1798 eine Abhandlung über den modernen Styl in der Veränderung der Domkirchen heraus. Gleichzeitig erschien seine: History civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester (2 Bde., London 1798, 4.), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunst in England während des Mittelalters folgte. Späterhin betheiligte er sich mit Eifer an der Polemik zwischen Katholiken und Protestanten, und zwar als Verfechter der Ansprüche der Katholiken in England auf völlige Rechtsgleichheit mit den Bekennern der Hochkirche. Seine erste hierher gehörige Schrift war betitelt: Case of conscience solved, or the catholic claims proved to be compatible with the coronation oath (Lond. 1801). Im J. 1803 wurde er zum apostolischen Vikar für den sogenannten mittelländischen Distrikt u. zum Titularbischof von Castabala befördert u. bereiste in den Jahren 1807 und 1808 Irland, um die gegen die irischen Katholiken vorgebrachten Anschuldigungen zu untersuchen. Das Resultat seiner Nachforschungen gab er in der interessanten Schrift: Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants, and the antiquities of Ireland (London 1808), heraus. Die irische kathol. Geistlichkeit wählte ihn auch zu ihrem Geschäftsführer und im Jahr 1814 machte er, um für die Interessen der katholischen Kirche in Großbritannien zu wirken, eine Reise nach Rom. In seiner Schrift: The end of religions controversy (London 1818) suchte er diejenigen Satzungen des katholischen Glaubens, an welchen die Protestanten am meisten Anstoß nahmen, in ein günstigeres Licht zu stellen. Er † 1826.

Milnesium (Zoophyt.), nach Doyère, Gattung der Infusoria Tardigrada *Cuv.*, *Spall.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Leib weich, in Querfurchen getheilt; Kopf trägt vorn und seitlich zwei kurze, tasterförmige Anhängsel; Mund endigt in einen mit Tastern umgebenen Sauger. Unter mehren Arten bekannteste: M. tardigradum *Doyère*, Mémoir. sur les Tardigrades, Taf. XII, Fig. 1, 2, 3. Spallanzani, Opusc. de Phys., Bd. II, Taf. IV, Fig. 7; Taf. V, Fig. 9. Mund mit sechs kleinen ungleichen Tastern symmetrisch umgeben; Augenpunkte groß und körnig; Schlund sehr weit mit sehr kleinen Griffeln; Schlundkopf länglich, birnförmig, ohne inneres Knochengerüst; Leib durchsichtig, hinten deutlich schmäler, mit kurzen Fußstummeln am Ende, vier Krallen an jedem Fuße, daran zwei lange am Ende. Sehr lebhaft. Im Moose der Dächer.

Milnicks (Waarenk.), holländisch-ostindische Kattune. Sie liegen 1½ Cobidos breit u. 27 lang. Die Cavelingen halten 150 Stück.

Milo (türk. Buyuk-Deyermenlik), 1) griech. Insel, das alte Melos, im ägäischen Meer, zu den Cykladen gehörig, bildet ein Gouvernement, 3 □M. groß, mit 2500 Einw. Sie ist vulkanisch, mit Bergen und Hügeln bedeckt, an der Küste voller Salzsümpfe, welche die Luft ungesund machen. Der Berg Kalamo dampft noch jetzt, in vielen Höhlen entwickeln sich Schwefeldünste und die meisten Quellen sind schwefelhaltig, die Erde auch an manchen Stellen so heiß, daß man die Hand nicht hineinstecken kann. Der höchste Berg darauf im Süden ist der St. Elias.

An der Nordostküste liegen die Inseln Kimoli u. Polino, u. nordwestl. die Insel Anti-Milo. Das Klima ist ungesund. Ein besonders gegen die Nordwinde sicherer u. schöner Hafen befindet sich bei der gleichnam. Stadt im Südosten einer kleinen Bucht. Produkte sind: Wein, Baumwolle, Oel, Südfrüchte, Getreide, vorzügliche Melonen; Hornvieh (Ziegen, deren Milch berühmten Käse gibt), Esel, Maulthiere; Alaun, Schwefel, Gyps, Seesalz, Mühlsteine. Die Einwohner, die an Zahl mehr und mehr abnehmen, leben von Ackerbau und Viehzucht. — 2) Hauptstadt das., Sitz eines griech.-kathol. Bischofs, altes Theater, heiße Bäder (Lutra, unweit des Hafens), im Alterthum sehr ansehnlich; jetzt ist die Stadt in Folge einer verheerenden Pestseuche verödet und die Bewohner haben sich größtentheils in das Dorf Kastro übergesiedelt, welches daher der Hauptort der Insel ist; in der Umgegend sind ansehnliche Ruinen, wahrscheinlich von der alten Hauptstadt; die Trümmer eines auf einer Anhöhe beim Eingange des Hafens gelegenen Amphitheaters hat der König von Bayern angekauft und läßt sie erhalten. Die Orte Tripite, Plakas und Triovasala sind elende Dörfchen. Geschichtliches s. unter Melos.

Milo (Biogr.), 1) von Kroton, Sohn des Dictimus, einer der berühmtesten Athleten des Alterthums, welchem sechs olympische, sieben pythische, zehn isthmische, neun nemeische Siegeskränze im Ringen zugeschrieben werden. Schon als Knabe hatte er einmal im olympischen und einmal im pythischen Ringkampf den Preis erhalten. Die Zeit der einzelnen Siege ist nicht bestimmt; aber schon um die Zeit der 67. Olymp. war M. als ausgezeichneter Athlet bekannt. In der Schlacht, welche der Zerstörung von Sybaris vorherging, war M. Anführer der Krotoniaten. Er erschien in Herculestracht und trieb die ihm entgegenstehenden Feinde sogleich in die Flucht. Seinen agonistischen Ruhm hat besonders Simonides verherrlicht, und sein Name, an den sich mannichfache Erzählungen anknüpfen, wird von den Alten überall erwähnt. Er faßte z. B. mit jeder Hand einen Fuß eines Stieres und hielt diesen so fest, daß er nicht zu entrinnen vermochte. Ein anderes Mal trug er einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn und verzehrte denselben an demselben Tage allein. Dann soll er den Einsturz eines Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhindert haben, daß er die Hauptsäule ergriff und den wankenden Bau so lange zusammenhielt, bis sich Alle gerettet hatten. Allzu sehr auf seine Stärke vertrauend, fand er aber auch sein Ende. Als er nämlich einst bei einem Spaziergange in einem Wald einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinander reißen wollte, klemmte er sich die Hände ein und ward in diesem hülflosen Zustande von wilden Thieren zerrissen. Im Essen und Trinken leistete er ebenfalls Bedeutendes. — 2) M. aus Epirus, s. Pyrrhus. — 3) Tyrann zu Pisa in Elis. — 4) Herrscher im cilicischen Armenien 1170—1180. — 5) Titus Annius, bekannter Parteigänger zu Rom zu Cicero's Zeit, leiblicher Sohn des Cajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt. Er war aus der kleinen Stadt Lanuvium gebürtig und bekleidete daselbst nachmals auch die Würde eines Diktators. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.) machte Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe zwischen den von beiden Männern wider einander gedungenen Fechterbanden. Sie schreibt sich aus dem Jahre 57 v. Chr. her, wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Rückberufung aus dem Exil auftrat. Nach des Clodius Ermordung als deren Urheber verurtheilt und von Cicero vergeblich in der noch erhaltenen Rede vertheidigt, ging M. nach Massilia ins Exil und durfte auch da noch nicht zurückkehren, als Cäsar vielen anderen Verbannten die Rückkehr nach Rom gestattete. Hierdurch erbittert, folgte er im Jahre 48 dem Aufrufe des M. Cälius, der von dem Senate, weil er die Schuldgesetze Cäsars während dessen Abwesenheit umgestürzt hatte, der Prätur entsetzt worden war, und belagerte mit einer in Kampanien gesammelten Schaar das Kastell Cassanum bei Thurii in Lucania, ward aber dabei getödtet, wie bald nachher Cälius selbst vor Thurii.

Milocco, ital. Insel, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Intendanz Siragosa; nahe an der Ostküste.

Milo de Angleris (Sagengesch.), Vater des berühmten Roland.

Milokoscht (Milokoste), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Ungarisch-Ostra; 620 Einw.

Milolito, europ.-türk. Ort, Rumelien, Sandsch. Galipolis, nordwestl. von Trajanopel.

Milolitum (a. Geogr.), Ort im Innern von Thracien, an der Straße zwischen Marianopolis und Trajanopolis.

Milonia (a. Geogr.), Stadt der Samniter, von den Römern erobert; sie wird später nicht weiter erwähnt.

Milonitz (Milonice, Geogr.), 1) österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Brünn, gleichnam. Gut, Schlößchen, Spital und Mühlen; 390 Einw.; — 2) Dorf das., Herrsch. Czernahora; 120 Einw.

Milonius (Gesch.), 1) s. Milionius; — 2) Cajus M., Senator der marianischen Partei; — 3) Zeitgenosse des Horaz (Sat. II, 1, 24).

Milo-Potamo (Geogr.), 1) europ.-türk. Bezirk, Insel Candia; — 2) Hauptstadt das., Hafen, Sitz eines Bischofs, wahrscheinlich das alte Pantometrum; — 3) jon. kleine Insel, an der Westküste von Cerigo.

Miloradowitsch (Geogr.), austral. Inselgruppe, Niedrige Inseln, westl. von der Gruppe Tschitschagoff; 10 Meilen lang, 4 Meilen breit.

Miloradowitsch (Biogr.), Michael Andrejewitsch, Graf von, russischer General, geb. 1770, stammte aus einer altruss. adeligen Familie, trat sehr jung in den Militärdienst seines Vaterlandes und findet zuerst Erwähnung im Kriege gegen die Türken 1787; später diente

er im Feldzuge von 1794 gegen die Polen. Als Kaiser Paul im J. 1799 eine Armee nach Italien sendete, um den Kampf gegen die franz. Republik zu unterstützen, stand M. bei der Avantgarde derselben, und nahm Theil an den Siegen, so wie an dem spätern Rückzuge des Oberfeldherrn Suwaroff. Im Feldzuge von 1805 finden wir ihn bei der Schlacht von Austerlitz an der Spitze einer Division. 3 Jahre später führte er ein selbstständiges Kommando in der Walachei, die von den Türken bedroht war; in einem Schreiben der Bojaren gedachter Provinz an den Kaiser Alexander ist M. der Retter von Buchareſt genannt. Er erfocht manche Vortheile über die Türken, gewann ein Gefecht bei Giurgewo, und nahm sowohl diese Festung, als auch Stobodsejah. Im Feldzuge von 1812 zeichnete er sich besonders am 15. Sept. zwischen Smolensk und Krasnoi aus; im Okt. war er bestimmt, mit dem Könige von Neapel zu unterhandeln, der eine gütliche Beilegung des Krieges vorschlug, die aber bekanntlich nicht zu Stande kam. M. führte das Kommando einer russ. Heeresabtheilung, als die russ. Armee in Deutschland vorrückte. Am 2. Mai 1813, während der Schlacht von Groß-Görschen, stand er in und bei Zeitz. Es wurde ihm damals sehr zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht auf dem Schlachtfelde erschien; indessen müssen Entschuldigungsgründe für ihn aufzufinden gewesen seyn, da man ihn wegen des begangenen Fehlers nicht in Anspruch nahm. Auf dem Rückzuge nach Bautzen bildete er eine Arrieregarde der vereinigten Russen und Preußen, und lieferte am 12. Mai das Gefecht bei Fischbach, Bischofswerda und am Kapellenberge gegen die franz. Division Charpentier. Beide Theile behaupteten den Sieg erfochten zu haben; wäre dies auch bei den Russen gewiß, so half es doch zu nichts, da M. den Bewegungen der Armee folgen mußte. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes befehligte M. unter dem Großfürsten Konstantin die russisch-preußischen Garden und Reserven, und zeichnete sich am 30. August bei Kulm aus. In der hier genannten Dienststellung blieb er während der Feldzüge von 1813 und 1814. Nach dem Frieden wurde er zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt. Als hier nach dem Tode Alexanders, Ende 1825, Unruhen ausbrachen, wollte M. auf einem der öffentlichen Plätze durch Zureden den Tumult stillen, als er plötzlich, durch einen Pistolenschuß getroffen, todt niedersank. Die Pistole soll ein in Civiltracht gekleideter Offizier abgefeuert haben.

Milos, Insel, s. v. a. Milo.

Milosch, Obrenowitsch, ehemal. Fürst von Serbien, ist um 1780 in dem Dorfe Dobrinja auf dem südlichen Abhange des Soschitzagebirges in Serbien geboren. Sein Vater, Tescha, war ein armer Landmann, der, ohne eigenen Besitz, genöthigt war, bei wohlhabenden Bauern als Knecht zu dienen. Seine Mutter hatte in einer früheren Ehe mit Obren, einem wohlhabenden Manne, schon eine Tochter und zwei Söhne geboren. Der eine von diesen letzteren, Namens Milan, hatte einen Viehhandel angefangen und sich durch seine Thätigkeit und Umsicht ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Zu diesem Milan begab sich M. und diente ihm als Knecht, bis die Bedrückungen der Türken im Jahre 1804 unter den Serben einen Aufstand veranlaßten. Milan war unter den wohlhabenderen Serben der erste, der sich für den Aufstand erklärte, und wurde deshalb zum Befehlshaber der Bezirke von Rudnik, Poschega und Uschize ernannt. Er war wegen seines Wohlwollens allgemein beliebt, hatte aber wenig Neigung und Fähigkeit zum Kriege. Dagegen zeichnete sich sein Halbbruder M. durch seine Größe, seinen starken Arm und seine unerschütterliche Tapferkeit vor Allen aus, er war in jedem Kampfe der Erste und entschied mehr als einmal durch seine persönliche Tapferkeit den Sieg. Daher übertrug ihm Milan gern statt seiner den Befehl im Kriege. So vertrat M. auch im Anfange des Jahres 1810, als sein Bruder in das russische Hauptquartier in der Walachei abgeschickt wurde, um über wichtige, das Gemeinwohl betreffende Dinge zu verhandeln, in seiner Abwesenheit seine Stelle. Aber Milan kehrte nicht wieder zurück und es verbreitete sich das Gerücht, daß er (von Czerny?) vergiftet worden sey. M., der jetzt nach seinem Halbbruder den Namen Obrenowitsch annahm, behielt anfangs das Amt, das dieser ihm übertragen hatte; aber schon in den ersten Tagen des Jahres 1811 wurde durch Czerny Georg, der das Haupt und die Seele des ganzen Aufstandes war, eine neue Einrichtung getroffen, nach der ihm nur ein geringer Theil des Bezirks von Rudnik blieb. Viele Anführer, die bisher ihm untergeben gewesen waren, erhielten gleichen Rang mit ihm und Allen wurde Kara Markowitsch, der Schwiegersohn Czerny Georgs, vorgesetzt. Da einige andere Befehlshaber, die auf gleiche Weise zurückgesetzt worden waren, den Entschluß faßten, ihr Recht mit gewaffneter Hand zu vertheidigen, so ließ M., der selbst des Schreibens unkundig war, ihnen einen Brief schreiben, in welchem er sie aufforderte, fest auf ihrem Vorhaben zu beharren, und versprach ihnen, im Fall der Noth mit 200 Mann zu Hülfe zu kommen. Dieser Brief fiel Czerny Georg in die Hände. Er zog deshalb mit überlegener Macht gegen M., nahm ihn gefangen und führte ihn nach Belgrad, um ihn dort vor das höchste Gericht zu stellen. M. war aber bei dem Volke in so großem Ansehen, daß es selbst seine Feinde nicht wagten, ihn zu verderben. Man begnügte sich damit, ihm starke Vorwürfe zu machen und ihm das Versprechen abzunehmen, daß er in der Folge dem Czerny Georg treu und gehorsam seyn wollte, worauf er wieder in Freiheit gesetzt wurde. Als im Sommer 1813 ein großes türkisches Heer in Serbien einrückte, die Schanzen von Deligrad umging und Negotin nach tapferer Gegenwehr einnahm, entsank Czerny Georg der Muth und mit ihm allen bedeutenderen Anführern des Heeres. Sie flohen der Donau zu und traten auf das österreichische Gebiet über. Während diese

Dinge an der östlichen Grenze des Landes vorgingen, kämpfte M. an der westlichen gegen die Bosnier, welche die Drina überschritten hatten und in die benachbarten Bezirke Serbiens eingefallen waren. Sima Markowitsch, dem er untergeben war, trug ihm auf, mit 2000 Mann die fruchtbare Landschaft an der Einmündung der Drina in die Sawa zu vertheidigen. Hier kam es zu einem furchtbaren Kampfe; 17 Tage lang vertheidigte M. den offenen Flecken Rawanj an der Saffawitza, bis derselbe durch das Feuer des Feindes ganz zerstört war. Dann floh er zu Fuß gegen die Sawa zu; an der Stromüberfahrt bei Mitrowitz fand er Pferde, und so gelang es ihm, nach dem serbischen Lager bei Schabatz zu entkommen. Hier machte er dem Sima Markowitsch, der es versäumt hatte, ihm zu Hülfe zu ziehen, die bittersten Vorwürfe. Er sah wohl, daß Alles verloren war, denn schon war die Kunde von der Schlacht bei Deligrad und von der Flucht Czerny Georgs nach Schabatz gekommen. Zwar ließ er auch jetzt den Muth nicht sinken. Als ihm von den versammelten Häuptern der Vorschlag gemacht wurde, er möge 2000 Reiter nehmen und sich mit diesen in die wichtige Festung Belgrad werfen, ehe die Türken dieselbe genommen hätten, war er sogleich bereit. Aber schon war es zu spät; denn ehe die Schaar noch gerüstet war, erfuhr man, daß die Türken über die Morawa gegangen wären, Belgrad ohne Widerstand genommen hätten und von hier aus plündernd und verheerend in das Innere des Landes vordrängen. Da zerstreuten sich die Kriegshaufen, die zu Schabatz noch unter den Waffen standen, und die Anführer entflohen über die Sawa nach Oesterreich. M. konnte es aber nicht über sich gewinnen, ihnen zu folgen. Er möchte nicht Weib und Kind der Rache des Feindes preisgeben und beschloß, im Lande auszuharren. In Brusnizza, seiner Behausung, wo noch kein Feind hingedrungen war, durfte er hoffen, sich halten zu können. Er besetzte Uschize und theilte den Bekjaren, welche nach der Flucht der anderen Anführer sich um ihn sammelten, Waffen und Kleider aus. Aber seine Hoffnung, das Volk werde treu zu ihm halten, erfüllte sich nicht. Als die Türken anrückten, wollte Jeder nur seinen eigenen Herd vor dem Aeußersten schützen. Kein Haufe war zusammenzuhalten, und selbst die Besatzung von Uschize floh auf die erste Kunde von der Annäherung des Feindes. Hierauf beschloß M., auf die Anträge der Türken, die ihm, wenn er sich ergäbe, Verzeihung, wenn er aber das Volk beruhigen helfe, sogar die Würde eines Kneesen und Herrn verhießen, einzugehen. In dem Dorfe Takowo legte er seine Waffen zu den Füßen des Aga Ali Sertschesma, Delibaschen des Großveziers. Mit seiner Unterwerfung war die des ganzen Landes vollendet. Der Großvezier empfing ihn mit Freuden und ernannte ihn zum Oberkneesen von Rudnik. Soliman beschenkte ihn mit schönen Pistolen und einem arabischen Hengste. „Seht da", sagte er, als er ihn seinem Hofe vorstellte, „meinen lieben Baschkneesen und Wahlsohn. Jetzt stellt er sich wohl fromm und bescheiden an; aber sonst in Wahrheit habe ich manchmal vor ihm Reißaus nehmen müssen. Zuletzt bei Rawanj hat er mir den Arm zerschlagen. Da, Wahlsohn, hast Du mich gebissen." M. entgegnete: „Dafür, Pascha, soll dieser Arm mit Gold bedeckt werden." Der Friede kehrte jetzt zwar zurück, aber mit ihm auch der härteste Druck für die Serben. Sie wurden entwaffnet und die Bauern zu Frohndiensten an den Festungen genöthigt. In dieser Schmach hielt sie nur der Umstand noch aufrecht, daß sie noch einige von ihren alten Oberhäuptern unter sich sahen, an die sich die Hoffnung einer Erhebung anknüpfen konnte. Es waren dies vornehmlich drei: Knees Arenti in Belgrad, Abram Lukitsch, früher Sowgetnik, ein bejahrter, beredter und angesehener Mann, und M., der den meisten Einfluß ausübte. Sie durften in Waffen einhergehen und vermochten zuweilen den Pascha zur Absetzung eines allzu gewaltthätigen Musselim. In dieser Lage der Dinge bedurfte es nur eines geringen Anlasses, um eine neue Empörung hervorzurufen. Vereinzelten, unvorbereiteten Aufständen trat M., ohne Zweifel überzeugt, daß sie nur mißlingen und das Land völlig zu Grunde richten würden, entgegen. Erst als der Uebermuth der Türken kein Recht mehr achtete u. sich zu den verabscheuungswürdigsten Greueln verleiten ließ, beschloß auch er, wieder zu den Waffen zu greifen. Als er aus Belgrad sich hinwegzubegeben Anstalt traf, suchte man ihn zurückzuhalten. Er kaufte aber kluger Weise dem Pascha 60 Sklaven u. eine vornehme Sklavin ab, und erhielt auf seine Versicherung, daß der Verkauf einer so großen Menge von Ochsen, als nöthig sey, um die Summe von 100 Beuteln Piastern, die er dem Türken dafür schuldig war, aufzubringen, nur durch ihn bewerkstelligt werden könne, die Erlaubniß, sich zu entfernen. In Zrnutscha, mitten im rudniker Gebirge, wo er sich seit der Rückkehr der Türken an einem steilen Abhange Haus und Gehöfte errichtet hatte, fand er seine Anhänger und Momken, dem Scheine nach beschäftigt, Waldstrecken auszuroden und Bäume zu pflanzen, in der That aber begierig, seine Befehle zu vernehmen. Ihre Verbindungen erstreckten sich schon durch das ganze Land. Am Palmsonntage 1815 trat M. selbst hervor. In der Frühe erschien er an der Kirche zu Takowo unter dem versammelten Volke. Alle Anwesenden schwuren, ihre Zwistigkeiten unter einander zu vergessen und einmüthig ihm zu gehorchen. In Zrnutscha sammelten sich unterdeß die Momken. Im flimmernden Waffenschmuck, die Woiwodenfahne in der Hand, trat M. unter sie. „Hier bin ich", sprach er, „und jetzt habt ihr den Krieg mit den Türken". Am Ostersonntage redete er noch einmal bei dem Kloster Morawzi zu dem Volke, das sich daselbst auch aus den Bezirken Waljewo und Belgrad versammelt hatte. Günstigere Stimmung konnte er nicht finden, denn Alles war überzeugt, daß der Krieg besser sey, als der Friede, wie man ihn jetzt habe. Man holte die Waffen aus hohlen Bäumen und Klüften hervor, wo sie versteckt waren. Wem alle genommen worden waren, den versah sein Nachbar

damit. Man warf an den Eingängen des Landes Verschanzungen auf. Aber die bewaffnete Macht der Türken war zu zahlreich, um dadurch aufgehalten zu werden. Der Kiaja des Pascha brach mit 10,000 Mann nach Maidan gegen Rudnik hindurch, und schon schien dieser Erhebung kein anderes Ende bestimmt, als der früheren, zumal da Viele von denen, welche eben noch die Empörung gefordert hatten, die ihnen vom Kiaja verheißene Gnade annahmen. M. sah sich einem übermächtigen Feinde mit seinen Momken fast allein gegenüber. Schon dachte man an das Aeußerste, und Einige waren entschlossen, Weiber und Kinder zu tödten und sich als Haiduken in die Gebirge zu begeben. Aus diesem Zustande der Verzweiflung ward man durch zwei Ereignisse gerettet. Das eine war die Ankunft einiger bewaffneten Haufen aus dem rudniker Gebirge und aus der Jagodina, das andere war ein Fehler des Kiaja. Statt sein Lager in Rudnik aufzuschlagen und Alles aufzubieten, um diejenigen, welche sich ihm wieder unterworfen hatten, im Zaume zu halten, zog er es vor, aus den unwirthlichen Bergen in das Morawathal hinabzusteigen und jenseits dieses Flusses eine Stellung zu Tschatschak zu nehmen. Ihm gegenüber, am linken Morawaufer, am Berge Ljubitsch, stellte sich M. mit seiner Mannschaft auf und begrub sich in Schanzen. Nun entspann sich ein kleiner Krieg, während dessen M. Zeit hatte, die Bezirke von Kraguzewaz, Rudnik und Jagodina wiederum in Aufruhr zu bringen und besser zu bewaffnen. Wer sich irgend mit einer Buruntie des Pascha, welcher Verzeihung anbot, blicken ließ, ward ohne Gnade getödtet, mochte er Serbe od. Türke seyn, und da in dem Lande die Truppen fehlten, welche der Kiaja bei Tschatschak hielt, so konnte M. unterdeß zu bedeutenderen Unternehmungen fortschreiten. Als sich auch in den Nahien von Belgrad und Waljewo Bewegungen unter dem Volke zeigten, eilte er herbei, ließ unverweilt Faschinen legen und machte sich fertig, eine von türkischen Spahis bei Palesch an der Kolubara errichtete Schanze zu stürmen. Man hatte sich in diesen Kriegen schon früher zuweilen zweirädeřiger Karren, genannt Domusarabe (Schweinswagen) bedient, die nur in so weit Karren sind, um einen über der Axe errichteten Breterverschlag vor sich herschieben zu können; hinter diesem fahrenden Schilde rückte man zum Sturme vor. Solcher Karren eine gute Anzahl ließ M. am Abend herbeischaffen und den Spahis melden, morgen, 2 Stunden vor Tag, werde er ihnen zeigen, wie man sich in Serbien schlage. Diese, ohnehin die schwächere Anzahl u. schlecht verschanzt, wagten nicht, die Ankunft eines ihnen schon bekannten Feindes abzuwarten. Noch in derselben Nacht flohen sie. Sie waren 300 Mann stark, aber nur wenige entkamen. Dies glückliche Unternehmen gewährte bedeutende Vortheile. Auf einem an die Schanze herangefahrenen Schaik fand man eine Kanone; eine zweite, von den Türken verborgen gehaltene, schaffte man herbei. So hatte man etwas Geschütz; weit bedeutender aber war es, daß auf die Nachricht von einem in der Nähe der Grenzen gelungenen Schlage viele serbische Flüchtlinge, die sich in Sirmien und dem Banate aufhielten, zwar nicht die besten Oberhäupter, aber tapfere Männer, herüberkamen. Da ward es dem M. leicht, Waljewo ganz von den Türken zu reinigen. Aus einer Verschanzung, welche sie an der Kolubara unfern des Berges Klitschewaz errichtet hatten, flüchteten sie, sobald sie sein Geschütz gewahr wurden. Mit frischen Kräften, stärker an muthiger Mannschaft, als er ausgezogen, und dem Feinde furchtbarer durch seine Kanonen, kam M. wieder an den Ljubitsch u. schlug gleich den ersten Anfall der Feinde siegreich zurück. Er legte darauf hart am Flusse neue Schanzen an und reizte den Feind dergestalt, daß dieser sich endlich zu einem Hauptangriffe anschickte, welcher entscheidend wurde. Wohl kämpften die Serben mit bewundernswürdiger Tapferkeit, aber trotzdem ward eine Schanze von den Türken genommen, die andere von den Serben übergeben und am Ljubitsch fehlte es sehr an Leuten. Man stellte hier einmal Pferde um die Schanze auf und umhing neben ihnen Pfähle mit Mänteln, um die übrig gebliebene Mannschaft zahlreicher erscheinen zu lassen. Ein Glück war es, daß man doch den Muth nicht verlor, und neues Volk herzueilte, wodurch man dem Feinde wieder gewachsen ward. Dieser hatte aber kein Herz mehr, einen neuen Angriff zu wagen, denn er hatte starken Verlust erlitten und der Tod des Oberanführers, des Kiaja, hatte Unordnungen in dem aus Kriegern verschiedenen Stammes u. Vaterlands zusammengesetzten Heere zur Folge. Daher zog sich dasselbe eines Morgens plötzlich zurück, das südliche Gebirg hinauf, der Höhe von Sjnitza zu, wahrscheinlich, weil es seine Beute noch sicher davon bringen wollte. Aber eben diese wollten die Serben dem Feinde nicht lassen. Bei Erteri holte M. die Flüchtigen ein und sprengte sie ganz auseinander. Ihr Geschütz, ihre Beute und ihre eigene Habe verfiel den Serben. M. behandelte die Gefangenen gut und ließ sie nach Uschize führen. Auf die Nachricht von diesem Schlage flohen die Türken, welche sich in Kraguzewaz verschanzt hatten. Der größte Theil des Landes war von den Türken befreit; nur in zwei Hauptbefestigungen, an dem Einflusse des Ibar in die Morawa bei Karanowaz und an dem Einflusse der Morawa in die Donau hielten sie sich noch. Wider letzteren Punkt, als den stärker besetzten, brach M. ohne Verzug auf. Leicht fielen ihm kleinere Verschanzungen, welche er auf dem Wege antraf, in die Hände; große Schwierigkeiten aber setzte ihm Poscharewaz entgegen, welches des Pascha tapferster Deli vertheidigte. M. war stark durch die Ueberzeugung, daß bei jedem dieser Kämpfe Alles auf dem Spiele stehe und daß man Alles wagen müsse, um Alles zu gewinnen. Die Feinde kamen ihm schon vor Poscharewaz entgegen. „Deli-Pascha", rief er ihrem Anführer zu, „ich weiß nicht, ob Du nicht einen anderen Weg hast, als mir entgegen; aber ich habe gewiß keinen andern, als mit Dir bis auf den Tod zu streiten." Er trieb ihn glücklich in die Schanzen zurück und warf noch am Abend

Wälle um ihn her auf; dann kämpfte er 5 Tage lang mit demselben. Noch einmal stellte er seinen Hauptleuten vor, daß jeder, der da wollte, sich frei nach Hause begeben dürfe; wer aber bliebe, müsse seinem Haufen vorangehen. Wer fliehe, Anführer od. Gemeiner, der habe den Tod von seiner Hand zu erwarten. An drei Abenden hinter einander wurde die erste, zweite und dritte Schanze, nicht ohne die größte Anstrengung, genommen; die Türken wehrten sich noch mit den Messern, wenn sie das Schwert nicht mehr führen konnten, und oft ward man handgemein. Das schwierigste Werk aber war die Erstürmung der vierten Schanze. Man erstieg dieselbe wohl, doch vermochte man den Feind nicht daraus zu verjagen. Ihm gegenüber hielt man die Nacht über Stand und begann am folgenden Morgen den Sturm aufs Neue. Die meiste Schwierigkeit machte eine daselbst befindliche Kirche, in deren Mauern die Türken Schießscharten gebrochen hatten, aus denen sie hervor schossen. Die Serben drangen zwar hinein, wurden aber mehr als einmal wieder hinausgetrieben. Als endlich die Kirche von ihnen genommen war, sank den Türken der Muth. Sie erhielten von M. freien Abzug bewilligt. Darauf eilte er nach Karanowaz, dem von den Serben schon dergestalt zugesetzt worden war, daß es bereit war, sich zu ergeben, sobald er erschien. Auch der dortigen Besatzung gestattete er freien Abzug mit Waffen und Habe nach Nowipasar. So war das Land mit Ausnahme der Festungen in seinen Händen. Aber an der Drina vereinigte der frühere Großvezier Churschid, jetzt Vezier von Bosnien, eine starke Truppenmacht, und einer seiner untergeordneten Paschas, Ali von Nikschitsch, war schon übergesetzt und hatte in der Matschwa eine feste Stellung genommen. M. traf ihn noch in derselben bei Dublje, griff ihn sofort an u. schlug ihn in die Flucht. Der Pascha selbst fiel in seine Hände, ward aber von ihm mit reichen Geschenken freigelassen. Dann wandte sich M. nach der anderen Grenze an die Morawa gegen Maraschli Ali Pascha, der mit seinem Corps schon bis nach Kjupria vorgedrungen war. Hätten beide Paschas einmüthig von zwei Seiten zugleich ihre Operationen fortgesetzt, so wären die Serben in arge Bedrängniß gekommen. Aber beide waren eifersüchtig auf einander, und jeder wollte sich das Verdienst erwerben, die Empörung auf dem Wege der Unterhandlung zu dämpfen. Also trat ein Waffenstillstand ein, während dessen M. sich in das Lager Churschids begab, aus dem er, da sich die Unterhandlungen an der Hartnäckigkeit des Veziers, mit der derselbe auf der Auslieferung der Waffen bestand, zerschlugen, nur durch die Treue Ali Aga Sertschesma's, des Delipaschas des Veziers, der ihn in das türkische Lager geleitet und sich mit seinem Ehrenworte für seine ungehinderte Rückkehr verbürgt hatte, entkam. Da Maraschli Ali Pascha nachgiebiger war und bloß Unterwerfung und Gehorsam verlangte, so sandten die Serben Deputirte nach Konstantinopel, die um Verzeihung nachsuchen sollten. Nicht eher, als bis diese mit einer günstigen Antwort zurückgekommen, wollten sie dem Pascha gestatten, gegen Belgrad vorzurücken. Nach Ablauf eines Monats kamen die Deputirten mit günstigem Bescheid zurück. Der Friedensferman, welchen Ali Pascha erhielt, bediente sich der Formel: „Wie Gott dem Sultan die Unterthanen anvertraut habe, so empfehle sie der Sultan dem Pascha an. Durch gütige Behandlung werde derselbe seiner Pflicht genügen.“ Hierauf begab sich der Pascha ungehindert nach Belgrad. Hier fanden sich darauf auch die Oberhäupter der Serben ein, um ihre Unterwerfung feierlich zu erklären. In einer Versammlung von mehr als 50 Bimbaschen, Ayanen und Begs ward M. mit seinen Begleitern empfangen. Der Pascha erhob sich und fragte: „Seyd ihr, Serben, dem Großherrn unterthänig?“ M. antwortete: „Wir sind ihm unterthänig.“ Dreimal ward Frage und Antwort wiederholt. Darauf ward den Serben Tabak und Kaffee gereicht. — Als M. seine Empörung zu Ende geführt u. seinen Vertrag abgeschlossen hatte, befand er sich ohne Zweifel in einer weit günstigeren Stellung zu den Serben, als Kara Georg etwa nach der Vertreibung des Dahi. Von M. war die Empörung fast allein ausgegangen; nur durch ihn war sie gelungen. Er hatte sie eben sowohl jenseits der Kolubara und Morawa durchgeführt, als in der Schumadia. Die Eroberung von Waljewo und Poscharewaz war so gut sein Werk, wie die Behauptung von Rudnik. Der Sieg von Palesch war ihm nicht minder zuzuschreiben, als der glückliche Erfolg bei Tschatschak. Auch das Abkommen mit den Türken war sein persönliches Verdienst. Schon früher einer der angesehensten Häuptlinge, hatte er jetzt keine Rivalen von so unabhängiger Gewalt neben sich, wie Kara Georg. Zwar fehlte es ihm nicht an Nebenbuhlern. Erst (1816) erhoben sich Peter Moler, Vorsitzender der Nationalkanzlei in Belgrad, und der Metropolit Nikschitsch, dann (1821) die Kneesen Marko Abdula und Stephan Dobrinjaz gegen ihn, aber beide Versuche zu seinem Sturze mißglückten. Schon im Nov. 1817 war M. von den beiden Metropoliten u. den drei Archimandriten u. allen Kneesen des Landes feierlich als ihr Oberhaupt anerkannt worden. Seitdem befestigte sich seine Macht u. Gewalt im Lande immer mehr. Er überließ zwar den Kneesen fast die ganze Verwaltung, behielt sich aber das Recht vor, sie ein- und abzusetzen, so wie sie von ihm auch ihre Besoldung angewiesen bekamen und dadurch enger an sein Interesse geknüpft wurden. Auch war M. nicht durch die Geistlichkeit in seiner Macht beschränkt, indem jene selbst dem weltlichen Gerichte unterstellt ward. Alle Gewalt war in seinen Händen vereinigt. Alle, welche ihm dieselbe entwinden wollten, wurden von ihm besiegt und meistens am Leben gestraft. Den Türken gegenüber blieb er in der kriegerischen u. trotzigen Stellung, die er von Anfang an eingenommen. Wie es nun geschah, daß M. trotz seiner unbestreitbaren Verdienste um die Befreiung des Landes von dem türkischen Druck und trotz aller gewaltsamen und klug ausgesonnenen Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft endlich doch seinen Gegnern (1839) weichen mußte, ist im Art. Serbien, S. 1044 f., erzählt. Er lebte seitdem zuerst auf seinen Gütern in der Wala-

chei und später meistens in Wien, befand sich aber viel auf Reisen. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines Sohnes im Jahr 1843 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, wiewohl sie ihm große Summen kosteten, keinen anderen Erfolg, als partielle Aufstände, welche fehlschlugen und ihren Theilnehmern Verderben brachten.

Miloschewitschi, ruff. Ort, Gouv. Minsk, südwestl. von Mosür.

Miloschin (Min.), nach v. Herder s. v. a. Serbian (s. d.).

Miloschitz (Milossice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz; Schloß und Hof; 160 Einw.; bildet das gleichnam. Gut mit 282 J. 1318 □Kl. Areal.

Miloslaw, preuß. Städtchen, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Wreschen; kathol. Pfarrkirche; Gerberei und Tuchmacherei; 1420 Einw.

Miloslawice (Geogr.), 1) preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Vorwerk; 210 Einw.; — 2) Hauland das., besteht aus Bagna, Golki, Jaworowko, Klodzinki, Strzeskowo und Zastawo; 230 Einw.

Miloslawitsch, europ.-russ. Flecken, Gouv. Mohilew, nordöstl. von Klimowitschi.

Milostowitz, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau; 290 Einw.; bildet ein dem Johanniterorden gehöriges Dorf.

Milostowo, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 380 Einw.

Milotika, griech. Ort, Livadien, Aetolia, nordöstl. von Vrachori.

Milotitz (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Czaslau, Herrsch. Katzow; 160 Ew.; — 2) (Milotice), Mähren, Kr. Prerau, Gut Hustopetsch; 340 Einw.

Milow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt- u. Neu-M.), Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II., am Einflusse der Stromme in die Havel; Rittergut, Schäferei, Ziegelei, Försterei, 3 Windmühlen; 900 Einw.; hierzu das Koloniedorf Leopoldsburg, die Kolonie Wilhelminenthal und das Vorwerk Neu-Dessau; — 2) Filialdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kreis West-Priegnitz; 170 Einw.

Milowanitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Gemnischt; 170 Einw.

Milowitz (Milowice, Geogr.), österr. Dörfer: 1) Kirchdorf, Böhmen, Kr. Bidschow, Herrsch. Horitz; 340 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Bunzlau, Herrsch. Benatek; 440 Einw.; — 3) Kirchdorf, Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Eisgrub; 440 Einw.

Milpha (der Kahlkopf, Med.), s. Alopecia.

Milphae, Milphosis, auch **Miltosis** (Ophthalm.), das Ausfallen der Augenbrauen- oder Augenlidhaare.

Milreï, Milrea, Milreïs, eine portugiesische Rechnungsmünze von 1000 Reïs. Das Milreï ist auch wirklich ausgeprägt vorhanden, der Nennwerth desselben ist auf 1200 Reïs erhöht; s. Lissabon.

Mils (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Tyrol, Kr. u. Ldgr. Imst; 140 Einw.; — 2) das., Kr. Schwatz, Ldgr. Hall; 550 Einw.; — 3) das., Kr. Oberinnthal, am Inn; bekannt durch seine ausgebreitete Kanarienvögelzucht.

Milsau (Milsa), österr.-böhm. Gut, Kreis Saaz; 3252 J. 740 □Kl. Areal mit 1030 Ew.; darin das gleichnam. Dorf mit Schloß und 130 Einw.

Milse, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Bielefeld, an der Lutter, mit ansehnlichen Leinwandbleichen und 400 Ew.

Milseburg, bayer. Bergspitze, Unterfranken u. Aschaff., zum Rhöngebirg gehörig, 2992' hoch, mit der Kapelle des heiligen Gangloff.

Milska Gorka, s. Görchen.

Milspe, preuß. Höfe, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 130 Einw.

Milstädt, s. v. a. Millstadt.

Milstrich, königl. sächs. Dorf, Kr. u. Ldgr. Bautzen; 300 Einw.

Miltach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Kötzting; Schloß u. Patrgr.; 410 Einw.

Miltas, aus Thessalien, Zeitgenosse des Plato, von Plutarch als ein Seher bezeichnet, der auch mit der akademischen Philosophie sich beschäftigte.

Milte, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Warendorf, mit den Domänen Rengering u. Binnenberg; 240 Einw.

Miltenberg (Geogr.), 1) bayer. Herrschaftsger., R.-B. Unterfranken u. Aschaffenburg, zwischen den Großherzogthümern Baden und Hessen, hat auf einem Gebiete von 2 □M. 8800 Einw.; gehörte bis 1803 zu Mainz, jetzt dem Fürsten von Leiningen; — 2) Stadt das., an der Mündung der Mudau in den Main, Sitz des fürstlichen Herrschaftsgerichts, hat Hauptzollamt, Magistrat, Post, Pfarrei, Franciskanerhospitium, 2 Kirchen, Kapelle, lateinische Schule, Taubstummeninstitut, Spital, Waisenhaus, Jahrmärkte, Mühlensteinbruch, treibt Schiffbau und Schifffahrt, Groß- u. Speditionshandel; 3100 Einw. — Bei der Rückkehr vom Kriege ertranken im J. 1814 hier 40 Mann vom Banne der Sachsen im Main; den Ort bezeichnet ein Denkmal.

Miltern, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; 350 Einw.

Miltheu (Bot.), s. v. a. fluthendes Süßgras, *Glyceria fluitans L.*

Milthorp, brit. Stadt, England, Graffch. Westmoreland, südl. von Kendal, am Flusse Belo; 1510 Einw. mit Heversham; Flachsspinnerei und Weberei.

Miltiades (griech. Gesch.), 1) Sohn des Cypselus, aus einer der angesehensten und reichsten Familien in Athen, die ihren Stammvater in dem Aeaciden Philäus verehrte, kolonisirte noch vor Solons Tode den thracischen Chersones und soll, nach Herodots Erzählung, zum Schutze der Dolonker, die, von den Apsinthiern bedrängt, die Kolonisirung veranlaßten

und den M. zum Machthaber einsetzten, am Eingange der Halbinsel eine Strecke von 36 Stadien von einem Meere bis zum andern durch eine Mauer abgeschnitten haben; darauf habe er mit den Lampsacenern Krieg geführt, sey von diesen durch einen Hinterhalt gefangen genommen, aber auf die Drohungen des Lydiers Crösus wieder frei gegeben worden. Nach seinem Tode verehrten ihn die Chersonesier als einen Heros und stellten ihm zu Ehren Kampfspiele an, an welchen kein Lampsacener Theil nehmen durfte. Er † kinderlos und seine Würde und sein Vermögen erbte Stesagoras, der Sohn seines Halbbruders Cimon. Nach dem Tode dieses Stesagoras sandten die Pisistratiden seinen Bruder — 2) M. nach dem Chersones, der bisher in Athen gelebt hatte (um das Jahr 516 oder 515 v. Chr.). Nachdem er die Herrschaft des Chersones durch Gewalt an sich gerissen hatte, verheirathete er sich zum zweiten Male, und zwar mit Hegesipyle, einer Tochter des thracischen Fürsten Olorus. Zur Theilnahme an dem Zuge des Königs Darius gegen die Scythen genöthigt, erhielt er mit anderen Machthabern griechischer Abkunft die Bewachung der Donaubrücke und stimmte für den Vorschlag der Scythen, dieselbe abzubrechen und den König nebst seinem Heere dem Verderben preiszugeben. Histiäus verhinderte die Ausführung dieses Planes. M. behielt jedoch seine Herrschaft und besetzte ungefähr im J. 500 v. Chr. Lemnus für Athen, mit dem er fortwährend in Verbindung blieb. Im J. 496 mußte er, von scythischen Schaaren gedrängt, aus dem Chersones weichen; kaum wieder dahin zurückgekehrt, ergriff er im J. 494 v. Chr. auf die Nachricht von dem Anzuge der persischen Flotte mit fünf Dreiruderern, beladen mit allen seinen Schätzen, die Flucht und entkam mit vier Schiffen nach Athen, wo man ihn wegen seiner Tyrannis im Chersones mißtrauisch aufnahm und ihn nöthigte, sich vor Gericht zu stellen. Die Vertheidigung wurde ihm leicht, und als das persische Heer unter Datis und Artaphernes gegen Attica heranzog, wurde er zu einem der 10 Strategen erwählt. Als solcher gewann er durch raschen Angriff, zweckmäßige Benutzung der Oertlichkeit und besonnene Leitung des Heeres den Sieg bei Marathon und vereitelte darauf den Versuch der Perser, Athen mit ihrer Flotte zu überrumpeln. Nach seinem Tode wurde ihm dafür die Ehre zu Theil, in der Poikile auf dem Gemälde der marathonischen Schlacht im Vordergrunde ikonisch dargestellt zu werden, und auf dem Schlachtfelde erhielt er ein besonderes Denkmal. Das Vertrauen, welches sich M. durch seinen Sieg bei seinen Mitbürgern erworben hatte, war so groß, daß man auf seinen Vorschlag, 70 Schiffe auszurüsten, ohne Weiteres einging, obwohl er als Zweck dieser Rüstung nur im Allgemeinen die Bereicherung Athens angegeben hatte. Er segelte im J. 489 gegen Paros, kehrte aber, nachdem er die Hauptstadt dieser Insel 26 Tage lang belagert hatte, wegen eines Fußübels nach Athen zurück, ohne die versprochenen Reichthümer mitzubringen. Da änderte sich die Stimmung über ihn; seine Gegner traten aufreizend hervor, man fand sein Benehmen herrisch und tyrannisch, und Xanthippus, der Vater des Pericles, klagte ihn auf den Tod an. Die Todesstrafe wendeten nun zwar seine Freunde von ihm ab, aber eine Geldstrafe von 50 Talenten konnten sie nicht verhindern. Weil nun M. diese Summe nicht sofort bezahlen konnte, so verfiel er als öffentlicher Schuldner in Atimie und † bald darauf im Gefängniß. — 3) M. (Kirchengesch.), Bischof von Rom 311—14, zwischen Eusebius und Sylvester I., bekannt wegen der unter ihm hervorgetretenen donatistischen Streitigkeiten (s. d.).

Miltitz (Geogr.), königl. sächs. Dörfer: 1) Kr. Dresden, Amt **Meißen**; Rittergut, Mühle, Marmorbruch; 370 Einw.; Stammort eines alten Geschlechtes; — 2) Kr. u. Ldgr. **Bautzen**; 160 Einw.

Miltitz (Biogr.), 1) **Karl** v., von einem altadeligen Geschlechte, aus Meißen stammend, Domherr in Mainz, Trier u. Köln, ging als Agent des Kurfürsten Friedrich des Weisen an den römischen Hof, wo er mit der Kammerherrnwürde beehrt ward. Als man das barsche Auftreten des Kardinals Thomas de Vio gegen Luther zu desavouiren in Rom für gut hielt, schickte man M. mit der goldenen Rose nach Sachsen, und dieser bewies eine große Geschicklichkeit in der Wiederanbahnung eines guten Einvernehmens, indem er, ohne sich an den Kardinal zu wenden, mit dem geheimen Rath Friedrichs, Degenhard Pfeffinger, Verbindungen anknüpfte und wie ein Deutscher auf die Mißbräuche der Hierarchie schalt, aber sich als in die innersten Gedanken des Papstes eingeweiht stellte, der alles dieses mißbillige. Auch Luther faßte Vertrauen zu ihm, und was ihm die Anmaßung Cajetans umsonst abzutrotzen versucht hatte, gewann der geschmeidige Hofmann in der altenburger Sühne leicht, nämlich das Versprechen, daß Luther durch eine öffentliche Erklärung den Schaden, den er durch seine Heftigkeit in der Kirche angerichtet habe, wieder gut mache und in Zukunft die Sache ruhen lasse, da man auch seinen Gegnern Schweigen aufzuerlegen versprach. Auch citirte M. wirklich, um seinen guten Willen zu bezeugen, den anrüchigen Tetzel nach Leipzig vor seinen Richterstuhl. Indeß gestalteten sich in Deutschland durch die Wahl Karls V. die Verhältnisse so, daß M.s Versuche und ein längerer Aufenthalt in Deutschland vergeblich erschienen. Er wurde daher nach Rom zurückgerufen, † aber auf der Rückreise. Nach Einigen ertrank er im Rhein bei Mainz, nach Anderen bei Steinau im Main, 1529. — 2) **Karl Borromäus Alexander Stephan** v., Komponist und Dichter, geboren den 9. Nov. 1781 zu Dresden. Er zeigte schon in früher Jugend eine große Neigung zur Musik und Poesie, die seine Angehörigen sorgfältig pflegten, so daß er in einem Alter von 11 Jahren nicht nur fertig das Klavier spielte, sondern auch schon zu komponiren und zu dichten anfing. Dessen ungeachtet bestimmte man ihn für die militärische Laufbahn. Im J. 1798 trat er in das sächsische Heer ein, kam dann zur Garde du Corps in Dresden und avancirte später zum

Hauptmann bei der Schweizergarde. Da ihm seine dienstliche Stellung reichliche Muße ließ, so konnte er anderweiten Studien ungestört sich widmen und mit der französischen und italienischen Literatur, so wie mit historischen und poetischen Arbeiten, vornehmlich aber mit der Musik mit Erfolg sich beschäftigen. In der Komposition war der verdiente Weinlig sein Lehrer; zu tieferer Einsicht in das Wesen der Tonkunst führte ihn aber vornehmlich sein Briefwechsel mit Rochlitz. Später genoß er auch noch den Unterricht des Kapellmeisters Schuster. Im J. 1811 nahm er seinen Abschied und zog mit seiner Gattin auf das Schloß Scharffenberg bei Meißen, welches seinem Verwandten, dem preußischen Generallieutenant Dietrich von M. auf Siebeneichen, gehörte. Im J. 1812 aber trat er von Neuem in Militärdienste, und zwar diesmal in österreichische, und machte als Rittmeister in dem Dragonerregimente Erzherzog Johann die sogenannten Befreiungskriege mit, nach deren Beendigung er sich wieder in Scharffenberg niederließ und hier vorzugsweise der Kunst sich widmete. Auf Apels Rath nahm er noch Unterricht im Kontrapunkte bei dem jüngeren Weinlig, einem trefflichen Schüler des Pater Mattei in Bologna, und um seine musikalische Bildung zu vollenden, machte er 1820 eine Reise nach Italien und verweilte 8 Monate in Neapel, komponirte daselbst auch eine Oper für das dortige Theater, deren Aufführung aber durch Intriguen gehindert ward. Nachdem schon 1823 seine Gemahlin Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Johann geworden, erhielt auch er 1824 die Oberhofmeisterstelle bei dem Prinzen Johann. Seitdem lebte er meistentheils in Dresden, fortwährend den schönen Künsten mit Liebe sich zuwendend. Er † daselbst den 19. Januar 1845. Von seinen Kompositionen sind vornehmlich bekannt geworden: eine Messe in G moll, eine Ouvertüre (1830), die den Geist der ossianschen Gesänge in Tönen wiederzugeben sucht, die Opern „Saul" (1833) und „Georg Czerny" (1839), welche letztere rein recitativisch und fast nur mit Begleitung des Pianoforte, der Bässe und Celli geschrieben ist. Außerdem schrieb er eine Menge kleinerer Sachen für Klavier und Gesang. Als Dichter trat er zuerst selbstständig auf mit einer Sammlung von Erzählungen, „Ausstellungen" (2 Bdchn., Erfurt 1819—20), denen als Frucht seiner italienischen Reise die „Orangenblätter" (3 Bde., Leipzig 1822—25), dann seine „Gesammelten Erzählungen" (4 Bde., das. 1825—28) und zahlreiche Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern folgten. — 3) Alexander von M., des Vorigen Bruder, geb. 1785 zu Dessau, trat 1798 als Kadet in preußische Kriegsdienste, nahm als Lieutenant seinen Abschied, besuchte dann Italien, Frankreich und England, schiffte sich hier nach Westindien ein, kehrte 1807 nach Deutschland zurück und ließ sich in München nieder, wo er Kammerherr ward, wendete sich dann der diplomatischen Karriere zu und ward noch in demselben Jahre preußischer Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Konstantinopel, stieg hier bis zum Ministerresidenten und Geschäftsträger, welchen Posten er von 1820—26 bekleidete, und endlich zum Gesandten bei der hohen Pforte empor, ward in Folge seines Verhaltens bei den Verhandlungen über die griechische Frage 1828 abberufen und pensionirt, aber später wieder bei der politischen Sektion des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Zur Zeit des wiener Kongresses schrieb er eine Flugschrift, unter dem Titel: „Was darf von seinen Fürsten u. Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?", womit er seine diplomatische Karriere eröffnete. Als ein gediegenes praktisches Werk gilt besonders sein Manuel des consuls (2 Bde., Paris u. London 1837—38).

Milto, s. v. a. Aspasia 2).

Miltocythes (a. Gesch.), 1) aus Thracien, im Heere des jüngeren Cyrus dienend, geht nach dem Tode desselben mit ungefähr 40 Reitern u. 300 Mann Fußvolk zu dem König über; — 2) M., lehnte sich um 362 v. Chr. gegen den thracischen Fürsten Cotys auf, unterlag aber 360 v. Chr., da er von den Athenern nicht nachdrücklich genug unterstützt wurde.

Miltodes Mons (a. Geogr.), Berg an der Westküste des arabischen Meerbusens, in Aegypten, dessen Gipfel so feurig glänzte, daß sein Anblick die Augen blendete.

Miltogramma (Entom.), nach Meigen, Gattung der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Drittes Fühlerglied sehr lang, linienförmig, mit nackter Rückenborste; Mund feinborstig; Flügel mit Queradern an der Spitze. Arten nicht zahlreich, selten; bekannteste: M. fasciata *Meig.*

Milton (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Kent, südöstl. von Rochester; vorzügliche Austern; 2230 E.; — 2) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Maine, Grafsch. Piscataquis; 1840: 470 Einw.; — 3) Ort das., Staat Vermont, Grafsch. Chittenden; 1820: 1750, 1840: 2130 Einw.; — 4) Ort das., Staat Massachusetts, Grafsch. Norfolk, rechts am Neponset; 1820: 1500, 1840: 1820 Einw.; — 5) Ort das., Staat New-York, Grafsch. Saratoga; 1840: 3170 Einw.; — 6) Ort das., Staat New-Hampshire, Grafsch. Strafford; 1820: 1230, 1840: 1320 Einw.; — 7) Flecken das., Staat Pennsylvania, Grafsch. Northumberland, am Susquehanna; 1820: 1020, 1840: 1510 Einw.; — 8) M.-Abbas, M.-Abbey, brit. Kirchsp., England, Grafsch. Dorset; 790 Einw.

Milton (Biogr.), 1) John, berühmter Komponist seiner Zeit, † als öffentlicher Notar zu London im Jahr 1647. Seine Kompositionen wurden denen der berühmtesten Meister gleich geschätzt; durch ein 5stimmiges Madrigal, das 1601 in die Sammlung: „Triumph der Oriane" eingerückt wurde, gewann er den damals für die beste Komposition ausgesetzten Preis; andere 5stimmige Gesänge findet man in der Sammlung: „Klagen betrübter Seelen" (London 1614). Ein 40stimmiges „In Nomine etc.", das er einem polnischen Prinzen dedicirt

haben soll, erwähnt Burney in seiner Geschichte, Bd. 3, S. 134. — 2) John, nächst Shakespeare der größte engl. Dichter, Sohn des Vorig., wurde am 9. Dec. 1608 in London geboren. Sein Vater stammte aus einer alten kathol. Familie, hatte sich aber dem protestant. Glauben zugewandt und war deshalb von seinen Aeltern enterbt worden; um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, besorgte er Notariatsgeschäfte. Die Entbehrungen seines Vaters um des Glaubens willen und seine Festigkeit waren auf die Charakterbildung des jungen M. von großem Einfluß; eben so mag auch das musikalische Talent des Vaters, der sich durch seine Kompositionen in England einen guten Namen erworben hatte, auf den Sohn Einfluß geübt haben. Nachdem M. zuerst im väterlichen Haus mit großer Sorgfalt erzogen worden war, besuchte er in seinem 15. Jahr die St. Pauls-Schule in London und zwei Jahre später die Universität Cambridge, wo er von 1625—32 sich aufhielt. Seine Aeltern hatten ihn für ein Kirchenamt bestimmt, aber M. konnte es nicht über sich gewinnen, den Religionseid zu leisten, der damals von den Geistlichen verlangt wurde, und begab sich deshalb nach vollendeten Studien zu seinem Vater, der sein Notariatsgeschäft in der Stadt aufgegeben und sich ein kleines Landgut zu Horton in Buckinghamshire gekauft hatte. Hier lebte er 5 Jahre, in denen er sich mit der klass. Literatur und der Dichtkunst beschäftigte. Nachdem er schon in Cambridge seine „Hymne on the Nativity“ gedichtet hatte, die ein großes poetisches Talent vermuthen ließ, schrieb er in Horton seine „Arcades“, „Comus“ u. „Lycidas“. Die „Arcades“ bilden einen Theil eines Schauspiels, welches von der Gräfin v. Derby zu Harefield in der Nähe von Horton durch Personen aus den höheren Ständen aufgeführt wurde. „Comus“, gleichfalls ein Schauspiel, welches sich auf einen wirklichen Vorfall gründete, wurde zuerst im Schloß Ludlow 1634 vor dem Grafen von Bridgewater aufgeführt. Im „Lycidas“ beklagt M. den Tod eines seiner besten Freunde. M.s beschreibende Gedichte „L'Allegro“ (der Fröhliche) und „Il Penseroso“ (der Traurige) werden gewöhnlich auch in diese Zeit gesetzt, wahrscheinlich aber gehören sie seinen Studentenjahren an: beide erschienen erst 1645 im „Juvenile“ in Druck. „Im Jahr 1638 verließ M. seine väterliche Besitzung und machte eine 15monatliche Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz. Sein Name war damals schon so bekannt, daß er überall mit Auszeichnung aufgenommen wurde, er besuchte auch Galileo, der durch die Inquisition gefangen gesetzt worden war. Das Studium, welches er in Italien den Kunstwerken, namentlich der Skulptur, widmete, mag später nicht wenig zu der plastischen Vollendung seiner poetischen Charaktere beigetragen haben. Im Jahr 1643 kehrte M. zur Heimath zurück und heirathete die Tochter eines Edelmanns aus Oxfordshire. Er brachte seine junge Frau nach London; aber der kurze Zeitraum eines Monats verleidete dieser die emsige Gelehrsamkeit und die stille Abgeschiedenheit des republikanisch gesinnten Dichters, so daß sie unter dem Vorwand einer Reise zu ihren Aeltern sein Haus verließ u. nicht wieder zurückkehrte.. M. schrieb bei dieser Veranlassung mehre Abhandlungen über Ehescheidung. Ein Jahr später kehrte aber M.s Frau wieder zu ihrem Gatten zurück. Er gründete nun in London eine Erziehungsanstalt und betheiligte sich bei allen politischen und religiösen Streitigkeiten seiner Zeit mit so viel Geschick, daß seine Stimme bald einen großen Einfluß gewann. Er schrieb über Preßfreiheit („Areopagitica“, 1644), über Erziehung (in demselben Jahr), vertheidigte die Hinrichtung Karls I. (The tenure of kings and magistrates“, 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift: „Iron basilike“ in dem „Iconoclastes“, verfaßte gegen die „Defensio regis“ des Salmasius seine berühmte „Defensio pro populo anglicano“ (1651) und vervollständigte diese letztere noch 1654 durch eine „Defensio secunda“ und 1655 durch die „Defensio pro se“. Cromwell erhob ihn 1649 deshalb zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lateinischen Ausfertigungen mit einem jährlichen Gehalt von 300 Pf. St., welcher aber später auf die Hälfte reducirt wurde. Für seine „Defensio pro p. a.“ wurde ihm vom Parlament eine Belohnung von 1000 Pf. St. zuerkannt. Nachdem er schon länger an den Augen gelitten hatte, erblindete er im Jahr 1652 gänzlich. Um diese Zeit † auch seine Frau. Er heirathete zwar wieder, aber auch seine zweite Gattin ging nach Jahresfrist mit Tod ab. Trotzdem ruhte seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht und nach Cromwells Tod verfaßte er gegen die sich erhebenden Anhänger des Königthums seine Schriften: „Upon the model of commonwealth“ und „Ready and easy way to establish a free commonwealth“. Die Restauration beraubte ihn seines öffentlichen Amtes, seine „Defensio“ und sein „Iconoclastes“ wurden von Henkershand verbrannt und er selbst war persönlich bedroht. Aber durch die Vermittelung mächtiger Freunde wurde er in die allgemeine Amnestie eingeschlossen. Er wandte sich nun wieder zur Poesie u. vollendete 1665 in seinem 57. Lebensjahr sein berühmtes Gedicht: „The paradise lost“ in einer Bauernwohnung bei Chatfond, wohin er sich von der Hauptstadt zurückgezogen hatte. Erst nach zwei Jahren fand er einen Verleger, welcher ihm 5 Pf. St. für das Werk zahlte und nach dem Verkauf der ersten 1500 Exemplare und bei jeder neuen Auflage weitere 5 Pf. St. zu zahlen versprach. Schon zwei Jahre nachher waren 1300 Exemplare verkauft, wodurch die allgemein verbreitete Ansicht, daß M.s unsterbliches Werk bei seinem ersten Erscheinen wenig beachtet worden sey, hinlänglich widerlegt wird. Die dritte Ausgabe erschien 1678, als M. schon gestorben war, und seine Wittwe, denn M. hatte sich zum dritten Mal verheirathet, trat dann alle weiteren Ansprüche gegen 8 Pf. St. an den Buchhändler ab. Dies Werk läßt M.s frühere lyrische Gedichte und seine Charaktergemälde weit hinter sich zurück. Mit wunderbarer Kraft und Anmuth schilderte er die blühende Natur des Paradieses; mit tiefen Zügen hob er in dem Satan die Stärke des Egoismus, das Bewußtseyn des Verlustes der eigenen ursprünglichen Herrlich-

keit hervor. Kraft und Hoheit der Sprache und Diktion ist unübertrefflich. Das Werk wurde zuerst von Bodmer (Zürich 1732, dann öfter, namentlich von Bürde, Braunschweig 1793 und Breslau 1823, u. von Kottenkamp, 2. Auflage, Pforzheim 1842) ins Deutsche übersetzt u. hat auf die Entwickelung unserer deutschen Nationalliteratur wesentlichen Einfluß geübt. M. schrieb 1671 zu dem verlorenen Paradies als Gegenstück: „Paradise regained", das ihm selbst noch besser gelungen erschien, indeß jetzt schon ganz vergessen ist. Aber obgleich es allerdings seinem Greisenalter angehört, steht es dem ersteren doch nicht in dem Maße nach, als gewöhnlich angenommen wird, und zeigt durch die Darstellung der Versuchungsgeschichte des Erlösers die Ohnmacht des Bösen dem Göttlichen gegenüber in den glänzendsten Farben der Poesie. Das Trauerspiel „Samson agonistes", welches in derselben Zeit erschien, leidet an großen Schwächen. M. † am 8. Nov. 1674. Seine poetischen Werke sind gesammelt worden von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde, das. 1824), u. Todd (neueste Aufl. 4 Bde., das. 1842); die prosaischen von Fletcher (das. 1833), die sämmtlichen Werke von Fletcher (das. 1834 u. 1838). Lebensbeschreibungen lieferten Hayley (das. 1796) u. Ivimey (das. 1838). A. Böttger hat eine deutsche Uebersetzung der „Sämmtlichen dichterischen Werke" begonnen (Lief. 1 und 2, Leipzig 1843). Das Werk „De doctrina christiana", welches in M.s Nachlaß aufgefunden und von Dumner (London 1826; abgedr. Lpz. 1827) herausgegeben wurde, hat wahrscheinlich M. nicht zum Verfasser. —

Miltonia (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Vandeae *Lindl.* 2 Arten, ausdauernde Kräuter in Brasilien.

Miltopä (a. Geogr.), Rhede an der Ostküste Kalabriens, zwischen Hydruntum und Brundusium (Plin. III, 10, 16).

Miltre, Oelmaß, s. Jonische Inseln (Geogr.).

Miltschin, österr.-böhm. Stadt, Kr. Tabor, nördl. von Tabor; 1370 Einw.

Miltus (a. Geogr.), Ort auf der im persischen Meerbusen gelegenen Insel Sagdana (Ptol. VI, 8, 15).

Miltus (Bot.), nach Loureiro, Pflanzengattung. Art: M. africana *Lour.*, s. v. a. Giseckia M. *Fenzl.*

Miltzow (Geogr.), 1) (Groß-M.), preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kreis Grimmen; 130 Ew.; — 2) (Klein-M.), Kolonie das.; 210 Einw.

Milutinowitsch, Simeon, serbischer Dichter, geb. am 3. Okt. 1791 alten Styls zu Sarajewo in Bosnien, erhielt seine Bildung in Belgrad, wohin sich seine Aeltern, die dem Kaufmannsstande angehörten, der Pest wegen geflüchtet hatten, und auf dem Gymnasium zu Karlowicz. Nachdem er von dieser Anstalt weggewiesen worden war, versah er von 1806—13 eine Schreiberstelle bei der Staatskanzlei in Belgrad. Während des Aufstandes der Serbier war er eine Zeit lang Sekretär des serbischen Bischofs, dann Gärtnergehülfe bei einem Türken in Widdin, u. zuletzt Sekretär bei dem Bruder des Fürsten Milosch. Während er bei seinen Aeltern in Bessarabien zum Besuch war, brachen die walachisch-türkischen Unruhen aus und versperrten ihm den Rückweg nach Belgrad. Er blieb deshalb in Bessarabien, erhielt eine Unterstützung vom Kaiser von Rußland und widmete seine Zeit nur der Dichtkunst. Seine poetischen Erstlinge waren die „Serbianka", eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte, in denen er mit patriotischem Gefühl den Aufstand der Serbier verherrlichte. Diese Gedichte, so wie zwei andere Sammlungen: „Nakolike pjesnice stare" und „Zorica" erschienen 1826 u. die letzte 1827 in Leipzig, wohin sich der Dichter im Jahr 1825 begeben hatte, um durch den Besuch der akademischen Vorlesungen seine Bildung zu vervollkommnen; auch unterstützte er damals Wilh. Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila". Nach Serbien mochte er nicht wieder zurückkehren, er folgte deshalb einer Einladung des Metropoliten Petrowitsch nach Montenegro, wo er Muße fand, um eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zu veranstalten, die unter dem Titel: „Volkskalender der Montenegriner und herzegowiner Serben" im Jahr 1837 in Leipzig erschien. Außerdem schrieb er noch „Geschichte Serbiens in den Jahren 1813—15, deren Herausgabe er 1837 persönlich in Leipzig besorgte. Seine Arbeiten zeichnen sich alle durch eine hohe Vaterlandsliebe, durch Wärme des Gefühls und durch eine kühne Originalität im Ausdruck und in Bildern aus.

Milverton, brit. Stadt, England, Grafsch. Somerset; nordwestl. von Wellington; Woll- und Seidenzeuchweberei; 2280 Einw.

Milvius Pons, s. Rom, das alte, Topographie.

Milvus (Ornith.), nach Bechstein, Untergatt. von Falco *L.* (s. d.).

Milyas (a. Geogr.), nach Herodot I, 173 ursprünglich der alte Name von Lycien; im persischen Zeitalter aber verstand man darunter das ganze Bergland des Cadmus und Taurus zwischen Lycien, Pamphylien und Phrygien oder einen bedeutenden Theil von Pamphylien, Lycien und Karien und einen noch größeren von Phrygien bis nach Apamea hin und rechnete diese Landschaft zu Lycien. Seit der Herrschaft der Seleuciden wurde der Name bloß auf den südwestlichsten, an Lycien stoßenden Theil des nachmaligen Pisidiens beschränkt und diese Landschaft bald zu Pamphylien, bald zu Pisidien gerechnet. Nach Besiegung des Antiochus schenkten sie die Römer dem Eumenes; doch finden wir auch später immer noch pisidische Fürsten im Besitz derselben. Das Land war größtentheils rauh und gebirgig, enthielt aber auch mehre fruchtbare Ebenen. Die Einwohner hießen Milyä. Die bedeutendsten Städte der Landschaft waren: Cibyra, Oenoande, Balbura u. Bubon, die zusammen die cibyratische Tetrapolis bildeten. Polybius (V, 72) erwähnt auch eine Stadt M., die gleich nördlich von Termessus zu suchen ist.

Milz (Lien, Splen, franz. Rate, engl. Spleen, Anat.), ein großes Ganglion vasculare von beinahe halb eiförmiger Gestalt; ihre äußere Fläche ist stark konvex; die innere größtentheils schwach

konkav, in der Mitte aber etwas erhaben und hier mit einer flachen, länglichen, von oben nach unten gerichteten Vertiefung, Hilus lienis, versehen, welche mehre rundliche Gruben für den Ein- und Austritt der Gefäße enthält. Das obere und untere Ende sind abgerundet, der vordere Rand schärfer, als der hintere; beide sind gewöhnlich an einer oder mehren Stellen eingekerbt, vorzüglich der vordere. Ihre Oberfläche ist glatt und eben, öfters auch, wenn die M. wenig Blut enthält, runzelig eingeschrumpft. Sie liegt in der Regio hypochondriaca sinistra, vor den unteren Rippen und dem Magengrunde verborgen; ihre äußere Fläche ist zugleich etwas nach oben und hinten gerichtet, und grenzt, so wie auch das obere Ende, an das Zwerchfell; die innere Fläche an den Fundus ventriculi und hinter diesem an die Cauda pancreatis; das untere Ende an die Flexura sinistra coli und hinterwärts an die linke Nebenniere und Niere; der hintere Rand liegt an der Pars lumbaris des Zwerchfells, der vordere an dem Magengrunde. Sie ist ganz im Saccus peritonaei eingeschlossen, erhält durch eine Einstülpung desselben eine vollständige, nur am Hilus fehlende, seröse Bekleidung, und wird von zwei Duplikaturen des Bauchfells in ihrer Lage erhalten, nämlich von dem schmalen Ligamentum phrenico-lienale s. Suspensorium lienis, welches von der unteren Fläche des Zwerchfells zum oberen Ende der M. sich erstreckt; und von dem breiten Ligamentum gastrolienale, welches zwischen dem Fundus ventriculi u. dem Hilus lienis ausgespannt ist u. unterwärts mit dem Omentum gastrocolicum zusammenhängt; beide gehen in den serösen Ueberzug der M. über. Durch diese Befestigungen folgt die M. einigermaßen den Veränderungen der Lage des Zwerchfells und des Magens. Außerdem hängt ihr seröser Ueberzug durch das Lig. colico-lienale mit dem Mesokolon zusammen.

Die M. ist von weißer, teigiger Konsistenz, viel weicher, als die Leber u. das Pankreas; im frischen Zustande dunkelbläulichroth od. purpurroth, einige Zeit nach dem Tode grau-violet. Sie mißt von oben nach unten 5″—5½″, vom vorderen zum hinteren Rande 3″—4″, von der äußeren zur inneren Fläche 1¼″—1⅖″; ihr Gewicht wechselt zwischen 7 und 10½ Unzen, beträgt im Mittel 8½ Unzen; das spec. Gewicht zwischen 1,0579 und 1,0625, im Mittel 1,0606; der räumliche Inhalt zwischen 9¾ und 15 Kubikzoll; im Mittel 12½ Kubikzoll. Das innere, sehr weiche, fast breiartige Gewebe der M. wird von einer dünnen, aber starken, durchscheinenden, fibrös-cellulösen Haut, Tunica albuginea s. propria lienis, unmittelbar umgeben und zusammengehalten; diese ist mit der inneren Fläche der serösen Haut sehr genau verwachsen und dringt am Hilus in das Innere, indem sie röhrenförmige Scheiden um die größeren Blutgefäße bildet. Von ihrer inneren Fläche gehen zahlreiche plattrundliche Fäden aus, Trabeculae, welche das innere Gewebe in allen Richtungen durchziehen, unter einander und mit den Scheiden der Gefäße sich vereinigen und dadurch ein Netzwerk bilden zur Unterstützung des weichen Milzgewebes. Dieses besteht dem größten Theil seiner Masse nach aus Blut- und Lymphgefäßen, vorzüglich aus ersteren. Die größeren Aeste der, durch den Hilus ein- und austretenden Arterien- und Venenstämme verzweigen sich in den einzelnen Gegenden der M., in welchen sie verlaufen, mehr netz- als baumförmig; die meisten Arterien gehen in pinselförmige Kapillargefäßbüschel über, aus welchen die Venenwurzeln ihren Anfang zu nehmen scheinen. Die Venenwurzeln sind von ansehnlicher Weite und bilden, außer sehr zahlreichen Anastomosen, überall große, schlauchartige Ausbiegungen und Erweiterungen, welche eine Aehnlichkeit mit rundlichen Zellen haben; zwischen den Erweiterungen sind sie da, wo sie sich zwischen den Trabeculä hindurchdrängen, eingeschnürt, und senken sich endlich mit verhältnißmäßig sehr engen Mündungen (Stigmata Malpighii) in die größeren Venenäste ein. Ihre Wände bestehen nur aus der Tunica intima vasorum, welche hier außerordentlich zart und leicht zerreißbar ist. Die Räume zwischen den Gefäßen und Trabeculä, in welchen auch die Netze der zahlreichen und weiten Lymphgefäße sich verbreiten, werden von einem sehr zarten, lockeren und von dem Farbstoff des Blutes, welcher überall in der M. die dünnen Venenwände durchdringt, dunkelroth gefärbten Zellstoff ausgefüllt; in diesem findet man außerdem runde, sehr weiche, weißliche, hohle Körperchen, Corpuscula lienis s. Malpighii, von ¼‴ — ⅔‴ Durchmesser; sie scheinen an kleinen Arterienzweigen zu hangen und von einem Gefäßnetz umsponnen zu seyn; im Inneren enthalten sie eine trübe, weißliche Flüssigkeit mit kleinen Körnchen, die zum Theil den Lymphkörnchen sehr ähnlich sind. Der Nutzen der M. ist unbekannt.

Milz (Geogr.), 1) Fluß, s. Saale, fränkische; — 2) sachs.-meining. Pfarrkirchdorf, Amt Römhild; Domänengut, 3 Mühlen; 800 Einw.

Milzabsceß (Med.), s. Milzentzündung.

Milza della Herba (pharm. Bot.), s. Lamium maculatum *L.*

Milzatrophie (Verkleinerung der Milz, Atrophia lienis, Med.). Man hat die Milz bis zum Umfange einer welschen Nuß verkleinert gefunden; dabei ist die Substanz bisweilen normal; am häufigsten verdichtet, lederartig zäh, von Farbe blaß; in anderen Fällen mürb und erweicht; ihre zellige Textur ist oft nicht mehr erkennbar, die Gefäße sind verengert, die Peritonäalhülle verdichtet, knorpelig; auch in der Milzsubstanz entdeckte man oft (besonders bei Atrophia senilis) verknöcherte Aeste der Arterien u. Phlebolithen. Nicht selten kommt gleichzeitig mit Lebervergrößerung Schwinden der Milz vor; die Leber kann aber auch atrophisch seyn. Krankhafte Symptome, die durch die M. bedingt werden, sind nicht bekannt. Sie ist kein Gegenstand der Behandlung.

Milzausrottung (Exstirpatio lienis, Chir.). Diese Operation wurde bereits von Zaccarella und Ferrarius zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wegen Phthisis ulcerosa der Milz mit Erfolg verrichtet. Später wurde von Matthiä, Clarke, F. Home, Ferguson, Lenhossék, Powell u. A. der bei Wunden vorge-

fallene Theil der Milz abgetragen. Quittenbaum exstirpirte dieses Organ wegen Hypertrophie, jedoch mit tödtlichem Ausgange. Neuerlich wurde die Operation von Schultze empfohlen, wobei sich derselbe theils auf die aus seinen Versuchen an Thieren gefolgerte Entbehrlichkeit der Milz für den Körper, theils auf die günstigen Erfolge der Operation stützt. Mag aber auch ihr Erfolg bisher sich günstig herausgestellt haben' und die Entbehrlichkeit der Milz durch jene Versuche als erwiesen angenommen werden, wiewohl sich dieser Annahme mancherlei, zum Theil auf andere Versuche, z. B. von Czermak, gegründete Zweifel entgegenstellen, so wird man doch selten im Stande seyn, den Fall genau zu bezeichnen, in welchem die Ausführung der Operation als nothwendig und heilbringend erscheint. Am bestimmtesten würden wohl die Indikationen dazu durch tiefe Wunden der Milz gesetzt werden, die ein tödtliches Blutextravasat in die Unterleibshöhle befürchten lassen. In den von Crüger und Clarke erzählten Fällen hatte die Operation, obgleich sie erst drei Tage nach der Verwundung verrichtet wurde, dennoch einen glücklichen Erfolg. Nach Schultze soll man auf folgende Weise verfahren: man macht am äußeren Rande des linken geraden Bauchmuskels einen 1 Finger breit unter den Rippenknorpeln beginnenden, 4 Zoll langen Schnitt abwärts durch die Bauchwand, zieht die Milz vor und unterbindet die Gefäße außerhalb der Bauchhöhle, nachdem man zuvor den Plexus lienalis durchschnitten und zurückgeschoben hat, um nicht durch Mitfassen desselben in die Ligatur Nervenzufälle zu erregen. Quittenbaum fing den Bauchschnitt 3 Zoll unter dem Processus xiphoideus an, führte ihn links neben dem Nabel bis 3 Zoll über der Schambeinfuge, und legte vor der Auslösung der Milz eine seidene Ligatur gemeinschaftlich um die Nerven u. Gefäße. Powell, welcher die partielle Exstirpation der Milz wegen Vorfall eines Theils derselben bei einer Lendenwunde mit Erfolg verrichtete, legte vor der Durchschneidung über der Schnittstelle eine Ligatur um die Milz. In Fällen, wo man einen Theil der Milz wegen Verwundung u. Vorfall zu exstirpiren beabsichtigt, würde man die Stelle der Verwundung auf zweckentsprechende Weise benutzen können. Der Verband und die Nachbehandlung ist wie nach dem Bauchschnitte.

Milzblutader (Vena lienalis s. splenica, Anat.), $4^{1}/_{2}'''$ dick, entsteht durch die Vereinigung der vier bis sechs aus dem Hilus der Milz hervortretenden Venen, nimmt sogleich die ansehnlichen Venae gastricae breves vom Fundus ventriculi und die Vena gastroepiploica sinistra, häufig auch die Vena mesenterica minor auf. Ihr Stamm verläuft in querer Richtung von links nach rechts, hinter dem oberen Rande des Pankreas, unter und vor der Arteria lienalis und nimmt noch einige Venae pancreaticae und zuweilen die Vena coronaria superior ventriculi auf.

Milzbräune (Thierarzneik.), s. Milzbrand.

Milzbrand (Thierarzneik.), ein Trivialname, mit welchem eine, in den verschiedenartigsten Formen und mit sehr verschiedenem Verlauf häufig vorkommende Gattung von Thierkrankheiten bezeichnet wird, die im Wesentlichen sich dadurch charakterisirt, daß das Blut seine Vitalität in einem hohen Grade verliert und sich selbst in den Arterien und in der linken Hälfte des Herzens in eine schwarze, theerähnliche Flüssigkeit umwandelt, und daß in Folge dessen auch noch anderweitige Zufälle einer schnell erfolgenden typhösen, fauligen Zersetzung des thierischen Organismus eintreten. Der Name M., obwohl in Deutschland allgemein gebräuchlich und gekannt, ist aber nicht passend für die ganze Gattung oder Gruppe von Krankheiten, weil er sich nur darauf bezieht, daß man bei Sektionen der an einer solchen Krankheit gestorbenen Thiere oft die Milz mit schwarzen Flecken bedeckt, oder ihr Parenchym ganz aufgelöst und mit schwarzem, zersetztem Blute überfüllt findet, — was man in früherer Zeit irrthümlich für Brand hielt. Oft leidet aber bei diesen Krankheiten die Milz gar nicht mit, oder andere Organe sind mehr ergriffen, als sie. Am besten bezeichnend scheint, mit Rücksicht auf jene Beschaffenheit des Blutes und auf die häufig an den kranken Thieren entstehenden Beulen, die ein ähnliches Blut enthalten, das in den neueren thierärztlichen Schriften fast allgemein gebräuchliche Wort Anthrax zu seyn (dem der deutsche Trivialname: das Brandblut einigermaßen entspricht); weniger allgemein anwendbar ist das von den französischen Thierärzten gebrauchte Wort: Charbon und Typhus charbonneux, und noch weniger passend sind die Trivial- und Provinzialnamen Milzweh, Milzseuche, Blutkrankheit, wildes Geblüt, Rückenblut, wildes Feuer, fliegendes Feuer, Erdsturz, gelber Knopf, gelbes Wasser, gelber Schelm, fliegender, rauschender Brand, Teufelsschuß u. dgl. Diese Krankheiten kommen primär bei den meisten Haussäugethieren (vorzüglich bei den Herbivoren), bei dem Hausgeflügel, bei dem Wild und selbst bei den Fischen vor, und gehen durch Ansteckung von einem Thiere zum andern, selbst auf den Menschen über; sie verschonen kein Alter, kein Geschlecht und keine Konstitution, ergreifen aber junge, kräftige, vollblütige Thiere am meisten. Gewöhnlich herrschen sie seuchenartig, zuweilen erscheinen sie aber auch sporadisch. Sie sind seit den ältesten Zeiten bekannt. Moses bezeichnet sie deutlich, und die Schriftsteller der alten Griechen u. Römer ebenso. — Die Hauptverschiedenheiten der M.- oder Anthraxkrankheiten entstehen: A. aus ihrem Verlauf, und B. aus ihren örtlichen Zufällen.

A. In ersterer Hinsicht beobachtet man drei verschiedene Abstufungen, nämlich: 1) den schnell tödtenden Anthrax (A. acutissimus), 2) den schnell verlaufenden (A. acutus), und 3) den langsam verlaufenden Anthrax (A. subacutus). — Der schnell tödtende M. befällt die Thiere sowohl im Stalle, wie auch und meistens auf der Weide oder bei der Arbeit. Vorboten bemerkt man nicht. Die bisher ganz gesund gewesenen Thiere fangen plötzlich an

schnell und ängstlich zu athmen, sie zittern, ihr Blick ist stier, die Pupille ist erweitert, das Auge erscheint mehrentheils sehr glänzend; sie schütteln mit dem Kopfe oder stützen denselben an einen Gegenstand; der Puls ist in der Zeit unregelmäßig, übrigens bald voll und hart, bald klein und hart; die Thiere taumeln; es treten Zuckungen am Halse und an den Gliedmaßen ein; aus der Nase, dem Munde, dem After, oder auch aus den Genitalien fließt schwarzes, aufgelöstes Blut, und der Tod erfolgt in Zeit von einigen Minuten bis zum Verlauf von etwa einer Stunde. — Der schnell verlaufende M. zeigt fast dieselben Zufälle, jedoch in etwas längeren Zeiträumen und mehr abwechselnd, so daß bei dem schnellen Athmen, dem unregelmäßigen Pulse, dem stieren Blicke u. dgl. bald ein ängstliches Benehmen, Unruhe, selbst Tobsucht, bald wieder große Stumpfsinnigkeit, Bewußtlosigkeit und Gefühllosigkeit, zuweilen auch entgegengesetzt wieder erhöhte Empfindlichkeit, Erschrecken bei Geräusch u. s. w. zu bemerken sind. Außerdem ist der Appetit vermindert, die Milchabsonderung desgleichen; der Urin geht nur selten, zuweilen auch während der ganzen Krankheitsdauer gar nicht ab, und er ist dunkelbraun oder röthlich; der Koth wird mehr trocken, bei Rindern und Schweinen mehr konsistent, schwärzlich, zuweilen wie verbrannt entleert. Ueber diesen Zufällen sieht man häufig Geschwülste an verschiedenen Stellen entstehen und hiernach für einige Zeit den Puls etwas freier und regelmäßiger werden; in den meisten Fällen tritt aber bald wieder eine Verschlimmerung ein; der Puls wird immer kleiner, das Athmen immer beschwerlicher, zuweilen fließt Blut aus dem Munde, der Nase oder dem After, und endlich erfolgt der Tod in etwa 15—60 Stunden. — Der langsam verlaufende M. erscheint bald als bloßes Anthraxfieber ohne Karbunkeln, bald und häufig aber auch mit den letzteren. In einem wie im anderen Falle findet man beim Beginn des Uebels gewöhnlich Fieberfrost, harten, mäßig vollen und schnellen Puls, sehr grell wechselnde Temperatur der Füße, Hörner, Ohren u. s. w. Die Thiere werden matt und oft sogar ganz stumpfsinnig; sie senken den Kopf, ihr Blick ist stier, der Appetit zu Nahrung und Getränk vermindert sich oder verschwindet gänzlich. Das Wiederkäuen geschieht schwach oder hört ganz auf; der Puls wird in der Stärke und Frequenz sehr wechselnd, das Athmen geschieht kurz, mehr oder weniger angestrengt; die Thiere zittern, die Muskeln zucken unwillkürlich. Die Mundschleimhaut und die Bindehaut der Augen und andere haarlose Stellen des Körpers zeigen sich oft gelb oder gelbröthlich, die Zunge mit schmutzigem Schleim belegt. Bei Milchkühen wird die Milchsekretion sehr vermindert oder ganz unterdrückt, und die etwa noch vorhandene Milch ist gelblich und hat einen unangenehmen Geschmack; zuweilen erscheint sie sogar etwas blutig. Der Urin wird selten entleert; er ist bald wässerig, bald röthlich oder auch blutig. Der auch nur selten entleerte Koth verhält sich wie bei der vorigen Varietät des Uebels; im weiteren Verlaufe wird er aber weicher und mit Schleim oder selbst mit Blut gemengt. Häufig sieht man neben diesen Erscheinungen auch Geschwülste von verschiedener Beschaffenheit an mehren Stellen des Körpers entstehen; in anderen Fällen bleiben sie aber aus. Ueberhaupt sind die genannten Zufalle in den einzelnen Erkrankungsfällen nicht stets in gleichem Grade und in einem gleichartigen Zusammenhange vorhanden, sondern unregelmäßig und sehr wechselnd, und eben so wechselnd ist der Charakter der Vitalität. Im Anfange tragen sie bei kräftigen Thieren gewöhnlich den entzündlichen Charakter an sich, wo dann der Puls hart, die Konjunktiva und die Schleimhäute dunkelorth und trocken, die ausgeathmete Luft und die Haut länger heiß als kalt sind; nach etwa 24 Stunden geht dieser Charakter gewöhnlich in den asthenischen, und zwar bald in den torpiden, bald (und seltener) in den erethischen über, wobei der Grundcharakter — typhöse Zersetzung — in allen Fällen derselbe bleibt. Bei allen magern, alten, kraftlosen Thieren ist der asthenische Charakter auch gleich ursprünglich zugegen. In dem einen wie in dem anderen Falle findet man hierbei die Augen trüb, matt, mit vielem Schleim befeuchtet, im Maule ebenfalls viel zähen Schleim, den Herzschlag prallend, den Puls klein, schwach, zitternd oder leer, die Temperatur am ganzen Körper sehr vermindert, den abgehenden Koth dünn-flüssig, mit Blut gemengt, aashaft stinkend, den Urin zähe, blutig, und die Schwäche und Hinfälligkeit der Thiere sind in auffallendem Grade vorhanden. Die Dauer der Krankheit erstreckt sich auf 3—10 Tage, ehe Genesung oder, unter beständiger Zunahme der Erschöpfung und der fauligen Auflösung, der Tod erfolgt. Während des Verlaufs der Krankheit wird der Leib der Thiere durch Gasarten, die sich theils im Verdauungskanal, theils aber auch in der freien Bauchhöhle entwickeln, sehr ausgedehnt, oft wie bei der heftigsten Tympanitis. Auch entwickeln sich häufig an verschiedenen Stellen, namentlich im Verlaufe des Rückens und des Halses Emphyseme, die sich als flache, mehr oder weniger ausgebreitete, bei einem angebrachten Druck knisternde Geschwülste zu erkennen geben (daher der Name „rauschender Brand").

Eine ganz gewöhnliche Erscheinung bei dem langsam verlaufenden M.e sind die Karbunkeln oder eigentlichen Milzbrandbeulen. Dieselben entstehen manchmal gleich im Anfang des Uebels, gewöhnlich aber erst nach 12—24 Stunden, oft selbst am zweiten oder dritten Tage. Sie kommen am ganzen Körper vor, sitzen oft oberflächlich in der Haut und im Zellgewebe unter derselben, oder tiefer zwischen den Muskeln, auf den Knochen und selbst an der inneren Fläche der Höhlen oder an den Eingeweiden; am häufigsten erscheinen sie am Kopfe, am Halse im Umfange der Luftröhre, dann an der Brust, den Schultern, am Bauche und an den Gliedmaßen. Bald entstehen sie als eine kleine, flache Anschwellung, bald als ein Knötchen; sie vergrößern sich aber gewöhnlich, und zwar mitunter so schnell, daß sie binnen 1/4 Stunde größer als ein Menschenkopf werden. Auch in

dieser größeren Entwickelung sind sie bald mehr flach, bald mehr rundlich, bald deutlich begrenzt, bald in die übrige Masse übergehend. Bei dem akuten Anthrax sind die Geschwülste zuerst immer brennend heiß, späterhin kalt, begrenzt, in der Mitte flach; die Haut ist immer ganz lederartig hart, trocken und so verdickt, daß man sie kaum mit dem Messer durchschneiden kann; Einschnitte in die Geschwulst bluten nicht, sondern sie lassen entweder eine gelb=röthliche Jauche aussickern, oder sie bleiben fast ganz trocken. Auf der Oberfläche der Geschwulst entstehen oft Blasen in der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß, die bald platzen und eine röthliche, jauchig=seröse Flüssigkeit entleeren. Im Innern besteht die Geschwulst aus einer weißgelblichen derben Masse, welche mit einer noch frischen Speckgeschwulst große Aehnlichkeit hat. Bei mehr langsam verlaufendem M.e verhalten sich die Karbunkeln zwar hinsichtlich ihres Hervortretens eben so wie angegeben, aber sie erscheinen am häufigsten auf den Rippen und abwärts am Leibe; sie sind etwas weicher, mehr teigig anzufühlen, mehr flach und ausgebreitet, und beim Einschneiden sickert viel gelbe Jauche aus ihnen. Zuweilen brechen sie mit mehren kleinen Rissen von selbst auf und lassen dann dieselbe Jauche aussickern. Sie bestehen aus einer gelben gallertartigen (sulzigen) Substanz, mit gelblicher, seröser Flüssigkeit gemengt. Sowohl diese, wie auch die speckartig derben Karbunkeln enthalten noch an einigen Stellen, besonders an dem Grunde, schwarzes, zersetztes Blut, und sehr oft sind auch die umgebenden Weichgebilde mit Extravasaten und Flecken von solchem Blute versehen. Die Karbunkeln bestehen gewöhnlich unverändert bis nach eingetretener Besserung oder bis zum Tode fort; sehr oft verschwinden sie aber auch plötzlich, und in solchen Fällen entstehen zuweilen bald hierauf neue Beulen an anderen Stellen, oft geschieht dies aber auch nicht. Zuweilen gehen sie in brandige, faulige Verjauchung, selten in Verhärtung, niemals in Eiterung über, oft werden sie durch kräftige Reizmittel zertheilt. Sie scheinen nicht selten eine Krisis zu seyn, indem nach ihrem Entstehen das Allgemeinleiden sich mindert, der Puls und das Athmen freier werden; in anderen Fällen verursachen sie aber durch ihr plötzliches Hervortreten und durch ihre Entwickelung zur bedeutenden Größe neue Krankheitszufälle, die nicht unmittelbar dem M.e angehören; so z. B. stören sie durch ihren Druck auf die Luftröhre oder auf den Schlund das Athmen, das Hinabschlingen der Nahrung u. s. w., oder an den Gliedmaßen verursachen sie Lahmheit u. s. w. Die Zahl der Karbunkeln an einem Thiere ist sehr unbestimmt; zuweilen erscheint nur einer, oft sind viele und am ganzen Körper vorhanden, dagegen fehlen sie an einzelnen kranken Thieren, und zuweilen bei allen Kranken, während einer herrschenden Milzbrandseuche, gänzlich.

B. Obgleich bei dem M.e in jedem Falle das wesentliche Leiden stets dasselbe ist, so bilden sich in den einzelnen Fällen doch mancherlei Formen des Krankseyns dadurch, daß dadurch Kongestionen zu verschiedenen Organen, Blutextravasate, Sugillationen oder Karbunkeln, typhöse Entzündungen, brandige Absterbungen oder auch Lähmungen der betroffenen Theile entstehen. Die wichtigsten dieser durch örtliche Affektionen bedingten Formen sind folgende: 1) Die **Blutseuche** oder **Blutstaupe**, auch Blutschlag u. dgl. genannt, ein höchst akuter M. und bei Schafen die gewöhnlichste Form desselben. — 2) Das **Blutharnen**, **Blutnetzen** oder das **rothe Wasser**. Außer dem gewöhnlichen Blutharnen kommt ein blutiger Urin oder auch Abgang von schwarzem, theerartigem Blute aus der Harnröhre bei dem M.e, und zwar sowohl bei dem einfachen Anthraxfieber bei allen Thieren, wie auch bei dem sogenannten Rückenblut des Rindviehes und bei der Blutseuche der Schafe symptomatisch vor. Die Erscheinung des Blutharnens kann daher eine sehr verschiedene Bedeutung haben, je nachdem sie mit verschiedenen anderen Zufällen in Verbindung auftritt. Wenn es Symptom des M.s ist, sind auch die oben angeführten Zufälle desselben bald mehr, bald weniger deutlich zu bemerken; jedoch bestehen sie oft in einem so milden Grade, daß man sich von dem Vorhandenseyn einer Anthraxkrankheit erst durch den erfolgten Tod und durch den Befund bei einer Sektion überzeugt. — Der Name „**Blutharnen**" scheint für eine Form des M.s unpassend zu seyn, weil er zu Verwechselungen mit einem in sanitäts=polizeilicher Hinsicht ganz unbedeutenden Uebel die Veranlassung geben kann. — 3) Die **Bräune**, **Anthraxbräune**. Bei allen Hausthieren, namentlich aber bei den Schweinen, den Pferden und Rindern entsteht zuweilen eine sehr akut verlaufende Bräune, mit anderen Symptomen des M.s verbunden. Das Athmen wird in kurzer Zeit höchst beschwerlich, das Hinabschlingen von Futter und Getränk unmöglich; bei Pferden und Rindern kehrt das letztere, zuweilen auch die gekaute Nahrung wieder durch die Nase zurück. Dabei ist der Puls sehr klein, schnell und unregelmäßig, die Thiere sind sehr matt und beängstigt, die Nasen= und Mundschleimhaut ist bleifarbig oder blauroth, der Hals schwillt in der Gegend des Kehlkopfes bald mehr, bald weniger stark an, und die Geschwulst hat die Eigenschaften der Karbunkeln. Von den letzteren finden sich zuweilen mehre auch an andern Stellen. Das aus der Ader gelassene Blut ist theerartig. Der Tod erfolgt in 30—60 Stunden. — 4) Der **Zungenkrebs**, **Zungenanthrax**, **Zungenkarfunkel**, **Zungenbrand**, **fliegender** oder **brennender Krebs**, **Pestblatter** (Glossanthrax, Aphthae malignae), eine milzbrandige Affektion der Schleimhaut der Zunge und zuweilen der ganzen Mundhöhle, welche darin besteht, daß plötzlich an der Zunge zuerst weißliche, bläuliche oder schwärzliche Blattern erscheinen, die aufbrechen und schnell um sich fressende Geschwüre bilden, wozu sich ein akutes, typhöses Fieber gesellt. Die Blattern entstehen bald an der Spitze, bald am Grunde der Zunge, und erreichen die Größe einer Wallnuß; die ganze Zunge schwillt sehr an, das Maul ist heiß, die Thiere geifern aus demselben

und benehmen sich unruhig. Die Blasen enthalten eine bald etwas hellere, bald dunklere, sehr scharfe, ätzende Flüssigkeit, die sich tief in die Substanz der Zunge einfrißt, während die Oberfläche der Blase sich zu einem Schorf umwandelt, nach dessen Abfallen ein mißfarbiges, mehr und mehr um sich fressendes Geschwür erscheint. Zuweilen gehen hierdurch ganze Stücke der Zunge verloren. Zuerst sind immer große Schmerzen vorhanden; später ist die Zunge größtentheils kalt, unempfindlich und wie abgestorben. In den Geschwüren setzen sich zuweilen eine Menge halbgekauter Stroh- und Heuhalme fest, welche die Thiere in der Angst noch zu fressen gesucht haben; manche Beobachter der früheren Zeit haben diese Futterreste in den Geschwüren irrthümlich für Haare gehalten. Nicht selten leiden die am Grunde der Zunge liegenden Gebilde im Umfange des Kehl- und Schlundkopfes auf ähnliche Weise mit. Wenn die Blattern am Gaumen erscheinen, ergreift die brandige Zerstörung zuweilen selbst die Gaumenbeine. Fast in jedem Falle ist das Kauen und Verschlucken des Futters und eben so das Athmen sehr erschwert, und der Puls wird um die Zeit, wo die Pustel sich in das Geschwür umwandelt, sehr schnell, klein, unregelmäßig. Hierzu kommen im weiteren Verlaufe Zittern der Glieder, Auftreibung des Leibes, Leibschmerzen, Konvulsionen, und oft endet das Thier hierbei nach weniger als 24stündiger Dauer der Krankheit, in einzelnen Fällen überlebt es aber auch 2—3 Tage. — Der Zungenkrebs ist eine häufig beobachtete Form des M.s, die bisher fast immer nur nach Zwischenzeiten von mehren Jahren vorgekommen ist. Sie befällt vorzüglich das Rindvieh, seltener Pferde und Schweine, und am seltensten Schafe. — 5) Die Karbunkel- oder Knotenkrankheit, der Knopf u. s. w. Es ist der Anthrax, bei welchem die im Vorhergehenden bezeichneten Karbunkeln als eine Haupterscheinung auftreten. Wenn sie allein, oder hauptsächlich an der vorderen Fläche der Brust ihren Sitz einnehmen, so ist die Krankheit von französischen Thierärzten gewöhnlich mit dem Namen „Avant-coeur“, von Sauvage aber „Anticardia pestis“ genannt worden; und wenn bei Schweinen das Leiden an den Hinterschenkeln hauptsächlich sitzt, wird es in Deutschland vom gemeinen Manne Hinterbrand genannt. S. Knotenkrankheit. — 6) Das Rankkorn, Rankh oder Gerstenkorn, ist eine dem Zungenkrebs sehr ähnliche, nur bei Schweinen beobachtete Form des Anthrax. Es entsteht an verschiedenen Stellen im Maule, namentlich aber am gefurchten Gaumen und an der Zunge eine rundliche, weiße Blase in der Größe einer Erbse, die bald bräunlich oder schwarz wird und in Brand übergeht. Man findet die Blase, wenn man, durch die folgenden Symptome veranlaßt, das Schwein niederlegt und ihm mittelst eines Knebels das Maul öffnet. — Mit dem Erscheinen der Blase tritt auch gewöhnlich ein fieberhaft schneller, sehr kleiner Puls ein; selten findet sich das Fieber zuerst. Das Thier hat stiere Augen, knirscht im Anfang des Uebels mit den Zähnen, geifert aus dem Maule und verräth Schmerz in demselben; es haut und beißt nach Gegenständen, frißt und säuft nicht. Dieser Erscheinungen wegen ist das Rankkorn zuweilen mit der Tollkrankheit verwechselt worden. Im Fortgange der Krankheit wird das Fieber noch heftiger, das Athmen geschieht mit starkem Flankenschlagen, die Extremitäten werden kalt; das Thier wühlt sich ganz in Stroh oder in die Erde ein, oder es steht mit gesenktem Kopfe und zeigt gar keine Aufmerksamkeit. Die Dauer des Uebels ist oft nur 2—3, zuweilen auch 7 Tage, dasselbe herrscht gewöhnlich bei großer Hitze und Dürre als Seuche, kommt aber auch sporadisch vor. — 7) Die Kropfbrandbeule oder weiße Borste (Charbon blanc und Soie der französischen Thierärzte). Diese, ebenfalls nur bei Schweinen beobachtete Milzbrandform äußert sich speciell durch einen Karbunkel, der am oberen Ende des Halses in der Gegend der Ohrdrüse entsteht. Bei der Entwickelung des Uebels hat das Thier einen kurzen, beschwerlichen Athem. Die ausgeathmete Luft ist heiß; der Rüssel bleich, der Blick stier. Das Thier bewegt sich matt, es zeigt viel Durst, aber keine Freßlust, es äußert Unruhe, wetzt oft die Zähne; der Puls ist sehr klein, kaum zu fühlen, fieberhaft schnell, unregelmäßig. Am Halse, in der Gegend der Ohrdrüsen (bald nur auf einer Seite, bald an beiden Seiten), richten sich mehre Borsten in die Höhe und verwickeln sich miteinander zu einem Büschel, welcher sich von den übrigen Borsten durch eine mattweiße Farbe auszeichnet. Unter dem Büschel findet sich eine harte, unscheinbare Geschwulst von bleicher Farbe und in der Größe einer kleinen Bohne. Zuweilen finden sich auch an anderen Stellen des Körpers ähnliche Karbunkeln. — Weiterhin wird das Fieber heftiger, das Thier wird noch matter, fast unempfindlich, der Athem wird stinkend; es treten Konvulsionen ein, unter denen der Tod erfolgt. Die Dauer des Uebels ist bis gegen 3 Tage und zuweilen noch länger. In unseren Gegenden ist diese Form des M.s seltener, in südlicheren Ländern aber häufiger. — 8) Das Rückenblut, Lendenblut, Afterblut oder Uebergeblüt. Bei dieser Form des M.es ist der Mastdarm vorzugsweise durch Ansammlung von schwarzem, zum Theil geronnenem Blut und durch sphacelöse Entzündung afficirt. Sie kommt bei dem Rindvieh häufig, bei den Schafen etwas seltener und bei den übrigen Thieren nur zuweilen vor. Beim Anfange des Uebels lassen die Thiere plötzlich vom Fressen ab, sie stehen traurig, das Wiederkäuen hört auf, Kühen versiegt die Milch, der Puls ist sehr klein, hart, schnell, und die übrigen Erscheinungen sind, wie oben beim langsam verlaufenden M. angegeben. Dabei wird der Mist hart, dunkelbraun oder schwarz und mit Blutstreifen gemengt entleert; sein Abgang erfolgt in geringer Menge und, wie es scheint, mit Schmerzen, denn die Thiere drängen sehr viel und stehen oft längere Zeit mit gekrümmtem Rücken. Späterhin wird fast nur schwarzes, zähes Blut ausgeleert. Der Mastdarm ist äußerlich um den After angeschwollen und heiß, seine innere Fläche schwarzroth gefärbt und zum Theil

mit schwarzem Blut bedeckt, oft wird er ganz brandig. Die Krankheit dauert 4—6 Tage und endet, wenn nicht vorher Besserung erfolgt, unter Erscheinungen allgemeiner Erschöpfung und Auflösung, wie bei dem M. im Allgemeinen angegeben. — 9) Dieser Milzbrandform sehr ähnlich und wahrscheinlich mit ihr identisch, aber noch langsamer verlaufend, ist die von Chabert beschriebene, sogenannte Waldkrankheit oder Holzkrankheit (Maladie de bois, Mal de bois chaud). Sie kommt bei Pferden, Rindern, Schafen u. Hirschen vor u. äußert sich durch dunklere Röthung der Augen und der sichtbaren Schleimhäute, durch Hitze des Maules, großen Durst, Verstopfung, Harnverhaltung, bei Milchkühen verminderte und scharfriechende Milch und Schwanken im Kreuze (letzteres besonders bei Pferden), kleinen, sehr schnellen, aber aussetzenden Puls und heißen, kurzen Athem; der Mist wird selten, mit Zwang, schwärzlich, hart, mit dickem Schleim umhüllt und mit geronnenem Blut gemengt abgesetzt; die Weichen sinken ein, die Lendengegend wird emphysematisch aufgetrieben und sehr empfindlich gegen geringe Berührung; zuletzt treten Zittern, sulzige Anschwellungen und blutige Diarrhöe hinzu, und der Tod erfolgt unter Konvulsionen um den 11., 12. bis 20. Tag. — In Deutschland scheint dieses Uebel bisher nicht beobachtet worden zu seyn. — 10) Der Rothlauf, die Rose, das Antoniusfeuer, heiliges Feuer, laufendes Feuer, Scharlach (Febris erysipelatosa maligna), ist diejenige Form des M.s bei Schafen und Schweinen, wo die Haut hochroth gefärbt, entzündet, mit Blasen oder Blattern, oder auch mit bläulichen, härtern Geschwülsten hin und wieder besetzt erscheint. — Bei den Schafen beginnt die Krankheit mit Verminderung des Appetits und des Wiederkäuens, mit Traurigkeit und Unruhe. Dann erscheint die Haut stärker geröthet, besonders in der vorderen Gegend des Rückens, am Halse und am Kopfe. Die anfangs hochrothe Farbe geht bald in eine livide Röthe über, und an den Stellen, wo die Wolle fehlt, wie am unteren Theile der Brust, am Euter und in den Weichen, sieht man Pusteln oder auch bläuliche Karbunkeln entstehen. Zuweilen wechselt die Röthe von einem Orte zum andern. Die übrigen Erscheinungen, Puls, Athem u. s. w., sind wie bei dem M.e. — Mit dem Hervortreten der Röthe an der Haut erfolgt bei einzelnen Schafen schnell der Tod durch Brand; in der Regel aber verläuft die Krankheit etwas langsamer und geht in Typhus über, ist aber dennoch in den meisten Fällen tödtlich. — Bei den Schweinen bemerkt man zuerst Mattigkeit, Traurigkeit, der Schweif ist wenig oder gar nicht geringelt, die Borsten sträuben sich auf, die Gliedmaßen und der Rüssel sind abwechselnd heiß und kalt, die Augen dunkel geröthet, der Koth geht selten, in geringer Menge, sehr trocken und mit einem Häutchen von Schleim umhüllt ab. Nach einigen Tagen verliert sich die Freßlust gänzlich, höchstens zeigen die Thiere noch etwas Durst; sie sind so matt, daß sie beim Gehen wanken; die Füße und Ohren sind anhaltend kalt; es stellt sich ein heftiger Fieberschauer mit schnellem Pulse und mit Flankenschlagen ein, worauf brennende Hitze folgt. Von nun an geberden die Thiere sich ängstlich, wühlen in ihrem Lager; die Zahl der Pulse und das Flankenschlagen nehmen zu, der abgehende Koth ist schwarz und hart. Nach 24stündiger Dauer dieser Zufälle und nachdem zuweilen ein Erbrechen von Futterstoffen und einer gelbgrünen, zähen Masse hinzugekommen ist, tritt an der Brust und an der unteren Bauchgegend ein rother, laufartiger Ausschlag hervor; die Krankheit verschlimmert sich, es entstehen Konvulsionen, die Farbe des Ausschlages wird livid, die Temperatur sinkt am ganzen Körper, das Athmen wird keuchend, die Pulse schwinden und das Thier stirbt unter Zuckungen in etwa 28—48 Stunden. — In manchen Fällen sah man auch schwarzblaue Flecken und Geschwülste (Karbunkeln) am Kopfe und kleinere Karbunkeln im Maule; bei einzelnen Thieren auch zugleich die Anthraxbräune, — gehindertes Schlingen, Schäumen und Geifer aus dem Maule u. dergl.; überhaupt gehen die einzelnen Formen des M.s oft in einander über, oder es treten mehre zugleich bei einem Thiere auf. — Der Rothlauf bei den Schafen scheint jetzt seltener vorzukommen, als ehemals, und in südlichen Gegenden, in Italien, in Spanien und im südlichen Frankreich ist er auch jetzt noch häufiger, als bei uns. Es muß jedoch diese Form des M.s von den übrigen rothlaufartigen Entzündungen der Schafe, wie sie z. B. durch Erkältungen, wenn die Schur und Wäsche dieser Thiere bei naßkalter Witterung vorgenommen wird, — ebenso auch nach Erhitzungen, bei Entzündungsfiebern u. s. w. entstehen, — wohl unterschieden werden. — Unter diese Formen lassen sich bei Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen die Erscheinungen des M.s, so verschieden sie auch in den einzelnen Fällen seyn mögen, doch immer bringen, und es ist daher überflüssig, noch andere Formen nach zufälligen Beobachtungen anzunehmen. — Bei Hunden und Katzen, wo die Krankheit am seltensten und nach fast allen bisherigen Beobachtungen wahrscheinlich nicht idiopathisch, sondern nur als Folge einer Impfung mit irgend einer Substanz von milzbrandkranken Thieren, oder als Folge einer inneren Vergiftung durch den Genuß von solchen Substanzen vorkommt, zeigt sich dieselbe bald mit, bald ohne Karbunkeln, und bald mit höchst akutem, bald mit etwas langsamerem Verlauf. Viele Hunde, die Fleisch von milzbrandkranken Kühen gefressen oder dergleichen Blut geleckt hatten, krepirten fast auf der Stelle, ohne daß man vorher etwas Krankhaftes an ihnen bemerkte (Greve). Andere Hunde zeigten nach dem Genusse von solchem Fleische bald Unruhe, Auftreibung des Hinterleibes und des Halses (letztere entstand jedoch größtentheils durch struppiges Aufrichten der Haare am Halse), geröthete Augen, schwankenden Gang, gänzlichen Verlust des Appetits, fruchtlose Neigung zum Erbrechen, hierauf Unempfindlichkeit, Zittern, sehr schnellen Puls, Konvulsionen, unter denen nach 10, in einigen Fällen aber erst nach 30 Stunden der Tod erfolgte. Neben diesen Zu-

fällen sah man bei einigen Hunden einen, selten zwei bis drei Karbunkeln entstehen. Greve bezeichnet die Karbunkeln bei den fleischfressenden Thieren in der ersten Periode als mit heftiger Entzündung verbunden u. sehr schmerzhaft; sie werden aber nach u. nach kalt u. gehen in Brand über. — Bei den nutzbaren Hausvögeln (dem sogenannten Mejergeflügel) entsteht der M. sowohl ursprünglich, wie auch durch innere und äußere Infektion vermittelst milzbrandiger Substanzen. Es leiden die Hühnerarten und die Gänse am häufigsten, weniger oft die Enten, und am wenigsten die Tauben. Die Krankheit ist stets sehr akut und tödtend, und in ihren Erscheinungen ist sie bald die apoplektische Form ohne Karbunkeln, bald auch mit Entwickelung der letzteren verbunden. Von der ersten Form werden die Thiere während des Fressens oder beim Sitzen im Stalle plötzlich befallen; sie zittern, drehen mit dem Kopfe, die Blinzhaut zieht sich über das Auge; zuweilen laufen sie etwas in einem Kreise herum; sie fallen nieder und sterben binnen wenigen Minuten unter Konvulsionen. — Zuweilen sind die Zufälle weniger heftig und es findet sich bei Hühnern eine dunkle, zuletzt eine ganz schwarze Farbe des Kammes od. auch der sogenannten Glocken, oder auch der Zunge ein. In anderen Fällen entstehen an verschiedenen Stellen des Körpers Blasen, welche eine scharfe, gelbliche Flüssigkeit enthalten. — Bei den Gänsen bemerkt man zuerst Mattigkeit, Herabhängen der Flügel, struppig aufgerichtete Federn und verminderten Appetit; später einen taumelnden Gang, öfteres Niederfallen, ängstliches Flattern mit den Flügeln, gänzlichen Verlust des Appetits, sehr schnelles, beschwerliches Athmen, worauf binnen 8 Stunden oder bis zum Ende des zweiten Tages der Tod erfolgt. Nicht selten entstehen bei dem langsameren Verlaufe des Uebels auch livide harte Geschwülste an verschiedenen Stellen des Körpers u. an der Schwimmhaut der Füße. Diese Geschwülste werden schnell brandig. Der Sektionsbefund in den Kadavern der am M.e gestorbenen Thiere zeigt zwar bei den einzelnen Formen der Krankheit einige Verschiedenheiten in der Beschaffenheit einzelner Organe, im Wesentlichen stimmt er aber stets überein. Er ist für die Diagnose ein sehr wichtiger Beitrag und in zweifelhaften Fällen allein entscheidend. Die Sektion muß aber immer bald nach dem Tode gemacht werden, weil sonst die hier stets außerordentlich schnell eintretende Fäulniß andere Resultate liefert. Im Sommer kann man gewöhnlich schon nach zwei Stunden die Zeichen der beginnenden Verwesung wahrnehmen. — Die Kadaver bleiben durch längere Zeit warm und ihre Gliedmaßen biegsam. Sie schwellen besonders am Bauche, durch entwickelte Gase, gleich nach dem Tode (zuweilen schon vor demselben) bedeutend auf; aus Maul und Nase, oft auch aus dem After (und bei weiblichen Thieren aus der Scheide) fließt blutiger Schaum, oder aus dem Maule eine faulig stinkende, mit Blut und mit gährenden Futterstoffen gemengte Flüssigkeit. Das hintere Ende des Mastdarmes ist zuweilen aus dem After hervorgedrängt, angeschwollen, dunkelroth oder schwarz gefärbt. Außerdem bemerkt man hin und wieder Karbunkeln oder Emphyseme unter der Haut, oder wo die Haut im natürlichen Zustande weiß oder röthlich gefärbt ist, sieht man auch dunkelrothe oder schwärzliche Flecken an verschiedenen Stellen derselben. Beim Abnehmen der Haut findet sich im Zellgewebe unter derselben oft eine mephitische Luft, welche mit einem pfeifenden oder knisternden Geräusche entweicht; waren hier aber während des Lebens Karbunkeln, so findet man sie auch nach dem Tode durch gewöhnlich jetzt in etwas vermindertem Umfange, sonst aber in der früher angegebenen Beschaffenheit. Die innere Fläche der Haut ist mit unzähligen schwarzblauen Gefäßen versehen, welche ein theerartiges, blauschwarzes, zersetztes Blut enthalten. Hin und wieder (besonders an der Seite, auf welcher das Thier gelegen hat) bestehen auch kleinere oder größere Extravasate von solchem Blute im Zellgewebe unter der Haut, auf und zwischen den Muskeln, Sehnen und Gelenken, und eben so an den Eingeweiden. Das Blut erscheint selbst im Herzen und in den Arterien von gleicher blauschwarzer, zäher Beschaffenheit und mit Fettaugen besetzt. Das Fett ist bei denjenigen Thieren, die nicht zu schnell gestorben sind, in der Menge sehr vermindert, mehrentheils mit einer gelblichen, sulzigen Flüssigkeit gemengt; und von einer ähnlichen Flüssigkeit, oft zugleich von theilweise zersetztem Blut findet man kleinere oder größere Ansammlungen im Zellgewebe, besonders in der Gegend der Gelenke und wo Lymphdrüsen liegen. Die Muskeln sind entweder bleich, oder natürlich roth, selten dunkelroth gefärbt, wenn die Sektion bald nach dem Tode gemacht wird; einige Stunden später nehmen sie gewöhnlich eine dunkle Farbe an; aber in jedem Falle sind sie sehr mürb und weich. — Bei dem Oeffnen der Bauchhöhle entweicht viel stinkendes Gas aus dem freien Raum derselben; zwischen den Eingeweiden findet sich eine gelbröthliche Flüssigkeit, die Gedärme und der oder die Magen sind von stinkender Luft ausgedehnt; dabei enthält der Magen (bei Wiederkäuern der erste und zweite) nach plötzlich eingetretenem Tode sehr oft noch ganz frisches Futter, ist aber dennoch nicht selten stellenweise entzündet oder wenigstens dunkel geröthet und mit Blutextravasaten versehen; eben so ist bei Wiederkäuern der vierte Magen beschaffen, während der dritte gewöhnlich eine sehr trockene Futtermasse zwischen seinen Blättern enthält. Das Epithelium löst sich in den drei ersten Magen sehr leicht los und bleibt am Futter hängen; diese Erscheinung ist jedoch dem M.e nicht allein eigen, sondern findet sich auch nach fast allen anderen Krankheiten, und selbst bei gesunden geschlachteten Thieren, wenn die Sektion nicht bald nach dem Tode gemacht wird. Auch der Darmkanal, das Gekröse und das Netz zeigen bald nur stellenweise, bald in größerer Ausdehnung eine dunkelrothe, oft eine schwarzblaue Färbung von sugillirtem Blute, und gelbliche, sulzige Ergießungen. An diesen Stellen ist das Gewebe der Theile weicher und die Schleimhaut aufgelöst,

brandig. — Die Leber zeigt äußerlich sehr oft keine Abweichung vom normalen Zustande, in manchen Fällen ist sie jedoch aufgedunsen und bläulich, im Inneren erscheint sie mürb und mit schwarzem Blut erfüllt. Die Milz läßt meistens eine krankhafte Beschaffenheit wahrnehmen, obgleich dieselbe von verschiedener Art vorkommt. Gewöhnlich ist sie vergrößert durch extravasirtes Blut, und zuweilen auch durch Luft ausgedehnt, das Parenchym in eine schwarze, weiche, flüssige Masse aufgelöst, so daß dieselbe beim Einschneiden zusammenfließt; in selteneren Fällen ist die Milz klein, wie zusammengeschrumpft, mürb, so daß sie sich fast zerbröckeln läßt; zuweilen weicht sie aber kaum bemerklich vom normalen Zustande ab. — Die Harn- und Geschlechtsorgane leiden nicht wesentlich mit, in manchen Fällen zeigen sie jedoch, wie die übrigen Organe, blutige oder schwarze Flecken und sulzige oder blutige Extravasate. — In der Brusthöhle findet man gewöhnlich etwas gelbröthliche, blutige Flüssigkeit; an der Pleura hin und wieder Sugillationen; das Herz erscheint zuweilen gesund (Kausch), in der Regel aber ist es dunkler gefärbt oder mit dunklen Flecken versehen; das Fett neben den Kranzgefäßen gelblich gefärbt und weich; die rechte Hälfte des Herzens, die Lungenarterie und die Kranzgefäße sind mit schwarzem, aufgelöstem Blute angefüllt; in der linken Herzkammer und in der Aorta finden sich zuweilen Massen von Faserstoff aus dem zersetzten Blute (sogenannte falsche Polypen). Die Lungen sind zusammengefallen, weich, welk, blauroth; beim Einschneiden in sie erscheint ihre Substanz von ganz dunkler Farbe, mit schwarzem Blute erfüllt; in einzelnen Stellen erweicht, in schwarzes Blut aufgelöst oder brandig (daher Kausch das Uebel „Lungenbrand" im Allgemeinen genannt wissen wollte); sehr selten ist die Lunge lichtroth gefärbt. — An der Schleimhaut, der Luftröhre, der Rachen- und Nasenhöhle findet man gelblich-röthliche Färbung und Blutsugillationen. — Das Gehirn und Rückenmark ist in seinen Gefäßen mit schwarzem Blute erfüllt; es besteht auch hier die gelblich röthliche Färbung; zuweilen sind Sugillationen in den Häuten, sehr selten auch erweichte Stellen in der Substanz des Rückenmarks zu bemerken. Kausch traf mehrmals das genau secirte Gehirn in einem fast völligen Normalzustande. — Bei den einzelnen Formen der Krankheit findet man in den Kadavern besonders die hiebei vorherrschend leidenden Organe mit Karbunkeln, oder mit Brandflecken, oder mit Extravasaten versehen. Bei dem sogenannten Zungenkrebs sieht man, je nach dem Stadium des Uebels, bald Karbunkeln, bald brandige Geschwüre an der Zunge, — bei dem Rückenblut den Mastdarm in der oben angegebenen Beschaffenheit, — bei dem M.e der Hühner ist zuweilen der Kamm brandig u. s. w.

Aus dem in den Kadavern gefundenen schwarzen, aufgelösten Blute und aus der Ueberfüllung mancher Organe mit demselben, so wie auch aus dem oft erfolgten plötzlichen Tode bei dem M.e kann man Aehnlichkeiten zwischen diesem Uebel und zwischen dem anatomisch-pathologischen Zustande nach anderen plötzlichen Todesarten, namentlich nach dem Tode durch Schlagfluß, durch den Blitz, durch Ersticken und Erdrosseln, und nach dem Tode durch narkotische Gifte finden. In allen diesen Fällen läßt sich aber, abgesehen von den vielleicht vorhandenen positiven Merkmalen bestimmter Ursachen, die Unterscheidung vom M.e sehr sicher dadurch machen, daß in diesen Fällen den Kadavern die gelblich-sulzigen Ansammlungen im Zellgewebe neben den größeren Gefäßen u. s. w. fehlen. Das Fehlen der Karbunkeln ist nicht entscheidend, da sie auch bei dem Anthrax in manchen Fällen nicht vorhanden sind. Entgegengesetzt ist aber das Daseyn der Karbunkeln in jedem Falle für die Diagnose des M.s ein entscheidendes Merkmal.

Der M. kommt überall auf der Erde vor; in den südlichen, namentlich in den tropischen Gegenden ist er am häufigsten und am bösartigsten, aber auch in Sibirien, in Lappland, Norwegen, Esthland und Rußland hat er meistens einen sehr bösartigen Charakter; dagegen scheint er in den gemäßigten Klimaten verhältnißmäßig am wenigsten bösartig zu seyn, obgleich er auch hier immer eine in jeder Hinsicht sehr gefährliche Krankheit und unter allen Viehseuchen die häufigste ist. Er zeigt sich am gewöhnlichsten in niedrigen, den Ueberschwemmungen ausgesetzten und in sumpfigen Gegenden; aber auch im Gebirge, besonders in Vorgebirgen und in Thälern ist er häufig, und selbst die Alpen sind nicht von ihm verschont. Es gibt Orte, in denen er fast ohne Ausnahme alljährlich erscheint, während er in anderen Orten äußerst selten einmal entsteht. Sehr oft herrscht er als eine bald mehr, bald weniger weit verbreitete Seuche, und zwar bald nur bei einer Thiergattung allein, bald wieder bei mehren zugleich, oder selbst bei allen Hausthieren und bei dem Wilde. Die Zeit, in welcher er als Seuche auftritt, ist in der Regel der Sommer und der Herbst. Wenn er ausnahmsweise in einer andern Jahreszeit seuchenartig erscheint, so bleibt er doch in solchen Fällen fast immer nur auf Thiere von einer Gattung und auf einen kleinen Raum, z. B. nur auf ein Landgut, selbst nur auf einen Stall beschränkt; einzeln tritt er in jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung auf. In den meisten Fällen herrscht er nur kurze Zeit, aber zuweilen setzt er sich an einem Orte hartnäckig für mehre Monate fest und in manchen Fällen taucht er, nachdem er seit einiger Zeit verschwunden war, noch mehrmals wiederholt auf. Sowohl bei dem seuchenartigen wie auch bei dem sporadischen Erscheinen des M.s werden gewöhnlich die kräftigsten und fettesten Thiere zuerst ergriffen, und besonders trifft dies Schicksal unter dem Rindvieh sehr häufig den Zuchtbullen. Ueberhaupt werden gut genährte Thiere von der Krankheit mehr und häufiger befallen, als magere und schlechtgenährte.

Die Ursachen des M.s sind in vielen Punkten noch dunkel, indem die Krankheit sehr oft da nicht erscheint, wo die Thiere mehrfach solchen Einflüssen ausgesetzt sind, denen man in anderen Fällen die Entstehung des Uebels zuschrieb,

während es dagegen nicht selten bei sehr guter Pflege und Wartung der Thiere mit großer Bösartigkeit ausbricht. — Die im Vorhergehenden erwähnte Eigenthümlichkeit, daß gut genährte Thiere dem M.e mehr unterworfen sind, als magere u. mager genährte, zeigt, daß jene Thiere eine vorherrschende Disposition für das Uebel haben, und daß dieselbe in Vollsaftigkeit gegründet seyn muß. Doch ist eine solche Anlage nicht durchaus erforderlich. Da die Krankheit am meisten im Sommer bei schwüler und trockener Luft seuchenartig herrscht, so hat man große Hitze als die gewöhnlichste und wichtigste äußere Ursache beschuldigt. Für sich allein scheint dieselbe aber wohl nicht hinreichend, die Krankheit zu erzeugen; gewiß ist sie aber eine sehr wichtige Mitursache, besonders wenn gleichzeitig noch andere ursachliche Momente mit ihr zusammentreffen, wie namentlich heftige Anstrengung, Ueberfüllung der Eingeweide durch Futtermassen (namentlich durch stark nährendes Körnerfutter, durch üppigen Klee, sehr saftiges Gras u. dgl.), der Genuß saurer Sumpfgewächse oder auch solcher Pflanzen, die durch Mehlthau, Rost u. dgl. Parasiten verunreinigt sind; das fortgesetzte Einathmen der Sumpfluft auf eben austrocknenden sumpfigen oder überschwemmt gewesenen Weideplätzen; der Mangel an Getränk, so wie der Genuß von sumpfigem, verdorbenem Wasser aus stehenden Pfützen und Teichen; der Genuß von Wasser, in welchem Flachs geröstet worden ist oder in welchem überhaupt organische Substanzen verfaulen. Als eine Hauptursache erscheint, besonders bei dem seuchenartig herrschenden M.e, eine gewisse, übrigens noch nicht vollständig gekannte Beschaffenheit der Atmosphäre, eine epizootische Konstitution. Dreßler hat dieselbe als eine Anhäufung der Elektricität in der Luft angenommen und diese Ansicht theils aus den beobachteten Witterungsveränderungen zur Zeit des herrschenden M.s, theils aus den Erscheinungen der Krankheit selbst recht genügend begründet. Da nun die größere oder geringere Entwickelung der Elektricität in der Atmosphäre einerseits auch von der Beschaffenheit des Erdbodens, von der Menge des vorhandenen Wassers u. s. w. in einer Gegend, andererseits von dem Grade der Temperatur und Trockenheit der Luft abhängig ist, so läßt es sich ganz ungezwungen erklären, warum manche Gegenden vom M.e weit mehr heimgesucht werden, als andere, und warum derselbe eben in heißen, trockenen Sommern am häufigsten herrscht. — Als eine besondere Ursache des M.s ist noch das Kontagium desselben zu nennen. Es ist seit den älteren Zeiten bekannt, daß alle Formen des M.s einen Ansteckungsstoff entwickeln, der sich eben so wirksam auf Menschen wie auf andere Thiere übertragen läßt, und man vermuthet, daß hauptsächlich aus diesem Grunde schon Moses den Genuß des Fleisches von gestorbenen Thieren den Juden verboten hatte. Dieses Kontagium haftet in allen Theilen eines milzbrandkranken Thieres, besonders aber in der gelblichen Flüssigkeit, die sich im Zellgewebe, in der Bauch- und Brusthöhle, in den Karbunkeln u. s. w. findet; eben so ist es im Blute sehr reichlich enthalten, und auch der Athem eines solchen kranken Thieres ist ansteckend. Für sich allein ist die ansteckende Materie noch nicht dargestellt worden. Dieselbe bleibt, der Luft bei gewöhnlicher Temperatur ausgesetzt, durch mehre Tage wirksam, und selbst durch Kochen des Fleisches mit Wasser wird sie nicht ganz zerstört. Bei der letzteren Behandlung geht der schädliche Stoff zum Theil in die Fleischbrühe über, so daß diese beim Genuß eben so nachtheilig wirkt, wie das Fleisch selbst. Wie lange und in welchem Grade die Wirksamkeit des Kontagiums sich unter verschiedenen Einflüssen erhält, weiß man bis jetzt noch nicht genau; jedenfalls ist aber dasselbe von sehr fixer Natur. Bei den Versuchen des Kreisthierarztes Eulner (s. Wendroth Ueber den bösartigen Karbunkel) zeigte es sich in dem Blute eines an der Blutseuche gestorbenen Schafes, nachdem das hiermit befeuchtete Heu durch zwei Tage im Sommer der Sonne ausgesetzt worden, noch völlig wirksam; denn zwei Schafe, welche dieses Heu fraßen, starben am dritten Tage an der Blutseuche. Mehre Beobachtungen beweisen es, daß Menschen nach 8 Tagen und später nach dem Tode der Thiere durch die Häute derselben inficirt worden sind.— Der Ansteckungsstoff eines milzbrandkranken Thieres wirkt auf Menschen und auf Thiere jeder Gattung, jedoch, was sonderbar erscheint, von den Pflanzenfressern und namentlich vom Rindvieh am wenigsten auf die eigene Gattung, dagegen aber auf andere Gattungen sehr heftig. Die Erklärung dieser Eigenthümlichkeit findet sich darin, daß der Erfahrung zufolge das Milzbrandkontagium, eben seiner fixen Natur wegen, fast immer nur durch eine innige Berührung seiner Träger mit dem Thierkörper, durch eine Art wirklicher Impfung zur Wirksamkeit gelangt, und daß hierzu bei den Karnivoren und Omnivoren, indem sie mehr mit den thierischen Stoffen in Berührung kommen, eine viel größere Gelegenheit, als bei den Herbivoren besteht. Doch findet eine solche Infektion auch bei den letzteren zuweilen Statt, und vielleicht auch eine Ansteckung durch dunstförmige Emanationen mehr, als man bisher glaubte, — wie dies besonders aus Dreßlers umfassenden Mittheilungen sehr wahrscheinlich wird. Manche Thierärzte, namentlich Adami, Walz und Greve haben die Ansteckungsfähigkeit des Rindviehes für die Milzbrandmaterie vom Rindvieh gänzlich geleugnet, jedoch mit Unrecht, da die Beobachtungen von Kausch und Hertwigs Versuche das Gelingen der Impfungen in einzelnen Fällen ganz unzweifelhaft beweisen. Schafe sind, wie Eulners Versuche darthun, sowohl bei der Berührung von außen, wie auch bei der Einwirkung des Giftes auf die Schleimhaut des Verdauungskanals angesteckt worden; bei Pferden hat man dasselbe beobachtet, und mehrfaltige Beobachtungen sprechen auch dafür, daß diese Thiere durch die Ausdünstungen milzbrandkranker Thiere, vorzüglich durch die Ausdünstungen der Kadaver von dem am M.e gestorbenen Rindvieh inficirt werden können. Hunde, Katzen, Füchse und Schweine erkranken am M.e, wenn sie von dem Aase der an dieser Krankheit krepirten Thiere fressen, oder das nach

dem Aderlassen und von den Sektionen unvorsichtig frei stehen gebliebene Blut lecken; durch die letztere Veranlassung werden auch meistens Enten und Gänse angesteckt, und bei den Hühnern geschah dies ebenfalls, wenn sie aus dem Miste der kranken Thiere die noch vorhandenen Körner auflasen. Der durch Ansteckung erzeugte M. hat nicht stets die ursprüngliche Form, oft aber eine große Intensität, und fast immer ist er auch ansteckend. Selbst von dem Menschen pflanzt sich das durch Ansteckung von Thieren entstandene Uebel auf andere Menschen fort, jedoch nur durch innige Berührung, wie z. B. durch Beisammenschlafen in einem Bette; ursprünglich erfolgt bei dem Menschen die Ansteckung am gewöhnlichsten bei der Pflege und Wartung der kranken Thiere, namentlich bei dem Aderlassen, bei dem Haarseilziehen, bei dem Eingeben der Medicin, bei dem Aufschneiden der Karbunkeln und bei dem sogenannten Brechen und Entfernen des Rückenblutes (eine von Hirten u. dergl. Leuten ausgeführte unnütze Operation); ferner bei dem Schlachten der Thiere, bei dem Abhäuten der Kadaver, bei der Bearbeitung der Häute, der Wolle und Haare von den kranken Thieren, und außerdem noch durch den Genuß des Fleisches, der Fleischbrühe und der Milch von denselben. Ob das Kontagium auch, wie Manche glauben, durch fliegende Insekten von den kranken Thieren, von den Aasen u. s. w. auf andere Thiere und auf Menschen gebracht werde, ist noch nicht sicher dargethan. — In Folge der genannten Veranlassungen sieht man bei dem Menschen die Infektion durch M. am häufigsten an unbedeckten Theilen des Körpers, wie im Gesicht, an den Händen, den Unterarmen und zuweilen auch an den Füßen Statt finden, und eben so sieht man, daß Personen von gewissen Ständen, namentlich Thierärzte, Hirten, Schäfer, Schlächter, Abdecker, Gerber, Kürschner u. dgl. am meisten derselben unterworfen sind. In jedem Falle wird sie durch die Einwirkung des Kontagiums auf dünne u. noch mehr auf verletzte Hautstellen sehr begünstigt; sie kann aber auch an unverletzter und an dicker Oberhaut erfolgen, und in manchen Fällen entsteht sie auch durch das Einathmen der von den milzbrandkranken Thieren ausgeathmeten Luft. Die Zeit, in welcher sich die Wirkung der Statt gefundenen Ansteckung bemerkbar macht, ist sehr ungleich; bei Menschen äußert sich dieselbe bald sehr schnell, so daß schon binnen wenigen Stunden ein heftiges, fieberhaftes Leiden und binnen 48 — 60 Stunden der Tod erfolgt; bald äußert sich die Ansteckung mehr langsam, selbst ohne Fieber bloß durch Lokalzufälle, und zuweilen scheint erst nach mehren Wochen die Statt gefundene Infektion lebendig hervorzutreten. Bei den Thieren entwickelt sich dagegen die Wirkung sowohl nach innerlicher, wie nach äußerlicher Infektion sehr schnell; Greve sah z. B. eine Taube, welcher ein Paar Tropfen der warmen Milzbrandjauche ins Auge gespritzt worden, binnen 3 Stunden sterben, und bei einem Pferde, dem etwas von dieser Jauche an die Brust spritzte, nach 6 Stunden schon einen faustgroßen Karbunkel sich bilden, der am folgenden Tage noch zunahm und das Leben des Thieres bedrohte. Barthélemy beobachtete als längsten Verlauf bei diesem Thiere die Wirkung nach 5 Tagen. Hunde, welche jenes gelbe Wasser aufleckten, krepirten fast auf der Stelle, und bei gemachter Impfung starben sie spätestens binnen 3 Tagen. Bei Schafen sah Eulner die Wirkungen des innerlich od. äußerlich angebrachten Kontagiums in der Regel in 24—48 Stunden erfolgen; bei dem Rindvieh scheint, nach Dreßlers Beobachtungen, die Infektion vom 5.—11. Tag sichtbar zu werden; Schrader gibt sie nach gemachten Impfversuchen auf 6 Tage an. — So wie bei andern Kontagien nicht jede Gelegenheit zur Ansteckung die letztere wirklich zur Folge hat, so sieht man auch den M. bei Menschen und Thieren sehr häufig nicht entstehen, wenngleich eine Veranlassung zur äußerlichen und zur innerlichen Infektion Statt gefunden hatte. In manchen Fällen scheint ganz offenbar ein sehr verschiedener Grad von Ansteckungskraft in den Produkten des M.s zu bestehen, denn man sieht, daß während einer ganzen, weit verbreiteten Seuche wenigstens Menschen nicht inficirt werden, während in andern Fällen bei einer solchen Seuche die Ansteckungen sehr vielfältig entstehen. Außerdem ist auch die Empfänglichkeit in verschiedenen Individuen sehr verschieden, wie dies daraus hervorgeht, daß von dem gleichmäßigen Genusse des Fleisches von einem milzbrandkranken Thiere mehre Personen an den heftigsten Zufällen erkranken, während andere von allen Folgen frei bleiben. — Die Zufälle, welche nach der Infektion mit Milzbrandgift bei Thieren entstehen, sind im Vorhergehenden bereits angegeben. Bei dem Menschen äußert sich die Infektion im Allgemeinen in zwei Formen, nämlich 1) örtlich als sogenannte schwarze Blatter, schwarze Pocke, bösartige Blatter, kontagiöser Karbunkel (Pustula maligna, franz. Charbon malin, Pustule maligne, poln. Czarna krosta), mehrentheils in Folge äußerlicher Ansteckung; oder 2) als ein eigenthümliches, typhöses Fieber. Das letztere entsteht gewöhnlich durch den Genuß des Fleisches u. s. w. von einem milzbrandkranken Thiere, und ebenso durch das Einathmen der von denselben ausgeathmeten Luft. Die betroffenen Menschen fühlen bald nach einer solchen Veranlassung Uebelkeiten, Magendrücken, Leib- und Kopfweh, Mattigkeit und große Angst; sie erbrechen sich unter heftigem Würgen u. geben dabei außer den genossenen Nahrungsmitteln eine gelbliche oder schwärzliche, zuweilen mit schwarzem Blut gemengte Materie von sich. Oft findet sich hierzu auch ein starker Durchfall mit Abgang einer schwärzlichen, übelriechenden, mit Blut gemengten Materie ein; der Unterleib schwillt trommelsüchtig auf und an verschiedenen Stellen, namentlich am Kopfe, an der Brust, am Leibe u. s. w., entstehen karbunkelartige, bald runde, bald mehr flache Geschwülste, die zuerst meist eine gelbliche, später eine bläuliche Farbe annehmen und zuletzt in wirkliche Brandbeulen übergehen. Zuweilen entstehen außer diesen Geschwülsten oder statt derselben bloß

dunkelrothe oder blaue Flecken, und in einzelnen Fällen fehlen auch diese. Dabei wird der Puls mehrentheils vom Anfange an sehr klein und schnell, es treten Bewußtlosigkeit, profuser Schweiß, der abwechselnd bald kalt, bald warm ist, Lähmung einzelner Theile und Zuckungen ein, und der Tod erfolgt gewöhnlich in 24 Stunden, bis zum dritten oder vierten Tage. Einzelne Personen, besonders solche, bei denen die Krankheitszufälle nur einen mäßigen Grad erreichen, überstehen das Leiden und genesen binnen einer etwas längeren Zeit. — Die Leichname zeigen hier im Wesentlichen fast dieselben Veränderungen, wie die Kadaver der am Milzbrandfieber gestorbenen Thiere.

Das Wesen des M.s ist zwar vielfältig gedeutet, aber bisher nicht genügend erforscht worden. Mit Rücksicht auf die im Vorhergehenden angegebenen Eigenthümlichkeiten in den Krankheitszufällen, in dem plötzlichen Entstehen und in dem meistens schnellen Verlaufe der Krankheit, so wie mit Rücksicht auf den Sektionsbefund und auf die Erzeugung eines auf alle Thiere wirksamen Kontagiums läßt sich wohl annehmen: 1) daß der M. ursprünglich in einer lähmungsartigen Unthätigkeit (Adynamia) der Lungenmagennerven und der großen sympathischen Nerven begründet ist; 2) daß hierdurch zunächst eine Störung des chemischen Theils im Respirationsprozeß und in Folge dessen eine eigenthümliche Desorganisation des Bluts, Lähmung der Gefäße, Extravasate, Karbunkeln, Erzeugung eines Ansteckungsstoffes und schnelle Fäulniß bedingt werden, und 3) daß man hiernach den M. in die Familie des Typhus setzen und ihn als Typhus carbunculosus et contagiosus bezeichnen kann. Kausch betrachtete ihn im Sinne der Erregungstheorie als Lungenbrand.

Die Prognose bei dem M.e der Thiere ist, je nach dem Verlaufe und der Form desselben, sehr verschieden. Es leuchtet von selbst ein, daß bei dem schnelltödtenden M.e keine Rede von Genesung seyn kann, und daß auch bei dem schnell verlaufenden Uebel die letztere nur selten zu bewirken ist. Die Möglichkeit hierzu hängt bei dem letzteren Verlaufe zum Theil von der schnell und zweckmäßig gebrauchten Hülfe, eben so viel aber auch von dem bald mehr gutartigen, bald mehr bösartigen Charakter des Uebels ab; denn die Erfahrung zeigt, daß es solche Seuchen gibt, wo fast alle erkrankten Thiere, trotz der sonst zweckmäßigen Kur, starben, während in anderen Seuchen eine größere Anzahl bei derselben Behandlung genasen. Bei dem langsam verlaufenden M.e ist im Allgemeinen die Prognose günstiger; doch gelten auch hier die eben angeführten verschiedenen Verhältnisse, und außerdem kommen hierbei die Ursachen und die Jahreszeit sehr in Betracht. Sind die Ursachen bekannt, bald und vollständig zu entfernen und kann man die Thiere unter andere diätetische Verhältnisse bringen, so ist auch die Hoffnung zur Genesung größer, als im entgegengesetzten Falle. Bei anhaltender großer Sonnenhitze ist die Prognose weder hinsichtlich der einzelnen Thiere, noch hinsichtlich einer etwa herrschenden ganzen Seuche günstig. In letzterer Hinsicht lehrt die Erfahrung, daß die Milzbrandseuchen meistens bei großer Hitze hartnäckig allen dagegen angewendeten Mitteln trotzen, daß sie aber bei eingetretener Abkühlung der Atmosphäre sehr oft plötzlich und ohne menschliches Zuthun verschwinden. Die verschiedenen Formen der Krankheit bedingen in der Prognose keinen großen Unterschied; doch gilt es im Allgemeinen als richtig, daß, wenn die Karbunkeln an edeln Theilen oder in der Nähe derselben sich entwickeln, die Gefahr immer weit größer ist, als da, wo dieselben ihren Sitz an den Gliedmaßen, an den Hinterbacken, oder äußerlich an der Brust, an dem Rücken, oder dem Leibe haben. Hinsichtlich der eintretenden Veränderungen kann man es als das wichtigste Zeichen der Besserung betrachten, wenn der Puls groß, voll und regelmäßig wird, so wie entgegengesetzt der immer kleiner werdende, unregelmäßige und verschwindende Puls auf einen schlechten Ausgang deutet.

Die Kur der vom M.e ergriffenen Thiere im Allgemeinen muß darauf gerichtet seyn: 1) die erkannten Ursachen zu entfernen, und 2) den Orgasmus des Blutes und die Neigung zur Zersetzung zu beseitigen und die Funktionen der leidenden Organe zu beleben. In ersterer Hinsicht muß man sich nach den obwaltenden Umständen richten; in jedem Falle ist aber ein kühler Aufenthaltsort, hinreichendes Getränk von frischem Wasser oder von etwas durch Säuren oder Sauerteig gesäuertem Wasser, und eine leicht verdauliche, gesunde Nahrung durchaus erforderlich. Die letztere muß, wenigstens so weit wie möglich, wässerige, saftige Bestandtheile enthalten, und die Thiere dürfen ihren Appetit niemals bis zur vollständigen Sättigung befriedigen. — Die Erfüllung der zweiten Indikation richtet sich nach der Konstitution der Thiere, nach dem Charakter der Vitalität und nach dem Verlaufe der Krankheit. Bei kräftigen, blutreichen Thieren, bei sthenischem Charakter und im Allgemeinen bei dem akuten Verlaufe der Krankheit ist möglichst schnell eine reichliche Verminderung der Blutmenge durch einen Aderlaß durchaus erforderlich und stets sehr nützlich. Derselbe wird am besten mit einer großen Oeffnung an den Drosselvenen, u. zwar bei Pferden und Rindern in der Quantität von ungefähr 8—12 Pfund, bei Schafen, Ziegen und Schweinen von ½—1 Pfund, und bei Hunden von ¼—1 Pfund Blutes gemacht. Unter denselben Umständen gibt man innerlich Nitrum mit Natrum oder Kali sulphuricum in solchen Gaben, daß Laxiren hiernach entstehen kann; Nitrum für Pferde 1 Unze, für Rinder 2 Unzen, für Schafe 2 Drachmen, für Schweine 2 Drachmen bis ½ Unze, für Hunde ½ Drachme bis 2 Drachmen; Natrum sulphuricum für Pferde 5—8 Unzen, für Rinder 6—12 Unzen, für Schafe 1—2 Unzen, für Hunde 2 Drachmen bis 1 Unze, etwa nach 2—3 Stunden wiederholt; auch kann statt dieser Salze die Magnesia sulphurica, Natrum muriaticum oder Kali tartaricum in ähnlichen Quantitäten gegeben werden. Die zweckmäßigste Form der Anwendung ist immer die Solution mit kaltem Wasser. — Am zweiten Tage oder bei einer Hinneigung zum asthenischen Charakter und bei

mageren, älteren Subjekten sogleich, benutzt man neben oder nach der Anwendung der Salze sehr zweckmäßig die verdünnten Mineralsäuren für sich oder mit Zusatz von etwas Weingeist, und bei großer Schwäche auch mit aromatischen und adstringirenden Mitteln und mit Kampher; auch hat sich in mehren Fällen der Art die eisenhaltige Salzsäure nützlich gezeigt, und in der neueren Zeit sind auch eisenhaltige Mineralwasser empfohlen worden. Sehr wirksam hat sich, nach Yvart und Mandt, auch der Chlorkalk bewiesen, welchen man für Pferde und Rinder zu einer halben Unze, für Schafe und Schweine zu einer halben Drachme, für Hunde zu 5 Gran bis 1 Skrupel, in der zwölf- bis sechszehnfachen Menge Wassers, oder in eben so viel schleimiger Flüssigkeit gelöst, täglich viermal gibt. — Außer diesen innerlichen Mitteln wendet man auch äußere, die Hautthätigkeit belebende und reizende, nach außen ableitende Mittel an, und zwar das Begießen mit kaltem Wasser, das Schwemmen in demselben, das Waschen mit Essig, mit verdünnter Salzsäure oder mit Chlorkalkauflösung, das Einreiben des Terpentinöls, die Applikation von Haarseilen oder von Fontanellen mit Nieswurz und das Brennen mit dem glühenden Eisen. Jedes dieser Mittel hat sich in vielen Fällen als nützlich bewährt, und es kann daher in der Noth sehr gut das eine für das andere angewendet werden; am meisten steht aber doch das Begießen und das Haarseil im Rufe. Das erstere wird, wo es nur irgend seyn kann (Wassermangel im Sommer, bei großer Dürre auf Weiden und Feldern u. s. w. gestattet es nicht immer), in jedem Falle bald nach dem Aderlaß und so ausgeführt, daß die kranken Thiere mit ganzen Eimern von kaltem Wasser so lange überschüttet werden, bis Zittern eintritt, worauf sie mit Strohwischen tüchtig gerieben und mit Decken behängt werden. Nach Verlauf von 1—2 Stunden kann eine Wiederholung Statt finden, wenn bis dahin die heftigeren Zufälle nicht abnehmen. Das Schwemmen geschieht, wo eine Gelegenheit dazu vorhanden ist, in ähnlichen Zwischenzeiten wiederholt und mit derselben Nachbehandlung. Zu den Waschungen benutzt man gewöhnlichen Essig od. Acid. muriat. conc. 1 Unze auf 3 Pfund Wasser, oder Calcar. chlorin. 1 Unze auf 4 Pfund. Das Terpentinöl wird an der vorderen und an den Seitenflächen des Halses, an der Brust u. in der Leber- und Milzgegend eingerieben. Die Applikation der Haarseile geschieht immer in einer möglichst großen Länge, meistens an der vorderen Fläche der Brust (bei dem Rindvieh am sogenannten Triel, jedoch in der Längenrichtung desselben), an den Seiten der Brust oder des Leibes und zuweilen auch an den Hinterschenkeln; an denselben Orten applicirt man auch das Glüheisen in großen Strichen oder in mehren breiten Punkten. — Die verschiedenen Formen des Leidens bedingen in der Kur keine wesentlichen Verschiedenheiten, sondern nur neben ihr zum Theil noch eine Berücksichtigung des örtlichen Leidens. Was hinsichtlich der Behandlung der Bräune und der Blutseuche gilt, ist bereits an den oben citirten Stellen angegeben. Das Blutharnen ist ganz wie M. zu behandeln, wenn es die Charaktere desselben zeigt. Bei äußerlich sichtbaren Karbunkeln soll man suchen, dieselben an der Oberfläche des Körpers zu fixiren, ihren flüssigen Inhalt zu entleeren, die festeren Bestandtheile aber entweder direkt zu zerstören, oder durch eine in ihrer nächsten Umgebung erregte Eiterung zu beseitigen. Demgemäß skarificirt man sie in mehren Richtungen bis auf den Grund, streicht Terpentinöl reichlich in sie, oder man legt, nach Kausch, einige Tabaksblätter in die gemachten Wunden, oder man zieht ein Eiterband in senkrechter Richtung durch jede Beule, oder man brennt dieselben mit dem Glüheisen u. dgl. — Bei dem Zungenanthrax sucht man, indem durch ein sogenanntes Maulgatter das Maul des kranken Thieres geöffnet gehalten wird, vermittelst eines hakenförmigen, scharfen Eisens, oder vermittelst eines blechernen Löffels die Blatter oder den Schorf auf der Zunge aufzukratzen, worauf Terpentinöl oder eine koncentrirte Chlorkalkauflösung, oder Salzsäure, oder das Glüheisen auf den Grund des Geschwürs applicirt u. späterhin das Maul öfters mit einem aromatischen Maulwasser gereinigt wird. — Bei dem Rückenblut wendet man Klystiere von aromatischen und adstringirenden Flüssigkeiten, selbst mit Zusatz von Salzsäure an.

Die Prophylaxis besteht a) in Vermeidung der vorbereitenden und der Gelegenheitsursachen. Man gebe den Thieren hauptsächlich einen kühlen, luftigen Stall, lasse sie zur Mittagszeit nicht auf freiem Felde der Sonne ausgesetzt, noch weniger lasse man sie bei großer Hitze durch Arbeiten oder Marschiren sich anstrengen; man gebe bei großer Hitze nur die hinreichende Menge Futter, aber viel frisches Wasser zum Getränk. Das Futter muß von gesunder Beschaffenheit, namentlich nicht mit Rost und dergleichen Parasiten befallen seyn; man vermeide Sumpfweiden und stehende Wasser. b) Man vermindere zu der Zeit, wo die Krankheit sich in der Nähe zeigt, bei den gut genährten Thieren die Blutmenge durch einen Aderlaß; man gebe kühlende Salze im Getränk, und man schwemme oder begieße die Thiere täglich 1—2mal mit kaltem Wasser. Auch kann man wöchentlich 1—2mal die Schwefelsäure im Getränk oder eine Chlorkalkauflösung eingeben und vor der Brust ein Haarseil ziehen. c) Man vermeide die Gelegenheit zur Ansteckung. In letzterer Hinsicht sind zur Vermeidung einer Verbreitung des Milzbrandgiftes überhaupt und der Ansteckung von Menschen durch dasselbe insbesondere folgende, mit dem königl. preuß. Gesetze übereinstimmende, sanitäts-polizeilichen Maßregeln zu beobachten: 1) Das Publikum ist von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern über den M. und die auf verschiedene Weise hierbei für Menschen entstehende Gefahr zu belehren. — 2) Jedes Erkranken eines Thieres am M.e soll der Ortsbehörde angezeigt werden. — 3) Die erkrankten Thiere müssen von den gesunden abgesondert werden. — 4) Dieselben müssen von besondern Wärtern, welche über die Ansteckungsgefahr belehrt, dabei auch völlig gesund und namentlich frei von Wunden und von anderen Verletzungen sind, gepflegt werden. — 5) Das Kuriren milz-

brandkranker Thiere ist nur den approbirten Thierärzten zu erlauben, allen anderen Personen aber bei namhafter Strafe zu verbieten. — 6) Die Thierärzte, die Besitzer und Wärter der Thiere müssen bei Vermeidung einer Strafe darauf sehen, daß das Aderlaßblut von milzbrandigen Thieren, ebenso die bei denselben gebrauchten Haarseilbänder und alle anderen während dieser Krankheit mit den thierischen Säften in Berührung gekommenen Gegenstände hinlänglich tief vergraben, oder verbrannt, oder sonst vernichtet werden. — 7) Das Schlachten solcher Thiere, ebenso der Verkauf u. Verbrauch des Fleisches u. der Milch von ihnen ist bei jedem Grade u. bei jeder Form der Krankheit streng zu verbieten und zu bestrafen, letzteres selbst dann, wenn kein Nachtheil hierdurch entstanden ist. Wo aber auf diese Weise das Leben oder die Gesundheit eines Menschen gefährdet worden ist, müssen die hierüber gültigen strafgesetzlichen Bestimmungen zur Anwendung kommen. — 8) Die am M.e gestorbenen Thiere dürfen nicht abgeledert, sondern müssen mit Haut und Haaren, nachdem die erstere durch mehre Schnitte unbrauchbar gemacht worden ist, in 6 Fuß tiefe Gruben geworfen, mit einer dünnen Schicht Kalk bestreut und dann mit Erde und Steinen bedeckt werden. Nur den Aerzten und Thierärzten ist es erlaubt, in einzelnen Fällen zur genaueren Untersuchung der Krankheit ein solches krepirtes Thier zu öffnen, jedoch nur nach dem völligen Erkalten des Kadavers und bei genauer Beobachtung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln. — 9) Der Stall, in welchem das am M.e leidende Vieh gestanden, ist nach Beendigung der Krankheit gründlich durch Abbrühen der Krippen, der Raufen und des Fußbodens zu reinigen, oder diese Gegenstände und die Wände müssen mit Kalk oder Chlorkalk übertüncht, oder der ganze Stall muß mit Chlorgas ausgeräuchert und dann durch einige Tage ausgelüftet werden. — 10) Schweine, Hunde, Katzen, Federvieh und andere Thiere müssen von den Ställen und von den Abgängen der milzbrandkranken Thiere, so wie von den Kadavern derselben sorgfältig abgehalten werden. — 11) Die Thierärzte, Wärter und Gehülfen, die mit dem milzbrandkranken Thiere umgehen, müssen vor den nöthigen Verrichtungen an demselben ihre Hände mit Oel oder Fett bestreichen und sich vor jeder unnöthigen Besudelung, so wie vor dem Einathmen der von den Thieren ausgehauchten Luft möglichst in Acht nehmen. — 12) Ist die bloße Haut oder gar eine verletzte Stelle eines Menschen mit dem Fleische, Blute oder der gelben Jauche u. dgl. von einem milzbrandkranken Thiere in Berührung gekommen, so muß der betroffene Theil sogleich mit Essig oder mit einer verdünnten Mineralsäure, oder mit Chlorkalkauflösung, oder mit Terpentinöl, im Nothfall mit gewöhnlicher Lauge oder mit Seifenwasser gründlich gewaschen, selbst mit einem Aetzmittel kauterisirt werden. — 13) Erkrankt ein Mensch durch Ansteckung von milzbrandkranken Thieren an der schwarzen Blatter oder auf andere Weise, so muß dies sogleich der Polizeibehörde angezeigt werden. Der Kranke soll jede unmittelbare Berührung mit andern Menschen vermeiden und zu seiner Pflege einen Wärter erhalten, hinsichtlich dessen dieselbe Vorsicht, wie oben unter 4) erwähnt, zu beachten ist. — 14) Alles, was zum Verbinden u. zum Reinigen des Kranken gebraucht worden ist, muß entweder, je nach den besonderen Umständen, desinficirt, oder selbst vernichtet werden, und die sämmtlichen Ausleerungsstoffe des Kranken müssen vergraben oder auf eine chemische Weise zerstört werden. — 15) Absperrung der Gehöfte oder der Ortschaften, in denen der M. herrscht, ist nicht erforderlich.

Milzbrandbeulen (Med.), s. Pustula maligna und Milzbrand.

Milzbrandblatter (Med.), s. Pustula maligna und Milzbrand.

Milzbruch (Chir.), s. Bruch.

Milzdrüsen (Glandulae lienis, Anat.). Die ansehnlichen oberflächlichen Saugadern der Milz laufen sämmtlich gegen den Hilus lienis, aus welchem die tiefen hervortreten und mit erstern sich vereinigen. Die Lymphe, welche sie enthalten, ist von röthlicher Farbe. Sie dringen durch 8 bis 10 Glandulae splenicopancreaticae, welche im Hilus lienis, zwischen den Platten des Ligamentum gastrolienale und längs der Arteria und Vena lienalis hinter dem Pankreas liegen und außer den Lymphgefäßen der Milz auch die vom Fundus ventriculi und die oberflächlichen und tiefen Saugadern vom Corpus und der Cauda pancreatis aufnehmen.

Milzen (Milzeni, Milzenen), die in dem gleichnamigen Gau der Oberlausitz bis nach Görlitz hin ansässigen slavischen Bewohner, welche im Jahre 929 von König Heinrich I. besiegt und zinspflichtig gemacht wurden. Aber schon im Jahre 1002 ward die in ihrem Gebiet errichtete Markgrafschaft von dem Herzog Boleslaw von Polen erobert. Heinrich II. gewann sie zwar wieder, doch nur auf kurze Zeit; erst Konrad II. brachte sie 1032 auf immer zum deutschen Reiche.

Milzentzündung (Splenitis, Lienitis, franz. Splenite; engl. l'inflammation of the Spleen, Med.). — Anatomische Charaktere. Das Gewebe der entzündeten Milz wird gewöhnlich als dunkelrothbraun erweicht, zerreißlich, brüchig und mit geronnenem schwärzlichen Blute erfüllt beschrieben. Nach Rokitansky kennt man weniger die Entzündung der pulpösen Substanz, als die der vielfach verschlungenen venösen Kanäle der Milz. Diese Milzphlebitis ist eine primäre oder sekundäre; letztere die häufigere. Die primäre M. zertheilt sich oder gibt ein gutartiges faserstoffiges od. eitriges Exsudat; der Absceß kann abgekürzt seyn oder sich rasch vergrößern; in Folge dieser primären Milzphlebitis kann die allgemeine Blutmasse inficirt werden und dadurch können metastatische Entzündungen entfernter Theile entstehen. In der sekundären Milzphlebitis, welche sehr häufig in allen Fällen ist, wo das Blut durch die Aufnahme eines Entzündungsproduktes oder auf andere Weise vergiftet worden, bilden sich nach Rokitansky scharf begrenzte, fast immer keilförmig gestaltete, mit dem breiteren Ende der Milzkapsel zu gerichtete, in der Milzperipherie

lagernde, erbsen- bis hühnereigroße Heerde aus, die man oft zu 2, 4 und mehren findet. Die Milzsubstanz ist in diesen Herden anfangs dunkler gefärbt und dichter (den apoplektischen Heerden ähnlich), später wird sie braunröthlich, schmutziggelb; entweder schrumpft das erkrankte Gewebe nur zu einem gallig fibrösen Gewebe zusammen und zieht die Milzkapsel in Form einer narbigen Einziehung an der Oberfläche nach innen, oder es zerfällt zu eiterähnlichem Rahme, zu einem jauchigen grünlichen, chokoladenfarbigen Breie.

Die ganze Milz kann in einen Eitersack verwandelt seyn; zuweilen findet man nur mehr Rudimente ihrer Substanz. Der Eiter ist gewöhnlich von rahmartiger Konsistenz und variirt von einigen Unzen bis zu mehren Pfunden. Die Milzabscesse sind entweder eingebalgt, oder der Eiter findet sich frei im Parenchym. Bisweilen findet man mehrfache zerstreute Eiterheerde in Form kleiner Tropfen, bisweilen in größeren Ansammlungen. Die Milzabscesse scheinen häufiger auf der konvexen Fläche des Organs ihren Sitz zu haben. Der Eiter kann sich in die Bauchhöhle ergießen (der Eitererguß wird dann zuweilen durch das Produkt einer umschriebenen Peritonitis eingesackt, oder er kann sich einen Weg in den Magen, in das Kolon, durch das Zwerchfell, in die linke Lunge, durch die Bauchdecken u. s. w. bahnen. — Nach Entzündung der Milzkapsel findet man die Milz häufig durch Pseudomembranen mit benachbarten Organen, mit dem Zwerchfelle, dem Blindsacke des Magens, dem Kolon, der Leber u. s. w. verwachsen.

Symptome. Man unterscheidet die Entzündung der Milzkapsel (Splenitis peritonaealis, Episplenitis) und die parenchymatöse Milzentzündung, welche akut oder chronisch seyn kann. — Die akute oder subakute M. soll nach Annesley fast immer ihren Sitz in der serös-fibrösen Milzkapsel haben; hier sind die Schmerzen besonders heftig und oft durch die Verbreitung der Entzündung auf das übrige Bauchfell auch die Grenzen der Milzgegend überschreitend. Bei Episplenitis fehlen das Blutbrechen, die funktionellen Störungen, das kachektische Aussehen. Oft verbindet sich aber die Splenitis peritonaealis mit der Splenitis parenchymatosa. — Symptome der akuten parenchymatösen M. sind heftige, stechende, bohrende, klopfende Schmerzen in der Milzgegend, die nach der Schulter, dem Schlüsselbeine, der Brustwarze, oder in die Unterrippengegend, nach dem Magen nach abwärts sich verbreiten, den Athem beengen, die Oberbauchgegend zusammenschnüren, bei Druck auf das linke Hypochondrium, bei jeder Bewegung und Anstrengung, beim Niesen und dergl. zunehmen, die Lage auf der linken Seite erschweren; diese Schmerzhaftigkeit dauert ohne Nachlaß an; oft ist erhöhte Temperatur in der Milzgegend fühlbar. Zugleich bitterer, oft auch saurer Geschmack mit brennendem Aufstoßen, Würgen, Erbrechen (ohne Erleichterung) von schleimigen, galligen, blutigen Stoffen, zuweilen von reinem Blut; Ohnmachtgefühl, Schwindel, Schwarzsehen, Husten, Beklemmung. Das begleitende Fieber ist synochal, der Durst peinlich, der Puls wechselnd, am linken Arme zuweilen unterdrückt und aussetzend, der Harn brennend, dunkelbraunroth, seltener schmutzig, safranfarbig. Das Fieber remittirt; zuweilen schimmert selbst Quartan- oder Tertiantyphus durch. — Ist der untere und vordere Theil der Milz vorzüglich entzündet, so fühlt man oft das angeschwollene Organ als einen harten, runden, wenig verschiebbaren, bei Druck äußerst schmerzhaften Körper unter den kurzen Rippen; die Schmerzen ziehen sich abwärts nach dem Rücken, den Nieren. In der Entzündung des obern Theils leiden häufiger der Magen, das Zwerchfell, das Herz mit und es entstehen Beklommenheit, Angst, Husten, Uebelkeit, Erbrechen, Schluchzen, Ohnmachten. — Die chronische Stase oder Entzündung des Milzparenchyms bietet die mannichfachsten Kombinationen der verschiedenen Symptome, die wir oben als generelle Charaktere der Splenopathie und der Milzanschwellung aufgeführt haben, dar; ihre Erscheinungen sind oft äußerst dunkel und werden zuweilen lange Zeit oder ganz übersehen, bis endlich Schwäche, Abmagerung, Kacherie, Hydrops, Hektik den Verdacht eines unerkannten Lokalleidens erregen.

Akute M. verläuft in 5 bis 14 Tagen und zertheilt sich unter Schweiß-, Harnkrisen, phlyktänöser Eruption um Mund- und Nasenflügel, zuweilen unter mäßigen Blutungen, die von dem Gefühl von Euphorie begleitet seyn müssen; Nasenbluten, Blutung aus den Beckenorganen, besonders wenn Unterdrückung solcher die M. verursachte; seltener Blutbrechen, Darmblutung, Ausleerung schwarzer blutgefärbter Exkremente. Zuweilen geht der Zertheilung mäßiger Schmerz oder Spannungsgefühl im rechten Hypochondrium voraus; doch scheint dies seltener vorzukommen, als der Milzschmerz bei Leberentzündung. Residuen der M. können seyn: Verwachsung mit den Nachbarorganen, Verhärtung, permanente Anschwellung, chronische Splenopathie und dadurch zuletzt Bauchwassersucht. — Selten endet die M. unmittelbar tödtlich, sondern meist erst durch Uebergang in chronische Splenopathie, Erweichung, Eiterung; die akute M. geht häufiger in Erweichung als in Eiterung über. Zwischen beiden Zuständen gibt es Uebergänge. Wir schließen die Beschreibung dieser Alterationen hier an.

Milzerweichung (Splenomalaxis). Die erweichte Milz, bald Produkt der Entzündung, bald (und wohl in der Mehrzahl der Fälle) Produkt passiver Hyperämie in Wechsel- typhösen Fiebern und pyämischer, dyskrasischer Blutmischung, ist meist vergrößert, strotzt von einem venösen Blute, welches leicht weggespült werden kann, wird schwärzlich oder schmutzig braun, hat die Konsistenz eines Breies, zerreißt beim Aufheben und zerfließt beim geringsten Drucke des Fingers. Oft stellt die Milz nur eine mit grumöser, koagulirter, grauer, theerartiger, oder mit einer kastanienbraunen, schwarzen, dem Bodensatze des Oels ähnlichen fettigen Masse gefüllte Tasche vor. Zuweilen findet man einen Theil der Milzsubstanz erweicht, den andern

verdichtet. Den Uebergang zur Eiterung bildet das mit Eiter schon theilweise untermengte erweichte Milzparenchym. — Zuweilen zerreißt auch die erweichte Milz; die Kranken fühlen plötzlich einen äußerst heftigen Schmerz in der Milzgegend, zugleich mit einem Gefühle der Vernichtung, dem Vorgefühle nahen Todes. Stirbt der Kranke nicht sogleich oder kurze Zeit nach der Ruptur, so ist er die Beute andauernder fürchterlicher Schmerzen; eine Peritonitis acutissima, wie bei allen Zerreißungen von Abdominaleingeweiden, entwickelt sich äußerst rasch, der Unterleib schwillt an, wird heiß und erträgt nicht die leiseste Berührung. Meist Frost, große Schwäche, plötzliches Schwinden der Kräfte, Angst, Schluchzen, konvulsiv. Erbrechen, kleiner, zitternder, ungleicher, aussetzender Puls, kalte Extremitäten, kalte Schweiße, Konvulsionen, Tod $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$, eine ganze oder mehre Stunden, zuweilen auch später, selbst mehre Tage nach der Ruptur. Ueberfüllung des Magens kann Antheil an der Zerreißung der Milz haben. Auch durch äußere Gewalt, Kontusionen der Milzgegend, Fall, Sprung von bedeutender Höhe kann sie herbeigeführt werden.

Die Symptome der Milzentzündung sind oft so dunkel, daß man diese Alteration während des Lebens nicht muthmaßt. Eiterung kann sich ohne wahrnehmbare Erscheinungen von M. bilden. Nicht immer lassen die Symptome der M. beim Eintritte der Eiterung nach. Die Kranken fühlen einen dumpfen Schmerz mit einem Gefühl von Klopfen in der Tiefe, bei jeder starken Inspiration zunehmend; man vermuthet Eiterung, wenn keine Krisen erfolgen, statt deren Schüttelfröste sich wiederholen, wenn die Anschwellung sich gleich bleibt, vielleicht Fluktuation zeigt, wenn die Abendexacerbationen markirter werden, der Puls sich beschleunigt und kleiner wird, wenn Brennen der Hautflächen und Fußsohlen, Husten, profuse Schweiße sich einstellen, wenn der Harn eiterigen Bodensatz macht und auch durch den Stuhlgang eiterige, jauchige, oft mit Blut gemischte Massen ausgeleert werden. Kurz vor dem Bersten des Abscesses verschlimmern sich gewöhnlich die Symptome, es entstehen oft die heftigsten bohrenden, reißenden und stechenden Schmerzen, und unter Ohnmachtgefühl und bei entstellten Zügen haben die Kranken die Empfindung, als ob im Innern etwas geplatzt sey. Zuweilen erfolgt der tödtliche Ausgang vor Berstung des Abscesses durch Abmagerung und Wassersucht. Abscesse der Milz können aber jahrelang, ohne bedeutende Störung zu veranlassen, verborgen bleiben; das hektische Fieber fehlt bisweilen ganz, aber selten oder nie, wenn der Absceß geplatzt ist; bisweilen tritt es zeitig ein. Manchmal entstehen metastatische Abscesse an entfernten Theilen, bei chronischer Eiterung gern Geschwüre am linken Unterschenkel (Hasse). — Der Eiter kann sich in die Bauchhöhle ergießen; dann meist rascher Tod unter den Erscheinungen von Peritonitis acutissima. Die Milzabscesse können sich, wenn vorher Verwachsung der Milz mit den benachbarten Organen Statt gefunden, ähnlich wie die Leberabscesse, verschiedene Wege bahnen, der Eiter kann sich durch die Bauchdecken in den Magen, in das Kolon, in die linke Niere, durch das Zwerchfell in die linke Pleurahöhle oder in die Lunge entleeren.

Ursachen. Am häufigsten kommt die M. im mittleren oder höheren Lebensalter vor. Chronische M. ist häufiger bei Männern, als bei Frauen. Prädisponirt dazu sind Individuen von venöser atrabilarischer Konstitution, von hämorrhoidalischer Abstammung, Handwerker, die viel sitzen, Weber, Schuhmacher, Schneider, nach Mappus Kanalgräber. Ursachen der M. können seyn: Verletzungen, welche das linke Hypochondrium treffen, heftige Erschütterungen des Rumpfes; starkes anhaltendes Laufen, ermüdendes Tanzen, Erkältung (Markus hielt Erkältung bei glühender Sonnenhitze für die wichtigste Ursache der M.), plötzliche Unterdrückung natürlicher oder habitueller Blutflüsse, Verbreitung der Entzündung nahe gelegener Organe, der Peritonitis, Gastroenteritis, Pleuritis, Hepatitis auf die Milz, Metastase von Gicht, unterdrückten Fußgeschwüren. Der sekundäre Entzündungsprozeß in der Milz ist nach Rokitansky eine sehr häufige Erscheinung im Gefolge der Entzündungen der inneren Gefäßhaut, besonders der Endokarditis, und bei krouposer Blutmischung. — Erweichung der Milz beruht meist auf krankhafter Blutmischung; daher trifft man sie vorzüglich nach perniciösen, intermittirenden, typhösen, exanthematischen, pyämischen, puerperalen Fiebern, nach Skorbut, in kachektischen Individuen, bei den wiederkäuenden Thieren nach Milzbrandfiebern.

Prognose. Schlimm ist der Uebergang der Entzündung in Eiterung oder Erweichung. Blutbrechen ist stets eine verdächtige Erscheinung, wenn auch für einige Zeit Erleichterung nachfolgen sollte. Die Rekonvalescenz und Neigung zu Rückfällen dauert gewöhnlich lange. Gern bleiben nach M. chronische Entartungen zurück.

Behandlung. Die akute M. erheischt die Behandlung der akuten Unterleibsentzündungen; allgemeine und örtliche Blutentziehungen, über deren Zulässigkeit und Nothwendigkeit bei offenbarem synochalen Charakter des Leidens kein Zweifel obwalten kann, während die Erfahrung die behutsame Anwendung der Depletionen in den mehrentheils passiven chronischen Affektionen dieses Organs rechtfertigt. Daß man häufig in der Stase der Milz allgemeine und örtliche Blutentziehungen ganz entbehren könne, ist der Ausspruch aller Beobachter aus Fiebergegenden, die durch häufigen Verkehr mit Milzkranken zu einem Urtheile in dieser Sache am meisten befugt sind. — Synochaler Charakter der M. rechtfertigt auch die innere und äußere Anwendung des Quecksilbers (Kalomel, Einreibung grauer Salbe), eines Mittels, welches bezüglich seiner Wirksamkeit gegen chronische Milzanschwellung einen sehr zweideutigen Ruf genießt. Wie auch ausgezeichnete Namen (ein Markus, J. G. Vogel, Premberton, Bang) die Partei des Quecksilbers hier verfechten mögen, so darf man doch diese Empfehlung nicht über idiopathische akute M. und über die Entzündung des Peritonäalüberzugs der Milz hinaus aus-

dehnen. Wo aber typöse Kachexie oder ein dyskrasischer Prozeß das Milzleiden bedingt, ist das in gleicher Richtung der Blutdissolution wirkende Quecksilber immer ein gefährliches, wenn nicht absolut schädliches Mittel. Oft wird rasch dadurch Skorbut, putrides Fieber, und bei eintretender Salivation unaufhaltsam zerstörende Mundfäule erzeugt. — Die Wirkung der obengenannten antiphlogistischen Mittel wird unterstützt durch milde Abführmittel, schwefelsaures Natron, Weinsteinrahm, Tamarinden, Molken, erweichende Klystiere, erweichende Umschläge auf die Milzgegend, strenge Diät, säuerliches Getränk. Bleiben noch einige Schmerzen in der Milzgegend zurück, so legt man ein Blasenpflaster und erhält es in Eiterung, bis die Schmerzen verschwunden sind. Gegen heftiges Erbrechen reicht man Potio Riverii, kleine Gaben von Selterserwasser. Treten Blutungen ein, so hat man darauf zu achten, welchen Einfluß sie auf die M., auf Schmerz, Geschwulst, auf das Schwarzsehen, den Schwindel äußern, ob diese Symptome unter der Blutung schwinden, ob die Kräfte dabei nicht sinken. Daraus wird sich ergeben, ob man die Blutung für kritisch halten, sich gegen sie exspektativ verhalten, oder ob man sie zu sistiren suchen müsse. Bei Blutbrechen alsdann ein Belladonnainfusum mit Säure, Elixir acid. Hal., Verschlucken von Eispillen, Aderlässe, Blutegel, ableitende Mittel. — Die chronische M. wird nach den in dem Artikel über Milzvergrößerung angegebenen Regeln behandelt. — Verräth sich ein Milzabsceß äußerlich, so empfehlen Grotanelli und Callisen, ihn zeitig und vorsichtig durch schichtweise Trennung der deckenden Theile des Abscesses oder durch das Kaustikum zu öffnen; fände man die Milz noch nicht angewachsen, so müßte durch das Einlegen von Charpie in die offne Wunde die Bildung von Adhäsionen befördert werden; bei vollkommen deutlicher Schwappung soll man jedoch nach Callisen den Troikar einstoßen; die Wunde muß längere Zeit offen erhalten werden.

Milzfarrn (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Ceterach *Willd.*

Milzgeflecht (Plexus lienalis s. splenicus, Anat.), schwächer als das Lebergeflecht, enthält wenige, aber ziemlich ansehnliche Knoten; begleitet die Arteria lienalis und ihre Aeste zum Pankreas, zum Magengrunde und zur Milz.

Milzkraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Chrysosplenium *L.*; — 2) s. v. a. Aspidium Lonchitis *Sw.*; — 3) s. v. a. gebräuchlicher Milzfarrn, Ceterach officinarum *Bauh.*; — 4) s. v. a. Blechnum Spicant *Scop.* — Kleines Milzkraut, s. v. a. Mauerraute, Asplenium Ruta muraria *L.* — Schwarzes Milzkraut, s. v. a. schwarzes Frauenhaar, Asplenium Adiantum nigrum *L.*

Milzneuralgie (Neuralgia lienis, Splenalgia, Med.). Sie besteht in einem mehr oder minder heftigen, gewöhnlich periodischen, bisweilen auch anhaltenden Schmerz in dem linken Hypochondrium, ohne Anschwellung der Milz, ohne vermehrte Empfindlichkeit bei Druck, ohne Zeichen von Entzündung oder organischer Veränderung, ohne Fieber. Der Schmerz pflanzt sich zuweilen zur linken Regio iliaca, auf den Thorax fort, ruft das Gefühl des hysterischen Globus hervor. Oft wechseln mit der M. andere Neuralgien ab. — Wie die Hepatalgie, kommt die M. bei hysterischen und hypochondrischen Individuen, bei Frauenzimmern, die an Menstrualstörungen leiden, vor. — Antiphlogose steigert das Uebel. Daher während der Schmerzanfälle Senfteige auf die Milzgegend, beruhigende Umschläge, Belladonnapflaster, Klystiere. Vorsichtige Anwendung tonischer Mittel, des kohlensauren Eisens, zugleich mit Rhabarber, passende Diät.

Milz-Pseudoplasmen (Pseudoplasmata lienis, Med.). Acephalocysten- und Echinococcus-Blasen sind seltener in der Milz, als in der Leber. Es gilt von ihnen das, was von den gleichen Bildungen in der Leber bemerkt wurde. — In der Milz kommen Balgbildungen mit verschiedenem Inhalte, doch im Ganzen sehr selten vor; am häufigsten seröse Cysten, aber auch solche, die mit fettiger Masse gefüllt sind. — Krebse sind in der Milz außerordentlich selten, selbst wenn die krebsige Dyskrasie sehr weit verbreitet ist. Immer ist der Milzkrebs kombinirt mit dem Krebse anderer Organe. — Tuberkel findet man ziemlich häufig in der Milz, wenn gleichzeitig andere Organe von Tuberkulose ergriffen sind, seltener bei Erwachsenen, als bei Kindern. Meist sind die Tuberkel eingestreut, in seltenen Fällen findet tuberkulöse Infiltration Statt. Die Milztuberkel dürfen nicht mit den eigenthümlichen Milzkörperchen verwechselt werden.

Milzschlagader (Arteria lienalis s. splenica, Anat.), $2^3/_4'''$ bis $3'''$ dick; sie entspringt aus der Arteria coeliaca, wendet sich nach der linken Seite, läuft etwas geschlängelt in querer Richtung hinter dem Magen und dem obern Rande des Pankreas und gibt hier die Rami pancreatici, Arteria gastro-epiploica sinistra, Arteriae gastricae breves und Rami lienales ab.

Milzstechen (Med.), s. Milzneuralgie.

Milzsucht (Med.), s. v. a. Hypochondrie.

Milzvene (Anat.), s. Milz.

Milzvergrößerung (Hypertrophie der Milz, Milztumor, Infarctus s. Physconia lienis, Splenoncus, Med.). Es ist nicht möglich, die einfache Hypertrophie der Milz von andern Arten der Vergrößerung dieses Organs getrennt abzuhandeln, und man muß daher vorzüglich dreierlei Arten der Milzanschwellung unterscheiden, wovon die eine keine Veränderung in der Konsistenz des Milzparenchyms darbietet, während die beiden anderen entweder mit Erweichung, oder mit Verhärtung des Organs verbunden sind.

Anatomische Charaktere. Wir nehmen hier vorzüglich auf das Größenverhältniß der Milz Rücksicht; kein Organ bietet so bedeutende Abweichungen der Größe dar, ohne weiter krankhaft verändert zu seyn, als die Milz; die Geschwulst bleibt oft viele Jahre unverändert, ohne das Befinden wesentlich zu stören, und zu verschiedenen Zeiten bemerkt man wechselnde Zu- und Abnahme der Anschwellung. Piorry hält die Milz für vergrößert, wenn ihr vertikaler Durchmesser über 4 Zoll, der horizontale

über $3\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Die Milz erreicht aber nicht selten die Größe, daß sie im Längendurchmesser 16, im queren 7, im dicken 4 Zoll mißt (Rokitansky); Lieutaud fand eine Milz, die 32 Pfund wog. Die so vergrößerte Milz ragt unter den Rippen hervor, oft abwärts bis zum Darmbeine, oder drängt (seltener) das Zwerchfell in die Höhe, oder füllt die Bauchhöhle aus und preßt die übrigen Eingeweide zusammen. Meist sind die Gefäße der in ihrer Struktur unveränderten Milz weit offen; das Volum der Vasa brevia erreicht zuweilen das des Daumens. Mehre Male hat man eine hochrothe und eine dunkelschwarze Färbung wahrgenommen, welche allgemein oder partiell seyn kann.

Symptome. Vergrößerung der Milz ist schon durch Auftreibung und Wölbung des linken Hypochondriums und der linken Bauchseite äußerlich sichtbar; bestimmteren Aufschluß gewährt die Palpation; man fühlt nicht nur eine resistente Geschwulst unter dem Rande der falschen Rippen linkerseits vorragen, diese erstreckt sich selbst bisweilen von diesem Rande bis zur oberen Darmbeingräte. In anderen Fällen erkennt man hingegen die vergrößerte Milz durch Betastung allein nicht. Die Perkussion der linken Seite ergibt matten Ton und vermehrten Widerstand, durch Begrenzung die Form der Milz darstellend, oft in die Brusthöhle weit hinauf, in die Bauchhöhle tief abwärts, in das Epigastrium und gegen den Rücken zu sich erstreckend. Die angeschwollene Milz kann bis in das rechte Hypochondrium herüberragen oder durch ihre Schwere selbst schon eine ungewöhnliche Lage annehmen. Oft gibt sich auch selbst bei auffallender Vergrößerung der Milz kein veränderter Gesundheitszustand, kein Schmerz und dergl. kund; zuweilen dumpfes Gefühl von Schmerz, Völle, Aufgetriebenheit in dieser Gegend, Empfindung, als ob ein fremder Körper von der linken Seite her gegen den Magen drücke; Schmerz in der linken Schulter oder in der Gegend der linken Brustwarze. Oft gehinderte Lage auf der kranken Seite. Das angeschwollene Organ kann durch mechanischen Druck die Funktionen der Verdauungswerkzeuge beschränken; bisweilen unregelmäßig periodisches Erbrechen, unregelmäßige Darmausleerungen mit vorwaltender Neigung zur Verstopfung; oft trockener kurzer Husten mit Beklemmung; bleiches gedunsenes Aussehen und andere Merkmale der Splenopathie, Nasenbluten, Blutbrechen und dergl. mehr. Das Leiden entwickelt sich rasch oder allmählig, bleibt oft Jahre lang unverändert, ohne wesentliche Störung des Befindens. Nicht selten kann man eine periodische Ab- u. Zunahme der Geschwulst wahrnehmen. Eine Zertheilung derselben ist möglich, besonders in Fällen, wo der Milztumor mit Wechselfiebern in ursachlicher Verbindung steht. Zuweilen entscheidet es sich mit Nasenbluten, mit Blutung aus den Hämorrhoidal- und Uteringefäßen. Man hat auch Blutbrechen und Darmblutung unter die Krisen der M. gezählt, und in der That haben manchmal solche Entleerungen eine Besserung des Milzleidens zur Folge; manchmal bleibt auch nach Hebung der eigentlichen Milzkrankheit ein gewisser Grad von Auftreibung dieses Organs stationär, ohne weiter Beschwerde zu erregen. Sehr hartnäckig ist die Anschwellung bei den Bewohnern sumpfiger Gegenden, weil sie den kausalen Schädlichkeiten ausgesetzt bleiben. Werden an Milzgeschwulst leidende Frauen schwanger, so soll nach Nivet die Anschwellung zu gefährlichen Zufällen Veranlassung geben; indessen sind auch Fälle bekannt, wo Schwangerschaft günstig auf die Milzgeschwulst einwirkte, und andere, wo sie trotz wiederholter Schwangerschaft unverändert blieb. Die Anschwellung der Milz kann aber auch in verschiedene Entartung des Parenchyms übergehen, durch Reizung des Bauchfells, durch Druck auf die Unterleibsvenen zuletzt Bauchwassersucht veranlassen, die um so leichter entsteht, wenn der Ursprung der Milzanschwellung vielleicht auf einem asthenischen oder kachektischen Allgemeinleiden beruht.

Diagnose. Einfache M. im Leben von solcher zu unterscheiden, welche mit Erweichung, Verhärtung, mit hydatitöser oder tuberkulöser Entartung der Substanz verbunden ist, wird kaum jemals gelingen. Vergrößerung der Milz kann auch durch Eiteransammlung in diesem Organe verursacht werden; unterscheidend für den Milzabsceß sind jedoch meist die vorausgegangene Entzündung, die sich wiederholenden Schüttelfröste und das hektische Fieber.

Die Milzanschwellung kann mit manchen Affektionen benachbarter Organe verwechselt werden: a) Mit skirrhöser Entartung des Magens. Unterscheidend ist die Untersuchung mittelst der Perkussion, wodurch Lage u. Grenze des kranken Organs sich bestimmen läßt; der geringe Grad von Dyspepsie und Erbrechen bei oft beträchtlicher Anschwellung der Milz, der geringe Zungenbeleg bei Milzleiden, die Anamnese. Würde durch im Magengrunde enthaltene Substanzen eine matte Resonanz des linken Hypochondriums bedingt, so würde solche durch Lageveränderung des Kranken nach rechts, durch Enthaltung von Nahrung verschwinden. — b) Mit Anhäufung von Fäkalstoffen im Grimmdarme. Die durch Kothanhäufungen verursachte Geschwulst ist jedoch beweglich, verändert den Ort, läßt sich oft längs des Kolons durch Gefühl und Plessimeter verfolgen, und verschwindet nach ergiebiger Darmausleerung. Auch fehlen die positiven Merkmale der Milzanschwellung. — c) Die Lage der linken Niere, in der Nachbarschaft der Milz, kann Veranlassung zu diagnostischen Irrthümern geben; Nieren- und Milzanschwellungen sind nicht immer leicht von einander zu unterscheiden. Zuweilen gibt jedoch schon die Richtung, in welcher sich die Anschwellung entwickelt (bei Milztumoren mehr nach vorn und außen), einen Anhalt. Bei Milzanschwellung vermißt man auch die positiven Symptome, wodurch mehrentheils die Nierenleiden sich auszeichnen, wie Schmerz im Verlaufe der Harnleiter, konsensuelles Leiden der Harnblase, gestörte Harnsekretion u. Exkretion u. s. f., wogegen die eigenthümliche Milzfarbe, das Blutbrechen, die skorbutischen Symp-

tome in Nierenleiden vermißt werden. — d) Daß man den Milztumor nicht mit einem pleuritischen Exsudate verwechsele, dagegen schützt am sichersten die physikalische Exploration. Der Husten bei Milzanschwellung ist auch mehr nur ein Hüsteln ohne Auswurf, das Athmen wenig erschwert. — e) Gegen Verwechselung der Milzanschwellung mit einer Hypertrophie des linken Leberlappens schützt eine aufmerksame Exploration des Unterleibs, die Beschaffenheit der Stühle u. dergl.; während bei Ikterischen die Konjunktiva sehr bald gelb gefärbt erscheint, bleibt sie oft bei Milzkranken trotz der am übrigen Körper sehr ausgesprochenen allgemeinen kachektischen Farbe ganz weiß. Uebrigens kommen Milz- und Leberaffektionen nicht selten gepaart vor.

Ursachen. Es gibt kein Eingeweide im ganzen Körper, dessen Schlagaderstamm im Vergleiche zur Masse des Organs so groß wäre, als der der Milz, und kein Theil hat im Verhältniß so viel Blut, als die Milz: sie ist ganz mit Blutgefäßen und Saugadern erfüllt, und die Gefäße, besonders die venösen, sind überdies vermöge ihrer äußerst dünnen Wandungen sehr elastisch, so daß A. Cooper im Stande war, eine ganz kleine Milz mit 24 Unzen Wasser anzufüllen. Dadurch wird die Milz geschickt, den mannichfaltigsten Wechsel in dem Blutgehalte ihrer Gefäße zu ertragen, und es ist wahrscheinlich, daß dieses erektile Organ eine Art von Blutreservoir ist, in welchem vermöge der Nachgiebigkeit u. Räumlichkeit seiner Gefäße manche Fluktuationen des Kreislaufes sich ausgleichen mögen. Injicirt man, wie Magendie that, eine Pinte Blut in eine der Venen der Extremitäten eines Hundes, dessen Unterleib man vorher geöffnet hat, so sieht man die Milz sich um ein Drittheil oder die Hälfte ausdehnen und weit größer werden, als irgend ein anderes Organ; entzieht man unter gleichen Umständen dem Thiere Blut bis zur Ohnmacht, so sieht man in demselben Verhältnisse die Milz zusammensinken. Ebenso schwillt die Milz an, wenn durch Fieberfrost, durch äußere Kälte das Blut aus der peripherischen Kapillarität nach innen gedrängt wird.

Aus dieser Beschaffenheit der Milz erklärt sich das häufige Vorkommen ihrer pathologischen Anschwellungen, vorzüglich in allgemeinen Blutleiden; meist ist erschwerte Cirkulation und Anhäufung des Blutes in der Milz Ursache ihrer Vergrößerung; sie ist gewöhnlich mit Erweichung oder Verhärtung der Substanz verbunden, Erweichung in den akuten, Verhärtung meist in den chronischen Milzgeschwülsten. Im Wechselfieber und im Typhus ist das Anschwellen der Milz ein fast konstantes Phänomen; häufig ist es auch in anderen dyskrasischen und dissoluten Zuständen der Blutmasse, in Pyämie, akuter Tuberkulose bei Menstrual- oder Hämorrhoidalverhaltung, in inveterirter Syphilis, Rhachitis u. s. f. In heißen Ländern soll die Milzanschwellung häufig bei Kindern mit schlaffer Konstitution vorkommen; ebenso entsteht sie gern unter dem Einflusse einer feuchten und mit Sumpfausdünstung geschwängerten Atmosphäre.

Behandlung. Liegt der M. ein dyskrasischer Zustand akuter oder chronischer Art zu Grunde, so verschwindet das Milzleiden häufig ohne weiteres Zuthun, sobald sich der fundamentale Krankheitsprozeß zurückgebildet hat. Am häufigsten ist die durch Wechselfieber entstandene Milzanschwellung Gegenstand der Behandlung. Unter den Mitteln, die diese Art von Milztumor (sowie auch den nach typhösen Fiebern zurückbleibenden) am sichersten zu beseitigen geeignet sind, nehmen die China und das Chinin den ersten Platz ein. Die Beschuldigung, welche man auf diesen ausgezeichneten Heilstoff hat wälzen wollen, als sey sein unzeitiger und unmäßiger Gebrauch gegen Wechselfieber die Ursache der Milzanschwellung, erweist sich als ungegründet, indem die Milzanschwellung sich vom ersten Anfalle des Fiebers an zeigt, noch ehe Chinin angewendet worden ist und das Milzleiden selbst durch das Chinin gehoben wird. Die Erfahrungen von Bally, Piorry, Caron d'Annecy, Bouyer und Cannstatt bestätigen die ausgezeichneten Wirkungen des schwefelsauren Chinins und der China gegen typöse Milzanschwellung; es scheint, daß man nur von hinreichend großen Gaben, die trotz des Mitleidens den Magen gar nicht belästigen, den gewünschten Erfolg erwarten dürfe.

Ein nicht minder lobenswürdiges und gegen typöse Milzanschwellung, sowie gegen Milzanschwellung überhaupt sich ausgezeichnet heilkräftig erweisendes Mittel ist das Eisen in seinen verschiedenen Präparaten, u. zwar wird dasselbe um so mehr indicirt, je mehr die Milzanschwellung mit Erschlaffung, passiver Blutstase und Erweichung verbunden zu seyn scheint. Man wählt unter den Eisenpräparaten die mildverdaulichen, den Eisensalmiak, das citronen-, äpfel-, wein-, salzsaure Eisen, kann aber von diesen zu den eindringlicheren und stärkeren Präparaten, zum schwefelsauren Eisen, zur Eisenfeile übergehen. Schönlein empfiehlt das Jodeisen. Verstopfung darf während des Gebrauchs dieses Metalls nicht geduldet werden. Häufig wird es in Verbindung mit purgirenden und resolvirenden Mitteln angewendet: die Wirkung der genannten Specifika gegen typöse Milzanschwellung reicht entweder aus zur Heilung dieses Zustandes, oder wird theils durch lokale, theils diätetische Mittel unterstützt. Wenn nicht große Empfindlichkeit der Milzgegend vorhanden ist oder das Milzleiden einen entzündlichen Charakter annimmt, so bringen lokale Blutentziehungen wenig Nutzen; Piorry und Bouyer sahen von ihnen durchaus keine Einwirkung auf die Anschwellung. Empfehlenswerthere Adjuvantia der Kur sind Revulsiva, auf die Milzgegend applicirt, und andere topische Mittel; Reibungen des Hypochondriums mit trockenen Tüchern, Flanell, mit aromatischen, flüchtigen, tonischen Linimenten und Salben, Waschungen mit diluirtem Königswasser, Douchen auf das linke Hypochondrium, Einreibungen von Jodinsalbe, Klopfen und Kneten

der Milzgegend, Kompression des Unterleibs mittelst eines Gürtels, den man so lange tragen läßt, als noch Anschwellung der Milz fühlbar ist, Blasenpflaster, selbst Haarseil, Moxen, Glüheisen auf die Milzgegend, See-, Fluß-, Eisenbäder u. s. f. Für den Erfolg der Kur ist ferner wichtig, daß der Kranke aus der Fiebergegend versetzt werde.

Außer dem angeführten Verfahren, welches auch gegen die Milzanschwellung anderen als typhösen Ursprungs anwendbar ist, erweisen sich folgende Mittel als heilsam: 1) Die Drastika und eröffnenden Resolventia, wie z. B. die Terra foliata tartari (Sauvages, Portal, Pitschaft), zu ʒβ — ʒj täglich 3—4mal in Wasser aufgelöst; die auflösenden Mineralwasser, besonders solche, welche zugleich eisenhaltig sind, wie das kissinger, eger, schwalbacher u. s. w. — 2) Die Jodine, von Manchen gepriesen, von Andern verworfen. — 3) Die auch gegen Leberhypertrophie empfohlenen Mittel, wie Merkurialien, Alkalien, Seife; indessen dürfen Merkurialien und andere die Blutdissolution befördernde Mittel nur bei solchen Milzgeschwülsten angewendet werden, wo entschieden keine Tendenz zur Erweichung der Milz oder zu skorbutischer Entmischung des Blutes obwaltet. — Diese Behandlung muß von einer leicht verdaulichen, alles Reizende, Blähende, Fette ausscheidenden Diät, Genuß von reinem Trinkwasser (Säuerlingen), von mäßiger körperlicher Bewegung in freier Luft, von Aufheiterung des zu Hypochondrie geneigten Gemüths unterstützt werden.

Das typhöse Milzleiden erheischt keine andere Behandlung, als die des Grundprozesses, mit dessen Verschwinden auch häufig die sekundäre topische Affektion erlischt. Bleibt eine Milzanschwellung nach Ablauf des Typhus zurück, so wird sie durch die oben genannten Mittel (Chinin, Eisen) beseitigt. Gewisse scharfstoffige und säuerliche Mittel (Antiskorbutika, Pflanzen- und Mineralsäure, diuretische Acria) haben sich Ruf gegen Milzkrankheiten nur dadurch erworben, daß sie entweder die dem Milzleiden zu Grunde liegende, oder die durch das Milzleiden hervorgerufene skorbutische Dyskrasie beseitigten. Unterdrückte Blutungen müssen wieder hergestellt werden.

Milzverhärtung, Verknöcherung und **Verknorpelung** (Med.). Die Verhärtung der Milz kann allgemein, oder partiell mit Vergrößerung oder Atrophie des Organs, mit theilweiser Erweichung verbunden seyn. Das verhärtete Gewebe ist zähe, derb, trocken, bisweilen klebrig, manchmal dicht wie Muskelfleisch oder Lebersubstanz, hell- oder dunkelroth, knirscht zuweilen unter dem Messer. Als „fleischige Härte mit völliger Umänderung des Gewebes" beschreibt R. Bright jenen Zustand, wobei die Milz fest wird, sich wie ein unreifer Apfel schneidet und auf der Schnittfläche viele undurchsichtige Körnchen wie von verdickter Zellhaut zeigt. Verknorpelung und Verknöcherung der fibrösen Milzkapsel ist nichts Seltenes, besonders im höheren Alter. Meist beschränkt sich die Inkrustation auf die Milzkapsel und beginnt gewöhnlich gleichzeitig an mehren Punkten, aber beinahe immer an der konvexen Oberfläche. Die Milz kann normal beschaffen, verhärtet, erweicht seyn. Im Innern der Milz kann das fibröse Balkengewebe verknöchern; man findet getrennte Knorpel- und Knochenstücke, welche verkreideter Faserstoff in dem cellulofibrösen Kallus nach primärer oder sekundärer Entzündung der Milz sind. In den Milzkanälen können runde freie Konkretionen, sogenannte Phlebolithen, vorkommen. Ablagerungen von Knochenmasse mitten in der Milz kommen bisweilen gleichzeitig mit ähnlichen in den Gekrösdrüsen vor. Manchmal ist auch die Arteria splenica verknorpelt.

Die Verhärtung und Verknorpelung bedingt entweder gar keine erkennbaren Symptome, oder es sind die der Splenopathie überhaupt.

Mima, asiat. Stadt, Japan, Insel Sikokf, westl. von Ava.

Mimaces (a. Geogr.), Volk im Innern Libyens, unterhalb des Gebirges Thala (Ptol. IV, 3, 26).

Mimallis (a. Geogr.), s. v. a. Melos.

Mimallones (griech. Myth.), Bacchantinnen, nach Creuzer Symbol. IV, S. 45. bacchische Amazonen, die durch Kampflust u. Kriegsgetöse sich im Haine des Dionysus auszeichneten.

Mimameithr (Mimirs Baum, nord. Myth.), Baum, welcher an unbekannter Stelle wurzelt und seine Aeste über alle Länder ausbreitet, auch weder von Wasser, noch von Feuer beschädigt wird.

Mimanysa (Mimansa, ind. Lit.), Theil der Upansas, s. Weda.

Mimars (türk.), Name der Ingenieure.

Mimas, I. (a. Geogr.), 1) Gebirg Joniens, eigentlich nur ein Nebenzweig des Tmolus, der als ein holz- und wildreicher Gebirgsrücken westlich nach dem Meere zu läuft, wo er die Halbinsel südwestlich von Smyrna und auf ihr die drei Vorgebirge Coryceum (j. Koraka oder Kurko), Argennum (j. Kap Blanc) und Meläna (j. Kara-Burnu) bildet, während im Innern sich von ihm der Gallesius, j. Aleman oder Alyman, nach Süden hin abzweigt. — 2) Gebirg Thraciens, bei Silius III, 493; sonst unbekannt. — II. (griech. Myth.), 1) Gigant, welcher die Insel Lemnus nach dem Mars schleuderte, der aber, zuvorkommend, ihn mit seiner Lanze tödtete; — 2) Sohn des Aeolus, König von Aeolis; — 3) Centaur (bei Hesiod, Sc. Herc. 186); — 4) Sohn des Amycus und der Theano, in einer Nacht mit Paris geboren, ging mit Aeneas nach Italien, wo er von Mezentius erschlagen wurde. — III. (griech. Lit.), pythagoräischer Philosoph, unter dessen Namen sich bei Th. Gale, Opuscc. myth. physs. et ethicc. S. 704 ff., fünf Abhandlungen oder Unterredungen (Διαλέξεις) über Gegenstände der praktischen Philosophie finden.

Mimasaka, Fürstenthum, s. Nipon.

Mimate oder **Mimatum** (a. Geogr.), Stadt in Gallien; das heutige Mende am Lot.

Mimbach (Münbach), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Amberg; 160 Ew.

Mim-Baschi (perf.), bei den Persern Befehlshaber über 1000 Mann Reiterei.

Mimbaste, franz. Dorf, Dep. Landes, Bez. Dar; 1450 Einw.

Mimbrenos, Gebirg, s. Neu-Mexiko.

Mimcina, afrik. Stadt, Marokko, Prov. Draha.

Mime (v. gr. μῖμος), 1) Nachahmer, Schauspieler, besonders ein solcher, der mimische Darstellungen gibt; — 2) (a. Lit.), s. Mimen.

Mimen (gr. μῖμος, μῖμοι, lat. Mimus, Mimi, a. Lit.). a) Der griechische Mimus ist ein sicilisches Produkt. Die Griechen in Sicilien, welche unter allen Verhältnissen durch heitere Laune, gutmüthigen Witz, feine Beobachtung und Gabe der Nachahmung sich auszeichneten, haben frühzeitig die ersten Anfänge der Komödie und Satire unter sich gehabt, ohne gerade über ein beschränktes Gebiet hinaus zu gehen und den ersten noch rohen Beginn zu einer besondern Kunstgattung auszubilden. Stoff zur Satire und zum komischen Scherze gab ihnen das beständige Schwanken der politischen Verhältnisse ihrer sonst blühenden Staaten. Dazu kam noch eine besondere Anregung von den vielen ländlichen Festen und Lustbarkeiten, welche namentlich zu Ehren der Demeter dort alljährlich gefeiert wurden. Diese in dem Volke und den Verhältnissen schlummernden Keime schieden sich später unter dem Einflusse und der Pflege kunstliebender Tyrannen in bestimmte Formen und Gestalten, indem sie theils als Travestien der Mythen, theils als Charakter- und Sittengemälde eine literarische Gestalt erhielten. Beide Gattungen wurden vorzüglich von Epicharmus und Sophron ausgebildet. Der erstere entwickelte sein Talent in der Travestie mythologischer Geschichten, der andere in treuer Zeichnung der verschiedenen Stände, ihrer eigenthümlichen Sitten und Lebensverhältnisse. Diese Darstellungen des Sophron sind die Mimi (*Μῖμοι*). Sie zerfallen in 2 Gattungen, in ernste, welche einen ethischen Zweck hatten, und in spaßhafte, welche durch possierliche Darstellung der verschiedenen Menschenklassen und ihrer Eigenthümlichkeiten Lachen zu erregen suchten (*Μῖμοι σπουδαῖοι καὶ γελοῖοι*). Plutarch theilt sie in solche, welche gleich den Dramen eine bestimmte Handlung durchführten und mit den Adoniazusen des Theokrit große Aehnlichkeit hatten, und in solche (*Παίγνια*), welche wegen ihrer Obscönität die Knaben nicht schauen durften. Auch hatte man sie in männliche und weibliche abgetheilt, je nachdem sie männliche oder weibliche Charaktere vorführten. Die einzelnen Mimen hatten ihre besonderen Ueberschriften und Titel, nach denen sie öfters angeführt werden. Diese Eintheilung rührt wohl von Apollodor, welcher besondere Kommentare *Περὶ Σώφρονος*, wenigstens vier Bücher, verfaßt hatte, oder von den Grammatikern her; wenigstens gehören den letztern die Ueberschriften der einzelnen Stücke. Zwar waren die M. des Sophron keine neue literarische Schöpfung, sofern sie schon in den mimischen Spielen der Sikelioten enthalten waren, oder auch vielleicht mehr oder weniger unter dem Einflusse der Komödie des Epicharmus standen; aber die Kunst der Darstellung, die Treue und Originalität gab ihnen den Werth einer Dichtung, obschon sie die poetische Form, das Versmaß, nicht hatten, u. den Reiz der Neuheit. Der prosaische Numerus tritt in den erhaltenen Fragmenten überall hervor. Schon Aristoteles aber sagte, daß jene M. ungeachtet ihrer Prosa dem Geiste, nicht der Form nach für Dichtungen zu halten seyen. Sophron hat mit feiner Beobachtung die Gewohnheiten, die Denk- und Redeweise der niedern Stände aufgefaßt und danach in frischen Farben seine M., Bilder des sicilischen Lebens, entworfen. Demgemäß war der Ton und Ausdruck grobkörnig, doch treffend, mit Sprüchwörtern und Späßen des gemeinen Mannes durchflochten, die Strukturen absichtlich nicht ohne Anomalien, der Satzbau symmetrisch, so daß er den Anschein von Versrhythmen erhielt. Obscönes hat man hier und da in den Ueberresten erblicken wollen, doch ist dieses unerheblich. Obgleich sie ein dramatisches Element enthielten und, wie die Titel andeuten, eine bestimmte Handlung aus dem niedern Volksleben darstellten, so waren sie doch nicht für die Bühne bestimmt, bildeten aber wohl einen Theil mancher festlichen Lustbarkeit. Sophron hat das, womit man sich bei solchen Gelegenheiten improvisatorisch unter einander belustigt hatte, in die Literatur eingeführt. Plato verpflanzte diese M. nach Athen und benutzte sie für die Färbung seiner Dialogen. Theokrit gab den M., Ton und Charakterzeichnung glücklich nachahmend, ein poetisches und sauberes Gewand und schuf so eine neue Gattung der Kunstpoesie, die Idylle. Den Isthmiazusen des Sophron sind seine Adoniazusen treu nachgebildet, so daß wir in diesem Gedichte gleichsam ein veredeltes Bild des Mimus haben. Die Scholiasten des Theokrit nehmen in ihren Erklärungen wenig Rücksicht auf Sophron. Sie bemerken nur, daß der Idyllendichter sich wie Epicharmus und Sophron des ältern und härteren dorischen Dialekts bediene, und daß er die Hekate ähnlich geschildert habe, wie Sophron, aus dem der Charakter der Zauberin im zweiten Idyll entnommen seyn soll. Auch zieht man den Satiriker Persius hierher, der in Zügen aus dem gemeinen Leben den Mimographen nachgeahmt habe; doch mit Unrecht. Grammatiker sammelten aus diesen M. die Idiotismen der sicilischen Sprache. Eine Fragmentensammlung hat Blomfield im Mus. crit. cantabr., Nr. VII, u. Class. Journ. IV, S. 380—390, gegeben, eine kritische Revision Ahrens De dial. dor., Append. II. Vergl. Valkenaer in Theocr. Adon., S. 200 ff.; — Grysars Progr. de Sophrone, Köln 1838; — Bode, Gesch. der hellen. Dichtkunst, 3. Bd., 2. Th., S. 87—96; — Bernhardy, Grundr. der griech. Literatur, Bd. 1, S. 23; Bd. 2, S. 908. — b) Der römische Mimus. In gleicher Weise wie in Sicilien aus dem Volksleben und Volkswitze der griechische Mimus hervorging, bildete sich auch in Unteritalien der römische. Heitere Laune, natürlicher Witz, Gefallen an derber Komik, an Tanz und lebhafter

Gestikulation riefen auch hier mimische Darstellungen hervor, die vielleicht schon frühzeitig in zwei wesentlich verschiedene Formen, in den mimischen Dialog u. in den theatralischen Mimus, übergingen. Der mimische Dialog bot in Wettkämpfen eine extemporirte populäre, witzige Beredsamkeit auf und bezweckte Lachen; er läßt sich deshalb mit dem Mimus der Griechen vergleichen. Die Beschaffenheit dieser Dialogen würde man wohl aus den ältesten römischen Satiren, besonders aus denen des Varro am besten erkennen. Die niedrigste Form dieser mimischen Späße war Nachahmung von Thierlauten, Personen und allerlei lächerlichen Situationen. Der theatralische Mimus dagegen gesellte sich den Tragödien als Gesang und Ergänzung unter dem Namen Exodia zu und darf als ein ächt römisches Produkt gelten. Der Stoff desselben war dem gemeinen Leben entnommen, und wegen der komischen Nachahmung aller Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten desselben mochte man diesem Spiele den Namen Mimus gegeben haben. Auch wenn in einem Mimus ein mythologisches Argument behandelt wurde, so wurde auch dieses in die gemeine Wirklichkeit hinabgezogen. Genaue Nachahmung des Lebens gibt Cicero (Orat. II, 59) als charakteristisches Merkmal der Mimi an. Immer war der Mimus auf die Lachlust der Zuschauer berechnet und deshalb possenhaft und derb (Horat. Sat. I, 10, 6). Obscönitäten, eine Hauptquelle des Lächerlichen, machten einen Hauptbestand der M. aus (Ovid, Trist. II, 513, 497). Darum ließen die strenggesitteten Massilier die M. nicht zu (Val. Max. II, 6, 7). Zu den mit Vorliebe behandelten Argumenten gehörte der Ehebruch. Personen von besserem Geschmack und feinerer Bildung mochten durch die M. anfangs wenig befriedigt werden; wenigstens Cicero konnte sich mit ihnen nicht besonders befreunden. Doch bei dem größern Publikum waren sie sehr beliebt. Ueber die Art und Weise, wie man den Stoff in den M. behandelte, fehlen bestimmtere Angaben. Ein bestimmter, im Voraus berechneter Plan, wie im Drama, der streng durchgeführt wurde, fand wohl kaum Statt, wenn auch eine Haupthandlung dargestellt oder angedeutet wurde. Der Zusammenhang scheint locker und lose, das Ende desselben nicht durch die Anlage, sondern von der Laune und Lust der Spielenden bedingt und abhängig gewesen zu seyn. Wie aber läßt sich diese Ansicht mit der Thatsache vereinigen, daß M. schriftlich abgefaßt wurden? Diese niedergeschriebenen M. scheinen nur Skizzen gewesen zu seyn und aus einem Prologe und einigen Haupttheilen bestanden zu haben, um die Aufeinanderfolge der einzelnen Situationen für den Acteur zu bestimmen. Beim Ergänzen des Zusammenhangs blieb dem Spielenden noch ein großes Feld für improvisirte Späße und witzige Einfälle. In dem Prologe scheinen die M. auch persönliche Angelegenheiten besprochen zu haben. Mienenspiel und Gestikulation waren aber ein hauptsächlicher Bestandtheil des mim. Vortrags. Die Sprache des Mimus war gleichfalls dem gemeinen Leben entlehnt, daher inkorrekt und nicht ohne pöbelhafte Ausdrücke. Der Mimus wurde seinen Haupttheilen nach nur von einem Acteur, gleichfalls Mimus (Mime) genannt, dargestellt, ohne daß er dadurch ein Selbstgespräch wurde. Dies bezeugt der Sprachgebrauch, nach welchem es immer heißt: Laberius Syrus mimum egit, nie aber ist von einer besonderen Rolle die Rede, welche dieser oder jener Mime in einem Stück gehabt hätte. Der Hauptacteur führte die Handlung in allen ihren Theilen vom Anfang bis zu Ende durch, die übrigen M. dagegen ordneten ihm, wo eine Mehrheit von Personen nöthig war, ihr Spiel ohne Selbstständigkeit unter und gaben nur hier und da einige nöthige Andeutungen. Der Hauptacteur führte den Namen Archimimus. Im Mimus traten Männer und Frauen auf, und von beiden wurden Hauptrollen gespielt. Der Vortrag und die ganze Darstellung des Mimus wurde von der Flöte begleitet. Die M. traten ohne Maske auf, denn nirgends wird derselben gedacht. Doch erschienen sie nach Bedürfniß in allerlei possierlichen Gestaltungen des Kopfes, mit einem Kahlkopfe, mit Bausbacken u. s. w. Das gewöhnliche Kostüm war ein aus bunten Lappen zusammengesetztes Röckchen, Centunculus; auch trugen sie ein kurzes Frauenmäntelchen, Ricinium. Die Tänzerinnen legten auch diese Gewänder ab und erschienen in der bloßen Subucula, einem kurzen und dünnen Untergewande, welches die Formen und Bewegungen des ganzen Körpers, wie bei völliger Nacktheit, sehen ließ. An den Füßen trugen sie dünne, kaum sichtbare Sohlen oder so leichte u. wenig hervorragende Schuhe, daß sie barfuß erschienen. Daher hießen sich Excalceati und noch häufiger Planipedes. Das Personal der Mimen, unter denen sich Frauen und Mädchen befanden, war in sittlicher Beziehung verrufen. Der Inhalt dieser Possen, der die Darstellung aller Obscönitäten beförderte, und die Verbindung derselben mit ausdrucksvollen Tänzen, in denen die weiblichen M. alle Reize ihres Körpers enthüllten, mußten den Charakter der Männer entwürdigen und die Tänzerinnen völlig schamlos machen. Die Mimae werden deshalb oft als Verführerinnen römischer Männer und Jünglinge erwähnt. Im Zeitalter des Cicero waren Origo, Lycoris oder Cytheris und Arbuscula solche berühmte Tänzerinnen, welche Servius geradezu nobilissimae Meretrices nennt. Horat. Sat. I, 2. zu Anfang werden zu dem liederlichsten Gesindel der Stadt auch die M. gezählt. Nichtsdestoweniger hatten sie Zutritt in die Häuser und Gesellschaften der römischen Großen, namentlich in der Kaiserzeit. Die M. wurden als Nachspiele zu den eigentlichen Dramen auf der Bühne im gewöhnlichen Theater aufgeführt. Der Platz, welcher für ihre Aufführung bestimmt war, umfaßte aber nur den vordern Theil des Prosceniums; der hintere war durch einen besondern Vorhang, Siparium, getrennt. In sofern der Mimus als ein Nachspiel zu der Tragödie gegeben wurde, kann er auch unter dem Namen Exodium, welches überhaupt ein Nachspiel bezeichnet, verstanden werden, so wie die Acteure in späterer Zeit wohl auch deshalb Exodiarii genannt worden

sind. Wann die M. zuerst als Nachspiele angeführt worden sind, läßt sich nicht ermitteln. In der frühern Zeit waren die Atellanen als Nachspiele gewöhnlich, wurden aber nach und nach durch die M. verdrängt. Daß sie unmittelbar nach einem Drama aufgeführt wurden, geht aus Cic. ad. Att. IV, 15 hervor. Bis zu den Zeiten des Sulla reichen die Notizen der Alten über die Einführung der M. hinauf, weiter gehen sie nicht. Von dieser Zeit an dürfen wir jedenfalls das steigende Wohlgefallen an den mimischen Darstellungen datiren, wenn auch ihr Ursprung selbst früher fällt. Sie erhielten sich die ganze Kaiserzeit hindurch zugleich mit den Pantomimen auf der römischen Bühne.

Mimeni (a. Geogr.), s. v. a. Memini.

Mimer (nord. Myth.), s. v. a. Mimir.

Mimesis (griech., Rhetor.), Nachahmung, nachahmende Darstellung oder spottende Wiederholung der Rede eines Andern.

Mimet, franz. Dorf, Dep. Bouches-du-Rhône, Bez. Aix; Steinkohlengrube; in den Felsen gehauene Kirche.

Mimetes (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Proteaceae *R. Br.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fast gleich, mit 4 getrennten Einschnitten. Blüthenköpfchen winkelständig, mit Hüllblättern umgeben. Fruchtboden flach, mit abfallenden Spreublättchen versehen. Narbe cylindrisch. Nuß ansitzend, oben bauchig. Von 17 Arten, immergrünen, südafrikanischen Ziersträuchern, sind am bekanntesten: 1) M. cucullata *R. Br.*, Protea cucullata *L.* Blätter länglich-linienförmig, 3zähnig; Blüthenstandblätter unten ausgebreitet. Hülle fast halb, glattlich, langgespitzt, 3 Fuß hoch. Weinm. Phyt. Taf. 918. — 2) M. Hartogii *R. Br.* Blätter länglich, 3zähnig, am Rande wollig; Blüthenstandblätter fast kappenförmig. Hüllen fast halb, langgespitzt, weichhaarig. Weinm. Phyt. Taf. 906 a. — 3) M. hirta *R. Br.*, Protea hirta *L.* Blätter länglich, stumpf, an der Spitze schwielig, fast dachziegelig. Hüllen gleich, gelb-blutroth, glänzend, fast zolllang, langgespitzt, halb hervorstehend, 10blumig. Weinm. Phyt. Taf. 899.

Mimetèse (franz., Min.), nach Beudant, s. v. a. Mimetesit (s. d.).

Mimetesit (Min.), Species des Buntbleierzes, heißt auch arseniksaures Bleioxyd und besteht nach Wöhler aus 82,74 arseniksaurem Bleioxyd, 9,60 Chlorblei u. 7,50 phosphorsaurem Bleioxyd, hat zur Grundform ein Dihexaëder von 141° 3′ Scheitel- u. 81° 47′ Endkantenwinkel, eine den Flächen der Kernform parallele Spaltbarkeit, H. = 4,0, G. = 7,2, ist von gelber, ins Graue und Weiße übergehender Farbe, fettglänzend und durchscheinend, schmilzt vor dem Löthrohre auf Kohle und reducirt sich mit starkem Arsenikgeruch, löst sich in Salpetersäure. Es werden zwei Varietäten unterschieden: a) Flockenerz, auch Traubenblei, Bleiblüthe, sehr kleine, auch haarförmige Krystalle in trauben- und rosenförmigen Zusammenhäufungen; — b) Bleiniere, derbe, nierenförmige Massen von krummschaliger Absonderung. Johanngeorgenstadt in Sachsen, Zinnwald in Böhmen, Badenweiler in Baden, Nertschinsk in Sibirien.

Mimetit (Min.), nach Haidinger, s. v. a. Mimetesit (s. d.).

Mimetulliten, s. Mohammedanische Religion.

Mimeure, franz. Dorf, Dep. Côte-d'Or, Bez. Beaume; 430 Einw.

Mimiarra, austral. Fluß, Neu-Holland, Camden, mündet nördl. von Shoal-Hafen in den Ocean.

Mimigernefurth (mittl. Geogr.), s. v. a. Münster in Westphalen.

Mimik (v. Griech., Aesthet.), Geberdensprache als lautloser Ausdruck des Inneren durch äußere Aktion, Veranschaulichung der Empfindung, des Gedankens und Willens durch entsprechende Situation, Stellung und Bewegung des Leibes, der Glieder, durch Modalität der Augen und Gesichtszüge, tritt erst dann ein in die Reihe der Künste, wenn sie durch Nachahmung der Wirklichkeit das Thun und Treiben der Menschen im reinen Geberdenspiel verkündigt. Geht diese Kunst darauf aus, gewisse Individualitäten nach ihrer äußeren Erscheinung durch Modifikationen des eigenen Körpers nachzubilden, so ist sie porträtirende M., die lediglich in Nachahmung besteht und, je nachdem sie körperliche oder psychische Eigenthümlichkeiten anderer Personen zur Anschauung bringt, entweder somatologische, oder psychologische M. seyn kann. Zu jener gehört z. B. die Nachahmung körperlicher Mängel, des Hinkens, Schielens ꝛc., zu dieser die Darstellung gewisser Charaktereigenthümlichkeiten, z. B. des Stolzes, der Furchtsamkeit, der Habsucht ꝛc. Knüpft die in Rede stehende Kunst aber das Mienen- und Geberdenspiel an gewisse Ideen an, um dadurch innere Seelenzustände zur Anschauung zu bringen, so ist sie als freie, selbstschaffende, idealisirende M. eine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes und ein Hauptmittel der dramatischen Darstellung, ein Hauptzweig der dramatischen Kunst. Wie diese einmal eine tragische und dann eine komische seyn kann, so läßt sich auch die M. hiernach in eine tragische und eine komische eintheilen. In dieser wie in jener lassen sich aber die durch die M. zur Anschauung zu bringenden Erscheinungen betrachten: 1) als Erscheinungen des Beharrlichen, welche den physiognomischen Theil der M. ausmachen, und 2) als Erscheinungen des Vorübergehenden, und zwar a) von Gedanken, b) von geistigen wie körperlichen Empfindungen und c) von Affekten und Leidenschaften, welche alle der pathognomische Theil der M. in sich begreifen würde. Die Mittel, deren sich die mimische Kunst bei ihren Darstellungen bedient, sind lediglich Stellungen und Bewegungen des Körpers. Die ersteren sind im Artikel Attitüde besprochen worden, auf welchen wir daher hier verweisen; die letzteren sind entweder 1) Bewegungen des Gesichts: das eigentliche Mienenspiel, oder 2) Bewegungen der ganzen Gestalt oder einzelnen Theile derselben: das Gestenspiel. Der wesentlichste Theil des

letzteren ist das Spiel der Arme und Hände, welches die Alten mit dem Namen Chironomie bezeichneten und als Händesprache zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hatten, daß unsere Redner und Mimen, gegen die ihrigen gehalten, nur als Anfänger und Stümper erscheinen. Da die M. ihrem inneren Wesen nach eine Kunst ist, die sich zugleich im Raume und in der Zeit bewegt und, wenn sie nicht als Pantomimik (s. Pantomime) als eine bloß bildende Kunst unabhängig von anderen Künsten besteht, sondern mit anderen Künsten, insbesondere mit der dramatischen Hand in Hand geht: so hält sie zwischen den plastischen und tonischen Künsten die Mitte, in sofern sie bald mit diesen, wie bei dem nach der Musik sich bewegenden und diese zum Ausdruck bringenden Tanz, bald mit jenen, wie bei der Schauspielkunst, als Ausdruck der Rede, verbunden erscheint. In ihrer Verbindung mit der Redekunst ist sie entweder theatralische (dramatische), oder oratorische M., in ihrer Verbindung mit der Musik aber orchestische M. oder belebte Rhythmik. Tritt sie als freie, selbstständige Kunst isolirt auf, so ist sie Pantomimik, und als solche nichts Anderes, als belebte Plastik. Die Schönheit der mimischen Darstellung an sich und abgesehen von dem damit zu erzielenden Ausdruck der Rede oder der Musik beruht in der natürlichen Anlage und insbesondere in dem wohlgestalteten Körper. Sonstige unentbehrliche Erfordernisse derselben sind aber 1) Klarheit und Deutlichkeit, d. h. das Mienen- und Gestenspiel muß so bestimmt ausgedrückt seyn, daß es leicht bemerkt und unterschieden werden könne; 2) Lebhaftigkeit, ohne die beides matt und schleppend und dadurch unklar wird; 3) Natürlichkeit, wodurch alles Affektirte und Manierirte, alles Gekünstelte, Gezierte und Gezwungene ausgeschlossen und das Mienen- und Gestenspiel frei und leicht wird; mit der Natürlichkeit ist das Fließende der mimischen Darstellung von selbst gegeben, welches darin besteht, daß weder bei einzelnen Stellungen u. Bewegungen, noch beim Uebergange von der einen zur anderen Anstrengung sich kund gibt; 4) das Reizende (die Grazie), welches, wie das wohlklingende Organ bei der Deklamation, eine unerläßliche Bedingung der schönen mimischen Darstellung ist und darin beruht, daß alle Stellungen, Gesten und Mienen, die ein niedrig oder widrig sinnliches und gemeines Gepräge an sich tragen, vermieden werden, wiewohl es einzelne Fälle geben kann, wo das Reizende höheren Erfordernissen der schönen Darstellung geopfert werden muß, wie ja auch schon bei der Deklamation manchmal der Wohlklang der Stimme aufgegeben oder bei der Musik eine Dissonanz, der jedoch stets die Auflösung folgen muß, angebracht werden soll. Durch nichts wird die Grazie in der mimischen Darstellung mehr beeinträchtigt, als durch das Steife u. Maschinenartige in Stellung und Bewegung, wie wenn z. B. die Arme und Hände oft in gerader Linie und spitzen Winkeln bewegt und durch die Körperbewegungen eckige Formen hervorgebracht werden. Krummlinige Bewegungen und geschwungene Linien sind in der Regel die schönsten. Ein weiteres Erforderniß der Schönheit der mimischen Darstellung ist 5) Mannichfaltigkeit, welche darin besteht, daß Stellungen und Bewegungen von verschiedener Art mit einander abwechseln, daß diese Abwechselung selbst auf verschiedene Weise vor sich gehe, daß die Grade der Geschwindigkeit in ihrer Aufeinanderfolge und daß gleicher Weise auch die Grade ihrer Stärke abwechseln. Ohne diese Mannichfaltigkeit verfällt die mimische Darstellung in den Fehler der Einförmigkeit. Die Mannichfaltigkeit aber darf nicht dahin führen, daß der eine Charakter, den der Künstler darzustellen hat, aufgegeben werde, sondern es muß die mimische Darstellung, wie die Deklamation, gleichsam in einem Tone und Style beharren. Daraus ergibt sich das Erforderniß 6) der Einheit, welches nichts Anderes besagen will, als daß die Geberden, die zu gleicher Zeit auszudrücken sind, jedesmal auch in harmonischem Verhältnisse zu einander stehen, daß z. B. eine flehende Miene nicht von einer drohenden Faust begleitet werde, oder die Hand im Busen ruhe, während der Fuß zornig auf den Boden stampft. Dies in der Kürze die allgemeinen Erfordernisse für die absolute Schönheit der mimischen Darstellung. Für die relative Schönheit derselben gibt es einen Hauptsatz, aus welchem sich alle übrigen leicht herleiten lassen, nämlich folgenden: Alle Geberden müssen mit dem Charakter der Rede oder Musik, die sie zu begleiten haben, auf das Genaueste übereinstimmen und also zu dem, was die Gedanken der Rede oder Musik bewirken sollen, harmonisch mitwirken. Für die M. als Begleiterin der Rede läßt sich eben so wenig eine durchgängig bestimmte Bezeichnung geben, als es schwerlich gelingen dürfte, zum Behufe der Deklamation eine Rede in Noten zu setzen. Die Theorie muß sich daher mit der Aufstellung allgemeiner Regeln begnügen und das Besondere dem Genie, dem freien Spiele seiner Kräfte, worin eben die Freiheit der schönen Künste besteht, überlassen. So verdienstlich die von Zimmermann bearbeitete mimische Schriftlehre (Wien 1841) immerhin seyn mag, so hat sie doch diese unsere Behauptung von Neuem bestätigt. Die M. ist nichts Anderes, als belebte Plastik, und der mimische Künstler muß daher in diesem Sinne ein bildender seyn. In sofern er aber das Objekt seiner Kunst am Subjekte selbst darzustellen hat, also zugleich Bildner und Bild ist und sich selbst zum Kunstwerke machen muß, so ist seine Leistung nicht allein durch sein Genie, sondern durch die Beschaffenheit seines Körpers bedingt. Er muß demnach das Vermögen der dichterischen Phantasie mit dem Studium des bildenden Künstlers zu verbinden wissen und, wie sich von selbst versteht, die Gabe des Geberdenspiels in höchster Vollendung besitzen.

Geschichtliches. Spuren mimischer Darstellungsweise lassen sich bei den meisten kultivirten Völkern des Alterthums nachweisen. Bei den Griechen kündigte sich das mimische Element sogleich in der Orchestik an, welche ganz von jenem durchdrungen war. Bei den Römern

gewann es, von einfachen Anfängen ausgehend, in der Pantomimik (s. **Pantomime**) seine höchste Ausbildung. Zur vollendeten Kunst wurde jedoch die M. erst auf der Bühne. Die Mannichfaltigkeit des hellenischen Volkslebens konnte eine Reihe mimischer Schemata erzeugen, welche auch außerhalb des Theaters im täglichen Leben ihre Anwendung fanden und Jedem sogleich verständlich waren. Auf der Bühne wurden ganze komplicirte Handlungen mimetisch vorgetragen, und jede Bewegung wurde vom Rhythmus getragen; jeder Gestus hatte seine bestimmte Bedeutung und erhielt somit auch seine bestimmte Bezeichnung. Schon bei Homer finden sich Anfänge der mimischen, selbst mit Ballspiel verbundenen Orchesis. Auf dieser ersten Entwickelungsstufe bildet die M. noch keine besondere Kunst, sondern sie ist der edlere und geistigere Bestandtheil der Orchestik, mit der sie in unmittelbarem Zusammenhange steht. So blieb es im Wesentlichen bis in die klassische Zeit des Hellenismus, in welcher das mimetische Element durch die beginnende dramatische, besonders komische Poesie neuen Boden und neues Leben gewann. Die dorische Orchestik hatte ihre besonderen feierlichen Tänze mit lebendiger M. ausgebildet, wozu besonders die Pyrrhiche gehört, ein bewegter kriegerischer Tanz, welcher nach und nach eine imponirende Gestalt gewonnen hatte. Die dorische Orchesis war feierlich und gemessen, die jonische dagegen zierlich und üppig. Außerdem hatte sich früh bei den Doriern, namentlich zu Sparta, eine besondere Art ironischer M. ausgebildet, worin sich besonders die lakonischen Deikelisten auszeichneten, populäre, in spöttischen Reden und Schlagwörtern geübte Mimen. — Das rein mimische Element hatte ein dreifaches Terrain, auf welchem es sich entfaltete. Es bildete sich nämlich zuerst im gewöhnlichen Umgange des Lebens eine auf einzelnen Gesten beruhende ironische M. aus; das zweite, größere Terrain für die M. war die festliche Orchestik außerhalb des Theaters, zahlreiche Tänze verschiedener Art, religiöse, profane, friedliche, kriegerische, bei den verschiedenen Stämmen nach Inhalt und Form verschieden. Besonders berühmt waren die gymnopädischen Tänze zu Sparta. Mit ländlichen Volkstänzen bei agrarischen Festen war ebenfalls M. verbunden und stellte alle bei der Weinlese und dem Mostkeltern vorkommenden Handlungen dar. Ein bei den Aenianen und Magneten beliebter Waffentanz war die Karpäa, in welcher ein im Pflügen begriffener Landmann und ein ihn überfallender und mit ihm kämpfender Räuber dargestellt wurde. Das dritte und ausgedehnteste Terrain des mimischen Elements war die theatralische Orchestik, welche in der Pantomimik der Kaiserzeit zur höchsten Blüthe kam. Das Gebiet der theatralischen M. umfaßt aber zugleich die ganze tragische und komische Kunst in ihrer äußerlichen Darstellung, sofern die dramatische Handlung außerhalb des Chors durch den Hypocrites veranschaulicht werden mußte. Die Schauspieler hatten sicherlich schon zur Zeit des Sophocles und Aristophanes bedeutende Fortschritte in der mimischen Kunst gemacht, obgleich der dramatische Inhalt durch Worte vorgetragen und die M. auf diesem Felde nur den sekundären Theil, die Begleitung des Vortrags durch Geberdenspiel auszuführen hatte. Auch der Redner bedurfte der mimischen Kunst, um dadurch einen größeren Eindruck auf die Gemüther hervorzubringen. Außerhalb des Theaters und der solennen Orchestik bei Festen dienten mimische Spiele insbesondere zur Erhöhung der Freude bei geselligem Mahle vertrauter Freunde. — Das Hauptgebiet der mimischen Kunst blieb jedoch immer die Orchestik, welche die Alten in die tragische, komische und satyrische eintheilten. Die mimischen Schemata dienten dabei zum Verständniß des Gesangs und man beobachtete hierbei das Edle und Männliche. Die späteren Griechen führen eine große Anzahl Namen als Bezeichnung mimischer Tänze auf, aber wir erhalten nicht überall eine klare Anschauung. Eine bestimmte Einsicht ergibt sich aus solchen mimischen Darstellungen, deren Inhalt von mythischen Handlungen oder geschichtlichen Ereignissen hergenommen ist, wie z. B. die Aufführung des Dionysus u. der Ariadne (bei Xenoph. Sympos. IX, 1—5). Aehnlicher Art waren die Liebeshändel der Venus mit Mars und Adonis, die Entführung des Ganymedes, Cepheus und Andromeda, die Geburt des Zeus und seine Kämpfe mit den Titanen, Hercules, Ajax, Althäa, Hermes, Europa, Jason, Cybele, Cyclops, Cassiopea, Laodamia, Leda, Meleager, Ulysses, Orpheus, Pan, Pelias, Protesilaus, Phaeton u. s. w. Hier wurden die Schicksale und Thaten von Göttern, Heroen und Menschen mimisch vorgestellt. Auch Nymphen und Satyrn, Silenen und Faunen wurden aufgeführt. Als ältere mimetische Vorstellungen werden von Pollux III, 103 f. genannt: Angelike, Gypones und Hypogypones, Skops, Sobas, Brydelliche. Angelike stellte einen Boten dar, wahrscheinlich eine überraschende Nachricht hastig und durch prägnante Geberden mittheilend. In den Gypones und Hypogypones wurden bejahrte, vom Alter niedergebeugte Männer veranschaulicht. Der Skops zeigte einen scharf beobachtenden Späher mit der Hand über den Augen. Die Sobas spielte eine herumschweifende, auf Buhlschaft ausgehende Hetäre. Die Brydelliche bezeichnete das Treiben ausgelassener Weiber. — Zu **Rom** traten die ersten, noch sehr einfachen mimischen Bestrebungen im J. 364 v. Chr. ein, als man zum ersten Male scenische Spiele zur Besänftigung der Götter aufführte und deshalb Ludiones aus Etrurien kommen ließ. Römische Jünglinge ahmten das Spiel derselben nach und brachten nach und nach mehr M. hinein. Es bildeten sich einheimische Künstler, die Histriones, die nach und nach ihre Kunst zu allgemeinem Wohlgefallen ausübten. Ein weiterer Fortschritt trat mit Livius Andronicus ein, der aus satyrischem Stoffe eine dramatische Handlung bildete und diese als eigener Darsteller aufführte. Da er einst sein Stück hatte mehrmals wiederholen müssen, wurde er heiser und bat nun um die Erlaubniß, einen

Knaben neben den Flötenspieler zu stellen, um den Gesang auszuführen, während er selbst die Gestus durchführte. Und von dieser Zeit an bildete sich die M. immer mehr aus; es blieb dem Akteur nur der mimische Theil auszuführen und im Dialog mitzureden. In der Pantomimik der Kaiserzeit erreichte die M. bei den Römern ihren höchsten Gipfel. — Aus den römischen Mimen (s. d.) entwickelten sich später die improvisirten Possen der Italiener mit stehenden Masken. Diese italien. Pantomime hatte aber nur einen grotesken Charakter, während die höhere ideale Pantomime, die wahrhaft plastische M., in so weit sie nicht eine mit Deklamation und Musik verbundene, sondern eine von beiden ganz unabhängige Kunst war, verloren ging, indem sie nicht mehr, wie bei den Alten, förmlich gelehrt und öffentlich ausgeübt, sondern ihre Ausbildung dem Talent überlassen ward. Durch Ausbildung eines solchen Talents machte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Lady Hamilton in Neapel berühmt. Doch bestand ihre Pantomimik mehr in der Nachahmung antiker Statuen, als in der Hervorbringung eigener mimischer Kunstwerke. Die deutsche Künstlerin Hendel-Schütz übte die Kunst der Pantomime zuerst in ihrer ganzen Universalität aus, indem sie das Charakteristische des Ausdrucks in der antiken und modernen oder christlichen Plastik zugleich umfaßte und nicht bloß Kopien, sondern selbsterfundene Situationen vorführte, auch ganze fortschreitende Handlungen pantomimisch darstellte. Weiteres s. unter Art. Pantomime; vergl. die unter Art. Dramaturgie angeführte Literatur; außerdem Gilbert Austin, Chironomia or a treatise on rhetorical delivery, London 1806; deutsch Leipz. 1818.

Mimiker, 1) s. v. a. Mime oder Schauspieler; — 2) der Mimik Kundiger, Lehrer derselben.

Mimili, Roman von Clauren, s. Heun.

Mimingen, österr.-tyrol. Ort, Kr. Imst, nordöstl. von Imst.

Mimir (nord. Myth.), 1) weiser und weissagender Riese, Beherrscher des Oceans (der daher Mimirsbrunnr, M.s Brunnen heißt), trinkt jeden Morgen aus dem Giallarhorn (Gjalderhorn) Weisheit, und bei ihm holt sich selbst Odin Rath (der daher Mimirsvinr, d. i. Mimirs Freund heißt), besonders beim Nahen des Weltunterganges. Nach Andern bewahrt Odin M.s Haupt, den Sitz der Weisheit, auf und befragt dasselbe. — 2) S. v. a. Alfadur.

Mimisch (v. Gr.), den Mimen, die mimische Darstellung od. die Kunst der Mimik betreffend.

Mimisch (Geogr.), europ.-türk. Ort, Große Walachei, Distr. Jalomnitza, südwestl. von Braila.

Mimische Darstellungen, 1) Darstellungen eines Mimen; — 2) s. v. a. Attitüden u. lebende Bilder.

Mimischer Accent, die hervorstechende Bezeichnung, Markirung einer Geberde, welche irgend einen innerlichen Seelenzustand versinnlichen soll.

Mimiza (a. Geogr.), Stadt in Ober-Syrien, an der Straße von Cyrrhus nach Beröa.

Mimizon, franz. Dorf, Depart. Landes, Bez. Mont-de-Marsan; Glashütte; 850 E.

Mimmana (Mimana), Distrikt, s. Balkh.

Mimmenhausen, bad. Dorf, Seekr., Amt Salem; 560 Einw.

Mimms Pflaume (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 1, Rang 1 nach Liegel; von Brown aus dem Steine eines blauen Perdrigons erzogen. Frucht 2½″ lang, 2″ breit, länglich-eiförmig, der blauen Eierpflaume ähnlich. Stiel kurz, dünn, fein behaart. Haut grünlichgelb, mit einem hellen Purpurroth und starkem blauem Dufte überzogen. Fleisch blaß grünlichgelb, zart saftig, von sehr angenehmem Geschmacke. Stein länglich, löst sich gut vom Fleische. Reift Mitte September. Der Baum wächst gut und trägt reichlich.

Mimnedus (a. Geogr.), unbekannte Stadt Lydiens.

Mimnermus (griech. Liter.), aus Jonien, gleichzeitig mit Solon lebend und mit diesem bekannt, Begründer der erotischen Elegie, womit er der Elegie selbst eine neue Richtung gab, die für die folgende Zeit, insbesondere für die alexandrinische u. römische, die ausschließliche ward. Er scheint seine Elegien in Musik gesetzt und seinen Vortrag auf der Flöte begleitet zu haben. Von seinen elegischen Liedern wird eine Sammlung erwähnt, die in 2 Bücher getheilt und nach dem Namen einer geliebten Flötenspielerin, die aber des Dichters Liebe nicht erwiederte, die Aufschrift Nanno trug. Außer dieser Sammlung wird noch ein Gedicht genannt, welches den Kampf der Smyrnäer mit Gyges, König der Lydier, zum Gegenstand hatte. Andere, erotische Lieder des M. sind durch den blinden Fanatismus byzantinischer Priester vernichtet worden. Die noch vorhandenen Reste erschienen zuerst in H. Stephanus Poet. Gr. her. Carm., Thl. II, S. 484, dann in den ähnlichen Sammlungen von Ursinus, Winterton, bei Brunck, Gaisford und von Bach (Mimnermi Coloph. carmm. quae supersunt comment. praemiss. dispos. emend. N. Bach, Leipz. 1826); — Schneidewin, Delect. poes. Graec. elegiae, Göttingen 1838, 8.; — Bergk, Poet. lyr. gr., S. 314—320. Vergl. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur II, S. 347—350. Das Glaubensbekenntniß der M. ist, daß die Schönheit und deren Genuß (die Liebe) das höchste Gut sey.

Mimochasmesis (Pendiculatio imitativa, Physiol.), das nachahmende Gähnen.

Mimodrama (Aesth.), Benennung der großen Darstellungen des Cirque olympique in Paris, welche die Gebrüder Franconi veranstalteten, nachdem sie die Erlaubniß erhalten, außer der Kunstreiterei und einzelnen komischen Scenen ganze Stücke zu geben, in denen neben Gefechten, Märschen u. Evolutionen zu Fuß und zu Pferde auch gesprochen, getanzt und gesungen wird. Von kleinen Anfängen entwickelten sich dieselben bald zu einem Glanze, der selbst den der großen Oper übertraf. Diesem Vorbilde folgend, nahm auch Astley's Amphitheater in London diese Gattung von Darstellungen auf, u. desgleichen haben auch in Deutschland seit etwa 10 Jahren die Kunstreitergesellschaften ähnliche

Aufführungen veranstaltet, z. B. Timur, der Tatarenkhan, Fra Diavolo, Mazeppa, die Eroberung von Missolunghi, Napoleon u. dergl. Ein M. des Cirque olympique in Paris ist ein wahres Monstrum und lediglich auf den gröbsten sinnlichen Effekt berechnet: Schlachten, Bivouaks, Kavalerieevolutionen, Triumphzüge, Pulverexplosionen, griechisches Feuer, Kameele, Elephanten, Löwen, komische Scenen und lächerliche Balgereien wechseln darin auf eine wahrhaft betäubende Art ab; dessen ungeachtet erfreuen sich diese Aufführungen stets eines zahlreichen Besuchs, vornehmlich von der mittlern und niedern Klasse des Volks. Das Theater an der Wien und einige Zeit auch das königstädtische Theater in Berlin haben auch dergleichen M. zur Aufführung gebracht. Jules Janin nennt diese ganze Gattung Kavaleriedrama. Bei den pariser Volksfesten werden besonders auf den elysäischen Feldern mimodramatische Darstellungen auf Kosten der Regierung aufgeführt. Aber die wahrhaft orientalische Pracht, welche Ducrow in Astley's Amphitheater in London bei Stücken, wie the Burmese war, the Coronation of the queen, the Aster of Napoleon und the Battle of Waterloo u. dergl. entwickelt, übertrifft bei Weitem das, was die pariser, wiener und berliner Theater in dieser Hinsicht leisten.

Mimograph (a. Lit.), Mimenschreiber, s. Mimen.

Mimolog, durch mimische Kunst ausgezeichnete Schauspieler.

Mimologie, gelungene Ausübung der Mimik (s. d.).

Mimophyre (franz., Geognos.), s. v. a. Grauwacke (s. d.).

Mimosa (Bot.), nach Linné, Sinnpflanze, Gattung der Mimoseae *R. Br.*, Leguminosae Mimoseae *Dec.*, Polygamia Monoecia *L.* Charakter: Blüthen vielehig. Kelch und Blume 4—5spaltig. Staubgefäße 4—15. Hülse flach zusammengedrückt, ungegliedert oder querwändig, mit stehenbleibenden Längsnähten, zwischen welchen die Klappen sich lösen und herausfallen. Die Gattung enthält, nachdem die Gattungen Acacia, Desmanthus, Inga u. a. ausgeschieden sind, noch gegen 120 Arten, meist stachelige Bäume und Sträucher, mit weißen oder rosenrothen, in kugeligen Köpfchen stehenden Blüthen und langen, haarfeinen Staubgefäßen, sämmtlich in wärmeren Ländern einheimisch. Die meisten Arten zeigen die eigenthümliche Erscheinung, daß bei leiser Berührung ihre Fiederblättchen sich zusammenlegen, ja bei stärkerer Berührung auch die Blattstiele und selbst die Zweige sich niedersenken. Alle Arten aber legen Abends ihre Blättchen von selbst fest an einander und senken ihre Blattstiele zum Schlafe nieder. Folgende Arten sind am wichtigsten: 1) M. asperata *L.*, rauhe S. Strauch in Westindien. Stengel bis 7' hoch, stachelig. Blätter doppelt-gefiedert, 8—12jochig, reizbar; Blättchen fein, glatt, linienförmig; zwischen jedem Fiederpaare steht am Grunde ein gekrümmter Stachel. Blumenstiele oft gepaart; Blumenköpfchen hellroth. Wird in seiner Heimath wie M. pudica *L.* angewendet. Man unterhält diesen Strauch im Warmhause und gibt ihm im Winter nur wenig Wasser. Mill., Ic., Taf. 182, Fig. 3. — 2) M. cochliocarpa *Gomez*, s. Inga cochliocarpos *Mart.* — 3) M. distachya *Cav.*, zweiährige S. Strauch in Neuspanien. Stachellos. Blätter mit 4, 3—4jochig: gefiederten Fiederpaaren; Blättchen verkehrt-eirund-elliptisch, mit angedrückten Härchen versehen. Blumen roth, in gepaarten, zolllangen, cylindrischen, winkelständigen Aehren. — 4) M. floribunda *Willd.*, vielblumige S. Strauch in Cumana. Stengel, Aeste und Blattstiele strahlig; Aeste weichhaarig. Blätter verbunden-gefiedert; Fiedern 2paarig; Blättchen zolllang, fast halbeiförmig, spitz, unten mit angedrückten, gestriegelten Borsten bekleidet; das innere Blättchen jeder Fieder sehr klein. Blumenköpfchen gestielt, in reichen, rispenförmigen Trauben. — 5) M. kermesina *Otto*, karmoisinrothe S. Strauch in Brasilien. Bis 4' hoch, wehrlos. Blätter doppelt-gefiedert, 3—6jochig; Fiedern oft 10jochig; Blättchen sehr klein, länglich, glänzend; Blattstiele an der Spitze fast stechend, die besondern am Grunde 2drüsig. Blumenköpfchen sehr zahlreich, karmoisinroth, winkelständig. Gedeiht im Sommer im Freien an einem warmen Standorte und im Winter im Gewächshause bei 6—8° Wärme recht gut. Der geeignetste Boden ist eine Mischung von Sand, Lehm, Damm- und Heideerde. — 6) M. pudica *L.*, gemeine oder schamhafte S., Sensitive, Fühlpflanze, Noli me tangere. Halbstrauch in Brasilien und Westindien, bei uns einjährig. Stengel ästig, bis 3' lang, niedergestreckt, gleich den Blattstielen stachelig und behaart-hakerig. Blätter fingerförmig, mit 4zähligen, vieljochigen Fiedern; Blättchen länglich. Blumenköpfchen hellroth, gestielt, winkelständig. Diese Art besitzt die oben beschriebene Reizbarkeit der Blätter, Stiele und Zweige im höchsten Grade und wird deshalb in Europa häufig in Gewächshäusern gehalten. Bringt man die Flamme eines Lichtes nahe an die äußerste Spitze einer Fieder, ohne diese zu berühren, so legt sich ein Blättchenpaar nach dem andern, eine Fieder nach der andern u. endlich das ganze Blatt in regelmäßiger Ordnung zusammen (bei der Berührung geht dies unregelmäßig vor sich) u. entfaltet sich nicht eher wieder, bis der von der plötzlichen Erwärmung entstandene Reiz aufhört. Bei den Eingebornen Amerika's u. bei den Negern daselbst gilt die Wurzel als giftwidriges und auf die Genitalien reizend wirkendes Mittel. Sie ist faserig, braun, innen weißlich, riecht stark und unangenehm, schmeckt bitterlich-herb und wirkt brechenerregend, weshalb man sie für das beste Gegenmittel der giftartigen Wirkungen, welche die Kathartin enthaltenden Blätter und Zweige desselben Gewächses hervorbringen, hält. Die Blätter wendet man zu Bähungen bei Hüft- und Nierenschmerzen und zu Pflastern gegen Kröpfe und Drüsengeschwülste an. — Ueber die Kultur ist Folgendes zu bemerken: Man säet den Samen im Frühling in einen Topf in lockere,

fette Dammerde, stellt denselben in ein warmes Mistbeet und hält die Erde mäßig feucht. Die jungen Pflänzchen werden dann mehrmals versetzt. Reichliche Feuchtigkeit und bei warmer Witterung viel Luft ist der Pflanze Bedürfniß. Durchwintert wird sie bei 8—12° Wärme. *Bot. Reg.* 941. — 7) M. sensitiva *L.*, empfindliche S. Strauch in Südamerika, besonders in Brasilien. Stengel und Blattstiele stachelig. Blätter reizbar, gezweit-gefiedert; jede Fieder mit 3 Blättchenpaaren besetzt; Blättchen halbherz-eiförmig, weichspitzig, unten behaart. Blumen klein oder fehlend; Blumenköpfchen rund, hellroth. Die Blätter, Blattstiele und Zweige dieser Art sind ebenfalls sehr reizbar. In Südamerika benutzt man die bitter adstringirende Wurzel, welche in größeren Gaben auch Ekel und Erbrechen erregt, bei Durchfällen. Auch soll sie giftwidrig wirken. Uebrigens braucht man den Strauch gleichfalls als Purgirmittel, aber auch bei Mangel der Menstruation. Er enthält einen harzigen Extraktivstoff, der dem Kathartin ähnlich ist, außerdem Gerbstoff und Schleim. Bot. Reg. 25.

Mimosaceä (Bot.), nach Reichenbach, s. v. a. Mimoseae *R. Br.*

Mimose (franz., Geognos.), s. v. a. die basaltartige Varietät des Dolerits (s. d.).

Mimoseä (Bot.), nach R. Brown, Reichenbach u. A. Mimoseen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch 4—5spaltig oder blätterig. Blume 4—5blätterig, fast immer unterweibig. Blumenblätter gleich; meist getrennt, nebst den Blättern und Zipfeln des Kelches im Blüthenknopfe klappig. Staubgefäße zahlreich, selten in doppelter oder gleicher Zahl der Blumenblätter, unterweibig, öfter am Grunde einbrüderig. Hülse oder Gliedhülse arm- bis vielsamig. Samen eiweißlos. Keim gerade. Die Blätter gleichpaarig- und meist doppelt-gefiedert. Oft schlagen aber die Fiedern fehl und dann erscheinen Blattstiele und Blattspindeln stark verbreitert und einfachen Blättern ähnlich. Die freien Nebenblätter oft dornförmig. Die Blüthen zwitterig und vielehig, in Aehren oder Köpfchen stehend. Die Mimoseen sind Bäume oder Sträucher, sehr selten Kräuter. Die Familie enthält in 14 Gattungen über 550 Arten, welche aber alle den zwischen den Wendekreisen und in deren Nähe gelegenen Ländern angehören, während keine einzige in Europa einheimisch ist. Sie gehören meist zu den zierlichsten Gewächsen der Erde; bei vielen ist besonders die Reizbarkeit der Blätter in hohem Grade entwickelt, und da zugleich die Blätter, Blüthen und Früchte eine sehr große Ausbildung zeigen, so werden die Mimoseen von vielen als die vollkommensten Pflanzen betrachtet. — Nach Reichenbach zerfallen die Mimoseen in drei Gruppen: a) Swarzieae, Typus: Swarzia *Schreb.*; — b) Detarieae, Typus: Detarium *Juss.*; — c) Mimoseae genuinae, Typus: Mimosa *L.* — Nach Oken machen sie die Zunft der Gröpspflaumen oder Schelfen aus (Klasse 14, Zunft 11). Vergl. R. Brown, Gen. Rem., in Flinders Voyage II, S. 551.

Mimoseen (Bot.), s. v. a. Mimoseae *R. Br.*

Mimosengummi (pharm. Bot.), s. v. a. Gummi arabicum.

Mimosenschleim, s. v. a. Gummischleim.

Mimosit (Geognos.), s. v. a. die basaltartige Varietät des Dolerits (s. d.).

Mimosites (foss. Bot.), nach Bowerbank, fossiles, der Gattung Mimosa nächststehendes Mimosengeschlecht mit zwei Arten: 1) M. Browniana *Bowerb.* (Hist. foss. fru. et seeds. I, S. 140, Taf. 17, Fig. 42), im Cementstone der Grube von Offington in England. — 2) M. borealis *Unger* (Chlor. protog.), im bituminösen Schiefer von Häring in Tyrol.

Mimowa, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Priwosten; 140 Einw.

Mimulus (Bot.), nach Linné, Gauklerblume, Affenblume, Gattung der Scrophularinae Gratioleae *Benth.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch prismatisch, ungleich-5zähnig. Blume röhrig-trichterig, 2-lippig; Unterlippe oft höckerig. Staubgefäße 4, 2mächtig; Antherensäckchen spreizend, zuletzt zusammenfließend. Kapsel fachspaltig-2klappig. Von 28 Arten, zum größten Theil in Amerika einheimisch, sind als Zierpflanzen bekannt: 1) M. cardinalis *Lindl*, scharlachrothe G. In Kalifornien; einjährig. Zottig-klebrig; Stengel bis 3' hoch, ästig. Blätter verkehrt-eirund-länglich. Blüthen langgestielt; Blumen hell- oder dunkel-scharlachroth oder feurig orange-scharlachroth, bisweilen auch ziegelroth, im Schlunde gelb oder orange, dunkelroth gefleckt oder gestreift, über der Unterlippe gelb gebartet, mit fast gleicher Röhre und zurückgeschlagenen Lappen der beiden Lippen. Bot. Mag. 3560. — 2) M. glutinosus *Wendl.*, klebrige G. Strauch in Kalifornien. Stengel ästig, bis 6' hoch. Blätter klebrig, länglich, stumpflich, ansitzend, fast gesägt, oben glänzend. Blumen pomeranzenfarbig, auf winkelständigen Stielen. Bot. Mag. 354. — 3) M. guttatus *Dec.*, getüpfelte G. In Nordamerika; einjährig. Die Stengel liegen auf der Erde, treiben an den Gliedern Wurzeln, stehen aber mit der Blüthe aufrecht. Blätter zerstreut-kurzhaarig. Blüthen langgestielt; Blumen groß, gelb, mit einem großen, herzförmigen, purpurrothen Flecken auf der Unterlippe. Bot. Mag. 1501. — 4) M. luteus *L.*, gelbe G. In Peru, Chili; ausdauernd. Stengel am Grunde kriechend. Blätter meist ungestielt, breit-eirund bis rundlich, gezähnt, nervig, kahl. Blüthenstiele einzeln; Blumen zolllang, rein gelb, bisweilen im Schlunde und auf den Lappen des Saumes purpurroth punktirt oder gefleckt. Man kultivirt in den Gärten mehre schöne Varietäten. Bot. Reg. 1030. — 5) M. moschatus *Dougl.*, bisamduftende G. In Kolumbien; ausdauernd. Zottig; Stengel niederliegend. Blätter kurzgestielt, eirund, schwach gezähnt. Blüthen kurzgestielt, klein; Blumen gelb, auf dem Gaumen gebartet und fein braun punktirt. Der Geruch dieser Pflanze ist dem des Bisam vollkommen ähnlich und ziemlich stark. Bot. Reg. 1118. — 6) M. ringens *L.*, rachenförmige G. In Nordamerika; ausdauernd. Stengel 4eckig, bis

3' hoch. Blätter entgegengesetzt, lanzettförmig, gezähnt, halb stengelumfassend. Blumen einzeln winkelständig, blaßblau oder violet. Bot. Mag. 283. — 7) M. roseus *Lindl*, rosenrothe G. In Kalifornien; ausdauernd. Stengel bis 2' hoch, mit kurzen, weichen Haaren dicht bekleidet. Blätter ansitzend, eirund, 5rippig, weichhaarig, gezähnelt, klebrig. Blüthen einzeln auf winkelständigen Stielen; Blumen rosenroth, der Gaumen mit 2 gelbgebarteten, rothpunktirten Streifen, Schlund weißlich, rothpunktirt. Bot. Mag. 3359. Der Samen dieser Zierpflanzen ist so fein, daß er nicht mit Erde bedeckt werden darf. Auch darf er nicht zu dicht gesäet werden.

Mimusopeä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Sapotaceae Sapoteae.

Mimusops (Bot.), nach Linné, Affenbaum, Spitzenblume, Olivenapfel, Gattung der Sapotaceae *Juss.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 8theilig; Zipfel in 2 Reihen stehend. Blumenkrone 24theilig, gleichfalls in 2 Reihen, so daß 16 Zipfel nach außen abstehen und 8 nach innen zusammenneigen. Staubgefäße 8, mit 8 unfruchtbaren, schuppenartigen Staubfäden abwechselnd. Beeren 1-, selten 2samig. Von 14 Arten, milchenden Bäumen in Ostindien und Australien, sind besonders bemerkenswerth: 1) M. Balota *Gärt fil.*, Achras dissecta *L. fil.*, manillischer A. In Australien und auf Manilla einheimisch, in Ostindien kultivirt. Blätter spatelförmig, ausgerandet, derb. Blüthen einzeln, gedrängt, 6zählig; Blume 6spaltig, in 3 Reihen. Die saftigen, purpurrothen, innen braunen, säuerlich-süßen Früchte werden zum Nachtisch gegessen und befördern die Verdauung. Die Blätter werden in Malabar bei Geschwülsten u. Lähmungen angewendet. Rheede, Hort. mal. 4, Taf. 25. — 2) M. Elengi *L.*, spitzblätteriger A., Elengibaum. In Ostindien, Südasien. Blätter eirund-länglich, spitzig, lederartig, glänzend. Blüthenstiele einzeln, kahl, von der Länge der Blattstiele; Zipfel der Blumenkrone fast in 3facher Reihe. Ueber die sehr stark und wohl riechenden, weißen Blüthen destillirt man ein Wasser, das nach Art gelind aromatischer Wasser benutzt wird. Die Wurzel und die Rinde braucht man zu Gurgelwasser bei Halsweh, Schwämmchen und Zahnschmerzen, außerdem auch bei Geschwülsten. Die gelben Früchte genießt man und aus den Kernen derselben bereitet man ein für Maler brauchbares Oel. Die Blätter sollen gegen Kopfschmerzen heilsam seyn. Sie besitzen die Eigenthümlichkeit, daß sie, ins Feuer geworfen, bedeutendes Geräusch verursachen. Das Holz ist sehr hart. Rheede, Hort. mal. 1, Taf. 30. — 3) M. obtusifolia *Lam.*, M. Kauki *L.*, stumpfblätteriger A., Kaukibaum. In Ostindien, auf den Molukken, in Arabien, Neuholland. Blätter verkehrteirund, stumpflich, unten silberweiß. Blumenstiele fast zu dreien stehend, filzig; Blumen weiß; die Einschnitte in doppelter Reihe stehend. Die birnförmigen, in der Reife schwarzbraunen Früchte sind süß und wohlschmeckend. Die Fruchtbäume sehen sehr schön aus, da unter dem frischen Laub Früchte von dreierlei Farben, hochgelbe, braune und schwärzliche, beisammen stehen. Das Holz ist dicht, schwer und dauerhaft. Rumph, Amb. 3, Taf. 8. Die Gattung ist der Typus der Mimusopeae *Rchb.*

Min. (Math.), Abbreviatur für Minimum.

Mina (Geogr.), 1) heiliges Thal bei Mekka; — 2) nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Chatauque; 1840: 870 Einw.

Mina (Biogr.), 1) Don Franzisco Espoz y, berühmter span. General, geb. den 17. Juni 1781 zu Ydobin, einem Dorf in Navarra unweit Pamplona, wo sein Vater, ein nicht unbegüterter Landmann, lebte und ihn, nachdem er Lesen und Schreiben erlernt hatte, für den Landbau bestimmte. Bis zum Einfall Napoleons in Spanien floß sein Leben in der Stille seiner Berufsgeschäfte dahin. Erst seit dieser Zeit trat seine glühende Liebe zum Vaterland hervor. Er eilte als gemeiner Soldat in die Guerillasbande seines Vetters Xaver M. zutreten. Als in Folge der Gefangennehmung des letzteren dessen Bande sich auflöste, wurde M. von sieben Soldaten zum Anführer gewählt u. entwaffnete sogleich alle anderen Führer in Navarra, auch den berühmten Echeverria, und ließ ihn, obschon er eine weit bedeutendere Macht hatte, mit dreien seiner Anhänger erschießen. Durch die Soldaten Echeverria's verstärkte er seine Bande auf 400 Mann u. führte an der Spitze derselben eine Reihe der kühnsten Unternehmungen aus. Mitten zwischen den feindlichen Truppen behauptete er sich in Navarra, insurgirte die Provinz, neckte den Feind durch fortgehende Streifzüge, schlug sich glücklich gegen die Uebermacht bei Recafort und Sanguesa, bemächtigte sich bei Sarlinas und Arlaban des ganzen Fuhrwesens der Franzosen und hob alle Verbindungen derselben mit Frankreich auf. Einer seiner kühnsten Streiche war die Wegnahme eines sehr bedeutenden Geldtransports auf der Straße von Bayonne nach Madrid. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1811 von der in Cadix sich aufhaltenden Regierung zum Obristen und 1812 zum Brigadegeneral ernannt. Im Jahr 1813 stand er an der Spitze einer Heeresabtheilung von 11,000 Mann Infanterie und 2500 Reitern als Mariscal de Campo (General-Major). Zugleich ward ihm der Oberbefehl über Navarra, Oberarragonien und die Baskenländer anvertraut, u. er rechtfertigte das ihm gewordene Vertrauen durch die Einnahme von Pampelona, Tafalla, Saragossa, Monzon, Vanazpua und Huesca. Alle Blätter, sowohl spanische als französische, waren voll von seinem Ruhme und der gemeine Soldat nannte ihn nur den König von Navarra. Als 1814 Wellington in Spanien eindrang, bildete M. mit seiner Truppe die 4. Abtheilung des Heeres, nahm St. Jacas ein, rückte nach Oleron und belagerte St. Pied de Port, als der Friede geschlossen wurde. Seine Abtheilung, die in einem Gefechte gegen die Franzosen starke Verluste erlitten hatte, wurde nun über die von ihm befehligten Provinzen vertheilt und er selbst folgte der Einladung des Königs Ferdinand VII. nach Madrid. Umsonst erinnerte er diesen an die Pflichten ge-

gen sein Volk; die Cortes wurden aufgelöst. Da fand er es rathsam, sich nach Navarra zurückzuziehen, weil man die Insulten, die er einem Geistlichen des königl. Hauses angethan hatte, gern zu einem Vorwande benutzt hätte, sich des unbequemen Mahners zu entledigen. Als er aber in Navarra ankam, war das Oberkommando über die früher ihm untergebenen Truppen schon dem General Espeleta übertragen und er auf halben Sold gesetzt. Diese Kränkung trieb ihn, noch im Sept. 1814 einen Theil der Soldaten zusammen zu ziehen u. mit ihnen nach Pampelona zu marschiren, um diese Festung, für einen Stützpunkt der liberalen Partei sehr geeignet, zu gewinnen. Hierbei zählte er ganz besonders auf die Anhänglichkeit eines früher von ihm geführten Regiments und auf die Thätigkeit seines Neffen, der daselbst stationirt war. Indessen der Plan wurde durch einen Feldprediger und einige Offiziere verrathen und M. konnte sich der Gefangenschaft nur durch den Uebertritt auf französisches Gebiet entziehen. Der spanische Gesandte, Graf von Cassaflores, ließ ihn darauf mit Hülfe eines französischen Polizeiagenten verhaften und erbat sich nähere Verhaltungsmaßregeln von Madrid; jedoch Ludwig XVIII. mißbilligte diesen von einem fremden Gesandten in seinem Lande verfügten Gewaltschritt und setzte nicht bloß den Agenten ab, sondern drang auch auf Abberufung des Gesandten. M. wurde wieder frei und erhielt für sich 6000 und für seinen Sekretär 2000 Fr. Jahrgehalt. Napoleon glaubte unter diesen Umständen bei seiner Rückkehr auf das erbitterte Gemüth des Mannes rechnen zu können und ließ ihm glänzende Anerbietungen machen, wenn er in Spanien einen Aufstand erregte, allein M. schlug dieses Ansinnen beharrlich ab und verließ die Champagne, wo er sich seither aufgehalten hatte, um nicht länger von dem Unterdrücker seines Vaterlandes abhängig zu seyn. Ueber die Schweiz begab er sich nach Gent zum König von Frankreich und kehrte mit diesem nach der Schlacht bei Waterloo, der er beigewohnt hatte, nach Paris zurück, wo er bis zum 1. Jan. 1820 in stiller Zurückgezogenheit lebte. Auf die Einladung seiner Landsleute, zur Wiederherstellung der Verfassung seines Vaterlandes mitzuwirken, kehrte er, rasch entschlossen, nach Spanien zurück. Sein Name reichte hin, um ihm alle Herzen zu gewinnen, und bald hatte er in einem Thale, wo er sich aufhielt, einige hundert Bewaffnete an sich herangezogen, obschon Navarra noch ganz vom Hofe abhing. Schon wollte er mit diesen Wenigen die Wegnahme Pampelona's versuchen, als ihm eine Deputation der Stadt die frohe Kunde brachte, daß die Bürgerschaft sich für die alte Verfassung erklärt habe und die Einladung hinzufügte, er möge friedlich in die Stadt einziehen. Darauf entließ M. die Bewaffneten, welche sich um ihn versammelt hatten, und zog unter dem lauten Jubel der Menge ein. Der Oberbefehl über Navarra, der ihm 1814 bei der Auflösung der Cortes entzogen worden war, wurde ihm zurückgegeben, allein ein Streit, den er mit den Stadtbehörden in Pampelona bekam, artete so weit aus, daß man in einer Adresse an den König den Wunsch einer Versetzung M.'s aussprach. Diesem wurde auch gewillfahrt und M. begab sich in gleicher Eigenschaft in die Provinz Galizien. Auch hier blieb er aber nicht ohne Anfechtungen. Denn als Riego's Absezzung eine allgemeine Entrüstung über das von den Ministern eingehaltene System hervorrief, verfaßte M. eine der stärksten Adressen an den König. Man antwortete darauf mit seiner Absetzung und jetzt schien der Bürgerkrieg auszubrechen, denn Galizien wollte diese nicht anerkennen. Nur durch den Rücktritt des Ministeriums fand man den Ausweg aus der drohenden Gefahr. M. wurde im Juli 1822 zum Generalissimus ernannt und der Glaubensarmee in Katalonien entgegengestellt. In wenigen Wochen gelang es ihm, diese aus Katalonien zu vertreiben und ihr bald auch in Aragonien und in Navarra das gleiche Loos zu bereiten, bis er sie über die Pyrenäen zurückdrängte und im Nov. 1822 auch den letzten Haltpunkt Seu d'Urgel nahm, wo sie schon eine Regentschaft eingesetzt hatte. Nur durch die unerbittlichste Strenge konnte M. im Kampf mit dem Fanatismus solche Erfolge gewinnen. Als er im Sept. 1822 Kastell-Follit nahm, ließ er die zurückgelassenen Verwundeten der Feinde niederschießen, die Einwohner decimiren und die Stadt dem Boden gleich machen. Gegen den Einmarsch der französischen Armee organisirte er eine allgemeine Erhebung, aber nur von Barcelona aus wurde er gehörig unterstützt. Mit der größten Kühnheit u. Tapferkeit trat er der siegreichen Armee der Franzosen entgegen, und oftmals, wie man glaubte, verloren, erschien er stets wieder auf dem Kampfplatz und bereitete seinen Gegnern nur Verlegenheiten. Schritt um Schritt vertheidigte er Katalonien mit einer beispiellosen Entschlossenheit und Gewandtheit, bis er vor einer dreimal überlegenen Macht sich nach Barcelona zurückzog. Hier hatte er sich durch die Befestigung der Stadt auf einen furchtbaren Entscheidungskampf vorbereitet, allein eine Krankheit zwang ihn lange Zeit zur Unthätigkeit, und als er im Okt. 1823 einen Ausfall wagte, erhielt er Nachrichten von dem Zustand der südlichen Provinzen. Nach dem Befehle des Königs zur Unterwerfung sah er das Zwecklose eines weiteren Kampfes ein und schloß mit dem General Moncey eine Kapitulation. Die Uebergabe erfolgte unter den ehrenvollsten Bedingungen für die spanischen Truppen. Auf einem französischen Schiff begab sich M., da die spanische Regierung die von ihm geschlossenen Verträge nicht erfüllte, im Dec. 1823 nach England. Hier verfaßte er eine Beschreibung seiner Schicksale in spanischer Sprache, die auch ins Französische übersetzt wurde (Paris 1825) und sich durch die große Bescheidenheit, mit welcher er von seinen Thaten redet, auszeichnet. Im Jahr 1830 unternahm er mit Valdez einen Einfall in Navarra, sah sich aber außer Stande, die gespaltenen Parteien der Konstitutionellen zu einem gemeinsamen Handeln zu vereinigen. Wider Willen und nur dem Andrängen seiner Partei folgend, ließ er sich zum Kampf im offenen Felde herbei. Er endete mit Verlusten, und nur seine Geschicklichkeit rettete die

Truppen vor gänzlicher Vernichtung. Nachdem er so alle Hoffnung auf Erfolg verschwunden sah, trat er zurück und erreichte, überall verfolgt, unter den größten Gefahren die französische Grenze. Seit 1831 lebte er wieder in London bis 1833. Die Wendung, welche der Aufstand in Vittoria u. in Navarra für Don Carlos dem Geschick Spaniens zu geben schien, lockte ihn wieder aus seinem Asyl. Er begab sich nach Bayonne in die Nähe des Kriegsschauplatzes u. wurde von der spanischen Regierung amnestirt. Zuerst trat er in seinen früheren Rang als Generallieutenant zurück, am 23. Sept. 1834 übernahm er aber das Oberkommando der Nordarmee gegen die Insurgenten und wurde Generalkapitän von Navarra. Am 4. Nov. erschien eine Proklamation M.'s in Pampelona, wo er durch Kränklichkeit abgehalten war, eher zu erscheinen. Sie vermochte ihm keinen Anhang zu schaffen. Auch das Glück schien ihn verlassen zu haben. Krankheit ließ ihn selten persönlich im Felde erscheinen. Seine Unterfeldherren wurden fast überall geschlagen. Von Elisonto, das er glücklich behauptete, begab er sich 1835 nach Pampelona. Durch die Strenge, mit welcher er die Insurgenten behandelte, gab er der Wuth des Bürgerkrieges nur neue Nahrung, bis ihn endlich seine geschwächte Gesundheit nöthigte, vom Oberbefehl zurückzutreten den 18. April. 1835. Er kehrte nach Frankreich zurück, um an den Quellen von Cambo Heilung zu finden und lebte später in Montpellier. Im Jahr 1835 wurde er von Mendizabal zum Generalkapitän von Katalonien ernannt und † 1836 zu Barcelona. M. hat niemals seine Abkunft verleugnet und sprach stets den gewöhnlichen navarresischen Dialekt. Auch seine äußere Erscheinung kündigte in nichts den Feldherrn an. Für die Geschäfte des Friedens fehlte es ihm an Kenntnissen u. Gewandtheit. Nur dem Feinde gegenüber leuchtete sein Auge von dem inneren Feuer, das plötzlich in ihm aufloderte, doch behielt er Geistesgegenwart genug, um dem kühnen Anschlag eine sicher berechnete Ausführung folgen zu lassen. Er war ein Meister des kleinen Krieges. Sein Talent als Feldherr hat der Erfolg seines Kampfes gegen die insurgirten Provinzen nicht bewährt. — 2) **Xavier**, spanischer Obristlieutenant u. Führer der mexikanischen Insurgenten seit 1817, wurde ohnweit Monreal in Navarra geboren, wuchs, mit dem freien Sinn der Gebirgsbewohner begabt, durch Jagd und Wanderungen gekräftigt und an Ertragung von Beschwerden gewöhnt, zu einem blühenden Jüngling heran, der in Saragossa eine wissenschaftliche Bildung erhielt, aber 1808 bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich die Feder mit dem Schwert vertauschte. An der Spitze einer von ihm angeworbenen Truppe von Parteigängern begann er gegen die Franzosen den kleinen Krieg. Durch den Beitritt seines Onkels, des nachherigen Generals M., wurde die Guerillabande schnell und bedeutend vermehrt, und bald ward durch die Kühnheit ihrer Züge und durch die glückliche Ausführung derselben der kleine Krieg den Franzosen die gefürchtetste Kampfesweise. M. zeichnete sich bei Alcornes, bei Maria und Belchito rühmlichst aus. Schon seine äußere Erscheinung, eine untersetzte und gedrungene Gestalt, voll Muskelkraft und Beweglichkeit, mit ruhiger Haltung, ein offenes Gesicht mit einer hohen ernsten Stirne und stark ausgeprägten Zügen der Entschlossenheit, von dunklem Haar beschattet, ein Auge voll dunkler Gluth und schwärmerischen, aber freundlichen Blicks, ließ ihn zum Soldaten wie geschaffen erscheinen; seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seine Vertrautheit mit dem Schauplatze seiner Jugend, die Kunde aller Schluchten und Pfade im Gebirge erwarben ihm das Vertrauen seiner Anhänger. Er unternahm es, auf geheimen Pfaden und durch seine Bekannten jenseits der Pyrenäen Kundschaft über die Rüstungen und Pläne Napoleons einzuziehen, und ging nach der Niederlage bei Belchite mitten durch die Kette des franz. Heeres nach seiner Heimath, wo er die Navarresen unter die Waffen rief. Da die Franzosen trotz der gegen ihn angestellten Streifzüge seiner nicht habhaft werden konnten, führten sie seine Verwandten als Geißeln nach Frankreich ab. Er rächte sich dafür durch die Umzingelung und Vernichtung der kleineren Streifcorps. Oft von größeren Corps eingeschlossen, entließ er seine Leute bis auf einen kleinen Stamm derselben, mit welchem er in den nur ihm bekannten Gebirgsschluchten verschwand, um dann auf den zum Sammelplatz bestimmten Orten zum Schrecken und zur Verwunderung seiner Feinde wieder aufzutreten. Diese Verdienste lohnte die Regierung mit der Ernennung M.'s zum Befehlshaber von Navarra. Im Winter 1810—11 wurde ihm der Auftrag, eine Stückgießerei in Pampelona zu zerstören. Bei der Ausführung dieses Unternehmens gerieth er in einen feindlichen Hinterhalt und wurde nach hartnäckiger Vertheidigung durch eine schwere Wunde genöthigt, sich zu ergeben. Napoleon ließ ihn aber nicht als Gefangenen behandeln, sondern als Staatsverbrecher in Vincennes einsperren. Im Umgang mit gefangenen französischen Offizieren gewann M. eine höhere militärische Ausbildung und begab sich 1814 in sein Vaterland zurück, wo unterdessen sein Oheim M. in seinem Geiste u. mit noch größerem Glück die Guerillasbanden ausgebildet hatte. Xavier unterstützte das Unternehmen der liberalen Partei, sich in den Besitz von Pampelona zu setzen und suchte einen Theil der Garnison ins Einvernehmen mit seinem Oheim zu ziehen. Das Mißlingen des Planes nöthigte ihn, sich mit seinem Oheim nach Frankreich zu flüchten. Er wurde aber in Bordeaux festgehalten. Die 100 Tage gaben ihm jedoch bald Gelegenheit, nach England zu flüchten, wo er sich zu einem Zuge nach Mexiko rüstete. Nur wenige Begleiter konnte er für sein Unternehmen gewinnen. Doch segelte er im Mai 1816 mit der Ausrüstung für 2000 Mann Infanterie und 5000 Mann Kavalerie von Liverpool ab und landete Mitte Juni in Nordamerika. Hier zog er eine große Menge von Freiwilligen an sich, die jedoch auf der Fahrt nach Mexiko durch Stürme u. Krankheiten sehr geschwächt wurde. Ohnweit Tampico bei Matagorda landete er endlich im April 1817 und vereinigte sich mit den dort kreuzenden Kapern.

Mit seiner kleinen Schaar von 200 Mann drang er bis tief in das Innere des Landes vor, um sich mit den Insurgenten, die nur noch im Besitz dreier kleiner Festungen waren, zu verbinden. Die gegen ihn ausgesandten Truppen vermochten nichts gegen ihn auszurichten, und er würde sich der reichen Stadt Guanaxuato (durch einen nächtlichen Ueberfall) bemächtigt haben, wenn sich die Mexikaner zum Sturm verstanden hätten. Um Los Remedios zu behaupten, mußte er sich endlich von seinen Gefährten trennen und sie als Besatzung zurücklassen. So verblieben ihm nur die irregulären Milizen, die zwar, leicht und gewandt, wie die Kosaken, im freien Felde sich mit Muth schlugen, aber durchaus nicht discíplinirt werden konnten und so dem Angriff einer geschlossenen Truppe nicht widerstehen konnten. An der Bildung eines kampffähigen Heeres hinderte M. hauptsächlich der Priester Torres, der ihm wohl Versprechungen aller Art machte, aber im Innern ihn tödtlich haßte. Bei Sotto la Marina trat M. an die Spitze der Insurgenten. Er übte strenge Mannszucht u. sammelte die zerstreuten Haufen. Allein die militärische Disciplin war den einzelnen Bandenführern durchaus unwillkommen u. nur die Fortschritte, die bald unter seiner Leitung die Insurrektion gewann, — denn M. schlug die Spanier bei Peotilos den 15. Juni, bei San Felippe u. stellte die Verbindung mit Los Remedios wieder her, — hielt die feindselige Stimmung der Mißvergnügten in Schranken. Als nun M. von Los Remedios aus am 30. Juni einen Aufruf an das Volk erließ, so wurde vom Vicekönig ein Preis von 500 Piastern auf seinen Kopf gesetzt und bald gerieth M., durch den General Pascal di Linan gedrängt, in große Verlegenheit. Er warf sich in die Festung Somsbuero oz Conanja, wurde aber, nachdem ein Theil der ihm aus Europa gefolgten Soldaten in die Hände der Spanier gefallen und erschossen worden war, genöthigt, Ende August auch diesen Platz so wie San Gregorio aufzugeben. Mit noch 600 Mann begann nun M. wieder seine geschickten Züge und täuschte durch diese die ihm bei Weitem überlegenen Spanier, bis er am 27. Okt. wahrscheinlich durch die Verrätherei seiner Untergebenen im Paß von Benadito mit 25 der Seinigen von dem Oberst Franzisco de Orrantia aufgehoben wurde. Ein Dragoner Cerrantes, der ihn gefangen nahm, wurde zum Brigadier erhoben und erhielt die 500 Piaster nebst einer Denk-Münze, darauf stand: „Er fing den Verräther Mina". Umsonst waren die Verwendungen der Insurgenten-Junta und ihre Drohungen, Repressalien zu ergreifen, wenn man M. ein Haar krümme, er wurde in Mexiko, wohin man ihn gebracht hatte, am 13. Nov. 1817 erschossen.

Mina (Bot.), nach Lexarca, Gattung der Solanaceae *Lex.* Einzige Art: M. lobata *Cerv.* Einjahriges Gewächs in Mexiko.

Mina, 1) (Antiq.), s. Mine; — 2) Fruchtmaß in einigen Theilen Italiens. Im lombardisch venetianischen Königreich dem Dekaliter gleich; in Toscana à 2 Quarti à 8 Mezzette à 2 Quartucci und 2 = 1 Stajo oder 24,363 Liter; in Genua à 8 Quarti à 12 Gambette oder Gambette und = 120,72 Liter. 100 Mine = 120,72 Hektoliter oder 219,64 preuß. Scheffel; — 3) Flüssigkeitsmaß im lomb. venetian. Königreich, dem französischen Liter gleich; — 4) in der Türkei hin und wieder der Name der sog. guten Aspern, von welchen 100 = 1 Rechnungspiaster.

Minab, asiat. Stadt, Persien, Prov. Kerman, in Mogheſtan; Hauptort in den Besitzungen des Iman von Maskate; mit Hafen.

Minaccio, Porto, franz. Bucht, Insel Korsika, an der Westküste, südlich vom Kap di Feno.

Minaccioso (ital., Mus.), drohend, kommt in der Musik selten vor und bezeichnet einen stark akcentuirten markirten Vortrag.

Minae (lat.), Drohungen.

Minäer, den Nazaräern verwandte Sekte der Juden, welche, ohne zum Christenthum überzutreten, das Faktum der Messianität Jesu annahmen und, von den Pharisäern deswegen verdammt, weder Juden, noch Christen waren.

Minäi (a. Geogr.), großes und mächtiges Volk Arabiens an der Westküste von Arabia Felix, aber auch tief in das Innere hineinreichend, das mit Weihrauch und Myrrhen, den Hauptprodukten seines Landes, einen sehr bedeutenden Handel trieb. Zu ihm gehörten wahrscheinlich als Unterabtheilungen oder doch als abhängige Stämme die Mocritä, Manitä und Dereni.

Minagara oder **Minnagara** (a. Geogr.), 1) Hauptstadt von Indoscythien und zunächst des Küstenstrichs Sarastrene im nördlichen Theile der Westküste von India intra Gangem, nach Ptolemäus aber bloß eine Stadt in dem mächtigen und reichen Handelsstaate Larice in demselben Küstenstriche und am linken Ufer des Namadus, wo viel Baumwollenzeuch fabricirt wurde. Ritter hält sie für das heutige Tatta an den Indusmündungen, welches bei den Rajputen noch immer Sa-Minagur heiße. — 2) Nach Ptol. VII, 1, 17 auch eine andere Stadt in India intra Gangem am Sinus Gangeticus zwischen den Flüssen Tyndis und Dosaron.

Minageghinim (Mus.), s. v. a. Maanim.

Minaka, asiat. Sadt, Japan, Insel Nifon.

Minakuts, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon, an einem Binnensee, nordöstl. von Miaco.

Minalo, Minello, im Veronesischen ein älteres Fruchtmaß, das in 4 Quarti eingetheilt wird und das Dritttheil eines Sacco (= 114,654 Liter) darstellt.

Minaltun, persische Rechnungsmünze zu 5 Abassi und 10 = 1 Toman.

Minam, asiat. Stadt, Persien, Prov. Kerman, aus Grotten bestehend.

Miñano y Bedoya (Biogr.), Sebastian de, spanischer Politiker und Geschichtsschreiber, geb. 1779 zu Bezerril de Campos in Spanien, sollte nach dem Willen seiner Aeltern in Salamanca die Rechte studiren, widmete sich aber insgeheim der Medicin, zu welcher er schon von Jugend auf eine große Vorliebe gehabt hatte. Durch den Kardinal Erzbischof von Toledo, der ihn nach Vollendung seiner Studien in sein Haus aufgenommen hatte, wurde

er zum Erzieher des Infanten Louis de Bourbon ernannt und begleitete ihn als Sekretär nach Sevilla, als derselbe zum Erzbischof jener Stadt ernannt worden war. Nachdem M. unterdessen seine juristischen Studien vollendet und auch den Doktorhut sich erworben hatte, widmete er in Sevilla und in Madrid im Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern seine freie Zeit literärischen Beschäftigungen. Da er sich in der Bekämpfung des gelben Fiebers in Sevilla als Arzt große Verdienste erworben hatte, wurde er zum Inhaber einer Präbende an dem Domkapitel von Sevilla und nachher zum Geschäftsträger desselben am Hof in Madrid ernannt. Im Jahre 1804 ging er aber wieder nach Sevilla zurück und hielt sich dort bis 1812 auf. Da er 1810, als das Kapitel dem neuen Monarchen huldigen wollte, seine Stelle niederlegte, so kam er in Verdacht, mit dem damaligen Regenten von Cadix, dem General Castaños eine geheime Verbindung eingegangen zu haben und wurde verhaftet, aber nach 6 Wochen auf Verwendung seines Freundes Morales wieder freigegeben, da man ihm keine Schuld nachweisen konnte. Bei dem Einfall der Franzosen kam M. in den Ruf eines Afrancesado einzig und allein dadurch, weil er der Ansicht war, daß durch die Franzosen viele alte verjährte Mißbräuche in dem spanischen Staatsleben abgeschafft werden würden. Im J. 1814 begab er sich nach Frankreich, kehrte aber 1816 wieder nach Madrid zurück und drang auf eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens während der franz. Invasion. Obgleich das Resultat derselben ganz zu seinen Gunsten ausfiel, so verzichtete er doch auf seine Präbende und beschäftigte sich zu Madrid nur mit literärischen Arbeiten. In den Jahren 1820 und 1823 zeigte sich M. als ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der konstitutionellen Monarchie und schrieb damals seine „Cartas del pobrecito holgazan“, die durch ihre scharfe Satyre in Spanien und Amerika außerordentlichen Beifall fanden. In jene Zeit gehört auch noch die Abfassung der „Cartas del Madrileño“, der „Cartas de don Justo Balanza“, des „Discourso sobre la libertad de imprenta“ und der „Los usos y derechos imprescriptibles del pueblo soberano por excelencia“. Da er in allen diesen Schriften der Cortesverfassung u. den konstitutionellen Einrichtungen seines Vaterlandes das Wort gesprochen hatte, so mußte es im höchsten Grad befremden, als er nach der zweiten Restauration u. seiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich in seiner „Histoire de la révolution espagnole, pendant les années 1820 und 1823 par un témain oculaire“ (Paris 1825) und in seinem „Exámen critico de las revoluciones en España durante los años de 1820 y 1823 y la de 1836“ (2 Bde., Par. 1838, 4.) sich zum Verfechter des sog. aufgeklärten Despotismus erhob und die Ansichten, die er früher so lebhaft vertheidigt hatte, mit aller Leidenschaft bekämpfte. Im Auftrag der königlich spanischen Akademie der Geschichte, zu deren Mitglied er ernannt worden war, verfaßte er das „Diccionario geográfico y estadistico de España y Portugal“ (11 Bde., Madrid, 1826—28, 4.), welches eine Fortsetzung des von der Akademie begonnenen geographischen Wörterbuchs der pyrenäischen Halbinsel bildet.

Minar, Porte de, franz. Vorgebirge, Dep. Côtes du Nord, an der Nordostküste.

Minarets, die Thürme der Moscheen (s. d.).

Minardi, Tommaso, Zeichner und Maler von Faenza, einer der berühmtesten, jetzt lebenden italienischen Künstler, genießt seit Jahren zu Rom und in ganz Italien einen großen Ruf, und in vieler Hinsicht ist sein Ruhm auch gerecht. In der Zeichnung steht er groß da, denn diese ist von außerordentlicher Korrektheit, er mag sie nach fremden Vorbildern oder in eigener Komposition geben. So wußte er z. B. in dem kleinen Umfange einer Crayonzeichnung die Energie und den erhabenen Charakter zu fassen, der uns in Michael Angelo's jüngstem Gerichte zur Bewunderung hinreißt. Diese Zeichnung fertigte er mit wunderbarer Genauigkeit zum Stiche für Giuseppe Longhi, allein leider verhinderte diesen der Tod an der Vollendung dieses Werkes. Er führte mehre Zeichnungen zum Stiche aus; so stach P. Fantana den Laokoon für A. Caro's berühmte Uebersetzung von Virgils Aeneide. M. zeichnet überhaupt fast allein; er malt jetzt nicht mehr, und hat es auch früher wenig gethan. Dagegen komponirt er mit der Kreide die schönsten Bilder, mit den ausdrucksvollsten Figuren, und geht dabei mit einer Sicherheit und Korrektheit zu Werke, die überraschend ist. Seine Landsleute stellen ihn daher hoch, ja neben Landi, Potesti, Sabatelli, Palagi, Renci u. a., sogar noch höher, als die gefeierten Künstler der medicäischen Zeit. Ein tüchtiger Zeichner ist M. jedenfalls; er komponirte früher im Geschmacke Michel Angelo's, und so wie der große Buonarotto zuweilen durch andere Maler seine Zeichnungen in Farben ausführen ließ, so thut dieses auch M. Mehre seiner Kompositionen sind von andern gemalt. M. steht an der Spitze der Puristen, d. h. derjenigen italienischen Künstler, welche in einer Rückkehr zu der Weise älterer Meister die verloren gegangene Einfachheit und Wahrheit bildlicher Darstellungen wieder zu gewinnen hoffen. A. v. Raczynski stellt in seinem Prachtwerk: Geschichte der neueren deutschen Kunst, deutsch von Prof. von der Hagen, II, S. 683, den Künstler nicht so hoch, wie dies im Vorhergehenden geschehen, und meint, daß seine künstlerischen Kräfte mit seiner klaren Einsicht in die Bedürfnisse der Kunst nicht gleichen Schritt hielten, denn seine Einfachheit sey gar oft mehr Monotonie und seine Ruhe Leblosigkeit. Es ist hier demnach das dem M. von seinen Landsleuten ertheilte Lob sehr gemäßigt, wie es auch von uns oben geschehen ist, obgleich noch immer jenes Lob im Vergleiche zu dem Urtheil des kunstverständigen Grafen Raczynski zu groß erscheint. In seinen früheren Werken ging M. mit mehr Energie und Feuer zu Werke, welches beides er gemäßigt hat, seitdem er seine puristische Richtung eingeschlagen. — M. ist Mitglied der Akademie von St. Luca und leitet mit Salvagni die Zeichenschule jener Anstalt. In Orloffs Essai sur la peinture en Italie II,

S. 433, ist er irriger Weise Mainardi von Perugia genannt.

Minariacum (a. Geogr.), Stadt der Morini in Gallia Belgica an der Straße von Castellum nach Turnacum und weiter nach Colonia Agrippina hin; jetzt Estaire.

Minas (Geogr.), 1) südamerik. Flecken, Uruguay, nordöstlich von Montevideo, am Ursprung des St.-Lucia; — 2) M.-Bai, nordamerikan. Bai, Neuschottland, an der Nordwestküste; — 3) M.-Geraes, südamerikan. Provinz, Brasilien, zwischen den Prov. Bahia und Pernambuco, nördlich, Goyaz westlich, S.-Paulo und Rio-Janeiro südlich, Espiritu-Santo östlich, 11,961 □Meilen; 930,000 Einw. Es ist ein Hochland, auf dem sich Gebirgszüge bis zu 6000′ erheben. Die Hauptgebirgszüge sind: die Serra de Mantiqueira, Vertentes, Carasso, Marcella, nach Goyaz und Espiritu Santo sich hinziehend und in zwei große Zweige auslaufend, die Serra Canastro mit der S. de Tabatinga, Serro Frio u. a. Eine der höchsten Spitzen ist der Itacolumi, 4618′, nach Andern 5700′ hoch. Zwischen den Gebirgen erstrecken sich hier und da Hochebenen hin, die Chapados heißen, während das tiefer liegende Land den Namen Campos führt. Der Hauptfluß der Prov. ist der S. Francisco, welcher sie von S. nach N. durchfließt, mit zahlreichen Nebenflüssen; der Parana entspringt hier und fließt von O. nach W.; der Rio Doce, von W. nach O. fließend, und der Rio Grande de Belmonte, von S.-W. nach N.-O. fließend, haben gleichfalls hier ihren Ursprung. Das Klima ist mäßig warm, der Boden ist fruchtbar. Hauptprodukte sind: Gold, Blei, Kupfer, Platina, Eisen, Diamanten u. a. Edelsteine; Mais, Mandioca, Zucker, Kaffee, Indigo, Südfrüchte, Tabak, Baumwolle; die gewöhnlichen Hausthiere, besonders halbwildes Rindvieh, Schweine, viele Fische; die Bewohner bestehen aus Weißen, Indianern, Mischlingen, Negern. Die zahlreichsten Indianerstämme sind die Botocudos und die Puris. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und auch Bergbau. Eintheilung in 5 Comarcas: a) Villa rica, bedeckt von der Serra Oira preto und Oira branco; 80,000 E., mit der Hauptstadt gleichen Namens (Villa imperial del Oira preto, auch bloß Oira preto) am Ribeira de Carma, in goldreicher Gegend, 9000 (früher 40,000) Einw., und den Städten Mariana (Carmo, Villa real del Carmo) 5000 Ew., Inficionado mit großen Goldbergwerken, 1500 Einw., Concepçao, 2000 Einw.; — b) Serro Frio (Serra Fr.), mit dem sogenannten Diamantendistrikt, der 12 □Meil. umfaßt und seinen Namen von der Menge der sich hier vorfindenden Diamanten (von 1729—1785 für 10 Mill. Thaler an Werth) trägt, am gleichnamigen Gebirge, mit der Hauptstadt Tejucco (Tijucco, S. Antonio de T.), dem Sitz der Diamantenjunta, 6000 Einw., und der Stadt Villa do Principe mit Goldwäsche und 5000 Einw.; — c) Rio das Mortes, mit der Hauptstadt gleichen Namens, jetzt Joao del Rey, am Tejucco, mit Goldwäsche und Goldschmelze, 7000 Einw., u. der Stadt Tamandua mit Goldwäsche, 1500 Einw.; — d) Sabara, mit der Hauptstadt Villa real de S., Goldwäsche, Goldschmelze, am Rio de Velchas, 9000 Einw., u. der gutbevölkerten Stadt Pitangui; — e) Paracatu, am S. Francisco, mit gleichnamiger Hauptstadt (P. do Principe) am Flusse Paracatu, in der Umgegend beaufsichtigte Diamant- und Goldgruben, und den wegen Goldreichthums berühmten Sädten: Tampanha und Gongo Soco, welches letztere von 1826—1837 für 26,216 Pfund Gold (=1,105,272 Pfund Sterling) gab.

Minas Sabattha (a. Geogr.), Kastell in Babylonien an der Stelle des von den Römern zerstörten Seleucia.

Minatio (lat.), Drohung.

Minatschu, Fluß, s. Yantsekiang.

Minau, s. Mophistan.

Minatius, Minatia gens, plebejisches römisches Geschlecht, von dem nur Lucius M. einigermaßen bemerkenswerth ist, der im Jahre 45 v. Chr. unter der pompejanischen Besatzung von Attegna war u. dem Cäsar in einem von der Mauer geworfenen Brief Treue versprach, wenn er ihn begnadige.

Minaya, span. Flecken, westl. von Taragona; Weinbau; 2600 Einw.

Minber (arab.), Kanzel, s. Khatib und Moschee.

Minbigz, asiat.-türk. Flecken, Syrien, nordöstl. von Aleppo.

Minch, brit. Kanal, zwischen der Westküste von Schottland und der Hebriden-Insel Lewis.

Mincha (hebr.), überhaupt Opfergabe, besonders aber das unblutige Speis- und Trankopfer im Gegensatz zu dem blutigen, Korban genannt. Es gab viererlei Mincha: von Mehl, von Mehlkuchen, die entweder in der Pfanne gebraten wurden, oder auf dem Rost, und die Erstlinge.

Minchagebet, Abendgebet der Juden, besteht aus Psalm 145, Schemonesra, Psalm 6, bei welchem man das Angesicht bedeckt (Tachanun) und Alenu. Es wird in der Regel von 4—6 Uhr (M. Ketana, kleines M.), an gewissen Tagen, z. B. am kleinen Join Kippur, aber um 1 Uhr (M. gedola, großes M.) verrichtet. An Festtagen und Halbfesttagen fällt das Tachanun weg.

Minchamiel, span. Ort, Valencia, Prov. Alicante, nördlich von Alicante.

Minchinghampton, brit. Stadt, England, Grafsch. Gloucester, südlich von Gloucester; Fabriken für wollene Zeuche; Eisenwerke; 7350 Einw.

Mincio (Geogr.), 1) ital. Fluß, lombard.-venet. Königreich, entspringt in Tyrol als Sarca, durchfließt den Garda-See, den er am südöstlichen Ende unter dem Namen M. verläßt, durchfließt noch einige kleinere Seen (z. B. den von Mantua) und Sümpfe, fließt anfangs südlich, dann östlich u. südöstlich, mündet bei Governolo in den Po, links. — 2) Früherhin Departement des Königreichs Italien,

$34^3/_4$ □Meilen, 218,250 Einw., begriff das Herzogthum Mantua und die Fürstenthümer Castiglione und Solferino in sich; Hauptstadt Mantua.

Mincio, Schlacht an demselben, d. 25. und 26. Dec. 1800. Nach der Konvention von Alessandria (15. Juni 1800), welche die erste Hälfte des Feldzugs in Italien beschloß, war daselbst bis zum December desselben Jahres auf dem Kriegsschauplatze nichts von Bedeutung vorgefallen. Das österreichische Heer stand zwischen dem Mincio und der Etsch, das französische unter dem General Brune diesem gegenüber an der Chiera. Mitte December beschloß Letzterer, über den Mincio vorzudringen. Seine Kriegsmacht bestand nach Abzug der verschiedenen Detachirungen aus 57,000 Mann Infanterie, 8000 Mann Kavalerie und 178 Geschützen. Die Avantgarde ward vom Divisionsgeneral Delmas, der rechte, aus den Divisionen Monnier und Watrin bestehende Flügel von Dupont, das Centrum (Divis. Loison u. Gazan) von Suchet, der linke Flügel (Divis. Boudet und Rochambeau) von Moncey, die 26,400 Mann und 103 Geschütze starke Reserve endlich von Michaud u. Davoust befehligt. Das österreichische Heer war bedeutend schwächer, denn Bellegarde hatte, die Besatzungen von Peschiera u. Mantua nicht mit gerechnet, zur Vertheidigung des Mincio eine Truppenmacht von 40,700 Mann Infanterie und 9200 M. Kavalerie. Die Avantgarde befehligte der Fürst von Hohenzollern, das erste Treffen der Feldmarschalllieutenant Keim, das zweite Treffen der Feldmarschalllieut. Oreilly, die Reserve der Feldmarschall Schellenberg und nach dessen Erkrankung der Feldmarschallieut. Graf Bellegarde, der Bruder des Obergenerals. Außerdem gehörten noch zur Armee das Corps des Feldmarschalllieut. Vogelsang mit 8300 Mann u. das des Feldmarschalllieut. St. Julien mit 7250 Mann. Nachdem am 21. December das französische Hauptquartier nach Castiglione verlegt worden, ging der Fürst von Hohenzollern in der Nacht zum 22. bei Borghetto auf das linke Ufer des Mincio über und übernahm daselbst die Vertheidigung dieses Flusses von Peschiera bis Goito. Das Corps St. Juliens ward zu seiner Verstärkung unter seinen Befehl gestellt. Das erste und zweite Treffen der Oesterreicher wie des Reservecorps befand sich im Lager von Gherla zwischen Valeggio und Villafranca. Der französische Obergeneral Brune beschloß, am 25. den Uebergang über den M. zu forciren und hatte hierzu die Punkte Monzambano und Molino oberhalb Pozzolo bestimmt. Die Finsterniß und die Ruhe, welche die französischen Truppen beobachteten, begünstigten die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen ungemein, u. mit dem grauenden Morgen des 25. vertrieb der General Dupont die überraschten österreich. Vorposten. Der Brückenbau ward unter dem Schutze leichter Truppen binnen 2 Stunden vollendet und das Unternehmen so vom Glücke begünstigt, daß Brune sogleich Verstärkung nach Molino sandte, um die errungenen Vortheile mit Nachdruck verfolgen zu können. Inzwischen verstärkte aber auch Bellegarde die bei Pozzolo stationirten Generale Bussy u. Rohan durch die Kavaleriebrigade Frimont u. entsandte außerdem noch die Brigade Brixen vom ersten Treffen nach Pozzolo. Mittlerweile war die Division Watrin ganz übergegangen, hatte die leichten Truppen des Generals Bussy aus Pozzolo geworfen und stellte sich längs des Dammes auf, während die Division Monnier, welche erst Mittags über den M. gegangen war, die Besetzung von Pozzolo übernahm. Gegen 1 Uhr beschloß der österreich. Heerführer mit den Brigaden Bussy, Rohan u. Frimont nebst einem Dragonerregiment einen Angriff auf Pozzolo zu unternehmen. Demgemäß griff Frimont mit der Kavalerie den General Watrin an, während Rohan u. Bussy Pozzolo stürmten, was von der Divis. Monnier Haus für Haus vertheidigt ward. Während dieses Kampfes kam die Brigade Auersperg über Masimbona herbei und löste die Brigade Rohan im Angriff auf Pozzolo ab, so daß diese gegen die Divis. Watrin verwendet werden konnte. Diese, schon durch Frimonts Angriffe wankend gemacht, ward nun von einer Uebermacht bedrängt u. nach kurzer Gegenwehr über den Haufen geworfen. Gleicherweise mußte auch Monnier Pozzolo räumen. In diesem gefahrvollen Moment schickte General Suchet die Brigade Clauzel über den M.; doch ward auch sie geworfen und die Oesterreicher drangen unaufhaltsam gegen die Brücken vor. Da hemmte plötzlich ein verheerendes Feuer, welches Suchet aus 27. Geschützen gegen die Oesterreicher spielen ließ, deren Marsch, so daß Dupont seine Division wieder ordnen und von Neuem gegen Pozzolo vordringen konnte. Die Division Monnier nahm diesen Ort mit Sturm und Keim zog mit seinen Brigaden, die bedeutend gelitten hatten, hinter die östlich hinter Pozzolo gelegenen Anhöhen zurück. Auch diese Anhöhen gedachte Dupont zu nehmen und sammelte zu diesem Behufe seine Truppen: allein die Oesterreicher warteten seinen Angriff nicht ab, sondern stürzten mit vereinter Macht über ihn her, so daß Pozzolo zum zweiten Male von ihnen genommen und Dupont zurückgeschlagen ward. Unterdessen war die Divis. Loison von Borghetto angekommen, und ebenso Davoust mit der zur Reserve gehörigen Dragonerdivision Rivaud. So konnten die Franzosen wieder zum Angriff übergehen; Pozzolo ward von der Division Gazan genommen, gleich darauf aber zum drittenmale verloren und zuletzt von General Lesuire wieder gewonnen. Aber nochmals gelang es dem General Auersperg, den Ort zu erstürmen, worauf die französischen Generale, den Besitz dieses wichtigen Platzes noch nicht aufgebend, einen allgemeinen Angriff auf alle österreichischen Kolonnen beschlossen. Davoust ließ alle Reiterabtheilungen zu gleicher Zeit zwischen Pozzolo u. dem M. hervorbrechen; ihnen folgten die Massen der Infanterie, und so fiel Pozzolo zum fünften Male in die Gewalt der Franzosen. Deren weiteres Vordringen gegen die Höhen hinter Pozzolo ward aber durch den Angriff der österreichischen Kavalerie unter Frimont vereitelt, so daß die Oesterreicher sich hinter den

Höhen wieder ordnen und dieselben besetzt halten konnten. Da Keim verwundet worden war, so erhielt der Fürst von Hohenzollern das Kommando über die bei Pozzolo aufgestellten Truppen. Dem Grafen St. Julien ward die Vertheidigung des M. bei Peschiera bis Valeggio aufgetragen, und das zweite Treffen, wie das Reservecorps, jetzt unter dem Feldmarschalllieut. Bellegarde, wurden so zwischen Pozzolo und Valeggio aufgestellt, daß sie beide Orte leicht unterstützen konnten. Das Hauptquartier ward nach Furoni verlegt. Da Brune nach wie vor entschlossen war, den Uebergang bei Monzambano zu bewerkstelligen, so gab er dem General Suchet den Befehl, noch in der Nacht die übergegangenen 3 Brigaden des Centrums wieder auf das rechte Ufer zurückzuziehen, mit einer derselben die Divis. Boudet vor Borghetto abzulösen und mit allen seinen übrigen Truppen nach Monzambano aufzubrechen. In Folge der vom deutschen Kriegsschauplatze eingetroffenen Nachrichten beschloß Bellegarde unter dem Schutz, welchen ihm noch der M. und seine jetzige Stellung gewährten, den Rückzug hinter die Etsch anzutreten, aber die Meldung, welche er am 26. früh von Monzambano erhielt, machte die Ausführung eines gesicherten Rückzugs unmöglich. Unter Begünstigung eines dichten Nebels hatte nämlich General Delmas früh 7 Uhr 6 Kompagnien leichter Truppen auf das linke Ufer übergeschifft, welche ohne langen Kampf die Vorposten der dort stationirten Brigade Lezzeny überwältigten, so daß der Brückenbau vollendet werden und bereits um 10½ Uhr die französische Avantgarde auf dem linken Ufer in 2 Angriffskolonnen sich formiren konnte. Die rechte Flügelkolonne schlug sich mit Erfolg gegen Lezzeny, der sich fechtend bis Valeggio zurückzog, während die Kolonnen des linken Flügels gegen die Brigade Rousseau, welche neben der Brigade Lezzeny auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher postirt war, anrückten und sie in kurzer Zeit auf ihre Verschanzungen einschränkten. Der Angriff des Feldmarschalllieutenants Bellegarde, welcher, von seinem Bruder dazu befehligt, auf der Straße nach Castelnuovo und Salionzo gegen den Monzambano gegenüber gelegenen Monte bianco vordrang, scheiterte an den Terrainvortheilen, welche den Feind begünstigten. Obwohl während dieses Gefechts der Fürst von Hohenzollern zur Verstärkung Bellegarde's eingetroffen war, so wurden doch die Oesterreicher von den durch die Divis. Boudet verstärkten Franzosen geworfen und stürzten sich auf die nachrückenden Truppen des Fürsten von Hohenzollern. Nach diesem Siege über die österreich. Eliten richteten die Generale Delmas und Boudet ihren Angriff in 2 Kolonnen auf Valeggio selbst. Die erste rückte im Thal vorwärts, während die andere auf den Höhen sich hielt und Michaud mit den Grenadieren und die Brigade Serrac den Angriff unterstützten. General d'Alspre leistete in Valeggio tapfern Widerstand; dennoch wurden die Franzosen Herren des Orts. Obwohl derselbe durch den Angriff der Brigade Weißenwolf wieder in die Gewalt der Oesterreicher kam, so machte doch General Delmas mit glücklichem Erfolg einen nochmaligen Angriff, in Folge dessen allein das Regiment Deutschmeister das Kastell besetzt hielt. Um dieses Regiment von der sonst unvermeidlichen Gefangenschaft zu retten, machte der Fürst von Hohenzollern noch mehre Angriffe auf Valeggio und dessen Anhöhen, u. wirklich gelang es während der Dunkelheit einigen Kavalerieabtheilungen, in den Ort einzudringen und dort eine allgemeine Verwirrung anzurichten, während welcher das Regiment sich glücklich durchschlug. Mit Eintritt der Nacht befand sich Brune im unbestrittenen Besitz von Valeggio und dessen Anhöhen. Aber noch waren die Verschanzungen von Salionzo, auf die alle Angriffe mißglückt waren, in den Händen der Oesterreicher, und erst als die österr. Armee des Rückzug angetreten hatte, verließ der daselbst stationirte General Rousseau am 27. früh 4 Uhr die Verschanzungen und marschirte, sich durch den ihn umringenden Feind Bahn brechend, nach Castelnuovo, von wo aus er sich später mit der Hauptarmee vereinigte. Wohl hätte Bellegarde am folgenden Tage die Schlacht erneuern können, allein die feindliche Uebermacht ließ ihn keinen glücklichen Erfolg hoffen und er beschloß daher, sich noch während der Nacht hinter die Etsch zurückzuziehen. Brune aber verlegte am 27. sein Hauptquartier nach Villafranca, ordnete daselbst seine Truppen, drang Anfangs Januar nach mehren Gefechten über die Etsch und die Brenta gegen die Piave vor, wo dann der Waffenstillstand am 16. Januar den Feindseligkeiten ein Ende machte. Der Gesammtverlust der Oesterreicher am 25. und 26. Dec. betrug 8339 Mann, 29 Geschütze und 657 Pferde. Nicht viel weniger mögen auch die Franzosen verloren haben.

Mincius, 1) s. Minicius; — 2) (a. Geogr.), der östlichste und kleinste unter den Nebenflüssen des Padus, in Gallia Transpadana, der aus Rhätien herabkommt, einen trägen und gekrümmten Lauf hat, bei Garda den Lacus Benacus bildet, durch den er hindurch fließt und sich unterhalb Mantua in den Padus ergießt; noch jetzt Mincio.

Minckwitz (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Zeitz; 240 Ew.

Minckwitz (Biogr.), Johannes von, sächsischer Staatsminister und Gesandter am berliner Hof, geb. 1787 zu Altenburg, wo sein Vater einen Ministerposten bekleidete, widmete sich den Kriegswissenschaften und wurde, nachdem er die Vorbereitung dazu im Hause des Majors Lehmann erhalten hatte, 1801 in das Kadettenhaus in Dresden aufgenommen. Im Jahre 1803 trat er als Offizier ins Kürassierregiment von Zastrow und nahm 1806 an der Schlacht bei Jena Theil. Seine Geübtheit in der französischen Sprache und seine sonstige Auszeichnung verschaffte ihm 1807 den Auftrag, den Kaiser Napoleon bei dessen Rückkehr von Tilsit eine Strecke Weges zu geleiten. Dann folgte er seinem Regimente nach Warschau und Danzig und focht 1809 unter Thielmann, der als Brigadier ihn 1810 zu seinem Adjutanten wählte und unter dessen Kommando er den russischen Feldzug mitmachte. In der Schlacht bei

Mosaisk setzte er in den vordersten Reihen der ersten Schwadron der Garde du Corps über den Graben und die Brustwehr der feindlichen Redoute, während die Uebrigen, durch ein anderes sächsisches Kürassierregiment und durch französische Kavalerie unterstützt, die Redoute umgingen und durch die offene Kehle eindrangen. M. wurde wegen dieser glänzenden Waffenthat zum Rittmeister ernannt. Später folgte er Thielmann nach Torgau, ging aber nicht zu den Verbündeten über. Da er aber auch nicht gegen dieselben kämpfen mochte, kam er um seine Entlassung ein. Der König gewährte ihm dieselbe nicht, sondern gab ihm Urlaub. Nach der Schlacht bei Leipzig trat er in den Generalstab des Herzogs von Sachsen Weimar ein, machte den belgischen Feldzug mit und ging mit dem Herzog nach Paris. Im Juni 1815 avancirte er zum Major und wurde schon damals mit verschiedenen diplomatischen Missionen beauftragt, bis er zum Chef des sächs. Generalstabs ernannt wurde. Im Jahre 1817 erhielt er den Geschäftsträgerposten in Berlin und wurde im folgenden Jahr zum Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundes ernannt. Zum Obersten u. Generaladjutanten erhoben, wurde er 1819 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister wieder nach Berlin geschickt, von wo er im Jahre 1822 nach Dresden zurückkehrte, um mit dem Titel eines Geheimenrathes als Unterstaatssekretär ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten. Im Jahre 1826 wurde er wirklicher Geheimerath, 1830 Kabinetsminister, 1831 Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten, womit er 1833 das Ministerium des königlichen Hauses vereinigte. Im Jahre 1835 ging er wieder als Gesandter nach Berlin.

Mind, Gottfried, berühmter Bären- und Katzenmaler, daher Katzenraphael genannt, geb. zu Bern 1768, † 1814. Er war der Sohn eines Schreibers und Formschneiders, lernte hauptsächlich in Pestalozzi's Anstalt für arme Kinder zeichnen und kam dann zu dem Maler Freudenberger, bei welchem er zeichnen und mit Lavisfarben koloriren lernte. Sein vorzüglichstes Talent bestand in Darstellung von Katzen. In richtiger Zeichnung ihrer Formen wußte er die allgemeine Natur dieser Thiere und in der porträtähnlichen Auffassung ihrer besonderen Physiognomien den eigenthümlichen Charakter derselben in seltener Vollkommenheit wiederzugeben. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt namentlich auf seinen Katzenbildern die glückliche Nachbildung der weichen sammetnen Felle dieser Thiere. Im Jahre 1827 kamen zu Leipzig bei Fleischer 10 Blätter Katzengruppen nach M. mit der Kreide lithographirt und mit der ganzen Weichheit und Zartheit behandelt, die den Originalen eigen ist, heraus. Den Blättern ist eine kurze Biographie des Künstlers beigegeben. — Außer d n Katzen malte M. die Bären am besten. Er zeichnete auch Gruppen spielender Knaben u. Betteljungen höchst geistreich und ergötzlich. Seine Zeichnungen wurden nach seinem Tod zu sehr hohen Preisen nach England verkauft. M. war Cretin und in Allem unwissend außer im Zeichnen. Er lebte fast nur in Gesellschaft von Katzen. Er pflegte sie wie seine Kinder und war tief betrübt, wenn das Mineli sich eine Indigestion an den Halz gefressen hatte.

Mindanao, Insel, s. v. a. Magindanao.

Mindaro, Insel, s. v. a. Mindoro.

Mindarus (a. Gesch.), Nachfolger des Astyochus im Oberbefehl über die lacedämonische Flotte (441 v. Chr.).

Mindel, bayerischer Fluß, Schwaben und Neuburg, entspringt bei Reichholz, Landgericht Obergünzburg, nimmt die Flossach auf und ergießt sich bei Gundremingen in die Donau.

Mindelaltheim, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Landgericht Burgau; 190 Einw.

Mindelau, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldger. Mindelheim; 260 E.

Mindelheim (Geogr.), 1) ehemalige Herrschaft des schwäbischen Kreises, im Algau gelegen und von den Herrschaften Schwabeck, dem Stifte Yrsee, der Markgrafschaft Burgau, dem gräflich fuggerischen und andern Gebieten umgeben. Das Areal derselben umfaßte einen Flächenraum von ungefähr 4 □M. mit 10—12,000 Einw. und hatte einen Reichsmatrikularanschlag von 3 Mann zu Pferd und 10 Mann zu Fuß, oder 76 Fl. Zu einem Kammerziel war sie mit 92 Rthlr. 2¹/₄ Gr. angesetzt. — Geschichte. In früherer Zeit gehörte die Herrschaft den Herzögen von Teck, denen sie von allen ihren Landen zuletzt allein übrig geblieben war. Nach deren Absterben kam sie an die Familie von Rechberg und von dieser an die von Freundsberg. Nach deren Abgang entstand zwischen der fuggerischen u. maxelrainischen Familie Streit wegen M., welcher dauerte, bis 1612 die letztere ihre Ansprüche an den Herzog Maximilian von Bayern abtrat, der sich der Herrschaft bemächtigte und sie auf seine Nachkommen brachte. Als im J. 1706 der Kurfürst von Bayern in die Acht erklärt worden war, erhob der Kaiser die Herrschaft zu einem Fürstenthum und belehnte den zum Reichsfürsten erhobenen engländischen Herzog Marlborough mit demselben, brachte es auch dahin, daß ihm sowohl bei dem schwäbischen Kreise, als auf dem Reichstage der Fürstenbank, Sitz und Stimme eingeräumt wurde. Durch den rastatter und badener Frieden von 1714 aber kam M. wieder als Herrschaft an Kurbayern, welches wegen derselben auf der Grafen- und Herrenbank des schwäbischen Kreises Sitz und Stimme bekam. Nach dem Tode des letzten bayerischen Kurfürsten nahm der wiener Hof diese Herrschaft wegen einer Anwartschaft, welche Kaiser Matthias 1614 dem Hause Oesterreich auf dieselbe gegeben hatte, in Besitz; 1779 kam sie jedoch an das Haus Pfalz, da die Kaiserin Maria Theresia in dem Frieden zu Teschen diesem ihre Ansprüche abtrat. — 2) Bayerisches Landgericht, R.-B. Schwaben und Neub., umfaßt 5 □M. mit 15,500 Einw. — 3) Stadt das., an der Mindel, Sitz des Land- und Stadtgerichts, eines Rentamts, Forstamts, der Bauinspektion und Postverwaltung, hat Magistrat, kathol. Pfarramt,

3 Kirchen, 2 Kapellen, 8 Beneficien, englisches Fräuleinstift, Franziskanerinnenkloster, Schloß, Spital, Waisenhaus, Armeninstitut, bedeutende Bierbrauerei, 1 Papiermühle, 1 Schneid- und mehre Mahlmühlen, Hammer- und Waffenschmiede. In der alten und neuen Pfarrkirche befinden sich merkwürdige Grabmäler der Herzöge von Teck, des Ritters Rechberg v. Hohenrechberg, des Georg v. Frundsberg. Die Burg, auf welcher einst die Rittersitze der von Reisensberg, von M., von Hochschlitz, der Herzöge von Teck, des Ritters Rechberg v. Hohenrechberg, der von Maxelrain, von Schwarzenberg, v. Fugger waren, gehört seit 1820 dem Grafen von Rechberg. Auch das Jesuitenklostergebäude nebst dem Brauhause und dem hinzugebauten mit den reizendsten Umgebungen und Spaziergängen versehenen Felsenkeller am Rechberge gehört demselben. Das Kloster besaßen früher die von Bernau hierher gekommenen Wilhelmiten, dann die Augustiner und endlich die Jesuiten bis zu ihrer Auflösung im J. 1772. Auch ein Nonnenkloster war da, dessen Aebtissinnen in der Klosterkirche schöne Monumente besitzen. In dem daneben stehenden Kirchlein ist die Gruft der Grafen von Rechberg. Die Nonnen des englischen Fräuleininstituts wurden im J. 1809 mit denen zu Augsburg vereinigt, unter Zurücklassung dreier zur Fortsetzung des Mädchenunterrichts. In der Nähe der Stadt liegt die Ruine des Bergschlosses M. und der Georgenberg mit Jagdschloß; 2700 Einw. Das Bad zu M. ist auch unter dem Namen des Märzenbades bekannt. Analysirt wurde es von A. Vogel (Die Mineralquellen des Königreichs Bayern, München 1829, S. 62). Außerdem befindet sich bei M. noch das Marienbad mit einem Badehaus, dessen Wasser indessen noch schwächer ist, als das vorstehende.

Mindello, afrikan. Stadt, am grünen Vorgebirg, 1828 von den Portugiesen angelegt.

Mindelstetten, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz, Landger. Riedenburg; 240 Einw.

Mindelzell, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Landgr. Krumbach; Wallfahrtsort; Ruinen der Burg Lichtenau; 520 E.

Minden (Geogr.), 1) vormaliges deutsches Fürstenthum (auch Bisthum) im westphälischen Kreise, östlich von der Grafschaft Schauenburg, südlich von der Grafschaft Ravensburg, westlich vom Bisthum Osnabrück und nördlich von den Grafschaften Hoya und Diepholz begrenzt, umfaßte auf 20 □ Meilen 4 Städte, 1 Flecken, 121 Dörfer und Bauernschaften, 46 adelige Güter und Burgsitze u. eine Komthurei. — Bodenbeschaffenheit, Flüsse und Produkte s. unten R.-B. M. — Das Fürstenthum M. hatte mit der Grafschaft Ravensburg eine gemeinschaftliche Regierung, die mit Hinzuziehung zweier Superintendenten und des reformirten Hofpredigers zu M. auch die Stelle des Konsistoriums vertrat, eine Kriegs- u. Domänenkammer; ferner bestand ein Gesundheitskollegium und ein Collegium medicum provinciale. Hinsichtlich der Justizpflege war die Regierung für die Ritterschaft erste Instanz, für die übrigen Landesangehörigen zweite Instanz, weil von den unmittelbaren Städten u. von den Aemtern die Appellationen an dieselbe gingen. Zu M. hatte der Schöppenstuhl seinen Sitz. Die Landstände waren: das Domkapitel, die Prälaten, die Ritterschaft, die Städte und Flecken. Auf dem Reichstage hatte M. seinen Sitz neben Holstein-Glückstadt, im westphälischen Kreise folgte es der Ordnung nach auf das Bisthum Osnabrück. Der Reichsmatrikularanschlag war: 10 Mann zu Roß und 16 Mann zu Fuß oder 122 Rthlr. 16 Gr.; zur Unterhaltung des Kammergerichts mußte es 54 Rthlr. 12 Gr. geben. Das Fürstenthum wurde eingetheilt in die 5 Aemter: Hausberge, Petershagen, Reineberg, Rahden und Schlüsselburg; die beiden unmittelbaren Städte M. und Lübbecke bestanden für sich. — Die Zahl der Einwohner, meist protestantischen Glaubens, belief sich auf 70,000; 1775: mit Einschluß der Grafschaften Ravensberg, Lingen u. Tecklenburg auf 164,950. Man schätzte die Einkünfte des Fürstenthums auf 456,000 Thaler. — Geschichte. Ursprünglich gehörte dieses Land mit zu Engern und nachher zu den 8 von Karl dem Großen im Sachsenlande gestifteten Bisthümern. Als Stiftungsjahr des Bisthums wird gewöhnlich 803 angegeben. Der erste Bischof war Herumbert oder Hercumbert. Bischof Landoward erhielt vom Kaiser Otto I. im Jahre 961 die Regalien. Dieselben wirkte sich Ludwig, der 39. Bischof, von Kaiser Ludwig dergestalt aus, daß er und seine Nachfolger ein freies Herzogthum in dem Stifte M., und darin ein Freigericht unter Königsbann, nach westphälischem Vehmrecht zu setzen, ermächtigt und auch befugt seyn sollte, Freistühle in dem Herzogthum anzulegen. In dem westphälischen Frieden wurde das Stift, welches bis zu dieser Zeit 60 Bischöfe hatte, säkularisirt und als Fürstenthum dem Kurhause Brandenburg für die abgetretenen pommerschen Lande als Entschädigung zugewiesen. Seit 1807 gehörte M. zum Königreich Westphalen und war ein Theil des Departements Oberems; 1814 nahm es Preußen wieder in Besitz. — 2) Preuß. Regierungsbezirk, Prov. Westphalen, aus den ehemaligen Fürstenthümern M., Ravensberg und Corvey, den Grafschaften Ravensberg, Rietberg, Rheda und dem Amt Reckenberg bestehend und, mit Ausnahme der getrennt liegenden, vom lippeschen, braunschweiger und pyrmonter Gebiet eingeschlossenen Stadt Lügde und des Dorfes Harzberg, ein zusammenhängendes Ganzes bildend, wird nördlich vom Königreich Hannover, östlich von demselben, dem Fürstenthum Schaumburg-Lippe, der kurhessischen Grafschaft Schaumburg, dem Fürstenthum Lippe-Detmold und dem Herzogthum Braunschweig, südlich von dem Kurfürstenthum Hessen, dem Fürstenthum Waldeck und dem Regierungsbezirk Arnsberg und westlich von den Regierungsbezirken Arnsberg und Münster und dem Königreich Hannover begrenzt. Sein nördlichster Punkt ist nördlich von Schlüsselburg, am Ausfluß der Weser im Kreise M., sein südlichster das Kirchdorf Welda im Kreise Warburg, der östlichste das Dorf Stahle im Kreise Höxter und

der westlichste das Kirchdorf Lette im Kreise Wiedenbrück. Nach den neuesten Angaben umfaßt der Bezirk einen Flächenraum von 94⁹/₁₀ □Meilen oder 2,038,359 preußische Morgen. — **Bodengestalt.** Die Oberfläche des Regierungsbezirks bildet, die Höhenzüge des Wesergebirges, der mindenschen Bergkette, der Egge u. des Teutoburgerwaldes ausgenommen, eine wellenförmige, im Süden von den sogenannten sauerländischen Bergen begrenzte, sehr fruchtbare Ebene. Einige Distrikte des Fürstenthums M., der Grafschaft Ravensberg und des Fürstenthums Paderborn gehören vielleicht zu den allerfruchtbarsten der Monarchie. Die Gebirge oder größern Bergketten hängen östlich mit dem Deistergebirge im Königreiche Hannover, dem Teutoburgerwalde im Fürstenthum Lippe und dem Sollingerwalde im Herzogthum Braunschweig, südlich mit den Gebirgen des ehemaligen kölnischen Sauerlandes und des Fürstenthums Waldeck zusammen. Sie gehören sämmtlich in die Kategorie der Flötzgebirge und sind zum Theil mit Holz bewachsen. Die beiden höchsten Punkte des Regierungsbezirks sind die Bergkuppen bei Bleiwäsche im Kreise Büren, 1680 Fuß, und die Spitze des Kötterbergs im Kreise Hörter, 1100 F. über der Meeresfläche. — **Gewässer.** Hauptstrom ist die Weser, welche auf ihrem Laufe den Regierungsbezirk 2 Mal berührt, das erste Mal von Herstelle bis Stahle im Kreise Hörter, das zweite Mal von Eisbergen bis Schlüsselburg im Kreise M. Ihre Breite beträgt, beim niedrigsten Wasserstande (d. i. 3 Fuß Fahrwasser), von Eisbergen bis Rheme 290 Fuß, von Rheme (unterhalb dem Zuflusse der Werre) bis Schlüsselburg 326 Fuß; beim vollbörtigen Wasserstande aber (d. h. bei 16 Fuß Tiefe) ist die obere Breite von Eisbergen bis Rheme zu 546 Fuß, von Rheme bis Schlüsselburg zu 582 Fuß ermittelt. Die Weser trägt hier Fahrzeuge von 20 bis 30 Lasten durchschnittlichen Gehalts, und die Schifffahrt wird nur bei hohem Sommer oder bei Eisgang periodisch unterbrochen. Weserbrücken gibt es bei M. und Hörter; Ueberfahrtsstellen 21. Zum Stromgebiet der Weser innerhalb des Regierungsbezirks gehören: die **Diemel** mit Arpe, Wrexen und Twiste, die **Bever** mit dem Jordans- und Eselsbach, die **Nethe**, der **Bollerbach**, die **Schelpe**, der **Saumerbach**, die **Niese**, die **Emmer**, die **Werre** mit der Aa, der Else, dem Mühlenbach und dem Bramschebach, die **Bastau** mit der Ronceval, die **Wulfsbach**, die **Esper** (welche im Sommer fast ganz versiegt, dagegen bei nasser Jahreszeit bedeutend austritt), die beiden **Aue** und die **Gehle**. Ein zweiter bedeutender Fluß ist die **Lippe** (s. d.). Während ihres Laufes im Regierungsbezirke nimmt sie außer einigen unbedeutenden lippeschen Gebirgsbächen auf: die **Breke**, die **Pader** mit der Rothe, die **Thune** (Anfangs Strohe), die **Alme** mit der Altenau, die **Gunne**, die **Heder**, den **Brankenbäumerbach** und die **Glune** (ursprünglich Haustenbach). Der dritte ansehnliche Fluß ist die **Ems**, welche mehre kleine Flüsse u. Bäche aufnimmt, bei Westerloh, Riedberg, Wiedenbrück u. Rheda vorbeifließt u. unweit Harsewinkel, in den Regierungsbezirk Münster tritt. **Seen** oder andere stehende Gewässer von einiger Erheblichkeit sind hier nicht vorhanden. — **Produktion.** Die Produkte des **Thierreichs** stehen im Allgemeinen hinter denen des Pflanzenreichs zurück. Durch besondere Anordnungen der Regierungen ist die Pferdezucht, mit der es früher nicht besonders stand, sehr verbessert worden. Die Schweinezucht wird lebhaft, in einigen Kreisen sehr stark betrieben. Ziegen gibt es viel. Der ganze Viehstand zählt gegen 40,000 Pferde, 125,000 Stück Rindvieh, 190,000 Schafe, 33,000 Ziegen u. 66,000 Schweine. Federvieh ist zum eigenen Bedarf überall hinreichend vorhanden. Bienenzucht wird im Kreise Paderborn besonders austräglich getrieben. Von jagdbaren Thieren finden sich Hirsche nur hier u. da als Wechselwild; auch kleines Wild wird angetroffen. Die Weser liefert außer den gewöhnlichen Flußfischen auch Lachse und Schollen. Von den Erzeugnissen des **Pflanzenreichs** werden vorzüglich alle Getreidearten, Oel- u. Gartengewächse gewonnen, in manchen Kreisen über den Bedarf. Flachs wird viel und meist von vorzüglicher Qualität gebaut. Tabak kommt in geringer Quantität vor. In den Sandgegenden ist der Buchweizen der Hauptnahrungszweig. Der Obstbau vervollkommnet sich mehr und mehr. An Wiesen fehlt es nirgends. Holz ist in manchen Kreisen unzureichend, in manchen überflüssig vorhanden. Das **Mineralreich** liefert: Torf, Sand- und Kalksteine, Mergel- und Ziegelerde, schwarzen Schiefer, Sandschiefer, Eisensteine, Wiesenerz; auch Steinkohlenspuren werden gefunden. Unter den Mineralquellen steht die zu Driburg oben an. Außerdem sind noch vorhanden: das Schwefelbad zu Fiestel, die eisen- und mittelsalz-, auch schwefelhaltige Quelle zu Tatenhausen, eine eisen- und mittelsalzhaltige Quelle zu Godelheim, der Gesundbrunnen zu Bünde, Schwefelquellen zu Griepshop zc. — Die **Industrie** des Regierungsbezirks steht ziemlich hoch; man zählt überhaupt 4 Papier- und Tapetenfabriken, 15 Buchdruckereien, 10 Lithographien, 7 Eisenhämmer, 1 Kupferhammer, 3 Hüttenwerke, eine chemische Fabrik, 2 Zuckerraffinerien, 3 Stärkefabriken, 28 Potascheſiedereien, 10 Glashütten, 63 Kalkbrennereien, 103 Ziegeleien, 517 Wasser-, 45 gewöhnliche Bock-Windmühlen, 87 holländische Windmühlen, 25 Pferde-, 233 Oel-, 6 Walk-, 26 Loh-, 43 Säg-, 13 Papiermühlen, 5 Kammgarnspinnereien, eine Flachsspinnerei, 187 Färbereien, 50 Kattundruckereien, 15 Buch- und Kunsthandlungen und 56 Stromschiffe mit 1470 Last Tragfähigkeit. Der Handel dagegen hat keine große Ausdehnung. Er beschränkt sich, außer den zur Ausfuhr kommenden Erzeugnissen der inländischen Produktion und Industrie, und der Beschaffung des inländischen Bedarfs an Kolonialwaaren und auswärtigen Fabrikaten, auf einigen Speditions- und Zwischenhandel, vorzüglich zwischen der Weser und dem Rhein, und die für den Verkehr erforderlichen Wechselgeschäfte, die in den Städten M., Bielefeld und Paderborn gemacht werden. Von **Gebäuden** finden sich im Regierungsbezirk 380 kirchliche, ungefähr 1200 öffentliche, 64,000

Privatwohnhäuser, 5730 Mühlen und Fabrikgebäude, 23,000 Scheunen und Ställe. Die Einwohnerzahl mag sich über 455,000 belaufen, worunter 2 Theile Katholiken und 3 Theile Protestanten. Die Protestanten haben 85 Pfarr- und 3 Filialkirchen, 27 andere kirchliche Gebäude; die Katholiken 132 Pfarrkirchen und 111 andere gottesdienstliche Gebäude. Außerdem finden sich 58 Synagogen der Juden und eine mennonitische Kirche. Unter den Schulanstalten zählte man 1843 561 Elementar-, 6 Mittel-, 7 Töchter-, 2 höhere Bürgerschulen, 2 Progymnasien, 4 Gymnasien und 2 Schullehrerseminarien. Eingetheilt wird der Regierungsbezirk in 10 Kreise; diese sind: M., Lübbecke, Herford, Halle, Bielefeld, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg und Höxter. — 3) Kreis das., ein Theil des gleichnamigen frühern Fürstenthums, von Hannover, Schaumburg-Lippe, Kurhessen und den Kreisen Herford und Lübbecke begrenzt, hat einen Flächenraum von 10¾ □Meilen. Seine Oberfläche bildet eine fruchtbare, in ihrem südlichen Theile von einer Fortsetzung des Deistergebirges unterbrochene Ebene. Die hier erwähnte Gebirgskette zieht sich von Kleinenbremen bis Rödlinghausen im Kreise Herford und tritt dann ins Fürstenthum Osnabrück ein, trennt auch zugleich den Kreis Lübbecke vom Kreise Herford. Sie wird bei Hausberge, eine Stunde oberhalb M., in der sogenannten westphälischen Pforte, von der Weser durchströmt, ist Flötzgebirge mit Kalk- und Sandsteinlagen, worüber sich eine fruchtbare Thonkrume befindet, enthält auch Eisensteine und Steinkohlen und ist mit Eichen- und Buchenwaldungen bestanden. Ihre höchsten Punkte sind: der Nammerberg, der Jakobsberg, der Wittekind, der Reineberg und der rödinghäuser Berg, die sich jedoch nur auf 3—400′ über die Meeresfläche erheben. Vorzüglich fruchtbar ist ihre nordöstliche Abdachung. Der Hauptfluß des Kreises ist die Weser; andere Flüsse sind: die Gohle, Aue, Bastau und Wulfsbach, die Esper und Wickeride. Unter den Mooren und Brüchen sind bemerkenswerth der Summoor im mindener Walde und die moorigen Strecken auf dem linken Ufer der Bastau. — Produktion. Von großer Bedeutung ist der Getreide- und Flachsbau, auch etwas Tabak wird gewonnen. Die Viehzucht, mit Ausnahme der Schweinezucht, ist ohne Auszeichnung; an Wild ist kein Mangel; die Bienenzucht mittelmäßig. Der Holzmangel wird durch den Reichthum an Torf u. Steinkohlen ersetzt. Von den Industriezweigen nennen wir die Stärke- u. Puderfabrikation, Kalkbrennerei, Branntweinbrennerei, Leder-, Tabaks- u. Tuchfabrikation, Schifffahrt. Dazu kommen Speditions-, Wechsel- und Kommissionsgeschäfte, Garn- und Leinwandhandel. Auch einige Sool- und Heilquellen besitzt der Kreis. Derselbe hat in 2 Städten, 76 Dörfern und Vorwerken gegen 65,000 Einw. — 4) (Preußisch-M.), Hauptstadt des R.-B.s und Kreises, eine starke Festung, liegt unter 52° 17′ 43″ nördlicher Breite und 6° 35′ 0″ östlicher Länge von Paris in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt und wodurch die sogenannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600′ lange und 24′ breite steinerne Brücke. Die Stadt ist größtentheils massiv gebaut, hat aber sehr altmodische Häuser und enge unregelmäßige Straßen. Einen schönen öffentlichen Platz bildet der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Von den 6 Kirchen, worunter 3 katholische und 3 evangelische, zeichnet sich die schöne im gothischen Styl gebaute Domkirche aus, unter den übrigen Gebäuden die neue Kaserne. M. ist Sitz eines Domkapitels, welches aus katholischen und lutherischen Mitgliedern besteht, der Regierung, des Landrathamts, eines Kreis- und Stadtgerichts, Provinzialeichungskommissariats, Hauptzollamts, Rentamts, einer Forstinspektion und Baukommission. Ferner gibt es daselbst ein Gymnasium (in dem ehemal. Paulinerkloster), 1 Schullehrerseminar, ein freiweltliches protestant. Fräuleinstift, eine Baugewerkschule, Hebammenlehranstalt, eine 1825 gestiftete Gesellschaft zur Förderung vaterländ. Kultur, eine Krankenversorgungsanstalt (sonst Waisenhaus), ein Armenhaus, mehre wohlthätige Vereine und eine starke Garnison. — Industriezweige sind: eine bedeutende Zuckersiederei, Wachsbleichen, Tuch-, Wollen- und Baumwollenweberei, Leder- und Tabaksfabriken, starke Branntweinbrennereien, Handel mit Getreide, Leinsamen, Hülsenfrüchten, Branntwein, Garn rc., die Schifffahrt auf der Weser zwischen Bremen und den südlichen Gegenden Westphalens rc. Auch hat M. 2 Buchhandlungen, ein Provinzial-Banko-Kontor und treibt außerdem noch Speditions-, Kommissions- und Wechselgeschäfte. Der Verkehr M.s hat sich durch die Dampfschifffahrt auf der Weser und durch die Eisenbahn, welche die rheinischen Bahnen mit der hannover-bremenschen verbindet, sehr gehoben. — Münzen, Maße u. Gewichte, s. Berlin. Freimaurerloge: „Wittekind zur westphälischen Pforte"; erster Gasthof: Stadt London I.; gegen 12,000 Ew. — Geschichte der Stadt M. (in alten Urkunden Mindun, Mindon und Minde genannt) existirte nicht bloß zur Zeit Karls des Großen, sondern war damals schon eine bedeutende Stadt, wo nachher mehre deutsche Kaiser residirten. Kaiser Konrad II. hielt daselbst 1026 einen Reichstag, auf welchem sein Sohn Heinrich III. zum römischen König erwählt wurde. Wegen der 1529 erfolgten Einführung der Reformation und Vertreibung des Kapitels wurde die Stadt 1538 in die Acht erklärt und 1547 von den Truppen Kaiser Karls V. belagert und erobert. Doch söhnte sie sich bald durch einen besondern Vertrag mit dem Kaiser aus und erlegte 6000 Rthlr. Im 30jährigen Kriege besetzte 1626 Tilly die Stadt. Die 2 Jahre andauernde Besatzung verursachte aber eine Schuldenlast von 200,000 Rthlr., wovon die sogenannten Eintheilungskapitalien, die auf den Häusern der Bürger haften, herrühren. Bald darauf (1634) wurde M. von dem Herzog Georg von Lüneburg erobert, darauf von den Schweden, welche die Stadt bis zur Besitzergreifung durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1650 besetzt hielten. Im Jahre 1757 wurde sie von den Fran-

zosen besetzt, 1758 von den Hannoveranern erobert, im Juni 1759 aber von dem Marschall Broglie wiedererobert. Kurz darauf, am 1 Aug., fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig Statt. Während der Dauer des napoleonischen Königreichs Westphalen gehörte auch M. zu demselben. Nach der Auflösung dieses Königreichs kam es 1814 wieder an Preußen, dessen Regierung die Stadt seit 1816 neu befestigen und zum Hauptwaffenplatz von Westphalen umschaffen ließ. — 5) Hannöversch-M.), s. v. a. Münden.

Minden, Schlacht das., 1. Aug. 1759. In Folge des Siegs der Franzosen bei Bergen war Hessen ihnen preisgegeben und der Marschall Contades durchzog in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Broglie dies Land, während der Marquis von Armentières vom Niederrhein durch Westphalen marschirte und der Herzog Ferdinand von Braunschweig an der oberen Lippe stand, ungewiß, von welchem der beiden Heere er einen Angriff zu gewärtigen habe. Armentières bemächtigte sich durch Ueberfall der von braunschweigischen Truppen besetzten Stadt Münster; Broglie aber nahm den 10. Juli die Festung Minden ein, wo auch der Marschall Contades in den nächstfolgenden Tagen mit dem Hauptheere eintraf und sein Heer dergestalt aufstellte, daß der rechte Flügel desselben oberhalb der Festungswerke von Minden bis an den Thalrand reichte, der linke aber jenseits Hummelbeck in einem Haken gegen das Gebirge sich hinzog. Der Herzog von Broglie blieb mit seinem Corps jenseits der Weser stehen, und mehre Brücken sicherten seine Verbindung mit dem Hauptheere. Bis dahin waren alle Demonstrationen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der bei Petershagen, zwei Meilen von der französischen Armee stand, vergeblich gewesen, um seinen Gegner entweder zur Annahme einer Schlacht oder zum Rückzuge zu bewegen. Am 29. Juli ließ er daher sein Heer aus dem Lager bei Petershagen aufbrechen, rückte, sich rechts ziehend, in 3 Kolonnen vor und bezog zwischen Hille und Friedewald ein neues Lager. Die vor der Front gelegenen Ortschaften Nordhemmern und Holzhausen sowohl, als die an dem Moraste gelegenen Dörfer Südhemmern und Hartum wurden durch leichte Truppen besetzt, das Hauptquartier zu Hille genommen und ein abgesondertes Corps unter dem General Wangenheim in seiner alten Stellung zwischen Sorhausen und Kuttenhausen belassen. Am 31. Juli beschloß Contades, dem Feind entgegen zu gehen, wozu bestimmte Weisungen von Seiten des französischen Ministeriums ihn veranlaßt zu haben scheinen. Das bei Minden lagernde französische Heer war 32—33,000 Mann Infanterie u. 7000 Reiter stark und hatte 68 schwere Geschütze. Es war in 12 Infanterie- und 6 Reiterbrigaden eingetheilt; 4 Infanteriebrigaden im ersten, 2 sächsische Brigaden im zweiten Treffen bildeten den linken Flügel; im Centrum standen die 6 Reiterbrigaden im zweiten Treffen und der rechte Flügel war gleich dem linken formirt. Zwei starke Batterien von 30 Geschützen zur Linken und von 34 zur Rechten der Reiterei sollten deren Front durch ein Kreuzfeuer decken; 18 Schwadronen Gensdarmen und Karabiniere bildeten in der dritten Linie eine allgemeine Reserve. Der Herzog von Broglie sollte den Angriff auf das wangenheimische Corps eröffnen und sich des Dorfs Todtenhausen bemächtigen. Eine Infanteriebrigade hielt Minden besetzt; eine andere nebst einigen leichten Truppen faßte auf dem nach Hille führenden Damme Posto. Die Truppenmacht des Herzogs Ferdinand bestand aus 19,600 Mann Infanterie und 5160 Mann Kavalerie, während Wangenheim's Corps 10,000 Mann Infanterie und 2160 Mann Kavalerie zählte. Diese Truppen waren meistens Engländer und Hannoveraner, darunter auch einige Hessen und Braunschweiger. Die Gesammtstärke der Alliirten betrug demnach 36—37,000 Mann Infanterie und 7000 Reiter, welchen 45,000 Franzosen und Sachsen, worunter 9000 Reiter, gegenüberstanden. Als der Herzog Ferdinand um 3 Uhr durch einige Deserteure Kunde von der Bewegung der französischen Armee erhielt, ließ er das Heer unverzüglich in 8 Kolonnen in die mindener Ebene debouchiren. Gegen 6 Uhr stand dasselbe bereits in 2 Linien aufmarschirt, der rechte Flügel zwischen Hartum und Hahlen, der linke vor Hemmern und Holzhausen. General Wangenheim setzte sich zu gleicher Zeit in Bewegung und stellte sich vor den Dörfern Todtenhausen und Kuttenhausen, an einige Schanzen gelehnt, in einer Linie auf, die Reiterei auf dem rechten Flügel. Dagegen brauchten die französischen Truppen die ganze Zeit von Mitternacht bis Morgens 8 Uhr, um ihre Schlachtordnung zu formiren. Nur der Herzog von Broglie hatte seinen Aufmarsch bereits um 5 Uhr vollendet; allein statt, wie es die Disposition vorschrieb, das gegenüberstehende wangenheimische Corps mit raschem Nachdruck anzugreifen, beschränkte er sich auf eine Kanonade, die Wangenheim mit überlegener Wirkung beantwortete. Unterdessen hatte sich die Linie der alliirten Hauptarmee entwickelt, und Herzog Ferdinand befahl dem Prinzen von Anhalt, mit einigen leichten Truppen vom rechten Flügel aus das Dorf Hahlen zu nehmen. Allein die im Centrum aufgestellte englische Infanterie wartete den Erfolg dieses Angriffs, der ihre rechte Flanke sichern sollte, nicht ab, sondern rückte unmittelbar auf die ihr gegenüberstehende Hauptmasse der feindlichen Reiterei los und warf zwei Chargen der französischen Reiterei mit größter Kaltblütigkeit zurück. Aber Marschall Contades ließ die Häuser und Gärten von Neuland mit Infanterie und Geschütz besetzen, um seine weichende Reiterei zu unterstützen, während sich zwei dem Centrum zunächst stehende Infanteriebrigaden in die rechte Flanke der unaufhaltsam vorschreitenden englischen Linie zogen und das kleine Gewehrfeuer begannen. Noch ehe den englischen Bataillonen die englische Reiterei des rechten Flügels zu Hülfe kommen konnte, wurden jene von den

französischen Gensdarmen und Karabinieren angegriffen, welche ihre Front überflügelten und sie zugleich in den Flanken und im Rücken angriffen. In drei heftigen Chargen wurde auch wirklich ein Theil der ersten Linie von ihnen durchbrochen, allein da die zweite Linie die eingedrungenen Reiter niederschoß, so konnte sich die erste Linie bald wieder formiren und ihren Marsch fortsetzen. General Wutginau, der unterdessen auf dem Kampfplatz angelangt war, unterstützte nunmehr mit zwei Bataillonen den Angriff auf die zunächst stehenden zwei Infanteriebrigaden, und da diese bald wichen, den auf die sächsische Infanterie, die ebenfalls zum Weichen gebracht ward. Der letzte Kavalerieangriff, den General Vogué mit den noch unversehrten Brigaden des rechten Flügels unternahm, hatte ein gleiches Schicksal, wie die früheren, so daß in weniger als 1 Stunde die gesammte französische Reiterei in die Flucht geschlagen, ein Theil der Infanterie gleichfalls überwältigt und das Centrum der Schlachtordnung gänzlich durchbrochen war. Die Rettung vor einer völligen Niederlage verdankte das französische Heer nur der Unthätigkeit des Lords Georg Sackville, der die englische Reiterei des rechten Flügels befehligte und dem wiederholten dringenden Befehle des Herzogs Ferdinand, zur Unterstützung der Infanterie herbeizueilen, keine Folge gegeben hatte, aber dafür verdientermaßen nicht nur vom Kommando abberufen, sondern später auch nach dem Ausspruche eines Kriegsgerichts aus dem englischen Militärdienste schimpflich entlassen ward. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten hatte der Prinz von Anhalt mit 1000 Mann Infanterie, 200 Mann Kavalerie und 2 Haubitzen und durch einige Bataillone des linken Flügels unterstützt, das Dorf Hahlen bei dem dritten Angriff genommen. Auf dem linken Flügel entspann sich ein ausgedehntes Gefecht, zuvörderst im Kampf um Malbergen und die dort postirte Batterie, später um die rückwärts liegenden einzelnen Gehöfte, welche die geschlagene französische Reiterei deckten. Die französische Armee mußte sich, nachdem sie beträchtlichen Verlust erlitten, auf ihre zweite Linie zurückziehen, aber auch diese wich vor dem Feuer der Geschütze, so daß jetzt auch der ganze rechte Flügel der französischen Hauptarmee aus dem Felde geschlagen war. Etwa um 9 Uhr begann sie zu weichen und um 10 Uhr war ihre ganze Linie auf dem Rückzug begriffen. Die Verbündeten folgten den fliehenden Feinden bis in den Bereich der Festung, wohin sich das broglie'sche Corps in Ordnung zurückzog und wohin sich auch ein Theil des rechten Flügels warf, während der linke Flügel die Bastau passirte und in seine frühere Stellung vor der Schlacht zurückkehrte. Der eigentliche Kampf, der durch die Tapferkeit der englischen Infanterie so schnell entschieden ward, hatte wenig mehr als zwei Stunden gedauert, und doch betrug der Verlust der Franzosen nach ihrer eigenen Angabe an Todten, Verwundeten und Gefangenen 438 Offiziere, worunter 6 Generale und 6642 Mann, während die Verbündeten nur 161 Offiziere und 2611 Mann verloren hatten. Die nächste Folge dieses Siegs war die Rettung der hannöverischen Lande vor dem ihnen in Paris zugedachten Schicksal einer systematischen Plünderung.

Mindensche Bergkette (Porta westphalica, westphälische Pforte), eine Fortsetzung des Wesergebirges am linken Ufer der westphälischen Werre. Sie fängt oberhalb Minden mit der Porta westphalica an, die von dem Wittekindsberge auf der einen, und von dem Jakobsberge auf der andern Seite gebildet ist. Die Bergkette, deren höchste Punkte nicht 1000 Fuß Höhe erreichen, und nicht zu den Urgebirgen gezählt werden können, durchzieht den preußischen Kreis Minden und geht in die hannöversche Provinz Osnabrück über, wo sie bei Bramsche an der Hase in einer Hügelreihe endet. In der Nähe der Weser, wo die beträchtlichsten Höhen liegen, führt sie den Namen Wiehengebirge, mehr westlich erhält sie den Namen lübbecke-sche Berge und im Osnabrückischen wird ihr die Benennung cappelsche und bramsche Berge beigelegt. Im Ganzen bildet sie ein bewaldetes Gebirge mit fruchtbaren Thälern. Durch die westphälische Pforte, welche am linken Weserufer, auf der schmalsten Seite, nicht über 200 Schritte breit ist, führt die Haupt- und Kunststraße, jetzt auch die Eisenbahn, von Minden über Herford und Bielefeld.

Minder (Geogr.), zwei asiat.-türkische Küstenflüsse, münden ins ägäische Meer, Sandsch. Smyrna: 1) Bujuk M., Beyuk M., entspringt bei Bunarbaschi tiefer im Lande, nimmt den Marsys, Orpas und andere Flüsse auf, mündet der Insel Agathonisi gegenüber, der Mäander der Alten, Lauf 55 Meilen; — 2) Kutschuk M., entspringt am Boz Dagh, mündet in den Meerbusen von Scalanova.

Mindere (Geogr.), asiat.-türk. Fluß, Sandschak Bigha.

Mindere (Kirchenw.), s. v. a. Regulirte Geistliche.

Mindere Brüder von der Observanz, s. v. a. Minoriten.

Mindere Brüder von der strengsten Observanz, s. Minoriten.

Mindere Frauen, s. v. a. Klarissinnen u. Urbanistinnen, s. Minoriten.

Minderer, Raymund, geb. im Oetting-Wallersteinischen, † zu Augsburg 1621 als kaiserl. und kurfürstl. bayerischer Leibarzt; schrieb: Aloedarium marocostinum, Wien 1616 u. ö.; — Threnodia medica, das. 1619; — Medicina militaris, das. 1620; Nürnberg 1668, 1679 u. a. Nach ihm ist Minderer's Geist oder Spiritus benannt.

Minderer's Geist (Spiritus Mindereri), von Minderer in Schottland als Arzneimittel eingeführt und nach ihm M. G. genannt, ist eine Auflösung von essigsaurem Ammoniumoxyd in Wasser, und wird durch Sättigen von Essigsäure mit kohlensaurem oder ätzendem Ammoniak gewonnen. Eine farblose, kühlend salzig schmeckende, neutrale, schwach nach Essigsäure und Ammoniak riechende Flüssigkeit, die aber in ihrem Gehalte an essigsaurem Ammoniak nach den verschiedenen Vorschriften sehr ungleich ist.

In der Hitze entwickelt sich Ammoniak, der Rückstand wird sauer und endlich sublimirt ein saures Salz.

Minderherrschaften, sonst Bezeichnung für diejenigen Mediatherrschaften in Schlesien, deren Besitzer zwar alle sonstigen Rechte der Standesherren besaßen, aber nicht auf den schlesischen Fürstentagen erscheinen und mitstimmen durften. Als die Fürstentage nicht mehr abgehalten wurden, nahmen die Besitzer der M. an den von Friedrich Wilhelm III. organisirten Provinziallandtagen Theil; doch wär dies kein Vorzug mehr, da alle Herrschaftsbesitzer dieses Recht hatten.

Minderjährige, Minderjährigkeit (Rechtsw.), s. v. a. Minorenn, Minorennität.

Minderlitgen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Wittlich; 280 Einw.

Mindersbach, würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold; 370 Einw.

Minderschlagen (Niederschlagen), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kandel; 150 Einw.

Minderuffingen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Herrschaftsger. Wallenstein; 320 Einw.

Minderungsgrund (Rechtsw.), s. Strafmilderung.

Mindeste Brüder, s. v. a. Minimen.

Mindeste Schwestern, s. v. a. Minimen, Klosterfrauen.

Mindium (Bot.), nach Adanson, Untergattung von Michauxia *Her.*

Mindius, Mindia Gens. Unter diesem Namen sind zu merken: 1) Marcus M., Negotiator zu Elis, leiblicher Bruder des L. Mescinius Rufus, aber in die Gens Mindia adoptirt. — 2) Lucius M. Pollio, Prokonsul von Paträ (Achaja) unter Kaiser Claudius. — 3) Lucius M. Balbus, Prokonsul von Bithynien, auf Münzen aus Nicäa und Nikomedien genannt.

Mindorf, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Hipoltstein; 120 Einw.

Mindoro, ostind. Insel, Philippinen, Bisayer-Inseln. M. ist eine prachtvolle Insel von 40 Lieues Länge und 20 Lieues Breite, mit schönen Bergen geschmückt, von herrlichen Flüssen bewässert und beinahe ganz mit Waldungen bedeckt. Da diese Insel die französischen Handelsleute durch die Fruchtbarkeit des Bodens, die schönen Häfen, das gesunde Klima und die günstige Lage anlockte und bezauberte, so knüpfte Hr. v. Choiseul, als er Minister war, mit Spanien Unterhandlungen an, um sie abgetreten zu erhalten, allein alle Versuche waren vergebens. Die Nordküste bewohnen Indier, die den Spaniern unterworfen sind; sie leben in 8 Dörfern. Casapan, der Hauptort der span. Niederlassung, ist ein großer Flecken mit einem kleinen Fort und sehr sichern Hafen, wo Schiffe aller Größen vor Anker gehen können. Ungefähr 10 Lieues von Casapan findet man einen andern Hafen, Namens Puerto Galera, der an das gleichnamige Kap grenzt. Dieser Ort, der an der westlichen Seite der Meerenge von San-Bernardino liegt, ist zugleich die Seestation für die gegen die Seeräuber bestimmte Flottille. Das Ufer ist daselbst mit beinahe schnurgerade emporsteigenden Felsen, die nur von einigen Bäumen bedeckt sind, umgeben; die Schiffe können sich bis auf Kabellänge nähern, da der Grund durchweg 12—40 Klafter tief ist. Wenn es nöthig ist, kann man übrigens auch in einer Küsteneinbucht, welche sich östlich von Puerto Galera findet, bei einer Tiefe von 12—14 Klaftern vor Anker gehen, wo sich ein Fluß findet, der immer reichliches und helles Wasser hat; zudem ist Holz für Schiffbedarf in der Nähe reichlich vorhanden. Puerto Galera hat eine Cirkelform; man geht daselbst bei einer Tiefe von 3 bis 6 Klaftern vor Anker auf sandigem Boden; der Eingang wird, wie bei Manilla, durch eine Insel in zwei Theile getrennt. Die Niederlassung besteht aus großen Magazinen, die längs des Landungsplatzes aus Bambusholz, das dort wächst, erbaut sind; sie sind immer mit einer Niederlage von Ankern, Masten, Holz, Seilen und Takelwerk für die Ausbesserung der Fahrzeuge, wie auch, zum Abhalten und Verfolgen der Seeräuber, mit drei Faluas (Fahrzeugen) versehen, von denen eines immer im Hafen bleibt, während die beiden andern die Küsten und benachbarten Meere durchsuchen. Drei bis vier Beamte nebst einigen Soldaten befinden sich auf diesem Posten, in dessen Nachbarschaft sich ein indisches Dorf befindet. Ein wenig oberhalb Puerto Galera findet man einen andern, zwar kleinen aber ganz sichern Hafen, der ein ausgezeichneter Zufluchtsort wäre, wenn nicht sein Eingang durch eine Felsenbank geschlossen würde, die nur kleinen Fahrzeugen den Zutritt verstattet. In der ganzen Meerenge geht zwei Stunden nach Untergang der Sonne das Meer hoch, und die Fluthen richten sich nach Osten. Die Westküste von M. bewohnen einige indische Doumagalen, eine der wildesten Racen der Philippinen, die allen Versuchen der Missionäre widerstanden hat. Die Insel gibt treffliches Bauholz, viele Häute, Wachs von wilden, in hohlen Bäumen sich aufhaltenden Bienen, und die Wälder, welche beinahe die ganze Insel umhüllen, enthalten eine Anzahl Hirsche, deren getrocknetes Fleisch unter dem Namen Tapa bekannt ist, und das vorzüglich die Chinesen kaufen. Die spanischen Besitzungen auf der Nordküste enthalten eine Bevölkerung von 41,200 unterworfenen Indiern. Zu M. gehört noch die kleine Gruppe der Inseln Cabras und Alabat, die mit Holz bewachsen sind und von einigen Fischern bewohnt werden.

Mindoro-See, s. Sulu-See.

Mindraching (Mintraching), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Stadtamhof; bedeutende Brauerei; 660 Einw.

Mine (Geogr.), 1) brit. Vorgebirg, Irland, Prov. Munster, Graffch. Waterford, südwestl. von der Dungarvarbai; — 2) nordamerik. Fluß, V. St., Staat Illinois, Nebenfluß des Illinois rechts.

Mine (lat. Mina, griech. μνᾶ, Numism.), griechische Münze, die uns überall entgegentritt, wo sich das Talent findet. Sie ist deshalb eben so verschieden wie das Talent selbst. Wie ferner das attische Talent, das am häufigsten genannt ist, so ist auch unter den verschiedenen M.n die attische die häufigste, von dieser aber gibt es 2 Arten, welche den zweierlei attischen Talenten entsprechen: 1) dem vorsolonischen oder dem später sogenannten attischen Handelstalent, und 2) dem solonischen. Indessen ist bei den verschiedenen Talenten nur der Werth der M., nicht die Zahl derselben verschieden. Denn nicht allein in Attica, sondern beinahe in allen hellenischen Staaten und selbst außer Hellas rechnete man auf das Talent 60 M.n, die M. zu 100 Drachmen, die Drachme zu 6 Obolen, der Obolos aber zerfiel in Athen in 8 Chalkus, der Chalkus in 7 Lepta. Die M. oder $^1/_{60}$ Talent hatte demnach, wenn das Talent schwerer war, einen größeren Werth; einen kleineren dagegen, wenn das Talent leichter war. So verhielt sich das solonische Geld zum vorsolonischen wie 100: $136^{72}/_{73}$ oder 100 : 138, und die vorsolonische M., welche im Handel auch später noch als Handelsgewicht, nicht aber als Geldgewicht gebraucht wurde, galt nicht 100, sondern 138 Drachmen des solonischen Geldes, wozu noch ein Zusatz unter dem Namen Uebergewicht oder Ausschlag kam. Eben dasselbe Verhältniß ist es ferner, wenn Dardanus bemerkt, auf das vorsolonische Talent, welches das Eubäische war, seyen $83^1/_3$ M.n des solonischen Talentes gegangen. Zum römischen Pfunde verhielt sich die solonische M. wie 4 : 3. Dieses Verhältniß liegt z. B. zu Grunde, wenn die Römer in den Friedensverhandlungen mit Antiochus aussprachen, das attische Talent, welches nur das solonische seyn kann, solle bei Zahlung der Kontribution nicht unter 80 römischen Pfunden wiegen. Die attische M. wird deshalb zu 16 römischen Unzen berechnet und zu 112 alten Denaren, von welchen 84 auf das Pfund gingen, und welche auch italische Drachmen genannt werden. Nimmt man nun das römische Pfund zu 6165 par. Gran, so betrug die attische M. 8220 par. Gran. Größer oder schwerer, als diese solonisch attische M., welche 16 röm. Unzen oder 128 röm. Rechnungsdrachmen, d. h. spätere Denare betrug, war die ptolemäische, die 18 Unzen oder $1^1/_2$ Pfund oder 144 röm. Rechnungsdrachmen galt und aus den ptolemäischen Zeiten stammte. Von dieser ptolemäischen muß ferner die alexandrinische M. verschieden gewesen seyn, da sie Dioscorides als = 20 Unzen oder 160 röm. Rechnungsdrachmen angibt, womit auch Galen übereinstimmt, während das (von den Benediktinern herausgegebene) Schriftchen De ponderibus et mensuris den Werth der alexandrinischen M. als schwankend bezeichnet, da dieselbe bald 150, bald 158 Drachmen zähle. Daraus nun schließt Böckh (Metrolog. Untersf. S. 157), diese ptolemäische M. sey nichts Anderes, als die alexandrinische, diese aber sey auf viererlei Weise bestimmt worden, nämlich zu 144, 150, 158, 160 röm. Rechnungsdrachmen, je nachdem man leichtere oder schwerere Gewichte zur Vergleichung gebraucht habe; nach dem eigentlichen alexandrinischen Gewichte habe sie, wenn man Appianus und die gleichzeitigen Metrologen berücksichtige, etwa 153 oder $153^3/_5$ Rechnungsdrachmen (ungefähr 120 solonische Drachmen) betragen. Einer angeblich späteren attischen M. setzt Heron Didymus die italische an Werth und Gewicht gleich, nämlich von 100 röm. Rechnungsdrachmen oder Denaren, womit in der Hauptsache Priscianus übereinstimmt. Eine andere Werthbestimmung der italischen M. auf 144 solcher röm. Rechnungsdrachmen (= $1^1/_2$ Pfund = 18 Unzen) findet sich in den galenischen Metrologen, darunter auch bei Dioscorides; und ganz die nämliche Angabe von $1^1/_2$ Pfunden für die italische M. gibt ein Scholiast des Nicander, so daß man berechtigt ist, diese ganze Sache nicht für zuverlässig zu halten. Eine dritte italische M. von 160 röm. Rechnungsdrachmen (= 20 Unzen $1^2/_3$ Pfund römisch) wird bei Galen römische M., bei Epiphanius aber wieder italische genannt. Nach unserm Gelde gibt Wurm (de pondd. et mens. S. 56), den Werth der vorsolonischen M. auf 24 Rthl. 3 Gr., den der solonischen, gemeinhin attischen, dagegen auf 22 Rthl. $15^3/_4$ Gr. an.

Mine (Meßk.), altfranzösisches Getreide- und Salzmaß, s. Paris.

Mine (Kriegsw.), s. Minen.

Mine-Cloths, dichter, geköperter Zeuch aus Wolle und Baumwolle, welcher die Stelle des Doppel-Kasimir vertritt, allein dicker und fester ist und in früherer Zeit wegen seiner billigen Preise und guten Ansehens viel Abgang fand; es ist eigentlich eine Art von ganz dichten Circassias, die zuerst aus den englischen Manufakturen von Norwich, Huddersfield einfarbig und melirt in allen Farben, $^3/_4$ und $1^1/_2$ Yard breit, $37^1/_2$ Yard lang, kam, später aber in mehreren böhmischen und sächsischen Fabriken besser verfertigt wurde. Sehr häufig wurden auch von diesem Gewebe Hals- und Umschlagtücher für Frauen von $^4/_4$—$^{12}/_4$ Elle in Quadrat, einfarbig, gedruckt und lithographirt getragen.

Mine de fer en grains (franz., Min.), s. v. a. Bohnerz (s. d.).

Minehead (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Somersett, am Kanal von Bristol; Hafen, Fabriken für grobe Zeuche; Handel mit Getreide, Malz, Kohlen; Heringsfischerei; 2000 Einw.; — 2) Vorgebirge das., Irland, Grafsch. Waterford.

Minelli, Johann, geb. zu Rotterdam 1625 und † daselbst 1683 als Rektor der lateinischen Schule. Er gab fast alle lateinischen Autoren heraus mit Anmerkungen, die dem Schüler das Präpariren in dem Maße erleichterten, daß eine Ausgabe „ad modum Minelli" geradezu mit Eselsbrücke gleichbedeutend genommen wird.

Minen (Kriegsw.), unterirdische, mit Schießpulver gefüllte Behältnisse, angewendet als Verstärkungsmittel der Befestigungen, indem die eingeschlossenen Pulvermassen, mittelst einer künstlichen Feuerleitung in den günstigsten Augenblicken entzündet, durch die Expansivkraft der Pulverluft bald darunter, bald zur Seite,

bald darüber befindliche Gegenstände, Befestigungen oder Truppen beschädigen und vernichten. Dergleichen Anlagen müssen der wirkenden Kraft des Pulvers entsprechend ausgeführt werden. Die bei Entzündung von Schießpulver sich bildende Pulverluft hat nun bekanntlich das Bestreben und Vermögen, sich nach allen Seiten gleich schnell u. gewaltsam auszudehnen. Erleidet dieses Streben von außen einen überall gleichen Widerstand, so zeigt sich auch die Wirkung des Expansivvermögens nach allen Richtungen in gleicher Stärke; ist der Widerstand irgendwo geringer, so wendet sich die ganze ursprüngliche oder noch vorhandene Kraft nach dieser Seite. Befindet sich nun eine Quantität Schießpulver so tief unter der Erdoberfläche, daß der Widerstand der über ihr befindlichen Erde 2c. überall größer ist, als die zerreißende und fortschleudernde Gewalt des Schießpulvers, so besteht die ganze Wirkung der M. in einer Zerreißung u. Erschütterung der innerhalb eines sphärischen Raumes rings um die Pulvermasse gelegenen Erdtheile und übrigen Gegenstände. Die Ausdehnung und die mehr oder weniger regelmäßige Gestalt dieses Raumes, dessen Erstreckung man die Trennungssphäre nennt, hängt von der Stärke der Ladung und der gleichförmigen Weite, Elastizität, Mischung und anderweitigen Beschaffenheit des widerstehenden Mittels ab. Ist aber die Kraft des entzündeten Schießpulvers größer als der Widerstand der Erddecke, wo sie am wenigsten dick ist, oder gegen die Trennungssphäre, über die Erddecke hinaus, so zeigt sich die Wirkung der M. zu Tage, d. h. es wird dann die Erddecke bis zur Grenze der Trennungssphäre, wo diese nämlich die Erdoberfläche durchschneidet, in Gestalt einer Garbe in die Luft geschleudert und eine Grube gebildet, die bis unter die eingegrabene Pulverladung reicht. Diese gebildeten Aushöhlungen heißen die Minentrichter (entonnoir) und die Gestalt ihres verdeckten Durchschnitts ist ein Paraboloid oder ähnlich der eines abgestumpften Kegels. Eine gerade Linie, welche man senkrecht von der Minenladung bis zur Erddecke, wo diese am wenigsten Widerstand leistet, gezogen denkt, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Jede Linie aber, von der Mitte der Ladung bis zum Trichterrande, wird ein Explosionsradius und der Durchmesser der in die Luft geschleuderten Erddecke der Trichterdurchmesser genannt. Nach der verschiedenen Ladung und Wirkung, welche M. hervorbringen, nach den verschiedenen Zwecken, welche man durch ihre Wirkung erreichen will, und nach der Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung, erhalten diese besondere Namen. Man unterscheidet darnach 1) Einfache oder gewöhnliche M., alle diejenigen, wo der Trichterhalbmesser der kürzesten Widerstandslinie gleich ist. — 2) Ueberladene M., wo die Minenladung so stark ist, daß der Trichterhalbmesser $1\frac{1}{2} = 3$ Mal der kürzesten Widerstandslinie gleich kommt. Sie heißen auch Druckkugeln, weil sie, außer dem Auswerfen eines Trichters von bedeutendem Umfange, auch alle innerhalb einer gewissen Entfernung, ihrer Erschütterungssphäre, neben oder unter ihnen befindlichen hohle Räume Gallerien u. dgl. eindrücken. — 3) Quetsch-M. oder Quetscher, solche M., wo die Ladung so schwach ist, daß sich ihre Wirkung nicht bis über die Erdoberfläche erstreckt, wo mithin kein Trichter ausgeworfen wird, sondern wo bloß in der Nähe der entzündeten Ladung eine Zerreißung der Erdtheile und Zusammendrückung hohler Räume erfolgt. — 4) Dampf-M., bloße Pulverpatronen, von 2—4 Pfund Pulver, die man durch ein in die Wand eines Minenganges (s. d.) gebohrtes Loch schiebt und anzündet, um den feindlichen Minirer durch den Pulverdampf aus seinem Gange zu vertreiben. — 5) Flatter-M., alle einfachen und gewöhnlichen M., deren kürzeste Widerstandslinie weniger als 10 Fuß beträgt. — 6) Bresch-M., solche, welche man unter od. hinter die Futtermauern der Festungswerke legt, um durch ihre Entzündung, anstatt durch Geschützfeuer, eine Bresche zu Stande zu bringen. — 7) Demolirungs-M., überhaupt alle solche, durch deren Wirkung man irgend einen Befestigungstheil, ein Gebäude, eine Brücke u. s. w., zu zerstören oder umzustürzen sucht. — 8) Bomben-M., solche, wo über die Ladung, in einem Kasten vereint, mehre Bomben eingesetzt sind, die bei der Entzündung mit der Erde fortgeschleudert werden und dann noch durch ihr Zerspringen schaden. Es können jedoch auch nur einzelne eingegrabene Bomben seyn, die bei ihrer Entzündung in der Erde die Wirkung einer kleinen M. hervorbringen. — 9) Stein-M., eine Art von M., welche mit den vorigen gewissermaßen die Stelle eines Wurfgeschützes vertreten, indem man durch eine entsprechende Minenladung dem Gegner eine Masse eingegrabener Steine entgegenschleudert. Man nennt sie daher auch Erdmörser oder Erdwürfe (s. d.). — 10) Perkussions-M., die in neuerer Zeit in Vorschlag gekommenen kleinen M., welche der Feind, indem er auf ihre Zündvorrichtung tritt, selbst zum Auffliegen bringt. — 11) Schacht-M., solche M.-Anlagen, wo man, um die Pulverladung in die Erde an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, einen viereckigen Brunnen bis zur erforderlichen Tiefe ausgräbt, (s. Minenbau). — 12) Stockwerk- oder Etagen-M., solche Anlagen, wo mehre Minenladungen unter einander liegen, um ein und dieselbe Terrainstelle zu wiederholten Malen in die Luft sprengen zu können. — 13) Doppelte oder T-M., wenn zwei Minenladungen so neben einander liegen, daß sie entweder um ihren Trichterhalbmesser oder Durchmesser von einander entfernt sind. — 14) Dreifache Kleeblatt- oder Treffle-M., diejenigen, wo 3 Minenladungen in Gestalt eines gleichseitigen oder gleichschenkligen Dreiecks in den vorher angegebenen Entfernungen von einander liegen. — 15) Gekoppelte M., die beiden vorgenannten, wenn ihre Minenzündung so angeordnet ist, daß alle Ladungen zu gleicher Zeit gezündet werden. — 16) Angriffs-M., alle Minenanlagen, welche bei einer Belagerung von Seiten der Angreifenden gebraucht werden, wogegen endlich: — 17) Vertheidigungs-M. und Gegen-M. alle die heißen,

deren sich der Belagerte zur Vertheidigung seiner Festungswerke bedient.

Ein Spanier in venetianischen Diensten, Peter Novarro, soll die Pulverminen zuerst mit Erfolg angewendet haben 1500 gegen das Schloß St. Georg auf Cephalonia, nachdem ein früherer Versuch 1487 gegen das Schloß Sorezanella mißglückt war. Mit gleichem Erfolge bediente man sich derselben 1503 gegen die Seeschlösser von Neapel. Bald verbreitete sich nun der Gebrauch der M. weiter, namentlich bei den Türken, die sie sowohl zur Vertheidigung als auch zum Angriff belagerter Städte (Belagerung von Kandia 1667 und von Wien 1683) anwendeten. Vielfache Anwendung fanden die M. im 16. und 17. Jahrh., doch war ihr Gebrauch auf Empirismus begründet, denn gleichzeitige Schriftsteller erwähnen nichts über die Bestimmung der zweckmäßigen Stärke der Minenladungen. Vauban scheint zuerst hierüber gründliche und wissenschaftliche Versuche und Untersuchungen angestellt zu haben, deren Resultate später aber noch manche Berichtigungen erhielten, indem man damals noch glaubte, daß man durch verstärkte Minenladungen keine größeren Wirkungen, als durch gewöhnliche M., wo der Trichterhalbmesser der kürzesten Widerstandslinie gleich ist, erhalten könne u. s. w. Im Allgemeinen beschränkte sich der Gebrauch der M. beim Angriffe der Festungen darauf, durch sie die Kontreskarpe in den Graben zu werfen, dadurch in diesen zu gelangen und den Wall des zu erobernden Werkes zu öffnen, oder, wenn dieser durch das Geschütz schon zerstört war, die Sturmlücke noch zu erweitern; aber man kannte auch noch kein anderes Mittel, sich der Gegenminen, wenn solche vorhanden waren, zu entledigen, als sie aufzusuchen, mit Gewalt in sie einzudringen, und sich so in den gewöhnlich langwierigen, blutigen und nicht selten für die Angreifenden nachtheiligen unterirdischen Kampf einzulassen. Beispiele hierzu liefern die Belagerungen von Landau 1703 und 1704, von Verva, von Vercelli, von Chivas 1705, von Turin 1706, von Tournai 1709, von Douai 1710, von Landau 1713 u. a. m. Belidor, damals Lehrer an der Artillerieschule zu La Fère, verbreitete zuerst über diesen Gegenstand neues Licht und stellte eine Minentheorie auf, die in ihren Haupttheilen noch gegenwärtig gültig ist, wenn auch die spätern Erfahrungen mehre Grundsätze derselben erweitert und einer umfassenderen Anwendung fähig gemacht haben. Belidor stellte den Erfahrungsgrundsatz auf, daß die Größe der von M. ausgehobenen Trichter mit den Ladungen zunehme, und deshalb ihr Durchmesser weit über das Doppelte der kürzesten Widerstandslinie steigen könne, daß sich aber die Wirkung der Pulverkraft nicht bloß auf den Raum der durch sie ausgehobenen und fortgeschleuderten Erdmasse beschränke, sondern daß sich in der Erdmasse um die Pulverladung herum eine verhältnißmäßige Wirkungskugel bilde, wo die Erdtheilchen durch den Druck des sich nach allen Seiten ausdehnenden Pulvergases erschüttert und fortgeschoben, folglich in der Erde befindliche hohle Räume zusammengedrückt werden. Der auf Veranlassung des Herzogs Belle-Isle bei Bisy 1753 angestellte Versuch, wo eine 12 Fuß tiefliegende, mit 3000 Pfd. Pulver geladene Kammer einen 66 F. weiten und 17 F. tiefen Trichter bildete, deren Wirkung selbst gemauerte Gallerien auf eine Weite von 48 Fuß eindrückte, bestätigte die bisher immer noch bezweifelte belidorsche Theorie. Dieser glänzende Erfolg war die Veranlassung, daß Friedrich der Große diesen Versuch von dem Ingenieur Le Febvre zu Potsdam wiederholen und bei der Belagerung von Schweidnitz 1762 mit dem bester Erfolg anwenden ließ. Hier war die erste Angriffsmine mit 5000 Pfd. Pulver, die zweite mit 2200 Pf., die dritte mit 3300 oder 2600 Pfund, endlich die vierte mit 5500 Pfd. geladen. Diese drückte alle umliegenden M.-Gallerien der Festung ein, stürzte 3 Reihen Pallisaden um und warf die Erde des 60 Fuß weiten Trichters bis auf die Brustwehr des nächsten Außenwerks, so daß die Futtermauern desselben ohne Schwierigkeiten ersteigbar waren. Choczim, Bender (1769) und Valenciennes (1793) wurden ebenfalls durch Hülfe überladener M. erobert, durch die man den Hauptwall zum Sturme öffnete. Bhurkpore im Birmanenstaate war von den Engländern 1825 belagert, und eine M. von 12,000 Pfd. Ladung, unter dem Bollwerke zur Rechten, am 17. Januar 1826 fertig geworden. Ihr Auffliegen, durch das ungeheure Erdmassen mit einer fürchterlichen Erschütterung umhergeschleudert, mehre Soldaten eines zu nahe aufgestellten Regiments getödtet, eine noch größere Menge von Feinden unter den Trümmern der zusammenstürzenden Mauern begraben wurden, gab das Zeichen zum allgemeinen Sturme. Er glückte den Engländern vollkommen, obgleich mehre auf dem Walle angelegte Flatterminen sich unter ihren Füßen öffneten und die Soldaten in die Luft schleuderten. Ihre Anwendung finden diese sonach gewissermaßen als Waffe dienenden Verstärkungen bei sämmtlichen Befestigungsarten, in ihrem größten Umfange aber bei dem Belagerungskriege, von dem sie dann eine besondere Abtheilung bilden, die man den unterirdischen oder Minenkrieg (s. d.) nennt. Bei provisorischen und Feldbefestigungswerken bedient sich der Vertheidiger nur der Flatterminen als Verstärkungsmittels. Da sie aber zu ihrer Ausführung (s. Minenbau) einen nicht unbedeutenden Zeitaufwand und auch eine ziemliche Menge Pulver fordern, so ist man mit ihrer Anwendung, wenigstens bei Feldbefestigungen, im Allgemeinen sparsamer als mit den übrigen Annäherungshindernissen. Man legt sie deshalb auch nur an solchen Punkten an, die der Feind durchaus nicht vermeiden kann, oder über welche er beim Angriff der Befestigungen wegen der Vortheile, die ihm diese Terrainstellen dabei gewähren, wahrscheinlich vorrücken wird. Die Orte, wo man sie daher gewöhnlich anlegt, sind: 1) Die unbestrichenen Räume vor den ausspringenden Winkeln der Verschanzungen, 15 — 20 — 30 Schritt von der Kontreskarpe entfernt. — 2) Vor oder in Defileen, die der Feind passiren muß, als z. B. vor Brücken und Dämmen, vor Eingängen von Dörfern und Stadtthoren, oder

auch in Hohlwegen. Außerdem kann man sich auch noch im Feldkriege der Demolitions-M. bedienen. Der Vertheidiger benutzt sie, theils um sich den Rückzug zu decken, z. B. zum Sprengen steinerner Brücken, theils um Gebäude schnell zu zerstören, die dem Feinde vielleicht vortheilhaft, der Vertheidigung nachtheilig wären. Der Angreifende dagegen kann von diesen M. Gebrauch machen, theils um sich dadurch Hindernisse zu öffnen, z. B. Pallisaden, Thore u. dgl., theils aber auch bei hartnäckigen Häuservertheidigungen, um die Gebäude dadurch zusammen zu stürzen.

Minenäste, die beim Minenkriege ausgeführten kleinsten Minengänge, welche immer von den Hauptgängen auslaufen, und an deren Ende dann gewöhnlich die Minenkammern angelegt sind.

Minenauge, der Eingang in eine Mine oder jene Oeffnung, mit welcher eine Mine zu graben angefangen wird.

Minenbau (Kriegsw.), umfaßt alle, größtentheils unter der Erde ausgeführten Arbeiten, deren Hauptbestimmung darin besteht, die Pulverladungen der Minen an die Stelle unter der Erde zu bringen, von wo aus sie bei ihrer Entzündung die verlangte Wirkung äußern können, welche aber auch zum Theil nur dazu dienen, die zur Entzündung erforderliche Feuerleitung unter der Erde fortzuführen. In seiner größten Ausdehnung findet der M. Anwendung beim Festungskriege, wo der Vertheidiger wie der Angreifende davon Gebrauch macht; einfacher wendet man ihn bei provisorischen u. Feldbefestigungen, jedoch nur zur Vertheidigung, bei der Anlage der sogenannten Flatterminen an. Die Arbeiten zerfallen in bloß vorbereitende und in solche, welche mit der Anwendung oder dem Gebrauche der Minen unmittelbar in Verbindung treten, und daher erst während des Minenkrieges zu vollführen sind. Zu ersteren gehören die, welche gewöhnlich mit der Anlage der Festungswerke, oder doch wenigstens nicht erst während der Belagerung ausgeführt werden. Sie bestehen in der Ausführung der Schächte oder Brunnen, welches vertikal ausgegrabene (abgesenkte od. abgeteufte), 3—4 Fuß im Quadrat weite, 5—30 Fuß tiefe Gruben sind, ähnlich denen beim Brunnen- und Bergbau vorkommenden, und in der Anlage der Strecken, Gänge, oder Gallerien, der unter der Erde in verschiedenen Richtungen fortlaufenden Gänge (s. Minengänge). Zu letzteren aber gehört das Vortreiben der Zweige, der kleinsten Minengänge, mittelst welcher man seinem Gegner entgegengeht, das Ausgraben der Pulverkammern, d. h. derjenigen Hohlräume, in welche die zur Minirwirkung erforderliche Pulvermasse untergebracht wird, ferner die Ausführung der unterirdischen Feuerleitung, das Laden, das Verdämmen oder Besetzen und das Zünden der Minen. — Bei jedem M. wird zuvörderst die Absenkung oder Abteufung eines Schachtes oder Brunnens nothwendig. Die Ausführung desselben ist theils durch dessen Tiefe, theils durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Sobald der Brunnen die Tiefe einer Mannshöhe erreicht hat, wird zur leichtern Ausförderung der ausgegrabenen Erde eine Hornhaspel über dem Brunnen errichtet, mittelst dessen man dann die Erde in Kübeln oder Kasten herauswindet. Der Bau der Minengänge erfolgt auf zweierlei Art, indem man sie entweder von oben herein (zu Tage) ausgräbt, und dann, nach ihren Dimensionen, als Gewölbe ($1\frac{1}{2}$—2' stark im Widerlager und etwa 1' stark im Bogen) aufmauert oder auszimmert, oder indem man sie unterirdisch ausführt und sie dabei ebenfalls entweder bloß mit Holz aussetzt oder auch ausmauert. Der Ausbau zu Tage ausgegrabener Minengänge ist der leichtere und wohlfeilere, kann aber nur bei Vertheidigungsminen und da angewendet werden, wo dies durch etwa schon vorhandene Festungswerke nicht gehindert wird. Die eigentlichen Gallerien einer Festung werden gewöhnlich ausgemauert, sowohl wegen längerer Dauer, um die öfteren Reparaturen zu ersparen, als auch zu besserem Widerstande gegen die Wirkungen der feindlichen Minen. Um einen Minengang unterirdisch vorzutreiben, muß man erst bis zu der Tiefe zu gelangen suchen, in welcher der Gang streichen soll. Ist es ein Kontreminengang, so geht man gewöhnlich von der Kontreskarpe aus, entweder horizontal, oder durch eine schräge Absteigung bis auf die erforderliche Tiefe, mittelst Holzaussetzung, wie beim Brunnenbau, in diesen ein. Auf ähnliche Weise treibt der Angreifende seine Minengänge von schon vorhandenen Minentrichtern vor. Kann man aber von keiner solchen tiefen Stelle ausgehen, so wird gewöhnlich erst ein Schacht oder Brunnen bis zu der erforderlichen Tiefe abgesenkt, von dessen Sohlenfläche alsdann der Galleriebau beginnt. Die ausgegrabene Erde wird entweder in kleinen Körben, oder besser, in kleinen mit 4 Blockrädern versehenen Kasten, sogenannten Hunden, aus den Gängen entweder bis in den Graben oder Minentrichter, und wenn ein Brunnen angelegt wurde, bis zu diesem gefördert, wo sie alsdann auf die vorher beschriebene Weise herausgewunden wird. Um beim Bau der Minengänge, so wie während ihres Gebrauches beim Minenkriege in diesen immer frische Luft zu haben, errichtet man die sogenannten Luftröhren, welche aus den Gallerien, da wo mehre zusammenstoßen, aufgemauerte, schornsteinähnliche Kanäle sind, die auf der Erdoberfläche münden. Zweckmäßiger noch sind die Anwendungen der verschiedenen Gebläse, mittelst welchen man durch einen hölzernen Kanal — die sogenannten Wetterlatten — frische Luft in die Minengänge hineintreibt. In den Hauptgallerien der Festungen werden gewöhnlich, um den in sie eingedrungenen Feind am weitern Vordringen zu hindern, starke, auswendig mit Eisenblech beschlagene Doppelthüren angebracht, mittelst deren man die Gänge verschließen, und durch eine in der Thüre angebrachte, wohl verschließbare kleine Oeffnung noch stückweise vertheidigen kann, indem man theils mit kurzen Feuergewehren durch sie schießt, theils aber die besonders dazu bestimmten Stank- oder Dampfkugeln und kleinen Pulverbeutel hindurchwirft,

um durch den erstickenden Dampf dieser Munition den feindlichen Mineur wieder aus der Gallerie zu vertreiben. Wenn diese Thüren geöffnet sind, werden sie von einer dazu bestimmten Vertiefung der Seitenwände aufgenommen, damit sie den Raum in der Gallerie nicht verengen. Da, wo drei, vier oder mehr Gallerien zusammenstoßen, werden 6—8' weite Versammlungspunkte oder **Keller** angelegt, und oben mit einer sphärischen oder elliptischen Kuppel geschlossen. Sie dienen zur Bequemlichkeit der in den Gängen arbeitenden Minirer, zum Aufenthalt der Ablösungen, zur Niederlage der Werkzeuge, Erde, Sandsäcke ꝛc., endlich auch zu Hauptvertheidigungspunkten gegen den eingedrungenen feindlichen Minirer, der sich hier gleichsam eingeschlossen und von mehrern Seiten zugleich angegriffen sieht.

Die **Pulver-** oder **Minenkammern**, die Orte, wo die zur Wirkung der Minen erforderl. Pulvermassen untergebracht werden sollen, befinden sich bei Vertheidigungs- und Angriffsminen immer am Ende eines Zweiges, u. zwar gewöhnlich auf einer Seite desselben. Die Größe dieses Raumes, welcher ebenfalls mit Holz ausgeschalt werden muß, richtet sich nach der Größe der Ladung. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen kann zum **Laden** der Kammer geschritten werden. Die nach der beabsichtigten Wirkung der Mine ermittelte Pulverladung wird gewöhnlich in einen Kasten, den sogenannten **Pulverkasten** gebracht, der in der Minenkammer aufgestellt ist, und dessen Größe der aufzunehmenden Pulvermasse entsprechend seyn muß. Das Einbringen des Pulvers geschieht bei einer Galleriemine folgendermaßen: Das im Depot abgewogene Pulverquantum wird in festzugebundenen Säcken von 33—50 Pfd. von Arbeitern, die 30—50 Schritte von einander entfernt bleiben müssen, damit die zufällige Entzündung eines Sackes keine weiteren nachtheiligen Folgen haben kann, bis zum Minengang getragen. Dort nehmen dasselbe andere im Minengange bis zur Kammer von 4 zu 4 Schritten angestellte Mannschaften in Empfang, und fördern dasselbe, die Säcke einander zureichend, bis zu dem an der Kammer stehenden, zur eigentlichen Ladung angestellten Mineurunteroffizier. Dieser schüttet die Säcke behutsam in den Kasten aus, oder wenn die Zeit drängt und auch bei größeren Ladungen, wo man keine besonderen Pulverkasten erst in die Kammer gebracht hat, schichtet er dieselben auf die vorhandene gedielte und mit Stroh belegte Unterlage, indem er in jeden Sack, zu schnellern Verbreitung des Feuers, mit einem scharfen Messer einige Querschnitte macht. Nach vollendeter Ladung wird der Kasten mit einem daraufpassenden Deckel verschlossen. Um das Pulver, vorzüglich im feuchten Boden, gegen das Feuchtwerden möglichst zu bewahren, gräbt man in der Sohle der Kammer ein Loch, eine Art Senkgrube, und füllt diese lose mit Steinen aus, damit sich das etwa eindringende Wasser dort ansammeln kann, und der Kasten trocken stehen bleibt.

Mit dem Laden muß aber auch auf die Art der Entzündung oder Feuerleitung Rücksicht genommen werden. Geschieht diese mittelst der bis jetzt gewöhnlichen Zündwurst (s. d.), so wird die Leitrinne dazu vor dem Einbringen der Ladung auf der Sohlenfläche der Gallerie befestigt und die Zündwurst aus ihr durch die Zündröhre hindurch bis mitten in den Pulverkasten gezogen. Sind diese Arbeiten beendigt, so schreitet man zu der **Verdämmung** oder **Besetzung** der Mine. Dies besteht darin, daß man den Minengang von der Kammer an auf eine Länge, die 1½—2mal der kürzesten Widerstandslinie gleich ist, mit Holz und Sandsäcken zusetzt, damit das Entweichen des Pulvergases aus der Kammer in den Minengang verhindert werde. Seitdem man aber fand, daß Minen auch ohne Besatz, wenn man ihre Ladung verstärkt, die verlangte Wirkung hervorbringen, so hat man davon auch schon beim Belagerungskriege mit Erfolg Gebrauch gemacht, wo es darauf ankam dem Gegner einen Vorsprung abzugewinnen. Bei Schachtminen erfolgt das Verdämmen auf ähnliche Weise durch Ausfüllen des Minenbrunnens, so wie man auch zuweilen die Schachtminen unbesetzt gesprengt hat.

Der Bau von Flatterminen, da diese stets Schachtminen sind, besteht in der Anlage des 5—10 Fuß tiefen Brunnens und der Legung des Leitfeuers. Der Brunnenbau erfolgt nach der schon oben angegebenen Anleitung, und zwar stets mit Berücksichtigung der möglichsten Zeitkürze. Der Pulverkasten kommt entweder auf die Brunnensohle oder in eine Kammer zu stehen, welche in einer Seite des Brunnens angelegt wird. Da Flatterminen meist in der Nähe von Verschanzungsgräben (15, 20—30 Schritte vor den Gräben der ausspringenden Winkel) angelegt werden, so führt man die Feuerleitung entweder bis in den Graben, oder bis in das Innere der Verschanzung.

Minenbrunnen (Kriegsw.), die beim Minenbau von der Erdoberfläche aus, vertikal abgesenkten brunnenähnlichen Löcher (s. **Minenbau**).

Minengänge (Kriegsw.), die zum Behufe der Anlage von Minen und zum Minenkriege überhaupt in der Erde ausgeführten Gänge. Sie finden ihre Anwendung bei den zur Verstärkung von Festungen angewendeten sogenannten **Vertheidigungs-** oder **Gegenminen**, und bei den Minen, welche der Angreifende einer Festung ausführt, den sogenannten **Angriffsminen**. Die M. erhalten verschiedene Höhe und Breite und danach folgende Benennungen: 1) Große Gänge oder Gallerien, 6' hoch, 3' breit; 2) halbe Gänge oder Gallerien, 4' hoch, 3' breit; 3) große Aeste oder Zweige, 3' hoch und 2½' breit; und 4) gewöhnliche Aeste oder Zweige, 2½' hoch u. 2' breit. Die Gänge der Vertheidigungsminen werden entweder ausgemauert oder ausgezimmert; die Angriffsminen aber werden durch letzteres Verfahren allein gegen den Einsturz gesichert. Nach der Richtung, in welcher die M. um den unterminirten (**kontreminirten**) Theil einer Festung geführt werden, so wie nach der Lage, in der sie unter den verschiedenen Festungswerken angebracht sind, erhalten

sie ebenfalls besondere Namen, u. zwar: 1) Eskarpen- oder Magistral-Gallerien, die M., die hinter der Eskarpenmauer der Außenwerke oder des Hauptwalles fortlaufen. — 2) Kontreskarpen-Gallerien, die, welche entweder unmittelbar hinter der Futtermauer der Kontreskarpe oder unter der Glaciskammer angelegt werden. Die Eingänge zu denselben liegen, wenn Eskarpengallerien nicht vorhanden sind, gewöhnlich unter den eingehenden Waffenplätzen des gedeckten Weges. — 3) Umfangs- oder Enveloppengallerien, solche M., die bisweilen noch vor der Kontreskarpengallerie, meist unterm Fuße des Glacis, um den kontreminirten Theil der Festung fortlaufen. — 4) Horch-Gänge oder Gallerien, diejenigen M., welche von der Umfassungsgallerie, oder, wenn diese nicht vorhanden ist, von der Kontreskarpengallerie, in gerader Richtung, meist in der der Kapitalen, ein Stück über den Fuß des Glacis noch hinauslaufen. Sie bilden die äußersten Grenzen, gleichsam die Fühlhörner der Minenanlagen, und haben ihre Benennung davon erhalten, daß der Festungsminirer sich in ihnen auf Vorposten aufstellt, um das Beginnen der feindlichen Mineurarbeiten zu erspähen, und von ihnen aus, mittelst der Gallerien u. der Zweige, dem Feinde entgegen zu arbeiten. — 5) Verbinde- oder Kommunikations-Gänge und Gallerien, alle die M., welche zur Verbindung der Hauptgallerien, nämlich der Eskarpen-, Kontreskarpen- und Enveloppengallerien, unter einander dienen. Die, welche die Eskarpen- und Kontreskarpengallerien verbinden, müssen unter dem Graben wegführen, und die, welche die Verbindung der Eskarpengallerien mit dem Innern der Festung bewerkstelligen, haben ihren Eingang meist in der Kehle des Bollwerkes, und laufen in der Kapitale desselben entweder bis zur Eskarpengallerie, oder wenden sich in der Mitte des Bollwerkes links und rechts bis zu dieser. Die Haupt-M., Eskarpen-, Kontreskarpen- u. Enveloppengallerien werden als große, die Horch- und Kommunikationsgänge aber meist nur als halbe Gallerien ausgeführt.

Minengang (Orgelb.), 1) bei gemischten Stimmen eine im Pfeifenstocke der Orgel sich befindende Vertiefung, die gleichsam einen Windkasten bildet, aus dem den darüber stehenden Pfeifen der Wind zugeführt wird; — 2) befindet er sich bei Windkoppeln in den Pfeifenstöcken, s. Koppel; — 3) diejenigen Windrinnen, welche den Wind aus der Windlade erhalten, und ihn, durch ein Bret laufend, den außerhalb der Windlade auf einer Bank oder auf einem Brete stehenden Pfeifen zuführen. Ein solcher M. ist nur eine im Brete gemachte Vertiefung, die aber mit Leder oder Pergament verleimt wird und so eine Rinne bildet.

Minengewebe (Kriegsw.), ein ganzes System von Vertheidigungsminen oder die verschiedenen Gallerien oder Gänge, mit ihren Kammern, welche der Vertheidigung wegen angelegt sind.

Minenherd (Kriegsw.), der Ort, wo die Zündwurst (s. d.) oder jenes Mittel, durch welches eine Mine angefeuert wird, also gesprengt werden soll, aufhört, mithin jene Stelle, wo die Mine angezündet wird.

Minenhölzer (Kriegsw.), alle jene Hölzer, welche zur Ausschalung der verschiedenen Minengänge, Aeste u. dgl. verwendet werden. Diese sind sogenannte Oberrahmen, gewöhnliche Rahmen, Deck- und Verschalungsbreter und verschiedene Heftlatten.

Minenkammer (Kriegsw.), jener Raum in einer Mine, wohin die Ladung (Minenladung) gelegt wird. Die M.n befinden sich am Ende eines Astes, entweder in dessen Verlängerung, oder an einer seiner Flanken. Der Mittelpunkt einer solchen Kammer liegt auf dem Niveau eines solchen Bodens. Die Aushöhlung dieses Raumes geht mittelst gewöhnlicher Werkzeuge vor sich.

Minenkrieg, eine Modifikation des Belagerungskrieges, wobei sich beide Theile zur Erreichung ihres Zweckes der Minen bedienen. Der Vertheidiger benutzt dieses Verstärkungsmittel, um die Fortschritte des Angreifenden abzuhalten, wozu die Festung im Voraus schon mit den hierzu nöthigen Minengängen, den Minen- oder Kontreminen-Systemen versehen ist. Diesen Zweck sucht er zu erreichen, indem er durch die Minenwirkung die Minenarbeiten des Angreifers und überhaupt dessen Belagerungsarbeiten zu zerstören oder zu schleifen sucht, daß sie nachher dem Feinde nicht viel mehr nützen können. Die Minen, welcher sich dabei der Vertheidiger bedient, sind gewöhnliche Minen oder schwachgeladene sogenannte Quetschminen (s. Minen), um des Gegners Belagerungsarbeiten zu zerstören, und Demolitionsminen, um die verlassenen Festungswerke zu schleifen. Der Angreifende aber wendet die Minen an, um die Minengallerien der Festung zu zerstören, um die Kontreskarpenfuttermauern in den Graben zu werfen, und auf diese Weise eine Descente zu bilden, und endlich um sich die Festungswerke selbst zu öffnen, oder um durch sie die Bresche zu erzeugen. Die hierzu bis jetzt in Anwendung gebrachten Minen waren theils Quetschminen, theils gewöhnliche, theils überladene Minen oder Druckkugeln. Die Hauptaufgabe für die sich gegenseitig unter der Erde bekämpfenden Mineure besteht nun darin, daß sie einander in der Entzündung der Minen zuvorzukommen suchen müssen, d. h. derjenige Mineur, der seine Mine eher vollendet hat, und sie mithin früher spielen lassen kann, als sein Gegner, wird bei einer richtigen Anlage den Zweck erreichen, die unterirdischen Baue seines Gegners zu erdrücken oder zu zerstören. Hierzu gehört aber, daß man weiß, wie weit die zerstörende Wirkung seiner Mine reicht, und wie weit man sich noch von den unterirdischen Bauten seines Gegners entfernt befindet. Das Erstere hängt von der Stärke der Ladung ab, das Letztere dagegen läßt sich hauptsächlich nur nach dem Gehör beurtheilen, indem man nämlich unter der Erde die Arbeiten des Gegners durch die Erschütterungen, welche sie verursachen, hört, sobald sich dieselben bis auf eine gewisse Distanz genähert haben, welches den neuesten Erfahrungen zu Folge, im festen

Boden bei einer Entfernung von 45 Fuß, in lockerem, sandigem und feuchtem Boden aber erst bei 24—30 Fuß eintritt. In dem Maße, wie dann die Minenarbeiten näher rücken, wird das Geräusch stärker, und hiernach muß ein erfahrner Mineur es beurtheilen können, ob der Zeitpunkt eingetreten ist, seine Mine mit Erfolg springen zu lassen. In dieser Hinsicht hat der Mineur der Festung den Vortheil, daß er sich in den schon fertigen Horchgängen seines Minengewebes, oder in den aus ihnen bereits vorgetriebenen Zweigen, gleichsam auf Vorposten ausstellen, und dort aufmerksam horchend, die Annäherung des Gegners ruhig erwarten kann, um ihn dann, wenn er nahe genug an ihn herangekommen ist, durch schnelle Zündung seiner Quetschmine in seinem Gange zu verschütten, während es dem Angreifenden nur schwer gelingen wird, seinem Gegner auf diese Weise zuvorzukommen. Sobald sich nach der Erfindung der Minen auch der Vertheidiger derselben in solchen zweckmäßig vorbereiteten Minengängen zu bedienen anfing, erlangte die Vertheidigung durch sie fast ein unüberwindliches Verstärkungsmittel der Festungen; denn der Angreifende, der sich anfänglich allein der unwiderstehlichen Kraft der Minen bediente, um sich einen Weg in die Festung zu bahnen, war nun durch die Anwendung desselben Mittels von seinem Gegner, sobald er in die Nähe der Festungswerke kam, mit keiner seiner Belagerungsarbeiten mehr sicher, indem ihm diese durch die unterirdischen Vulkane selbst zu wiederholten Malen in die Luft geschleudert werden konnten. Dadurch wurde nun der Angreifende gezwungen, sobald er mit seinen Belagerungsarbeiten bis in die Nähe des unterminirten Terrains vorgerückt war, auf gleiche Weise zu verfahren, und seinem Gegner eben so mit Minengängen entgegenzugehen, um von ihnen aus theils durch Anwendung von Quetschminen oder gewöhnlichen Minen seine Gänge zu zerstören, theils auf diese Weise in die Gallerie des Minengewebes selbst einzudringen, und sich in ihren Besitz zu bringen. Dadurch entstand nun der lange Zeit (im 16., 17. und noch im 18. Jahrh.) im Gebrauch gewesene, höchst chicanöse, langwierige u. in seinem Ausgange oft sehr ungewisse, eigentlich unterirdische Krieg, wobei sich dann die Mineure in den Gallerien selbst im Handgefecht zu bekämpfen suchten, und wozu der Vertheidiger in seinen Minengängen noch mancherlei Vorkehrungen angebracht hatte, wie z. B. die mit Schießlöchern versehenen starken Pfostenthüren innerhalb der Gallerien, um diese dadurch abschneiden und stückweise vertheidigen, und den Gegner durch Dampf- oder Stankkugeln wieder aus dem Minengange vertreiben zu können, in den er bereits eingedrungen war, oder um ihn endlich durch Anwendung von Quetschminen, sobald man den eroberten Theil der Gallerie aufgab, unter ihren Trümmern zu begraben. Erst durch den Gebrauch der von Belidor erfundenen und von Le Febvre gegen Schweidnitz 1762 zuerst angewandten überladenen Minen oder Druckkugeln (s. Minen), durch deren große Wirkungssphären die Kontregallerien in größeren Entfernungen eingedrückt u. für den Belagerten unbrauchbar gemacht wurden, als dieser mit der Wirkung seiner Minen zu reichen im Stande war, da er sich solcher stark geladener Minen nicht bedienen konnte, ohne sich denselben Schaden zuzufügen, erlangte der Angriff in dieser Art der Kriegsführung wieder ein Uebergewicht. Der Belagerer treibt aus der Parallele (die 2. oder 3.), welche dem unterminirten Terrain hinlänglich nahe liegt, einen Minengang vor, um durch eine Druckkugel die zunächst liegenden Minengänge seines Gegners in einem bedeutenden Umfange zusammenzudrücken. Gewöhnlich läßt ihn aber der Belagerer diese Arbeit nicht vollenden, sondern kommt ihm zuvor, u. verschüttet ihn in seinem Minengange durch eine Quetschmine od. gewöhnliche Mine, wo dann die zerstörte Arbeit von Neuem begonnen werden muß, um vielleicht nach Kurzem dasselbe wieder zu erfahren. Ist es aber endlich gelungen, die Druckkugel spielen zu lassen, so eilt man, den ausgeworfenen Trichter zu kouronniren, d. h. man umfaßt den gegen die Festung gelegenen Theil des Trichterrandes nach der Art der flüchtigen Sappe (s. Sappe) mit Schanzkörben, füllt sie mit Erde, und wirft diese noch darüber hinaus und bildet auf diese Weise eine Brustwehr, welche nun mit Fußvolk besetzt wird, um das auf diese Weise Gewonnene vertheidigen zu können. Aus diesem Logement wird nun aufs Neue ein Minengang vorgetrieben, um durch eine zweite Druckkugel die durch die erste noch nicht erreichten Kontregallerien zu zerstören, den neuen Trichter wieder zu kouronniren, und auf diese Art fortzufahren, bis alle Minengallerien der Festung zerstört sind, und bis man zuletzt selbst die Kontreskarpe in den Graben geworfen hat, um dann von dort den Mineur an die zu erobernden Festungswerke anzusetzen, und durch Anwendung von gewöhnlichen oder Demolitionsminen die zum Sturme erforderliche Bresche zu erzeugen. Auf diese Weise gelang es bei dem angeführten Angriff auf Schweidnitz nach einer 63tägigen Belagerung, nachdem man 4 Druckkugeln angewandt hatte, wozu 163,300 Pfund Pulver verbraucht wurden, mittelst der letzten mit 5500 Pfd. geladenen Kammer den Kamm des gedeckten Weges zu sprengen, alle nahen Kontregallerien zu zerstören, und durch die bis auf die Brustwehr der Enveloppe geworfene Erdgarbe auch ohne Sturmlücke eine ersteigliche Sturmbahn zu bilden. Die Langsamkeit, mit welcher aber auch bei diesem Verfahren der Minirer unter der Erde nur vorrücken kann (in 24 Stunden höchstens 18 Fuß) und die nie zu berechnenden Störungen und Verzögerungen durch die Wirkungen der Gegenminen haben, trotz der wichtigen Vervollkommnung des M.s durch den Gebrauch der Druckkugeln, der Vertheidigung in der Anwendung der Kontreminen immer noch ein wichtiges Verstärkungsmittel der Festungen gelassen. Die aber um 1800 von Mouzé vorgeschlagenen, eigentlich aber schon früher von Boule erfundenen Schachtminen geben dem unterirdischen Kriege eine für den Angreifer noch weit vortheilhaftere Gestalt. Nach dieser neuen Methode soll man sich nicht dem unterminirten Terrain, wie bisher geschehen, durch Gallerien

unter der Erde nähern, sondern, nachdem man mit seinen Belagerungsarbeiten den Kontreminenanlagen nahe genug gekommen zu seyn glaubt, mittelst der flüchtigen Sappe bis über die Enveloppengallerie oder bis zum Fuße des Glacis schnell fortzugehen suchen, dort die Kapitalen der vorspringenden Winkel mittelst dieser Sappenarbeit quer durchschneiden, und sich gleichzeitig mit 4 bis 5 Schachten, etwa 18 Fuß von einander entfernt, 10–12 Fuß tief einsenken, die dann mit 300—500 Pfund schnell zu laden und zu zünden sind, eine Arbeit, die im Laufe einer Nacht auszuführen wäre. Ihre Explosion würde dann, wenn sie an die richtigen Stellen zu liegen kamen, welches allerdings eine genaue Kenntniß des Minengewebes voraussetzt, unfehlbar die Enveloppengallerie und Horchgänge mit ihren Aesten eindrücken oder wenigstens die Kommunikation mit der Kontreskarpengallerie abschneiden. Entnahm dann der Minirer aus dem gänzlichen Stillschweigen in der Kontregallerie gegen die Kapitale des Angriffs die gelungene Zerstörung derselben, so konnte dann zum Kouronnement und zur Besitznahme des gedeckten Weges fortgeschritten werden; wäre das nicht der Fall, so müßte man sich mit neuen Schächten verstärken, um sich durch ihre Wirkung in den völligen Besitz des unterminirten Terrains zu bringen. Hat man sich im gedeckten Wege festgesetzt, so wird die Futtermauer der Kontreskarpe durch zwei hinter ihr angelegte Schächte mit 400—500 Pfd. Pulver in den Graben geworfen, und dadurch der Eingang in denselben geöffnet. Auf diese Weise würde mit bedeutender Zeit- und Pulverersparniß das vor dem gedeckten Wege unterminirte Terrain und dieser selbst zu erobern seyn. Der Franzose **Gillot** hat diese Angriffsweise durch überladene Schachtminen allgemeiner und auf alle bisher bekannt gewordenen Minengewebe anwendbar zu machen gesucht, und da es immer vorzüglich wichtig ist, dem Festungsmineur zuvorzukommen, vorgeschlagen, die Schachte nach den kleinsten Dimensionen auszuführen, sie nur leicht mit Holz zu verschlagen, die Pulverladung unmittelbar auf die Brunnensohle zu setzen, und dann, ohne sie völlig zu verdämmen, oder die Brunnen zuzuschütten, den Pulverkasten bloß mit 5–7 schon bereits gefüllten Sandsäcken zu belegen, wo dann eine solche Mine in Zeit von 5 Stunden spielen könnte. Wenn nun auch dem Festungsmineur bei dem Angriff mittelst Druckkugeln noch manche Hülfsmittel übrig blieben, den Gegner beim Vortreiben seiner Gänge zu umgehen, durch die Anwendung von Quetschminen ihn in seinen Gängen zu verschütten, und ihn wohl gar zu Verlassung seiner angefangenen Arbeit zu zwingen, so läßt die Angriffsweise durch Schachtminen dem Vertheidiger nur wenige Gegenmittel übrig, weil es ihm meist nicht gelingen wird, mit diesen Arbeiten eher fertig zu werden, als der Angreifende mit den seinigen. Schlägt der Angreifende diese Art des Minenkrieges ein, so bleibt dem Vertheidiger nur noch übrig, alle schon vorhandenen u. vorgetriebenen Minengänge an ihren Spitzen mit Kammern auf 200—500 Pfund zu versehen, und sie gleich zu laden und zu verdämmen, sobald die Horchwachen die Arbeiten des Gegners über sich wahrnehmen, oder noch besser, die vordersten Kammern sogleich eine um die andere zu laden, in den zwischenliegenden ungeladenen Minenästen aber Minirer als Horchwachen aufzustellen, um, sobald diese die feindliche Arbeit wahrnehmen, durch das Spielen der bereits geladenen Kammern dem Feinde um so sicherer zuvorkommen zu können. Ist der Angreifende im Besitze des gedeckten Weges und hat sich derselbe vielleicht auch durch Hülfe der Minen die Graben geöffnet, so kann sich derselbe auch noch der Minen zur Eroberung der Festungswerke bedienen, indem er durch sie, statt durch Breschbatterien, in den zu erobernden Festungswerken Bresche zu legen sucht. Diese Art der Minen sind eigentliche Breschminen, und man kann dabei nicht, wie vor dem gedeckten Wege, von oben herab seinen Zweck erreichen, sondern man ist dann auf den Angriff von vorn beschränkt. Will man in einem trockenen Graben die Eskarpenmauer hineinwerfen, so muß der Mineur am Fuße der Mauer, geschützt durch eine angelehnte Blendung von 12 Zoll starken Hölzern und Faschinen, mit einem Schachte bis unter das Fundament der Futtermauer einsenken, und die Kammer für eine hinlängliche starke Ladung unter dasselbe legen. Sollten die Festungswerke Eskarpengallerien haben, so werden diese in der Nähe der durch das Spiel der Mine entstandenen Bresche zugleich mit zerstört, die dann aber gewöhnlich auch noch vorhandenen Kontregallerien unter der Grabensohle muß man auch gleichzeitig durch eine oder einige Schachtminen einzudrücken suchen, damit die Arbeiten des Grabenübergangs von diesen aus nicht in die Luft gesprengt werden können. Bei Wassergräben kann man aber auf diese Weise der Eskarpenmauer nicht beikommen. In diesem Falle sucht man gewöhnlich erst durch die Breschbatterie ein Loch in die Mauer zu schießen, läßt den Mineur auf einem Floß dahin übersetzen, wo er dann durch Hülfe dieser vorbereiteten Oeffnung seine Zweige hinter die Futtermauer treiben muß, um dort die Kammern anzulegen, durch deren Spiel er die Futtermauer in den Graben stürzt. Dies geschah bei der letzten Belagerung der Citadelle von Antwerpen durch die Franzosen. Hat eine Festung bei trockenen Gräben auch unter den Grabensohlen und in den Festungswerken Kontreminengänge, so ist der Angreifende dadurch gezwungen, über wie unter der Erde nur langsam und mit Vorsicht vorzuschreiten, weil ihm hier der Vertheidiger überall seine schon bereitete Quetsch- oder Demolitionsminen entgegen zu setzen, ihn jeden Schritt theuer erkaufen zu lassen, und auf diese Weise noch die Dauer des Widerstandes um ein Beträchtliches zu verlängern vermag. Dieser nahe M. innerhalb der Festungswerke selbst ist daher für die Vertheidigung ein sehr wichtiges Verstärkungsmittel, weshalb sich der Vertheidiger solche Minenanlagen um jeden Preis zu erhalten, oder, wenn sie nicht vorhanden sind, selbst durch flüchtigere Arbeiten zu verschaffen sucht. Die unter der Grabensohle befindlichen Kontregallerien dienen dazu, die Arbeiten des

Grabenüberganges in die Luft zu sprengen, wenn es der Feind verabsäumen, oder wenn es ihm nicht gelingen sollte, diese Gallerien zu zerstören. Die Eskarpengallerien werden benutzt, um die bereits gangbaren Breschen wieder zu zerstören, so wie man auch von ihnen aus, oder durch einige angelegte Flatterminen die auf den eroberten Festungswerken ausgeführten Logements oder die von dort aus auf den Wallgängen fortgesetzten Laufgräben in die Luft zu sprengen sucht. Endlich besitzt auch noch der Vertheidiger in den bereits vorbereiteten Demolitionsminen ein Mittel, um sich durch sie von den verlorenen und durch ihre Lage den übrigen Festungstheilen nachtheiligen Werken durch einen Schlag zu befreien, und dem Feinde vielleicht damit zugleich eine mit mancher Aufopferung erkämpfte und befestigte Besitzung zu vernichten. Vergl. „Allgemeiner Versuch über die Befestigungskunst 2c." Aus dem Französischen von B.... übersetzt von Kosmann, 2 Thl., Berl. 1800; — **Bousmard**, Essai général de fortification etc., Paris 1814, 29, 4.; — **Gillot**, Traitè de fortification souterraine, das. 1805; — **Lahr**, Versuch über die Anwendung der Minen; — **Hoyer**, Die Minirkunst nach Theorie und Erfahrung; — **After**, Die Lehre vom Festungskriege, Dresden 1816 und 1819; — **Hauser**, Die Minen und der unterirdische Krieg, Wien, 1817.

Minenladungen (Kriegsw.), diejenigen Pulverquantitäten, welche erforderlich sind, um die nothwendige oder bestimmte Wirkung irgend einer Mine hervorzubringen. Sie richten sich theils nach dem Zwecke der Minenanlage oder der Art der Mine, ob es eine gewöhnliche, eine überladene oder eine schwach geladene, sogenannte Quetschmine, werden soll; theils nach der Beschaffenheit des Widerstand leistenden Mittels, d. h. nach der Qualität des Bodens oder des Mauerwerks, worein sie zu liegen kommen. Der Theorie nach muß daher die wirkende Kraft oder die Ladung dem zu überwindenden Widerstande entsprechend seyn. Aus genauen Versuchen hat sich ergeben, wie viel Pulver erforderlich ist, um eine Kubikklafter Sand, Erde, Mauerwerk u. dgl. in die Luft zu sprengen. Die hierüber bekannten Hauptresultate sind folgende:

Beschaffenheit des Mittels.

Beschaffenheit des Mittels	Ladung für 1 Kub. Klafter.	
1) Grobe Erde, gemengt mit Sand und Kies	10,68	Pfd.
2) Gewöhnliche Erde	12,10	=
3) Strenger Sand	13,53	=
4) Feuchter Sand	14,28	=
5) Erde, mit großen Steinen gemengt	14,96	=
6) Thon mit Tuffstein gemengt	16,38	=
7) Fels.n	24,95	=
8) Neues, oder altes feucht gewordenes Mauerwerk	14,28	=
9) Gewöhnlich Mauerwerk	17,81	=
10) Neues, sehr gutes Mauerwerk	24,95	=
11) Altes, sehr festes Mauerwerk	28,56	=
12) Römisches Mauerwerk	32,09	=

Will man z. B. eine Mine anlegen, deren Trichterdurchmesser x Fuß betragen soll, so bestimme man noch die kürzeste Widerstandslinie (s. Mine), d. h. wie tief die Pulverladung zu liegen kommen soll. Aus diesen Annahmen läßt sich der Körperinhalt der auszuwerfenden Erdmasse oder des Trichters berechnen. Angenommen, derselbe betrüge z Kubikklaft., so wird sich die erforderliche Ladung der Mine in Pfunden ergeben, wenn man die Zahl z mit der Ladung für 1 Kubikklafter des Mediums multiplicirt, in welches die Mine angelegt werden soll; z. B. sollte die Mine in gewöhnliche Erde angelegt werden, so würde $12,1 \times z$ Pfund die gesuchte Ladung seyn. Den Körperinhalt gewöhnlicher Minen, welche häufig im Feld oder bei Flatterminen immer nur in Anwendung kommen, kann man bei 10 Fuß auf $8^1/_3$ Kubikklafter berechnen und hiernach ergeben sich die folgenden Medien für Pulver der Flatterminen von 10 Fuß.

Annähernde Verhältnisse der Ladung in gewöhnlicher Erde.

= 1 gesetzt

In Erde	$8^1/_3$. 12,10 = 100,83	Pfd.	=	1
= strengem Sand	$8^1/_3$. 13,53 = 112,75	=	=	$1^1/_8$
= feuchtem Sand	$8^1/_3$. 14,28 = 119,00	=	=	$1^1/_5$
= Erde mit großen Steinen	$8^1/_3$. 14,96 = 124,67	=	=	$1^1/_4$
= Thon mit Tuffstein	$8^1/_3$. 16,38 = 136,50	=	=	$1^1/_3$
= Felsen	$8^1/_3$. 24,95 = 207,92	=	=	2.

Dies sind die Ladungen sogenannter Probeminen, welche man bei der Berechnung der Ladungen für jede andere Länge der kürzesten Widerstandslinie zum Grunde legen kann. Da nun bei jeder Minenart ein bestimmtes Verhältniß zwischen der kürzesten Widerstandslinie und dem Explosionsradius oder dem Trichterhalbmesser (s. Minen) obwaltet, so kann man die ausgesprengten Trichter gleichartiger Minen als ähnliche Körper betrachten, die sich folglich wie die Kuben dieser ähnlich liegenden Seiten verhalten. Nimmt man daher die kürzeste Widerstandslinie zur Proportionallinie an, so werden sich bei gewöhnlichen Minen die Ladungen wie die Kuben ihrer kürzesten Widerstandslinien verhalten müssen. Da nun eine solche Mine von 10 Fuß kürzeste Widerstandslinie in gewöhnlicher Erde nach obiger Berechnung circa 100 Pfd. Ladung erfordert, so kann man also für jede andere kürzeste Widerstandslinie k die erforderliche Ladung von x durch folgende Proportion finden:

$$10^3 \,..\, k^3 = 100 \,..\, x$$

$$x = \frac{100\,k^3}{1000} = \frac{k^3\,\text{Pfd.}}{100.}$$

Die sich hieraus ergebende praktische Regel ist: Man dividire den Kubus der kürzesten Widerstandslinie durch 10, so erhält man in gewöhnlicher Erde die Ladung der Flatterminen in Pfunden. Kommt die Mine in eine andere Bodenart zu liegen, so ist dann, nach obiger Zusammenstellung der Verhältnisse der Normalladungen, die Ladung um diesen Verhältnißtheil zu vermehren, z. B. in Erde mit großen Steinen würde man die auf diese Weise gefundene Ladung noch um $^1/_4$ vermehren müssen. Für die überladenen Minen, d. h. für die, wo der Trichterhalbmesser bis 3mal so groß als die kürzeste Widerstandslinie ausfallen kann, muß dann, bei gleicher kürzester Widerstandslinie die Ladung größer ausfallen. Die Erfahrung hat hierbei gezeigt, daß, wenn man die nach obiger Regel berechnete Ladung einer Mine von 33 Fuß kürzester Widerstandslinie nur 12 Fuß tief legt,

man dann einen Trichterdurchmesser nahe an 72 Fuß, folglich eine überladene Mine erhält, deren Trichterhalbmesser 3mal so groß als die kürzeste Widerstandslinie ausfällt. Wenn sich demnach obiger Erfahrung zufolge die kürzeste Widerstandslinie dieser überladenen Minen zu der gewöhnlicher Minen von derselben Ladung wie 12:33 oder wie $1 : {}^{11}/_{4}$ ($= {}^{33}/_{12}$) verhält, so ergibt sich daraus, daß man bei jeder anderen kürz. Widerstandslinie = k^1 Fuß einer solchen überladenen Mine die der gewöhnlichen findet, welche dieselbe Ladung erfordert, wenn man diese mit $^{11}/_{4}$ multiplicirt, d. h. $k^1 = \frac{11\,k}{4}$. Berechnet man hieraus nach obiger praktischer Mineurregel die Ladung der gewöhnlichen Mine, so ist diese auch die Ladung der überladenen bei k^1 Fuß kürz. Widerstandslinie, d. h. $x = \frac{({}^{11}/_{4}\,k)^3}{10} = 2{,}08 k^3$. Wollte man daher z. B. die Ladung einer überladenen Mine von 20 Fuß kürz. Widerstandslinie in gewöhnlicher Erde finden, deren Trichterhalbmesser $20 \times 6 = 120$ Fuß betragen sollte, so wäre $x = 2{,}08 . 20^3 = 16640$ Pfund. — Mit dieser Berechnungsformel stimmt die Formel Marescots am meisten überein, die die starken M. durch das Verhältniß der Produkte aus den Quadraten der Trichterhalbmesser mit den Explosionsradien bestimmt.

Minentrichter (Kriegsw.), jene Aushöhlung oder Oeffnung, welche durch die Gewalt des entzündeten Pulvers bei dem Sprengen einer Mine hervorgebracht wird. Bei mittelmäßigem Erdreich ist der obere Durchmesser des durch den herausgetriebenen Erdkegel entstandenen Trichters einer gewöhnlichen Mine, welche die ihr zukommende Ladung hat, gleich dem doppelten der kürzesten Widerstandslinie. Bei überladenen Minen ist der Durchmesser des Trichters 6mal größer als die kürzeste Widerstandslinie. Der Inhalt des Trichters einer Mine ist gleich dem doppelten Kubus der kürzesten Widerstandslinie weniger $^1/_{12}$. Vgl. Minenbau.

Mineo, ital. Stadt, Königreich Neapel, Insel Sicilien, Intend. Catania; 8100 Einw. In der Nähe der See Naphtia mit Erdpechquellen.

Miner (Min.), nach Breithaupt die 3. Klasse der Mineralien mit den Ordnungen: 1) Erze, 2) Kiese, 3) Metalle, 4) Glanze, 5) Blenden, 6) Kerate.

Minerai (franz., Min.), s. v. a. Erz oder Mineral. (s. d.).

Minerais de fer d'alluvion (franz., Min.), s. v. a. Limonit od. Raseneisenerz, (s. d.).

Mineral (Min.), eben so wie das französische Minerai und das als Klassenbezeichnung gebrauchte Miner, heißt nach der Etymologie s. v. a. ein in Minen oder Bergwerksarbeiten gewonnener Körper (Fossil). Der ältere Sprachgebrauch hat den Ausdruck auf alle unorganische Naturkörper angewendet und dabei ungemengte od. eigentliche u. gemengte Mineralien od. Gesteine (Felsarten, Gebirgsarten 2c.) unterschieden, bis endlich das Wort M. allgemein bloß auf die ungemengten M., den Gegenstand der Oryktognosie, übertragen worden ist. Demnach ist ein M. jener Naturkörper, welcher sein Daseyn einem Kristallisationsakte oder der Sichinsgleichgewichtsetzung der Einwirkung der verschiedenen materiellen Körper verdankend, in allen seinen inneren und äußeren Theilen ruht, durch Ansatz von außen wächst, ein der Zeit nach unbestimmtes Daseyn hat und weder stirbt noch verwest, mit einem Worte unorganisch ist. Einfach heißt ein M., wenn es nur aus einem einzelnen Individuum (Mineralindividuum) besteht, zusammengesetzt od. Aggregat, wenn mehre gleichartige Individuen so mit einander verbunden sind, daß sie durch ihre gegenseitige Berührung in ihrer vollkommenen Ausbildung gehindert wurden. Weiteres s. Oryktognosie und Mineralogie.

Mineral adipocire (engl., Min.), s. v. a. Hatchettin, (s. d.).

Mineralalkali (Min.), auch natürliches M., s. v. a. Natrumsalz, (s. d.).

Mineralbad, s. Mineralwässer.

Mineralblau, s. v. a. Bergbau und Berlinerblau.

Mineral Caoutchouc (engl., Min.), s. v. a. Elaterit, (s. d.).

Mineral Charcoal (engl., Min.), s. v. a. Faserkohle, (s. d.).

Mineralchemie (Min.), s. v. a. Oryktochemie, (s. d.).

Mineralgänge (Geognos.), auch Erzgänge, s. Lagerung und Schichtung.

Mineralgeist nannte man die Kohlensäure in Bezug auf ihre Entwickelung aus Mineralien mittelst stärkerer Säuren.

Mineralgelb, s. v. a. Kasseler Gelb.

Mineralgrün, s. v. a. Malachit und auch s. v. a. Scheele'sches Grün, s. Arsenigsaure Salze.

Mineralien (Min.), s. v. a. die Mehrzahl von Mineral, nennt Oken auch Irdindividuen und theilt sie ein in a) Irdmineralien oder reine Irden (Erden), b) Wassermineralien oder Wasserirden (Salze), c) Luftmineralien) oder Luftirden (Brenze oder Inflammabilien) u. d) Feuermineralien od. Feuerirden (Erze). Glocker nennt feldspathartige M. die Pyromachite, hornblendeartige M. die Amphibolite.

Mineraliensammlungen (Min.), s. Oryktognosie, D.

Mineralische Holzkohle (Min.), nach Werner s. v. a. Faserkohle, (s. d.).

Mineralische Mumie (Min.), s. v. a. der Asphalt vom Kaukasus, s. Erdpech.

Mineralisirte Körper (Paläontol.) heißen diejenigen Petrefakten, welche ihre Struktur wenigstens in den ersten Stadien der Mineralisirung noch beibehalten haben, aber durch den Ausschluß des Sauerstoffs mit ihren organischen chemischen Bestandtheilen bei dem Druck, dem sie ausgesetzt sind, andere Verbindungen eingegangen haben. Erst verschwinden die elektronegativsten Bestandtheile, Sauerstoff mit Wasserstoff als Wasser, und mit Kohlenstoff als Kohlensäure. Dann folgt Wasserstoff mit Kohlenstoff als Kohlenwasserstoffgas, endlich bleibt nur noch der reine Kohlenstoff übrig. Aus den vegetabilischen

Produkten: Holz, Torf, Humus, kann man unterbrochene Reihen in verschiedenem Grade veränderter Körper bilden, durch die Braunkohle, die Kohle der Alpen oder die Lettenkohle, die Schwarzkohle, den Anthracit bis zum Graphit, indem man bei einer Reihe die Holzstruktur, bei der zweiten die schieferige Torfstruktur, bei der dritten den erdigen Charakter als Humus wiederfindet. Aber auch verkohltes Holz verfolgt man von den neuen bis in die ältesten Kohlenschichten, und zwar zuerst als wirklich erkennbare Holz- und überhaupt Pflanzenkohle in den Torfmooren und in den Braunkohlenlagern, hier aber schon zum Theil zerdrückt als Faserkohle. In dieser Gestalt weiter zwischen den Lagern der Schwarzkohle und endlich im Anthracit. Auch aus dem Thierreiche finden sich mineralisirte Reste, wie die in Schwarzkohle verwandelten Fische aus dem mansfeldischen Kupferschiefer. Während dieser Veränderung bilden sich Schwefelmetalle, vorzüglich Schwefelkies (ein katogener Proceß nach Haidinger).

Mineralkalke (Min.), nach Oken s. v. a. Erdkalke, (s. d.).

Mineralkermes, 1) (Min.), I. natürlicher, s. v. a. Pyrantimonit, s. d.; — 2) (Chem.), II. s. v. a. rother Spießglanzschwefel, s. Antimon c) 24.

Mineralkiesel (Min.), nach Oken s. v. a. Erdkiesel, (s. d.).

Mineralkohlen (Min.), nach Eichelberg die 2. Familie der Brenzordnung der Kohlenbrenze, Kohlenstoff mit Kiesel- u. Thonerde, Eisen- u. Titanoxyd verunreinigt, krystallisiren nicht od. nur undeutlich, sind aber zuweilen deutlich spaltbar, G. = 1,0 — 2,5, H. = 1,0 — 2,7, halbmetallisch oder fettartig glänzend oder matt, undurchsichtig, grau oder schwarz, verbrennen sehr schwer, oft nur in den höchsten Hitzegraden ohne Geruch, Rauch und Flamme, aber mit Hinterlassung einer weißen oder grauen Asche. In großen Massen, lager-, gang- oder nesterweise in älteren Gebirgen. Hierher die Gattungen Graphit u. Anthracit.

Mineralmohr, s. v. a. schwarzes Schwefelquecksilber, s. Aethiops.

Mineralog, ein Naturforscher, der die Mineralien im engeren Sinne (s. Mineral) zum Gegenstand seines Sammelns, Beobachtens u. Untersuchens gemacht hat. Die vorzüglichsten Mineralogen der Neuzeit s. Oryktognosie, B. und D.

Mineralogie, auch Erdenkunde, ist die Naturgeschichte des Mineralreiches und umfaßt je nach der Bedeutung, die den Ausdrücken Mineral und Mineralreich beigelegt wird, ein weiteres oder engeres Gebiet. Mineral ist ursprünglich mittellateinisches (minerale) u. dann französisches Wort (minérai, minéral), und bedeutet zunächst dasjenige, was in den Minen gefunden wird, also s. v. a. das Wort Fossil (Fossilia), wie dasselbe früher gebraucht wurde. Sodann bedeutet minérai das, was vorzugsweise in den Minen gesucht wird, Erz. Nach dieser Abstammung ist das Wort M. ein schlecht gebildetes, weil aus Wörtern zweier verschiedener Sprachen zusammengesetztes. Lange Zeit wurde das Wort Mineral als gleichbedeutend mit Fossil gebraucht, daher alle gegrabenen Körper, mochten sie Mineralindividuen od. Gesteine oder Versteinerungen seyn, zum Mineralreiche gerechnet wurden, und die M. die jetzt getrennten Disciplinen der Oryktognosie, Geognosie (nebst Geologie) und Paläontologie in sich vereinigte. Seitdem Werner aber diese Scheidung und zugleich Bezeichnung jener Disciplinen ausgeführt hatte, behielten Viele den Namen M. für Oryktognosie bei und verstanden darunter die Naturgeschichte des Mineralreiches, sofern dasselbe nunmehr nur noch die ungemengten (äußerlich einfachen) Mineralien umfaßte. Andere generalisirten den Begriff „Mineral" u. dehnten ihn auf alle unorganischen Naturkörper aus, woraus die Forderung folgen mußte, daß außer der Geognosie auch die Meteorologie und die Hydrologie zu Provinzen der M. werden sollten. Zur Beseitigung dieser Inkonvenienz wurde eine Eintheilung der Naturkörper in individuelle (die eine bestimmte, abgeschlossene innere und äußere Form durch eine in ihnen wohnende bestimmte Krafteinheit erhalten haben und demnach einzelne untheilbare Ganze sind) und in allgemeine (die keine bestimmte abgeschlossene, sondern eine rein zufällige Gestalt haben und in unbestimmter Ausdehnung vorkommen) aufgestellt und das Gebiet des Mineralreichs auf die anorganischen individuellen Körper beschränkt. Aber diese Grenzregulirung ist theils nicht eingehalten worden, wie z. B. Mehre das Eis dem Mineralreiche vindiciren, während sie das Wasser aus demselben hinausweisen, theils ist sie auch gar nicht haltbar, indem alle amorphen und die wenigen flüssigen Mineralien aus dem Mineralreiche ausgeschlossen und dem Reiche der allgemeinen Naturkörper einverleibt werden müßten, was wohl nicht leicht Jemand mit dem Quecksilber, dem Steinöl, der ganzen Ordnung der Porodine 2c. würde thun mögen. Gegenwärtig wird unter M. theils genau das verstanden, was Werner mit Oryktognosie bezeichnete, theils ist ein Mittelweg eingeschlagen worden, so daß die M. alle mechanisch ungemengte anorganische Naturkörper in ihren Bereich zieht und daher auch (wie Mohs und Haidinger in der Klasse der Akrogenide als Ordnungen) die Gase (Hydrogengas, Atmosphärgas oder Luft), das Wasser und die Säuren beschreibt. Die Methode, nach welcher die M. verfährt, ist des Ausführlicheren schon dargestellt in dem Art. Oryktognosie, während das Nämliche für die von Werner abgetrennten Disciplinen geschehen ist in den Artikeln Geognosie, Geologie und Paläontologie. Es bleibt daher hier nur noch übrig, einen Abriß der Geschichte der gesammten M. bis zum Momente der bezeichneten Trennung zu geben, da die weitere Geschichte der gesonderten Disciplinen schon in den betreffenden Artikeln gegeben worden ist.

Wie alle exakten Wissenschaften, so hat auch die M. in dem Bedürfnisse des Menschen ihren Anfangspunkt gefunden. Zum Bau der gewöhnlichen Behausung, wie zur Aufführung

herrlicher Tempel, zum täglichen Geräthe, wie zur Waffe und zum Geschmeide, zum Schmuck, wie zum Talisman bediente man sich der Mineralkörper, aber ihre Unterscheidung war noch keine wissenschaftliche, sondern nur eine auf ihre Brauchbarkeit und ihren Werth begründete, so daß in den ältesten Zeiten weniger von Mineralogie, als vielmehr von einer Lithurgik geredet werden muß, deßen Geschichte nothwendig mit jener des Bergbaues zusammenfällt. Denn die ältesten Erwähnungen von Mineralien beziehen sich nur auf solche, die von besonderem Werthe oder von besonderer Wichtigkeit waren, auf ihre Gewinnung und ihren Nutzen. So die Erzählung von Tubalkain, dem ersten Meister in Erz, so die Erzählungen Diodors und der Bibel von Ophir, wo uralter und ausgiebiger Goldbergbau Statt fand, so die Sage vom goldenen Vließ, in der die erste Spur von Goldwäscherei gefunden wird, so endlich die Erwähnung von Schmucksteinen und anderen Mineralien in der Bibel, bei Homer und Hesiod. Die erste Spur einer wissenschaftlichen Anschauungsweise des Mineralreiches findet sich bei dem Vater der Naturgeschichte, Aristoteles, der die ihm bekannten Mineralien in Orykta und Metalloida eintheilt. Aber schon sein Schüler Theophrast von Ephesus (310—325 v. Chr.) kehrt in seinem Buche: περὶ λίθων, worin er die Edelsteine bespricht, zur alten Weise zurück u. was Hippocrates, Discorides und Galen von den Mineralien sagen, bezieht sich nur auf deren medicinischen Gebrauch. Plinius hat mit großem Fleiße, aber ohne Kritik, alles gesammelt, was seine Zeit von den Mineralien wußte und glaubte. Erst die unter den Arabern erblühende Alchymie weckte das Bedürfniß wieder, die Mineralien kennen zu lernen, und Avicenna (Ebn Sina, 980—1036) eröffnet die Reihe der Mineralogen mit seiner Eintheilung der Mineralien in Metalle, Salze, brennliche u. schwefelige Substanzen und Erden und Steine (De conglutinatione lapidis, eine Abhandlung, von der es jedoch noch ungewiß ist, ob sie wirklich von A. herrühre). Nach ihm verfaßte Albertus Magnus (A. von Bollstädt, 1193—1280) fünf Bücher De mineralibus, worin freilich auch noch viele Fabeleien enthalten sind. Eine neue Bahn betrat Agricola, Arzt in Chemnitz (1494—1558), indem er anfing, auch die morphologischen Kennzeichen der Mineralien zur Geltung zu bringen. Er unterschied die Mineralien in einfache und zusammengesetzte, die einfachen in Erden, Konkretionen, Steine und Metalle. Seine Schriften (De ortu et causis subterraneorum, De natura eorum quae affluunt ex terra, De natura fossilium, De veteribus et novis metallis, Bermannus sive de re metallica dialogus) sind noch 1806—12 von Lehmann neu herausgegeben worden. Nach seinem Systeme, welches überhaupt nun für längere Zeit das herrschende wurde, arbeiteten namentlich J. Kentmann (1565), Konrad Geßner (1516—1565), A. Cäsalpin (1596) u. A. Auch die meisten der im 17. Jahrhundert erschienenen Beschreibungen von Mineraliensammlungen haben dieses System zur Grundlage. Die Arbeiten von Bothius de Boot (1609) und Brückmann (1757) beschäftigen sich mit den Edelsteinen. Die früheste Berücksichtigung der chemischen Zusammensetzung der Mineralien und die Benutzung derselben als Eintheilungsprincip geschah von Becher (Physica subterranea, herausgegeben zu Frankfurt 1669 durch Stahl), nach ihm von Hiärne, M. von Bromel, Pott (1716), Henkel (Pyritologia, 1725) ꝛc. Während Buffon (1707—1788) in seiner Weise ausführliche Mineralbeschreibungen ohne systematische Ordnung gab, brachte Linné (1707—1778), der besonders durch genaue Bestimmung der Krystalle sich verdient machte, nach ähnlichen Grundsätzen wie die übrigen Naturkörper auch die Mineralien in ein System. Zu gleicher Zeit machte Wallerius in Upsala (1707—1785) den ersten Versuch zu einer Terminologie und gründete sein System anfangs (Systema mineralogicum, 1722) zwar nur auf die äußeren Kennzeichen der Mineralien, später (Einleitung ins Mineralreich, 1747) zugleich auch auf die chemischen und physikalischen Verhältnisse derselben. Der wenig jüngere Cronstedt in Stockholm (1722—1765) entwarf das erste rein chemische Mineralsystem (Versuch einer Mineralogie, 1758) und bediente sich zur Untersuchung der Mineralien zuerst des Löthrohrs (welches freilich nach Einigen erst 1772 von Engeström erfunden worden seyn soll) u. schmelzbarer Reagentien. Neben der Verbesserung vieler Fehler in der Systematik vereinigte er die Erden und die Steine, wies aber dafür die gemengten Mineralien oder Gebirgsarten, die Versteinerungen und die Naturspiele aus dem Gebiete der M. hinaus. Unter seinen chemischen Entdeckungen ist besonders die des Nickels zu erwähnen. Nunmehr erschienen schnell zahlreiche systematische Darstellungen des Mineralreichs, wie von Valmont de Bomare, Vogel, Baumer, Gmelin, Brunnich, Scopoli, Gerhard u. A., während Scheele († 1786) und Bergmann († 1784) die Wissenschaft durch chemische Analysen bereicherten, indem namentlich Bergmann, der sein Verfahren in seiner Commentatio de tubo ferruminatorio ejusdemque usu in explorendis corporibus praesertim mineralibus, Wien 1779, beschrieb, die meisten damals bekannten Mineralien auf die schon von Cronstedt angewandten Reagentien prüfte, ihr Verhalten angab u. auch die zu Löthrohruntersuchungen nöthigen Instrumente wesentlich verbesserte. Gahn, Bergmanns Landsmann und früherer Gehülfe führte diese Art der Untersuchungen der Mineralien auf einen noch höheren Grad der Vollkommenheit. Ungeachtet solcher und so vieler Vorarbeiten und der zahlreichen Mineralsysteme, welche in kurzer Zeit nach einander erschienen waren, gebrach es der Wissenschaft doch noch immer an Methode, ihrer Sprache an Bestimmtheit und namentlich fehlten gute Mineralbeschreibungen, indem sich diese bisher immer nur auf Angabe der Bestandtheile, Aufzählung einiger vermeintlicher Hauptkennzeichen u. Angabe des Gebrauchs beschränkt hatten. Die scharfe und vollständige Auffassung und die richtige Darstellung der wesentlichen Kennzeichen wurde noch in allen mineralogischen Schriften vermißt. Die nothwendige Reform

die Feststellung des Werthes der äußeren Kennzeichen und ihres richtigen Gebrauchs bei der Mineralbestimmung ward begonnen mit dem Büchlein: „Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien", von Abraham Gottlob Werner, Leipzig 1774.

Mineralogisch heißt Alles, was zur Betreibung des Studiums der Mineralogie gehört oder was aus diesem Studium resultirt, z. B. mineralogische Apparate (Sammlungen, nämlich terminologische oder morphologische, systematisch-methodische, von Krystallen, von Schaustücken 2c., Mikroskop, Gonyometer verschiedener Art, Hämmer und Meisel, Porzellanbisquitplatten, Glasplatten, Theodolit, Glasprismen, Doppelspathrhomboëder, Dichroskop, achromatisirte Doppelspathprismen, Nicholls Prisma, Polarisationsinstrumente, Turmalinplatte, Turmalinzange, Quarzprisma, Iriskop, Härteskale, Feile, Messer, Feuerstahl, hydrostatische Wage, hydrostatische Glascylinder, Aräometer, Magnetstab, Magnetnadel, elektrische Nadel, Pyroelektricitätsapparat, Spirituslampe und isolirte Zange, voltaische Säule, thermoelektrische Nadel, Löthrohrapparat, Smirgel 2c.), mineralogische Literatur (s. Oryktognosie), mineralogische Exkursionen 2c.

Mineralogische Formeln (Min.) heißen in der Mineralogie die chemischen Formeln, welche durch Hinweglassung des Zeichens für den Sauerstoff oder das Oxyd vereinfacht worden sind. Sie werden kursiv geschrieben, wie z. B. *Ca Si* für $\dot{C}a\ \dot{S}i$ od. $Zr^2\ Si^3$, d. h. eine Verbindung von Zirkon- und Kieselerde, deren Oxydationsstufen sich wie 2:3 verhalten.

Mineralogische Geographie (Min.), nach Werner ein Theil der Mineralogie, die Lehre vom Vorkommen und von der Verbreitung der Mineralien über die Erde. Ihr Inhalt bezieht sich theils auf die Verbreitung der Gebirgsarten, was der Geognosie angehört, theils auf die Fundorte der einzelnen Mineralien. Diese letztere Lehre wird jetzt meist als mineralogische Topographie bezeichnet.

Mineralogische Krystallographie (Min.) ist die Krystallographie, die nur die wirklich in der Natur vorkommenden Formen und zugleich die physische Beschaffenheit der in ihnen auftretenden Körper berücksichtigt. Sie unterscheidet sich dadurch von der mathematischen Krystallographie, welche alle mathematischen Verhältnisse der Krystallformen in abstrakto betrachtet und konstruirt.

Mineralogische Topographie (Min.), s. v. a. die Lehre von den Fundorten der einzelnen Mineralien, s. Mineralogische Geographie.

Mineralphysik (Min.), s. v. a. Oryktophysik, s. Oryktognosie A. II.

Mineral-pitch (engl., Min.), s. v. a. Asphalt oder Erdpech, (s. d.).

Mineralquellen, s. Mineralwässer.

Mineralreich, Inbegriff aller Mineralien im Gegensatz zum Pflanzen- und Thierreich, vgl. Naturreich.

Mineral-resin, yellow (engl., Min.), s. v. a. Bernstein, (s. d.).

Mineralsäuren, 1) (Min.), nach Oken zerfallen in Erzsäure (Arseniksäure), Brenzsäure (Schwefelsäure), Salzsäure (Boraxsäure), Erdsäure (Flußspathsäure); — 2) Chem.), heißen im Allgemeinen alle nicht durch organische Thätigkeit erzeugte Säuren, die also entweder in Mineralien angetroffen oder durch Kunst aus mineralischen Stoffen dargestellt werden. Gewöhnlich und speciell bezeichnet man aber mit jenem Ausdruck die stärkeren unorganischen Säuren: Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und Phosphorsäure.

Mineralsaure Mittelsalze (Min.), nach Oken die erste Gruppe der Mittelsalze, s. Salze.

Mineralsaure Salzsalze (Min.), nach Oken die erste Gruppe der Salzsalze, s. Salze.

Mineralschlamm (Balneol.), s. Bad und die einzelnen Badeorte, in welchen sich Mineralschlammbäder befinden, wie Albano, Acqui, Eilsen, Nenndorf, Fiestel, Franzensbad, Marienbad, Gleißen, Herrmannsbad u. A.

Mineralseifen (Min.), nach Oken s. v. a. Irdseifen, (s. d.).

Mineralsubstanz (Min.), auch bloß Substanz, nach Hausmann in der Mineralogie die Gattungen und Arten, um eben diese Ausdrücke, die nach ihm bloß von organischen Wesen gebraucht werden sollen, zu vermeiden.

Mineralsysteme (Min.), s. Oryktognosie, B. II.

Mineraltalke (Min.), nach Oken s. v. a. Irdtalke, (s. d.).

Mineral-Tallow (engl., Min.), auch Mountain-Tallow, s. v. a. Bergtalg, vergl. auch Hatchetin.

Mineralthone (Min.), nach Oken s. v. a. Irdthone, (s. d.).

Mineraltürkis (Min.), s. v. a. echter Türkis, s. Kalait.

Mineralturpeth hieß früher das basische schwefelsaure Quecksilberoxyd wegen seiner gelben, der Turpethwurzel ähnlichen Farbe, und weil man auch eine gewisse Aehnlichkeit in der Wirkung gefunden zu haben glaubte.

Mineralvitriole (Min.), nach Oken s. v. a. Irdvitriole, (s. d.).

Mineralwässer, (Heilquellen, Aquae minerales, Fontes saterii, Fontes medicati, franz. Eaux minerales, engl. Mineral Waters, Balneolog.), im allgemeinen Sinne alle Arten von Wässern, deren man sich zu Heilzwecken bedient; im engern Sinne aber diejenigen, welche vermöge ihrer Eigenschaften für solche Zwecke am geeignetsten scheinen. Zu den M.n gehören also: das Meerwasser, das Wasser aller Quellen, in so fern man sich derselben als Heilmittel bedient oder im engern Sinne, in so fern sie eine besonders hohe oder niedere, überhaupt aber wenig schwankende Temperatur, einen hohen Grad chemischer Reinheit oder einen Gehalt an arzneikräftigen Gasen, Salzen und dergleichen besitzen, so wie überhaupt alle Lösungen mineralischer Stoffe in einem großen Ueberschusse von Wasser, die man zur Herstellung von Kranken durch Baden oder Trinken benutzt. — In frühern Zeiten, wo die

Untersuchung der Bestandtheile eines Wassers auf keine Weise genügend ausgeführt werden konnte, war die Bezeichnung Heilquelle oder M. lediglich davon abhängig, daß man sich eines Wassers zu Heilzwecken bediente, wie sich dies an einer großen Anzahl durchaus unbedeutender aber unter dem Einflusse besonderer Umstände zu Ruf gekommener Wässer nachweisen läßt, die gegenwärtig vergessen sind und keine Beachtung verdienen. — In der jüngsten Zeit dagegen ist der Begriff von Heilquellen wieder thatsächlich auf eine größere Anzahl von Quellen ausgedehnt worden, denen durchaus keine anderen als die allgemeinen Eigenschaften des Wassers und eine, ihrem Ursprungsorte entsprechende, ziemlich niedrige Temperatur von etwa 4—8° R. zukommt. Es sind dies diejenigen Quellen höher oder nördlicher gelegener Orte, welche, an der Grenze der Temperaturschwankungen entspringend, die mittlere Wärme ihres Quellortes mit der bekannten Beständigkeit an sich tragen und, vermöge besonders zu ihrer Benutzung eingerichteter Anstalten (Kaltwasserheilanstalten) zur Ausführung einer eigenthümlichen Methode angewendet werden. Die Berücksichtigung dieses Umstandes ist es zunächst, welche zu einer Auffassung des Begriffes von Heilquellen im weiteren und engern Sinne, oder, wenn man lieber will, zu einer Unterscheidung zwischen Heilquellen und M. nöthigt.

Eigenschaften der Heilquellen. Das Aussehen der Heilquellen ist stets das einer wässrigen Flüssigkeit. Die Abweichungen, welche hierin vorkommen, sind, bei unzersetztem Zustande der Wässer, fast ausschließlich abhängig von der Anwesenheit freier Gase, welche bei dem gewöhnlichen Luftdrucke aus der Flüssigkeit entweichen und ihr dadurch ein perlendes Ansehen geben. Diese Gase treten, wo sie vorhanden sind, aus dem Wasser bald in feinen Bläschen, bald in größeren Blasen hervor, sie geben der Flüssigkeit das Ansehen, als ob sie kochte, und veranlassen auf dem Wasserspiegel häufig eine unaufhörliche Bewegung. Die Färbungen der Wässer, in sofern sie weder von Lichtbrechungen, welche ihre Ursachen in der Beschaffenheit des Bodens und der umgebenden Gegenstände haben, noch von fremden Körpern, Infusorien, aufgelösten Farbstoffen oder mechanisch beigemengten Theilchen herrühren, sind, so lange keine Zersetzungen vorkommen, selten eigenthümlich, und schwanken vom Meergrün zum farblosen Krystallhell, wie es in den Wassermengen, zum Theil aber auch in der Menge und Art der aufgelösten mineralischen Bestandtheile begründet ist. — Finden dagegen in dem Wasser, sobald es an die Oberfläche tritt, Zersetzungen Statt, vermöge deren bis dahin aufgelöste Theile sich niederschlagen, so bilden sich in dem Wasser oft milchähnliche Streifen, wie man sie besonders in den nach Schwefelwasserstoffgas riechenden, stickstoffhaltigen Quellen bemerkt. Ein ähnlicher Anschein von Trübung kann jedoch auch durch eine sehr gedrängte Entwicklung kleiner Gasbläschen hervorgebracht werden, welche vom Grunde zur Höhe aufsteigend, das Wasser strichartig durchziehen. Der Geschmack der Heilquellen hängt von ihrem Gehalte an flüchtigen und festen Theilen, einigermaßen aber von ihrem Wärmegrade ab. Er schwankt daher von einer gänzlichen Indifferenz, welche bei höheren Wärmegraden mit einer entschiedenen Fadheit des Wassers verbunden ist, bis zu einem scharfen Prickeln von vorherrschender Kohlensäure, einem hohen Grade von Salzigkeit, salinischer Bitterkeit, schwefelhafter, metallischer oder erdiger Eigenthümlichkeit; er ist bei niederer Temperatur und stärkerem Gasgehalte erfrischend, angenehm, der eigenthümliche Geschmack der gelösten Stoffe aber tritt bei höheren Wärmegraden mehr in den Hintergrund, als bei niederen. — Die meisten Heilquellen sind geruchlos. Heiße salinische Lösungen erhalten einen besonderen, dem der Hühnerbrühe zu vergleichenden Geruch; freies Schwefelwasserstoffgas u. verflüchtigtes Brom gibt sich ebenfalls in diesem Sinne mit mehr oder minder entschiedener Deutlichkeit zu erkennen. Auf dieser Ursache, so wie auf der Zersetzung organischer Stoffe beruht auch der aus dem Meere der Luft mitgetheilte Geruch. Dem Gefühle zeigen die Quellen sich als kalte, gemäßigte od. heiße in allen Abstufungen von der Nähe des Frostpunktes bis zum Kochpunkte, welche jedoch nur wenige erreichen. Die heißesten in Deutschland sind die von Burtscheid (62° R.), in Frankreich di von Ax (62° R.), und von Lamotte (64° R.); in England die von Bath (37° R.), in Spanien die von Calbas de Monfluy (65° R.), in Portugal die von San Pedor Doful mit (54° R.), in Italien die dem Kochpunkte zunächst stehenden Quellen auf Ischia, in Ungarn die von Postyén (51° R.), in Griechenland wahrscheinlich die von Aidipsa, deren wärmste Quellen 75° zeigen und bei nur geringem Graben kochend hervorsteigen; in Rußland die Alexandersquelle von der Beschtangruppe des Kaukasus (40° R.) und die am Fuße des Klitscherkaja — Jopka entspringende Quelle von Malka in Kamtschatka, mit einer dem Kochpunkte genäherten Temperatur. — Sehr kalte Quellen gibt es überall, wo die mittlere Bodentemperatur auf einen sehr niedrigen Grad fällt, also in den nördlichen Ländern und auf den der Schneegrenze genäherten Erhebungen; diejenigen, welche aus schmelzendem Eise, Gletschern und Schneefeldern ihren Ursprung nehmen, nähern sich dem Frostpunkte. Die Eigenschwere der Heilquellen verändert sich, je nach der Menge ihrer festen Bestandtheile von einer dem Gewichte des destillirten Wassers sehr nahe stehenden Größe bis zu einem specifischen Gewichte von 1, 2 . . . . und darüber. Dieses höchste Gewicht wird nur von den Soolquellen und von einigen, unter eigenthümlichen geologisch-klimatischen Verhältnissen sich befindenden stehenden Wässern erreicht, wie von denen des todten Meeres, das nach verschiedenen Angaben 1,21 bis 1,24 wiegt, des Sees Urmia (1,18) und weniger andern. — Die Wassermenge der Heilquellen ist ebenfalls ungemein verschieden und wechselt von wenigen Kubikzollen bis zu vielen tausend Kubikfuß im Tage u. s. w.; jedoch ge-

hört zu dem Begriffe einer Heilquelle, daß sie dem Bedürfnisse der Trinkenden oder Badenden Genüge leiste. Dies würde, unter gewöhnlichen Umständen, auch die unbedeutendste Quelle, wenigstens Trinkquelle, vermögen; da aber eine große Anzahl von Quellen bei der Berührung mit der Luft sehr schnell chemischen Veränderungen ausgesetzt ist, die ihre Wirkungen wesentlich abändern, u. nicht erlauben, das Wasser vorrathsweise anzusammeln, so sind allzu spärlich strömende Quellen zur Benützung als Heilquellen nicht geeignet. Es gibt Quellen, welche abwechselnd versiegen und wieder erscheinen, andere, welche in ganz kurzen Absätzen verschwinden, oder doch tief niedersinken, um sich dann pulsartig wieder zu erheben; der Einfluß der Jahreszeiten auf die herausgeförderten Wassermengen macht sich ebenfalls bei den ununterbrochen strömenden (permanenten) Quellen geltend, obgleich er nicht so auffallend als bei den periodischen hervortritt.

Bestandtheile der M. Alle in der Erdrinde vorkommenden, durch Wasser von der Temperatur zwischen 0 und 80° löslichen Stoffe, so wie alle Diejenigen, welche vermöge der Anwesenheit dieser löslichen Stoffe im Wasser noch aufgelöst erhalten werden können, sind fähig, Bestandtheile der Quellen zu bilden. Diejenigen Stoffe, welche am häufigsten in der Erdrinde vorkommen und am leichtesten unmittelbar löslich sind, bilden auch die gewöhnlichsten Bestandtheile der M. Die Elementarstoffe, aus denen sich die Bestandtheile vorzugsweise zusammensetzen, sind folgende:

elektronegative	elektropositive
Sauerstoff,	Kalium,
Schwefel,	Natrium,
Stickstoff,	Lithium,
Fluor,	Ammoniacum,
Chlor,	Baryum,
Brom,	Strontium,
Jod,	Calcium,
Phosphor,	Talcium (Magnesium),
Bor,	Aluminium,
Kohle,	Manganesium,
Kiesel,	Eisen.
Wasserstoff.	

Es gibt nur wenige Quellen, welche neben diesen Elementarstoffen noch einen oder den andern nicht genannten enthalten. Dies erklärt sich theils aus der Seltenheit des Vorkommens einer Menge von irdischen Stoffen, wie des Beryllium, Yttrium, Cirkonium und der verwandten Erden bildenden Metalle, theils aus der schweren Oxydirbarkeit der edlen Metalle, unter denen Gold, Osmium, Iridium, Platin, Rhodium, Palladium, Quecksilber, Silber und Uran bis jetzt niemals in irgend einer Verbindung in Wasser aufgelöst gefunden worden sind. Dagegen werden Zinn, Blei, Kupfer (Kobalt, Nikkel?), Zink allerdings als Bestandtheile der M. nicht ganz vermißt, und eben so findet man bisweilen einige seltener vorkommende elektronegative Körper, wie namentlich das Arsenik, wahrscheinlich aber auch Chrom, Molybdän, Antimon an geeigneten Oertlichkeiten im aufgelösten Zustande vor, ohne daß doch dieses Vorkommen eine Bedeutung für die Heilquellenlehre erhalten könnte. Außer dem Sauerstoffe und Stickstoffe findet sich keine einzige Substanz im elementarischen Zustande in den Wässern aufgelöst. Mechanische Beimengungen, z. B. von reducirtem und abgesetztem Schwefel, gehören nicht hierher. Unter den Verbindungen zweier elementarischer Stoffe, die als eigenthümliche nähere Bestandtheile der Heilquellen gelten können, ist zunächst das Wasser selbst, als das Konstituens dieser Reihe von Mitteln zu nennen. Bloßes Wasser, mit einiger darin aufgelösten Luft und ohne alle andere Bestandtheile findet sich zwar auf der Erde im natürlichen Zustande nirgends vor; indessen gibt es eine Anzahl Quellen, welche sich dieser Beschaffenheit in dem Maße nähern, daß die Summe der anderweitig darin vorkommenden Verbindungen sich zu dem Gesammtgewichte nur in den Verhältnissen von 1: 2000 bis 1: 10,000 findet. Unter diesen Umständen betrachtet man das Wasser vom ärztlichen Standpunkte aus als chemischrein oder indifferent, es sey denn, daß der noch vorkommende Bestandtheil einen so hohen Grad von Arzneikraft besitze, daß man ihm noch in diesen geringen Mengen eine gewisse Wirksamkeit zuschreiben müsse. Der Schwefel findet sich frei sowohl als Schwefelsäure wie als Schwefelwasserstoff in M.n vor. Der erstere Fall ist ein seltener, welcher keinen Einfluß auf die Lehre von den M.n üben kann. Das Vorkommen von Schwefelsäure steht in der Regel im Zusammenhange mit vulkanischen Erscheinungen; die berühmtesten Beispiele dieser Art sind das des schwefelsauren Wassers, welches von dem ausgebrannten Vulkane Idienne auf Java herabfließt, so wie des vom Vulkan Purage herabströmenden, durch von Humboldt bekannten Essigflusses (Rio Vinagre). In Deutschland ist ein einziger Fall bekannt, wo Schwefelsäure zwar nicht unmittelbar in der Quelle, aber doch an ihrer Ursprungsstätte frei hervortritt, es ist dies in dem Kessel der Römerquelle zu Baden bei Wien, wo diese Säure, aus dem entweichenden Schwefelwasserstoffe gebildet, den Thonschiefer der Wände in Alaun und Eisenvitriol verwandelt und selbst noch im Ueberschusse abtropft. Die Anwesenheit dieser freien Säure kann nur neben dem seltenen Mangel an bindenden Basen bestehen. Freies Schwefelwasserstoffgas ist dagegen ein häufigerer Bestandtheil der M.; obwohl es nicht überall, wo sein Geruch die Atmosphäre um das Wasser erfüllt, im freien Zustande in diesem vorhanden, ja überhaupt in der Mehrzahl der Fälle ein Zersetzungserzeugniß von Sulphureten, Sulphaten oder Sulphhydraten ist, die sich im Wasser vorfinden. — Weder die Oxyde, noch die Wasserstoffverbindungen des Stickstoffes finden sich im freien Zustande in den M.n vor, obwohl Salpetersäure und Ammoniak in Verbindung mit andern Stoffen darin nicht fehlen. — Chlorwasserstoffsäure, als ein nicht ganz seltenes vulkanisches Produkt, kann vielleicht auch im freien Zustande in einigen Wässern angetroffen werden, jedoch sind Fälle dieser Art nicht bekannt. — Die Kohlensäure findet sich dagegen als einer der häufigsten Bestandtheile der

Quellen frei in denselben vor. Bisweilen, besonders in der Nähe der Steinkohlenformation und in den in ihr entspringenden Salzquellen, trifft man auch Kohlenwasserstoffgas als einen freien Mischungsbestandtheil der Wässer. Hiermit im Zusammenhang steht ferner das Vorkommen von Naphthen und Erdharzen, entweder als selbstständigen Quellen oder auf Wasserquellen schwimmend. Während die Kohlensäure zu den wichtigsten Stoffen in den Heilquellen gehört, erlangen die anderen Kohlenwasserstoffverbindungen durchaus keine wesentliche Bedeutung, obwohl Europa nicht arm an Asphaltquellen ist. Am häufigsten kommen diese jedoch in Centralasien und Indien vor, wo sie zu technischen Zwecken benutzt werden (Naphthaquellen von Balkh, Baku, Birma, bei Rainanghong, Farghana am bengalischen Meerbusen u. s. w.); auch in Amerika fehlen sie nicht. — Die Kieselsäure wird gewöhnlich in den Analysen als ein für sich vorkommendes Oxyd aufgeführt. Jedoch ist es wahrscheinlicher anzunehmen, daß sie in diesem löslichen Zustande sich, in der Mehrzahl der Fälle, in irgend einer Verbindung mit den alkalischen, erdigen oder metallischen Substanzen der Heilquellen befinde. — Unter den elektropositiven Körpern befindet sich kein einziger in den M.n im Zustande eines unverbundenen Oxydes. Nur die Thonerde wird als ein Bestandtheil solcher Art öfter aufgeführt; sie dürfte aber gleichfalls schwerlich anders als in Verbindung mit einem Oxyde der vorgenannten Säure bildenden Radikale vorkommen. — Außer den hier genannten Verbindungen zweier elementarischen Körper, welche in M.n vorkommen, gibt es noch einige andere, welche der chemischen Theorie der Gegenwart nach eben so betrachtet werden müssen. Es gehören hierher zuerst die Schwefelmetalle, namentlich die Verbindungen des Schwefels mit Kalium, Natrium, Kalcium, Eisen u. s. w., welche sich von den Amphidsalzen des Schwefels bekanntlich dadurch unterscheiden, daß sie im wasserfreien Zustande nur Analoga der Oxyde der elektropositiven Metalle bilden. Die Anwesenheit dieser Stoffe in einem Mineralwasser gibt ihm die Eigenschaft, unter Zusatz von Säuren Schwefelwasserstoffgas zu entwickeln, wobei in der Regel Antheile von Schwefel reducirt werden, obwohl dies bei den einfachen Verbindungen des Schwefels und Kalium (K' und K'') in vollkommen reinem Zustande nicht der Fall ist. Die in den M.n vorkommenden Schwefelungsstufen der Metalle und ihrer Schwefelsalze sind überhaupt noch nicht gehörig untersucht, was wohl hauptsächlich daher rührt, daß man sich mit der Nachbildung von Schwefelwässern noch niemals wissenschaftlich beschäftigt hat. Das Vorkommen dieser Stoffe in deutschen Heilquellen ist zugleich seltener, als man aus der Häufigkeit der für mineralische Quellen gebrauchten Bezeichnung „Schwefelwasser oder Schwefelquellen" schließen möchte, und die Ursache jenes öfteren Gebrauches dieses Namens liegt wiederum in einem Zersetzungsvorgange, welchem die Auflösungen schwefelsaurer Salze unter Zutritt organischer Substanzen unterworfen sind. Im Grunde aber verdienen nur diejenigen Wässer den Namen Schwefelquellen, welche entweder freies Schwefelwasserstoffgas, oder ein Schwefelmetall, wie Schwefelnatrium, Schwefelkalcium u. dgl., oder endlich ein Schwefelsalz, wie schwefelwasserstoffsaures Schwefelnatrium (Sulphhydras natricus) u. dgl. enthalten. — Dagegen sind die, ebenfalls aus zwei einfachen Stoffen gebildeten Haloidsalze zu den häufigsten Bestandtheilen der M. zu zählen. Es gehören hierher vorzüglich die Chlorverbindungen der Alkalien und Erden, seltener der Metalle, so wie die Verbindungen mit Fluor, Brom und Jod, wo diese Stoffe vorkommen. Diese Salzbildungen werden, soviel bekannt, niemals als Sauerstoffsäuren in Verbindung mit Oxyden im Wasser angetroffen, wie es auch vermöge der chemischen Natur jener Sauerstoffsalze nicht zu erwarten steht. — Alle übrigen in den M.n vorkommenden Verbindungen sind neutrale, theilweise aber auch saure oder basische Sauerstoffsalze, wie sie durch Schwefelsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, Borarsäure, Kohlensäure, nebst der zusammengesetzten Essig- und Kieselsäure einerseits, durch Kali, Natron, Lithium, Ammonium, Baryt, Strontium, Kalkerde, Talkerde, Thonerde und mit den löslichen Sauerstoffverbindungen des Mangans und Eisens gebildet werden können. Zur Uebersicht möge hier noch eine Aufzählung der am gewöhnlichsten angetroffenen Stoffe folgen.

Gasförmige Bestandtheile: Sauerstoff, Stickstoff (atmosphärische Luft), Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas.

Feste Bestandtheile: schwefelsaures, salpetersaures, essigsaures Kali, Chlorkalium, schwefelsaures, salpetersaures, phosphorsaures, boraxsaures, quellsaures, essigsaures, kohlensaures Natron, Lithium, Ammonium; Fluor-, Chlor-, Brom-, Jod-Natrium (=Lithium, =Ammonium); Chlorbaryum und kohlensaurer Baryt; schwefelsaure, salpetersaure, phosphorsaure, kohlensaure Kalk- oder Talkerde, Fluor-, Chlor-, Jod-, Bromkalcium oder Talcium; schwefelsaure, phosphorsaure, essigsaure Thonerde, Chloraluminium, schwefelsaures oder kohlensaures Mangan- und Eisenoxydul, Chloreisen, Chlormangan; quellsaures und kleesaures Eisenoxydul (wahrscheinlich); Schwefelnatrium, Schwefelkalcium und ihre Sulphhydrate.

Entstehung der M. Alle Eigenschaften und Bestandtheile der M. sind abhängig von den Bedingungen ihres Entstehens und Bestehens. Mit diesem Gegenstande muß der Arzt wohl vertraut seyn, wenn er die wahren Gesichtspunkte festhalten will, unter denen die Wirkungen der Quellen auf den Organismus zu betrachten sind. — Wie verschieden auch die Ansichten früherer Zeiten und noch junger Perioden rücksichtlich der Entstehung der M. und der Quellen überhaupt gewesen sind, so stehen doch gegenwärtig wenige wissenschaftliche Theorien fester und durch die Uebereinstimmung sämmtlicher Umstände besser begründet da, als es die

hierher gehörige ist. Alle Quellen nämlich, so wie überhaupt alle aus dem Innern der Erdrinde hervortretenden Wassersäulen, Brunnen, Grundwasser u. s. w. entnehmen ihre Wasservorräthe einem physikalischen Kreislaufe, welcher dadurch bedingt ist, daß das Wasser bei jedem Temperaturgrade der Luft in einer entsprechenden Menge in Dampf (Wassergas) verwandelt wird, der sich wiederum in dem Maße niederschlägt, als die Temperatur unter diejenige fällt, bei welcher das vorhandene Wassergas die Luft sättigt. Auf diesem Processe beruht überhaupt die Fähigkeit der Erdoberfläche, Pflanzen und Thiere zu ernähren, darauf beruht es, daß nicht schon längst alles Wasser in den Meeresbecken, als den tiefsten Stellen der Erdoberfläche, zusammen geflossen ist, und daß selbst die höchsten Gipfel, zu denen niemals flüssiges Wasser empor gestiegen wäre, noch mit Schichten von Schnee und Eis bedeckt sind.

Die Erdschale ist bekanntlich so porös und so durchdringbar für das Wasser, daß diese Flüssigkeit leicht in die Bodenschichten eindringen kann. Dies wird begünstigt durch die zahllosen Ungleichheiten, welche an der Oberfläche Vertiefungen, Rinnen und Spalten bilden, und wenn das Wasser sich in solche eingesenkt hat, so besteht zunächst kein Grund, daß es nicht immer tiefer in die Erdschale hinabfallen sollte. Diesem widersetzt sich aber in der Regel früh die zunehmende Dichtigkeit des Bodens, indem das Wasser bald auf Felsen, bald auf feste und undurchdringliche Lehm- und Thonlagen trifft, über denen es nun stehen bleibt. In dem Maße, als durch neu hinzuströmendes Regenwasser der Druck der Wassersäule mit ihrer Höhe vermehrt wird, streben nun die untersten Schichten diesem Drucke auszuweichen, und das letzte Ergebniß hiervon ist gewöhnlich die Bildung sogenannter kommunicirender Röhren, in denen das Wasser wieder aufsteigt und an irgend einer Stelle unter der Ebene der obersten Zuflüsse zum Vorschein kommt; dies findet überall Statt, wo hinreichende Ungleichheiten des Bodens den Vorgang begünstigen und nur in vollkommenen Ebenen oder Kesseln, wo die Möglichkeit eines Druckes höherer auf niedere Wassersäulen verschwindet, tritt an die Stelle der Quellbildung die Erscheinung des Grundwassers und der Versumpfung.

Je nachdem nun der Widerstand, auf welchen das Wasser trifft, tiefer oder höher gelegen ist, wird die hervortretende Quelle verschiedene Eigenschaften besitzen, die sie von der festen Erdrinde annimmt. Brunnen und oberflächliche Quellen trüben sich bei heftigem Regenwetter, sie sind bald warm, bald kalt; sie werden durch eintretende Trockenheit in der Regel merklich vermindert; kurz sie tragen in ihrer eigenen Beschaffenheit sehr deutlich die Unbeständigkeit zur Schau, welche das Charakteristische der oberflächlichen und atmosphärischen Bewegungen ist.

Dringen die Tageswässer dagegen tiefer ein, so entnehmen sie von den umgebenden Schichten der Erdrinde ein mehr beständiges und gleichmäßiges Verhalten, wie es dem Inneren der Erdschale da zukommt, wo die täglichen und jährlichen Schwankungen der Wärme, der Regen- und Schneemenge und aller anderen atmosphärischen Verhältnisse sich ausgleichen. In einer Tiefe von durchschnittlich etwa 100 Fuß unter der Oberfläche ist es bei uns im Winter so warm als im Sommer, und im Herbste so feucht als im Frühjahr; Wärme und Feuchtigkeit dringen so langsam in diese Tiefe hinab, daß sich der Wechsel der Tage und Jahreszeiten unterwegs ausgleicht. Wenn nun die eingedrungene Feuchtigkeit sich in einer solchen Tiefe sammelt und von hier aus, vermöge der Wirkungen des Druckes, einen Abfluß findet, so wird das hervortretende Wasser Jahr aus Jahr ein fast gleichmäßig warm, und überhaupt von einer wenig veränderten Beschaffenheit seyn. Tiefer hinab wird der Kern der Erde von der ihr inwohnenden Wärme auf jede 125 Fuß um ein Grad des Réaumüre'schen Wärmemessers heißer. Sobald also der Widerstand undurchdringlicher Schichten erst in solchen Tiefen Statt findet, theilt sich die Erdwärme dem eingedrungenen Wasser mit und es tritt mit einer erhöhten Temperatur, als warme Quelle, aus der Tiefe hervor. Diese Umstände begründen zunächst dasjenige, was man die physikalische Beschaffenheit einer Quelle nennt. Aber die Natur des Bodens, in welchen die Luftniederschläge eindringen, ist auch chemisch verschieden und es entstehen hieraus andere Eigenthümlichkeiten der Quellen, welche ihre Mischung betreffen.

Die meisten Bodenarten enthalten verhältnißmäßig nur wenige Bestandtheile, welche vom durchsickernden Regen- oder Schneewasser, oder von der aufsteigenden Quelle gelöst und so zu Tage geführt würden. Wo das Wasser durch eine Vegetationsdecke hindurchtritt, findet es allerdings die Produkte der Zersetzung von Pflanzenstoffen zum Theil in löslichen Verbindungen vor; aber die stärkere Verwandtschaft der Wurzelfasern zu den aufgelösten Substanzen nimmt diese Produkte wieder aus dem Wasser zurück, um sie zur Ernährung des Pflanzenindividuums zu verwenden. Dies geschieht in um so höherem Grade, je dichter die Humusdecke ist, je mehr also das Durchsickern des atmosphärischen Wassers verlangsamt wird. Ist dagegen diese Decke nur schwach und der Boden durchfällig, so enthält er auch weniger lösliche Stoffe und diese werden bei der Schnelligkeit, mit welcher das Wasser hindurchdringt, nicht in gleichem Maße gelöst. Ein nackter Boden endlich bietet von solchen Produkten nichts dar. — Auch das thierische Leben hat seinen Antheil daran, daß von organischen Substanzen so wenig in die Tiefe hinabdringt. Zahllose Infusorien befreien die oberflächlichen Wasseransammlungen von den Extraktivstoffen und vegetabilischen Säuren, die sich darin anhäufen würden. Die Reste dieser Lebensthätigkeit bleiben entweder, wie Panzer und Schalen, in einem unlöslichen Zustande zurück, oder sie verwandeln sich, wie es größtentheils geschieht, in gasförmige, nach oben entweichende Produkte. Wenn das Wasser in größere Tiefen dringt, in jene Schichten, worin erfahrungsgemäß keine löslichen organischen Substanzen mehr angetroffen werden, so

verlangsamt sich seine Bewegung vermöge des zunehmenden Widerstandes dichterer Schichten, welcher nur durch den verstärkten Druck von oben überwunden wird. Indem es nun so allmählig durch die feinsten Spalten und Risse der Gesteine hindurchdringt, wird es alles Lösliche aufnehmen, welches es antrifft. Treibt es sich z. B. durch einen salzführenden Thon, durch ein Mergellager oder ein weniger dichtes und leichter verwitterbares vulkanisches Gestein hindurch, so empfängt es von diesen die Chlorate, Sulphate und alkalischen Salze, welche von dort aufzunehmen sind. Geht es durch Gyps- oder Kalkfelsen, durch Gneis, Granit u. dgl. hindurch, so nimmt es von diesen nur wenig auf, weil solche Mineralien nur im geringeren Verhältnisse in reinem Wasser löslich sind. Trifft es aber in größerer oder geringerer Tiefe auf Erdstellen, wo aus irgend einer der möglichen Ursachen dieses Processes kohlensaures Gas zur Flüssigkeit hinzutritt, oder wo schweflicht saure Dämpfe entwickelt werden, oder Schwefelwasserstoffgas im Innern vorhanden ist, so werden hierdurch die Löslichkeitsverhältnisse gegen alle übrigen Mineralien umgewandelt. Insbesondere findet dies Statt bei der Kohlensäure, deren Anwesenheit allein hinreicht, selbst aus Gesteinlagern von der härtesten und unlöslichsten Zusammensetzung die Bestandtheile der M. auszulaugen. Dieser Umstand ist durch die sogenannten Auslaugungsversuche erwiesen, Versuche, bei denen Mineralien verschiedener Art in Cylindern mit kohlensaurem Wasser von der Spannung einer oder mehrer Atmosphären behandelt wurden. Durch diese mit Recht berühmten sinnreichen Versuche hat Struve, der geniale Erfinder der Nachbildung der M., gezeigt, daß man sowohl aus im engeren Sinne vulkanisch genannten Gesteinen, als auch aus gemengten Gebirgsarten Wasser von einer, derjenigen der M. entsprechenden Konstitution gewinnen könne. Er hat zugleich gezeigt, daß das auf solchem Wege gewonnene Wasser mit demjenigen, welches aus demselben Gesteine und ebenfalls mit einem Gehalte von Kohlensäure entspringt, möglichst überein komme. Die auf diese Art erlangten Beweise heben jeden Zweifel über die Art der Entstehung der M. durch Auslaugung und gewähren der sogenannten Auslaugungstheorie den Rang einer wissenschaftlichen Thatsache. Diejenigen Einwendungen, welche man früher aus der Menge des von vielen Quellen zu Tage geführten Wassers und der darin enthaltenen Salze hernehmen wollte, erweisen sich bei näherer Betrachtung als gänzlich ungegründet. Schon Dalton hat gezeigt, daß in England jährlich durch Regen und Schnee über 4 Billionen Kubikfuß Wasser abgesetzt werden, indeß alle Abflüsse des Fluß- und Quellwassers ins Meer nicht mehr als gegen 1,320,000 Millionen Kubikfuß betragen, das Uebrige also, welches wieder verdunstet, den bei Weitem größten Theil bildet. Aus einer Berechnung von Munke ersieht man, daß bei einer Fläche von nur 500 Fuß Halbmesser oder gegen 785,400 Quadratfuß eine Regenmenge von der geringen Höhe von 18 Zoll jährlich dem Boden in dieser Zeit die Summe von 1,178,100 Kubikfuß Wasser gewährt, vermittelst dessen eine Quelle gespeist werden kann, die täglich 3,227 Kubikfuß oder in der Stunde 3410 Quart Wasser ergießt. Bei der Annahme, daß die karlsbader Quellen täglich 192,726 Kubikfuß Wasser liefern, bedarf es also nur einer 60 Mal so großen Oberfläche, oder eines Landstriches von 220 Morgen, den Morgen zu 25,920 Quadratfuß. Dies ist ein geringer Strich Landes, etwa von dem Umfange eines hübschen Bauerngutes. Würde aber alles Wasser des karlsbader Thales zur Bildung seiner Thermalquellen verwendet, ginge nicht der größte Theil derselben durch Verdunstung verloren, während ein andrer mit der Tepel abfließt, so würde nicht der Reichthum, sondern die Armuth der Quellen an Wasser zu verwundern seyn.

Was hier von der Wassermenge gesagt ist, gilt eben sowohl von der Menge der darin aufgelösten Bestandtheile. Berechnungen von vollkommener Zuverlässigkeit zeigen, daß die Auslaugung einer Quadratmeile Oberfläche auf eine Tiefe von tausend und mehren Fuß selbst für die reichhaltigsten Quellen erst ein Werk vieler Jahrtausende seyn kann, wenn die Lager nur einigermaßen entsprechend ergiebig sind. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß es wirklich keine Quellen gebe, welche Veränderungen und Verluste in ihren Bestandtheilen erlitten hätten. Die Geschichte vieler aufgegebenen Soolquellen, der thatsächliche Wechsel in ihren Salzmischungen und die Unbeständigkeit, welche der Mischung sehr vieler und bedeutender Heilquellen eigen ist, sprechen hiervon genugsam. Alle festen Punkte der Beobachtung, sowohl was die Mischung, als was die Temperatur der M. angeht, sind außerdem so jung, genaue Wärmemessungen vor 1740 nur kaum, genaue Analysen vor 1818 nur in seltenen Ausnahmen vorhanden, daß damit alle Stütze solcher Behauptungen verloren gehen muß, die über gänzlich unerweisliche Umstände mit einer Zuverlässigkeit aufgestellt werden, als hätten die Behauptenden selbst ein paar Jahrtausende neben den Quellen gestanden. Das Nähere über diese Gegenstände s. bei Struve (Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen), Bischof (Die vulkanischen Mineralquellen in Deutschland und die Wärmelehre des Inneren unseres Erdbodens) und Vetter (Heilquellenlehre: Annalen der struvi'schen Brunnenanstalten).

Eintheilung der M. Als Heilmittel betrachtet, wäre es allerdings das Zweckmäßigste, die M. nach ihrer Wirkung einzutheilen. Aber es geht damit, wie mit den pharmakodynamischen Begriffen überhaupt, die Wirkung ist nichts so Absolutes, daß man sie in allen Fällen recht benutzen könnte, und Niemandem ist es noch gelungen, in eine solche Art von Eintheilungen irgend eine Folgerichtigkeit hereinzubringen. Denn das eine Mal, wo man z. B. von Narkoticis, Tonicis oder Alterantien spricht, hebt man doch immer nur ein Hauptsymptom der Wirkung hervor, wobei es geschehen kann, daß das Narkotikum keine Narkosis, das Tonikum keine Stärkung und das Alterans keine Umstimmung

erregt und im konkreten Falle selbst erregen soll; woraus eben so klar wird, daß die Mittel dieser Klassen auch noch andere als die dort bezeichneten Eigenschaften und diese selbst keineswegs absolut besitzen. Das andere Mal dagegen spricht man von ernährenden, öligen, schleimigen Stoffen, als ob diese Kategorien von gleicher Art mit den vorigen wären. Da nun außerdem die Bestandtheile der M. für sich ebenfalls in verschiedenen Abtheilungen der Arzneimittel zerstreut sind, so scheint es bei einer speciellen Betrachtung derselben angemessener, den reinen pharmakodynamischen Gesichtspunkt aufzugeben oder vielmehr einem anderen unterzuordnen.

Man zieht daher mit Recht die physikalisch-chemische Eintheilung jener vor. Dies ist aber eine kombinirte Eintheilung und die Nothwendigkeit, sie so zu betrachten, erhellt aus einer einfachen Berücksichtigung des Punktes, daß unter allen Eigenschaften der M. der Grad ihrer Erwärmung vielleicht die einflußreichste ist. Denn wenn gleich z. B. der Unterschied zwischen Karlsbad u. Marienbad weniger groß ist, als der zwischen Karlsbad und Wiesbaden und Gastein, so macht doch der Umstand, daß der Sprudel über 50 Grad heißer ist als der Kreuzbrunnen, zwischen ihnen einen so wesentlichen Unterschied, daß eine Zusammenstellung beider nicht gerathen erscheint; um so weniger, da nächstdem sehr viele Erscheinungen, welche allen kalten oder allen heißen Quellen gemein sind, schon an sich zu einer besonderen Darstellung oder Gruppirung aufzufordern scheinen.

Das beste Princip hierbei ist also die Eintheilung nach der chemischen Konstitution, wobei in jeder Klasse wieder die Thermen von den Lau- und Kaltwässern unterschieden werden. Um jedoch auch hierbei jeder möglichen Täuschung aus der systematischen Anordnung vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in einer großen Anzahl von Heilquellen die Wirkung des einen Bestandtheils dergestalt überwiegt, daß man ihn für das Hauptmittel (Basis) der Mischung erklären kann, in anderen dagegen zwei und mehre Bestandtheile sich im vollkommensten Gleichgewichte erhalten, so daß man keinem derselben vorzugsweise die Bestimmung der Wirkung zuschreiben kann. Hier hilft man sich dann entweder durch zusätzliche Beiwörter (Unterordnungen), oder durch Errichtung eigener Abtheilungen.

Immer bleibt jedoch noch ein quantitatives Verhältniß zu berücksichtigen, das auf der oben bezeichneten großen Verschiedenheit in der Menge des Quellgehalts beruht. Wenn dieselbe Menge von Salzen gleicher Art, in dem einen Falle in 2000, in dem anderen Falle in 50 Theilen Wasser aufgelöst ist, so braucht für die meisten der Bestandtheile der M. nicht erst bewiesen zu werden, daß in jenem Falle die Wirkung des Wassers fast nie hervortritt, während in diesem die Salze nothwendig die Hauptrolle spielen. Es ist unmöglich, diese Differenz auf einem quantitativen Wege, nämlich so auszugleichen, daß man von dem ärmeren Wasser 40 Mal mehr genösse, als von dem reichen. Denn in gleichem Maße würden die Wirkungen des reichlichen Wassergenusses über alle andere vorwiegen. Die Verdünnung, welche damit anfängt, die Wirkung der Arzneistoffe zu verallgemeineren, zu verbreiten und in einem gewissen Sinne zu erhöhen, endet damit, dieselbe aufzuheben. Wenn z. B. $^1/_{12}$ Gran gelöstes Arsenik mit Recht schon als eine starke Gabe angegeben wird, so kann man doch überzeugt seyn, daß selbst das Vierfache, oder $^1/_3$ Gran in 15 Quart Wasser aufgelöst, von einem unserer Wasserschwelger, der eine solche Menge des Tages über hinunter zu gießen versteht, ohne besondere Folgen verdaut werden würde, indem die Ausscheidungen in entsprechendem Maße Statt finden.

Bei alle dem ist es schwierig und in konkreten Fällen unmöglich, die Grenzen festzusetzen, wo die Wirkungen der festen Bestandtheile gegen diejenigen des Wassers verschwinden. Gewöhnliches Brunnenwasser, dem man im Allgemeinen (obwohl allerdings nicht mit voller Berechtigung) nur die Wirkungen des Wassers überhaupt zuschreibt, enthält nicht selten 8—10 Gran Salze und unter diesen zum Theil solche von stärkerer Wirkung, wie salpetersaure oder ammoniakalische; auch ist es andererseits eine bekannte Thatsache, daß selbst sehr reiche Brunnen, Eisensäuerlinge, Salz und Glaubersalzwässer von den Verehrern der Quelle zum gewöhnlichen Getränk und zur Bereitung von Speisen benutzt werden. Alles dieses ergibt Schwierigkeiten für Aufstellung einer systematischen Ordnung, indem es auf Ursachen beruht, welche später bei Betrachtung der Wirkungen der M. näher zu erörtern sind.

Wir lassen nun die mit Rücksicht auf alle erörterten Punkte gewählte Eintheilung hier folgen.

Erste Klasse. Chemisch indifferente Heilquellen (Akratopegä). Die Wässer dieser Klasse sind klar, geschmack- und geruchlos (bisweilen einen leisen Duft von Schwefelwasserstoffgas in ihrer Atmosphäre ausgenommen). Sie zeigen die allgemeinen Eigenschaften des Wassers, reagiren weder sauer noch alkalisch, geben auch mit den kräftigsten Reagentien keine oder doch nur unbedeutende Niederschläge ohne Rückstände und hinterlassen beim Abdampfen nie mehr als höchstens 0,05—0,06 Proc. Rückstand, oder 4—5 Gran auf 16 Unzen Wasser.

Erste Gruppe. Chemisch indifferente Heißquellen (Akratothermen). Bezeichnet durch ihre Temperatur von 28 Grad R. und darüber.

Zweite Gruppe. Chemisch indifferente Warmquellen und Lauquellen (Akratochliaren). Mit einer Wärme von 16—28 Grad.

Dritte Gruppe. Chemisch indifferente Kühl- und Kaltquellen (Akratokrenen). Unter 16 Grad warm, die Kaltquellen unter 10 Grad.

Anmerkung. Für die Praxis kann man diese Ordnungen noch vermehren; die gesammte Bestimmung ist aber unerheblich, in sofern der Wärmegrad, in welchem eine Quelle benutzt wird, durch eine einfache Ziffer angedeutet wird. Nur muß aber der Arzt berücksichtigen, daß in dieser Ziffer eine der wesentlichsten Eigenschaften eines Mineralwassers bezeichnet ist. Zu Vermeidung von Wiederholungen sollen im Folgenden die aus den Temperaturverschiedenheiten

hergenommenen Unterabtheilungen nur angedeutet werden.

Zweite Klasse. Salzquellen (Hydralmä); Wässer, deren vorherrschender Bestandtheil in Chlorverbindungen besteht. Diese Wässer zeichnen sich durch einen deutlichen, reinen oder mehr metallischen Salzgeschmack aus. In der Regel sind sie geruchlos, bei einigen nimmt man jedoch einen mehr eigenthümlichen, bei anderen einen schwachen Schwefelwasserstoffgeruch wahr. Auch sie sind klar, doch bisweilen mit leichten (nur in großen Massen verstärkten) Brechungen ins Grünliche oder Bläuliche spielend. Es gibt unter ihnen sowohl solche, welche vorübergehend sauer (von freier Kohlensäure), als welche alkalisch oder neutral reagiren. Einige von ihnen enthalten Kohlenwasserstoffgas, auch wohl Essigsäure. Trübungen durch freiwillige Zersetzung treten bei denen, welche freie Kohlensäure enthalten, bei den übrigen aber nur selten und im geringen Grade ein. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht in der starken Trübung und dem Niederschlage, welcher durch Zusatz von salpetersaurem Silberoxyd in der mit Salpetersäure angesäuerten Flüssigkeit hervorgebracht wird. Ein Theil dieser Wässer (diejenigen nämlich, welche Chlormagnesium enthalten) entwickelt beim Abdampfen und Eintrocknen Salzsäure, welche überhaupt bei starkem Glühen entweicht. Diese Klasse hat verschiedene Unterabtheilungen.

Erste Ordnung. Meerwasser. In seinen Eigenschaften bekannt. Von mit der atmosphärischen wechselnder jedoch stets gleichmäßigerer (milderer) Temperatur, in großen Massen grünlich, oft tief dunkelgrün, aber auch himmelblau, dunkelschwarz und in anderen Schattirungen erscheinend, je nach den Lichtreflexen des Grundes, den Umgebungen, der Wellenbewegung, und nach den zufälligen Beimengungen. Wechselnd im Salzgehalte von 05 bis zu 4 Procent (50—227 Gran im Pfunde). Das specifische Gewicht des Wassers der freien Meere schwankt zwischen 1,0265 und 1,0295. Der Geruch des Seewassers oder der das Meer umgebenden Atmosphäre ist eigenthümlich, kräftig, aromatisch, bromartig; die Luft der Küsten enthält auch etwas Salzsäure. Das Meerwasser schmeckt widerlich bitter und salzig, es enthält auf der ganzen Erde vorherrschend Kochsalz, außerdem Glaubersalz, Chlormagnesium und geringe Antheile von Jod- und Brommagnesium, endlich Chlorkalcium.

Zweite Ordnung. Salzquellen (Halipegä). Diese Quellen sind von verschiedenartiger Beschaffenheit, namentlich in Rücksicht auf die Menge der darin enthaltenen Salze. Im Allgemeinen gehören jedoch die Salzquellen zu den reichsten aller Mineralquellen. Diejenigen Quellen, welche zugleich kohlensaures Natron enthalten (wie z. B. die Adelheidsquelle), können nur Chlornatrium, nicht aber Chlorkalcium und andere erdige Chlormetalle in ihrer Mischung aufnehmen. Man kann sie als alkalische Salzquellen noch näher bezeichnen. Andere, welche mit einem sehr reichen Gehalt von Kohlensäure hervortreten, wie die kissinger Quellen oder die Soolquellen von Pyrmont, verdienen den Namen von Salzsäuerlingen, und andere, in denen beide Eigenschaften vereinigt sind, wie Selters, würden die Bezeichnung von alkalischen Salzsäuerlingen verdienen, während z. B. die nichtgeschwefelte Mühlenbadquelle von Burtscheid eine alkalische Halitherme ist.

Eine eigene Abtheilung der Salzquellen bilden die sudwürdigen Soolen (Halmyriden), welche ein specifisches Gewicht von 1,25 erreichen oder auch zu einer für die Kosten der Abdampfung hinreichenden Dichtigkeit durch Gradiren gebracht werden. Sie theilen alle Eigenschaften der schwächern Salzquellen, enthalten jedoch kein freies Alkali, vielmehr statt dessen erdige Chlormetalle, selten einiges Gas, das beim Gradiren entweicht, sind von intensiverem Geschmacke und unmittelbar hautreizender Schärfe und geben, als Nebenprodukt ihrer technischen Benutzung, die sogenannten Mutterlaugen ab, worin der Gehalt an Kochsalz gegen denjenigen der erdigen Chlormetalle zurücktritt, die Wirkungen des Chlorkalcium und Chlormagnesium besonders hervortreten, und die Jod- und Bromverbindungen dieser Erden sich in einem äußerst vermehrten Verhältnisse vorfinden. Diese Mutterlaugen haben meist ein trübes, gelbliches Ansehen, sie enthalten den koncentrirten vegetabilischen Extraktivstoff und die quellsauren Salze ihrer Salzquellen, und die durch das Abdampfen eingeleiteten Zersetzungen ihrer Chlormetalle pflegen noch längere Zeit hindurch Trübungen und Niederschläge aus erdigen und Eisensalzen zu veranlassen.

Dritte Ordnung. Jod- und Bromquellen. Das Meerwasser und die Laugen enthalten Jod oder Brom fast immer in so bedeutenden Verhältnissen, daß diesen Körpern ein wesentlicher Antheil an ihrer Wirkung zugeschrieben werden kann. Außerdem gibt es nur wenige natürliche Quellen, in denen der Antheil zu einer hinreichenden Quantität steigt, um die Wirkung zu charakterisiren. Hall in Oberösterreich und die Adelheidsquelle gehören hierher. In der kreuznacher Eisenquelle, so wie in vielen andern reichen Salzquellen tritt ein, wenn auch nicht unbeträchtlicher Antheil an solchen Salzen gegen die überwiegenden Massen anderer wirksamer Bestandtheile zu sehr in den Hintergrund. Im Uebrigen ist die Bezeichnung von Jodquellen um so enger zu nehmen, als dieser Bestandtheil in der Mischung sehr veränderlich zu seyn pflegt; so im Rakoczy, wo er 1830 über 0,43 Gran im Pfunde betrug, während er 1837 im Frühjahr auf 0,15 gefallen war.

Die gesammte Klasse der Salzquellen unterliegt in ihrer geologischen Erscheinung den Gesetzen, welche das Vorkommen von Salzlagern oder salzführenden Formationen bestimmen. Wie die chemisch reinen Wässer vorzugsweise den Urgebirgen und älteren vulkanischen Bildungen entquellen, so ist das Auftreten der kochsalzhaltigen auf jüngere Formationen beschränkt. Vom Meere oder von der obersten, noch flüssigen Schicht des Alluvium aus finden sich die Salzquellen in gürtelförmigen Absätzen und in der Regel nicht in beträchtlichen Tiefen um die Ränder der Vorge-

birge und Mittelgebirge gelagert. Sie nehmen ihren Ursprung niemals tiefer, als im Uebergangs-, meist aber im sekundären Gebirge, wo sie sowohl im rothen Sandsteine, Zechstein und Alpenkalkstein, als im Muschel- und Gryphitenkalke entspringen. Außer den Gruppen, welche Steinsalz enthalten und die, wie von Humboldt gezeigt hat, durch den Salzthon charakterisirt werden, liefern nun auch die jüngsten aufgeschwemmten Lager Salzquellen, welche ihren Ursprung immer den Einflüssen des benachbarten Meeres zu verdanken haben dürften. Dahin gehören z. B. die beiden Salzquellen zu Doberan, so wie andere an der Küste der Ostsee entspringende, die Therme von Monfalcone in Istrien u. s. w.

Dritte Klasse. Bitterquellen (Pikropegä). Dies sind warme oder kalte Quellen, welche durchsichtig, klar, von dem Geschmacke der Glaubersalz- oder Bittersalzlösungen, geruchlos oder bisweilen mit geringern Schwefelwasserstoffgeruche versehen sind. Ihr Kohlensäuregehalt ist sehr verschieden, sie reagiren demgemäß bald vorübergehend sauer, bald neutral oder alkalisch. Man kennt unter ihnen keine so verdichteten Lösungen, als einige Soolquellen sie liefern; indessen gehören Diejenigen, welche nach Art der Salzsoolen durch Auslaugung erzeugt werden, zu den reichsten M.n und übertreffen außer den vorigen alle übrigen Quellen hierin. Sie erreichen im Maximum ein specifisches Gewicht von 1,02 und darüber. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht in dem reichlichen Niederschlage, welchen Chlorbaryum in dem mit Salzsäure stark angesäuerten Wasser hervorbringt, während oxalsaures Ammoniak in dem mit Salzsäure und Salmiak gemischten, durch Ammoniak neutralisirten Wasser nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Niederschlag oder Trübung gibt, wodurch diese Wässer sich zunächst von den Gypsquellen unterscheiden.

Erste Ordnung. Glaubersalzquellen. Dieselben enthalten nur schwefelsaures Kali und Natron, so wie einen Antheil von kohlensaurem Alkali, wodurch ihre Reaktion bestimmt wird. Es sind Thermen und Kalkquellen.

Zweite Ordnung. Bittersalzquellen. Außer dem Glaubersalze enthalten diese noch schwefelsaure Talkerde, in der Regel auch schwefelsaure Kalkerde, jedoch in zurücktretendem, geringem Verhältnisse. — Die Bittersalzquellen finden sich im Allgemeinen nicht in solcher gürtelartiger Verbreitung, als die Kochsalzquellen. Diejenigen Gebirgsformationen, denen sie ihren Ursprung verdanken, sind von sehr verschiedenem Alter, und das vorzugsweise Vorkommen von Schwefelsalzen in der Mischung dieser Mineralien ein Phänomen, welches jüngeren und älteren Lagerungen zukommt. In Betracht zu ziehen ist zunächst hierbei allerdings das Vorkommen kalkhaltiger Gebirgsmassen im Wechsel mit kalkigen, besonders bei der Anwesenheit alkalischer Basen; indessen werden hier eigentliche Bitterquellen nur gleichsam zufällig auftreten, weil alkalische Basen, wenn sie in diesen Gebirgsmassen vorkommen, gewöhnlich an Chlor gebunden und allzu leicht löslich sind, daher man in diesem Falle immer überwiegende Antheile an Chlorverbindungen erhält, und weil ferner, wo diese Basen fehlen, der Gyps, wegen der stärkeren Verwandtschaft des Kalkes zur Schwefelsäure über das Bittersalz vorherrscht und den Charakter des Wassers bestimmt. Die Glaubersalzquellen verdanken ihre Entstehung der Auflösung sekundärer vulkanischer Lagerungen, namentlich der Basaltreihe; indessen hat Struve nachgewiesen, wie auch unter den Uebergangsformationen der Syenit durch Auslaugung alkalische glaubersalzhaltige Lösungen liefert, dergestalt, daß es allein die Anwesenheit oder der Mangel von Kohlensäureentwickelungen ist, welcher über ihr Auftreten in diesen Gebirgsmassen entscheidet. Dagegen treten die Bittersalzlösungen vielmehr vereinzelt und gleichsam nesterweise auf und das berühmteste dieser Nester, dasjenige am Fuße des böhmischen Mittelgebirges, in dem die Wässer von Saidschitz, Püllna, Seidlitz u. s. w. durch Auslaugung gewonnen werden, verdankt seine Entstehung einem Mergel, der fast zur Hälfte aus verwittertem Basalte besteht.

Vierte Klasse. Kohlensaure Natronquellen, rein alkalische Quellen (Natropegä). Warme od. kalte Quellen von einem vorherrschenden Gehalte an kohlensaurem Natron, einem mildlaugenhaften Geschmacke, der sich jedoch bei den kalten erst nach dem Entweichen der Kohlensäure einstellt. Geruchlos, hell und farblos. Ihre chemischen Eigenthümlichkeiten bestehen in dem Aufbrausen mit Säure auch nach dem Kochen in der alkalischen Reaktion des abgekochten Wassers und in dem Umstande, daß kaustische Kaliflüssigkeit in dem abgekochten Wasser keine Trübung oder Niederschlag hervorbringt. — Diese Quellen entspringen warm u. kalt in den verschiedensten Temperaturen. Sie gehen durch mancherlei Abstufungen in den Verhältnissen des Kochsalzes, Glaubersalzes und Eisens zu den Klassen 2, 3 und 7 über, während sie zum Theil durch die Geringfügigkeit ihres Gehalts sich der ersten Klasse nähern. — Das Vorkommen von Quellen mit einem überwiegenden Alkaligehalte steht im Zusammenhange mit dem Auftreten sekundärer Formationen von vulkanischem Charakter. Dies gilt jedoch nicht allein von denjenigen Quellen, in denen das kohlensaure Natron über alle andern Bestandtheile vorherrscht, sondern überhaupt von allen Quellen, welche keine anderen als kohlensaure Erdsalze, nebst alkalischen Salzen enthalten. Jedoch lehren die Untersuchungen von Uebergangsgesteinen, daß das Vorkommen dieser Wässer mehr abhängig ist von dem Auftreten von Kohlensäureentwickelungen in ältern Lagern der Kieselreihe überhaupt, als zunächst von der Basaltformation, mit der sich diese Quellen allerdings am häufigsten zusammenfinden.

Fünfte Klasse. Erdige Quellen (Chalicopegä). Wir rechnen hierher alle diejenigen Quellen, deren vorherrschender Gehalt in Erdsalzen, mit Ausnahme der schwefelsauren Bittererde und der Haloidsalze, des Kalcium und Talcium besteht. Diese Quellen nähern sich mehr oder weniger den gemeinen Wässern. Sie

enthalten Gyps, kohlensauren Kalk und Talk und dergl. Metallsalze, nebst einem zur Löslicherhaltung jener Erden erforderlichen Antheile von Kohlensäure. Charakteristisch für sie ist der Niederschlag, welchen kohlensaures Kali in dem Wasser hervorbringt, die Trübung beim Kochen, und der starke Niederschlag durch Zusatz eines oxalsauren Salzes, so wie endlich der Umstand, daß reines Wasser aus dem durch Abdampfen erhaltenen Niederschlage nur wenig wieder aufnimmt. — Der kohlensaure Kalk gibt sich in allen Quellen, welche dergleichen enthalten, gleich viel, welcher Klasse sie angehören, dadurch zu erkennen, daß er sich beim Kochen od. starken Erhitzen des Wassers als ein graues, schillerndes Häutchen auf der Oberfläche ausscheidet, wo man bei einigermaßen hinreichender Menge die körnige, sandartige Beschaffenheit des Erdsalzes durch das Gefühl wahrnimmt. Ein Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure zerstört diese Ausscheidung und gibt dem Wasser seine Klarheit wieder. Der Vorgang hängt davon ab, daß derjenige Antheil mit dem Kalke schwach verbundener Kohlensäure, welcher denselben zum Bikarbonat und im Wasser löslich macht, beim Austreiben durch Kochen ballonartige Bläschen bildet und so das Atom unlöslichen einfach kohlensauren Kalkes, an welches er gebunden war, mechanisch mit in die Höhe reißt, wo es sich durch seine feine Vertheilung selbst noch nach dem Entweichen des Gases lange schwebend erhält. — Das Vorkommen der erdigen Quellen ist im Großen an die Kalkreihe gebunden; man findet dergleichen in allen Höhen und Tiefen, entsprechend der Vertheilung des Kalkes durch alle Formationen vom ältesten Marmor und schwarzen Kalke bis zur Kreide. Es gibt heiße und kalte Quellen dieser Art.

Sechste Klasse. Säuerlinge (Anthrakokrenä). Mit diesen Namen bezeichnet man Wässer, die in Gegenden mit reichen Kohlensäureentwickelungen entspringen und außer einem reichlichen Antheile dieses Gases nur wenige und unbedeutende Bestandtheile besitzen. Ihr charakteristisches Kennzeichen ist der Reichthum an diesem Gase, der sich durch Geschmack, Gesicht und vorübergehende Röthung der blauen Lackmusfarbe deutlich zu erkennen gibt, so wie der Mangel an einem bemerkbaren Salzrückstande beim Verdampfen auf Metallplatten oder Glasflächen. Mit Kalkwasser in einem verschlossenen Gläschen geschüttelt, trüben sich diese Quellen nicht, oder erlangen doch alsbald ihre Klarheit wieder. — Das Vorkommen dieser Quellen ist an dasjenige von Kohlensäureentwickelungen überhaupt gebunden. Es gibt nur kalte Säuerlinge, jedoch steht ihre Temperatur in der Regel ein wenig höher, als die mittlere des Bodens.

Siebente Klasse. Stahlquellen (Chalybopegä). Wenn in einer der vorgenannten Quellen das kohlensaure Eisenoxydul sich in einem solchen Verhältnisse vorfindet, daß es die Wirkungen der übrigen Salze beherrscht und dem Mineralwasser seinen medicinischen Charakter gewährt, so erhält eine solche Quelle den Namen eines Stahlwassers. Dieser Begriff ist sehr unentschieden, da es im Grunde von der ärztlichen Ansicht abhängt: in welchem Falle und Verhältnisse die Wirkung des Eisens nothwendig überwiege. Stahlquellen müssen jedoch stets einen deutlichen Eisengeschmack besitzen und auf Galläpfeltinktur stark reagiren. Sie enthalten stets freie Kohlensäure als nothwendiges Lösungsmittel des Eisens und finden sich fast nur kalt, wenig über der Bodentemperatur, gleich den Säuerlingen. — Zu den Stahlquellen kann man ferner noch diejenigen rechnen, wo das Eisen mit einer Säure organischer Natur, namentlich der Quellsäure verbunden ist. In diesem Zustande findet es sich an sehr verschiedenen Erdstellen, überall aber in Gemeinschaft mit moorigen und andern vegetabilischen Absätzen, an Orten vor, die reich an Raseneisenstein und Infusorien mit eisenhaltigen Panzern zu seyn pflegen.

Achte Klasse. Eisenquellen (Sidrokrenä). Das Eisen kommt außerdem in den M.n auch noch als Chlormetall und als schwefelsaure Verbindung vor. Im ersteren Falle wird es in seinen Wirkungen stets beherrscht durch den nie fehlenden Reichthum an anderen Chlorverbindungen der Erden und Alkalien, im anderen bildet es immer das hervorstechende und die Wirkung des Wassers wesentlich bestimmende Medikament. Es kommt dann oft in Verbindung mit schwefelsaurer Thonerde (Alaunwasser) vor. Die Eisenquellen sind von einem zusammenziehenden, oft strengen u. sauren Geschmacke, von saurer Reaktion und sowohl auf Chlorbaryum, als auf Gerbstoff in starken Niederschlägen reagirend. Sie enthalten keine Kohlensäure, wogegen sie häufig Schwefelwasserstoffgas entwickeln. Ihr Vorkommen ist an keine allgemeinen Verhältnisse gebunden, sondern steht im Zusammenhange mit dem Auftreten von Schwefelkiesen, vitriolischen Erden, Alaun und dergl. Diese Quellen sind meist, jedoch nicht ausschließlich, kalt.

Neunte Klasse. Schwefelquellen (Theiopegä). Mit diesem Namen bezeichnet man alle Quellen, welche einen hinreichend starken Antheil an Schwefelwasserstoffgas entwickeln, um diesem wesentlichen Einfluß auf ihre Wirkungen zuzuschreiben. Sie charakterisiren sich hinreichend durch den unverkennbaren Geruch dieses Gases, so wie durch dessen Reaktion auf polirtes Silber, welches sich entweder im Wasser selbst, oder in der Atmosphäre desselben schwärzt. — Die chemische Konstitution der Schwefelquellen ist übrigens sehr mannichfaltig. Viele Quellen, welche stark nach Schwefelwasserstoff riechen und bei denen dieses Gas einen entschiedenen Antheil an der Wirkung äußert, enthalten in ihrer Mischung nur schwefelsaure Salze, welche mit organischen Stoffen in Berührung sind und bei der Anwesenheit von Luft sich zersetzen, wobei das Gas als ein Produkt dieser Zersetzung erscheint. Es sind dies meist Thermen, in deren Zusammensetzung man dann noch das Stickgas als ein Residuum der von dem Wasser aufgelösten atmosphärischen Luft entdeckt. Die Anwesenheit organischer Stoffe bewirkt ähnliche Zersetzung überall, wo ein schwefelsaures Salz vorhanden ist, daher man diesen Geruch häufig in

sorglos gefüllten Flaschen solcher M. antrifft, denen, wie dem Selterser, eine Schwefelwasserstoffgasentwickelung ganz fremd ist. In anderen Wässern findet sich dagegen das Schwefelwasserstoffgas als Bestandtheil eines Amphidsalzes und in dieser Form, als schwefelwasserstoffsaures Schwefelnatrium, vertritt es in den Gebieten der Pyrenäen mehre alkalischen Wässer. Endlich wird es an einzelnen Stellen wahrscheinlich aus bloßen im Wasser befindlichen Schwefelbasen entwickelt. Die Schwefelquellen können, ihrer Natur nach, sowohl vorherrschend erdige, als vorherrschend alkalische Salze besitzen, wonach man sie weiter ordnen kann.

Gebrauchsart der M. Man gebraucht die M. zum Trinken oder zu den verschiedenen Arten des Bades. Es ist zunächst Aufgabe, sie in beiden Fällen möglichst in dem Zustande zu benutzen, worin sie dem ärztlichen Zwecke am meisten entsprechen, und es ist daher nöthig, die Veränderungen zu kennen, welche bei verschiedenen Gebrauchsweisen in den Eigenschaften und der Mischung hervortreten. — a) Abkühlung. Eine Therme verliert während des Abkühlens den bedeutendsten Theil ihrer gasförmigen und hierdurch zugleich diejenigen Bestandtheile, welche vermittelst der Gase aufgelöst waren. Es sind dies dieselben, welche in den Sinterungen um die Quellursprünge gefunden werden; denn der Sinter ist eben nur der Niederschlag aus den während des Abkühlens ihr Gas verlierenden Quellen. Dahin gehört vorzugsweise der kohlensaure phosphorsaure Kalk, die kohlensaure Talkerde, das Eisen und Mangan. Wo das Wasser völlig verdunstet, setzt es auch seine Kieselsäure ab, die sich nicht wieder auflöst. — Sowohl beim Trinken als beim Baden ist die Temperatur von Wichtigkeit. Im Allgemeinen legt man keinen hohen Werth auf die Verluste, welche zu heiße Wässer erleiden, um bis zur Gebrauchsfähigkeit abzukühlen; jedoch darf es nicht dahin kommen, daß wesentliche Bestandtheile, wie z. B. Eisenoxydul in Karlsbad niedergeschlagen werden. Die reichliche Aussonderung von Kalkkarbonat an der Oberfläche (z. B. in Wiesbaden) übt auf die Haut des Badenden einen mechanischen Reiz, den man den Umständen nach bestehen lassen oder durch Abschäumen entfernen kann. — b) Erwärmung. Es ist eine Regel, daß die kälteren Wässer mehr durch die Erwärmung, als die warmen durch Abkühlung verlieren. Alle flüchtigen Bestandtheile entweichen beim Kochen, und da diese in kälteren Wässern überhaupt reichlicher vorhanden sind, mehr das Charakteristische des Wassers bilden und andere Lösungen vermitteln, so geht mit der Erwärmung hier das Wichtigste verloren. Indessen gilt alles dieses nur von Säuerlingen, Stahlwässern und solchen alkalischen und salinischen Quellen, die eben reich an flüchtigen Stoffen sind. Stahlquellen werden vollständig zersetzt, weshalb man bei der Anwendung von Bädern dieser Art mit besonderer Vorsicht verfährt, um einen Theil des Eisenoxyduls dem Wasser zu erhalten, indem man kaltes und heißes Mineralwasser mischt. Beim Trinken kann vermittelst einer schnellen Vermischung warmer und kalter Flüssigkeit durch die Raschheit des Verfahrens der Zweck der Erwärmung ohne Zersetzung erreicht werden. Auch bedient man sich hierzu des Wasserbades, wobei jedoch vorausgesetzt ist, daß die zu erwärmenden Gefäße vollständig gefüllt und luftdicht geschlossen seyen. — c) Gebrauch, entfernt vom Entstehungsorte. M., welche kohlensaures Eisen enthalten und nicht mit Ausschluß der Luft in luftdichte Gefäße gefüllt sind, verlieren diesen Gehalt binnen sehr kurzer Zeit und reagiren dann gar nicht mehr auf dasselbe. Es können daher Eisenquellen solcher Art, entfernt von der Quelle, nur dann mit Sicherheit benutzt werden, wenn sie kunstgerecht gefüllt sind, was sich durch ihre Gegenwirkung auf Eisen leicht entdecken läßt. M., welche keine Schwefelquellen sind, zeigen eine Zersetzung ihrer Bestandtheile in den Flaschen an, wenn sie einen Schwefelwasserstoffgeruch angenommen haben. Dies geschieht unter Anwesenheit organischer Stoffe und besonders leicht, wenn die Flaschen großer Kälte ausgesetzt waren. Solches Wasser entspricht seinem Zwecke nicht. Eben so ist alles dasjenige zu verwerfen, welches Trübungen oder Niederschläge irgend einer Art zeigt. — d) Verfahren beim Trinken. Um ein Mineralwasser in derjenigen Beschaffenheit zu genießen, in welcher es ausströmt, muß man es rasch und ohne Aufenthalt trinken, zu welchem Zwecke kleine Gefäße (Gläser und Becher) passend sind, welche leicht auf einmal geleert werden können. Bisweilen kann man jedoch gewisse Veränderungen beabsichtigen, wie das Entweichen eines Theils von Gas, das Niederfallen des Eisens, Abkühlung oder Erwärmung, wodurch die Wirkungen wesentlich verändert werden. Hierzu dienen das Schütteln und Umgießen des Wassers, erwärmende oder kühlende Zusätze und dergl. Was auf diese Art gewonnen und verloren wird, läßt sich aus der bekannten chemischen Konstitution eines Wassers mit großer Genauigkeit schließen. An verschiedenen Orten werden gewisse salinische Zusätze benutzt, die, der Natur des Brunnens entsprechend, denselben in seinen Wirkungen modificiren und ergänzen sollen. Man benutzt hierzu vorzüglich die unter dem Namen der Brunnensalze bekannten Abdämpfungsprodukte der Mineralbäder. Die Wirkung ist diejenige ihrer salinischen Bestandtheile. — e) Quantitative Verhältnisse. Ein Bad wirkt um so gleichmäßiger u. in seiner Eigenthümlichkeit entschiedener ein, je größer die Wassermenge und je stärker der Zu- und Abfluß ist; daher Becken- und freie Bäder hierin den Wannenbädern durchaus voranstehen. Das methodische Trinken eines Mineralwassers erheischt eine ziemlich genaue Beachtung der Menge der Flüssigkeit und der Regel nach ein allmähliges Aufsteigen von kleinern zu größern Mengen, bei welchen letztern der Trinker sodann entweder bis zur Beendigung der Kur stehen bleibt, oder auch allmählig wieder zu geringeren Mengen zurückkehrt. Die Bestimmungen hierüber sind jedoch so schwankend, als es die über das Wassertrinken überhaupt seyn können, und die Quantität ist in der Regel nach dem eigenen Befinden des Kranken abzumessen. Nur vor einem allzu großen Eifer,

der in der Vorstellung beruht: „Viel hilft viel" hat man zu warnen.

Wirkungen der M. im Allgemeinen. Man kann in pharmakodynamischer Beziehung von den M.n zwei Reihen von Wirkungen unterscheiden: die allgemeinen, welche dem Wasser und dessen Temperatur zukommen, und die besonderen, welche in seinen Bestandtheilen beruhen. — Die allgemeinen Wirkungen des Wassers sollen hier nur kurz angedeutet werden, so weit es zur Einheit der Darstellung nöthig ist. Das Wasser durchgeht den Körper, indem es, in den Magen gebracht oder unter gewissen Umständen, auch von der Haut aufgenommen, mit größter Leichtigkeit auch in die Gefäße eintritt, in allen Bestandtheilen der Säfte das Menstruum bildet und in den festen Theilen, sowohl des Blutes (Blutkörperchen), als aller organischen Fasern, in einem bald mehr bald minder reichen Verhältnisse vorhanden ist. In allen diesen Zuständen dient es als wesentliches Glied in der Reihe der Stoffe, welche zu den Ernährungsvorgängen dienen; es findet sich theils im freien, theils im gebundenen Zustande vor, und im ersteren Falle enthält es stets eine Anzahl von Substanzen, theils in Auflösung wie die Salze und die löslichen Modifikationen der Thierstoffe, besonders der Proteinstoffe, theils in Suspension und Aufquellung. Halten wir nur die Thatsache fest, daß bei jedem Vorgange im Innern des Organismus, wo ein Theil angebildet oder zurückgebildet werden soll, das Wasser, indem es im gebundenen oder freien Zustande übergeht, indem es die Bildungsstoffe an die bildenden Zellen hinführt und in dieselben mit eingeht, oder indem es die zurückführenden Materien in einen auflöslichen, zum Rücktritte in die Gefäße geeigneten Zustand versetzt, immer das große vermittelnde Glied aller dieser Lebensbewegungen sowohl im Thier- als im Pflanzenreiche bleibt, so erhalten wir sogleich die eindringlichste Vorstellung von der ungemeinen Bedeutung dieses Stoffes in der thierischen Oekonomie. Das Wasser ist im Organismus, wie an der Oberfläche der Erde, einem beständigen Kreislaufe unterworfen, es befindet sich darin bald im flüssigen, bald im festen, bald im dampfförmigen Zustande, überall aber führt es Stoffe mit sich, welche der thierischen Mischung angehören, um sie an den geeigneten Stellen abzusetzen, theils in Anbildung, theils in Ausscheidung. — Weil nun, nach der Beschaffenheit der menschlichen Organisation, eine große Menge von Wasser in kurzen Zeiträumen aus dem Organismus ausgeschieden wird, so ist auch der Ersatz dieser Ausscheidung von wesentlicher Nothwendigkeit. Wird wenig Wasser in den Organismus eingebracht, so entsteht eine Verhinderung des Stoffwechsels, indem die flüssigen Theile mit den zu lösenden Stoffen übersättigt werden. Dabei werden die wässrigen Ausscheidungen der Menge nach verringert, aber saturirt, scharf, übelriechend u. s. w. und es droht eine allgemeine Zersetzung aus der Beschränkung des Wechsels in den organo-chemischen Vorgängen sich zu entwickeln. Nichts ist jedoch weniger feststehend, als das Maß oder Quantum des Wassers, welches der Organismus zur Unterhaltung der Lebensvorgänge bedarf. Daß dessen nicht zu wenig eingebracht werde, dafür hat zwar die Natur im Allgemeinen durch den Durst gesorgt, indessen unterliegt auch diese Empfindung den mannichfaltigsten Schwächungen und Störungen. Wird dagegen Wasser über das Maß des organischen Bedürfnisses aufgenommen, so kann hierdurch der Organismus nur selten wesentlich beleidigt werden, weil die größten Heerde der Ausscheidung, welche der Körper überhaupt besitzt, stets fähig sind, mit Leichtigkeit den Umfang ihrer Absonderungen zu steigern und durch reichliche wässerige Sekretionen die gehörigen Verhältnisse zwischen dem Festen und Flüssigen wieder herzustellen. Dies geschieht vornehmlich vermittelst der Verrichtungen der Nieren, der Haut und der Lungen (Harnabsonderung, Ausdünstung, Ausathmung), wobei man nicht vergessen darf, daß überhaupt in jeder organischen Aussonderung und Ausscheidung das Wasser den bedeutendsten Theil des Ausgeschiedenen bildet. — Wasser in reichlicheren Mengen genossen, wirkt also erregend auf die großen Absonderungsorgane. Da es jedoch zu diesen erst gelangen kann, indem es seinen Weg durch die Gefäße nimmt, so muß es zunächst einen größern Wassergehalt des Blutes bedingen. Hierbei ist es wahrscheinlich, daß die Lösungskraft der Flüssigkeit sich gleichfalls steigern und dadurch eine größere Lebhaftigkeit des Stoffwechsels mit bedingt werde. Gewiß aber ist, daß die Erregung der Thätigkeit in den ausscheidenden Organen zur Entfernung des Wasserüberschusses mit einer allgemeinen Steigerung der Lebenserscheinungen verbunden seyn muß. — Man kann ferner, vermittelst anderer Hülfsmittel, den Weg, auf welchem im Ueberschusse aufgenommenes Wasser aus dem Körper ausgeschieden werden soll, bezeichnen und bestimmen. Bei dichter Bedeckung und großer äußerer Wärme wird die Haut vorzugsweise das aussondernde Organ; bei kräftiger Bewegung und Muskelanstrengung sind es vorzugsweise die Lungen, wogegen die Nieren sowohl bei Einflüssen, welche die Thätigkeit jener Organe beschränken, als insbesondere bei der Anwesenheit von Arzneistoffen, die eine besondere Beziehung zu der Sekretionsthätigkeit dieses Organs haben, stärker angeregt werden. Solche Stoffe sind aber fast alle erdige und salinische Substanzen, deren vorzugsweise Ausscheidung durch den Harn geschieht.

Aus dieser Betrachtung der physiologischen Vorgänge läßt sich erkennen, wie allgemeiner Natur die Heileinflüsse des Wassers sind, indem es das Blut und andere Säfte verdünnt, leichtflüssiger, löslicher macht, hierdurch fremdartige Ueberschüsse aus dem Körper führt und die wichtigsten Absonderungsorgane in kräftigere Bewegungen setzt. Außer dieser der Flüssigkeit zukommenden Arzneikraft beruht eine zweite auf der Wärmeverschiedenheit zwischen der Wasser- und Körperwärme. Die organische Wärme, als eine unter dem Nerveneinflusse hervorgehende Erscheinung des inneren assimilativen Prozesses, der Stoffwechsel und Wechselwirkungen zwischen Substanz und Blut muß sich gegen Einflüsse, welche sie vermindern könnten, eben

sowohl behaupten, als gegen die steigenden und erhöhenden. Wenn ein Mensch von 150 Pfund Gewicht 5 Pfund Wasser von 4° R. Wärme zu sich genommen hat, welche mit einer Temperatur von 29—30° durch Schweiß oder Urin u. s. w. wieder ausgeschieden werden sollen, so muß er zu diesem Zwecke eine Summe von Wärme erzeugen, welche hinreicht, ein Pfund Wasser von 1° auf 134° zu erwärmen, od. es müssen mit anderen Worten zu den vorhandenen 20° noch 130° Wärme erzeugt werden, was beinahe auf jedes Pfund der Körpersubstanz einen Grad ausmacht. Diese nöthige Wärmemenge wird wahrscheinlich zuerst erzeugt durch Kontraktion der Gewebe und Verdichtung eines Theiles der Flüssigkeit in organischen Bildungen oder Mischungen, woraus wiederum ein bedeutender Einfluß auf die thierische Oekonomie hervorgeht. Wenn dagegen umgekehrt eine gleiche Quantität Wassers von der Hitze des Sprudels getrunken wird, welches der Organismus nicht in sich aufnehmen kann, ohne es um 32° abzukühlen, so muß ein Wärmeüberschuß von 160° aus dem Körper entfernt oder in den latenten Zustand versetzt werden, wie es vermöge einer allgemeinen Expansion und gesteigerten Verdunstung geschieht. Auch hierin liegt also die Ursache sehr bedeutender organischer Bewegungen und Veränderungen, bei denen Nerv, Blut und Substanz wesentlich betheiligt werden. — Ueber die Berührungswirkungen des Wassers als eines flüssigen, schweren, bewegten, fallenden oder eines abspülenden, reinigenden (lösenden) Körpers ist am geeigneten Orte gehandelt. Man sieht wie die Wirkungen dieser Flüssigkeit sich auf das Mannichfaltigste modificiren, je nachdem dieselbe äußerlich oder innerlich, warm oder kalt, in verschiedenen Mengen und auf verschiedene Art in Anwendung gebracht wird, und man begreift die Schwierigkeit, ja die vollkommene Unmöglichkeit der Feststellung eines Begriffes der Wasserwirkung in konkreter Form. — Indem nun auch die einzelnen, in den M.n vorkommenden Bestandtheile in diesem Werke an anderen Orten pharmakodynamisch gewürdigt, die Gase, Kalien, Salze und Erden als solche beurtheilt werden, bleibt uns hier nur übrig von den Einflüssen der Verbindungen jener Stoffe unter einander, wie sie in den M.n vorzukommen pflegen, Einiges auszuführen, sodann aber die oben aufgestellten Klassen der M. pharmakodynamisch zu charakterisiren. — Die Stoffe und Eigenschaften der M. unterscheiden sich im Allgemeinen als flüchtig erregende, fixerregende (tonische), umstimmende und auflösende. Zu den ersteren gehören zunächst größere Wärmemengen, die Kohlensäure, das Hydrothiongas, zu den andern das Eisen, in Verbindung mit ihm wahrscheinlich auch die Kieselerde, das Mangan, die Thonerde; die letzteren beiden Abtheilungen umfassen, ohne strenge Sonderung die Kalien, Erdsalze, Chlor-, Jod- und Brommetalle. Unter den letztgenannten Stoffen wirken einige zunächst auf den Darmkanal laxirend, die Schleimhaut reizend u. s. w., andere mehr auf das Drüsen- und lymphatische System, noch andere auf die Nieren; alle Basen, welche nur mit schwachen Säuren (Kohlensäure) gebunden sind, eignen sich ferner zur Bindung freier oder in schwächeren Verwandtschaften gebundener Säure im Organismus. In den Mischungen der M. entsteht nun aus den abweichenden Wirkungseigenschaften ihrer Bestandtheile eine neue Verbindungswirkung, welche keinesweges bloß als Summe der einzelnen Wirkungen angesehen werden darf, wenn auch die Veränderungen, welche bei der Anwesenheit zweier Salze in einer Mischung von diesen gegenseitig in ihren Wirkungsvermögen hervorgebracht werden, niemals so groß sind, als die Verschiedenheiten zwischen den Wirkungen der Elementarbestandtheile einer chemischen Verbindung und dieser Verbindung selbst. Die Wärme und die Kohlensäure theilen den M.n an sich eine flüchtige Erregungswirkung mit. Finden sich aber gleichzeitig Stoffe, welche, wie die Neutralsalze kühlend und auflösend wirken, so modificirt sich in der Verbindung die erregende und die kühlende Eigenschaft, während zugleich die auflösende bedeutend verstärkt wird. Die Salze gehen reichlicher in die Blutmasse über, werden nicht so leicht im Darme abgestoßen, wirken weniger schwächend u. die gleichzeitige Anwesenheit von Eisenverbindungen dient dann noch mehr dazu, die auflösende Wirkung des Wassers kräftiger zu machen, ohne gleichzeitige Schwächung, Herabstimmung, Laxirwirkung. — Die Verdaulichkeit eines Mineralwassers hängt vorzüglich von dem gegenseitigen Verhältnisse der festen Theile unter einander und zu den gasförmigen ab. M. von sehr einfacher Zusammensetzung pflegen gewöhnlich schwerer verdaulich zu seyn, als diejenigen von zusammengesetzter Mischung. Die rein erdigen Wässer werden in der Regel schwer vertragen, während gleiche Mengen von Bestandtheilen bei Anwesenheit von Salzen mit alkalischer Basis in einem reichlichen Verhältnisse vollkommen verdaulich sind. Wo ein kohlensaures Alkali vorwaltet, da werden auch die übrigen Stoffe kräftiger in die Assimilation eingeführt. Es gibt unter den M.n eine beträchtliche Anzahl, wo die Bestandtheile untereinander sich das Gleichgewicht halten und keiner über den andern entschieden vorherrscht, so daß es nicht möglich ist, die vorzugsweise Wirkung solcher Wässer aus dem Uebergewichte eines oder des anderen Bestandtheils herzuleiten. Diese Quellen besitzen in der That große Heilkräfte und viele unserer berühmtesten Wässer können hierher gezählt werden. Sie wirken nämlich auf den kranken Organismus in sehr verschiedener Weise ein, indem bald die eine, bald die andere ihrer Wirkungsfähigkeiten, wie sie den differenten Stoffen zukommen, wesentlich hervortritt und den Charakter des Mineralwassers vermöge der Natur derjenigen Krankheit bestimmt, gegen welche es wirkt. So erscheinen auf den Gebrauch solcher Wässer Krisen verschiedener Art, und es tritt bald die Erregung des einen, bald die Herabstimmung eines anderen Organs deutlicher hervor. Sowohl die früheren unvollkommenen Versuche der Nachbildung, bei welchen man nur die hervorstehenden und gröberen Züge der Originalien in die neue Mischung auf-

nahm, als diejenigen Versuche, welche von Vetter u. A. über die Wirkungen einfacher und zusammengesetzter Salzlösungen, namentlich aber über die Bereitung von Mischungen zu einem bestimmten therapeutischen Zwecke angestellt sind, belehren entschieden darüber, daß die erdigen Bestandtheile und die Kieselsäure in der Mischung eine wichtige Rolle spielen und namentlich die Verdaulichkeit der M. befördern, so wie bei ihrem fortgesetzten Gebrauche diejenige Erscheinung möglich machen, welche man die Saturation des Körpers mit dem Mineralwasser nennt und die man durch weniger zusammengesetzte salinische Lösungen nicht erreicht, weil die letzteren ihre Primärwirkungen zu rasch entfalten und also bald abführend wirken, bald auch eine starke Zersetzungstendenz im Blute und skorbutische Phänomene bedingen. Mit Rücksicht auf diese und manche andere, hier zu weit führenden Eigenthümlichkeiten, die aus der Mischung verschiedenartiger Substanzen für die Wirkung hervorgehen, ist die vorliegende analytische Formel über die Zusammensetzung eines Brunnens in derselben Art aufzufassen, wie jede zusammengesetzte Receptformel. Das Wasser bleibt immer das Konstituens, die erdigen Bestandtheile sind als Adjuvantien zu betrachten. Das Eisen wird zur Basis, sobald es durch sein quantitatives Verhältniß gegen die übrigen Mischungsbestandtheile diese Bedeutung erlangt, so daß es z. B. in einem reinen Säuerlinge bei derselben Menge schon der wirkungsbestimmende Stoff ist, wo es in einer starksalinischen Quelle nur als Adjuvans oder Korrigens dient. Die Alkalien, alkalischen Salze und Chlormetalle bilden Basen der Wirkung, wo sie quantitativ vorherrschen; oder Adjuvantien, wie z. B. das Kochsalz in allen übrigen, als den Salzquellen, welche die Verdaulichkeit vermehren, der Wirkung eine bestimmte Richtung nach diesem oder jenem Organe geben u. dgl. m. Endlich sind die Kohlensäure und das Hydrothiongas, welche die Basen der Säuerlinge und Schwefelquellen bilden, in anderen Quellen, wo sie vorkommen Adjuvantien oder Korrigentien.

Wirkung der M. im Besonderen, mit Rücksicht auf ihre Anwendungsweise.

I. Wirkung der Akratopegen. a) Die warmen chemisch sehr reinen Heilquellen werden fast nur als Bäder (allgemein und örtlich benutzt. Sie wirken in dieser Form reinigend, nach der Höhe ihrer Temperatur mehr oder weniger erregend, in milderen Wärmegraden beruhigend; auf die äußere Haut erweichend, die Ausdünstung befördernd, auf das Nervensystem erregend, die Thätigkeit in den Theilen, womit sie in Berührung kommen, steigernd, die Ausscheidung von Thierstoff befördernd. Die Symptome bei Anwendung dieser Bäder, vorzüglich von dem Grade der Wärme abhängig, sind bald stürmischer, bald milder; bisweilen tritt auch bei lang fortgesetztem Gebrauche keine merkbare Reaktion hervor. Man beobachtet gelinde Fieberbewegungen nach einer Anzahl von Bädern (die jedoch sehr verschieden ist); knotige oder bläschenartige Hautausschläge, den rheumatischen ähnliche Schmerzen, saturirten, stark absetzenden Harn; gesteigerte Hautthätigkeit; reichliche, aufgefärbte Schweiße. Die Natur der Reaktionen richtet sich nach der Natur der Krankheit. Blutungen (Nasenbluten, Hämorrhoidalblutungen) erscheinen bisweilen. Die Akratothermen erfordern einen längeren Aufenthalt im Bade, um kräftig einzuwirken; sie sind geeignet zur Ausscheidung verschiedener Dyskrasien, bei rheumatischen und arthritischen, auch nützlich bei Quecksilber und anderen metallischen Entmischungen, wo sie jedoch den Schwefelquellen nachstehen. Bei der Kombination syphilitischer und merkurieller Dyskrasie stellen sie bisweilen das Grundleiden wieder rein her, übelgeschlossene Geschwüre brechen wieder auf, die Syphilis erscheint in dem Maße deutlicher, als die Metallentmischung verschwindet. Indicirt sind diese Bäder, in einer milden Temperatur von Haut- höchstens Blutwärme, bei älteren Personen mit trockener unthätiger Haut, gesunkener Vitalität, allgemeiner Nervenschwäche, Muskelschwäche; bei Kontrakturen, arthritischer Dyskrasie (nicht in gleichem Grade bei ausgebildeter Arthritis, den hereditären und angeerbten Formen), bei Lähmungen aus rheumatischen oder gichtischen Ursachen, Hyperästhesien und endlich überall, wo eine Ausscheidung von zurückgebliebenen Ausdünstungsstoffen oder anderen thierischen, dem Wohlsein des Organismus hinderlichen Ausscheidungsmaterien durch bloße sanfte Steigerung der Nerventhätigkeit und Darbietung eines kräftigen, von fremden Substanzen freien Lösungsmittels, ohne Beistand anderer Arzneikräfte erwartet werden kann. Die Verschiedenheit, welche sich zwischen der Wirkung gewöhnlicher warmer Wasserbäder u. der akratischen Thermen darthut, ist übrigens nicht im entferntesten so bedeutend oder wesentlich, als sie von Einigen dargestellt wird. Der junge Arzt möge nie vergessen, daß die allgemeinen Indikationen, welche für diese Reihe von Wässern aufgestellt sind, nicht sowohl die Fälle bezeichnen, wo sie von entschiedenem und unfehlbarem Nutzen sind, als diejenigen, wo man sich eine Hoffnung auf ihre günstigen Erfolge machen kann, welche gerade groß genug ist, um den Versuch zu rechtfertigen. Wässer von reichlichem mineralischem Gehalte besitzen bestimmte, positive Arzneikräfte; chemisch reine Quellen wirken nur in jenen allgemeinen Reizungen, welche zwar geeignet sind, auch sehr bedeutende Veränderungen in Mischung und Stimmung des Körpers herbeizuführen, aber nicht geeignet, diese Veränderungen zu bestimmen, indem sie auf die kranken Organe heilend, auf die antihipatisch heilenden erregend einwirken. Will man aber die Wirkung einer gegebenen Akratotherme noch genauer beurtheilen, um ihre Vorzüge vor dem gemeinen warmen Wasserbade bei irgend einem Krankheitsfalle zu würdigen, so würdige man genau die begleitenden Umstände: Lage, Klima, Meereshöhe, Umgebung und Lebensweise, wie sie dem Kurorte zukommen; den Grad der Temperatur, nicht am Quellursprunge, sondern in dem Badebecken, die Beschaffenheit der über dem Wasser sich bildenden Dampf- und Gasschichten, welche zu-

meist aus einem Gemenge von Wasserdampf und Stickgas, mit geringsten, oft ganz verschwindenden Antheilen von Hydrothion- oder Kohlensäuregas bestehen; endlich die Beschaffenheit des Bades selbst, die Größe des Bassins, den Zu- und Abfluß in diesen wie in den Wannenbädern, die gewöhnliche Dauer des Bades u. dergl. Die Berücksichtigung aller dieser Umstände wird deutlich erkennen lassen, von welcher Art die Vorzüge sind, welche den Akratothermen vor den gemeinen warmen Wannenbädern zukommen und wie die ersten besonders durch ihre sich in keiner Weise merklich verändernde Gleichmäßigkeit in Fällen, wo eine gesteigerte Sensibilität und damit eine erethische Reaktion auf die leichtesten Veränderungen in den Außendingen folgt, von unschätzbarem Werthe sind. Es gibt allerdings viele materielle Krankheiten, deren Heilung durch solche Bäder bewirkt worden ist, aber nicht in der Mehrzahl der Fälle, nicht mit Nothwendigkeit, sondern ausnahmsweise, in Folge eigenthümlicher Grundverhältnisse des Leidens oder anderer, nicht genau zu würdigender Umstände außerhalb der Badekraft. In dieser Beziehung kann man nicht oft und dringend genug daran erinnern, bei der Verordnung dieser, wie anderer Heileinflüsse von allgemeinem Charakter, auch vorzugsweise die allgemeinen Indikationen im Auge zu halten, ohne welche der Arzt, indem er bloß auf die Krankheits- und Heilungskataloge der Brunnenschriften Rücksicht nimmt, sich nicht über einen Standpunkt wird erheben lernen, auf welchem im Grunde ein Mineralwasser gerade so gut als jedes andere ist. So z. B. wird den chemisch reinen Warmbädern eine Heilkraft gegen Gries- und Steinbildung zugeschrieben, eine solche kommt ihnen auch zu, aber nur in einem solchen allgemeinen Sinne, nämlich zuerst in Folge der allgemeinen Steigerung der Lösungskraft, welche durch den Uebergang des chemisch-reinen Wassers in die Gefäße bedingt wird, und in Folge der oben bezeichneten Eröffnung der großen Kolatorien der Haut und der Nieren durch das Wasser, besonders durch warmes Wasser; dann aber sind gerade hier die veränderten diätetischen Einflüsse von Bedeutung. Nichtsdestoweniger bleibt jene Heilkraft nur gering; sie bewährt sich nur in verhältnißmäßig so wenigen Fällen, daß man durchaus Unrecht haben würde, den Akratothermen jemals in dieser Rücksicht einen Vorzug vor den alkalischen Quellen oder anderen geeigneten Mitteln zu geben. Zum **Getränk** werden die Akratothermen wenig angewendet. Sie wirken hier vorzugsweise auf die Nieren, in manchen Fällen wohlthätig bei Anhäufungen von Sordes, Schleim u. dgl. im Darmkanale. Man kann sie überall gebrauchen, wo man warmes Wasser überhaupt anwenden würde, namentlich z. B. zur Erregung von Ueberfüllungserbrechen, bei Magenüberladungen. In eigentlichen Trinkkuren angewendet, wird ihre Wirkung abhängig von ihrer Temperatur und der Menge des Wassers. — b) Die chemisch sehr reinen Kaltquellen repräsentiren die Wirkungen des gemeinen Wassers. Sie erlangen ihre Bedeutung durch das Uebermaß der Reize, welches in ihrer Anwendung bei Kaltwasserkuren liegt; alle ihre Wirkungen beziehen sich auf die allgemeinen Eigenschaften des Wassers, und die durch die Methode ihres Gebrauchs hervorgebrachten Heilungen sind sämmtlich hierauf zurückzuführen. Der Frostschauer, die Reaktion, die Schweiße, der Douchenstoß, die Verdünnung und Wärmebindung im Innern durch ungeheure Wassermengen, endlich wesentliche Veränderungen, namentlich Weglassung von Reizen, in der Lebensweise, diese mächtigen, aber ihrem Wirkungscharakter nach u. insbesondere in ihrer Vereinigung unbestimmten Heilkräfte bilden zusammen eine Kurmethode, welche bedeutende Veränderungen in der organischen Mischung und Stimmung hervorbringen kann, um so strenger will aber individualisirt seyn, nicht allein um zu erkennen, wer durch eine Wasserkur heilbar ist, oder wer nicht, sondern noch mehr, um diejenigen, denen auf anderem Wege eine sichere Heilung verschafft werden kann, nicht den gewaltsamen, stürmischen und keineswegs gefahrlosen Einflüssen eines solchen Verfahrens Preis zu geben. Daher sind solche Kaltwasserkuren, wenn sie überhaupt in ihrer heutigen Gestalt ein Bedürfniß für die kranke Menschheit seyn sollten, (woran indessen manche Erfahrungen immer mehr zweifeln lassen, ohne daß man deswegen den wohlthätigen Einflüssen des kalten Wassers als Getränk, Bad oder Douche allen Werth abzusprechen braucht), vernünftigerweise nur unter ärztlicher Aufsicht und Leitung für zweckmäßig zu erklären. Dies muß als Ausspruch der wissenschaftlichen Theorie und Praxis gelten, wobei es natürlich Jedermann überlassen bleibt, sich nach Lust und Belieben in seinen Euripus zu werfen.

II. **Wirkung der Salzquellen.** Alle Wässer, in denen Chlormetalle den vorherrschenden Bestandtheil bilden, wirken besonders kräftig auf die Schleimhäute und lymphatischen Gefäße. Sie bekämpfen kräftig die Schwäche, die Reizbarkeit und den Torpor in diesen Organen, steigern und kräftigen die Verdauung und sind besonders angezeigt bei jüngern Individuen und beim weiblichen Geschlechte. Nach Maßgabe des quantitativen Verhältnisses ihrer Bestandtheile zum Wasser ist ihre Wirkung bald eine milde, allgemeine, bald eine mehr spezifische, eben gegen tiefe Störungen des Lymphsystems in den Formen von Skropheln und Tuberkeln (im Allgemeinen) vorzugsweise gerichtete. — 1) Das **Meerwasser** wird fast nur zum Baden angewendet. Als kaltes, freies See- (Luft-) bad wirkt es mit allen Eigenschaften freier kalter Bäder noch diejenigen eines starken Wellenstoßes (Wellenschlag) und seines Bestandtheilreichthums verbindend. Hierdurch erregt es die Haut kräftig, ist ein bedeutendes nervenstärkendes Mittel, dessen Anwendung jedoch immer noch einen höheren Grad von Vitalität voraussetzt, um wohlthätig einzuwirken. Das Seebad in der Einheit aller seiner Wirkungsmomente stärkt die Verdauung, erhöht den arteriellen Charakter in der Blutmischung und härtet die Haut ab. Es erregt eine starke Hautreaktion,

Röthungen, Urtikarien und allgemeines Jucken und Brennen, worauf später Abschuppungen folgen. Die Schärfe der aufspritzenden Wassertheilchen erregt bisweilen Entzündungen der Bindehaut, Gerstenkörner u. dgl. Auch andere Arten des Badeausschlages, als die eben genannten, werden bemerkt. Man bezeichnet die verschiedenen Nervenzustände, die Beklemmung und Erschütterung beim ersten Betreten des Bades (Choc, Schok), den Frostschauer und die Reaktionswärme als Eigenthümlichkeiten des Seebades; dieselben sind jedoch vornehmlich Eigenthümlichkeiten seiner Temperatur, welche in Bädern, die vorzugsweise für Kranke benutzt werden, natürlich mehr hervorgehoben werden, indem gesunde, kräftige und des Bades gewöhnte Personen weder Beklemmungen noch merkbaren Frostschauer in einem nicht allzukalten Seebade empfinden. Eigenthümlich ist dagegen allerdings die von dem bedeutenden Salzreichthume herrührende Wirkung auf die Hautabsonderung, indem besonders die Thätigkeit in den Talgdrüsen gesteigert wird und eine fettig-klebrige Ausdünstung entsteht. Bei länger fortgesetztem Gebrauche des Bades beobachtet man die Folgen einer Steigerung der Resorption, Kräftigung der Nerven und Belebung des Kreislaufes, indem der Natur der Krankheiten entsprechende Ausleerungen, Schmelzungen, Blutungen u. dergl. mit wesentlicher Verbesserung des Befindens eintreten. Hauptindikationen für den Gebrauch des Seebades sind: Allgemeine Hautschwäche mit Neigungen zu Erkältungen und den daher rührenden Krankheiten, Neuralgien, Rheumatismen, hysterische und überhaupt reine Krampfformen, Schwäche der Geschlechtstheile in Folge von Ausschweifungen, Impotenz, Pollutionen, so lange sie noch nicht zu wahren unwillkürlichen Saamenergießungen gediehen sind, Skropheln, Schleimflüsse in verschiedenen Formen, chronische Hautkrankheiten, die mit einer lymphatischen oder venösen Dyskrasie im Zusammenhange stehen; Habitus phthisicus vor der Entwickelung von Lungentuberkeln und zur Verhütung derselben; Paralysen und Anästhesien, welche einen rheumatischen Charakter annehmen, von Zeit zu Zeit heftige Schmerzanfälle machen, paroxysmenweise wechseln. Als Getränk wird das Meerwasser zu wenig benutzt. Es läßt sich in seiner Wirkung den kräftigen bromhaltigen Salzquellen an die Seite stellen. Die Erwärmung macht das Seewasser innerlich erregender; aber dem Seebade wird dadurch sein eigenthümlicher Charakter genommen, es tritt in die Reihe der Halithermen u. warmen Mutterlaugenbäder, in welcher es, je nach dem verschiedenen Salzreichthume des Seewassers einen mehr oder minder der Wirkung der stärksten Lauge sich annähernden Rang einnimmt. — 2) Die Salzquellen sind heiß (warm) oder kalt. a) Die Halithermen oder heißen Salzquellen dienen vorzugsweise als Bäder. Sie enthalten eine Reihe von Abstufungen der Wirkung, welche sich auf ihren größeren oder geringeren Antheil an festen Bestandtheilen bezieht. Je stoffreicher sie sind, um so geeigneter sind sie, die materiellen Krankheitsformen zu bekämpfen, welche oben als Gegenstände der Heilkräfte des Seebades bezeichnet sind, wenn die Kranken in höheren Graden torpid und dabei für die mechanischen und atmosphärischen Reize des Seebades nicht kräftig genug sind. Die schwächeren Salzquellen dagegen sind als mildere Mittel zu betrachten, sie greifen die Haut nicht so lebhaft an, sie lösen viel Thierstoff auf, erzeugen, bei weit weniger stark schmelzendem Einflusse auf lymphatische Anschwellungen, Drüsenleiden und dgl., doch auch beim äußeren Gebrauche bisweilen eine tiefer durchgehende Reaktion, eigentliche Stuhlkrisen wirken daher gegen geringere Grade von Unterleibsleiden besser, wenn man es weniger mit einem primären Hautreize, als mit einer sekundären Erregung der Schleimhäute, insbesondere des Darmkanals zu thun haben will. Je heißer und stoffreicher die Halithermen sind, um so leichter halten sie auch bei äußerlichem Gebrauche die Ausleerungen an und erzeugen Stuhlverstopfung, der man entgegen arbeiten muß, weil sie die Anwendung des Bades durch Begünstigung von Kongestionen, Schwindel u. dgl. Symptomen hindert. Beim innerlichen Gebrauche entstehen, wenn das Wasser sehr heiß ist, ebenfalls bisweilen zu Anfange leichte Verstopfungen, in der Regel aber eher Diarrhöe, so lange nicht die Ausdünstung gehörig regulirt und die Darmschleimhaut für den Salzreiz mehr abgestumpft ist, wie dies nach einiger Zeit zu erfolgen pflegt. — Die Salzquellen sind zwar als sehr kräftige, auflösende Mittel zu betrachten und in allen Krankheiten, denen lymphatische Entmischungen zu Grunde liegen, bei denen das Drüsen- und Lymphsystem, die Schleimhäute des Darmkanals, der Athmungs- und Geschlechtswerkzeuge vorzugsweise ergriffen sind, verdienen sie den Vorzug vor anderen Quellen mit der Maßgabe, daß diejenigen, welche noch einen Antheil an kohlensaurem Alkali besitzen, diese auflösenden Wirkungen am kräftigsten umfassen. Sie stehen jedoch vor den Bitterwässern in allen venösen Krankheitsformen zurück und bei sauren Entmischungen den vorherrschend alkalischen Wässern nach. — Die Soolen und Laugen repräsentiren die intensivsten Wirkungen der Salzquellen. Ihre Anwendung setzt, im koncentrirteren Zustande, einen hohen Grad von Torpor voraus; aber die dadurch bewirkten Schmelzungen und Reaktionen sind auch außerordentlich und lassen sich nur mit demjenigen vergleichen, was die kräftigsten alkalischen Glaubersalzquellen bei konsequentem Gebrauche gegen Anschoppungen und Stockungen bei venösen Dyskrasien leisten. Vorzüglich ist es bei den Laugen das Gebiet der Hautskropheln, der skrophulösen Geschwüre der hartnäckigsten, lange bestehenden, reizlosen, auf vermischten, dyskrasischen Ursachen beruhenden Flechten, wo sie den vornehmsten Rang einnehmen. Die Wirksamkeit beim innerlichen Gebrauche ist beschränkter, indem man hier die weniger koncentrirten Formen vorzieht, die zugleich das reichlichere Wassertrinken mit gestatten. Indessen zeigt sich auch bei allen Halikrenen sehr deutlich, daß ein großer Reichthum an wirksamen Bestandtheilen ihnen eine allgemeine materielle Wirksamkeit

gegen die bezeichneten Formen verschafft. — 3) In Jod- und Bromquellen, d. h. in allen Salzwässern mit reichlicheren Antheilen dieser Substanzen verstärken sich jene auflösenden Kräfte noch. Dabei wird eine besonders erregende Einwirkung auf das Blutsystem nicht verkannt werden dürfen. Die kleinen Mengen Jod, welche alles natürliche, nicht vollkommen gereinigte Kochsalz begleiten, kommen natürlicher Weise nicht in Betracht; wo aber die Quantität dieses Körpers und des Broms bedeutender wird, da berücksichtige man vorzüglich, daß man für die Jodwirkungen ein Salzwasser als Adjuvans und Konstituens hat. Die Wirkung dieser Mischungen auf die drüsigen Gebilde ist die stärkste, welche durch M. zu erreichen ist, aber man hat auch hier die meiste Vorsicht zu gebrauchen wegen einer zu starken Steigerung des Blutbereitungsprozesses im Venensysteme, und der Zustand der parenchymatösen Gewebe muß in höherem Grade beachtet werden, zur Vermeidung von Kongestionen und Blutungen, so wie überhaupt von zu heftigen Reizungen, welche in diesen Organen erzeugt werden können. Man wendet die Jod- und Bromquellen sowohl innerlich, als äußerlich an, und der vereinigte Gebrauch beider Anwendungsweisen gewährt in Fällen torpider Drüsenanschwellungen, nicht allein bei Struma, sondern auch bei Anschwellungen der Mesenterialdrüsen, bei Uterinleiden, Amenorrhöen, Blennorrhöen aus ähnlichen allgemeinen Ursachen, überhaupt bei allen Krankheiten, die auf skrophulösem Boden wurzelnd oder im lymphatischen Systeme auftretend, sich als lokale Hypertrophien geltend machen.

III. Wirkung der Bitterquellen. Die auflösende Heilkraft dieser Wässer richtet sich weniger auf das Lymphsystem, als auf das Venensystem. Sie sind geeigneter für die späteren Lebensjahre, für die Verdauungsschwächen, Verstopfungen, Unregelmäßigkeiten der Gallenabsonderung, Haut- u. Nervenkrankheiten, welche auf erhöhter Venosität beruhen. — a) Als Bäder werden die heißen Glaubersalzquellen weniger gebraucht, auch dürften sie gerade in dieser Form ihre eigenthümlichen Heilkräfte am wenigsten entfalten, vielmehr mit dem allgemeinen Charakter salinischer heißer Quellen als kräftigere Hautreize wirken. Wie kräftig der Reiz ist, welchen hierbei die stoffreicheren in andauernder Anwendung üben, das kann man aus den Erscheinungen merken, welche bei der früher gebräuchlichen Methode der Korrosion in Karlsbad erzeugt worden, wo die Haut von dem heißen und salzreichen Wasser auf das Stärkste gereizt wurde, nässende Flechten und Geschwüre entstanden u. s. w. Im Ganzen scheint die Vernachlässigung der Bäder bedingt zu seyn durch die Rücksicht, welche die Reaktionen beim innerlichen Gebrauche erfordern. Die auflösende Wirkung dieser Wässer ist im Allgemeinen mit einem größeren Angegriffenseyn des Nervensystems und der organischen Verrichtungen verbunden, als bei andern M.n; gerade wo sie am tiefsten einwirken und starke materielle Ausscheidungen vorbereiten, da erregen sie, bevor es zur Entscheidung kommt, eine allgemeine Spannung, Kongestionen, Schwächegefühl, die mit dem gleichzeitigen Gebrauche warmer Bäder in der Regel nicht zu vereinigen sind. Auch liegt es wohl in der Natur der mannichfaltigen Krankheiten, die auf Stockungen im venösen Systeme beruhen und vorzugsweise mit dem Namen Unterleibskrankheiten bezeichnet werden, gegen welche die Glaubersalzquellen am kräftigsten wirken, daß Bäder hier weniger als der innerliche Gebrauch zunächst zum Ziele führen. — b) Innerlich wirken diese Wässer warm od. kalt, je nach der Menge ihrer vorherrschenden Bestandtheile, gelinde eröffnend, abführend, purgirend, in Verbindung mit kohlensaurem Alkali tiefer schmelzend, die Mischung des Venenblutes verändernd, wahrscheinlich durch Vermittelung von Ausscheidungen überwiegenden Thierstoffes; in Ermanglung von Alkali, Eisen u. freier Kohlensäure werden sie rascher abgestoßen, wirken zwar auch auflösend, aber auch zugleich entschiedener schwächend, und eignen sich deshalb nicht zu einer methodischen fortgesetzten Anwendung. Ueberreizungen des Magens u. Darmkanals mit venöser Ueberfüllung u. Ausspritzung der Schleimhäute, Hämorrhoiden, Unregelmäßigkeiten u. Stockungen im Lebersysteme, Unfähigkeit dieses Systems zur vollständigen Depuration des Venenblutes, daher Störung in der Gallenabsonderung, Anhäufung von Thierschlacke im Blute selbst, wie sie sich später in den entstehenden kritischen Stuhlgängen darthut, so wie die aus einem solchen Verhalten des Gefäßlebens herrührenden Kongestivzustände der Kopf- und Brustorgane, Kongestionen, Schwindel, Beängstigungen, Hypochondrien sind die zur Heilung durch diese Wässer geeignetsten Formen. Gichtische, herpethische und lithiatische Leiden, in sofern hier dasselbe ursächliche Moment obwaltet, gehören dann hierher. — Die nöthigen Kautelen wegen der durch hohe Temperatur oder Gasreichthum bedingten Expansion und Aufregungen im Blute sind von allgemeinem Charakter, eben so diejenigen, welche bereits bestehende Destruktions- und Verschwärungsprozesse im Aftergebilde angehen.

IV. Wirkung der rein alkalischen Quellen. Bei den Quellen dieser Art ist, sowohl bei äußerlicher als innerlicher Anwendung, vorzugsweise die bindende Kraft des Natrons für saure und fettige Substanzen (Seifenbildung) in Betracht zu ziehen. Die erstere Art der Wirkung tritt beim innerlichen Gebrauche rascher und vollständiger, aber doch auch bei der Anwendung von Bädern deutlich hervor, und ihr Kriterium ist die Alkalescenz des Harnes; die andere gehört der Badewirkung an. Außer den allgemeinen Wirkungen der Bäder, warmen Getränke u. s. w. ist also dieses Verhalten des Alkalis das Bedingende für die Wirkung. Dazu kommt dann noch die Wirkung der freien Kohlensäure, welche sich in diesen Wässern immer geltend machen muß und vorzüglich in den Bädern als Einathmung der darüber entwickelten Gas- und Dampfschicht, Bedeutung erhält. Die Hauptwirkung dieser Quellen bleibt aber diejenige gegen saure Entmischungen, insbesondere also gegen gichtische harnsaure Dyskrasie, Lithiasis, gegen Schleimhautleiden, die auf einer

entsprechenden Entmischung beruhen; ferner gegen eine stärkere Gerinnbarkeit des Blutes in gewissen Fällen (z. B. bei gewissen Amenorrhöen, wo die Wirkungen des Alkalis wahrscheinlich darauf beruhen, das Blut in jenen weniger koagulabeln Zustand zu versetzen, der die Menstruation erlaubt; aber auch in fieberhaften Krankheiten ähnlich wie das essigsaure Kali). Die besondere reinigende und die Hautausdünstung verbessernde Wirkung der Bäder, besonders bei Neigung zu Entartungen der Talgdrüsen, Kanedonen, Pusteln u. s. w. beruht auf dem bindenden Verhältniß des Natrons gegen die fettigen Absonderungen. Höchst wichtig sind diese Wässer bei chronischen Katarrhen, Lungenblennorrhöen; bei Skrophulose u. Tuberkulose aber steht ihre Kraft weit hinter der derjenigen der reichen Salz- und Jodquellen zurück.

V. Wirkung der erdigen Quellen. Im Bade gleicht ihre Wirkung ganz der der gemeinen Wasserbäder, wenn nicht ein Gasgehalt, namentlich eine Schwefelwasserstoffentwicklung aus dem Gypse sie den Schwefelquellen nähert. Auch innerlich läßt sich im Allgemeinen nichts Anderes urtheilen; doch lehrt die Erfahrung eine gewisse Wirkung reicher erdiger Quellen auf den Verdauungsprozeß und seine Produkte, so wie im gewissen Grade auf Nieren und drüsige Gebilde kennen. Die berühmtesten Quellen dieser Art, wie z. B. die Thermen von Leuk, verdanken ihren Ruf meist einem Zusammentreten günstiger Umstände für die allgemeine Thermalwirkung.

VI. Wirkung der Säuerlinge. Die reinen, besonders also die auch keinen wesentlichen Antheil an Eisen enthaltenden Säuerlinge besitzen die erregende, die Blutbewegung steigernde, die Darmschleimhaut und ihre Nerven auf eine eigenthümliche Art incitirende (antemetische), das Gehirn aufregende, im Uebrigen aber flüchtige und rasch vergehende Wirkung der Kohlensäure. Sie werden bei Verdauungsschwäche mit einigem Nutzen gebraucht; ihre Gasatmosphäre wirkt erregend auf die Lungenschleimhaut; im Ganzen steht eine tiefere, wahrhaft medikamentöse Heilkraft diesen Wässern nicht zu, obwohl sie, reichlich getrunken, in vielen Fällen mit besserem Nutzen, als gemeines Brunnenwasser wirken.

VII. Wirkung der Stahlquellen. Die flüchtige Reizkraft der Säuerlinge wird durch einen wesentlichen Antheil von Eisenoxydulkarbonat nach einer bestimmten Seite hin kräftig entwickelt. Stahlquellen dienen in allen Krankheiten, wo das Blut an Blutkörperchen arm ist; sie vermehren den Gehalt an denselben, steigern die Arteriellität und wirken so den chlorotischen Entmischungen der Anämie und den auf diesem Mangel des Incitaments (durch das Blut) beruhenden Nervenkrankheiten, Asthenien, Krampfformen u. s. w. entgegen. In wie fern sie auch andere Heilanzeigen erfüllen können, hängt von ihrem Gehalte an alkalischen oder Neutralsalzen ab, Reizungs- und Kongestivzustände aktiver Art verbieten ihre Anwendung.

VIII. Wirkung der Eisenquellen. Dieselbe ist fixer, stätiger; besonders bedeutend durch den Umstand, daß man das Eisen hier, auch in Form warmer Bäder, in quantitativ reichlicheren Verhältnissen anwenden kann. Der Beigehalt an Alaunerde gibt solchen Wässern noch eine adstringirende, die häutigen Gebilde kräftigende, ihre Erschlaffung hebende Wirkung. Dagegen fehlt ihnen der flüchtige Gasreiz der Stahlquellen; sie sind anwendbarer bei allen Erschlaffungszuständen, aber schwerer verdaulich und langsamer in die Mischung übergehend; mehr geeignet für die gröberen, substantielleren Individualitäten, für die schärferen Grade der Anämie bei einem minderen Hervortreten nervöser Symptome und einem stärkeren Vorherrschen der materiellen, namentlich der Schleimflüsse und schleimartigen Blutflüsse.

IX. Wirkung der Schwefelquellen. a) Warme Schwefelbäder besitzen die kräftigste Heilkraft in der Reihe der M. gegen rheumatische Schmerzen und Lähmungen. Sie sind von großer Wirksamkeit bei arthritischen Affektionen, chronischen, sowohl regelmäßigen als unregelmäßigen Verlaufs; bei Hämmorrhoidalleiden und impetiginösen Formen. Ihr Schwefelwasserstoffgehalt ist dabei allerdings von großem Belange, aber man muß auf die gesammte Mischung solcher Wässer und die Art ihres Gebrauches Rücksicht nehmen. In den meisten Fällen wirken sie um so kräftiger ein, je mehr die Bauart der Badebecken die Gasentwickelungen zusammenhält und die Bildung eines Schlammes die Zersetzung der Schwefelverbindungen fördert. Diejenigen unter ihnen, in denen ein freies Alkali vorhanden ist, so wie jene, welche einen beträchtlichen Gehalt an wirksamen Salzen besitzen, bilden eigene Uebergangsstufen zu den alkalischen und salinischen Thermen; eine große Zahl aber steht in der nächsten Verwandtschaft mit den Akratothermen durch die Geringfügigkeit ihres materiellen Gehaltes, wirkt aber doch stets erregender und namentlich auf die Respirationsschleimhaut lösender, auf das gesammte venöse System aufregender, reizender ein. — Innerlich bedient man sich der warmen und kalten Schwefelwässer ebenfalls. Die sekretionsverbessernde, der profusen Schleimabsonderung entgegen wirkende Heilkraft des Gases tritt hier und bei den Gaseinathmungen hervor; ein wohlthätiger Einfluß auf die geschwächte Verdauung läßt sich nicht verkennen, immer aber muß jede Schwefelquelle mit ganz besonderer Rücksicht auf ihre sonstige chemische Zusammensetzung betrachtet werden.

Mineromephitis (Mephitis mineralis, Miasma mephiticum minerale, Med.), die mineralische Mephitis, eine durch Zersetzung verschiedener Erdarten, des Wassers selbst u. s. w. entstandene verdorbene Luftart.

Minerbio, ital. Flecken, Kirchenstaat, Legat. Bologna; Weberei, Getreidebau; 2800 Einw.

Minerva (d. i. Rathgeberin, griech. Athene, v. Athen, griech. u. röm. Myth.), Göttin, auch Pallas, die Jungfrau, die Tochter des Himmelsgottes Zeus, aus dessen Haupte geboren, (Hes., Theog. 880, 919) die mit Weisheit und Macht

die Sterblichen behütet, daher die sinnige und wehrhafte göttliche Jungfrau, ein griechisch plastischer Ausdruck für unsern Begriff der göttlichen Vorsehung. Zeus hatte die von ihm schwangere Oceanide Metis (Klugheit), von deren Leibesfrucht ihm Gäa geweissagt hatte, daß sie ihn entthronen würde, verschlungen, damit sie bei ihm bleibe und ihm Gutes und Schlimmes anzeige. Da erhob sich unter des Hephästus Schlage mit dem ehernen Beile aus des Zeus Haupte stürmend Athana (dorisch) und begann im Aufschwunge des Schlachtgeschrei's Machtruf (Pind., Ol. VII, 65); oder Prometheus, oder Palamaon, die geschickten Künstler, waren zur Entbindung behülflich (Schol. Pind. a. a. O. Apollod. I, 4, 6). Mit goldnen Waffen gerüstet, entsprang sie dem unsterblichen Haupte und schwang sogleich den scharfen Speer, und der Olymp bebte, die Erde erdröhnte, die Meereswogen brausten und der Sonnengott hielt staunend seinen Wagen an (Stesichorus, Schol. Apollon. II, 1310; — Tzetzes, Lycophron 355; — Philostrat., Icon. II, 27). Nach kretischer Sage war sie aus einer von Zeus zertheilten goldnen Wolke hervorgegangen (Aristocl., Schol. Pind. a. a. O.). Oder sie war die Tochter des Zeus oder des Poseidon und der Oceanide Coryphe (des Hauptes. Cic. N. D. III, 23), oder des Poseidon und der Limne Tritonis, des tritonischen See's (Herod. IV, 181, Paus. I, 14, 5), oder des geflügelten Giganten Pallas in Arkadien, den sie, als er ihr ungebührend nahet, tödtet und dessen abgezogene Haut sie als Schild, Aegide, gebraucht. Ihre Geburt sollte am See, Strom oder Quell Triton erfolgt seyn, daher ihr Beiname, **Tritogeneia**, **Tritonia**, **Tritonis**, am 3. Tage der 3. Dekade des Monats Hecatombäon (*γενέθλιος Ἀθηνᾶς*, Athen. XIII, 98 B.), welcher durch das Fest der Panathenäen verherrlicht wurde; jeder 3. Tag der 3. Mondsdekaden, besonders aber der dritten, war ihr heilig (Bekker, Anecd. S. 307; — Eurip., Heracl. 779; — Lobeck, Aglaoph. S. 434, 436); deshalb wurde der Name Tritogeneia, Tritonia, auch auf die dreitheilige Mondgöttin, Tritomenis, Hecate Triglathene, bezogen. Andere erklärten ihn von einem angeblichen böotischen oder altattischen Worte *τριτώ*, der Kopf (Tzetz., Lyc. 519. Nicander, bei Hesych. s. v. vgl. Hom., hymn. 28, 4). Von ihrem Heiligthume und Feste zu Iton in Thessalien und Böotien hieß sie auch Tochter des Itonos (Paus. IX, 34, 1). Endlich wird auch der Künstler Hephästus (Orph., hymn. 65), so wie der allschauende Sonnengott, Helios, als Vater genannt (Luc., Ampel. 9). Homer, der ihre Geburtsgeschichte nicht erwähnt, nennt sie die Lieblingstochter des Zeus, der Alles hingebt. Sie donnert mit des Vaters Donner (Il. XI, 45) und legt seine Waffen an (Il. V, 736), namentlich den mit hundert goldenen Troddeln geschmückten Aegisschild, worauf Schrecken, Streit, Gewalt und Feindesverfolgung abgebildet sind und das furchtbare Gorgonenhaupt sich befindet, einen Schild, der auch von des Zeus Blitzen nicht zerstört werden kann (XXI, 400). Wenn sie ihn schüttelt, so ergreift Furcht und Bestürzung die Feinde, ihre Freunde aber werden zu einer Tapferkeit begeistert (Hom., Odyss. II, 416, XXIII, 297). Mit ihrer durchs Alter nie zu zerstörenden Lanze streckt sie die Reihen der Männer nieder, denen sie feind ist, und ihr Helm ist weit genug für die Krieger von 100 Städten (Il. II, 447). Den Ares wirft sie mit einem Grenzsteine, daß er in die Knie sinkt (Il. XXI, 406) und die Aphrodite schlägt sie mit der Hand vor die Brust, daß sie zu Boden taumelt (424). Als Kriegerin, **Ageleia**, die Beutemachende, **Ptoliporthos**, Städtezerstörende, **Egrekydoimos**, Getümmelerregende, **Atrytone**, Unbezwingbare, steht sie mit Ares u. der Enyo zusammen (Il. V, 430, 433), nur daß diese dem Kriege allein ergeben ist, während Athene zugleich die sinnreiche (Polybulos) Göttin für die Künste des Friedens ist. Dann erscheint sie nicht bewaffnet, sondern im langen Peplos, mit hoher, schöner Gestalt. Sie hat sich selbst den Peplos gewoben, so wie der Here (Il. V, 737, XIV, 178), lehrt den Frauen künstliche Arbeit (Odyss. XIII, 297, XX, 72), ist die Beschützerin edler kunstfertiger Hausfrauen (Odyss. XVIII, 130) und das Vorbild einer geschickten Weberin (Il. IX, 390). Aber auch die Männer, welche Gold und Silber gießen, unterrichtet sie in allerlei Kunst und reizender Arbeit (Odyss. VI, 233, XXIII, 160), Wagner und Zimmerleute in Verfertigung von Schildern, Wägen, Kutschen (Hom., Hymn. Aphr. 4, 7, 12), und weiß überhaupt Rath in allen Angelegenheiten, übertrifft alle Götter an klugen Anschlägen (Odyss. XIII, 297). In Hesiods Worten (Theog. 895), daß Athene dem Vater Zeus an Rath sowohl, als Kraft gleich sey, sind die beiden Seiten ihres Wesens, die berathende, fürsorgende himmlische Weisheit, so wie die schirmende himmlische Macht, eben so klar ausgedrückt, wie an den alten Palladien, welche die Spindel in der einen, den Speer und Schild in der andern Hand führen. — 1) Athene **Ergane**, die Künstlerin, lehrt nicht bloß die Mädchen und Frauen Spinnen, Weben und Sticken (z. B. die in eine Spinne verwandelte Arachne), sondern überhaupt alle Erfindungen, welche das menschliche Leben erhalten, pflegen, verschönern, und die rohe Natur zum Dienste des Menschen benutzen, sind ihre Eingebung. Sie gibt dem Menschen die Zügel, um das muthige Roß zu lenken (Athene Chalinitis). Ath. Budeia, Boarmia, die Rinderjochende, erfindet den Pflug (Eustath., S. 1076, 27). Myrmex, die sich dieser Erfindung rühmt, wird von ihr in eine Ameise verwandelt (Serv. zu Virg. Aen. IV, 102); Ath. Agripha, die Harke, um Feld und Garten zu bestellen, und die edlen, nahrhaften Oelbäume, Attika's bestes Erzeugniß, sind ihre Schöpfung und stehen unter ihrem Schutze. Ath. Skiras beschattet mit dem Sonnenschirme, dem Wolkenschilde, gnädig das Ackerfeld, daß nicht Dürre und Brand die Saaten verderbe. Mit dem Künstler und Feuergotte Hephästus verbunden, ist sie Urheberin aller Künste und Gewerbe (Orph. hymn. 31, 8. mille dea operum, Ovid, Fast. III, 833) und theilt den Menschen die beiden Hauptmittel zu allen Künsten, die Zahl, womit er Alles ordnet, mißt und berechnet (Liv. VII, 3) und das Feuer mit,

wodurch er den rohen Stoff gestaltet und seine Werkzeuge bereitet, oder auf ihre Veranlassung thut es Prometheus, mit dem sie vereint den Menschen, den denkenden Beherrscher der Erde, schafft, bildet und erzieht (Serv. zu Virg. Ecl. VI, 42). Ihr, dem Hephästus und Prometheus zu Ehren wird daher von den Jünglingen Athens der Fackellauf, Lampadodromie, gehalten, ihr und dem Hephästus zu Ehren von den attischen Schmieden und Erzarbeitern das Fest der Chalkeien begangen. Ihr huldigt die attische Phyle Acamantis, der Stamm der rastlosen Arbeiter, mit den Gemeinden der Eupyriden, Dädaliden und Aethaliden, d. h. der Feuerarbeiter (Welcker, Prometheus, S. 293), so wie die Kerameer, die Töpfer, welche unter ihrer Leitung kunstvolle Vasen schaffen, und der Hahn, der früh zur Arbeit ruft, ist ihr heiliger Vogel (Paus. VI, 26, 2). Die Heliaden, die Sonnenkinder von Rhodus, die mit Cecrops wetteifernd, ihr zuerst geopfert hatten, wurden dafür von ihr mit Kunstfertigkeit aller Art begabt und eine goldne Wolke ergoß ihre Schätze über die Insel, wo das kunstvolle, zauberische Priestergeschlecht der Telchinen, mit Astronomie, Schifffahrt und Erzbildnerei vertraut, waltete. (Pind., Ol. VII, 90 ff. Ath. Lindia, Telchinia u. Baskanos, die Zauberin, zu Rhodus; — Nicol. Damasc., S. 514). — Das Schiff, eine der kühnsten Erfindungen des Menschengeistes, war Athenes Werk, die Argo, der wunderbare Schnellsegler der Argonauten, der Fünfzigruderer des Danaus und die Schiffe des Paris waren unter ihrer Mitwirkung gezimmert worden (Apoll. I, 9, 16. II, 1,4; — Valer. Flacc. I, 302. Hom., Il. V, 60) und an der Küste von Megara wurde Athene Aethyia, der Taucher vogel, Seerabe, verehrt, weil sie die Menschen gelehrt, dem Seeraben gleich, das Meer mit flüchtigem Kiele zu durchschneiden (Paus. I, 41, 6. — Lycophr. 359). Schützend thront Athene auf Vorgebirgen und an Seehäfen (Sciras, Sunias, Promachorma), weit hinaus leuchtet ihr Bild, und ehe ihr strahlender Schild dem Absegelnden gänzlich entschwindet, senkt er ihr einen blumenbekränzten Becher mit Weihrauch in die Fluthen hinab. Auf der Fahrt befestigt man hölzerne, vergoldete Palladien am Vordertheile des Schiffes, und betet zu ihr, daß sie die Wuth der Stürme beschwichtige (Anemotis) und das Schiff durch die Hand des Steuermanns glücklich an den Klippen vorüberführe, und wenn das Schiff glücklich anlandet, werden ihr Dankopfer gebracht (Kybernesien am Hafen Phaleros; Ecbasia zu Byzanz, O. Müller, Dor. I, 121, 1. Jasonis und Tritonis an der Ankerquelle Artakia bei Cyzicus. Anth. Pal, S. 204, n. 342). Auch zu Lande geleitet sie den Wanderer (Keleutheia), baut und erhält Brücken zum Verkehr unter den Menschen (Gephyritis); das Palladion auf der Brücke des Cephissus, Serv. zu Virg. Aen. II, 166, und das Gastrecht der Fremdlinge steht unter der Obhut der Ath. Xenia. Die Heroen begleitet sie auf ihren Abenteuern zu Land und Wasser und flößt ihnen Rath, Muth und Kraft ein (Hom., Il. V, 835, VIII, 363. XX, 146. Odyss. XI, 625). Sie ist Helferin in jeder Noth (Mechanitis), erhält Leben und Gesundheit (Hygieia, Päonia, Medica, mit der Heilschlange, Dracäna) verjüngt und verschönt mit dem goldenen Zauberstabe (Odyss. XVI, 172), gibt durch Träume Mittel der Heilung und Rettung (Colocassia von dem Heilkraute benannt), läßt warme Heilquellen aus der Erde hervorsprudeln, segnet die Mütter mit Fruchtbarkeit (Meter) und mehrt die Geschlechter durch kräftigen Nachwuchs (Genetias, Phratria, Tritopatoros, Apaturia). Den Geschlechts-, Stamm- und Volksversammlungen steht sie als Beratherin vor (Agoräa, Hellenia, Panachais) und ist Bundesgöttin der Amphiktionen zu Iton und Delphi, wird daher auch hier, wie zu Cnossus und Delos neben dem weissagenden Apollon als Pronöa, Vorsehung, verehrt (Paus. V, 13, 3. Bekker, Anecd. S. 293). Als Einsicht und Vorsehung des Zeus sitzt sie zur Rechten des Vaters (Il. XXIV, 100. Horat., Od. I, 12, 19) u. entscheidet über die Loose der Sterblichen, auch Loose und Würfel fallen wie sie will (Würfelspiel im Tempel der Ath. Skiras, Bekker, Anecd., S. 300, 265). Die Rathspersonen erleuchtet sie mit Einsicht (Ambulia, Buläa) und wird von ihnen beim Antritte ihres Amtes angerufen (Eisiteria), behütet die Rechtspflege und gibt bei Stimmengleichheit der Richter ihre Stimme mild dem Beklagten (beim attischen Gerichtshofe der Epheten am Palladion, beim Areiopagos als Ath. Areia, die Sühnerin. Aesch., Eumen. 753. Paus. I, 28, 5). Dem Schutzflehenden, der ihr Bild, das Palladion, berührt oder umfaßt, gewährt sie Zuflucht vor den Verfolgungen der Blutrache (Alea), aber über den Schuldigen verhängt sie schwere Strafe (Axiopoenos), sendet Landplagen den Frevlern und legt denen, die sich an dem Asylrechte des Palladions vergangen, harte Büßungen auf (z. B. dem Ajax und seinen Lokrern). — 2) Solchergestalt alle Stände mit ihrer Fürsorge umfassend, wird sie Schirmgöttin (Alkis, Alalkomene, Alalkomeneïs, Hom., Il. V, 908) des Staats, der Stadt und der Burg, die unter ihrer Obhut uneinnehmbar ist, die nur dann erobert werden kann, wenn das Gnadenbild der Schutzgöttin und der Burg entfernt wird. Als Stadtgöttin, Polias, Poliuchos, Burggöttin, Akria, Koria, Epipyrgidia bewacht sie die Thore (Pylaetis, Plin. XXXIV, 19), bewahrt die Schlüssel (Kleiduchos), hält die Hand über der Stadt ausgestreckt (Hyperdexia) und deckt sie mit dem goldenen Schilde (Chrysägis, Skiras), behütet Stadt und Burg mit spähendem, leuchtendem Blicke (Optiletis, Ophthalmitis, Oxyderko) u. das Gorgoneion, d. h. das Mondantlitz, das mit scharfem Strahle die Finsterniß durchdringt, ist auf der Burgmauer von Athen zum Troste der Freunde, zum Schrecken der Feinde befestigt, und die im Gemäuer nistende Eule, deren Auge im Dunkel der Nacht leuchtet, so wie die auf den Zinnen der Thürme sich schaarenden kriegslustigen Krähen sind der Göttin heilige Vögel (Glaukopis). So geht sie nun in die Kriegsgöttin über, die eben sowohl befreundete Städte schirmt, als feindliche

zerstört (Erysiptolis, Persept olis, Hom., hymn. 10, 1. 28, 3.). Unter ihrer Obhut üben sich die Jünglinge zum Kampfe (Ath. Sthenias, die Ringerin, zu Trözen Kydonia, die Ruhmverleihende, zu Olympia), ihr huldigt besonders der Ritterstand (Ath. Hyppia, Aristoph. Equ. 551. Nub. 1265) u. das Streitroß ist ihr geweiht, dessen Bild ihr Tempelschmuck (das trojanische Roß); auf dem vierspännigen Streitwagen, ihrer Erfindung, war sie gegen die Giganten und Titanen gezogen (Cic. N. D. III, 23. Eurip., Jon. 1528). Sie erfand die Trompete, die zur Schlacht ruft (Ath. Salpinx) und die Flöte, die den Marsch des Heeres begleitet (Tubilustrium), wie sie schon als Göttin der Künste Minerva Musica (mit der Flöte) und Aëdon, die Sängerin, heißt (Plin., XXXIV, 19, 15). Sie leitet die jährliche Waffenschau und Waffensühnung (Chalkiökien zu Sparta, Quinquatrien zu Rom), empfängt Opfer, wenn das Heer die Landesgrenze überschreitet (Diabaterien), führt es zum Siege (Ath. Nike) und zur Beute (Ath. Leïtis) und wird durch Siegesfeste, Epinikien verherrlicht und mit dem Zehnten der Beute beschenkt. Die Krieger erfüllt sie mit hartnäckigem Muthe, daher die beharrliche, blutdürstige Fliege ihr Symbol (Hom., Il. XVII, 570); wie sie selbst die Kühne, Muthige, Thraso, heißt (Tzetz. Lyc. 930, 936); sie erregt das Volk (Laossoos, Hom., Odyss. XXII, 210) und hat ihre Lust am Schlachtgetümmel (Egrekydoimos, Hes., Theog. 925. Enkelados). Von ihrem schrecklichen Blicke wird sie Gorgopis genannt, ja selbst Gorgo, die Furchtbare, heißt sie, die Vollgerüstete, mit dem Speere Bewaffnete (Eurip., Hel. 1316. Cic. ad pop. et equ. Rom: te, Tritonia, Armipotens, Gorgona etc.); zu Cyrene sah man eine goldene Ath. Gorgo (Paläph. 32) und Pallas Chryse, die Goldgerüstete, eine strenge, grausame Göttin, wurde zu Lemnos mit Menschenopfern verehrt (O. Müller, Dor. 1, 384). Athene besitzt daher einen männlichen Charakter, ihrem Bilde zu Pedasus in Carien wächst sogar, so oft Krieg bevorsteht, ein Bart (Herod. I, 175. Strab. XIII, S. 611) und die Mystiker nennen sie Mannweib (Orph., hymn. 31, 10). Im gewöhnlichen Mythus aber wird sie als strenge mannhafte Jungfrau, Parthenos, Pallas (πάλλαξ, virago), dargestellt, das Ehebett fliehend (Alektros, Phygolektros), von Liebe nie bezwungen. Selbst dem Schönheitsrichter Paris, dem sie die Herrschaft über Asien anbietet, erscheint sie im ältern Mythus nur bekleidet, erst später nackt. Tiresias, der Sohn ihrer Freundin Chariclo, erblickt sie unabsichtlich im Bade, in der Quelle Hippocrone, und schaut das Sonnenlicht zum letzten Male, wird jedoch dafür durch die Gabe des innern Gesichts, der Weissagung, entschädigt (Apollod. III, 6, 7). Auch ihr Bild, das Palladion, wird vor Männerblicken gehütet, und der troische Ilus, wie der Römer Metellus, die es beim Brande des Tempels retten, müssen darob erblinden (Plut., Parall. 17, Dion. Halic. II, S. 126. Ovid., Fast. VI, 431). Hephästus, zu ihr entbrannt, vermag sie nicht zu besiegen und befeuchtet nur den Staub der Erde, woraus Erichthonius entsteht, den Athene in ihrem Tempel erzieht (Apoll. III, 14, 6. Hom., Il. II, 547). Nur mystische Sagen lassen von Athene, der Tochter des Bronteos, des Donnerers (Zeus), auch Belonike, die mit dem Geschosse Siegende, Blitzwerfende genannt, in Verbindung mit Hephästus den Erichthonius erzeugt werden (Tzetz., Lyc. 111) oder nennen als Sohn des Hephästus und der Athene den attischen Apollon Patroos (O. Müller, Dor. I, S. 237) oder den Lychnus, Leuchter, Personifikation des ewigen Lichts, das auf dem herrlichen Kandelaber im Allerheiligsten des Burgtempels zu Athen brannte, auch die Korybanten waren nach der Sage von Hierapytna in Creta Söhne der Athene und des Helios. — 3) Die Idee der sinnigen Göttin, die alle Künste, auch die Baukunst, Bildhauerkunst, Arzneikunde, Dichtkunst und Musik erfindet (Ovid., F. IV, 825), wurde von den Philosophen weiter ausgebildet; in dem pythagoräischen Zahlensysteme ist Athene die herrliche jungfräuliche Siebenzahl, die nicht zeugt innerhalb der Zehnzahl, die Schöpferin des planetarischen Siebenlautes, bei Platon (Cratyl. S. 279) die Erkenntniß des Göttlichen, bei den Stoikern die verkörperte Vorsehung Gottes, die dem Zeus inwohnende Einsicht, der alldurchdringende Feuergeist (Cic., N. D. I, 15. Athenag., leg. pro Christ. 29). Die Neuplatoniker, Julian (Or. IV) u. Plotin (in den Enneaden), kommen mehr auf die ältern Vorstellungen zurück und geben der Idee der Göttin eine sittliche Anwendung. So schildert Proclus in dem Hymnus auf Athene Polymetis die Göttin, der er sich gewidmet, die Mutter der Bücher, welche die gottbetretenen Hallen der Weisheit erschließt, als die Männlichgesinnte, Gewaltige, die der Erdgebornen, gegen die Gottheit kämpfenden Giganten rohe Schaar bezwingt und die wilde Leidenschaft des Feuergottes flieht und der Jungfrauschaft Zügel unbezwingbar bewahrt, die das Herz des von den Titanen zerrissenen Dionysus unversehrt erhält und die Kraft männerweckender Tugenden in sich trägt und als Symbol ihrer erhabenen Herrschaft die hohe Burg inne hat, und ruft sie an, durch heilige Lehren das reine Licht, das von ihrem Antlitz strahlt, seiner Seele zu geben, und Weisheit und Liebe, und der Liebe die Kraft einzuflößen, die vom Erdenthale zum Olymp führt und zu gottgefälliger Sitte; er fleht die erbarmende Menschenretterin an um Verzeihung seiner Verirrungen und um Schutz vor Uebel, sie möge mit Gesundheit seine Glieder stärken und des Leibes Schmerzen stillen, das schwankende Lebensschiff mit günstigem Winde treiben und den Umherirrenden glücklich zum sichern Hafen geleiten, ihm eheliches Glück und Kindersegen, Frohsinn und Freunde gewinnende Ueberredungsgabe, Klugheit und Kraft, den Feinden zu widerstehen, Ruhm, Ehre und Vorrang unter den Menschen verleihen. Derselbe Philosoph erklärt sich (zu Plat. Tim., S. 51) dahin, Athene sey die schöpferische Weisheit des Höchsten, der reine immaterielle Aether, wodurch die Gegensätze im All zusammengehalten werden, Licht und Erkenntniß und unbeflecktes Leben auch in den niedern Ordnungen geweckt wird, die Individuen mit den Arten und diese mit dem höchsten

Urbilde verbunden werden, die göttliche Weberin, die nach himmlischer Idee das Gewand der Natur webt, zugleich geharnischte Kriegerin, die gegen die unreinen Erdgeister streitet und siegreich alle Kräfte von der Erde zum Orte der Götter empor, zum Einen und höchsten Geistigen läuternd zurückführt. — 4) Trotz dieser Vergeistigung bleibt immer noch, dem Wesen alter Naturreligion getreu, ein physisches Substrat zurück, der leuchtende, feurige Aether, denn auch die Denkkraft erscheint als ein Strahl oder Funken himmlischen Lichts oder Feuers. Athene ist daher auch den Philosophen der verkörperte, weibliche Aether, die ewige Feuerkraft, der alldurchdringende Feuergeist (Creuzer IV, S. 400, 412 ff., 1. Ausg.) und wird deshalb von der bildenden Kunst mit einem gelben oder rothen Gewande geschmückt (Winkelmann, Allegorie, S. 515), im Gottesdienste, besonders dem altattischen Feuerdienste, mit Hephästus vereint, durch die ewigbrennende Lampe und durch Fackelfeste verherrlicht (im Dienste der Athene Itonia die Formel: „Iodama lebt und heischt Feuer!" auf einem Sarkophage Athene mit der Lampe, das ewige Licht in der Grabesnacht, s. Welcker, Zeitschrift für alte Kunst, I, 39.). Lichtnamen der Athene: Phosphoros (Eustath, 1385, a. E.), Hellesia (Hesych.) und Eilenia (Etym. M.). Nach Aeschylus (Eumen. 825; vergl. Aristoph., Thesm. 1142) kennt sie allein die Schlüssel zu dem Gemache, wo die Blitze verborgen liegen und mit dem Blitze züchtigt sie die heimkehrenden Achäer auf der See (Euripid., Troad. 80. Virg., Aen. I, 43, 46) und besonders zur Frühlingsnachtgleiche erregt sie Gewitter und heftige Stürme (Serv. zu Virg. Aen. XI, 259). Daher führt sie den Blitz in der Hand (Liv. XXII, 1). Darauf bezieht sich die Aegide, das Sturmschild des Zeus, von Ziegenfell, das Symbol des bewölkten Himmels (Hom., Il. II, 148. Odyss. XV, 293), mit dem schlangengelockten Gorgonenhaupte, d. h. dem strahlenden Monde. Athene heißt nicht bloß Gorgophone, Erlegerin der Gorgo, sondern selbst Gorgo, den Beinamen Glaukopis, die Helläugige, der erst später wegen der Verbindung der Athene Tritonia mit dem Meeresgotte, die Blauäugige, Kusia, gedeutet wird (Paus. I, 14, 15, oder weil sie bei den Aegyptern Symbol der Luft gewesen sey, Diod., Sic. I, 12), hat sie mit der Mondgöttin gemein (Empedocles, 176); auf attischen Münzen sind der Nachteule, Glaux, drei Mondzeichen zugesellt und die Dreizahl tritt in ihrem Kultus bedeutsam hervor (s. oben Tritogeneia). Deswegen konnten schon die Alten sagen, Athene sey Mondgöttin (Plut., de facie in orbe lunae, S. 731, 797; Macrob. I, 17, III, 4; s. Creuzer IV, S. 238). Doch hat sie den Mond nur in ihr Bereich gezogen und war ursprünglich ihrem physischen Wesen nach Licht- und Feuergöttin überhaupt, der weibliche Hephästus; also die jungfräuliche Hestia, die reine Flamme, die Heerdgöttin und Beschützerin des häuslichen Fleißes und Wohlstandes, von deren Locken stets fettes Oel träufelt (Hom., hymn. 23; nach Andern ist das Oel der jungfräulichen Göttin geweiht, weil es der Mischung widerstrebt, oder der Kriegerin, weil es die Glieder der Kämpfer geschmeidig macht, Varr., R. R. I, 1, 6; Fest., S. 114). Demnach gehört Athene zu den Hausgöttern, wie Zeus Herkeios, der Hofhüter, die Dioskuren, Korybanten, Tritopatoren und Penaten, mit denen sie sich im Kultus oft zusammenfindet, versorgt den Haushalt durch weiblichen Fleiß und männliches Gewerbe, hält das Familienband der Heerdgenossen, Geschlechter und Stämme zusammen, waltet berathend und schirmend am Staatsheerde, Prytaneion, auf der Burg, während sie mit verderblichem Feuer die feindlichen Städte zerstört, sammelt die Amphictionen um das Feuer des Bundesheerdes, und herrscht besonders, gleich der Hestia, am gemeinsamen Heerde Griechenlands zu Delphi, ist Beschließerin des innersten Raumes der Himmelsburg, wo das himmlische Feuer, der Blitz, verborgen liegt, und auf dem Heerde des Zeus ihr Bild steht, das sie, weil es, von der geschändeten zufluchtsuchenden Electra umfaßt, entweiht worden war, zürnend mit der Ate, dem Verderben, zugleich zur Erde niederschleudert (Apoll., III, 12, 3). Somit verhält sich Pallas zur Hestia, wie Artemis zur Selene, die menschlich ausgebildete Göttin zum einfachen Begriffe, daher denn die römische Vesta zwar kein Bild hat, wohl aber in ihrem Tempel das Palladium verwahrt und von den Vestalinnen bedient wird, wie in Athen von den Ersephoren, in Argos von den Akestoridenjungfrauen, in Ilion von den Lutriden und Plyetariden. So entwickelte sich aus dem Dienste der Heerdgöttin die Religion der himmlischen Jungfrau, Pallas, welches unstreitig der älteste Name der Göttin war. Erst mit Athens steigendem Ruhme kam durch die jonische Poesie der Name der athenäischen Jungfrau, Pallas Athenäa, Athena, empor, der jedoch den ältesten nach Italien übergegangenen Kulten der Pallas fremd blieb.

5) Lokalkulte. a) Aelteste Heimath des Pallasdienstes scheint Thessalien, daselbst ein Fluß Triton (von da Athene Tritonia in Cyzicus Anthol. Pal. n. 342), in Budeion Athene Budeia, auf Ithome Athene Ithomia, dabei der vom Bade der Jungfrau benannte Fluß Curalios; zu Iton an einem andern Flusse Curalios Athene Itonia, Bundesgöttin der thessalischen Böoter, von da zu Iton am Curalios in Böotien. Durch thessalische Pelasger kam der Kult der Athene zuerst nach Kleinasien. Athene erfindet auf dem Ida die Flöte aus einer Hirschröhre, erblickt im Spiegel der Quelle die Entstellung ihres Angesichtes durch das Blasen der Flöte, oder wird von den Göttern deshalb belacht, wirft sie weg und flucht dem, der sie aufheben würde, was Marsyas that; oder sie theilt sie dem Marsyas mit (Apoll. I, 4, 2; Paus. I, 24, 1; Hygin, fab. 165; Plut., Q. Gr. 292). Einen alten Kult hatte Athene auch auf Creta am Flusse Triton im Gefilde Thenä (Athenae) mit der Sage von der Geburt der Göttin (Diod. Sic. V, 70, 72), zu Cnossus, Athene Pronöa, zu Minoa Athene Minois am Vorgebirge Samonium, Athene Samonia, zu Priansus u. Hierapytna, zu Corea auf den weißen Bergen Koresia. b) In Böotien blühte der Athenekult am copaischen See, zu

Alalcomenä am Flüßchen Triton, wo Athene geboren und von Alalcomeneus erzogen seyn sollte. Aus dem Rohre des See's fertigt sie die in ihrem Kult beim ὀλόλυγμα und den Sühnungen gebräuchliche Flöte, beim Tode der Medusa, um die Wehklagen der beiden andern Gorgonenschwestern und das Pfeifen der ihre Häupter umgebenden Schlangen nachzuahmen (Pind., Pyth. XII, 19; Bötticher im attischen Museum I, S. 285 ff.; O. Müller Orch., S. 356). Durch die Minyer wird der Kult der Athene Tritonia, Seegöttin, nebst dem Mythus der Gorgonen und dem Namen Triton, so wie dem weiblichen Priesterthume der streitbaren Amazonen des böotischen Flusses Thermodon nach Cyrene und Libyen übertragen. Dort am tritonischen See verehrte man die Göttin als Tochter Poseidons, die sich jedoch, weil dieser ihrer Keuschheit nachgestellt, dem Zeus übergeben habe, oder von dem Sieggotte Triton erzogen worden war (Apoll. III, 12, 3). Ihr zu Ehren kämpften amazonische Jungfrauen, und die Schönste wurde in hellenischer Rüstung mit korinthischem Helme auf einem Streitwagen um den See gefahren, die Göttin vorstellend (Herod. IV, 180, 189). Zu Theben hieß sie Athene Onka, vom Burghügel der Cadmeia (ὄγκος) benannt, zugleich mit Zeus, Enyo und Demeter Bundesgöttin der Cadmeionen an dem Feste der Eintracht, den Homoloien (Lycophr., 520; Müller Orch., S. 233); Athene Zosteria zu Theben, zum Kampfe geschürzt, Athene Pronoos, Tempelbeschützerin, Arakynthias auf dem Berge Aracynthos; zu Platää die goldene Athene Areia, die Kriegerische, aus der marathonischen Beute, zu Telmessus, in der Gegend der aonischen Eisenbergwerke, Athene Telchinia, die Schmelzende, den kunstreichen priesterlichen Telchinen gleichnamig (Paus. IX, 19, 1); auf einem Berge Athene Kranäa, vom Bergscheitel (κράνος) genannt, von einem strengen Reinigungsceremonien unterworfenen Priesterknaben bedient (Paus. X, 34, 4). Im Phokikon beim Landtage der Phoceer Athene Bundesgöttin mit Zeus und Here. Zu Delphi Athene Pronöa, Vorsehung, oder Pronaia, Tempelhüterin Apollo's, mit dem Dioscurenpaare Phylacus und Autonous (Paus. X, 8, 4); beim Einfalle der Perser ertönte ihr Tempel von furchtbarem Waffengetöse und Kriegsgeschrei, Blitze fuhren nieder und Felsblöcke lösten sich vom Parnasse und zerschmetterten die Barbaren (Herod. VIII, 39). In Aetolien zu Amphissa Athene mit den Anacten od. Dioscuren. — c) Athen. Die Stadt und ganz Attica war der Göttin heilig (Paus. I, 26, 7). Athene hatte mit Poseidon um den Besitz des Landes gestritten; dieser schuf das Roß oder stieß mit dem Dreizacke in den Burgfelsen, daß eine salzige Meerwasserquelle daraus hervorsprang, jene warf den Speer in den Boden, und der Oelbaum, Attica's Reichthum, sproßte hervor; beides, der heilige Oelbaum und die Quelle, zeigte man im Tempel auf der Acropolis (Paus. I, 24, 3; 26, 6; Hyg., fab. 164; Serv. zu Virg., Georg I, 12). Von der Burgmauer herab schimmerte das goldene Gorgoneion, ein Schrecken der Feinde, Trost der Bürger (καταχηνη); an der Auffahrt Tempel der Athene Nike (Paus. I, 22, 4), oben die Athene Hygieia mit der Heilschlange (Paus. I, 23, 5). In der Burg der herrliche Tempel der Athene Parthenos, Parthenon, mit der kolossalen Bildsäule der Göttin von Elfenbein u. Gold. Ferner der ältere Tempel der Athene Polias, das Erechtheion mit einem unterirdischen Gewölbe, worin die Altäre des Poseidon Erechtheus, des Erderschütterers, des Hephästus und des Butes, Stammvaters der priesterlichen Butaden; in der dunkeln Cella im Scheine des ewigen Lichtes, das auf dem kunstvollen Leuchter des Callimachus brannte, das alte vom Himmel gefallene Palladium aus Oelbaumholz, und die haushütende heilige Schlange, welche mit Honigkuchen gefüttert wurde (Herod. VIII, 41; Strab. IX, 396; Paus. I, 26, 7); Athene selbst hieß Pandrossos, Allbethauerin, und Aglauros die Prächtige, Herrliche. Cecrops, der Gründer des attischen, böotischen und euböischen Athenä, Attica's erster Gesetzgeber und Urheber der Kultur, hatte zuerst der Athene geopfert. — Den Gottesdienst auf der Burg besorgte das Geschlecht der Eteobutaden, aus denen die Priesterin der Athene genommen wurde, welche im Tempel wohnte und reiche Einkünfte genoß; unter ihr dienten ein Jahr lang die Ersephoren oder Arrhephoren, 4 edelgeborne Mädchen zwischen 7 und 11 Jahren, in weißem Gewande, mit Gold geschmückt, von denen 2, Kosmo und Trapezo, das Palladium schmückten und den Opfertisch bereiteten; diese trugen es jährlich an die Ersephorien (s. Arrhephorien) mit den heiligen Symbolen aus dem Tempel herab in eine Grotte in den Gärten der Aphrodite, wo der geheimnißvolle, ihnen selbst unbekannte Inhalt (wahrscheinlich das phallische Hermesbild) von Priesterhand mit frischen Myrthenzweigen (ἔρσαις) verhüllt wurde, und übergaben es dann zwei andern, die es zurück trugen und die Stelle der beiden Abgetretenen fortan ersetzten. Die beiden andern Ersephoren beaufsichtigten die Ergastinen, welche den Peplos zum Panathenäenfeste webten. Während ihres Dienstjahres durften die Ersephoren den Tempel nur bei festlichen Processionen verlassen (Paus. I, 27, 4). An den Plynterien, Waschfest, im Mai, wurde Bild, Gewand und Tempel der Athene von den Praxiergiden, den Vollzieherinnen der heiligen Gebräuche, gereinigt und Ceremonien zu Ehren der Aglauros verrichtet. Das Bild wurde verhüllt, der Tempel mit Seilen umspannt, um Ungeweihte, besonders Männer, abzuhalten. Düstre Stille herrschte durch die Stadt, denn es war ein Tag schlimmer Vorbedeutung, ein Fest der Sühnung und Buße. An den Skirophorien, Anfangs Juni, zogen die Eteobutaden von der Burg herab zum Felde Skiron, welches zuerst bestellt worden war; voran die Priesterin der Athene mit dem Sonnenschirme (σκίρον), dem Symbole des himmlischen Schutzes, den man für die Fluren von Athene Poseidon und Helios erflehte. Ein anderes heiliges Feld lag unter der Burg, wo die Buzyges, Diener des Palladiums, die Ochsen an den von Athene erfundenen Pflug

spannten und die heilige Furche zogen. Die Skirophorien sollten auch anzeigen, daß es nun Zeit sey, unter dem Schutze der Athene Ergane Häuser zum Schirme gegen Hitze und Frost zu erbauen. Der Tempel der Athene Skiras, der Hafenschirmerin, lag jedoch am Phaleros, woselbst die Kybernesien gefeiert wurden; ein anderer am südlichen Vorgebirge von Salamis (Paus. I, 36, 3). An den Panathenäen (s. d.) im Hecatombäon (Juli) brachte man in feierlichem Zuge den Peplos in Procession vom Kerameikos hinauf zur Burg. — Beim Eintritt der rauheren Jahreszeit wird den Feuergottheiten Hephästus und Athene Ergane, die die Menschen gelehrt, die wärmende, schmelzende Flamme zu wecken, weiche, warme Gewänder zu weben und ein behagliches häusliches Leben zu führen, das Fest der Chalkeien, Schmiedefest, zunächst von den Feuerarbeitern, sodann aber auch von sämmtlichen Handwerkern der gewerbsfleißigen Stadt begangen und an demselben das Gewebe des Peplos zu den nächsten Panathenäen von den Ergastinen (Weberinnen) angefangen. Im Tempel des Hephästus auf dem Töpferplatze (Kerameikos) stand ein Bild der Athene Glaukopis mit eingesetzten blauen Augen (Paus. I). — Neben Athen wird von Homer Marathon als Lieblingsort der Athene genannt; daselbst ein Tempel der Athene Helotis (Etym. M..) vom dortigen Sumpfe benannt, auch Athene Pallenis (Herod. I, 62). In der Gemeinde der Phlyeer die ländliche Athene Agraule, zu Phlyus Athene Aktäa Getreidegöttin (Welcker, Prometh., S. 280), bei den Tithrasiern Athene Tithrone (Paus. I, 31, 2; Aristoph., Ran. 477), zu Prasiä Athene Pronöa, von Diomedes gestiftet, dieselbe auf dem Vorgebirge Zoster, wie zu Delphi und Delos, Athene Sunias mit dem prachtvollen, weithin sichtbaren Tempel auf dem Vorgebirge Sunion (Paus. I, 1, 1). Auf dem Roßhügel, von üppigen Roßtriften umgeben, Athene Hippia, Göttin der Ritter, nebst Poseidon Hippios, dieselbe und Athene Hygieia, die Gesundheitsgöttin, in dem nahen quellreichen und schattigen Acharnä neben Dionysos Melpomenos und Kissos, dem gesangliebenden, epheubekränzten Gotte der grünenden Vegetation (Paus. I, 31, 3). Zu Oropus beim Orakel und Heilquelle des Amphiaraus Athene Päonia, Heilgöttin (Paus. I, 34, 2). Vom hohen Gipfel des Pentelicon schaute das Bild der göttlichen Jungfrau auf Land und Stadt ihrer lieben Freunde hernieder. Athene Polias, Poliuchos auch in dem jonischen Trözen (Paus. II, 30, 6), Chios, Teos und Erythrä (Paus. VII, 5, 4), sitzend mit der Spindel in der Hand, den Polos, das Himmelsgewölbe, auf dem Kopfe, als Lenkerin des Weltalls. In Megara auf der Burg 3 Tempel der Athene Nike und Ajantis vom salaminischen Ajas, dem sie, wie dem locrischen, zürnt (Hom., Odyss. VI, 546), daher wahrscheinlich mit strengen Sühnungsceremonien verehrt; an der Küste Athene Aethyia, die Taucherin, Schiffsgöttin (Paus. I, 41, 6). Von da Athene Ecbasia, Landungsgöttin der Schiffer, in Byzanz. — d) Peloponnes. In Korinth Athene Helotis oder Hellotis, mit Fackelrennen und Kampfspielen, den Hellotien (Schol. Pind., Ol. XIII, 56) u. Chalinitis, die Zäumende, die dem Bellerophre die Zügel gab, den Pegasos zu zähmen (Paus. I, 24, 3); von da mit Bellerophon in Corcyra und Syracus, von dort im italischen Locri, wo sie dem Zaleucus Gesetze offenbart (Liv. XXIX, 29, 18). In Sicyon auf der Burg Athene Nike mit einer Oelquelle, die sie schuf (Paus. II, 5, 5; 6, 2; 11, 1), Kolokassia, Heilgöttin, Heilgöttin zu Titane neben Asklepios (Paus. II, 11, 9). In Achaja zu Pellene elfenbeinerne Athene von Phidias mit einem unterirdischen Adyton, zu Aegira, Aegion und Paträ mit Zeus Agoräos und Homagyrios, Vorsteherin der Volksversammlungen, Panachaïs, Bundesgöttin der Achäer, am Hafen Panormos als Hafenbeschirmerin, zu Tritäa mit dem Kriegsgotte, zu Dyme und am Grenzflusse Athene Larisäa (Paus. VII, 17—27). In Elis Athene Narkäa, die Betäubende, Schreckliche, d. h. Gorgo (Paus. V, 16, 5), Meter, die die Mütter mit Leibesfrucht segnet (Paus. V, 3, 3), Ergane mit dem Hahne auf dem Helme (Paus. VI, 26, 2), dieselbe zu Olympia von den Nachkommen des Phidias, den Phädrynten, welche die Bildsäule des Zeus polirten, verehrt (Paus. V, 14. 5), an der Rennbahn Athene Hippia, in Pisa Athene Kydonia, vom Kreter Cydon gestiftet (Paus. VI, 21, 15). In Messenien auf dem Vorgebirge Coryphasium A. Koryphasia (Paus. IV, 36, 2), auf einer Landzunge bei Mothone A. Anemotis, die Windstillende, von Diomedes gestiftet, auf der Burg von Coronea A. mit der Krähe, dem Symbole der Stadt, als Polias, A. Kyparissia in der gleichnamigen Stadt. Lakonien. Am Flusse Nedon A. Nedusia, von Nestor gestiftet, dieselbe auf Ceos (Strab., S. 360, 487), auf dem Vorgebirge Onugnathos mit einem Denkmale des Steuermanns Cinadus, von Agamemnon gestiftet, zu Asia A. Asia, von den aus Colchis heimgekehrten Dioscuren gestiftet, auf einer Landspitze von Brasiä Athene mit 3 Dioskuren oder Korybanten. A. Kyparissia in Asopos, Hippolaitis. Vor Sparta Ath. Pareia, die Schlange (Drakaena), Heilgöttin, in der Stadt A. Keleutheia, Straßenwächterin, mit 3 Tempeln, wie Hekate Triodítis, vom Wanderer Odysseus erbaut; auf der Burg 3 Tempel der A. Optiletis oder Ophthalmitis, der Schauenden, Wachenden, von Lycurg erbaut, Ergane oder Panatis, die Weberin, der prachtvolle mit Erzbildern aus erbeuteten Waffen geschmückte Tempel der Athene Poliuchos, das Erzhaus, Chalkiökos, genannt, wo sich am Chalkiökienfeste die junge waffenfähige Mannschaft zur Lustration, Waffenweihe, aufstellte (Paus. III, 17, 3). Athene hatte den Dioskuren den Marsch auf der Flöte geblasen; unter Flötenschall zog das Heer ins Feld, an der Grenze wurde dem Zeus Agetor, dem Führer, und der Athene vom Könige ein Opfer gebracht, dessen Feuer der Priester des Ares (Pyrphoros) während des Feldzugs unterhielt. Am Rathhause Athene Ambulia, Beratherin, am Markte Agoräa, an der Volksversammlung Hellania, an der Rennbahn Axiopönos, Vergelterin. Argolis. Auf

der Burg von Epidaurus Athene Kisäa, von Epheuholz; in Trözen A. Polias, die mit Poseidon um den Besitz des Landes gestritten, Sthenias, die Ringerin (Paus. II, 30, 6), die im Faustkampfe ihre Gespielin Pallas erschlagen; auf der Insel Hiera A. Apaturias, die Täuschende, ursprünglich wohl Apatoria, d. i. Phratria, Homopatria, die die Stammgenossenschaft in Liebe und Eintracht vereint und vermehrt, daher ihr die trözenischen Jungfrauen, wenn sie durch Verheirathung in eine andere πάτρα (Geschlecht) übergingen, ihren Gürtel weihten (Paus. II, 33, 1; Hygin. Fab. 37). In Argos auf dem Markte, A. Salpinx, Erfinderin der Trompete, die das Volk zusammenruft, von einem Tyrrhener gestiftet, denn die tyrrhenische Trompete war berühmt, von Athene den Tyrrhenern verliehen; A. Pania, die Nährende; an der Auffahrt zur Burg A. Oxyderko, die scharfspähende Wächterin, von Diomedes gestiftet, oben A. Akria, Akris, die Burggöttin. Die Jungfrauen des Akestoriden (Sühner)-geschlechts begehen jährlich das Badefest der Pallas, und reinigen Bild und Gewand der Göttin im Inachus, dessen Wasser an jenem Tage nicht zu profanen Zwecken gebraucht werden darf; bei der Procession wird das Schild des von Athene beschirmten Diomedes als Unterpfand des göttlichen Schutzes umhergetragen. Auf dem Berge Pontinus am lernäischen See ein Tempel der A. Saitis, der ägyptischen Göttin von Sais, von den aus Aegypten gekommenen Danaiden gestiftet (Paus. II, 36, 8), so auch A. Lindia oder Telchinia auf Rhodus (Herod. II, 182; Apoll. II, 1, 4). Die Töchter des Danaus sind die hochverehrten Quellen des wasserarmen, trocknen Landes Argos, die reinen männerscheuen Dienerinnen der göttlichen Jungfrau, welche das Reinigungsgeschäft im Dienste des Palladiums versehen. **Arkadien.** Der argivische Pallasdienst ist genau verwandt mit dem Dienste der reinen Götter in Pallantion am Gebirge Kreion, wohin auch der argivische Priester Eumedes das Palladium vor den Doriern flüchtet; von dort wird durch Evanders Kolonie das tubilustrium nach dem latinischen Pallantium übertragen; in Pallantion sollte Athene von dem Pallas zugleich mit der Tochter desselben, Nike oder Nikostrate erzogen worden seyn und der Schwester der Nike, Chryse, der Gemahlin des Dardanus, das Palladion nebst den Heiligthümern der großen Götter zur Mitgift geschenkt haben. Nike und Chryse sind Beinamen der goldgerüsteten siegreichen Pallas selbst. Im Gau der Manthurier Athene Hippia, die mit dem Giganten Enceladus auf dem Streitwagen gekämpft hat (Paus. VIII, 47, 1); ein Tempel der Athene Soteira, der Retterin, von Odysseus gestiftet; Athene Koria, die Jungfräuliche oder die Burggöttin (Koryphasia, Akria) zu Kleitor, die Tochter der Koryphe und Erfinderin des Viergespanns; zu Alipherä an der Quelle Tritonis mit Asklepios und Zeus Lecheates, dem Kindbetter, weil die Göttin dort geboren worden (Paus. VIII. 26, 4); Athene Tritonia mit Poseidon Hippios, von Odysseus gestiftet, auf der Burg von Pheneus, am See, Polias, Ergane Mechanitis, Nothhelferin, Hygieia zu Tegea, zu Teuthis die verwundete, mit purpurner Binde umwickelte Athene, am hehrsten endlich Athene Alea, die himmlische Zuflucht, zu Mantinea, Alea und Tegea, wo ihr herrlicher Tempel, das berühmteste Asyl des Peloponneses, zugleich mit Asklepios und Hygieia verehrt; ein junges Mädchen versah ihren Dienst, wozu außer der Bekleidung mit dem Peplos und den Lektisternien vorzüglich Reinigungen und Sühnungen mit dem Wasser der Tempelquelle gehörten; ihr galten die Festspiele der Aläen und Halotien. — e) Von Arkadien kam durch Dardanus das Palladium nach **Troja**, ein kleines Holzbild mit Speer und Spindel, aus des Pelops Gebeinen geformt, oder vom Himmel herab gefallen auf den Hügel der Ate und von Ilus gefunden, als er die Stadt bauen wollte (Apoll. III. 12, 3). Homer, das Palladion nicht erwähnend, beschreibt das Bild der troischen Athene im Burgtempel als ein **sitzendes**, mit dem Peplos über den Knieen (Hom., Il. VI, 90 ff.), wie zu Phocäa, Chios, Massilia u. Rom ꝛc. (Strab. XIII, S. 601). Ihre Priesterin war verheirathet. Das hölzerne Roß gehörte der Athene Hippia. Auch Tritonia hieß sie hier und Glaukopis, und ihr Heiligthum zu Sigeum Glaukopon oder Glaukopion, wie die Burg von Athen (Hom. Il. VI, 188). Der Athene Ilias opferte Xerxes 1000 Rinder (Herod. VII, 43). Ihre Dienerinnen, Lutriden u. Plynteriden, Wäscherinnen genannt, waren lokrische Jungfrauen; von den Lokrern auf Orakelbefehl zur Sühnung für die Schändung der Cassandra durch Ajas gesendet, mußten sie mit geschorenem Haupte und im Sklavengewande das Geschäft der Tempelreinigung als Hierodulen versehen. Vor Trojas Eroberung wurde das Palladium durch Odysseus und Diomedes entwendet, nach troischer Sage aber nur ein täuschendes Abbild desselben, das ächte war geborgen und wurde in Neu-Ilion aufbewahrt. Athen, so wie die italienischen Städte Rom, Lavinium, Siris, Luceria wetteiferten um dessen Besitz (Strab. VI, S. 264). Die Städte Großgriechenlands waren dem Dienste der Pallas sehr ergeben; zu Surrentum ein Athenäon von Odysseus gestiftet, in Siris Athene Ilias, Polias und Salpinx, zu Metapontum im Tempel der Athene die Werkzeuge des Epeus, der das trojanische Roß verfertigt hatte, zu Luceria das troische Palladium von Diomedes aufgestellt (Strab. VI, S. 264, 284), im Tempel der Athene Achäa zu Salapia die Waffen und Beile des Diomedes und seiner Gefährten, zu Castrum M. Pallas die Bundesgöttin der Salentiner. Japygien und Apulien besonders reich an Oel, Wolle und Roßweiden, dienten der häuslichen und ritterlichen Göttin (Hor., Carm. III, 15, 13), auf Münzen italienischer Städte erscheint Pallas oft mit der Eule, dem Stern der Dioskuren oder Penaten, mit Oelzweig, Oelvase, Blitz, Hahn und Morgenstern. Nach andern Sagen bringt Aeneas das Palladium nach Latium (Dion. Hal. A. R. I, 68; Plut., Camill. 20), und baut die Kapelle der myndischen und pallenischen Athene zur Wohnung der väterlichen Hausgötter. Pallas

zu Alba longa (Martial IV, 1, 5; V, 1, 1), von da zu Rom, wo der troische Kult mit dem arkadischen auf dem Palatium zusammentraf. Hier steht er mit dem der Vesta im engsten Bunde, das Palladium im Tempel der Vesta wird von den vestalischen Jungfrauen bedient (Ovid., Trist. III, 1, 29; Propert. IV, 4, 45). Die trojanische Familie der Nautier, deren Ahnherr Nautes das trojanische Palladium in Calabrien von Diomedes zurück erhalten hatte, dient ihm gleichfalls, daher Athene Nautia, die Lehrerin des Schiffbaues und Beschützerin der Schifffahrt, Lenkerin des Staatsschiffes (Dion. Hal. A. R. VI, 69). Das Bild sitzend, den Augen der Männer verwahrt, war nebst dem aus Troja mitgekommenen ewigen Feuer der Vesta das Unterpfand für das Heil der Stadt, die Göttin Wächterin der Stadt, Custos Urbis (Cic., Fam. XII, 25, 1; Legg. II, 17, 42; pro domo 57, 144). Besonders steht die häusliche Wollarbeit der Matronen und Mädchen, die bei Lampenschein früh und spät am Heerde spinnen, unter M.s Schutze (Virg., Aen. V, 284; VII, 805; VIII, 408; Hor., C. III, 12, 5; Terent., Andr. I, 1, 47; Cic., Or. II, 68, 277). M. Medica heilt auf dem Esquilin durch Traumdeutung (Cic., Div. II, 59, 123). M. Capta, die Hauptentsprossene oder Erbeutete, aus dem etruskischen Falisci auf dem Cölius (Ovid., Fast. III, 843). Hauptfest die größeren Quinquatrus mit dem tubilustrium, wo die heiligen Trompen durch Lammopfer gesühnt werden, mit Heerschau und Feier der Schuljugend, vom 19. bis 30. März. M. Musica an den kleinern Quinquatrus im Juni von den priesterlichen angesehenen tubicines, Flötenspielerzunft, gefeiert. An den Frühlingsäquinoctien wirft M. furchtbare Blitze und erregt die Aequinoctialstürme (Virg., Aen. I, 43, 46; Aeschyl., Eumen. 817). Als Heerdgöttin mit den Sternen der Hausgötter (Castores Penates) verbunden, mit den großen Penaten der Stadt, Jupiter Optimus Maximus und Juno zusammen in dem etruskischen, von den Tarquiniern erbauten Tempel auf dem Capitolium, in dessen Wand jährlich am Herbstäquinoctium ein Nagel zur Bezeichnung der Jahrzahl eingeschlagen wird (Liv. VII, 3). Der etruskische Name Menerva von menervare, monere, die Berathende (Quinctil. I, 1, 4, 17; O. Müller, Etrusker II, 48).

6) **Plastik.** An den ältesten Bildern wallt der Peplos weit und faltig zu den Füßen hinab, in der Mitte ein breiter, mit Figuren, dem Gigantenkriege, besetzter Streif (in der Villa Albani, in Dresden, an der äginetischen und der herculanischen Pallas, auf schwarz gemalten Vasen), auf jüngern nach Phidias trägt sie über der jungfräulichen Tunica einen kürzern Ueberwurf, pallium, ἱμάτιον (die neuere Pallas der Villa Albani, die kolossale von Velletri, die beiden jüngern von Dresden, die P. von Cassel). Auf der Brust der Schuppenharnisch der Aegis, von Schlangen umgeben, in deren Mitte das Medusenhaupt, auf dem Kopfe oder in der Hand der Helm, oben mit der Sphinx, an den Seiten mit Greifen geziert, auf dem runden argolischen Schilde ebenfalls die Medusa. Die Parthenos des Phidias zu Athen im Parthenon, 26 Ellen hoch, von Elfenbein und Gold, trug eine 4 Ellen hohe Siegesgöttin auf der Brust, in der Rechten den Speer, von der Schlange umwunden, zu den Füßen den Schild (Paus. I, 24). Noch kolossaler war die aus der marathonischen Kriegsbeute von Phidias verfertigte eherne Athene, deren Helmbusch und Lanzenspitze man schon bei der Umschiffung des Vorgebirgs Sunium von fern erblickte (Paus. I, 28, 2); die schönste die von Phidias in Erz gegossene Athene Lemnia, ein Weihgeschenk der Lemnier. Das Pallasideal, von Phidias vollendet, trägt mehr männlichen, als weiblichen Charakter, eine höhere Gestalt mit breiten Schultern, gewölbter Brust, schmalen Hüften, einfachem Faltenwurf, das Antlitz mehr schmal, als rund, die Lippen ernst geschlossen, die Augen sinnend niedergesenkt, das dichte Haar an den Seiten zurückgekämmt und über den Nacken frei herabfallend (Hirt, Mythol. Bilderb. 1, 46).

Minerva (Liter.), 1) s. **Zeitungen**; — 2) s. **Taschenbuch** S. 167.

Minerva (Geogr.), austral. Inselgruppe, im östlichen Theile des Archipels **Niedrige Inseln**.

Minervae Ara (a. Geogr.), Insel im nördlichen Theile des Sinus Arabicus in der Nähe der Küste Aegyptens; wahrscheinlich das heut. Chifale (Ptol. IV, 7, 36).

Minervae Arx (a. Geogr.), Hügel an der Küste Kalabriens, wo Aeneas landete; jetzt Castro (Virg., Aen. III, 531).

Minervae Insula (a. Geogr.), Insel im Palus Naccarum Hispaniens, d. h. vielleicht im See von Albelate bei Alfagues in Katalonien.

Minervae Promontorium (a. Geogr.), steiles, weit in die See hinausragendes Vorgebirge Kampaniens, 6 Mill. südöstlich von Surrentum, nach Plin. einst Sitz der Sirenen, welches bei den Griechen als die Nordwestgrenze des alten Oenotrien galt, und auf dessen Spitze sie schon frühzeitig einen Tempel der Athene gegründet hatten, der noch zu Seneca's Zeiten vorhanden war; j. Punta della Campanello, auch noch della Minerva.

Minervahütte, Eisenhütte, s. **Yffelburg**.

Minerval (röm. Ant.), das Geschenk, welches der Schüler dem Lehrer beim Eintritt in die Schule darbrachte und welches in Eßwaaren u. dgl. bestand.

Minervino, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. **Terra di Bari**, südl. von Barletta; Bischofssitz, 9000 Einw.

Minervio, Bucht der Insel Korsika, an der Südseite des Golfs d'Aliso.

Mines Thebinites (a. Gesch.), s. v. a. Menes.

Minetaren, Indianer, s. **Missourigebiet**.

Minette (Geognos.), ein krystallinisches Gemenge von Glimmer mit etwas dichtem Felsit, welches namentlich in den Vogesen mächtigen Gänge bildet. Vgl. Explicat. de la Charte géol. de la France, I. 370. Comptes rendus, 1848 S. 478.

Minettenheim, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. **Hipoltstein**; 160 Einw.

Mineur (franz.), 1) (Mus.), s. v. a. Minore; — 2) (Kriegsw.), s. Mineurs.

Mineurs, (Minirer, auch Schanzgräber, Kriegsw.), eine Abtheilung von Soldaten, welche als Arbeiter zum Minenbau, so wie zum Sprengen der Minen verwendet werden. Sie gehören bei den meisten Armeen zu den sogenannten Genietruppen und sind manchmal mit Ober- und Untergewehr, manchmal bloß mit dem letzteren bewaffnet. Die Mineure gehörten früherhin in manchen Armeen zur Artillerie, z. B. in Oesterreich, wo sie von ihrer Errichtung 1503 bis zum J. 1772 mit jenem Theile der bewaffneten Macht vereinigt waren. In Frankreich zählten sie Anfangs ebenfalls zur Artillerie, während sie in anderen Armeen ganz fehlten und die ihnen heutzutage obliegenden Arbeiten von den Artilleristen besorgt wurden. Anfangs nahm man sie öfters auch aus den Bergknappen. Jetzt bilden sie in den meisten Armeen besondere Corps oder sind, wie in der preußischen, mit den Pionnieren (s. Pionniers) vereinigt.

Minfeld, bayer. Marktflecken, R.-B. Pfalz, Kanton Kandel, am Otterbach; 2 Mühlen, Tabaks- und Kornbau; 1250 Einw.

Ming, chinesische Dynastie, reg. von 1368—1644, s. China, Gesch.

Mingabril, span. Ort, Estremadura, Prov. Badajos, südl. von Medellin.

Mingalay, brit. Insel, Schottland, zu den Hebriden gehörig.

Mingalo, im 13. Jahrh. Herrscher von Litthauen (s. d., Gesch.).

Mingan (Geogr.), 1) nordamerikan. Inselgruppe, an der Südküste von Labrador; — 2) Stadt mit Hafen auf der Westküste der Insel Sumatra, südöstl. von der Babuanspitze.

Ming-Bulak, asiat. Ort, Turan, Staat Khiwa, nordöstl. von Khiwa.

Ming-Bulak-Tagh, Gebirg, s. Khokand.

Minge (Geogr.), 1) preuß. melirtes Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heidekrug; 280 Einw.; — 2) Fluß das., R.-B. Gumbinnen, kommt aus dem russischen Gouvernement Wilna, nimmt die Aglone, Wiewirsze und Tenne auf und mündet in das kurische Haff.

Mingel (Maß), s. Mengel.

Mingen (Mientkin), preuß. kölmer und adeliges Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg; 330 Einw.

Mingerode, hannov. Dorf, Hildesheim, Grubenhagen, Amt Duderstadt; 500 Einw.

Minglet (veraltet), festes, geköpertes Baumwollenzeuch, in der Kette aus Twist und im Einschlag aus Weftgarn so gewebt, daß der letztere wechselweise um drei Kettenfäden geht. Die etwas geraubte und aufgekratzte Oberfläche auf der langhaarigen Seite so gedruckt, daß der Zeuch dem melirten Tuch ähnlich sah. Man machte ihn zu Manchester, ³/₄ und ⁴/₄ Yard breit, und 30 Ellen lang; es trug den Namen des Fabrikanten, welcher ihn zuerst fabricirte.

Mingmou, s. Pegu.

Mingolsheim, bad. Pfarrkirchdorf, Mittelrheinkr., Amt Bruchsal; Markt; 1850 Einw. Das nahe Schloß Kißlau, sonst Aufenthalt der Bischöfe von Speier, ist Staatsgefängniß. Die eine $^1/_2$ Stunde entfernte kalte Schwefelquelle ist in Folge nach süßem Wasser vorgenommenen Bohrversuchen zufällig entdeckt worden. Sie entspringt der Liasformation und hat wahrscheinlich mit der zu Langenbrücken einen gemeinschaftlichen Heerd, und namentlich scheint es der mit dem Liaskalke wechsellagernde Liasschiefer zu seyn, welcher die Bildung dieses, zur Klasse der kalten erdig-salinischen Schwefelwässer zu zählenden Wassers bedingt. Dasselbe ist, frisch geschöpft, durchsichtig, hell und perlend, schmeckt und riecht sehr stark nach Schwefelwasserstoffgas, bewirkt, schnell getrunken, unter einem eigenthümlichen Pickeln in der Nase, Aufstoßen von Kohlensäure, während es zugleich, besonders bei längerem Verweilen in der Mundhöhle, einiges Stechen auf der Zunge, so wie einen etwas salzigen Geschmack verursacht. Einige Stunden unbedeckt der Luft ausgesetzt, wird dasselbe trübe und schmeckt dann fade. Seine Temperatur fand Speyer an der Oberfläche, bei + 18° R. der Atmosphäre, = 9,5° R., Salzer dagegen 5,5° R., und Bolley 12,5° R. Cels. (= 10° R.); das spec. Gewicht desselben beträgt nach Salzer 1,0015, nach Bolley 1,002. Das Schwefelwasser zu M., welches in seinen Wirkungen mit dem zu Langenbrücken übereinzustimmen scheint, wird vorzüglich empfohlen bei Krankheiten der äußeren Haut, exanthematischer und ulceröser Natur; — chronischen Leiden der Schleimhäute, besonders der Respirations- und Digestionsorgane, so wie der Harnwerkzeuge; — Krankheiten des Sexualsystems; — Störungen der Blutcirkulation im Unterleibe, namentlich bei Stockungen im Pfortadersysteme, und in Folge dieser bei Gicht, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie, Leiden des Drüsen- und Lymphsystems, Verhärtungen, Skropheln u. s. w.; — endlich bei Rheumatalgien, hydropischen Zufällen und Kachexien.

Mingotti, Katharina, eine der berühmtesten Sängerinnen des vorigen Jahrhunderts, geboren 1728 zu Neapel von deutschen Eltern, kam frühzeitig nach Deutschland und wurde nach dem Tode ihres Vaters, der in österreichischen Militärdiensten stand, in einem Ursulinerinnenkloster erzogen, wo sie auf ihr dringendes Bitten täglich eine halbe Stunde musikalischen Unterricht erhielt. In ihrem 14. Jahre kehrte sie aus dem Kloster zu ihrer Mutter zurück, einige Jahre später verheirathete sie sich gegen ihre Neigung mit dem Venetianer M., der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Dieser bildete eine tüchtige Sängerin aus ihr, so daß sie schon bei ihrem ersten Auftreten allgemeines Aufsehen erregte. Porpora, der damals in des Königs Diensten zu Dresden stand, verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Bald hatte sich ihr Ruf über ganz Europa verbreitet, und schon kurze Zeit darauf erhielt sie eine Einladung nach Neapel, wo sie den ungetheiltesten Beifall erntete. Im Jahre 1748 kehrte sie wieder nach Dresden zurück, wo unterdessen Hasse an die Spitze der Kapelle getreten war, welcher ihr auf Veranlassung seiner

Frau, der berühmten Faustine, allerlei Hindernisse in den Weg legte, die sie jedoch alle überwand, so daß alle ihre Feinde und selbst die eifersüchtige Faustine verstummten. Im Jahre 1751 ging sie unter Farinelli's Direktion nach Spanien, dann nach Paris und London, endlich wieder nach Italien. Nach dem Tode König August's 1763 ließ sie sich zu München nieder, wo sie als Hofsängerin von einer kleinen Pension, vorzüglich aber von ihren früheren Ersparnissen lebte. Sie † 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspektor Samuel von Buckingham zu Neuburg an der Donau.

Mingrabil, Ort, s. v. a. Mingabril.

Mingrelien (Mingreul), d. i. Land der tausend Quellen, asiat. Provinz und Fürstenthum, seit dem 1813 zwischen Persien und Rußland abgeschlossenen Frieden zu letzterem Reiche gehörig, grenzt gegen Westen an das schwarze Meer, gegen Norden an Abchasien, gegen Süden an Imerethi, mit dem es gegenwärtig einen Theil des grusinisch-imerethischen Gouvernements, dessen Hauptstadt Tiflis ist, bildet, und gegen Osten an die Hochkämme des Kaukasus. Dasselbe umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 100 □Meilen, ist sehr gebirgig und wasserreich (daher der Name), dabei ausgezeichnet fruchtbar. Hauptprodukte sind Getreide, Wein, Oel, Hirse (Hauptnahrungsmittel der Mingrelier), Holz, Seide, Pferde, viel Honig. Der Elbrus durchströmt einen Theil des Landes. Die Zahl der Einwohner, die sich zur griechischen Kirche bekennen, belief sich 1834 auf 61,600. Der ehemalige Zar von M., Dadian, der gegenwärtig in russischen Diensten steht, führte den Titel „Fürst des schwarzen Meeres" und herrschte ganz unumschränkt als Despot. Seine Residenz war die kleine, aber ziemlich gut gebaute Hauptstadt des Landes Isgaur oder Iskuriah (ohne Zweifel das alte Dioscurias oder Sebastopolis) am schwarzen Meere, welche zugleich der Hauptthandelsplatz des Landes ist, wo besonders mit Salz, Waffen und Sklaven ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Feste Plätze sind Poti, Redoute Kale am schwarzen Meere und Jordi, das bei den umwohnenden Völkern sehr in Ansehen stand. Das dortige griechische Kloster Martwill ist zugleich Bischofssitz. Die Einwohner, welche sich selbst Kadzariai nennen und früher wegen ihres Hanges zu Räuberei und Gewaltthat in sehr üblem Rufe standen, sind noch gegenwärtig sehr roh und unkultivirt. — Geschichtliches. M. ist das Colchis der Alten, war späterhin ein Theil von Georgien und ward bei der Theilung dieses Landes (1241) zu Imerethi geschlagen (s. Georgien, Gesch.). Die Könige von Georgien ließen die Provinz durch Gouverneure verwalten, welche Eristave hießen. Einer dieser Gouverneure, der oben genannte Dadian, machte sich unabhängig und ward der Stammvater der Chesilpen oder Fürsten von M. Später kam M. unter persische und zuletzt, wie oben bemerkt, unter russische Oberhoheit.

Mingrelische Mönche und Klosterfrauen, s. v. a. Armenische Mönche und Klosterfrauen.

Mingstimmen, preuß. melirtes Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen; 110 Einw.

Ming-ti (Geneol.), chines. Kaiser: 1) M. I., reg. von 58—76; — 2) M. II., reg. von 226—240; — 3) M. III., reg. von 322—325; — 4) M. IV., reg. von 466—472. Vgl. China, Gesch.

Ming-thung (Geneol.), chines. Kaiser: 1) M. I., reg. von 926—934; — 2) M. II., Kusala, reg. von 1328—1329, s. China, Gesch.

Minheim, preuß. Kirchdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Wittlich; 430 Einw.

Minho (Miño, Geogr.), 1) span. Fluß, entspringt aus einem kleinen See bei Fuente-Minho auf dem galicischen Gebirge in der Provinz Lugo, fließt Anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwischen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferregra, links den Sil und Sarria aufgenommen, nach einem 33 (28) Meilen langen Lauf in das atlantische Meer. Schiffbar wird er erst 5 Meilen vor seiner Mündung bei Salvatierra. Er hieß bei den Alten Bätis, auch, weil er viel Mennige mit sich führte, und sein Wasser daher eine rothgelbe Farbe hatte, Minius, woraus M. entstanden ist; — 2) portugies. Provinz, Entre Douro e Minho, die nördlichste des Landes, grenzt gegen Norden an die spanische Prov. Galicia, gegen Osten an die Prov. Tras-os-Montes, gegen Süden an Beira, gegen Westen an den atlantischen Ocean, wird von den Flüssen M., Douro, Lima Cavado, Ave u. a. bewässert und von den Gebirgen Serra de Gerez, de Marao, de Amarella u. a. durchzogen, hat 163 □M. und sehr angenehmes und gesundes Klima, daher sich daselbst auch die beste Bodenkultur im ganzen Königreich findet, bringt Getreide (Mais u. Weizen zur Ausfuhr), Hülsenfrüchte und Gemüse, gute Weine, Südfrüchte, Holz (Stein- und Korkeichen, Lorbeer, Cypressen u. a.); ferner Wild (wilde Schafe, Wölfe), Zuchtvieh (Rindvieh), Ziegen, edle Schafe, welche im Winter nach Alentejo gehen), hervor. Die Einwohner (900,000—1,200,000, nach Anderen nur 800,000) sind sehr gewerbfleißig, erfinderisch u. genügsam, treiben von Gewerben, besonders Leinweberei und Hutmacherei und neben Handel mit Wein, Wolle ꝛc. Fischerei auf Lampreten, Störe, Sardinhas ꝛc. Die Prov. zerfällt in die Distrikte Braga, Viana u. Porto. Hauptstadt Oporto.

Min-Hoang, asiat. Stadt, China, Prov. Ho-Nan, am Hoang-Ho.

Minia-Batta heißt auf Borneo ein daselbst von den Eingeborenen von einem nicht näher bekannten Baume bereitetes Fett von Wachskonsistenz, außen weißlicher, innen grünlich-gelber Farbe; es ist bei 95 Grad flüssig, aber bei 70 Grad schon wieder ganz fest, hat ein spec. Gew. von 0,920, löst sich nur in heißem Alkohol, siedet bei 300 Grad und besteht in 100 Th. aus 78,728 C, 11,695 H, 9,576 O.

Miniac (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Ille-Vilaine, Bez. Montfort, 1145 Einw.;

— 2) M.=Morveau, Flecken das., Bez. St. Malo, 3040 Einw.

Miniakschu, s. Yalukiang.

Miniana, afrik. Reich, Sudan, südwestl. von Timbuktu.

Miniani Dii (röm. Ant.), mit Mennige geschminkte oder ganz damit bemalte Götterbilder, namentlich des Priapus, Saturnus, Bacchus und der ephes. Diana. Auch die thönerne Statue des Jupiter Capitolinus pflegte beim Amtsantritt der Censoren roth angestrichen zu werden.

Miniato, St. (St. M. al Tedescho, San Miniato, Geogr.), 1) ital. Vikariat, Toskana, Compartimento Florenz; — 2) Hauptst. das., Bischofssitz; Kathedrale, 11 andere Kirchen; Findelhaus, 2000 Einw. — Daselbst noch St. Croce, bedeutende Fabrikation von Wollen= und Seidenwaaren; 3500 Einw.

Miniaturfarben, s. Miniaturmalerei.

Miniaturmalerei im weiteren Sinne nennt man jede Art der Malerei, die fein und sorgfältig in einem sehr kleinen Raum ausgeführt wird; in engerem Sinne versteht man darunter eine feine Art von Wasserfarbenmalerei, bei welcher die Farben mit Gummi Arabikum aufgetragen werden. Man bedient sich dabei lediglich der Pinselspitze, was man punktiren (pointiller) nennt. Die geeignetsten Farben zur M. sind die, welche am wenigsten Körper haben, z. B. Karmin, Ultramarin, Lacke ꝛc., die man, um sie möglichst fein zu erhalten, in vielem Wasser auflöst, und nachdem man dieses abgegossen, wieder trocknet. Weil die feinen Punkte, aus denen die Miniaturmalereien bestehen, so dicht neben einander gesetzt werden müssen, daß sie mit einander verrieben und gleichsam vereinigt erscheinen, so nimmt diese Art Malerei viel Zeit in Anspruch. Uebrigens wird dabei der Grund des Materials, worauf man malt, gewöhnlich Pergament, sehr oft zu den höchsten Lichtern aufgespart. Ihren Namen hat die M. von Minium, Mennige, deren man sich anfangs vorzüglich zur M. bediente. Die M. wurde zuerst u. ganz vorzüglich angewandt, um im Mittelalter die Manuskripte der Klassiker, die Meßbücher u. die Evangeliarien, welche zugleich als Kalender dienten, mit Bildern auszuschmücken. Die stets glänzendere Ausstattung des kirchlichen Lebens im Mittelalter veranlaßte es, daß auch die heiligen Schriften, die ein wesentliches Zubehör für die Feier des Gottesdienstes ausmachten, mit eben so reichem Glanze geschmückt wurden. Vorzüglich war man darauf bedacht, ihr Inneres mit Malereien auszustatten, die theils nur zur Dekoration der heiligen Worte, theils zu deren bildlicher Erläuterung dienen sollten. Derselbe Schmuck kam sodann auch bei anderen Schriften religiösen Inhalts, zuweilen auch bei profanen Schriften in Anwendung. Solcher Werke ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl auch auf unsere Zeit gekommen, und sie sind in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit für die Beobachtung des kunsthistorischen Entwickelungsganges; theils der größeren Reihenfolge wegen, in welcher sie vorliegen, welche somit die Gegenstände der Darstellung reichlicher vor unseren Augen ausbreitet; theils in Bezug auf die bessere Erhaltung, die den meisten von ihnen im Gegensatz gegen die anderen Kunstwerke jener Zeit zu Theil wurde; theils und vornehmlich, weil die Zeit und das Lokal ihrer Anfertigung häufig durch schriftliche Bemerkungen angegeben ist, od. sich doch durch den Charakter der Schriftzeichen annähernd bestimmen läßt.

Unter diesen Miniaturmalereien sind zunächst einige Arbeiten zu nennen, die im nächsten Verhältniß zu der antiken Kunst stehen. Dies um so mehr, als auch ihre Gegenstände noch völlig der Antike angehören und mehr oder weniger auf ältere Vorbilder zurückdeuten dürften. Es sind die mit zahlreichen Bildern verzierten Handschriften des Homer (in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand) und des Virgil (in der vatikanischen Bibliothek zu Rom), beide aus der Zeit des vierten oder fünften Jahrhunderts herrührend. Eine ungleich rohere Bilderhandschrift des Terenz aus dem 9. Jahrh. (ebenfalls in der vatikan. Bibl.) deutet gleichfalls noch auf antike Vorbilder zurück. Als eines der frühesten christlichen Miniaturwerke ist eine fragmentarische griechische Handschrift der Genesis (in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien) zu nennen; sie ist jenen beiden erstgenannten Werken gleichzeitig u. zeigt, wie diese, noch vorherrschend eine, der verdorbenen Antike entsprechende Auffassung und Behandlung. Ihr reiht sich zunächst eine andere Arbeit (in der vatikanischen Bibliothek) an, welche eine Rolle von 32 Fuß Länge bildet und in fortlaufender Darstellung die Geschichte des Buches Josua, darunter den ebenfalls griechischen Text enthält. Die Kompositionsweise ist hier noch völlig die der historischen Darstellungen des römischen Alterthums, in Erfindung u. Anordnung zumeist eigenthümlich sinnreich. Die Schrift deutet auf das siebente oder achte Jahrhundert hin. Dieser Zeit entsprechen auch manche Unvollkommenheiten in der Bildung der Gestalten (die zugleich schon ein speciell byzantinisches Gepräge tragen); doch ist in Bezug auf die vorgenannten Vorzüge die Vermuthung ausgesprochen, daß die Arbeit die Kopie eines älteren Werkes sey. Die eben genannten Miniaturwerke gehören der byzantinischen Kunst an. Verschiedene, in ihrer Art ebenfalls sehr beachtenswerthe Werke späterer Zeit zeigen es deutlich, wie lange hier im Einzelnen die antiken Vorbilder nachgewirkt, in wie hoher Bedeutung sich überhaupt das Fach der byzantinischen Kunst, sowohl rücksichtlich der Auffassung, als der technischen Ausführung, erhalten hat; nur bei den Gestalten byzantinischer Heiligen, oder bei den Portraitfiguren kündigt sich in solchen das eigentlich byzantinische Element an. In diesem Betracht sind vornehmlich die Bilder einiger griechischer Prachthandschriften des 9. und 10. Jahrhunderts anzuführen. Aus dem 9. Jahrhundert rührt ein Manuskript mit den Predigten des Gregorius von Nazianz her (in der pariser Bibliothek befindlich), dessen Bilder durch die würdigen Formen im Allgemeinen, durch die zum Theil noch entschieden antike Auffassungsweise u. durch die eigenthümliche Mannichfaltigkeit der Darstellungen große Bedeu=

tung haben. Noch interessanter sind die Bilder eines Psalters aus dem 10. Jahrhundert (das.). In diesen ist die ganze Auffassung und Darstellung zumeist noch völlig von antikem Geiste, im edelsten Sinne des Wortes, erfüllt. So sieht man auf dem ersten Bilde den David als Jüngling bei der Heerde sitzend u. Lyra spielend; die Melodie, eine anmuthvoll würdige weibliche Gestalt, lehnt sich auf seine Schulter; eine männliche Gestalt, den Bergwald von Bethlehem bezeichnend, ruht im Vordergrunde. So sieht man im zweiten Bilde Davids Kampf mit dem Löwen u. Bären, wobei die allegorische Figur der Stärke ihn unterstützt, während der Berggott, als Jüngling personificirt, dem Vorgange bewundernd zuschaut u. s. w. Ein Manuskript des Jesaias u. ein Menologium aus der Zeit um den Schluß des zehnten Jahrhunderts (beide in der vatikanischen Bibliothek zu Rom) reihen sich diesen Werken an; das letztere ergeht sich jedoch bereits, der byzantinischen Richtung gemäß, mit Wohlgefallen in der Darstellung grausamer Märtyrerscenen. Erst im 11. Jahrhundert bildete sich in Miniaturen die byzantinische Kunstweise völlig aus, und die antiken Elemente traten dagegen zurück. Die Gestalten beginnen hager, die Gebärden starr zu werden; die Färbung erscheint greller, die Umrißzeichnung mit schwarzen Linien markirt. Doch ist auch aus dieser Zeit und aus dem 12. Jahrhundert noch mancherlei Tüchtiges erhalten, wovon namentlich eine Reihe von Manuskripten in der pariser Bibliothek und in der des Vatikans zu Rom Kunde gibt. Erst seit die Kraft von Byzanz durch jene folgenreiche Eroberung im Jahr 1204 gebrochen war, sank auch der Kunstwerth in diesen Arbeiten auf entschiedene Weise, und bald erscheinen die Schöpfungen, die in ihnen enthalten sind, völlig todt, vertrocknet und geistlos. In Italien scheint die M. nur mit geringem Eifer u. mit wenig günstigem Erfolge geübt worden zu seyn. Die Bilder einer Bibel in der Bibliothek von St. Lorenzo zu Florenz etwa aus dem 6. Jahrhundert, die einer anderen in der Dombibliothek zu Perugia aus dem 7. oder 8. Jahrhundert enthalten schon ziemlich rohe u. trockene Nachahmungen der älteren Formen, desgleichen die in ein paar Evangeliarien des 8. und 9. Jahrhunderts in der pariser Bibliothek. Andere aus derselben Zeit erscheinen bereits völlig barbarisch. Gleichzeitig indeß entwickelte sich eine eigenthümlich bedeutende Schule von Miniaturmalern am fränkischen Hofe, zunächst durch die umfassenden Bemühungen Karls des Großen ins Leben gerufen. Mehre große für diesen Kaiser gefertigte Prachthandschriften, ein Evangelistarium in der Privatbibliothek des verstorbenen Königs Louis Philipp zu Paris, ein Evangeliarium in der dortigen großen Bibliothek u. ein anderes von vorzüglichem Werthe in der Bibliothek von Trier, sind als die Zeugnisse ihrer Thätigkeit erhalten. Es sind die altchristlichen Motive, verschmolzen mit einigen speciell byzantinischen Einflüssen und einer gewissen nordischen Rohheit, die in den Bildern derselben sichtbar werden. In ihrer ganzen Erscheinung zeigen aber auch sie bereits die sehr gesunkene Stellung der abendländischen Kunst. Noch mehr ist dies der Fall in den Werken, die für die Nachfolger Karls des Großen, namentlich für Karl den Kahlen (843—877) gearbeitet wurden. Unter den letzteren sind vornehmlich anzuführen: eine Handschrift der Bibel in der Bibliothek zu Paris, eine zweite in der Kirche St. Calisto zu Rom (früher in der dortigen Paulskirche aufbewahrt), ein Evangeliarium in der Hofbibliothek zu München (früher in St. Emmeran zu Regensburg) u. A. Ganz abweichend von den sämmtlichen, bisher genannten Miniaturmalereien erscheinen die angelsächsischen Miniaturen. In ihnen sind allerdings, was die menschlichen Gestalten anbetrifft, die allgemeinsten Motive der altchristlichen Kunst aufgenommen, diese aber nach den willkürlichsten und seltsamsten Schematen umgebildet. Die ganze Gestalt verschwindet hierbei in ein mehr kalligraphisches als bildnerisches Schnörkelwesen; eben so sind auch die Thiere in phantastischer Weise stylisirt und zwar so, daß sich hierin zuerst die mittelalterlich heraldische Bildungsweise derselben ankündigt. Alles ist eigentlich rein ornamentalisch aufgefaßt u. stimmt in dieser Art mit dem bunten Linienspiel der Ornamente vollkommen überein. Dabei ist jedoch die technische Ausführung höchst sauber, sind die Umrißlinien mit großer Schärfe gezogen, die Flächen mit lichten glänzenden Farben angelegt. Eins der wichtigsten Beispiele dieser Kunst sind die Miniaturen eines dem 7. Jahrhundert zugeschriebenen Evangelienbuches, des sogenannten Cuthbert-Buches, welches in der Bibliothek des britischen Museums zu London aufbewahrt wird. Vom 10. Jahrhundert ab artet jedoch diese angelsächsische M., die auch auf die fränkische Kunst von Einfluß war, in rohe Barbarei aus. Im 15. Jahrhundert kam die M. wieder sehr in Aufnahme und wurde von den besten flandrischen und italienischen Meistern geübt. Das Nähere hierüber s. Malerei. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers mußte die M. meist dem Holzschnitt und Kupferstich weichen. Im 18. Jahrh. wurde sie wieder auf eigenthümliche Weise im Portrait erneuert. Die vorzüglichsten Maler dieser u. der neueren Zeit sind Mengs, Chodowiecki, Fuger, Westermann, Schelly, Sir W. Newton, W. Booth, W. C. Roß und vor Allen Lizinska de Mirbel. Vergl. Violet, „Anweisung zur M." (Par. 1782, deutsch, Hof 1793); — Rive, Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscrits (Par. 1782); — Melignan, Traité sur la peinture en miniature (Paris 1818).

Miniaturpinsel, s. Pinsel.

Miniatus (bot. Term.), Farbenbestimmung, mennigroth, hochroth, mit einer schwachen Beimischung von fahlgelb, z. B. die Blume von Anagallis phoenicea *Lam.*

Minichhofen, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Limberg; 210 Einw.

Minichreith (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Persenbeug; 230 Einw.; — 2)

das. Ldgr. Prandhof; 110 Einw.; — 3) das., Ldgr. Karlstein; 250 Einw.

Minicoy, asiat. Inselgruppe, Vorderindien.

Minieh (Geogr.), 1) Aschemunain, Aschemunein), afrikan. Distrikt, Mittelägypten; — 2) (Miniet ebn Khasym), Stadt das., ansehnliche Bazars, Fabrikation von Wasserkrügen, die das Trinkwasser kühl erhalten (Bardaks), am Nil. In der Nähe Tempelruinen der alten Stadt Hermopolis; in demselben Distrikt noch Melawi (Meloui), Dorf am Anfang des Josephkanals, bedeutender Getreidehandel; Coussieh (Quoussieh), bedeutender Handel.

Miniet-Dahdhur, afrikan. Dorf, Unterägypten, Prov. Gizeh, bei Gizeh; Pyramiden.

Minikowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov., R.-B. und Kr. Posen; 150 Einw.; — 2) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz; 190 Einw.

Miniel, s. Dämon.

Minim 1) (hebr.), Ungläubige, Ketzer; — 2) (Mus.), s. Minnim.

Minima (lat.), 1) die kleinste, Femin. von Minimus; — 2) (Mus.), nämlich Nota, die kleinste Note, bei den Alten diejenige, welche halb so viel gilt, als die semibrevis, also so viel wie eine halbe Taktnote, s. Note.

Minimen, 1) (mindeste Brüder Minimi fratres Eremitae, Kirchengesch.), ein von Franz von Paula gestifteter Orden, dessen Mitglieder im Neapolitanischen daher auch Paolotti heißen. Als sich an ihn in der Höhle, wohin er sich zurückgezogen hatte, viele Gleichgesinnte angeschlossen hatten, zog er diese mit sich auf ein seinen Eltern zustehendes Grundstück, wo er eine Kapelle mit kleinen Zellen umgab. Diese Gesellschaft nannte er Einsiedler des heil. Franziskus. Da die Anzahl derselben rasch wuchs, ertheilte ihm 1452 der Bischof von Paola die Erlaubniß, ein Kloster zu gründen. Den Bau führte M. aus milden Gaben auf und gründete auch einen Orden für die Weltleute (Minimen beiderlei Geschlechts). Bald entstanden neue Klöster in Spezzia und in Cortona. Die Bewohner von Milazzo in Sicilien riefen ihn zur Gründung eines Klosters herbei u. Franz di Paula kam dabei in den Geruch der Wunderthätigkeit. Sixtus IV. bestätigte darauf 1473 nicht allein den Orden, sondern machte auch Franz von Paula zum Generalsuperior desselben. Durch Ludwig XI. wurde Franz v. Paula nach Frankreich gerufen, und als Karl VIII. den Thron seines Vaters bestieg, so erbaute er dem Orden desselben zu Amboise ein Kloster. Hier wurden die Glieder des Ordens die guten Leute genannt (Les bons hommes), weil Franz von Paula selbst allgemein unter dem Namen: „der gute Mann" verehrt wurde. Erst Alexander VI. änderte, als er 1493 den Orden bestätigte, den seitherigen Namen in M. um. Wie in Frankreich, breiteten sich um diese Zeit die Mönche dieses Ordens unter dem Namen Pauliner auch in Deutschland aus, wohin sie Maximilian I. berufen hatte, und in Spanien, wo sie aber die Brüder des Sieges (Fratres de Victoria) hießen, weil man glaubte, daß durch ihr Gebet die Entscheidung in dem Kampf gegen die Mauren zu Gunsten Ferdinand des Katholischen herbeigeführt worden sey. Durch das Ansehen, welches dem Stifter des Ordens in Folge seiner Kanonisation verliehen wurde, erhielt der Orden selbst eine große Verbreitung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts zählte er über 400 Klöster mit 25,000 Religiosen, die auf 31 Provinzen vertheilt waren. Selbst in Indien hatten sich M. angesiedelt und ihre Klöster stehen unter einem besonderen General. Die M. haben merkwürdiger Weise in die Regel der Franziskaner noch ein 4. Gelübde aufgenommen. Sie verpflichten sich nämlich zur Enthaltung von allem Fleisch und den daher rührenden Speisen. Auch halten sie strenge auf ein fortwährendes Stillschweigen, um zum Gebet immer recht vorbereitet zu seyn. Geld dürfen sie nie bei sich führen. Ihre Kleidung wird aus grobem schwarzem Tuch verfertigt. Der Rock hat sehr weite Aermel und wird mit einem 5knotigen Gürtel zusammengehalten. Sie dürfen übrigens diese Kleidung nie ablegen. Früher mußten sie auch barfuß gehen, jetzt aber tragen sie Schuhe. — 2) M.-Klosterfrauen (Mindeste Schwestern), Orden, der ebenfalls von Franz von Paula seine Regel erhielt, und sowohl in Spanien, wo er von Don Pedro de Lucena Olit in Andujar begründet wurde, als auch in Frankreich in Aufnahme kam. Er wurde von Julius II. bestätigt, hat ebenfalls das Gelübde des Fastenlebens und ein Ordensgewand von schwarzer Farbe. Nur den Hals bedeckt ein weißes Tuch, und unter dem schwarzen Schleier wird noch ein weißer getragen. Die Vorsteherinnen der Klöster heißen Korrektrices. — 3) M.-Tertiarier (M. beiderlei Geschlechts), ebenfalls von Franz von Paula für weltliche Personen gestiftet und bestätigt zuerst von Alexander VI. 1502, aufs Neue von Julius II. 1506. Das Ordenszeichen war ein Strick mit 2 Knoten. Eine besondere Tracht hatte dieser Orden nicht, doch mußte die Kleidung der Mitglieder von gleicher Farbe wie die der geistlichen Orden seyn. Den Brüdern und Schwestern war der Besuch der Messe, Beichte und Fasten zur Vorschrift gemacht. Streitigkeiten unter einander mußten von den Korrektoren und Korrektricen geschlichtet werden. Der Orden besteht noch in Italien, wies aber alle Versuche, durch strenge Gelübde und durch gemeinschaftliches Leben ihn in einen geistlichen Orden zu verwandeln, entschieden zurück. — 4) M.-Siechenbrüder, s. Bußorden.

Minimenfarbe, eine ins Blaue schimmernde rothe Farbe; wird aus der Blauküpe und mit Krapp, besser aber mit Kochenille gefärbt.

Minimum (lat., Math.), Kleinstes, s. Größtes und Kleinstes.

Minimus (lat.), 1) der Kleinste, sehr klein; — 2) M., nämlich digitus, der kleine Finger.

Minin, ein heldenmüthiger Schlächter aus Nischnei-Nowgorod, welcher ums Jahr 1611 n. Chr. seine Mitbürger in einer Rede aufforderte, Alles für das Wohl des Staats aufzuopfern und die Truppen des polnischen Königs Sigmund, welche Moskau inne hatten und das Reich bedrohten, zu verjagen. Wirklich brachte

er auch ein Heer zusammen, welches unter Anführung des Fürsten Pojarski die Polen nebst ihren Bundesgenossen, den aufrührerischen Bojaren, besiegte. Das Elend war unter den in Moskau Belagerten aufs höchste gestiegen, so daß sie sich von Katzen, Hunden, Ratzen, ja sogar von gestorbenen Menschen hatten ernähren müssen. Theils zur Verewigung der That, theils zum Andenken an den Rückzug der Franzosen aus Rußland ist eine mit einem Kostenaufwande von 170,000 Rubel von dem russischen Künstler Maros verfertigte Bildsäule des Pojarski und des M. 1817 auf dem rothen Platz in Moskau aufgestellt.

Minio (a. Geogr.), kleiner Fluß Etruriens, der bei Satrium entspringt, zwischen Graviscä und Centumcellä ins tyrrhenische Meer fällt u. jetzt Mignone heißt. Ob er auch Mela II, 4. 9. gemeint sey, ist zweifelhaft, da hier die Erwähnung eines Flusses zwischen lauter Städten unpassend scheint. Wahrscheinlicher ist es daher, daß M. hier die kleine Stadt Etruriens zwischen Castrum Novum und Graviscä ist.

Minio, Tiziano del, Bildhauer u. Kunstgießer aus Padua, einer der berühmtesten Schüler des Jacopo del Sansovino, verfertigte in Padua und anderen Orten verschiedene Bilder in Marmor und Bronze. Seine Hauptarbeiten sind in Venedig. Da fertigte er den metallenen Deckel des Taufgefäßes in der St. Markuskirche, und in der Loggia des Glockenthurmes sind von ihm sehr schöne Basreliefs mit zierlichen Figuren. Für den großherzoglichen Palast fertigte er das Bild der Gerechtigkeit zwischen zwei Löwen. Er † 1548 oder 1552 im 35. Jahre.

Minion (franz., Buchdruckerk.), s. v. a. Mignonne.

Miniopterus (Säugeth.), nach Schinz, Untergatt. von Vespertilio *L.*

Minir ... Zusammensetzungen damit, die sich im Folgenden nicht vorfinden, s. Mine.

Miniranmeise (Entom.), Ameisenart, s. v. a. Formica cunicularis *L.*

Minircicade (Entom.), Cicadengatt., s. v. a. Cixius *Latr.*

Miniren, 1) eine Mine graben; — 2) unter der Erde arbeiten.

Minirer, 1) (Kriegsw.), s. v. a. Mineur; — 2) (Landwirthsch.), s. Pflug; — 3) (Zool.), Name mehrer Thierarten, welche in die Erde oder in Pflanzentheile sich einzugraben pflegen, besonders auch solcher Insekten, welche die weiche Substanz zwischen den beiden Häuten der Blätter ausfressen.

Minirkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Orchestes *Illiger.*

Minirkappen und **Minirkittel**, Kleidungsstücke von grober Leinwand oder Zwillich, deren sich die Mineurs bei ihren Arbeiten statt der Uniform bedienen, oder die sie auch über letztere anziehen.

Minirkorb (pannier à terre), Erdkorb, Korb zum Fortschaffen der Erde aus den Minen.

Minirkunst, Inbegriff aller zur zweckmäßigen Anlegung von Minen nöthigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Kunstgriffe, vgl. Mine.

Minirlampe, Lampe, welche in Minen an einer Seite eines Minenganges angebracht wird, um den Arbeitern das nöthige Licht zu geben.

Minirpflug, s. Pflug.

Minirraupe (Entom.), auch Eichen-Minirraupe, s. v. a. Hyponomeuta complanella *Hübn.*

Minirspinne (Arachnid.), 1) Spinnengatt., s. v. a. Cteniza *Latr.*; — 2) Spinnengatt. s. v. a. Mygale *Latr.*

Minirzirpe (Entom.), Cicadengatt., s. v. a. Cixius *Latr.*

Minish, brit. Insel, Irland, Prov. Connaught, Grafsch. Galway, nahe an der Küste, südlich von der Spitze Masa.

Minisink, nordamerik. Ort, V.-St., Staat New-York, Grafsch. Orange; 1820: 5053, 1840: 5093 Einw.

Miniska, preuß. Fluß, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, mündet in die Oder.

Minister (v. Lat.), 1) Diener überhaupt; — 2) (Staatsw.), Titel der höchsten Staatsbeamten, die in Monarchien dem Monarchen, in Republiken dem Präsidenten berathend zur Seite stehen, die Beschlüsse des Staatsoberhauptes vorbereiten, einholen, den untergeordneten Behörden zur Vollziehung zufertigen und überhaupt, zunächst unter dem Regenten oder der sonstigen höchsten Regierungsauktorität stehend, die Staatsverwaltung in ihren einzelnen Zweigen leiten und überwachen. Sie sind demnach die unmittelbaren Organe des Regenten, und zwar erscheint diese ihre Stellung durch die Unmöglichkeit, daß bei unserer jetzigen komplicirten Staatsverwaltung der Monarch allein den bis zur höchsten Staatsstelle bedeutend anwachsenden Staatsgeschäften gewachsen seyn könnte, hinlänglich gerechtfertigt. Eine Modifikation erlitt aber jene ihre Stellung im konstitutionellen Staatswesen durch das Aufkommen der Verantwortlichkeit der M., denn im konsequent durchgeführten konstitutionellen System, welchem gemäß der Regent dem Parteistandpunkte entrückt seyn soll, hat man sie mehr und mehr von der Person des Regenten trennen wollen, so daß sie also nicht nur die laufenden Geschäfte leiten, sondern auch der das Volk vertretenden Gewalt gegenüberstehen. Die Unverletzlichkeit des Regenten, seine Unverantwortlichkeit für seine Regierungshandlungen ist mit der Monarchie und der lebenslänglichen Dauer der Regentengewalt gegeben. Damit aber doch den mit den Ständen oder Repräsentanten des Volks vereinbarten Gesetzen der nöthige Schutz verschafft und dem Mißbrauche der Herrschergewalt vorgebeugt werde, hat die politische Erfahrung den Ausweg gefunden, daß ein Gericht über Regierungshandlungen in der einzig möglichen Weise ergeht, daß ein Unterthan dieselben sich zu eigen macht und die Verantwortung für dieselben auf eigene Gefahr übernimmt. Darum wird in jedem Staate, welcher zwischen dem Willen des Fürsten u. dem Gesetze einen Unterschied statuirt, der nothwendigen Forderung der fürstlichen Macht, daß ihr ein Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt sey, die nicht minder nothwendige Forderung der gesetzlichen Freiheit gegenüber gestellt, daß der Herrscher M. anstelle, welche für die Gesetzmäßigkeit jeder Regierungshandlung bürgen. Alle

Befehle des Herrschers müssen verfassungsmäßig, nach Maßgabe ihres Inhalts von einem M. oder von mehren oder von allen mitunterzeichnet (kontrasignirt) seyn, nicht bloß, um die Aechtheit derselben zu bezeugen, sondern auch, um zu erklären, daß die Unterzeichneten für ihren Inhalt verantwortlich seyen. Als M. (Ministerialvorstände) sind daher alle diejenigen Staatsbeamten zu betrachten, zwischen denen und dem Willen des Regenten kein anderer Willen sich geltend macht. Sie dürfen ihre Unterschrift, ohne welche dem Willen des Regenten keine Vollziehung wird, verweigern und müssen daher berechtigt seyn, zu jeder Zeit zu resigniren. Der Regent ist hinsichtlich der Wahl und Entlassung seiner Minister unbeschränkt; ein Ministerium, das dem Könige gesetzt wird, oder das er, wenn es ihm einmal gesetzt worden, nicht wieder ändern darf, heiße es Hausmeyer od. Reichsrath, wäre Mitkönig. Die Verantwortlichkeit der M. ist aber theils politisch, theils strafrechtlich. Die erstere ist von unbeschränktem Umfange. Die freie Presse zieht die Handlungen der M. täglich vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung; sie beschränkt sich nicht auf die Rüge von Gesetzwidrigkeiten, sie nimmt Alles auf, was, sey es nun gethan oder unterlassen worden, mit der öffentlichen Wohlfahrt streitet. Die ständischen und repräsentativen Versammlungen aller Art nöthigen den Ministern bei jedem Schritte, den sie auf der ihnen angewiesenen Bahn thun, Rechenschaft, Verantwortung über ihr Verfahren, ihre Grundsätze, ihre Absichten ab. Petitionen aus dem Volke, aus den Ständen können Beschwerdeführungen über die M. bis an den Thron bringen. Durch alles dies knüpft sich an das Amt, welches die höchste Unterthanenmacht in sich schließt, Mühsal und mannichfaltiger Wechsel. Mißtrauen des Volks, Mißfallen auf Seiten des Königs mit den ministeriellen Maßregeln, innere Uneinigkeiten können den Sturz eines Ministeriums herbeiführen, ohne daß von einer peinlichen Anklage der Mitglieder desselben durch Unterthanen und ihre Verurtheilung noch die Rede ist. Sollen aber die M. als solche wirklich und ordentlich angeklagt werden, so darf doch weder einer aus dem Volke Ankläger seyn, noch jedes Gericht die Anklage annehmen, sondern es ist dazu dreierlei nothwendig; 1) ein Gerichtshof; — 2) eine Vorschrift über die Procedur, u. — 3) die allgemeine Verzichtleistung des Königs auf Begnadigung, und wo Abolition Statt findet, auch auf Abolition in dem vorliegenden Fall.

Die Amtsthätigkeit der M. bezieht sich auf das ganze Staatswesen, geht den ganzen Staat an, während die der untergeordneten Beamten nur einzelnen Branche ergreifen, u. verletzen können und in der Hauptrichtung ihrer Thätigkeit von einem fremden Willen abhängig sind. Daher pflegt man die M. als in einem höheren Grade juristisch verantwortlich zu betrachten; verantwortlich nämlich nicht bloß für die Gesetzlichkeit, sondern auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Handlungen. Aber es hat lange gewährt, ehe man selbst in England den rechten Weg zur Geltendmachung dieser Wahrheit fand. Als König Eduard III. seine eigene M. durch eine vor dem Schatzkammergericht gegen sie erhobene Anklage stürzen wollte (1341), brachte ihn der Widerstand des Parlaments zu dem Zugeständniß, daß ein Peer, auch wenn er Minister sey, nicht anders, als im vollen Parlament und von seinen Standesgenossen, gerichtet werden dürfe. Das Haus der Gemeinen gewann mit der Zeit das Recht der Ministeranklage; das Haus der Peers als höchster Gerichtshof that den manchmal blutigen Spruch, aber es gehörten noch besondere Erfahrungen dazu — wir erinnern nur an Lord Danby's Prozeß, 1678, der des Königs Begnadigung eventuell schon in der Tasche hatte — bevor man inne ward, daß jede Ministeranklage illusorisch sey, wenn nicht die Krone ein- für allemal und unbedingt auf das Recht der Begnadigung in solchen Fällen Verzicht leiste. Dies geschah bekanntlich durch dieselbe Akte, welche das Haus Braunschweig auf den Thron berief (act of settlement 1701). Allein man machte auch Erfahrungen anderer Art, indem man einsehen lernte, daß keine Gesetzgebung dem Drange aller Umstände gewachsen ist, daß die Macht der Thatsachen die Minister manchmal über das Gesetz hinausreißen muß. Doch ließ man sich dadurch keineswegs verleiten, die alten Freiheitsbriefe, welche die Suspension der Gesetze verbieten, aufzuheben, sondern man ließ weit lieber der eingestandenen Ueberschreitung der gesetzlichen Befugnisse hintennach Straflosigkeit angedeihen; das Parlament genehmigte die von den Ministern erbetene bill of indemnity. Nur hat die Opposition stets und namentlich im J. 1807, als das Ministerium die Abgaben von der nordamerikan. Einfuhr einen Monat länger erhoben hatte, als die American act vorschrieb, darauf gehalten, daß solche Ausnahmen selten vorkommen u. keinen Fundamentalsatz der Verfassung angehen dürften, auch ihre Nothwendigkeit für die Sicherung des Gemeinwohls jedesmal nachgewiesen werden müsse u. diese Nothwendigkeit nicht durch die M. selbst verschuldet sey. Im Uebrigen kann man die Entscheidung der Frage, ob das Ministerium solidarisch hafte, der Theorie, so wie die Entscheidung der anderen Frage, ob nicht eigentlich der Geheimerath haften solle, nicht das Kabinetsministerium, den Alterthumsforschern anheimstellen. In England ist die Verantwortlichkeit der M. gegenwärtig außer Zweifel gestellt, u. man achtet eine Beschränkung des Anklagerechts des Unterhauses nicht für nöthig, weil man an müssiger Anklage weder Freude, noch Zeit dazu hat. Auch macht sich persönliche Rachsucht in den Staatsgeschäften zum Glück jetzt nicht mehr in England geltend. So wichtig es aber ferner ist, daß in den parlamentarischen Verhandlungen der Person des Königs nie auf eine ihrem Ansehen nachtheilige Weise gedacht werde, so ist doch das Volk nicht das Parlament und es läßt sich sein Recht der moralischen Zurechnung nicht nehmen, weshalb die Krone weislich selbst einige Ungebühr duldet. „Denn am Ende, wo kein Zorn, da ist keine Liebe, und dicht neben dem Könige, dem auch nicht das geringste zur Last gelegt werden darf, steht, und wie leicht ist die Verwandlung! der ungeliebte König, das

dem abstrakten Denker allein verständliche unpersönliche Gespenst des Herrscherthums." Aber wenn im konsequent durchgeführten konstitutionellen Staatswesen die Individualität des Herrschers auch vor dem Staate zurücktritt, so wird sie doch so wenig gleichgültig, als durch den politischen Spruch der Franzosen: „Der König stirbt nicht", das Leben des regierenden Königs es wird. „Wir wollen nicht, wie unsere alten Vorfahren thaten, die Schuld des schlechten Wetters, der Mißernten, des ausbleibenden Herings, der Posten auf die Könige des Landes schieben, aber wir bedürfen, gleich unsern Vorfahren, eines Königs, der persönliches Leben hat, der sein Urtheil über Staatssachen in der Wahl seiner Rathgeber an den Tag legt und die Fülle von Macht, der Gnade und des Reichthums zu gebrauchen weiß, über deren Verwendung zwar die öffentliche Meinung, aber keine Anklage der Minister wacht."

In Frankreich nahm die Charte Ludwigs XVIII. das englische Verfahren zum Vorbilde, nur mit dem Unterschiede, daß die franz. Pairskammer von Anfang an zu schwach für einen Staatsgerichtshof war, und seit der Julirevolution, da man nach schon angekündigter Anklage der Minister des entthronten Königs die 93 Pairs ausstieß, welche Karl X. ernannt hatte, und die Pairie durchaus lebenslänglich machte, ist vollends jeder Vergleich mit den englischen Institutionen unstatthaft. Die Pairie wird das Ministerium nicht freizusprechen wagen, wenn dasselbe von einer einigen Deputirtenkammer angeklagt wird. Unter diesen Umständen wäre es vielleicht die beste Auskunft gewesen, wenn man die Anklage von der Uebereinstimmung beider Kammern abhängig gemacht, die Entscheidung aber außerhalb der Kammern verlegt hätte, wie schon in der Verfassung von 1791 geschehen war, weil der gesetzgebende Körper nicht Ankläger und Richter zugleich seyn durfte. Man hat dies aber abgelehnt und sich seitdem Jahrzehnte hindurch bemüht, die Gegenstände der Anklage juristisch zu beschränken. Schon die Charte Ludwigs XVIII. verspricht ein Gesetz für die Procedur von trahison und concussion, auf welche die Anklage beschränkt wird. Aber die Minister Karls X. sind gerichtet und verurtheilt worden vor dem Erscheinen dieser Definitionen. Der Entwurf ist vor der Julirevolution ausgearbeitet, seitdem umgearbeitet worden, aber ungeachtet auch die Verfassung von 1830 das Gesetz verlangt, doch wieder liegen geblieben. Derselbe begreift unter Verrath alle Handlungen, welche die innere und äußere Sicherheit des Staats vorsätzlich verletzen, unter Konkussion die Erhebung nicht bewilligter Steuern, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Bestechung, Theilnahme an Lieferungen zum Privatvortheil des Ministers, und fügt die Prävarikation (Pflichtvergessenheit) hinzu, welche jede verschuldete Gefährdung des gemeinen Wohls begreifen soll. Später (1834) ward mit einem neuen die Ministeranklage betreffenden Gesetzentwurf zugleich auch ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Regierungsbeamten angekündigt, denn, sollen die Minister fortwährend für das Thun und Lassen ihrer Beamten im vollen Sinne des Worts verantwortlich seyn, so müssen diese dasselbe den Ministern durch unbedingte Absetzbarkeit seyn, und sollen die M. für Alles, was in der Verwaltung geschieht, einstehen, so muß die ganze Verwaltung in den Händen königlicher Beamten seyn.

Frankreichs Beispiel muß uns überzeugen, daß es eine ganz zweckmäßige Einrichtung ist, wenn in den deutschen Bundesstaaten die Anklage der M. von beiden Kammern beschlossen wird (mit Ausnahme Würtembergs) und wenn ein hohes Landesgericht in der Regel die Untersuchung und Entscheidung hat. In Würtemberg und Sachsen wollte man den Versuch mit einem eigenen Staatsgerichtshofe machen, zu dem der König die Hälfte der Beisitzer aus den höheren Gerichten, die andere Hälfte die Stände, doch keine ständischen Mitglieder, erwählen sollten. Ein stehender Gerichtshof dieser Art würde indeß viel Aufwand von Geld und Kraft verursachen für einen vielleicht in Menschenaltern nicht vorkommenden Zweck und Wenigen würde eine solche jede sonstige Thätigkeit gefährdende Stellung zusagen. Bei einem jedesmal eintretenden Falles zu errichtenden Gerichtshof würde aber der Parteisucht bei der Wahl der Richter Thor und Thür geöffnet seyn. Auf das Begnadigungsrecht ist in den meisten deutschen Verfassungen für diesen Fall verzichtet. Die Anklage muß nach der Bestimmung der bayerischen und hannöverischen Verfassung auf die absichtliche Verletzung der Verfassung gerichtet seyn, womit dem Rechte der Beschwerdeführung nichts entzogen ist. Ganz abnorm steht die Verfassung des Königsreichs Niederland da, in sofern darin die Unverantwortlichkeit des Königs, so wie die Verantwortlichkeit der M. nirgends ausgesprochen ist und Art. 179 Klagen gegen den König (auf persönliche Verantwortung?) angenommen u. an den Obergerichtshof verwiesen werden. Und doch ist diese Verfassung das Werk eines Königs. In geradem Gegensatze will die belgische Verfassung vom 25. Febr. 1831, Art. 134 (Dispositions transitoires) mit Ministeranklagen schon verfahren wissen, ehe noch das Gesetz, welches sie regeln soll, erlassen ist. Denn bis dahin besitzt die Repräsentantenkammer eine willkürliche Gewalt (pouvoir discrétionnaire) der Anklage, der Kassationshof der Entscheidung; die schwerste Strafe aber soll Gefängniß seyn. — Die Anklage der M. ist das äußerste Mittel des Widerstandes (nach Dahlmann „das Schwert der Stände, das sie nicht leichtsinnig ziehen, nicht wie ein Rappier zu Fechterstreichen brauchen dürfen"). Die wirksamste Verantwortlichkeit wird geräuschlos täglich gehandhabt von einem auf sein Gemeinwesen aufmerksamen Volke; sie erhebt ihre Stimme in der Presse, in der jährlichen Prüfung der Stände, verstärkt sie in der Beschwerdeführung. Aber trotzdem ist das Recht der ständischen Anklage ein wesentlicher Theil des neueren Staatsrechtes und gewährt, praktisch dargestellt durch den im Sinne jeder Verfassung gewählten Gerichtshof, das Gesetz für die Procedur und

den königl. Verzicht, gerade für den M. den unschätzbaren Vortheil, daß er sich, auf seine Verantwortlichkeit gestützt, verfassungswidriger Schritte weigern kann, für das Volk den Schutz der Verfassung, ohne Erschütterung des Thrones, für das unverantwortliche Haupt neben der Unverletzlichkeit eine ernste Mahnung an die ewigen Grundlagen des Guten und Rechten, welche die unsichtbaren Träger aller Herrschaft sind. Vgl. Dahlmann, Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt, Th. 1, S. 98 ff.

Was die Organisation der obersten Behörden betrifft, so sind in größeren Staaten, bisweilen auch in verhältnißmäßig kleineren, für die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung als oberste Staatsbehörden folgende Staatsministerien angeordnet: 1) der auswärtigen Angelegenheiten; 2) der Justiz; 3) der Finanzen, neben ihm zuweilen ein besonderes Ministerium des Schatzes, wichtig auch als Generalkontrole; 4) des Innern (der inneren Verwaltung im engeren Sinne); 5) des Kriegs. Hierzu kommen in manchen Staaten noch eigne Staatsministerien für die Polizei und für die Kirchen- oder Kultusangelegenheiten, das Letztere etwa mit Inbegriff des öffentlichen Unterrichts- u. Erziehungswesens, welches außerdem entweder dem Polizeiministerium od. dem Ministerium des Innern übertragen ist, so wie die Lehnsachen demjenigen der Justiz unterstellt sind. In Seestaaten kommt hierzu noch ein Marineministerium. Die hier u. da bestehenden Ministerien des Handels u. der öffentlichen Arbeiten sind in den meisten Staaten mit dem des Inneren verbunden. Alle Staatsminister für gewisse Angelegenheiten kollegialisch vereinigt, bilden in manchen Staaten das Staatsministerium im höheren Sinne als oberste, bald entscheidende, bald berathende Staatsbehörde. In kleineren Staaten sind mehre der oben genannten Ministerien gewöhnlich in einem vereinigt. Ein einzelnes Ministerium nennt man mit einem bildlichen Ausdruck Portefeuille. Dasselbe ist meistens in Bureaux oder Sektionen eingetheilt, von denen jedes wieder ein besonderes Fach bearbeitet. Die Bureauxchefs führen zuweilen den Titel Ministerialräthe, haben jedoch selten eine kollegialische Stimme bei der Beschlußfassung. Die verschiedenen Ministerien stehen in manchen Staaten in keiner Beziehung zu einander und pflegen auch keiner kollegialischen Gesammtberathung, sondern arbeiten jedes für sich mit dem Staatsoberhaupte. Anderwärts aber pflegen alle Minister zu bestimmten Zeiten zu besonderen Ministerberathungen zusammenzutreten, entweder unter dem Vorsitz des Staatsoberhauptes selbst oder unter dem eines besonderen Ministerpräsidenten (Premierministers, Staatskanzlers). Letzterer kontrolirt auch wohl die andern Ministerien, wiewohl er meistens selbst einem eigenen Departement, in der Regel dem des Auswärtigen, vorsteht. Nehmen an solchen Versammlungen auch die Prinzen des regierenden Hauses, ausgezeichnete Generäle, gewesene Minister oder andere vom Fürsten eigens dazu berufene Männer Theil, so heißt eine solche Versammlung Staatsrath. Derselbe hat bisweilen die einzelnen Ministerien zu kontroliren, Gesetze zu entwerfen, übt aber stets nur eine berathende, keine entscheidende Wirksamkeit aus. Wo, wie in Rußland, neben dem Ministerium noch ein Kabinet besteht, leitet dieses außer den Privatangelegenheiten des Regenten besonders die auswärtige Politik. Die Mitglieder desselben führen im Gegensatz zu den Staatsministern den Titel als Kabinetsminister. M. ohne ein eigentliches Portefeuille, welche der Fürst zu Ministerberathungen zuzieht, ohne ihnen ein besonderes Departement zu übertragen, heißen Konferenzminister. Letzterer Titel, so wie den als Staatsminister führen indeß auch Solche, welche früherhin M. waren und vom Regenten zu wichtigen Berathungen außerordentlicher Weise noch zugezogen werden. In Preußen gab es ehedem anstatt des Ministers des Innern oder neben demselben besondere Provinzialminister, welche an der Spitze der Provinzialverwaltungen standen und über dieselbe entweder an das Staatsoberhaupt selbst oder an einen noch zwischen diesem und ihnen aufgestellten M. des Innern referirten. Jetzt haben die Oberpräsidenten deren Funktionen zu versehen. Vgl. d. Art. Staatsverwaltung; — Malchus, Polit. der inneren Staatsverwaltung, 3 Bde., Heidelb. 1823; — Bulau, die Behörden in Staat und Gemeinde, Leipz. 1836.

Minister, (außer der gewöhnlichen Bedeutung), 1) der Ordensgeneral der Franciskaner; — 2) Minister sacri officii, ein in einem ihm angewiesenen Bezirke die Seelsorge ausübender Geistlicher.

Ministeranklage, s. Minister (Staatsw.).

Ministerialen (Ministeriales, d. i. Dienstleute), hießen die schon in den ersten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, so wie der Bischöfe fungirenden Hausbeamten, die Anfangs wirkliche Dienste zu versehen hatten, späterhin jedoch nur noch zum Hofstaat gehörten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Aemter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchses, denen sich später noch so viele anreiheten, als die vermehrten Funktionen des Hofdienstes forderten. Zum Lohn für die von ihnen geleisteten Dienste erhielten diese M. Hoflehen, die, wie die anderen Lehen, jedoch etwas später, besonders unter Kaiser Friedrich I. erblich wurden. Da sie aber in einem dienstlichen Verhältniß standen und mithin nicht für vollkommen frei angesehen wurden, so zählten sie nicht zu dem hohen Adel, welchen Fürsten, Grafen u. Herren bildeten, sondern machten mit den zu Kriegsdiensten Verpflichteten die Ritterschaft aus. Später aber fingen sie an, mit Genehmigung ihrer Herren ihre Dienste von Anderen verrichten zu lassen, die sie nun ihrerseits ebenfalls mit Uebertragung von Lehen entschädigten, woraus neben den Erzämtern (s. d.), die von ihnen sich herschreibenden Erbämter (s. d.) entstanden. Vgl. Fürth, die Ministerialen, Köln 1836.

Ministerium (lat.), 1) Dienst, Bedienung,

Dienstverrichtung; — 2) das unmittelbar unter einem Minister stehende und von ihm geleitete Beamtenpersonal; — 3) sämmtliche Minister eines Staats als Gesammtbehörde genommen. Vgl. Minister (Staatsw.).

Ministerium sacri officii, geistliches Ministerium, die Gesammtheit der mit dem öffentlichen Gottesdienste einer Stadt oder eines Bezirks beauftragten Geistlichkeit.

Ministerkongreß, Kongreß, an welchem bloß die Minister und Gesandten der dabei vertretenen Staaten, nicht die Fürsten selbst Antheil nehmen.

Ministerkonferenzen (Staatsw.), 1) die kollegialischen Berathungen der Minister eines Staates; — 2) gemeinsame Berathungen von Ministern mehrer Staaten zur Beschlußfassung über gemeinsam zu treffende Maßregeln.

Ministerpräsident, s. Minister (Staatswesen).

Ministerverantwortlichkeit, s. Minister (Staatsw.).

Ministrales, in früheren Zeiten und in einigen katholischen Kirchen auch noch neuerdings die Sänger, die beim Gottesdienste, namentlich bei den Altarverrichtungen, bei der Liturgie, mitzuwirken hatten. Als sie auch zur Hofmusik gezogen wurden, so entstanden daraus die Minstrel's. Aus der Zeit dieser Ministralen stammt noch das Gloria laus et honor vom Bischofe Theodulfus, welches noch jetzt in der päpstlichen Kapelle zu Rom am Palmsonntage gesungen wird.

Ministrant (v. lat., Kirchenw.), s. v. a. Meßdiener: daher ministriren, die Funktion des Meßdieners versehen.

Ministrator (lat.), 1) Diener, besonders Aufwärter bei Tisch; — 2) M. juris (Minister juris), Rechtsgelehrter, der einen des Rechts Unkundigen unterstützt.

Ministre plénipotentiaire, M. chargé d'affaires, M. resident, s. Gesandte.

Miniszewo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Pleschen; 160 Einw.; — 2) das., Kr. Wongrwiec; 150 Einw.

Minitator (lat.), der einen Andern durch Drohungen zur Vollziehung oder Unterlassung einer Handlung zu bewegen sucht.

Minitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Rakonitz, Herrsch. Mühlhausen; 280 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Prachin, Herrsch. Worlik; 150 Einw.

Minium natif (engl., Min.), s. v. a. Bleiocher oder Mennige (s. d.).

Minius (a. Geogr.), der nördlichste unter den Hauptflüssen Hispaniens, der nach Strabo III, S. 153 und Appian VI, 71 auch Bänis hieß, seinen später üblichen Namen aber von dem vielen Minium od. Mennig erhalten haben soll, den er mit sich führte. Er hat seine Quellen auf dem cantabrischen Gebirge im Norden Galäciens, ist nach Strabo's Ansicht der größte unter den Flüssen Lusitaniens und über 80 Stadien weit schiffbar; noch jetzt Minho.

Miniuweck, österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Kremsier; 250 Einw.

Mink (Säugeth.), s. v. a. Nörz, Mustela lutreola *L.*

Minken (Handelsw.) Name der amerik. Wieselfelle.

Minken (Geogr.), 1) preuß. Kirchdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau; Schloß und Vorwerk, evangel. Mutterkirche, kathol. Kuratiekirche, Freischoltisei, Potascheſiederei, Unterförsterei; 780 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Namslau, Schloß mit Garten, in welchem das Grab des Generals v. Seydlitz ist, 3 Vorwerke; 500 E.

Minkendorf, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Laibach; Hauptort eines Bezirks; das. aufgehobenes Klarissenkloster, das 1300 die Grafen von Gallenberg stifteten, die hier eine Gruft und eine Erbvogtei haben.

Minkowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Rakonitz, im nordöstlichen Theile des Kreises, 4706 Joch 306 □Kl. Areal, besteht aus 7 Dörfern und 4 Dorfantheilen; gehört dem Großherzog von Toskana; — 2) Dorf das., Steinkohlenbergwerke; 540 Einw.

Minkwitz (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Leisnig; 180 Einw.

Minkwitz (Biogr.), s. v. a. Minckwitz (s. d.).

Minna (a. Geogr.), mit dem Zusatze Villa Massi, Station an der Straße von Sebrata nach Leptis Magna in der röm. Prov. Afrika.

Minna, weiblicher Taufname, nach Einigen Verkürzung aus Wilhelmine, nach Andern s. v. a. die Liebliche, Liebreiche.

Minnagara (a. Geogr.), s. Minagara.

Minne, altdeutsches Wort, bedeutet unser „Liebe", während dies Wort in der älteren Sprache meistens in seinem ursprünglichen Sinne als Gegensatz von Leid, also für Freude, Lust gebraucht ward. Der deutschen Sitte gemäß, welche dem Weibe von Alters her eine hohe Würde beimaß, ward auch die M. von den Deutschen in einem edleren und geistigeren Sinne aufgefaßt, als dies bei den alten Griechen und Römern mit der geschlechtlichen Liebe der Fall war. Durch das Ritterwesen steigerte sich aber diese reinere Auffassung bis zum Schwärmerischen. Daß aber trotz dieser idealen Richtung auch die Sinnlichkeit sich geltend machte, dafür sind viele Minnelieder der deutschen Lyriker des Mittelalters sprechende Beweise. In diesen Liedern erscheint die M. auch öfter personificirt als Frau Minne. Die Grundbedeutung des Wortes M. ist übrigens „Andenken", wie auch das Verbum „minnen" ursprünglich s. v. a. „gedenken" bedeutet und mit „meinen", d. i. im Sinne haben, seine Gedanken auf etwas richten, und „manen" (mahnen, erinnern) zusammenhängt. Diese Grundbedeutung ist im Altnordischen dem Substantiv minni und dem Verbum minna geblieben, ohne daß sich die Bedeutung „lieben" daraus entwickelt hätte. Daher ward dem Trunke, den man nach altgermanischer Sitte dem Andenken eines Verstorbenen oder Abwesenden bei festlichem Gelage weihete oder zu Ehren eines Gottes beim Opfer that, M. ge-

nannt. Im deutschen Mittelalter waren es aber vornehmlich zwei Heilige, denen zu Ehren besonders von Scheidenden und Reisenden M. getrunken zu werden pflegte, nämlich der Evangelist Johannes, weil derselbe, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, vergifteten Wein getrunken haben, und daher der ihm geweihete Trunk die Gefahr der Vergiftung abwenden sollte, und die heilige Gertrud, die man mit Johannes zusammengesellte, weil sie ihn vor allen Heiligen ganz besonders verehrt hatte. Daher die Redensart: „St. Johannes und St. Gertruden Minne trinken".

Minne (Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Rapfen, Cyprinus aspius *L.*

Minnebund (Bund der alten Minne), Fortsetzung des Sternerbundes, gegründet vom Grafen Johann I. von Nassau um d. J. 1380, um wegen des ihm vom Landgrafen Hermann von Hessen widerfahrenen Länderraubes Rache zu üben. Die Hessen wurden von den Mitgliedern des Bundes bei Wetzlar geschlagen u. Oberhessen hatte von Letzteren viel zu leiden. Der Bund bestand nur auf die Dauer dieser Fehde.

Minnehöfe, s. Liebeshöfe.

Minneorden, s. v. a. Minnebund.

Minnesänger. Auf das Epos, in welchem die Thaten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besungen werden, folgt bei allen Völkern, die sich naturgemäß entwickeln, ein Gesang, der aus dem Gemüth des Einzelnen hervorquillt, in welchem die Gefühle und Empfindungen des einzelnen Menschen besungen werden. Diese Lyrik im engeren Sinn ist doppelter Art: entweder werden Empfindungen und Gefühle besungen, welche Gemeingut eines Volkes sind und von jedem getheilt werden: dies ist das Volkslied, oder es sind die besonderen Erlebnisse eines Einzelnen, die Freudentöne des Glücklichen und Fröhlichen, oder die Wehmuthstöne eines traurigen, einsamen Herzens: dies ist die Kunstlyrik, welche im 13. Jahrhundert bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten zartesten Blüthen entfaltete, es ist die Minnepoesie, der Minnegesang, welcher in jener glücklichen Jugendzeit unsers Volkes in allen Hainen und auf allen Haiden, auf allen Burgen und in allen Städten unsers Vaterlandes aus tausend fröhlichen und tausend sehnenden Herzen seine anmuthigen Lieder erschallen ließ. Es ist die Minne, von der diese Poesie mit Recht, als ihrem Hauptgegenstande, den Namen führt: die deutsche Minne, d. h. das stille sehnende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt. Es ist diese zarte Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie u. Minnesitte der damaligen Zeit eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern, welche sämmtlich, wie man gar nicht bezweifeln kann, wirklichen Herzenszuständen der Sänger ihr Daseyn verdanken, auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermeiden es sogar, sich selbst in ihren Liedern allzu kenntlich zu machen. Das Zarte, Innige, das Tiefe und Reine findet sich in dieser Poesie wie kaum in der eines andern Volkes ausgesprochen. Von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut, kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt und begegnet ihr Auge dem Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden; ja heimlich wird die Geliebte viel lieber und länger angeschaut, als wenn sie es wirklich bemerkt: aber die spiegellichten Augen, der rothe Mund und das innigliche und minnigliche Lächeln des holden Mägdeleins begleiten den Sänger überall hin. Seit der Zeit wird in Europa kein Roman, kein Epos, kein Drama gedichtet, ohne daß die Liebe den Mittelpunkt der Sache ausmacht, oder zu den reizendsten Episoden dienen muß. Es ist dies für die Entwicklung der Poesie und für den Gegensatz, in welchem die neuere Poesie zu der alten tritt, höchst wichtig. — Mit dem Naturleben steht der Minnegesang in der engsten Verbindung, Frühlingsfreude und Sommerlust, oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzählige Mal wiederholten Anfänge der Minnelieder: es ist das innige bald freudig erregte, bald tiefwehmüthige Mitleben mit der Natur, die Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvöglein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, die Trauer um die verwelkten Blüthen, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welche sich in einer großen Menge von Minneliedern eben so einfach und unschuldig, als zutraulich und lieblich ausspricht. — Man hat die Minnepoesie mit Recht als eine frauenhafte Poesie bezeichnet. Denn, sagt Vilmar in seiner Literaturgeschichte, in dem verborgenen Blühen dieser innerlichen, dieser Herzensliebe, wie sie im Minneliede sich darstellt, in dem stillen Glanze, der über den ganzen Minnegesang ausgebreitet ist, in dem ruhigen Fürsichseyn, welches alles Heraustreten aus den gezogenen engen Schranken, alle Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit vermeidet, welches, so wenig es sich auch vernehmen läßt, doch schon zu viel gesagt, gleichsam zu viel gedacht zu haben fürchtet, spricht sich die Zartheit und Reinheit des Frauensinnes, die Innigkeit der Frauenliebe oft mit überraschender Wahrheit, bis zum Rührenden aus. Gar manche dieser Lieder können geradezu, Statt von Männern, als von Frauen gedichtet gelten, und wir müssen ohne Frage die Existenz der Minnepoesie dem überwiegenden Einflusse des weiblichen Geschlechts und der nicht allein im Allgemeinen mildernden versöhnenden veredelnden, sondern auch im Besondern der poetischen Einwirkung desselben auf die damalige Zeit zuschreiben. Die poetische Einwirkung der Frauen trat damals zuerst, und eben darum in größter Stärke, Fülle und Reinheit in das Leben ein. War auch hierzu die Grundlage bereits in den ältesten Zuständen, in dem sanctum et providum, dem Heiligen und Ahnungsreichen, was nach Tacitus in dem Wesen der deutschen Frauen lag, gegeben, und waren diese Anfänge durch das Christenthum ausgebildet und vollendet worden, so trat doch eben jetzt, als die deutsche Welt sich vollständig in das Christenthum eingelebt hatte, dieses Heilige und Ahnungsreiche des

weiblichen Geschlechtes, es trat die zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemüths, die Ehrerbietung gegen die edlere und höhere Seite der menschlichen Natur, die in dem reinen Weibe sich offenbart, zuerst in das volle Bewußtseyn der christlichen Völker des Abendlandes, und vor allen des deutschen Volkes ein, und, gleich allem Neuen, mit einer Stärke, welche das ganze Leben erfüllte und beherrschte: es war die Huldigung, welche die abendländische Welt seitdem bis jetzt den Frauen darbringt, damals ein wahrer Frauenkultus, welcher mit der ritterlichen Zucht und Ehre, mit der feinen Sitte und edlen Zier des Ritterthums auf der einen, und mit der Innigkeit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens auf der andern Seite auf das Genaueste verbunden war. Wie wir uns nun in jeden Gegenstand unserer Achtung, Verehrung und Liebe hineinleben, und nach dem Grade unsrer Verehrung auch dessen Wesen in unsere eigene Natur aufnehmen, so wurde auch in der Zeit des Frauenkultus die Poesie frauenhaft — niemals hat sich die Männerwelt inniger und tiefer in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen eingelebt, niemals sich für die poetischen Motive stärker von der Frauenwelt inspiriren lassen, als in der letzten Hälfte des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts. Von den Konflikten des Liebelebens, die wir in unserer heutigen Poesie fast für unerläßlich halten — von leichtem Flattersinn, von Eifersucht, von Untreue, von gebrochenen Schwüren, die aber doch nur durch die Männerwelt und deren Leidenschaftlichkeit in diese Poesie eingeführt sind, weiß die Minnepoesie ganz und gar nichts; sie sehnet sich nur und hofft, sie blühet still für sich, und ist treu, unverbrüchlich treu, weil sie nicht anders kann. Dieser Grundcharakter unsrer Minnepoesie ist es denn nun auch, der sie von der wenig älteren und meist gleichzeitigen südfranzösischen Liebespoesie, von den Dichtungen der Troubadours durchaus und völlig abscheidet, oder vielmehr sie derselben geradezu entgegensetzt. Die Poesie der Troubadours ist eine durch und durch männliche Liebespoesie, sie ist die Dichtung eines südlichen, unruhigen, glühenden Männergeschlechts, in welchem eben die Züge, welche in der deutschen Minnepoesie gar nicht vorkommen, der Leichtsinn, die Untreue, die Eifersucht, die Trennung, das Wiederversöhnen unter Zweifeln und Vorwürfen, und das Wiedertrennen, mit einem Worte, die heftige aus sich selbst herausgehende und sich rücksichtslos bloß gebende Leidenschaft — gerade die Hauptsache ausmachen. Es ist darum an ein Entlehnen des deutschen Minnegesanges von der Troubadourpoesie, von dem man viel zu erzählen wußte, ehe man die eine oder die andere Dichtungsgattung gehörig kannte, auch nicht im Entferntesten zu denken; Minne und Minnegesang sind nichts Romantisches, sondern eben etwas ganz und gar Deutsches. Etwas anderes ist es, wenn es sich um die allgemeine Inspiration handelt, welche für diesen Zweig der Dichtung von Frankreich aus und nach Deutschland übergegangen ist: diese mögen wir zugeben, wiewohl wir auch dafür nur die allgemeine, naheliegende Vermuthung, keine Beweise vorzubringen haben.

Eine andere Eigenthümlichkeit, welche an dem Minnegesange ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist das Melodische und Klangvolle desselben. Die Minnelieder sind nicht zum Lesen bestimmt, auch niemals in ihrer Blüthezeit weder mit dem Munde noch mit den Augen gelesen worden, sondern gesungen in Begleitung der Saiteninstrumente, der Zither oder Geige; gesungen zunächst von dem Dichter selbst, bald in dem glänzenden Kreise zuhörender edler Frauen und Jungfrauen, unter denen seine Erwählte sich befand, bald zum fröhlichen zierlichen Reigentanze. Und so ist denn auch diese ganze Poesie in ihrer klangreichen, vollen Sprache, in ihren zierlichen Reimgebäuden, ihren bald kurz abgebrochenen, in einer Reihe von Schlagreimen bestehenden, bald langgezogenen Zeilen, selbst nichts anderes als Gesang und Musik. Ein Grundton, eine Grundmelodie geht durch den Schlag aller dieser Frühlingssänger hindurch, aber jedes einzelne Vögelein modulirt die Töne und Sätze seines Gesanges wieder anders; eben so steht die Grundlage des Versbaues bei den M.n nach unwandelbarer Kunstregel fest: zwei gleichen Theilen der Strophe folgt ein diesen ersten beiden ungleicher, als Abschluß (jene heißen die Stollen, dieser der Abgesang, und es ist dieser dreitheilige Strophenbau seitdem bis auf diesen Tag die, oft ganz unbewußt festgehaltene Regel unserer Lieder geblieben); die Zahl der Zeilen, die Länge derselben, die Ordnung der Reime dagegen sind fast in jedem einzelnen Liede verschieden, und bleiben der Willkür der Dichter überlassen. Neben dieser Form des dreitheiligen Strophenbaues gab es noch eine freiere, lediglich nach der Musik sich richtende Liederform (wogegen im dreitheiligen Strophenbau die Musik nach dem Liede sich richtete, wie bei uns jetzt noch), und dies sind die Leiche, ursprünglich eine geistliche Liederform, die sich aus den lang fortgezogenen Modulationen des kirchlichen Halleluja, oder vielmehr nur der letzten Sylbe desselben hervorbildete, und als kirchliche Form Sequenz heißt. Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts aber wurde sie auch zu weltlichen Liedern, zum eigentlichen Minnegesang verwendet, und bietet nun hier oft die reizendsten Reimverschlingungen und die zierlichsten musikalischen Sätze in lebhafter, fesselloser Bewegung. — Wir pflegen die Italiener um ihre melodische Sprache und um die musikalische Haltung ihrer Verse zu beneiden, und, die Sache von unserer heutigen kalten und stumpfen Sprache aus angesehen, mit Recht; — wir werden sie nicht mehr beneiden, wenn wir die Klänge des Minnegesanges uns bekannt und vertraut gemacht haben, denn melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfange des 13. Jahrhunderts in Deutschland. Diese Sänger, sagt Grimm in seiner Geschichte des Minnegesanges haben sich selbst Nachtigallen genannt und gewiß könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesanges ihren überreichen, nie zu erfassenden Ton treffender aus-

drücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuen Modulationen vorkommen. — Nicht ganz ausschließlich sind die Lieder der M. der irdischen Minne gewidmet, wenn gleich diese in Verbindung mit der Naturfreude den Hauptgegenstand ihrer Dichtungen ausmacht; es fehlt nicht an schönen, begeisterten Liedern der himmlischen Minne, an Lobliedern auf die heilige Jungfrau, an Liedern, welche in begeisterten Tönen die Kreuzfahrten preisen und an eigentlichen geistlichen Liedern, die der frommen Betrachtung der göttlichen Weisheit und Werke überhaupt gewidmet sind. Manche dieser Dichtungen gehen noch einen Schritt weiter u. besingen oft in sehr ernstlichen u. eindringlichen Tönen die Lage der weltlichen Dinge, Kaiser, Reich u. Lehensmannen, Papst, Kirche u. Geistlichkeit, die Sitten und den Lauf der Welt und die Eitelkeit alles zeitlichen Lebens. Es ist darum der Gesang wie das Leben der ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts eingetheilt worden in Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst, als die drei Kreise, in denen ihr ganzes Daseyn beschlossen war und sich in aller Fülle, Kraft und Innigkeit offenbarte. Bei weitem die meisten dieser Dichter sind ritterlichen Standes, und ihre Kunst ist eine höfische Kunst, die in den höheren Kreisen des Lebens, auf den Burgen der Fürsten, Grafen und Edlen geübt und gepflegt wurde, während das Volk, wenn es auch dieser Art von Poesie nicht ganz fern stand, doch verhältnißmäßig geringern Theil an derselben hatte und sich vorzugsweise an dem alten Heldengesange der fahrenden Leute, der blinden Volkssänger ergötzte. Darin hatte aber der Minnegesang doch mit dem Volksgesange etwas Gemeinsames, daß die Lieder der M. auch nur gesungen, nicht aufgeschrieben und gelesen wurden, vielmehr durch die mündliche Tradition des lebendigen Gesanges sich fortpflanzten; die meisten ritterlichen Dichter, wie Wolfram von Eschenbach selbst, konnten weder lesen noch schreiben, und Ulrich von Liechtenstein mußte ein Brieflein seiner Geliebten Wochenlang in der Tasche mit sich herumtragen, weil er eben keinen Schreiber zur Hand hatte, der es ihm hätte vorlesen können. Manche Dichter hatten auch einen Knaben oder Jüngling in ihren Diensten — ihr Singerlein genannt — den sie ihre Lieder und Weisen lehrten und zuweilen auch an die Geliebte absandten, um ihr im Namen des Senders dessen Lieder vorzusingen. Erst späterhin, als die schönste Zeit des Minnegesanges bereits im Erlöschen war, sorgte man für Aufzeichnung der von den einzelnen Sängern erhaltenen Lieder, und brachte sie in großen Liedersammlungen, gewissermaßen Anthologien, von denen die vollständigste durch eine unglückliche Fügung des Schicksals aus der Schweiz — Zürich ist ihre eigentliche Heimath und der Name, unter dem sie bekannt ist, die manessische Liederhandschrift — erst nach Heidelberg, dann aber nach Paris gerieth, wo sie mit ihren glänzenden Miniaturen, welche Bild und Wappen der einzelnen ritterlichen Sänger darstellten, jetzt eines der besten Schaugerichte im Handschriftensaal der großen Bibliothek ausmacht. Aelter ist die ehedem dem Kloster Weingarten gehörige, jetzt zu Stuttgart befindliche, so wie die heidelberger Liederhandschrift; beide sind in der neuesten Zeit, die erstere auch mit Nachahmung ihres Bilderschmuckes, diplomatisch treu abgedruckt worden. Man ersieht aus diesen Sammlungen, welche offenbar nur das Beste, am allgemeinsten Gesungene enthalten, wie groß die Anzahl der singenden Ritter jener Zeit gewesen seyn muß, aber auch, daß außer den Herren (den Rittern) schon in ziemlich früher Zeit sich Meister, Leute bürgerlichen Standes, des Gewerbes mit der Minnepoesie befaßt haben — ja es erscheint unter den M.n sogar ein Jude, Süßkind mit Namen, — daß also die Verbreitung dieser Kunst schon zeitig eine große Ausdehnung, und mit derselben die Kunst selbst ohne Zweifel eine gewisse, wenn auch nur traditionelle Regel erhalten haben muß. — Unter den Fürsten, die als Beförderer dieser Dichtkunst genannt werden, stehen außer den hohenstaufischen Kaisern und Heinrich dem Löwen die babenbergischen Herzöge von Oestreich und der Landgraf Hermann von Thüringen oben an. Die Wartburg bei Eisenach, wo Letzterer regierte, war im 13. Jahrhundert geradeso der Sammelplatz der begabtesten Dichter, wie im Beginn des 19. Jahrhunderts Weimar. Von dem Wetteifer und Neid der süddeutschen Sänger gegen den thüringer Hof gibt der bekannte Sängerkrieg auf der Wartburg, der aber ein Mythus zu seyn scheint, ein Zeugniß. Nach der Erzählung eines unter dem Namen „Wartburgkrieg" bekannten, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts herrührenden Gedichtes soll einst am Hofe Hermanns von Thüringen ein leidenschaftlicher Streit über die Palme der Minnesängerkunst zwischen Heinrich von Ofterdingen, der die süddeutsche Partei vertrat, und den Sängern am Hofe zu Eisenach entstanden seyn. Zur Beilegung desselben wurde ein Wettkampf angeordnet, in dem zuerst Heinrich von Ofterdingen siegreich gegen Walther von der Vogelweide auftrat, bis die Erscheinung der Landgräfin Sophie den ersteren so verwirrte, daß er unterlag und zufolge der Uebereinkunft aufgehängt werden sollte. Unter dem Schutze der Landgräfin entging jedoch Ofterdingen diesem Schicksale. Ein zweiter Wettstreit begann nun, in welchem Klingsor aus Ungerland, als Zauberer und Dichter weit berühmt, das Schiedsrichteramt übernahm und nachdem er selbst mit vieler Kunstfertigkeit und tiefsinnigen Räthseln gestritten, endlich dem Ofterdingen gegen Wolfram von Eschenbach den Preis zuerkannte, worauf eine allgemeine Versöhnung erfolgte.

Da Schwaben, als die Heimath der Hohenstaufen, den Mittelpunkt der Minnepoesie bildete, so nannte man überhaupt die Sprache, in welcher diese Gedichte verfaßt sind, die schwäbische Mundart. Statt dieser Bezeichnung ist seit Jac. Grimms Untersuchungen die Bezeichnung mittelhochdeutsch für die Sprache jener Dichter zur ausschließlichen Geltung gekommen. Diese Sprache ist die aus der gothischen und sodann aus der althochdeutschen regelmäßig und organisch fortgebildete oberdeutsche Sprache, die zwar den älteren Bildungen an Fülle der En=

bungen und Gravität des Ausdrucks nicht gleich, unserer heutigen Sprache aber, die unter niederdeutschen Einflüssen wieder aus ihr entstanden ist, an Reichthum der Bezeichnungen, Feinheit des Ausdrucks, Bestimmtheit der Laute und Reinheit und Wohlklang der Reime gewiß gleich, wenn nicht überlegen ist.

Unter der großen Zahl von M.n — die Zahl derer, von denen uns Lieder erhalten sind, beträgt allein 160 — zeichnen sich die nördlichen um den thüringer Hof geschaarten (besonders Reinmar der Alte und Heinrich von Morungen) durch Reinheit der Gefühle, Zartheit und Tiefe der Empfindungen aus, leiden aber an Armuth der Ideen und an Einförmigkeit, während bei den schwäbischen (Gottfried von Neifen u. A.) mehr Mannichfaltigkeit und ein freierer, muthwilligerer Ton herrscht und bei denen am österr. Hof (Nithart, Tanhuser) der Minnegesang schon den Volkston anschlägt, die Feste und Spiele des reichen Bauernstandes feiert und auch Tanz- und Trinklieder nicht verschmäht. Der erste Rang unter allen M.n gebührt ohne Zweifel dem wackern **Walther von der Vogelweide**, der bloß M. war. Neben den zartesten und innigsten, zuweilen auch heitersten und muthwilligsten Minneliedern sang er in ernsten tiefen Tönen nicht nur wie Andere, zugleich das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, sondern auch die Ehre des deutschen Volkes, die Pflichten und Würden des Kaisers, die Obliegenheiten der Fürsten, das Unwesen des Papstes gegen Kaiser und Reich, und die Herrlichkeit der wahren Kirche, die nicht nach zeitlichem Gute trachtet, oft in dem Tone der ernstesten aber auch zugleich wohlwollenden und von aller hämischen Tadelsucht weit entfernten Rüge. — Außerdem sind noch berühmte M. aus dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts: Heinrich von Morungen, Hartmann von der Aue, Reinmar der Alte und Wolfram von Eschenbach. Unter den Dichtern um die Mitte des 13. Jahrhunderts zeichnen sich aus: Otto von Botenlauben, Christian von Hande und Ulrich von Singenberg.

Die Minnepoesie bewahrte in jenen Zeiten der Rohheit und wilder Thatenlust Sittigung und Bildung und verhütete, daß nicht die Welt des Gefühls unter der angestrengten Thätigkeit der Hände erlag. Da sich aber die Ritter ausschließlich mit dieser sentimentalen Gefühlswelt beschäftigten und die Minne zum einzigen Gegenstand ihrer Dichtung machten; da Waffenthaten und andere Freuden des kräftigen Männergeschlechts zurücktraten, so mußte diese Dichtung allmählig in Weichlichkeit und Eintönigkeit ausarten. Nach dem Untergang der Hohenstaufen sank die Minnepoesie ins Derbe und Gemeine herab, besonders seitdem die Habsburger und die übrigen deutschen Fürsten ihrer Zeit sich so gleichgültig und theilnahmlos dagegen zeigten, kein Hof mehr als Mittelpunkt und Sammelplatz poetischer Bestreben diente und der Adel zuletzt die Beschäftigung damit den wenig geachteten Dichtern bürgerlicher Abkunft überließ. Umsonst klagt bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts Reinmar der Zweter über die Entartung des Frauendienstes und Ritterthumes und sucht durch ernste Rüge dem Verfall der Minnepoesie zu steuern — die Theilnahme war erloschen und das geringe Interesse konnte durch die mittelmäßigen Talente der nächstfolgenden Zeit nicht erhöht werden; umsonst will Ulrich von Liechtenstein (um 1275) durch Uebertreibung die absterbende Kunst und Sitte erhalten. Die Unnatur und Selbstquälerei seines „Frauendienstes" erzeugen nur Widerwillen und Spott, so daß bereits sein Zeitgenosse, der zürcher Hadloub den feierlichen Minnegesang parodirt; umsonst hoffen die bürgerlichen Dichter ihre Kunst zu halten, indem sie den Stoff erweitern und bald die scholastische Wissenschaft und die freien Künste in ihr Bereich ziehen, bald volksthümliche Sittensprüche (Priameln) einflechten, bald in dunkle Räthsel und geheimnißvolle Denksprüche (Gnomen) tiefsinnige Lehren einhüllen. Die Produkte ihrer Dichtkunst sind eintönig und langweilig und so heftig sie selbst in ihren Tenzonen unbedeutende Streitfragen gegen einander verfechten, so gleichgültig bleiben die Leser dabei. Einen solchen Streit führten im Anfang des 14. Jahrhunderts der Gelehrte Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und der Schmied Barth. Regenbogen. Jener, dessen Leiche im J. 1318 die mainzer Frauen nach dem Grabe trugen, unter lautem Wehklagen und strömenden Thränen, wobei so viel Wein auf sein Grab gegossen wurde, daß derselbe um die ganze Kirche floß, — Frauenlob ist eben so dunkel, schwülstig und überschwenglich, wie Regenbogen einfach, schlicht und natürlich ist, und während jener noch die Poesie als Vorrecht der höheren Stände ansieht, leitet uns der ehrliche und gemüthliche Handwerker auf die Meistersänger, in deren Hände die lyrische Poesie im 15. Jahrhundert überging.

Vergl. **Bottmer** u. **Breitinger**, Sammlung von Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitpunkte (1758 u. 59, 2 Bde.); — **H. v. d. Hagen**, Minnesinger, deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts (1838, 4 Thle.); — **Weingartner** Liederhandschrift, herausgegeben von **Pfeiffer** und **Fellner** (1843); — **K. Volksmar**, Auswahl der Minnesänger (1845).

Minneweg, Fahrweg durch ein umbeichtes Land.

Minnichhof (**Minichow**), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. **Liebshausen**; 140 Einw.

Minnigerode, **Ludwig**, geb. 1773 zu Alsfeld im Darmstädtischen, erst Advokat in Gießen, dann Justiz- und Polizeiamtmann zu Kleeberg, 1802 Mitglied der Organisationskommission, welche die Länder übernahm, durch die Hessen-Darmstadt im lüneviller Frieden entschädigt wurde, Verfasser der Organisationsdekrete von 1803, die noch jetzt der Verwaltung zu Grunde liegen, 1804 Direktor der Regierung im hess. Antheil von Westphalen, 1815 Direktor und später Präsident des Hofgerichts zu Darmstadt, 1829 zugleich Mitglied des Staatsraths, 1834 wurde er plötzlich pensionirt, weil man bei seinem Sohne, einem gießener Studenten, aufrührerische Schriften gefunden hatte und derselbe

Theilhaber hochverrätherischer Pläne gewesen war. Sein Sohn † im Gefängniß 1835.

Minnim oder **Minim**, Saiteninstrument der alten Hebräer, über dessen Form und Spielart jedoch nichts Gewisses bekannt ist. Erwähnt wird dasselbe im 150. Psalm.

Minning, österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Innkreis, Distr. Braunau; alte Kirche; 200 Einw.

Minniza (a. Geogr.), Stadt in Syrien an der Straße von Cyrrhus nach Emesa, zwischen ersterer und Beröa.

Minnodunum (a. Geogr.), Stadt der Helvetier in Gallia Belgica an der Straße von Augusta Prätoria nach Aventicum und Augusta Raur.; jetzt Moudon im Kanton Waadt.

Mino (Geogr.), 1) s. v. a. Minho; — 2) Fluß auf der Insel Jamaika, fließt gegen Süden in das Antillenmeer; — 3) asiat. Insel, Philippinen.

Mino (Ornith.), nach Lesson, Vögelgatt. Art: M. Dumontii *Less.*, s. v. a. Gymnops Dumontii *Cuv.*

Minoa (a. Geogr.), 1) kleine Insel im saronischen Meerbusen, vor der Küste von Megaris und einer gleichnam., von den scironischen Felsen vorlaufenden Landspitze, die durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden war, u. mit jener Landspitze zusammen den Hafen von Nisäa bildete; — 2) feste Stadt mit einem Hafen in Laconien an der Küste des Sinus Argolicus, nordöstlich von Epidaurus Limera an einem gleichnam. Vorgebirge. Nach Leake, Morea I, S. 210 ff. das heutige Monemvasia; — 3) Stadt am westlichen Theile der Nordküste von Kreta zwischen den Vorgebirgen Drepanum (j. Melecca) und Psacum (j. Spada); wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Canea; — 4) eine andere Stadt derselben Insel im östlicheren Theile der Nordküste zwischen dem Vorgebirge Sammonium und der Stadt Camara, zum Gebiete von Lyctus gehörig u. an der schmalsten Stelle der Insel gelegen; wahrscheinlich das heutige Settia oder doch in der Nähe desselben; — 5) Stadt in Sicilien, s. Heraclea M.; — 6) Stadt auf der Insel Amorgus, deren Einwohner Minonita hießen; — 7) Stadt der Insel Siphnus, wahrscheinlich mit einer berühmten Quelle; — 8) Stadt Arabiens; — 9) nach Steph. Byz. führte auch die Stadt Gaza in Palästina den Namen M.

Minoa (Entom.), nach Fabricius, Gatt. der Lepidoptera nocturna Geometra *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken. Charakter: Flügel auf der Ober- und Unterseite einfarbig; Arten unbedeutend.

Mino da Fiesole, berühmter alter italienischer Bildhauer, verfertigte in Rom das Grabmonument des Francesco Turnabuoni mit der lebensgroßen Statur desselben, die man sehr hoch schätzte; auch wurden in jener Stadt noch andere Arbeiten von ihm ausgeführt, die aber bei dem Abbruche der alten Peterskirche zu Grunde gingen. Bedeutender sind noch die Altäre im Convento di Badia zu Florenz und im Dome zu Fiesole. Nach Fiesole kam M. um 1475 und bis 1481 scheinen die erwähnten Werke vollendet gewesen zu seyn. Zu Ende 1481 stand auch das prächtige Monument des Grafen Ugo da Maddeborgo, Sohn des Grafen Hubert von Brandenburg, vollendet da, welches ihm die Mönche della Badia setzen ließen, mit einem Aufwande von 1600 Lire. Für den Bischof Leonardo Salutato fertigte er einen lebensgroßen Christuskopf, dann im Dome zu Prato die mit schönen Basreliefs gezierte Kanzel aus Marmor, und um dieselbe Zeit auch die Bildnisse des Piedro und Lorenzo de Medici und seiner Gemahlin, so wie die Statue einer Madonna. Hierauf führte er in Perugia eine Marmortafel mit den halb erhabenen Bildnissen des heil. Johannes und Hieronymus aus, und im Dome zu Volterra machte er ein Sakramenthäuschen, mit schönen Figuren geziert. An diese Werke reihen wir noch ein Tabernakel für Olj Santi in St. Maria di Transtevere zu Rom, eine Madonna mit dem Kinde über der Stiege des Palazzo Rozzi zu Florenz, u. ein Basrelief mit der Madonna, die den göttlichen Sohn anbetet, im Besitze des Giacinto Bossi zu Mailand. M. † 1486 in Folge von übergroßer Anstrengung.

Minoides Insulae (a. Geogr.), kleine Inseln im südlichsten Theile des ägäischen Meeres oberhalb Kreta.

Minona, aus dem Ossian entlehnter weiblicher Taufname der neueren Zeit.

Minong, Insel, s. Nordwestgebiet.

Minor (Neutr. minus, lat.), 1) kleiner, Gegensatz: Major, majus; — 2) (Log.), s. Major, vgl. Schluß.

Minorat (Rechtsw.), diejenige Art der Erbfolge, wonach immer der Jüngste der Familie oder jemand aus der jüngsten Linie des Hauses nach einer festgesetzten Ordnung, welche selbst wieder Primogenitur oder Majoratfolge seyn kann, als Erbe eintritt. Dieses deutschrechtliche Institut findet seine Anwendung bei den bäuerlichen Gutsverhältnissen, bei der Lehnserbfolge, besonders aber bei der Familienfideikommiß-Erbfolge des hohen Adels; denn der Idee, welche diesem letzteren Institut zu Grunde liegt, der Erhaltung des Familienglanzes, welche durch die Ausschließung der Töchter, durch die Unveräußerlichkeit der Güter und durch das Princip der Successio ex pacto et providentia majorum bezweckt wurde, konnte die gemeinrechtliche Erbfolgeordnung nur wenig entsprechen; daher wich man häufig von dieser ab und setzte eine Successionsordnung fest, wonach die Untheilbarkeit des Vermögens mit jedesmaliger Berufung eines Einzigen bestimmt wurde, in der Art, daß die dadurch einstweilen wirklich ausgeschlossenen Familienglieder eine Entschädigung, Apanage, zum standesmäßigen Unterhalt von dem jedesmaligen Inhaber des Familienfideikommisses erhalten. Der jedesmalige eine Successor wird durch das Alter bestimmt, u. zwar durch das höhere (Majorat im weiteren Sinne), oder durch das geringere, dieses ist eben das Minorat. Bei dem Majorate unterscheiden wir die Primogenitur (Nachfolge des erstgeborenen Sohnes der ersten Linie), das Seniorat (Nachfolge des Aeltesten des ganzen Ge-

schlechts) und Majorat im engeren Sinne (Folge des dem Grade nach Nächsten und unter mehren gleich Nahen Vorzug des Aelteren). Vgl. über diese verschiedenen Institute den Art. Majorat, in dessen Einleitung sich die geschichtliche Entwickelung und Begründung derselben findet. Das M. entspricht gewöhnlich der Analogie des eigentlichen Majorats, dessen Umkehrung es ist; seine Hauptabsicht ist auf die möglichste Abwendung des bei der Primogenitur oder dem Majorate zu besorgenden Aussterbens eines Hauses gerichtet. S. hierüber Cramer, de minoratu in fam. illustrib. 1738. Wenn das M. bei Bauerngütern vorkommt, so liegt der Grund theils in der auf dem Gut haftenden Dienst- und Zinspflicht, theils in politischen und kameralistischen Principien, welche die Untheilbarkeit der Bauerngüter als zweckmäßiger erscheinen lassen und deshalb wird die Nachfolge nur dem Jüngsten oder auch dem Aeltesten gestattet, welcher dann die übrigen Geschwister abzufinden hat. Ueber das M. bei Bauerngütern s. Cramer, Wetzlar. Nebenstunden, Th. 7, S. 162 u. Struben, Rechtl. Bed., Th. 3, S. 124.

Minoratio (Minutio, Med.), 1) die Verminderung, Verringerung; — 2) die gelinde Schwächung durch Erbrechen.

Minorativus (Med.), vermindernd, verringernd, schwächend. Minorativa (remedia), schwächende Mittel, wie Blutausleerungen, Laxirmittel, Fasten.

Minorca (Geogr.), Insel, s. Minorka.

Minorca (Waarenk.), halbgeköpertes Tuch von Seide und Flachsgarn.

Minore (ital., Mus.), 1) s. v. a. Moll; — 2) in einem in Dur gesetzten Tonstücke Ueberschrift für einen Zwischensatz, worin das Thema in Moll behandelt wird; kommt am häufigsten in Rondo's und Variationen vor, vgl. Maggiore.

Minore (Scoglio', Geogr.), österr. Insel, Illyrien, Bezirk Dignano, nördlich von der Isola Brioni; mit 2 guten Häfen, St. Nicolo u. Sanadigo; Schloßruine; 70 Einw.

Minorennität, s. Majorennität.

Minorenorden, s. v. a. Minoriten, s. Franciskaner.

Minores, 1) (röm. Antiq.), die Minderjährigen bis zum 25. Lebensjahre (aetas legitima), s. Majorennität; — 2) (Ordensw.), Knaben von 12—16 Jahren, die als Pagen des Großmeisters des Johanniterordens eintraten; — 3) s. v. a. Minoriten.

Minores ordines (Kirchenw.), 1) die vier untersten geistlichen Rangstufen, deren Mitglieder Kandidaten des geistl. Ministeriums sind. Wer darin verblieb, durfte sich verehelichen und hieß dann minor non sacer; — 2) die niederen Weihen; der, welcher diese Weihen empfangen hatte, hieß Minorist.

Minori, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato citeriore, östlich von Scala, am Golf von Salerno; Bischofssitz; 2260 Ew.

Minorität (v. Lat.), s. v. a. Minderzahl, Gegensatz: Majorität, s. Abstimmen.

Minoriten (Minores fratres, Klosterw.), s. v. a. Franciskaner.

Minorka (span. Menorca, Balearis minor), spanische Insel, Balearen, nordöstlich von Majorka, zwischen 21° 31′ — 22° 8′ östl. Länge und 39° 47′ — 40° 42′ nördl. Breite, ist $11\frac{1}{2}$ □M. groß, 9 Meilen lang und 3 Meilen breit, mit etwa 28,000 Einw. Die Oberfläche wechselt mit Hügeln und kleinen Thälern. Letztere haben vortrefflichen Boden. Der höchste Punkt auf der Insel ist Monte Toro, nordwestlich von Mahon, der vermittelst einer Hügelreihe mit dem Monte Agatha, nordöstlich von Ciudadela, zusammenhängt. Diese Berge stellen kahle Felsen dar, indem wenig Dammerde auf denselben liegt. Hie und da entquellen dem dürren Gesteine Quellen, erfrischen das Land und werden zu Bächen, die durch Felsenschluchten laufen, die sich mit wilden Oel-, Myrthen- und Pistacienbäumen ꝛc. schmücken. Die Bäume der Insel sind klein, und die Waldungen fehlen ganz. Heftige Nordwinde erzeugen Holzmangel. Das Klima ist rauher und unangenehmer, als auf Majorka, der Sommer ist heiß und gestört durch die Plage der Mosquitos. Die Produktion ist fast dieselbe wie auf der Insel Majorka (s. d.), nur nicht so reich, etwa mit Ausnahme der Kapern und des Honigs. Wein und Oel ist im Ueberfluß, Getreide aber weniger, als das Bedürfniß erfordert, vorhanden. Viehzucht, Fischerei, ein sehr ergiebiger Austernfang, geben den Bewohnern Unterhalt, herrliche Käse gibt die Milch, die Küste rothe Korallen, die Gebirge schönen Marmor. Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth, s. Mallorca. Maße und Gewichte. Längenmaß: die Cana (Elle) von Port Mahon hat 8 Palmas zu 4 Cuartillos u. ist = 1,604 Meter = 711,05 pariser Linien = 1,921 kastilische Varas. Getreidemaß, die Cuartera von Mahon hat 6 Barcellas zu 6 Almudas und enthält 75,9922 Liter = 3830,95 pariser Kubikzoll = 1,3867 kastil. Fanegas. Salzmaß, s. Mallorca. Flüssigkeitsmaß: die Gerra (der Krug) hat 2 Cuarteras zu 2 halben (Medias) Cuarteras und soll 12,063 Liter enthalten = $608\frac{1}{8}$ pariser Kubikzoll = 0,74753 kastil. Cantares. Handelsgewicht: dasselbe hat die nämliche Eintheilung, wie in Barcellona (s. d.). Man hat aber auch ein großes Pfund, Libra mayor, zu 3 kleinen oder gewöhnlichen Libras, von welchen ersteren also $8\frac{1}{3}$ auf die Arroba, $34\frac{2}{3}$ auf den Quintal gehen. — Die Minorkaner sind ein thätiges, gewandtes, lustiges, ja feuriges Völklein, dabei aber rachsüchtig und jähzornig. Die Engländer haben Einfluß auf ihren Charakter gewonnen, daher sie von den Spaniern verachtet werden. Die Kleidung ist ungefähr dieselbe, wie auf Majorka, nur weichen der Rock, die Schürze u. der Rebozillo der Weiber etwas ab. Auf letzteren setzen sie noch einen mit Sammetbändern geschmückten Mannshut. Der Dialekt ist majorkanisch mit Einmischung vom Englischen. Das Volk, früher gefährliche Seeräuber, ist im Wohlstand sehr herabgekommen. Unter die Volksbelustigungen gehört das Johannisfest, ein Wettren-

nen von Pferden und Eseln und das Schifferstechen am Petri- und Paulitag. Vom Jahr 1709—1782 war die Insel fast ununterbrochen in den Händen der Engländer. Die Hauptorte sind: Ciudadela und Mahon. Unbedeutendere Orte sind: Mercadar und Alayor. Um die Insel herum liegen noch die kleinen, fast unbewohnten Eilande del Eyre, de Colon, S. Louis, Dadolaya, los Porros, Escollo de los Bledas.

Minos (a. Gesch.), der Träger und Hauptrepräsentant der ältesten Geschichte Kreta's, besonders aus den letzten zwei Jahrhunderten vor dem Troerkriege, obgleich allerdings in der Tradition auch Vieles aus weit späterer Zeit auf diesen Namen gehäuft wird. Nach Homer ist Folgendes sein Stammbaum:

Zeus — Europa, des Phönix Tochter
Minos. Rhadamanthys.
Deucalion. Ariadne.
Idomeneus.

Bei den Logographen zeigt sich bereits dagegen folgende Aenderung:

Zeus. — Europa.
Minos. — Pasiphaë. Sarpedon. Rhadamanthys.
Catreus. Deucalion. Glaucus. Androgeus. Acalle. Xenodice. Ariadne. Phädra.
Idomeneus. Metus.

Nach einer dritten Aenderung ergibt sich folgende Tafel:

Tectamus (Sohn des Dorus) erzeugt mit des Cres Tochter.
Asterius. — Europa, deren Kinder von Zeus durch Asterius adoptirt werden.
Minos. — Itone. Rhadamanthys. Sarpedon.
Lycastus. — Ida.
Minos II. — Pasiphaë.
Deucalion. Catreus: Androgeus. Ariadne.

Nach den Genealogien bei Apollodor ist nur ein M., nach der bei Diodor dagegen ergeben sich deren zwei. Das Faktische wird dann unter diese beiden Kreterkönige gewöhnlich so vertheilt, daß M. I. der Gesetzgeber ist, M. II. aber der große Herrscher zur See. Diese hauptsächlich durch die Universal-Historiker eingeführte und von den Chronologen festgehaltene Trennung zwischen M. I. und M. II. ist aber unhaltbar; denn weder Homer und Hesiod, noch die späteren Dichter und Logographen, weder die Historiker, noch Plato, Aristoteles, Strabo und wer sonst des M. gedenkt, wissen von zwei Königen dieses Namens, und eine minoische Doppelperson ist weder im eigentlich kretischen, noch im allgemeinen hellenischen Mythus begründet. — Die Sage, unbekümmert um chronologische Widersprüche, bezieht Alles, was in den beiden letzten Jahrhunderten vor dem Troerkriege auf Kreta vorging, ausschließlich auf M. Dieser Herrscher der Insel ist aber im Mythus eng verbunden mit den Hauptgottheiten der Insel. Vater des M. ist Zeus, der Naturgott Kreta's; der König erfreut sich des Umgangs mit diesem Gotte, von welchem er Recht und Gesetze lernt und an den er sich wendet. Die weiblichen Wesen des minoischen Stammes sind dagegen aus dem Kreise der Mondsverehrung. Denn der orgiastische Zeusdienst und die Sonnen- und Mondsverehrung waren die herrschenden Religionen dieser Insel in jener Periode. M., um seine Befugniß zum Throne von Kreta zu bekräftigen, beruft sich auf die Götterhuld, welche ihm jeden Wunsch gewähre. Bei einem Opfer zu Ehren Poseidons fleht er um das Erscheinen eines Stiers auf dem Meere; Poseidon sendet diesen sofort aus der Tiefe herauf. Allein M. schickte denselben zu seinen Heerden und opferte einen minder prächtigen. Der Meeresgott, hierüber erzürnt, versetzt den Stier in Raserei und die Königin in Liebesbrunst zu diesem Thiere, mit welchem Pasiphaë, durch des Dädalus Kunst unterstützt, den Asterius erzeugte, welchen man Minotaurus (s. d.) nannte. Androgeus, Sohn des M., wird in Attica erschlagen; M., eben mit einem Opfer für die Chariten auf Paros beschäftigt, erhält die Nachricht, und der Seeherrscher unternimmt einen Rachekrieg gegen Athen. Zuvörderst erobert er Megara, wo Nisus, Sohn des Pandion, König war, tödtet den Megareus, Sohn des Hippomenes, der aus Onchestus in Böotien dem Nisus zu Hülfe kam, und Nisus selbst stirbt durch Verrath seiner eigenen Tochter, die aus Liebe zu M. dem Vater das Purpurhaar auszieht. Nachdem Megara eingenommen ist, zieht sich der Krieg noch in die Länge und Athen widersteht der Eroberung durch M. Dieser fleht zu Zeus, daß ihm Genugthuung von den Athenern werde; Hungersnoth und Seuche brechen über die Stadt ein. Als man sich dem Kreterkönige fügen muß, so befiehlt dieser, die Athener sollen sieben Knaben und eben so viele Jungfrauen dem Minotaurus zum Fraße senden. Diese Sage wird milder dargestellt, indem erzählt wird, die Jünglinge und Jungfrauen seyen den Siegern in den von M. angeordneten Kampfspielen als Preis zugefallen. M. herrschte zu Cnosus, welches in der Odyssee als Metropole von ganz Kreta erscheint. Doch läßt sich nicht bestimmen, ob ihm außerdem auch alle anderen Städte der Insel unterworfen waren. Seine Herrschaft ergibt sich weder als eine von außen den Bewohnern Kreta's aufgedrungene, noch ist das, was man die durch ihn bewirkte Staatsverfassung zu nennen pflegt, von M. mit Ueberlegung und für gewisse schlaue Zwecke ausgeklügelt, sondern dieses kretische Königthum ist ein Verhältniß heroisch-mythischer Staatszustände, die sich beim Volke von selbst machten und ganz natürlich entwickelten. In dem, was spätere Schriftsteller von der Form dieses Königthums und von M.' Verfügungen berichten, haben wir also nicht die unverfälschte

Tradition aus früher Zeit zu sehen, sondern Vermuthung über jene ältesten Zustände und Uebertragung der Verhältnisse der jedesmaligen Gegenwart auf jene ferne Periode. Dennoch ist fast nur eine Stimme bei den Schriftstellern, daß jenes System kretischer Gesetze, dessen Kenntniß Ephorus, Aristoteles u. And. mittheilen, M. zum Urheber habe, der jene Satzungen aus der idäischen Grotte des Zeus als Aufträge und Verkündigungen des Gottes seinem Volke mittheilte. Wir wissen übrigens nicht mit Sicherheit, von welcher Art diese genannte Staatsverfassung des M. gewesen ist. Nur so viel ist gewiß, daß sich bereits in minoischer Zeit auf Kreta ein Staatsverhältniß gebildet haben und ein rechtlicher Zustand gewesen seyn muß, durch welchen die Insel sich vor mehren Theilen des hellenischen Festlandes auszeichnete. Eben so sicher ist aber auch, daß die später nach dem Herakliden zuge einwandernden Dorier die von ihnen mitgebrachten dorischen Einrichtungen ebenfalls dem M. beilegten. — Außer der Verfassung Kreta's ist es übrigens vorzüglich die Seeherrschaft des M., welche gepriesen wird. Er soll eine Thalassokratie gegründet haben und der Erste gewesen seyn, der eine Herrschaft auf dem griechischen Meere festhielt (um 1250 v. Chr.). Die minoischen Kreter übertrafen im ganzen Seewesen und in der Seeherrschaft selbst die Phönicier, die doch früh das Mittelmeer befuhren. Besonders wird die große Anzahl der Schiffe des M. hervorgehoben, mit denen er seine Herrschaft so sehr über die Inseln des ägäischen Meeres ausdehnte, daß fast keine derselben ausgenommen war. Doch beschränkt Thuc. I, 4. des M. Herrschaft auf die Cykladen, deren größerer Theil von Kreta aus kolonisirt wurde, und nach demselben Historiker vertrieb der König die Karer von den Inseln, während Herod. I, 171. erzählt, die Karer (Leleger genannt) seyen auf den Inseln Unterthanen des M. gewesen und hätten dem Thalassokraten die Schiffe bemannt. Eben so ist die auf Thuc. I, 4. und 8. nicht vorsichtig genug gegründete gewöhnliche Meinung sehr zu mäßigen, daß durch M. ein rechtlicher Zustand des Seewesens herbeigeführt, Sicherheit des Eigenthums u. ungefährdeter Verkehr bewirkt worden sey; schon die Nachrichten in den homerischen Gedichten liefern den Beweis vom Gegentheil. Man kann daher höchstens sagen: M. hat die Seeräuberei auf einige Zeit unterdrückt. Seinen Tod fand M. in Sicilien, drei Geschlechter vor dem trojanischen Krieg. Der Mythus wird so erzählt: Nach Erschlagung des Minotaur nahm M. Rache am Dädalus, welcher der Pasiphaë zu Befriedigung ihrer unnatürlichen Lust behülflich gewesen war, und sperrte ihn in das Labyrinth, das er selbst erbaut hatte. Dädalus entkam mittelst der Flügel, die er sich und seinem Sohne anheftete und wurde von dem Könige Cocalus in Sicilien gütig aufgenommen. Als M. dies erfuhr, schiffte er mit einer ansehnlichen Flotte nach Sicilien und forderte den Dädalus zur Strafe. Cocalus zeigte sich bereit und nahm den M. gastfreundlich auf; da er aber badete, hielt ihn Cocalus so lange im heißen Wasser fest, bis er erstickte, und gab dann seinen Leichnam den Kretern mit dem Vorgeben, M. sey im Badgemach ausgegleitet und in das heiße Wasser gefallen. Nach Paus. VII, 4, 6. wurde Dädalus von den Töchtern des Cocalus wegen seiner Kunst so geehrt, daß sie den M., den sie nach der Sitte des heroischen Zeitalters im Bade bedienten, ermordeten. Die Kreter bestatteten den Leichnam ihres Königs mit Glanz und erbauten ein doppeltes Grab, indem sie seine Gebeine an eine verborgene Stelle legten und darüber einen Tempel der Aphrodite bauten. Als später eine Kolonie nach Agrigent geführt wurde, wurde das Grab zerstört und die Gebeine den Kretern zurückgegeben. In der Unterwelt erscheint M. mit Rhadamanthys als Todtenrichter; aber der Mythus von den 3 Richtern ist ein nachhomerischer und in einer Zeit entstanden, wo die Könige nicht mehr selbst Recht sprachen, sondern Richter aufstellten, oder wo die griechischen Freistaaten eigene Richter anordneten. Daraus, daß zwei kretische Könige zu dieser Ehre erhoben wurden, könnte man vermuthen, daß der Mythus von einem kretischen Dichter erfunden worden sey; Aeacus wurde vielleicht von einem homerischen Dichter beigefügt und Triptolemus von einem attischen. Nach Plato (Gorg., S. 524 A) richtet Rhadamanthys die Asiaten, Aeacus die Europäer, dem M. aber übertrug Zeus die Entscheidung in Zweifelsfällen; nach Axiochos. S. 371 B aber sitzen nur M. und Rhadamanthys auf dem Feld der Wahrheit. Die römischen Dichter richteten sodann das Todtengericht nach römischem Gerichtsgebrauche ein: bei Virg. ist M. der Prätor, welcher die Urne schüttelt, um die Richter durchs Loos zu wählen. — Forschen wir nun nach dem historischen Kern, der in diesem Mythengewebe liegt, so bleibt uns ein König M., der einerseits durch Ausdehnung seiner Herrschaft über die Inseln des ägäischen Meeres und durch Zurückdrängung der seeräuberischen Karer die Macht der Insel nach Außen sicherte, andrerseits ihre innere Organisation durch gute Gesetze hob, die er von seinem Vater Zeus, mit dem er in einer Höhle zusammenkam, zu erhalten vorgab, und die als Grundlage der berühmten kretischen Verfassung betrachtet wurden. Der Ruhm seiner Gerechtigkeit war so groß, daß er in der Unterwelt zum Todtenrichter gemacht wurde. Was für Kollisionen er mit den Athenern gehabt habe, läßt sich nicht mehr ermitteln, so viel aber scheint historisch zu seyn, daß er sie besiegte und ihnen ein Tribut von Knaben und Mädchen auflegte. Durch die Erinnerung an diese Demüthigung wurde sein Name in Athen höchst populär, und vorzüglich war es die Tragödie, welche die Thaten ihres Nationalhelden Theseus verherrlichte und daneben den M. zum Wütherich stempelte. Plutarch, Thes. 16 sagt, daß weder Homer noch Hesiod dem M. habe helfen können, indem die Tragiker unermüdlich in seiner Verunglimpfung gewesen seyen. Creuzer (Symb. IV, S. 262) findet in dem Namen M. hieroglyphische Traditionen astronomischer und astrologischer Art, namentlich Theoreme über das Verhältniß des Mondes zur Sonne, vorzüglich die Andeutung eines lu-

nisolarischen Cyclus; und Nork, (Mythol. Realwörterb. III, S. 170) sagt, daß der Sonnenstier M. neun Jahre (d. h. drei Jahreszeiten, weil der Herbst von den Alten ausgeschieden wurde) über Kreta herrschte und alle neun Jahre in die idäische Grotte hinabstieg, um als Wiedergeburt des Jahrgottes daraus hervorzugehen. Daneben wird M. auch mit dem indischen Nenu parallelisirt. (Pauly, Realencyklpd. Art. Minos).

Minot (Geogr.), nordamerik. Ort, V.-St., Staat Maine, Grafsch. Cumberland, am Androscoggin; 1820: 2524, 1829: 3550 Einw.

Minot (Maß), ehemaliges französisches Getreidemaß, die Hälfte der Mine.

Minotaurus (griech. Mythol.), das Ungeheuer mit menschlichem Körper und Stierskopf, das aus der unnatürlichen Liebe der Pasiphaë zu dem Meeresstiere entsprungen war. Minos sperrte ihn in dem von Dädalus erbauten Labyrinthe ein, wo ihm Verbrecher und auch die von Athen als Tribut zugesandten Jünglinge und Jungfrauen vorgeworfen wurden. Schon das Alterthum machte die verschiedensten Versuche, diese Mythe historisch zu deuten. Nach Philochorus (bei Plut. Thes. 16) behaupteten die Kreter, das Labyrinth sey eine Festung gewesen, aus der man nicht habe entkommen können. Ein Feldherr des Minos, Namens Taurus, habe die von Minos als Kampfpreis ausgesetzten attischen Jünglinge als Sklaven erhalten und vermöge seines ungeschlachten Charakters grausam behandelt. Eben so nahm auch Aristoteles an, die Jünglinge seyen von Minos nicht getödtet worden, sondern hätten in der Sklaverei ein hohes Alter erreicht. Paläphat. II. erzählt: Taurus sey ein schöner Jüngling im Gefolge des Minos gewesen, von welchem Pasiphaë, während der Zeit daß Minos an den Geschlechtstheilen krank war, einen Sohn gebar. Minos wollte diesen Bastard nicht tödten und schickte ihn daher ins Gebirg zu den Hirten, da er sich aber diesen nicht unterwerfen wollte, so befahl Minos ihn mit Gewalt zu ihm zu bringen. Taurus habe sich aber nicht ergeben, sondern sich in eine tiefe Grube eingeschlossen, und dahin habe dann Minos die Missethäter zur Abstrafung geschickt. Auch den Theseus habe er dahin geschickt, damit er dort seinen Tod finde; Ariadne aber habe diesem ein Schwert in das Gefängniß geschickt, womit er den Minotaurus ermordete. Aehnlich ist folgende Erzählung: nach Minos Tod sey M. ein unächter Sohn desselben zur Regierung gekommen. Weil aber die Kreter unter der Herrschaft eines Bastards nicht stehen wollten, hätten sie den Theseus eingeladen, nach Kreta zu kommen mit dem Versprechen, ihm das Reich nebst der Ariadne zu übergeben und den M. in seine Hände zu liefern. Theseus kam mit einem Heere und der Verabredung gemäß ergriff der kretische Feldherr die Flucht und verließ den M. zu Gortyana. Dieser merkte die Verrätherei und flüchtete sich nach einem Orte, der das Labyrinth hieß. Hier verbarg er sich in eine Höhle, bis ihn Jemand dem Theseus verrieth, der ihn nun tödtete. Bei allen diesen Erklärungsversuchen ist das eigenthümliche Wesen des M. und sein Zusammenhang mit dem übrigen kretischen Mythusgang außer Acht gelassen, daher sah sich die neuere Mythologie mit Recht auf eine tiefere Erforschung des Sinnes hingewiesen. Die Idee Heyne's, daß sich im Labyrinth oder dem Grottentempel zu Cnosus eine alte symbolische Figur entweder in Stein gehauen oder sonst abgebildet gefunden habe, die, der späteren Nachwelt unenträthselbar, allen den Fabeleien vom M. und seiner Bezwingung Anlaß gegeben habe, führte Böttiger damit weiter, daß er aus dem Umstande, daß der M. ein Sohn der Sonnentochter Pasiphaë heißt, auf den Ursprung dieser symbolischen Figur aus dem Orient schloß. Creuzer (Symbol IV, S. 273), richtet seinen Blick nach Aegypten und leitet Begriff und Bild des M. vom Typhon, der als glühender Samumwind Apophis heißt, ab. Er ist ihm der Sonnenbruder, den die Mondsfrau mit dem Stier erzeugt hatte, aber er ist der böse Gluthwind, dem die Jünglinge und Jungfrauen als Opfer fallen, und so läßt er die Fabel von Pasiphaë und M., von Theseus und Ariadne aus mysteriösen Chören und Scenerien entspringen, womit frühzeitig in den Tempeln von Kreta nach ägyptischer und phönicischer Weise die Hauptsätze der Naturreligion von dem Herabsteigen der Seele durch die Sonnenbahn und ihrer Rückkehr an den Jahresfesten gefeiert worden waren. Den Zusammenhang des Mythus mit Phönicien hat Böttiger in den Ideen zur Kunstmythologie, Bd. I., S. 348—425, ganz einleuchtend auseinandergesetzt. Der Mythus von der auf dem Stier sitzenden Europa enthält offenbar die uralte asiatische Hieroglyphe, die unter dem Stier den Sonnengott, unter der Kuh die Mondgöttin versinnbildlichte, und wenn die Europa von Phönicien nach Kreta entführt wird, so ist dies wohl das Symbol der Kolonisirung dieser Insel durch die Phönicier. In denselben Kreis gehört auch der Mythus vom M., welcher Asterios oder Asterion hieß und von dem göttlichen Stier, welchen Neptun aus den Fluthen hervorgehen ließ, mit der Sonnentochter Pasiphaë gezeugt worden war. In dem Labyrinth bei Cnosus, welches wohl nichts anderes als eine Felsenpagode war, war von den Phöniciern das Symbol ihres Nationalkultes, der Sonnenstier, halb Thier halb Mensch, an der Wand eingehauen und genoß göttliche Verehrung. Die ihm dargebrachten Jünglinge und Jungfrauen waren entweder Hierodulen, welche dem Tempeldienste in jenen mythischen Felsengrotten auf immer geweiht waren, oder es waren wirkliche Menschenopfer, u. dieser phönicische Sonnendienst fällt mit dem Saturnus- oder Cronosdienst in Eins zusammen, und wenn Theseus den M. erschlug, d. h. seinen Kultus vernichtete, so ist dies jenen hellenischen Satzungen gemäß, die statt der einst allgemeinen üblichen Menschenopfer die unblutigen Opfer der Libation und Mola salsa oder die blutigen geopferten Thiere einsetzten. Nimmt man dazu, daß Menschenopfer in ältester Zeit auf Kreta üblich waren, daß der Erzmann Talos, der ins Feuer springt und die Fremden an seine Brust drückt, bis sie den Geist aufgeben,

auf eine kolossale Erzstatue hinweist, welcher die Menschenopfer gebracht wurden, so liegt die Vermuthung, daß der Dienst des phönicischen Molochs auf Kreta eingeführt gewesen sey, ganz nahe. Wenn nun die Rabbinen den phönicischen Moloch als ein metallenes Bild von menschlicher Gestalt mit Kalbskopf beschreiben, auf dessen ausgestreckte Arme die menschlichen Schlachtopfer gelegt wurden, in der Art, daß ein Feuer unter dem Bilde angeschürt und das Jammergeschrei der unglücklichen Schlachtopfer durch eine lärmende Musik von Trommeln und Pfeifen übertäubt wurde, so stimmt diese Schilderung mit der des M. so überein, daß Böttiger und Höck (Kreta II. S. 74) auf dem Punkt standen, die Identität des M. und des Moloch auszusprechen, wenn ihnen ihr kritisches Gewissen erlaubt hätte, der Autorität der Rabbinen so viel einzuräumen. Nachdem aber Movers (die Phönic. Bd. I, S. 377 ff.), überzeugend dargethan hat, daß sowohl der Moloch als die Melechet (Astarte) mit dem Stierkopf dargestellt worden seyen, so scheint es ausgemacht, daß sich der Mythus des M. an den Molochdienst anknüpfe. Da aber weder Homer noch Hesiod denselben kennen, so ist es wahrscheinlich, daß die griechische Ausbildung desselben durch die Tragiker zu derselben Zeit geschehen sey, in welcher auch Minos zu dem Zerrbilde eines Wütherichs travestirt wurde. Daß der Mythus um diese Zeit bereits im Volke lebte, erhellt daraus, daß Bathycles, welcher um Ol. 60 zu setzen ist, ihn innen am Throne des amyclläischen Apollo anbrachte (Paus. III, 18, 15). Von gleichem Alter mögen die Darstellungen des Kampfes auf Vasen mit schwarzen Gemälden auf rothem Grunde seyn. Das erste Gefäß dieser Art, welches in der dresdener Sammlung steht, veröffentlichten Winkelmann und d'Hancarville, daran reihte sich das berühmte Gefäß des Taleides, welches bei Girgenti ausgegraben wurde. Millin (Gall. Myth. CXXXI, 490), und die Vasenfunde der neuern Zeit haben diese Darstellung auf zahlreichen Bildern alten und neuen Styls zu Tage gebracht; auch auf Münzen, geschnittenen Steinen, Reliefs, Wandgemälden und Mosaiken findet sie sich. Alle diese Bilder stimmen darin überein, daß der M. auf menschlichem Körper den Stierkopf hat; auf einigen Vasen hat er auch den Stierschwanz. (Pauly, Realencykl. Art. Minotaurus).

Minothea (a. Gesch.), s. v. a. Thalestris 2).

Minotscher (pers. Gesch.), s. v. a. Minuscheher, s. Persien, S. 305.

Minow (engl., Ichthyol.), s. v. a. Elritze, Cyprinus Phoxinus *L.*

Minozzo, ital. Flecken, Herzogth. Modena, südwestl. von Reggio; 450 Einw.

Minpuri, brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Allahabad, Distriktshauptstadt, am Esi, östl. von Agra.

Minquartia (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Art: M. guianensis *Aubl.* Strauch in Guyana.

Minseln (Ober-, Mittel- und Unter-M.), bad. Pfarrkirchdorf, Oberrheinkr., Amt Schopfheim; 820 Einw.

Minsen (Geogr.), 1) oldenburg. Amt, Kr. Jever, an der Nordsee; 5000 Einw.; — 2) Kirchdorf das.; 2 Pastoreien; 140, mit dem Kirchspiel 1000 Einw.

Minsh, the, Name des Meerestheils zwischen Schottland und den Hebrideninseln, dessen nördl. Theil auch kaledonisches Meer heißt, während der südliche gewöhnlich little Minsh genannt wird.

Minsing (Münsing), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wolfrathshausen; 500 Einw.

Minsinger (Biogr.), 1) Sebastian, Maler und Lithograph, 1800 zu München geboren, ward seit 1821 auf der Akademie zu München gebildet, beschäftigte sich aber später einzig mit ikonographischen Arbeiten, wobei ihm die berühmten Reisenden von Spix und Martius mit ihren in Brasilien gemachten Sammlungen ein weites Feld öffneten. In dem Prachtwerke des Herrn v. Martius sind die meisten botanischen Abbildungen von M. nach der Natur auf Stein gezeichnet. In der Folge mehrten sich die Aufträge vom In- und Auslande her so sehr, daß er eine eigene Presse errichten mußte, die jetzt im vollen Gange ist. Aus dieser Presse gingen verschiedene schöne Werke hervor, mit in Stein gravirten, und theilweise ausgemalten Tafeln, die sich durch Reinheit und Genauigkeit der Darstellung auszeichnen; so außer dem oben erwähnten Werke von Martius: Icones plantarum novarum Floram Russicam, imprimis Altaicam, illustrantes, von Ledebour (Dorpat 1829—35, 5 Bde., jeder zu 100 auf Stein gravirten und trefflich kolorirten Tafeln, Fol.); — Flora Japanica von P. Siebold (Leyden 1835 ff., in Lieferungen zu 8 Blättern, Fol.); — Recherches sur les poissons fossiles, par L. Agassiz (Neufchatel 1832—38, 12 Lieferungen mit Blättern in Farbendruck). — 2) Johann Christian, Lithograph und Bruder des Obigen, wurde 1810 zu Augsburg geboren, gravirte vorzüglich architektonische Gegenstände und Ornamente, alles mit großer Reinheit. Von ihm gelieferte Arbeiten sind: Hauptformen von Ornamenten; komponirt von H. Hermann (München 1805, gr. qu. Fol.); — Die Zimmerwerksbaukunst von A. Romberg (mit 120 Tafeln, Augsburg 1829—1833, gr. qu. Fol.); — Bauprofile von E. Metzger (München 1839, gr. Fol.); — Handbuch für Bautischler, von A. Romberg (Nürnberg 1837, gr. 8.); — Das Börsengebäude in Hamburg, von Romberg (qu. Fol.). M. ist der Erfinder eines Verfahrens, den Sohlenhofer Kalkstein vertieft zu ätzen, so daß damit verschiedene Formen in Leder und Sammet gepreßt werden können. Die Aetzung dringt so tief ein und gibt Umrisse von solcher Reinheit, daß der Stein der bisher angewendeten Stahlplatte nichts nachgibt.

Minsk (Geogr.), 1) europ.-russ. Gouvernement, gehört seit dem Jahre 1793 zu Rußland und wurde nach der zweiten Theilung Polens aus verschiedenen lithauischen Woiwodschaften gebildet. Es grenzt im Norden an die Dwina, welche die Grenze gegen das Gouv. Witebsk bildet, im Osten an die Gouvernements

Witebsk, Mohilew und an den Dnjepr, der die Grenze gegen Tschernigow bildet, im Westen an die Gouvernements Wilna und Grodno und im Süden an die Gouvernements Volhynien, Kiew und Tschernigow. Die Größe des Landes beträgt nach Einigen 1832 geogr. □M. od. 89,786 □Werste, nach Plaster 1600, nach Arssenjew 1900, nach Bulgarin 1887 und nach Slowaczynski 1983 geogr. □M. — Das Land bildet eine ungeheure Fläche und ist nur an den Ufern der Flüsse hügelig. Der Boden besteht meistens aus einer Mischung von vielfarbigem Sande, Lehm und Mergel. Ersterer bedeckt eine große Fläche, doch findet man auch häufig einen recht fruchtbaren Boden. Im Norden wird das Gouvernement von dichten Wäldern bedeckt u. ist trocken, dagegen im Süden außerordentlich sumpfig. Das Land besteht zwar aus Sandboden mit schwarzer Erde gemischt, wird aber von Seen, Sümpfen und Flüssen aller Art durchsetzt. Im Frühjahre ist es oft großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, die nicht selten großen Schaden anrichten, und man fährt oft im Frühjahre die ganze Poststraße entlang durch einen zusammenhängenden See. — Gewässer. Von den Flüssen sind folgende zu bemerken: die Dwina und der Dnjepr, welche beide jedoch nur das Gouvernement eine Strecke lang berühren, und zwar ersterer nur einige Werste lang die nördliche Grenze des Gouvernements Witebsk, und letzterer die südöstliche Grenze gegen Mohilew und Tschernigow bildend; die Beresina, ein Zufluß des Dnjepr, der in diesem Gouvernement im Kreise von Wileika entspringt und bei Borissow schiffbar wird, mit den Zuflüssen Plissa, Swisslotsch und Olla; der Pripet, oder Pripez, poln. Pripec, ebenfalls ein Zufluß des Dnjepr, welcher sich aus der Vereinigung mehrer kleiner Moräste und Flüßchen bildet und aus dem Gouv. Volhynien kommt, mit den Zuflüssen Jassolda, Zna, Lan, Slutsch, Marotsch, Ptitsch mit der Oressa links und Sstür, Gorün, Sstwiga, Ubort und die Slawetschina rechts. Der Pripet strömt in einer kesselförmigen Sumpfebene. Diese liegt so auffallend niedrig, daß sie im Frühjahre, wenn der Schnee geschmolzen ist, von allen Seiten durch Austreten der Flüsse ganz unter Wasser gesetzt wird. Von den übrigen Flüssen sind noch bemerkenswerth: die Dissna, welche in die Dwina fließt; die Wilija und der Niemen, die hier entspringen, und von denen erstere dem Gouv. Wilna, letztere dem Gouv. Grodno zufließt. Von den Kanälen sind zu erwähnen: der Beresina-Kanal und der oginskische Kanal. Letzterer verbindet den Dnjepr mit dem Niemen durch den Pripet und die Schara. Seen gibt es viele; die größten sind der Schid oder Knäs, der sehr fischreich ist, der Potschojetskoje, die beiden Seen bei Mädsel, der bei Botschin und bei Jkaomi. — Das Klima ist im nördlichen Theile des Gouv. gesund, im Süden aber feucht. Der Winter ist lang u. streng und der Sommer meistens sehr heiß. Die Plica Polonica ist eine gewöhnliche Krankheit. Produkte: Das Pflanzenreich liefert: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, türkisches Korn, Hanf, Lein, Hopfen, Tabak, Wachholder, Birken, Fichten, Tannen, Espen, Linden u. dgl. m.; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Eber, Zieselmäuse, Füchse, Wölfe, Marder, Iltisse, Bären, Luchse, Fischottern, Biber, viel Geflügel, Fische, Bienen, die sogenannte polnische Kochenille und viele andere Thiere. Das Mineralreich liefert: Kalkstein, Bruchstein, Mergel und etwas Eisen. — Die Bevölkerung besteht meist aus Weiß-Russen oder Russniaken, die entweder zur griechisch-orthodoxen oder zur unirten Kirche gehören, aus Polen und Lithauern, die sich zur katholischen Kirche bekennen, etwa 40,000 Tataren und nur 98,200 Hebräern. Außerdem findet man eine kleine Anzahl Groß-Russen, einige Armenier, Griechen, Deutsche u. Zigeuner. Die Lithauer wohnen meistens im Norden und haben ihre besondere Sprache. Die Gesammtbevölkerung beträgt nach Arssenjew 1,000,000, nach Plater 1,100,000, nach Säblowski 1,205,000 und nach Slowaczynski nur 955,700 Seelen. Letztere Zahl ist wohl die richtigere. Auf eine □M. kommen nach Bulgarin 481 Seelen. — Das Gouv. M. ist sehr arm und man findet mitunter wahre Wüsten. Der Ackerbau, der vorzüglichste Nahrungszweig der Einwohner, ist vernachlässigt und noch wenig vorgerückt. Gleichwohl ist der Boden nicht undankbar und würde hinlänglich Getreide liefern, wenn die Leute nicht so sorglos wären und bessere Ackerwerkzeuge hätten. Man baut vorzüglich Roggen, hinlänglich Gerste und Hafer, Weizen und Buchweizen, auch Hanf, Flachs, Tabak und Hopfen. Die Waldungen liefern viel Bauholz, Masten, Breter, Pech, Theer und Potasche. Die Summe der Kronsforsten belief sich nach Säblowski im J. 1831 auf 585,688 Dessät. und 1734 Saschen. Was die Viehzucht betrifft, so läßt auch diese noch Vieles zu wünschen übrig. Die Edelleute unterhalten hie und da Stutereien und die Bauern viele Schweine und Ziegen. Die Pferde sind gewöhnlich von polnischer oder lithauischer Raçe, leicht, lebhaft und unermüdlich, aber klein und unansehnlich. Das Rindvieh wird durch die trefflichen Weiden dick und fett. Bedeutend ist die Bienenzucht, die einen guten Ertrag abwirft, weniger dagegen der Fischfang. Die Jagd ist bei dem Ueberfluß an Wild und Geflügel einträglich. Die Industrie ist in dem Gouv. M. noch sehr zurück. Zwar wird auf dem Lande etwas Leinwand gewebt, aber der Ertrag davon ist nicht erheblich. Im J. 1830 zählte man im Ganzen nur 20 Fabriken, mit 335 Arbeitern. In denselben wird hauptsächlich Tuch, Leinwand, Leder, Glas u. dgl. m. bereitet. Die Branntwein-Konsumtion ist bedeutend. Kann man den Nachrichten glauben, so kommt auf 90 □M. hier nur eine Fabrik. Der Handel wird durch die vielen schiffbaren Flüsse begünstigt, doch ist die Stadt Minsk die einzige, wo der Handel von Bedeutung ist. Die Ausfuhr besteht in allerlei Holz, Masten, Mehl, Potasche, Hanf, Lein, Hanföl, Honig, Wachs, Rindvieh, Pferde u. dgl. m. — Das Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Eparchie ist der Erzbischof von M. u. Lithauen; in

seiner Eparchie zählte man im J. 1830 420 Kirchen, worunter 7 Kathedralen, und 7 Klöster, worunter ein Nonnenkloster. Die Katholiken haben ebenfalls einen Bischof zu M.; unter dem von Polozk stehen die Unirten; die Juden haben ihre Synagogen und die Tataren ihre Medschebs. — Die 10 Kreise, in welche das Gouv. M. getheilt wird, sind folgende: Minsk, Wileika, Dissna, Borissow, Igumen, Sluzk, Bobruisk, Rjetschitza, Mosür und Pinsk. Durch Siege der Lithauer über die Tataren sind in diesem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Klezk (1506); durch Siege der Polen über die Russen Lachowice (1660) und durch Kämpfe der Russen mit den Franzosen Bobruisk und besonders Borissow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Zaniwki den 27. u. 28. Nov. 1812 der Uebergang der französischen Armee über die Beresina unter Napoleon erfolgte. — 2) Kreis daselbst, grenzt nördlich an den Kreis von Wileika, nordöstlich und östlich an den Kreis von Borissow, südöstlich an den Kreis von Igumen, westlich an die Gouvernements Wilna und Grodno, südlich an die Kreise von Igumen und Sluzk, und wird von dem Niemen, Ptitsch, Swislotsch, der Wolma und mehren andern Flüssen bewässert. — 3) Hauptstadt des Gouvernements, am Swislotsch, mit 14,600 Einwohnern, hat enge und unregelmäßige Straßen, meistens hölzerne Häuser (nach Chodzko) 10 katholische Kirchen, worunter wahrscheinlich die der Unirten mitinbegriffen sind, mehre griechische Kirchen und eine Synagoge, ein Theater, eine Kreisschule, ein im J. 1773 gegründetes Gymnasium, welches recht gut eingerichtet ist, ein Gefängniß-Comité, mehre schöne Regierungsgebäude, und ist Sitz eines griechischen und katholischen Bischofs. Die im März am Tage des heiligen Josephs gestellten Kontrakte ziehen den Adel aus der Umgegend und aus der Ferne hierher und veranlassen eine große Lebhaftigkeit. — Geschichtliches. Die Stadt M. wird schon im 12. Jahrhundert erwähnt und hing wahrscheinlich damals von Polozk ab, fiel später in die Hände der Lithauer und wurde Hauptort einer Woiwodschaft; in der Folge setzten hier die Polen die Jesuiten ein. Im J. 1656 bemächtigten sich die Russen der Stadt, doch besaßen sie dann wieder die Polen bis zum Jahre 1793.

Minsleben, preuß. Pfarrdorf, Provinz Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wernigerode; 300 Einw.

Minstedt, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Zeven; 110 Einw.

Minster (Geogr.), 1) brit. Flecken, England, Grafschaft Kent, Insel Thanet, westlich von Ramsgate; 980 Einw.; — 2) Flecken das., Insel Sheppey, nordöstl. von Maidstone; 7600 E.

Minstrels (engl., Menestrels, Menetriers, Sittengesch.), zur Zeit des Ritterwesens diejenigen, welche zu den Liedern der Troubadours (s. d.) die Melodien machten. Gewöhnlich trugen die Troubadours selbst diese Lieder vor und wurden dabei von den Jongleurs (Fiedelern) auf einem geigen- oder lautenähnlichen Instrumente begleitet; doch sangen öfters die M. auch selbst ihre Lieder an den Höfen der Fürsten und Großen. Am gebräuchlichsten war der Name M. in England, wo sie sich auch am längsten erhielten. Im J. 1381 errichtete Johann v. Gaunt zu Tutbury in Staffordshire einen Gerichtshof der M. (Court of M.), der die Vollmacht erhielt, im Gebiete von 5 umliegenden Grafschaften den M. ihre Gesetze zu geben, ihre Streitigkeiten zu schlichten und Widerspenstige zu verhaften. Dieser Gerichtshof tagte jährlich am 16. August. Auch ward den M. das Recht bewilligt, einen König mit 4 Beamten zur Seite zu ernennen, welche ihre gemeinsamen Angelegenheiten leiteten. Dieselben wurden jährlich neu gewählt. Nach und nach kamen aber diese Sänger herab, und schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren sie in der öffentlichen Meinung so sehr gesunken, daß im J. 1597 die Königin Elisabeth eine Verordnung erließ, nach welcher vagabundirende M. als Landstreicher bestraft werden sollten. Seit dieser Zeit wird ihrer nicht mehr gedacht.

Mintao, Insel, s. Sumatra.

Mintard, preuß. Pfarrdorf, R.-B. u. Kr. Düsseldorf; 2 Jahrmärkte; Hauptort der gleichnam. Bürgermeisterei; 110 Einw.

Mintarderberg, preuß. zerstreut liegende Wohnungen, Rheinprov., R.-B. u. Kr. Düsseldorf; zu Mintard gehörig; 440 Einw.

Mintarees, nordamerik. Indianerstamm, V.-St., Mandandistrikt, um den Missouri seßhaft, im nördlichen Theile des Landes.

Minten (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; 140 Einw.; — 2) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugard; 180 E.

Minthe, 1) (a. Geogr.), Berg in Triphylia (Elis) in der Nähe von Pylos, nach Leake (Morea I, S. 68) jetzt Vunuka; — 2) (griech. Mythol.), Geliebte des Hades, welche von Persephone in die gleichnamige Pflanze (Minze) oder in Staub verwandelt wurde, aus welchem Hades die Blume hervorblühen ließ.

Minthidium (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Hyptis *Jacq.*

Minthostachys (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Bystropogon *Her.*

Min-ti (Geneal.), Kaiser von China: 1) M. I., regierte von 313—18; — 2) M. II., regierte 934 v. Chr. Vgl. China, Gesch.

Minto (Geogr.), 1) brit. Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Roxburgh; 470 Einw.; — 2) Stadt auf der Westküste der Bankainsel; ansehnliche Zinnniederlage.

Minto (Biogr.), Graf v., Generalgouverneur von Indien; unterdrückte einen Aufstand der Seapoys, besetzte 1808 im Einverständniß mit der portugiesischen Regierung Goa, dann Tranquebar u. alle übrigen dänischen Besitzungen in Indien, eroberte 1809 die Inseln Bourbon und Isle de France von den Franzosen, schlug 1810 den holländischen Gouverneur Daendels und nahm Amboina, Celebes und Ceylon; unter Daendels Nachfolger, General Jansen, eroberte M. 1811 Java und 1812 die holländischen Kolonien auf Sumatra und Borneo, 1813 wurde er abbe-

rufen; später war M. Gesandter in Berlin und ging von dort 1834 nach Paris.

Mintow, Fort und Stadt auf der nordwestl. Küste der Insel Banka, an der Straße von Banka.

Mintraching, bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Freising; 150 Einw.

Minturnä (a. Geogr.), Stadt in Latium an der Grenze Campaniens zu beiden Seiten des Liris, unfern seiner Mündung. Es war eine alte Stadt der Ausones oder Arunci, die sich den Römern freiwillig ergab und nun im Jahre 394 v. Chr. römische Kolonie wurde. Ihr Seehafen und ihre Lage an der appischen Seestraße mußten ihre Blüthe befördern. In ihrer Nähe fand sich ein heiliger Hain, welcher der Nymphe Marica geweiht war, die auch ihren Tempel darin hatte, und große durch das Austreten des Liris gebildete Sümpfe an der östlichen Seite desselben und des eben erwähnten Haines, in welchen sich bekanntlich Marius einige Tage versteckt hielt. Die Ruinen der alten Stadt (eines Amphitheaters, einer Wasserleitung u. s. w.) finden sich bei dem heutigen Städtchen Trajetta.

Minuanos (Minuanes), Indianer, s. Rio grande do Sul.

Minuartia (Bot.), nach Linné, Gattung der Portulacaceae *Rchb.*, Triandria Trigynia *L.*, drei Arten, Sommerpflanzen in Spanien. M. campestris, dichotoma und montana *L.*

Minucia, s. Minucius 3).

Minucianus (griech. Liter.), 1) griechischer Rhetor aus Athen, Sohn des Nicagoras, lebte nach Suidas unter dem Kaiser Gallienus (259 n. Chr.), und wird darum auch für den Lehrer des Genethlius gelten können. Wir besitzen noch unter seinem Namen eine kleine rhetorische Schrift von den Syllogismen (*Περὶ ἐπιχειρημάτων*, abgedruckt in den Rhett. Graecc. von Ald. S. 731 ff., dann besonders herausgegeben von L. Normann, Upsala, 1690, 8.; am besten bei Walz Rhett. Graecc. IX, S 567 ff.). Vielleicht ist dieselbe auch nur ein Theil eines größeren Werkes, wie denn Suidas diesem Rhetor eine *Τέχνη ῥητορική*, *Προγυμνάσματα* und *Λόγοιδιάφοροι* beilegt, und einen Rhetor Pancratius anführt, der zu dieser *Τέχνη* einen Kommentar geschrieben (eben so wie auch Porphyrius über diesen Gegenstand schrieb) und einen Kommentar des Menander zu den Progymnasmata nennt, wenn anders hier nicht an einen ältern Rhetor M. zu denken ist, welcher, ein Zeitgenosse des Hermogenes, mit diesem in Streit gerathen war und daher in dessen Schriften so oft vorkommt. — 2) Ein Arzt M. wird bei Galenus mehrmals citirt. — 3) Ein M. war auch Zeitgenosse und Freund des jüngern Plinius, in dessen Briefsammlung sich drei an M. gerichtete finden.

Minucius (Minucia Gens), berühmtes römisches Geschlecht, zu dem sowohl patricische als plebejische Glieder gehörten. — A. Patricier, mit dem Beinamen Augurini. 1) Marcus M., Konsul im Jahre 497 v. Chr., und zum zweiten Male 491, in welchem Jahre Coriolan verbannt wurde, als dessen Vertheidiger M. erscheint. — 2) Lucius M., Konsul im J. 458 v. Chr. Als solcher kämpfte er gegen die Aeduer, aber mit so geringer Energie, daß dieselben ihn in seinem Lager angriffen. Nachdem er drei Tage lang eingeschlossen war, kam der Diktator L. Quinctius herbei, und nun wurden die Feinde besiegt. Das Heer des M. erhielt aber keinen Antheil an der Beute, und M. selbst legte auf Befehl des Diktators sein Konsulat nieder und diente als bloßer Legat. Im Jahre 450 wurde er patricisches Mitglied der Behufs der Gesetzgebung erwählten Decemvirn. Wiederum nach dem Algidus gesandt, wurde M. abermals, aber ohne seine Schuld, besiegt. Auf Antrag der Volkstribunen wurde er im Jahre 314 zum Praefectus annonae ernannt, konnte aber der herrschenden Theuerung nicht abhelfen. Im folgenden Jahre deckte er die geheimen Umtriebe des Sp. Mälius (s. d.) auf und verkaufte das Korn, das sich im Hause desselben vorfand, um einen Spottpreis an das Volk. Zum Dank dafür wurde ihm ein Denkmal errichtet. Später klagte ihn der Volkstribun Sp. Mälius an und lud ihn als falschen Ankläger vor, fand aber damit keinen Anklang. — 3) Minucia, Vestalin, erregte zuerst durch die Eleganz ihrer Toilette Verdacht, wurde sodann durch einen Sklaven wirklich als unkeusch denuncirt und von der kirchlichen wie weltlichen Behörde verurtheilt. — 4) Titus M., Konsul im Jahre 305 v. Chr., fiel im siegreichen Kampfe gegen die Samniter. — 5) Cajus M., Volkstribun im Jahre 187 v. Chr., legte dem L. Scipio Asiaticus wegen angeblicher Unterschlagung von antiochischen Kriegsgeldern eine Geldstrafe auf, welche nur durch die Intercession des T. Sempronius Gracchus wegfiel. — B. Plebejer. I. Rufi. 1) Marcus M., im Jahre 221 v. Chr. zum Magister Equit. des Diktators Quintus Fabius Maximus gewählt. Er konnte sich mit der vorsichtigen Taktik des Fabius schlechterdings nicht befreunden u. reizte auch das Heer dagegen auf. Als der Diktator wegen religiöser Verrichtungen nach Rom mußte, befahl er dem M., um jeden Preis eine Schlacht zu vermeiden. Aber kaum war dieser von der Aufsicht des Fabius befreit, als er zu einem Treffen gegen Hannibal ausrückte und in demselben Sieger blieb. Der Volkstribun Metilius setzte es nun in Rom durch, daß M. in militärischer Beziehung dem Fabius, der ihn zur Rechenschaft ziehen wollte, gleichgestellt wurde. In Folge dessen wurde das Heer getheilt, und M. bezog auch ein eigenes Lager. Alsbald ließ er sich mit Hannibal in einen Kampf ein, wurde aber geschlagen und nur durch das großmüthige Benehmen des Fabius gerettet. Dies machte auf M. einen solchen Eindruck, daß er sofort in das Lager des Diktators zog, ihm Aussöhnung anbot und sich ihm wieder unterordnete. Im Jahre 216 fiel er in der Schlacht bei Cannä. — 2) Quintus M., plebejischer Aedil im Jahre 201 v. Chr. und im folgenden Jahre Prätor. Zur Provinz erhielt er Bruttium. Hier bekam er einen Tempelraub zur Untersuchung und Bestrafung. Auch durch Entdeckung einer Verschwörung und Anzeige von Prodigien suchte er sich hervor zu thun und

erhielt auch sein Imperium verlängert, um seine Untersuchungen beendigen zu können. Im Jahre 197 Konsul, bekriegte er die Ligurer und Bojer, stieß aber mit seinem Gesuch um einen Triumphzug in der Stadt bei den Volkstribunen und dem Senat auf einen solchen Widerstand, daß er sich damit auf den albanischen Berg beschränken mußte. Im Jahre 189 war er Mitglied einer nach Asien geschickten Gesandtschaft, und im Jahre 183 ging er als Gesandter nach Gallien. — 3) Marcus M., Prätor im Jahre 197 v. Chr., wurde im Jahre 193 als Gesandter nach Karthago geschickt. — 4) Marcus M., Volkstribun im Jahre 121, politischer Gegner des Cajus Gracchus. — 5) Marcus M., Konsul im Jahre 110 v. Chr., kämpfte als Prokonsul glücklich in Thracien und triumphirte über die Scordisker und Triballer. Er ist Erbauer der Porticus Minucia in der 14. Region. — 6) Quintus M., römischer Ritter, hielt sich zu Syrakus in Handelsgeschäften auf und hatte als Mann von ehrenhaftem Charakter mehrfach Anlaß, dem Verres gegenüber zu treten. In dem Proceß gegen denselben trat er als Belastungszeuge auf. — II. Thermi. 1) Quintus M., Legat des Scipio im 2. punischen Kriege (202 v. Chr.), Volkstribun im Jahre 201, dann kurulischer Aedil und im Jahre 196 Prätor mit Hispania citerior als Provinz. Er führte den Krieg daselbst mit Glanz und hielt im Jahre 195 einen Triumphzug. Im Jahre 194 wurde M. zu einem der Leiter einer Kolonistensendung in italische Städte ernannt und im Jahre 193 wurde er dann zum Konsul gewählt. Zur Provinz erhielt er Ligurien, wo gerade ein gefährlicher Aufstand losbrach, der den Konsul zu schleunigen energischen Maßregeln veranlaßte. Zum Mittelpunkt seiner Kriegsoperationen machte er Pisa und wurde durch den Krieg so sehr in Anspruch genommen, daß die ihm zugeloosten Komitien Merula für ihn halten mußte. Am Ende des Jahres gerieth er zwei Mal in große Gefahr. Im folgenden Jahre erhielt er Verlängerung des Oberbefehls und Verstärkung. Nun brachte er den Ligurern sofort eine bedeutende Niederlage bei und ging zur Offensive über. Ein Triumph wurde ihm, vorzüglich auf Betreiben Cato's, verweigert. Im Jahre 189 wurde er mit einer diplomatischen Sendung nach Asien beauftragt. M. nahm Antheil an dem Feldzuge des Cn. Manlius und fand hier gegen das Ende des Jahres 189 seinen Tod. — 2) Marcus M., im Jahre 85 v. Chr. Prätor in Asien, vom Konsul L. Valerius Flaccus als Proprätor zurückgelassen, von Fimbria aber des Imperiums beraubt. Unter ihm bestand Cäsar seinen ersten Feldzug und wurde bei der Eroberung von Mytilene von ihm mit einer Bürgerkrone beschenkt. — 3) Quintus M., Volkstribun im Jahre 62 v. Chr., und dabei auf Seiten der Optimaten, Prätor im Jahre 53 und darauf in den Jahren 53 und 50 Proprätor in Kleinasien. Im Bürgerkriege stand er auf Seiten des Pompejus. Im Jahre 49 hielt er mit 5 Kohorten das cäsarianisch gesinnte Iguvium besetzt, verließ aber beim Anmarsch von drei cäsarianischen Kohorten eiligst die Stadt, und seine Mannschaft ging aus einander. — 4) M. Thermus, römischer Ritter, Freund des Sejan und daher unter Tiberius hingerichtet (32 v. Chr.). — III. Plebejische Minucier mit anderen Beinamen. — 1) Lucius M. Basilus, s. Basilus. — 2) Lucius M. Basilus, Unterbefehlshaber des Sulla, für welchen er z. B. vor seinem Abgang nach Asien Rom einnahm und besetzte. — 3) Marcus M. Fäsus, einer der ersten Plebejer, welche (im J. 300 v. Chr.), das Augurat erhielten. — 4) Lucius M. Myrtillus, im Jahre 187 v. Chr. den Karthagern wegen thätlicher Beleidigung ihrer Gesandten ausgeliefert. — IV. Plebejische Minucier ohne Beinamen. — 1) Marcus M., Volkstribun im Jahre 401 v. Chr. — 2) Cajus M., der Erste, welcher im Krieg mit Pyrrhus einen Elephanten (durch Abhauen des Rüssels) tödtete und dadurch überhaupt das Schreckliche, was die Elephanten bisher für die Römer hatten, milderte. — 3) M., Unterbefehlshaber Cäsars im Bürgerkrieg, zeichnete sich besonders im Jahre 48 bei Dyrrhachium aus.

Minucius Felix, einer der Apologeten der christlichen Kirche im 3. Jahrhundert, wahrscheinlich aus Afrika und später ein berühmter Sachwalter; schrieb nach seinem Uebertritt zur christlichen Religion seine Schutzschrift für diese unter dem Titel: „Octavius“, in Form eines philosophischen Gesprächs, in welchem Octavius die Stelle des Christen, Cäcilius die des Heiden und Minucius die des Schiedsrichters vertritt. Klarheit und Bündigkeit zeichnen diese Schrift vor andern ähnlichen Inhalts vortheilhaft aus. Editio princeps von Sabäus, Rom 1542 (als das 8. Buch der Schrift des Arnobius contra gentil.); — Lindner, Langensalza 1760, 1773. Uebersetzt von Nußwurm, Hamburg 1824; — H. Meier, commentatio de Min. F., Zürich 1824.

Minuendus (lat., Math), s. Subtraktion.

Minuria (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Zwei Arten, Sträucher in Neuholland.

Minurothamnus (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: M. phagnaloides *Dec.* Strauch auf dem Kap.

Minus (lat., Math.), d. i. weniger, mathemat. Kunstwort, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer anderen voranstehenden hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (−). Bei der Lehre von den negativen Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven das Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minus Celsus, s. Zwicker, Daniel.

Minusio, schweizer. Ort, Kant. Tessin, Bez. Locarno; 750 Einw.

Minuskel, Schriftgattung, s. Majuskel.

Minussinsk, asiat.-russ. Ort, Gouvern. Jenisseisk, am Jenissei, südwestl. von Krasnojarsk.

Minuszeichen (Math.), s. Minus.

Minuta, 1) (Kirchenw.) s. Bulle; — 2) (Febris, Med.), ein meistens binnen vier Tagen tödtendes Fieber.

Minute, (franz., Amphib.), s. v. a. Puffadder, Vipera brachyura *Cuv.*

Minute (v. Lat.), 1) der 60. Theil einer Stunde; — 2) in der Kreiseintheilung der 60. Theil eines Grads; — 3) (Malerw.) Minuten, kleinere Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt und deren 48 auf eine Kopflänge gehen; — 4) (Bauk.) der 30. Theil eines Modells (s. Modell).

Minutenbogen (Math., Minutenwinkel), s. Bogen oder Winkel, der $1/_{60}$ Grad beträgt.

Minutenglas, kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf Schiffen bei'm Lootsen gebraucht wird.

Minutenrad (Uhrm.), s. v. a. großes Bodenrad; s. Bodenrad.

Minutenuhr, s. Uhr.

Minuthandlung, s. Kleinhandlung.

Minuthsdorf, preuß. Kolonie, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 250 Einw.

Minutia (Bot.), nach Arrabida, Gattung der Diandria Monogynia *L.* Einzige Art: M. trichotoma *Arr.* Baum in Brasilien.

Minutien (v. Lat.), 1) kleine Stücke; — 2) Kleinigkeiten, unbedeutende, unerhebliche Dinge; dah. Minutiös, an Geringfügigkeiten hängend, darauf Werth legend.

Minutio (Med.), die Verkleinerung, Schwächung. M. monachi, die Schwächung junger, vollsaftiger Männer (der Mönche) durch Blutentziehungen u. s. w.

Minutiren (v. Lat.), Detailhandeltreiben. Daher Minutirer, Minutist, Detailhändler, Krämer.

Minutissimum (lat.), das Kleinste.

Minutius, s. v. a. Minucius.

Minutoli, Heinrich, Freiherr Menu von, geboren zu Genf am 12. Mai 1772 aus einer savoyischen Familie, trat frühzeitig in die preuß. Armee ein u. wurde im J. 1793 auf dem Feldzug am Rhein bei Bitsch schwer verwundet. Nachdem er wieder hergestellt war, wurde er an das Cadettenhaus in Berlin versetzt u. bewies sich in dieser Stellung so tüchtig, daß der König Friedrich Wilhelm III. ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl und zum Generalmajor ernannte. Im J. 1820 wurde ihm die Leitung der Expedition übertragen, welche auf Kosten der Regierung Aegypten bereisen sollte. Außer seiner Frau, einer verwittweten Frau von Watzdorf, geb. Gräfin von Schulenburg, mit welcher er sich kurz vor der Abreise vermählte, begleiteten ihn die Naturforscher Hemprich und Ehrenberg, der Architekt Prof. Liman, der Orientalist Scholz, zwei italien. Ingenieuroffiziere und einige Andere. Sie wollten zunächst von Alexandrien nach Cyrene gehen, sahen sich aber durch die Treulosigkeit ihrer arabischen Führer gezwungen, in der Wüste wieder umzukehren. Sie nahmen nun ihren Weg über Siwah nach Kairo und Theben bis Assuan, und von da über Damiette nach Alexandrien zurück und langten im Aug. 1822 wieder in Berlin an. Auf der Reise waren Liman und Hemprich und 7 andere Gefährten gestorben. M.'s Sammlungen, von denen ein großer Theil durch Schiffbruch verloren ging, wurden vom König von Preußen für 22,000 Thlr. angekauft und im ägyptischen Museum in Berlin aufgestellt. M. wurde zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, aus dem aktiven Militärdienste aber nahm er bald darauf mit dem Charakter eines Generallieutenants seine Entlassung und zog sich in die Schweiz zurück. Er schrieb: Betrachtungen über die Kriegskunst (3. Aufl., Berl. 1816); — Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelm's III. (das. 1843); — Militärische Erinnerungen (das. 1845). Seine Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten (das. 1824, 4 mit Kupfern; nebst Nachtrag u. s. w., das. 1827) wurde von Tölken und seiner Frau Souvenirs d'Egypte (2 Bde., 1826; deutsch von W. v. Gersdorf, Leipz. 1829) von Raoul Rochette herausgegeben.

Minutscha, europ. -russ. Ort, Gouvern. Nowgorod, in einer Militärkolonie, südwestl. von Nowgorod.

Minutus (bot. Term.), klein, wenn ein Theil, im Vergleiche zu seinem gewöhnlichen Umfange, oder zu den benachbarten Theilen oder auch im Verhältniß zur ganzen Pflanze, von geringer Größe erscheint, z. B. die Blüthen von Medicago parviflora; einerlei mit parvus.

Minx (Säugeth.), in Nordamerika, s. v. a. Vison, Mustela Vison *Rich.*; s. unter Mustela lutreola *L.*

Minya (a. Geogr.), Stadt in Thessalien, welche früher Almonia hieß, und die auch Plin., IV, 8. 15 unter dem Namen Almon aufführt, sonst aber unbekannt.

Minyade (Zoophyt.), s. v. a. Minyas *Cuv.*

Minyades (gr. Myth.), die drei Töchter des Minyas, Leucippe, Arsippe und Alcathoë.

Minyä (a. Geogr.), s. Orchomenus.

Minyas (gr. Myth.), 1) Sohn des Chryses, Stammherr der Minyer, Vater des Orchomenus, unter welchem die Stadt Orchomenus gebaut wurde. Nach Schol. Pind., Ol. XIV, 5 war M. aus Thessalien, Sohn der Oceanide Calirrhoë und des Poseidon. Nach Schol. Apoll. I, 230 war M. Sohn des Orchomenus, und der Hermippa, Tochter des Böotus. Mit der Clytodora zeugte er den Presbon, die Periclymene und Eteoclymene; mit Phanosyra, der Tochter des Päon, den Orchomenus, Athamas und Diochthondas. Da Jason von Alcimene, der Tochter der Periclymene, abstammte und viele andere Argonauten ihr Geschlecht von M. ableiteten, so hießen die Argonauten auch Minyä. M. war der erste König, welcher ein Schatzhaus baute, dessen Ruinen noch erhalten sind. Sein Grab wurde in Orchomenus gezeigt. — 2) (a. Geogr.), Distrikt Armeniens, vielleicht identisch mit dem Königreich Minni.

Minyas (Zoophyt.), nach Cuvier, Gattung der Zoophyta Actinina *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Polypen nach Oken, unter

Actinia *L.* Charakter: Niedrig, kurz, fast kugelförmig, an den Seiten gerippt, mit sehr vielen kurzen, oft gelappten Fühlern. Bekannteste Arten: M. cyanea *Cuv.*, Actineta ultramarina *Lesueur* Journ. ac. of Philad. Bd. 1. 1817, Taf. VII, Figur 4—7. Hat 22 Rippen mit Saugwarzen, die Fühler strahlig um den Mund herum, die innersten kürzesten einfach, die äußern drei oder mehrlappig; 1 Zoll im Durchmesser. Sehr schön dunkelblau. Im atlantischen Ocean. — 2) M. flava *Cuv.*, Actineta flava *Lesueur* a. a. O., Figur 8. 9. Gelb, mit weißer, kegelförmiger, an der Spitze röthlicher Scheibe und zahlreichen schmalen Furchen und Rippen; Fühler durchsichtig und länglich. Im atlantischen Ocean, unter dem 34° s. Breite.

Minyeios (a. Geogr.), s. v. a. Anigrus.

Minyeus (a. Geogr.), s. v. a. Orchomenus.

Minyia (a. Geogr.), Insel im ikarischen Meere zwischen Lade und Pathmos.

Minythesis (Med.), bei Hyppokrates s. v. a. Meiosis.

Minze (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Mentha *L.* Gelbe Minze, 1) s. v. a. gemeine Dürrwurz, Conyza squarrosa *L.*; —2) s. v. a. ruhrwidriges Flöhkraut, Pulicaria dysenterica *Gaertn.*

Minzocchi, Francesco, Maler aus Forli, genannt il Vecchio di St. Bernardo, studirte anfangs daheim die Werke des Palmigiani, brachte es aber erst später, nachdem er sich Genga u. Pordenone zum Vorbild genommen, zu großer Vollkommenheit. Seine Zeichnung ist richtig, in der Komposition herrscht Anmuth, Leben und Ausdruck. In der Basilika zu Loretto sieht man in der Kapelle des heil. Franz von Paula zwei seiner fleißigsten Bilder: das Opfer des Melchisedech und das Mannawunder, wo die Propheten und Hauptpersonen die prachtvolle und edle Tracht haben, die man nur in Pordenone's Schule finden kann, das Volk aber so ganz treu in Gesichtern und Geberden dargestellt ist, daß Teniers und die naturtreuesten Niederländer ihn beneiden könnten. Ein großes Wandbild von ihm in S. Maria della Grata zu Forli stellt den ewigen Vater über dem Gewölke unter mehreren Engeln dar, große, behende, mannichfaltige Figuren, mit einer Kraft und Kenntniß der Fernung von unten nach oben gemalt, die alles Lob verdient. Viele seiner Gemälde sind auch im Dome, in S. Domenico und in Privatsammlungen seiner Vaterstadt. Er † 1574.

Minzow, mecklenburg. = schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Wredenhagen; 210 E.

Miocen (Geognos.), eigentlich Miocän, nach Lyell s. v. a. mitteltertiär, der Tegelformation ꝛc. angehörig, s. Molassegruppe.

Miocenisch (Geognos.), eigentlich Miocänisch, s. v. a. Miocen. (s. d.).

Mio conto (ital.), in Handlungsbüchern s. v. a. für eigene Rechnung; abbrevirt: M. C.

Miödvitnir (Meth=Wolf, nord. Myth.), s. Zwerge.

Miölnir (nord. Myth.), Donnerhammer Thors (s. d.).

Miösen=(Mjösen=)See, s. Glommen=Elf.

Miötvidr (nord. Myth.), Namen Yggdrasills (s. d.).

Mioglia, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Prov. Alessandria, nordöstlich von Dego; 1200 Einw.

Miollis, Alexander Sextius, Graf von, französischer General, geb. 1759, machte unter Rochambeau den nordamerikanischen Befreiungskampf mit, war im Jahre 1792 Bataillonskommandeur, schloß sich als solcher der Revolution an und ward 1795 zum Brigadegeneral befördert. Als solcher focht er mit Auszeichnung in Holland und Italien, vertheidigte 1797 das Fort St. Georges in Mantua sehr tapfer, ward darauf Gouverneur der genannten Festung und Divisionsgeneral. Im Jahre 1799 kommandirte er die Expedition gegen Toskana, verscherzte aber bald darauf Napoleons Gunst, weil er dessen Konsulat nicht anerkennen wollte, und war in Folge davon in den Jahren 1800 bis 1805 ohne Kommando. In letzterem Jahre ward er wieder als Gouverneur nach Mantua beordert und 1806 zum Grafen des Kaiserreichs und zum Chef der in Oberitalien stationirten Truppen befördert. An der Spitze derselben nahm er Venedig, drang in den Kirchenstaat ein und besetzte Rom (2 Febr. 1808) mit 6000 Mann. Zum Gouverneur dieser Stadt ernannt, führte er eine strenge Rechtspflege ein, mußte aber den 14. Jan. 1814 die Stadt an Murat übergeben u. nahm darauf von Ludwig XVIII. das Kommando der Militärdivision zu Marseille an. Nach Napoleons Rückkehr von Elba gegen ihn gesendet, agirte er Anfangs feindlich gegen denselben, schloß sich ihm aber endlich doch an, und ward Kommandant von Metz. Nach der Schlacht bei Waterloo übergab er diese Festung dem König Ludwig XVIII., trat aus dem öffentlichen Leben zurück und zog sich auf eine Villa bei Rom zurück, wo er sich gelehrten Arbeiten widmete, aber bald darauf †.

Mionnet, Theodore Edmé, Mitglied der Akademie der Inschriften und erster Konservator der Münzen auf der königl. Bibliothek zu Paris, einer der gelehrtesten franz. Archäologen, ist am 2. Sept. 1770 zu Paris geboren. Obgleich er schon von früher Jugend eine große Vorliebe für Numismatik zeigte, vollendete er doch seinen juristischen Kursus und wurde 1789 Parlamentsadvokat. Bei der großen Rekrutirung im Jahre 1792 mußte er Soldat werden, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück und widmete sich unter des Abbé Barthélemy's Leitung einzig der Alterthumswissenschaft. Nachdem er einige Zeit an der Nationalbibliothek angestellt gewesen war, erhielt er einen Ruf nach Wien, um das dortige Münzkabinet zu ordnen, kehrte aber dann wieder nach Paris zurück. Während der Restauration wurde er zurückgesetzt, bis die Julidynastie seine Verdienste wieder gehörig zu würdigen wußte. Sein großes Werk: „Déscription des medailles antiques, grecques et romains, avec leur degré de rareté et leur estimation“ (11 Bde., Par. 1806—13 u. 1819 ff.), wozu eine Sammlung von etwa 20,000

Abdrücken gehört, ist besonders reich an oströmischen Münzen und an Medaillen. M. hat sich durch die darin niedergelegten gründlichen und umfassenden Forschungen für die Wissenschaft der Numismatik ein bleibendes Verdienst erworben; er hat das von Eckel begonnene System der geographischen Anordnung nicht nur weiter ausgebildet, sondern auch viele Irrthümer verbessert. Dies Werk ist bis jetzt noch immer das vorzüglichste in diesem Fache und für den Sammler unentbehrlich. Sein „Traite de la rareté et du prix des medailles romaines" (2 Bde., Paris 1827) hat einen beschränkteren Zweck und interessirt nur die Besitzer von Sammlungen. Außerdem schrieb er noch: „Atlas de géographie numismatique" (Paris 1838) und „Poids de médailles grecq. d'or et d'argent de cabinet royal de France" (das. 1839).

Mios, französ. Dorf, Dep. Gironde, Bez. Bordeaux, an der Leyre; 1940 Einw.

Mioshy, Dorf, s. Osagen.

Miosis (griech.), s. v. a. Meiosis.

Mioskonisi (Geogr.), s. v. a. Muskonisi.

Mioxicebus (Säugeth.), nach Lesson, Affengattung, s. v. a. Microcebus *Wagn.*

Mixsterz (Ornith.), s. v. a. gemeiner Seidenschwanz (s. d.), Ampelis Garrulus *L.*

Miquelets, Name der kriegerischen und räuberischen Gebirgsbewohner in den südlichen Pyrenäen, in Katalonien, so wie in den französischen Departements der obern und der östlichen Pyrenäen auf den Höhen des die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildenden Gebirgskammes. Sie sind im Kriege gefürchtete Parteigänger, sichere Schützen und haben sich besonders den napoleonischen Truppen durch ihre Ueberfälle furchtbar gemacht. Im Frieden dienen sie den Gebirgsreisenden als Führer, die sich aber ihre Dienste theuer bezahlen lassen.

Miquelia (Bot.), 1) nach Blume, Gatt. der Cyrtandreae *Bl.* Einzige Art: M. coerulea *Bl.*, Sommergewächs auf Java; — 2) nach Meißner, Pflanzengattung. Art: M. Kleinii *Meissn.*, s. v. a. Aralia Kleinii.

Miquelon, nordamerikan. Inseln, Klein-M. (Langlay) und Groß-M., durch einen Meeresarm getheilt, im Lorenzbusen, südlich von Neufoundland, südwestlich von der Fortunabai, einzige Besitzung der Franzosen in Nordamerika, dient ihnen besonders zum Trocknen und Zubereiten der gefangenen Stockfische; ungefähr 5 □Meilen Flächeninhalt mit 6—800 Einw.; holzreich.

Miquindany, afrikan. Hafenort, Küste Zanguebar.

Mir (Geogr.), europ. russ. Flecken, Gouvernem. Grodno, südöstlich von Nowogrudek; 2160 Einw.

Mir (Gesch.), I. Herrscher von Afghanistan: 1) M. Weis, Anführer der Afghanen im persischen Heere, empörte sich gegen die pers. Oberherrschaft, † 1715. — 2) M. Abdallah, Sohn oder Bruder des Vorigen, Sultan der Afghanen. — 3) M. Mahmud, zweiter Sohn von Nr. 1, Sultan der Afghanen, ward 1725 vom Throne gestoßen und ermordet. — II. Nabobs von Bengalen: 4) M. Jaffnir, reg. von 1757—1765, doch mit Unterbrechung als Nabob. — 5) M. Kausim, Schwiegersohn des Vorigen und während dessen Entsetzung 1760—1764 Nabob. — III. König von Persien: 6) M. Aulum (Alem), erst arabischer Heerführer um 1760, dann auf kurze Zeit König von Persien, ward von Achmed Khan Abdallah geschlagen und getödtet.

Mira (Astron.), wandelbarer Stern im Bilde des Wallfisches (s. d.).

Mira (Geogr.), 1) ital. Flecken, lombardisch-venetian. Königreich, Gouvern. und Delegat. Venedig, an der Brenta und dem aus dieser bis in den Hafen Brentolo gezogenen Kanal Brentano vissima; 2100 Einw.; — 2) portugiesische Stadt, Prov. Beira, südlich bei Aveiro, auf einer kleinen Insel im atlantischen Ocean; 6090 Einw.; — 3) M.-Buena, span. Flecken, Prov. Guadalarara; 600 Einw.; — 4) M. el Rio, Flecken das., 600 Einw.; — 5) südamerikanischer Flecken, Republ. Euador, nordöstlich von Quito, an einem gleichnamigen Flusse, der in den großen Ocean mündet.

Mirabeau (Geogr.), französisches Dorf, Dep. Vaucluse, Bez. Apt, an der Durance, über die eine schöne Hängebrücke führt; 700 E.

Mirabeau (Riquetti de M., Biogr.), aus Italien stamende Familie der französischen Seigneurie, hieß ursprünglich Arrighetti und ward im Jahre 1267, weil ihre Glieder eifrige Ghibellinen waren, aus Florenz vertrieben, ließ sich darauf in Frankreich nieder, wo ihre Güter von Ludwig XIV. zu dem Marquisat M. erhoben wurden. Merkwürdig sind von ihren Gliedern: 1) Victor Riquetti, Marquis von M., geb. 1715 zu Pertuis in der Provence, war ein eifriger Vertheidiger des physiokratischen Systems und ward deshalb der „Patriarch der Oekonomisten" genannt. Sein Lebenswandel war ein höchst ärgerlicher; während er sich von Mätressen beherrschen ließ, führte er mit seiner Gattin skandalöse Processe und behandelte seinen Sohn (s. 2), dessen Liebeshändel und sonstige Extravaganzen nicht schlimmer waren, als die des Vaters, mit der äußersten Härte. Er bot dem verfolgten Rousseau ein Asyl an, aber dieser schlug es aus. Wegen seiner Schrift: Théorie de l'impot, Paris 1760 4. mußte er eine Zeitlang in der Bastille sitzen, † 1789 zu Argenteuil. Er machte sich durch mehre Schriften bekannt, die jetzt ziemlich vergessen sind, so: L'ami des hommes, Par. 1755, 5 Bde.; — Philosophie rurale, Amsterd. 1764, 3 Bde., 12.; — Lettres sur le commerce des grains, Paris 1768; — Lettres economiques, Amsterd. 1770; — Les devoirs, Mailand 1770; — Lettres sur la législation, Bern 1775, 3 Bde.; — Entretiens d'un jeune prince avec son gouverneur, Paris 1784, 4 Bde.; — Education civile d'un prince, das. 1788. Er redigirte auch das Journal de l'agriculture, du commerce et des Finances, Paris 1767—1774, 30 Bde. und die Ephémérides du citoyen, 1765—1768 mit Baudeau. — 2) Honoré Gabriel Riquetti, Graf von, einer der größten Charaktere der französischen

Revolutionsgeschichte, wurde 1749 am 9. März geboren bei Egreville in der Provence, wo sein Vater, Victor Riquetti, Marquis von M. (s. d.), auf dem Schlosse Bignon wohnte. Schon als Knabe zeigte Honoré Gabriel eine frühe Reife, einen äußerst lebendigen Geist u. Aufsehen erregende Talente; er gab Antworten, die einem Erwachsenen anzugehören schienen, und verstand es bald sehr gut, sich die Neigungen und Schwächen der ihn umgebenden Personen zu Nutze zu machen. Neben seinen Talenten war er in Allem, was er ergriff, mit einer Leidenschaftlichkeit behaftet, die ihn ganz beherrschte. So mit hervorstechender Kraft und Leidenschaft begabt, wurde er von Aeltern erzogen, die alles dazu beitrugen, ihn moralisch zu verderben. — Sein Vater, der Marquis, der umfangreiche Güter in der Provence besaß, die freilich unter ihm mit Schulden belastet wurden, war karg und geizig, ein literarischer Sonderling und Enthusiast als Schriftsteller von der Partei der Oekonomisten, ein guter wohlwollender Herr im aristokratischen Sinne gegen seine Unterthanen, ein lächelnder Tyrann seiner Familie, der seinen Despotismus gegen diese gewöhnlich mit Späßen und Bonmots würzte, dabei selbst von den zügellosesten Sitten, mehrmals in tödtlicher Feindschaft mit seiner Frau lebend, die eine heftige, zur Verschwendung sich neigende Dame war. Er hatte mit ihr 11 Kinder, unsern M. als das fünfte, erzeugt. Eine junge, geistreiche Frau von Pailly und mehre Maitressen beherrschten den Marquis, und dieser tyrannisirte ihnen zu Gefallen seine Gemahlin, seine Kinder und Verwandten.

Der Sohn wuchs kräftig heran: er wurde ein kleiner Hercules an Gestalt, aber er war häßlich von Gesicht. Er bekam eine angenehme, starke Stimme und zeigte bald viel Witz, der aber oft mit Frechheit gemischt war. — Was die Bildung seiner Talente betrifft, so bekümmerten sich seine Aeltern u. seine Lehrer sehr wenig darum, denselben eine feste, wissenschaftliche Grundlage zu geben; und der Sohn trug auch durch die Hartnäckigkeit gegen die Befehle der Erzieher wenig dazu bei, ihnen die geringe Mühe, die sie sich gaben, zu erleichtern. Im siebenten Jahre ward M. konfirmirt, und ärgerte bei dieser Gelegenheit durch einen leichtfertigen Witz seine fromme Großmutter nicht wenig. Vater und Lehrer straften fortwährend den Sohn ganz unpassend, u. klagten dann, daß sie mit dem achtjährigen Knaben nicht fertig werden könnten. Sie belachten dabei laut seine unanständigen Witze. Nach der Weise der Aristokratie ward der Knabe einem alten Offizier Sigrais zur Erziehung übergeben; da aber dieser dem Marquis bald zu milde erschien, kam der junge M. 1764 in die militärische Pensionsanstalt des Abbé Choquart zu Paris, die nach den Worten des Vaters recht geeignet war „für diesen Lumpenhund", seinen Sohn. In dieser Schule, die der junge Mann wie ein Gefängniß betrachtete, lernte er die nothwendigsten Hülfsmittel aristokratischer Bildung kennen, die für das Studium der alten Sprachen eben hinreichten; in den neuern Sprachen, im Deutschen, Englischen, Italienischen und Spanischen soll er es schon damals, was für einen Franzosen kaum möglich erscheint, zu großer Fertigkeit gebracht haben; in der Mathematik war er tüchtig, für die Musik und selbst für die Komposition zeigte er Talent, aber was im Sinne der haute noblesse mehr galt als alles dieses, sehr bald erhob er sich zu dem Range des ersten Reiters, Fechters, Tänzers, Schwimmers und Ballspielers der ganzen Schule. Die Korrespondenz mit seiner aus dem Schoße der Familie gestoßenen Mutter wurde ihm untersagt, da gerade in dieser Zeit eine bittere Feindschaft zwischen den Aeltern ausgebrochen war und die Mutter das Verbrechen begangen hatte, den Sohn heimlich mit Geld zu unterstützen. Da der Knabe dessenungeachtet fortfuhr tolle Streiche zu üben, hatte endlich der Vater das sichere Mittel zu seiner Besserung gefunden: Der Junge muß Soldat werden, er muß Gehorsam lernen. Im siebenzehnten Jahre wird M. bei der Kavalerie Unterlieutenant. Er überläßt sich Ausschweifungen; er wird Spieler, verliert vierzig Louisd'or, macht Schulden und fängt eine Liebschaft mit einem jungen, hübschen Mädchen an, um deren Gunst sich der Oberst, der Marquis Lambert, ebenfalls bewarb. Alles wird entdeckt; er verläßt das Regiment, doch die Flucht nach Paris, so wie die Fürbitten bei seinem Vater, helfen nichts, er muß auf die Festung der Insel Rhé bei Rochefort wandern. Doch genügte auch diese Strafe dem Vater noch nicht. Er wollte seinen Sohn anfänglich in die Kolonien nach Surinam verbannen lassen, besann sich jedoch und stellte lieber das Leben seines Sohnes in unehrenvollem Kampfe auf ein ungewisses Spiel. Er schickte ihn in der Legion Lorraine mit nach dem von Frankreich gekauften Korsika, welches erobert werden sollte. Kaum ist der Unterlieutenant zwei Stunden aus dem Gefängniß entlassen, so fordert er in Rochefort einen Offizier und verwundet ihn im Duell; auch das wird seinem Vater hinterbracht, der den „korsischen Flibustier" von zwanzig Jahren am 16. April 1769 einschiffen läßt. Selbst militärische Talente schien diesem für eine ganz andere Laufbahn bestimmten Genius die Natur nicht versagt zu haben; wenigstens kann man dies daraus schließen, daß er sich das Lob vieler oberen Offiziere in der Armee erwarb. Kaum zurückgekehrt, zeigt er seinem Onkel eine Einleitung zur Geschichte von Korsika, die er vorhabe zu schreiben. Das Werk ist nebst einem frühern poetischen Versuche (Eloge du grand Condé) verloren gegangen, es soll aber nach dem Urtheile des Oheims so viel Feuer, Kraft und Genie darin vorgewaltet haben, daß auch dieser alte Mann anfing ihn für einen großen Kopf zu halten. Von jetzt an nimmt der Bailli die Vertheidigung des jungen Menschen gegen den Vater auf sich, der sich endlich besänftigen läßt, aber sogleich den Plan faßt, den Soldaten zum Physiokraten zu machen. Er befiehlt ihm die national-ökonomischen Schriften, die damals in Frankreich an der Tagesordnung waren, zu studiren, aber der junge Mann will Soldat bleiben, weil er nach seinem eigenen Geständniß die militärischen Studien mit Leiden-

schaft getrieben, alle Bücher gelesen hatte, die in lebenden und todten Sprachen über den Krieg handeln, und seit kurzem Kapitän bei einem Dragonerkorps geworden war. Als der Vater tyrannisch seinen Befehl wiederholt, als er ihm auch den Wunsch zur Marine überzugehen mit den Worten abschlägt: „Ich will keine romanhaften Träumereien, keine Reisen in die Planeten, und unnütze Vergnügungen", als er ihm ohne weiteres ökonomische Bücher, unter denen auch seine eigenen, zusendet, muß der Soldat sich fügen, und eine Theorie studiren, die ihm falsch, sophistisch, pedantisch und nutzlos erscheint. Dennoch wirft er sich mit aller Kraft auf dieselbe, wendet seine Kenntnisse und Talente praktisch auf die Ländereien der M.schen Familie an und erwirbt sich in kurzer Zeit den Lobspruch des Oheims: „Dieser Kopf ist eine Gedankenmühle." — Auf einige Zeit schien es M. wirklich gelungen zu seyn, sich mit seinem Vater zu verständigen; er ging ins Limousin nach Aigueperse (21. September 1770), wo gerade damals sein Vater und seine Mutter im heftigsten gerichtlichen Streite über die Erbschaft lagen, welche die Marquise von Vassan, die Mutter der Marquise von M., hinterlassen hatte; der Prozeß stellte fünfzehn Jahre lang beide Ehegatten an den Pranger der öffentlichen Meinung. Dennoch wußte der Sohn eine würdige, friedliche Stellung zwischen Vater und Mutter zu behaupten, und wenn er sich auch mehr auf die Seite des Rechtes der schändlich gemißhandelten Frau neigte, so war der Marquis doch zufrieden, daß der Sohn ein eifriger Nationalökonom geworden war, bei ausgebrochener Hungersnoth Vorschläge machte, den Leuten unter die Arme zu greifen, ihnen Brod und Arbeit zu verschaffen, und daß er mit ihnen des Tages Lasten theilte, an der Spitze ihrer großen Tafel aß, das Brod mit ihnen genoß, sie ermuthigte und ihnen in Allem zur Seite stand. Diesem guten Vernehmen mit dem Vater hatte er es wohl zu danken, daß er demselben auf einer Reise nach Paris folgen durfte, wo er zum ersten Male die Cirkel des hohen Adels kennen lernte und durch seinen Verstand die bessern derselben für sich einnahm. Kaum zurückgekehrt (1771), sollte der junge Graf, noch ehe er mündig war, sich verheirathen, und auch diese Herzensangelegenheit machte sein Vater für ihn ab. Er suchte lange nach einer passenden Frau für ihn; endlich fiel die Wahl auf das Fräulein Marie Emilie v. Covet, einzige Tochter des Marquis von Marignane, eine der reicheren Erbinnen von Frankreich, die dereinst wenigstens 600,000 Franken zu erwarten hatte, aber erst nach dem Tode ihres Vaters zum Besitze des Vermögens kommen konnte. Der Vater M.s verstand sich erst später dazu etwas herzugeben, die Mutter erfuhr von der ganzen Sache gar nichts, so wie auch der Sohn seine Braut erst einige Wochen vor der Hochzeit kennen lernte. Bald waren indeß sämmtliche Nebenbuhler, schön und reich, wie sie geschildert werden, vor der häßlichen aber unwiderstehlichen Person des Grafen gewichen. Lieben konnte M. unmöglich eine solche, ihm halb aufgedrungene Gemahlin, die sich weder durch Schönheit, noch besondere Klugheit auszeichnete. Die Folgen von seiner Seite waren neue Ausschweifungen, Schulden und Prellerei derjenigen, die ihm geliehen hatten. Ungeachtet der 9000 Franken jährlicher Renten war bald eine Summe von 60,000 Franken nöthig, um seine Schulden zu decken. Gedrängt von allen Seiten, flieht er in die ländliche Einsamkeit, auf das väterliche Schloß. Der Vater läßt ihn für mundtodt erklären und versucht dann sein altes Mittel: „der schlechte Kerl muß ins Loch". Zuerst verbannt er ihn in die Stadt Manosque, als der Konfinirte aber diesen Ort einer edlen That wegen verläßt, einen Baron von Moans, der seine Schwester insultirt hatte, zum Duell fordert und ihn nach der feigen Weigerung, Genugthuung zu geben, in Gegenwart mehrer Zeugen selber bestraft, wird er vor Gericht belangt. Auch diese Geschichte wird dem Vater hinterbracht, u. dieser läßt ihn aus den Armen seiner Familie reißen, wo M. von seinem kleinen Erstgeborenen auf dem Todtenbette Abschied nimmt, und ihn auf das Schloß If bei Marseille ins Gefängniß bringen. Hier auf diesem unfruchtbaren Fels, auf der düstern Citadelle, sollte das von Leidenschaften zerrissene Gemüth des Jünglings, den seine Gemahlin untreu verlassen hatte, ganz sich selbst und seiner inneren Rathlosigkeit hingegeben bleiben. Abgesperrt von aller Welt, wurde ihm jede Kommunikation mit Freunden und Bekannten untersagt und dem Kommandanten aufgetragen, ihm keinerlei Nachrichten zu hinterbringen, ihm nicht einmal das Schreiben zu erlauben, kurz ihn wie einen Todten zu behandeln. Aber der Kommandant der Citadelle wird der Defensor seines Gefangenen; er schreibt an den Vater und sucht durch das Lob seiner guten Aufführung dem geliebten Verbrecher ein besseres Schicksal zu bereiten. Alles umsonst — das Herz des Vaters bleibt dem Sohne feind. „Nur um ihn auf die Probe zu stellen, ob er gelernt habe im Kerker sich ferner gut zu betragen", läßt ihn der Marquis am 25. Mai 1775 in die Citadelle von Joux, in das rauhe Gebirge bei Pontarlier bringen. Auf diesem Eulennest, dessen Mauern der Schnee bedeckt, dessen Gipfel an sonnenhellen Tagen in Wolken eingehüllt ist, erwirbt er sich wieder alsbald die Neigung der um ihn lebenden Leute, u. vom Major, Grafen St. Mauris, die Erlaubniß, in Pontarlier, der nahe gelegenen Stadt, sich aufhalten zu dürfen. Dort gerade war es, wo ihm die so bekannt gewordene Gelegenheit ward, den Frieden einer glücklichen Familie zu stören, die ihn gastfrei aufgenommen hatte. Marie Therese Sophie Richarde von Ruffey (die nachher unter dem Namen Sophie in ganz Frankreich bekannte Geliebte M.'s) war als 18jähriges Mädchen von ihren Aeltern gezwungen worden, den Präsidenten Marquis de Monnier, einen Greis von 75 Jahren, zu heirathen. Der alte Mann gewann den unglücklichen Gefangenen lieb, wärmte sich an den feurigen Erzählungen des Jünglings, wenn dieser von seinen traurigen Erlebnissen, vom Hasse seines Schicksals sprach, und zog ihn in sein Haus. M. lernte die frische, feine, süße, wollüstige, junge Frau,

wie er sie selber bezeichnet, kennen, u. bald war die schöne Blume gewonnen. Ein buhlerisches Weib und ein verunglückter Nebenbuhler, der Gouverneur Graf St. Mauris, öffneten dem Präsidenten die Augen. Sophie wurde unter die Bewachung von Domestiken gestellt; M. sollte vom unerbittlichen Nebenbuhler wieder in das Schloß Joux gebracht werden. Er entfloh anfangs nach der Schweiz, kehrte indeß bald heimlich nach Pontarlier zurück, um in der Nähe der Geliebten zu seyn. Entdeckt, wurde er von Haus zu Haus verfolgt, jedes Asyl wurde ihm verlegt, alle Augenblicke war er in Gefahr, gefangen zu werden. Sophie hatte sich in den Schoß ihrer Familie zurückgezogen, M. folgte ihr; auf seine und der Aeltern Bitten ging sie wieder nach Pontarlier, es wurde versucht, ein leidliches Verhältniß zwischen ihr und dem Gemahl herzustellen, aber sie wurde nach ihrer Meinung unwürdig behandelt. M., um der Gefangenschaft in Joux auszuweichen, meldete sich auf einer anderen Citadelle in der Nähe, auf dem Schloß von Dijon, wußte aber den Kommandanten so für sich einzunehmen, daß ihm derselbe seine Freiheit wieder gab. Hier in Dijon empfing er einen Brief von Cato Malesherbes, der ihm rieth, sich in fremde Dienste zu begeben. Unter dem Namen eines Grafen von Beaumont floh er nach der Schweiz — aber in das Dorf Verrières, nahe bei Pontarlier; nur aus Furcht vor den Nachstellungen seines Nebenbuhlers und seines Vaters zog er sich nach Genf zurück, von da nach Lyon; dann irrte er in Begleitung seiner Schwester, der Madame de Cabris, und eines verrätherischen Abenteurers in der Provence, in Savoyen, endlich wieder in der Schweiz umher. Endlich empfing er den durch den kurzen Inhalt so bekannt gewordenen Brief von der Geliebten: „Gabriel oder sterben!" Er ging wieder nach Verrières und ließ ihr seine Ankunft melden. Sophie stieg in Mannskleidern mit Hülfe einer Leiter des Nachts in den Garten hinab und floh in die Arme des Abenteurers. Beide nahmen zum Ziel ihrer Reise Holland, wo sie zu Amsterdam am 7. Oktober 1776 anlangten und eine armselige Wohnung auf dem Calvestrande bezogen. Zum ersten Mal im Leben hatte hier der junge Mann mit der hülflosesten Noth, ja bald mit dem Hunger zu kämpfen. Verlassen von allen Verwandten, ohne Geld, ohne alle Unterstützung, verstoßen aus dem Vaterlande, ward er von Nahrungssorgen für sich und seine Begleiterin gepeinigt. Er schreibt an einen Buchhändler: „Ich bin der Verfasser des Versuches über den Despotismus, eines Buches, das zu Neufchatel herausgekommen, in sechs Wochen zwei Auflagen erlebte — geben Sie mir Arbeit und Bücher." Er erhält keine Antwort. Unwillig schreibt er zum zweiten Mal und erhält den demüthigenden Auftrag, aus dem Englischen Uebersetzungen zu machen. Er arbeitet von 6 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends, er bringt es endlich dahin, daß er täglich einen Louisd'or erwirbt, kaum genug, um in der theuern Stadt seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen. Aber die schwersten Tage sollten noch kommen. Er war von der Bailliage zu Pontarlier in contumaciam zum Tode verurtheilt, sein Bildniß an den Galgen geheftet, die entführte Frau zum lebenslänglichen Gefängniß in der maison de refuge zu Besançon verurtheilt. Nicht lange konnten sie das richterliche Erkenntniß verlachen. Sophie wurde gegen das Völkerrecht im fremden Lande von französischen Polizeibeamten aufgehoben. M. hatte entfliehen können, aber die Ehre hatte ihn nicht verlassen, er theilte das Loos der Geliebten und übergab sich der Gefangenschaft am 14. Mai 1777. Beide wurden nach Frankreich gebracht und getrennt. Sophie ward in das St. Clarakloster zu Gien, M. in den Thurm von Vincennes gesperrt. M. war kaum im Gefängniß, als er auch schon den Lieutenantgeneral der Polizei, Lenoir, dem er übergeben war, durch seine bezaubernde Persönlichkeit zu erobern verstand, wie er denn später den zweiten Aufseher, Boucher, einen strengen, kalten Mann, zum Freunde gewann. Man erlaubte ihm bald, mit Sophie und einigen Verwandten Briefe zu wechseln. Diese Briefe, einst in Frankreich als ein klassisches Buch der Liebe gelesen, entschleiern die tiefsten Geheimnisse seines Herzens und bieten die beste Quelle seiner Charakterschilderung, die er uns selbst hinterlassen. Sie waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sind ohne alle Berechnung, meist in jenem Feuerstyle, voller Naturkraft und edler Leidenschaft, geschrieben, welcher die schönsten Stellen seiner Werke auszeichnet. Nachdem M. einige Ruhe erlangt hatte und wieder zu sich selbst gekommen war, schrieb er einen längeren Brief, oder vielmehr eine Abhandlung an seinen Vater, worin er einen Theil seiner Schuld eingestand und denselben aufforderte, das Richteramt endlich über ihn zu üben. Sein Vater antwortete dem Polizeichef: „Ich lasse meinen Sohn auf dem Misthaufen seiner Verbrechen." Verlassen von jeglichen Hoffnungen auf Befreiung, wandte er sich an die Herren des Hofes, an Maurepas und Noailles, endlich an den König Ludwig XVI. selbst. Alles vergeblich. Es ist zu bewundern, daß ein so hochfahrender Genius nicht in Stumpfsinn verfiel; seine bessere Natur rettete ihn und wies ihn auf die edleren Gefühle der Liebe hin, die er sich bewahrt hatte. Nicht diese waren es freilich, die ihm die Pforten seines Kerkers eröffneten; durch sie wurde sein Vater nicht zum Mitleiden bewogen, obwohl der Sohn längst seine Wuth unterdrückt hatte, und es ferner nur versuchte, dem Vater seine Verzweiflung zu schildern, die er namentlich beim Verluste seines kleinen Kindes doppelt empfand, das ihm ein frühzeitiger Tod entriß. Endlich, als er mit dem zurückgewiesenen Anerbieten, nach Amerika auswandern zu dürfen, alle Hoffnung verloren hatte, jemals wieder frei zu werden, erhebt er sich über sein Schicksal u. schreibt einen schmerzlichen, aber liebevollen Brief dem Tyrannen u. Vater, worin er ihn um seine Verzeihung bittet nach seinem Tode, so daß er dennoch für den Augenblick seines inneren Sieges die wahrhaften Triumphworte ausrufen konnte: „Nec tam mea fata premuntur, ut nequeam relevare caput!" So blieb er über drei Jahre im Gefängniß zu Vincennes; seine Vergehungen hatten ihn dort-

hin geführt; der Geiz seines Vaters erlöste ihn im Jahre 1780. Der Sohn, der stets von seiner Mutter am meisten geliebt wurde, sollte dazu verwendet werden, einen zwischen ihr und dem Vater, dem Marquis, schwebenden Prozeß über das Vermögen der Frau beizulegen. Dies gelang nicht und M. hatte das Unglück, die Liebe der Mutter einzubüßen, die ihn von jetzt an als zur Partei ihrer Verfolger gehörend betrachtete. Ueberblicken wir hier den Fortgang und die Ausbildung seiner Ideenwelt und seines Charakters. Nach außen hatte er, wie in seinen Briefen, stets eine furchtbare Leidenschaft gezeigt, die es persönlich damit zu thun hatte, Freiheit zu erringen. Dies gelang ihm nicht. Ueberall zurückgestoßen, griff er in der Tiefe und Stille des Gefängnisses in seinen Busen, bearbeitete das, was von außen auf ihn eingewirkt, in seinen gährenden Gedanken und gab es dann wieder mit jener rastlosen Thätigkeit, die nie ermüdet, weil sie stets Erhebung in sich selbst findet. Es gibt bei gereizten starken Charakteren, die ihren gerechten Unwillen nicht austoben können, eine gewisse ruhige, kalte Wuth, die Wuth der Gedanken, die lange zurückgehalten, aber dann losgelassen, desto unbesiegbarer ihr Ziel trifft u. zerschmettert. Mit dieser Gedankenwuth der Beredsamkeit schrieb M. im Gefängnisse seine vernichtenden Abhandlungen über die geheimen Verhaftsbefehle (lettres de cachet), die er anfangs auf die weißen Blätter der Bücher, die man ihm zu lesen erlaubte, niederschreiben und später in dem Unterfutter seiner Kleider verbergen mußte, um sie zu retten. Indem er aber durch diese Arbeit zuerst anhaltend zum Nachdenken über den Staat und politische Fragen geführt ward, indem er sich aufschwang zur Idee des Rechts, indem er vergeblich strebte, Religion und Philosophie in einer Abhandlung über Toleranz zu vereinen, erhob er auf der anderen Seite die Sinnlichkeit auf den Thron der Poesie und stürzte sich selbst, als er eine Sammlung von obscönen Erzählungen und ein Erotika-Biblion niederschrieb, in welchen der Schmutz des Lasters vieler Jahrhunderte mit leichtfertiger Auswahl zusammengerafft wurde. Auch seine mehr wissenschaftlichen Arbeiten konnten dem wilden Genius keine Ruhe gewähren; er wandte sich zum Sprachstudium, fing an, eine allgemeine Grammatik zu entwerfen, vertiefte sich in das Studium der Mythologie, übersetzte oder interpretirte neben einander die Metamorphosen des Ovid, den Johannes Secundus, die Elegien Tibulls u. die Novellen des Boccaccio, den Amyntas von Tasso und den Agricola des Tacitus. Aber die drei Jahre des Kerkers, könnte man sagen, waren die Studienjahre, in denen er seine Ideen und seinen Styl zu jener Meisterschaft des Ausdrucks erhob, mit der er bald in seinen Schriften, später in der Nationalversammlung, Epoche machen sollte. So trat er aus dem Gefängniß in die Welt, wie ein lange beschworener, endlich befreiter Geist, der seine Kräfte kennt, der bereit ist, alles zu benutzen, was ihm von jetzt an den Weg bahnen kann. Er hat sich selbst kennen gelernt in seiner Kraft, das ist die Frucht der drei Jahre im Thurm zu Vincennes.

Der Vater war wieder auf seine Art mit ihm ausgesöhnt unter der Bedingung, daß er sich mit seiner Gemahlin, die ihm untreu geworden, wie er ihr, vereinige und das Vermögen der Marignane den M.'s rette. Um dies zu erreichen, mußte er sich, kaum erlöst, auf sechs Monate in ein anderes Gefängniß begeben, u. das Todesurtheil in contumaciam wegen der Verführung der Monnier von sich abwenden. Er stellt sich als Gefangener (12. Februar 1782) u. übernimmt die Selbstvertheidigung vor dem Gericht zu Pontarlier; sein Advokat wird sein Kopist und liefert die Materialien, aus denen er Libelle gegen seine Gegner verfertigt, die er als Flugschriften publicirt, um das Interesse der ihn umgebenden Welt zu gewinnen. Man hatte ihn hart, ja ungerecht behandelt, man hatte vor dem Erkenntniß mehre Rechtsformen umgangen, aber dafür tritt er nun mit einer kühnen Stirn in die Schranken, als ob er der unschuldigste Mensch von der Welt wäre. Diese Sprache mußte die Richter reizen; der Marquis fürchtete einen unglücklichen Ausgang, ward wüthend über diese Art von Vertheidigung, trennte sich abermals von seinem Sohne und weigerte sich, die Prozeßkosten zu zahlen. M. verharrte nichts desto weniger bei seiner Vertheidigungsart. Hier im Kriminalgefängniß, in einem schmuzzigen, ungesunden Kerker, krank, überladen mit Arbeiten, ohne Geldmittel, zusammengesperrt mit dem Auswurf der Menschheit, unter Mördern, Kontrebandirern, Deserteuren und Dieben, deren Gezänk oft den Schlaf von seinen ermüdeten Augenlidern scheuchte, bei denen er sich indeß in große Achtung zu setzen wußte, die er ganz beherrschte, wie Cäsar jene Seeräuber, führte er seine Sache dennoch glücklich, ward endlich losgesprochen und lernte dabei die Begierden und Fähigkeiten des Pöbels kennen; schon hier erfuhr er seine Allgewalt über ihn. Jetzt sollte und mußte er zur Wiedervereinigung mit seiner Frau schreiten. Die zügellose Race der M.'s wurde indeß während dieses Versuches von der furchtsamen, aber schamlosen Wuth der Marignanes dergestalt in die Enge getrieben, daß die Riquettis alle den Muth verloren, außer unserem Grafen. Der Marquis von Marignane ließ die Briefe veröffentlichen, die M.'s Vater einst als Verwandter an ihn geschrieben, und worin derselbe den Sohn vermeintlicher Versuche von Raub, Vergiftung, Meuchelmord angeklagt hatte. Der Sohn antwortete auf diese offenbaren Verläumdungen zuerst mit zärtlichen Briefen an seine Gattin, dann durch Widerlegung der gehässigsten Anklagen, durch würdiges und freies Geständniß seiner Vergehungen, durch feines Lob seines Schwiegervaters und seiner Gattin, endlich aber, als alles vergeblich war, durch Citation eines Briefes, der die Untreue seiner Gemahlin u. die großmüthige Verzeihung des Gatten beweisen sollte. Dieser Brief gerade ward von den Marignanes als neue Injurie zur Scheidung benutzt, die endlich gerichtlich ausgesprochen wurde.

Da er sich nun von allen Seiten verlassen, auch vom Großsiegelbewahrer Miroménil, den er mit Heftigkeit angegriffen hatte, verfolgt sah,

ging er im August 1784 nach England. Er war wieder von einer Frau begleitet, die er kurz zuvor aus einem Kloster in Paris entführt hatte, der Madame de Nehra, und einem zweijährigen Adoptivkinde, dem nachherigen Verfasser der Mémoires biographiques. Kenntniß seiner Kräfte und Erfahrung besaß er; was er sich im Auslande hauptsächlich erwarb, war seine Bildung in Staatssachen und in den Staatswissenschaften, meistentheils im Umgange mit Staatsmännern. Er schloß sich einem englischen Juristen, Romilly, an, durch den ihn der Genfer Dumont, der uns die parteilosesten Nachrichten über ihn hinterlassen hat, damals kennen lernte. Er hatte kein Geld und war dadurch wieder gezwungen, sich durch schriftstellerische Arbeiten zu erhalten. Seine Neigung führte ihn nun ganz und unabänderlich zu den politischen Tagesfragen. Er schrieb seine Considérations sur l'ordre de Cincinnatus gegen den Versuch aristokratische Unterschiede in die nordamerikanische Demokratie einzuführen, dann warf er sich in die Scheldefrage und verfaßte seine Doutes sur la liberté de l'Escaut gegen Joseph II. nach einem Briefe von Chauvet, der ihm die erste Idee dazu gab, ferner einen Brief an Joseph II. über das Recht der Auswanderung. Er lernte einen Geographen kennen, und meditirte sogleich über den Plan zu einer allgemeinen Geographie. Alles, was ihm gerade aufstieß, mit seinem Feuereifer ergreifend, studirte er die Materien, während er die Bücher zusammenschrieb. Durch seine Arbeiten in England verbreitete sich indessen bald sein Ruf auf eine solche Weise, daß man auch in Paris anfing, die Augen auf ihn zu werfen, wohin er am 1. April 1785 zurückkehrte. Kaum hatte er dort den Banquier Panchaud kennen gelernt, so ergriff er die finanziellen Fragen des Tages, die damals Frankreich, zum Theil auch Spanien, bewegten. Angeregt vom neuen Finanzminister Calonne, der ihn wahrscheinlich als glänzende Feder benutzen wollte, schrieb er mit Einsicht und großer Dreistigkeit in kurzer Zeit fünf Flugschriften: 1) de la caisse d'Escompte, 8. Mai 1785; — 2) de la banque d'Espagne dite de St. Charles; — 3) Lettre du Comte de M. á M. le Couteulx de la Norraye, sur la banque d'Espagne dite de St. Charles et sur la caisse d'Escompte; — 4) sur les actions de la compagnie des Eaux de Paris; — 5) Reponse à l'écrivain des administrateurs de la compagnie des Eaux de Paris (10. Dec. 1785), in welchen er den Mißbrauch des Wuchers mit den Aktien, die Gefahr der spanischen Spekulationen aufdeckte, und dadurch bewirkt haben soll, was sehr glaublich erscheint, daß die Aktien von St. Charles von beinahe 800 Livres auf 420 herabsanken. Er hatte aber zugleich so heftig das System der Anleihen angegriffen, er hatte in seinen allgemeinen Grundsätzen mit schlagender Logik indirekt Calonne und mehre Personen des Hofes prostituirt, er hatte gegen so viele mächtige Wucherer und Beamte Partei genommen, daß die fünf Schriften sämmtlich verboten wurden. Ob er in Frankreich damals durchaus keine Aussichten auf irgend eine Beschäftigung im höheren Staatsdienste, wonach sein Herz lechzte, erhielt, oder ob es eine Sehnsucht war, sich dem größten Manne der Zeit in ähnlichen Absichten zu nähern, er ging gegen Ende des Jahres 1785 nach Berlin. „Der alte Löwe von Preußen", wie ihn M. nennt, Friedrich der Große, lebte noch. M. wurde dem Könige vorgestellt; es scheint, als habe er ihm Interesse abgewonnen; er schrieb an ihn, er sprach ihn öfters und erhielt gnädige Antworten, aber keine Anstellung. M. hatte Dohm kennen gelernt, der über die Nothwendigkeit, die bürgerliche Stellung der Juden zu verbessern, geschrieben hatte. Sogleich ergriff er Partei in dieser Frage und wußte den König für diese Ansichten zu interessiren. Damals schrieb er eine Broschüre gegen Lavater und Cagliostro, und arbeitete das Werk aus, das später unter dem Titel: Sur Moses Mendelsohn, sur la Réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne, 1787 zu London gedruckt wurde. Er hat mit einem Male die deutsche Sprache, Lessing u. Mendelsohn studirt, er ist über die Vorurtheile der Franzosen gegen fremde Sprachen hinweg, er greift Lavater heftig an, er widerlegt Michaelis, er bewegt sich wie ein deutscher Professor, der eine politische Frage philosophisch durchsicht. Am 22. Mai 1786 kehrte er nach Paris zurück. Calonne hatte alle Ursache, seinen wilden Muth zu fürchten, der Minister des Auswärtigen dagegen wollte sein Talent benutzen; Panchaud, der Herzog von Lauzun u. der Abbé von Perigord, der schon damals sein Freund war, empfahlen ihn. M. reichte ein Memoire über die Lage der europäischen Staaten ein, worin er mit Freimuth über die unglückliche Stellung Frankreichs, namentlich zu Preußen, sprach, und erhielt den Auftrag, nach Berlin zurückzukehren, um von dort aus seine Bemerkungen über den preußischen Hof und besonders über den Nachfolger des alten sterbenden Königs nach Paris zu befördern. Er begann deshalb von Preußen und Berlin aus, vorzüglich nach dem Tode Friedrichs II. (11. August 1786) seine Korrespondenz mit dem Herzog von Lauzun und dem Abbé von Perigord. In dem ersten dieser Briefe bringt er den Manen des großen Charakters sein Opfer, erschüttert vom Tode des großen Herrschers; aber bald wendet er sich neben treffenden und scharfen Schilderungen der bedeutendsten Persönlichkeiten, wie des Prinzen Heinrich und des Herzogs von Braunschweig, zur Erzählung von skandalösen Geschichten und unverbürgten Anekdoten.

Zum ersten Mal in seinem Leben beschäftigte sich M. damals mit einem wissenschaftlichen Werke, das alle seine Kräfte mit Recht in Anspruch nahm, mit dem Werke über die preußische Monarchie. Bei seinem früheren Aufenthalte in Berlin von Dohm an den Major Mauvillon empfohlen, hatte er es verstanden, dieses arbeitsame Talent ganz von sich abhängig zu machen. Er übernahm jetzt mit dem Stoffe, den der neue Freund schon gesammelt hatte, eine Umwandlung in seiner meisterhaften Darstellungsweise. M. war kein Historiker; so gut er es verstand, den Charakter der ihn umgebenden Personen zu

zeichnen, so schlecht gelang es ihm, von vorgefaßten Ansichten zu abstrahiren, gerecht zu seyn gegen die Ueberlieferung von Zuständen, welche frühere Zeiten auch für die Gegenwart mit sich bringen. Er legt seine physiokratischen Ansichten von der Freiheit der Industrie als Maßstab an die Beurtheilung der Administration Friedrichs II.; deshalb wird dieser bei aller Anerkennung für seine Größe oft einseitig und rücksichtslos getadelt. Als politische Schrift des Augenblicks, als eine Schrift für die Reform, hatte das Werk: Sur la monarchie Prussienne vielen Werth, und hat ihn noch als Quelle für die Erkenntniß vieler Zustände und Charaktere jener Zeit; aber in der historischen Kritik war es, abgesehen von einzelnen Irrthümern, schwach.

Aus diesen diplomatischen und literarischen Beschäftigungen riß M. die Nachricht, daß die Notabeln Frankreichs zusammenberufen werden sollten, er ahnte als Folge davon die Versammlung der Generalstände und machte sich alsbald auf den Weg nach Paris, wo er am 27. Januar 1787 anlangte. Jetzt war er entschlossen, es koste, was es wolle, sich eine Stellung, ein Gewicht, einen Titel des Ruhms in dem Schicksale seines Vaterlandes zu erwerben. In den ersten drei Wochen nach seiner Rückkehr verfaßte er seine Dénonciation de l'agiotage au roi et a l'assemblée des notables, eine Schrift, die den Unwillen des Königs und der Beamten reizen mußte, weil darin der eitle, aber ehrliche Necker, der in seiner Finanzadministration nicht tadelhaft dasteht, ungerechter Weise mit dem betrogenen Betrüger Law auf eine Stufe gestellt wird, ihm überdies Intriguen vorgeworfen werden, an die er wohl kaum gedacht hat. Man wollte M. zur Strafe ins Gefängniß setzen; zu rechter Zeit von Abbé Perigord gewarnt, floh er nach Lüttich, und ging dann, als das Ministerium die Augen geschlossen, zum dritten Male nach Preußen, um sein begonnenes größeres Werk zu vollenden. Aber er konnte nicht scheiden von dem Lande, wo er einem neuen politischen Tage entgegen sah; als seine Arbeiten mit Mauvillon in Braunschweig beendet waren, wagte er es, nach Paris zurückzukehren (Sept. 1787). Am 18. Dec. 1787 wurde denn wirklich vom König, der bei der Finanznoth durchaus keinen andern Ausweg sah, die Versammlung der Stände versprochen, und zwar ohne Vorschrift ihrer Befugnisse und ohne Wahleinrichtung. Während dieser Zeit ruhte die Feder M.'s nicht; er schrieb damals auf die Aufforderung der holländischen Potrioten seine Adresse aux Bataves sur le Stathoudérat, 1. April 1788, eine Schrift, die wegen der Entschleierung der Denkweise M.'s merkwürdig ist, da sie mit einem Abrisse politischer Grundsätze schließt, die nachher von der Nationalversammlung sämmtlich sanktionirt wurden, und in denen man die Ansichten der meisten Franzosen damaliger Zeit, die wohl kaum ganz die seinigen waren, ausgesprochen findet. Viele derselben hat er sogar zu Anfang der Nationalversammlung schon bekämpft. Im Sturmschritt ging er jetzt vorwärts auf der Bahn schriftstellerischen Ruhmes. Sein Werk über die preußische Monarchie erschien u. erwarb ihm einen guten Namen auf dem Gebiete der Politik; im August 1788 folgte eine Broschüre, durch welche er sich das Verdienst erwarb, gegen die Mißbräuche der französischen Kriminaljustiz in die Schranken getreten zu seyn, und als einer der Ersten zugleich auf die Besserungs- oder Pönitenzanstalten aufmerksam gemacht zu haben, in welchen durch Arbeit und beständige Einsamkeit auf den Charakter der Verbrecher gewirkt werden soll. Alle Ideen seines Jahrhunderts, die ihn und Frankreich besonders anzogen, proklamirte er mit ungestümer Heftigkeit, gewöhnlich auch mit stürmischer Logik. Die ganze Schärfe seines Verstandes, den ganzen Schwung seiner Beredsamkeit wandte er schon damals gegen die Minister, ohne den König zu verletzen. So verfaßte er sein Büchlein über die Preßfreiheit, so folgte eine Fortsetzung der Denunciation der Wucherer, in der Art arbeitete er fort in Verbindung mit seinen Freunden. „Eine Verfassung", rief er, „das ist die Grundlage jeder Oekonomie, jeder Resource, jedes Vertrauens, jeder Macht." Aber auch gegen die Parlamente wandte er sich; er wollte M. seyn und bleiben und nicht fortgerissen werden vom Geschrei der Menge, die sich an jede Opposition gegen den Hof und jetzt an die der Parlamente mit sklavischem Enthusiasmus anschloß. Er schrieb seine Réponse aux alarmes des bons citoyens, er zeigt, woher der egoistische Widerstand des Parlaments komme, das sich den patriotischen Entwürfen Turgots entgegengesetzt, dann ohne Prüfung eine Anleihe von 30 Millionen eingeschrieben (registrirt) und nur ein Jahr nachher sich gegen die Grundsteuer erhoben habe, weil diese die privilegirten Parlamentärs ebenfalls getroffen hätte. Er wollte darauf nach der Provence zurück, um als Deputirter gewählt zu werden. Ehe er von Paris abreiste, wandte er noch alle seine Kraft an gegen Necker; er ließ seine Briefe an Cerutti drucken, in denen er des neuen populären Ministers Finanzoperationen mit einer Heftigkeit angriff, die wiederum der persönlichen Verhältnisse des Hofes, selbst der Königin nicht schonte. M. kannte seine Zeit. Er hatte schon früher zu Genf einigen Bürgern gesagt: „Die Ständeversammlung muß berufen werden, und ich, meine Herren, werde Deputirter werden und Ihnen Ihre Freiheit wieder geben." Zu Anfang des Jahres 1789, als die königlichen Briefe für die Wahlen bereits in den Provinzen waren, begab sich M. nach der Provence. Er erschien in den Sitzungen der privilegirten Stände zu Aix. Der Adel der Provence war fest entschlossen, alle seine Vorrechte zu behaupten, das Herkommen ältester Zeit in jeder Beziehung aufrecht zu erhalten und deshalb auch die niederen Edelleute, die nicht Lehngutsbesitzer waren, von seinen Versammlungen auszuschließen. M. vertheidigte nun hier die Ansprüche des niederen Adels, an der Repräsentation Theil zu nehmen. Plötzlich fanden die Privilegirten, daß auch er nicht zu den Lehnsbesitzern gehöre, weil die M.'schen Lehen auf seines Vaters Namen gingen. Sie protestirten gegen ihn als einen Feind des Friedens und schlossen ihn von ihren Versammlun-

gen aus. Widerstand machte ihn nur kühner; mit jenem edlen Zorn der Beredsamkeit, der ihn so berühmt gemacht hat, warf er die Frage auf das Gebiet der öffentlichen Meinung. Durch seine „Reponse aux protestations faites au nom des prélats etc., so wie durch eine bald darauf folgende Protestation, worin er, sein Recht vertheidigend, sich an das Volk gegen Geistlichkeit und Adel wandte, bereitete er sich seine Laufbahn, zog sich den tödtlichsten Haß der Aristokraten, wie die trunkenste Liebe der Kommunen zu. M. trat nun förmlich zum dritten Stand über, um als Deputirter desselben gewählt zu werden, u. erklärte diesen Uebertritt dadurch, daß er sich in Marseille einen Tuchladen kaufte und über die Thür seines Hauses die Inschrift heften ließ: „Mirabeau, Tuchhändler."

Bald bot sich ihm die trefflichste Gelegenheit dar, sich in der Weise eines Volkstribuns beliebt zu machen. Es regte sich zu Marseille ein Aufruhr des ärmeren Volkes wegen der hohen Brod- und Fleischpreise. M. schrieb nun zuerst von Aix aus ein Avis au peuple Marseillais (25. März), um mit dem Volke dort in eine Art von Korrespondenz zu treten. Den einzig richtigen Ton und Takt traf er auch hier. Mit einer wahrhaft naiven Logik setzt er auseinander, daß die Bäcker und Kaufleute keine Schuld an den hohen Getreidepreisen hätten, berechnet bis ins Kleinste, wie hoch jedes Brod zu stehen kommen müsse, und fügte dann Worte der Beruhigung hinzu, die dem Volke zeigen, wie sich der Himmel aufkläre und ihnen gutes Wetter verspreche. Die Steuern würden sich ändern, aber in einem Tage gehe das nicht: „darüber sind wir einig." Der ganze Avis ist so klar, so volksthümlich geschrieben, daß es gewiß der Dümmste begreifen mußte. Den Abend desselben Tages, wo das Volk das Gutachten M.'s empfing, wurde der Brodpreis verringert; den andern Morgen war Marseille ruhig. Bald reiste M. selbst auf einige Tage dahin. Als er fortging, glich seine Abreise nach Aix einem Festzuge; 300 Karossen folgten ihm; Alles, was konnte, war zu Pferde, die Fenster waren an Damen für ein bis zwei Louisd'or vermiethet, die ihn und den Zug sehen wollten. Sein Wagen war mit Oliven und Lorbeeren bekränzt; die Frauen hoben ihm ihre Kinder entgegen, 4—500 junge Leute von den wohlhabendsten ritten voraus; das Volk küßte die Räder des Wagens, es schrie: „Vive le roi!"

Endlich gingen die Wähler an ihr Geschäft; M. wurde zum Deputirten von Marseille gewählt. Wenige Stunden darauf ernannte auch die Landvogtei zu Aix ihre Repräsentanten, und M. vereinte als der erste alle Stimmen. Er zog es vor, Deputirter von Aix zu seyn. Als Deputirter ging er nach Versailles. Er stand damals in Frankreich und Paris zu Allen, die ihn nicht persönlich kannten, in einem keineswegs günstigen Verhältniß. Man betrachtete ihn wie einen gefährlichen Feind und wie einen wenig zuverlässigen Freund; er hatte einen großen Ruf als Schriftsteller; aber seine Prozesse gegen seine Familie, seine Verführung mehrer Frauen, seine Einkerkerung, seine Sitten konnte man ihm selbst in Paris nicht verzeihen. Dazu hatte er mit dem Adel gebrochen, hatte in mehren Schriften die damalige Gottheit des Volkes, Necker, angegriffen, und that dies auch noch ferner beim Anfange der Versammlung in seinen Berichten an die Wähler der Provence; kurz, er war mit Nichts zufrieden und mit Allen zerfallen. Wer ihn aber persönlich kannte oder kennen lernte, ward von ihm angezogen u. fortgerissen, verzieh ihm seine Fehler um so mehr, da er sich in jeden Ton zu fügen wußte, ein entschiedenes Wohlgefallen zeigte an Menschen, deren Grundsätze stark waren und deren Sitten mit den seinen kontrastirten, da er seine Fehler und Laster frei eingestand, da er Reue blicken ließ und für die Zukunft sich als einen Menschen ankündigte, der seine Talente dazu anwenden würde, die Mängel und Leidenschaften seiner Jugend vergessen zu machen. Seine Freunde waren überzeugt, er würde sich der Sache de Menschheit und Freiheit weihen mit Aufopferung aller persönlichen Interessen. Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Versailles wußte M. sich in Verbindung mit einigen Publicisten zu setzen, die ihn mit ihren Arbeiten unterstützten. Er ließ unter seinem Namen das „Journal der Generalstände" (1. Mai) erscheinen, das am 7. Mai schon unterdrückt, sogleich aber von ihm unter verändertem Titel (Lettres du comte de Mirabeau à ses commettans) fortgesetzt wurde. So war er einer der ersten, der sich öffentlich mit seinen Wählern in Verbindung setzte und erhielt, was die Regierung nicht zu verhindern wagte. Hier erscheint er nun gleich auf den ersten Blättern als der bitterste Tadler aller Ungeschicklichkeiten der Regierung, und als höchst unzufrieden mit dem Benehmen der Versammlung. Der hauptsächlichste Grund hierzu, wenn auch nicht der einzige, da man gestehen muß, daß die Versammlung sich allerdings bei mehren Gelegenheiten taktlos benahm, waren die freilich höchst unpassenden, echt französischen Beleidigungen, die man bei Aufrufung der Deputirten in der Nationalversammlung sich gegen M. erlaubt hatte. Wurden nämlich bekannte Deputirte wie Mounier, Chapelier, Rabaud de St. Etienne u. Andere genannt, so erhoben sich die lautesten Beifallsbezeugungen, als aber M.'s Name gerufen ward, ertönte ein ziemlich allgemeiner Ruf der Verhöhnung; man sprach laut davon in der Versammlung, seine Wahl bei der Bestätigung der Vollmachten zu kassiren, ja man ging später so weit, ihn bei einigen Gelegenheiten, als er das Wort nehmen wollte, durch so starkes Gemurre zu unterbrechen, daß er sich durchaus nicht verständlich machen konnte. So beschloß er denn, es abzuwarten, wo er mit Erfolg auftreten und mit seiner Rede die Feinde zerschmettern oder zu Freunden machen könnte. — Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem er schon am 11. Juni in einer rein persönlichen Angelegenheit für seinen Freund Duroverai, der als Fremder — er war aus Genf vertrieben — aus der Nationalversammlung ausgewiesen werden sollte, eine Rede gehalten hatte, die durch ihre Wärme und durch ihre oratorische Gewalt alle Hörer zu dem lautesten Beifall hingerissen hatte, war er es, der

in der königlichen Sitzung am 23. Juni das entscheidende Wort sprach, mit welchem die Revolution ihren Anfang nahm. Der König hatte seine Rede mit den Worten geschlossen: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich sogleich zu trennen, sich morgen früh jeder in seine für seinen Stand bestimmte Kammer zu begeben, um Ihre Sitzung wieder anzufangen, ich befehle ferner dem Großceremonienmeister die Säle einzurichten." Der König entfernte sich. Die Majorität des Adels ging fort, die Minorität der Geistlichen ging auch fort. Der dritte Stand blieb unbeweglich sitzen. Ein tiefes Schweigen herrschte, in der allgemeinen Verwirrung wagte Keiner einen Laut auszustoßen. Hr. v. Brezé, der Oberceremonienmeister, erschien, und sich an den Präsidenten wendend überbrachte er ihm den Befehl des Königs, sich wegzubegeben. Der Präsident antwortete ausweichend. Da donnerte M. ihm entgegen: „Die Kommunen von Frankreich haben beschlossen, sich zu berathen; wir haben die Gesinnungen gehört, die man dem König eingegeben hat, und Sie, der Sie nicht verstehen sein Organ bei der Nationalversammlung zu seyn, Sie, der Sie hier weder Sitz noch Stimme, noch das Recht zu sprechen haben, Sie sind nicht gemacht, uns seine Rede ins Gedächtniß zu rufen. Gehen Sie, sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind kraft der Gewalt des Volkes und daß man uns nicht von hier hinwegreißen wird, als durch die Gewalt der Bajonette." Der Enthusiasmus der Versammlung nach dieser Antwort überstieg alle Grenzen. Der Würfel war gefallen, die Revolution war feierlich proklamirt. In derselben Sitzung noch benutzte er diesen Schritt und stellte sich sicher. Es wurde auf seinen Vorschlag die Unverletzbarkeit der Deputirten mit 493 Stimmen gegen 34 erklärt. — Der Hof hatte um Paris eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen. M. hatte im Auftrag der Nationalversammlung eine Adresse an den König abgefaßt, in welcher derselbe um Entfernung dieser Truppen gebeten wurde. Als der König der ersten Deputation, welche die Adresse überbrachte, und auch einer zweiten eine abschlägliche Antwort gegeben hatte, und nun von der Nationalversammlung eine dritte abgesandt werden sollte, rief M: „Herr Präsident, sagen Sie dem Könige, daß die fremden Horden gestern den Besuch der Prinzen, der Prinzessinnen, der Günstlinge und Favoritinnen, so wie ihre Schmeicheleien, ihre Ermahnungen, ihre Geschenke empfangen haben, sagen Sie ihm, daß die ganze Nacht hindurch diese fremden Söldlinge trunken von Gold und Wein in ihren unreinen Gesängen die Knechtung Frankreichs geweissagt und daß ihre brutalen Stimmen die Vernichtung der Nationalversammlung gefordert haben, sagen Sie ihm, daß selbst in seinem Palaste die Hofleute ihre Tänze aufführten beim Tone dieser barbarischen Musik, und das wäre das Vorspiel der heiligen Bartholomäusnacht." — Wenn nun endlich der Monarch seine Nachgiebigkeit der Nationalversammlung melden und seinen Besuch, eine Versöhnungsdemonstration für alles Geschehene, ankündigen ließ, so konnte ein Tribun wie M. auch den Muth haben, ohne Unwillen der Versammlung zu beantragen: es möge eine finstere Hochachtung den ersten Empfang des Monarchen begleiten. „In dem Augenblicke des Schmerzes ist das Schweigen des Volkes die Lehre der Könige." — Während M. seine Stellung in der Versammlung befestigte, während er die wirklich schlechte Verwaltung von Paris und ganz Frankreich angriff und von der Bildung der Municipalitäten, als der Basis der öffentlichen Ruhe und der Verbindung derselben mit dem Staat, dann mit der höchsten Freiheit für die Unverletzbarkeit der Briefe sprach, während er allein die Versammlung, die schon damals anfing, sich mit der Vollziehung der Gesetze beschäftigen zu wollen, mit heldenhaftem Muthe gegen die Ruhestörer in ihre Schranken zurückbrachte, jedoch die Verantwortlichkeit der Minister und ihre Entfernung forderte, während er jeden Augenblick benutzte, sich als guten Patrioten, als einen für das Heil des Vaterlandes alle persönlichen Rücksichten opfernden Mann darzustellen, war er nicht minder thätig, wenn er zu Hause unter seine Freunde trat und scheinbar von seinen Anstrengungen ausruhete. Darin lag die höchste Kraft dieses außerordentlichen Menschen, daß er eine Thätigkeit besaß, die sich an allem Großen, Erhabenen u. Schwierigen erquickte und stärkte. Im Kreise seiner Freunde besprach er sich über die in der Nationalversammlung vorzuschlagenden Motionen, er machte sie zu unsichtbaren Mitarbeitern des Komité's und seiner Rede, er wußte sich ihre Kenntnisse während des Gesprächs anzueignen, ja, seine Eitelkeit selbst mußte ihm dienen, sein Aeußeres in der Versammlung mehr herauszuheben und seinen starken und pockennarbigen Zügen durch Kleidung und Wäsche ein feines und einnehmendes Wesen zu geben. — Er gründete mit einigen seiner Freunde ein Journal „Courier de Provence", in welchem die einzelnen Verfassungsgesetze der Jahre 1789 und 1790 mit großer Schärfe und Klarheit besprochen wurden. Namentlich rügte er die Gewohnheit der Versammlung, allgemeine Principien aufzustellen, ohne die Sachen in ihrer Wirklichkeit, in ihrem Detail zu betrachten, und die Uebergriffe in die Verwaltung und die Fehler ihrer innern Polizei. Wir erkennen hier recht deutlich, wie M.'s Geist sich über seine Mitbürger erhob. So tadelte er auch die übereilte Vernichtung aller Privilegien in der Nacht vom 4. Aug. Er war nicht in der Sitzung zugegen gewesen. Als er am anderen Morgen das Geschehene erfuhr, sagte er: „So sind wir Franzosen; einen ganzen Monat disputiren sie über Sylben (die Menschenrechte), und in einer Nacht zerstören sie die ganze alte Ordnung der Monarchie." Bei den Verhandlungen über die königliche Sanktion sprach er sich für das absolute Veto des Königs aus, nachdem er schon in einer früheren Rede erklärt hatte, er wolle lieber in Konstantinopel, als in Frankreich ohne dasselbe wohnen. Kurz vor der Verhandlung hatte er seinem Oheim geschrieben: „Ich habe immer gedacht und jetzt mehr als jemals, daß das Königthum der einzige Anker der Rettung

ist, der uns vor dem Schiffbruch bewahren kann." Als die Nationalversammlung seine Ansicht über das Veto vernahm, erhob sich ein Gemurr und endlich ein fast allgemeines Geschrei der linken Seite gegen ihn. Obgleich er die Vertheidigung seiner Ansicht auf meisterhafte Weise durchführte, so erklärte sich doch die Majorität für das suspensive Veto. Es ist überhaupt merkwürdig, daß gerade die gesundesten Ideen, welche M. aussprach, keine augenblickliche Wirkung hatten. Er suchte damals seine Popularität dadurch zu wahren, daß er bei der Abstimmung nicht erschien, denn die Namen der für das absolute Veto Stimmenden wurden am folgenden Tage im Palais Royal bekannt gemacht und verflucht. Wohl mußte er damals jede Gelegenheit benutzen, um seine Popularität und seinen Einfluß in der Versammlung zu behaupten. Er hauptsächlich bewirkte, daß der König die Beschlüsse des 4. Aug. am 21. Sept. anerkannte, er verhinderte jetzt sehr vernünftiger Weise die Wiederaufnahme der Verhandlungen über jene Beschlüsse, aber wahrhaft großartig zeigte er sich in dem Talent der Replik, durch welches er Duvald d' Esprémenil zerschmetterte, der ihn boshaft angegriffen, weil er Necker in seinen finanziellen Vorschlägen unterstützt hatte. — Am 24. Sept. erschien Necker wieder vor der Nationalversammlung. Er gab ihr eine genaue Darlegung des traurigen Standes der Finanzen der Monarchie und legte ihr die Genehmigung einer sehr starken Einkommensteuer als des einzigen jetzt möglichen Hülfsmittels dringend ans Herz. Necker selbst bezeichnete dieselbe als ein Uebel, aber als ein nothwendiges. Es blieb der Nationalversammlung nichts übrig, als beizustimmen. Am 26. Sept. schien sie auch geneigt dazu zu seyn, als sich dennoch wieder einige Redner gegen dieselbe erhoben. Ein furchtbarer Tumult gegen diese war die Folge, da die Sache die größte Beschleunigung erforderte. Da trat M. auf und hielt zu Gunsten des Finanzministers eine unübertreffliche Rede. Der Eindruck derselben war unbeschreiblich; krampfhafte Beifallsbezeugungen ertönten von allen Seiten und der Plan Neckers wurde sogleich angenommen. Molé, der erste Schauspieler des französischen Theaters, hörte die Rede M.'s mit an. Die Kraft der Worte, die dramatische Darstellung, die Erhabenheit der Stimme hatten auf ihn tiefen Eindruck gemacht; bewegt näherte er sich M. und sagte: „Ach! Herr Graf, welche Rede! Und mit welchem Tone Sie gesprochen haben! Mein Gott, wie haben Sie Ihren Beruf verfehlt!" Er selbst mußte lächeln über die Sonderbarkeit seines Lobes, aber M. fühlte sich geschmeichelt. Von jetzt an wurde er wie ein höheres Wesen betrachtet, es gab keinen Redner außer ihm, er allein konnte sprechen, und wie ein Heiliger hatte er keinen Nebenbuhler in der Beredsamkeit mehr. — Ueber M.'s Verhältniß zu dem Herzog von Orleans und über seine Theilnahme an den Vorgängen vom 5. und 6. Okt. fehlen bis jetzt noch sichere Berichte. So viel steht sicher, daß er der Erste war, welcher dem damaligen Präsidenten Mounier das Herannahen der pariser Volksmassen meldete, und daß er in der Versammlung nichts that, um das Ansehen des Königs vor Beschimpfungen sicher zu stellen; dagegen war er auch frei von allem Fraternisiren mit den Massen. — Am Abend des 5. zwischen 10 und 11 Uhr war der pariser Pöbel in die Nationalversammlung gedrungen. Weiber und Männer mit Knitteln und Piken bewaffnet hatten die Gallerien besetzt und sich theilweise unter die Deputirten gemischt. M. schlief während dieser Stunden. Dumont ging zu ihm und führte ihn in die Versammlung, wo der Präsident Mounier sich vergeblich anstrengte, die Ruhe wieder herzustellen. M. erhob seine Stimme: „Ich bitte den Herrn Präsidenten, die Würde der Versammlung aufrecht zu erhalten, und den Befehl zu ertheilen, die im Saale zerstreuten Fremden auf die Gallerien zu entfernen. Wahrlich, bei solchem skandalösen Tumult können die Repräsentanten der Nation nicht mit Weisheit berathen; und ich will hoffen, daß die Freunde der Freiheit nicht hierher gekommen sind, um die Freiheit der Versammlung zu beschränken." Die Menge zog sich nach und nach zurück; die Deputirten setzten ihre Berathschlagungen fort. Indessen erhoben sich die gewichtigen Stimmen des Pöbels bald auf den Gallerien. Die Weiber der Hallen schrieen herab: „Wer spricht da brunten? Schlagt den Schwätzer aufs Maul; darauf kommt nichts an, Brod wollen wir haben! Laßt unser Mütterchen M. sprechen; ihn wollen wir hören!" Und unser Mütterchen M. ward das Geschrei der ganzen Masse. Aber er war nicht der Mann, der sich bei solchen Gelegenheiten wegwarf. Er schwieg, und „meine Popularität ist keine pöbelhafte" bemerkte er hernach zu Dumont. Gegen Mitternacht kam Lafayette endlich mit seinem Schilde, der Nationalgarde; man fing für den Augenblick an sich zu beruhigen. Aber am folgenden Morgen begann der Lärm von neuem, ein wüthender Troß stürmte die Eingänge von Versailles, mordete die Garde, und würde wahrscheinlich auch die Königin massakrirt haben, hätte sie sich nicht noch glücklicher Weise in die Zimmer ihres Gemahls gerettet. Während dieser Vorgänge schlugen einige Deputirte in der Nationalversammlung vor, die fernere Sitzung im Palast beim König abzuhalten. M. sprach: „Ich widersetze mich; es ist unserer nicht würdig, es ist sogar nicht weise, unsern Posten zu verlassen in dem Augenblicke, wo eingebildete oder wirkliche Gefahren die öffentliche Sache zu bedrohen scheinen." Die Sitzung wurde im gewöhnlichen Saale abgehalten. Bald kam die Nachricht, daß der König sich nach Paris begeben wolle; M. erhob sich: „Ich meine, daß wir in der Nähe des Königs seyn müssen wegen Beschleunigung unseres Werkes. Ich fordere, daß beschlossen werde, der König und die Nationalversammlung seyen unzertrennlich während der jetzigen Sitzungszeit, und ich bemerke, daß die gesunde Politik die Versammlung bestimmen muß, aus freien Stücken einen so wichtigen Beschluß zu fassen." Der Vorschlag ward einstimmig angenommen. — Während M.'s Benehmen in den Tagen des 5. und

6. Oktober so verdächtig erscheint, daß selbst eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, deren Resultat aber günstig für ihn ausfiel, sehen wir ihn von jetzt an als entschiedenen Konstitutionellen im Sinne des neueren Repräsentativsystems auftreten. Aber das entschiedene Mißtrauen, das des Königs Schwäche verdiente, mußte seine Blicke auf einen Mann lenken, der im Stande seyn möchte, mit der Verfassung auch wirklich die Regierung zu verbinden, und hier bot sich ihm unter allen Gliedern der königlichen Familie nur einer dar, der nicht vom Hasse gegen die geltenden Freiheitsideen erfüllt war, Monsieur. Auf ihn wandte er sogleich seine Augen, um ihn in gesetzlichen oder doch durch die frühere Geschichte Frankreichs überlieferten Formen als Generallieutenant des Königreichs hinzustellen, oder überhaupt nur als letzte Stütze der wankenden Monarchie zu benutzen. Hatte er jemals, wie wahrscheinlich ist, eine bewußte Absicht, das Gleiche mit dem Herzog von Orleans zu versuchen, so war er nun von seinem Irrthum vollständig geheilt, und hatte nicht mehr nöthig, die Revolution aufzubieten. Deshalb trat er sogleich mit einer nur bei ihm nicht überraschenden Schnelligkeit und Kraft gegen die drohende Herrschaft des Pöbels auf. Dies zeigt sich namentlich in dem Vorschlage der kräftigen Durchführung des Martialgesetzes. — Am 19. Oktober hielt die Nationalversammlung ihre erste Sitzung in Paris, im erzbischöflichen Palaste. M. eröffnete sie mit einer von Dumont gefertigten Rede, in der er die Versammlung aufforderte, an Lafayette u. Bailly Danksagungen für ihre politische Wirksamkeit abzustatten. — Hier ist denn auch der Zeitpunkt, in welchem M. versuchte, eine Annäherung u. Verbindung unter denjenigen Deputirten und politischen Größen Frankreichs hervorzurufen, die man als die eigentliche Stütze der Verfassungsarbeiten ansehen konnte, deren Ansichten er zwar keineswegs theilte, die er aber allein hoffen durfte durch die Gewalt seiner Persönlichkeit zu einer Art von Einheit zu bringen. Er strebte schon damals, seit der Mitte Oktobers 1789, sicherlich nach dem Ministerium, wenn er auch einsah, daß die Erfüllung seines Wunsches für ihn nicht augenblicklich möglich sey. Er regte eine Zusammenkunft bei einer seiner Nichten, der Marquise d'Aragon, an, in welcher Lafayette, Latour-Maubourg, der Herzog Louis Alex. de Larochefoucauld, de la Borde-Méréville, neben ihnen aber auch die Triumvire des ungemessenen konstitutionellen Fortschritts Barnave, Duport und die Lameths erschienen. — Auf der ersten Liste der Ministernamen, die Lafayette als Gestirn des Tages dem König präsentiren sollte, fand sich aber der Name M. nicht, u. die Sache zerschlug sich. — Dennoch hatte er schon in den ersten Tagen des Novembers 1789 die Hoffnung wirklich ins Ministerium zu gelangen, und das Gerücht war allgemein selbst in der Nationalversammlung verbreitet, daß er eben dieses Zweckes wegen eine Annährung an den Hof versucht habe. Zugleich hatte M. schon in der Mitte Oktobers eine Verbindung mit dem Bruder des Königs, dem Grafen von Provence, angeknüpft, oder er war, was sich gleich bleibt, auf eine Annährung des spätern Ludwigs XVIII. an ihn eingegangen. Diese Verbindung wurde zuerst eingeleitet durch den Grafen August Lamark, späteren Herzog von Aremberg. Das Memoire, die erste Arbeit, welche er an Monsieur durch den Grafen Lamark übermachte, ist batirt vom 15. Oktober 1789. — Er selbst hatte übrigens in den Augen seiner Freunde nicht durch diese Verbindung mit Monsieur gewonnen; er mußte um so mehr bei seinen Gegnern schon damals durch dieselbe verlieren; denn diese bekamen hinreichenden Grund, ihn eben durch dieselbe zu verdächtigen. Am 26. December hatte Monsieur, der Favras vollständig desavouirte, auf dem Stadthause von Paris eine Erklärung abgelegt, welche als politisches Glaubensbekenntniß, daß der König berufen sey, sich an die Spitze der Revolution als Gründer der Freiheit zu stellen, ihn vor der Impopularität retten sollte. Diese Erklärung hatte M. für ihn aufgezeichnet. Ein paar Tage nach dem Auftritte in dem Stadthause gelangte an Monsieur, und wahrscheinlich schon vorher, im November 1789, an den Minister Hrn. v. Montmorin ein anderes Memoire M.'s, nach dessen Vorschlag Monsieur die Statthalterschaft des Königreichs oder die Präsidentschaft des Konseils übernehmen sollte. Dieses Memoire war die Einleitung zu einem förmlich unterzeichneten Vertrag zwischen dem König und dem Grafen M., in welchem sich dieser verpflichtete, den König in der Nationalversammlung gemäß den Ansichten Monsieurs als Redner zu unterstützen, dann aber, wenn er und Monsieur verschiedener Meinung wären über die Interessen des Königthums und der Freiheit, die übrigens unzertrennlich seyen, wenigstens zu schweigen. Dagegen wurde ihm ein Gesandtschaftsposten für die Zukunft, und sogleich auf mindestens vier Monate die Summe von je 50,000 Livres versprochen. Im Laufe des Monats November oder December 1789 kam M. eines Tages zu Dumont, um ihm, wie er sagte, eine sehr wichtige Mittheilung zu machen. Dann fing er an im Ton der Kontrerevolutionärs die Folgen der Revolutionen des Volks, der vagen Beschlüsse der Nationalversammlung, die fürchterlichen Verwirrungen des Vaterlandes auseinander zu setzen; endlich zog er ein Papier aus der Tasche, das er Dumont mit den Worten überreichte: „Da ist ein Plan, der Frankreich retten und ihm seine Freiheit versichern kann; denn Sie kennen mich zu gut, mein Freund, um zu denken, daß ich an irgend einem Entwurf Theil nehmen könnte, dessen Grundlage nicht die Freiheit wäre. Lesen Sie zu Ende ohne Unterbrechung. Ich werde Ihnen dann die Mittel zur Ausführung angeben, und Sie werden sehen, daß sie der Größe des Entwurfs entsprechen; ich kann Ihnen indeß noch nicht die hauptsächlich dabei interessirten Personen nennen; das ist ein Ehrengeheimniß, ein feierliches Versprechen. — Dumont las und erstaunte, er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, denn der Mann der Freiheit hatte sich mit dem Hofe verbunden, der für den König eine Gegenrevolution zu bewirken beabsichtigte. „Der

König", so lautete der Plan, „sollte nach Metz oder nach einer andern Festung gehen, wo er Generale hätte, die sich auf einige treue Regimenter verlassen könnten. Von dort aus sollte eine Proklamation, ein Appell an ganz Frankreich erfolgen. Er sollte die Beschlüsse der Nationalversammlung annulliren, als unverträglich mit ihren Mandaten und begründet allein durch offenbare Usurpation. Er sollte selbst bis zur Auflösung der Versammlung schreiten, aber unmittelbar darauf die Bailliages zusammenberufen, um andere Deputirte zu wählen. Er sollte den ganzen Adel zu sich bescheiden für die Vertheidigung des Throns und des Monarchen. M. sollte in Paris bleiben und über die Bewegungen der Nationalversammlung wachen. Man hoffte, daß die rechte Seite und ein Theil der gemäßigten Linken dafür stimmen würde, sich unmittelbar zum Könige zu begeben, und sich von denjenigen zu trennen, die es verweigerten mit ihm vereint zu handeln. Wenn Paris im Ungehorsam verharren würde, so sollten ihm die Kommunikationsmittel abgeschnitten, es sollte durch Hungersnoth gezwungen werden. Man hoffte auf die Unterstützung des Klerus, der Bischöfe, die eben damals ihre Güter verloren, auf ihren Einfluß, auf den Geist des Volkes. An der Spitze des ganzen Planes stand Monsieur, auf dem die Ausführung beruhte. — Dumont zeigte M. in einem langen Gespräche die Gründe, weshalb ein solcher Plan durch ihn unausführbar sey, wie er sich selbst zu Grunde richten werde, da man ihn fürchte und fallen lassen würde; wie er ja dem Hofe weit besser als Deputirter, denn als Minister, in der Nationalversammlung dienen könne. Die Hauptsache blieb, daß die Ausführung des Planes gar nicht von M. abhing, nicht von ihm vollzogen werden konnte, ohne daß er selbst an demselben scheiterte. Dies sah M. ein; er gestand, daß er diesen Plan nur überreicht habe, weil er sondirt worden sey, ob man auf ihn rechnen könne; er versprach, den Plan einer Kontrerevolution fallen zu lassen, und Monsieur, wie den Hof, zu bestimmen, ihre Augen auf die Nationalversammlung zu richten. Hier und hier allein war auch das wirkliche Feld seiner Macht; da konnte er große Dienste leisten. Es gehörte aber dazu Ausdauer und Aufopferung des Ehrgeizes. Beides hatte M. nicht. Man mußte und wollte wohl auch eine Vereinigung der Gemäßigten in der Versammlung und außer derselben bilden, aber es kam nicht dazu; er verachtete und übersah die hervorragendsten Personen. Er wollte Minister werden, allmächtiger Minister, aber die Absicht wurde seinen bittersten Feinden bekannt. Er wollte regieren, ganz unabhängig nach seinen Ideen und Ansichten handeln, und nahm Geld vom Hof; er ließ sich bestechen, ohne bestechlich seyn zu wollen, und ohne es in dem gewöhnlichen Sinne zu seyn, daß er sich zum Instrument erniedrigt hätte, wo er Meister seyn konnte. Er empfing von Monsieur, nachdem sein Vater gestorben (dessen Marquistitel er nicht annahm, weil er glaubte, seinen Grafentitel berühmter gemacht zu haben) 20,000 Fr. monatlich, die ihm so lange gezahlt werden sollten, bis die väterlichen verschuldeten Güter in Ordnung gebracht wären. Bald darauf verließ er seine alte bescheidene Wohnung, zog in die Chaussée d'Antin, schmückte sein Hotel auf das Prächtigste aus. Als die dringendsten Schulden bezahlt waren, fing er wieder an Ausschweifungen zu begehen, Vergnügungen aller Art drängten sich; elegante Möbeln, eine ausgewählte Tafel, eine zahlreiche Gesellschaft, zu der er die Menschen versammelte, die er gebrauchte. Doch bei allen dem bekümmerte er sich wenig um die Forderungen seiner Bestecher; er fragte niemanden aus der Hofpartei um Rath, war dagegen in seinen Ansichten durchaus hartnäckig, behandelte diejenigen, welche ihm Mäßigung auflegen wollten, mit der größten Verachtung, und verlachte den Unsinn derer, die ihn unnütz machen wollten, indem sie zugleich durch ihre Bestechungen seine frühere Popularität zu vernichten beabsichtigten. Daher wurden denn bald die 20,000 Fr. nicht mehr gezahlt. — Dennoch wollte er Minister werden. Aber das Gerücht von seiner Verbindung mit dem Hof war bereits verbreitet worden, noch ehe sein prächtiges äußeres Leben auch einen entehrenden Verdacht aufkommen ließ. Schnell entschlossen, stellte er am 6. November 1789 den Antrag, um die Eintracht der gesetzgebenden und exekutiven Gewalt möglich zu machen, den Ministern einen Sitz mit berathender Stimme in der Versammlung einzuräumen. Gegen diesen Antrag erhob sich sogleich die ganze linke Seite; es wurde die Motion vom 7. November entgegengestellt; kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe Minister, kein Minister Mitglied der Nationalversammlung seyn. Zur Bekämpfung derselben erhob sich die ganze Schärfe und Feinheit des M.'schen Genies; er hatte den Muth, man möchte sagen die Tapferkeit, den Gerüchten von seiner ehrgeizigen Absicht hier entgegenzutreten. Diese Rede, eine der kecksten und feinsten, die M. je gehalten, hatte in Bezug auf ihren Zweck gar keine Wirkung; man bewunderte, man belachte und beklatschte ihn, aber die Motion vom 7. November wurde doch angenommen. — Seit der Zusammenberufung der Nationalversammlung war fast ein Jahr verflossen. Die Mandate vieler Abgeordneten lauteten nur auf ein Jahr; von wem anders konnte die Ernennung der Vollmachten abhängen, als von den Wählern? Von wem anders die Anordnung neuer Wahlen als von dem Berufer der Versammlung, vom König? Der Hof baute auf diesen Umstand große Hoffnungen. Als aber die Sache in der Nationalversammlung zur Sprache kam und über die Frage verhandelt wurde, ob die Nationalversammlung die französische Nation, d. h. ein Konvent der Nation sey, und ob sie sich selbst verlängern könne, entschied M. die Sache durch wenige Worte zum Nachtheil des Hofes. „Man fragt, sagte er, wann die Deputirten des Volks ein Nationalkonvent geworden sind? Ich antworte: an dem Tage, als sie den Sitzungssaal geschlossen, mit Bajonetten verrammelt fanden und sich am ersten besten Orte versammelten, um zu schwören, lieber zu sterben, als eine solche Ordnung der Dinge bestehen zu lassen. Eben diesen Tag sind wir ein Nationalkonvent geworden, wenn wir es nicht waren. Die Deputirten

des Volkes haben einen Nationalkonvent gebildet, als der Despotismus durch einen Akt wahrhaft hochverrätherischen Wahnsinns sie verhindern wollte, ihre heilige Mission zu erfüllen. Ich sage, welches auch unsere Vollmachten zu der Zeit unserer ersten Berufung waren, sie haben am 20. Juni ihre Natur verändert, weil dies nothwendig war zum Wohle des Vaterlandes." — Die Versammlung, durch den elektrischen Funken der Thatsache über die Schranken des Rechtes hinausgerissen, erklärte, daß die Wähler keine neuen Deputirten erwählen sollten, ehe sie nicht die Verfassung beendigt hätten. — M. aber hatte durch diese Inspiration seine wankende Popularität wieder erlangt, war den Plänen des Hofes entgegengetreten, weil er mußte, wenn er sich nicht selbst und das ganze Element vernichten wollte, in dem er lebte. Ein paar Wochen später verpflichtete er sich feierlich dem König, und erläuterte den Sinn seiner Dienste, die man von ihm erwarten konnte. Lamark übernahm es nach mehren geheimen Besprechungen mit dem König und der Königin, die Unterhandlungen mit M. zu leiten, seine Rathschläge an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen. Aber es kam nur zu halben Maßregeln; der König und die Königin wollten den Ministern nicht die Vorschläge und Pläne M.'s mittheilen. Eine Mitwirkung, eine Verbindung derselben war aber absolut nothwendig, wenn man Einheit der Handlungen erstrebte. Es fehlte das Vertrauen; so ward er auf den Weg des todten Buchstabens angewiesen, auf unmächtige Rathschläge und Meinungen; der traurige Weg wirkungsloser geheimer Memoires ward eingeschlagen. — Im Mai 1790 wurde in der Nationalversammlung darüber verhandelt, ob dem König das Recht des Krieges und Friedens zukommen sollte. Der äußersten Linken und der Volksmasse erschien es ein Verrath an der Gewalt der Nation, dem Königthum dies Recht zu ertheilen. M. aber hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dem Könige die Ueberwachung der auswärtigen Angelegenheiten, die Leitung derselben und die Initiative des Kriegs und Friedens zu retten. Die Lameths, die dies fürchteten, hatten einen jungen Mann, Namens Lacroix angeregt, ein Libell „der große Verrath des Grafen M." in 6000 Exemplaren unter das Volk zu verbreiten. Gegen das Ende der Debatte in der Sitzung vom 22. Mai stürmten die Zuhörer förmlich die Gallerien und mehr als 50,000 Bürger erfüllten an dem Tag die Tuilerien, die Gärten der Feuillans und der Kapuziner und die benachbarten Plätze und Gassen, weil sie nach den eigenen Worten A. Lameths den Triumph oder den Untergang der Verfassung mit dieser Frage in Verbindung brachten. Der Orateur de peuple beschwor eine feierliche Hekatombe der Verfassung, ein Massakriren, einen Bürgerkrieg in Paris; die Minister wurden der Laterne geweiht, ihre Köpfe durch Paris spazieren geführt. Man bezeichnete schon den Baum, an welchem M. hängen sollte. Beim letzten Kampfe auf der Tribüne umstanden ihn seine besorgten Freunde. „Genug," sagte er, „man soll mich von hier im Triumphe oder in Stücken davon tragen. Er verharrte drei Viertelstunden auf der Rednerbühne, die Arme gekreuzt, in ruhigem Schweigen, ehe die Ultras der Rechten und Linken ihn zum Worte kommen ließen. Nach dem Schluß seiner bewunderungswürdigen Rede begleitete ihn der lebhafteste Beifall von der Rednerbühne herab. Verwirrt, aber Haß und Rachegefühl im Herzen schwiegen seine Gegner; mit einer glänzenden Majorität siegte sein Vorschlag: „der Krieg kann allein durch einen Beschluß der Nationalversammlung erklärt werden, der auf den ausdrücklichen und nothwendigen Antrag des Königs gefaßt und von ihm sanktionirt ist." — Man hat von jeher diesen Sieg M.'s als einen seiner bewunderungswerthesten gepriesen, weil er hier in einer schwierigen staatsrechtlichen Frage, die gelegentlich zur Diskussion kam, eigentlich gegen die von der Versammlung bereits anerkannten Grundsätze der Verfassung der Monarchie ein wichtiges Recht erfocht, das halb und halb bereits verloren war, weil er hier Barnave, den talentvollsten seiner Gegner, Brust gegen Brust gegenüberstehend, siegreich bekämpfte. Er zeigte hier neben der höchsten Kraft seiner Leidenschaft zugleich die Fähigkeit seines Geistes, eine abstrakte politische Frage klar und energisch zu behandeln. — Es war dies eine seiner glorreichsten Eroberungen, aber auch eine seiner letzten; die Siege, welche er später errang, waren meist nur halbe, wenn man auf den Erfolg sieht; oder sie zeigten nur die außerordentliche Wirkung seiner Persönlichkeit, die sich unnahbar den feindlichen Angriffen zu erhalten vermochte, ohne der Sache die Dienste vollkommen leisten zu können, auf die es ankam. So war er schon früher mit seinem Vorschlage, indirekte Wahlen einzurichten, gegen Barnave durchgefallen, auch später bis zum Tode, in den allerwichtigsten Beschlüssen der Nationalversammlung über den Adel, über die Minister, über die bürgerliche Stellung der Geistlichkeit, vermochte oder wagte er es nicht einmal, seine Ueberzeugungen unbedingt gegen den Strom der öffentlichen Meinung geltend zu machen. Er mußte häufig mit seinen Gegnern unterhandeln, und streng genommen fand sich Niemand von den hervorragenden politischen Persönlichkeiten, der sich seinen einsichtigsten Planen unter seiner Führung unterordnen wollte. Die Franzosen waren noch gar nicht für das konstitutionelle Leben, für das Zusammenhalten verwandter Fraktionen nach allgemein leitenden Grundsätzen bei selbst abweichenden Meinungen im Einzelnen vorgebildet. Die geordnete Regierung eines konstitutionellen Ministers oder Deputirten war bei dieser Lage der Dinge unmöglich. Alle geheimen Besprechungen M.'s mit dem Hofe oder den Männern der Rechten und der gemäßigten Linken nützten wenig oder nichts; und er selbst mit seiner Eitelkeit und Größe des Talents hatte eine Persönlichkeit die, zum Herrschen geboren, nur die Wahl ließ zwischen unbedingter Unterordnung oder Feindschaft. Gegen Ende Mai's 1790 sprach er die Königin, er sprach sie überhaupt nur zweimal, den König höchstens einmal, oder vielleicht niemals. Als Marie Antoinette sich

herabließ, durch die persönliche Zusammenkunft in den Gärten von St. Cloud um den ausgezeichneten Redner zu werben, konnte es nur ihre Absicht seyn, die bereits eingeleitete Verbindung durch die Feinheit und Grazie ihrer Person fester zu knüpfen, und sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen. „Bei einem gewöhnlichen Feinde, bei einem Menschen, der den Untergang der Monarchie geschworen hat, würde ich diesen Augenblick das unpassendste Verfahren anwenden, aber wenn man spricht zu einem M." — sollen die Worte gewesen seyn, mit denen sie ihn anredete. Beim Abschied erbat u. erhielt er den Handkuß. „Madame, dieser Kuß rettet die Monarchie," soll er mit stolzer Eitelkeit ausgerufen haben. Allein, wie groß auch sein Vertrauen in seine Macht war, diesmal hatte er zu viel versprochen. Durch ein bösartiges Augenübel verhindert, erschien er in der nächsten Zeit nur selten in der Nationalversammlung. An der Diskussion des Dekrets vom 19. Juni 1790, welche die Adelstitel aufhob, nahm er keinen Theil, obwohl er mit demselben unzufrieden war. „Es ist unmöglich," schrieb er an Mauvillon, „aus dem Herzen der Menschen die Macht der Erinnerung zu vertilgen. Der wahre Adel ist in diesem Sinn ein eben so unzerstörbares als heiliges Eigenthum. Die Formen wechseln, aber die Verehrung bleibt." Seine untergrabene Popularität erlangte er theilweise wieder durch sein entschiedenes Auftreten, womit er die Civilkonstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Kreation neuer Assignaten unterstützte. Es ist sonderbar, wie ihn sein Geschick verfolgte. Immer, wenn er die revolutionären Ideen und Grundsätze unterstützte, war er allmächtig, oder gab den Ausschlag zum Siege; fast jedesmal, wenn er den Stillstand oder nothwendige Reformen verfocht, fiel er durch; von Zeit zu Zeit mußte er seine wankende Popularität gegen die Herzensneigungen der Rechten wieder auffrischen; dies gelang ihm in hohem Grade, aber meistentheils blieb ihm dann das Gefühl der Bitterkeit, in dem, was er nach seinen innersten Ueberzeugungen erstrebte, die Union des Königthums mit einer freieren Ordnung der Dinge, einsam dazustehen, verlassen von vielen Ehrenmännern, und machtlos. — Durch seine geschickten Manoeuvres wurde er am 30. Nov. 1790 zum Präsidenten des Klubs der Freunde der Konstitution (der Jakobiner) ernannt. Er wagte es, Robespierre zur Ordnung zu rufen, weil dieser im Klub gegen einen bereits gefaßten Beschluß der Nationalversammlung sich erhoben hatte. Er ging aus diesen Kämpfen für seine Person noch siegreich hervor, aber ohne Erfolg in der Hauptsache. Am 18. Jan. 1791 wurde er Chef eines Bataillons der Nationalgarde und gegen Ende desselben Monats Präsident der Nationalversammlung. Er arbeitete unermüdlich in den Fragen der auswärtigen Politik, er sprach über die schwierigsten Punkte des freien Handels, der Regalien und der Steuerverwaltung, selbst über die Münze, aber was war seine Wirkung, sein Erfolg? Er selbst wurde immer berühmter, nicht populärer, der Ruf seiner Talente wurde unermeßlich, immer ausgedehnter, nicht der seines Charakters. Die Kraft seiner Persönlichkeit trat immer schlagender hervor, nicht die seiner staatsmännischen Wirksamkeit. Er zeigte als Präsident das neue Talent, die Diskussion einer so zahlreichen und stürmischen Versammlung mit majestätischer Würde zu leiten, den Inhalt derselben auf das Klarste zusammenzufassen und Ruhe und Ordnung in die Versammlung zu bringen. Seine Antworten auf verschiedene Adressen, an mehre Deputationen wurden berühmt, einige wurden stehende Redensarten im Munde des Volkes. Seine Haltung gegen die wilde Fraktion der äußersten Linken wurde von Tag zu Tag fester, sein Ton strenger; es lag etwas Bewundernswerthes, fast Unglaubliches darin, daß es ihm gelingen konnte, einen wahrhaft majestätischen Ernst zu zeigen, den man sonst nur gewohnt ist von den reinsten sittlichen Charakteren mit Erfolg angewandt zu sehen. Bei der Verhandlung über die Dekrete gegen die Emigranten wagte er es, diese Maßregeln unter dem größten Tumult als eine drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. — Im December 1790 arbeitete M. einen Plan aus zur Wiederherstellung des Königthums und der Regierung im Innern Frankreichs auf dem Wege einer neuen Konstitution und ließ denselben durch den Grafen Lamark der Königin überreichen, nachdem er ihn bereits dem Minister Montmorin mitgetheilt hatte. Die Hauptpunkte in diesem Memoire waren folgende: „Die zweite Legislatur muß anderswo zusammen berufen werden als in Paris, denn die Hauptstadt ist unheilbar demagogisch. Unabhängigkeit dieser Versammlung und des Königs ist die Hauptsache. Die Nationalgarde ist zu zahlreich, um einen Corpsgeist anzunehmen, deshalb muß man die Departements zur Bildung einer Garde des Königs heranziehen. Man darf nicht fürchten, mit der Nationalversammlung offen zu brechen. Das Projekt Lafayette's ist gänzlich zu verwerfen, der die Konstitution auf den bereits dekretirten Grundlagen annehmen will. Nur einige Grundsätze der Konstitution können beim Werk der Restauration angewandt werden, die Grundsätze zugleich der Freiheit und der Monarchie. Was die Vernichtung aller Privilegien angeht, des Lehnswesens, der ungleichen Lasten &c., so sind alle diese Vernichtungen, gleich nützlich der Nation und dem Monarchen, vollbracht, glücklicher Weise vollbracht und für immer. Darauf zurückkommen hieße die Sonne im Westen aufgehen lassen. Eben so verhält es sich mit dem Steuerrecht, der Preßfreiheit, der Religionsfreiheit, der Verantwortlichkeit der Minister, der Zulassung Aller zu allen Stellen. Alles das ist abgethan, wohlgethan; das ist für die Nation erworben, für den König erworben, man hüte sich es zu vergessen, unverjährbar erworben. — Aber zwei große verhängnißvolle Irrthümer hat die Nationalversammlung begangen: 1) die Schwächung der königlichen Gewalt, die man nur auf verständige Weise beschränken durfte; 2) die Uebertreibung des Einflusses des Volkes,

das man frei, aber nicht souverän machen mußte, denn wenn das Volk auch dem Prinzip nach souverän ist, so kann es das doch nicht in der Wirklichkeit seyn. Die Heilmittel nun liegen in der versprochenen Revision der konstitutionellen Artikel, in einer tiefgreifenden, nicht oberflächlichen Revision. Man muß allen die Augen öffnen über die begangenen konstitutionellen Fehler, die Versammlung ihre Usurpationen fortsetzen lassen, ja sie vielleicht noch dazu anreizen, damit sie sich im Interesse der Nation und des Thrones kompromittirt. In Folge davon könnte es sich ereignen, daß die öffentliche Meinung die Versammlung selbst vor dem Ende der Sitzungen auflösen würde. Und dann würde die zweite Legislatur, sobald wie möglich durch den König berufen, als eine große Wohlthat betrachtet werden. Aber um von ihr Nutzen erwarten zu können, müßte diese zweite Legislatur den Willen und die Macht haben, die Konstitution zu verbessern. Und um dies entscheidende Resultat zu bewirken, müßte man sich eines starken Einflusses bei den Wahlen versichern. Um zur Ausführung dieses Planes zu gelangen, müsse man zuerst der gegenwärtigen Versammlung das Dekret abdringen, daß kein jetziger Deputirter wieder erwählt werden dürfe, und ferner müsse die Wahl der Deputirten auf den Wohnsitz ihres Departements beschränkt werden." — Nachdem dieser so weit ausgebildete Plan dem König und der Königin vom Grafen Lamark mitgetheilt war, wurde er in einer nächtlichen Zusammenkunft beim Minister Montmorin während der ersten Hälfte des Monats Februar besprochen. — Obwohl M., damals Präsident der Nationalversammlung, krank war — er litt schon an Fieber und heftigen Augenentzündungen — gelang es ihm doch die Bedenken, die gegen den Plan geäußert wurden, zurückzudrängen. Man muß diese Zusammenkunft als einen glücklichen Anfang betrachten, die Häupter der konstitutionellen rechten Seite und das Ministerium für das wahre Repräsentativsystem zu vereinigen. Malluet war zugegen. Zugleich war der Graf Lamark an den General Bouillé nach Metz abgegangen und hatte diesen vollkommen für die Ausführung des Planes gewonnen. — In Bouillé's Hände sollte der König und die königliche Familie zu Fontainebleau oder zu Compiègne übergeben, und unter den Schutz seiner besten Truppen gestellt werden. M. hoffte auf 36 Departements rechnen zu können, deren Leitung er übernehmen wollte; Bouillé rechnete auf 6 andere unmittelbar. Der König hatte sich entschlossen, spätestens im Anfang des Monats April Paris zu verlassen. So schien alles zur Ausführung vorbereitet zu seyn. — In diesem Moment trat das Schicksal ein und ließ M. sterben. Schon in den letzten Jahren seines Lebens war durch frühere Ausschweifungen u. durch rastloses Arbeiten sein starker Körper, der die Muskeln eines Hercules hatte, so geschwächt, daß M. selbst von Zeit zu Zeit — er stand erst im Anfang der Vierziger — die herannahende Auflösung fühlte. Im Februar 1788 hatte er den heftigen Anfang einer Krankheit, die er Cholera morbus nannte, und die ihn so darniederwarf, daß er meinte, von da an aus dem Sommer in den Herbst seines Lebens eingetreten zu seyn. Bei der leichten Erregbarkeit seiner Nerven — sein Arzt verglich sie mit denen eines zarten Frauenzimmers — ließ ihm sein erhitztes Blut keine Ruhe; er hatte keinen Schlaf mehr, und seine Schwäche zeigte sich seit dem Jahr 1789 in wiederkehrenden Augenentzündungen. So sah man ihn öfters mit dem Bande über den Augen den Sitzungen der Versammlung beiwohnen. Allmählig mußte er seine gymnastischen Uebungen aufgeben. Er ahnte seine baldige Trennung von seinen Freunden; der Schmerz darüber ergriff ihn heftig, aber dennoch konnte er sich nicht anders als über Staatsangelegenheiten mit ihnen unterhalten, deren traurige Lage für Frankreich er jetzt vorzüglich hervorhob: „Ich werde sterben; wir werden uns vielleicht nicht wiedersehen. Wenn ich nicht mehr seyn werde, wird man erkennen, was ich galt. Das Unglück, das ich aufgehalten habe, wird von allen Seiten auf Frankreich hereinbrechen; diese verbrecherische Faktion, die vor mir zittert, wird keinen Zügel mehr haben; nur Unglücksweissagung liegt vor meinen Augen. — In den letzten Tagen des März 1791 sah man in der Straße Chaussée d'Antin eine Menge Menschen in dumpfer Stille auf etwas Außerordentliches warten. Sie waren zusammengesetzt aus allen Ständen. Fragte man einen der Umstehenden nach der Ursache, so ward geantwortet: „M. ist krank." Seine Krankheit war vom Anfang an ein öffentliches Ereigniß; man fühlte, daß der Mann sterbe, an dem die letzte Hoffnung des Staates hing. Der König schickte mehrmals des Tages; selbst der Klub der Freunde der Konstitution sandte eine Deputation, an deren Spitze Barnave stand, um sich nach dem Befinden des großen Mannes zu erkundigen. In der Nacht des 27. März ward er von einem neuen Anfall einer Kolik befallen, welche ihm die Luft entzog und ihn mit fürchterlicher Beängstigung quälte. Dennoch erschien er an demselben Morgen noch einmal in der Versammlung, um über die Verwaltungsgrundsätze der Bergwerke fünfmal hinter einander das Wort zu nehmen. Es war das letzte Mal, sein Schwanengesang. Als er am Abend versuchte, sich in der italienischen Komödie zu zerstreuen, mußte er hinweggetragen werden. Der Rückfall in die Krankheit war so heftig, daß sie ihn zu ersticken drohte; er litt fürchterlich; eine heftige Entzündung der Eingeweide stritt mit einem Körper, der für ein langes Leben geschaffen war; mehre Stunden hinter einander lag er bewußtlos auf dem Lager. „Mein Freund," sagte er zum Arzt, „mache schnell, es ist unmöglich in so schmerzhaften Beängstigungen zu leben." Am 30. März nahm sein Gesicht den Blick des Todes an, langanhaltende Krämpfe zeigten sich. Wenn sich die Schmerzen nur etwas verloren, ward er alsbald heiter wie sonst, mild und liebenswürdig gegen die ihn umgebenden Freunde und Diener. Dann blieb er so mit vollkommener Geistesfrische bis zum letzten Augenblick. Er machte sein Testament mit der größten Ruhe: „Ich habe Schul=

den," sagte er, „aber ihren Umfang kenne ich nicht; ich kenne auch den Zustand meines Vermögens nicht, aber ich habe mehre Verpflichtungen, die meinem Herzen theuer sind." Der Graf Lamark übernahm die Legate. — Als der unvermeidliche Tag erschien, ließ er die Fenster öffnen, um frische Luft zu schöpfen und sprach zum Arzt: Mein Freund, ich sterbe heute; wenn man da angekommen ist, bleibt nichts zu thun als sich mit Blumen zu schmücken, sich zu parfumiren und sich mit Musik zu umgeben, um angenehm in den Schlaf überzugehen, von dem man nicht mehr erwacht. Wohlan, man soll mich rasiren und meine vollständige Toilette machen." Er ließ sein Bett ans Fenster rücken, betrachtete noch einmal die aufkeimenden Spuren des Frühlings, und als er die helle Sonne scheinen sah, sagte er: Wenn das nicht Gott ist, so ist es wenigstens sein leiblicher Vetter." „Ich nehme die letzten Lumpen der Monarchie mit ins Grab," soll er zu Talleyrand, mit dem er sich auf dem Sterbebette wieder aussöhnte, gesagt haben; gegen seine Umgebung äußerte er öfters: „Ich trage die Todtentrauer der Monarchie in meinem Herzen, deren Wrack den Factionen als Beute anheimfallen wird;" u. als er in der Stunde des Todes Kanonenschüsse hörte, rief er im letzten Stolze: „Beginnt sie schon die Leichenfeier des Achilles?" und starb. — Der Arzt trat aus dem Hause und sagte zur Menge: „Er ist todt." Die Nachricht kam zur Nationalversammlung, welche erschüttert die Beileidsbezeugung in das Protokoll des traurigen Tages eintrug. Der Präsident schlug eine Deputation für das Leichenbegängniß vor, aber die Versammlung rief: „Wir wollen alle folgen." Die Sektionen von Paris forderten, daß er beerdigt werde im Bundesfelde der Franzosen unter dem Altare des Vaterlandes. Das Direktorium des Departements schlug vor, ihm zum Grabmal die neue Kirche St. Geneviève zu weihen, und zu beschließen, daß künftig dieses Gebäude bestimmt sey, die Asche großer Männer aufzunehmen. Das Departement und die Municipalität beschlossen auf acht Tage öffentliche Trauer anzulegen; dasselbe that der Jakobinerklub, und mehre Departements folgten dem Beispiele. Selbst seine ausgesprochenen Gegner, wie Barnave, erkannten öffentlich: „Er habe in Wahrheit die Ehren verdient, die von der Nation großen Männern, die ihr zum Wohle gedient haben, beschlossen werden." Auch der frostige, bleiche Robespierre unterstützte die Ehrenbezeugung nach seinem Ausdrucke: „aus aller seiner Kraft oder vielmehr aus allem seinem Gefühle." — Vergl. Mémoires biographiques littéraires et politiques de M., ecrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif," Par. 1835; — „Souvenirs sur M. et sur les deux premièrs assemblées législatives par Etienne Dumont" (Brüssel und Leipzig 1832); — eine treffliche biographische Skizze in den Monatsblättern der Allgem. Zeitung 1845 und 1846, welcher unser Artikel theilweise entnommen ist; — M., „Eine Lebensgeschichte von Franz Pipitz" (2 Bde. 1850); — „Briefwechsel zwischen dem Grafen von M. und dem Fürsten von Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1789, 1790 und 1791. Nach der französischen Ausgabe des H. v. Bacourt, deutsch bearbeitet von Städtler" (2 Bde., Brüssel und Leipzig 1851).

3) André Boniface Riquetti, Vicomte de M., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. zu Bignon den 30. Nov. 1754, ward schon in der Wiege Malteserritter und machte sich frühzeitig durch sein ausschweifendes Leben berüchtigt. Er schlug die militärische Carriere ein und erhielt, nachdem er im amerikanischen Befreiungskampf mitgefochten, vom Hofe ein Dragonerregiment. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er vom Adel von Limoges in die Versammlung der Generalstaaten geschickt, geberdete sich aber hier als heftiger Aristokrat u. zwar auf eine so ungeschickte Weise, daß er von seinem Bruder öfters vertheidigt werden mußte. Auf die Nachricht, daß sein Regiment in Perpignan sich auf die Seite der Revolutionäre geschlagen, eilte er zu Anfang des Jahres 1790 dahin und nahm seinen Dragonern zur Strafe ihre Halsbinden weg. Vor der Nationalversammlung angeklagt, emigrirte er und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannt gewordene Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkampf gegen sein Vaterland begann. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 Mann starken Corps verursachte, veranlaßte seinen Tod den 15. Sep. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Mirabel (Geogr.), 1) französ. Stadt, Depart. Tarn-Garonne, Bez. Montauban; 1580 Einw.; — 2) M. aux Baronnies, Flecken das., Depart. Drome, Bez. Nyons, am Eygues; Olivenölfabrikation, Seidenweberei; 1790 Einw.

Mirabella (Geogr.), ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato ulteriore, südwestl. von Ariano; in der Umgegend römische Alterthümer; 5400 Einw.

Mirabella (Bot.), nach Bertero, Gattung der Euphorbiaceae *Steud.* Einzige Art: M. glechomoides *Bert.*, ausdauerndes Kraut auf der Insel Juan Fernando.

Mirabelle (Pomol.), Name mehrer vorzüglicher Pflaumensorten, welche aber nach Liegels Anordnung keine besondere Abtheilung bilden; wir beschreiben nur die bekanntesten: 1) Gemeine gelbe M. Klasse 2, Ordn. 2, Rang 1. Liegel. Diese allgemein bekannte, sehr berühmte, köstliche Pflaume ist etwas länglich rund, oft ganz rund und meist 10—11 Linien hoch und dick. Der Stiel ist 7—8 Linien lang, dünn, etwas gebogen und rostfleckig. Die Haut ist dick, läßt sich schwer abziehen, ist etwas säuerlich und genießbar. Die Farbe der Frucht ist ein schönes Gelb, in welchem viele rothe Punkte und Flecken sich befinden. Das Fleisch ist fest, gelb, nicht sehr saftig, von einem sehr lieblichen, zuckersüßen, erhabenen Geschmacke. Der Stein löset sich gut vom Fleische. Die Frucht zeitigt Mitte bis Ende August und ist sowohl zum frischen Genusse als auch zum Trocknen vortrefflich. In letzterer Hinsicht kann sie nich

genug angepflanzt werden, da sie, ausgekernt und an der Sonne getrocknet, alle andern Pflaumen an Güte übertrifft. Der Baum nimmt mit jedem Boden vorlieb, wenn er nur nicht allzu naß ist. Er trägt seine Früchte büschelweise und ist außerordentlich tragbar, wodurch er vor der Zeit veraltet. Werden aber die Aeste gehörig verjüngt und jährlich mitbeschnitten, was er sehr gut verträgt, so kann er nach dem Zeugnisse von Christ 50 Jahre alt werden. Er pflanzt sich durch die Steine ächt fort, nur werden die Früchte gewöhnlich etwas kleiner. Verdient die häufigste Verbreitung. — 2) Rothe M., rothes Rebhühnerei. Klasse 2, Ordnung 1, Rang 2. Liegel. Der Stiel ist 7 Linien lang, dünn, gerade, meist grün. Die Frucht ist klein, meist 1 Zoll hoch und dick, dunkelroth von Farbe und mit vielen gelben Punkten besetzt. Die Haut ist dünn, etwas zäh und läßt sich abziehen. Das Fleisch ist weißlichgelb, glänzend, schmelzend, überaus saftig, von zuckersüßem, lieblichem Geschmacke. Der Stein löset sich vom Fleische. Die Frucht zeitigt in der Mitte August nach und nach. Der Baum bleibt klein, macht viele dünne Zweige, treibt in der Jugend Dornen und trägt ziemlich reichlich. — 3) Hofingers rothe M. Klasse 2, Ordn. 2, Rang 2. Liegel. Diese niedliche, schöne Frucht ist sehr klein, noch etwas kleiner als die gelbe M.; sie ist 11 Linien hoch und dick. Der schwache Stiel ist 7 Linien lang, rostig und sitzt in einer engen Höhle. Die dünne, säuerliche, abziehbare Haut ist bräunlichroth, auf der Sonnenseite mit graulichen Punkten besetzt und mit dünnem, blauweißem Dufte überzogen. Das Fleisch ist grünlichgelb, saftig, ganz zuckersüß und recht angenehm. Der Stein löset sich bei ganz reifen Früchten recht gut. Die Frucht reift Ende Juli mit der Johannispflaume und ist eine der ersten von allen. Der Baum bleibt klein, hat ein buschiges, verwildertes Ansehen. Seine Tragbarkeit ist zu loben; er hängt bisweilen strotzend voll. Verdient für den Obstmarkt Empfehlung. — 4) Doppelte M., s. v. a. Goldpflaume (s. d.). — Nach Oken und Dierbach stehen die M.n unter der Abtheilung der Möllenpflaumen (s. Prunus, Pomol.). Unter den getrockneten Pflaumen sind sie Gegenstand eines ziemlich ausgebreiteten Handels (s. ebenfalls Prunus, Pomol.).

Mirabello (Geogr.), 1) europ.-türk. Bezirk, Insel Candia; — 2) Hauptstadt das., Hafen, Sitz eines griechischen Bischofs; — 3) Bucht das.; — 4) italienisches Dorf, lombard.-venet. Königr., Delegat. Pavia, bei Pavia, 930 Einw.; — 5) Dorf das., Königr. Neapel, Prov. Sannio, bei Campobasso; 2000 Einw.

Mirabile dictu (lat.), wunderbar zu hören.

Mirabilia (lat.), wunderbare Dinge.

Mirabilis (Bot.), nach Linné, Wunderblume, franz. Belle de nuit, Gattung der Nyctagineae *Juss.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch unterhalb, röhrig, fünfspaltig; Korolle trichterförmig, langröhrig; Nectarium kugelrund, fünfzähnig, den Fruchtknoten umgebend; Samen nußartig, einzeln, wird von der bleibenden, rindenartig verhärtenden Basis der Kronröhre eingeschlossen. Ausdauernde Kräuter in beiden Indien, Mexiko und Brasilien, mit großer, spindelförmiger, fleischiger Wurzel, gabeligen Aesten und einzelnen Achselblüthen, welche während des Tags geschlossen, des Nachts geöffnet sind, daher der französische Name. Von 10 Arten sind als Arznei- und Zierpflanzen zu bemerken: 1) M. longiflora *L.*, langblumige Wunderblume. Stengel 2—4 Fuß hoch, gabelästig, gleich der ganzen Pflanze klebrig-weichhaarig; Blätter eirund-herzförmig, spitz; Blüthen weiß, sehr langröhrig, am Rande oft röthlich, auswendig schmierig-klebrig, Abends sehr wohlriechend. Variirt auch mit violett purpurrothen Blüthen. Auf den Bergen von Mexiko. Nach Fr. Nees von Esenbecks Angabe ist die Wurzel dieser Pflanze die Radix Mechoacannae griseae, Radix Matalista, graue Mechoacannawurzel, Wunderblumenwurzel. Kunze, in Göbels pharm. Waarenk., Taf. 40, Fig. 2. Sie ist groß und rübenförmig, selten zweischenkelig; getrocknet kommt sie in Scheiben von 2—3 Zoll Breite und 3—4 Linien Dicke vor. Die Außenseite ist matt, schwarz- oder rothbraun, verworren-runzelig und grubig. Die beiden Flächen der Scheiben sind bis zum Mittelpunkte regelmäßig und eigenthümlich geringelt. Es sind nämlich abwechselnd kreisförmige Vertiefungen und kreisförmig gestellte, einander genäherte und bisweilen zusammenfließende, warzenförmige Erhabenheiten zu bemerken. Die Warzen zeigen an ihrer Spitze einen deutlichen eingedrückten und lichtern Punkt. Die Farbe der Flächen ist ein mehr oder weniger mit Braun gemischtes Grau. Der unebene Bruch und der Längsschnitt sind lichter, was von silberweißen oder perlenmutterfarbigen, spießförmigen Krystallen herrührt, welche häufig in der Substanz vorkommen und denen bei der weißen Mechoacanna (s. Convolvulus Mechoacanna) gleichen, aber merklich größer und breiter sind. Die Wurzel wiegt schwer, ist geruchlos, schmeckt anfangs mehlig, dann etwas widerlich und reizend schärflich. Von Radix Bryoniae unterscheidet sie sich durch die Färbung, welche bei jener gelblich (nicht grau) ist, durch die warzenförmigen Erhabenheiten und die Krystalle im Innern, welche jener fehlen. Diese Wurzel, welche als Abführungsmittel zwischen der ächten Jalappe und weißen Mechoacanna mitten inne steht, gab man sonst in Pulver zu 2 Drachmen. Jetzt braucht man sie nicht mehr. Smith, Exot. bot. Taf. 23. — 2) M. Jalapa *L.*, gemeine Wunderblume, falsche Jalappe, Schweizerhosen. Stengel gabelästig, 2—5 Fuß hoch; Blätter fast herzförmig, glatt; Blüthen sehr schön, rothgelb und weiß, oder auch in diesen Farben gestreift und gesprenkelt, geruchlos. In beiden Indien und Südamerika. Die Wurzel, welche auch im Aeußern nicht geringe Aehnlichkeit mit der ächten Jalappenwurzel besitzt, ist ebenfalls wie diese ein Purgirmittel und wurde ehedem mit der ächten Jalappe verwechselt. Auch hielt man lange Zeit diese Pflanze für das Stammgewächs der Jalappe. Nach Webster wird in Para aus den Wurzeln eine Art Satzmehl auf gleiche Weise

wie Arrow-root bereitet, welches geschmacklos ist und als gelindes Abführmittel für Kinder dient. Die Samen bestehen aus einem reinen u. zarten Mehle, dessen sich die Frauen zu Para zum Bepudern des Gesichts bedienen. Zu demselben Zwecke soll man sie auch nach Thunberg in Japan gebrauchen. Bot. Mag. 371. — 3) M. dichotoma *L.*, gabelspaltige Wunderblume. Stengel $1\frac{1}{2}$—3 Fuß hoch, gabelästig; Blätter entgegengesetzt gestielt, eirund oder herzförmig, spitz, ganzrandig, glatt, am Grunde schief; Blüthen purpurroth, stiellos, des Nachts wohlriechend. In Mexiko und Westindien. Die knollige oder spindelförmige, fleischige Wurzel ist als ein kräftiges und drastisches Purgirmittel in Westindien gebräuchlich. Descourt, Fl. med. d. Ant., Taf. 139. — 4) M. hybrida *Lepell.*, Bastard-Wunderblume. Blätter herzförmig, gestielt, glatt; Blüthen ganz roth, gestielt. In Neu-Granada. — 5) M. suaveolens *H. B.* Unterscheidet sich von M. longiflora *L.* durch kleine, gestielte Blätter. In Mexiko. Sie soll schwach anisartig riechen und schmecken und in der Heimath bei Magenschwäche, Durchfällen und gegen Rheumatismen gebraucht werden.

Mirabilit (Min.), nach Haidinger, s. v. a. Glaubersalz (s. d.).

Miraboc (Mirabouc, Mirabocco), ital. Festung, Königr. Sardinien, Piemont, Prov. Pinerolo, unweit der Quelle des Pellice, vertheidigt den Paß Col della Croce gegen Frankreich.

Mirach (arab., Astron.), 1) Stern in der Andromeda; — 2) Stern im Bootes.

Miracles (engl. Lit.), s. v. a. Mysteries, s. Englische Literatur.

Miradau (Groß-S., Mirabowo), preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 150 Einw.

Miradoni, Luigi, Maler, genannt il Genovesino, weil er zu Genua geboren wurde, wo er die Anfangsgründe der Kunst gelernt zu haben scheint, kam aber um den Anfang des 17. Jahrhunderts nach Cremona. Hier studirte er die Werke des P. Nuvolone, bildete sich aber nachher einen Styl, der sich zum carracci'schen neigt, zwar nicht so gewählt und fleißig durchdacht, aber frei, großartig, wahr im Kolorit, harmonisch und von schöner Wirkung ist. Er stand in der Lombardei in großem Ansehen, besonders in Cremona, wo in mehrern Kirchen Bilder von ihm sind, worunter der heil. Johannes von Damask in St. Clemente das vorzüglichste ist. Er arbeitete noch 1647.

Mirador, südamerikan. Ort, Brasilien, Prov. Goyaz, nordöstl. von S. Lourenzo.

Miradoux, französ. Kantonstadt, Depart. Gers, Bez. Lectoure; 1760 Einw.

Miradsch (arab.), Mohammeds Himmelfahrt, s. Arabische Literatur.

Miraflores de la Sierra, span. Flecken, Prov. Madrid; Silber- und Kupferbergwerke; 2000 Einw.

Mirage (franz.), s. v. a. Luftspiegelung.

Miragoane, Fluß auf der Insel Hayti, in die Bucht Leogane mündend.

Mirahnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 190 Einw.

Miraka (n. Geogr.), s. Olympia (n. Geogr.).

Mirakel (v. lat. Miraculum), Wunder, Wunderwerk; daher mirakulös, wunderbar.

Mirakowo, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 120 Einw.

Miramas, französ. Dorf, Depart. Bouches du Rhône; Bez. Aix; Kermes- und Waidbau.

Mirambeau, französ. Flecken, Depart. Charente infér., Bez. Jonzac, Hauptort eines Kantons; Getreide- und Viehmärkte; 2340 E.

Miramichi, nordamerikan. Bucht, an der Ostküste von Neu-Braunschweig, Grafsch. Northumberland.

Miramionen, ein durch eine Wittwe Namens Miramion zu Paris gestifteter Nonnenorden. Schon 1631 hatte jene eine Anzahl Nonnen, welche durch die Folgen des Kriegs aus ihren Klöstern in der Picardie vertrieben worden waren, in ihre Wohnung aufgenommen, und unterwarf sich 1661 mit mehrern frommen Frauen in der Rue St. Antoine der Regel, welche ihnen ihr Beichtvater du Fastel vorschrieb. Durch die Vereinigung mit einer ähnlichen religiösen Gesellschaft, die eine Jungfrau Namens Blosset 1636 gegründet hatte, gewann diese Stiftung einen großen Zuwachs und man wählte die Miramion zur Superiorin. Seitdem nannte man den Verein nach ihrem Namen. Im Jahre 1670 kaufte die Stifterin des Vereins ein Kloster am Quay de la Tournelle und andere ähnliche Gesellschaften verbanden sich mit ihm. Miramion † 1694. — Ein Gelübde legten die Schwestern nicht ab, doch mußten sie, um aufgenommen zu werden, 20 Jahr alt seyn und ein 2jähriges Noviziat abhalten. Der Zweck dieses Ordens war die Uebung guter und frommer Werke, Gebet, Armenpflege rc.

Miramolin (Miramalin) bei spanischen Geschichtschreibern Titel der maurischen Könige in Marokko und in Südspanien im 12. und 13. Jahrhundert.

Miramont (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Dorf, Dep. Haute-Garonne, Bez. St. Gaudens; mechan. Wollspinnerei; Tuch- und Wollzeuchfabrik, Papiermühle, Färbereien; — 2) Stadt, Depart. Lot-Garonne, Bez. Marmande, am Dropt; Leinwand-, Garn-, Viehhandel; 1640 E.; — 3) Flecken, Depart. Tarn-Garonne, Bez. Moissac; 600 Einw.

Miranda (Geogr.), 1) M. de Douro, portugies. Stadt, Prov. Tras-os-Montes, südöstl. bei Braganza, am Douro, Bischofssitz; etwas befestigt, Fort, Kathedrale, Hospital, bischöfl. Seminar; 4500 Einw.; — 2) M. do Corvo, Stadt das., Prov. Beira, südöstl. bei Coimbra, am Dueca; 3800 Einw.; — 3) M. de Arga, span. Flecken, Prov. Pampelona, am Arga; 1650 E.; — 4) M. de Ebro, Stadt das., nordöstl. von Burgos, am Ebro; 2400 Einw.; — 5) M. del Castanar, Flecken das., Prov. Madrid, bei Escurial, am Alagon; Weinbau; 1800 Einw.

Miranda (lat.), d. i. die Bewundrungswürdige, neuerer Mädchenname.

Miranda (Biogr.), 1) Don Franzisko, zu Carracas in Südamerika geb., stammte aus einer alten und reichen Familie. Einige 20 Jahr alt, wurde er im spanischen Heere als Oberst und vom Gouverneur von Guatimala zu besondern Aufträgen gebraucht. Ein Versuch, seine Mitbürger von der Tyrannei des spanischen Vicekönigs von Neu-Granada zu befreien, mißlang, und M. entging der Strafe nur durch die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege gedient hatte, kam er nach Europa, reiste zu Fuß durch England, Frankreich, Italien und Spanien und befand sich 1789 in Petersburg, wo ihn die Kaiserin Katharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Im Jahre 1792 nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung als Brigadegeneral bei der Armee Dumouriez's, focht mit diesem in der Champagne und in Belgien, eroberte den 29. Nov. 1792 die Citadelle von Antwerpen, und erhielt im Februar 1793 den Auftrag, Mastricht zu belagern, was er jedoch nach 20tägigem Bombardement wieder aufgeben mußte. Den Verlust der Schlacht bei Neerwinden (den 18. März), wobei M. den linken Flügel befehligte, schreibt Dumouriez lediglich dem Benehmen M.'s zu, der deshalb angeklagt und nur durch die Beredtsamkeit des Amerikaners Thomas Payne gerettet wurde. Bald darauf wurde er wegen politischer Intriguen verhaftet u. nur die Revolution vom 9. Thermidor (den 27. Juli 1794), durch welche Robespierre gestürzt ward, öffnete seinen Kerker. Das Jahr darauf abermals wegen politischer Umtriebe verdächtig, sollte er das französische Gebiet verlassen, wußte sich aber der Wachsamkeit der ihn begleitenden Gensd'armen zu entziehen, und war so kühn, wieder öffentlich in Paris aufzutreten. Nachdem er eine Zeit lang ruhig gelebt, wurde er in Folge der Katastrophe vom 18. Fruktidor (4. Septbr. 1797) aufs Neue zu Deportation verurtheilt. Zum zweiten Male überlistete er seine Wächter und entfloh nach England. Als er im Jahre 1804 wieder in Paris erschien, wurde er aber als Theilnehmer geheimer Verbindungen gegen die Konsularregierung abermals des Landes verwiesen. Er kehrte 1806 nach Amerika zurück, ergriff mit dem größten Eifer seine frühern Pläne zur Vernichtung der spanischen Herrschaft in Amerika, rüstete zu diesem Endzwecke, von England unterstützt, in Neu-York 3 Schiffe aus, und brachte 900 entschlossene Männer zusammen, um damit Carracas anzugreifen. Allein das Unternehmen mißglückte. Den 28. April 1806 vernichteten die Spanier zwei seiner Schiffe und mit Noth entfloh er auf dem dritten. Am 1. August desselben Jahres bewerkstelligte er eine Landung in Venezuela; jedoch sein Aufruf zu Ciro vom 2. August „zur Herstellung der souveränen Unabhängigkeit der Nation" machte so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon am 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Umsonst suchte er auf irgend einem Punkte festen Fuß zu fassen, und erst im Jahre 1810 erschien er wieder in Carracas. Dennoch wollte es ihm längere Zeit nicht gelingen, einigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu erlangen, bis man ihm endlich den 10. April 1811 an der Stelle des Marquis del Toro den Oberbefehl über das Heer anvertraute, mit welchem er am 13. Aug. 1811 Valencia eroberte, welches zum Sitze des Kongresses der Vereinigten-Staaten von Neu-Granada bestimmt ward. Der Kongreß ertheilte am 26. April 1812 M. eine unbeschränkte Direktorialgewalt, allein die Geistlichkeit, das zufällige Naturereigniß, ein gewaltiges Erdbeben benutzend, erklärte die neue Verfassung als dem Himmel mißfällig, und M. konnte mit seiner schwachen Armee den Spaniern unter den Befehlen Montaverdes nur geringen Widerstand leisten. Ueberall beeiferten sich die eingeschüchterten Einwohner, der alten Regierung wieder zuzufallen. Valencia ging verloren und es kam nur darauf an, die Straße nach Carracas zu vertheidigen. M. stellte sich in einem dahin führenden Hohlwege auf, wurde aber verrathen, umgangen, und gelangte nur mit großer Mühe vor dem Feinde nach Vittoria. Zwar bestand er ein glückliches Rückzugsgefecht, dagegen ging Puerto Cabello durch Verrätherei über, wodurch dem Feinde eine Menge Munition in die Hände fiel, und selbst in Carracas zeigte sich unter den Einwohnern eine für die neue Regierung so ungünstige Stimmung, daß M. endlich am 26. August 1812 mit dem Montaverde einen Vergleich schloß, zu Folge dessen in Carracas die Verfassung eingeführt werden sollte, welche die Cortes für die spanische Nation entworfen hatten, eine völlige Amnestie zugesichert wurde, und jedem die Erlaubniß gegeben ward, Venezuela zu verlassen. Im Vertrauen auf diese begab sich M. nach la Guayra, dem Hafen von Carracas, um sich nach Carthagena einzuschiffen, ward aber auf Befehl des Hafenkommandanten verhaftet, einige Zeit in den Gefängnissen von Puerto Cabello zurückgehalten, sodann nach Cadix geschafft, und dort in den furchtbarsten Kerker der Inquisition, la Caraca genannt, geworfen, wo er nach vierjährigen Leiden zu Anfang des Jahres 1816 †. M. war unternehmend als General, nicht ohne Talente und ein vorzüglicher Ingenieur. Der ihn vor allen beherrschende Gedanke war der Ruhm und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes; er hoffte der Washington Südamerika's zu werden; aber einem Andern war es bestimmt, seine Pläne auszuführen. Obschon nun der Vorläufer Bolivars, hat er doch den Ruhm, ohne Selbstsucht, aus reinem Patriotismus gehandelt zu haben. — 2) Juan Garcia de, Maler, geboren zu Madrid 1677, † 1749, war Schüler des J. Delgado und diesem an Ruhm fast gleich. Er besaß vorzüglich ein großes Talent, alte Malereien auszubessern, daher er auch die vielen Meisterwerke, die bei dem Brande zu Madrid 1734 sehr gelitten hatten, restauriren mußte. Obwohl er ohne eine rechte Hand auf die Welt gekommen war, so erlangte er doch mit der linken eine bewundrungswürdige Leichtigkeit und Schnelligkeit in Führung des Pinsels, was die zahlreichen schönen Gemälde, die theils in Kirchen, theils in Privatsammlungen aufbewahrt werden, beweisen. — 3) Nikolas Gar-

cia de, Maler, geb. zu Madrid 1698, † 1738, Bruder des Vorigen, machte sich besonders als Landschaftsmaler berühmt. Er verfertigte auch einige Altarbilder, wo er die Madonna oder einige andere Heilige in bezaubernder Gegend anbrachte. — 4) Petro Rodriguez de, Neffe und Schüler von 2), malte Historien und vorzüglich schöne Landschaften und Bambocciaden.

Miranda (Arachnid.), nach Koch, Spinnengattung. Art: M. ceropegia *Koch*, s. v. a. Epeira sclopetaria.

Mirande (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Gers, 33 □M., 77,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., an der Blaise; mit einem alten festen Schlosse; Fabr. für Leder, Handel; 2250 Einw. In der Nähe die Ruinen der zerstörten Stadt St. Jean de Lezian.

Mirandella (Geogr.), 1) portugies. Stadt, Prov. Tras = os = Montes, südwestl. von Braganza, am Tua, befestigt, Seidenzucht; 4650 Einw.; — 2) südamerik. Ort, Brasilien, Prov. Bahia, nordöstl. von Jacobina.

Mirandol, franz. Dorf, Depart. Tarn, Bez. Alby, am Viaur; 2100 Einw.

Mirandola (Geogr.), ital. Stadt, Herzogth. Modena, Hauptort einer Provinz, Festung an der Burana und einem Kanale; gut gebaut, mit breiten Straßen, alterthümlichen Palästen, Bischofssitz, Kathedrale und 15 anderen Kirchen, Schloß der Familie Pico; Weberei in Seide und Leinen, Reisbau; 4700 Einw. — Geschichtliches. M. war früher eine Grafschaft, welche nach einander von der Gräfin Mathilde von Toskana, den Familien Pii, Pipi, Manfredi, Guidoni und zuletzt vom Geschlechte der Pico, die sich darnach Pico de M. nannten, besessen und 1619 vom Kaiser zu einem Herzogthum erhoben ward. Da aber der letzte Herzog Franz Maria Pico de M. im spanischen Erbfolgekrieg die Partei Frankreichs ergriff, ward er vom Kaiser in die Acht erklärt und die Stadt M. von kaiserlichen Truppen besetzt. Im J. 1705 belagerten und eroberten die Franzosen dieselbe und 1710 ward das Herzogthum als erledigtes Reichslehen dem Herzog v. Modena für 1 Million Gulden überlassen. Der aachener Friede bestätigte Letzteren im Besitze des Herzogthums.

Mirandola, Joh. Graf von, s. Pico.

Miranhas (Geogr.), 1) südamerik. Indianerdorf, Kolumbia, Republik Ecuador, Prov. Assuay, am linken Ufer des Japura; — 2) Indianerdorf das., am Jea Parana, südlich vom vorigen.

Mirano, ital. Flecken, lombard.-venetian. Königreich, Gouvern. Venedig, Prov. Padua; Weberei. Schifffahrt auf dem Kanal Taglio de Mirano; 4000 Einw.

Miratek (Miratke), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Habern; 200 Einw.

Mirau, österr.-mähr. Flecken, Kr. Olmütz; Bergschloß mit Zeughaus; 700 Einw.

Mirault, Claude François, Emailmaler, geb. 1784 zu Paris, wurde im Jahre 1810 Mitglied des Athenäums der Künste, verfertigte künstliche Augen von Menschen und Thieren in Email. Das Conservatoire des arts et métiers in Paris hat eine ganze Sammlung solcher Augen, eine andere ist in der Ecole de Médecine daselbst, eine dritte in London. Eine Reihe von kranken Augen bewahrt die Universität Bonn. Bei der Einrichtung des Museums d'histoire naturelle zu Paris bediente man sich fast durchaus der Thieraugen dieses Künstlers, so auch in den Museen in Wien, Berlin, München, Madrid, Neapel. Er ist auch der Verfasser des Werkes: Traité pratique de l'oeil artificiel ou experiences et observations sur l'art de cacher la difformité produite par l'atrophie totale ou partielle de l'organe de la vue, mit Kupfern nach seiner Zeichnung. Er ist Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

Miraumont, franz. Dorf, Depart. Somme, Bez. Peronne; 1100 Einw.

Miraval (Geogr.), 1) M. = Cabardes, franz. Dorf, Depart. Aube, Bez. Carcassonne, am Durviel; 1080 Einw.; — 2) mittelamerik. Vulkan, Nicaragua, am Nicaraguasee.

Miravalles, span. Flecken, Biscaya, am Nerpion; Mineralquellen; 400 Einw.

Miravete, span. Ort, Estremadura, Prov. Plasencia.

Miray, Bucht an der Ostküste der Insel Kap = Breton.

Mirbelia (Bot.), nach Smith, Gattung der Cassieae Sophoreae *Rchb.*, Decandria monogynia *L.* Charakter: Kelch fünfspaltig, zweilippig; Hülse zweisamig, der Länge nach zweifächerig, mit einwärts gebogener Naht. Ziersträucher aus Neuholland, mit schönen Schmetterlingsblumen: von 5 Arten bekannteste: 1) M. dilatata *R. Br.* Blätter an der Spitze ausgebreitet; Blüthen ziemlich groß, violett. Bot. Cab. 1367; — 2) M. reticulata *Sm.* Blätter netzartig; Blüthen blau violett, in kurzen Trauben. Bot. Cab. 1371; — 3) M. speciosa *Sieb.* pl. nov. Holl. Nr. 367. Blätter am Rande zurückgerollt; Blüthen violett.

Mirbelites (foss. Bot.), nach Unger ein fossiles (wahrscheinlich tertiäres Holz) von der Insel Lesbos, wonach auch die einzige Species M. Lesbius benannt worden ist, mit Jahresringen von 1''' Breite, gleichförmigen, zusammengedrängten, aus kleinen ein- oder zweireihigen Zellen bestehenden Markstrahlen. Die porösen Gefäße weit, zu 2 oder 3 zusammengewachsen, auf der Grenze eines Ringes am zahlreichsten: die Holzzellen prosenchymatös, sehr eng, dickwandig, oft abgetheilt, so daß sie das Ansehen breiter Parenchymzellen annehmen.

Mirchau, preuß. Bauerdorf, Prov. Preußen (West = Pr.), R. = B. Danzig, Kr. Karthaus; Rittergut, Pustkowie, Mahl- und Schneidemühle; 420 Einw.

Mirchond, s. v. a. Mirkhond.

Mirdjan, brit. = vorderind. Stadt, Präsidentsch. Madras, südl. von Gocornum.

Mi re (Mus.), in der guidonischen Solmisation diejenige Mutation, in welcher auf den Ton a nicht die Sylbe mi, sondern re gesungen wurde, welcher Fall eintrat, wenn die Melodie von dem Hexachord von f zu dem Hexachord von g aufstieg, oder wenn z. B. auf den Ton f, falls

auf demselben ut gesungen werden mußte, die Töne g a h c folgten, wo dann auf a nothwendig re gesungen werden mußte, weil es nicht mehr das untere Ende des halben Tones abausmachte, sondern der zweite Ton des Hexachords von g war, auf den die Sylbe re fallen mußte: g a h c ꝛc. = ut re mi fa ꝛc. Vergl. noch Hexachord und Solmisation.

Miré, franz. Dorf, Depart. Maine-Loire, Bez. Segré; 930 Einw.

Mire (Entom.), s. v. a. Ameise (s. d.) Formica *L.*

Mirebalais, mittelamerik. Dorf und Kirchspiel, Westindien, große Antillen, Hayti, nordöstl. von Port au Prince.

Mirebau (Mirebeau, Geogr.), 1) franz. Kantonstadt, Depart. Côte d'Or, Bez. Dijon, am Bèze; Fabrik für Serges, Hüte, Töpferwaaren; 1250 Einw.; — 2) Flecken das., Depart. Vienne, Bez. Poitiers, Hauptort eines Kantons; 2500 Einw.

Mirecourt (Geogr.), 1) franz. Bez., Dep. Vogesen, 23 □M., 72,000 Ew.; — 2 Hauptstadt das., am Madon; öffentliche Bibliothek, bedeutende Fabrik für musikal. Instrumente, die an 2000 Arbeiter beschäftigt; Zwirnspitzen- und Tüllfabrik, die an 3000 Menschen beschäftigt, Fabrik von Böttcherwaaren; Handel mit Wein, Branntwein, Schafen; Stahlfabrik; 5600 Ew.

Mirefeld, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; 150 Einw.

Mirefleur, franz. Flecken, Depart. Puy de Dôme, Bez. Clermont-Ferrand, am Allier; 1480 Einw.

Miremont, (Geogr.), franz. Stadt, Depart. Dordogne, Bez. Sarlat; Stahlfabrik; 1050 Einw.; unweit die große Stalaktitenhöhle Cluseau (le Trou de Granville) von 14,020 Fuß Umfang, 3270 Fuß Länge, mit einem Bach; — 2) Dorf das., Depart. Puy de Dôme, Bez. Riom; 1620 Einw.; — 3) Stadt das., Depart. Haut-Garonne, Bez. Muret; 1090 Einw.; — 4) Dorf das., Depart. Landes, Bez. St. Sever; 1100 Einw.

Mirepeix, franz. Dorf, Depart. Basses-Pyrenées, Bez. Pau; Papier-, Leinwand- und Baumwollenzeuchfabrik.

Mirepoix, franz. Stadt, Depart. Arriège, Bez. Pamiers, am Lers, über den eine schöne Brücke von 7 Bogen führt; Fabriken für Leinwand, wollene Zeuche, Seife; in der Umgegend Eisenwerke; Vaterstadt des Marschalls Clausel; 3750 Einw.

Mirepoix (Gesch.), Titel der alten Barone von Lévis von ihrer Besitzung, der gleichnamigen Stadt. Bemerkenswerth sind: 1) Gui de Lévis, Seigneur de M., Haupt der kathol. Partei im 12. Jahrh., Simons von Montfort Freund, ward 1178 Marschall von Frankreich und führte den Kreuzzug gegen die Albigenser an, wobei er sich durch Glaubenseifer so auszeichnete, daß ihm der Papst den Titel eines Marschalls des Glaubens verlieh. Er gründete 1190 die Abtei Laroche und † 1230. — 2) Charles Gaston François de Lévis, Marquis und später Duc de M., Diplomat und Feldherr, war 1737 Ambassadeur zu Wien, und wurde 1747, nachdem er sich im italien. Kriege ausgezeichnet, Generallieutenant, 1749 zum Herzog erhoben und als Gesandter nach London geschickt, welcher Posten wegen der damals zwischen Frankreich und England obwaltenden Differenzen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war. Im J. 1751 ward er Marschall von Frankreich, 1756 Gouverneur von Languedoc und Kapitän der Garde du Corps, † 1757. Einer seiner Enkel, Duc de Lévis u. Marquis de M., ist seit 1833 eines der Häupter der franz. Legitimistenpartei und seit 1841 Begleiter des Herzogs von Bordeaux, in dessen Gefolge er 1844 auch mit in London war.

Mireschli, europ.-türk. Ort, große Wallachei, Sandsch. Ardsisch.

Mireschowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Bilin; Schloß, Post, Kapelle; 180 Einw.

Miretin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Richenburg; 130 Einw.

Miretitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Chrudim, Gut Prestawlk; 530 Einw.; — 2) Kr. Czaslau, 2 Freisassen-Viertel; 310 Einw.

Mireum (a. Geogr.), Stadt Numidiens (Ptol. IV, 3, 28).

Mirfield, brit. Flecken, England, Grafsch. York, West-Riding; 6000 Einw.

Mirgan, (pers. Rel.), s. Mihirgan.

Mirgorod (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouvern. Pultawa; — 2) Hauptstadt das., am Khorol; 3 Kirchen, 7500 Einw.; — 3) s. v. a. Nowomirgorod.

Mirhada (a. Geogr.), nicht näher zu bestimmender Ort in Mesopotamien, Absteigequartier der Könige von Parthien.

Mirhan (a. Geogr.), Kastell in Mesopotamien.

Miri (türk.), der Reichsschatz.

Miriam (Mirjam, bibl. Gesch.), Tochter des Amram und der Jochebeth aus dem Stamme Levi, Schwester des Moses und Aaron. Sie rieth der Tochter Pharao's, die den ausgesetzten Moses fand, für den Säugling eine jüdische Amme zu nehmen und holte, nachdem jene eingewilligt, des Knäbleins eigne Mutter herbei (vgl. Siphra). Nach dem Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer trat sie als begeisterte Sängerin auf und pries die Großthaten Jehova's (2 Mos. 15.). Später verband sie sich mit Aaron gegen Moses, weil derselbe eine Cuschitin zur Gattin genommen, und ward dafür von Gott mit plötzlich ausbrechendem Aussatz bestraft. Sie † in Kades.

Miriam, nordamerik. Ort, V.-St., Staat Indiana, am Wabash, südwestlich von Indianopolis.

Miribel (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Ain, Bez. Trévoux, an der Rhone; Handel, Schifffahrt; 2600 Einw.; — 2) M. pres les Echelles, Dorf das., Depart. Isère, Bez. Grenoble; 3720 Einw.

Mirichi (Bot.), in Südamerika s. v. a. gebogene Weinpalme, **Mauritia flexuosa.**

Mirik, afrik. Vorgebirg, Sahara, südl. vom Kap Blanco, gegenüber der Arguinbank.

Miriki (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Ateles Hypoxanthus *Pr. Max.*; s. Klammeraffe.

Mirikina (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Nachtaffe, Nyctipithecus trivirgatus *Spix.*

Mirim (Merim), südamerik. Küstensee, Brasilien, Prov. Rio grande do Sul, nördl. von der Mündung des Rio de la Plata, 24½ Meilen lang, ergießt sein Wasser durch den Gonzalezfluß in den nördlicher gelegenen Patossee.

Mirimichi, Bai, s. v. a. Miramichi.

Miris, Maler, s. v. a. Mieris.

Miris (Entom.), nach Fabricius, Langwanze, Gattung der Hemiptera Heteroptera Geocorisa *Latr.*, der Ordnung der Qualster und der Zunft der Wanzen nach Oken, unter Cimex *L.* Charakter: Fühler am Rande des dreiseitigen, nach vorn spitzen Scheitels, Grundglied am dicksten; Leib langgestreckt. Mehr als 12 europäische Arten; am häufigsten: M. laevigatus *Fabr.* Grün, gelb oder roth, bräunlich, ungefleckt; Hinterleib zuweilen oben schwarz; 4 Linien lang. Auf Wiesen.

Miriti, südamerik. Fluß, Kolumbia, Republik Ecuador, Prov. Assuay, Nebenfluß des Japura.

Miriweis, in mittelalterlichen Ritterromanen Bezeichnung weißer mit der Gabe der Weissagung ausgerüsteter Pferde.

Mirjam (bibl. Gesch.), s. Miriam.

Mirkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kreis Oels; Freischoltisei, Windmühle; 160 Einw.

Mirken (in der), preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld; 350 E.

Mirkhinda (ind. Myth.), s. Krischna.

Mirkhond, Mohammed Ebn Emir Khowand Schah, pers. Geschichtschreiber, geb. 1434, † 1498; schrieb: Rudbat, d. i. Garten der Wonne, sagenhafte Nachrichten von pers. Königen und Propheten enthaltend, herausgegeben zuerst im Auszug von Davity in Les états, empires, royaumes du monde, 2 Bde.; dann eine Geschichte der pers. Könige, herausgeg. pers. u. lat. von Jenisch, Wien 1782, 4; — Geschichte der Samaniden, herausgeg. von Wilken, Göttingen 1808.

Mir Klaifcha, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandsch. Widdin, südöstl. von Widdin.

Mirkow, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 320 Einw.

Mirkowitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Mirowice), Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 130 Einw.; — 2) Kr. Klattau, Herrsch. Hostau; 190 Einw.

Mirlau, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandsch. Silistria, an der Donau.

Mirlitons, Name derjenigen französischen Louisd'ors, welche von 1723 bis 1726 geschlagen worden sind. Sie haben einen Feingehalt von 21 Karat 6½ Gran fein; 36 Stück gehen auf die rauhe, 40,108 auf die feine kölnische Mark Gold. Der Werth eines Stückes ist 4 Thlr. 23. Sgr. 11 Pf.

Mirmande, franz. Flecken, Depart. Drôme, Bez. Valence, Seidenspinnerei; 2200 Einw.

Mirmillones (röm. Ant.), s. Gladiatoren.

Miro, älteres venetianisches Handelsgewicht, 40 = 1 Migliajo.

Mirobalane (Bot.), s. v. a. Kirschpflaume, Prunus cerasifera *Ehrh.*

Mirobalanus (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengattung. Arten unter Terminalia.

Mirobriga (a. Geogr.), 1) Stadt der Celtici in Lusitanien an der Küste des Oceans; — 2) röm. Municipium im Gebiete der Turduler in Hispania Baetica, an der Straße von Emerita nach Cäsaraugusta; jetzt Capilla, nördl. von Fuente Ovejuna; — 3) sonst unbekannte Stadt der Oretaner in Hispania Tarracon. (Ptol. II, 6, 59).

Mirocele (Hernia cruralis, Chir.), s. Bruch.

Mirochau (Mirochow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Chlumetz; 240 E.

Mirochialis (Med.), s. v. a. Cardialgia.

Miröschau (Mireschau, Miroaow, Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Pilsen; 9601 Joch 1384 □Kl. Areal und 3500 Einw., besteht aus 12 Dörfern; — 2) Pfarrkirchdorf das., Schloß, Kapelle, Steinbrüche; 950 Einw.

Miroir, franz. Berg, Depart. Ain, zum Jura gehörig, 4060' über dem genfer See.

Miroir d'âne (franz., Min.), ist späthiger Gyps oder Selenit; s. Gyps.

Miroka (jap. Rel.), s. v. a. Fottei.

Mironpur, brit. vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Delhi.

Miropolje, europ.-ruff. Stadt, Gouvern. Slobodsk-Ukraine, Kreis Achtyrka; 7 Kirchen, Befestigungen; am Psol; 6300 Einw.

Miroschau (Mirossow, Miröschau, Mirkow, Mireschowitz, Mirschendorf, Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Tabor; 689 Joch 364 □Kl. Areal u. 360 Einw.; — 2) Kirchdorf das.; Schloß, Kapelle, Glasfabrik; 180 Einw.; — 3) österr.-mähr. Dörfer: a) (Mirossow, Mirichow) Kr. Iglau, Herrsch. Radeschin; 270 Einw.; — b) (Mirosow) Kr. Hradisch, Herrsch. Brumow; 170 Einw.

Miroschin, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; Vorwerk; 240 Einw.

Miroschowitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Mirossowice), Kr. Kaurim, Herrsch. Kammerburg; 330 Einw.; — 2) das., Herrsch. Ratay; 240 Einw.

Miroslaw, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 170 Einw.

Miroslawice, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 170 Einw.

Miroslawki, preuß. Dorf, Prov., R.-B. und Kr. Posen; 100 Einw.

Mirotin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Cernowitz; 140 Einw.

Mirotitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut,

Kr. Prachin, mit Cerhowitz verbunden und dem Stift Schlägel gehörend; — 2) Stadt das.; Pfarrei, Spital; 1260 Einw.

Mirotken, preuß. Dorf mit Vorwerk; Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 320 Einw.

Miroton (Kochk.), 1) mürbe geklopfte Kalbskeule mit aufgeschwelltem Speck und Fett, Champignons, Trüffeln und feinen Kräutern, gut gewürzt, 3—4 Eidottern und in Rahm geweichten Semmelkrummen zugesetzt, in einem Kasserol gekocht, wohl abgefettet, etwas Coulis hinzugethan und warm angerichtet; — 2) 1 Pfund Reis in Milch gekocht, 6—8 Eidotter zugethan und über gelindem Feuer durcheinander gerührt, gesalzen und mit Muskatnuß gewürzt, erkalten gelassen, im Ofen gar gemacht, ein beliebiges Ragout hineingegeben und warm angerichtet.

Miron, Anton, vorzüglicher flandrischer Maler, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind. Seine Blüthezeit fällt um 1614—1653, nach den Daten zweier Bilder der herzoglich gothaischen Gallerie und des königl. Museums in Berlin zu schließen. Seine Werke sind sehr selten. Es sind dieses Landschaften mit biblischer und anderer Staffage in einer der breughel'schen Schule verwandten Richtung. Das älteste Bild des Künstlers besitzt die Gallerie in Gotha. Dasselbe zeigt links einen Wald mit schön belaubten Bäumen, auf welchen einige Vögel sitzen. Der Jäger auf einem weißen Pferde schießt in den Wald, der zweite Jäger liebkoset ein Windspiel und hinter ihm liegt ein anderer Hund. Im Vordergrund wächst schönes Gras, rechts öffnet sich die Aussicht auf ein Wasser, ein Wäldchen und eine felsige Gegend. Das Bild ist sehr schön und lebhaft kolorirt, mit Mirov 1614 bezeichnet. Ein anderes Bild ähnlichen Inhalts in Berlin ist mit der Jahreszahl 1653 versehen. Ein Jäger schießt innerhalb eines Waldes nach Enten im Wasser. Es ist nach Kugler (Beschr. d. Museums S. 265) fein, aber etwas scharf gemalt. Mannlich erwähnt in seinem Kataloge der k. Sammlung in Schleißheim einer Landschaft mit dem Innern eines Waldes, vorn Christus in der Wüste vom Teufel versucht. In der wiener Gallerie ist eine kleine Landschaft mit der Bekehrung des Saulus. M. Merian stach nach seiner Zeichnung Ansichten der Umgegend des schwalbacher Bades: Novae quaedam ac paganae regiunculae etc. 1620.

Mirounga (Säugeth.), nach Griffith, Untergatt. von Phoca *L.*

Mirow (Geogr.), 1) mecklenburg-strelitz. Amt, Kr. Stargard, hat $5,^{7}/_{10}$ □M. Areal, 1 Marktflecken, 6 Höfe, 6 Erbpachthöfe und Stellen, 18 Freischulzenhöfe, 41 Bauern- und 64 Kossathengehöfte, 10 Eigenthumsstellen 2c., 14 Kirchen, 23 Schulen und 6650 Einw.; — 2) Marktfl. das., am gleichnam. See, mit 2 Schlössern, Schloßgarten, Pfarrei, Schullehrerseminar, Forsthof, Post, Zollstelle, Windmühle, Brauerei, Brennerei, Tabaksfabrik, Tuchmacherei, Färberei; 1600 Einw. — M. war seit 1227 eine Johanniterkomthurei und gehörte als solche zum Herrnmeisterthum Sonnenburg. Mit Einwilligung des Ordens kam dieselbe im westphälischen Frieden an die Herzöge von Mecklenburg, die zuweilen hier residirten, 1730 brannte M. fast ganz ab.

Mirowdorf, mecklenburg-strelitz. Dorf, Kr. Stargard, Amt Mirow; 310 Einw.

Mirowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Pakomeritz; 200 Einw.; — 2) Stadt das., Kr. Prachin, Herrsch. Worlik, Pfarrei, Schule, Rathhaus, Jahrmärkte; 1000 Einw.; bildete früher ein besonderes Gut.

Mirpur, vorderind. Stadt, Sinde, am westl. Mündungsarm des Indus.

Mirri, Ludovico, Maler und Kupferstecher, arbeitete in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rom. In Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert wird er als derjenige bezeichnet, der zur Umänderung des Geschmacks und der Zimmerdekoration wesentlich beigetragen habe. M. zeichnete nämlich um 1778 die in den Bädern des Titus entdeckten Wandgemälde und malte sie sehr schön in Wasserfarben aus. Diese farbigen Zeichnungen übersandte er der Kaiserin Maria Theresia, die ihn dafür glänzend belohnte. Dieselben Blätter radirte er später in Kupfer und aus diesem Werke zogen Göthe und seine Freunde den obigen Schluß. M. brachte auch die drei Deckenbilder Raphaels in der Villa Madama in Kupfer, so wie mehre Darstellungen aus der Villa Hadriana und den Bädern der Livia im Garten Farnese.

Mirsa, afrik. Insel, Nubien, nahe an der Küste, südl. vom Cap Calmez.

Mirsa Mombarik, afrik. Meerbusen des rothen Meeres, vor welchem die Insel Duphonet liegt; daran ein gleichnam. Ort mit Hafen.

Mirsberg, s. Miersberg.

Mir-Schekar-Basthi, der Oberjägermeister des Schah von Persien.

Mirschikau (Mirikau, Mirikow), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Bischof-Teinitz; 450 Einw.

Mirschkofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Landgericht Landshut; 200 Einw.

Mirschowitz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Leitmeritz, Gut Kamaik; 200 Einw.; — 2) (Mirowice), Kr. Pilsen, Herrsch. Kladrau; 200 Einw.

Mirtilis, s. v. a. Myrtilis.

Mirut, brit.-vorderind. Stadt, Prov. Allahabad, nordöstl. von Delhi; lebhafter Handel.

Mirza (pers.), 1) Prinz von Geblüt; — 2) tartarischer Fürst oder Befehlshaber.

Mirzanagur, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. und Prov. Bengalen, nordöstl. von Kalkutta.

Mirzapur (Mirzapoor), 1) brit.-vorderind. Distrikt, Prov. Allahabad; — 2) Hauptst. das., am Ganges; mehre Pagoden, Hospitäler; Handel mit Seide, Baumwolle, Indigo, Opium 2c.; 150,000 Einw.

Mirze, in der Moldau, Wallachei und Bukowina ein Fruchtmaß, in den beiden ersten Ländern à 18 Dimerli à 16 Okka und 2 = 1 Kile; in letzterem Lande = 2 siebenbürger Kübel = 196,8 Liter.

Misa, Jakob v., s. Mies.

Misael, s. v. a. Mesach, s. drei Männer im Feuerofen.

Misaelir (Pharm.), arab. Salmiak, Ammonium muriaticum, Salammoniacum.

Misagenes (a. Gesch.), ein Sohn Masinissa's von einer Nebenfrau, wird von seinem Vater den Römern in dem Krieg gegen Perseus mit Fußvolk, Reiterei und Elephanten zu Hülfe gesandt, auf dem Rückweg mit einigen Fahrzeugen seiner Flotte krank nach Brundusium verschlagen und dort von den Römern mit gastfreundlicher Aufmerksamkeit und Freigebigkeit behandelt.

Misaki, asiat. Vorgebirg, Japan, Insel Sikokf, an der Westspitze.

Misam (türk.), 1) Wage; — 2) s. v. a. Basch Kalemi.

Misamis, asiat. Provinz und Stadt, ostindische Inseln, Philippinen, Mindanao, auf der Nordküste; 26,230 Einw.

Misander, s. v. a. Adami 1).

Misandra (Bot.), 1) nach Commerson, Pflanzengattung, s. v. a. Gunnera; — 2) nach Dietrich, Pflanzengattung. Zwei Arten: M. juncea et strobilantha *Dietr.*, s. v. a. Bonapartea juncea et strobilantha.

Misantheca (Bot.), nach Chamisso und Schlechtendal, Gattung der Laurineae *Ch. Schl.* Einzige Art: M. capitata *Ch. Schl.*, Baum in Mexiko.

Misanthropie (v. Griech.), Menschenhaß als habituell gewordene Denk- und Gesinnungsweise. Derselbe greift meistens in Folge falscher Beurtheilung der Menschen, indem man um der Schlechtigkeit willen, welche ein oder mehre Individuen bewiesen, das ganze Geschlecht verdammt, im Herzen Platz und äußert sich darin, daß man sich nicht nur von dem Verkehr mit Menschen zurückzieht, sondern dem einmal verhaßt gewordenen Geschlechte auch mit Ernst alles Böse anwünscht. Diese M. entspringt weniger aus dem Gefühle, wiewohl dieses nach erlittenen wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen meistens den ersten Anlaß dazu gibt, als vielmehr aus der Ueberlegung des Verstandes, doch kann sie als abnorme Gemüthsstimmung auch den Charakter einer Geisteskrankheit annehmen, zumal wenn sie durch den Hinzutritt körperlicher Leiden, namentlich von Unterleibsbeschwerden, die gesunde Betrachtungsweise der menschlichen Zustände auf die Dauer stört und zurückdrängt. Mit Unrecht nennt man oft auch die Menschenscheu M., wiewohl diese sich keineswegs in Haß äußert, sondern lediglich in einer abnormen Gefühlsrichtung beruht, worin der dem Menschen angeborne Geselligkeitstrieb verschwindet, demgemäß auch der Umgang mit Menschen als etwas Unangenehmes gemieden wird und in Bezug auf menschliche Dinge und Verhältnisse ein entschiedener Indifferentismus sich geltend macht. Uebrigens ist M. nicht mit Melancholie (s. d.), zu identificiren, denn obwohl der Melancholische der Natur seiner Krankheit nach den Umgang mit Menschen flieht, so kann er doch gegen dieselben freundlich gesinnt seyn. Oft aber sind beide, Melancholie und M. mit einander verbunden.

Misantla (Villa), s. Vera Cruz.

Misaris Promontorium (a. Geogr.), die Ostspitze des Vorgebirges Dromos Achillis, am Pontus Euxinus im europäischen Sarmatien (Ptol. III, 5, 8).

Misburg, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Hannover; 320 Einw.

Misce (Misceatur, lat.), auf Recepten s. v. a. mische ein.

Miscella, s. Mixtur, Miscella acuta, s. Cymbel.

Miscellaneen (lat. Miscellanea), Aufsätze, Abhandlungen und Schriften verschiedenen Inhalts, wofür man später auch den Ausdruck Miscellen gebrauchte. So besitzen wir namentlich unter dem Titel Miscellanea philologica oder critica eine große Reihe trefflicher Erörterungen über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, über Kritik und Interpretation der alten Klassiker von englischen, holländischen und deutschen Gelehrten.

Miscelliones (Herciscundi, Rechtsgesch.), unter den römischen Kaisern Bezeichnung derjenigen Juristen, welche sich zu keiner der herrschenden Schulen (Sabinianer, Proculianer) hielten. Vergl. Mascov, de Ictis hircisc. s. misc. Jena 1728.

Miscera (a. Geogr.), Stadt Siciliens (Steph. Byz., S. 469).

Mischalge (Bot.), Algengattung, s. v. a. Zygnema *Ag.*

Mischau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), Kr. Karthaus; 100 Einw.

Mischbarkeit, Eigenschaft der Körper, nach welcher sie mit andern ein Mischungsverhältniß (s. Mischung) eingehen.

Mischek (Missek), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Platz; 400 Einw.

Mischelbach, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Landger. Hilpoltstein; 200 Einw.

Mischen, 1) (Chem.), s. Mischung; — 2) Mengen (Kartensp.), das dem Kartengeber nach jedem Spiele obliegende Geschäft, die Karten, bevor er sie von Neuem gibt, auf beliebige Art durch einander zu werfen.

Mischenetz (Missenec, Myssenec), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Prachin, Herrsch. Protiwin; 120 Einw.

Mischfutter, Sommergetreide, dessen Samen, besonders Erbsen, Wicken, Hafer, Gerste, Rübsamen &c. untereinander gemengt und spät ausgesäet wird, weil man es grün abmäht und so verfüttert. Wenn die Ernte nicht zu spät eintritt, kann man es noch in die vorher umgerissenen Roggenstoppeln säen.

Mischidoll, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Gayrach; 110 Einw.

Mischigan, See und Gebiet, s. v. a. Michigan.

Misching (Myssna), österr.-mähr. Dorf, Kr. und Stadt Iglau; 220 Einw.

Mischke, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 210 E.

Mischkolz (St. Miskolcz, Geogr.), 1) ungar. Distrikt, borsoder Gesp.; — 2) Marktflecken das., an der Szynwa, Kongregationsort,

4 Kirchen verschiedener christlicher Konfessionen, Synagoge, Kloster, reformirtes und katholisches Gymnasium, Gesundbrunnen, über 1400 Weinkeller; 30,000 Einw. (worunter 700 Juden, auch Türken, Zigeuner); starker Wein= (mischkolzer Wein), Obst=, Melonen=, Getreide= und Hanfbau, Bienenzucht und Handel. Der Ort brannte 1847 im August größtentheils nieder.

Mischkorn, s. v. a. Mengkorn.

Mischkolzer, rother Ungar bei Mischkolz, (s. d.) in Oberungarn.

Mischkow (Misskow), österr.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 120 Einw.

Mischkowitz (Geogr.), 1) österr.=böhm. Gut, Kr. Kaurim, 466 Joch, 1029 □Kl. Areal; — 2) Dorf das.; Schloß, Mühle; 260 Einw.; — 3) Dorf das., Gut Zabanos; 110 Einw.; — 4) (Miskowice, Miskowitz) Gut das., Kr. Tabor; 1750 Joch 864½ □Kl. Areal, 1520 E.; — 5) Dorf das.; Schloß, Synagoge, Spital; 910 Einw.; — 6) (Miskowice, Mizkowice), Kr. Hradisch, Herrsch. Holleschau; 330 Ew.

Mischline (Myslina), preuß. Koloniedorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Groß=Strehlitz; 200 Einw.

Mischlinge, s. Menschenraçen.

Mischna (jüd. Lit.), s. Talmud.

Mischocarpus (Bot.), nach Blume, Pflanzengattung. Art: M. sundaicus *Bl.* s. v. a. Cupania Mischocarpus.

Mischocaryum (Bot.), Untergattung von Sorocephalus.

Mischow, österr.=böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Brenn=Poritschen; 300 Einw.

Mischowitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Worlitz; 240 Einw.

Mischreim (Poet.), s. Sonett.

Mischteh (jüd. Ant.), s. Hochzeit.

Mischtitz (Misstice), österr.=böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Blatna; 110 Einw.

Mischtowes (Michtiowes, Misstiowes, Mystiewes), österr.=böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Gut Skriwan; 450 Einw.

Mischung heißt die durch chemische Kraft hervorgebrachte Vereinigung verschiedenartiger Körper. Die Theile, woraus die Verbindung durch chemische Kraft geworden ist, heißen chemische Theile, Mischungstheile. Sie sind von den mechanischen, gleichartigen und Gemengtheilen, welche durch Kohäsion und Adhäsion, auch durch die Lebenskraft zusammenhängende Massen bilden, wesentlich verschieden. Vergl. den Art. Gemisch.

Mischungsgewichte, s. v. a. Aequivalente, s. Atom.

Mischungsrechnung, s. v. a. Alligationsrechnung.

Mischy (Missy, Mnissy), österr.=mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrschaft Hochwald; 410 Einw.

Miscodendrum (Bot.), nach Banks, Gattung der Loranthaceae *Dec.* Schmarotzersträucher in Chili; von 7 Arten, bekannteste: M. punctulatum *Banks*, Viscum flavescens *Commers*.

Miscolobium (Bot.), nach Vogel, Gattung der Leguminosae Dalbergieae *Vogel*. Von 6 Arten, Sträuchern in Brasilien, ist zu bemerken: M. violaceum *Vogel*, Pterocarpus niger *Arrab*.

Miscophus (Entom.), nach Jurine, Gattung der Hymenoptera aculeata Larrata *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Larra *Fabr.* Charakter: Zweite Kubitalwespe gestielt, Radialzelle hat keinen Anhang; Fühler bei beiden Geschlechtern fadenförmig; Kinnbacken haben an der Innenseite nur eine schwache Vorragung. Bekannteste Art: M. bicolor *Jur.* In Frankreich.

Misdroi, preuß. Fischerdorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Wollin, nahe an der Ostsee; 130 Einw.

Miselata, afrikan. Ort, Tripolis, südwestl. von Tripolis.

Miselia (Entom.), nach Ochsenheimer, Gattung der Lepidoptera nocturna *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken, unter Noctua *Fabr.* Charakter: Die Schmetterlinge lebhaft gefärbt, mit starkem Rückenschopf und höckerigem Hinterleib. Die Vorderflügel haben große, helle oder ganz weiße Flecken, und die Unterseite der Flügel stark gerandet. Die Verwandlung geschieht in der Erde, mit oder ohne festes Gewebe. Die Raupen haben lebhafte Farben und eine Art von Halsband. Sie ziehen die ersten Glieder in der Ruhe ein. An den letzten sind Höcker und lange Nachschieber. Sie leben an Baumstämmen zwischen der Rinde. Arten ziemlich zahlreich; bekannteste: 1) M. albimacula *Ochsenh.* Olivenbraun, die Vorderflügel mit schwarzen und weiß gesäumten zackigen Querlinien und drei großen weißen Flecken, im Innern mit dunkler Zeichnung. Der weiße Franzensaum mit einer schönen Schnur dunkler Flecken. Die Hinterflügel weiß, nach Außen gelbbraun mit ein paar schwarzen Punkten. Der Nierenfleck ist mit einer eben so gestalteten schwarzen Zeichnung versehen; die beiden daneben sind in einander verflossen, der obere mit schwarzem Ring darin. Esper IV, Taf. CXVII. A. (Noctua compta). — 2) M. oxyacanthae *Ochsenh.* Braunröthlich, die Vorderflügel marmorirt, mit einem großen, eiförmigen, schwärzlich getuschten Flecke, und noch zwei undeutlichen, nach der Wurzel hin. An dem Hinterrande ein weißer Strich, als Saum eines eckigen dunkeln Bronzeflecke s; daneben ein grünlicher Anflug. Der Außenrand grünlich, heller, metallschimmernd, mit zackigen Randzeichnungen. Die Hinterflügel hellbraun. Die dicke, braungelbe Puppe liegt in einem dichten ovalen Gespinnste zwischen Blättern und Moos, auch in der Erde. Die Raupe ist Anfangs Mai erwachsen und wird an dritthalb Zoll lang. Sie sitzt am Tage an den Baumstämmen und frißt nur des Nachts. Sie wechselt sehr in der Farbe ab. Bald ist sie weiß und braun, bald schwarz und braun, bald von ganz verloschener Zeichnung. Ihr Kopf ist groß, blaßbraun, flach; auf demselben steht eine schwarze Linie. Ueber den Rücken geht ein hellerer Streif, in den Seiten

andere Streifen, welche gegen einander Schilder mit kleinen Wärzchen und Härchen bilden. Der Absatz vor den langgestreckten Nachschiebern führt zwei erhöhte Spitzen; die hinteren sind die größten. Der Bauch hat aneinander hängende rothe Flecken. Rösel I, Taf. XXXIII. — 3) M. aprilina *Ochsenh.* Weißlich apfelgrün. Der Halskragen von zwei schwarzen Halbmonden begrenzt. Ueber den Hinterleib eine Reihe schwarz und weiß gefleckter Haarbüschel. Die Grundfarbe der Vorderflügel ist zart apfelgrün, bisweilen ins Weiße oder Gelbliche. Auf denselben viele schwarze pfeilspitzige, dreieckige oder halbmondförmige Flecken und Striche, dazwischen weiße Flecken, die des Außenrandes zwei Reihen bildend. Die Hinterflügel schwärzlich, mit einer schwarzen Punktreihe am Rande. Die Raupe findet sich im Mai erwachsen an der Rinde der Eichen. Sie wird zwei Zoll groß, ist nackt und rindenfarbig braun. Der schwärzliche Kopf hat gelbliche Punkte. Ueber den Rücken geht eine unterbrochene weißliche Mittellinie mit gelben und weißen Punkten zu beiden Seiten. Dann folgen zwei weißliche zackige Linien, welche die Grundfarbe zu einer Kette von Schildern einschließen. Sie erscheint auch dunkelfarbig oder aschgrau und frißt in der Regel nur Eichenlaub des Nachts. Doch frißt sie auch gern die Flechten an diesen Bäumen, die man ihr jedoch angefeuchtet geben muß. Rösel III, XXXIX. 4.

Miseno, ital. Vorgebirg, Königreich Neapel, südwestl. unweit Neapel; schließt gegen Westen den Busen von Neapel, mit der Grotte Traconara.

Misenum (a. Geogr.), Vorgeb. in Kampanien, südlich von Cumä, welches seinen Namen von dem hier begrabenen Gefährten des Aeneas erhalten haben sollte und vielleicht daher bisweilen Promontorium Miseni heißt. Als August die Bucht bei diesem Vorgebirge zur Hauptstation für die römische Flotte auf dem tyrrhenischen Meere bestimmt und in einen guten Hafen verwandelt hatte, entstand an ihm auch ein gleichnamiges Städtchen, welches sechs Mill. von Cumä entfernt war und das Arsenal und die Wohnung des Admirals enthielt. Die Landspitze heißt noch immer Punta di Miseno, das Städtchen aber ist bis auf wenige Trümmer zwischen dem acherusischen See und dem Castello di Baja verschwunden.

Misenus (griech. Mythol.), 1) Gefährte des Odysseus; — 2) Steuermann des Aeneas; nach Virg., Aen. IV, 166 zuerst Begleiter und Trompeter des Hector, und nach dessen Tod Gefährte des Aeneas. Als er im Hafen von Cumä die Tritonen zum Wettstreit herausforderte, wurde er von einem eifersüchtigen Triton in die Fluthen gestürzt und von Aeneas begraben.

Miserabele Personen (Personae miserabiles), Personen, welche außer Stande sind, für ihre Subsistenz selbst zu sorgen, als Sieche, Gebrechliche, arme alte Wittwen u. s. w., welche in der Praxis befreiten Gerichtsstand genießen.

Miseratle, europ.-türk. Ort, Rumili, Sandsch. Tschirmen, an der Maritza, südöstl. von Tschirmen.

Misere (Kartensp.), s. Boston.

Miserere (mei, Med.), s. v. a. Copremesis, Kotherbrechen.

Miserere (lat.), deutsch: Erbarme Dich, ein berühmter Kirchengesang, der 57. Psalm, welcher in der Vulgata mit den Worten Miserere mei Domine beginnt. Das M. ist in der katholischen Kirche ein Theil desjenigen Gottesdienstes, welcher besonders in Klöstern zu Anfang jedes bürgerlichen Tages, also 12 Uhr Nachts, gehalten und Frühdienst genannt wird. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend in der Charwoche wird dieser Gottesdienst nicht Nachts, sondern am Nachmittag vorher um die Vesperzeit abgehalten und heißt wegen der dabei vorkommenden künstlich geschaffenen Finsterniß der finstere Dienst. Derselbe ist in der sixtinischen Kapelle eigentlich nur ein Privatgottesdienst des Papstes, dem die Kardinäle und die zur Kapelle gehörigen Personen beiwohnen und welcher bloß von den Sängern verrichtet wird. Beim Anfang des M. lassen sich der Papst und die Kardinäle auf die Knie nieder. Außer dem M. werden nämlich noch 14 Psalmen dabei in psalmodischen Recitativen gesungen. Das M. kommt in der Mitte vor. Nach Beendigung des letzten der 15 Psalmen lassen sich der Papst und die Kardinäle nebst der übrigen Geistlichkeit auf die Knie und der 57. Psalm (das M.) wird wiederholt, aber nicht wie vorher, recitirt (canto fermo), sondern in einem kantabeln Satze (canto figurato). Dies ist das weltberühmte M. von Allegri (s. d.). Vor Allegri fand ein wahrer Wettstreit unter den Komponisten Statt, M.'s zu schreiben, und es entstanden auf diese Weise M.'s der verschiedensten Art, für ein oder mehre Chöre, mit oder ohne Begleitung. Dieser Wettstreit hörte mit Allegri auf, und es versuchten sich darin nach ihm nur noch die gediegensten unter den Tonsetzern, wie Scaelatti, T. Bai, G. Tartini, Pisari und Baini. Das M. des letztern ist noch das Einzige, das sich in Rom neben dem Allegri'schen erhalten hat. Auch deutsche Komponisten haben M.'s geschrieben, doch haben dieselben kein sonderliches Glück gemacht.

Misericordia (lat.), 1) das Mitleiden; — 2) die Barmherzigkeit; — 3) Misericordiae in der Klostersprache Alles, was im Gegensatz zu den bestehenden Verordnungen, aus Noth oder Mitleid gegeben wird; dann aber auch — 4) der Ort, wo solche milde Gaben verabreicht werden; daher — 5) Stühle auf dem Chor, welche ältere und gebrechliche Geistliche beim Gottesdienst einnehmen dürfen.

Misericordiae Collare, s. Fascia scapularis.

Misericordias domini, der 2. Sonntag nach Ostern, für welchen der Psalm 30. als Lektion vorgeschrieben war mit diesem Anfang.

Mises, Pseudonym für Fechner, Gustav Theodor.

Misetis, s. Misogis.

Misetus (a. Geogr.), Stadt in Macedonien (Steph. Byz., S. 469).

Misevria, Stadt, s. Misivria.

Misgetes (a. Geogr.), Volk in Hispanien, sonst weiter nicht bekannt.

Misgomenä (a. Geogr.), Stadt in Thessalien.

Misgurn (Ichthyol.), nach Lacépède, s. v. a. Schlammbeißer, Cobitis fossilis *L.*

Mishuewa, russ. Ort, Gouv. Pskow, südwestl. von Toropez.

Misia (a. Geogr.), Stadt im Innern Albaniens (Ptol. V, 12, 6).

Misillac, französ. Dorf, Dep. Loire-infér, Bez. Savenay; 2240 Einw.

Misilmeri, ital. Stadt, Königreich Neapel, Insel Sicilien, südöstl. von Palermo, am Bagaria.

Misimisi (Pom.), in Aegypten Name einer kleinen, rundlichen, gelben Aprikosensorte, welche getrocknet als Gemüse gekocht und selbst an den Tafeln der Reichen hoch geschätzt wird.

Misitheus, Schwiegervater Gordianus III. (s. d.).

Misitra, Stadt, s. v. a. Mistra.

Misius (a. Geogr.), Flüßchen, das bei Potentia in Picenum ins adriatische Meer fällt; noch jetzt Musone oder Muscinone.

Misivria (Misivri), europ.-türk. Stadt, Bulgarien, Sandsch. Silistria, am schwarzen Meere, unweit des Vorgebirgs Emineh; Sitz eines griechischen Metropoliten; Hafen; Fischerei; 3000 Einw. Das alte Mesembria.

Misje, Maß, s. v. a. Mutsje.

Miskal, Münze und Gewicht, s. v. a. Mitskal.

Miske, österr.-ungar. Stadt, eisenburger Gespannschaft, südöstl. von Güns; 450 Einw.

Miskoles, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 300 Einw.

Miskolez, Flecken, s. v. a. Mischkolz.

Miskowice, s. Mischkowitz.

Miskowitz, (Mischkowitz), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Maleschau; 410 Einw.

Miskwitza, österreich.-ungar. Berg, Kroatien, nahe an der Westküste.

Mislage, hannöv. Bauerschaft, Stade, Hadeln, Amt Otterndorf; 100 Einw.

Mislau (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Ober-M., Mjslowa horni), Kreis Iglau, Herrsch. Teltsch; 170 Einw.; — 2) Kirch-M., (Mjslowa Kostelnj), Kirchdorf das.; 300 E. Dabei noch Klein-M., (Mjslowa mala).

Mislawitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Schloß, Vorwerk, Freischoltisei, Windmühle, Ziegelei, 200 Einw.

Misletin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Windig-Jenikau; 240 Einw.

Misletitz (Mysletice, Mislotitz), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Gut Kirch-Widern; 200 Einw.

Mislewietz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), Kr Kulm; 220 Einw.

Mislez, österr.-illyr. Dorf, Kr. Görz, Bez. Sessana; 140 Einw.

Mislibor, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Teltsch; 350 Einw.

Misliboritz (Mysleborice, Geogr.), 1) österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kr. Znaim, im nordwestl. Theile desselben, 6924 Joch, 1237 □ Kl. Areal und 1850 Einw.; — 2) Marktflecken das.; Schloß mit Kapelle, Pfarrei; 700 Einw.

Mislichowice, s. Michlowitz.

Mislik, österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Hochwald; 500 Einw.

Mislin (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Prachin, mit Worlik vereinigt; — 2) Dorf das.; Schloß; 340 Einw.

Mislinka (Misslinka), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Gut Tschemin, an der Mies; 130 Einw.

Misliowitz (Misleiowitz, Misliowici, Mstichowice), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Plumenau; 480 Einw.

Mislitz (Myroslaw), österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kr. Znaim, im Nordwesten desselben, mit 5397 Joch 35⅙ □Kl. Areal und mit Lodenitz 4300 Einw.; — 2) Marktflecken das., Schloß, Pfarrei, Weinbau; 1520 Einw.

Misliw (Mislewa), österr.-böhm. Pfarrkirchdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Planitz; 420 Einw.

Mislocowice, s. Mislotschowitz.

Mislotschowitz (Mislocowice), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Holleschau; 340 Einw.

Mislow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Gut Bozegow; 110 Einw.

Mislowitz (Mysl), preuß. Marktflecken, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Beuthen, an der Brzemsa; 1400 Einw. Dabei das Dorf M., 1000 Einw.

Misma, Mutter des Ascalabus.

Misna, s. v. a. Mischna.

Misna, Fluß, s. Bosna.

Misnia (neulat.), s. v. a. Meißen.

Misocampe (Entom.), nach Latreille, Gattung der Hymenoptera terebrantia Pupivora Chalcidita *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Schwanzwespen nach Oken, Diplolepis *Fabr.* Charakter: Fühler bestehen bei beiden Geschlechtern aus sehr dicht anschließenden Gliedern ohne Haarwirtel; Legebohrer lang. Arten unbedeutend, eine lebt als Larve in Rosenschwämmen.

Misocco, Thal, s. v. a. Misox, mit gleichnamigem Dorf; 1200 Einw.

Misogynie (v. Griech.), Weiberhaß, Weiberscheu, unterscheidet sich dadurch von der Misanthropie, daß sie, während diese sich auf das ganze menschliche Geschlecht bezieht, sich auf das weibliche beschränkt. Ihre Ursachen können eben sowohl im Verstand als im Gefühl beruhen, so wie auch körperliche Leiden zu ihrer Entstehung mitwirken können, was besonders dann der Fall ist, wenn in Folge geschlechtlicher, namentlich widernatürlicher Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet ist. Daher kommt es, daß Eunuchen, Onanisten, Päderasten und Sodomiten meistens der M. sich zuneigen. Doch kann dieselbe auch manchmal durch körperliche Konstitution und Neigung zur Melancholie, so wie durch Erziehung, Lehre und Erfahrung bedingt seyn. Misogyn, Weiberfeind.

Misogynos (griech. Myth.), Weiberfeind, Beiname des Heracles in Phocis, wo er einen Tempel hatte, dessen Priester während ihrer ein Jahr dauernden Amtsführung kein Weib berühren durften.

Misokapnos (Misocapnus), der Rauchfeind. König Jakob VI. von England nannte so ein Buch, worin er sehr gegen das Tabakrauchen eiferte.

Misokosmie (v. Griech.), Verachtung nicht nur des Schmuckes, sondern auch jeglicher Eleganz in Kleidung, Wohnung ꝛc., wohl selbst der Reinlichkeit.

Misolampus (Entom.), nach Latreille, Halbtrauerkäfer, Gattung der Coleoptera heteromera melanosomata Blapsidea *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Pimelia *Herbst.* Charakter: Halsschild fast kugelig; Leib fast eiförmig; drittes und viertes Glied der Fühler gleich, cylindrisch, achtes und die beiden folgenden ein wenig dicker, fast kreiselförmig, das elfte oder letzte Glied größer und eiförmig. Bekannteste Art: M. Hoffmannseggii *Latr.* Schwarz, mit streifig punktirten Flügeldecken.

Misologie (v. Griech.), Vernunfthaß, d. i. Abneigung, die Entscheidung über gewisse Fragen und Probleme, namentlich religiösen Inhalts, der vernünftigen Untersuchung zu überlassen, daher Misolog, s. v. a. Obskurant, Mystiker.

Mison (Bot.), bei den Alten nach Plinius (hist. nat. XIX. 3.), wahrscheinlich s. v. a. Tuber niveum *Desf.*

Misopogon (griech. Lit.), Barthasser, s. Julianus 2).

Misoponie (v. Griech.), Arbeitsscheu.

Misopsychie (v. Griech., Psychiat.), Trübsinn mit Lebensüberdruß.

Misoptochos (Med.), nannte man scherzweise die Gicht, eigentlich wer die Armen haßt, weil die Gicht diese seltener befällt.

Misor (phöniz. Relig.), Bruder des Sydyk und Vater des Taaut. Der Name bezeichnet „der Lösende", nach Movers ähnlich zu erklären, wie die Isis, die dem Amun die vor der Weltbildung zusammengebundenen Beine löst. M. wird mit Sydyk als Erfinder des Salzes genannt.

Misox-Thal (Val-di-Misocco, Masocco-, Masax-), schweiz. Thal, dehnt sich von der Bernhardinhöhe bis zum tessinischen Lumino, 8—9 Stunden lang, anfangs nach S., dann nach W. aus. Gegen S. geöffnet, ist es gegen Nordwinde geschützt, und bei Roveredo kaum 930 Fuß ü. d. M. hoch, sehr mild und fruchtbar, Feigen, Maulbeerbäume, der Buchsbaum, Mais, Kermesstaude, Cytisus ꝛc. gedeihen; es leidet aber sehr durch die Ueberschwemmungen des gleichnamigen Flusses; — 2) Misocco oder Cremeo, Dorf das., mit den Ruinen der Burg Misox; 1250 Einw.

Misoxenie (v. Griech.), s. v. a. Xenomysie.

Misozoia (vitae odium, vitae taedium, Psychiat.), der Lebensüberdruß, Lebenshaß (Gegensatz von Philozoia).

Mispalu, Inselgruppe, s. Neu-Guinea.

Mispel (Bot. und Pomol.), Pflanzengatt., s. v. a. Mespilus *L.* — **Mispeln**, 15. Zunft der 16. Klasse des Oken'schen Pflanzensystems, s. v. a. Beeren, Aepfler, (s. d.). Hauptgattungen: Crataegus, Mespilus, Torminaria, Cotoneaster.

Mispeläpfel (Pomol.), nach Oken und Dierbach, s. v. a. Mala mespilaria, s. Mala.

Mispelbirne (Bot.), 1) s. v. a. Bollweilerbirne, Pyrus Pollveria *L.*; — 2) s. v. a. Felsenbirne, Pyrus Amelanchier *L.*

Mispelbirnen (Pomol.), nach Oken und Dierbach, s. v. a. Pyra mespilaria, s. Birnbaum.

Mispelboom (holl., Bot.), in Surinam s. v. a. mispelartiger Breiapfel, Achras sapota.

Mispelbraun, braune, mispelähnliche Farbe, aus Galläpfeln, Brasilienholz und Krapp bereitet.

Mispelheim (nord. Myth.), s. Muspell.

Mispeljugel (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Salacia.

Mispelle (Bot.), s. v. a. gemeine Mispel, Mespilus germanica *L.*

Mispelmyrte (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Jossinia.

Mispelsee (Jnielowo), preuß. Freibauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 160 Einw.

Mispelspiere (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Lindleya.

Mispickel (Mineral.), s. v. a. Arsenikkies (s. d.).

Mispillion, nordamerik. Ort, V.-St., Staat Delaware, Grafsch. Kent, am gleichn. Fluß, der in die Delaware-Bai mündet; Leuchtthurm.

Misque (Misquez), südamerik. Stadt, Bolivia, Dep. Cochabamba.

Misr, s. v. a. Aegypten.

Misra, s. v. a. Halbverse, s. Arabische Literatur.

Misratha, Stadt und Vorgebirg, s. v. a. Mesurata.

Miss (engl.), unverheirathetes Frauenzimmer, s. v. a. das franz. Demoiselle.

Miß, deutsche Vorsylbe, drückt das Unrichtige, Falsche, Fehlerhafte aus, z. B. mißfallen, mißbrauchen.

Missa (lat., Kirchenw.), 1) s. v. a. Messe; — 2) Feiertag eines Heiligen, z. B. M. Sancti Johannis, der Johannistag.

Missa bifaciata (Kirchenw.), s. Messe.

Missa fidelium (Kirchenw.), s. Messe.

Missaglia, italien. Dorf, lombard.-venet. Königr., Delegat Como, südöstl. von Como.

Missagua, nordamerik. Fort, Ober-Kanada, an der Mündung des Niagara in den Ontario-See.

Missah, afrik. Insel, Abyssinien, vor der Mündung des Anazo.

Missal (Buchdrucker.), größere Schriftgattung (Missalbuchstaben), nach den Missalen oder Meßbüchern benannt, die in ihr geschrieben waren, ward nach Erfindung der Buchdruckerkunst nachgeschnitten und vornehmlich zum Druck von Meßbüchern gebraucht.

Missale (Meßbuch, Kirchenw.), in der römisch-kathol. Kirche Name derjenigen liturgischen Bücher, in welchen die von der Kirche angeordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, so wie für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, dann die evangelischen und epistolischen Perikopen, Gebete und der Meßkanon enthalten sind. Das für die gesammte römisch-kathol. Kirche gültige M., das sogenannte römische, datirt vom J. 1570 und ist auf Befehl des Papstes Pius V. von römischen Theologen verfaßt worden. Es mußte, vom Tage seiner Publikation (14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom binnen einem Monat, von denen diesseits der Alpen binnen drei und denen jenseits der Alpen binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 Jahre lang gebraucht hatten, waren zur Einführung des röm. M.s nicht verbunden, u. so haben z. B. Mainz, Köln, Münster u. and. Diöcesen in u. außerhalb Deutschland ihre besondern Meßbücher. Solcher Partikularmeßbücher, von denen das älteste aus der Zeit des Kaisers Ludwig des Frommen herrühren soll, gab es vor der Publikation des röm. M. sehr viele u. zwar von dem letztern sehr abweichende. Das röm. M. ward, weil in Folge der an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben desselben sich viele Fehler in dasselbe eingeschlichen hatten, auf Befehl des Papstes Clemens VIII. 1604 und auf den Urbans VIII. 1634 genau revidirt. Die alten handschriftlichen M.n aus dem Mittelalter sind oft sehr schön geschrieben, mit prächtigen Initialen und Miniaturbildern verziert und mit den kostbarsten Einbänden versehen.

Missalewo, russ. Ort, Gouv. Minsk, östl. von Bobruisk.

Missalia (lat., Kirchenw.), in der römischen Kirche das Geld, welches bei einem Begräbniß der Priester erhält, um Seelenmessen dafür zu lesen.

Missalia plenaria (Kirchenw.), vollständige Agenten, die über die Verwaltung kirchlicher Funktionen Auskunft gaben und sie so erleichterten.

Missao (Geogr.), 1) südamerik. Ort, Brasilien, Prov. Rio Negro, an der Südseite des Amazonenstroms; ein anderer gleichnamiger Ort liegt südöstl. am Madeira; — 2) Missao nova, Ort das.

Missata (ind. Rel.), einer der Gärten Buddha's, s. Buddhaismus.

Mißbildung (Mißgeburt, Vitium primae formationis, monstrum, deviatio, monstrositas; franz. Monstrosité, engl. Monsters, Anat.). Mit dem Namen M.en od. genauer „ursprüngliche M.en", Fehler der ersten Bildung, belegt man alle diejenigen Abweichungen von den normalen Form- und Lagerungsverhältnissen der Organe, welche denselben schon während ihrer ersten Entwicklungsstadien zu Theil geworden sind, mit welchen ein Organismus entweder das Ei oder den mütterlichen Fruchthälter verläßt, oder mit welchen er aus irgend einer früheren Entwickelungsepoche (Larven-, Puppenzustand) in diejenige Lebensperiode übergeht, in welcher die Form- und Lagerungsverhältnisse seiner Gebilde ihre wesentlichsten und auffallendsten Metamorphosen vollendet haben. Eine Abgrenzung der M.en von den sogenannten „Varietäten", d. h. den minder auffallenden, obschon eigentlich nicht mehr innerhalb der Grenzen der Norm eingeschlossenen Form- und Lagerungsverhältnissen einzelner Organe ist nicht möglich, weil 1) die sogenannten Varietäten unmerklich in die eigentlichen M.en übergehen; und weil sie 2) ihren Ursprung zum Theil denselben Bedingungen verdanken, wie die eigentlichen M.en. Sind die Abweichungen in der Gestalt oder der relativen Lage der einzelnen Körpertheile sehr bedeutend, oder sind sie gleichzeitig über viele Theile in der Art verbreitet, daß sie dem genannten Habitus des Körpers einen fremdartigen Ausdruck verleihen, so bezeichnet man den damit behafteten Organismus als Mißgeburt, Monstrum. Wurden früher die M.en als von der Gesetzlichkeit der Natur abweichende Erscheinungen betrachtet, so führte später ihr vergleichendes Studium zur Erkenntniß wichtiger morphologischer Gesetze, od. diente wenigstens zur Befestigung von Ansichten, die auf andern Wegen der Naturforschung schon gewonnen waren. Als allgemeinstes Resultat des Studiums der M.en steht fest, daß jede Mißgeburt, trotz ihrer abweichenden Bildungsverhältnisse, den specifischen Charakter derjenigen Thierart trägt, welcher sie durch Abstammung angehört. Alle bei Mißgeburten angetroffenen Organe lassen sich daher auch, trotz mancher abweichenden Verhältnisse, welche sie darbieten können, auf solche zurückführen, welche in irgend einem ihrer Entwicklungsstadien den normal gebildeten Individuen derselben Species zukommen. Es finden sich also bei Mißgeburten keine Organe, die überhaupt der Species, welcher jene selbst angehören, nicht eigenthümlich wären. Eine jede Thierart hat demnach auch ihre vorzugsweise eigenthümlichen M.en. Die Natur beobachtet somit auch rücksichtlich der Mißgeburten das Gesetz der Erhaltung der Art-Eigenthümlichkeiten in der Reihe der Generationen nach dem Gesetze der Erblichkeit dadurch, daß Mißgeburten meistens frühzeitig absterben. Die Mißgeburten der höhern Thiere und des Menschen werden nämlich gewöhnlich nicht ausgetragen, sondern meistentheils durch Abortus frühzeitig aus dem mütterlichen Fruchthälter entfernt. Wenn aber auch einzelne unbedeutendere M.en, z. B. Ueberzahl der Finger, Degenerationen der Haut u. dgl., durch mehre Generationen hindurch sich erhalten, so kehrt doch endlich der normale Typus der Bildung wieder, so daß auch in dieser Hinsicht das Streben der Natur nach reiner Erhaltung des specifischen Typus sich kund gibt. Jedes einzelne mißgebildete Organ erhält sich rücksichtlich seiner Gestaltung, Verbindung und Lage innerhalb der Schranken desjenigen Bildungstypus, den die Natur für dieses bestimmte Organ im Normalzustande beobachtet. Zu diesem Resultate ist man gelangt: 1) durch die Untersuchung der sämmtlichen Organe bei Mißgeburten; 2) durch Vergleichung der mißgebildeten Organe mit Embryonalorganen, und 3) durch Vergleichung der miß-

gebildeten Organe einer Thierspecies mit den gleichnamigen normalen Organen anderer Arten von Thieren. 1) Bei Mißgeburten findet sich immer eine gewisse Ordnung in der Organisation. Wie Meckel sich ausdrückt ist die Lagerung des Organs nie so verkehrt, daß z. B. die Lunge in der Hirnschale, das Gehirn im Unterleibe seinen Sitz hat. Man findet die Organe nie so verbildet, daß der Darmkanal eine Röhre mit der Aorta ausmacht. — 2) Die meisten abweichenden Bildungsverhältnisse der einzelnen Organe beruhen vielmehr auf einseitig gehemmter Ausbildung derselben, d. h. sie haben rücksichtlich ihrer Gestaltung, Textur, Lage u. s. w. einzelne, frühern Entwickelungsstadien eigenthümliche, demnach in der Regel vorübergehende Bildungs- und Lagerungsverhältnisse beibehalten, welche für sie nur Durchgangsstufen zu einer andern permanenten Bildung seyn sollten. Ein einzelnes mißgebildetes Organ ist dies bisweilen nur in seinen Verhältnissen zu den übrigen Theilen desselben Körpers, kann dagegen, unabhängig von den übrigen Organen desselben Körpers betrachtet, mehr oder minder regelmäßig erscheinen, weil es eine frühere Bildungsstufe, als die ist, welche die letzteren erreicht haben, behauptet hat, demnach nur im Verhältniß zur Ausbildung der übrigen Theile desselben Körpers abnorm ist. Oder, was noch häufiger vorkommt, ein einzelnes Organ hat zwar einen den übrigen Organen entsprechenden Umfang gewonnen, aber zugleich andere, in der Regel vorübergehende Eigenthümlichkeiten seiner frühern Bildungsverhältnisse beibehalten. Die Erkenntniß, daß viele sogenannte M.en nur auf einseitig gehemmter Ausbildung einzelner Organe bei ungehinderter Fortentwickelung anderer beruhen, ist die Frucht eines vergleichenden Studiums der thierischen Entwickelung. Schon bei Harvey, C. F. Wolff, später bei Autenrieth und Reil finden sich Andeutungen dieses Satzes, den J. F. Meckel glänzend durchführte, obschon auch spätern Forschern in diesem Gebiete bedeutende Entdeckungen übrig blieben. Je genauer unsere Kenntnisse der normalorganischen Entwickelung werden, um so schärfer kann auch die Vergleichung mißgebildeter Organe mit den in der Entwickelung begriffenen ausfallen. Hat sich nun gleich die Zahl der erkannten Bildungshemmungen in neuester Zeit bedeutend vergrößert, wie denn z. B. in manchen sogenannten Varietäten des Gefäßsystems Bildungshemmungen nachgewiesen sind, so ist doch auch anerkannt worden, daß einer M. allerdings häufig ein solcher normaler Fötalzustand zum Grunde liegt, daß aber diese Grundlage nicht rein und unverändert sich erhalten, sondern ein später ganz abweichendes Gepräge erhalten hat. Wer wollte z. B. annehmen, daß der rüsselartige Fortsatz der Cyklopenmißgeburten bloß eine in der Entwickelung gehemmte Nase sey? Dieser M. liegt offenbar eine Bildungshemmung zum Grunde, der aber später ein ganz abnormer Gestaltungsprozeß gefolgt ist. Es wird also nöthig, von den reinen Bildungshemmungen andere Bildungen zu unterscheiden, in denen die ursprünglich normalen Gestaltungsverhältnisse des Fötus mannigfach abnorm sich verändert haben und mehr oder minder verwischt oder verdunkelt sind. Für solche Bildungen hat Valentin ganz passend die Benennung „Hemmungsbildungen" vorgeschlagen, ursprünglich beruhend auf Bildungshemmungen, welche jedoch später mehr od. minder degenerirt sind. — 3) Die Vergleichung der mißgebildeten Organe einer Thierspecies mit den gleichnamigen normalen Organen anderer Arten bezweckte anfangs, den Beweis für den Satz zu erleichtern, daß die höhern Thiere während ihrer Entwicklungsstadien die permanenten Bildungsstufen niederer Thiere durchlaufen. Hierbei ging man also von der Ansicht aus, daß die meisten M.en Bildungshemmungen seyen. Später aber wurde aus vielen Gründen die Unstatthaftigkeit jenes vorherangeführten angeblichen Bildungsgesetzes, wonach das Eigenthümliche innerer und äußerer Organisation zu den verschiedenen aufeinander folgenden Zeiten des Fötuslebens der Menschen und der höhern Thiere vollkommen entspreche der permanenten Eigenthümlichkeit der Organisation in den verschiedenen aufeinander folgenden Stufen oder Klassen des Thierreiches, fast allgemein anerkannt. Man überzeugte sich jedoch davon, daß der Bildung eines jeden besondern Organes ein besonderer Typus, ein besonderes Gesetz zum Grunde liege, und daß die Natur alle mit diesem einen bestimmten Organe wesentlichen Typus zu vereinbarenden Modifikationen in der Bildung desselben bei den verschiedenartigsten Thieren erschöpft habe. Findet demnach fast jedes mißgebildete Organ des menschlichen Körpers sein Analogon bei irgend einem Thiere, so beweist dies nur, daß alle M.en innerhalb der festen Schranken eines bestimmten Bildungsgesetzes sich halten. Bemerkenswerth bleibt es aber immer, daß abweichende Bildungsverhältnisse von Organen des menschlichen Körpers, deren Wesen nicht Hemmung der Entwickelung zu seyn scheint, bisweilen permanenten Bildungen derselben Organe bei Thieren zu entsprechen pflegen. Dahin gehört z. B. das Doppeltwerden des Blinddarms und des Wurmfortsatzes, wovon Delius und Fleischmann Beispiele erzählen, die an die normale Bildung der Vögel erinnern, das Doppeltwerden der Zunge, wo die beiden Zungen immer übereinander liegen, wie bei einigen Affen. Wenn nun jede Mißgeburt den specifischen Charakter derjenigen Thierart trägt, der sie durch Abstammung angehört, und wenn jedes einzelne mißgebildete Organ einem bestimmten Bildungsgesetze unterworfen bleibt, so muß nothwendig rücksichtlich der Zahl und Art der M.en eine bestimmte Schranke existiren, und dieselbe Form der M. muß mit größeren oder geringeren Modifikationen öfter wiederkehren. Diese öftere Wiederkehr der wesentlich übereinstimmenden Formen der M.en hat zu Benennungen und Klassifikationen derselben Anlaß gegeben, wie wir solche von Geoffroy St. Hilaire, Gurlt, Isidore Geoffroy St. Hilaire, Barkow u. A. besitzen. Solche Benennungen

erleichtern allerdings das Verständniß und ersparen häufig weitläufige Beschreibungen, aber die unterschiedenen Arten sind durchaus nicht, wie Isid. Geoffroy will, denen der normalen Thiere und Pflanzen gleichzustellen, weil das wesentlichste Kriterium des Artbegriffs: Erhaltung und Wiederkehr bestimmter wesentlicher Eigenthümlichkeiten in der Reihe der Generationen durchaus fehlt. Die Unterscheidung der Arten der M.en stützt sich also nur auf häufigere Wiederkehr gewisser auffallender, meist äußerer Eigenthümlichkeiten, wobei von allen minder auffallenden Abweichungen, namentlich des innern Baues abstrahirt wird. Alle mit der Benennung Mißgeburten zu belegenden Geschöpfe zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, je nachdem sie einen einfachen Körper besitzen, oder mehr od. minder deutliche Spuren der Duplicität oder selbst der Triplicität zeigen. Wenn aber auf den ersten Anblick die Unterscheidung zwischen einfachen Körpern und Doppelkörpern sehr leicht zu seyn scheint, so wird sie doch durch verschiedene Umstände in nicht geringem Grade erschwert. Es finden sich nämlich deutliche und allmählige Uebergänge zwischen Mißgeburten mit einfachem Körper und wirklichen Doppelmißgeburten. Meckel und Barkow finden schon in ungewöhnlicher Vergrößerung des Körpers einen Uebergang zur Duplicität, weil bei Doppelmißgeburten einfacher Organe häufig sehr groß und umfangreich sind. Deutlicher schon ist der Beginn der Duplicität ausgesprochen in den Fällen, wo einzelne in der Längerichtung des Körpers gelegene Gebilde der Zahl nach vermehrt sind (Barkow's Duplicitas longitudinalis), oder wo an einer seitlichen Körperhälfte oder an beiden Seiten des Körpers überschüssige Theile vorkommen (Barkow's Duplicitas lateralis simplex u. duplex sejuncta). Noch mehr tritt sie hervor, wo an beiden Seiten des Körpers vorkommende überschüssige Theile mit einander verschmolzen sind, ohne daß aber in der Mittellinie des Körpers liegende Theile gleichzeitig doppelt wären (Barkow's Duplicitas bilateralis conjuncta). Wenn Barkow demnach nur da Doppelmißgeburten oder vielmehr Monstra duplicia per coalitum annimmt, wo zugleich mit der Duplicitas bilateralis eine Duplicitas mediana eintritt, so ist, wie er selbst richtig bemerkt, diese Begrenzung nur eine künstliche und willkürliche, obschon sie durch das Erforderniß bestimmter Ausgangspunkte bei Betrachtung eines besondern Gegenstandes nothwendig ist. Uebrigens hat schon der alt hergebrachte Sprachgebrauch diese Anschauungsweise gewissermaßen sanktionirt, indem man seit langer Zeit die einkörperigen Mißgeburten nach der Qualität ihrer Theile in Monstra per defectum und per excessum partium unterschied — eine Eintheilung, der einiger Werth nicht abgesprochen werden könnte, wenn nicht häufig bei Mangel einzelner Theile andere überschüssig vorkämen. Diese letztere Erscheinung, von welcher zahlreiche Beispiele in den Schriften von Meckel, von Geoffroy St. Hilaire, Andral u. A. mitgetheilt werden, ist keineswegs selten, sondern kommt häufig vor, so daß Geoffroy St. Hilaire (Philosophie anatomique Th. II. Des monstruosités humaines S. XXXIII und S. 214) es sogar als allgemeines Gesetz hinstellte, daß Mangel eines Theiles mit Ueberschuß oder vorwaltender Ausbildung eines andern in demselben Körper verbunden zu seyn pflege. Von diesem Gleichgewichtsgesetze (Loi de balancement des organes) finden sich aber so zahlreiche Ausnahmen, daß es sich keine allgemeine Geltung hat verschaffen können. Die bei einkörperigen Individuen vorkommenden M.en lassen sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Fassen wir bloß die Quantität der bei einem Individuum vorkommenden Theile ins Auge, so haben wir zu unterscheiden: 1) bloßen Mangel derselben, 2) Exceß derselben, und 3) Mangel mit Exceß verbunden. Berücksichtigen wir dagegen die qualitativen Abweichungen der vorhandenen Theile, so stellt sich heraus, daß diese von der mannichfachsten Art seyn, ihre Lage, Größe, Verbindung, Struktur u. s. w. betreffen können. Werden solche qualitativ abweichende Theile verglichen mit den während der verschiedenen Entwickelungsstadien vorkommenden normalen Bildungen, so finden wir a) Bildungshemmungen, b) Hemmungsbildungen, c) Verhältnisse, wie sie während des Verlaufes der normalen Entwickelung gar nicht vorkommen, die bald ursprünglich sind, bald als Folgen vorausgegangener Zerstörung erscheinen.

1) Vom bloßen Mangel der Theile bei einkörperigen Individuen. Bald mangelt nur ein einziger Körpertheil, bald fehlen deren mehre zugleich, welcher letztere Fall bei weitem häufiger vorzukommen scheint. Die auffallendsten Beispiele von Mangel vieler Körpertheile zugleich bieten die sogenannten kopflosen Mißgeburten dar; sehr selten findet man nur einen einzigen Körpertheil, z. B. eine einzige Extremität, wie in dem bekannten von Ignatz Hayn beschriebenen, und einem anderen früher schon von Ruysch (Thesaur. anatom., Bd. 9, S. 17) erwähnten u. abgebildeten Falle (Gurlts Acephalus unipes). Die Textur der Theile ist in Fällen dieser Art bald einigermaßen ausgebildet, wie in dem haynschen Falle, bald sehr mangelhaft, wie sie von Ruysch gefunden wurde. An diese Fälle reihen sich andere, in denen zwei hintere Gliedmaßen mit mehr od. minder unvollkommenem Rumpfe gefunden werden (Gurlts Acephalus bipes), hieran wieder andere, in denen gleichzeitig auch die Vorderextremitäten vorhanden sind. Elbens bekannte Abbildungen gewähren über diese kopflosen Mißgeburten eine gute Uebersicht. Sehr oft mangelt auch bei Vorhandenseyn des Thorax den kopflosen Mißgeburten das Herz, eine Erscheinung, welche Elben veranlaßt hat, die übrige mangelhafte Ausbildung der Organisation bei den Acephalen als eine Folge des Herzmangels zu betrachten. Doch kann dieses Theorem um so weniger als statthaft angesehen werden, als 1) kopflose Mißgeburten vorkommen, denen das Herz nicht mangelt, wie z. B. in den Fällen von Jagorsky, Vallisneri, Katzky, Gilibert, Tourtual, Wulfshain u. A., und 2) Herzmangel auch bei Mißgeburten, welche einen Kopf besaßen, von Marrigues, Daniel, Brodie, La-

wrence beobachtet ist. Eben so wenig fehlen, wie Nagel nachgewiesen hat, den acephalischen Mißgeburten jederzeit die Nebennieren. Uebrigens sind bei acephalischen Mißgeburten in der Regel viele Organe mangelhaft oder völlig abnorm gebildet; so fehlen häufig Leber und Gallenblase, so findet sich oft Afterverschließung, so sind die Gedärme oft kurz und wenig gewunden oder ihre verschiedenen Abtheilungen sind selbst völlig von einander gesondert, das Zwerchfell, pflegt zu fehlen, die Extremitäten und ihre einzelnen Theile sind oft in hohem Grade mißgestaltet u. s. w.

Bei den höchst verschiedenartigen Resultaten, welche die anatomische Untersuchung bei kopflosen Mißgeburten geliefert hat, konnten die Theorien über die Ursache ihrer Bildung unmöglich gleichlautend ausfallen. Der Ansicht, daß frühzeitige Zerstörung in der Bildung begriffener Organe Veranlassung zu diesen M.en gibt, steht die andere gegenüber, wonach von ursprünglich ausgebliebener Entwickelung der Mangel sonst vorhandener Theile abzuleiten ist. So sucht Meckel das Wesen der M.en in einer ursprünglich zu wenig energischen Entwickelung. Die entfernte Veranlassung zu diesen M.en scheint häufig die Gegenwart zweier Früchte im Uterus zu geben, indem fast alle Beobachter diese kopflosen Mißgeburten einen regelmäßigen Zwilling begleiten sahen. Von den kopflosen Mißgeburten unterscheiden sich diejenigen, bei welchen bloß das Gehirn entweder gleichzeitig mit den Schädeldecken oder bei minder vollständigem Vorhandenseyn dieser letzteren mangelt. Wenn rücksichtlich der kopflosen Mißgeburten noch bedeutende Zweifel obwalten, ob manche der ihnen fehlenden Theile frühzeitig zerstört oder wirklich nie vorhanden gewesen sind, so sprechen ältere und neuere Untersuchungen von Haller, Morgagni, Sandifort, Meckel, Otto, Rudolphi, Béclard, Tiedemann u. A. über die anencephalischen Mißgeburten sehr entschieden dafür, daß eine frühzeitige krankhafte Wasseransammlung innerhalb der Kopfhöhle das in der Bildung begriffene Gehirn zerstört und gleichzeitig in seiner ferneren Ausbildung gehemmt hat. Der Mangel des Gehirns ist bei diesen Mißgeburten mehr oder minder vollständig, bald fehlt es gänzlich, so daß nur die Hirninsertionen der Nerven sichtbar sind, bald zeigen vorhandene Ueberreste des Gehirns deutliche Spuren der Zerstörung, sind z. B. erweicht, von Blut durchdrungen, mißfarbig u. s. w.; bald sind einzelne Theile dieses Gebildes noch einigermaßen normal beschaffen, während andere Spuren krankhafte Veränderungen darbieten. Die dünnen, membranösen, in ihrer Ausbildung zurückgehaltenen Schädeldecken sind dann häufig mit den Hirnhäuten verwachsen oder, wenn sie schon ossificirt sind, zusammengefallen. Daß übrigens auch der Mangel anderer Theile von Zerstörung derselben nach geschehener Bildung herrühren könne, beweisen mitgetheilte Beobachtungen von Dugès, Velpeau, Watkinson u. A. Man findet sogar bisweilen die getrennten Theile neben dem Fötus, welchem sie fehlen, wie z. B. in einem Falle von Watkinson, der den linken, dem Fötus fehlenden Fuß neben demselben antraf (Lond. med. and phys. Journ., Taf. 54). Verhältnißmäßig selten ist der Mangel einzelner Theile bei sonst wohlgebildetem Körper, z. B. der gänzliche oder theilweise Mangel des Brustbeins, wie Isenflamm, Wittstock (Bericht über die zweite Versammlung des wissenschaftlichen Vereines der Aerzte Mecklenburgs. Rostock 1838) Fälle dieser Art beschrieben haben; der Mangel einer oder mehrer Rippen, wie in den Fällen von Böhmer, Seidel, Otto, Lallemand; der Mangel eines Wirbels; der Mangel der Augen u. einzelner Theile derselben, z. B. der Iris, der äußeren Ohren; der Mangel einer Lunge, wie in den Fällen von Haberlein, Sömmering, Bell; der Mangel der Uvula, wovon Wedel ein Beispiel erzählt; der Mangel der Gallenblase, beobachtet von Haller, Wiedemann, Wolfart; der Mangel einer Niere; der Mangel eines Eierstocks, der Gebärmutter, einer Mamme; der Mangel einzelner Muskeln. In diesen Fällen scheint das fehlende Organ nicht sowohl zerstört, als vielmehr nie vorhanden gewesen zu seyn. Sehr viel häufiger fehlen alle oder viele zu einem System gehörigen Organe gleichzeitig. Einem augenlosen Kinde, das Seiler beschreibt, fehlten mit den Geruchsnerven alle zum Geruchsorgan gehörigen Gebilde. In einer anderen Mißgeburt, deren derselbe Schriftsteller gedenkt, fehlten mit den Thränendrüsen auch die Thränenpunkte, der Thränensack und der Thränenkanal. Demselben Kinde fehlten Nieren, Nebennieren, Harnblase, Prostata, hinleitende Samengänge, Harnröhre, deren schwammige Körper und Eichel zugleich. Der Mangel gewisser Theile bedingt oft mehr oder weniger bedeutende Abweichungen in der Gestaltung und Verbindung anderer. So beobachtet man bei ausbleibender Entwickelung der unteren Theile des Gesichts oft Verschmelzung der Ohren u. der Speicheldrüsen beider Seiten. So wird bei höheren Graden der Cyklopie mangelhafte Ausbildung der vorderen Lappen des Gehirns, der Nervi olfactorii und des Siebbeines beobachtet, durch welche mangelnde Ausbildung der zwischen den beiden Augenhöhlen liegenden Theile jene sich vereinigen. Bei diesen cyklopischen Mißgeburten legen auch die beiden Oberkieferbeine sich oft dicht an einander, während die verkümmerten Nasenbeine über der Orbita zu liegen pflegen. Die Thatsache, daß häufig bei dem Mangel gewisser Theile auch andere korrespondirende mit jenen in Verbindung stehende und von ihnen gewissermaßen abhängige Theile fehlen, führte zur Aufstellung gewisser angeblicher Bildungsgesetze. So dachte sich Tiedemann (Anatomie der kopflosen Mißgeburten, S. 104) die Bildung der Organe abhängig von vorausgehender Bildung des Gefäßsystems. Er meinte, die bei der Hervorbringung der M.en von der Norm abweichende Bildungsthätigkeit äußere sich zunächst durch abweichende Produktion und Anordnung des Blutgefäßsystems im Embryo, denen alsdann die Beschaffenheit und

Anordnung aller übrigen Organe und Apparate in den Mißgeburten entspreche. Bilde und entwickele sich das Blutgefäßsystem in Embryonen nicht vollständig, so entständen Mißgeburten mit Hemmung in der Ausbildung u. mit Mangel an Theilen. Zeige dagegen das Blutgefäßsystem einen Exceß in seiner Produktion, ein zu üppiges Hervorwachsen von Aesten und Zweigen, so würden Mißgeburten mit überzähligen Theilen hervorgebracht u. s. w. Dieselbe Ansicht ist später von Serres (Anatomie comparée du cerveau, Th. I, S. 568) vertheidigt worden, und hat auch bei Geoffroy St. Hilaire Anklang gefunden. Aber schon Béclard machte darauf aufmerksam, wie schwer es sey, beim Studium der M.en Ursache u. Wirkung zu unterscheiden, und wie man mit eben so guten Gründen behaupten könne, daß die Gefäße fehlen, weil das entsprechende Organ sich nicht entwickelt habe. Später hat Tiedemann selbst zahlreiche Gründe gegen diese früher von ihm ausgesprochene Ansicht beigebracht und beruft sich namentlich darauf, daß häufig das Blutgefäßsystem Abweichungen in seiner Anordnung zeige, ohne daß denselben Abweichungen in der Bildung der übrigen Organe entsprechen, daß ferner häufig das Herz in Mißgeburten mit Exceß der Bildung einfach ist, daß bei Mißgeburten mit Uebermaß der Bildung das Herz in seiner Ausbildung gehemmt seyn kann, daß Exceß in der Bildung des Herzens (Duplicität desselben) nicht nothwendig ein Uebermaß in der Bildung anderer Theile zur Folge hat (Tiedemanns und Treviranus' Zeitschrift für Physiologie. Bd. 3, Heft 1). Eben so wenig statthaft erscheint ein anderes von Tiedemann (a. a. O.) aufgestelltes Bildungsgesetz, wonach das in Folge des Aktes der Zeugung im Ei zuerst entstehende und in einer fortschreitenden Bildung und Entwickelung begriffene Nervensystem das regelnde und formende Princip der thierischen Bildung seyn soll. Schon die Ergebnisse genauer Untersuchungen mancher M.en ergeben zahlreiche Gründe gegen diese Behauptung. Gurlt fand bei seinem Amorphus globosus, einer mit einem Nabelstrange versehenen behaarten Kugel, die aus Haut, Fett und Knochenrudimenten bestand, keine Spur von Nerven. Seiler beschreibt z. B. eine Mißgeburt, welche bei dem gänzlichen Mangel der Augen und aller zu denselben gehörenden Theile, doch alle für die Augen bestimmten Nerven, so wie die Sehhügel und Vierhügel besaß. In einem anderen Falle, den Seiler mittheilt, zeigte sich keine Spur von Augennerven; die Augen waren zwar sehr klein, aber ihre Entwickelung hatte doch begonnen, u. war bis zur Bildung der Sclerotica, Cornea u. Chorioidea vorgeschritten. Die meisten Organe sind also in ihrer Bildung ziemlich unabhängig von einander und nur selten, z. B. bei den Ausstülpungsbildungen: den Lungen, der Leber, dem Pankreas, den Speicheldrüsen u. s. w. wachsen Organe aus einem Centrum nach der Peripherie hervor. Für die meisten Fälle, namentlich auch für das Nerven- und Gefäßsystem, behält das von Rudolphi (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften für 1814—1816) aufgestellte Bildungsgesetz Gültigkeit, wonach jeder Theil des Centrums u. der Peripherie nach Maßgabe des Zeitpunktes seiner Entwickelung an seiner Stelle als primitiv, oder durch Zeit und Ort nothwendig bedingt, nach bestimmtem Typus geformt wird, wofern kein Hinderniß in diesem Punkte Statt findet. — 2) **Selten kommt bloße Mehrzahl einzelner Theile vor, ohne daß anderweitige M.en vorhanden wären**; dahin gehört das Doppeltwerden der Zunge, nach den Beobachtungen von Doläus, Eschenbach u. A., das Mehrfachwerden der Zähne, wie in den Fällen von Rusca, Albin und Tode, das Doppeltwerden des Blinddarmes, das Mehrfachwerden von Wirbeln und Rippen, das häufiger beobachtete Mehrfachwerden von Muskeln, das Vorkommen dreier Hoden (Fälle von Blasius, Sibbarn, Brown), die Duplicität des Penis, die Ueberzahl der Brüste oder nur der Brustwarzen (Rokitansky, Siebold), die Duplicität des Herzens, welche Chaußier bei einem neugeborenen, ausgetragenen Kinde, an dem sonst keine M.en vorkamen, beobachtete, u. welche von Littré, d'Arboville, Sömmerring, Barzelletti bei Vögeln wahrgenommen wurde. Keine seltene Erscheinung ist das Mehrfachwerden einzelner Zehen und Finger an den Extremitäten. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß solche Ueberzahl einzelner Finger und Zehen in der Reihe der Generationen od. in gewissen Familien erblich sich zu erhalten pflegt. Meckel führt in seiner pathologischen Anatomie, Th. I., S. 19 und Th. II., S. 38 hierher gehörige Beispiele an. So fand auch Patréquin überzählige Brüste und Brustwarzen erblich in einer Familie. In anderen Fällen, wo keine Erblichkeit nachgewiesen ist, brachte dieselbe Mutter successive mehre durch Ueberzahl der Theile, z. B. der Zehen, sich auszeichnende Kinder zur Welt, wie z. B. Schmucker (Chirurg. Wahrn. 2, 84) einen solchen Fall erzählt. — 3) **Häufig wird Ueberzahl der Theile gleichzeitig mit vorhandenem Mangel oder wenigstens mit gehemmter Ausbildung anderer Theile beobachtet.** Bisweilen finden sich die den mangelnden Theilen entsprechenden an anderen Stellen excessiv vor. So beobachtete Ségalas einen mit Encephalocele behafteten Fötus, der an der linken Hand keinen Daumen, an der rechten aber zwei hatte; derselbe Fötus hatte 11 Rippen an der einen Seite und 13 an der anderen. Eine ähnliche Beobachtung theilt Neumann mit. In anderen Fällen findet sich Ueberschuß einzelner Theile, z. B. der Finger und Zehen, mit Mangel oder gehemmter Ausbildung anderer ungleichmäßiger Theile verbunden. An einem von Sue beschriebenen Fötus, der nur einen Fuß besaß, hatte die linke Hand zwei Daumen. Ja diese Wechselbeziehung beschränkt sich bisweilen, wie in einem von Morand beschriebenen Falle, nicht auf denselben Körper, sondern erstreckt sich auf Geschwister. Ein Mädchen hatte an jeder Hand 6 Finger, an jedem Fuße 6 Zehen, ihrer Schwester fehlten dagegen an der einen Hand 4 Finger. — 4) Die am häufigsten vorkommenden M.en sind Bil-

bungshemmungen. Daß oft in Folge gehemmter Bildungsthätigkeit die Ausbildung gewisser Organe ganz unterbleiben kann, und daß in so fern Mangel von Theilen nicht selten als Bildungshemmung zu betrachten ist, wurde schon oben erwähnt. Da ein jedes Organ während des Embryonallebens successive eine Menge von Veränderungen erfährt, und da auf jeder dieser auf einander folgenden Stufen die bildende Thätigkeit in ihrem Fortschreiten gehemmt werden kann, so muß die Zahl der Bildungshemmungen der einzelnen Theile sehr groß seyn. Dies ist um so mehr der Fall, als die Hemmung häufig keine vollständige, sondern nur eine einseitige ist. Während z. B. ein Theil diejenige Lage permanent beibehält, die ihm in einer gewissen Epoche seines Fötuszustandes eigen ist, kann seine Ernährung, sein Umfang den übrigen Theilen entsprechend zunehmen; während ein anfangs gelapptes oder gespaltenes Organ seine Spaltung und Trennung bewahrt, kann es in gleichen Verhältnissen wie alle übrigen Theile an Masse zugenommen haben und übrigens gewissermaßen normal gebildet seyn. Zu den reinen Bildungshemmungen gehören außer dem Mangel mancher Organe: 1) ungewöhnlich geringer Umfang einzelner Theile, z. B. Mikrophthalmie, bedeutende Kürze der Extremitäten, wobei, wie während eines vorüber gehenden Stadiums der normalen Entwickelung, mehr oder minder deutliche Spuren von Fingern u. Zehen vorhanden sind, wie in Fällen von Duméril, Dumas u. A.; — 2) die Spaltbildungen, z. B. die Persistenz einer zweiten Oeffnung des Mundes, der Hiatus labii superioris intermedius, der Hiatus labii superioris lateralis, die doppelte Hasenscharte mit mangelndem harten und weichen Gaumen, der Hiatus palati mollis und duri, der Hiatus palati mollis et uvulae, der Hiatus uvulae, das Offenbleiben des Foramen palatinum anterius, die reine Fissura spinalis, die Brustspalte, die Fissurae congenitae pharyngis, die Spaltungen der Spitze des Herzens, das Offenbleiben des Foramen ventriculorum, des Foramen ovala, des Uterus duplex bicornis, die gelappte Bildung der Leber, der Nieren, die Hypospadie, das Offenbleiben des Canalis vaginalis u. s. w.; — 3) die ungewöhnliche Enge gewisser Organe, z. B. des Magens, des Beckens u. s. w.; — 4) das ursprüngliche Verschlossenbleiben von Oeffnungen, z. B. die Imperforatio glandis, die reine Atresie des Afters, die Aftersperre mit Mangel des Rektum; — 5) die ausbleibende Trennung von anfangs enger verbundenen Organen, z. B. die Adhäsion der Zunge am Grunde der Mundhöhle; — 6) die Persistenz von Organen, welche im Laufe der organischen Entwickelung verschwinden sollten, z. B. des Puppilarmembran (wie in den Fällen von Lawrence, Wrisberg, Wardrop, Beer, Rudolphi); das Vorkommen der wahren Krummdarmdivertikel, als Reste des Ductus omphalo-entericus; — 7) die Persistenz ursprünglicher Lagerungsverhältnisse, wie beim ausbleibenden Descensus testiculorum, wie bei der Hernia funiculi umbilicalis; — 8) das Offenbleiben von Embryonalgefäßen, z. B. der Nabelvene, des Ductus arteriosus u. s. w.; — 9) die ausbleibende histologische Entwickelung, z. B. die mangelhafte Verknöcherung, die ausbleibende Bildung von Pigmentzellen. Die Bildungshemmungen ziehen oft sekundäre Störungen nach sich, z. B. Dislokationen, wie die Ektopie des Herzens bei Brustspalte, die Hernia diaphragmatis bei mangelhafter Bildung des Zwerchfelles, die Hernia canalis vaginalis, oder krankhafte Ausschwitzungen, wie bei der Hydrocele congenita. Gleichzeitig mit Bildungshemmungen findet man oft krankhafte Ausschwitzungen und Neubildungen. So ist die Spina bifida oft mit Hydrorhachis, die mangelhafte Entwickelung des Schädels und des Gehirns mit Wasseransammlungen in der Schädelhöhle verbunden. Bei der Spina bifida finden sich oft Geschwülste am Hals oder am Steiße (Tumores coccygei), welche die charakteristischen Elemente krankhafter Neubildungen enthalten. — 5) Von den Bildungshemmungen unterscheiden sich andere M.en dadurch, daß bei ihnen entsprechende Normalbildungen in keiner Epoche des Embryonallebens vorkommen oder vorzukommen scheinen. Solche rein abweichende Bildungen sind z. B. der Situs viscerum inversus, die Divertikel der Speiseröhre, die Epispadie, die Atresia praeputii vaginae, uteri. Dahin gehören endlich auch die bei Thieren, namentlich bei Insekten, häufig beobachteten Fälle von wirklichem Hermaphroditismus, d. h. von gleichzeitiger Ausbildung männlicher und weiblicher Geschlechtstheile in demselben Körper. Während die Entstehung solcher rein abweichenden Bildungen häufig unerklärlich bleibt, wird es in anderen Fällen wahrscheinlich, daß ihr Vorkommen Folge vorausgegangener Entzündung und Ausschwitzung ist, welche Verwachsung ursprünglich getrennter Theile zur Folge hatte, wie bei der Atresia ani, vesicalis und uretralis, oder das Platzen und die Spaltung von Membranen bedingte, wie bei dem angeborenen Harnblasenvorfall, oder zu Zerstörung und sekundärer Verwachsung Anlaß gab, wie bei der angeborenen Verschließung des Magens nach dem Darme hin, bei der blinden Endigung des Dünndarmes. In anderen Fällen scheinen ungünstige Lagenverhältnisse im Uterus Anlaß zu Fehlern der ersten Bildung zu geben, wie bei der Opstipitas colli, beim Klumpfuße und Pferdefuße. — 6) Nicht selten sind Bildungshemmungen die Grundlage mehr oder minder abnormer Bildungen, in denen sich also der Charakter der Bildungshemmung nicht rein erhalten hat. Dahin gehören z. B. der Uterus bifidus, manche Formen der Hasenscharte, die Rüsselbildung bei der Cyklopie u. s. w.

Die Aetiologie der angegebenen Bildungsfehler ist noch sehr dunkel. Die Annahme, daß angeborene Bildungsfehler durch eine fehlerhafte Präformation der Keime bedingt seyen, ist bei genauerem Studium der Entwickelungs-

geschichte mit der ganzen Präformationstheorie aufgegeben worden. Die Hypothese von dem Versehen der Schwangeren erhielt durch den Umstand einen gewaltigen Stoß, daß das angebliche Versehen der Mutter oft in einen Zeitraum der Schwangerschaft und Fruchtentwickelung fiel, in welchem die Bildung der mißgestalteten Organe des Fötus nach den Gesetzen der normalen Entwickelung schon vor sich gegangen seyn mußte. Somit war denn erwiesen, daß die angeblich durch Versehen entstandene M. oft weit früher zu Stande gekommen seyn mußte, als die Mutter auf einen Gegenstand aufmerksam geworden, dessen Anblick die Mißgestalt ihrer Frucht zur Folge gehabt haben sollte. In anderen Fällen von angeblichen Versehen entsprach die M. der später geborenen Frucht so wenig dem Gegenstande, welcher der Mutter während der Schwangerschaft Schrecken eingeflößt hatte, daß eine Aehnlichkeit zwischen demselben und der mißgestalteten Frucht nicht anzunehmen war. In diesem Falle konnte also nicht sowohl der Anblick eines widerwärtigen Gegenstandes, als vielmehr eine dadurch veranlaßte Gemüthsbewegung, die auch durch andere Umstände hätte bedingt werden können, von Einfluß auf die Bildung der Frucht werden. Es bleibt also nur übrig, die Entstehung der M.en von folgenden Umständen abzuleiten: 1) von einer krankhaften Beschaffenheit des Eies, welche schon vor der Befruchtung bestand. Diese Annahme ermangelt bis jetzt aller positiven Beweise, wenn man nicht die auch anderer Deutungen fähige Thatsache als dafür sprechend betrachten will, daß dieselbe Mutter bisweilen succesive mehre mit derselben M. behaftete Kinder zur Welt bringt. — 2) Von einer ungenügenden oder fehlerhaften Einwirkung des männlichen Samens auf das Ei, eine Annahme, welche eben so wenig erwiesen ist. — 3) Von einer fehlerhaften Tendenz der dem befruchtenden Eie inwohnenden bildenden Kraft. Zu einer solchen, allerdings unklaren Annahme scheinen diejenigen Fälle zu berechtigen, in denen M.en, namentlich auf Exceß der Bildung beruhende, erblich sich erhielten. — 4) Von ungenügender Quantität und Qualität des zur Ernährung des Embryo bestimmten in den Gefäßen des Fruchthalters strömenden Blutes der Mutter. — 5) Von mechanischen Hindernissen in dem mütterlichen Fruchthalter, mögen dieselben abhängig seyn von krankhaften Zuständen desselben oder der von ihm ausgebildeten Eihäute, oder von der Anwesenheit zweier Früchte, oder endlich von ungünstigen Lagerungsverhältnissen der Frucht. — 6) Von Entzündung schon gebildeter Embryonaltheile, von krankhaften Exsudationen. Diese Entstehungsweise von M.en ist nicht selten mit einem hohen Grade der Sicherheit nachzuweisen. — Eine sichere Entscheidung, welche der genannten Ursachen in einem konkreten Falle die M. bedingte, ist aber oft um so schwieriger, als ein und dasselbe abweichende Verhältniß in verschiedener Weise die Bildung der Frucht beeinträchtigt haben kann. Es ist z. B. Thatsache, daß die meisten mangelhaft ausgebildeten Früchte Zwillingsgeburten sind, daß sie ferner oft gleichzeitig mit einer normal gebildeten Frucht sich entwickeln. Absorbirte nun in Fällen dieser Art die zweite Frucht allein oder größtentheils das für beide Früchte bestimmte Nahrungsmaterial? oder störte die Anwesenheit der zweiten Frucht, mechanisch hindernd, die Entwickelung der mißgebildeten? oder wirkten beide Umstände gleichzeitig oder succesive ein? Die Antworten auf Fragen dieser Art werden noch lange sehr verschieden ausfallen.

Von den Doppelmißgeburten. Barkow, dem wir die vollständigste Arbeit über die Doppelmißgeburten verdanken, rechnet zu denselben alle diejenigen Fälle, in denen zwei mehr oder minder vollständige Früchte auf organische Weise mit einander verbunden sind, mögen nun wirklich bleibende Körpertheile derselben mit einander verschmolzen seyn, oder mag ihre Verbindung bloß mittelst des Nabelstranges oder mittelst andrer Eitheile erfolgen. So betrachtet er denn mit Burdach einen von Rudolphi beschriebenen Fall, in welchem ein Kopf ohne Rumpf durch Gefäße mit den Nabelgefäßen eines zweiten Fötus verbunden war, als in die Klasse der Doppelmißgeburten gehörig. Er geht dabei von der richtigen Ansicht aus, daß sowohl die Nabelschnur, als auch die übrigen Eihäute mit den permanenten Fötaltheilen zusammen einen Organismus konstituiren. Er macht ferner darauf aufmerksam, daß auch in diesen Fällen die gleichnamigen Theile der beiden Fötus: Arterien mit Arterien, Venen mit Venen verbunden sind, und erinnert endlich an die allmähligen Uebergänge, durch welche die Verwachsungen der Eihäute und Nabelstränge in die Verbindungen permanenter Körpertheile übergehen. — Die verschiedenen Bedingungen, unter denen die Duplicität erscheint und namentlich die verschiedenen Formen der Doppelmißgeburten machten Eintheilungen derselben nothwendig, wie solche von Wiese, Meckel, Adelon und Chaussier, Lenhossék, Burdach, Rudolphi, Schläpfer, Mayer, Gurlt, Breschet, Barkow, Müller, obschon nach sehr verschiedenen Principien, versucht worden sind. — Die auffallendste Differenz der Doppelmißgeburten besteht darin, daß Fälle vorkommen, in denen der eine Fötus in dem andern verborgen ist und von diesem umschlossen wird, während in anderen, viel häufigeren Fällen zwei Fötus so mit einander verbunden sind, daß die Theile beider äußerlich sichtbar werden. Auf diese schon von Prochasca hervorgehobene Thatsache gestützt, theilt Meckel die Doppelmißgeburten ein in Monstra duplicia primaria s. orginaria und in Monstra duplicia secundaria. Barkow, der diese Eintheilung beibehalten, benennt die ersteren zweckmäßig Monstra duplicia per coalitum (Breschet's Diplogénéses par simple union und die anderen Monstra duplicia per implantationem (Breschet's Diplogénéses par pénétration ou par inclusion). Indessen gehen die in diese Abtheilung gehörigen M.en durch die Fälle von Implantatio externa allmählig sowohl in einander, als auch in die eigentlichen Zwillingsgeburten über. Eine solche merkwürdige Uebergangsbildung in die Implantatio externa ist z. B. von Hoff-

mann, eine andere Uebergangsbildung in wirkliche Zwillingsbildung von Rathke beobachtet worden. Hoffmann fand am Gaumen eines Mädchens eine aus dem Munde hervorragende Geschwulst, in welcher rudimentäre Theile eines Kopfes: Schädelknochen, Gehirn, Gesichtsknochen, Unterkiefer enthalten waren. Rathke beobachtete zwei Schafe in einem Amnion; das kleinere hing durch eine Nabelschnur mit dem Kopfe des größeren zusammen. Die Nabelschnurgefäße endeten in einer an der harten Hirnhaut des größeren Schafes befindlichen Geschwulst. — Die Monstra duplicia per implantationem internam (Monstra nidulantia, Foetus in foetu, Intussusceptio foetus minoris) lassen sich je nach dem Sitze des kleineren, mehr oder minder vollständig ausgebildeten Fötus in mehre Abtheilungen bringen: 1) Am häufigsten findet sich der parasitische Fötus unterhalb der Haut des zweiten Individuums (Implantatio cum intussusceptione foetus minoris subcutanea Barkow). So beobachtete Gaither einen Fall, wo der Parasit in der Regio epigastrica eines Mädchens sich fand. In einem in der Histoire de l'académie des sciences 1746, S. 11) mitgetheilten Falle saß der Parasit unter der Haut vor dem Schambeine. — 2) In anderen Fällen findet sich der Parasit innerhalb der Bauchhöhle eines anderen Individuums (Implantatio cum intussusceptione abdominali); solche Fälle sind z. B. von Blumenbach, Hergenröther, Dupuytren beschrieben. Letzterer fand den Parasiten in einem am Mesocolon transversum haftenden Sacke. — 3) Bisweilen hat der Parasit im Hodensacke seinen Sitz, wovon Dieterich, (Froriep's Notizen, Mai 1826) einen Fall anführt. — 4) Ja es kommt sogar vor, daß zwei Fötus in einem dritten eingeschlossen sind, von denen der eine unter der Haut, der andere im Unterleibe seinen Sitz hat. — Der kleinere Fötus ist in Fällen dieser Art gewöhnlich, obschon nicht immer in einem Sacke eingeschlossen, zu welchem sich Gefäße des einschließenden Körpers begeben; häufig bilden diese Gefäße, ehe sie in den kleineren Fötus übergehen, eine Art von Placenta, wie dies von Ollivier (Mémoire sur la monstruosité par inclusion 1827. 8.) und von Berlich (Meckels Archiv 1832. S. 397) beobachtet ist. Mayer (Gräfe's Journ. X. 1827) glaubt sogar den Uebergang eines von der Cauda equina des einschließenden Körpers entspringenden Nerven in die Geschwulst, welche den Parasiten enthielt, beobachtet zu haben. — Findet sich der Parasit in einer Perinäalgeschwulst, was mehrfach beobachtet ist, so ist der einschließende Körper oft mißgebildet, es kommt Atresia ani, Fissura spinalis, Mangel der Cauda equina, fehlerhafte Bildung der Geschlechtstheile dabei vor. — Die Monstra duplicia per coalitum zeichnen sich dadurch aus, daß die einander entsprechenden Theile zweier Körper organisch und zwar in ähnlicher Weise mit einander verbunden sind, wie die Theile eines einzigen Fötus. Bisweilen sind die beiden verbundenen Körper gleichmäßig, bisweilen ungleichmäßig entwickelt. Diesen Umstand hatten Rudolphi und Burdach zum Eintheilungsgrunde für die Doppelmißgeburt gewählt. Barkow hat aber (a. a. O. II. S. 10) das Unhaltbare einer solchen Eintheilung nachgewiesen. Die Ungleichheit der Entwickelung der beiden verschmolzenen Körper ist übrigens dem Grade nach sehr verschieden. Häufig sind die Theile eines Fötus nur wenig kleiner als die des anderen. Seltener sind die Fälle, in denen die Theile des zweiten Fötus bloß als Anhängsel eines Hauptkörpers erscheinen. Hierher gehören die meisten Fälle von Implantatio externa. In anderen Fällen sind die Theile des zweiten Fötus nicht bloß kleiner, sondern auch mißgestaltet. Rücksichtlich der Monstra duplicia per coalitum gilt das von Meckel aufgestellte, von Barkow mit vielen Belegen unterstützte Gesetz: daß nur zu dem gleichen Systeme gehörige und einander entsprechende Theile mit einander verbunden angetroffen werden. So verschmelzen Muskeln niemals mit Knochen, Nerven nie mit Gefäßen, Gedärmen nie mit dem Herzen, sondern Knochen nur mit Knochen, Muskeln mit Muskeln, Gefäße mit Gefäßen. Es bieten also diese Doppelmißgeburten ein merkwürdiges Beispiel dar von organischer Anziehung und Verwandtschaft homologer Theile des Körpers. — Grad und Ort der Verschmelzung zweier Körper sind höchst verschieden. Barkow unterscheidet als Grade der Verschmelzung: 1) Den Coalitus superficialis, 2) den Coalitus marginalis, 3) den Coalitus parenchymatosus. Als Coalitus superficialis bezeichnet er diejenige Art der Verschmelzung, wo die Oberfläche eines Organs mit der Oberfläche des gleichnamigen Organs eines anderen Fötus verbunden ist. Bei dieser Form sind die Körperhöhlen zweier Fötus von einander getrennt. Beim Coalitus marginalis sind nicht die Oberflächen, sondern die Ränder zweier Organe mit einander verschmolzen. In diesem Falle sind die Organe beider Fötus gewissermaßen brückenartig mit einander verbunden. Als Coalitus parenchymatosus bezeichnet er so vollständige Verschmelzung zweier Organe, daß keine Grenzen derselben mehr erkennbar sind. Diese Verschiedenheiten, welche rücksichtlich des Ortes der Vereinigung Statt finden, sind als Eintheilungsmomente der Doppelmißgeburten benutzt worden. Meckel unterscheidet: 1) Seitliches Doppeltwerden; — 2) vorderes Doppeltwerden; — 3) unteres Doppeltwerden; — 4) oberes Doppeltwerden; — 5) hinteres Doppeltwerden; — 6) anderweitiges Doppeltwerden (Entwickelung eines Fötus in Geschwülsten des Körpers). Gurlt trennt die Doppelmißgeburten folgendermaßen: 1) Kopfzwillinge, Cephalodidymi (von zwei vereinigten Köpfen sind die Theile mehr oder minder vollständig vorhanden; Rumpf und Gliedmaßen einfach). — 2) Kopf-Rumpfzwillinge, Cephalo-Cormodidymi (Kopf doppelt, Rumpf zum Theil oder fast ganz doppelt; Gliedmaßen nur für ein Individuum). — 3) Rumpf-Gliederzwillinge, Cormo-melodidymi (Kopf einfach; Rumpf und Gliedmaßen mehr oder weniger vollständig doppelt). — 4) Gliederzwillinge, Melodidymi (Kopf und Rumpf einfach; Glied-

maßen mehr als vier). — 5) Leibzwillinge, Somatodidymi (Kopf, Rumpf und Gliedmaßen mehr oder weniger vollständig doppelt und an verschiedenen Stellen verbunden. Barkow unterscheidet drei Reihen derselben: 1) Doppelmißgeburten mit Trennung der Theile in der oberen Körperhälfte; 2) mit Trennung der Theile in der unteren Körperhälfte; 3) mit Trennung der oberen und unteren Körperhälfte. In die erste Reihe stellt er die Abtheilungen: 1) Diprosopus (äußerlich einfacher Rumpf; zwei mehr oder minder vollständige Gesichter, von den vorderen Theilen getrennt, gleichmäßig oder ungleichmäßig entwickelt. Schädel und Wirbelsäule können einfach oder mehr oder minder doppelt seyn); 2) Dicoryphus (die Trennung beginnt von den Wirbeln; die Köpfe sind nicht vollständig getrennt; Wirbelsäulen und Extremitäten können doppelt seyn); 3) Dicephalus (zwei völlig getrennte Köpfe; zwei oder drei Oberextremitäten; zwei, seltener drei Unterextremitäten); 4) Didymus simphyothoraco-gastrius (Köpfe und Oberextremitäten getrennt; Brustkasten und Leiber verschmolzen); 5) Didymus symphyogastrius (die obere Trennung erstreckt sich bis auf den Bauch); 6) Didymus symphyohypogastrius (die obere Trennung erstreckt sich bis zum Nabel); 7) Didymus symphyoperinaeus (die obere Trennung erstreckt sich bis zum untersten Theile des Rumpfes). In die zweite Reihe stellt er die Abtheilungen: 1) Dioedocus (die untere Trennung erstreckt sich vorn bis zu den Schamtheilen); 2) Dipygus (die untere Trennung erstreckt sich hinter bis zum Steiße); 3) Dihypogastrius (die untere Trennung erstreckt sich auch auf die Becken und beginnt beim Nabel oder etwas höher); 4) Didymus symphyocephalus (die untere Trennung erstreckt sich bis zu den Köpfen; diese Abtheilung zerfällt in Didymus symphyopisthocephalus (Verschmelzung am Hinterhaupte); Didymus symphyocoryphus (Verschmelzung an den Wirbeln), Didymus symphyometopus (Verschmelzung an der Stirne), Didymus symphyohypognathus (Verschmelzung an den Unterkiefern). In die dritte Reihe gehören: 1) Diprosopus dioedocus; 2) Diprosopus dihypogastrius; 3) Dicoryphus dihypogastrius; 4) Dicephalus dihypogastrius; 5) Didymus symphyothoracoepigastrius; 6) Didymus symphyoepigastrius.

Müller bringt die hierher gehörigen Doppelmißgeburten in folgende Abtheilungen: I. Theilweise Doppelbildung in der Axe; a) theilweise Doppelbildung der Axe des Körpers nach oben bei einfachem Unterleibe, Axis sursum duplex. Alle oberen Theilungen durch die Kopf- und Wirbelaxe; b) Theilweise Doppelbildung der Axe des Körpers nach unten Axis deorsum duplex. II. Axis duplex, Vereinigung zweier Körper bei doppelter Axe mit gleichnamigen Theilen ohne Verlust, oder mit Verlust dazwischen liegender Theile. III. Implantatio externa aequalis und inaequalis (S. Bergholz, de monstro duplici per implantationem ac de duplicitate. Berlin 1840. 8.). Die einzelnen Theile der Doppelmißgeburten sind sehr häufig, an sich betrachtet, mißgebildet und man findet an ihnen alle diejenigen Mißbildungen, welche an einfache Körpern angetroffen werden. Ja, bei manche Formen der Doppelbildungen kommen bestimmte Mißbildungen ziemlich regelmäßig verbunden vor; so findet man, wie Barkow bemerkt, in fast allen Fällen von Diprosopus bei Menschen Hemicephalie, beim Kalbe gespaltenen Gaumen. — Die Aetiologie der Doppelmißgeburten ist noch in hohem Grade dunkel. Es sind hauptsächlich 4 Theorien über ihre Entstehung aufgestellt worden: 1) von primärer Duplicität der Keime — eine Ansicht, für welche gar kein positives Argument vorliegt; — 2) von Verschmelzung zweier anfangs getrennten Keime; 3) von Spaltung einzelner Theile eines ursprünglichen einfachen Keimes; 4) von verstärkter Bildungsthätigkeit in ursprünglich einfachen Keimen. Gewiß ist die Entstehung aller Doppelmißgeburten nicht auf dieselbe Weise zu erklären; geringere Doppelbildungen, z. B. der Finger, der Zehen, mögen von Spaltung ursprünglich einfacher Grundlagen der Theile abzuleiten seyn, obwohl die erbliche Erhaltung solcher Eigenthümlichkeiten auch an abweichende Richtung der Bildungskraft denken läßt. Dagegen lassen sich die Fälle, wo zwei Embryonen nur durch einen Theil ihres Körpers und in geringer Strecke verwachsen sind, nur aus Verschmelzung oder Verwachsung zweier ursprünglicher getrennter Embryonen erklären. Dafür spricht auch der Umstand, daß wie in dem Falle von Duvernoy, bisweilen auf die Geburt von Zwillingen die Geburt eines Doppelkindes folgt.

Mißbildung (bot. Term.), s. v. a. Monstrositas. **Mißgebildet, mißgestaltet,** s. v. a. Monstrosus.

Mißbilligung, offene Erklärung der Unzufriedenheit über etwas.

Mißbrauch, falsche, der Bestimmung eines Gegenstandes widerstreitende, daher zweckwidrige oder auch schädliche Anwendung desselben.

Mißbrauch amtlicher Eigenschaften, (Rechtsw.), geschieht entweder dadurch, daß man seine amtlichen Befugnisse zu unerlaubten Zwecken anwendet (Amtsmißbrauch, s. d., im eigentlichen Sinne), oder dadurch, daß man zur Erreichung gesetzwidriger Zwecke sich eine amtliche Eigenschaft beilegt (Amtsanmaßung, vgl. Betrug, Fälschung.

Mißkredit, Ermangelung des Vertrauens bei Anderen.

Mißdeutung, s. Mißverständniß.

Misse, (Mus.), s. v. a. Messe.

Misseir, in der Türkei der Beiname der Mahbub-Zechine.

Misselad, afrik. Fluß, Sudan, Dar Saley (Wadai), an der Westgrenze von Darfur, von unbestimmtem Lauf.

Misselberg (Groß- u. Klein-M.), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Grafenau; 130 Einw.

Misselsdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Brunnsee; 180 Einw.

Misselwarden, hannov. Pfarrdorf, Stade, Bremen, Amt Altenland Wursten u. Nordholz; hat einen oft bedrohten Deich; 140 Einw.

Missen (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben und Neub., Ldgr. Immenstadt; 140 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kalau; 210 Einw.; — b) Prov. Preußen (Ost.=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 110 Einw.; — 3) würtemberg. Weiler, Donaukreis, Oberamt Leutkirch; 160 Einw.

Missen, Heinrich von, s. v. a. Frauenlob.

Missenden (Great=M., Little=M.), zwei brit. Flecken, England, Grafsch. Buckingham; 1840: 910 Einw.

Misserden, brit. Flecken, England, Grafsch. Gloucester; südöstl. von Gloucester; 590 Ew.

Mißernte, s. Mißwachs.

Misset, afrik. Ort, Unter=Guinea, im Reiche Sala, nordöstl. von Kongo.

Missethat, 1) jede unrechte, böse That; besonders 2) eine solche, welche als Verbrechen der Ahndung durch peinliche Strafe, namentlich durch Todesstrafe unterliegt.

Missevria, s. v. a. Missivria.

Mißfall, 1) (Geburtsh.), s. v. a. Fehlgeburt; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Abortus.

Mißfallen, s. v. a. Mißvergnügen.

Mißgeburt (Geburtsh.), die Monstrositäten in geburtshülflicher Hinsicht sind nur doppelter Art, in sofern sie entweder durch Ueberzahl der Glieder, durch abnorme Größe u. s. w. die Geburt erschweren, unmöglich machen, oder ohne eine solche Folge die Diagnose erschweren. Doch stehen beide Arten, von welchen man die erste Monstrositates per excessum, die zweite Monstrositates per defectum zu nennen pflegt, sich nicht absolut entgegen, da es Fälle gibt, in welchen die erste Art, z. B. wenn sie zu frühe und durch ein sehr geräumiges Becken geboren wird, die Erschwerung und Hemmung der Geburt nicht bewirkt, und die zweite Art Erschwerung hervorbringt, weil bei mangelhafter Bildung des einen Theiles (z. B. des Kopfes) andere (z. B. die Schultern und der Unterleib) ungewöhnlich breit und ausgedehnt erscheinen. Bei der Monstrositas per excessum sind verschiedene Fälle zu unterscheiden: 1) Zusammengewachsene oder in einander geschmolzene Zwillinge. Die Erfahrung hat, was ihren Einfluß auf die Geburt betrifft, darüber entschieden, daß solche, wenn sie dabei klein sind, zu frühe, wie es häufig vorkommt, geboren werden, die Geburt nicht hindern oder erschweren, sondern ohne weitere Kunsthülfe und lebend zur Welt kommen. Entweder sind zwei Köpfe vorhanden, von denen der eine zunächst in das Becken eintritt, und der andere darauf in den Beckeneingang gelangt. Dann wird bei kräftigen Wehen die Geburt durch die Naturkräfte vollendet. Oder die Zwillinge sind am Rumpfe (an der Brust oder am Unterleibe) mit einander verwachsen, und das eine Kind wird mit dem Kopfe voran, das andere mit vorangehendem Steiße geboren, was durch die Biegsamkeit und Nachgiebigkeit der einzelnen Theile begünstigt wird. Auch können von beiden Früchten die Füße vorausgehen. — Findet die Verwachsung an einer größeren Fläche Statt, oder sind beide Früchte so mit einander verschmolzen, daß sie fast ein Ganzes ausmache, so entsteht ein beträchtliches Geburtshinderniß, wenn nicht die Geburtswege überaus weit sind. Entweder wird die Geburt nur erschwert, aber für ergiebige Wehen noch vollendbar, oder sie ist für die Naturkräfte ganz unvollendbar. — Die Erkenntniß dieser Monstrositäten während der Geburt wird gewöhnlich durch die Störung des Geburtsverlaufes und die darauf angestellte Untersuchung veranlaßt, findet aber in anderen Fällen und genau erst nach der Geburt Statt. — Die Behandlung solcher Geburtsstörungen richtet sich nach den Hülfen, welche die Natur zu leisten pflegt, wenn sie noch wirken kann. Die Erfahrung lehrt, daß wenn ein Kopf in und durch das Becken herabtritt, der andere sich zurückbeugt und an der hinteren Beckenwand herabtritt. Man kann daher die Natur dadurch unterstützen, daß man das Kind seiner Länge nach so dreht und so richtet, daß der zurückgebliebene Kopf in der Aushöhlung des Kreuzbeines Raum findet. Ist aber auch bei einem solchen Verfahren die Natur= und Kunsthülfe vergeblich, so muß man auf die Verkleinerung der Frucht bedacht seyn, die hier meistens keine Schwierigkeiten darbietet, weil das Becken geräumig genug zu seyn pflegt, um die Hand und die Werkzeuge einzuführen. Die Umstände können so verschieden seyn, daß sich nicht leicht ein allgemein gültiges Verfahren angeben läßt. Der Geburtshelfer muß sich nach der Verschiedenheit der Umstände richten; bald ist die Perforation des zurückbleibenden Kopfes hinreichend, bald wird die Trennung einzelner Theile nöthig, um die Geburt zu vollenden. Je nach den Umständen ist daher auch der Gebrauch verschiedener Werkzeuge (Kopfzange, scharfer Haken, Perforatorium) nöthig; s. Schwierige Entbindung zweier zusammengewachsener Zwillinge, von Rath in Siebolds Journ. Bd. XVIII, S. 2, S. 294—303. — Außer diesen Fällen gibt es noch Mißbildungen an den verschiedenen Stellen des Rückgraths, besonders an dem unteren Ende. Sie werden oft durch ein Rückenmarksleiden verursacht und sind mit fehlerhafter Bildung der Wirbel verbunden. Sind sie klein, so geben sie gewöhnlich der Geburt kein Hinderniß; sind sie groß, wie ein Kindskopf und darüber, so wird die Geburt oft in bedeutendem Grade erschwert oder gehindert. Das Kind wird oft bis unter die Schultern geboren, dann aber nicht weiter vorgetrieben, weil die Geschwulst hinter der Schooßbeinverbindung oder an dem Queraste eines Schambeines stehen bleibt. Zur Beförderung der Geburt dient das Umwenden des Kindes um seine Längenachse, um die Geschwulst gegen die Aushöhlung des Kreuzbeines zu richten (s. Busch, in der gemeins. Zeitschr. f. Geburtsk., Bd. IV, H. 1, S. 1—6). — Die bei Spina bifida vorkommende Geschwulst bietet, weil sie sehr nachgiebig ist, oft kein Hinderniß dar. Wenn sie von bedeutendem Umfange ist, kann sie während der Geburt platzen. Seulen beobachtete an einer Frucht eine 2—3 Quart Wasser enthaltende Blase an der ganzen Lenden= und Kreuzgegend, zerriß dieselbe und beseitigte dadurch das Geburtshinderniß. — Die

Ueberzahl der Glieder gibt nur selten ein Geburtshinderniß ab. Sollte dies der Fall seyn, so wird der Geburtshelfer nach den Umständen verfahren müssen.

Bei der Monstrositas per defectum ist hauptsächlich die Diagnose zu berücksichtigen, z. B. wenn ein Hemicephalus oder Acephalus vorliegt, oder wenn bei Hasenscharte und Wolfsrachen das Gesicht den vorliegenden Theil bildet. Bei mangelhafter Bildung oder bei wirklichem Fehlen der Gliedmaßen, kann die Diagnose der Schieflagen oder Steißlagen erschwert werden. Das Vorfallen einer oberen Extremität neben dem Acephalus oder Hemicephalus gibt gewöhnlich keine Erschwerung. Auch kann bei einer Schieflage mit Vorfall eines Armes die Geburt doch durch die Naturthätigkeit erfolgen, weil der unvollkommen gebildete Kopf bei kräftigen Wehen mit der Brust sich herabdrängt. Die Diagnose wird selten während der Geburt, meist erst nach derselben klar. Ein Geburtshelfer fand an einem monströsen Fötus, bei welchem Brust- und Baucheingeweide bloß lagen, und mangelhafte Bildung der rechten Hand und des linken Fußes Statt fand, bei der inneren Untersuchung das pulsirende Herz in der Mutterscheide. Osiander fand bei einer Gebärenden im Muttermunde nichts als ein spindelförmiges, vorne mit einem Grübchen versehenes Glied, welches sich nachher als der Schenkelstumpf eines monstrosen, geschlechtslosen, neun Monate alten Fötus darstellte. Man darf sich über den Befund nicht voreilig äußern, um nicht die Mutter zu erschrecken. Wo man der Sache durch genaue Untersuchung gewiß geworden ist, kann man den Befund vorläufig den Angehörigen anzeigen. — In Hinsicht auf die etwa nöthige Hülfe bestimmt man sich auch nicht zu frühe, weil hier die Naturthätigkeit oft überraschend wirkt und das Fehlen oder die mangelhafte Bildung eines Theiles die Austreibung der Frucht sehr begünstigt.

Mißgeburt (gerichtl. Med.). Man versteht unter M. im gerichtl.-medicinischen Sinne eine jede menschliche Frucht, welche in einem solchen Grade mißbildet erscheint, daß es zweifelhaft wird, ob ihr Menschheit und die damit verbundenen Menschen- und Bürgerrechte zukommen (Henke). Mende unterscheidet die mißbildeten Früchte in Mißgeburten u. Mißgestalten. Er versteht unter den ersteren solche Früchte, welche wegen der Fehler in ihrer Bildung nach der Geburt nicht fortzuleben vermögen, bei denen also in dieser letzteren die Ursache des Todes liegt; der Ausdruck Mißgestalten dagegen bezeichnet nach ihm alle übrigen Mißbildungen, welche ohne Einfluß auf Lebensfähigkeit sind. — In den früheren Zeiten wurde der Ausdruck M. in einem viel weiteren Sinne gebraucht; man bezeichnete nämlich damit jede Frucht, deren Bildung entweder thierähnlich war oder sonst einigermaßen von der Norm abwich, ja sogar diejenigen pathologischen Zustände des Eies, welche man jetzt unter dem Namen der Molen begreift. Diese beiden Begriffe verwechselte man theils mit einander, theils brachte man damit im Geiste jener Zeit höchst abergläubische und abentheuerliche Vorstellungen in Verbindung. So meinte man z. B. die Entstehung von M.en vom Beischlafe mit bösen Geistern oder aus der Vermischung mit Thieren (deren Erfolglosigkeit in Bezug auf Befruchtung schon Galen, de usu part. III, 1. nachzuweisen sucht), herleiten zu müssen. Deshalb wurden auch damals die gerichtlichen Untersuchungen über mißbildete Leibesfrüchte theils zu anderem Zwecke vorgenommen, nämlich um die vermuthliche Ursache der Geburt einer solchen Frucht (Sodomie oder Beischlaf mit Geistern) zu eruiren, oder um von Gerichtswegen bestimmen zu lassen, ob die mißbildete Frucht getödtet werden solle u. A. dgl., theils auch viel erheblicher behandelt, als jetzt, wo wir, durch richtigere Ansichten über die Vorgänge bei der Bildung der Frucht aufgeklärt, bei dem Vorkommen einer solchen M. nicht mehr an begangene Sodomie und dergleichen denken. — Unter den älteren Schriftstellern erwähnen vorzüglich Fortunat. Fidelis, de relat. medicor.; Paul. Zacchias, quaest. med. legal.; Christ. Hoffmann und Mich. Alberti, Systema jurisprud. med. des Beischlafes mit bösen Geistern und der Unzucht mit Thieren als Ursachen der Entstehung von M.en. J. E. Hebenstreit ist der erste, welcher dieses abergläubischen Wahnes nicht mehr Erwähnung thut, und seit seiner Zeit ist desselben nicht wieder gedacht worden (Mende, Handb. d. ger. Med. Th. I, S. 158). — Die Unterschiede, welche die Römer und die älteren Schriftsteller zwischen den Ausdrükken: Monstrum, Ostentum, Portentum, Prodigium aufstellten, haben für die gerichtliche Medicin keinen Werth und sind auch gänzlich außer Gebrauch gekommen (s. A. v. Haller, Vorlesungen über d. ger. A. W., Bd. I, S. 180, §. 2).

Die mißbildeten Leibesfrüchte können in verschiedener Hinsicht Gegenstände der gerichtlich-medicinischen Untersuchung werden. Eine ausführliche Aufzählung der Beziehungen, in welchen zu seiner Zeit der mißbildeten Früchte vor Gericht Erwähnung geschah, gibt Haller (a. a. O., Bd. I, S. 179). Mehre derselben, wie z. B. die dritte und sechste hat seitdem die vorgeschrittene Aufklärung ein für allemal beseitigt, und ist von denselben jetzt nicht mehr die Rede. Von denjenigen Fragen aber, welche jetzt bei gerichtlich-medicinischen Untersuchungen über diesen Gegenstand aufgeworfen zu werden pflegen, wollen wir die wichtigeren hier erwähnen. — Was zuerst die Frage über Lebensfähigkeit der mißbildeten Früchte betrifft, so s. d. Art. Lebensfähigkeit. — In den Fällen, wo es zweifelhaft ist, ob einer mißgebildeten Frucht Menschenrechte zuzuerkennen seyen oder nicht, muß nach folgenden Grundsätzen entschieden werden. Eine Frucht, welche lebt und athmet, ist als Mensch zu betrachten und muß als solcher ernährt werden, sey sie auch noch so sehr mißbildet. In vielen Fällen wird es sich sogar im Voraus nicht bestimmen lassen, ob sich nicht das Abweichende in der Gestalt noch ändern und die Bildung später nach und nach der menschlichen Gestalt ähnlicher werden könne. Hierdurch beantwortet sich auch zugleich die Frage, ob es erlaubt sey, im hohen Grade mißbildete Früchte

zu tödten oder nicht? Erwägt man das eben Ausgesprochene, so ist eine solche That keineswegs erlaubt zu nennen, sondern als gewaltsamer Eingriff in die Menschenrechte der in Rede stehenden Frucht zu betrachten. Auch die u. A. von Haller aufgeworfene Frage, ob ein Vater, der eine M. erzeugt habe, sich der Sorge für die Alimentation derselben unterziehen müsse, ist hiernach unbedingt bejahend zu beantworten, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die mißbildete Frucht einfach oder doppelt ist. — Ferner gehört hierher auch die Untersuchung der Frage, ob eine im höheren Grade mißbildete Frucht Ansprüche auf die Taufe habe oder nicht. Die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über diesen Gegenstand lassen sich, wenn man dem von den meisten Neueren und auch von Henke angenommenen Grundsatze beitritt, „daß nämlich eine jede dergleichen Frucht zu taufen sey, wenn nur die Bildung des Kopfes derselben einigermaßen eine ihm inwohnende menschliche Seele vermuthen lasse," leicht entscheiden. Wenn man aber nicht im Stande ist, diese Entscheidung sogleich zu geben, so ist es am zweckmäßigsten, Metzgers (Kurzgef. System, S. 278) Rath zu befolgen und die Taufe so lange aufzuschieben, bis die Seelenthätigkeit sich auf deutliche Weise kund gibt. — Hierbei kommt aber noch ein keineswegs unwichtiger Punkt in Betracht. Wie hat man sich nämlich bei Ertheilung der Taufe sowohl, als bei Zuerkennung von Rechten bei doppelten mißbildeten Früchten zu benehmen? Die Entscheidung gibt hier das Verhalten des Kopfes. Ist dieser bei übrigens doppeltem Leibe einfach, so ist die mißbildete Frucht auch nur für einen Menschen, ist er aber bei einfachem Leibe doppelt und zwar jeder von dem anderen getrennt und wohl ausgebildet vorhanden, so sind auch zwei Individualitäten anzunehmen. Ist ein doppelter Körper mit zwei Köpfen vorhanden, so gilt dieser auch für zwei Menschen, es sey denn, daß der eine Kopf sehr weit in der Ausbildung zurück und deshalb auch kein ausgebildetes Seelenorgan bei ihm anzunehmen wäre, was dann allerdings eine Ausnahme von dieser Regel begründen würde. — Das Recht, Ehen zu schließen, ist natürlich denjenigen abzusprechen, bei denen die Geschlechtstheile in dem Maße mißgebildet sind, daß sie zur Ausübung des Beischlafes und somit zur Erfüllung eines der wichtigsten Zwecke der Ehe untüchtig sind. — Ob mißbildeten Früchten bürgerliche Rechte anzuerkennen seyen oder nicht, darüber kann die Entscheidung erst bei vorgerückterem Alter gegeben werden, und sie wird dann weniger Schwierigkeiten unterworfen seyn, als zur Zeit der Geburt, wo sich das Daseyn von Vernunft und Seelenkräften noch keineswegs mit Sicherheit nachweisen läßt. Denn obgleich die Bildung des Kopfes zuweilen sehr von der Norm abweicht, so daß es scheinen möchte, als sey dadurch die Entwicklung von Seelenkräften gänzlich gehemmt, so ist doch daraus noch kein sicherer Schluß auf die Beschaffenheit des Gehirns sowohl, als davon auf den Mangel von Geisteskräften zu machen, da, wie Mende (Handb. d. ger. Med., Bd. III, S. 237) sehr richtig bemerkt, diese sich durchaus nicht nach jener richten. Mißbildungen einzelner Gliedmaßen können, wenn sie nur die Entwickelung der Geisteskräfte nicht beeinträchtigen, hierbei keineswegs in Betracht kommen.

Mißgunst, s. Neid.

Mißhandlung (Rechtsw.), jede unerlaubte und doloser Weise unmittelbar oder mittelbar gegen die Integrität des Körpers einer fremden Person verübte Gewaltthätigkeit, bei welcher ein größeres Maß von Uebel zugefügt wird, als zur Befriedigung des einfachen verbrecherischen Willens oder zur Erreichung des erlaubten Zwecks nothwendig ist, mag nun die hervorgebrachte Verletzung bloß schmerzhaft oder beschimpfend seyn, oder wirklich nachtheilige und nachhaltige Folgen für die Gesundheit des Verletzten veranlaßt haben. Wenn Jemand von dem ihm zustehenden Züchtigungsrecht Gebrauch macht u. zwar ordnungsmäßig, so begeht er keine M.; überschreitet er aber dasselbe, so macht er sich dieses Vergehens schuldig, z. B. wenn er jenes Recht zu einer der Gesundheit seiner Untergebenen nachtheiligen oder gefährlichen Einsperrung od. körperlichen Züchtigung mißbraucht, in welchem Falle er mittelbar eine M. begeht. Fügt er während der Züchtigung dem derselben Unterworfenen aus Fahrlässigkeit oder Ungeschicklichkeit eine Körperbeschädigung zu, so ist dies keine M., sondern bloß fahrlässige Körperverletzung, für deren der Gesundheit nachtheilige Folgen er natürlich, abgesehen von der Bestrafung seiner Fahrlässigkeit, einstehen muß. — Nach gemeinem Recht gibt es eigentlich kein Verbrechen der M., sondern sie kommt entweder unter der Form irgend eines andern öffentlichen Verbrechens vor, und ist dann nach dessen rechtlicher Natur zu bestrafen (also bloß als Folge von anderen erlittenen Gewaltthätigkeiten z. B. des Raubes, des Tödtungsversuchs), oder wird als Realinjurie aufgefaßt, wegen deren der Beleidigte entweder auf Privat- oder öffentliche Strafe klagen kann, mag nun eine Injurie bezweckt gewesen seyn oder nicht. Dasselbe gilt im gemeinen Recht auch rücksichtlich der Körperverletzungen überhaupt. Viel zweckmäßiger wird aber in den neuern Gesetzbüchern für die Fälle, in denen es gar nicht auf eine Ehrenverletzung abgesehen war, ein besonderes Verbrechen der Gesundheitsverletzung, welches das gemeine Recht nicht kennt, aufgestellt, das sowohl in doloser als kulposer Weise begangen und nach der Schwere der Verletzung mit kurzem Gefängniß bis zu langwierigem Zuchthaus bestraft werden kann. — So weit nun eine M. eine wirkliche Verletzung der Gesundheit enthält, fällt sie unter den Begriff der „dolosen Körperverletzung", und es finden hinsichtlich ihrer Bestrafung ganz dieselben Grundsätze, wie bei letzterer, Statt. Außerdem wird sie natürlich, wie im gemeinen Recht, entweder bloß als Injurie oder gar nicht als selbstständiges Verbrechen behandelt.

Mißheirath (disparagium, mésalliance), Heirath zwischen Personen, welche verschiedenen Ständen angehören. Schon bei den Römern bestand eine solche Verschiedenheit der

Stände, daß Heirathen zwischen ihnen als gesetzwidrig angesehen wurden. Unter den germanischen Völkern galt nur die Ehe zwischen Freien und Unfreien als M., und erst später bildete sich jener bekannte Rechtsgrundsatz aus: „das Kind folgt der ärgeren Hand“, so daß also die Kinder unfrei waren, wenn Vater oder Mutter dem Stande der Unfreien angehörten. Später ward diese Ansicht von M. auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen Ständen des Volkes übergetragen, besonders in Deutschland; da man sich aber über feste Grundsätze in dieser Beziehung nicht einigen konnte, so wurden unaufhörliche Zweifel und Streitigkeiten veranlaßt, welche in der Regel auf dem Wege der Gewalt zur Entscheidung gebracht wurden. Dem niederen Adel war nur die Verheirathung mit Unfreien untersagt; seine mit Freien, wenn auch Nichtadeligen erzeugten Kinder blieben adelig und lehensfähig, und erst späterhin drang man mit der Bestimmung durch, daß für gewisse Aemter, z.B. an Stiftern, Höfen, Landtagen ꝛc., vollständig adelige Abkunft erfordert ward. Der Umschwung der socialen Verhältnisse in der neueren und neuesten Zeit hat solchen Bevorzugungen des adeligen Standes meistens ein Ende gemacht. In England hat der Begriff der M. selbst beim hohen Adel keine Geltung. In Deutschland übte der Kaiser das Recht der Dispensation, wie derselbe überhaupt den hier und da unter dem hohen Adel hervortretenden Bestrebungen, den Begriff der „standesmäßigen“ Ehen enger zu ziehen, als herkömmlich war, entgegen wirkte. In der Gegenwart hat der Begriff von M. in Deutschland nur noch in Bezug auf die Mitglieder der regierenden fürstlichen Familien, denen zufolge der Bundesakte (Art. 14) der hohe ehemals reichsunmittelbare Adel ebenbürtig ist, rechtliche Bedeutung. Vgl. Pütter, Ueber Mißheirathen deutscher Fürsten und Grafen, Götting. 1796; — Heffter, Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte, Bonn 1829.

Mißhelligkeit, Störung des guten Einvernehmens zwischen Personen durch einander widersprechende Ansichten oder Ansprüche.

Missian, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Botzen, Ldgr. Kaltern; 200 Einw.

Missi dominici, im Mittelalter die außerordentlichen Kommissarien, gewöhnlich Bischöfe, die mit außerordentlichen Vollmachten von den Kaisern zu den Sendgerichten gesandt wurden.

Missiguinipi, nordamerikanischer See, Unter-Canada.

Missilia (röm. Antiq.), die von dem Kaiser oder den höheren Magistraten an festlichen Tagen von höher gelegenen Orten (vom Circus, vom Theater oder von eigens dazu erbauten Gerüsten herab) unter das Volk geworfenen Geschenke. In der republikanischen Zeit Roms pflegten die Aedilen an den Floralien oder bei Festspielen, Bohnen, Erbsen, Lupinen unter das Volk zu werfen. Der erste Aedil, welcher Geld dazu nahm, war Agrippa, und zwar bediente er sich zuerst der Tesserä, welche Anweisungen enthielten gegen deren Vorzeigung der, welcher eine oder mehre aufgefangen hatte, das auf der Tessera Bemerkte erhielt. Man bediente sich dann der Täfelchen deswegen, damit die unter das Volk geworfenen Gegenstände nicht ruinirt werden möchten, und zum Theil auch deshalb, weil viele Dinge das Werfen gar nicht zugelassen hätten, z. B. Gold- und Silbergeschirr, Speisen, Wein, Vieh, Vögel, Sklaven, Kleider, Schmuck. Diese Geschenke machten in der Kaiserzeit nicht allein die Kaiser, sondern auch die Konsuln und Prätoren bei den ihnen obliegenden festlichen Spielen und bei dem Antritt und Ende ihres Amts. Um den durch die M. entstehenden übermäßigen Aufwand der Magistrate zu vermindern, beschränkten mehre Kaiser sowohl die Spiele, als die M. der Konsuln. Marcian verbot sie gänzlich, und Justinian untersagte den Konsuln, Goldmünzen auszuwerfen, und gestattete nur Silber.

Missima, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon, an der Meerenge von Korea.

Missingdorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Limberg; 200 Einw.

Missinippi Churchill, nordamerikan. Fluß, Hudsonsbai-Länder, entspringt im Distr. Nelson, fließt von Südwesten nach Nordosten in die Hudsons-Bai.

Missio in posessionem oder **in bona** (röm. Rechtsw.), die vom Prätor angeordnete Einweisung in die Güter einer Person (oder in den Besitz einzelner Vermögensstücke), wodurch der Eingewiesene den natürlichen (nicht juristischen) Besitz der Güter erhält, um bestimmte Rechte zu realisiren oder sicher zu stellen, so daß er gleichsam ein Pfandrecht an den Gütern hat. Diese M. wurde angewandt: 1) rei servandae causa oder custodiae causa, und zwar vorzüglich als Realexekution gegen jeden Judicatus, Confessus od. Jndefensus; — 2) um einen andern zur Leistung einer Kaution zu zwingen; — 3) zur Sicherung oder Realisirung eines Erbrechtes; indem einer, von dem man noch nicht weiß, ob er als Erbe zu betrachten seyn wird, den vorläufigen Besitz der Erbschaft erlangt. Alle diese Missiones entstanden zwar wohl gegen das Ende der Republik, empfingen aber ihre Hauptausbildung unter den Kaisern, die erste M. ausgenommen, von welcher wegen ihrer Anwendung auf den Konkurs näher zu sprechen ist. Der Prätor oder Provinzialstatthalter gab nämlich vermöge seines Imperium diese M. einem oder mehren Klägern ohne Causae cognitio und ohne Decretum, nachdem der Anbringende nur die Ursache seines Verlangens bezeichnet hatte. Der Anbringende durfte sich nun den Besitz der Güter des Gegners verschaffen, erhielt aber durch diese Beschlagnahme nicht etwa ein Recht, sondern nur eine Sicherstellung seines etwaigen Rechtes. Wenn aber der Herr dieses Vermögens sich weder rechtfertigte, noch die Ansprüche des Possessors befriedigte, oder sich zur Defension mit Cautio judicatum solvi erbot, so kams zum Verkauf der Güter, nachdem gewisse Fristen abgelaufen waren, welche der Herr zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten benutzen sollte. Nach 30 Tagen wurde nämlich ein Mann

gister — wenn mehre Gläubiger waren — zum Behuf des Verkaufs der Güter gewählt. Dieser besorgte die öffentlichen Anschläge, die Abfassung des Kaufkontrakts und den endlichen Verkauf des Vermögens. Diese M. hieß demnach Missio venditionis causa, und bildete das regelmäßige Konkursverfahren. Im prätorischen Edict waren ursprünglich drei Fälle angegeben, welche den Kläger zur Forderung der M. berechtigten, nämlich: 1) wenn der Gegner sich betrügerischer Weise versteckt hielt, um den Angriffen der Gläubiger oder Ankläger zu entgehen; — 2) wenn der Gegner ohne Erben starb, und 3) wenn er abreiste, ohne einen Vertheidiger bestellt zu haben. M. verhieß ferner der Prätor gegen alle die, welche gerichtlich zur Zahlung einer gewissen Summe verurtheilt worden waren und 30 Tage nach der Verurtheilung nicht bezahlt hatten. Dazu kamen noch folgende Bedingungen, nämlich wenn sich Jemand durch Arrogatio oder in manum conventio in fremde Gewalt begeben hatte, um dadurch seinen Anklägern und Gläubigern zu entgehen; endlich wenn sich Jemand zwar vor Gericht stellte, aber das Judicium zu übernehmen sich weigerte. Die M. ist nicht erst durch den Prätor P. Rutilius eingeführt u. ist auch nicht erst durch die Lex Petilia an die Stelle der Manus injectio gesetzt worden, sondern sie hat schon viel früher, wie auch in einem beschränkteren Umfange neben der Personalexekution bestanden. In der Kaiserzeit erhielt sich M. in bona als regelmäßiges Verfahren bei Contumacia und bei Insolvenz, jedoch gemildert durch die Cessio bonorum der Lex Julia.

Missio militaris (röm. Alterth.), die Entlassung aus dem Kriegsdienste bei den Römern. Sie konnte in dreifacher Weise Statt finden: 1) M. honesta, die ordentliche, ehrenvolle Entlassung nach abgelaufener Dienstzeit oder auch noch vor derselben durch besondere kaiserliche Vergünstigung; — 2) die M. caussaria, die Verabschiedung in Folge eines körperlichen oder andern Gebrechens, wodurch der Mann dienstunfähig ward; — 3) M. ignominiosa, Ausstoßung aus dem Dienst in Folge eines Vergehens. Es fand dies bei gemeinen Soldaten und bei höheren Offizieren Statt; die Testamente der so Entlassenen waren ungültig. Die zweite Art der Entlassung fand ihrer Natur nach nur bei Einzelnen Statt; die erste Art dagegen scheint nur bei einer Mehrzahl von ausgedienten Kriegern oder auch bei ganzen Corps angewendet worden zu seyn. Mit der ehrenvollen Entlassung war auch Fürsorge für das weitere Fortkommen der Ausgedienten verbunden. Solche Fürsorge fiel freilich weg in der republikanischen Zeit, wo die Heere aus freien Bürgern bestanden, die nach beendigtem Kriegszug zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehrten; aber in der Kaiserzeit war sie um so nothwendiger, weil die Heere stehend geworden und die Soldaten meist aus Nicht-Römern genommen wurden. Die Vortheile, die der ehrenvoll Entlassene erhielt, bestanden: in der Verleihung des römischen Bürgerrechts und des damit verknüpften Eherechts und dessen wohlthätigen Folgen. Ueber die M. honesta wurde ein Patent ausgefertigt, das auf eine eherne Tafel eingegraben, auf dem Kapitolium oder an einem andern öffentlichen Orte aufgestellt oder angeheftet wurde, um so zur Kenntniß Aller zu kommen. Hierauf wurde die Urkunde im Staatsarchiv aufbewahrt. Kopien solcher Patente haben sich vielfach erhalten; sie sind jetzt unter dem Namen der Tabulae honestae missionis bekannt, und bestehen meist aus zwei viereckigen, übereinander gelegten, mittelst eines oder zweier Kügelchen oder auch Drähte mit einander so verbundenen Kupferplättchen, daß beide Plättchen, die von gleicher Größe sind, und genau auf einander passen, bequem zugelegt und aufgeschlagen werden können. Jedes der beiden Plättchen war auf beiden Seiten beschrieben; die beiden innern Seiten enthalten die Urkunde selbst; von den beiden äußern Seiten enthält die eine die Namen der 7 Zeugen, die andere wiederholt meist in kleiner Schrift den Inhalt der Urkunde. Diese Dokumente sind nicht ohne Interesse, weil sie vielfach unsere Kenntniß des alten Rechts, der Geographie und der Chronologie und des Kriegswesens bereichern. Die Gesammtzahl solcher uns bekannten Urkunden berechnet Arneth auf 42; es sind aber jetzt 45. Vergl. W. Menthen, Dissertatio de triplici missione militari, 1734; — Th. Alex. Platzmann, Juris Rom. testimoniis de militum honesta missione, quae in tabb. aenn. supersunt, illustrati specimen. Leipz. 1818; — Zwölf römische Militärdiplome, beschrieben von J. Arneth, auf Stein gezeichnet von A. Camesina, Wien 1843.

Mission (von dem lateinischen Worte missio) heißt überhaupt Sendung, Auftrag. Im Besondern versteht man unter M. den Inbegriff aller die Verbreitung und Geltendmachung des Christenthums unter nichtchristlichen oder mehr oder weniger entchristlichten Völkern und Individuen bezweckenden Bestrebungen. Man unterscheidet äußere (auswärtige) und innere M. Durch erstere sollen Nichtchristen zum Christenthum bekehrt, durch letztere Getaufte, oder dem Christenthum mehr oder weniger entfremdete Christen wieder für dasselbe gewonnen, zur Erkenntniß und Erfahrung seiner Segnungen gebracht werden. — Die ersten Missionäre, d. h. Arbeiter am Werke der M., Sendlinge zur Verbreitung und Geltendmachung des Christenthums in der Menschenwelt, waren die Apostel Jesu Christi. Nachdem am zehnten Tage nach der Himmelfahrt Jesu am Pfingstfeste der heilige Geist über sie ausgegossen war, wurden durch die Predigt des Petrus an eben diesem Feste bei 3000 Juden als Erstlingsglieder der Kirche Christi für das Christenthum gewonnen. Diese erste Christengemeinde wuchs täglich durch die Thätigkeit der Apostel, besonders des Petrus und Johannes. Doch beschränkte sich diese Missionsthätigkeit der Apostel vorerst noch auf Jerusalem. Nachdem aber eine heftige Verfolgung von Seiten der Juden die Gemeinde zu Jerusalem auseinander gesprengt hatte, wurde die Kunde vom Evangelium über ganz Palästina bis nach Phönicien und Syrien hingetragen. Mit glücklichem Erfolge

predigte namentlich der Almosenpfleger Philippus in Samarien. Petrus unternahm bald darauf eine Visitationsreise durchs jüdische Land u. nahm zu Cäsarea die erste Heidenfamilie durch die Taufe in die Kirche auf. Unabhängig hiervon entstand gleichzeitig im syrischen Antiochien eine aus Juden und Heiden gemischte Gemeinde. Der Apostelschüler Barnabas, von Jerusalem dorthin entsandt, nahm sich der Pflege dieser Gemeinde eifrigst an und verstärkte seine eigene Thätigkeit durch Zuziehung des bekehrten Pharisäers Paulus, der durch eine Christuserscheinung vor Damaskus aus einem fanatischen Verfolger zum eifrigsten Genossen und Förderer der Gemeinde umgewandelt worden war. Dadurch trat die apostolische M. in eine rein-jüdische, die ihren Mittelausgangspunkt in der Muttergemeinde zu Jerusalem behielt, u. in eine gemischte, vorzugsweise den Heiden zugewandte, die von Antiochien ausging, auseinander. Im Jahre 45 nach Chr. unternahmen Paulus und Barnabas von Antiochien aus ihre erste Missionsreise nach Kleinasien. Daselbst gründeten sie gemischte, aber vorwiegend aus Heidenchristen bestehende Gemeinden zu Antiochien (in Pisidien) Iconien, Lystra und Derbe und predigten an vielen andern Orten. Nicht lange nachher unternahm Paulus seine zweite Missionsreise, begleitet von Silas und Lucas, zu denen sich später noch Timotheus gesellte, durchreiste Kleinasien und schiffte nach Europa über, wo er Gemeinden zu Philippi, Thessalonich, Beröa, Athen und Korinth stiftete, worauf er über Kleinasien seinen Rückweg nach Syrien antrat. Im Jahre 54 unternahm er seine dritte Missionsreise in der Begleitung des Lucas, Titus und Timotheus. Der Mittelpunkt seiner diesmaligen Wirksamkeit wurde Ephesus, wo er eine zahlreiche Gemeinde gründete. Der Erfolg war so außerordentlich, daß in Kleinasien schon die Existenz des Heidenthums bedroht zu werden anfing. Durch einen Auflauf des heidnischen Pöbels vertrieben, reiste Paulus durch Macedonien, drang bis Illyricum vor, besuchte die Gemeinden Griechenlands und wandte sich dann wieder nach Jerusalem. Hier rettete die Gefangennehmung durch den römischen Tribun und die Absendung nach Cäsarea sein von den aufgeregten Juden bedrohtes Leben, seine Appellation an den Kaiser, zu der er als römischer Bürger berechtigt war, hatte seine Absendung nach Rom zur Folge, wo er mehre Jahre in milder Haft missionirte. Nach einer alten Ueberlieferung soll er die Botschaft des Evangeliums bis nach Spanien gebracht haben, in eine zweite römische Gefangenschaft gerathen und ums Jahr 67 unter Nero zu Rom enthauptet worden seyn. Während Paulus so als Heidenmissionär außerordentlich thätig war, blieb Petrus vorzugsweise Judenmissionär. Seine außerpalästinensische Wirksamkeit als solche erstreckte sich bis nach Babylon. Vorstand der jerusalemischen Muttergemeinde war längere Zeit Jacobus der Jüngere, ebenfalls mit entschiedenem Beruf für die Wirksamkeit unter den Juden. Johannes, der unter den zwölf Aposteln der paulinischen Geistesrichtung am nächsten stand, trat nach des Paulus Märtyrertod in dessen kleinasiatisches Arbeitsfeld ein, indem er Ephesus zu seinem Wohnsitz erwählte. Von Domitian wurde er nach Patmos verbannt, kehrte aber von da wieder nach Ephesus zurück und wirkte dort noch 30 Jahre lang bis an seinen Tod (im Anfang des 2. Jahrhunderts) höchst erfolgreich für die ganze kleinasiatische Kirche. — Im 2., 3., und zu Anfang des 4. Jahrhunderts breitete sich das Christenthum trotz der heftigsten Verfolgungen immer mehr durch das römische Reich und selbst über die Grenzen desselben aus. In Edessa gab es schon um 170 einen christlichen Fürsten, Abgar Maan. Auch in Ostindien faßte die Kirche Fuß, nach einer alten weitverbreiteten Sage schon vom Apostel Thomas gegründet. In Arabien missionirten die alexandrinischen Lehrer Pantänus u. Origenes. Von Alexandrien aus gelangte das Christenthum auch in andere Gegenden Afrika's nach Cyrene und zu den Kopten. In Karthago, Mauretanien und Numidien gab es im 3. Jahrhundert schon so viele Gemeinden, daß Cyprian zu Karthago eine Synode von 87 Bischöfen zusammenbringen konnte. In Gallien, Spanien, Britannien und Germanien wurden auch schon in diesem Zeitraume, meist von Rom aus, mehre Gemeinden gegründet. — Nachdem zu Anfang des 4. Jahrhunderts das Christenthum Staatsreligion im römischen Reiche geworden war, und seit der Trennung des römischen Reiches in ein morgenländisches und abendländisches auch mehr und mehr ein Unterschied zwischen einer byzantinisch-römischen und germanisch-römischen Kirche sich geltend machte, geschah von Seiten der ersteren nur wenig für die Verbreitung des Christenthums, desto mehr aber von Seiten der letzteren. Von Seiten der byzantinisch-römischen oder griechischen Kirche wirkte im 4. Jahrhundert in Armenien nicht ohne Erfolg Gregorius Illuminator. Nach China hin wirkte die Secte der Nestorianer. In Abessynien, Aethiopien und Nubien missionirte ebenfalls die griechische Kirche. Die eigentliche missionirende war aber die des Abendlandes, die römisch-katholische; hier hatte die M. unter den germanischen Völkern den günstigsten Erfolg. Gothen, denen ihr Bischof Ulfilas schon um 360 die Bibel übersetzte, Vandalen, Burgunder, Sueven und Longobarden wurden nach und nach für das Christenthum gewonnen, jedoch zunächst nur für das arianische, das indeß später die meisten mit dem katholischen vertauschten. Die Franken wurden seit 496 mit ihrem König Chlodwig in die katholische Kirche aufgenommen. In Britannien wurde die daselbst schon im 2. u. 3. Jahrhundert gepflanzte Kirche durch die Einfälle der heidnischen Picten und Scoten seit 409 und dann wiederum durch die von den Briten zu Hülfe gerufenen Angeln und Sachsen seit 445 vielfach bedrängt und beschränkt. Dagegen entstand in Irland um diese Zeit eine überaus blühende Kirche, die durch zahlreiche Klöster und

Schulen für christliche Volksbildung und auswärtige M. Außerordentliches leistete. Sie war das Werk des Briten Patricius, des Apostels der Irländer, der im Jahr 460 starb. Zu den Picten und Scoten brachte der irische Abt Columbe († 597) die Botschaft des Heils, u. die Heptarchie der Angeln u. Sachsen wurde erst von Rom aus allmählig christianisirt, vorzüglich durch die Bemühungen des römischen Abts Augustinus seit 596. — In Deutschland soll es schon im 3. und 4. Jahrhundert Bischöfe zu Köln, Trier, Lüttich, Mainz, Worms, Straßburg und Basel gegeben haben. Die eigentliche M. unter den Deutschen beginnt aber erst mit der Wirksamkeit des Irländers Columbanus, der im Jahre 590 mit 12 Mönchen sich in den Vogesen niederließ, und dort mehre Klöster gründete. Auch in der Schweiz missionirte Columbanus und sein Schüler Gallus, der das Kloster St. Gallen gründete. In der Gegend von Basel wirkte der irische Mönch Fridolin, um Würzburg herum sein Landsmann Kilian. In Bayern wirkte schon um 400 Severinus, um 650 Emmeran, Ruprecht († 718). Beide fränkische Bischöfe und der Einsiedler Corbinian († 730). Unter den Friesen missionirte seit 691 der Angelsachse Wilibrod. — Der eigentliche Apostel der Deutschen aber wurde Winfried, genannt Bonifacius, 680 zu Karton in England geboren. Derselbe erhielt vom Papst Gregor II. die apostolische Vollmacht zur deutschen M. Drei Jahre lang unterstützte er Wilibrods Wirksamkeit unter den Friesen und wandte sich 722 nach Thüringen und Hessen, wo er 2 heidnische Fürsten taufte. Dann folgte er einer Einladung Gregors II. nach Rom (723), der ihn unter dem Namen Bonifacius zum Bischof der Deutschen weihte, ihn eidlich zur Unterwürfigkeit unter den apostolischen Stuhl, wie zum treuen Verharren in der Einheit des katholischen Glaubens verpflichtete u. ihn mit Empfehlungsschreiben an Karl Martel entließ. Unter Roms geistlichem Panier und des Frankenfürsten zweifelhaftem Schutze begann nun seine entschiedenste Wirksamkeit in Thüringen und Hessen. Der Sturz der uralten heiligen Donnereiche bei Geismar, an die er vor einer unabsehbaren Menge athemlos harrender Heiden selbst das Beil anlegte, und aus deren Holz er eine christliche Kapelle baute, bezeichnete den Sturz des Heidenthums im Herzen Deutschlands. Schon 732 ernannte ihn Gregor III. zum Erzbischof und apostolischen Vikar für Deutschland. Eine abermalige Reise nach Rom (738) war für die innere Organisation der deutschen Kirche durch Einrichtung deutscher Bisthümer u. Synoden erfolgreich. Im J. 745 nahm Bonifacius den erledigten mainzer Stuhl als Primas der deutschen Kirche ein. Nachdem er noch die Klöster Fritzlar, Orthorp und Fulda gestiftet hatte, erlangte er (753) nicht ohne Mühe die Einwilligung des Papstes, die erzbischöfliche Würde seinem Schüler Lullus zu übertragen und seine letzten Tage wieder der M. zu widmen. Er wandte sich wieder zu den Friesen. Seine Predigt fand großen Eingang. Aber eine Schaar wüthender Heiden überfiel ihn und unter ihren Schwertern starb er im 75. Lebensjahre mit 52 Gefährten des Märtyrertodes (755). Hunderttausende von Heiden hatten sich durch seine Missionsthätigkeit zum Christenthum bekehrt. Die Schüler des heiligen Bonifacius wirkten unter der Leitung des Erzbischofs Lullus von Mainz in seinem Geist fort, in Friesland besonders der Bischof Eoban und der Abt Gregor von Utrecht, in Thüringen der Abt Sturm von Fulda, dessen 4000 Mönche die Wildniß (leibliche und geistliche) umher urbar machten. Am spätesten unter allen deutschen Völkern bekehrten sich die Sachsen, unter denen um 750 die Gebrüder Ewald aus England, Schüler Wilibrods, wirkten und als Märtyrer starben. Erst nach 30jährigen Kämpfen gelang es Karl dem Großen, durch den Frieden von Selz (804) mit seiner Herrschaft zugleich auch die der Kirche dauernd unter den Sachsen zu begründen. Liudger, Bischof von Münster († 809) und Willehad, erster Bischof von Bremen († 789) treten als Missionäre unter ihnen auf. — In Dänemark und Schweden trat zu Anfang des 9. Jahrhunderts der Mönch Ansgar aus dem Kloster Corvey an der Weser (mit Recht der Apostel des Nordens genannt) als erster Missionär auf. Im Jahre 831 wurde er erster Erzbischof von Hamburg und päpstlicher Legat der drei nordischen Reiche. Als er 865 starb, war das Christenthum, dessen Ausbreitung er mit beispielloser Ausdauer u. Selbstverleugnung betrieben hatte, in Dänemark wenigstens so weit befestigt, daß es allen Stürmen der Zukunft trotzen konnte. Der König Knud der Große (1014—1035) erhob das Christenthum in seinem Reiche zur Staatsreligion und verband die dänische Kirche eng mit Rom. In Schweden war nach Ansgar besonders der Erzbischof Unne von Hamburg thätig († 940). Olaf Schooßkönig wurde 1008 der erste christliche König, und König Inge zerstörte 1075 die letzten Reste des Heidenthums. In Norwegen war der erste christliche König Hakon der Gute († 960). Olaf Trygveson († 1000) und besonders Olaf Haraldson, der Dicke († 1033) drangen mit der Christianisirung des Landes, unter beständigen Kämpfen mit der heidnischen Partei, immer entschiedener vor. Unter Olaf Trygveson fand das Christenthum auch schon in Island und Grönland Eingang. Die Mähren traten im 9. Jahrhundert in freundschaftliche Beziehung zum griechischen Reiche, in Folge deren Cyrillus und Methodius, zwei treffliche Mönche aus Konstantinopel (mit Recht die Apostel der Slaven genannt), seit 863 ihre Missionsthätigkeit unter ihnen begannen. Beide traten nun mit Rom in Verbindung und Methodius wurde Erzbischof der mährischen Kirche. Von Mähren kam das Christenthum nach Böhmen, dessen Herzog Borziwoy sich 894 von Methodius taufen ließ. Von Böhmen aus wurde auch Polen für das Christenthum gewonnen. Der Herzog Miecislaw ließ sich 966 taufen, veranlaßte seine Unterthanen zur Nachfolge und gründete das Bisthum Posen. Am längsten unter den slavischen Völkern blieb das

Christenthum den Lithauern fern. Erst 1386 ließ sich ihr Großfürst Jagello taufen und gründete das Bisthum Wilna. — Zu den Ungarn kam das Christenthum von Konstantinopel aus. Ein ungarischer Fürst, Hylas, ließ sich 950 daselbst taufen und brachte Missionäre mit. Die Verbindung mit der griechischen Kirche wurde jedoch besonders durch die Missionsthätigkeit des Bischofs Pilgrim von Passau aufgelöst. Stephan der Heilige († 1038 brachte das Christenthum in Ungarn, Siebenbürgen und der Wallachei zum vollen Sieg und schloß die ungarische Kirche als ein engverbundenes Glied der römischen Hierarchie an. — Unter den Wenden an der Elbe, Saale, Havel und Oder suchte schon Kaiser Otto I. das Christenthum einzuführen. Festen Bestand aber erlangte die Kirche in diesen Gegenden erst durch Albrecht den Bär und durch Heinrich den Löwen. Die Pommern wurden insbesondere durch den Bischof Otto von Bamberg (den Apostel der Pommern) zum Christenthum bekehrt. — Die Finnen wurden durch Erich den Heiligen von Schweden besiegt und bekehrt (1157). In Livland wirkten der Kanonikus Meinhard aus Bremen, der die Kirche zu Yrkull anlegte (1186), der Eistercienserabt Berthold von Loccum und der bremische Domherr Albrecht von Apoldern, der einen Bischofssitz zu Riga gründete (1200) und zum Schutze der M. den Orden der Schwertbrüder stiftete. Von hier aus drang durch ritterliche Gewalt das Christenthum 1218 nach Esthland und Semgallen und 1230 nach Kurland. In Preußen wirkte seit 996 der Erzbischof Adalbert von Prag (der Apostel der Preußen), starb aber schon 997 als Märtyrer. Dasselbe Schicksal traf den glaubenseifrigen Mönch Bruno (1008). Neue Bekehrungsversuche wurden erst wieder nach 200 Jahren gemacht, stießen aber ebenfalls auf leidenschaftlichen Widerstand. Erst der 1226 herbeigerufene Orden der deutschen Ritter vermochte das Heidenthum auszurotten. — In Asien wurde im 11. Jahrhundert ein tatarischer Fürst durch nestorianische Kaufleute für das Christenthum gewonnen. Er und seine 4 Nachfolger führten den Namen: Presbyter Johannes, und waren eine Art Priesterkönige. Der mongolische Eroberer Dschingiskhan machte ihrem Reiche ein Ende. Die Versuche, unter den Mongolen das Christenthum zu verbreiten, blieben ohne großen Erfolg. — In China wirkten wiederholt abendländische M.en, so der Venetianer Marco Polo bis zu seinem Tode (1293) und vor Allen der Franziskaner Johannes de Monte Corvino, der das neue Testament und die Psalmen in die mongolische Sprache übersetzte und gegen 6000 Mongolen taufte († 1330). Bei Vertreibung der Mongolen aus China ging aber diese Aussaat wieder zu Grunde. — Zur Bekehrung der Mohammedaner durchzog der heilige Franziskus, Buße predigend, Aegypten (1219) ohne Erfolg. Bedeutender war die Wirksamkeit des berühmten Chemikers Raimund Lullus, der nach eigener Bekehrung aus weltlichem Treiben sein ganzes Leben unter unsäglichen Mühsalen der Missionsarbeit unter den Saracenen, besonders in Nordafrika, widmete und dort 1315 als Märtyrer starb. — Von Seiten der morgenländischen Kirche missionirte Cyrillus (848) unter den Chazaren. Die Bulgaren unter ihrem König Bogoris wurden durch Methodius (863) für das Christenthum gewonnen. — Seit dem 9. Jahrhundert gingen von Konstantinopel auch mehre Versuche zur Bekehrung der Russen aus. Die Großfürstin Olga empfing 955 zu Konstantinopel die Taufe, aber erst ihr Enkel, Wladimir der Apostelgleiche, entschied den Sieg und die allgemeine Verbreitung des Christenthums unter den Russen. Er prüfte zuvor sorgfältig die verschiedenen Religionen und entschied sich 988 für das Christenthum in griechischem Ritus. In Kiew entstand ein Erzbisthum unter der Oberhoheit der Patriarchen von Konstantinopel. Das Höhlen-Kloster (Petscher) zu Kiew wurde die Geburtsstätte der russischen Literatur und die Bildungsstätte des russischen Klerus.

Katholische M. Nachdem im spätern Mittelalter der Missionseifer in der Christenheit mehr und mehr erkaltet, und an die Bekehrung der Heiden wenig oder nicht mehr längere Zeit hindurch gedacht worden war, erweckten die großartigen Länderentdeckungen, welche der Reformationszeit vorangegangen waren, und die bedeutenden Verluste am europäischen Kirchengeiebte, welche die katholische Kirche durch die Reformation erlitten hatte, zunächst in ihr wieder einen glühenden Missionseifer. Besonders war es der zur Befestigung des Papstthums 1540 gestiftete Orden der Gesellschaft Jesu, der sich der Mission auf das Kräftigste annahm. Franz Xaver, Loyolas Busenfreund, zog 1542 in das zum Theil von den Portugiesen besetzte weite Ostindien, wirkte auf diesem großen Arbeitsfelde als der Apostel der Indier mit glühendem Eifer, mit wirklich apostolischer Einfalt und Ausdauer, mit unbeschreiblicher Fülle von Liebe und Selbstverleugnung und taufte Hunderttausende meist aus der verabscheuten Klasse der Parias, da wandte er sich nach Japan, nur sein Tod hinderte ihn am Eindringen in China († 1552). In Ostindien wurde 1560 zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens eine Inquisition errichtet, welche die Reste der alten Thomaschristen verstörte. Unter den Brahminen wirkte nicht ganz ohne Erfolg seit 1606 der Jesuit Nobili, indem er, sich ihren Vorurtheilen akkomodirend, allen Umgang mit den Parias mied. In Japan setzten die Jesuiten Xavers Werk mit glänzendem Erfolge fort, selbst einige Prinzen traten zum Christenthum über, aber im Jahr 1587 brach eine heftige Verfolgung aus, und nur mit Mühe hielten noch die Jesuiten sich im Lande. Die eifersüchtigen Umtriebe der Franziskaner gegen die Jesuiten, die politische Rivalität der Holländer gegen die Portugiesen kamen dazu, die Verfolgungen erneuerten sich und endigten mit der gänzlichen Ausrottung der Kirche in diesem Insellande. — Dagegen mußten sich in China die Jesuiten, an ihrer Spitze Matthias Ricci, durch ihre mathematischen, mechanischen,

technischen ꝛc. Kenntnisse seit 1582 Eingang, selbst am Hofe, zu verschaffen. Ricci wurde erst ganz Chinese und dann erst Missionär. Nachdem er 1610 gestorben war, wurde sein Werk mit Erfolg von seinem Orden weiter fortgeführt. — In *Amerika* missionirten ebenfalls die Jesuiten mit großem Erfolg. In *Brasilien* gelang es ihnen, viele der eingebornen Kannibalen zum Anschluß an die Kirche und die Civilisation zu bringen. Am meisten richteten sie aber in *Paraguay* aus (seit 1586). Hier gewannen sie die Wilden ganz für sich, machten sie mit europäischer Gesittung, mit Handwerken und Künsten aller Art bekannt und errichteten einen förmlichen Staat, in welchem die Eingebornen unter der patriarchalisch milden Oberleitung der Jesuiten fast 80 Jahre lang zufrieden lebten, und aus welchem der Orden nebenbei auch große Reichthümer zog. — Da nun aber eine große Eifersucht bestand unter den verschiedenen Orden, die das Missionswerk betrieben, und insbesondere die Klagen über die Jesuiten von Seiten der andern Orden, die sie um ihre glänzenden Erfolge heftig beneideten, immer lauter wurden, so wurde von Papst *Gregor XV.* im Jahre 1622 die *Propaganda* in Rom gestiftet (Congregatio de propaganda fide), und damit von Urban VIII. 1627 das Kollegium der Propaganda verbunden, ein großartiges Institut, um das ganze Missionswerk nach einem festen Plane u. unter näherer Aufsicht u. Mitwirkung des römischen Stuhls zu leiten und der katholischen Kirche Glaubensboten für alle Völker aus ihren eigenen Jünglingen zu bilden. — Nichtsdestoweniger blieben immer noch die Jesuiten die Seele der katholischen M. In China, für welches auch *Ludwig XIV.* ein Missionskollegium zu Paris gründete (1663), wirkten sie mit immer größerem Erfolge. Aber die Dominikaner klagten auf das heftigste über ihre Religionsmengerei daselbst und wußten es beim Papste im Jahre 1742 dahin zu bringen, daß sich sämmtliche jesuitische Missionäre eidlich zu strenger Ausscheidung aller heidnischen Sitten und Gebräuche verpflichten mußten. Denn ihre staunenswerthen Erfolge hatten sie allerdings zum großen Theil ihrer weit ausgedehnten materiellen Akkomodation an die religiösen Meinungen u. Gebräuche der Völker, unter denen sie missionirten, zu verdanken. Mit der Unterlassung dieses Akkomodationssystems hörten aber auch nun bald diese Erfolge auf. In *China* wie in *Ostindien* nahm die Mission beinahe ein gänzliches Ende. Auch der idyllische Jesuitenstaat in *Paraguay* wurde 1750 durch einen Staatsvertrag zwischen Portugal und Spanien aufgehoben. Als später (1773) der Jesuitenorden vollends aufgehoben ward, gerieth die katholische M. fast ganz in Verfall. Erst seit Wiederherstellung derselben im Jahre 1814 erwachte wieder ein großer Eifer für die Sache der M. innerhalb der katholischen Kirche. Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte das *katholische Frankreich*. Hier wurde 1822 die *Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zu Paris und Lyon* gestiftet, die bald eine sehr weite Verbreitung in allen katholischen Ländern durch Bildung von Zweigvereinen gewonnen u. in den Jahren 1841—1845 718 Missionäre, Katecheten und Lehrschwestern ausgesendet hat, darunter 282 für Oceanien, China und die Nachbarländer, 137 für Ostindien, auch bereits im Jahre 1845 eine seitdem noch fort und fort gesteigerte Einnahme von über 3¼ Millionen Francs hatte und deren Jahrbücher, eine Missionszeitschrift, in mehr als 150,000 Abdrücken alljährlich in die kathol. Welt ausgehen.

Was die *innere Mission der katholischen Kirche* anlangt, so waren für diese ältere und neuere Orden, die eine praktisch-christliche Tendenz hatten, zum Theil mit segensreichem Erfolge thätig. So wirkten seit 1524 die *Theatiner* für Leibes- und Seelenpflege der Kranken. So machten sich die *Kapuziner* (1528) durch selbstverleugnende Menschenliebe beim Ausbruch der Pest in Italien verdient. Die *Barnabiten* seit 1532 nahmen sich eifrig des Jugendunterrichts an. Die *barmherzigen Brüder* seit 1550 bildeten einen Verein zur Pflege von Kranken ohne Unterschied des Glaubens. Die *Ursulinerinnen*, gestiftet von einer frommen Jungfrau, *Angela von Brescia*, befleißigten sich der Dienstleistung für Nothleidende aller Art, widmeten sich aber namentlich der Erziehung der weiblichen Jugend (1537). Die *Priester des Oratoriums* oder der *Orden der heiligen Dreieinigkeit*, gestiftet vom heiligen *Philipp Neri* aus Florenz (1548), verbanden Werke der Barmherzigkeit mit Uebungen gemeinsamer Andacht und biblischen Studien. Nach Frankreich verpflanzt, hießen sie Väter des Oratoriums. Eine Reformation der Karmeliter bewirkte seit 1562 die heilige *Theresia*, eine spanische Grandentochter. Der erneuerte Orden führte den Namen der *unbeschuhten Karmeliter* und zeichnete sich durch Jugendunterricht und Werke der Barmherzigkeit aus. Die *Mauriner* in Frankreich (1618) beabsichtigten eine Wiederbelebung des versunkenen Benediktinerordens und zeichneten sich besonders durch Heranbildung tüchtiger Gelehrten aus. Die *Piaristen*, von dem Spanier *Joseph Calasenze* gestiftet, befleißigten sich des Jugendunterrichts. Der *Orden von der Heimsuchung unserer lieben Frauen*, gestiftet von dem Grafen Franz von Sales, macht Kinderpflege und Kindererziehung zu seinem Zweck. Besonders segensreich wirkten und wirken die Orden der *barmherzigen Schwestern*, gestiftet von Vincenz von Paula 1618, der treue, hingebende Krankenpflegerinnen liefert, und der 1627 von demselben gestiftete Orden der *Priester der Missionen* (auch *Lazaristen*), die zur Uebung geistlicher und leiblicher Pflege im Lande umherreisen.

Protestantische M. In der *protestantischen Kirche* suchte bereits *Luther* einen Eifer für Heidenbekehrung anzuregen; allein diese Kirche war vorerst noch zu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, sie hatte weder die Aufforderung zur auswärtigen

M., welche der katholischen Kirche in den politischen und merkantilischen Beziehungen ihrer Staaten zu den fernen Heidenländern gegeben war, noch die Mittel zu ihrer Ausführung, welche jener in ihren Orden dargeboten waren. Doch machten schon die Evangelischen in Genf im Jahre 1556 einen Versuch, eine M. in Brasilien zu gründen, die jedoch erfolglos blieb. Auch gründete Gustav Wasa in Schweden bereits 1559 eine M. unter den Lappländern. Dagegen erwachte gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ein großer Missionseifer unter den Protestanten. Gustav Adolf von Schweden sorgte angelegentlichst für Christianisirung der Lappländer, auch Dänemark bot willig die Hand dazu. Doch nur ein norwegischer Prediger, Thomas von Westen († 1727), kann wegen seines erfolgreichen Eifers als der eigentliche Apostel dieser Mission (deren Vollender in neuester Zeit Stockfleth wurde) bezeichnet werden. Friedrich IV. von Dänemark gründete für seine ostindischen Besitzungen die M. zu Tranquebar (1705), für welche ihm August Hermann Franke in Halle in Bartholomäus Ziegenbalg einen überaus treuen und eifrigen Arbeiter sandte. Diese dänisch-ostindische Mission, die ihre Thätigkeit auch über die englischen Besitzungen erstreckte, blieb seitdem in enger Verbindung mit dem halleschen Waisenhause. Unter ihren Glaubensboten zeichnete sich besonders Christian Friedrich Schwarz († 1798) durch seinen fast 50jährigen treuen Missionsdienst aus. In Grönland, wo das schon im 11. Jahrhundert dahin gebrachte Christenthum wieder spurlos verschwunden war, arbeitete der norwegische Prediger Hans Egede seit 1721 unter großen Mühseligkeiten und Entbehrungen und mit anfangs nur geringen Erfolgen unermüdet für die Wiederherstellung desselben. Im Jahre 1733 trafen 3 Missionäre der Brüdergemeinde zu seiner Unterstützung bei ihm ein. Nachdem später Hans Egede seinem Sohne Paul die Fortführung seines Werkes überlassen hatte, wirkte er noch in Kopenhagen als Vorsteher eines grönländischen Missionsseminars bis 1758. Die Verbindung mit der Brüdergemeinde dauerte fort und trug manche Früchte. — Die Brüdergemeinde sandte ihre ersten Heilsboten (Dober und Nitschmann) 1732 nach St. Thomas und erweiterte in den nächstfolgenden Jahren ihre sehr erfolgreiche Missionsthätigkeit über Grönland, Nordamerika, Westindien, Labrador (zu den Eskimos) und dem Kaplande (zu den Hottentotten). — In der reformirten Kirche wurde 1647 von englischen Puritanern eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums gegründet. Unter den nordamerikanischen Missionären zeichnete sich vor Allen John Elliot (seit 1646, † 1690) aus. Auch die Methodistenstifter Wesley und Whitefield arbeiteten eine Zeitlang mit großem Eifer für dies Missionsgebiet. Im Jahre 1795 vereinigte sich eine große Anzahl von Christen aus allen Parteien, meist Dissenters, zur Stiftung der allgemeinen londoner Missionsgesellschaft, und schon 1796 ging das erste Missionsschiff unter dem Kapitän Wilson mit 18 Missionären nach den Inseln der Südsee ab, die nicht lange vorher erst von dem Kapitän Cook auf seinen dreimaligen Reisen um die Erde entdeckt worden waren. Fast hoffnungslos, aber treu ausharrend, arbeiteten sie 16 Jahre lang, bis endlich der König Pomare II. von Tahiti der Erstling unter den Getauften wurde. Im J. 1815 kam das Christenthum nach einem Sieg über die Reaktionspartei zur vollen Herrschaft auf Tahiti und den umliegenden Inseln. Nach dem Vorgang der londoner Missionsgesellschaft entstanden 1796 zwei schottische und 1797 eine niederländische Missionsgesellschaft und im Jahre 1800 zu London die kirchliche (Episkopal-) Missionsgesellschaft für die englischen außereuropäischen Besitzungen. In demselben Jahre stiftete auch Jänicke, ein Prediger, zu Berlin seine Missionsgesellschaft; 1804 entstand auch zu London die große britische und auswärtige Bibelgesellschaft, die seitdem gegen 30 Millionen Bibeln in fast 200 Sprachen verbreitet und sehr fördernd eingewirkt hat auf das Werk der M. Dieses nahm in der That in den letzten 20 Jahren den großartigsten Aufschwung. Die Missionsgesellschaften (Haupt- und Zweigvereine) mehrten sich von Jahr zu Jahr. Den ersten Platz nimmt England in dieser Hinsicht ein, nächst ihm Nordamerika, dann Deutschland. Auch die Brüdergemeinde leistet fortwährend Großes. Unter den neuentstandenen Hauptvereinen, jeder mit zahlreichen Zweigvereinen, zeichnen sich innerhalb der reformirten Kirche aus: die große amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston seit 1810 (Board of foreign missions) und die amerikanische Baptistenmission seit 1814. Außerdem hat Nordamerika eine methodistische und eine bischöfliche Missionsgesellschaft von Bedeutung. In Deutschland entstand 1816 die baseler, 1823 die berliner, 1829 die rheinische Missionsgesellschaft mit dem Missionsseminar in Barmen, 1836 die norddeutsche mit Verpflichtung ihrer Sendboten auf die augsburgische Konfession. Außerdem gründete, in Jänicke's Fußstapfen tretend, der Prediger Goßner in Berlin noch einen besondern Missionsverein. Einen streng lutherischen Charakter nahm die dresdener Missionsgesellschaft seit 1836 an, wo sie sich als eine evangelisch-lutherische konstituirte mit einem Missionsseminar, welches 1848 nach Leipzig verlegt und mit der Universität daselbst in Verbindung gebracht wurde. Im Jahre 1846 entstand ferner in Kassel die deutsch-chinesische Stiftung zur Verbreitung des Christenthums in China. Auch war es die evangelische Mission, welche die Aufhebung des Sklavenhandels durch die europäischen Großmächte (1830) und die Befreiung aller Sklaven in den englischen Kolonien (seit 1834) wenigstens angeregt und angebahnt hat. Besondere Verdienste erwarb sich dabei der edle Wilberforce.

Was nun die Missionsbestrebungen der neuesten Zeit anlangt, so beruhen dieselben lediglich auf Privatkräften. Der Zweck ist eigentlich nur Bekehrung der Heiden, doch suchen die meisten

Missionen auch im Inlande zu wirken, und dieses Streben hat ihnen die meisten Vorwürfe zugezogen. Man beschuldigt sie, daß sie, eine einseitige Richtung vertretend, dieser mit Lieblosigkeit zur Herrschaft verhelfen wollen und dadurch das Religionsgezänk verewigen. Ihre geistlichen Mittel sind Traktate, Missionspredigten und Missionsfeste, deren jeder Verein jährlich eins feiert. Das bedeutendste dieser Feste findet in Basel Statt; es hat einen universellen Charakter angenommen und Basel ist durch sein Fest eine Art Mittelpunkt des deutschen und schweizerischen Missionswesens geworden. Basel besitzt auch die besuchteste Missionsschule zur Ausbildung junger Glaubensboten. Der größere Theil derselben besteht aus ehemaligen Handwerkern und Bauern; die gebildeten Stände liefern nur ein schwaches Kontingent. Der Unterricht dauert vier bis fünf Jahre und umfaßt die klassischen Sprachen, biblische Exegese, christliche Glaubens- und Sittenlehre, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. In Barmen, dessen Glaubensboten nach Südafrika gehen, fallen die klassischen Studien weg. Die innere Lauterkeit der Zöglinge wird während ihres ganzen fünfjährigen Aufenthalts fortwährend geprüft. Daß aus irdischen Nebenzwecken Jünglinge die Aufnahme erstreben, ist nicht wohl denkbar, da das Leben des Missionärs ein mühseliges und gefahrvolles ist. Dagegen kommt Selbsttäuschung über den innern Beruf häufig vor. Begeisterung in den Zöglingen erwecken, wollen die Missionen nicht, sie wirken vielmehr auf eine wahre Herzensdemuth hin, die den Missionär allein in den Stand setzen kann, bei seinem Beruf geduldig auszuharren. Der Andrang zu den Schulen ist so groß, daß gewöhnlich die Mehrzahl der sich Meldenden abgewiesen werden muß. Alle Missionsanstalten verfolgen den Zweck, die nicht christlichen Völker zu einer innerlichen, geistigen Auffassung und Aneignung des Christenthums zu bringen. Während die katholischen Priester auf Massenbekehrungen ausgehen und mit der Taufe so viel als möglich eilen, zögern die protestantischen Missionäre mit derselben so lange als möglich. Man beginnt gleich mit dem Religionsunterricht, und zwar mit der Lehre von der Sünde und Vergebung. Für die Richtigkeit dieses Verfahrens sollen schlagende Erfahrungen sprechen. Erst wenn die Hauptwahrheiten der Religion richtig aufgefaßt sind, gehen die Missionäre zum Elementarunterricht über, namentlich zum Lesen, und beginnen zugleich den Ordnungs- und Schönheitssinn auszubilden, in Ackerbau und Handwerken zu unterrichten. Eines der wichtigsten Mittel ist die Ausbildung der Jugend durch Schulen. Der Unterricht ist nach dem Kulturzustande des Volks verschieden. Lesen, Schreiben und Rechnen, Sprachlehre, Geographie, Zeichnen und Gesang, Lesen und Erklärung der heiligen Schrift machen die gewöhnlichen Fächer aus. Eine große Aufgabe dieser Schulen besteht darin, aus der eigenen Mitte der Jugend Gehülfen heranzuziehen, die als Eingeborne dem Christenthum leichter Eingang verschaffen, als die Fremden. Das Predigen der Missionäre geschieht in den Familien, auf dem Felde bei der Arbeit, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet, namentlich bei größeren Zusammenkünften des Volks, auf öffentlichen Plätzen und vor den Tempeln. Die Austheilung von Bibeln, religiösen Erzählungen und Abhandlungen verbindet sich damit. Die Heranbildung der Frauen müssen die Missionäre in den Ländern, wo die Stellung des weiblichen Geschlechts eine untergeordnete und zugleich abgeschlossene ist, ihren eigenen Gattinnen überlassen. In England hat sich eine besondere Frauengesellschaft für die Erziehung und Verwendung weiblicher Glaubensboten gebildet, und auch in Deutschland und der Schweiz sind mehre Städte, wie Basel, Berlin, Erlangen, Frankfurt a. M., Nürnberg, Tübingen, für denselben Zweck thätig. Eine große Schwierigkeit liegt für die M. in den Sprachen. Am größten sind die Sprachhindernisse bei den ungebildeten Völkern, denn da handelt es sich darum, die Sprache erst grammatikalisch auszubilden, und es müssen häufig Begriffe anschaulich gemacht werden, für die es an Worten wie an Anknüpfungspunkten fehlt.

Wir beginnen die Uebersicht der Hauptstationen mit dem heidnischen Afrika. Auf der Westküste sind mehre gefährliche Einflüsse zu überwinden. Die Mohammedaner sind hier ebenfalls als Missionäre thätig und darum doppelt feindselig, die eingebornen Häuptlinge werden von den Sklavenhändlern gegen die Glaubensboten aufgehetzt, das Klima ist furchtbar mörderisch. In Senegambien gründete eine muthige Frau, Hanna Kilham, die ersten M.en und durchzog selbst zehn Jahre lang das Land, bis sie 1832 dem Fieber erlag, welches Schicksal auch die von ihr errichteten Schulen hatten. Die jetzigen M.en der Methodisten haben auf der Insel Bathurst (seit 1835) ihren Mittelpunkt, dehnen sich im Lande der Fulah' aus und schicken ihre Bibeln tief in das Innere von Afrika. Ein seit 1841 eröffnetes Institut, das Lindoe-Institut genannt, erzieht die Söhne von Häuptlingen und Königen des Landes. Auf der Küste von Sierra-Leone steckten Sklavenhändler die ersten M.en in Brand, und es gelang den Predigern erst 1840, im Lande der mächtigen Timmani festen Fuß zu fassen. Erfreulicher sind die Verhältnisse in der von der afrikanischen Gesellschaft 1787 gegründeten Kolonie Sierra-Leone. Die M.en sind in drei Bezirke getheilt, haben viele Schulen, ein Schullehrer-Seminar und 10,000 regelmäßige Kirchengänger. Die Sterblichkeit ist aber auch hier furchtbar. Die Niederlassungen und M.en auf der Pfefferküste (Liberia) entstanden durch Nordamerikaner, die hier eine Anzahl Freineger aus ihrem Vaterlande ansiedelten. Das Klima ist indessen so tödtlich, daß man es aufgegeben hat, europäische Glaubensboten zu verwenden, und dafür Neger heranbildet. Auf der Zahnküste wirkte der Amerikaner Wilson mit großer Energie, doch stehen seine Erfolge jetzt sehr in Frage, da die Franzosen das Missionsgebiet erworben haben und den Protestanten durch katholische Glaubensboten entgegenwirken. Die Er-

fahrungen, die man auf der Goldküste machte, waren anfangs der entmuthigendsten Art. Von 1736—1769 starben alle Prediger, welche die Brüdergemeinde aussandte, und die neuen Versuche, die von Basel aus seit 1828 gemacht wurden, hatten anfangs keinen bessern Erfolg. Gegenwärtig ist es dem muthigen Riis gelungen, festen Fuß zu fassen und unter den wilden Ashanti zahlreiche Anhänger zu gewinnen. In dem großen Reiche der Ashanti hat auch der Methodist Freeman Eingang gefunden, doch ohne bis jetzt die Menschenopfer abstellen zu können. Derselbe Missionär hat die Sklavenküste nicht ohne Erfolg besucht. Die von ihm zu Badagry gestiftete M. brannte 1844 nieder, wahrscheinlich von portugiesischen Sklavenhändlern angesteckt. Fernando=Po hat seit 1841 eine M. der Baptisten, welche die Besitzungen der westafrikanischen Gesellschaft an sich gekauft hat und auch auf dem Festlande sich ausbreitet. Die nächsten M.en beginnen erst in Südafrika. Das Kap besitzt zahlreiche M.en. Zuerst kam Georg Schmidt von der Brüdergemeinde (1736), fand aber unter den Kolonisten solche Abneigung und bei der Regierung ein so großes Mißtrauen, daß er wieder gehen mußte. Es dauerte bis 1792, ehe die M. erneuert werden durfte. Im Jahre 1844 hatte die Gesellschaft 2617 im Unterricht stehende Personen. Die londoner Gesellschaft fing 1799 an, sich mit dem Kap zu beschäftigen. Der erste Glaubensbote war Dr. van der Kemp, ein Mann, der große Kenntnisse besaß, 16 Sprachen redete, in Leyden Medicin studirt hatte, dann 16 Jahre lang Rittmeister gewesen war und lange Zeit im gänzlichen Unglauben gelebt hatte, bis ihn der tragische Tod von Gattin und Tochter umstimmte. Diese ersten M.en gediehen kümmerlich, da die Bauern, welche die Hottentotten als ihre Sklaven betrachteten, alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legten und die schändlichsten Grausamkeiten begingen. Größere Erfolge wurden erst errungen, nachdem Philip 1827 einen Parlamentsbeschluß durchgesetzt hatte, nach dem alle Eingebornen Südafrika's gleiche Freiheit und gleichen Schutz wie die Europäer genießen sollen. Viele Gesellschaften haben ihre M.en hier, die Methodisten seit 1820, die Baptisten, die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, die rheinische Missionsgesellschaft seit 1829 (Missionen: Stellenbosch, Sarepta, Worcester, Tulbagh und die eigenen Kolonien: Wupperthal, Ebenezer und Steinthal); die französische Gesellschaft ebenfalls seit 1829 und die berliner Gesellschaft seit 1834 (M. Zoar, 90 Stunden östlich von der Kapstadt). Bei den Namaquas im untern Flußgebiet des Orange bestehen neun ältere M.en, deren Besorgung seit 1840 den rheinischen Glaubensboten überlassen ist. Sie sind im Lande der großen Namaquas weiter vorgedrungen, als je ein Europäer vor ihnen, bis jenseits des südlichen Wendekreises und bis zur Wallfischbai. Um die Betschuanen machte Campbell sich verdient, dem wir außerdem viele Aufklärungen über die Geographie des südlichsten Afrika's verdanken. Die M.en unter den Kaffern, bei denen viele schottische Prediger von der Glasgowgesellschaft sich betheiligen, haben durch die langen Kämpfe mit den Eingebornen sehr gelitten. Einige derselben sind jedoch im blühendsten Zustande, namentlich Loveda (7700 Einwohner), Burnshill (9500 Ew.) und Pirrie (5700 Einwohner). Die Ostküste Afrika's ist theils von wilden Stämmen bewohnt, theils dem Glauben Mohammeds, theils dem Katholicismus, den die Portugiesen verbreiteten, zugethan. Die amerikanische Gesellschaft ließ 1829 die ganze Küste bis zur Straße Babelmandeb untersuchen, ob nicht irgendwo ein zu einer Station geeigneter Punkt sich finde, machte aber keinen ernstlichen Versuch. Jetzt hat sich in diesen Gebieten, und zwar auf der Küste Zanguebar ein deutscher Prediger Krapf niedergelassen, und ein zweiter ist dahin unterwegs. Krapf hofft mit der Zeit zu den Gallas gelangen zu können. Für die Inseln ist Mauritius (Isle de France) von bedeutender Wichtigkeit. Der erste Glaubensbote der londoner Gesellschaft, Le Brün, fand bei den Sklavenhaltern der Inseln die größten Schwierigkeiten, überwand sie jedoch und legte den Grund zu der jetzigen Blüthe der M. Auf Mauritius und den nahen Sayennen bestehen zur Zeit 14 Stationen mit 31 Schulen, und die Missionäre haben in einigen geflüchteten Madagassen tüchtige Hülfslehrer erhalten. Madagaskar erregte anfangs große Hoffnungen. Die dortigen M.en, 1818 von Bevan und Jones gestiftet, breiteten sich unter dem Schutze des Königs Bradama sehr aus. Seit 1826 bestand eine Presse, und 1822 zählte man bereits 10,000 lesende Madagassen. Mit der Thronbesteigung der Königin Ranavaeola (Ranavala Mandschata) änderte es sich. Alles Bibellesen und Beten wurde streng verboten und im Juli 1836 mußten alle Glaubensboten die Insel verlassen. Gegen die eingebornen Christen begann eine blutige Verfolgung, deren sich nur wenige durch die Flucht nach Mauritius entziehen konnten. Obgleich Jones die Insel später noch einmal besuchte, so mußte doch alle Thätigkeit der M. eingestellt werden.

In den Ländern, wo der mohammedanische Glaube der vorherrschende ist, haben die M.en viel größere Schwierigkeiten zu besiegen, als in den Ländern der Heiden. Es tritt ihnen hier ein fanatischer Glaube entgegen, der ebenfalls Propaganda macht und dem Christenthum aufs Feindlichste entgegenwirkt. In den Barbareskenstaaten hat sich bis jetzt noch kein evangelischer Glaubensbote halten können, wenn man den Malteser Vassali ausnimmt, der seit 1843 in Algier lebt. Die verschiedenen Versuche, die von Ewald, Neuhaus u. A. in Tunis gemacht wurden, schlugen fehl, obgleich die Missionäre sich auf die Bekehrung der Juden beschränkten. In Algier tritt die französische Regierung jeder Ausbreitung des evangelischen Missionswesens entgegen. Im türkischen Reiche sind es namentlich Amerikaner, die sich der dortigen, in ihren Sitten wie in ihrem Glauben verwahrlosten Christen annehmen. In Konstantinopel besteht ein protestantisches Seminar, das aber von den Armeniern, auf die es einwirken soll, auf das Heftigste angefeindet wird. Für Bekehrung der

Griechen Konstantinopels wirken seit 1839 amerikanische bischöfliche Missionäre. In Smyrna leben 6 amerikanische Missionäre mit 8 Gehülfen, die dort eine Presse errichtet haben und viel türkische Bücher verbreiten. Im Innern Kleinasiens hat nie eine bleibende M. bestanden, die Inseln Cypern und Kandia sind wieder aufgegeben worden. Auch die evangelischen M.en Syriens und Palästina's haben in Folge der Gegenmaßregeln der Lazaristen und der Feindschaft der Maroniten nicht recht gedeihen können. Die Drusen luden zwar die von den Maroniten verfolgten Evangelischen zu sich, aber die dadurch erregten Hoffnungen konnten nicht in Erfüllung gehen, da dieses Gebirgsvolk gegen religiöse Dinge sich gleichgültig verhält und nur dann ein Interesse dafür zeigt, wenn ein weltlicher Vortheil in Aussicht steht. Die durch das 1841 gestiftete evangelische Bisthum in Jerusalem angeregte Missionsthätigkeit beschränkt sich auf Bekehrung der Juden. In Mardin besteht eine amerikanische M. für den Unterricht der Jakobiten, in Mossul leben amerikanische Missionäre, die aber in katholischen Priestern überlegene Gegner haben. Arabien hat gar keine M.en. Die ersten Missionäre Aegyptens, welche der Brüdergemeinde angehörten, hatten Abyssinien zum Ziel, gelangten aber nicht dorthin und blieben in Kairo und der Umgegend. Diese M., die von 1752—1783 bestand, erlosch in Folge der vielen politischen Unruhen. Die jetzige M., 1826 durch drei baseler Glaubensboten gegründet, hat bis 1840 97 Seminaristen gebildet und 648 Knaben und 180 Mädchen unterrichtet. Jede Einwirkung auf Mohammedaner ist natürlich untersagt. Auch in den mohammedanischen Provinzen des russischen Reiches ließen sich viele evangelische Glaubensboten nieder, namentlich in Armenien. Diese M.en wurden 1820 durch kaiserlichen Ukas genehmigt, 1828 abermals bestätigt und hatten die Erlaubniß, frei in den Ländern zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere umher zu reisen, Bibeln zu verbreiten, Schulen anzulegen und die Tataren zu bekehren. Die Armenier klagten darüber, denn die Missionäre verbreiteten auch unter ihnen Bibeln und suchten sie in ihre Schulen zu ziehen. Dieser Streit dauerte von 1830 bis 1835 und endete damit, daß die Regierung am 23. August 1835 einen Ukas erließ, der allen nicht-russischen Missionären in Rußland ferner jede Missionsthätigkeit untersagte und die den Evangelischen ertheilten Privilegien zurücknahm. Durch diesen Ukas wurde zugleich jeder ferneren Thätigkeit der M.en für Persien ein Ende gemacht, denn da jenes Land im Innern keine Glaubensboten duldete, so mußte man von der russischen Grenze aus wirken, und dies hörte nun auf. Im Jahre 1837 wurde Persien aufgegeben und die Missionäre gingen meist nach Indien. Die M. in Abyssinien wurde durch einen besondern Umstand hervorgerufen. Ein Eingeborner des Landes erhielt auf einer Reise in Aegypten von dem französischen Konsul Asselin Unterstützung und erbot sich aus Dankbarkeit, die Bibel in die amharische Sprache zu übersetzen. Diese Uebersetzung kaufte die londoner Missionsgesellschaft und wurde dadurch zu dem Gedanken veranlaßt, eine M. in Abyssinien zu gründen. Auch diese aber gehört zu den eingegangenen. Wie es scheint, überschätzten die Missionäre ihren Einfluß auf die Bevölkerung, wollten kirchliche Reformen in das Leben rufen und wurden überdies politisch verdächtig, seit die Versuche der Engländer und Franzosen begannen, in Habesch Verbindungen anzuknüpfen.

In Ostindien legte die ostindische Handelsgesellschaft dem Missionswesen lange große Hindernisse in den Weg. Ohne ihre Erlaubniß durfte kein Missionär das Land betreten, und diese Befugniß wurde nur in den seltensten Fällen ertheilt. Bekehrte Hindu erhielten keinen Zutritt zu den Beamtenstellen, die Verbreitung der Bibel wurde gehemmt. In England bildete sich inzwischen eine starke Agitation gegen dieses System, die besonders auf dem Bericht fußte, den Dr. **Buchanan** von den ostindischen Zuständen, den Kinderopfern, Wittwenverbrennungen u. s. w. entworfen hatte. Als die Gesellschaft 1814 um Erneuerung ihres Freibriefs nachsuchte, erkämpfte die Partei der Missionen im Parlament einen theilweisen Sieg. Das Parlament genehmigte die Einführung einer kirchlichen Verfassung in Ostindien, und es ging nun ein eigener Bischof dorthin, der in Kalkutta seinen Sitz aufschlug. Im Jahr 1834, bei der abermaligen Erneuerung des Freibriefs, wurde die Mission völlig freigegeben und zugleich die widersinnige Bestimmung aufgehoben, daß ein bekehrter Hindu keine Anstellung erhalten soll. Gegenwärtig sind acht Hauptgesellschaften thätig, wozu noch verschiedene Bibel-, Traktat- u. Erziehungsgesellschaften kommen. Von England aus wirken die englisch-kirchliche, die londoner, die baptistische, die methodistische und die schottisch-kirchliche Gesellschaft, denen sich zwei amerikanische und die deutschen Vereine anschließen. Im Ganzen stehen auf 120 Stationen 160 Missionäre, so daß auf 1 Million Menschen nicht viel mehr als 1 Missionär kommt. Sind die Missionen in sofern begünstigt, als sie von einer christlichen Regierung Schutz empfangen, so stehen ihr doch auch große Hindernisse im Wege. Das Jahrhunderte dauernde Zusammenwohnen verschiedener Religionsgenossenschaften, der Parsen, Hindu, Mohammedaner, hat bei allen entschiedene Abgeschlossenheit erzeugt. Bekehrungen der Parsen gelingen fast nie, der Mohammedaner selten, bei den Hindu finden die Glaubensboten nur bei den untersten verachteten Kasten Gehör, und auch diese haben bei Uebertritten zum Christenthum große Nachtheile zu befürchten, da sich ihre ehemaligen Glaubensgenossen auf immer von ihnen zurückziehen. Die höheren Kasten der Hindu, namentlich die Brahminen, widersetzen sich den Missionen mit Kraft und haben eigene Vereine gestiftet, um dem Christenthum entgegenzuwirken. Auch die reformistischen Bestrebungen der Hindu sind den Missionären nicht günstig. Die Regierung hat ihnen zwar Manches eingeräumt, so namentlich die Pilgertaxe aufgehoben, in der die Hindu eine förmliche Bestätigung ihrer grausamsten Gebräuche erblickten, und ihren Beamten unter-

sagt, an den religiösen Festen der Hindu Theil zu nehmen. Trotzdem macht man ihr Begünstigung des Heidenthums zum Vorwurf, und bei einzelnen Anlässen erhob sich gegen sie ein wahrer Sturm, so namentlich, als Lord Ellenborough 1842 die Sandelthore von Somnath mit einem allerdings lächerlichen Prunk von Kabul heimführte. Den Erfolg der M.en haben endlich die Glaubensboten selbst gehemmt durch viele Streitigkeiten, die unter ihnen herrschten. In neuester Zeit erregen die Puseyiten viele Wirren. Sie haben an mehren Orten, selbst im Bischofskollegium von Kalkutta, Eingang gefunden und greifen bekehrend und verfolgend in die Gemeinden der Baptisten und Independenten über. Jeder Missionär hat gewöhnlich einen großen Theil von Dörfern zu bereisen, was in Folge der Mühe und der Hitze große Erschöpfung zur Folge hat. Außer ihrer Wirksamkeit in den Familien und in den Schulen pflegen die Glaubensboten auch öffentliche Vorträge auf den Straßen zu halten, namentlich in der Nähe oder auch selbst auf den Treppen der Tempel. Dieses Verfahren hat nichts Ungewöhnliches, da die Brahminen dasselbe thun und auch häufig opponiren. Bei solchen Gelegenheiten kommen nicht selten körperliche Mißhandlungen der Missionäre vor. In und um Bombai bestehen viele M.en verschiedener Gesellschaften, und es ist bezeichnend für den Muth der Glaubensboten, daß sie sogar in Nassuck, einem der heiligen Orte des Dekkan, sich angesiedelt haben. Sie wohnen mitten im Allerheiligsten der Stadt u. predigen häufig auf den Treppen des mächtigen Schiwatempels. Eine Mission der berliner Gesellschaft unter den Maratten mißglückte durch ausbrechende Krankheiten, denen vier von den sechs Missionären erlagen.

Die blühendsten M.en Ostindiens bestehen in Kalikut, Nagergoil, Tennevelly, Tranquebar u. Kalkutta. Nagergoil, das 1818 zur Hauptstation wurde, ist derjenige Ort, wo die meisten Bekehrungen vorkamen. Gleich im ersten Jahre meldeten sich 3000 Hindu zur Aufnahme u. bis zu 1824 hatten sich schon 48 Versammlungen gebildet. Gegenwärtig werden 186 Dörfer regelmäßig besucht, es bestehen 83 Knaben- und 15 Mädchenschulen, und das Seminar hat 80 Gehülfen und Vorleser ausgebildet. In der Provinz Tennevelly hatte **Rhenius** († 1838) großer Erfolge sich zu erfreuen, obgleich die Feindschaft der Brahminen, die sich gegen das Christenthum zu einer „Aschengesellschaft" vereinigt hatten, so gewaltthätig sich äußerte, daß wiederholt die Bethäuser niedergerissen, die Wohnungen geplündert, Katecheten und Zuhörer mit Gewalt aus den Kirchen getrieben wurden. Tranquebar war der Sitz der dänisch-halle'schen M. und hier wirkten die Missionäre Ziegenbalg und Plütschow. Mehr noch als Beide zeichnete sich **Schwarz** aus, der fast ein halbes Jahrhundert lang, von 1749—1698, jene Gegenden durchzog, bei allen Ständen und Glaubensparteien sich Achtung zu verschaffen wußte u. selbst von Tippo Saib hochgeschätzt wurde. Die dänisch-halle'sche M. beschränkt sich jetzt auf die Besoldung der Prediger in den begründeten Gemeinden, seit 1839 haben dresdener Missionäre Tranquebar zu ihrem Wohnort gewählt. Die Zahl der eingeborenen Christen beträgt über 12,000. Die M. von Serampore hat sich durch ihre schriftstellerischen Arbeiten vorzügliches Verdienst erworben. Sie hat allmählig 25 Sprachen bearbeitet und in allen diesen Sprachen die heilige Schrift und unzählige Traktate übersetzt und gedruckt, auch Wörterbücher und Sprachlehren geliefert.

In Hinterindien sind mehre Versuche mit M.en gemacht worden, aber ohne bedeutenden Erfolg. Birma zeigte sich am ungünstigsten. Die ersten Missionäre kamen 1807 und starben alle, bis auf Caray, der das Land verließ, das ihm seine Familie geraubt hatte. Im Jahr 1813 erschien der Amerikaner Dr. **Judson**, den man den Apostel Birma's genannt hat. Er war nach Ostindien bestimmt, wurde aber dort von der englischen Regierung ausgewiesen, ging von da nach Isle de France, wo man ihn ebenfalls nicht duldete, landete abermals in Indien und ging von da nach der birmanischen Stadt Nargun, wohin zufällig ein Schiff abfuhr. So kam er nach Birma, wo die härtesten Prüfungen seiner harrten. Als die ersten Bekehrungen erfolgt waren, drohte man ihm mit dem Tode. Durch mehre andere Missionäre verstärkt, suchte Judson bei dem Kaiser um die Erlaubniß zum Predigen nach. Die Antwort war aber eine ablehnende, und die Missionäre hätten das Land verlassen, wenn nicht die Bitten der wenigen Bekehrten sie zum Bleiben bewogen hätten. Später gestalteten sich die Aussichten günstiger, doch nun brach der Krieg mit England aus und die Missionäre wurden in den Kerker geworfen, wo sie, Paar an Paar zusammengefesselt, 11 Monate lang unter unerhörten Mißhandlungen ausharren mußten. Erst der Sieg der Engländer verschaffte Judson und seinen Genossen die Freiheit und zugleich ein weites Feld für ihre Wirksamkeit, da das ganze Küstengebiet unter britische Hoheit kam. Judson ist nach wie vor die Seele des Ganzen. Von ihm ist die Uebersetzung der heiligen Schrift im Birmanischen. Hauptsitze der M. sind die Freihafen Rangul, Amherst, eine neuerbaute Stadt an den Mündungen des Marotabanflusses, Maulmein, Taboi und Merouil. Von Taboi aus fanden die Missionäre ihren Weg zu den Karrenen, einer bisher ganz unbekannten Nation, die in den Gebirgen Birma's in dem Zustande gänzlicher Unterdrückung lebt. Die M.en, die seit 1829 bestehen, haben die glücklichsten Erfolge gehabt und namentlich das Hauptlaster des Volkes, die Trunksucht, durch Mäßigkeitsvereine sehr vermindert. Auch unter dem Phovolke sollen viele christliche Familien seyn. Auf den Inseln des malayischen Archipels hat die M. mit ungefähr 50 Arbeitern festen Fuß gefaßt und hier ist Singapur ein wichtiger Mittelpunkt. Morrison gründete hier 1823 ein malayisches Kollegium. Die englische Regierung unterstützte die Anlage von Schulen u. Druckereien und es bestehen jetzt 4 Missionsanstalten, die besonders auf die zahlreichen Chinesen einzuwirken suchen. In Siam ist Bankok Sitz

der M., die erst vor wenigen Jahren begonnen hat. Der Erfolg ist ein äußerst geringer, denn es werden jährlich nur einige Personen getauft, 1844 nicht mehr als fünf. In Cochinchina und den anderen Provinzen Hinterindiens gibt es gar keine evangelischen M.en, dagegen haben die katholischen Glaubensboten, die seit 1624 thätig sind, zahlreiche Anhänger gewonnen, nach einigen Angaben 100,000, nach anderen 400,000. Von den Sundainseln hatte Sumatra von 1833 —1837 eine M., die aufgegeben werden mußte, weil die Malayen zu feindselig sich zeigten. Sie ist seitdem auf einige benachbarte Inseln verlegt und beschränkt sich im Ganzen auf die Ausgabe von Schriften. Auf Java legt die holländische Regierung jeder Thätigkeit Schwierigkeiten in den Weg. Sie verbot sogar den Druck einer Bibelübersetzung in die Volkssprache und, als derselbe in Singapur bewirkt worden war, die Vertheilung. Als Motiv wurde angegeben, daß die Javaner nicht aufgeklärter werden dürften. Dieselben Hemmungen, von derselben Seite kommend, finden auf Celebes Statt. Auf Borneo hat sich die Aufmerksamkeit der Missionäre seit fast 20 Jahren gerichtet, und der Erfolg wird ein erfreulicher genannt.

China hat in der neuesten Zeit ein außerordentliches Interesse gewonnen, seit es den Europäern geöffnet ist. Das größte Verdienst um die chinesische Mission kann Robert Morrison ansprechen (geb. am 5. Januar 1782). Als Missionär der londoner Gesellschaft kam er 1797 nach Makao, damals der einzigen europäischen Niederlassung in China, wo er aber keineswegs einen freundlichen Empfang fand, sondern sogleich flußaufwärts nach Kanton geschickt wurde. Hier lebte er in tiefster Verborgenheit, mußte seine Bücher und Papiere sorgfältig verbergen, trug chinesische Kleider, ließ Haare und Nägel lang wachsen und eignete sich in allen Stücken die Lebensart eines Eingeborenen an. Mit aller Macht warf er sich auf die Sprache; ein Katholik aus Peking lehrte ihm die Mandarinensprache, ein anderer Chinese die Mundart von Kanton und die Schriftzüge. Inzwischen gab es Mißhelligkeiten zwischen den Chinesen und Engländern in Kanton, die ihn wieder nach Makao zurücktrieben. Hier mußte er aber bei seinen Bekehrungsversuchen mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Doch wurde er bald als tüchtiger Dolmetscher anerkannt und Uebersetzer der englischen Faktorei mit einem ansehnlichen Gehalte, der ihn von Europa unabhängig machte. All sein Wirken für das Reich Gottes geschah im Stillen; er hatte kleine Privatvereine, die heimlich in der Nacht sich versammelten, und denen er des Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Der Erfolg zeigte, daß eben dies der sicherste Anfang war. Denn schon 1812 kam in Folge katholischer Bestrebungen ein strenges Mandat der Regierung gegen die Ausbreitung des Christenthums, welches auch die Furcht der Engländer für ihn und sich steigerte. „Leichter," berichtete er aus dieser Zeit, „hätten es amerikanische Missionäre, weil die Eifersucht der Chinesen durch sie weniger geweckt würde. Indessen dürften auch sie nicht ins Innere, weil sie Gefahr liefen, in Ketten nach Kanton gebracht und aus dem Lande gejagt zu werden, während jeder Chinese, der sie beherbergte, hingerichtet würde." — Im J. 1813 kam zwar ein Mitarbeiter, Dr. Milne, in Makao an; aber der Gouverneur hieß ihn in 18 Tagen die Insel verlassen, worauf er nach Malakka sich zurückzog. In demselben Jahre aber vollendete Morrison die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Mittelsprache China's, denn es gibt dort einen höheren, mittleren und niederen Styl. Vor der Hand war die Aufgabe der M., der Sprache mächtig zu werden u. dadurch auch späteren Missionären eine der größten Schwierigkeiten wegzuräumen. Morrison hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet. Denn neben seiner Bibelübersetzung, die 1819 vollendet war, erschienen, da nun eine Presse in Makao errichtet wurde, unzählige Traktate, auch verschiedene Zeitschriften unter seiner Leitung; und besonders werthvoll ist sein großes Wörterbuch in drei Quartbänden. Er hatte die Freude, auch einzelne Chinesen der Kirche Christi einzuverleiben, u. es bildete sich, wenngleich unter beständigen Gefahren, doch zuletzt ein Häuflein, das im Glauben treu blieb und vielfach das Bekehrungswerk unterstützte. Nach Morrison zeichnete sich vor allen der allen Schwierigkeiten mit beispielloser Kühnheit Trotz bietende unermüdliche Gützlaff aus Pommern aus. Durch die Bemühungen des letzteren sind schon Tausende von Chinesen zur Annahme des Christenthums gebracht. Um die Anstalten der evangelischen M. in China noch mehr zu erweitern, besonders auch, um noch mehr Arbeiter, vor allen Lehrer von zu bildenden, eingeborenen Missionären zu gewinnen, hat derselbe im Jahr 1850 eine Reise nach Europa unternommen, fast in allen großen Städten der evangelischen Christenheit Missionspredigten gehalten, und besonders in Deutschland Hülfsvereine für seine chinesische M. gebildet. Doch ward er im Jahr 1851 durch plötzlichen Tod aus seinem Wirkungskreise herausgerissen. Neben ihm sind Medhurst, Brielghmann, Parker, Dr. Lockhardt und Milne zu nennen. In China leben gegenwärtig gegen 30 verschiedene Missionäre, die theils der londoner, theils den amerikanischen Gesellschaften angehören. Der Hauptsitz ist Hongkong, wo bereits zwei Kirchen und eine Kapelle erbaut sind. Den dortigen Missionsverein, der die Ausbildung und Versorgung einheimischer Hülfsprediger zu seinem Zwecke gemacht hat, leitete Gützlaff. In Ningpo, Kanton, Makao, Emoy, Schanghai bestehen ebenfalls M.en mit Krankenhäusern verbunden. Da das so lange bestandene Verbot der christlichen Religion seit 1845 aufgehoben ist, so werden die Missionäre nicht mehr gehemmt. Doch heißt es von den katholischen Glaubensboten, daß sie viele Verfolgungen zu erdulden haben; die Zahl derselben betrug zu Anfang des Jahres 1843 50, und 62 andere wurden von Singapur erwartet. Das ist die Armee, die Frankreich vorläufig in China aufgestellt hat, um England entgegenzuwirken. In Japan sind alle Versuche, dem Christenthum

Eingang zu verschaffen, gescheitert, seitdem es den Holländern im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelang, die christliche Partei als eine politische zu verdächtigen und deren gänzliche Ausrottung zu veranlassen. Was bis jetzt geschehen ist, beschränkt sich auf Vorbereitung. Gützlaff suchte sich zwar im Lande selbst Zutritt zu verschaffen. Er nahm 3 gestrandete Japanesen in sein Haus auf, erlernte von ihnen die Sprache und reiste mit ihnen nach Japan, in der Hoffnung, Zutritt zu erhalten. Er wurde jedoch nebst seinen Begleitern feindlich behandelt und mußte sich rasch entfernen. Er schlug dann einen anderen Weg ein und bekehrte in China 5 Japanesen, die als Glaubensboten in ihrem Vaterlande wirken sollen.

In Australien sind die Verhältnisse den M.en entschieden ungünstig. Die Ureinwohner, Papus, gehören zu den rohesten Völkerschaften, haben keine Art von Regierung, nicht einmal Häuptlinge, und wissen von einer Religion, einem höheren Wesen gar nichts. Auch die europäische Bevölkerung enthält die schlimmsten Bestandtheile, die vielen nach Australien verwiesenen Verbrecher, von denen die weitaus geringste Zahl sich wirklich bessert. So erklärt sich, daß die M.en in dem großen Lande nur geringe Fortschritte machen konnten. Die Regierung that zuerst etwas für die Papus, indem sie Schulen für ihre Kinder errichtete. Im J. 1826 ließ sich in Bahtabah ein Missionär nieder, scheiterte aber an der Feindschaft, die zwischen den Papus und den Missionären herrschte. Die erste förmliche Mission errichteten Watson und Hand 1832 in Wellingtonthal, 100 Stunden nordwestlich von Sidney, wo die Regierung ihnen Gebäude und Land abtrat. Das Nomadenleben der Eingeborenen, die Rohheit der Kolonisten und andere Umstände mehr ließen die Anstalt zu keinem rechten Gedeihen kommen, und in neuester Zeit wurde sie aufgehoben. Von einer zweiten Mission, die eine Sidney-Gesellschaft in Zionshügel bei der Moretonbai stiftete, fehlen nähere Nachrichten. An der Südküste bestehen mehre Missionen, Geelong bei Fort Philipp, die älteste von allen, Buntingdale, Adelaide, Encounterbay, Port Lincoln, Ramong. Die Eingebornen sind hier viel zugänglicher, weil sie von den Kolonisten keine Mißhandlungen zu erdulden gehabt haben. An der Westküste bestehen zwei Missionen, Perth und Freemantle, die auf Gedeihen Aussicht haben. In Vandiemensland (Tasmanien) sind dieselben Verhältnisse wie auf der großen Insel. Rohheit der Eingeborenen und Verderbtheit der Kolonisten bilden unübersteigliche Hindernisse, so daß die methodistische M. von Hobarttown, die vier Nebenstationen hatte, wieder aufgegeben werden mußte. Vier nach Neuseeland gesandte Mitglieder der goßnerschen Gesellschaft in Berlin fanden keinen Zutritt und wandten sich nun nach der etwa hundert Meilen entfernten Insel Chatham, wo sie Schulen errichteten (1843). Gegenwärtig aber missionirt auf Neuseeland der Engländer Samuel Mars mit großem Erfolg, und es ist schon ein beträchtlicher Theil der dortigen Bevölkerung für die christliche Kirche und Civilisation gewonnen. Zu M.en im östlichen Polynesien regte eine 1795 in London gehaltene Missionsversammlung an, welcher zweihundert Prediger und zahlreiche Laien beiwohnten. Es wurde der Beschluß gefaßt, zunächst auf Tahiti eine M. einzurichten, und im nächsten Jahre schritt man zur Ausführung. Man legte dabei einen Prunk zur Schau, der bei einem solchen Unternehmen nicht streng genug getadelt werden kann. Dieselbe Sucht nach Ostentation scheint die frommen Väter auf der Insel selbst beseelt zu haben, denn keine M. ist ein Gegenstand so heftiger Angriffe gewesen, als diese. Man wirft den Missionären vor, daß sie eine tyrannische Herrschaft ausübten und die Insulaner, deren fröhliche Lebensweise sie zerstört hätten, zur Heuchelei und Kriecherei führten. Ganz unbegründet sind diese Vorwürfe wohl nicht, nur scheinen sie übertrieben zu seyn. Viel mag zu den schweren Anklagen gegen die Missionen auch beigetragen haben, daß die europäischen Seefahree auf Tahiti nicht wie früher ihre Rechnung finden, ihre Schießgewehre und Branntweine nicht mehr absetzen können und von den Mädchen und Frauen zurückgewiesen werden. Die blühende evangelische Kirche auf Tahiti wurde zwar durch unerhörte Gewaltthat französischer Schiffe 1837 hart bedrängt, die Königin Pomare mißhandelt, das Land unter französische Oberherrschaft gestellt und nicht nur katholischen Missionären, sondern auch französischer Liederlichkeit gewaltsam Eingang verschafft; gleichwohl sind die Eingebornen bis jetzt ihrem evangelischen Glauben treu geblieben. — Um die zahlreichen andern Inseln u. Gruppen des östlichen Polynesiens erwarb sich große Verdienste der Missionär John Williams, der 1819 nach Rajatna kam und bis 1839 unaufhörlich auf Wanderungen war, um das Christenthum auszubreiten. Von Rajatna aus besuchte er zuerst die zu der Hervey-Gruppe gehörende Insel Aitubabi und ließ dort zwei tahiti'sche Lehrer zurück, die so große Fortschritte machten, daß Williams bei seinem nächsten Besuche, anderthalb Jahre später, eine Zuhörerschaft von fünfzehnhundert Personen vorfand. Auch in Mangea gewann er viele Proselyten, doch stellte hier der Eifer der Christen Alles in Frage. Sie verabredeten, Streifzüge durch die Inseln zu machen, von denen Jeder mindestens einen Bekehrten mitbringen solle, und brachten dadurch ihre heidnischen Stammgenossen so sehr auf, daß ein allgemeiner Kampf ausgebrochen seyn würde, wenn Williams nicht rechtzeitig herbeigeeilt wäre und den Groll beschwichtigt hätte. Die Inseln Rarotonga und Atiu nahmen das Christenthum in kurzer Zeit an, so daß die ganze Hervey-Gruppe für christlich gelten kann. Auf den Samoainseln, wo bis 1830 kein einziger Christ lebte, da die überaus kriegerische und rohe Bevölkerung Jeden abschreckte, sind durch Williams und dessen Nachfolger 40,800 Eingeborene bekehrt worden. Bei einer Reise auf den Neu-Hebriden fand der eifrige Mann endlich seinen Tod. Er landete am 20. November 1839 auf der Insel Erromanga, ließ sich von den Wilden in das Innere locken, entdeckte die feindliche Absicht zu spät und wurde

auf der Flucht, als er bereits das Meer erreicht hatte, mit Keulen erschlagen. Seine Leiche konnten die trauernden Gefährten nicht erlangen, die Insulaner waren Kannibalen. Ueberhaupt haben die M.en in diesem westlichen Polynesien, wenn man die Sandwichsinseln (s.d.) ausnimmt, weit weniger Fortschritte gemacht, als in dem östlichen, dessen Bewohner vergleichungsweise gesitteter sind. Die Inselwelt dieses Oceans ist es, wo das Bekehrungswerk sich der besten Erfolge rühmen kann. Die Gründe liegen nahe. Es besteht dort keine irgend ausgebildete Religion, die in ihren Anhängern einen gewissen Glaubensstolz erzeugen könnte, und der herrschende Aberglaube rohester Art fördert die Missionäre gerade am meisten, indem die Eingeborenen das Vertrauen zu ihren Götzen und Fetischen verlieren, wenn sie sehen, daß die Glaubensboten Orte, die „tabu" sind, ungestraft betreten und die Götzen zertrümmern. — Einen schweren Stand haben die evangelischen M.en erst in der neuesten Zeit bekommen, seit in Frankreich die Gesellschaft Picpus sich die Aufgabe stellte, alle Inseln des stillen Oceans der päpstlichen Macht zu unterwerfen. Die Protestanten sind seitdem von Tahiti, den Marquesas- und den Gambirinseln verdrängt worden.

In Amerika ist Westindien, wo die ersten Glaubensboten 1732 ankamen, das wichtigste Feld der M. Diese hatten hier fast noch größere Hindernisse zu überwinden, als in den heidnischen und mohammedanischen Gebieten. Von den Regierungen anfangs mit Gefängniß und mit dem Tode bedroht, hatten die Missionäre, als auf dieser Seite die Strenge nachließ, mit den Sklavenhaltern zu kämpfen, die in der Bekehrung der Neger den ersten Schritt zu einem allgemeinen Aufstande sahen und außerdem gute Gründe hatten, die Moralität unter denselben nicht zunehmen zu lassen. Diese Schwierigkeiten haben seit der Emancipation wenigstens auf den englischen Inseln ein Ende genommen, und es arbeiten jetzt dort ungestört Brüdergemeinden, Baptisten, Anglikaner und andere Gesellschaften. Die Baptisten hatten 1845 schon 51 Stationen mit 34,000 Bekehrten, die schottische M. unterhielt 1842 auf 92 Stationen 168 Schulen mit 176 Lehrern. Auf dem Festlande hat es die M. mit zwei Urstämmen zu thun, mit den Eskimos und den Indianern. Die Bekehrung der letzteren haben sich besonders die amerikanischen Methodisten zum Zweck gesetzt. In Kanada sind gegen 30,000 bekehrt, in Hudsonia erstrecken sich die M.en bis zu den Felsenbergen. Die neueren Missionen leiden aber sehr durch den Andrang der Auswanderer, welche die Indianer erbarmungslos vor sich her treiben. So wurden 1835 selbst die Cherokesen, die der Mehrzahl nach das Christenthum angenommen hatten, an den Arkansas versetzt. Im südlichen Amerika bestehen protestantische M.en bloß in Guiana.

Was nun die M. unter den Juden anlangt, so sprachen und thaten schon Luther und die Reformatoren, später auch Spener Manches für die Bekehrung der Juden; aber es hatte weniger Erfolg, weil der eigentliche Missionsgeist noch nicht erwacht war, wiewohl manche bedeutende Männer in Folge ihrer Bemühungen bekehrt wurden. Auch die Brüdergemeinde dachte frühzeitig an die Juden, indem sie 1738 den Bruder Leonhard Dober nach Amsterdam und andere nach England und Böhmen sandte. Zusammenhängender aber waren die M.en, die um diese Zeit von Halle ausgingen, und zwar besonders durch den dortigen Professor Kallenberg, der 1728 ein eigenes Institut errichtete, welches nach ihm „das jüdische Institut Kallenbergs" genannt wurde und bis 1792 bestand. Während dieses Zeitraums gingen etwa 20 Judenmissionäre von Halle aus u. verkündigten das Evangelium unter den Juden in Europa, Asien und Afrika. Unter ihnen zeichnete sich besonders Stephan Schulz aus, der von 1739—1756 unter unsäglichen Gefahren mit einer kaum glaublichen Liebe unter den Juden arbeitete. Er legte ihnen zu Lieb' in 11 größeren und kleineren Reisen, die er meist zu Fuß machte, mehr als 6000 deutsche Meilen zurück, und kam auf seiner letzten Reise nach Konstantinopel und Smyrna, nach Aegypten, nach Syrien, an den Euphrat und zurück nach Palästina. Ueberall sprach er mit unerschrockener Kühnheit und solchem Herzensdrange zu den Juden, daß seine Arbeit zuweilen mit dem überraschendsten Erfolge gekrönt wurde. Nach dem Erlöschen obigen Instituts bildete sich erst 1808 zu London ein neuer Verein, der bis heute unter dem Namen „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden" die umfassendste Wirksamkeit an den Tag legt und gegenwärtig über 60 Missionäre und Missionsgehülfen weitumher ausgestattet hat. Ihr gehören die Judenmissionäre an, die in Tunis, Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem, in neuester Zeit in Beirut, Safat, Bassora, Bagdad, Damascus sich niedergelassen haben. Nicht minder thätig ist diese Gesellschaft in England selbst, so wie in Frankreich, Deutschland und Polen. Sie hat mancherlei Druckereien, in welchen hebräische Bibeln und einzelne Theile der Bibel mit und ohne europäische Uebersetzungen herausgegeben werden; auch hat sie eine Uebersetzung des Neuen Testaments in hebräischer Sprache zu Tage gefördert. Außerdem gibt sie viele Traktate heraus, größtentheils von dem Missionär Dr. M'Caul verfaßt. In England hat die Gesellschaft 2 Anstalten zur Erziehung jüdischer Kinder. Mit diesen Anstalten steht seit 1831 das „hebräische Kollegium", ein Institut zur Bildung von Judenmissionären, in Verbindung, so wie das Proselyten-Haus, in welchem die bekehrten Juden zu verschiedenen Handwerken angeleitet werden. — Auf dem Kontinente bestehen ebenfalls verschiedene selbstständige Gesellschaften, die für die Bekehrung Israels mit mehr oder weniger Erfolg arbeiten. Eine der älteren ist die berliner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden, welche 1822 gegründet wurde und bald mehre Schwestergesellschaften, wie in Königsfeld, Detmold, Oletzko, Posen, Breslau, Elberfeld, Stettin etc. entstehen sah. Sie hat gegenwärtig 2 Missionäre in Preußen angestellt. Eine

ähnliche Gesellschaft besteht in Bremerlehe, die mit Bremen in Verbindung steht u. gleichfalls 2 Missionäre hat; ferner in Köln u. Barmen. In Dresden bildete sich 1822 durch Missionär Goldberg, von London gesendet, eine Gesellschaft, die bis 1834 besonders durch eine Erziehungsanstalt für arme jüdische Kinder wirkte. Die Judenmissionäre lassen es sich angelegen seyn, die Hauptstädte Deutschlands, hauptsächlich auf den großen Messen, wie in Leipzig, in Frankfurt am Main und an der Oder rc., zu besuchen, und lassen keine Gelegenheit unbenutzt, den Juden ans Herz zu reden, obwohl sie bisweilen mit Hohn und Spott, ja gar mit Anspeien und mit Schlägen zurückgewiesen werden. — In Basel bestand schon seit 1821 eine Gesellschaft für Israel, die jedoch 1831 mit verändertem Plane erneuert wurde und nun den Namen „Verein von Freunden Israels" trägt. Dieser Verein macht es sich zur Aufgabe, Theilnahme für Israel anzuregen und zu nähren, monatliche Betstunden in Basel und anderen Orten für Israel einzurichten, heilsbegierige Israeliten zu unterstützen und durch eine besondere Zeitschrift „Der Freund Israels" das Interesse für Israel wach zu erhalten. Auch hat er schon mehre Israeliten durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibt. Im J. 1844 hat er auch nach dem Vorgange der englischen Gesellschaft für Judenmission ein Proselytenhaus errichtet, worin bekehrten, aber brodlos gewordenen Israeliten Gelegenheit gegeben wird, durch Betreibung dieser oder jener Profession ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. Auch in Roßbach hat sich durch die Bemühungen des Missionärs Hausmeister seit 1835 eine Gesellschaft von Freunden Israels gebildet, die gleichfalls durch Betstunden und Proselytenpflege wirkt, seit 1843 einen eigenen Missionär hat und schon eine ziemliche Anzahl Israeliten getauft hat. Doch sind im Ganzen genommen die Erfolge der Judenmission bei Weitem geringer, als die der Heidenmission.

Ueberblicken wir das Feld der Missionsthätigkeit noch einmal im Ganzen, so ergibt sich folgendes Resultat. Die meisten Bekehrungen hat der neueste Welttheil aufzuweisen, nächst dem sind die Aussichten am günstigsten in Südafrika, Ostindien und China. Das mohammedanische Asien und Amerika sind der unfruchtbarste Boden. Was speciell den an den Polarkreis angrenzenden Theil der westlichen Halbkugel betrifft, wo die Thätigkeit eine so angestrengte ist, so wäre im Interesse der Humanität zu wünschen, daß die dortigen Missionen aufhörten. Für die Bewohner jenes furchtbaren Himmelsstriches ist ihr niedriger geistiger Standpunkt ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Jeder höhere Kulturgrad bedingt mit innerer Nothwendigkeit gesteigerte Bedürfnisse, und zur Befriedigung dieser bietet die karge Natur die Hand nicht. Will man die Eskimos nach ihrer Bekehrung nicht in mildere Himmelsstriche versetzen, wozu sie wenig geneigt seyn möchten, so lasse man sie lieber wie sie sind. Den Judenmissionen möchte der Rath zu ertheilen seyn, den Orient ganz aufzugeben und sich auf Europa zu beschränken. Hier ist der Rohheit, der moralischen Versunkenheit noch ein ungeheures Feld abzuerobern, und auch der sittliche Zustand der christlichen Bevölkerung, namentlich in Polen, kann nur gewinnen, wenn eine wirkliche, Geist und Gemüth durchdringende Bekehrung der untersten Schichten Israels, dieser Peiniger und Verderber des Landvolks, gelingt.

Eine nur oberflächliche Betrachtung genügt, um die interessante Thatsache festzustellen, daß die drei mächtigsten und gebildetsten Völker germanischer Abstammung es sind, Deutsche, Engländer und Amerikaner, die das Missionswesen fördern. Die Holländer bethätigen auch hier ihren engherzigen Handelsgeist, Dänemark, Schweden und Norwegen kommen kaum in Betracht. Ganz dieselbe Erscheinung bemerken wir bei den romanischen Völkern. Die Franzosen, das mächtigste Kulturvolk dieses Stammes, betreiben auch das Missionswesen allein mit Kraft. Italien, der Sitz des Papstthums und der prunkenden römischen Propaganda, hat ungleich mehr Bischöfe in partibus infidelium als Missionäre. Spanien, das in den Zeiten seiner Macht so eifrig bekehrte, nach Seelen fast eben so begierig war als nach Gold, Portugal, welches das Kreuz an der ganzen afrikanischen Westküste von Kap zu Kap aufpflanzte, sind dem alten Streben fremd geworden. So ziehen sich die kleinen oder machtlosen Reiche von der Weltbühne zurück und überlassen den großen Kulturvölkern das Feld. Unter den letztern verfolgen alle, eines ausgenommen, mit den Missionen zugleich einen politischen Zweck. Wenn Frankreich die christlichen Glaubensparteien des Orients durch Missionen an sich zu fesseln sucht, wenn England mit Schwert und Bibel in der Hand in China eindringt, so sucht Nordamerika durch Heranziehung der Südseeinsulaner zur Bildung unabhängige Staaten zu erhalten, die seinem Handel in jenem wichtigsten aller Meere die Thür offen erhalten. Deutschland allein hat bei seinen Missionen keinen politischen Nebenzweck. Der Fromme mag sich dessen freuen, er mag frohlocken, daß irdische Rücksichten die Verdienstlichkeit des heiligen Werks nicht trüben, den Vaterlandsfreund muß es betrüben, daß auch hier wieder deutsche Kräfte, deutsches Blut die Politik der Fremden fördern, daß England und Nordamerika ernten, was wir gesäet.

Im Ganzen bestehen gegenwärtig 33 Hauptgesellschaften für die evangel. M. Diese hatten vom Jahre 1842—1843 eine Gesammteinnahme von 8,999,185 Gulden und unterhalten auf etwa 1400 Stationen oder Missionsplätzen gegen 5000 Arbeiter und Arbeiterinnen im Dienste des Evangeliums. Es sind dies folgende: I. In Deutschland und der Schweiz: 1) Brüdergemeinde mit 260 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 61 Stationen. Einnahme: 139,311 Guld. Ausgabe: 123,902 Guld. — 2) Missionsanstalt zu Halle mit 3 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 1 Station. Einnahme: 665 Guld. — 3) Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel mit 32 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 9 Stationen. Einnahme: 72,939 Guld. Ausgabe: 102,887 Guld. Zöglinge 43. — 4) Rheinische Missions-

gesellschaft zu Barmen mit 34 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 18 Stationen. Einnahme: 40,250 Guld. Zöglinge 12. — 5) Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden, in Berlin, mit 24 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 6 Stationen. Einnahme: 31,622 Guld. Zöglinge 8. — 6) Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden in Berlin. — 7) Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer unter Leitung des Predigers Goßner in Berlin, mit 70 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 8 Stationen. Einnahme: 7032 Guld. — 8) Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Dresden, jetzt in Leipzig, mit 7 Arbeitern auf 5 Stationen. Einnahme: 12,540 Guld. Ausgabe: 12,592 Guld. — 9) Norddeutsche Missionsgesellschaft zu Hamburg mit 5 Arbeitern. Einnahme: 7464 Guld. Ausgabe: 12,187 Guld. — 10) Missionsgesellschaft zu Lausanne mit 4 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 1 Station. Einnahme: 2609 Guld. Ausgabe: 1687 Guld. — II. In den Niederlanden: 11) Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam mit 25 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 10 Stationen. Einnahme: 70,219 Guld. — III. In England: 12) Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. Einn.: 947,280 Guld. Ausg.: 1,008,080 Guld. für 524,583 Bibeln, Testamente und Kirchenliturgien und 3,523,463 Traktate. — 13) Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums mit 386 Arbeitern auf 341 Stationen. Einnahme: 931,968 Guld. Ausgabe: 983,448 Guld. — 14) Baptisten-Missionsgesellschaft mit 144 Arbeitern und Arbeiterinnen und außerdem 183 einzelnen Predigern, Gehülfen und Schullehrern auf 91 Stationen und 95 Nebenstationen. Einnahme: 610,640 Guld. — 15) Allgemeine Baptistenmissionen mit 13 Arbeitern und Arbeiterinnen nebst 13 Stationalgehülfen auf 9 Stationen. Einnahme: 20,788 Guld. — 16) Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft mit 366 Missionären und 327 Katechisten, Uebersetzern und Lehrern auf 245 Stationen. Einnahme: 1,179,044 Guld. Ausgabe: 1,207,964 Guld. — 17) Londoner Missionsgesellschaft mit 282 Arbeitern auf 133 Stationen. Einnahme: 941,412 Guld. Ausgabe; 1,025,307 Guld. — 18) Kirchliche Missionsgesellschaft mit 177 europäischen und 1086 eingebornen Arbeitern und Arbeiterinnen auf 92 Stationen. Einnahme: 1,381,206 Guld. Ausgabe: 1,187,304 Guld. Zöglinge 28. — 19) Londoner Juden-Missionsgesellschaft mit 62 Arbeitern auf 23 Stationen. Einnahme: 300,813 Guld. Ausgabe: 278,396 Guld. — 20) Schottische Missionsgesellschaft mit 19 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 14 Stationen. Einn.: 25,647 Guld. Ausgabe: 23,428 Guld. — 21) Missionsgesellschaft von Glasgow in Schottland mit 11 Arbeitern und 4 Stationen. — 22) Afrikanische Missionsgesellschaft von Glasgow mit 10 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 3 Stationen. — 23) Mission der schottischen Kirche mit 22 Arbeitern auf 8 Stationen. Einnahme: 699,660 Guld. — 24) Welsche und ausländische Missionsgesellschaft mit 2 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 1 Station. — 25) Mission der irländischen presbyterianischen Kirche mit 2 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 1 Station. — 26) Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande mit 26 Arbeiterinnen auf 21 Stationen. Einnahme: 12,354 Guld. — IV. In Frankreich: 27) Missionsgesellschaft zu Paris mit 17 Arbeitern auf 10 Stationen. Einnahme: 43,931 Guld. Ausg.: 55,733 Guld. — V. In Nordamerika: 28) Baptisten-Missionsgesellschaft mit 188 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 53 Stationen. Einn.: 155,353 Guld. Ausgabe: 176,120 Guld. Schuld: 38,634 Guld. — 29) Amerikanische Missionsgesellschaft mit 526 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 85 Stationen. Einnahme: 827,831 Guld. — 30) Bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft mit 241 Arbeitern auf 67 Stationen. Einnahme: 292,422 Guld. — 31) Bischöfliche Missionsgesellschaft in Nordamerika mit 94 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 13 Stationen. Einnahme: 91,513 Guld. — 32) Mission der presbyterianischen Kirche mit 67 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 14 Stationen. Einnahme: 143,426 Guld. Ausg.: 141,373 Guld. — 33) Freiwillens Baptisten-Missionsgesellschaft. Einn.: 9246 Guld. — Die Einnahmen dieser Missionsgesellschaften, besonders auch der deutschen, haben sich seitdem mit jedem Jahre noch vermehrt. Ueberhaupt hat in den letzten Jahren das Missionswesen in Dentschland einen großen Aufschwung genommen. Eine Menge Haupt- und Zweigvereine haben sich in den verschiedenen Ländern gebildet. Eine große Anzahl von Missionsschriften und Missionszeitschriften suchen das Interesse für die Sache rege zu erhalten und weiter zu verbreiten. Unter den letztern sind besonders hervorzuheben das Basler Missionsmagazin, die Calwer Missionsblätter, das Missionsblatt der Brüdergemeinde, die Allgemeine Missionszeitung, der Missionsfreund von Ahlfeld, das Evangelisch-lutherische Missionsblatt, das Barmer und Berliner Missionsblatt.

Was die innere Mission in der protestantischen Kirche anbelangt, so war hier diese Kirche eine Zeitlang hinter der katholischen, die durch ihre Mönchsorden in ihrer Weise Großes darin geleistet hatte, zurückgeblieben. Erst in neuerer Zeit hat auch die Sache der innern M. in der evangelischen Kirche einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die evangelische innere Mission hat aber keine andere Absicht, als „diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich zu erneuern, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde entspringenden mannichfachen äußern und innern Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie, wie es zur christlichen Erneuerung nöthig wäre, von den jedesmaligen christlichen Aemtern erreicht werden". So Wichern, einer der Hauptbeförderer der innern M. im evangelischen Deutschland, in seiner berühmten „Denkschrift für innere M." Hiernach erstreckt sich der Einfluß der innern M. auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, nämlich auf das staatliche, kirchliche, allgemein sittliche und sociale Lebensgebiet. Auf dem staatlichen Gebiete will die innere M. sowohl das allgemeine Ver-

brechen gegen das Ganze des Staates, die Revolution, als auch das vereinzelte Verbrechen, die einzelnen Verletzungen der einzelnen staatlichen Gesetze, die Empörungen Einzelner gegen dieselben mit den Waffen des in der Liebe thätigen Glaubens bekämpfen. Sie will helfend, rettend, bessernd einwirken auf die, welche sich solche Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen. Sie hat daher ihr Augenmerk hier besonders sowohl auf die **verurtheilten** und **in Gefängnissen befindlichen Verbrecher**, als auch auf die **entlassenen Sträflinge** zu richten. Bei den erstern will sie durch tüchtige Gefängnißprediger, Gefängnißdirektoren, Inspektoren, Gefangenwärter und Zuchtknechte u. s. w. zunächst eine Sinnesänderung bewirken und in Folge davon auch eine Besserung ihrer äußerlichen Lage herbeiführen; die letztern will sie durch Darbietung von Gelegenheiten zu redlichem Broderwerb und durch fortgesetzte sittliche Einwirkung vor dem Rückfall in ihr früheres verbrecherisches Leben möglichst sicher stellen. Auf dem **kirchlichen Gebiete** sucht die innere M. dahin zu wirken, daß in allen Gemeinden Predigt und Sakramente recht verwaltet, die Zucht im rechten Geiste und die Seelsorge in ausreichender Weise ausgeübt werden. Sie hat daher zunächst dafür zu sorgen, daß allenthalben tüchtige Geistliche und diese in gehöriger Anzahl vorhanden seyen. Sie sucht mittelst der Bibelgesellschaften die Bibel immer weiter im Volke zu verbreiten, das Lesen, das Verständniß und den richtigen Gebrauch derselben auf alle Weise zu fördern. Sie strebt den in Stocken gerathenen Hausgottesdienst wiedereinzuführen, verbreitet durch Büchervereine und Büchersammlungen christliche, das Verständniß der Bibel fördernde Bücher, bringt Traktate und populäre religiöse Zeitschriften unter das Volk, sucht durch Kolporteure und insbesondere durch Reise- und Straßenprediger den Sinn für evangelisches Christenthum zu wecken und zu beleben. Auf dem **allgemein sittlichen Gebiete** macht sie es sich zur Aufgabe, besonders der **Prostitution**, die zumal in großen Städten in so verderblicher Weise im Schwunge geht, und gegen welche die Polizei bei Weitem nicht wirksam genug ankämpft, durch Unterbringung und Beaufsichtigung jüngst konfirmirter und der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzter Mädchen, durch Dienstbotenpflege, durch Anstalten für reuige gefallene Mädchen, und der **Trunksucht** mit ihren schlimmen Folgen durch Enthaltsamkeitsvereine entgegenzuwirken. Auf dem **socialen** Gebiete hat es die innere M. mit Erhaltung und Förderung der Ordnungen der Familien, des Besitzes und Eigenthums und der Arbeit, so wie der durch sie bedingten und begründeten gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, Unterschiede und Stände zu thun. In Betreff der **Familie** hat sie zuerst die innere Auflösung und Zerrüttung des Familienlebens ins Auge zu fassen und gegen wilde Ehen, leichtsinnige Schließung wie Scheidung der Ehe anzukämpfen, Vereine zur Unterstützung hülfsbedürftiger Wöchnerinnen zu bilden, Kleinkinderbewahranstalten, religiöse Sonntagsschulen, Kindergottesdienste u. dgl. herzustellen. Der Lehrlinge und insbesondere der **wandernden Handwerksgesellen**, die der Gefahr sittlicher Verwilderung in hohem Grade ausgesetzt sind, hat sie sich durch Gründung guter christlicher Fortbildungsanstalten, durch Bildung christlicher Jünglings- und Gesellenvereine kräftigst anzunehmen. Den Nothständen ferner, von denen unsere **Besitz- und Eigenthumsverhältnisse** gedrückt sind, sucht sie durch zweckmäßige **Armenpflege**, die Familien-, Kranken- und Kinderpflege in sich begreift, zu steuern und abzuhelfen. Sie bietet den Armen dabei nicht bloß äußerliche Hülfsmittel, sondern strebt auch besonders die Tugenden der Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit unter ihnen zu wecken und zu fördern. Dem Bettel insbesondere sucht sie kräftigst entgegenzuwirken. Was endlich die Ordnung und Regelung der **Arbeit** anlangt, so trifft hier die innere M. mit der Wissenschaft des Staatshaushaltes in ihren schwierigsten, jetzt vielfach verhandelten Fragen zusammen. Die innere M. muß hier die Sünden, durch die sich die arbeitenden Klassen selber so vielfach ins Elend stürzen, als da sind Habsucht, Verschwendung, übertriebene Spekulationen, Luxus, Entweihung der Tage des Herrn etc., kräftigst entgegenwirken, auf Kolonisation und Auswanderung in großartigem Maßstabe und nach festen Plänen und Grundsätzen hinweisen, und insbesondere für die Befriedigung der religiösen und kirchlichen Bedürfnisse der Auswanderer und Kolonisten sorgen, ohne darum unthätig zu seyn für ihre leiblichen Bedürfnisse.

In der Thätigkeit für die verschiedenen Zwecke der innern Mission ist insbesondere das protestantische England mit dem besten Beispiel vorangegangen; zumal waren es die Dissenters, die sich hier rühmlichst auszeichneten. Deutschland ist nicht zurückgeblieben. Auch in den übrigen Ländern des Kontinents, z. B. in Frankreich, ganz besonders in Nordamerika aber, geschah und geschieht Bedeutendes für die innere Mission. Und so ist denn heutigen Tags die ganze protestantische Welt mit einem vielgegliederten Netze von Wohlthätigkeits- und Rettungsanstalten, die sämmtlich aus specifisch-christlichem Interesse hervorgingen und die leibliche Hülfe als die Unterlage für die geistliche Pflege ansehen, überzogen. Eine Uebersicht aller bis jetzt durch die innere M. hervorgerufenen und segensreich wirkenden Anstalten würde viele Bogen füllen. Es mögen daher nur einige der bedeutendsten, besonders deutschen Anstalten, die zugleich Mutter- und Musteranstalten für unzählige Nachfolgerinnen wurden, erwähnt werden. Die älteste ist die **Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder unter der Leitung des Grafen Recke-Volmarstein zu Düsselthal** seit 1816; nächst ihr die **Armenschullehrer- und Kinderrettungsanstalt zu Beuggen** (seit 1820), geleitet von Zeller. Aus ihr sind Hunderte von Lehrern für Armenschulen und Rettungsanstalten hervorgegangen. Seit 1826 besteht das **Martinsstift in Erfurt** unter **Reinthalers Leitung**, von dem ebenfalls die Anregung zu sehr vielen ähnlichen Anstalten ausgegangen ist. Durch seinen Um-

fang und seine weit reichende Thätigkeit, durch die stets wachsende Zahl seiner Töchteranstalten zeichnet sich vor allen das rauhe Haus in Hamburg unter Wicherns Leitung aus seit 1833. Zunächst für Krankenpflege stiftete 1836 Pastor Fliedner die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Diese Anstalt hat sich ebenfalls von Jahr zu Jahr erweitert und in Deutschland, England und Frankreich mehre Nachbildungen hervorgerufen. Diesen Vereinen zur Seite stehen mehre Gesellschaften zur Pflege entlassener Sträflinge mit zahlreichen Töchtergesellschaften. Kleinkinderbewahranstalten sind fast in allen, auch kleineren Städten. In Frankreich entwickelte die evangelische Gesellschaft, der auch aus Deutschland zahlreich Gaben zufließen und welche sich die Erweckung eines lebendigen evangelischen Christenglaubens zum Ziele setzt, eine ausgebreitete Thätigkeit. Dr. Valenti stiftete die Evangelistenschule zu Bern. An mehren Orten, besonders zu Berlin, entstanden Pastoralhülfsvereine. Die Bibelgesellschaften, unter denen die bedeutendste die londoner, verbreiten sich mehr und mehr über alle protestantischen Länder, Städte und Dörfer. Der Gustav-Adolfsverein, der sich die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen zur Aufgabe macht, wirkt seit Jahren segensreich fort. Traktatgesellschaften in Hamburg, Berlin u. a. O. senden Hunderttausende von kleinen Schriften, freilich von sehr verschiedenem Werth, zur christlichen Belehrung und Erweckung aus. Der christliche Verein im nördlichen Deutschland, gegründet von Pastor Uhle, gegenwärtig geleitet von Pastor Westermeier, der von Michaelis 1848 bis dahin 1849 einer Einnahme von 18,216 Thlrn. sich zu erfreuen hatte, verbreitet in vielen tausend Exemplaren zu gleichem Zwecke Schriften von größerem Umfang. Der Kölner Verlags-Verein, unter der Leitung des Dr. Barth, verbreitet christliche Lehr- und Schulbücher zu unerhört billigen Preisen. In Berlin bildete sich ein evangelischer Bücherverein zur Verbreitung gediegener Schriften der älteren evangelischen ascetischen Literatur. Vereine, welche die Kolonisten, namentlich in Amerika, mit Predigern und Schullehrern versehen, haben sich an mehren Orten gebildet. Vereine gegen Entheiligung des Sonntags, Enthaltsamkeitsvereine, Frauenvereine zur Unterstützung der Armen u. s. w. finden sich bereits in großer Anzahl. Unter den christlichen Frauen und Jungfrauen, die sich um die Pflegbedürftigen ihres Geschlechts an vielen Orten verdient machen, leuchten besonders die englischen Quäkerinnen Elisabeth Frey, Sara Martin und Amalie von Sieveking in Hamburg hervor. — In Deutschland hat sich seit einigen Jahren ein Centralverein für innere Mission gebildet mit einem Centralausschuß an der Spitze, welcher die verschiedenen Bemühungen für das Werk der innern Mission zu einem Ganzen vereinigen will, bereits eine Menge von Zweigvereinen zählt und alljährlich in Verbindung mit dem zur Herstellung eines evangelischen Kirchenbundes Statt findenden sogenannten Kirchentage einen großen Kongreß für innere Mission abhält. Das weithin verbreitete Organ des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche sind die von Wichern herausgegebenen Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg nebst dem populären Beiblatt: Das Volksblatt für innere M. Außerdem dient der Sache der innern M. noch eine stets wachsende Zahl von Volks- und Zeitschriften.

Missionär (v. Lat.), 1) Abgesandter überhaupt; — 2) s. Mission.

Missi regii (Missi, lat.) s. v. a. Sendgrafen.

Mission de Varinas, südamerikan. Ort, Columbia, Republ. Ecuador, Prov. Assuay, im Gebiet der Jtukales-Indianer.

Missisinewa, nordamerik. Fluß, Vereinigte Staaten, Indiana, mündet in den Wabash, links.

Missisippi (Geogr.), 1) (von den Indianern Metschinsippi, d. i. Mutter der Gewässer, genannt), der größte Fluß nicht allein der Vereinigten Staaten, denen er mit seinem ganzen Laufe angehört, sondern auch der größte Strom Nordamerika's und überhaupt einer der größten auf der Erde. Seine Hauptrichtung geht von Norden nach Süden, u. er durchläuft mehr Grade der Breite, als irgend ein anderer Strom in Amerika, vielleicht auf dem Erdboden. Die Länge seines Laufs wird zu 680 bis 700, ja zu 730 M. angegeben, und die Größe seines Stromgebietes auf 53,600, 62,000 oder gegen 70,000 □M. Auf dieser ungeheuren Strecke durchläuft er fast alle Abstufungen des Klimas, von dem beinahe immerwährenden Winter an bis zu den tropischen Gegenden des nie absterbenden Pflanzenwuchses. Die Quellen des M. befinden sich auf dem mit Seen und Sümpfen bedeckten Hochflachlande (Plateau), das sich ungefähr zwischen 48° und 49° nördl. Br. von dem Felsengebirge (Rocky Mountains) verzweigt und bis zum Obersee erstreckt, und auf welchem sowohl der M., als der St. Louis, den man als die Quelle des St. Lorenzstromes betrachten muß, und der in den Winipegsee gehende Redriver (rothe Fluß) entspringen, und welches eine Scheidung zwischen den zum mexikanischen Meerbusen und den zum Hudsonsmeere fließenden Gewässern macht. Die erste Expedition zur Auffindung der Missisippiquellen ward 1805 unter dem Lieutenant Pike gemacht, aber der früh eintretende Winter hinderte ihn, weiter als bis zum Blutegelsee (Leech-Lake) zu kommen, den er mit seinen Begleitern auf Schneeschuhen erreichte. Nicht viel glücklicher war der nordamerikanische Gouverneur Caß 1820. Er drang, von Schoolkraft begleitet, bis zu dem See vor, den man nach ihm Caß-See (rother Cedernsee) genannt hat, und hielt diesen für die Hauptquelle des M., doch erfuhr er von Indianern, daß derselbe aus einem nach Nordwesten 12 Meilen weit entfernten See, la Biche von den Kanadiern genannt, entspränge. Andere Angaben von Pelzhändlern setzten seinen Ursprung in einen an-

dern See jener Gegend, den Schildkröten=See (Turtle=Lake), welches aber unrichtig ist, denn 1832 unternahm der schon erwähnte Schoolkraft eine Expedition zu gleichem Zwecke, im Auftrage der nordamerikanischen Regierung, und gelangte bis zu dem See la Biche, den er mit seinem indian. Namen Itasa=(Itaska=) See nennt. Er fand ihn westlich vom Caß=See und bestimmte seine geographische Breite ungefähr auf 47° 10′ nördl. Br. Sein Wasserspiegel liegt nach Schoolkraft 1490 engl. Fuß über dem Golf von Mexiko. Aus diesem See, der ein klares, durchsichtiges Wasser hat, fließt nun der Fluß in einer Breite von 10—12 Fuß und mit einer Tiefe von 12—18 Zoll in einer nordöstlichen Richtung und erreicht beinahe den 48° nördl. Br., wo er sich wieder nach Südosten und später im Allgemeinen nach Süden wendet. Doch vorher schon fällt noch Schoolkrafts Untersuchungen der M., aus dem Traverse kommend, in den Caß=See. Vom Caß=See gelangt man in den Irving=See (47° 38′ nördl. Br.), und erst südwärts von diesem theilt sich der Fluß in 2 Arme, den westlichen oder Itaska=Arm und den südlichen oder Plantagenet=Arm, weil er auf seinem Wege noch diesen letzten, von den Indianern Kubakunna genannten See bildet. Der Itaska=See und die Quelle des Plantagenet=Armes sind aber nur wenige Stunden von einander entfernt. Man sieht aus diesen Angaben, daß der M. im Anfange seines Laufes in Arme getheilt ist, die größtentheils aus kleinen Seen ausfließen, sich aber nach einem kurzen Lauf vereinigen und gemeinschaftlich die Bedeutung eines Stromes bekommen. Seit diesen letzten Untersuchungen der Mississippiquellen von Schoolkraft aber hat 1836 ein französischer Astronom Nicollet diese Gegenden aufs Neue untersucht und gibt 5 Flüßchen, welche bei ihrer Vereinigung den Itaska=See bilden, als den Ursprung des M. an. Dies ist also der schwache Ursprung des Stromes, den man mit Recht einen der größten und mächtigsten auf der Erde nennen kann, der auf einer ungeheuern Strecke schiffbar ist und so viele mächtige Nebenflüsse der ersten, zweiten und dritten Klasse hat, die gleichfalls weithin schiffbar sind, so daß Warden die gesammte Schiffbarkeit des M. u. seiner Nebenflüsse, bevor der Missouri sich in denselben ergießt, auf 1820 Meilen Länge berechnet, und die gesammte Wasserkommunikation des ganzen M.=Flußgebietes (mit Einschluß des Missouri und seiner großen Nebenflüsse) auf mehr als 4000 Meilen schätzt. In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit des M. nimmt Schoolkraft 4 Abtheilungen desselben an. Die erste erstreckt sich von seinem Ursprung bis zu den Fällen von Peckagama, wo er anfänglich in einem schweren und ausgedehnten Flötzboden, der über Urgestein lagert, fließt, bald aber sein Bett tiefer in das Urgestein eingräbt u., nachdem er eine Strecke darüber hingeflossen ist, bei den Fällen von Peckagama über eine kohlenhaltige Kalksteinbildung hinabstürzt, welche unterhalb sich weit ausdehnt und wegen ihrer mineralischen Schätze berühmt ist. Seine Breite wächst von 60—100 Fuß. Das Land zu beiden Seiten ist eben und niedrig und mit wildem Reis, Binsen, Schwertgras u. anderen Sumpfpflanzen bewachsen. Die zweite Abtheilung beginnt bei den Fällen von Peckagama, wo die ersten Felsenschichten und die erste mit Holz bewachsene Insel vorkommen, und erstreckt sich bis zu den Fällen von St. Anthony, welche Entfernung 104 Meilen beträgt. Die Breite des Stromes nimmt hier wegen der zahlreichen Nebenflüsse, die ihm zueilen, von 300—800 Fuß zu. Bei den Fällen von Peckagama hören die Savannen zu beiden Seiten des Flusses auf, u. man erblickt nun Ulmen=, Ahorn=, Lärchen=, Eichen=, Pappel= und Eschenwälder. Etwa 21 Meilen weiter hinab kommt der schwarze Wallnußbaum und 63 Meilen weiter der wilde Feigenbaum zuerst zum Vorschein. Oberhalb der Fälle von St. Anthony wird der Strom 1500—1800 Fuß breit, verengt sich aber unmittelbar unterhalb der Fälle, wo er zwischen Kalkfelsen eingezwängt wird, auf 600 Fuß. Diese Wasserfälle werden von früheren Reisenden auf 40—50 Fuß Höhe angegeben, nach neueren und bestimmteren Nachrichten haben sie jedoch nur 16—17 Fuß in senkrechter Richtung. Hier findet man die Ufer mit schroffen Kalkfelsen eingefaßt, die sich 100—400 Fuß hoch emporheben und sich durch Cedern und Fichten auszeichnen, die auf ihren Gipfeln wachsen. Die dritte Abtheilung des Stromes geht von den St. Anthonyfällen bis zu der Einmündung des Missouri und beträgt 200 Meilen; 21 Meilen unterhalb der St. Anthonyfälle bildet der M. den schönen, 6 Meilen langen und ½ Meile breiten Pepin=See, dessen östliches Ufer aus einer Reihe von hohen Kalkfelsen besteht. Von dem Punkte an, wo der M. den Pepin=See, den man bloß als eine Erweiterung des eigentlichen Flußbettes ansehen muß, verläßt, werden die ausgedehnten und ihren Platz von Zeit zu Zeit verändernden Sandbänke, Inseln, Stromengen, welche der Schifffahrt mehr oder weniger hinderlich sind, bis zur Mündung hin immer zahlreicher. Die vierte Abtheilung des M. beginnt bei dem Zusammenflusse mit dem Missouri, welcher eine größere Wassermasse enthält, als der M. selbst. Oberhalb der Mündung des Missouri ist der M. hell und klar und nur selten von Sandbänken versperrt, und fließt ruhig, mit mäßiger Strömung seinen Weg. Die Ufer sind fest und auf beiden Seiten mit breiten, sehr fruchtbaren Boden enthaltenden Niederungen umgrenzt. In kleinen Entfernungen von einander enthält er viele kleine, mit einer üppigen Vegetation von Bäumen und Gräsern bedeckte Inseln, die ihm ein überaus schönes Ansehen geben und das Auge des Vorüberfahrenden ergötzen. Anders wird der M. nach der Aufnahme des unstreitig viel stärkeren Missouri, verändert gänzlich seinen bisherigen Charakter und nimmt den des brausenden und wilden Missouri an. Er erhält statt seines bisherigen hellen und grünlichen Wassers das trübe u. weißliche des Missouri u. gewinnt außerordentlich an Tiefe u. reißender Schnelligkeit. Seine Breite, die bei der Mündung des Missouri auf 7500 F. steigt, beträgt hernach nur 4500—4800 F. bis zu seiner Einmündung ins Meer. Diese vierte Abtheilung des M.

von dem Einflusse des Missouri an bis zum Golf von Mexiko läßt sich aber auch wieder in 3 deutlich von einander unterschiedene Abschnitte eintheilen. Der erste geht vom Missouri bis zur Mündung des Ohio, etwa 54 Meil. Ungefähr 7 Meilen oberhalb der Einmündung des Ohio hören die Felsenketten zu beiden Seiten des M. gänzlich auf, und es beginnt nun ein aus aufgeschwemmtem Boden bestehendes flaches Uferland, welches erst in einer beträchtlichen Entfernung vom Strome mit Hügelreihen eingefaßt ist. Bei der Ohiomündung zieht sich eine Felsenkette quer durch den Strom und bildet für die Schifffahrt ein großes Hinderniß. Eine Felsenmasse, die sich mitten im Strom an 150 Fuß emporhebt, heißt der große Thurm. Der zweite Abschnitt von der Ohiomündung bis zur Einmündung des Arkansas, etwa 90 Meilen, besteht auf dem westlichen Ufer aus jenem flachen, ununterbrochen sich fortziehenden Landstrich, welcher unter dem Namen des großen Sumpfes (Great Swamp) bekannt ist. Kaum erblickt man auf einer Ausdehnung von 45 Meilen einen Baum oder Strauch, die Trauercypresse ausgenommen, deren zahllose kegelförmige Auswüchse, welche aus den Wurzeln emportreiben, den Denkmälern eines Kirchhofs ähnlich sehen und das düstre traurige Aussehen der ganzen Landschaft nur noch vermehren. Auch das östliche Ufer ist flach und nur hie und da durch Kalkhügel unterbrochen. Der Lauf des Stromes ist gleichförmig, obwohl nicht ohne Felsen und Strudel, die den Schiffen gefährlich werden. Diese Abtheilung des Missisippithales ist nicht bloß äußerst ungesund, sondern auch Erdbeben unterworfen. Der dritte Abschnitt vom Einflusse des Arkansas bis zur Einmündung des M. in den Golf von Mexiko besteht gleichfalls aus einer großen Strecke aufgeschwemmten Landes, in welches sich jedoch der Strom ein Bett von 100 - 130, ja stellenweise bis zu 150 Fuß Tiefe gegraben hat. Das lockere Ufer besteht aus Lehm, eisenhaltigem Sand und Kies. Fast jede Ueberschwemmung unterwühlt einen Theil dieses Uferlandes, so daß, wenn es einstürzt, Felder und Pflanzungen von dem Strome fortgerissen werden, der hier durch bedeutende Zuflüsse ansehnlich vergrößert ist. Bei Pointe Coupée, in der Nähe der Stadt St. Francisville, fangen die Ufer an niedriger zu werden, und von Baton rouge bis zum Meere sind sie nur wenig höher, als der Wasserspiegel, und würden bei großem Wasser überschwemmt werden, wenn nicht die hier sogenannten Levées oder künstlichen Dämme die anstoßenden Pflanzungen vor dem Einbruche der Fluthen schützten. Jenseits der Dämme erblickt man eine ungeheure, ganz ebene, sumpfige Fläche von zahllosen Wasserläufen durchschnitten, mit üppigem Gras, Unkraut und Binsen bewachsen und von Bäumen gänzlich entblößt. Die Ueberschwemmungen des M. sollen die ungeheure Höhe von 50—60 Fuß erreichen. Unmittelbar unterhalb der Einmündung des rothen Flusses (eine geringe Strecke oberhalb Pointe Coupée) scheint der M. seine größte Wassermasse zu enthalten, denn eben dort beginnt sein Bett, im Verhältniß zu dem Wasserinhalt, in engere Ufer eingezwängt zu werden, und bei hoher Fluth bilden sich durch das austretende Wasser Ausflüsse (Bayous), Kanäle oder Arme, die zum Theil sich ihren eigenen Weg in den Meerbusen bahnen. Der bedeutendste derselben ist die Atchafalaya, $1\frac{1}{2}$ Stunden unterhalb der Mündung des rothen Flusses, und es scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß dieser Ausfluß einst das eigentliche Bett des rothen Flusses gewesen seyn muß, vermittelst dessen er sein Wasser, ohne es mit dem M. zu vermischen, in den Meerbusen geführt hat. Auch nimmt man jetzt allgemein an, daß die Atchafalaya bei hohem Wasserstande eben so viel aus dem Hauptstrome aufnimmt, als der rothe Fluß zuführt. Etwa 7 Meilen unterhalb Baton rouge scheidet sich auf der Westseite der letzte und bedeutendste Ausfluß la Fourche vom Hauptstrome. Von hier bis zur Mündung bleiben die Ufer ungebrochen, und es sondert sich kein Bayou von einiger Bedeutung mehr ab. — Der Theil des M.-Deltas zwischen Neu-Orleans und dem Meerbusen liegt sehr niedrig und wird an vielen Stellen überschwemmt; der Boden ist aber außerordentlich fruchtbar, und auf beiden Uferseiten sieht man die schönsten Zucker-, Reis- und Baumwollenpflanzungen, die sich bis etwa neun Meilen von der Mündung hinziehen. Je mehr man sich aber dem Meerbusen nähert, desto niedriger wird die Gegend, und man bemerkt auf beiden Seiten nichts mehr, als einen Wald von 20—30 Fuß hohem Rohr. Zuletzt theilt sich der Strom in 4 Mündungsarme, vermittelst deren er seine ungeheure Wassermasse in den Meerbusen ausschüttet. Diese Mündungen werden oft durch den vielen Schlamm und Sand, den das Wasser mit sich führt, so sehr verschlämmt und versandet, daß dadurch das Einfahren in den Fluß für die größern Seeschiffe sehr erschwert wird. Gegenwärtig wendet man ein eigenes Mittel an, um die Seeschiffe stromaufwärts vom Meerbusen bis zur Stadt Neu-Orleans, die gegen 24 Meilen von der Mündung entfernt liegt, zu schaffen, nämlich Dampfboote, die eigens dazu bestimmt sind, die Seeschiffe stromaufwärts bis Neu-Orleans zu ziehen. Diese Boote kreuzen wohl 9 bis 12 Meil. vor der Mündung des Stroms im Meerbusen u. erspähen jedes ankommende Schiff in großer Entfernung; sie tragen ihre Dienste an, und nach geschlossenem Vertrage wird das Schiff an das Boot befestigt und von diesem mit Leichtigkeit in den Fluß bis nach Neu-Orleans gezogen. In den Jahreszeiten, wo die Schifffahrt am lebhaftesten ist, sieht man oft an einem Dampfboote 3, 4 und 5 Seeschiffe befestigt. Die Fahrt dauert selten länger, als 36 Stunden. Ueberhaupt ist die Schifffahrt auf dem M. sehr mühsam und mit vielen Gefahren verknüpft; einzig der Dampfkraft war es möglich, die Hindernisse zu besiegen, und ihr allein haben die Länder des Missisippithales ihr schnelles Aufblühen und ihren heutigen Standpunkt zu verdanken. Vor Einführung der Dampfboote war der Strom wohl auch mit einer Menge Flußschiffe aller Art bedeckt; wenn man jedoch bedenkt, daß ein solches Schiff zu einer Reise von der Missourimündung bis nach Neu-Orleans (mit den Krümmungen des Flusses etwa 260 oder 270 Meil.) oft

länger als ein Vierteljahr bedurfte, eine Strecke, die jetzt selbst vom schlechtesten Dampfboote in 9 bis 12 Tagen zurückgelegt wird und oft nur 5 Tage erfordert, so kann man sich leicht vom Standpunkte der Handelsverbindungen der damaligen im Vergleich mit der jetzigen Zeit einen Begriff machen. Die Hauptschwierigkeit der Schifffahrt besteht aber nicht sowohl in den seichten Stellen des Flußbettes, sondern sie hat hauptsächlich ihren Grund in den vielen, oft riesenhaften Baumstämmen, Snags, die sammt ihren Wurzeln von den Ufern losgerissen, mit der Gewalt des Stroms eine Zeitlang fortgerissen werden und sich zuletzt im Flußbette so fest einrammen, daß jedes Schiff, welches auf einen solchen Snag in voller Kraft anrennt, seinen augenblicklichen Untergang zu fürchten hat. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung eigene Dampfboote mit einer besonders dazu eingerichteten Maschinerie erbauen lassen, um die festgerammten Baumstämme herauszuwinden und zu zersägen. Mehre solcher Boote sind auf der ganzen Stromlänge stationirt, und der Erfolg ihres Wirkens ist, daß sich die Gefahr der Schifffahrt auf dem M. in dieser Hinsicht täglich vermindert. Auch suchen die Schiffer dadurch sich vor dieser Gefahr zu sichern, daß man am Vordertheile des Schiffes eine von demselben gänzlich getrennte Kammer anbringt, deren Verkleidung außerordentlich dick und noch mit ungeheuern Balken verstärkt ist, die sie fast ganz ausfüllen. Man nennt diese Vorrichtung Snagroom, und diese Kammer kann sich mit Wasser füllen, ohne daß das Schiff selbst die geringste Gefahr leidet. Bereits 1831 betrug die Zahl der auf dem M. fahrenden Dampfschiffe über 200, die jährlich für 1,200,000 Dollars an Feuerung kosteten. Seitdem hat sich die Dampfschifffahrt noch weit mehr vergrößert, da sie die Hauptbeförderung des jetzt schon so lebhaften Verkehrs ist, der aber mit jedem Jahre steigt. Ja, es ist kein Zweifel, daß die Länder des Mississippithales, wo der reichste, mit der üppigsten Vegetation bedeckte und mit den mannichfaltigsten Schätzen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs gesegnete Boden den Menschen zu seiner Kultur einladet, und die Wasserkommunikation sowohl durch den M., als durch seine zahlreichen Nebenflüsse so ausgedehnt ist, in einigen Jahrhunderten zu den bevölkertsten und reichsten der Erde gehören werden. — Von den St. Anthonyfällen bis zur Einmündung des Missouri beträgt die mittlere Schnelligkeit des M. etwas weniger, als 2 engl. Meilen in einer Stunde; unterhalb der Vereinigung steigt sie auf 4 solche Meilen in einer Stunde. Von den Quellen des Stroms bis zur Missourimündung beträgt die geringste Tiefe bei dem niedrigsten Wasserstande auf den seichtesten Stellen der Strömung 4 Fuß; die mittlere Tiefe ist an solchen Stellen 15 Fuß. Von da bis zur Mündung des Ohio ist die mittlere Tiefe 25 und die geringste 6 Fuß. Zwischen dem Ohio und der Einmündung des St. Francis gibt es viele so seichte Stellen, daß es bei niedrigem Wasserstande oft sehr schwer wird, die Schiffe durchzubringen, ungeachtet die mittlere Tiefe 50 Fuß beträgt. Unterhalb dieses Punktes bis zu den 4 Mündungen findet sich sowohl für Dampfboote, als für Seeschiffe, in Hinsicht der nothwendigen Tiefe des Stroms, keine Schwierigkeit mehr; nur ist während der Zeit der Ueberschwemmung das rechte Flußbett nicht immer leicht zu finden. Jährlich fängt das Wasser des M. im Frühjahre durch das Schmelzen des Schnees an sich zu erheben und fällt im August. An einigen Orten steigt es nun mehr als 30 Fuß, und während der Periode des hohen Wassers ist das westliche Ufer, außer da, wo der Fluß durch Dämme in seinem Bette eingeschlossen wird, völlig überschwemmt. Bis Neu-Orleans ist die Ebbe und Fluth von 12—18 Zoll Höhe bemerklich. — Außer den westlichen Distrikten und dem Wisconsin-Gebiete bewässert der M. folgende Staaten der Union: Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, M. und Louisiana. Die bemerkenswerthesten an demselben gelegenen Ortschaften sind: die Forts St. Anton, Crawford (mit dem dabei gelegenen Prairie du chien) und Armstrong im Wisconsingebiete; St. Louis in Missouri, Cahokia in Illinois, Herculanum und St. Geneviève in Missouri; Columbia in Kentucky, Memphis in Tennessee; Vicksburg und Natchez in M.; St. Francisville, Baton rouge, Donaldsonville und Neu-Orleans in Louisiana. — Mehre 100 Flüsse ergießen sich von beiden Seiten in diesen Strom, bilden ein unendliches Wassergeäder zwischen dem Felsengebirge und den Alleghanys und sind so die trefflichsten Beförderungsmittel des Verkehrs in diesem großen Landstrich; auch lassen sie sich mit den Wassersystemen des Lorenzstromes und der Westküste leicht in Verbindung setzen. Die wichtigern von ihnen sind: a) im Osten: der St. Francis, der den Spiritsee durchströmende Rum, der Sainte Croix, der Chippewai od. Santeur, der dem Hauptstrom die Gewässer des Flambeausees zuführt, der Black, der Wisconsin, der Rock mit 6 engl. Meilen langen Stromschnellen, der Illinois. Dieser Fluß entsteht am Südende des Michigansees aus dem Kankaki u. Plamies (41° 48′ Br.) und strömt in sanftem Laufe von Nordosten nach Westen dem M. zu durch einen gleichnam. See. Da er fast gar keine Stromschnellen oder Fälle hat, so ist er zur Schifffahrt wohl tauglich und daher zu einer Wasserverbindung mit dem Michigansee sehr geeignet. Von den in ihn einmündenden Flüssen sind der Fox, Spoon im Norden u. der Vermillon und Sampamo im Süden die bedeutendsten. Der Kaskakia fließt von Nordosten nach Südwesten. Der beträchtlichste, von Osten her in den M. einmündende Fluß aber ist der Ohio (s. d.). Weiter südlich strömen von Osten her in den M. der Yazoo, Bigblack u. Hamochitto, der 44 M. weit schiffbare Pearl aber ergießt sich, von der Mündung des Panchatrain-Sees, in die Borgne-Bai. — b) Einflüsse in den M. von Westen her sind: der St. Peter, welcher durch den Big Stoney und Little Stoney-See fließt und bei dessen Aufnahme der Hauptstrom die Wasserfälle von St. Anthony macht, der Upper- und Lower-Lawey, der de

Moyenund der Missouri (s. d.). Weitersüdlich münden in den M.: der St. Francis, der mit dem Hauptstrome durch seine Ueberschwemmungen den Great-Swamp bildete, der White, welcher den Bigblack aufnimmt u. im Ozarkgebirge entspringt, und der Arkansas (s. d.). Die bedeutendste, aber auch gefährlichste Flußschifffahrt in den V. St. findet auf dem M. Statt, und derselbe ist das Medium des gesammten Handels des Westens, zumal seit 1811, wo das erste Dampfboot denselben befuhr. Die Liste der sämmtlichen während des Jahres 1846 im Handel auf demselben beschäftigten Dampfschiffe ergibt die Zahl von 250 Schiffen mit einem Gesammtinhalt von 53,867 Tonnen, während im Jahre 1845 nur 213 Dampfboote mit 42,922 Tonnen im Gange waren. Die Zahl der Dampfbootausladungen während des Jahres belief sich in St. Louis auf 2380 mit 467,824 Tonnengehalt, und zwar betrugen die von New-Orleans 395, die von allen Punkten am Ohio 420, die am Illinoisfluß 446, die am obern M. 663, die am Missouri 256, die zwischen der Mündung des Missouri und des Ohio 232. Darin sind die Flach- und Kielboote mit ihrem Tonnengehalt nicht inbegriffen. Die Kosten der oben angegebenen Schiffe belaufen sich auf mehre Millionen; mit ihrer Leitung beschäftigten sich 6275 Personen. Im Jahre 1846 sind auf dem M. und seinen obern Nebenzweigen 36 Dampfschiffe mit einem Inhalt von 7507 Tonnen zu Grunde gegangen; 24 von diesen Booten wurden durch Aufspießen auf Senkhölzer, Baumstämme, versteckte Felsen ꝛc. zerstört, während der Rest durch Zusammenstoßen, Explosionen ꝛc. unterging. Der Werth der versunkenen Boote und Frachten nach den geringen Anschlägen der Versicherungssumme betrug 697,500, der wirkliche Verlust aber wahrscheinlich 1 Million Dollars. — 2) Einer der südlichsten Staaten der nordamerikanischen Union, nördlich von Tennessee, östlich von Alabama, südlich von dem Golf von Mexiko und von Louisiana, westlich von dem Pearl- und Missisippi-River begrenzt, die denselben von Louisiana und Alabama trennen, liegt zwischen 30° 10′ und 35° nördl. Breite und zwischen 8° und 11° 30′ (nach Bromme zwischen 11° 30′ und 14° 32′) westlicher Länge, ist von Osten nach Westen 150 Meilen breit (nach Bromme 186 Meilen), von Norden nach Süden 339 Meilen lang (nach Bromme 286 M.). — Flächeninhalt: 45,760 englische □Meilen oder 29,286,400 Acker (nach Bromme 48,550 □Meilen oder 31,074,234 Acker). — Beschaffenheit der Oberfläche: Die Gestaltung des Landes ist äußerst mannichfaltig; im Süden Küstenland, in der Mitte Hochterrasse, im Norden Bergland. Das Küstenland ist eine vollkommene Ebene, die nur an wenigen Stellen zu unbedeutenden Hügeln anschwillt, sich bis 100 Meilen landeinwärts erstreckt und an der Grenze der Hochterrasse mit dichten Waldungen langnadeliger Kiefern und Fichten bedeckt ist, die hin und wieder, nach Süden zu, durch Cypressenswamps, Baygallen und offene Prairies unterbrochen werden und endlich in Rohrbrüche, Ueberschwemmungen ausgesetzte Marschen und pestilenzialische Sümpfe übergehen. Ein großer Theil dieser Küstenfläche ist zum Anbau geeignet, und obgleich im Allgemeinen sandig, ja kiesig, ist doch der Untergrund thonig und der Sand mit Muschelkalk und Mergel gemischt. Auf der Hochterrasse wechselt der Holzwuchs, und der Boden bessert sich; weiter nördlich wird die Oberfläche gewellt, später rollend und geht vom sandigen Fichtenland in mit Wäldern von Pappeln, Hickorys, Eichen, Buchen, Wallnüssen, Zuckerahorn und Ulmen bedeckte Hügel über; der Boden wird ein reicher, vegetabilischer, aschgrauer Mulm und ist selbst im Berglande von ausnehmender Fruchtbarkeit. Der Norden des Staats rivalisirt mit dem reichsten Theile Kentucky's, und alles Land am Tennessee, fast mehr als 100 M. ober- und unterhalb des sog. Muscle-Shoals, und fast 40 Meil. nördlich und südlich, ist unstreitig der Garten Amerika's. Hier ist der Boden glücklich gemischt, und auf demselben gedeihen die Produkte des Südens und Nordens mit gleich gutem Erfolg: Mais und süße Bataten, Indigo und Baumwolle, Hanf, Flachs und Tabak, Gartengewächse und Baumfrüchte, selbst der Weizen liefert hier noch reiche Ernten. Längs des M., der im Westen das Land begrenzt, ziehen sich Bluffs von 50 — 150′ Höhe, die öfters meilenweit nach Osten zurücktreten und die den Ueberschwemmungen ausgesetzten Ländereien umschließen; die bedeutendsten dieser Höhen sind: die Wallnut-Hills, die Grand-Gulf-Hills, Natchez-Bluffs, White-Cliffs und Lofty-Heights, hinter denen sich ein ausgedehntes fruchtbares Tafelland eröffnet. — Flüsse: Der Staat ist trefflich bewässert. Der M. fließt an der östlichen Grenze, im Innern steht der Yazoo als größter Fluß obenan, der dem M. zuströmt; nebst ihnen sind zu nennen: der Pascogoula-River, der in den Golf von Mexiko mündet, der Big-Black-River, der Pearl-River, der Homochitto u. s. w. — Klima. Das Klima ist heiß, sehr veränderlich, in den Niederungen höchst ungesund; in den dem Tennessee näher gelegenen Grafschaften aber sehr mild, angenehm und der Gesundheit zuträglich. Die größte Kälte betrug in Natchez 1840: 26°, und die größte Hitze 94° Fahrenheit. — Naturprodukte: Die Kultur des Bodens kommt mit jedem Jahr mehr in Aufnahme und der Plantagenbau ist durch den ganzen Staat eingeführt; die Hauptprodukte desselben sind Mais und Baumwolle, im Süden Reis und längs der Ufer des M. Zuckerrohr. Die Viehzucht ist eine Haupterwerbsquelle der Bewohner M.'s; mancher Pflanzer hat Rinderheerden von tausend und noch mehr Stück, und Schweine in noch größerer Menge. Wild ist im Innern des Landes selten, in den Wäldern längs des M. hingegen findet man Rehe, Bären, Wölfe, Cuguare, Panther, wilde Katzen, Füchse und Eichhörnchen, und in fast allen Flüssen unterhalb des 32. Breitengrades den Alligator; Schildkröten findet man an der Küste in Menge und von Landschildkröten die Gouffre am häufigsten in den Fichtenbarren, wo sie in Höhlen unter der Erde lebt. An Fischen ist das Land reich, doch wird die Küstenfischerei vernachlässigt, und die Flußfischerei ist, der Alligatore wegen, sehr

gefährlich. Die Ufer der Flüsse bieten einen ungeheuern Reichthum an Bau- und Nutzholz aller Art. Von Mineralien haben sich bis jetzt Eisenerz und Blei, Kreide, Schiefer und Steinkohlen vorgefunden. — Industrie: Der Kunstfleiß ist von geringer Bedeutung. Statistik von 1840: Hausfabrikate im Werthe von 682,945 Dollars; 53 Baumwollenspinnereien mit 318 Spindeln fabricirten mit 81 Personen für 1744 Dollars mit einem Kapital von 6420 Dollars; Hüte und Mützen wurden verfertigt für 5140 Dollars, mit 13 Personen und Kap. von 8100 D.; 128 Gerbereien beschäftigten 149 Personen, mit einem Kapital von 70,870 D.; 42 Lederfabriken und Sattlereien producirten für 118,167 D. mit einem Kapital von 41,945 Doll.; eine Töpferei mit 2 Personen für 1200 Doll., mit einem Kapital von 200 Doll.; 2 Personen producirten Konfekt für 10,500 Doll.; 4 Personen producirten Droguen und Farbewaaren für 3125 Doll., mit einem Kapital von 500 Doll.; 274 Personen bauten Maschinen für 242,225 Doll.; 693 Personen fertigten Backsteine und Kalk für 273,870 Doll., mit einem Kapital von 222,745 Doll.; die Seifensiedereien producirten 312,084 Pfund Seife und 31,957 Pfund Talglichter; 132 Personen fertigten Wägen für 49,693 Doll., mit einem Kapital von 34,345 Doll.; 16 Mahlmühlen lieferten 1809 Barrels Mehl mit 923 Personen für 486,864 Doll., mit einem Kapital von 1,219,845 Doll.; Schiffe wurden gebaut für 13,925 Doll.; Meubles gefertigt für 34,450 Doll., mit 41 Personen und einem Kapital von 28,610 Dollars; 14 Brennereien producirten 3150 Gallons, und 2 Brauereien 132 Gallons, mit 12 Personen und einem Kapital von 910 Doll.; 144 steinerne und 2247 hölzerne Häuser wurden gebaut von 2487 Personen und kosteten 1,175,513 Dollars; 28 Druckereien, 1 Buchbinderei, 2 tägliche, eine halbwöchentliche und 28 wöchentliche Zeitungen beschäftigten 94 Personen und ein Kapital von 83,513 Doll. Fabrikkapital: 1,797,727 D. — Handel: Der Handel ist im Steigen; die Ausfuhr roher Produkte geschieht meistens von Natchez aus und über Neu-Orleans; die beiden kleinen Häfen Pascagoula und Shieldsborough bringen ihre Produkte meistens nach Neu-Orleans oder Mobile; die Ausfuhren lassen sich, da ein großer Theil derselben in den Ausfuhren von Neu-Orleans inbegriffen ist, nicht gut bestimmen. Der Handel wird 1) durch eine Reihe von Eisenbahnen; — 2) durch Banken unterstützt. An Eisenbahnen sind vollendet: die West-Feliciana-Eisenbahn, welche sich von St. Francisville in Louisiana $27^3/_4$ Meilen bis Woodville zieht und 500,000 Dollars kostete; die Vicksburgh- und Clinton-Eisenbahn, welche sich von Vicksburgh 45 Meilen weit nach Jackson erstreckt und eine Zweigbahn nach Raymond von $6^1/_4$ Meilen hat; die Neu-Orleans-Nashville-Eisenbahn, die durch den Staat führen wird; die Mississippi-Eisenbahn, die sich 112 Meilen weit von Natchez nach Jackson erstrecken wird und jetzt bis Malcolm 40 Meilen weit vollendet ist; die Jackson- und Brandon-Eisenbahn von 14 Meilen; die Grand-Gulf- und Port Gibson-Eisenbahn von $7^1/_4$ Meilen Länge. Andere Eisenbahnen sind in Vorschlag gebracht worden, und der Bau derselben hat bereits begonnen, wie: von Natchez nach Woodville, 41 Meilen; von Manchester nach Benton, 14 Meilen; von Princeton nach Deer Creek; von Brandon nach Mobile und von Columbus nach Aberdeen. Banken bestehen im Staate 38, mit einem Kapital von 30,379,403 Doll. und einer Cirkulation von 15,171,639 Doll. Statistik des Handels von 1840: 7 Handels- und 67 Kommissions-Häuser mit einem Kapital von 673,900 Doll.; 755 Kaufläden mit einem Kapital von 5,004,420 Doll.; 228 Personen waren im Holzhandel mit einem Kapital von 132,175 Doll., 40 Personen im Transportwesen mit einem Kapital von 4250 Doll. beschäftigt. Bevölkerung: 1816: 25,929; 1820: 75,448; 1830: 136,806; 1840: 375,651, worunter 195,211 Sklaven, 97,256 männliche und 81,818 weibliche Weiße; 715 männliche und 654 weibliche Farbige. Davon waren 139,724 im Ackerbau, 1303 im Handel, 4151 in Fabriken und Manufakturen, 33 in Seeschifffahrt, 100 in Fluß- und Kanalschifffahrt, 1506 im gelehrten Fache beschäftigt. Die Volksmenge in M. beläuft sich gegenwärtig auf 554,056 Seelen, worunter 200,414 Sklaven und 1486 freie Farbige. Indianer befinden sich noch gegen 25,000 im Staate, die sämmtlich zu den Stämmen der Chickasaws, Cherokees und Choctaws gehören. Verfassung. Die Verfassung des Staates wurde im August 1817 in Washington festgestellt. Durch sie bekam ein Senat und ein Haus der Abgeordneten, die zusammen die Generalversammlung des Staates M. genannt werden, die gesetzgebende Gewalt. Die Abgeordneten werden jährlich am ersten Montag des August gewählt, und zwar je einer auf 3000 weiße Einwohner, doch so, daß jeder Kreis zu einem berechtigt ist. Sie müssen Bürger der V. St. und mindestens 21 Jahr alt seyn, auch zwei Jahr im Staate und das letzte Jahr vor der Wahl in der Grafschaft oder der Stadt, für die sie gewählt werden, gewohnt haben. Die Mitglieder des Senats werden auf 3 Jahre, und zwar jährlich der dritte Theil derselben, ernannt. Ihre Zahl kann nicht geringer als ein Viertel und nicht größer als ein Drittel der Gesammtzahl der Abgeordneten seyn. Sie müssen Bürger der V. St. und 30 Jahr alt seyn, in dem Staate 4 Jahre und in dem Distrikte, für den sie gewählt werden, 1 Jahr vor der Wahl gewohnt haben. Die Legislatur kommt alle 2 Jahr in der Hauptstadt Jackson am ersten Montag des Januar zusammen. Die Mitglieder erhalten während der Sitzungszeit 4 Doll. per Tag. Die vollziehende Gewalt besitzt ein Gouverneur, der im ersten Montag im August auf zwei Jahre von dem Volke ernannt wird. Um sich zu der Stelle zu qualificiren, muß er 30 Jahre alt und 20 Jahre Bürger der V. St. gewesen seyn, auch 5 Jahre vor seiner Wahl in dem Staate gewohnt haben. Zu gleicher Zeit wird ein Gouverneurlieutenant gewählt, welcher Präsident des Senats ist, und auf welchen die Pflichten des Gouverneurs übergehen, wenn derselbe sterben, abdanken oder abwesend seyn sollte. Die richterliche Gewalt

hat ein oberster Gerichtshof und so viele Ober- und Unterhöfe, wie sie die Generalversammlung von Zeit zu Zeit zu bestimmen für gut findet. Die Richter werden von der Generalversammlung gewählt und behalten ihr Amt bei guter Aufführung bis zum 65. Jahre. Jährliche Besoldung des Gouverneurs 3000 Doll., des Staatssekretärs 3000 Doll., des Staatsschatzmeisters 2000 Doll., des Gerichtspräsidenten 4000 Doll., des Kreisrichters 2000 Doll. jeder, des Generalsfiskals 1000 Doll. Stimmberechtigt ist jeder freie weiße männliche Bürger der V. St. von 21 Jahren, der ein Jahr vor der Wahl in dem Staate wohnte, sich 6 Monate in dem Wahlkreise aufgehalten hat, bei der Landwehr eingeschrieben ist und die Staats- und Distriktssteuern bezahlt hat. Die allgemeine Wahl findet alle 2 Jahre am ersten Montag des November und am folgenden Tage Statt. Die gesetzlichen Interessen sind 8 Procent per Jahr; in Obligationen kann bis 10 Proc. stipulirt werden, und selbst Wucherzins läßt sich gerichtlich eintreiben. Schadenersatz auf protestirte Wechsel ist 5 Proc., wenn sie irgendwo in den V. St., und 10 Proc., wenn sie im Auslande zahlbar sind. **Die Staatsschuld** belief sich 1840 auf 12,400,000 Doll. Der Staat besitzt ein **Zuchthaus**, die Zahl der Sträflinge in demselben war 1842: 56. Später belief sie sich auf 83. Entlassen wurden 5 durch Begnadigung, 8 nach beendigter Strafzeit, 2 starben, einer entfloh. Es blieben somit am 27. November 1843 noch 67 übrig. Das Einkommen des Instituts betrug in dieser Zeit 15,083 Doll. 7 C., die Ausgabe 15,086 Doll. 71 C. Der Staat sendet 4 Abgeordnete zum Kongreß. **Kirche und Schule:** Unter den herrschenden Religionssekten sind die Methodisten und Baptisten am zahlreichsten. Im Jahre 1835 hatten die Methodisten 53 Reiseprediger und 9707 Kommunikanten. Die Baptisten zählten 84 Kirchen, 34 Prediger und 3199 Kommunikanten; die Episkopalen hatten 4 Geistliche, die Presbyterianer 32 Kirchen und 26 Geistliche. Für Schulen ist nicht zum Besten gesorgt. Im Jahre 1840 befanden sich 3 Kolleges mit 250 Studenten, 71 Akademien mit 2553 Zöglingen und 382 Volksschulen mit 8236 Schülern im Staate. Die Kolleges waren: das Jefferson-Kollege in Washington, 1802 gegründet, das Oakland-Kollege in Oakland, 1831 gegründet und das M.-Kollege in Klinton, 1830 gegründet. 8360 Personen über 20 Jahre alt konnten weder lesen noch schreiben. — M. hat wenig Einladendes für deutsche Auswanderer, außer etwa für solche, die Handel treiben wollen. Das Klima ist so heiß, daß nur die Farbigen die Feldarbeit und andere schwere Arbeit zu verrichten im Stande sind. Die einzigen Kantons, in welchen Deutsche sich ansiedeln können, sind: Attala, Bolivar, Carroll, Chickasaw, Choctaw, Coahoma, de Soto, Itawamba, Lafayette, Lowndes, Marshall, Monroe, Noxubee, Octibbeha, Panola, Pontotok, Tallahatchie, Tippah, Tischamingo, Tunica, Winston und Yalabusha, und von diesen **Attala, Choctaw, Lowndes, Monroe** und **Octibbeha** ihrer Lage, ihres Bodens und der herrlichen Wasserverbindungen wegen am meisten vorzuziehen. In diesen Kantons, welche sich durch ihr gesundes Klima auszeichnen, finden Unternehmungslustige vortheilhafte Plätze zu Stadtanlagen, wozu sich namentlich folgende Punkte am vorzüglichsten eignen: im südwestlichen Theile von Attala **Beatties** Bluff, am östlichen Ufer der Big-Black-River, wo die aus dem Kanton Madison nach Holmes führende Straße den Fluß kreuzt; in Octibbeha: ein Punkt am südöstlichen Ufer der Oak Noxubee, wo die von Kolumbus nach Jackson führende Hauptpoststraße den Fluß schneidet; Lowndes, das Land zwischen dem Wolkey und Tombigbee, entweder da, wo beide Flüsse sich vereinigen, oder einige Meilen den ersteren aufwärts, an der von Kolumbus nach dem Süden führenden Straße, und in Monroe) das Land in der Gabel des Yannaker-Cr. und Tombigbee, oder in der des Tibber-Cr. mit letzterm Flusse; alles Punkte, die für Anlegung von kleinen Handelsniederlagen für die Kantons von Wichtigkeit sind und bald in Werth kommen würden. Kongreßland ist noch in Menge zu haben, doch sind die vorzüglichsten Striche bereits von Spekulanten aufgekauft worden, und namentlich sind die reichen Yazoo-Ländereien, mit welchen schon zur französischen Zeit arge Schwindeleien getrieben wurden, immer noch in Händen von Spekulanten und nur zu hohen Preisen zu haben; die Yazoo-Papiere sind aber nicht alle in der Ordnung und rechtsgültig, weshalb auch deutschen Einwanderern, die sich nicht in späterer Zeit in langwierige Prozesse verwickeln wollen, der Ankauf solcher Grundbriefe abzurathen ist. — **Eintheilung.** Der Staat zerfällt in folgende 47 Counties, wovon 22 auf Nord-M. (Northeon-Distrikt) und 25 auf Süd-M. (Southeon-Distrikt) kommen, mit folgender **Bevölkerung** und folgenden **Hauptstädten:** 1) Nord-M.: Attala, 4303, Hauptstadt: Koscinsco; Bolivar, 1356, Bolivar; Carroll, 10,481, Carrollton; Chickasow, 2955, Houston; Choctaw, 6010, Greensborough; Coahoma, 1290, Coahoma; de Soto, 7002, Hernando; Itawamba, 5375, Fulton; Lafayette, 6531, Oxford; Lowndes, 14,513, Columbas; Marshall, 17,526, Holly Springs; Monroe, 9250, Athens; Noxubee, 9975, Macon; Octibbeha, 4276, Starkville; Panola, 4657, Panola; Pontocot, 4491, Pontocot; Tallahatchie, 2985, Charleston; Tippah, 9444, Ripley; Tischamingo, 6681, Jacinto; Tunica, 821, Tunica; Winston, 4650, Louisville; Yalabusha, 12,248, Coffeeville. — 2) Süd-M. Adams, 19,434, Natchez; Amite, 9511, Liberty; Claiborne, 13,078, Port Gibson; Clarke, 2986, Quitman; Copiah, 8945, Gallatin; Covington, 2717, Williamsburg; Franklin; 4775, Meadville; Greene, 1636, Leakeville; Hancock, 3367, Shieldsborough; Harrison, Mississippi City; Hinds, 19,098, Raymond; Holmes, 9452, Lexington; Jackson, 1965, Jackson; Jasper, 3958, Paulding; Jefferson, 11,650, Fayette; Jones, 1258, Ellisville; Kemper, 7663, de Kalb; Lauderdale, 5358, Marion; Lawrence, 5920, Monticello; Leake, 2162, Carthage; Madison, 15,530, Canton; Marion, 3630, Columbia; Ne-

shoba, 2437, Philadelphia; Newton, 2527, Decatur; Perry, 1887, Augusta; Pike, 6151, Holmesville; Rankin, 4631, Brandon; Scott, 1653, Hillsborough; Simpson, 3380, Westville; Smith, 1961, Raleigh; Warren, 15,820, Vicksburgh; Washington, 7287, Princeton; Wayne, 2120, Winchester; Wilkinson, 14,193, Woodville; Yazoo, 10,480, Benton. **Haupthandelsplätze:** Natchez, Vicksburgh, Jackson, Woodville, Port Gibson, Kolumbus, Pantotoc, Hernando und Missisippi City. — **Rechnungsart, Münzen** &c. wie Neu-York. **Staatspapiere.** Die Obligationen der Schuld dieses Staates bestehen in 5 proc. Papieren, welche an der londoner Börse Kurs haben. Im Frühjahr 1841 faßte man den Beschluß, sie einzulösen; es ist aber nichts weiter darüber bekannt geworden. **Bank.** Um die Baumwollenpreise auf einem hohen Stand zu halten, wurde im Jahre 1838 die Union Bank of Missisippi mit einem Fonds von 15 Mill. Doll. gegründet, und Kapital und Zinsen vom Staate M. garantirt. — **Geschichtliches.** Der Spanier Fernando de Soto betrat unter den Europäern wahrscheinlich zuerst (1539) den Boden von M. Seine Entdeckung ermunterte jedoch seine Landsleute, die nur nach Gold und Silber suchten, nicht zur Ansiedelung, und als der Franzose de la Salle 1683 den M. hinabfuhr, fand er beide Seiten des Flusses nur von Indianerstämmen bewohnt. Die ersten Kolonisten, welche sich ansiedelten, waren Franzosen aus Louisiana (zu Natchez, um das Jahr 1716). Sie konnten jedoch wegen steter Kämpfe mit den Indianern nicht gedeihen, welche letztere im Jahre 1729 auf ein Mal alle Ansiedelungen überfielen und ein furchtbares Blutbad, namentlich zu Natchez, anrichteten. Spärlich siedelten sich nun, abgeschreckt hierdurch, die Kolonisten, meist Franzosen, wieder an. Im Jahre 1763 traten die Franzosen das Land an die Briten ab. Diese, den Besitz vernachlässigend, wurden abermals von den Wilden (den Tonnicäerh) überfallen, und ihrer ein ganzes Regiment niedergemacht. Jetzt errichteten sie ein neues Fort bei Natchez und verstärkten den Rest der Ansiedler. Als im Jahre 1783 die Spanier die beiden den Engländern 1763 abgetretenen Floridas wieder in Besitz nahmen, ohne eine bestimmte Grenze festzusetzen, und die Briten alles Land jenseits des 31. Parallelkreises der Union abtraten, entstanden Zwistigkeiten zwischen den Spaniern und Nordamerikanern, indem die erstern Natchez als Zubehör von Louisiana ansahen und Besatzung in dessen Fort legten. Diese Streitigkeiten wurden erst 1798 beigelegt, u. die Union erhielt hierauf Natchez mit allem über den 31. Parallelkreis gelegenen Lande und gab ihm in gedachtem Jahre eine Territorial-Regierung, wozu alles Gebiet zwischen dem Missisippifluß und der Westgrenze von Georgien, also auch das heutige Alabama, gehörte. Im Jahre 1817 wurde beiden Territorien eine besondere Territorial-Regierung gegeben, und im genannten Jahre trat der Staat schon, wegen hinreichender Einwohnerzahl, in die Union. Diese behielt sich verschiedene Einschränkungen hinsichtlich der öffentlichen Ländereien, sodann wegen der freien Schifffahrt auf dem M. und wegen der Sklaverei vor, welche letztere sie jedoch, nicht wie in Ohio, Indiana und Illinois abschaffen, sondern nur durch Bedingungen beschränken konnte. Die Hälfte des Landes, ein herrlicher Strich, war **Reservatgebiet der Indianer** bis zu dem Jahre 1821, in welchem noch davon die County Hints abgerissen wurde. Noch an 25,000 Indianer, in zwei Hauptstämme getheilt, bewohnen dermalen das übrige Gebiet.

Mississippimerle (Ornith.), s. v. a. Rothvogel, Tanagra missisipiensis *Cuv.*, Muscicapa rubra *Daub.*, Enl. 742. Das Männchen schön zinnoberroth, der Rücken bräunlichroth; Flügel und Schwanz graubraun, rothgesäumt; unten-her schmutzig citronengelb. Schnabel etwas geschwollen, gelb.

Mississewitz (Msciczeziwice), preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (West.-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 240 Einw.

Missiv (v. Lat.), 1) Send-, Cirkularschreiben; — 2) Tasche, worin dergl. Schreiben verwahrt werden und wozu Jeder, für den sie bestimmt sind, einen Schlüssel hat.

Missivri, Stadt, s. v. a. Misivria.

Mißjahr, s. Mißwachs.

Mißken (Myßken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 180 Einw.

Mißlareuth, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwikkau, Amt Voigtsberg; 370 Einw.

Mißlaut, s. Wohlklang.

Mißling (Mißlinje), österr.-steier. Dorf und Gem., Kr. Cilli, Bez. Lechen; 660 Einw.

Mißlowitz (Myslowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Gut Obitz; 400 Einw.

Mißmuth, Verstimmung des Gemüths durch Unzufriedenheit mit Begegnissen oder Lebensverhältnissen.

Missolunghi (Missulonghi, Geogr.), 1) griech. Eparchie, Gouvern. Aetolien; — 2) Hauptstadt daselbst, die früher wenig genannt ward u. erst im griechischen Freiheitskampfe als Hauptwaffenplatz und strategisch wichtigstes Bollwerk der Helenen im westlichen Hellas einen berühmten Namen gewonnen hat. Wegen ihrer Lage auf einer angeschwemmten Landzunge in einer seichten Bai des Golfs von Patras zwischen den Mündungen der Flüsse Fidaris und Aspropotamo führte sie auch den Namen „Klein-Venedig". Wegen der Seichtigkeit des die Stadt bespülenden Gewässers kann man sich derselben nur auf Fischerkähnen nähern. Der ziemlich geräumige Hafen ist in die Befestigungen mit eingeschlossen. Gegen die andringenden Meeresfluthen ist die Stadt durch starke Dämme geschützt. Die schädliche Sumpfluft aber wird durch regelmäßig wehende Nordostwinde beseitigt. Einen guten Ankerplatz bietet die nahe gelegene Insel Vasilades dar. Etwas weiter entfernt in einer andern Bucht des Golfs liegt auf der gleichnamigen Insel das ebenfalls befestigte Anatoliko, das ansehnliche Niederlagen und 5000 Einw. hat. M. treibt etwas Handel und Schifffahrt und zählt 4000 Einw. — **Geschichtliches.** M. ist durchaus neueren Ur-

sprungs. Von Fischern gegründet, gelangte es bald durch seine strategisch und kommerciell wichtige Lage zu Bedeutung und Wohlstand und ward als Schlüssel zum Peloponnes angesehen. Schon 1715 von den Türken verwüstet, hob es sich doch bald wieder und betheiligte sich 1770 bei'm Aufstande gegen die Türken von Neuem. Es stand früher unter dem Pascha von Negroponte, dann seit 1804 unter dem von Janina; doch regierte es sich nach eignen Gesetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Nach dem Ausbruch des griechischen Aufstandes erhob es sich schon am 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit geringer Mannschaft in die fast entvölkerte Stadt, die am 7. von 11,000 Türken unter dem Pascha Omer Vrione von der Land- und Seeseite her eingeschlossen ward. Doch waren die Anordnungen derselben sehr mangelhaft, und nachdem mehre Angriffe von den Belagerten zurückgeschlagen worden waren, schloß der Pascha einen Waffenstillstand auf 6 Wochen, während dessen Dauer Maurokordatos seine Vertheidigungsmittel so viel als möglich zu vermehren suchte. Die Uneinigkeit der türkischen Heerführer Omer und Jussuf, von denen jeder sich des wichtigen Platzes versichern wollte, war den Belagerten sehr förderlich, denn sie erhielten nach dem Ablauf des ersten einen zweiten Waffenstillstand bewilligt, und nachdem auch dieser abgelaufen, trat die Regenzeit ein, wodurch die Belagerungsarbeiten sehr erschwert wurden, was Omer Vrione veranlaßte, eine dritte Konvention abzuschließen. Da inzwischen Jussuf die Rhede des Hafens den 20. Nov. verließ, so ward die Verbindung mit dem Peloponnes wieder hergestellt und die Festung konnte Verstärkung an Mannschaft und Material erhalten. Endlich beschloß Omer Vrione, über den langsamen Gang der Belagerung aufgebracht, durch nächtlichen Angriff sich des Platzes zu bemächtigen und bestimmte hierzu die Nacht auf den 6. Jan. Allein der Plan ward verrathen, Maurokordatos traf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, legte einen Theil der Besatzung hinter dem türk. Lager in den Hinterhalt, damit man den Angreifenden, nachdem man sie zurückgeschlagen hätte, in den Rücken fallen und sie vernichten solle. In M. blieben nur 900 Mann zurück. Trotz der Wachsamkeit derselben gelang es 800 Albanesen mit Faschinen und Sturmleitern unbemerkt bis in den Graben zu kommen, und ihnen folgten 1000 Mann als Unterstützung, während die ganze türk. Macht bereit stand, den Angriff auf verschiedenen Punkten zugleich zu eröffnen. Um 5 Uhr des Morgens begann die türk. Artillerie ihr Feuer und die Albanesen setzten die Sturmleitern an. Bald hatten die Stürmenden die Brustwehr erstiegen, aber sie wurden eben so schnell in den Graben zurückgeworfen u. konnten keinen festen Fuß fassen. Nach einem Verluste von 2000 Mann gaben die Belagerer das Unternehmen auf und zogen am 13. Jan. 1822 in der Nacht ganz ab. — Die Wichtigkeit M's erkennend, ließ die griech. Regierung die Festungswerke in der nun eintretenden kurzen Ruhe verstärken und mit Recht, denn schon Anfangs September ward der Platz abermals von einem türk. Heere unter Mustapha von der Landseite her eingeschlossen, und bald erschien vor dem Hafen ein algierisches Geschwader, so daß die Besatzung bereits Mangel an Lebensmitteln litt. Da aber die Türken in Ost- und Südgriechenland große Verluste erlitten und im Rücken Mustapha's die Akarnanier den kleinen Krieg mit glücklichem Erfolg führten, auch das Blokadegeschwader durch einen Sturm in die offene See verschlagen wurde und im türk. Lager verderbliche Seuchen wütheten, so hob Mustapha, nachdem er noch einen vergeblichen Versuch gemacht, sich Anatoliko's zu bemächtigen, am 20. Nov. die Belagerung auf und zog, eine Menge Geschütz und Munition zurücklassend, über den Achelous ab. — Die dritte und schwerste Belagerung hatte aber M. in den Jahren 1825 und 1826 zu bestehen. — Ein türk. Heer von 8000 Mann war in Böotien eingedrungen, und der Seraskier Reschid Pascha hatte die militärisch wichtigen Punkte von Aetolien besetzt und schritt zur Belagerung von M. Diese Festung war zu dieser Zeit nach der Landseite durch einen Wall mit Bastionen umgeben und hatte 4000 Rumelioten zur Besatzung. Der Seraskier betrieb, von österreichischen Ingenieuren unterstützt, die Belagerungsarbeiten mit dem größten Eifer. Er erhielt schweres Geschütz von Patras, schloß den Platz durch Circumvallationslinien ein, und eröffnete die Approschen gleichzeitig gegen 3 Bastionen. Die Besatzung dagegen legte noch einen gedeckten Weg an und zerstörte sehr häufig durch nächtliche Ausfälle die feindlichen Arbeiten. Am 10. Juli ward die Festung durch eine türk. Flotte von 10 Kriegsschiffen unter Topal Pascha zur See eingeschlossen und durch mehre am Strande aufgeworfene Batterien beschossen. Eine zu dieser Zeit an den Kommandanten der Stadt ergangene Aufforderung wurde mit den Worten: „Die Stadtschlüssel hängen an unsern Kanonen", zurückgewiesen. Aufgebracht hierüber unternahm der Seraskier mit 10,000 Mann einen Sturm gegen die Bastion Bozzaris, wo durch Sprengung einer Mine eine Bresche gangbar gefunden wurde, mußte aber nach großem Verluste den Rückzug antreten. Jetzt begann das Feuer der Batterien mit desto größerer Heftigkeit, man grub in der Nacht eine neue Mine, sprengte dieselbe bei Tagesanbruch, und gleich darauf rückte die ganze Belagerungsarmee wiederholt gegen die Werke zum Sturme vor. Kaum hatten die Schildwachen auf den Bastionen Franklin und Bozzaris, welche zuerst angegriffen wurden, das Allarmsignal gegeben und noch befanden sich nur wenige Truppen zur Vertheidigung auf den Wällen, als auch schon mehre türk. Abtheilungen die Brustwehr erstiegen hatten. Doch jetzt erst entspann sich der wüthendste Kampf, der nach zwei Stunden zum Vortheil der Griechen endete. Die Flotte hatte diesen Angriff von der Seeseite unterstützt, verlor aber dabei ein Drittheil ihrer Mannschaft und einige Kanonenschaluppen und mußte die Lagunen von Missolunghi verlassen. Trotz dieser Siege befand sich die Festung Anfangs August in einer üblen Lage. Die Wälle

hatten viel von dem feindlichen Feuer gelitten, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt und an Munition waren nur noch 2 Faß Pulver und einige 1000 Kugeln vorhanden. Da traf Miaulis mit 40 Briggs vor der Stadt ein, vertrieb die türk. Flotte und versah die Besatzung mit Hülfsmitteln aller Art. Inzwischen setzte Reschid Pascha von der Landseite die Arbeiten mit desto größerem Nachdruck fort, bemächtigte sich der Bastion Franklin, setzte sich darin fest, mußte sie aber nach anhaltenden Kämpfen und großen Verlusten wieder aufgeben. Inzwischen war der December herangekommen, und der türk. Anführer, dem der Sultan die Alternative gestellt hatte, entweder M. zu erobern oder seinen Kopf zu verlieren, entschloß sich am 21. d. M. nochmals zu einem Hauptsturm. Der Angriff war vorzugsweise auf die Bastionen Rigas, Makris und Montalembert gerichtet, die Sturmkolonnen wurden in ihrem Rücken durch Kavalerie vorwärts getrieben. Reschid Pascha selbst feuerte die Kämpfenden auf alle Weise an, man stritt mit dem den Türken eignen Fanatismus, allein Alles scheiterte an der verzweifelnden Gegenwehr der Griechen, und bei Einbruch der Nacht mußten die Belagerer mit großem Verluste den Rückzug antreten. In seinen Erwartungen abermals getäuscht, nahm jetzt Reschid Pascha seine Zuflucht zu Ibrahim Pascha, forderte von diesem Hülfe und bereits am 25. December traf derselbe mit 8000 Arabern und 600 Europäern vor der Festung ein, die dagegen um dieselbe Zeit durch Miaulis auf mehre Monate voraus verproviantirt wurde. Die Belagerung ward jetzt mit erneuten Kräften aber nicht glücklicherem Erfolge fortgesetzt. Ibrahim unternahm am 28. Februar einen Angriff in 3 Kolonnen, wurde jedoch zurückgeschlagen und viele Mameluken durch eine Mine in die Luft gesprengt. Eben so erfolglos waren zwei spätere Angriffe. Um M. von der Seeseite aus alle Verbindung abzuschneiden, drangen die ägyptischen Schaluppen in die Lagunen ein, beschossen das Fort Vassiladi und eroberten es Mitte März, nachdem das dortige Pulvermagazin durch eine Bombe in die Luft gesprengt worden war. Bald darauf gerieth auch Dolmas, ein anderer wichtiger Punkt, in türk. Hände. Ein Sturm am 6. April 1826 auf die Position von Klissowa dagegen mißglückte und kostete den Türken gegen 3000 Mann. Inzwischen stieg die Noth in der Festung auf's Höchste; seit Vassiladi verloren gegangen, war alle Hoffnung verschwunden, von der See her Zufuhren zu erlangen: schon längere Zeit nährte man sich von Pferdefleisch und salzigen Kräutern, die am Meeresufer gesammelt wurden, schlug aber dennoch eine Aufforderung zur Uebergabe ab. Die Besatzung, jetzt noch 3000 Mann stark, faßte den Entschluß, sich durchzuschlagen. Man bestimmte hierzu die Nacht auf den 23. April und hatte zu diesem Endzwecke mit Karaiskakis verabredet, daß dieser gleichzeitig das türk. Lager im Rücken angreifen und seine Annäherung vorher durch eine Gewehrsalve signalisiren solle. Die Batterien Rigas und Montalembert wurden zu Sammelplätzen für die Besatzung bestimmt; über 6000 Kinder, Frauen und Greise schlossen sich den Truppen an, um dem Hungertode oder der türk. Gefangenschaft zu entgehen. Man formirte zwei Abtheilungen, wovon die eine Reschids, die andere Ibrahims Lager angreifen sollte; allein die Disposition war bereits durch einen Bulgaren dem Feinde verrathen worden. Den 22. April mit Sonnenuntergang gab Karaiskakis das verabredete Signal; um 8 Uhr standen die Sulioten auf dem bestimmten Sammelplatze, wurden aber bereits von den Türken mit einem heftigen Feuer empfangen, während es der andern Abtheilung unbemerkt gelang, das Freie zu erreichen. Hier wartete diese über eine Stunde auf den mit Karaiskakis verabredeten Angriff, und als dieser nicht erfolgte, stürzte sie sich dennoch auf die türk. Verschanzungen, wo ein blutiger Kampf begann. Während dessen war die zweite Abtheilung, bei welcher die Unbewaffneten sich befanden, aus den Thoren gezogen, sah sich aber plötzlich durch Ibrahims Truppen angegriffen, gerieth dadurch in Verwirrung, und während ein Theil in der Dunkelheit fortzog, eilte der andere in die Stadt zurück, von dem Feinde auf dem Fuße verfolgt. Jetzt entspann sich in den Gassen ein grauenvolles Gemetzel. Ein großer Theil der unglücklichen Einwohner stürzte sich in das Meer oder in die Brunnen; andere suchten Zuflucht in einem großen steinernen Gebäude, das zur Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte, und vertheidigten sich hier lange gegen die Angriffe der Stürmenden. Als aber jede Aussicht auf Rettung verloren war, warf ein edler Greis, Christos Kapsalis, Feuer in die Pulverkammer, und einen Augenblick darauf flog das Gebäude in die Luft und begrub Freunde und Feinde unter seinen Trümmern. Ueber 2000 Türken sollen dabei ihren Tod gefunden haben; der Kampf war hierdurch in der Stadt beendet und M. zum großen Theil in einen Schutthaufen verwandelt. Den Belagerern fielen nur 1200 Lebende in die Hände. Während dieses in der Stadt vorging, war die erste Abtheilung der Besatzung unaufhaltsam durch die dreifachen Verschanzungen der Stadt vorgedrungen und erreichte am Morgen, nachdem aber alle Frauen und Kinder und die Hälfte der Mannschaft während der Nacht den Tod gefunden hatten, den Gipfel des Arakynthos, von wo sie über Abgründe und Waldbäche, stets mit dem Hunger kämpfend, fortziehend, endlich Salona erreichte und sich dort, 500 Mann stark, mit Bozzaris vereinigte. — Die Belagerung hatte 11 Monate gedauert, während welcher Zeit 100,000 Bomben in die Stadt gefallen waren, und kostete den Türken 30,000 Mann. Ibrahim setzte nach Morea über, um die Mainotten zu unterwerfen; Reschid Pascha dagegen brach nach dem östlichen Griechenland auf. Vgl. Faber, Histoire du siège de M., Par. 1826. Am 18. Mai 1829 kamen M. u. Anatoliko durch Kapitulation wieder in die Hände der Griechen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, so daß es gegenwärtig in ziemlichem Flor ist, obschon es von den Unruhen, die den jungen Staat zerrütteten, nicht verschont geblieben ist, wie es

denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Aetolien und Akarnanien auszuhalten hatte. In M. befinden sich die Gräber des Mainotten Kyriako Jatranis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, so wie das Mausoleum, welches das Herz des Lord Byron einschließt.

Misson (Geogr.), zwei franz. Dörfer: 1) Dep. Basses-Alpes, Bez. Sisteron; 1250 E.; — 2) Dep. Landes, Bez. Dax; 1280 Einw.

Missouri (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, V. St., ist nicht bloß der größte unter allen Nebenflüssen des Mississippi, sondern übertrifft ihn sogar an Länge des Laufes und an Wassermasse, so daß man ihn eher für den Hauptstrom und den Mississippi für seinen Nebenfluß halten sollte. Seine Quellen waren bis zum Jahr 1804 unbekannt, wo die Nordamerikaner Lewis u. Clark, bei ihrer Reise zum stillen Ocean bis in die Nähe seiner Quellenflüsse vordrangen. Diese 3 Quellenflüsse heißen Jefferson, Madison und Gallatin und haben ihren Ursprung in dem Felsengebirge. Sie sind von einer fast gleichen Größe und fließen Anfangs in einer nordnordöstlichen Richtung bis zu 45° 24' nördl. Br., wo ihre Gewässer sich vereinigen und den M. bilden. Der Lauf desselben ist anfänglich nordnordwestlich quer durchs Felsengebirg bis 47° 3' nördl. Br. Da stürzen sich seine Gewässer durch Felsen hindurch, welche an einigen Stellen eine senkrechte Höhe von 80 Fuß haben. Nachdem er die Fälle passirt hat, welche sich beinahe $2\frac{1}{2}$ M. erstrecken und einen Abfall von 380 F. machen, öffnet sich der Fluß einen Durchgang mitten durch Basaltsäulen, welche sich 800 F. über die Wasserfläche erheben. An dieser Stelle nimmt er eine östliche Richtung bis zum Fort Mandan, von wo an seine Richtung südlich wird und es bleibt bis unterhalb des weißen Flusses, worauf dieselbe im Allgemeinen südöstlich und hernach östlich ist, bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi, unter 38° 55' nördl. Br. Die Breite des M. wechselt sehr. Ueber den Basaltfelsen ist er 450—750, beim Fort Mandan 1500, in einer kleinen Entfernung von der Einmündung des kleinen M. 5280, bei der Mündung desselben 600, bei seiner Aufnahme des Osage 2635 F. breit. Sein Wasser ist trüb und weich, schmutzig aschgrau von dem Sande, womit es geschwängert ist. Er macht daher große und zahlreiche Sandbänke und Inseln und verändert sein Bett oft. Bimsstein und andere vulkanische Produkte schimmern fortwährend auf dem Wasser u. setzen sich auf den Sandbänken ab. In 40 Sekunden beträgt die Schnelligkeit seines Laufs 300 F. oder ungefähr in der Stunde über 1 deutsche Meile. Stellenweise ist die Schnelligkeit seines Laufs noch größer. Der M. ist schiffbar von seiner Mündung bis zu den großen Fällen und von da auf seinen 3 Quellenflüssen noch einige 50 M., zusammen 670 M. Rechnet man aber die Schiffbarkeit seiner großen Nebenflüsse hinzu, so kommen über 2630 M. Schiffbarkeit heraus. Sein längster Nebenfluß, der Platte, hat einen über 400 M. langen Lauf. Außer den noch in der Gewalt der herumstreifenden Indianer befindlichen westlichen Distrikten durchfließt er bloß den Staat M. der Union und man findet bis jetzt wenige Städte an demselben, worunter Jefferson, die Hauptstadt von M., am bemerkenswerthesten ist. — 2) Einer der westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Jowa, im Osten von Illinois, Kentucky und Tennessee, von denen es durch den Mississippi getrennt wird, im Süden von Arkansas und im Westen von dem indianischen Territorium begrenzt, liegt zwischen 36° und 40° 36' nördl. Breite und zwischen 12° 17' und 17° 28' (nach Bromme 11° 45' und 17° 32') westl. Länge von Wash. Ausdehnung von Norden nach Süden: 287 Meilen (nach Bromme 220), von Osten nach Westen 230 (nach Bromme 270) Meilen. — Flächeninhalt: 64,000 engl. □M. oder 40,960,000 Acres (nach Bromme 66,973 □M. oder 42,863,018 Acres, von denen 5850 □M. noch in den Händen der Indianer, über 33,000,000 Acres als unverbrauchte Regierungsländereien daliegen). — Flüsse: Der Mississippi bildet in vielen Krümmungen 550 Meilen weit die östliche Grenze und scheidet den Staat von Illinois, Kentucky und Tennessee. Der Missouri durchschneidet denselben mit einem Laufe von 384 Meilen in die Quere und beschreibt weiter rückwärts mehr denn 200 Meilen weit seine westliche Grenze. Beiden Flüssen fallen fast alle Ströme des Landes zu, und nur im Süden und Südwesten gehen einige nach dem Staate Arkansas hinüber. Im Norden strömt der Moines, der eine kleine Strecke weit die Grenze von Jowa bildet, weiter südlich der kleine Salt River, der 50 Meilen weit aufwärts bootbar ist, und südlich vom Missouri der Merrimac u. mehre kleine Ströme, die sämmtlich dem Mississippi zueilen. In den Missouri münden, die kleinern nicht zu erwähnen, vom Norden: der kleine Platte, der Grand, der schon mit Dampfschiffen befahren wird und einen herrlichen reichen Landstrich durchströmt, u. der Chariton, dessen beide Arme sich kurz vor der Mündung vereinigen; vom Süden münden: der la Mine, der über 600 Meilen lange Osage, der größtentheils fruchtbares, dicht bewaldetes Land durchströmt und für kleine Dampfschiffe 400 Meilen aufwärts bis zu dem 90 Fuß hohen Fall fahrbar ist, und der Gasconade. Im Südwesten des Staates strömt der große White, dessen Hauptarm, der Bigblack und mehre andere seiner Zuflüsse, der St. Francis, der bis Grenville im Kanton Wayne mit Dampfbooten befahren werden könnte, wenn sein Bett nicht weiter nach unten durch einen großen Rafft verstopft wäre, und der Whitewater. — Boden: Durch den Missouri wird der Staat in zwei natürliche Hälften geschieden, deren Ansicht wesentlich von einander abweicht. Die südliche Hälfte ist hügelig und steinig, aber reich an Mineralien; die Ausläufer des Ozarkgebirges durchstreichen den Südwesten und laufen nach dem Missouri zu in zwei Armen aus, deren östlicher aus großen Granitmassen, der westliche aus Flötzgebirge besteht. Die nördliche Hälfte ist eine große wellenförmige Fläche, bloß durch Flußthäler und Schluchten unterbrochen, und während im Süden der Wald vorherrscht, ist

hier eine liebliche Abwechselung von Wald und Prairie. Der Süden bietet eine außerordentliche Mannichfaltigkeit an Naturscenen, der Norden hingegen ist einförmig, und nur der Rand des Hochlandes am Mississippi und M. gewährt einige Abwechselung; er erhebt sich, bald vom Flußbett, bald vom Flußthal 70—150 Fuß aufsteigend, und bildet hier in Eins fortlaufende Uferwände, wird dort durch breite Thäler oder Schluchten unterbrochen und steigt an andern Orten zu begrünten Hügeln auf. Dieselbe Abwechselung, nur in verjüngtem Maßstab, tritt an den Nebenflüssen und Bächen hervor. Kalkstein bildet überall die Grundlage des Bodens, kommt an den steilen Ufern zu Tage aus und formirt überall das Bett der Bäche. Eigentliche Berge erheben sich im Norden nirgends, und nur auf dem, dem Mississippi zunächst liegenden Uplande steigen einzelne Kieselhügel oft 2—300 Fuß hoch isolirt in die Höhe. Ein mäßig hoher Landrücken, keineswegs aber eine Berg- oder Hügelreihe, wie viele, selbst gute Karten angeben, zieht sich vom Kanton St. Charles nordwestlich bis zum Kanton Randolph, und von dort in fast völlig nördlicher Richtung bis zur Grenze. Aehnliche Landrücken erheben sich zwischen dem Chariton und Grand, und zwischen letzterem u. dem kleinen Platte. Bottomländereien begleiten beide Hauptströme des Staats und sind oft bis 6 Meilen breit; ähnliche, nur schmälere, sind am kleinen Platte, dem Grand, den beiden Armen des Chariton, am Salt und allen kleinern Flüssen und Bächen. Ein Theil dieser Ländereien ist niedrig und Ueberschwemmungen vom Regen ausgesetzt, der übrige wird aber nur bei hohen Frühjahrsfluthen vom Wasser erreicht; einzelne Striche am M. und Mississippi jedoch sind das ganze Jahr über sumpfig und mit Teichen und Bächen bedeckt. Ein Theil der Bottomländereien am Mississippi besteht, etwa 10 Meilen von der Mündung des M. an, auf einer Länge von 60—70 Meilen, aus reicher Prairie von 4—5 Meilen Breite, alles übrige, so wie größtentheils auch das Upland ist dicht bewaldet. Auf letzterem finden sich häufig größere und kleinere Prairie's, rund um von Wald umgeben, theils offen, theils mit Gebüsch besetzt, wie die sogenannten Hasel-Prairie's, die aber oft mehr Holzäpfel und wilde Pflaumen, als Haselnußgebüsch enthalten. Zwischen dem kleinen Platte und Grand, zwischen diesem und den beiden Charitons, und zwischen den letztern und dem Mississippi, und auf dem Landrücken, der die Wasser des M. und Mississippi scheidet, ziehen sich ausgedehnte Prairie's hin, von welchen die Grand-Prairie auf letzterem die größte ist. Sie beginnt eigentlich schon im Kanton St. Charles, ist aber daselbst, so wie im Kanton Warren, mehrfach von Wald durchschnitten, von dort aber läuft sie ununterbrochen in nordwestlicher Richtung fort durch den Kanton Montgomery, den nördlichen Theil von Calloway und Boone, den südlichen von Audrain, Monroe, fast durch die Mitte von Randolph und Macos, in sehr ungleicher Breite, indem der Wald oft keilförmig tief hineindringt, so daß sie an manchen Stellen nur 1 Meile breit ist, an andern wiederum bis auf 15 Meilen sich ausdehnt. Unzählige größere und kleinere Bäche und Creeks entstehen hier, weniger aus Quellen, als durch das Regenwasser; sie bilden eine Menge Rinnen im Boden, die, außer wenn es geregnet hat, immer trocken sind; nach kurzem Laufe steigt ein einzelner Baum am Rande auf, mehre folgen, bald sieht man sich im Dickicht, das, Anfangs nur einige Schritte breit, immer breiter und breiter wird und zuletzt dem Hauptwald sich anschließt; auf diese Art entstehen die in die Prairie so tief eindringenden Waldkeile. Weiter nach Norden dehnen sie sich in der Prairie selbst zu Flächen von 1 Meile und mehr aus und bilden auf der Grasfläche liebliche Waldinseln. Die Keile streichen bald von einer, bald von der andern Seite in die Prairie hinein, daher es häufig in einiger Entfernung scheint, als sey im Norden und Süden Alles dichter Wald. Der Boden dieser großen Prairie ist leicht gewellt; die Bäche durchschneiden ihn nicht so tief, als im Walde, oft hat man Aussichten in große Ferne, gleich darauf ist das Auge auf einen Umkreis von kaum einer halben Meile beschränkt; dadurch vermindert sich hier das Einförmige offener Ebenen, und die häufige Abwechselung mit Wald, angebauten Feldern u. Farmhöfen macht eine Reise durch diesen Theil M.'s zu einer der angenehmsten. Die Prairie's auf den Höhenzügen jenseits des Charitons sind derselben Art und ebenfalls zuweilen vom Walde durchbrochen. Je mehr man sich dem Norden des Staats nähert, desto vorherrschender werden die Prairie's, im Nordwesten nehmen sie mehr denn die Hälfte ein, und man rechnet, daß im Ganzen mehr als ein Drittel der nördlichen Hälfte M.'s aus Prairie's od. Wiesenländern besteht.— Fließende Gewässer sind, außer den oben genannten, in diesem Theile des Landes in ziemlicher Menge da. Die Creeks und Bäche haben in der Regel nur während der Frühlingsmonate volles Wasser, so wie kurze Zeit nach jedem Regen; während der übrigen Zeit des Jahres, oft selbst im Winter, sind die kleinern ganz trocken und die größern haben nur stellenweise Wasser; diese Stellen sind durchgängig so tief, daß sie auch in den heißesten Sommern nicht austrocknen. Hier erquickt sich das Vieh, welches sonst umkommen würde; auch wird es zum Trinken gebraucht. Dieses Wasser, obgleich stille stehend, ist durchgängig immer klar, auch ziemlich guten Geschmacks, selbst in der Hitze des Sommers, nur muß man es des Morgens schöpfen, weil es später die Sonne lauwarm u. fade macht. Die Betten der Flüsse u. Prairiegewässer bestehen aus Kalkstein, meist in Trümmern, mitunter grandig, ohne Modererde, und dieses mag auch die Ursache seyn, daß das Wasser gesund und klar ist, da die Kalksteine alle hineinfallenden Vegetabilien schnell zersetzen. Auf den Bottomländereien ist dieses anders; hier ist das Bett der kleineren Flüsse schlammig und moderig, sie trocknen theilweise im Sommer aus oder haben einen langsamen Lauf, sind fast stillstehend, und ihr Wasser ist daher der Gesundheit weniger zuträglich, noch weniger aber das der Seen und Teiche auf den Bottoms. Bei Regen und Thauwetter schwellen die Bäche im

Hochlande geschwind und nicht unbeträchtlich an, übersteigen auch wohl den niedrigen Boden, fallen aber fast eben so geschwind wieder, als sie stiegen, und das Wasser ist eine Zeit lang trübe und schlammig. Quellen sind auf dem Uplande der nördlichen Hälfte nicht häufig, und auch diese haben im Sommer nicht alle Wasser, was für neue Ansiedler besonders eine große Unannehmlichkeit ist, da diese sich nun auch des Wassers der Creeks bedienen oder Löcher nach Wasser in die Erde graben müssen, die aber meist schon bei mäßig trocknem Wetter versiegen. Das Anlegen von Brunnen ist hier mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft, wegen des Gesteins in der Tiefe, das sich manchmal auch nicht durch Pulver sprengen läßt. Ist ein kleiner Bach nahe bei einem Hause, dann legt man in der tiefsten Stelle des niedrigen Bodens die Brunnen an und hat daselbst nie tief zu graben, um gutes, nie versiegendes Wasser zu bekommen. Im Bottomlande sind Quellen häufig, und man darf nur wenige Fuß tief graben, um reines, wohlschmeckendes Wasser zu finden. — Die südliche Hälfte des Staates ist sehr hügelig, stellenweise selbst bergig. Von Südwesten her dacht sich nach Nordosten zu das Ozarkgebirge ab u. sendet seinen Hauptarm zwischen den Osage und Gasconade, einen andern zwischen den Gasconade und die Zuflüsse der White, und endet, immer niedriger werdend, in den hohen Bluffs bei Herculanum u. St. Genevieve am Missisippi. Der Ostarm besteht aus einer Unterlage von Granit, auf welcher Schiefer, Kieselkalk, weißer Sandstein, Marmor u. s. w. lagert. Häufig erheben sich hier, wie im Norden unregelmäßige Kieselhügel, zuweilen zu 400—500 Fuß Höhe und 1 Meile Umfang. Zahlreiche Gewässer durchfließen diese Gebirgsgegend, nach Norden, Osten und Süden strömend; sie bilden Thäler von oft ansehnlicher Breite und haben helles, klares, über Sand- und Kieselbetten rollendes Wasser, das auch im Sommer aushält. Das Einförmige der meisten westlichen Staaten ändert sich hier; der Charakter ist einsam wild; die oft steilen Hügel haben etwas Großartiges, und reizende Thäler wechseln mit denselben ab. Alles ist mit Wald bedeckt, in den Thälern Laubholz, sonst meistens Nadelholz, vorzüglich gelbe Fichten. Nur einzelne Prairieflächen kommen hier im Süden vor, öfter dagegen Barren, deren es um St. Louis und südlicher, am Missisippi, am meisten gibt. Das Hochland streicht einige Meilen unterhalb St. Louis zum Fluß und zieht längs desselben, mit wenigen Unterbrechungen, bis Cape Girardeau. Bei Herculanum ist es über 200 Fuß hoch. Von da an zieht es sich mehr landeinwärts, bis jenseits des St. Francis, und macht Alluvialboden Platz, der ununterbrochen, stark bewaldet, bis zur südlichen Grenze geht. Ein großer Theil dieses Alluvialbodens ist niedrig, im Frühjahr überschwemmt und alsdann ein großer See, über welchen Cypressen und andere Waldriesen ihre gigantischen Arme ausbreiten, und außer dieser Zeit ist es voller Sümpfe, Teiche und Lachen. Der Big-Swamp oder große Sumpf, der einige Meilen südlich von Cape Girardeau beginnt und sich bis zur Mündung des St. Francis erstreckt, birgt in seinem Innern große Felseninseln; hohe Striche Landes, die dicht bewaldet sind, von einigen Acres Größe bis zu 20 und 30 Meilen im Umfange, erheben sich aus ihm und lassen vermuthen, daß erst durch eine Erdrevolution, ähnlich der von 1811 und 12, durch welche Neu-Madrid und dessen Umgegend zerstört wurde, der frühere hohe Boden des jetzigen Sumpfes zu seiner gegenwärtigen Tiefe herabgesunken sey. Das Land am mittleren Osage ist ebenfalls hügelig und gebrochen, weiter nach Westen und auch nach Süden wird das Land ebener und besteht meistens aus Prairie, doch sind dort die Ufer dieses Flusses, so wie die seiner Tributaries, in beträchtlicher Breite bewaldet. Die Bottomländereien am M. sind von wechselnder Breite, je nachdem die an der entgegengesetzten Seite des Flusses breiter oder schmäler sind. Am Osage und Gasconade sind ebenfalls viele Bottomländereien, und alle Ströme des Landes bieten deren mehr oder weniger. Das Hochland, welches sich an diese anschließt, besteht aus einer leichten, sandfreien Thonerde, welche das Wasser leicht annimmt, geschwind wieder trocknet, wenig Bindungskraft hat und sich leicht bearbeiten läßt; an manchen Orten kommt auch schwerer, zäher Thon vor, doch in der Regel nie an der Oberfläche. Der geringe Boden ist hellgelblich, öfters mit röthlicher Schattirung; besserer geht vom Bräunlichgelben zum Dunkelgrauen und Schwärzlichen über und ist oft mehre Fuß tief außerordentlich humusreich. Im Allgemeinen ist der Boden der südlichen Hälfte des M.'s fruchtbar; vieles Land ist von vorzüglicher Güte, ein Mittel zwischen der ersten und zweiten Klasse, das Meiste gehört aber der zweiten Klasse an, und manches steht zwischen der zweiten und dritten Klasse inne. Hin und wieder sind Stellen des herrlichsten, dem besten Bottomland gleichkommenden Bodens, namentlich im Kanton Howard. Der hohe Boden im Süden ist größtentheils geringerer Art; die östliche größere Hälfte zwischen dem M. und der Grenze von Arkansas ist durchgängig mittelmäßig, manchmal steinig und sandig, und an vielen Stellen kommt selbst dürrer Flugsand vor. Westlich des Osage dagegen und seines Hauptarmes, des Yungar, wo die ausgedehnten Prairies beginnen, ist der Boden weniger hügelig und durchgängig sehr guter Qualität; auch am M. ist er besser, jedoch sehr gebrochen; zahlreiche Thäler von großer Fruchtbarkeit und oft bedeutender Breite durchziehen den geringern Boden der östlichen Hälfte, und namentlich findet sich ein reicher, leicht zu bearbeitender Boden im Kanton Washington. Das Bottomland am M. ist an einigen Stellen sehr niedrig, besonders nach Südosten hin, wo es mit sumpfigen Flächen abwechselt; der Boden besteht aus einem mergelhaltigen, mit Sand vermischten Thon und ist, besonders in den ersten Jahren, außerordentlich fruchtbar; schwerer und weniger sandig ist das Bottomland am obern Missisippi, der südlichen Hälfte des Staates; es ist von dunklerer Farbe, in den ersten Jahren anscheinend weniger fruchtbar, als jenes, übertrifft dasselbe aber an Ausdauer und besteht besser die große Hitze und Trockenheit des Som-

mers. Die Bottomländer der kleinern Flüsse sind mehr verschieden, doch fast ohne alle Ausnahme sehr fruchtbar. — Das Klima zeichnet sich vor dem der übrigen Staaten durch größere Trockenheit aus, selbst im Winter, ist sonst aber wenig von dem der andern Staaten unterschieden. Es schneit ein- oder zweimal, seltener drei- bis viermal ziemlich stark, 4—8 Zoll hoch; der übrige Schneefall, der zuweilen noch kommt, ist unbedeutend. Der Unterschied in der Temperatur ist bei der Ausdehnung des Staats ziemlich beträchtlich. In den südlichsten Gegenden tritt der Frühling 14 Tage eher ein, als in den nördlichsten, und nach diesem Verhältniß ist auch die Winterkälte geringer, die Sommerhitze anhaltender, und dort gerathen Bataten, Wassermelonen und andere Südfrüchte in Menge, die im Norden weniger gedeihen. Die Luft ist durchgängig gesund und wird es in den angebauten Strichen des Landes immer mehr, was bei allen neu angebauten Ländern der Fall ist. — Naturprodukte. Der Staat M. hat des mittelmäßigen und schlechten Bodens mehr, als irgend einer des Westens, Arkansas ausgenommen, dagegen aber auch vom besten Boden mehr, als ein anderer Staat, mit Ausnahme Louisianas. In der nördlichen Hälfte des Landes ist Alles, was nicht gar zu abschüssig oder steinig ist, der Kultur fähig; die Westseite der südlichen Hälfte ist fast ganz, die Ostseite wenigstens zur Hälfte anbaubar. Im Ganzen genommen ist daher die Quantität des kulturfähigen Bodens sehr groß, und die geringe Qualität der übrigen wird durch die in seinem Innern liegenden Schätze aufs reichlichste aufgewogen. Der Staat besitzt einen Ueberfluß an Naturprodukten aller drei Reiche. Die Waldungen allein bieten mehr als zwölf Eichenarten, worunter mehre mit eßbaren Früchten, schwarze und weiße Wallnüsse, mehre Arten Hickorys, Eschen, Ulmen, Linden, bittere und süße Kastanien, Eisen- und rothe Maulbeerbäume; Zuckerahorn- und Tulpenbäume oder gelbe Pappeln sind in der nördlichen Hälfte des Staats vorherrschend; Wälder von gelben Fichten und Cedern im Süden, Sycomoren und Baumwollenbäume bedecken die Bottomländereien, die lieblich duftende Catalpa ist im Süden häufig, ebendaselbst der Sassafras, der auch im Norden des M. gefunden wird; die südlichen Niederungen und Swamps sind mit Cypressen bedeckt; der Pawpaw ist in einigen Gegenden häufig, seltener in anderen; Persimonen, Holzäpfel, rothe und gelbe Prairiepflaumen und virginische Kirschen, Rothknospen und blumige Kornellen sind fast überall; Haselsträucher füllen als Unterholz alle Waldungen und bedecken die buschigen Prairies, die zum Theil nach ihnen benannt werden, und Stachelbeeren, Himbeeren und Brombeeren sind überall zu finden. Weinreben füllen alle Wälder, sowohl die des Oberlandes, als die der Flußthäler; sie schwingen sich bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume und tragen kleinere oder größere süße Beeren, von denen die der Sommertraube, welche im October reift, an der Sonne getrocknet, den Rosinen gleicht, zur Weinbereitung aber zu fleischig ist. Hopfen ist auf gutem Boden in Menge anzutreffen; medicinische Pflanzen, wie Maiäpfel, Ginseng, Blutwurzeln, Schlangenwurzeln, verschiedene Münzarten u. s. w. trifft man in allen Theilen des Landes, und die natürlichen Wiesen sind mit dem Prairiegras Poa pratensis, einem langen, groben Grase überwachsen, das im Frühjahr sehr nahrhaft und saftig, im späteren Sommer aber zäh und faserig ist. — Wild ist noch in Menge im Staate, doch lassen sich Bären, Wölfe, Panther, Luchse und wilde Katzen nur noch selten in den angebauten Gegenden sehen, werden dagegen den Grenzbewohnern des Westens, deren Schafe und Schweine ihnen öfters zur Beute fallen, zu Zeiten sehr beschwerlich. Am häufigsten ist der Prairiewolf. Rehe und virginische Hirsche sind noch in ziemlicher Menge vorhanden; graue Kaninchen gibt es noch sehr viel, mehr aber Eichhörnchen von verschiedener Größe; auch Füchse, Racoons oder Waschbären, Oppossums u. Moschusratten gibt es noch in Menge, und zu Zeiten verpestet ein Stinkthier die Luft mit seinem penetrant riechenden Safte, den es zur Vertheidigung von sich spritzt. In den Prairies ist der Gopher oder das Wiesenmurmelthier nicht selten, und seine unterirdischen Gänge und aufgeworfenen Hügel nehmen im Westen oft meilenweite Strecken ein. — Der gefiederten Waldbewohner gibt es eine große Mannichfaltigkeit, buntgefärbte Papageien schwärmen überall umher und sprechen den Obstgärten, Hanf- und Maisfeldern fleißig zu; Spechtarten findet man in allen Wäldern, zarte Kolibris schwirren von Blume zu Blume, wilde Truthühner dringen dreist in die Korncribs und Felder der Ansiedler und müssen ihre Gefräßigkeit gar oft mit dem Leben bezahlen. Wachteln, die man hier Rebhühner nennt, aber nur halb so groß als jene sind, halten sich in Menge in den bevölkerten Gegenden auf und werden im Winter in großer Anzahl in Fallen gefangen; das Prairiehuhn, welches größer als ein Haushuhn ist, belebt die ausgedehnten natürlichen Wiesen und die lichten Waldstellen und ist im Herbst außerordentlich fett und von zartem Geschmack; Wandertauben kommen zu Zeiten in großen Flügen, und Turteltauben sind in allen Waldungen zu finden. Singvögel sind weniger da, als in den östlicheren, schon lange angebauten Staaten, und es ist eine auffallende Thatsache, daß mit dem zunehmenden Anbau ihre Anzahl sich mehrt; die Elster erscheint zuerst, nachdem der Anbau begonnen, und bald folgt der Roth- und Blauvogel, die Purpurdrossel und der Spottvogel oder die virginische Nachtigall, die dann auch den Winter hier zubringen. An Raubvögeln ist kein Mangel; Zugvögel, Schwäne, Gänse, Enten, Kraniche u. s. w. erscheinen im Frühling, von Mitte März an, und wieder im Herbste in großen Schwärmen. Die größeren Gewässer sind reich an Fischen, desto ärmer aber die kleineren Flüsse; Schlangen, vorzüglich Klapperschlangen, Kupferschlangen, schwarze, grüne u. Mokasinschlangen u. s. w. sind häufig, wo noch keine Niederlassungen sind. In den älteren Niederlassungen sind sie schon seltener, am meisten aber in den steinigen hügeligen Gegenden südlich vom M.; Schildkröten werden

in den feuchten Prairies in Löchern gefunden. Eidechsen verschiedener Art gibt es in Menge; Muskiten an den Hauptgewässern bald mehr bald weniger; im Upland wird man nur selten von ihnen belästigt, am wenigsten auf den Prairies, wo dagegen zu Zeiten die Prairiefliege gar arg hauset und die Ansiedler und dessen Heerden fast zur Verzweiflung bringt. — An Mineralien, namentlich an Blei und Eisen, ist M. außerordentlich reich. Die Bleilager nehmen einen ungeheuren Raum ein und erstrecken sich vom Missisippi unterhalb Herculanum westlich bis zu den Gewässern der White, auf einer Länge von fast 200 Meilen; mit einiger Unterbrechung ziehen sie sich südlich bis Arkansas und dehnen sich selbst noch weiter nordwestlich des Osage aus, wo man im Kanton Morgan schon mehre reiche Bleilager entdeckt hat. Das Blei kommt in quarzreichem Kalksteine und Kies vor, von 2—20′ unter der Oberfläche, doch nicht in Adern und Gängen, sondern in Nestern, in einzelnen Massen von einigen bis zu mehren tausend Pfunden. Mehr noch soll in der Tiefe liegen, und reiche Adern hat man in einer Tiefe von 80′ entdeckt. Krystallisirter Spath, hier Mineralblüthe genannt, liegt gewöhnlich über dem Erz, und man gräbt daher vorzugsweise an solchen Stellen nach. Das Bleigraben selbst, wie es bis jetzt hier betrieben wird, ist übrigens eine Art Hazardspiel, eine Unternehmung auf Gewinn oder Verlust; zuweilen kann ein einziger Mann in einem Tage eine Tonne Erz ausgraben, findet dann aber auch wieder wochenlang nichts. Würde die Bleigewinnung hier rationell bergmännisch betrieben, so würde sicher die Ausbeute bedeutender seyn; so aber arbeitet man empyrisch fort und begnügt sich mit dem, was der Zufall bietet. Das im Bleibau und 21 Schmelzhütten angelegte Kapital betrug im Jahre 1840: 235,806 Dollars, der Ertrag an Blei 5,295,455 Pfund, das an Ort und Stelle einen Werth von 2½—3 Cents per Pfund haben mochte u. durch 252 Gräber zu Tage gefördert wurde. Das meiste Blei wird im Kanton Washington auf einer Strecke von 30 Meilen Länge und einer Breite von 15 Meilen gegraben, die daher auch die Mineralgegend genannt wird und in Potosi ihre Hauptniederlage hat; sie ist 50—70 Meilen südwärts von St. Louis und halb so weit wie von St. Genevieve entfernt und besteht größtentheils aus Staatsland, von welchem jedem sich zum Bleigraben Meldenden eine bestimmte Strecke angewiesen wird, für die er einen Theil des Bleies als Pacht zu entrichten hat. Seit einigen Jahren hat man indeß in diesem Kanton, so wie in den angrenzenden St. Francis, St. Genevieve und Perry eine Anzahl Townships von Staatswegen öffentlich verkauft, wodurch die Gewinnung des Bleies noch mehr vermehrt worden ist. Das Erz ist reichhaltig, doch erhält man gewöhnlich nur 65 bis 70 Proc. reines Blei, indem die Schmelzung sehr nachlässig betrieben wird; einige Leute geben sich daher damit ab, die Schlacken zu kaufen und von Neuem auszuschmelzen, wodurch sie im Durchschnitt immer noch 15 Procent Ausbeute erlangen. Beträchtliche Quantitäten Arsenik werden während des Schmelzens ausgeschieden. Zinkerz, Galmey und Magnesia wird beim Graben mit heraufgebracht, bis jetzt aber ungenutzt auf die Halden geworfen, häufiger aber noch Baryt, der sich seiner Schwere und Zerreiblichkeit wegen am besten zur Vermischung des Bleiweißes eignet. — Eisen ist im südlichen M. in allen Gegenden vorhanden, wird aber bis jetzt nur auf zwei Hochöfen und vier Hammerwerken, von denen die erstern 1840: 180 Tonnen, die letztern 118 Tonnen producirten, verarbeitet. Bis jetzt sind drei der bedeutendsten Hauptlager bekannt; das eine an der mittlern Hauptquelle des Merrimac, im Kanton Washington, worin schon seit 15 Jahren gearbeitet wird; das andere, der sogenannte Eisenberg, in demselben Kanton, und der Pilot-Knob, 5 Meilen davon, im Kanton Madison. Der Eisenberg ist 350—400′ hoch, 3 Meilen lang und halb so breit; der Pilot-Knob 2 Meilen lang, 1½ Meile breit und 700 Fuß hoch. Zwei Drittel des erstern und eben so viel von der südlichen Hälfte des letzteren bestehen, nach den angestellten Untersuchungen, ganz aus Eisenerz, das 50—80 Procent reines Eisen enthält. Es ist augenscheinlich vulkanischen Ursprungs, denn auf ungefähr ⅔ der Höhe des Knobs erblickt man die Reste des ursprünglichen Kraters, von wo an bis zu dem Gipfel das Erz in größter Unordnung unter einander liegt und in Massen jeder Größe und Form, von den kleinsten Theilen bis zum Umfang von einigen tausend Tonnen, vermischt mit vulkanischem Gesteine, Syenit und Grünstein vorkommt. Diese Eisenmassen werden einst von der größten Wichtigkeit für den Staat werden, und sicher ist dem deutschen Fleiße das Zutagefördern derselben zu eigenem Nutzen vorbehalten. — Kupfererz ist in dieser Gegend, so wie nordseits des M., wo auch Eisen gefunden wird, in ziemlicher Menge vorhanden, wird aber noch nicht benutzt. Etwas Silber hat man in dem Bleierz entdeckt. — Steinkohlen sind fast überall vorhanden; nicht selten sieht man die Lager an abschüssigen Ufern, selbst kleinen Flüßchen, zu Tage kommen; die Schmiede im Innern des Landes holen ihren Bedarf daher, sonst werden sie bei dem Ueberfluß an Holz noch nicht benutzt, außer in St. Louis, in dessen Nähe, einige Meilen entfernt, sie am Merrimac gegraben werden. Die Hügelgegenden des südlichen M. enthalten ferner Antimonium, Kobalt, Ocher, Schwefel, Reißblei, Salpeter, Salz, Porphyr, Jaspis, Chalcedon, Sandstein, welcher zu Mühlsteinen verarbeitet wird, Marmor in verschiedenen Farben, schwarzblauen Kalkstein u. v. a. Porzellanthon der feinsten Art trifft man in Menge bei Cape Girardeau, und Salzquellen springen in ziemlicher Anzahl in allen Gegenden, besonders aber im Süden hervor; kurz, M. bietet alles Mögliche, um nicht nur einer landwirthschaftlichen, sondern auch industriellen Bevölkerung die besten Erfolge zu sichern. — Statistik der Naturprodukte von 1840: Pferde und Maulesel 196,132 Stück, Rindvieh 433,875 Stück, Schafe 348,018 Stück, Schweine 1,271,161 Stück, Geflügel im Werthe von 270,647 Doll.;

Weizen 1,037,386 Bush., Gerste 9801, Hafer 2,234,947,. Roggen 68,608, Buchweizen 15,318, Mais 17,332,524, 562,265 Pfd. Wolle, 56,461 Pfd. Wachs, 783,768 Bush. Kartoffeln, 49,083 Fuder Heu, 18,018 Pfd. Hanf und Flachs, 9,367,913 Pfd. Tabak, 121,121 Pfd. Baumwolle, 274,853 Pfd. Zucker. Die Milchwirthschaft brachte ein 100,432 Doll., die Obstbaumzucht 90,876 Doll., Holzhandel 70,355 Doll. — Handel und Industrie: Der Handel des Staats ist neuerer Zeit sehr in Zunahme; die Hauptausfuhr besteht in Blei, Kohlen, Salz, Salpeter, Pelzwerk, Häuten, Rind- und Schweinefleisch, Talg, Wachs, Mehl, Hanf, Flachs- und Leinsaat und geht größtentheils den Missisippi hinunter nach New-Orleans, theilweise aber auch, wie Blei und Schrot, den Ohio aufwärts über Pittsburg in die östlichen Staaten. Hauptstapelplatz des Handels ist St. Louis. Ueber die Menge der im J. 1846 daselbst angekommenen Boote und Dampfschiffe, s. Missisippi (Fluß). Zur Unterstützung des Handels bestanden 1839: 3 Banken und Zweigbanken, mit Kapital von 1,116,123 Doll. und einer Cirkulation von 410,740 Doll. — Eisenbahnen und Kanäle sind bis jetzt wohl in Angriff genommen, aber noch nicht vollendet. — Statistik des Handels und der Industrie von 1840: 3 Handels- und 39 ausländische Kommissionshäuser mit einem Kapital von 746,500 Doll.; 1107 Kaufläden mit einem Kapital von 8,158,802 Doll.; 345 Personen waren im Holzhandel beschäftigt mit einem Kapital von 318,029 Doll.; 79 Personen im innern Transportwesen mit einem Kapital von 173,650 Doll.; Hausfabrikate im Werthe von 1,149,544 Doll.; 9 Wollenfabriken lieferten für 13,750 Doll. mit 13 Arbeitern und einem Kapital von 5000 Doll; 3 Hochöfen 180 Tons Gußeisen und 4 Hammerwerke 118 Tons Stabeisen mit 80 Arbeitern und einem Kapital von 79,000 Doll; 21 Schmelzhütten 5,295,455 Pfd. Blei mit 352 Personen und einem Kapital von 235,806 Doll.; 69 Personen lieferten 249,302 Bush. bituminöse Kohle mit einem Kapital von 9488 Doll.; 36 Personen 13,150 Bush. Salz mit einem Kapital von 3550 Doll.; 12 Töpfereien fertigten mit 33 Personen und einem Kapital von 7250 Doll. für 12,175 Doll.; 191 Personen bauten Maschinen für 190,412 Doll.; 48 Personen machten 959 Schußgewehre; 12 Personen bearbeiteten edle Metalle für 5450 Doll.; 73 Personen brachen Granit und Marmor für 32,050 Doll.; 671 Personen lieferten Backsteine und Kalk für 185,234 Dollars; 293 Brennereien lieferten 508,368 Gallons, und 7 Brauereien 374,700 Gallons, zusammen mit 365 Personen und einem Kapital von 189,970 Doll.; 201 Arbeiter bauten Wägen für 97,112 Doll. mit einem Kapital von 45,074 Doll.; 1 Pulvermühle producirte 7500 Pfd. Pulver mit 2 Arbeitern und einem Kapital von 1050 Doll.; 8 Personen bereiteten Droguen-Farben für 13,500 Doll. mit einem Kapital von 7000 Doll.; 64 Mahlmühlen lieferten 49,363 Barrels Mehl und beschäftigten mit den andern Mühlen 1326 Personen mit einem Kapital von 1,266,019 Doll., der Ertrag war 960,058 Doll.; 413 steinerne und backsteinerne und 2202 hölzerne Häuser wurden gebaut von 1966 Personen und kosteten 1,441,573 Doll.; 40 Druckereien, 6 tägliche, 5 halb- und 3 wöchentliche und 24 wöchentliche Zeitungen beschäftigten 143 Personen mit einem Kapital von 79,350 D.; das gesammte Fabrikkapital betrug 2,704,405 Dollars. — Bevölkerung: 1810: 19,833; 1820: 66,586; 1830: 140,074; 1840: 383,702, worunter 58,240 Sklaven, 173,470 männliche und 150,418 weibliche Weiße, 883 männliche und 691 weibliche Farbige. Im Ackerbau waren 92,408, im Handel 2522, in Fabriken und Handwerken 11,100, im Bergbau 742, in Seeschifffahrt 39, in Kanal- und Flußschifffahrt 1885, im gelehrten Fach 1469 beschäftigt. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Einwohner auf 482,508 Seelen, worunter 34,349 Sklaven. — Verfassung. Die gesetzgebende Gewalt hat eine Generalversammlung, aus einem Senat und einem Hause der Abgeordneten bestehend. Der Senat enthält 18 Mitglieder, welche vom Volke auf 4 Jahre, und zwar alle 2 Jahre die Hälfte derselben, erwählt werden. Die Senatoren müssen Bürger der Verein. Staaten und mindestens 30 Jahre alt seyn; auch müssen sie vor der Wahl 4 Jahre im Staate und 1 Jahr in dem Distrikte, den sie repräsentiren, gewohnt haben. Das Haus der Repräsentanten enthält 49 Mitglieder, welche alle 2 Jahre gewählt werden. Diese müssen Bürger der Verein. Staaten und wenigstens 24 Jahre alt seyn, dabei vor der Wahl 2 Jahre im Staate und 1 Jahr in der zu repräsentirenden Grafschaft gewohnt haben. Die Generalversammlung kömmt alle 2 Jahre am 1. Montag des Decembers zusammen. Die Mitglieder erhalten während der Sitzung 3 Doll. per Tag. — Die vollziehende Gewalt hat einen Gouverneur für 4 Jahre gewählt u. ist am Ende seiner Amtszeit für die nächsten 4 Jahre unwählbar. Er muß das Alter von 35 Jahren erreicht haben und ein geborner Bürger der Verein. Staaten seyn; auch wird erfordert, daß er 4 Jahre vor der Wahl in dem Staate gewohnt hat. Der Vice-Gouverneur wird zu derselben Zeit und auf dieselbe Weise erwählt und muß dieselben Qualifikationen haben, wie der Gouverneur. Er ist Präsident des Senats und hat die entscheidende Stimme, wenn bei einer Frage die Stimmen des Senats gleich getheilt sind. Er hat die Obliegenheiten des Gouverneurs zu erfüllen, falls diese Stelle durch Tod, Resignation oder auf sonstige Weise vakant wird. — Die richterliche Gewalt besitzt ein hoher Gerichtshof, ein Gerichtspräsident, Bezirkshöfe und andere, wie sie die Generalversammlung von Zeit zu Zeit anordnet. Die Richter werden von dem Gouverneur mit Zustimmung des Senats ernannt und behalten ihr Amt bei guter Aufführung bis in das 66. Jahr. Sie müssen 30 Jahre alt seyn, ehe sie eine Anstellung bekommen können. — Die jährliche Besoldung des Gouverneurs beträgt 2000 Doll., des Staatssekretärs 1300 Doll. nebst Sporteln, des Gerichtspräsidenten des Obergerichtshofes 1100 Doll., des Generalfiskals 650 Doll., nebst Sporteln, des Generaladjutanten 100 Doll., des Ge-

neralquartiermeisters 100 Doll. — *Stimmberechtigt* ist jeder weiße männliche Bürger von 21 Jahren, welcher 1 Jahr vor der Wahl in dem Staate und 3 Monate in dem Bezirke, wo er seine Stimme abgeben will, gewohnt hat. — Der Staat sendet 5 Abgeordnete zum Kongreß. — Die allgemeine Wahl wird alle 2 Jahre am ersten Montag des August gehalten. Die *Staatsschuld* betrug 1840: 2,929,557 Doll. — Die *gesetzlichen Interessen* sind 6 Procent per Jahr; bei Uebereinkommen können sie bis zu 10 Procent bestimmt werden; wenn aber mehr, als dieses, genommen wird, so sind Interessen und Wucherzins verwirkt. Schadenersatz auf protestirte *Wechsel* ist 4 Procent, wenn sie in dem Staate selber, 10 Procent, wenn sie irgend wo anders in den Verein. Staaten, 20 Procent, wenn sie außer denselben zahlbar sind. — *Schule und Kirche.* Für beide ist hier noch weniger gethan, als in andern Staaten. Die Methodisten hatten 1836: 51 Reiseprediger und 8692 Mitglieder, die Baptisten 146 Kirchen, 86 Geistliche und 4972 Kommunikanten, die Presbyterianer 33 Kirchen und 17 Geistliche, die römischen Katholiken 1 Bischof und 30 Geistliche, die Episkopalen 3 Geistliche. Außerdem gab es eine beträchtliche Zahl Cumberland- und assoziirt-reformirte Presbyterianer und 1 unitarischen Geistlichen. Volksschulen bestanden 1840: 642 mit 16,788 Schülern, 47 Akademien mit 1926 Zöglingen, 6 Kolleges mit 495 Studenten. Die letztern waren: Die Universität von St. Louis (katholisch) in St. Louis, 1829 gegründet, St. Marys-College in Barrens (katholisch), 1830 gegründet; Marion-College in New-Palmyra, 1831 gegründet; die M.-Universität in Columbia, 1840 gegründet; das St. Charles-College in St. Charles (methodistisch), 1839 gegründet; das Fayette-College in Fayette. — 19,457 Weiße, über 20 Jahre alt, konnten in demselben Jahre weder lesen, noch schreiben. — *Eintheilung:* Der Staat zerfällt in folgende 62 *Counties* mit folgender Bevölkerung und folgenden *Hauptstädten*: Audrain, 1949; Barry, 4795; Benton, 4205, Benton Boone, 13,561, Columbia; Buchanan, 6237; Caldwell, 1458; Callaway, 11,765, Fulton; Cape Girardeau, 9359, Jackson; Carroll, 24,23, Carrollton; Chariton, 4746, Keytesville; Clark, 2846; Clay, 8282, Liberty; Clinton, 2724, Plattsburg; Cole, 9286, Jefferson City; Cooper, 10,484, Booneville; Crawford, 5561, Little Piney; Davieß, 2736; Franklin, 7515, Newport; Gasconade, 5330, Mount Sterling; Greene, 5375, Springfield; Howard, 13,108, Fayette; Jackson, 3612, Independence; Jefferson, 4296, Herculanum; Johnson, 4471; Lafayette, 6815, Lexington; Lewis, 6040, Monticello; Lincoln, 7449, Troy; Linn, 2245; Livingston, 4325; Macon, 6034; Madison, 3395, Fredericktown; Marion, 9623, Palmyra; Miller, 2282; Monroe, 9505; Monroe, Morgan, 4407, Versailles; Montgomery, 4371, Danville; New-Madrid, 4554, New-Madrid; Newton, 3790; Perry, 5760, Perrysville; Pettis, 2930, Georgetown; Platte, 8913; Pike, 10,646, Bowling Green; Polk, 8449; Pulaski, 6529, Waynesville; Ralls, 5670, New-London; Randolph, 7198, Randolph; Ray, 6553, Richmond; Ripley, 2856, Van Buren; Rives, 4726; St. Charles, 7911, St. Charles; St. François, 3211, Farnington; St. Genevieve, 3148, St. Genevieve; St. Louis, 35,979, St. Louis; Saline, 5285, Walnut Farm; Scott, 5974, Benton; Shelbi, 3056; Stoddard, 3153; Taney, 3264; Van Buren, 4693; Warren, 4253; Washington, 7213, Potosi; Wayne, 3403, Greenville. *Hauptstädte:* Jefferson, City, Sitz der Regierung; St. Louis, größte Handelsstadt des Staats und des Westens der Union; St. Genevieve, Potosi, Herculanum, New-Madrid, St. Charles, Booneville, Lexington, Liberty und Independence.

Die Auswanderung nach M. Betreffendes. Betrachten wir die vorzüglichsten der einzelnen Kantons, in wiefern sich dieselben für deutsche Einwanderer eignen, so müssen wir, wenn wir im Süden, am Mississippi, beginnen, vor Neu-Madrid. Scott und Stoddard warnen, obgleich sie in Hinsicht der Vortrefflichkeit des Bodens die besten im ganzen Staate sind; sie enthalten zu viele Niederungen, Sümpfe und Seen und letztere vorzüglich erst seit den Erderschütterungen von 1811 und 1812, wo fast die Hälfte des ganzen 1260 □Meilen großen Kantons Neu-Madrid von 1—4' tief sich senkte. Zugleich sind die drei genannten Kantons die ungesundesten des ganzen Staates. Cape Girardeau, nördlich von Scott, gehört nächst diesen unter die fruchtbarsten Distrikte südwärts des M. und ist zugleich sehr gesund. Der Boden ist größtentheils Upland, allein durchgängig von der besten Art und sehr gut bewässert, da fast alle 3—6 Meilen bedeutende Creeks denselben durchströmen, die meistens ein breites, fruchtbares Thal haben. Auch ist die Lage des Kantons zum Absatz der Produkte außerordentlich günstig. Der 864□Meilen große Bezirk zählt noch nicht 10,000 Einw. Von geringerer Güte sind die Kantons Perry, St. Genevieve und Jefferson, die kaum einiges Bottomland am Mississippi, mehr aber an den kleineren Gewässern haben; Perry allein, in welchem Kanton die sächsischen Separatisten sich niederließen, hat längs des Mississippi einen drei Meilen breiten und 25 Meilen langen Strich erster Güte; alles Uebrige des genannten, übrigens gesunden Kantons ist Upland mittlerer Güte und reich an Eisen, Blei und Marmor. Der Kanton St. Louis bietet dem Landwirth sowohl, als dem Gewerbsmann die größten Vortheile dar; eingeschlossen von den beiden mächtigsten Strömen Amerika's, besitzt er an denselben ausgedehnte Strecken des reichsten Alluvialbodens; die Gegend um Florissant im Nordosten ist eine der reichsten, eben so die am Le Pere-Fluß; auch das Upland ist durchgängig gut, manches sogar vortrefflich; Prairies gibt es viele, fast alle mit Gebüsch bedeckt, eben so Barres, besonders in der Nähe der City St. Louis. Viele der Bottomländereien sind niedrig, voller Teiche u. kleiner Lachen und deshalb der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Westlich von da, am M., liegen Franklin, Gasconade und Cole, die sich ziemlich gleichen; das Upland reicht hier meistens bis an den

Hauptstrom, ist stark gebrochen und hügelig und zum Theil nicht besonders zur Kultur geeignet, wechselt aber am Gasconade, dem Osage u. anderen Flüssen mit vortrefflichem Thallande ab; das hohe Land im Westen des Osage ist besserer Art, als das im Osten dieses Flusses, an welchem es reiche Salpeterhöhlen gibt, von denen einige tief in den Kalksteinfelsen hineingehen und aus mehren Kammern bestehen. Hier hat man die Ruinen einer alten Stadt entdeckt, die, wie alle alten Befestigungen des Westens, die man insgemein „indische Fortifikationen" nennt, dem räthselhaften Urvolk zugeschrieben werden müssen, das noch vor den Indianern das Land bewohnte. Die Kantons Cooper, Saline, Lafayette und Jackson haben besseren, weniger gebrochenen hohen Boden; in Cooper kommen Prairies vor, die sich, je weiter westlich, desto ausgedehnter und zahlreicher zeigen; Jackson vorzüglich ist für Landwirthe von großem Werth und, was eben die Hauptsache ist, die genannten Kantons sind alle gesund. Im Osten, hinter den Fluß-Kantons des Mississippi, liegen, von Süden an gezählt, Wayne, Madison, St. Francis und Washington, sämmtlich in der sogenannten Mineralgegend; sie haben nur geringen, sehr hügeligen Uplandsboden, der theilweise völlig unfruchtbar ist, doch auch viele herrliche, reiche Thäler, die von zahllosen fließenden Gewässern durchströmt werden. Landwirthschaft wird hier nicht stark betrieben, Gewinnung der Mineralien ist hier Hauptgeschäft, vorzüglich in Washington, und um Potosi herum allein werden einige und siebenzig Bleigruben bearbeitet. Im Westen von den genannten folgen die Kantons Ripley und Crawford, die fast ganz den vorigen ähnlich und reich an Blei und Eisen sind; in Crawford sind am Merrimac bedeutende Eisenwerke schon seit Jahren in Thätigkeit. Hierauf folgen weiter westlich: Pulasky, Green und Morgan; die beiden ersteren bieten viel schönes Prairieland, der letztere, welcher im Norden des Osage liegt, ist mehr hügelig und reich an Blei, übrigens um Vieles gesünder, als die eigentliche Mineralgegend. An der Nordseite des Osage sind ferner die Kantons Benton, Bettis, Johnson, Rives und Van Buren, von denen bis jetzt noch keiner über 5000 Einwohner zählt; ein Theil ihres Bodens ist sehr uneben und hügelig, das Meiste aber gut u. zum Theil, besonders nach Westen hin, vortrefflich, theils Wald, theils Prairie; Johnson und Van Buren besonders haben viel des vortrefflichsten Bodens, letzterer aber, nach der westlichen Grenze zu, Mangel an Holz. Die Kantons Polk und Barry liegen im Süden des Osage, sind mit ausgedehnten Prairies bedeckt, und haben nur längs der Flüsse stämmige Waldung; der letztere ist der südwestlichste Kanton des Staats, mit hochstämmigen Kirschbäumen mehr als ein anderer Theil M.'s bedeckt, und Boden und Klima eignen sich vorzüglich zum Baumwollenbau. Der größte Theil der Bevölkerung, die sich auf 5000 Seelen beläuft, besteht aus sogenannten Squatters, die sich auf Staatsland niedergelassen haben, ohne es käuflich zu erwerben; sie betreiben größtentheils Viehzucht und leben meistens von der Jagd, die hier sehr ergiebig ist, da es weder an Roth-, noch Federwild, noch an Raubthieren fehlt. In der nördlichen Hälfte M.'s berühren wir längs dem Flusse, wenn wir im Westen beginnen, den Kanton Clay, dessen durchgängig reicher Boden fast überall schon angebaut ist. Nach ihm folgen, nach Osten zu: Ray, Carroll und Chariton, die weniger angebaut sind, obgleich sie des guten Bodens sehr viel haben; das niedrige Bottomland in Ray erwies sich einige Jahre lang als sehr ungesund, weshalb auch nur wenige Ansiedler sich hierher wandten, und in Carroll und Chariton, wo die über eine halbe Million Acres umfassenden Militärländereien gelegen sind, verhinderten diese, die von den Eignern nur selten in Besitz genommen wurden, die Ausbreitung des Anbaues, obgleich sie trefflich gelegen sind und eine sehr wünschenswerthe Mischung von Wald und Prairie enthalten. Howard, Boone und Callaway haben größtentheils vortrefflichen Boden, sowohl Upland, als Bottomland; besonders ist Boonslick, im Westen von Howard, durch seinen herrlichen Boden berühmt, der, obwohl Upland, den besten Alluvialgründen nichts nachgibt und sich durch seine Gesundheit auszeichnet. Die genannten 3 Kantons wurden zuerst in M. von den Amerikanern angesiedelt und sind, St. Louis ausgenommen, auch die bevölkertsten des Staats. Von geringerer Güte sind die östlich von ihnen liegenden Montgomery und Warren, deren Upland zum Theil mittelmäßiger Art ist, daher die früheren Einwanderer an diesen Gegenden immer vorüberzogen. Durch Dudens Reisebericht veranlaßt, ließen sich in beiden Kantons, die 1830 erst 3902 Einwohner, 1840 aber bereits zusammen 8624 zählten, größtentheils Deutsche nieder. St. Charles ist nur halb so groß, als die beiden genannten Kantons, hat aber eben so viele Einwohner; sein Upland ist beinahe derselben Art, hat aber im Winkel der beiden Hauptströme viel, meistens hochgelegenes Bottomland. Die Halbinsel zwischen dem Mississippi und M., die 20 Meilen lang und 2—10 Meilen breit ist, besteht ganz aus reichem Bottomland. Die Kantons Lincoln, Pike, Ralls und Marion liegen längs des oberen Mississippi und enthalten viel Bottomland und außerdem Upland erster Güte; besonders hat Ralls, durch welchen der Salt River strömt, den trefflichsten Boden. Lewis und Clarke, weiter nördlich, und letzterer an Jowa grenzend, sind noch reicher und ausnehmend gesund. Westlich von den Mississippi-Kantons liegen Audrain, Monroe und Shelby, von denen die beiden letzteren durchgängig fruchtbaren, gutbewässerten Boden haben. Audrain wird von einem Landrücken durchschnitten, enthält meistens guten Boden zweiter Klasse, ist sehr gesund gelegen, 440 □Meilen groß und bietet noch eine Menge Kongreßland. Monroe besteht größtentheils aus Wald, zählte 1830 nur 14 Familien, hatte aber bis 1840 seine Bevölkerung auf 9505 Seelen vermehrt; in Shelby hingegen sind Prairies überwiegend. Westlich von ihnen folgen Randolph und Marion, die sehr viel gutes Land haben und in der Mitte von der Grand-Prairie durchzogen wer-

den; beide Kantons sind sehr gesund und jeder zählt bereits 10,000 Einw. Zwischen Shelby und der westlichen Grenze, im Norden des oberen Missouri-Kantons, liegen Linn, Livingston, Caldvell, Clinton und Davieß, deren keiner bis jetzt, Livingston ausgenommen, 5000 Einw. zählt. Man nennt diesen Theil M.'s den „Garten Amerika's"; er hat des besten Landes viel, Prairieland ist vorherrschend, und auf demselben wird bereits bedeutende Viehzucht betrieben. Für Deutsche wären diese letzten Kantons besonders geeignet. Nordwärts von denselben ist noch Raum für zwei Reihen neuer Kantons, die auch bald hervortreten werden, denn schon ist daselbst alles Land mit Squatters besetzt. Die Bevölkerung mehrt sich außerordentlich, alle neuen Einwanderer wenden sich nach den inneren Kantons, oder wenn sie sich in den östlichen ankaufen, wandern die Verkäufer dorthin aus und legen neue Farms an, oder kaufen Squatters aus, die dann ihrerseits weiter ziehen. Geschichtliches. M. wurde 1541 zuerst von de Soto besucht und 1763 von den Franzosen angesiedelt. Die Union kaufte es 1803 Frankreich ab und machte es 1804 zu einem Territorium. Im Jahr 1821 trat es als selbstständiger Staat in den Bund.

3) M.-Gebiet, derjenige Theil der nordamerikanischen Indianerländer, der von den V.-St. bis zu den Felsengebirgen reicht. Dieser große Landstrich enthält jetzt, da der Staat Jowa einen Theil davon einnimmt, 22,400 □Meilen, beginnt mit dem 49° nördl. Breite, der hier von dem nordwestlichen Ende des Wald- oder Holzsees bis zu den Felsengebirgen die nördliche Grenzlinie zwischen den von den Briten und Nordamerikanern in Anspruch genommenen Ländern der freien Indianer bildet. Auf den übrigen Seiten sind die Grenzen: die Staaten Jowa, Arkansas, Texas, die Republik Mexiko und der Oregon-Distrikt, gegen welchen das Felsengebirge oder die Rocky-Mountains die Grenze machen. Im nördlichsten Theile und an der Ostseite dieses Landstriches strömt der mächtige M., in welchen die meisten der vielen anderen, zum Theil sehr bedeutenden Flüsse sich ergießen, worunter die beträchtlichsten der Yellow-Stone (gelber Steinfluß), der Platte, der Kanzas und der Arkansas sind. Das Land gehört zu den nordamerikanischen Hochebenen, ist jedoch an vielen Orten den Ueberschwemmungen der Flüsse ausgesetzt, wechselt mit Wald und Prairie, fetten Landstrichen und dürren Felsengegenden, Sümpfen und Niederungen und schließt einen Reichthum von Mineralien, Pflanzen u. Thieren in sich, welcher dem der in Kultur gewonnenen Staaten nicht nachsteht. An der Westseite des Landes ziehen sich die Rocky-Mountains (Felsengebirge), eine nördliche Fortsetzung der Cordilleren, mit Piks von 7—11,000' Höhe, ja noch höher in der Kette derselben, die unter dem Namen der Windfluß- (Windriver-) Berge bekannt ist. Einige 20 Meilen östlich von dem Felsengebirge erhebt sich mitten in der großen Ebene dieses Indianerlandes das weit niedrigere Gebirge der schwarzen Berge (Black-Hills), das größtentheils aus Sandstein besteht, und oft sehr schroff und von furchtbaren, seltsam geformten Abgründen unterbrochen ist, so daß man oft Städte oder Mauern mit Zinnen vor sich zu sehen glaubt. Diese schwarzen Berge dehnen sich in nordöstlicher Richtung von dem südlichen Quellenflusse des Platte od.: Nebrascaflusses bis zur großen, nördlichen Biegung des M. aus. Das Klima ist gesund, aber sehr verschieden; der südliche Theil hat heiße Sommer und kurze, strenge Winter, während im nördlichen Theile der Winter weit länger dauert. Der Boden ist von Natur sehr fruchtbar, aber noch ohne Kultur. Weiße leben hier wenige, sondern fast lauter Indianer, worunter die zahlreichsten von den hier herumstreifenden Stämmen sind: die Blackfeet oder Schwarzfüße, die Osagen, die Kanzas, ein Nebenstamm der Osagen, die Panis, welche Ackerbau treiben, die Sioux od. Dacotas, die den Strich von 42°—49° nördlicher Breite und von 278°—287° östlicher Länge bewohnen, die Assinibolen, ein Stamm der Dacotas, die sich jetzt von ihnen getrennt haben, wovon die Dacotas durch ihre Tapferkeit der Schrecken aller wilden Indianer sind, die Crows, die Ricaras, die Minetaren oder Dickbäuche. Die Mandans aber, die schon früher durch die unaufhörlichen Angriffe ihrer Feinde auf 2000 verringert waren, sind jetzt gänzlich durch die Pocken hinweggerafft und existiren nicht mehr. Für 1828 schlug der amerikanische Geograph Tanner die Zahl der sämmtlichen Indianer in diesen Gegenden auf 174,000 an; doch jetzt ist ihre Zahl weit geringer und vermindert sich mit jedem Jahre. Hierzu kommen nun noch die Indianerstämme, welche in den neuesten Zeiten aus den auf der Ostseite des Missisippi gelegenen Staaten der Union in diese westlichen Distrikte auszuwandern von der Regierung genöthigt worden sind, und deren Zahl 1832 auf 74,000 angeschlagen wurde, worunter 22,500 Creeks, 14,500 Cherokesen, 15,500 Choctaws, 3500 Chickasaws ꝛc. Im Jahr 1838 aber betrug die Zahl derselben 81,282. Ansiedelungen der Nordamerikaner finden sich hier noch nicht, sondern bloß hier u. da trifft man einzelne sogenannte Forts derselben, worunter man sich aber keine Militärforts vorstellen muß, sondern es sind Handelsforts, von den Handelsgesellschaften erbaut und mit einiger Mannschaft besetzt, um einen sicheren Punkt zu haben, wo sie ihre Güter niederlegen und von da aus Tauschhandel mit den Indianern treiben können. Aber nirgends sind von den Regierungen errichtete Militärforts zu finden. Einige von diesen Forts sind: Fort Larami, früher Fort William, am Flusse Larami, der in der Nähe sich in den Nordplatte ergießt, auf einer Anhöhe und im Viereck erbaut, etwa 80 Fuß lang und 100 Fuß tief; Penns-Fort, am Arkansas, ist eines der größten und schönsten; Fort Calhoun am M.

Missourier, Indianerstämme, s. Missouri 2) u. 3).

Missourigebiet, s. Missouri 3).

Missourium (foss. Säugeth.), nach Koch ausgestorbenes Pachydermengeschlecht aus der Familie der Proboscideen oder Rüsselthiere mit

einer Art, M. theristhocaulodon *Koch*, 30' lang, 15' hoch. Das Skelet ist im Allgemeinen dem eines Tetracaulodon sehr ähnlich, weshalb es von Owen wie Tetracaulodon selbst, zu Mastodon gezogen worden ist. Zahl und Form der Backenzähne stimmen fast ganz mit Tetracaulodon (s. d.) überein, nur sind dieselben verhältnißmäßig kleiner u. mit einer dickeren Schmelzlage bedeckt. Im Oberkiefer stehen zwei ungeheure, 10' lange Stoßzähne, die viel tiefer in den Kiefer eingesetzt sind, als bei Mastodon u. Elephas. Die steinige Rinde, welche dieselben überzieht, ist ¹/₂" dick (bei Mastodon nur ¹/₁₅") und die Zähne sind in horizontaler Richtung auswärts gekrümmt, was nicht nach der Meinung englischer Anatomen eine Folge zufälliger Verdrückung ist, sondern nach Koch, der versichert, beim Ausgraben den rechten Zahn noch ganz unversehrt im Kiefer sitzen gesehen zu haben, bevor derselbe durch einen unglücklichen Fall abgebrochen sey, die natürliche Stellung, was auch durch den Querschnitt des 6¹/₂" hohen und 6" breiten Zahnes bestätigt wird. Der Schädel ist sehr flach und dem des Nilpferdes ähnlich, was auf eine mehr an das Wasser als an das feste Land gebundene Lebensweise deutet. Statt eines langen Rüssels scheint nur eine verlängerte Schnauze vorhanden gewesen zu seyn. Der erste Halswirbel besitzt mächtige Querfortsätze, die vorderen Rückenwirbel haben Dornfortsätze von 18"—27" Länge. Die Rippen sind verhältnißmäßig dünn und kurz und stehen mit ihren scharfen Kanten nach innen und außen. Das Schulterblatt ist 3' 1" lang und 2' 7" Zoll breit, der Schulterknochen 3' 5¹/₂" lang und hat 3' 3" Umfang. Die großen Knochen haben keine Markhöhle, sondern statt derselben im Innern ein großzelliges Gewebe. Nach dem geringen Raume der Gehirnhöhle zu schließen, dürfte das M. ein träges Thier gewesen seyn, welches mit seinen Sichelzähnen die ihm zur Nahrung dienenden Gewächse in großen Quantitäten auf einmal zusammenraffte. Die Zähne mögen wohl auch noch zum Bahnen des Wegs durch dichtes Rohr gedient haben, so wie zum Schutz für die Augen und die dünnen Rippen und vielleicht auch als Anker am Ufer. Das Skelet ist gefunden worden im Staate Missouri und scheint dem Alluvium anzugehören, so daß das Thier noch mit dem Menschen zugleich gelebt haben muß, was um so wahrscheinlicher wird, als Koch unter dem Gerippe eine Pfeilspitze von Feuerstein, wie sich deren die Indianer noch bedienen, aufgefunden hat.

Miß Pulteneys-Town, Stadt, s. Pulteneys-Town.

Miß-Totfalu, österreich.-ungar. Stadt, szathmarer Gespannschaft, nördl. von Banya; Töpferei.

Mißtrauen, s. Zutrauen.

Missulena (Arachnid.), nach Walckenaer, Spinnengattung, s. v. a. Eriodon *Latr.*

Missolonghi, s. v. a. Missolunghi.

Missunde, dänisches Dorf, Schleswig, Amt Gottorp, an der Schley; Ueberfahrt über diese.

Missurium (Petrefakt.), s. v. a. Missourium.

Missus (röm. Ant.), 1) in den gymnischen und Gladiatorenspielen die Zeit zwischen dem Anfang eines Wettfahrens, Fechtens rc. bis zum Ende desselben, oder jedes einzelne Wettfahren, Wettrennen oder Fechten der Gladiatoren; — 2) bei der Tafel die auf einmal aufgesetzten Gerichte, Tracht, Gang.

Mißvergnügen, Gemüthszustand, der auf dem Gefühl der Unlust beruht, welche über einen keinen angenehmen Eindruck auf uns machenden und daher unser Mißfallen erregenden Gegenstand in uns entsteht.

Mißverständniß, 1) unabsichtliche falsche Auffassung der Meinung eines Anderen u. dadurch veranlaßtes irriges Urtheil; legt man der Meinungsäußerung eines Anderen mit Absicht einen falschen Sinn unter, so ist dies Mißdeutung; — 2) Störung des freundlichen Einvernehmens zwischen zwei Menschen, welche in Folge unabsichtlicher falscher Beurtheilung eines zwischen ihnen obwaltenden Verhältnisses entsteht. Zu der Beseitigung dieser Störung führt Verständigung.

Mißwachs (Mißernte, Mißjahr) tritt ein, wenn in Folge ungünstiger Witterung die Feldfrüchte nicht gedeihen und einen so geringen Ertrag liefern, daß durch denselben die Bestellungskosten kaum oder gar nicht gedeckt werden, was nothwendiger Weise ein Steigen der Preise der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, besonders des Getreides, und dadurch Nothstand veranlaßt.

Mist, 1) die Exkremente von Menschen und Thieren; — 2) s. v. a. Dünger; — 3) s. v. a. Kehricht; — 4) schlechte, untaugliche Sachen; — 5) (Seew.), s. v. a. Nebel, daher der Ausdruck: mistiges Wetter.

Mist (nord. Myth.), s. Hrist.

Mist (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Provinz Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; 350 Einw.

Mistachio (ital., Meßk.), s. v. a. Mustachio.

Mistaken, nordamerik. Cap, Neu-Foundland, an der Halbinsel Avalon.

Mistato, kandiotisches Oelmaß; in Canna = 8¹/₂ Okas oder 11,164 Liter; in Rettimo = 10 Okas; 8 M. ist = 1 Barile.

Mistbeet, Vorrichtung, welche dazu dient, die natürl. Wärme, die dem Klima od. der Jahreszeit mangelt, künstlich zu ersetzen, um entweder zärtliche Gewächse zu kultiviren od. anzutreiben, od. Melonen, Gurken, mehre Gemüse- u. Kräuterarten zu einer ungewöhnlichen Zeit für die Küche zu produciren. Die eigentlichen M.e theilt man ein in warme und lauwarme oder Winter- u. Sommer-M.e. Kühle M.e (oft auch kalte M.e genannt), deren man sich theils zur Aussaat feiner Gesäme, theils zu Stecklingen bedient, sind entweder solche, die schon zum Treiben benutzt worden sind und ihre Wärme verloren haben, oder von ausgegohrenem Pferdedünger oder Laub, wodurch keine Wärme mehr erzeugt wird, angelegt werden. Oefters versteht man unter kalten M.en auch Rabatten mit oder ohne

Umfassung von Backsteinen oder Holz, mit oder ohne Fensterbedeckung, mit besonderer Erdzubereitung, wie sich solche für die darin zu säenden Samen oder darin zu pflanzenden Gewächse (z. B. Kapzwiebeln, zarte Sträucher zum Ablegen u. dgl.) eignet. Solcher kalten M.e bedient man sich auch, um niedrige härtere Topfgewächse, die nur Schutz gegen Frost bedürfen, darin zu durchwintern. Man versenkt die Töpfe darin in Grubensand, Kies oder alte Gerberlohe, damit sie nicht so schnell austrocknen, begießt sehr wenig, lüftet fleißig, und bedeckt die Fenster und Läden bei hartem Frostwetter mit Matten, Grummetheu oder Laub, und versieht die Seitenwände des (hinten 2—3 Fuß hohen, von 1- 1¼ Fuß hohen) Kastens, wenn er nicht in die Erde gesenkt ist, außen mit einem 2 Fuß breiten Erdwall oder mit einem Umsatz von altem Strohmist und Laub. Die Pflanzen müssen von Zeit zu Zeit ausgeputzt werden, bei mildem Wetter Luft erhalten. Man wählt zur Anlage der M.e einen warmen, ruhigen, sonnigen Platz, der gegen Mittag liegt und sich etwas neigt, auch gegen Norden, Nordost und Nordwest durch eine Mauer, Gebäude, dichte Zäune, hohe Hecken oder Breterwände geschützt wird. Man kann im Nothfalle auch einen 8—10 Fuß hohen Schutzmantel von Stroh oder Schilf mittelst Latten und Pfählen aufrichten. Der Mist-Platz muß vollkommen trocken, wenigstens 2½—3 Fuß über dem nächsten Wasserstande erhaben und genugsam abgesenkt seyn, daß kein Wasser darauf stehen bleibe. Ist der Boden zu fest, um die Feuchtigkeit aufzunehmen, so grabe man ihn einige Fuß tief aus, bringe Schutt hinein, stampfe ihn etwas zusammen und bedecke ihn mit einer Lage Kies oder Sand. — **Materialien zu M.en.** Zu dem warmen M. braucht man gewöhnlich den frischen, unvergohrnen Stallpferdemist, welcher viel Stroh und Harn enthält; auch von Eseln und Maulthieren, der aber wegen der zu großen, sich schneller verlierenden Hitze minder gut ist. Er darf vor dem Gebrauche nicht zu lange im Freien der Sonne und dem Regen ausgesetzt werden, auch nicht auf Haufen liegen, wodurch er vor der Zeit fermentirt und desto schneller seine Hitze verliert; es ist daher sehr zu empfehlen, den Dünger für Warmbeete (besonders zum Treiben der Melonen, Gurken, der frühen Zwergbohnen [Vitsbohnen] und des Kopfsalates) unter einem Dache oder Schuppen aufzuschichten, wo er gegen Sonne und Regen geschützt ist. Muß man lange sammeln, um die erforderliche Quantität Düngers zu bekommen, so muß man ihn bisweilen umwenden, damit er nicht zu früh in Gährung komme; auch muß der ältere mit dem frischen wohl vermischt werden, damit durch ungleiche Fermentation nach der Anlage keine Senkungen im M. entstehen. Manche Gärtner gebrauchen den Dünger sogleich, wie er aus dem Stalle kommt; viele aber ziehen es vor, ihn zuvor auf einen Haufen zu werfen und sobald er zu dampfen beginnt, das M. anzulegen, wodurch dessen Erwärmung beschleunigt wird. Wer nur wenig frischen Pferdemist bekommen kann (der für warme M.e vorzuziehen ist), nehme etwa den 4. oder 3 Theil frisches Gras, Eichen- und Buchenlaub oder Wiesenmoos und mische solches zwischen den Strohdünger. Die Erwärmung erfolgt durch diese Mischung zwar später, ist aber dessenungeachtet dem Zwecke entsprechend und dauert länger als bei unvermischtem Dünger. Sind die Materialien zur Mistbeetanlage zu trocken, so befeuchte man jede angelegte Schicht mit etwas Wasser, um die Erhitzung zu befördern. — Zu den **lauwarmen M.en** (die man zum Treiben der frühen Möhren, Radies, des Spargels, Blumenkohls, später der Melonen, einiger Kräuter u. für Samen vieler Glashaus- und tropischer Sommerpflanzen anlegt) bedarf man weniger frischen Dünger; man kann etwas alten Dünger, mehr Eichen- oder Buchenlaub (welches trocken gesammelt werden muß und vor dem Gebrauche nicht zu stark fermentiren darf) und andere Materialien, die durch Gährung eine dauernde Wärme geben, beimischen, allenfalls auch Laub allein gebrauchen. Man macht die lauwarmen M.e auch minder hoch als die warmen, und richtet sich bei der Anlage immer nach der Jahreszeit und den Lokal- und Klimaverhältnissen. Die Wärme der Beete steigt und dauert nach Verhältniß des dazu verwandten Materials. Nach **Noisette** (s. dessen Handb. der Gartenk., Thl. I, S. 22 rc.) bringt der Schafmist 60—70° R. Hitze, bleibt aber nur bis 4 Monate warm; Esel-, Maulesel- und Pferdemist geben 55—60° R., und die Wärme dauert fast 6 Monate; ausgebeizte (aus der Lohgrube gebrachte) Gerberlohe gibt 30—40° R., und bleibt ½ Jahr lang warm; der zur Hälfte mit trockenem Laub vermischte Pferdedünger gibt 40—50° R., die 7—9 Monate dauert; trocknes, mit ⅓ Mist vermischtes Laub erlangt 30—40° R., und bleibt 9—11 Monate warm; trockenes Laub allein gibt 35—40° R., die 1 Jahr anhält; Kothstaub, den man (in Frankreich) in Blumentreibegärten zu gebrauchen anfängt, gibt 50—60° R. Hitze, die ein Jahr dauert; Weintrestern erhitzt sich bis 40—50° und bleibt über 20 Monate hindurch warm. Diese angegebenen Grade können jedoch nach Verhältniß der Klimate, der Jahreszeiten, der Lokalitäten und der größern oder geringern Feuchtigkeit der Atmosphäre, so wie nach dem Zustande der Materialien stark wechseln; jedoch erlangt man durch Mischung der genannten Substanzen die verschiedenen Wärmegrade (welche man durch den hineingesteckten Thermometer prüfen kann), deren man bedarf, ziemlich dauerhaft. Indeß muß man nach Verhältniß der äußeren Lufttemperatur in bald längern, bald kürzern Zeiträumen umlegen (oder frische Warmhalter, Umsätze, Umschläge, Mäntel aufsetzen), um die Gährung zu erneuern; sonst würden die Beete allmählig verlieren, und die Temperatur gegen das Ende der bestimmten Zeitpunkte auf den Grad der atmosphärischen Luft herabsinken. — Die warmen M.e legt man sowohl in Warmhäusern oder Treibkasten (in daselbst befindlichen 2½—3 Fuß tiefen Gruben oder Kasten von Mauer oder Holz) als auch im Freien an, und bedeckt sie zu verschiedenen Zwecken mit Lohe oder Erde. Die Art der

Anlage ist in beiden Fällen gleich. Das M. im Freien wird entweder in einer 1½—2 Fuß tiefen flachen Grube angelegt, deren Seitenwände mit Bretern oder Backsteinen eingefaßt werden, von der Länge und Breite des aufzusetzenden M.=Rahmens oder auf der Oberfläche. Erstere Art nennt man auch eingesenkte M.e. Die Grube darf nur in vollkommen trocknem Boden gemacht werden, und ist derselbe nicht porös genug, um die Feuchtigkeit, welche sich aus dem M. niedersenkt, einzuziehen, so lege man auf die Grundfläche zuvor Gypsstücke, Kies oder feinen Schutt und darüber etwas Reisigholz. Man kann diese Grube aber auch von Backsteinen oder Eichenbohlen auf der Oberfläche errichten und deren Wände auswendig mit Erde anhöhen. Manche bedienen sich feststehender Mistbeetkasten von Mauerwerk oder Holz und von verschiedener Höhe und Abneigung, die mit Fenstern bedeckt werden; der Dünger wird unmittelbar darin angelegt, und wenn die Wärme abnimmt, setzt man von außen Umschläge von frischem Dünger oder Laub an. Legt man das M. in obgedachter Grube an, so erweitert man den Düngersatz oberhalb derselben für den Umschlag des Rahmens ¾—1½ Fuß (für das warme M. im Dec. bis Februar 2 Fuß) von allen Seiten, wie es bei dem M. geschieht, welches man auf der Oberfläche anlegt. — Dieser Umschlag (Umsatz, Mantel oder Warmhalter) wird jeder Zeit bis an den obern Rand des Mistbeetrahmens aufgesetzt, auf gleiche Art, wie das M. selbst: man muß ihn fest zusammen und dicht an den Rahmen antreten, und wenn er sich nach einigen Tagen gesenkt hat, wieder aufhöhen. Bringt man etwas Schafmist (Schafbollen) dazwischen, so wird die Erhitzung beschleunigt, aber auch leicht zu brennend und verderblich. So oft das M. seine Wärme verliert, wird dieser Umschlag entweder bis unterhalb des Rahmens oder bis zum Grunde weggestochen und durch frischen oder gemischten Dünger erneuet. Diese Arbeit wird im Winter oft in Zeiträumen von 2—3 Wochen nothwendig, besonders für Melonen, Gurken, Zwergbohnen, Kopfsalat und andere Gewächse, welche anhaltende lebhafte Wärme verlangen. Ist ein M. erkaltet, so pflegen manche Gärtner dasselbe aufzunehmen, den Mist, je nachdem er mehr oder minder verwest ist, mit frischem zu mengen, und dann das Beet neu aufzusetzen, wie solches auf gleiche Art mit Lohbeeten geschieht; doch kann solches nur nach den Abernten geschehen. Um die Wärme in der kältesten Jahreszeit durch Umschläge schneller in den M.en herzustellen, pflegt man die Wintermistbeete schmäler zu machen, etwa 4—5 Fuß, nach Andern nur 3 Fuß breit im innern Raume. Man hat auch versucht und empfohlen, die Wärme in den Mist= und Treibbeeten mit heißem Wasser zu unterhalten; solches wird in Röhren gegossen, die man unter dem Beete horizontal umher leitet, von Zink oder Blei verfertigt und an der Ein= und Ausmündung mit einem Pfropf verstopft. Es ist sogar in Vorschlag gebracht, über Schweinkofen und Viehställen Treibbeetkasten anzubringen, um die warme thierische Ausdünstung statt des Düngers zum Treiben zu benutzen (s. Allg. deutsch. Garten=Mag., Forts., Jahrg. 1820, Bd. 4, St. 6). Des bessern Ansehens und der länger anhaltenden Wärme wegen kann man die M.e, welche man gewöhnlich in Reihen vor einander anlegt, mit einer 3—4 Fuß hohen Mauer oder Bohlenwand umgeben, die von solchem Umfange seyn muß, daß sie sämmtliche M.e umschließt, und um den Dünger hineinzubringen, kann man an einigen Stellen Thüren anbringen. Zwischen jeder Reihe Mistbeetrahmen muß hinreichender Raum für die Erneuerung der Umschläge bleiben, d. h. 3 Fuß, und an den Seiten an beiden Enden 1½ Fuß. Der Umrand kann im März mit Erde bedeckt und mit frühem Kopf= und Wirsingkohl, frühem Kohlrabi, Blumenkohl und Sellerie, Radies, Kresse, Petersilie, Blumensamen u. dgl. besäet werden, worüber man während der Nacht Matten deckt. — Die Anlage der M.e geschieht auf folgende Art; nachdem man die Dimensionen des M.s abgesteckt hat, wird der Dünger (oder anderes geeignetes Material) mit der Gabel in ebenen, 6—8 Zoll hohen Lagen aufgesetzt, und dabei wohl auseinander geschüttelt, damit er sich gleichmäßig setze und erwärme, was nicht geschieht, wenn man ihn klumpenweise zusammenwirft. Am Rande biegt man die überstehenden Düngerhalme um, damit man eine gerade Linie bekomme. Ist eine Lage fertig, so klopfe man mit dem Rücken der Gabel darauf umher, um zu finden, ob noch Senkungen vorhanden, wo etwas Dünger aufgebracht werden muß. Jede Lage wird (Fuß an Fuß, und indem man der größern Schwere wegen die Hände auf den Rücken legt) egal festgetreten, und wenn der Dünger zu trocken ist, etwas mit Wasser befeuchtet. Mit jeder Lage verfährt man so, bis das M. seine erforderliche Höhe hat. Die Höhe beträgt bei warmen M.en im Winter 3—4 Fuß; später kann man die Anlage um 6—12 Zoll niedriger machen, indeß hat man sich darin nach den Verhältnissen des Klimas, der Witterung und nach den Pflanzen zu richten, welche man auf den M.en kultiviren will. Ist das Material minder gut, muß auch die Anlage höher seyn. Nachdem die Mistbeetanlage fertig ist, wird der Rahmen (Kasten) rechtwinkelig (vorn und hinten mit der Längsseite horizontal, nach Süden aber abhängend) darauf gesetzt. An den Ecken desselben legt man einen Backstein oder Klotz unter, und macht nun auf gedachte Art den Umschlag fertig. Alsdann kämme man die Seitenflächen mit einem Rechen von oben nach unten eben und scheere die zu lang hervorragenden Halme mit einer Heckenscheere ab; diese Arbeit ist aber nur bei freiliegenden M.en nöthig. Hat man durch untergelegte Klötze oder Backsteine dem Rahmen seine erforderliche Abneigung nach Süden gegeben, so wird in demselben noch eine Lage Dünger (den man auch mit etwas altem Dünger und für Melonen und Gurken mit Kuhdünger mischen kann) etwas höher als der untere Rand des Rahmens steht, aufgebracht. Dann legt man die Fenster auf, und steckt zugleich einige Stäbe in den Dünger, um später, nachdem die stärkste Hitze verdampft ist, bei Herausziehung derselben durch das Anfühlen beur=

theilen zu können, ob das Beet nicht mehr zu heiß sey, um die Erde ohne Gefahr darauf zu bringen. Ist die Hitze noch so stark, daß man den untern Theil des schnellherausgezogenen Stabes nicht ohne schmerzhaftes Brennen anfassen kann, so würde die alsdann aufgebrachte Erde leicht verbrennen und ihre nährenden Substanzen verlieren, findet man aber die Stäbe nur noch heiß, ohne daß sie ein brennendes Gefühl in der Hand verursachen, so kann man sogleich die Erde aufbringen. Wenn der Dünger zu dampfen beginnt, muß man täglich die Hitze des M.s untersuchen. Man kann sich auch eines Thermometers bedienen, und die Hitze dann bis auf etwa 40—35° R. verdunsten lassen, ehe man Erde aufbringt. So lange der Mist noch stark dampft, müssen die Fenster bei Nacht und Tage etwas gelüftet bleiben, widrigenfalls das Glas trübe wird, und sich Pilze und Moder anhäufen, die sehr nachtheilig sind. Die **Luft- oder Kerbehölzer**, deren man sich zum Lüften der Fenster bedient, können 2 Fuß lang, 3½ Zoll breit, 1½ Zoll dick, und auf jede 4 Zoll Länge mit einem 2 Zoll tiefen, sägenartigen Ausschnitt versehen seyn, dessen unterer Abschnitt horizontal ist; das obere Ende wird bis zu 1 und 2 Zoll Dicke abgeschrägt, das untere aber mit einem Kerbausschnitt versehen, um das Holz auf den Rand des Rahmens stützen zu können. Man nimmt am liebsten festes Eichenholz dazu. — **Mistbeetrahmen** (Aufsatz- oder Mistbeetkasten, Mistbeetgestelle). Derselbe besteht aus 4 Bretern von starkem, 1½—2 Zoll dickem Tannen- oder Eichenholze, welche rechtwinkelig zusammengefügt werden. Das Hinterbret, welches nach Norden gerichtet wird, muß so viel breiter seyn, wie das Vorderbret, als nöthig ist, dem Rahmen mit den Fenstern die erforderliche Neigung gegen Süden zu geben. Für gewöhnliche M.e kann die Hinterwand des Rahmens 1½—2 Fuß, die Vorderwand 10—16 Zoll hoch seyn, indem die etwas stärkere oder geringere Absenkung leicht durch Backsteine oder flache Klötze, die man an den Ecken unterlegt, bewirkt werden kann. Die Höhe des Rahmens richtet sich nach dem Volumen der darin nöthigen Erde und nach der Höhe der darin zu kultivirenden Pflanzen. Die Seitenbreter des Rahmens sind an jedem Ende mit durchlochten Zapfen versehen; diese steckt man durch die dazu an den Enden des Hinter- und Vorderbretes gemachten Oeffnungen, und befestigt dann die 4 Breter mittelst harter Keile, welche man durch die Zapfen schlägt. Statt der hölzernen Zapfen kann man sich eiserner bedienen, welche vorzuziehen sind, da erstere leicht abbrechen oder faulen; oder man fügt die Rahmen mittelst Haken u. Krampen zusammen. Diese Rahmen haben vor solchen, die an den Ecken fest verzapft oder zusammengenagelt sind, den großen Vorzug, daß man sie nach dem Gebrauche leicht auseinander nehmen und unter ein Obdach bringen kann. Die oberen Kanten des Vorder- und Hinterbretes müssen dergestalt abgeschrägt seyn, daß die Fensterrahmen flach und dicht aufliegen. Nach **Knight** soll der Rahmen gleichmäßige Höhe haben, und dagegen der Boden und die Düngeranlage von erforderlicher Absenkung seyn (s. **Laudon's** Encyklopädie des Gartenwesens, S. 390). Da wo die Fenster mit ihren Längsseiten zusammenstoßen, ist der Rahmen mit Querriegeln versehen, welche mit einem sogenannten Schwalbenschwanze in die obere Kante des Hinter- und Vorderbretes eingelassen werden, oben eine Wasserfurche haben, den Rahmen in gerader Richtung erhalten und die Fenster mit tragen. Sie können 3—4 Zoll breit, 1½—2 Zoll dick und an den untern Ecken abgestumpft (abgevaset) seyn. Die Mistbeetrahmen können eine Breite von 4—6 Fuß, und die Länge für 2—4 Fenster erhalten. Die Fensterrahmen werden am besten von gutem, trocknem, 1½—2 Zoll dicken Tannenholze gemacht, welches sich nicht so leicht wirft als das Eichenholz; indeß darf das Holz nicht zu viel Harz enthalten, da solches von der Sonne extrahirt wird und sich dann auf der Oberfläche ansetzt. Die Stärke der Fensterrahmen hängt von der Größe der Fenster ab; man suche dabei möglichst viel Licht für das M. zu gewinnen, soviel, ohne die erforderliche Festigkeit zu verringern, geschehen kann. Die Fenster können 3—4 Fuß breit seyn und mit 3—4 Reihen Scheiben dachziegelförmig beglaset werden. Zu Mistbeetfenstern darf das Glas nicht zu schwach seyn, auch lege man die Scheiben etwas locker ein, damit sie, wenn das Holz bei anhaltend feuchter Witterung quillt, nicht zersprengt werden. Die Fenster müssen oben und unten mit einem eisernen Ring zum Aufheben versehen seyn, und nicht zwischen dem Vorder- und Hinterbret des Rahmens, sondern auf demselben liegen, indem sie vorn gegen eine Kurbel oder eine vorstehende Leiste stoßen, damit das ablaufende Regenwasser nicht ins Innere des M.s bringe. Wenn das M. nicht mehr zu heiß ist (s. oben), bringt man die Erde darauf. Man nimmt zuvor allen Schwamm und Schimmel sorgfältig hinweg, der sich auf der Oberfläche des M.s bisweilen anzusetzen pflegt, ebnet den Dünger und bringt noch einige Zoll hoch kurzen verweseten Pferde- oder Kuhmist darauf. Dann wird die, zuvor grob gesiebte Mistbeeterde so hoch aufgebracht als erforderlich ist, z. B. für Melonen und Gurken 7—8 Zoll (nach Andern nur 4—5 Zoll, doch dies ist zu wenig, weil die Pflanzen in zu flacher Erdlage leicht vergeilen), für Kopfsalat 6 Zoll, für Möhren 9—10 Zoll, Radies 8 Zoll, Spargel und Blumenkohl zum Treiben bis 18 Zoll, frühe Zwerg- oder Vitsbohnen 8—9 Zoll, allerlei Samen von frühen Kohlarten, Porre, Sellerie, Kresse, Petersilie, Blumensamen u. dgl. 5—6 Zoll. Nach dem Aufbringen wird die Erde täglich einmal umgestochen, und wenn sie eine angenehme Milchwärme hat, geebnet und besäet oder bepflanzt. Hat man für zarte Pflanzen einen bestimmten Wärmegrad nöthig, so stecke man einen Thermometer in die Erde. Die Zeit, in der sich ein M. erwärmt, und bis zum erforderlichen Grade wieder verkühlt, ändert sich nach der Beschaffenheit des M.s und nach der Temperatur der Atmosphäre; sie kann daher nicht bestimmt angegeben werden. Bis die Erde

sich erwärmt, darf man nur täglich 1 Zoll hoch lüften, um den Dunst, der sich anfangs noch entwickelt, fortzuschaffen. Es ist oft der Fall (besonders wenn das Material des M.s zu trocken war), daß durch vieles Begießen oder nach heftigem Regen plötzlich eine große Hitze (Nachbrand, Nachgährung) entsteht. Damit nicht die Erde sammt den Pflanzen verbrenne, muß man schnell mit einem spitzen Pfahl Löcher in den Dünger stoßen, um der Hitze einen Abzug zu verschaffen, wenn sie verflogen ist, macht man die Löcher wieder zu. Die mit Lohe (1—1½ Fuß hoch) bedeckten M.e werden benutzt, um die Töpfe mit zarten Pflanzen, Samen und Stecklingen von Tropengewächsen, die viele und anhaltende Wärme verlangen, darin einzusenken. Man muß auch hier Acht geben, daß die Hitze der Lohe nicht mehr zu stark sey, wenn man die Töpfe einsenkt (s. Lohbeet). — Zum Bedecken der M.-Fenster gebraucht man Matten von Rohr oder rein ausgedroschenem Stroh, Läden von dünnen Bretern (die man bei strenger Kälte überher mit trocknem Grummet, Moos oder Laub bedeckt, oder dicke Woll- und Haardecken. Ist bei strenger Kälte für die warmen M.e eine doppelte Bedeckung von Matten nöthig, so thut man wohl, um das Zerdrücken der Scheiben zu verhüten (besonders dann, wenn es viel schneiet), einige ½ Zoll dicke, 2 Zoll breite Latten zuvor quer über die Fenster zu legen. In manchen Fällen ist es auch zur Verhütung einer Luftstagnation im Beete sehr gut, mittelst solcher Latten zwischen Glas und Deckung einen Luftraum zu lassen. Die Deckung der warmen M.e muß über den Umschlag hinreichen, und bei strenger Kälte rolle man die Matten über den freistehenden Umschlag bis zur Erde hinab oder häufe etwas Grummet oder dgl. von außen dagegen, damit der Frost nicht eindringe. Für lauwarme M.e ist's genügend, wenn die Deckung 6—8 Zoll über die Rahmen hinausreicht. Die Matten von Rohr und Stroh werden auf der Erde oder an Rahmen mittelst dreidräthigen, hanfenen Bindfadens angefertigt; in ¾ Fuß weiten Entfernungen bindet man einen fingerdicken, geraden Stab mit ein, wodurch sie größere Festigkeit erhalten. Wird der Bindfaden demnach mit Theer eingerieben, so dauern die Matten einige Jahre länger. Uebrigens rolle man die Decken und Matten, wenn sie feucht sind, auseinander und stelle sie gegen eine Wand oder ein dazu vorhandenes Lattengerüste zum Trocknen hin; nie lasse man sie auf der Erde oder dem M.-Umrand liegen, am wenigsten bei nassem Wetter, weil sie sonst binnen Jahresfrist faulen würden, während sie bei sorgfältiger Behandlung und wenn man sie nach dem Gebrauche unter Obdach trocken bewahrt, 3—4 Jahre dauern. Gegen Ratten und Mäuse muß man die Stroh-, Woll- und Haardecken sorgsam schützen, weil sie dieselben gern zernagen. — **Mistbeetgärtnerei, allgemeine Regeln dafür.** Lüften oder Luft zu geben: man lüfte die Fenster mittelst untergesteckter Luft- oder Kerbhölzer stets an der dem Winde entgegengesetzten Seite, damit dieser nicht die Pflanzen berühre. Ist der Wind ziemlich stark und man müßte wegen milder Luft die Fenster hoch lüften, so kann man Bastmatten oder dünne Leinwand und Rohrmatten vor die Oeffnung hängen, um das Einstoßen des Windes zu hindern. Bei ruhiger Luft lüftet man die Fenster abwechselnd an allen vier Seiten, damit alle Theile des Beetes gleichmäßig mit atmosphärischer Luft versorgt werden, die den Pflanzen und Samen durchaus unentbehrlich ist. Beträgt die atmosphärische Wärme nicht über 4° R., so lasse man die Fenster dicht geschlossen, es wäre denn der Dunst zu stark, welchen abzulassen ein, oben an den Ecken der Fenster untergestecktes, fingerdickes Hölzchen genügen kann. Bei 5—6° R. lüfte man in der Mittagszeit 1—2 Zoll hoch. Milde Tage benutze man um so eher zum Luftgeben, wenn wegen zu großer Kälte lange nicht gelüftet werden konnte. Haben die Pflanzen indeß lange der frischen Luft entbehrt, so werden sie sehr zärtlich und sind gegen den Einfluß derselben empfindlich; man darf sie dann nur allmählig wieder daran gewöhnen. Dann lüfte man am ersten Tage sehr wenig und auf kurze Zeit; am zweiten Tage etwas mehr und länger, und so fort, bis die Pflanzen die größere Quantität atmosphärischer Luft ohne Gefahr ertragen können. Auch brauche man nöthigen Falles die Vorsicht, Matten oder dgl. vor die Oeffnung zu hängen. Die wärmsten und sonnigsten Tage benutze man, um in den Mittagsstunden die M.e auszujäten und die Pflanzen von faulen Blättern, Schimmel und Schmutz zu befreien. Im Winter muß man auch zu dieser Zeit das Begießen, doch nur im höchsten Nothfall und sehr spärlich, verrichten. Man vermeide dabei, so viel als möglich, das Kraut und die Stengel der Pflanzen zu benetzen. Das Lüften wird nach Maßgabe der äußern Temperatur und dem Bedarf der Pflanzen und Samen vermehrt oder vermindert; im Frühling, wenn die Sonne wärmer strahlt, bedürfen alle Pflanzen, besonders die der Lauwarm-Beete, weit mehr Luft als im Winter und im Sommer, wenn die Nächte warm sind, lüftet man die minder warmen M.e auch während der Nacht bald mehr, bald minder; besonders dann, wenn man junge Pflanzen auf den Stand im Freien vorbereiten will. Für diese ist auch nothwendig, nachdem man nach und nach immer höher lüftete, etwa 5—8 Tage vor dem Verpflanzen die Fenster (erst nur während des Tages, später auch während der Nacht) ganz abzuheben, damit die Pflanzen sich vollkommen an die freie Luft gewöhnen. — Bei kalter Jahreszeit wird die nächtliche Bedeckung der Fenster nöthig, und zwar mit obengenannten Rohrmatten u. dgl. — Man deckt nach Maßgabe der äußern Temperatur und dem Zustande des M.s einfach oder doppelt; ist die Kälte streng, und die Luft rauh und trübe, bleibt die Bedeckung auch am Tage liegen; ist's aber milde und sonnig, nimmt man dieselbe weg, sobald die Sonne die Fenster berührt und legt sie im Winter wieder auf, wenn die Sonne nicht mehr darauf scheint. Jeder Sonnenblick ist im Winter von großem Werth und darf den Pflanzen nicht entzogen werden. Wenn viel Schnee fällt, bleiben die Fenster, während es schneit, bedeckt; nachher entferne man allen Schnee sorgfältig

von dem M. und dessen naher Umgebung, nehme die Matten und Decken ab und klopfe sie mit einem Stäbchen, um sie vom Schnee völlig zu säubern. Es ist bei strenger Kälte nöthig, besonders bei warmen M.n, den ganzen Umschlag, wenn er frei steht, mit zu bedecken. Im Frühling und Herbste deckt man meistens nur einfach, man nimmt die Bedeckung Morgens nach Sonnenaufgang oder wenn die ersten Sonnenstrahlen die M.e berühren, hinweg, u. legt sie Abends wieder auf. Im Sommer, wenn die Nächte warm genug sind, ist keine Deckung mehr nöthig. — Beschatten. Im Frühling, oft schon im März, wirkt die Sonne auf die M.e so kräftig, daß sie leicht verderblich wird; daher beschattet man die Fenster nach Maßgabe der Sonnenwärme von nun an mit dünnen und lockern Rohr- oder Bastmatten, Leinwandrahmen od. Gittern von Tuchsleggen oder dünnen und schmalen Latten. Man beschattet im Frühling von 11 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, im Sommer von 8½ oder 9 Uhr bis 5 Uhr. Stecklinge müssen meistens bis zum Anwachsen ganz des Sonnenlichtes beraubt werden, damit der Trieb nach oben nicht vor der Wurzelbildung geweckt werde. Wenn sich viel Schweiß unten an den Fenstern anhängt, muß derselbe mit einem Tuche oder Schwamme entfernt werden, in sofern er den Pflanzen schaden kann. — Das Begießen der M.e muß behutsam geschehen, im Frühling und Sommer niemals während die Sonne noch auf die Fenster trifft, es sey denn das Beet dicht beschattet gewesen und die Erde kühl geblieben. Die Erde halte man mäßig feucht (z. B. wie lockeres Gartenland nach sanftem Regen) und lasse sie niemals so weit austrocknen, daß das Wasser von der Oberfläche abläuft, statt einzuziehen. Die obere Hälfte trocknet gewöhnlich am schnellsten, während die untere zunächst am Vorderbret des Rahmens am längsten feucht bleibt; daher säet man feinere Gesäme, die zum Keimen mehr anhaltender Feuchtigkeit bedürfen, nach unten, die gröberen nach oben, im Fall man mehre Arten unmittelbar auf ein M. und unter einem Fenster säet; auch Stecklinge wurzeln unten in der Nähe des Vorderbretes am leichtesten, besonders von Rosen, Myrten, vielen härteren Glashaussträuchern und perennirenden Stauden. Vielen M.-Pflanzen (besonders Melonen und Gurken) ist das Begießen der Stengel und des Krautes nachtheilig, besonders dann, wenn es kalt ist und selten gelüftet werden kann, wiewohl im Sommer ein sanftes abendliches Ueberspritzen mit der Brause der Gießkanne nach warmen Tagen sehr wohlthätig ist, und die Pflanzen ungemein erquickt. Auch sorge man dafür, daß die Fenster stets dicht sind, und nicht durchlecken, indem nichts nachtheiliger ist, als Tropfenfall. — Die Bestellung (Besäen und Bepflanzen) der M.e verrichte man vorzugsweise bei ruhigem, mildem und trockenem Wetter. Die Pflanzen dürfen nicht zu nahe beisammen stehen, weil sie sonst leicht faulen und ersticken; auch berücksichtige man den Raum, den sie bis zur völligen Ausbildung erfordern. Je näher die Pflanzen mit ihren Gipfeln unter dem Glase stehen (ohne jedoch gedrückt zu werden), desto besser gedeihen sie. Säet man nicht unmittelbar in die Erde des warmen, lauwarmen oder kühlen (abgetriebenen) M.s, so kann man den für diese Temperaturen geeigneten Samen (besonders von holzartigen Treib- und Glashauspflanzen, so wie von andern seltenern Arten, wovon man nur wenige Samen hat) in Töpfe säen, und diese in die Erde des M.s einsenken. Die Töpfe mit Samen der wärmsten Tropenpflanzen senkt man besser ins warme Lohbeet oder Loh-M. Die Erde und Lohe, in welcher Töpfe mit Samen, Pflanzen oder Stecklingen eingesenkt stehen, befeuchte man nicht, wenn man die Töpfe begießt, denn durch zu viel Nässe in derselben kältet nicht nur das Beet aus, sondern die jungen Pflanzen gerathen auch leicht durch Stockung und Wurzelfäulniß ins Verderben. Wäre indeß bei sehr nasser Witterung zu viel Nässe von unten aufgestiegen und man hätte versäumt oder kein Mittel gehabt, das erkältete und durchnäßte Beet zu erneuen, so thut man besser, die eingesenkten Töpfe herauszuheben und oben aufzustellen, damit sie besser abtrocknen und verdunsten können. — Heben der M.-Rahmen. Sind die Pflanzen im M. so hoch geworden, daß sie das Glas berühren, so räume man an den äußern Ecken des Rahmens so viel Dünger weg, als nöthig, um mittelst eines Hebebaumes denselben aufzuheben und Klötze oder Steine unterzuschieben. Dann bringe man den Dünger wieder daran, drücke inwendig rund umher die Erde in die Höhlung nieder und fülle die dadurch entstandene Senkung mit frischer Erde wieder auf. Auch erhöhe man den Umschlag so hoch, als man den Kasten gehoben hat.

Mistbewohnend (bot. Term.), s. v. a. Fimetarius. — **Mistpflanzen**, s. v. a. Plantae fimetariae.

Mist-Blätterpilz (Bot.), s. v. a. Mistpilz. Coprinus *Pers.*

Mistbret (Landw.), s. Mistwagen.

Misteck (Mistko), österr.-mähr. Stadt, Kr. Prerau, Herrsch. Hochwald, an der Ostrawicza, Frideck gegenüber, mit 3 Vorstädten, Marktplatz, 3 Kirchen, Mauthoberamt, Tuchweberei, Bierbrauerei, Brennerei, Wochen- und Jahrmärkten; über 3000 Einw.

Mistelbach (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Baireuth; Thongruben; 400 Einw.; — 2) österr. Orte: a) Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Weitra; 130 Einw.; — b) Marktflecken das., Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Wilfersdorf, unweit der Zaya, mit Barnabitenkloster, Kirche, byzantinischer Rotunde und Pfarrei; über 2800 Einw.; — c) Dorf, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Distr. Burg Wels; Schloß; 160 Einw.; — 3) bayer. Fluß, mündet bei Baireuth in den rothen Main.

Mistel (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Viscum *L.* — **Misteln**, Pflanzenfam., s. v. a. Loranthaceae *Don.*

Misteldrossel (Ornith.), s. v. a. Ziemer, Turdus viscivorus *L.* Kommt auch unter den Namen Mistelfink und Mistelziemer vor.

Mistelfeld, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; 560 Einw.

Mistelharz, s. Viscum album.

Mistelgau, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Baireuth; 580 Einw. Die Einwohner sind altsächsischen Stammes und zeichnen sich durch Sitten, Sprache und Kleidung aus.

Mistelholz (Borowä), österr.=böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 260 Einw.

Mistel=Knöre (Bot.), nach Oken, Kakteengatt., s. v. a. Rhipsalis.

Mistendorf, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg I.; Obstbau u. Viehzucht; 260 Einw.

Misten=Fjord, norweg. Busen, Nordland, nördl. von Saltens=Fjord.

Misterbianco, ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Intendanz Catania; Mineralquellen; 3000 Einw.

Misterhult, schwed. Ort, Kalmar=Län, nahe an der Küste, nördl. von Kalmar.

Misteriosa, amerikan. Sandbank, Westindien, im Meere von Honduras.

Mistfink (Ornith.), 1) s. v. a. Bergfink, Fringilla montifringilla *L.* — 2) s. v. a. Wiedehopf, Upupa Epops *L.*

Mistgabel (Mistforke), s. Gabel 3) b).

Mistgauche, s. Gauche c).

Mistgrube, s. v. a. Düngerstätte, Düngermagazin.

Misthaken, starker, zweizinkiger eiserner Haken, mit welchem der Mist aus den Viehställen auf die Düngerstätte gezogen wird.

Mist=Hartpilz (Bot.), s. v. a. Sclerotium stercorarium *Dec.*

Misthium (a. Geogr.), Stadt des kleinen pisidischen Bergvolks der Orondici im Norden des Landes (Ptol. V, 4, 12).

Misthof, s. Hof.

Misthosis (gr.), 1) Vermiethung; — 2) Sold; daher Misthotoi, Miethsoldaten.

Mistia (a. Geogr.), s. v. a. Mystia.

Mistilteinn (Mistelbäumchen, nord. Myth.), Mistelpflanze, westl. von Walhalla wachsend, s. Baldur.

Mistio (Mistura, Mistus, Pharm.), s. Mixtur.

Mistisinni, nordamerik. Binnensee, Labrador, ergießt sich durch den Ruppertfluß in die James=Bai der Hudsons=Bai.

Mistkäfer (Entom.), 1) nach Oken, Sippschaft der Erdkäfer, (s. d.). Nach Latreille machen die Mistkäfer (Coprophaga), eine Abtheilung der Lamellicornia aus; — 2) s. v. a. Geotrupes stercorarius.

Mistkunz (Bot.), s. v. a. Peziza (Lachnea) stercorea *Hedw.*

Mistlau, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Gerabronn; 120 Einw.

Mistler (Ornith.), s. v. a. Misteldrossel, Turdus viscivorus *L.*

Mistletoe (engl., Bot.), s. v. a. gemeine Mistel, Viscum album *L.*

Mistmelde (Bot.), 1) s. v. a. Chenopodium rubrum *L.* — 2) s. v. a. Mercurialis annua *L.*

Mistmucken (Entom.), nach Oken, Abtheilung der Igelmucken (Muscidae.) s. Lippenmucken.

Mistorbianco, s. v. a. Misterbianco.

Mistorf, mecklenburg.=schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Güstrow; 190 Einw.

Mistpilz (Bot.), Blätterpilzgatt., s. v. a. Coprinus *Pers.*

Mistra (Misitra), griech. Stadt, Morea, am Hebriopotamos und Panthalmo; Citadelle, Schloß; Sitz eines griech. Erzbischofs, griech. Kollegium; zählte früherhin 20,000, jetzt aber nur noch etwa 2000 Einw., welche Eisen= und Stahlwaaren verfertigen, Seidenbau treiben und Baumwollenzeuche bereiten. Die Stadt liegt in fruchtbarer aber öder und wüster Umgegend und ist aus den Trümmern des alten Sparta erbaut, welche beim Dorfe Magoula $1\frac{1}{2}$ Stunde von M. am Eurotas liegen. — Geschichtliches: M. war ursprünglich eine Festung, welche Villahardouin hatte erbauen lassen. Sie hieß Messire Guillaume (Messiriori) und in ihrer Nähe erhob sich allmählig die Stadt Misitra, welche aber später der ungesunden Luft wegen von ihren Bewohnern verlassen ward, die sich nun weiter herab am Abhange desselben Berges, worauf die Veste lag, anbauten, wodurch das jetzige M. entstand. Im griech. Freiheitskampfe ward die Stadt von Ibrahim Pascha 1825 erobert und verwüstet. Im Jahre 1836 erhielten die Bewohner der Stadt von der griech. Regierung die Anweisung, sich weiter unten im Thal anzusiedeln und das alte Sparta wieder aufzubauen. Doch geht diese Uebersiedelung nur sehr langsam vor sich.

Mistral, kalter Nordwestwind, der auf dem Mittelmeere besonders weht und im unteren Rhonethal namentlich im Frühlinge der Gesundheit und dem Gedeihen der Vegetation sehr nachtheilig ist.

Mistress (engl.), Herrin, Frau vom Hause, entsprechend dem französ. Madame.

Mistretta, ital. Stadt, Sicilien, Intendanz Messina, südöstl. von Cefalu; 8100 Einw.

Mistrin, österr.=mähr. Kirchdorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Millotitz; 640 Einw.

Mistritz (Mistrice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Landgüter der Stadt Ungarisch=Hradisch; 720 Einw.

Mistrowitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Geiersberg; 780 Einw.

Mistschnecken (Entom.), nach Oken, Sippschaft der Fadenmucken oder Schnacken, s. Mucken.

Mistschwamm (Bot.), Blätterpilzgatt., s. v. a. Coprinus *Pers.* — Gemeiner Mistschwamm, s. v. a. Coprinus fimetarius *Pers.*

Mistui (Mistrowi, Mistowi), Fürst der Obotriten (s. d.) um 960—990.

Mistura (lat.), s. v. a. Mixtura.

Mistwagen, Rüstwagen, auf dem der Dünger auf das Feld gefahren wird, zu welchem Behufe statt der Wagenleitern auf der einen Seite eine feste Breterwand angebracht ist, an der andern Seite aber während des Aufladens Breter (Mistbreter) angesetzt werden.

Mistyllus (Bot.), nach Presl, Pflanzengatt. — Zwei Arten: M. spumosus und M. turgidus *Presl.*, s. v. a. Trifolium spumosum und Trifolium vesiculosum.

Misua (a. Geogr.), kleine Stadt in Africa propria an der Ostseite des Sinus Carthaginiensis. Clupea gegenüber, 300 Stad. von Karthago (Plin V, 4, 3).

Misura (Maßk.), 1) Fruchtmaß auf den jonischen Inseln; auf Corfu und Papo 8=1 Moggio od. 5 alten englischen Buffels, mithin=176,2 Liter; — 2) Feldmaß auf den jonischen Inseln.

Misurella, neapolitanisches Oelmaß, 6 = 1 Quarto oder $^1/_{16}$ Stajo 1 M. = 0,123256 Liter.

Miswalde, preuß. Kirchdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 400 Einw.

Misy (Med.), wahrscheinlich eine Metallverbindung (in Hippokrates unächten Schriften und von Galen aus Kriton angeführt), scheint syrischen oder persischen Ursprungs.

Misyimma, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon.

Misynus (a. Geogr.), Insel des libyschen Meeres in der großen Syrte vor der Küste von Cyrenaica, höchst wahrscheinlich das heutige Mesurata (Ptol. IV, 3, 46).

Miszkolcz, Ort, s. v. a. Mischkolz.

Mit, deutsche Präposition, bezeichnet nicht, wie bei, das bloße Nebeneinanderseyn im Raume, sondern eine Gesellschaft, d. h. eine Gemeinschaft der Thätigkeit unter Personen, oder auch eine Verbindung von Sachen. In zusammengesetzten Wörtern bezeichnet es Gesellschaft, Theilnahme, z. B. Mitglied, Mitbürger, Mitarbeiter, mitgehen &c.

Mit abwechselnden Tinkturen (Herald.), s. Tinktur 2).

Mitaine, im französischen Handel die Handschuhe ohne Finger.

Mitau (Geogr.), 1) die Statthalterschaft Kurland; — 2) Oberhauptmannschaft daselbst, Theil vom ehemaligen Semgallen, von dem Flusse Aa durchströmt, zerfällt in die Hauptmannschaften Doblen und Bauske; — 3) Hauptstadt daselbst, russisch Mitawa, lettisch Jelgawa, unfern der Mündung der Drixe in die Aa, an der großen preußisch-russischen Heerstraße, in einer flachen, sandigen Gegend. Die Stadt ist gut gebaut und macht einen angenehmen Eindruck, besonders von der wilnaer Seite her. Sie liegt unter dem $56^1/_2{}^\circ$ nördlicher Breite, hat aber doch im Ganzen ein mildes Klima. Die Straßen sind zwar meistens ungepflastert, aber gerade und breit, die Häuser meistens von Holz und niedrig, aber freundlich. Außerhalb der Stadt liegt das unausgebaute kaiserliche Schloß, dessen Bau 1739 von Biron begonnen ward; es bildet ein großes Viereck, dessen eine Seite aber abgebrannt und nicht ganz im vorigen Style wieder hergestellt worden ist, war früherhin die Residenz der Herzöge von Kurland, und wird jetzt vom russischen Gouverneur bewohnt. Von andern hervorragenden Gebäuden sind zu nennen: 6 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Hospital, Waisen- und Armenhaus; von öffentlichen Anstalten: das akademische Gymnasium, gestiftet 1775, mit einem physikalischen und naturhistorischen Kabinet, einer Sternwarte und einer Bibliothek von 25,000 Bänden, auch einer 1834 damit verbundenen Forstlehranstalt mit zwei Klassen; ferner das Provinzial-Museum mit Sammlungen von Gemälden, Naturalien; Alterthümern, Münzen &c.; die kurländische Gesellschaft für Literatur und Künste (seit 1816 bestehend). Es werden in der Stadt mehre Fabriken für Leinwand- und Wollenzeuche, Seifensiedereien &c. betrieben. Der Handel wird belebt durch den 4wöchentlichen Markt zu Johannis (Johanniszeit), den besonders der umwohnende Adel besucht, um seine Produkte abzusetzen. Die Stadt hat 13,900 Einw., worunter etwa 7000 Deutsche und 3000 Juden sich befinden. In der Umgegend von M. liegen die drei Lustschlösser und Vergnügungsorte: Schwerthof, Friedrichslust und Ruhethal, welches letztere der fürstlich Subow'schen Familie gehört. Der 1822 vollendete Jakobskanal verbindet bei der Stadt die Drixe mit der Schwite. Rechnungsart, Münzen, Kursverhältnisse, Zahlwerth wie Libau, Riga und Petersburg. — Maße und Gewichte, sind die kurländischen, s. Libau. — Kredit-Verein und kurländische Pfandbriefe. Dieser Verein, welcher seinen Sitz in M. hat, ist aus Gutsbesitzern der Provinz zusammengesetzt, und beschäftigt sich namentlich auch mit dem Umsatze der kurländischen Pfandbriefe, welche vor einigen Jahren von 5 auf 4% Zinsen reducirt wurden und an der hamburger Börse Kurs haben. — Geschichtliches. Die erste Begründung der Stadt geschah unter Konrad von Medem 1274. Sie war ursprünglich befestigt und mit hohen Wällen versehen, die aber jetzt abgetragen sind. Im Jahre 1658 bemächtigten sich die Schweden der Stadt, gaben sie aber im Frieden von Oliva wieder heraus. Im Jahre 1706 nahmen sie die Russen ein und zerstörten das Schloß größtentheils. Nachdem dasselbe wieder aufgebaut worden, diente es in den Jahren 1798 bis 1801 Ludwig XVIII. von Frankreich zum Aufenthalte, u. es ward daselbst auch die Vermählung des Herzogs von Angoulème mit der Dauphine geschlossen.

Mit aufgeworfenen Waffen (Herald.), s. Bewehrung.

Mitbelehnte u. Mitbelehnung, s. Lehen.

Mitbewegung (Physiol.), die unwillkürliche Bewegung mancher Muskeln in Folge der willkürlichen Bewegung anderer Muskeln, s. Muskelbewegung.

Mitcham, britisches Kirchspiel, England, Grafschaft Surrey, südwestlich von London; 4560 Einw.

Mitchel, australischer Berg, Neuholland, um den Ursprung der Darling.

Mitchel-Dean, Great-Dean, britische Stadt, England, Grafsch. Glocester, südöstl. von Roß; Nadel- und Tuchfabriken; 620 Einw.

Mitchella (Bot.), nach Linné, Gattung der Rubiaceae *Dec.*, Tetrandria monogynia *L.* Charakter: Zwei Blumen stehen auf einem und demselben Fruchtboden; Kelch 4zähnig; Korolle trichterförmig, vierspaltig; Beeren gepaart, 4samig. Zwei Arten: 1) M. repens *L.*, kleiner Strauch mit kriechenden, wurzelnden Aesten, immer grünen, glatten Blättern, wohlriechenden, zierlichen, röthlich weißen Blüthen und rothen Beeren. In schattigen Wäldern Nordamerikas, in Deutschland als Zierpflanze, die bei einiger Bedeckung unsern Winter gut im

freien Lande aushält, — Bot. Cab. 979. — 2) M. ovata *Dec.*, Nerteria tetrasperma *H. B.* Ausdauerndes Kraut in Quito.

Mitchells Insel, s. Südpolarländer.

Mit den Banden schnüren, die Tortur der Schnüre oder der Leine anwenden; s. Tortur.

Mite (Arachnid.), s. v. a. Acarus *L.*, Milbe (s. d.).

Mite (engl., Heller), der 20ste Theil eines engl. Troygrains. Das Troygewicht wird aber jetzt nur noch in Grains eingetheilt und das M. ist nicht mehr gebräuchlich.

Mitella, 1) Deminutiv von Mitra (s. d.) Kopfbinde von Seide, deren man sich besonders bei Gastmählern bediente. — 2) Habena s. Suspensorium brachii, franz. Echarpe avec la serviette, Tragebinde des Armes und der Hand, Chir.). Die M. ist ein zu Unterstützung der oberen Extremität häufig in Gebrauch gezogenes Verbandstück, und findet bei vielen Verletzungen des Schlüsselbeines, des Schulterblattes, des Ober- und Vorderarmes seine Anwendung. Man stellt die Tragbinde gewöhnlich dar, indem man eine Serviette, ein Taschentuch, oder ein viereckiges Stück Leinewand dergestalt um den kranken Arm faltet, und die Ecken auf den Schultern befestigt, daß der Arm bequem darin liegt. Man unterscheidet: 1) Mitella magna quadrangularis s. Suspensorium brachii, Echarpe avec la serviette, E. quarrée ou grande, die große viereckige Tragbinde, durch welche der ganze Arm eingehüllt wird. Dieser Verband wird nur in solchen Fällen mit Vortheil angelegt, in denen für den ganzen Arm, von der Schulter bis zur Hand, eine warme Bedeckung wünschenswerth ist, und wo ohne weiteren Nachtheil der Ellenbogen des kranken Armes in die Höhe gehoben werden kann. Diese Art der M. wird daher am seltensten in Gebrauch gezogen. Sie ist bei Brüchen des Oberarmes in der Regel kontraindicirt, da hier durch die Binde, indem der Ellenbogen in die Höhe gezogen wird, eine Verschiebung der Bruchenden herbeigeführt werden würde. Eben so wenig ist sie bei Verletzungen der oberen Extremität, welche ein kühlendes Verhalten erheischen, anzuwenden. Eine Serviette, ein Tuch oder ein Stück Leinewand von 3 Fuß Länge und 2⅓ Fuß Breite wird dergestalt unter die Achsel der leidenden Seite geführt, daß die Mitte des einen kürzeren Randes in die Achselhöhle kommt, und die Enden desselben Randes, das eine vorn über die Brust, das andere hinten über den Rücken, nach der entgegengesetzten Schulter gelegt, und auf ihr festgesteckt oder zusammengeknüpft werden. Hierauf nimmt man den unteren entsprechenden Rand des herabhängenden Tuches auf, bedeckt mit der Mitte des Tuches den gekrümmten Arm und unterstützt denselben, indem man diesen Rand mittelst seiner Enden, die ebenfalls über Brust und Rücken geführt werden, auf der gesunden Schulter befestigt. Zuletzt faltet man die vom Ellenbogen über den Rücken ragende Ecke nach vorn herum und steckt sie längs des Oberarms an dem Tuche fest. — 2) Mitella magna triangularis s. Suspensorium antibrachii, Echarpe en triangle, die große dreieckige Tragbinde des Armes, Armschlinge. Durch sie wird nur der Vorderarm eingehüllt, und derselbe vom Ellenbogen bis zu den Fingern oder der Handwurzel unterstützt. Sie ist bequemer, und für die meisten vorkommenden Krankheiten dieses Gliedes passender als das Suspensorium brachii, daher auch weit häufiger in Gebrauch gezogen, als dieses. Sie kann aber eben so wenig als die viereckige Tragbinde, weil auch sie den Ellenbogen in die Höhe zieht, zur Stütze des Vorderarmes, bei Frakturen des Oberarmes benutzt werden. Die dreieckige Tragbinde ist in allen den Fällen indicirt, in denen das Emporheben des Ellenbogens zur Kur erforderlich ist, so beim Bruche des Schlüsselbeines, bei der Verrenkung des Oberarmes u. s. w., und wird bei den meisten Verletzungen des Vorderarmes und der Hand mit Nutzen angelegt. Findet jedoch eine Fraktur des Radius und der Ulna gleichzeitig Statt, so ist man genöthigt, ein gepolstertes Bret oder eine Blechkapsel in die Binde einzulegen, da sich der Vorderarm in der zu nachgiebigen Tragebinde, trotz eines guten Schienenverbandes, krümmen würde. — Man legt ein Tuch oder ein Stück gesäumte Leinwand von 2¾ Fuß Länge und eben dieser Breite in ein Dreieck zusammen. Das eine Ende des langen Randes dieses Dreiecks wird nun auf die Weise auf die Schulter des gesunden Armes gelegt, daß der lange Rand über diesen Arm herabhängt, die Spitze des Dreiecks aber hinter dem Ellenbogen des Kranken gehalten wird. Hierauf nimmt man den unteren Zipfel auf, hüllt den im rechten Winkel gekrümmten Arm mit dem Tuche ein, so daß der Rand die Finger, die Spitze des Dreieckes aber den Ellenbogen bedeckt. Man führt nunmehr den Zipfel über die Schulter der kranken Seite, um den Rücken herum, und knüpft ihn mit dem zuerst daselbst angelegten auf der gesunden Schulter zusammen. Die über den Ellenbogen hinausragende Ecke des Tuches faltet man endlich nach vorn herum, und steckt sie über den Vorderarm am Tuche selbst fest. Von der Seite des gesunden Armes her sieht man zwischen die Lagen des Verbandes auf den kranken Arm hinein, und man muß die Verbandstücke, die unmittelbar denselben einschließen, wenn die Tragebinde richtig angelegt ist, sehen können. — 3) Mitella parva s. oblonga s. Suspensorium manus, Echarpe petite ou d'officier, die kleine längliche Tragbinde des Armes (die Officierschärpe). Sie dient zur Unterstützung der Hand, und mithin auch des Armes. In Krankheitsfällen, in denen die vorher genannten Binden, weil sie das leidende Glied zu sehr einhüllen, besonders aber, weil sie durch das Emporheben des Ellenbogens bei Frakturen Verschiebung der Bruchenden herbeiführen, keine Anwendung finden, ist sie an ihrem Orte. Sie wird daher mit Nutzen bei Brüchen des Oberarmes angewendet, eben so bei geringen Verletzungen, welche nur eine vorübergehende und mit der Bewegung abwechselnde Ruhe des Gliedes erfordern, endlich in der Rekonvalescenz nach größeren Verletzungen. Kontraindicirt ist die Binde, sobald das freie Hängen des Oberarmes, wie bei der Luxation desselben, mit Nachtheil verbunden ist, eben so wo eine Krümmung des zerbrochenen Vorderarmes zu befürchten steht. Ein Tuch oder

ein Stück Leinewand von 4 Fuß Länge und ein Fuß Breite wird der Länge nach bis ungefähr auf die Breite einer Hand zusammengefaltet, beide Enden werden an dem Oberkleide in der Nähe des Halses, bei Männern etwa an dem obersten Knopfloche, mit Stecknadeln oder Bändern befestigt. Im Grunde der Binde ruht alsdann die Hand des kranken Armes, und jene wird nöthigenfalls noch mit Bändern an den Arm oder die Hand festgeknüpft. — 4) Suspensorium capsulae Bellii, die Kapseltragbinde. Sie kann ihres Preises wegen nur bei wohlhabenden Kranken angewendet werden, und ist nicht unentbehrlich. Im Falle die Tragkapsel leicht und nicht unbequem ist, und den Kranken durch ihr Anliegen nicht belästigt, so hat sie von der Mitella triangularis, deren Vortheile sie theilt, noch den Vorzug, daß durch sie eine Krümmung des Vorderarmes verhütet wird. Scultet gab bereits eine flache Schiene an, in welcher der kranke Vorderarm ruhen sollte, und deren Enden mit Tuchschlingen an Schulter und Hals aufgehängt wurden. Heister empfahl einen einfachen Cylinder von Holz oder Pappe, welcher in der M. ruhte, für die Aufnahme des Vorderarmes. Garengeot wendete einen Halbcylinder von Blech an. Bell's Kapseltragbinde, welche Monro und Park schon angegeben haben, ist am allgemeinsten in Gebrauch. Sie besteht aus einem halben Cylinder von starkem Leder, Pappe oder Blech, welcher mit Flanell und Wolle gut gefüttert ist. Die Kapsel muß so lang seyn, daß sie den ganzen Vorderarm, vom Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen umfaßt. Die hintere Oeffnung der Kapsel ist durch eine Wand verschlossen, wodurch das Zurückweichen des Ellenbogens verhindert wird. Sowohl der vordere offene Theil der Kapsel, als auch ihr hinteres Ende, werden durch Riemen an einen ledernen, gepolsterten Ring angeschnallt, welcher, über den gesunden Arm in die Höhe gestreift auf der gesunden Schulter ruht. Der Riemen, der von dem hinteren Ende emporsteigt, verläuft also an der Vorderseite des Oberarmes, und geht über den Nacken nach der gesunden Schulter hinüber, der vordere Riemen dagegen läuft durch einen Metallring, welcher ihn mit dem ledernen Schulterringe beweglich verbindet. An dem innern Rande der bellischen Kapsel sind zwei Riemen, an dem äußeren Rande zwei Schnallen genäht, durch welche der Vorderarm in der Kapsel befestigt werden soll. Bei dieser Einrichtung der Kapsel muß man jedoch, da die Schnallen, welche sich an dem Rande befinden, einen lästigen Druck verursachen würden, für jeden Arm eine besondere Kapseltragbinde haben. Stark hat diesem Uebelstande abgeholfen und den Verband so eingerichtet, daß man ihn sowohl für den rechten, als für den linken Arm gebrauchen kann. Die Riemen, welche zur Befestigung des Armes in der Kapsel dienen, müssen so lange seyn, daß sie die ganze Kapsel umgeben, dürfen nicht an den Rändern des Halbcylinders angeheftet seyn, sondern laufen durch glatte Lederösen an den Seiten desselben, und können nun nach Willkür geschoben werden. Eine Abbildung davon s. in Stark's Anleitung zum chirurgischen Verbande. Berlin 1829. Taf. XVIII. Fig. 173.

Mitella (Bot.), nach Linné, Franzen-Zwiere nach Oken, Gattung der Saxifragaceae *Juss.* Charakter: Kelch ziemlich frei, glockenförmig, fünfspaltig, mit so viel zerschlissenen längeren Blumenblättern und 10 kurzen Staubfäden; Hohlkapsel zweiklappig mit verwachsenen Griffeln und vielen Samen auf dem Boden. Ausdauernde Kräuter im nördlichen Amerika u. Asien mit langgestielten, herzförmigen Wurzelblättern und Blüthen in schlaffen Aehren. Von 8, in mehre Untergattungen zerfallenden Arten kommt als Zierpflanze in deutschen Gärten vor: M. diphylla *L.* Gegen 1 Fuß hoch; Wurzelblätter herzförmig, dreilappig; Blüthen weiß. Schkuhr, bot. Handb., Taf. 20. — Die Gattung ist der Typus der Mitelleae *Rchb.*, welche eine Untergruppe der Saxifragaceae Heuchereae *Rchb.* ausmachen.

Mitellaria (Bot.), nach Meißner, Untergattung von Mitella.

Mitelleä (Bot.), s. Mitella.

Mitelli Agostino, ital. Maler, geb. im Bolognesischen 1609, † 1660, Schüler P. Miniati's oder G. Ferrantini's, sowie der Carracci, gründete später als Perspektivmaler seinen Ruhm. In der Bautenmalerei, der er sich vornehmlich widmete, verdankt er dem Falceta seine Ausbildung. Anfänglich half er den beiden Freunden Dentone u. Colonna bei ihren Arbeiten in Ravenna, Parma und Modena; dann trat er als selbstständiger Künstler auf. Schon seine ersten Arbeiten gefielen außerordentlich durch ihre Lieblichkeit u. Anmuth, um derenwillen man ihn in der Perspektive als einen zweiten Guido begrüßte. Seine Verzierungen waren je nach den Gebäuden immer angemessen gewählt. Zwischen M. und Colonna knüpfte sich ein Verhältniß, das auf gegenseitiger Anerkennung begründet 24 Jahre dauerte, bis M.s Tod es löste. Zu ihren berühmtesten gemeinsamen Arbeiten gehört die Kapelle des Rosenkranzes der Grafen Coprara. Außerhalb Bologna wurden M. und Colonna immer zusammen eingeladen, so nach Parma, Modena, Florenz, Genua, Rom u. s. w., auch an Philipps IV. Hof nach Madrid, wo sie zwei Jahre weilten. M. hat auch in Kupfer radirt, geistreiche Blätter, die theilweise für Handwerker und Verzierungskünstler brauchbar sind, z. B. Eine heilige Familie nach A. del Abbate; — die Statue des von Engeln unterstützten St. Philippus Neri in der Sakristei der Väter des Oratoriums zu Rom nach Algardi; — 31 Blätter, verschiedene reich verzierte muschelartige Schilder u. architektonische mit Figuren geschmückte Friese.

Mitellina (Bot.), nach Meißner, Untergatt. von Mitella *L.*

Mitellopsis (Bot.), nach Meißner, Untergatt. von Mitella.

Miterio, St., ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, nordwestl. von Agosta.

Mitesser (Zehrwürmer, comedones, Med.), Bezeichnung der verdickten Aussonderungsstoffe der in der Haut befindlichen kleinen Talgdrüsen, welche im gesundheitsmäßigen Zu-

stande in tropfbarflüssiger oder gasartiger Form ausgeschieden werden, aber zuweilen ins Stocken gerathen und dann eine abnorme Konsistenz annehmen. Durch Druck werden sie aus den Poren der Haut in Gestalt kleiner Würmer oder Maden hervorgedrängt. Früherhin hielt man sie für wirkliche unter der Haut lebende Würmer, die Jucken, Schlaflosigkeit und sogar eine Art von Abzehrung bewirken sollten. Genauere Untersuchungen haben das Irrige dieser Annahmen evident nachgewiesen. Die M. zeigen sich hauptsächlich im Gesicht, entstehen gewöhnlich durch Störungen der normalen, gesundheitsmäßigen Hautausdünstung und werden durch mangelhafte Hautpflege befördert. Am sichersten kommt man ihrer Entstehung zuvor durch sorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öfteres Baden und Waschen. Vertreiben kann man sie leicht durch warme Bäder von Weizenkleie, Seife, Lauge ꝛc.

Mitfasten (Kirchenw.), s. **Mittfasten**.

Mitford, Miß Maria Russel, engl. Dichterin, geb. 1789 zu Arlesford in Hampshire, war die Tochter eines Arztes. Sie schrieb: „Christine or the maid of the south,“ eine Erzählung, die in Walter Scott'scher Manier gehalten ist und einen Band Gedichte, die aber noch wenig Beifall fanden. Dagegen machte sie großes Aufsehen mit ihrem Trauerspiel „Julian“, welches 1823 erschien, und mit 2 andern, „Rienzi“ und „The respers of Palermo“, die bald darauf folgten. Am beliebtesten sind ihre Erzählungen, namentlich „Cur village, sketches of rural character and scenery“ (5 Bde., Lond. 1824—32). Außerdem schrieb sie noch: „Belford Regis“, „Stories of american life by american writers“ (3 Bde.) und „New monthly magazine“.

Mitgabe, s. v. a. Mitgift.

Mit-Gamar, asiat. Stadt, Unter-Aegypten, nördl. von Kairo.

Mitgard (nord. Myth.), s. v. a. Midgard.

Mitgebrachte, das, s. v. a. Eingebrachtes.

Mitgefühl, 1) Antheilnehmen an den Gefühlen Anderer; — 2) s. v. a. Mitleid; — 3) s. v. a. Sympathie.

Mitgehen (Mithalten, Spielw.), 1) in Kartenspielen, wo man nach Gutbefinden mitspielen oder seine Karte werfen kann, s. v. a. mitspielen; — 2) bei Spielen, bei welchen ausgeboten und überboten werden kann, die von einem Spieler ausgesetzte Summe dagegen setzen.

Mitgift (Dos, res uxoria, apparatus s. instructus muliebris, Rechtsw.), das dem Manne von der Frau Zugebrachte, gleichsam als Beitrag für die Kosten der Ehe und für den Unterhalt der Familie. — A. Bei den **Griechen** kommt die Mitgift πϱοίξ oder φεϱνή, schon im homerischen Zeitalter vor. In **Creta** betrug sie, wenn die Frau Brüder hatte, das halbe Erbtheil eines solchen. **Solon**, ähnlich den **Spartanern**, gestattete nur einige Kleidungsstücke und wenig werthvolles Hausgeräthe; doch gerieth seine Bestimmung, wie die spartanische, bald in Vergessenheit. In späterer Zeit waren zu **Athen** Ehen ohne M. zwar nicht ungültig, allein sie kamen selten vor, weil dann die Frau ganz in die Gewalt des Mannes gegeben war, und moralisch wenigstens eine solche Ehe dem Konkubinate gleich galt. Die M. bestand in baarem Gelde (durchschnittlich 30 Minen), zuweilen auch in Grundstücken, öfters noch in Gewändern und Kostbarkeiten. Rechtskräftig wurde sie erst durch eine vor Zeugen getroffene förmliche Uebereinkunft über den Bestand derselben. Der Mann erhielt nur den Nießbrauch, nicht Eigenthumsrecht, und mußte, wenn die Uebergabe erfolgte, dem Vormunde oder Vater der Frau gewisse Grundstücke als Hypothek zur Sicherheit anweisen. Nach einer Scheidung mußte die M. sofort zurückgezahlt od. mit 18 Procent jährlich verzinst werden; eben so auch, wenn nach bereits erlangter Uebergabe oder Auszahlung der Mann die Ehe gar nicht vollzog. Bei eintretenden Todesfällen galten folgende Bestimmungen: Starb der Mann zuerst, so konnte die Wittwe entweder, wenn Kinder vorhanden waren, bei diesen bleiben, oder in das Haus ihres Vaters oder Vormundes zurückkehren; im erstern Falle fiel die M. an die Kinder nebst der Verpflichtung, die Mutter zu ernähren; im letztern an den Vater oder Vormund (κύϱιος). Starb dagegen die Frau zuerst, so fiel ebenfalls, wenn keine Kinder da waren, die M. an den κύϱιος zurück, im andern Falle an die Kinder. Verletzung einer dieser Bestimmungen begründete die δίκη πϱοικός (Mitgiftsklage), welche in Monatsfrist entschieden werden mußte; bisweilen war auch ein anderes Rechtsverfahren zulässig, z. B. wenn der κύϱιος der Frau an der Besitznahme des für die Mitgift gegebenen Unterpfandes gehindert wurde. Die verwandte σίτου δίκη trat ein, wenn auf Verzinsung der M. geklagt wurde. Eine **Diadikasie** endlich entstand, wenn das Vermögen des Mannes eingezogen worden, und der κύϱιος der Frau gegen den Fiskus klagte. Vergl. **Meier**, att. Proc., S. 415 ff.; — **Platner**, Proc. II, S. 260 ff. — B. In **Rom** war die Dos seit den ältesten Zeiten üblich, nicht bloß bei der freien, sondern auch bei der sogenannten strengen Ehe, indem hier Alles was die Frau besaß in das Vermögen des Mannes, mit Stipulation der Rückzahlung für den Fall der Scheidung oder des frühern Todes, überging. Der Staat begünstigte die alte Sitte als ein Beförderungsmittel der Ehen. Die M. vom Vater der Braut hieß Dos profectitia, die von einem Andern oder von der Braut selbst oder von ihrer Mutter herrührende Dos adventitia; zu letztrer gehört auch die den Töchtern hochverdienter Männer, z. B. des Fabricius, Scipio, Curius, vom Staate bewilligte. Die ausgemachte Dos mußte binnen einem Jahre (10 Monate) gegeben werden, wenigstens das Hausgeräthe, während das Geld binnen 3 Jahren in 3 Raten erlegt werden durfte. Ihre Rechtskräftigkeit war bedingt 1) durch ein förmliches Geben, 2) durch Versprechen: a) dotis promissio, eine feierliche Stipulation mit Gelöbniß und Bürgschaft, später auch ohne feierliche Form; b) dot. dictio, von der Frau selbst oder ihrem Stellvertreter ausgehend und in wenigen einfachen Worten bestehend; aber eben so bindend als die promissio. — Der Ehegatte wurde Verwalter der M. und durfte mit großer Selbstständigkeit verfahren (Dominus dotis),

konnte jedoch, namentlich bei eintretender Scheidung, zur Rechenschaft gezogen und zum Ersatze des durch seine Schuld entstandenen Schadens genöthigt werden; auch war es ihm seit der lex Julia nicht erlaubt, ein Stück ohne Einwilligung der Frau zu verkaufen. Nach des Mannes Tode fiel die Dos an die Frau zurück; nach der Frau Tode behielt sie anfangs der Mann unbedingt; später blieb ihm von der profectitia nur ein Fünftel für jedes Kind, das Uebrige oder Alles, wenn die Verstorbene kein Kind hinterlassen hatte, fiel an ihren Vater oder an dessen Erben zurück. Trat durch die Schuld oder Willkür des Mannes eine Scheidung ein, so mußte die M. nach Befinden sogleich oder binnen 6 Monaten von ihm herausgegeben werden, wenn nicht andere Bestimmungen über eine in 3 Jahren zu bewirkende Rückzahlung getroffen worden waren. Bei Scheidungen, durch die Schuld der Frau herbeigeführt, erhielt diese die M. nicht ganz zurück, sondern der Mann machte Abzüge, nämlich: 1/6 für jedes Kind bei Scheidungen durch die Willkür der Frau; 1/6 überhaupt, in der frühsten Zeit wohl mehr, bei Ehebruch; 1/8 bei geringern Vergehungen. Andere Retentionen von Seiten des Mannes waren propter impensas (wegen Auslagen für die dos), propter res donatas (wegen geschenkter Sachen), propter res amotas (wenn die Frau dem Manne etwas entwendet hatte) u. s. w. — Auf Rückforderung der Dos konnten mehre Klagen angestellt werden: 1) actio ex stipulatu, wenn die Restitution ausdrücklich stipulirt worden war, später eine Klage aus dem bloßen pactum (actio praescriptis verbis), indem die Frauen früher sich meist durch Stipulation, später nur durch einfachen Vertrag die Restitution sicherten. Diese Sicherstellung hieß cautio rei uxoriae, und pacta dotalia, die zurückgebende Dos aber receptitia. — 2) Actio rei uxoriae, von der Frau angestellt, wenn der Mann keine besondere Verpflichtung zur Zurückzahlung der Dos eingegangen war; sie war eine actio bonae fidei und wurde von Justinian abgeschafft. Derselbe hob auch ein früher sehr wichtiges Institut auf, nämlich das judicium de moribus, welches ermitteln sollte, auf wessen Seite — des Mannes oder der Frau — die Schuld der Scheidung sey, und ob der Mann auf eine der oben erwähnten Retentionen mit Recht Anspruch machen könne. — Die Größe der altrömischen M. hing ohne Zweifel von den Vermögensumständen der Familie und anderen Verhältnissen ab. — Vergl. B. Brisson, de formulis V, 146, 147; VI, 125—134; — E. Schenk, das Recht der Dos vor Justinian, Landshut 1812; — S. W. Zimmern, Röm. Gesch., Heidelberg 1826, I. S. 571—630; — P. W. v. Tigerström, Röm. Dotalrecht, Berlin II. 1831. 32.; — Derselbe, Innere Geschichte des röm. R., Berl. 1838, S. 463—477.

Bevor in Deutschland das römische Recht Geltung erlangt hatte, und so lange die Töchter von dem Erbrecht an des Vaters Grundgütern ausgeschlossen waren, wußte man nichts von einem Institute, wie die Dos, von einem eigentlichen in Geld oder liegenden Gründen bestehenden Heirathsgute, Eingebrachten oder einer M., welche den heirathenden Töchtern gewöhnlich aus der Eltern Vermögen auf Abschlag ihres künftigen Erbtheils zur Mitbestreitung der ehelichen Lasten gegeben wird. Die Tochter hatte bloß einen Anspruch auf eine Aussteuer (Ausfertigung, Brautwagen, apparatus et instructus muliebris, phaderphium, Heimsteuer) d. i. ein Inbegriff von beweglichen Sachen zur ersten Einrichtung der Haushaltung, gewöhnlich in Kleidern, Betten, Linnengeräth, Hausrath und Möbeln bestehend, dessen Umfang sich nach Stand und Landesgebrauch richtete. Nachdem man mit dem römischen Rechte bekannt und auch die mildere Ansicht herrschend geworden war, daß den Töchtern ein erweitertes Erbrecht an dem väterlichen Vermögen zustehe, bekamen letztere auch einen Anspruch an eine umfangreichere M., ganz in der Art, wie die römische dos. Jetzt bildete die ältere Aussteuer einen Theil der M., oder wo erstere die ganze M. ausmachte, bestand sie eben in dieser allein und wird auch selbst darnach M. genannt. In beiden Fällen kommen die Grundsätze von der dos gemeinrechtlich zur Anwendung und es läßt sich nicht rechtfertigen, wenn man die eigentliche dos von der Aussteuer rechtlich unterscheiden will, da ja das Einbringen einer solchen dem Ehemanne auch einen Theil der ehelichen Lasten abnimmt, indem ihm dadurch Ausgaben erspart werden, welche er sonst zur Bestreitung und Führung eines gemeinschaftlichen Haushaltes aufwenden müßte; dieses Einbringen in natura erfüllt denselben Zweck, wie das Einbringen von baarem Gelde, und ist eben nur eine andere, bei uns gebräuchlichere Form des Einbringens, welche übrigens auch den Römern nicht ganz unbekannt war. Anders ist es freilich in vielen Partikularrechten, wo eine neben einer sonstigen dos gegebenen Aussteuer nicht als dos behandelt wird. — Hat Jemand seine Tochter nach Landes- oder Standesgebrauch ausgesteuert, so hat er hiermit der auf Verwandtschaft beruhenden Dotationspflicht (dos necessaria) Genüge geleistet; jedoch ist bei dem Bauern- und Adelstande (bei welchem letztern auch noch Familienverträge und Herkommen zu berücksichtigen sind) in den häufig vorkommenden Fällen, wo die Aussteuer zugleich eine Abfindung wegen der Ausschließung von der Succession ist, die dos necessaria größer. — Eine besondere Art der Aussteuer war die in vielen deutschen Landen stattfindende Prinzessin- od. Fräuleinsteuer, welche die Unterthanen oder die Hintersassen der Rittergüter bei Vermählung einer Prinzessin des fürstlichen Hauses od. eines Fräuleins des Gutsherrn entrichten mußten.

Während der Ehe konnte der Mann die in beweglichen Sachen bestehende Aussteuer zwar veräußern, aber nach Verschiedenheit der Rechte, welche die Frau nach getrennter Ehe an der Gütermasse hatte, nicht immer, ohne zum Ersatz verbunden zu seyn. Ueber die verschiedenen Rechte der Frau an der Gütermasse nach getrennter Ehe und des Mannes, vergl. Artikel Gütergemeinschaft und deren Wirkungen nach Auflösung der Ehe. Während die römische Wittwe nichts als die

Rückgabe ihrer dos aus dem Nachlasse des Mannes zu fordern hatte, war es bei den Deutschen gewöhnlich, der Frau sogleich bei ihrer Verheirathung einen Theil der Güter des Mannes zum lebenslänglichen Genuß (s. Witthum) oder auch zum Eigenthume (s. Morgengabe) auszusetzen. (Vergl. Eichhorn, Einleit. in d. Pr.R., Th. II, Bd. 4, Kap. I, Eherecht; — Runde, D. Pr. §. 585 folg.; — Feins, Noten zu Puchta Pand. §. 414, Not. d.).

Mitho, asiat. Stadt, Hinterindien, Cambodsha, an dem östlichen Mündungsarm des Maykaung.

Mitglied, Theilnehmer an einer Gesellschaft, Korporation, einem Kollegium, der einestheils stimmberechtigt, anderntheils aber zur Uebernahme von Arbeiten, Lasten, Beiträgen zc. verpflichtet ist.

Mit Gunst, Redensart, womit Handwerker bei öffentlichen Zusammenkünften u. dergl. ihre Rede zu beginnen pflegen.

Mit Hand und Mund, Bekräftigungsformel bei Abschließung von Verträgen, besonders bei Belehnungen gebräuchlich.

Mithanocher, s. v. a. Molybdänocher.

Mithanplach, s. v. a. Molybdänglanz.

Mithgarde (nord. Myth.), s. v. a. Midgard.

Mithka (bibl. Gesch.), Lagerstätte der Israeliten in der Wüste zwischen Thara und Hasmona.

Mithodin (Zwischen-Othin, nord. Myth.), der Betrüger, welcher sich während Odins Reisen für Odin ausgab, ward von den Einwohnern Fünens erschlagen.

Mit hohen Waffen (Herald.), s. Bewehrung.

Mithras (pers. Rel.), persische Gottheit, die in den alten Zendbüchern eine große Rolle spielt, der oberste Ized, Ized der Sonne und als solcher Beherrscher und Beschützer der ganzen Schöpfung. Er weist dem Wasser seinen Weg an, spendet den Menschen ihre Lebensbedürfnisse, wacht über Aufrechterhaltung des Gesetzes Ormuzd's, kämpft stets siegreich gegen Ahriman und dessen Dews, schützt auch die Seelen nach dem Tode vor den unreinen Geistern, und verschafft den Gerechten die ewige Seligkeit. Um Alles wahrnehmen zu können, hört er mit 1000 Ohren und sieht mit 10,000 Augen, und durchläuft, mit einer Keule bewaffnet, den Raum zwischen Himmel und Erde. Dargestellt wird er als kräftiger Jüngling, mit phrygischer Mütze, fliegendem Mantel und orientalischem Leibrock angethan. Auf einem niedergeworfenen Ochsen knieend, hält er denselben mit der Linken die Nüstern zu und stößt ihm mit der Rechten ein Messer in den Hals. Er ist dabei von allerlei Symbolen der Sonne und ihres Laufes umgeben, z. B. einem den Ochsen in die Genitalien kneipenden Skorpion, einem vorn an den Ochsen heranspringenden Hunde, einer ihn in den Vorderfuß beißenden Schlange zc. Ihm zur Seite stehen zwei männliche Gestalten, ein Jüngling mit aufgerichteter und ein Greis mit gesenkter Fackel, weiter nach vorn ein Baum mit sprossenden Blättern und darunter ein Stierkopf mit aufgerichteter Fackel, rückwärts ein anderer mit Früchten, dem Skorpion und gesenkter umgekehrter Fackel. Die ganze Gruppe befindet sich am Eingang einer Höhle, über der 7 Feueraltäre und neben der an der einen Seite die Sonne mit dem nach den 4 Weltgegenden gerichteten Viergespann, an der andern der Mond mit 2 Rossen sich befinden. Manche dieser Embleme fehlen in manchen Darstellungen und sind in anderen durch noch reichere ersetzt. Auch wird M. öfters als Löwe, dem eine Biene in den Nacken fliegt, so wie geflügelt und mit Schlangen umwunden, auch bloß mit einem Löwenkopf dargestellt. Es wurden ihm zu Ehren mehre Feste gefeiert. Das größte darunter war sein Geburtsfest (25. Dec.). Während des Seeräuberkriegs kam der Mithraskult auch nach Rom und fand hier viel Anklang. Die Mithrasmysterien (Coracia, Coracica sacra, Hierocoracica) wurden von den Römern zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums in zoroastrischen Grotten gefeiert, in deren Innerem Embleme angebracht waren, welche die Konstellationen der Gestirne, die verschiedenen Zonen, die Fixsterne und Planeten, die 12 Zeichen des Thierkreises, die Elemente, die Stufenbahn mit 8 den Weg der Seele durch die Sonne und die Planeten bezeichnenden Pforten andeuten sollten. Die Gebräuche, welche bei der Einweihung in diese Mysterien vorkamen, symbolisirten den Kampf, den die Verehrer des M. als Diener des Ormuzd gegen Ahriman und dessen Dews führen sollten, und bestanden demgemäß in einer Stufenfolge von Prüfungen, die stets härter wurden und bis zur Lebensgefährlichkeit sich steigerten. Bei der Einweihung selbst kam eine Taufe mit Wasser vor. Auch drückte man dem Einzuweihenden gewisse Zeichen auf die Stirne und reichte ihm einen mystischen aus Wasser und Mehl bereiteten Trank, den er unter Aussprechen gewisser Formeln nehmen mußte. Nach der Anzahl der Planeten gab es 7 Grade. Die Inhaber des ersten hießen Streiter (Milites), nämlich gegen Ahriman und bei ihrer Aufnahme ward ihnen ein Kranz mit den Worten überreicht: „M. ist mein Kranz.“ Die Inhaber des zweiten Grades hießen, wenn sie Männer, Löwen (Leones) und wenn sie Weiber waren, Hyänen (Hyaenae), theils mit Anspielung auf ihren in den Prüfungen bewiesenen Muth, theils mit Bezug auf die Seelenwanderung durch den Thierkreis. Die Inhaber der folgenden Grade, vielleicht des dritten, hießen Raben (Coraces), und höher hinauf kamen die Grade des Perses (wie auch M. selbst hieß), des Dromios und Helios. Der höchste Grad war der der Väter (Patres). Jeder Grad hatte wieder seine eigenen Lehren und Gebräuche, wie z. B. die Inhaber des Grades des Perses diesem Honig zum Opfer darbrachten und die Inhaber des Grades der Löwen mit allerlei Thierfiguren verzierte Kleider trugen. Die Väter hießen in der mysteriösen Sprache auch Adler (Aquilae) und Habichte (Accipitres), so wie man die Epopten Greise (Senes) nannte. Zu den geheimnißvollen Symbolen der höheren Grade dieser Mysterien gehörte auch die schon erwähnte Stufenbahn mit 8 Thoren

von verschiedenem Metall, welche den Gang der Seelen durch Sonne, Mond und Planeten andeuten sollte. Früherhin herrschte bei der Feier dieser Mysterien Frohsinn und Lust, später aber rigorose Strenge und Kasteiung. Der persische König durfte sich nach dem Gesetze der Magier nur am Mithrastage berauschen und den Nationaltanz tanzen. Bei den Römern wurden durch Vermischung mit andern eindringenden Kulten manche Veränderungen im Mithrasdienste herbeigeführt, ohne daß man aber deshalb, wie Manche wollen, annehmen müßte, als wäre er erst in der Kaiserzeit überhaupt aufgekommen. Der Dienst reicht viel weiter zurück und war schon in Persien heimisch, wiewohl in weit einfacherer Gestalt als später. Diese Mysterien verbreiteten sich von Persien aus über Kleinasien, Syrien, Palästina und die benachbarten Gegenden, und soll hie und da auch mit Menschenopfern verbunden gewesen seyn. Auch in Deutschland, z. B. in Hedernheim im Nassauischen, unweit Frankfurt a. M. finden sich Mithrasdenkmäler, bildliche Darstellungen, welche sich auf den Mithraskult beziehen. Die neuesten Untersuchungen über denselben sind von Creuzer, Zoega, Silvestre de Sacy und Hammer angestellt. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Mithrasdenkmäler gaben Lajard und später Müller in seinem „M." (Wiesbad. 1833).

Mithracarpus (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengatt., s. v. a. Mitracarpum *Zucc.*

Mithradates, s. v. a. Mithridates.

Mithrax (Crustac.), nach Leach, Gatt. der Malacostraca Decapoda Brachyura *Latr.*, der Ordnung der Krebse und der Zunft der Schwanzkrebse nach Oken, unter Cancer *L.* Charakter: Scheeren sehr stark, Finger am Ende löffelförmig ausgehöhlt; Gerte der Seitenfühler bedeutend kürzer als ihr Stiel; der Schwanz besteht bei beiden Geschlechtern aus 7 Gliedern. Sämmtliche Arten bewohnen nur die warmen Meere; bekannteste: 1) M. spinicinctus *Leach*, Cancer hispidus *Herbst* XVIII. 100. Mit rundlich-dreiseitiger, im Umkreis dorniger Schale; der Rücken frei, unbedornt; die Handwurzeln hemisphärisch, die Hände groß und glatt, der bewegliche Finger gebogen. An allen Extremitäten finden sich Höcker. Die Farbe ist braun. Auf den Antillen. — 2) M. spinosissimus *Leach*, Cancer aculeatus *Herbst* XIX. 104. Dreiseitig rundlich, mit leierförmigem Eindruck der Schale, über und über mit spitzigen, krummen Dornen besetzt; sämmtliche dickrunde Füße bedornt, die kleinen Scheeren allein unbewehrt. Groß. Bei Isle de France. — 3) M. spinipes *Leach*, Dornfuß. Dreiseitig, braun, am Rande bedornt; die Schenkel mit kurzen, spitzen Stacheln reihenweise besetzt; die Handwurzel nackt, die Hand behöckert, die Finger löffelförmig, ausgeschnitten, krumm und an den Kanten stumpf gezähnt. — Herbst XVII. 94.

Mithridat (Electuarium Mithridatis, Democratis), ehemals als Universalmittel, besonders als Alexipharmacum in hohem Ruf stehende, aus fast 50 meistens erhitzenden Ingredienzien, unter anderen auch aus Opium (2 Gran in der Unze) bestehende Latwerge, die schon von Galenus sehr gerühmt wird und den König von Pontus Mithridates zum Erfinder haben soll. Die alte Formel dieses Arzneigemisches wird einem römischen Arzte Servilius Democrates, der zu Nero's Zeiten in Rom lebte und aus dessen verlornen Schriften sich bei Galenus Fragmente erhalten haben, zugeschrieben. Sonst wurde dasselbe unter obrigkeitlicher Aufsicht bereitet, jetzt ist es außer Gebrauch gekommen.

Mithridatea (Bot.), nach Commerson, Trommel-Sohre nach Oken, Gatt. der Monimiaceae *Endl.*, der Urticeae *Juss.* Charakter: Einhäusig; Kelch birnförmig und vierspaltig, mit vielen Beuteln auf der innern Wand; Fruchtkelch fast geschlossen und ohne Lappen; viele einsamige Pflaumen, mit kurzem Griffel in fleischigem Kelch. Bäume auf Madagaskar und Moritz, ohne Milchsaft, mit immergrünen, unten flaumigen Gegenblättern, ohne Nebenblätter; Blüthen meistens in Trauben am Stamm und an untern Aesten, beide Arten untermischt. Zwei Arten: 1) M. quadrifida *Willd.* Ambora sempervirens *Dietr.* Le bois tambour, Tambourissa, Bois bombarde, Bois de Ruches, die Frucht Pot de chambre jacot. Die Frucht hängt an einem dicken, kurzen, holzigen Stiel und ist gewöhnlich dicker als lang, wie eine eingedrückte Kugel; der Stamm ist meistens hohl und wird von den Eingebornen zu Trommeln oder Bienenstöcken benutzt, das Holz weiß und leicht, mit viel Mark. Sonnerat, Voyage II, Taf. 134. — 2) M. cymosa *Willd.*

Mithridates (a. Gesch.), Name vieler mächtiger Könige und kleiner Fürsten im pontischen, parthischen und bosporanischen Reiche, unter welchen jedoch nur einer M. Eupator, hervorragende Bedeutung erlangt hat. A. Könige von Pontus: 1) M. I., der erste, welchen die schriftlichen Urkunden des Alterthums nennen, ein Satrap, welcher zur Zeit des Xenophon Lycaonien und Cappadocien beherrschte, ein tributbarer Dynast, welcher in lockerer Abhängigkeit vom Perserkönige stand. Nach Diogenes Laert. III, 76. war er ein Sohn des Rhodobates, des dritten pontischen Herrschers. Auch soll er ein Zuhörer des Platon gewesen seyn, und diesem in der Akademie eine Statue errichtet haben. Diese pontischen Herrscher leiteten ihr Geschlecht von einem der sieben Perser ab, welche die nach Cambyses regierenden Mager vertilgten. Xenophon nennt den Ariäus, Artaozus und M. als die treuesten Anhänger des jüngeren Cyrus. Als aber Cyrus im ersten siegreichen Treffen mit seinem Bruder gefallen war und die Griechen sich endlich genöthigt sahen, ihren Rückzug anzutreten, hatte M. sich wieder auf die Seite des Königs gewendet und war durch Tissaphernes mit ihm ausgesöhnt worden. Treulos suchte M. die Griechen ins Verderben zu locken, wenigstens in die Gewalt des Tissaphernes zu bringen, um sich dadurch beim Könige wieder beliebt zu machen. Allein die Griechen durchschauten bald seine verrätherischen Absichten. Nun suchte er das griechische Heer durch seine leichte Mannschaft, Bogenschützen und Schleuderer, zu ängstigen und aufzureiben. Allein er

wurde von den Griechen mit Verlust in die Flucht getrieben, und ließ sich dann nicht wieder sehen. Nach diesen Ereignissen war M. in seine Satrapie zurückgekehrt. Später ging er eine Verbindung mit Clearchus von Heraclea ein, welcher von seinen Bürgern verbannt, dann aber von den durch das Volk bedrängten Aristokraten zurückberufen worden war. Clearch erbot sich nun, die Stadt dem M. zu überliefern, im Fall er zum Präfect derselben ernannt würde. Bei der Ausführung des zu Stande gekommenen Vertrags überlistete aber Clearch den M., nahm ihn gefangen, und setzte ihn nur gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder in Freiheit. M. † im darauf folgenden Jahre nach einer 38jährigen Regierung und hinterließ den Ariobarzanes als Nachfolger. — 2) M. II., als der sechste der pontischen Dynasten bezeichnet, war ein Sohn des Ariobarzanes und trat im zweiten Jahr der 110. Olymp. seine Regierung an. Er war, wie seine Vorgänger, dem Perserkönige tributbar. Bei seinem Antritt saß Arses oder Arsames, Sohn des Artaxerxes Ochus, auf dem persischen Throne, welchem bald darauf Darius Codomannus folgte. Als dieser durch Alexander Reich und Leben verloren hatte, unterwarf sich M. dem Sieger, wie die meisten kleinasiatischen Dynasten, und begleitete ihn auf seinen Heerfahrten. Nach Alexanders Tod schloß er sich dem Antigonus an. Als aber dieser durch einen seltsamen Traum auf ihn aufmerksam gemacht worden war, ging er damit um, ihn zu tödten. Allein noch zur rechten Zeit wurde M. durch den jungen Demetrius, Sohn des Antigonus, gewarnt und gerettet. M. entfloh schleunigst nach Cappadocien und setzte sich hier auf der unüberwindlichen Bergfeste Cimiata in der Landschaft Cinistene am Gebirge Olgassys fest u. wurde nun der Gründer des **pontischen** Reichs, welches seine Nachkommen bis auf M. Eupator behaupteten. Während Antigonus mit seinen Feinden in blutige Kriege verwickelt war, benutzte M. die Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern und zu befestigen. Er brachte nicht nur Cappadocien, sondern auch die benachbarten Völkerschaften in seine Gewalt, und wurde endlich selbstständiger Herr des pontischen Reiches. Nach langer glücklicher Regierung suchte ihn endlich Demetrius mit seinem Vater Antigonus auszusöhnen. Kaum war dies geschehen, so wurde er dem Antigonus abermals verdächtig, u. dieser ließ ihn unter dem Vorwande, daß er sich zu der Partei des Cassander geneigt habe, ermorden. Ueber die Dauer seiner Regierung und über die Jahre seines Lebens sind die Angaben verschieden. Ihm folgte sein Sohn, der siebente Herrscher dieses Stammes — 3) M. III., im 3. Jahr der 119. Olymp. Antigonus, welcher seinen Vater ermordet hatte, fiel im darauf folgenden Jahr im Kampfe gegen Ptolemäus, Seleucus, Lysimachus, Cassander. Lysimachus entriß dem M. die Stadt Cium am Pontus und behauptete sie lange. Seleucus nahm ihm dagegen Myrina und gab dieselbe den Lemniern. M. suchte sein Gebiet nach Cappadocien hinzu erweitern. Nach Diod XX. 111. regierte er 36 Jahre. Ihm folgte noch sehr jung — 4) M. IV. Die benachbarten Galater glaubten diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um ihre Macht zu vergrößern, fielen in sein Reich ein u. brachten ihn in große Noth. Da unterstützten ihn die Heracleer und versorgten sein Heer mit Proviant. Allein als die Galater nun auch das Gebiet von Heraclea anfochten, versöhnten sich jene mit ihnen, und bewogen sie durch Gold zum Abzuge, worüber M. sehr unzufrieden war und den Groll gegen jene nie vergessen konnte. Dann vermählte er sich mit der Tochter des Seleucus Callinicus und erhielt Groß-Phrygien zur Mitgabe. Späterhin begehrte Antigonus der Gr., Sohn des Seleucus Callinicus, die Laodice, Tochter des M. IV., zur Ehe, und vermählte sich mit derselben feierlich im 92. Jahre der Seleuciden-Herrschaft. Hierauf begann M. einen Krieg mit Sinope u. brachte diese Stadt in eine bedrängte Lage, konnte aber dieselbe nicht erobern, da ihr die Rhodier nachdrücklichen Beistand leisteten. Die Zeit seines Todes läßt sich nicht genau bestimmen. Ihm folgte sein Sohn Pharnaces, welcher durch seine Streitigkeiten mit Eumenes von Pergamum und Ariarathes von Cappadocien zuerst mit den Römern in Berührung kam. Diesem folgte — 5) M. V., **Euergetes**. Seine Grundsätze waren denen seines Vaters entgegengesetzt, und seine Politik bezweckte überall friedliche Ausgleichung. Er mochte zu einer richtigen Einsicht über die Macht der Römer gelangt seyn und befreundete sich daher mit dem zu Rom beliebten Herrscher von Pergamum. Er leistete ihm gegen Prusias von Bythynien Beistand, und sandte auch den Römern im dritten punischen Kriege einige Schiffe und Hülfstruppen. Außerdem unterstützte er den römischen Feldherrn L. Crassus im Kampfe gegen Aristonicus, welcher nach dem römischen Reiche strebte, und nach Crassus' Tode den M. Perperna. Dafür wurde dem M. Groß-Phrygien zu Theil. Er † eines schnellen Todes, wahrscheinlich durch Gift oder Meuchelmord und wurde zu Sinope bestattet, wo er sich eine Residenz eingerichtet hatte. Hier war auch der Sohn und Nachfolger desselben — 6) M. VI., **Eupator**, welcher auch den Beinamen **Dionysus** führte, geboren. Er war noch sehr jung, als sein Vater †, und stand daher unter Vormundschaft, bevor er zur selbstständigen Regierung gelangte. Bevor wir die politischen Ereignisse erzählen, welche ihn mit Rom in Berührung brachten, wollen wir einen Blick auf seinen Charakter und seine persönlichen Eigenschaften werfen. Bei M. wohnte in einem starken, großen Körper ein unermüdlich thätiger, emporstrebender Geist, welcher durch die Nachstellungen, denen er während seiner Vormundschaft ausgesetzt war, eine besondere Richtung erhielt. Unermüdlich in Arbeit und Anstrengung, wurde er zugleich argwöhnisch und mordlustig. Seine Vormünder setzten ihn auf ein wildes Pferd u. nöthigten ihn zu reiten und zugleich Wurfgeschosse abzuwerfen. Als er diese Proben glücklich bestanden, suchte man ihn durch Gift zu entfernen. Als er aber Verdacht schöpfte, nahm er häufig dem Gift entgegenwirkende Mittel, u. härtete seinen Körper so gegen alle derartigen

Versuche ab, daß selbst im Alter, als er sein Leben durch Gift enden wollte, dieses unwirksam blieb. Dann trieb er sieben Jahre hindurch ununterbrochen Jagdübungen, während welcher Zeit er nie unter einem Obdach schlief, sondern Tag u. Nacht in Wäldern verbrachte, so daß man niemals wußte, wo er sein Nachtlager hielt. Hierdurch entging er den Nachstellungen u. gewöhnte sich zugleich an Ertragung aller Mühseligkeiten. Seine Handlungsweise blieb stets berechnend u. abwägend. Er wurde einer der verwegensten Feinde der Römer, der ihnen starke Verluste beibrachte. Bald zaudernd, bald ungestüm, verstand er die Schwächen seiner Feinde zu benutzen und schlug mehre Feldherrn. Er konnte gerecht, selbst edel und hochgesinnt sich zeigen, u. doch auch wieder hart, grausam und roh handeln. Gleich nach Antritt seiner Regierung besiegte er die benachbarten Scythen, befestigte seine Macht in Pontus, bemächtigte sich Cappadociens, erwarb den Bosporus, brachte Colchis in seine Gewalt, ließ seine Mutter, die Mitregentin war, im Gefängniß umkommen, tödtete seinen eigenen Bruder, unterwarf sich dann die kleinen Machthaber am Phasis und erweiterte sein Reich bis an den Kaukasus. Die Römer nahmen des M. Vergrößerungspläne mißfällig auf, und ein Senatsbeschluß verlangte von ihm, daß er den scythischen Fürsten ihr Gebiet zurückgeben u. Paphlagonien, welches er mit Nicomedes von Bithynien gemeinschaftlich okkupirt hatte, auf den früheren Zustand zurückbringen sollte. M. ließ sich nicht schrecken, besetzte vielmehr auch Galatien, rüstete ein starkes Heer und übte es unablässig in den Waffen. Gift und Meuchelmord anwendend, vergrößerte er sein Reich durch Einnahme Cappadociens, welches er schon einmal auf Befehl der Römer hatte aufgeben müssen. Die Einwohner des Landes ertrugen jedoch die aufgedrungene Herrschaft nicht, sondern riefen den Bruder des ermordeten Königs aus Asien zurück, den jedoch M. besiegte. Vom römischen Senate wurde dem M. befohlen, Cappadocien zu räumen, Ariobarzanes wurde zum König dieses Reiches gewählt und von L. Sulla eingesetzt. Nach dem Tode des Nicomedes fiel M. in Bithynien ein und machte hier den Socrates Chrestos zum König. Allein die Römer stellten den früheren Zustand wieder her, reizten zugleich den jüngeren Nicomedes zu Einfällen in das pontische Reich und gaben dem M. auf seine Beschwerden darüber eine ausweichende Antwort. Hierauf wurde von beiden Seiten gerüstet. M. hatte ein Heer von 250,000 Fußsoldaten und 40,000 Reitern, u. außerdem standen ihm 300 verdeckte Schiffe und 100 Zweiruderer zu Gebote. Ihm gegenüber standen die römischen Feldherren L. Cassius, Manius Aquilius und Oppius, die ohne Weiteres den Krieg eröffneten. Zunächst wurde der Verbündete der Römer, Nicomedes, von den zwei Feldherren des M. geschlagen (das geschah um 88 v. Chr.), dann wurde auch Manius, der sein Lager an der Straße, welche dem M. nach Bithynien offen stand, aufgeschlagen hatte, von dem pontischen Heere besiegt und konnte sich kaum durch die Flucht retten. M. rückte nun in Bithynien ein und nahm Phyrgien in Besitz und dann durchzog er Asien, schickte überall seine Herolde aus, brachte Lycien und Pamphylien an sich und erweiterte seine Macht bis nach Jonien hin. Oppius hatte sich in Laodicea festgesetzt, wurde aber von den Einwohnern an M. ausgeliefert. Bald darauf wurde auch Aquilius gefangen genommen und nach Appian's Erzählung auf des M. Befehl auf einem Esel herumgeführt und ihm zu Pergamum geschmolzenes Blei in den Mund gegossen. Auf diese Nachrichten hin wurde zu Rom der Krieg gegen M. beschlossen und der Oberbefehl Sulla übertragen. Dieser konnte jedoch nicht sofort sich von Rom entfernen, und unterdeß hatte M. an einem u. demselben Tage alle in den Städten und Inseln Kleinasiens sich aufhaltenden Römer und Italioten mit Weib u. Kind ermorden lassen. Dann ließ er die Rhodier, die Bundesgenossen der Römer, angreifen, jedoch mit so wenig Erfolg, daß er die Belagerung von Rhodus aufgeben mußte, nachdem er große Verluste erlitten. Hierauf wandte er sich mit seinem Heere nach Lycien und schickte seinen Feldherrn Archelaus nach Griechenland, der fast überall freundlich aufgenommen wurde u. Athen zum Mittelpunkt seiner Operationen machte. Im Jahr 83 v. Chr. endlich landete Sulla mit 5 Legionen, einigen Kohorten und einigen Reiterabtheilungen in Hellas. Nachdem er durch Mannschaften aus Aetolien und Thessalien sein Heer verstärkt hatte, rückte er gegen Archelaus vor. Böotien fiel sogleich von diesem ab und schloß sich den Römern an. Die Anstrengungen auf beiden Seiten waren außerordentlich; Vortheil und Verlust waren gleich. Als endlich die Noth Athens, wo Archelaus von den Römern belagert wurde, den höchsten Gipfel erreicht hatte, und die ermatteten Vertheidiger sich kaum noch auf den Mauern zu halten vermochten, wurde die Stadt mit Sturm genommen und Alles erbarmungslos niedergehauen. Hierauf wurde nun auch der Piräeus, den Archelaus mit der einen Abtheilung seines Heeres behaupten zu können glaubte, erstürmt. Der Feldherr des M. zog sich auf einen vom Meere umspülten Felsen zurück, von wo aus er sich nach Thessalien und Böotien wandte, alle pontischen Truppen zusammenzog und sich mit Taxillas, dem zweiten Heerführer des M., vereinigte. Bei Chäronea kam es zu einer blutigen, für Sulla siegreichen Schlacht. Dem Archelaus blieben von 120,000 Soldaten kaum noch 10,000. M. rüstete auf die Nachricht von dieser Niederlage ein neues Heer, ließ alle ihm verdächtigen Statthalter und Präfekten in Kleinasien ermorden, legte starke Besatzungen in die Städte und vernichtete alle Anhänger der Römer. Dadurch brachte er die meisten Städte Kleinasiens gegen sich auf und aus vielen wurden seine Besatzungen vertrieben. Dadurch aufgebracht, verübte er immer größere Grausamkeiten und wüthete sogar gegen seine Freunde. Zu Archelaus war indessen auch Doryalus mit 80,000 frischen Truppen gestoßen, aber das vereinigte Heer wurde bei Orchomenus von Sulla geschlagen. Archelaus floh auf einem Nachen nach Naxus. Nun beauftragte M. diesen seinen Feldherrn,

Friedensunterhandlungen mit Sulla einzuleiten. Der Friede kam unter folgenden Bedingungen zu Stande: 1) der König sollte seine ganze Flotte an die Römer ausliefern; 2) alle Gefangenen und Ueberläufer herausgeben; 3) sollte er seine Besatzungen aus den festen Plätzen entfernen, diejenigen ausgenommen, die er bereits vor dem Kriege inne hatte; 4) die nach Pontus versetzten Chier auf ihre Insel zurück führen; 5) die Kosten des von ihm verursachten Krieges tragen und sich mit dem von seinem Vater ererbten Reiche begnügen. Nach Beendigung dieses ersten Krieges mit den Römern ging nun M. nach dem Pontus zurück. Der zweite mithridatische Krieg entspann sich auf folgende Weise: Murena war mit den zwei Legionen des Fimbria (der sich, von seinen Legionen verlassen, selbst getödtet hatte) nach Sulla's Abreise in Asien zurückgeblieben, um die Bedingungen des Friedens zu sichern und die noch übrigen Angelegenheiten zu ordnen. Er begann, aus Sucht nach Kriegsruhm, den M. durch feindselige Handlungsweise zu reizen. Dieser schickte Gesandte nach Rom an den Senat und an Sulla, um sich über Murena zu beschweren. Da ihm jedoch keine Hülfe wurde, der römische Feldherr vielmehr in seinen Feindseligkeiten fortfuhr (wahrscheinlich nach geheimen Instruktionen handelnd), so rüstete er und ließ seinen Feldherrn Gordius das benachbarte Gebiet angreifen. Dann rückte M. selbst heran, u. Murena wurde geschlagen. Kurz darauf wurde auf Sulla's Betrieb Aul. Gabinius von dem Senat an Murena abgeschickt mit der Weisung, vom Krieg gegen M. abzustehen und denselben mit Ariobarzanes auszusöhnen. Bei der veranstalteten Zusammenkunft beider Könige verlobte M. seine vierjährige Tochter mit dem jungen Ariobarzanes. So endete der zweite mithridatische Krieg. M. wendete nun seine Waffen wiederum gegen den Bosporus, unterwarf ihn und setzte hier einen seiner Söhne, den Machares, zum König ein. Dann schickte er Gesandte nach Rom, welche den gegenseitigen Friedensvertrag schriftlich aufnehmen und feststellen sollten. Aber auch Ariobarzanes hatte Gesandte geschickt und sich beklagt, daß er Cappadocien noch nicht zurückerhalten habe. Auf Befehl Sulla's gab M. die von ihm besetzten Theile dieses Landes heraus, veranlaßte aber seinen Schwiegersohn, den Tigranes von Armenien, in Cappadocien einzufallen (77 v. Chr.). Dies geschah, aber die Römer konnten nichts gegen M. unternehmen, weil Sertorius in Spanien ihre Kräfte zu sehr in Anspruch nahm. Dieser schloß mit M. ein Bündniß und versprach ihm Asien, Bithynien, Paphlagonien, Cappadocien u. Galatien. Auch schickte er ihm den Varius als Heerführer. M. begann nun den dritten und letzten Krieg mit den Römern. Er rüstete mit allen Kräften, u. hatte als Bundesgenossen die Chalyber, Armenier, Scythen, Taurer, Achäer, Heniochen, Leucosyrer und andere am Flusse Thermodon wohnende Völker. Sein Heer bestand aus 140,000 Mann Fußvolk und 16,000 Reitern. Mit Beginn des Frühjahrs ließ er sein Heer unter dem Feldherrn Taxilles nach Paphlagonien vorrüken, bemächtigte sich Bithyniens, dessen König Nicomedes II. kurz vorher gestorben war, zog gegen Chalcedon, erstürmte den Hafen, verbrannte 4 römische Schiffe und führte die übrigen 60 mit sich hinweg. In Rom war unterdeß Lucullus mit Führung des mithridatischen Krieges beauftragt worden, der nach seiner Ankunft 30,000 Mann Fußvolk und etwa 1600 Reiter befehligte. Cyzicus, wo Lucullus sein Lager aufgeschlagen hatte, vermochte M. trotz aller Anstrengung nicht zu erobern; er brach auf u. sein Heer zog nach Lampsacus, wo der nachgeeilte Lucullus demselben einen starken Verlust beibrachte. M. sandte nun Schiffe ab, um die Truppen zu Lampsacus aufzunehmen, ließ aber 10,000 Mann auf 50 Schiffen unter der Leitung des Varius zurück. M. selbst segelte mit dem größeren Theil der Flotte nach Nicomedien, auf welcher Fahrt ein Sturm viele seiner Schiffe vernichtete. Lucullus und seine Unterfeldherren machte günstige Fortschritte, und die Unteranführer des M., Varius, Alexander und Dionysus wurden, nachdem die von ihnen befehligte Seemacht größtentheils aufgerieben war, gefangen genommen. M. segelte nach dem Pontus u. verlor durch Sturm gegen 60 Schiffe und an 10,000 Mann. Von Sinope aus, wohin er gesegelt war, begab er sich nach Amisus, wohin ihm Lucullus folgte. Dieser fand jedoch überall hartnäckigen Widerstand, und M. hatte wiederum ein Heer von 40,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern zusammengebracht, womit er den Lycus überschritt. Im Frühjahr rückte Lucullus, auf den Gebirgen sich hinziehend, gegen M. vor, vermied aber die Ebene. Bei Cabira wurde die römische Reiterei von der feindlichen zurückgeworfen. Doch wurde auch der Reiterei des M. eine Niederlage beigebracht, als sie in den Engpässen eine römische Heeresabtheilung angriff. Bald darauf eroberte Lucullus Cabira und andere feste Plätze. M. eilte zum Tigranes, der ihm jedoch keine Audienz ertheilte, ließ hierauf durch einen abgesendeten Eunuchen seinen Schwestern, Frauen und Konkubinen den Tod geben, damit sie nicht in die Hände der Römer fielen. Machares, des M. Sohn, schloß mit Lucullus Bündniß, und dieser verlangte von Tigranes die Auslieferung des M. Dieses Ansinnen veranlaßte Tigranes zu Rüstungen gegen die Römer; gegen den Rath des M. wagte er eine Schlacht u. wurde von Lucullus vollständig besiegt. Beide Könige warben nun schnell ein neues Heer, aber eine entscheidende Schlacht wagten sie nicht. Tigranes zog sich in das Innere seines Reiches zurück, und sein Bundesgenosse eilte mit 8000 Mann nach dem Pontus, wo er den Fabius und Triarius besiegte. Um diese Zeit, gleich nach der Eroberung von Tigranocerta, wurde Lucullus zurückgerufen, weil man in Rom die Fortsetzung des Krieges nicht für zweckmäßig hielt. M. stand bald wieder mächtig den Römern gegenüber Nach der Vernichtung der Seeräuber erhielt nun Pompejus den Oberbefehl gegen den pontischen König. Dieser befehligte ein Heer von 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern. Dennoch schickte er Gesandte an Pompejus und ließ sich nach den

Bedingungen des Friedens erkundigen. Die Antwort lautete, er solle alle Ueberläufer ausliefern und sich selbst den Römern zur Verfügung stellen. Da begann der Kampf auf Leben und Tod. Die erste Schlacht gewann Pompejus und schloß hierauf den M. durch Kastelle, Heerlager und Gräben förmlich ein und schnitt ihm alle Zufuhr ab. Nachdem so der König 45 Tage hindurch belagert worden war, entwich er heimlich des Nachts mit der kräftigsten Mannschaft, wurde jedoch von Pompejus in der Nähe des Euphrat eingeholt u. im nächtlichen Kampfe besiegt. M. entfloh, nachdem er heldenmüthig gekämpft hatte, nach Inora, wo für ihn Schätze und Kleinodien aufbewahrt wurden. Von hier aus wandte er sich nach Armenien zum Tigranes, der aber nunmehr einen Preis von 100 Talenten auf seinen Kopf setzte. Hierauf eilte M. nach dem Bosporus und der Palus Mäotis, so daß Pompejus die Verfolgung desselben aufgab. Der unermüdliche Feind der Römer brachte wiederum beträchtliche Truppen auf und soll den Plan gefaßt haben, sich nach Europa zu wenden, und von hier aus die Römer zu bekämpfen. Er durchstreifte zunächst die Küste des Pontus, durchzog die scytischen Stämme u. die Völker der Mäotis, und suchte sich des bosporischen Reiches zu bemächtigen. Ueberall wurde er ehrenvoll empfangen und erhielt Geschenke u. Hülfstruppen. Dies bewog ihn, einen neuen Kriegsplan zu entwerfen, nämlich durch Thracien nach Macedonien und von hier nach Pannonien vorzudringen, über die Alpen zu gehen und in Italien einzufallen. Während Pompejus sich mit Tigranes verbündete, hatte M. seinen Zug an der Küste des Pontus vollendet und das Emporium Ponticapäum am Ausflusse des Pontus gewonnen. Stratonice, die angesehenste seiner Konkubinen, hatte indeß ein ihr anvertrautes festes Kastell mit vielen Schätzen dem Pompejus übergeben, unter der Bedingung, daß er ihren Sohn Xiphares schonen sollte, falls er ihn in seine Gewalt bekäme. Als M. dies erfuhr, tödtete er den Xiphares im Angesichte der Mutter und ließ ihn unbeerdigt liegen. Hierauf wurde zu Phanagoria der königliche Eunuch Tryphon getödtet, und das Volk zur Freiheit aufgefordert. Sogleich wurden die Söhne und Töchter des M. auf der Acropolis eingeschlossen u. durch angelegtes Feuer genöthigt, sich zu ergeben. Es fielen nunmehr die rings umher liegenden festen Plätze des Bospor von dem Könige ab. Trotzdem blieb er ungebeugt und hielt seinen Plan, in Italien einzufallen, fest. Aber sein Heer war ihm nicht mehr gewogen. Pharnaces, sein Lieblingssohn, ging sogar damit um, ihm das Leben zu nehmen. Der Plan wurde entdeckt und Pharnaces erhielt Verzeihung. Zum Dank dafür bewog er eine Heeresabtheilung zum Abfall von seinem Vater, den man zu vernichten beschloß. Pharnaces wurde zum Könige ausgerufen, und M. vermochte sich kaum durch die Flucht zu retten. Als er sich endlich von Allem verlassen sah, nahm er Gift, jedoch ohne Erfolg. Da gab ihm endlich auf seine Bitten ein treugebliebener celtischer Anführer den Tod, damit er nicht den Römern ausgeliefert und im Triumph aufgeführt würde. So endete M. Eupator im 68. oder 69. Jahre seines Lebens, nachdem er 57 Jahre regiert u. seinem Reiche mehr als einmal einen ungeheuern Umfang gegeben hatte. Er war ein stets unermüdlicher Krieger, wußte nach erlittenen Niederlagen sogleich wieder ein neues Heer aufzubringen, war aber auch in der Wahl der Mittel nie verlegen. Die Römer hielten ihn für den kühnsten und größten König seiner Zeit, so wie aller Könige, mit welchen sie jemals Krieg geführt hatten. Die Nachricht von seinem Tode erregte bei dem römischen Heere die größte Freude; Pompejus' ließ ihn königlich bestatten. — B) Könige von Parthien: 7) M. I., Sohn des Priapatius, folgte seinem Vater im Jahr 170 v. Chr. Er war ein Mann von bedeutenden Talenten und erweiterte durch glänzende Siege das parthische Reich bis zum Euphrat u. Kaukasus. Aber auch durch Gerechtigkeit, Milde, und durch weise Einrichtungen that er sich hervor. — 8) M. II., Neffe von M. I., bestieg als Arsaces IX. den Thron. Nach Justin übertraf er an Geist seine Vorgänger, zeichnete sich durch Tapferkeit aus, unterwarf viele benachbarte Völker, und erhielt den Beinamen des Großen. In die Zeit seiner Regierung fiel die erste Berührung der Römer mit den Parthern. Die Zeit seines Todes läßt sich nicht genau bestimmen. — 9) M. III., ein Sohn des Phrahates, als König Arsaces XIII. Er begann einen Krieg mit Armenien, als dessen König Tigranes gestorben war. Während dem riß sein Bruder Orodes die Herrschaft an sich, gab sie zwar wieder auf, wurde aber bald wieder von den Vornehmsten des Landes auf den Thron erhoben. M. erhielt Medien, war aber damit nicht zufrieden, vereinigte sich mit den Arabern und zog gegen seinen Bruder, dem er sich jedoch in Babylon ergeben mußte. Er wurde getödtet. — C) König von Bosporus: 10) ein Herrscher des Bosporus war M. Pergamenus, ein natürlicher Sohn des M. Eupator. Cäsar hatte ihm die Tetrarchie von Galatien und den Königstitel gegeben. Später gab er ihm Bosporus, Asander aber schlug u. vernichtete ihn. In der späteren Zeit werden noch zwei Dynasten dieses Namens erwähnt: der erstere als ein Sohn des Darius, Enkel des M. Eupator, und als ein Sohn desselben wird M., Herrscher des Bosporus, angeführt, welcher unter Caligula und Claudius regierte, dann mit den Römern in Händel gerieth und besiegt wurde. Nach Rom abgeführt, wurde er auf Befehl des Galba getödtet.

Mithridatis regio (a. Geogr.), Gegend im asiatischen Sarmatien diesseits des Fl. Rha (Wolga), zwischen ihm und den hippischen Bergen, die ihren Namen dem Mithridates verdankte, der unter Kaiser Claudius im Bosporus herrschte (Ptol. V, 9, 19).

Mithridatium (a. Geogr.), Bergveste im Gebiet der Trokmer an der Grenze von Galatien und Pontus, vielleicht das heutige Husein Abad. Pompejus schenkte sie dem Dejotarus.

Mithridatium (Bot.), nach Adanson, Untergatt. von Erythronium.

Mithrines (a. Gesch.), Befehlshaber der persischen Besatzung in Sardes, kam, als Alexander der Große nach der Schlacht am Granicus gegen die Stadt heranzog, ihm mit den angesehensten Bürgern entgegen, um ihm Stadt und Burg nebst allen Schätzen anzubieten. Er erhielt im Jahr 331 von Alexander die armenische Satrapie.

Mithut (Jus compascui), das Recht der Benutzung eines Weideplatzes in Gemeinschaft mit Mehren, s. Weidegerechtigkeit.

Mithvitnir (nord. Myth.), s. Saukmimir.

Mitigatio poenae (lat., Rechtsw.), s. Strafmilderung.

Mitiaro, Mitiero, austral. Insel, Harvey-Inseln, 100 Einw.

Mitigantia (remedia, Med.), besänftigende, beruhigende Mittel, Paregorika.

Mitigatio (Med.), die Besänftigung, Beruhigung.

Mitimoru, afrikanische Stadt, Ost-Afrika, Zanguebar, am indischen Ocean.

Mitina (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Art: M. lanata *Adans.*, s. v. a. Carlina lanata.

Mitinzincha, Meerbusen, s. Nowaja Semlja.

Mitis (bot. Term.), 1) sanft, dem Gefühle nach, als Gegensatz von stechend, brennend, juckend u. s. w.; — 2) mild, von Geschmack und Wirkung, als Gegensatz von acris.

Mitisgrün, s. Schweinfurter Grün.

Mitj (Mitty), österr.-böhm. Dorf, Kreis Pilsen, Herrsch. Hradisch; 150 Einw.

Mitjagd, s. Koppeljagd.

Mitklingen, mitklingende Töne, auch Beitöne, harmonische Töne, auch Nebentöne u. s. w. genannt, heißen in der Kunstsprache gewöhnlich Aliquot-Töne (s. d.).

Mitkowa, europ.-russ. Flecken, Gouvern. Tschernigo, nordöstlich von Tschernigow.

Mitkramr, Ort, s. v. a. Miethghramer, s. Kharkieh.

Mitla, nordamerikan. großes Dorf, Mexiko, Depart. Oaxaca, in fruchtbarer Lage; Ackerbau und Wollweberei, Strumpfstickerei; 200 Familien; großartiger zapotekischer Palast und Tempelruinen. Ursprünglich hieß es Liuba-a (d. i. Ort stiller Ruhe); die Spanier nannten es aber M. (d. i. Hölle), weil hier die Paläste des Oberpriesters waren, wo er mit seinen Genossen seine Versammlungen zu halten pflegte. Außer den Palästen waren hier auch Katakomben zu Begräbnissen aztekischer Fürsten und Helden; vgl. Mexiko, Geogr.

Mitlauter, s. v. a. Konsonant.

Mitlechtern, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim; 140 Einw.

Mitleid, 1) (Psych.), Leiden mit Anderen, entsteht in gefühlvollen Menschen, wenn sie ein anderes fühlendes Wesen leiden sehen, und zwar gründet sich dasselbe auf die Vorstellung von diesem fremden Leiden, daher es, wie diese, mehr oder weniger lebhaft ist; — 2) (Myth.), lat. Misericordia, griech. Eleos, personificirte Gottheit, hatte auf dem Markte zu Athen einen berühmten Altar, der ein Asyl war, zu dem z. B. Adrastus, später die Herakliden flohen.

Mitleidenheit (Mitleidenschaft), 1) s. Sympathie; — 2) gemeinsames Tragen von Unkosten.

Mitlödi, schweiz. Dorf, Kanton Glarus, links an der Linth; 620 Einw.

Mitos (griech.), eigentlich ein Faden, aber auch eine Saite, war bei den alten Musikern der technische Name für die aus einer Art Flachs od. Hanf zubereiteten Saiten, womit die Saiteninstrumente überzogen wurden, bevor die Darmsaiten erfunden waren.

Mitosata (Entom.), Insektenordnung nach Fabricius, s. v. a. Tausendfüße, Myriapoda *Latr.*

Mitra, 1) (μίτρα, Antiq.), im Allgemeinen ein Band, eine Binde, dann ein über dem Leibrock getragener Gurt, der aus einem blechernen Bande gemacht war, das, inwendig mit Wolle unterlegt, den Unterleib der Krieger gegen Verwundung gut zu schützen vermochte. Da nun die Kopfbedeckung der asiatischen Nationen entweder bloß aus einer Binde bestand, oder aus einer mehr oder weniger mit Bändern versehenen und geschmückten Mütze, so nennt man M. gewöhnlich die Kopfbedeckung der Lydier, Phrygier, Syrer, Araber, Perser und Aegypter. Mit dem Orientalischen ist aber bei den Griechen und Römern so sehr der Begriff des Weichlichen und Ueppigen verbunden, daß die leichte Kopfbedeckung weichlicher und weibischer Männer, insbesondere aber die der Buhlerinnen regelmäßig M. genannt wird. Unter den Kopfputzstücken der Frauen nimmt die M. neben dem Netz und dem Haarsack eine wichtige Stelle ein. Sie war in dieser Bedeutung ein farbiges, um das Haar geschlungenes Tuch, welches den Kopf bald ganz, bald nur zum Theil verhüllte; — 2) (Kirchenw.), s. v. a. Bischofsmütze, s. Inful 2).

Mitra (bot. Term.), die Mütze, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für den mützenförmigen Schlauchschichtträger (s. Hymenophorum) von Helvella, Verpa und Morchella.

Mitra, 1) (Bot.), nach Houston, Pflanzengattung, s. v. a. Mitreola *L.*; — 2) (Mollusk.), nach Lamark, Schraubschnecke, Gattung der Gasteropoda pectinibranchia Buccinoidea *Cuv.*, der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Rinnenschnecken nach Oken, unter Voluta *L.* Charakter: Gehäuse thurm- oder fast spindelförmig, mit spitzem Gewinde und ausgerandeter Basis ohne Kanal; die unteren Spindelfalten kleiner. Das Thier hat einen kleinen Fuß, die Fühler sind von mäßiger Länge, sie haben die Augen etwa in der Gegend des unteren Drittels; mehre Arten können mit dem Rüssel schmerzhaft verwunden. Viele schöne Arten aus wärmeren Meeren; wichtigste: 1) M. episcopalis *L.*, Bischofsmütze. Thurmförmig, glatt, in Eins laufend, weiß, mennigroth gefleckt; die unteren Flecken viereckig, in Querreihen; die oberen unregelmäßig; der Rand der oberen Um-

gänge ganz; die Spindel mit 4 Falten, die Lippe hinten gezahnt. Eine sehr schöne Konchylie; die obersten Umgänge sind ganz fein gestreift und mit eingedrückten Pünktchen versehen. 4 Zoll. In Ostindien. Martini IV, 147, 1360, 1360 a. — 2) M. papalis *L.*, die Papstkrone, La Thiare. Thurmförmig, dick, schwer, mit eingedrückt-punktirten entfernten Streifen umgeben; weiß, schön roth gefleckt, die Flecken dicht, in unregelmäßigen Querreihen; der Rand der oberen Umgänge mit zahnförmigen Falten gekrönt; die Spindel mit ungefähr 5 Falten; die Lippe hinten gezahnt. Die größte und schönste. Gegen 5 Zoll. In Ostindien u. auf den Molukken. Martini IV, 147, 1353, 1354. — 3) M. pontificalis *L.*, die kleine Papstkrone. Eithurmförmig, mit eingedrückten Streifen umgeben und größeren Punkten durchbohrt; weiß, mit orangerothen unregelmäßigen Flecken gezeichnet; der obere Rand der Umgänge steht vor und ist mit dicken Knoten gekrönt; die Spindel hat 4 Falten. 2 Zoll 2 Linien. In Ostindien. Martini IV, 147, 1355, 1356. — 4) M. cardinalis *L.* Eiförmig, zugespitzt, quergestreift, mit ganz kleinen Punkten durchbohrt; weiß, mit braungelben meist würfeligen Flecken in Reihen gezeichnet; die Spindel hat 5 Falten. Mitunter einige violette Wölkchen. 2 Zoll und einige Linien. In Indien. Martini IV, 147, 1358, 1359. — 5) M. terebralis *Lam.* Thurmförmig, sehr lang, gelblich, mit braunrothen Längsflammen geziert; erhabene Querfurchen durchkreuzen sich mit vielen ungleichen Längsrippen; die Spindel hat 6 Falten. 8 Umgänge. 3 Zoll. — 6) M. adusta *Lam.* Spindelthurmförmig, gelblichweiß, mit rothbraunen Längsflecken, abstehende eingedrückte punktirte Querstreifen; gekerbte Nähte; die Spindel fünffaltig. 2 Zoll 8 Linien. Variirt mit schwärzlichen Flecken. Die Schale bauchiger, kürzer. Die Lippe hinten etwas gekerbt. 2 Zoll. An den Küsten von Timor. Martini IV, 147, 1361. — 7) M. scabriuscula *Lam.*, Voluta scabriuscula *L.* Spindelförmig, längsgestreift, quergerunzelt, die Runzeln meist weiß und braun gegliedert; die Umgänge konvex, die Spindel mit 4 Falten, die Lippe gekerbt. 2 Zoll. Aus dem stillen Ocean. Encycl. 371, Fig. 5 a. b. — 8) M. granatina *Lam.* Spindelförmig, längsgestreift, weißlich, etwas gebändert, mit erhabenen, schmalen, körnigen, weiß und braunroth gegliederten Gürteln; die Spindel hat 5 Falten. 22 Linien. In Ostindien. Encycl. 371, Fig. 4 a. b. — 9) M. crenifera *Lam.* Spindelförmig, weiß, rothbraun und braun gebändert; die Binden am oberen Rande lappig; gekörnte Querrunzeln, die Spindel mit 4 Falten; lebhaft gefärbt; die Binden sind oben wie festungsartig gezeichnet. 15 Linien. In Ostindien. Encycl. 370, Fig. 3 a. b. — 10) M. plicaria *Lam.* Eispindelförmig, längsgefaltet, weißlich, mit schwarzbraunen unterbrochenen Binden gezeichnet; die Falten erhaben, abstehend, nach vorn etwas dornig; die Umgänge oben eckig; die letzte Binde graulich eingefaßt; die Spindel mit 4 Falten; die Lippe inwendig gestreift. An der Basis quergefurcht. Nicht selten 2 Zoll. In Indien. Martini IV, 148, 1362, 1363. — 11) M. corrugata *L.* Eispindelförmig, längsgefaltet, quergerunzelt, weißlich, mit braunen Gürteln und Binden; die Umgänge oben kantig; die Kante des letzten Umganges stachelig; die Spindel mit 4 Falten. (Variirt mit röthlicher Schale und weißen Binden; Martini IV, 148, 1364). Auch nicht selten. 19 Linien. In Ostindien. Seba III, 49, 31, 32, 35, 36, 38, 43, 44. — 12) M. vulpecula *L.*, Fuchsthürmchen. Spindelförmig, quereingedrückt, gestreift, längs stumpf gerippt, braungelb, braungebändert; Spitze und Basis schwärzlich; die Spindel mit 4 Falten, die Lippe innen gestreift. 2 Zoll. In Ostindien. Martini IV, 148, 1366. — 13) M. caffra *L.* Spindelförmig, in der Mitte glatt, mit abwechselnd rothbraunen und weißgelben Binden geziert; die Basis querrunzelig; das Gewinde der Länge nach gefaltet und quer gestreift; die Spindel hat 4 Falten. Der rechte Lippenrand inwendig gestreift. 20 Linien. In den asiatischen Meeren. Martini IV, 148, 1369, 1370. — 14) M. stigmataria *L.* Cylindrisch, spindelförmig, quereingedrückt gestreift; der Länge nach gerippt, bläulichgrau, mit blutrothen punktirten Linien umgeben; die Rippen gekörnt, die Spindel mit 3 Falten. 15 Linien. In Ostindien. Martini IV, 148, 1367, 1368. — 15) M. filosa *L.* Spindelförmig, zart gegittert, gegürtelt; strohgelb, mit zahlreichen, erhabenen, schmalen, dunkelrothen Gürtelbinden; die Spindel hat 4 Falten. 16 Linien. Gualt. 53 H. — 16) M. lutescens *Lam.* Etwas thurmförmig, an der Basis kaum ausgerandet, glatt, hornartig, gelblich oder blaß braungelb, ungefleckt; die Spindel mit 3 Falten. 9 Linien. In Afrika. — 17) M. striatula *Lam.* Etwas thurmförmig, spitzig, sehr schön mit feinen dichten regelmäßig abstehenden Streifen umgeben; blaß braungelb, die Umgänge am obern Rande angedrückt, die Spindel mit 5—6 Falten. Die größte 19 Linien. Gewöhnlich sieht man sie in den Sammlungen viel kleiner. In Amerika. Encycl. 372, Fig. 6. — 18) M. cornea *Lam.* Eispindelförmig, spitzig, in der Mitte geglättet, oben und unten quergestreift, hornbraun; die Spindel hat 4 Falten. Der letzte Umgang ist bauchig, das Gewinde spitzig. 12 Linien. In Afrika. — 19) M. Tringa *L.* Eiförmig zugespitzt, glatt, an der Basis gerunzelt, weiß, mit ungleichen rostfarbigen Flekken gezeichnet; die Spindel schwach dreifaltig, die Lippe inwendig gestreift, etwas höckerig; 9—10 Umgänge. 11 Linien. Im mittelländischen Meer und an den afrikanischen Küsten. Encycl. 374, 10 a. b. — 20) M. Dactylus *L.* Eikreiselförmig, mit schwachpunktirten eingedrückten Streifen; weißlich, braungelb gewölbt; das Gewinde ganz kurz, etwas gitterig, die Spindel mit 6 Falten. 17 Linien. In Bengalen. Chemnitz X, 150, 1411, 1412. — 21) M. paupercula *L.* Eiförmiglänglich, glatt, an der Basis gestreift; weiß, mit schön braunrothen Längsstreifen wellig gezeichnet; die Spindel mit 4 Falten, die Lippe ausgeschweift. Variirt größer, kleiner, und fast ganz quergestreift. 16—17 Linien,

In Ostindien. Martini IV, 149, 1386, 1387. — 22) M. cucumerina *L.* Eiförmig, bauchig, mit erhöheten Rinnen umgeben, pomeranzengelb, der letzte Umgang mit einer etwas unterbrochenen weißen Binde; das Gewinde oben stumpf; die Spindel mit 4 Falten. Sieht aus wie ein Fäßchen. 1 Zoll. Martini IV, 150, Fig. 1398, 1399. — 23) M. patriarchalis *L.* Eiförmig, quergestreift, an der Basis körnig, weiß, mit braungelben, oder rothbraunen Binden; die Umgänge oben kantig, längsgefaltet, knotig; die Knoten weiß, der Wirbel stumpf; die Spindel mit 4 Falten. 9 Linien. In Ostindien. Chemnitz X, 150, 1425, 1426. — 24) M. torulosa *Lam.* Eithurmförmig, zart kreuzweise gestreift, aschgrau; die Umgänge der Länge nach gefaltet, die Falten braunroth, auf dem letzten Umgange erhöhter, zusammengedrückt; 4 Falten an der Spindel; 8—9 Umgänge. 10 Linien. — 25) M. retusa *Lam.* Umgekehrt eiförmig, unten quergestreift, weiß mit braunrothen Längslinien in Strahlen gezeichnet, der letzte Umgang mit weißer, jene Linien durchkreuzender Binde; das Gewinde kurz, stumpf, wie eingedrückt; die Spindel mit 4 Falten. 9 Linien. In Ostindien. Schröter, Einl. I, 1, Fig. 11. — 26) M. obliquata *Lam.* Eikegelförmig, braungelb; mit schiefen, etwas körnigen Längsrippen; die Spindel mit 4 Falten. 5 Linien. Variirt braun und orangegelb.—27) M. unifascialis *Lam.* Eiförmig-spitzig, quergestreift, schwach, längsgerippt, pomeranzengelb; die Umgänge mit weißer Binde, die Spindel mit 4—5 Falten. 8 Linien. — 28) M. Larva *Lam.* Eikegelförmig, an der Basis querrunzelig, grau, ins Braungelbe, mit längsgehenden oben gekörnten Rippchen; die Spindel hat 2—3 Falten. 8 Linien. — Fossile Arten dieser Gattungen erscheinen zuerst in der Kreidegruppe (M. cancellata *Jow.*). Zahlreicher sind sie in den tertiären Gebilden vertreten, wie M. leucozona *Andrzejowski*, M. crassidens *Deshaies*, M. incognita *Basterot* ꝛc., jedoch nirgends leitend.

Mitracarpum (Bot.), nach Zuccarini, Gattung der Rubiaceae *Zucc.*, der Spermacoceae *Dec.* Einjährige und ausdauernde Kräuter, auch Sträucher, meistens in Westindien und Brasilien; von 20 Arten bekannteste: M. hirtum *Dec.* und M. virgatum *Cham. Schlechtend.*

Mitraching, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Aibling; 140 Einw.

Mitracme (Bot.), nach Labillardière, Untergattung von Mitrasacme.

Mitraeformis (bot. Term.), mützenförmig, von Gestalt eines hohlen Kegels, dabei entweder ganzrandig oder am Rande gleichmäßig gezähnt, gespalten, gelappt u. s. w., z. B. die Moshaube (s. Calyptra) bei Orthotrichum, Encalypta und Tetraphis, auch die aus fünf oben zusammenhängenden an ihrem Grunde vom Fruchtboden sich trennenden Blättern bestehende Blume bei Vitis-Arten wird so genannt.

Mitragyne (Bot.), nach R. Brown, Untergattung von Mitrasacme *Labill.*

Mitra Hippocratis (Chir.), s. Hippocratis mitra.

Mitra Koehleri (Chir.), s. Köhlermütze.

Mitral (Chir.), s. Mütze.

Mitralis (Anat.), mützenförmig, kappenförmig. Valvulae mitrales cordis, die mützenförmigen Klappen im Herzen; s. Herz.

Mitraria (Bot.), 1) nach Gmelin, Pflanzengattung. Art: M. Commersoniana *Gmel.*, s. v. a. Barringtonia speciosa; — 2) nach Cavanilles, Gattung der Personatae Bignoniaceae *Rchb.* Einzige Art: M. coccinea *Cav.* Strauch auf der Insel Chiloë.

Mitrasacme (Bot.), nach Labillardière Gattung der Gentianeae *R. Br.* Gegen 20, in mehre Untergattungen zerfallende Arten; sämmtlich ausdauernde Kräuter in Neuholland, bekannteste: M. cinerascens *R. Br.* und M. pilosa *Labill.* — Die Gattung ist der Typus der Mitrasacmeae *Rchb.*, welche eine Untergruppe der Gentianeae Menyantheae *Rchb.* ausmachen.

Mitrasacmeä (Bot.), s. Mitrasacme *Labill.*

Mitrati (Bot.), nach Fries, Mützenpilze, Untergruppe der Hymenini Helvellacei *Rchb. Rabenh.* Charakter: fleischige, meist eßbare Pilze mit verschieden gestaltigem, meist hut- oder mützenförmigem Fruchtträger, die auf der bloßen Erde leben. Gattungen: Leotia *Hill.*, Verpa *Sw.*, Helvella *L.*, Morchella *Dill.*

Mitratus (bot. Term.), bemützt, mit einer Mütze (s. Mitra) versehen.

Mitre (Geogr.), austral. kleine, hohe, unbewohnte Insel, Neue-Hebriden, nördlich von den Banksinseln.

Mitre (Maß), tunesisches Weinmaß, $6^1/_2$= 1 französisches Millerole, das im Handel mit Frankreich (Marseille) zu $64^1/_3$ Liter gerechnet wird.

Mitré, St., franz. Dorf, Dep. Bouches-du-Rhône, Bez. Aix; Delfabr.

Mitremyces (Bot.), nach Nees, Gattung der Lycoperdacei *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Arten ausländisch.

Mitreola (Bot.), nach Linné, Gattung der Contortae Carisseae *Rchb.* Drei Arten, bekannteste: M. ophiorrhizoides *Rich.*, Cynoctonum sessilifolium *Gmel.*, Anonymus petiolata *Walt.* Sommergewächs in Westindien.

Mitrheder (Schifferw.), s. Rheder.

Mitrocarpa (Bot.), nach Torrey, Pflanzengattung, s. v. a. Eleocharis.

Mitrophora (Bot.), nach Necker, Untergattung von Fedia.

Mitrospora (Bot.), nach Nees, Pflanzengattung. Art: M. polyphylla *Neck.*, s. v. a. Rhynchospora polyphylla.

Mitrovitza, Fluß, s. Morawa.

Mitrow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Kresetitz; 150 Einw.

Mitrowitz (Geogr.), 1) (Neu-M.), österr.-böhm. Pfarrkirchdorf, Kr. Pilsen, Herrschaft Brenn-Poritschen; Hochofen mit Eisengießerei und Zainhammer; 640 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Tabor, Gut Nemischl; 270 Einw.; — 3) österr.-slavon. Ort, Militärgrenze, peterwardeiner Regiment, an der Save; Stabsort, 4 Kirchen, Quarantäneanstalt; 5500 Ew.;

viele Alterthümer aus der röm. Zeit; vielleicht das alte Sirmium.

Mitrula (Bot.), nach Fries, Hauben- od. Mützenpilz, Spatelpilz, Gattung der Hymenini Clavariaceae *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: fleischig, einfach; Keule eiförmig, glatt, umschließt den Stiel und trägt überall länglich-walzenförmige Schläuche mit einfachen, wegschnellenden Sporen. — Zwei deutsche Arten: 1) M. paludosa *Fries.*, Keulchen an der Spitze des Stieles getrennt. Auf modernden Blättern in Sümpfen und sehr langsam fließenden Gräben, von Juni bis September, an mehrern Orten sehr häufig. Krombh. I., Taf. V, Fol. 23, 24. — 2) M. cucullata *Fr.*, Stiel das Keulchen ganz durchdringend. In feuchten schattigen Wäldern, fast das ganze Jahr. — Die Gattung ist der Typus der Mitrulini *Fr.*, welche eine Untergruppe der Hymenini Clavariaceae *Rchb. Rabenh.* ausmachen und die Gattungen: Geoglossum *Pers.*, Mitrula *Fr.* und Spathulea *Fr.* enthalten.

Mitrulini (Bot.), Haubenschwämme, s. v. a. Mitrula *Fries.*

Mitry, franz. Dorf, Dep. Seine-Marne, Bez. Meaux, am Ourcq-Kanal; Getreidehandel; 1540 Einw.

Mits, oriental. Oelgemäß = 563 pariser Kubikzoll.

Mitsa (Bot.), nach Charpentier, Pflanzengattung. Art: M. maculata *Charp.*, s. v. a. Coleus Bojeri.

Mitscha, Franz Adam von, tüchtiger Komponist, geb. den 11. Jan. 1746 zu Jaromeritz in Mähren, studirte die Rechtswissenschaft, in seiner Freizeit aber mit voller Liebe auch Musik, ward 1767 bei der böhmischen Hofkanzlei, 1785 als Gubernial-Sekretär zu Grätz, 1794 als Kreishauptmann in Bruck an der Muhr angestellt, 2 Jahre später zum Gubernialrath der neuacquirirten westgalizischen Provinz Krakau befördert, wurde 1798 Kreishauptmann zu Sandomir und Kielze, 1803 Hofrath in Lemberg, 1805 Kreishauptmann in der Bukowina, führte 1809 das Landespräsidium, wurde, als warschauer Truppen Lemberg besetzten, gefangen genommen, nach seiner Freilassung pensionirt und in den österr. Ritterstand erhoben, starb den 19. März 1811 und hinterließ an Kompositionen: 28 Sinfonien, die meisten darunter für verschiedene Saiten- und Blasinstrumente konzertirend; 4 Violinkonzerte, 6 siebenstimmige Notturni, 3 Violinquartette u. a. dgl., 2 Opern „Bernardon die Gouvernante", 1761 in Prag, und „Adrast und Isidore" 1780 im Hoftheater in Wien auf kaiserl. Befehl und später in Grätz mit Beifall aufgeführt, mehre italienische und deutsche Gesangstücke, Arien, Duetts ꝛc. mit Orchesterbegleitung, ein Oratorium „Davids fünfzigster Psalm", sein letztes Werk.

Mitschelinsholz (Bot.), s. v. a. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Mitscherlich (Biogr.), 1) Christoph Wilhelm, berühmter Philolog, geb. am 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, besuchte Schulpforte und zeichnete sich schon dort vor seinen Mitschülern vortheilhaft aus. Er widmete sich darauf in Leipzig u. Göttingen den Alterthumswissenschaften und machte sich an letzterem Orte zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch seine an Heyne gerichtete Epistola critica ad Apollodorum (Gött. 1782). Im Jahre 1785 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und zum Custos an der Universitätsbibliothek ernannt. Er schrieb damals Lectiones in Catullum et Propertium (Gött. 1786) und lieferte eine Ausgabe des homerischen Hymnus in Cererem (Leipzig 1787). Nachdem er die Stelle eines Custos der Bibliothek niedergelegt hatte, erhielt er 1794 eine ordentliche Professur der Philosophie und 1806 den Titel eines Hofrathes. Im J. 1800—1801 erschien sein bedeutendstes schriftstellerisches Werk, eine Ausgabe der Oden u. Epoden des Horaz (Leipz. 2 Bde.), die sich mehr durch Sacherklärungen u. durch eine gute Auswahl von Parallelstellen griech. Autoren als durch eine genaue und tiefer eingehende Entwicklung der Gedanken und deren Verknüpfung auszeichnet. Auch der kritische und grammatische Theil kann den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen. Obgleich von vielen Seiten zu einer Fortsetzung dieses Werkes aufgefordert, hat er sich doch dazu nicht entschließen können. Nach Heyne's Tod erhielt er 1809 die Professur der Beredsamkeit, welche ihn verpflichtete, die alljährlichen Programme und Gedichte für die Universität zu liefern. Für dies letztere Fach hätte die Universität kaum einen besseren Vertreter finden können, denn seine Gedichte zeichneten sich stets durch eine vollendete classische Form aus. Sind unter seinen Programmen auch verschiedene werthvolle Arbeiten, wie die über Theokrit (1825) und die 6 Stücke der Racemationes Venusinae (6 St., Gött. 1827—33, Fol.), so erreichte er doch darin seine Vorgänger Geßner u. Heyne lange nicht. Seine akademischen Schriften verrathen öfter eine überraschende Unkenntniß der neuern Forschungen auf dem Gebiet der Alterthumskunde, die wohl zum Theil von seiner allzu eifrigen Beschäftigung mit der Blumen- und Bienenzucht herrühren mochte. Auf sein Ansuchen wurde er 1833 von den Geschäften seiner Professur entbunden, feierte am 12. Juni 1835 sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde bei der Säcularfeier der Universität 1837 zum Geheimrath ernannt. Von seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten nennen wir noch die Sammlung der Scriptores erotici graeci (4 Bde., Straßb. 1792—94). — 2) Eilard, Geheimrath und ordentlicher Professor der Chemie an der berliner Universität, geb. am 7. Jan. 1794 zu Neurede bei Jever, wo sein Vater die Pastorstelle bekleidete, erhielt seine Vorbildung unter der besonderen Leitung des heidelberger Schlossers auf dem Gymnasium in Jever. Im Jahre 1811 begab er sich nach Heidelberg und studirte Geschichte, Philologie und orientalische Sprachen. Diese Fächer beschäftigten ihn auch vorzüglich im Jahre 1813 bei seinem Aufenthalt in Paris und 1814 in Göttingen, nur nebenbei trieb er auch Geologie, Mineralogie, Physik, Chemie u. Medicin. In Berlin aber, wohin er sich 1818 begeben hatte, widmete er sich ausschließlich der Chemie und zwar mit so gutem

Erfolge, daß er auf diesem Gebiet bald höchst beachtenswerthe Entdeckungen machte. Berzelius, der sich damals in Berlin aufhielt, vermochte ihn, ihm nach Stockholm zu folgen. Daselbst blieb er bis 1821, wo er auf Berzelius Vorschlag zum Professor der Chemie an der Universität in Berlin berufen wurde. Später wurde er an Klaproth's Stelle zum Mitglied der Akademie und zum Geheimrath ernannt. Sein bedeutendstes, fast einziges selbstständiges Werk ist das Lehrbuch der Chemie (Bd. 1—2, Abth. 1, Berlin 1829—33. Bd. 1, 4 Aufl. 1844); sonst hat er sich fast ausschließlich der Annalen von Poggendorff als wissenschaftlichen Organs bedient. M.s Arbeiten fallen in den physikalischen und mathematischen Theil der Chemie, wie namentlich seine Entdeckung der Isomerie, d. h. des Vermögens gewisser Stoffe, sich in Verbindungen gegenseitig ohne Aenderung der Krystallisationsform zu ersetzen, seine Untersuchungen über die verschiedene Krystallisation des Schwefels, seine Verbesserung des Goniometers, seine Beobachtungen über ungleiche Ausdehnung der nicht zum regulären System gehörigen Krystalle durch die Wärme, seine merkwürdigen Beobachtungen über das Verhältniß der Volumina und der spezifischen Wärme zu dem Atomgewichte u. s. w.; indessen hat er auch andere Theile der Chemie durch seine Entdeckungen bereichert. Seinen Apparaten, namentlich dem zur organischen Analyse ist oft der Vorwurf zu großer Umständlichkeit und Kostbarkeit gemacht worden. Obgleich M. selten die Arbeiten Anderer seinem öffentlichen Urtheil unterwirft, so ist doch seine Methode und seine Anschauungsweise der Zusammensetzung der Körper von mehren Seiten, namentlich auch von Liebig in Gießen angegriffen worden. — 3) Karl Gustav, Privatdocent zu Berlin, schrieb: Lehrbuch der Arzneimittellehre (Berlin 1837—40, 3 Abth.).

Mitscherlichia (Bot.), nach Kunth, Pflanzengattung. Art: M. spectabilis *Kunth.*, s. v. a. Neaea Mitscherlichia.

Mitscherlichs ammoniakalisches basisches Salz, s. Salpetersaures Quecksilberoxyd.

Mitscho, Fluß, Yantsekiang.

Mitschow (Micow), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau; 240 Einw.

Mitschowitz (Micowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Krumau; 230 Einw.

Mitschkowken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 130 Einw.

Mitschuldiger, s. v. a. Theilnehmer an einem Verbrechen oder Vergehen, s. Concursus ad delictum.

Mitschullen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 120 Einw.

Mitschwängerer (Constuprator, Rechtsw.), s. Concubitus, und Unzuchtsvergehen.

Mitskal, Münze, s. Marokko (Geogr.).

Mitske, ungar. Stadt, biharer Gespannschaft, südwestlich von Margitta.

Mitsou-Sima-Nada, asiat. Meerenge, Japan, zwischen den Inseln Sikokf und Nifon.

Mitspauds, asiat. Inselgruppe, Sunda-See, bei der Insel Madura, bewohnt.

Mittag, 1) Mittagszeit, derjenige Moment der Tageszeit, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian oder Mittagskreis eines Ortes eintritt u. also die Sonne für denselben Ort ihren höchsten Stand (Kulminationspunkt) hat. Verschieden von diesem wahren ist der mittlere Mittag, welcher dann beginnt, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian eines Ortes gehen würde; derselbe erfolgt bald früher bald später, als der wahre, und fällt nur viermal im Jahre mit diesem zusammen; — 2) die nicht scharf begrenzte Zeit des Tages, während welcher die Sonne scheinbar am höchsten steht und am meisten Wärme ausstrahlt; — 3) eine der vier Weltgegenden und zwar diejenige, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von der nördlichen Halbkugel der Erde aus betrachtet, ihren höchsten Standpunkt haben, also s. v. a. Süden.

Mittagsessen, s. Mahlzeit.

Mittagsfernrohr, s. Passageinstrument.

Mittagsfliege (Entom.), s. v. a. Musca meridiana *L.*

Mittagsfläche, diejenige Ebene, welche man sich durch den Meridian, die Scheitellinie und durch die Weltachse gezogen denkt und die sowohl auf der Ebene des Horizonts als auf der des Aequators senkrecht steht.

Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, die derselbe hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Meridian eingetreten ist oder die Entfernung desselben in dieser seiner Stellung von dem Horizonte.

Mittagshorn (Geogr.), 1) Spitze der graubündtner Alpen, am Matterthale, 11,670' hoch; — 2) frutiger M., s. Berneralpen; — 3) lauterbrunner M., s. Berneralpen; — 4) Berg, s. Monte Rosa.

Mittagskreis, s. v. a. Meridian.

Mittagslinie, die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte; sie wird nicht nur zu astronomischen Beobachtungen, sondern auch im bürgerlichen Leben häufig gebraucht, da man ohne sie die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen kann 2c. Zum Behufe astronomischer und geographischer Messungen hat man die M. gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen.

Mittagspunkt, Südpunkt, der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin, nach welchem die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend heißt.

Mittagsrohr, s. v. a. Mittagsfernrohr.

Mittagsruhe, ruhiges Verhalten nach eingenommener Mittagsmahlzeit, ist, auch in Verbindung mit leichtem, nicht zu anhaltendem Schlaf (Mittagsschlaf), bei vorhergegangener körperlicher oder geistiger Erschöpfung, so wie

auch nach reichlichem Speisegenuß, besonders mit Wein, im vorgerückteren Alter dem Körper zuträglich; doch ist es besser, den Körper im Sitzen bloß anzulehnen, als ihn auf dem Lager liegend auszustrecken.

Mittagssonne, Sonnenschein um die Mittagszeit, zum Unterschied von Morgen- und Abendsonne.

Mittagsstein, s. Lahnberg. 1).

Mittagsuhr, s. Sonnenuhr.

Mittagswind, s. v. a. Südwind.

Mittagszaserblume (Bot.), s. v. a. Mesembryanthemum pomeridianum.

Mittagszirkel, s. v. a. Meridian.

Mitte, 1) was von zwei einander entgegengesetzten Dingen gleich weit entfernt ist. Im Räumlichen eigentlich nur einen Punkt (Mittelpunkt) bezeichnend, wird das Wort M. von Linien, Flächen und Körpern auch von der um jenen Punkt zunächst herumliegenden und nicht genau abgegrenzten Gegend gebraucht; — 2) übergetragen auf die Zeit das, was von Früherem und Späterem in gleichem Abstand ist und in unbestimmter Ausdehnung dazwischen liegt; — 3) das zwischen zwei Extremen liegende; — 4) Partei der M., s. Staat und Juste milieu.

Mittel, 1) s. v. a. Mitte; — 2) Sache, deren man sich zur Erreichung eines gewissen Zwecks bedient; — 3) Art und Weise des Verfahrens hierbei; — 4) s. v. a. Vermögen; daher: bemittelt, s. v. a. vermögend, wohlhabend; — 5) s. v. a. Arzneimittel; — 6) (Medium), Materie, welche, verhältnißmäßig leichter oder leichter beweglich oder verschiebbar, andere Körper umgibt, so daß sich letztere darin bewegen oder überhaupt Bewegungen sich fortpflanzen können; der Widerstand, den sie dabei leistet, heißt Widerstand des Mediums; — 7) Schriftgattung, s. Schrift.

Mittel ... Zusammensetzungen damit, welche sich in Folgendem nicht finden, s. unter dem Hauptwort.

Mittel, arithmetisches, geometrisches, harmonisches, s. Arithmetisches M., Geometrisches M.

Mittel (Mus.), bei den Alten das Fußmaß einer Orgelstimme. Wenn z. B. Prinzipal 16′, so wie 8 und 4′ in einem Manuale standen, so nannten sie das zu 8′ Mittelprinzipal; ein Gedakt 8′ Viertelgedakt, Flötenstimmen, die nie größer als zu 8′ gemacht wurden, Mittelflöten.

Mittelalter. Unter M. versteht man den großen Zeitraum der Geschichte, der zwischen dem klassischen Alterthume und der neueren Zeit mitten inne liegt. Ueber das Ende des M.s ist man im Allgemeinen ziemlich einverstanden, man setzt dasselbe entweder ins Jahr 1492, wo Amerika entdeckt wurde, oder wie die Meisten thun, ins Jahr 1517, wo die deutsche Reformation ihren Anfang nahm. Nur Einige setzen die Grenze dieses Zeitraums in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo die Buchdruckerkunst erfunden u. andere wichtige Erfindungen gemacht wurden. — Dagegen sind die Ansichten der Geschichtsforscher sehr verschieden über die Frage, wo der Anfang des M.s zu bestimmen sey. Einige beginnen dasselbe mit der Völkerwanderung im Jahre 375, Andere mit der Schlacht bei Soissons im Jahre 486; noch Andere mit dem Regierungsantritt Karls d. Gr., wieder Andere mit dem Untergange des weströmischen Reiches im Jahre 476. Diese Verschiedenheiten in der Bestimmung des Anfanges erklären sich daraus, daß die Erscheinungen, die dem M. seinen eigenthümlichen Charakter aufprägen, nicht mit einem Male als vollendete Thatsachen in die Geschichte eintreten, sondern sich erst nach und nach entwickeln und entfalten. Der passendste Zeitpunkt für den Beginn des M.s möchte wohl der von Kortüm in seiner Geschichte des M.s angenommene seyn, nämlich das Jahr 526, in welchem der Ostgothenkönig Theoderich stirbt. Ueberblickt man nämlich die vorbereitenden Umstände und Kräfte, welche aus den Trümmern der griech. römischen Welt zur Wiedergeburt der Menschheit, namentlich durch Christen- und Germanenthum führen, so erscheinen die 200 Jahre zwischen der Alleinherrschaft Konstantins und dem Hintritt Theoderichs als Abschnitt des Ueberganges und der Vorhalle des M.s. Wenn nämlich der weise und kräftige Ostgothe, um die vielfachen Widersprüche abstoßender Volksthümlichkeit in seinem italienischen Reiche auszugleichen, römische u. germanische Satzungen verknüpft u. dem Alterthume einen Schatten der längst verwirkten Achtung sichert, so wird nach dem Tode dieses außerordentlichen Mittlers auf immer das schwache Band zwischen der alten und neuen Zeit zerrissen und, unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, die letzte Spur römisch griechischer Gesittung vertilgt. Daher die Nothwendigkeit, von solchem Wendekreise der Vergangenheit und Gegenwart auszugehen.

Der Name M. erscheint in vielfacher Beziehung für jenen Zeitraum unpassend. Denn sollte er gleichsam die Mannesjahre der völkerschaftlichen Entwickelung bezeichnen, so würde Griechen und Römern unreife Jugend, den Zeitgenossen und ihren nächsten Vorgängern ohnmächtiges Greisenthum zuerkannt, ein Urtheil, welches in seiner lächerlichen Anmaßung sich selber verdammt. Sagt man aber, jener Ausdruck sey deshalb gut und richtig, weil das Alterthum, als die Zeit vorherrschend sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit; die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höheren sittlichen Reife das Mannesalter der Menschheit, und endlich das dazwischenliegende M., wenigstens bei den meisten europäischen Völkern wegen des Vorwaltens der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abentheuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit mit Recht das Jugendalter der Menschheit genannt werden könne, so heißt das die Sache geradezu auf den Kopf stellen, denn unter einem Manne in seinen mittleren Jahren versteht doch im gewöhnlichen Sprachgebrauch gewiß Niemand einen Jüngling. Sollte dagegen in dem herkömmlichen Ausdruck der Begriff einer vermittelnden, alle Gegensätze auflösenden Menschen- und Völkergattung lie-

gen, so zeigen dawider die urkundlichen Thaten der Vergangenheit beinahe immer das schroffe schneidende Wesen kräftiger, den glatten Unterhandlungskünsten feindseliger Führer und Stämme, welche leidenschaftlich und unbiegsam auf eigenthümliche Ziele gerichtet sind, und weder vermitteln wollen noch können, denn das setzt Gemüthsruhe, Uebergewicht des Verstandes und einen gewissen Anflug selbstsüchtiger Bosheit voraus.

Lassen wir nun, ehe wir zur eigentlichen Charakterisirung übergehen, einen kurzen Ueberblick der geschichtlichen Ereignisse jenes großen Zeitraumes folgen. Das M. führt uns die beginnende Entwickelung der wälschen (romanischen) wie deutschen Germanen u. Slaven in Europa und der morgenländischen Geschlechter in Asien und Afrika vor Augen, dort unter dem Geleite des Christenthums, hier des islamitischen Glaubens. Germanen und Araber bilden den Strebpfeiler, jedoch mit dem Unterschiede, daß jene unter allen Wechseln der Erscheinungen ausdauern, diese nach einer langen Reihe von Thaten des Krieges und Friedens verschwinden. Avaren und Bulgaren seit dem 5. und 6., Slaven und Magyaren seit dem 9. Jahrhundert füllen mit den Oströmern oder Byzantinern im Abendlande den Hintergrund, während gen Aufgang neben den lange vorherrschenden Arabern, Neuperser, Mongolen, Tataren und Turkomanen den Hebel der Begebenheiten darbieten, Inder und Chinesen in leidender Stellung die Befehle des Verhängnisses erwarten. Demnach beschreibt das M. im Raum der Erdoberfläche, Griechen und Römern gegenüber, einen unermeßlichen Kreis, welcher von dem skandinavischen Hochnorden bis zu den Geländen des Atlasgebirges und den Fällen des Nilstroms, von den Ufern des Baikalsees und Ganges bis zum Gestade des atlantischen Meeres reicht, und das in der alten Welt gleichsam auf die Fingerspitzen Europa's beschränkte Völkerleben über drei Festlande mit fast gleicher Kraft ausbreitet. Zwar erlischt oft in Asien und Afrika das Feuer der Eroberungszüge spurlos, indeß es bei den europäischen Germanen unvergängliche Denkmale hinterläßt, aber dennoch erschlafft die Stärke des Morgenländers nicht, drängt vielmehr, stets angespannt und in wechselnden Gestalten, auf den einst durch Griechen und Römer bevorrechteten Sitz der Bildung. In dieser gegenseitigen rastlosen Rückwirkung der drei großen Festlande entsendet zuerst um die Mitte des 4. Jahrhunderts der Osten die bald gebrochene und wirkungslose Heeresmacht der Mongolen (Hunnen), stürmt darnach, im 7. Jahrhundert durch Mahommed geeinigt und begeistert, das zweite Mal wider Europa vor, entzündet, in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts Sieger über das westgothische Spanien, den fortan nimmer endenden Kampf zwischen den Völkern des Auf- und Niederganges, des Islams und Christenthums, besteht nach heftigen, unentschiedenen Vorgefechten auf der pyrenäischen Halbinsel zwei Jahrhunderte lang in den Kreuzfahrten den der Blutrache und Eroberung bestimmten Anprall des christlich germanischen Abendlandes, überschreitet während des 13. Jahrhunderts das dritte Mal durch mongolische Heerhaufen die bei inneren Zerwürfnissen muthvoll geschirmten Grenzen der europäischen Christenheit und gewinnt bei steigendem Zwiespalt derselben am Ende des gesammten Zeitraumes in der letzten erobernden Rückwirkung durch die Osmanen Konstantinopel und das europäische Bürgerrecht, welches bald darauf in der entgegengesetzten Markung Spanien den Arabern entreißt.

Für die Entwickelung der inneren Geschichte des M.s sind die beiden Völker, die Römer und Barbaren von ganz besonderer Bedeutung. Die Römer hatten in der letzten Zeit ihres Bestehens fast die einzige Aufgabe, die Macht der Barbaren zurückzutreiben; ihr ganzes großes Reich sollte gleichsam die eherne Mauer seyn, an welcher die barbarischen Horden zerschellten. Aber diese Mauer brach durch den großen Sturm der Völkerwanderung zusammen und die Barbaren überflutheten die Welt. Aeußere Barbarei kämpfte mit der inneren; denn das römische Wesen in seiner Schlaffheit, seiner zerfallenden haltlosen und lügenhaften Art war zu einer inneren Barbarei geworden. Indem nun diese innerlich unwahr gewordene Bildung vor der rohen aber frischen und urkräftigen Bewegung der Barbaren zusammenfiel, drang der Geist, der auch mitten in dem Zerfall des Antiken noch nicht ganz geschwunden war, vermöge seiner welthistorischen Macht in die empfänglichen Gemüther der ungebildeten Völker und gab ihrer rohen Thatkraft Maß und Ziel. Rom bot auch als besiegt ein bleibendes Element für die nachfolgende Geschichte. Aber das eigentlich ordnende und bildende Princip war das der Germanen. Zu diesen Elementen trat nun noch die Macht der christlichen Kirche. In ihr lebte, wenn auch unter manchen menschlichen Verhüllungen, die Macht des Christenthums, also eines neuen Geistes, eines Geistes, der das Gemüth auf das Tiefste ergriff, der den Anstoß einer unendlichen Bewegung gab.

Derjenige Genius, der zuerst diese verschiedenartigen Elemente in einer Persönlichkeit zusammenschloß und dadurch die Keime einer organischen Weiterentwickelung ausstreute, ist Karl der Große. Er ist es, durch welchen der Schauplatz der Geschichte vornehmlich in das Abendland verlegt wird. Seine Kaiserkrönung, in welcher die alte Cäsarenherrschaft erneuert wird, nimmt von dem byzantinischen Reiche die eigentliche Kaisermacht, so daß es von nun an gleichsam außerhalb der bewegenden Kräfte der Geschichte zu stehen kommt. Indem Karl d. Gr. römische Bildung mit germanischer Kraft, christliche Kirche mit kaiserlicher Macht verbindet, zeigt er der ganzen Entwickelung des M.s ihre Bahn an. Die zwei größten Bildungen, welche aus derselben hervorgegangen, sind **Kaiserthum** und **Papstthum**. Die Idee, welche diesen Bildungen zu Grunde liegt, ist nationale und kirchliche Einheit. Es war der tiefe und großartige Sinn Karls des Gr., der wohl erkannte, daß es keine nationale Einheit ohne die Grundlage einer idealen Einheit geben könne, deshalb

ließ er der Kirche Begünstigungen angedeihen. Er nahm die Kirche nicht in die kaiserliche Machtvollkommenheit auf, sondern er ließ ihr ihren bestimmten und eigenen Kreis, nur in der Absicht, das in ihr liegende Leben organisch mit dem nationalen zu vereinigen. Aber verschiedene Ursachen trieben seine Mächte statt zur organischen Bildung vielmehr zur Entgegensetzung und zum Kampf.

Indem die Kirche unter die rohen germanischen Völkerschaften Bildung und Gesittung verbreitete, hatte sie sich den Dank der Christenheit in hohem Grade erworben und war allmählig zur ersten Macht des Zeitalters emporgewachsen. Durch den großen Grundbesitz, welcher ihr durch Schenkungen zu Theil geworden war, vielfach mit dem Staate verflochten, begnügte sie sich nicht damit, über das ihr eigenthümliche Gebiet eine unbedingte Herrschaft auszuüben, sondern wollte auch die weltliche, und namentlich die kaiserliche Macht, sich unterthänig machen. Dies Streben trat am deutlichsten in den beiden Päpsten Gregor VII. und Innocenz III. hervor. Die Welt, meinte der Letztere, werde von zwei Lichtern regiert, von der Sonne und von dem Monde, der von jener sein Licht entlehne, in demselben Verhältniß ständen, was die Regierung der Christenheit betreffe, Papstthum und Kaiserthum. Das Christenthum sollte Alles durchdringen, ihm sollten sich Völker und Fürsten unterwerfen. „Das Christenthum! — denkt wohl Mancher, — das ist ja ganz recht." Aber nach damaliger Auffassung ging das Christenthum in der katholischen Kirche auf und diese koncentrirte sich wieder mit aller Machtfülle im Papste. Der Fürst sollte zwar als solcher frei über seine Unterthanen walten, aber als Christ sollte er allen übrigen gleich seyn, und es sollte die Kirche das Recht haben, ihn von ungebührlichem Verfahren abzuhalten. Deshalb sollten alle Könige der Welt den Papst als den obersten Schiedsrichter ansehen, der im Namen Gottes über den Frieden der Welt wache und sich seiner höheren Autorität unterordnen. Wie kleine Herren ihr Eigenthum den Bischöfen zu Lehn gaben, so sollten die Könige dem Papste ihre Reiche übergeben und zum Zeichen, daß auch sie der Kirchenzucht unterworfen seyen, einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten. Diese große geistliche Gewalt, die einzelne Päpste wirklich besaßen, bildete zwar öfter ein heilsames Gegengewicht gegen die Rohheit und den Despotismus der weltlichen Herren, aber bei längerem Bestand derselben, hätte die Menschheit auf ihr theuerstes Gut, auf die Freiheit des Geistes verzichten müssen, denn ein ungehemmter Fortschritt des Gedankens ist mit einer Hierarchie (s. d.), welche das Maß und Ziel des Denkens und Glaubens selbst unveränderlich festzustellen beansprucht, durchaus unverträglich.

Jenes Uebergreifen der Hierarchie in das Gebiet des Staates führte zu den langen heftigen Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum, welche zuletzt dem begabten kraftvollen Geschlecht der Hohenstaufen den Untergang bereiteten, welche aber auch dem Papstthum durch das Uebermaß seines Zornes in der Achtung der Völker die empfindlichsten Wunden schlugen.

Versuchen wir nun auch nach anderen Seiten hin das eigenthümliche Leben des M.s in flüchtigen Umrissen zu zeichnen. Anfänglich bestanden die Heere der deutschen, wie auch der meisten übrigen Völker Europa's größtentheils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber alle schwer gerüstet. Sie trugen Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen des Aufwandes, den eine solche Rüstung erforderte, konnten nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Reiterdienst eine Art von Ansehen und Adel, und immer strenger suchten sich die Ritter von den unteren Ständen, welchen bald allein der Dienst zu Fuß überlassen blieb, abzusondern. Um einen solchen Vorzug zu behaupten und immer mehr hervorzuheben, war das ganze Leben des Adels kriegerisch von Jugend auf. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging ihm über Alles; um höhere Ausbildung des Geistes kümmerte er sich wenig. Mancher Adelige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Dagegen lernte er von Jugend auf ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Wegen der immerwährenden Uebung mußte er wohl der ausgezeichnetste Krieger werden. Denn zu einer Zeit, wo das Pulver noch nicht erfunden war, konnte nur körperliche Kraft und Gewandtheit die Schlacht entscheiden. Und wie hätte sich in der Schlacht der leichte Fußgänger mit dem geübten Reiter messen können, der, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, jeder feindlichen Waffe sicher Trotz bieten konnte. So machten in den damaligen Zeiten die Adeligen die vornehmsten Krieger aus, nach ihrer Anzahl wurde fast einzig die Stärke des Heeres bestimmt. Von ihrem Reiterdienste bekamen sie den Namen Ritter. — Mit der Zeit bildeten die Ritter einen besonderen Stand. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht waren die vier Haupttugenden der Mitglieder. — Auf ihren Burgen lebten die Ritter, wie kleine Könige, in Reichthum, Pracht und heiterem Lebensgenusse. Ein Fest drängte das andere. Beim frohen Becher ergötzten sie sich an den Erzählungen ihrer Großthaten. Andere, welche kein Eigenthum besaßen, zogen zu Roß von Land zu Land mit ihren Knappen, schmausten bei anderen Rittern und gingen wie einst die griechischen Helden Hercules, Jason, Theseus, auf Abenteuer aus. Diese nannte man fahrende Ritter. Bald kamen wunderbare Erzählungen von Abenteuern in Umlauf, welche diese Ritter sollten bestanden haben. Da soll der eine gegen fürchterliche Riesen, der andere gegen Zauberer, der dritte sogar gegen feuerspeiende Drachen gekämpft haben. Die Blüthe des Ritterthums fällt in die Zeit der Kreuzzüge, welche eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des M.s sind (s. Kreuzzüge). Manche Ritter vergaßen aber die Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Da hingen an allen Felsen hundert und hundert trotzige

Burgen, die wie eine große Sklavenkette sich durch das ganze Land zogen. Aus ihren luftigen Raubnestern heraus überfielen die Ritter mit ihren Reisigen den armen Wanderer, den Bauer und den Städter, warfen Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burg. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Burgen und forderten von den vorüberfahrenden Schiffen willkürliche Zölle. Noch sieht man als Ueberreste jener Zeit viele Schlösser und Burgen an beiden Ufern des Rheins, die jetzt friedlich über den Strom hinschauen. Fröhlich fliegt der Kaufmann mit vollen Segeln an ihnen vorüber und vergißt der Zeiten, wo schon der Anblick ihrer Zinnen das nahende Schiff mit ängstlicher Besorgniß erfüllte. In den häufigen Fehden der Ritter unter einander wurden nicht selten die blühendsten Saatfelder, des friedlichen Landmannes ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Uebermuth und solche Räubereien des Adels vermochten die damaligen schwachen Kaiser keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren Burgen trotzten die Adeligen allen Verordnungen des Kaisers. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren. Das waren die traurigen Zeiten des F a u s t r e c h t e s. Das Weitere s. in d. Art. R i t t e r t h u m u. F a u s t r e c h t.

Von Italien aus erhielten zur Zeit der Kreuzzüge Schifffahrt und Handel den ersten neuen Schwung. Venedig, Genua, Pisa und Amalfi waren damals die vorzüglichsten Handelsstädte der ganzen Welt. Sie unterstützten die Kreuzfahrer auf ihren Zügen durch Lieferungen von Transportschiffen, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen und benutzten diese Gelegenheit, sich zugleich in den neuen Erdtheilen Handelszweige zu verschaffen, die man vorher gar nicht kannte. Reich beladen kehrten ihre Schiffe mit den kostbaren Waaren des Morgenlandes zurück und verschickten sie nebst den Erzeugnissen ihres eigenen Landes durch alle Staaten Europa's. Ihrem Beispiele folgten bald andere Städte. Durch die Kreuzzüge kam unter Anderem Safran, Indigo, Alaun und das Zuckerrohr nach Europa. Letzteres lernten die Kreuzfahrer bei Tripolis in Syrien kennen. Es wurde nach Sicilien verpflanzt, von Sicilien kam es späterhin nach Madeira und nach der Entdeckung von Amerika nach Brasilien und Westindien, von wo wir noch jetzt theilweise unsern Zucker erhalten. — Der König Roger II. von Sicilien nahm 1140 zuerst Seidenarbeiter aus den griechischen Städten Athen, Korinth und Theben mit sich nach Palermo, das dadurch die Mutterstadt aller abendländischen Seidenfabriken geworden ist. Von da kam der Seidenhandel in die Lombardei, in das südliche Frankreich und so nach und nach weiter in alle Staaten Europa's. Der gewöhnliche Weg der Kreuzfahrer ging längs der Donau nach Konstantinopel. Durch die fast ununterbrochenen Züge entstand im südlichen Deutschland ein lebhafter Verkehr, u. die dort gelegenen S t ä d t e, besonders Wien, Regensburg, Augsburg und Nürnberg erwarben sich großen Reichthum. Aber auch im Norden war der Handel recht blühend. Die Waldungen an den Küsten der Ostsee gaben das herrlichste Holz zum Schiffbau, in Schweden und Norwegen fand man das trefflichste Eisen. Auch wurde großer Handel getrieben mit Bernstein und Pelzwerk. Vorzüglich verschaffte der Fischfang einen sehr reichlichen Erwerb; denn damals wurden die Küsten der Ostsee noch häufiger als jetzt von Häringen besucht. Den Handel hier im Norden trieben vorzüglich Lübeck, Hamburg, Bremen u. Wisby. In Wisby, welches jetzt nur ein unbedeutendes Städtchen auf der schwedischen Insel Gothland ist, wohnten damals 12,000 Kaufleute. Vorzüglich berühmt wurde diese Stadt durch „dat Water-Recht, dat de Kooplude un de Schipers gemaket heben to Wisby", welches aus dem Plattdeutschen schon früh in die anderen Sprachen übersetzt, die Grundlage aller neueren Seerechte geworden ist. — In den Niederlanden blühete der Handel am meisten zu Brügge, Antwerpen und Brüssel. Der Reichthum, welcher auf diese Art in die Städte floß, erhöhte der Bürger Selbstgefühl und weckte in ihnen das Streben nach immer größerer Freiheit und Selbstständigkeit. Die Schwäche der damaligen Fürsten begünstigte ein solches Streben. Die lombardischen Städte gingen allen übrigen mit ihrem Beispiele voran; sie machten sich los vom Kaiser und Reiche und bildeten eben so viele Freistaaten. Solche waren Mailand, Pavia, Tortona, Asti und mehre andere. In Deutschland gab ebenfalls der Reichthum der Bürger die Mittel her, wodurch sie sich bei ihren Fürsten, die sich oft in großer Geldverlegenheit befanden, Freiheit und Unabhängigkeit erkauften. Eine solche Stadt erkannte alsdann nur den Kaiser als ihren Oberlehnsherrn an und hieß f r e i e R e i c h s s t a d t. Die Kaiser begünstigten die Städte ganz vorzüglich, um an ihren Einwohnern eine desto festere Stütze gegen den unruhigen und mächtigen Adel zu haben. Dieser sah mit neidischen Augen auf den Reichthum und Glanz der Städte herab, beobachtete genau ihr Treiben und Thun und suchte auf alle Art ihrer Freiheit Abbruch zu thun. Allein die Bürger hegten diese, wie das köstlichste Kleinod des Lebens. Zu ihrer Vertheidigung übte sich jeder im Gebrauche der Waffen. Ueberhaupt war in den damaligen unruhigen Zeiten die ganze städtische Ordnung auf Krieg berechnet. Die Bürgerschaft war nach ihrem Gewerbe und ihrem Wohnplatze in Z ü n f t e (s. d. A.) eingetheilt. Sobald nun eine Gefahr der Vaterstadt drohte, versammelten sie sich, jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, und zogen vereint zum Kampfe aus. Wetteifer entflammte ihre Tapferkeit; denn sobald es die Ehre und Freiheit der Vaterstadt galt, war jeder Bürger reich an Muth und Blut. Nicht bloß zur Vertheidigung nahm er seine Waffen, sondern auch zum Angriff nach erlittenem Unrecht. Aber auch unter den Bürgern derselben Stadt entstanden oft heftige Unruhen und blutige Auftritte. Die alten vornehmen Familien der Stadt hatten die ganze Verwaltung und Regierung

an sich gerissen und die Zünfte von jeder Theilnahme ausgeschlossen. Die Unruhen hierüber legten sich nicht eher, als bis auch diese in den städtischen Angelegenheiten eine Stimme bekamen. — Das Haupthinderniß des freien Verkehrs der Städte untereinander war aber die Unsicherheit aller Flüsse und Wege. Ueberall lauerten die Raubritter den Kaufleuten auf, überfielen und plünderten ihre reich beladenen Schiffe und Wagen. Nur mit stark bewaffneter Hand konnte man sich gegen ihre Räubereien schützen. Darum vereinigten sich im Jahre 1241 die beiden reichen Städte Lübeck und Hamburg und beschlossen, auf gemeinschaftliche Kosten eine bewaffnete Mannschaft zu unterhalten, welche die Wagen und Schiffe begleiten und schützen sollte. Andere Handelsstädte fanden diese Einrichtung so vernünftig und vortheilhaft, daß sie sich gern diesem Bunde anschlossen. Braunschweig war die Erste, welche beitrat; dann folgten Rostock, Wismar, Stralsund und mehre andere, so daß der Bund zur Zeit seiner größten Stärke aus 85 Städten bestand. In Westphalen gehörten zu demselben Münster, Kösfeld, Paderborn, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Herford, Lemgo, Soest, Unna. Im 14. Jahrh. nahm dieser Städtebund den Namen **Hansa** an. Das Haupt dieses großen Bundes war Lübeck; hier wurden auch die Bundesversammlungen gehalten. Selbst auswärtige Staaten bewarben sich um die Gunst dieser deutschen Handelsstädte und räumten ihnen bequeme Waarenniederlagen (Stapelplätze) ein. Durch eine so umfassende Verbindung wuchs das Ansehen und die Macht der Hansa zu solcher Größe heran, daß sie es selbst mit mächtigen Königen aufnahm. Nicht lange nach der Einrichtung der deutschen Hansa entstanden noch andere solcher Städtevereine. Auch ihr Zweck war Schutz der Freiheit, der Selbstständigkeit des Handels. So errichteten im Jahr 1254 siebenzig Städte im südlichen Deutschland den **rheinischen Bund**. Nachher entstand der **schwäbische Städtebund**, der gleichfalls sehr mächtig war. Von dem Glanze der deutschen Städte in damaliger Zeit zeigt auch ihre große Bevölkerung. Im 14. Jahrh. stellte Aachen 19,826 waffenfähige Männer, Straßburg 20,000, und der Rath zu Lübeck bewaffnete bei einem Aufstande der Bürgerschaft allein 5000 Kaufleute. Die Stadt Nürnberg war damals so reich und schön, daß dort ein mittelmäßiger Bürger besser wohnte, wie in Schottland ein König; die Stadt Danzig so mächtig, daß ihr Bürgermeister selbst dem Könige Christoph von Dänemark den Krieg erklärte. In Brügge herrschte ein solcher Aufwand, daß die Konigin von Frankreich, als sie hier (1250) die schimmernde Pracht der Bürgerfrauen sah, voll Unwillen ausrief: „Ich glaubte allein eine Königin zu seyn, und erblicke hier deren sechshundert.“ Mit der früheren Armuth schwand deshalb auch immer mehr die alte Nüchternheit und Einfachheit der Sitten, und an ihre Stelle trat prunkender Aufwand, besonders an öffentlichen Festen. Wir haben noch eine Menge Verordnungen von einzelnen Ländern und Städten damaliger Zeit, die auf das Genaueste bestimmen, wer Gold und Perlen, Silber, Sammt und Seide tragen dürfe oder nicht: wie lang die Schuhschnäbel und die Röcke seyn durften; wie viel monatlich ein Adliger, wie viel ein Bürgerlicher verspielen, wie viel Schüsseln bei Hochzeiten und Kindtaufen dieser oder jener Stand aufsetzen dürfe, u. s. w.

Der **Bauernstand** war der eigentlich gedrückte Stand. Außer, daß er in Unwissenheit und Aberglauben niederlag, wurde er auch in der Knechtschaft erhalten. Denn als freie Grundbesitzer hatten sich nur sehr wenige Bauern zu erhalten vermocht; die meisten waren einem benachbarten Edelmanne oder Stifte dienstbar geworden, waren an den Boden, den sie bauten, gebunden, und mußten den Ertrag ihres sauren Schweißes größtentheils ihren Herren überlassen. Dann fehlt aber dem Menschen der Muth, aus freier Lust fleißig zu seyn, wenn er nicht für seine Nachkommen arbeiten kann. Dazu waren sie wehrlos, denn man hielt keinen Unfreien würdig, die Waffen zu führen. Doch fingen die Landbauer seit den Kreuzzügen an, sich nach und nach einigermaßen aus diesem Zustande emporzuarbeiten. Der Papst hatte befohlen, daß jedem Knechte, der das Kreuz nehmen und nach dem heiligen Grabe ziehen wollte, die Freiheit gegeben werden müßte. Dadurch erwarben Tausende ihre Freiheit. Von den vielen Rittern, die ebenfalls nach dem gelobten Lande zogen, kamen die meisten nicht wieder, und in der langen Ungewißheit, ob sie todt, und wer bei manchen der Erbe sey, machten sich wieder viele der Leibeigenen frei. Hauptsächlich aber benutzten sie die Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Städten, suchten bei einer benachbarten Stadt, die mit ihrem Herrn im Kriege war, Schutz, zahlten ihr ein Schutzgeld und wurden dafür als Ausbürger angenommen. Wenn die Adligen auf diese Weise nicht alle ihre Unterthanen in der Nähe der Städte verlieren wollten, so mußten sie ihnen lieber selbst die Freiheit für eine Summe Geldes oder für bestimmte und leichtere Dienste verkaufen. So haben die freien Bürger der Städte auch sehr bedeutend geholfen, daß nach und nach wieder ein Stand freier Bauern in Deutschland aufgekommen ist. Es ist damit aber langsam gegangen. Das Weitere hierüber s. in d. Artikeln **Lehnswesen** und **Bauernstand**. Sobald der Mensch der Sorge für die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens überhoben ist, so erwacht auch allmählig sein natürliches Gefühl für das Schöne, sein Gefallen an höheren geistigen Verrichtungen, die das menschliche Leben erheitern und veredeln. Unter diesen stand im M. die **Dichtkunst** oben an und wurde vorzüglich vom Adel gepflegt. Sie war ihm eine süße Erholung von den ernsten Sorgen des Tages, von dem wilden Getümmel der Schlachten. Auf die Entwickelung dieser schönen Kunst hatten die Kreuzzüge den wirksamsten Einfluß. In dem fernen Morgenlande wurde der Kreuzfahrer durch die seltsamsten Erscheinungen wunderbar überrascht. Die heiligen Orte, wo einst der Erlöser wandelte, die Pracht und der Reichthum des Orients, die wunderbaren Irrfahrten

frommer Pilger, die vielen Abenteuer der Ritter, dann auch die Sehnsucht nach den theuern Zurückgebliebenen; dieses und manches andere regte den Geist auf und bot zu Dichtungen den reichhaltigsten Stoff. Wahre Begebenheiten wußte die aufgeregte Einbildungskraft mit reizenden Mährchen aller Art auszuschmücken. In den anmuthigen Thälern des südlichen Frankreichs und Spaniens, wo die Einbildungskraft der Bewohner feurig ist, wie der Himmel, unter welchem sie leben, trieb die Dichtkunst ihre ersten Blüthen. Man nannte den Dichter Troubadour. Auf den Burgen der Ritter, bei fröhlichen Festen und Mahlen erschien der Troubadour mit der lieblich klingenden Harfe in der Hand; Ritter und Damen begrüßten mit stiller Freude den lieben Gast und hörten seinen gefühlvollen Gesängen zum Klange der Harfe zu. Von Frankreich aus verbreitete sich dieses lustige Handwerk — so nannte man es — über die angrenzenden Staaten. Auch Deutschland hatte seine Sänger, die man Minnesänger nannte, weil der Hauptgegenstand ihres Gesanges die Minne oder Liebe war. Doch nicht die Liebe allein wurde von ihnen besungen, sondern auch die Schönheiten der Natur, die Reize des Frühlings, die Heldenthaten der Ritter und ihre wunderbaren Abenteuer. Besonders in Schwaben, an den Höfen der damaligen Kaiser, der kunstliebenden Hohenstaufen, ließen sich diese Sänger hören und wurden deshalb auch wohl schwäbische Dichter genannt. Selbst Kaiser und Könige ergötzten sich, wenn sie von den ernsten Sorgen der Regierung ruhten, an diesem lustigen Handwerke. Unter Kaiser Friedrich II. erstieg die vaterländische Dichtkunst den höchsten Grad der Begeisterung, indem sie als Lieblingsunterhaltung deutscher Fürsten und als die vorzüglichste Würze gesellschaftlicher Freuden galt. Viele Gedichte aus jener Zeit sind auf uns gekommen; sie athmen meist großen schöpferischen Geist und tiefes inniges Gefühl. Das vorzüglichste deutsche Heldengedicht, welches wir noch besitzen, ist das Niebelungen-Lied, dessen Alter und Verfasser aber bis jetzt noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist. Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts verbreiteten sich Dichtkunst und Gesang von den Burgen der Ritter in die Städte. Die Bürger fanden Vergnügen daran, in Erholungsstunden die schönen Lieder und Erzählungen der Minnesänger zu lesen. Bald fingen diejenigen, die in sich einiges Talent fühlten, an, sie nachzuahmen und neben ihren Gewerben fleißig zu dichten. Sie bildeten gleich anderen Handwerkern eine besondere Zunft unter sich und wurden, weil sie Meister ihres Handwerkes waren, Meistersänger genannt. Sie hielten, wie andere Zünfte, regelmäßig Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche. Einer der merkwürdigsten jener Meistersänger war Hans Sachs, ein ehrsamer Schuster zu Nürnberg, der um das Jahr 1530 lebte. Neben der Dichtkunst zeichnete sich auch die Baukunst aus und stand in der Mitte des 13. Jahrhunderts in ihrer schönsten Blüthe. Man hat diese neue Baukunst wohl die gothische genannt, richtiger aber hätte man sie die deutsche nennen sollen, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von deutschen Meistern ausgegangen ist, welche in ganzen Gesellschaften umherzogen und auch in anderen Ländern Gebäude dieser Art ausführten. Unter den Meistern jener Zeit war einer der berühmtesten Erwin von Steinbach, einem Städtchen in Baden, der im Jahre 1277 den Thurm des straßburger Münsters zu bauen begann. Zu dem kölner Dome wurde im Jahre 1248, unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstetten, der Grund gelegt. 250 Jahre wurde daran gearbeitet, und doch wurde damals nur das Chor und das Schiff zur Hälfte fertig. Diese und ähnliche Gebäude mit ihren künstlichen durchbrochenen hohen Thürmen, mit ihren schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, mit ihren reichverzierten Portalen, Kreuzen und Statuen, stehen noch jetzt da als sprechende Beweise von dem ernsten und frommen Sinne unserer Vorfahren, die keine Mühe, keine Kosten sparten, wenn es galt, der Religion großartige Tempel zu erbauen. Solche Gebäude waren der Stolz der Bürger, in Aufführung derselben wetteiferte eine Stadt mit der andern. Die ernsteren Wissenschaften, die Erforschung der Religion, der Geschichte, der Philosophie, der Naturkunde und Mathematik, waren vorzüglich das Eigenthum der Geistlichkeit. Diese hatte dazu durch ihren Stand selbst den ersten Beruf, und besonders boten die stillen Mauern der Klöster fast den einzigen schicklichen Platz dazu dar. Das Leben der Ritter, selbst das der Bürger in den Städten, war zu unruhig und kriegerisch; es gehört Fleiß, Geduld, Ruhe und eine lange Zeit dazu, um sich eine gründliche Kenntniß der Wissenschaften zu erwerben. Auch hatte man damals die Buchdruckerkunst noch nicht, wodurch nützliche Bücher so leicht vervielfältigt und verbreitet werden können. Damals mußte ein Buch so oft abgeschrieben werden, als man es haben wollte, und welche außerordentlich mühsame Arbeit war das! Wer hätte Zeit und Geduld dazu gehabt, wenn es nicht die Mönche in den Klöstern gethan hätten! Ohne sie wären die wichtigsten Bücher über unsere Geschichte, und so viele andere nützliche Werke, gänzlich verloren gegangen. Und wenn wir die künstliche und mühsame Schrift, zum Theil mit schön ausgemalten Buchstaben und mit Bildern am Rande des Pergaments, betrachten, so müssen wir über den außerordentlichen Fleiß aufs Höchste erstaunen. Aber dennoch mußten die Bücher damals so selten und kostbar seyn, daß nur sehr wenige Menschen zu dem Besitze eines Buches gelangen konnten. Und hiermit kommen wir wieder auf eine der schlimmen Seiten jenes Zeitalters, die wir über seinen Vorzügen nicht verschweigen dürfen; das ist nämlich der Mangel an gutem Unterricht für die Jugend wie für die Erwachsenen. Es gab nur sehr wenige Schulanstalten bei den Klöstern und in den Städten, und diese waren noch dazu nicht sehr zweckmäßig eingerichtet. Die Mehrzahl des Volkes, besonders auf dem Lande, wuchs in Unwissenheit heran und steckte daher tief in Dummheit und Aberglauben begraben. Und wenn einer auch im späteren Alter gern noch etwas lernen wollte,

so fehlte ihm das erste Hülfsmittel dazu, nämlich gute Bücher. Daher kam es, daß in jener Zeit so viele natürliche Erscheinungen Angst und Schrecken unter den Menschen verbreiteten. Da erschien kein Komet, keine Mond- und Sonnenfinsterniß, kein Nordlicht, ohne ganze Länder in Bestürzung zu setzen, weil man fest glaubte, die Welt werde nun untergehen, oder doch irgend ein großes Unglück, Pest, Hungersnoth, Krieg und Erdbeben entstehen. Und weil die Menschen die natürlichen Gesetze so wenig kannten, so gebrauchten sie auch nicht die rechten Mittel gegen die Uebel, die wirklich eintraten. Verderbliche Seuchen haben in den älteren Zeiten fast Jahr um Jahr in irgend einem Lande gewüthet, und so fürchterliche Verheerungen angerichtet, daß es nichts Traurigeres geben kann, als die Beschreibungen davon zu lesen.

Das Gerichtswesen bei den germanischen Völkern war anfänglich höchst einfach wie ihr Leben selbst. Ihre ganze Gesetzgebung beschränkte sich fast einzig auf Strafgesetze. Jedes Vergehen, selbst der Mord, konnte durch eine Geldstrafe gesühnt werden. Mit großer Genauigkeit war ein Unterschied zwischen Sklaven und Freien, Deutschen und Römern gemacht. Für die Ermordung eines Sklaven mußte man 45, eines Franken 200, eines Römers aber nur 100 Schillinge bezahlen. Sogar für jeden verletzten Theil des Körpers war eine bestimmte Strafe festgesetzt, für einen Arm, den man Jemanden abschlug, mußten 100 Schillinge bezahlt werden, für den Daumen 45, für den Zeigefinger 25, für den Mittelfinger 15, desgleichen für den kleinen Finger; für die drei Finger in einem Schlage 45, für ein Auge 72, für die Nase 45, für ein Ohr 15, für die Zunge 100 Schillinge. Auch jedes Schimpfwort hatte seine bestimmte Strafe. Wer den andern Fuchs schimpfte, zahlte 3, wer ihn Hase schalt, 6 Schillinge. Dieses Strafgeld, Wehrgeld genannt, war für die damaligen Zeiten sehr hoch, weil das Geld noch selten war. Wer es nicht entrichten konnte, mußte dem Beleidigten oder dessen Verwandten als Knecht dienen. Das Gericht wurde öffentlich unter freiem Himmel gehalten. In jeder Gemeinde war der Vorsteher oder Graf Richter. Die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Urtheil finden oder schöpfen und hießen deshalb Schöppen. Wo aber die Sache nicht zu ermitteln war, nahm man seine Zuflucht zu Unschuldsproben, die man Ordale oder Gottesurtheile nannte. Man setzte nämlich voraus, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen beistehen und ihn in den mit ihm vorzunehmenden Proben durch ein Wunder retten. Solcher Unschuldsproben hatte man mehre. Wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel siedenden Wassers ziehen, wer über glühendes Eisen gehen, wer im Zweikampfe siegen, wer einen geweihten Bissen ohne zu bersten, verschlingen, oder am längsten mit ausgespannten Armen in Kreuzesform stehen konnte, galt für unschuldig. Allein bei der allmählig voranschreitenden Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft traten auch neue Verhältnisse ein, die immer verwickelter und schwieriger wurden. Denn Nahrungszweige u. Lebensarten vervielfältigten sich, und so mußten mit der Zeit auch solche streitige Fälle vor die richterliche Entscheidung kommen, auf welche die alten Gesetze keine Anwendung mehr finden konnten. Die Richter verfuhren alsdann nach ihrer besten Einsicht; auch erkundigten sich wohl die Schöppen verschiedener Gegenden unter einander, wie bei ihnen über gewisse Fälle entschieden werde und richteten sich dann hiernach in ihren Erkenntnissen. Mit der Zeit wurden in den einzelnen Staaten und Provinzen Europa's die Gewohnheitsrechte aufgeschrieben. So entstand in Deutschland zwischen den Jahren 1215 und 1235 der Sachsenspiegel, und etwa 50 Jahre nachher der Schwabenspiegel. Allein die Unsicherheit und das Mangelhafte in diesen provinziellen Vorschriften und Gebräuchen sprang immer mehr in die Augen, und das Bedürfniß einer gediegeneren und umfassenderen Gesetzgebung ward immer fühlbarer. Diesem Bedürfnisse half endlich das römische Gesetzbuch ab. Hierin fand man die Auflösung und Entscheidung aller verwickelten Rechtsfälle, auf welche die bisherigen, auf das alte weit einfachere Volksleben sich beziehenden vaterländischen Gesetze unmöglich hatten Rücksicht nehmen können. Aus allen Staaten eilten jetzt lernbegierige Jünglinge nach Italien, um sich mit dem neuen Rechte bekannt zu machen. Auf der Hochschule zu Bologna im Kirchenstaate, wo das römische Recht vorzüglich gelehrt wurde, fanden sich über 12,000 Jünglinge aus allen Staaten ein. Dieses neue Gesetzbuch half dem Bürgerstande mächtig empor. Durch das Studium des römischen Rechtes entriß er der Geistlichkeit den alleinigen Besitz aller gelehrten Kenntnisse. Der Adel, der es seiner würdiger hielt, sich in den Waffen zu üben, als sich mit der mühsamen Erlernung eines fremden Rechtes zu beschäftigen, zog sich immer mehr und mehr von der gerichtlichen Beschäftigung zurück und überließ zuletzt die ganze Gerichtsverwaltung dem Bürgerstande. Jene mangelhafte Einrichtung des Gerichtswesens, vor Allem aber die geringe Macht der Könige, welche durch kein Mittel die übermüthigen Großen des Reichs in den Schranken gesetzlicher Ordnung zu halten wußte, erzeugten das so genannte Faustrecht, welches das ganze Mittelalter hindurch herrschte. Aus den alten Gaugerichten der Deutschen gingen die berühmten Vehmgerichte hervor, deren vorzügliche Wirksamkeit in das 14. und 15. Jahrhundert fällt. Man nennt sie auch heimliche, Frei- und Stuhlgerichte. Ihr Hauptsitz war Westphalen; darum werden sie auch wohl westphälische Gerichte genannt. Der Vorsitzer derselben hieß Freigraf, seine Beisitzer Freischöppen, der Ort der Sitzung Freistuhl. Der Hauptstuhl war zu Dortmund; auch zu Arnsberg, Trier und an anderen Orten gab es Stühle. Die Freigrafen erkannten nur den Kaiser über sich und den Erzbischof von Köln, der, als Herzog von Westphalen, des Kaisers Stellvertreter und oberster Stuhlherr war, nur die Theilnehmer dieses Gerichtes, die Schöppen, kannten die Einrichtung und das Verfahren desselben und hießen Wissende. Sie

waren durch einen feierlichen Eid zur Geheimhaltung verpflichtet, sie selbst aber erkannten sich an geheimen Zeichen und Losungen. Es soll der Wissenden in allen Städten und Provinzen Deutschlands gegeben, und ihre Zahl gegen 100,000 betragen haben. Die Verbrechen, über welche die Fehmgerichte richteten, waren Ketzerei, Zauberei, Diebstahl und Mord. Sowohl Wissende als Nichtwissende wurden von den Freigrafen vor ihre Stühle gefordert. Die Anklage geschah im heimlichen Gerichte, die Vorladung der Nichtwissenden mußte vor ein offenes Freigericht ergehen. Die Ladung geschah durch einen Brief mit 7 Siegeln — des Freigrafen und der 6 Schöppen. Dieser Brief wurde von einem Frohnboten an das Haus des Verklagten oder an das nächste Heiligenbild angeschlagen. Konnte sich der Verklagte nicht vertheidigen, oder erschien er nach mehrmaliger Vorladung nicht, so verfiel er in die heimliche Acht oder wurde für verfehmt erklärt, d. h. den Wissenden oder Freischöppen preisgegeben. Wer von diesen ihn fand, knüpfte ihn an einen Baum auf oder stieß ihn mit dem Messer nieder, ließ aber das Messer mit dem Zeichen der Fehme neben dem Gemordeten liegen, als Beweis, daß er als Opfer der heiligen Vehme gefallen sey. Jeder Schöppe war dem anderen Hülfe zu leisten verpflichtet. Nicht leicht konnte ein Verbrecher seiner Strafe entrinnen; über kurz od. lang wartete seiner ein sicherer Tod; denn wohin er auch fliehen mochte, überall war er von heimlichen Richtern umgeben, indem die Wissenden, wie wir oben erwähnten, durch alle Staaten Deutschlands zerstreut waren. Zu einer Zeit, wo rohe Willkür herrschte und keiner sich um Recht und Gesetz kümmerte, mußten diese Vehmgerichte wohl von wohlthätigem Erfolge seyn, indem die Gewißheit, daß auf das Verbrechen unfehlbar die Strafe erfolge, Allein Schrecken hielt und so manches Verbrechen verhütete. Allein die ganze Einrichtung dieser Gerichte, so wohlthätige Folgen sie auch damals haben mochte, mußte mit der Zeit nothwendig zu Mißbräuchen führen; denn es war der Willkür der Richter zu viel Gewalt eingeräumt. Die unwürdigsten und schändlichsten Personen wurden oft unter die Freischöppen aufgenommen. Daher erhoben sich von allen Seiten Klagen über den argen Mißbrauch dieser Gerichte, den mehre Kaiser vergebens abzustellen sich bemüheten. Diese Klagen wurden noch lauter, als sie ihre Gewalt nach und nach über das ganze Reich ausdehnten und auch solche Sachen und Personen vor ihre Stühle zogen, über die ihnen keine Gewalt zukam. Mehre Fürsten, Ritter und Städte schlossen deshalb förmliche Bündnisse gegen sie. Erst die Einführung einer bessern Rechtspflege im 16. Jahrhunderte u. die festere Begründung der Landeshoheit der Fürsten beschränkten den furchtbaren Wirkungskreis dieser Gerichte und ließen sie endlich, als nicht mehr angemessen der vorangeschrittenen Bildung der Zeit, völlig untergehen. — Nach diesem kurzen Ueberblick der verschiedenen Gestaltungen des mittelalterlichen Lebens werden wir uns weder zu der Ansicht derer schlagen, welche in jenem ganzen Zeitraum nichs als Aberglauben, Dummheit, Rohheit und Unterdrückung sehen, noch werden wir denen beistimmen, welche gerne die politische Gestaltung der Gegenwart auf mittelalterliche Verhältnisse zurückführen möchten. Das M. nimmt im Ganzen der Weltgeschichte eine höchst bedeutsame Stelle ein, es hat die Entwicklung der allgemeinen Bildung der Menschheit mächtig gefördert, indem es die germanische Kraft mit der Innigkeit und Gemüthstiefe des Christenthums vermählte und so eine ganz neue Gestaltung des staatlichen und bürgerlichen Lebens erzeugte. Aber mit der vorangeschrittenen Bildung der Gegenwart verglichen, zeigt es auch viele Schattenseiten, um die es nur diejenigen beneiden können, denen das Volk für ihre hierarchischen und aristokratischen Gelüste zu aufgeklärt und gebildet ist, und die es deshalb wieder gerne in die Verdummung früherer Zeiten zurückführen möchten. Während die Anmaßung der Hierarchie durch die Reformation vollständig gebrochen wurde, hat das mittelalterliche Feudal- und Lehnswesen den Stand der Landbauer viel länger belastet. In Frankreich sind diese Lasten des Grundes und Bodens durch die Revolution von 1789 gänzlich beseitigt worden, aber in Deutschland haben sie noch länger angedauert und erst seit 1848 scheint man überall ernstlich auf deren gänzliche Abstellung bedacht zu seyn. — Literatur. Für die Bearbeitung der Geschichte des M.s sind sehr viele Quellen vorhanden. Im Allgemeinen lassen sich 3 Klassen derselben unterscheiden.

A) Orientalische Geschichtsschreiber. a) Arabische Werke sind in großer Anzahl vorhanden, aber großentheils noch ungedruckt u. wenig benutzt. Sie zeichnen sich durch poetischen Styl, orientalische Uebertreibung, Anhänglichkeit an ihre Nation und Mangel an Kritik aus. Ihre Treue ist daher im Einzelnen sehr verdächtig und die Wahrheit oft nur durch mühsame Forschung auszumitteln. Bei der großen politisch religiösen Spaltung unter den Bekennern des Islams muß man auch die religiösen Ueberzeugungen des Schriftstellers kennen und auf die Seite, welcher er angehört, Rücksicht nehmen. Zur Kenntniß der orientalischen Schriftsteller überhaupt dient Herbelot, bibliotheque orientale, Par. 1697; deutsch Halle 1785—90, 4 Bde. Die gedruckten arabischen Geschichtsschreiber werden angeführt in C. F. de Schnurrer, bibliotheca arabica, Hall. 1811; — b) die syrischen Geschichtschreiber; sämmtlich Christen sind zwar nicht ganz frei von den der Historiographie nachtheiligen Eigenthümlichkeiten der Orientalen, aber doch einfacher und ruhiger als die Araber und in Ansehung der Chronologie sorgfältiger. Die Zahl derselben ist indeß geringer, ihre Erzählung trockner und geschmackloser, die Ausbeute überhaupt dürftig. Zu ihrer Kenntniß dient Jos. Sim. Assemann, bibliotheca orientalis Clem. Vaticana, Rom 1719 — 1728, 4 Bde., viele reiche Auszüge enthaltend; — c) den Arabern sehr ähnlich sind die viel jüngern Perser, enthalten aber dennoch manche nicht unbedeutende Nachrichten, nur ist auf die Bearbeitung derselben noch wenige Sorgfalt verwendet. Vgl. darüber Jos. von Hammers Geschichte der schö-

nen Redekünste Persiens, mit einer Blüthenlese aus 200 pers. Dichtern, Wien 1818. Die Jahrbücher der Sinesen sind uns noch größtentheils verschlossen, auch wegen des isolirten Zustandes des Volkes u. für mittlere Geschichte von geringem Werth. Ob die Inder eine eigentliche historische Literatur hatten, läßt sich zum Mindesten bezweifeln. Andere Völker des Orients, wie Tataren, Mongolen und Türken haben, so weit wir wissen, entweder gar keine historische Literatur, oder ihre Geschichtsschreiber sind aus einem jüngeren Zeitalter.

B) Byzantiner oder Neugriechen. In dem byzantinischen Reiche, namentlich in Konstantinopel erhielt sich ein Sinn für Literatur u. Kunst. Eine lange Reihe byzantinischer Historiker ist auf uns gekommen, von sehr ungleichem Werth, welche theils größere Zeiträume, theils einzelne Begebenheiten der Regierungen, bald als Zeitgenossen und Theilnehmer der Thaten und Widerwärtigkeiten ihres Volkes, bald als spätere Zeugen mit mehr oder weniger Anlage zu historischer Kunst beschreiben. Der Despotismus zeigt den nachtheiligsten Einfluß auf dieselben und sehr viele haben in den religiösen Händeln Partei ergriffen, weshalb mit großer Behutsamkeit aus denselben geschöpft werden muß. Die Darstellung ist bei Vielen schwülstig, bei Andern trocken, nur wenigen schweben die Muster des klassischen Alterthums vor. Die Sprache entfernt sich immer mehr von der reinen Gräcitat, wird barbarischer und mit fremden Wörtern untermischter. Auch die Byzantiner sind noch nicht so bearbeitet als sie verdienten. Literarische Nachweisungen enthält Mart. Haerius, de Byzant. rerum scriptoribus, Leipz. 1677. Die meisten gedruckten sind enthalten im Corpus hist. Byzant. (von mehren Herausg., mit lat. Uebersetzung, Vorreden und Anmerkungen zu einzelnen Geschichtsschreibern) Paris 1648; nachgedruckt, minder korrekt aber vermehrt, Vened. 1729, 28 Bde.; dazu Corporis Byzant. nova appendix, Rom 1777, von Foggini.

C) Die ersten Geschichtsbücher der abendländischen Nationen sind mit wenigen Ausnahmen in lateinischer Sprache geschrieben, sogenannte Chroniken. Sie beginnen oft von Erschaffung der Welt, oder doch von Christi Geburt. Aber die Geschichte der Vorzeit ist von ihren Vorgängern abgeschrieben. Jede Chronik und jede Abtheilung derselben ist nur so weit Quellenschrift, als sie ältere Urkunden oder die Ereignisse ihrer Zeit enthält. Ihre Kritik, schwer durch das regellose Latein und durch spätere Ueberarbeitungen, ist trotz der großen Quellensammlungen noch sehr zurück. Eine rühmliche Ausnahme davon bildet die unter dem Schutz des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen stehende Herausgabe der Monumenta rer. germ. von Pertz, Grimm, Lachmann u. Ritter, die eine vollständige Sammlung der alten Quellenschriftsteller der deutschen Geschichte bilden soll; die lateinischen Schriftsteller erscheinen zugleich auch in einer deutschen Uebersetzung. Die meisten Chroniken waren nicht sowohl das Werk eines Einzelnen, als das Gemeingut eines Klosters, daran mehre Menschenalter arbeiteten u. überarbeiteten. Am eigenthümlichsten treten hervor: Luitprand (Hist. rerum ab Europae Jmpp. et Regg. gestar. von 891—970. Muratori, Tom. II.), der eine dunkle Stelle der Geschichte mit dunkeln Farben schildert, und mit seiner bösen Zunge zwar nicht verläumderisch, doch zuweilen ungenau, in den Angelegenheiten Italiens leidenschaftlich ist. Die deutsche Geschichte Lamberts von Aschaffenburg (Lambertus Schafnaburgensis de rebus gestis Germ., selbstständig von 1040—77, herausgeg. von Krause, Halle 1797, übers. von Buchholz, Frankf. 1819, auch bei Pertz) ist ein Abbild des Lebens, wie es einem frommen Mönche erscheint, der nach einer Wallfahrt zum heil. Grabe die Geschichte der Welt und seines Volkes am kleinen gemalten Fenster seiner Zelle vorüberziehen läßt. Siegbert von Gemblours (Forts. von Hieronymi, Chronicon, 311—1111, in Pistor., Bd. I, S. 689) deutet auf die nahende Zerspaltung des geistigen Lebens, ein Mönch, der für kirchliche Heiligkeit begeistert ist und der Sache des Kaisers gegen den Papst anhängt. Otto von Freysingen, Kaiser Friedrichs Ohm und Geschichtsschreiber (Chron. rerum ab initio mundi ad a 1146 gestarum C. VIII. fortgesetzt von Otto de S. Blasio bis 1209, bei Usserman Tom. 11, S. 449) schrieb die Welt- und Zeitgeschichte als ein Kirchenfürst, der vermittelnd zwischen dem Schwert und dem Hirtenstabe die Welt in ihren höchsten Verhältnissen durchlebt hat, als eine Tragodie, die mit dem Weltgericht endigt. — Adam von Bremen (Hist. eccl. l. IV. von Karl d. Gr. bis 1076, herausgeg. von Mader, Helmst. 1670, von Fabricius in Lindenbrogii Scrr. rer. Germ., Hamb. 1706; übersetzt mit Anmerk. von Carsten Miesegaes, Brem. 1825) hat vom Mittelpunkt seines großen Bisthums aus, die Geschichte der Kirche des Nordens in der Zeit ihrer Begründung nach Urkunden, Ueberlieferungen u. eigener Anschauung nicht ohne historische Kunst geschildert. Vincent von Beauvais (Speculum historiale 1250, Straßb. 1473, 4 Thle.; — Schlosser, Vincent von Beauvais mit 3 Abhdl. Frankf. 1819, 2 Bde.) hat in seiner Encyklopädie alles Wissens und Treibens seiner Zeit auch die Geschichte derselben treu und klar abgespiegelt. — Matthäus Paris (Histor. major 1259, fortgesetzt von Rishanger 1273, herausg. von Wade, Lond. 1644 u. ö.) hat in seiner engl. Geschichte mit scharfen Blicken über das ganze Abendland die Gebrechen der Hierarchie an der Kirche so unerbittlich enthüllt, weil der strenge Mönch die Kirche über Alles liebte. — Albert von Straßburg (Chron. 1273—1378, Tom. 11, S. 95) ist ein freimüthiger und zuverlässiger Mann voll lebendiger Anschauung des Individuellen. Die Elsasser Chronik (bis 1386 herausgegeben von Schilter, Straßburg 1698) brachte die vaterländische Geschichte dem Volke in seiner Mundart. — Antonius von Florenz (Summa historialis 1459. 1484; Opera. Flor. 1741) hat den Zeitgenossen die Fülle der Vorzeit und ein Bild seiner Zeit mit dem starken Glauben und der bescheidenen Kritik eines künftigen Heiligen anschaulich gemacht. Sobann einer neuen Zeit Vorzeichen haben

Staatsmänner als solche die Geschichte geschrieben: Albertinus Mussatus (Historia Augusta Henr. VII. De gestis Ital. post mortem Henr. bis 1317) die Geschichte seiner Zeit und Umgebung rauh u. gerecht; — Villani (Storie Fiorentine bis 1348; fortgesetzt von Matteo und Philippo Vil. bis 1364 bei Muratori T. XIII.) die florentinische Geschichte als Mittelpunkt einer Geschichte des M.s in altrömischer Einfachheit; — Froissart (Chron. de France, d'Anglet. etc. 1326—1400. Paris 1501. 1503, 4 Thle. und oft) die Kriege und das Hofleben des westlichen Europa als eine liebevolle Verherrlichung des untergehenden Ritterthums; — Commines anmuthige Denkwürdigkeiten seiner Zeit (Chron. et histoire 1464—98, Paris 1523) wie einer, der an ihrem Ruder gesessen hat u. ihre Geheimnisse kennt. Das Aeußerste dieser Richtung bezeichnet Guicciardini (Storio d'Italia 1493—1532, Vened. 1567 u. o.), der die Geschichte Italiens, in die er selbst tief verflochten war, eben deshalb so wahr und so lebendig als zuweilen befangen darstellt. Endlich der Glanz klass. Studien zeigt sich in der Weltgeschichte des Sabellicus (Enneades s. rhapsodia historiarum bis 1504, Vened. 1498). Von den neueren, namentlich deutschen Bearbeitungen der mittleren Geschichte nennen wir: V. E. Löscher, Historie des röm. Hurenregiments der Theodorä u. Marozià nebst einer Einleitung zur Hist. med. aevi. Leipz. 1705; — Derselbe, Die Historie der mittleren Zeiten als ein Licht aus der Finsterniß, das. 1725; — Rühs Handbuch der Geschichte des M.s, Berlin 1816; — Rehm, Handbuch der Geschichte des M.s, 3 Bde., Marb. 1820—33; — desselben Geschichte des M.s seit den Kreuzzügen, Kassel 1831; — Leo, Lehrbuch der Geschichte des M.s, 2 Bde., Halle 1830; — Derselbe, Geschichte des M.s, das. 1836, 2. Aufl. 1839; — Hallam, Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im M., deutsch von Halem, 2 Bde. Leipzig 1820; — Tillier, Geschichte der europ. Menschheit im M., Frankf. 1829, 2. Aufl. 1833; — Annales du moyen âge, 8 Bde., Paris 1825; — Fried. Kortüm, Geschichte des M.s, 2 Bde., Bern 1836, ist das beste unter den neuern Werken.

Mittelamerika, s. v. a. Centralamerika.

Mittelamerikanische Inseln, s. v. a. Westindien.

Mittelarmblutader (Anat.), s. Mediana vena.

Mittelarmnerv (Anat.), s. Medianus nervus.

Mittelarrest, s. Arrest, vgl. Militärstrafen.

Mittelarten und Mittelgattungen (Zwischenarten und Zwischengattungen, species et genera, intermedia s. subalterna), Arten und Gattungen, welche zwischen anderen (höheren und niederen) in der Mitte stehen, z. B. Vogel zwischen Thier u. Adler, Baum zwischen Pflanze u. Eiche. Sie vermitteln die logische Stetigkeit in der Klassifikation der Gattungen und Arten. Doch lassen sich nicht bloß in der Unterordnung, sondern auch in der Beiordnung der Geschlechter gewisse Mittelgeschlechter, d. h. solche Gattungen und Arten denken, welche den ihnen zunächst stehenden so ähnlich sind, daß sie als diese verbindende Mittelglieder erscheinen, mithin den Uebergang von dem einen zum andern machen. Dergl. Mittelgeschlechter sind auch die Bastarde.

Mittel-Augustd'or, s. Mittel-Friedrichsd'or.

Mittel-Aschenbach, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. u. Amt Hünfeld, 230 Einw.

Mittelbach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Gengenbach, zerstreut liegende Häuser; 190 Einw.; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Zweibrücken; 450 Einw.; — 3) Dorf das., R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Anspach; 110 Einw.; — 4) königl. sächs. Dörfer: a) Kreis Zwickau, Amt Chemnitz; Steinbrüche, Gut; 1220 Ew.; — b) Kr. Dresden, Amt Radeberg; 170 Einw.

Mittelband, 1) s. Ruthenkappe; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Connectivum, Connecticulum.

Mittelbar, was durch ein Anderes vermittelt ist, Gegensatz von unmittelbar.

Mittelbastion, (Mittelbollwerk, Befestigungskunst), s. Bastion.

Mittelbauchbruch (Hernia ventralis, Chir.), s. Bruch.

Mittelbauchgegend (Anat.), s. Mesogastrica regio.

Mittelbauholz, s. Bauholz.

Mittelbegriff (terminus medius, Log.), in einem Schlusse derjenige Begriff, durch welchen die Bestimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelbehörde, Behörde, welche zwischen einer Ober- und Unterbehörde zwischen inne steht.

Mittelberg (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Sonthofen; 260 Ew.; — 2) österr. Dörfer: a) Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Wildhaus; 160 E.; — b) Vorarlberg, Ldgr. Bregenzerwald; 450 Einw.; — c) Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Ried; 220 Einw.; — 3) sachsen-koburg. Dorf, Fürstenth. Koburg, Amt Neustadt a. d. Heide; 120 Einw.; — 4) sachsen-meining. Dorf, Amt Gräfenthal; 160 Einw.; — 5) Berg, s. Zobtenberg.

Mittelbiberach, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Biberach; Schloß; 540 Einw.

Mittelbollenbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. St. Wendel; 250 Ew.

Mittelbronn, würtemberg. Weiler, Jartkreis, Oberamt Gaildorf; 380 Einw.

Mittelbrüden, würtemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Backnang; 240 Einw.

Mittelbrunn, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Landstuhl; 370 Einw.

Mittelbrunnen, s. Altwasser.

Mittelbuch, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Biberach; 210 Einw.

Mittelbuchen, kurhess. Pfarrkirchdorf, Provinz, Kr. u. Ldgr. Hanau; 650 Einw.

Mittelbuer, hannov. Dorf, Stade, Bremen, Amt Lilienthal; 200 Einw.

Mittelburg, Insel, s. v. a. Middelburg 1).

Mittelburkau, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 920 Einw.

Mittelcunewalde, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 860 Ew.

Mitteldeich (Wasserb.), 1) Deich, welcher sich quer durchs Binnenland hinzieht; — 2) s. v. a. Schläfer.

Mitteldeutscher Handelsverein, s. Zollverein.

Mitteldorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Gräfenberg; 130 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) Böhmen, Kr. Czaslau, Herrsch. Ledetsch; 110 Einw.; — b) (Prostredkowice, Mes Prostrednÿ), Mähren, Kreis Iglau, Landgüter der Stadt Iglau; 160 Einw.; — c) Tyrol, Kreis Brunneck, Ldgr. Windischmatrei; 360 Einw.; — 3) oldenburg. Dorf, Kr. u. Amt Delmenhorst; 120 Ew.; — 4) königl. sächs. Dorf, Kreis Zwickau, Amt Stollberg; 440 Einw.

Mittelelbe, s. Elbe.

Mittelente (Ornith.), s. v. a. Spießente, Anas acuta *L.*, s. Ente.

Mittelenzthal, würtembergische Häuser, Schwarzwaldkr., Oberamt Nagold; 120 Ew.

Mittelleschenbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Heilsbronn; 2 Kirchen, 2 Mühlen, 2 Weiher u. große Waldung; 650 E.

Mittelfaden, s. Bindfaden.

Mittelfahrt, dänische Stadt, Stift Fühnen, Amt Odensee, am kleinen Belt; mit Ueberfahrt nach Jütland; etwas Kornhandel; Tuchfabrikation, Branntweinbrennerei; 1000 Ew.

Mittelfalk (Ornith.), s. v. a. Geierfalk, Falco candicans *L.*

Mittelfarbe, s. v. a. gebrochene Farbe, welche zwischen zwei Hauptfarben die Mitte hält, z. B. bläulich roth zwischen blau u. roth.

Mittelfeld, 1) (Artilleriew.), s. v. a. langes Feld, s. Kanone; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Discus.

Mittelfelde, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kreis Dramburg; 120 Einw. Dazu die Vorwerke Kessel und Louisenhain, die Försterei Jagdhaus und der Krug Spiegelbrück.

Mittelfell (Anat.), s. Mediastinum.

Mittelfellbruch (Chir.), s. Bruch.

Mittelfelldrüsen, vordere (Glandulae mediastinae anteriores, Anat.), liegen im Cavum mediastini anterioris, unmittelbar hinter den Glandulae sternales und mit diesen zusammenhängend; die unteren 3—4 vor dem Herzbeutel nahe über dem Zwerchfell, die oberen 8—10 vor dem Arcus aortae und neben den Venae anonymae. Sie nehmen auf: a) oberflächliche Saugadern von der Leber, von der konveren Fläche des rechten Lappens und des mittleren Theiles derselben, welche mit wenigen ansehnlichen Stämmchen zwischen die Blätter des Ligamentum suspensorium, und des Ligamentum coronarium hepatis treten, und durch den Rippenrand des Zwerchfells, theils hinter dem Processus ensiformis und sechsten Rippenknorpel, theils vor der zwölften Rippe, in die Brusthöhle eindringen; — b) Saugadern von der oberen Fläche des Zwerchfells, dem Herzbeutel und der Thymus; — c) die meisten Saugadern des Herzens, welche die Arteriae und Venae coronariae begleiten, an den Wänden der Aorta adscendens und Arteria pulmonalis communis heraufsteigen und aus dem Herzbeutel hervortreten; — d) die Vasa efferentia der Glandulae sternales.

Mittelfelldrüsen, hintere (Glandulae mediastinae posteriores, Anat.), 8—12, klein, liegen längs der Brustaorta und der Speiseröhre, nehmen Lymphgefäße vom Zwerchfell, der Speiseröhre und dem Herzbeutel auf.

Mittelfellhöhlen (Cava mediastini, Anat.). Die von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durch die Brusthöhle sich erstreckenden Theile der Sacci pleurae, welche nebst dem Herzbeutel eine Scheidewand zwischen der rechten u. linken Hälfte der Brusthöhle bilden, nennt man das vordere und hintere Mittelfell, Mediastinum anterius et posterius, jedes besteht aus einem rechten und linken, dem rechten und linken Saccus pleurae angehörenden Blatte, welche aber einander nicht berühren, sondern einen von verschiedenen Organen ausgefüllten Raum zwischen sich lassen: Cavum mediastini anterioris et posterioris genannt. Das rechte Blatt des Mediastinum anterius ist mit seinem vorderen Rande oben hinter den Rippenknorpeln und dem Manubrium sterni, unten aber hinter der Mitte des Corpus sterni u. selbst hinter dem linken Rande desselben angewachsen; das linke Blatt aber nur oben hinter dem Manubrium und den oberen Rippenknorpeln, unten dagegen an den äußeren Enden des sechsten und siebenten Rippenknorpels befestigt; daher ist das vordere Mittelfell nur in seinem oberen Theile senkrecht in der Mittellinie, unterwärts aber schräg nach der linken Seite gerichtet, sein Kavum aber oberwärts hinter dem Manubrium sterni breiter, hinter dem oberen Ende des Corpus sterni am schmalsten, unten dagegen, hinter dem sechsten und siebenten Rippenknorpel, am breitesten. Das Cavum mediastini anterioris ist von geringer Tiefe, wird hinterwärts begrenzt (und vom Cavum mediastini posterioris getrennt) durch die vordere Wand des Herzbeutels, durch die oberhalb desselben liegenden großen Gefäße, nämlich durch die Vena cava superior und Venae anonymae, Arcus aortae, Arteria anonyma und Arteriae carotides und Arteriae subclaviae, auch durch die Luftröhre, die Bronchi und sehr kurze Strecken der Pulmonalgefäßstämme; es enthält die oberen Enden der Vasa mammaria interna, linkerseits auch die unteren Enden dieser Gefäße; ferner Saugadern mit den Glandulae substernalis und Glandulae mediastinae anteriores, die Nervi phrenici, die Glandula thymus und vielen lockeren, meistens fettreichen Zellstoff. Die von den Seitenflächen der Wirbelsäule ausgehenden Blätter des hinteren Mittelfells steigen regelmäßig senkrecht herab: das Cavum mediastini posterioris, welches hinten von der Wirbelsäule, von der hinteren Wand des Herzbeutels, der Luftröhre und den großen Gefäßen begrenzt wird, ist

länger und geräumiger, und enthält die Arteria aorta descendens thoracica, die Speiseröhre, welche oberwärts an der rechten Seite, unterwärts vor der Arteria aorta herabsteigt und von den Plexus oesophagei, den Nervi vagi umstrickt wird; die an der rechten Seite der Arteria aorta aufsteigende Vena azygos, die hinter jener Arterie aufsteigende Vena hemiazygos, die Stämme der rechten Arteriae intercostales und mehre Endigungen der Venae intercostales sinistrae, den zwischen Arteria aorta und Vena azygos aufsteigenden Ductus thoracicus, Lymphgefäße und Glandulae mediastinae posteriores und die Nervi splanchnici majores.

Mittelfellschlagadern, vordere (Arteriae mediastinae anteriores, Anat.), von unbestimmter Anzahl, $^1/_4$'''—$^1/_3$''' dick, zur Thymus, den Lymphdrüsen hinter dem Brustbein und im vorderen Mittelfellraum, zu den großen Gefäßen u. dem Herzbeutel gehend. Entspringen aus der Arteria mammaria interna.

Mittelfellschlagadern, hintere (Arteriae mediastinae posteriores, Anat.), zahlreich, aber nur $^1/_4$'''dick, gehen zur Pleura, hinteren Wand des Herzbeutels, zu den Gefäßen, Nerven und Lymphdrüsen im hinteren Mittelfellraum, auch zur Pars lumbaris diaphragmatis. Entspringen von dem vorderen und seitlichen Umfange der Aorta.

Mittelfischbach, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Gaildorf; 310 Einw.

Mittelfleisch (Anat.), s. Perinäum.

Mittelfleischbruch (Chir.), s. Bruch.

Mittelfleischfistel (Chir.), s. Fistel.

Mittelfleischgrube (Anat.), s. Perinäum.

Mittelfleischnerv (Anat.), s. Perinäum.

Mittelfleischschlagader (Anat.), s. Perinäum.

Mittelfleischriß (Geburtsh.), s. Perinäum.

Mittelflorida, s. Florida.

Mittelfolio, s. Format.

Mittelfranken, bayer. Regierungsbezirk, besteht aus dem Fürstenthume Ansbach, Theilen des Fürstenthums Baireuth und des Bisthums Würzburg, dem Fürstenthume Eichstädt, den ehemaligen freien Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg a. d. Tauber, Dinkelsbühl, Windsheim, Weissenburg und mehren Standesherrschaften und wurde 1838 aus dem früheren Rezatkreise (mit Ausnahme der Landgerichtsbezirke Herzogenaurach, Hipoltstein, Monheim, Nördlingen, Werneding [Wemding], dann der Herrschaftsgerichte Bissingen, Harburg, Mönchsroth, Oettingen-Wallerstein) und dem Fürstenthum Eichstädt (umfassend die Herrschaftsgerichte Beilngries, Eichstädt, Greding und Kipfenberg) vom ehemal. Regenkreise gebildet. Der Flächeninhalt beträgt 132 □Meilen, wonach M. 19 □Meilen kleiner ist als der vormalige Rezatkreis. Die Oberfläche trägt zum größten Theil einen wellenförmigen Charakter. Der Regierungsbezirk, begrenzt von Ober- und Unterfranken, Oberpfalz, Oberbayern, Schwaben u. Würtemberg, liegt in der fränkischen Terrasse, und mit seinen östlichen und südlichen Gegenden auf dem Bergzuge des Franken-Jura, der ihn von der Oberpfalz, Oberbayern und Schwaben mit Neuburg scheidet. Hauptfluß desselben ist die zum Maingebiete gehörige Regnitz, welche durch Vereinigung der fränkischen und schwäbischen Rezat entsteht, von da an Rednitz heißt und, nachdem sie bei Fürth die Pegnitz aufgenommen hat, den Namen Regnitz annimmt. Die Altmühl gehört zum Gebiet der Donau, welche letztere den Regierungsbezirk an seinem südöstlichsten Rande berührt. Auch der Ludwigskanal durchschneidet einen großen Theil desselben. Es gehört dieser Regierungsbezirk zu den fruchtbarsten Ländern Bayerns. Er ist reich an guten Waldungen, Feld- und Wiesenbau; die Viehzucht ist vortrefflich (die ansbacher Rindviehrace sogar berühmt), der Feldbau musterhaft, besonders in der Nähe von Nürnberg, wo fast alles Feld wie Gartenland bearbeitet wird. Ueberhaupt sind Ackerbau und Viehzucht die wichtigsten Zweige der physischen Kultur, denn von der ganzen Oberfläche des Regierungsbezirks sind $^3/_4$ der Landwirthschaft gewidmet u. nur $^{77}/_{1000}$ unbenutzbares Land. Außer Getreide wird auch viel Tabak (daher die vielen einträglichen Tabaksfabriken), Wein, Gemüse u. Hopfen gebaut. Der Landbau warf im vormaligen Rezatkreise jährlich 1,130,964 Scheffel Getreide und 957,051 Scheffel Kartoffeln ab, und unterhielt einen sehr starken Viehstand. In den Waldungen ist das Nadelholz vorherrschend, mit ausgezeichneten Beständen, die vorzüglich Schiffsbauholz geben; doch übersteigt die Konsumtion der Forstprodukte die Produktion. Der Hochwaldbetrieb ist herrschend, und es verhält sich der Mittel- und Niederwaldbetrieb zu demselben wie 1 zu 9. Die Ausbeute des Bergbaues ist nur gering; außer einigen mineralischen Quellen ist unter seinen Produkten nur der lithographische Stein zu erwähnen, der im Franken-Jura gebrochen wird. Die technische Kultur steht in den großen Städten in hoher Blüthe, daher denn auch der Verkehr mit den Erzeugnissen des Gewerbfleißes, welchen gute Kunststraßen und Eisenbahnen unterstützen, sehr ansehnlich ist. Die Bevölkerung von M., welche zu Anfang des Jahres 1838 auf 500,000 angenommen wurde, beläuft sich jetzt auf 600,000. Eintheilung: Der Regierungsbezirk zerfällt in die 7 Kreis- u. Stadtgerichtsbezirke Ansbach, Dinkelsbühl, Erlangen, Fürth, Nördlingen, Nürnberg u. Schwabach, die 23 Landgerichtsbezirke Altdorf, Ansbach, Bibert, Dinkelsbühl, Erlangen, Erlbach, Feuchtwang, Gunzenhausen, Heidenheim, Heilsbrunn, Herrioden, Hersbruck, Kadolzburg, Lauf, Leutershausen, Neustadt a. d. Aisch, Nürnberg, Pleinfeld, Rothenburg a. d. Tauber, Schwabach, Uffenheim, Wassertrüdingen, Weißenburg, Windsheim und in die 12 Mediat- und Herrschaftsgerichtsbezirke des Herzogs von Leuchtenberg (Stadtgerichtsbezirk und Herrschaftsgerichtsbezirk Eichstädt, Beilngries, Greding und Kipfenberg), des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst (Frankenau), des Fürsten von Schwarzenberg (Schwarzenberg und Hohenlandsberg), des Grafen von Castel (Burghaßlach), des Grafen von Pappenheim (Pappenheim), des Grafen von Rechtern-Limpurg-Speckfeld (Markt-Eimersheim), des Fürsten von Wrede (Ellingen)

und des Freiherrn von Seckendorf (Suggenheim). Die Forstverwaltung wird von 10 Forstämtern ausgeübt; diese sind: Altdorf, Ansbach, Dinkelsbühl, Erlangen, Gunzenhausen, Laurenzi, Neustadt a. d. Aisch, Rothenburg, Schwabach und Sebaldi in Nürnberg.

Mittelfreie, Bezeichnung derjenigen Grundeigenthümer, welche Ritterdienste zu leisten verpflichtet waren.

Mittel-Friedrichsd'or, geringere Sorte preuß. Friedrichsd'or, in den Jahren 1755—57 geprägt, 15 Kar. 4½ Grän fein, = 3½—3¾ Thlr. preuß. Kour., kenntlich besonders an dem U der Umschrift (Fridericus Borussorum Rex), wofür die guten ein V haben, so wie an der blassen Farbe. Im Jahr 1758 wurden von preuß. Münzpächtern auch Augustd'or unter sächs. Stempel von 1753 geprägt, die nur 7½ Kar. fein und daher nicht ganz 2 Thlr. werth sind (Mittel-Augustd'or), wiewohl am richtigen Gewichte nichts fehlt.

Mittelfrohne, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Chemnitz; Rittergut; 700 Einw.

Mittelfurche (Ackerb.), 1) die große Furche zwischen zwei Beeten; — 2) s. v. a. Wasserfurche.

Mittelfuß (Anat.), s. Fuß.

Mittelfußarterien (Anat.), s. Fußarterien.

Mittelfußknochen (Anat.), s. Fußknochen.

Mittelfußschlagader (Anat.), s. Tibialis arteria.

Mittelgalop, fehlerhafter Gang schwacher, zu sehr angestrengter Pferde, wobei sie mit den Vorderfüßen galopiren, mit den Hinterfüßen aber traben.

Mittelgebirge 1) (Geol.), s. Gebirge; — 2) böhmisches M., der Theil des böhmischen Erzgebirges von Lowositz bis ans eigentliche Riesengebirge.

Mittelgehirn (Anat.), s. Gehirn.

Mittelgeige, s. v. a. Violoncelle.

Mittelgerinne (Mühlenb.), s. v. a. mittelschlächtiges Gerinne, s. Gerinne.

Mittelgeselle (Handwerksw.), s. Obergesell.

Mittelglied, 1) bei Fingern und Zehen das zweite Glied von vorn; — 2) (Terminus medius, Log.), Glied, das ein Vorder- und Hinterglied verbindet.

Mittelgraben (Hüttenw.), s. Waschwerk.

Mittelgroschen, s. v. a. Muthgroschen.

Mittelgründau, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Bez. und Ldgr. Büdingen; 530 Einw.

Mittelgrund (Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Tetschen; 370 Ew.

Mittelgrund (Malerk.), s. Hintergrund.

Mittelhaar (Perückenmacher.), s. Perücke.

Mittelhalbgeschlagenes Gold, s. Blattgold.

Mittelhand (Anat.), s. Hand.

Mittelhandknochen (Anat.), s. Handknochen.

Mittelharnis, niederländ. Ort, Provinz Süd-Holland, auf der Nordseite der Insel Ov. Flacke.

Mittelhartwerk, beim Kupferschmelzen eine Masse, welche aus gedörrtem Steine und Roh- od. Haldenschlacken geschmolzen worden ist.

Mittelhattert, nassau. Dorf, Amt Hachenburg; 190 Einw.

Mittelhausen (Geogr.), sachsen-weimar. Pfarrkirchdörfer: 1) Kreis Weimar, Amt Allstädt; 3 Rittergüter; 490 Ew.; — 2) das., Amt Groß-Rudestadt, an der schmalen Gera; 3 Mühlen; 900 Einw.

Mittelhaut der Frucht (bot. Term.), s. v. a. Mesocarpium.

Mittelheim, nassau. Pfarrkirchdorf, Amt Eltville, am Rhein; 430 Einw.

Mittelhofen, nassau. Dorf, Amt Rennerod; 320 Einw.

Mittelhochdeutsch, s. deutsche Sprache.

Mittelitalien, s. Italien.

Mitteljagd, s. Jagd.

Mitteljoche oder **Mittelpfeiler** (Brückenb.), diejenigen Joche oder Pfeiler einer Brücke, welche nicht unmittelbar am Lande stehen, zum Unterschied von den Landjochen.

Mittelkalkstein, s. Kalkstein.

Mittelkalbach, kurhess. Kirchdorf, Prov. und Kreis Fulda, Amt Neuhof; 1100 Ew.

Mittelkanten (Min.), nach Breithaupt s. v. a. jene Randkanten der Krystalle, die schräg liegen und deshalb ein Zickzack bilden, wie beim Rhomboëder, Skalenoëder ꝛc.

Mittelkappe, s. Wagen.

Mittelkinzing, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Landrathsbez. Breuberg, Ldgr. Höchst; 110 Einw.

Mittelklappe (bot. Term.), s. v. a. Mediastinum. **Mittelklappig**, s. v. a. Medivalvis.

Mittelknecht (Landwirthsch.), s. Knecht.

Mittelkohl (Bot.), halbfrühe Wirsingart, s. Brassica oleracea sabauda.

Mittelkrähe (Ornith.), s. v. a. Rabenkrähe, Corvus Corone *L.*

Mittelkraft (Phys.), s. v. a. Diagonalkraft, vgl. Parallelogramm der Kräfte.

Mittelkreis, s. v. a. Aequator.

Mittelländisches Meer (Mittelmeer), Theil des atlant. Oceans. Vom Kap St. Vincent, der äußersten südwestlichen Spitze von Portugal an, springt die Küste dieses Meerestheils ganz gegen Osten zurück, um zwischen Portugal, Spanien und Afrika jenes große halbkreisförmige Meerbecken nach und nach auszurunden, das gewissermaßen den Vorhof von jener merkwürdigen, sehr engen Straße bildet, durch welche zwischen den ungeheuern Felsen um Gibraltar, der äußersten südlichen Spitze von Spanien, Tanger und Ceuta auf der nördlichsten Spitze von Afrika (Straße von Gibraltar) das atlantische Meer sich in furchtbar heftigen Strömungen hindurch ergießt, um gleich nach deren Ausmündung, die kaum 6 Meilen weiter östlich eintrifft, wieder ein neues eigenes Becken zu formiren, das wir, da es fast durchgehends, bis auf nur wenige und zudem bloß sehr enge Verbindungsstraßen, vom festen Lande eingeschlossen wird, mit Recht das mittelländische

Meer nennen, das auf 900 Meilen weit in gerader östlicher Richtung die Küsten der drei Welttheile Afrika, Asien und Europa bespült, und das, in seinem Flächenraum mehr als 80,000 □Meilen umfassend, als eines der historisch merkwürdigsten, interessantesten Meere, zu welchem sowohl die Geschichten der Bibel, als die der alten Römer und Griechen in naher und lebhafter Beziehung stehen, vor jedem anderen Theil des atlantischen Oceans unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Bis zu den Küsten von Oran in Afrika und Carthagena in Spanien, die sich einander in ziemlich gerader Richtung gegenüber liegen, bleibt das mittelländische Meer, das übrigens gleich von Gibraltar und Ceuta zu einem besonderen Becken sich abrundet, ohne sonderliche Breite, aber von hier an dehnt es sich sofort auch in dieser Richtung weiter und stets weiter aus, denn wenn auch seine südliche oder afrikanische Küste geradeaus ostwärts bis nach Tunis zuläuft, so springt seine nördliche oder europäische Küste dagegen bedeutend nach Norden zurück, macht zwischen Valencia und Barcelona eine in Spanien einschneidende Bucht, vor welcher die pithyuischen und balearischen Inseln sich erheben, und geht dann noch weiter nordwärts hinauf, um das Kap St. Sebastian u. Creus herum, bis an Frankreichs Südseite, in welche der Meerbusen von Lyon, der den Kanal royal und einige Flüsse aufnimmt, und der sich östlich unterhalb Toulon durch die hyerischen Inseln abgrenzt, halbkreisförmig eingreift. An der französisch-italienischen Grenze steigt die Küste noch weiter nördlich bis nach Genua, und erst hier dürfte das ganze Meer seine größte Breite erreicht haben. Unterhalb des Meerbusens von Genua liegen in gerader Richtung über einander die beiden großen Inseln Korsika und Sardinien, und wahrscheinlich ist jener dadurch entstanden, daß durch irgend eine vulkanische Gewalt oder bedeutende Erdrevolution diese Inseln von der Ostküste des Festlandes losgerissen und südlich hinab ins hohe Meer geschleudert wurden. Die Wasserstraße zwischen den beiden Inseln (Straße Bonifacio) ist sehr eng und wird daher auch in den alten römischen und griechischen Schriften nur als ein „Graben" bezeichnet, der bloß 8000 Schritte lang, noch dazu von den kunikularischen Inseln verengt u. daher nicht zu befahren sey. Letzteres ist ein Irrthum, und von den kunikularischen Inseln weiß man nicht viel mehr, als was eben jene Schriften uns davon berichten. Mit Italien u. Sicilien zusammen schließen die genannten beiden Inseln abermals einen besonderen Kessel des mittelländ. Meeres ab, der ehedem von den Römern u. Griechen das tyrrhenische Meer genannt wurde, jetzt aber das italienische od. noch häufiger das toskanische Meer (s. d.) heißt. Segelt man aus dem toskanischen Meer durch die Meerenge von Messina nördlich um das Kap Spartivento herum, und an den italienischen Küsten hinauf, so gelangt man zunächst, unterhalb der Stadt Taranto, in eine neue tiefe Bucht, welche das Meer gerade in den Fuß von Italien hinein macht, u. die der Meerbusen von Taranto genannt wird. Oestlich ist dieser Busen von einer langen gebirgigen Landzunge, welche sich erst südöstlich und dann ganz südlich ins Meer hinab erstreckt, und welche dem ganzen Südende von Italien die ungefähre Gestalt eines Stiefels oder Schuhes mit hohem altmodischem Absatze verleiht, eingeschlossen. Die südlichste Spitze dieser Landzunge ist das Kap Leuca, und wenn man um dasselbe herum nördlich segelt, so gelangt man durch die Enge, welche das Meer zwischen Italien und Albanien (türkisch) bildet, in denjenigen sehr tiefen Meerbusen, der von den Alten das adriatische Meer, von den Neueren gewöhnlich nur der venetianische Meerbusen genannt wird, da er sich von Südosten, dem albanischen Kap Karaburnu an, nordwestlich zwischen Italien, Albanien und Dalmatien hinauf bis zur Stadt Venedig erstreckt, vor welcher er den Po und mehre andere nicht unbedeutende Flüsse aufnimmt, und bis gegenüber zu der Stadt Triest sich wie im Halbkreise abgrenzt. Demnach läßt sich dieses Meerbecken, das adriatische Meer, förmlich als ein inländisches, neues mittelländ. Meer betrachten, denn rundum ist es vom festen Lande eingeschlossen u. nur an seinem untersten südl. Ende, zwischen Otranto u. Aulon, steht ihm ein, aber auch nur sehr enger Verbindungsweg (Meerenge von Otranto) mit dem allgemeinen Ocean und zunächst dem wirklich sogenannten mittelländischen Meere offen. Dieses Umstandes ungeachtet bleibt das Meer, das, da es sehr viele und zum Theil bedeutende Flüsse aufnimmt, ein nur sehr wenig salziges Wasser enthält, noch ungemein und auffallend empfindlich für die Strömungen der Ebbe und Fluth. Während man seines engen Landeinschlusses willen gerade das Gegentheil erwarten sollte, trifft man hier von jenen Strömungen deutlichere u. heftigere Spuren, als auf dem ganzen sonstigen mittelländ. Meere. Es kann das nur von der Lage und der nordwestlichen Richtung, wie von der, im Verhältniß zu seiner Breite ungewöhnlich beträchtlichen Länge des ganzen Busens herrühren, denn alle Fluthströmungen kommen hier von Osten her, und haben sie sich einmal in das Bett des adriatischen Meeres ergossen, so müssen sie hier nun um so höher steigen, je weniger ihnen eine Ausdehnung nach der Breite gestattet ist. Eben derselbe Grund der Lage und des außerordentlich engen Ländereinschlusses macht dieses Meer ferner mehr empfindlich für die Kälte, als man bei irgend einem anderen Theile des mittelländ. Meeres bemerkt hat. Man hat Beispiele, daß das adriatische Meer fast zugefroren war, während man auf dem übrigen mittelländischen frei umhersegeln konnte, und zweimal, nämlich in den Jahren 860 und 1234, soll dieses so stark der Fall gewesen seyn, daß man von Venedig nach Triest mit Wagen fahren, und der venetianische Kaufmann seine Waaren nach Dalmatien, der Türkei und Griechenland auf der Achse versenden konnte und mußte. Die dalmatische Küste ist von Fiume bis Ragusa entlang mit einer Menge bald kleinerer, bald größerer Inseln eingefaßt, während sich an der italienischen bis zu den tremitischen Inseln, die Ragusa gegenüber liegen, fast gar keine befinden, und merkwürdig ist ferner an beiden Ufern, daß jeder vorspringenden Brust auf der einen Seite eine einspringende

Bucht auf der anderen, und zwar so genau und dergestalt korrespondirt, daß beide Ufer nur die Ufer eines großen, breiten Flusses zu seyn scheinen. Vielleicht war an der Stelle des Meeres vor Zeiten festes Land, das erst nach und nach durch die Strömungen des mittelländ. Meeres um Griechenland rc. herum gegen Nordwesten weggespült wurde. Nicht allein seine sonderbare Form und geringe Tiefe, sondern auch die merkwürdige Gestalt Italiens und der vielen Inseln an der griechischen, albanischen und dalmatischen Küste lassen eine solche Vermuthung recht wohl zu. Fast alle diese Inseln nämlich sind schmal, aber lang, und dehnen sich ihrer Länge nach von Südosten nach Nordwesten aus. So sämmtliche Inseln an Dalmatien und weiter unten unter Aulone die Inseln Korfu u. Zante, zwischen welchen nebst mehren anderen kleinen (zusammengenommen die jonischen Inseln genannt) auch die große Insel Cephalonia liegt. Dieser Insel östlich gegenüber, unter dem 38. Grade nördlicher Breite, macht das Meer, das überhaupt hier viele Einbuchten und bald kleinere, bald größere Busen formirt, jenen historisch merkwürdigen, tiefen und langen Busen in Griechenland hinein, der von den Alten der crisäische und neuerer Zeit der lepantische (sonst auch wohl der Meerbusen von Ainabachti) genannt wird. Derselbe trennt bis auf eine kurze und sehr schmale Landenge die Halbinsel Morea, die bei den Alten Peloponnes hieß, von dem griechischen Festlande, und die Landenge selbst, welche noch die Verbindung mit diesem unterhält, heißt die korinthische. Dabei ist zugleich zu bemerken, daß eben der Theil des mittelländ. Meeres, von welchem aus dieser Meerbusen östlich ins Land hinein getrieben wird, also das fast wie ein Triangel geformte Becken zwischen Sicilien und Unteritalien einer- und Griechenland andererseits bis zum Eingange ins adriatische Meer hinauf, derjenige ist, welchen die Alten das jonische Meer nannten, u. welcher häufig auch von den Neueren noch auf den Karten als solches bezeichnet zu werden pflegt. Die südliche Wassergrenze dieses Meeres oder Meertheils ist die Linie, welche sich westlich von dem Kap Passaro auf Sicilien (gerade über der Insel Malta) bis östlich zu dem Kap Matapan auf Morea (die Spitze der Landzunge zwischen den Busen Koron und Kolokythia) oder der davor liegenden Insel Cerigo beschreibt. Um diese Insel, welche noch zu den jonischen Inseln gehört, herum, nordwestlich an der langen u. breiten Insel Kandia vorbei, treten wir in denjenigen (von Süden über Kandia gerade nordwärts zwischen Griechenland und der Türkei westlicher- und dem kleinasiatischen Anatolien östlicherseits hinauf bis ungefähr zum 41. Grade nördlicher Breite, wo das türkische Reich weiter östlich gegen Asien sich überbiegt, sich erstreckenden) Theil des mittelländ. Meeres, der, ganz angefüllt, ja man könnte sagen übersäet mit griechischen und türkischen Inselgruppen, allgemein der Archipel od. auch das ägäische Meer genannt wird, u. der gewissermaßen wie ein kühn erhobener Berg auf dem äußersten östlichen offenen Ende des mittelländ. Meeres ruht. Das mittelländische Meer als einen Theil oder Busen des atlantischen Oceans anzusehen, ist gewiß an und für sich nicht unrecht, denn nicht allein steht das mittelländ. Meer mit dem atlantischen innerhalb der diesem angewiesenen Breitegraden in unmittelbarer Verbindung, sondern es stürzt sich dieses offenbar auch in jenes hinein und erzeugt es so gewissermaßen erst, indem es ihm seinen Wassergehalt mittheilt. Nichts desto weniger ist dies auf dem ganzen Erdkreise das einzige Beispiel, daß der allgemeine Ocean, seiner eigenen und eigentlichen Strombewegung zuwider, ein solch eigenthümliches Becken gegen Osten hinbewirkt. Schauen wir aufmerksam auf die Karte: alle besonders großen Busen und Einbiegungen in das Land, die der Ocean als solcher macht, befinden sich auf der Ostseite der Länder u. streifen immer gegen Westen, denn von Osten gegen Westen läuft der allgemeine, große, mächtige Weltmeerstrom: kommt es einmal vor, daß dergleichen Busen sich auf der Westseite des Landes befinden u. somit nach Osten streifen, wie es z. B. beim baltischen Meere oder bei der Ostsee der Fall ist, so ist doch nichts gewisser, als daß diese Becken nur scheinbar Busen vom allgemeinen Oceane, in der That aber eigentliche Quellen desselben, alte selbstständige Meere sind, die dem großen Ocean Wasserzufluß geben. Das beispielsweise aufgeführte baltische Meer beweist dies aufs Ueberzeugendste: nicht das Nordmeer fließt in die Ostsee, sondern diese in das Nordmeer ab, u. es kann also die Ostsee nicht eigentlich als ein östlicher Busen vom allgemeinen großen Ocean angesehen werden. Dasselbe ist der Fall bei dem Binnenmeere auf der Westseite Amerikas. Alles dies in Erwägung gezogen, scheint es kaum glaublich, daß beim mittelländ. Meer allein die Natur eine Ausnahme von ihrer allgemeinen Regel und zwar eine ihrem ganzen sonstigen diesseitigen Organismus widerstrebende Ausnahme habe machen wollen, vielmehr muß man auf den Gedanken kommen, daß man sich im ägäischen Meere, beim Archipel, (der zudem augenscheinlich nichts Anderes seyn kann, als Ueberbleibsel und Rest eines alten, durch die Fluthen des schwarzen Meeres nach u. nach mehr und mehr zerstörten, zerrissenen Landes) vor der eigentlichen Quelle, dem wirklichen Ursprunge des mittelländischen Meeres befinde. Ueberhaupt muß man annehmen, daß dieses Meer kein uraltes ursprüngliches, selbstständiges, sondern erst in der Folgezeit durch gewaltsamen Einbruch gebildetes ist. Das thaten denn auch, da die Sache zu augenscheinlich ist, schon Viele selbst unter den Alten, und am Ausführlichsten unter diesen spricht sich der berühmte griechische Geograph Strabo in dieser Beziehung aus. Es ist sehr untersuchungswürdig — sagt er — wie es zugeht, daß man mitten in Afrika auf dem Lande, in einem Abstande von 2—3000 Stadien vom Ufer (nämlich des mittelländischen Meeres) eine Menge von Muscheln und Austern, vom Meere ausgespülte Steine mit Meerabdrücken, und große Pfützen mit salzigem Wasser angefüllt findet. Um den Tempel des Jupiter Ammon z. B. herum und auf dem ganzen 3000 Stadien langen Wege dahin ist dies erwiesenermaßen der Fall: eine Menge Seemuscheln, Seesalz und andere Auswürfe des Meeres wer-

den daselbst gefunden, und die Einwohner zeigen sogar Stücke gescheiterter Schiffe, die aus der Erde dort sollen ausgegraben worden seyn. Die beiden berühmten Physiker Strato u. Xanthus haben darüber folgende Meinung. Letzterer ist der Ansicht, das ganze Phänomen durch eine außerordentliche Dürre zur Zeit des Artaxerxes, die Teiche, Flüsse und Brunnen austrocknete, erklären zu können; allein es war jene Dürre nicht so groß, um auch auf ganze Meeresstrecken eine gleiche Wirkung ausüben und dieselben trocken legen zu können; und es ist ohne Zweifel richtiger, was ersterer, Strato, behauptet, nämlich, daß das euxinische Meer ehemals keinen Ausfluß bei Byzanz hatte, sondern erst die vielen Flüsse, die sich in dasselbe ergießen, solchen nach und nach mit einer Gewalt eröffneten, welche dem Wasser einen Durchbruch in den Propontis und Hellespont gestattete, was dann gleicherweise mit dem mittelländ. Meere der Fall war. Bei den Säulen des Hercules bahnte sich dieses, nachdem es vom Stromzufluß überfüllt und mächtig geworden war, zuerst einen Ausweg, und setzte hiernach immer mehr u. breitere Landstrecken unter Wasser, die vordem trocken dalagen. Das beweist der große Unterschied, welcher zwischen der Beschaffenheit des Bodens des mittelländ. Meeres, und des äußeren (atlantischen) Meeres Statt findet, wie der Umstand, daß sich auch noch jetzt quer durch die Straße (von Gibraltar) ein Hügelrücken wie eine Binde von Afrika nach Europa unter dem Wasser hinzieht, die sicher einst offen am Tage lag, und eine feste Scheidewand zwischen dem äußeren und inneren Meere bildete. Der Pontus (das schwarze Meer) hat die wenigste Tiefe, die größte dagegen das kretische, sicilische und sardinische Meer, denn da die größten und meisten Flüsse von Norden und Osten kommen, so wird der Pontus leicht mit Schlamm angefüllt, während die anderen Meere tief bleiben; auch ist gerade deshalb das Wasser des Pontus süßer, und hat ein beständiger Abfluß nach der Stelle Statt, wo sich der abgespülte Boden neigt. Führen die Flüsse immer so viel Sand u. Schlamm zu, so kann es seyn, daß der ganze Pontus dereinst einem aufgeschütteten Damme gleicht. Schon jetzt ist die linke Seite des Pontus ein bloßer gar nicht sehr tiefer Sumpf, besonders an der salmydessischen Küste und dort, wo die von den Seefahrern sogenannten Stäthä, d. h. Sandbänke, hervorragende Hügel, sichtbare Untiefen sich befinden, nämlich zwischen dem Ister und den scythischen Wüsten. Wahrscheinlich hat auch der Ammonstempel hart am Meere gestanden, und jetzt, nach erfolgtem Abflusse des Wassers, muß er mitten im Lande gesucht werden. Auch konnte nur dadurch, nämlich durch seine Lage am Meere, sein Orakel so berühmt werden. Nicht minder war Aegypten in den älteren Zeiten ohne Zweifel vom Meere bis zu den Sümpfen bei Pelusium und dem Berge Casius oder dem See Möris (Serbonides) bedeckt, denn man gräbt bis dorthin Salz in Aegypten und stößt dabei auf Sandschichten voller Konchylien, so daß man offenbar sieht, daß dort einst ein Meeresstrand war, und jenes nun verlaufene Meer mit dem rothen Meer unmittelbar zusammengehangen hat. So weit Strabo, und andere etwas jüngere griechische u. römische Geographen berichten ziemlich dasselbe und sprechen ebenfalls davon, daß der Pontus (das schwarze Meer) sich erst nach und nach, und zwar zunächst von der Seite der cyanäischen Inseln, dann aber auch von der Seite des Hellespontus her einen Ausweg in Folge der Ströme, welche sich in denselben ergossen, geöffnet habe. Daß diese Ergießungen sehr heftig gewesen und somit die Entstehung des mittelländ. Meeres um so eher veranlaßt haben müssen, geht daraus hervor, daß ohnedies jenes Meer, das noch keinen Abfluß nach Byzanz hatte, sich auf der anderen Seite viel weiter erstreckte und ohne Zweifel mit dem jetzigen Binnenmeer, das wir kaspisches Meer nennen, und vielleicht auch mit dem See Aral zusammenhing. Genauere Beobachtungen neuerer, naturkundiger Reisender haben dies mehr und mehr bestätigt, und die Vermuthung eines solchen ehemaligen Zustandes des alten Pontus oder heutigen schwarzen Meeres fast bis zur Gewißheit erhoben. Nach den Berichten dieser Reisenden stößt man bei Astrachan bis zu der kaukasischen Linie auf eine Menge Wasserarme, in deren Nähe zerstreute Salzseen liegen, welche im Sommer bald mehr, bald weniger beträchtliche Salzsohlen ansetzen, und die man ihrer Lage und Beschaffenheit nach für nichts Anderes halten kann, als für Busen des kaspischen Meeres, welche durch den allmähligen Abzug des Wassers ihre vormalige Gemeinschaft verloren und durch Abdünstung ihren Salzvorrath vermehrt haben. Die meisten von diesen Armen und Seen befinden sich in den weit ausgebreiteten Vertiefungen der Steppe, wo leicht eine große Wassermasse zurückbleiben konnte. Von Schedeli an fährt man an starken Sandhöhen hinauf, die ganz deutlich noch die Spuren ihrer Entstehung von dem Winde an sich tragen, welcher sie lagerweise über einander führte, die meistens nordwestlich laufen, einen ziemlich breiten Strich der Steppe einnehmen, und allein die Niederung unterbrechen, welche sich außerdem vom kaspischen Meer bis zu dem Salzsee erstrecken würde, aus dem der in den Don fließende Fluß Manytsch entspringt. Der etwas nördlicher auf eben der Seite, gerade der Mündung des Donac gegenüber, sich mit dem Don verbindende Wasserzug, welcher eine ganze Kette von Salzseen an einander reiht, ist ebenfalls ein solches tieferes Gerinne des alten Meeres und weist deutlich noch auf seinen ehemaligen, jetzt nur durch Sandhügel getrennten Zusammenhang mit der Sarpa hin. Wären die Sandgetriebe, welche auch den Ausfluß des Kuma verstopft haben, nicht vorhanden, so dürfte das kaspische Meer nur wenig steigen, um sich noch jetzt in den Manytsch zu ergießen. Auf dem ganzen Wege von Alabuga bis Kislar trifft man die unverkennbarsten Spuren des ehemaligen Zusammenhanges des kaspischen Meeres mit dem mäotischen Meerbusen. Etwa 26 ½ Werste von Alabuga südwestlich ergießt sich aus dem kaspischen Meere ein Wasserarm, mit vielen Busen westwärts, auf viele Werste weit in

die niedrige Steppe, und bildet den sogenannten weißen See. Von diesem See wieder 23 Werste weit nordwärts kommt man an einen der alten Ausflüsse des Kuma, der weither aus der westlichen Steppe kommt, zusammenhängende Busen macht, im Sommer zum Theil austrocknet und, ohne das kaspische Meer zu erreichen, sich zwischen Sandhügeln in kleinen Seen endet. Zwei andere Arme erreichen das Meer eben so wenig, so daß der ganze Kuma, dessen Hauptspur noch jenseits jenes dritten Nebenausflusses mit starken Kettenseen und Wasserbusen fortgeht und unweit des Meerbusens mancherlei kleine Wasserflüsse bildet, ohne eigentlichen Ausfluß im zusammengewehten Sande versiegt. Nur wenn die Südwinde das Meer auf dieser Seite anschwellen, und das Wasser in den rechts gegen die blinden Ausflüsse des Kuma liegenden Meerbusen Kumskoi Kulkuk oder Kosukoi treiben, tritt das Wasser bis in die Seen des Kuma über, und alsdann scheint der Strom einen förmlichen Abfluß zu haben. Auch die Meerkälber, so wie viele Gattungen von Fischen und Seemuscheln, die beide Meere mit einander gemein haben, scheinen dafür zu sprechen, daß von dem Ausflusse der Donau in das schwarze Meer an bis zu dem Aralsee einst ein unmittelbarer Zusammenhang, wenn auch vielleicht nur mittelst kleiner Seen und Flüsse Statt gefunden hat. Wahrscheinlich war ein solcher See nahe bei Zaryzin unter 38° 20′ nördl. Br., wo der Don und die Wolga am nächsten zusammenkommen, das Wasser beider Ströme mit einander verbindend. Die Natur der ganzen zaryzinischen Linie, die jetzt durch 4 befestigte Orte gedeckt ist, beweist dies sehr deutlich, wie die kleinen Flüsse, die sich gerade hier in die Wolga und den Don ergießen. Auch konnte eben deshalb nur hier, wie in neuerer Zeit geschehen, so leicht eine Verbindung zwischen den beiden Flüssen durch Kanäle bewerkstelligt werden, und die ganze Oberfläche der astrachanischen Wüste kündigt sich offenbar als ehemaliger Meeresgrund an. Die Fossilien und der mit kalcinirten Meermuscheln vermischte salzige Lehm, welche dort Alles bedecken, sprechen laut genug dafür. Die Ebenen um den Dniepr haben denselben Anschein. Auch in den Ebenen Kleinasiens trifft man deutliche Spuren von Meeresufer, die weit von dem jetzigen entfernt sind, und in der That mußte die plötzliche Ergießung des hochstehenden schwarzen Meeres, nachdem sein alter Damm bei Konstantinopel einmal, etwa durch ein Erdbeben, durchbrochen und umgerissen war, nicht nur die niedern Gegenden Kleinasiens Anfangs weit und breit überschwemmen, sondern auch viel neues Land und neue trockene Gegenden veranlassen, da, was sich dorthin ergoß, von einer andern Stelle nothwendig abzufließen hatte. Das schwarze Meer mußte dadurch flach und untief werden, wie es dies in der That ist, und es mußten viele Hügel und Sandbänke aus ihm trocken hervorragen, die sich dann nach und nach zu festen Inseln oder Kaps und ganzen weiten neuen Uferausdehnungen umgestalteten. Zwar ist von den sieben Strömen, welche das schwarze Meer aufnimmt (Donau, Dniepr, Dniester, Don, Kuban, Kulayhissaw und Sakarja), ein jeder so groß, stark und wasserreich, daß er hinlänglich ersetzt, was der thracische Bosporus wegführt, und man könnte somit glauben, daß das Meer bei solchem steten reichen Zuflusse seinen alten Stand hätte behaupten müssen; allein bei den starken Ausdünstungen, denen es als hochstehendes und inländisches Meer zugleich ausgesetzt ist, reichen jene Stromzuflüsse ungeachtet ihrer Beträchtlichkeit dennoch kaum hin, ein immer mehr zunehmendes Versiegen in seinem jetzigen Bette zu verhüten. Wir haben demnach das **schwarze Meer**, wie es jetzt ist, zugleich als Ursprung, als Quelle und als Theil des großen mittelländ. Meeres anzusehen, durch Vermittelung dessen es wiederum mit dem allgemeinen Oceane, dem atlantischen Meere, zusammenhängt, ohne demselben noch weiter gegen Osten eine andere Ausdehnung zu gewähren. Im ägäischen Meere bildet der Archipel ein wunderbares Spiel von Inseln aller Größe u. aller Form, das sich von der europäischen bis zur asiatischen Küste über die ganze Fläche des Wassers nach allen Richtungen und Seiten hin ausdehnt u. auf allen diesen Seiten eine Menge von bald größern, bald kleinern Busen bildet, wie z. B. an Europa's Küsten unterhalb Athen und weiter oben unterhalb Salonichi, an Asiens Küste die großen tiefen Busen vor Smyrna und Andramyttii. — Wenn man von Kandia an hinaufgesegelt ist bis zu der großen Insel Lemnos (jetzt Stalimene), wendet sich das Wasser nordöstlich, und die beiden südöstlich und nordwestlich hervortretenden europäischen und asiatischen Küsten bilden eine Enge, welche die **Straße der Dardanellen** genannt wird und, nachdem sie sich direkt östlich gewandt hat, zunächst in ein breites Becken, das **Marmora-Meer** (Propontis der Alten) führt, von welchem aus nordöstlich endlich der sehr enge **Kanal von Konstantinopel** zwischen beiden Ufern hindurch in das schwarze Meer einleitet, das westlich von der europäischen Türkei, gegen Norden von Rußland, und namentlich dem kaukasischen Gebirge, und gegen Osten und Süden von Asiens sandigen Wüsten begrenzt wird. Gewiß ist, daß bei Konstantinopel einst Europa mit Asien fest zusammenhing, das schwarze Meer, gleich dem jetzigen kaspischen Meere, ein völliges Binnenmeer war, und dieses erst später sich dort einen Ausweg öffnete, der Veranlassung zur Bildung des mittelländ. Meeres bis zu dieser Gegend hin ward. Nicht etwa ein bloßer Damm, eine schmale Landgrenze mochte bei Konstantinopel Europa mit Asien vereinen und das schwarze Meer abschließen, sondern ohne Zweifel hing, ehe der Durchbruch geschah, ganz Griechenland mit Kandia, Rhodus und Kleinasien zusammen, so wie das alte Thracien oder Rum Ili mit dem alten Troja, und vielleicht war die ganze Fläche des mittelländ. Meeres, wenn nicht bewohnt, doch bewohnbar, bis von Westen her der atlantische Ocean und von Osten der Pontus hereinbrachen in die Niederung und sie nun ganz und gar aushöhlten zu dem Bette eines neuen, breiten, großen Meeres, bei dessen Bildung zu seiner jetzigen Gestalt auch Erdbe-

ben und andere dergleichen Revolutionen und vulkanische Explosionen mitgewirkt haben mögen. Bei Livorno am toskanischen Strande will man noch vor nicht sehr langer Zeit eine ganze Stadt unter dem Wasser gesehen haben, und eben so versichert man, daß gegenüber von Puteoli oder Pozzuole im Eingange der Bai auf dem Boden des Meeres mehre Straßen und Häuser deutlich zu erkennen wären. Auch gegenüber von Rimini sieht man bei stillem Wasser Thurmspitzen einer versunkenen Stadt, die Einige für das ehemalige, vor ungefähr 2000 Jahren untergegangene Concha halten, das 10 Meilen von Rimini lag. Noch zu Ovids Zeiten bemerkte man ferner im korinthischen Meerbusen die Trümmer der ehemals berühmten Städte Helice und Buris, die Herodot, der sie noch in ihrem vollen Glanze kannte, als Zufluchtsörter der Jonier schildert. In einer Nacht des vierten Jahres der 101. Olympiade, also etwa 376 nach Erbauung der Stadt Rom, versanken beide Städte durch ein Erdbeben, das eine ungeheure Ueberschwemmung zur Folge hatte. Noch zu den Zeiten des Plinius stand Luna, von ihm wie von andern römischen und griechischen Schriftstellern um seines schönen Hafens willen gepriesen, von Dichtern besungen und von Naturhistorikern wegen seines schönen Marmors gerühmt. Kein Zweifel also, daß das Entstehen und Ausbreiten des mittelländ. Meeres bis zu seinem jetzigen Stande auf die angegebene Weise und nach und nach geschah, um so weniger, als man von der mächtig wirkenden Kraft der Erdbeben und anderer vulkanischen Explosionen in diesem Meere allenthalben die auffallendsten und häufigere, andauerndere und mächtigere Spuren findet, als irgend sonst wo. Die Gegend um Konstantinopel ist mit Bimssteinen und andern vulkanischen Produkten bedeckt, und das Marmora-Meer wird nicht selten von den entsetzlichsten Erdbeben verwüstet. Häufig sieht man in demselben Feuer aufsteigen, welche aus einem fettigen, harzigen Stoffe bestehen und, sobald sie bis über den Meeresspiegel gekommen sind, in kleine feste Klumpen gerinnen. Auf dem Grunde dieses Meeres sind also Quellen, welche Harz auswerfen; alle harzigen Substanzen aber können nur durch Erhitzung flüssig gemacht werden, und Erhitzung ist immer die Folge von Feuer. Nothwendig müssen demnach im Grunde jenes Meeres vulkanische Elemente herrschen, und in der That zeigt die Insel Tenedos, die zunächst der Meerenge von Konstantinopel liegt, deutlich alle Spuren unterirdischer Feuer und in ihrem Innern wirkender Vulkane. Ja, der ganze Boden des mittelländ. Meeres gleicht einem Kessel, unter dem ein ewiges, unlöschbares Feuer brennt. Sehr häufig und heftig sind die Erdstöße, welche die Gegend von Gibraltar auszustehen hat. Ganz Portugal hat davon die traurigsten Schicksale zu erzählen. Merkwürdigerweise trifft man die meisten feuerspeienden u. stets noch in ihrem Glühen thätigen Berge immer in der Nähe von Meerengen, Erdzungen, Archipelen. Die fürchterlichen ewigen Feuerschlünde Siciliens befinden sich um die Meerenge von Messina herum. Die ganze Erdzunge Italiens ist ein wahres Feuerland, denn überall treffen wir auf Berge mit augenscheinlich vulkanischem Inhalte, wenn sie diesen auch noch nicht alle zu Tage werfen, wie der Vesuv. Euböa, das heutige Negroponte, das alter, verlässiger Sage zu Folge durch Erdbeben von Böotien abgerissen wurde, hat noch immer dergleichen Erdbeben von Zeit zu Zeit auszustehen, welche sich nicht selten mehre Tage nach einander wiederholen, und wobei Quellen und Bäche verschwinden, während an andern Stellen solche neu sich öffnen, und endlich ein feuriger Schlamm aus der Erde hervorkommt, der diese, als sey sie nun ihres erschütternden Feindes los, beruhigt. Viele Inseln im mittelländ. Meere, welche wir jetzt kennen, existirten nicht immer, sondern sind zum großen Theil seit nicht sehr langer Zeit erst aus dem Wasser hervorgehoben, vergrößert oder getheilt worden, und zwar nur durch vulkanische Explosionen. Die Geschichte ist voll von darauf bezüglichen Erzählungen, und wenn die griechischen, römischen und alten orientalischen Dichter in ihrer geliebten allegorischen Weise ganze Berge zerreißen, Länder in den Abgrund hinabstürzen und Berge und Thäler erstehen lassen, wo vorher die kühne Fee auf lichten Wogen herum getrieben ward, so sind dies nicht eigentliche Fabeln und Erzählungen, denen bloß eine dichterische Konception, Phantasie und Hypothesen, sondern wahrhafte Ereignisse und thatsächliche Erfahrungen zum Grunde liegen. Delos und Rhodus sind nach dem Zeugnisse der Alten auf solche Weise aus dem Meere emporgehoben worden; desgleichen die kleinen Inseln Anaphe jenseits Melos, Nea, zwischen dem Hellespont und Lemnos, Alone zwischen Lebedos und Teos, und etwa 237 Jahre v. Chr. Thera und Therasia, die zu den cykladischen Inseln gehören; 130 Jahre später Hiera (jetzt Megali Kommeni); wieder nach 110 Jahren, bloß zwei Stadien davon entfernt, die Insel Thia; unter den äolischen Inseln stieg eine neben Italien und eine andere neben Kreta hervor, Cythere, die an 2500 Schritte lang ist, mit vielen warmen Quellen; im dritten Jahre der 160. Olympiade erhob sich mit einem Male im tuskischen Meere eine Insel, die Anfangs hell brannte und dann noch lange dicken Dampf von sich gab. Auch die pithekusischen Inseln im kampanischen Meerbusen entstanden so. Auf ihnen stürzte der hohe Berg Epopos, nachdem er eine helle Flamme von sich gegeben hatte, plötzlich zu einer ebenen Fläche zusammen; eine Stadt sank in den Abgrund, und bei einem andern Erdbeben kam ein See zum Vorschein; dasselbe geschah mit Bergen, die an andern Stellen aber die neue Insel Prochyta schufen. Sicilien hat die Natur durch gleiche Gewalt von Italien, Cypern von Syrien, Euböa von Böotien, Atalante und Macris von Euböa, Besbykus von Bithynien und Leucosia von dem Vorgebirg der Sirenen losgerissen. Im Jahre 726 n. Chr. erhob sich zwischen Thera und Therasia ein heftiger Rauch, der zugleich mit einem heftigen Feuer mehre Tage und Nächte hindurch dauerte und so viel Bimsstein und Asche hoch in die Luft und weit und breit auswarf, daß das ganze Meer und alle Küsten

sowohl von Europa, als von Asien davon voll waren, bis endlich an derselben Stelle eine Insel aus dem Wasser hervortrat, die sich mit der Insel Scara vereinte. Dasselbe geschah im J. 1457 mit einer andern Insel, wie eine Inschrift bezeugt, die an einer Pforte des Kastells Scaro auf der Insel Santorin (dem alten Thera) in Marmor eingehauen zu lesen ist. Auch im J. 1570 entstand bei demselben Santorin ein neues Eiland, und zwar auf eine Entsetzen erregende Weise. Das aus dem Meere aufsteigende Feuer brannte ein ganzes Jahr lang, und als endlich hiernach eine Insel sich aus dem Wasser mit ihm hervorhob, war diese nichts, als ein großer feuerspeiender Berg, der noch steht, und in dessen Mitte man einen tiefen Trichter findet, aus welchem noch jetzt bisweilen vulkanische Produkte ausgeworfen werden, am furchtbarsten im Jahre 1650. Die Feuerflammen schlugen damals nicht bloß aus der Spitze des Berges, sondern auch aus dessen Seiten durch die Wellen heraus, und mit solcher ungeheuern Gewalt, daß das Meer dadurch an 30 Ellen hoch aufgeschwellt wurde, Schiffe, welche an 80 Meilen weiter südlich vor Kandia lagen, zerschellte und die Bimssteine bis nach Smyrna, ja bis Konstantinopel und Skutari hinauf ins Land warf. Der Hauptbrand währte vom 24. Sept. bis zum 9. Okt., und an einer neuen Klippe, welche er seitwärts hervorgedrängt hatte, bemerkte man noch nach 4 Monaten ein allmähliges Heben, bis sie sich endlich ebenfalls zu einer neuen, nicht unbeträchtlichen Insel festsetzte und ausbreitete, die aber noch 5 Jahre lang so stark dampfte, daß man dies mit bloßen Augen von Santorin aus, von wo die Insel 4 Meilen weit entfernt ist, bemerken konnte. Ein anderer merkwürdiger Vorgang war folgender: In dem Meerbusen derselben Insel Santorin sah man am 23. März 1707 mit Anbruch des Tages Etwas schwimmen, das Trümmer von einem verunglückten Schiffe zu seyn schienen. Schnell machten sich einige Bootsleute auf und segelten der Stelle zu; wie erstaunten sie, als sie sahen, daß es ein Felsen war, der aus dem Grunde des Meeres emporstieg. Das Wunder zu sehen, eilten am andern Tage viele Menschen dahin, doch wagte Niemand noch, auszusteigen, denn der Felsen bewegte sich immer noch und zusehends in die Höhe, an seinen Riffen und Abständen mit einer Menge Bimsstein und einer ungeheuern Masse von Austern beladen, die den herrlichsten Geschmack hatten. Zwei Tage vorher, ehe man den Felsen bemerkt hatte, war die ganze Insel Santorin von einem heftigen Erdbeben erschüttert worden, welches ohne Zweifel keinen andern Grund hatte, als das Losreißen jenes Felsens von der innern Erdfeste, so wie dieses Losreißen wieder keinen andern, als vulkanische Entzündungen im Innern der Erde. Das Wachsen des Felsens dauerte bis zum 4. Juni genannten Jahres, wo er auch die Höhe von 25 Fuß und die Länge von einer guten Wegstunde über der Meeresfläche erhalten hatte. Das Meer um ihn her war lange Zeit und bis auf 20 Meilen weit trübe, dick und verschieden gefärbt, am meisten schwefelgelb. In seiner Nähe hatte es eine starke Bewegung und eine so heiße Temperatur, daß viele Fische todt umherschwammen. Mitte Juni glaubte man, ohne alle Gefahr genauere Untersuchungen auf dem an Farbe weißen Felsen anstellen zu können, und that es, als auf einmal am 16. Juli mitten am Tage 17 neue, und zwar ganz schwarze Felsen in seiner Nähe wie Rohrbüsche aus dem Meere hervorschossen, deren Grund zusammenzuhängen und sich mit der neuen Insel verbinden zu wollen schien. Alles floh, und zwei Tage später Nachmittags 4 Uhr sah man an der Seite der neuen Insel einen Rauch so dick, schwarz und stark aufsteigen, als käme derselbe aus einem großen glühenden Ofen. Bald ließ sich auch ein dumpfes Krachen hören, von dem man aber nicht sagen konnte, woher es komme. Den ganzen Meeresgrund glaubte man jetzt auf weit und breit in Bewegung, und die meisten Bewohner Santorins flohen vor Angst auf entferntere Inseln. Am 19. Juli ragten die Felsen so weit aus dem Wasser hervor, daß man ihren Zusammenhang am Fuße deutlich wahrnehmen konnte, und sie nun aussahen, wie hohe Berge auf der neuen weißen Insel, mit der sie übrigens noch nicht fest verbunden zu seyn schienen; helles Feuer spien sie aus, und dies desto mehr, je größer die Insel hervorwuchs. Der Geruch, den das Feuer weit hin verbreitete, war unerträglich, erschwerte das Athmen und veranlaßte zuletzt auch Brechruhren und sonstige Krankheiten auf Santorin und andern benachbarten Inseln, an denen viele Menschen starben. Schwächere Menschen wurden sogleich ohnmächtig, wenn sie in das Bereich der verpesteten Luft kamen. Im Monat August kam ein dicker Rauch von der neuen Insel her, der, als er über Santorin hinwegzog, augenblicklich allen Wein verdarb, der an den Stöcken hing. Mittlerweile war die weiße flache Insel sowohl, als die schwarze bergige bedeutend gewachsen, erstere in die Höhe und letztere in die Länge, und nun erst bemerkte man bald ganz deutlich ihren beiderseitigen festen Zusammenhang. Das Feuer, das immer noch in den Felsbergen brannte, hatte sich Oeffnungen gemacht, aus denen es unter dem heftigsten Gekrach und fürchterlichsten Donner eine Menge Steine so hoch in die Luft warf, daß das schärfste Auge sie nicht mehr sehen und man sie in einer Entfernung von 3 Meilen auflesen konnte. In der zweiten Hälfte des Augusts minderten sich diese schrecklichen Auswürfe, im September wurden sie wieder häufiger, und im Oktober erfolgten sie fast tagtäglich. Unmittelbar vor ihrem Entstehen bemerkte man ein starkes helles Feuer, dem ein schwarzer, abscheulicher Rauch folgte, in welchen sich endlich die steinige glühende Asche mischte, die eine ungemein dicke und von allen möglichen Farben glänzende Wolke vorstellte, bis sie in einem dicken weiten Hagel ins Meer, oder auf die Insel selbst herabfiel und diese dadurch oft in ein glänzendes, tausendfaches Farbenspiel versetzte. Bis November hatte die Insel schon einen Umfang von 3 Meilen und eine Höhe von 40′ über der Meeresfläche gewonnen. Im J. 1708 besuchte sie der Pater Goree. Er fand sie 200 Fuß hoch, eine engl. Meile breit

und 4 solcher Meilen lang. In einer Nacht zählte er 60 Oeffnungen, aus denen lichte Flammen schlugen und bisweilen auch starke glühende Steine ausgeworfen wurden, die, hätten sie keine entgegengesetzte Richtung gehabt, auf Santorin hätten fallen und daselbst vielen Schaden anrichten müssen, da sie hoch durch die Luft über 2 Meilen weit flogen und stets glühend blieben. — Bleiben wir aber bei jüngern Ereignissen stehen. Im zweiten Theile von Pallas' Reisen nach den südlichen Provinzen des russischen Reiches heißt es: Die Ueberfahrt nach der Insel Taman (gegenüber von der großen Halbinsel Krim vor dem asowschen Meere) geschieht in großen Booten u. ist, obgleich sie nur 18 Werste beträgt, wegen der oft unerwarteten Windstöße, vielen Untiefen und der gleichsam kochenden Wellenbewegung des ganzen Busens (Straße von Kertsch aus dem schwarzen in das asowsche Meer) ziemlich gefährlich. Den Höherauch, der bei windstiller Witterung über dieser Insel zu ruhen pflegt, sieht man sehr deutlich. Dieser, einem dicken Nebel gleichende Dampf ist nebst dem häufigen Schlamme und den Bergölquellen auf dieser Insel ein Beweis, daß unter derselben in beträchtlicher Tiefe eine Lage brennbarer Materie entzündet sey. Auch auf der Küste von Jenikale (Kertsch) bemerkt man einen gleichen Dunst. Die Salzseen der Krim sind nur durch einen schmalen, niedrigen Sandstreif vom schwarzen Meere getrennt. Im Sommer trocknen sie größtentheils aus und liefern krystallisirtes Salz in Würfelpyramiden. Einer der größten liegt gegen die Landzunge, welche den Bugas bilden hilft. Sein Wasser riecht stark nach Veilchen und sein Spiel ist schwach. Seine Einfassung ist von verschiedenen Schluchten durchschnitten. In einer, deren Lehm mit gebrannten Steinbrocken untermischt ist, zeigt sich zuerst ein Salzquell, dessen schwarzer Schlamm stark nach Schwefelleber riecht; sodann ein kleiner Schlammquell und außer demselben auf einer kleinen zerrissenen Erhöhung verschiedene, wenig abgetiefte Brunnen, worin ein dickes, theerähnliches Bergöl gesammelt wird. Gleich hinter dem alten Taman trifft man auf eine Reihe zusammenhängender Hügel, von denen besonders der vierte (Kirk Kol) mehre Schlammquellen hat. Aus ihnen steigen alle 10—20 Sekunden Blasen mit lautem Klatschen auf. Im J. 1782 zeigte er mir großem Getöse einen mächtigen Feuerausbruch. Dem alten Temruck gegenüber trat 1799 am 5. Sept. im asowschen Meere, etwa 150 Faden vom Ufer, unter den Augen vieler Zuschauer, die ein schreckliches unterirdisches Donnern zusammengelockt hatte, eine Insel wie ein großer Grabhügel aus einer Tiefe von 5—6 Klaftern über die Seefläche hervor. Ihre höchste Spitze spaltete sich in der Mitte, indem sie sich wölbte, u. warf Schlamm mit Steinen aus, bis Feuer u. Rauch die Gegend deckte, welches Alles nicht volle zwei Stunden dauerte. Die See war dabei so stürmisch, daß man sich nicht zur Insel wagen konnte. Sie ward nachher 72 Faden lang, 48 breit, 7 F. über die Meeresfläche hoch, und von dem aufgeworfenen Schlamme ganz schwarz gefunden, verlor sich aber im folgenden Jahre wieder, so daß man nicht einmal wußte, ob sie vom Meer verwaschen worden, oder auf irgend eine andere Weise versunken sey. Auf der breiten, der Stadt Taman gegenüber liegenden Landecke ist ein Schlammberg, den die Tataren Kuuk Obo (blauer Hügel) und die Kosaken Prekla (Hölle) nennen. Im Jahr 1794, am 27. Febr., halb 9 Uhr Abends ließ sich um ihn ein Zischen und Brausen in der Luft vernehmen, das man bis Jenikale hörte; ein heftiger Windstoß, der nicht über eine Minute dauerte, ward von einem starken Donner begleitet. Mit dessen Schlage zeigte sich ein weißer Dampf, und gleich darauf ein rußschwarzer Rauch, durch den die roth und blaßgelb spielende Feuersäule hervorschoß, die, ungeachtet des merklichen Windes, gerade aufstieg. Sie hatte wohl 50 Faden Höhe und 30 Faden im Umfange, breitete sich aber wie eine Korngarbe aus, und dauerte 25 Minuten. Der schwarze Rauch vorher war 5 Stunden lang unaufhörlich aufgestiegen, und hatte sich nach beiden Seiten in dicken, schweren Wolken vertheilt. Gleich bei der ersten Explosion warf der Berg eine Menge Schlamm in die Höhe, und schleuderte ihn nach allen Seiten bis auf eine Werste weit. Anfangs floß die Masse schnell, dann langsamer auf den Seiten des Hügels umher, und soll, nach Aussagen glaubwürdiger Leute, die ihn einige Stunden später untersuchten, nicht merklich warm gewesen seyn; doch versichern Andere, der Schlamm sey heiß und glühend hervorgekommen. Das Zischen, Kochen und Lärmen dauerte bis in die Nacht, und noch bis zum dritten Tag ward der Schlamm ein paar Mann hoch hinauf geschleudert. Nachmals hat der Berg ein Krachen hören lassen, auch aufs Neue Schlamm in die Höhe zu werfen angefangen, doch ohne daß sich mehr als bei Nacht Feuer zeigte. Lange nachher floß noch Schlamm, mit Dampf und Bergtheer vermischt, heraus, auch zeigten sich andere Schlammproben sehr bituminös. Der Schlund, welcher diese ungeheuern Massen ausgespien, war nachher ganz mit einer harten getrockneten Rinde von eben dem Schlamme überzogen, auf welcher man gehen und stehen konnte. Um ihn herum sah man eine Menge kleiner Vertiefungen. Wenn man das Ohr zur größten von diesen neigte, so konnte man deutlich ein Krachen und Knistern wie von einem verschlossenen kochenden Kessel hören. Diesem Allen zufolge könnte man die Ursache des Schlammberges in einem unter der Insel Taman, so wie unter einem Theil der Halbinsel von Kertsch in beträchtlicher Tiefe liegenden Flötze von Steinkohlen oder bituminösem Schiefer suchen, der in einem steten, stillen Brande begriffen ist. Bei den so oft und an so vielen Orten sich ereignenden Ausbrüchen ist die Mitwirkung der See, ihr Eindringen in die Tiefen mehr als problematisch. Durch dasselbe werden immer eine Menge Dünste, so wie verschiedene Gasarten erzeugt, welche durch ihre Elasticität, durch Klüfte überliegender Schichten oder durch alte Schlünde geleitet, oder wo sie sonst weniger Widerstand finden, sich mit Krachen einen Ausweg nach oben bahnen, und so die beschriebenen Erscheinungen hervorbringen. Sobald die Kraft

der Dünste, welche den über der brennenden Schicht liegenden Flötz tzug, zu wirken aufhört, weil diese sich in Freiheit gesetzt haben, so müssen die durchbrochenen und zerrütteten Lager dieses Flötzes nachsinken und durch ihren Druck den aus der Asche u. dem eingetretenen Seewasser entstandenen Schlamm durch die Mündung der neuen Oeffnung erst schnell, nachher langsamer heraustreiben. Daher die Salzigkeit des Schlammes und die Dunstblasen; daher in vielen Fällen die Schilfwurzeln, welche das Seewasser bei seinem Einbruch in den unterirdischen Raum hineingeschlämmt und dem Schlamme beigemischt hat. Daher die Brocken von den mancherlei Steinarten, durch deren übereinander liegende Schichten die Dünste ihren Durchbruch gemacht haben. Das Erwähnte dürfte hinreichen, um die ausgesprochene Vermuthung, das mittelländ. Meer sey kein ursprüngliches, sondern erst später und nach und nach durch Hereinströmung anderer Wasser in sein Becken entstanden, und dieses Becken eben so erst durch vulkanische und andere dergleichen Erdrevolutionen gebildet worden, zu rechtfertigen. Auf diese Weise lassen sich auch die vielen Ueberlieferungen von wiederholten Sündfluthen bei allen Völkern jener Gegend erklären. Spalteten sich nämlich bei einem Erdbeben die Felsgebirge der Straße von Gibraltar, und gab sich bei dieser Gelegenheit die zudem vielleicht nicht starke Ringmauer bei Konstantinopel, die einst das alte schwarze Meer einschloß, aus einander, so mußten plötzlich die Niederungen zwischen Europa, Asien und Afrika von beiden Seiten überschwemmt und ganze Reiche und Städte in den schrecklichsten Wasserfluthen und um so mehr begraben werden, als sich der Fluth auf dem Wege gewiß manche neue Dammmauer entgegenstellte, die sie erst nach vielen Jahren, in Folge des immer heftiger werdenden Wassers, abermals durchbrechen konnte. Die Griechen allein zählten zwei solcher sogenannten Sündfluthen, eine, in der Ogyges ertrank, und die andere, aus der Deukalion sich rettete. Die eine mag den Durchbruch bei Gibraltar, der ohne Zweifel der ältere ist, zum Grunde gehabt, und also zunächst das eigentliche Mittelmeer erzeugt haben, und die andere rührte vielleicht von dem Durchbruche des schwarzen Meeres her, durch welchen sich zunächst das eigentliche griechische Meer bildete, bis beide Meere sich etwa unter Italien mit einander vereinigten. Ferner erklärt sich auf diese Weise allein das angebliche, u. von vielen alten Geschichtschreibern behauptete starke, merkliche Fallen des Mittelmeers, das unmöglich bloß von Ausdünstungen bewirkt werden konnte, denn in seinen bezeichneten Anfängen mußte es nothwendig nur ein flaches, hohes Bett nach Süden haben, und sich somit ungleich weiter ausbreiten, bis es nach und nach durch die fortdauernden Strömungen sich ein immer tieferes Bett graben, und in dasselbe dann immer mehr zusammenziehen konnte. Noch zu Homers Zeiten z. B. war Pharus eine um eine Tagereise vom festen Lande Aegyptens entfernte Insel, denn, wie er berichtet, hatten die ägyptischen Schiffe Tag u. Nacht mit vollen Segeln zu fahren, wenn sie dahin gelangen wollten, und schon zu Augustus Zeiten sehen wir dieselbe mit diesem Festlande bei Alexandrien zusammenhängen. Artemia, einst eine der echinadischen Inseln, erscheint bereits zu Strabo's Zeit als Theil des Kontinents. Dasselbe ist der Fall mit mehren Inseln des Achelous. Auch mehre der anatolischen Vorgebirge sollen einst Inseln gewesen seyn. Asteria, oder, wie Homer sagt, Asteris, war eine Insel mitten im Meere zwischen Ithäa und Samos, die einen großen Hafen mit doppelter Einfahrt hatte, in welchem die Schiffe sichere Zuflucht vor Stürmen fanden, während man jetzt daselbst keine Spur von einem ehemaligen Hafen mehr findet. Antissa, als Insel einst der Insel Lesbos (ehemals Issa) gegenüberliegend, erscheint von Strabo an bloß noch als eine Stadt des letztgenannten Eilandes. Eben so ist jetzt Zephyrus mit Halicarnaß, Aethusa mit Mindus, Dromisco und Perne mit Milet, Narthecusa mit dem parthenischen Vorgebirge vereinigt, und gleichwohl waren es früher sämmtlich Inseln. Hybanda, einst eine Insel Joniens, liegt schon zu Plinius Zeiten 200 Stadien weit ins Land hinein. Syries mitten im Gebiete von Ephesus, Derasidä und Sophonia im Magnesischen, Epidaurus u. Oricus waren alle einst Inseln, und Plinius bemerkt mit Verwunderung, daß sie in festes Land verwandelt werden konnten. Psalmodi, noch um 815 nach Christi Geburt eine Insel, liegt jetzt über 2 Meilen weit von der See entfernt. Damiate in Aegypten, noch um 1243, zur Zeit des heil. Ludwig, ein Seehafen, ist jetzt Landstadt. Die Stadt Foch, noch vor 350 Jahren an der Mündung des kanopischen Nilarmes liegend, ist jetzt über 7 Meilen davon entfernt, und seit etwa 80 Jahren ist das Meer von Rosette über eine ganze Meile gewichen: ein Beweis, daß die Zusammenziehung auch jetzt noch, wenigstens an einigen Stellen, immer fortdauert. Ravenna war ehemals der vornehmste Hafen der Römer am adriatischen Meere; dort hatte ihre Flotte den Sammelplatz, und nicht selten lagen daselbst an 300 Schiffe beisammen; auf lauter Pfählen gebaut, mit Kähnen durchfahren und Brücken verbunden, so wird die Stadt von den Römern und Griechen geschildert; aber ganz anders sah sie schon im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus. Schriftsteller aus dieser Zeit sagen, daß der ehemalige Hafen in Gärten verwandelt worden sey, in denen statt der Segel Aepfel an den Bäumen hingen. Jetzt liegt die Stadt weit vom Meere entfernt. Doch sieht man noch an den Mauern die eisernen Ringe, an welche die Schiffe festgebunden wurden, und gräbt man tiefer in die Erde, so finden sich die Pfähle, Gräben &c., auf denen ehemals die Häuser ruhten. Die vormalige laurentinische Villa des Plinius ward vom Meere bespült, und ihre Ueberbleibsel fand man später gleichwohl über 1000 Schritte vom Meere entfernt. Papst Pius V. ließ am Ufer, Ostia gegenüber, einen Thurm bauen, den er dem heiligen Michael widmete, aber schon nach 145 Jahren sah man den Thurm über 1600 Schritt weit vom Ufer entfernt. Aigues Mortes, noch zu des heiligen Ludwig Zeiten ein Hafen, liegt jetzt über $1\frac{1}{2}$ Meilen weit

im Lande. Bei der Mündung der Rhone ist das Wasser seit 1665 fortwährend im Zurücktreten begriffen, und Venedig hat ebenfalls genug zu thun, um seine Kanäle schiffbar und sich in alter, glücklicher Lage dicht am Meere zu erhalten. Alle diese Erscheinungen können aber nicht bloß durch das Anspülen des Sandes und Schlammes erklärt werden, denn wie mit Venedig verhält es sich auch mit den Häfen von Laodicea, Jebiläa, Tortosa, Eowadse, Tripolis, Tyrus, Acre, Jaffa u. s. w.; wir müssen vielmehr annehmen, daß das Meer sich durch seine heftigen und schmalen Strömungen von Gibraltar und Konstantinopel her fortwährend noch ein tieferes Bett in seiner Mitte ausgräbt und dadurch gezwungen wird, an den Ufern zurückzutreten, indem der Strom- und Meerzufluß, den es erhält, zwar beträchtlich, jedoch nicht hinreichend genug ist, ihm noch mehr Wasser zuzuführen, als die heftigen Ausdünstungen, denen es als Mittelmeer ebenfalls ausgesetzt seyn muß, wieder aufzehren. Auf solche Weise allein erklärt es sich, daß, wie aufmerksame Beobachter hinlänglich dargethan haben, die Strömungen der Ebbe und Fluth hier, namentlich in dem Theile, den wir insbesondere adriatisches Meer nennen, immer heftiger werden, von Jahr zu Jahr zunehmen und höher steigen. In Venedig hat man bemerkt und berechnet, daß diese Steigung in ungefähr 230 Jahren einen ganzen Schuh betrug, und in anderen Häfen machte man ähnliche Beobachtungen. Zwar glauben Einige, daß dies von dem vielen Schlamme und Sande herrühre, den die Flüsse in das Meer führen; allein wäre das der Fall, so müßte das ganze Meer nach und nach immer flacher werden, und könnte sich nicht, wie tausendfach bewiesen ist, von dem Ufer zurückziehen, sondern müßte sich eher weiter über dasselbe hinaus ergießen, breiter werden, denn wie stark und außerordentlich auch die erwähnten Ausdünstungen seyn mögen, so viel können sie nicht betragen, daß sie dem Meere so beträchtlich mehr Wasser wieder entzögen, als dasselbe von bezeichneten Seiten her Zufluß erhält. Wäre dies der Fall, so ließe sich kaum noch an eine lange ungehinderte Schifffahrt auf dem Mittelmeere denken. Allerdings kann ein total eingeschlossenes, wirklich mittelländ. Meer, das mit dem großen Ocean in gar keiner Verbindung steht, leicht mehr Wasser durch Ausdünstung verlieren, als es durch Ströme Zufluß erhält, und wäre das Mittelmeer wirklich ein solches überall, auf allen Seiten von festem Lande eingeschlossenes Meer, so würde das bei ihm noch mehr, als bei irgend einem Binnenmeer der Fall seyn, da es der heißen Zone so sehr nahe liegt, der Sonne und der Luft einen beträchtlichen Flächenraum darbietet, dabei aber einen so geringen Stromzufluß hat (von der afrikanischen Küste her nur einen einzigen, den Nil, von Spanien nur den fünften Theil von seinem ganzen Flußgebiete, von großen Flüssen nur den Ebro, und von Frankreich nicht viel über seinen zehnten Theil, die einzige Rhone), daß Italien und die Südseite der Alpen fast einzig und allein ihm Nahrung von Stromwasser gewähren, und solchergestalt es kaum den fünften Theil auf diesem Wege wieder erhält von dem, was es auf dem Wege der Ausdünstung verliert. Sein gesammter Stromzufluß nämlich beträgt täglich nicht mehr als höchstens 1287 Millionen Tonnen Wasser, und nach einem allgemeinen Erfahrungsgrundsatze muß es dagegen täglich 5280 Mill. Tonnen wieder abgeben u. in die Luft senden. Jedoch ist das mittelländ. Meer kein eigentlich solches überall eingeschlossenes Meer, sondern es steht sowohl gegen Westen mit dem allgemeinen großen Oceane, als gegen Nordosten mit dem beträchtlichen und durch Stromzufluß, wie wir gesehen haben, stets an Wasserüberfluß zunehmenden schwarzen Meere dergestalt in unmittelbarer Verbindung, daß beide sich, in Folge ihrer höheren Lage, unaufhörlich mit Macht in sein Bett hineinergießen, und so ihm fortwährend eine Wassernahrung gewähren, welche ohne Zweifel hinlänglich ist, jene zur Ausgleichung fehlenden $^4/_5$ des Stromzuflusses vollkommen zu ersetzen. Die Möglichkeit eines sehr bedeutenden Sinkens des Mittelmeers, wenn die Meerverbindung nicht wäre, dürfte vielleicht durch die Vermuthung bestätigt werden, daß ehemals sich in der Gegend Afrika's, welche wir jetzt als die Wüste Sahara kennen, ein solches Binnenmeer befand, das, da es ebenfalls nicht Stromzufluß genug, und keinerlei Verbindung mit dem Ocean hatte, nach und nach austrocknen mußte. Die merkwürdige Erscheinung nämlich, daß das mittelländ. Meer außer dem Nil keinerlei bemerkenswerthen Stromzufluß von seiner ganzen langen afrikanischen Küste her hat (die Bäche Schellif, Mullööja u. etwa zwei oder drei noch kleinere und sehr kurze sind gar nicht dahin zu rechnen), und daß alle jenseits (südlich) des Atlasgebirges entspringenden Flüsse einen südöstl. Lauf haben, beweist, daß Nordafrika eine Abdachung nach innen hat, und das äußerste Ufer von einem großen Binnenmeer gewesen seyn muß, welches mit der Zeit aber einen Abfluß zum Senegal oder Nil nahm und nehmen konnte, da die Ausdünstungen es klein genug gemacht hatten, um auf das Bett dieses Stromes sich zu beschränken; denn anders ließe sich jene ungeheure Sandwüste Sahara nicht erklären, welche mehr als 60,000 □Meilen umfaßt, von Osten nach Westen 600 Meilen weit, von Niederäthiopien u. Aegypten bis fast an den atlantischen Ocean fortläuft, und auf ihrer ganzen Fläche eine im Allgemeinen trichterförmige Niederung beschreibt; diese Wüste, die rundum von fruchtbaren Ebenen, Thälern u. Bergen umgeben ist, mit denen sie unter gleicher Zone liegt, das viele Steinsalz, das man in ihrem Sande findet, die vielen Muscheln und sonstigen Seeerzeugnisse, welche darin enthalten sind, dies Alles ist nur dann erklärlich, wenn man annimmt, daß diese Wüste nur der sandige Boden eines abgelaufenen Meeres ist. Leitet doch auch Plinius den Namen des Orakels Jupiter Ammon von nichts Anderem, als von dem Sal ammoniacum oder dem unter dem Sande der Wüste häufig gefundenen festen Steinsalze her, und wenn man die Reste jenes alten Tempels noch

auffände, ohne Zweifel würde man damit auch Denkmäler u. Nachrichten erhalten, die nicht allein den Zustand der alten Welt überhaupt, und den successiven Gang ihrer Veränderungen, sondern in diesseitiger Beziehung auch namentlich aufdecken, daß jene Wüste einst ein Meer war, das sich nach und nach, weil es nicht Stromzufluß genug hatte, durch die dort heiß brennende Sonne in der Luft verdunstete und das, was ihm durch diesen Zufluß geblieben wäre, dem Nil oder Senegal überließ. — Mit seinem östlichsten Ende, wo es zugleich oberhalb der Mündungen des Nils noch die große Insel Cypern umspült, stößt das mittelländ. Meer unmittelbar an Syrien und Palästina. Wenn daher in der Bibel vom Meere gesprochen wird, so ist darunter nie ein anderes, als das mittelländ. Meer gemeint, denn sonst kannten die Hebräer kein anderes eigentliches Meer; selbst der ihnen so nahe indische Ocean war ihnen damals noch unbekannt, wie vielmehr der atlantische oder gar große. Dadurch, daß das Mittelmeer gegen Osten an das heilige Land, das ehemalige Palästina grenzt, ist natürlich auch dieser Theil desselben der bekannteste geworden, indem die heiligen Schriftsteller bei der Geschichte der hebräischen Könige, Kriege, Völkerwanderungen, der Apostel ꝛc. veranlaßt waren, seiner oft zu gedenken, u. Lage u. Beschaffenheit dieses von ihnen oft befahrenen Theils genau zu beschreiben. Keine Bucht, u. wäre sie noch so klein, deren sie nicht gedenken, und die nicht eben deshalb untersucht worden wäre. Die ganze (jetzt syrische) Küste, besonders von Tyrus bis Ptolomais (das heutige Acre) ist voller Felsen und Klippen, und beweist schon dadurch, daß die Wellen sich hier scharf u. gewaltig brechen, und wir den hebräischen Dichtern glauben müssen, wenn sie vom unaufhörlich furchtbaren Toben des Meeres sprechen und fast alle ihre Bilder von der ungestümen, unwiderstehlichen Gewalt desselben hernehmen. Nichts desto weniger hat man kein Beispiel, daß diese Küsten jemals überschwemmt worden wären, wie es bei vielen anderen, ähnlich beschaffenen Küsten häufig der Fall ist. Die heiligen Geschichtschreiber und Dichter reden davon als von einer ganz unmöglichen, undenkbaren Sache, oder als von einem Unglück, das der Herr der Natur wunderbar und mächtig verhindere; allein der eigentliche Grund davon liegt einzig darin, daß die Fluthen des mittelländ. Meeres nie so hoch steigen, als z. B. die der Nordsee, des atlantischen Oceans ꝛc., u. zumal hier an der syrischen Küste, wo die von Westen herkommende Fluth aufgehalten wird durch die heftige Strömung, mit welcher sich das Wasser aus dem Archipel herab ergießt, um um Kandia herum jeder östlichen Strömung hemmend entgegenzutreten. Deshalb konnte das Meer hier auch keine Dünen aufwerfen, während es in seine westlich gelegenen Busen und Küsten Schlamm und Sand in Menge bringt. Der Flüsse, welche das Meer hier an der heiligen (syrischen) Küste aufnimmt, sind nur wenige. Unterhalb Tyrus strömt ihm aus dem Lande des alten Stammes Asser der aus der Bibel bekannte Letanafluß zu, der jenseits des Libanons von Norden herkommt und endlich südwestlich sich wendet. Der große Busen von Acre, der größte an der ganzen Küste, den südlich das Gebirg Karmel einschließt, empfängt den Fluß Kischon. Noch weiter südlich ist der Kana. Alle Flüsse aber, die von Osten herkommen, sind nur kurz, denn wunderbar genug hat auch hier das Land eine Abdachung nach innen, die schon sobald anfängt, daß die meisten Landströme westlich dem Jordan oder dem todten Meer zufließen. Der Fluß Jabok, der einzige, bei dem das Gegentheil der Fall zu seyn scheint, kommt nicht eigentlich von Osten, sondern aus dem Norden her, und nur eine lokale Landvertiefung veranlaßt ihn, sich auf einmal westlich gegen den Jordan zu wenden. Dasselbe ist der Fall bei dem Flusse Jarmuk, der in dem Lande des Stammes Ruben entspringt und nordwestlich sich erst in den Jabok und dann mit diesem in den Jordan ergießt. Der Bach Kidron dagegen wendet sich von Jerusalem aus östlich gegen das todte Meer, und so alle anderen Flüsse, deren Bett zuvor durch Palästina gerichtet ist.

Mittellappen (bot. Term.), s. v. a. Lobus intermedius.

Mittelleinwand, feine Werrigleinwand.

Mittelleutersdorf, königl. sächs. Dorf, Kreis Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; Rittergut; 360 Einw.

Mittellinie (bot. Term.), s. v. a. Linea mediana.

Mittelloge, s. Theater.

Mittelmäßig (bot. Term.), s. v. a. Mediocris.

Mittelmäßigkeit, wird bald in gutem, bald in schlimmem Sinne gebraucht. In jenem versteht man darunter eine Stellung des Menschen, worin er in Ansehung seines Ranges, seiner Macht, seiner Mittel weder zu hoch noch zu tief steht, eine Stellung, die in der Regel die glücklichste, gefahrloseste und dauerhafteste ist. In schlimmem Sinne aber gebraucht man das Wort von wissenschaftlichen oder künstlerischen Erzeugnissen und Leistungen, welche nur ein mittleres Maß von Kraft, Kenntnissen oder Geschicklichkeit kund geben, welches nicht hinreichend ist, um etwas Treffliches, Ausgezeichnetes hervor zu bringen. Daher nennt man wohl auch einen Kopf oder Geist mittelmäßig, der sich durch nichts vor dem großen Haufen auszeichnet. Diesem steht der talentvolle und geniale Kopf entgegen.

Mittelmark (Geogr.), Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, wurde von der Vormark oder der Prignitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächs. Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Uckermark und Mecklenburg begrenzt, war 223 □Meilen groß und zählte 560,000 Ew. Die fruchtbarsten Gegenden derselben waren die Bruchdörfer an der Oder, im havelländischen, ruppinischen u. ober-barnimischen Kreise. Viele morastige und unbrauchbare Gegenden wurden unter den Königen Friedrich Wilhelm I. u. Friedrich II. trocken gelegt und urbar gemacht, unter welchen der Königshorst, zwischen Nauen und Fehrbellin, und die großen Vorwerke in dem

großen Oderbruch zwischen Wriezen und Küstrin die wichtigsten waren. Zu den vorzüglichsten Produkten gehörten die teltower Rüben, Hirse und Buchweizen, Krapp und Waid; auch der Wein- und Seidenbau wurde gepflegt. Verschiedene Gegenden lieferten Farbenerden, fette Thonerde, Alaunerde, Gypsstein, Vitriol und Eisenstein. Die hauptsächlichsten Flüsse der M. waren: die Spree, die Havel, die Oder. Außerdem umschloß sie eine große Anzahl Seen, theils mit Flüssen, theils unter sich in Verbindung, und theilweise zum Flößen u. zur Schifffahrt benutzt. In der ganzen M. lagen 24 unmittelbare und 22 mittelbare Städte, 1 Flecken mit Stadtgerechtigkeit, 7 Flecken ohne diese, 37 königliche Aemter, 128 alte dazu gehörige Vorwerke, 17 alte mit Kolonisten besetzte Vorwerke, 24 neue Etablissements und Dörfer auf königl. Feldmarken, 29 Kolonistendörfer, 336 alte Amtsdörfer, 77 adelige Aemter, 440 alte adelige und 7 neue Kolonistendörfer; überhaupt 812 Dörfer. Die evangelisch-lutherischen Kirchen waren unter 29 Inspektionen vertheilt. Eintheilung: Die M. zerfiel in folgende Kreise: 1) Havelland (auf 3 Seiten von der Havel eingeschlossen); — 2) Glien- und Löwenberg; — 3) Ruppin (aus der früheren Grafschaft Ruppin bestehend); — 4) Ober-Barnim; — 5) Nieder-Barnim; — 6) Teltow (welcher wieder in 3 besondere Kreise: den Hauptkreis, den Aemterkreis und die Herrschaft Wusterhausen und Teupitz zerfiel); — 7) Lebus; — 8) Zauch; — 9) Luckenwalde. Letzterer wurde indeß erst 1773 vom Herzogthum Magdeburg getrennt und zur Kurmark geschlagen. Seit 1806 war die M. in 10 Kreise eingetheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben: Jerichow und Ziesar, mit der M. vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraume von 271 □M., auf 620,000. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preuß. Staates wurde die M. mit Ausnahme des Kreises Lebus, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreise Jerichow und Ziesar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben. — Geschichtliches: Die ältesten Bewohner der M. sind nach Ptolomäus die Suevi Semnones gewesen, nach welchen wendische Völker diese Gegenden einnahmen, unter denen zur Zeit der fränkischen Könige die Wilkan waren. Unter den ersten sächs. Kaisern werden die Luiticier als ein Hauptvolksstamm dieses Landes neben den Rhedariern u. Hevellern (an der Havel) angegeben, u. im 11. Jahrhundert werden die Stoderaner (welche an der Oder gewohnt und vielleicht zu den Hevellern gehört haben), die Wilinier u. die Leubuzier genannt. Als Markgraf Albrecht der Bär dieses Land von dem Wendenkönige Pribislaus (oder Heinrich) geerbt hatte, wurde es nach der Stadt Brandenburg die Mark Brandenburg, nachher aber, im Gegensatz zu der jenseits der Elbe gelegenen alten Mark, die neue Mark genannt. Im 15. Jahrh. verblieb dieser Name der eigentlichen, östlicher gelegenen Neumark ausschließlich, und die hier in Rede stehenden Gegenden bekamen den Namen M. Mehr s. Brandenburg (Gesch.).

Mittelmast, auf dreimastigen Schiffen der mittlere, größte Mast.

Mittelmeer, s. v. a. mittelländisches Meer.

Mittelmosel, königl. sächs. Dorf, Kreis und Amt Zwickau; 120 Einw.

Mittelneifnach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Türkheim, an der Neifnach; 540 Einw.

Mittelndorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hohnstein; 280 Einw.

Mittelnerv, 1) (bot. Term.), s. v. a. Nervus intermedius; — 2) (Anat.), M. des Armes (Anat.), s. Medianus nervus.

Mitteloderwitz, königl. sächs. Dorf, Kreis Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; Rittergut; 650 Einw.

Mittelort, oldenburg. Pfarrkirchdorf, Kr. Oldenburg, Amt Elsfleth; 400 Einw.

Mittel-Pöllnitz, sächs. weimar. Dorf, Kr. Neustadt, Ptrgr. Ober-Pöllnitz; Rittergut, Arlaßgut, Postexpedition; 220 Einw.

Mittelpunkt (Math. und Phys.), s. Centrum.

Mittelpunkt der Anziehung (Phys.), der Sitz der anziehenden Kraft, wie es z. B. die Sonne für das Planetensystem ist.

Mittelpunkt der Kräfte (Phys.), 1) der Punkt, um welchen bei einer Centralbewegung die Bewegung vor sich geht; — 2) s. v. a. Mittelpunkt des Gleichgewichts.

Mittelpunkt der Masse (Phys.), s. v. a. Schwerpunkt.

Mittelpunkt des Gleichgewichts (Phys.), derjenige Punkt, welchen man unterstützen oder befestigen muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet dieser Wirkung im Gleichgewicht zu erhalten.

Mittelpunkt des Schwungs (Phys.), derjenige Punkt eines zusammengesetzten Pendels, in welchem die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denselben Aufhängebaum eben so schnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht.

Mittelpunkt der Umdrehung (Phys.), derjenige Punkt eines in Folge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers eben so weit vorwärts, als durch die rotirende rückwärts getrieben wird.

Mittelpunkt, phonischer (Phys.), bei einem mehrsylbigen Echo der Ort, an den sich die redende Person hinstellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

Mittelpunkt, phonokamptischer (Phys.), bei einem Echo der Ort, wo der Schall zurückgeworfen wird.

Mittelpunktständig (bot. Term.), s. v. a. Centralis.

Mittelquart, s. Format.

Mittelrad, s. v. a. kleines Bodenrad; das an der Welle eines solchen Rades befindliche Getriebe heißt daher auch Mittelradsgetriebe.

Mittelrast (Mittelruhe, Büchsenmacherk.), s. Büchsenmacherkunst, S. 717.

Mittelreidenbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. St. Wendel; 280 Ew.

Mittelreihe (Herald.), s. Bandreihe.

Mittelrettig (Bot.), s. v. a. gelblich grüner Sommerrettig, s. Raphanus sativus *L.*

Mittelrheinkreis, badischer Kreis, umfaßt den größten Theil der alten Markgrafschaft Baden, Theile des Bisthums Speier, der Pfalz, des Herzogthums Würtemberg u. der Ortenau, die Herrsch. Lahr, mehre ehemalige freie Reichsstädte, wie Offenburg, und einige Standesherrschaften, bildete bis 1832 den Kinzig-, Murg- und Pfinzkreis, und hat einen Flächenraum von 77¾ □Meilen. Er grenzt nördlich an den Unterrheinkreis, westlich an die bayer. Pfalz u. Frankreich, südlich an den Oberrheinkreis und östlich an Würtemberg, und wird durch den Rhein, dem alle Flüsse des Kreises, z. B. Schutter, Kinzig, Rench, Murg, Alb, Pfinz und Kreich, so wie auch die Enz mit Nagold und Würm mittelbar durch den Neckar zufließen, bewässert. Gebirge sind: der mittlere und untere Schwarzwald und dessen Vorberge; die höchsten Punkte sind: Hahnkopf und Raußkopf. Die Höhenlage des Kreises überhaupt schwankt zwischen der Rheinebene und dem Schwarzwald zwischen 380 F. und 2500 F. über dem Meere in Mittelwerthen. Die Bodenfläche, im Ganzen sehr fruchtbar, ist unter die verschiedenen Kulturarten folgendermaßen vertheilt: Hausgärten 3875 Morgen, Gartenländereien 3309, Ackerland 320,395, Wiesen 99,241, Weinberge 18,111, Weiden 7284, Reutfeld 47,668, Kastanienkultur 573, Waldung 382,395, Steinbrüche, Kies- und Lehmgruben 82, und ödes Land 998 Morgen. Die Bevölkerung des Kreises betrug im Jahr 1834 in 81,355 Familien 411,943 Seelen, wurde aber im Jahr 1846 auf 460,000 angegeben, so daß sie jetzt wohl über 475,000 betragen wird. Darunter sind Protestanten, Katholiken, Deutschkatholiken, Mennoniten u. Juden; am stärksten ist die Religionspartei der Katholiken vertreten. Gemeinden sind 392 vorhanden, nämlich 29 Städte, 17 Marktflecken und 395 Dörfer. Die 21 Aemter, in welche der Kreis eingetheilt wird, sind folgende: Achern, Baden, Bischofsheim am Rhein, Bretten, Bruchsal, Bühl, Durlach, Eppingen, Ettlingen, Gengenbach, Gernsbach, Haslach, Karlsruhe Stadtamt und Landamt, Kork, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Pforzheim, Rastatt und Wolfach.

Mittelricht, bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Neumarkt; 120 Einw.

Mittelriefen (bot. Term.), s. v. a. iuga intermedia.

Mittelriegel (Artill.), s. v. a. Ruhriegel.

Mittelring (Gewehrk.), der mittelste der Ringe an einem Gewehr, s. Garnitur.

Mittelrippe (bot. Term.), s. v. a. Costa intermedia.

Mittelrode, kurhess. Kirchdorf, Provinz Fulda, Kr. u. Ldgr. Fulda; 170 Einw.

Mittel-Roversshagen, mecklenburg.-schwerin. Pfarrkirchdorf, rostocker Gebiet; 240 E.

Mittelroth, würtemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Gaildorf; 250 Einw.

Mittelruhe (Büchsenmacherk.), s. v. a. Mittelrast.

Mittelsäulchen (bot. Term.), s. v. a. Columella centralis.

Mittelsalze, 1) (Min.), nach Oken s. v. a. Erdsalze, die 1. Ordnung der Salze (s. d.). — 2) (Chem.), M. nannte man früher die Verbindungen der schweren Metalloxyde mit den Säuren, auch wohl die der reinen Erden, ja Lavoisier und seine Schüler bezeichneten damit alle Zusammensetzungen von Base und Säure. Der Begriff von Mittelsalz war daher ein höchst unbestimmter; geht man von der Bedeutung der „Mitte" aus, so verdienen die Erdsalze am ersten jenen Namen, weil sie in ihren Eigenschaften gleichsam die Mitte halten zwischen den Alkalisalzen u. den Metallsalzen. Lavoisier scheint, indem er den Namen auf alle Salze übertrug, damit haben andeuten zu wollen, daß dieselben durch Vermittlung von Base und Säure entständen, im Gegensatz zu den damals sogenannten sauren Salzen, welche, nach unseren heutigen Begriffen, nichts als Säuren sind, z. B. das wesentliche Weinsteinsalz (die Weinsteinsäure).

Mittelsbühren, brem. Kirchdorf, an der Weser; 260 Einw.

Mittelschefflenz, bad. Pfarrkirchdorf, Unterrheinkr., Amt Mosbach; 700 Einw.

Mittelschicht (bot. Term.), 1) des Blattes, s. v. a. Mesophyllum; — 2) der Fruchthülle, s. v. a. Mesocarpium.

Mittelschild (Herald.), s. Schild und Wappen.

Mittelschlächtige Räder, s. Wasserrad.

Mittelschlamm, s. Waschwerk.

Mittelschlechtbach, würtemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Welzheim; 190 Einw.

Mittelschmalkalden, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. u. Ldgr. Schmalkalden; 280 Ew.

Mittelschnepfe (Ornith.), s. v. a. große Sumpfschnecke, Scolopax major *Gmel.*

Mittelschottland, s. Schottland.

Mittelsdorf, sachs.-weimar. Dorf, Kr. Eisenach, Amt Kaltennordheim; 280 Ew.

Mittelseemen, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Kr. Nidda, Ldgr. Ortenberg; 300 Einw.

Mittelseida, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Lauterstein; 820 Einw.

Mittelshüchting, brem. Dorf, am linken Weserufer; 220 Einw.

Mittelsinn (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.=B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Orb; Schloß; 560 Einw.; darunter viele Juden; — 2) kurhess. Pfarrdorf, Provinz Hanau, Kreis Schlüchtern, Amt Schwarzenfels; 450 Ew.; gehört größtentheils zu Bayern.

Mittelsohland (am Rothstein), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; 750 Einw.

Mittelsperson, 1) Person, durch deren Beihülfe man von einem Anderen etwas zu erlangen, ihn zu etwas zu bestimmen sucht; — 2)

s. v. a. Schiedsrichter bei einem Streit; — 3) s. v. a. Unterhändler.

Mittelstadt, würtembergisches Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach; am Neckar; Marktgerechtigkeit; 1040 Einw.

Mittelständig (bot. Term.), s. v. a. Intermedius.

Mittelstätten (Mittelstetten, Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Bruck; 210 Einw.; — 2) s. Mittelstetten.

Mittelstand, Inbegriff derjenigen Individuen, die weder den sogenannten höheren Kreisen der Gesellschaft, noch den niederen Volksklassen angehören; also Beamte, Aerzte, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Fabrikanten u. a. bemittelte, überhaupt die gebildeten Individuen des Bürgerstandes umfassend.

Mittelsteg (Buchdruckerk.), s. Stege.

Mittelstenahe, hannov. Dorf, Stade, Bremen, Amt Bremervörde; 240 Einw.

Mittelstetten (Mittelstätten, Geogr.), 1) bayer. Kirchdörfer: a) R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Schwabmünchen; 200 Ew.; — b) R.-B. Oberbayern, Ldgr. Rain; 120 Ew.; — 2) s. Mittelstätten.

Mittelstille, kurh. Dorf, Prov. Fulda, Kreis u. Ldgr. Schmalkalden; 3 Mühlen; 240 E.

Mittelstimmen (Mus.), bezeichnet im Gegensatze zu Außenstimmen alle Stimmen einer mehrstimmigen Komposition, die zwischen der Oberstimme und dem Basse liegen, im 4stimmigen Chor also den Alt und Tenor, im mehrstimmigen alle Stimmen vom zweiten Diskant bis zum tiefsten Baß, im Streichquartett die 2. Violine und Bratsche, in der Harmoniemusik alle Instrumente, welche zwischen der ersten Flöte und dem tiefsten Fagott (oder was sonst die Unterstimme führt) stehen. Schweigt in einer größeren mehrstimmigen Komposition eine Ober- oder Unterstimme längere Zeit, so wird so lange die nächstliegende M. zur Ober- oder Unterstimme; geschieht dies aber nur auf einen Moment, auf einem oder einigen Tönen, oder übersteigt eine Stimme nur für den Augenblick eine andere, so wird darauf keine weitere Rücksicht genommen. Treten Singstimmen und Instrumente, und unter diesen wieder Streich- und Blasorchester zusammen, so wird sehr oft der Sopran von Instrumenten, die erste Violine von Flöten u. s. w. überstiegen, was indeß dem Sopran und der ersten Violine bei ihrer Wichtigkeit keinen Eintrag als Oberstimmen thut, wenn nicht der Komponist ihnen ausdrücklich die Bedeutung einer Mittelstimme hat geben wollen. Obgleich die M. nach ihrer Lage und der Klangweise der Organe nicht so klar, vernehmbar aus mehrstimmigen Sätzen hervortreten, so ist ihre kunstgemäße Führung doch keineswegs zu vernachlässigen, indem durch ungeschickte u. zweckwidrige Führung derselben ein in modulatorischer Grundlage tadelloser Satz gar sehr verderbt, eine glücklich erfundene Oberstimme verdunkelt, gestört, um alle Wirksamkeit gebracht werden, und umgekehrt ein wenig gehaltvoller Satz durch sinngemäß fließende M. gar sehr gehoben werden kann. Im polyphonen Satze erhalten die M. eine höhere Bedeutung, ja sie behaupten in einigen Kunstformen gleichen Rang mit den Außenstimmen. Man vgl. hierüber die Art. Kontrapunkt, Fuge, Figurirung.

Mittelstock (bot. Term.), s. v. a. Caudex intermedius.

Mittelstreu, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Landger. Mellrichstadt; Strumpfweberei, Wollenspinnerei; 1 Loh- und 3 Mahlmühlen; 600 Einw.

Mittelstrich, s. v. a. Bindestrich.

Mittelstück, 1) (bot. Term.), s. v. a. Internodium; — 2) (Mus.), bei Blasinstrumenten mit Tonlöchern, deren Rohr theils der Bequemlichkeit wegen, theils aber auch aus anderen Gründen, aus mehren einzelnen Stücken zusammengesetzt wird, wie z. B. bei der Flöte, dasjenige obere Stück, in dem sich die Tonlöcher für die linke Hand befinden. Solcher M.e hat man gewöhnlich 2 oder 3 von verschiedener Größe bei einem Instrumente, um dieses höher oder tiefer stimmen zu können, je nachdem man ein längeres oder kürzeres einsteckt. Obgleich ein solcher Wechsel sowohl für das Instrument, als für das Spiel nicht gut ist, so ist er doch immer besser als das Ausziehen. Bei Instrumenten, welche aus 4 Stücken bestehen, wie bei der Klarinette und der Flöte mit einem C Fuß spricht man von 2 Mittelstücken, von denen das mit den Tonlöchern für die linke Hand das obere, und das mit den Tonlöchern für die rechte Hand das untere heißt.

Mittelstücken (Schriftg.), s. Einfassung 4).

Mittelsubstanz des Gehirns (Anat.), s. v. a. gelbe Substanz, s. Gehirn.

Mittelsüderschweyer-Köter, oldenburg. Bauerschaft, Kr. Ovelgönne, Amt Rodenkirchen zu Hartwarden; 130 Einw.

Mittelszolnock, österr.-ungar. Gespannschaft, s. Szolnock.

Mitteltertiär (Geogn.), s. v. a. Miocen.

Mitteltiefe (außer der gewöhnlichen Bedeutung) bei einem bauchigen Fasse die mittlere größte Tiefe am Spundloche, daher auch Spundtiefe.

Mitteltinte (Malerk.), s. v. a. Mezza tinta.

Mitteltreffen (Kriegsw.), s. Treffen, Schlachtordnung.

Mitteltuch, s. Tuch.

Mitteltücher (Jagdw.), s. Jagdtücher.

Mittelurbach, würtemberg. Weiler, Donaukreis, Oberamt Waldsee; 170 Einw.

Mittelvene des Armes (Anat.), s. Mediana vena.

Mittelvene des Herzens (Anat.), s. Herz.

Mittelwald (Forstw.), Waldung, wo man Unterholz (Stockholz) und hohes Baumholz (Oberholz) zugleich zieht. Eine so bestandene Fläche unterscheidet sich vom Niederwalde (s. d.) dadurch, daß Oberholz übergehalten wird entweder zu irgend einer technischen Bestimmung, od. um ausgehende Laßreiser durch natürliche Besamung zu ersetzen, oder auch zum Schutze des Bodens, indem durch mäßigen Schatten der Wiederausschlag der Stöcke des

Oberholzes mehr begünstiget wird, als im reinen Niederwalde. Der Zuwachs des Oberholzes gleicht den Verlust aus, den das Unterholz durch die Beschirmung erleidet. Im M.e sind demnach Hoch- u. Niederwald mit einander auf derselben Fläche in Verbindung. Zu berücksichtigen ist aber dabei, bezüglich des Oberholzes, die Auswahl der Holzarten, die Menge der Bäume, die Vertheilung, die Erziehung des Nachwuchses durch Oberholz, dann die Schlagführung und Ausbesserung. Die Stämme für den Betrieb der Hochwaldwirthschaft im Niederwalde werden im lichten Stande gezogen; im Unterholze ist der Betrieb wie in einem reinen Niederwalde. Die ganze Fläche wird in so viele Abtheilungen getheilt, als die Zahl der Jahre des angenommenen Umtriebes beträgt, und die Abtheilungen haben entweder gleiche Größe, oder sie werden nach der Güte des Bodens bemessen. So viele Stämme eines bestimmten Alters jährlich zur Nutzung kommen sollen, eben so viele muß jede der jüngern Stammklassen enthalten; soll aber das Oberholz von allen Stammklassen genutzt werden, so muß die Stammzahl der jüngeren Altersklassen um so größer seyn, je mehr jüngeres Holz man zu nutzen beabsichtigt. Die auf derselben Fläche Statt findende Nutzung des Ober- und Unterholzes geschieht gleichzeitig auf der ältesten Schlagfläche des Unterholzes, womit eine gleichzeitige Verjüngung verbunden ist; Ober- und Unterholz wachsen bis zum Alter der Umtriebszeit des Unterholzes gleichmäßiger beieinander, dann erst wächst das Oberholz fort und das Unterholz wird auf Nulljährigkeit zurückgesetzt. Der Bestand des Oberholzes wirkt zur Ergänzung des Unterholzes mit und umgekehrt, so wie endlich auch das Ober- und Unterholz in Bezug auf den Ertrag in einem Wechselverhältnisse zu einander stehen. Demnach muß nach Holzart, Stammzahl und Stammbildung ein Oberholzbestand hergestellt werden, welcher beim höchsten Ertrage den des Unterholzes so wenig als möglich zurücksetzt. Das Oberholz wirkt durch die Beschattung. Für die größte und geringste Beschirmung kann kurz nach dem Hiebe $^1/_{10}$—$^1/_2$ und kurz vor dem Hiebe $^1/_3$—$^2/_3$ der ganzen Fläche angenommen werden. Bei der Auswahl des Oberholzes ist möglichst Rücksicht zu nehmen auf schlanke, aber stufige, gesunde und frohwüchsige Stämme u. Stangen, die wo möglich aus dem Samen und nicht aus Stockausschlägen erwachsen sind, und wovon zu vermuthen steht, daß sie nicht zu stark sich in die Aeste verbreiten. Zur Ermittelung der Stammzahl pro Morgen, welche in jeder Altersklasse für eine beabsichtigte Beschattung überzuhalten, sind die Größe der durchschnittlichen Schirmfläche der Stammklassen und das Abnutzungsverhältniß, welches den bestehenden Umständen am meisten entspricht, zu erforschen, und zwar läßt sich die Kronenausbreitung des Oberholzes auf ein Mittel zur beiläufigen Maßnahme bringen. Die durchschnittliche Größe der Schirmfläche in den Stammklassen könnte demnach angenommen werden, für 30jährige Laßreidel 40 Quadratfuß; 60jährige Oberständer 150 Quadratfuß; 90jährige angehende Bäume 250 Quadratfuß; 120jährige Hauptbäume 400 Quadratfuß; 150jährige Bäume 600 Quadratfuß. Je mehr starkes Holz anzuziehen beabsichtigt wird und je kürzer die Umtriebszeit ist, desto mehr sind Oberholzklassen nothwendig; dagegen sind für Erziehung schwächeren Oberholzes so viel weniger Klassen zureichend, als die Umtriebszeit höher ist. Es ist aber die Anzahl der Stämme jeder Klasse des Oberholzes durchaus nicht gleich, sondern muß in einem progressiven Verhältnisse der ältern Klassen gegen die jüngern hin zunehmen. Des — nie ausbleibenden — Abganges wegen, sind mehr Laßreidel überzuhalten, als der Ersatz erforderte, der Ueberschuß oder die Mehrzahl aber kann nur nach den bestehenden Umständen bemessen werden. Der geringe Schatten der Laßreidel begründet die Regel, vom Unterholze etwas mehr zu Oberholz überzuhalten, als der Erhöhung nach für den Abgang nothwendig wäre; beim Hiebe werden die entbehrlichen Reidel mit weggenommen. Im M.e eignen sich für den Unterholzbestand jene Holzarten, welche für den Niederwaldbetrieb passen, und für den Oberholzbestand jene des Hochwaldbetriebes, mit der Modifikation, daß, wenn wirthschaftliche und ökonomische Verhältnisse es gestatten, zum Unterholze dieselben Holzarten genommen werden, wie zum Oberholze, um das Oberholz aus dem Unterholze zu erzielen und das Unterholz aus dem Oberholze ergänzen zu können. Dagegen sind zum Unterholze Holzarten zu wählen, welche von der Beschattung des Oberholzes wenig leiden, zum Oberholze aber werden solche gesucht, welche am wenigsten beschatten, um die größere Menge überhalten zu können und durch Ueberschirmung den geringsten Verlust an Unterholz zu haben. Als Unterholz vertragen den meisten Schatten: die Ahorn, Linden, Roth- und Weißbuchen; weniger vertragen ihn Eschen, Ebereschen, Kirschen und Ulmen, und am wenigsten die Aspen, Birken, Eichen, Erlen, Haseln und Weiden. Als Oberholz verdämmen am wenigsten: die Aspe, Birke und Lerche; mehr die Eiche, Esche, Erle, Schwarzpappel, Ulme und Weißbuche; am meisten aber der Ahorn, die Linde, Rothbuche und Roßkastanie. Die Holzarten zum Oberholze müssen im Freien sich zu Stämmen ausbilden können, wie sie die beabsichtigte Nutzholzverwendung erfordert. Die Eiche leidet in der Jugend vom Wildfraße und durch Ueberschirmung des Oberholzes; als Oberholz bleibt sie im freien Stande im Wuchse zurück, gibt nicht so große Massenausbeute als die Buche, Ahorne u. a., macht keinen schönen Stamm und wächst sperrig, ist demnach als Oberholz nur in hohem Unterholzumtriebe zu erziehen auf tiefgründigem, fruchtbarem Boden, in mildem Klima. Als Unterholz ist die Eiche besonders ertragreich an Mittagsseiten der Berge, selbst auf magerem und flachgründigem Boden, aber sie verträgt keine starke Beschattung; jedoch dauert die Ausschlagfähigkeit in schlechtem Boden länger. Sie kann über empfindlichem Unterholze $^1/_4$—$^1/_3$ und über weniger empfindlichem $^1/_3$—$^1/_2$ der Fläche be-

schirmen. Die Rothbuche hat im M.e einen frohen Wuchs im freien Stande und producirt im einzelnen Stamme mehr Masse, als im geschlossenen Hochwalde, wodurch sie als Oberholz dem Brennholzbedürfnisse sehr entspricht, vorzüglich auf Kalk- oder mit Humus versehenem Lehmboden, ohne Tiefgründigkeit des Bodens zu verlangen. Die starke Beschattung macht Buchen oder Hainbuchen als Unterholz am passendsten. Rothbuchenstöcke liefern nur zwei oder drei Male vielen Ausschlag und die Stöcke müssen hoch gehauen werden. Hainbuchen aber treiben mehr Stock- und Wurzellohden und bestocken vollkommener. Ueber Roth- und Weißbuchen können die Rothbuchen $1/3$ der Fläche beschirmen; über Ahorn-, Eichen- und Eschen-Unterholz in kurzem Umtriebe $1/4$; über Birken, Erlen, Haseln und Weiden aber höchstens $1/6$, wo sie jedoch wo möglich zu umgehen ist. Die Weißbuche eignet sich nicht zum Oberholze, weil ihr Wuchs im Freien sperrig ist, sie sehr beschattet und einen geringen Zuwachs als Baumholz hat; sie ist dagegen als Unterholz zu empfehlen, weil sie starke Beschattung erträgt und lang ausdauert. Ahorne sind vorzüglich als Oberholz, in einem kurzen, bis 80-jährigen Umtriebe, später im Wuchse zurückbleibend. Bei alten Bäumen verhält sich die Beschattung fast wie bei der Rothbuche. Des geringen Zuwachses wegen ist der Feldahorn nur in Ausnahmsfällen anzuziehen, sein Anbau zwar lohnend, er verträgt aber keine starke Beschattung. Die Esche bedarf eines feuchten Humusbodens, muß aber auf den ihr ganz entsprechenden Standorten als Oberholz in nicht zu hohem Umtriebe und als Unterholz in mäßiger Beschattung erzogen werden; sie beschattet etwas weniger als die Eiche. Ulmen, besonders die rauhe, liefern in geeigneten Standorten — in Flußniederungen und feuchtem, humusreichem Sandboden — einen höheren Ertrag als Oberholz, wo sie wenig beschatten, und selbst über Birken und Haseln über $1/4$ der Fläche überschirmen können; als Unterholz vertragen sie keine starke Beschattung und lassen bald im Wuchse nach. Die Vogelkirsche und Eberesche sind unter mäßiger Beschattung gutes Unterholz, aber nicht zum Oberholz geeignet. Die Birke geht zur Anzucht als Oberholz nur in so weit an, als Gelegenheit sich darbietet, sie als Nutzholz abzusetzen, weil ihre Brennholzmasse zu gering ist; für Brennholzerzeugung aber würde sie in größerer Menge überzuhalten seyn, wo Unterholz zu erziehen ist, welches keinen Schatten verträgt. Sie wird überdies sehr bald überständig. Zum Unterholz ist sie nur bei niederem Umtriebe geeignet, später schlägt der Stock schwerer aus; der Graswuchs kömmt unter ihr gut fort. Die Erle ist im angemessenen Boden als Unterholz ertragreich, nach Bewandtniß der Umstände in 30—40 jährigem Umtriebe; als Oberholz läßt sie bald im Wuchse nach. Sie hält im Bruchboden weniger aus, als im nassen Sande an Ufern, wo sie auch der geringen Beschattung wegen als Baumholz übergehalten werden kann, bedarf aber, da sie leicht vom Winde leidet, einer geschützten Lage. Die Aspe hat als Unterholz wenig, als Oberholz so gut wie keinen Werth; der rasche Wuchs in der Jugend läßt bald nach und die Wurzelbrut geht meistens ein; sie verschlechtert überdies den Boden. Haseln liefern nur als Unterholz einen guten Ertrag, wo die Ausschläge abgesetzt werden können. Sie vertragen wenig Schatten, und sind mit Vortheil nur unter Oberholz von Birken und Rüstern zu erziehen. Die Weide ist eine ganz ungeeignete Holzart für den M., sie verlangt einen ganz kurzen Umtrieb und verträgt keinen Schatten. Elsbeeren, Ebereschen, Vogelkirschen und andere derlei Holzarten geben bei mäßiger Beschattung gutes Schlagholz. Die Elsbeeren können auch in einzelnen Stämmen, des beliebten Holzes wegen, übergehalten werden. Als Oberholz verdient auch die Lerche Empfehlung. — Der Holzertrag eines M.es ist um so größer, je mehr darin, ohne Nachtheil für den Unterwuchs, Oberholz übergehalten werden kann, der dem Unterwuchse zugehende Nachtheil hängt mehr von der Schirmdichtigkeit des Oberholzes als vom Beschattungsgrade ab; je besser der Boden und je vorzüglicher das Wachsthum der Holzarten, desto weniger leidet der Unterwuchs von der Beschirmung. Die Klassenabtheilung oder Vertheilung des Oberholzes kann nach folgenden Regeln geschehen: man erwägt, wie viele Jahre dazu gehören, um von einer bestimmten Holzart nach Verschiedenheit des Bodens und beim freien Stande des Oberholzes eine beabsichtigte Stärke zu erzielen. Die Zeit ist dabei immer viel kürzer, als im geschlossenen Stande, und dieser Zeitraum, durch die Umtriebszeit dividirt, gibt als Quotient die nöthige Anzahl von Oberholzklassen, und zwar um eine mehr, als es benöthigt. Es wird nach dem Kronendurchmesser der Flächenraum berechnet, welchen ein Stamm jeder Klasse überschirmt und in Quadratfuß angegeben, dann nach dem Vorhergehenden bestimmt, wie viel die Beschirmung einer einzelnen Klassenordnung zusammenbeträgt, und endlich wird festgesetzt, der wievielste Theil eines gewissen Flächenraumes vor und nach der Fällung beschirmt werden soll. Bei der Bewirthschaftung der Mittelwälder müssen Nutzung und Verjüngung in einem und demselben Jahre Statt finden; aber die jährlichen Hauungen werden vorgenommen wie im Niederwalde nach der Schlagfolge. Ein am Hiebe stehender Schlag ist noch im Laube auszuzeichnen, um das richtige Maß der Beschirmung festzustellen, und sowohl die Verdämmung und den Wuchs des Unterholzes, als den Ausschlag und Anflug, so wie das Alter und die Beschaffenheit desselben zu erkennen. Bei der ersten Auszeichnung werden alle Oberholzstämme, welche abständig sind, oder zu starker Beschattung wegen hinweggenommen werden müssen, durch Schafthiebe in drei verschiedenen Richtungen bezeichnet. Durch Umwenden des Schaftes mit einem Stroh- oder Reiserseile wird alle 15—20 Schritte ein Laßreis zum Ueberhalten ausgezeichnet und eben so wird es mit allen sich dazu eignenden Stangen, ohne Rücksicht auf den Standort gehalten, was besonders bei Samenpflanzungen und jenen Holz-

arten zu beobachten ist, die als Oberholz den meisten Ertrag versprechen. Die Stockausschläge der Ellern und Linden stehen zur Erziehung von Oberholz in der ersten Reihe, nächst diesen Roth- und Weißbuchen, Eichen und Rüstern, schlechter aber sind die von Ahornen und Eschen und auf der untersten Stufe stehen die von Aspen und Birken. Hat der ganze Unterholzbestand einen schlanken Wuchs, so hält man nicht einzelne Reidel über, sondern in Horsten von 2—3 Quadratruthen, oder mehre Jahre vor dem Hiebe werden die überzuhaltenden Laßreidel ausgezeichnet und der nächste Bestand durch Aesten und Aushieb gelichtet. Im M.e findet der Hieb zu derselben Zeit, wie im Niederwalde Statt, weil aber das Oberholz zuletzt gehauen wird, und dazu mehr Zeit gehört, als in einem reinen Niederwalde, auch der Schaden größer ist, wenn der Hieb ins Laub kommt, so kann auch schon im Anfange des Winters der Hieb beginnen. Alter und Gesundheit entscheiden über das zu nutzende Oberholz, so wie andere, nach Lokalität und Umständen bemessene Rücksichten. Nach dem umsichtigen Abhiebe des Oberholzes werden auch die in Ueberzahl übergehaltenen Laßreidel in der Art durchgehauen, daß etwas mehr, als benöthigt, gleichmäßig im Schlage vertheilt bleibt. Die Mehrzahl wird bemessen nach dem gewöhnlich sich zeigenden Abgang, der zuträglichen Beschattung durch die ältern Klassen des Oberholzes und der Zahl vorhandener Oberholzstämme; dabei kommt die Beschaffenheit des ältern Oberholzes und der Laßreidel in Beachtung, so wie auch der Zustand des Unterholzbestandes. Nach vollendeter Räumung des Schlages werden an jenen Stellen, wo Laßreidel fehlen, im nächsten Frühjahre von solchen Holzarten, welche für den Oberholzbestand besonders in Absicht liegen, 6—8 Fuß hohe Heister ausgepflanzt und größere Lücken im Unterholze durch platzweise oder Stecksaaten ausgebessert, kleinere aber, oder solche zwischen den Stöcken, durch Pflanzung 4—6 Fuß hoher Stämme. Haben die neuen Lohden die Höhe von 10—12 Fuß erreicht, so kann der Unterholzbestand durch Absenken verdichtet werden. Vom 20.—30. Jahre ist bei hohem Umtriebe im Unterholze die Durchforstung vorzunehmen, aber nur zurückgebliebene Stangen hinwegnehmend, welche mit dominirenden auf einem Stocke stehen, dagegen dürfen von der zu begünstigenden Holzart weder einzelne Stangen noch Lohden weggenommen u. alle ungeeigneten Hölzer müssen ausgehauen werden. Einige Jahre vor der Fällung und noch mehre Jahre nachher sind die Schläge der Viehweide und dem Streurechen zu sperren.

In einem M. kann ein Hochwald besonders dort umzuwandeln seyn, wo besondere Bedürfnisse früher eintreten, als der Hochwald sie zu befriedigen vermag, oder wenn ein Hochwald zum großen Theile aus Holzarten gemischt ist, welche im Mittelwaldbetriebe mehr Vortheil darbieten. Die allgemeinen Regeln treffen im Wesentlichen mit jenen der Umwandlung des Hochwaldes im Niederwald überein, besonders aber zu beachten sind die schon vorstehend bezeichneten Rücksichten bezüglich der im Hochwalde schon vorhandenen und überzuhaltenden Bäume, womit so lange zu wirthschaften ist, bis aus dem Unterholze ein Oberholzbestand erzogen ist. Steht der umzuwandelnde Hochwald noch in dem Alter, um auf Stockausschlag rechnen zu können, so benöthigt nur, das Holz nach den Regeln des Niederwaldes auf die Wurzel zu setzen, dabei so viele Laßreidel überhaltend, als die nothwendige Beschirmung erfordert.

Haben die Bestände das Alter des Stockausschlages überschritten, so muß durch Samenschlagstellung Unterwuchs erzeugt und für die Einrichtung des M.es beim Abtriebsschlage so viel des besten Baumholzes übergehalten werden, als zur Beschirmung nothwendig ist; bei den nachfolgenden Hieben aber wird stärkeres Oberholz zum Theile ausgehauen und durch Laßreidel ersetzt, bis die Abstufungen des Oberholzes von verschiedener Stärke erreicht sind. Es ist auch unter Umständen zu künstlichen Kulturmitteln zu greifen, und durch schwache Durchforstungen kann die Samenertragsfähigkeit, und dadurch die Verjüngung herbeigeführt werden, um die aus dem Samen erwachsenen Bestände im Alter einzurichten. Umwandlung des M.es in Hochwald trifft in der Hauptsache mit vollständiger Verjüngung an Unterholz aus dem Samen überein; nicht zu besamende, nur mit Laßreideln bestandene Schlagtheile werden entweder künstlich besamt, oder späterhin durch Pflanzung ausgebessert, wenn nicht der Stockausschlag der Reidel hinlänglich befunden wird. Bei Umwandlung ganzer Forste kann auch die für den künftigen Hochwald angenommene Umtriebszeit in vier Perioden getheilt werden, worauf die Distrikte ausgewählt werden, welche in der Folgezeit zur schlagweisen Verjüngung kommen sollen, und der Mittelwaldbetrieb in den nächsten zwei Perioden nach schon weiter vorne gegebenen Regeln in der Art fortgesetzt wird, daß nach Ablauf derselben die erste Klasse der Bestände nur mit 90—120jährigen Stämmen bestanden ist, die zweite Klasse aber zum Schlusse hinlänglich 60—90jähriges Oberholz hat, die dritte Klasse dagegen 30—60jähriges Holz, und die vierte einen Bestand von 10—30jährigen guten Stockausschlägen od. jungem Samenaufwuchse enthält. Ist der Unterwuchs noch kräftig genug für Stockausschläge, so daß die Fläche damit überdeckt werden kann, so braucht man nur beim Abtriebe des M.es die stärksten Klassen des Oberholzes mit dem Unterholze zugleich wegzunehmen und den Stockausschlag zu Baumholz erwachsen zu lassen, unter dem Schutze von schwächerem Oberholze und Laßreideln; der Schutzbestand wird dann einige Jahre später weggenommen. Vorerst ist mit Bezugnahme auf den vorhandenen Holzbestand für den künftigen Hochwald ein Betriebsplan zu entwerfen, wodurch die künftigen Periodenflächen nach Größe und Lage festgestellt werden. Die Umwandlung des Niederwaldes in M. ist eigentlich schon in den Regeln des Mittelwaldbetriebes enthalten, worin das Verfahren für Erzeugung und Nachzucht des Oberholzes aus dem Unter-

holze liegt. Die Nutzungsgröße im M. ist nach den bestimmten Größen der Jahresschläge, wie bei einem Niederwaldbetriebe zu berechnen, die Nutzung des Oberholzes aber besteht in einer Stammzahl, und zwar wie sie durch die überzuhaltenden Stämme beim Hiebe des Unterholzes gegeben ist, wonach alles Uebrige des Oberholzes gefällt wird. Wo noch kein regelmäßiges oder doch annäherndes Verhältniß der Stammklassen im Oberholze vorhanden und erst herzustellen ist, wird eine Schätzung und Berechnung des Hauungssatzes in Klaftern nothwendig.

Mittelwald (Strebulesty, Geogr.), österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Weißkirch; 300 Einw.

Mittelwalde (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Habelschwerdt, an der Neisse, Hauptort der gräfl. althanischen Herrschaft M.; 2 Vorstädte, Stadtgericht, Hauptgrenzzollamt, Post, kathol. Pfarrei, 2 Kirchen, Spital, Brauerei, Brennerei, Mühle, Bleiche, 2 Färbereien, 7 Schnupftabakfabriken, Ziegelei, Strumpfwirkerei, Leinwandfabrikation, Handel, Jahr- und Wochenmärkte, Steindruckerei, Musikverein und kleines Theater; über 1800 Einw.; — 2) s. v. a. Mittenwalde.

Mittelwall (Kriegsw.), s. v. a. Kourtine 3).

Mittelwand, 1) (Bauk.), die mit den Frontwänden parallel und meistens durch die ganze Länge des Gebäudes laufende Wand, welche, ebenso stark als die Umfassungswände, die Balken in der Mitte unterstützt und gewöhnlich die Schornsteine enthält; — 2) (Wasserbauk.), s. Schleuße; — 3) (Anat.), s. v. a. Mittelfell.

Mittelweigsdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; 600 Einw.

Mittel-Weißbach, schwarzburg-rudolstädt. Dorf, Amt Oberweißbach; 180 Einw.

Mittel-Wendorf, mecklenb.-schwerin. Dorf, Herrsch. und Amt Wismar; 130 Einw.

Mittelwirsing (Bot.), halbfrühe Wirsingart, s. Brassica oleracea sabauda.

Mittelwort (Gramm.), s. v. a. Participium.

Mittelzähne, s. v. a. Schneidezähne.

Mittelzeitig (Prosod.), s. v. a. Anceps.

Mittelzell, bayer. Marktflecken, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Würzburg; Mainüberfahrt, Wein- und Obstbau; 1500 Einw.

Mittelzellen, s. Zelle.

Mittelzeug (Jagdw.), s. v. a. Mitteltücher.

Mitten, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Lindau, am Bodensee; Getreide-, Obst- und Weinbau; 450 Einw.

Mittenausgebrochen (Herald.), s. Ausgebrochen.

Mittendarii (röm. Ant.), unter den römischen Kaisern Kommissäre, welche von diesen oder von den Prätorianerpräfekten zu besonderen Dienstverrichtungen in die Provinzen entsendet wurden.

Mittenwald, bayer. Marktflecken, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Werdenfels, an der Isar; Pfarrei, Postexpedition, Hauptzollamt, 3 Kirchen, Isarbrücke, Fabriken musikalischer Instrumente und florettseidener Geldbeutel, Holzhandel und Flößerei; 2000 Einw.

Mittenwalde (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow, zwischen der Notte, die von hier an Sühne heißt, und dem Hutgraben; Pfarrei, Spital, Stadtgericht, Post, Leinweberei, Tuchmacherei, Jahrmärkte; 2000 Einw.; in der Nähe ein Stationspunkt der berlin-anhaltschen Eisenbahn; — 2) Dorf das., Kr. Templin; Schloß und Vorwerk; 190 Einw.

Mitterau, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. M., an der linzer Straße; 30 Häuser.

Mitterbach (Geogr.), 1) bayer. Rotte, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden; 150 Einw.; — 2) österr.-steier. Dörfer: a) Kr. Gratz, Bez. Birkenstein; 140 Einw.; — b) Kr. Judenburg, Bez. Seckau; 230 Einw.

Mitterbad, österr. Badeanstalt, Tyrol, Kr. Botzen, Ldgr. Lana, bei St. Helena, mit Quelle, die reich an Eisengehalt ist und daher von nervenschwachen Kranken stark besucht wird. Damit verbunden ist eine Milch- und Molkenkuranstalt. In der Nähe liegt der Sauerbrunnen Rabbi, auch Meran.

Mitterberg (Geogr.), 1) österr. Dorf, Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Hohenwang; 130 Einw.; — 2) das., Kr. Judenburg, Bez. Gstatt; 270 Einw.; — 3) zerstreute Häuser das., Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Ried; 220 Einw.

Mitterdorf (Mitterdorf, Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Griesbach; 110 Einw.; — b) das., Ldgr. Regen; 110 Einw.; — c) R.-B. Oberpfalz u. Regensburg, Ldgr. Roding; 290 E. — 2) österr. Dörfer: a) Illyrien, Kr. Laibach, Bez. Radmannsdorf; 310 E.; — b) das., Kr. Neustädtl, Bez. Krupp; 150 Einw.; — c) Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Turnau; 250 Einw.; — d) Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Oberkindberg; Alaunbergwerk; 350 Einw.; — e) das., Kr. Judenburg, Bez. Rothenfels; 210 Einw.; — f) das., Kr. Gratz, Bez. Biber; 100 Einw.; — g) Tyrol, Kr. Botzen, Ldgr. Kaltern; 720 E.

Mittereck (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Marburg, Bez. Landsberg; 180 Ew.; — 2) das., Bez. Waldschach; 210 Einw.

Mitterer, Hermann Joseph, Maler und Lithograph, ein um den öffentlichen Unterricht, vorzüglich in technischer Hinsicht, und die erste Kultur der Lithographie in München hoch verdienter Mann, geb. in Niederbayern im Jahre 1764. Er widmete sich frühzeitig und mit Eifer der Architektur, so wie auch der Technik. Im J. 1791 erhielt er eine Anstellung als Zeichenlehrer am Gymnasium zu München. Im nächsten Jahre errichtete er mit Genehmigung des kurfürstlich bayerischen geheimen Schulkuratels eine Feiertagszeichenschule für Künstler und Handwerker und gründete auf diese Weise mit Prof. Kefer, der die erste Feiertagsschule für Gesellen und Handwerksjungen in Elementargegenständen eröffnete, die im In- und Auslande rühmlichst bekannte und vielfältig auch nachgeahmte Feiertagsschule. Zum Professor ernannt, fing er im Jahre 1803 an, in den geräumigen

Lehrsälen des neuen Schulhauses die Bauhandwerker im Zeichnen zu unterrichten. Später verband er mit der Feiertagsschule eine Bossirschule. Da es aber bei einer großen Schülermenge an einer hinreichenden Anzahl von Zeichnungsvorlagen fehlte, so machte er sich anheischig, die nöthigen Zeichnungsmuster in Vorlagen nicht nur für die Zeichenschule, sondern für alle Kunstschulen im ganzen Reiche zu bearbeiten, wenn das k. Generalkommissariat zu diesem Zwecke das Arkanum der Lithographie zur Schule ankaufen würde, was auch 1808 geschah. Diese Kunst war damals noch in ihrer Kindheit; ganz schwach und unmündig erhielt die Schulkommission dieses neue Geschöpf aus den Händen ihrer Erfinder, die es Anfangs nur zum Musikkopiren und Abdrucken benutzten. Weder Kreiden- noch Tintenrecepte waren zuverlässig und hinreichend, Kunstarbeiten damit zu verfertigen. Nach langem rastlosem Bemühen und Experimentiren gelang es endlich M., die Ingredienzien nach einem bestimmten Maße, nach Zahl und Gewicht zu bestimmen und gehörig zu mischen, so daß damit auch Bauplane und freie Handzeichnungen auf Stein gebracht und davon rein abgedruckt werden konnten. Er ruhte nicht, bis er die Lithographie zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, daß man damit alle Kunstartikel der technischen und freien Handzeichnung, ja selbst Porträte auf Stein zeichnen und davon meisterhafte Abdrücke machen konnte. Er begründete dadurch die nun durch ganz Europa rühmlichst bekannte erste lithographische Kunstanstalt an der Feiertagsschule zu München, die er 1815 als sein Eigenthum an sich kaufte. Durch seine zahlreichen lithographischen Arbeiten setzte er sich ein Denkmal. Das vorzüglichste Bestreben dieser nun als Eigenthum dem P. M. angehörigen Anstalt ging dahin, diejenigen Werke zu erzeugen, die für die verschiedenen Zweige des Kunstunterrichts nöthig waren. Unter seiner Leitung ging auch die vortreffliche **Flora monacensis** (vier Foliobände) hervor, von Mayrhofer nach der Natur gezeichnet und vom Direktor v. Schrank mit lateinischem und deutschem Text begleitet; ferner die 130 ganz der Natur getreuen Abbildungen der Säugethiere, von Mich. Schmid mit unermüdetem Fleiße auf Stein gezeichnet und von seinem Bruder Joseph Karl Schmid mit naturhistorischer Beschreibung begleitet, wozu M. noch die Fische, Insekten, Mollusken und Krustaceen nachtrug. Für den Religions- und Elementarunterricht in der biblischen Geschichte wurden von verschiedenen guten Meistern 36 Bilder in gr. Medianformat aus der Jugendgeschichte und dem öffentlichen Leben Jesu bearbeitet und viele einzelne geistliche Bilder nach berühmten Meistern lithographirt; dann auch viele einzelne Köpfe nach Raphael in gr. Roy.-Folio. Von M. haben wir auch Anleitungen zur Figurenzeichnung, zur Thierzeichnung, zur Landschaftszeichnung, zur Blumen- und Ornamentenzeichnung; dann eine Anleitung zur Geometrie für Künstler und Werkleute, gr. Oktav, mit lithogr. Figuren von M. in den Text eingeschaltet, das erste Werk dieser Art 1809; — Anleitung zur bürgerlichen Baukunst und Bauzeichnung, wovon 1834 bereits die vierte Auflage da war; — Die deutsche Zimmerwerkskunst; — Anleitung zur Mechanik für praktische Künstler und Werkmeister; — Anleitung zur Hydraulik. Er † 1829.

Mitterfels (Geogr.), bayer. Landgericht, R.-B. Niederbayern, 16 □M. groß; producirt so viel Obst, daß es in Schiffsladungen nach Oesterreich geht; 28,000 Einw.; — 2) Dorf das., an der Mennach; Schloß u. Brücke; 210 Einw.

Mittergars (Mitterngars), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wasserburg; 180 Einw.

Mitterkirchen, österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distrikt Freistadt; 180 Einw.

Mitterkreith, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Roding; 160 E.

Mitterlau, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Wieden; 140 Einw.

Mittermaier, Karl Jos. Anton, bad. Geh. Rath und ordentlicher Professor der Rechte zu Heidelberg, geb. am 5. August 1787 zu München, erhielt seine akademische Bildung in der Jurisprudenz zu Landshut und Heidelberg, habilitirte sich 1809 als Privatdocent in Landshut, wurde 1811 daselbst außerordentlicher Professor, folgte 1819 einem Rufe nach Bonn und 1821 nach Heidelberg. Im J. 1831 wurde er zu Bruchsal in die badische Ständeversammlung gewählt und galt von da an als einer der Hauptvertreter des gemäßigten Liberalismus. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Trennung der Justiz und Administration, auf Abschaffung der körperlichen Züchtigung als Erforschungsmittel der Wahrheit, auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden und mit dem Huldigungseide zu verbindenden Verfassungseid. Namentlich drang er auch auf Einführung einer neuen Civilprozeßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, als er zum Mitglied in die zu ihrer Entwerfung berufene Gesetzgebungskommission gewählt wurde. Auch sprach er sich 1831 sehr entschieden für Preßfreiheit aus. In den Jahren 1833, 35 und 37 wurde er zum Präsidenten der 2. Kammer gewählt. Durch Kränklichkeit verhindert, erschien er seitdem nicht wieder in der Ständeversammlung, übte aber nichts desto weniger einen bedeutenden Einfluß auf die Umgestaltung der badischen Strafgesetzgebung aus. Auch war er im J. 1848 Präsident des Vorparlaments. Noch größeren Ruhm als in der Volksvertretung erwarb sich M. durch seine Leistungen als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Von seinen vielen Werken, die sich namentlich auf das deutsche Privatrecht, die Theorie des Prozesses und das Strafrecht in seinem ganzen Umfange beziehen, nennen wir folgende: Lehrbuch des deutschen Privatrechts (Landsh. 1821), später in verbesserter Umarbeitung unter dem Titel: Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts (5. Aufl. 2 Bde., Regensb. 1837—38; 6. Aufl. 1842—43); die beiden letzten Ausgaben enthalten auch das Handels-, Wechsel- und Seerecht — dies ist eins seiner vorzüglichsten Werke; — ferner: Der ge-

meine deutsche bürgerliche Prozeß, in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Forschungen in der Civilgesetzgebung (1—4 Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl. 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl. 1825—40); — Handbuch des peinlichen Prozesses (2 Bde., das. 1810—12), später gänzlich umgearbeitet unter dem Titel: Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzgebung (2 Bde., Heidelb. 1832, 3. ganz umgearbeitete Aufl. 1839—40); — Theorie des Beweises in peinlichen Prozessen (2 Bde., Darmst. 1821); — Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse, nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher, in Vergleichung mit den Ansichten des englischen und französischen Strafverfahrens (das. 1834); — Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Kriminalprozesse (Landshut 1814, 4. Aufl. Regensb. 1844); — Ueber den neuesten Stand der Kriminalgesetzgebung (Heidelb. 1825); — Ueber die Grundfehler der Behandlung des Kriminalrechtes in Lehr- und Strafgesetzbüchern (Bonn 1819); — Lehrbuch des Kriminalprozesses (12. Aufl., Gießen 1837; 13. Aufl. 1840). Seine neuesten Werke sind: Italienische Zustände (Heidelb. 1844), in welchen er eine Uebersicht des sittlichen und politischen Zustandes der verschiedenen Staaten Italiens gibt, zu welcher ihn ein siebenmaliger Aufenthalt in jenem Lande vollkommen befähigte, und — Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht (Stuttg. 1845). Auch ist M. mit **Abegg**, **Birnbaum** u. Anderen Mitherausgeber des neuen Archivs des Kriminalrechtes; mit **Franke**, **Linde** und **Löhr** und Anderen des Archivs für civilistische Praxis, so wie der kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes.

Mitternacht, 1) der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem also die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht, indem sie zum zweiten Male in dessen Meridian tritt; zugleich der Anfang des bürgerlichen Tages; — 2) die Zeit in der Nähe dieses Moments mit unbestimmten Grenzen, besonders als **Mitternachtsstunde**, die Stunde von 12—1 Uhr in der Nacht, welche von jeher und bei allen Völkern als **Geisterstunde** galt; — 3) M. nach **mittlerer Zeit**, der Moment, in welchem astronomische Uhren, die nach der neuern Einrichtung von Mittag an die Stunden zählen, ihre 12. Stunde vollendet haben; vergl. **Mittag**; — 4) die Himmelsgegend, die durch eine vom Scheitelpunkte aus über den nördlichen Himmelspol in den Horizont auslaufende Linie bestimmt wird, also s. v. a. Norden.

Mitternachtsgegend, s. v. a. Norden.

Mitternachtspunkt, s. v. a. Nordpunkt, der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mitternachtsuhr, s. v. a. Sonnenuhr.

Mitternachtswind, s. v. a. Nordwind.

Mitternberg, österr.-steier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. **Lind**; 180 Einw.

Mitterndorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. **Traismauer**; 160 Einw.; — 2) das., Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. **Seibersdorf**; 200 Einw.; — 3) Illyrien, Kr. Laibach, Bez. **Michelstetten**; 200 Einw.; — 4) (Pfarrdorf, Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. **Pflindsberg**; 550 Einw.

Mitteröde, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. Eschwege, Amt **Bischhausen**; 350 Einw.

Mitterolang, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. **Welsberg**; 380 Einw.

Mittersee, s. Etsch 1).

Mittershausen, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. **Fürth**; 150 Einw.

Mittersill (Geogr.), 1) österr. Pfleggericht, Salzburg, **Salzachkreis**, umfaßt 1 Markt u. 66 Dörfer mit 8500 Einw.; — 2) Marktflecken das., Hauptort im Thale Pinzgau, an der Salzach und von einem Kanal durchschnitten, sumpfig (daher **Klein-Venedig**); Kirche, Kapelle und Burgruine, Mineralquelle; 600 Einw.; — M. war sonst der Sitz eines Grafengeschlechts, dessen Güter der Herzog Ludwig von Bayern, dem sie als Lehnsherrn eröffnet waren, dem Erzstift Altenburg gegen dessen Güter überließ. Der Ort selbst, welcher sehr alt ist, wurde 1257 zum Markte erhoben und litt 1807 sehr durch Ueberschwemmung.

Mitterskirchen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. **Eggenfelden**; 190 Einw.

Mitterspiel, österr. Dorf, Steiermark, Kr. Marburg, Bez. **Landsberg**; 190 Einw.

Mitterteich, bayer. Marktflecken, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. **Waldsassen**; Posterpedition, 2 Kirchen, 3 Mahl- und Schneidemühlen, Lohstampfe, Tuch- und Zeuchmacherei und Feldbau; 1600 Einw. Dabei der Leonhardsberg, Fundgrube schöner Bergkrystalle.

Mitterthal, österr. Pfarrkirchdorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. **Welsberg**; 420 Einw.

Mitterwöhr, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. **Ingolstadt**; 140 Einw.

Mittewald (Media Sylva), österr. Kirchdorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. **Sterzing**; Post; als Gemeinde 280 Einw.

Mittfasten (Kirchenw.), 1) der Mittwoch vor dem Sonntag Lätare; — 2) **Mittfastensonntag**, der Sonntag Lätare.

Mittheilung, 1) Uebertragung von etwas, was man selbst als Eigenthum besitzt, auf einen Anderen, besonders in so fern diese Uebertragung ein Akt des freien Willens und nicht erzwungen ist. Diese M. ist theils von bestimmten Rechtsgesetzen abhängig, wie beim gemeinen Handel und Wandel, theils von Tugendgesetzen, wie bei Handlungen der Wohlthätigkeit; — 2) Kundgebung von Gedanken, Gefühlen, Erfahrungen, Plänen u. dergl. durch Rede oder deren Stelle vertretende Schrift, so wie durch Bilder, Mienen, Geberden, Bewegungen rc.; — 3) Titel von Schriften allerhand Inhalts, besonders Zeitschriften.

Mittich, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Rotthalmünster; Wallfahrtskapelle; 270 Einw.

Mittimee, afrik. Quelle und Karawanenstation, Sudan, Reich Bornu, nördlich vom See Tschad.

Mittimi, afrik. Oase, Nigritien, nördlich von Burnu, von den Traito=Tibbos bewohnt; auf der Straße von Murzuk nach Kuka.

Mittin (Mit), österr.=böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Miröschau; 180 Einw.

Mittiren (v. Lat.), 1) schicken; — 2) fortschicken, entlassen.

Mittle, Getreidemaß, namentlich in Ulm gebräuchlich = ¼ Jami (s. d.).

Mittlau (Geogr.), 1) (Mittel= u. Ober=M.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Bunzlau; 2 Vorwerke, Freischoltisei; 480 Einw.; — 2) (Nieder=M.), Dorf das.; Schloß; 140 Einw.

Mittler, 1) s. v. a. Mittelsperson; — 2) (Dogm.), Christus als Erlöser, s. Erlösung und Versöhnung; — 3) (Handwerksw.), in einigen Zünften s. v. a. Halbgesell.

Mittleramt (Dogm.), s. Erlösung und Versöhnung.

Mittlere Grauwacke (Geognos.), werden in Deutschland und Böhmen die Grauwackengebilde genannt, welche dem silurischen Systeme der Engländer entsprechen. Neuerlichst sind dieselben auch in Skandinavien speziell nachgewiesen worden; vergl. Grauwackengruppe.

Mittlere Haut der Gefäße (Anat.), s. Arterien und Venen.

Mittlere Ohreule (Ornith.), s. v. a. Horneule, Strix Otus *L.*, Otus medius *Cuv.*

Mittlerer Brachvogel, s. v. a. Goldregenpfeifer, Charadrius pluvialis *L.*

Mittlerer Jura (Geognos.), auch brauner Jura, s. v. a. die untere Abtheilung der Oolithformation (s. d.).

Mittlerer Klee (Bot.), s. v. a. Trifolium medium *L.*

Mittlerer Süßwasserkalk (Geognos.), s. v. a. Kieselkalk; vergl. Grobkalkformation und Molassegruppe.

Mittleres, bei vielen Körpern und Körperorganen Bezeichnung des mittleren Stücks oder auch des Zwischengebildes, Zwischentheils.

Mittleres Ohr (Anat.), s. Ohr.

Mittlere Schreibart (Rhet.), s. Styl.

Mittleres Schild und Zungenbein (Anat.), s. Zungenbein.

Mittlere Temperatur (Meteorol.), s. Temperatur.

Mittlere Zeit, bei Bestimmung der Tageszeit eine vollkommen gleichmäßig wiederkehrende Periode von genau 24 Stunden, wie solche astronomische Uhren und Chronometer zeigen; vergl. Tag und Zeitgleichung.

Mittletown, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Neu=York, nördlich von Bath.

Mittlosheim, preuß. Dorf, Rheinprov. R.=B. Trier, Kr. Merzig; 280 Einw.

Mittönen (Phys.), s. Schall.

Mittrow, österr.=mähr. Gut, Kr. Iglau, mit Morawetz verbunden, hat ein Areal von 2154 Joch 149 □Kl. und besteht aus 8 Orten; das Schloß M. ist Stammort des gleichnamigen Geschlechts.

Mittrowitz (Geogr.), österr.=mähr. Dörfer: 1) (Mittrowice), Kr. Prerau, Herrsch. Paskau; 160 Einw.; — 2) (Mitrowice), Kr. Olmütz, Herrsch. Daubrawitz; 130 Einw.

Mittrowsky von Mittrowitz u. Nemischl, Grafen von M., adeliges Geschlecht, welches die Herrschaft Wiesenburg in Mähren besitzt, 1701 in den Freiherrnstand und 1707 in den Grafenstand erhoben ward. Merkwürdig sind von dessen Gliedern: 1) Anton, Graf von M., geb. 1770 zu Prag, trat 1793 in den österreichischen Staatsdienst, ward 1826 Hofkanzler, und nach dem Tode des Grafen v. Saurau erster Hofkanzler und Präsident der Studienkommission, in welcher Stellung er, einen allmähligen Fortschritt zum Bessern anzubahnen sich bemühend, manches Gute wirkte, † 1842 zu Wien. — 2) Anton Friedrich, Graf v. M., geb. 1801, dermalen Haupt der Familie, Sohn des Vorigen, ward 1843 k. k. Kämmerer, Geheimrath, Oberstlandrichter und Präsident des k. k. Landrechts in Böhmen.

Mittwoch, s. Wochentage.

Mittwalde, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Züllichau; 230 E.

Mittweida (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Lübben; 170 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Schwarzenberg; Drahtwerk, 2 Hammerwerke, 4 Mühlen, Schaufel- und Waffenhammer und Pochwerk, hatte früher 5 Eisenhütten; 1100 Einw.

Mitu (Ornith.), s. v. a. Helm=Baumhuhn, Crax Mitu *Cuv.*

Mitu=Poranga, s. v. a. gemeines Baumhuhn, Crax Alector *L.*

Miturheber (Kriminalr.), s. Concursus ad delictum, vergl. Verbrechen.

Mitursache (causa coëfficiens), Ursache, die mit einer anderen zugleich wirksam ist, demnach einen Antheil an der ganzen Wirkung hat, wie wenn z. B. zwei Menschen an ein u. derselben Last heben oder an demselben Geisteswerke arbeiten. Sind die Antheile an der ganzen Wirkung einander nicht gleich, so erscheint diejenige Ursache, welcher der größere Antheil zukommt, als Hauptursache (causa primaria s. principalis), die aber, welcher ein geringerer Antheil zugeschrieben werden muß, als Nebenursache (causa secundaria) od. Hülfsursache (causa auxiliaria). Es ist mitunter sehr zweifelhaft, welche von zwei erkannten Ursachen Haupt- oder Nebenursache in Bezug auf eine bestimmte Wirkung ist.

Mitverbündete Orte, s. v. a. Bundesverwandte.

Mitverschworner (Conjuratus), s. Concursus ad delictum und Verschwörung.

Mitweida, königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Frankenberg, an der Zschoppau; Rath, Postamt, Spinnmühle, Ziegelei, Lazareth, Bürgerschule, schöne Kirche, Fabriken in Barchent, Leinwand, Kattun, Flanell, Tuch, Segeltuch, Strümpfen, 2 Bleichen, Handspinnfabriken, Le=

derschlauchfabrik, Buchhandlung, Fabrikhandlungen, Jahrmärkte; 6500 Einw. M. ist alt, erlitt 1624 und 1672 großen Brandschaden und trieb früher Bergbau.

Mitweide, s. v. a. Koppeltrift, s. Weidegerechtigkeit.

Mitwick, preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Kösfeld; 270 E.

Mitwirkung, s. Mitursache.

Mitwissen um ein Vergehen oder Verbrechen (Kriminalr.), die Kenntniß davon, daß Jemand ein Verbrechen begehen will. Vornehmlich rücksichtlich solcher Verbrechen, welche die Existenz des Staats bedrohen oder gefährden, also besonders bei Hochverrathsverbrechen besteht für den Mitwissenden die Verpflichtung, durch zeitige Anzeige die Vollführung des Verbrechens zu verhindern; s. Verbrechen.

Mitwitz (Mittwitz), bayer. Herrschaftsger. und Marktflecken, R.-B. Oberfranken; 2 Schlösser mit Park, Synagoge, Hopfenbau, Viehzucht, Bierbrauerei, hält 10 Jahrmärkte; 600 Einw., darunter viele Juden.

Mitylene, s. Mytilene.

Mitys (a. Geogr.), Fluß in Macedonien, nördlich vom Haliacmon, ergoß sich in den thermaischen Busen (Liv. XLIV, 7).

Mitzenfels, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Brückenau; 140 Einw.

Mitzens, österr. Kirchdorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Steinach; 130 Einw.

Mitzkadeh, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon.

Mitzkaweitschen oder Szaiben, preuß. Bauerdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 120 Einw.

Mitzke, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon.

Mitzmanns (Micmanice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Joslowitz; 890 E.

Mit zwei Feuern werfen (Artilleriew.), s. Bombe.

Mius, europ. russ. Fluß, Land der donischen Kosaken.

Miva (Pharm.), das Quittenmus, mit Zukker gemengtes Mark der Quitten.

Mixäthria (Mixaethrion, Med.), bei Hippocrates sehr abwechselndes helles und Regenwetter.

Mixdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 180 Einw.

Mixed-Checks, im englischen Handel die in England und Schottland fabricirten ordinären Matrosenleinen, bei welchen die weißen Fäden von flächsenem Garne, die bunten Fäden aus Baumwolle bestehen; sie sind meistens blau und weiß gestreift oder gegittert.

Mixes (Mixtiones, Med.), die Mischungskrankheiten, Säftekrankheiten, besonders die sogenannten Kakochymien.

Mixis (gr., Med.), 1) s. v. a. Mixtio, die Mischung; — 2) die Vermischung, der Beischlaf, Coitus; — 3) (Mus.), in der griech. Musik derjenige Theil der Melopoie, welcher lehrte, wie ein Tonsetzer die Intervalle an einander hängen sollte, und wie die Geschlechter und Tonarten wohl einzutheilen und nach dem Charakter der Melodie zu wählen waren; also gewissermaßen ihr ästhetischer Theil.

Mixkoatl (mexik. Relig.), Göttin der Jagd; s. Mexikanische Religion.

Mixnitz (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Ober-M.), Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Prunzendorf zu Fronsburg; 180 Einw.; — 2) (Unter-M.), das.; 250 Einw.; — 3) Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Bäreneck; 230 Einw. In der Nähe ein Eisenhammer mit einem Zerren- und Streckfeuer und Hackenschmiede; ferner die Höhle am Drachen-Tauern (Röthelstein).

Mixodia (a. Geogr.), ital. Busen, von der Scylla und Charybdis gebildet.

Mixolydisch, mixolydische Tonart, eine der alten Kirchentonarten mit der Tonleiter g, a, h, c, d, e, f. In derselben ist neben der großen Terz h, die sie zu einer Durtonart macht, die kleine Septima f, durch die sie sich von den übrigen Durtonarten unterscheidet, charakteristischer Ton. Diesen letzteren Ton, so wie dessen Dreiklangsharmonie läßt die genannte Tonart gern und gewöhnlich bald hören. Die Hauptseptimenharmonie von G und die Dmoll Harmonie, welche beide den Ton f in sich haben, spielen neben der Fharmonie in der Harmonisirung einer m.en Melodie eine wichtige Rolle. In Bezug auf Modulation hat die m.e Tonart einen weiten Spielraum und es kann bei Harmonisirung einer m.en Melodie meist ein sehr interessanter Modulationsplan verfolgt werden. So geht die m.e Tonart durch den Hauptseptaccord auf ihrer ersten Stufe eben so leicht als gern in ihre Muttertonart, ins Jonische hinab, während die jonische Tonart keine Harmonie besitzt, die sie eben so leicht ins M.e hinaufziehen könnte. Wie nun dem C-jonisch das Jonische im genus molle (unser F-dur) und das Hypojonische (unser G-dur) nahe liegen, so weicht auch G-moll gern in diese beiden Tonarten aus. Unserm G-dur liegt die Modulation nach F-dur viel ferner. Auch geht aus dem Gesagten hervor, daß der Ton fis den mixolydischen Gesängen nicht ganz versagt ist, daß er ihnen jedoch nur mittelst einer Ausweichung zukommt, weshalb es um so wünschenswerther ist, das charakteristische F so bald als möglich recht bezeichnend einzuführen. Und wenn sogar der Fall eintritt, daß ein Gesang in G-jonisch (G-dur) also mit fis geschlossen werden muß, (wie z. B. im Choral: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld, und im böhmischen Liede: O Christenmensch, merk wie sichs hält, dessen Melodie mit fis g schließt, während es im Ganzen streng m. ist mit starker Hinneigung nach C-jonisch u. zahlreichen anderen), so ist doch rathsam, zuvor das m.e F nachdrücklich einzuprägen, auch wohl den letzten Schlußton zu einem nochmaligen getreuern Schlusse verlängert zu benutzen. Außerdem modulirt die m.e Tonart wie das Jonische, auch ins Aeolische; so schließt z. B. Seb. Bach den Choral: „Ein Lämmlein ꝛc." schon in der ersten Strophe auf dem Dominant-Dreiklange von A, und die erste Strophe des Chorals: „Gott sey gelobt" — nicht einmal in C-jonisch, das am nächsten lag, sondern gleichfalls auf A,

Vorzüglich gern modulirt das M. in die Dominante, nach d oder ins Dorische, welches f als kleine Terz, und h als große Sext zu charakteristischen Tönen hat, also dieselben Töne, wie das M.e, durch welche Gemeinsamkeit der wesentlichen Töne eine enge Verbindung zwischen beiden Tonarten hergestellt wird. Beispiele von Ausweichungen der Art geben die Choräle: Auf diesen Tag so freudenreich — Christenmensch rc. u. a. Auch ergreift das M.e wohl die beliebte dorische Ausweichung auf seiner eigenen Tonika (als genus molle g, a, b, c, d, e, f, g) besonders, um am Schlusse, wenn ein ausweichendes Fis nöthig ist, zuvor alle charakteristischen Momente zusammen zu fassen. — Alle Melodien der m.en Tonart haben einen erhebenden feierlichen Ausdruck. Marx spricht sich in Bezug darauf in folgender Weise aus: „Ihr Grundzug ist die Erhebung, das Aufschweben aus dem festeren Ionischen, das aber nicht zu eigener, abgeschlossener Bestimmtheit gelangt und darum einen weniger feurigen, mehr geistigen Aufschwung nimmt, gleichsam ein höherer, verschimmernder Abglanz des sichern, hellklaren Ursprungs. Wenn schon hierin bedingt ist, daß über die Verklärung sich gleichsam ein Schatten der Wehmuth verbreitet, der sich noch bestimmter zeichnet durch das stets nach dem Ursprung zurück verlangende F, das sich auch ungehört unserm Gefühle aus dem Dreiklange auf G stets vernehmbar macht, so erhebt die nahe Beziehung auf das Dorische diesen Zug weicher Sehnsucht in die Sphäre heiligern, christlichen Ernstes, gemäß dem Sinne der dorischen Tonart. So besaß die alte Choralkunst an der m.en Tonart einen Typus von tiefsinnigem, reichem und bestimmtem Charakter, wo es galt, verklärender u. dabei sehnsuchtsvoller Erhebung Stimmen zu verleihen". Mortimer bestimmt den Charakter dieser Tonart durch die Worte: ernsthaft, erhebend, majestätisch.

Mixpickles (Mixed), sind mit Essig und Gewürz auf besondere Weise eingelegte unreife Gemüsesorten wie z. B. kleine Bohnen, Gurken, Blumenkohl, Spargelköpfe, Pilze, mit denen, in Gläser verschlossen, viele Geschäfte gemacht werden.

Mixstadt, preuß. Stadt, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 1250 Einw.

Mixte, französ. Landschaft, sonst zu Nieder-Navarra, jetzt zum Depart. Nieder-Pyrenäen gehörig, umfaßt 29 Dörfer; Hauptort: St. Palais.

Mixteka, Land, s. Oaxaca.

Mixtinervis (bot. Term.), gemischtnervig; folium mixtinerve, ein Blatt, dessen Nerven zugleich von der Basis und von den Seitentheilen der Mittelrippe entspringen, wie bei mehrern Plantagoarten.

Mixtio (Mixtura, Mixtus, lat., Med.), die Mischung, Vermischung.

Mixtum jus (lat., gemischtes Recht), Rechtsgrundsätze, welche theils aus bestimmten Gesetzen, theils aus dem Herkommen abgeleitet werden.

Mixtur, 1) (Pharm.), mixtura, bezeichnet im Allgemeinen ein jedes Gemisch; speciell aber die vom Arzte zum innerlichen Gebrauche verordnete, aus mehrern Ingredienzien bestehende flüssige Arznei; — 2) (Kupferstecherk.), Mischung von Oel und Talg oder auch von Wachs, Terpentin, Baumöl und Schmalz, womit die Stellen der Kupferplatte bestrichen werden, welche das Scheidewasser nicht angreifen soll; — 3) (Orgelbau), auch miscella und nach alten Benennungen: Mixten, Mixtene, Mixtin, Mixtum, eine gemischte oder aus mehrern Chören von verschiedener Größe bestehende Orgelstimme, oder auch eine solche Orgelstimme, bei der auf einem Pfeifenstocke mehre Pfeifenchöre von verschiedener Größe stehen, oder eine solche, die auf jeder Taste mehre Pfeifen, in Oktaven, Terzen und Quinten u. s. w. gestimmt, gleichzeitig zum Tönen bringt, so daß also, wenn eine Taste auf der Klaviatur gegriffen wird, ihr Ton und dessen Oktave, oder Oktave und Quinte, oder diese Intervalle mehrmals in mehrern Oktaven, allein oder endlich noch mit der großen Terz vereinigt ertönen. M.en können verständiger Weise nur angewendet werden, wenn durch zahlreiche und hinlängliche Register dafür gesorgt ist, daß die eigentlich zur Melodie und Harmonie gehörigen Töne über alle Beitöne der M.en hinweg, ganz deutlich vorgehört, als das Hauptsächliche sogleich klar und vorwaltend vernommen werden kann. Wenn nun demungeachtet in neuerer Zeit sich bedeutende Stimmen, z. B. Gottfr. Weber, der berühmte Akustiker Chladny, Vogler und Andere, gegen den Gebrauch der M.en erheben und sie als einen allen Begriffen von Harmonie und Tonkunst widersprechenden, nur aus dem barbarischen Mittelalter uns angeerbten Mißbrauch haben beseitigt wissen wollen, so hat es doch auch nicht an gründlichen und siegreichen Vertheidigern der M.en gefehlt, unter denen sich namentlich der als Orgelbaukundiger sehr verdiente Musikdirektor Wilke durch seine Abhandlungen in der Leipziger allgem. musikalischen Zeitung und in der Cäcilia ausgezeichnet hat. Sehr treffend ist auch das, was Marx hierüber sagt. Seine Meinung geht nämlich dahin, daß die Opposition gegen M.en zunächst auf einem zu eng gefaßten Begriff von Tonkunst zu beruhen scheine. „Die bisherige Theorie", sagt er, „geht davon aus, Tonkunst sey eine durch Töne (durch deren Verbindung zu Melodie und Harmonie) wirkende Kunst; alles Uebrige, der Schall, der Klang, sogar der Rhythmus, erscheint ihr als Beiwerk und im Grunde als Unwesentliches; hat sich doch erst Weber (und er fast allein) systematischer auf Rhythmik in der Tonsetzkunst eingelassen, und auch er nur höchst ungenügend. Von einer Klang- und Schalllehre in Bezug auf Musik ist noch so gut wie nichts zu vernehmen gewesen. Nun sind aber grade die M.en gar nicht für melodische und harmonische Wirkung, sondern als eigentliche Schallmasse, für das allgewaltige Element des Schalles, in die Orgel gesetzt. Wir finden es vielfach in der Natur und den Schall- u. Tonwerkzeugen vorgebildet, daß eine bestimmte mächtige Aeußerung sich gleichsam ihre eigne Atmosphäre bildet; so ist das Licht von einem Schimmer, der Donner von einem Nach- und Wiederhall umgeben; dem Glocken-

ton, besonders dem tiefen und mächtigen, hallt ein Beiklang, oft ein oder mehr bestimmte Beitöne nach; sogar tiefe und starkschallende Saiten fast wie t klingenden), mehr oder weniger deut- geben Beitöne (z. B. c noch c-g-$\bar{c}$-$\bar{e}$-$\bar{g}$ und einen lich zu vernehmen. Diese Atmosphäre ist aber die Fülle des Wesens, das uns in dem abgeschnittenen Tone oder Lichtstrahl nur abstrakt, trocken und beschnitten entgegenträte. So braucht nun auch in der weiten Kirche der mächtige Orgelton seine Atmosphäre von Beitönen, die als Schallmasse die eigentliche Tonregion umgeben und den ganzen Luftraum in eine mitklingende, den Hörer allgewaltig fassende Materie verwandeln. Auch im Orchester strebt man nach ähnlichen Wirkungen, wenn man im massenhaftesten Forte den Mittelstimmen mannichfache Figuren gibt, nicht um diese als melodische Motive und Gänge, sondern um ihr Ineinanderschwirren als Ton- und Schallmasse unzergliedert wirken und walten zu lassen. Das aufmerksame und gebildete Ohr vernimmt sogar Beitöne aus den starken Orchestermassen, die nicht von dem oder jenem Instrumente angegeben, sondern von den Luftschwingungen (nach bekannten Erfahrungen der Akustik) erzeugt werden. So viel über einen Streitpunkt, über den jeder seine Stimme geben sollte, da die entgegengesetzte Ansicht durch Abschaffung und Ausschließung der M.en bleibenden Nachtheil stiften und manches Werk des wahren Orgelklanges berauben kann." Die Bestimmung der M.en erhellt theilweise schon aus dem eben Gesagten und besteht, speciell angeführt, darin, den Grundton der Orgel hervorzuheben, ihm, so wie auch den tiefen und besonders den tiefsten Tönen der großen Manual-Labialpfeifen, die wegen ihrer großen und schweren Luftsäulen nur langsam und schwach, ja oft nur hauchartig ansprechen können, vermöge der nahen Verhältnisse, in denen sie unter einander stehen, Präcision u. die zur Leitung des Kirchengesanges unentbehrliche Deutlichkeit, Frische u. Schärfe, so wie überhaupt der Orgel das zu geben, was man Orgelton nennt. Obschon vorzüglich die Manuale der M. bedürfen, so kann sie das Pedal doch auch nicht ganz entbehren, nur muß zu diesem der kleinste Chor, besonders wenn er durchgehen soll, nicht kleiner als höchstens 2′, genommen werden; dieselbe darf aber dennoch nur sanft intonirt seyn. Manuale und Hausorgeln, die zu sanften Vorträgen bestimmt sind, bedürfen keiner M.en, wohl aber haben sie solche Orgeln nöthig, die zur Leitung des Gemeindegesanges gebraucht werden. Bei Orgeln von mehrern Manualen ist es so einzurichten, daß das Hauptmanual die stärksten und größten, und die folgenden Manuale, je nach der Abnahme ihrer Stärke, weniger und kleinere M.en erhalten. Das Repetiren der M.en muß wo möglich vermieden werden, und kann dies geschehen, wenn der kleinste Chor nicht kleiner als von $\frac{2}{3}$′ ist. Wird die Repetition von mehrern M.en in einer Orgel nothwendig, so ist es zweckmäßig, jede derselben auf verschiedenen Tasten als auf c oder g (oktavenweise) oder auch auf c und g (quintenweise) oder auch wohl eine auf d oder a oder auf beiden Tönen repetiren oder wechseln zu lassen, damit die Repetition Aller nicht stets auf einen Ton zusammentrifft, was dem Ohre mißfällt. Die M.en entstanden, nachdem die Orgelstimmen geschieden werden konnten; vor dieser Erfindung war jede Orgel eine M. Alle M.en werden durch mannichfaltige Mischung der Chöre, nach Größe und Stärke, Mensur und Material, von einander unterschieden, so wie dadurch, ob sie repetiren oder durchgehen. Aus diesen Verschiedenheiten entstehen ihre verschiedenartigen Wirkungen u. ihre Benennungen, wie **Cornet**, **Cymbel**, Progressio harmonica, Sesquialtera, **Tertian**, **Scharf** und eigentliche M. Diese einzelnen Arten siehe unter ihren besondern Art., (vergl. **Orgel**); nur von **Scharf** und der eigentlichen M. sey noch etwas erwähnt. Letztere besteht nur aus geradfüßigen oder sogenannten Grundstimmen und aus einem oder mehren Quintchören, je nachdem sie viel- oder mehrfach ist, deren Mensur aber der des Hauptprincipals gleich seyn muß, weil sie mit ihm und allen Principalzwischenchören den Fond der Orgel ausmachen. Unzweckmäßig ist es, eine solche Stimme mehr als 4- oder höchstens 5fach zu disponiren, da 1) ihr Gebrauch eine plötzlich zu starke Tonkraft erzeugt; — 2) wenn sie in mehren Abtheilungen, als etwa in 3- und 2fach vertheilt, vorhanden ist, zweckmäßiger im Verhältnisse zur Stärke des jedesmaligen Kirchengesanges benutzt werden kann. Die stärkste Manual-M. wird zweckmäßig aus 2, $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$′ disponirt. Eine vierfache aus 2, $1\frac{1}{3}$, 1 und $\frac{2}{3}$′ oder aus $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{2}$′; eine dreifache aus $1\frac{1}{3}$, 1 und $\frac{2}{3}$′. Je größer die Fußmaße der Chöre sind, desto männlicher füllen sie den Ogelton. Eine 4- oder 5fache M. mit einem Terzchor heißt **Scharf**, weil ihr ein solcher Chor eine auffallende Schärfe gibt. Das **Scharf** würde, wenn es 5fach ist, aus 2, $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{4}{5}$ und $\frac{2}{3}$′, ein 4faches Scharf aus $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{4}{5}$ und $\frac{2}{3}$′ bestehen. Scharf ist am nützlichsten in starken, also in Hauptmanualen, die M. in Nebenmanualen. Der Stand der M.e ist am besten im Hintergrunde der Orgel. Ihre Pfeifen stehen auf einem doppelten Stocke, zu dessen Unterabtheilung nur eine Bohrung (Windführung) führt, von der aus der Wind in eine sich in der obern Hälfte des Stockes befindliche Vertiefung (Oblongum, Minengang) begibt, die wieder so viel Bohrungen enthält, als Chöre zur M. gehören, daher auch der Anschlag immer alle darüber stehenden Pfeifen zugleich anbläst. Die Franzosen nennen die M. Fourniture. M. acuta war früher der Name von Cymbel, auch wohl von Scharf. **M.-Cymbeln** sind nach **Walther** (s. dessen mus. Lex.) Pfeifenwerke dreierlei Art, grobe, mittel und kleine M. Erstere hatte sonst wohl 30- 10 Pfeifen auf einer Taste, jetzt 10—12, deren größte 8′ Ton hält. Die Mittelm.e haben 4, 5—9 Pfeifen, davon die größte von 2 oder 1′ Ton. Die kleine M. heißt sonst Scharf, ist von 3 oder 4 Pfeifen, wovon die größte 3 Zoll lang. **Mixturwerk** war ein solcher M.zug, wodurch eine M. klangbar gemacht wurde. Der größte Chor derselben hatte 8′, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, auch ohne Zuziehung von anderen Stimmen zur Begleitung des Gemeindegesangs benutzt werden zu

können, indem sie durch diese Mensur den rechten Orgelton selbst erhielt.

Mixtura camphorata (Pharm.) s. Kampher, S. 449.

— — **concentrata** (Pharm.), s. v. a. Tropfen 2).

— — **moschata** (Pharm.), s. v. a. Bisamjulep.

— — **oleosa succinea** (Pharm.), s. Bernsteinöl.

— — **oleoso balsamica** (Pharm.), s. v. a. Hoffmanns Tropfen.

— — **pyrotartarica** (simplex, Pharm.), Mischung von zusammengesetztem Angelikaspiritus mit Kampher 12 Th., Weinspiritus 8 Th., denen 1 Th. rektificirte Schwefelsäure zugesetzt ist; diaphoretisches Mittel.

— — **salina volatilis** (Alkali ammoniacum acetatum, Chem.), vormals Saturation des Ammoniaks mit starkem Essig.

— — **sulphurico acida** (Pharm.), s. v. a. Hallers saures Elixir.

— — **verborum** (Gramm.), s. Wortstellung.

— — **vulneraria acida** (Pharm.), s. v. a. Arquebusade.

Mixturmörser (Pharm.), 1) Mörser zur Auflösung von Extrakten, Salzen rc. — 2) zu Bereitung von Mixturen bestimmter, aus Serpentin oder Porzellan gefertigtes, meistens mehr hohes als weites Gefäß.

Mixtus (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. buntfarbig, aus verschiedenen Farben gemischt.

Miya, asiat. Stadt, Japan, Insel Nifon; kleiner Hafen; 2000 Häuser.

Miyarisma, asiat. Insel, Japan, im nördlichen großen Ocean.

Miyavara (Geogr.), drei asiat. Städte, Japan: 1) im Süden der Insel Avasi; — 2) auf der Insel Kiou-Siou, am Simabava-Golf; — 3) auf der Insel Nifon.

Mi-Yun, asiat. Stadt, China, Prov. Tschi-Li, am Pay-Ho, nordöstlich von Peking.

Mizaar (a. Geogr.), Bergspitze des Libanon unweit dem Hermon.

Mizäi (a. Geogr.), Volk an der östlichen Grenze von Sogdiana (Plin. VI., 27, 31).

Mizam el Muluk, s. Dekan, (Gesch.).

Mizantla, nordamerikan. Villa, Mexico, Depart. Vera-Cruz, nordwestl. von Vera-Cruz; in der Umgegend treffliche Vanille.

Mizar (Astron.), Stern, s. Bär (Astron.).

Mizauld, Antoine, französischer Arzt und Astrolog, geb. zu Montluçon in Bourbonnais gegen 1520, ist besonders dadurch merkwürdig, daß er die Ursachen der Krankheit und die Mittel sie zu heilen, nicht in der Beobachtung der Natur, sondern in der Stellung der Planeten im Verhältniß zu einander und zur Erde suchte. Einige glückliche Kuren brachten ihn in große Aufnahme. Er war der Günstling der vornehmen Welt, besonders der Prinzessin Margaretha von Valois, die ihn oft zu Rathe zog. Da er in einigen Versen unter dem Beinamen des französischen Aeskulap gefeiert ward und Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, so kam er zu der Ueberzeugung, etwas Göttliches an sich zu haben. Er gab die Arzneikunde als eine zu gewöhnliche Wissenschaft auf, um sich ausschließlich der Astrologie und der Schriftstellerei zu widmen, denn seine Schriften fanden einen außerordentlichen Beifall. Er † zu Paris 1578. Sein Ruhm überlebte ihn lange Zeit. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bemerkenswerthesten: Miroir du temps, autrement dit Ephémerides perpétuelles de l'air etc., Paris 1547; — Cometographia; item Catalogus cometarum usque ad annum 1540 visarum, cum portentis et eventis quae secuta sunt, das. 1549; — Planetographia ex qua coelestium corporum cum humanis et astronomiae cum medicina societas et harmonia aperitur, Lyon 1551 (ins Französ. übers. von Montlyard); — De mundi sphaera s. cosmographia libri III, Paris 1552. 1567 (ein der Prinzessin Margaretha von Valois gewidmetes Gedicht); — Nouvelle invention pour incontinent juger du naturel d'un chacun par la seule inspection du front et de ses linéaments, das. 1565; — Memorabilium utilium et jucundorum centuriae IX. arcanorum, das. 1566; — Les Secrets de la lune, opuscule non moins plaisant qu'utile, das. 1570; — Historia hortensium IV. opusculis methodicis contenta etc. Köln 1577.

Mizen-Head, brit. Vorgebirg, Irland, Prov. Munster, im Südwesten der Grafsch. Cork.

Mizi (a. Geogr.), Volk in Arabia Felix, das in Majores und Minores zerfiel (Plin. VI., 28, 32).

Miziakow, russ. Flecken, Gouv. Podolien, am Bug, nordöstlich von Litin.

Mizislaw, s. v. a. Mieczislaw.

Mizïz, Armenier, ward 668 nach Konstans II. Ermordung in Sicilien als byzantinischer Kaiser ausgerufen; s. Sicilien, (Gesch.).

Mizlaw, Fürst der Wilzen um 930, s. Brandenburg (Gesch.).

Mizotsch, russ. Flecken, Gouv. Volhynien, östlich von Duvno.

Mizpa (bibl. Geogr.), 1) Stadt im Ostjordanland, der Wohnort des Richters Jephta (Richter 11, 11); — 2) Stadt im Stamme Benjamin, war, mitten unter den Israeliten gelegen, zur Zeit der Richter und Samuels oft der Versammlungsort des Volks. Samuel schlug hier die Philister. Unter dem König Assa wurde die Stadt befestigt (1 Kön. 15, 22) und nach der Zerstörung Jerusalems diente sie dem chaldäischen Statthalter Gedalja zur Residenz, und ward später von den aus dem Exil zurückkehrenden Juden wieder bewohnt.

Mizpeh (bibl. Geogr.), 1) Stadt in der Ebene des Stammes Juda (Jos. 15, 38); — 2) Stadt im Lande der Moabiter (1 Sam. 22, 3); — 3) Thal im Libanon (Jos. 11, 8).

Mizque, südamerikan. Stadt, Bolivia, Depart. Cochabamba, östlich von Cochabamba, Hauptort der gleichnam. Provinz; in der Umgegend Getreide, Honig, Wachs im Ueberfluß.

Mizraim (Mizr), 1) s. v. a. Aegypten; — 2) s. v. a. Kairo.

Miztli (Säugeth.), in Mexiko s. v. a. Cuguar, Felis discolor (concolor) *L.*

Mizunia, österr.-galiz. Fluß, bildet, mit der Swica vereinigt, einen Nebenfluß des Stry.

Mjöll (nord. Myth.), s. Sindri 1).
Mjörn, schwedischer Landsee, Elfsborgs-Län, fließt in den Göta-Elf aus.
Mjösen-See, s. Glommen-Elf.
Mjösvand, norweg. See, Bradsbergs-Län, zwischen Gute-, Eis- und Gousta-Fjell.
Mjot, s. Dikna.
Mjrow, s. Mürau.
Mjrowecek, s. Möhrdörfel.
Mk., Abbreviatur für Mark.
Mkhitar, s. v. a. Mechitar.
Mlada, österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Benatek; 450 Einw.
Mlada Wozicze, s. v. a. Jungwoschitz.
Mladay, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Ploschkowitz; 180 Einw.
Mladegow (Geogr.), 1) österr.-böhm. Allodialgut, Kr. Bunzlau, im östlichen Theile desselben mit 1220 Joch 858 □Kl. Areal und 800 Einw., umfaßt auch das Gut Rowen; — 2) Kirchdorf das.; 250 Einw.
Mladetzko, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau; 320 Einw.; bildet ein Gut des Grafen von Renard.
Mladiegowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Prachin, hält 3080 Joch 941 □Kl. Areal, umfaßt 7 Dörfer, ist mit Stieka verbunden und gehört dem Fürsten von Windischgrätz; — 2) Dorf das., Schloß u. Kapelle; 430 Einw.
Mladkow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Boskowitz; 200 Einw.
Mladoschowitz, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Budweis, Herrsch. Wittingau; Eisenerzgruben; 290 Einw.
Mladotitz (Geogr.), 1) österr. Dorf, Böhmen, Kr. Czaslau, Herrsch. Ronow; 310 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Prachin, Gut Drhowl; 160 Einw.; — 3) Dorf das., Mähren, Kr. Hradisch; 500 Einw.; bildet ein Gut.
Mladotschow, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Leitomischel; 150 Ew.
Mladowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrschaft Gemnischt; 270 Einw.
Mlaka (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Budweis, Herrsch. Wittingau; 220 Einw.; — 2) Illyrien, Kr. Laibach, Bez. Michelstetten, am Lockerbache; 100 Einw.
Mlasitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Melnik, an der Elbe; 160 Einw. Umfaßt aber auch noch 770 Einw. in 139 Weingärten-Häusern, die zerstreut umher liegen.
Mlasow (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Klattau, im südöstlichen Theile des Kreises, umfaßt 896 Joch 629 □Kl. und (mit Bokikau) 740 Einw.; — 2) Kirchdorf das., Schloß und Mühle; 300 Einw.
Mlasowitz, österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Bidschow, Herrsch. Horitz; 750 Einw.; Geburtsort des Klavierspielers Joh. Jos. Dussek.
Mlatschovo (Groß- und Klein-M.), österr.-illyr. Dorf, Kr. Neustädtl, Bez. Weixelburg; 190 Einw.
Mlatz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrschaft Plaß; 270 Einw.
Mlatzow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Zlin; 290 Einw.
Mlava, europ.-türk. Fluß, Serbien, fließt nordwestl., u. mündet nordöstl. von Semendria in die Donau rechts.
Mlawa (Geogr.), 1) russ.-poln. Bezirk, Gouvern. Plock, 36 □Meil., 34,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., westlich von Ostrolenka, an der Mlawka; 2300 Einw.
Mlazowitz, österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Bidschow; 500 Einw.
Mlcehost, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Melnik, an der Moldau; 200 E.
Mleczkowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 120 Einw.
Mleguetz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Kopidlno, 310 Einw.
M'Leod, s. v. a. Mac Leod.
Mlietsch (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Steinau; Schloß, Vorwerk, Ziegelei, 2 Ziegeleien, 2 Wasser-, 1 Oel-, 1 Windmühle; 500 Einw.; — 2) Dorf das., Kr. Nimptsch, mit Freischoltisei; 160 Einw.
Mlikoged (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer, 1) Kr. Kaurim, Herrsch. Lobkowitz; 280 Einw.; — 2) Kr. Leitmeritz, Gut Keblitz; 300 Einw.
Mlikosrb, österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Chlumetz; 400 Einw.
Mlikowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Zasmuck; 130 Einw.
Mlin, österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Tabor, Herrsch. Chaustnik; 420 Einw.
Mlinarowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Planitz; 170 Einw.
Mlinetz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau Herrsch. Chudenitz; 260 Einw.
Mlinicken, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 160 Einw.
Mlodasko, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Samter; 220 Einw.
Mlodocin, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; 150 Einw.; Gut und Vorwerk.
Mlodziejewice, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Wreschen; 140 Einw.
Mlodzikowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schroda; 180 Einw.
Mlotkowo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg; Kr. Wirsitz; 220 Einw.
Mluinow, russ. Flecken, Gouv. Volhynien, nordwestl. von Dubno.
Mlyniets, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West.-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 190 Einw.
Mlyniewo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; 200 Einw.
Mlyniki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Adelnau; 170 Einw.
Mlynkowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.-B. Posen, Kr. Obornik; 600 Einw.; — 2) das., Kr. Samter; 190 Einw.
Mlynow, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Adelnau; 120 Einw.

Mlyny, preuß. Dorf mit Vorwerk, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 400 Einw.

Mlyskey, preuß. Hauland, Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Bomst; 110 Einw.

Mn, chemisches Zeichen für Mangan.

Mna (Med.), s. v. a. Mina.

Mnakeb, asiat. Flecken, Arabien, Yemen, westlich von Sana.

Mnasalcas (gr. Lit.), Epigrammendichter aus Sicyon, wahrscheinlich zu der Zeit lebend, in welcher durch Aratus seine Vaterstadt so sehr gehoben wurde. Es finden sich unter seinem Namen noch 16 Epigramme in der griechischen Anthologie (Anal. I, 190).

Mnaseas (griech. Lit.), 1) aus Paträ, Schüler des Eratosthenes, hinterließ ein großes periegetisches Werk, wahrscheinlich unter dem Haupttitel: *Περιηγήσεις* und mit den besondern Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen. Ein besonderes Werk oder vielleicht auch nur eine Abtheilung des vorigen war der *Περίπλους*. Die häufig vorkommenden Anführungen beweisen, daß M. im Alterthum in ziemlichem Ansehen gestanden haben müsse, obwohl er dasselbe wegen seiner Unwissenschaftlichkeit wenig verdiente; — 2) aus Locri oder Colophon, Dichter von *Παίγνια*; — 3) aus Berytus, schrieb eine *Τέχνη ῥητορική* und *περὶ αττικῶν ὀνομάτων*; — 4) (griech. Gesch.), Feldherr der Phocier.

Mnasinus und Anaxis (griech. Myth.), Söhne der Dioskuren von Hiläre und Phöbe, deren Holzbilder, von Dipönus und Scyllis gemacht, im Tempel der Dioskuren in Korinth standen (Paus. II, 22, 5).

Mnasippus (griech. Gesch.), spartanischer Nauarch, führte im Jahre 374 eine 60 Schiffe starke peloponnesische Flotte, auf welcher außer den spartanischen Hopliten ein Söldnerheer von 1500 Mann sich befand, gegen Corcyra. Die Corcyräer geriethen durch seine Belagerung in fürchterliche Noth, und M. hätte die Stadt in seine Gewalt bekommen, wenn er nicht durch Geiz und rohes Benehmen seine Miethstruppen gegen sich erbittert hätte. Er fiel bei einem Ausfalle der Corcyräer.

Mnasitheus (Archäol.), Maler aus Sicyon (Plin. H. N. XXXV, 11, 40).

Mnasitimus (Archäol.), Sohn und Schüler des Aristonidas, wird von Plin. H. N. XXXV, 11, 40 als Maler aus unbestimmter Zeit und unbestimmtem Vaterlande angeführt.

Mnasium (Bot.), nach Schreber, Pflanzengattung. Arten unter Rapatea.

Mnaso, Fürst zu Elatea in Phocis, Besitzer von 1000 Sklaven, Freund und Schüler des Aristoteles.

Mnassea (Bot.), nach Arrabida, Pflanzengattung der Decandria Monogynia *L.*, (natürliche Familie noch nicht bestimmt). Einzige Art: M. pinnata *Arrab.*, Strauch in Brasilien.

Mnasyrium (a. Geogr.), Flecken auf der Insel Rhodus in der Nähe von Lindus.

Mnata, alter böhmischer Herzog, s. Böhmen, (Gesch.).

Mneme (griech. Myth.), Muse, welche mit Melete und Acide die Dreizahl der Musen bildete, welche die Söhne des Aloeus annahmen. Als personificirtes Gedächtniß ist sie auf einem Bilde (s. Visconti, Mus. Pio-Clem. I. T. B.) mit Pistis, Sophia und Arete zusammengruppirt.

Mnemecephalicus (balsamus, Med.), neuere Uebersetzung des von Charlatanen gepriesenen, hauptsächlich Haupt= und Gedächtniß stärkenden Balsams.

Mnemia (Zoophyt.), nach Eschscholz, Saumqualle, Gattung der Acalephae Mnemiidae *Eschsch.* und *Brandt.*, der Zunft der polypenartigen Quallen nach Oken. Charakter: Körper oben stark zusammengedrückt, mit 8 Reihen Wimpern; die schmäleren Seitenflächen am Mundende in große Lappen endigend; die breiteren Flächen jede mit zwei langen, trichterförmigen Fortsätzen, die mit den Spitzen nach dem Mund gerichtet sind, mit Wimpern; der Ausleerungskanal des Magens öffnet sich in eine trichterförmige Höhle. Vier Arten: 1) M. Schweiggeri *Eschsch.*, Taf. II., Fig. 2. Zwei Zoll lang, eiförmig, hinten stumpf. In der Bai von Rio Janeiro. — 2) M. Kuhlii *Eschsch.*, Taf. II, Fig. 4. Acht Linien lang, eiförmig, hinten mit zwei griffelförmigen Fortsätzen; übrigens der vorigen Art ähnlich. In der Südsee, unter dem Aequator. — 3) M. Chamissonis *Cuv.*, Polyptera Chamissonis *Less.*, Callianira heteroptera *Cham.* Glashell, sehr zerbrechlich, röhrig, nach vorn erweitert, jederseits ein großer, bandförmiger Flügel, sechs kleinere dazwischen. Beim Vorgebirge der guten Hoffnung. Act. *Leop. Nat. Cur.* X, Taf. XXXI, Fig. 3. — 4) M. norvegica *Sars.* Länglich, zusammengedrückt, alle Streifen hinten zusammenlaufend; um den Mund eine lanzettförmige, flache, gewimperte Anhängsel; die Lappen am Körper sehr groß. An den Küsten von Norwegen. Die Gattung ist der Typus der Mnemiidä (s. d.).

Mnemiidä (Zoophyt.), nach Eschscholz und Brandt, Familie der Rippenquallen, Ctenophorae *Eschsch.* und *Brandt.* Charakter: Rippenquallen mit einer kleinen Magenhöhle, aber ohne Fangfäden. Gattungen: Eucharis *E.*, Mnemia *E.*, Calymna *E.*, Alcyone *Rang.*, Axiotima *E.*, Ocyrhoë *Rang.*

Mnemion (Bot.), nach Spach, Pflanzengattung. Arten unter Viola *L.*

Mnemium Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg in Troglodytice am arabischen Meerbusen. Mannert ist der Ansicht, es sey dies Vorgebirge die gefährlichste Stelle, wo immer eine Menge Schiffe scheiterten, deren Wracks auf Befehl des Ptolemäus Philadelphus gleichsam wie leere Gräber als Warnungszeichen daselbst stehen bleiben mußten; das heutige Kap Calmez. Andere halten es für das Ras el Doar (Ptol. IV, 5, 7).

Mnemon, 1) (griech. Lit.), Arzt aus Sida, unter Ptolemäus Euergetes lebend, der erste unter denen, welche mit den Schriften des Hippokrates sich beschäftigten. Auch galt er für den Erfinder der kritischen Zeichen, welche den Schriften des Hippocrates beigesetzt wurden; — 2) (griech. Myth.), Begleiter, dem Achilles in den trojanischen Krieg mitgegeben, damit er

denselben daran erinnere, keinen von den Söhnen Apollo's zu tödten; — 3) Beiname Artaxerxes II.

Mnemonica ars, s. v. a. Gedächtnißkunst, Mnemonik (s. d.).

Mnemoniden, Beiname der Musen (s. d.).

Mnemonik oder **Mnemotechnik** (v. Griech.), Gedächtnißkunst, d. i. die Kunst, mittelst einer besondern Methode die Kraft des Gedächtnisses dermaßen steigern, daß es zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt wird. Solcher Methoden sind im Laufe der Zeiten sehr verschiedene erfunden und in Anwendung gebracht worden. Schon die alten Griechen kannten eine solche, als deren Erfinder der Dichter Simonides genannt wird und von welcher die rhetorischen Bücher an den Herennius, so wie Cicero in seiner Schrift de oratore und Quintilianus an mehren Stellen handeln. Die mnemotechnische Methode der Alten war aber hiernach in der Kürze folgende: Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, und merkten sich darin eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen, die ihre bestimmten Stellen hatten; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Wörter und Namen 2c., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Waren größere Massen dem Gedächtniß einzuprägen, so vermehrte man jene Bilderstellen nach dem dekadischen Zahlensystem, so daß sie sich z. B. eine Stadt mit zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern vorstellten, und dadurch die erforderliche Menge von Bilderstellen gewannen, welches Verfahren sie dann wieder auf die Weise vereinfachten, daß sie das auf die angegebene Art mit mnemonischen Bildern angefüllte Zimmer in zehn verschiedene Lagen des Hauses und dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten 2c. sich dachten. Die Schwierigkeit aber, welche hierbei zu überwinden war, in so fern man für jeden zu merkenden Gegenstand, Begriff oder Gedanken ein passendes Bild nicht bloß auffinden, sondern auch in der Weise behalten mußte, daß man sich seiner Kombination mit dem betreffenden Platz, den man sich ebenfalls vorher einprägen und genau merken mußte, stets und sogleich wieder erinnerte, — diese Schwierigkeit wog begreiflicher Weise die Unterstützung, welche die in Rede stehende Methode dem gedächtnißmäßigen Auffassen etwa gewährte, völlig wieder auf. Dessenungeachtet ist diese kombinirende Methode der M. im Wesentlichen dieselbe geblieben und liegt auch noch den neuesten mnemotechnischen Systemen zu Grunde. Nachdem die Gedächtnißkunst eine Zeitlang ziemlich in Vergessenheit gerathen, tauchte sie seit dem 15. Jahrhundert wieder auf und wurde eifrig kultivirt. Es wurden auf der von den Alten überkommenen Basis verschiedene mnemonische Lehrgebäude errichtet, und Manche, z. B. Giordano Bruno, der Vervollkommner der sogenannten lullischen Kunst, und der Deutsche Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer der M. großes Aufsehen erregte, behandelten dieselbe als eine Art von kabbalistischer Geheimlehre. Schenkels System ist enthalten in dem von ihm und seinem Schüler Martin Sommer bearbeiteten Kompendium der M., welches Klüber ins Deutsche übersetzte und mit Anmerkungen Erlangen, 1804, herausgegeben hat (vergl. Klüber, Kontingent zur Geschichte der Gedächtnißübungen in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, Nürnberg und Altorf). Aber auch klare, vom mysteriösen Hang der damaligen Zeit freie Köpfe hielten diese Kunst für bedeutend und wichtig genug, um derselben ihr ernstes Nachdenken zu widmen, wie namentlich der verdienstvolle Konrad Celtes im 15. Jahrhundert und der berühmte Leibnitz. Die damals erfundenen mnemonischen Methoden waren indeß nichts als Modifikationen der alten und unterschieden sich von dieser höchstens dadurch, daß man, wie Leibnitz, Winkelmann, der Engländer Grey und A. thaten, zum Behuf des Merkens von Zahlen, den Ziffern, Buchstaben substituirte und diese auf verschiedene Weise mit dem zu behaltenden Worte verband, wie z. B. durch Umänderung der Endsylbe in diese Buchstaben. In dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war es vornehmlich der kursächsische Landgeistliche Kästner, welcher durch seine Schrift „Mnemonik oder System der Gedächtnißkunst der Alten" (Leipzig 1804, 2. Aufl., das. 1805. Vergl. dessen Uebersetzung und Erklärung der berühmten drei Stellen bei den Alten von der Gedächtnißkunst Cic., de orat. II. 86—88. Auct. ad Herenn. III., 16—24. Quinctil., Institt. X, 1, 11—26) Leipzig, 1805, Morgenstern, Comment. de arte veterum mnemonica, Dorp. 1805) sich um Wiederbelebung der mnemonischen Versuche und Bestrebungen nicht geringe Verdienste erwarb. Während Kästner aber sich darauf beschränkte, die Methode der Alten wieder hervorzuziehen und dieselbe namentlich auf die Erlernung von Sprachen anzuwenden, stellte der Freiherr von Aretin, Bibliothekar zu München in seiner Schrift: „Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der M." (Sulzbach 1810, vgl. dessen „Kurzgefaßte Theorie der M." Nürnberg, 1806), ein wenigstens zum Theil neues System auf, indem er zwar die von den Alten gebrauchten Ordnungsbilder, nicht aber ihre Gedächtnißplätze beibehielt, sondern z. B. an die Stelle der Zahlen Buchstaben setzte, an deren alphabetische Reihenfolge sich leicht weitere Kombinationen, die mit den Bildern des dem Gedächtniß einzuprägenden Stoffs verbunden werden konnten, anknüpfen ließen. Kästner gab selbst öffentliche Proben seiner mnemonischen Methode, Aretin ließ solche durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet ablegen. Neben ihnen trat Gregor von Frinaigle, ein ehemaliger Ordensgeistlicher, in seiner Schrift: „Notice sur la mnémonique", Paris 1806, (vergl. M. oder Gedächtnißkunst nach den Vorlesungen des Herrn von Frinaigle, Frankf. a. M. 1811) mit einem aus ältern und neuern Methoden zusammengesetzten Systeme auf und durchreiste als Lehrer der M. verschiedene Länder. Sein Schüler war Franç. Guivard, welcher in seinem Traité complet de mnémonique (Lille und Paris, 1808), die mnemonische Methode seines Meisters ausführlich

darlegte. Als Probe eines mnemonischen Kunststücks geben wir folgendes von Frinaigle gebildetes Täfelchen, welches man, wie das Einmaleins auswendig lernen soll, um mittelst desselben Zahlen, insbesondere Jahrzahlen dem Gedächtniß einzuprägen:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Um z. B. das Jahr 331 v. Chr., in welchem Alexander der Große auf dem Gipfel seiner Macht war, im Gedächtnisse zu behalten, so verwandle man, da i und t = 3, und a = t ist, den Namen jenes Königs in Alexita (ita = 331). Daß hier das Jahr 331 vor, nicht nach Chr. gemeint sey, muß man freilich zugleich mit merken. Neu und originell ist die neuerlich von Aimé Paris in seinen Principes et applications diverses de la mnémotechnie (7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode. Hiernach werden die Wörter der französischen Sprache so betrachtet, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und dann in Laute und Artikulationen aufgelöst, wodurch die chronologischen Ziffern und Zahlen zum Behuf des leichtern Merkens derselben ausgedrückt werden, während das Behalten von Nomenklaturen auf andere Weise, nämlich vermittelst gewisser points de rappel, welche Zahlen entsprechen und aus denen man in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel konstruirt, erleichtert wird. Eine Modifikation dieses Systems ist das der Brüder Joseph Feliciano und Alexander de Castilho, welche aus ihrem Vaterlande Portugal durch die miguelistischen Unruhen vertrieben worden waren und in dem Jahre 1832 in Frankreich und Belgien mit Erfolg öffentliche Proben von ihrem Verfahren ablegten, auch einen Traité de mnémotechnie (5. Aufl., Bordeaux 1835) und ein Dictionnaire mnémonique herausgaben. Einen eigenthümlichen Weg schlug der Pole Jazwinski ein, indem er mnemonische Quadrate konstruirte und diese, so wie ihre Kombinationen, mit Bildern belegen ließ. Diese Methode fand in weiteren Kreisen Beifall und ward auch auf den Unterricht mit Erfolg angewendet. Unter denen, die sich mit ihrer weitern Ausbildung beschäftigten, ist besonders der berühmte polnische General Bem zu nennen. Von den neuern Systemen verdient noch das des Grafen Mailath (M., Wien 1842) Erwähnung, indem es zwar nichts Neues, aber doch eine sehr brauchbare Zusammenstellung des Nutzbarsten aus den frühern Leistungen gibt. Den bedeutendsten Namen als Mnemoniker erwarb sich aber in der neuesten Zeit (seit 1840) der dänische Kandidat der Philologie Karl Otto Reventlow, der die Mnemotechnik auf die Stufe der Ausbildung erhob, die eine unerläßliche Bedingung ihrer unmittelbaren Anwendung beim Unterricht ist. In seinem „Lehrbuch der Mnemotechnik“ (Stuttgart 1843), erklärt er sich entschieden gegen die Anwendung jeglicher sinnlichen Symbolik für mnemotechnische Zwecke und reducirt alle Gedächtnißoperationen auf die reine Verstandesthätigkeit, indem er sich auf den allgemein anerkannten Grundsatz beruft, daß man das am leichtesten und dauerndsten behalte, was zum Gedanken geworden und in das verstandesmäßige Bewußtseyn übergegangen ist. Demgemäß verwandelt er Alles, was außerhalb der Sphäre des Begriffs liegt, d. h. alle Zahlen und Laute, von denen man nichts als ihre numerischen und Lautbeziehungen kennt, nach einer bestimmten allgemeinen Regel in Begriffe. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist der Hauptsache nach folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	p	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Mit Hülfe dieser Substitutionen, welche auf gewissen rationellen Gründen beruhen, werden mittelst hinzugenommener Vokale sogenannte numerische Worte gebildet, in denen die ersten Konsonanten, und zwar höchstens die drei ersten, die Bedeutung als Substitutionen haben, so daß z. B. 425 = ironisch (r = 4, n = 2, s = 5) ist. Dieses Verfahren empfiehlt sich eben so sehr durch die große Zahl der möglichen Kombinationen, als durch die Leichtigkeit ihrer Verbindung. Behufs der Verwandlung unbekannter Namen und Begriffe substituirt Reventlow phonische Analogien. Wie sehr hierdurch besonders das chronologische Merken erleichtert wird, springt in die Augen. Soll z. B. das Jahr 1486, in welchem das Institut der Censur zuerst auftauchte, gemerkt werden, so braucht man nur das Wort Rhabarber (r = 4, h = 8, b = 6; die Substitution für tausend fällt weg, weil hinsichtlich der Jahrtausende nicht wohl ein Irrthum möglich ist) in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe Censur zu bringen. Mit Hülfe dieser Methode können unter Beobachtung einiger sich leicht ergebender weiteren Regeln sehr große Zahlen und Zahlenreihen dem Gedächtniß leicht und auf die Dauer eingeprägt werden. Man hat sich dabei nur das Schema gehörig zu eigen zu machen und dann sich vornehmlich darin eine Fertigkeit zu verschaffen, einen gegebenen Begriff in seinen mannichfaltigen Beziehungen schnell zu überblicken, um so einen Anhaltepunkt für dessen Verbindung mit einem zweiten, durch das numerische Wort gegebenen Begriffe zu gewinnen. Diese Methode bewegt sich keineswegs in einem trockenen und sterilen Mechanismus, sondern beschäftigt auch die Einbildungskraft und Phantasie in hohem Grade. Reventlow hat auf wiederholten Reisen durch Deutschland wirklich außerordentliche Proben seiner mnemotechnischen Gewandtheit abgelegt und dadurch die früheren Mnemoniker weit hinter sich gelassen. Aber es war damit keineswegs lediglich auf Ostentation abgesehen, sondern er bemühte sich auch und zwar mit weit glücklicherm

Erfolg, als alle seine Vorgänger, seine Methode, die auch hinsichtlich der Leichtigkeit ihrer Handhabung den früheren bei weitem vorzuziehen ist, auch für den Unterricht brauchbar zu machen, wie denn neuerlich namhafte Schulmänner dieselbe auf verschiedene Lehrfächer, namentlich auf die Einprägung geschichtlicher Daten angewendet haben. Eine große Erleichterung für das Studium, so wie für die praktische Benutzung dieser Methode bietet Reventlows „Wörterbuch der Mnemotechnik" (Stuttgart 1844) dar, indem darin mehr als 120,000 Substitutionen für die Zahlen 000,00,0 und 1—999 gegeben sind. Wenn auch dieses mnemonische System bisher auf Erlernung von Sprachen und auf das Memoriren und Einprägen zusammenhängender Redesätze noch weniger angewendet worden ist, so ist es doch der hierzu nöthigen Ausbildung fähig. Leider scheint in der neuesten Zeit das Interesse für mnemonische Bestrebungen in weiteren Kreisen an Lebendigkeit wieder verloren zu haben; wenigstens ist von einer weiteren Vervollkommnung des reventlowschen Systems in der oben angedeuteten Beziehung noch nichts bekannt geworden.

Mnemoniker, einer, der die Mnemonik als Kunst übt.

Mnemosilla (Bot.), nach Forskal, Pflanzengattung. Art: M. aegyptiaca *Forsk.*, s. v. a. Hypecoum pateus.

Mnemosyne (griech. Myth.), Mutter der Musen von Zeus, dessen Tochter sie selbst ist. Nach kretischer Sage war sie eine Titanide, von Uranus und Gäa, oder nach Andern von einem Kreter und der Titäa abstammend, und Schwester des Kronos, Hyperion, Japetus, der Rhea, Phöbe und Themis. Es wird ihr die Erfindung der Rechenkunst zugeschrieben. Bei dem Orakel des Trophonius war ein Quell der Lethe, aus dem die Befragenden tranken, ehe sie hinabstiegen, und ein Quell der M., aus dem sie nach der Befragung tranken, sammt einem Thron der M., auf den sie gesetzt wurden, um das Gesehene und Gehörte zu behalten.

Mnemosynides (gr. Myth.), s. v. a. Mnemonides.

Mnesagoras, s. Melesagoras.

Mnesarchus (gr. Philos.), 1) stoischer Philosoph, Schüler des Panätius und Zeitgenosse des Antiochus, galt zu Athen für das Haupt der Stoa; — 2) aus Samos, Sohn des Euphron, Vater des Pythagoras; — 3) Sohn des Pythagoras und der Theano.

Mnesibulus (gr. Gesch.), 1) Athener, gegen welchen Demosthenes eine Rede gehalten hat; — 2) Olympionike aus Elatea, Zeitgenosse des Pausanias, fiel in einem siegreichen Kampfe gegen eingedrungene Räuberhorden; — 3) Pythagoreer aus Rhegium.

Mnesicles (Archäol.), berühmter Architekt, welcher die Propyläen auf der Akropole von Athen in 5 Jahren aufführte (von Ol. 85, 4 an).

Mnesileus (gr. Myth.), Sohn des Pollux und der Phöbe.

Mnesilochus (gr. Gesch.), 1) Athener, einer der 30 Tyrannen; — 2) Sohn des Euripides von der Chörile, deren Vater gleichfalls M. hieß. Er soll Schauspieler gewesen seyn, auch seinen Vater in der Abfassung von Tragödien unterstützt haben.

Mnesimache (gr. Myth.), Tochter des Dexamenus, sollte von ihrem Vater mit dem Centaur Eurytion mit Gewalt verlobt werden; daher erschlug Herkules den Eurytion.

Mnesimachus (gr. Lit.), 1) Komödiendichter, der mittleren attischen Komödie angehörig. Als Stücke von ihm werden genannt: Busiris, Hippotrophos, Philippus, Isthmionikes, Alkmäon u. Pharmakopoles; — 2) aus Phaselis, Schriftsteller aus unbekannter Zeit, von dessen Werken *Εὐρώπη* und *Περὶ Σκυθῶν* angeführt werden.

Mnesiptolemus (gr. Litr.), Historiograph, stand in hohem Ansehen bei Antiochus dem Gr.; er schrieb *ἱστορίαι*. Epinicus benannte nach ihm eine Komödie.

Mnesistratus (gr. Lit.), aus Thasus, von Diogen. Laert. III, 47. unter den Schülern Plato's genannt. Er scheint ein Anhänger der Lehre vom sinnlichen Genuß gewesen zu seyn.

Mnesithea (Bot.), nach Kunth, Pflanzengatt. Art: M. laevis *Kunth*, s. v. a. Rottboellia laevis.

Mnesitheon (Bot.), nach Rafinesque, Gatt. der Compositae Amphicenianthae *Rchb.* Zwei Arten: M. album und M. luteum *Rafin.* Kräuter in Louisiana.

Mnesitheus (gr. Lit.), gelehrter Arzt aus Athen, Anhänger der dogmatischen Schule. Athanäus citirt von ihm sehr häufig eine Schrift *Περὶ ἐδεστῶν*. Nach Plin. H. N. XXI, 3, 9, hat er auch über die Kränze geschrieben.

Mnestetz, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Chraustowitz; 310 Einw.

Mnestheus (Myth.), 1) Gefährte des Aeneas, Ahnherr des memmischen Geschlechts; — 2) s. v. a. Menestheus.

Mnestra (gr. Myth.), Tochter des Danaus von der Aethiopis, Verlobte des Aegius.

Mnevis (ägypt. Rel.), einer der heiligen Stiere der Aegypter, der zu Heliopolis verehrt wurde. Er stand in einer Kapelle des Sonnentempels. Vielleicht war seine Verehrung ursprünglich ein lokaler Thierkultus, der entweder durch den Nutzen des Viehs oder durch seine Schönheit motivirt wird. Die Einführung des Kultus schreibt man dem König Käachus oder Menes zu. Frühe schon wurde M. ausgebildet und als ein Symbol semitischen Sonnendienstes genommen, als der heilige Licht- und Sonnenstier der Phönicier in der Sonnenstadt. Der M. war schwarz, weil die Sonne schwärzt, von besonderer Größe, mit sehr großen Testikeln, um die befruchtende Kraft der Sonne anzudeuten, mit aufwärts stehenden Haaren u. s. w. Durch den Apisdienst wurde der des M. später verdunkelt, wozu auch noch besonders die Zerstörung des Tempels in Heliopolis durch Cambyses beitrug.

Mniara (a. Geogr.), Stadt im Innern von Mauritania Caesariensis (Ptol. V, 2, 22).

Mniarum (Bot.), nach Forster, Gatt. der Portulacaceae *Rchb.* Drei Arten: M. biflorum *Forst.*, M. fasciculatum *R. Br.* und M. pe-

dunculatum *Labill.*, ausdauernde Kräuter auf Neuseeland und in Neuholland.

Mnich, österreich.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Tabor, Herrsch. Roth-Lhota; 550 Einw.

Mnichowitz, österreich.-böhm. Stadt, Kr. Kaurim, Herrsch. Kammerburg; Kirche und Dechantei; 700 Einw.

Mnichowo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 220 Einw.

Mnierziewen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 120 Einw.

Mnietitz, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; 210 Einw.

Mninik (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Bidschow, Gut Neu-Bidschow; 310 Einw.; — 2) Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Aussee; 230 Einw.

Mnioch (Biogr.), 1) Johann Jakob, ein origineller Kopf, der sich auch als Schriftsteller versuchte, geb. am 13. Okt. 1765 zu Elbing, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle bei dem General von Hagen und von Thadden Hauslehrer und erhielt darauf 1790 das Rektorat zu Neufahrwasser bei Danzig. Wegen einer originellen Pasquinade mußte er diese Stelle aufgeben und ging nach Warschau, wo er 1796 zum ersten Direktionsrath der preuß. Lotteriedirektion ernannt wurde, als welcher er am 22. Febr. 1804 starb. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch originelle Einfälle aus. Da sich sein Vater im Dienst zurückgesetzt sah, schrieb der Knabe einen Brief an Friedrich II., in welchem er diesen mit Du anredete. Dies Schreiben gefiel dem König so wohl, daß dem Vater seine Stellung verbessert wurde. Als Student in Jena dichtete er einen Hymnus auf Friedrich und schickte denselben an den König. In seinem Danksagungsschreiben bemerkte Friedrich, daß er die Briefe künftig frankiren möchte. Sogleich überschickte M. dem König ein 8 Groschenstück mit den Worten: „Sire, hier ist das Porto". Schon in Jena und Halle dichtete er manches Lied; am bekanntesten ist das Lied vom Grabe: „Wir werden Alle Platz und Raum ꝛc.", so wie sein Maurerlied am Johannisfest 1798. Auch als Deklamator trat er auf und namentlich gelangen ihm Bürgers Leonore und Schillers Schlacht. Wieland und Herder, so wie Schlichtegroll, Faber u. A. standen mit ihm in Verbindung; sein persönlicher Umgang war durch seine geistige Regsamkeit und seine Gewandtheit im Ausdruck, nach Herders und Fichte's Urtheil, höchst anziehend. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Uebergewicht ihn an der Vollendung größerer Werke hinderte; in seinem moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche gemischt. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in „Sämmtliche auserlesene Werke" (3 Bde., Görl. 1798 ff.) und „Analekten" (2 Bde., Görl. 1804). — 2) Maria M., Gattin des Vorigen, geb. 1777 zu Neufahrwasser bei Danzig, wurde von ihrem Gatten bei ihrem hellen klaren Geiste so weit ausgebildet, daß er ihre auf einzelnen Blättern zerstreuten und oft während der häuslichen Beschäftigungen aufgeschriebenen Gedanken und Aufsätze in einem besondern Werkchen unter dem Titel „Zerstreute Blätter von Maria M., für Frauen und Jungfrauen eines edlen und weiblichen Sinnes" (Görl. 1800, 2. Aufl. 1821) als eine willkommene Gabe in die deutsche Literatur einführen konnte. Sie hatte in ihrem Leben nicht daran gedacht, Schriftstellerin zu werden und diese Aufsätze verdankten ihre Entstehung der Freude des bloßen Aussprechens ihrer Gedanken, die durchaus rein und weiblich gehalten sind. Sie † 1796 zu Warschau.

Mnioideä (Bot.), nach Reichenbach und Rabenhorst, Gruppe der Laubmoosfamilie der Bryaceae *Rchb.* (s. Moose). Allgemeiner Charakter: Die Mnioideen wachsen entweder in lockern, öfters große Flächen bekleidenden Rasen oder truppenweise ohne eigentliche Rasen zu bilden. Sie erreichen gewöhnlich nur eine mäßige Größe und sind von lebhaft grüner Farbe; bisweilen kaum einige Linien hoch und bräunlich gefärbt (Georgiaceen). Die Blätter breit, ei- oder spatelförmig oder lanzettlich, meist flach und von einer kräftigen, auf der unteren Seite hervortretenden Rippe durchzogen. Das Blattzellennetz ist es besonders, welches die Glieder dieser Familie innig mit einander verbindet; am Grunde sind die Zellen verschoben viereckig, aufwärts rundlich-sechseckig, von Chlorophyll stets reichlich erfüllt. Die Büchse meist geneigt, übergebogen oder hängend, nur bei den Georgiaceen geradeaufrecht und genau symmetrisch. Die meisten Arten haben gleich den Bryaceen ihre Heimath im flachen Lande, wo sie schattige Orte mit feuchtem, zumal torfartigem Boden lieben. Untergruppen: a) Mniaceä. Zierliche Moose mit freudig grüner Belaubung, Gipfel- und zahlreichen Grundtrieben. Ihre Zweige haben das Eigenthümliche, wenn sie den Boden erreichen, zu wurzeln und fruchtbare Stämme zu entwickeln. Die Blätter sind meist sehr breit, von einer ziemlich starken, später gefärbten Rippe durchzogen und öfters von einem wulstigen Rande eingefaßt. Das Blattzellennetz besteht aus polygonischen, in die Breite gedehnten Zellen. Die Zwitter- und weiblichen Blüthen knospenförmig, die männlichen scheibenförmig. Die Büchse geht aus der Walzenform ins Ei- und Birnenförmige über. Gattungen: Cinclidium *Sw.*, Mnium *L.*, Aulacomnion *Schwaegr.*; — b) Georgiaceä (Tetraphideae *Bruch* et *Sch.*). Die Georgiaceen, deren Zahl sehr gering ist, sind sehr leicht zu erkennen an dem regelmäßigen 4zähnigen Peristom. Sie sind ausdauernde truppenweise oder in Rasen wachsende Moose. Die Stämmchen einfach oder gabelig getheilt, bisweilen sehr klein, scheinbar fehlend, am Grunde und in den Blattwinkeln mit Wurzelfasern, am Gipfel mit einem Schopf von Blättern, sonst nackt oder locker-, 3—5reihig beblättert; bisweilen mit rankenartigen, wurzelnden Aesten. Blätter aufrecht, breit-lanzettförmig, ganzrandig, rippenlos oder mit einer schwächern oder stärkern, gegen oder unter der Spitze verschwindenden Rippe; Zellennetz besteht aus unregelmäßigen, sechseckigen Maschen. Büchse

aufrecht, gewöhnlich symmetrisch, fast walzenförmig, länglich oder eiförmig, auf ziemlich langem, straffem Stiele, der sich beim Trocknen links dreht, Deckel kegelförmig, aufrecht oder schief geschnäbelt, Blüthen monöcisch, knospenförmig; Antheridien länglich, kurzgestielt, mit fadenförmigen Paraphysen; Archegonien mit und ohne Paraphysen. Gattung: Georgia *Ehrh.*; — c) Timmiaceä. Diese kleine Gruppe tritt vermittelnd zwischen die Mnien und Polytricheen, indem sie mit ersteren die Büchse, mit letzteren den Habitus, die Beblätterung, die scheidenartige Blattbasis und das Zellennetz gemein hat. Sie wachsen in lockerem, oft große Flächen bekleidenden, gelbgrünen Rasen. Die Stämmchen verzweigen sich durch jährliche Gipfeltriebe. Die Blätter stehen 8reihig, umfassen mit der erweiterten, verfärbten Basis den Stengel scheidenartig, sind linien-lanzettförmig, scharf gekielt, an den eingebogenen Rändern gesägt und von einer kräftigen, bräunlichen, fast stielrunden Rippe bis zur Spitze durchzogen; das Zellennetz besteht am Grunde aus parallelogrammen, an der Spitze aus kleinen, rundlich-sechseckigen Zellen. Blüthen monöcisch, knospenförmig, die weiblichen schlanker; Antheridien länglich walzenförmig, auf spindelförmigen Stielchen, mit fadenförmigen Paraphysen; Archegonien mit fadenförmigen Paraphysen. Gattung: Timmia *Hedw.*

Mniopsis (Bot.), nach Martius, Gatt. der Podostemeae *Mart.* Einzige Art: M. scaturiginum *Mart.*, ausdauernde Wasserpflanze in Brasilien.

Mnium (Bot.), nach Linné, Sternmoos, Streifkopf, Gatt. der Bryaceae Mnioideae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Das innere Peristom besteht aus 16 kielförmigen Fortsätzen, mit je 2—3 zwischen gestellten Wimpern; Büchse glatt. Die deutsche Flora besitzt 15 Arten, von denen wir die wichtigsten beschreiben: A) Blätter gerandet. aa) Blätter ganzrandig. 1) M. punctatum *Schrank*. Diöcisch, zerstreut oder in Rasen, einfach, aufrecht oder herabgekrümmt; Blätter mehr oder minder abstehend, bis horizontal, ziemlich flach, mit starker purpurfarbiger, vor der Spitze verschwindender Rippe, die des Stengels entfernt stehend, fast kreisrund, die Gipfelblätter rosettenförmig gehäuft, größer, aus sehr verschmälerter Basis verkehrt-eiförmig, stumpf, bald gespitzt, bald ausgerandet; Büchse eiförmig, mehr oder minder übergebogen, mit pyramidalischem, kurz-pfriemlich und schief geschnäbeltem Deckel. Wächst vereinzelt oder in lockeren, bald größere, bald kleinere Flächen überziehenden Rasen in feuchten Laubwäldern, unter Gesträuch, an quelligen Bergabhängen, Gräben, in Hohlwegen, Schluchten durch ganz Deutschland. Hedw., Fund. musc., Taf. X, Fig. 66—69. — 2) M. hymenophylloides *Hueben.* Aufsteigend, sehr ästig, 1—1½" lang, diöcisch; Aeste zart, straff, glänzend schwarzbraun; Blätter aufrecht, fast genähert, doch kaum sich deckend, rundlich-eiförmig, ziemlich flach, kurz gespitzt, mit starker, glänzend schwarzer, unter der Spitze verschwindender Rippe, von dichter, papierartig rauschender Konsistenz; Büchse länglich-eiförmig, hängend, mit kuppelig-gewölbtem, genabeltem Deckel, braunroth. Bruch u. Sch., Bryol. europ. Heft V, 37, Taf. XV. — bb) Blätter gezähnt. — 3) M. undulatum *Web.* et *Mohr.* Kriechend, diöcisch, mit aufrechten, bis zu 3" hohen, einfachen oder baumartig verzweigten Hauptästen; Blätter abstehend, zungenförmig, die obern sehr lang, herablaufend (gelblich oder lebhaft grün, glänzend) mit gleichfarbigem, kaum verdicktem, einfach gezähntem Rande, wogig, mit gleichfarbiger, durchlaufender Rippe; Fruchtstiele meist zahlreich aus einer Hülle; Büchse eiförmig, übergebogen (fast hängend) mit spitz gewölbtem Deckel und großem, sehr elastischem Ringe. — An mäßig feuchten, schattigen Orten, in Wäldern, Gebüschen, Gärten u. s. w. überall. Bruch u. Sch., Bryol. europ. Heft V, 20, Taf. 111. — 4) M. hornum *L.* Diöcisch, aufrecht, dicht verfilzt, mit einfachen aufrechten Aesten, 1—3" hoch; Blätter gedrängt, aufrecht-abstehend, länglich lanzettförmig, scharf gespitzt, am Rande verdickt, mit öfters paarigen Stachelzähnen; Rippe stark, aufwärts stark verdünnt, vor der Spitze verschwindend; Büchse eiförmig-länglich, geneigt, fast genau horizontal, mit kurzem Halse und spitz gewölbtem, zitzenförmigem Deckel; Fruchtstiel meist einzeln, bis 2" lang, fast schwanenhalsartig gebogen (glänzend purpurfarbig, aufwärts blasser). Wächst in äußerst dichten Rasen auf Wald- und Moorboden, in schattigen Wäldern, Erlenbrüchen, Schluchten, Thälern u. s. w., überall gemein. Ein stattliches Moos mit schöner Belaubung und reicher Fruktifikation. Bruch und Sch., Taf. IV. — 5) M. rostratum *Schwaegr.* Hermaphroditisch, lockere und niedere Rasen bildend; fruchtbare Stengel sehr kurz, die jungen Triebe sehr verlängert, bald aufrecht, bald niederliegend und weit umherkriechend; Blätter abwärts und an den jungen Trieben zerstreut und entfernt, am Gipfel des fruchtbaren Stengels rosettenförmig gehäuft, abstehend, eiförmig-länglich, die obern fast zungenförmig, sehr breit, stumpf, mit Stachelspitze oder ausgerandet, entfernt und kurz gezähnelt; Rippe sehr stark, aufwärts verschmälert, in ein Spitzchen auslaufend; Fruchtstiele meist gehäuft, (2—5") lang, übergebogen; Büchse eiförmig geneigt (im Alter bisweilen hängend) mit schwachem Halse und pyramidalischem, fast gerad-geschnäbeltem Deckel. An schattigen, mäßigfeuchten Orten durch ganz Deutschland. Bruch u. Sch., Heft V, Taf. VII. — 6) M. cuspidatum *Schrank.* Hermaphroditisch, aufrecht, in ziemlich dichten Rasen, die Wurzeltriebe bald aufrecht, bald niederliegend und kriechend; Blätter herablaufend, mehr oder minder abstehend, flach, die untern breit-verkehrt-eiförmig, zugespitzt, die obern größer, schmäler, ei-lanzett-förmig, die der Triebe fast kreisrund, gespitzt; Blattnetz dicht und kleinmaschig, mit Chlorophyll reichlich erfüllt; Rippe am Grunde sehr dick, noch vor der Spitze verschwindend, Büchse immer einzeln, fast hängend, eiförmig, mit gewölbtem, bisweilen zitzenförmig gespitztem Deckel und ohne deutlichen Hals. Auf feuchtem, schattigem Waldboden, schattigen Felsen,

Baumstrunken, Gartenland, überall gemein. Bruch u. Sch., Heft V, 29, Taf. VIII. — 7) M. affine *Blandow*. Diöcisch, fruchtbare Stengel aufrecht, 1—3'' hoch, einfach, rostfarben-filzig, unfruchtbare Ranken mehr oder minder verbreitet, kriechend; untere Blätter entfernt, herablaufend, ei-lanzettförmig, die obern (Hüllblätter) zungen-lanzettförmig, etwas wogig, alle scharf gesägt, mit am Grunde sehr starker, in eine Stachelspitze verlaufende Rippe; Büchse (1—5) eiförmig-länglich, meist hängend; Deckel halbkugelig, mit einem zitzenförmigen Spitzchen. In schattigen Laubwäldern und auf sumpfigen Wiesen. Bruch. u. Sch., Heft V, 30, Taf. IX. — B) Blätter ungerandet. cc) Blätter gesägt. — 8) M. stellare *Hedw.* Diöcisch, aufrecht oder herabgekrümmt, bis über 3'' lang, einfach oder ästig; Blätter herablaufend, eiförmig-länglich, zugespitzt, von der Mitte bis zur Spitze gesägt; Rippe vor der Spitze verschwindend; Fruchtstiele einzeln (1—1½'' lang), bogig aufrecht; Büchse geneigt, fast horizontal, eiförmig, später an der Mündung erweitert, mit halbkugelig abgerundetem Deckel (ohne irgend ein Spitzchen. In schattigen, mäßig feuchten Wäldern, an schattigen Anhöhen, in Schluchten, Thälern, Hohlwegen, fast überall, aber überall selten. Bruch und Sch., 33, Taf. XII. — dd) Blätter fast ganzrandig. — 9) M. cinclidioides *Hueben.* Diöcisch, aufrecht, einfach oder fast ästig, 2—6'' hoch; Blätter sehr groß, länglich, breit eiförmig oder fast zungenförmig, stumpf, ausgerandet oder mit kurzen Spitzchen, kaum gezähnelt; Rippe vor der Spitze wogig, kaum gezähnelt; Rippe vor der Spitze verschwindend; Fruchtstiel einzeln oder zu 2, leicht verbogen (1—1½—3'' lang, purpurfarbig). Auf sumpfigen Bergwiesen in Norwegen u. hier u. da in Norddeutschland. Bruch u. Sch., 33, Taf. XIII. — M. hygrometricum *L.*, s. v. a. Funaria hygrometrica *Hedw.* Die Gatt. ist der Typus der Mnioideae *Rchb. Rabenh.* (s. d.).

Mnizus (a. Geogr.), kleine Stadt in Galatien, zwischen Lagania und Ancyra, wo sich der Kaiser Arkadius längere Zeit über aufgehalten zu haben scheint.

Mnoitä (gr. Ant.), Name der Leibeigenen auf den Besitzungen des Staates in Kreta.

Mo, chemisches Zeichen für Molybdän.

Mo (Geogr.), schwedisches Kirchspiel, Geflesborgs-Län, nordwestlich von Sönderhamm.

Moa (Geogr.), 1) asiat. Insel, Ostindien, Sunda-Archipel, zwischen Leti und Lackar; — 2) Cayo de M., amerikan. Insel, Westindien, Antillen, nördl. von Cuba, an der Südküste ein Hafen.

Moab (bibl. Geogr.), Moabitis, das Land der Moabiter (s. d.).

Moabenschi Agas (türk. Hofwesen), acht ausgewählte schwarze Eunuchen, welche den Großherrn in und außer dem Harem begleiten, auch die Geschenke für ihn in Empfang nehmen.

Moabit (Alt- und Neu-M., auch Moabiterland), preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Berlin, mit dem Etablissement Martinique auf dem rechten Ufer der Spree, aus Landhäusern, Gastwirthschaften und Gartenbesitzungen bestehend, zu Berlin gehörig und seit 1835 mit Mutterkirche (Johanniskirche).

Moabiter (bibl. Geogr. u. Gesch.), Kinder Moab, Volk, dessen jenseits des todten Meeres und des Jordans, im Süden von Edom, im Norden vom Arnon, im Westen vom todten Meere und im Osten von der Wüste begrenztes Gebiet früher von den Emim bewohnt wurde. Es machte das Gebiet der M. einen Theil des heutigen Kerek aus und war, im Ganzen wohl gebirgig, doch durch seine Thäler und Plateaus, so wie durch Wasserreichthum eben so zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet, als Hauptstadt wird Ar oder Rabbath Moab genannt. Daneben erscheinen Kir Moab, Luchit und Zoar als feste Plätze. Als Stammvater des Volkes wird 1. Mos. 19, 30 Moab genannt, der in Blutschande mit seiner ältesten Tochter erzeugte Sohn Lots; diese Sage, die wohl ihren Ursprung in dem Nationalhaß der Hebräer gegen die M. hat, berechtigt, wie sie auf eine Verwandtschaft der M. mit den Ammonitern und in weiterer Beziehung mit den Hebräern selbst hinweist, auch zu dem Schlusse, daß die Ausbreitung der M. und Ammoniter nach Osten hin von den in Kanaan eingewanderten Nachkommen des Therach ausgegangen sey. In ihrer Verbreitung wurden die M. zuerst durch die Ammoniter beschränkt, und der Name Gefilde Moab für die Ebenen am Jordan, Jericho gegenüber, zwischen Lirias und Hesbon zeigt ihre frühere Ausdehnung nach Norden, als sie noch gemeinschaftlich mit den Ammonitern alles Land zwischen dem Arnon und Jabok inne hatten. Nur diese von den M. aufgegebenen Gegenden nahmen die Israeliten Anfangs in Besitz, denn auf ihrem Zuge nach Kanaan „verbot der Herr ihnen, Moab anzugreifen" und sie gingen durch die Wüste im Osten von den Mn., daher scheinen die M. Anfangs Friede mit Israel gehabt zu haben (5. Mos. 2, 28). Erst als die Israeliten sich Basans bemächtigt hatten, rückten die M. in die jetzt von den Israeliten verlassenen und früher von den M.n den Ammonitern überlassenen Gebiete ein, unterstützt von den Midianitern. Nur diese Letzteren greifen die Israeliten bei ihrer Zurückkunft von Basan an. Zwischen Moab und Israel scheint sich vielmehr auch jetzt ein friedliches Verkehrsverhältniß gestaltet zu haben. Denn umsonst hatte Balak den Bileam aufgerufen, den Israeliten zu fluchen. Die geschichtliche Nothwendigkeit war stärker als des Königs Macht. Bileam segnete sie (4. Mos. 22—24). Später versündigten sich die Israeliten an den moabitischen Götzen und Weibern (4. Mos. 25). Erst die partikularistischen Bestrebungen der Israeliten in den Zeiten nach Josuas Tod erlaubten den Moabitern eine weitere Ausdehnung ihrer Macht. Sie hielten 18 Jahre lang sowohl die transjordanischen, als die südpalästinischen Stämme im Gehorsam, bis der Richter Ehud den König Eglon ermordete (Richt. 3, 12—30). Auf die Niederlage, welche den Moabitern von dem Stamme Ephraim darauf beigebracht

wurde, scheinen die Zeiten des friedlichen Verkehrs wiedergekehrt zu seyn, wie sie den Hintergrund für die Erzählungen des Buchs Ruth (s. d.) bildeten und David gestatteten, seine Familie vor Saul zu seinen Verwandten mütterlicher Seits zu flüchten (1. Sam. 22). Dieß konnte wohl Veranlassung werden, daß Saul sie bekriegte, und auch David nach neuen Versuchen derselben, sich zu befreien, ihnen einen Tribut auferlegte (2. Sam. 8). Bei der Theilung des davidschen Reichs kam Moab an das Reich Israel. Unter Ahasja rissen sie sich los (2 Kön. 3, 4), wurden aber von Joram und Josaphat mit Hülfe des Königs von Edom besiegt. Das Land erlitt eine furchtbare Verwüstung, doch hielt sich der König in der Bergfeste Kir-Charesef, und als er, zur äußersten Gegenwehr getrieben, seinen eigenen Sohn auf den Mauern opferte, gab das Heer die Belagerung auf, bis zur Grenze zurückweichend. Seitdem blieben die M. frei und benutzten fortwährend die Schwäche der Israeliten zu Plünderungszügen über den Jordan, bis Jerobeam sie wieder zur Zinspflichtigkeit zurückführte. Nach der Wegführung der Stämme Ruben und Gad durch Tiglat Pilessar, 761 v. Chr., besetzten die M. deren Gebiet (1. Chron. 5, 26), wurden aber wohl durch einen 2. Einfall der Assyrer wieder bis zum Arnon zurückgedrängt (Jes. 15 u. 16). Der Zug Nebukadnezars wälzte die M., so wie die Ammoniter mit zum Kampf gegen Jerusalem heran (2. Kön. 24, 2). Doch bald nach dem Abzuge des babylonischen Heeres versuchte Moab mit den umliegenden Völkern seine Freiheit wieder zu erringen. Sie forderten den jüdischen König Zedekias zum Aufstand auf, und daher zogen, wie Josephus berichtet, die Babylonier im 5. J. nach Jerusalems Fall auch gegen die M., um sie zu züchtigen. Damals mag an ihnen geschehen seyn, was Ezechiel 25, 8 und Zephania 2, 8 rügen. Bei der Rückkehr der Juden haben sie ihren Haß gegen dieses Volk noch nicht aufgegeben und widersetzten sich mit den Ammonitern dem Bau der Mauern von Jerusalem. Bei der Reinigung der israelitischen Gemeinde entließen die Juden ihre moabitischen Frauen, die sie während der Gefangenschaft geheirathet hatten. Nach der Besiegung der M. durch Alexander Jannäus verschwindet der Name des Volkes. Es verlor sich unter die Araber. Ueber die religiösen und politischen Verhältnisse dieses Volks haben wir nur dürftige Nachrichten. Ihre Religion, im Ganzen die altkananäische, war ein wollüstiger Naturdienst mit Menschenopfern. Als ihre Götter werden erwähnt der Baal Peor und Chamos. Gegen diese und die politischen Verhältnisse der M. zu Israel schleudern die Propheten ihre Drohungen und Verwünschungen (Jes. 10, 28. 11, 24. 15 u. 16. 15, 10; Amos 2, 1; vergl. Ps. 60 u. 83.). Ihre politische Verfassung war monarchisch. Auch in den Zeiten ihrer Abhängigkeit von Israel haben sie Vasallenkönige behalten. Ihnen stehen die Stammeshäupter zur Seite (4. Mos. 22). Lit. **Scharbau**, Parerga phil. et theol., Lübeck 1723, Th. III und IV.; — G. **Kohlreif**, Geschichte der Philister u. M., Lübeck 1738; — **Gesenius**, Kommentar zum Jesaias, I, 500.

Moacurra (Bot.), nach **Roxburgh**, Gatt. der Chailletiaceae *R. Br.* Einzige Art: M. gelonioides, *Roxb.*, Celastrus acuminata *Wall.*, Strauch in Ostindien.

Moadham, Sultan, s. v. a. Melik 9).

Moafer, **Noaman el**, s. **Arabien**, Gesch. S. 562.

Moallakat (arab. Lit.), Name von sieben größeren arabischen Gedichten, welche aus der Zeit vor Mohammed herstammen und wegen ihres großen Ansehens in dem Tempel zu Mekka in goldnen Buchstaben geschrieben aufgehängt waren. Ihren Ursprung verdanken sie den auf der Messe zu Okkat in Tehama gewöhnlich Statt findenden poetischen Wettkämpfen. Sie besingen die Tapferkeit und andere Tugenden und beginnen regelmäßig mit dem Preis der Geliebten. Die Dichter sind Amralkeis, Tarafa, Soheir, Lebid, El Harethi, Antara und Amru ben Kelthum. Eine englische Uebersetzung lieferte Jones, die dann von Hartmann unter dem Titel: „die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poet. Himmel" (Münster 1802) ins Deutsche übersetzt wurde. Die Originaltexte mit lateinischer Uebersetzung sind von verschiedenen Gelehrten herausgegeben worden, z. B. die Moallakat des Tarafa von Reiske und später von Vullers (Bonn 1827), die des Amru ben Kelthum von Kosegarten (Jena 1829).

Moasje, Fluß, s. v. a. Palembang 2).

Moassier, s. v. a. Aegypten.

Moat-Grenagh, **Moate-Greenough**, brit. Stadt, Irland, Prov. Leinster, Grafschaft **Westmead**, südwestl. von Mullingar.

Moavogel (foss. Ornith.), s. v. a. der neuseeländische Riesenvogel, Dinornis Owen, s. **Megalornis**.

Moawijah (**Moawyah**, **Muawijjah**, Geneal.), 1) M. I., der erste Khalif aus der Dynastie der Ommajaden 661—680, residirte zu Damaskus und machte das Khalifat in seiner Familie erblich; s. **Khalif**, S. 1053 ꝛc.; — 2) M. II., Enkel des Vorigen, bestieg im J. 683 den Thron des Khalifen, † aber schon nach 40 Tagen; s. **Khalif**, S. 1054.

Mob, Ort, s. v. a. Mab.

Mobassier (türk.), Aufseher, Inspektor.

Mobati, afrik. Fluß und Ort, **Südspitze**, im Lande der Beetjuanen.

Mobbu, Reich, s. v. a. Borgu.

Mobeds, s. v. a. Magier.

Mobeiditen (arab., d. i. die **Weißen**), mohammedanische Sekte.

Mobendorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt **Nossen**; 650 Einw.

Mobidi, Insel, s. v. a. Maurua, s. **Gesellschaftsinseln**.

Mobil (**Mobile**), beweglich, vrgl. Perpetuum mobile, Primum mobile.

Mobile (Geogr.), 1) Bai des Golfs von Mexiko im nordamerikan. Staate **Alabama**, 30 Meilen lang und 12 M. breit. Steht durch 2 Straßen mit dem Golf in Verbindung, welche durch die Dauphin-Insel getrennt werden. Die

Straße an der Westseite der Insel hat nicht mehr als 5 F., die an der Ostseite 18 F. Fahrwasser. An dem obern Ende der Bai befindet sich eine Barre mit 11 F. Wasser. — 2) Fluß daselbst, wird durch die Vereinigung des Alabama und Tombigbee River, 48 Meilen oberhalb Mobile City, gebildet, trennt sich einige Meilen nach der Vereinigung in mehre Arme, wovon der westliche M., der östliche, der tiefste, Tensaw heißt; er ist schiffbar für Boote von 5—6 F. Fahrwasser. Fluth 50—60 F. hoch. — 3) Grafschaft das., im Südwesten des Staates Alabama; Flächeninhalt: 2250 engl. □M. Flüsse: der Tombigbee und Mobile River an der östl. Grenze und deren Nebenflüsse; Nebenflüsse des Pascagoula River; die Pascagoula-Bai an der südl. Grenze. Boden: wellig am Golf, hügelig im Norden; unfruchtbar, meist mit Fichtenwald bedeckt. Hauptstadt: Mobile. Produktion: Bush. Mais 31,991, Kartoffeln 32,800. 21 Handels- und 93 Kommiss.-Häuser mit Kapital von 3,129,612 Doll.; 248 Kaufläden mit Kapital von 1,861,695 Doll.; 22 Mahl-, 20 Sägemühlen, 5 Druckereien, 1 Buchbinderei, 3 tägliche, 4 wöchentliche und eine halbwöchentliche Zeitung. Fabrikkapital: 475,600 Doll., 1 College, 11 Akademien, 11 Schulen. Bevölkerung 1840: 11,763 Weiße, 6100 Sklaven, 787 freie Farbige, zus. 18,740 E. — 4) Hauptstadt und Zollhafen daselbst, auf dem westl. Ufer des Mobile, an dessen Mündung in die Mobile-Bai, auf einer ausgedehnten Ebene, die sich 15 Fuß über den höchsten Wasserstand des Flusses erhebt; gewährt von der Bai aus einen herrlichen Anblick und wird durch regelmäßige Brisen erfrischt. Post, Gerichtshaus, Gefängniß, Zollhaus, Hospital, Seehospital der Vereinigten Staaten, 46 Werfte, 3 Banken, 1 Theater, die Barton-Akademie, 7 Kirchen (1 presbyterianische, 1 episkopalische, 1 baptistische, 2 methodistische, 1 römisch-kathol., 1 afrikan.). Bevölkerung: 1840: 13,000 Einw. Schiffe mit einem Tiefgange von mehr als 15 F. können nicht unmittelbar, sondern erst nach einem Umwege von 6 Meilen rings um ein sumpfiges Eiland in den Mobilefluß und aus diesem in die Stadt gelangen. Diese bildet nächst Orleans den bedeutendsten Baumwollenmarkt der Vereinigten Staaten, welchem Umstande sie auch ihr schnelles Aufblühen verdankt. Die Baumwollausfuhr von M. nach dem Auslande während des Handelsjahres 1844—45 belief sich auf 191,794,622 Pfd. (390,714 Ballen.) Davon erhielten: Großbritannien 132,260,513, Frankreich 33,467,632, Spanien 6,733,394, Oesterreich 4,924,467, Holland 4,123,250, Belgien 4,528,310, Sardinien 819,012 und Hamburg 547,474 Pfd. Andere Ausfuhrartikel sind: Getreide, Reis, Tabak, Kaffee, Zucker, Vieh, Eisen, Steinkohlen. Ueberhaupt stellte die Ausfuhr im J. 1845 einen Geldwerth von 13—16 Millionen Dollars dar. Seine Haupteinfuhr erhält M. aus den Unionsstaaten; die Einfuhr aus fremden Ländern ist verhältnißmäßig sehr gering und repräsentirte im J. 1845 nur einen Geldwerth von 442,818 Dollar, woran England überwiegend betheiligt war. Die Zahl der in demselben Jahre mit Ladung nach fremden Häfen abgegangenen Schiffe belief sich auf 183 amerikanische, 85 britische, 28 spanische, 3 französische, 1 österreichisches, 1 sardinisches und 1 mexikanisches, zusammen 302. Münzen, Maße und Gewichte, s. New-York.

Mobile Kolonnen, Truppenabtheilungen, welche in verschiedenen Richtungen im Rücken der befreundeten Hauptarmee umherziehen, um die Verbindungs- und Rückzugsstraße frei zu erhalten, die Militairverwaltungsbehörden bei ihren Maßregeln zu unterstützen, Aufstände des feindlich gesinnten Landvolks zu verhindern oder zu unterdrücken, Marodeurs aufzusuchen, der Plünderung und anderer Unordnung vorzubeugen rc. Wenn die Entsendung mobiler Kolonnen nothwendig wird, so ist dies ein Zeichen, daß sich die Armee in keiner ganz günstigen Lage befindet, indem sie entweder eine aufgeregte Bevölkerung oder feindliche Streifcorps im Rücken hat. Der Kommandant einer solchen Kolonne, die gewöhnlich aus allerlei Waffengattungen besteht, aber die Stärke von 2000 Mann nur in seltenen Fällen übersteigt, muß die gehörige Umsicht und Entschlossenheit besitzen, auch von den Verhältnissen, in denen sich die Hauptarmee befindet, so wie von der Ankunft von Transporten rc. genaue Kenntniß haben. Auch muß ihm für unvorhergesehene Fälle die nöthige Vollmacht gegeben seyn. Eine andere Bestimmung, als die oben angegebene, haben die mobilen Kolonnen dann, wenn sie zum sogenannten kleinen Krieg gebraucht werden, um den Feind in größeren Entfernungen zu beunruhigen, ihm Transporte und Magazine zu nehmen und überhaupt, um die Streitkräfte auf mehre Punkte zugleich auszudehnen, ohne die Hauptarmee auf nachtheilige Weise zu schwächen.

Mobiles literae, s. Hebräische Sprache.

Mobilia (Gramm.), s. Motion.

Mobiliar (v. Lat.), s. v. a. Mobilien; daher Mobiliarerbe, Mobiliarvermögen rc.

Mobiliarsteuer, die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird und zu den direkten und Vermögenssteuern gehört. Hauptgegenstand derselben ist das aktive Kapitalvermögen der Staatsbürger; doch erstreckt sie sich auch auf andere Gegenstände des sogenannten beweglichen Vermögens. Sie darf aber nicht auf solche Dinge gelegt werden, deren Vermehrung für den Staat von großem Nutzen ist, wie z. B. auf den Viehbestand der Landwirthe. In den Bereich der Konsumtions- und Luxussteuer streift sie hinüber, wenn gewisse Gattungen beweglicher Habe, deren man sich leicht entäußern kann, z. B. Equipage, zu Schmuck verarbeitetes Gold und Silber rc. ihr unterliegen.

Mobilien (v. Lat., Rechtsw.), fahrende Habe, Fahrniß, Gereide, alles bewegliche Eigenthum im Gegensatze zu dem unbeweglichen oder Grundeigenthum. Das römische Recht bezeichnete nur Grund und Boden und was damit zusammenhängt (solum et res, quae solo cohaerent) als unbeweglich, alle anderen ör-

perlichen Sachen (quae tangi possunt), ohne Rücksicht darauf, ob ihr Zusammenhang mit dem Boden organisch, wie bei wurzelnden Pflanzen, oder mechanisch, wie bei Gebäuden, vermittelt ist. Unter den beweglichen Sachen wurden noch die res sese moventes, Sklaven und Thiere, so wie die im Verkehr nur nach Zahl und Gewicht in Betracht kommenden (res, quae numero, pondere vel mensura constant), besonders hervorgehoben. In den deutschen Rechten wird im Wesentlichen derselbe Unterschied festgehalten. Doch haben diese öfters mit besonderer Rücksicht auf die Bestimmung von Nebensachen, theils den Begriff des unbeweglichen Gutes näher festzustellen gesucht und noch insbesondere als solches bezeichnet, was erd-, wand-, niet- und nagelfest ist; theils haben sie jene Unterscheidung auch auf unkörperliche Sachen ausgedehnt und diese zwar in der Regel zu den beweglichen gezählt, zuweilen aber auch, wenn sie körperliche Immobilien zum Gegenstande haben, oder darauf haften, zu den unbeweglichen. Partikularrechtlich ward der Begriff der körperlich beweglichen Sachen weiter, als nach römischem Rechte gefaßt, wie denn z. B. nach dem Grundsatze: „Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniß" hölzerne Gebäude, Saaten, Früchte und Bäume auf dem Felde als M. gelten. Dagegen hat die weitere Behauptung, daß den in ihrer kollektiven Einheit schwer bewegbaren M., als Waarenlagern, Bibliotheken u. dergl., der rechtliche Charakter der Immobilien zukomme, keinen anderen Grund, als einen partiellen oder nur in einzelnen Beziehungen zur Anwendung gebrachten Gerichtsgebrauch. Endlich werden in deutschen Partikularrechten gewisse Theile des beweglichen Vermögens oder der fahrenden Habe häufig unter besondern Kollektivnamen, als Hausrath, Ingedömte, Kistenpfand 2c. zusammengefaßt und dafür besondere Rechtsnormen aufgestellt. Während für Immobilien ihrer Natur nach nur die an einem und demselben Orte herrschenden Rechtsgrundsätze gültig sind, können bei beweglichen Sachen, die mit dem Besitzer oder nach dessen Willkür ihren Ort wechseln, nicht bloß zeitlich, sondern auch örtlich verschiedene Rechtsnormen zur Anwendung kommen. Diesen Unterschied hat man in der Praxis mit dem Satze: Mobilia ossibus inhaerent, ausgesprochen, wodurch jedoch für die positiv rechtliche Beurtheilung der M. kein allgemein gültiger Gesichtspunkt gewonnen, sondern nur auf ein veränderliches faktisches Verhältniß, womit verschiedene rechtliche Folgen faktisch zusammenhängen können, hingewiesen wird. Nach deutschem Rechte war an den M. kein sogenanntes ächtes Eigenthum möglich. Das letztere bezog sich lediglich auf Immobilien oder Grundeigenthum, wie es durch die auf dem letzteren haftenden öffentlichen Rechte und Pflichten, durch Lehns- und Standesverhältnisse noch eine politische Bedeutung hatte. An M. konnten darum Freie wie Unfreie gleiche Rechte haben, während das Grundeigenthum die Freiheit und das ächte Eigenthum die volle Freiheit voraussetzte. Die Befugnisse an Grund und Boden beruheten wesentlich auf der Idee eines erblichen Stammgutes, während bei dem Eigenthum an M. nur an das Verhältniß eines Individuums zur Sache gedacht ward. Ueber die Fahrniß konnte in der Regel frei verfügt werden; bei dem Gute dagegen war die Veräußerung meistens von der Zustimmung der nächsten Erben abhängig, so daß dem Eigenthümer eine freie Disposition nur über sein „wohl gewonnen" Gut im Gegensatze zu dem schon in Erbgang gekommenen, zustand. Damit hing ferner zusammen, daß M. schon durch bloße Uebergabe zum Eigenthum, so wie durch ursprünglichen Erwerb mit vollem Rechte erworben wurden. Für den letzteren galt im Mittelalter namentlich der Grundsatz, daß die Fructus industriales schon dann als erhoben betrachtet wurden, wenn die meisten zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeiten vollendet waren. Dagegen entstand das Eigenthum an Immobilien in der Regel nur durch Uebergang mittelst Erbfolge und durch Uebergabe unter öffentlicher Auktorität mittelst der sogenannten gerichtlichen Auflassung, wozu noch während Jahr und Tag die ungestörte faktische Gewehre kommen mußte, um die gegen die Ansprüche dritter Personen schützende rechte Gewehre zu erzeugen. Weitere Unterschiede zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen zeigten sich bei dem Erwerbe durch Verjährung, durch Abschluß von Ehen und durch Erbfolge. Insbesondere bildete sich in den Ländern des sächsischen Rechts durch Gerichtsgebrauch der Grundsatz aus, daß bewegliche Sachen schon durch Besitz nach Jahr und Tag, unbewegliche erst nach 31 Jahren, 6 Wochen, 3 Tagen erworben werden konnten. Mit der unbeschränkten Freiheit eines rechtlichen Erwerbes an M. hing dann bei Eheleuten in den Ländern des fränkischen Rechts die neben der Errungenschaftsgemeinschaft Statt findende Mobiliargemeinschaft zusammen, wogegen die Stammgüter oder das ungereide Gut dem Theile verblieben, der sie eingebracht hatte. In einigen Ländern, wie in Bayern, Oesterreich und Kurhessen, trat wenigstens in Ansehung der Hochzeitsgeschenke und einiger Fahrnißstücke eine solche Gemeinschaft ein. Hiermit in Verbindung steht das unter verschiedenen Modifikationen vorkommende Erbrecht der Ehegatten, wonach sich häufig die eingebrachten Liegenschaften der Verstorbenen abgesondert vererben, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch daran zusteht, während er alleiniger Eigenthümer der Fahrniß und Errungenschaft wird. Auch weisen Partikulargesetze oder Rechtsgewohnheiten dem überlebenden Ehegatten gewisse bewegliche Vermögensstücke als sogenanntes Voraus (praecipuum) zu. Handelte es sich endlich um gerichtliche Wiedererlangung einer beweglichen Sache, so kam der Grundsatz: „Hand muß Hand wahren" od.: „wo du deinen Glauben gelassen, sollst du ihn wieder suchen," zur Anwendung. Hiernach konnte der Vindikant seine Sache zwar stets von dem Besitzer fordern, wenn sie wider seinen Willen entweder durch Diebstahl, oder weil er sie verloren, aus seiner Gewehre gekommen war; er mußte sich aber, wenn er sie freiwillig aus seiner Gewehre gelassen und sie z. B. versetzt oder ver-

liehen hatte, nur mit einem persönlichen Anspruch an den ersten Empfänger halten. — Diesen germanischen Bestimmungen über bewegliche Sachen im Gegensatze zu den unbeweglichen lag der Umstand zu Grunde, daß man sich bei M. keine so innige Verbindung der Sache mit dem Eigenthümer dachte, als bei Liegenschaften, und daß für die rechtliche Beurtheilung der M. mehr das in seiner Allgemeinheit aufgefaßte Verhältniß des Einzelnen zur Sache als Richtschnur diente, bei den Immobilien dagegen die besonderen Verhältnisse des Geschlechts, der Abstammung und des Standes in entscheidende Berücksichtigung kamen. Das allmählige Verschwinden der schrofferen Standesunterschiede mußte nothwendig eine gleichartigere Behandlung der beiden Gattungen von Vermögen zur Folge haben. Dieselbe Wirkung mußte auch die allmählige Verbreitung des römischen Rechts ausüben, in so fern dasselbe in seiner Ausbildung zur Zeit Justinians auch in der Beurtheilung der beweglichen und unbeweglichen Sachen dem Prinzipe der Rechtsgleichheit huldigte und nur ausnahmsweise die M. und Immobilien verschieden behandelte. Hiervon abgesehen stellten einzelne Partikularrechte die beweglichen Sachen mit den unbeweglichen wenigstens in einzelnen Beziehungen auf gleiche Linie, wie z. B. Kleinodien, unverwirktes Gold und Silber häufig zu den unbeweglichen Sachen zählten. In Erbfällen galten z. B. nach den kölnischen Statuten die Waaren und Güter von Kaufleuten und Handelsleuten, welche in ihre Handlung und Gewerbe einschlugen, so wie die Schiffe und Geräthe der Schiffer als unbewegliches Gut. Auch nach dem frankfurter Stadtrechte werden die Handelsgüter bei Erbschaften als Immobilien behandelt, im Uebrigen aber, wie bei Pfändungen rc., als M. Noch ist zu bemerken, daß auch Staatskapitalien immobilisirt werden können, wenn sie im Staatsschuldenbuche als unveräußerlich bemerkt oder unablöslich auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme; — 2) s. v. a. Hausgeräthe, Meubeln, Tische, Stühle, Sopha's, Kommoden rc.

Mobilienbrandassekuranz, s. Assekuranz, S. 948 ff., vergl. Versicherung.

Mobilienconto (Handlungsw.), im Hauptbuche das Conto, worauf der Betrag der M. des Besitzers der Handlung oder das Handlungs- und Fabrikgeräthe gebracht wird.

Mobilis (bot. Term.), beweglich, 1) was nicht angewachsen, daher verschiebbar ist, wie der Ring um den Strunk von Agaricus procerus u. A. muscarius; — 2) was eine selbstständige freie Bewegung zeigt, wie die Fäden von Oscillatoria, die Sporen der Confervaceen und die Frusteln der Frustulia-Arten. — Arena mobilis, der Flugsand.

Mobilitas (Med.), 1) die Beweglichkeit; — 2) die krankhafte, besonders große Beweglichkeit.

Mobilmachung einer Truppe (Mobilisation, Militärw.), das in Bereitschaftsetzen derselben zu einem Feldzuge, wozu namentlich die Herbeischaffung der bei dem Fuhrwesen erforderlichen Bespannung, die Ergänzung der Mannschaften und Pferde nach Maßgabe des Kriegsetats, die Anschaffung hinreichender Munition, des Schanzzeugs u. Kochgeschirrs, bei der Kavallerie der Remonte gehört. Eine gut eingerichtete Armee muß binnen wenigen Tagen mobil gemacht werden können. M. einer Festung, s. Festungskrieg.

Mobrach, asiat. Stadt, Hinterindien, Birma, am gleichnam. Flusse, südöstl. von Ava.

Mobschatz, königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Dresden; 130 Einw.

Mobular (Ichthyol.), Rochenart, s. v. a. Raja Mobular *Duhamel*. Pêches II, Taf. 17.

Moca (a. Geogr.), Stadt in Arabia Petraea, die unter römischer Herrschaft als eine heilige Stadt galt, steuerfrei war und ihre eigenen Gesetze hatte; jetzt Mocha (Ptol. V, 17, 5).

Mocades, Moquettes, auch Maucade, sammetartiger Zeuch, wird fast wie Plüsch gewebt, hat viel Aehnliches mit dem Tripp, kommt aber diesem in der Feinheit des Stoffes und der Arbeit nicht gleich. Die Grundkette oder das Hauptgewebe ist gewöhnlich von Hanf- und Leinengarn, die Poile aber, oder das Haar, welches die sammetartige Oberfläche bildet, entweder von Baumwolle und Wolle, oder von Flachsgarn und Wolle, oder auch ganz von Wollengarn. Man hat diesen Zeuch, der am häufigsten und sehr schön zu Lille, Tournay, Isle d'Orchin rc., 11 pariser Stab lang, meistens $^7/_{16}$ Stab, auch wohl nur $^5/_{12}$ Stab breit ist, in verschiedenen Mustern und Farben, geblümt, gewürfelt, gestreift. Zu Abbeville, wo dieser Zeuch zuerst gemacht wurde, besteht jetzt noch eine Manufaktur, deren Arbeiten durch ihre Güte, durch das schöne Aeußere, durch die geschmackvollen Dessins und durch die lebhaften und ächten Farben berühmt sind und daher in und außer Frankreich sehr gesucht werden. Diese Manufaktur liefert, außer den glatten Sorten zum Frisiren und Drucken, die unter dem Namen Tripp (s. d.), bekannt sind, und dem Sammet nach utrechter Art, die geblümten Moquettes de la première qualité, 20 pariser Zoll breit und 11 Stab lang, die Moquettes de la seconde qualité, auch Pié court, genannt, 18 Zoll breit und 12 Stab lang, letztere mit kleinen vertheilten Dessins oder mit mosaikartigen Mustern. Eine andere feine Art wird langhaarig, nach englischer Art, 25 Zoll breit, gemacht, und gleicht im Ansehen den Soranarie-Tapeten, da ihre größere Breite auch größere und abwechselndere Mustern zuläßt. Von derselben Feinheit verfertigt man auch geblümte Moquettes, bei welchen zur Poile oder sammetartigen Oberfläche Kameelhaar genommen ist, welches ihnen ein glänzendes Ansehen gibt, so wie auch von hartem glänzendem Kammgarn damastartig gewebte Arten, deren Grund und Muster verschiedene Farben haben. Die Manufakturen von Rouen liefern diesen Artikel ebenfalls recht gut. In Deutschland fertigen diese Waaren größtentheils auch die Teppichfabriken zu Berlin, Frankfurt a./M., Hanau, Luckau, Wesel, Linz, Wien, Dresden, dann wird in Glogau, Lausigk, Frohburg, ein moquettenähnlicher Stoff verfertigt. Unter

dem Namen **Moquets** liefert Turkoing in Frankreich und Berlin unter dem Namen von Filzteppichen auf Filz mit Farben gedruckte Teppiche (f. Plüsch, Velpel u. Teppiche). Man gebraucht diese Zeuche größtentheils zu Teppichen, Möbeldecken, Reisesäcken, zum Ausschlagen der Kutschen 2c. Sehr viele Arten dieser Teppiche, mit Franzen besetzt, finden Absatz im Handel nach den afrikanischen Küsten.

Mocambo, Fluß, f. Mozambique.

Mocauera (Bot.), nach Jussieu, Pflanzengatt., f. v. a. Visnea *L.*

Mocausagesteine (Geognos.), nach Studer ein Glied des westschweizerischen Flysch (f. d.).

Mocarangas, f. Monomotapa.

Mocarsus (a. Geogr.), Gegend in Thracien, sonst nicht weiter bekannt.

Mocasura (a. Geogr.), Ort in Thracien, an der Straße von Perinthus nach Sestus.

Mocata (a. Geogr.), Stadt in Bithynien, sonst nicht weiter bekannt.

Mocata (n. Geogr.), span. Ort, Aragon, nordöstl. von Calatayud.

Moccadeni (a. Geogr.), Völkerschaft in Phrygien, an der Grenze von Bithynien, auch Moccadini genannt. (Ptol. V, 2, 27).

Moccoli (ital.), kleine Lichter, deren man sich in Italien beim Karneval bedient.

Mocenigo, venetianisches Geschlecht, aus dem folgende Dogen hervorgingen: 1) Thomas, Doge von 1414–1423. Während seiner Regierung eroberten die Venetianer das Gebiet von Anquileja, ungeachtet des Bündnisses, welches der dortige Patriarch mit dem Kaiser Siegmund geschlossen hatte, der seinen Bundesgenossen vergeblich zu vertheidigen suchte. — 2) Pietro, Doge von 1474–1476, war vorher Obergeneral der Republik in dem Kriege gegen Cypern und die Türken, erhielt 1470 den Oberbefehl über die Flotte in dem Momente, als der Verlust von Negroponte die venetianischen Truppen entmuthigt hatte, benutzte dann den Krieg, in welchen Mohammed II. mit den Persern verwickelt ward, dazu, die Inseln Mytilene, Delos und die Cykladen zu verwüsten, bedrohte selbst Anatolien und eroberte Smyrna. Aber der Rückzug Ussun Hassans 1473 vereitelte die noch weiter gehenden Hoffnungen M.'s. Um dieselbe Zeit begab sich dieser als Beschützer der Königin Katharina Cornaro, der Adoptivtochter der Republik, nach Cypern und bestrafte daselbst die vornehmen Cyprier, welche gegen sie konspirirt hatten, um der von den Venetianern tyrannisirten Insel die Freiheit zu verschaffen. Im J. 1474 führte er eine Flotte Scutari zu Hülfe, welches der Großvezier belagerte, und trug zur ruhmvollen Vertheidigung dieses Platzes viel bei. Er zog sich aber hier eine schlimme Krankheit zu, von welcher er nie wieder geheilt ward. Die Venetianer erhoben ihn aus Erkenntlichkeit für seine Verdienste zum Dogen, doch † er schon 1476. — 3) Giovanni, Bruder des Vorigen, Doge von 1478–1485. — 4) Luigi, Doge von 1570–1577. — 5) Luigi, Doge von 1700–1709. — 6) Sebastian, erst Generalproveditore zur See, dann Befehlshaber in Dalmatien, endlich Doge von 1722–1732. — 7) Aloisio, Doge von 1763–1779. Vgl. Venedig, Geschichte.

Mocetto, Girolamo, Maler und Kupferstecher, auch Mozzetto und Mozetto geschrieben, irrig aber Muciano und Mosciano, der gewöhnlichen Annahme nach um 1454 zu Verona geboren, nach Vasari Gehülfe Bellini's und nach Einigen Schüler Andrea da Murano's oder Squarcione's. Von ihm gibt es 12 Stücke; Judith, das Haupt des Holofernes in den Sack steckend; — Die Taufe Christi; — Die heilige Jungfrau mit 8 Heiligen; — Dieselbe auf dem Throne; — St. Johannes in der Wüste; — Die Auferstehung Christi 2c., welche in trockener Weise behandelt, aber von großer Seltenheit sind.

Mocha (Geogr.), 1) südamerikan. wüste Insel, Chili, Land der Araucanos, im großen Süd-Ocean, der Küste von Chili gegenüber; — 2) Fluß das., Peru; entspringt in den Anden, südwestlich von Guamachuco, und mündet in den Ocean, südl. von Truxillo.

Mochady, russ. Fluß, Gouv. Wilna, rechts am Wartau.

Mochales, span. Flecken, nordwestlich von Molina, am Mesa; 560 Einw.

Mocharra (span., Ichthyol.), Fischgattung, f. v. a. Gerres *Cuv.*

Mochastein (Min.), auch Mochha- und Mochhastein, Baumchalcedon, ist ein dendritisch gezeichneter Onyx oder Chalcedon, f. Quarz.

Mochhastein (Min.), f. v. a. Mochastein (f. d.).

Mochau (Geogr.), 1) österreich.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Kundratitz; 130 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; 140 Einw.; — b) Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Erbscholtisei, Vorwerk; 190 Ew.; — c) (Mochen- oder Muchenhäuser) das., Kr. Schönau; Domänialgut, Vorwerk; 130 Einw.; — d) (Freiherrl.-M.), das., R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt, an der Hohenplotz; 330 Ew.; — e) (Paulinen-M.) das.; 230 E.; — 3) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Nossen; 280 Einw.

Mochholz (wend. Mocholza), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 280 Einw.

Mochlia (Mochleusis, griech., Chir.), das Wirken durch Hebel; daher besonders das Einrichten durch Hebel oder Flaschenzüge.

Mochlicus liber (Vectiarius, Med.), das Buch von den Hebeln und anderen Werkzeugen, eine von den wahrscheinlich unächten hippokratischen Schriften.

Mochlion, Vectis (griech., Chir.), der kleine Hebel zu chirurgischem oder geburtshülflichem Gebrauch.

Mochliscus (griech., Chir.), ein sehr kleiner Hebel zu chirurg. Gebrauch.

Mochlos (griech., lat. Vectis), der Hebel.

Mochbern (Geogr.), 1) (Groß-M.) preuß. Kirchdorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; 410 Einw.; — 2) (Klein-S.), Dorf das.; 150 Einw.

Mochel, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg; Hauptgut und Vorwerk; 150 Einw.

Mochenwangen, würtemberg. Weiler, Donaukr., Oberamt Ravensburg; 210 Einw.

Mocherwitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitsch; Erbrichtergut; 140 Einw.

Mochnacki, Maurycy, ausgezeichneter polnischer Publicist, geb. 1804 auf dem Gute Bojaniek in Galizien, erhielt von seinen Eltern mit Hülfe eines Hauslehrers eine treffliche Erziehung, besuchte 1819 und 1820 das Lyceum zu Warschau und darauf die Universität daselbst, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Schon war der Tag bestimmt, an welchem er nach vollendeten akademischen Studien seine Prüfung zur Erlangung der Magisterwürde ablegen sollte, als er im Verdacht geheimer Verbindungen auf Befehl des Großfürsten Konstantin verhaftet wurde. Nachdem er 14 Tage mit den gemeinsten Verbrechern in einem Kerker zugebracht hatte, ohne irgend ein Geständniß abzulegen, wurde er zwar wieder freigegeben, aber aus der Liste der Studierenden gestrichen und zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes für unfähig erklärt. Als aber das Untersuchungskommité durch die Geständnisse eines in Litthauen Festgenommenen in Erfahrung gebracht hatte, daß M. Mitglied des patriotischen Vereins sey, ward er wiederum eingekerkert. Um frei zu kommen, entwarf oder unterschrieb er einen im Sinn der Regierung abgefaßten Plan, wie man in Polen durch ein neues Erziehungsreglement die fortschreitende Aufklärung unterdrücken könne. Darauf erhielt er seine Freiheit wieder. Diese Schrift wurde dazu benutzt, um dem Großfürsten Konstantin den Beweis zu liefern, wie zweckmäßig das nach nordamerikanischen Grundsätzen eingerichtete Gefängniß zu den Karmelitern, in welchem M. gesessen hatte, sich erweise, exaltirte Gemüther zum Gehorsam gegen die bestehende Regierung zurückzuführen; das Bekanntwerden derselben hat aber nachher M. selbst viel Unannehmlichkeiten bereitet. Da M. auch jetzt noch nicht für fähig zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes oder der Magisterwürde erklärt wurde, so entschloß er sich, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, die ihm angebotene Stelle im Censurbureau anzunehmen, wo aber seine Thätigkeit den Absichten der Regierung so entgegengesetzt war, daß er schon nach 2 Monaten entlassen wurde. In den Jahren 1826—30 nahm er an der Redaktion der „Izys polska“, einer Zeitschrift für Industrie u. Landwirthschaft, Theil. Daneben beschäftigte er sich aber viel mit Philosophie und Literatur. Vom 1. December 1827 bis 1. December 1829 redigirte er die „Gazeta polska“, und nachher den „Kurjer polski“, dessen Aufsätze sehr geeignet waren, die Polen in fortwährender Agitation zu erhalten. Auch verbreitete er ohne Nennung seines Namens viele heftige revolutionäre Schriften, von denen namentlich die an die polnischen Landboten gerichtete Stimme eines Bürgers aus unterjochtem Land eine große Verbreitung unter dem niedern Volk fand. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution erschien seine „O literaturze polskiega wiecku dziewietnastym“ (Ueber die polnische Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd. I, Warschau 1830), welche viel zu dem richtigen Verständniß und zur Anerkennung einiger neueren Dichter, namentlich Goßczynßki's und Malczeski's, beigetragen hat. Da er bisher zu allen geheimen Verbindungen der polnischen Jugend gezählt hatte, so nahm er mit seinem Bruder an der polnischen Revolution den lebhaftesten und thätigsten Antheil. Allein sein Einfluß wurde bald gebrochen, als bei einer von Chlopicki angeordneten Durchsuchung der Papiere Konstantins, jener von ihm im Kerker unterschriebene Plan einer neuen Volkserziehung aufgefunden wurde. Man hielt ihn nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands und all' seine kühnen Vorschläge in der von ihm neugegründeten Mcoda polska (das junge Polen) fanden keinen Beifall. Er trat deshalb in das erste Jägerregiment zu Fuß als Gemeiner ein, obgleich ihm der Generalissimus Radziwill den Offiziersgrad angeboten hatte, und focht in der Schlacht bei Grochow mit der größten Auszeichnung. Die erhaltenen Wunden nöthigten ihn zwar, sich einige Zeit aufs Land in die Nähe von Warschau zurückzuziehen. Aber bald erschien er wieder im Feld und nahm an den Schlachten bei Okuniew, Wawre, Liw, Dlugostodlo und Ostrolenka Theil. In der letztern wurde er schwer verwundet; wegen seiner bewiesenen Tapferkeit erhielt er das goldne Ehrenkreuz. Nun mußte er auf längere Zeit das Zimmer hüten, lieferte aber in der Zeit für die „Dziennik powszechny“ sehr gediegene Artikel, die jedoch bei den Machthabern keinen rechten Eindruck machten, weil man ihm nicht traute. Nach der Uebergabe Warschaus ging er mit den übrigen Flüchtlingen nach Frankreich. Hier schrieb er: „Powstanie narodw polskiego“ (Geschichte des polnischen Aufstandes, 2 Bde. Paris 1834), in welcher er seinen Landsleuten den Vorwurf machte, daß durch ihre selbstsüchtigen Parteiungen die Freiheit des Vaterlandes untergegangen sey. Er † am 20. Dec. 1834 zu Auxerres, wo er in der letzten Zeit seinen Aufenthalt genommen hatte; seinen Tod hatte er bei anscheinender Gesundheit schon längere Zeit vorausgesagt. Erst nach seinem Tod wurde seinen vielfachen und großen Verdiensten um die Sache Polens eine allgemeinere Anerkennung zu Theil u. man errichtete dem lange verkannten Patrioten in Auxerre ein schönes Denkmal. M. hatte einen äußerst regsamen Geist und verfaßte seine durch Klarheit und Tiefe sich auszeichnenden Arbeiten mit der größten Leichtigkeit. Seine während und nach der Revolution verfaßten Aufsätze sind von Jelowicki gesammelt und mit einigen andern Schriften unter dem Titel: „Pisma rozmaite“ (Vermischte Schriften, Par. 1836) herausgegeben worden.

Mochnatyr-Kurilen, kurilischer Volksstamm, der sich durch starken Haarwuchs auszeichnet; s. Kurilen.

Mochny, russ. Flecken, Gouv. Kiew, links am Mochna.

Mochon (franz., Ichthyol.), s. v. a. Atherina mochon *Cuv.*

Mochow (Geogr.), 1) österreich.-böhm. Marktflecken, Kr. Kaurim, Herrsch. Kaunitz; 550 Einw.; — 2) preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 240 Einw.

Mochrum, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Wigton; 2000 Einw.

Mochthos (griech., Med.), die schwere Arbeit, das schwere Leiden.

Mochura (a. Geogr.), Stadt im Innern von Arabia Felix zwischen Alata und Thumna (Ptol. VI, 7, 31).

Mochus (a. Lit.), alter phönicischer Geschichtschreiber, aus Sidon gebürtig.

Mochusstein, s. v. a. Mochastein.

Mocinia (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengattung. Art: M. mutisioides *Dec.*, s. v. a. Stiftia chrysantha.

Mocinna (Bot.), nach Lagasca, Pflanzengattung. Arten unter Galinsogea.

Mocisus (a. Geogr.), Kastell im NW. von Kappadocien, welches Justinian bei der neuen Eintheilung des Landes zur Hauptstadt von Kappadocia III. machte und sehr vergrößerte, worauf die Stadt den Namen Justinianopolis erhielt; jetzt Kir Schehr.

Mockau, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 370 Einw.

Mocke (Bot.), auch Zellenpalmen, 1. Zunft der 6. Klasse des okenschen Pflanzensystems, den Cynomorien anderer Systeme entsprechend. Allgemeiner Charakter: Schmarotzer mit schuppigem Schaft ohne Blätter und Blüthenscheiden; Blüthen getrennt, in Schuppen an Kolben, ein- oder dreizählig und oben; Schlauch einsamig; Blüthen fast mikroskopisch. Vergl. Richard, Mém. Mus. VIII., 1822, S. 404. Gattungen: Cynomorium, Helosis, (Caldasia).

Mockeln, schwed. Binnensee, Kronsberglän, westlich vom Asner-See, 528' schwed. hoch gelegen.

Mockenthal, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hohnstein; 170 Einw.

Mocker (Geogr.), preuß. Orte: 1) Kolonie, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 120 Einw.; — 2) (Hohen-M.), Pfarrdorf das., R.-B. Stettin, Kr. Demmin; 200 Einw. Hierzu die Rittergüter Hohen-Brünzow und Tenzerow und das Gut Buchholz; — 3) Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 910 Einw.; — 4) (Neu-M.), Kämmereidorf das.; 140 Einw.; — 5) Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 390 Einw.

Mockerheide, große Ebene bei dem Dorfe Mock in der holländ. Provinz Geldern. Hier Schlacht zwischen den Holländern unter den Grafen Ludwig und Heinrich von Oranien und den Spaniern unter Requesens (den 14. April 1574), in welcher erstere geschlagen wurden.

Mockern, sachsen-altenb. Kirchdorf, Amt Altenburg; Rittergut; 380 Einw.

Mockersdorf, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Kemnath; 110 Einw.

Mockeson (Amphib.), s. v. a. gemeine Stielfelschlange, Cenchris marmorata *Gray*, *Oken.*

Mock-Orange (engl., Bot.), s. v. a. gemeiner Pfeifenstrauch, Philodelphus coronarius *L.* Mockprivet, s. v. a. breitblätterige Steinlinde, Phillyrea latifolia *L.*

Mockrau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 220 Einw.

Mockrehna, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; 310 Ew.

Mockritz (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau, am linken Elbufer mit 2 Schiffmühlen; 240 Einw.; — 2) königl. sächs. Dörfer: a) Kreis und Amt Dresden; 180 Einw.; — b) Kr. Leipzig, Amt Leisnig; 450 Einw.

Mock-Turtle-Suppe, nachgemachte Schildkrötensuppe.

Mockzig, sachsen-altenburg. Dorf, Patrgr. Ehrenhain; 120 Einw.

Moclin, span. Flecken, Prov. Granada, nordwestlich von Granada; 2000 Einw.

Moco (Säugeth.), in Brasilien, s. v. a. Kerodon Moco *Fr. Cuv.*

Mocoa, südamerikan. Fluß, Venezuela, Depart. Caraccas, fließt nordöstlich in den atlantischen Ocean.

Mocoaffe (Säugeth.), s. v. a. Cynocephalus Hamadryus *L.*

Mocobis, südamerikan. Indianer-Volk, La-Plata-Staaten, Staat Salta.

Mococo (Säugeth.), Makiart, s. v. a. Lemur Catta *L.*

Mocomoco, asiat. Stadt, ostindische Inseln, Sumatra, in einer Bucht an der Mündung des Si-Louggan, nordwestlich von Benkulen; Fort.

Mocontpur, brit. vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Agra, zwischen dem Ganges und Esy.

Mocowitz, österreich.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Tupadl; 380 Einw.

Mocquinia (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengatt. Art: M. rubra *Spr.*, s. v. a. Loranthus Schlechtendalianus.

Mocritä (a. Geogr.), Völkerschaft im Südwesten von Arabia Felix, wahrscheinlich ein Zweig der Minäer (Ptol. VI, 7, 23.).

Mocronax (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengatt. Arten unter Ludolfia *Willd.*

Mocs (Geogr.), 1) österreich-ungar. Dorf, graner Gespannschaft, rechts an der Donau, westlich von Gran; — 2) österreich-siebenbürg. Dorf, Unterkreis in der klausenburger Gespannschaft, westlich von Klausenburg; Mineralquelle.

Mocsonsk, s. Motsonsk.

Moctezuma, 1) richtige Form für Montezuma; — 2) nordamerikan. Fluß, Mexiko, Depart. Mexiko.

Moczuoë, s. v. a. Motschnoe, s. Moloschnyja.

Moda, asiat. Ort, Beludschistan, Mekran, nordöstlich von Tschoubar.

Modalismus und **Modalisten** (Kirchengesch.), s. Trinität, S. 379.

Modalität (v. lat. modus), bezeichnet die

Art und Weise, wie etwas existirt oder geschieht oder gedacht wird, also im Allgemeinen Alles, was man unter zufälliger, veränderlicher Bestimmung eines Dings zu begreifen pflegt. In diesem Sinn spricht man von der M. eines Geschäfts, einer Handlung etc. In der philosophischen Terminologie aber bedeutet M. eine Bestimmung des Urtheils, wodurch das Verhältniß des letzteren zu dem urtheilenden Subjekt bezeichnet wird, ein Verhältniß, welches dreifacher Art seyn kann, je nachdem ein Urtheil entweder als bloß möglich, oder als wirklich gültig oder als nothwendig gedacht wird, also für den Urtheilenden entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Hieraus ergeben sich die sogenannten **Modalitätsbegriffe** der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Kant nahm in diesen logischen Bestimmungen des Urtheils besondere Funktionen des Verstandes im Urtheilen an. Sie sind bei ihm die drei letzten unter den zwölf Kategorien, welche er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte. Doch ist es nicht nöthig, Behufs der Ableitung jener Modalitätsbegriffe dieselben auf eine besondere Organisation des menschlichen Geistes zurückzuführen. Jedes Urtheil als ein solches ist im Grunde nichts weiter, als eine bloße Versicherung und also assertorisch; problematisch oder apodiktisch wird es erst, wenn man es mit seinem Gegentheil vergleicht. Ist nämlich das Gegentheil unmöglich oder undenkbar, so wird das Urtheil zu einem nothwendigen; ist dagegen das Gegentheil denkbar, logisch möglich, so daß es keinen Widerspruch in sich schließt, so nimmt das Urtheil den Charakter des problematischen an. Daraus, daß ein Urtheil niemals allein, sondern nur mit dem verglichenen möglich, zwei entgegengesetzte aber nie zugleich nothwendig seyn können, sondern die Nothwendigkeit nur einem von beiden zukömmt, ergibt sich die alte logische Regel: „Von der Nothwendigkeit gilt der Schluß auf die Wirklichkeit, von der Wirklichkeit der auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt." Vgl. Urtheil (Log.).

Modana, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Savoyen, am Arc; 1140 Einw.

Modanlu (Modunlu), Kurdenstamm, s. Masenderan 2).

Modbury, brit. Flecken, England, Grafsch. Devon, östlich von Plymouth; Wollspinnerei, Wollzeuchweberei; 2280 Einw.

Modder (Geogr.), 1) afrikan. Flecken, Südspitze, Land der Buschmänner, nördl. von den Klaree-Bergen; — 2) Fluß, s. v. a. Moder.

Modderbank, Morast, s. Surinam.

Modderwellen, s. v. a. Bludugs.

Modderwiese, preuß. Kirchdorf, Provinz Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Friedeberg; 610 Einw.

Moddrow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bülow, an der Kamenz; 270 Einw.

Mode, im weiteren Sinne der Inbegriff alles dessen, was in einem Orte, einem Lande oder auch in einer Zeit im gesellschaftlichen Leben rücksichtlich der Lebensweise und des Benehmens Sitte und Gewohnheit ist; im engeren Sinne aber die gerade herrschende Art der Kleidung. In diesem wie in jenem Sinne schließt der Begriff von M. vornehmlich den des Veränderlichen, mehr oder minder rasch Wechselnden in den äußern Formen des Lebens im Gegensatze zu dem Feststehenden, Bleibenden, Stabilen in sich. Da jener Wechsel sich entweder auf Entbehrliches, nicht eigentlich Nothwendiges, also auf das bezieht, was man insgemein unter dem Namen Luxusgegenstände begreift, oder die eigentlichen und unentbehrlichen Lebensbedürfnisse nur in der Weise angeht, daß nicht das eine durch das andere ganz verdrängt wird, sondern nur die Art und Weise, dieses oder jenes unentbehrliche Lebensbedürfniß zu befriedigen, der Veränderung unterliegt, wie z. B. der Schnitt der Kleidung: so ergibt sich hieraus von selbst, daß ganz rohe, unkultivirte Völker, denen Luxusbedürfnisse unbekannt sind, auch den Wechsel der M. nicht kennen. Aber es ist nicht bloß die höhere Kultur und Civilisation, sondern in nicht minderem Grade der Verkehr, die industrielle Thätigkeit, der Reichthum, die geographische Lage, so wie endlich die politische Verfassung eines Landes und Volkes, was in Bezug auf den Wechsel der M. alles maßgebend ist. Nur da, wo lebendiger Verkehr mit auswärtigen Nationen den Blick erweitert und auf neue Gegenstände des Genusses hinlenkt, wo emsige Industrie den mannichfaltigen wirklichen od. nur eingebildeten Bedürfnissen vollkommen Genüge zu leisten sucht und wo dieser Zweig menschlicher Thätigkeit in Verbindung mit einem ergiebigen Boden nationalen Wohlstand schafft, wo das Klima den Menschen nicht an eine und dieselbe Art zu leben, sich zu kleiden, zu wohnen etc. bindet, wo endlich nicht despotische Willkür der individuellen Freiheit und Laune Schranken setzt, nur da, wo solche Verhältnisse obwalten, wird die M. ihren umgestaltenden und erneuernden Einfluß ausüben können. Ein gewisser, wenn auch ziemlich bedeutender Grad von Bildung ist es nicht, was allein schon einen Wechsel der M. zu begründen vermag. Das Beispiel der Chinesen und anderer civilisirten asiatischen Völker zeigt, daß, wo religiöser oder politischer Druck ein starres Festhalten an den althergebrachten Gewohnheiten, Sitten und Einrichtungen erzeugt, trotz der herrschenden Bildung die Mannichfaltigkeit der M. ausgeschlossen bleibt. Aus dem Gesagten ergibt sich aber auch von selbst, daß es eine große Einseitigkeit und Befangenheit des Urtheils verrathen würde, wenn man die M. geradezu u. unbedingt verdammen wollte. Sie ist die nothwendige Folge der Kultur, wie sie diese auch selbst wieder befördert. Unsere Industrie hätte nicht die staunenswerthe Höhe, auf welcher wir sie in der Gegenwart erblicken, erreichen können, wenn nicht der Wechsel und das Bedürfniß der M. der industriellen Thätigkeit den nöthigen Antrieb und die erforderliche Unterstützung gegeben hätte. Nicht die M. an sich ist verwerflich, denn sie ist etwas durch die höhere Kultur Gegebenes und Gebotenes, sondern nur die **Modesucht**, die zur gecken- und stutzerhaften Narrheit ausartet, indem sie das Wichtigere über dem Unwichtigen, Hauptsachen über Nebensachen verabsäumen läßt. Merk-

würdig ist aber die Macht, mit welcher die M. sich unter gebildeten Menschen überhaupt, nicht unter Dandy's allein, geltend zu machen pflegt; nicht allein, daß man ihr wirkliche wahre Schönheit, Anstand, Bequemlichkeit aufopfert, man hält ja nur zu oft das, was z. B. in der Tracht gerade M. ist, wirklich für schön, während man es nicht lange zuvor noch für unschön hielt und ist geneigt, etwas als unschön zu verwerfen, was man eben noch für schön halten zu müssen meinte. Den Wechsel der M. hartnäckig ignoriren, würde lächerliche Pedanterie seyn und im geselligen Verkehr manchen empfindlichen Nachtheil bringen; aber unleugbar ist es ein Zeichen eines kleinlichen Geistes oder gänzlicher Geistesarmuth, wenn man sich in dem Grade von der M. beherrschen läßt, daß man jede neue und ephemer auftauchende M. sofort mitmachen zu müssen glaubt. Diese Modesucht führt, wenn sie in weiteren Kreisen herrschend wird, nicht nur den Verfall alles wahrhaft guten Geschmacks, sondern auch den Ruin des häuslichen Wohlstandes und die Hintansetzung aller auf die höhere Bestimmung des Menschen bezüglichen Interessen herbei und wirkt also moralisch entkräftigend. Als tonangebend in Bezug auf die M. galten früherhin und gelten noch immer im christlichen Europa und Amerika die Franzosen, wie ja die jetzige Tracht der sogenannten gebildeten Stände von den Ufern der Wolga und des Urals, ja von den britisch-ostindischen Kolonien an bis an die äußersten Punkte europäischer Kultur und Civilisation an den Ufern des Missisippi und den Abhängen des Felsengebirgs von Frankreich aus sich verbreitet hat. Doch machen auch die Engländer Ansprüche auf die Ehre, die Mode zu diktiren und suchen diese ihre Ansprüche wenigstens durch Bizarrerie und lächerliche Verschrobenheit in Kleidertracht und Benehmen zu rechtfertigen. Die Zeitschriften, welche ihre Spalten den Veränderungen der M. ganz oder zum Theil öffnen, sind deutschen Ursprungs. Die erste Zeitschrift dieser Art war die „Mode- und Galanteriezeitung oder unentbehrliches Handbuch &c." (Erfurt, 1758 ff.), der viele andere folgten, unter denen die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode", das frankfurter „Journal de salons, ou Revue des modes et galerie des moeurs" zu bemerken sind. Die Geschichte der M. bildet übrigens, so unbedeutend und geringfügig ihre Specialitäten auch erscheinen mögen, einen nicht unerheblichen Theil der Kultur- und Sittengeschichte, namentlich der des modernen Europa, und es ist neuerlich mit Recht öfters darauf hingewiesen worden, wie sich die ganze Sinnes- und Denkweise eines Zeitalters oft sehr charakteristisch in den äußern, wandelbaren Lebensformen ausspricht. Vortreffliche Erörterungen und Zusammenstellungen bietet in dieser Beziehung H. Hauff, „Moden u. Trachten, Fragmente zur Geschichte des Kostüms" (Stuttg. u. Tüb., 1840), dar.

Modecca (Bot.), nach Lamark, Knollenliene nach Oken, Gattung der Asclepiadeae Passifloreae *Rchb.* Charakter: Blüthen ein- und zweihäusig, Kelch fünftheilig, mit 5 Blumenblättern und 5 — 10 Kranzschuppen; 5 Staubfäden verwachsen; 4 große Narben; Kapsel ausgeblasen, einfächerig und dreiklappig, mit vielem Samen in Hülsen an 3 Wandleisten. Kettersträuche in Ostindien, von 14 Arten bekannteste: M. palmata *Lam.* Ein dichte Wälder liebender u. fast immer blühender Kletterstrauch, mit abwechselnden, mehrlappigen, rothgesäumten Blättern und gelben Blüthen in Achseltrauben. In Malabar benutzt man den Saft dieser Pflanze mit Kokosmilch bei Brustbeklemmungen und die Wurzel als ein den Magen und den Darmkanal stärkendes Mittel, so wie bei Unterleibsstockungen. Auch braucht man die Wurzelrinde mit Honig gegen Husten und bei Schwindsucht; Rheede, Hort. mal. 8, Taf. 20, 21. — M. integrifolia *Lam.*, mit ungetheilten Blättern, im Uebrigen aber der ersteren ganz ähnlich, wird eben so gebraucht. Rheede, Hort. mal. 8, T. 23.

Modeer, Adolf, schwedischer Gelehrter des 18. Jahrh., Sekretär der patriotischen Gesellschaft zu Stockholm und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, geb. 1738, † zu Stockholm 1799. Sehr bewandert in den physikalischen Fächern, theilte er der Akademie eine große Anzahl von Beobachtungen und Erfahrungen mit, welche in den Memoiren der Akademie aufbewahrt wurden. Außerdem schrieb er eine Geschichte des schwedischen Handels (Stockholm 1770, deutsch); — ferner: Ueber die Verbesserung des Ackerbaus (das. 1774); — Ueber die Kolonieen (das. 1776), u. — Ueber die einheimische Oekonomie (das. 1780, alle drei Schriften in deutscher Sprache); — endlich Bibliotheca helminthologica s. enumeratio auctorum, qui de vermibus sc. cryptozois, gymnodelis, testaceis atque phytozois, tam vivis quam petrificatis scripserunt (Erlang. 1776), eine bloße Aufzählung von Büchertiteln ohne krit. Bemerkungen.

Modeina und **Ragaina** (poln. Myth.), Waldgötter.

Modejournale, s. Zeitungen.

Model od. Modul (v. lat. modulus, Bauk.), 1) ein Maß von relativer Größe, welches für die Dimensionen der Säulen gilt. Während die alten Griechen bei der dorischen Säulenordnung den halben, bei der jonischen und korinthischen dagegen den ganzen unteren Durchmesser als M. annahmen, gilt jetzt allgemein der halbe Durchmesser der Säule als M., und man theilt denselben in 30 Theile (Minuten, Portas), wodurch man den Maßstab für die Säulen und deren Gebälke erhält. Doch braucht man sich deshalb an vorgeschriebene Zahlenverhältnisse nicht mit zu großer Aengstlichkeit zu binden. Das Weitere s. unter Art. Säule und Säulenordnung; — 2) s. v. a. Bild, Figur, Modell; — 3) vertiefte Form, deren man sich bedient, um Gegenstände darin abzudrucken oder zu gießen. Vergl. Gießen.

Modelbret, (Modelholz, Stückgieß.), s. v. a. Modellbret, Modellholz.

Modelgeer (Bot.), 1) s. v. a. Senecio vulgaris *L.*; — 2) s. v. a. Gentiana cruciata *L.*

Modell (v. lat. modulus), 1) (Bauk.), ein in verjüngtem Maßstab aus Holz, Thon, Papiermasse, Gyps, Kork, Wachs &c. angefertigtes

Abbild eines im Großen entweder schon vorhandenen oder erst auszutuhrenden Gegenstandes, mit Hülfe dessen man das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile desselben zu einander besser prüfen und leichter beurtheilen kann. So fertigt man M.e von schwierigen Dachverbindungen, Gewölbkonstruktionen, weit gesprengten Brückenbogen, auch von ganzen Gebäuden, um deren innere Einrichtung leichter übersehen zu können. Solcher M.e bedürfen ganz besonders auch die Mechaniker und Maschinisten bei ihren Erfindungen und Verbesserungen im Bereiche der praktischen Mechanik. Eine der reichhaltigsten Sammlungen solcher mechanischen M.e ist die in München; — 2) (Bildhauerk.), der von den Künstlern aus Thon, Gyps oder Wachs geformte Körper, der als Vorbild bei der Herstellung desselben Körpers aus einem härteren Stoffe dient; — 3) (Bildgießer.), der Gegenstand, welcher in der Gießform abgedrückt werden, oder über welchem diese angefertigt werden soll (vergl. Gießen); — 4) (Maler.), Bezeichnung solcher männlichen oder weiblichen Individuen, welche nackt dem Künstler zum Gegenstande des Studiums dienen (M. stehen); auch nennt man den zu demselben Zwecke gebrauchten Gliedermann M. Eine Nachbildung nach einem solchen M. heißt ein Akt oder eine Akademie; — 5) überhaupt ein Gegenstand, nach dessen Größe und Gestalt andere solche Gegenstände gebildet werden sollen; — 6) (Math.), s. Stereometrie; — 7) s. v. a. Formspindel, s. Stückgießerei.

Modellblech, s. Eisenblech.

Modellbret, Modellholz, s. Stückgießerei.

Modelliren, 1) ein Modell (s. d.) anfertigen; — 2) Figuren in Thon, Gyps, Wachs u. dergl. weicheren Stoffen ausarbeiten, um Gypsabgüsse davon zu nehmen (vergl. Bossiren). Künstler, welche solche Arbeiten liefern, heißen Modellirer oder Modellmacher (Modelleurs), die Kunst aber Modellkunst, vgl. Skulptur.

Modellsteine (foss. Brachiop.), alter Name für fossile Terebrateln.

Modeln, 1) einem Gegenstande eine bestimmte Gestalt geben, ihn nach einem gewissen Muster (s. Model) bilden; — 2) Figuren oder Muster geben, z. B. bei der Schriftgießerei, beim Schönschreiben, bei der Weberei, Zuckerbäckerei etc.

Modelsdorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Haynau; 510 Einw.

Models schwarze Spießglanztinktur (Pharm.), s. Antimonialmittel.

Modeltuch, Beuteltuch, worauf verschiedene Alphabete, Bilder und Verzierungen eingenäht sind, nach denen man Wäsche etc. zeichnet.

Modelwitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Groß-M.), R.-B. und Kr. Merseburg, an der Elster; 130 Einw.; — b) (Klein-M.), das., 190 Einw.; — 2) sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; 160 Einw.

Modena (Geogr.), 1) (M. mit Massa-Carrara), ital. Herzogthum, liegt zwischen 28° 5′—29° 2′ östl. Länge und 43° 56′—44° 57′ nördl. Breite und gehört dem größten Theile nach dem großen Pothale an. Es erstreckt sich vom Po bis an den Apennin, jenseits des letztern aber liegt noch das abgesonderte Thal Garfagnana und das dem modenesischen Staatsgebiete jetzt einverleibte Massa-Carrara, das bis ans mittelländische Meer reicht. Die Nordgrenze bildet das lombardisch-venetianische Königreich u. Guastalla, die südliche u. südöstliche Grenze Lucca, das Meer und Toskana, die Ostgrenze der Kirchenstaat, die West- und Südwestgrenze Parma u. Sardinien. Die Angaben seines Areals schwanken zwischen 94 und 109 □Meil. Die Bevölkerung wird auf 562,700 Seelen geschätzt. Gegen den Po hin ist das Land flach und eben, erhebt sich aber gegen Süden terrassenförmig bis zum Apennin, an dessen Südabhang es sich steil zum Meere herabsenkt. Der Apennin, der zwar auch hier in seinen höchsten Spitzen, dem Monte Cimone, Doccia, Cenere, Fiorino (3674′), sich nicht viel über 6500′ erhebt und die Schneelinie nicht erreicht, steigt doch höher empor, als in Parma. Die genannten Spitzen, so wie der ganze Kamm des Hochgebirges bestehen aus schroffen, nackten Felsenzacken, auf denen ein mageres Gestrüpp keimt, und die daher öde und dürr aussehen. Die Vorläufer aber tragen herrliche Eichen- und Kastanienwälder, und je tiefer man hinab gegen die Ebenen kommt, um so fruchtbarer wird der Boden. Die aus dem Schooß des Apennins entquellenden Gewässer, die das Land durchströmen, eilen entweder nördlich dem Po zu oder suchen südlich vom Gebirge aus den Weg nach dem Meere. Die Secchia, aus Waldbächen des Apennins entstanden, ist das Hauptgewässer des Landes, und in ihr Gebiet gehört der Dolo, Fresnara, Canone, die Tagiata; sie geht jenseits Novi, in der Lombardei, dem Po zu, nachdem sie dem Landbau durch unzählige Kanäle u. Bewässerungsgräben fruchtbare Dienste geleistet hat. Oestlich von der Secchia und parallel mit ihr läuft der Panaro, der aus dem kleinen Lago Santo, einem Bergsee des Apennins, entspringt und durch einen Kanal mit der Secchia in Verbindung gesetzt ist. Er fällt bei Buendeno in den Po morto, einen Arm des Po. Unweit Paula entspringt der Crostolo und fällt, nachdem er mehre Bewässerungskanäle gespeist, bei Guastalla in den Po, eben so der Tassobio, nachdem er die von Parma kommende Enga aufgenommen. Auf der Südseite des Apennins finden wir den Sorchio, der aus einer wilden Bergschlucht unweit Hospitaletto entquillt und das Thal der Garfagnana durchströmt, um ins Gebiet von Lucca und aus diesem ins Meer zu laufen. Als künstliche Wasserstraße ist außer dem Verbindungskanal des Panaro mit der Secchia noch der Kanal Tassoni hervorzuheben, welcher vom Crostolo ausgehend, Reggio mit dem Po verbindet. Die übrigen Kanäle dienen zur Entwässerung oder Bewässerung des Bodens. Die Landseen sind unbedeutend; bemerkenswerth ist auf dem Apennin der Lago di Fratignano, und sehr besucht sind die Heilquellen zu Acquaria. — Klima. Erst jenseits der Apenninen öffnet sich Italiens schö-

ner Himmel. Das Thal von Garfagnana in seiner südlichen Hälfte und Massa-Carrara haben die klimatische Temperatur des genuesischen Küstenstrichs. Die Orange und der Oelbaum überwintern hier im Freien. Diesseits der Apeninnen herrscht daſſelbe Klima, wie in der Lombardei, doch ist die Vegetation sehr blühend, und nur auf und an dem Apennin ist die Luft rauh und der Bodenertrag sparsam. In den Ebenen ist dieselbe ergiebige und gleichartige Produktion, wie in Parma. Die landwirthschaftliche Kultur wird durch die Fruchtbarkeit des Bodens (namentlich in den niedern Gegenden), vortheilhafte Bewässerung, und die sehr regsame Thätigkeit der Bewohner unterstützt, so daß beträchtliche Ausfuhr von Getreide und Reis nach der Lombardei Statt findet; der Ertrag der Olivenanpflanzungen wird jedoch im Lande selbst verbraucht. Das ganze Land ist mit Maierhöfen besäet, deren Anbauer nur selten Eigenthümer, meist Erb- oder Zeitpächter sind. Die Felder sind meist in 2 oder 3 Schläge getheilt. Dem ersten kommen Weizen, Bohnen oder Rüben, dem zweiten türkischer Weizen oder Korn und Hirse, dem dritten Bohnen oder Feigbohnen zu. Auch werden viele Futterkräuter und Hanf gebaut, Gerste und Hafer wird wenig gebaut. Die Tage, wo das Getreide in der freien Tenne gedroschen wird, sind wahre Festtage, wo viel aufgeht. Sonst leben die Landleute sehr einfach. Ihr Getränk ist meist der Gauer (d. h. Laachwein). Der Wein, der gewonnen wird, ist geistiger, als der parmesanische und man beschäftigt sich vorzugsweise mit der Kultur rother Sorten, die Absatz nach Toskana und Lucca finden. Die Viehzucht ist, was Rindvieh und Schweine anlangt, sehr ausgedehnt und in einem vortrefflichen Zustande, so daß alljährlich eine ansehnliche Masse Schlachtvieh nach Toskana und Lucca ausgeführt wird. Pferde gibt es fast gar nicht, um so häufiger sind die Esel und das Geflügel; in den Gebirgen die Ziegen. Der Seidenbau wird mit Eifer betrieben, besonders in der Gegend von Mirandola, u. liefert im Durchschnitt jährlich über 80,000 Pfd. Seide. In Bezug auf den Bergbau sind nur die Eisenminen im Garfagnanathale hervorzuheben, aber ihr Ertrag vermindert sich fast mit jedem Jahre. Steinöl wird in ansehnlicher Quantität bei Castello di Monte Baranzone und bei Castello di Monte Gibbio gewonnen und dient vorzugsweise als Brennmaterial und zur Bereitung von Farben. Höchst bedeutsam aber erscheinen die Steinbrüche (theils in Garfagnana, theils in Massa-Carrara) in verschiedenen Marmorarten, von denen einige ihre anerkannte Trefflichkeit bis zu den Zeiten des Alterthums hinauf gerühmt sehen. Der geschätzteste in weißer Farbe wird aus den Marmorbrüchen von Carrara bei den Dörfern Torrano Polvaccio und Serravezza geliefert, in welchen ununterbrochen 1200 Arbeiter beschäftigt sind. Die jährlichen Einnahmen aus denselben werden auf 750,000 Lire berechnet. Sie haben in Carrara selbst vielen Bildhauern feste Ansiedelung gegeben, die sich theils mit dem ersten Bearbeiten und Auswählen der rohen Blöcke für das Ausland beschäftigen, theils in gewöhnlichen Marmor-Kunstarbeiten und Verzierungen für Häuser und Kirchen einen sichern Lebensunterhalt finden. Die jährliche Ausfuhr an Marmorarbeiten und Marmorblöcken ist in den letzten 20 Jahren über 500,000 Lire gestiegen. Sie wird von dem kleinen benachbarten Hafen Lavenza in diesem Fürstenthume oder von den zunächst gelegenen Handelsplätzen Spezzia, Genua und Livorno besorgt und steigt bis auf 1000 Ctnr. Die technische Kultur M.s ist durchaus unbedeutend und erscheint zur Befriedigung des innern Bedarfs keineswegs ausreichend, so daß daſſelbe theils durch englische und französische Fabrikate, theils aus der Lombardei (darunter auch Manufakturen aus der Schweiz und Deutschland) und Toskana den ihm fehlenden Verbrauch an Waaren beziehen muß. M. und Reggio besitzen einige Fabriken auf grobe und mittelfeine Tücher und andere wollene Waaren, so wie einige Seidenmanufakturen. Außerdem gibt es einige Leinwebereien, jedoch auch nur in gröbern Sorten, wobei indeß der Flachs meistentheils durch Hanf ersetzt wird. Im Handel ist für den innern Verkehr Reggio der bedeutendste Punkt, welcher jährl. eine stark besuchte Messe hat, die in den letzten Tagen des Aprils anfängt und bis auf 3 Wochen ausgedehnt wird. Aber auch für den auswärtigen Handel macht Reggio umfassendere Geschäfte als M., wobei jüd. und schweizer Kaufleute vorzugsweise als Vermittler sich thätig zeigen. Das ziemlich ausgedehnte Litorale besitzt keinen Hafen. Die zwei besuchtesten Landungsplätze sind Lavenza und St. Giuseppe. Außer an Getreide, Früchten, roher und gesponnener Seide, Schlachtvieh (gegen 36,000 Stück Schweine), Wein, Weinessig, Branntwein, Steinöl, können fast nur noch Marmor und Marmorarbeiten als angebotene Handelsgegenstände genannt werden, deren Umtausch gegen die oben angedeuteten Fabrikate bewirkt wird. Indeß bleibt M. dabei nicht im Nachtheil und läßt deshalb einen jetzt noch immer steigenden Wohlstand bemerken.

Gegenwärtige Rechnungsart und Zahlungswerth derselben. Gegenwärtig und vorschriftmäßig seit 1808 rechnet man in diesem Herzogthum, wie es nach dem Dekret Napoleons (als Königs von Italien) vom 21. Decbr. 1807 für das damalige Königreich Italien überhaupt gesetzlich eingeführt worden war und nachher in der Hauptsache dabei verblieben ist: nach Lire italiane, jetzt meist Lire nuove di Modena genannt, zu 100 Centesimi, in demselben Zahlwerthe, wie er nach dem neuern französischen Münzgesetze vom 28. März 1803 Statt findet, und wonach gesetzmäßig 51,967,888... oder circa $51^{211}/_{218}$ Francs (Lire nuove oder italiane); erfahrungsgemäß aber $52^1/_2$ bis $52^3/_5$ Franken oder Lire nuove (Lire italiane) auf die kölnische oder Vereins-Mark fein Silber gehen. Rechnet man dafür $52^1/_2$ Lire nuove oder italiane, so ist der Silber- und Zahlwerth dieser neuen Lire von M.: a) in preußischem Kurant: 0,266667 Thlr. = 8 Sgr., — b) im 20 Guldenfuße: 0,380952 Guld. = 22 Kr. 3,428 Pf., — c) im $24^1/_2$ Guldenfuße: 0,466667 Guld. = 28 Kr., — d) in Lire

modenesi: 2,609524 Lire mod. = 2 Lire 12 Soldi 2,256 Denari mod. — Die wirklichen Münzen dieses Herzogthums sind in neuerer Zeit: A. In Golde: Stücke zu 20 und zu 40 Lire nuove oder italiane, nach der gesetzmäßigen Ausbringung ganz so, wie die französischen 20- und 40-Frankenstücke zu $^9/_{10}$ fein. — B. In Silber: Scudi nuovi zu 5 Lire nuove oder italiane. Stücke zu 2 Lire nuove, zu 1 Lira nuova, zu $^1/_2$ und zu $^1/_4$ Lira nuova, gesetzlich ganz eben so wie in Frankreich die 5-Frankenthaler, die 2-, 1-, $^1/_2$ und $^1/_4$-Frankenstücke, ebenfalls zu $^9/_{10}$ fein. Siehe unter Paris. — C. In Kupfer: In Kupfer bestehen, so viel bekannt ist, Stücke zu 1 Centesimo, zu 2 und zu 5 Centesimi. — Von fremden Münzsorten kursiren hier die meisten Gold- und Silbermünzen der italienischen Staaten, so wie Frankreichs und Oesterreichs, zu veränderlichen Preisen. Der gesetzliche Münztarif vom 15. April 1819 stellt 47 verschiedene Gold- und Silbersorten auf, in Lire italiane und zugleich in Lire modenesi reducirt, außer den 7 Silbersorten der frühern Ausprägung des Herzogthums M.; wovon hier überhaupt nur die sich daraus ergebenden Münzverhältnisse angegeben werden können, wie in Nachfolgendem geschieht. — Kursverhältnisse und Wechselordnung. Gewöhnlich richtet man sich hier, mit Berücksichtigung der Kurse von Mailand, Venedig, Livorno (Bologna), nach den Kursarten von Genua und Turin; und in Hinsicht der jetzt geltenden Wechselgesetze nach den französischen. — Bisherige und frühere Rechnungsweise, nebst dem Zahlwerthe derselben. Früherhin, bis etwa 1808, aber auch zum Theil noch gegenwärtig, im gewöhnlichen Verkehr, rechnete man hier und rechnet man nach Lire zu 20 Soldi á 12 Denari di Modena (modenesi), in einem Zahlungswerthe, welcher verschieden ausfiel, je nachdem man diese Rechnungsart in Valuta di Modena oder in Valuta di Reggio bestimmte; übrigens ein Zahlwerth, welcher bei der meist sehr abgenutzten, von 1739 bis 1782, und allenfalls bis 1797 geprägten, und nicht in sehr großer Anzahl in Umlauf gekommenen einheimischen Münzsorten, hauptsächlich auf dem angenommenen Werthe der kursirenden fremden Münzen beruhte, und daher als ziemlich schwankend anzusehen ist.

Maße und Gewichte. Im Oktober 1849 wurde für das Großherzogthum die alleinige und strenge Beobachtung des gesetzlich geltenden französischen meterischen Maß- und Gewichtssystems eingeschärft. Die älteren modeneser Maße haben demnach keine gesetzliche Geltung mehr. Folgende sind die noch vorkommenden alten Maße und Gewichte von M. Längenmaß: Der Pieda di Modena (Fuß) von 12 Pollici = 231,865 paris. Linien, der Cavezzo = 6 Fuß; der Braccio di Modena (Elle) = 280,673 par. Linien. Feldmaß: Die Biolca hat 72 Tavole à 4 □Cavezzi. Getreidemaß: Der Saccoron 2 Staja à 4 Quarti = 126$^1/_2$ Liter. Weinmaß: Der Quartero hat 60 Boccali, der Barile 20 Fiaschi zu 2 Boccali, der Boccale = 85,543 par. Kub.-Zoll. Oelmaß ist der Coppo von Lucca. Handelsgewicht: Der Quintale (Ctnr.) hat 100 Libbre (Pfd.) à 12 Once à 16 Ferlini, und ist = 34,04567 Kilogr. Gold-, Silber- und Seidengewicht ist das von Bologna. Medicinal- und Apothekergewicht ist die Libbra des Handelsgewichts à 12 Once à 8 Dramme à 3 Scrupoli à 24 Grani. Die neueren Maße und Gewichte sind dieselben wie in Mailand. —

Der Modenese gehört dem lombardischen Stamme an, sein Dialekt nähert sich dem mailändischen. Charakter, Sitten und Gebräuche lassen den Parmesaner erkennen. Die ganz katholische Einwohnerschaft steht unter 3 Bischöfen in den Diöcesen M., Carpi, Mirandola. Der Volksunterricht ist noch vernachlässigt. Das Land hat eine Universität, eine Ritterakademie und Kriegsschule in M., 4 Gymnasien, 3 Priesterseminarien, eine Kunst-, eine Vieharzneischule, eine Malerakademie in Carrara, 2 öffentliche Bibliotheken. M. und Parma lassen sich in Beziehung auf geistige und wissenschaftliche Bildung so ziemlich unter einen Gesichtspunkt bringen, u. aus dem Schooße beider sind Männer hervorgegangen, die sich in den Wissenschaften einen Namen erworben. Während Parma gegenwärtig an der Spitze seiner Literatoren seinen Pietro Giordani aufzuweisen hat, der unbestritten der klassische Schriftsteller Italiens ist, während Colombo hier italienische Philologie fruchtbar betreibt und Affo und Pezzana als Bibliographen sich auszeichnen, während die geschichtlich-strategischen Werke eines Vacani Aufsehen machen, und Melloni mit glücklichem Erfolge die physikalischen Wissenschaften erweitert, während Tommasini die Lehre Rasori's verbreitet, bildete sich in M. hauptsächlich durch den Lombarden Lorgna eine italienische Gesellschaft der Wissenschaften, die durch ihre Memoiren viel Licht verbreitete, u. Männer wie Rangoni, Lombardi, Galvani, Malmusi, Rossi &c. haben verschiedene Zweige der Wissenschaft mit Glück und Talent bearbeitet. — M. ist ein souveränes erbliches Herzogthum, die Verfassung also absolut-monarchisch. Das regierende Haus ist eine Seitenlinie des Erzhauses Oesterreich, die von ihren mütterlichen Vorfahren den Beinamen Este führt. Der jetzige Herzog Franz IV. führt durch seine Abstammung auch den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich. Das Staatsministerium besteht aus 3 Ministern: des Auswärtigen, der geistl. Angelegenheiten, der Finanzen. Die Landesverwaltung ist in den Händen von Distriktsbeamten. Die Distrikte zerfallen wieder in Kantone. Der Appellationshof in M. ist die höchste Gerichtsstelle. Gerichte niederer Instanz sind noch zu M., Reggio und Massa. Jeder Kanton steht unter einem Governatore. Die Staatseinkünfte betragen ungefähr 1,500,000 Guld., die Staatsschulden etwa 400,000 Gulden. Die Kriegsmacht zählt: ein Corps Trabanten; ein Corps Dragoner; ein Corps Artillerie, Genie und Train; ein Regiment Linie; ein Bataillon Jäger; ein Corps Pionniere; ein Veteranen-Corps; Reserve-Miliz: im Ganzen 3500 Mann und 12,000 Mann Reserve.

Statistische Uebersicht.

Bestandtheile.	Flächengehalt				Bewohner.
	in Quadrat-Kilometres.			in geogr. QMeil.	
	Flachland.	Bergland.	im Ganzen.		
Modena . . .	1306,91	266,73	1573,64	28,679	197643
Reggio . . .	741,12	1157,30	1898,42	34,599	162397
Guastalla . .	317,41		317,41	5,785	36698
Frignano . .		1052,33	1052,33	19,179	56099
Garfagnana .		542,50	542,50	9,887	30698
Massa-Carrara } Lunigiana . }	46,59	588,79	635,38	11,580	{ 32370 { 40773
	2412,03	3607,65	6019,68	109,709	562678

Der Quadrat-Kilometer = 1 Million Quadrat-Meter = 0,018225 geogr. Quadrat-Meilen.

Geschichtliches. Nachdem M. in früherer Zeit zum Exarchat gehört hatte, kam es zu Toskana. Als Ferrara sich 1092 von der mathildischen Herrschaft lossagte, folgte M. dieser Stadt und stand mit ihr unter denselben Herrschern, welche erst aus dem Hause Torelli und dann aus dem Hause Este waren. Letzteres Haus, berühmt in Deutschland als Gegenpartei der Hohenstaufen, gehört zu den ältesten italienischen Familien. Azzo's IV. Söhne, Welf IV. und Fulco, waren die Stifter der deutschen und italienischen Linie. In den Kämpfen des 12. Jahrhunderts gingen die italienischen Besitzungen des Hauses verloren, und erst im 13. Jahrhundert sehen wir Glieder des Hauses Este in Ferrara, M., Parma &c. als Podestas, Kriegsobersten &c. Im Jahr 1288 war Azzo IV. Markgraf von Ferrara; er und seine Nachkommen erhielten nach und nach als päpstliche und Reichslehn Ancona, M., Lucca, bis endlich Markgraf Borso 1452 zum ersten Herzog von M. u. Reggio erhoben wurde. In diesen Zeiten galt das Haus Este, neben dem der Medicis zu Florenz, als Pflegerin der Kunst und Wissenschaft, und die Namen dieser Fürsten werden von den edelsten Dichtern der Nation gefeiert. Im Jahre 1598 starb die Hauptlinie aus, und der Sohn eines unebenbürtigen Sohnes von Alfons I. von Ferrara erhielt M. und Reggio. Alfons I. hatte nämlich noch einen unebenbürtigen Sohn, Alfons, erzeugt mit seiner dritten Gemahlin, Laura Eustochia, einer Bürgerstochter zu Ferrara, hinterlassen, welcher 1582 als Markgraf zu Montechio †. Der Sohn desselben, Cäsar von Este, war schon vorher von Alfons II. mit Erlaubniß des Kaisers Rudolf II. zu seinem Nachfolger ernannt worden, erhielt aber nach Alfons II. Tode nur M., Reggio u. Carpi, indem der Papst Clemens VIII. das Herzogthum Ferrara als erledigtes Lehn der päpstlichen Kammer einzog. Cäsar, der seine Residenz zu M. nahm, hatte 1602 mit den Lucchesen einen Krieg wegen Garfagnana's, welchen der Kaiser zu Gunsten des Herzogs entschied; dieser Krieg erneuerte sich 1613, wurde aber bald beendigt. Cäsar, der 1628 †, ist der Stammvater der Herzoge von M. Sein Sohn und Nachfolger, Alfons I. (III.), ging 1629 in ein Kloster (wo er 1644 †) und hinterließ die Regierung seinem u. Isabellens von Savoyen Sohne, Franz I., unter dessen Regierung die Pest M. verheerte. Um sich im mantuanischen Erbfolgekriege zu sichern, erbaute er bei M. eine Citadelle. Kaiser Ferdinand gab ihm 1633 für seinen Beitritt zu Spanien in diesem Kriege das Fürstenthum Correggio in Lehn, das er von Spanien um 230,000 Goldflor. gekauft hatte. Im Jahr 1636 griff er, mit Spanien verbunden, Parma an. Aus Unzufriedenheit darüber, daß die Spanier sich hartnäckig weigerten, ihre Besatzung aus Correggio zu ziehen, trat Franz 1647 auf die Seite der Franzosen und erhielt den Titel eines Generalissimus der französischen Truppen in Italien. Als jedoch der Marquis von Caracena mit spanischen Truppen ins Modenesische einfiel, sah sich Franz genöthigt, 1649 Frieden zu schließen. In einem neuen Kriege mit den Spaniern, in den er 1655 verwickelt wurde, wurde er von Frankreich und Savoyen unterstützt. Nach seinem Tode (1658) folgte ihm sein Sohn Alfons II. (IV.) als Herzog und Generalissimus. Er entsagte jedoch bald der Verbindung mit Frankreich, und im pyrenäischen Frieden 1659 erhielt er die Zusicherung, daß Spanien seine Besatzung aus Correggio ziehen und den Kaiser vermögen sollte, ihn damit zu belehnen. Ihm folgte 1662 sein 2jähriger Sohn Franz II. unter der Vormundschaft seiner trefflichen Mutter Laura Martinozzi. Im Jahre 1674 trat er selbst die Regierung an, begünstigte Künste u. Wissenschaften, gründete die Universität zu M. &c. Da er 1694 †, ohne Kinder zu hinterlassen, so folgte ihm sein Vatersbruder, der Kardinal Reinald. Diesen bestätigte der Kaiser 1698 im Besitz von Correggio, dessen Besitz ihm von Gilbert, einem Nachkommen der alten Fürsten dieses Hauses, streitig gemacht wurde. Die Franzosen vertrieben ihn 1703, und er zog nach Bologna. Nun verwaltete ein französischer Gouverneur M., aber die Franzosen wurden 1706 von den Kaiserlichen vertrieben und Reinald kehrte 1707 nach M. zurück. Er kaufte 1710 das vom Kaiser konfiscirte Herzogthum Mirandola um 200,000 Pistolen, mußte 1734 nochmals vor den Franzosen und Spaniern nach Bologna fliehen, kehrte 1736 nach der Befreiung seiner Staaten von den Feinden nach M. zurück, wurde im folgenden Jahre vom Kaiser mit dem durch den Tod des Grafen Philipp von Gonzaga erledigten Herzogthum Novellara belehnt und † 1737, wo ihm sein Sohn Franz III. Maria folgte. Dieser erklärte sich 1742 in dem Kriege zwischen Oesterreich u. Spanien für neutral, da aber die Oesterreicher verlangten, daß er sich für sie erklären sollte, so fiel der König von Sardinien ins Modenesische ein, und der Herzog floh nach Ferrara und von da nach Wien. M. ergab sich den Feinden und der Herzog verband sich nun mit dem Hause Bourbon, worauf ihn der König von Spanien 1743 zum Generalissimus seiner Truppen in Italien ernannte. Er kämpfte mit Glück, zog sich aber 1746 nach einem geheimen Befehl in die Provence zurück, kehrte jedoch in Folge des aachener Friedens 1748 nach M. zurück, wurde 1753 Vicegouverneur der österreichischen Besitzungen in der Lombardei und † 1780. Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war Herkules (III., die früheren s. Ferrara) Reinald, des

Vorigen Sohn, der sich 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia von Cibo-Malaspina, vermählt hatte. Seine einzige Tochter und Erbin, Maria Beatrix von Este, vermählte er 1771 mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Bruder Josephs II. u. Leopolds II. Nachdem er beim Einrücken der Franzosen in Italien 1796 die Flucht ergriffen und hierauf der Herrschaft seines Landes beraubt worden war (die Franzosen schlugen dieses zum cisalpinischen Bunde), erhielt er im luneviller Frieden 1801 den Breisgau zur Entschädigung, den er seinem Schwiegersohn überließ. Er † 1803 zu Treviso. Der Erzherzog Ferdinand, der sich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, aber Napoleon nicht als Kaiser der Franzosen anerkennen wollte, verlor den Breisgau durch den preßburger Frieden 1805 und † am 24. Dec. 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV., geb. 1779 und vermählt 1812 mit Beatrix, einer Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, gelangte erst 1814 zum Besitz der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den wiener Kongreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses, des Hauses Oesterreich-Este. Auch seine Mutter trat 1814 die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Kongreß noch die Lehn in der Lunigiana fügte, die nebst dem Herzogthum bei ihrem Tode am 14. Nov. 1829 an ihren Sohn fielen. In der Provinz Treviso besaß der Herzog die Fideikommißgüter des Hauses Obizzi, das mit dem Hause Este eines Stammes war, die jährlich 200,000 Gulden einbrachten. Ueber ihn und seine Regierung s. Franz 25). Die beiden auf dem rechten Pouser gelegenen Herzogthümer M. und Parma, beide von Souveränen aus dem Hause Oesterreich beherrscht, bei jeder Gelegenheit von österreich. Truppen besetzt, von Metternichs Politik verwaltet, galten seit langer Zeit für Domänen oder wenigstens für Lehngüter jener Großmacht. Von einer selbstständigen Politik war seit 1814 in ihrer Verwaltung nichts sichtbar geworden. Ueber den Aufstand im Jahre 1831 s. Aufstände, S. 439 u. 440. Seit der Rückkehr des Herzogs im Frühling 1831 zeichnete sich seine Regierung nur durch eine auf die Spitze getriebene Unduldsamkeit, nicht nur gegen den politischen Liberalismus, sondern auch gegen die freie Wissenschaft, durch ein offeneres Hervortreten des Jesuitismus und einen wahrhaft cynischen Ignorantismus aus. Don Karlos, Prätendent von Spanien, wurde 1835 gemeinschaftlich mit Sardinien und Neapel durch eine Anleihe von 25 Mill. Franken unterstützt; 1841 erhielt der Malteserorden das Recht, Komthureien zu errichten; 2 errichtete Franz IV. selbst und übergab sie dem Orden. Unter der Aegide des Herzogs war ein absolutistisches Journal „La voce della verità“, errichtet worden, das sich aber so beleidigend gegen Großbritannien, als den Vertreter liberaler Ideen, aussprach, daß der britische Gesandte, Lord Holland, mit Energie die Unterdrückung desselben forderte. Diese erfolgte zwar, aber nur nachdem der Herzog vorher bekannt gemacht hatte, daß er diesen Entschluß freiwillig gefaßt habe. In der That änderte das Blatt nur den Titel und erschien unter dem Namen „Blatt von M.“ auch ferner. Franz IV. † am 21. Jan. 1846. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz V. Ferdinand Geminian, Erzherzog von Oesterreich-Este, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Herzog von M., Reggio, Mirandola, Massa, Carrara, Guastalla 2c., geboren am 1. Juni 1819, vermählt am 30. März 1842 mit Herzogin Adelgunde Auguste Charlotte Karoline Elisabeth Amalie Sophie Marie Luise, geboren am 19. März 1823, Tochter des Königs Ludwig von Bayern. Die stete Klage und Sorge Franz' V., wie seines Vaters, blieb das nahe Toskana und dessen „den verderblichen Lehren der Zeit“ ergebene Regierung. Franz V. begab sich zuweilen selbst nach Florenz, um gegen die schädliche Duldung des liberalen Treibens zu protestiren, während die Voce della verità, dieses Organ des Jesuitismus, welches, auch unter seinem neuen Titel, die gemeinsten Verleumdungen so wenig scheute und den schmutzigsten Styl mit solcher Schamlosigkeit zur Schau trug, daß sich sogar die österreichische Regierung genöthigt sah, ihm Anstands halber ihre Staaten zu verschließen, Anathem auf Anathem gegen die toskanischen Umwälzer schleuderte. Die Residenz M. galt, und wie sich später zeigte mit Recht, für die illiberalste und servilste Stadt Italiens. Durch die Verträge vom 9. Juni 1815 und vom 10. Juni 1817 waren für den Fall des Ablebens der Kaiserin Marie Luise, Herzogin von Parma, die Successionsverhältnisse von Parma zwischen Lucca, M. und Toskana vorgesehen. Als der Herzog von Lucca Lucca durch den Vertrag vom 4. Okt. 1847 an Toskana abtrat, sollte nach einem früheren Separatvertrage zwischen Toskana und M. vom 28. Nov. 1844 Fivizzano an M. kommen. Die Abtretung erfolgte am 4. Dec. 1847. Nach dem Ableben der Herzogin von Parma (18. Dec. 1847) fiel am 8. Jan. 1848 Guastalla mit den am rechten Enza-Ufer gelegenen Distrikten von Parma an M.; dagegen sollten (Vertrag vom 8 Jan.) die Distrikte von Villafranca, Treschietto, Castevoli und Mulazza von M. an Parma übergeben. Weiteres darüber s. Toskana, S. 1329. Die Herzoge von Parma und M. hatten im Februar 1848 einen Schutz- und Trutzvertrag mit Oesterreich geschlossen, welcher dieses berechtigte und verpflichtete, in drohenden Zeiten die Herzogthümer zu besetzen. Die italienische Presse betrachtete dieses Bündniß als einen Eingriff in die Autonomie dieser Staaten, eine Ansicht, die sie vergebens zu der der europäischen Kabinete zu machen suchte. Demonstrationen Seitens der Volkspartei, um liberale Reformen nach dem Beispiele der übrigen Staaten Italiens zu erlangen, hatten nur die Bitte um Verstärkung der Hülfstruppen zur Folge.

Dennoch hielt man sich an beiden Höfen fortwährend zur Flucht bereit. Vergebens ermahnte der Herzog von M. am 21. März 1848 nach der Ankunft eines wiener Kouriers seine Unterthanen, nur noch wenige Tage Geduld zu haben, bis er die nöthig gewordenen neuen Einrichtungen würde haben treffen können. In dieser Proklamation sagte er unter Anderm: in dem feierlichen Augenblicke, wo selbst die festesten Staaten in Europa der Macht der Verhältnisse weigen müßten, fühle er sich gedrungen, seinen treuen Unterthanen sein Herz zu eröffnen. Sein Streben habe immer dem Glück seiner Unterthanen gegolten; aber die bisher befolgten Grundsätze erwiesen sich nunmehr als den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr entsprechend. Da ihn indeß andere Pflichten von M. abberiefen, so setze er eine Regentschaft ein, die er ermächtige, die erforderlichen Reformen und namentlich eine der piemontesischen entsprechende Verfassung zu geben; einstweilen gewähre er Amnestie. Da man indeß in der beabsichtigten Abreise einen gefährlichen Hinterhalt vermuthete, so nahmen die von dem Herzoge zur Regentschaft berufenen Männer diesen Auftrag nicht an; auch würde das Volk es nicht geduldet haben. Der Herzog reiste ab; seine eigenen Minister hatten ihn zur Flucht bewogen, indem sie ihn glauben machten, 6000 Bologneser seyen vor den Thoren. Nach dem Eintreffen einer Freiwilligenkolonne unter dem Grafen Livio Zambeccari von Bologna, die von den Bürgern mit Jubel empfangen ward, wurde die Regentschaft für aufgelöst erklärt, eine provisorische Regierung ernannt und Franz V. des Thrones verlustig erklärt. Nun strebten die verschiedenen Landestheile in verschiedene Richtungen. Fivizzano verlangte schon am 27. März wieder nach Toskana, von welchem sich zu trennen ihm schwer geworden war. Auch Massa, Carrara, Lunigiana und Garfagnana wendeten sich Toskana zu; eine Deputation überbrachte am 8. Mai 1848 diesen Wunsch nach Florenz, und die Gewährung desselben erfolgte durch Dekret vom 12. Mai; die provisorische Regierung protestirte am 27. Mai. M. selbst (nämlich das eigentliche Herzogthum M.) nahm seine Richtung nach Sardinien; sein Anschluß wurde (nachdem die Guardia civica am 22. Mai sich dafür ausgesprochen) am 29. Mai erklärt. Aber nach den Erfolgen Radetzky's in der Lombardei und der Räumung Mailands durch die Piemontesen am 6. August 1848 kehrte Franz V. schon am 10. August 1848 in seine Hauptstadt und nach und nach Alles zum Alten zurück. — 2) (Mutina), Hauptstadt des Herzogthums, liegt unter 44° 34′ der nördl. Br. und 28° 51′ 30″ östl. L., zwischen der Secchia und dem Panaro, in einer angenehmen Ebene. M. ist eine der schönsten und reinlichsten Städte Italiens, gut gebaut, besonders die Citta nuova. Die meisten Straßen haben Arkaden und Säulengänge; die schönste ist die Strada Maestra, welche die ganze Stadt durchläuft und viele prächtige Gebäude hat, und an deren Ende am Thor von Carpi die schöne Reiterstatue Herzogs Franz III. steht. M. ist der Sitz der höchsten Landeskollegien und die Residenz des Herzogs, eines Bischofs, hat ein Appellationsgericht, eine Universität, eine Ritterakademie, eine Kunstschule, eine Vieharzneischule, ein Theater, ein Jesuitenkollegium, ein Waisenhaus, 2 Hospitäler, in dem herzoglichen Schlosse eine Bibliothek von 90,000 Bänden und 3000 Manuskripten (die alte este'sche), eine treffliche Gemäldegallerie und ein Museum von 26,000 antiken Münzen; ferner hat M. 34 Kirchen. Merkwürdig ist die Domkirche mit einem der höchsten Thürme Italiens, Guirlandina genannt, auf welchem der alte hölzerne Eimer bewahrt wird, der zu dem heroisch-komischen Gedichte „la Secchia rapita" (der geraubte Eimer) Veranlassung gab. Sie hat auch eine antike Säule von Giallo Antico und ein Gemälde von Guido Reni. Schöne Gemälde und innere Verzierungen haben die Kirchen S. Georgio, S. Vincenzo und S. Agostino. Sehenswerth ist auch der Marmorstall, die Infanteriekaserne. Die Citadelle ist in ein Zuchthaus umgewandelt worden, wo die Sträflinge grobe Tücher und Seilerwaaren machen. Das in der Mitte der Stadt liegende Residenzschloß ist ein prachtvolles Marmorbauwerk von dorisch-jonisch-korinth. Ordnung, mit Promenaden umgeben. Merkwürdig ist das im Innern aufgestellte Museum von Marmordenkmälern. Die Stadt hat 28,000 Einw., sie sind nicht industriös und leben vom Hofe, von den Beamten und der Universität, doch gibt es einige Seiden- und Hanfwebereien, Gerbereien und Hutfabriken. Auch der Handel beschränkt sich auf einigen Verkehr mit Landesprodukten. M. hat ausgezeichnet gutes Trinkwasser und Badeanstalten. — Geschichtliches. Die Stadt M., ursprünglich Mutina genannt, wurde von den Tusciern gegründet. Später wurde M. von den Galliern erobert, diesen aber durch die Römer entrissen, welche 184 v. Chr. eine Kolonie dahin führten. Hier erfochten die Römer 194 v. Chr. unter dem Konsul Merula einen Sieg über die Bojer, und hier schloß Antonius 44 v. Chr., ehe er das Triumvirat schloß, den D. Brutus ein, wurde aber von Pansa, Hirtius und Octavianus geschlagen. Die Stadt wurde, weil sie es mit Maxentius gehalten, von Konstantin dem Großen zerstört, der sie aber auch wieder aufbauen ließ. Auch von den Gothen und Longobarden wurde sie fast ganz zerstört. Zuletzt nahm Karl der Große sich ihrer wieder an, sammelte die Bewohner und ließ die Stadt wieder aufbauen, aber in einiger Entfernung von der Stelle, wo sie früher gestanden hatte. Unter den Longobarden und später unter den Franken wurde M. von Grafen regiert, später gehörte es zu den mathildischen Besitzungen, machte sich aber frei. Seit dieser Erringung der Unabhängigkeit nahm sein Wachsthum einen solchen Aufschwung, daß es sogar im Stande war, mit den benachbarten Bolognesern Krieg zu führen. Im J. 1598 wurde es die Residenz der neuern Herzoge von M. (s. oben). Hier am 12. Juni 1799 ein hitziges Arrieregardegefecht zwischen dem österreich. General Hohenzollern und Klenau und den Franzosen unter Macdonald.

Modena (Biogr.), 1) Barnaba da, Maler v. Modena, ein berühmter Künstler des 14. Jahrh., dessen Geschlechtsname aber unbekannt ist. Als ein vorzügliches Gemälde desselben wird gerühmt eine Altartafel im nördlichen Chor der Kirche des heiligen Franz in Alba: Madonna mit dem Kinde, oben zwei Engel ein Tuch über ihr ausspannend, mit der Inschrift: Barnabas de Mutina pinxit MCCCLVII. Die Figuren dieses Bildes sind in einem großartigen Style gehalten, die Gewandung ist reich, der Faltenwurf etwas zu hart, aber nicht unvortheilhaft. Zwei andere Bilder, ebenfalls zwei Madonnen, lobt Morona (Pisa illustrata II, 233). — 2) Tommaso da, Maler, ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler des 14. Jahrh., dem man einen großen Einfluß auf die Ausbildung der Malerei in Deutschland zuschreibt. Er gehörte wahrscheinlich der venetianischen Schule an und malte im Jahre 1351 in Venedig zwei Madonnen und die heilige Katharina, Bilder, die zu Lanzi's Zeit in der Gallerie des Nobile Ascanio Molin sich befanden. Um 1352 malte M. in Treviso eine Reihe von 40 Wandbildern der berühmtesten Mitglieder des Dominikanerordens, die in dem Dominikanerkloster zu Treviso noch zu sehen sind. Aber sein bedeutendstes Werk ist das dreifache Bild der heiligen Mutter mit dem Kinde zwischen den Schutzpatronen Böhmens, Wenzel und Palmatius. Es zierte einst die Mittelwand der Kreuzkapelle in Karlstein und befindet sich jetzt in der k. k. Bildergallerie in Belvedere. Die Figuren sind kaum in halber Lebensgröße und nur bis zum halben Leibe dargestellt. Maria, in einen blauen, reich mit Gold gestickten Mantel gehüllt, hält in beiden Armen das göttliche Kind, das mit einem Hündchen spielt. Der heilige Wenzel dem Beschauer links, im Panzerhemde, Wappenrock, rothen Mantel und mit einer, einem Doktorhute ähnlichen Kopfbedeckung, hält Fahne und Schild in den Händen; ihm gegenüber steht Palmatius mit Handschuhen und blauem Mantel, ebenfalls eine Fahne haltend. Der Grund sowohl, als die Kleider und Waffen sind reich mit Gold besetzt, welches auf dem Gypsgrunde eingepreßt ist. Am untern Rande des Bildes befindet sich die Aufschrift: Quis opus hoc finxit? Thomas de Mutina pinxit, Quale vides, lector, Rabisini filius auctor. Aus dieser Inschrift wollte von Mechel u. A. den Schluß ziehen, M. sey ein Böhme gewesen, indem sie Mutina für Muttersdorf oder Muttendorf in Böhmen und Rabisini für einen adeligen Besitzer des Schlosses Rabi bei Muttendorf nahmen. Vielleicht war der Künstler von Kaiser Karl IV., der im Jahre 1348 das Schloß Karlstein baute, zur Ausschmückung desselben herbeigezogen worden und damals auch nach Prag gekommen, denn seine dortigen Bilder haben alle eine Beziehung auf Böhmen und dessen Patrone. Von fast gleichem Werthe ist der herrliche Christuskopf in der St. Veitskirche zu Prag, welchen man nicht ohne Grund dem M. zuschreibt. Derselbe trägt ganz den griechischen und altitalischen Typus: ovales Gesicht, bräunliche Augen, warmes bräunliches Kolorit, längliche Nase, starke Unterlippe und röthlicher Bart. Der Grund ist ganz mit Gold belegt. In der Einfassung sind die böhmischen Landespatrone: Veit Adalbert, Ludmilla, Wenzel, Procopius, Siegmund in ganz kleinen, aber sehr zierlich ausgeführten Figürchen und oben und unten schöne Engel mit Schriftbändern angebracht. In der Kreuzkapelle befindet sich ein Ecce homo, mit denen auf dem vorhin genannten Bilde ganz ähnlichen, kleinen Heiligenfiguren und der deutlichen Unterschrift: Thomas de Mutina fecit. Das Bild bildete die eine Hälfte eines Gemäldes, wovon die auf der prager Universität aufbewahrte Madonna die zweite ausmachte. Jedenfalls gehören M.s Bilder, deren es in Oberitalien noch mehre gibt, zu den vorzüglichsten Werken der damaligen Zeit. Das Kolorit ist grünlich in den Mitteltinten, wie bei den Neugriechen, aber weich im Vortrage. Sie sind wahrscheinlich nicht in Oel gemalt, sondern mit einem Wachs- oder Oelfirniß überzogen, sogar die Wandgemälde in Treviso. Viel Aufsehen erregte seiner Zeit die Angabe, daß M.s berühmtes, aus Karlstein stammendes Bild in der wiener Gallerie, ein Oelgemälde sey. Manche gingen selbst so weit, zu behaupten, M. habe die Oelmalerei von Italien nach Deutschland gebracht. Bei der chemischen Analyse jenes Bildes, die in Wien vorgenommen ward, fand man jedoch, daß es in Tempera mit feinem Gummi und Eigelb als Verbindungsmittel der Farbe gemalt sey. Ein ähnliches Resultat ergaben die chemischen Analysen Jos. Bianchi's, die derselbe mit Bildern aus der Zeit von 1330—1360 vornahm. Entgegengesetzte Erfahrungen behauptet Cicognara gemacht zu haben, indem er ein Bild M.'s, welches Abbate Boni in Venedig besaß, nicht nur für mit Oel lasirt, sondern für ganz in Oel gemalt hält. Soviel scheint aber gewiß, daß chemische Analysen nach dem Verlaufe mehrer Jahrhunderte, wo die Stoffe vertrocknet, verflogen, oxydirt, die öligen Bestandtheile in den Gypsgrund eingedrungen seyn können, schwerlich ein ganz sicheres Resultat geben können. Wahrscheinlich gebrauchte aber M. das Oel, wie van Eyck, bloß zum Lasiren und Ueberziehen seiner Bilder. Vergl. Wiener Jahrbücher, Bd. XXVII. 1824. — 3) Gustavo, einer der vorzüglichsten italienischen Schauspieler, geb. 1803 zu Venedig, zeigte von Jugend an eine entschiedene Neigung für die Bühne, wurde aber von seinem Vater, der Schauspieler war, genöthigt, sich in Padua und Bologna der Rechtswissenschaft zu widmen. Im J. 1821 ließ er sich in Rom als Advokat nieder und siedelte dann in gleicher Eigenschaft nach Bologna über. Er konnte endlich seiner Vorliebe für das Theater nicht widerstehen, gab 1826 seine advokatorische Praxis auf und betrat zuerst in Rom die Bühne. Seine Talente zum Bühnenkünstler entwickelten sich sehr schnell. Da traten die revolutionären Bewegungen der Jahre 1830 und 31 dazwischen. M. ergriff die Waffen und wurde verbannt. Er lebte abwechselnd in Frankreich, Belgien und der Schweiz, oft in großer Dürftigkeit. Die Amnestie des

Kaisers Ferdinand im J. 1838 eröffnete ihm wieder die Rückkehr in sein Vaterland, zu welcher er sich in London durch beifällig aufgenommene Deklamationen aus Dante's „Commedia divina" auf dem Kingstheater die Mittel erwarb. Er begründete aufs Neue seinen Ruf als Schauspieler und stiftete eine eigene dramatische Schule für die Reform des italien. Theaters.

Modenwürze (Bot.), s. v. a. Nelkenpfeffer, Pment, Pimenta aromatica *Kostel.*

Moder (Bot.), 5. Zunft der 1. Klasse des okenschen Pflanzensystems, s. Bastpilze.

Moder (Landwirthsch.), ein vegetabilisches Düngungsmittel, von dessen Natur und Eigenschaften bereits unter d. A. „Landwirthschaft" gehandelt worden. Wenn man einen solchen von der Natur seit Jahrtausenden angehäuften Schatz von fruchtbarer Materie auf seinem Grund und Boden findet, so ist dies ein großer Gewinn, und wie groß auch die Beschwerlichkeiten und Kosten seyn mögen, ihn heraus auf den Acker zu schaffen, so werden sie sich doch immer reichlich bezahlen, obgleich nicht immer im ersten Jahre. Die Hauptschwierigkeit bei dem Ausbringen des M.s ist die, daß man ihn erst vom Wasser befreie; denn es ist ein seltner Fall, daß er trocken genug liegt. Zuweilen kann dies durch Abzugsgräben völlig erreicht werden; mehrentheils sind aber die Sinken, worin er liegt, von Anhöhen so umgeben, daß ein hinlänglich tiefer Durchstich der letzteren zu schwierig wird. Hier muß man sich mit Schöpfmaschinen, Schneckenschrauben od. Pumpen helfen, wodurch die Arbeit allerdings sehr vermehrt wird. Man nimmt die Arbeit des Ausbringens entweder im Sommer oder auch im Winter beim Froste vor. Den M. unmittelbar aus sein er Ablagerung auf den Acker zu fahren, ist nur bei dem ganz trocknen rathsam. Den feuchten bringt man immer erst aufs Trockne, und läßt ihn hier wenigstens so lange liegen, bis seine Feuchtigkeit völlig verdunstet ist, weil er sodann sehr zusammen fällt und der Transport leichter wird. Das Ausbringen geschieht mit Hand- oder Pferdesturzkarren. Letztere nimmt man gewöhnlich einspännig. Zuweilen sind die Pferdekarren gar nicht anwendbar, wenn nämlich der Grund, worüber gekarrt werden muß, zu sumpfig ist, so daß man Breter über den Weg herlegen muß. Ist der M. völlig zergangen, so bringt man ihn in kleinere Haufen, damit er bald abtrockne und desto besser der Einwirkung der Luft ausgesetzt werde; sind aber viele unzergangene Pflanzentheile, Moos und Wasserpflanzen darin, so bringt man ihn, nachdem er etwas abgetrocknet, in große Haufen, damit er sogleich in Gährung und Hitze komme, und jene Vegetabilien verwesen. Man befördert das sehr, wenn man ihm sogleich etwas frischgebrannten Kalk, Asche oder auch frischen Stallmist zusetzt, welches besonders dann gut und nöthig ist, wenn er Säure enthält, und dadurch wird er auch eher auflöslich und lebendig. In Verbindung mit einer Mergelung oder schwachen Mist- oder Kalkdüngung wirkt der M. sehr bald, für sich allein zeigt er oft bei der ersten und zweiten Frucht gar keine, und, wenn er noch Säure hat, sogar eine nachtheilige Wirkung; vom dritten Jahre an ist jedoch seine Wirkung sichtbar und dann um so nachhaltiger. Die Quantität des aufzufahrenden M.s wird verschieden angegeben. Einige fahren ihn sehr stark auf, nämlich 180 Ladungen von 10 Kubikfuß auf die □Ruthe; Andere bringen nur 20 solcher Ladungen auf einen Morgen. Es kommt darauf an, ob der M. viel Zumischung von Grunderden hat oder reiner M. ist; oft hat schwarzer M. doch nur 8—10% Humus, besteht übrigens aus Erde, besonders aus Thon und ist dann für Sandboden sehr zuträglich. Enthält er aber größtentheils nur Kieselerde, so ist auf Sandboden kein Nutzen davon zu erwarten, wenn er nicht viel Humus hat, und er muß in großer Menge aufgefahren werden. Nach einer chemischen Untersuchung des M.s würde man die Quantität der Auffuhr etwa so zu bestimmen haben, daß auf jeden □Fuß, der bei einer sechszolligen Tiefe, also zum halben Kubikfuß gerechnet, beinahe 50 Pf. wiegt, wenigstens ein Pfd. reiner Humus kommen müsse, folglich wenn der M. nur 10% Humus hat, 10 Pf., welches auf einen Morgen 259,000 Pf. betrüge, folglich 162 Ladungen à 1600 Pf. auf 180 □Ruthen. So wie aber der Humusgehalt des M.s stärker wird, so bedarf es dessen weniger. Eine auffallende und nachhaltige Verbesserung läßt sich durch das Modern nicht erwarten, wenn die Ackererde nicht wenigstens mit zwei Procent Humus bereichert wird. Eine genaue Mengung des M.s mit Ackererde ist sehr wichtig, und zwar muß dieses bald oder doch in dem Jahre der Auffuhr geschehen. — 2) Schlamm von verfaulten Animalien und Vegetabilien, wie sich derselbe besonders in Seehafen und Kanälen, die dadurch an ihrer Tiefe verlieren und unfahrbar werden, anzusetzen pflegt. Durch Baggern (s. d.) entfernt man ihn.

Moder (Geogr.), franz. Fluß, Dep. Niederrhein, entspringt auf den Vogesen, mündet bei Drusenheim in den Rhein.

Moderamen inculpatae tutelae (Rechtsw.), s. Nothwehr.

Moderantismus (v. Lat.), Neigung zur Mäßigung im Urtheil und im Handeln.

Moderat (v. Lat.), gemäßigt; daher Moderation, Mäßigung.

Moderationis jus (Rechtsw.), 1) Minderungsrecht; — 2) Recht der Landstände, gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte von Seiten der Regierung Verwahrung einzulegen; — 3) Recht des Richters, die Ansätze der Deservitengebühren zu prüfen und nach Gutbefinden zu ermäßigen.

Moderato (ital., Mus.), mäßig, gemäßigt, steht gewöhnlich neben Tempobezeichnungen zu deren näherer Bestimmung, wie z. B. Allegro m. = mäßig rasch, Andante m. = mäßig langsam u. s. w.

Moderator, 1) (röm. Ant.), s. Consulares judices; — 2) Lenker, Regierer; — 3) (Maschinenw.), an einer Maschine der Theil derselben, mittelst dessen man die Bewegung ermäßigt.

Moderatos (span.), s. Spanien, Gesch.

Moderatus (gr. Lit.), 1) aus Gades in Spanien, gewöhnlich in das Zeitalter des Nero gesetzt, als Philosoph ein neuplatonisch modi-

ficirter Pythagoräer, der die Lehren der Pythagoräer gesammelt, in einem Werke von 11 Büchern zusammengestellt hat (libri XI de placitis sectae pythagoricae). Stephanus Byz. kennt von ihm 5 Bücher *Τῶν Πυθαγορικῶν σχολῶν*. Nach dem Zeugnisse des Porphyrius (vita Pythag. §32,53) suchte er vornehmlich darzuthun, daß die pythagorische Zahlenlehre, die dunkelste Partie, aber gleichwohl wie es scheint, die Grundlage des ganzen pythagorischen Systems, bloß eine symbol. Bedeutung gehabt habe. Es habe nämlich dem Pythagoras noch an bestimmten Ausdrücken gefehlt, um seine erhabenen Ideen mit wissenschaftlicher Präcision zu bezeichnen. Deshalb habe er, als in der Mathematik bewandert, seine Zuflucht zum Zahlensystem genommen, und dasselbe als philosophisches Zeichensystem benutzt. Es seyen aber jene Ideen dieselben gewesen, welche späterhin Plato und dessen Schüler in bestimmtere und deutlichere Ausdrücke eingekleidet hätten, nachdem die griechische Sprache in ihrer Ausbildung fortgeschritten. Plato und seine Schüler hätten daher eigentlich bloß die pythagorische Lehre von ihrer mathematischen Hülle entkleidet und ihr ein anderes, der späteren Zeit angemesseneres Gewand gegeben. Diese Erklärungsart fand in jener Zeit viel Beifall, weil sie der Einbildungskraft freien Spielraum gewährte, die verschiedensten Systeme mit einander in scheinbaren Einklang zu bringen. — 2) (Archäol.), Cajus Vedennius M., Architekt des kaiserlichen Arsenals unter Vespasian und Domitian.

Moderatus (Mus.), s. Accentus ecclesiastici.

Modered (Sagengesch.), s. v. a. Morderoth.

Moderente (Ornith.), 1) s. v. a. Sammetente, Anas fusca *L.*; — 2) s. v. a. weißäugige Ente, Anas leucophthalmos *Bechst.*; — 3) s. v. a. Bergente, Anas marila *L.*; s. Ente.

Modererz (Min.), s. v. a. Raseneisenstein, s. Wiesenerz.

Moderfisch (Ichthyol.), s. v. a. Amia calva *L.*

Moderflecken, Flecken, welche in Zeuchen in Folge ihrer Aufbewahrung an feuchten Orten entstehen. Sie zeigen sich besonders an Seidenstoffen und an Tuchen, welche beim Weben zu lange auf dem Tuchbaum aufgewickelt bleiben, so wie auch an Papier, in Büchern, auf Kupferstichen rc. Zu ihrer Beseitigung dient folgendes Mittel: $^1/_2$ Loth Salmiak nebst zwei Hand voll Kochsalz in kochendem Wasser aufgelöst, die fleckigen Stellen damit benetzt und an der Sonne getrocknet, und dies so oft wiederholt, bis die M. verschwunden sind.

Moderfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Milesia *L. Latr.*

Moderfresser (Entom.), nach Oken, Horde der Käfer, s. unter Coleoptera.

Modergrund oder humosen Grund nennt man feuchte, schwammige Vertiefungen, über denen jedoch kein Wasser mehr steht und die über 40 Procent an verbrennlichen Theilen oder Humus enthalten.

Moderhamen, feines Netz zum Reinigen des Wassers von Schlamm.

Moderholz (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Xylina exoleta *Ochsenh.*

Moderig (bot. Term.), s. v. a. Mucidus.

Moderiren (v. Lat.), ermäßigen; daher Rechnungen m., s. v. a. zu hoch scheinende Ansätze in Rechnungen mäßigen, geschieht gewöhnlich von Seiten der betreffenden Staatsbehörden.

Moderkäfer (Entom.), 1) Käfergatt., s. v. a. Silpha *L.*; — 2) Käfergatt., s. v. a. Choleva *Latr.*

Moderkahn, s. v. a. Baggerponton.

Moderließken (Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Spierling, Cyprinus aphya.

Modermühle (Wasserb.), 1) s. Bagger; — 2) Schöpfrad zum Entwässern eines Landstrichs.

Modern, 1) durch Fäulniß in Moder übergehen; — 2) s. v. a. Baggern, besond.; — 3) das Aufrühren des Schlammes mit Haken bei herzugeleitetem schnellem Wasserdurchfluß.

Modern (v. Franz.), nennt man gewöhnlich Alles, was der eben herrschenden Mode (s. d.) oder dem Charakter und Geschmack der gegenwärtigen Zeit entspricht und zusagt; im höheren Sinne aber, und vornehmlich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gebraucht man das Wort von dem, was im Gegensatze zum Antiken (s. Antik), den eigenthümlichen Charakter der Kunstschöpfungen der neueren, d. i. besonders der christlichen Zeit ausmacht. Wenn man auch dieser neueren Zeit die Fähigkeit nicht ganz absprechen kann, in der Kunst den Charakter des Antiken wenigstens annähernd zu erreichen und auszudrücken, wie denn z. B. nicht nur mehre lateinische Dichter des Mittelalters, sondern auch neuere — wir erinnern nur an Göthe's Iphigenia — in Stoff und Form ganz an die antike Klassicität hinanreichen; ja wenn auch einzelne Zweige der Kunst, wie z. B. die Skulptur sich fast noch ausschließlich an die von der antiken Zeit überkommenen Vorbilder halten und sich nur versuchsweise dem Geschmacke der Neuzeit anbequemen: so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß alle moderne Kunst auf einer ganz andern Welt- und Lebensanschauung, die unter dem Einflusse des Christenthums sich Bahn gebrochen hat, beruht. Ihren eigentlichen Inhalt erhielt diese christliche Kunst erst durch das Aufkommen des ritterlichen Elements, das in den mannichfaltigsten Gestalten alles geistige Leben des Mittelalters durchdringt. Die Ritterfahrten des germanischen Heroenthums eröffneten zunächst der Dichtkunst ganz neue Bahnen, worauf die christlich-transscendentale Betrachtungsweise der Dinge auch der Skulptur und Architektur eine bisher unbekannte Richtung gab, die man mit einem nicht passenden Namen als die gothische Kunstepoche zu bezeichnen pflegt. Auf solcher Basis erbaute sich allmählig die sogenannte mittelalterliche Welt, deren eigenthümlicher Charakter der romantische, doch mit verschiedenen Gegensätzen genannt wird. Schon in Folge der gewaltigen Fortschritte, welche das moderne Kulturleben, durch große Entdeckungen und Erfindungen, so wie durch wiedererwachte wissenschaftliche Bestrebungen und durch die Reformation angeregt, zu Anfang

des 16. Jahrhunderts machte, entstand ein Gegensatz gegen die mittelalterliche Romantik, der, nachdem er die Zwischenstufe des sogenannten Renaissance-Geschmacks überstiegen, bis auf die neueste Zeit herab sich in verschiedener Weise aussprach und vorzugsweise als moderner Geschmack und Charakter bezeichnet und als solcher dem mittelalterlich romantischen entgegengesetzt wird. Die moderne Wissenschaft erhält vornehmlich durch verständige, nüchterne Kritik ihren eigenthümlichen Charakter, während die bildenden Künste durch eine eklektische, an das Vorzüglichste der verschiedenen Entwickelungsepochen der Kunst sich anschließende Richtung die Einseitigkeit der mittelalterlichen Schöpfungen abzuthun suchen. Vergl. die den einzelnen Künsten gewidmeten Artikel, besonders den geschichtlichen Theil derselben; auch den Artikel Styl.

Modern (Geogr.), Modor, österreich.-ungar. Freistadt, preßburger Gespannsch., nordöstlich von Preßburg, am Fuß der Karpathen, evang. Gymnasium, Superintendentur, Acker- und Weinbau, Tuchweberei, Töpferei; 3600 (5000) Einw.

Moderni, Stadt, s. Boli 1).

Moderow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 260 Einw.

Moderpilze (Bot.), Pilzfamilie, s. v. a. Byssacei, Byssi (s. d.).

Moderprahm (Wasserb.), s. v. a. Baggerponton.

Moderstoff, s. v. a. Ulmin.

Modertorf, s. v. a. Baggertorf.

Moderwespe (Entom.), Wespengattung, s. v. a. Sapyga *Latr.*

Moderwitz, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. und Amt Neustadt; Rittergut und Freigut; 260 Einw.

Modes (Mategawice, Geogr.), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Böhmisch-Rudoletz; 500 Einw.

Modes, gerauchte Kottanaden, die besonders zu Troyes in Champagne verfertigt werden. Sie sind $^3/_4$—$^7/_8$ Aune breit.

Modesne, in Frankreich ein halbseidenes dünnes Zeuch, das von Floretgarn, Zwirn oder Baumwolle mit Wolle untermischt, gewebt wird. Es ist $^7/_{16}$—$^9/_{16}$ Stab breit.

Modest (v. lat. modestus), ehrbar, bescheiden; daher Modesten, verfeinerter Ausdruck für Beinkleider, vgl. Inexpressibiles.

Modestra (Bot.), nach Chamisso, Untergattung von Stemodia *L.*

Modestin, Pseudonym für Müllner.

Modestinus (Rechtsgesch.), Herennius, römischer Rechtsgelehrter des 3. Jahrh. n. Chr., Schüler des Ulpianus, stand bei Alexander Severus und Maximinus, der ihm die Erziehung seines Sohnes anvertraute, in hohem Ansehen und bekleidete im J. 228 mit Probus das Konsulat. Er verfaßte: libri XIX Responsionum, l. XII Pandectarum, l. IX Differentiarum, l. VI Excusationum, l. IV de poenis u. a. Viele Fragmente seiner Schriften finden sich in den Pandekten. Vgl. Heurematica, herausgegeben von Brenkmann, Leid. 1706, und die Sammlung aller Fragm. von Hugo in seinem Jus civile antejustinianeum, Berl. 1815.

Modestius u. **Modestus**, röm. Zuname, unter welchem zu merken sind: 1) M., Konsul im J. 228 n. Chr.; — 2) Flav. Domitius M., Konsul im J. 372 n. Chr., war schon unter Constantius Comes Orientis gewesen, und Valens ernannte ihn auch zum Praefectus Praetorio. Er war Arianer und von Arianern getauft, wodurch er dem Valens um so theurer wurde. — 3) M. (röm. Lit.), wird als Verfasser einer kleinen an den Kaiser Tacitus gerichteten Schrift, die sich auf militärische Gegenstände bezieht, genannt (Modesti libellus de vocabulis rei militaris ad Tacitum Augustum — 275 n. Chr.). Doch soll diese Schrift ein Werk des Pomponius Lätus aus dem 15. Jahrh. seyn. Sie findet sich in den verschiedenen Ausgaben der Scriptores rei militaris, insbesondere bei der Ausgabe von Fr. Modius (Köln 1580, vermehrt zu Leyden 1592), von G. Stewechius (Antwerpen 1585), von P. Scriverius (Leyden 1607).

Modetaffet, schwarzer Glanztaffet.

Modew, Gesundbrunnen, s. Nykyrke, (Geogr.).

Modewaaren, Putzsachen für Frauen und Herren, Halstücher, Handschuhe &c., so wie solche Waaren, welche, weil sie eben in der Mode sind, besonderen Beifall finden.

Modewaarenhändler, Kaufleute und Putzmacherinnen, welche mit Putzsachen für Frauenzimmer, Hüten, Kragen &c. handeln und sie nach Maßgabe der herrschenden Mode entweder selbst anfertigen oder anfertigen lassen.

Modezeitung, s. Zeitungen.

Modgarben, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 210 Einw.

Modgudr (nord. Myth.), Mädchen, welche die Gjallarbrücke bewachen.

Modi (der Muthige, nord. Myth.), Sohn Thors, Magni's Bruder, erhält nach dem Weltbrand den Hammer Thors.

Modiana (a. Geogr.), Stadt im Westen von Arabia Felix, am arab. Meerbusen, nach Mannert j. Kalla Moillah (Ptol. VI, 7, 2).

Modica (früher Motuca, arab. Mohac), ital. Stadt, Königreich Neapel, Insel Sicilien, Intend. Siragossa, früher Hauptort einer Grafschaft, liegt auf zwei durch eine Brücke verbundenen Hügeln am Scicli; Kathedrale, mehre andere Kirchen, viele Klöster, Gouvernements- und Rathhaus, 2 Hospitäler, 2 Konservatorien; Pferde- und Maulthierzucht, Handel; 18,000 (23,000) Einw.

Modice (lat.), mäßig, gemäßigt.

Modicia (a. Geogr.), Stadt im alten Gebiet der Insubrer in Gallia Transpadana am Flusse Lambrus, wo König Theodorich einen Palast und die Königin der Longobarden, Theudelinda, eine prächtige, Johannes dem Täufer geweihte Kirche erbaute, worin sie die berühmte eiserne Krone der Longobarden niederlegte; j. Monza.

Modificatio (bot. Term.), die Abänderung, die Abweichung von einer ursprünglichen oder Hauptform sowohl eines Pflanzentheils (z. B. die verschiedenen Abänderungen des ge-

fiederten Blattes, der zweilippigen Blume u. s. w.), als auch einer Pflanzenart und dann oft gleichbedeutend mit Spielart (s. Varietas) genommen; doch versteht man im letzten Falle eigentlich nur solche Abweichungen von der Stammart, die wenig Beständigkeit zeigen, sich bei der Aussaat leicht wieder verlieren und in die ursprüngliche Form zurückgehen.

Modificirte Blattern oder **Pocken**, s. v. a. Varioloiden.

Modifikation (v. Lat.), 1) Abänderung, Milderung; — 2) besonders eine solche Abänderung, bei welcher einem Dinge nach Willkür eine andere Bestimmung gegeben wird.

Modifikationsbeizen, s. Färberei.

Modigliana (Geogr.), 1) ital. Vikariat, Toskana, Gebiet von Florenz; Anisbau; — 2) (Castrum Mutilum), Stadt daselbst, südwestlich von Faenza, am Marzeno; festes Schloß, mehre Kirchen und Klöster; Hospital, Piaristengymnasium; 3000 Einw.

Modillon (franz., Bauk.), s. v. a. Sparrenkopf.

Modin (Modeim, bibl. Geogr.), Flecken in Palästina, auf einem Berge, unweit Lydda, od. Diospolis gelegen, mit einer Kirche zum Andenken der 7 gemarterten Brüder (2. Makk 7.). Mit Unrecht bezeichnet man ihn als das M., von welchem aus sich der Aufstand der Juden unter dem Priester Mattathias verbreitete (1 Makk. 13, 30). Dieses liegt 2 deutsche Meilen von dieser Kirche, bei Jerusalem, südlich von Jeremiä (Kuriet-el-Enab), und ist eine alle umgebenden Höhen überragende Bergspitze, Szoba genannt.

Modiola (Bot.), nach Mönch, Untergattung von Malva *L.* — Die zahlreichen fossilen Arten werden gegenwärtig zu Mytilus gezogen (s. d.).

Modiolakalkstein (Geognos.), ist nach Murchison ein dem permischen Systeme angehöriger Kalkstein bei Itschalki, der durch die außerordentliche Häufigkeit an Modiolaarten ausgezeichnet ist; s. Permisches System.

Modiolus (lat.), 1) kleines Maß (s. Modius); daher — 2) ein gewisses Trinkgeschirr; — 3) der Kasten an einem Schöpfrade; modioli gemelli, die Kolbenröhren an einem Druckwerke, die Stiefel; — 4) das Gehäuse des Seils an den Katapulten und Balisten; — 5) die Nabe am Rade; — 6) (Chirurg.), der Trepan, s. Abaptiston. — M. masculus, der männliche Trepan mit Pyramide. — M. femina, der weibliche Trepan, nach herausgenommener Pyramide.

Modiolus (Mollusk.), nach Cuvier, Untergattung von Mytilus *L.*

Modira-Caniram (Bot.), in Ostindien, s. v. a. Schlangenbrechnuß, Strychnos colubrina.

Modiris, s. Muziris.

Modist, 1) s. v. a. Putzhändler; — 2) s. v. a. Modenarr; — 3) s. Schrift.

Modius (röm. Alterth.), auch Modium, die höchste Einheit für die römischen Maße des Trockenen = $\frac{1}{3}$ Amphora, ungefähr 438 pariser Kubikzoll; s. Maße und Gewichte der Alten.

Modlau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bunzlau, 2 Vorwerke und Eisenhammer; 600 Einw. Dazu die Kolonie Grenzerich.

Modlehnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; 130 Einw.

Modleschowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strakonitz; 230 Einw.

Modletin (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Tabor, im Osten des Kreises, mit Maletsch verbunden, hat ein Areal von 1121 J. 89 □Kl. und in 4 Dörfern 380 Einw.; — 2) Kirchdorf das.; Mineralquelle und Potaschesiederei; 110 Einw.

Modletitz, österr.-böhm. Gut, Kr. Kaurim, im Südwesten des Kreises mit 392 Joch 1230 □Kl. Areal, besteht aus dem gleichnamigen Dorfe mit 260 Einw.

Modliborzyce (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 170 Einw.; — 2) russ.-poln. Stadt, Gouvern. Lublin; am Sanna, westlich von Zamosc; 900 Einw.

Modlibow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Alt-Aicha; 190 Einw.

Modlikau, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Polna; 280 Einw.

Modlin (russ. Neugeorgiewsk), russisch-poln. Stadt, Gouvern. Plock, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, 3 Stunden von Warschau, jetzt eine der stärksten russischen Festungen, welche nur aus Garnisonsgebäuden besteht. Schon im 17. Jahrhundert legten hier die Schweden, die Wichtigkeit des Punktes erkennend, ein verschanztes Lager an. Die jetzigen Festungswerke aber wurden im Jahre 1807 auf Napoleons Befehl von dem französischen Obersten Mallet angelegt und waren zu Anfang des Jahres 1813 noch nicht vollendet. Ihre Vertheidigung nach dem Rückzug der Franzosen aus Rußland wurde dem französischen Divisionsgeneral Daendels mit einer Garnison von ungefähr 6500 Polen, Franzosen, Sachsen und Würzburgern übertragen. Am 5. Februar ward die Festung von allen Seiten durch russische Truppen eingeschlossen. Die nun folgende Blokade bietet kein merkwürdiges militärisches Ereigniß dar, obgleich sich die Vertheidigung durch den zwischen den kriegführenden Mächten eintretenden Waffenstillstand verlängerte und die Besatzung diese Zeit der Ruhe wohl zu benutzen wußte. Am 1. December 1813 kapitulirte endlich die Festung wegen Mangels an Lebensmitteln und ward dem russischen General Kleinmichel geöffnet. Nach dem Ausbruch des polnischen Aufstands ward M. (5. December 1830) den insurgirten Polen übergeben. Im Jahre 1831 führte nach der Einnahme von Warschau durch die Russen General Malachowski das polnische Heer nach M. General Rybinski, der hier zum Oberbefehlshaber erwählt ward, pflog Unterhandlungen mit dem russischen Befehlshaber und führte, da diese keinen Erfolg hatten, und die Russen nach dem

Uebertritt des Generals Romarino auf österreichisches Gebiet, das polnische Heer einzuschließen und von der preußischen Grenze abzuschneiden droheten, dasselbe nach Plock, einen Theil der Garnison von M. mit sich nehmend. Diese bestand nur noch aus 6700 Mann unter dem General Ledochowski. Die Festung ward darauf von den Russen eingeschlossen und Ledochowski mußte sich, da sein Plan, die Festung in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte, nebst der Besatzung kriegsgefangen ergeben. Erst nach Polens Besiegung ward die Festung zu ihrer jetzigen Stärke erhoben.

Modliszewko, preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 130 E.

Modliszewo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 260 Einw.

Modlos, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Aschaffenburg, Ldgr. Brückenau; 320 E.

Modocä (a. Geogr.), Volk im Norden von Sarmatia Asiatica zwischen beiden Quellflüssen des Rha neben den Hippophagen (Ptol. V, 9, 16).

Modotia (a. Geogr.), s. v. a. Modicia.

Modogalingä (a. Geogr.), Völkerschaft auf einer großen Insel des Ganges, ein Zweig der Galingä (Plin. VI, 59, 22).

Modogulla (a. Geogr.), Stadt der Landschaft Ariaca an der Westküste von India intra Gangem, noch jetzt Mudgull (Ptol. VII, 1, 83).

Modomastice (a. Geogr.), Distrikt Carmaniens an der Nord- und Ostgrenze des Landes (Ptol. VI, 6, 2).

Modon (Geogr.), 1) griech Eparchie, Morea, Gouv. Pylia; — 2) (Mothoni), Stadt das., auf einem Vorgebirge, südwestl. von Tripoliza, am mittelländ. Meere, der Insel Sapienza gegenüber; seit 1827 durch die Franzosen stark befestigt; Sitz eines griechischen Bischofs; Hafen, Mangel an Trinkwasser, Handel mit Getreide, Käse, Oel, Feigen, roher Seide und dgl.; vor dem griechischen Freiheitskampfe 7000, jetzt nur noch 1000 Einw. — Geschichtliches. M. ist das alte Methone (s. d. 1). Nachdem es schon im J. 1124 vom Dogen Michaeli zerstört und seit 1204 eine Zeit lang Sitz eines lateinischen Bischofs gewesen war, ward es 1205 von den Franken unter Villehardouin genommen und an Champlitte gegeben. Nachher vom Fürsten Gottfried II. von Achaia den Venetianern übergeben, ward es 1498 von den Türken erobert. Das Bisthum ward 1506 nach Korinth verlegt. Im J. 1686 nahmen die Venetianer unter Morosini den Platz ein, gaben ihn aber 1715 den Türken zurück. Im J. 1770 ward M. von den Russen vergeblich belagert, im Befreiungskriege 1825 von den Türken völlig verwüstet, 1827 von den Franzosen erobert und, von Neuem befestigt, den Griechen wieder übergeben; — 3) Meerbusen das., mit den Inseln Sapienza, Kabrera und Verte.

Modonus (a. Geogr.), Fluß im Süden der Ostküste von Hibernia, der bei der Stadt Manapia mündet; der heutige Liffy (Ptol II, 7, 8).

Modor, Stadt, s. v. a. Modern.

Modra, 1) (a. Geogr.), nach Strabo, Stadt in Phrygia Epictetus an den Quellen des Gallus; richtiger aber wird der Ort zu Bithynien gerechnet; — 2) (n. Geogr.), Stadt, s. v. a. Modern.

Modrea, österr.-illyr. Dorf, Kr. Görz, Bez. Tolmein; 180 Einw.

Modregowice (Modregowitz), österr.-böhm. Gut, Kr. Rakonitz, mit Slabetz verbunden, hat ein Areal von 1846 Joch 1482 □Kl. und besteht aus 3 Dörfern.

Modriach, österr.-steier. Gemeindedorf, Kr. Gratz, Bez. Ligist; 270 Einw.

Modrich, europ.-türk. Flecken, Bosnien, nordwestlich von Srebernik.

Modritz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Skal; 380 E.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Freistadt; 340 Einw.

Modruß, österr.-kroat. Dorf, kroat. Militärgrenze, karlstädter Generalat, oguliner Regiment; 1600 Einw. Hier 1493 Sieg der Türken über den Ban von Kroatien.

Modrze, preuß. Pfarrdorf, Prov., R.-B. und Kr. Posen; 520 Einw.

Modrzice, s. v. a. Mödritz.

Modsahabat (arab. Lit.), s. v. a. Mudsahabat.

Modschiedl, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aschaffenburg, Ldgr. Weißmann; 180 Einw.

Modschir Eddin, 1139—1154 Regent von Damaskus (s. d., Gesch.).

Modschore, Insel, s. v. a. Mazeira.

Modtken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 100 Einw.

Modubä (a. Geogr.), Völkerschaft in India extra Gangem, sonst weiter nicht bekannt (Plin. VI, 19, 22.).

Modud (Biogr.), 1) s. v. a. Madud; — 2) Scherif Eddaulah, türk. Feldherr, Sohn des Sultans Altum-Tasch-Mohammed von Persien, ward König von Mossul 1106, ermordet um 1114, s. Mossul, Gesch.; — 3) Kothb-Eddin, 1149 — 1170 König von Mossul (s. d., Gesch.).

Modugno, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Bari; südwestlich von Bari; Leinen- und Baumwollenweberei; 5000 Einw.

Modul (Bauk.), s. v. a. Model.

Modulation (v. Lat., Mus.), zunächst die Abgemessenheit und Anordnung (nach Melodie und Harmonie) des ganzen Tongewebes eines Musikstückes. Diese Abgemessenheit kann aber nur bestehen in einer schicklichen Anordnung der unter sich nach allen Seiten hin verschiedenen Töne, aus welchen ein Tonstück besteht, und so versteht man denn unter M. im engeren Sinne diejenige Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt und zuletzt doch wieder in die erste Grundtonart zurückkehrt. Es ist die Kunst, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andere Töne und Tonarten vermittelst schicklicher Ausweichungen durchzuführen, ohne den Punkt und den Faden zu verlieren, von welchem und an welchem man ausging, um dahin wieder zurückkehren zu können. Die M. ist daher ein Hauptmittel, dem Ganzen bei aller

Einheit doch große und schöne Mannichfaltigkeit zu geben, welches der erste und höchste Zweck aller M.en ist. Fragen wir nun nach den Gesetzen der M., oder wohin, in welche Tonarten soll oder kann modulirt werden, so ist im Allgemeinen (denn eine specielle Ausführung würde hier zu weit führen) zu antworten, daß der Hauptton in der Regel vorherrschen, den größten Bezirk im Ganzen einnehmen, und den Schluß desselben erhalten muß. Ihm schließen sich dann in der Regel die nächstverwandten Tonarten beider Dominanten und die Paralleltonarten des Granttons und beider Dominanten an, und erst nach ihnen, in minderem Maße, kann die M. sich auch auf entlegenere Tonarten wenden. Diese werden in der Regel nur ausweichungsweise berührt, in jene geht man über, um in ihnen einen erheblichen Theil des Ganzen darzustellen. Die wichtigste Tonart in Tonstücken, die in einem Durtone stehen, ist aber (nächst dem Haupttone) die Tonart der Oberdominante, in Molltonstücken die parallele Durtonart. Auf die zahlreichen Ausnahmen und die weitere Ausführung dieser Regel kann aus dem oben schon angegebenen Grunde nicht eingegangen werden, und es dürfte nur auf die Betrachtung der Mittel der M., oder auf die Beantwortung der Frage: Wodurch bewirkt man Ausweichungen? überzugehen seyn. Diese Frage beantwortet sich leicht, wenn man sich erinnert, daß Ausweichen nichts anders heißt, als: eine Tonart mit einer anderen, also die Töne einer Tonart mit denen einer anderen vertauschen. Wir weichen von C-dur nach Es-dur aus, wenn wir nicht mehr die Tonreihe c, d, e, f, g, a, h, c, sondern die Tonreihe es, f, g, as, b, c, d, es zur Grundlage unserer Komposition machen. Nun sind aber die Tonarten meist nicht in allen, sondern nur in einigen Tönen verschieden; Es-dur z. B. ist mit C-dur in den Tönen f, g, c, d übereinkommend, dagegen durch die Töne es, as und b unterschieden. Wir brauchen also nicht alle Tonstufen, sondern nur die abweichenden zu berücksichtigen, z. B. für den Uebergang aus C-dur nach Es-dur nur die Töne es, as, b. Allein auch das erweist sich unzureichend. Die Töne es, as, b sind auch in As-dur, Des-dur u. s. w. einheimisch; ihr Eintritt überzeugt uns vielleicht dann, daß wir nicht mehr in C-dur, nicht aber davon, daß wir in Es-dur sind; es könnte ja auch Des-dur 2c. seyn. Ein sicheres Kennzeichen in dieser Ungewißheit tritt uns in dem Dominantenakkorde entgegen. Denn der Dominantenakkord einer Tonart (Dur u. Moll) findet sich ja in keiner anderen Tonart, ist daher das sicherste Zeichen seiner Tonart, folglich auch das sicherste Zeichen einer neu eintretenden Tonart. So ist z. B. der Dominantenakkord g, h, d, f nur in C-dur oder Moll möglich. Wenn nun in einem Tonstück aus G-, D-, F-, B-dur u. s. w. dieser Akkord erscheint, so sagt er uns ja, daß wir nicht mehr in der ersten Tonart, sondern in C-dur oder Moll sind. Umgekehrt, befinden wir uns in C-dur, und es erscheint der Dominantenakkord e, gis, h, d, so sagt er uns, daß nun nicht mehr C-dur, sondern A-dur oder Moll der Sitz unseres Tonstückes ist. So erscheint also der Dominantenakkord als sicherstes Merkmal und als sicherstes Mittel der Ausweichung, und ist sein Name also auch in dieser Beziehung gerechtfertigt, denn er beherrscht, lenkt die M. Erleichtert wird diese Aufgabe, wenn in sehr fremde Töne modulirt werden soll, oft durch vermittelnde Akkorde, z. B. C nach E durch e-moll, von C nach Es durch f-moll u. s. w., oder durch enharmonische Anwendung der Akkorde, z. B. bei der M. von Cis nach Es setzt man für Cis Des, bei Ges nach G für Ges Fis u. s. w. An dieser Kraft des Dominantenakkordes nehmen vollen Antheil die beiden Nonenakkorde, denn sie enthalten ja den ganzen Dominantenakkord, folglich alle seine Kennzeichen der Tonart; und überdies bezeichnen sie auch noch das Geschlecht, wiewohl man eben so wohl auf den kleinen Nonenakkord Dur und auf den großen Moll folgen läßt, gleichsam in einer beiläufigen Ausweichung. Ferner nehmen an der modulatorischen Kraft des Nonenakkordes Theil die von den Nonenakkorden abgeleiteten Septimenakkorde und der verminderte Dreiklang; dieser jedoch mit minderer Bestimmtheit. Unter allen Ausweichungsakkorden erweiset sich aber keiner gewandter, als der verminderte Septimenakkord. Derselbe hat das Eigene, daß seine Umkehrungen wieder wie verminderte Septimenakkorde klingen. Denn er besteht aus lauter kleinen Terzen; wird der Grundton über die Septime gesetzt, so bildet sich eine übermäßige Sekunde, z. B. bei der Umkehrung von Gis, h, d, f die übermäßige Sekunde f-gis. Diese ist aber enharmonisch gleich einer kleinen Terz eis-gis; folglich ist ein neuer verminderter Septimenakkord eis-gis-h-d entstanden, der uns in eine neue Tonart führt. So besitzen wir in jedem verminderten Septimenakkorde den Schlüssel zu vier verschiedenen Tonarten, oder dem Tone, in dem wir uns befinden und drei Ausweichungen. Außer den genannten Akkorden kann sogar ein großer oder kleiner Dreiklang, ja unter Umständen auch selbst ein einzelner Ton mehr oder weniger sicheres Mittel der Ausweichung werden. Von dem letztgenannten Falle aus hat die ältere Theorie die Lehre von der M. an die sogenannten Leittöne gebunden. Leitton sollte bald die siebente Stufe der Tonleiter (z. B. in C-dur h, in F-dur e) seyn; daher seine lateinische Benennung: subsemitonium modi. Allein, wenn man von C nach F gehen will, so ist e noch kein genügendes Zeichen der neuen Tonart F-dur. Bald sollte Leitton derjenige seyn, in dem sich eine Tonart von der anderen unterscheidet. Um also von C-dur nach F-dur zu führen, wäre b der Leitton, wollte man aber von B nach F, so würde nicht b, sondern e der Leitton seyn, folglich wäre die Angabe eines Leittons immer schwankend. Erfahren wir aber vollends in der Harmonielehre, daß einzelne Töne auch ohne Einfluß auf Harmonie und M. eintreten können, z. B. ein b in C-dur ohne Uebergang in F, so zeigt sich die Lehre vom Leitton vollends ungenügend.

Modulus (lat.), 1) s. v. a. Modell; — 2) s. v. a. Model; — 3) (Arithm.), M. zweier Zahlen, s. Kongruenz; — 4) logarithmischer M., s. Logarithmen.

Modum, norweg. Kirchspiel, Buskeruds=Amt, nordwestlich von Drammen; dabei ein großes Blaufarbenwerk; 4700 Einw.

Modun, asiat. Ort, Mongolei, Scharaigol=Mongolen=Land, östlich von Jeho.

Modunga (a. Geogr.), Stadt in Mauritania Caesariensis, zwischen Rusicibar und der Mündung des Sarbes.

Modunlu, Volk, s. v. a. Modanlu.

Modura (a. Geogr.), 1) Residenzstadt des Pandion in der um den Fluß Solen und die Landspitze Cory ausgebreiteten *Πανδίονος χώρα*, in der Südspitze von India intra Gangem; noch jetzt Madura in der Provinz Karnatik; — 2) s. Methora.

Modurli, Moderni, asiat.=türk. Stadt, Klein=Asien, südwestlich von Boly, am Fluß Moderni=su, mit Schloß; 600 Familien.

Modus (lat.), 1) die veränderliche Art und Weise eines Dinges zu seyn (M. essendi) oder zu handeln (M. agendi). — 2) (Gramm.), die Art, wie etwas von einem Subjekte ausgesagt und eine Handlung in Beziehung auf das Subjekt des Redenden betrachtet wird. In der Konjugation des Verbums werden folgende vier Modusformen unterschieden: a) der Indikativ als die Form für ein Urtheil oder eine Frage des Sprechenden; b) der Konjunktiv als die Form für einen Wunsch und für ein logisch mögliches Urtheil, das aber nicht Urtheil des Sprechenden ist; c) der Konditionalis als die Form für einen Gedanken, der nicht der Wirklichkeit entspricht; d) der Imperativ als die Form für ein von dem Sprechenden an die angesprochene Person gerichtetes Geheiß. Mehr darüber s. unter Art. Verbum. — 3) (Mus.), s. v. a. Tonart; vergl. Tonart, Kirchentonart und Mensuralmusik. M. major, s. v. a. Durtonart, bezeichnete ehedem, wieviel vierschlägige Noten auf eine sogenannte Maxima gehen sollten. Stand nämlich zu Anfang eines Tonstückes nach dem Notenschlüssel ein Zirkel mit der Zahl 3 auf dem Liniensystem, so fielen auf die Maxima 3 vierschlägige Noten, und der M. wurde major perfectus genannt; wurde aber nach dem Notenschlüssel nur ein halber Zirkel mit der Zahl 2 gesetzt, so fielen auf die Maxima nur 2 vierschlägige Noten und der M. hieß major imperfectus. Dasselbe Bewandtniß hatte es mit dem sogenannten M. minor, worunter man jetzt eine Molltonart versteht, nur mit dem Unterschied des Notenwerthes, ob nämlich auf eine sogenannte Longa 3 (M. minor perfectus) oder nur 2 (M. minor imperfectus) zweischlägige Noten fielen. Jenes ward angezeigt durch einen ganzen Zirkel mit der Zahl 2, dieses durch einen halben Zirkel mit der Zahl 2.

Modus acquirendi (lat., Rechtsw.), die Art des Erwerbs.

Modus cerebri (Protuberantia cerebri annularis, Anat.), die ringförmige Vorragung des großen Gehirns.

Modus major u. **minor** (Mus.), s. Modus 3).

Modutti (a. Geogr.), Handelsstadt in der Nordostspitze der Insel Taprobane (Ceylon), welche aber wohl richtiger an der Westküste und an der Manaarstraße gesucht wird; denn hier liegt jetzt noch die Stadt Mantotte mit großartigen Ruinen einer alten Stadt (Ptol. VII, 4, 7).

Mokzehnen (Borken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 110 Einw.

Modzel, poln. Ort, Gouv. Plock, südwestlich von Ostrolenka.

Moe, norweg. Ort, Nordland, am Ostende des Rannen=Fjord.

Möbisburg, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.=B. und Kr. Erfurt, an der Gera; 450 Einw. Hier Ruinen einer sehr alten Burg, deren Erbauung die Sage dem Frankenkönig Merovänus (Merwig) 447 zuschreibt; sie soll 451 von Attila zerstört u. 1160 als Raubburg vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen von Thüringen gebrochen seyn. Später waren die Grafen von Gleichen Besitzer der Burg. Auf der Höhe steht ein Kirchlein zu Ehren des St. Dionys, worunter der Sage nach ein Schatz liegt.

Möbiskruge, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Guben; 310 Einw.

Möbius, August Ferdinand, ordentlicher Professor der Astronomie an der leipziger Universität, einer der tüchtigsten Mathematiker der Gegenwart, ist am 17. Nov. 1790 zu Schulpforte geboren, wo sein Vater Tanzlehrer war. Er zeigte schon in früher Jugend entschiedene Vorliebe für Mathematik und wurde darin von seinem damaligen Mitschüler Thiersch nicht wenig gefördert. Im J. 1809 begab er sich nach Leipzig, wo er sich zuerst zur Jurisprudenz, dann aber ganz zur Mathematik wandte. Nachher besuchte er noch die Universitäten Göttingen und Halle. Im J. 1815 trat er in Leipzig als Privatdocent auf und erhielt schon im folgenden Jahre eine außerordentliche Professur der Mathematik. Die Regierung ertheilte ihm den Auftrag, die verschiedenen Sternwarten Deutschlands zum Behuf einer neuen Einrichtung der leipziger zu besuchen. Er that dies und der von ihm entworfene Plan wurde von 1818—21 ausgeführt. Als er 1844 einen Ruf nach Jena ablehnte, wurde er zum ordentlichen Professor der höheren Mechanik und Astronomie ernannt. Von seinen Schriften nennen wir folgende: „De computandis occultationibus fixarum per planetas“ (Leipz. 1815); — „Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig“ (Leipz. 1823); — Barycentrischer Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analyt. Behandlung der Geometrie“ (Leipz. 1827). — Dies Werk enthält die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren und ist für die Geschichte der Geometrie Epoche machend —; ferner „Lehrbuch der Statik“ (2 Bde., Leipz. 1837); — „Die Elemente der Mechanik des Himmels“ (Leipz. 1843). Auch liefert er seit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik“ Abhandlungen, die viel Werthvolles enthalten.

Möchling, österreich.=illyr. Kirchdorf, Kr. Klagenfurt, mit Schloß und Bezirk, an der Drau; berühmte Tropfsteinhöhle, die steinerne Melk genannt.

Möckenlohe (Ober-M., Meckenlohe), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Eichstädt; 250 Einw.

Möckerling, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt; 200 Ew.

Möckern (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I., an der Elbe; Pfarrei, Spitalkirche, gräfl. hagensches Amts- und Stadtgericht, Post, Brennerei, Rittergut; 1550 Einw. Am 5. April 1813 hier Gefecht zwischen den Preußen unter General York und den Franzosen unter Eugen, in dem erstere siegten; — 2) Dorf das., Amt und mehre Vorwerke; 240 Einw.; — 3) Dorf das., Kr. Osterburg; 140 Einw.; — 4) königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 780 Einw.; bekannt durch die Schlacht am 16. Oktober 1813 (s. Leipzig, Schlacht das.); — 5) sachsen-altenb. Kirchdorf, Amt Altenburg; 230 Ew.

Möckers (Untermeckers, Unter-Oeckers), sachsen-meining. Kirchdorf, Amt Wasungen; 180 Einw.

Möckleby, schwed. Kirchspiel, Kalmar-Län, an der Ostküste der Insel Oeland; Alaunerde.

Möckmühl, würtemb. Stadt, Neckarkr., Oberamt Neckarsulm, am Einflusse der Seckau in die Jaxt; Amtsnotariat und Schloß; 1650 Einw. M. ist alt, erhielt 1467 Marktrechte und wurde 1519 von Götz von Berlichingen, der hier Obervoigt war, gegen den schwäbischen Bund vertheidigt.

Möckurkalfi (nord. Myth.), s. v. a. Mokkurkalfi.

Moeda, 1) M. d'ouro (Moe d'or), portugies. Goldmünze; — 2) M. di plata, Silbermünze, s. Portugal (Geogr.).

Mödelsbach (Mörlsbach), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Pfarrkirchen; 120 Einw.

Möderau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; 120 Einw.

Möderbrücke, österreich.-steierm. Gemeindedorf, Kr. Judenburg, Bez. Zeyring; 620 Ew.

Möderitz, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Grabow; 110 Einw.

Möderscheid, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; 140 Einw.

Mödingen (Metingen), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Dillingen; 530 Einw.

Mödlareuth, reuß-lobenstein-ebersdorf. Dorf, Amt Hirschberg; Rittergut, Papier- und 3 Mahlmühlen; 160 Einw.

Mödlich, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 400 Einw.

Mödling, österreich. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde; Magistrat, Spital, Kaserne, Theater, Weberei in Wolle und Baumwolle, Schwefelquelle, Feldbau, Mauth, Kattundruckerei und Wirthshäuser, die von den Wienern oft besucht werden; 2800 Einw. In der Nähe das durch Kunst verschönerte Thal Briel, so wie das Schloß Lichtenstein mit schönem Garten.

Mödlitz (Geogr.), 1) (Medlitz), österreich.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Karlsberg; 340 Einw.; — 2) sachsen-koburg. Dorf, Fürstenthum und Amt Koburg; 150 Einw.

Mödrath, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Bergheim; Farbholzmühle und Drahtzieherei; 610 Einw.

Mödring, österreich. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Horn und Rosenburg; 350 Einw.

Mödritsch (Mödritz), österreich.-mähr. Marktflecken, Kr. Brünn, Herrsch. Chirlitz, an der Schwarzawa; Kirche, Pfarrei, 3 Jahrmärkte; 940 Einw. Ist der Geburtsort des Astronomen Mayer.

Mödwäsch, Stadt, s. v. a. Mediasch.

Moen (Moen, Möenboe, sonst Mone, Geogr.), 1) dänische Insel, Stift Seeland, in der Ostsee, südöstlich von der Insel Seeland und von dieser durch den Ulfssund geschieden, nordöstlich von der Insel Falster, von welcher sie durch den Grönsund getrennt wird; $4\frac{1}{2}$ □M. Flächenraum mit 13,000 Einw. dänischer Abstammung, die nächst Ackerbau, hauptsächlich Fischerei und Schifffahrt treiben. Der Boden zeichnet sich durch seine Fruchtbarkeit und hügelige Gestaltung aus und erhebt sich an einzelnen Stellen bis zu einer Höhe von 470 Fuß über dem Meere. An der Ostküste erheben sich in einer Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Meil. mächtige Kreideberge, Moens Klint genannt. Die Insel bringt reichlich Getreide, namentlich Gerste, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Gartenfrüchte, auch etwas Holz und Torf hervor. Hauptort: Stege, mit Hafen, am Ulfssund; 1100 Einw.; — 2) Mucho-Ma, europ.-russ. Insel, im rigaischen Meerbusen, durch einen schmalen Kanal von Esthland getrennt. Die Einwohner treiben Viehzucht und Fischerei.

Möerbeke, belg. Gemeinde, Prov. Ost-Flandern, nordöstlich von Gent, an der Vaert; Leinwandbleichen, Brauereien, Brennereien, Fabriken für Tuch, Lichter u. s. w.; Kanal von Gent nach Hulst; 3580 Einw.

Mögeldorf, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Nürnberg; 6 Herrenhäuser, Papiermühlen, 2 Pegnitzbrücken, Tabaksbau, Patrgr. II.; 680 Einw.

Mögelin (Geogr.), preuß. Kirchdörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; treffliche Wollzucht, gewöhnlicher Versammlungsort der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kreises Ober-Barnim; 160 Einw. Hier das von Thaer 1804 errichtete landwirthschaftliche Institut, seit 1819 königliche Akademie des Landbaues. Zu der Lehranstalt gehört ein abgesondert gelegenes Gut, ein Laboratorium, eine Bibliothek, physikalische und technologische Sammlungen, ein ökonomisch-botanischer Garten, eine Brauerei, Brennerei, Zucker- und Syrupsiederei und Ziegelei. In großem Rufe steht die dortige Schäferei. Die Lehranstalt hat besonders den Zweck, tüchtige Wirthschaftsdirigenten zu bilden. Die Lehrvorträge betreffen den Ackerbau, die Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Physik, Chemie, landwirthschaftliche Technologie, Ana-

tomie, Physiologie, Diätetik der Hausthiere. Die Anstalt hat drei ordentliche Lehrer, ist aber in der neuern Zeit gegen früher sehr herabgekommen. Vgl. Thaer, Geschichte meiner Wirthschaft zu M., Berl. 1815 und dessen Möglinsche Annalen; — 2) das., Kr. West-Havelland, an der Havel; 250 Einw.

Mögeltonder, Bezirk, s. Ribe.

Mögend, Prädikat der Stände der vereinigten niederländischen Provinzen. Vgl. Groß- und Hochmögend.

Mögenheim, s. v. a. Magenheim, s. Brakkenheim 2).

Mögersbeuern, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Feuchtwang; 140 Einw.

Mögersheim (Ober-M.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Wassertrüdingen; 720 Einw.

Mögesheim (Megesheim), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Herrschaftsger. Oettingen; 710 Einw.

Möggers (Megas), österreich. Pfarrkirchdorf, Vorarlberg, Ldgr. Bregenz, bildet eine Gemeinde von 850 Einw.

Möggingen, bad. Pfarrkirchdorf, Seekreis, Amt Konstanz; 250 Einw.

Mögglingen (Geogr.), würtemberg. Pfarrdörfer: 1) Jaxtkreis, Oberamt Gmünd, an der Rems, hat Marktgerechtigkeit; 1000 Einw.; — 2) (Möglingen), das., Oberamt Ludwigsburg; 1160 Einw.

Möglenz, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld, an der Röder; 280 Einw.

Möglich im logischen Sinne ist das, was sich überhaupt denken läßt, weil es, ohne einen Widerspruch zu enthalten, in einem Begriffe zusammengefaßt werden kann, also das Denkbare. In diesem Nichtvorhandenseyn eines Widerspruches beruht die formale oder absolute, auch innere, logische Möglichkeit, welche sich nach dem logischen Grundsatze der Identität richtet. Was sich dagegen nicht denken läßt, weil dann etwas Widersprechendes (sich gegenseitig Aufhebendes) in die Einheit des Begriffs aufgenommen werden müßte — wogegen sich der Verstand sträubt —, das gilt als schlechthin unmöglich, wie z. B. ein viereckiger Kreis oder ein rundes Viereck. Man nennt dies auch einen Widerspruch im Beisatze (contradictio in adjecto). Möglichkeit und Unmöglichkeit im logischen Sinne sind demnach Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe und Gedanken zu einander, nicht der Dinge od. Ereignisse selbst. Im metaphysischen Sinne heißt dasjenige möglich, was, nach unserer Kenntniß der Naturgesetze und der von ihnen abhängigen Bedingungen zu urtheilen, geschehen oder existiren kann, was also keinem ursprünglichen, in dem Erkenntnißvermögen selbst begründeten Gesetze der Erkenntniß widerstreitet. Diese Möglichkeit wird daher die reale oder relative, auch äußere oder bedingte, metaphysische genannt, wie auch die ihr entgegenstehende Unmöglichkeit. Was logisch möglich ist, kann wohl metaphysisch unmöglich seyn; nie aber kann das, was logisch schon unmöglich ist, als metaphysisch möglich gedacht werden, denn man müßte dann das an sich Undenkbare für denkbar halten. Daß alles Mögliche auch wirklich sey, ist eine willkürliche Behauptung, da der menschliche Verstand weder alles Mögliche, noch alles Wirkliche kennt. Aus derselben würde folgen, daß alles Mögliche und Wirkliche auch nothwendig sey und also zwischen diesen Begriffen gar kein Unterschied Statt finde, so daß man von der bloßen Möglichkeit nicht nur auf die Wirklichkeit, sondern auch auf die Nothwendigkeit schließen dürfte. Einen solchen Schluß zu machen verbietet schon die Logik durch den bekannten Satz: a posse ad esse non valet consequentia. Wenn es sich denken läßt, daß man aus einer Million gerader Linien ein reguläres Vieleck zusammensetzen könne, so existirt ein solches darum noch nicht, viel weniger muß ein solches existiren. Dieser Fehler, das Seyende als aus seiner Möglichkeit und Existenz zusammengesetzt zu betrachten, hat gleichwohl seit Aristoteles, der zuerst den Unterschied zwischen dem esse actu und dem esse potentia zur Grundlage der metaphysischen Forschung machte, bis auf Wolf herab in den philosophischen Systemen großen Einfluß ausgeübt. In der Natur ist alles, was ist und geschieht, wirklich; das Reich der Möglichkeit, so wie die reflektirende Unterscheidung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen gehört dem Gedanken an. Die metaphysische Möglichkeit theilt man auch noch in eine physische und moralische ein. Jene ergibt sich aus der Betrachtung der Naturgesetze, diese wird nach dem Sittengesetze beurtheilt. Das moralisch Mögliche heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauche auch erlaubt, das moralisch Unmögliche dagegen verboten. Soll etwas moralisch geboten seyn, so muß es zuerst physisch möglich seyn, nach dem Grundsatze: Ad impossibilia nemo obligatur. Doch ist die Beurtheilung, ob etwas physisch unmöglich sey, wegen der mangelhaften Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze, öfters sehr schwierig, und es ist daher voreilig, das, wovon wir nicht sofort einsehen, wie es durch natürliche Kräfte oder nach Naturgesetzen möglich sey, deshalb schon für physisch unmöglich zu erklären, oder gar zu über- oder widernatürlichen Erklärungsgründen, die ohnedies nichts erklären, seine Zuflucht zu nehmen. Die Begriffe der Möglichkeit und Unmöglichkeit werden übrigens auch zu den Modalitätskategorien gezählt. Vgl. Kategorie und Modalität.

Möglichkeitstheorie, Kriminalproceßtheorie, bei welcher man sich zur Verurtheilung eines Verbrechers nicht mit der bloß subjektiven Gewißheit, d. i. mit einer solchen, bei welcher man das Gegentheil vernünftigen Gründen nach nicht für wahr halten kann, begnügt, sondern eine solche verlangt, bei welcher das Gegentheil geradezu undenkbar ist. Weil diese Theorie zu Widersprüchen führte, ward sie bald wieder verworfen. Vgl. Kriminalprozeß.

Möglin, Dorf, s. v. a. Mögelin 1).

Mögthrasir (nord. Myth.), Vater von drei Töchtern, die bei den Riesen erzogen wurden, aber als Schutzgeister auf die Erde kamen.

Möhlau (Groß-M.), preuß. Kirchdorf,

Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 160 Einw.

Möhler, Johann Adam, Hauptvertreter der neueren katholischen Theologie, geb. am 6. Mai 1796 zu Igersheim an der Tauber in der Nähe von Mergentheim, besuchte das Gymnasium zu Mergentheim und Ellwangen und widmete sich darauf im Wilhelmsstifte in Tübingen dem Studium der Theologie. Im Herbst 1818 trat er in das bischöfliche Seminar in Rottenburg, wurde am 18. Septbr. 1819 zum Priester geweiht und darauf zuerst in Weil und dann in Riedlingen als Hülfsprediger angestellt. Am 31. Oktober 1820 trat er als Präparand zum Gymnasiallehreramt in das Wilhelmsstift in Tübingen zurück und widmete sich 2 Jahre, nachdem er bald zum Repetenten ernannt worden war, mit der größten Anstrengung den Alterthumswissenschaften. Im J. 1822 von der katholischen Fakultät zum Privatdocenten ernannt, machte er zuvor mit einem königl. Stipendium eine Reise über Würzburg, Bamberg, Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, Berlin, Breslau, Prag, Wien und München. Im J. 1823 begann er seine Vorlesungen über Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Patristik. Der eigenthümlich spekulative Geist, die Klarheit und Ruhe, wodurch sich gleich vom Anfang seine Vorträge auszeichneten, der Eifer und die Begeisterung, mit welcher er sich dem Lehramt hingab und seine erste Schrift „die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus" (Tüb. 1825) hatten zur Folge, daß, nachdem er schon im J. 1826 einen Ruf nach Freiburg abgelehnt hatte, er im März desselben Jahrs zum außerordentlichen Professor in Tübingen, u., als er nach dem Erscheinen seines „Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus" (Mainz 1827) eine abermalige Berufung nach Breslau ausgeschlagen hatte, im J. 1828 von der Regierung zum ordentlichen Professor und von der Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt wurde. Im J. 1832 erschien seine „Symbolik" (Mainz; 5. Aufl. 1838), in welcher er dem Protestantismus jedes andere Recht außer dem der politischen Existenz absprach. Dagegen erhob sich Baur, der Hauptvertreter der protestantischen Theologie in Tübingen, mit einer Schrift „der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe, mit besonderer Rücksicht auf M.s Symbolik" (Tüb. 1833; 2. Aufl. 1836). M. erwiderte darauf in seinen „Neuen Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten" (Mainz 1834; 2. Aufl. 1835). Die würtemb. Regierung nahm an dieser Polemik Anstoß und setzte M. davon in einem, in starken Ausdrücken abgefaßten Rescript in Kenntniß. Die Stellung M.s in Tübingen war seitdem der Art, daß er sich sehnte wegzukommen. Nachdem sich die Verhandlungen wegen einer Professur in Bonn zerschlagen hatten, folgte er 1835 einem Ruf als Professor nach München. M. fühlte sich hier sehr wohl. Seine Thätigkeit verwandte er besonders aufs Lehramt, schrieb aber daneben auch Aufsätze für die „Allgemeine Zeitung" und sichtete das Material zu einer Geschichte des Mönchthums im Abendlande und zur Herausgabe eines Kommentars über den Römerbrief. In diesen Arbeiten überraschte ihn am 12. April 1838 der Tod, nachdem er noch kurz zuvor die Ernennung zum Domdekan in Würzburg erhalten hatte. Döllinger gab seine „Nachgelassenen Schriften" (2 Bde. Regensb. 1839—40) u. Reithmayr seine „Patrologie oder christliche Literaturgeschichte (Regensb. 1839 ff.) heraus.

Möhlibach, s. Frickthal.

Möhlten, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz, besteht aus 2 Antheilen (Möhlten mit Vorwerk, und Böhmischwinkel); 240 Einw.

Möhn, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier; 200 Einw.

Möhne, Fluß, s. v. a. Mönne.

Möhnersdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bolkenhain; 230 Ew.

Möhnia (Bot.), nach Necker, Pflanzengatt. Arten unter Gazania.

Möhra (Möhr), sachsen-meining. Pfarrkirchdorf, Amt Salzungen, am Mohrbache; 440 Einw. M. ist der Stammort der Familie Doktor Martin Luthers. Dessen Aeltern wohnten dort, ehe sie sich nach Eisleben wendeten und noch jetzt sind Nachkommen des lutherischen Stammes daselbst anzutreffen. Eine in Meiningen zusammengetretene Gesellschaft beabsichtigt in diesem Orte ein ehernes Lutherdenkmal zu errichten.

Möhrbeere (Bot.), s. v. a. gemeine Sandbeere, Arbutus uva ursi *L.*

Möhrchen (Pomol.), auch schwarzer Champagner, schwarzer Rießling. Eine besonders bei Kallstadt häufig in Weinbergen vorkommende Traubensorte, die dem blauen Clävner (s. d.) ähnlich ist, sich aber durch mehr eingeschnittene Blätter, die zum Theil schon im August roth werden, kleinern Rebstock und etwas geringere Fruchtbarkeit von demselben unterscheidet. Die Traube liefert einen sehr feinen rothen Wein, ist aber wegen ihrer geringen Fruchtbarkeit nicht allgemein verbreitet.

Möhrdörfel (Mjrowecek), österreich.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Mürau; 140 Einw.

Möhre (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Mohrrübe, Daucus *L.*

Möhren (Bot.), auch Ader-Beeren, 2. Zunft der 15. Klasse des oken'schen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Dolden vollkommen; Frucht geschnäbelt, borstig oder geflügelt, mit Oelröhren. Meist Stauden, bisweilen holzig, mit vielfach gefiederten oder zerschlissenen Blättern, bei welchen die Kraft in der Wurzel liegt, welche entweder fleischig und eßbar ist, oder voll Milchsaft und Gummiharz mit starkem Geruch und großer medicinischer Kraft. Eintheilung: A) Samen gerollt; Frucht meistens geschnabelt; 1) Frucht geschnäbelt, mit wenig Rippen, Scandicinen. Gattungen: Myrrhis, Sphallerocarpus, Scandix, Chärophyllum; — 2) Frucht kaum geschnäbelt, mit viel Rippen, Caucalinen. Gattungen: Caucalis, Torilis. — B) Samen gerad; Frucht borstig oder geflügelt; — 3) Frucht mit viel Rip-

pen, fünf Hauptrippen und vorstehende Nebenrippen, Daucinen. Gattung: Daucus; — 4) Frucht etwas vom Rücken zusammengerückt, mit 5 kleinen, bisweilen borstigen Hauptrippen, von den Nebenrippen mehre geflügelt, Thapsien. Gattungen: Laserpitium, Thapsia; — 5) Frucht seitlich eingezogen, mit je 5 kleinen Hauptrippen; die 4 Nebenrippen größer, aber ungeflügelt, Cumineen. Gattung: Cuminum; — 6) Frucht linsenförmig, mit je 5 Hauptrippen und 4 schwachen Nebenrippen, ohne Flügel, Silerinen. Gattungen: Siler, Galbanum; — 7) Frucht nur mit den fünf Hauptrippen, vom Rücken flach oder linsenförmig zusammengedrückt, mit einem verdickten knotigen oder gefalteten Rande, Tordylinen. Gattung: Tordylium; — 8) Frucht vom Rücken zusammengedrückt und die Ränder der Fuge geflügelt, also zweiflügelig; von den fünf Rippen die seitlichen immer geflügelt, die andern nur bisweilen, Angeliceen. Gattungen: Levisticum, Selinum, Angelica; — 9) Frucht vom Rücken sehr stark zusammengedrückt, Fugenflügel verwachsen, mithin einflügelig; Rippen schwach, Dolden vollkommen, Peucedaneen. Gattungen: Heracleum, Pastinaca, Anethum (Fönicul um), Bubon, Peucedanum, Opopanax, Ferula. Vergl. Oken, Allgem. Naturgesch., Bd. III, S. 1799 ff.

Möhrenbach (Mörenbach, Mehrenbach), schwarzburg-sondershäus. Pfarrdorf, Amt Gehren; gegen 800 Einw.

Möhrenberg, s. v. a. Mährenberg.

Möhrendorf (Geogr.), 1) bayer. Pfarrkirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Erlangen; 450 Einw.; — 2) nassau. Dorf, Amt Rennerod; 140 Einw.

Möhrenkümmel (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Athamanta.

Möhrensamen, kretischer (pharm. Bot.), Semen Dauci cretici, s. unter Athamanta cretensis. Wilder M., s. v. a. Semen Dauci sylvestris, s. unter Daucus Carota.

Möhringen (Geogr.), 1) bad. Bezirksamt, Seekreis, gegen 7000 Einw.; — 2) Stadt das., an der Donau; Kattunfabrik, Schloß, starke Schafzucht, Viehhandel; 1200 Ew. Am 24. Nov. 1643 hier Gefecht zwischen den Kaiserlichen und Franzosen, in dem letztere geschlagen wurden, auch Schlacht bei Tuttlingen genannt; — 3) preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 390 Einw.; — 4) (Groß-M.), Pfarrdorf das., Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; 260 Einw.; — 5) (Klein-M.), Dorf das.; 140 Einw.; — 6) würtemberg. Dorf, Donaukreis, Oberamt Riedlingen; 240 Einw.; — 7) (M. auf den Fildern), Pfarrdorf das., Neckarkreis, Oberamt Stuttgart; Bleistiftfabrik; 2400 Einw.

Möhringia (Bot.), nach Linné, Gatt. der Caryophylleae *Dec.*, Octandria Digynia *L.* Charakter: Kelch vierblättrig; vier Kronenblätter; Kapsel einfächerig, vierklappig. Von 5 Arten bekannteste: M. muscosa *L.* Niedliche, ausdauernde, rasenbildende Pflanze auf den mitteleuropäischen Alpen, mit kleinen weißen Blüthen. Sie läßt sich gut als immergrüne Einfassung schattiger Blumenbeete benutzen. Lam., III Taf. 314.

Möhrsdorf, sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 240 Einw.

Mökkurkalfi (nord. Myth.), von den Riesen aus Thon gebildeter und mit dem Herzen einer Stute begabter Mann, s. Hrungnir.

Mökow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 110 Ew.

Mökriach, österreich.-illyr. Kirchdorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Eberndorf; 150 Einw.

Moëlains, Ort und Hafen, s. Dizier.

Moelau, franz. Dorf, Dep. Finistère, Bez. Quimperlé, am atlant. Ocean; 3900 Einw.

Mölbis, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Borna; 480 Einw.

Mölerkraut (Bot.), s. v. a. Mutterkraut, Matricaria Parthenium *L.*

Moeletivoe, asiat. Ort, Vorderindien, Ceylon, auf der Nordostküste.

Mölk, Stadt und Benediktinerabtei, s. Melk.

Mölkau, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 110 Einw.

Mölke, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; 6 Bleichen, Steinkohlengrube (Jakob genannt); 250 Einw. Hierzu die Kolonien Harte, Eule, Hain und Josephthal.

Möll, Fluß, s. Drave.

Möllbergen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Minden; mit 2 Bauernhöfen und 1 Gut; 500 Einw.

Möllen (Geogr.), 1) mecklenburg-schwerin. Pfarrkirchdorf, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; 210 Einw.; — 2) preuß. Orte: a) (Mellen), Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 180 Ew.; — b) (Groß-M.), Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 270 Ew.; — c) (Klein-M.), Dorf das.; 240 Ew.; — d) (Groß-M.), Pfarrdorf das., R.-B. Stettin, Kr. Pyritz; 340 Ew.; — e) (Klein-M.), Dorf das., Kr. Greifenhagen; 200 Einw.; — f) (Eppingshofen), Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Duisburg; Jahrmarkt; 320 Ew.; — 3) s. v. a. Mölln.

Möllen (Pomol.), nach Oken, s. v. a. Aprikosen. Sie zerfallen nach dieses Systematikers Anordnung in folgende Abtheilungen: a) Frucht klein, rund und gelb, wenig schmackhaft: 1) Kirschen-M., Marillen, wilde Aprikosen; — 2) Pflaumen-M., rothe M. — b) Frucht groß, länglich, gelb und roth, schmackhaft; — 3) reine M., gemeine Aprikosen; — 4) Mandel-M., Mandelaprikosen; — 5) Pfirsich-M., Pfirsichaprikosen. Vergl. Dierbachs Oekon. Bot. II., S. 169.

Möllenbeck (Geogr.), 1) kurhess. Pfarrkirchdorf, Prov. Niederhessen, Kr. Rinteln; 510 Einw. Gehörte sonst der Universität Rinteln; — 2) mecklenburg.-schwerin. Pfarrkirchdorf, Kr. Mecklenburg, Amt Grabow; 220 Ew.; — 3) mecklenburg-strelitz. Kirchdorf, Kr. Stargard, Amt Feldberg; 200 Einw.; — 4) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; 160 Einw.

Möllendorf (Geogr.), 1) preuß. Kolonie, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Pyritz; 160 Einw.; — 2) Kirchdorf das., Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg an der Uchte; 160 Einw.; — 3) Dorf das., R.-B. Merseburg, mansfelder Gebirgskreis, am Thalbache, Ruinen des 1596 erbauten Schlosses Asseburg; 180 Einw. Die Mineralquelle zu M. ist eine alkalisch-salinische Eisenquelle, deren Temperatur 105° R., und deren spec. Gewicht 1,0015 beträgt. Rothe hat sie untersucht.

Möllendorf (Biogr.), Richard Joachim Heinrich Graf von, preuß Generalfeldmarschall, geb. 1724 auf dem Gute seines Vaters Lindenberg an der Priegnitz. Nachdem er auf der Ritterakademie zu Brandenburg seine militärische Vorbildung empfangen, kam er 1740 als Page an den Hof Friedrichs II., begleitete in dieser Eigenschaft den großen König im ersten schlesischen Krieg und war namentlich in den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz an dessen Seite. 3 Jahre darauf finden wir ihn als Fähnrich beim ersten Gardebataillon, in welchem ausgezeichneten Corps er den zweiten Feldzug jenes Kriegs mitmachte und bei Sohr seine erste Wunde empfing. Bald darauf erfolgte, mit Uebergehung der dazwischenliegenden Chargen, seine Ernennung zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs. M. rechtfertigte diese ungewöhnlich schnelle Beförderung durch die glänzende Vertheidigung eines großen Proviantransports an der Spitze von 300 Grenadieren gegen die wiederholten Angriffe von 4000 Panduren, bis eine befreundete Truppenabtheilung zu seiner Hülfe herbei eilte. Jeder Feldzug brachte ihm neue Lorbeeren. Im zweiten schlesischen Krieg wohnte er der Belagerung von Prag bei und ward im Gefecht von Carr bedeutend verwundet. Auch im Jahre 1757 war er mit vor Prag, focht aber namentlich in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen mit Auszeichnung und trug in der letztern durch kühne Wegnahme des Dorfes Leuthen zum Sieg nicht wenig bei. Er ward dafür durch den Orden pour le merite belohnt. Nachdem er noch mit Auszeichnung der Belagerung von Breslau beigewohnt, und am Unglückstage von Hochkirch unerschütterliche Tapferkeit bewiesen hatte, erhielt er 1758 den Grad eines Majors und Kommandeurs des dritten Gardebataillons. Zwei Jahre darauf ward ihm das Kommando eines Garderegiments, an dessen Spitze er sich namentlich in der Schlacht bei Liegnitz Ruhm erwarb. Unmittelbar darauf ward er zum Oberstlieutenant befördert und gewann neuen Ruhm in der Schlacht bei Torgau, wo seine geschickten Maneuvres die Entscheidung herbeiführen halfen. Doch fiel er hier in österreichische Gefangenschaft und blieb einige Monate darin. Im Jahre 1761 ausgewechselt und zum Oberst ernannt, verdiente er sich bald darauf durch die Wegnahme eines befestigten Postens bei Burkersdorf Generalmajorsrang. Im bayerischen Erbfolgekrieg kommandirte er als Generallieutenant eine Abtheilung der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen. Eine gegen Bautzen mit Erfolg unternommene Expedition erwarb ihm die Dekoration des schwarzen Adlerordens. Im Jahre 1783 ward er Gouverneur von Berlin. In dieser ehrenvollen Stellung erwarb er sich besonders durch Verbesserung des Looses der gemeinen Soldaten, welches damals noch ein sehr klägliches war, großes Verdienst. Friedrich II. war so an seine Gesellschaft gewöhnt, daß er in seinen letzten Jahren fast keine andere hatte. Friedrichs II. Nachfolger ernannte ihn zum General der Infanterie (1787). Aber es ward ihm unter dessen Regierung keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, geboten. Das einzige Kommando, welches man ihm anvertraute, war das derjenigen Truppen, welche 1793 nach Polen gesandt wurden, um die Zerstückelung des unglücklichen Landes zu vollenden. Alles, was er bei dieser Gelegenheit Ehrenvolles thun konnte, war, die Kriegslasten der Einwohner zu erleichtern. Bei seiner Rückkehr belohnte man ihn, als hätte er eine schwierige und glorreiche Operation vollbracht. Er ward zum Feldmarschall ernannt und zum Gouverneur im südlichen Theile der preußischen Lande. Als die Stürme in Frankreich die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf sich zu ziehen anfingen, und man auch in Preußen daran dachte, mit Heeresmacht dagegen einzuschreiten, war es M., der davon abrieth, aber dadurch auch das Mißfallen des Hofs sich zuzog. Doch fiel er nicht völlig in Ungnade, und als 1794 der Herzog von Braunschweig das Kommando der preußischen Armee am Rheine niederlegte, fand das Kabinet keinen andern würdigen Nachfolger desselben, als den alten Kampfgenossen Friedrichs II.; M. nahm das ihm angetragene Kommando an. Der einzige Vortheil, den er über die Feinde davon trug, war der Sieg von Kaiserslautern, wo die preußische Armee die Angriffe der Franzosen mehre Tage hindurch aushielt und sie zuletzt zum Rückzuge nöthigte. M. stand damals in großem Ansehen, und man behauptet, daß auf sein Anrathen das preußische Kabinet den unverzeihlichen Fehler beging, den Einfall der Franzosen in Holland geschehen zu lassen. Sein vorgerücktes Alter, sein erworbener Kriegsruhm, den er in ungewissen Unternehmungen nicht aufs Spiel setzen mochte, alles machte ihn damals dem Frieden geneigt und er war daher einer der Haupturheber des baseler Traktats. Während der 12 Friedensjahre, welche darauf folgten, ruhte M. auf seinen gewonnenen Lorbeeren und häufte mit einem an Habsucht grenzenden Eifer Schätze auf Schätze. Er war schon über 80 Jahre alt, als Preußen im Jahre 1806 wieder zu den Waffen griff. Auch diesmal rieth er vom Krieg ab, aber fortgerissen durch die allgemeine Bewegung, trat er doch wieder in aktiven Dienst. Man sagt, daß er sich vor dem verhängnißvollen Tag von Jena und Auerstädt gleich dem Könige dem Plan des Herzogs von Braunschweig, das Fallen des Nebels abzuwarten und in der Zwischenzeit die zerstreuten Heeresabtheilungen zusammen zu ziehen, widersetzt habe. M. ward in der Schlacht verwundet und dadurch genöthigt, am folgenden Tage in Erfurt zu bleiben, trotz der Annäherung der französischen Truppen. Der Kommandant dieses Platzes übergab denselben,

ehe er M.s Rath eingeholt. Letzteren und den übrigen verwundeten Oberoffizieren, welche hierher geflohen, war aber in einem besondern Artikel der Kapitulation die Erlaubniß, sich zur preußischen Armee zu begeben, verwilligt. Murat selbst sandte seinen Chirurgen zum Feldmarschall, welcher sich nach Berlin begab, sobald es sein Zustand erlaubte. Die französischen Generale, welche bald darauf auch Preußens Hauptstadt besetzten, begegneten ihm höchst rücksichtsvoll. Napoleon selbst lud ihn mehrmals zur Tafel, ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion und garantirte ihm seinen Gehalt. Später zog sich M. nach Havelsberg zurück, wo er eine reiche Präbende besaß und den 28. Januar 1816 †.

Möllenhagen, mecklenburg-schwerin. Kirchdorf, Kr. Mecklenburg, Amt Neustadt; 220 E.

Möllenkotten, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 500 E. Dabei ein Gesundbrunnen mit schönen Anlagen.

Möllenpfirsichen (Pomol.), nach Oken, Abtheilung der Pfirsichensorten, s. Pfirsichbaum.

Möllen-Pflaumen (Pomol.), nach Oken, Abtheilung der Pflaumensorten, s. Prunus domestica *L.*

Möllensdorf, anhalt-bernburg. Kirchdorf, Amt Koswig; 150 Einw.

Möllensen, hannov. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Gronau Poppenburg; 110 Einw.

Möllenstorf, mecklenburg-schwerin. Kirchdorf, Kr. Mecklenburg, Amt Neustadt; 190 E.

Möllen-Weichseln (Pomol.), nach Oken, Abtheilung der Kirschensorten, s. Cerasus.

Möllen-Zwieseln (Pomol.), nach Oken, Abtheilung der Kirschensorten, s. Cerasus.

Möller (Biogr.), 1) Johann Georg Peter, geb. 1729 zu Rostock; 1765 Prof. der Geschichte und Moral zu Greifswald, 1775 schwedischer Kanzlei- und Kammerrath, † als solcher 1807. Er schrieb ein „Deutsch-schwedisches und schwedisch-deutsches Wörterbuch" (Stockh., 1780—90, 3 Thl.). — 2) Christian Friedrich, geb. 1763 in Frankenberg im Erzgebirge, begleitete seit 1792 die Pfarrei zu Gleina und später die zu Zipsendorf bei Zeitz. Er ertrank 1825 in der Schnauder. Schrieb: Adelstolz im Bade, Lustsp., Philadelphia 1791; — Das Königsrecht nach Georg Buchanan, Altenburg 1796; — Leben Michael Hadrian Ruyters, Leipzig 1799; — Taschenbuch witziger und belehrender Anekdoten, das. 1801, 2 Thle.; — Biographische Darstellungen, Chemnitz 1801; — Kleine Erzählungen für Prediger, Leipzig 1801; — Biographien gestürzter Günstlinge, das. 1802; — Kleine Erzählungen für Musiker, Weißenfels 1802; — Peter von Aubusson, Leipzig 1802; — Verzeichniß der in Zeitz und Naumburg geborenen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, Zeitz 1805; — Akademische Anekdoten, Altenburg 1820; — Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des deutschen Adels, Merseburg 1820, und A. — 3) Jens, Professor der Theologie zu Kopenhagen, geb. zu Kopenhagen 1779, machte in seiner Vaterstadt den theologischen Kursus durch, wurde dann zum Adjunkten an der Schule zu Slagelse ernannt und von da 1808 als Professor nach Kopenhagen berufen. Hier entfaltete er als Schriftsteller, namentlich als fleißiger und geschmackvoller Sammler und als Herausgeber mehrer Zeitschriften eine weitgreifende Thätigkeit. Seit 1811 bis an seinen Tod gab er die „Theologisk Bibliothek", 20 Bde; dann unter dem Titel „Neue Folge", 20 Bde; später „Tidsskrift for Kirke og Theologie", 4 Bde., Kopenhagen 1811—34 heraus, in welcher er einem gemäßigten Supernaturalismus huldigte. Von seinen übrigen Schriften nennen wir die Abhandlung „De fide Eusebii in rebus christianis enarrandis", Kopenhagen 1813 und seine „Uebersetzung der poetischen Bücher des Alten Testaments mit Anmerkungen, die einen Theil der vom Bischof Dr. R. Möller herausgegebenen Gesammtübersetzung des Alten Testamentes bildet. Unter seinen historischen Arbeiten verdienen besonders Erwähnung der „Historische Kalender", 3 Bde, Kopenhagen 1814—17, und „Mnemosyne", 4 Bde., Kopenhagen 1830—34, unter deren Aufsätzen sich die Geschichte König Christians VI. nach unbenutzten Briefen und die Darstellung des Zustandes von Dänemark unter dem König Friedrich VI. besonders auszeichnen. — 4) Jens Peter, namhafter Landschaftsmaler, geb. 1783 zu Fanborg auf Fünen, zeigte frühzeitig bedeutende Anlagen zur Malerei und ward auf der Akademie zu Kopenhagen gebildet. Nachdem er sich für die Landschaftsmalerei entschieden, ging er mit königlicher Unterstützung auf Reisen mit dem besondern Auftrag, sich die Restauration alter Gemälde angelegen seyn zu lassen. In Paris lag er zwei Jahre hindurch unter Leitung geschickter Lehrer diesem Studium ob. Dabei studirte er vorzüglich die Meisterwerke Claude Lorrains und kopirte mehre derselben. Nachdem er 1815 in sein Vaterland zurückgekehrt war, ward er Mitglied der Akademie und Konservator der königl. Gemäldesammlung. Spätere Reisen durch Deutschland, Tyrol, die Schweiz und Norwegen bereicherten sein Portefeuille und boten ihm reichen Stoff zu vortrefflichen Gemälden, welche theils in der königl. Gallerie zu Kopenhagen aufbewahrt, theils im Privatbesitz sich befinden. Zu seinen größern Gemälden gehören die Ansichten der Schlösser Kronborg und Frederichsborg mit ihren Umgebungen, so wie der Gebirgsgegenden von Berchtesgaden und mehre Partien aus dem berner Oberlande.

Möllera (Bot.), nach Necker, Pflanzengattung, s. v. a. Casearia ramiflora.

Möllen, österreich. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Botzen, Ldgr. Karneid; 110 Einw.; war einst der Hauptort eines Gerichts.

Möllersdorf, österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. Neudorf; 240 Einw.

Mölln (Geogr.), 1) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Marburg, Amt Leis, an der Lumbde; 120 Einw.; — 2) (Möllen, Mulne), lauenburg. Stadt, an der Steckenitz und einem großen Teiche (dem Möllnersee), mit Pfarrei, Spital, Armenhaus, Post, Landzolleinnahme, Jahrmärkte, Handel, Branntweinbrennerei, Grabmal Till Eulenspiegels; 2680 Ew.

Hier am 25. August 1813 Gefecht zwischen den Franzosen und Alliirten.

Moëllon (franz., Geognos.), auch Calcaire moëllon, s. v. a. jüngerer Grobkalk, d. i. der sandige oder dichte Kalkstein der Tegelformation, s. Molassegruppe.

Mölly (Moely), Insel, s. v. a. Mohilla, s. Comoro.

Möllern (Geogr.), 1) (Nieder-M.), preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Naumburg; 170 Einw.; — 2) (Obern-M.), Pfarrdorf das.; 140 Einw.

Möln Medow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; 140 E.

Mölschbach, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kaiserslautern; 500 Einw.

Mölschow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Usedom; 290 Einw.

Mölsen (Hohen-M.), preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Weißenfels, unweit der Rippach; Braunkohlenbergwerk; 700 E. Hier Schlacht am 15. Okt. 1085 zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkaiser Rudolph von Schwaben, welcher letztere geschlagen wurde und eine Hand verlor, was kurz nachher seinen Tod zur Folge hatte.

Mölsheim, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Worms, Friedensger. Pfeddersheim; 2 Kirchen und Rathhaus; 610 E.

Mölten, österreich. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Botzen, Ldgr. Karneid; 1100 Einw.; war einst der Hauptort eines Gerichts.

Mömbris, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Alzenau; Schloßruine, Kirschenbau; 400 Einw.

Mömling (Mömmlingen), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Obernberg; Kirche und Kapelle; 1300 Ew.

Mömling-Grumbach (Mimling-Grumbach), großherz. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Landrathsbez. Breuberg, Ldgr. Höchst; 480 E.

Mömpelgard, s. Mümpelgard.

Mön, s. v. a. Möen.

Mön (Ichthyol.), auch Alet, Karpfenart, Cyprinus Cephalus *L.*, findet sich im Rhein und seinen Nebenflüssen, vorzüglich aber in den meisten Flüssen und Seen der Schweiz, besonders an schilfigen Ufern in Menge, wo sie das ganze Jahr mit Würmern und rothen Kirschen, im Bodensee mit kleinen Pflaumen, an der Angel gefangen werden. In der Limmat laichen sie Ende Mai an steinigen Orten; im vierten Jahr sollen sie 1½ Pfd. wiegen und reif seyn; sie erreichen 5 Pfd., bisweilen 8—10 Pfd. Das Fleisch wird zwar für besser als das der Nase, Cyprinus Nasus *L.* (s. d.), gehalten, ist aber doch schlecht, und das Pfund kostet nur 4—6 Kreuzer. Sie fressen alles Mögliche, Pflanzen, Gewürm, Früchte, auch kleine Fische, Frösche und Aas, und halten sich daher häufig in der Nähe der Schlachtbänke auf. Der Rücken ist dunkelgrün, die Seiten fahl, unten weiß, die Seitenlinie ziemlich gerad, hochgelb, bisweilen schwarz gedüpfelt; die Schuppen wie beim Karpfen, sehr groß, aber schön silberglänzend mit dunkeln feinen Strahlen; der Kopf groß und stumpf mit weitem Maul, der Kiemendeckel goldschimmernd; Rückenflosse 3, 9; Steißflosse 3, 9; die obern Flossen grünlich, die untern röthlichgelb. Pennant III, 368, Taf. 73, Fig. 175.

Mönau (wend. Mjenau), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hoyerswerda; 190 Einw.

Mönch (v. lat. monachus, Kirchenw.), in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche Person männlichen Geschlechts, welche in Zurückgezogenheit von der Welt in Gemeinschaft mit Andern nach gewissen Regeln (Mönchsregeln) ascetischen Uebungen obliegt und unter der unmittelbaren Aufsicht von Obern den abgelegten Gelübden der Armuth, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle seiner Vorgesetzten (Mönchsgelübde) gemäß lebt. Die ersten Anfänge des Mönchs- und Klosterwesens reichen in die vorchristliche Zeit zurück, und vornehmlich im Orient war die Neigung zum einsamen kontemplativen Leben, wodurch man sich den verderblichen Einwirkungen schlechter gesellschaftlicher Zustände zu entziehen suchte, frühzeitig herrschend. Schon Henoch, von dem die Schrift (1 Mos. 5, 24.) sagt, daß er ein göttliches Leben führte, soll ein Einsiedler gewesen seyn. Gewiß aber lag in dem zur stillen, passiven Beschaulichkeit sich hinneigenden Sinne der Hindus, wie sie denselben noch heutzutage zeigen, der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, die durch strenge, den Reizungen der materiellen Welt sich entziehende Ascese den Geist von den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zu befreien lehrte. Diese Richtung gewann aber auch durch die im Orient von Alters her weit verbreitete Meinung, daß man frühere Vergehungen am besten durch Verzichtleistung auf allen Lebensgenuß und Zurückgezogenheit von dem Verkehr mit Menschen abbüßen und den Zorn der Gottheit versöhnen könne, zahlreiche Anhänger. Daher die zahlreichen Anachoreten und Eremiten, büßenden Heiligen und Mönche (vergl. den Art. Gymnosophisten), die im alten Orient auftreten und mit einem ähnlichen Heiligennimbus umgeben waren, wie die Kanonisirten der katholischen Kirche (vergl. Heilige und Heiligenverehrung). Noch jetzt sind die Länder, wo die Religionen des Brahma, Fo, Dalai Lama und Mohammed herrschen, voll von solchen Asceten, die unter den Namen von Fakirs und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwischen beim Volke in mehr oder minder großem Ansehen stehen. Auch bei den alten Hebräern begegnen uns dergleichen der Betrachtung der Gottheit ausschließlich sich weihende Heilige in den Nasiräern (s. d.), denen schon in Mosis Gesetzgebung besondere Rechte verwilligt waren, so wie später in den Essäern u. Therapeuten, welche um die Zeit Jesu in Palästina und Aegypten auftraten und ganz in der Weise des strengern Mönchthums sich der Berührung mit der Welt und ihren Sünden durch entsagungsvolle Abgeschiedenheit zu entziehen suchten. In der christlichen Welt, wo sich von Anfang an der Gegensatz von Geist und Fleisch geltend machte und besonders seit dem Eindringen gnostischer

und neuplatonischer Ideen die Befreiung des Geistes von den Banden der Sinnenwelt als die Aufgabe der zu höherer, gottähnlicher Vollkommenheit Fortschreitenden gepriesen ward, brach sich das Einsiedler- und Mönchsleben schon seit dem 4. Jahrhundert Bahn und wurde durch die Verfolgungen bedeutend befördert. Aber erst seit dem 5. Jahrhundert tritt das Mönchswesen als eigentlich kirchliches Institut hervor, das sich in den mannichfaltigsten Verzweigungen ausbildete und das ganze Mittelalter hindurch bis in das 17. Jahrhundert herab in der Kulturgeschichte des christlichen Abend- und Morgenlandes eine bedeutende Rolle spielt. Ueber das Mönchswesen im Allgemeinen s. Kloster; über die einzelnen Mönchsorden s. die diesen gewidmeten besondern Artikel (vergl. das Verzeichniß der Mönchs- und Nonnenorden unter Art. Kloster, S. 142 ff., so wie auch den Art. Orden, S. 622 f.,). Liter. K. J. Weber, Die Möncherei oder geschichtl. Darstellung der Klosterwelt, 3 Bde, Stuttg. 1819—1820; 2. Aufl. 1834; — Döring, Gesch. der Mönchsorden, 2 Bändchen, Dresden 1828.

Mönch (Technol.), 1) die Spindel einer Wendeltreppe; — 2) bei Thurm- u. Kegeldächern die Spindel, an welche sich die Sparren u. der Dachstuhl anlehnen; — 3) Hohlziegeln, welche die erhabene Seite bei einem damit gedeckten Dach auswärts kehren, wogegen die, welche dieselbe Seite nach innen und also die hohle auswärts kehren, Nonnen heißen; — 4) Stempel von Eisen oder hartem Holz, womit die Kapellen geschlagen werden, s. Kapelle 2); — 5) der Zapfen an einem Fischteiche; — 6) s. v. a Brummkreisel; — 7) s. v. a. Bettwärmer; — 8) s. Arzneigläser; — 9) kastrirtes Thier; daher mönchen, s. v. a. kastriren; — 10) s. Gehörn.

Mönch, I. (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Zottelaffe, Pithecia monachus *Geoffr.*; — II. (Ornith.), 1) s. v. a. Schwarzkopf, motacilla (Curruca) atricapilla *L.*; — 2) s. v. a. Ringelgans, Anas Bernicla *L.*, s. Gans; — 3) Farbenvarietät der gemeinen Taube, s. Columba livia domestica; — III. (Entom.), brauner M., s. v. a Noctua verbasci *L.* Grauer M., s. v. a. Noctua umbratica.

Mönch . . . . (Mönchen...., Geogr.), damit anfangende Namen, welche sich im Folgenden nicht finden, s. Münch...., München....

Mönchberg (Geogr.), 1) bayer. Marktflecken, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Klingenberg; Kirche, Kapelle; 1400 Einw.; — 2) würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkr., Oberamt Herrenberg; 460 Einw.; — 3) s. v. a. Münchberg.

Möncheho f, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. und Ldgr. Kassel; 300 Einw.

Mönchendorf, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugard; 260 Einw.

Mönchenhöfen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; 150 Einw.

Mönchenholzhausen, sachsen-weimar. Pfarrkirchdorf, Kr. Weimar, Amt Vieselbach; 220 Einw.

Mönchenstein, schweiz. Dorf, Kanton Baselland, Bez. Arlesheim, an der Birs; Bergschloß, Korbflechterei; 400 Einw.

Mönche- oder **Klein-Schöppenstedt**, braunschweig. Dorf, Kr. Braunschweig, Amt Riddagshausen; 160 Einw.

Mönche-Vahlberg, braunschweig. Kirchdorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Schöppenstedt; 140 Einw.

Mönchgebirge (Geognos.), bei Kassel, s. v. a. schieferiger Thon.

Mönchgrün (Münchgrün), reuß-greiz. Kirchdorf, Amt Burgk; 140 Einw.

Mönchgut, preuß. Halbinsel, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen, die südöstliche Spitze dieser Insel, mit dem Vorgebirge Peerd (Pferd), zählt 12 Dörfer und 700 Ew., die sich in Sprache, Kleidung und Gebräuchen von allen Einwohnern Rügens unterscheiden. Es besteht dort z. B. die Sitte, daß Mädchen und Wittwen sich selbst den Bräutigam wählen, und ihm den ersten Antrag machen, welches man Jagen nennt.

Mönchhagen (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Amt Reinfeld; 280 Einw.; — 2) mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kreis, Amt Ribnitz; 250 Einw.

Mönchhosbach, kurhess. Kirchdorf, Prov. Niederhessen, Kr. Rotenburg, Amt Sontra; 170 Einw.

Mönchia (Bot.), I. nach Ehrhard, Gatt. der Caryophylleae Sagineae *Spr.*, Tetrandria Tetragynia *L.*, kleine unbedeutende, einjährige Pflanzen in Europa und Nordafrika; 3 Arten, bekannteste: M. erecta *Baumg.*, M. quaternella *Ehrh.* Auf sandigen Aeckern und Plätzen, fast durch ganz Europa. Engl. bot., Taf. 609; — II. nach Medicus, Pflanzengatt. Art: M. narcissi flora *Med.*, s. v. a. Allium senescens; — III. nach Necker, Pflanzengatt., s. v. a. Cucubalus *L.*; — IV. nach Roth, Pflanzengatt. Arten unter Draba und Camelina; — V. nach Wenderoth, Pflanzengatt. Art: M. speciosa *Wender.*, s. v. a. Panicum saccharoides.

Mönchkappe, preuß. Koloniedorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenhagen; 350 Einw.

Mönchkrattendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Lichtenfels; 170 Einw.

Mönchmotschelnitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; kath. Kuratiekirche, Schloß, Vorwerk, Freischoltisei; 500 Einw.

Mönch-Neversdorf, holstein. Gut, bei Eutin; 130 Einw.

Mönch-Nienburg, s. Nienburg.

Mönch-Pfiffel, sachsen-weimar. Kirchdorf, Kr. Weimar, Amt Allstädt; 230 Einw.

Mönchröden, sachsen-koburg. Kirchdorf, Fürstenth. Koburg, Amt Neustadt a. d. Haide; Kammergut, Papier- und Marmormühle, Jagdzeughaus; 460 Einw.

Mönchsberg, s. Antigua.

Mönchsbirne (Pomol.), eine Sommerbirne, gut in der Wirthschaft und auf der Tafel zu gebrauchen, mit grüner Schale; reift im September.

Mönchsblatt (Bot.), s. v. a. gemeiner Löwenzahn, Leontodon Taraxacum *L.*

Mönchsdeggingen, s. Deggingen 2).

Mönchsdorf (Geogr.), 1) österr. Dorf, Böhmen, Kr. Bidschow, Herrsch. Starkenbach; 450 Einw.; hatte einst ein Maltheserstift; — 2) Pfarrdorf das.; Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Ruttenstein; 220 Einw.

Mönchsgeier (Ornith.), s. v. a. Vultur (Percnopterus) Monachus *Temm.*

Mönchskappe (Bot.), s. v. a. ächter Eisenhut, Aconitum Napellus *L.*

Mönchskappenmuskel (Kappenmuskel, Musculus cucullaris s. trapezius, Anat.), ist breit, platt u. dünn, von ungleich dreieckiger Gestalt, liegt mit seinem längsten Rande an der Wirbelsäule, mit dem der andern Seite zusammengrenzend und vermittelst des Ligamentum nuchae verbunden, so daß beide Muskeln ein ungleichseitiges Viereck (Trapezium) bilden, dessen unterer Winkel am untern Ende des Rückens spitzig ist, die seitlichen Winkel an den Schultern stumpfer sind, der obere Winkel am Hinterkopf aber quer abgeschnitten erscheint. Er entspringt mit kurzen Sehnefasern von der Linea semicircularis superior und der Protuberantia occipitalis externa des Hinterhauptbeins, vom Ligamentum nuchae und dem Ligamentum apicum bis zum zwölften Rückenwirbel herab, seine obern Fasern steigen schräg nach außen herab, die untern laufen aufwärts u. mittleren quer — alle aber gegen die Schulter hin, wo selbst der Muskel schmaler und dicker wird, und an das Labium superius der Spina scapulae, an den innern Rand des Acromion, und an die obere Fläche der Extremitas acromialis claviculae sich inserirt. Er zieht das ganze Schulterblatt stark rückwärts gegen die Wirbelsäule hin; sein oberer Theil allein hebt dasselbe und das Schlüsselbein aufwärts, der untere Theil zieht das Schulterblatt herab; auch strecken beide Muskeln den Kopf.

Mönchskirsche (Bot.), s. v. a. Judenkirsche, Physalis Alkekingi *L.*

Mönchskloster, s. Kloster.

Mönchskopf, Berg, s. Bern, (Geogr.)

Mönchskraut (Bot.), s. v. a. Polygonum hydropiper *L.*

Mönchskutte, s. Kutte 1).

Mönchslatein, auch Mittellatein, das Latein der Geistlichen und Mönche im Mittelalter, das im Abendlande nicht nur beim kirchlichen Kultus, sondern auch in der Schriftstellerei, namentlich in der Geschichtsschreibung, und bei politischen Verhandlungen allgemein in Gebrauch war, so lange die neueren Sprachen noch nicht die nöthige Ausbildung erlangt hatten, um für die angegebenen Zwecke und überhaupt zu einer über den alltäglichen Lebensverkehr hinausgehenden Gedankenmittheilung gebraucht werden zu können. In so fern aber die noch engbegrenzte Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung damals ausschließliches Eigenthum des geistlichen Standes war und die Mönche sich vorzugsweise mit Schriftstellerei, besonders Chronikenschreiberei beschäftigten, ward die dabei gebrauchte, eigenthümlich modificirte latein. Sprache passend M. genannt. Schon seit dem 3. Jahrh. n. Chr. war nämlich die alte römische Sprache durch Ausländer, die als römische Schriftsteller sich hervorzuthun suchten, mannichfach verunreinigt und verderbt worden. Fremde, von der altklassischen völlig verschiedene Denk- und Anschauungsweise und schwülstiger, verschrobener Ausdruck, der die klassische Einfachheit und Klarheit völlig vermissen läßt, charakterisiren insbesondere das von den christlichen Autoren u. Kirchenvätern des römischen Afrika, einem Cyprianus, Tertullianus, Augustinus u. A. gebrauchte Latein. Die im 5. Jahrhundert von Norden und Osten her in das römische Reich eindringenden germanischen Völker nahmen mit dem Christenthum zugleich die schon sehr entstellte lat. Sprache als Kirchen- und Schriftsprache an, und in ihrem Munde nahm diese einen noch barbarischeren Charakter an, als sie schon hatte. Die Scholastik, welche sich bei ihren wissenschaftlichen Bestrebungen ausschließlich der latein. Sprache bediente, that nicht nur nichts zur Reinigung derselben von den in sie eingedrungenen barbarischen Ausdrücken und Redewendungen, sondern trug, da ihr das Studium der altklassischen Schriftsteller meistens fern lag u. sie zum Behuf ihrer den alten Autoren ganz fremden philosophischen und theologischen Untersuchungen die lateinische Sprache sich erst so zu sagen mundrecht machen mußte, im Gegentheil viel zur größeren Entstellung derselben bei. Nicht besser verfuhren die Geschicht- und Chronikenschreiber jener Zeit mit derselben, indem sie nicht nur eine Menge Wörter der lombardischen, fränkischen und sächsischen Mundarten ihr einverleibten, sondern sich auch in den Wortformen und Wortfügungen die gröbsten Verstöße gegen die grammatischen Regeln erlaubten. Zum immer tiefern Verfall der latein. Sprache trug aber auch der Umstand nicht wenig bei, daß, seitdem jene Sprache beim Gottesdienste gebraucht ward, fanatische Hierarchie die Lektüre der klassischen Schriftsteller Roms verbot und verhinderte. So kam es dahin, daß nach und nach jedes Land, namentlich Italien, Frankreich, England und Deutschland, sein eignes bis auf die Aussprache verschiedenes Latein erhielt. Nur hier und da finden sich einige Schriftsteller, welche die klassischen Muster mit Glück nachahmten, wie Einhard, der Zeitgenosse Karls des Großen, und Paulus Diaconus, der Geschichtschreiber der Longobarden, deren Schriften durch Einfachheit, Klarheit u. Concinnität des Ausdrucks sich auszeichnen. Aber der gänzlich verunstalteten Sprache Roms ward durch die Bemühungen dieser und späterer Schriftsteller, unter denen als besserer Stylist noch Roger Baco zu erwähnen ist, nicht aufgeholfen. Erst als seit dem 14. Jahrhundert in Italien wieder ein für die mustergültige römische Literatur und Sprache empfänglicherer Sinn sich zu regen anfing, erwachte auch das Streben, sich Klassicität des Ausdrucks anzueignen. Es war dies die Zeit der sogenannten Ciceronianer, die bald auch in Frank-

reich und England Anhänger fanden und in Muret (s. d.) ihren Glanzpunkt erreichten. Die zu Ende des 15. Jahrh. in den Niederlanden und in Deutschland begründeten Schulen trugen zur Förderung des lat Sprachstudiums und damit zur Reinigung der Sprache selbst sehr viel bei. Männer, wie Reuchlin und Erasmus galten im In- und Auslande als mustergültige Autoren, und vergeblich widersetzten sich die Mönche und Pfaffen, deren Dünkel und Unwissenheit in den berühmten Epistolae obscurorum virorum (s. d.) so treffend und scharf gegeißelt wird, der in immer weiteren Kreisen sich Bahn brechenden Bildung. Die Reformation, die aus dem Studium der alten Klassiker ihre gewinnende und überzeugende Kraft schöpfte, begründete eine neue und gedeihlichere Form der Schulbildung und die Schüler eines Melanchthon und Camerarius ließen in den Schulen des protestantischen Deutschlands und der Nachbarländer jenes Studium, so sehr dasselbe auch durch die leidigen theologischen Zänkereien beeinträchtigt werden mochte, nicht wieder untergehen. Das Hauptwerk über das Latein des Mittelalters ist Dufresne's Glossarium. Vergl. Lateinische Sprache.

Mönchsmeise (Ornith.), s. v. a. Sumpfmeise, Parus palustris *L.*

Mönchsnoten, s. Noten.

Mönchsontheim, bayer.-Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Bibart; 300 Einw.

Mönchsorden, s. Orden, S. 622 ff., vgl. Kloster.

Mönchspfefferstrauch (Bot.), s. v. a. gemeine Müllen, Vitex Agnus castus *L.*

Mönchsplatte, s. Tonsur 2).

Mönchsrhabarber (Bot.), s. v. a. Rumex alpinus *L.*

Mönchsrobbe (Säugeth.), Robbenart, s. v. a. Phoca Monachus *L.*

Mönchsroth (Geogr.), 1) bayer. Herrschaftsgericht, R.-B. Schwaben und Neub., 3½ □Meil. groß mit 3050 Einw., gehört dem Fürsten von Oettingen-Spielberg; — 2) Marktflecken (Pfarrdorf) das., an der Roth; Schloß, Hammerschmiede, ehemalige Benediktinerabtei; 1020 Einw.; — 3) Stadt, s. v. a Roth.

Mönchsschrift (gothische, neugothische Schrift) gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Schriftgattung, in welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13.—16. Jahrh geschrieben sind In der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel genannt und durch Verzierung der gothischen Schrift entstanden, ward sie an der Stelle der früher üblichen römischen oder runden Schrift Anfangs besonders zu den Erstlingsdrucken im engsten Sinne, später aber neben der Uncialschrift noch über anderthalb Jahrhunderte lang häufig im Druck überhaupt gebraucht. Am reinsten und schönsten erscheint sie in der sogenannten Missaltype (s. Missalen), z. B in dem ersten mit einem Datum versehenen Drucke, dem Psalterium Fust's und Schöffers von 1457. Aus den romanischen Sprachen ward sie durch die runde römische, aus der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift verdrängt, welche letztere sich im Laufe des 16. Jahrhunderts aus ihr entwickelte In neuerer Zeit fing man besonders in England wieder an, sich der M. unter dem Namen black letter bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, was seitdem in Deutschland und andern Ländern Nachahmung gefunden hat.

Mönchstockheim, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Herrschaftsger. Sulzheim; 330 Einw.

Mönchswesen, s. Kloster, vergl. Mönch.

Mönchswurz (Bot.), s. v. a. Johannisblume, Arnica montana *L.*

Mönchweden, s. Rostock, (Geogr.).

Mönchweiler, bad. Pfarrkirchdorf, Seekreis, Amt Villingen; 800 Einw.

Mönchzell, bad. Kirchdorf, Unterrheinkreis, Amt Neckar-Gemünd; evang. und kathol. Filialkirche; 520 Einw.

Möndenich, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Kochem; 150 Einw.

Möne, belg. Dorf, Prov. Westflandern, bei Courtray; 2280 Einw.

Mönemolan-Caatjes, feine, rauhe Druck-Kattune, welche ehedem durch die Holländer in Stücken von 21½—22 Ellen Länge, 1$^{15}/_{16}$ brab. Elle breit, aus Bengalen nach Europa gebracht wurden, gegenwärtig aber sehr selten bei uns vorkommen. Man hat davon mehre Sorten, davon Mönem-Ponicail, Mönem-Manapaar fein und ordinär; die ordinären heißen schlechtweg Monemi-Catjes.

Mönia dentium (Anat.), 1) der (ganze) Zahnrand mit den Zähnen; — 2) der (äußere) Knochenrand der Kinnbacken an den Alveolen (nicht der Alveolen selbst, wie Manche angeben).

Mönichkirchen, österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. Aspang; 350 Einw.

Möniken (Ichthyol.), in Westdeutschland, s. v a. Mön, Cyprinus Cephalus *L.*

Möning (Geogr.), bayer. Pfarrdörfer: 1) (Menning, Mähning), R.-B Oberbayern, Ldgr. Ingolstadt, unweit der Donau an der Straße nach Regensburg; 250 Einw.; — 2) R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Neumarkt; 580 Ew.

Mönis (a Geogr.), s. v. a. Mönus.

Mönkeberg, holstein. Dorf, Amt Kiel; 150 Einw.

Mönkebude, preuß Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Uckermünde; Unterförsterei; 360 Einw.

Mönkenbrook, holstein. Domänengut, Amt Tremsbüttel; 320 Einw.

Mönne (Geogr), preuß. Fluß, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Brilon, mündet nach einem Laufe von 8 Meilen bei Neheim in die Ruhr.

Mönne (Ichthyol.), s. v. a. Mön (s. d.), Cyprinus Cephalus *L.*

Mönninghausen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B Arnsberg, Kr. Lippstadt; 580 Einw.

Mönsen, lauenburg. Dorf, Amt Schwarzenbeck; 210 Einw.

Mönsheim, würtemberg. Pfarrdorf, Neckar-

kreis, Oberamt Leonberg, am Kreuzbache; 1020 Einw.

Mönstadt, nassau. Dorf, Amt Usingen; 190 Einw.

Mönsterås, Ort, s. Monsterås.

Moentini (a. Geogr.), Völkerschaft in Illyrien, Nachbarn der Japades.

Mönus (a. Geogr.), der heutige Main, entspringt auf den Sudeti Montes bei Menosgada u. fällt Moguntiacum gegenüber in den Rhenus.

Möppelgans (Ornith.), s. v. a. Rothhalsgans, Anas ruficollis *Pall.*, s. Gans.

Möracca (Bot.), s. v. a. Avogatobaum, Laurus Persea *L.*, Persea gratissima *Gaertn.*

Möra, Dorf, s. v. a. Möhra.

Möragenes (gr. Lit.), Verfasser eines Buches über das Leben des Apollonius von Tyana.

Mörbach, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Nordhausen; 150 Einw.

Mörbelkraut (Bot.), s. v. a. Kerbelkraut, Anthriscus Cerefolium *L.*

Mörchingen, s. v. a. Morhange.

Mörder, 1) (Säugeth.), s. v. a. Butzkopf (s. d.), Delphinus Orca *L.* — 2) (Ornith.), nach Oken, s. v. a. Zahnschnäbler.

Mörder (Rechtsw.), s. Mord.

Mördergrube (Geogr.), s. Mariakulm.

Mördingen (Merdingen), bad. Pfarrkirchdorf, Oberrheinkreis, Amt Breisach; hat guten Weinbau; 1800 Einw.

Mördyk, niederländ. Dorf, Prov. Nordbrabant, Bez. Breda. Fähre über den Hollandsdiep, wo der Prinz Johann Wilhelm von Oranien ertrank.

Möre, belg. Dorf, Westflandern, bei Brügge; 1260 Einw.

Möre (Ornith.), s. v. a. gemeines Bläßhuhn, Fulica atra *L.*

Mörel, holstein. Dorf, Amt Rendsburg; 190 Einw.

Mören (Myth.), s. Moira.

Mörenteufel (Ornith.), am Bodensee, s. v. a. Roſtweihe, Falco (Circus) rufus *L.*

Möres, les, franzöſ. Sumpf, Depart. Nord, bei Dünkirchen, trocken gelegt 1619, aber bei der Belagerung der genannten Stadt 1646 wieder zum Sumpf gemacht, jetzt zum Theil Wiesenland.

Mörfelden, großherzogl.-heſſ. Pfarrkirchdorf, Prov. Starkenburg, Kr. Großgerau, Landger. Langen; 1000 Einw.

Mörgen (Mergen), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Landger. Türkheim; 270 Einw.

Mörgestel, niederländ. Gemeinde, Prov. Nord-Brabant, östl. von Tilburg; 1200 Ew.

Mörike, Eduard, einer der bedeutendsten lyrischen Dichter der neueren schwäbischen Schule, geb. am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das niedere theologische Seminar zu Urach und wurde 1822 in das protestantische Stift in Tübingen aufgenommen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Seine meiste Zeit verwandte aber der poetisch reich begabte Student auf die Klassiker und auf die poetische Literatur der Deutschen. Seine erste größere Dichtung ist „der letzte König von Orplid", der später als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Roman „Maler Nolten" einverleibt wurde. Nach vollendeten akademischen Studien lebte M. als Vicar in verschiedenen würtemb. Städten, bis er 1834 zum Pfarrer in Kleber Sulzbach bei Weinsberg berufen wurde. M. zeichnet sich als Dichter durch tiefes Gefühl, Gedankenreichthum und durch die klarste und durchsichtigste Form aus und zählt wegen dieser Vorzüge nicht allein zu den bedeutendsten lyrischen Dichtern in Schwaben, sondern in ganz Deutschland. Außer dem schon erwähnten Roman „Maler Nolten", der zu seinen besten Leistungen zu rechnen ist, besitzen wir noch von ihm: eine Sammlung Gedichte (Stuttgart 1838), eine Sammlung von Novellen u. Mährchen, theilweise dramatisirt, unter dem Titel „Iris" (Stuttg. 1839). Auch lieferte er den Text zu der Oper „die Regenbrüder" von Lachner. Fortdauernde Kränklichkeit verhinderte ihn an der Vollendung größerer Dichtwerke.

Möringen, s. v. a. Möhringen.

Möris (a. Geogr.), berühmter Landsee in Mittelägypten, im herakleotischen Nomos auf der Westseite des Nil, der Sage nach ein Werk des alten Königs M. und zur Aufbewahrung und späteren Benutzung des überflüssigen Nilwassers bestimmt, daher durch einen 80 Stadien langen und 280 Fuß breiten Kanal mit dem Nil zusammenhängend, im Umfang 3600 Stadien haltend und bis 50 Klaftern tief. 6 Monate floß das Wasser aus dem Nil in den See, die anderen 6 Monate aber vermittelst Abdämmung durch einen zweiten unweit Memphis mündenden Kanal aus dem See wieder in den Fluß. Während auf diese Weise der M. in der trockenen Jahreszeit zur Beförderung der Schifffahrt und zur Bewässerung der Umgegend diente, nützte er während der Regenmonate, wenn das Nilwasser einmal nicht hoch genug stieg, zur Bewahrung des sonst unbenutzt in das Meer fließenden Wassers. Noch ein Kanal, der das westliche Gebirge durchschnitt, soll dem überflüssigen Wasser Abfluß in die libysche Sandwüste verschafft haben. Der See war so fischreich, daß der Ertrag der Fischerei in demselben in den Regenmonaten sich täglich auf 1 Talent und in den trockenen Monaten gar auf 20 Minen (über 300,000 Thaler), welche Summen Nadelgeld der ägyptischen Königinnen waren, belaufen haben soll. In der Mitte des Sees befanden sich zwei 100 Orgyien od. 400 Ellen hohe Pyramiden und auf beiden Seiten derselben steinerne Kolossalstatuen. Der See war aber jedenfalls kein Menschenwerk, sondern von Natur vorhanden. Jetzt Birket el Kerun. Lepsius nimmt jedoch diesen See nicht für den alten M. an, welcher durch Verfall der Dämme verschwunden sey.

Möris (Gesch.), alter König von Aegypten, (s. d., Gesch.).

Möris (griech. Lit.), 1) griech. Grammatiker, welcher uns nur noch aus Photius u. durch das unter seinem Namen auf uns gekommene Werk bekannt ist, welches Hudson einem nach Phrynichus lebenden Verfasser zuschreiben zu müssen glaubte. Dieses Werk ist ein Wörterbuch, welches unter dem Namen *Ἀττικιστής* angeführt wird. Es werden in diesem im Allgemeinen

alphabetisch geordneten Wörterbuch Ausdrücke oder besondere Formen der älteren klassischen Schriftsteller Athens zusammengestellt und durch die entsprechenden, später aufgekommenen erklärt. Pierson hat die ursprüngliche Fassung des Werkes wieder hergestellt (Moeridis Atticistae Lexicon etc., rec. J. Pierson, Leiden 1759; von neuem herausgegeben von Koch, Leipzig 1830. Einen Textesabdruck gab Becker (bei dem Harpocration, Berlin 1833); — 2) historisch-antiquarischer Forscher, in den Scholien zu Apollon. Rhod. II., 789 angeführt; — 3) M., nach Diogn. Laert. VIII., II., Erfinder der Elemente der von Pythagoras weiter ausgebildeten Geometrie.

Möritsch, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 170 Einw.

Mörk, Jakob Heinrich, schwedischer Schriftsteller, geb. 1714, Veredler der schwedischen Prosa und Verfasser des ersten schwedischen Romans Adalriks och Goethildas aefventyr, Stockh. 1742—1745. 2 Bde.; war Landgeistlicher und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, † 1763 und schrieb außerdem En hjeltes beskrifing (Preisschr.); — Thekla, (moralischer Roman), das. 1742—1758, 3 Bde.; — Malningar pa menniskliga Sinnen, das. 1754; — Eugenia, Westr. 1757.

Mörkalfar (nord. Myth.), Schwarzelfen, s. Elfen.

Mörkau, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Priesnitz; 180 Einw.

Mörkercke, belg. Dorf, Prov. Westflandern, bei Brügge; Schloß; Getreidehandel; 2660 Einw.

Mörlach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Landger. Uffenheim; 250 Einw.

Mörle (Mörlen, Geogr.), 1) (Ober-M.) großherzogl.-hess. Dorf, Kr. Friedberg; 2000 Ew.; — 2) (Nieder-M.), das.; 650 Ew.

Mörlen, nassau. Dorf, Amt Hachenburg; 130 Einw.

Mörlenbach, großherzogl.-hess. Marktflecken, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Landger. Fürth; Pfarrkirche, 6 Mühlen, Eisenschmelze; 700 Einw.

Mörlheim (Merlenheim), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Landau; 480 Einw.

Mörlin (Biogr.), 1) Joachim, geb. 1514 zu Wittenberg, wurde 1537 zum Magister promovirt, erst in Wittenberg, dann in Eisleben Diaconus, 1539 Prediger in Wollin. In demselben Jahre kehrte er aber noch auf Luthers Aufforderung nach Wittenberg zurück u. wurde, kaum zum Dr. theol. kreirt, als Superintendent nach Arnstadt berufen. Da er hier den sittenlosen Wandel Einiger vom Rathe schonungslos auf der Kanzel rügte, so entsetzte 1543 ihn der Rath ohne Weiteres seines Amtes. Da auch die Bürgerschaft mit ihrer Bitte um seine Wiedereinsetzung nicht durchdrang, folgte M. einem Ruf in gleicher Würde nach Göttingen, von wo ihn aber 1549 sein Widerstand gegen das Interim vertrieb. Er fand nach einem vorübergehenden Asyl in Schleusingen schon 1550 ein neues in Königsberg, wo er Prediger und Inspektor zum Kneiphof wurde. In seinem Eifer gegen Osiander ging er so weit, daß er die, welche seines Gegners Kirche besuchten, vom Abendmahl ausschloß. Ohngeachtet der Adel und das Volk ihn zu halten suchten, mußte er 1553 seine Stelle aufgeben. Erst 1567, bis wohin er Pastor Primarius zu Braunschweig war, wurde er mit dem Herzog Albrecht von Preußen ausgesöhnt und kehrte nach Königsberg zurück. Hier arbeitete er mit Chemnitz das Corpus doctrinae pruthenicum aus u. wurde zum Bischof von Samland erhoben. Er † 1571 als solcher an einer Steinoperation, die er gegen den Rath der Aerzte vollziehen ließ. — Außer dem Corpus doctrinae prutheniсum gab er einen Katechismus heraus, nahm durch eine Reihe von Streitschriften fast an allen Gelehrtenzänkereien Theil, und schrieb auch eine „Historie, welcher Gestalt sich die osiandrische Schwärmerei im Lande Preußen erhoben". — 2) Maximilian, des Vorigen Sohn, geb. 1516 zu Wittenberg, wurde, nachdem er an verschiedenen Orten als Prediger gewirkt, 1544 Hofprediger und 1548 Superintendent zu Koburg. Auch er hat, wie sein Vater, an den damaligen Streitigkeiten vielen Antheil genommen, und 1556 als ein Freund Amsdorf's zu Eisenach die Verdammung des Menius herbei zu führen gesucht. Im J. 1559 faßte er die verschiedenen Censuren, welche über das Konfutationsbuch abgegeben waren, zusammen, um das Lutherthum gegen den Synergismus sicher zu stellen, u. gab 1562 die Veranlassung zur Errichtung des Konsistoriums zu Weimar. Er trat als Assessor in dasselbe, nahm aber, da er mit dem Hof zerfiel, 1569 seine Dimission u. die Hofpredigerstelle in Dillenburg an. Obschon 1571 nach Koburg zurückgerufen, mußte er aufs Neue seinen Gegnern weichen, bis er 1574 wieder in den unbestrittenen Besitz seines Amts zurücktrat. Er hat Antheil an der Konkordienformel und nahm auf dem lichtenbergischen und torgauischen Konvent eine bedeutende Stellung ein. † 1584. Schr. Lazarus resuscitatus. — 3) Friedr. Christ., geb. zu Altenburg 1775, † als Professor am Gymnasium das. 1806, fand an A. Matthias einen Biographen und Herausgeber der verschiedenen Erbauungsreden, die er während seiner Amtsthätigkeit gehalten, Eisenb. 1824. Er schrieb auch mehre belletristische Werke: „Almaon und Erminia"; „Kenotaphien", Altb. 1801; — „Irene", (Gedichtsammlung), Jena, o J.; — „Züge der Pietät aus dem Alterthum", Eisenb. 1803; — „Proserpina", 1804; — „Briefe über Schillers Braut von Messina", das. 1804.

Mörmter (Geogr.), 1) (Nieder-M.), preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Cleve; 730 Einw.; — 2) (Ober-M.), Pfarrdorf das., Kr. Geldern; 160 Einw.; — 3) Kirchdorf das.; 230 Einw.

Mörn (Möhren), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Landger. Monheim; Kapelle, Bergschloß; 510 Einw.; die Gegend ist reich an Waldungen.

Mörner, Adolf Georg, Graf, schwedischer Edelmann, begleitete im J. 1797 den König Gustav IV. Adolf von Schweden auf dessen Incognitoreise durch Deutschland, die derselbe unternahm, um eine passende Gemahlin zu suchen,

und brachte dann die gewählte Braut, die Prinzessin Friederike von Baden, mit dem Baron Taube nach Stockholm, ward 1804 Staatssekretär und als solcher in die Komplotte des Herzogs Karl von Südermannland, nachherigen Königs Karl XIII., verwickelt, wie er auch an Gustavs IV. Adolf Entthronung bedeutenden Antheil hatte. Nach Karls XIII. Thronbesteigung ward er Staatsrath u. wußte sich auch Bernadotte's Gunst zu erhalten; † 1837.

Mörnsheim, bayer. Marktflecken, R.-B. Mittelfranken, Landger. Eichstädt; Schloßruine, Schiefermarmorbruch, Mineralquelle (Wildbad); 520 Einw.

Mörocles (gr. Lit.), attischer Redner, Gegner der macedonischen Partei, daher einer von denen, deren Auslieferung Alexander der Große verlangte.

Mörs (Meurs, Moeurs, Geogr.), 1) ehemaliges deutsches Fürstenthum, von den Herzogthümern Kleve und Berg, dem Erzstifte Köln, dem Herzogthume Geldern und dem Rheine begrenzt, umfaßte einen Flächenraum von etwa 6 □Meilen mit 28.000 meist reformirten Einwohnern. Das Ländchen war zwar an vielen Orten sumpfig, aber doch fruchtbar an Getreide, Vieh und Wildpret, und wurde außer dem Rheine noch von einigen kleinen Flüssen und Bächen bewässert. Die Herren desselben hatten auf der Grafenbank des westphälischen Kreises Sitz und Stimme. Wappen: ein schwarzer Querbalken im goldenen Felde. Einkünfte: 40,000 Thaler. Das Ländchen hatte seine besondere Regierung. — Geschichte. M. ist ein altes klevisches Lehen, welches die ehemaligen Grafen von M. schon 1287 von den Grafen zu Kleve empfangen haben. Nach Hermanns, des letzten Grafen von M., Tode, wollte Wilhelm, Herzog zu Kleve, die Grafschaft M. in Besitz nehmen; allein Walpurgis, die Schwester des letzten Grafen, welche an den Grafen Adolph von Neuenar vermählt war, maßte sich derselben an. Der darüber entstandene Streit wurde 1579 dergestalt beigelegt, daß Graf Adolph die Grafschaft M. von dem klevischen Herzoge Wilhelm als Erblehn annahm, mit der Bestimmung, daß M. dem Herzogthume Kleve heimfalle, wenn die Gräfin Walpurgis kinderlos stürbe. Trotzdem vermachte die Gräfin durch Testament die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Nassau-Oranien; der Herzog von Kleve suchte zwar 1600 sich derselben zu bemächtigen, jedoch behauptete Moritz sich in deren Besitz. Auf Moritz folgte 1625 sein Bruder Friedrich Heinrich und es verblieb nun M. dem Hause Nassau-Oranien bis zum Tode Wilhelms III., Königs von Großbritanien (1702), worauf der König von Preußen die Grafschaft theils als Lehnsherr, theils als Erbe in Besitz nahm, und im Jahre 1708 von dem Kaiser Joseph zu einem Fürstenthum erheben ließ, aber ohne deshalb Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe zu erhalten. Im luneviller Frieden von 1801 wurde M. mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und dem Roerdepartement einverleibt; durch den pariser Frieden von 1814 kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig, unter die Kreise Geldern und Krefeld vertheilt, dem preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, Geschichte der Grafen u. Herren von M., Düsseldorf 1846; — 2) preuß. Stadt, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern, am Kenneltbache, früher Hauptstadt der gleichn. Grafschaft, mit einem alten Schlosse, hat eine katholische u. eine evangelische Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt, Rentamt, Steueramt, Post, treibt vorzüglich Seiden-, Baumwoll- und Barchentweberei, auch Bierbrauerei; gegen 3000 Einw. In der Nähe findet man viele römische Denkmäler u. dgl. — M. ist Geburtsort des Mystikers Gerhard Tersteegen.

Mörsach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Landger. Herrieden; 140 Einw.

Mörsbach (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Landger. Greding; 160 Einw.; — 2) Dorf das., R.-B. Pfalz, Kanton Homburg; 370 Einw.

Mörsburg, s. v. a. Meersburg.

Mörsch (Geogr.), 1) bad. Pfarrkirchdorf, Mittelrheinkr., Amt Ettlingen; 1210 Ew.; — 2) bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Frankenthal; 480 Einw.

Mörschbach, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 300 Einw.

Mörschelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Schweidnitz; 230 E.

Mörschenhardt, bad. Kirchdorf, Unterrheinkr., Amt Buchen; 160 Einw.

Mörschied, oldenb. Dorf, Fürstenth. Birkenfeld, Amt Oberstein; 650 Einw.

Mörsdorf (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Landger. Hipoltstein; 330 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Kochem; 760 Einw.; — 3) sachsen-altenb. Pfarrkirchdorf, Amt Roda; 300 Einw.

Mörsdorff, luxemburg. Kirchdorf, Distr. Grevenmachern, Kanton Echternach; 350 Ew.

Mörseke, belg. Dorf, Prov. Westflandern, Bez. Dendermonde, links an der Schelde; 2980 Einw.

Mörsenbroch, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Düsseldorf; 400 Einw.

Mörser, 1) (Techn.), cylinder- od. auch halbkugelförmiges Gefäß, worin mittelst einer Keule (Mörserkeule) allerlei Gegenstände zerstoßen und zerrieben werden. Die größten M. sind von gegossenem Eisen oder Glockenmetall. Auch hat man M. zum Zerreiben zu chemischen und pharmaceutischen Zwecken von Serpentinstein, Achat, Marmor, Glas rc., auch wohl von Silber und Platina (Handmörser). Solche, in welchen Gemische von Flüssigkeiten unter einander gerieben werden, haben oben an der einen Seite einen Ausguß. Sollen in diesen M.n Gegenstände gestoßen oder zerrieben werden, die sehr springen, stäuben oder stinken, so bedeckt man die Gefäße mit einem Deckel (Mörserdeckel), in dessen Mitte ein Loch für die Mörserkeule angebracht ist. Zur Erleichterung des Stoßens in großen M.n wird die Mörserkeule an einem Hebel oder einer Rolle aufgehängt und mit dem

Fuße getreten. Auch dadurch, daß man die Mörserkeule an einer Prellstange aufhängt, kann man sich die Arbeit erleichtern; — 2) (Mühlenw.), s. v. a. Grube.

Mörser (Artilleriew.), früher **Mortier**, kurzes, an der Mündung weites Wurfgeschütz, welches nicht unmittelbar auf Rädern ruht und zum Werfen verschiedener Geschosse, vornehmlich der Bomben, in sehr hohen Bogen, meistens unter Richtungswinkeln von 30—60° gebraucht wird, nicht bloß um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus beträchtlicherer Höhe mehr Perkussionskraft zu geben. Die M. traten an die Stelle der früherhin gebrauchten Blyden, und man bediente sich ihrer anfänglich bei Belagerungen zum Werfen großer steinerner Kugeln und Kunstfeuer, die aber durch die Erfindung der Bomben außer Gebrauch kamen. Doch bestimmt man in Deutschland noch jetzt das Kaliber des M.s gewöhnlich nach dem Steingewicht der in ihn passenden Bombe, so daß z. B. ein 10pfündiger M. ein solcher ist, in den eine 10pfündige Steinkugel passen würde. In Dänemark und Rußland dagegen wird das Kaliber nach dem wirklichen Eisengewicht der in den M. passenden Kugel, in England und Frankreich dagegen nach dem Durchmesser der Bohrung in Zollen bemessen. Man hat bei einem größeren Artilleriewesen nach dem Steinmaßstabe 10, 16, 25, 30, 50 und 60pfündige Landmörser. In der preußischen Armee sind 7, 10, 25, 50 und 75pfündige die gewöhnlichsten. Früherhin waren noch stärkere Kaliber bis zu 120 Pfund in Gebrauch, doch ist man hiervon abgekommen. Nur bei besonderen Fällen, wie z. B. die Franzosen bei der Belagerung von Cadix, wendet man noch bisweilen ganz große und schwere M. (M. à la Pairhans) an. Das Rohr des M.s wird entweder aus Stückmetall, oder, da man hier auf die Beweglichkeit weniger Rücksicht zu nehmen braucht, als bei den Feldgeschützen, häufig auch aus Eisen gegossen und zwar meistentheils über den Kern. Dasselbe wird nach seiner Länge, die, um das Einführen der Bombe zu erleichtern, nur $2^3/_4$—$3^1/_4$ Bohrungsdurchmesser beträgt, in 3 Theile getheilt: das **Kammer-** od. **Bodenstück**, welches gewöhnlich $1^1/_2$ Kaliber lang, unten am Stoß abgerundet ist u. bis an den ersten Absatz am Ende der Kammer reicht, das cylindrische gegen $^5/_4$ Kaliber lange bis an den zweiten Absatz reichende **Mittelstück**, an welchem die Delphinen angebracht sind, und das 1 Kaliber lange **Mundstück**, welches, entweder cylindrisch oder kegelförmig, mit dem Kopfe, dessen vordere Fläche **Orifice** genannt wird, endigt. Vormals pflegte man das Mittelstück zu wölben und nannte diese Wölbung den **Bauch** des M.s. Die beiden Absätze und der Kopf sind häufig mit Friesen versehen, neuerlich aber auch ganz platt. Die **Schildzapfen** sind jetzt durchgängig am Stoß angebracht (Block-M.), während sie früherhin gewöhnlich auf dem Mittelstück standen. Im ersteren Falle nennt man den M. einen **stehenden**, im letzteren einen **hängenden M.** Die übrigen äußeren Theile des Rohres haben dieselbe Benennung wie bei den Kanonen. Die **Seele** besteht aus der **Kammer**, dem **Lager** oder **Kessel** (dem halbkugeligen Boden des M.s, wo die Bombe aufzuliegen kommt), und dem **Flug**. Bei M.n mit **kegelförmigen Kammern** verläuft sich dagegen die Seele sogleich in den Flug, und nur bei den M.n à la Gommer ist die Kammer ebenfalls durch ein halbkugelförmiges Lager mit dem Fluge verbunden. Die **Metallstärke** beträgt bei den M.n im Durchschnitt um die Kammern $^1/_2$—$^3/_4$, beim Mittelstück $^3/_{10}$, am Kopf $^1/_5$—$^1/_4$ Kaliber. Das **Gewicht** des Rohres ist beim 16pfündigen 450—500, beim 25pfündigen 650—800, beim 50pfündigen M. 1700—2000 Pfund. Der Flug ist von verschiedener Länge von $1^1/_3$ bis 3 Mündungsdurchmesser, welche Länge theils wegen der dadurch bedingten leichteren Einsetzung der schweren Bombe, theils wegen des Gewichtes des M.s die angemessenste ist. Die Kammer, deren Form gewöhnlich **cylindrisch**, bisweilen auch **birnförmig** oder **kugelförmig** ist, in der neueren Zeit aber (zuerst bei den Sachsen, dann nach Vega's Vorschlag auch bei den Oesterreichern) häufig **kegelförmig** gemacht wird, ist nach Verschiedenheit der festgesetzten Ladungen $^2/_3$ oder $1^{15}/_{32}$ Kaliber tief u. $^1/_3$ Kaliber weit. Der **Spielraum** ist möglichst beschränkt und beträgt bei der 10pfündigen Bombe 0,14, bei der 25—50pfündigen 0,17 Zoll. Das **Zündloch** ist wie bei den Haubitzen gestellt, wie überhaupt die Einrichtung des M.s mit der der Haubitze viel Aehnlichkeit hat. Dicht hinter dem Zündloch befindet sich eine muschelförmige Erhöhung, wodurch bei beträchtlicher Elevation das Abfallen des aufgestreuten Pulvers verhindert wird. Man hat auch hier und da noch **Steinmörser**, deren man sich zum Werfen von mit Steinen gefüllten Körben bedient. Sie sind meistens 13—15 zöllig, erhalten schwächere Ladungen, als die andern M. und haben deshalb geringere Metallstärken, so wie kleinere Kammern; auch werden sie aus Eisen gegossen, weil dieses durch die Steine weniger leidet. Den größten M. in der neueren Zeit gebrauchten die Franzosen 1832 bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen; derselbe war in Lüttich gegossen, von Eisen, wog 14,000 Pfund und seine Bombe 1000 Pfund. Die **See-** oder **Schiffsmörser** sind im Kaliber 10—13 zöllig, im Metall stärker und häufig auch im Flug länger, denn sie müssen zur Erlangung größerer Wurfweiten durchgängig auf größere Ladungen eingerichtet seyn als die Landmörser, um die Bombardierschiffe vor den Schüssen der Küstenbatterien eines zu bombardierenden Seeplatzes sicher zu stellen. Meistens sind sie an einer unter einem Winkel von 45° angegossenen eisernen Platte befestigt, welche unten drei Vorsprünge hat, mittelst deren sie auf einem hölzernen Unterlager befestigt werden können. Letzteres ruht auf einer Art Bettung, die sich kreisförmig bewegen läßt, damit man den M. nach dem zu beschießenden Gegenstande richten könne. Die M. der englischen Flotte stehen mit ihrem Hintertheile auf einer Art breitem Block, der um einen besondern **Drehnagel** auf der einen Bettung beweglich ist, welche unter dem Verdeck bis in den Raum des Schiffs mit starken Balken abgesteift ist und öfters auch noch eine Unterlage

von altem Tauwerk hat. **Tragbare M.** haben bereits unter Art. **Coehorns** und **Handmörser**, große, früher unter dem Namen **Comminges** und **Marmites** gebräuchliche M. unter Art. **Bombe** Erwähnung gefunden. Auch hatte man früherhin sogenannte **Doppelmörser**, wo von einem und demselben Stoß zwei Seelen ausgingen, woraus gleichzeitig 2 Bomben geworfen werden konnten. Der preußische General von Tempelhoff konstruirte leichte 10-pfündige M. (**tempelhoffsche M.**) zum Gebrauch im freien Felde, doch haben sich dieselben in den Feldzügen von 1792 bis 1794 nicht besonders bewährt, da im Vergleich mit den Feldhaubitzen ihre Bedienung langsamer und beschwerlicher von Statten ging, ihre Wirkung aber gleichwohl meistentheils geringer war. Die M. liegen auf einer Art Laffete (s. **Mörserlaffete**). Da diese aber der Räder entbehrt, so sind zum Transport der M. besondere Fuhrwerke nöthig. Die kleineren Kaliber bleiben beim Transport auf ihren Laffeten und werden zu zweien auf einen gewöhnlichen Sattelwagen verladen. Bei den größeren Kalibern, wo jeder M. einen Wagen einnimmt, muß das Rohr von der Laffete getrennt werden. Um aber dies zu umgehen, hat man in mehren Artillerien zu diesem Zwecke besonders eingerichtete **Mörserwagen**. Aus den M.n werden Bomben, Brandbomben, Brandkugeln, Leuchtkugeln, Spiegelgranaten, Tranchéekugeln, Steinkörbe und nach Carnots Vorschlag auch Kartätschen, diese jedoch ohne bedeutende Wirkung, geworfen. Die Wahrscheinlichkeit, ein gewisses Ziel zu treffen, zumal wenn dasselbe von geringer Ausdehnung ist, ist begreiflicher Weise bei den M.n bei weitem geringer, als bei den übrigen Geschützen; dagegen ist ihre Wirkung größer, indem die Bomben schon durch ihre Aufschlagskraft Zerstörung anrichten, wie sie kein anderes Geschoß hervorbringt (s. **Bombe**). Man bedient sich daher der M. vorzugsweise im Festungskriege, wo sie beim Angriff $\frac{1}{5}$, bei der Vertheidigung $\frac{1}{5}$—$\frac{3}{16}$ der ganzen Geschützzahl ausmachen, und zwar gewöhnlich $\frac{1}{3}$ von kleinerem und $\frac{2}{3}$ von größerem Kaliber. Erstere dienen zur Beunruhigung der Truppen und Arbeiter, letztere zur Zerstörung der feindlichen Werke und Magazine. Beim Angriff auf Festungen bieten die M. noch den besondern Vortheil dar, daß sie gegen diejenigen Werke mit entscheidender Wirkung angewendet werden können, welchen weder mit Demontir, noch mit Rikoschettbatterien beizukommen ist. **Schiffsmörser** werden meistens beim Bombardement von Seeplätzen, seltener gegen Schiffe angewendet.

Mörserbatterien, zur Aufnahme der Mörser bestimmte Batterien vor Festungen. Dieselben sind 3 Fuß in den Erdboden versenkt (daher ihr Name **Kessel**), haben keine Schießscharten, wohl aber zwei Pulverkammern, eine zur Aufbewahrung des Pulvers und eine für die gefüllten Bomben. M. legt man besonders Behufs der Demontirung solcher Werke an, deren man mit Kanonen und Haubitzen nicht recht beikommen kann. Zur Zerstörung von Festungswerken werden große M. mit hohen Elevationen angewendet, zur Vertreibung der feindl. Besatzung aber kleine von 7, 10 bis höchstens 25 Pfund u. mit kleineren Richtungswinkeln von 20—30°. Besonders wirksam sind die kleineren M. auch gegen die unbedeckten Batterien u. Verschanzungen der Belagerer. Eine Mörserbatterie besteht gewöhnlich aus 2, höchstens 3 Mörsern. **Bedeckte M.** (**carnotsche Batterien**) sind Mörserbatterienstände, die mit Balken, Faschinen und 3—4 Fuß Erde bedeckt und vorn durch irgend einen vorliegenden Wall gegen die feindlichen Kanonenkugeln geschützt sind, so daß nur eine kleine Oeffnung für die Bomben oben bleibt. Carnot hat sie nicht sowohl erfunden, als vielmehr ihre Anwendung empfohlen. In Wittenberg leisteten solche bedeckte M. den Franzosen 1813 und 1814 sehr gute Dienste. In Festungen legt man besondere **Mörserbatterienkasematten** an, Kasematten, welche vorn, mit Ausnahme einer 6—7 Fuß hohen Brustmauer offen und nur mit einem Bogen von etwa 12 Fuß Spannung geschlossen sind, daß man Mörser darin aufstellen und unter 45° Elevation Bomben aus ihnen werfen kann. Vor solchen Kasematten befindet sich gewöhnlich ein etwa 6 Fuß tiefer Graben mit 2 Fuß lockerem Sand auf dem Boden.

Mörserblock, s. **Mörserlaffeten**.

Mörsergericht (röm. Ant.), s. Moretum.

Mörserkartätschen, s. **Kartätschen**.

Mörserkasematten, s. **Kasematten**, vergl. **Mörserbatterien**.

Mörserlaffeten, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Geschützlaffeten besonders dadurch, daß sie nicht zugleich als Fuhrwerk beim Transport des Geschützes dienen und also weder Räder noch Axen haben. Man unterscheidet a) **Blocklaffeten** (**Blockschleifen**, **Mörserlaffetenblöcke**), welche aus einem länglich viereckigen hölzernen, meistentheils aus mehren in einander verzahnten Pfosten zusammengesetzten, bei größeren Kalibern 5—$6\frac{1}{2}$ Fuß langen, $1\frac{4}{5}$—$2\frac{1}{2}$ Fuß breiten und 1—$1\frac{7}{10}$ Fuß hohen Block bestehen, auf dessen Oberfläche die nöthigen Ausschnitte für die Richtmaschine und die Schildzapfen, welche zum Theil auf der Länge, zum Theil etwas mehr nach vorn zu stehen, angebracht sind. Die Zahl und Stellung der stehenden und liegenden Bolzen hängt von der Stellung der Zapfenausschnitte und der Zusammenfügung des Blockes ab, welcher noch außerdem mit einigen der Länge und Breite nach rings herum gehenden Schienen umgeben ist; — b) **Wandlaffeten** (**Klötze**, **Stühle**) bestehen aus zwei großen, parallel neben einander, auf der hohen Kante stehenden Eichenblöcken (Wänden), die durch 3—4 Riegel und mehre Querbogen mit einander verbunden sind. Die Mitte des Schildzapfens steht ungefähr $\frac{3}{7}$ der ganzen Länge des Klotzes von vorn nach hinten, der erste Riegel ist vorn nahe an der Brust, der andere hinter dem Schildzapfen angebracht. Die Beschläge dienen theils zur Befestigung des Mörsers an den Klotz, theils zum Zusammenhalten der Wände, theils zum Vor- und Rückwärtsbewegen des Mörsers mittelst der Hebebäume, theils zum Auf- und Abladen desselben auf den und von dem Sattelwagen. Zur Befestigung der Pfanne auf dem Klotz dienen mehre

stehende Bolzen, deren Schraubenmütter in der unteren Fläche der Wände wieder zum Vorschein kommen; zum festen Anziehen der Bolzen mittelst der Schraubenmütter und zum Zusammenhalten der Wände dient eine eiserne Schiene (Stahlschiene, Unterbrücke). Die untersten Bolzen an den Enden der Wände (Armbolzen) stehen 3—4 Zoll vor und dienen zum Vor- u. Zurückbringen des Mörsers mittelst besonderer Hebebäume. Die Blocklaffeten, deren man sich in der österreichischen, sächsischen, dänischen, zum Theil auch in der englischen Artillerie bedient, widerstehen höchst wahrscheinlich dem Stoße bei dem Abfeuern besser und ruiniren die Bettungen weniger, als die in der preußischen und russischen Artillerie üblichen hölzernen Wandlaffeten, sind aber auch dem Verstocken des Holzes mehr als letztere ausgesetzt. Die eisernen Wandlaffeten, deren man sich in der französischen, holländischen und zum Theil auch in der englischen Artillerie bedient, dürften, zumal wenn sie von festem und zähem Eisen gegossen werden, wohl am dauerhaftesten und aus diesem Grunde insbesondere für Mörser von sehr großem Kaliber zu empfehlen seyn, weil die Dimensionen der M. nicht wohl in gleichem Verhältniß mit den Bombendurchmessern zunehmen können. Die M. leiden im Allgemeinen durch den Rückstoß des entzündeten Pulvers weit mehr als andere Geschützlaffeten, weil aus den Mörsern nur unter Bogen geworfen wird. Deshalb müssen sie sehr dauerhaft, am besten von Eichenholz gebaut werden. Die Küsten- und Seemörserlaffeten bestehen aus hölzernen oder eisernen Blöcken, welche Behufs der schnelleren Seitenrichtung auf einer hölzernen Drehscheibe und um einen starken eisernen Drehbolzen auf ähnliche Weise, wie Vertheidigungslaffeten für andere Geschütze, beweglich sind (s. Vertheidigungslaffeten). Die Richtmaschinen sind bei den M. nicht, wie bei den Kanonen- und Haubitzlaffeten, hinter den Schildzapfen lagernd, sondern vor denselben angebracht, indem die Mörserröhre kein Hintergewicht, sondern im Gegentheile ein Vordergewicht haben. Die gewöhnlichsten Richtmaschinen für Mörser sind: a) einfache Keile, welche z. B. auf einem Riegel der Wandlaffeten aufliegen und dann desto weiter unter das Rohr geschoben werden, je größere Elevation man bedarf, oder auch ein oder mehre besondere Richtpolster, welche eine bestimmte Stelle auf dem Riegel erhalten, aber für verschiedene Elevationswinkel verschiedene oder doch auf ihrer verschiedenen Fläche angebrachte Ausschnitte zur festen Auflage auf dem Riegel haben. Vorrichtungen solcher Art bedient sich die französische, holländische, russische und zum Theil auch die preußische Artillerie; — b) Richtpolster, welche mit einer Schraubenmutter versehen sind und einen hölzernen Richthebel unterstützen. Dieselben werden durch die Umdrehung der vorn auf dem Block befindlichen und in jene Schraubenmutter fassenden Schraubenspindel vor- und zurück bewegt, wodurch sich das obere, dem Mörserrohr zur Auflage dienende Ende des hölzernen Richthebels senkt und hebt, indem sich dieser Hebel um einen eisernen Bolzen an seinem untern Ende dreht. Richtmaschinen dieser Art hat die österreichische Artillerie, zum Theil auch die preußische; — c) stehende Richtschrauben, bei welchen die Schraubenmutter in dem Block befestigt ist und die Schraubenspindel, auf der ein dem oben beschriebenen ähnlicher Richthebel ruht, mittelst eines vierarmigen, an ihrem oberen Ende steckenden Schlüssels gedreht wird. Solche Richtschrauben sind bei der sächsischen Artillerie schon seit ihrer nach Beendigung des 7jährigen Kriegs eingeführten neuen Organisation in Gebrauch.

Mörserwagen, Wägen zum Transport der Mörser und ihrer Laffeten. Es gibt zwei Arten solcher Wägen. Die älteren haben ein gewöhnliches Untergestell mit halbem oder ganzem Gelenke, während das Obergestell aus zwei langen, durch Querriegel verbundenen Tragebäumen besteht, worauf die älteren stehenden Mörser, von ihren Laffeten — die vor oder hinter den Röhren zu liegen kommen — getrennt, gefahren werden. Hängende Mörser mit einer Einrichtung zum Umlegen des Rohres in der Laffete können, da ihr Schwerpunkt weit tiefer liegt, auch wohl in Verbindung mit den Laffeten aufgeladen werden. Das Auf- und Abladen der Mörser geschieht bei der gewöhnlichen Einrichtung solcher M. mittelst eines Hebezeugs, was aber nicht nur mit Zeitverlust verbunden, sondern auch ein bedeutender Uebelstand bei Anwendung der M. zum Transport in die Laufgräben ist. Die M. der zweiten Art wurden von dem General von Tempelhoff für die nach seiner Angabe bei der preußischen Feldartillerie eingeführten kleineren Mörser erfunden, kamen aber wieder außer Gebrauch, als man aufhörte, dergleichen Mörser im Felde zu gebrauchen. Sie unterscheiden sich von denen der ersten Art dadurch, daß bei ihnen der Mörser, mit seiner Laffete vereinigt, unter den sehr hoch angebrachten Tragebäumen in einer besondern Vorrichtung ruht, welche der Hauptsache nach aus zwei quer über die Tragebäume befestigten Riegeln, aus vier an ihnen angesteckten hölzernen Tragezwingen und zwei die letzteren paarweise unten verbindenden hölzernen Trägern für die Mörserlaffete besteht. Durch die über dem vorderen und hinteren Ende der Tragebäume angebrachten Winden wird der Mörser, über den der Wagen zum Aufladen geschoben wurde, ohne Schwierigkeit so weit in die Höhe gezogen, daß diese Vorrichtung zusammengesetzt werden kann, worauf man den Mörser auf dieselbe niederläßt. Eben so leicht geschieht das Abladen, doch haben diese M., in so fern an ihnen kein Langbaum angebracht werden kann, sondern die Verbindung des Vorder- und Hinterwagens nur durch die sehr hoch über der Axe liegenden Trägbäume bewirkt wird, alle Mängel zweirädriger Karren, abgesehen davon, daß sie sich schwer lenken lassen und dabei leicht am Schlußnagel oder sonst schadhaft werden.

Mörsfeld (Mörschfeld), bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kirchheim; 490 Einw.

Mörshausen, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. Melsungen, Amt Spangenberg; 420 Einw.

Mörslingen (Mörschlingen), bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Höchstädt; 700 Einw.

Mörsperg (Geogr.), 1) französ. Flecken, Depart. Oberrhein, Bez. Altkirch; Schloß; 1000 Einw.; — 2) früherhin Grafschaft, 1686 ausgestorben.

Mörspurg, s. v. a. Meersburg.

Mörstadt, großherzogl. = hess. Kirchdorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Worms, Friedensger. Pfeddersheim; Rathhaus; 530 Einw.

Mört (schwed., Ichthyol.), s. v. a. Rothauge, Cyprinus rutilus *L.*

Mörtegraet (schwed., Bot.), s. v. a. weiße Fetthenne, Sedum album *L.*

Mörtel, das aus Kalk, Gyps, Lehm und anderen Substanzen mit Sand, Kies, Ziegelmehl, Eisenfeilspänen ꝛc. vermischte Bindemittel für Mauersteine, das auch als Ueberzug oder Bewurf von Mauerwänden dient. Mehr darüber s. u. A. Kalk (Technol.).

Mörtelstein, bad. Kirchdorf, Unterrheinkr., Amt Mosbach; 310 Einw.

Mörthesheim (Mertesheim), bayer. Kirchdorf, R.=B. Pfalz, Kanton Grünstadt; 380 Einw.

Mörtitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Delitzsch; Torfgruben; 230 Einw.

Mörtschach, österr.=illyr. Pfarrdorf, Kr. Villach, Bez. Stall, am Möllflusse; 240 Einw.

Mörtschen, österr.=illyr. Dorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Moosburg; 110 Einw.

Mörtschnasella, österr.=steierm. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Reichenburg; 200 Einw.

Mörz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprov., R.=B. Koblenz, Kr. Mayen; 130 Einw.; — 2) das., Kr. Simmern; 140 Einw.

Mörzheim, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Pfalz, Kanton Landau; 880 Einw.

Mörzzuschlag, Marktflecken, s. v. a. Mürzzuschlag.

Mösch (Bot.), in Norddeutschland, s. v. a. Waldmeister, Asperula odorata *L.*

Mösbach, bad. Kirchdorf, Mittelrheinkr. Amt Oberkirch; 900 Einw.

Mös, portugies. Villa, Prov. Tras os Montes, Bez. Villa real; Eisenwerke, Eisenhämmer.

Mösch und Zusammensetzungen, s. Meisch.

Möscheid (Moischeid), kurhess. Kirchdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Ziegenhain, Amt Treysa; 270 Einw.

Möschitzgraben, österr.=steierm. Gemeindedorf, Kr. Judenburg, Bez. Paradies; 330 E.

Möschlitz, reuß=greiz. Pfarrkirchdorf, Amt Burgk, an der Möschlitz; 830 Einw.

Möschnach, österr.=illyr. Kirchdorf, Kr. Laibach, Bez. Radmannsdorf; 350 Einw.

Möschwitz königl. sächs. Dorf, Kr. Zwikkau, Amt Plauen; 250 Einw.

Moescrön, belg. Dorf, Prov. West=Flandern, Bez. Courtray; Wollenweberei, Tabakfabriken; 6000 Einw. Hier Schlacht den 28. April 1794 zwischen den Franzosen und den Oesterreichern unter Clairfait, welche dem belagerten Menin zu Hülfe eilten.

Mösdorff=Pettingen, luxemburg. Pfarrkirchdorf, Distr. Luxemburg, Kanton Mersch; 330 Einw.

Möse, preuß. Pfarrkirchdorf, Prov. Westphalen, R.=B. Minden, Kr. Wiedenbrück; 1000 Einw.

Mösel (Geogr.), österr.=illyr. Kirchdörfer: 1) Istrien, Bez. Gottschee; 280 Einw.; — 2) das.; 140 Einw.

Mösen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Neisse; 870 Einw.

Möser (Geogr.), preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Jerichow II., zwischen dem wusterwitzer und möserschen See; 220 Einw.

Möser (Biogr.), 1) Justus, hochverdienter deutscher Staatsmann und Geschichtschreiber, mit Recht „Deutschlands Franklin" genannt, geb. den 14. December 1720 zu Osnabrück, wo sein Vater Kanzleidirektor war. Von Kind auf zeigte er große Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung und ward von seiner Mutter mit der französischen Literatur bekannt gemacht. Im Jahre 1740 begab er sich nach Jena u. von da nach Göttingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, widmete sich aber zugleich mit großem Eifer dem Studium der schönen Wissenschaften und der ausländischen Literatur. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt war er hier als Sachwalter thätig und nahm sich mit Freimuth und Wärme der unterdrückten Unschuld an. Die Energie, womit er der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück entgegentrat, verschaffte ihm die Hochachtung und das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Maße, daß er zum Advocatus patriae erhoben ward, eine Stelle, welche unter seinen Vorgängern wenig mehr als ein leerer Titel gewesen war, aber von ihm in allen damit verbundenen Funktionen aufs eifrigste und treuste verwaltet ward. Die Landstände ernannten ihn zugleich zum Sekretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler tüchtiger Charakter bewährte sich vornehmlich in den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs, wo er durch umsichtige und weise Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegskosten bedeutende Summen ersparte. In seiner amtlichen Thätigkeit zeichnete er sich besonders dadurch aus, daß er den innern Zusammenhang des anzustrebenden Zwecks und der dazu zu Gebote stehenden Mittel klar durchschaute und über den Pflichten des Beamten und Staatsmannes nie die höheren Interessen des Weltbürgers und Menschenfreundes außer Augen setzte. Er war seit den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs wohl der erste deutsche Staatsmann, der es offen aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben erste Pflicht des Menschen sey. Nach London gesandt, um daselbst die Angelegenheit der Subsidiengelder für die alliirte Armee zu betreiben, benutzte er seinen Aufenthalt in der Weltstadt zu gründlichem Studium der Institutionen und des Charakters des britischen Volks. Als im Jahre 1761 der

englische Prinz, Friedrich von York, noch ein Knabe, zum Fürstbischof von Osnabrück ernannt worden war, leitete eine brit. Regentschaft die Geschäfte, aber M. war, wenn auch nicht dem Titel nach, so doch in der That ihr erster einflußreichster Rathgeber. Mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit diente er zugleich dem Landesherrn und den Ständen, deren beiderseitiger Vortheil nicht immer Hand in Hand ging. Aber sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß führten ihn in Verbindung mit seiner unerschütterlichen Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit glücklich durch alle bedenklichen Kollisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Kriminalgericht in Osnabrück und dann, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als geheimer Referendär bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geheimen Justizraths an. Er † am 8. Januar 1794. Er war von hohem, starkem und ebenmäßigem Wuchs und schon sein Aeußeres flößte Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher, sein Wesen ernst, aber freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug und Zutrauen einflößend. Krankheitsanfälle überwand er gewöhnlich durch Ruhe, indem er der Meinung war, daß die Natur das Uebel selbst niederkämpfe und darin nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit ward er seines Irrthums inne; als er die Nähe des Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!" Als Schriftsteller strebte er nicht nach Ruhm, aber er fand ihn durch seine gediegenen, nach Stoff und Form vortrefflichen Schriften. Mit der gründlichsten Sachkenntniß beherrschte er ein weites Gebiet und schrieb über Fehler und Verbesserung der Sitte, über öffentliche, gemeinnützige Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht nicht nur mit hellem unbefangenem Blick, sondern auch mit der wohlthuenden Wärme des Menschenfreundes. Seine originelle, aber kernige Schreibart sichert ihm unter den deutschen Prosaisten des vorigen Jahrhunderts eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Bde., Osnabr. 1768; 2. umgearb. Aufl. Berl. 1780; 3. Aufl., 1820), die bis zum Jahr 1192 reicht, ist ein Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichte und schließt einen Schatz der scharfsinnigsten u. treffendsten Bemerkungen über ältere deutsche Geschichte überhaupt in sich. Den 3. Theil dieses Meisterwerks mit Urkunden gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herbart von Bar (Berlin 1824) heraus. — Die Bedeutung eines wahrhaften Nationalwerks aber erhielten seine „Patriotischen Phantasien" (1775 bis 1786; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde., Berl. 1804). Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. von 1766—1782 für Osnabrück schrieb, um seine Mitbürger mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf zweckmäßige Weise bekannt zu machen. — Viel Gehaltreiches boten auch seine „Vermischte Schriften", welche Fr. Nicolai nebst seiner Biographie herausgab (2 Bde., Berl. 1797—98). Von feiner Menschenkenntniß und vortrefflichem Humor zeugt darin die gegen Gottscheds Pedanterie gerichtete Abhandlung: „Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen"; — von tüchtigem patriotischem Sinne die „Ueber die deutsche Sprache u. Literatur", welche gegen die Bevorzugung französischer Sprache und Literatur, wozu Friedrich II. das Beispiel gegeben, ankämpft. — Ein Trauerspiel „Arminius", 1748 geschrieben, trägt noch ganz das Gepräge der gottschedischen Schule an sich und kam bald in Vergessenheit. Eine vollständige Ausgabe von M.s sämmtlichen Werken hat B. R. Abeken (10 Bde., Berl. 1842—1843) besorgt. Am 12. Sept. 1836 ward ihm in seiner Vaterstadt ein ehernes Standbild errichtet. — 2) **Karl**, Kapellmeister beim königl. Orchester zu Berlin u. seiner Zeit einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen, geb. am 24. Januar 1774, zeigte schon in frühester Jugend große Anlagen zur Musik, weshalb sein Vater, der damals Stabstrompeter beim ziethenschen Husarenregimente war, schon im 6. Jahre das Violinspiel mit ihm anfing. Im 8. Jahre trat er zum ersten Male öffentlich auf und spielte ein Konzert von Borghi mit allgemeinem Beifalle. In der Folge spielte er öfters in den damals beliebten Abendgesellschaften u. öffentlichen Konzerten, bis endlich Friedrich Wilhelm II. auf das Talent des Knaben aufmerksam wurde u. M., als er 14 Jahre alt war, eine Anstellung in der Kapelle des Markgrafen von Schwedt vermittelte. Nach dem Tode dieses Fürsten kehrte der junge Virtuos wieder nach Berlin zurück, erwarb sich hier die Zuneigung eines gewissen Baron Bagur aus Paris, dem er Unterricht im Violinspiel ertheilen mußte, und der ihn wieder beim König in Erinnerung brachte, in Folge dessen er eine Anstellung als Zögling der königl. Kapelle erhielt und unter Konzertmeister Haake sich weiter im Violinspiele ausbilden mußte. Durch Talent und vielen Fleiß rückte er bald vor, wurde aber in Folge eines Verhältnisses mit der Gräfin von der Mark, einer natürlichen Tochter des Königs, aus den preußischen Staaten verbannt, ging nun über Braunschweig nach Hamburg, wo er die Bekanntschaften Viotti's, Fränzels und Rode's machte, sein Spiel nach ihnen umbildete und darauf mit großem Beifalle sowohl in Hamburg, als auch in Kopenhagen und Christiania auftrat. Später ging er nach London, dann nach Stockholm u. kehrte endlich nach Friedrich Wilhelms II. Tode nach Berlin zurück, wo er ein geniales, aber üppiges Künstlerleben führte. Im Jahre 1804 reiste er nach Wien, wo ihn Mozarts u. Haydn's Bekanntschaft begeisterte, und er durch sein geniales Spiel deren großen Beifall erndtete; 1806 ging er nach Warschau, von hier nach Petersburg, beurlaubt bis auf bessere Zeiten. In Petersburg machte er die anziehenden Bekanntschaften Lafonts, Boieldieu's, Steibelts u. A. Im Jahre 1811 kam er nach Berlin zurück, wurde mit enthusiastischem Beifalle aufgenommen und erhielt die Stelle eines Konzertmeisters. Im Jahre 1825 avancirte er zum Musikdirektor, später zum Kapellmeister. Im Jahre 1841 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er † am 27. Januar

1851. Als Komponist lieferte er nur Weniges für sein Instrument. — 3) August, des Vorigen Sohn, ebenfalls großer Violinvirtuos, zu Ende der 20er Jahre geb., gebildet von seinem Vater und von Beriot in Brüssel, machte außer anderen in den letzten vier Jahren eine große Kunstreise durch verschiedene Erdtheile, von der er erst diesen Sommer zurückkehrte. Er spielte zuletzt in Amerika, hat aber in ziemlich allen bekannten Erdtheilen Konzerte gegeben.

Mösien (lat. Moesia, bei den Griechen auch Mysia, a. Geogr.), Landschaft oberhalb Thraciens und Macedoniens und südlich von der Donau; sie erstreckte sich von den Mündungen der Save bis an den Pontus, so daß der Fluß die West- und das Meer die Ostgrenze machte. Gegen Norden bildete die Donau, gegen Süden der Hämus die Grenze. Der Fluß Ciabrus, jetzt Zibriz, theilte das Land in zwei Theile, in den westlichen, M. prima oder superior, und in den östlichen, M. secunda oder inferior. In den ältesten Zeiten schwärmten die Scythen hier umher, mit denen sich dann die Geten verbanden. Von dem celtischen Volke der Scordisker wurden die Geten jenseits der Donau verdrängt; doch blieben noch einzelne Schwärme derselben, z. B. die Mösi in Ober-M., die Triballi in Nieder-M., zurück. Außerdem wohnten noch verschiedene Völkerschaften hier. Die Ponti incolae waren Scythen, die Peucini, ein Zweig der Bastarner, Deutsche, die Dardani in Ober-M. Illyrier. In dem Maße, als durch August's Siege die Scordisci geschwächt wurden, nahmen die scythischen und thracischen Stämme zu. Endlich mußten sich auch diese den Römern unterwerfen und erhielten römische Statthalter. Vorzüglich setzten Trajans Siege die Römer in diesen Gegenden fest. Bald nachher wurden sie der Schauplatz der Einfälle der Barbaren. Zuerst nahmen die slavischen Jazyges, dann die Gepiden und endlich die Ostgothen davon Besitz. Dann kamen die Slaven und setzten sich vorzüglich in Ober-M. fest, und endlich nahmen das Land die Bulgaren ein, von denen dasselbe auch jetzt noch größtentheils bewohnt wird. M. macht jetzt die Landschaften Serbien und Bulgarien aus.

Moesius lacus (a. Geogr.) s. v. a. Bodensee.

Möskenberg, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Elbing, an der Fischau und am Mühlgraben; 120 Einw.

Möskirch (Mößkirch, Geogr.), 1) bad. Amt, Seekreis, gehört größtentheils dem Fürsten von Fürstenberg, umfaßt in 1 Stadt, 20 Dörfern, 5 Weilern und 21 Höfen gegen 10,000 Einw.; — 2) Amtsstadt das., an der Ablach, Pfarrei, Schloß, Kapuzinerkloster; 1650 Einw. Am 5. Mai 1800 besiegten hier die Franzosen unter Moreau die Oesterreicher unter Kray. Von dieser Stadt nannte sich eine fürstlich fürstenberg. Linie, die 1744 ausstarb. Seit 1806 steht der Theil der Herrschaft rechts von der Donau unter badischer, der links von derselben unter hohenzollern-sigmaringscher Hoheit, und bildet hier ein Obervogteiamt mit 4 Dörfern und 2 Weilern.

Mösland (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 120 Einw.; — 2) (Alt-M.), das.; 140 Einw.; — 3) (Neu-M.), das.; 210 Einw.

Mösnig, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Stadt Jägerndorf; 200 Einw.

Mösogothen (a. Geogr.), Zweig der Gothen auf der Südseite des Danubius unfern seiner Mündungen in Dacien und Niedermösien, dessen Bischof Ulphilas war.

Möß (Ichthyol.), s. v. a. Bartgrundel, Cobitis barbatula *L.*

Moesseroen, belg. Dorf, Prov. West-Flandern, Bez. Courtray; 5800 Einw.

Mössingen, würtemb. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg; Marktgerechtigkeit, Viehzucht, römische Alterthümer; ein äußerst wohlhabender Ort; 3500 Einw. Dabei der Farrenberg, 2637 Fuß hoch.

Mößlera (Bot.), nach Reichenbach, Gattung der Corniculatae Bruniaceae *Rchb.*, benannt nach Joh. Christ. Mößler, Verf. des Handbuchs der Gewächskunde, Altona 1805, 3. Aufl. 1833 f., 3 Bde. Einzige Art: M. lateriflora *Eckl.* und *Zeyh.*, Tittmannia lateriflora *Brongn.*, Strauch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mößling, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Mühldorf; 260 Einw.

Möst (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld, am Petersberge; 180 Ew.; — 2) (bei Zorbig) Dorf das., an der Mulde; 160 Einw.

Möstchen, preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; 400 Einw.

Mösterbutten, s. v. a. Tretbutten, s. Wein.

Möstrich, zum Tischgebrauch mit Essig zubereiteter Senf.

Möstroff, luxemburg. Pfarrkirchdorf, Distr. und Kanton Diekirch; 350 Einw.

Möthlitz, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; 210 E.

Möthlow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Havelland; 260 Einw.

Mötrig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Liegnitz; 120 Einw.

Mötsch, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bitburg; 380 Einw.

Möttau, nassau. Dorf, Amt Weilburg; 130 Einw.

Mötte, Fruchtmaß, s. Meste.

Möttingen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Herrschaftsger. Harburg; 480 Einw.

Möttling (Metlika), österreich.-illyr. Stadt, Kr. Neustädtl, an der Oberchbach, unweit der Kulpa und am Uskochenberge; Deutschordenskommende, Grenzzoll- und Mauthamt, Schloß, Kirche, Post; 950 Einw. Ist ein berühmter Wallfahrtsort und war früher Hauptort der windischen Mark.

Möttning (Geogr.), 1) österreich.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Laibach, Bez. Minkendorf;

230 Einw.; — 2) Marktflecken das., Kr. Cilly, Bez. Osterwitz; 300 Einw.

Mötzelbach, sachsen-altenburg. Kirchdorf, Patrimonialger. Schlettwein; 150 Einw.

Mötzelwitz (Moizelwitz), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 230 Einw.

Mötzingen, würtemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Herrenberg; Schloß, mehre Fabriken, 1500 Einw.

Mötzlich, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; 220 Einw.

Mövchentaube (Ornith.), s. v. a. Columba livia turbida.

Möve (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Larus *L.*

Mövenbüttel (Ornith.), s. v. a. Schmarotzerraubmöve, Larus (Lestris) parasiticus *L.*

Mövendücker (Ornith.), s. v. a. Mergus albellus *L.*

Mövium, s. Mesuvium.

Möwe (Ornith.), s. v. a. Möve, Larus *L.*

Möz, österreich. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Silz; Salzfaktorei, Oelpressen; 480 E.

Mözen, holstein. Dorf, Amt Segeberg; 230 Einw.

Mofetten (Geognos.), ital. Mofetti, sind die kürzere od. längere Zeit andauernden Kohlensäureexhalationen, welche entweder während des Endes einer vulkanischen Eruption oder unmittelbar, manchmal aber auch erst in längerer Frist nach derselben in der Nähe des Vulkans hervorbrechen. Der Name M., der eigentlich nur diesen periodischen Kohlensäureexhalationen gebührt, ist dann auch auf die permanenten Ausströmungen von Kohlensäure übertragen worden. Vergl. Kohlensäureexhalationen.

Mofetti (ital., Geognos.), s. v. a. Mofetten, (s. d.).

Moffat, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafschaft Dumfries, nördlich von Lochmaben; 2250 Einw.; unweit stark benutzte Mineral-Schwefel-Quellen.

Mog, Gebirg, s. Mugg.

Mogador (Mogadore, Suirah), afrikan. Stadt, Marokko, liegt auf einer flachen Sandküste, welche gegen das Meer hin in Felsen ausläuft. Während der Springfluthen ist die Stadt ganz mit Wasser umgeben, von dem auch nach dessen Ablauf das ganze Jahr hindurch Sümpfe zurückbleiben. Die Stadt ist von sehr unregelmäßiger Gestalt, von einer Mauer eingefaßt und an jeder Ecke mit Batterien versehen. Diese sind jedoch nur schwach, besonders die gegen Norden, nach dem Meere zu, auf der sich nur eine einzige leichte Kanone befindet. An diesem Theil der Mauer ist jedoch noch eine andere Reihe schweren Geschützes nach der See zu aufgestellt, und das Seethor ebenfalls mit einer Batterie versehen. Links an der Einfahrt zum Hafen steht auf einem Felsendamm noch eine Batterie von schwerem Geschütz. Auf der äußersten Spitze einer kleinen Insel, ebenfalls zur Seite der Einfahrt, befindet sich eine zirkelrunde Bastion mit einer Batterie, und dieser gegenüber eine im Viereck aufgestellte und mit einer Mauer umgebene Batterie, von welcher aus eine befestigte Brücke — unter der das Seethor sich wölbt — die Insel M. (s. unten) mit dem Festland verbindet und in ein Fort führt. Von diesem Fort läuft eine Mauer in gerader Linie nach der Stadt, eine Entfernung von etwa 200 Schritten. Diese Befestigungen wurden von genuesischen Ingenieurs gebaut; sie sind jedoch, obschon mit schwerem Geschütz stark besetzt, nicht fest, die Mauern nicht stark und die Schießscharten sehr dicht beisammen. M. zählt ungefähr 9500 Einwohner, worunter mehr als 4000 Juden, die in einem von den Wohnungen der Mauren durch eine Mauer geschiedenen Stadtviertel leben; der von den Mauren bewohnte Theil wird die Citadelle genannt. Alle schwere Arbeit in der Stadt und im Hafen wird von den Juden verrichtet und die Dienstbotenklasse besteht gleichfalls aus Juden und Jüdinnen. Auch von dem Handel der Stadt befindet sich ein großer Theil in ihren Händen, und wegen gewisser Zollbefreiungen, welche sie genießen, sind sie im Stande, wohlfeiler, als die europäischen Handelsleute, zu verkaufen. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Wolle, Gummi, Wachs, Häute, Mandeln, Honig, Straußenfedern und Goldstaub. Einfuhrartikel: Stahlwaaren, Eisen und Baumwollenzeuche. Die Zölle sind bestimmt und nicht sehr drückend. Früher war großer Wassermangel in der Stadt, weil der Fluß $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt ist; der jetzige Kaiser hat aber eine Wasserleitung anlegen lassen, die mehre in den verschiedenen Theilen der Stadt befindliche Behälter mit dem nöthigen Wasser versieht. Einer derselben ist besonders bequem, um die Schiffe mit Wasser zu versehen, da er dicht an einem Damm innerhalb der befestigten Brücke sich befindet, wo die mit diesem Dienst beschäftigten Boote gegen jeden Wind geschützt sind. Der Markt ist gut versehen; Lebensmittel aller Art, Fische, Geflügel und Wildpret eingerechnet, sind in Menge und wohlfeil zu haben. An Früchten und Gemüsen ist kein Mangel. Der Preis des Rindfleisches wird täglich von einem mit Beaufsichtigung des Marktes betrauten Offizier bestimmt. Der Ankersplatz ist während des Winters unbrauchbar, und auch im Sommer der stark herrschenden Nordostwinde wegen nicht angenehm. Der Westwind treibt viel Wasser in den Hafen, doch ist dieser, ungeachtet aller das Gegentheil behauptenden Berichte, nicht unsicher zu nennen. Er wird von der Insel M. gebildet, die ungefähr $\frac{1}{3}$ M. südlich von der Landspitze liegt, auf der die Stadt steht. Eine Batterie an jedem Endpunkt beherrscht die Einfahrt, und eine dritte, im Mittelpunkt der Insel, beschützt den Hafen. Der kleine Fluß Wad El Gh'ored fällt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meil. südlich von der Stadt ins Meer. Ueber die Beschießung von M. durch den Prinzen von Joinville s. Marokko (Gesch.).

Mogador, ein halbwollener Modestoff in Böhmen (von 1845).

Mogadouro, portug. Flecken, Prov. Tras-os-Montes, südwestl. von Miranda; 500 E.

Mogaleb (pharm. Bot.), s. v. a. Fructus Mahaleb, s. Cerasus Mahaleb *Mill.*

Mogang, asiat. Stadt, Hinterindien, Birmanenreich, im Norden.

Mograh, Mogarrah, Mokarra, afrik. Karavanenstation, Aegypten, zwischen Kairo und Siwah.

Mogarraz, span. Flecken, Prov. Segovia, südl. von Escurial; 1230 Einw.

Mogarum (a. Geogr.), Ort in Galatien an der Straße von Tavium nach Sebastia.

Mogarus, s. v. a. Mogarum.

Mogata, Insel, s. v. a. Ceylon.

Mogaung, hinterind. Provinz, Reich Birma, gebirgig, an Tübet angrenzend; — 2) Hauptstadt das., am Irawaddy.

Mogemir, Fürst von Mähren, s. v. a. Womomir.

Mogemug, Inselgruppe, s. Mogenug.

Mogendorf, nassau. Dorf, Amt Selters, am Saynbach; 450 Einw.

Mogentiana od. **Mogetiana** (a. Geogr.), Ort in Unterpannonien an der Straße von Sopianä nach Sabaria; nach Mannert jetzt der Marktflecken Szalaber am Fl. Szala.

Mogenug, Mogemug, Egoy-Insel, austral. Inselgruppe, Carolinen, 26 Inseln, welche unter einem einzigen Oberhaupte stehen.

Moges de Morue, in Frankreich, besonders zu Rochelle, das Eingeweide vom Stockfisch. Dasselbe wird als Köder zur Fischerei gebraucht und tonnenweise verkauft.

Mogg oder **Mock-Quiltings**, gemustertes Baumwollenzeuch, wird in Manchester und Glasgow wie Piqué gewebt, ist aber nicht so fest und dicht, wie dieser, wird deshalb auch wohl Halbpiqué genannt; s. Piqué.

Moggau, Stadt, s. Korea.

Moggio (ital.), 1) s. v. a. Malter, Getreidemaß, s. Jonische Inseln, Mailand, Toskana; — 2) früher Oelmaß in Mantua = 5614 pariser Kubikzoll; — 3) Feldmaß in Neapel.

Moggio di Sotto, ital. Flecken, lombard.-venetian. Königreich, Prov. Friaul, nördl. von Udine, am Fella; 2800 Einw. In der Nähe der Paß Chiusa veneta.

Moggiona (Balneol.), die kalkerdige Thermalquelle von M. in der Gemeinde Poppi, im Val d'Arno casentinese des Großherzogthums Toskana, bricht aus Kalkstein hervor, hat einen eigenthümlichen Schwefelgeruch, eine etwas opalisirende Farbe und eine Temperatur von 21° R. Sie hinterläßt auf ihrem Lauf Spuren von Glairine. Benutzt wird dieses Thermalwasser bei chronischen Hautkrankheiten, — als Getränk bei Griesbeschwerden und Wurmleiden.

Moggorirose (Bot.), s. v. a. arabischer Jasmin, Jasminum sambac.

Moghan, asiat.-russ. Steppe, Shirwan.

Moghamia (Bot.), nach St. Hilaire, Pflanzengattung. Art: *M.* strobilifera *St. Hil.*, s. v. a. Zornia strobilifera.

Moghilnia, russ. Flecken, Gouv. Minsk, am Niemen, südöstl. von Nowogrodek.

Moghistan, asiat. Bez., Persien, Prov. Kerman, östlich an der Straße von Ormus, und am persischen Meerbusen; dürr, heiß und unfruchtbar; zum Theil dem Imam von Maskate unterworfen; Hauptprodukt Datteln; Schwefel-, Bergbalsamgruben und Salinen. Hauptst. Minau, am Nehr Ibrahim, mit Festungswerken. Andere Orte: Bender-Abassi (Gamron), befestigt, Hafen, Handel; sonst 20,000, jetzt nur noch 4000 E.; Jask (Djask, Dschask), Seestadt mit Vorgebirg und Handel.

Moghla, asiat.-türk. Hauptstadt, Anatolien, Sandsch. Mentesche.

Moghreb-el-Aksa, s. v. a. Marokko.

Mogielnica, russ.-poln. Stadt, Gouv. Masovien, südwestl. von Warschau; 1840 E.

Mogigraphia (Med.), das Schwerschreiben, Schreibekrampf.

Mogilalie (v. Griech., Med.), das Stammeln, erschwerte Sprechen.

Mogilas, Peter, Metropolitan von Kiew, † um 1660, suchte, durch Reichthum und einige Gelehrsamkeit unterstützt, dem immer weiter um sich greifenden Einfluß des römischen und protestantischen Elementes in der orientalischen Kirche einen Damm entgegen zu werfen und stellte im Gegensatz zu Cyrillus Lukaris von Alexandrien ein orthodoxes Glaubensbekenntniß zusammen, das zwar erst nur auf einer Provinzialsynode von den Russen, aber 1643 auch auf einer Synode in der Moldau von den vier andern verbundenen griechischen Bischöfen des Morgenlandes angenommen und für ein symbolisches Buch erklärt wurde. Es führte daher erst den Titel: Expositio fidei Russorum und erst später wurde es auf des Panajottes Nicusius Veranlassung in Holland ins Griechische übersetzt u. als *Ὀρθόδοξος πίστις πάντως τῶν Γραικῶν* aufgeführt. Es ist darin das Dogma in althergebrachter Weise, doch in seiner letzten stillen Entwickelung einfach dargestellt und durch Einfassung in die drei theologischen Tugenden seine Bedeutung für das Leben hervorgehoben. M. übersetzte auch das Eschologion der Griechen ins Russische. — Orthodoxa ecclesiae graecae confessio, Leipzig 1695. Deutsch unter dem Titel: liber symbol. Russorum, oder der größere Katechismus der Russen von Leonh. Fritsch, Frankf. 1727. — Orthod. confess. cathol. atque apostol. Eccl. orient., von Hofmann, Bresl. 1751.

Mogilew (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouvern. Podolien; — 2) Hauptst. das., am Dniester; Sitz eines armenischen Erzbischofs; mehre Kirchen und Klöster; Handel, ergiebige Fischerei (Sterlette aus dem Dniester), Seidenfabrikation; in der Nähe viele versteinerte Bäume; 7000 Einw.

Mogilno (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, von den Kreisen Inowraclaw, Gnesen, Wongrowitz und Schubno begrenzt, mit 17$^{7}/_{10}$ □M. Flächeninhalt, bildet eine, mit vielen Waldungen bedeckte und mit vielen Seen versehene Ebene. Der an den Kreis Inowraclaw grenzende Trlongsee und die Seen bei Rogowo, sodann die Seen von sonderbarer langer und schmaler Formation bei Trzemeszno, M. und Wilatowo sind die beträchtlichsten. Die fließenden Gewässer sind sämmtlich klein, und das namhafteste darunter, die hiesige Netze, ein Nebenfluß des aus dem Goplosee kommenden Flusses gleichen Namens, ist ebenfalls nur un-

bedeutend. Der Boden der so beschaffenen Landschaft ist in den bebauten Strichen fast überall von vorzüglicher Güte, und der Ackerbau, so wie die Viehzucht, wird mit Fleiß und nicht ohne Einsicht betrieben, so daß die Produktion das Bedürfniß weit übersteigt. Der Viehstand zählt ungefähr 5850 Pferde, 14,000 Stück Rindvieh, 90,000 Schafe, 400 Ziegen und 7400 Schweine. Schwach ist dagegen die anderweitige Industrie. Es wird einiges Tuch verfertigt, Theer gewonnen und Branntweinbrennerei getrieben. Die Einwohnerzahl beträgt in 7 Städten, 269 Dörfern, Vorwerken und Kolonien gegen 35,000; - 2) Kreisstadt das., an einem See, hat zwei katholische und eine evangel. Kirche, Synagoge, Bernhardinermönchkloster (1065 gestiftet), landräthliches Amt, Domänen-Rentamt, Forstkasse, Untersteueramt, Post, 4 Jahr- und Viehmärkte; 1550 Einw.; — 3) russ. Ort, Gouv. Volhynien, südl. von Owrutsch.

Mogiphanes (Bot.), nach Martius, Gattung der Amaranthaceae *Mart.* Sträucher und Kräuter in Brasilien; von 9 Arten bekannteste: M. brasiliensis *Mart.*, Gomphrena brasiliensis *Jacq.* und M. flavescens *Mart.*, Gomphrena brachiata *Willd.*

Moglah, asiat.-türk. Stadt, Kleinasien, östl. von Badrun.

Moglena, europ.-türk. Stadt, Macedonien, Sandsch. Salonik, nordöstl. von Vodina; reich an Alterthümern.

Mognos (Bot.), in Westindien, s. v. a. Melicocca bijuga.

Mogoary, südamerikan. Vorgebirge, Brasilien, Prov. Para, an der Mündung des Para.

Mogodor, Stadt, s. v. a. Mogador.

Mogolistan, das ehemalige Reich des Großmoguls, großmogulisches Reich, s. Ostindien, S. 1007 ff.

Mogol-Serai, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombai, Prov. Malwa.

Mogolzen (Magolzen, Bukowec), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Klattau, Herrsch. Zetschowitz; 210 Einw.

Mogontia (a. Geogr.), 1) s. v. a. Mobötia; — 2) s. v. a. Mogontiacum, alter Name von Mainz.

Mogorinä (Bot.), s. Mogorium *Juss.*

Mogorium (Bot.), nach Jussieu, Pflanzengattung. Arten unter Jasminum *L.* Die Gattung ist der Typus der Mogorinae *Rchb.* und Andere, welche eine Untergruppe der Sapotaceae Jasmineae *Rchb.* ausmachen.

Mogoro, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Insel Sardinien, westl. von Isili; 1900 Ew.

Mogostocia (gr., Partus difficilis, Geburtsh.), die schwere Geburt.

Mogostocos (gr., Geburtsh.), 1) von schwerer Geburt, durch eine schwere Geburt gegangen; — 2) schwer gebärend; — 3) bei Homer (Ilias, XIX, 103), den Schwergebärenden helfend.

Mograffa, afrikan. Araberstamm, Sahara, südl. von Marokko, westl. von der Oase Gualata.

Mograt, afrikan. Land, Nubien, am Nil, nördl. von Dar-Berber; zu diesem Lande gehört die gleichnamige Insel im Nil, dessen Lauf hier von zahlreichen Inseln und Stromschnellen unterbrochen ist. Die Einwohner sind Rebatal- oder Rab-a-Tab-Araber.

Mogreb (Mogrib), s. v. a. Moghreb-el-Aksa.

Mogrus (a. Geogr.), schiffbarer Küstenfluß in Colchis, in der Mitte zwischen dem Isis und Phasis.

Mogu, asiat. Hafenstadt, Persien, Prov. Farsistan, Distr. Laristan, am persischen Meerbusen.

Moguanes, afrik. Volk, Kafferlande, Beetjuanen.

Moguer, span. Stadt, Prov. Huelba, am Tinto u. Puerco (nach ihrer Vereinigung Rio de Huelva genannt); kleiner Hafen, Weinbau, Branntweinbrennerei, Fischerei; 6000 Einw.

Maguette (franz.), aufgeschnittenes, sammetartiges Wollenzeuch mit eingewebten Blumen und Figuren, zu Teppichen.

Mogul, s. v. a. Großmogul, s. Ostindien, S. 1007 ff.

Mogul, großer (Pomol.), große, besonders in der Wirthschaft brauchbare Winterbirne nach Oken zu den Elsenbirnen (Pyra ariaria) gehörig. Sickler, deutsch. Obstg. Bd. IX., Taf. 7.

Mogulspflaume (Pomol.), s. v. a. große, gelbe Eierpflaume (s. d.) Nr. 3.

Moguntia u. Moguntiacum (a. Geogr.), s. v. a. Mainz.

Mogwitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Grottkau; 210 Ew.

Mogy, südamerikan. Fluß, Brasilien, Prov. Sao-Paulo, mündet in den Parana, links.

Mogyoros, ungar. Dorf, szathmarer Gespannsch., Töpferei.

Moha (Geogr.), 1) belg. Dorf, Prov. Lüttich, bei Huy; 780 Einw.; — 2) ungar. Dorf, stuhlweissenb. Gespannschaft, bei Stuhlweissenburg. Der Sauerbrunnen zu M. entspringt in einer Ebene, welche der bodaiker Fluß durchschneidet. Der Brunnen wird aus dem Zusammenfluß von drei Quellen gebildet. Sein Wasser ist klar, farb- und geruchlos, perlt nicht, und besitzt einen schwachsäuerlichen, später einen etwas zusammenziehenden, eisenhaften Geschmack, färbt den Wein schwärzlich und setzt Eisenocher ab. Untersucht ist es von Kitaibel worden.

Mohabuts, farbige, baumwollene Gewebe aus Ostindien.

Mohacs (Geogr.), 1) ungar. Bezirk, baranyer Gespannsch., 14¾ □Meil.; — 2) Hauptort daselbst, an einem Arm der Donau, die hier die große Mohacser- oder Margarethen-Insel bildet; festes Schloß, kathol. und refor. Kirche, Sitz eines griech. Protopopen; Gymnasium, Salzniederlage; 8400 Einw. — Schlacht das., den 29 Aug. 1526. Nachdem der Sultan Soliman II. den türkischen Thron bestiegen, nahm dieser den schon von seinem Vater Selim entworfenen Plan, die Macht der Osmanen in Europa auszudehnen, mit Eifer auf, und das von Parteiungen zerrissene, von einem unmündigen König schlecht regierte Ungarn schien ihm

hierzu das gelegenste Land zu seyn. Der Vorwand zu Feindseligkeiten war leicht gefunden, da Ludwig II. den türkischen Gesandten an seinem Hofe nicht allein mit Stolz und Geringschätzung empfangen, sondern sogar gefangen gesetzt hatte. Um diesen Schimpf zu rächen, war der Sultan schon im Jahre 1521 mit einem zahlreichen Heere vor Sabacs und Belgrad erschienen, hatte diese beiden schlecht vertheidigten festen Plätze genommen und sich beinahe ganz Niederungarn unterworfen. Im Frühjahr 1526 brach Soliman abermals unvermuthet mit einer Heeresmacht von 200,000 Mann auf, eroberte Peterwardein, ließ die Besatzung massakriren und verheerte die umliegende Gegend mit Feuer und Schwert. Ludwig II., kaum 20 Jahre alt, feierte eben zu Ofen sein Beilager mit Maria, der Schwester des Kaisers Karl V., als er die Kunde von dem siegreichen Vordringen der Türken erhielt. Ohne Truppen und ohne Geld wandte sich der bedrängte König an die eben auf dem Reichstage in Speier versammelten deutschen Fürsten um Beistand, jedoch vergebens. Auch sein Schwager der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, so wie sein Oheim, König Sigismund von Polen, versagten ihm ihre Hülfe, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich an seine übermüthigen Vasallen und herrschsüchtigen Bischöfe zu wenden. Aber diese schützten ihre Privilegien vor, wonach sie nur dann ausziehen müßten, wenn sich der König selbst an die Spitze des Heeres stellte. In dieser Noth wählte Ludwig das Letztere, sammelte, was er in der Eile an Truppen zusammen bringen konnte und zog längs der Donau über Tolna und Batha nach M. dem Feinde entgegen, wo er ein Lager aufschlug. Seinem inzwischen auf 25,000 Mann und 500 Heerwagen angewachsenen Heer, welches zum größten Theile aus übelgesinnten Ungarn und angeworbenen Deutschen bestand, fehlte es vornehmlich an einem tüchtigen General. Paul Tomorus, Bischof von Colocsa, ein ehrgeiziger Mann, warf sich trotz seiner Unfähigkeit zum Befehlshaber auf. Vergebens riethen der Bischof von Wardein und die Anführer der deutschen Soldtruppen, jedes entscheidende Treffen zu vermeiden, bis die schlesischen, slavonischen und siebenbürgischen Hülfsvölker eingetroffen wären; die Meinung des Erstern siegte und der Angriff auf eine 6 mal stärkere Macht ward beschlossen. Nach dem vom Bischof selbst entworfenen Plane brach am 29. August früh 6 Uhr das ungarische Heer in zwei Abtheilungen gegen das verschanzte Lager der Türken auf, und der linke, aus lauter Ungarn und dem größten Theile der Artillerie bestehende Flügel griff mit Ungestüm zuerst an. Geraume Zeit schwankte der Kampf, bis endlich die Türken sich in ihre Verschanzungen zurückzogen und von hier aus ein mörderisches Feuer eröffneten. Noch hielten die Ungarn eine Zeit lang Stand. Von ihrer schlecht bedienten Artillerie, die aus zu weiter Entfernung und zu hoch schoß, nicht gehörig unterstützt und von einer überlegenen Zahl Spahis in die Flanken genommen, lösten sich diese Truppen endlich auf und brachten, nach ihren Heerwagen fliehend, auch hierher die Unordnung. Der König, welcher den rechten Flügel in Person kommandirte, eilte mit den Deutschen vergebens zur Unterstützung herbei. Dreimal wiederholte er den Angriff, mußte aber zuletzt, von den Ungarn im Stich gelassen, der Uebermacht weichen. Die Schlacht, welche beinahe 10 Stunden gedauert, kostete über 10,000 Ungarn u. Deutschen, worunter der Bischof Tomorus selbst und mehre andere Bischöfe, das Leben. König Ludwig gerieth auf der Flucht, nur von einem Diener begleitet, unweit des Dorfes Czelje in einen Sumpf, stürzte mit dem Pferde und versank. Erst nach 2 Monaten fand man seinen Leichnam in voller Rüstung und setzte ihn in Stuhlweißenburg bei. Soliman aber verfolgte seinen Sieg und eroberte bald darauf Pesth und Ofen.

Schlacht den 12. August 1687. Der Herzog Karl von Lothringen erhielt, nachdem er den Feldzug von 1686 durch die Eroberung Ofens glücklich beendigt hatte, von Wien den kategorischen Befehl, nunmehr Ungarn vom Feinde zu säubern. Nachdem sein zu diesem Behufe entworfener Kriegsplan angenommen worden, beschloß man, den Feind mit ganzer Macht anzugreifen. Demgemäß wurden die Truppen in Oberungarn bei Parkany, die in Niederungarn bei Zollnok zusammengezogen. Hier stieß der Kurfürst von Bayern zum Heer, das mit Einschluß von 8000 Brandenburgern, 60,000 Mann stark war. Den Oberbefehl als Generalissimus übernahm der Herzog Karl von Lothringen, unter dem der Kurfürst von Bayern, der Markgraf Ludwig von Baden, der Prinz Eugen von Savoyen, der Herzog von Mantua u. A. befehligten. Ohne Zeitverlust brach der Herzog Karl über Darda gegen Esseg auf, sprengte die bei dem erstgenannten Orte postirte türkische Vorhut größtentheils in die dortigen Moräste, ließ dann unterhalb Esseg eine Brücke schlagen und lagerte sich, nachdem er diese passirt, im Angesicht des 80,000 Mann starken feindlichen Heeres. Da die Türken aber eine sehr vortheilhafte und wohl vertheidigte Position eingenommen hatten, so hielt der Herzog einen Angriff für unthunlich, verschanzte sich, so gut es anging und suchte den Feind durch wiederholte Scheinangriffe aus seiner festen Stellung herauszulocken. Dieser aber beschoß das österreich. Lager so nachdrücklich, daß der Herzog seinen früheren Plan änderte und über die Drau zurückging, welcher Rückzug schnell aber in größter Ordnung bewerkstelligt ward. Der Großvezier folgte gleich darauf mit dem türk. Heere und nahm bei Darda eine verschanzte Stellung ein. Da hierdurch die Absicht des österr. Oberbefehlshabers, den Feind ins offene Feld herauszulocken, abermals vereitelt ward, so beschloß man in einem Kriegsrathe, nochmals zum Angriff vorzugehen. M. ward zu diesem Behufe in Brand gesteckt und am 11. mit dem rechten Flügel am Berge Harsun unterhalb Siclos, mit dem linken auf den Höhen von Barnowar, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde vom Feind entfernt, eine Stellung genommen. Am 12. August früh gegen 8 Uhr zeigte sich in der linken Flanke des Kurfürsten von Bayern

ein türkisches Corps, welches durch einen heftigen Angriff die Bayern von den Höhen herunter zu werfen und sich dort festzusetzen suchte. Dem von 4 österreich. Regimentern unterstützten Kurfürsten gelang es jedoch, die Türken zurückzuschlagen. Da diese indeß den Angriff wiederholten, so entspann sich bald ein hartnäckiger Kampf, worin die Oesterreicher bedeutend litten. Doch hielt der Markgraf Ludwig von Baden im heftigsten Feuer und unter den ungestümsten Angriffen der Janitscharen so lange Stand, bis der Kurfürst das zweite Treffen in die Kampflinie gezogen, seine ganze Kavalerie auf dem Flügel gesammelt hatte und mit dieser gegen den Feind anrücken konnte. Obwohl der Herzog Karl sich mit dem Kurfürsten zum Angriff vereinigte, so leisteten die Türken doch lange hartnäckigen Widerstand, bis der Prinz Eugen an der Spitze eines Dragonerregiments in die Spahis eindrang und diese zum Weichen brachte. Gleichzeitig richtete das österreich. Kartätschenfeuer in den Reihen der Janitscharen eine solche Verwüstung an, daß diese die Flucht ergriffen und den übrigen Theil des Heeres in dieselbe verwickelten. Mit den Flüchtigen zugleich drangen der Markgraf von Baden und Prinz Eugen in das Lager ein. Die Beute war unermeßlich; unter den eigentlichen Kriegstrophäen zählte man 56 Fahnen, 60 Kanonen, 12 Mörser, 5000 Gewehre 2c. In dem prachtvollen Zelt des Großveziers fand man einen Schatz von mehr als einer Million in baarem Gelde und Juwelen; außerdem fielen den Siegern noch 300 beladene Kameele, eine große Anzahl Maulthiere, Pferde und Büffel in die Hände. Der Verlust der Türken soll sich auf 16,000, der der Oesterreicher dagegen nur auf 2000 belaufen haben. Die nächste Folge dieses glänzenden Siegs war die Erbfolge des österreich. Hauses in Ungarn, die Unterwerfung von Slavonien und Siebenbürgen und der Rückzug der Türken bis Gradisca.

Mohadherat (arab.), s. v. a. Anthologie, s. Arabische Literatur.

Mohadi Billah, s. v. a. Mehdi.

Mohaker, Mohakier, s. Mohawk.

Mohammed (Geogr.), asiat. Vorgebirg, Arabien, Hedschas, am arabischen Meerbusen.

Mohammed (Biogr.), der Stifter der mohammedanischen Religion, Abul Kasem Ebn Abdallah M., geboren zu Mekka den 20. (?) April 571, der Urheber der religiösen, wie politischen Wiedergeburt des arabischen Volkes, war aus dem Stamme der Koreischiten u. dessen edelster Familie Haschem entsprossen, welche in dem erblichen Besitz der Schlüssel zur Kaaba, dem angesehensten Nationalheiligthum der ganzen Halbinsel, war und mit dem Schutzamt derselben die Herrschaft über M.s Vaterstadt verband. Der Ahnherr von M.s Familie Haschem wird als reich gerühmt; er hatte Mekka vor einer Hungersnoth durch den Ertrag seines bis nach Syrien und Yemen ausgebreiteten Handels errettet. Dessen Sohn Abd al Motalleb vertrieb unter den Mauern Mekkas das Heer der christlichen Könige von Abyssinien. Der Kinderreichthum des Enkels Abd al Motallebs mochte das Vermögen der Familie zersplittert haben und der Urenkel, M.s Vater, Abdallah, von 12 Brüdern des Vaters Liebling, der sich mit Aemina verheirathete, einer Tochter aus dem Geschlechte der Zahriten, hinterließ bei seinem frühzeitigen Tod nur etliche Schafe, 5 Kameele und eine äthiopische Sklavin, Barakat. Die Geburt M.s, des ersten und einzigen Kindes Aeminas, ist nach der arabischen Ueberlieferung mit einem Kranz von wunderbaren Ereignissen umgeben, in welchen sich die Größe des Mannes und seine weltbewegende Macht ankündigte. Ein wunderbar aufleuchtendes Licht bestrahlte seine Geburtsstätte und zur selbigen Stunde erlosch das heilige Feuer Zoroasters. Wie an der Mutter die bange Stunde schmerzlos vorüber gegangen, so soll das Kind auch nicht mit Weinen den ersten Tag seines Lebens begrüßt haben, sondern mit dem Rufe: „Gott ist groß, es ist kein Gott außer Gott, und ich bin sein Prophet.“ Darum gab Abd al Motalleb dem Enkel, der ihm ein Unterpfand der zukünftigen Größe seines Stammes war, den Namen M., d. i. der Berühmte oder Vornehme. Da Aemina, krank aus Gram über ihres Mannes Tod, der zwei Monate nach ihrer Niederkunft erfolgte, dem Knaben die Brust nicht mehr reichen konnte, überließ sie ihn einer saaditischen Schäfersfrau, Halema, welche aus Mitleid „das Kind der Armuth“ zu sich zu nehmen versprach und dafür den Segen des Himmels über ihren Hausstand und ihre Heimath herabzog. Der Aufenthalt des Kindes in den Weidethälern des Gebirgs ist reich mit Sagen verwoben, welche die rasche Entwickelung des Kindes, das im dritten Monat auf die Beine gekommen und im achten gesprochen haben soll, dem Umgang desselben mit himmlischen Wesen zuschreiben. Der Erzengel Gabriel drückte ihm den schwarzen Tropfen Blut der Erbsünde aus der Brust und füllte sie mit prophetischem Geiste, von welchem sein Angesicht zu leuchten begann. Ein Mahl, das sich zwischen den Schultern des Kindes entwickelte und später als das Siegel des Prophetenthums galt, sollte ihm ebenfalls in dieser Zeit durch die Engel aufgeprägt seyn. Krampfhafte Anfälle erfüllten aber bald die Pflegeeltern, welche das Kind der Einwirkung böser Geister ausgesetzt glaubten, mit Besorgniß und Halema brachte es der Mutter zurück, welche in seiner Krankheit das Erbtheil von seinem Vater erkannte. Denn dieser war an epileptischen Zufällen gestorben. Unter der Pflege seiner Mutter blieb M. bis zum 6. Lebensjahr. Da starb ihm auch die Mutter auf der Heimkehr von einem Besuch ihrer Verwandten in Medina und wurde in dem Dorfe Abera begraben. Die treue Sklavin Barakat brachte den unterwegs zur Waise gewordnen Knaben seinem Großvater. Nur kurze Zeit fand M. aber in dessen Hause ein Unterkommen. Abd al Motalleb starb 120 Jahre alt und sorgte noch sterbend für das hülflose Kind, indem er es seinem Sohne Abu Taleb auf die Seele band. Mit großer Sorgfalt erzog dieser seinen Neffen und lehrte ihn, was er selbst wußte, das Schwert führen und Handel treiben. Nicht einmal die

Schreibkunst erlernte M. So gering war das Maß der Bildung selbst bei einem vornehmen Araber. Doch ward durch die Aufsicht über die Kaaba, welche auf Abu Taleb übergegangen war, ihm die Möglichkeit geboten, die religiösen Gebräuche und Lehren seines Stammes kennen zu lernen. Auch die zahlreichen Pilgerschaaren, die jährlich das Heiligthum besuchten, mochten dem Knaben, der eine ungezügelte Phantasie mit scharfer Beobachtungsgabe verband, vielfältige Anschauungen des Lebens zuführen u. sein Nachdenken wecken über die Geheimnisse desselben. In seinem 12. Jahre war er seinen Altersgenossen weit überlegen an Urtheil und Stärke des Willens. Abu Taleb glaubte an die Zukunft seines Pfleglings. Aber auch Andere fanden an ihm ein inniges Wohlgefallen. Zu den Vorzügen hoher Körperschönheit hatte er sich ein selbstbewußtes und doch gewinnendes Betragen erworben. Je mehr sich seine Kränklichkeit verlor, oder doch durch Selbstbeherrschung in ihrer Erscheinung gemildert wurde, desto mehr gewann die zarte und durchsichtige Färbung der Haut an gesunder Frische eine dunklere Unterlage. Die Wangen wurden voller und bräunten sich. Dabei behielt das feine Gesicht den Ausdruck der Milde und die Fähigkeit jede Bewegung der Seele wie ein treuer Spiegel wieder zu geben. Zwischen seinen feingeschnittenen Lippen glänzten in zwei Reihen perlenreine Zähne Der Strom der Rede floß ungehemmt über sie und der volle Ton der Stimme nahm das Ohr des Hörers leicht gefangen. Nur wenn in dem dunkeln Auge die Gluth einer ungebändigten Leidenschaft aufleuchtete, dann verschwand das Weiche und Weibliche und die kühngebogene Adlernase, die hohe Wölbung des Auges deutete darauf hin, daß er die Grenze des unbestimmten Knabenalters überschritten habe. Was ihm die einfache Erziehung gegeben hatte, das sollte unter der Sonne eines vielbewegten Lebens zur Reife gelangen, nachdem es ihm gelungen war, von seinem Oheim die Erlaubniß zur Theilnahme an einer Reise nach Syrien zu erhalten. Die Anschauungen, welche M. auf dem Wege durch die Wüste gewann, gaben seiner Phantasie neue Nahrung, deren Bilder so unbegrenzt und verschwommen wurden, wie die weite Wüste, bald erfüllt von schreckenden Gestalten der Einöde, bald durchwoben mit dem Wunderglanz einer Oase, wo im Schatten hoher Palmen die Karavane lagert und beim Murmeln eines Quells dem Erzähler lauscht, der die untergegangnen Städte kennt, und die vom Zorne der Gottheit weggerafften Geschlechter. In dem Reflexe der spätern Sage finden wir die Eindrücke, die diese Wüstenreise auf M. machte. Daß er die rings drohenden Gefahren überstanden hat, kann er sich nur erklären durch den fortgehenden Schutz, den ihm die Gottheit gewährt. Er läßt die glühende Hitze gemildert werden durch eine Wolke, die sein gottgeweihtes Haupt umhüllt und den verdorrten Baum, unter welchem er rastet, sich mit einem frischen Laubdach bekleiden. Der Weg der Karavanen ging an den Grenzen der Ammoniter und Moabiter hin nach Bosra, dem großen Markte des Ostens, in dessen Nähe nestorianische Mönche eine Zuflucht und günstige Missionsstätte gefunden hatten. Von diesen wurde die Karavane gastfrei aufgenommen und M. trat in nähere Beziehung zu einem der Mönche, den einige Sergius, andere Bahira nennen. Das Interesse, was dieser an dem geistig geweckten Knaben nahm, entstand nach der arabischen Sage durch das Mahl, welches M. zwischen den Schultern hatte, und in welchem Sergius das Siegel des Prophetenthums erblickte. Gewiß lag für den Bekehrungseifer eines Mönchs nächst der geistigen Begabung des Knaben ein Hauptgrund der gefaßten Zuneigung in der Berechnung, welche Folgen eine Bekanntschaft desselben mit dem Christenglauben haben müsse, da er einer Familie angehörte, die mit der Bewachung der Kaaba die Herrschaft über Mekka verband. Wie reich oder dürftig die Saat gewesen seyn mag, die der Mönch in das Herz des Knaben einsenkte, M. behielt während seines ganzen Lebens die lebhafteste Sympathie, ja eine gewisse Ehrfurcht für Syrien. Nach seiner Rückkehr nach Mekka nahm M. an den Handelsgeschäften seiner Familie steten Antheil. Er folgte bald Abu Taleb, bald einem andern Oheim Sobir. Auch einem Kriegszug seines Stammes, um die Kananiten gegen Hawasan zu unterstützen, wohnte er bei. Er war dabei des erwähnten Sobir Waffenträger und reichte unverzagt im Gefechte diesem die Pfeile, od. deckte ihn gegen feindliche Geschosse mit dem Schild. Um seiner Brauchbarkeit willen zogen bald auch andere Araber den Jüngling in ihre Dienste. Der Umgang und das Zusammentreffen mit Menschen von aller Art bei den verschiedenen Geschäften u. Aufträgen, die er vollführte, mußten seinen Gesichtskreis erweitern und die in der Fremde gewonnenen Ansichten sich durch Vergleichung mit der heimathlichen Sitte und Weise reinigen und befestigen. Der Trieb nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse fand bald eine neue und reiche Quelle seiner Befriedigung in den Besuchen der Jahrmärkte, wo, wie besonders in Okad, auch dichterische Erzeugnisse verwerthet wurden. Nie fehlte M. bei diesen Wettkämpfen der Dichter und Erzähler. Als er 25 Jahre alt war, nahm ihn eine reiche Kaufmannswittwe in ihre Dienste, welcher er von ihrem Neffen zur Leitung ihres Geschäftes empfohlen war. Die Umsicht, mit welcher er ihr ausgedehntes Geschäft leitete, nahm seine Herrin nicht weniger für ihn ein als seine körperliche Schönheit. Denn sie war eine kluge und verständige Frau, und wenn auch über die Jahre hinaus, in welchen die Frauen des Orients hoffen dürfen durch ihre Reize die Leidenschaft eines Mannes zu erwecken, so verwandelte sich doch ihre Zuneigung zu dem Jüngling in Liebe, und das Auge der Liebe war, trotz ihrer 40 Jahre, als sie den Geliebten einst vom Dache ihres Hauses bei der Rückkehr von einer Reise erblickte, scharf genug, sein Haupt von Engeln bewacht, in ihm selber ein Wesen höherer Art zu sehen. Ein treuer Sklave mußte

M. von den Gefühlen seiner Herrin in Kenntniß setzen. „M.," fragte er, „warum heirathest Du nicht?" „Ich habe nicht die Mittel dazu," antwortete dieser. „Wie aber, wenn eine reiche Frau, die dabei hübsch und von guter Geburt ist, ihre Hand Dir antrüge?" „Und wer ist sie?" „Kadidscha!" Damit war die Zukunft M.s entschieden. — Der Ehevertrag ward abgeschlossen, und obschon der Vater Kadidschas die Armuth ihres Auserwählten zu einem Hinderniß zu erheben suchte, durch ein feierliches Mahl, bei welchem der Wein so reichlich floß, als das Lob des Bräutigams, die Ehe in aller Form vollzogen, zumal Abu Taleb für seinen Neffen die Morgengabe erlegte (12½ Okken Goldes oder den Werth von 20 Kameelen), welche der Heirathsvertrag bedingte. M., der so wieder in den Rang seiner Ahnen eingesetzt war, blieb nun in Mekka, trieb aber sein Geschäft bald nicht mehr mit dem Eifer und Glück, wie früher, so daß sein erheirathetes Vermögen merklich zusammenschmolz. Dies schadete ihm aber in den Augen seiner Mitbürger nicht. Sie sahen in ihm den reichen Mann, der sein Vermögen mehr als Mittel für die Befriedigung seiner Neigungen, als zu neuen Versuchen des Erwerbs gebrauchen darf und die Gaben der Wohlredenheit, wie der Anstand seines Benehmens gewannen ihm aller Herzen. Er empfahl sich den Aelteren und Reichen durch Ehrfurcht und Bescheidenheit, den Aermern durch Herablassung und Freundlichkeit und vergab sich beiden gegenüber nichts an seiner Würde. Die volle Frische der Jünglingsjahre war den schärfern und ernstern Zügen des Mannesalters gewichen, sein schöner Bart vollendete in Gestalt und Gesicht den Ausdruck eines gebietenden Herrn. Im Umgang aber voll ungezwungenen Witzes, blendend durch den Reichthum der Phantasie, herrschend durch ein rasches und scharfes Urtheil und im Geschäft geschickt in der Auffindung von Mitteln, wie kühn in der Durchführung des Plans, dabei frei von jedem Hinterhalt des Gedankens, daß man ihn allgemein unter dem Namen Al Emin, d. i. der Treue kannte, gewann er solches Ansehn, daß er von den Parteien gern als Schiedsrichter gewählt wurde. Auch bei der Wiederherstellung der durch Feuer beschädigten Kaaba unterbreitete man ihm die Entscheidung, wem das Recht zukomme, den heiligen Stein an seiner Stelle zu befestigen. M. ließ, damit keiner der Stämme beleidigt würde und die Ehre doch ihm verbliebe, den Stein auf ein weißes Tuch legen, die Zipfel desselben von den Vertretern der Stämme fassen, und während so der Stein von Allen bis zur Stelle geschafft wurde, mauerte er ihn an derselben ein. — Ungehinderter überließ er sich seitdem dem Zuge seines Herzens zur religiösen Betrachtung, der er von früher Jugend ergeben war. War ihm die Einsamkeit lieb gewesen, da er noch in ihr seine epileptischen Zufälle verbergen mußte, so wurde sie ihm jetzt heilig als die Stätte, wo er im Kampf mit dem körperlichen Leiden die Kraft seines Willens gestählt hatte. Das Uebergewicht seiner äußeren Stellung bei der Erweiterung seines Gesichtskreises durch den vielseitigen Verkehr und die Vertiefung in sein eigenes Leben riefen in ihm den Glauben an seine höhere Sendung hervor. Den Inhalt für diese schuf sein Haß gegen den unter den Arabern noch weit verbreiteten Götzendienst, wobei ihm seine frühere Berührung mit Juden und Christen eben so sehr zu Hülfe kam, als der Einfluß, welchen ein Verwandter seiner Frau, Wareka, auf ihn gewann. Dieser, wie er vorgab, Astrolog, früher Jude, später Christ, war nicht nur mit den Schriften beider Religionsparteien bekannt, sondern hatte sich sogar an eine Uebersetzung des N. T.s in das Arabische gewagt. Er gesellte zu dem Hasse gegen den Götzendienst in M.s Seele die Begeisterung für die Verehrung des einen wahren Gottes. Mit ihr flüchtete sich M. aus der Umgebung der verderbten Welt des Götzenthums in die Einsamkeit. In einer Höhle am Berge Hara, drei Stunden von Mekka, brachte er Tage, Wochen und Monde im Gebet und im „Umgang mit Gott" zu. Die Reizbarkeit seines Nervensystems konnte sich hierdurch bis zur krankhaften Extase des Visionärs steigern, in welcher die Seele, was sie in sich trägt, in äußerer Verleiblichung zu schauen glaubt, und die Gedanken des Herzens durch eine unwillkürliche Poesie zu Geistern werden. Oft fand man ihn bewußtlos am Boden liegen und die Gegner sahen solche Zustände für die Wirkung der körperlichen Schwäche an, seine Anhänger aber schrieben sie der Fülle und Macht des göttlichen Geistes zu, welcher allmählig erst M. zu seinem Organ umwandelte. Endlich in seinem 40. Jahre trat M. mit den Wahrheiten hervor, die er dem eigenen Geiste während seines Traumlebens abgerungen hatte und die darum dem vollen Bewußtseyn als die Resultate des Verkehrs mit einer fremden Welt erschienen. Er brachte wie gewöhnlich den Monat Ramadan mit Fasten und Gebet zu. Da kam er eines Morgens zu Kadidscha, die bisher, obschon sie seine einsamen Stunden öfters theilte, umsonst um Aufschluß über seinen sonderbaren Zustand gebeten hatte, und erzählte ihr, wie er die Nacht, in seinen Mantel gehüllt, gelegen, als plötzlich ihn eine Stimme gerufen habe und wie beim Enthüllen des Hauptes ein Lichtglanz in sein Auge eingeströmt sey, daß es sich in Ohnmacht wieder geschlossen. Als er aus dieser wieder erwacht sey, habe sich ihm der Engel, der vor ihm gestanden, Gabriel genannt und ein seidnes Tuch mit Schriftzügen ihm gezeigt. Auf den Befehl, die Schrift zu lesen, habe er sich mit seiner Unkenntniß des Lesens entschuldigt, aber von dem Engel den erneuerten Befehl erhalten: „Lies, im Namen des Herrn, der Himmel und Erde geschaffen, der den Menschen den Gebrauch der Feder gelehrt hat und den Strahl des Wissens in seine Seele gießt und ihn lehrt, was er vorher nicht weiß." Und augenblicklich sey sein Verstand vom himmlischen Licht erhellt worden und er habe die Gebote des Herrn lesen können auf dem Tuch. Wie er damit zu Ende gewesen, habe der Engel ihm versichert, daß er der Prophet Gottes sey. M. bebte während seiner Erzählung noch am ganzen Leibe und erklärte selbst, er wisse nicht, ob, was er erfahren, Wahrheit oder ein Gaukelspiel der Sinne gewesen sey. Doch fand

er an der Eitelkeit seines Weibes die beredeste Fürsprache. Sie wollte es lieber für Wahrheit als Trug gelten lassen und ermuthigte den niedergeschlagenen Gatten durch den Hinweis auf sein reines Leben, das ihn zum Propheten befähige. Begeistert gelobte sie ihm endlich, daß sie ihn fortan als den Propheten ihres Volks anerkennen werde. Die letzten Zweifel an seiner Sendung verscheuchte aus der Seele M.s aber erst Wareka, den Kadidscha alsbald von der neuen Stellung ihres Gatten unterrichtete. Er trieb den Propheten an, offen hervorzutreten mit seiner Sendung und nur mit klugem Widerstreben folgte dieser. Der erste Anhänger M.s wurde sein Sklave Seid, der dafür mit der Freilassung belohnt wurde. Vorsichtig wandte sich M. nur an solche Mitglieder seiner Familie, von welchen er eine günstige Aufnahme seiner Lehre voraussetzen durfte. Nach einer dreijährigen Verbreitung derselben überstiegen die Anhänger M.s doch kaum die Zahl 40 u. sie waren alle arm u. unbedeutend. Ihre heimlichen Zusammenkünfte wurden, von den Gegnern kaum entdeckt, auch gesprengt. Mehr als die rohe Gewalt und ihre Verfolgung schadete aber dem Propheten der bittere Spott, mit welchem ihn der Dichter Amru Ibn al Aaß überschüttete. Wo er öffentlich als Lehrer auftreten wollte, ging ihm die Rede voran: „Seht den Enkel Abd al Motalebs, der sagt, er wisse, was im Himmel vorgeht!" Seine Vorträge schnitt man durch Heulen und Schreien, durch das Anstimmen von Gassenhauern und durch einen Hagel von Kothwürfen ab. Diese Erbitterung gegen den Propheten hatte aber nicht bloß in dem Gegensatze der herrschenden Religionsansichten, sondern noch weit mehr in der Beeinträchtigung materieller Interessen, die man durch die neue Lehre besorgte, ihren Grund. Denn die Macht von M.s Verwandten und deren Wohlstand hing mit dem Götzendienste aufs innigste zusammen und die Linie Abd Schems nahm den Vorwurf der Gotteslästerung, deren sich der Haschemite schuldig gemacht hatte, schnell auf, um die Familie desselben aus ihrer bevorrechteten Stellung zu verdrängen. Der Hauptgegner von M. war daher sein Vetter, Abu Sofian, der Urenkel Abd Schems, und sein eigener Oheim Abu Lahab, dessen Sohn Ofa überdies noch eine Tochter M.s zur Frau hatte. Auf den Vorwurf seines Oheims, daß M. verrückt sey, wodurch er jede Verantwortung für dessen Lehren und Treiben von seiner Familie abwälzen wollte, antwortete dieser mit einer Verfluchung des Oheims und seiner Frau, weswegen diese die Schwiegertochter aus ihrer Familie verstießen. Der Widerstand, der sich so von allen Seiten gegen M. erhob, blieb nicht ohne Folgen für seine Gesundheit. Die Unruhe seines Gemüths sprach sich in dem Verfall seines Körpers aus und in der öftern Wiederkehr seiner krankhaften Paroxismen. Wohl trug er selbst die Einsicht in sich, daß ein entscheidender Schritt nur seine Sache und das Vertrauen zu seiner Sendung wiederherstellen könne, mehr aber noch als diese drängten seine Anhänger, denen er die Anwartschaft auf eine glänzende Umgestaltung ihrer Verhältnisse gegeben hatte, zu einem offenen Hervortreten. Abu Taleb, der fortwährend noch seinem Schützling seine Gunst erhalten hatte, rieth ihm ab, aber er berief die Haschemiten zu einer neuen Versammlung in sein Haus. Vor seinen Gästen, denen er ein Mahl bereitet hatte, trat der Prophet auf u. wies sie, um ihren Eigennutz und dessen Widerstand zu brechen, auf die Wohlthaten und Vortheile hin, welche Gott in seiner Person ihnen gewähre, da ihm Macht gegeben sey über alle Schätze der Erde. Am Schluß seiner Rede rief er aus: „Wer will mein Vezier, mein Gehülfe seyn?" — Alle schwiegen betroffen still. Da brach die verlegene Stille Abu Talebs Sohn. Die Aussicht auf eine Heldenlaufbahn hatte den begeisterten Jüngling Ali hingerissen zu des Propheten Füßen und er gelobte sich zu seinem Dienste. M. betrachtete Ali als ihm vom Herrn geschenkt und segnete ihn. Während des Mahles, zu welchem die Geladenen nun geführt wurden, setzte M. seine Belehrungen fort und stellte dadurch eine so günstige Stimmung in der Gesellschaft her, daß alle voll Bewunderung für ihn wurden. Doch sahen ihn die, welche er erst durch seine Ansprüche verletzt hatte, mehr für einen glänzenden Dichter als für einen Propheten an. Die Kunde von diesem Schritte reizte aber den Spott der ungläubigen Menge nur stärker auf. Theils wendete er sich gegen die mißgestaltete Person des Prophetengehülfen, theils gegen das eigenthümliche Verhältniß, in welches zu ihm dessen Vater Abu Taleb gerieth, wenn er die höhere Würde des Sohnes anerkennen wollte. Die Festigkeit, mit welcher M. seinen Weg verfolgte, überwand in seinen Verwandten die Meinung, daß er an seinem Verstande gelitten habe. Die Neugierde zog die Menge zu ihm hin. Da er aber ihre Forderung, durch Wunder seine höhere Würde zu erweisen, ablehnte, weil, wenn sie auch dann noch halsstarrig blieben, die Strafe des Himmels sie treffen müßte, so drohte man ihm, seine Frevelreden gegen die Götter durch sein Blut zu sühnen. Abu Taleb, der von dem Entschlusse in Kenntniß gesetzt wurde, sollte es übernehmen, den Wahnsinnigen zum Schweigen zu bringen. Umsonst; M. trat in der Kaaba als Prophet auf. Kaum hatte er aber mit seinen Verwünschungen des Götzendienstes begonnen, so trat das Volk für seine Götter als Rächer auf. Nur mit Mühe gelang seinen Anhängern die Rettung des Angefallenen. Der unglückliche Ausgang dieses Versuchs gab Abu Taleb das Recht zu neuen Vorstellungen. M. berief sich aber darauf, daß er ihnen ja schon vorausgesagt habe, wieviel er leiden müsse und rief begeistert aus: „Wenn meine Feinde mir die Sonne zur Rechten und den Mond zur Linken entgegenstellten, so will ich doch von meinem Vorhaben nicht lassen!" Schon wollte sich Abu Taleb von ihm wenden, denn er glaubte, M. rechne auch ihn zu seinen Feinden, da bemerkte dieser seinen Irrthum und erläuterte ihm seine bildliche Rede dahin, daß kein Vortheil, den ihm seine Feinde bieten möchten, ihn zur Untreue gegen seinen Auftrag bewegen würde; dadurch überwand er das widerstrebende Gemüth des Greises. Dieser nahm zwar die neue Lehre nicht an, doch fuhr er fort,

ihren Propheten zu schützen und vereinigte die übrigen Glieder seiner Familie zu gleichem Beistand. Nur in Abu Lahab siegte der Haß über die Familienpflicht. Diejenigen Schüler M.s aber, welche keine so mächtigen Beschützer hatten, mußten vor den Verfolgern fliehen. Mit der Tochter des Propheten, Rokaija, welche einem seiner Anhänger gegeben wurde, als sie Abu Lahab zurückschickte, floh ihr Gatte, der am meisten dem Hasse ausgesetzt war, nach Abyssinien, wo der nestorianische König sie freundlich aufnahm. Bald würde aber Abu Talebs Mäßigung nicht mehr hingereicht haben zum Schutz des Verfolgten, wäre es diesem nicht gelungen, seinen Oheim Hamsa und den wilden Omar zum Glauben an sein Prophetenamt zu führen. Der Prophet verbarg sich auf dem Berge Sefa, 3 Stunden von Mekka. Ueber die Beleidigung, welche M. daselbst von Abu Dschahl erfuhr, und die Hamsa rächte, brach die Feindschaft in offene Fehde aus. Zwar blieben die Haschimiten Sieger, aber dreiundachtzig Männer, die der Rache am meisten ausgesetzt waren, suchten in Aethiopien bei dem Könige Nagjaschi ein Asyl und M. selbst hielt sich drei Jahre nur in festen Plätzen für sicher, da der ganze Stamm Koreisch zusammentrat, und sich verpflichtete, allen Verkehr mit den Haschimiten abzubrechen, weder von ihnen zu kaufen, noch ihnen zu verkaufen, weder zur Ehe zu nehmen, noch zur Ehe zu geben, sondern in unversöhnlichem Haß sie zu verfolgen und nicht eher zu ruhn, bis sie M. der Strafe der Götter überliefert hätten. Diesen Beschluß hängten sie bei der Kaaba auf. Auch von dem König von Abyssinien verlangten sie die Auslieferung der geflohenen Moslims. Doch reichte ihre Macht nicht bis nach Aethiopien, der König verweigerte sie. Der Prophet selbst, den sie darauf in Safa belagerten, rettete sich durch eine List und gewann durch das Gelingen derselben nur neue Anhänger. Er benachrichtigte nämlich die Koreischiten, daß die von ihnen in der Kaaba aufgehangene Tafel von Würmern zerfressen worden und nur einzig darauf stehen geblieben sey das Wort „Allah". Daraus möchten sie erkennen, daß er Gottes Prophet und sie alle dem Verderben geweiht seyen, wenn sie nicht von der Verfolgung abständen. Wenn sie es nicht so fänden, wie er ihnen gesagt habe, wolle er sich ihnen ausliefern und sie möchten ihm thun, wie es ein Betrüger verdiene. Da sich aber fand, wie er gesagt hatte, so lösten die Koreischiten ihr Bündniß auf und der Friede war scheinbar hergestellt. — Allein gerade jetzt, da M.s Sache eine so günstige Wendung genommen hatte, brach das Unglück zwiefach über ihn herein. Abu Taleb starb und drei Tage später verlor M. auch seine Gattin. So mußte er zugleich im öffentlichen Leben seines besten Schutzes und im häuslichen seiner treuesten Trösterin entbehren. Die Gegner M.s fanden an Abu Sofian, dem Haupt der Omijaden, der nun an die Spitze der Gemeinde zu Mekka trat und ein eifriger Anhänger des Götzendienstes war, einen unermüdeten Vorkämpfer. M. suchte daher in Tajef, 30 Stunden von Mekka, eine Zuflucht. Der Einfluß seines Oheims Al Abbas, der dort begütert war, vermochte aber nichts wider die Wuth der Einwohner, die ihre Götter bedroht sahen. Sein Sklave Seid, der diese Flucht mit ihm theilte, ermöglichte ihm endlich die Rückkehr nach Mekka. Doch mußte M. sich wie ein Geächteter in den Wohnungen seiner Freunde verbergen. Nur für die Zeit der Wallfahrt gab ihm die Sitte des Landes Schutz, denn da ruhte jede Fehde u. jeder Streit in Mekka. Damals gelang es ihm, durch Ansprachen in der Kaaba Proselyten zu machen. Dieser Erfolg veranlaßte die Koreischiten im Bunde mit Abu Sofian zu dem Beschlusse, den Propheten zu ermorden. Denn weder Einkerkerung noch Verbannung schienen eine Bürgschaft für die Zukunft zu gewähren, da durch solche Gewaltmaßregeln der Fanatismus seiner Anhänger hervorgerufen werden konnte. Um aber nicht einen Einzelnen der Rache der Haschimiten auszusetzen und alle Familien für das Vorhaben und seine Folgen solidarisch verbindlich zu machen, sollte „ein Schwert von jeder Familie in M.'s Brust begraben werden." Durch einen Verräther wohl eher, als durch den Engel Gabriel wurde das Bluturtheil dem Propheten bekannt, der hierin einen neuen Beweis für die Seinigen fand, daß er unter dem Schutze Gottes stehe. Da erfolgte M.s berühmt gewordene Flucht, die Hegira am 13. Sept. 622. Wohl mochten schon seit längerer Zeit alle Vorbereitungen für dieselbe getroffen seyn. Denn unter den Besuchern der Kaaba, die M. für sich gewonnen hatte, war auch eine kleine Anzahl aus Medina. Er hatte, um sie zu bekehren, sogar seine Lehre dem jüdischen Glauben anzupassen gesucht, weil er in Medina, einem Hauptaufenthalte der Juden, die Bekanntschaft mit diesem und dadurch eine günstigere Aufnahme jener voraussetzen durfte. Vor den Seinigen rechtfertigte er diesen Schritt durch die Erzählung eines Zwiegesprächs, das er zu Tajef mit Gott gehalten. Es ist dasselbe der Gegenstand langer Untersuchungen u. vielfachen Streites geworden, ob es eine Vision oder ein Faktum gewesen. Wir theilen es, nicht, weil sogar der Patriarch in Jerusalem die Anwesenheit des Propheten im Tempel verspürt haben will, sondern als eine Probe der arabischen Sage theilweise mit. „Ich lag," sagte M., „unter freiem Himmel, da hörte ich eine Stimme: „Wache auf, Du Schläfer!" und vor mir stand der Engel Gabriel. Seine Stirne war klar und heiter, seine Gesichtsfarbe wie Schnee, sein Haar rollte über die Schulter und die Gewänder lagen mit Gold und Perlen übersäet. Er brachte mir ein zuvor nie von mir gesehenes Geschöpf, halb Pferd, halb Esel und halb Mensch, das er el Borak (Blitz) nannte; das hieß er mich besteigen und reiten. Aber el Borak, der mit Sprache und Vernunft begabt war, scheuete vor mir, einem Sterblichen, den er nie gesehen, und wollte mich, ungeachtet aller Bemühungen des Engels Gabriel nicht aufsitzen lassen, bis dieser ihm versprach, er wolle ihm zum Paradies verhelfen. Da stieg ich auf und ward im Nu nach Jerusalem geführt. Ich betrat den Tempel und sah mich von drei Männern umgeben, Abraham, Moses und Jesus, mit denen ich zum Gebete ging. Ich ließ nun el

Borak stehen und Gabriel führte mich zu einer Leiter, auf welcher ich in den ersten Himmel stieg. Hier erhielt ich auf Gabriels Versicherung, daß ich ein Freund Gottes sey, Einlaß. Dieser Himmel war von lauterem Silber und diente den Engeln wie zum Vorzimmer. Von der Decke hängen an massiv goldnen Ketten die Sterne herab, auf welchen die Engel Wache stehen gegen die Teufel. Es begrüßte mich hier der ehrwürdige Vater aller Menschen und nannte mich den besten unter allen Menschen und den ersten unter allen Propheten. Ich sah hier allerlei Thiere, groß und wunderbar. Ein weißer Hahn reichte mit seinem Kopfe bis an den zweiten Himmel, obschon man 500 Jahre zu reisen hat, bis man da anlangt." — Und durch den zweiten Himmel und andere Wunderwelten, wie sie nur die ausschweifendste Phantasie erdenkt und bevölkert, gelangte M. endlich bis in den siebenten Himmel. Hier besprach er sich mit Abraham vor Gottes Thron und wurde bis zu dem „Zurgelbaum" erhoben, der zur rechten Hand des göttlichen Thrones steht. Ueber ihn hinaus dürfen selbst die Engel nicht gehen. Gabriel blieb also zurück. M. aber nahete sich Gott bis auf 2 Bogenschüsse weit. So empfing er den Unterricht über Gottes Willen und kehrte auf dem Borak nach Mekka zurück. Der Hauptpunkt dieser neuen Belehrung war, daß Jerusalem die Kibleh sey, der Ort, welchem der Betende sein Gesicht zuzuwenden habe, dies sollte die Zweifel seiner Anhänger über die judaisirende Richtung des Propheten zerstreuen. Da diese bei der Anhörung dieser Erzählung für seinen Verstand fürchteten, beruhigte sie durch einen Schwur Abu Beker, und es gewann M. durch sein Liebäugeln mit dem Judenthum in Medina wirklich viele Anhänger. Einflußreiche Männer traten an die Spitze eines Bundes, der dem M. unbedingten Gehorsam versprach und in ununterbrochenem Verkehr mit dem Propheten blieb. Die Mitglieder dieses Bundes, Ansars, hatten ihm, da bereits Al Abbas, der Oheim M.s, sich für unfähig erklärte, den Neffen länger in Mekka zu schützen, ihre Stadt zum Asyl und ihre Arme zu seiner Vertheidigung angeboten. M. durfte dieses Anerbieten ohne Mißtrauen annehmen, denn die Ansars lebten in Feindschaft mit den Koreischiten. Dennoch verpflichtete er sie sich durch Eide und Versprechungen und wählte 12 Männer zu seinen beständigen Begleitern. So stand seine Angelegenheit in Medina, als er sein Auge dorthin richtete. Allein seine Feinde, die um seine Verbindungen mit dieser Stadt wußten, besetzten die Thore und umstellten sein Haus. Ruhig legte er sich Abends auf das Lager. Als es aber dunkel wurde, da mußte sich sein Sohn Ali in einen grünen Mantel hüllen und an seiner Statt auf das Lager strecken. Dadurch gelang es ihm in Abu Bekers Haus zu entkommen. Die Sage erzählt, M. habe, als er aus der Hausthüre getreten sey, eine Hand voll Staub in die Luft geworfen und dadurch die wachehaltenden Koreischiten mit Blindheit geschlagen. Die Verschworenen, die erst am Morgen ins Haus konnten oder einzudringen wagten, ehrten aber den Edelmuth Alis. Abu Beker aber vernahm mit der größten Trauer den Entschluß des Propheten, doch stand er nicht an, ihn zu begleiten und alle Gefahren mit ihm zu theilen. Bei Sternenschein wanderten sie zum Berge Sor. Als sie mit Tagesanbruch die Höhle, welche sie als Zuflucht ausersehen hatten, erreichten, vernahmen sie zugleich das Geräusch der Verfolger. Abu Beker sprach zitternd: „unserer Verfolger sind viele und wir nur zu zwei." M. sprach: „nein, es ist noch ein dritter da, Gott mit uns!" Und die Gefahr ging vorüber, denn die Verfolger schlossen aus einem Spinnengewebe, das vor der Höhle aufgehangen war und einen Akazienbaum umspannte, auf dessen Zweigen Tauben nisteten, es könne Niemand die Höhle betreten haben. Ob durch dieses Wunder beschützt, oder ob von den Feinden nicht bemerkt, genug, die Verfolgten blieben drei Tage in der Höhle und die Tochter Abu Bekers versah sie am Abend mit Lebensmitteln. Auf einsamem Pfade suchten sie dann sich zu retten, aber bald hemmte eine Reiterschaar ihren Weg, da benutzte M. den Sturz des Anführers, der auf ihn lossprengte, redete ihn entschlossen an und bewog ihn zur Umkehr. Unangefochten gelangten nun die Flüchtlinge bis eine Stunde vor Medina. Hier ist eine reizende Gegend Koba, die jetzt eine Moschee schmückt. Bei ihrer Ankunft daselbst knieete M.s Kameel nieder. Dies war ein Fingerzeig für sie, an diesem Ort zu bleiben. Während sich der Prophet 4 Tage auf den Einzug in Medina vorbereitete, gelang ihm noch die Bekehrung eines Stammoberhauptes der Familie Saham und des Persers Salman, dem ein Antheil an der Abfassung des Korans beigemessen wird. Die Ansaren holten M. feierlich in die Stadt ein. Der neubekehrte Sahamite, Borida, begleitete ihn mit 70 Reitern und Abu Beker ritt an seiner Seite. Da rief Borida: „O Apostel Gottes, Du sollst mit nichten ohne eine Standarte einziehen. Schnell entrollte er seinen Turban und knüpfte das Ende desselben an seine Lanze. Die Schaar der ihm entgegeneilenden Anhänger grüßten, da sie den Propheten zum großen Theil noch nicht gesehen hatten, zuerst Abu Beker, der aber schnell ihren Irrthum löste. Allgemeiner Jubel empfing nun den Propheten, der in dem Hause eines Verwandten abstieg und bald die Freude hatte, den treuen Ali bei sich zu sehen. Sein freigelassener Seid geleitete auch des Propheten Familie nach Medina und Aejischa, die Tochter Abu Bekers, mit welcher der Prophet sich einen Monat nach Kadidscha's Tod verlobte, während ihm die Wittwe eines seiner Anhänger, Sauda, noch als Ehegenossin diente. Zwei Familien, Al Aus und Al Kasradsch, die seither in Medina sich unter einander blutig befehdet hatten, versöhnten sich durch Annahme des neuen Glaubens, den der Prophet in einer von ihm erbauten Moschee öffentlich lehrte. Seine Lehren waren bis jetzt noch friedlich und wohlwollend und prägten Ergebenheit gegen Gott u. Freundschaft gegen die Menschen ein. Des Propheten Leben war einfach. Datteln und Wasser genügten ihm. Fleisch aß er nur, wenn es ihm geschenkt wurde. Er fegte sein Gemach selber,

zündete sein Feuer an, besserte seine Kleider aus. Seine Tochter Fatime, die er dem treuen Ali gab, hatte zwar bei ihrem Brautzug eine Schaar Engel zu Begleitern, ihr Brautbett bestand aber aus einem Schaffell. Auch die Aussteuer war gering. War doch, als M. sich jetzt selbst mit seiner Verlobten verband, Milch der Hauptbestandtheil des Hochzeitmahles. — Um die Gläubigen, welche ihm aus Mekka gefolgt waren (Mohadscherinen), enger mit den Bewohnern von Medina zu verbinden, errichtete M. eine Verbrüderung zwischen 54 von diesen und 54 von jenen, die mit einander in Wohl und Wehe zusammenstehen und einander noch vor den Blutsverwandten beerben sollten. Die Mohadscherinen und Ansaren wurden zu edlem Wetteifer getrieben und die Eifersucht von den Parteien ferne gehalten. Der Prophet selbst trat in diese Verbindung ein. Denn da Ali keinen fand, der ihm Bruder seyn wollte, so zog ihn M. an seine Brust und bot sich ihm als Genossen an. Er gewann durch diese Genossenschaft bald einen bedeutenden Einfluß, und umsonst suchte das Haupt der Kasradschiten mit ihm zu rivalisiren. Denn ohne daß man sie ihm übertragen hatte, übte M. Rechte des Fürsten und Priesters und es stand ihm in jener Verbindung schon ein zahlreiches, geübtes und entschlossenes Heer zu Gebot. Das Bewußtseyn der Macht erweckte in M.s Seele jetzt Groll und Leidenschaft. Die Rache an seinen Feinden schien ihm geboten; diese fiel zusammen mit der Ausbreitung seiner Lehre. Denn die Feindschaft der Koreischiten war der Widerstand des Unglaubens. „Jeder Prophet hatte seine eigenthümliche Gabe zur Verherrlichung Gottes", offenbarte er jetzt den Seinigen. „Keine hat genügt im Unglauben zu überwinden. Ich, der letzte der Propheten, habe die Sendung des Schwerts!" Ungerächt lassen, was seine Feinde ihm durch die Nöthigung zur Flucht an Schaden zugefügt hatten, schien M. auch schon mit dem Schutz, welchen er seinem neuen Gemeinwesen schuldig war, unvereinbar. Er gab daher seinem Anhänger Abdallah den Auftrag, eine Karavane der Koreischiten aufzuheben, obgleich die Sitte der Araber im heiligen Monat Radschab jede Feindseligkeit verbot. Mit schändlicher Sophistik versteckte er sich, als der Unwille über diesen Bruch der väterlichen Sitte laut wurde, hinter die Zweideutigkeit des ertheilten Auftrags und rechtfertigte die That durch den Ausspruch des Korans: „Krieg führen im heiligen Monat ist sündlich, Götzendienst treiben u. dem Propheten widerstehen aber weit sündlicher". Wie eng mit der religiösen Begeisterung sich die menschlichen Leidenschaften verbündet hatten, zeigte darauf des Propheten Benehmen bei der Theilung der Beute. Er stand nicht an, seinen Theil davon zu nehmen, obgleich er am Kampfe um sie nicht Theil genommen. Solche Lehre und solches Beispiel aber wurde von den beutelustigen Arabern als Evangelium angenommen. Die Leidenschaft, die M. auf die blutige Bahn getrieben hatte, verlangte, wie der Durst des Tigers, wenn er einmal geweckt ist, neue Befriedigung. Es zeigte sich, daß der Verkündiger derselben mit dem ersten Blute, das er vergossen, die besseren Regungen im Herzen seines Volks ausgelöscht hatte. Moslim seyn und Beute machen, war ein Begriff. Den Frommen gehörten die Schätze der Ungläubigen. Die erste kriegerische Unternehmung, welche M. selbst leitete, war die Schlacht bei Beder. In einem Thal, drei Stunden von Mekka auf dem Wege nach Syrien überfiel er den Karavanenzug des Abu Sofian. Zwar entging ihm die reiche Beute, aber die Kriegslust der Koreischiten lieferte ihrer 70 an das Schwert des Propheten. Denn schon zagte dieser für den Ausgang wegen der unerwarteten Verstärkung, welche Abu Sofian an sich gezogen hatte, u. schon ermahnte umsonst ein alter Araber im Heere der Koreischiten vom Angriffe abzustehen, weil sie Leute vor sich hätten, die nichts verlieren könnten; allein das Vertrauen auf die Uebermacht auf der einen Seite und der Glaube an den gottgefälligen Kampf auf der anderen führte die Schaaren zusammen. M. ließ sich beim Beginn des Kampfes in einer Hütte zum Gebet nieder. Hier verfiel er in seine prophetische Verzückung. Als er erwachte, stand die Wage des Kampfes noch. Da warf er sich auf ein Pferd und sprengte gegen den Feind, indem er eine Hand voll Staub in die Luft warf. Die Seinigen sahen darin die Verheißung, daß der Herr die Feinde verwirren werde und die Begeisterung entschied das Gefecht. Abu Dschahl fiel u. hauchte unter Fluchen gegen M. seinen Geist aus. Als der Prophet das abgeschlagene Haupt des Todfeindes erblickte, rief er: „dies war der Pharao unseres Volks!" und bis zur Stunde nimmt kein Gläubiger des Mannes Namen in den Mund, ohne ihm zu fluchen. Nachdem die Gefallenen ehrenvoll beerdigt waren, fragte es sich, was mit den Gefangenen werden solle. Der wilde Omar stimmte für ihren Tod. Abu Beker traf des Propheten Gedanken besser. Er bat um Gnade für sie. Das brachte größeren Vortheil. Die Armen bekehrten sich und die Reichen mußten von ihren Freunden gelöst werden. Noch größere Schwierigkeit bot die Vertheilung der Beute. M. gab sein Vorrecht auf einen größeren Antheil auf und befahl jedem einen gleichen Antheil zu geben. Das war eine Aenderung im Herkommen. Wenn auch die Tapferen murrten, der Haufe stimmte dem Propheten bei. Doch war bald eine neue Offenbarung nöthig, um diesen wichtigen Punkt eines Raubkriegs über allen Streit hinaus zu stellen. Der fünfte Theil der Beute sollte fortan dem Herrn geweiht seyn und seinem Propheten. Wohl war eigentlich diese Schlacht nichts als ein Raubanfall u. nicht bedeutender als viele andere bei den Arabern längst vergessene Züge. Doch als der Anfangspunkt für die siegreichen Eroberungen der Moslim wird noch heute im Thale Beder das Andenken an dieselbe gefeiert. Bei dem Einzug des Propheten in Medina begegnete ihm die Leiche seiner Tochter Rokaija, welche erst vor Kurzem aus Aethiopien zurückgekehrt war. Das deutete auf künftiges Unglück und der Prophet fürchtete, daß sein Schwiegersohn Abul Aaß, der bei Beder gefangen, aber gegen das Verspre-

chen, seine Frau dem Vaterhause zurückzugeben, freigelassen war, sein Wort nicht erfüllen werde. Fast wäre auch M.s Tochter Zeinab, welche Seid heimholen sollte, bei der Uebergabe getödtet worden. Im Zorne darüber wollte M. Habban Ibn Aswad, welcher einen Lanzenstich gegen sie geführt hatte, erst verbrennen lassen, wenn er in seine Hände fiel, begnügte sich dann aber, dessen Tod durch's Schwert zu dekretiren. Nicht weniger erbittert war Abu Sofian heimgekehrt. Es hatte ihn der Tod so vieler Tapferen in der Schlacht und des Abu Lahab auf dem Krankenbette mit seiner Feindschaft gegen M. vereinsamt. Auf die leidenschaftlichen Klagen seiner Frau und ihrer Verwandten rüstete er daher alsbald einen neuen Zug aus und schwor, sich den Bart nicht zu salben, bis sein Gegner gefallen sey. Allein die Unternehmung endete mit einer neuen Niederlage. Der Prophet wartete den Angriff gar nicht ab. Mit überlegenen Kräften zog er dem Feind entgegen und Abu Sofian mußte mit Hinterlassung des Mundvorraths oder der Mehlsäcke in der Flucht sein Heil suchen. Troß des schnell beendeten Kriegs, den die moslimischen Schriftsteller „den Krieg der Mehlsäcke" nannten, gerieth der Prophet dabei in große Gefahr. Als er vom Lager entfernt den Schlaf gesucht hatte, weckte ihn Waffengeräusch. Schon schwang ein Koreischite das Schwert über ihn und rief: „wer rettet Dich jetzt?" Da sprach M. entschlossen: „Allah", und imponirte dadurch den Krieger so, daß dieser sein Schwert senkte. Sogleich hatte es M. erfaßt und gab nun dem Feinde die Frage zurück, der nur die Antwort hatte: „Niemand!" Doch großmüthig gab ihm der Prophet das Schwert zurück und seine Berechnung war richtig, der Krieger schwur ihm seinen Glauben und seine Feindschaft ab. — Je mehr die räuberischen Stämme der Wüste nach diesen Vorgängen sich geneigt zeigten, die Religion des siegreichen und beuteverheißenden Anführers anzunehmen, desto leidenschaftlicher empfand dieser den Widerstand der Juden, denen er so manche Koncession in seiner Lehre gemacht hatte. Wohl reizten auch einzelne Juden ihn durch Spottgedichte, allein, was ihn weit mehr reizte, das war der Reichthum der jüdischen Stämme. Umsonst berief sich der Stamm der Beni Kainoka auf frühere Verträge, als M. ihm zur Strafe für die Beschimpfung eines Hirtenmädchens zumuthete, den Islam anzunehmen; der Krieg begann und würde mit der Niedermetzelung der Juden geendet haben, wenn ihnen nicht ihr Schutzherr freien Abzug nach Syrien ausgewirkt hätte. Durch das Vermögen dieser Unglücklichen erzielt der Prophet Waffen und Geld zur Ausrüstung neuer Raubzüge. Daß M. jetzt jede Rücksicht auf die Juden und die Hoffnung auf ihre Bekehrung aufgab, zeigte er durch den Widerruf der Bestimmung über die Kibleh. Nicht mehr nach Jerusalem, nach Mekka wandte er beim Gebet sein Angesicht. Es wurde diese Stadt daher die Kibleh, der Punkt, nach welchem der fromme Beter sein Gesicht wenden sollte. Den durch diese Kämpfe rasch erwachsenen Wohlstand benutzte der Prophet, nun auch zur Befriedigung seiner Leidenschaft für schöne Frauen zu sorgen, und um so mehr, da ihm durch die verwandtschaftlichen Beziehungen auch eine Sicherung seines Einflusses geboten schien. Zwar gestattete er im Koran seinen Bekennern nur 4 Frauen, allein den Propheten konnte ein solches Gebot nicht hindern, sich eine größere Anzahl beizulegen. Man fand es sehr begreiflich, daß er auch in diesem Stücke ein größeres Maß von Kraft empfangen habe. Als ihm Omar zornig klagte, daß er von des Propheten Schwiegersohn, Osman, dem er seine Tochter Hafza angeboten habe, zurückgewiesen würde, stand er nicht an, diese sich für seinen Harem zu erbitten. Dem Osman aber gab er dagegen seine eigene Tochter Al Koffum zur Frau. So war zugleich mit der Befriedigung einer Leidenschaft klug die aufkeimende Leidenschaft unter seinen Getreuen erstickt, die jetzt um so gefährlicher werden konnte, da die Koreischiten wieder streitgerüstet waren, und M.s Kräfte kaum für einen Vertheidigungskrieg hinreichten. Nur mit Widerstreben gab er daher in einem Kriegsrath, den er mit den bedeutendsten Führern hielt, seinen Plan, sich in Medina zu vertheidigen auf, weil der Glaube an seine göttliche Sendung auf dem Spiel stand. Denn im Vertrauen auf diese drängte man zum offenen Kampf. Troß dieser Verlegenheit wies er aber den Beistand, den ihm die Juden versprachen, zurück. Vielleicht war es Vorsicht und sein Glück. Denn wenn diese es nicht ehrlich meinten, hätte die Niederlage, welche er bei Ohod erlitt, noch weit schlimmere Folgen haben können. Diese wurde durch die voreilige Flucht der Bogenschützen, als sie das Centrum der Feinde wanken sahen, herbeigeführt. Ein Koreischite stürmte auf die Anhöhe, wo M. stand, der nicht thätigen Antheil am Treffen nehmen wollte, und wenn auch seinem Schwertstreiche der Prophet durch einen gegen denselben geführten Lanzenstich zuvorkam, so wurde er doch von einem Steinwurf und einem Pfeil ins Gesicht getroffen und der Feind erhob schon das Siegesgeschrei: „M. ist todt." Einer seiner Anhänger, der ihm ähnlich sah, hatte durch seinen Fall den Ruf veranlaßt und dem Propheten das Leben gerettet, der unter den Verwundeten in einem Graben bald entdeckt wurde, da die Koreischiten sich mit dem Fall ihres Hauptfeindes begnügten, und nach der Plünderung des Schlachtfeldes von der Verfolgung abstanden. Auf der Spitze eines Hügels, wohin man ihn aus dem Gewühl gebracht hatte, brachte der Prophet die bange Nacht zu, denn man mußte die Wiederkehr der Feinde erwarten. Er gestattete den Seinen zu weinen, verbot ihnen aber alle üblichen Zeichen der Trauer. Als die Leichname bestattet wären, kehrte man nach Medina zurück und der Feind, getäuscht durch die Menge der Lagerfeuer, die man in der Nacht anzündete, wagte keinen Angriff. M. vergaß den Tod des tapferen Hamsa und die Niederlage, die er als Strafe Gottes ansehen lehrte, weil man seinen Plan verworfen hatte, in den Armen einer neuen Frau, der Tochter Omijas, eines angesehenen Mannes. Die Folgen der Niederlagen traten aber bald in der feindseligen Stellung hervor,

welche die Provinz Nedsched und der Stamm Nadher annahmen. Rache- und Beutezüge mußten schnell unternommen werden, um die Feinde durch Schrecken ferne, die Anhänger des Propheten im Glauben zu erhalten. So weit war der Krieg schon ausgeartet, daß Abu Sofian und M. ihn durch Meuchelmord zu beenden versuchten, obschon sie einen Waffenstillstand auf ein Jahr mit einander abgeschlossen hatten. Die neue Nahrung, welche des Propheten Stolz aus den durch sein gutes Glück vereitelten Mordversuchen gegen ihn sog, erklärt es wohl, daß er gerade in dieser kritischen Zeit sein Herz der Stimme der Mäßigung verschloß, und es gelang ihm in der That durch die Unverschämtheit, mit welcher er sich über die Sitte hinwegsetzte, die Zweifel über seine Sendung niederzuschlagen. Er überraschte eines Tages die Gattin seines Freigelassenen Seid, als sie ihre Kleider abgelegt hatte, und wußte darauf diesen so lange von seiner Verwunderung über ihre Schönheit zu unterhalten, daß er, des Propheten Wünsche errathend, trotz seiner Liebe zu Zeinab sich von ihr schied. Mit ungemeinem Pomp feierte dieser darauf seine Vermählung mit der Geschiedenen. Er hielt offene Tafel für Jedermann; die Gäste ließen sich es auch wohl seyn, schmähten aber beim Weggang über die sündliche Verbindung. Da befahl der Prophet, um diesen Flecken seines Rufs zu verwischen, dem Seid, den er adoptirt hatte, seinen ursprünglichen Namen wieder anzunehmen, und stellte durch eine Offenbarung einen Unterschied zwischen Bluts- und Adoptionsverwandten auf, der Aergerniß beseitigte. Jeder Beutezug schließt fortan mit einer neuen Heirath des Propheten. So gab ihm die Bestrafung der Beni Mostalek die schönste Tochter des Stammes, Barra, und die Eroberung des jüdischen Schlosses Koraida die reiche Tochter Simeons, Rihana. Bei dieser Leidenschaft für neue Erwerbungen in seinen Harem konnte es freilich so wenig an Spott und Tadel seiner Feinde, als an verwickelten Situationen in seinem Hause fehlen. Aejischa verschwand einst auf einem Streifzug aus ihrer Sänfte und wurde von einem jungen Araber nach Medina zurückgebracht. M. fiel über die verschiedenen Auslegungen des Vorfalls in Krämpfe und wollte sich von Ali nicht trösten lassen, der mit Achselzucken solche Dinge für ein gewöhnliches Loos der Männer erklärte. In seinem Paroxysmus wurde ihm das Gesetz offenbart, daß wer eine Frau an ihrer Ehre antaste und nicht 4 Zeugen habe, 80 Streiche erhalten solle. Er gab ihm rückwirkende Kraft und ließ, da er den Hauptverbreiter seines häuslichen Mißgeschicks, seinen Rivalen Abdallah Ibn Obba, mit seinem Zorne nicht erreichen konnte, die anderen ohne Gnade peitschen. Wenigstens wurde dadurch der Zweifel Ali's geheilt. Doch vergaß ihm Aejischa niemals sein leichtfertiges Urtheil. In dieser sonderbaren Verkettung von Raubzügen und Hochzeitsfesten war das Jahr des Waffenstillstands abgelaufen. Die Koreischiten hatten sich für den Ausbruch des Kriegs mit dem Stamme Ghatafan und den Vertriebenen Nadhers verbündet. Das Benehmen Abdallah's Ibn Obba ließ sogar befürchten, daß sie in Medina selbst Verbindungen angeknüpft hätten. Wirklich trat auch ein benachbarter jüdischer Stamm Koreida zu den Koreischiten über. M. nahm daher zu einer ungewohnten Vertheidigung seine Zuflucht. Er ließ auf der einen Seite Medina's, die vom Feinde bedroht war, einen Graben ausstechen und erwartete hier den Feind, während eine Besatzung in Medina die zweifelhaften Gegner im Zaume hielt. Der Angriff der Feinde auf den Graben schlug fehl, aber M., der des Sieges dadurch nicht gewisser wurde, ließ durch Unterhändler Mißtrauen unter den Verbündeten aussäen. Die Zwietracht ließ es nun zu keinem gemeinsamen Unternehmen dieser kommen, und ein Umschlag des Wetters schlug die Koreischiten vollends aus dem Felde. Nun fiel M. über die verlassenen Koreiditen her. Sie ergaben sich nach tapferer Gegenwehr, wurden aber, 700 an der Zahl, in Medina niedergehauen. Um das Mitleiden mit den Unglücklichen nicht aufkommen zu lassen, beschuldigte sie der Prophet, daß sie ihm durch Bereitung eines Golem eine schleichende Krankheit zugezogen hätten, und befreite sich davon durch eine Vision und besondere Gebete, die noch jetzt von den Arabern zum Schutz gegen Bezauberung gebraucht werden. Trotz allen diesen Mitteln und ihrer glücklichen Wirkung fühlte dennoch der Prophet, welche Blößen er in der letzten Zeit sich durch sein schwankendes und ungeschicktes Benehmen im Krieg und Frieden gegeben hatte. Wie leicht konnten seine politischen Gegner in Medina es als Vorwurf gegen ihn benutzen, daß ihm in 6 langen Jahren die Rückkehr in seine Vaterstadt noch nicht möglich geworden sey. Daher benutzte er die Sitte des Gottesfrieden im Monate Dhul Kaada, um sich mit der heiligen Stadt wieder in Verbindung zu setzen. Er brach mit seinen Anhängern auf zum Besuch der Kaaba. In der Nähe von Mekka legten Alle die Waffen ab und Pilgergewänder an. Die Koreischiten verlegten ihnen dennoch die Hauptstraße. Nur durch Umgehung ihrer Truppen gelangte M. in den heiligen Bezirk und sandte Boten in die Stadt, um seine friedlichen Absichten anzukündigen. Die Ehrfurcht vor dem Propheten, welche die entgegengeschickten Boten der Koreischiten im Lager wahrnahmen, so daß einer das Geständniß ablegte: „er habe noch nie einen Herrscher gesehen, der von seinen Untergebenen so verehrt worden sey, wie M.“, erfüllte Mekka mit noch größerer Furcht und gab der Ueberlegung Raum, es sey besser, solch einen Mann zum Freund als zum Feind zu haben. Es langte daher eine Gesandtschaft im Lager an, um Frieden auf 10 Jahre zu schließen. Doch mußte M. bei der Aufsetzung des Vertrags sich zu der Formel bequemen: „Im Namen M.'s Ibn Abdallah“, statt des vorgeschlagenen pomphaften Eingangs: „Im Namen des Gesandten Gottes.“ Der Gesandte erklärte: „Wenn wir Dich für einen Propheten hielten, würden wir nicht gegen Dich gekämpft haben.“ Hatte aber schon diese Nachgiebigkeit die Moslim beleidigt, so konnte der Ausbruch ihres Verdrusses über die Umkehr, die der Prophet im Angesicht des Heiligthums anordnete, kaum

zurückgehalten werden. Die Vertröstung auf das nächste Jahr reichte dazu nicht hin. M. mußte einen neuen Beutezug versprechen, und das reiche Gebiet von Kaibar, meist von Juden bewohnt, war für die Raubgier eine zu verlockende Aussicht, als daß sie nicht gefolgt wären. Die Eroberung der festen Burg von Kaibar war das Verdienst Ali's. M. hatte sich nur durch sein Gebet an dem Kampf betheiligt. Doch wäre er, der die feindl. Geschosse vermied, beim Siegesmahl der Rache der Besiegten beinahe zum Opfer gefallen. Eine Jüdin hatte die Hammelkeule, welche dem Propheten vorgesetzt wurde, vergiftet. Der auffallende Geschmack des Fleisches ließ ihn kaum davon kosten. Da aber sein Begleiter, der mehr gegessen hatte, starb, entstand große Verwirrung. Als die Jungfrau, die der That beschuldigt wurde, vor M. erschien, hatte sie ihres Racheplans kein Hehl. „Ich dachte", sagte sie, daß Du, wenn Du ein Prophet wärst, die Gefahr entdecken, wärest Du aber bloß ein Anführer, fallen würdest und wir von einem Tyrannen freikämen!" Ob diese Judith bestraft oder um ihres Geschlechtes willen Gnade fand, lassen die arabischen Ueberlieferungen unbestimmt, die vielmehr dieses Ereigniß zur Erzählung eines Wunders benutzen und die Hammelkeule reden lassen, um den Propheten zu warnen. Doch muß die Hammelkeule erst spät den Mund aufgethan haben. Denn die Folgen der Vergiftung traten später in dem allmähligen Verfall der Gesundheit M.s hervor. Jetzt fühlte er sich indeß noch so kräftig, daß er in Kurzem 2 neuen Frauen seine Gunst zuwandte, einer gefangenen Jüdin, Saffija, deren Gatte wegen seines Reichthums hingerichtet wurde, und Omm Abiba, die nach dem Tode ihres Mannes aus Abyssinien zurückkehrte. An der Vermählung der letzteren hatte die Leidenschaft weniger Antheil, als die Politik. Omm Abiba war eine Tochter Abu Sofians, und dieser soll bei der Nachricht von dieser Verbindung M.s gerufen haben: „Beim Himmel, dieses Kameel ist so unbändig, daß es kein Maulkorb zügeln kann!" Um so unbedenklicher konnte sich der Prophet der friedlichen Beschäftigung in seinem Harem überlassen, da er eine Reihe tapferer Führer gezogen hatte. Ihnen überließ er die Führung der Moslim zu neuem Raube. Der Versuch, auf diplomatischem Wege in Persien und am griechischen Hofe seiner Lehre Eingang zu verschaffen, fiel höchst ungünstig aus. Er versicherte aber seine Anhänger, daß der Himmel das Reich Kosrus in Stücke zerreißen würde, wie dieser mit seinem Schreiben gethan hatte. Besseren Eingang fand er in Aegypten. Der Usurpator Mukowkis ehrte den Propheten, wenn er sich auch Bedenkzeit für die Annahme des Islam erbat, durch eine Gesandtschaft und Geschenke. Unter diesen waren 2 koptische Mädchen jenem am liebsten, und da der Koran dem Genusse derselben entgegen war, autorisirte er sich durch ein Ausnahmsgesetz zum Umgang mit einer Sklavin, hatte aber nicht den Muth, seine Frauen um das neue Verhältniß wissen zu lassen. Auch die Wallfahrt, die er in diesem Jahre nach Mekka unternahm, schloß er mit einer neuen Heirath. Durch diese versöhnte er 2 seiner heftigsten Gegner, Ibn al Kaled und Ibn al Aaß. Bald zeigte sich, daß M. nicht zu viel für die Erwerbung solcher Männer aufgeopfert hatte, obschon seine Neuvermählte schon 51 Jahre zählte, denn um diese Zeit empfing er die Kunde, daß einer seiner Gesandten in Muta ermordet worden sey, u. rüstete einen Rachezug nach Syrien. Hier fiel im Zusammenstoß mit den Römern der verdienstvolle Seid, das Banner ging verloren, und als es der Dichter Abdallah wieder erhob, zum andern Mal, da rettete es Kaled und schlug am folgenden Tag den Feind. Doch fiel im Kampf auch Dschaffar, des Propheten Vetter. Seine Leiche wurde zum Begräbniß nach Medina geschafft. M. weinte beim Anblick derselben und wurde bei der Nachricht von Seids Tod von so unmäßigem Schmerz erfaßt, daß ein Zuschauer sich verwundert darüber aussprach. Da entgegnete der Prophet rasch gefaßt: „Es sind Thränen der Freundschaft um den Verlust eines Freundes!" — Die wachsende Macht des Propheten in Medina erfüllte Mekka mit Furcht, als man die Stadt beschuldigte, sie habe den bestehenden Vertrag gebrochen. Abu Sofian begab sich selbst zum Schwiegersohne, um die drohende Strafe abzuwenden. Er wurde aber von seiner eigenen Tochter als Götzendiener weggewiesen und von Ali bedeutet, er möge um die Aufrechterhaltung des Vertrags bitten und dann heimkehren. So kam er ohne von M. eine Zusicherung erhalten zu haben, nach Mekka zurück, u. wurde allgemein verspottet. Da verließ er die Stadt, gegen welche M. schon im Anzug war. Seine Flucht führte ihn aber an die Vorposten der Feinde, und er mußte als Gefangener den Glauben des Siegers annehmen, da ihm Omar nur die Wahl ließ zwischen diesem und dem Tod. Er wurde hierauf von M. nach Mekka zurückgeschickt, um die Einwohner zu einer freiwilligen Uebergabe zu bewegen. Seine Unterwerfung überzeugte auch sogleich einen großen Theil von der Erfolglosigkeit des Widerstandes. Schon legte M. auf einem Hügel das Pilgergewand an, da er auf einen friedlichen Einzug rechnete und deswegen allen Führern Mäßigung befohlen hatte, da sah er plötzlich zu seinem Schmerz Ibn Kaled im heftigsten Gefecht und den Feind dann in die Stadt verfolgen. Nur neue und strenge Befehle des Propheten hielten die Sieger von einer blutigen Metzelei ab. Jetzt ward, wie M. geweissagt hatte, die heilige Stadt in voller Sicherheit betreten. — Waren es die Jugendeindrücke und ihr mächtiges Erwachen, oder war es die Freude des vollendeten Sieges und die Aussicht auf eine noch größere Verherrlichung, in M. legte sich der Groll, den er gegen die Koreischiten im Herzen trug. Von der allgemeinen Begnadigung wurden nur Wenige ausgeschlossen. Selbst aber diese Wenigen, die, weil sie am meisten von der Rache des Siegers zu fürchten hatten, den ersten Augenblick der Verwirrung zur Flucht benutzt hatten, durften ungefährdet zurückkehren; nachdem sie den Islam angenommen hatten, war der Prophet versöhnt. Und als Prophet wollte M. vor allen jetzt erscheinen. Mit großer Feierlichkeit wurde die

Kaaba gereinigt und der Brunnen besucht, den einst der Engel Hagar gezeigt haben sollte. M.s Oheim, der dem Prophet einen Becher mit Wasser daraus reichte, wurde zum Wächter dieses Heiligthums eingesetzt. Die Milde, welche die Uebermacht des ersten Gefühls hervorgerufen, unterhielt später die Berechnung, obgleich M.s Begleiter aus Medina darüber murrten. Denn jede Aussicht auf Beute verschwand, und schon fürchteten sie, daß M. in Mekka bleiben würde. Kaum erfuhr er aber diese Besorgnisse, so gelobte er aufs Neue mit ihnen zu leben und zu sterben. Seine Heerführer fanden wieder hinlängliche Beschäftigung in der Unterwerfung der Umgegend. Die kräftigeren Stämme im Gebirg wurden dadurch zu einem Bündniß getrieben, dessen gefahrdrohende Stärke M. selbst mit in den Krieg führte. Im Thale Autas ward sein Heer plötzlich umzingelt, u. der Schrecken, als von allen Seiten ein Pfeilhagel niederfuhr, war so groß, daß die Flucht bald allgemein war. M. warf sich umsonst den Flüchtigen entgegen. Schon mußte er hören, daß seine Zaubermacht zu Ende sey, u. die kaum gewonnenen Proselyten drangen feindlich auf ihn ein. Doch schützten ihn seine Getreuen u. rissen ihn zurück, als er sich verzweifelnd in den dichtesten Haufen der Feinde stürzen wollte. Der furchtbare Schrei, den Al Abbas in diesem Augenblick ausstieß, rief in den Moslim den alten Muth und in dem Feind die Erinnerung an den furchtbaren Gegner wach. Jene sammeln sich, diese zagen; sie waren indessen von den Höhen herabgezogen u. bald waren die Moslim mit ihnen im Handgemenge. M. rief triumphirend: „der Ofen entzündet sich", u. erfüllte durch das gewohnte Symbol des Schreckens, durch Staub, den er über die Feinde warf, die Seinigen mit neuer Zuversicht. Die Sakefiten flohen in ihre feste Stadt Tajef, mit Zurücklassung ihres gesammten Lagers. Als die Beute vertheilt werden sollte, warf sich ein Weib vor M. nieder und nannte sich dem Propheten als seine Milchschwester. Sie war so gealtert, daß er sie nur an einem Biß wieder erkannte, den sie bei den Jugendspielen von ihm erhalten hatte. Sie wurde begnadigt. Das Glück der Tochter trieb auch die Mutter Halema zu M.s Füßen. Sie traf ihn vor Tajef, das den Belagerern trotzte. Die Ehrerbietung, welche der Prophet seiner Amme erwies, verfehlte ihre Wirkung nicht. Nach dem Vorgang des Propheten entsagten auch die übrigen Moslim ihrem Beuteantheil und die Saaditen erhielten ihre Gefangenen zurück. — Um den Widerstand der Tajefiten zu brechen, wählte M. auch bei ihnen das Anerbieten des Friedens und gab dem Fürsten der Stadt große Geschenke. Sie nahmen den Islam an und bewogen noch andere Stämme zur Unterwerfung. Allein, da durch diese Großmuth die Beute immer mehr zusammenschmolz, verlangten die Moslim ungestüm die Vertheilung. Nachdem M. sie beruhigt hatte durch die Erinnerung an seine stets bewiesene Uneigennützigkeit und Sorge für ihr Wohl, gab er nach, ließ aber auch den Koreischiten gleiche Theile zukommen. Dadurch befestigte er die noch schwankenden Gemüther derselben, und viele dachten wohl wie der Dichter Abbas Ibn Mardas, dem M. die Zunge auszuschneiden befahl, weil er den Propheten verspottet hatte, dem aber dessen Diener ein ansehnliches Geschenk boten. Abbas wehrte sich auf diese Weise seine Zunge zum Schweigen bringen zu lassen, weil aber M. ihm das Geschenk dennoch sandte, strömten seine Verse über von dem Lobe des Propheten. — Nach der Vertheilung der Beute kehrte M., um die Wallfahrtsgebräuche zu vollenden, als Pilger in die heilige Stadt und verordnete Moab Ibn Dschebel zum Iman, während er die Regierung der Stadt den Händen eines 18jährigen Jünglings anvertraute. Auf dem Rückweg nach Medina besuchte er das Grab seiner Mutter im Dorfe Al Abwa, allein da sie im Unglauben verstorben war, erhielt auch der Prophet von Gott die Erlaubniß sie zu beweinen; für sie beten durfte er nicht. — Der Ruhm M.s drang nun durch die Pilger bis zu den fernsten Stämmen der Halbinsel. Sie schickten Gesandte und erklärten sich zur Annahme des Islam bereit. Viele unterwarfen sich sogar auch seiner weltlichen Herrschaft. Der Tribut wurde von den Gläubigen nach morgenländischer Weise in der Form von Geschenken erstattet. In fruchtbaren Gegenden mußte der 10. Theil, in ärmeren der 20. Theil des Ertrags entrichtet werden, und mehr lohnte Gott. Die Ungläubigen, welche sich unterwarfen, zahlten ein Kopfgeld von einem Denar. — Die so zusehends wachsende Macht M.s erregte schon die Aufmerksamkeit des Kaisers Heraklius. An den Grenzen Arabiens stand ein schlagfertiges Heer. M. kam dem Angriff zuvor. Die Begeisterung seiner vertrauten Schüler riß die Saumseligen endlich mit fort. Abu Beker übergab M. sein ganzes Vermögen, und als derselbe zögernd fragte: was bleibt aber für Dich, antwortete dieser: Gott und sein Prophet. — Nachdem Ali als Statthalter in Medina eingesetzt war, eröffnete M. in Person den Feldzug, der gleich Anfangs ein trauriges Ende zu nehmen schien, da ein Theil des Heeres unter Abdallah Ibn Obba treulos umkehrte und dieses Beispiel mit den wachsenden Gefahren des Wüstenmarsches täglich nur Desertionen veranlaßte. Doch erreichte der Prophet Tabuk, das desselben Wegs zwischen Medina und Damask liegt. Von hier sollte nach kurzer Rast der Marsch nach Syrien fortgesetzt werden, allein der kluge Rath Omars ließ den Propheten keine Offenbarungen erst abwarten. Man trat den Rückzug an, da der Feind zu bedeutende Streitkräfte hatte. Bei der Ankunft des Heeres in Medina schwebten die treulos Entwichenen in großer Angst. M. schenkte ihnen das Leben, aber that sie in den Bann und ließ sie den dritten Theil ihres Vermögens zur Lösung als Ersatz zahlen. Der treulose Abdallah erkrankte kurz darauf. M. war trotz dessen heimlichen Umtrieben bei ihm bis zu seinem Tode und betete sogar für ihn, „den Heuchler", worüber sich Omar allerlei Gedanken machte. Doch beruhigte ihn der Prophet durch die Erklärung, daß alle Gebete für Heuchler denselben keine Verzeihung erwirkten. M.s Gebet hatte diesmal nur den Zweck, die mäch-

tige Familie des Gestorbenen, die Kasraditen, zu gewinnen, vielleicht auch ihren Verdacht über den Tod ihres Hauptes zu beseitigen. Dieser Zweck ward erreicht; mit dem Widerstand der Kasraditen war aller Widerstand gebrochen. — Viel mehr Sorge als die Herrschaft über die Männer verursachte dem Propheten die über seine Frauen. Jede derselben hatte eine besondere Wohnung und sie genossen den Umgang des Propheten abwechselnd einen Tag. Als aber der Prophet eines Tags, wo er an Haffa gewiesen war, vor dieser bei Marija, die seit der vor Kurzem erfolgten Geburt eines Sohnes Ibrahim sein Liebling war, weilte, gab es fast eine Serailrevolution, und der Prophet bezwang die Widerspenstigen wieder nur durch neue Offenbarungen, daß er durch die gewöhnlichen Schranken der Sitte nicht gebunden sey. Der Tod Ibrahims, der kaum 15 Monate alt wurde, schwächte indeß den Einfluß Marijas bald wieder. Er brach aber auch die Kraft des Propheten, als er eben mit den ausgedehntesten Plänen zur Erweiterung seiner Macht beschäftigt war und durch seinen Sohn Ali in Mekka die neue Offenbarung verkündigen ließ, daß alle Bündnisse mit den Ungläubigen aufgehoben und ihnen nur noch eine kurze Frist zur Bekehrung gegeben sey. Nach Ablauf derselben sollte jedes Mittel zu ihrer Vernichtung erlaubt seyn. Im Gefühl des hinschwindenden Lebens beschloß M. selbst noch einmal nach der Kaaba zu wallfahren. So groß war dabei der Zudrang der Gläubigen, die sich der Pilgerreise anschlossen, daß die Angaben zwischen 25 und 90,000 schwanken. Mit großer Gewissenhaftigkeit vollzog M. alle Bräuche, denn diese Wallfahrt sollte ein Vorbild werden für alle Zeiten. Doch da er zu schwach war, um zu Fuße zu gehen, besuchte er alle die heil. Orte auf einem Kameele, das sich niederließ, als er den Schluß des Korans empfing. — Trotz der zunehmenden Schwäche des Körpers faßte M., nach Medina zurückgekehrt, den Plan eines neuen Zugs gegen Syrien, u. der Verdruß über eine Unterbrechung durch Al Aswad, der sich in Yemen für einen Propheten ausgegeben und auf den Thron geschwungen hatte, war so groß, daß er sich zum ersten Mal des Meuchelmordes gegen seinen Feind bediente. Mußte er sich doch so begnügen einen andern Prätendenten der Prophetenrolle Moseilma in Jemama für eine spätere Bestrafung aufzusparen. — In derselben Nacht als Osema, Seids Sohn, mit dem Heere gegen Syrien aufgebrochen war, nahm indessen die Krankheit M.s eine gefährliche Wendung. Mitten in der Nacht verlangte er für die Todten, die ihm erschienen seyen, zu beten. An der Seite eines Sklaven begab er sich auf den Todtenacker. Unter den Gräbern betete er: „Freut Euch, Ihr Bewohner des Grabes! Friedlicher ist der Morgen, zu welchem Ihr erwachen werdet, als der, welcher die Lebenden erwartet. Glücklicher ist Eure Lage, als ihre. Gott hat Euch von den Stürmen erlöst, von welchen sie bedroht sind und die einander folgen werden, wie die Wachen einer stürmischen Nacht, eine jede dunkler, als die vorhergehende." Ermattet kehrte er nach Hause zurück. Nach seiner Gewohnheit wechselte er Tag um Tag mit der Wohnung seiner Frauen. Beim Eintreten größeren Schmerzes verlangte er nach Aejischa. Er traf auch sie krank und als sie um ein Mittel gegen ihren Kopfweh bat, sagte er: wozu? wenn Du stürbest, könnte ich Dir die Augen schließen und für Dich beten. Damit war aber Aejischa nicht einverstanden, sie meinte: ja, dann würden die anderen Frauen von ihrem Tod nur Gewinn haben. M. lächelte über diesen Ausbruch der Eifersucht Aejischa's und ließ sich von ihr pflegen. Bald kam auch Fatime, seine Tochter, welcher er seine Auflösung verkündigte und ihre baldige Nachfolge ins Paradies, wo sie unter den Fürstinnen wohnen sollte. Am folgenden Tag begab sich M. in die Moschee. Nachdem er wie gewöhnlich gebetet hatte, wandte er sich zur Gemeinde und fragte, ob er irgend jemanden etwas schulde. Da meldete sich einer mit einer Forderung von drei Denaren und er wurde befriedigt. M. ermahnte darauf die Mohadscherinen zur Eintracht mit den Ansaren: „Die Gläubigen werden wohl wachsen, aber nicht die Verbündeten. Sie waren meine Familie. Segnet ihre Wohlthäter, brecht die Freundschaft denen, die ihnen fluchen." Zuletzt hob er noch die drei Gebote hervor, die Vertreibung der Götzendiener, die Gleichberechtigung der neu zu Bekehrenden und das beständige Gebet. Als er wieder in Aejischas Wohnung anlangte, fiel er in Ohnmacht. Das Fieber wurde immer mächtiger, und seine Gluth äußerte sich in Paroxysmen. Am Freitag machte er den Versuch, noch einmal zum Gebet zu gehen. Da ihn aber die Schwäche schon verhinderte, befahl er Abu Beker für ihn zu beten. Dessen Erscheinen rief jedoch große Bestürzung hervor, denn man glaubte, M. sey gestorben. Als er dieses erfuhr, schleppte er sich mit dem Aufwand der letzten Kräfte in die Moschee, doch mußte Abu Beker das Gebet abhalten. Nach dem Schlusse desselben ermahnte er die Gläubigen zum Glauben und zu guten Werken und tröstete sie über seinen Tod. Er schloß: „Ich gehe Euch nur voran. Ihr werdet mir bald folgen. Der Tod erwartet uns alle, es möge ihn keiner von mir abzuwenden suchen. Ich habe zu Eurem Besten gelebt und werde für Euer Wohl sterben!" Nach seiner Rückkehr in die Arme der Aejischa schien er sich erleichtert zu fühlen. Seine Begleiter verließen ihn daher. Aber bald trat der letzte Kampf ein. Er befahl seine Sklaven frei zu lassen und sein Geld den Armen zu geben. Dann rief er im Todeskampf Gott um Beistand an. Schon war sein nach oben gerichtetes Auge gebrochen, da rief er noch einmal: O Allah, es sey, unter den seligen Genossen im Paradiese! Nachdem seine Hände erkaltet waren, legte Aejischa, die seinen Kopf im Schooß hielt, ihn auf sein Lager zurück und begann das Klagegeschrei, das, bald verstärkt durch die übrigen Frauen, das Volk herbeizog. Niemand wollte glauben, daß der Prophet gestorben sey, bis Abu Beker die weinende Menge davon überzeugte. Er † an seinem 63. Geburtstag im 11. Jahr der Hegira, 632 n. Chr. Um den Streit über den Ort des Begräbnisses abzuschneiden, befahl Abu Beker,

ihn da zu begraben, wo er gestorben sey. So wurde das Grab unter seinem Sterbebett gemacht und er nach drei Tagen, als die untrüglichen Zeichen des Todes eintraten, in dasselbe gelegt. — An Fatime erfüllte sich ihres Vaters Wort; sie, das einzige Kind, was ihn überlebte, folgte ihm bald im Tode. Ein arabischer Schriftsteller sagt von M.: Allah bot ihm die Schlüssel zu allen Schätzen der Erde, aber er weigerte sich sie anzunehmen. In der That, er starb arm. Nicht ein einziges Gold- oder Silberstück fand sich bei seinem Tode vor. Großes Gewicht für die Bemessung seines sittlichen Werthes hat dieser Umstand nicht und für die Reinheit seines Strebens gibt er durchaus keine Bürgschaft. Die arabischen Quellen geben ganz bestimmt an, daß er die große Anzahl von Frauen in seinen Harem nahm, um einen Erben zu erlangen. So lang diese Hoffnung nicht erfüllt war, blieb aller Erwerb des Reichthums, den er nicht verschmähte, nur das Mittel für die Erweiterung seiner politischen Existenz. Als nach wenigen Monden diese Hoffnung dahin war, da Ibrahim starb, dürfte es wohl ein Akt der Klugheit gewesen seyn, daß er dem Reichthum sein Haus verschloß. Es sollten seine Reichthümer nicht die Saat der Zwietracht unter seinen Verwandten ausstreuen. — Man wird zur richtigen Würdigung dieser Persönlichkeit, die einem Guß gleicht, der noch die verschiedenen Erzmassen neben einander hervortreten läßt, nur dann gelangen, wenn man die beiden Abschnitte seines Lebens auseinander hält, als er im Kampf mit einem widerwärtigen Schicksal das Amt des Propheten übte und als er im Sonnenschein des Glückes die Bahn des siegreichen Feldherrn beschritt. Dann wird man ihm als einem ausgezeichneten Mann seine Bewunderung nicht versagen können, gleich weit entfernt von dem Zugeständniß einer übermenschlichen Einsicht in die Zukunft, wie von der Annahme des frechsten Betrugs als Quelle seiner Handlungen. Er ist im Glück weit weniger groß als im Unglück. Hierin zeigt sich immer die Elastizität und Festigkeit seines Geistes; im Glück fehlt es ihm meist an der nöthigen Beschränkung und Behauptung seines Willens. Denn trotz aller äußerlichen und momentanen Enthaltsamkeit erhob er sich in seiner sittlichen Entwickelung keineswegs zu einer Selbstständigkeit, welche den Einflüssen der äußeren Umgebung und den wechselnden Stimmungen im Innern unzugänglich bleibt. Er beginnt mit planmäßiger Ueberlegung und endet ergriffen von den Strömungen seiner Zeit. Sein Glück wuchs nicht aus seinen Plänen hervor, wohl aber mit diesem sein Plan. Ursprünglich war dieser nur berechnet auf eine Reform des religiösen Volksbewußtseyns. Negativ sollte er realisirt werden durch die Ueberwindung des Heidenthums, positiv durch Anknüpfung an die Religion des Abraham, der wie der Koran sagte, weder Jude noch Christ war. Die Grundelemente dieser neuen Religion sind daher Gehorsam, Ergebung und Verbreitungseifer für die neue Lehre. Da ihm aber die religiösen Ideen nicht vermittelt waren durch den Geist und das Gewissen, sondern durch die Reflexion und die Phantasie, so erlag er durch diese unter der Einwirkung seiner körperlichen Zustände der Täuschung des Visionärs und gerieth dadurch in die sittliche Verwirrung, daß er, indifferent gegen die Mittel zum Zweck, seine Ideale verwirklichen wollte. Es war dies eine Concession an die äußern Verhältnisse, zu welcher ihn seine Flucht aus Mekka trieb. Denn nachdem seine Lehre in Medina in einem abgeschlossenen Gemeinwesen und er mit ihr zum Mittelpunkt geworden war, so fiel die Ausbreitung seiner Macht mit seiner Bestrebung für eine religiöse Reform, zusammen; so wie er die Leidenschaften des Volks in seine Dienste nahm, warfen ihn diese mit unwiderstehlichem Drang in die Bahn eines Eroberers. Aller Widerstand, den er auf politischem Gebiet erfuhr, erschien ihm als das Werk des Unglaubens. Um diesen zu überwinden, predigte er die Religion des Schwertes. Erst der Sieg verdrängte die Grausamkeit und die Freude über das Gelingen seines Planes machte ihn edleren Gefühlen wieder zugänglich. Allein der Einfluß, welchen er der Politik auf seine Entschlüsse gestattete, hat sein besseres Selbst so getrübt, daß er nie wieder zu den reinen Anfängen seines Lebens zurückkehren konnte. Er übte die Gnade und Milde nicht zur inneren Befriedigung seines Geistes, sondern aus Berechnung und Vorsicht. Als sich daher die gehofften Erfolge von diesen Mitteln nicht einstellten, ward er wieder zu der gewaltsamen Verbreitung seiner Lehre und seiner Herrschaft zurückgetrieben. Treulos brach er die Bündnisse, die er mit den Ungläubigen abgeschlossen hatte und erhob diese Perfidie, welche der Sitte des Volkes fremd war, durch die trügerischste Sophistik und unter dem Schein eines gottgefälligen Werkes zur Regel im Verhalten gegen die Ungläubigen. — So war nach und nach der sittliche Gehalt seines Wesens in der Berührung mit der Welt zersetzt worden und auch die glänzenden Eigenschaften seines Charakters, die Einfachheit und Verachtung alles Prunkes, die großartige Selbstverleugnung und oft schwungvolle Stimmung seiner Andacht, seine Freigebigkeit und Uneigennützigkeit, — sie erregen den Verdacht, daß sie gemacht und erkünstelt sind, oder drängen uns zu der Annahme, daß er die von ihm ausgesprochene Idee in seinem Leben nicht zur vollendeten Herrschaft erheben konnte. Der Zwiespalt zwischen seinem Leben und der Idee, welcher er diente, blieb ihm auch nicht verborgen. Als ihn einst Aejischa fragte, ob auch er nicht in das Paradies komme ohne die Gnade Gottes, verneinte er es mit hoher Feierlichkeit. — Literatur. M.s eigene Schriften, der Koran, die Sunna und die dazu gehörigen Kommentare bilden einen Zweig der arabischen Literatur (s. d.). Biographien von M. befinden sich in den Einleitungen zu den Uebersetzungen des Koran von Maraccio, Sale, Savary, Boysen, Wahl, Prideaux, The true nature of imposture etc. in the life of M., 3. Aufl., Lond. 1697, deutsch Leipz. 1699; — Erhardt, De erroribus in hist. M., Memmingen 1731; — Gagnier, La vie de M., Amsterd. 1732, 2 Bde., 12, deutsch von R. Vetterlein,

Köthen 1802—1804, 2 Bde.; — de Boulainvilliers, La vie de M., Lond. und Amsterd. 1740—1741; deutsch, Lemgo 1747; — Turpin, Hist. de la vie de M., Par. 1773—1780, 3 Bde.; deutsch, Halle 1781; — Van der Palm, De M. imperii Sarac. conditore, Leid. 1794; — Oelsner, M., Frankf. 1810; — (Rehbinder), Abul Kasem M. 2c., Mekka (Kopenhagen) 1802; — Reinaud, Déscript. de monum. Musulm., Par. 1828, 2 Bde.; — Bush, The life of M., New-York 1833.

Mohammed (Gesch.). Hinsichtlich der vielen namhaften orientalischen Fürsten dieses Namens verweisen wir auf die Artikel Aegypten, Arabien, S. 565 ff., Delhi, S. 65 ff., Ghasnawiden, Ghauriden, Ostindien, S. 1007 ff.; Khalifen, Marokko, Persien, S. 321 ff. und andere die Geschichte orientalischer mohammedanischer Reiche behandelnden Artikel. Hier sind noch besonders zu erwähnen: A) Beherrscher von Persien: 1) M. Abu Schudschah Gaiath ed-Dyn I., fünfter seldschuck. Sultan von Persien, der zweite Sohn Melik Schahs, erlangte nach einem blutigen Kriege mit seinem Bruder Barkyarok, wodurch den Kreuzfahrern ihre Eroberungen im heiligen Lande bedeutend erleichtert wurden, (1102) die unumschränkte Souveränetät von Aderbeidschan und ward 1105 nach Barkyaroks Tode Herrscher von ganz Persien mit dem Titel Sultan, unterdrückte die großen Vasallen, deren Ehrgeiz und Herrschsucht schon anfingen, die seldschuckische Herrschaft zu untergraben, und wandte sich zuletzt auch gegen die Kreuzfahrer, gegen die er starke Heere aussandte, ohne jedoch viel gegen sie ausrichten zu können, † zu Ispahan 1118. Durch sanftes Wesen, Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeit und Sittenreinheit machte er unter den damaligen orientalischen Herrschern eine rühmliche Ausnahme. — 2) M. Abu Schudschah Gaiath ed-Dyn II., zehnter oder elfter seldschuckischer Sultan von Persien, Sohn Mahmuds und Enkel des Vorhergehenden, hatte bei seiner Thronbesteigung mehre Empörer und Nebenbuhler zu bekämpfen und besiegte sie, obwohl sie von dem Khalifen von Bagdad, welcher die seldschuckische Macht zu theilen und zu schwächen suchte, unterstützt wurden, befestigte sein Ansehen in Persien und zog selbst gegen Bagdad, um sich am Khalifen zu rächen, sah sich aber bald genöthigt, die Belagerung dieser Stadt aufzugeben, weil er seiner Hauptstadt Hamadan, die von seinem Bruder Melik Schah geplündert worden war, zu Hülfe eilen mußte, und † 1159, ehe er den Aufrührer hatte züchtigen können. — 3) M. Hassan Khan, Gründer der Dynastie der Kadschars, welche jetzt noch in Persien herrscht, Sohn des Feth Ali Khan, des Gouverneurs von Masenderan, ward nach der Hinrichtung seines Vaters von Nadir Schah zum Gouverneur von Astrabad ernannt und erwarb sich in dieser Stellung durch mehre glückliche Waffenthaten kriegerischen Ruhm. Nach Nadirs Tode war er einer der ersten Großen des Reichs, die sich 1748 für unabhängig erklärten, schlug den Gouverneur von Masenderan und bemächtigte sich dieser Provinz, besiegte auch den Herrscher Ahmed-Schah-Abdalli von Kandahar, welcher Khorasan seiner Gewalt unterworfen hatte, u. eroberte die Provinz Ghylan. In seinem Streben nach der Alleinherrschaft in Persien hatte er Kerim Khan, welcher im Namen des jungen Ismael Schah im nördl. Theile des Landes herrschte, und Asad Khan, welcher die nordwestlichen Gegenden bis nach Georgien hin seiner Macht unterworfen hatte, zu Rivalen. Er besiegte beide, bemächtigte sich Ispahans und der Person Ismaels. Obwohl von Kerim geschlagen, schlug er doch Asads Heer in die Flucht (1757) und zwang diesen Nebenbuhler, nach Bagdad zu fliehen. Als der mächtigste unter den Thronprätendenten wandte er sich darauf mit seiner ganzen Macht gegen Kerim, um diesen zu vernichten; aber im Begriff zu triumphiren, sah er sich plötzlich von den Persern und Afghanen, welche in seinem Heere dienten, verlassen, durfte nun keinen Kampf wagen u. floh nach Ispahan und, da er sich auch hier noch nicht für sicher hielt, nach Astrabad zurück. Hier nahm er zwar in den Gebirgen eine feste Stellung ein, ward aber gleichwohl von seinem glücklicheren Nebenbuhler, dem ein Verräther die Gebirgssteige zeigte, angegriffen, geschlagen und auf der Flucht gefangen und hingerichtet (1758). — 4) M. Aga Khan, Sohn des Vorigen, ward nach seines Vaters Niederlage mit 4 seiner Brüder gefangen und nach Schiras geführt, wo Kerim ihn zum Eunuchen machen ließ. Nach dem Tode Kerims fand er Gelegenheit zu entkommen und kehrte nach Astrabad, seines Vaters Provinz zurück. Durch die Kämpfe zwischen den persischen Großen begünstigt, hielt er sich nicht nur daselbst, sondern eroberte auch Masenderan und nöthigte den Gouverneur von Ghylan, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen. Nach Ali Murad Khans Tode (1785), welcher alle seine Rivalen besiegt und im größten Theile von Persien als Souverän Anerkennung gefunden hatte, machte er noch reißendere Fortschritte und bemächtigte sich Ispahans, welche Stadt ihm Dschaffar Khan, Ali Murads Bruder, lange streitig gemacht hatte. Der Tod befreite ihn zwar von diesem Rivalen, aber er fand einen andern noch tapferern, in dessen Sohn Louthf Ali Khan. Nachdem er über denselben mittelst Verrath triumphirt hatte, öffnete ihm sein Gold auch die Thore von Schiras und Kerman, so daß er nun Herr des nördlichen Persiens war und die Gewalt in seiner Familie durch Vertreibung aller rivalisirenden Großen befestigen konnte. Im J. 1794 rückte er gegen Aderbeidschan aus, wo seit Kerims Tod mehre Khans ihre Unabhängigkeit mit Hülfe des georgischen Fürsten Heraclius behauptet hatten. M. zwang dieselben, sich ihm zu unterwerfen, zog dann mit großer Heeresmacht gegen Heraclius aus, welcher sich der persischen Oberherrschaft entzogen hatte und russischer Vasall geworden war, schlug ihn (1795) unter den Mauern von Erivan, blokirte diese Stadt, eroberte Tiflis, welches er plünderte und verwüstete, u. nöthigte die Khans von Khirwan und Daghestan zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Nachdem sich auch Heraclius ihm unter-

worfen, wandte er sich auch gegen Schah Rokh, den Enkel Nadirs, welcher seit fast 50 Jahren in Khorasan herrschte, durch den Schutz, den ihm die Könige von Kandahar angedeihen ließen, und durch die Tapferkeit seines Sohnes Nasr-Allah, auf dem Thron erhalten. Auch er ward besiegt, durch die Folter zur Auslieferung seiner Schätze gezwungen und † in Folge der erlittenen Mißhandlungen. Ein russisches Heer, welches inzwischen unter dem Oberbefehl des Grafen Zuboff gegen M. anrückte und schon Derbend, Baku und andere Orte genommen hatte, mußte sich nach Katharina's II. Tod auf Pauls Befehl wieder zurückziehen. Dessenungeachtet überschritt M. den Araxes (1797), um die Russen aus den Plätzen, welche sie dort noch inne hatten, zu vertreiben, und schon hatte er den Plan entworfen, nach Beendigung dieses Krieges seine Waffen gegen die Pforte zu wenden, als er durch einen seiner Hofoffiziere auf Anstiften seines Unterfeldherrn Sadek Khan Chakaky (1797) ermordet ward. Auf den persischen Thron folgte ihm sein Neffe Baba-Khan. — B) Türkische Padischahs (Kaiser): 5) M. I., der dritte Sohn Bajazets, geb. 1374, ward nach seines Vaters Niederlage und Tod von dem Mongolenkhan Timur Beg 1402 mit Amasien belehnt und eroberte, wiewohl er seine Brüder Soliman I. und nach dessen Tode Musa zu Nebenbuhlern und Gegensultanen hatte, noch während deren Lebzeiten den größten Theil des osmanischen Reichs in Asien und ward nach Musa's Tode Herrscher über das ganze Reich, † 1421. — 6) M. II., Büyük, d. i. der Große, Enkel des Vorigen, Sohn Murads II., der Eroberer von Konstantinopel, geb. 1430 zu Adrianopel, folgte 1451 seinem Vater auf dem Thron der Osmanen. Durch Alexanders des Großen Thaten zur Nacheiferung angespornt, setzte er sich die Eroberung des byzantinischen Reiches zum Ziele seines Strebens. Nachdem er durch Ermordung seines Bruders Ahmed und Verheirathung der Mutter desselben an einen Sklaven etwaiger Beeinträchtigung seiner Rechte zuvorgekommen war, begann er im April 1453 mit 300,000 Mann Landtruppen, 300 Galeeren und 200 kleinern Fahrzeugen die engere Einschließung und Belagerung Konstantinopels, das sich, obschon es kaum 10,000 Bewaffnete entgegenstellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber unterlag und nach 53tägiger Belagerung den 29. Mai mit Sturm genommen und der Plünderung preisgegeben ward. Nachdem er so dem byzantinischen Reiche ein Ende gemacht und dessen bisherige Hauptstadt zu seiner Residenz erhoben hatte, gewährte er den Griechen, um in die entvölkerten Provinzen seines neuen Reichs Einwohner herbeizuziehen, völlige Religionsfreiheit und gestattete ihnen auch, sich wieder einen Patriarchen zu wählen. So erhob sich die Stadt in Kurzem aus ihren Trümmern, ward von Neuem befestigt und durch Anlegung der Dardanellenschlösser am Eingange des Hellesponts gesichert. Nach dem Falle des byzantinischen Reichs wandte er sich mit seinen Eroberungsplänen zuerst gegen Albanien, konnte indeß diese Provinz erst nach des tapfern Skanderbeg (s. d.) Tode seiner Herrschaft einverleiben (1467). Auch im Norden waren seine Unternehmungen Anfangs von keinem glücklichen Erfolg gekrönt. Als er 1456 mit einem Heere von 160,000 Mann und 300 Kanonen vor Belgrad erschien, widerstand ihm Johann Hunyad mit solcher Tapferkeit, daß er, nachdem er 25,000 Mann verloren hatte, und selbst verwundet worden war, unverrichteter Sache abziehen mußte. Serbien indeß ward größtentheils von ihm erobert, eben so Griechenland und der Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griechische Kaiserthum Trapezunt. Den Venetianern nahm er unter Anderem 1470 die Inseln Negroponte und Lemnos und den Genuesern 1474 Kaffa, nachdem er schon 1473 den Khan der krimischen Tataren zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte. Wenn er sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte nicht mehr ausbeutete, so waren daran besonders die langwierigen Kriege, in die er mit Persien verwickelt ward, Schuld. Im J. 1480 griff er die Insel Rhodus an, ward aber von den Johanniterrittern mit großem Verluste zurückgeschlagen. Hierauf machte er einen Angriff auf Unteritalien und schon hatten seine Truppen die Stadt Otranto erobert, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien †. M. hatte während seiner 30jährigen Regierung 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Persönlich war er durch glänzende Eigenschaften des Geistes ausgezeichnet, wie er sich auch durch Bildung — er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntnisse in der Geographie, Mathematik und Geschichte — vor andern orientalischen Fürsten hervorthat, aber seine unmenschliche Grausamkeit, seine Treulosigkeit, seine Verachtung aller Gesetze und seine niedrigen Ausschweifungen charakterisirten ihn als einen orientalischen Despoten der schlimmsten Art. — 7) M. III., Sohn Murads III. von der Venetianerin Baffo, und Nachfolger seines Vaters, geb. 1566, regierte von 1595—1603, war ein furchtbarer Wütherich, der seine eigene Familie nicht verschonte und besonders die Christen, die zu Anfang seiner Regierung sich mit Erfolg gegen ihn erhoben hatten, grausam verfolgte. — 8) M. IV., Sohn Ibrahims, geb. 1642, bestieg als unmündiger Knabe 1648 den Thron und bewies sich auch späterhin als schwacher, träger und aller Ueppigkeit hingegebener Regent, daher er, weil man das Unglück der türkischen Waffen gegen Deutsche und Polen seiner Unfähigkeit zuschrieb, 1687 abgesetzt ward, † 1691 im Kerker. Unter seiner Regierung zeichneten sich die Großveziere Mehemed und Ahmed Köprili (s. d.) aus. — 9) s. v. a. Mahmud. — C) Pascha von Aegypten: 10) M. Bey Abudhabad, Nachfolger des berühmten Ali Bey in dem Gouvernement von Aegypten. Von jenem 1758 gekauft und in die Zahl der Mameluken aufgenommen, ward er Ali Bey's Günstling und zum Rang eines der 24 Bey's von Aegypten erhoben. Er entsprach dem ihm geschenkten Zutrauen, eroberte Said, drang in Arabien ein, nahm Mekka, entthronte den dortigen Scherif und setzte Abdallah an dessen Stelle. Im J. 1771 befehligte er die Armee, welche Ali

Bey nach Syrien sandte, besiegte mit Hülfe des Scheikhs Daher, Emirs von Akre, die vereinigten vier syrischen Pascha's, eroberte Damask, gab aber plötzlich, entweder von Ehrgeiz oder von den Intriguen Osmans verleitet, alle seine Eroberungen auf und kehrte nach Aegypten zurück. Von da an begann die Spannung zwischen ihm und Ali. Aber jener auf sein gewonnenes Ansehen trotzend, warf die angenommene Maske bald ab, stellte sich in Said an die Spitze der Feinde Ali's und rückte mit denselben gegen Kairo vor. Ali stellte sich ihm zwar mit Heeresmacht entgegen, aber sein treuloser Unterbefehlshaber verrieth ihn, so daß M. sich der Hauptstadt bemächtigte und Ali sein Heil in der Flucht suchen mußte. So gelangte M. zur Herrschaft über Aegypten, die er unter der Oberhoheit der Pforte auszuüben vorgab. Auch zahlte er 10 Jahre lang dem Sultan Tribut. Nach den Schätzen des Scheikhs Daher lüstern überzog er diesen treuen Bundesgenossen Ali's mit Krieg, eroberte Gaza, Jaffa, Akre, plünderte die Kirche auf dem Berge Karmel und verschonte selbst die dortigen französ. Kaufleute nicht. Glücklicherweise ward der Wütherich durch die Pest plötzlich hinweggerafft (1776). Seinen Namen Abudhabad, d. i. Vater des Goldes, führte er von seiner unersättlichen Habsucht und seinem enormen Luxus. — D) Andere Personen: 11) Scheikh M., Stifter der Sekte der Wahabiten, geb. gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts in dem Dorfe Herenleh in der arabischen Provinz Nedsched. Er behauptete, ein Sprößling der unmittelbaren Nachkommen M.s zu seyn, vielleicht nur, um seiner vorgeblichen göttlichen Mission Anhänger zu verschaffen. Nachdem er sich zu Sana gelehrten Studien gewidmet, trat er, mit einer gewinnenden Redegabe ausgerüstet und eine rigorose Sittenstrenge affektirend, als inspirirter Reformator des Islamismus auf. Da er seinem Vater, welcher sich mit Wucher abgab, deshalb die heftigsten Vorwürfe machte, mußte er vor dessen Zorn nach Bassorah fliehen, von wo aus er Bagdad, Damask, Mekka und andere Hauptstädte Syriens und Arabiens besuchte. Allenthalben zurückgewiesen begab er sich nach Derrieh, wo M. Ibn Sehud gebot, ihn freundlich aufnahm und ihm gestattete, seine Lehre zu verbreiten. Er erhielt von demselben sogar ein Detachement Soldaten mit den nöthigen Kameelen, um seine apostolischen Reisen mit besserm Erfolg machen zu können. Nachdem er mehre arabische Stämme bekriegt und einzelne Dörfer für seine Lehre gewonnen hatte, wollte er diese auch in Irak und Medina ausbreiten, fand aber dort entschiedenen Widerstand. Nach einer Abwesenheit von mehren Jahren kehrte er in seinen Geburtsort zurück, hatte auch hier keine glücklicheren Erfolge und begab sich daher nach Ainieh, einer Ortschaft, welche unter der Botmäßigkeit Ibn Momars stand, dessen Schwester er zum Weibe nahm. Da er aber ein des Ehebruchs beschuldigtes Weib, eine Verwandte Soleimans, des Emirs von Lahsa, mit dem Tode bestraft hatte, so sah er sich durch die Drohungen des letzteren, welcher bei seinem Schwager auf seine Auslieferung drang, zur Flucht gezwungen. Jetzt erst fand er allenthalben bereitwillige Aufnahme und des Emirs Ibn Sehuds Sohn, Abdel Aziz, bekehrte die Stämme Nedscheds mit der Gewalt des Schwertes zur Bekehrung zu M.s Lehre. Nach mehren Kämpfen zu ihrer Vertheidigung nahmen die Wahabiten endlich einen gewaltigen Aufschwung und in weniger als 12 Jahren waren sie im Stande, denen Gesetze zu diktiren, von denen sie Anfangs verachtet worden waren. Glauben oder Sterben war ihre Losung und sie ließen den Besiegten keine andere Wahl. Die Lehre Scheik M.s war der zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführte Islamismus. Er erkannte den Koran an, verwarf aber alle Tradition, sowohl die mündliche als die schriftliche. Jesus Christus und M. waren ihm Weise, aber er verweigerte ihnen jeglichen Kultus. Auch bewies er sich gegen Christen und Juden duldsamer, als gegen Mohammedaner. Das Glaubensbekenntniß des Islam faßte er in dem Satze zusammen: „Es ist kein anderer Gott außer Gott," untersagte alle Pilgerfahrten außer denen nach der Kaaba, verwehrte auch alle Ceremonien und Dekorationen bei Bestattungen und befahl die Zerstörung der Begräbnißkapellen, welche auf den Gräbern der heil. Scheikhs und Imams errichtet waren. Die Fortschritte der Wahabiten beunruhigten endlich die Pforte. Soliman, der Pascha von Bagdad, erhielt den Befehl, gegen sie auszurücken, aber er richtete nichts aus. Im J. 1803 überfielen sie zum ersten Male die heil. Stadt Mekka, wo sie sich aber nicht festsetzen konnten. Scheikh M. † in hohem Alter und hinterließ mehre Söhne, von denen der älteste, Hussein, obgleich blind und schwach von Körper, seinem Vater im Amte eines Kadi oder Oberpriesters folgte. Vergl. Wahabiten. — 12) M. Abu Abdallah, bekannt unter dem Namen Ebn Batuta, berühmter arab. Reisender, geb. zu Tanger 1325, besuchte Aegypten, Arabien, Syrien, mehre Provinzen des griechischen Reichs, Konstantinopel, die Tatarei, Persien, Indien, die Insel Ceylon, Java, die Malediven und China, hielt sich einige Zeit in Delhi auf und verwaltete an einem und dem andern Orte selbst das Amt eines Kadi, bereiste dann noch Spanien, das nördliche Afrika und die Negerländer, deren Hauptstädte, namentlich Tombuktu und Melli er besuchte. Von allen diesen Reisen gab er eine ausführliche Beschreibung heraus, von welcher gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von einem Araber Namens M. Ben Kelebi ein Auszug herausgegeben ward; das vollständige Werk Ebn Batuta's ist bis jetzt in Europa noch nirgends vorhanden. Kosegarten hat drei interessante Fragmente von dem Auszug M. Kelebi's herausgegeben (Jena 1818, 4); ein anderes Heinrich Apetz (das. 1819, 4). M. zeigt sich hiernach als ein wahrheitsliebender und genauer Berichterstatter, der das, wovon er selbst Augenzeuge gewesen, von dem, was er vom Hörensagen hat, wohl unterscheidet. Sein Todesjahr ist unbekannt. — 13) Arabische Schriftsteller dieses Namens s. unter Arabische Literatur.

Mohammedaner, Bekenner der mohammedanischen Religion (s. d.).

Mohammedanische Religion. Die m. R. wird gewöhnlich mit dem Juden- und Christenthum als den monotheistischen Gestaltungen des Gottesbegriffs zusammen- und dem Polytheismus des Heidenthums entgegen gestellt, da das Grunddogma derselben die Einheit des göttlichen Wesens ist. Allein es wird dann der Gegensatz zum Heidenthum eben so äußerlich und oberflächlich, nur in Rücksicht auf die Vielgötterei, gefaßt, wie bei der Zusammenstellung mit jenen monotheistischen Religionen die Gleichheit nur in Rücksicht auf die Einheit Gottes. Denn während die jüdische und christliche Religion eine theistische Vorstellung von Gott in sich schließen, so bringt es die m. R. mit ihrer abstrakten und einseitigen Formel „La illah il Allah, d. h. Gott ist Gott, es ist kein Gott außer ihm, nur zu dem beschränktesten Deismus. Dieser ist in ihr religiös entwickelt, wie in dem monadologischen System Leibnitzens philosophisch. Wie aber Leibnitz sein System entwickelte, um den substantiellen Pantheismus des Spinoza zu überwinden, so trat die m. R. in der Geschichte als die Negation der im Orient als Naturpantheismus verbreiteten Vielgötterei auf. Und sie hat die im Pantheismus in einander fließenden Gegensätze von Gott und Welt, welche alle Religion, und durch das Verhältniß ihrer Beziehung auf einander auch die Form derselben bedingen, mit solcher Energie auseinander gehalten, daß Gott eine rein außerweltliche Existenz gewinnen mußte. Gott steht zur Welt nur in einem zufälligen Verhältniß, welches seinen Grund nicht in seinem Wesen hat, sondern bloß in dem Bedürfniß des Menschen, sich zu Gott eine Beziehung zu geben. Allein dieses kann, weil Gott den Begriff des Absoluten repräsentirt, nur geschehen im Bewußtseyn gänzlicher Ueberwältigung durch dasselbe, und so tritt in der Anwendung der Religion auf das Leben dieselbe Erscheinung hervor, wie in dem von ihr negirten Pantheismus. Denn da die Schöpfung und in ihr der Mensch mit seinem Freiheitsbewußtseyn verschwindet, so ist das ganz dasnämliche, als wenn die beiden Gegensätze des religiösen Bewußtseyns Gott und Welt in eins zusammenfallen. Die Gottheit ist eine das Leben fatalistisch beherrschende Macht, und die Religion absorbirt in sich die Freiheit des staatlichen und socialen Lebens. — Die m. R. wird von ihren Anhängern, Moslim, mit dem stolzen Namen Islam bezeichnet und zur allein wahren erhoben, indem alle, welche sich nicht zu ihr bekennen, als Ungläubige ausgeschlossen werden. Und doch hat keine Religion weniger Anspruch auf Objektivität u. Systematicität, als gerade die m. R. Denn bei keiner ist zu ihrem genauern Verständniß die Kenntniß vom Leben ihres Stifters nöthiger. Sie ist ganz aus dem Leben und der Persönlichkeit Mohammeds hervorgegangen. Was sich in ihm regte und bewegte, die Gluth der andächtigen Beschauung einer- und die lüsternen Schwingungen des Fleisches andrerseits, im Gebete und in der Vielweiberei, die Einfachheit, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, die Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, der Stolz und die Freiheitsliebe in der Ausschließlichkeit des religiösen Bewußtseyns, die phantastisch träumerische Lebensanschauung, die Kühnheit und Unerschrockenheit in seinen Mitteln und Bestrebungen, und die ausschweifende Hingebung, wie die schrankenlose Ergebung in die fatalistisch bestimmte Weltordnung, alles das strömte in sie über, aber es erscheint eben so abgerissen und wunderbar sich durchkreuzend, wie es in seinem Leben auftauchte, je nach dem augenblicklichen Gefühl, unter dessen Herrschaft er bei seinen Extasen eben stand. Nirgends zeigt sich im Islam der überwältigende einheitliche Gedanke eines spekulativen Geistes, der im Dogma sich einen Ausdruck zu geben suchte, sondern die als göttliche Eingebungen promulgirten Sätze bestehen aus den äußerlichsten Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln. Auch läßt sich von einzelnen dieser Sätze im Koran unwiderlegbar darthun, daß sie nicht einmal aus den begeisterten Schwingungen des religiösen Lebens hervor gegangen, sondern von der allergewöhnlichsten Berechnung menschlicher Leidenschaft eingegeben sind. Allein nicht bloß in diesem Sinne, daß der Islam dem Charakter und Leben seines Stifters entnommen ist, läßt sich seine subjektive Natur aufzeigen, auch in jenem höhern bleibt es möglich, wonach Mohammed der Genius seines Volks, oder die idealistische Zusammenfassung des arabischen Volks seyn soll, seine Religion aber die Darlegung des sich äußerlich als Religion anschauenden arabischen Volksgeistes. Denn die Norm für sie und ihr Ideal bleibt immer nicht der Mensch in seiner Allgemeinheit, oder die Menschheit, sondern der Mensch in seiner besondern Erscheinung als Araber.

Der Islam zerfällt in zwei Theile, in einen theoretischen, welcher die Glaubenslehre, Imam, enthält, u. in einen praktischen, Dhin, welcher die religiösen Uebungen feststellt. Die Glaubenslehre befaßt sich mit 6 Hauptsätzen: Der erste gebietet den Glauben an einen Gott. Durch den dürftigen und abstrakten Satz: „Gott ist Gott", welchen die m. R.slehre an die Spitze stellt, ist jede systematische Entwickelung von vornherein unmöglich geworden. Denn was enthält diese Aussage anders, als A=A? Mit diesem todtgeborenen Gottesbegriff läßt sich Alles machen und darum aber auch nichts. Alle Prädikate (Ssifat, Außaf Allah), welche dem höchsten einigen Wesen beigelegt werden, stammen nicht aus dem innern Wesen desselben, sondern aus der Reflexion und Phantasie des Religionsstifters, welcher, bekannt mit den Vorstellungen der Juden und Christen, diese alle verwendet, um die Blöße seines transscendentalen Gottesbegriffs zu bedecken. Gott ist ewig; frei von den Schranken des Raumes und der Zeit, aber beide mit seiner Unendlichkeit erfüllend und der Mittelpunkt des Universums; er ist allein durch sich selbst, wie nicht gezeugt, so auch nicht zeugend; allmächtig, allwissend, allgerecht und allgütig; barmherzig, aber in seinen Beschlüssen unwiderruflich; weder durch den Meißel, noch durch den Pinsel, weder durch Sinnbild, noch durch äußere Abzeichen darstellbar, allein zugänglich und erfaßbar im Glauben. Je höher hinauf — bis in

den siebenten Himmel — in die Abstraktion der Gottesbegriff einmal gehoben ist, um so weniger wird es seinem Propheten möglich, die Kluft, welche er zwischen Gott und der Welt aufreißt, zu überbrücken. Denn mit dem Machtspruch, daß Gott Schöpfer und Regierer der Welt sey, wird wohl die Verirrung beseitigt, in welche sich die Spekulation mit ihren Versuchen verlor, eine lebendige und wahre Beziehung des Göttlichen auf das Endliche zu gewinnen, allein es wird die Schwierigkeit des Problems nur zurückgeschoben, und der Mangel an spekulativer Kraft, zur Auffindung der Wahrheit, oder die Indifferenz gegen diese rächt sich in der Lehre von der Vorsehung, die immer mit Nothwendigkeit aus dem aufgestellten Gottesbegriff folgt. — Neben den ersten Hauptsatz, „es ist nur ein Gott", eine ewige Wahrheit, tritt, wie Gibbon sagt, eine nothwendige Erdichtung, der zweite Hauptsatz: „und Mohammed ist sein Prophet (wie Mohammed Rassel Allah)". Erst die Annahme dieses Satzes macht zum Moslim, so wie die Verwerfung zum Ungläubigen. Daher wird er bei jeder Gelegenheit im Koran wiederholt und in Verbindung mit dem ersten Glaubenssatz macht er das Schehadetein, die beiden Bezeugungen aus. Je weniger durch die Lehre des Islam eine Möglichkeit geboten war, durch die Schöpfung die Vermittelung für die offenbarende Thätigkeit Gottes zu finden und vorstellig zu machen, desto nothwendiger mußte durch die prophetische Thätigkeit dem religiösen Bedürfniß ein Ersatz gegeben werden, wenn es sich mit Gott in Beziehung zu setzen suchte. Die prophetische Thätigkeit Gottes und die prophetische Gabe im Menschen werden eben so als ein durch die Thatsache Bewiesenes vorausgesetzt, wie die schöpferische Thätigkeit Gottes und ihr Erfolg, die Schöpfung. In einer kontinuirlichen Reihe, von Adam beginnend und bis zum Abschluß des Korans fortgehend, entwickelt sich die religiöse Erkenntniß in der Welt, rein in den einzelnen Lieblingen der Gottheit, aber in der Verbreitung u. durch sie getrübt u. geschwächt. Einige zählen 240,000, andere 124,000 Propheten. Die Offenbarung Gottes in der Welt ist eine fortschreitende u. es werden 6 Stufen in derselben Offenbarung angenommen: Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed sind die Vermittler der Wahrheit auf diesen verschiedenen Stufen und Standpunkten, Ssahib esch Scheriet. Jeder hat für seine bestimmte Sendung auch sein besonderes Creditiv. Mohammed erhielt als solcher weder das Gesetz, wie Moses, noch die unbefleckte Reinheit des Lebens, wie Jesus, oder überhaupt das Wunder, wie andere Propheten, sondern weil alle Mittel der Liebe in Gott erschöpft waren, das Schwert, um den Unglauben zu überwinden. Und da also die völlige Ueberwindung des Unglaubens seine Sendung ist, so bedarf es ferner keines Propheten. Er ist der letzte und höchste Prophet, der Paraklet, (Achmed = περίκλυτος). Wer nicht für ihn ist, ist wider ihn; wer wider ihn steht, ist aber auch dem Verderben verfallen. So ist er allein die Thüre, welche dem Gläubigen sich öffnet, um ins Paradies einzugehen. Aus dieser Stellung des Propheten würde sich schon die ausschweifende Verehrung, welche ihm die Gläubigen erweisen, hinlänglich erklären. Allein es kommt noch dazu, daß jeder Moslim in ihm sich selbst wiederfindet und das Ideal seines Lebens realisirt findet. Seine glänzenden Eigenschaften erfüllen den Moslim mit Bewunderung, seine Fehler trösten ihn über die eignen. Nicht nur die Grabstätte Mohammeds in Medina ist heilig, auch das Kameel, welches alljährlich vom türkischen Kaiser mit einem Koran nach Mekka geschickt wird, umfassen die Gläubigen mit religiöser Verehrung. Besonders heilig sind die Tauben, weil nach der Sage eine Taube dem Propheten die göttliche Offenbarung ins Ohr raunte, u. sie werden in der Umgegend von Mekka in großen Schaaren unterhalten. Auch das Hemd des Propheten, das in Kairo aufbewahrt wird, und andere Reliquien gelten als hochheilig u. werden an bestimmten Festtagen in großer Proze'sion umhergetragen. — Der dritte Hauptsatz handelt vom Koran. In allen Religionen wird das lebendige Wort des Stifters ergänzt durch eine schriftliche Offenbarung, el Kutub; dem Gläubigen gilt der Koran als ein Werk Gottes. Er ist der Substanz nach von Ewigkeit her geschaffen und vor dem Throne Gottes auf eine Tafel von außerordentlicher Größe (Lauhelmasuf) geschrieben mit den Strahlen des Lichts. Nur eine Abschrift von dem Worte Gottes (Kelam Alla) wurde von Gabriel dem Propheten bei seiner Reise durch die Himmelsräume ausgehändigt. Der Koran erklärt, was von Mohammed gelehrt wurde und bestätigt, was dieser offenbarte. Daher nennt ihn der Prophet selbst die sichere Schnur, oder den sichern Leitfaden Gottes, ein Mittel gegen den Zweifel und die Ungewißheit. Die Vortrefflichkeit desselben wird erwiesen durch seine Uebereinstimmung mit den frühern Offenbarungen, durch die Verständlichkeit, durch die Herrlichkeit der Sprache, durch die Bewahrung vor allem Irrthum und die Ausschließung aller Verfälschung. Die Ungläubigen, welche die göttliche Substanz des Buchs verwerfen, sollen daher am Tage der Auferstehung gleichfalls verworfen seyn. Die Gläubigen sollen es gebrauchen, wie einen treuen Rathgeber und allzeit ihre Zuflucht zu ihm nehmen, aber nie thut dieses der Moslim ohne sich gereinigt und gewaschen zu haben, und um auch zu vermeiden, daß dieses aus Unachtsamkeit geschehe, schreibt man auf die Rückseite des Buchs: „Laßt es von Niemanden berühren, als von denen, die rein sind!" Der Koran wird daher im Krieg und auf Reisen beständig als Begleiter mitgeführt. Man schwört auf ihn und unterwirft sich dem Ausspruch desselben unbedingt. Beim Lesen wird er nie tiefer gehalten als der Gürtel sitzt. Für die Verbreitung desselben unter sich sorgen die Moslim gleich eifrig, wie für die Ausschmückung des Buches, aber auf alle Weise suchen sie zu verhindern, daß ein Ungläubiger in den Besitz desselben gelange. — Den vierten Hauptsatz bildet die Lehre von den Engeln. Die Engellehre entlehnte Mohammed theils aus der jüdischen Tradition, theils aus dem Parsismus.

Die Engel sind ätherische Wesen, aus Feuer ihr Leib gebildet, ohne den Unterschied des Geschlechts und frei von aller Leidenschaft, in ewiger Kraft und Schöne der Jugend. Sie sind aber nicht alle von gleicher Beschaffenheit und Hoheit. Als die vornehmsten, Erzengel, werden genannt Gabriel, welcher die Offenbarung Gottes an den Propheten vermittelte, darum von Einigen mit dem h. Geist, Ruh el Kuds, idendificirt, und zu einer Art von Trinität mit Allah und Mohammed verbunden gedacht wird; Michael, welcher dem Heere in der Schlacht siegbringend voranzieht, Asrael, welcher das Leben der Gläubigen auslöscht, Israfil, welcher die Posaune trägt zur Ankündigung des jüngsten Gerichts. An diese Erzengel schließen sich die Schutzgeister, Moakkibat, an, deren jeder Gläubige zwei hat, und die Genien Dschins, welche zwar alle Vorzüge der Engel besitzen, aber sterblich sind. Sie bilden das Reich des Lichts. Ihnen steht in der Rolle des Lucifers Asafil gegenüber mit dem Haupte Iblis und der Schaar der gefallenen Engel, der Diren und Peris. Jene werden in gleicher Weise gedacht, wie die Riesen in der nordischen Mythologie, diese wie die Elfen. Auch die Takwins, welche noch hie und da erwähnt werden, gleichen den nordischen Vorstellungen der Schicksalsgöttinnen. So leicht die deistische Philosophie dieses Versuchs, durch Annahme einer höhern Geisterwelt die Kluft zwischen dem ins Jenseits entrückten Gott und dem religiösen Bedürfniß der Menschen im Diesseits auszufüllen, so sehr bedarf seiner der religiöse Deismus, da er eben nur durch diese Phantasien das Endliche u. Unendliche zu vermitteln im Stande ist. — Der fünfte Hauptsatz umfaßt den Glauben an den unbedingten Rathschluß Gottes. Er ist wesentlich bedingt durch den Gottesbegriff und dessen alles auf gleichmäßige Weise widerstandlos beherrschende Macht. Denn so wie der Natur, steht dem Menschen das Göttliche als eine unendliche Macht gegenüber, an der all' unser Thun und Ringen wirkungslos vorübergeht. Dadurch wird jene Macht zur Nothwendigkeit, welche die menschliche Freiheit aufhebt. Alle Geschicke des Menschen, die guten wie die bösen, sind von vornherein bestimmt. Von einer Vorsehung ist daher keine Rede und was als Weltregierung aufgestellt wird, ist nichts als eine blinde Nothwendigkeit, eine starre Gesetzmäßigkeit, nichts als das Fatum in der antiken Welt. Dieser Mangel der religiösen Vorstellung des Islams wirkt zersetzend auf den Gottesbegriff zurück und dadurch wieder zerstörend auf die ganze sittliche Substanz im Menschen. Zwar gelingt es noch, Gott von der Verantwortlichkeit für das Böse frei zu machen, weil die Entstehung desselben in der Welt einfach als die Wirkung des Satans dargestellt wird, allein man begreift nicht recht, wozu überhaupt dieser Versuch einer Theodicee gewagt wird, denn sobald die Unabänderlichkeit der göttlichen Weltregierung festgestellt ist, kann der Gott, welchem sie zugeschrieben wird, nur aufgefaßt werden als ein Abstraktum, und nicht mehr als Geist, als Subjekt, geschweige denn als Person. Er kann darum aber auch weder als die Quelle des Guten, noch als die Ursache des Bösen erscheinen. Er ist und bleibt das A im Identitätssatz, von dem sich weiter nichts sagen läßt, als daß es sich selber gleich sey. Darum beherrscht das Leben der Moslim noch immer die abstrakte Anschauung des Sabäismus, der die Gesetze der Himmelskörper zur Gottheit erhebt. Nur von der Zersplitterung durch die Vielheit des Göttlichen ist das Bewußtseyn derselben frei geworden, u. durch die Koncentration der das Leben der Menschen fatalistisch beherrschenden Mächte zu einer Einheit reicher an Energie. Im Leben hat der Fatalismus zwei Hauptwirkungen geübt: 1) absolute Unterwürfigkeit gegen äußere widerwärtige Ereignisse, wie verschieden sie sind, sociale oder natürliche, oder aus Beiden gemischte. Alle Anstrengungen der Menschen, um das Uebel zu überwinden, oder zu mildern sind nicht bloß fruchtlos, sie sind, streng genommen, auch Auflehnung gegen den Willen Gottes. Wenigstens hat sich der Volksglaube bei den Türken mit dieser religiösen Härte umgeben. Alle irdischen Verhältnisse sind im Einzelnen, wie im Ganzen unmittelbar von Gott geordnet. Schon der Tadel der irdischen Einrichtungen wäre Gotteslästerung. Die Länge des Lebens, wie das Maß des Glücks in ihm steht für den Türken fest. Bei dem dissolutesten Leben wandelt ihn kein Gedanke an, daß er sich seine Tage verkürze und eine Makrobiotik würde auf dem Grunde des Islam sich niemals aufbauen lassen. Ein Gesundheitskordon und die Quarantäneanstalten sind dem echten Moslim mehr als eine Lächerlichkeit, sie sind ihm ein Dorn im Auge. Wie gering daher das Maß des irdischen Besitzes sey, in dem Moslim steckt kein Trieb die Noth abzuwehren und kein Verlangen nach Erweiterung seines Vermögens. Vor Allem gilt hier das „Arbeiten mag ich nicht". Darum der gänzliche Verfall des Ackerbaues und der theilweise des Handels in den Ländern des Islams. Auch Kunst und Wissenschaft können kein beßres Loos in ihnen finden. Ist die Kunst doch auch schon durch das Verbot, die Gottheit zu ihrem Vorwurf zu machen, ihrer höchsten Entwickelung unfähig. Und wie die fatalistische Weltanschauung Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, die Hebel aller humanen Entwickelung niederhält, so setzt sie auch jeder freien Regung im staatlichen Leben folgerecht den Fuß auf den Nacken. Der Türke ist sklavisch unterwürfig und nimmt in passiver Indolenz jede Erniedrigung des Bedrückers hin. Merkwürdig ist bei dieser Sinnesart nur, daß die Moslims trotz ihrer Ergebung in das Schicksal irdisches Glück und Wohlergehn als ein Zeichen des göttlichen Wohlgefallens ansehen. Die zweite Hauptwirkung des Fatalismus äußert sich gerade umgekehrt in einer dem Islam eignen Erscheinung, in dem Aufopferungsmuth, von welchem die Geschichte in den Kriegen der Moslim meldet. Die Erscheinung erklärt sich aber leicht. Alle Kriege der Moslim sind Religionskriege. Es wird die Fahne des Propheten entfaltet und es tritt hier zu der gleichgültigen Aufnahme des Kampfes und der Ruhe über den

Ausgang noch die Sicherheit über das zukünftige Loos der Gefallenen, wie sie der Islam den Seinigen durch die reiche Belohnung verleiht, die er ihnen verspricht. „Wer um des Glaubens willen zum Schwerte greift, streift alle Sünden von sich ab. Jede Wunde, die er im Kampf erhält, glänzt am Tage des Gerichts wie ein Leuchtkäfer und riecht wie Moschus. Wer im heiligen Kampfe fällt, gelangt unmittelbar in den Himmel." Und der mohammedanische Himmel ist schon eines Kampfes werth. — Der 6. Hauptsatz enthält die Eschatologie, die in ihren Hauptzügen nicht sehr von der biblischen Lehre abweicht und trotz des üppigen Kolorits, womit Mohammed Tod, jüngstes Gericht, Himmel und Hölle übermalt, das Vorbild erkennen läßt. Der Tod tritt als eine Naturnothwendigkeit auf, und verliert schon darum für den Moslim seinen Schrecken. Nur für die, welche im Kampf für den Glauben fallen, wird der Ausgang ihres irdischen Lebens der sichre Eingang in das Paradies. Aber für alle liegt zwischen dem Tod und dem Himmel das Barzak, eine Uebergangsperiode bis zum jüngsten Tag (el Jaum el aakhar). Den Eintritt desselben hat der Prophet nicht bestimmt, sondern nur die Zeichen dunkel angedeutet, welche dem allgemeinen Zusammensturz der Welt (el Akhiret) vorangehen sollten. Das jüngste Gericht beginnt mit der Auferstehung der Todten, der Genien und Menschen und es verbindet sich die Seele wieder mit ihrem Leibe. Der Wiedervereinigung von Leib u. Seele folgt dann das Gericht, das mit der Verdammung der Ungläubigen beginnt. Die Hölle (Gehennem), ein tiefer Abgrund, wird ihnen als ewige Wohnung angewiesen. Je größer die Last der Schuld und das Maß ihrer Irrthümer ist, desto tiefer sinken sie hinab. Die Regionen, welche die Christen, Juden, Sabäer, Magier u. Götzendiener aufnehmen, liegen eine unter der andern; die unterste (Zaowiat) bleibt für die Heuchler, welche nur die Maske des Islam vornahmen, und dem Propheten hindernd in den Weg traten. Finsterniß und Feuer sind die Schrecknisse der Hölle. Die Verbannten werden in Pechhäute gehüllt und in Ketten geschmiedet. Mitten in dem Feuer sehen sie nichts als den Baum Zachum, dessen verkohlte Aeste keinen Schatten geben. Faules Aas ist ihre Speise, siedende Jauche ihr Trank. Ist ihre Umhüllung verbrannt, so fällt sie ab, und es schiebt sich eine neue hervor. Wohl springt die Kette, allein wenn der Gefesselte fliehen will, stoßen ihn die Teufel zurück in die Flammen. Von neuem wird er gefoltert, und fragt er: „Wie lange die Qual?" so wiederhallt die Tiefe mit ihrem Donner das Wort: „Ewig!" Die oberste und mildeste Strafwelt wird für die Gläubigen offen erhalten, die im Gericht nicht bestehen. Sie werden gerichtet nach ihren Thaten, indem diese auf eine Wage (Mizan) gelegt werden, deren eine Schale über der Hölle schwebt, während die andere über dem Paradiese liegt. Auch findet dabei eine Abrechnung zwischen den Beleidigten und ihren Beleidigern Statt. Für jede Beleidigung muß als Aequivalent eine bestimmte Zahl guter Handlungen an den beleidigten Theil abgetreten werden, und ist der moralische Fonds des Beleidigers erschöpft, so wird ihm noch eine gleich schwer wiegende Sünde des Beleidigten zu- und diesem abgerechnet. Nun erfolgt nach dieser allgemeinen Abrechnung der Urtheilsspruch (Huken). Damit aber jeder Rechnungsfehler, der vorgekommen seyn könnte, korrigirt werde, müssen alle über die Unterscheidungs-Brücke (Ssirath) gehen. Sie spannt sich über den Abgrund der Verdammniß in schwindelnder Höhe, ist nur haarbreit und scharf wie eine Damascenerklinge. Die Schuldigen zieht der Schwindel in den Abgrund, die Unschuldigen gehen aber ruhmvoll ein zu den Thoren des Paradieses (Dschennet Gennet). Doch ist noch immer für die verdammten Moslim eine Rettung vorbehalten. Sie schmecken wohl die Qual der Hölle, aber nicht die ewige Pein und können durch die Strafe ihre Schuld abbüßen. Die Zeit der Buße wechselt nach den Umständen von 900 bis 7000 Jahren. Nach Ablauf der letzten Frist tritt für die, welche noch in der Qual sind, das Gebet des Propheten und ihr Glaube rettend ein, so daß sie alle, die an den Propheten geglaubt haben, zu dem Genuß der Freuden des Paradieses gelangen. Der Himmel, oder das Paradies ist nur eine Potenzirung der irdischen Freuden, deren Vollgenuß ausreicht, um einem Naturvolk Seligkeit zu gewähren. Dunkle Haine mit ihren Schattengängen empfangen den Gläubigen, die Lüfte eines ewigen Frühlings umspülen ihn, murmelnde Ambrabäche duften ihm entgegen, auf seinen Wink blühen und reifen die kostbarsten Früchte, endlos dehnen sich seine Besitzungen aus u. 80,000 Knechte stehen zu seinem Dienste bereit. In Seide umkleidet, nimmt er zwischen Blumen auf kostbaren Teppichen Platz und ertheilt mit untergeschlagenen Beinen seine Befehle. Auf goldnen Schüsseln erscheint hierauf sein Mahl, jeder Gang aus dreihundert Speisen bestehend. Es sprudelt Scherbet und reiner Wein aus den Quellen, Kewßer und Selsebil, schöne Knaben bedienen ihn und schwarzäugige Houris, glänzend wie Maienlicht und frisch wie der Morgenthau, umtanzen ihn. In ihren Armen genießt er überirdische Wollust. Jeder Genuß läßt weder Schlaffheit der Kräfte noch Uebersättigung nach sich, sondern erhöht nur Bedürfniß und Fähigkeit der Befriedigung. Diese sinnliche Auffassung und Darstellung des ewigen Lebens ist vielfach getadelt und verspottet worden. Doch müssen wir gerecht seyn. Wozu soll eine Auferstehung des Leibes und eine Wiedervereinigung mit der Seele, wenn nicht folgerichtig der Leib in den vollständigen Besitz und Gebrauch seiner besten Fähigkeiten treten soll? Und dann, wenn auch der Prophet lieber und länger bei dem üppigen Genuß der Sinne und dem für sie gebotenen Objekte verweilt, so erklärt er doch ausdrücklich, daß die Heiligen und Märtyrer, welche zur seligen Anschauung Gottes gelangen, jedes niedere Glück vergessen und verachten würden. Klug, könnte man sagen, hat er hierin die ausschweifendste Phantasie mit der Reflexion des kalten Verstandes vereinigt. Er bietet einem Jeden, was ihm von den Freuden des Lebens am besten

däucht. Allein es hat dies wohl einen tiefern Grund in seiner ganzen Lebensanschauung und Volkseigenthümlichkeit. Die edlern Freuden sind ihm aber selbst nicht das allein wünschenswerthe, sondern nur ein wünschenswerthes Glück in Verbindung mit jenem Kreis von Genüssen, der aus der Befriedigung der niedern Bedürfnisse erwächst. Nur eins bleibt in der That als ein Vorwurf für das treffliche Gemälde des Paradieses übrig: daß Mohammed die Frauen zwar nicht vom Himmel ausschloß, aber doch von den Freuden des ehelichen. Denn sie werden weder mit ihren frühern Gatten vereinigt, noch erhalten sie männliche Gefährten zugewiesen. Es wird auch hier gesagt, daß er, der politische Prophet, dazu seinen guten Grund gehabt habe, wenn auch nicht einen aus der Gerechtigkeit, doch aus der Klugheit stammenden. Er wollte weder die Frauen durch eine ewige Ehe, noch die frühern Gatten derselben durch die Eifersucht im Genuß der Seligkeit stören. Doch dürfen wir uns so scherzhaft mit diesem Mangel nicht abfinden. Er weist allerdings zurück auf das unsittliche und verkümmerte Verhältniß des ehelichen Lebens, wie es immer aus der Polygamie hervorgeht, und auf die rechtlose Stellung, welche in ihr das Weib hat. — Die Religionsübungen, od. der Kultus beruht auf 5 unerläßlichen Geboten (Fahradh); 1) wird verlangt die Abbetung des Glaubens. Es besteht diese aber nicht in dem Auffagen gewisser Formulare, sondern im Lesen des Korans. Diese religiöse Beschäftigung gilt für so verdienstlich, daß sich die unangemessene Sitte ausgebildet hat, den Koran täglich ganz, oder theilweise von Personen, welche dafür bezahlt werden, ablesen zu lassen. Selbst noch über diese Erde hinaus erstreckt die Erfüllung dieses Gebets ihren Segen, und man läßt darum auch noch für Verstorbene den Glauben abbeten. — 2) Die Abhaltung der tägl. Gebete (Ikam eß Ssalat). Diese Gebete erhielt Mohammed bei seiner persönlichen Anwesenheit im Himmel. Von Gott war bestimmt, daß jeder Gläubige des Tags 50 Mal abbeten sollte, allein nach einer Besprechung mit Moses, welcher sich von der Last einer solchen Vorschrift überzeugte, wurde sie bis auf ein fünfmaliges Gebet herabgedrückt. Dieses geschieht mit Tagesanbruch, Mittags, Nachmittags, Abends, und in der ersten Nachtwache. Wenn auch wirklich die Gluth der Andacht und die Aufmerksamkeit bei dem Gebete so groß ist, wie abendländische Reisende versichern, so hat doch der Prophet schon das Unbequeme dieser Vorschrift eingesehen u. gewisse Ausnahmefälle statuirt, z. B. Reisen, im Krieg u. s. w. Doch unterläßt der Moslim nur selten diese Verpflichtung. Dem Gebete voran geht eine Waschung der Hände und des Angesichts (Thiharet), die bei den Arabern durch die Sitte geheiligt war, von dem Propheten aber als Schlüssel des Gebetes betrachtet u. für so nöthig erachtet wurde, daß sie bei Wassermangel auch mit Sand geschehen darf. Die Stellung beim Gebet, so wie die Worte desselben, sind gesetzlich bestimmt. Meist besteht es aus kurzen Ausrufungen des Dankes und Lobes (Dua) der Gottheit. Die Bitten beziehen sich theils auf das eigene Wohl des Beters, oder auf das anderer Gläubigen, besonders auch der Abgeschiedenen. Das Gebet für die letztern, Fatiha, besteht aus der 1. Sure des Korans. Das Gesicht ist allzeit nach Mekka gewandt, die eifrigen Beter werfen sich dazu nieder. Jeder Platz ist aber zur Verrichtung des Gebetes gleich rein. Der Moslim betet zu Hause, auf der Straße, wie in der Moschee. Wenn der Muezin vom Umgang des Minarets die Stunde des Gebets ausruft, darf in den Kaffeehäusern es niemand wagen, die Unterhaltung fortzusetzen. Dann rollen die Kugeln des Rosenkranzes (Tesbih) in den Händen, oder alles sitzt in tiefem Schweigen. Der Tag der gemeinsamen Gottesverehrung ist der Freitag. Hier tritt zu den gewöhnlichen Gebeten das unterscheidende Freitagsgebet. Es wird in einer dazu besonders berechtigten Moschee gehalten, in Gegenwart des Sultans, oder eines von ihm ernannten Stellvertreters, um die Mittagsstunde. Auf dasselbe folgt eine Predigt des Scheikh und dann das Gebet Khutbe, eine Lobpreisung des Höchsten und seines Propheten, dem sich eine allgemeine Fürbitte für das Staatsoberhaupt und alle seine Vorgänger anschließt. Außerdem feiern die Moslim noch die beiden Beiramfeste und die Geburt des Propheten, Mewlud; das kleine Beiram kann mit unserm Karneval verglichen werden; es beginnt mit dem Ende der Fastenzeit und dauert 4 Tage, während welcher jede Gebetsstunde mit Kanonenschüssen angekündigt wird. Das Kurban Beiram ist ebenfalls ein Fest der Fröhlichkeit. Es gilt dem Andenken an die von Abraham beabsichtigte Opferung seines Sohnes Ismael, der hier mit Isaak verwechselt wird. Man freut sich mit seinen Freunden beim Genuß der Gottesgaben und läßt die Armen wohlwollend an seinem Glück Theil nehmen, indem die Zehnten zu milden Zwecken erhoben werden. Das Mewlud wird besonders feierlich in Konstantinopel begangen, wo der Sultan in der Moschee Achmed sich den Brief des obersten Richters in Mekka übergeben läßt und daraus die frohe Kunde mittheilt, daß die Geschenke und Pilgrimme glücklich in der Kaaba angelangt sind. Die sieben heiligen Nächte (el Lajzal es Saba), welche sich auf die größten Geheimnisse des Glaubens beziehen, werden nicht öffentlich gefeiert, doch sind während derselben die Minarets und Moscheen erleuchtet. Diese Nächte sind: 1) die Nacht vor dem Mewlud; — 2) die Nacht der Empfängniß des Propheten oder der enthüllten Geheimnisse; — 3) die Himmelfahrt des Propheten; — 4) die Nacht der Rechtfertigung (Leilet el Berat), in welcher die Engel ihre Bücher, in welche sie die Thaten der Moslim eintragen, Allah vorlegen und neue empfangen, der Todesengel aber die Namen derer aufschreibt, welche in dem Jahre sterben; — 5) die Nacht der Allmacht, oder des Geschicks, die gefürchtetste und geheimnißvollste aller Nächte im Jahre. Die ganze belebte und unbelebte Natur ist ihrem Einfluß unterworfen und anerkennt durch ein mysteriöses, dem Menschen aber verborgenes Zeichen die Majestät und Allmacht ihres Herrn und Schöpfers. Die 6. und 7. Nacht sind die Vorfeier der beiden Bei=

ramsfeste. — 3) Die Entrichtung der Liebessteuern. Die Pflicht der Wohlthätigkeit wird von keinem Volk und keiner Religionsgenossenschaft mit größerer Beharrlichkeit und in ausgedehnterer Weise geübt, als von den Mohammedanern. Das Maß derselben ist auf das genaueste bestimmt, denn keiner erfüllt das Gebot, der nicht den 10. Theil seines Einkommens zu Almosen verwendet; sobald ihn sein Gewissen wegen Betrugs od. wegen Erpressung verklagt, muß er sogar, was er unrechtmäßig an sich genommen hat, mit dem 5. statt des 10. Theils seines Einkommens ersetzen. Diese Wohlthätigkeit erstreckt sich aber nicht bloß auf den Menschen, sondern sie steigt herab bis zur thierischen Schöpfung, und es gibt kein öffentliches und kein Familienfest, welches nicht zugleich mit Almosenvertheilung gefeiert wird. So schlachtet ein Brautpaar aus den höhern Ständen an der Hochzeit 20—50 Stück Schaafe für die Armen. Am Beiramfest werden in Konstantinopel 200,000 Stück kleines Vieh geschlachtet zur Speisung der Armen. Außer von den Privaten wird die Wohlthätigkeit aber auch von der Kirche geübt, welcher die Verwendung oder die Oberaufsicht über die milden Stiftungen, Wakufs, zusteht. Denn diese sind dreierlei Art: entweder kommt die milde Stiftung der Kirche zu Gute, oder sie dient überhaupt zu wohlthätigen Gemeinzwecken, oder sie wird Privatgut, unter den Schutz der Kirche gestellt. Zur ersten Klasse gehört alles, was die Kirche von dem frommen Sinn der Gläubigen an Ländereien, Gebäuden, Kapitalien, erhält. Mit dem Abwurf von diesen werden die Bedürfnisse des Gottesdienstes bestritten, die Priester, die niedern Kirchendiener, die Lehrer an den höhern und niedern Schulen, die Vorsteher und Gehülfen an den Spitälern besoldet. Da diese aber alle nur sehr dürftig gestellt sind, so bleibt immer ein Ueberschuß, der wieder kapitalisirt wird, daher der ungeheure Reichthum einzelner Moscheen. Die Sophienkirche in Konstantinopel besitzt ein jährliches Einkommen von 1¼ Mill. Piastern. Die zweite Klasse umfaßt nützliche Anstalten für das Volk. Bäder, Brunnen, Brücken, Mausoleen, Spitäler, Speiseanstalten für die Armen, Hospitäler, Irrenhäuser, Schulen, Bibliotheken, selbst Festungswerke werden durch Stiftungen erhalten. Die dritte Klasse endlich hat Aehnlichkeit mit der bei uns seltener werdenden Sitte, daß jemand sein Vermögen einer Anstalt übergibt unter der Bedingung, daß sie ihn dafür lebenslänglich versorgt, mit dem sogenannten Einkaufen. Sehr häufig geschieht dies in der Türkei, weil dadurch das Vermögen vor Einziehung durch die Krone geschützt bleibt, und wenn die Rente, welche die Kirche dem Eigenthümer zahlt, erblich für seine Familie ausbedungen wird, auch der Zersplitterung des Vermögens vorgebeugt ist. Diese frommen Stiftungen genießen aber auch mancherlei Vortheile, wodurch ihr Werth leichter als Privatbesitz erhöht wird. Z. B. während sonst der Wucher gesetzlich verboten ist, dürfen die Wakuf-Kapitalien gegen 2 Procente verliehen werden. — 4) Die Beobachtung der Fasten. Die freiwilligen Bußübungen, wie sie die orientalische Ascese sich aufzuladen beliebte, verwarf Mohammed, welcher seinen Gefährten, als sie gelobten, sich des Fleisches und der Weiber zu enthalten, bestimmt erklärte, daß er in seiner Religion keine Mönche dulden werde. Doch war das alte Herkommen seines Volks zu mächtig, als daß er es ganz aufzuheben vermochte. Es blieb der Monat Ramasan mit seinem Fasten in voller Geltung, aber auch das Fasten in dieser Beschränkung, die Unterwerfung unter das Fastengebot nahm Mohammed als ein Zeichen des Gehorsams gegen Gott und seinen Propheten und lehrte es als ein Mittel zur Reinigung der Seele und Ueberwindung der leiblichen Schwäche. Mit dem Eintreten des Mondes Ramasan beginnt es und dauert 30 Tage. Jeder Tag wird mit einem Kanonenschuß begrüßt und geendet. Während dieser Zeit darf der Moslim weder Flüssiges, noch Festes genießen, weder rauchen noch schnupfen, muß sich des Bades u. der Wohlgerüche, wie der Frauen u. alles dessen, was ihm Vergnügen schafft, enthalten. Der Ramasan fällt in die Umwälzung des Mondjahres, aber bald in den Winter, bald in den Sommer, und Hitze, wie Kälte, Hunger, wie Durst muß der geduldige Gläubige in gleicher Weise ertragen. Doch niemals übertritt er das Fastengebot, oder mildert die alte Sitte durch den klügelnden Verstand, wie das bei Juden und Christen so oft geschieht. Allein wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Fastenzeit sich nur auf den Tag und nicht auf die Nacht bezieht. Hier entschädigt sich der Gläubige meist für die Entbehrungen des Tages. Ueberhaupt ist es aber ein Vorzug des Islam, daß er seine Macht allen Unterschieden des Standes und des Vermögens gegenüber mit gleicher Energie geltend macht. Es kann sich diesen 4 Vorschriften kein Moslim entziehen, nur beim fünften Gebot, das die Bestimmungen über die Wallfahrten enthält, ist eine Dispensation möglich, unter der Bedingung, daß man einen Ersatzmann stellt oder die Kosten für diesen an die Armen vertheilt. Denn eigentlich muß jeder Moslim wenigstens einmal in seinem Leben die Kaaba besuchen. Allein man macht sehr häufig von der Dispensation Gebrauch. So hat seit dem 14. Jahrhundert nur ein Sultan Osman II. und ein Prinz, der unglückliche Dschem, Bajazeths Bruder, die Kaaba besucht. — Neben diesen Geboten treten nun im Koran — und es zeigt auch dies den ursprünglich negativen Charakter der m. R. — eine große Reihe von Verboten auf. Wir übergehen die auch im Dekalog enthaltenen und heben nur die bedeutendsten und eigenthümlichsten hervor. 1) Das Verbot des Weintrinkens. Der Wein, wie alles berauschende Getränke, stammt nach der 2. Sure aus des Teufels Küche, doch wird es nach andern Stellen wahrscheinlich, daß nicht das Weintrinken, sondern bloß der übermäßige Genuß verboten ist. Die Neologen unter den Mohammedanern achten daher das Verbot nicht mehr für verbindlich, und es dürfte wohl dasselbe eben so nur eine Prärogative der Sekten werden, wie der Nichtgenuß des Tabaks und des Kaffees, denn auch dieser war früher von den orthodoxen Moslemim untersagt. — 2) Unterliegt

das Spiel dem strengsten Verbot, vorzüglich das Glücksspiel und Lotto. Daher ist nur das Schachspiel erlaubt. — Aus dem alten Testament stammt — 3) das Verbot des Genusses von Schweinefleisch u. von Ersticktem. Doch gestattet ihn der Koran, wenn sich jemand durch denselben vom Hungertode retten könnte, indem er ausdrücklich erklärt, daß Gott denen Gnade und Barmherzigkeit erzeigen würde, da sie wider ihren Willen gesündigt hätten. — 4) Das Verbot des Wuchers dagegen, das bei den Juden nur auf die Glaubensgenossen beschränkt ist, verallgemeinert Mohammed. „Die Wucherer sollen auf ewig in der Hölle bleiben". — Besonders scharf sind — 5) die Verbote gegen die Wahrsagerei und die Anwendung gewisser Zauberformeln. Doch ist der Gebrauch gewisser Gebetsrollen als Amulette erlaubt und deren wunderbare Wirksamkeit durch eine Heilung des Propheten versichert. Man hat aus der Strenge, mit welcher der Islam seinen Gläubigen eine solche Menge von Entsagungen und Beschränkungen auferlegt, eine Waffe zu schmieden gesucht gegen den oft erhobenen Vorwurf, daß Mohammed den sinnlichen Leidenschaften geschmeichelt und eben dadurch eine so schnelle Verbreitung seiner Religion erzielt habe; allein, wie wenig man damit den Angriff abzuwehren im Stande ist, zeigt die Betrachtung folgender 2 Punkte. Einmal waren die meisten dieser Beschränkungen schon durch die Sitte geheiligt und Mohammed wagte nicht gegen diese anzukämpfen oder erkannte das Heilsame derselben an. Zum andern hat er jeder Entbehrung eine Licenz beigegeben, wodurch sie erträglich wird. — Es bleibt uns, nachdem wir eine Uebersicht von dem Lehrgebäude des Islam gegeben haben, nur noch übrig zu zeigen, wie sich auf Grund dieser Theorie das Leben der mohammedanischen Gemeinde oder die kirchliche Sitte entwickelt hat. Wir haben schon bemerkt, wie der fatalistische Zug des Islam das ganze Leben, das staatliche und sociale, nach sich gestaltete. Er erzielte dadurch dasselbe Resultat, wie alle die orientalischen Religionen, die Verknüpfung des religiösen und politischen Lebens oder eine theokratische Verfassung desselben. Wenn aber Moses eine möglichst freie, so stiftete Mohammed eine absolute Theokratie. Der Padischah oder Großherr ist nicht bloß weltlicher Regent, sondern auch Kalif. In ersterer Beziehung vertritt ihn der Großvezier, in letzterer als Glaubensoberhaupt, Hoherpriester, Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, der Großmufti, gewöhnlicher Scheikh-ul-Islam, Glaubensältester, genannt. Ihm steht die höchste Entscheidung in Glaubenssachen zu und unter ihm die ganze Gilde der Ulema's oder der zur Kirche und Justiz gehörenden Personen. Das Amt des Priesters ist nicht erblich, sondern die Genossenschaft derselben ergänzt sich aus frei sich heranbildenden Mitgliedern. Die Priester beziehen ihre Einkünfte aus dem Vermögen der Kirche, der sie zugetheilt sind und müssen dafür allen Gläubigen ihrer Gemeinde die religiösen Verrichtungen umsonst leisten. Der ganze Charakter der Priester ist nach dem vorherrschenden rationalistischen Geiste des Islam mehr der von gelehrten und kundigen Funktionären, und beim alltäglichen Gebet ist jeder Moslim an Priesters Stelle. Allein sie nehmen die hohe Achtung, die sie genießen, nicht bloß für ihre Person, sondern auch für ihren Stand in Anspruch. Denn ohne ihre Assistenz ist das Freitagsgebet ohne Wirkung, und darum fühlt der Moslim doch auch das mysteriöse Geheimniß, das den Priester als Vermittler mit Gott umgibt. Ihre Vertheilung an die Moscheen geschieht mit Rücksicht auf den Rang und die Reichthümer derselben. Zu einer kaiserlichen Moschee (s. d.) gehören: 1) der Scheikh oder Aelteste, welcher des Freitags predigt, und mit dem Vorsteheramt große Vorrechte genießt; — 2) zwei oder mehre Khatib's, welche das Khutte sprechen; — 3) vier Imams, welche die fünf vorgeschriebenen Gebete abwechselnd verrichten, die religiösen Handlungen leiten, u. deren ältester auch für den Scheikh predigen darf; — 4) zwölf bis zwanzig Muezins; — 5) fünfzehn bis zwanzig Kai-Jims die, wie bei uns die Meßner, die niedrigen Dienste zu verrichten haben. — Der Eintritt und die Aufnahme in die Gemeinde geschieht durch die Beschneidung, die in religiöser Beziehung ganz dasselbe ist, was bei den Christen die Taufe, und als eine geistige Wiedergeburt aufgefaßt wird. Sie findet nicht vor dem achten Jahre Statt, wird aber öfters bis zum zwölften und vierzehnten Jahre hinausgeschoben, weil sie zugleich auch die Einführung in das Mannesleben bezeichnet. Sie ist das bedeutendste Fest im Leben des Moslims neben der Hochzeit und nur modificirte Erneuerung eines durch den Orient weithin verbreiteten Brauchs. Auch die Ehe wird nach orientalischem Herkommen als ein bürgerlicher Akt angesehen, doch erhält sie ebenfalls einen religiösen Charakter, indem der Vollzug des Ehekontrakts nicht vor dem weltlichen Beamten geschieht, sondern vor dem Imam. Der Koran erlaubt jedem Moslim vier rechtmäßige Frauen und gesteht ihm eheliche Rechte über seine Sklavinnen zu. Von ersterem machen nur wenige Gebrauch. Wenn aber eine Sklavin dem Herrn ein Kind geboren hat, so ist dieser dadurch verbunden, sie für immer bei sich zu behalten, denn die mit Sklavinnen gezeugten Kinder haben gleiche Rechte wie die legitimen. In der Ordnung des ehelichen Lebens zeigt sich, wie der Islam an dem Grundsatz festhält, daß alle elementaren Bedürfnisse ihrer Befriedigung zugeführt werden müssen, u. wir haben schon erwähnt, wie Mohammed selbst ein Gegner der oriental. Ascese war; dennoch hat sie aber auch im Islam Platz gegriffen; ausgebildet hat sich ihr System zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams in den Vereinen der Derwische, und ihre höchste Anstrengung hat sie in den Büßungen der Fakirs entfaltet. — Die rasche Verbreitung, welche der Islam fand, zusammenfallend mit den Eroberungen der Araber u. Türken, hat ihren Grund theils in der Schwäche der Staaten und Religionen, mit welchen er zusammen stieß, theils aber und hauptsächlich in der Art seiner Verbreitung. Man hat diese dem Mohammedanismus zum besondern Vorwurf gemacht u. das Christenthum dagegen hoch erhoben. Es liegt allerdings im Christenthum begründet, daß es seine Lehre

verbreitet, ohne die übrigen äußern Verhältnisse der Bekehrten zu verändern, wie umgekehrt im Islam, daß er erobert, um zu bekehren. Allein in einer längern Praxis scheinen beide Religionen ihre Principe umgekehrt zu haben. Die christlichen Eroberer machte die Politik grausam, die arabischen milder. Omar schloß bei der Eroberung Palästinas mit den Christen einen Toleranzvertrag ab und setzte damit dem Gebot der Verfolgung der Ungläubigen eine Schranke.

Literatur. Die Quellen der m. n R. sind: 1) der Koran (arab. und lat.) von Maraccius, Pad. 1698 f. Petersb. 1787, 4. Leipz. 1834; deutsch von Boysen, Halle 1773; von Wahl, Halle 1828; Auszug von Augusti, der kleine Koran, Weißenf. und Leipz. 1798. (vergl. Koran); — 2) die Tradition von Mohammed oder Sunna (s. d.); — 3) die von der Mehrzahl der Bekenner des Islam als gültig angenommenen Satzungen. Werke über die m. R.: Reland, De rel. Moh., Utrecht 1705, 2. Aufl. 1717, deutsch, Hannov. 1717, engl. Lond. 1712, französ. in La rel. de Mohamm. etc. Haag 1720, 12.; — Muradgea d'Ohsson, Schilder. des ottom. Reichs. Mit Zus. von Beck, Leipz. 1788.; Bd. 1; — Cludius, M. R., Altona 1800; — Wiesner, Mohammedanism., Leipz. 1823. Bd. 1.; — Garcia de Tossy, doctrine et devoirs de la rel. musulmane, Par. 1826; — G. Forster, Mohammedanism. unveiled. Lond. 1829, 2 Bde.; — Oettinger, Zur Theol. des Korans (Tüb. Zeitschrift, 1831. H. 2); — Tychsen, quatenus M. aliorum rel. sectatores toleraverit (Comm. Soc. Goett. Class. hist. T. XV, S. 152 ff.; — Möhler, Verhältniß, in welchem nach dem Koran Jesus Christus zu Mohammed steht (Tüb. Quartalschr. 1830, H. 1.); — Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen? Bonn, 1833; — Döllinger, Mohammeds Religion ꝛc., Münch. 1838; — Vincent, Etudes sur la loi musulmane, Par. 1843; — Oelsner, Des effets de la rel. de Moh. pendant les trois prem. siècles, Par. 1810. Mit Zus. des Verf. von E. D. M., Frankf. 1810.

Mohammedanische Sekten. Entstehung. Schon das erste Auftreten Mohammeds rief eine relig. Polemik hervor u. obwohl er diese und die sich dadurch fort und fort erzeugenden Fragen u. neuen Streitigkeiten unter seinen Anhängern niederzuhalten trachtete, indem er ihnen allen relig. Streit untersagte, so ist doch schon im Koran von solchen die Rede, die in ihre Religion Spaltung bringen u. sektirerisch (Schii) sich trennen. Die Tradition läßt Mohammed, als man seiner Religion aus den vielen Sekten einen Vorwurf machte, sich auf einen göttlichen Ausspruch berufen; der Islam werde 72 heterodoxe und verdammte und 1 rechtgläubige oder dem Gericht entrinnende Gemeinde (Nadschijet) zählen. Die mohammed. Theologie, durch diesen Ausspruch des Koran veranlaßt und gebunden, sucht deswegen den Sektenreichthum auf die kanon. Zahl von 73 zurückzuführen, wobei natürlich eine jede sich selbst als die einzige betrachtet, die im Besitz der Wahrheit sey. Nicht bloß abweichende Glaubensansicht bot die Veranlassung zu Sektirerei, sondern auch die vereinigte weltliche und geistliche Herrschaft (Imamat); daher viele Sekten eigentlich mehr politische Parteien sind. Schon der erste Khalif, Abu Bekr, mußte gegen Renegaten (Murtedin) ausziehen. Der Streit zwischen Ali und Othman rief die Entstehung der Khawaridsch oder Kharedschiten hervor. Denn als Ali, nachdem er von seiner Partei zum Khalifen gewählt war, die Entscheidung einer Anzahl von Schiedsrichtern überlassen wollte, trennten sich viele Gläubige von ihm, weil sie behaupteten, das Urtheil darüber stehe nur Gott zu. Ihre Opposition führte sie zu der Verwerfung der Vorrechte des Stammes Koreisch und der Familie des Mohammed. Jeder fromme Gläubige kann zum Imam erhoben werden. Als Partei wurden sie schon im 38. Jahre der Hegira vernichtet, doch haben sich ihre zersprengten Ueberreste in Mesopotamien und an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie stehen in dieser Hinsicht den Schiiten (Ketzern) entgegen, welche die Familie des Ali als die einzig zum Khalifat berechtigte ansehen. Eine Anzahl derselben setzte die Rechtgläubigkeit allein in die Kenntniß des rechten Imam, denn das Amt desselben beruhe auf göttlichem Willen und nie könne es dem Volke zukommen, über jenes Amt frei zu verfügen. Man nannte diese Sekte Imamianer. Wie sie aber in diesem einen Punkte nur auf die Anordnung Mohammeds rekurriren, so überhaupt in ihrer Lehrauffassung. Ein zweites allgemeines Merkmal der Schiiten ist die Verwerfung der Tradition, wie sie in der Sunna ihren Abschluß fand; in diesem Gegensatz gegen die Anhänger der Sunna besteht heutigen Tags ihre Bedeutung. Wie die Schiiten von ihren Gegnern Schiiten genannt werden, so nennen sie wiederum diese Schiiten od. Ketzer. Von den Schiiten (Ketzern im weitesten Sinne) trennten sich die Rewafidh (Ausreißer, Abtrünnige) oder Ketzer im engern Sinne. Noch ehe durch die Berührung mit der Kultur und der Wissenschaft, namentlich der Philosophie, die Araber genöthigt wurden, die einzelnen Dogmen wissenschaftlich festzustellen, u. sich die einzelnen m. n S. genauer schieden, so daß Einige in Waßil Ben Atha den ersten Sektenstifter sahen, hatte sich der große Gegensatz gebildet durch die Annahme oder Verwerfung der Sunna, den man als obersten Eintheilungsgrund gewöhnlich hervorhebt. Die Anhänger derselben (Sunniten oder Ehl es-Sunne) gelten daher für die einzig Rechtgläubigen u. nennen die Leugner derselben (vorzüglich Perser) Schiiten, welches Wort dann, so wie andere Sektennamen z. B. Ghollat, Rewafidh, Khawaridsch, Muatazile, nach dem Sprachgebrauch der Sunniten für Ketzer überhaupt gebraucht wird. Außer der Annahme der Tradition bildet die Anerkennung der 3 ersten Khalifen Abu Bekr, Omar u. Othman als rechtmäßiger Nachfolger des Mohammed eine ihrer wichtigsten Unterscheidungslehren. Die Hauptstreitigkeiten beziehen sich auf die Lehre von den Attributen Gottes, vom Fatum u. von der menschl. Freiheit, von der Beschaffenheit der im Koran verheißenen Vergeltung im Verhältniß zur Gläubigkeit u. Tugendhaftigkeit, von der Ewigkeit des Korans u. der Rechtmäßigkeit des Khalifen u. Imam. Auszu-

scheiden sind Mönchsorden, welche irrthümlich als mehre Sekten gelten, eben so philosophische und juridische Schulen, wie alle Separationen wegen Verschiedenheit des Ritus und die Ssofi (allgemeine Bezeichnung für Mystiker), welche von den mohammedanischen Theologen neben den eigentlichen moham. S. unter dem allgemeinen Namen „Medscheb" aufgeführt werden. Viele in neuerer Zeit entstandene moham. S., z. B. Halladschiten, Paddri, Perkligias sind wenig oder nur dem Namen nach bekannt.

Die Irrgläubigen (Firak ed=Dhallat) oder Verderbenden (Firak el Halikin) zerfallen nach vier obersten Eintheilungsgründen in zehn Hauptsekten, so daß deren Unterabtheilungen manchmal gemeinschaftlich sind. I. Je nachdem Gottes Eigenschaften (Ssifat, Außaf) hypostasirt, als Accidenzen, als körperlich betrachtet oder geleugnet werden, sind zwei Hauptsekten: 1) Muatazilien (Motazelliten, Abweichende, Dissidenten), im Gegensatz zu den Ssifatis, auch Muatthiliten, Aßhab et=Taathil (die an Entleerung Gottes von allen Eigenschaften (Taathil) Glaubenden, dann Gottesleugner überhaupt). Sie nennen sich selbst Aßhab el Adlwet Tauhid (Bekenner der strengen Gerechtigkeit und Einheit) und suchen die Gottesbegriffe von aller Phantasie, worin sie Mohammed tauchte, zu befreien. Hauptsätze sind: Gott müsse vergelten, habe keine körperlichen Eigenschaften, könne nicht geschaut werden. Sie waren auch die ersten Scholastiker (Mutekellimin) und scheiden sich in die Muatazeliten von Bagdad und von Bassra: a) die Waßiliten, von ihrem Stifter Abu Hodseifa Waßil Ben Atha el Ghazzal (der Baumwollenhändler), der 722 von der Schule Hassan el Baßri's ausschied; auch Hassaniten genannt; — b) Amruiten, von Amru Ben Obeid ez=Zehed (der Ascet), einer der Ueberlieferer der Hadith (744); — c) Hudseiliten, von Abu el Hudseil Ben Hamadian el Allaf (Futterverkäufer, Schüler des Othman Ben Khalid et=Thawil, Erfinder der Lehre vom erschaffnen Willen ohne Subjekt. Unter denselben berühmt Jaakub esch=Schahhan; — d) Nasamiten, von Ibrahim Ben Sejjar en=Nasam, auch Schajathin el Kadrijjet (Satane der Kadriten) genannt, glaubten, ein Mensch könne ein schöneres Buch als den Koran verfassen. Ein Zweig derselben sind: — e) Eswariten, von el Eswari; — f) Uskafiten, von Abu Dschaafer el Uskaf. Ein Zweig derselben: — g) die Dschaaferiten, von Dschaafer Ben Mubeschir, einem der größten Freigeister, und Ibn Nedeb; — h) Bischriten (nicht Baschariten), von Bischr Ben ol Muatemer, der die Lehre von der Kausalität der Handlungen (Taulid) erfand; — i) Muzdariten, von Abu Musa Ben Isa Ben Ssabih (Ssobeih) el Mozdar (d. h. der Gott die Möglichkeit zu lügen zuschrieb), auch wegen seiner Ascese: der Mönch der Muatazilíten genannt, ein Schüler Bischrs, lehrte, weil er den Koran als erschaffen ansah, die Perfektibilität desselben; — k) Hischamiten, von Hischam Ben Amru el Ghuthi. — l) Ssalihiten, von Ssalih; — m) Haithiten, von Ahmed Ben Haith, Schüler Nasams, ließen neben Mohammed auch Christus sich als Gottgesandten gefallen und glauben, daß er einst vor dem Ende aller Dinge wiederkomme; — n) Hudbiten, von Fadhl el Hudbi, glaubten an Seelenwanderung; — o) Muameriten, von Muamer Ben Abbad es=Sellemi; — p) Thamamiten, von Thamamet Ben Eschres (Eschus) et=Thamiri (Nemiri), Beamten des Khalifen Maamun; — q) Khajjathiten, von Abul Hassan Ben Abi Amru el Khajjath, der zugleich ein Dschebrite ist; — r) Dschahisiten, von Amru Ben Bahr ed=Dschahis, ausgezeichnetem Redner zur Zeit Muatassims und Mutawakkils, behaupteten, der Koran verwandle sich bald in einen Mann, bald in eine Frau &c. — s) Kaabiten, von Abul Kasim Ben Mohammed Abdorrahman el Kaabi, Schüler el Khajjats, zu den Muatizíliten von Bagdad gehörig; — t) Dschubbaiten, von Abu Ali Ahmed (Mohammed) Ben Abd ol Wehhab el Dschubbai, mit den Muatazeliten zu Baßra verwandt; — u) Behschimiten, von Abu Haschim Abd es=Selam Ben Abu Ali, der sich von der Lehre seines Vaters el Dschubbai entfernte; — v) Homariten (Hamariten), welche glauben, der Mensch sey ein gebildetes Thier &c. — 2) Moschebbihiten, die von Gott anthropomorphistische Vorstellungen hegten, ein Zweig der Ssifatiten (die Gott Eigenschaften [Ssifat] beilegen), daher zu den Muatthiliten im schroffsten Gegensatz stehend, während die orthodoxe Lehre (Tenzih) zwischen beiden die Mitte hält. Sie gleichen manchen Parteien der Gholat z. B. Sabaiten, Bejaniten, Mogheiriten. Manche unter ihnen, z. B. Madhar Hems und Hedschimi hielten Gott für Fleisch und Blut, Andere legten ihm sogar Geschlechtstheile bei. a) Kerramiten (Kelemiten) oder Haschwiten, auch Mudschessimiten (Gottverkörperer), von Abu Abdallah Ben Kerram aus Sedschestan, aber dem hanefitischen Recht zugethan. Zweige derselben: — b) Abiditen, Bunniten, Dewschiten, Eshafiten, Wahiditen, Hidhamiten, Hischamiten (Haschimiten), von Hischam Ibn el Hakem; — c) Dschewalekiten, von Hischam Ben Omer (Amru) ed Dschewaliki; — d) Mukatiliten, von Mukatil Ben Suleiman; — e) Hubbiten, die Gott aus reiner Liebe (Hubb) dienen; — f) Bunaniten, von Bunan Ben Ismail Ben Seman; — g) Mugheiriten, von Mugheire Ben Said Ben Schoobe el Adscheli; — h) Minhaliten, von Abu Minhal Ben Meimun el Idscheli, daher auch Idscheliten genannt; — i) Mubejjediten (Mobeiditen, d. h. die Geweihten), entgegen den Abbasiden, Anhänger des Hakem, daher auch Hakemiten; — k) Ghamaniten, welche glauben, Gott steige jeden Frühling in den Wolken nieder &c.

II. In Beziehung auf die Kausalbeziehung (Tefwidh) gibt es drei Hauptsekten, je nachdem entweder die absolute menschliche Freiheit (Kudret) oder die absolute Prädestination (Kadr) oder eine bloße Mitwirkung (Kesb) der menschlichen Selbstbestimmung angenommen wird: 1) Kadriten, gestiftet von Maabed Ben Khalid, Bekenner der Kudret, nach Andern von Kudr, d. i. Beziehung der menschlichen Handlungen auf die Kudret, und Leugner des Kadr; — 2) Dschebriten (Dschabrinary) oder Mudschebbiriten (Freiheitsleugner), auch Muthbititen oder Mosenni, welche den Kesb annehmen: a) Bathihiten, von

Ismail el Bathihi; — b) Dharariten, von Dharar Ben Amru (oder Mohammed Ben Ismail ed-Darari), von Einigen für einen Zweig der Muatazyliten gehalten; — c) Haßiten, von Haß Ben ol Kerdi, verschieden von den gleichnamigen Khawaridsch; — d) Khajathiten; — 3) Dschehmiten, von Dschehm Ben Ssifwan et-Tirmidi, Schüler des Dschaad Ben Dirhem, eigentlich nur eine strenge Fraktion der Dschebriten und Muatthiliten, unterwerfen Gott, so wie den Menschen dem Loose und leugnen die Ewigkeit der Hölle und des Paradieses.

III. Je nachdem für die verschiedenen Grade des Glaubens oder Unglaubens, der frommen oder bösen Handlungen, verschiedene Arten von jenseitiger, im Koran verheißner Vergeltung und diese im wörtlichen oder metaphorischen Sinne angenommen werden, gibts drei Hauptsekten: 1) Mordschiten (Morgianer), von Irdscha, d. i. Verschiebung des Urtheils über Todsünder bis auf die Auferstehung. Sie lehrten, daß die Absicht, nicht die äußere That das Maß der Belohnung oder Bestrafung abgebe: a) Junisiten oder Numeiriten, von Junis en-Numeiri (Nemiri); — b) Obeiditen, von Obeid el Mukessib, legten Gott menschliche Form bei; — c) Ghassaniten, von Ghassan aus Kufa; — d) Thaubaniten (Thubaniten), von Thauban; — e) Thaumeniten, von Abu Maad (Ben) et-Thaumeni; — f) Gheilaniten, von Gheilan Ben Kharesche; — g) Ssalihiten, von Abu Suleiman Daud Ben Ali Ben Khalef es-Ssalihi (oder Ssalih Ben Abdallah mit dem Beinamen Konne); — h) Schebibiten, von Mohammed Ben Schebib; — i) Dschemiriten, von Abu Dschemir Salem Ben Dschemir; — k) Hadschderiten, von Hadsch Ben Mohammed et-Temini (et Teimi). — 2) Haruriten (nach Einigen auch Waiditen) halten den, der eine schwere Sünde begeht, für einen Polytheisten (Muschrik). Sie zogen unter Haruri mit 12,000 Mann gegen den Khalifen Ali, und kommen noch sonst in den ersten Zeiten des Islam vor. — 3) Nedschariten, von Mohammed Ben Hossein en-Nedschar, ursprünglich Mordschiten, glauben mit den Sunniten, daß die Handlungen, mit den Schiiten, daß das Wort Gottes erschaffen sey, und halten bloß an den negativen Attributen Gottes fest.

IV. In Bezug auf die Frage, wem die Nachfolge im Imamat oder im Amte Mohammeds zustehe, entstanden zwei Sekten: 1) Khawaridsch (Kharedschiten, d. h. Auszüglinge, auch Ssoferiten, Nikariten, Schorat, d. h. Zänkische, Halsstörrige genannt), hießen zuerst die Empörer gegen Ali unter Abdallah Ben Wehhab (659), dann alle polit. Rebellen: a) Muhakkimiten (Hukmiten), 12,000, die sich gegen Ali erhoben; — b) Beihasiten, von Beihas Ben Heisam Ben Dschaber, glaubten, die Kinder seyen wie ihre Väter, gläubig oder ungläubig; — c) Ezrakiten, von Naßir Ben Ezrak angeführt, wurden sie von Musellib Ben Abi Ssafra, Statthalter von Khorassan im J. 65 der Hedschra geschlagen; — d) Absiriten (d. i. Entschuldigenden), welche Unkunde des Gesetzes als Entschuldigungsgrund annehmen; — e) Aßferiten (Ssoferiten), von Zeid (Zejad) Ben Asfer gestiftet, glaubten, Gebet und Fastenunterlassung sey die größte Sünde. Sie sind Gegner der Ezrakiten und der Ibadhiten, von Abdallah Iba Ibadh, welche vier Zweige haben. Zu ihnen gehören auch die Waiditen, die wohl mit den Harithiten identisch sind. Sie glaubten an die Wanderung der Seele Ali's in Ishak Ben Zeid Ben Harith, Adscharibiten von Abdorrahman Ben Adscharid, glaubten, ein Kind sey nicht ungläubig zu nennen. Zweige derselben sind: α) Meimuniten, von Meimun Ben Amru, erlaubten die Heirath von Geschwisterkindern und erklärten die Sure Joseph für apokryphisch; β) Hamziten, von Hamza Ben Edrek; γ) Schunibiten, von Schunib Ben Mohammed; δ) Hazimiten, von Hazim Ben Asim, erkennen das Privilegium (Berat) des Zustandes Ali's nicht an; ε) Khalefiten, von Khalef Ben Amru, in Kerman und Mekran, Gegner der Hamziten; ζ) Athrafiten, Anhänger des Ghalib aus Sedschestan, unterscheiden sich von den Hamziten nur durch die orthodoxe Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens; η) Maalumiten, welche auf Erkenntniß aller Namen und Attribute Gottes dringen; θ) Medschuliten, welche bloß auf Erkenntniß einiger dringen; ι) Ssaltiten, von Othman Ben Abi Ssalt; κ) Thaalibiten, von Thaalib Ben Amir, stellen die Heiligkeit der Kinder auf; — h) Medschditen, von Medschdet Ben Amir el Hanefi; — i) Bediiten (Neuerer), gestiftet von Jahja Ben Aßrem, entheben sich vom Glaubensbekenntniß und gaben sich für Einwohner des Paradieses aus; — k) Schemrakhiten, von Abdallah Ben Schemrakh; — l) Dhahakiten, von Dhahak Ibn Keis es-Sari; — m) Roscheiditen (Reschiditen) von Roscheid, auch Aschriten, weil sie nur den Zehnt (Aschr) nehmen; — n Abassiden, theilen sich in: α) Khallaliten, von Abu Selma el Khallal; β) Rawenditen, von dem Orte Rawend bei Haleb oder von Abdallah Ben Rawendi (Rhabarberhändler), welche den Manßur vergötterten. — Hierher gehören eigentlich auch: o) die Wahabiten (Wechabiten), afrikanische Ketzer, von Mohammed Ben Abd el Wehab, geb. 1729. Sie folgen einem streng rationalist. Lehrbegriff. Mohammed ist ihnen bloß ein Mensch; doch verknüpft sich damit eine rigoröse Moral. Sie halten streng auf das Verbot des Kaffee's und Tabaks, und verwerfen allen Putz. Mit Fanatismus kämpften sie für ihre Lehre und seit 1801 wurde gegen sie die Fahne des Propheten entrollt. Allein die Wechabiten nahmen Mekka und erst, als 1809 England der Pforte Beistand leistete, wurden sie wieder vertrieben. 1815 erlagen sie Ibrahim Pascha und ihr Häuptling Ben Sund wurde hingerichtet. — 2) Die Schiiten im engern Sinne; sie zerfallen in die drei Haupttheile: a) Ghollat (Golaiten, Golianer), d. h. die Uebertriebenen, daher nach Einigen die Extravaganten einer jeden Lehre. Nach Makrizi gibt es 300 Unterabtheilungen, darunter α) Sebaiten, nach einem jüdischen Renegaten genannt, der zuerst Ali vergötterte u. daher verbannt wurde; β) Kamiliten, von Abu Kamil, der Ali u. die Genossen Aßhab der Ungläubigkeit beschuldigte; γ) Bejaniten, von Bejan Ben Semaan et-Temimi en-Nahedi el Jemeni, die Gott in einer körperl. Gestalt dachten; δ) Mugheiriten, von Mugheire Ben Said el Adscheli, erwarteten die Rückkunft des Imam

Zekeria aus dem Gebirge Hadscher; η) Dschenahiten, von Abdal Ben Abdal Ben Dschaafer Dsi'l Dschenahein, lehrte, daß der Geist Gottes von Adam bis auf ihn selbst gekommen sey, leugnete die Auferstehung, erlaubte den Wein etc.; ε) Manßuriten, von Manßur el Adscheli, der für einen Imam gilt, und zu Gott in den Himmel erhoben seyn soll; ϑ) Khathabiten, von Abul Khathab el Esedi, lehrte, die Imame seyen Propheten und Gottheiten und er selbst einer der vorzüglichsten; ι) Ghorabiten (Rabener), glauben, es sey Mohammed dem Ali gleich gewesen, wie ein Rabe dem andern, u. Gabriel habe beide verwechselt. Auch bildeten sich Einige eine Fünffaltigkeit aus Mohammed, Ali, Hassan, Hussein u. Fatime, statt der sonst üblichen Dreifaltigkeit Gottes, Mohammeds u. des heil. Geistes; ϰ) Scheithaniten, von Mohammed Ben Naaman esch-Scheithani, nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen jesidischen Kurden, hielten Gott für ein unkörperliches Licht; λ) Mufewadhiten (Uebertragende), von ihrem Glauben, Gott habe die Weltschöpfung an Mohammed und dieser an Ali übertragen; μ) Ismailiten, von Ismail Ben Dschaafer eß-Ssadik, dessen Imamat sie behaupten, haben mehre Namen, die theilweise auch zugleich besondere Nuancen in der dogmatischen Auffassung bezeichnen, so: α) Sebii (Siebner), weil sie sieben Namen, Imame, Lehrstufen, Glaubensartikel etc. haben; β) Bathiniten (d. Inneren), deren Stifter Mohammed Ben Abdallah el Kaddah, nehmen die Auslegung (Teawil) an; γ) Khorremiten (d. Ausgelassenen) oder Babekiten, Anhänger Babeks; δ) Hamriten oder Mohammeriten (d. Gerötheten), als Gegensatz der Mubejjediten, nach Andern die dem Esel (Hamir) Anhängenden, in Khorassan; ε) Mubarekiten, von Mubarek, in Kufa; ζ) Dschenabiten, von Dschenabi, in Lahsa und Bahrein; η) Saiditen, von Said, in Westafrika; ϑ) Karmathen, von Karmath (s. d.), in Kufa, deren Zweige: Buraniten, gestiftet von Abu Khatim, auch Nakariten; Schalmaghaniten, von Mohammed Ben Ali Schalmaghani; ι) Nehariten in Aegypten, deren Zweig die Ssabbahiten, von Ssabbah dem Stifter der Assassinen; ϰ) Ruscheniten, die Illuminaten Indiens; γ) Deresiten od. Drusen (s. d.), auch Aßhab et-Thauhid oder Muwahhidin, Monisten, von Mohammed Ben Ismail Deresi dem Bathiniten, und Akhrem gestiftet (1016), vergötterten den ägyptischen Sultan Hakem. Der eigentliche Begründer ihrer Dogmatik war Hamza Ben Ali Ben Ahmed el Hadi. Zweige sind: die Kelbiten oder Hundsanbeter, Kurden auf dem Libanon; die Idschliten oder Aßhab oder Idschl (Kälberdiener), weil sie Hakem unter der Gestalt eines Kalbes anbeten, dagegen meint Sacy, daß den Drusen das Kalb ein Symbol des Teufels sey; Hamrewitten, von Ishak el Ahmer; Keschkawiten; Taalimiten; Muteweli (Motewali), in Syrien, von Mewali, dem Freigelassenen des Emir Ebu Risch, gestiftet; Kadmusiten, drusische Verehrer der weiblichen Scham; ν) Oljaniten, von Oljan Ben Siraa es-Sedusi, welche den Ali höher stellen als Mohammed. Sie werden auch Zimmiten oder Dhemmiten genannt und zerfallen in mehre Zweige; ξ) Hululiten, Bezeichnung für alle Fraktionen der Ghollats, welche an die Seelenwanderungen Ali's durch die Imame glauben; ο) Keisaniten mit ihren Zweigen: Mukhtariten, von Mukhtar Ben Abi Obeid; Ishakiten, von Ishak Ben Omer; Kherbiten, von Ebu Kherb ed-Dherir (d. Kleinere); Kharbiten, von Abdallah Ben Omer Ibnol Kharb; π) Haschimiten, von Ebu Haschim Hanife Ben Mohammed; ϱ) Tejjariten, glauben an die Seelenwanderung Dschaafer et-Tejjars, mit vielen Unterabtheilungen, als: Besiiten, von Besii Ben Junis; Jaaferiten (nicht Dsch....), von Mohammed Ben Jaafer; Naamaniten; Emriten; Gholjaniten, von Gholjan el Esedi; Hazeniten (Hazeliten), von Abdallah Ben el Hazeni; Redschaiten, die an die Wiederkehr (Ridscha) Ali's Glaubenden; Selefiten, die Alten (vielleicht keine besondere Sekte); Schaiten; Scheriiten, die Ali zu Mohammeds Gefährten (Scherik) machen; Mukhthiten, die den Engel Gabriel bei der Offenbarung des Irrthums zeihen; Khaliфiten, halten das Gebet ohne Imam für ungültig; Moterbissiten, die das Erscheinen des Mehdi Erwartenden, in Indien Ghir Mehdi; Dschelaliten; Dschebibiten; El Lainet, die den ersten drei Khalifen Fluchenden; Haneфiten, die den Mohammed Ben Hanife als Imam betrachten; σ) Zeiditen (Seidi), Nachkommen Ali's, Anhänger des Zeid Ben Ali Ben Zein ol Abidin, ebenfalls mit Verzweigungen; τ) Imamiten, welche 1 oder mehre der 12 Imame (s. Imamat) und zwar von Dschaafer an abweichend, anerkennen, daher nach Einigen die eigentlichen Rewafidh. Unterabtheilungen derselben sind: Nausiten, von Abdallah Ben Naus (sonst auch v. gr. Naos [Tempel] Christen und Götzendiener); Mufaddhaliten, von Mufaddhal Ben Omar, auch Kothaiten (Abschneider), die beim Tode des Musa Ben Dschaafer einen Abschnitt machen, nach Anderen die kategorisch Entscheidenden, und ein Zweig der Ismailiten; Schemathiten (Schomeithiten), von Jahja Ben Eschmath; Wakifiten oder Wasikiten, die Stehenden, weil sie bei Musa Ben Dschaafer stehen bleiben, daher auch Musewiten oder auch Memturet (die Angeregneten), weil bei einer Disputation mit dem Kathaiten Junis Ben Abdorrahman dieser sagte: „Ich achte euch geringer als angeregnete Hunde!" Ahmediten, die den Ahmed Ben Musa Ben Dschaafer als Imam anerkennen; Efthahiten, von Efthah Ben Ssadik; Bakiriten, von Imam Mohammed el Bakir; Mimiten, von mim (M), dem Anfangsbuchstaben Mohammeds, od. Kessabier, welche an die Wiederkehr Mohammeds Ben Hanefije, Sohn Ali's, glauben; Esnaascherijjet, die Zwölfer, von den 12 Imamen; Ali-ilahiten, Vergötterer Ali's, Bohraïten; Ssadikiten, Anhänger Kebir Eddins in Indien. Hierher gehören noch gewissermaßen die Almohaden und Almorawiden.

V. Unter den orientalischen Mystikern unterscheidet man heterodoxe (Ssufi) Sekten u. Neuerer (Bedijjet), nämlich: 1) Huluiten; — 2) Hilliten oder Halliten; — 3) Ewliaïten; — 4) Schemrakhiten; — 5) Hubbiten; — 6) Huriten; — 7) Ibrahiten; — 8) Matekasiliten; — 9) Mutedschahiliten; — 10) Wasikiten; — 11) Ilhami-

ten; — 12) Buluth (Deserteurs), die sich nicht um ihre Handlungen kümmern.

VI. Außer diesen speciellen Sektennamen gibts noch allgemeine Namen für die Anhänger gewisser Lehren, als: 1) Aßhab et-Tenzil oder Tenziliten, die an den buchstäblichen Sinn des Koran, wie er vom Himmel gesandt (Tenzil), glauben; den Gegensatz bilden — 2) Aßhab et-Teewil, oder Tewali, oder Mutewwilin, d. h. die einer allegorischen Erklärung folgen, zu unterscheiden von den Motewali; — 3) Ehlet-Tauhid, Bekenner des Monotheismus, nennen die Orthodoxen sich selbst, und zum Unterschied den Monismus der Ismaïliten Ittihad (Alleinsmachung); — 4) Aßhab (Ehl) et-Taathil oder Muatthiliten (Vernichtende), Leugner der Unsterblichkeit, oder der Eigenschaften Gottes; — 5) Tschiragh Kjusch (Lichtauslöscher), türkisch Numsnündüren (ohne arabischen Namen), solche, welche ophitische u. adamitische Gräuel ausüben, wie die Jeziden und Motewali.

Die Orthodoxen od. die rettende Sekte (Nadschijet) Sunniten, Ehl es Sunnetwel Dschemaat, Aßhab ol Hadith (s. d.), glauben an die Eigenschaften Gottes und die Rechtmäßigkeit der ersten Khalifen, jedoch unterschieden sie sich in 6 Hauptritus: 1) Hanefiten, von Abu Hanifah († 767), von den Schiiten Aßhab er-Rei (Anhänger des Subjektivismus), nach dem Haupt ihrer Scholastiker Abu Manßur Mahmud el Materidi († 333 H.), auch Materiditen genannt, die verbreitetste; — 2) Schafeiten, vom Imam Schafei († 680), größtentheils in Arabien verbreitet, mit einer Fraktion in Aegypten, die Ascharïten, Anhänger des Schulhauptes Abul Hassan Ali Ben Ismail el Aschari († 630 H.), die man fast als 7. Ritus betrachten kann; — 3) Malikiten, von Abu Abdallah Ebn Ans Ebn Omer Imam Dar ol Hidschret († 795), besonders in Afrika mächtig, zeichnen sich durch buchstäbliche Auslegung des Koran aus; — 4) Hanbaliten, von Ahmed Ben Hanbal († 856), die sich besonders an der Grenze von Arabien vorfinden; — 5) Dauditen, von Daud Ben Ali el Isfahaini; — 6) Kollabiten, von Mohammed el Kollabi.

Als ungläubige Sekten (Kuffar) im strengsten Sinne gelten zwar nur Atheisten und Polytheisten, doch im weiteren Sinne auch die Anhänger gewisser erlaubter ursprünglich heidnischer Lehren, oder principienlose Sekten, die Ehl ol Hawa (Anhänger der Lüste) genannt werden, weil sie nichts als Norm des Lebens als ihre Begierden und Triebe anerkennen. Dahin zählen auch 1) Zenadik oder Zendikiten, Anhänger der Zendlehre, Freigeister, insbesondere Babekiten, Karmathen; — 2) Schemsiten, Anbeter der Sonne (Schems), eine unter den Kurden verbreitete und vom Sabäismus inficirte Sekte; — 3) Kameriten, Anbeter des Mondes (Kamer); — 4) Nudschumiten, Anbeter der Sterne (Nudschum); — 5) Aßhab ol Hejakil (Genossen der Tempel oder Kapelle) nach Art der Sabäer; — 6) Jeziden, Teufelsanbeter in Syrien; — 7) Tenaßukhiten, Aßhab et-Tenaßukh, die den Glauben an die Seelenwanderung (Tenaßukh) festhalten; — 8) Dehriten, Zufallsgläubige, Materialisten; — 9) Aßhab ol Annassir, Anbeter der Elemente; — 10) Senewiten, Dualisten, oder Medschusi Magier; — 11) Harrani, eine Art Sabäer von Charan in Mesopotamien; — 12) Mazdekiten, Anhänger des Persers Masdek; — 13) Ehl ol Kitab (Schriftbesitzer), Juden u. Christen; — 14) Muthad, besonders Ismailiten, Freigeister, Gottlose, Ruchlose.

Literatur, s. Mohammedan. Religion. Außerdem: Schehristani († 1253), Kitab ol Millel wel Nahl, arab., Lond. 1842; — Mefatih ol Olum, von Abu Abdallah Mohammed Ben Jussuf el Khewaresmi el Katib; — El Idschi († 1355) Kitab ol Mewakif, herausgegeben von Dschordschain, Konst. 1824, Fol.; — Dschordschain († 1413), Kitab el Taarifat, das. 1837; — Makrisi († 1441), el Mewaaif wel iltibar; — Sojuti († 1505); — Lobb ol Lobab, herausg. von Wüstenfeld; — Ismail Hakkis, Faßl ol Khitab, Konstant. 1840; — Abraham Echelensis, Eutychius vindicatus, Rom 1660, 2 Thle.; — G. H. Bernstein, De initiis et orig. rel. in Oriente etc., Berl. 1817, 4; — Taylor, Hist. of Mohammed et its Sects, Lond. 1841, 12, deutsch Leipz. 1837; — Schmölder, Essai sur les ecoles phil. chez les Arabes, Paris 1844. Ueber indische Sekten, s. Coolebrooke und Leyden, On the origin etc. of cert. Moh. Sects, in As. Researches, Bd. VII, S. 336, ff. Bd. XI; — Herklots, Qanoon-e Islam.

Mohammeds Fahne. Unter mehren anderen Fahnen des Propheten ist besonders das Sandschak-Scherif oder die heilige Fahne merkwürdig. Mohammeds Hauptfahne soll aus schwarzem Kamelot bestanden und das Zeuch früherhin als Vorhang an der Kammer der Aischa gedient haben. Sie war das Hauptpanier der Koreischiten. Diese Fahne ist von einer anderen umgeben, deren sich der Khalif Omar bediente, dann noch in 40 Umschläge von Taffet eingehüllt und endlich von einem grüntuchenen Futterale umschlossen Zugleich mit dem Mantel des Propheten (Khirkai-Scherif) wird sie in der kaiserlichen Schatzkammer verwahrt. Die eigentliche alte Fahne wird nie herausgenommen; dafür hat man eine andere, die vom Volke für die wahre gehalten wird, sehr alt und zum Theil zerrissen ist und in den Krieg mitgenommen wird. Man läßt sie, damit sie nicht zerreißt, nicht eher fliegen, als bis sie dem Sultan gebracht wird. Auch diese mitgeführte Fahne ist in 5 großen Futteralen von grünem Atlas u. in einem mit Silber u. Gold beschlagenen Kasten von Citronenholz. Bei Beginn eines Krieges, namentlich gegen die Christen, wird sie dem Heere zu Skutari oder auf der Ebene von Adrianopel gezeigt. In Gegenwart des Sultans und Großvezirs wird sie von dem Mufti aus dem Futterale herausgenommen, unter dem Rufe „Allah" in die Höhe gehoben und dann dem Heere mit einer kurzen Anrede gezeigt. Sobald die Truppen ein Lager beziehen, wird sie in einen goldbeschlagenen Kasten mit dem Koran und dem Mantel Mohammeds verschlossen und auf ein Kameel gepackt, welches vor dem Großvezier hergeführt wird. Ins Treffen kommt sie nie, sondern wird von dem Aufseher derselben (Nakibieschref, oberster Scherif), im Lager sorgfältig aufbewahrt, so wie auch dieser, sobald sich

der Sieg auf die Seite des Feindes zu neigen scheint, sofort mit ihr entflieht. Sie ist 5 Quadratfuß groß, von grünem Seidenstoff und mit goldenen Fransen versehen, hat weder Inschrift noch Emblem und nur an der Spitze der Stange das einzige Wort: Alem (Fahne). Vormals soll das mohammedanische Glaubensbekenntniß (Sälewat) mit schwarzen Buchstaben darauf geschrieben gewesen seyn, aber diese Schrift ist längst verschwunden. Kein Ungläubiger darf sie sehen. Anfangs ward sie in Damask aufbewahrt, unter Murad III. (1595 n. Chr.) brachte man sie aus Asien nach Europa, über Gallipoli nach Ungarn ins türkische Lager und von da nach Konstantinopel zurück. Bei inneren Unruhen wie 1826 bei der Vernichtung der Janitscharen, wird sie nur in der höchsten Gefahr vom Serail ausgesteckt, wodurch allen Moslems die Verpflichtung kund gegeben wird, sich um den Sultan zu schaaren. Man sagt, es müßten dann erst 10,000 Menschen hingerichtet werden, ehe sie in ihr Behältniß zurückgebracht werden könne.

Mohammeds Flucht, s. Hedschra.

Mohan, asiat. Stadt, Hindostan, Reich Audh, nördlich von Laknau.

Mohana, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Malva, nördl. von Serondsje.

Mohang-Lang, asiat. Stadt, Reich Anam, links am May-kaung.

Mohang taung, Ort, s. v. a. Hanniah.

Mohar (Bot.), in Oesterreich u. Ungarn s. v. a. kleiner orangegelber Kolbenhirse, s. Setaria italica *Pal. Beauv.*

Mohar (Numism.), Münze, s. v. a. Mohur.

Moharay, asiat. Insel, Bahrein-Inseln, im arabischen Meerbusen.

Moharrem, arab. Monat, s. Monat.

Mohat (ind. Rel.), die Materie, woraus die Welt gebildet ward.

Mohatrae pactum (Kriminalr.), s. Wucher.

Mohawk, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Neu-York, fließt von Nordwesten nach Südosten und mündet in den Hudson, links.

Mohea, asiat. kleine Insel, ostindische Inseln, Mergui-Archipel, nahe an der Küste von Malakka, westlich von Telibon.

Moheagen, nordamerikan. Indianerstamm, V. St., Staat Connecticut.

Moheakunnuks (Mohegans), nordamerikanischer Indianerstamm, V. St., Staat Indiana.

Mohel (Judenth.), der Beschneider, s. Beschneidung.

Mohelnice, Stadt, s. v. a. Müglitz.

Mohelnitz (Geogr.), österreich.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Klattau, Herrsch. Grünberg; 200 Einw.; — 2) Kr. Czaslau, Herrsch. Kriwsaudow; 210 Einw.

Mohelno, österreich.-mähr. Marktflecken, Kr. Znaim, Herrsch. Namiescht an der Iglawa; Pfarrei, Kirche, Papiermühle; 850 Ew.

Mohenemugis, afrikan. Volksstamm, Ostküste, nordwestlich von Zanguebar.

Moherry, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Madras, Prov. Nord-Serkars.

Mohiccons, nordamerikanischer Indianerstamm, V. St., Staat Ohio.

Mohilew (Geogr.), 1) (Mogilew, poln. Mohylew), europ.-russ. Gouvernement, bildete vor dem Jahre 1772 das polnische Palatinat Mscislaw, wurde im J. 1778 organisirt, allein 1796 mit Witebsk in ein Gouvernement vereinigt, welches den Namen Weiß-Rußland erhielt. Seine gegenwärtige Organisation datirt sich vom Jahre 1802 her. M. grenzt im Norden an das Gouv. Witebsk, im Osten an das Gouv. Smolensk, im Südosten und Süden an das Gouv. Tschernigow und im Westen an das Gouv. Minsk. Nach der Karte von Reymann beträgt die Größe des Landes 918, nach Schubert 867, nach Plater 800, nach Bulgarin 740 und nach Slowaczynski 824 geogr. □M. M. gleicht dem Gouv. Witebsk. Man findet hier ungeheure Ebenen, die zum Theil mit Wäldern bedeckt sind, hier und da Hügel, besonders in der Nähe des Dniepr, und viele Sümpfe und Moräste. Der Boden ist fruchtbarer, als der von Witebsk. Die Flüsse dieses Gouvernements gehören zum Stromgebiete des Dniepr. Dieser Fluß tritt im Osten, aus dem Gouv. Smolensk, ins Land, nimmt zuerst eine westliche Richtung, wendet sich dann in vielen Krümmungen nach Süden und bespült dann eine Strecke lang die westliche Grenze, worauf er dann in das Gouvernement Tschernigow tritt. Von seinen Nebenflüssen sind folgende zu bemerken: 1) der Sosh oder die Sosha, die aus dem Gouv. Smolensk kommt, zur Linken, mit der Pronja, in welche die Baßja fließt; — 2) der Drutsch, zur Rechten, der in diesem Gouvernement entspringt, — und 3) die Beresina, welche jedoch hier nur, bei Gorwal, ihre Mündung hat. Außerdem gibt es noch viele kleine Flüsse und Bäche. An Seen ist kein Mangel, doch sind sie meistens unbedeutend; zu den größten gehören: der Dolgoje und Sennoje im Nordwesten. Das Klima ist gelinder, als das von Witebsk, und gemäßigt, und die Luft gesund. Die Produkte des Pflanzenreichs gleichen denen des Gouv. Witebsk. Das Thierreich liefert: Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, viele Hasen und Geflügel, Fische u. dgl. m. Das Mineralreich liefert viel Sumpfeisen und Kalkstein. Die Einwohner bestehen meistens aus Rußniaken, die größtentheils Bauern sind; den Adel dagegen bilden die Polen. Außerdem findet man ungefähr 147,610 Hebräer, eine kleine Anzahl Lithauer, Deutsche, und in der Gegend von Mistislawl eine Kolonie Moldauer oder Walachen. Nach der Revision vom J. 1796 zählte man 708,850 Einw., welche Zahl Wichmann auf 813,000 und Sáblowski auf 1,002,000 gebracht hat. Nach Plater (im J. 1825) beträgt die Bevölkerung 900,000, nach Arssenjew 750,000 und nach Slowaczynski 802,100 Seelen. Im J. 1838 zählte man in diesem Gouvernement 4619 ackerbautreibende Soldaten. Auf eine □M. kommen nach Bulgarin 1181 Seelen. Die griechische Religion fängt in dem Gouv. M. herrschend zu werden an, doch gibt es noch immer sehr viele, die sich zur katho-

lischen Religion bekennen. Lehranstalten. Im J. 1824 standen unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts 17 Etablissements, mit 50 Lehrern und Beamten und 781 Zöglingen, worunter 11 Mädchen, im J. 1832 25 Etablissements, mit 78 Lehrern und 1265 Zöglingen, worunter 101 Mädchen. Unter den 25 Etablissements des Jahres 1832 zählte man 2 Schulen des wechselseitigen Unterrichts und 6 Pensionate. Die Zahl der Zöglinge belief sich im J. 1835 auf 1124. Was die Schulen der griechischen Geistlichkeit betrifft, so unterhielt diese in der ganzen Eparchie 10 Etablissements mit 26 Lehrern und 498 Zöglingen. Die katholische und unirte Geistlichkeit unterhält ebenfalls Schulen. Die russische Bildung hat in diesem Gouvernement vollkommen festen Fuß gefaßt. Was den Ackerbau betrifft, so ist dieser noch wenig vorgerückt. Außer dem Getreide baut man viel Hanf und Lein und in den Gärten Hopfen, Mohn und Gemüse. Wälder gibt es viele, doch wird die Forstkultur vernachlässigt. Nach Sablowski betrug im J. 1831 die Summe der Kronsforsten 79,597 Deßät., worunter Schiffbauwälder 1656 Deßät. Die besten Waldungen sind an der Sosha. Sie liefern Masten und Schiffsbauholz für die Marine. Was die Viehzucht betrifft, so zieht man viel Rindvieh und Pferde, die jedoch nicht besonders schön sind; außerdem eine Menge Ziegen, Schweine und Geflügel. Die Schafe hat man zu veredeln gesucht. Im Kreise von Orscha soll ein neues landwirthschaftliches Institut eröffnet werden, mit dem man eine Mustermeierei zu praktischen Uebungen und eine Stammschäferei verbinden will. Fischfang und Jagd sind ergiebig. Die Industrie steht noch auf einer niedrigen Stufe. Der Bauer beschäftigt sich meistens mit seinen ländlichen Arbeiten und an Kapitalisten, die große Unternehmungen machen könnten, ist Mangel. Im J. 1808 zählte man nur 18 Fabriken, im J. 1825 25, mit 316 Arbeitern, und im J. 1830 31, mit 913 Arbeitern. Unter den 25 Fabriken des J. 1825 waren 4 Leinmanufakturen, 4 Tuchfabriken, 3 Glasfabriken u. s. w. Man fabricirt viel Branntwein, desgleichen Leder, Talg, Potasche u. s. w. Auf 28 □M. soll man nur 1 Fabrik zählen. Der Handel besteht in Getreide, Mehl, Hanf, Leim, Lein- und Hanfsamen, Bau- und Brennholz, Vieh, Honig, Wachs, Schweinsborsten u. dgl. m. Die bedeutendsten Handelsplätze sind Mohilew und Mstislawl. Die griechische Eparchie M. begreift zugleich die von Witebsk und zählt 384 Kirchen, worunter 5 Kathedralen und 12 Klöster, worunter 3 Nonnenklöster. Der Vorstand dieser Eparchie hat den Titel Erzbischof. Das katholische Bisthum der Stadt M. wurde im J. 1773 gegründet und 1782 in ein Erzbisthum verwandelt. M. und Witebsk sind keine bevorrechtigten Gouvernements mehr und haben zusammen einen Gouverneur, der zu M. seinen Sitz hat. Das Gouvernement wird seit dem J. 1840 in folgende 11 Kreise getheilt: den von M., Kopüß, Senno, Orscha, Tschaussü, Mstislawl, Klimowitschi, Tscherikow, Staroi-Büchow, Rogatschew und Bjelitza; — 2) Kreis das., grenzt nördl. und nordöstl. an den Kreis von Kopüß, östl. an den Kr. von Tschaussü, westl. an das Gouvernement Minsk und südlich an den Kreis von Staroi-Büchow, und wird von dem Dniepr, dessen Nebenflusse Drutsch und mehren andern Flüssen bewässert; — 3) Hauptstadt des Gouvernements und des Kreises, am Dniepr, unter dem 53° 44′ nördl. Br. und 48° östlicher Länge, nach Slowaczynski mit 21,000 Einw., nach der nordischen Biene vom J. 1839 mit 17,170 Einw. beiderlei Geschlechts, worunter 8160 Christen und 8010 Hebräer. Die Stadt zählt 2014 Häuser, worunter viele steinerne sich befinden, und wird in 4 Viertel eingetheilt. Das erste wird vom Kreml oder alten Schloß eingenommen, das vierte ist nur eine Vorstadt, die beiden andern werden von einem Walle umgeben. M. hat 20 Kirchen, worunter sich die Kathedrale auszeichnet, welche im Namen des heil. Josephs von der Kaiserin Katharina II. und dem Kaiser Joseph im J. 1780 erbaut wurde; unter diesen 20 Kirchen befinden sich 5 katholische, die andern sind griechische oder unirte; von den Klöstern gehören 2 den Katholiken. Die Protestanten haben gleichfalls 1 Kirche und die Hebräer 22 Synagogen. Jeder der beiden Erzbischöfe hat seinen Palast; außerdem findet man hier 2 Seminare, eine Kreisschule, ein Gymnasium mit einer adeligen Pension, eine Lancasterschule, einen Gefängnißcomité und einen Damencomité zum Besten armer Gefangener. Der innere Handel besteht im Verkauf von Fabrikerzeugnissen, die aus andern Gouvernements eingeführt werden; der äußere Handel in Branntwein, Honig, Hanf, Leinöl, Holz und Getreide. Die Hebräer nähren sich von den Gasthäusern, Handwerken, Kramhandel u. s. w. Die Fläche, auf welcher die Stadt liegt, stellt im Westen und Norden nichts Besonders vor, an der südöstlichen Seite dagegen ist die Lage der Stadt malerisch. — Geschichtliches: M. hing früher von den Fürsten von Galizien, Witebsk und Lithauen ab; im J. 1578 gab Stephan Bathory der Stadt das magdeburgische Recht und Wappen. 1558 und 1559 hatte sie von den kleinrussischen Kosaken zu leiden; 1604 ward hier die erste katholische Kirche gegründet; 1654 ergab sich M. dem Czar Alexei Michailowitsch, 1662 aber wurden die Russen vertrieben und zum Theil niedergemetzelt; dann besaßen es die Polen bis zum J. 1772. Hier Gefecht den 23. Juli 1812 zwischen den Franzosen unter Davoust und den Russen unter Bagration, in welchem letztere geschlagen wurden.

Mohilla, afrikan. Insel, Comoro-Inseln, südlich von Angazidja.

Mohl (Biogr.), würtemb. angesehene Familie, von welcher sich folgende Glieder einen berühmten Namen erworben haben: 1) Julius von M., Mitglied der Akademie der Inschriften zu Paris, geb. am 25. Okt. 1800 zu Stuttgart, ist der Sohn des früheren Oberkonsistorialpräsidenten Ferdinands von M. Nach einer sorgfältigen Jugenderziehung widmete er sich in Tübingen dem Studium der Theologie, trieb aber daneben sehr fleißig die orientalischen Sprachen. Zum genauern Studium derselben begab er sich 1823 nach Paris und genoß dort besonders den Unter-

richt von Sylvestre de Sacy und Rémusat. Im J. 1826 wurde er zum außerordentlichen Professor der orientalischen Literatur zu Tübingen ernannt, erhielt aber dabei zugleich einen unbestimmten Urlaub, den er in den Jahren 1826 und 1827 und 1830 und 1831 zu einem längern Aufenthalt in London und Oxford benutzte. Er wandte sich mit ganz besonderer Vorliebe dem Persischen zu und gab in Verbindung mit Olshausen anonym heraus die „Fragments relatifs à la religion Zoroastre“ (Par. 1829), welche persische Textauszüge ohne alle begleitenden Anmerkungen enthalten. Darauf veranstaltete er die Herausgabe von Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione“ (Stuttg. 1830) und von „Y-king, antiquissimus Sinarum liber ex interpretatione P. Regis“ (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Da ihm von der französischen Regierung 1832 der Auftrag ertheilt wurde, für die „Collection orièntale“ die Ausgabe des „Schah-nameh“ von Firdusi zu besorgen, nahm er in Tübingen seinen Abschied und siedelte ganz nach Paris über. Jenes Werk erschien in Folio in Paris 1838 ff. M. ist Ritter der würtemb. Krone, Korrespondent der Akademie von Turin und Mitglied der asiatischen Gesellschaften in London und Paris. In der letzteren hat er namentlich eine große Thätigkeit gezeigt und das „Journal asiatique“ verdankt ihm viele seiner vorzüglichsten Aufsätze. Im J. 1844 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften ernannt. — 2) Hugo von M., ordentlicher Professor der Botanik in Tübingen, hat sich durch seine tüchtigen schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiet der Naturwissenschaft einen bedeutenden Namen erworben. Schriften: Ueber den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen, Tüb. 1824, 4; — De palmarum structura, Münch. 1831. Fol.; — Ueber den Bau des Cicadeenstammes, das. 1832, 4; — De structura candicis Filicum arbor. das. 1832; Fol.; — Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse, Bern 1834, 4, Heft 1; — Ueber die Verbindung der Pflanzenzelle, Tüb. 1835, 4; — Ueber die Lenticelle, das. 1836, 4; — Anatomische Untersuchungen über die porösen Zellen von Sphagrum, das. 1837; — Ueber die anatomischen Verhältnisse des Chlorophyll, das. 1837; — Ueber die winterliche Färbung der Blätter. — 3) Robert von M., Bruder des Vorigen, habilitirte sich 1823 als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Hochschule Tübingen und las über Staatsrecht und Staatswirthschaft. Es wird von allen Seiten anerkannt, daß seine Wirksamkeit zu den segensreichsten gehört habe. Sein anziehender, kenntnißvoller und geistreicher Vortrag einer Reihe hochwichtiger Fächer, des Staatsrechts, der Politik, der Polizeiwissenschaft verbreitete seinen Ruf als akademischer Lehrer in ganz Deutschland und trug viel mit bei zu der Blüthe Tübingens. Als Schriftsteller erntete er den meisten Beifall mit seinem „System der Präventivjustiz“, in welchem Werke für die Polizeiwissenschaft ein ächt wissenschaftlicher Boden gewonnen wird. Im engeren Kreise der Universität bethätigte er seine Tüchtigkeit durch Theilnahme an allen wichtigeren Verwaltungsangelegenheiten, durch eifrigen Betrieb nothwendiger Neubauten, vornehmlich aber als Oberbibliothekar durch Mehrung des Bücherschatzes. Die staatswissenschaftliche Zeitschrift Tübingens, die zum Ruf der dortigen Fakultät so viel beitrug, wurde von ihm zuerst in Anregung gebracht und wesentlich gefördert. Dem Verfasser des „Staatsrechts“, dem Manne, der lange Jahre hindurch als Privatdocent und Professor über die politischen und rechtlichen Verhältnisse Würtembergs Vorträge gehalten hatte, mußte der Wunsch nahe liegen, als Abgeordneter praktisch an der Gesetzgebung sich zu betheiligen. So lange M.s Vater lebte, blieb diese Wirksamkeit ihm verschlossen, da die würtembergische Verfassung bestimmt, daß Vater und Sohn nie gleichzeitig in den Kammern sitzen dürfen, der Vater aber schon Kammermitglied war. Mit dem Tode des Vaters fiel diese Schranke hinweg und Robert von M. meldete sich nun als Kandidat in Balingen, einem einige Stunden von Tübingen entfernten Städtchen. Von den beiden früheren Bewerbern, von denen einer der Kandidat der Opposition war, der andere der gemäßigt liberalen Partei angehörte, trat der letztere, der Rechtskonsulent Nagel, zu M.s Gunsten zurück und that für dessen Erwählung sein Möglichstes. Durch Nagel erfuhr M., als er sich im September vorigen Jahres eben in Baden-Baden aufhielt, daß über die von ihm im Falle einer Erwählung zum Abgeordneten des Bezirks Balingen zu erwartende politische Stellung ungünstige Nachrichten verbreitet würden. Nagel schrieb zugleich, es sey wünschenswerth, daß M. ihm eine Erklärung einsende, die sich bei den Wahlmännern benutzen lasse, und M. entschloß sich zu diesem Schritte. „Er that es, damit es nicht etwa aussehe, als hätte er Etwas zu verschweigen oder als wolle er Hinterthüren offen halten.“ Diese Erklärung enthält das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers und nebenbei die bitterste Kritik der Regierungsmaßregeln. Das würtemberg. Ministerium hiervon sehr unangenehm berührt, schickte einen Erlaß an das akademische Rektorat in Tübingen, in welchem demselben aufgegeben wurde, Erkundigungen einzuziehen, ob Robert von M. wirklich der Verfasser des im Beobachter abgedruckten Wahlmanifestes sey und in welchem zugleich über das letztere die stärkste und bitterste Mißbilligung ausgesprochen wurde. M. antwortete durch eine Eingabe, in welcher er sich nicht bloß vertheidigte, sondern auch Beschwerde erhob und zwar in sehr schroffer Weise. Der Kanzler der Universität, v. Wächter, versuchte eine Vermittlung, indem er M. aufforderte, auf ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, nach seiner Rückkehr werde die Sache vergessen seyn. M. weigerte sich dessen entschieden und die Regierung versetzte ihn nun als Regierungsrath nach dem Donaukreise. Hierauf trat M. aus dem würtemberg. Staatsdienste ganz aus. Daß Tübingen einen solchen Verlust auf das Schmerzlichste empfand, war natürlich. Die staatswirthschaftliche Fakultät, der Senat, die Studentenschaft bethätigten nach einander ihre Theilnahme für den gefeierten Lehrer durch Adressen und die Bürgerschaft wählte ihn mit

großer Stimmenmehrheit in den Stadtrath. — Vgl. „Aktenstücke, betreffend den Dienstaustritt des Professors Robert von M. in Tübingen, Freiburg, 1846", Verfasser ist Robert von M. selbst. — M. lebte nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis er im Jahre 1848 nach der Erwählung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser unter der Präsidentschaft H. von Gagerns das Reichsministerium der Justiz übernahm, welches er so lange bekleidete, bis Gagern die Minister-Präsidentschaft niederlegte. Jetzt lebt M. als Professor in Heidelberg. — 4) Moritz von Mohl, Bruder des Vor., Obersteuerrath in Stuttgart, hat sich gleichfalls durch literarische Arbeiten ausgezeichnet; als Mitglied der würt. Kammer zählte er zu der äußersten Linken.

Mohlana (Bot.), nach Martius, Gatt. der Phytolacceae *Mart.* Zwei Arten: M. nemoralis und M. secunda *Mart.* Sommergewächse in Brasilien.

Mohleis (Moleis, Smolin), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Selowitz; 300 Einw.

Mohlin, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Rheinfelden, in sehr fruchtbarer Gegend; 1980 Einw.

Mohlis (Geogr.), 1) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 130 Einw.; — 2) sachsen-altenburg. Kirchdorf, Amt Altenburg; 110 Einw.

Mohlites (foss. Bot.), nach Unger fossiles Holz mit breiten und schmalen Jahresringen, gedrängten, dünnen Markstrahlen, die aus sehr kleinen Zellen bestehen. Poröse Gefäße kurzgliederig, leer, Holzzellen dünnwandig. — 1) M. parenchymatosus *Unger* (Endl., Supplem. gen. plant. II. S. 101.), breite Jahresringe Miocen von Gleichenberg. — 2) M. cribrosus *Ung.* (das.), Jahresringe sehr eng. Tertiär von Libethen.

Mohn (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Papaver *L.*

Mohn (Biogr.), Sigismund, einer der ersten unter den neuern deutschen Glasmalern, geb. zu Weißenfels 1760, lernte als Tischler u. diente darauf als Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, beschäftigte er sich mit Silhouettiren und Glasmalerei. Seine Proben in der letztern Kunst stellte er zum ersten Male im J. 1809 in Leipzig in Klassig's Kaffeehause aus. Er malte Landschaften, Porträts, Arabesken, Silhouetten, kopirte auch größere Gemälde. † 1815 in Dresden. — 2) Gottlob Samuel, Sohn des Vorigen, erwarb sich als Glasmaler einen noch viel berühmteren Namen als sein Vater. Nachdem er sich auf den Gymnasien zu Berlin, Halle und Stettin die nöthige Schulbildung erworben, machte er sich unter Leitung seines Vaters mit der Kunst vertraut und malte mit seinem Vater die Fenster in der katholischen Kirche zu Ludwigslust in Mecklenburg. Nach Vollendung dieser Arbeit begab er sich nach Berlin, wo er die Vorlesungen der Chemiker Hermbstädt u. Klaproth für die Förderung seiner Kunst benutzte. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück, um unter Professor Schnorr's Anleitung in Leipzig, so wie durch das Studium der Kunstschätze zu Dresden und durch den Umgang mit den berühmtesten Chemikern Sachsens seine Kenntnisse zu erweitern. Im J. 1811 ging er nach Wien, wo er an dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Im J. 1813 begann er die Fenster des kaiserl. Schlosses Laxenburg zu malen, ward aber in dieser Arbeit durch die darauf folgenden Kriegsjahre unterbrochen. Auch für den Erzherzog Johann vollendete M. mehre Glasgemälde, worunter besonders drei Fenster auf dem Brandhofe in Steiermark, mit Gebirgsscenen bemalt, gelungen sind. Durch fortgesetztes Studium der Chemie gewann er für seine Palette mehre neue Farben, welche in seinen folgenden Werken bereits glänzend hervortreten. Im J. 1820 malte er die Fenster über dem Eingange vom Stoß im Himmel in die Kirche von Maria Stiegen mit Heiligen u. Wappen. Seine größte Arbeit aber waren 6 Kirchenfenster mit geharnischten Rittern, Ahnen des Fürsten Rosenberg, fast in Lebensgröße, und der Himmelfahrt Christi u. Maria's. Im J. 1821 nahm er auch die Malerei in Laxenburg wieder in Angriff und erntete damit großen Beifall. Durch tüchtige chemische Kenntnisse unterstützt, erfand er nach vielen Versuchen die Bereitung des glühenden Roths, welches wir an der alten Glasmalerei bewundern. M. † 1825 im Dienste des Kaisers von Oesterreichs, zu frühe für seine Kunst, welche nach ihm Frank in München zu einer noch höhern Stufe der Vollkommenheit erhob.

Mohnau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-M.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Schweidnitz; 350 E.; — 2) (Klein-M.), das.; 100 Einw.; — 3) (Wenig-M.), das.; 360 Einw.

Mohnbiene (Entom.), Bienenart, s. v. a. Osmia papaveris *Latr.*

Mohne (Bot.), auch Blumen-Blumenpflanzen, 12. Zunft der 12. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Fumariaceae und Papaveraceae anderer Systeme enthaltend. Allgem. Charakter: Zwei Kelchblätter und vier Blumenblätter abfällig; Kapsel stiellos, einfächerig, zwei- oder vielklappig; Wandsamen. Kräuter mit Wechselblättern, ohne Nebenblätter, in gemäßigten Ländern; Blüthen groß und schön; Keim aufrecht im Eiweiß. Eintheilung: A. Blume unregelmäßig, nur 6 Staubfäden; Kapsel zweifächerig, mit sehr dünner Scheidewand; Griffel mit zwei Narben. Fumariaceä. Weiche Kräuter ohne Milchsaft, mit knolligen Wurzeln und zusammengesetzten Blättern; Blumenblätter lippenförmig verwachsen; Beutel ein- und zweifächerig; Schote oft einfächerig, ein- und vielsamig. Wichtigste Gattungen: Fumaria, Hypecoum. — B. Blume regelmäßig, vierzählig, mit vielen Staubfäden. Papaveraceä. Kräuter, selten Sträucher mit gelbem Milchsaft u. lappigen Blättern; Staubfäden 8, 12 — 100, in mehreren Reihen; Kapsel besteht aus 2 und mehr Bälgen ohne Scheitewände, mit einer schildförmigen Narbe, unter welcher sich gewöhnlich die Kapsel mit Löchern öffnet, weil sie bis herauf mit einer

Haut von der Scheibe überzogen ist. Samen meistens sehr zahlreich und klein, enthalten sehr viel Oel. Wichtigste Gattungen: Bocconia, Chelidonium, Glaucium, Argemone, Papaver. Vgl. Viguier, Hist. nat. des Pavots. 1814, 4.

Mohngewächse (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. Papaveraceä.

Mohnhäupter (pharm. Bot.), auch **Mohnkannen, Mohnköpfe, Mohnsamenköpfe, Mohnschlötterchen**, s. v. a. Capitula Papaveris, s. Papaver officinale *Gmel.*

Mohnhausen, kurh. Kirchdorf, Prov. Oberhessen, Kr. Frankenberg, Amt Rosenthal; 130 Einw.

Mohnheim, s. v. a. Monheim.

Mohnike, Gottlieb Christian Friedr., Konsistorial- und Schulrath und Oberpfarrer in Stralsund, wurde am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern geboren. Auf dem Gymnasium zu Stralsund vorbereitet, widmete er sich auf den Universitäten Greifswalde u. Jena dem Studium der Theologie. Von 1803—10 war er Hauslehrer auf der Insel Rügen und bekleidete darauf die Stelle eines Conrektors und seit 1811 eines Rektors an der Stadtschule zu Greifswalde. Im J. 1813 wurde er Pastor an der Jakobikirche und zugleich Assessor im Stadtcollegium zu Stralsund, 1818 erhielt er bei der Organisirung der an Preußen gefallenen Provinz die Verwaltung der geistlichen und Schulangelegenheiten und 1819 den Titel eines Konsistorial- u. Schulraths bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen. Im J. 1825 wurde er von einer heftigen Krankheit befallen, die ihn 2 Jahre lang an der Führung seines Amtes verhinderte. In der Zeit seiner Genesung, die durch eine mit königlichen Mitteln unternommene Reise nicht wenig gefördert wurde, lernte er zufällig die Dichtungen Tegnérs kennen u. wurde durch dieselben auf ein genaueres und gründlicheres Studium nicht allein der schwedischen, sondern auch der dänischen und norwegischen Sprache geführt, so daß er mit Recht als der Hauptvermittler angesehen wird, durch welchen den Deutschen der Zutritt zu den nordischen Dichtungen eröffnet worden ist. Er † zu Greifswalde den 6. Juli 1841. Am berühmtesten ist seine Uebersezzung der „Frithjofs Sage" von Tegnér (Stralsund 1826, 5. Aufl. Leipz. 1842). Außerdem gehören hierher noch folgende Arbeiten: die Uebersetzungen von Tegnérs „Auerhahn" (Stralf. 1828) und „Sämmtlichen Gedichten" (3 Bde. 1840), so wie der Schrift „Die Kirche und Schule Schwedens in den beiden letzten Jahrzehnten" (das. 1837); — die Uebersetzung von Nicanders „Runen" (Stuttg. 1829); — „Skandinavisches" (Stralf. 1832), eine deutsche Uebersetzung verschiedener Reden und Gedichte schwedischer u. dänischer Schriftsteller; — „Volkslieder der Schweden" (Bd. 1., Berl. 1830); — „Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke" (Stuttg. u. Tüb. 1836); — „Heimskringla oder Sagen der Könige von Norwegen von Snorre, dem Sohne Sturlas" (Stralf. 1835—37, 1 Bd. in 2 Abth.); — „Die Sage von Frithjof dem Starken" (das. 1830); — „Faereyinga Saga im isländ. Grundtext mit faröischer, dän. u. deutscher Uebersetzung" (Kopenh. 1833); — Uebers. von Rask „Verslehre der Isländer" (Berl. 1830) u. von Rafn, „Die Entdeckung Amerika's im 10. Jahrh." (Stralf. 1838). — Unter den andern zahlreichen Werken M.'s nennen wir folgende: die unvollendet gebliebene „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer" (Bd. 1. Greifsw. 1813); — „Ulrich Huttens Jugendleben" (das. 1816); — „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger andere röm. Glaubensbekenntnisse" (das. 1822); — „Zur Geschichte des ungar. Fluchformulars (das. 1823); — „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens" (3 Bde. (das. 1823—1824); — „Hymnolog. Forschungen" (2 Bde., Stralf. 1831 f.); — die Herausgabe von Joh. Bergmanns „Stralsundischer Chronik" (Stralf. 1833); — „Die Feier des Jubelfestes der augsburg. Confession in Neuvorpommern in den Jahren 1630, 1730 u. 1830" (das. 1830); — „Die Krönung Christian III. Königs von Dänemark und seiner Gemahlin Dorothea durch Bugenhagen" (das. 1832); — „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund rc." (Stett. 1840); — „Johannes Frederus", eine kirchenhistorische Monographie in 3 Abtheil. (das. 1837—1840).

Mohnkuchen, 1) mit Mohnsamen bestreuter Kuchen; — 2) s. Mohnöl.

Mohnmilch (Emulsio seminis papaveris albi), wird durch Stoßen und Reiben von 1 Th. weißem Mohnsamen unter allmähliger Hinzugießung von 12 Th. Wasser und Durchseihen, oder durch Zusammenreiben von 1 Th. Mohnöl mit 3 Th. Gummischleim (Emulsio olei papav.) gewonnen und als demulcirendes Mittel, als Konstituens temperirender Mischungen, auch als Auflösungsmittel übelschmeckender Arzneien (des Kamphers, Salmiak rc.) gebraucht.

Mohnöl, aus dem Mohnsamen gepreßtes Oel, welches man auf folgende Art gewinnt. Man schlägt zuerst den Mohnsamen — am besten in einer eigens dazu bestimmten Mühle — kalt und erhält so ein sehr wohlschmeckendes Speiseöl. Alsdann wird er warm geschlagen und gibt so ein Brennöl, welches weniger raucht, als Baumöl. Das beste Oel gibt der weiße Mohnsamen. Das ausgepreßte M. wird in einen großen irdenen Krug gegossen, in welchen man etwas geröstetes Salz wirft, wodurch es sich vollends abklärt; nach etwa 2 mal 24 Stunden gießt man das klare Oel in Glasflaschen und bewahrt es in diesen auf, deren Oeffnungen man nicht mit Korks, sondern mit umgebundener Leinwand verschließt. Der ausgepreßte Mohnsame gibt die sogenannten Mohnkuchen, welche, in Formen gedrückt und im Backofen getrocknet, dann vor dem Gebrauch im warmen Wasser aufgelöst, ein gutes Viehfutter geben. In der Apotheke bedient man sich des M.'s zu Emulsionen, Linimenten u. dergl. Dann macht man daraus auch einen für Maler sehr brauchbaren Mohnfirniß auf folgende Art: man kocht 8 Th. M. und 1 Th. fein gepulverte Silberglätte auf mäßigem Feuer unter beständigem Umrühren mit einem eisernen Spatel bis zum Erscheinen weißgrauer Blasen, läßt dann die Masse in einem offenen Gefäß erkalten und klärt sie vom Bodensatz ab, oder man nimmt zu den 8 Th. M. und 1 Th. Silberglätte auch noch $\frac{1}{2}$ Th. Zinkvitriol und

gießt zuweilen etwas siedendes Wasser hinzu, wodurch man einen noch klarern und farbloseren Firniß gewinnt.

Mohnrose (Bot.), s. v. a. Sammetrose, Rosa holosericea *Ser.* Varietät von R. gallica *L.*

Mohnsäure, s. v. a. Meconsäure.

Mohnsamen (pharm. Bot.), s. v. a. Semen Papaveris, s. Papaver officinale *Gmel.*

Mohnsamenstein (Geognos.), nach Gerhard s. v. a. feinkörniger Rogenstein oder Fenchrit.

Moho (Ornith.), s. v. a. Philedon fasciculatus *Cuv.*, Meliphaga fasciculata *Tem.*, col. 471. Auf den Sandwichs-Inseln.

Moholz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 330 Einw.

Mohon (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Ardennes, Bez. Mézières; Brauerei, Flintenlauf- und Nägelfabrik; — 2) Dorf, das., Dep. Morbihan, Bez. Ploermel; 3290 Einw.; — 3) asiat. Stadt, Hindostan, Reich Audh, südwestlich von Laknau; — 4) brit. vorderindische Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Malva, nordöstlich von Surate.

Mohonebai, s. Neuschottland.

Mohorn (Mohren), königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Grüllenberg; 1000 Einw.

Mohr, 1) eigentlich ein Bewohner Mauritaniens, richtiger Maure; — 2) früherhin Bezeichnung jedes Mohammedaners im südl. Asien und auf den Küsten und Inseln des indischen Oceans; — 3) s. v. a. Aethiopier; — 4) jetzt s. v. a. Neger; — 5) (Herald.). M.en sowohl in ganzer Person, als Mohrenköpfe finden sich häufig in Wappen; meistens tragen sie eine Binde um den Kopf und Leib, öfters sind sie auch bekleidet. In ältern Wappen sind sie wahrscheinlich Symbol eines über die Mauren erfochtenen Siegs; — 6) (Waarenk.), s. Moir.

Mohr (Geogr.), 1) (Mohra), österr.-böhm. Gut, Kr. Saaz mit 2188 J. 872 □Kl. Areal und 600 Einw., in der Mitte des Kreises; — 2) Pfarrdorf das.; Schloß; 280 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 160 Einw.

Mohraffe (Säugeth.), Meerkatzenart, s. v. a. Cercopithecus aethiops *Exrl.*

Mohrau (Geogr.), 1) österr. Orte: a. (Nieder-M.), Dorf, Böhmen, Kr. Königgrätz, Herrsch. Grulich; 280 E.; — b) (Ober-M.), Dorf das.; 210 Einw.; — c) (Groß-M., Morawa hruba), Kirchdorf, Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Goldenstein; 400 Einw.; — d) (Klein-M., Morawa mala), Kirchdorf das., an der March; 950 Einw.; — e) (Nieder-M., Morawica dolny), Pfarrdorf das., Herrsch. Eulenberg, an der Mohra; 600 Einw.; — f) (Ober-M., Morawica horni), Dorf das.; 330 E.; — 2) preuß. Dörfer: — a) (Alt-M.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Habelschwerd; 120 Einw.; — b) (Neu-M.), das.; 200 E.; — c. das., R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; 560 Einw.

Mohrbach, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Otterberg; 300 Einw.

Mohren (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Ober-M.), Böhmen, Kr. Königgrätz, Gut Unterwekelsdorf; 370 Einw.; — 2) (Unter-M.), das., Herrsch. Politz; 270 Einw.; — 3) (Jawornik), Pfarrdorf, Kr. Bidschow; 2 Mühlen u. Spital, bildet ein mit Heermannseifen verbundenes Gut; 850 Einw.; — 4) (Jawornik), Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Zwittau; 380 Einw.

Mohrenbauch (Mollusk.), s. v. a. Otterköpfchen, Cypraea moneta *L.*

Mohrenbinde (Mollusk.), s. v. a. Fusus Morio *Lam.*

Mohren-Blattwespe (Entom.), s. v. a. Tenthredo Morio *Fabr.*

Mohrenbund (Zoophyt.), s. v. a. Cidaris tribuloides *Cuv.*

Mohrenflechte (Med.), s. Plica.

Mohrenfleth, Dorf, s. Marschland.

Mohrenfliege (Entom.), s. v. a. Anthrax morio *Fabr.*, A. sinuata *Meig.*

Mohrenflügel (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Papilio Danaus ancaena *L.*

Mohrenhand (Med.), große handbreite Petesche, öfters mit Pemphigus verbunden, oder auch Schwärzung der ganzen Hand.

Mohrenhausen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Herrschaftsger. Babenhausen; 160 Einw.

Mohrenheim, Jos. v., verdienstvoller Chirurg und Augenarzt, erst an der medicinisch- u. chirurgisch-praktischen Lehrschule zu Wien angestellt, dann 1783 als Professor der Chirurgie u. Hebammenkunst nach Petersburg berufen, wo er 1799 †. Schr. „Beobachtungen chirurg. Vorfälle", (2 Bde., Wien und Dessau, 1782 f.); — „Wienerische Beiträge zur Arzneiwissenschaft", (Wien 1781—1783, 2 Bde.); — „Von der Entbindungskunst", (Petersb. 1791, Bd. 1. Fol.)

Mohrenhoven, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Rheinbach, an der Schwift; 450 Einw.

Mohrenhuhn (Ornith.), s. v. a. Negerhuhn, Gallus domesticus Morio.

Mohrenköpfchen (Ornith.), s. v. a. gemeiner Fliegenfänger, Muscicapa griseola *L.*

Mohrenkopf, 1) (Säugeth.), Farbenvarietät des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*; — 2) (Ornith.), Farbenvarietät der gemeinen Haustaube, Columba livia domestica *L.*, die sich besonders bei den Schleiertauben, C. livia cucullata, und bei den Kropftauben, C. livia gutturosa, findet.

Mohrenkopf (Pomol.), Kl. 1. Ordn. 3. Rang 3. Diel. Ein häufig verbreiteter, sehr geschätzter Wirthschaftsapfel, der bei drei Zoll hoch und dritthalb Zoll breit wird. Die mit bläulichem Duft belaufene Schale ist am Baume grünlichgelb, später bei der Zeitigung orangegelb, mit einem dunkeln Carminroth überzogen, welches nach der Schattenseite zu heller u. fast streifenartig wird und sich in der Grundfarbe verliert. Die Punkte sind zahlreich, gleichmäßig vertheilt, hellbräunlich, auf der Sonnenseite kleine Sternchen bildend. Die Frucht riecht angenehm und

welkt nicht. Das Fleisch ist gelblich, fest, von einem angenehmen, nur wenig gewürzhaften Zuckergeschmacke. Die Frucht zeitigt im März und hält sich bis in die Mitte des Sommers, ja, kühl aufbewahrt, bis es wieder Aepfel gibt. — Der Baum treibt stark, ist gesund, wird groß, belaubt sich schön und trägt bald und reichlich. Eine vorzügliche Frucht für den Landmann.

Mohrenkopf, 1) (Herald.), s. Mohr 5); — 2) Bezeichnung mehrer Thiere mit schwarzem Kopf, z. B. eines Schimmels oder überhaupt eines lichtfarbenen Pferdes, einer weißen Taube 2c. mit einem solchen Kopf; — 3) (Pharm.) großer, kopfähnlicher (durch Berührung mit Rauch u. Flamme schwarz, mohrenartig werdender) Aufsatz auf einer Destillirblase, welcher außer dem Helm zugleich auch den Kühlapparat zur Kondensation der in den Helm gelangten Dämpfe enthält. Zu diesem Behufe ist der Helm mit einem kupfernen Mantel umgeben, in welchem beständig kaltes Wasser zu- und das warmgewordene abfließt. Das Unzweckmäßige einer solchen Abkühlung, anstatt des Kühlfasses, leuchtet leicht ein, denn der größte Theil der im Helme kondensirten Dämpfe gelangt nicht in den Helmschnabel, sondern fällt in die Blase zurück. Der M. ist daher jetzt mit Recht fast gänzlich aus den Laboratorien verbannt.

Mohrenkrone (Mollusk.), s. v. a. Voluta aethiopica *L.*

Mohrenkümmel (Bot.), 1) s. v. a. Athamanta cretensis *L.*; — 2) s. v. a. Helosciadium lateriflorum *Koch*; — 3) s. v. a. Ptychotis coptica *Dec.*

Mohrenland, 1) das von Mohren, Negern bewohnte Land; — 2) s. v. a. Aethiopien.

Mohrensalbei (Bot.), s. v. a. Salvia aethiopis *L.*

Mohrentaube (Ornith.), s. v. a. Mohrenkopf, Farbenvarietät der gemeinen Haustaube, Columba livia domestica *L.*

Mohrenten (Ornith.), Entenabtheilung, s. v. a. Tauchenten. Typus: Anas nigra *L.*, s. Ente.

Mohrentutte (Pomol.), Traubensorte, s. v. a. Fleischtraube.

Mohrenwachtel (Ornith.), s. v. a. Kohlhahn, Varietät der gemeinen Wachtel, Coturnix dactylisonans *Meyer*.

Mohrenweis (Morenweis), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Bruck; 600 E.

Mohrenweizen (Bot.), s. v. a. Melampyrum arvense *L.*

Mohrenzwergbohne (Bot.), Bohnensorte, s. unter Phaseolus nanus *L.*

Mohrgrundel (Ichthyol.), s. v. a. Schlammpeitzger, Cobitis fossilis *L.*

Mohrhändlein (pharm. Bot.), s. v. a. die Wurzel von Orchis latifolia, wegen ihrer schwarzen Farbe.

Mohrhirse (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sorghum *Pers.*

Mohria (Bot.), nach Swartz, Gattung der Osmundaceae Schizaeaceae *Rchb.*, Cryptogamia Filices *L.* Einzige Art: M. thurifraga *Sw.*, besitzt einen angenehmen Benzoegeruch; auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Swartz, Synops. Filicum, T. 5.

Mohrin (Mollusk.), Walzenschneckenart, s. v. a. Oliva maura *Br. L.*

Mohrin (Geogr.), preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Königsberg, an der Schlippe und dem gleichnam. See, aus dem die Schlippe abfließt und der reich an Muränen ist, mit Wällen, Mauern und Gräben, Pfarrei, Post u. mehren Jahr- u. Viehmärkten; 1350 Einw., darunter viele Fischer.

Mohringen, s. v. a. Moringen.

Mohrische Figuren, s. v. a. Arabesken.

Mohrkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Morio *Latr.*

Mohrlautern (Morlautern), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kaiserslautern; 660 Einw.

Mohrlerche (Ornith.), s. v. a. Wasserpieper, Anthus aquaticus *Bechst.*

Mohrmann (Säugeth.), s. v. a. Seejungfer, Halicore cetacea *Ill.*

Mohrmeise (Ornith.), 1) s. v. a. Sumpfmeise, Parus palustris *L.*; — 2) s. v. a. Schwanzmeise, Parus caudatus *L.*

Mohrquappe (Ichthyol.), s. v. a. Meerquappe, Gadus molva *L.*

Mohrrübe (Bot.), s. v. a. Daucus Carota *L.*

Mohrschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Cassidaria *Lam.*

Mohrungen (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, von den Kreisen Preußisch-Holland, Braunsberg, Heilsberg, Osterode und dem R.-B. Marienwerder begrenzt, hat eine Oberfläche von 22½ □M. Der Kreis bietet eine von vielen Waldungen bedeckte und mit Seen übersäete Ebene dar, deren Boden nicht unfruchtbar ist. Von Flüssen ist bloß die gegen Heilsberg grenzende Passarge namhaft zu machen. Von den Seen sind der Narien-, Ewing- und Flachsee, sodann der mit diesem zusammenhängende Geserichsee, der große Gehlsee und die Seen bei M. und Simnau die beträchtlichsten. Die Einwohner leben von Ackerbau und Viehzucht und unterhalten außer der Fischerei nur wenig Gewerbe, die sich in den Städten M., Liebstadt und Saalfeld concentriren und im Garnhandel, Leinwandhandel, Weberei von Wollen- und Leinenzeuchen, Brauereien, Gerbereien und gewöhnlichen Handwerken bestehen. In 3 Städten, 1 Marktflecken, 280 Dörfern 2c., die in 20 Kirchspielen vertheilt sind, zählt der Kreis gegen 43,000 Einw.; — 2) Kreisstadt das., zwischen dem Mohrung- und Schertingsee, hat ein königl. und ein gräfl. dohnaisches Schloß, reformirte Kirche, evangelische Pfarrei, landräthliches Amt, Kreislazareth, Landschaftsdirektion, Rentamt, Untersteueramt, Post, ökonomische Gesellschaft, Buchhandlung, 4 Jahr- und Viehmärkte, Feld- und Gartenbau, Fischerei, Viehzucht, Leinweberei und Garnhandel; 2800 Einw. M. ist der Geburtsort J. G. Herders.

Mohr, vegetabilischer (pharm. Bot.), s. v. a. Aethiops vegetabilis, s. unter Fucus vesiculosus *L.*

Mohs, Friedrich, der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie, geb. um 1774 zu Gernrode am Harz, sollte nach dem frühen Tode seines Vaters dessen Kaufmannsgeschäft fortsetzen. Aber entschiedene Neigung führte ihn den Wissenschaften zu. Von 1796—98 studirte er in Halle und begab sich dann auf die Bergakademie zu Freiberg. Nach vollendeten Studien wurde er in Bernburg angestellt, legte aber dies Amt bald nieder, um sich bei der Gründung eines wissenschaftlichen Instituts in Dublin zu betheiligen. Das Unternehmen zerschlug sich und M. kehrte nach Freiberg zurück. Im J. 1802 begab er sich nach Wien und übernahm die Herausgabe einer Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null (Wien 1804; 2. Aufl. 1806). In diese legte er seine neuen Ansichten von der wissenschaftlichen Behandlung der Mineralogie nieder, die später von ihm weiter ausgebildet wurden. Er machte darauf, theilweise im Auftrage der österr. Regierung, zu geognostischen und bergmännischen Zwecken längere Reisen durch Steiermark, Salzburg, Kärnthen, Krain, Ungarn und Siebenbürgen, bis ihn 1811 die steiermärkischen Stände zum Professor der Mineralogie an dem Johanneum in Gratz ernannten. Im J. 1817 machte er mit einem früheren Schüler, dem Grafen Breuner aus Wien, eine Reise nach England. Von da wurde er an Werners Stelle zum Professor der Mineralogie nach Freiberg berufen. Im J. 1826 vertauschte er diese Stellung gegen eine ähnliche in Wien und wurde daselbst 1838 zum Bergrath ernannt. Er † zu Agordo bei Belluno am 29. September 1839. Schrieb: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien“ (Bd. I, Wien 1813); — „Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten und Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems“ (Dresden 1820); — „Grundriß der Mineralogie“ (2 Bde., das. 1822—24; 2. Aufl., 1839), die von seinem Schüler Haidinger mit Zusätzen ins Englische übertragen wurde (3 Bde., Edinburg 1825); — „Anfangsgründe der Naturgesch. des Mineralreichs“ (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39).

Mohsan Fani (ind. Lit.), s. Dabistan.

Mohsau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; 460 E.

Mohsdorf (Mohlsdorf), sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 570 Einw.

Mohshahn (Ornith.), s. v. a. Birkhahn, Tetrao tetrix *L.*

Mohsit (Min.), nach Levy ein dem Crichtonit sehr nahe verwandter siderischer Oxydelith, der in Rhomboedern von 73° 43′ bekannt ist. Fundort unbekannt.

Mohui (Säugeth.), bei Oviedo, s. v. a. Capromys prehensilis *Poepp.*

Mohungunge, asiat. Stadt, Hindostan, Reich Audh, südöstl. von Laknau.

Mohungur, brit.-vorderindische Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Agra, südwestlich von Narvar.

Mohur, 1) pers. und indische Goldmünze, s. Kalkutta; — 2) Gold- und Silbergewicht, s. Kalkutta.

Mohurbunge, Fürstenthum, s. Ghurgaut.

Moidien, franz. Flecken, Dep. Isére, Bez. Vienne; 740 Einw.

Moidor, Münze, s. v. a. Moeda d'ouro.

Moigneneins, franz. Dorf, Dep. Ain, Bez. Trévoux, an der Saône; 1160 Einw.

Moik, europ.-russ. Ort, Gouv. Esthland, südöstlich von Rewel.

Moille, nordamerikan. kl. Fluß, V. St., Staat Vermont, fließt von Osten nach Westen in den Champlain-See.

Moilogh, brit. Dorf, Irland, Prov. Connaught, Grafsch. Galway; Märkte.

Moimenta de Beira, portug. Flecken, Prov. Beira, südöstlich von Lamego; 860 E.

Moine (franz., Säugeth.), s. v. a. Mönchsrobbe, Phoca Monachus *Hermann*, Pelagius Monachus Fr. *Cuv.*

Moine (Geogr.), franz. Fluß, Dep. Maine-Loire, mündet in den Sevre-Nantaise, rechts.

Moine (Biogr.), Franz, s. Lemoine 1).

Moineau, 1) (franz., Ornith.), s. v. a. Sperling, Fringilla domestica *L.*; — 2) (Pat à moineaux), früherhin eine Art von Caponiers unter der Contrescarpe, von wo aus der Festungsgraben mit Musketen bestrichen wurde; — 3) kleines flaches Bollwerk, welches vor der Mitte einer zu langen Courtine angebracht wird.

Moines (Geogr.), 1) (Ile aux M.), franz. Insel, Dep. Côtes-du-Nord, Bez. Lannion, der Sept-Iles, die größte u. allein bevölkerte, im Kanal; — 2) nordamerikanischer Fluß, V.-St., Sioux-Distr., mündet in den Mississippi, rechts.

Moingt, französ. Flecken, Dep. Loire, Bez. Montbrison; Mineralquellen, röm. Alterthümer; 680 Einw.

Moinn (nord. Myth.), 1) s. Zwerge; — 2) dichterische Bezeichnung der Schlange.

Moinsau, afrikanischer Vasallenstaat, Ober-Guinea, Gebiet der Ashantees, im Westen des Reichs.

Moir (Mohr, Moor), dicht gewebtes, seidenes Zeuch, mit damastartigen Blumen, die einen Atlasköper haben, auf einem Grunde von Gros-de-tour. Es gibt auch halbseidene M.s, deren Kette von Seide, der Einschlag von Kameelhaar, Wolle oder Baumwolle ist und ganz wollene. Zwischen und neben den Mustern bleibt viel freier Grund und nur dieser nimmt den eigentlichen M. oder die Wässerung an, nicht aber die atlasartigen Blumen, die wegen des Atlasköpers weich sind. Es kommt beim Weben dieser Stoffe darauf an, daß die acht Schafte mit den acht Fußtritten, die hier nöthig sind, so vereinigt werden, daß in den Figuren ein Atlasköper entstehe, der Grund aber dem Gros-de-tour gleiche. Bei dem seidenen M. muß zur Kette sehr gute Seide genommen werden, damit er die Wässerung gut annehme. Oft sind Kette und Einschlag von verschiedener Farbe. Der Einschlag ist, wie bei dem Gros-de-tour, gewöhnlich 6-, öfters auch 8- bis 12fach. Von diesem seidenen M. hat man

gewässerten und ungewässerten, glatten, gepreßten, figurirten und geblümten, theils einfarbig, theils zweifarbig, selten mit bunten Blumen. Zuweilen schießt man dem zweiten oder dritten Einschlag Silberlahn, seltener Goldlahn, ein (rauher M.), vornehmlich in Venedig und in Holland (Silbermoir, Goldmoir); der holländische ist 3/4 brabanter Elle breit und wie der Damast, 800 Riet im Blatte, steht 7 Kettenfäden im Rohr. In Lyon und Paris macht man ihn in Stücken von 30—40 Stab Länge, in Lagen von 1/2 Stab doppelt überschlagen, in viererlei vorschriftmäßiger Breite von 3/8, 7/16, 1/2 und 9/16 Stab. Dabei ist den Fabrikanten nach alter Regel verboten, ungekochte oder rohgefärbte Seide mit gekochter oder zugerichteter Seide vermischt in diese Zeuche zu weben. Sie sollen eigentlich entweder von lauter roher oder ganz von gekochter Seide verfertigt werden. Diejenigen, welche nicht ganz aus Seide gemacht sind, sollen ein Leistenband von anderer Farbe, als die Kette, erhalten, damit der Käufer sie sogleich unterscheiden kann. — Die italienischen Seidenmanufakturen von Bologna, Mailand, Florenz, Venedig, Neapel, Messina liefern sehr schöne M.s (ital. Molle) in bedeutender Menge für den levantiner Handel, besonders sind diejenigen von Messina und Neapel, 4 Palmen breit, in Griechenland sehr beliebt. In Deutschland liefern diesen Artikel Wien, Annaberg, Krefeld, Viersen, Berlin (vgl. Seidenwaaren).

Moira (gr. Myth.), Geschick, Schicksal, Loos, personificirt als die Schicksalsgöttin, der Parca der Römer entsprechend, die Jedem sein Geschick, Gutes und Böses zutheilt. (Vgl. Parzen).

Moira (Geogr.), 1) brit. Flecken, Irland, Prov. Ulster, Grafsch. Down, südl. von Antrim; Leinwandhandel; 650 Einw.; — 2) südamerikanischer Ort, Brasilien, Prov. Rio Negro, am Rio Negro, südöstlich von Carvocire.

Moira (Biogr.), Francis, Lord Rawdon, Graf v. M., s. Hastings (Biogr.) 3).

Moiragetes (gr. Myth.), Lenker des Schicksals, Beiname des Zeus und des Apollo.

Moirans (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Isére, Bez. St. Marcellin; ital. Strohhutfabr.; 2770 Einw.; — 2) Stadt das., Dep. Jura, Bez. St.-Claude; Holzhandel auf dem Ain nach Lyon, Baumwollspinnerei und Färberei; 1490 Einw.

Moirax, franz. Flecken, Depart. Lot-Garonne, Bez. Agen; 930 Einw.

Moirazes, franz. Dorf, Dep. Aveyron, Bez. Rhodez; Leinwand- und Serge-Weberei; 1750 Einw.

Moire (moirirte Zeuche), berkanartige, gewässerte Wollenzeuche zu Möbelüberzügen. Es gibt einfache, nach Art der Leinwand, mit gezwirnter Kette und 2—6fach gezwirntem, stark geschlagenem Einschlag gewebte, geblümte und figurirte, welche die Dessins in Atlasköper auf Berkangrund haben, und eine Sorte mit bloß eingepreßten Mustern. Vgl. Moir.

Moiré metallique, s. Metallmohr.

Moirette, von Garn und Seide mohrartig gewebter Zeuch zu Brüssel.

Moiriren (v. Franz.), d. i. wässern, gewebten (seidenen, leinenen und dünnen wollenen) Zeuchen und Bändern ein flammiges oder wolkiges, wellen- oder perlmutterartiges Ansehen geben, was auf folgende Weise bewirkt wird: Man befeuchtet die zu moirirenden Zeuche auf der betreffenden Fläche mit einer wässerigen Auflösung von Gummi arabicum und Flöhsamen mittelst eines Schwammes, legt die rechten Seiten gegen einander und läßt den Stoff dann in noch feuchtem Zustande durch die heiße Moirpresse gehen. Diese besteht aus einem Gestelle, in dem ein hohler Cylinder von Metall sich befindet, der durch Dampf oder glühende Kohlen von Innen geheizt wird. Dieser Cylinder dreht sich zwischen 2 spiegelblank polirten Metallplatten, zwischen denen und dem Cylinder der zu moirirende Stoff durchgewunden wird. Bänder werden zum Behuf des Moirirens auf einen Rahmen gewickelt und zwischen erhitzten Metallplatten gepreßt.

Moiron, franz. Hochofen und Eisenhammer, Dep. Haute-Marne, Bez. Chaumont.

Mois (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-M.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; 280 Einw.; — 2) (Ober-M.), das.; 280 Einw.; — 3) (Nieder- und Ober-M.), das., R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz, in 2 Antheilen, mit 2 Schlössern; 420 Einw.; — 4) (Nieder-M.), das., Kr. Löwenberg; Vorwerk, Sandsteinbruch; 180 Einw.; — 5) (Ober-M.), das.; 310 Einw.

Moisall, mecklenburg-schwerin. Pfarrkirchdorf, Kr. und Amt Mecklenburg; 160 Einw.

Moisas, asiat. Ort, Turan, Staat Khiwa, im westl. Theile von Khiwa, nahe an der Küste des kaspischen Meeres.

Moisasur (ind. Myth.), s. v. a. Mahischasur.

Moisburg (Geogr.), 1) hannöver. Amt, Fürstenth. Lüneburg; gegen 6000 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., an der Este, Amtssitz, mit Papiermühle, in der sonst alle Streitigkeiten der Papiermacher unter einander ausgeglichen wurden; gegen 400 Einw.

Moischt, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Ldgr. Marburg; 270 Einw.

Moisdon, franz. Flecken, Dep. Loire-infér., Bez. Chateaubriant, Hauptort eines Kantons, am Don; 2140 Einw.

Moisdorf (Nieder- und Ober-M.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Schloß und 2 Vorwerke; 260 E.

Moisesberg, österr.-illyr. Kirchweiler, Kr. Laibach, Bez. Michelstetten; 250 Einw.

Moislains, franz. Flecken, Dep. Somme, Bez. Péronne; 1730 Einw.

Moison (franz., Bot.), s. v. a. Erdnuß, Bunium bulbocastanum *L.*, Carum bulbocastanum *Koch* (s. d.).

Moissac (Geogr.), 1) franz. Bez., Depart. Tarn u. Garonne, 17 □M.; 66,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., an der Mündung des schiffbaren Tarn, über den eine schöne Brücke führt,

in die Garonne; Civil= und Handels=Tribunal, beträchtlicher Handel mit Getreide und Mehl nach der Levante und den Kolonien, auch mit Oel, Wein, Wolle; Brauerei, Nadelfabr.; 10,760 Einw.

Moissat (Bas=Haut=M.), zwei franz. Dörfer, Dep. Puy=de=Dôme, Bez. Clermont=Ferrand; 1750 Einw.

Moissey, franz. Dorf, Dep. Jura, Bez. Dôle; Mühlsteinbruch; 930 Einw.

Moistrana, österr.=illyr. Kirchdorf, Kr. Laibach, Bez. Veldes; 500 Einw.

Moita, französ. Stadt, Insel Korsika, Hauptort eines Kantons; 600 Einw.

Moithienen, preuß. Gut und Vorwerk, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 220 Einw.

Moitié (franz.), die Hälfte; daher M.=machen, auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust etwas betreiben.

Moitin (Meutin), mecklenburg=schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Bukow; 210 E.

Moitrams, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Stadt Zwettl; 200 Einw.

Moitte (Biogr.), 1) Pierre Etienne, französ. Kupferstecher, geb. 1722 zu Paris, Schüler Beauvarlet's, ward 1760 Mitglied der Akademie und Kupferstecher des Königs, † 1780. Man hat von ihm Bildnisse und Historien, mehre nach guten Meistern der dresdner Gallerie, z. B. das Urtheil des Paris, nach Rubens, Fol.; — die heilige Familie, nach A. del Sarto; — die heilige Familie, nach F. Vanni; — die Vermählung der heiligen Katharina, nach Correggio; — Christus auf dem Oelberg, nach dems.; — 2) Jean Guillaume, französ. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, zeigte frühzeitig großes Talent zur Kunst und genoß den Unterricht Pigalle's und le Moine's. Im Jahre 1771 begab er sich nach Rom, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten schon 1773 diese Stadt wieder verlassen, ohne seine dortigen Studien, welche für die Richtung seines Talents hätten entscheidend seyn können, vollendet zu haben. Der Kummer, Italien unter solchen Verhältnissen verlassen zu müssen — denn Rom und die alten Meisterwerke hatten ihm erst die Augen geöffnet, — ergriff ihn in dem Maße, daß bei der Rückkehr über den Montcenis nur die sorgsamste Aufsicht seiner Begleiter es hinderte, daß er selbst Hand an sich legte. Hatte er nun gleich in Rom wegen seiner Krankheitsanfälle weder modelliren, noch in Marmor arbeiten können, so hatte er doch daselbst einen großen Reichthum an Ideen gewonnen, und seine nach Styl, Reinheit und Komposition vortrefflichen Zeichnungen erwarben ihm einen sehr geachteten Namen. Im Jahre 1783 ward er Beisitzer der Akademie; um aber wirkliches Mitglied zu werden, mußte er ein in Marmor gearbeitetes Aufnahmestück liefern, eine Aufgabe, deren Lösung er bis zum Ausbruch der Revolution verschob, wo sich die Akademie auflößte. Aber die günstigste Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen, ward ihm im Jahre 1792 dargeboten, als die Kirche der heiligen Genovefa in ein Pantheon umgeschaffen ward. Es wurde ihm nämlich die Anfertigung des großen Fronton's übertragen, und durch dieses Werk gründete er seinen Ruhm bei der Nachwelt. Es stellt das Vaterland vor, wie es an die Bürgertugend und an das Genie Kronen vertheilt, ward aber abgenommen, als die genannte Kirche dem Gottesdienste zurück gegeben ward. Ein nicht weniger ausgezeichnetes Werk ist ein Basrelief im Louvre, die Muse der Geschichte, an eine Tafel gelehnt, auf die sie die Worte: l'an VI et Napoleon le grand, eingräbt, darstellend. Mit Liebe arbeitete er auch ein ursprünglich für das Museum des Senats bestimmtes, jetzt in Lourembourg befindliches Basrelief, welches das Vaterland vorstellt, wie es seine Kinder zu seiner Vertheidigung aufruft; dasselbe ward in Marmor ausgeführt. Von M. ist auch das Grabmal des Generals Leclerc in der Genovefakirche. Viele seiner größeren Arbeiten sind unvollendet geblieben. So würden namentlich seine großen Basreliefs für die Säule zu Boulogne, vorzüglich aber die Reiterstatue des Generals d'Hautpoult, an deren Vollendung ihn der Tod hinderte, seinem Namen noch höhern Glanz verschafft haben. Von seinen sonstigen Werken sind noch zu nennen: die Statue des Generals Custine; — eine Vestalin mit der Opferschale; — mehre Basreliefs für die Barrieren zu Paris; — die kolossale Figur der Bretagne u. Normandie an der Barriere Bons=Hommes; — eine Reiterstatue Napoleons. Sein Modell zur Statue des J. J. Rousseau, wie er über den Emil nachsinnt, ward später ausgeführt und im Garten der Tuillerien aufgestellt. M. † 1812 als Professor an der Maler= und Bildhauerschule zu Paris, Mitglied des Instituts und Ritter der Ehrenlegion.

Moivrescher Lehrsatz (Math.), s. v. a. cotesischer Lehrsatz.

Moja (Geognos.), auch Meya, nennen die Indianer in Quito eine erdige und breiartige Masse (Schlamm), welche mehre Vulkane des Landes (Carguairazo, 19. Juli 1698, auch der Imbaburu bei Ibarra ꝛc.) bei ihren Eruptionen statt der Lava ergießen. Mit diesen Schlammeruptionen sind Wasserströme verbunden, welche oft ungeheure Mengen von Fischen, Prennadilles (Pimelodes Cyclopum) genannt, mit sich führen. Die M. scheint zerriebener Trachyt mit vielen kohligen Theilen zu seyn, denn manchmal brennt sie und wird daher zur Feuerung verwendet. Vgl. Vulkan.

Moja (Geogr.), südamerikan. Ort, Staat Bolivia, Dep. La=Paz, am Titicaca=See, nordwestlich von La=Paz.

Mojabra, afrik. Stadt, Tripolis, in der Oase Augilah.

Mojados, span. Flecken, Königr. Kastilien, Prov. Valladolid; 1200 Einw.

Mojaisk, europ.=ruff. Kreisstadt, Gouv. Moskau, am Zusammenfluß der Mojaika mit der Moskwa; Handel mit Getreide und Holz; hier Schlacht an der Moskwa (s. d.) 1812; 6000 Einw.

Mojen (Geognos.), s. Moja (Geognos.).

Mojenhörn, hannov. Ortschaft, Stade, Bremen, Amt Altenlandes; 200 Einw.

Mojerda, Fluß, s. v. a. Medscherda.

Mojo, Maß, s. v. a. Moyo.

Mojos, Volk, s. Bolivia.

Mokah, asiat. Ort, Arabien, Nedjed, am Djebel-Schammar.

Mokanere (Bot.), s. v. a. Visnea mocanera *L.* fil.

Mokampoor, s. v. a. Muckwampur.

Mokan, s. Tataren, Geschichte.

Mokanna, s. Hakem 5).

Mokanruschi, Monkonruschi, Insel, s. Kurilen.

Mokara, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Aurengabad.

Mokaranga, Reich und Volk, s. Monomotapa.

Mokarrah, afrik. Ort, Aegypten, an der Westgrenze Aegyptens, südwestlich von Alexandria.

Mokassins, bei den nordamerik. Wilden Sandalen von Pelzwerk.

Mokattam (Djebel-M.), afrik. Gebirge, auf der Grenze von Mittel- und Unter-Aegypten, rechts am Nil, südöstlich von Kairo.

Mokdempur, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Delhi, am Ganges.

Mokeinen, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenstein; 270 Einw.

Mokengur, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Allahabad, Distr. Bundelkund.

Mokhowa, asiat. Ort, Arabien, Hedschas, südöstl. von Mekka.

Mokhuatsch, europ.-russ. Flecken, Gouv. Kharkow, links am Donetz, nordöstlich am Zmijew.

Mokka (Mocha), Hauptstadt der arabischen Landschaft Jemen, am rothen Meere, auf der Südwestküste. M. ist eine sehr große, aber äußerst schlecht gebaute Stadt; sie hat nur 3 oder 4 schöne Plätze, einige große Hotels und Magazine, und die große Moschee, die einigermaßen merkwürdig sind; die Straßen laufen nicht schnurgerecht, sind eng und unreinlich; die Bevölkerung mag sich auf 60—80,000 Seelen belaufen. Die Stadt besitzt weder Fluß, noch Quelle, und zu ihrem nothwendigen Bedarfe nur ungesundes Brackwasser, das ihre oft versiegenden Pumpbrunnen liefern. Die Mauern, die sie umgeben, haben 12—15 Fuß Höhe und 8—10 Fuß Breite; sie sind je in gewissen Entfernungen von Thürmchen flankirt und auf der Meeresseite von 3 mit Kanonen von schwerem Kaliber garnirten Forts vertheidigt. Die Stadt hat keinen Hafen, aber ihre Rhede ist prachtvoll und ihr Ankerplatz vortrefflich; 3 Hafendämme ziehen sich weit in das Meer hinein und bilden einen eben so bequemen Ein- u. Ausladungsplatz der Waaren als ein Hafen. M. liegt in einer unfruchtbaren Sandebene, u. wenn man ein kleines Dattelbaumwäldchen von 10 oder 12 Morgen eine halbe Stunde von dem Thore von Mussa abrechnet, so würde das Auge auf mehr als 12 Stunden im Umkreise weder einen Baum, noch auch nur die geringste Spur von Graswuchs zu entdecken vermögen; denn M. selbst, das wegen seines Kaffees eines so großen Rufs genießt, erzeugt keine Bohne. Jene schönen, so berühmten und einen so prachtvollen Anblick gewährenden Kaffeepflanzungen liegen in einer Entfernung von 50—60 Stunden; allein M. dient ihnen als Entrepot, von wo aus der arabische Kaffee nach allen Theilen der Welt versendet wird. Man kann M. das allgemeine Entrepot der Waaren nennen, die von China, Japan, Indien, Persien und Abyssinien kommen; auf seiner trefflichen und sichern Rhede legen alle Schiffe an, welche die nach Mekka wallfahrtenden Mohammedaner Asiens und Afrikas überfahren, vor Anker; jeder Pilger hat Waaren seiner Heimath bei sich, die er verkauft oder vielmehr in M. austauscht. Diese Stadt ist daher ein großer Bazar oder ein beständiger Jahrmarkt; sie bezieht aus Abyssinien und einem großen Theile Afrikas eine beträchtliche Menge Baumwolle, Pferde, Schafe, Ochsen, viel Gummi, Elephantenzähne, Goldstaub, Löwen- und Tigerfelle, Schildkrötenschalen, Wachs, Reis, Honig und Sorgho-Hirse (millet sorgho); es kommen und gehen täglich allein 2—3 abyssinische Handelsschiffe. Unabhängig von seinem auswärtigen Handel führt M. noch einen sehr beträchtlichen Handel ins Innere Arabiens, es ist beinahe der einzige Hafen, in den man auf Kameelen alle Erzeugnisse vom glücklichen Arabien, d. h. arabischen Gummi, Getreide, Opium und hauptsächlich Kaffee, die ihm seinen Reichthum verschaffen, ankommen sieht. Alljährlich langen 50—60 große amerikanische und englische Schiffe hier an, um Ladungen seines Kaffee einzunehmen; fast eben so viel wird nach Asien versendet; der Pascha von Aegypten, der sich zum ersten Banianen Europa's macht, läßt gleichfalls eine sehr bedeutende Quantität aufkaufen, den man ihm nach Kairo u. Alexandrien schickt; hier verkauft er ihn um theures Geld, nachdem er denselben um den billigsten Preis an sich gebracht, oder ihn am Ende vielleicht gar umsonst genommen hat. Außer dem Mokkakaffee, der noch immer den Hauptausfuhrartikel M.'s bildet, werden vorzüglich Datteln, Myrrhen, Gummi arabicum, Kopalgummi, Sennesblätter, Haifloßen, Tragant, Hörner und Häute von dem Rhinoceros, Mekkabalsam, Elfenbein, Goldstaub, Zibeth, Aloesaft u. s. w. ausgeführt. Haupteinfuhrartikel sind Reis, Stückgüter, Eisen, kurze Waaren u. a. m. Das Elfenbein, der Goldstaub und der Zibeth von M. kommen aus dem gegenüberliegenden Abyssinien dorthin, von wo auch Sklaven, Butter und andere Erzeugnisse für Arabien gebracht werden. Dieser bisherige Haupthandelshafen Arabiens und des rothen Meeres wird von indischen, persischen, besonders englischen Kaufleuten besucht, welche letztere hier eine Faktorei und einen Konsul haben, hat indessen durch das strebende Djidda (Dschidda) seine frühere Handelswichtigkeit zum Theil verloren. Dazu kommt, daß die Seestaaten Europa's ihren Bedarf an Kaffee haupt-

sächlich aus ihren eigenen Kolonien holen und nur wegen einiger feinen Sorten sich nach M. wenden, so daß die Geschäfte in Mokkakaffee sehr gesunken sind.

In der Landschaft Jemen wird gewöhnlich gerechnet: nach Kurant- oder Landpiastern (Mokkathalern) zu 80 Kabirs (Caveers), auch Kabukts oder Buckscha genannt. Dieser Kurant- oder Landpiaster (Mokkathaler) ist, nebst dem Kabir oder Kabukt, nur eine eingebildete (ideale) Münze, und hauptsächlich bei dem Kaffeehandel gebräuchlich, dessen Zahlwerth dadurch bestimmt wird, daß man $121\frac{1}{2}$ Landpiaster oder Mokkathaler 100 spanischen Thalern, meist aber auch 100 österreichischen Speciesthalern (also 1000 spanische oder österreichische Thaler = 1215 Mokkathaler, oder 200 = 243) gleich rechnet. Der spanische Thaler heißt hier zu Lande Mogrebi, und der österreichische Thaler, als die einzige Münze, die im Gebirge willig angenommen wird, wird Franzi genannt (vermuthlich von dem aufgeprägten Namen des Kaisers Franz abgeleitet). — Außer den jetzt weniger vorkommenden venetianischen Zecchinen, und den holländischen Dukaten zu 2 Mokkathalern 40 bis 52 Kabirs (Kabukts), so wie den spanischen und österreichischen Thalern zu 1 Mokkathaler $17\frac{1}{5}$ (überhaupt $97\frac{1}{5}$) Kabirs oder Kabukts, kursiren hier von einheimischen Münzen vornehmlich die sogenannten Kommassi's, nach frühern Angaben eine geringhaltige Silbermünze, 60 derselben auf den österreichischen oder spanischen Thaler gerechnet; nach neuern Nachrichten aber nur eine kleine Kupfermünze, von welcher 350 bis 500 dieser Kommassi's, je nachdem sie mehr oder weniger zu haben sind, auf den spanischen oder österreichischen Thaler gehen. Sie hat also ungefähr den Werth von 1 guten sächsischen od. $1\frac{1}{10}$ neuen preußischen Pfennig.

Die Bestimmung des Silber- und Zahlwerthes des Mokkathalers, Kurant- oder Landpiasters ist nun durchschnittlich aus dem Silberwerthe der spanischen und österreichischen Thlr. (Species- oder Conventionsthaler) abzuleiten, und am füglichsten zu 12 Landpiastern oder Mokkathalern auf die köln. Mark fein Silber anzunehmen. Hiernach ist der Silberwerth desselben: a) in preuß. Kurant: $1\frac{1}{6}$ Thlr. = 1 Thlr. 5 Sgr.; — b) im 20 Guldenfuße: $1\frac{2}{3}$ Guld. = 1 Guld. 40 Kr.; — c) im $24\frac{1}{2}$ Guldenfuße: $2\frac{1}{24}$ Guld. = 2 Guld. $2\frac{1}{2}$ Kr.; — d) in französischer Währung: $4\frac{3}{8}$ Frcs. = 4 Frcs. $37\frac{1}{2}$ Centimes; — e) in britischer Währung, durchschnittl.: $3\frac{1}{2}$ Schill. Sterl. = 3 Schill. 6 Pfd. Sterl. — Wechsel und Handelsbillets sind bis jetzt hier nicht gebräuchlich, da die größern Geschäfte sämmtlich mit baarem Gelde abgemacht werden.

Maße und Gewichte. Längenmaß. Der Cobido oder Covid = 19 englische Zoll = 0,4826 Meter = 213,93 paris. Lin. Der Göß (Guz) = 25 englische Zoll = 0,6350 Meter = 281,49 paris. Lin. — Wegmaß. Der Baryd hat 4 Farsakh und ist = circa 12 gewöhnliche londner Meilen. — Getreidemaß. Der Tomand oder Timan (Teman) hat 40 Mekmedas oder Kellas und hat an Reis einen Gewichtsinhalt von $172\frac{1}{3}$ holländ. Troy-Pfund oder 84,899 Kilogramm = 187,17 engl. Pfund avdp. Man rechnet ihn = 5 Mahnds von Surate (was = $186\frac{2}{3}$ engl. Pfund avdp. ist). — Flüssigkeitsmaß. Der Köddi (Cuddy) oder Gödde (Gudda) hat 8 Nusfias zu 16 Wakeias (Wakias) und enthält ungefähr 2 alte englische Wein-Gallons = circa 7,57 Liter = circa 381,6 paris. Kub.-Zoll. Er hat einen Inhalt von 18 Pfund engl. avdp. oder 8,165 Kilogramm Wasser. — Handelsgewicht. Der Behaar (Bahar) hat 15 Frehsils (Frasils) zu 10 Mahnds (Maunds) à 40 Wakeias. Der Behaar wiegt 405 holländ. Troy-Pfd. = 199,328 Kilogramm = 439,445 engl. Pfund avdp.; der Mahnd wiegt $2\frac{7}{10}$ holländ. Troy-Pfund = 1,32885 Kilogramm = 27,648 holländ. As = 2,8412 preuß. Pfund = 2,3729 wiener Pfund. — Der Rättel (Rattle), ein bloß im Bazar gebräuchliches Gewicht, hat 15 Wakeias, bei Kaffee aber nur $14\frac{1}{2}$ Wakeias. Beim Kaffee werden ferner 2 Rättels auf den Mahnd, und 10 Mahnds oder 290 Wakeias auf den Frehsil gerechnet. Das Gewicht ist übrigens in M. so verschieden, daß der Fremde sich nur schwer zurecht zu finden vermag. Neuere Nachrichten erwähnen eines Mokka-Pfundes, wovon 460 auf den Behaar gehen sollen. Nach der Grundlage dieser Nachrichten wäre dieses Pfund = 485,70 Gramm, der Mahnd = 1,48948 Kilogramm, der Frehsil = 14,8948 Kilogramm, der Behaar = 223,422 Kilogramm = 492,563 engl. Pfund avdp. Der Behaar wird außer obigen Annahmen, nach englischen Nachrichten, auch zu 450, zu 445 und zu $437\frac{1}{2}$ engl. Pfund avdp. angegeben. Die Gewichte desselben im Zollamte sind in der Regel 2 bis 3 engl. Pfunde schwerer, als die des gewöhnlichen Verkehrs. Im Innern des Landes sind die Verschiedenheiten noch größer. — Aeltere Nachrichten geben den Behaar zu 405 Pfund französ. Marktgewicht an, was = 198,25 Kilogramm = 437,07 engl. Pfund avdp. wäre; ferner wird ein Behaar für rohes Eisen erwähnt, welcher angeblich = 420 holländ. Troy-Pfund, was = 206,71 Kilogramm = 455,72 engl. Pfund avdp. wäre. In der Praxis rechnet man 7 Frehsils von M. = 10 Frehsils von Betelfaki (s. d.), nach welcher Annahme der Behaar von M. zu circa 437 engl. Pfund avdp. auskäme. — Gold- und Silbergewicht. Das Bihk (Beak) hat $1\frac{1}{2}$ Wakeias. Die Wakeia hat 10 Koffalas zu 16 Karat. Der Miskal hat 24 Karat oder $1\frac{1}{2}$ Koffalas. 87 Wakeias sind dem Gewichte von 100 spanischen Silber-Piastern gleich, und hiernach wiegt die Wakeia 31,0153 Gramm = 645,302 holl. As = 478,642 englische Troy-Grän, das Bihk also 46,523 Gramm = 967,95 holländ. As = 717,96 engl. Troy-Grän.

Platzgebräuche. Der Kaffee wird pro Ballen von circa 274 Mokka-Pfund Netto, Häute pro 20 Stück, Schildkrötenschalen pro 1 Stück verkauft. Die Tara des (doppelt emballirten) Ballens Kaffee weist sich zu 18 wiener Pfund aus. — Der Kaffee wird gegen baar, fremde Waaren werden auf Zeit verkauft. Im letzteren Falle wird für contante Zahlungen ein

Disconto von 9 Procent gewährt. Die Zahlung bei Käufen auf Zeit wird in 3 Terminen oder an einem bestimmten Tage, je nachdem man übereinkommt, geleistet.

Mokka-Kaffee (angew. Bot.), s. Kaffeesorten.

Mokkadems, s. Nossairier.

Mokkastein (Min.), s. v. a. Mochastein (s. d.).

Moko (Säugeth.), s. v. a. Kerodon Moco Fr. *Cuv.*

Mokkurkalfi (nord. Myth.), s. v. a. Mökkurkalfi.

Moko, afrikan. Land u. Volksstamm, Ober-Guinea, am Meerbusen von Guinea.

Mokobodby, russ.-poln. Stadt, Gouv. Podlachien, nordwestl. von Siedlec; 450 E.

Mokoko (Säugeth.), Makiart, s. v. a. Lemur Catta *L.*

Mokosch (russ. Myth.), s. v. a. Makosch.

Mokoschin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; 140 Einw.

Mokosla (böhm. Myth.), Geber des Regens.

Mokotil, österr.-böhm. Dorf, Kr. Saatz, Herrsch. Linz; 170 Einw.

Mokra, ungar. Berg, arader Gespannschaft.

Mokrahora, österr.-mähr. Ansiedelung, Kr. Brünn, Gut Jechnitz; 190 Einw.

Mokra-Lhota, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Neuschloß; 240 Einw.

Mokranü, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, südl. von Kobrin.

Mokratz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-M.), Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Wollin; 130 Einw.; — 2) (Klein-M.), das.; 140 Einw.

Mokrau (Geogr.), 1) (Mokre), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Kritschen; in der Nähe eine Tropfsteinhöhle; 320 Einw.; — 2) preuß. Orte: a) Hauptgut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz, an der Ossa; 120 Einw.; — b) (Mokri), Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; 210 Einw.; — c) (Mokre), Pfarrdorf das., Kr. Pleß; Kalköfen, Steinkohlengruben; 950 Einw.; — d) (Klein-M.), Koloniedorf das.; 110 Einw.

Mokrausch, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Rokizan; 260 Einw.

Mokre, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; 140 Einw.

Mokrey, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 270 Einw.

Mokrin, ungar. Dorf, torontaler Gespannsch., nordwestl. von Komlos; 5250 Einw.

Mokro, europ.-türk. Flecken, Bosnien, Sandsch. Travnik, nordöstlich von Bosna-Serai.

Mokrolasetz (Geogr.), 1) (Alt-M.), österr.-schles. Kirchdorf, Kr. Troppau, Gut Stettin; 620 Einw.; — 2) (Neu-M.), Dorf das.; 250 Einw.

Mokrolohna (Zygotta), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; 460 Einw.

Mokronog, s. v. a. Nassenfluß.

Mokronos, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Krotoszyn; 290 Einw.

Mokronosy, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wogrowiec; 190 Ew.

Mokronowski, Stanislaus Kostka Bogorja, hervorragender polnischer Patriot, geb. den 10. Nov. 1761 in dem Dorfe Bogucice im dobrzyner Kreise. Er verlor seine Aeltern in früher Kindheit, erhielt aber an seinem Oheim Andreas M. einen sehr gebildeten und aufgeklärten Erzieher. Nachdem er in der Jesuitenschule in Warschau und im dortigen Kadettenhause den vorbereitenden Unterricht genossen, begab er sich zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien nach Paris. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland trat er in den Militärdienst und stand eine Zeit lang bei der reitenden Krongarde. Zwei Jahre später ging er wieder nach Frankreich, diente hier 10 Jahre in dem Regimente Royal-Allemand und avancirte zum Eskadronschef. Unterbrochen ward dieser Aufenthalt in Frankreich durch eine Reise, die er im Jahre 1781 im Gefolge des Herzogs von Nassau nach Konstantinopel machte. Als 1788 das Regiment Royal-Allemand Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück und ward daselbst sofort vom wyszogroder Kreise zum Landboten erwählt. Später zum Vicebrigadier unter dem Oberbefehl Wielhorski's ernannt, organisirte er in der Ukraine eine eigne Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt. Mit derselben sprengte er in dem darauf folgenden Feldzuge bei Zielence eine bedeutend stärkere feindliche Abtheilung, wofür er noch auf dem Schlachtfelde mit dem neu gestifteten polnischen Militär-Verdienstorden als erster Ritter desselben geschmückt ward. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zog er sich auf seine Güter zurück und vermählte sich hier mit der Fürstin Sanguszko. Während der Ereignisse des Jahres 1794 befand er sich gerade in Warschau, stellte sich hier sogleich an die Spitze eines großen Theils der Bürgerschaft und trug nicht wenig zur Vertreibung der Russen aus Warschau bei. Kurz darauf ward er zum Kommandanten der Hauptstadt ernannt, verfiel aber in eine schwere Krankheit, die ihn für längere Zeit zu allen Dienstverrichtungen unfähig machte. Als aber Unruhen in der Hauptstadt auszubrechen drohten, hielt ihn nichts auf dem Krankenbette zurück. Wiewohl ein Aderlaß die schlimmsten Folgen hätte haben können, so ließ er doch einen solchen an sich vornehmen und genas wirklich in soweit, daß er das Kommando wieder übernehmen konnte. Nun beruhigte er die Exaltirten, hielt die Ruhestörer im Zaum und unterdrückte alle Anschläge der mit den Fremden es haltenden Partei. So gelang es ihm, bis zur Ankunft Kosziuszko's die Ruhe in der Hauptstadt zu erhalten. Dann sandte ihn dieser mit einem Corps gegen die Preußen, über die er am 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang; darauf übernahm er das Kommando in Litthauen, wo aber Alles dermaßen zerrüttet war, daß er trotz der angestrengtesten Thätigkeit kein Resul-

tat errang. Auf die Defensive sich beschränkend, zeigte er aber auch hierbei die umsichtigste und scharfsinnigste Taktik, die auf Seiten Kosziusz-ko's die bereitwilligste Anerkennung fand. Aber seine Gesundheit war auf immer untergraben. Nach der dritten Theilung Polens, als sich bei ihm schon die Symptome der von den Aerzten vorausgesagten Lähmung zeigten, suchte er auf einer Reise nach Italien wieder Kräfte zu gewinnen; aber vergebens. Trotz zunehmender Gebrechlichkeit und von den qualvollsten Schmerzen heimgesucht, ging er noch im Jahre 1809 mit den polnischen Truppen nach Krakau und kehrte erst, nachdem das Königreich Polen proklamirt worden, nach Warschau zurück, wo ihm Kaiser Alexander die ehrendste Aufmerksamkeit bewies, aber ohne ihn für die russischen Interessen gewinnen zu können, denn sein Haus blieb nach wie vor der Sammelplatz aller Patrioten. Er † den 18. Okt. 1821.

Mokrosuk, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Gradek; 180 Einw.

Mokrowaus, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Sadowa; 280 Einw.

Mokrus, Herrscher der Bulgaren (s. d.) im 7. Jahrhundert.

Mokry, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Wittingau; 120 Einw.

Mok-Satins (engl., Waarenk.), starke, steife, glänzende Wollenzeuche, eine Art wollenen Damastes, dessen Einschlag, wie bei dem Satin, wechselweise über 4 Kettenfäden geht, wodurch das Gewebe ein atlasartiges Ansehen erhält; die Muster und Blumen sind jedoch dunkler und nicht so bunt, wie bei dem Satin. Die englischen Manufakturen von Norwich liefern diesen Zeuch sonst 16 englische Zoll breit, in Stücken von 26—30 Yards Länge, nach Holland, Deutschland, der Schweiz u. s. w.

Mokscha, europ.-russ. Fluß, Gouv. Tambow, entspringt im Gouv. Pensa, ist im Frühjahr schiffbar und mündet in den Oka, rechts.

Mokschansk (Mokschan, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Pensa; 95 □Meil., 60—70,000 E., die zum finnischen Stamm der Mordwinen gehören (Mokschanen); — 2) Hauptstadt das., an der Mokscha; 2 Kirchen; 4500 Einw.

Moktader, Khalif, s. v. a. Muktadir.

Moktadi, s. v. a. Mukhtadi.

Moktafi, s. v. a. Muktafi.

Mokuk, Fruchtmaß in Syrien, bes. in Aleppo, = 250 Rotoli à 720 Drachmen, enthält 837 Liter.

Mokusin (Bot.), in China, s. v. a. gemeiner Firnißbuff, Lysurus chinensis.

Mol, belg. Dorf, Prov. Antwerpen, südöstl. von Turnhout, an der Mol-Néthe; Tuch- und Wollzeuchweberei, Hut- und Spitzenfabrik; 4200 Einw.

Mol (Biogr.), 1) Peter van, niederländ. Maler, geb. 1580 zu Antwerpen, † 1650 zu Paris, Schüler A. Wolfart's und Rubens', führte in Paris, wo er eines der ersten Mitglieder der Akademie ward, mehre Gemälde, Historien und Bildnisse aus, die hoch im Preise standen, (z. B. Hagar mit Ismael in der Wüste; — eine Kreuzabnehmung; — der Täufer in der Wüste und A.). Im königl. Museum zu Berlin ist ein Gemälde von ihm, Jakob vorstellend, wie derselbe von seinem sterbenden Vater an der Stelle seines älteren Bruders gesegnet wird, wo der Ausdruck der über ihre List erfreuten Mutter vortrefflich ist. — 2) Wouther, niederländischer Maler, geb. 1786 zu Harlem, war erst H. van Brüssels Schüler, begab sich dann nach Paris zu David und machte in dessen Schule ausgezeichnete Fortschritte, weshalb ihm König Ludwig Bonaparte eine Pension bewilligte. Nach Napoleons Sturz kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er besonders die Werke der älteren niederländischen Meister studirte und sich dadurch im Kolorit vervollkommnete. Eines seiner späteren Werke, welches auf der Kunstausstellung zu Amsterdam 1818 Aller Augen auf sich zog, stellt Wilhelm I. von Oranien dar, wie er, umgeben von seinen trauernden Angehörigen und einigen Großen des Staats auf dem Todtenbette liegt. An dieses Werk reihten sich viele andere historische Gemälde und Bildnisse.

Mola (lat.), 1) (Ant.), Mühle; — 2) geröstetes und dann gemahlenes Mehl oder Schrot, welches man den Göttern opferte oder mit Salz vermischt (M. salsa) auf das Haupt des Opferthieres streute.

Mola (Geburtsh.), s. Mole.

Mola (Ichthyol.), s. v. a. Mondfisch (s. d.), Orthagoriscus mola *Schneid.*

Mola (Geogr.), 1) ital. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Terra di Bari, am adriat. Meer; Wein- und Oelbau; Hafen, durch ein Kastell geschützt; 8000 Einw.; — 2) M. di Gaeta, Flecken das., Prov. Terra di Lavoro, nordöstl. von Gaeta, gilt als dessen Vorstadt, an der Küste; 3000 Ew.; — 3) Flecken das., Insel Sicilien, Bez. Messina, südlich von Castroreale.

Mola (Biogr.), 1) Pietro Francesco, ital. Maler, geb. zu Coldra bei Mailand od. im comer Distrikte, 1621 (od. 1612), gest. 1668 (nach Pascoli 1666). Sein Vater, Johann Baptist, brachte ihm die Anfangsgründe der Kunst bei, dann ging er nach Rom zu Gius. Cesari, von da nach Bologna zu Albani, endlich nach Venedig, um Guercinos Werke zu studiren. Schon bei Cesari hatte er große Fertigkeit erlangt, Albani hatte aber größeren Einfluß auf seine Kunstrichtung. Seine früheren Werke erinnern in der allgemeinen Anlage und in den Charakteren ganz an Albani's Weise, und sind nicht selten noch wärmer und saftiger kolorirt. Später hatte Guercino Einfluß auf seine Kunstrichtung, u. von da an findet sich der Styl beider Meister vereint. Er blieb immerfort ansprechend, klar in der Komposition, doch nicht sehr geistreich. Der Ton seiner Färbung ist immer kräftig, warm, manchmal glühend, zuweilen aber auch etwas schwer und schwarz. Die Behandlung ist breit, die Ausführung sehr fleißig, und da er in Licht- und Schattengebung vollkommene Kenntniß besaß, so wußte er öfter schlagende Wirkung zu erzielen. Diese Vorzüge erregten Guercino's Eifersucht, und daher fand es M. gerathen, zum zweiten Male nach Rom zu gehen. Hier

gefiel seine in Venedig erlernte Weise außerordentlich, und sein Ruhm war daher bald gegründet. Er malte Mehres für die Päpste Innocenz X. und Alexander VII.; für ersteren malte er in der Kapelle Ravenna der Kirche al Giesu das Wunder Petri im Kerker und die Bekehrung des Saulus al Fresco. Der Papst Alexander stellte die von ihm gemalte Geschichte Josephs in seiner Gallerie auf Monte Cavallo auf, und die Erkennungsscene Josephs und seiner Brüder, jetzt im Quirinal, ist eines der schönsten Werke des Künstlers. Wenn einer der frühern Künstler das Bildniß eines Papstes nach dem Leben malte, mußte er kniend arbeiten. M. malte Alexanders Bildniß mit dem Hute auf dem Kopfe. Die Königin Christine von Schweden nahm ihn in ihr Gefolge auf, so wie sie auch mehre Bilder von ihm bewahrte. M.'s Name ward bald berühmt. Er stand auch im Begriffe, als Hofmaler Ludwig XIV. nach Paris zu gehen, als er in noch frischer Kraft starb. Man sagt, ein Rechtshandel mit dem Prinzen Pamfili habe ihn zu Tod geärgert. In den Kirchen und Palästen Roms sieht man noch mehre Gemälde von diesem Künstler, so wie auch in auswärtigen Gallerien, historische Darstellungen und schöne Landschaften mit Figuren, die man oft dem Albani zuzuschreiben geneigt war. Zu Mailand, alla Monachi della Vittoria, ist ein heiliger Johannes, in einer von C. Poussin gemalten Landschaft, und in der Gallerie des Louvre zu Paris sind 7 schöne Bilder von ihm, von Dr. Waagen, Kunst und Künstler III, 519, näher gewürdigt. In der k. Pinakothek zu München sind zwei vorzügliche historische Bilder mit lebensgroßen Figuren, und ein Bildniß. Andere sind zu Wien, und ein besonderes geistvolles und klassisches Bild ist jenes der Madonna mit dem Kinde Jesus in der esterhazi'schen Gallerie. Einige seiner Gemälde bewahrt auch die Gallerie der Eremitage in St. Petersburg. Mehre kamen nach England mit der Gallerie Orleans und der Gallerie des Palais-Royal. In der Gallerie zu Florenz ist sein Bildniß gestochen von Pazzi. Mehre seiner Werke wurden gestochen, theilweise sehr schön. Er selbst radirte auch einige Blätter, die Bartsch P. gr. XIX. 202 ff., 8. beschreibt. Sie sind in breiter Manier behandelt, kühn und geistreich, z. B. Joseph gibt sich in Aegypten seinen elf Brüdern zu erkennen; — Jesus bei der Samariterin am Brunnen; — Die heilige Jungfrau, sitzend mit dem Kinde auf dem Schooße, wie es ihr Milch aus der Brust drückt; — Die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; — Die Marter des heil. Andreas und A. — 2) Johannes Baptist, franz. Maler und Radirer, von Chartres gebürtig, nach Andern um 1620 in Lugano geb., † 1661. Er soll anfangs die Schule des S. Vouet in Paris besucht haben, ging später nach Bologna, um unter Albani seine Studien fortzusetzen, und dieser Meister bediente sich manchmal selbst der Hülfe M.s. Er geleitete den Albani nach Rom, als dieser die Gallerie Verospi malte, studirte daselbst auch die Werke großer Künstler, und als er nach Bologna zurückgekehrt, war besonders die Natur seine Lehrmeisterin. Er malte reizende Landschaften, die er mit historischen und mythologischen, meistens erotischen Scenen staffirte. Die von ihm gemalten Figuren sind indessen etwas steif, und deswegen malte ihm öfter Albani dieselben. Seine meisten Arbeiten blieben in Bologna und in Rom. In der Landschaft wurde er von einigen dem Meister noch vorgezogen. Beide Künstler scheinen aufs genaueste verbunden gewesen zu seyn. St. Picart stach nach ihm das Bildniß Albani's, und J. Prou eine Landschaft mit Hagar in der Wüste. M. radirte auch selbst Blätter, z. B. Judith mit dem Kopfe des Holofernes; — Susanna von den Alten im Bade überrascht, links Cupido in der Luft, nach H. Carracci. — 3) **Mola** oder **Molo**, **Caspar**, Medailleur von Lugano, arbeitete einige Zeit zu Florenz, wo er Abgüsse von geschnittenen Steinen, Medaillen u. s. w. mit großer Geschicklichkeit machte. Später ging er nach Rom, wo ihn die Päpste Urban VIII. und Alexander VII. beschäftigten. Urban trug ihm auf, eine Folge von päpstlichen Medaillen zu fertigen, theils nach vorhandenen Bildnissen, theils nach eigener Erfindung.

Molac, franz. Dorf, Dep. Morbihan, Bez. Vannes; 1500 Einw.

Molada (bibl. Geogr.), früher zu Juda, dann zu Simeon geschlagene Stadt in Palästina, an der südlichen Grenze, wahrscheinlich die idumäische Feste Malatha; später Station einer römischen Kohorte.

Mola genu (lat., Anat.), die Kniescheibe.

Molago Codri (Bot.), s. v. a. schwarzer Pfeffer, *Piper nigrum L.*

Molahn, See, s. v. a. Baktegan.

Molale, Insel, s. v. a. Mohilla.

Molanus, eig. Gerhard Walter, geb. zu Hameln 1633, zuerst Professor und Konsistorialrath zu Rinteln, seit 1667 Abt zu Loccum und Primas der calenbergischen Landstände, Präses des Konsistoriums zu Hannover, † 1722 den 7. Sept., spielte eine Rolle in den Versuchen zur Aussöhnung der Katholiken und Protestanten und verfaßte auf Befehl des Herzogs Ernst August von Br.-Lüneburg „den unmaßgeblichen Vorschlag, wie man sich sogar mit der römischen Kirche salva conscientia etc. vergleichen könne". Ein Glück für seine Stellung war, daß sich an Bossuets Forderungen die Versuche einer Union zerschlugen. Wenn auch die Gerüchte, die er durch eine Schrift: Nugae venales, seu refutationes calumniarum, 1698, zu widerlegen suchte, ihm manchen falschen Vorwurf wegen seiner Rechtgläubigkeit und Moralität machten, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er die wichtigsten Lehren des Protestantismus preisgab, indem er sie der Entscheidung eines Koncils anheimstellte. Für seine Gesinnung spricht auch, daß er den Uebertritt der Prinzessin Elisabeth zur katholischen Religion in seinem „Responsum wegen einer hohen Person Religionsänderung" 1705 widerrieth.

Molar, el, span. Flecken, Kastilien, Prov. Madrid; vorzügliche Mineralquellen; 1140 E.

Molares dentes (Anat.), s. Zähne.

Molares nervi (Anat.), nach Einigen die Wangen- und Backennerven, der Nervus facialis, s. Facialis nervus.

Molarissen, im Handel hie und da die languedocischen Mandeln.

Molasse (Geognos.), 1) s. v. a. Molassegruppe (s. d.); — 2) ein einförniger meist grauer Sandstein in der Schweiz (der Löwe von Luzern ist aus demselben gehauen), von dem die ganze sonst tertiär genannte Molassegruppe ihren Namen erhalten hat.

Molassegebilde (Geognos.), s. v. a. Molassegruppe (s. d.).

Molassegruppe (Geognos.), nach dem in der Schweiz Molasse genannten Sandsteine, ist 1) im Sinne der schweizerischen Geognosten s. v. a die gesammte Schichtenfolge, welcher Lyell den Namen der miocenen und der pliocenen Bildungen (s. unten) gegeben hat. — 2) Nachdem durch das Aufgeben der Benennungen primäres und sekundäres Gebirge auch der Name tertiäres Gebirge (Terrains tertiaires, Tertiary rocks) unhaltbar geworden ist, s. v. a. die Gesammtheit aller über der Kreidegruppe und unter den Diluvialgebilden abgelagerten und bisher als tertiär bezeichneten Sedimente, die sonst auch thalassische Formationen, Braunkohlengruppe, Formation des plastischen Thons, Terrains de sédiment supérieur, Supercretaceous group, Terrains epicrétacés genannt worden sind.

A. Die Hauptgesteine der Gruppe sind deutlich geschichtete und meist horizontal abgelagerte Kalksteine, Mergel, Sand, Sandsteine, Konglomerate und Thone, zu denen auch noch Quarzgebilde kommen. Sie sind meistens mechanische Meeres- und Süßwasserbildungen von geringer Festigkeit, so daß es scheint, als ob sie nie einem bedeutenden Drucke ausgesetzt gewesen wären. Nur einzelne Gesteine sind von größerer Festigkeit. Die hierher gehörigen Schichten sind überall verbreitet, aber nirgends in so großen zusammenhängenden Massen, wie die Schichten der älteren Gruppen, sondern überall sporadisch auftretend, als ob die Ablagerungen immer nur innerhalb kleinerer Becken Statt gefunden hätten, oder als ob durch nachfolgende Erdrevolutionen der ursprüngliche Zusammenhang der Bildungen unterbrochen worden wäre. Unter allen Gruppen enthält diese die meisten organischen Reste und zwar die ersten von Geschöpfen, die ihr Leben bis in die Jetztzeit gefristet haben und hiernach hat schon Deshayes die sämmtlichen Tertiärgebilde unterschieden in: a) erste Gruppe (Becken von Paris, London, Theile der Ablagerungen um Bordeaux, Gegenden in Belgien, Italien &c.) mit 1400 Molluskenarten, von denen 0,03 noch lebende sind; — b) zweite Gruppe (Faluns de Touraine, Becken von Bordeaux, Dax, Wien, Ungarn, Polen &c) mit 800 Mollusken, worunter 0,18 noch leben; — c) dritte Gruppe (Subapenninenhügel, Sicilien, Perpignan, Morea &c.) mit 700 Mollusken, von denen 0,52 noch leben. Bronn bildet nach dem nämlichen Princip zwei Abtheilungen: a) die ältere (untere Schichten des pariser Beckens, London, subalpinische Formationen in Italien) mit 0,66 eigenthümlichen Species, von denen 0,04 noch leben; — b) die jüngere (Subapenninenformation, obere Schichten von Paris, Crag, Molasse, Nagelfluh, Tegel, Suberze, wiener und mainzer Becken, Kressenberg) mit 0,55 eigenthümlichen Species, von denen 0,40 noch leben. Elie de Beaumont erhielt entsprechende Abtheilungen, indem er jede in die Ruheperiode zwischen zwei Gebirgshebungen verlegte: a) Untere: Plastischer Thon, Grobkalk und Gyps, obere Meeresmergel mit den Säugethierresten von Montmartre; — b) mittlere: Sandstein von Fontainebleau, obere pariser Süßwasserformation, Faluns, Molasse, Nagelfluh mit Paläotherien von Puy u. Orleans, Lophiodonten, Anthrakotherien, Mastodonen, Rhinoceros, Hippopotamus u. Kastor; — c) obere: altes Schuttland der Bresse, Oeningen, Helixsandstein von Aix, oberer Meereskalk von Montpellier, mit Elephanten, Hyänen u. Bären. Lyell endlich unterscheidet: a) eocene Bildungen mit 4—17 Procent Petrefakten noch lebender Arten; — b) miocene mit 17—35 Procent und — c) pliocene Bildungen mit mehr als 35 Procente noch lebender Arten. Letztere Abtheilung trennte er später noch in eine untere (pliocene) und eine obere (pleistocene).

Die Reihenfolge der Schichten mit ihren freilich noch nicht überall hinlänglich festgestellten Parallelbildungen und Aequivalenten ist von unten nach oben diese:

1. Eocene (eocäne, ἠώς, Dämmerung, und καινός, neu) Bildungen. Als tiefste Glieder dieser Formation dürften die Nummulitengesteine zu betrachten seyn, obgleich ihre Stellung noch nicht überall vollständig gesichert ist u. namentlich Pilla u. A. sie mit den tiefergelegenen Taviglianazsandsteinen (grün, versteinerungsleer, oft mit Feldspath-, Hornblende- und Zeoliththeilchen, weshalb von Studer für eine Tuffbildung gehalten; in der Schweiz) und den Fukoideengesteinen (Alberese u. Macigno, s. Kreidegruppe) zu einer besondern Gruppe vereinigen, welche Hetrurformation oder hetrurisches System genannt wird und den Uebergang von der Kreide- zur Molassegruppe vermitteln soll. Am sichersten scheint es, mit Ewald die Nummulitengesteine (Sand- od. Kalksteine, die oft ganz aus Nummuliten bestehen) mit kugeligen Nummuliten, also auch das von Tallavigne so benannte Terrain Alaricien, den bündtner Schiefer (schwarze und graue in schwarze Thonschiefer und Glimmerschiefer übergehende Mergelschiefer der graubündtner Alpen mit untergeordneten dunkeln Kalken und Sandsteinen und mit Turriliten (T. Bergeri), Nummuliten, Pectiniten, Echiniten, Ostreen, Belemniten, Fischen und Fucus aequalis und Targionii), den Alberese und Macigno nebst Scaglia, den Karstkalkstein (s. d.) zur Kreide zu rechnen (die Stellung des wiener und des Hügelsandsteins ist noch unsicher) und als eocen nur jene Nummulitengesteine mit linsenförmigen Nummuliten zu betrachten. Sie bilden Ewalds mittlere oder Hauptzone der Nummuliten und Leymerie beschreibt jene der Corbières und der Montagne noire als aus Mergel, Sandstein, Pudding, Mergel (von Albas), dichtem Kalkstein (von Laquasse), schwar-

zem Mergel (von Couiza), dichtem Kalkstein, sandigem Kalkstein und kalkigem Sandstein (von Conques u. Montolieu) bestehend, mit Nummulites, Alveolina, Miliolites, Turbinolia, Spatangus, Terebratula, Ostrea, Lucina, Crassatella, Turritella, Venericardia, Nerita, Fusus, Cerithium, Natica. Aequivalente sind die Süßwasserschichten (schwarzer, mergeliger Kalkstein und weißer und gelber Kalkstein) von Montolieu mit Physa, Limnäa, Bulimus, Cyclostoma, Paludina, Melania und Ostreen. Parallelbildungen sind die Pisolithenkalke Frankreichs, die Dolomite, Terebratelmergel, Echinodermen- und Nummulitenkalke des Adourbeckens, die Foraminiferenmergel von Charleston in Nordamerika (mehre hundert Fuß mächtig, jeder Kubikzoll mit Myriaden wohlerhaltener mikroskopischer Kalkforaminiferenschalen), der Hochgantsandstein der luzerner Alpen, der auf dem Alaricien liegende Iberien, die kressenberger Schichten mit Bohnerzen, in Aquitanien der Sand von Royan und der Grobkalk von Medoc, der Orbitoidenkalkstein (zuunterst Sand und Mergel mit Ostrea sellaeformis, Spondylus Cardita, Solarium, Nautilus, dann weißer verwitterter Kalkstein mit Zeuglodon, Kalk mit Nummuliten oder Orbitoiden, endlich Sand und Thon ohne Fossilien) von Alabama, der Physakalk mit Physa gigantea, im Süßwassergebilde Nord- und Westfrankreichs und vielleicht auch die Schichten von Stradella bei Pavia. Außerdem kennt man Nummulitengesteine überhaupt in den meisten mediterraneischen Ländern, an mehren Punkten Nordamerika's und in Persien. Auch der Roncatuff, ein kalkhaltiger Basalttuff im Vicentinischen, gehört hierher. Schichten von Basalttuff und Konglomerat wechseln mit Bänken dichten Kalksteins u. beide enthalten Petrefakten (Nummulites nummiformis, Asträa, Pecten, Pectunculus, Lucina, Cassidulus, Helix damnata, Monodonta, Turritella, Solarium, Ampullaria, Melania, Nerita, Natica, Conus, Cypräa, Voluta, Marginella, Cassis, Terebra, Cerithium, Fusus, Rostellaria) und endlich findet wohl auch das auf dem Pläner befindliche Pyropenlager von Meronitz seinen Platz. Zu unterst befindet sich das bauwürdige Granatenlager, ein thoniges Konglomerat mit vorherrschenden dolomitischen Kalkknollen und außerdem Trümmern von Serpentin mit Pyrop, Talk, Speckstein, Porzellanerde, Glimmer, Granit, Granulit, Gneiß, Glimmerschiefer, Kieselschiefer, Quarz, Opal 2c., dessen Bindemittel oft in Vitrit übergeht und auch als solcher außer den genannten Fragmenten zahlreiche ganze oder frisch zerbrochene Pyropen enthält und daneben viele kleine in Eisenkies umgewandelte Kreidepetrefakten, die sich hier offenbar gleich den Pyropen auf sekundärer Lagerstätte befinden. Darüber liegen Thon- und Kalkmergel, ein sandiges Granatenlager, Kalk mit Plänerfragmenten und zu oberst Letten mit dünnen Kohlenschichten.

Das aufwärts folgende Glied der eocenen Bildungen ist die Braunkohlenformation, die Volger für Norddeutschland wegen ihrer Bernsteinführung Bernsteinformation genannt wissen will. Nicht alle Braunkohlenablagerungen (Carlsbad, Teplitz, Zittau, Bautzen, Muskau, Coldiz, Leipzig, Halle, Merseburg, Weißenfels, Zeitz, Artern, Frankenhausen, Kaltennordheim, Kassel, Bonn, Frankfurt, Adourbecken, Toscana, Monte Bolca 2c.), sondern nur die meisten sind eocen und in der Regel bestehen sie von unten nach oben aus: a) Braunkohlensandstein, einem oft sehr festen Kieselsandstein, meist mit vielen Landpflanzen (Phyllites cinnamomifolius, pachydermis, furcinervis, trivialis, rhamnoides, basinervis, subserratus, Flabellaria Latania, Zapfen und fossilen Holzstücken); — b) weißem Sand und sandigem od. plastischem Thon, manchmal mit Quarzsandsteinkonkretionen; — c) Braunkohle, manchmal mit Thon- oder Schieferthonlagen und dadurch in Flötze gesondert. Die obere Grenze ist oft sehr uneben. Die Kohle selbst ist theils erdig, theils kompakt, dicht, blätterig, selbst in Pechkohle übergehend, besonders in der Nähe von Basalten, auch oft bituminöses Holz enthaltend, zuweilen auch Bernstein, Bernerde, Honigstein, Eisenkies, Thoneisenstein; — d) Schieferthon mit Pflanzenabdrücken, besonders von Dikotyledonenblättern, manchmal auch Lager und Knollen von Thoneisenstein; — e) Braunkohlenthon und Sand, beide weiß, oft unregelmäßig geschichtet, letztere zuweilen in Sandstein, in Kies oder in Konglomerat übergehend. Bei Häring in Tyrol besteht die Formation aus einem Wechsel von Konglomerat, Mergel und Stinkstein, in welche die Kohlen bis 34′ mächtig eingelagert sind. Die Schichten enthalten Reste von Landpflanzen und von Meeresmuscheln (namentlich Rostellaria pes anseris). Parallel ist die in Norddeutschland weit (Mecklenburg, Lauenburg, Neuvorpommern, Lübeck, Brandenburg, Königsberg, Berlin, Magdeburg) verbreitete Bildung des Septarienthons mit vielen Septarien und den sogenannten mecklenburger od. sternberger Kuchen, versteinerungsreichen Konkretionen, von deren 118 fossilen Mollusken 71 mit denen des Londonthons übereinstimmen. Dieser, auch Plastic clay, plastischer Thon, genannt, der allerdings auch von Einigen für miocen gehalten wird, bildet im londoner und pariser Becken das Tiefste der Molassebildungen. Zunächst über der Kreide wechselt er mit Bänken von Sand und Kies (abgerundeten Quarz- und Feuersteinbrocken), die nach und nach kalkigen Lagen, die oft ganz aus Septarien bestehen, Raum machen. Der Thon selbst ist blau und schwärzlichgrau, und äußerst bildsam. Viele Petrefakten sind die des Grobkalks, daneben aber finden sich Krokodile und Schildkröten und auf der Insel Sheppey zahllose nußartige Früchte, die denen der Kokospalme u. anderen Tropenpflanzen sehr ähnlich sind. Das Gebilde erreicht im londoner Becken manchmal 1200′ Mächtigkeit. Im pariser Becken besteht die Bildung aus wechselnden Lagen von Mergel, Sand, Sandstein und plastischem Thon, der manchmal durch ein Kalkkonglomerat ersetzt wird, welches eben so wie die übrigen Schichten Reste von Süßwas-

ser= und Landthieren führt (Tapirotherium, Anthracotherium, Sciurus, Vulpes, Viverra, Lutra). Manchmal erscheinen auch Braunkohlenflötze. Entsprechende Bildungen finden sich auch bei Antwerpen, Brüssel u. Boom, Blaye, Valogne. Parallelgebilde sind außerdem der untere Schotter des wiener Beckens, nach Beyrich die Salzgebirge von Wieliczka (s. d.), der dünnplattige dichte Kalkstein des Monte Bolca (Bolcakalk, Ichthyolithenkalk mit seinem endlosen Reichthume an Fischen (Piscina Maffei, s. d.) nebst dem belluneser Sandstein und den Kalken des Libanon.

II. Miocene (μείων, weniger) Bildungen. Hieher gehört die Hauptmasse der schweizerischen Molasse und Nagelfluh, der Grobkalk, die Tegelformation und nach Einigen auch der Londonthon mit dem parallelen Septarienthon, sämmtlich Parallel- oder Aequivalentgebilde, denen besondere Namen beigelegt worden sind. Das unterste Glied der Miocenbildungen ist der Grobkalk, Calcaire grossier (vgl. Grobkalkformation, wo freilich nach dem damaligen Stande der Kenntniß der Verhältnisse, in welchen die Tertiärgebilde zu einander stehen, diesem Gliede eine andere Stellung angewiesen wurde), der vielfach auch als Cerithien- und Orbitulitenkalk bezeichnet wird und über welchem zunächst die Cytherenmergel u. die Meulière des pariser Beckens und die ihnen entsprechenden Littorinellenkalke (mit Littorinella acuta) Nassau's liegen. In gleichem Niveau, dem auch der Londonthon (s. oben) angehören soll, befinden sich auch noch ausgedehnte Braunkohlenablagerungen und das am nördlichen Fuße der Alpen, zwischen diesem und dem Jura und in Oberschwaben mächtig entwickelte Molassegebilde (Subalpinische Gruppe). Es besteht aus grauem feinkörnigem Sandstein, Molasse (s. d.) genannt und Nagelfluh, einem Konglomerat, welches durch ein mergeliges oder sandsteinartiges Bindemittel abgerundete, in den unteren Theilen der Schichten größere, in den oberen kleinere Fragmente von Kalkstein, Quarz, auch Granit, Syenit, Porphyr, Gneis, Glimmerschiefer, Serpentin, Gabbro, Grünstein 2c. verkittet. Untergeordnet erscheinen Lagen von Sand, Thon, Mergel, Süßwasserkalk und Braunkohle. Der Sandstein von geringer Festigkeit, woher sein Name, ist oft reich an Schalthierpetrefakten und Haifischzähnen, besonders in den oberen Lagen, die deshalb Muschelmolasse oder Muschelsandstein heißen. Die Nagelfluh wechselt bald mit den Sandsteinschichten, bald tritt sie stockförmig auf. Der Rigi besteht aus Nagelfluh. In den oberen Lagen (am Molièreberg zu Estavayer bei Neuenburg, Baltringen bei Biberach 2c.) finden sich neben den genannten Petrefakten auch Reste von Säugethieren (Elephant, Rhinoceros, Hyäne, Pferd, Hirsch, Wallroß, Manati, Delphin). Als Muschelbreccie mit meist zerbrochenen Schalthierresten (Cerithium, Turritella, Conus, Voluta, Natica, Nerita, Chama, Pecten, Cardium, Ostrea, Arca, Patella 2c.) zieht sich das Gebilde vom Klettgau am Randen her ins Hegau, dann weiter ins Donauthal und erscheint vereinzelt noch bei Ulm, Dillingen und Passau. Die Braunkohlenlager der Molasse sind oft mächtig genug, um mit Vortheil abgebaut zu werden (Elgg, Käpfnach, St. Staphorin, Peissenberg, Tegernsee, Miesbach 2c.). Sie sind von Thon, bituminösem Süßwassermergel oder Kalkstein begleitet und enthalten andere Pflanzen als die eocenen Braunkohlen, Planorben, Limnäen, Unionen und Cycladen und namentlich charakteristisch den Leuciscus papyraceus. Zu diesem Niveau gehören auch die Braunkohlen des mainzer Beckens und der Wetterau, Niederhessens, des Siebengebirges, die von Kommothau und Malsch in Böhmen, und von der Insel Iliodroma. In unmittelbar höherem Niveau liegt bei Turin die Superga, glimmerreiche Mergel, wechselnd mit Sand und Sandstein. Die wichtigsten Petrefakten dieser Bildung sind Nautilus Pompilius, Turitella, Trochus, Ampullaria, Melania, Natica, Conus, Cypräa, Oliva, Voluta, Nassa, Murex, Terebra, Pyrula, Dentalium. Das oberste Glied der Miocenformation ist der Tegel (Tegelformation), so benannt nach einem bis 200′ mächtigen lehmigen Thone mit stockförmiger Sandmasse, der in der Gegend von Wien auf dem Schotter (eocen) liegt. Nach Partsch besteht er im wiener Becken aus unterem Tegel, gelbem Sande mit Ostreen, Cerithien (C. pictum) oberem Tegel voll Schalthiere mit Braunkohle und kalkiger Breccie, auf welcher der pliocene Leithakalk liegt. Nach Reuß ist das Tiefste dieses Beckens Molasse und Mergel von St. Pölten, worauf der Kalkstein vom Waschberge bei Stockerau (mit Korallen, Nautilen, Nummuliten) und eine wasserführende Sandschicht folgt, auf welcher der Tegel von Wien und Brünn (über 100 Lachter mächtig mit Sand- und Schotterschichten, Melanopsis marbiniana, Congeria subglobosa, Acerotherium incisivum, Braunkohle) liegt. Sodann folgen aufwärts bis zum Leithakalk: Sand mit Schotter, Mergel und Grobkalk (Cerithium pictum, C. inconstans, Cardium Vindobonense, Venus gregaria), Tegel von Baden und Möllersdorf, Sand mit Fischresten von Neudorf, mit Korallen zu Eisenstadt, Tegel mit unteren Leithaschichten und Foraminiferenbänken von Nußdorf. Dem Tegel parallel sind wahrscheinlich noch die Faluns, muschelreiche Meeresablagerungen, die besonders in Frankreich längst zum Mergeln der Felder verwendet worden sind, woraus die großen Falunières (Muschelerdegruben) der Turaine entstanden. Die Faluns der Turaine bestehen nach Dujardin zuunterst aus Thon mit Knoten von Eisenoxydhydrat, Sand und Kieselpudding, sodann Quarz, theils Meulière, theils mit Thon gemengt, Süßwasserkalk, reich an Muscheln, endlich Faluns von Meerconchilien, mit Mastodon angustidens, Palaeotherium magnum, Anthracotherium, Dinotherium, Rhinoceros, Hippopotamus, Hirsch, Manati, Krokodil. Die F. von Dax bestehen nach Grateloup aus bläulichem Sande, mit Meermollusken und Meersäugethieren, gelbem Sande mit Meeresmuscheln, Sand und Kies ohne Versteinerungen und zu oberst aus Sandstein ohne Versteinerungen.

Hierher zieht man auch den Calcaire Moëllon von Montpellier, Narbonne rc., aus welchem in jener Gegend viele Bauten des Alterthums, z. B. die Arena von Nismes, bestehen. Die Faluns des Adourbeckens hat Delbos am genauesten geschildert. Sie sind zu unterst gelbe F., bestehend aus Sand mit Potamiden und andern Arten der Flußmündungen (Lucina, Cytherea, Chama, Mytilus, Melanopsis, Neritina, Cerithium, Pyrula), gelben Faluns von St. Paul, Kalken mit Cardita Jouaneti, Cythereen, Pektiniten, Ostreen rc., sodann blaue F., bestehend aus sandigen, auch kiesigen Mergeln (Echinus, Lunulites, Panopäa, Cytherea, Nautilus, Fischzähne, Cetaceenknochen), blauen, feinen Mergeln (Natica maxima, Ampullaria, Trochus, Turbo, Delphinula) und muschelreichen Kalksteinen von bläulicher Farbe (Asterias laevis, Fibularia ovata, Nummulites, Miliolites, Trochus, Turbo Parkinsoni, Delphinula, Pecten, Crassatina tumida). Diese Faluns werden von Einigen zu den Pliocenbildungen gerechnet und mit den an Säugethieren reichen Schichten von Mainz (Eppelsheim rc.) zusammengestellt. Sie bestehen unten aus grobem Sandstein, der nach oben in Sand übergeht, und enthalten Dinotherium, Rhinoceros, Tapirus, Hippotherium, Sus, Cervus, Felis, Gulo, Agnotherium, Acerotherium, Chalicotherium, Pugmeodon, Mastodon longirostris rc. Zu den Miocenschichten werden meistens noch gerechnet die Süßwasserquarze über der böhmischen Braunkohle von Falkenau mit Limnäen, Planorben, Paludinen und wohl erhaltenen Pflanzenresten, ferner manche Polirschiefer, dann die von Orchini so benannte Macignomolasse, ein dichter Sandstein Mittelitaliens, welcher durch unmerkliche Abstufungen in Gyps übergeht und Abdrücke von Dikotyledonenblättern enthält. Endlich müssen erwähnt werden die Miocenschichten von Alabama, wechselnde Schichten von Kalkstein, Sand und Sumpfeisenstein, in denen am Sintaboughflusse Koch und Harlan die Reste des Hydrarchos (Zeuglodon) auffanden. Nach Geinitz enthalten diese Schichten noch Nautilus Zigzag, Turritella imbricata, Natica epiglottina, N. Josephinia, Rostellaria fissurella, Fusus tuberculosus, F. costulatus, Pyrula nexilis, Cassidaria ambigua, Siliquaria vitis, Calyptraea trochiformis, Dentalium thalloides, Corbula striata, C. oniscus, Crassatella protexta, Nucula margaritacea, Pectunculus pulvinatus, P. pilosus, Avicula trigonata, Spondylus dumosus, Ostrea spathulata, Turbinolia Kochii, Nummulites Mantellii etc., im Ganzen 53 Molassearten, von denen 21 den unteren, 20 den mittleren, 4 den oberen Tertiärbildungen Europa's entsprechen.

III. Pliocene (πλείων, mehr) und pleistocene Bildungen, auch Terrain tertiaire supérieur, Quaternärformation nach Desnoyers und Reboul oder subjurassische oder Subapenninenformation genannt. Abgesehen von den Gliedern, die schon unter den miocenen Gebilden aufgeführt und als solche bezeichnet worden sind, die von manchen Geognosten hierher gestellt werden — auch der Bolkakalk wird manchmal noch für pliocen gehalten — besteht die Formation aus folgenden, theils parallelen, theils von unten nach oben aufeinander folgenden Gliedern: Zunächst auf dem Tegel erscheint der Leithakalk abgelagert. Aus ihm besteht hauptsächlich das Leithagebirg südöstlich von Wien. Er enthält zahlreiche Reste von Seegeschöpfen, Muscheln, Haifischzähnen, Schildkröten, oft besteht er ganz aus Korallen und stellt eine versteinerte Korallenbank dar. Mitten unter den Meerthierresten zerstreut liegen Reste von Landsäugethieren (Dinotherium, Anthracotherium, Mastadon, Cervus, Ovis). Ziemlich gleichalterig scheint der Bündemergel zu seyn, der in Hessen und Westphalen verbreitet, zu unterst aus lockeren sandigen Kalkmergeln mit grünen Theilchen und unzähligen kleinen Zoophyten=, Muschel= (Terebratula grandis) und Echinitenbruchstücken, zu oberst aus grauen sandigen Mergeln mit vielen versteinerungsreichen Geschieben älterer Formationen besteht. Bei Kassel (kasseler Schichten) tritt er als eisenschüssiger und mergeliger Sand mit vielen Meeresmuscheln auf, unter denen die Hälfte ungefähr noch lebende Arten sind. Bei Radobaj in Kroatien liegen auf dem Leithakalk graue Mergel und sandige Schiefer mit Schwefellagen oder Knollen. Die zahlreichen Pflanzen= und Insektenreste haben die größte Aehnlichkeit mit jenen der öninger Kalkschiefer. Die meisten in diesen Stinkkalken liegenden Pflanzenreste sind Dikotyledonen aus noch lebenden einheimischen Gattungen, die Species aber stimmen nur mit südeuropäischen und nordamerikanischen überein. Meist sind sie Laubhölzer (Salix, Populus, Acer, Rhamnus, Tilia, Ulmus, Juglans, Diospyros, Gleditschia, Liquidambar, Taxodium, dann Potamogeton, Isoëtes, einige Gräser und Farren). Die Fische sind nach Agassiz Leuciscus oeningensis, pusillus, heterurus, Esox lepidotus, Tinca furcata, leptosoma, Gobio analis, Cobitis cephalotes, centrochir, Rhodeus latior, elongatus, Aspius gracilis, Anguilla pachyura, Cottus brevis, Perca lepidota, Lebias perpusillus, Acanthopsis angustus. Dazu kommen Emyden u. eine Chelydra (Ch. Murchisoni), Cryptobranchus Scheuchzeri (Homo diluvii testis, s. d.), und einige der Gattung Vulpes angehörige Reste. Etwas jünger vielleicht ist der dem Londonthone aufgelagerte Bagshotsand, Sand und Sandstein meist aus zerbrochenen Schalen von Meeresmuscheln bestehend und der parallele Krag in Suffolk, 30' mächtig und aus Sand und Kies mit vielen Meeresmuscheln, die meist denen der oberen Schichten des pariser Beckens (s. d.) ident sind, bestehend. — Ungefähr gleichalterig ist die Subapenninenformation, die am mächtigsten und bezeichnendsten in Oberitalien entwickelt ist und eine zusammenhängende Hügelkette, die subapenninische, längs der Apenninen von Asti in Piemont bis Monteleone in Calabrien zusammensetzt, aber auch hoch in das eigentliche Gebirge hinaufreicht. Sie besteht aus sandigem Mergel mit Nagelfluhschichten, auf dem blauer thoniger Mergel u. darüber gelber, etwas thoniger Sand mit vielen Meeresmuscheln liegt. Von den ungefähr 700 Species

(namentlich Turbo rugosus, Trochus magus, Solarium variegatum, Tornatella fasciata, Pleurotoma vulpecula, rotata, Fusus crispus, Buccinum prismaticum, semistriatum, Mitra plicatula, Cassidaria echinopora, Cytherea exoleta), deren Farben oft erhalten und nur etwas gebleicht sind, leben noch 40 Procent. Mit ihnen erscheinen Elephanten, Rhinoceroten, Delphine, Balänen, auf deren Knochenresten noch Austern und Balanen sitzen. Die nämlichen Landsäugethierreste kommen auch mit Planorben und Limnäen in den Süßwasserbildungen der Formation vor. Als parallel werden betrachtet die Süßwassergebilde des Arnothals bei Figline und die von Hohenhöwen im Hegau, mit Anodonta, Limnäa, Planorbis, Paludina, Nerita und Testudo antiqua. Ebenfalls parallel dürften die **Pliocenschichten der Sewalikhügel** seyn, in denen **Falconer** und **Cautley** Reste von Affen, Anoplotherien, Hippopotamen, Rhinoceroten, Mastodonten, Elephanten, Pferden, Schweinen, Kameelen, Moschusthieren, dem merkwürdigen Sivatherium, Hyänen, Bären, Hunden, Katzen, sodann ungeheuren Mykterien, Gavialen (bis 60′ lang) und Schildkröten (Colossochelys, 20′ lang) auffanden. — An diese Bildungen scheint sich die untere Abtheilung von **Murchisons kaspischer Formation** oder **Formation des Steppenkalks** anzureihen (bräunlicher, fast ganz aus Muscheltrümmern bestehender Kalkstein, mit Mergel-, Thon- und eisenreichen Schichten und Cardium subcarinatum, incertum, acardo, crassatellatum, sulcatinum, Mytilus polymorphus, rostriformis, apertus, in den Umgebungen des kaspischen Meeres weit verbreitet), während die obere eben so wie die obersten Subapenninenschichten schon dem Löß angehören dürften. — Endlich wird noch hierher gerechnet der älteste Theil des noch fort und fort sich bildenden **Travertins** und **Collegno's Antignanosandstein.**

B. Besondere Einschlüsse finden sich in der M. außer den Salzlagern von Wieliczka, den Pyropen von Meronitz, dem Bernstein der norddeutschen Braunkohlenformation u. dem Schwefel von Radoboj und den überall zerstreuten Eisenkiesen nicht. Die Gesteine selbst dienen als Baumaterial (Grobkalk von Paris, Molassesandstein, Moëllon :c.), die Thone zur Töpferei, die Braunkohlen als Brennmaterial, der Tripel als Polirmittel und die Faluns zum Mergeln der Felder. Als gleichzeitige Eruptivgesteine mögen die Trachyte und Phonolithe zu betrachten seyn, während die etwas jüngeren Basalte zur Deluvialzeit die schon erhärteten Molassegesteine durchbrachen und hoben.

C. Der **paläontologische Charakter** der **Eocenschichten** prägt sich aus in 13 Arten Nipadites, 13 Cupressites, 10 Hightea, 8 Cupanoides, 7 Tricarpellites, 25 Faboidea, 18 Leguminosites, 19 Turbinolia, 6 Valvulina, 17 Quinqueloculina, 11 Nummulina (N. stellata und complanata), 11 Nummulites (N. lenticularis, Echinus elegans, Clypeaster varians, Scutella Brongniarti, Scutellina nummularia, Cassidulus lenticularis, Nucleolites testudinarius), 7 Schizaster (S. major), 7 Spatangus (S. obesus, invertus), 12 Terebratula (T. sufflata, Venei), 4 Anomia, 46 Ostrea (O. cymbula, edulis, multicostata, gigantea), 9 Pecten (P. squamula, plebejus, imbricatus), 7 Limula (L. dilatata), 7 Avicula (A. arcuata), 15 Modiola (M. acuminata), 37 Arca (A. angusta), 28 Pectunculus (P. pulvinatus, brevirostris), 8 Trigonocölia (T. deltoidea), 32 Nucula (N. pella, fragilis), 7 Chama (C. gigas), 16 Cardita (C. planicosta), 17 Venericardia (V. minuta), 10 Astarte (A. donacina), 7 Isocardia (I. harpa), 31 Cardium (C. asperulum), 41 Lucina (L. albella), 18 Crassatella (C. ponderosa), 24 Venus (V. lucinoides), 37 Cytherea (C. convexa), 20 Tellina (T. carneola), 9 Acropagia (A. lamellosa), Gastrochaena gigantea, G. elongata, 14 Erycina (E. elegans), 12 Mactra (M. semisulcata), 28 Corbula (C. rugosa), Panopaea intermedia, 9 Teredo (T. Burbini), 8 Clavagella (C. bacillum), 21 Dentalium, 9 Sitiquaria (S. lima), 7 Emarginula (E. clathrata), 10 Pileopsis (P. crispa), 37 Natica (N. acutella), Deshayesia parisiensis, 10 Nerita (N. globosa), 11 Neritina (N. elegans), 12 Actäon (A. crenatus), 8 Pasithea (P. aciculata), 15 Melania (M. fragilis), 23 Scalaria (S. costellata), 39 Turritella, (T. abbreviata), 14 Rissoa (R. buccinalis), 27 Turbo (T. denticularis), 17 Delphinula (D. biangulata), 26 Solarium (S. patulum), 5 Bifrontia, 6 Phorus (P. confusus), 31 Trochus (T. giganteus), 8 Melania (M. fasciata), 25 Paludina (P. atomus), 147 **Cerithium** (C. Venei, acutum), 9 Rostellaria (R. columbaria), 10 Strombus (S. giganteus), 14 Tritonium (T. angustum), 37 Murex (M. bispinosus), 116 Fusus (F. latus), 18 Cancellaria (C. crenulata), 18 Buccinum (B. ovatum), 61 Voluta (V. affinis), 41 Mitra (M. cancellaria), 17 Marginella (M. pineum), 13 Ancillaria (A. canalifera), 16 Oliva (O. flammulata), 15 Conus (C. corculum), 22 Bulla (B. conica), 25 Cyclostoma (C. conoidea), 19 Helix (H. dubia), 10 Nautilus (N. nobilis), 4 Beloptera, 11 Spirorbis (S. subcarinatus), 36 Serpula (S. siliquariaeformis, spirulaea), 20 Cythere (C. gibba), 8 Cancer (C. Desmaresti, Burtini), 17 Myliobatis (M. gyratus), 4 Pristis (P. bisulcatus). — Die **Miocenschichten** werden charakterisirt durch 10 Arten von Flabellaria, 4 Juniperites, 10 Thuites, 9 Dermatophyllites, Liquidambar europaeum, Acer trilobatum, Acarites tricuspidatus, 9 Juglandites, 11 Quercus, 6 Ulmus, 10 Lepralia, 24 Cellepora, 6 Globulina, 11 Nonionina, 12 Quinqueloculina, 7 Nummulina (N. lenticularis), Echinus astiensis, Cidaris incurvata, 10 Clypeaster (C. ambigenus), 8 Scutella (S. Faujasi), Echinolampas stelliferus, Schizaster Grateloupi, Terebratula grandis, subpulchella, pusilla, Thecidea testudinaria, Anomia ephippium, 33 Ostrea (O. edulis, lingulata, callifera), 64 Pecten (P. lepidolaris, latissimus, opercularis, polymorphus, varius, flabelliformis, maximus, cristatus, tumidus), 11 Lima (L. plicata), 11 Modiola (M. cymbaeformis), 12 **Dreysena** (D. subglobosa), 36 Arca (A. barbata), 22 Pe-

ctunculus (P. cor. pulvinatus), 22 Nucula (N. pella, margaritacea), 63 Chama (C. porulosa, turgida, echinata), 13 Cyclas (C. concinna), 15 Cyrena, C. Faujasi), 42 Lucina (L. squamosa, gibbulosa, columbella, punctata), 11 Crassatella (C. striatula), 34 Venus (V. ovata), 31 Cytherea (C. multilamella), 14 Donax (D. fragilis), 28 Tellina (T. crassa, calcarea), 9 Psammobia (P. laevis), 10 Amphidesma (A. minuta), 26 Mactra (M. triangula, stultorum), 9 Lutraria (L. rugosa), 11 Corbula (C. angulata), Mya arenaria, 6 Panopäa (P. Faujasi), 11 Pholas (P. scutata, lata), Teredo navalis, Clavagella bacillum, 13 Dentalium, 16 Fissurella (F. italica), 8 Emarginula (E. Schlotheimii), 7 Capulus (C. fallax), 7 Calypträa (C. depressa), 48 Natica (N. Josephinia, clausa, mamilla, millepunctata), 14 Nerita (N. Plutonis), 16 Neritina (N. Aquensis), 19 Actäon (A. inflatus, tornatilis), 13 Tornatella (T. torrita), 7 Eulima (E. inflexa), 17 Turbinolia (T. costellata), 15 Melania (M. patula), 27 Scalaria (S. crispa), 41 Turritella (T. triplicata), 42 Rissoa (R. cochlearella), 4 Phasianella (P. pullus), 28 Turbo (T. parisiensis), 11 Delphinula (D. striata), 4 Adeorbis, 21 Solarium (S. stramineum), 8 Phorus (P. gigas), 8 Monodonta (M. modulus), 78 Trochus (T. Audebardi), 17 Melanopsis (M. praerosa), 25 Paludina (P. globulus), Valvata piscinalis, 96 Cerithium (C. diaboli, pictum, giganteum, scalare), 16 Strombus (S. coronatus), 16 Ranella (R. granulata), 21 Tritonium (T. corrugatum), 82 Murex (M. angustus, distans), 101 Fusus (F. abbreviatus), 18 Pyrula (P. conica), 19 Pleurotoma (P. cataphracta), 19 Fasciolaria (F. costata), 18 Turbinella (T. infundibulum), 47 Cancellaria (C. cassidea), 17 Purpura (P. plicata, textillosa), 19 Cassis (C. incrassata), 61 Buccinum (B. clathratum), 12 Nassa (N. proxima), 20 Terebra (T. Basteroti), 18 Voluta (V. Lamberti), 31 Mitra (M. scrobiculata), 11 Marginella (M. monilis), 8 Ancillaria (A. canalifera), 14 Oliva (O. flammulata, hiatula), 42 Cypräa (C. Brocchi, Isabella), 42 Conus (C. lingulinus, informis), 28 Bulla (B. linguaria, acuminata), 20 Cyclostoma (C. elegans), 22 Planorbis (P. rotundatus), 48 Limnäus (L. palustris, ventricosus), 7 Physa (P. columnaris), 15 Auricula (A. ovata), 18 Pupa (P. antiqua), 8 Achatina (A. Hopei), 7 Bulimus (B. gracilis), 89 Helix (H. Noae), 7 Nautilus (N. carinatus), 7 Spirorbis (S. carinatus), 11 Serpula (S. deplexa), 9 Cythere (C. laevis), Trionyx parisiensis, Zeuglodon (Hydrarchos), Lophiodon, Mastodon, Dinotherium giganteum. — Die Pliocengebilde enthalten sehr viele noch lebende Arten, namentlich von Pflanzen, andere reichen in tiefere Schichten hinab und nur wenige sind ihnen ganz eigenthümlich. — Aus vorstehendem Verzeichnisse ergibt sich, wie die ächten Korallen in der Molasseperiode auffallend zurücktreten, während Rhizopoden und Infusorien in außerordentlicher Menge auftreten. Radiarien sind vorzugsweise in der Subapenninenformation vertreten. Während die Brachiopoden nur vereinzelt erscheinen, herrschen unter den Mollusken in überwiegendster Weise die Konchiferen und Gasteropoden, wogegen die Cephalopoden nur sehr schwach vertreten sind. Unter den Krustaceen sind Balanen, u. Brachyuren nicht selten, eben so die Arachniden und die Insekten erscheinen in reichlichster Menge. Unter den Fischen nehmen Placoiden und Ganoiden mehr und mehr ab, indem sie sich zugleich den lebenden Typen nähern. Ctenoiden und Cycloiden dagegen wachsen ansehnlich an Zahl der Geschlechter und Arten. Batrachier und Schlangen, ächte Krokodilier und Lacertier erscheinen zuerst mit Landschildkröten. Vögel werden häufiger, und namentlich die Säugethiere treten nunmehr ihre Herrschaft an, zuerst als Dickhäuter und Wiederkäuer das Land, als Wale die Meere bevölkernd. Erst gegen Ende der Periode erscheinen die Raubthiere in größerer Zahl, aber nicht überall, wie sie denn in den amerikanischen Molassebildungen noch fast gänzlich fehlen. Im Pflanzenreiche machen die Palmen fast den Dikotyledonen die Herrschaft streitig und stehen nur da zurück, wo die schon fühlbaren klimatischen Unterschiede ihrer weiteren Verbreitung ein Ziel setzen. Aber noch scheinen sie vereint mit den Koniferen hauptsächlich die Braunkohlenablagerungen mit ihren Resten erfüllt zu haben. — Auf einer Erdoberfläche, auf der Land und Wasser in häufigem Wechsel, aber noch nicht in große Kontinente und große Oceane vereint erscheinen, auf der die Flußläufe mehr noch eine Kette von Seen und Sümpfen darstellen und die Meere nur durch die Beschaffenheit der Gewässer, noch nicht durch ihre Ausdehnung sich von den Binnengewässern unterscheiden, ist nach Abschluß der Kreideperiode eine neue Schöpfung ins Leben getreten. Die eocenen Meere wimmeln von Rhizopoden, die wie der Sand am Meere sich von einer Zeit zur anderen aufhäufen und Bänke bilden, die heute als festes Gestein stehen. Ueber den Tangen, zwischen denen Muscheln klaffen u. Schnekken kriechen, erheben sich strandliebende Nipaditen, kurzstämmig, aber palmenartig die mächtigen Blätter ausbreitend neben kokosartigen Burtinien u. hochragenden Fächerpalmen. Längs der noch unentwickelten Flußläufe ziehen sich dunkele Cypressenwälder hin, in denen der wilde Paläcyon lauert auf die Paläotherien, Anoplotherien und Anthrakotherien, die in zahlreichen Heerden das Tiefland bevölkerten und die mit niederen Mimosen und wicken- und kleeartigen Leguminosen bedeckten Triften abweideten. Auf den Bergen, die wir heute Hügel nennen würden, stehen zwischen weißstämmigen Birken silberblätterige Proteaceen, durchflochten von den Ranken gurkenartiger Schlingpflanzen, oder malvenblüthige Highteen und Kupanoiden mit Kastanienblättern und Blüthen, unter denen das hüpfende Moschus Schatten sucht. Daneben in den Seen und Teichen, wimmelnd von kieselschaligen Infusorien, von Schnecken und Muscheln, die auch heute noch darin leben, schwimmen die ovalen Blätter des Potamogeton, schaukeln sich gelbe Villarsiten und duftende Seerosen. Mehr und mehr aber sammeln sich

die Gewässer der Sümpfe zu einem Strome und der feuchte Boden bedeckt sich mit Equiseten und Sumpfmoosen; wo sonst die Cypressenwälder gestanden, da bedecken neue Dickichte von Farn, überragt von riesigen Gräsern, die mehr und mehr sich befestigenden Ufer und Gagel, Erlen, hohe Pappeln und schmalblätterige Weiden bieten den Bibern Nahrung und Baumaterial, den Mastodonten, Schweinen, Anthrakotherien, Tapirn, Rhinoceroten, Lophiodonten und dem übrigen Heer der Dickhäuter kühlen Schatten, den ersten Raubthieren Hinterhalt, Fischaaren und Ibissen ihre Aeste zum Horsten dar, während höher hinauf auf trocknerem Boden Zapfenbäume Wälder bilden, Eichen ihre knorrigen Aeste ausstrecken, Buchsen, Ulmen und Platanen sich mischen und Feigenbäume, Orangen, Nußbäume und Birnen den ersten Affen und Fledermäusen süße Kost reichen. Da klettern auch Eichhörnchen und Siebenschläfer, die Beute der Viverren und Vielfraße und kleine Hirsche durcheilen raschen Laufs die Wälder, fliehend vor bunten Katzen und wilden Agnotherien. Am Meeresstrande, umsäumt von Wäldern hoher Schirmpalmen, unter denen leuchtende Oleander duften und Dolichosarten, Riesenbohnen, sich winden, gelbe Cytisus, blutrothe Erythrinen ihre Blüthentrauben tragen, schwimmen ungeheure Dinotherien, mit gewaltigen Stoßzähnen kriechende Wurzeln der Typhäloipen ausreißend oder Palmenfrüchte verschlingend, während fern vom Ufer schnelle Delphine räuberische Haien jagen und in weithin flözenden Sargassumwiesen Halianassen und Hydrarchen wimmelnde Mollusken verzehren.

D. Die Literatur der Molassebildungen findet sich vorzugsweise in v. Leonhard und Bronn, Jahrb. von 1815 bis jetzt. Besondere Arbeiten sind A. Brongniart, Déscript. géol. des environs de Paris, 1822; — Const. Prévost in Bull. de la soc. géol. de France, Bd. IX.; — Bronn, Lethaea, II.; — Lyell, Elements of Geology, 1838; — Pusch, Geognost. Beschreibung von Polen und Polens Paläontographie, 1838; — Beyrich, in Karstens Archiv, 1844; — Haidinger, Ueber das Vorkommen von Pflanzenresten im elnbogener Kreise, 1838; — Roßmäßler, Beitr. zur Versteinerungskunde, 1840; — v. Humboldt, Geognostischer Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten; übersetzt von Leonhard, Straßb. 1827; — Brongniart, Mém. sur terrains de sédiment supérieurs calcareo — trappéens du Vicentin., Par. 1823; — H. v. Meyer, Zur Fauna der Vorwelt, Frankfurt a. M. 1845; — Bronn, Ergebn. naturhist.-topograph. Reisen nach Italien, Heidelb. 1831; — Rogers, An adress on the recent process of geological research in the U. St., Philad. 1844; — Philippi, Beitr. zur Kenntniß der Tertiärversteinerungen des nordwestl. Deutschlands, Kassel 1844; — Agassiz, Iconographie des coquilles tertiaires, Neuchatel 1845; — H. v. Meyer, die foss. Zähne und Knochen von Georgensgmünd, Frankfurt a. M. 1834; — Fuchs, Die venetianer Alpen, 1844; — Heer, Die Insektenfauna von Oeningen und Radaboj, 1847; — Bergwerksfreund, 1846, 1847, 1848; — Haidinger, Abhandlungen, II, 1848; — v. Morlot, Geol. Verhältnisse von Istrien, Wien 1848; — Klippstein, Oestliche Alpen, 1843; — v. Morlot, Nordöstliche Alpen, 1847; — Klippstein und Kaup, Beschr. des Dinoth. gig., 1836; — Hydrarchos, von Carus, Geinitz, Günther u. Reichenbach, 1847; — Burmeister, Zeuglodon cetoides, 1847; — Michelotti, Fossiles des terr. miocènes de l'Italie, 1847; — v. Jaquin und Partsch, Die artesischen Brunnen in und um Wien, 1831; — Reuß, Die foss. Polyparien des wiener Beckens; — Ders., Die Umgebung von Teplitz und Bilin, 1846 rc.

Molassemergel (Geognos.), s. v. a. die in der Molassegruppe vorkommenden Mergel; s. Molassegruppe.

Molassengebirge (Geognos.), s. v. a. Molassegruppe; (s. d.).

Molathemim (arab.), s. Moraviden.

Molau, sachsen-meining. Pfarrkirchdorf, Amt Kamburg; 170 Einw.

Molay, Jakob Bernh. von, der letzte Großmeister des Templerordens, war um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Burgund geb., wurde sehr jung in den Ritterorden der Templer aufgenommen und später wegen seiner Tapferkeit und Biederkeit zum Großmeister desselben erwählt. Im J. 1306, als er eben auf Cypern zum Krieg gegen die Saracenen rüstete, erhielt er eine Aufforderung des Papstes Klemens V. und des Königs Philipp's des Schönen nach Frankreich zurückzukehren. Er leistete ihr Folge und wurde vom König auf das Freundlichste aufgenommen, ja sogar bei der Taufe eines Prinzen von Geblüt als Pathe hinzugezogen. Aber das Alles war Schein und Heuchelei. Am 13. Okt. 1307 ließ der König alle Templer in ganz Frankreich gefangen nehmen unter dem Vorwand, daß sie gräuliche Abgötterei trieben u. sich den größten Ausschweifungen überließen, in Wahrheit aber aus keinem andern Grunde, als um dadurch in den Besitz ihrer großen Reichthümer zu kommen. Nachdem die Untersuchung wider allen Rechtsgebrauch geführt worden war, wobei man sich gegen die Ritter die grausamste Anwendung der Tortur erlaubt, ja einen Theil derselben schon vor Beendigung derselben hingerichtet hatte, wurde M. am 18. März 1314 zu Paris mit dem Großprior Guido von der Normandie bei langsamem Feuer verbrannt. Er starb mit dem Bewußtseyn eines Märtyrers; s. Tempelherrn.

Molbech, Christian, einer der vorzüglichsten Sprachkenner, Geschichtsforscher und Literatoren Dänemarks, geb. zu Soroe 1783, besuchte kurze Zeit die Universität Kopenhagen und widmete sich dann unter der Anleitung des Oberbibliothekars Moldenhawer den Bibliothekswissenschaften. Im Jahre 1806 zum Mitredakteur des von der königl. dänisch. Gesellschaft der Wissenschaften besorgten kritischen Wörterbuchs der dänisch. Sprache ernannt, machte er später mehre wissenschaftliche Reisen durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Frank-

reich, England und Italien, deren Resultate er in den „Briefen aus Schweden" (3 Bde., Kopenhagen 1814—17; deutsch 3 Bde., Altona 1818—20), in den „Jugendwanderungen in meinem Vaterlande" (2 Bde., Kopenh. 1811—13) und in den „Reisen durch Deutschland, Frankreich" u. s. w. (3 Bde., das. 1821—22) niederlegte. Im Jahre 1823 wurde er zum Professor der Literaturgeschichte und zum ersten Sekretär an der königl. Bibliothek ernannt. Von 1830—42 betheiligte er sich an der Leitung der königl. Schauspiele u. strebte hierbei vornehmlich danach, die kopenhagener Bühne zu einem Nationaltheater zu erheben. Von seinen vielen Schriften, die sich auf die Bibliothekswissenschaft, auf vergleichendes Sprachstudium, Kunstkritik, dänische und nordische Geschichte beziehen, heben wir folgende hervor: „Ueber die Regierung und das Schicksal der Stuarte" (Kopenh. 1805); — Geschichte des dithmarsischen Krieges (das. 1813); — Geschichte Erik Plogpennings (das. 1821); — Auszüge aus Jens Bircherod's historisch-biographischen Tagebüchern (Heft 1, das. 1838); — Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Briefschaften aus dem 14.—16. Jahrhundert, die er in Verbindung mit N. M. Petersen herausgab, (Bd. 1, das. 1842—43); — Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Konst, eine Zeitschrift, in welcher er viele historische Monographien und Beiträge zur Geschichtskunde abdrucken ließ; — Historisk Tidsskrift af den Danske historiske Forennig (5 Bde., das. 1840—44); — Dansk Ordbog (2 Bde., das. 1833), ein sehr verdienstvolles Werk, in welchem zum ersten Mal mit großem Fleiß der ganze dänische Sprachschatz zusammengestellt ist; — Dansk Dialekt-Lexicon (das. 1841), gleichfalls ein sehr tüchtiges Werk; — die Herausgabe mehrer der ältesten dänischen Sprachdenkmale mit Anmerkungen, namentlich von der „Danske Rimkrönike" (das. 1825), von Henrik Harpestreng's Danske „Lägebog" (das. 1826), von Prästen Michaels „Danske Rimvorker" (das. 1836) und von der „Aeltesten dänisch. Bibelübersetzung" (das. 1828); — Sprachschilderung der dänischen Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrhundert (das. 1846); — Athene (9 Bde., das. 1814—1817), eine ästhetisch-kritische Monatsschrift; — Dänisch. poet. Anthologie (Bd. 1—2 und 4, das. 1830—40); — Vorlesungen über die dänische Poesie, vorzüglich über Ewald's Baggesens und Oehlenschlägers Werke (2 Bde., das. 1831—32); — Joh. Ewalds Leben nebst Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichterwerke (das. 1831); — Ueber Bibliothekwissenschaft (deutsch von Ratjen, Leipz. 1832); — eine unvollendete kritische Ausgabe von Holbergs „Comedier" (Bd. 1, Kopenh. 1844).

Molbergen, oldenb. Pfarrkirchdorf, Kr. u. Amt Kloppenburg; 500 Einw.

Molbitz, sachsen-weimar. Kirchdorf, Kr. u. Amt Neustadt, an der Orla, Rittergut und Freigut; 200 Einw.

Molburium Monasterium, lat. Name der franz. Stadt Maubeuge.

Molch (Amphib.), s. v. a. Erdsalamander, Salamandra maculosa *Laur.*

Molche (Amphib.), 1) nach Oken, auch Schwarzkröten, Zunft der Ordnung der Kröten. — Allgem. Charakter: Leib nackt, mit einem Schwanze. — Die M. sind als Frösche zu betrachten, welche lebenslänglich Kaulquappen bleiben und wovon nur wenige die Kiemen verlieren und sodann aufs Land gehen, sich aber immer im Moos oder feuchter Erde aufhalten. Man findet sie vorzüglich in stehenden Wassern und sehr langsam fließenden Bächen, wo sie die kleinen Eier einzeln zwischen Blätter der Wasserpflanzen legen oder auch wohl lebendige Junge zur Welt bringen. Sie haben meist 4, selten nur 2 kurze Füße mit Zehen ohne Klauen, einen niedergedrückten, fast scheibenförmigen Kopf mit kaum merklichen Borstenzähnen in Kiefern und Gaumen, einen durchbrochenen Schädel, sehr kurze Rippen, kein sichtbares Paukenfell, in der Jugend Kiemenspalten mit 3 heraushängenden federartigen Kiemen an Kiemenbögen, welche sich bei denjenigen, wo sich die Kiemenspalten schließen, in Hörner des Zungenbeines verwandeln oder auch verkümmern. Die Zunge ist dick, der ganzen Länge nach angewachsen, wie bei den Fröschen und hinten schwach ausgeschnitten. Uebrigens haben sie zwei sackförmige Lungen mit wenig Zellen, worein sie durch Schlucken die Luft drücken u. dieselben daher willkürlich auch bei geöffnetem Leibe aufblasen können. Bei der Paarung schwimmen sie nebeneinander her, wie die Fische. Die Auswurfsöffnung ist ein Längsspalt. — Eintheilung. Die M. zerfallen in 2 Gruppen und 4 Sippschaften: A. Walzenförmige M. Leib lang und schmächtig, mit bleibenden Kiemen und kümmerlichen Füßen. — Leben immer im Wasser der gemäßigten Zonen von Europa und Amerika. Ihre Nahrung und Fortpflanzung ist noch nicht vollständig bekannt, nur weiß man, daß sie Jahre lang ohne Nahrung zubringen können. — 1. Sippschaft, zweifüßige M. Haben nur Vorderfüße. — Gattung: Siren. — 2. Sippsch, vierfüßige Walzenmolche. Sehr lang, schlank, haben hinten und vorn, auf jeder Seite 2 Füße. Gattungen: Amphiuma (Chrysodonta), Hypochthon (Proteus). — B. Keulenmolche. Leib kurz, mit zwei Fußpaaren, Kopf u. Rumpf dick; Schwanz ziemlich dünn und abgesetzt. — 3. Sippsch., Keulenmolche mit Kiemen. Gattungen: Axolotl, Menobranchus (Necturus), Protonopsis (Salamandrops). 4. Sippschaft, eigentliche Molche, haben 4 Füße mit 4 u. 5 Zehen ohne Nägel u. Schwimmhaut, Schwanz, Kieferzähne, Kiemen und Kiemenlöcher nur in der Jugend. Gattungen: Triton, Salamandra; — 2) nach Cuvier und And. Batrachierfamilie, s. v. a. Schwanzlurche, Caudata (s. d.). Vergl. Batrachia.

Molchow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; 120 Ew.

Mold, Mould (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Nord-Wales, Graffch. Flint, am Altum; Baumwollenzeuchfabr., Blei- u. Kohlenminen; 9430 Einw.; — 2) österr. Pfarrdorf,

Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannharts-berge, Laudger. Horn und Rosenburg; 550 Einw.

Moldal-Elf, Fluß, s. Söndre Bergenhuus.

Moldau (Geogr.), 1) M. und Walachei (Donaufürstenthümer), zwei europäisch-türkische, unter russischem Schutz stehende Fürstenthümer oder Vasallenstaaten im Gebiete der untern Donau, ziehen sich im Rücken der Karpathen, und zwar am Süd- u. Ostabhange derselben, um diesen Bergstock herum. Die Walachei nimmt den Süd-, die M. den Ostabhang der siebenbürgischen Karpathengruppe ein. Der Kamm dieser Gruppe, die Donau und der Pruth bilden die Grenzen. Die Karpathen bilden hiernach die West- und in der Walachei die Nordgrenze, der Pruth die Ost- und die Donau die Südgrenze. Beide Länder werden von den Türken Iflak genannt und in Kara Iflak oder Bogdan, die M., u. Ak Iflak, die Walachei, eingetheilt; in der Landessprache heißen sie Zara Rumaneska, das ist römisches Reich. Die Karpathen trennen diese Länder von Ungarn, Siebenbürgen u. der Bukowina, der Pruth von Rußland. Beide sind in ihren nördlichen Theilen gebirgig, besonders die M., uneben u. sumpfig an den Ufern der Donau. Beide Länder zusammen haben jetzt 2108 □Meilen und etwa 4 Mill. Einw., wovon 1350 □M. u. etwa 2,600,000 Ew. auf die Walachei und (nach der Abtretung des Theiles bis an den Pruth an Rußland) 807 □M. mit 1,400,000 Einw. auf die M. kommen.—Die Wichtigkeit der M. und Walachei beruht hauptsächlich auf ihrer geographischen Lage mitten unter den sich hier berührenden großen Militärmächten. Durch die Karpathen stoßen sie an die österreichischen Provinzen Galizien, Siebenbürgen und das Banat; von Rußland sind sie durch den Pruth und von der Bulgarei durch die Donau getrennt. Sie bilden den wichtigsten Theil der Nordgrenze der Türkei. Ihre Ausdehnung beträgt 88 Meilen von Norden gegen Süden und 40 Meilen von Osten gegen Westen; doch haben die Ereignisse der neueren Zeit, Pest, Typhus, Cholera und Krieg die Bevölkerung sehr herabgebracht. Beide Fürstenthümer liegen zwischen 43° 40′—48° 10′ nördl. Breite und 40° 4′ — 46° östl. Länge und haben die Gestalt eines nach Westen gelegenen Halbmondes, der das vormals eng mit ihm verbundene Siebenbürgen umschließt. Das Klima beider Länder ist gesund, obgleich der Winter, besonders in der M., sehr streng, der Sommer aber, vorzüglich in der Walachei, unerträglich heiß ist. Sumpfige Thäler, bergige Wälder, dünne Bevölkerung, nach Osten geneigte Lage, die den Oststürmen des schwarzen Meeres ausgesetzt ist, erklären die höhere Kälte des Winters, die das Thermometer 15—20° unter den Gefrierpunkt hinabdrängt; die Sommer sind dagegen um so heißer, und man bemerkt hier regelmäßigen Regen, wie in den Tropenländern. Ueberhaupt ist das Klima der Fürstenthümer, denen das schwarze Meer und der Hämus gegen Osten liegen, während die Kette der Karpathen sie gegen Westen begrenzt, äußerst veränderlich. Oft nöthigt der Nordostwind, selbst in den Hundstagen, die Einwohner, zu ihren Pelzkleidern zu greifen. In der Atmosphäre, wie auf dem Boden, bekämpfen sich Nord und Süd; im Sommer brechen furchtbare Stürme und Ungewitter aus, der Winter ist streng und lang. Vom Anfange Decembers bis Ende Februars ist, wie in Rußland, Alles mit Schnee und Eis bedeckt; alle Flüsse gefrieren; selbst die Donau, so breit ihr Bett und so schnell ihr Lauf ist, findet man in der Regel 6 Wochen lang mit so starker Eisdecke überzogen, daß die schwerste Artillerie darüber fahren kann. Auffallend ist es, daß, so südlich auch diese Landstriche liegen, doch der Winter sehr anhaltend u. streng ist; selbst in der Walachei, die ein milderes Klima hat als die M., steht das Thermometer vom 20. December bis 20. Februar gewöhnlich 10—15°, ja 20° unter dem Gefrierpunkte. Der Frühling fängt im April an und ist sehr schön; im Junius herrschen Südwestwinde, welche Regen und Gewitter bringen, die häufig für die Ernte sehr verderblich sind. Merkwürdig ist es, daß diese Regengüsse gewöhnlich mit unveränderlicher Regelmäßigkeit zu derselben Tageszeit wiederkehren; fast täglich fängt es um dieselbe Stunde zu regnen an, und um dieselbe Stunde wird der Himmel wieder heiter. Im Juli und August ist die Hitze außerordentlich; die Nächte sind indessen fortwährend kühl. Im September fangen die Regen wieder an; während des Oktobers bleibt der Himmel beständig heiter und die Luft so angenehm und mild, wie im Frühjahr; doch bald meldet ein furchtbarer Nordwind, der Crivatz, welcher 3—9 Tage hindurch stürmt und eine große Menge Schnee mit sich führt, den Winter. Alle Gewässer gefrieren, und der Erdboden wird so hart, daß er einem Steine gleicht. „Die Walachei", sagt Wimmer, „südlicher, als die M. gelegen, zeichnet sich vor jener durch die Pracht der landschaftlichen Konstruktion und ihres vegetabilischen Reichthums aus. Es ist ein herrlich konstruirtes Stufenland, das sich von der Donau allmählig bis zum Gipfel der Karpathen emporhebt. Von der Donau, östl. von Orschowa, zieht sich das Land eben gegen die im Norden liegenden Karpathen hinauf und bildet auf dem alten Bette des schwarzen Meeres eine Ebene oder vielmehr geneigte Fläche von 15 geogr. Meilen Tiefe. Hier fangen nordwärts die Hügelungen an, und dieses ist der schönste Theil des Landes, wo anmuthige Höhen und lachende Thäler beständig wechseln. Sie werden immer erhabener, imposanter, majestätischer bis zur ersten Höhe des Karpathenrückens. Die M. ist weniger eben, als die Walachei, sie verflacht sich gegen den Pruth nach Osten hin, und nur ein schmaler Strich reicht bis an die Sümpfe der Donau. Diese Länder sind daher prächtig gestaltet, u. die aufgehende Sonne beleuchtet hier einen der schönsten Theile Europas. Der ewige Schnee der höchsten, 9000′ absolute Höhe über das schwarze Meer erreichenden Karpathengipfel leuchtet in romantische Thäler, auf weitenreiche Hochflächen herab. Die Berge der Fürstenthümer sind ihrer schönen Formen, ihrer Fruchtbarkeit u. ihrer selbst durch die sinnloseste

Verschwendung nicht zu vertilgenden Walddecke wegen berühmt. Fette Weiden, undurchdringliche Wälder, aus Eichen, Nadel- und Buchholz gebildet, üppige Flächen und duftende Wiesengründe machen den Charakter des Landes aus." Ein großer Theil des Gebietes ist beinahe verlassen, der Boden sumpfig, die Luft ungesund. Die Einwohner führen ein elendes, trauriges Leben. Die Ueberzeugung, daß ihr Land der Hauptschauplatz aller Türkenkriege seyn müsse, lähmte früher jede Anstrengung, dem ungesunden Klima entgegen zu wirken. Wenn ein russisches Heer die Lande verschonte, so verheerte sie ein Pascha, und manchmal stellten sie das furchtbare Bild aller Uebel dar, welche die Tyrannei im Frieden und die Verwüstungen des Krieges nur irgend zusammen häufen können. Diese doppelte Geißel lastete indessen vorzugsweise auf der Ebene und erstreckte sich weniger auf das an die Karpathen angrenzende Gebiet. Die dortigen Thäler und Gebirgshöhen bilden malerische Landschaften. Die letztern sind nicht so hoch, um unfruchtbar zu seyn, nicht so niedrig, um nicht das Auge des Reisenden auf sich zu ziehen, u. bieten ihm bewundernswürdige Aussichten dar. Zu ihren Füßen ziehen sich in langen Ketten romantische Landschaften hin, blühend in aller Ueppigkeit der Vegetation des Südens und fruchtbar an Korn und allen Ackerbauprodukten des Nordens; frische Thäler, zahlreiche Flüßchen und Bäche, lachende Weinberge, blumenreiche Wiesen bilden die Scene. Je mehr sich aber der Reisende den Schluchten und Gebirgspässen nähert, je mehr entfaltet sich das Bild der Alpen vor ihm; hier das Rauschen der Bergströme, Defileen, in die kein Strahl der Sonne dringt; höher hinauf Felsengipfel, deren Spitzen und Zacken bald grün, bald durch die Sonne getroffen in den Farben des Regenbogens bunt hervorblicken durch den dunstigen Schleier, mit dem die hochanschäumenden Wasserfälle sie umhüllen — überall tritt dem Wanderer die wilde Pracht der Schweizerlandschaften entgegen. Die **Bewässerung** dieser Länder ist reich und voll, und da die Karpathen sich nach dieser Seite mehr verstufen, als nach Ungarn und Siebenbürgen, wo sie schroffer aus der Erde emporsteigen, so ist auch der Wasserreichthum größer und bedeutender. Sobald der Schnee schmilzt, öffnen sich auch die Flüsse und treten in Folge des schnellen Erwärmens des Gebirges häufig aus, wo sie dann große Ueberschwemmungen in einem durchfurchten Lande verursachen, in dem die Kunst nicht zu Hülfe kommt. Die Niederungen verwandeln sich dann nicht selten in Seen, auch werden durch die ablaufenden Gewässer öfters Erdfälle bewirkt, wenn sich die einsickernden Gewässer unter der Erde sammeln und die erweichte Decke einbricht. Die bedeutendsten Gewässer sind: 1) der **Pruth**, der die Grenze zwischen der M. und der Walachei bildet. Er kommt aus den bukowinischen Karpathen und läuft südlich in die Donau hinab, indem zwischen ihm und den Karpathengipfeln die ganze M. eingeschlossen ist; — 2) der **Sereth** ist desselben Ursprungs und läuft mitten durch die M. parallel mit dem Pruth. Nicht weit von da fließen der Pruth und Sereth in die Donau. Beide Flüsse sind schiffbar und würden, könnte das Land zum Gedeihen kommen, sehr wichtig für dasselbe werden; — 3) der **Buser** gehört der Walachei an u. kommt von der **Puatra Talpina**, ein reißender, oft überströmender Fluß, der salzigist; — 4) der **Milkow**; — 5) der salzige **Ribniko**; — 6) die **Jalowetza**; — 7) der **Ardschisch** mit der **Dembowitza**, die durch Bucharest fließt und gesundes und fischreiches Wasser hat; — 8) der **Schyll** oder **Schiul** mit dem **Motrul**; — 9) die **Argis**; — 10) die **Aluta** oder **Alt** &c. Die Zahl der Bäche, Seen und Sümpfe ist sehr groß. An den fließenden Gewässern rühmt man ihre Trinkbarkeit und ihren Fischreichthum. Jeder Grundbesitzer, der auf seinem Gut ein etwas vertieftes Stück Land mit einigen Gräben hat, in die sich ein Bach hineinleiten läßt, verschließt dasselbe da, wo es am abhängigsten ist, mit Pfählen, Reiserbündeln und Erde, so daß dadurch ein fester Damm gebildet wird. In den See, der hierdurch entsteht, wirft er eine Anzahl Fische, die sich nun vermehren und binnen 3 Jahren zu einer ansehnlichen Größe gelangen; dann läßt man das Wasser ablaufen, so daß die Fische in einen kleinen Raum zusammengedrängt werden und man sie nach und nach, so wie die Käufer sich melden, mit den Händen greifen kann. Die Menge ist so groß, daß, obwohl die Fische zu äußerst billigen Preisen verkauft werden, der Eigenthümer doch leicht 1600–2000 Gulden löst. Der Fischfang in den Flüssen wird sehr vernachlässigt; selbst die Donau mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an den seltensten und wohlschmeckendsten Fischen ist beinahe ausschließlich den Türken und Bulgaren überlassen. Im Monat Juni kommt eine Art von Fischen aus dem schwarzen Meere die Donau herauf, die den Häringen gleichen und geräuchert völlig das Aussehen und den Geschmack der Bücklinge haben. Die Störe der Donau sind bekannt. — **Naturprodukte.** Beide Fürstenthümer gehören den fruchtbarsten Gegenden Europa's an, und selbst in ihrer Versunkenheit werden sie noch in Konstantinopel die „Kornkammer und der „Weinkeller" genannt. Das Hauptprodukt des Landes ist **Getreide** aller Art, das die großen Ebenen im Ueberfluß hervorbringen, besonders **Weizen**, der in ungeheurer Quantität auf die fremden Märkte verführt wird; vorzüglich ergiebig ist die Wintersaat. Das Getreide wächst zu einer Höhe von 6—8 Fuß und ist bereits im Juni zur Ernte reif. Nachdem es geschnitten ist, wird es von Pferden ausgetreten und in Gruben unter der Erde aufbewahrt. Auf diese Weise erhält sich der Weizen viele Jahre, doch taugt er nicht mehr zur Aussaat. **Mais** wird in großer Menge erzeugt, aber als Hauptnahrungsmittel für Menschen und Vieh meist im Lande selbst konsumirt. Die Bauern bewahren die Maiskolben in großen Körben auf, die sie an den Häusern in die Höhe stellen, und klopfen die Körner nach und nach heraus, wie sie derselben zu ihrem täglichen Gebrauch bedürfen. Gerste dient als Pferdefutter, Roggen und Hafer aber werden wenig gebaut. Die **Weine** sind den ungarischen

an Feuer gleich und sind sehr geschätzt. Der Weinbau ist über das ganze Land verbreitet und würde bei der Nähe Rußlands eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums werden, wenn der Anbau sorgfältig betrieben würde. Alle Hügel sind mit Reben bewachsen, und sobald die benachbarten Provinzen Rußlands den Grad des Wohlstandes erreicht haben werden, welchen die Eröffnung ihres so lange verschlossenen Handelsweges durch den Bosporus verspricht, so muß der Weinbau eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für die M. und Walachei werden. Die weißen Weine sind die gesuchtesten, dem Muskatwein von Frontignan vergleichbar, der rothe wird auf bittern Kräutern gekeltert, was ihm einen besonderen Geschmack gibt. Ein Zusatz von Wermuth gibt ihm seine Bitterkeit und Rubinfarbe. Der beste Moldauerwein wächst zu Odobeschti bei Fokschan, dem Champagner vergleichbar, der beste walachische zu Saccojani und Remink. Obst, zum Theil von bester Qualität, gibt es vollauf. Die Aepfelgattung Damaska gilt als die vorzüglichste in Europa, sowohl in Beziehung auf ihren gewürzigen Wohlgeschmack, als auch auf ihre Haltbarkeit. Unermeßlich sind die Wälder von Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäumen; in der Walachei gedeihen auch Südfrüchte, fordern aber im Winter Bedeckung. Gurken und Melonen sind die Sommernahrung des Volks; der weiße Kohl oder das Kraut wird von allen Gemüsen allein kultivirt; der Kartoffelbau wurde erst seit neuerer Zeit eingeführt; auf den Donauinseln wachsen die trefflichsten Spargeln. Von wohlriechenden Gewächsen erwähnen wir besonders den „pontischen Wermuth", von dem alle Felder voll sind, weil er für die Bereitung des rothen Weines unentbehrlich ist, und den die Schafe gern verzehren und dabei gesund bleiben. Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Unermeßlich sind die Wälder der Eichen und Buchen von kolossalen Dimensionen; die höheren Gegenden enthalten auch Nadelhölzer. Der Holzreichthum könnte bei einer vernünftigen Forstverwaltung eine Quelle des Nationalreichthums werden, da sich hier vortreffliches Schiffbauholz in ungeheurer Quantität vorfindet und leicht in die See geflößt werden kann. Noch dient das Holz zur Pflasterung der Straßen, zum Bau der Häuser und kolossaler Brücken. In den Nadelwäldern werden die schönsten Fichten und Tannen oft bloß deshalb gefällt, um das Harz daraus zu gewinnen. In vielen Gegenden findet man den Baum Tissa, dessen Holz von rother Farbe und ungemein hart ist. Die Landleute machen daraus kleine Fässer zur Aufbewahrung geistiger Getränke. Der Hauptzweig der walachischen Landesindustrie ist die Viehzucht, welche durch ausgedehnte Weiden und Triften sehr gefördert wird. Früher zählte man in der Walachei 4 Mill. Schafe und Ziegen; der Krieg zwischen der Pforte und Rußland hat aber nur die Trümmer dieser Heerden zurückgelassen, die sich jedoch jetzt wieder ergänzt haben. Die M. hat eine geringere Schafzucht, aber desto größere Rindviehzucht. Die Schafheerden bleiben stets unter freiem Himmel; im Sommer sind sie auf den Bergen, im Winter in den Thälern und an den Ufern der Donau. Die Schafe in der Walachei sind von dreierlei Art, nämlich Zigac, Barsan und Stogosc. Die erste Art hat eine sehr feine kurze Wolle und ein sehr vortreffliches Fleisch; die zweite eine lange und grobe Wolle, und die dritte, eine Vermischung beider, gibt eine Mittelwolle. In den Donauebenen wächst ein sehr gesuchtes Schaffutterkraut; große Heuschober werden für die Ueberwinterung errichtet, zu denen sich die Schafe in den kalten Winterstürmen flüchten. Im Sommer wird auf den Berghürden die Milch zum Käse benutzt und in verschiedenen Sorten ausgeführt. Nach Georgii werden die Schafe geschoren; die Milch wird nur während der Zeit benutzt, wo sie auf den Bergen sind. Der hier verfertigte Bergkäse geht in großer Menge nach Siebenbürgen; die benachbarten Meiereien liefern eine Art weichen Käse, weißer Käs genannt, von dem man die Butter absondert; eine andere Art heißt Pferdekäse (Cacio cavallo) und hat denselben Geschmack wie der sicilianische. Man schlachtet die Schafe um des Fleisches willen, oft aber auch die trächtigen Schafe, um die ungeborenen Lämmer ihres Felles zu berauben, das als Pelzwerk unter dem Namen Astrachan in das Ausland theuer verkauft wird. Das Pelzwerk wurde in ältern Zeiten weit mehr kultivirt, als jetzt; die mangelhafte Behandlung läßt eingeführte Schafe von feiner Race schnell ausarten und ein grobes Vließ erlangen. Das Rindvieh der M. hat die Höhe des ungarischen, aber kürzere Beine, und einen schwereren, massiveren Körperbau. Die beste Gattung des Rindviehes wird von den Zigeunern gezogen, welche von den hölzernen Löffeln und anderen hölzernen Geräthen, die sie verfertigen, „Lingucaren" heißen. In der Walachei gibt es viele Büffel, deren Milch gut, butterreich und sehr wohlschmeckend, das Fleisch aber zähe und hart, das Leder dagegen vortrefflich ist; als Zugvieh sind sie schwerfällig, wohl ausdauernd und stark, aber störrig und unlenksam, und nur für ein langsames Volk brauchbar. Die Pferde aus den guten Stutereien der M., die beständig in freiem Felde bleiben, sind abgehärtet, dauerhaft und für die leichte Reiterei sehr gesucht. Die walachischen Pferde sind kleiner, als die siebenbürgischen, aber feuriger und von ungemeiner Dauer. Die Schweinezucht wird durch die Eichenwälder begünstigt und ist besonders in der Walachei sehr ausgedehnt; die Bienenzucht desgleichen, und das walachische Wachs ist das schönste in Europa. Das Klima und die zahlreichen Lindenwälder begünstigen die Bienenzucht ungemein. Die Bienenstöcke sind nichts, als ausgehöhlte Klötze von Baumstämmen, die der Bauer in der Nähe seiner Wohnung aufstellt. Mit der Aufsicht macht sich der Bienenzüchter wenig zu schaffen; dennoch gedeihen die Schwärme so gut, daß bei günstiger Witterung ein einziger oft drei andere hervorbringt. Gegen Ende des Herbstes wird der größte Theil der Bienen umgebracht, und nur eine gewisse Anzahl von Stöcken, der man den zur Ernährung der Schwärme nöthigen Honig läßt, in

Höhlen aufbewahrt, die man zu diesem Zwecke in die Erde gräbt. Wildes und zahmes Geflügel ist in großer Fülle vorhanden; besonders auffallend ist die Menge von Nachtigallen, von denen die Gebüsche voll sind. Eben so verhält sichs mit den Hasen, von denen über 1 Mill. Bälge jährlich aus den Fürstenthümern ausgeführt werden. Die Bären und Wölfe bieten hier eine ergiebige und interessante Jagd, auf die sich besonders die Zigeuner verstehen. Branntwein mit Honig ist die Lockspeise, mit der man den Bären fängt. Haben sie davon an der Tränke in reichem Maße getrunken, so beginnt, wie Wimmer erzählt, der burleske Cotillon, und, als ertönte Hüons Wunderhorn, tanzen die Bären so lange, bis sie ganz erschöpft und berauscht dahin sinken. Furchtlos naht nun der lauernde Schäfer, bindet die leblosen Braunen fest, ladet sie auf Karren und führt sie nach Hause, wo sie schnell angeschmiedet und sodann leicht gezähmt werden. Eine Landplage sind die Heuschrecken, die oft in furchtbaren Wolken von Asien herüberfliegen und die reichen Donaugefilde verwüsten. Groß ist der Reichthum an mineralischen Schätzen. Die walachisch-moldauischen Karpathen sind der südamerikanischen Andeskette vergleichbar. Vulkanisches Feuer durchrüttelte einst die Gebirge und setzte dem Urgebirge Trachytglocken auf. Die Trappformation tritt überall entschieden hervor, und ausgebrannte Krater sind auf beiden Seiten sehr häufig und reihenweise aufgestellt. Jetzt noch tobt im Inneren das Feuer und gibt sich durch Rauch, Erdbeben und hervorschlagende Flammen kund. Sehr viele Gegenden sind sowohl an warmen, als kalten Mineralquellen reich, und beinahe überall an den Bergen, wenn man nur einige Fuß tief gräbt, quillt das schwarze Erdpech mit dem Wasser zugleich hervor. Man braucht es sowohl zur Wagenschmiere, als auch zum Brennen. Der Reichthum an Salz und Steinkohlen ist in der That unerschöpflich, und ersteres macht seit Jahrhunderten die vornehmste Rente des Fürsten aus. Salpeter gibt es so viel, daß die Pforte der M. allein eine jährliche Lieferung von 20,000 Okas nach Konstantinopel auflegen konnte. Groß ist der Metallreichthum beider Fürstenthümer. Es gab in der M. reiche Gold- und Kupferbergwerke; der Bergbau liegt aber jetzt ganz darnieder. Reich sind die Eisen- und Kupferminen. Gold gewinnt man fast in allen Gewässern durch die Zigeuner, die die Goldkörner aufsuchen und dafür jährlich eine Drachmine Goldes in den Schatz des Fürsten zu legen haben. Die Natur hat Alles für dieses Land gethan und auf die Fluren desselben ihr Füllhorn ausgeschüttet.

Die Einwohner, von römisch-slavischem Volksstamme, sind der Mehrheit nach Walachen (Moldowalachen). Die Ungarn nennen sie Olochen, die Türken Iflaks. Sie selbst nennen sich Romanen oder Rumuny. Bei den Römern war dies Land ein Theil von Dacien (zwischen der Donau, Theiß und Pruth). Der römische Kaiser Hadrian überließ es den Romano-Slaven, die noch jetzt den Kern der Bevölkerung des ehemaligen Daciens (5 Mill.) bilden. Durch die Vermischung slavischer Stämme mit der alten römischen und illyrischen Bevölkerung bildeten sich die Walachen, Bulgaren und Albanesen. In Sitten, Sprache und Lebensart haben diese drei Völker, welche sich in das ganze nördliche Griechenland von dem schwarzen Meere bis zu dem adriatischen und von den Gebirgen der M. und Walachei bis zum Südabhange des Hämus und zum Pindus theilen, eine ähnliche Uebereinstimmung, wie die romanischen Völker, die aus der Vermischung von Franken und Burgundern, Gothen, Vandalen, Longobarden &c. mit den ursprünglichen Einwohnern des Landes entstanden, nur mit dem Unterschiede, daß in der Sprache der Bulgaren das Slavische, in jener der Albanesen das alte Illyrische auf eine viel entschiedenere Weise vorherrscht, als bei irgend einem der romanischen Stämme das lateinische oder irgend ein anderes urrömisches Element, doch können wir die Walachen mit demselben Rechte slavisirte, wie die Franzosen oder Italiener germanisirte Römer nennen. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts finden wir die Walachen ungefähr in den nämlichen Ländern, welche sie noch heute inne haben; theils im Norden der Donau, in dem alten Dacien, theils in den Gebirgen von Ober-Thessalien und Macedonien, welche die großen Bergketten des Pindus und des Olympus verbinden. Die Griechen unterscheiden die nördlichen Walachen, in der M. und Walachei, Bukowina, Siebenbürgen und dem Banate, durch den Namen Maurolachen (d. h. schwarze Walachen); die südlichen, die von jenen durch die Ansiedelungen der Bulgaren in Mösien und Thracien getrennt werden, durch den Spottnamen Kutzoblachen (d. i. hinkende Walachen); die Türken und Albanesen nennen die letztern Tzuban, Hirten, nach der Beschäftigung, die sie treiben. Da diese größtentheils das hohe Gebirg bewohnen, welches nur im Sommer hinreichende Weide für ihre Heerde darbietet, so sehen sie sich genöthigt, dieselben beim Herannahen des Winters in die Ebenen und nach der Küste hinab zu führen; so daß man sie während der rauhen Jahreszeit überall in den niederen Gegenden Thessaliens, Macedoniens und Livadiens zerstreut findet. Der Name Walach ist derselbe, den die Deutschen in frühern Zeiten für die Italiener und Franzosen brauchten (Wälsche); sie selbst nennen sich unter sich nicht Walachen, sondern, wie die Neugriechen, Romanen (Rumäni). In den Tagen ihres Glanzes hatten die Walachen ihre Hauptmacht vorzugsweise in den südlichen Landschaften zusammengezogen, wo sich ihre Besitzungen ununterbrochen bis in die Ebenen von Seres ausdehnten. Die Verbindung zwischen den nördlichen Wallachen wurde erst durch die Eroberungen der Türken unterbrochen, indem jene über die Donau, diese in die unzugänglichen Gebirge von Macedonien u. Thessalien zurückgedrängt wurden. Hier haben die letztern noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick in Obermacedonien die Städte Wlache-Klissowa in dem Gebirgszuge, der die Ebene

von Kastaria von jener von Sarigient scheidet, und auf dem Olympus und dem kambunischen Gebirge Kokinoplo und Wlacho-Livado inne, in der Bergkette des Pindus Samerina und Furka und 10 bis 12 Ortschaften in der Nachbarschaft von Zagori, von denen die bedeutendste Laista, Lesinitza u. Malacassi; im Distrikt von Janina Metzowo, Serraku und Klarites, und endlich auf der Ostseite des Pindus den Distrikt von Aspropotamo und mit den Städten Chaliki und Klinovo, so daß sie also den mittelsten Theil des Pindusgebirges haben. Von ungleich größerer Wichtigkeit, als dieser südliche Nebenzweig, der überdies durch seinen fortwährenden Verkehr mit den benachbarten Griechen von Jahr zu Jahr mehr von seiner eigenthümlichen Volks- und Landesart ablegt, ist für die europäische Gesellschaft der große Hauptstamm der Walachen im Norden der untern Donau. Als Zeichen der Ehre sowohl, als zum Unterpfand ihrer Sicherheit erhielten die Fürsten unter türkischer Herrschaft Anfangs den Rang und den Titel eines Pascha's. Der Name Hospodar, mit dem ihre Nachfolger bezeichnet wurden, stammt von den slavischen Gospodin, d. h. Herr. Die Feierlichkeit der Einkleidung der Hospodare, ihr Hof, ihr Verwaltungssystem trug den türkischen Charakter bis auf die neuere Zeit der russischen Katastrophe. Ihre Einsetzung in Konstantinopel geschah fast mit denselben Ceremonien, wie bei Ernennung der Veziere und Paschas. Der Muzzur-Aga setzte ihnen den Kukka (den Busch von Reiherfedern) auf, das Zeichen der Gewalt, und der Großvezier bekleidete sie mit dem Ehrenpelze. Begleitet von Militärmusik, unter Vortragung einer Fahne von drei Roßschweifen, wurden sie dann in öffentlicher Audienz dem Sultan vorgestellt. Vom Serail begaben sie sich im feierlichen Zuge nach der griechischen Kirche, wo der Patriarch ihre Einweihung unter denselben Ceremonien vornahm, wie bei den Reiß des oströmischen Kaisers. Begleitet von einer Anzahl türkischer Würdenträger, die damit beauftragt waren, sie in ihren neuen Fürstenthümern zu installiren, hielten sie den feierlichen Einzug in ihre Hauptstadt mit allem Pomp eines Sultans, rings umgeben von den Bojaren und vom hohen Klerus, unter Voraustritt zweier Peyks und zweier Solaks, eine Art Trabanten, welche bei großen festlichen Aufzügen zu der Leibgarde des Sultans gehörten. Sie pflanzten drei Roßschweife vor der Pforte ihres Palastes auf und trugen bei Audienztagen ein festliches Pelzkleid, Capanitza genannt, das kein Pascha tragen durfte, sondern das bloß den Vicekönigen von Bagdad und den vormaligen Khans der Krim vorbehalten war. Die Fürstenthümer waren von der ottomanischen Verwaltung getrennt, weil sie einen bestimmten u. von dem der übrigen Provinzen des Reichs abgesonderten Tribut bezahlten; aber alle diese Vorrechte kamen nur den Hospodaren und Bojaren zu gut; das Volk blieb der Sklave jener Herren im vollsten Sinne des Wortes und besaß kein Privilegium, kein Recht. Indessen fand die Pforte bald in den beständigen Uneinigkeiten der vornehmsten Bojaren den Vorwand, einen Theil der ihnen bewilligten Rechte wieder zurückzunehmen. Der Willkür des Sultans bloßgestellt, umgeben von den festen Plätzen am rechten Donauufer u. auf ihrem eigenen Gebiete bedroht von Chozim, Bender, Akjerman, Oczakoff und Kil-Burun, waren die beiden unglücklichen Provinzen die stete Beute einer Menge von Räubern. Ein Khan der Krim, ein Mizza oder tatarischer Hordenführer, ein Pascha, der in einem der festen Plätze kommandirte, konnte, sich stützend auf eine Petition von ein paar intriguirenden Bojaren, die Hospodare absetzen und sie selbst des Lebens berauben. Die Minister der Pforte, nicht weniger raubgierig, als die Khans und Paschas, theilten mit ihnen den Raub oder eigneten sich ihn allein zu. — Gern bewilligte die Pforte dem Adel der beiden Fürstenthümer, in welche das Land der Walachen zerfiel, das Vorrecht, bei jeder Thronerledigung sich seine Fürsten selbst zu wählen, da die Unordnungen, welche in einem Wahlreiche unvermeidlich sind, indem sie die Kraft des Landes brachen, die Fortdauer der fremden Herrschaft sicherten. Zwei Jahrhunderte lang wurden daher die Fürstenthümer unter türkischer Hoheit von eingeborenen Fürsten beherrscht, bis nach dem Aufstande und der Flucht des Hospodars der M. Kantemir (1711), und nach der Enthauptung des Hospodars der Walachei, Konstantin Brankowan, die Pforte es wagte, griechische Beamte aus Konstantinopel zu Hospodaren der M. und Walachei einzusetzen. So wurden denn die Hospodare der M. und Walachei unter den Griechen des Fanars gewählt, eines Quartiers in Konstantinopel, das fast ausschließlich von solchen Hellenen bewohnt wird, welche bei der Pforte die Stelle von Dragomans oder andere politische Funktionen versehen. Seitdem war die Fürstenstelle in diesen unglücklichen Ländern wenig mehr, als eine Pachtung, welche die Pforte jährlich an den Meistbietenden überließ; die niedrigsten Ränke führten zu dem Besitz derselben, und die grausamsten Erpressungen mußten die Mittel liefern, sich im Besitz zu behaupten. In dem Friedensvertrage von Kutschuk-Kainardsche (1774) zwischen Rußland und der Türkei bestimmte zwar ein eigener Artikel, der im J. 1784 durch einen neuen Vertrag bestätigt wurde, daß die Hospodare der M. und Walachei nicht abgesetzt werden sollten, sobald sie nicht des Hochverraths und offenen Aufstandes überführt seyen, während andere Bestimmungen die innere Verwaltung des Landes vor willkürlichen Eingriffen sowohl von Seiten der Pforte und ihrer Paschas, als der Hospodare sicher stellten; aber ungeachtet der Gewährleistung, welche Rußland für die Erfüllung dieser Bedingungen übernahm, blieb das alte Erpressungswesen in voller Kraft, bis nach mehr als einem halben Jahrhunderte nach Abschluß des Friedens von Kainardsche die Erfolge der russischen Waffen die M. u. Walachei endlich von dem türkischen Joche emancipirten. Durch den Frieden von Adrianopel (1829) trat eine Reform in den öffentlichen Instituten der M. und Walachei ein, die mit dem Ende des Jahres 1831 zum Vollzug kam. Mit

ihr begann für die Bevölkerung dieses Landes eine neue Aera. Die Uebel des Kriegs, die Unsicherheit des Eigenthums und die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, die das Land seit 1821 heimgesucht, konnten die Regierung nicht entmuthigen. Zwei Diwane zu Jassy (der Hauptstadt der M.) und Bucharest (der Hauptstadt der Walachei) beriethen die wichtigsten Angelegenheiten des Landes. Eine Nationalmiliz von vortrefflicher Haltung erregte bald die Bewunderung des Volkes, das sich glücklich fühlte, nicht mehr von einer Handvoll albanesischer Miethlinge abhängig zu seyn. Quarantäne-Anstalten sind längs der Donau errichtet, und diese Plätze sind Märkte eines sehr einträglichen Handels geworden. Eine große Anzahl von Bulgaren hat sich in dem Lande niedergelassen, und das Beispiel ihrer Industrie, so wie die erleichterte Ausfuhr, die von allen ihren früheren Beschränkungen befreit ist, werden die Landleute zum Wetteifer im Gewerbefleiße aufmuntern. Die Städte am linken Donauufer, deren Befestigung früher so viele Summen und Frohndienste kostete, erheben sich aus ihren Trümmern, und ihre Mauern werden für immer eingerissen; die schönen Wälder werden nicht mehr rücksichtslosen Verwüstungen aller Art ausgesetzt. Bereits gibt es Journale, die sich mit Landesangelegenheiten befassen. Das Land hört allmählig auf, dem ausgetrockneten Bette eines Waldstromes zu gleichen. Auch in der Volkserziehung greift die Reform immer mehr ein durch Gründung höherer und niederer Schulen und durch allmählig gesteigerte Ansprüche an die Bildung des unwissenden und versunkenen Klerus. Unter dem türkischen Regiment hatten die Hospodare sich selten über 6 Jahre im Amte erhalten und büßten oft ihren Ehrgeiz mit dem Leben; allein im 18. Jahrhundert wurden 8 Fürsten der M. und Walachei hingerichtet. Nur durch große Bestechung erlangte der Hospodar diese Würde, und nur durch dieselben Mittel wußte er sich darin zu erhalten. Verschuldet trat er ins Amt und suchte nun durch unerhörte Erpressungen sich zu entschädigen und zu bereichern. Er gebot unumschränkt in seiner Provinz, und die Pforte forderte nichts, als die richtige Einsendung des Tributs. Ihm zur Seite stand ein Diwan oder Senat von 12 der vornehmsten Eingeborenen, welcher aber durchaus keine Gewalt hatte. Der einzige türkische Beamte (denn kein anderer Türke darf in beiden Fürstenthümern ansässig seyn) am Hofe des Hospodars war der Diwan Effendi oder Sekretär, in der Regel der Spion der Pforte. Seit dem Aufstande der Griechen, welcher in diesen Provinzen zuerst ausgebrochen, hat die Pforte keinem Griechen die Verwaltung dieser Länder mehr anvertrauen mögen, und seit dem Frieden von Adrianopel sollen die Bojaren aus ihrer Mitte den Hospodar für Zeitlebens ernennen, welcher dann unter russischer und türkischer Hoheit regieren soll. — Betrachtet man den Zustand des Volkes, so sieht man hier leibhaftig, wie tief ein Volk unter dem vieljährigen Drucke der Leibeigenschaft, der finstern Gewalt und des Uebermuths der Herrscher sinken kann. Der Walache ist ein verwilderter Mensch. Zwar schön gebaut, kräftig, gelenkig, voll Freude und Leben, voll Phantasie, aber von der bereits erreichten Stufe der Civilisation auf den tiefsten Grad der Entwürdigung und Sklaverei herabgesunken. Betritt man dieses Land, so sieht man in den walachischen Dörfern nichts als Erdlöcher, der Reihe nach gegraben, von innen durch eine Bekleidung von Holz und Moos vor Feuchtigkeit geschützt; einige Stangen sind darüber gebreitet und mit Rasen bedeckt; dieser bildet das Dach, welches das Vieh abweidet. In diesem Loche wohnen Menschen und Vieh beisammen; rings um die Bauernhütten stehen die herrlichsten Fluren. Die Obstbäume brechen unter dem Gewichte der Früchte, die Reben unter der Last der Trauben, die vollen Aehren beugen sich tief zur Erde, aber nicht dem elenden Bauern kommt dieser reiche Segen zu gut; dem Juden, dem Armenier, dem Griechen, der Geld vorgeschossen, welches der Steuer-Einnehmer für den Fürsten forderte, dem Bojaren, der dem armen Landmann ein Stück Grund und Boden angewiesen hat, in dem er sich seine Höhle graben darf, gehört das Korn auf dem Felde, das Obst auf den Bäumen, der Ertrag der Reben, das Wachs der Bienen, die Wolle des Schafes, das Kalb, das Füllen. Der Bauer thut deshalb auch nichts, um seine Lage zu verbessern, denn er weiß ja doch, daß jede Bemühung umsonst seyn würde. Selbst eine schmackhaftere Kost zu bereiten, ist ihm zu beschwerlich; einen groben Brei von türkischem Weizen zieht er jedem andern Nahrungsmittel vor; dieser dient zugleich als Teig zum Brodbacken und mit Salz oder Milch statt der Suppe. Die größte Seligkeit ist ihm, in Wein oder Branntwein sich um das Bewußtseyn zu bringen, u. die größte Leckerei sind daher gesalzene Fische, weil diese zum Trinken reizen. Nur die Bergbewohner machen eine Ausnahme; größer, stärker, gesünder, als die Bewohner der Ebene, erreichen sie gewöhnlich ein hohes Alter, während diese frühe dem Grabe entgegensiechen. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die große Masse des Volkes leibeigen, und noch jetzt ist das ganze Land unter einer geringen Anzahl adliger Herren, die Bojaren, vertheilt, welche von den slavischen Eroberern dieser Gegenden abstammen, während das gemeine Volk, wie schon bemerkt, seine Herkunft von den römischen Kolonien an der Donau ableitet. Im Jahre 1744 hob Konstantin Maurokordatos die Leibeigenschaft, in der bis dahin die ganze Masse des Volkes gestanden hatte, auf, um die Macht der Bojaren zu schmälern; da indessen den neuen Freigelassenen nicht auch mit ihrer Freiheit zugleich ein Stück Land gegeben wurde, das sie für ihre eigene Rechnung hätten bauen können, so wurde der Sache nach in ihren bisherigen Verhältnissen wenig geändert; noch in den neuern Zeiten schaltete der walachische Bojar über Leben u. Freiheit seiner Bauern mit unumschränkter Willkür, und erst von der allmähligen Entwickelung einer neuen gesetzmäßigen Ordnung, die seit 1829 begonnen, ist für diese Unglücklichen ein menschlicheres Loos zu erwarten. „Die Walachen" so lautet eine neuere Schilderung dieses Volkes „verschlechtern den Boden mehr, als sie ihn verbessern.

Der Walache kennt seinen Herrn, den er oft alle Jahre wechselt, nur durch den Stock seiner Knechte. Walachen und Bulgaren sind Sklaven, Türken und Griechen die Herren. Diese theilen sich bald in das bevölkerte, bald in das entvölkerte Land. Die Griechen sind Pächter der Bojaren, zahlen Grundzins und saugen die Dörfer aus, indem sie das Monopol des Kaufes u. Verkaufes besitzen. Sie erheben den Zwanzigsten des Getreides und kaufen den Rest nach eigener Schätzung. Sie sind schrecklichere Dränger, als die Türken; denn sie sind gedrängte Dränger. Der Pandur fordert überdieß den Zehnten aller Früchte, die Abgabe an die Pforte und alle Erpressungen unerbittlich in Geld ein. Nur der Grieche hat Geld, und der Bauer muß an diesen, was er hat, überlassen, um für seine Abgaben Geld zu erlangen. Die Trauben sind gelesen, die Kufe gefüllt, da nimmt der Pächter sein reiches Zwanzigtheil, nachdem der Pandur das Zehntheil bestimmt hat. Um dieses zu bezahlen, nimmt der griechische Pächter auch das Uebrige für einen Spottpreis an sich, um ihm allenfalls für zehnfach höhern Preis eine Flasche Wein wieder zu verkaufen. Der Walache u. Bulgare darf soviel Boden bebauen, als er will, des Bodens ist die Fülle und von köstlicher Qualität vorhanden. Nach erhobenem Zehnten, Zwanzigsten, Auflagen und Grundzins gehört der Rest ihm zu, und er hat nur noch so viele Tage, als der Pächter bedarf, Frohndienste zu leisten. Indessen gibt und thut der Walache nichts ohne Stockschläge, die denn auch von allen Seiten nicht gespart werden. Darum ist er aber auch dem Trunke ergeben, hartnäckig, und weicht nur der Gewalt. Aber er steht des Nachts auf, tritt plötzlich verkleidet in die Schlafkammer des Pächters und Drängers, ergreift ihn, züchtigt ihn und geht straflos davon. Ein anderes Mal mordet er seine Familie und legt Feuer in das Gebäude; auch verbündet er sich wohl mit den Türken und plündert das Land. Hat er einigen Vorrath, so geht er von Schenke zu Schenke, die ebenfalls Monopole sind, und wo man Alles anwendet, um Unsittlichkeit und Trunkenheit zu fördern, und säuft, so lange er noch Geld und Kredit hat, tanzt wüthend zur Musik der Zigeuner, geht nach Hause, prügelt Weib und Kind, und schläft, bis ihn der Stock des Panduren aufweckt. Und dennoch ist dieser entwürdigte Mensch eines tiefen Gefühls fähig; Gesang und Musik rühren ihn im Innersten seiner Seele. Als Sklave ist er ein singender Mensch, und die walachischen Volkslieder entbehren keines Reizes der lieblichsten Nationalpoesie."

In beiden Fürstenthümern hat die Faulheit ihren Thron aufgeschlagen. Daß der Bauer lesen könne, kann man nicht verlangen, wenn selbst der Bojar und Priester es nicht kann. Die Administration des Landes ging früher von Konstantinopel aus. Die Kirche hat außer dem Karneval 210 Fest- und Feiertage; dies sind für das Volk Tage der Ruhe; aber die öffentlichen Beamten hatten sich früher bei dieser öffentlichen Apanage der Nationalfaulheit noch immer den Theil des Löwen vorbehalten. Außer jenen einem heiligen Müssiggange geweihten Tagen machen sie zu Ostern ein paar Wochen Ferien und eine noch längere Zeit während der Hundstage. Mit Einem Worte, Alles in diesem Lande pflegte bisher der Ruhe mit Ausnahme der Steuereinnehmer und der Insekten. Unwissenheit, der treue Gefährte der Sklaverei, drückt schrecklich den Geist des Volkes; entsetzlich ist der Aberglaube, der auf dem Volke lastet. Es entbehrt sogar des Trostes einer unterrichteten Geistlichkeit. Der Pope wählt sich einen Küster, diesen richtet er sich zu den Ceremonien ab, und ist er abgerichtet, schlüpft er in den Rock des Pfarrers, um dessen Nachfolger zu werden. Bisweilen zieht man ihm seinen Rock aus, um ihn durchzuprügeln, dann zieht man ihm denselben wieder an, um vor ihm auf die Knie zu fallen. Schwein- u. Seelenhirte in einer Person ist nichts Seltenes. Fällt es einem bessern Pächter ein, eine Schule zu bauen, eine Kirche zu errichten, so ist nicht einmal der Stock vermögend, sie zu füllen. Die Weiber der Walachen sind arbeitsamer, als die Männer. Sklavinnen ihrer Männer, weben sie das grobe weiße Tuch zu der malerischen Nationaltracht der Walachen; auch fällt auf sie der größte Theil der Feldarbeit. Die gewöhnliche Kleidung der Männer ist ein Ueberrock von weißem Tuche, nebst langen Beinkleidern; auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von Lämmerfellen, welche zwar gegen die Kälte, aber nicht gegen die Nässe schützt. Die Kleidung der Weiber besteht aus einem Hemde von grober Leinwand, über welchem sie eine Schürze von demselben Zeuch tragen, die von hinten über die Hüften gebunden wird und statt des Rockes dient. Die Weiber und Mütter haben gewöhnlich den Ausdruck der Niedergeschlagenheit und des Kummers in ihren Zügen, die Mädchen sind fröhlicher, schmücken sich mit Blumen und lieben Spiel und Tanz. Die Hochzeiten geschehen, indem die Mädchen zu Markte geführt und von den Jünglingen geraubt werden. Findet der Bräutigam die Braut nicht als Jungfrau, so schickt er sie der Mutter zurück. Auf eheliche Treue wurde jedoch nie der geringste Werth gelegt. Nirgends in Europa kann eine glücklichere Natur und eine tiefere Entartung gefunden werden, als in diesen fruchtbaren Fürstenthümern. In gleicher Sklaverei, wie der Walache, lebt der Bulgare. Er war aber nie Herr des Landes, ist also auch nicht so tief entwürdigt worden, als der Walache. Der Bulgare ist fleißig, geht singend zur Arbeit und bebaut mit Sorgfalt das Feld. Das Ende der Ernte wird immer durch ein Fest und durch Tanz gefeiert. Diese Tänze sind sehr malerisch und lebenvoll und gegen unsere Galoppaden wahre Meisterstücke voll Anmuth und Leben. Man findet bei den Bulgaren, die dem Drucke kräftig widerstehen, Wohlhabenheit. Die schönsten Saaten, die wohlbestelltesten Weingärten, die wohnlichsten Häuser und das beste Zugvieh gehören ihnen; sie leben von den Walachen abgesondert, vermischen sich nie mit ihnen, auch nicht durch Heirathen. Der Bulgare dünkt sich über den Walachen erhaben, aber in dem Griechen erkennt er seinen Herrn an; mit diesem hat er jedoch nichts gemein, während er mit dem Walachen einerlei Sprache spricht. Der Grieche hält sich für besser, als den Türken, bis ihn der

Stock oder Handschar des letztern nöthigt, auch sich als Sklaven zu bekennen. In diesem allgemeinen Kampfe der Elemente der Bevölkerung um ihre Existenz sucht sich der Grieche durch List, Geschmeidigkeit und Verstand das Schwert des Tyrannen vom Halse zu schaffen; der Bulgare setzt Thätigkeit, Industrie und eine unveränderliche Geduld entgegen; der Walache lebt in den Tag hinein und denkt weder an gestern, noch an morgen. Er braucht nichts als Wein, Branntwein, einen Brei aus Kurkurutzmehl und — Schläge, um sein Leben erträglich zu finden. — Die walachischen Zigeuner (Tschinganehs) werden als die schlimmsten geschildert. In der M. und Walachei sind sie zusammengedrängt, wie sonst nirgends; denn über 100,000 leben in den beiden Fürstenthümern. So wie die Juden zu ihrem Lieblingswohnplatze eines der ärmsten Länder des Nordens, Polen gewählt haben, so scheinen die Zigeuner das elendeste Land im Süden Europa's zu ihrem Hauptquartier gewählt zu haben. Im 16. Jahrhundert sollen sie in Masse aus Deutschland in diese Länder eingedrungen seyn. Selbst hier, wo es wenig zu stehlen gibt, können sie ihren unwiderstehlichen Hang dazu nicht verleugnen. Sie bekennen sich zu keinem Religionskultus, kennen auch Ehen und bürgerliche Rechte und Pflichten nicht. Der Zigeuner der M. und Walachei ist ein Sklave, den man kauft, und über den man wie über eine Waare verfügt. Etwa die Hälfte von diesen Zigeunern sind Leibeigene der Regierung und genießen insofern eine Art von Freiheit, als ihnen die Regierung keine Arbeit geben kann. Jedes Individuum männlichen Geschlechts, das über 15 Jahre alt ist, zahlt eine Kopfsteuer. Sie lassen sich zu den niedrigsten Handthierungen gebrauchen. Schinder und Henker werden vorzugsweise aus ihnen gewählt. Ein großer Theil derselben bringt sein Leben vor den Thüren der Wirthshäuser und der Bojaren zu, wo sie musiciren. Die Leibeigenen der Privatleute müssen häusliche Arbeiten verrichten oder die Weinberge bauen. Ihre Herren haben nicht das Recht, sie mit dem Tode zu bestrafen, können sie aber prügeln lassen, so oft sie wollen. Auch der walachische Zigeuner ist ein Tonkünstler auf der Geige. Das höchste Glück der walachischen Zigeuner ist Putz, und rothe Hosen, enganliegend, mit einem Riemen fest geschnürt, gelbe Tschismen am Fuße, eine goldbordirte Weste, ein weißes feines Hemd, ein Dolmany von rother oder blauer Farbe, ein Kolpak, hinter dem die Pfeife steckt, kleiden seine braune und lebendige Gestalt sehr wohl. List, Verstellung, Verschlagenheit und Dieberei, das sind die Handwerke, wozu er sich von Jugend an gewöhnt. Der Zigeuner hört aber in dem Augenblick zu stehlen auf, wo er von seinem Edelmann oder Bojaren zum Hofzigeuner ernannt wird oder eine Anstellung als Bedienter, Kutscher, Feldhüter, Nachtwächter &c. erhält. Sonst sind die Zigeuner auch hier Wahrsager und ausgemachte Pferdekenner und treiben sich auf den Pferdemärkten herum.

Die Donaufürstenthümer zeigen uns eines der schönsten Länder Europa's, ausgestattet mit allem Segen der Natur, ohne Anbau; kraftvolle und edle Völker in Verwilderung und Sklaverei; Bojaren ohne Bildung und in Entartung versunken, Pächter ohne Herz. Die Bojaren machen in der M. und Walachei den ersten Stand aus. Es bestand hier bis jetzt das mittelalterliche Feudalsystem in seiner ganzen Grellheit und mit aller Absurdität fort, wodurch es zum Abscheu der Menschheit wurde. Was im westlichen Europa diese Fessel milderte, dessen mußte man hier unter der Türkenherrschaft entbehren; durch einen Pestkordon von dem civilisirten Europa abgeschlossen, blieb Alles in Erstarrung. Die eigentlichen Bojaren sind der hohe Adel und heißen Diwans-Bojaren, da sie eine erbliche Kammer bilden und allein zu hohen Aemtern befähigt sind; auch Sfat ist ein ihnen eigner Titel. Die Massilen sind der geringe Adel. Die Adeligen sind die alleinigen Besitzer des Bodens, abgabenfrei, zu allen Aemtern berechtigt, zu allen Stellen, wie zum Tragen der Waffen befähigt und gegen alle Mißhandlungen geschützt, mit einem Worte die Einzigen im Staate, welche Menschenrechte genießen. Sie haben das Recht, die Bauern zu mißhandeln und die Zigeuner in Sklaverei zu halten und üben über sie jede Gerichtsbarkeit, erlauben sich Alles gegen sie, sind Könige oder vielmehr Sultane auf ihren Gütern. Gegen ihren Druck kann der gedrückte Sklave nur bei ihnen selbst Klage führen, da der Beklagte Richter und Alles in Allem ist. Dem Namen nach ist zwar der Medschinsch seit 1747 nicht mehr leibeigen, aber doch allen Qualen der Leibeigenschaft ausgesetzt. Die Bojaren sitzen zu Bucharest, lassen sich ihren Pacht bezahlen, kriechen um den Hospodar herum oder verrathen ihn, verspielen bisweilen mehre Quadratmeilen Landes in einer Nacht und leben als Sklaven der Türken, die ihre Vorfahren verrätherisch ins Land gerufen haben. Ob die neue Ordnung der Dinge, die seit der Insurektion der Griechen und seit der Okkupation des Landes durch die Russen begonnen, diese Leute aus dem Schlafe rütteln wird, muß die Zukunft lehren, die Vorzeichen scheinen nicht ungünstig zu seyn. An der Spitze des Staates steht der Woiwode oder der Hospodar in jedem Fürstenthum. Dieser wird nach dem Friedenstraktat von Adrianopel lebenslänglich von den Bojaren gewählt. Ihm zur Seite steht ein Diwan von Bojaren, an deren Spitze der Erzbischof ist, der Ban von Krajowa und die Statthalter, dann der Logothet oder Großkanzler, der Velsepathar oder Feldmarschall, aber ohne Kriegsheer, der Velvister oder Schatzmeister und der Vestiar oder Finanzminister; dieses ist das Ministerium des Fürsten. Außerdem sind noch einige 20 Assessoren aus den Bojaren im Diwan. Alle Stellen wurden bis zur russischen Katastrophe vom Hospodar dem Meistbietenden zugeschlagen. Die Einkünfte der Hospodare und der Staatsbeamten waren früher ungeheuer, und ohne eine stehende Armee oder einen großen Beamtenstand zahlten doch die Fürstenthümer die ungeheuersten Abgaben. Da alles Eigenthum früher steuerfrei war, so waren es die Medschinschen, von denen die Abgaben erhoben werden mußten, und zwar gerade die,

welche Nichts hatten. Die Einkünfte eines Hospodars beliefen sich allein auf 3 Millionen Piaster, die der übrigen Staatsbeamten ebenfalls nach Proportion. Außerdem lasteten entsetzliche Abgaben, die an die Grundherren entrichtet werden mußten, auf dem Volke; zuletzt war die Erhebung selbst durch die Ispravinks oder Bezirksrichter, die wieder eine Art Sultane waren, eine sehr große Last. Und doch gewährte für alle diese Lasten die Regierung dem Volke durchaus nichts, als Schläge und Mißhandlungen. Der Bojar ist stolz, übermüthig und grob, meist ohne alle Erziehung, und nur in den letzten Zeiten fängt es an, Mode zu werden, die Kinder der vornehmen Bojaren durch ausländische Hofmeister erziehen zu lassen. In der Hauptstadt umgibt den Fürsten und die Bojaren ein prunkendes Gefolge, voll asiatischer Pracht, womit das Elend des Landes und des Volkes schreiend kontrastirt. — Dem Stande nach theilen sich demnach die Einwohner in Bojaren oder Adelige mit den besagten Privilegien, in Geistliche, sehr zahlreich, aber über alle Begriffe unwissend, in Rumuns, d. i. das Volk oder die Bauern, auf denen der Druck der Bojaren und der Regierung lastet. Beide Fürstenthümer stehen jetzt unter russischem Schutze und unter türkischer Hoheit. Der lebenslängliche Hospodar darf niemals abgesetzt werden, außer wegen Vergehen, die der Traktat von Adrianopel bestimmt; er hat das Recht, alle innern Angelegenheiten der seiner Verwaltung unterworfenen Provinzen frei zu reguliren; er und seine Nation genießen derselben Privilegien, wie die den Serbiern bewilligten. Außerdem haben beide Fürstenthümer den Vortheil, keine türkische Besatzung mehr auf ihrem Gebiete zu haben; auch sind sie frei von den Lieferungen zur Verproviantirung Konstantinopels, der türkischen Donaufestungen und des Zeughauses; aber sie müssen eine Summe bezahlen, deren Betrag einmal für immer als eine jährliche Entschädigung des türkischen Staatsschatzes für die abgerissenen Gerechtsame des Großsultans bestimmt wird; ferner den seit 1802 jährlich in Silber bezahlten Tribut an die Pforte. Die Sprache der Moldo-Walachen ist ein Gemisch von Latein und Slavonisch. Jahrhunderte lang kannte man hier kein Buch, sogar nicht einmal die Bibel, ja selbst ein Alphabet für die Sprache fehlte. Auffallend ist es, daß man in diesem Lande der Unwissenheit das Neugriechische reiner, als selbst in Griechenland, Janina vielleicht ausgenommen, spricht. In der Walachei ist dies die Sprache der feinern Welt; sie wurde von Allen angenommen, die irgend Auszeichnungen vom Hospodaren zu erhalten strebten. Die Berührungen der Einwohner mit den Griechen des Fanars sicherten dieses Idiom vor der Rohheit des Slavonischen und vor dem barbarischen Jargon der Nachkommen der Dacier. Weniger als in der Walachei, wird das Griechische in der M. gesprochen; hier herrscht im Allgemeinen das Französische und Deutsche vor. Die Staatsreligion ist die griechisch-nichtunirte, welche den unwissendsten Klerus hat; selbst Bischöfe sind hie und da des Lesens unkundig. Die ganze Funktion des Klerus besteht in mechanischer Ausübung eines sehr ceremoniellen Ritus an den 210 Festtagen, die den Verfall des Landes befördern. Seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besteht, ursprünglich unter schwedischem Schutze, in Bucharest eine Filialgemeinde der zu Konstantinopel befindlichen evangelisch-lutherischen Gemeinde, die unter ihrem Prediger Michael Wagner vom Fürsten Ghika im Jahre 1741 ein Privilegium für ihre Religionsübung erhielt. Später äußerst bedrängt, konnte sie sich nur durch Verwendung der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel in ihrem Bestand erhalten. Sie überwand verwüstende Kriegsstürme und wurde durch ein Privilegium des Fürsten Karadscha im Jahr 1814 vom Neuen begünstigt, später aber, von 1821 an, schadete ihr die griechische Revolution. Seit 1835 jedoch durch Kollekten, die ihr emsiger Pastor Sarai, besonders in Schweden und Rußland für die Erhaltung ihres Kirchenwesens gesammelt, unterstützt, erfreut sich diese evangelische Gemeinde jetzt eines leidlichen Daseyns. Ein Volksunterricht war bis zum Jahre 1830 so gut als gar nicht vorhanden. In den frühern Zeiten waren die Volksschulen in den Händen griechischer Lehrer, und der Vortrag geschah in griechischer Sprache, wodurch natürlich der Hauptzweck, die Volksbildung, verloren ging und überhaupt die Entwickelung der rumunischen — moldauischen und walachischen — Sprache unmöglich wurde. Die aufeinander folgenden griechischen Fürsten nahmen zwar immer Rücksicht auf Elementarschulbildung, allein dieselbe wurde im Allgemeinen nie so geleitet, um wohlthätigen Einfluß auf allgemeine Volksbildung haben zu können. Erst im 19. Jahrhundert kann man von eigentlichen Volksschulen reden, durch deren Stiftung im Jahr 1804 der Metropolit Benjamin Kostaky sich hohe Verdienste erwarb. Diese von dem würdigen Metropoliten gegründeten Schulen verbesserte im Jahr 1814 in vieler Beziehung der jedes wissenschaftliche Streben fördernde Fürst Callimachi. Freilich waren diese immer nur noch in der Hauptstadt zu suchen und die Städte der Distrikte waren mit Elementarschulen nur sehr kümmerlich bedacht. Durch den großen Brand in Jassy im Jahre 1827, bei welchem beinahe die Hälfte der Stadt in Asche verwandelt und auch das Schulhaus ein Raub der Flammen wurde, war der Elementarunterricht auf lange Zeit ganz unterbrochen, und wurde erst im Anfange des Jahres 1828 durch den Fürsten Johann Sturdza wieder hergestellt und durch passende Verbesserungen neu belebt. Namentlich wurde jetzt in moldauischer Sprache Unterricht ertheilt, Pestalozzi's Lehrmethode eingeführt und die Zahl der Lehrer vermehrt; auch bekam bald darauf die Jugend für den Elementarunterricht moldauische Schulbücher in die Hände. Einen noch höhern Aufschwung bekam der Volkselementarunterricht im Jahr 1832. Es wurden sofort in den Distriktsstädten Roman, Galacz, Husch, Fockschan, Berlat, Botuschan und Piatra

Elementarschulen errichtet und diese mit guten Lehrern versehen. — Finanzen. Die Einkünfte der Walachei sind jetzt veranschlagt zu 16,544,755 Piaster, die Ausgaben zu 14,493,158 Piaster. Die Einnahmen der M. betragen 9,368,763 P., die Ausgaben 7,718,126 P. — Die Miliz der Fürstenthümer, für die Ehrengarde, den Quarantänedienst, die Zolllinien und die innere Polizei, besteht jetzt aus regulären Truppen, Trabanten und Civil- und Grenz-Garden. Das reguläre Militär besteht aus 2 Infanterieregimentern und 1 Regiment Kavalerie für die Walachei, und in 1 Regiment Infanterie und 1 Regiment Kavalerie für die M., im Ganzen 4665 Mann für die Walachei und 2280 Mann für die M. In der Walachei gibt es: Städtetrabanten 680, Landtrabanten 3808, Bürger- und Grenzgarden 36,000, im Ganzen 45,153 Mann an walachischem Militär; in der M.: Städtetrabanten 934, Bürger- und Grenzgarden 12,730, im Ganzen 15,904 Mann mit dem regulären Militär. Ueber die Eintheilung der Donaufürstenthümer in Distrikte, die von Ispravniks verwaltet werden, s. Türkei, S. 619. Hauptstadt der Walachei: Bucharest, der M.: Jassy.

Die Donaufürstenthümer sind vermöge ihrer geographischen Lage in allen Beziehungen ihrer Nationalökonomie zunächst auf Oesterreich angewiesen, welches zugleich auch die Brücke ist, über welche die deutschen Industrieerzeugnisse, dem Laufe der Donau folgend, auf dem kürzesten Wege nach der Levante gehen. Die Waareneinfuhr aus Oesterreich wird theils landwärts über die Grenzstation der Bukowina und Siebenbürgens, theils auf der Donau vermittelst der Dampfboote bewerkstelligt. Die Kaufleute, welche die Einfuhr aus und über Oesterreich vermitteln, sind theils sogenannte „Leipziger", d. h. solche, welche die leipziger Messe besuchen, theils „Kronstädter", die ihre Waare zunächst aus Siebenbürgen beziehen. Die Leipziger besuchen gewöhnlich die Oster- und Michaelismesse, in neuester Zeit auch häufig die Neujahrmesse. Die daselbst eingekauften Waaren werden nach Thalern berechnet. An leipziger Waaren beziehen ungefähr von jeder Hauptmesse:

Bucharest	für	280,000 Thlr.
Jassy	„	160,000 „
Botuschan	„	150,000 „
Fokschan	„	120,000 „
Foltitschan	„	50,000 „
Galacz	„	40,000 „
Bakeru	„	20,000 „
Moinetschti bei Tirgul-Okea	„	10,000 „
Krajowa, Plojetschin und andere walachische Ortschaften	„	35,000 „
Zusammen		865,000 Thlr.

Schlägt man den Waarenbezug von der andern Hauptmesse ebenfalls auf 865,000 Thlr. und jenen der Neujahrmesse nur auf 200,000 Thlr. an, so ergibt sich für die M. und Walachei eine Einfuhr von leipziger Meßwaaren von mindestens 1,930,000 Thlr. jährlich. Man kann aber im Durchschnitt den Betrag auf 2 Mill. Thlr. annehmen. Die von der leipziger Messe zurückkehrenden Kaufleute versehen sich während ihres Aufenthalts in Wien mit österreichischen Industrieerzeugnissen, die in der M. und Walachei gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen wiener Waaren bezeichnet werden. Die vorzüglichsten Gegenstände derselben sind: Tuch, gedruckte Tücher, circa 160,000 St. jährlich, Schuhmacherarbeiten, Handschuhe, Seidenwaaren, Quincaillerie- u. kurze Waaren, wiener Wagen, Fortepiano's u. Möbel, böhmische Gläser, Spiegel u. Spiegelglas, Eisen- u. Stahlwaaren, zinnerne Teller, Goldblättchen, Silberborten, Flittergold, vergoldeter Silberdraht, nürnberger Waaren, türkische Kappen, Shawltücher, Oel- und Wasserfarben, chemische Produkte, Apothekerwaaren, Zündhölzchen, pyrotechnische Erzeugnisse, Kämme, Bürstenbinderarbeiten, Modewaaren und Pflanzen. Im Durchschnitt beziehen jährlich an wiener Waaren:

		Guld. Konv.-M.
Bucharest	für	350,000
Jassy	„	240,000
Fokschan	„	150,000
Botuschan, Foltitschan und Bakeru	„	220,000
Galacz	„	20,000
Braila	„	10,000
Andere walachische Städte:	„	30,000
Zusammen	für	1,020,000.

Sehr bedeutend ist in den untern Donauländern der Handel mit kronstädter Waaren, unter welchen man alle ordinären Fabrikate und Handwerkserzeugnisse zum häuslichen Gebrauch versteht (s. Kronstadt). In der M. und Walachei sind über 100 kronstädter Waarenhandlungen, deren jede jährlich für 10—90,000 Guld. wiener Waaren umsetzt, zusammen in einem Werthe von 2,560,000 Gulden wiener Währung oder 1,034,000 Guld. Konv.-Münze. Einen namhaften Absatz österreichischer Fabrikate und Industrieerzeugnisse erzielen ferner die Handels- und Gewerbsleute der Bukowina und der benachbarten Kreise Galiziens auf den von ihnen regelmäßig besuchten Jahrmärkten der nördlichen M., welche auch im Detail aus der Bukowina viele Eisen- und Glaswaaren bezieht. Außerdem treiben die Slowaken aus dem thuroczer Komitate in den Donaufürstenthümern einen lebhaften Hausirhandel. Die Einfuhr zur See betrug im Verwaltungsjahre 1843:

		Guld. Konv.-M.
in Galacz	mit Segelschiffen	1,496,659
	mit Dampfschiffen	958,900
in Braila	mit Segelschiffen	862,656
	mit Dampfschiffen	619,120
in beiden Donauhäfen	für	3,937,335.

Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Kolonialwaaren, Rum, Oel, Oliven, getrocknete Früchte, Agrumen, Salumen, Caviar, Tabak (türkischer), Medicinalien, Baumwollgarn, Manufakte, Eisen (englisches), Steinkohlen. Die Einfuhr englischer Manufakturwaaren und des englischen Eisens nimmt mit jedem Jahre eine größere Ausdehnung und bedroht ungemein den

Handel mit leipziger und wiener Waaren. Die englischen Manufakte stiegen von 600,500 Guld. Konv.=M. im J. 1841 auf 870,000 im J. 1842, ja 1,004,500 im J. 1847. Der seit mehren Jahren dem leipziger und wiener Handel zugefügte Schaden beträgt im jährlichen Durchschnitt 6 Proc. Doch zeigt sich dieser Minderabsatz nur bei ordinären Fabrikaten; die feinern werden durch die Engländer nicht gefährdet. Ein in Galacz etablirtes Haus sendet Muster der hier zu Lande beliebten deutschen Industrieerzeugnisse nach England, wo nach denselben in der kürzesten Zeit die Zeuche, zwar in schlechterer Quantität, aber zu Spottpreisen verfertigt und aufs Schnellste auf dem Seewege zugesendet werden. Es bedarf somit aller Anstrengung von Seiten Rußlands und Oesterreichs, um hier das Feld zu behaupten. — Der Landverkehr mit Rußland, das sich gegen die M. mit einem Zollkordon streng abschließt, ist nicht erheblich. Die Importen aus Rußland umfassen ordinäre und wenig dauerhafte Schlosserarbeiten aus den Fabriken zu Tula, sehr viele Tscharnus oder gußeiserne Kessel zur Mamaliga (einem aus Maismehl bereiteten Kuchen, welcher die Hauptnahrung des Landmanns bildet), große eiserne und kupferne Kessel, andere ordinäre Metallwaaren, Porzellan, nicht sehr fein, aber mit lebhaften Farben, Rauchwerk, Hanftaue, Segelleinwand, Caviar und Kirchenornamente. — Aus Bulgarien bezieht die Walachei Südfrüchte, gesalzene Fische, Halva, Schlachtvieh, Tabak, Rosenöl und sehr viel Sumach. — Die M. und Walachei unterhalten aber auch einen lebhaften Ausfuhrhandel. Die Gegenstände der Ausfuhr nach Oesterreich sind: rohe Produkte, Horn- und Borstenvieh, Erzeugnisse der Viehzucht und eingesalzene Donaufische. Von Galacz und Braila geht ferner eine namhafte Menge Kolonialwaaren, Oel und Südfrüchte nach Siebenbürgen, der Bukowina und den östlichen Kreisen Galiziens. Der Werth der Ausfuhr zur See stellte sich im Verwaltungsjahre 1843:

in Galacz auf 2,534,625 Guld. Konv.=M.
im Braila auf 3,900,653 „ „ „

Zusammen 6,435,278 Guld. Konv.=M.

Hauptgegenstände der Ausfuhr waren: Weizen 1,113,143 Star, Mais 829,012 St., Gerste 500,448 St., Roggen 82,575 St., Leinsamen 14,335 Ctr., Talg 48,197 Ctr., Butter 400 Ctr., Käse 9587 Ctr., Honig 710 Ctr., Nüsse 370 Ctr., Pflaumen 816 Ctr., Wein 117 Fässer, Thierknochen 180 Tonnen, verschiedene Artikel 7000 Ctr. — Sehr erheblich ist auch die Salzausfuhr. Nach amtlichen Ausweisen wurden im Jahre 1843 6,461,380 Oka Steinsalz aus Galacz nach den türkischen Provinzen Bulgarien und Serbien geführt. Das Salz liegt in der M. und Walachei einige Fuß unter der Erdoberfläche gediegen in ungeheuern Schichten. Die Ausfuhr nach dem benachbarten Bessarabien beschränkt sich auf einige Partien Bauholz, das von Galacz nach Ismail geflößt wird. — Wichtig sind die Geld- und Wechselgeschäfte zwischen den Donauhäfen und Oesterreich. Bei dem fortwährenden Begehr nach guten Rimessen zur Zahlung der in Leipzig auf Wien realisirten Einkäufe kann man in Galacz und Braila, 3 Monate dato auf Wien und Triest, jede Summe al pari, d. h. den Konventionsgulden zu 9 Piastern 15—18 Para galaczer Kurs anbringen. Uebersicht des Seehandels der beiden Freihäfen (was sie wenigstens in so fern sind, als die in loco konsumirten Importen keinem Zoll unterworfen sind) der Donaufürstenthümer, Galacz (in der M.) und Braila (in der Walachei), im Jahre 1850 (nach einem Bericht des preuß. Konsuls in Galacz).

I. Resultate des Einfuhr-Handels.

Uebersicht
der während des Jahres 1850 durch Seeschiffe in Galacz importirten Waaren.

Waaren-Gattung.	Menge.	Werth in preuß. Thalern.
Englische Manufakturen und Twiste	3,334 Pack.	1,256,790
Nicht englische Manufakturwaaren	250 —	51,250
Baumwollengarn (türkisches)	79 —	8,100
Levantinische Baumwolle	833 Ballen.	56,920
Hut- und Farinzucker	5,619 Tonnen und Fässer.	575,950
Kaffee	1,877 Sack und Fäßchen.	51,300
Pfeffer	1,241 Sack.	12,950
Gewürznäglein u. andere Gewürze	111 Pack.	5,310
Rum	1,689 Tonnen und Fäßchen.	80,809
Zinn	196 Cntr.	6,760
Blech	3,041 Kisten.	41,560
Eisen in runden, platten und viereckigen Stangen	49,200 Cntr.	151,290
Stahl	66 Kisten.	1,350
Kurzewaaren	14 —	960
Nägel	543 Faß.	5,560
Blei	145 Pigs.	790
Blei, Schrot	134 Cntr.	2,290
Pech und Theer	2,222 Faß.	11,390
Kohlen	7,434 Tons.	63,500
Salpeter	63 Faß.	1,720
Kupferwasser, Vitriol	159 —	2,720
Färbe-Holz	812 Cntr.	2,220
Indigo	22 Kisten.	12,030
Kochenille	15 Pack.	2,050
Seife	1,650 Cntr.	19,730
Olivenöl	5,208 —	71,180
Oliven	1,419 Schläuche u. Fäßchen.	7,270
Wein	300 Faß.	8,200
— Champagner und andere Flaschenweine	809 Kisten.	27,640
Porter	224 Fäßchen.	4,590
Rosinen	2,674 Fäßchen und 14,400 Schachteln.	75,900
Feigen	875 Fäßchen und 4,415 Schachteln.	18,730
Citronen und Apfelsinen	4,785 Fässer und Kisten.	32,700
Mandeln und Datteln	218 Faß.	4,080
Haselnüsse und Wallnüsse	406 —	2,080
Kicher-Erbsen	140 —	2,870
Johannisbrod	7,508 Cntr.	12,830
Chalvä (eine süße türkische Speise aus Sesam)	1,512 Fäßchen und Schachteln.	5,170
Reis	4,882 Cntr.	33,360
Tabak	1,836 —	62,730
Cigarren	19 Kisten.	390
Caviar, schwarzer	36 Faß.	14,760
Fischroggen	185 —	15,170
Sardinen	411 —	4,210
Gesalzene Fische	645 —	4,410
Meerspinnen	35 —	4,780

Waaren-Gattung.	Menge.	Werth in preuß. Thalern.
Tziri (getrockneter Fisch) . .	158 Tausend.	640
Anis	14 Faß.	480
Weihrauch	144 Kisten.	4,920
Galläpfel	22 Faß.	2,230
Macaroni	496 Cntr.	4,240
Meubles und Stühle.	144 Colli und 303 Dutzend.	16,050
Farbe.	8 Faß.	110
Steingut.	270 Fäßchen und Kisten.	9,230
Fensterglas	318 Kisten.	4,350
Bücher	32 —	1,090
Schreibpapier	32 —	1,090
Cigarrenpapier.	248 —	3,390
Citronensaft zum Färben und zum Getränk	77 Faß.	5,790
Leder (bearbeitet).	438 Ballen.	29,930
Abbatuch	228 —	15,580
Schaafpelze.	162 —	5,540
Wohlriechendes Wasser (meist fleur d'orange)	6 Krüge.	40
Segeltuch, Stricke und Taue .	24 Ballen und 229 Ringe.	18,930
Diverse Waaren	—	11,200
		Summa 2,973,110

Uebersicht
der während des Jahres 1850 durch Seeschiffe in Braila importirten Waaren.

Waaren-Gattung.	Menge.	Werth in preuß. Thalern.
Englische Manufakturen und Twiste.	4,140 Pack.	1,555,950
Türkische Manufakte . . .	97 —	19,890
Türkisches Baumwollengarn u. rohe Baumwolle	1,060 Sack.	108,650
Zucker	5,557 Faß.	759,460
Kaffee	1,240 Sack und Fässer.	33,900
Thee	8 Kisten.	550
Pfeffer, Gewürznäglein und andere Spezereien	1,070 Sack und 100 Kisten.	15,750
Rum	1,185 Fässer.	55,730
Zinn	52 Cntr.	1,780
Blech	2,539 Kisten.	34,700
Eisen in runden, glatten und viereckigen Stangen . . .	38,640 Cntr.	118,820
Stahl	26 Kisten.	530
Nägel	148 Fässer.	1,520
Blei	42 Pigs.	230
Blei, Schrot	99 Fässer.	1,690
Kupferbleche	27 Kisten.	1,840
Kupferdraht	9 —	610
Pech	528 Faß.	2,710
Alaun	990 —	13,520
Salpeter.	138 —	3,770
Vitriol, Kupferwasser . . .	868 —	14,830
Schwefel.	76 —	780
Kampfer.	1 Kiste.	70
Färbhölzer	2,903 Stück.	1,980
Indigo	1 Kiste.	550
Kochenille	1 —	100
Kohlen	175 engl. Tonnen.	1,500
Seife	619 Cntr.	7,400
Oel	6,019 Cntr. und 343 Kisten.	83,440
Oliven	3,948 Schläuche.	20,230
Wein	211 Faß.	5,770
Champagner und Flaschenweine	1,037 Kisten.	35,430
Rosinen	1,925 Faß und 1,609 Kisten.	30,710
Feigen	831 Faß und 1,020 Kisten.	8,470
Citronen und Apfelsinen . .	856 Kisten.	5,850
Mandeln	120 Faß.	1,640
Haselnüsse	58 —	300
Datteln	10 —	270
Getrocknete Pfirsichen . . .	10 Körbe.	340
Johannisbrod	1,380 Cntr.	2,360
Chalvá	60 Kisten.	200
Fichtensamen	90 Faß.	1,230
Kicher-Erbsen	151 —	3,100
Rahatlicum (eine türk. süße Speise)	2 —	70
Tabak	1,489 Cntr.	50,870
Kaviar	75 Faß.	30,750
Fischroggen	92 —	630
Essig	8 —	270
Sardinen	158 Fäßchen.	1,620
Skumbri (Donau-Heringe) .	283 —	2,420
Stockfisch	289 —	7,900
Meerspinnen	47 —	3,210
Anis	73 —	2,500
Fenchel	14 —	290
Reis	199 —	1,360
Weihrauch	145 Faß.	4,950
Ketten	132 Dutzend.	2,710
Steingut	358 Körbe.	12,230
Fensterglas	8,710 Kisten.	44,640
Papier	90 —	3,080
Farbe.	53 Faß.	270
Leere Flaschen und Krüge . .	resp. 147 Körbe u. 187 Stück.	1,640
Eiserne Betten und Schränke .	22 —	970
Leder	422 Bündel.	28,840
Porter	276 Faß.	3,770
Nudeln	14 Kisten.	90
Arznei-Waaren	7 —	480
Cigarren.	1 —	70
Pfeifenköpfe	8 —	50
Zambils (Handkörbe) u. Besen	4,915 Stück.	690
Diverse Waaren	—	3,520
		Summa 3,168,040.

Ueber den Ursprungsort der hauptsächlichsten Importe ist Folgendes zu bemerken: Manufakturen werden wesentlich von England eingeführt. Unter diesem Namen faßt man übrigens die verschiedenartigsten Gegenstände zusammen. Hauptsächlich fallen unter diese Rubrik: Twiste, Kattune, Shirtings, Nankins, Mousseline, Maschinen-Leinwand ꝛc. In geringerer Menge kommen auch Manufakturen aus der Türkei, namentlich Seidenzeuche, Teppiche, aus Baumwolle u. Seide gemischte Stoffe, Shawls ꝛc. — Aus der Türkei wird ferner Baumwolle in Ballen eingeführt. Zucker kommt aus England u. Marseille. Wie überhaupt im Orient, so liebt man auch hier süße Speisen, daher ist der Zucker ein bedeutender Einfuhr-Artikel. Zucker in Hüten kommt meist aus Marseille, doch wird auch eine ziemliche Menge holländischer Zucker über England eingeführt. Kaffee wird von England, Triest und Marseille hergebracht. Der Konsum an Kaffee und andern Kolonialwaaren ist verhältnißmäßig gering, was sich aus der Armuth und Genügsamkeit der niederen Volksklassen erklärt. Gewürze kommen aus England. Rum ebendaher und aus Amerika (letzterer über Konstantinopel), Zinn, Blech, Blei-Schrot, kurze Waaren, Pech, Theer liefert England. Eisen bezieht man aus England, Rußland und Oesterreich. Das englische Eisen ist bedeutend schlechter als das russische und österreichische, findet aber seiner Wohlfeilheit wegen viel Absatz. In der Regel kostet das

russische das Doppelte, das österreichische das Dreifache des englischen. Nägel wurden früher in ziemlicher Menge über Triest aus Oesterreich bezogen, jetzt kommt dieser Artikel, so weit er seewärts eingeführt wird, meist aus England u. Belgien. Kohlen kommen aus England. Sie werden meist von der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft konsumirt. Da man jetzt anfängt, die banater Kohlengrube in Verbindung mit der Donau zu bringen, so ist vorauszusehen, daß der Verbrauch englischer Kohlen abnehmen wird. Seife kommt aus der Türkei, hauptsächlich von Kandia und Mitylene; Oliven von Mitylene und einigen griechischen Inseln; Wein aus der Türkei und Griechenland, Flaschen-Wein meist aus Frankreich; Porter aus England; Rosinen, Feigen, Nüsse 2c. aus der Türkei, namentlich Smyrna; Datteln aus Aegypten; Südfrüchte aus Sicilien und Chios; Reis aus Alexandrien, England (ostindischer) und von Genua, Johannisbrod von Cypern und Odessa; Mastix aus Chios. Tabak originirt meist aus der Türkei, ebendaher wird eine Art groben Tuches, das sogenannte Abbatuch, Fisch-Rogen, getrocknete und gesalzene Fische bezogen. Den Kaviar sendet Rußland, desgleichen Taue und Segeltuch. Meubles kommen aus Livorno, Triest u. Marseille, aus letzterem Ort hauptsächlich Strohstühle. Fensterglas wird viel aus Belgien und Holland eingeführt; bearbeitetes Leder aus Marseille; Steingut aus England. Von den zur See eingeführten Waaren — und von diesen ist hier nur die Rede — kommt wenig oder nichts aus Preußen u. den übrigen Zollvereinsstaaten. Die Zollvereinswaaren nehmen für die M. meist den Landweg durch Galizien, für die Walachei und theilweise für den Lokal-Konsum der Stadt Galacz die Wasserstraße auf der Donau. Hier lassen sich irgend zuverlässige Notizen über den Landhandel der Fürstenthümer nicht einziehen, nicht einmal über den Lokal-Konsum an zu Lande eingeführten Waaren kann man hier sichere Auskunft erhalten, weil dergleichen Waaren meist schon verzollt hier ankommen, und daher hier keiner Kontrole unterliegen. Der Eingangszoll, welcher sich früher auf 3% ad valorem belief, ist seit dem Jahre 1850 auf 5% erhöht worden. Er entspricht somit dem Satze des preuß. Handelsvertrages mit den Fürstenthümern vom 10/20. Oktober 1840.

II. Ergebnisse des Ausfuhrhandels. Der Ausfuhrhandel der Fürstenthümer war bis zum Frieden von Adrianopel (1829) ein Monopol türkischer Agenten. Mit der Freigebung durch den gedachten Friedenstraktat wuchs die Ausfuhr von Natur-Produkten bis zum Jahr 1847 in erstaunenswürdigem Maße. Im Jahre 1847 war der Getreidebedarf Englands so außerordentlich, daß die Kräfte aller producirenden Länder in außergewöhnlichem Maße in Anspruch genommen wurden. Es könnte daher schon an sich nicht Wunder nehmen, wenn in den darauf folgenden Jahren, wo diese außerordentlichen Verhältnisse wieder einem normalmäßigen Zustande Platz machten, ein bedeutendes Sinken der hiesigen Ausfuhr Statt gefunden hätte. Es kamen aber noch die politischen Verhältnisse mit ihren nachtheiligen Wirkungen auf den Handel hinzu, und die Differenz zwischen den Jahren vor und nach 1847 stellt sich in Folge dessen als eine sehr bedeutende heraus. Die nachstehende Tabelle gibt hierzu den Beleg.

Uebersicht
der in den Jahren 1843—1850 exportirten Haupt-Getreide-Arten, in preußischen Scheffeln.

	Von Galacz.		Von Braila.		
Jahr.	Weizen.	Mais.	Weizen.	Mais.	Gerste.
1843	569,380	744,110	1,705,520	641,720	892,260
1844	880,970	920,580	1,840,330	678,290	112,130
1845	952,370	831,060	1,666,040	659,740	929,100
1846	586,680	1,780,760	1,732,610	863,040	938,140
1847	956,740	1,685,420	1,967,430	3,275,1[illegible]	1,589,920
1848	600,970	760,320	843,670	1,545,270	1,023,270
1849	919,366	1,368,856	620,760	1,764,384	385,831
1850	744,050	650,000	1,498,630	792,090	235,890

In Folge des verminderten Exports nahm natürlich auch die Menge der aus den dortigen Häfen abgehenden Schiffe seit dem Jahre 1847 sehr ab.

Zusammenstellung
der Zahl der von 1840—1850 in Galacz und in Braila geladenen Schiffe:

	1840	1841	1842	1843	1844	1845	1846	1847	1848	1849	1850
In Galacz wurden geladen	645	230	309	327	509	464	644	662	397	588	391
In Braila wurden geladen	661	238	411	772	873	832	911	1553	726	587	505
In beiden Häfen zusammen	1306	468	720	1099	1381	1296	1555	2215	1123	1175	896

A. Uebersicht der im Jahre 1850 auf Seeschiffen exportirten Waaren.

Galacz.

Waaren-Gattung.	Menge.	Werth in preuß. Thalern.
Weizen	744,050 Scheffel.	1,105,290
Mais	650,000 —	755,680
Roggen	279,180 —	252,440
Leinsaamen	1,940 —	3,380
Talg und Tscherwiß	10,640 Cntr.	127,240
Präservirtes Fleisch in hermetisch verschlossenen Gefäßen	1,291,000 Pfund.	110,270
Wolle	9,600 —	2,190
Knochen	396 Tonnen.	4,740
Wein	78,600 Gallons.	26,850
Wallnüsse	1,214 Cntr.	2,070
Pflaumen	1,891 —	3,230
Planken und Dielen	417,018 Stück.	47,490
Balken	29,429 —	20,110
Masten und Sparren	14 Flöße.	57,400
Steinsalz	1,250 Cntr.	1,070
		Summa 2,519,450

Braila.

Waaren-Gattung.	Menge.	Werth in preuß. Thalern.
Weizen	1,498,630 Scheffel.	1,838,340
Mais	792,090 —	792,970
Gerste	235,890 —	137,810
Hirse	359 —	230
Bohnen	2,026 —	3,320
Leinsamen	2,105 —	4,200
Rübsamen	6,348 —	10,660
Gelbe Beeren	635 —	1,230
Wolle (im Schweiß)	205,520 Pfund.	46,810
Talg	25,460 Cntr.	304,460
Butter	690 —	9,430
Käse	1,722 —	7,650
Gedörrtes Fleisch	1,243 —	4,250
Faßdauben	527,281 Stück.	60,050
Diverse	—	7,710
		Summa 3,229,190

B. Bestimmung der in Galacz geladenen Waaren.

Bestimmung.	Scheffel Weizen.	Scheffel Mais.	Scheffel Roggen.	Centner Talg.	Diverse.
Konstantinopel	152,240	155,110	32,600	9,201	14 Flöße Masten; 403,579 St. Dielen u. Planken; 28,806 Balken.
England	417,230	438,070	20,610	164	396 Tonnen Knochen; 57,875 B. präs. Fleisch.
Triest und Venedig	4,060	13,870	221,260	1,275	430 Scheffel Leinsamen.
Marseille	59,520	20,250	—	—	1510 — desgl.
Genua	40,150	—	—	—	
Livorno	60,290	—	—	—	
Antwerpen	—	13,230	4,710	—	
Malta	5,350	9,470	—	—	
Jonische Inseln	5,210	—	—	—	
Odessa	—	—	—	—	393 Faß Wein; 1214 Sack Wallnüsse; 1261 Faß Pflaumen; 1546 Planken und Dielen; 656 Balken 2c.
	744,050	650,000	279,180	10,640	

C. Bestimmung der in Braila geladenen Waaren.

Bestimmung.	Scheffel Weizen.	Scheffel Mais.	Scheffel Gerste.	Centner Talg.	Diverse.
Konstantinopel	673,050	321,070	223,870	25,460	690 Cntr. Butter; 1772 Cntr. Käse; 1243 Cntr. gedörrtes Fleisch; 6348 Scheffel Rübsamen; 359 Scheffel Hirse.
England	439,670	338,850	12,020	—	
Triest	234,250	113,880	—	—	
Marseille	79,700	—	—	—	2105 Scheffel Leinsamen; 205,520 Pfund Wolle; 527,281 Stück Faßdauben; 120 Cntr. gelbe Beeren; 82 Tonnen Knochen.
Livorno	63,490	5,830	—	—	
Genua	8,470	—	—	—	
Malta	—	5,740	—	—	
Madeira	—	6,720	—		
	1,498,630	792,090	235,890	25,460	

Der Weizen der Donau-Fürstenthümer ist noch immer von untergeordneter Güte. Zwar hat er sich in dem letzten Jahrzehnt bedeutend verbessert, er steht aber dem odessaer fortwährend in der Qualität nach. Was die Frucht der Fürstenthümer unter sich betrifft, so ist der moldauische Weizen besser, als der walachische, da der moldauische Grundbesitzer mehr für die Melioration seines Bodens thut, als der walachische. Zwischen Galacz u. Braila stellt sich durchschnitt-

lich eine Preisdifferenz von 6—7 Silbergroschen für den preußischen Scheffel heraus; der Weizen von Kalafat in der kleinen Walachei ist indessen von gleicher Güte wie der moldauische. Der Mais gedeiht hier in vorzüglicher Güte. Er hat ein kleines Korn von schöner, gelber Farbe. Der Roggen fängt seit einigen Jahren an, einen bedeutenderen Ausfuhr-Artikel der M. zu bilden. Auf den Gütern einiger Bojaren hat man sich große Mühe mit dem Anbau dieser Frucht gegeben. Man hat das Samenkorn aus den besten Roggengegenden kommen lassen und Dreschmaschinen angeschafft. Der hiesige Roggen geht nach Konstantinopel, England, Triest und Antwerpen. Aus der Walachei wird wenig oder kein Roggen ausgeführt. Gerste kommt nur in Braila zur Ausfuhr, von wo sie nach Konstantinopel und England verführt wird. Gekochtes Rindfleisch wird in einer Fabrik bei Galacz in Blechbüchsen luftdicht verpackt und nach England zum Verbrauch der englischen Marine ausgeführt. Dieses, einem naturalisirten Engländer deutschen Ursprungs gehörige Etablissement ist die einzige Fabrik in Galacz und in der Umgegend. Zum Pökeln ist das Fleisch des dortigen Viehes, wie verschiedene Versuche gezeigt haben, nicht geeignet. Das sogenannte Pastrema ist leicht gesalzenes, getrocknetes Fleisch, welches nur in der Türkei und Griechenland Absatz findet. Talg geht nach Konstantinopel (vorzüglich das sogenannte Tscherwiß, welches dort zur Bereitung der Speisen angewendet wird), England und Oesterreich. In größeren Quantitäten wird es nur in der vorerwähnten Fabrik erzeugt. Es wird gewöhnlich in Häuten versendet, da bei dem Mangel an Böttchern Fässer in großer Menge schwer zu beschaffen sind. Das Talg steht übrigens in Güte keinem andern nach. Wolle wird auf dem Seewege nach Frankreich, England u. Belgien, auf der Donau und zu Lande nach Oesterreich ausgeführt. Größere Partien sind selten am Platze, der Exporteur muß daher seinen Bedarf im Innern des Landes aufkaufen lassen. Obwohl die Schur erst im Juni Statt findet, so werden die Kontrakte meist weit früher, selbst schon im Januar und Februar abgeschlossen, auch muß der Exporteur den Kommissionären Vorschüsse bis zu $^2/_3$ des Preises der zu liefernden Waare machen. Die Wäsche erfolgt bei den Wollen der Fürstenthümer erst nach der Schur. Dabei ergibt sich ein Abgang von 40—50%. Der Wein der Fürstenthümer ist in manchen Gegenden nicht schlecht, er wird aber nicht gut behandelt und gelangt nur in geringeren Quantitäten zur Ausfuhr nach den Nachbarländern. Balken und anderes Nutzholz wird aus den nördlichen Gebirgsgegenden auf Flößen den Sereth heruntergeschafft und in Galacz für Konstantinopel verschifft. Aus Braila werden Faßdauben, welche in den Wäldern der kleinen Walachei gewonnen werden, nach Marseille ausgeführt. Hasenfelle, Schweinsborsten, Häute, Speck, Wachs und andere Ausfuhr-Artikel werden meist zu Lande ausgeführt. Der Ausfuhrzoll beträgt 5% des Werths, jedoch sind für die Haupt-Ausfuhr-Artikel besondere Sätze vorgeschrieben. — In Galacz bezahlt: Weizen 4 Piaster Vestiarie-Kurs per Kilo; Roggen desgleichen; Mais 2 Piaster 27 Para; Hafer und Hirse 2 Piaster; großes Vieh $^1/_2$ Dukaten pro Stück; Schafe 1 Dukaten pro 60 Stück. — In Braila zahlt: Weizen 3 Piaster 20 Para per Kilo; Mais 1 Piaster 30 Para; Gerste 1 Piaster 5 Para; Leinsamen 2 Piaster 36 Bani per 100 Okka; Gewaschene Zigai 14 Bani per Okka; Kalk 3 Piaster 89 Bani per 100 Okka; Wein 16 Bani per Vadra.

III. Schiffsverkehr.

Uebersicht der aus den Häfen von Galacz und Braila im Jahre 1850 mit Ladung abgegangenen Schiffe.

Flagge.	Galacz.		Braila.		In beiden Häfen zusammen.	
	Zahl der Schiffe	Tonnen-Zahl.	Zahl der Schiffe.	Tonnen-Zahl.	Zahl der Schiffe.	Tonnen-Zahl.
Griechisch	117	21,152	202	36,980	319	58,132
Türkisch	75	14,195	100	15,543	175	29,738
Englisch	50	10,583	56	9,596	106	20,179
Oesterreichisch	40	8,324	53	10,305	93	18,629
Russisch	33	3,842	20	3,479	53	7,321
Sardinisch	21	3,182	13	1,944	34	5,126
Walachisch	17	2,957	21	2,836	38	5,793
Moldauisch	8	1,683	1	280	9	1,963
Jonisch	8	1,398	15	2,091	23	3,489
Mecklenburg	5	974	1	250	6	1,224
Preußisch	5	1,001	6	921	11	1,922
Toskanisch	2	477	—	—	2	477
Schwedisch	2	259	2	231	4	490
Samiotisch	2	275	8	1,091	10	1,366
Französisch	1	147	4	491	5	638
Hannoveranisch	1	108	1	94	2	202
Hamburgisch	1	132	—	—	1	132
Belgisch	1	184	—	—	1	184
Serbisch	1	240	—	—	1	240
Römisch	1	205	2	356	3	561
	391	71,318	505	86,488	896	157,806

Von den erwähnten preußischen Schiffen sind: 8 eingegangen von Großbritannien mit Kolonialwaaren, Eisen, Wein und Stückgut; 3 eingegangen von Marseille mit Kolonialwaaren u. Stückgut; 11 abgegangen nach Großbritannien mit Mais und Weizen. Im Jahre 1837 besuchte nur ein preußisches Schiff die dortigen Häfen, in den folgenden fünf Jahren gar keins, 1842 eins, 1843 drei, 1846 eins, 1847 (während die Navigationsakte zeitweise aufgehoben war) elf, im Jahre 1848 keins, gegen Ende des Jahres 1849 eins, im Jahre 1850, also nach Aufhebung der Navigationsakte, elf, und im laufenden Jahre sind bis heute bereits neun hier und in Braila eingelaufen. Die Gebühren, welche in Galacz von den Schiffen erhoben werden, sind an sich gering, indem ohne Unterschied der Nationalität nur ein Ankergeld von 20 Piaster Vestiarie-Kurs (etwa 2 Thlr. preuß.) gezahlt wird. Dessen ungeachtet haben die Schiffer hier nicht unbedeutende Kosten, weil sie meist in Quarantäne bleiben, die Stadt nicht betreten dürfen und sich daher bei Ankauf des Mundvorraths und zur Besorgung ihrer sonstigen Geschäfte der Hülfe von Kommissionären bedienen müssen. Die Quarantäne-Bestimmungen sind in besondern Reglements aus den Jahren 1845 für Galacz und 1847 für Braila, sowie in spätern gesetzlichen Verordnungen enthalten. Die darin enthaltenen Bestimmungen sind durch die neueste Verordnung in sofern abgeändert, als die specielle Beobachtung (Surino) — bisher 24 Stunden — ganz aufhört und die ankommenden Schiffe sofort in den Quarantäne-Hafen zugelassen werden. Dort können sie löschen und laden. Für die gesammte Zeit der Anwesenheit im Hafen werden 5 Piaster zur Besoldung der Gesundheitswächter gezahlt. Während des 24stündigen Surino zahlten bisher die Schiffe 1 Rubel für einen Gesundheitswächter. Man hat diese Gebühr trotz der Abschaffung des Surino beibehalten. Die gesammten Gebühren, welche ein Schiff in Galacz zahlt, berechnen sich demnach wie folgt:

Ankergeld 20 Piaster Vestiarie-Kurs = ...	31	Piaster	—	Para	Gal.	K.
dem Gesundheitswächter während des Surino . . .	12	=	—	=	=	=
dem Gesundheitswächter des Hafens	7	=	20	=	=	=
für ein Exemplar des Quarantäne-Reglements . . .	7	=	20	=	=	=
Summa	61	Piaster	—	Para	Gal.	K.

oder etwa 4 Thlr. 10 Sgr. preußisch.

In Braila wird außer dem Ankergelde von 12 Piastern (walachische Schiffe zahlen nur 1½ Piaster) und den Gebühren für die Gesundheitswächter (10 Piaster 20 Para) noch ein Tonnengeld entrichtet, nämlich von 3 Kr. K.-M. per Tonne, wenn das Schiff löscht und ladet, von 2 Kr. per Tonne, wenn es nur eine von beiden Operationen vornimmt. Diejenigen Schiffe, welche ihren ganzen Ballast im Hafen zurücklassen, zahlen für das Löschen gar nichts, für das Laden 2 Kr. per Tonne. Für beide Häfen gelten nachstehende Bestimmungen: Löscht oder ladet ein Schiff außerhalb des Sanitäts-Kordons, so muß es einen besondern Gesundheitswächter an Bord nehmen, der täglich 5 Piaster Vestiarie-Kurs erhält. Wenn ein Schiff freie Praktika nehmen will, so verläßt es den Quarantäne-Hafen, muß einen besondern Gesundheitswächter an Bord nehmen und bleibt 4, 6, 8 oder 10 Tage unter specieller Beobachtung, nämlich wenn es aus dem Bosporus kommt, 4 oder 6 Tage, je nachdem der Gesundheitszustand der Equipage befriedigend war, oder am Bord ein Todesfall vorgekommen ist; wenn es von der asiatischen Küste des schwarzen Meeres kommt, resp. 8 u. 10 Tage, je nachdem ein Todesfall vorgekommen ist oder nicht. Nach Ablauf dieser Fristen kann es frei mit dem Lande verkehren. — Der gesetzliche **Zinsfuß** ist 10%, im Geschäftsleben werden aber je nach der größeren oder geringeren Sicherheit des Schuldners 15% bis 24% genommen; nach demselben Satze werden Wechsel diskontirt. Die eingehenden Waaren werden meist auf 6monatlichen Kredit gekauft; da die Zahlung häufig mit 3monatlichen Wechseln geleistet wird, so findet eigentlich ein 9monatlicher Kredit Statt. Die Fürstenthümer prägen keine eigene Münze mehr. **Rechnungsmünze** ist der Piaster zu 40 Para oder 120 Bani. Gangbar ist hier das Geld fast aller hierher Handel treibenden Länder, am meisten türkisches, russisches, österreichisches und die spanischen Säulenthaler (Kolonaten). Diese Münzen haben in Galacz einen zweifachen Kurs: den Vestiarie-Kurs (Kurs des Finanzministeriums) u. den Platz-Kurs. Nach Vestiarie-Kurs gilt der österreichische Dukaten 31 Piaster 20 Para; der österreichische Silberzwanziger 2 Piaster 10 Para; der russische Silberrubel 10½ Piaster; der türkische neue Icosar 12 Piaster 10 Para; der türkische alte Icosar 14 Piaster 2 Para. — Dieser Kurs wird allen Zahlungen an öffentliche Kassen zu Grunde gelegt. Im gewöhnlichen Verkehr gilt jetzt der österreichische Randdukaten 46 Piaster; der österreichische Silberzwanziger 3 Piaster 5 Para; der russische Silberrubel 15 Piaster; das russische Fünf-Rubelstück (halbe Imperial) 77 Piaster 10 Para, der türkische neue Icosar 17 Piaster 15 Para; der türkische alte Icosar 19 Piaster 32 Para; der spanische Kolonat 19 Piaster 32 Para. Je nachdem bestimmte Münzsorten gerade gesucht sind, gelten sie auch wohl einige Paras mehr oder weniger. In Braila existirt nur ein Kurs, da vor einigen Jahren in der Walachei gesetzlich verordnet worden ist, daß alle Zahlungen nach einem u. demselben Kurse geleistet und angenommen werden sollen. Der in der Walachei gesetzliche Kurs stimmt mit dem moldauischen Vestiarie-Kurs überein, doch haben zur Zeit die österreichischen Randdukaten ein Agio von 1 Piaster. Das in beiden Fürstenthümern übliche Gewicht ist die Okka, welche in vier Litra zu je 100 Dram eingetheilt wird. Die Okka ist gleich 2,777 preuß. Pfund. Das **Flüssigkeitsmaß** hat dieselben Benennungen wie das Gewicht. Die galaczer Okka faßt 1,1428 preuß. Quart, die brailaer Okka 1,1127 preuß. Quart. Das **Fruchtmaß** ist der Kilo zu 20 Banitza. Die galaczer geaichte Banitza faßt genau 6⅛ preuß. Metzen. Da nun bei den hie-

sigen Handels=Operationen 3 galaczer Banitza gleich 2 brailaer Banitza gerechnet werden, so sollte die brailaer Banitza 9½ preuß. Metzen enthalten; sie faßt aber beinahe 10 preuß. Metzen. Es wird hier übrigens oft unrichtiges Maß gebraucht, u. theilweise daher kommt es, daß 100 galaczer Kilo, welche eigentlich 150 englische Quarter geben sollten, in England nur zu 143 Quarter ausgemessen werden. Das Längenmaß ist der Stündjen. Der moldauische Stündjen (zu 8 Palmen) mißt 7 Fuß 1 Zoll preußisch. Ein Maß von 3 moldauischen Stündjen wird Predjine genannt. Der walachische Stündjen mißt 6 Fuß 3 Zoll preußisch. In der M. ist das Flächenmaß die Fallsche zu 320 □Predjine oder circa 1003 □Ruthen preuß.; in der Walachei werden Flächen nach Pogons von circa 325 □Ruthen preußisch gemessen.

Die den Donaufürstenthümern 1834 von der Pforte verliehene Nationalflagge ist gelb und hat in einer Ecke ein Viereck, in welchem sich 3 Sterne und darunter ein Kreuz mit einem Adler befinden.

Literatur: Anagnosti, La Valachie et la Moldavie, Paris 1737; — Colson, D'état présent et de l'avenir des principautés de la Moldavie et de la Valachie, das. 1839.

Geschichtliches. Diese Länder machten einst den Hauptbestandtheil des alten Daciens (s. d.) aus, dessen kriegerische Bewohner, wahrscheinlich celtischen Ursprungs, nicht nur ihre Unabhängigkeit gegen Perser, Griechen u. Römer geraume Zeit mit Glück vertheidigten, sondern auch die benachbarten, von civilisirteren Völkern bewohnten Gebiete durch ihre Einfälle beunruhigten. Um Thracien und Pannonien vor diesen sicher zu stellen, bekriegte sie schon Augustus, und es gelang ihm, sie über die Donau zurückzuwerfen, worauf aus dem heutigen Serbien und Bulgarien die Provinz Mösien gebildet ward. Aber auch jenseits des Stromes hielten sie nicht Ruhe, sondern suchten die römischen Grenzlande oft genug heim, wie ihr König Decebalus sogar dem Kaiser Domitian einen Tribut abzwang. Trajan beschloß daher, sie mit aller Macht zu bekämpfen, und nach einem fünfjährigen Kriege mußte Decebalus sich der römischen Oberherrschaft unterwerfen, worauf das vom Dniester, der Theiß, der unteren Donau und dem schwarzen Meere umschlossene Land als Provinz Dacien dem römischen Weltreiche einverleibt ward. Dies war eine der letzten Eroberungen, die es machte, und eine der ersten, die wieder verloren gingen. Trajan besetzte das entvölkerte Land mit zahlreichen Kolonien, legte Städte und Heerstraßen an, ließ die mineralischen Schätze der Erde ausbeuten und that Alles, um römischer Civilisation Eingang zu verschaffen, was ihm in dem westlichen Theile des Landes, in dem heutigen Siebenbürgen, besser gelang, als in dem östlichen. Die in viele Stämme zersplitterten Dacier waren indeß durch ihre Unterwerfung unter Roms Oberherrschaft nur geschwächt, nicht aber ihre Sympathien für die alte Freiheit völlig unterdrückt worden. Als die germanischen Völkerschaaren hereinbrachen, verzweifelte daher der Kaiser Aurelian an der Möglichkeit, die Provinz dem römischen Reiche zu erhalten, zog (274) die römischen Legionen daraus zurück und überließ sie den Gothen und Vandalen, die sich nun mit den Daciern vermischten, während ein Theil der letzteren, welcher römische Civilisation angenommen, nebst den römischen Kolonisten sich auf das rechte Donauufer zurückzog. Der friedliche Verkehr, der sich hierauf zwischen Barbaren und Römern entspann, und der Schutz, den die ersteren durch Abwehr der nachdringenden Stämme indirekt auch den römischen Grenzen leisteten, schienen jene Maßregel des Kaisers zu rechtfertigen. Aber der Strom der Völkerwanderung überfluthete bald auch die unteren Donauländer, und hier dauerte es geraume Zeit, bis seine Wogen sich wieder legten. Slaven, Hunnen, Avaren, Mongolen, Bulgaren drängten und mischten sich hier in buntem Wirrwarr, und aus der Vermischung dieser Eindringlinge mit den Ueberresten der dacischen, römischen und gothischen Bevölkerung mag die spätere Einwohnerschaft hervorgegangen seyn. Die Romanen der verschiedenen, zu dem türkischen Reiche gehörenden Provinzen betrachten sich als eine zusammengehörende Nationalität und streben nach Vereinigung. Ihre Hauptmasse ist in der M. und Walachei vereinigt; aber nicht bloß die angrenzenden türk. Landstriche, auch Rußland, Polen, Siebenbürgen u. Ungarn beherbergen eine mehr od. minder zahlreiche walachische Bevölkerung. Das Einigungsstreben dieses getheilten Volkes beruht auf geschichtlichen Erinnerungen. Die Walachen halten sich für Abkömmlinge der alten Römer, sind aber ein Mischvolk, das aus celtisch=germanischen, romanischen und slavischen Elementen erwuchs. Neuere Untersuchungen haben festgestellt, daß die Ureinwohner des Landes, die Dacier, ein germanischer Stamm waren. Dann kamen Einwanderer, welche die Römer im zweiten Jahrhundert nach Chr. in das eroberte Land führten; später erschienen Slaven, deren Einfluß die zahlreichen slavischen Wörter der walachischen Sprache beweisen. Nach der Völkerwanderung gelang es dem tapferen Volksstamm, unter einheimischen Herzögen seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mit den Bulgaren gemeinschaftlich, die von ihnen Sitte und Glauben annahmen, bildeten die Romanen ein großes Reich, das dem alternden Byzanz gefährlich wurde, bis der Kaiser Basilius es im J. 1014 zerstörte. Im J. 1184 erstand es unter den Brüdern Peter und Asan wieder und erhielt sich zwischen der Donau und dem Balkan bis 1392, in welchem Jahre Bajasid seiner Unabhängigkeit ein Ende machte. In der jetzt sogenannten Walachei waren inzwischen Kumanen erschienen, auf die im 13. Jahrhundert die Tataren folgten, vor denen sich die Romanen in die Karpathen zurückziehen mußten. Sie drängten sich hier nach und nach so zusammen, daß Herzog Radu=Negru I., um einer durch die Uebervölkerung drohenden Hungersnoth zu entgehen, 1241 mit Heeresmacht in die verlassenen Ebenen zurückkehrte. Er wurde der Gründer eines Reichs, das sich von den Karpathen bis an die

Donau, vom Sereth bis zum Alt ausdehnte und bald darauf das Banat von Krajowa, jenseits des Altflusses gelegen, mit sich vereinigte. Aus dieser Periode stammt die feudalistische Verfassung der M. und Walachei, gestützt auf die Bojaren (der Name kommt entweder von dem slavischen boier, der Bessere, od. von boi, der Kampf, nach And. von dem lateinischen bos, so daß Bojar Ochsenbesitzer bedeuten würde), die den fürstlichen Rath (Diwan in der türkischen Zeit genannt) bildeten und in Gemeinschaft mit den Erzbischöfen und Bischöfen den Thron vergaben. Die mit Herzog Radu=Negru eingewanderten Krieger wurden freie Grundeigenthümer, die unterjochten Einwohner hatten als Leibeigene Robot zu entrichten. Trotz einer Heeresmacht, die auf 80,000 Bewaffnete stieg, vermochte das Land seine Unabhängigkeit nicht zu behaupten. Die drei mächtigeren Nachbarreiche, Polen, Ungarn u. die Türkei, machten Ansprüche auf die Oberhoheit, namentlich Ungarn, das auf die Bezirke Fogarasch und Amlas ein gegründetes Anrecht hatte und seine Herrschaft über das ganze Land auszudehnen strebte. Die Woiwoden schlossen sich deshalb bald an die Polen, bald an die Türken an, trugen jedoch kein Bedenken, gelegentlich mit den Ungarn gegen die Osmanli zu kämpfen. Die Sultane, als die mächtigsten Fürsten, gewannen den Vortheil über ihre Mitbewerber. Schon Mirza I. Woda, der von 1382—1418 herrschte, mußte den Sultan Bajasid Ilderim als seinen Oberlehnsherrn anerkennen und einen jährlichen Tribut von 500 schweren Piastern entrichten. Die M., gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch Dragosch mit Romanen bevölkert, gerieth nach der unglücklichen Schlacht von Mohacz in ein Vasallenverhältniß zu der Türkei. Die folgenden vier Jahrhunderte waren für das Land furchtbar. Bald waren es Empörungen und Zwiste unter einheimischen Thronprätendenten, bald Fehden mit der M., bald Kriege mit den Türken, die das Land auf so schreckliche Weise verödeten, daß die gesammte Bevölkerung ausgerottet worden wäre, wenn nicht die Karpathen den Fliehenden eine Zuflucht geboten hätten. Die Kriege mit den Türken entstanden meistens wegen des Tributs, den die Sultane nach Willkür erhöhten, zuweilen auch durch Paschas, die, um zu plündern, in das Land fielen. Einzelne Fürsten vermochten segensreich zu wirken, so Rudolf IV. der Große (1493—1508), der die kirchlichen Verhältnisse der Walachei ordnete und das Erzbisthum Tergowitzsch und die Bisthümer Buseo u. Rimnik gründete. Der Held der Walachen ist Michael II. (1592—1601), den sie gewöhnlich König Michael oder Alexander den Großen nennen. In einer Zeit auf den Thron gehoben, als das Land verödet und von eingewanderten Türken besetzt war, schloß er mit Sigismund Bathori von Siebenbürgen und Aaron von der M. am 5. Nov. 1594 zu Bucharest einen Vertrag zu gemeinschaftlicher Vertreibung der Türken. Am 13. Nov. desselben Jahres ließ er die Türken in Jassy und Bucharest erwürgen, säuberte bis zum Ende des Jahres sein Gebiet von allen Feinden, ging im nächsten Frühling über die Donau und nahm Hirsowa und Silistria. Zwei türkische und tatarische Heere erlagen seinem Schwerte, einem dritten von 180,000 M. setzte er mit nur 15,000 Streitern zu, bis er die Uebermacht in einzelnen Ueberfällen aufgerieben hatte; ein nicht besseres Schicksal hatte ein Tatarenheer, das er mit einer fünfmal kleineren Macht vernichtete. Während dieser Riesenkämpfe hatte er sich überreden lassen, den ehrgeizigen Bathori als seinen Oberlehnsherrn anzuerkennen, und der Vertrag war von verrätherischen Bojaren so abgefaßt worden, daß Michael als bloßer Statthalter des siebenbürgischen Fürsten erschien. Dieser Verrath hatte zur Folge, daß der Woiwode den Kaiser Rudolf II. als seinen Oberlehnsherrn anerkannte und sich mit ihm gegen Bathori verband, worauf dieser abdankte. Ein neuer Krieg mit den Türken verschaffte der Walachei einen Zuwachs von 16,000 christlichen Familien, die Michael von Bulgarien nach dem verödeten linken Donauufer übersiedelte. Den Gipfelpunkt seines Glücks erreichte er im J. 1599, als der Fürst=Kardinal Andreas Bathori ihm die Herrschaft in Siebenbürgen anbot, und gleichzeitig Mogila, der Fürst der M., zu seinen Gunsten abdankte. Eine Schlacht auf den schellenberger Höhen vor Hermannstadt verschaffte ihm den Besitz von Siebenbürgen; die Moldau ergab sich seinen Waffen, und er hatte nun jedes vernünftige Ziel seines Ehrgeizes erreicht, war der Herr eines Landes, das sich mit Klugheit und Besonnenheit erhalten ließ. Allein gerade diese Eigenschaften fehlten dem Alexander der Walachen. Als Rudolf II. ihn in Siebenbürgen, Mohammed III. in der Walachei und M. anerkannte, verblendete ihn der Stolz, daß er die Magyaren und Sachsen Siebenbürgens durch Gewaltthätigkeiten beleidigte und den Kaiser wie den Sultan durch übertriebene Forderungen mißtrauisch machte. Man gibt ihm sogar Schuld, daß er Polen, Ungarn und die Donauländer zu einem großen Reiche habe vereinigen wollen. Nun begann sein Unglück. Die Siebenbürger empörten sich, die Polen fielen in die M. ein, er verlor seine ersten Schlachten und kam so weit herab, daß er an dem kaiserlichen Hofe eine Zuflucht suchen mußte. Indem er im nächsten Jahre als kaiserlicher General in Siebenbürgen kämpfte, traf ihn nach einem glänzenden Siege an der Samosch das Messer des Meuchelmörders. — Lebten die Unabhängigkeitsideen auch noch in einigen begabten Fürsten fort — wie in Matheus I. Basabara (1633—1654), der 1652 in Bucharest die erste romanische Buchdruckerei errichtete u. die Rechtsgewohnheiten in Gesetzbüchern zusammenstellen ließ —, so wurde doch das Volk, durch die ewige Noth der Kriege moralisch herabgedrückt, den nationalen Erinnerungen entfremdet, u. die Bojaren ließen sich jede Herrschaft gefallen, die ihren Verbrechen nachsah. An diesem erbärmlichen Zustande scheiterte Serban II. Kantakuzen (1679—1688), der die Pläne Michaels wieder aufnahm. Er errichtete das erste romanische Kollegium zu Bucharest, berief deutsche und griechische Gelehrte, ließ die Bibel in das Romanische übersetzen, suchte den Adel zu heben, beförderte den

Volkswohlstand durch Herabsetzung der Zölle und durch Handelstraktate. Während des Türkenkriegs von 1683, der die Osmanli bis vor die Thore von Wien führte, leistete er Oesterreich so wichtige Dienste, daß Kaiser Leopold I. ihm den griechischen Thron zusagte. Der russische Czar war gleichfalls für ihn, aber die Bojaren erschraken in Hinblick auf eine Zukunft, die ihnen den ruhigen Genuß ihres Reichthums stören mußte, und räumten den hochherzigen Mann durch Gift aus dem Wege, nachdem er durch den Einmarsch der Kaiserlichen seinem Ziele bereits nahe gekommen war. Mit seinem zweiten Nachfolger Stephan III. Kantakuzen († 1716) erlosch der letzte Schimmer der walachischen Unabhängigkeit. Ein Grieche, Alexander Maurokordatos, ist der Erfinder des türkischen Systems, das die Moldau und Walachei namenlos elend gemacht hat. Auf seinen Rath übertrug der Sultan die Hospodarenwürde nicht mehr an einheimische Familien, sondern an jene Fanarioten, Griechen des Leuchtthurmviertels von Konstantinopel, die seit Jahrhunderten als Dolmetscher, vornehme Spione, Statthalter, Steuerpächter 2c. von der Gunst des Hofes und dem Schweiß der Provinzen zu leben gewohnt waren. Es wurde jetzt Sitte, die Hospodarenwürde auf einen kurzen Zeitraum, auf zwei bis drei Jahre, zu vergeben oder vielmehr an den Meistbietenden zu versteigern, und jeder Hospodar brachte einen Schwarm diebischer Griechen mit, die ihm getreulich halfen, seine Pachtsumme mit Procenten herauszubringen, und außerdem für sich selbst ein Erkleckliches erübrigten. Die M. und Walachei wurden so schamlos geplündert, daß die unteren Klassen schaarenweise Haus und Hof verließen, nach Siebenbürgen auswanderten oder als Räuber in den Gebirgen lebten. An Widerstand dachte Niemand. Die Hospodare waren darauf bedacht, das Volk wehrlos zu erhalten, die bewaffnete Macht bildeten Fremde, sogenannte Arnauten, ein zusammengelaufenes Gesindel bulgarischer, serbischer und albanesischer Söldlinge. Oesterreich hätte mehrmals die Donauländer für sich gewinnen können. Seine Generale, vor Allen der große Eugen, waren die letzte Hoffnung des Volks, die tapferen Walachen schlossen sich den österreichischen Heeren an, die anderen leisteten als Kundschafter gute Dienste. Die kurzsichtige Politik eines frömmelnden und pedantischen Hofes verkannte diese großen Vortheile, die militärische Brutalität der Generale trat die Volkssympathien mit Füßen. Man erkennt mit einem einzigen Blicke die unermeßliche Ueberlegenheit russischer Politik über die alt-österreichische, wenn man das Verfahren der Russen und Oesterreicher in den Donauländern mit einander vergleicht. Die österreichischen Generale entfremdeten sich durch Kriegskontributionen und Erpressungen die Bevölkerung, das wiener Kabinet hielt es für den größten Gewinn, wenn es im Frieden ein Stück Land gewinnen konnte. Die russischen Generale verfuhren so, daß die Donauländer von den russischen Heeren mehr Vortheil als Schaden hatten, und in Petersburg zeigte man sich gleichgültig gegen Ländererwerb, wenn man statt dessen eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten sich sichern konnte. Im Frieden von Kutschuk-Kainardsche von 1774 gewann Rußland eine indirekte Herrschaft an der Donau und konnte seine Eroberungen, die Fürstenthümer und Bessarabien, gern zurückgeben. Im 16. Artikel stipulirte es mehr für sich, als für die M. und Walachei: Erlaubniß ungehinderter Auswanderung, Zurückgabe aller den Klöstern und dem Klerus entrissenen Güter, freie Ausübung der christlichen Religion, Herstellung der verwüsteten Gotteshäuser und Erlaubniß zum Bau neuer nach Maßgabe des Bedürfnisses, ferner, daß der Diwan die von den Hospodaren nach Konstantinopel zu sendenden Botschafter anerkenne und die Vorstellungen berücksichtige, welche der russische Gesandte im Interesse der Fürstenthümer zu machen nöthig erachte. Im J. 1781 willigte die Pforte ein, daß Rußland einen Generalkonsul für die M. und Walachei aufstelle, welcher das Regierungsverfahren der Hospodare zu beaufsichtigen habe. Von 1806—1812 hielt Rußland die Fürstenthümer militärisch besetzt, räumte sie aber im Frieden von Bucharest, nachdem seine alten Vorrechte bestätigt worden waren. Den Aufstand der M. und Walachei von 1821 betrachtete das nordische Reich mit unverkennbarer Unzufriedenheit. Die letzten Anführer der Aufständischen, Georgakis u. Athanasios, fielen in Gegenwart der am anderen Pruthufer aufgestellten Russen, und Georgakis starb mit der furchtbaren Anklage auf den Lippen: „Die moskowitischen Großen wollen erst Griechenlands Blüthe erschlagen wissen, ehe ihre Hülfe kommen soll, damit sie bloß die rohen Massen erobern und nach der Vernichtung der gebildeten Klasse keine geistigen Kräfte, die sie bei unserer Wiedergeburt fürchten müssen, als zukünftigen Gährungsstoff aufzunehmen brauchen." Weil die Pforte den Griechen nicht mehr traute, nahm sie wieder einheimische Hospodare an: Johann Sturdza für die M., Gregor Ghika für die Walachei. Vor dem Ausbruche des Kriegs erlangte die russische Diplomatie mehre wichtige Koncessionen. Der sogen. „Erläuterungs- und Vollziehungsvertrag" von Akjerman vom J. 1826 bestimmte, daß die beiden Hospodare von den Bojaren gewählt, vom Sultan bestätigt würden, daß jedoch nur dann eine neue Wahl eintrete, wenn auch Rußland die Nichtbestätigung billige; eben so sey die Absetzung eines Hospodars von der Einstimmung des russischen Hofes abhängig, bei der Auflegung der Steuern eine etwaige Vorstellung des russischen Gesandten zu berücksichtigen. Der Vertrag von Adrianopel krönte die russische Politik. Wie immer, verzichtete das nordische Reich auf die Einverleibung des Landes, wie immer, machte es sich solche Bedingungen aus, die ihm die Herrschaft dem Wesen nach verschafften, dieses Mal so günstige, daß die Macht der Türken ein Schatten, ein bloßer Name wurde. Der russische Kaiser wurde als Schutzherr der Fürstenthümer proklamirt, der Sultan als Oberlehnsherr. Die Pforte trat die Festungen Giurgewo, Braila und Turun an die Walachei ab, erkannte die Donau als Grenze

an und willigte ein, daß sich jenseits derselben kein Türke niederlassen dürfe. Die innere Verwaltung und die Rechtspflege wurden freigegeben, der an die Pforte zu zahlende Tribut ein für allemal bestimmt. Dem Großherrn blieb kein Recht, als das der Bestätigung der von den Bojaren erwählten Hospodare. Der Tribut ging auf andere Weise wieder verloren, indem den Bewohnern der Fürstenthümer freier Handel nach allen türkischen Häfen ohne irgend eine Abgabe eingeräumt wurde. Die europäische Diplomatie jubelte über diesen Vertrag und stellte sich, als habe sie Rußland zu der Mäßigung gezwungen, dem Sultan den leeren Titel eines Oberlehnsherrn zu lassen. Zu allen seinen Vortheilen erhielt das Kaiserthum noch den, daß es die neuen Einrichtungen der Fürstenthümer nach seinem Belieben treffen konnte. Der Generaladministrator, Generallieutenant Kisseleff, brachte von Petersburg eine Verfassung und organische Gesetze mit, die zum Schein einer Bojarenversammlung vorgelegt und dann proklamirt wurden. Verfassung und Verwaltung sind in der M. und Walachei dieselben, weshalb wir die Grundzüge beider nur von der Walachei als dem wichtigeren Lande mittheilen. Die Verfassung nennt sich ein Reglement organique und ist im J. 1829 erlassen. Die ausübende Gewalt hat der Hospodar, die gesetzgebende theilt er mit einer Generalversammlung, die aus 20 Bojaren ersten Ranges, 19 Mitgliedern der unteren Adelsklassen, den Bischöfen von Arsesch, Buseo und Rimnik besteht. Eine Beschränkung der fürstlichen Gewalt ist durch dieses Reglement nicht eingeführt. Die Generalversammlung, auf deren Zusammensetzung der Fürst überdies den größten Einfluß übt, macht nur Vorschläge, die der Hospodar einfach von der Hand zu weisen befugt ist. Die Verwaltung, die Kisseleff ordnete, ist nach russischem Muster eingerichtet und stellt in jedem Kreise einen unabsetzbaren Kontroleur der Beamten auf, während diese letzteren jedes Jahr abgesetzt werden können. An den Standesverhältnissen änderte Rußland nichts. Die Bojaren und der höhere Klerus bilden nach dem Reglement die eigentlich berechtigte Klasse, die zur Generalversammlung wählt und wählbar ist, keine Staatskosten trägt und das Privilegium der Befreiung von der Prügelstrafe hat. Die zweite Klasse bildeten nach wie vor die Massilen (niederer Adel), die Steuern zahlen u. zu den untern Staatsämtern befähigt sind, und die Bürger den dritten Stand, die miserrima plebs contribuens. Die Lasten der Bauern hatte Rußland zu erleichtern versprochen und that nichts für sie. Die Steuern und Abgaben sind geblieben, die Robotleistungen haben sich gemehrt. Das Heerwesen wurde von Kisseleff nach Maßgabe der russ. Interessen geregelt. Da die M. und Walachei eine Bevölkerung von 4 Mill. Menschen haben, so könnte nach dem Landwehrsystem eine achtbare Streitmacht aufgestellt werden. Aber Rußland hat vorgezogen, die Vasallenstaaten mit kleinen stehenden Heeren zu beschenken, die als Vorhut einer russ. Armee nützlich, zur Landesvertheidigung völlig unzureichend sind. Die Walachei hat zwei Regimenter Fußvolk, ein Regiment Lanzenreiter, gar keine Artillerie, zusammen 5000 M. Im J. 1834 erkannte die Pforte das Staatsgrundgesetz der Fürstenthümer an, damit der russ. Generalbevollmächtigte nicht noch länger ordne, und die Russen zogen nun erst über die Grenzen zurück. Kisseleff nahm ein gutes Andenken mit. Ein innerlichst frivoler Mann, war er doch durch scheinbare Milde geeignet, die schmerzlichen Erinnerungen zu besänftigen, welche der Krieg zurückgelassen hatte, u. die Fürstenthümer zu verhindern, die gewaltsamen Auskunftsmittel anzuwenden, die sie schon einmal gebraucht hatten, um den Gouverneur Zaltuschin zu entfernen, der zu russisch regierte. Beide Länder erhielten nun einheimische Bojaren, die M. Michael Sturdza, die Walachei Alexander Ghika, zu Hospodaren. Beide wurden zu Gewaltthätigkeiten ermuntert, um dem Lande die Nationalregierung zu verleiden, damit es die russ. Herrschaft zurückwünschen solle. Zwei Flugschriften, die eine: De la situation de la Valachie sous l'administration d'Alexander Ghika, in russ. Interesse geschrieben, die zweite: Episode de la question d'Orient, Russie, Valachie, Moldavie, für die geknechteten Länder Partei nehmend, gewähren einen Einblick in die russ. Ränke an der Donau. Die erste entwirft ein furchtbares Sündenregister von Ghika's Handlungen, wobei nur das Eine wunderbar ist, wie Rußland, das seine Agenten stets so meisterhaft zu wählen weiß, sich so in der Wahl seines Vasallenfürsten vergriffen haben kann. Die zweite erklärt das Räthsel. Ghika war wirklich ein gewaltthätiger, zu Erpressungen geneigter Mann, und eben deswegen wählte ihn Rußland u. gab ihm in dem Generalkonsul Rückmann einen hochfahrenden Beamten zur Seite, dem er mit all seiner Nachgiebigkeit gegen seine Befehle kaum genügen konnte. Im J. 1837 hatte man von Ghika erreicht, was man wollte, eine Umänderung des Reglements, wodurch bestimmt wurde, daß neue Gesetze und Abänderungen in der Verfassung ohne Zustimmung der Schutzmacht ungültig wären. Jetzt wurde Rückmann, der die hohe Aristokratie vielfach gekränkt hatte, abberufen und durch Titoff ersetzt, der das entgegengesetzte Verfahren einschlug, so daß der ganze Haß auf Ghika haften blieb, den man nunmehr fallen lassen konnte. Der Scheinkonstitutionalismus der Verfassung kam den Russen trefflich zu Statten. Im J. 1837, als die mächtige Hand des Schutzfürsten den Hospodar noch hielt, war die Opposition der Generalversammlung auf nichts herabgesunken, und zwei Jahre später, als diese Hand geräuschlos von ihm sich entfernt hatte, gab es nichts als Opposition. Der arme Hospodar schickte Depeschen auf Depeschen nach Petersburg, daß die Demagogie hereinbreche, die Walachei am Vorabend eines Nationalkonvents stehe, aber man hörte ihn nicht. Rußland kannte eine Opposition, die es selbst ins Leben gerufen hatte. So konnten die Bojaren in Konstantinopel Klage führen und einen Ferman erwirken, der den Hospodar wegen Ungehorsams gegen großherrliche Befehle absetzte. An seine Stelle trat Georg Bibesko, längst

als einer der eifrigsten Anhänger Rußlands bekannt. Auf eine leichtere und einfachere Weise erreichte Rußland seinen Zweck in der M. Der Hospodar Sturdza hätte nicht glücklicher gewählt seyn können, denn er war nicht nur ein blinder Anhänger des Russenthums, sondern auch ein raffinirt schlauer Mann, der Entsittlichung der Volksmasse, Bestechlichkeit der Beamten u. Herabwürdigung des Staats zum sklavischen Diener einzelner Monopolinhaber zusammen wirken ließ, um die Opposition nicht aufkommen zu lassen. Da er seinen Vorgesetzten, der ihm in der Person des russ. Generalbevollmächtigten gegeben war, eifersuchtslos alle Regierungsgeschäfte überließ und sich nur um Vermehrung seines Privatschatzes kümmerte, handelte er so ganz im Geiste eines russ. Beamten, daß der moskowitische Argwohn an ihm keinen Fehler finden konnte. Ein Theil seiner Erpressungen fiel in die Taschen einflußreicher Russen, und das befestigte seine Macht um so mehr. — Der traurige Zustand der Verwaltung u. Regierung in beiden Fürstenthümern rief eine dumpfe Gährung hervor, die sich in allen Klassen verbreitete. Unter den Bojaren entwickelte sich eine begeisterte Partei, welche die Wiederherstellung des dacischen Reichs durch eine Vereinigung aller Romanen der Donauländer als höchstes Ziel erstrebte und ihr praktisches Wirken auf solche Reformen gründete, die den Bürger u. Bauer materiell erleichtern und moralisch heben könnten. In der Walachei versuchte diese Partei den Hospodar Vibesko zu stürzen, und rief dadurch neue Verfolgungen hervor. Die franz. Februarrevolution regte die Gemüther in beiden Fürstenthümern auf, die Hoffnung auf Befreiung erwachte in den Verzagtesten, als Oesterreich u. mithin auch die stammverwandte Bukowina eine Verfassung erhielt. Die M., weil am meisten gedrückt, formulirte ihre Beschwerden zuerst. Im Anfang des April 1848 versammelten sich Gleichgesinnte aus allen Theilen des Landes in der Hauptstadt Jassy, besprachen den traurigen Zustand und vereinigten sich dahin, durch eine Petition dem Hospodar die Bedürfnisse und Wünsche der Einwohner kund zu geben u. Abhülfe zu erbitten. Am 8. April fand eine öffentliche Versammlung Statt, bei der sich alle Stände betheiligten. Die Bojaren Laskar Rosetti und Basil Ghika führten das Wort, auf ihren Antrag wurde eine Kommission niedergesetzt, um die Bittschrift zu entwerfen. Man verlangte darin nicht sowohl neue Institutionen, als vielmehr nur die Beobachtung der bestehenden Gesetze, welche in Folge des von oben gegebenen Beispiels von allen Behörden des Landes offen u. ungescheut mit Füßen getreten wurden. Ferner wurde verlangt, wenn nicht eine ordentliche Ablösung der Frohnen, so doch wenigstens eine diese anbahnende Erleichterung des Landbauers. Dann folgten Bitten um Erleichterung des Landverkehrs durch Errichtung zweier Banken, um Verbesserung des verwahrlosten Schulwesens, Preßfreiheit und Auflösung der aus Geschöpfen des Hospodars bestehenden, durch unerhörte Umtriebe gewählten Generalversammlung. Diese Petition wurde von fast allen in Jassy wohnenden Bojaren wie von den gebildeten Einwohnern unterzeichnet und dem Fürsten übergeben. Die Sprecher der Unzufriedenen waren am folgenden Tage in der Wohnung des Bojaren Aleko Maurokordatos versammelt, als um 9 Uhr Abends plötzlich 800 M. Militär und 200 Arnauten unter der Anführung der Söhne des Hospodars das Gebäude umzingelten. Die in demselben Vereinigten wurden unter Mißhandlungen gefangen genommen, dann erfolgte die Besetzung vieler anderen Häuser der angesehensten Bojaren. Die zahlreichen Verhafteten sollten nach Maczin, gegenüber von Braila, gebracht werden, aber ein Sturm zwang das Fahrzeug, bei Braila anzulegen, und diese Gelegenheit benutzten die meisten zur Flucht. Am 12. April Morgens kam der russ. Generalkonsul v. Kotzebue in Jassy an, am 24. folgte ihm der kaiserl. Flügeladjutant General v. Duhamel, und von beiden hofften die Bojaren die Abstellung ihrer Beschwerden. Sie täuschten sich. Beide Repräsentanten der russ. Politik nahmen für den Hospodar Partei und versicherten außerdem, daß ihr Kaiser in den Donauländern weder Anarchie, noch Konstitution dulden werde, worin ihn der Sultan unterstütze. Nach ihnen langten russ. Truppen an. In der Walachei nahm die Bewegung ihren Ausgangspunkt von den kleinen Orten Caracall, Turun und Cellei, erreichte bald Krajowa, die Hauptstadt der Kleinwalachei, und pflanzte sich wie eine Lawine nach Bucharest fort. So gewaltig war die Bewegung, der sich im Nu 150,000 mit Waffen aller Art versehene Bauern anschlossen, daß Fürst Bibesko am 24. Juni die geforderten Koncessionen bewilligte u. die rasch improvisirte Verfassung mit seiner Unterschrift versah. Noch in derselben Nacht verschwand er aber und flüchtete nach Kronstadt. Die Minister Eliade, Niklaus Golesku, Stephan Golesku u. s. w. traten nun als provisorische Regierung ein. Als Grundlage der Verfassung hatte man folgende Grundsätze proklamirt: 1) administrative und legislative Unabhängigkeit des walachischen Volkes, und keine Einmischung irgend einer fremden Macht in die Verhältnisse des walachischen Staats; 2) gleiche politische Rechte für alle Staatsbürger; 3) Steuerpflichtigkeit jedes Bürgers ohne Unterschied von Rang u. Stand; 4) allgemeine Ständeversammlung, zusammengesetzt aus den Repräsentanten aller Stände; 5) Verminderung der Civilliste, Beseitigung aller Bestechungsmittel; 6) Verantwortlichkeit des Fürsten, der nur immer auf fünf Jahre und aus allen Ständen der Gesellschaft zu wählen ist; 7) Verantwortlichkeit der Minister und aller von ihnen abhängigen Beamten; 8) vollständige Preßfreiheit; 9) Belohnungen darf nur das Vaterland durch seine Minister dekretiren, nie der Fürst; 10) die Berechtigung jedes Distrikts, seine Administration selbst zu wählen; 11) Errichtung einer Nationalgarde; 12) Emancipation der abhängigen Klöster; 13) Emancipation des Bauernstandes, welchem Grundstücke als Eigenthum verliehen werden sollen gegen Entschädigung der Grundherren; 14) Befreiung der leibeigenen Zigeuner gegen Entschädigung; 15) Vertretung des Volks bei der Pforte; 16) Freiheit und Gleichheit des Unterrichts für alle Landeskinder beider

Geschlechter; 17) Abschaffung der funktionslosen Titulaturen u. Rangklassen; 18) Abschaffung der Prügelstrafe; 19) Abschaffung der Todesstrafe durch die That wie durchs Gesetz; 20) Errichtung von Besserungsanstalten für entlassene Sträflinge; 21) Emancipation der Juden und gleiche politische Rechte für alle Konfessionen; 22) augenblickliche Einberufung einer außerordentlichen konstituirenden Versammlung, gewählt aus allen Ständen des Volks. — Die walachischen Politiker erwarteten nichts Geringeres, als daß die Türkei ihnen Schutz gewähren werde, da ihre Schilderhebung ja gegen Rußland gerichtet war, u. die Fürstenthümer als Schild der verfallenden Türkei gegen den nordischen Freund und Nachbar sich hinstellten. Wirklich hatte es anfänglich den Anschein, als ob man in Konstantinopel die Walachen begünstige, aber nur zu bald vermehrten sich die Anzeichen, daß die russische Diplomatie über die walachischen Freiheitsbestrebungen den Sieg davon tragen werde. Die Befürchtungen der Patrioten gingen auf eine schreckliche Weise in Erfüllung. Am 31. Juli marschirte Suleiman Pascha auf das walachische Gebiet, während gleichzeitig ein Corps von 23,000 M. unter Omer Pascha bei Giurgewo ein Lager bezog. Am 3. August wurde der provisorischen Regierung angezeigt, daß die Pforte die gemachten Neuerungen nicht anerkenne, und daß Suleiman Pascha als Regierungsbevollmächtigter abgesandt sey, um den frühern Zustand herzustellen. Die provisorische Regierung zog sich auf Befehl der türkischen Regierung zurück, konstituirte sich aber sogleich wieder als Stellvertretung der Pforte. Man konnte an kein ernstliches Einschreiten der Türken glauben; auch blieb die Hoffnung auf die Jugend des Landes, die sich lieber opfern, als zu den alten Zuständen zurückkehren würde. Allein während die Liberalen von Bucharest feurige Reden hielten, schlichen sich russische Emissäre mehr und mehr in das Land, und bald zeigte sich die Wirkung in dem Verschwinden vieler Bojaren, so wie in der auffallend geänderten Stimmung des Landvolks. Als dieses Ziel erreicht war, gingen die Türken an ihr Werk. Wenige Stunden des 14. September 1848 genügten, den Träumen von walachischer Unabhängigkeit und Freiheit ein Ende zu machen. An diesem Tage erschienen die Türken vor Bucharest, stürmten, mit Flintenschüssen begrüßt, die Stadt und nahmen die Kasernen, wo ihnen allein ein hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt wurde. — Die Unterdrückung des walachischen Aufstandes ist ein wichtiger Sieg Rußlands. Die 4 Mill. Einwohner der Donauländer konnten den nordischen Riesen allerdings nicht allein bekämpfen, aber sie waren bei dem früher oder später bevorstehenden Weltkampfe werthvolle Bundesgenossen Mitteleuropa's, sie deckten die Länder des österreichischen Kaiserstaats in der Flanke und waren eine Vormauer der Türkei. Ihre Erhebung war der gewaltigste Strich durch die Rechnung des Panslavismus, der nur gedacht werden konnte. Serbien, Bosnien, die M. und Walachei bildeten einen südslavischen Kern, dem sich die christlichen slavisch-romanischen Völkerschaften der Türkei und vielleicht selbst des südlichen Rußlands unter günstigen Umständen anschließen konnten. Bildete sich hier ein freies, südslavisches Reich unter einer Regierung, so mittelmäßig, als die Bildungszustände des Volks sie gestatteten, so war selbst ein solches Reich im Stande, den Fortschritten der russischen Politik eine Grenze zu stecken und dieselbe auf die Defensive zu beschränken. Diese Gefahr hat Rußland erkannt und deshalb seine Maßregeln so entscheidend genommen. Eine russische Cirkularnote vom 31. Juli 1848 gibt diese Gefahren mit einer Offenherzigkeit an, welche die russische Diplomatie zu gewissen Zeiten zu entfalten in ihrem Interesse findet. Diese Note gesteht zu, daß auch in dem russischen Bessarabien Aufstandspläne vorhanden gewesen seyen. „Unsere eigene Sicherheit ist betheiligt. Sie wird in Bessarabien bedroht durch die dort geschmiedeten Ränke, durch das Vorhandenseyn eines Herdes fortwährender Insurrektion, der sich auf diese Weise vor unserer Thüre aufrichten würde." Die Verschworenen hatten einen größern Plan, als Verfassungsveränderungen in der M. und Walachei. „Er besteht darin, auf einer nie dagewesenen (?) historischen Grundlage ihre alte Nationalität herzustellen, d. h. aufzuhören, Provinzen zu seyn, und unter dem Namen eines dakoromanischen Königreichs einen neuen abgesonderten und unabhängigen Staat darzustellen, zu dessen Bildung sie ihre Brüder in der M., in der Bukowina, in Siebenbürgen und Bessarabien einladen. Die Verwirklichung eines solchen Planes würde ernste Folgen nach sich ziehen. Gelingt es erst den Moldau-Walachen, unter dem Namen ihrer angeblichen Nationalität, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert, sich von der Türkei abzutrennen, so wird man bald in Gemäßheit desselben Princips und unter der Einwirkung desselben Wunsches Bulgarien, Rumelien, alle durch die Sprache von einander geschiedenen Provinzen, aus denen das osmanische Reich besteht, ebenfalls auf Emancipation, behufs Einrichtung abgesonderter Staaten, Ansprüche erheben sehen. Es würde daraus entweder eine völlige Zersplitterung, od. doch wenigstens im ganzen Orient eine Reihe unentwirrbarer Verwickelungen folgen." Rußland pocht auf die Rechte, die es sich an der Donau mit dem Schwerte in der Hand erworben hat, es wird den innern Umwälzungen im Westen mit dem Gewehr im Arm zusehen (Worte der Note); es spricht von „unermeßlichen Unterschieden," die zwischen den Umständen im Westen und im Osten Statt fänden und ihm hier ein ganz anderes Verfahren zur Pflicht machten, als dort. Diese unermeßlichen Unterschiede bestehen allerdings. Seit Polen vernichtet ist, hat Rußland im Westen von keiner Revolution etwas zu fürchten, aber im Osten ist sein verwundbarer Punkt, dort finden die Ideen noch Zugang, die an der Westgrenze abgesperrt sind, dort bewegt sich eine leidende, gährende Masse, die den Czar und seine Politik für ihr Elend verantwortlich macht, dort ist der Hebel, mit dem sich das südliche Rußland in Bewegung setzen läßt. So sind die Ereignisse der letzten Jahre

an der untern Donau von größter Wichtigkeit. Rußland hat dort einen neuen Schritt vorwärts gethan, einen neuen Sieg erfochten. Einer der Lebenskeime, die dem moskowitischen Allreich im Wege standen, ist in seiner Blüthe geknickt, die moralische Macht des Romanenthums gebrochen und nahezu das Ziel erreicht, das sich die russische Politik seit dem Beginn des griechischen Freiheitskampfes setzte. Dieses Ziel ist aber kein anderes, als den ganzen gebildeten und patriotischen Theil der westslavischen Bevölkerung zum Untergange zu führen und dann den rohen Rest dem Reiche einzuverleiben. Die einzelnen Nationalitäten der Donauländer stemmen sich energisch dem Aufgehen in ein großes slavisches Reich entgegen, aber sie müssen untergehen, wenn Europa dem ungleichen Ringen ferner theilnahmlos zusieht. Ueber die Romanen ist das Verderben zuerst hereingebrochen. — Nach dem letzten Uebereinkommen der Pforte mit Rußland vom 1. Mai 1849 wurden die Hospodare am 16. Juni 1849 für diesmal, statt auf Lebenszeit, nur auf 7 Jahre ernannt, und zwar Gregor Ghika für die M. und Dimitri Barbo Stirbey für die Walachei; beide Hospodare erhielten den Rang als Muschir.

2) M. (Moldavia, türkisch Bogdan oder Kara Bogdan, entweder von dem dort gebauten schwarzen Roggen, oder von dem ersten eigentlichen Fürsten der M., Bogdan, oder dem dortigen Schwarzwalde), das kleinere der beiden Donaufürstenthümer, grenzt an die Walachei, Siebenbürgen, die Bukowina, Rußland u. an Bulgarien. Die Donau, die nur eine kurze Strecke die M. berührt, nimmt hier den Sereth und den Pruth auf. Zweige der Karpathen erstrecken sich an der Ostseite des Landes hin und trennen es von Siebenbürgen, indem sie an der Grenze ein äußerst wildes Gebirg mit Abgründen, tiefen Thälern und dichten Wäldern bilden. Diese Gebirge, worunter der Tschachleo oder Pion, dessen höchster Gipfel Toka heißt, 7200 Fuß hoch ist, schicken Vorberge in das Innere des Landes, die sich allmählig nach dem Sereth und Pruth senken und in Hügel endigen, die mit Weinstöcken bedeckt sind. Nach Siebenbürgen führen die Pässe Piritzke, Gyimesch, Telgyesch und Ditesch. Der Boden ist ungemein fruchtbar, aber noch nicht genug angebaut, doch hat in den neuesten Zeiten der Ackerbau merkliche Fortschritte gemacht, so daß viel Mais und Weizen ausgeführt wird. Der Weinbau liefert jährlich 4 Millionen Eimer. Das Land enthält auch einen großen Reichthum an Mineralien, besonders an Salz, welcher jedoch wenig benutzt wird. Am meisten ist die Viehzucht im Flor, so daß jährlich 60 – 70,000 Stück Hornvieh und 20—30,000 Pferde ausgeführt werden.

Da über die physikalischen, ethnographischen und politischen Verhältnisse der M. oben unter I. das beiden Donaufürstenthümern Gemeinsame ausführlich erörtert worden ist, so tragen wir hier nur wenige die M. speciell betreffende Notizen nach. Die Einwohner bekennen sich zur griechischen Kirche und stehen in kirchlicher Beziehung unter einem Erzbischof, der seinen Sitz zu Jassy hat. Das Land wird eingetheilt in das Oberland (Zara de Suß) mit 5 Zinuths oder Distrikten, und in das Unterland (Zara de Schoß), nach der Abtretung von 1812 noch mit 8 Zinuths. Jeder dieser 13 Bezirke steht unter einem Ispravlik oder Gouverneur und einem Einnehmer. Jeder derselben hat auch ein Civiltribunal. Die Zinuths zerfallen wieder in 64 Okols. Die Staatsrevenuen belaufen sich auf 10,467,209 Piaster, wovon auf direkte Abgaben 7,702,791 kommen; die Ausgaben auf 7,669,368 Piaster. Der ganze Adel und die gesammte Geistlichkeit ist steuerfrei, eben so die Dienstboten und die Zigeuner, so weit sie nicht dem Staate gehören. Außer den direkten Steuern werden Zölle und Gerichtssporteln erhoben und außerdem noch Revenuen aus den Salinen und Staatsländereien bezogen. — Für den Unterricht, wenn auch weniger für das eigentliche Volksschulwesen, als für die gelehrte Bildung, war in früheren Zeiten Manches gethan worden und die Wissenschaften blüheten hier, wie in der Walachei, weit früher, als in Rußland. Schon im Jahr 1401 gründete der Hospodar Alexander der Gute zu Sutschawa in der Bukowina eine Rechtsschule, welche später von Basil nach Jassy verlegt ward, so wie eine Anstalt für griech., latein. und slavonische Sprache. Zu Kotmar ward im 16. Jahrhundert durch den Despoten Jakob eine Universität gegründet; zu Jassy stiftete Basil 1644 eine sprachliche Lehranstalt und zwei theologische Schulen. Auch der Klerus stand in dem Rufe der Gelehrsamkeit, und Peter der Große zog aus den Donaufürstenthümern viele geschickte Leute nach Rußland. Die vielen Kriege und vornehmlich die türkische Herrschaft vernichteten diese Blüthen. Erst in der neuesten Zeit begann man wieder eine Reorganisation des Unterrichtswesens. In Jassy ward 1814 eine Akademie für den höheren Unterricht in Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Sprachen, Mathematik und Technik errichtet, das Basilianum für Rechtswissenschaft und Sprachen 1828 wieder hergestellt und nach kurzer Unterbrechung 1831 wieder eröffnet und mit einer Normalschule verbunden. Im Jahre 1834 ward in Jassy auch eine Mädchenschule errichtet, so wie um dieselbe Zeit in den Distriktshauptorten auch Provinzialschulen hergestellt wurden. Immer aber bestehen allenthalben mehr Privat-, als öffentliche Schulen, und die höheren Stände benutzen die Anstalten des Auslandes, besonders Frankreichs und Deutschlands. Der Klerus ist jetzt, wie schon oben bemerkt wurde, in seinen niedern Schichten ganz unwissend und verbauert. Doch sind neuerdings einige theologische Seminarien errichtet worden.

Geschichtliches. Die M. hieß bei den Alten die getische Wüste und trennte Thracien von Scythien. Nachdem schon die Griechen hier Handelskolonien angelegt hatten, ward das Land durch Alexander den Großen dem macedonischen Reiche einverleibt, ohne aber auf die Dauer unterworfen werden zu können. Im 1. Jahrhundert v. Chr. warf sich Burebestis hier zum Herrscher auf, doch ward sein Reich bald von dem großen dacischen Reiche unter Decebalus

verschlungen. Durch die Völkerwanderung kamen die Westgothen in die M., diese wurden durch die Hunnen verdrängt, deren Macht auch von keiner Dauer war. Um 468 gewann der slavische Stamm der Anten in der M. die Oberhand, ward zwar um 560 von den Avaren unterjocht, aber bald wieder frei, worauf der Fürst Kuvrat unter dem Schutze der byzantinischen Kaiser ein unabhängiges Reich errichtete. Als seine Nachkommen im 9. Jahrhundert dieses Reich theilten, war dasselbe hiedurch in dem Grade geschwächt, daß asiatische Stämme, die Chazaren, Azagiren, Petschenegen und Uzen den größten Theil der M. in Besitz nahmen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts ward ein beträchtlicher Theil der unteren Donauländer dem kumanischen Reiche unterthan. Nach dessen Zerstörung durch die mongolischen Horden Dschingiskhans hatten die nogaischen Tataren die M. eine Zeitlang inne. Nachdem auch diese, ihrem nomadischen Drange folgend, das Land wieder verlassen, siedelten sich Griechen und Italiener besonders in den festen Städten an, während sich auf dem platten Lande räuberische Kumanen und Tataren umhertrieben, in den Gebirgen aber Walachen und Reste der Petschenegen saßen. Nachdem die Ruhe einigermaßen zurückgekehrt war, wagten es die Walachen, im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts nach und nach in die Ebene zurückzukehren, wo sie nur eine spärliche Bevölkerung vorfanden. Nachdem sie schon im 12. Jahrhundert unter dem Woiwoden Negru (Negourt) die Walachei wieder in Besitz genommen, siedelte sich einer ihrer Häuptlinge, Bogdan I., mit einer kleinen Kolonie in der M. an. Er und sein Sohn Dragosch bemächtigten sich der Oberherrschaft über einige benachbarte Stämme, und Letzterer, der vom byzantinischen Kaiser den Titel eines Despoten erhielt, beherrschte die ganze M., die nun von dem Flusse Moldova den Namen M. erhielt. Die Lehre der griechischen Kirche hatte schon früher im Lande Eingang gefunden, und die Oberhoheit des griechischen Kaiserthums ward in der M. und Walachei anerkannt, bis diese Länder, vom byzantinischen Hofe im Stich gelassen, sich nach kräftigeren Schirmherren in der Nähe umsahen, die M. bei den Polen, die Walachei bei den Ungarn. Die Fürsten dieser Länder führten die Titel: Woiwoden, Mirtzas, und wurden später, besonders seitdem Griechen unter türkischer Oberhoheit die fürstliche Würde bekleideten, Hospodare genannt. Einer der moldauischen Fürsten, Lezko (um 1370), trat zur römischen Kirche über und stiftete ein lateinisches Bisthum zu Sereth. Doch wirkte dieser Uebertritt nicht nach und die Bevölkerung des Landes blieb bei ihrem alten Bekenntniß. Der Fürst Peter II. (1372—1388) huldigte dem polnischen König Wladislaw und schloß mit demselben gegen die Ungarn ein Bündniß. Sein Nachfolger Stephan III. mußte dieses wieder aufgeben, fand aber in seinem eigenen Bruder Romanus einen Rivalen, den er bekämpfen mußte. Bürgerkrieg zerrüttete darauf das Land, und als Stephan †, wählte dessen Partei seinen Sohn Peter III. und nach dessen baldigem Ableben den anderen Sohn Stephan IV. zum Woiwoden. Letzterer ward von dem Usurpator Georg vertrieben, der aber auch seinerseits wieder dem Sohn Peters, Romanus II., weichen mußte. Dieser hatte einen Sohn des obengenannten Romanus I., Namens Alexander, zum Gegner, und da er von den von beiden Theilen zu Schiedsrichtern aufgerufenen Litthauern gefangen genommen ward, so hatte Letzterer freien Spielraum im Lande. Doch bemächtigte sich nachher Romanus wieder eines Theiles der M. und stellte sich unter den Schutz des Polenkönigs, so daß das Land in einen von diesem u. in einen von Litthauen u. Ungarn abhängigen Theil zerfiel. Im J. 1412 verglichen sich die Könige von Ungarn und Polen über die M. dahin, daß sie dieselbe dem obengenannten Alexander zusprachen und dieser sie unter ungarischer Oberhoheit beherrschen, dabei aber Polen tributpflichtig seyn solle. Alexander † 1433 und es folgte ihm sein ältester Sohn Elias. Gegen diesen intriguirte zu Gunsten ihres Sohnes Stephan V. seine Stiefmutter, reüssirte aber nicht und ward ertränkt, während ihr Schützling auf türkisches Gebiet entkam. Von da kehrte er mit türkischer Unterstützung zurück, vertrieb seinen Halbbruder Elias und war von Polen und Ungarn als Fürst anerkannt. Sein Nachfolger war Peter IV., welcher dem Könige von Ungarn huldigte und die unmündigen Söhne des Elias, Romanus II. und Alexander II., aus dem Lande vertrieb. Ersterer † bald an Gift, letzterer aber ward durch den Polenkönig in sein Erbe restituirt, indeß bald von einem natürlichen Bruder Bogdan II. wieder daraus verdrängt. Zwar suchte ihn sein Schutzherr mit Gewalt wieder einzusetzen, begnügte sich aber mit dem Versprechen Bogdans, wonach dieser nur als Alexanders Vormund regieren wollte. Aber Peter V. Aaron, ebenfalls ein natürlicher Bruder Alexanders, verband sich mit diesem, ermordete Bogdan, gerieth aber bald mit Alexander in Streit und zog sich in die Gebirge zurück, wo er die Herrschaft ausübte, während Alexander im flachen Lande als Fürst gebot. Nach des Letzteren Tode (1456) ward Peter IV. alleiniger Woiwode, † aber noch in demselben Jahre und hatte Stephan VI. den Großen oder Guten, einen Sohn Bogdans II., zum Nachfolger. Dieser verjagte sofort den Gebirgsfürsten Peter Aaron, machte einen vergeblichen Einfall in die Walachei, kriegte auch mit Ungarn, schlug einen Einfall der nogaischen Tataren ab, fiel von Neuem in die Walachei ein und ward dadurch in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Anfangs unglücklich, schlug er am 17. Jan. 1475 ein türkisches Heer von 120,000 Mann, ward aber im folgenden Jahre von Sultan Mohammed I. wieder verjagt, worauf die M. von den Türken verwüstet ward. Stephan sah sich zuletzt genöthigt, sich dem polnischen König (1485) in die Arme zu werfen. Da er sich aber bald wieder an die Türken anschloß, so fielen die Polen in sein Land ein (1496), wurden aber von ihm mit türkischer Hülfe bei Kotmar geschlagen. Im Jahre 1499 schloß er mit den Königen von Ungarn und Polen ein Bünd-

niß gegen die Türken, ward aber gleichwohl schon 1503 wieder in einen Krieg mit letzterem verwickelt, während dessen er 1504 †. Sein Sohn und Nachfolger Bogdan II. (der Schielende) ward gleichfalls in Kriege mit Ungarn und Polen verwickelt und unterwarf sich bei einem Einfall der Tataren der Pforte als Lehnsmann; † 1516. Sein Sohn und Nachfolger schloß, wiewohl er türkischer Lehnsträger war, mit dem Polenkönig ein Bündniß und † 1526, der letzte Sprößling des legitimen Stammes der Dragoschiten. Nach ihm ward ein Fischhändler, Peter VI. Raresch, ein natürlicher Sohn Stephans VI., zum Woiwoden erhoben. Als Sultan Soliman gegen Wien vordrang, unterwarf sich Peter demselben völlig und erhielt gegen das Versprechen, einen Tribut von 4000 Goldgulden, 40 Pferden und 24 Falken zu entrichten, von demselben königliche Ehren und volle Souveränität über die M., so wie auch das zugestanden, daß fortan kein Türke in der M. wohnen solle. Seit dieser Zeit ist die M. türkisches Lehn und Provinz des türkischen Reichs. Im Jahre 1531 begann Stephan einen Krieg gegen Polen, erlitt jedoch eine Niederlage und mußte die Oberherrlichkeit Polens anerkennen. Deshalb ward er vom Sultan 1538 abgesetzt und sein Bruder Stephan VIII. zum Woiwoden ernannt. Auch ward damals das Land zwischen dem Pruth und dem Meere, das spätere Bessarabien, von der M. abgerissen und als Sandschakat zur Türkei geschlagen. Nachdem Stephan wegen seiner Grausamkeit von seinen eigenen Unterthanen ermordet worden, wählten die Bojaren Alexander III., einen ächten Sprößling der alten Dragoschiten, der bisher in Polen gelebt hatte, zum Fürsten. Der Sultan aber setzte den früheren Woiwoden Peter VI. mit Gewalt wieder ein und ließ Alexander mit seinen Anhängern hinrichten. Nach Peters VI. Ermordung folgte dessen Sohn Elias II., welcher 1554 zum Islam übertrat und deshalb abdanken mußte, worauf die Bojaren seinen Bruder Stephan IX. zum Woiwoden ernannten. Dieser, ein Wütherich sonder Gleichen, ward 1558 ermordet, der letzte Sprößling des illegitimen Nebenzweigs der alten Herrscherdynastie. Hierauf ward der Stolnick Peter, der schon eine Zeit lang Gegenwoiwod gewesen, unter dem Namen Alexander IV. zum Woiwoden erhoben, erhielt aber an einem griechischen Matrosen, Jakob, der sich für einen Abkömmling der Dragoschiten ausgab u. nach mehren mißlungenen Versuchen, sich Anhang im Lande zu erwerben, 1561 mit einem Heer polnischer Miethtruppen in die M. einfiel und Alexander schlug, einen glücklichen Rivalen, dem auch die Anerkennung des Sultans zu Theil ward, worauf er sich zum König (Despoten) der M. krönen ließ und den Namen Johann I. annahm. Aber seine Geldforderungen erbitterten die Unterthanen, seine Angriffe auf die Kirchengüter die Priesterschaft gegen ihn, es entstand eine Empörung und er ward 1563 von dem wüthenden Pöbel zerrissen. Darauf ward Stephan X. Tomsche, sein Hauptgegner, zum Woiwoden erhoben, an dessen Statt aber der Sultan Alexander VI. wieder einsetzte und ihm auch Bessarabien zurückgab. Dieser † 1566 und hinterließ seine Würde seinem Sohne Bogdan IV. Dieser brachte durch Geiz und Grausamkeit, noch mehr aber durch seine Hinneigung zu Polen, mit dem er ein Bündniß schloß, die Bojaren und das Volk gegen sich auf. Als er daher bei einem Besuch in Polen von einem polnischen Edelmanne, dem er seine Schwester zur Gemahlin versprochen, aber später nicht gegeben hatte, gefangen worden war, gaben ihn die Bojaren beim Sultan für todt aus und baten um einen anderen Fürsten. Der Sultan ernannte Johann II. (Ivonia), einen masovischen Polen, der zum Islam übergetreten war, 1572 zum Woiwoden. Dieser vertrieb Bogdan IV., der inzwischen zurückgekehrt war, empörte sich aber später gegen den Sultan, welcher einen zu hohen Tribut begehrte, schlug Walachen und Türken, eroberte Braila, Bender u. Akjerman, wurde aber 1574 durch Verrath eines seiner Feldherren überwunden und von dem Pascha, dem er sich ergab, niedergehauen. Hierauf erhielt Peter VII., der Lahme, die Herrschaft, ward aber 1578 von Peter Podkova, der sich für einen Dragoschiten ausgab, verdrängt. Als dieser den Türken hatte weichen müssen, bemächtigte sich sein Bruder Alexander der Gewalt, aber Sultan Murad setzte einen sächsischen Siebenbürgen Jankola, der sich ebenfalls für einen Dragoschiten ausgab, 1580 als Woiwoden ein. Dieser bewies sich den Polen feindlich, fiel 1582 in deren Gefangenschaft und ward enthauptet, worauf Peter VII. die Regierung wieder übernahm, aber bald in ein Kloster ging. Der ihm folgende Aaron ward schon 1591 von den Bojaren vertrieben; vom Sultan wieder eingesetzt, verband er sich, weil jener für die ihm geleistete Unterstützung die Abtretung der Festung Bender verlangte, mit Siebenbürgen und dem Kaiser gegen seinen Lehnsherrn, wofür ihm aber dieser die Tataren auf den Hals schickte, die ihn so in die Enge trieben, daß Aaron sich und sein Land unter siebenbürgischen Schutz stellte. Aber der Fürst von Siebenbürgen hegte bald gegen ihn den Verdacht, als ob er sich wieder zu dem Sultan hinneige, ließ ihn durch Stephan XI. Rezwan gefangen nehmen und erhob diesen zum Woiwoden. Inzwischen hatte aber der Sultan einen Theil der durch die ewigen Kriege sehr entvölkerten M. dem Tatarenkhan Kazigerai geschenkt und den andern Theil einem Pascha als Sandschak überlassen, und zugleich ward unter polnischem Einfluß ein Eingeborner der M., Jeremias Movila, zum Woiwoden ernannt. So waren jetzt drei Woiwoden zugleich vorhanden, die sich unter einander bekämpften, bis Movila die Oberhand behielt und 1595 von Polen und dem Sultan anerkannt ward. Aber 1600 verdrängte ihn der walachische Fürst Michael und setzte seinen Sohn Peter VIII. (Petrasko) unter seiner Oberhoheit zum Woiwoden ein. Dieser ward aber von den Polen bald wieder verdrängt, und nach blutigen Kämpfen mit den Walachen, in denen die M.er die Walachei auf kurze Zeit eroberten, behauptete sich Jeremias mit Unterstützung des Kaisers, † aber schon 1608. Seine Wittwe

Elisabeth wußte mit kaiserlicher Unterstützung und mit Hülfe der Polen die Anerkennung ihrer Söhne, des 13jährigen Konstantin und des noch jüngeren Bogdan V. und Alexander VI. als Woiwoden durchzusetzen, ließ sich aber durch ihren Tochtermann Stephan Potocki zu feindlichen Maßregeln gegen die Pforte hinreißen, welche deshalb in Stephan XII. Tomschewitsch einen neuen Woiwoden einsetzte. Dieser nahm Potocki und dessen Schwäger gefangen und erhielt sich bis 1619 in seiner Würde, wo er abgesetzt und der griechische Dragoman bei der Pforte, Kaspar Gratiani, zum Fürsten erhoben ward. Aber auch dieser veruneinigte sich bald mit den Türken, warf sich den Polen in die Arme, ward aber dessenungeachtet 1620 geschlagen und auf der Flucht getödtet. Radul der Lange, vormals Fürst der Walachei, erhielt nun die Würde eines Woiwoden in der M. Ihm folgte Alexander VII. Iliasch, ein vorgeblicher Nachkomme Elias' II., der aber von seinen Unterthanen verjagt ward. Letztere erhoben darauf Miran (Drogomir) Barowsky zum Woiwoden. Aber auch dessen Macht war von keiner langen Dauer. Als er nach Konstantinopel ging, um sich vom Sultan in seiner Würde bestätigen zu lassen, ward er von Alexander als Verräther angeklagt, verurtheilt und hingerichtet. Der Sultan gedachte nun die bisherige Selbstständigkeit der M. aufzuheben und sandte einen Pascha dahin, um sie in eine abhängige Provinz zu verwandeln, stieß aber dabei auf so energischen Widerstand, daß er die M. in ihrer bisherigen Verfassung zu lassen sich bewogen fand. Aber die Bojaren hatten auch den letzten Rest ihres Wahlrechts dem Sultan überlassen, und dieser ernannte dem gemäß Moses Movila 1634 zum Woiwoden u. erhob diesen zum Pascha von drei Roßschweifen, da die bisherigen Woiwoden im Range nur den Paschas von zwei Roßschweifen gleich gestanden hatten. Nach Movila's baldigem Tode folgte Basilius Lupulo, ein epirotischer Grieche, der bisher Oberrichter gewesen. Obschon von den Großen gehaßt, führte dieser doch eine lange und glückliche Regierung, begünstigte Künste und Wissenschaften und wußte sich in seiner Würde zu erhalten, bis er 1650, in einen Streit mit den Kosaken verwickelt, von diesen bei der Pforte angeschwärzt u. vom siebenbürg. Fürsten Ragotzky auf Anstiften der Pforte vertrieben ward. Von den Bojaren ward darauf Stephan XIII. Burdüsa, früher Logothet der M., zum Woiwoden erhoben. Da er aber bei Ragotzky in dem Verdacht stand, als sey er in heimlichem Einverständnisse mit den Polen, ward er 1658 abgesetzt und der Grieche Georg II. Ghika zum Woiwoden ernannt. Dies der erste fanariotische Fürst der M., dem bald andere folgten. Georg hielt sich mit Hülfe der Tataren gegen Ragotzky und ward 1660 Hospodar der Walachei, worauf in der M. Stephan XIV., Sohn des Basilius Lupulo, und nach dessen Tod 1662 Eustathius Dabisa als Woiwode folgte. An des Letztern, der wegen bei St. Gotthard 1666 bewiesener Feigheit abgesetzt ward, Stelle trat der Grieche Dukas, den aber die Bojaren schon 1671 zur Abdankung zwangen. Derselbe hatte Elias, den Sohn Alexanders V., der schon früher einmal auf 6 Monate Dukas von der Regierung verdrängt hatte, zum Nachfolger. Auf diesen folgte Stephan XV., der, weil er in einem Streite von einem Pascha mißhandelt worden, mit den Seinigen in offener Feldschlacht zu den Polen überging und dadurch die gänzliche Niederlage der Türken herbeiführte. Nach ihm ward Demetrius Kantakuzeno Hospodar, und nach dessen Absetzung 1678 Anton Rozetta, ein edler Grieche, der aber bald dem Woiwoden Dukas weichen mußte. Während dieser 1683 mit vor Wien lag, tauchte Stephan XV. wieder auf, bemächtigte sich Bessarabiens und verwüstete die M., ward aber von den Anhängern des Dukas wieder nach Polen gejagt. Von da aus überfiel er aber Letzteren auf einem Landgute, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Polen, wo er in der Gefangenschaft †. Ein türkisches Heer führte darauf den Demetrius Kantakuzeno zurück (1684), welchem Konstantin II. Kantemir, von den Türken zum Hospodaren ernannt, folgte. Dieser verband sich dessenungeachtet mit Polen, wodurch er in Kriege mit den Türken verwickelt ward, die das Land verwüsteten. Es folgte 1693 des Dukas Sohn, Konstantin III. Dukas, der aber schon 1695 durch die Ränke des Fürsten Demetrius Kantemir, des Sohnes Konstantins II., wieder verdrängt ward. Hierauf erhielt Konstantins Bruder, Antiochus Kantemir, die Regierung, unter welchem der Friede zu Karlowitz abgeschlossen ward, worin die Polen ihre Eroberungen in der M. wieder herausgaben. Durch Bestechungen gelangte 1700 Konstantin III. Dukas wieder zur Hospodarenwürde, mußte aber 1703 dem Antiochus dieselbe wieder überlassen, den jedoch sogleich sein Schwager Michael Rakovitza ersetzte. Weil dieser aber 1709 im russisch-türkischen Kriege eine schwedische Abtheilung an die Russen verrathen hatte, ward er wieder abgesetzt, worauf Nikolas Maurokordato folgte, der aber ebenfalls in den Verdacht des Einverständnisses mit den Russen gerieth und wieder abgesetzt ward. Sein Nachfolger war Demetrius II. Kantemir, der insgeheim auch mit der Walachei belehnt worden war. Derselbe warf sich dem Czar Peter dem Großen in die Arme und lud ihn ein, die M. mit Krieg zu überziehen, wofür ihm jener versprach, ihn als unabhängigen Fürsten anzuerkennen. Aber Peter gerieth am Pruth in große Gefahr, woraus er sich mit Mühe rettete. Demetrius folgte seinem Schutzherrn, worauf Nikolas Maurokordato wieder Hospodar ward, auf welchen, da derselbe 1716 die Walachei erhielt, der abgesetzte Michael Rakovitza auf einige Zeit wieder an die Reihe kam. Im J. 1726 ward Gregor Ghikas Hospodar, dem, da er 1733 nach der Walachei abging, Konstantin IV. Maurokordato folgte. Aber schon 1736 tauschten beide ihre Posten wieder. In den Jahren 1737 und 1738 hauste der russische Feldmarschall Münnich in der M. und erfocht den Sieg bei Stawutschany über die Türken. Nach abgeschlossenem Frieden ward Ghikas ab-, aber

schon 1747 wieder eingesetzt. Doch vertauschte er nochmals die M. mit der Walachei und der walachische Hospodar Konstantin V. Rakoviza kam an seine Stelle. Des Ghikas Sohn Matthias Ghikas folgte jenem, ging 1752 in die Walachei ab und kam 1753 in die M. zurück, aber nur, um 1758 abermals die Hospodarenwürde in der Walachei zu übernehmen. Der 1769 in Folge der polnischen Wirrnisse zwischen Rußland u. der Pforte entstandene Krieg hatte wieder die M. zum Schauplatz, und der Hospodar derselben, Gregor II., wurde, des Einverständnisses mit dem Feinde verdächtig, gefangen und zu Konstantinopel hingerichtet. Ihm folgte Konstantin IV. Maurokordato, der aber bei der Besetzung der M. durch die Russen unter Gallizin gefangen ward und bald darauf †. In Folge der siegreichen Fortschritte der Russen ward die M. ganz auf europäische Art organisirt, aber 1774 nach dem Frieden von Kudschuk-Kainardsche den Türken gleichwohl zurückgegeben. Rußland behielt sich nur eine Art von Schutzherrlichkeit über das Land vor und unter deren Einfluß ward Gregor III. Ghikas, vormals Hospodar der Walachei, zum Hospodar der M. erhoben. Dieser erwarb sich durch Herbeiziehung fremder Kolonisten große Verdienste um das Land und wollte demselben auch seine alten ausgedehnteren Grenzen wieder geben, was ihm aber so wenig gelang, daß er vielmehr noch mehr dazu verlor. Als die Kaiserin Maria Theresia nämlich 1774 die Abtretung der Bukowina als eines integrirenden Theils von Galizien verlangte, widersetzte sich der Hospodar dieser Verkleinerung seines Landes vergebens; er ward abgesetzt und ermordet, und Oesterreich erwarb ein Gebiet von 178 □M. mit 70,000 Einw. Auf Gregor III. folgte Konstantin V. Murusi. Aber von jetzt an wechselten die Hospodare in der M. so oft, daß jeder nur kurze Zeit an seinem Posten blieb. Der Krieg der Türken mit Oesterreich und Rußland, der sich 1787 entspann, hatte seit 1789 die M. zum Schauplatz, welche vom Prinzen Josias von Koburg fast ganz erobert ward. Im Frieden zu Jassy 1792 ward die russische Grenze bis an den Dniester vorgerückt. Gleichwohl kehrte für die M. die alte drückende Abhängigkeit von der Türkei zurück; Hospodare wurden ein- und abgesetzt, bis in dem neuen Kriege zwischen Rußland und der Türkei 1806 jene Macht beide Donaufürstenthümer besetzte. Gegen die Bestimmung des Friedens von Slobosia 1807 räumte Rußland dieselben nicht, wie es versprochen hatte, sondern forderte sogar deren Abtretung. Daraus entstand ein neuer Krieg, während dessen die M. in den Händen der Russen blieb, bis der Friede von Bucharest 1812 die Abtretung alles Landes auf dem linken Ufer des Pruth, also ganz Bessarabiens an Rußland sanktionirte. Nach diesem Frieden ward Janki Karadschea Hospodar, und das alte Abhängigkeitverhältniß erneuerte sich für die M., bis der Ausbruch des griechischen Aufstandes 1820 das Land in neue blutige Kämpfe verwickelte. Der damalige Hospodar] Michael Suzzo beförderte durch Aufnahme der Verschwornen unter seinem Sohne Alexander Ypsilanti in die M. die weitere Verbreitung der Insurrektion. Nachdem Ypsilanti beim Kloster Dragaschan geschlagen worden und Georgakis, Anastasios u. A. den kleinen Krieg noch eine Weile gegen die Uebermacht der Türken fortgeführt hatten, kehrte die Ruhe in das verwüstete Land zurück, dessen Geschichte wir hier abbrechen, da die späteren Ereignisse schon oben in dem, beide Donaufürstenthümer berücksichtigenden, geschichtlichen Ueberblick ihre Darstellung gefunden haben.

3) (Ober-M.), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 350 Einw.; — 4) (Unter-M., Unter-Woldau), Marktflecken das., Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; Pfarrei; 300 Einw.; — 5) Pfarrkirchdorf das., Kr. Leitmeritz, Herrsch. Liebshausen; 710 Einw.; — 6) Fluß das., entspringt auf dem Böhmerwalde zwischen dem Bretterwalde, dem schwarzen Berge und dem Vogelsteine, hart an der bayerischen Grenze im Kreise Prachin, bei dem Dorfe Ober-Woldau, fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, verändert aber bei Hohenfurt seine Richtung gänzlich und strömt dann nordwärts durch zwei Drittheile der Landesbreite. Die M. wird von Hohenfurt aus flößbar (das Reinigen des Flußbettes von Steinklippen von da bis Prag wurde unter Franz I. und Maria Theresia bewirkt), von Budweis an, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberösterreich in Verbindung steht, für Kähne von 200—300 Ctr. Last schiffbar und mündet, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldau-Thein, Prag und Meldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die hier viel kleinere Elbe. Nebenflüsse der M. auf der rechten Seite sind: die Malsch, Luschnitz, Sazawa; auf der linken Seite: die Wottawa, Beraunka 2c. Ihr Gebiet wird auf 586 □Meilen angegeben. — 7) S. v. a. Moldova.

Moldau-Drachenkopfkraut (pharmac. Bot.), s. v. a. Herba Melissae turcicae, s. Dracocephalum Moldavica *L.*

Moldauische Weine sind sechs- oder siebenerlei Sorten vortrefflicher Weine, von welchen die beste eine grünliche Farbe hat. Sie werden in der Moldau zwischen dem Städtchen Kotnar und den Ufern der Donau erzeugt. Man verführt sie in Menge nach Rußland, Polen, Siebenbürgen, der Ukraine, ja sogar nach Ungarn. Der von Kotmar übertrifft an Geschmack den Tokayer noch. Der obebester ist ein weißer und rother Tischwein, der sich gut trinken läßt. Die Weine werden im Lande der Oka gehandelt.

Moldau-Thein (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Budweis, im nordwestlichen Theile des Kreises, dem Erzbisthum Prag gehörig, mit 16,175 Joch 1304 □Kl. Areal und 6300 Einw.; — 2) Stadt das., an der Moldau, hat eine Vorstadt (Kleinseite), Pfarrei, Kirche, Kapelle, Schloß, Kaserne, Post, Badeanstalt mit eisenhaltiger Quelle; ein besonderer Nahrungszweig ist der Lachsfang; 3400 Einw.

Moldavica (Bot.), nach Adanson und

Mönch, Pflanzengatt. Arten unter Dracocephalum *L.*

Moldavice, europ.-türk. Dorf, Moldau; Frischfeuer, Grobhämmer.

Moldawa (Geogr.), 1) türk. Fluß, Moldau, entspringt in der Bukowina, fließt von Nordwesten nach Südosten bei Roman in den Sereth, rechts; — 2) Fluß, s. v. a. Moldau; — 3) Neu-M., ungar. Flecken, krassoer Gesp., an der Donau; Bergbau; — 4) Fluß, s. v. a. Mulde.

Moldawit (Miner., auch Bouteillenstein, Chlorhalith, Pseudo- oder Wasserchrysolith), s. v. a. chrysolithartiger Obsidian (s. d.).

Molde (Geogr.), 1) norweg. Stadt, Romsdals-Amt und Vogtei, nördl. am Eingang des Romsdals-Fjorden; Hafen, Handel mit Fischen, Bretern, Theer; 820 Einw.; — 2) Fluß, s. v. a. Mulde.

Moldenhaueria (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengatt., deren natürl. Familie noch nicht bestimmt ist. Einzige Art: M. scandens *Spr.*, Cavanilla scandens *Thunb.*, Schlingstrauch auf dem Kap.

Moldenhaver (Biogr.), 1) Joh. Heinr. Dan., zu Halle 1699 geboren, wurde 1733 Diakonus in Kreuzberg und in gleicher Eigenschaft 1737 nach Königsberg versetzt, 1744 daselbst Professor der Theologie und 1748 Kirchenrath, erhielt 1765 einen Ruf als Prediger an den Dom zu Hamburg u. † das. 1790. — Schr.: Uebersetzung und Erläuterung des A. T., Königsberg 1774—1787, 10 Bde.; — Uebers. und Erläut. der schweren Stellen des N. T., 4 Bde., ebendas., 1763—1770. — 2) Joh. Jak. Paul, des Vor. Enkel, geboren zu Hamburg 1766, studirte Theologie und kam 1790 als Professor der Philosophie und Vorsteher der Baumschule zu Düsternbrook nach Kiel, wo er 1827 †. Schr. Tentamen in hist. plantar. Theophrasti, Hamb. 1791; — Beiträge zur Anatomie der Pflanzen, Kiel 1812.

Moldenhaweria (Bot.), nach Schrader, Pflanzengatt. Art: M. floribunda *Schrad.*, s. v. a. Tachigalia floribunda.

Moldenkraut (Bot.), s. v. a. scharfer Mauerpfeffer, Sedum acre *L.*

Molderbret, s. Pflug.

Molditten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; 250 Einw.

Moldowa, österr.-ungar. Insel, Banat-Grenze, Distr. Semendria, in der Donau, fruchtbar; — 2) Fluß, s. v. a. Moldawa 1).

Moldoweny, europ.-türk. Ort, große Walachei, Bez. Ilfow, am Einfluß des Braowa in die Jalomitza.

Moldsen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 110 Einw.

Moldwurf (Säugeth.), s. v. a. gemeiner Maulwurf, Talpa europaea *L.*

Moldzien, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 120 E.

Mole (Mondkalb, Monatskalb, Klumpfrucht, falsche Birne, Mola, franz. und engl. Mole, Geburtsh.). Unter M. im weiteren Sinne des Wortes versteht man jede unförmliche, von der gewöhnlichen Beschaffenheit des Eies abweichende, in den weiblichen Geschlechtsorganen gebildete Masse. Je nach der Entstehung solcher unförmlichen Massen unterscheidet man die durch fehlerhafte Bildung bedingten von den durch fehlerhafte Empfängniß veranlaßten, und nennt jene die falschen (Molae spuriae, Pseudomolae), diese die wahren (Molae verae), oder jene nach v. Lampweerde und Mende die Ernährungs- (Molae nutritionis), diese die Zeugungs-M.n (Molae generationis). Spricht man von M.n überhaupt, so hat man immer letztere vor Augen.

Im engeren Sinne versteht man daher unter M., welche auch unförmliches Fruchtgewächs, Muttergewächs, Mondkalb, Mutterkalb, Mondkind, böse Frucht, böse Bürde, Molucrum, mendosus uteri foetus, partus lunaris, caro informis et inutilis, iners uteri pondus genannt wird, jedes in eine unförmliche Masse entartete Zeugungsprodukt, von welchem man noch zwei Arten unterscheiden kann. Denn entweder ist von der Entstehung an das ganze Ei entartet, so daß nicht die mindeste Spur eines menschlichen Fötus wahrzunehmen ist, oder der Degenerationsprozeß beginnt erst später, so daß Reste des Fötus, Theile des Kopfes, Knochen, Haare in der unförmlichen Masse gefunden werden.

Je nach dem Sitze der M.n in oder außerhalb der Gebärmutter, z. B. an den Eierstöcken, unterscheidet man noch unförmliche Muttergewächse in der Gebärmutter (Molae uterinae) und unförmliche Muttergewächse außerhalb der Gebärmutter (Molae extrauterinae).

Die Unterscheidung der Ernährungsmolen von den Zeugungsmolen ist äußerst schwierig, weil Gestalt und Beschaffenheit in beiden Arten nicht selten übereinstimmt. Wenn die Häute der falschen M.n auch eigentlich fehlen, so können sie doch auch bei Blutklumpen u. s. w. sich bilden und bei wahren M.n vermißt werden, weil dieselben zerrissen und nur mit Mühe im Blutklumpen zu entdecken sind. Leichter ist die Unterscheidung der M.n von den betrüglicher Weise untergeschobenen leblosen und lebenden Gegenständen, welche bisweilen Personen, um Aufsehen zu erregen und Schwangerschaft nachzuahmen, in die Scheide einbringen und unter der Geburt ähnlichen Erscheinungen ausgeleert zu haben vorgeben. Man hat hier nur auf die Gestalt, die bei M.n nach der Form der Gebärmutterhöhle sich richtet, bei den untergeschobenen Gegenständen (Fleisch, Sehnen, Knochen) u. s. w. sehr verschieden seyn kann, so wie auf das Blut, welches M.n immer umgibt, an solchen Gegenständen aber fehlt, Rücksicht zu nehmen. Die Verwechselung einer M. mit einem regelmäßigen Ei kann nur bei unzureichender Untersuchung vorkommen. Die Verwechselung mit einem Polypen wird durch eine genaue Untersuchung und durch die Erkenntniß des letzteren vermieden.

Die M.n sind, je nach der Bildung, welche sie zeigen können, verschieden. Man unterscheidet folgende:

Blutmolen, Molae cruentae s. sanguineae, sind entweder wahre oder sehr häufig falsche. Im ersten Falle entdeckt man ein Ei, welches statt der Frucht und des Fruchtwassers Blut enthält, also in den Eihäuten eingeschlossenes Blut. Ein wirkliches Ei, welches so vom Blut durchdrungen ist, daß man kaum das Amnion sammt der Frucht darin entdecken kann, wie Osiander sich äußert, ist nicht als Blutmole, sondern als wirkliches Ei anzusehen. Die nach einer zeitigen oder unzeitigen Geburt mit Blut angefüllten Eihäute, die bald mit dem Mutterkuchen zusammenhängend abgehen, bald bei dem Abgange desselben noch in der Gebärmutter hängen bleiben, und erst eine Zeit lang nachher, mit Lochialblut gefüllt, ausgestoßen werden, rechnet Osiander auch zu den wahren M.n, sie sind aber auch mit gleichem Rechte zu den falschen zu rechnen, zu welchen alle mit plastischer Lymphe bedeckten Blutklumpen von der Form der Gebärmutter, die bei stark menstruirten Jungfrauen, bei nie geschwängerten Personen, bei Frauenzimmern, welche Abortus erlitten haben, von Zeit zu Zeit abgehen, gehören.

Wassermolen, Molae aquaticae. Diese sind mit Wasser angefüllte, aber keine Frucht, bisweilen aber einen kleinen Rest der Nabelschnur enthaltenden Eihäute. Nach Osiander ist das Wasser gewöhnlich röthlich oder gelblich, und von mehr oder weniger verdorbenem, säuerlichem, saurem Brodteige oder saurem Kohlwasser ähnlichem Geruche. Die gefäßreiche dritte Eihaut aber zeigt, daß es ursprünglich ein ordentliches Ei war. In einem Falle von John Harding war die Flüssigkeit chokoladenfarbig.

Als falsche Wassermolen führt Osiander hohle, mit Blutwasser gefüllte Fleischgewächse (Sarcoma cysticum) an, die in und außer der Gebärmutter sich finden.

Blasenmolen, Traubenmolen, Molae vesiculosae, vesicariae macerosae, hydatidicae, Ovum hydatidicum. Die Eihäute enthalten eine bald geringere, bald größere Menge Blasen von bald geringerem, bald größerem Umfange, und gehen in manchen Fällen geschlossen ab; in anderen werden sie in Massen nach und nach, oder auch mehr einzeln ausgeleert. Bisweilen bilden sich Blasenmolen aus zurückgebliebenen Theilen des Mutterkuchens.

Falsche Blasenmolen sind Wasserblasen, Hydatiden, die bisweilen in der Gebärmutter ohne vorangegangenen Beischlaf, wie in anderen Theilen des Körpers sich bilden und ausgeleert werden. Zu den falschen Blasenmolen rechnet Osiander auch die in große Blasen ausgearteten Eierstöcke, und sieht diese gleichsam als Molae vesiculosae extrauterinae an.

Windmolen, Luftmolen, Molae ventosae, aëreae, sind Eier, welche statt des Fruchtwassers und der Frucht, die verschwunden sind, Gas enthalten. Dieses, nach Osiander vielleicht Wasserstoffgas, kann sich beim Platzen wie Darmluft entzünden. Ein solches mit bloßer Luft gefülltes Ei ist ein Windei (Ovum inane, putridum), wie dieses bei in der Brut verdorbenen Vogeleiern sich nicht selten ereignet. Die Gasentwickelung in der Gebärmutter kommt auch ohne Schwangerschaft vor, Windgeschwulst der Gebärmutter, Tympanitis uteri, Physometra. Gehen Winde aus den Geschlechtstheilen ab, so entsteht Martials Garrulitas vulvae oder Aedoiopsophia muliebris.

Fleischmolen, Molae carnosae, sind entweder in hohem Grade verunstaltete, und gleichsam einem Fleischklumpen ähnliche Früchte, die bei näherer äußerer und innerer Prüfung noch Spuren von der ursprünglichen Organisation zeigen, oder verdickte Eihäute, welche die in der Entwickelung zurückgebliebenen Theile nicht, oder kaum noch erkennen lassen. Falsche Fleischmolen sind die bei Jungfrauen, oder auch bei Frauen, zwischen dem Monatsflusse, in der Gebärmutterhöhle in Folge eines erhöheten plastischen Processes sich bildenden Membranen oder fleischartigen Massen, welche oft bei einer Menstruation unter wehenähnlichen Schmerzen ausgeleert werden. Mit Unrecht werden Polypen, die schwammigen Gewächse (Excrescentiae fungosae), und die Fleischgewächse (Sarcomata uteri) zu den M.n gezählt.

Flechsenmolen, Molae tendinosae, entstehen nach Osiander zuweilen aus in der Gebärmutter zurückbleibenden Eihäuten, welche durch eine entzündliche Verbindung mit dieser so festsitzen, und nach und nach, indem sie sich zusammenwinden, eine so feste, zähe, knorpel- oder flechsenartige Masse werden, wie man als Folge von Entzündung zuweilen Theile des Mutterkuchens entarten sieht. Sie bilden sich vielleicht aus Fleischmolen, gleichwie die falschen Sehnenmolen, die nach Osiander aus Fleischgewächsen entstehen.

Haarmolen, Molae crinitae. Man findet bisweilen in und außer der Gebärmutter Haare und Fettmassen, gewöhnlich in Verbindung mit einigen Theilen des Kopfes, namentlich neben Knochenfragmenten. Falsche Haarmolen, sind bei Frauen wie bei Männern an verschiedenen Körperstellen vorkommende Balg- und Fettgeschwülste, welche in viel weißem Fett Haare zu enthalten pflegen.

Stein-, Kalk-, Knochenmolen, Molae lapideae, calcareae, osseae, sind abgestorbene, in oder außer der Gebärmutterhöhle liegende, und mit einem stein-, oder kalk-, oder knochenartigen Ueberzuge versehene Früchte, die man Steinkinder, Lithopaedia zu nennen pflegt. Falsche Steinmolen sind entweder bloße Anhäufungen kalkartiger Massen, oder unförmliche fibröse Körper, Sarcomata, welche einen mehr oder weniger harten, verschiedenartig beschaffenen Ueberzug haben.

Mad. Boivin unterscheidet eine rothe, fleischige, gefäßreiche M., welche aus Degeneration des Blutsystems des Embryo entsteht, eine Blasenmole, welche von einer Veränderung der membranösen Hüllen des Eies ihren Ursprung nimmt, eine aus beiden Arten zusammengesetzte, eine Embryomole,

welche von der Zerstörung zweier Keime herrührt, und eine falsche oder Aftermole. In dem Werke über die Krankheiten der Gebärmutter von Mad. Boivin und Prof. Dugès werden drei Arten angenommen, ein Ei ohne Embryo, bloß mit Wasser, eine Fleisch- und Blasenmole.

Man unterscheidet übrigens noch mannichfaltige M.n, Molae dissimulares, welche aus mehren und verschiedenartigen Gebilden, z. B. aus fleisch-, sehnen-, knochenartigen Massen, aus Blasen zusammengesetzt sind. Sie kommen im Ganzen selten vor.

Neben der M. findet sich bisweilen eine wahre Frucht, die, weil die M. die Empfängniß nicht hindert, später erzeugt seyn kann. Vielleicht tritt bisweilen eine normale Schwangerschaft bei einer Ernährungsmole ein. Auch kann die M. und das regelmäßig beschaffene Ei zu gleicher Zeit erzeugt seyn. Man hat auch wahre Früchte in der M. eingeschlossen gefunden.

Die M.n kommen gewöhnlich einzeln vor. Doch hat man auch mehre vereint gefunden. Doch sind diese Fälle selten. Siebenhuber (Österr. med. Jahrb. Bd. XII) beobachtete einen Fall, in welchem zweierlei M.n zusammen sich vorfanden. Bei einer dreiundzwanzigjährigen, schon einmal entbundenen Frau stellte sich nach einer stärkeren Körperbewegung im dritten Monate der Schwangerschaft eine Metrorrhagie ein. Nach einigen Stunden gingen unter wehenartigen Schmerzen zwei hühnereigroße M.n ab, von denen die eine in einem weißen, feinen Häutchen schwarzes, gestocktes Blut eingeschlossen hielt, die andere aber einen Fleischklumpen darstellte. Die Entstehung glaubt er darin begründet, daß bei dem Beischlaf nichts oder nur wenig vom Semen virile in den Uterus gelangte. D'Outrepont hält, obwohl er keinen Fall kennt, Molen-Zwillingsschwangerschaft für möglich. Da M.n oft in einem zerrissenen Zustande nicht immer auf einmal, sondern stückweise nach mehren Tagen, selbst nach mehren Wochen abgehen, so könne man, meint er, der Möglichkeit Raum geben, daß eben so gut mehre Eier als eines im Uterus vorhanden wären.

In Hinsicht auf die Größe und Schwere der M. kommt große Verschiedenheit vor. Größe und Schwere entsprechen sich nicht immer, weil diese hauptsächlich von der Beschaffenheit abhängt. Ganz kleine M.n finden sich selten. Doch gehen bisweilen kleine Eier ab, die, weil sie keine Frucht, sondern bloß Wasser enthalten, zu den M.n gezählt werden müssen. Die meisten M.n haben nur den Umfang eines 2-, 3-, 4monatlichen Eies. Nach Balling übersteigt die Größe wohl nie die eines Kindeskopfes. Bisweilen steigt das Gewicht auf 8, 9, 10 Pfund. Den größten Umfang pflegen die Blasenmolen zu haben.

Thatsachen sprechen für die Bejahung der Frage, daß solche Ausartungen des Eies auch vorkommen, wenn dasselbe außer dem Uterus sich entwickelt. Doch hat Meißner (Forschung des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtsk. u. s. w., Th. I., S. 85) die Existenz der Extrauterinmolen bezweifelt, weil kein anderer Theil des weiblichen Körpers so sehr zur Ernährung einer Frucht geeignet ist, als die Gebärmutter, und wohl eher eine zu sparsame Ernährung außerhalb derselben statt hat, als eine wuchernde, in welcher der Grund der Molenbildung zu suchen ist, glaubt aber, daß in die Unterleibshöhle gelangte Eier öfters wieder aufgesogen werden, ohne daß ein Fötus gebildet wird, oder auch, daß sie degeneriren. Stein d. J. (die Lehranstalt der Geburtsh. zu Bonn u. s. w. S. 61) fand einen fremden, an dem Darmbein hängenden, $5^3/_4$ Pfund schweren Körper von knorpelartiger Konsistenz ohne Fötus, mit welchem ein Theil der Därme verwachsen war, und sucht zu beweisen, daß molenartige Massen sich auch außer der Gebärmutter in der Bauchhöhle vorfinden, und mancherlei Verwachsungen mit den Eingeweiden eingehen können. Fürst d. J. (Ars Berättelse om Svenska Läkare Sällskapels Arbeten, of G. J. Ekström, Stockholm 1826) macht aus einer Beobachtung denselben Schluß. Bei einer Frau, welche alle Zeichen einer skirrhösen Härte im Omentum darbot, entleerte sich Eiter durch die Scheide, worauf eine fleischähnliche Masse von 2 zusammenhängenden Stücken, die 6 Zoll im Umkreise hielten, abging und vollkommene Genesung folgte. Fürst hielt sie für Mola abdominalis. — Dr. Schmalz in Dresden theilte in der neuen Zeitschrift f. Geburtsk. Bd. III, Hft. 3, St. 362—382 den merkwürdigen und unerwarteten Ausgang einer räthselhaften Bauchgeschwulst bei einer 24jährigen, schwächlichen, schon einmal entbundenen Frau mit, welche in der rechten Seite des Unterbauches, wo sie früher zeitweise Schmerzen empfunden hatte, eine härtliche Geschwulst von der Größe eines Hühnereies, unter den Zufällen der Schwangerschaft bekam, bald unter Zunahme der Geschwulst sehr bedenkliche Zufälle zeigte, so daß mehre Aerzte zu Rathe gezogen wurden. Die Geschwulst wurde nach der Einführung eines Troikarts, welcher etwa ein Pfund dunkles, dickliches, leicht gerinnbares Blut entleerte, kleiner, nach einigen Tagen, unter wehenartigen Schmerzen etwas nach den Genitalien hingedrängt, worauf ein Wundarzt den Muttermund, den er geöffnet fand, erweiterte, die Hand in die Gebärmutterhöhle einführte und mehre Stücke (eines war 6 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll breit und $^3/_4$ Zoll dick), von fleischiger Konsistenz, und größtentheils geronnenes Blut (Mola fungosa cruenta) entleerte. Es trat Eiterabfluß aus der Gebärmutter ein, und es erfolgte vollständige Heilung.

Einer der Aerzte erklärt sich die Erscheinungen durch die Annahme einer Molenschwangerschaft in der Trompeten-Gebärmuttersubstanz, so daß das eine Ende der M. in die Gebärmutterhöhle hineinragte, die größere Hälfte aber in der rechten Tuba Wurzel geschlagen hatte, gegen welche Meinung Meißner (Schmidts Jahrb., Bd. XX, S. 206) erinnert, daß bei derartigen Schwangerschaften schon in den ersten Monaten eine Ruptur eintritt, und eine so bedeutende Ausdehnung nie Statt findet. Der andere nimmt eine Molenschwangerschaft in der Gebärmutter, welche durch gleichzeitige Oophoritis verborgen worden sey, an. Prof. Dr. Seerig in Königsberg theilt in Rusts Magazin für die gesammte

Heilkunde Bd. 47, H. 3, S. 515—518 den Fall einer durch Zerreißung der linken Tuba tödtlich gewordenen, falschen Trompetenschwangerschaft mit, und nennt das in dem ausgetretenen Blute aufgefundene und abgebildete Ei ein Ovulum morbosum oder Schwammgewächs der Tuba. In der neuen Zeitschrift für Geburtsk., Bd. II, H. 1, S. 38—51 wird der von Jacobson in Königsberg beobachtete Fall von einer Zwillingsmolenschwangerschaft nebst Bemerkungen von d'Outrepont mitgetheilt. Es war eine Tubal- und Uterinalmolenschwangerschaft. Eine dreißigjährige, zarte, zu hysterischen Krämpfen geneigte Frau hatte sich früher verheirathet, hatte in den ersten drei Jahren ihrer Ehe nach einem Abortus zweimal leicht geboren, und sich darauf sehr erholt. Nach neun Jahren erst wieder schwanger geworden, entleerte sie nach zwei Monaten unter Pressen und Drängen eine birnförmige, etwa drei Zoll lange, am schmalen Ende eingerissene, ziemlich feste, innen glatte, und mit blasigen, dünnflüssiges Blut enthaltenden Erhöhungen besetzte Mola carnosa, ging nach acht Tagen ihren Geschäften nach, menstruirte nach drei Wochen wieder, bekam aber täglich, besonders vor und beim Stuhlgange, einen heftigen, nur einige Minuten anhaltenden Schmerz, und nach vier Wochen unmittelbar nach dem ersten Beischlaf (seit Abgange der M.) Uebelkeit, Erbrechen, Kälte der Extremitäten, Angst, Delirien und starb. In der Lendenhöhle fand man bei der Sektion über fünf Pfund Blut, den Uterus vergrößert, die Ovarien größer als gewöhnlich, das rechte mit dem Ostium abdominale der Tuba innig verwachsen, dicht am linken zwei harte, faserknorpelige, haselnußgroße Konkremente, die Tuba gehörig weit und durchgängig, die Fimbrien an beiden aber nicht mehr zu erkennen, das trichterförmige Ende der linken Tuba sackförmig erweitert und eine birnförmige, mit ihrem breiten Ende nach oben gerichtete, dem Umfange nach etwa zweimonatliche, fast $2^1/_2$ Zoll lange Mola cruenta mit zweifachen Hüllen umschließend, von denen die äußeren das um das Vierfache ausgedehnte Bauchende der Tuba war, welches an seinem unteren Ende zerrissen war, so daß die M. frei in die Bauchhöhle ragte, und die innere, ebenfalls nach unten geborstene als dünne, zarte, durchsichtige, glatte Haut erschien, die sich von dem Contentum (geronnenem Blute in verschiedenen Ablagerungen) leicht trennen ließ, und an der Stelle der Ruptur eine kleine, innen glatte, außen mit langen und dünnen, in die Substanz der M. eingehenden Flecken besetzte Höhlung bildete, welche als das ursprüngliche Ovulum, an welches sich bei späterer Entartung jene Blutmasse schichtenweise angehäuft hatte, angesehen wurde. Ein Fötus fand sich nirgends. — D'Outrepont bemerkt bei diesem Falle unter anderem, daß nicht abzusehen sey, warum das Ei nicht eben so gut in den Eierstöcken, in der Bauchhöhle u. in den Muttertrompeten ausarten könne, als in der Gebärmutter, da die Ursachen dieser krankhaften Erscheinung, welche wohl häufiger bei der Mutter als bei dem Ei gesucht werden müssen, hier mächtiger auftreten u. die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter selbst schon ein pathologisches Ereigniß ist, welches zu anderen krankhaften Erzeugnissen Veranlassung geben kann. Ist die Ausartung des Eies in eine M. in der Bauchhöhle möglich, so ist sie es auch in den Eierstöcken.

Uebrigens könnte man die Zahl der Fälle von Extrauterinmolen sehr vermehren, wenn man, wie auch d'Outrepont bemerkt, die in den Eierstöcken nicht selten aufgefundenen Haare, Zähne u. s. w. für Ueberbleibsel einer Extrauterinschwangerschaft erklärt. Indessen lassen wir die Frage, ob diese Meinung oder die andere, nach welcher diese Bildungen Folge eines ursprünglichen krankhaften Bildungstriebes in den Eierstöcken sind, die richtige sey, unentschieden. Mad. Boivin äußerte die Meinung, daß das noch an das Ovarium angeheftete Ei von Krankheit ergriffen sey, u. dennoch durch einen fruchtbaren Beischlaf befruchtet werden könne.

Die Dauer der Molenschwangerschaft ist meistens kürzer als die einer gewöhnlichen Schwangerschaft. Meistens wird im dritten, vierten, seltener im fünften Monate der Schwangerschaft, noch seltener erst im sechsten oder achten Monate, oder gar erst am Ende der regelmäßigen Dauer einer Schwangerschaft, auch wohl erst nach diesem Termine, ja erst nach Jahren die M. ausgetrieben. Nach v. Haller erwähnt Schenk eine M. von 17 Jahren, und Jänich eine von 3 Jahren; v. Haller führt einen Fall an, in welchem nach mehren Jahren der Tod eintrat, und das Gewächs in der Gebärmutter gefunden wurde. Die Erscheinungen bei dem Abgang der M. stimmen gewöhnlich mit denen des Abortus überein. Findet sich ein regelmäßiges Ei neben der M., so veranlaßt der Abgang dieser meistens auch den der regelmäßig gebildeten Frucht. Sehr oft geht das regelmäßige Ei voraus, und die M. folgt nach. Nach Jörg wird entweder der Embryo, dessen hinreichende Ernährung sehr geschmälert wird, oder die M. vorausgehen, je nachdem jener oder diese dem Muttermunde näher liegt. Bisweilen erreicht die Schwangerschaft ihren normalen Termin, und nach der Geburt des reifen Kindes wird die M. ausgetrieben, wobei man sich indeß zu hüten hat, jedes Blutkoagulum für eine M. zu halten. Nach d'Outrepont kann das gesunde Ei früher ausgestoßen werden und die M. länger zurück bleiben. Burns sah, daß eine Hydatide einige Wochen vor der Geburt ausgestoßen wurde. In manchen Fällen gehen während der bis zum regelmäßigen Termin dauernden Schwangerschaft wiederholt kleine Hydatiden ab. Bisweilen geht die M. auch früher ab, und die Frucht des regelmäßig gebildeten Eies bleibt zurück, erreicht vollständige Reife, und wird später auf die gewöhnliche Weise geboren.

Bei der Diagnose muß man die Molenschwangerschaft und die Molengeburt unterscheiden. So wie in den ersten Wochen die Diagnose der Schwangerschaft überhaupt schwierig ist, so ist die Unterscheidung der Molenschwangerschaft von einer gewöhnlichen noch viel schwieriger, ja fast nicht möglich, zumal

wenn das anfangs regelmäßig beschaffene Ei nach und nach ausartet. Als Zeichen der Molenschwangerschaft überhaupt führt man an, daß die allgemeinen Zufälle der Schwangern bei der Molenschwangerschaft stärker hervortreten, z. B. Appetitmangel, große Empfindlichkeit des Magens, häufiges Erbrechen, große Schwäche u. Abspannung, fortdauerndes Abmagern mit übelm Aussehen der Schwangeren, unordentlich wiederkehrende Fieberanfälle, Schmerz der Bauchbedeckungen u. s. w. Doch kann man diese Zeichen wenig benutzen, weil sich über das Mehr oder Weniger dieser auch bei regelmäßig sich entwickelndem Eie vorkommenden Zufälle nicht leicht bestimmen läßt. Das Fehlen der Kindesbewegungen kann man erst als Zeichen benutzen, wenn die Schwangerschaft bis über die Hälfte vorgeschritten ist. Auch gibt es Fälle von Molenschwangerschaft, in welchen die Schwangeren um die Mitte der Schwangerschaft Kindesbewegung wie bei regelmäßiger Schwangerschaft, wahrzunehmen glauben. Dieses Gefühl beruht aber auf Täuschung; denn diese Bewegungen werden bei der Untersuchung als wahre Kindesbewegungen nicht wahrgenommen. — Auskultation liefert ebenfalls kein genügendes Resultat, denn das Schlagen des Herzens der Frucht, der Pulsus dicrotus, wird gewöhnlich erst vom 5., 6. Monate der Schwangerschaft an wahrgenommen, das Fehlen desselben könnte also erst bei sicher erkannter Dauer der Schwangerschaft zur Diagnose mit benutzt werden; dabei ist aber noch zu bedenken, daß das Wahrnehmen des Herzschlages bisweilen durch andere Umstände gehindert wird. Auch die Diagnose der verschiedenen M.n ist unsicher. Die Traubenmolen nehmen rasch zu, weshalb der Unterleib rascher als bei regelmäßig beschaffenem Eie ausgedehnt wird, und im 4. oder 5. Monate schon den Umfang zeigt, der sonst im 10. sich zeigt. Der Unterleib ist nach Klein nach den Hypochondrien zu breiter, bald voll und gespannt, bald wieder schlapp und zur Hälfte gleichsam leer, nach Petit bei aufrechter Stellung sinkend, ödematös angeschwollen, bei stärkeren Bewegungen und bei äußerem Drucke schmerzhaft. Die Gebärmutter ist nach der rechten Seite hingelagert, ungleichförmig, mehr länglich als rund, kompakt, gleichsam teigartig anzufühlen, nicht fluktuirend. Die Schwangeren klagen bisweilen über flüchtig stechende Schmerzen im Unterleibe, über eine eigenthümliche Schwere, die von Mehrgeschwängerten deutlich unterschieden wird, bisweilen über ein beim Stehen bemerkbares Gefühl, als wenn die Geschwulst herunter fallen wollte, über ein dunkles Gefühl von verminderter Wärme in der Bauchhöhle. Die Veränderungen an der Scheidenportion gehen meistens schneller als gewöhnlich von statten. Dieselbe wird meistens nicht so weich wie bei regelmäßiger Schwangerschaft, bleibt etwas härter und höher als gewöhnlich stehen. Nach Manchen soll der Muttermund beständig offen stehen, nach Anderen gewöhnlich geschlossen seyn. Die Brüste und die übrigen mit den Geschlechtstheilen in Verbindung stehenden Organe zeigen die der Schwangerschaft eigenthümlichen Veränderungen weit früher als sonst. Die Brüste schwellen stärker und früher. Die Ab- und Aussonderung einer wässerigen, milchähnlichen Feuchtigkeit findet schon frühe Statt. Nach Burns werden die Brüste mit der Zerstörung des Eies welk, und das Uebelbefinden u. die sympathischen Wirkungen der Schwangerschaft lassen nach; in manchen Fällen leidet aber das Allgemeinbefinden keinesweges; in anderen tritt Fieber und Reizung ein. — Wenn eine einzige große Hydatide vorhanden ist, so zeigt sich nach Burns im vorgerückten Stadium der Bauch angeschwollen, wie bei einer Schwangerschaft, aber ohne Kindesbewegung, schmerzhaft, undeutlich fluktuirend, der Mutterhals kurz, die Brüste zuweilen gespannt, meistens schlaff. Die bisweilen bei Molenschwangerschaft eintretenden, unregelmäßigen Blutabgänge, ein dann u. wann eintretender Ausfluß von Wasser (Burns) und der Abgang einiger Bläschen aus der Scheide deuten schon auf die Geburt.

Die Fleischmolen nehmen weniger schnell zu, daher erfolgen alle Zufälle, auch die Veränderungen an der Vaginalportion langsamer. Diese werden bisweilen auch länger getragen, ohne daß der Unterleib stärker zunimmt. Daher nehmen Manche auch an, daß die Geburt sich entweder über die gewöhnliche Zeit verzögert, oder daß sich zur gehörigen Zeit keine oder doch nur flüchtige, unbeständige, bald wieder aufhörende Wehen einstellen.

Die Diagnose der Molengeburt ist zwar sicherer als die der Molenschwangerschaft; vollständig wird sie aber erst mit dem Abgange der M. Vor diesem tritt gar zu leicht Verwechselung mit Abortus ein. Die lockere Verbindung zwischen M. und Gebärmutter läßt eine theilweise Lösung der M. zu und veranlaßt dadurch nicht selten eine Blutung, die bei einiger Ruhe sich vermindert und stillt, dann und wann aber, besonders nach körperlichen Anstrengungen, wiederkehrt, die Schwäche vermehrt, beim Abgange der M. oft sehr bedeutend wird und das Leben der Gebärenden in Gefahr bringt. Die Kontraktionen der Gebärmutter sind wie bei Abortus gewöhnlich schmerzhaft. Der Muttermund eröffnet u. erweitert sich und läßt die M. durchtreten. Besteht diese aus einzelnen Theilen, so werden oft nur Stücke ausgeleert. Platzt z. B. die allgemeine Hülle einer Blasenmole, so gehen die Blasen oft erst nach Tagen, selbst nach mehren Wochen ab. Ist eine einzige Wasserblase vorhanden, so fließt nach Burns das Wasser plötzlich u. nach einer Anstrengung weg, und der Balg geht meistens ohne vielen Schmerz ab. Der Abgang der M. findet gewöhnlich unter beträchtlichem Blutflusse Statt, weshalb dieselbe oft ganz in Blut eingehüllt erscheint, u. nur bei einer genauen Untersuchung der Blutklumpen entdeckt wird. In dem von Neumann in Glogau erwähnten Falle gingen sechs Wochen hindurch alle fünf Tage immer kleiner werdende Blasenmolen mit einem festen, der Placenta gleichenden Kerne ab, und während dieser ganzen Zeit war der Geschlechtstrieb ungemein aufgeregt. — Von einer fünften Geburtsperiode kann die Rede nicht seyn, weil ein be-

sonderer Mutterkuchen nicht abgehen kann. Wenn aber ein Fötus neben der M. sich findet, so geht diese gewöhnlich mit dem Mutterkuchen ab. — Nach der Austreibung der M. erfolgt ein dem Wochenbette analoger Zustand, indem eine Wochenreinigung und Milchabsonderung, jedoch in geringem Grade, eintritt. Auch Wochenschweiße pflegen einzutreten. Nach Burns entsteht bisweilen Fieber mit Schmerz im Hypogastrium.

Die Ursachen sind dunkel. Ohne Zweifel sind wahre M.n als Produkte der Zeugung anzusehen. Wenn Manche annehmen, daß M.n auch durch den Bildungstrieb der Gebärmutter bei Selbstbefleckung, bei unbefriedigtem Geschlechtstriebe hervorgerufen werden können, so bezieht sich dieses offenbar auf die falschen M.n. Mad. Boivin führt an, daß die Blasenmole bei keuschen Mädchen und Frauen nie vorkomme. Eine besondere Disposition für die Entwickelung der M.n scheint nicht aufgefunden werden zu können. Doch hat man allgemeine Krankheiten, hysterische Affektionen des Weibes als begünstigend für die Entwickelung der M.n angegeben. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß überhaupt in den Jahren der Mannbarkeit nach gepflogenem Beischlafe Molenschwangerschaft zu Stande kommen kann. Berends äußert die Meinung, daß die M.n bei älteren Frauen, welche außerdem noch an Anschwellungen, Verhärtungen des Uterus leiden, am häufigsten vorkommen, bei jüngeren Frauen aber seltener gefunden werden. Mombert (v. Siebold's Journ. f. Geb. u. s. w., Bd. 17, St. 1, S. 68—74) beobachtete bei einer 70jährigen Frau eine M., welche er für eine Zeugungsmole hält. Nach de la Motte kommen M.n bei Frauen, die noch nicht geboren haben, am häufigsten vor, nach Hoffmann nach einer natürlichen Geburt, nach Stahl nach Abortus bei Skirrhescenz des Uterus oder einem andern krankhaften Zustande desselben. Mad. Boivin nimmt an, daß eine krankhafte Disposition des Eierstocks die ganze Zeit unbemerkt fortdauern könne, wo die Frau zu koncipiren fähig ist, so daß der befruchtende Beischlaf nur die Entwickelung eines ungestalteten oder dem fraglichen Produkte ähnlichen Körpers zur Folge haben kann. Nach Balling aber scheint es nicht wahrscheinlich, daß der Keim der Molenbildung schon im Ei im Ovarium liegt. Nach demselben veranlaßt der Bildungstrieb mit der Zeit Veränderungen, entweder Bildungen von serösen Kysten oder Rückwärtsschreiten durch Erstarrung, Verknorpelung, Verknöcherung ihres Gewebes im Ganzen oder an einzelnen Stellen beim langen Verweilen in der Gebärmutterhöhle. Tott sucht die Disposition zur Erzeugung der M.n in unergründeten Gesetzen der animalischen Plastik, u. betrachtet jede M. als eine Pseudoorganisation, als ein Pseudoplasma eigenthümlicher Art, als eine Verirrung des Bildungstriebes nach einem fruchtbaren Beischlafe, wo statt eines vollkommen menschlichen Eies ein ausgeartetes (degenerirtes, deformes) zu Stande kommt u. s. w. D'Outrepont, welcher glaubt, daß man wohl nicht mit Unrecht alle jene Krankheiten der äußeren Entwickelungsorgane der Frucht (Mutterkuchen), welche ihren Tod zur Folge haben, und nach welchen die Schwangerschaft noch fortdauert, zu den M.n rechnen könnte, nimmt an, daß der Anfang der Molenbildung in allen Monaten der Schwangerschaft möglich sey, daß man die Ausartung häufiger in den ersteren als in den späteren Monaten der Schwangerschaft, und daher die Früchte in den M.n kleiner finde, daß, da Désormeaux, v. Bär bis zur Evidenz bewiesen, daß das Ei schon in seiner Integrität in den Eierstöcken gebildet werde, auch dort und in den Muttertrompeten eine Krankheit der schon gebildeten äußeren Entwickelungsorgane Statt finden könne, um desto leichter, weil ihre Entwickelung das Uebergewicht über jene der Frucht habe. Nach Berends liegt den M.n Atonie der Gebärmutter mit anomalem Bildungstriebe zum Grunde. — Die nächste Ursache der einzelnen Arten von M.n wird auf verschiedene Weise angegeben. Nach Sundelin gründen sich die meisten wahren M.n auf eine Verdickung der Decidua. D'Outrepont nimmt bei der Mola dissimularis eine krankhafte Ausartung aller Bestandtheile des Eies an. Die komplicirte (Fleisch- und Blasen-) Mole ist nach Mad. Boivin das Produkt beider Gefäßsysteme des Eies und das Resultat ihrer unordentlichen Entwickelung. Die Blut- u. Wassermolen betrachtet d'Outrepont als das Produkt einer krankhaften Absonderung des Amnions, die Fleischmolen als den Ausdruck der krankhaften Decidua Hunteri, welche auf Unkosten der übrigen Bestandtheile des Eies wuchert, weshalb man in der Mitte dieser M. eine Höhle mit den Flocken des Chorions, mit dem Amnion und der kleinen auf einer niederen Stufe der Entwickelung zurück gebliebenen Frucht findet. Die rothe fleischige, gefäßreiche M. hält Mad. Boivin für das Resultat der Degeneration oder der anomalen Entwickelung des Blutsystems des Embryo oder des Anhanges desselben. — Die Hydatidenmole erklärt Percy nicht für ein Produkt der Zeugung, sondern erklärt die Hydatiden für Würmer, an welchen er Bewegungen wahrgenommen haben will. Andere, wie Cruveilhier, Mad. Boivin läugnen diese Bewegungen. Nach Bremser sind die Blasen der Molae vesicularis thierischer oder halbthierischer Natur, welcher Meinung manche Naturforscher beigetreten sind (daher die Benennungen Taenia hydatigena, Acephalocystis racemosa). Mad. Boivin, welche die Hydatidenmole von einer dem Epichorion oder der Decidua ähnlichen serösen Haut umgeben, abgehen sah, betrachtet sie als Folge der krankhaften Disposition der Kapillargefäße des Amnions, einer besonderen Affektion des Chorions oder der Placenta, läßt sie durch eine krankhafte Veränderung der membranösen Hülle des Eies vor der Entwickelung des blutführenden Systems entstehen, und hält die seröse Membran des Eies für eigentlich leidend. Nach d'Outrepont ist die Hydatidenmole eine Krankheit des Chorions. Er fand das Amnion ohne Ausartung und die Decidua in einem gesunden Zu-

stande und zwischen beiden Häuten die Hydatiden, glaubt, daß, wie Leroch, Lemon, Sandifort, Dumorceau, Valisneri, Fabricius Hildanus, Pechlin, Leclerc, Ettmüller, Portal, Billard, Gregorini Fötus auf verschiedenen Stufen der Entwickelung in diesen M.n fanden, bei genauer Untersuchung man wohl in den meisten Fällen die Frucht und das Amnion finden würde, daß aber die M.n selten ganz abgehn, die Untersuchung meistens nur unvollständig seyn könne, und der Fötus wegen Kleinheit, wenn er bei dem Ausarten des Eies absterbe, nicht mehr erkannt werden könne, und äußert die Vermuthung, daß die Ausartung nicht bei der Empfängniß, sondern erst während der Schwangerschaft sich ausbilde, und daß die Ursachen mehr in der Mutter als in der Frucht zu suchen seyen. Nach Carus entstehen die Blasenmolen wahrscheinlich dadurch, daß die auffsaugenden Bulbi an den Spitzen der Saugadern des Chorions zu bald kleinern, bald größern, mit serösen Flüssigkeiten gefüllten Blasen sich ausdehnen. Burns schreibt die Blasenmolen der Zerstörung eines Eies in einer früheren Periode oder der Zurückhaltung eines Theiles der Placenta nach der Entbindung ohne Abortus zu. — Meißners Beobachtung, daß im fünften Monat der Schwangerschaft ein Ei mit vollkommener Placenta unverletzt abging, in welchem sich nur Wasser und weder eine Spur von Fötus noch von dem Nabelstrange vorfand, und daß bei aufmerksamer Untersuchung aller in 2 und 3 Monaten abgegangener Eier häufig dasselbe gefunden würde, läßt die Vermuthung zu, daß der Keim des Fötus in dem Fruchtwasser sich auflöse; ein solches Verschwinden des Fötus wird nicht selten im aufbewahrten geschlossenen Ei beobachtet.

Die Meinungen über die Gelegenheitsursachen sind ebenfalls verschieden. Plenk schreibt die Entstehung der M.n der während der Menstruation oder während der noch nicht ganz erloschenen Lochien erfolgenden Empfängniß zu. Osiander nimmt verborgene, mechanisch wirkende, das Wachsthum der Frucht hemmende, Frucht und Ei verletzende, einzelne Theile zerstörende, endlich das Wachsthum ganz aufhebende Ursachen an, verwirft die Meinung, daß Schwäche der Mutter sowohl am frühen Abgange der Frucht, als auch an mangelhaftem Wachsthum und Entarten des Eies und der Frucht schuld sey. Nach Hußian haben dynamisches Kranksein der Gebärmutter, steatomatöse, skirrhöse oder polypöse Metamorphosen, Schwäche und Schlaffheit der Schwangeren, Mangel an Nahrung, vorausgegangene Blutflüsse, übermäßiger Liebesgenuß, sehr geschwächtes Sexualsystem, zurückgetretene arthritische und andere Hautausschläge, Schwäche des männlichen Sperma an der Entstehung dieser Degeneration keinen ganz geringen Antheil, und eine Molenschwangerschaft hinterläßt eine Anlage zu neuer Molenbildung. Meißner sucht die Ursachen entweder schon in einem ungesunden Eichen, oder in einem schlechten männlichen Sperma, in einer unvollkommenen Befruchtung, im Vorenthalten der dem Ei nöthigen Bedingnisse seiner regelmäßigen Fortbildung von Seiten der Mutter, Bildungsfehlern u. dgl. m. Nach Busch beruhen die Ursachen der Molenbildung wahrscheinlich auf einem gestörten Vitalitätsverhältnisse des Uterus, krankhafter Beschaffenheit des Eies oder des befruchtenden Samens, oder auf Einflüssen im Verlaufe der Schwangerschaft, welche die Wucherung der Eihüllen auf Kosten des Embryo begünstigen, Absterben des Embryo und Hypertrophie der Eihäute bis zu dem Zeitpunkte der Placentenbildung u. s. w. Berends führt als specielle Ursachen nur Anomalien der Menstruation, Verminderung, Ausbleiben, Unterdrückung derselben, im Uterus zurückgebliebene Blutgerinnsel, Abortus, Verletzungen des Uterus, selbst wenn sie nur oberflächlich und unbedeutend sind, Onanie, übermäßigen Geschlechtstrieb, an. Manche dieser Schädlichkeiten begünstigen offenbar mehr die Entstehung der Ernährungsmolen. Man gibt außerdem als Ursachen an: unvollkommene Empfängniß, mechanische Hindernisse des Beischlafes, selbst unbequeme Lage beim Geschlechtsakte; doch lassen sich solche Ursachen in einzelnen Fällen wohl nur selten auffinden und nachweisen. Viele von ihnen werden nur aus theoretischen Gründen angenommen. Bisweilen bilden sich M.n bei anscheinend sonst gesunden Frauen und ohne deutlich zu erforschende Ursachen.

Die Prognose ist ungünstig. Zunächst vereitelt die M. den Zweck der Schwangerschaft, weil sie nie Lebensfähigkeit erreichen kann. Zwar gibt es Erzählungen aus der älteren Zeit, nach welchen M.n nach dem Abgange aus den Geschlechtstheilen gelebt, sich bewegt haben sollen; doch beruhen sie auf Aberglauben, Täuschung oder Betrug, und sind zu den Mährchen zu zählen. Hinterläßt einmalige Molenschwangerschaft eine Neigung zu wiederholter Molenschwangerschaft, so würde der Zweck der Zeugung überhaupt verfehlt seyn und die Wirkung der wirklichen Unfruchtbarkeit eintreten. Die Erfahrung lehrt aber, daß nach einer Molenschwangerschaft nicht selten eine regelmäßige Empfängniß, selbst wiederholt eintritt. Dies geschieht bisweilen, ohne daß die Kunst wirkt, weil man die Ursachen nicht zu entdecken weiß. Noch mehr ist zu erwarten, wenn man die Gelegenheitsursachen auffinden und entfernen kann. Die bei den M.n eintretenden Gefahren bestehen hauptsächlich in den schon während der Schwangerschaft erfolgenden Blutflüssen, welche, wenn sie sich oft wiederholen, ein Sinken der Reproduktion bewirken, zu wassersüchtigen Anschwellungen u. s. w. Veranlassung geben. Besondere Gefahr bringen die bei der Austreibung der M. eintretenden Blutungen, welche bisweilen schon vor Abgang der M. den Tod bewirken; wenn dieses aber nicht der Fall ist, eine vollkommene Entkräftung hinterlassen, worauf die Erholung auch bei der besten Behandlung langsam von statten zu gehen pflegt. Je größer ohnehin schon die allgemeine Schwäche ist, desto größer wird die Gefahr bei erfolgender Blutleere. Nach Moth starb eine Person nach Zerreißung des sehr verdünnten Uterus u. theilweisem Uebertritt der Hydatidenmole in die Bauchhöhle.

Die Behandlung der Molenschwangerschaft kann nur eine symptomatische seyn; man wendet je nach der Natur der begleitenden Zufälle bald krampfstillende, wenn dieselben mehr krampfhaft, bald kühlende Mittel an, wenn dieselben mehr entzündlich sind. Berends will eine Behandlung, welche der bei Menischesis und Suppression der Katamenien angezeigten entspricht, angewendet haben, und empfiehlt zur Stärkung des Uterus milde, aromatische Mittel, Aufgüsse von Schafgarbespitzen, Zimmt, das Pulver der Pomeranzenschalen, aromatische Weinaufgüsse, die Ferulaceen, besonders das Galbanum, den Asand mit bitteren Extrakten in Pillenform, denen man auch wohl versüßtes und gummöses Quecksilber beimischen kann, dabei laue Bäder, besonders acht Tage vor der Menstruation. Tonische Mittel sind zur Unterstützung der Reproduktion allerdings angezeigt; doch wird eine gegen Menischesis gerichtete Behandlung die Austreibung der M. bewirken können, welche man so viel als möglich der Natur überlassen muß. Da wo die Blutflüsse eintreten, wird ein ruhiges Verhalten nöthig. Man sorgt auch für eine zweckmäßige Diät. Tott will die Ernährung des Pseudoplaßma's beschränken, einen atrophischen Zustand desselben und so sein Absterben herbeiführen, dem die Ausstoßung aus der Gebärmutter bald folgen wird, und empfiehlt zur Erreichung dieses Zweckes wöchentlich zwei Mal salinische Laxanzen und höchst schmale Kost. Puzos empfiehlt Blutentziehungen bei der Molenschwangerschaft. Sie wirken vielleicht auch in dieser Indikation, die jedoch schwerlich hinreichend begründet ist, weil man niemals über das Vorhandenseyn der M. überhaupt und über ihr bloßes Vorhandenseyn Gewißheit haben kann. Burns will, wenn bei einer einzigen großen Hydatide dringende Symptome eintreten, die Flüssigkeit durch den Muttermund ablassen. Vigarous schlägt Quecksilber zur Tödtung der Hydatiden vor. Perov empfiehlt die in den früheren Zeiten schon angerathenen Salzwassereinspritzungen, mit etwa dem vierten Theile Essig, um bei der Blasenmole die Blasenwürmer (Taenia hydatigena, Acephalacystis racemosa) zu tödten und zum Abgang zu bringen; sie sind jedoch nur bei schon eröffnetem Muttermunde anwendbar, nach Mad. Boivin ganz unwirksam, weil sie nicht in die Höhle der Gebärmutter eindringen, und bei Krampf ganz verwerflich. Sundelin empfiehlt drei bis vier Mal täglich warme erregende Einspritzungen zu machen, und verwirft Abortiv- und Brechmittel, welche Vigarous anräth.

Während der Geburt richtet sich das Verfahren nach dem Blutflusse, von welchem allein die Gefahr abhängt. Ist derselbe gering, so überläßt man Alles der Naturthätigkeit, welche die Lösung und Austreibung der M. zu bewerkstelligen bemüht ist. Die Blutung entsteht aber oft schon während der Schwangerschaft, und kann lebensgefährlich werden. Ein ruhiges Verhalten, eine horizontale Lage kann den Blutfluß mäßigen, beseitigt ihn aber meistens nicht ganz. Daher werden meistens innere u. äußere blutstillende Mittel zur Anwendung gebracht, die aber meistens so lange ohne Erfolg bleiben, bis die M. abgegangen ist. Jörg empfiehlt daher bei einem lebensgefährlichen Blutfluß, wenn der Mutterhals verkürzt, bis auf eine kleine Wulst verstrichen und in seinen Fibern aufgelockert ist, das Accouchement forcé, d. i. das künstliche Eröffnen und Ausdehnen des Muttermundes, das Lösen der locker mit der Gebärmutter zusammenhängenden M., das Ausziehen derselben, wobei namentlich bei einer Traubenmole darauf zu sehen ist, daß nicht ein größerer oder kleinerer Theil der M. zurückbleibt, und das Hervorrufen von Kontraktionen sowohl während als nach erfolgter Ausziehung durch Einreibungen von Vitriolnaphtha, durch lauwarme Einspritzungen von schwachem Essig. Mad. Boivin erklärt das Einführen der Hand für schwer und schmerzhaft. Da indessen dieses Mittel selbst Gefahr bringt (durch die gewaltsame Erweiterung des Muttermundes, Durchführen der Hand durch denselben, Lösen des Moleneies rc.), so ist wohl hier eben so wie bei Abortus zu verfahren; man tamponirt auf zweckmäßige Weise, stillt den Blutfluß, und wartet die Entstehung der Wehen und das Eröffnen des Muttermundes ab. Geht dann die M. ab, oder erfolgt die Molengeburt überhaupt ohne bedeutenden gleichzeitigen Blutfluß, so tritt die Behandlung ein, welche der beim Empfange der Nachgeburt angezeigten entspricht. Man sorgt für eine ruhige, wagrechte Lage, für das Nichtverarbeiten der Wehen, und empfängt die M. an den äußeren Geschlechtstheilen wie die Nachgeburt, und ist besonders darauf bedacht, daß nichts abreißt und zurückbleibt, vermeidet daher an den abgehenden Theilen jeden starken Zug. Unterstützung des Dammes ist nach Carus nur bei festen und großen Fleischmolen nöthig. Tott will bei schwachen, unregelmäßigen Wehen bei schon begonnenem Abgange der M., so wie bei zurückgebliebenen Molenstücken Tinct. castor. nach Meißner, Borax mit Zimmt und Safran, selbst Secale cornutum anwenden, um die Ausstoßung der M. zu befördern. Mad. Boivin und Dugès lassen auch den Gebrauch des Mutterkorns und der Belladonnasalbe, reizende Einspritzungen in das Rectum zu. Sind die Wehen sehr schmerzhaft und gesellen sich nervöse Erscheinungen hinzu, so darf man die nervenstärkenden Mittel, wie Castor., Opium nicht versäumen. Bei gleichzeitigem Blutflusse gebraucht man nebenbei die Phosphorsäure und andere blutstillende Mittel. Ist aber bei schon eröffnetem Muttermunde der Blutfluß sehr stark, und bringen innere und äußere Mittel, wie kalte Umschläge, flüchtige Einreibungen des Unterleibes, Einspritzungen in die Scheide oder sogar der Tampon keine Verminderung des Blutabganges hervor, so ist die schleunige Entfernung der M. angezeigt, bei welcher am besten der Zeige- oder Zeige- und Mittelfinger wirken. Man führt die halbe Hand in die Scheide und bringt, je nach der Größe des Muttermundes, einen oder beide Finger in denselben ein, um entweder den schon gelösten Theil der M. zu fassen und vorsichtig anzuziehen, wobei ein Druck, außen auf den Gebärmuttergrund ausgeübt, un-

terstützend wirkt, oder erst noch einen Theil der M. mit Vorsicht zu lösen. Selten ist die Durchführung der halben oder gar der ganzen Hand nöthig, um die ganze M. loszuschälen und auszuziehen. Dieses Verfahren wird, wie Osiander anführt, bisweilen noch nöthig, wenn das Uebel anfangs verkannt wird und nach den Blutausleerungen jauchige Ausflüsse erfolgen, der aashafte Geruch wohl auf Krebs schließen läßt. Man findet alsdann den untern Theil faul, zerrissen, den oberen aber fleischig, noch zusammenhängend, und oft noch ziemlich frisch. In manchen Fällen kann die Operation durch eine Nachgeburts- oder Molenzange, die man vorsichtig durch den Muttermund unter Leitung der Finger einführt und an die M. ansetzt, nach Mad. Boivin u. Prof. Dugès auch durch den Haken unterstützt werden. Mad. Boivin verwirft den Gebrauch der levret'schen Molenzange für die unfaßbaren Hydatiden. Bei zu engem Muttermunde, bei platter Beschaffenheit der M. verfehlen solche Werkzeuge oft ihren Zweck, weil sie nicht weit genug geöffnet werden können u. beim Schließen leicht abgleiten, so daß die Finger das Meiste leisten müssen. Gleich nach dem Abgange der M., derselbe mag durch die Wehen oder künstlich bewirkt worden seyn, nimmt man auf die Zusammenziehung der Gebärmutter sorgfältig Rücksicht. Bleibt diese ausgedehnt und weich, der Muttermund offen, so muß man den Gebärmuttergrund mit flacher Hand nach aufgetröpfeltem Aether reiben, kalte Einspritzungen machen, auch innerlich, die Kontraktion fördernde Mittel anwenden. Hier empfiehlt auch Mad. Boivin die reizenden Einspritzungen. Es verhält sich hier Alles wie bei der nach erfolgtem Abortus etwa noch eintretenden Metrorrhagie. Daß man die abgegangene M. einer genauen Prüfung unterwirft, versteht sich von selbst. Uebrigens wird auch das Wochenbett die Aufmerksamkeit des Arztes verlangen. Um den Uterus die Zeit zu lassen, sich gehörig zusammen zu ziehen, läßt man die Wöchnerin 10—12 Tage ruhig liegen. Fand durch den Blutfluß bedeutende Erschöpfung Statt, so sorgt man bald für eine nährende, stärkende Diät. Zeigte sich aber bei der Ausscheidung der M. kein bedeutender Säfteverlust, so ist in den ersten 8 Tagen eine strenge Diät nöthig, damit die Wochensekretionen nicht zu sehr unterstützt werden. Wenn die nächsten Folgen des Wochenbetts verschwunden sind, so wird noch eine Nachbehandlung nöthig, welche den Zweck haben muß, die Schwäche des ganzen Körpers und der Gebärmutter insbesondere zu beseitigen, dann aber auch die etwa drohende Rückkehr des Uebels bei der folgenden Schwangerschaft zu verhüten. v. Siebold gebrauchte gegen periodische falsche Molenbildung mit Erfolg Kalomel u. Digitalis. Die Anwendung tonischer Mittel z. B. der China, des Eisens u. s. w. muß hier nach denselben Regeln wie bei der Nachbehandlung nach Abortus eingerichtet werden. Tott will die stärkenden Mittel nicht unter allen Umständen anwenden, sondern die Anzeigen aus der allgemeinen Beschaffenheit des Körpers, zuweilen des Genitalsystems insbesondere entnehmen. Man achte auch auf den Geschlechtsgenuß. Steinberger erzählt den Fall, daß eine Frau, die schon ein gesundes Kind geboren hatte, drei Mal kurz hintereinander, jedes Mal um die 15. bis 16. Woche der Schwangerschaft, mit M.n, von welchen die letzte eine sehr schöne Traubenmole war, nach 10 Monaten, als sie Mäßigung in dem sehr häufig gepflogenen Beischlaf beobachtete, mit gesunden, kräftigen Zwillingen niederkam.

In Beziehung auf die gerichtliche Medicin können die M.n auf verschiedene Weise Gegenstand der Untersuchung werden. Z. B. kann die Frage entstehen, ob eine Person eine M. oder ein regelmäßig beschaffenes Ei trage? Die Beantwortung dieser Frage ist, wie aus dem Obigen hervorgeht, überhaupt schwierig; denn die Merkmale der Molenschwangerschaft sind oft von denen wahrer Schwangerschaft nicht zu unterscheiden, und nicht selten bestehen beide zu gleicher Zeit. Wenn selbst die Zeichen der M.n sicher wären, so würde man um so weniger behaupten können, daß bloß eine M. vorhanden sey, weil sie eine neue Empfängniß nicht immer hindern und Ueberfruchtung und Ueberschwängerung zulassen könnte. So wenig daher diese Frage mit Bestimmtheit beantwortet werden kann, so wenig wird man nach der Geburt, wenn die Person bloß eine M. geboren zu haben vorgeben sollte, unterscheiden können, daß dieselbe eine M. und nicht eine regelmäßig gestaltete Frucht geboren haben sollte, denn die Beobachtung lehrt, daß die örtlichen und selbst die allgemeinen Erscheinungen nach der Geburt einer M. oft den nach der Geburt einer regelmäßig gestalteten Frucht vorkommenden ganz gleich sind.

Die Frage, ob eine M. ohne vorausgegangenen Beischlaf sich bilden könne, gründet sich auf die Ansicht über die Entstehung der M.n; denn eine wahre M. ist immer als ausgeartetes Ei, also als Folge einer Empfängniß anzusehen. Bohn's und Anderer Behauptung, daß durch weibliche Onanie (also nicht durch Beischlaf) eine M. veranlaßt werden könne, hat für die Unterscheidung des einzelnen Falles gar keinen Werth, weil solche M.n so wenig von anderen zu unterscheiden sind, als es überhaupt schwierig ist, wahre M.n von falschen durch bestimmte Merkmale zu sondern. Unverkennbar sind solche M.n aber durch Zeugung entstanden, welche deutlich erkennbare Reste des regelmäßig beschaffenen Eies, z. B. einen Theil der Nabelschnur, eine verkümmerte Frucht enthalten, oder die neue Frucht in sich schließen u. s. w. Den vorgeschützten Abgang von M.n, die sogenannten betrügerischen M.n, wird der gerichtliche Arzt immer leicht durch die Beschaffenheit derselben erkennen können; aber er wird zur Sicherung der Diagnose zugleich die Untersuchung vornehmen, um nachzuweisen, daß überhaupt weder eine M. abging, noch selbst eine fehlerhafte Bildung in den Geschlechtstheilen vorkam. — Die Frage über die Rechte einer M. ist leicht zu beantworten, denn es erhellt, daß nur die zum selbstständigen Leben fähige Frucht mit der bürgerlichen Gesellschaft in ein rechtliches Verhältniß treten kann, daß also M.n, weil ihnen die Lebensfähigkeit völlig abgeht, Rechte nicht zukommen, daß sie weder Ansprüche auf Taufe, noch auf Erbschaft haben, daß also auch an ihnen ein Verbrechen nicht ver-

übt werden kann. Auch der Schwangeren, welche eine M. trägt, würden die Rechte einer solchen Schwangeren, welche eine regelmäßig gebildete, lebensfähige oder lebensfähig werdende Frucht trägt, nicht zukommen, wenn man die Molenschwangerschaft mit Sicherheit erkennen könnte. Bei der Unsicherheit der Merkmale der Molenschwangerschaft, bei der Möglichkeit, daß sich in oder neben der M. eine Frucht, die lebensfähig werden könnte, befindet, ist es der Klugheit angemessen, jede muthmaßlich mit einer M. schwangere Person in rechtlicher Beziehung für eine überhaupt Schwangere zu erklären.

Mole (Bauk.), 1) (v. lat. moles), dicker runder Thurm mit Kuppel; — 2) s. v. a. Molo.

Môle (Geogr.), 1) le M., mittel-amerik. Stadt, Westindien, Insel Hayti, Nord-Dep., in der gleichn. Bucht; vorzügl. u. gut befestigter Hafen; Ausfuhr von Kaffe, Baumwolle, Indigo; — 2) M., brit. Fluß, England, Grafsch. Surrey, mündet bei East-Moulsey in die Themse, rechts.

Mole (engl., Säugeth.), s. v. a. gemeiner Maulwurf, Talpa europaea.

Mole (franz., Ichthyol.), s. v. a. Mondfisch, Orthagoriscus *Schneid.*

Molé (Biogr.), franz. Familie, deren Name zu Troyes schon im Anfange des 15. Jahrh. vorkommt. Sie zählt folgende bedeutende Mitglieder: 1) Eduard, geb. 1550 zu Paris, wurde zum Präsidenten des pariser Parlaments erwählt, welche Würde seitdem in seiner Familie fast erblich wurde. Berühmt wurde er als Vermittler der Unterhandlungen, durch welche der Uebertritt Heinrichs IV. zur katholischen Kirche bewirkt wurde. Er † 1614. — 2) Mathieu, geb. 1584, war Generalprokurator und folgte 1641 seinem Vater auf dem Präsidentenstuhle des pariser Parlaments, obgleich er in der Streitsache des Marschalls Marillac der Regierung entgegen getreten war. In den Unruhen der Fronde trat er eben so entschieden für die Freiheit u. die Rechte des Volkes wie für die Prärogative der Krone auf und mußte sich deshalb nach beiden Seiten hin vertheidigen. Bei den Aufständen des pariser Pöbels bewies er die größte Festigkeit und Kaltblütigkeit. Um den fortwährenden Verdächtigungen des Volkes und den Ränken des Hofes zu entgehen, legte er seine Stelle nieder, wurde aber 1651 zum Siegelbewahrer ernannt. Obgleich er auch in dieser Stellung dem Hofe gegenüber seine Selbstständigkeit bewahrte, u. dadurch oft unbequem wurde, so gelang es ihm doch, dieselbe zu behaupten, da seine Rechtschaffenheit und Biederkeit selbst von seinen Gegnern anerkannt werden mußte. — 3) Eduard Franç. Mathieu M. de Champlatreux, Urenkel des Vor., geb. am 5. März 1760, heirathete eine Tochter Malesherbes' und wurde kurz vor der Revolution Parlamentspräsident. Nach dem Ausbruch derselben emigrirte er, kehrte später wieder zurück und wurde am 20. April 1794 guillotinirt. — 4) Mathieu Louis, Graf, franz. Ministerpräsident, Sohn des Vor., geb. zu Paris am 24. Januar 1781, wurde von seinem Vater während der Revolution mit ins Ausland genommen. Nach einem längern Aufenthalt in der Schweiz und England kehrte er in seinem 16. Lebensjahre nach Frankreich zurück und suchte durch anhaltenden Privatfleiß die vielen Lücken in seiner Bildung auszufüllen. Eine Frucht dieser Studien waren die „Essais de morale et de politique" (Paris 1806, 2. Aufl. 1809), welche durch die darin versuchte Nachweisung, daß die Herrschaft Napoleons eine politische Nothwendigkeit sey, den Kaiser auf den jungen Schriftsteller aufmerksam machten und ihn veranlaßten, ihm die Berichterstattung über den Zustand der Juden in Frankreich zu übertragen. Diese Aufgabe löste M. zu großer Zufriedenheit; noch in demselben Jahre wurde er Requetenmeister, 1807 Präfekt des Departements Côte d'Or, 1809 Staatsrath und bald darauf Generaldirektor der Brücken und Chausseen. Bei der Abdankung Napoleons legte er dies Amt nieder, übernahm es aber wieder, freilich mit einigem Widerstreben, nach der Rückkehr des Kaisers von Elba und blieb auch nach der Restauration im Besitz desselben, weil er im Staatsrath gegen die Maßregeln wider die Bourbonen gesprochen und gestimmt hatte. Am 17. August 1815 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben. Von jetzt an gewann er immer mehr Einfluß und am 12. September 1817 übernahm er unter dem Premierminister Richelieu das Marinedepartement. Er legte dasselbe aber schon am 28. December 1818 nieder, da er den Liberalen nicht freisinnig genug war. Eine desto größere Thätigkeit entfaltete er als Redner in der Pairskammer. Obgleich er durch den Minister Martignac wieder zu dem Staatsrath hinzu gezogen wurde, so gewann doch seine politische Bedeutung erst nach der Julirevolution den rechten Grund und Boden. Gleich in dem ersten Ministerium erhielt er das Departement des Auswärtigen, in welchem er aber schon am 2. Nov. 1830 dem Herzog von Broglie weichen mußte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers, am 25. August 1836, wurde M. mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt. Dasselbe kam am 6. Sept. zu Stande und war aus den Doktrinairs Guizot, Gasparin, Persil, Rosamel und Duchatel zusammengesetzt; M. selbst übernahm den Vorsitz und das Ministerium des Auswärtigen. Als im folgenden Jahre die harten Maßregeln, welche die Minister gegen die Theilnehmer des Attentats von Louis Napoleon, dem jetzigen Präsidenten von Frankreich, vorschlugen, von den Kammern verworfen wurden, so sahen die Doktrinairs darin eine Erklärung gegen ihr ganzes Regierungssystem und zogen sich am 15. April 1837 von ihren Aemtern zurück. M. blieb und bildete mit Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe ein neues Kabinet, in welchem er gleichfalls den Vorsitz führte. Aber dasselbe rief trotz der Erfolge in Algier und Mexiko wegen seiner reaktionären Haltung im Volke und in den Kammern noch eine lebhaftere Opposition als das frühere hervor. Nach der Kammeradresse vom 4. Januar 1839, welche sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Minister aussprach, dankte M. ab. Da aber kein anderes Ministerium zu Stande kam, wurden die Kammern aufgelöst und ihm nochmals die Leitung der Geschäfte übertragen;

Der Ausfall der Wahlen war aber so ungünstig, daß er nun definitiv am 9. Mai 1839 mit seinen Kollegen seine Entlassung nahm. Schon in den letzten Jahren der Regierung Louis Philipps betheiligte er sich selten an den politischen Debatten und trat nach der Februarrevolution fast ganz aus dem öffentlichen Leben zurück.

Molé, René Franç., berühmter franz. Schauspieler, geb. zu Paris am 25. Nov. 1734, sollte nach dem Wunsche seines Vaters die Rechtswissenschaften studiren, wandte sich aber mit entschiedenem Talent der Bühne zu. Sein erstes Auftreten auf dem Theatre français als Britannicus, im Jahre 1754 erwarb ihm zwar den Beifall des Publikums, aber keine feste Anstellung, er zog sich deshalb von der Bühne zurück, um seine Studien und Uebungen, denen er schon vorher fleißig obgelegen hatte, noch fleißiger zu betreiben. Erst im Jahre 1760 trat er wieder in der Rolle des Andronikus auf und zwar mit solchem Erfolg, daß er kurz darauf eine feste Anstellung erhielt. Erst nach längeren Versuchen kam er zu der Ueberzeugung, daß die Tragödie nicht sein Feld sey, sondern daß seine Anlagen mehr den fein-komischen Rollen entsprächen. Er wandte sich deshalb diesen zu und leistete hierin ganz Vorzügliches, ja vielleicht das Beste, was je in diesem Fach auf dem franz. Theater geleistet worden ist. Nachdem er während der Revolution einige Zeit gefangen gehalten worden war, wurde er nachher zum Mitglied des Instituts und unter der kaiserlichen Regierung zum Lehrer der Deklamation an der Schule bei der Oper und zum Direktor der Schule beim Théatre français ernannt. Er † in Paris 1805. Schrieb mehre Abhandlungen übers Theater u. einige Lobreden, unter denen namentlich das „Eloge de Mlle. d'Angeville" (Paris 1795) Anerkennung verdient. Etienne gab seine „Mémoires" (das. 1825) heraus.

Molecca (ital., Crustac.), s. v. a. das Weibchen der gemeinen Krabbe, Portunus Maenas.

Molech, s. v. a. Moloch.

Molecrik (engl., Entom.), s. v. a. Werre, Maulwurfsgrille, Gryllotalpa vulgaris.

Molekülen (Phys.), Bezeichnung der kleinsten durch mechanische und optische Werkzeuge nicht mehr unterscheidbaren Theilchen der Materie, also entweder s. v. a. Atome (s. d.) oder Gruppen der Atome bedeutend. Die der atomistischen Ansicht anhängenden Physiker führen die im Innern der Körper wirkenden Kräfte der Kohäsion, Adhäsion, Krystallisation etc. auf Anziehungen und Abstoßungen dieser M. zurück und nennen dieselben deshalb Molekülärkräfte.

Molembo, Stadt, s. v. a. Melimba, s. Loango.

Molèmes, französ. Flecken, Depart. Côte-d'Or, Bez. Chatillon sur Seine; 930 Ew.

Molen (Geburtsh.), s. Mole.

Molenaer (Biogr.), 1) Cornelis, Maler, genannt Strabo Neel de Schneeler, Corneille le louche, der Schielende, wurde um 1540 geboren, u. erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, einem unbedeutenden Maler. Er selbst wurde zu den berühmtesten damaligen Landschaftern gezählt, u. hatte solche Handfertigkeit, daß er in Einem Tage eine große Landschaft malen konnte. Seine Bilder sind schön und noch immer geschätzt. Im königl. Museum zu Berlin ist ein Waldbild, das sich nach Kugler (Beschr. der Gallerie des Mus., S. 267) durch das Bedeutsame der Komposition in den dunkeln, hochgewölbten Baumgruppen und den Durchsichten auf die Landschaft vortheilhaft auszeichnet, doch ist die Behandlung nicht frei von Härte. Als Staffage dient hier die Geschichte des barmherzigen Samariters in verschiedenen Scenen, unter denen die Gruppe der Räuber, welche über die Kleider des Beraubten in Streit gerathen, mit Energie dargestellt ist. In der Gallerie zu Schleisheim ist eine Winterlandschaft von diesem Künstler. Dann malte er auch Genrestücke in Brouwers Manier, die ebenfalls verdienstlich sind, obgleich sie jenen des Brouwer im Ganzen nachstehen. M. führte eine unordentliche Lebensweise, welche ihn so herunterbrachte, daß er zu Amsterdam andern Künstlern um Tagelohn die Hintergründe malte. J. M. Ardell stach ein Schwarzkunstblatt mit einem lachenden Mädchen, welches die Flöte hält; J. Baille eine Musikgesellschaft; L. Blackmore den Humoristen. — 2) Nikolas oder Klaus, Maler von Amsterdam, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, malte Landschaften, Bauerngesellschaften, Reitergefechte, und besonders berühmt machten ihn seine Winterstücke. Bilder dieser Art fanden in den berühmtesten Sammlungen Platz. Er faßte die Natur in ihrer Schneedecke vollkommen wahr auf, wie sie vor Frost erstarrt, in gelinderer Witterung sich erholt u. die wohlthätige Sonne sich über dieselbe verbreitet.

Molenbeek (Geogr.), belg. Dörfer: 1) Prov. Süd-Brabant, nahe bei Brüssel; Fabriken; 2300 Einw.; — 2) das., bei Löwen; 630 Einw.

Molendinaceus (bot. Term.), windmühlenflügelig, wenn sich zwei Flächen in einem Durchmesser durchschneiden.

Molène, französ. Insel, Depart. Finistère, Bez. Brest; 230 Einw.

Molenor, französ. kleine Insel, Depart. Côtes du Nord, an der Nordwestküste.

Molenschwangerschaft, s. Mole.

Molenvliet, Dorf, s. Batavia, S. 801.

Moles (lat.), 1) schwerer Körper, Klumpen, Masse; — 2) Steinmasse; — 3) Grundbau, Damm; — 4) große Belagerungsmaschinen; — 5) großes Gebäude.

Molesey, Moulsey, 2 brit. Kirchspiele, Grafsch. Surrey, an der Themse, East Molesey, mit 550, West-Molesey mit 440 Ew.

Moles gangliformis (Anat.), s. v. a. Ganglium Gasseri.

Moles Hadriani (röm. Ant.), s. v. a. Hadriani moles.

Molesini (ital., Bot.), s. v. a. Valeriana olitoria.

Moleskin, 1) engl. wollene oder baumwollene Westenzeuche, aus den Manufakturen von Salisbury, Halifax und Huddersfield, mit farbigen Streifen von supperfeiner, spanischer Wolle auf einem Grund von Baumwolle; —

2) in Oesterreich feiner, dichter, rauher, geschorner und gefärbter Barchent.

Molesme, franz. Stadt, Dep. Côte-d'Or, Bez. Châtillon; 840 Einw.

Molesson, schweiz. Berg, s. Bern, (Geogr.).

Moletein (Geogr.), 1) (Neu-M., Moletjenowy), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Mürau; 280 Einw.; — 2) (Alt-M., Moletje stary), Pfarrkirchdorf das., mit bedeutendem Steinbruch in der Nähe; 1310 Einw.

Moletha, britisch-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Gurval.

Moletio, Hafen, s. v. a. Minoa 3).

Moletten, gehärtete Stahl-Prägwalzen, um in Druckplatten oder Druckcylinder von Kupfer oder Messing vertiefte Zeichnungen zu pressen, welche die Farbe aufnehmen und auf Zeuche wiedergeben.

Molezanyanas, afrik. Volksstamm, Südspitze, zwischen dem gelben und Alexandersflusse.

Molfetta, ital. Stadt, Neapel, Prov. Terra di Bari, am Meere, bildet ein eigenes Fürstenthum, dem Hause Spinola gehörig; Sitz eines Bischofs, Kathedrale, 6 andere Kirchen, Abtei; über 20,000 Einw. Die Stadt theilt sich in die Alt- u. Neustadt. Erstere hat enge, schmutzige Gassen, Häuser mit byzantinischen Bogen, kleinen, schmalen Fenstern, einige alte Kirchen mit Thürmen an der Seite. Die Straßen sind öde, man sieht weder Boutiquen, noch sonst eine Art von Verkehr, keine Pferde od. Wagen, u. die Bewohner liefern ein Bild der Armuth. Anders ist es in der Neustadt, wo sich alle Wohlhabendern angesiedelt haben; hier findet sich ein kleines, aber geschmackvolles Theater, hier sind breite und schöne Straßen, stattliche Gebäude, Kirchen, Läden und Gewölbe voll Waaren, hier ist eine Bibliothek, ein sehr gutes Seminar mit etwa 200 Schülern (Seminaristen und Studenten). Außerdem besitzt M. ein kleines naturhistorisches Museum und mehre Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein gut eingerichtetes Hospital, in dessen Kirche 3 sehr gute Gemälde sich befinden, eine Flucht nach Aegypten, welche dem Corregio, ein junges Mädchen, welches dem Leonardo da Vinci, und ein heiliger Hieronymus, welcher dem Bassano zugeschrieben wird. In den übrigen Kirchen der Stadt (die Kathedrale ist die sehenswürdigste) finden sich keine Kunstschätze. Am Hafen herrscht viel Leben, und obgleich nur kleine Schiffe (Trabacoli) hier ohne Gefahr vor Anker gehen können, so ist doch ihre Zahl bedeutend. Hier werden die Produkte von Ruvo, Terlizzi, Bitonto und Palo eingeschifft; der Fischfang ist bedeutend, und die Verfertigung von Seilen und Ankertauen ernährt nicht wenige Menschen. Man nannte M's Einwohner schon im Mittelalter: „Olandesi (die Holländer) di Terra di Bari", und noch jetzt verdienen sie diesen Beinamen. In der Nähe M.s (der Name erinnert an Malfi und Amalfi) sind Alterthümer gefunden worden: Waffen, Vasen, Gräber ꝛc., und man meint, daß die alte Stadt Respa hier gelegen sey. Franc. Lombardi: Notizie istoriche della città di Molfetta läßt sie 2800 Jahre nach Erschaffung der Welt u. 1200 Jahre vor Rom erbaut werden, ganz u. gar nach seinem phantastischen Gutdünken. Die alte Stadt Respa mag von römischen Kolonisten erbaut und bevölkert worden seyn, doch weiß man nichts Gewisses darüber. Im Jahre 988 zerstörten Saracenen M. Seine Verhältnisse unter den Hohenstaufen und Anjous sind ziemlich unbekannt; 1529 nahmen die Franzosen von der Stadt Besitz. Im J. 1631 nannte sich Cesare Gonzaga Herzog von Guastalla und Principe di M. M. ist die Vaterstadt mehrer bedeutenden Männer, z. B. des C. Ant. de Luca und des Giuseppe Saverino Poli, welcher das berühmte Werk: Testacea utriusque Siciliae eorumque historia, 2 Bde., Fol., 1791—95 herausgegeben. — Dabei der Pulo, ein Kessel von 90 Fuß Tiefe und 1000 F. Umfang, worin sich stets von selbst Salpeter bereitet, jährlich gegen 1000 Ctnr., 1785 entdeckt.

Molfetten (Geognos.), s. v. a. Salpeterhöhlen, d. i. Höhlen, an deren Wänden Salpeter ausblüht, wie die Burkhardshöhle bei Homburg, in Kalabrien, auf Malta, in Kentucky und von ganz vorzüglichem Reichthum in Brasilien zu Tejuco, Formiges ꝛc. und an Ceylon.

Molfsee (Moltsee, Molvesse), holstein. Dorf, Amt Bordesholm; 270 Einw.

Molgau, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Maierhöfen; 170 Einw.

Molgin, asiat. Ort, Afghanistan, Prov. Peschauer, südlich von Peschauer.

Moliatitschi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Mohilew, nordöstlich von Tscherikow.

Molibä (a. Geogr.), Völkerschaft im Osten Aethiopiens zwischen dem Flusse Astaboras und dem adulischen Meerbusen (Ptol. IV, 7, 30).

Molibodes (a. Geogr.), kleine Insel an der Ostküste von Sardinien, j. Isola del Toro (Ptol. III, 3, 8).

Moliens (Molliens, Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Oise, Bez. Beauvais; beträchtliche Wollstrümpfe- und Mützenfabrikation; 950 E.; — 2) M.-Vidame, Flecken das., Dep. Somme, Bez. Amiens; 820 Einw.

Molière, Jean Bapt., der größte aller französischen Lustspieldichter, wurde am 15. Jan. 1620 zu Paris geboren. Er hieß eigentlich Poquelin und sein Vater war Kammerdiener und Tapezierer im Dienste des Königs. Zu diesem letzteren Geschäfte sollte auch der Sohn, als er heranwuchs, erzogen werden, aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und seine bisherige Beschäftigung ihn mit Abneigung und Ueberdruß erfüllte. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht?" antwortete der Alte, „wollte Gott, es könnte Bellerose — so hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit — aus ihm werden!" Diese Worte machten einen tiefen Ein-

druck auf den Knaben, der bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er das Gewerbe eines Tapeziers nicht länger betreiben könne, und ihn mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Nach langem Sträuben ward endlich sein dringendes Verlangen erfüllt u. der junge Poquelin in das Jesuitenkollegium von Clermont geschickt, wo er sich fleißig mit den alten Sprachen, der Philosophie u. Rechtswissenschaft beschäftigte und mit vielen aufgeweckten Köpfen Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriff stand Sachwalter zu werden, begab sich der Hof wegen des spanischen Krieges nach Narbonne (1641), Poquelins Vater mußte den König begleiten u. so entschloß sich auch der Sohn diese Reise mitzumachen. Als hier zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele aufgeführt werden sollten, zeigte sich Niemand geschäftiger, als der junge Poquelin, in welchem die frühgefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte Leben und Ordnung in diese Darstellungen, und zeichnete sich selbst in mehren Lustspielen auf der Bühne durch Figur, Anstand und komisches Talent vor allen übrigen aus. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu Heldenrollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übriges Leben und Treiben wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte. Zurückgekehrt nach Paris, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt Saint Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab. Um dieselbe Zeit vertauschte er nach der Gewohnheit aller damaligen Schauspieler seinen Namen mit dem erdichteten M. Während der Jahre 1646 bis 1653 scheint er in verschiedenen Provinzialstädten als Mitglied wandernder Theatertruppen ein wechselvolles Leben geführt zu haben. Bei seiner praktischen Fortbildung vermehrte er seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium italienischer und spanischer Komiker, so wie des Plautus, Terenz's und Rabelais'. Da es seiner Truppe an guten Theaterstücken fehlte, so kam er auf den Gedanken, selbst welche zu verfertigen. So verfertigte er mehre Stücke, welche in den Städten, wo sie aufgeführt wurden, ungemein gefielen. Der ungünstige Erfolg seiner „Thebaide", von der wir jetzt nur den Namen besitzen, bestimmte ihn, das tragische Gebiet gänzlich zu verlassen und sich ausschließlich dem Lustspiel zuzuwenden. Das war nun das Feld, auf dem M. Meisterwerke schuf. Vor M. hatte man fast alle komischen Sachen nach span. Intriguenstücken bearbeitet und Scarron hatte sich durch einige gelungene Nachbildungen dieser Art besonders ausgezeichnet. Außerdem spielte man ganz lose zusammengewürfelte Scenen, in denen es nicht um Handlung u. Charakter, sondern nur um derb lächerliche Situationen zu thun war. Diesem Uebelstande suchte M. in seinen eigenen Kompositionen abzuhelfen. Er verband mit der Kenntniß des antiken Dramas und der spanischen Bühne tiefe Menschenkenntniß u. ein vollständiges Verständniß seiner Zeit und ihrer Gebrechen. Deshalb legte er mehr Gewicht auf die Festhaltung und Durchführung der eigenthümlichen Charaktere seiner Personen; aber auch er, obgleich er seine Vorgänger bei weitem übertraf, konnte nicht allen höheren dramatischen Anforderungen genügen, auch ihm gelingt das stark Komische und Possenhafte am meisten, wobei ihn der Umstand unterstützte, daß er das Leben der niedrigen Stände aus seiner eigenen frühern Erfahrung genau kannte und späterhin Gelegenheit fand, das Treiben des Hofes, wenn auch von einem untergeordneten Standpunkte aus, in der Nähe zu betrachten. Seine Sprache ist eigenthümlich geglättet und dabei plastisch, sein Dialog ist ungemein leicht und gewandt, und die Versifikation läßt nichts zu wünschen übrig. Das, was ihn aber über alle französischen Schauspieldichter, selbst über Racine stellt, ist sein freier, über den Gebrechen seiner Zeit erhabener Standpunkt. Seine Charaktere sind so lebensvoll, daß sie Typen geworden sind, die, wie z. B. Tartüffe von allen Gebildeten ohne Weiteres verstanden werden. — Uebrigens muß man unter M.'s Dramen die schnell entworfenen Gelegenheitsstücke (wie la princesse d'Elide, L'amour médecin u. selbst les facheux) von den ausgearbeiteten und klassischen Stücken wohl unterscheiden, in denen er die antike Charakterkomödie u. ihr moralisches Ziel mit den spanischen Intriguenstücken, in denen die Anlage, die Verwickelung des Knotens u. der Begebenheit die Hauptsache ist, zu verbinden wußte. Unter seinen zahlreichen Stücken heben wir hervor: „Les precieuses ridicules" (die Affektirten), worin er die damals herrschende Ziererei und Sentimentalität, die Affektation des Geschmackes, alles geistreich und originell sagen zu wollen, und die gezwungene Komplimentensucht dem gerechten Spotte preis gab; — „L'école des femmes" (1662) und „L'école des maris" gehören zu seinen gelungensten Stücken; in der dramatischen Posse „Kritik der Schule der Frauen" machte er wieder die albernen Beurtheilungen dieses Dramas lächerlich; — „Le Misanthrope" (der Menschenfeind) ist durch den Streit Rousseau's und d'Alemberts über die Errichtung eines Theaters in Genf berühmt geworden, wobei jener das Stück einseitig sophistisch tadelte, und dieser es eben so einseitig sophistisch vertheidigte. Das Stück wurde anfangs lau aufgenommen, aber später nach seinem hohen Werthe geschätzt. Das Komische und Lächerliche eines taktlosen Wahrheitsfreundes in einer unwahren Welt und eines ungeschickten Vertheidigers wahrer Empfindung im gewöhnlichen Verkehr des Lebens ist freilich für das größere Publikum zu fein. Um daher das Volk nicht leer ausgehen zu lassen, verfaßte M. von Zeit zu Zeit Possen und Nationalfarcen zur Belustigung der Menge. Dahin gehören: „Le bourgeois gentilhomme; — „Le malade imaginaire"; — „Monsieur de Pourceaugnac"; — „Le malade malgré lui" u. A. Nachdem er noch im „L'avare" das Laster des Geizes gegeißelt hatte, bearbeitete er das vollendetste seiner Stücke, den „Tartüfe" (1664), worin er das scheinheilige Treiben der Frömmler und Pieti-

sten, die unter der Maske der Religion eigennützige Absichten und sinnliche Begierden verbergen, auf eine so anschauliche Weise darstellte, daß ein heftiger Sturm gegen das Stück losbrach. Die Schwierigkeiten, welche sich der Aufführung des Stückes entgegen stellten, wurden zuletzt nur durch ein Machtwort des Königs gehoben, u. selbst noch im J. 1825 wurde die Aufführung des Stückes von der geistlichen Behörde zu Rouen verboten. Diese Schwierigkeiten und die gegen M. gesponnenen Intriguen sind von K. Gutzkow in dem „Urbild des Tartufe" wieder dramatisch behandelt worden. — M.'s vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti. Als dieser 1653 sich nach seinem Gouvernement Languedoc begab, forderte er ihn auf, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen und dort zu spielen. M. folgte dieser Einladung und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Ruhm. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, ihn zum Direktor seiner Hoftruppe ernannte und ihn am 24. Okt. zum ersten Mal in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste und gab ihm 7000 Liv. jährlichen Gehalt. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30,000 Liv. anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhm, daß er weder auf diese äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf unwürdige Weise verpraßte, u. es stimmt sehr schön zusammen, daß der treffliche Maler verderbter Sitten in seinem eigenen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und besonnensten Mannes darstellte. Trotz aller Aufforderungen, das Theater zu verlassen, um dann in die Akademie aufgenommen zu werden, blieb M. bei der Bühne. Seine häuslichen Verhältnisse wurden durch seine Frau, geborene Armand Béjard, nicht selten gestört. Desto rührender war das Verhältniß zu seiner alten Haushälterin Laforest, deren Urtheil er so hoch hielt, daß er ihr all' seine Dichtungen, ehe sie ins Publikum kamen, erst vorlas. Am 17. Februar 1673 trat er in „Le malade imaginaire" als Argan auf. Als er das „Juro" in dem Promotionsakte aussprach, überfiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden seinem Leben ein Ende machte. Da der Erzbischof von Paris dem Verfasser des Tartufe das kirchliche Begräbniß versagte, so wurde M. auf Befehl des Königs in der Stille in St. Joseph bestattet. Von der Akademie wurde dagegen in ihrem Sitzungssaale seine Büste aufgestellt und für die beste Lobrede auf ihn ein Preis ausgesetzt. Während der Revolution wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht, von da wurde sie am 6. März 1817 auf Père Lachaise neben Lafontaine bestattet; im J. 1845 ist ihm in der Rue Richelieu ein Denkmal errichtet worden. Unter den unzähligen Ausgaben seiner Werke sind auszuzeichnen: „Oeuvres etc." (Amsterd. 1675, 2 Bde.; Par. 1734, 6 Bde.); mit Commentar von Auger (9 Bde., Par. 1819); die reichhaltigste und kritisch-beste möchte wohl die neue Ausgabe von A. Martin seyn (das. 1845). Vgl. Cailhava, „Etudes sur M." (das. 1802) u. Taschereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M." (das. 1825; neue Auflage 1828). — „M.'s Lustspiele, deutsch von Zschocke" (Zür. 1805, ff. 6 Bde.).

Molières (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; 800 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Lot, Bez. Figeac; 1090 Einw.; — 3) Stadt das., Dep. Tarn-Garonne, Bez. Montauban; 2600 Einw.; — 4) Dorf das., Dep. Gard, Bez. Vigan; Marmorbruch; 900 Einw.; — 5) M., les, Mineralquellen, s. Aumale (Geogr.).

Moligsdorf (Malikow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Mährisch-Tribau; 220 Einw.

Molilalia (Lambdacismus, Psellismus, Blaesitas, Physiol.), das Lallen, Weich- u. Breitsprechen, das Breimaul.

Molilaos (Physiol.), das Breimaul, lallend u. s. w.

Molimen (lat., Med.), die Bemühung, das Bestreben (eine Masse in Bewegung zu setzen) etwas Großes auszurichten. Molimina naturae salutaria, die Heilbestrebungen der Natur. Molimina haemorrhoidalia, die fühlbaren inneren Bewegungen vor dem Eintritt des Hämorrhoidalblutflusses. Molimina menstrualia, die (den vorigen ähnlichen) Menstruationsbewegungen, Menstruationsbeschwerden.

Molina (Geogr.), 1) ital. Dorf, lombard.-venetian. Königr., Delegat. Sondrio, nördl. von Bormio, 200' höher das Mineralbad St. Martino; — 2) span. Flecken, Prov. Murcia, nördlich von Murcia, am Segura; Salzwerk, Flachsspinnerei, Seidenzucht; 3600 E.; — 3) M. de Aragon, span. Stadt, Prov. Cuenca, nordöstlich von Cuenca, am Gallo, 3792' über dem Meere; Tuch-, Seife- und Leinwandfabrik, Handel mit Wolle, Getreide; 4600 Einw.

Molina (Biogr.), Ludwig de, Jesuit und Lehrer der Theologie an der portugiesischen Universität zu Evora, geb. 1540, machte sich vornehmlich als Urheber einer vermittelnden Theorie über Gnade und Prädestination bekannt. In seinem Buche Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia (Lissab. 1588, 4) suchte er Augustinismus und Semipelagianismus mit einander auszugleichen, indem er lehrte, die Gnade Gottes sey zwar die Bedingung zur Seligkeit, aber sie werde jedem zu Theil, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, und es hänge demnach die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch hauptsächlich von der menschlichen Selbstbestimmung ab. Diese unleugbare pelagianische Ansicht ward besonders von den Dominikanern heftig bestritten, dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertheidigt. Von beiden Parteien zur Entscheidung dieses Streits gedrängt, setzte Papst Klemens VIII. zur gründlichen Entscheidung der Frage, wie sich der Beistand der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Sünders verhalte, eine Kongregation von Prälaten (congregatio de auxi-

liis) nieder (1597). Nachdem beide Parteien vor dieser ihre Sache aufs Weitläufigste geführt hatten, that Paul V., was allein der päpstlichen Politik angemessen war; er entließ nämlich die ermüdete Kongregation 1607, stellte eine spätere Entscheidung in Aussicht und gebot 1611 beiden Parteien Stillschweigen. Diese Streitigkeiten erneuerten sich dann in den jansenistischen (s. Jansen).

Molina (Bot.), I. nach Ruiz und Pavon, Pflanzengattung. Arten zahlreich, unter Baccharis *L.*. Mehre Arten, besonders Mol. prostrata, reticulata, trimera u. viscosa *R. P.*, werden in Peru mit Erfolg gegen Wechselfieber angewendet; — II. nach Cavanilles, Pflanzengattung. Art: M. racemosa *Cuv.*, s. v. a. Hiptage madablota.

Molinäa (Bot.), 1) nach Bertero, Pflanzengattung, s. v. a. Jubäa; — 2) nach Lamark, Pflanzengattung. Arten unter Cupania.

Molinäus, Peter du Moulins, geb. 1568 auf dem Schlosse Buhi, wohin seine Aeltern bei der pariser Bluthochzeit geflüchtet waren, wurde ein berühmter Prediger der Reformirten u. den Katholiken so verhaßt, daß sie ihn unter den Hauptketzern aufführten mit der Verwandlung seines Namens in „Erit mundo lupus". In der gelehrten Welt führte er sich durch ein Gedicht ein „Votiva tabella", worin er seine Rettung aus dem Schiffbruch beschrieb, als er nach Leiden floh. In dieser Stadt wurde er Professor und Lehrer des Hugo Grotius. Später übernahm er eine Predigerstelle an der reformirten Gemeinde in Paris und wurde Hofprediger der Katharina von Bourbon, welcher er bei ihrer Verheirathung mit dem Herzog von Lothringen dahin folgte. Nach dem Tode seiner Gönnerin kehrte er in seine frühere Stelle nach Paris zurück (1604). Mehrmals stürmte der Pöbel seine Wohnung, und er mußte daher beständig einen Wächter um sich haben. Der König Jacob I. von England gab ihm eine reiche Pfründe in Cambridge, wohin er ihn hatte kommen lassen. Als er dessen Vertrauen benutzte und ihn brieflich von Paris zur Unterstützung Friedrichs V. von der Pfalz aufforderte, sollte er von der französischen Regierung, welche den Brief aufgefangen hatte, festgenommen werden, entkam aber nach Sedan (1620). Hier übertrug man ihm eine Professur und Predigerstelle, in welche er 1626 wieder zurücktrat, nachdem er sich in England seines Auftrags von Jacob I. durch eine Schrift gegen Perron entledigt hatte; er † 1658. — Schrieb: Opera philosophica, log., phys., eth., Amsterd. 1645; — Bouclier de la foi, ou d'efence des églises reformées du royaume de France contre Jean Arnoux, 1620; — Apologie pour la sainte céne, 1644; — Nouvauté du papisme, coutre le Cardinal du Perron, 1623; — Meditationes in 123 Psalmos adv. Perronium, 1615; — Vie et relig. de deux bons pàpes Leon I. et Gregoire I., 1623; außerdem eine ganze Reihe von Gelegenheits- und Streitschriften, so wie Erbauungsbücher.

Molinara, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Principato ulter, nordwestlich von Ariano; 2100 Einw.

Molindä (a. Geogr.), Völkerschaft in India extra Gangem; sonst weiter nicht bekannt (Plin. VI, 19, 22).

Molineria (Bot.), nach Colla, Pflanzengattung. Art: M. plicata *Colla*, s. v. a. Curculigo sumatrana.

Molines en Queyras, franz. Dorf, Dep. Hautes Alpes, Bez. Briançon, rechts am Aigue Blanche; 950 Einw.

Molinesia (Ichthyol.), nach Lesueur, Gatt. der Malacopterygii abdominales Cyprinoidei *Cuv.*, der Ordnung der Bauchflosser und der Zunft der Karpfen nach Oken. Charakter: Afterflosse zwischen den Bauchflossen und unter dem Anfang der sehr großen Rückenflosse; Zähne sammetartig; vier oder fünf Kiemenstrahlen. Einzige Art: M. latipinna *Lesueur*, Ac. Sc. Phil. Janv., 1821, Taf. III, Fig. 1.

Molineux, austral. Bucht, Neu-Seeland, Tavaï Poenammou, an der Südostküste.

Molinia (Bot.), nach Schrank, Steifhalm, Gatt. der Gramina Festucacea *Spr.*, Triandria Digynia *L.* Charakter: Halm, außer einem oder zwei über der Wurzel befindlichen Knoten knotenlos. Aehrchen 2—4blüthig, konisch. Blümchen kegelförmig, am Grunde nach innen bauchig, mit geradem Rücken, zur Blüthezeit sehr entfernt gestellt. Spelzen lederig, grannenlos oder stachelspitzig. Griffel ziemlich lang. Narben federig, gefärbt, ungefähr in der Mitte des Blümchens heraustretend. Samen frei, mit zwei durch die bleibenden Griffelreste gebildeten Stachelspitzen. — Von 3 Arten ist zu bemerken: M. coerulea *Moench*, Melica coerulea *L.*, Festuca coerulea *Dec.*, blauer Steifhalm, Schmelme, Pfeifenbinse, Hirschgras, Blaugras, blaue Schmele; blaue Bandschmiele, Wiesenschmiele, Waldrohr, franz. Fetuque bleue, Enodion bleu, engl. Purpe melic grass. Halm 2—5 Fuß hoch, vom Wurzelknoten an knotenlos, fast nackt. Blätter grün, beiderseits glättlich, meist 9nervig. Statt des Blattscheidehäutchens ein Halbkreis von Haaren. Rispe zusammengezogen. Aehrchen steif, aufrecht (dunkelviolett), meist 3blüthig. Blümchen aus bauchigem Grunde kegelförmig, mit dreinerviger unterer Spelze. Auf feuchten Wiesen und Triften, in Nadel- und Laubwäldern durch ganz Deutschland, ausdauernd. Auf dem Odenwald und in der Gegend von Heidelberg wird dieses Gras zur Streu, namentlich aber zum Reinigen der Tabakspfeifen gebraucht. Zu letzterem Zwecke werden die Stengel gesammelt, getrocknet, in Büschel gebunden und von Heidelberg aus als kleiner Handelsartikel in verschiedene Gegenden versendet. In Haßmersheim am Neckar wird das Stroh in Masse gesammelt und zu Strohhüten und Strohkappen verarbeitet, die in der Umgegend und nach Franken verkauft werden. Auch zum Gauffriren der Spitzen und Halskrausen wendet man die Halmen dieses Grases in einigen Gegenden an. Hiervon findet sich eine Varietät auf torfigem, morigem Grunde, besonders auf den Hochebenen, und auch in niedrigen Torfwiesen, die sich durch kürzere und weichere Halmen von der beschriebenen Form auszeichnet und zur

Anlegung von Wiesen auf Torfmooren als Futterkraut empfohlen wird. Neuere Beobachtungen haben ermittelt, daß dieses Gras für den Cultivateur den Werth nicht hat, den man ihm früher beigelegt. Gebrüder Booth u. Komp. in Hamburg verkaufen 100 Pfund Samen für 30 Mark. Host, gr. Fol., Taf. 8; — Schkuhr, I, Taf. 13.

Molinisten (Dogmengesch.), 1) die Anhänger des Ludwig Molina (s. d.); — 2) die Anhänger des Michael Molinos, s. v. a. Quietisten (s. Quietismus).

Molino (Gesch.), 1) Francesco, Doge von Venedig, 1646—1645; — 2) Alessandro, Führer der venetian. Flotte gegen die Türken 1695; s. Venedig, Gesch.

Molinos (Geogr.), span. Flecken, Aragon südwestlich von Alcaniz; Woll- und Leineweberei; 1500 Einw.

Molinos (Biogr.), Michael von, span. Mystiker, geb. den 21. Dec. 1640 zu Patacina in Aragonien, studirte zu Coimbra, kam vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung, ward Dr. theol. und Weltpriester und lebte seit 1669 in Rom in hohem Ansehen, wozu ihm seine Schrift „Quida spirituale“ (Rom 1675; lat. von A. H. Franke, Leipz. 1687; deutsch von G. Arnold, Frankf. 1699), und die Gunst des Papstes Innocenz XI. verhalf, der ihm sogar einen Palast einräumte. Durch diese Schrift, worin er im Gegensatze zu dem kirchlichen Mechanismus Gebetsstille, mystischen Tod, Vernichtung alles eigenen Lebens, um liebevoll in Gott unterzugehen, als den Weg des Heils empfahl, wurde er der Erneuerer des Quietismus (s. d.), zog sich aber, da er dem äußeren werkheiligen Treiben der Jesuiten entgegentrat, deren Haß zu. Durch ihren Einfluß am französischen Hof (denn auch in Frankreich machte M.' Buch durch die Frau von Guyon, wie später durch Fénélon Proselyten), brachten diese es so weit, daß der Papst M.' Buch einer Prüfung unterwarf und ihn selbst in Folge dieser 1685 der Inquisition überließ. Das Ende seines Glaubensprocesses war, daß man ihn 1687 in eine römische Kirche als Büßenden führte. Bei Verlesung seiner schädlichen Irrthümer ließ sich der Ruf „zum Feuer!“ hören, und ob M. gleich alle seine Ketzereien feierlich abschwor, so wurde er doch widerrechtlich in ein hartes Klostergefängniß gelegt, wo er 1696 den 18. Oktober starb (vgl. Recueil de diverses pièces concernant le Quiétisme, ou Molinos, ses sentimens et ses disciples, Amsterd. 1688.

Molins del Rey, span. Flecken, Prov. Barcelona, am mitteländ. Meer und am Llobregat, über den eine schöne Brücke führt; 1040 Einw.

Molinum (neulat.), s. v. a. Moulins.

Moliones, Molionidä (griech. Myth.), Eurytus u. Cteatus, Zwillingssöhne des Actor oder des Poseidon und der Molione. Als Knaben schon nahmen sie Antheil an dem Krieg des Neleus gegen den Epeerkönig Augeas, den Bruder ihres Vaters. Sie wären von Nestor erschlagen worden, wenn sie nicht Poseidon in Nebel eingehüllt und aus dem Treffen entrückt hätte. Ovid nennt sie auch als Theilnehmer der kalydonischen Jagd. Als Hercules gegen den Augeas zu Felde zog, übergab dieser das Kommando den Molioniden, welche damals alle Menschen an Kraft übertrafen; Hercules schloß mit ihnen Waffenstillstand, weil er erkrankt war; als sie dies erfuhren, überfielen sie das Heer und zwangen den Hercules zum Rückzug. Aus Rache lauerte er ihnen, als sie später zu den isthenischen Spielen gingen, bei Cleonä auf und erschlug sie. Dieser Mythus von den unzertrennlichen Zwillingsbrüdern wurde von Hesiod so ausgesponnen, daß sie als zusammengewachsen dargestellt wurden, mit zwei Köpfen, vier Händen, vier Füßen und einem Leib. Die neueren Forscher erklären das Wesen dieses Mythus verschieden. G. Hermann (Briefe über das Wesen der Mythologie) sagt: „Molione heißt die Kommende, Actor ist der Bringende. Die Zwillingsbrüder dieser Abkunft sind Eurytus, der welcher gute Geschäfte macht, und Cteatus, der, welcher etwas erwirbt. Also heiße der Mythus: Ankömmlinge aus dem Meere, welche Waaren bringen, erwerben bei gutem Geschäftsgange Reichthümer.“

Molique, Bernhard, einer der größten Violinvirtuosen der Gegenwart und Komponist, ward geb. zu Nürnberg am 7. Oktober 1803. Sein Vater, welcher dort Stadtmusikus war, ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Musik, wodurch er bald mit der Behandlung ziemlich aller der gangbarsten Instrumente bekannt wurde. Doch zeigte sich schon frühzeitig eine entschiedene Hinneigung zur Violine durch eine, dem Alter des rüstigen Knaben fast gar nicht entsprechende und daher desto auffallendere Zartheit und Gefälligkeit seiner Behandlung derselben. Der muntere Knabe folgte aus inniger Lust und Liebe zur Kunst den väterlichen Weisungen. Der Erfolg war ein so günstiger, daß unser M. schon im 14. Jahre die instruktiven Kräfte des erfreuten Mentors durch sein Talent, sein Wissen und Können überflügelt hatte und deshalb von seinem Vater, um eine höhere und bessere Schule zu genießen, 1816 nach München gebracht wurde, wo er unter der Leitung des damaligen ersten Violinisten der dortigen Kapelle, Pietro Rovelli, dem weiteren und höheren Studium des Violinspiels oblag. Schon nach 2 Jahren war auch diese Schule beschlossen, und er ging nun nach Wien, woselbst er augenblicklich eine Stelle im Orchester des Theaters an der Wien erhielt. Im J. 1820 kehrte er nach München zurück und trat nun in die Stelle seines früheren Lehrers Rovelli ein. Obwohl er schon mehrmals und immer mit dem ungetheiltesten Beifalle öffentlich aufgetreten war, so unternahm er doch erst 1822 eine eigentliche Kunstreise. Er ging über Leipzig, Dresden, Berlin, Hannover, Kassel u. s. w., konnte aber damals noch nicht recht durchgreifen, was sich daraus erklären läßt, daß gerade in jener Zeit L. Spohrs Virtuosenglanz Alles überstrahlte, was neben ihm sich irgend nur bemerklich machte. Im September 1826 folgte er einem Rufe als Koncertmeister und Musikdirektor nach Stuttgart, und zu welchem Ruhme er

sich seit dieser Zeit, als Virtuos wie als Komponist aufgeschwungen, hat er auf Reisen, welche er seitdem häufig durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England u. s. w. machte, wie durch seine Kompositionen, zur Genüge bewiesen. Seit einigen Jahren lebt er in London. Als Virtuos mag er von Anderen im Einzelnen wohl erreicht, ja noch übertroffen werden, im Ganzen, in dieser Solidität vom Höchsten bis zum Kleinsten, vom Wichtigsten bis zum Unwichtigsten, in dieser Universalität der Vollendung steht er fast über Allen. Dabei ist er ein gewandter Orchesterdirektor, und daß er auch in der Komposition Gediegenes leistet, beweisen seine, zwar nicht zahlreichen aber desto vortrefflicheren bisher erschienenen Werke, unter denen seine herrlichen Violinkoncerte sich vorzüglich auszeichnen und den Spohr'schen an die Seite zu stellen sind. Außerdem schrieb er noch Sinfonien, Rondos, Variationen u. a. für Violine, einige Hefte geistlicher Lieder nach Psalmen u. s. w., im Ganzen ohngefähr einige 40 Werke.

Molis (a. Geogr.), Ort in Mysien am Hellespont, vielleicht s. v. a. Miletopolis.

Molisa, ital. Ort, Königr. Neapel, Prov. Calabria ult., südöstl. von Cariati.

Molise (Geogr.), 1) ital. Provinz, Königr. Neapel, grenzt an die Prov. Neapel, Capitanata, die beiden Abruzzen u. Principato ulteriore; 57⅓ □M., 330,000 E. Das Land ist größtentheils gebirgig durch Zweige des Apennin (Gebirge Matese, Paterno, Cammuno), im Süden und Osten aber mehr wellenförmig u. mitunter eben. Es wird von den Flüssen Biferno, Trigno, Fortore, Tammaro u. anderen, welche zum Theil so unbedeutend sind, daß sie im Sommer ganz austrocknen, bewässert, ist fruchtbar, reich an Getreide, obwohl der Ackerbau mit wenig Einsicht und Fleiß betrieben wird, Hanf, Wein, Oel, Obst, Kastanien, ferner Schafen mit guter Wolle, Ziegen, Schweinen, Wildpret, Bienen, auch an Mineralien, die aber nicht ausgebeutet werden. Die Industrie liegt hier, wie in ganz Neapel, noch ganz darnieder. Der größte Theil des Grundes und Bodens ist im Besitz der Geistlichkeit. Eingetheilt wird die Provinz in die Distrikte Campobasso und Isernia, Haupst. Campobasso; — 2) Stadt das., nordwestlich von Campobasso; 1900 Einw.

Moliterno, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, nordöstlich von Lagonegro, an der Grenze von Principato citer., am Fluß Moglio; 5000 Einw.

Molitor (Biogr.), 1) Ulrich, Lehrer der Rechte in Pavia u. Rath des Herzogs Sigismund von Oesterreich, gab, um ein Gutachten in einem Hexenprozeß befragt, das sehr selten gewordene Buch heraus: Dialogus de lamiis et pythonicis muliebribus, Konstant. 1489; deutsch, Köln 1545; worin er dem unseligen Aberglauben der Zeit entgegentrat. — 2) Gabriel Johann Joseph, Graf M., Marschall und Pair von Frankreich, geb. den 7. März 1770 zu Hayange im Departement Mosel. Nachdem er von seinem Vater, einem ehemaligen Militär, eine sorgfältige Erziehung genossen, trat er in einem Alter von 21 Jahren nach dem Ausbruch der Revolution in ein Corps Freiwilliger ein, die ihn bald zu ihrem Hauptmann wählten. Im Feldzug von 1793 kommandirte er unter General Hoche bei Kaiserslautern und Weißenburg als Generaladjutant eine Infanteriebrigade. Abwechselnd bei der Rhein-, Mosel- und Donauarmee unter Pichegru, Kleber, Moreau und Jourdan thätig, nahm er in den folgenden vier Jahren an allen Operationen jener Heeresabtheilungen Antheil und ward 1795 bei einem Angriffe auf Mainz gefährlich verwundet. Im J. 1799 ward er nach erst achtjähriger Dienstzeit zum Brigadegeneral befördert und focht als solcher unter Massena in der Schweiz. Mit einer schwachen Brigade in die kleinen Kantone detaschirt, vertheidigte er diese gegen die vereinigten Oesterreicher und Russen mit bewundernswerther Kühnheit, trug über den Feind mehre namhafte Vortheile davon und zwang sogar den ihm an Truppenzahl weit überlegenen Suwarow zum Rückzug, nachdem er ihm vorher seine Bergartillerie abgenommen und bedeutende Verluste beigebracht hatte. Im Feldzuge des Jahres 1800 befehligte er unter Moreau bei der Rheinarmee, war beim Uebergang über den Rhein zwischen Stein und Dieffenhofen (1. Mai) der Erste, welcher an der Spitze einer Grenadierkompagnie den Fluß überschritt, sprengte gleich darauf (3. und 5. Mai) den rechten Flügel der Oesterreicher bei Stockach, wendete sich dann gegen den linken und trug wesentlich zum Sieg bei Möskirch bei. Darauf ward er mit einem Corps von 5000 Mann nach Tyrol gesandt, nahm Bregenz u. Feldkirch u. besetzte ganz Graubünden. Noch vor dem Abschluß des Friedens vom ersten Konsul auf Moreau's Empfehlung zum Divisionsgeneral u. bald darauf zum Kommandanten der 7. Militärdivision ernannt, war er bis zum Wiederausbruch des Kriegs (1805) in Grenoble stationirt, wo er viel zur Beschwichtigung der politischen Parteiungen beitrug, folgte dann dem Marschall Massena nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Vago, besonders aber bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Preßburg vom Kaiser als Generalgouverneur nach Dalmatien geschickt, erwarb er sich um die neue Organisation des Landes mancherlei Verdienste u. trat mit besonnener Festigkeit den diplomatischen Bestrebungen des österreichischen Kabinets erfolgreich entgegen. Auch kriegerische Lorbeeren fehlten ihm hier nicht, denn nachdem er mit einigen zusammengerafften Fahrzeugen die Russen von der Küste vertrieben hatte, eilte er mit nur 1700 Mann dem von 13,000 Russen und Montenegrinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind durch tapferen Angriff zur Einschiffung (Juli 1806), wofür er von Napoleon mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und dem Orden der eisernen Krone belohnt ward. Im J. 1807 ward er mit seinem Truppencorps von den Gestaden des adriatischen an die des baltischen Meeres beordert, focht bei Damgarten und Löbnitz mit Glück gegen die Schweden und befehligte, nachdem er sie bis unter die Mauern von Stralsund zurückgetrieben, den linken Flügel des Belagerungscorps vor diesem Platze, zu

dessen Eroberung er viel beitrug. Napoleon belohnte seine Dienste mit dem Oberbefehl über das Observationsheer, dem Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, dem Grafentitel und einem Majorat von 30,000 Fr. Revenuen. Im Feldzuge von 1809 machte seine Division einen Theil des massena'schen Corps aus und nahm an den Schlachten bei Ebersdorf, Eckmühl, Eßlingen und Wagram ruhmvollen Antheil. Nach der Schlacht bei Eckmühl ward er nach Neumarkt detaschirt, wo er 25,000 Oesterreicher aufhielt und die hartbedrängten Bayern befreite. Am 19. Mai vertrieb er die Oesterreicher von der Insel Lobau; während der Schlacht bei Eßlingen aber setzte er sich zu Aspern fest und vertheidigte diesen Platz, obwohl seine Division sehr zusammengeschmolzen war, 5 Stunden gegen die heftigen Angriffe der Oesterreicher. Dieselbe beharrliche Tapferkeit und Kaltblütigkeit bewies er in der Schlacht bei Wagram. Im J. 1810 kommandirte er in den Hansestädten, 1811 bis 1813 aber in Holland die daselbst stationirten Truppen als General en chef. Bei Annäherung der alliirten Heere gegen die holländisch-französische Grenze zog er sich, nachdem er die festen Plätze verproviantirt und deren Garnisonen verstärkt hatte, nach Frankreich zurück, wo sein Corps, mit dem Macdonalds vereinigt, zu Anfang des J. 1814 an den Gefechten bei Chalons sur Marne und la Ferté sous-Jouarre Theil nahm. Nach der Abdankung Napoleons unterwarf er sich den Bourbons und ward als Generalinspekteur der Infanterie angestellt. Obwohl er während der hundert Tage von Napoleon den Auftrag annahm, die Nationalgarden der 5. Militärdivision zu organisiren, und diese auch nach dem Elsaß führte, so brachte ihm dies doch nach der zweiten Restauration keinen großen Nachtheil, denn wenn er nach Ludwigs XVIII. Rückkehr auch seine öffentliche Stellung aufgeben mußte, so erhielt er sie doch schon unter dem Kriegsministerium Gouvion St. Cyrs 1818 zurück. Um dem reaktionären Krieg gegen die spanischen Cortes einen Anschein von Popularität zu geben, trug ihm der Hof in dem Feldzuge von 1823 ein Kommando an, das er aber erst annahm, nachdem Ludwig XVIII. versprochen hatte, in seinen Restaurationsbestrebungen sich zu mäßigen. M. operirte damals bei der Armee des Herzogs von Angoulème als Chef des 2. Corps im östlichen Spanien u. trug durch seine energischen u. raschen Maßregeln nicht wenig zur schnellen Beendigung des Krieges bei. Dafür belohnte ihn der König mit dem Marschallsstabe und bestätigte ihn in der Pairswürde. Die folgenden Jahre brachte er meistens in Paris zu und ward 1827 Sekretär der Pairskammer, in welcher er öfters als Redner auftrat. Seine Muße benutzte er zu literarischen Arbeiten, wie er namentlich in den Spectateur militaire gediegene Aufsätze lieferte. Die Julirevolution ließ ihn im Besitze seiner Aemter und Würden. Im J. 1832 war er Mitglied der Kommission, welche aus der Kammer der Pairs zur Organisation der Ehrengerichte niedergesetzt ward. Er † 1849. — 3) **Martin** von, Landschaftsmaler und Radirer, geb. zu Wien 1759, † daselbst 1812. Er war der Sohn adeliger, aber unvermöglicher Aeltern, und erst im 17. Jahre, nachdem er das Lyceum absolvirt hatte, widmete er sich der Kunst, in welcher seine Fortschritte so bedeutend waren, daß man ihn bald den besten Schüler des Christian Band nannte. Sein überlegenes Talent und die beständige Uebung nach der Natur führten ihn zur Vollkommenheit. Seine Werke sind zahlreich, sowohl in Oel, als in Gouache gemalt. Die Bilder der letzteren Gattung sind auf blauem Papier ausgeführt, in einer ihm eigenthümlichen Manier, und sie wurden so begierig gesucht, daß er die letzten zwölf Jahre seines Lebens die Palette nicht mehr ergreifen konnte. Seine Gemälde sind geistreiche Kompositionen von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Er faßte die Natur von einer idealen Seite auf u. wußte ihr so viel Reiz abzugewinnen, daß seine Gemälde auf den Beschauer ihre Wirkung nie verfehlen; die Oelgemälde haben öfters einen etwas dunklen Ton, sie ermangeln aber nie der Harmonie. Bei seinen Gouachegemälden bediente er sich des Zinnobers, des Ockers u. der Sepia auf blauem Papier, höhte dann mit Weiß, und nahm zur Vertiefung Tusch. Er war Kustos der kaiserlichen Hofbibliothek und Mitglied der k. k. Akademie zu Wien. Mehre seiner Bilder wurden gestochen. Ein Künstler, der Crayon und die Feder mit solcher Sicherheit führte, mußte auch die Nadel mit nicht geringerer Geschicklichkeit handhaben können. Seine radirten Blätter beurkunden Orginalität der Ideen und vortreffliche Zeichnung.

Molitx, franz. Dorf, Dep. Pyrénées orient., Bez. Prades; 600 E. Die dortigen berühmten Schwefelquellen entspringen an einem Hohlwege, genannt Torrent de Riell. Die reichhaltigste wird zu Bädern benutzt in den vorhandenen Badeetablissements. Sie hat die Temperatur von 33° R. nach Carrère, welcher sie im Jahre 1754 untersuchte, von 30,3° nach Anglada's, von 29° nach Julia-Fontenelle's Untersuchung im Jahre 1819. Die zweite Quelle, bekannt unter dem Namen des kalten Schwefelwassers, hat nur 22° R. Die dritte, nach dem Namen des Eigenthümers Quelle von Mamet genannt, hat 28° R. Das Wasser derselben hat einen schwefeligen Geschmack und Geruch, und wird in Form von Bädern und als Getränk empfohlen gegen chronische Hautausschläge und rheumatische und gichtische Leiden.

Molitz, preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 120 E.

Molium (Bot.), nach Don, Untergattung von Allium; s. Lauch.

Molivo, europ.-türk. Flecken, Insel Metelin, auf der Nordwestküste; Hafen, Handel mit Oel, Früchten, Baumwolle rc.; 1000 Einw.

Molken (lat. Serum lactis; franz. petit lait; engl. whey), nennt man die blaßgelbliche, klare Flüssigkeit, welche sich bei der Gerinnung der Milch von dem ausgeschiedenen Käse trennt. Wird die Gerinnung künstlich und momentan durch Zusatz von Lab oder einer zur Gerinnung

eben zureichenden Menge einer Säure oder eines sauren Salzes bewirkt, so erhält man die süßen M.; geschieht sie aber langsam, durch Stehenlassen der Milch, so enthalten die M. auch noch freie Säure (aus dem Milchzucker entstandene Milchsäure) und werden dann saure genannt. Die Bereitung der süßen M. geschieht einfach dadurch, daß man das Lab in die Milch legt und gelinde erwärmt. Ein Quadratzoll geräucherter oder gesalzener Labmagen ist hinreichend, um bis zu 46 Maß Milch zu gerinnen. Bedient man sich statt des Labs eines Aufgusses von Molke oder Salzwasser auf Lab, so ist hiervon ein Eßlöffel hinreichend für 74 Maß Milch. Noch kräftiger wirkt der Aufguß, welchen man auf die Weise erhält, daß man Salzwasser durch den geräucherten Kalbsmagen sickern läßt; 4 bis 6 Tropfen dieser Flüssigkeit sollen hinreichen, um 14 Maß Milch zu koaguliren. Ob die saure Beschaffenheit des Labmagens allein als die Ursache dieser Kraft angesehen werden muß, ist noch näher zu beweisen. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß man häufig saure Pflanzentheile oder Pflanzensäure zu Hülfe nimmt, und daß nach aller Erfahrung das Lab mit der Zeit kräftiger wird. Berzelius fand, daß 1 Gewichts-Theil Lab durch die damit bewerkstelligte Gerinnung von 1800 Gew.-Th. Milch nur 0,06 Gew.-Th. seiner Substanz verloren hatte. Es kann aber eben so wohl auf der einen Seite verloren und auf der andern Seite Substanz aufgenommen haben.

Für medicinische Zwecke werden die M. außer durch Lab auch auf andere Weisen gewonnen u. erhalten auch noch häufig Zusätze. So werden süße M. auf die Weise bereitet, daß man 3 Pfd. Milch zum Sieden erhitzt, 1 Quentchen Weinsteinpulver zusetzt und die Milch noch einige Zeit dem Kochpunkte nahe der Hitze überläßt. Ist die Gerinnung beendet, so seihet man durch, fügt so viel präparirte Austerschalen hinzu, als nothwendig ist, um die freie Säure abzustumpfen, u. filtrirt dann durch Fließpapier. Sollen saure M. gefertigt werden, so verfährt man ganz eben so, nur bleibt der Zusatz von Austerschalen fort.

Alaunmolken werden auf die Weise bereitet, daß man auf 3 Pfund erhitzte Milch 1 Quentchen Alaunpulver zusetzt, und bei Bereitung der Tamarindenmolken fügt man der Milch 2 Loth Tamarindenmark bei und verfährt wie oben angegeben wurde.

Molkenberg (Geogr.), 1) preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II., an der Havel; 300 Ew.; — 2) M. u. Molkenschloß, s. Riesengebirg.

Molkendieb (Entom.), s. v. a. Milchdieb.

Molkenessig, schwacher Essig, der wegen der Fähigkeit des Milchzuckers zu saurer Gährung aus Molken erzielt wird, indem man zu 1 Quart Molken 2 Loth guten Essigäther setzt, sonst aber wie bei der Essigbereitung verfährt.

Molkenfaß, weites Faß zur Aufbewahrung des Käseteigs, bis alles Flüssige abgelaufen ist.

Molkenkirschen (Pomol.), s. v. a. Mandel-Zwieseln, weiße Herzkirschen, fr. Guignes, s. Cerasus, S. 920.

Molkenkuren (Med.). Die ihres fettigen u. käsigen Bestandtheiles beraubte Milch tritt als ein wässeriger, mit Salzen ziemlich reich versehener Körper schon mehr in die Reihe der Heilmittel. Die Molken bilden eine thierische Flüssigkeit, welche in allen Eigenschaften dem Fleischextrakte (Bouillon) nahe steht und reich an jenem zusammengesetzten extraktiven Körper ist, den man früher unter der Benennung Osmazom für eine einfache ternäre Verbindung ansah. Die große Menge des in ihnen gelösten Milchzuckers und die Anwesenheit vorzüglich phosphorsaurer Salze tragen wesentlich zur Heilwirkung der Molken bei. Alle diese Bestandtheile sind der Mischung des Körpers nahe verwandt und analog, sie wirken also wesentlich als instaurirende Materien, indem sie, bei reichlichem Genusse der Molken, den Säften und festen Theilen Vorräthe solcher frischen Substanz zuführen, wie sie gerade erforderlich sind. Die große Menge von Wasser, welche als Lösungsmittel jener Bestandtheile dient, befördert, wie bei den Mineralbrunnen, den Uebergang der gelösten Substanzen in die Säftemasse, erleichtert den Stoffwechsel im Gefäßsystem und trägt so auch hier wesentlich zu den Umbildungen u. Restaurationen bei, die wir durch M. zu erreichen beabsichtigen.

Daher sind die Molken in ihrem Wirkungscharakter den auflösend stärkenden Mineralbrunnen zu vergleichen; nur daß hier sowohl die auflösenden Salze, als die stärkenden Bestandtheile (thierischen Extraktivstoffe) dem Organismus näher verwandt sind, wodurch die Instauration einerseits erleichtert, andrerseits freilich auch die Thätigkeit der assimilirenden Organe nicht in gleichem Grade angeregt wird.

Die Molken dienen im Allgemeinen am besten solchen Subjekten, bei welchen Ueberfüllungen im Unterleibe und Gefäßstockungen auf einer ursprünglichen Schwäche des Vegetationsprozesses beruhen, der sich in Blut- und Substanzbereitung nicht auf die rechte Höhe der thierischen Lebenskraft erheben ließ. Sie wirken in diesem Falle gelinde auflösend und abführend, wobei das Blut sich hauptsächlich solcher Bestandtheile entledigt, die von den Schleimfollikeln abgeschieden werden können, zugleich aber erregend und kräftigend durch Einführung eines neuen thierischen Elements in das Blut und die Substanz. In dieser Beziehung dienen sie als stärkendes u. restaurirendes Mittel schwachen u. phlegmatischen Individuen, welche an Dyspepsie, Verschleimungen, Unregelmäßigkeiten der Exkretionen, an Hämorrhoiden und Metrorrhoën leiden und bei denen die Trägheit des venösen Kreislaufes ursprünglich abhängig ist von einem wenig energischen Entwickelungsprozeß des Blutes in den Lungen, von arterieller Schwäche. Sie können aber ferner noch heilsam wirken in Fällen von Torpor und Ueberreizung, wo eine reizende und kräftige Lebensweise zuletzt einen indirekten Schwächezustand zur Folge gehabt hat. Sie wirken hier wesentlich herabstimmend, indem bei ihrem kurmäßigen Gebrauch ein durch seine Stärke schädlicher Reiz (die üppige, gewürzhafte, koncentrirte Nahrung) vertauscht wird mit einem lindern, mildern, unter gleichzeitiger Erregung

gelinder Ausleerungen, in deren Folge die überfüllten Gewebe wieder frei werden.

In diesem Sinne ist es immer von großem Nutzen, mit der direkt auf die Gefäße des Unterleibs einwirkenden Methode solche allgemeine Erregungen zu verbinden, welche geeignet sind, das Lungenleben zu steigern, u. durch Belebung des Lungenkreislaufes eine lebhaftere Arterialisirung des Blutes hervorzurufen. Daher wirken die M. bei Weitem am vortheilhaftesten in hochgelegenen Gegenden, wo eine weniger komprimirte Luft, verbunden mit den Muskelbewegungen des Auf- und Niedersteigens, eine stärkere Erweiterung des Brustkorbes und eine vollständigere Ausdehnung der Lungenzellen nöthig macht.

Die Heilwirkung der Molken wird wesentlich unterstützt durch solche Mittel, die, ebenfalls in einer näheren Beziehung zum assimilativen Prozesse stehend, die normale Mischung der Säfte auf dem Wege der Instauration u. entsprechender Sekretionen befördern. Die alkalischen Quellen, die Stahlquellen und Säuerlinge stehen hier obenan. Früher bediente man sich gleichzeitig gern ausgepreßter Pflanzensäfte, deren schleimige, zuckerige, aromatische und salinische Bestandtheile allerdings eine Analogie der Wirkung zeigen; aber die bedeutende Verschiedenheit, welche bei solchen frisch ausgepreßten Säften obwalten muß, das Unangenehme ihres Genusses, so wie die Gewißheit, in der Regel dieselben Heilwirkungen durch Mineralwasser u. Molken zu erreichen, ließen von ihrem Gebrauche abstehen.

Man bedient sich der Molken auch in akuten Krankheiten als eines gelind nährenden Getränkes, wo keine aktiven Reizungszustände mehr obwalten, im Genesungsstadium von Fiebern, wo die Restauration nicht kräftig genug vor sich geht; bei schwächlichen Subjekten, wo man sie mit Wein verbindet, oder in Verbindung mit sauren oder temperirenden Mitteln u. s. w.

In sofern die Heilwirkung der Molken eine ganz allgemeine, instaurirend - auflösende ist, lassen sich die speciellen Krankheitsfälle, wo sie anwendbar sind, nicht wohl angeben. Wo, bei skrophulöser Diathese, Stockungen im Unterleibe, bei skorbutischen, herpetischen und arthritischen Leiden, bei Dyspepsien, Magenkrämpfen, Blut- und Schleimflüssen, Atrophien u. Zehrkrankheiten, jenes allgemeine Verhältniß des Kranken zum Heilmittel, welches oben besprochen worden, nach einer oder der anderen Seite hin eintritt, sind die M. angemessen, und werden, in den geeigneten Verbindungen mit anderen Heileinflüssen, wohlthätig wirken. Sind aber die genannten Leiden bereits tiefer in die Sphäre des animalischen Lebens vorgedrungen, haben sie in der Substanz Aftergebilde, Zerstörungsprozesse, oder im Nerveneinfluß krampfhafte Anomalien und Lähmungen hervorgerufen, so tritt die Anwendung der Molke vor dem Bedürfnisse entschiedener wirkender Mittel in den Hintergrund. — Man trinkt die Molken frisch bereitet, in angemessener Temperatur, in der Regel lauwarm. — Verbindet man sie mit Mineralwassern von einem geringen Wärmegrade, so bedient man sich ihrer als Regulatoren zur Hervorbringung derjenigen Erwärmung, die gerade gewünscht wird. Am gebräuchlichsten sind die Molken aus Kuhmilch; diejenigen aus Ziegen- oder Eselsmilch kommen ebenfalls in Anwendung. Der Unterschied, welcher bei der Milch dieser verschiedenen Thierarten sich auf das Verhalten des Käsestoffs zur Verdauungsflüssigkeit gründet, fällt hier ganz weg und es handelt sich nur um den größeren oder geringern Reichthum an Salzen, Zucker und Extraktivstoffen, welche letztere allerdings wieder unter einander manche Unterschiede darbieten mögen. — Die Diät muß der Krankheit angemessen seyn, in jedem Falle aus leicht verdaulichen Speisen bestehen. Fette und saure Speisen werden vermieden.

Molkenstraße, oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Vechta; 120 Einw.

Molkenwirthschaft (Molkerei) in Niedersachsen s. v. a. Holländerei.

Molkwerum, niederländ. Flecken, Prov. Friesland, südwestlich von Sneek, am Zuider-See.

Moll (von dem lat. mollis, weich, Mus.), s. Dur, Tongeschlechter, Tonarten.

Moll (Geogr.), belg. Dorf, Prov. Antwerpen, südöstl. von Turnhouth, an der Moll-Nethe, welche sich mit der großen Nethe vereinigt, und zwar südwestl. von Moll; schön gebaut; zahlreiche Fabriken in Tuch, Flanell, Spitzen; Färbereien &c.; 4770 Einw.

Moll (Säugeth.), Mäusegatt., s. v. a. Sandmoll, Bathyergus *Ill.*

Moll (Biogr.), Balthasar Ferdinand, Bildhauer, geb. 1717 zu Innsbruck u. von R. Donner in Wien gebildet. Von ihm sind die Statuen auf der Triumphpforte zu Innsbruck, die 1775 zum Andenken an die im Jahre 1765 vollzogene Vermählung des Erzherzogs Peter Leopold, nachherigen Kaisers Leopold II., errichtet ward, ferner die Statuen des heil. Franz von Assisi und der heil. Clara am Hochaltar der Kreuzkirche zu Innsbruck, das Brustbild des Kaisers Franz I. im Thiergarten zu Schönbrunn, die Ehrensäule des Fürsten Wenzel von Lichtenstein im Zeughause zu Wien und die Reiterstatue Franz I. im Kaisergarten. Nach seiner Erfindung ward auch ein silbernes Antipendium ausgeführt, welches, die Portraits der ganzen k. k. Familie von Franz I. und Maria Theresia darstellend, von letzterer nach Mariazell in Steiermark gestiftet ward und von Anton Moll in einem Kupferstiche wiedergegeben ist.

Moll, 1) (Waarenk.), wollenes Zeuch, welches dem Molton gleicht, 7 — 8 Viertel breit; — 2) (Wasserb.), s. v. a. Schlammkrücke.

Molla (schwed., Bot.), s. v. a. Gartenmelde, Atriplex hortensis *L.*

Molla (türk.), bei den Türken und Persern Titel des Oberrichters, der in den Städten und in ganzen Distrikten die bürgerliche u. peinliche Jurisdiktion übt. Derselbe wird zu der höhern Geistlichkeit gerechnet; unter ihm steht der Kadi, über ihm in der Türkei die Kadiasker und in

Persien der Sadr oder das Haupt der M.s. In den Staaten Turkestans liegt den M.s die ganze Ortsverwaltung ob.

Mollahpur, asiat. Stadt, Hindostan, Reich Audh, am Gogra.

Mollans, franz. Flecken, Dep. Drôme, Bez. Nyons, auf einem Felsen in einer Schlucht des Ouvèze, über den eine Brücke führt; unweit eine schöne Grotte; 1220 Einw.

Mollare, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria, südöstlich von Acqui.

Mollaul, asiat. Stadt, Hindostan, Holcar-Staat, Prov. Gudjerat.

Mollaycota (Mollahuleh), brit.-vorderindische Stadt, Präsidentsch. Madras, Prov. Malabar, nordöstl. von Kalikut.

Mollboot, Schaufel zum Reinigen versandeten Landes vom Sande. Sie hat einen flachen, 4 F. langen, 3 F. breiten Boden und einen 4 Z. hohen Rand. Vorn rafft eine 4 Z. breite eiserne Klinge den Sand auf; hinten ist ein Schwengel befestigt, mittelst dessen ein Mann die Schaufel, welche von Thieren gezogen wird, etwas hebt, so daß die Klinge vorn tiefer in den Sand eingreifen muß.

Mollbret, Mullbret, auch Raumschaufel. Dieses sehr nützlichen Instrumentes bedient man sich zur Arbeit des Erdens, z. B. zum Ebnen der Wiesen, namentlich aber in der holsteinischen Marsch zur Vertheilung des Klaischusses auf den Fennen (Koppeln). Man hat hier große und kleine Mollbreter, jene zu vier, diese zu zwei Pferden; in der Einrichtung sind sich beide gleich. Sie bestehen aus mehren querliegenden u. zu einer Rundung aneinandergefügten, durch zwei lattenähnliche, mit starken eisernen Bändern beschlagene Balken an beiden Seiten unten zusammengehaltenen Bretern, welche an jeder Seite nach oben, einer Schiebkarre ähnlich, mit Seitenbretern und hinten gleichfalls mit einem Brete versehen sind, um die Erde festzuhalten. Hinten an dem Geräthe sind 2 — 2½ Fuß lange Handhaben, die von jenen Unterbalken ausgehen; vorn ist das Rostbret mit einer eisernen Schneide versehen; an den beiden Seiten desselben befinden sich zwei starke, zur Befestigung der Pflugkette dienende Haken. Vor diese wird ein Wagebalken mit einer Federkrampe gelegt und in jene eiserne eingehakt, vorher aber noch eine Pflugkette über die Federkrampe des Wagebalkens — der Tracht (Dragt) — gesteckt, die Filade (das Glied oder Gelenk der Egge, d. i. der Haken, womit sonst Egge und Dragt verbunden) angehängt und ein zweiter Wagebalken eingehakt. Vor jeden derselben spannt man zwei Pferde. Diese großen Mollbreter kann man nicht zum Wegbringen des Klaischusses gebrauchen; man bedient sich ihrer nur dann, wenn man Erhöhungen einer Fenne in Niederungen derselben bringen will, um sie dadurch eben zu machen. Jene Arbeit des sogenannten „Warfens", die mit den kleinen Mollbretern beschafft wird, geschieht folgendermaßen: Es sind dazu deren zwei erforderlich: zuerst hebt der Arbeiter das eine hinten bei den Handhaben auf, setzt es mit der eisernen Schneide in die abzuwarfende Erde (oder den Klaischuß), und läßt die von einem Jungen getriebenen Pferde anziehen. Hat das M. hinlänglich Erde gefaßt, so läßt der Führer desselben los, und der Fuhrmann bringt jene an die nöthigen Stellen, wo ein dritter Arbeiter das Geräth umkehrt, die Erde herauswirft u. überall streut. Während der Fuhrmann zurückkehrt, ist das zweite M. bereits wieder angefüllt, wird transportirt, und an seiner Statt das erstere wieder eingesetzt u. s. w.

Molle, austral. Berg, Neuholland, südwestl. von M. Lachlan.

Molle (franz., Ichthyol.), s. v. a. Meerschleihe, Phycis mediterraneus *Schneid.*

Molle (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt., s. v. a. Schinus *L.*

Molle (ital., Waarenk.), in Italien der glatte und der brochirte Mohr.

Mollebaum (Bot.), s. v. a. indischer Mastixbaum, Schinus molle *L.*

Mollecche (ital., Kruft.), s. v. a. gemeine Seekrabbe, Portunus maenas.

Mollein (Malonjn), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Oppatowitz; 150 Einw.

Mollen, österr. Dorf, Land ob der Ens, Traunkreis; große Eisenfabriken, welche besonders Brummeisen (jährlich 100,000 Stück) liefern.

Mollenburg (Geogr.), 1) österr. Schloß, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, auf einem Felsen, mit Herrschaft und Landgericht; — 2) Dorf das., Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Raitz; 420 Einw.

Mollendo, südamerikan. Hafenort, Peru, im großen Ocean, südwestl. von Arequipa.

Mollenköpfe (Amphib.), s. v. a. Kaulquappen (s. d.), Gyrini.

Mollens, schweiz. Dorf, Kant. Waadt, Bez. Aubonne; 460 Einw.

Moller (Geogr.), austral. Insel, im gefährlichen Archipel, unbewohnt, fruchtbar; Südwestspitze 17° 52′ 50″ südlicher Br., 143° 12′ 39″ östl. L. Nordostspitze 17° 44′ 18″ südl. Br., 142° 55′ 28″ westl. L.

Moller (Biogr.), 1) Graf von, geb. in Kurland, trat sehr jung in den Seedienst Rußlands, ward im Jahre 1814 Flottenkapitän, 1819 Contreadmiral, verwaltete 1822 während der Krankheit des damaligen Marineministers, Admirals Marquis von Traversé, interimistisch das Direktorium des Marinedepartements, ward 1824 Viceadmiral und Chef des Generalstabs der Marine, erhielt 1828 wegen ausgezeichneter Verdienste um das Detail des Marinewesens eine ansehnliche Güterdotation, ward 1830 wirklicher Marineminister, gab aber 1836 sein Portefeuille an den Fürsten Menzikoff ab unter Beibehaltung seines Sitzes und seiner Stimme im Reichsrath. — 2) Georg, Hofbaudirektor u. Oberbaurath zu Darmstadt, geb. 1784 zu Diepholz im Hannöverschen, bildete sich zuerst unter Weinbrenner in der Architektur aus, machte dann eine dreijährige Reise in Italien und trat 1810 als Hofbaumeister in großherzoglich hessische Dienste. Die Zeitrichtung wies damals auf das Mittelalter hin, und M. hat sowohl durch seine Bauten, wie durch seine literarischen Arbeiten

zur Würdigung desselben in architektonischer Beziehung nicht wenig beigetragen. Hierher gehört seine Herausgabe der „Denkmäler deutscher Baukunst (auch unter dem Titel: Beiträge zur Kenntniß der deutschen Baukunst des Mittelalters, enthaltend eine chronologisch geordnete Reihe von Werken aus dem Zeitraum vom 8. bis zum 16. Jahrh., 22 Hefte in 4 Bdn. m. 127 Kupf. in gr. Fol. nebst Text, Darmst. 1815—45). Auch gab er das Facsimile des Originalrisses zu dem kölner Dom heraus, welches er in Darmstadt zufällig auf einem Dachboden aufgefunden hatte. Mehre bedeutende Gebäude verkünden seinen Namen, von denen die meisten nach seinen Planen von Grund aus aufgebaut wurden, wie das Casino (1817) und das Opernhaus (1819), die katholische Kirche (1824), die neue Kanzlei in Darmstadt (1826), die katholische Kirche zu Bensheim (1827), die östliche Domkuppel zu Mainz (1828), das Theater das. (1833) u. A. M. huldigt nicht dem unpraktischen Bestreben, die mittelalterlichen Bauformen wieder anwenden zu wollen, sondern er vindicirt vielmehr der Gegenwart das Recht und den Beruf, einen ihr angemessenen neuen Baustyl zu schaffen. Aus dem mittelalterlichen Styl aber will er die von ihm zuerst wieder aufgefundenen konstruktiven Grundgesetze der Architektur des Mittelalters beibehalten wissen, deren wesentlichstes Princip er mit dem Namen des Netz- oder Knotensystems bezeichnet und in mehren seiner Bauten angewendet hat. Namentlich gilt er als der vorzüglichste Meister in der Struktur des Daches. Die unter seiner Leitung gebaute Domkuppel zu Mainz, so wie das Dach des dortigen Theaters sind Meisterwerke sinnreicher Einfachheit. Bei dem mainzer Theater ließ er zuerst das innere Halbrund auch im Aeußern hervortreten, ein Princip, welches später vom Professor Semper bei dem Bau des dresdener Theaters noch prachtvoller ausgeführt worden ist. M.s neuestes großes Bauwerk ist der herzogliche Palast in Wiesbaden, der aber dem ursprünglichen Plane nicht ganz getreu ausgeführt wurde (1837—40). — Unter seinen zahlreichen Schülern nennen wir Lerch, Hessemer und Andrä. — M. gab auch „Beiträge zu der Lehre von den Konstruktionen" (Darmst. 1833 ff.) heraus.

Mollera (ital., Ichthyol.), s. v. a. Meerschleihe, Phycis mediterraneus *Schneid.*

Mollersdorf, österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Königstetten; 210 Einw.

Mollerus (Biogr.), 1) Johann Heinrich, Baron M., geb. 1753 im Haag, wurde 1784 holländischer Regierungssekretär, trat aber bald aus dem Staatsdienst, weil er dem Hause Oranien anhing. Im J. 1802 wurde er Sekretär bei den Staaten von Holland, 1804 Mitglied des Rathes von Indien, 1807 Staatsrath, 1808 Minister des Innern, 1809 Minister des Kultus, im J. 1810 unterhandelte er über die Vereinigung Hollands mit Frankreich. Napoleon konnte ihn wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das Haus Oranien nicht leiden. Im J. 1813 wurde er Generaldirektor der Brücken und Chausseen in den batavischen Departements, 1814 Kriegsminister mit dem Titel eines Generalkommissärs des Kriegs, da der Prinz von Oranien die oberste Leitung hatte. Im J. 1815 nahm er als wirklicher Staatsrath Antheil an den Verhandlungen über das Grundgesetz der niederländischen Verfassung, 1816 wurde er Vicepräsident im Staatsrath. — 2) Freiherr von M., Sohn des Vorigen, bekleidete längere Zeit den Posten eines bevollmächtigten Ministers und außerordentlichen Gesandten des Königs der Niederlande am russischen Hofe.

Mollerusa, span. Dorf, Cataluña, Prov. Lerida, südwestl. von Cervera.

Molles (Geogr.), 1) austral. Fluß, Neuholland, mündet in den Macquarie, links; — 2) M. Pl., Ebene das., am Lachlan und an der Westseite der Macquarie-Kette; — 3) französ. Dorf, Depart. Allier, Bez. la Palisse; 690 Einw.

Molles nervi (Anat.), wurden von Haller (El. phys. IV, S. 236) die röthlich weichen Nerven genannt, welche aus dem obersten Halsknoten an die Karotis und deren Zweige treten. Sömmerring (Nervenlehre, §. 270, Note 9) hat diesen Nerven den passenden Namen Gefäßnerven beigelegt, da sie nicht allein am Halse, sondern auch in anderen Gegenden des Körpers aus den Nervenknoten des Nervus sympathicus zu den Blutgefäßen sich begeben.

Mollet (franz., Ichthyol.), s. v. a. breiter Schellfisch, Gadus barbatus *L.*

Mollet (Waarenk.), im französischen Handel eine Sorte ganz schmaler Franzen von Zwirn, Seide, Gold und Silber.

Molleton (franz., Waarenk.), s. v. a. Molton.

Molleville, Bertrand, Marquis de M., s. Bertrand 7).

Mollhagen, holstein. Dorf, Amt Trittau; 210 Einw.

Mollia (Bot.), 1) nach Martius, Gatt. der Tiliaceae *Mart.* Einzige Art: M. speciosa *Mart.*, Schlechtendalia speciosa *Spr.* Schöner Baum in Brasilien. — 2) Nach Gmelin, Pflanzengattung. Art: M. imbricata *Gmel.*, s. v. a. Baekea crenulata. — 3) Nach Willdenow, Pflanzengattung. Arten unter Polycarpäa u. Polycarpon. — 4) Nach Schrank, Laubmoosgattung, s. v. a. Barbula *Hedw.*

Mollien (Biogr.), 1) François Nicolas, Graf v. M., geb. 1758 zu Rouen, war französ. Generalpächter, dann von 1806—1814 Minister des kaiserlichen Schatzes, welches Amt er auch während der 100 Tage wieder übernahm, ward dann Pair, verlor bei der zweiten Restauration diese Würde und erhielt sie erst 1819 zurück, ward seitdem zu verschiedenen Finanzkommissionen hinzugezogen und † 1826. — 2) Gaspard Théodore, Graf v. M., Sohn des Vorigen, geb. 1796 zu Paris, trat 1816 in den Marinedienst, machte mehre Entdeckungsreisen nach dem Senegal und Niger (1818 und 1819), bereiste 1822 Kolumbien und ward 1825 Vicekonsul auf der Insel Hayti, 1830 interimistischer

Generalkonsul und schloß als solcher einen den alten französischen Kolonisten günstigen Vertrag ab. Gegenwärtig ist er französischer Generalkonsul in Havannah. Schrieb: Voyage dans l'interieur de l'Afrique aux sources du Sénégal et de la Gambie, fait en 1818, Par. 1820, 2 Bde.; — Voyage dans la republique de Colombie en 1823, das. 1824, 2 Bde.

Molliens, s. Moliens.

Molliken (Deutsch-M.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Neuhaus; 560 Einw.

Mollinedia (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Eichel-Gohre nach Oken, Gattung der Nyctagineae *Rchb.*, der Urticeae *Mirb.* Charakter: Kelch oval, vierspaltig und geschlossen, ohne Blume; ein Dutzend Staubbeutel unten auf dem Boden, nebst einigen einsamigen, länglichen Pflaumen mit kurzem Griffel. Sträucher und Bäume in den Chinawäldern von Peru, von 4 Arten bekannteste: M. ovata *Ruiz* et *Pavon*, Prodr., Taf. 15. Blätter oval, glänzend, am Ende gezähnt. Ein hoher Strauch mit Pflaumen, welche eine violete Farbe geben und von den Vögeln gierig gefressen werden.

Molling, Dominicus, geschätzter Bildhauer, geb. 1691 zu Wengen in Tyrol. Als der Sohn eines unbemittelten Bauern lernte er die Anfangsgründe der Kunst von einem Anverwandten Joh. Molling und begab sich dann auf Reisen. Er lebte lange zu Riva und bei dem Bildhauer Benedetti zu Mori, kehrte aber in späteren Jahren in seinen Geburtsort zurück und arbeitete daselbst, besonders für Kirchen, in Holz, Elfenbein und Stein; † 1761. In der Kuratkirche zu Wengen sind von seiner Hand eine sehr schöne Mutter Gottes, eine heil. Katharina, ein heil. Sylvester, St. Johann von Nepomuk, mehre Engel und eine Kanzel mit den 4 Evangelisten in schönen Basreliefs. M. war auch Maler. Man schreibt ihm das schöne Freskogemälde an den äußeren Widumsmauern (Pfarrhof) zu Wengen zu.

Mollinscheir, Arm des Ganges (s. d.).

Mollis (bot. Term.), weich, in Bezug auf Konsistenz und Haarbekleidung. Im ersten Falle der Gegensatz von durus, hart.

Mollis (Geogr.), schweizer. Pfarrdorf, Kant. Glarus, östlich von Näfels, in fruchtbarer Gegend, am Fuß des Frohnalpstocks an der Linth; Mineralquelle, vorzüglicher Käse (Schabziger); während der Föhn weht, darf hier nicht gekocht werden; mit Beglingen 2060 Einw. Dabei der molliser Kanal zur Austrocknung der Linthsümpfe.

Mollisia (Bot.), nach Fries, Untergatt. von Peziza *L.*

Mollitia (Mollities, lat.), 1) das Weichseyn; — 2) Weichlichkeit; — 3) krankhaftes Erweichen einzelner Theile; so: M. ossium (Med.), s. Knochenerweichung. — Mollities unguium, Onychomalacia, Erweichung der Nägel (Med.), erscheint nicht selten nach dyskrasischen Onychinen, vorzüglich bei skrophulösen und syphilitischen, so wie bei bleichsüchtigen Individuen; auch hat man diese Malacie manchmal bei Blausüchtigen beobachtet.

Molln, österreich. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Traunkreis, Distr. Steinbach, im hohen Gebirge; 1300 Einw.

Molltorp, schwed. Kirchspiel, Skaraborg-Län; Alaunwerk.

Mollugineä (Bot.), s. Mollugo *L.*

Mollugo (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung, s. v. a. Pharmaceum *Spr.* Die Gatt. ist der Typus der Mollugineä, welche eine Untergruppe der Portulacaceae Paronychieae *Rchb.* ausmachen.

Mollusca (Zool.), nach Cuvier u. And., Weichthiere, zweite (oder von unten herauf vierte) Hauptordnung des Thierreichs. Allgem. Charakter: Schleimthiere, welche von einem Mantel, d. h. von weichen, viel Schleim absondernden Hautlappen umhüllt sind, woraus sich bei den meisten ein Kalkgehäuse absondert. Sie haben entweder einen Kopf, oder sind kopflos, bei allen sind aber die Organe des Kreislaufes, der Verdauung und Athmung sehr ausgebildet. So wie die Gliederthiere ihrer vollkommnern äußern Organisation wegen den Wirbelthieren am nächsten stehen, so die Mollusken ihrer vollkommneren inneren Organisation wegen. — Wir fassen das Wichtigste aus der Naturgeschichte der Mollusken in folgenden Punkten zusammen: a) Allgemeines über Organisation der Mollusken und über das Verhältniß derselben zu den übrigen Hauptordnungen des Thierreichs. Der Typus, welcher den Formen der Weichthiere im Allgemeinen zu Grunde liegt und welcher von den Ascidien bis zu den Sepien zu einer unmittelbaren Angrenzung an die Ordnung der Wirbelthiere sich entfaltet, hat zu seinem wesentlichsten Charakterzug eine peripherische Entwicklung des Nervensystemes, vermöge welcher die äußere Haut, so weit sie nackt hervortritt, eine Empfindlichkeit und eigenthümliche Lebensthätigkeit empfängt, die sich schon in der häufigen Aussonderung der thierischen Flüssigkeiten kund gibt. Es ist in dem Wesen der Weichthiere ein hohes Maß der Empfindlichkeit für die äußern Einwirkungen, nur mit einem geringen Maß der Gegenbewegung oder Reaktion gegen diese Einwirkungen verbunden. — Die Abtheilung der Weichthiere beginnt mit Formen, welche in ihrer inneren Vollendung wie in ihrem äußeren Umrisse den niedrigsten Klassen der Strahlenthiere und der Gliederthiere parallel stehen. Bald aber wird ein Fortschreiten der Gestaltung zu solchen Formen gefunden, denen zwar mit den nöthigen Organen auch die Fähigkeit zu einem lebhaften Wechselverkehr mit den anderen Einzelwesen der Sichtbarkeit benommen, zugleich aber die Fähigkeit für den Wechselverkehr mit dem allgemeinen belebenden Einfluß in einem hohen Maße gegeben ist. Denn jene inneren Lebensverrichtungen, welche dieser Wechselverkehr begründet: das Athmen, so wie der Kreislauf und die Bereitung der blutartigen Säfte, haben in den vollkommeneren Weichthieren eine Stufe erreicht, welche sie in keiner Klasse der beiden ersten Abtheilungen des Thierreiches erreichen konnten. — Ein Hauptunterschied zwischen dem Reich der Weichthiere und dem der

Gliederthiere fällt sehr bald ins Auge: mit dem mannichfach gegliederten Bau des Leibes und seinen verschiedenen äußeren Organen hat sich bei den Weichthieren überhaupt die Mannichfaltigkeit der Formen verloren: die Zahl der bekannten Arten der Mollusken erreicht noch kaum den 10. Theil der Artenzahl der Gliederthiere. Statt der hier so hoch gesteigerten Vielheit hat sich jedoch dort die Einfachheit des Wesens desto kräftiger eingefunden: die Weichthiere sind ihrer ganzen Natur und Wirksamkeit nach nicht mehr vorherrschend für den Verkehr mit den anderen sichtbaren Dingen, sondern für die Einkehr in den Kreis der eigenen Erhaltung da; sie sind im höheren Maße ein Etwas für sich geworden. Daß dieses so sey, bezeugt schon die größere Körpermasse der Einzelwesen; die lange Lebensdauer der meisten; die Fähigkeit zu vielen, alljährlich sich wiederholenden Zeugungen, welche nur bei wenig Familien der Gliederthiere gefunden wird. — Namentlich bei vielen Arten der letzteren ist das Männchen das vergänglichere, öfters auch das an körperlichem Umfang ungleich kleinere Wesen, welches, wie bei der Ergyne cervicornis, nur wie ein zarter Schützling des verhältnißmäßig riesenhaft größeren Weibchens erscheint. Das, was den Weichthieren im Allgemeinen ihre bedeutendere Größe und ausdauernde Lebenskraft verleihet, das ist auch nur die in ihrer Natur vorwaltende, aufnehmende Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß: die in ihnen vorwaltende Weiblichkeit. Ein großer Theil der Mollusken ist dadurch vor den Thieren der tieferen Hauptordnungen ausgezeichnet, daß ihm selbst zur Erzeugung der fruchtbaren Keime und der Jungen der Verkehr mit einem anderen, geschlechtlich verschiedenen Wesen seiner Art nicht durchaus nothwendig ist; er vermag selbstständig, nur von dem allgemeinen, belebenden Impuls angeregt, zu gebären. — Auch die Betrachtung der Aufeinanderfolge der einzelnen Gestaltungsstufen der Weichthiere zeigt uns ein deutliches Fortschreiten von jenen Grenzformen, da noch viele Einzelwesen, wie bei den Polypen, zu einem gemeinsamen Ganzen verwachsen sind, zu dem eben beschriebenen Haupttypus dieser ganzen Thierordnung, dessen eigenthümlichster Charakterzug das selbstständigere Bestehen des Einzelwesens für sich und für den Verkehr mit dem einen und allgemeinen belebenden Einfluß ist. — Es ist, wie schon erwähnt, bei den meisten Gattungen dieser Thierordnung die weiche Haut mit so vielen Nerven durchwebt, einer so beständigen Aussonderung schleimiger Säfte unterworfen und hierbei so empfindlich, daß sie Cuvier mit der Schleimhaut der Geruchsorgane im höheren Thierreich vergleicht und die ganze Oberhaut der Schnecken für eine Vermittlerin des Geruches hält, welcher offenbar die Landschnecken, so wie selbst die des Meeres von Weitem her zu der ihnen angenehmen Pflanzenkost ziehet, und, wenn man diese ihnen nahe bringt, sie sogleich aus der Schale hervorlockt. Die Weichthiere erscheinen schon hierin den Einwirkungen der umgebenden Elemente so offenstehend und bloß gegeben, wie dies die vollkommeneren Thiere nur an einzelnen, für die Wahrnehmungen der Sinne offen gelassenen Punkten, die fast ganz unempfindlichen Würmer nur an Mund und After sind. Es wird daher hier der der andringenden Außenwelt entgegentretende Bildungstrieb gleich vom Anfang, bei dem ersten Auftreten dieser Ordnung geschäftig gefunden, die zu empfindliche nervenreiche Haut durch eine festere, unempfindliche Knochen- oder Knorpeldecke zu schützen, und wir sehen das ganze Thier mit einem solchen Knochengehäuse umgeben, wie im vollkommeneren Thierleibe das Gehirn und Rückenmark, die Augen oder die Geruchshaut, mitten unter den übrigen Theilen und Gliedern umringt. Außer diesem bildet auch die weiche Haut des Leibes selber faltige Anhänge und Fortsätze, welche bald als sogenannter Mantel den eigentlichen Leib umhüllen, bald sich zu Röhren, zum Aufnehmen und Ausstoßen des Wassers, bald zu Flossen gestalten. Vergl. v. Schubert, Geschichte der Natur, Bd. III, S. 320 ff.

b) **Beschreibung des Molluskenleibes nebst den wichtigsten Terminologien.** Der weiche, schlüpfrige, sehr ausdehnbare Körper wird mehr oder weniger locker von einem verschieden gestalteten Hautsacke, welcher Mantel heißt, umschlossen, aus dessen Schleimnetze sich bei den meisten kalkige Theile absetzen, welche das schon im Embryo des Eies als dünne Hülle erkennbare Gehäuse bilden, u. dessen allmählige, schichtenweise Bildung man meist noch deutlich an dem ausgebildeten Gehäuse wahrnimmt. Die Gestalt des Gehäuses ist sehr verschieden und ganz vom Mantel abhängig. Die mit einem Gehäuse bedeckten Thiere heißen vorzugsweise Schalthiere, und zwar Schnecken (cochleae, testae), wenn das Gehäuse einschalig und gewunden ist, Muscheln (conchae) aber, wenn es zwei Schalen hat; Mollusken ohne Gehäuse heißen nackte Weichthiere. Das Gehäuse bedeckt entweder das Thier ganz, oder nur zum Theile, selten ist es so klein, daß es im dicken Mantel ganz versteckt liegt. Als Sinnesorgane haben die vollkommenen Mollusken am deutlich geschiedenen Kopfe Fühler, Augen, Zunge und einen, oft mit hornigen Kauwerkzeugen versehenen Mund; die Kopffüßler haben auch Gehörorgane. Die ganze, stets feuchte Oberhaut sieht man als Gefühlsorgan an. Statt der eigentlichen gegliederten Bewegungsorgane haben sie entweder 1) flossenförmige Häute oder fleischige Arme, zugleich zum Greifen, oder 2) unten am Bauche eine fleischige Sohle, Fuß genannt, womit sie sich festhalten oder langsam fortschieben können. Als Verdauungsorgane besitzen sie einen gewundenen Darm und eine meist große Leber; die Athmungsorgane liegen meist äußerlich am Leibe unter dem Mantel und bestehen in gefäßreichen Lungenhöhlen oder Kiemen. Der Centralpunkt des Gefäßsystems ist ein muskulöses Herz, welches das bläulichweiße Blut aus den Athmungsorganen empfängt und dem Körper zuführt. Der Hauptstamm des Nervensystems besteht in einem Nervenringe, welcher über dem Schlunde liegt und oben zu einem Markknoten, Gehirnknoten, anschwillt und zahlreiche Körpernerven aussen-

det. — Am Gehäuse unterscheiden wir: 1) die Färbung und Zeichnung, welche a) von der das Gehäuse überziehenden Oberhaut (epidermis), b) von der Stellung der am Mantelrande liegenden Drüsen und c) von der Einwirkung des Lichtes abhängt, weshalb auch die Bewohner der heißen Zone und der Küsten lebhafter gefärbte, die der kalten Zonen und aus Meerestiefen meist weiß gefärbte Gehäuse haben. Nach der Zeichnung unterscheidet man: punktirt, betropft, besprengt, fleckig, gewürfelt, geflammt, wolkig, marmorirt, netzartig, zickzackstreifig, streifig, bandirt, umgürtet u. s. w. — 2) Die Skulptur, oder die unter der Oberhaut in der Schale sich findenden Erscheinungen, nach welchen das Gehäuse heißt: liniirt, gerippt, gefurcht, gefaltet, gestreift, gegittert, runzlig, gekörnt, höckerig, stachelig. Das einfache Gehäuse ist entweder: a) gewunden, wie bei Helix, oder b) nicht gewunden, wie bei Patella. An den gewundenen Gehäusen oder Schnecken unterscheiden wir: a) die Windungen (anfractus), welche stielrund, niedergedrückt, zusammengedrückt, bauchig, gekielt u. s. w. seyn können; b) den Wirbel (vertex), den obern spitzigen Theil, womit die Bildung des Gehäuses beginnt; c) die Basis, den unteren größeren und breiteren Theil, mit der größten Windung und der Mundöffnung; d) die Axe, die senkrechte Linie von der Spitze zur Basis; e) das Gewinde (spira) oder alle Umgänge mit Ausnahme des letzteren. Das Gewinde ist erhoben (wie bei Helix pomatia), eingesenkt (wie bei Planorbis corneus), eingerollt (involuta), wenn die Windungen so an einander liegen, daß sie sich gänzlich verhüllen (wie bei Cypräa), oder daß höchstens nur die Spitze des Gewindes sichtbar ist (wie bei Bulla; f) die Spindel oder Spindelsäule (columella), die wirkliche oder eingebildete Axe, um welche sich das Gehäuse dreht; g) den Nabel (umbilicus) oder das unten befindliche, mehr oder weniger tiefe Loch, welches entsteht, wenn die Umgänge nicht ganz an einander schließen (Helix fruticum ist genabelt, Solarium perspectivum ist weit genabelt, Helix pomatia bedeckt genabelt, Clausilia similis ist geritzt oder hat statt des Nabels nur eine Ritze); h) die Mündung oder Mundöffnung (apertura), die Oeffnung, aus welcher das Thier hervorkriecht und die bei vielen Arten durch einen Deckel verschlossen werden kann; i) den Mundsaum (peristoma) oder den Rand der Mündung von außen; k) den Spindelrand oder Innenrand (margo columellaris), den inneren auf der Spindel liegenden Rand der Mündung; l) den Außenrand oder Lippenrand (labrum) oder den dem Innenrande entgegengesetzten äußern Rand. Die Mündung kann kreisrund, eiförmig, halbkreisförmig, mondförmig, birnförmig, herzförmig u. s. w. seyn. m) Die Form des Gehäuses ist: kugelig, eiförmig, eirund, kreiselförmig, kegelförmig, gethürmt, spindelförmig, walzenförmig, scheibenförmig, ohrförmig u. s. w. — An der Muschel unterscheidet man a) den Oberrand, den Theil, wo die Schalen oder Klappen verbunden sind; b) den Unterrand, der jenem entgegengesetzt ist; c) den Vorderrand oder das stumpfere, meist kürzere Ende, wo (wie bei den Anadonten) der Mund liegt; d) den Hinterrand oder das breitere spitze Ende; e) die linke und rechte Schale. Wenn wir eine Muschel auf die Oeffnung stellen, das stumpfere vordere Ende von uns ab und das längere spitzere Ende mit dem Schloßbande zu uns her gerichtet, so liegt uns die rechte Schale rechts und die linke links; f) das Schloß (cardo) oder die aus Zähnen (Schloßzähnen) und Leisten (Schloßleisten, Seitenzähnen) gebildete Vorrichtung, wodurch die Schalen in einander schließen; g) das Schloßband (ligamentum), das knorpelige Band hinter dem Schlosse, welches durch seine Zusammenziehung die Muschel öffnet; diesem Bande entgegen wirken 1—2 Muskeln, welche im Innern der Schale sich jederseits h) in Muskeleindrücke oder Vertiefungen der Schalen ansetzen und die Schalen schließen; i) die Buckel, Wirbel, Schnäbel (umbones, nates), die beiden Erhöhungen der Schale neben dem Schlosse; k) das Schildchen (area), den vor den Wirbeln liegenden, meist anders gefärbten Theil der Schale; l) das Feldchen, den Hofraum, das Maal (lunula), den hinter den Wirbeln liegenden Theil. Die Muschel heißt: a) klaffend (hians), wenn die Ränder nicht fest zusammen schließen, b) gleichseitig, c) ungleichseitig, d) gleichschalig, e) ungleichschalig.

c) Fortpflanzung. Alle Mollusken entwickeln sich aus Eiern, doch gibt es auch hier eine oder die andere Ausnahme. So bei einer hieländischen Sumpfschnecke, Paludina vivipara, welche lebendige Junge bringt. Einige indische Landschnecken legen Eier mit ziemlich harter, undurchsichtiger Schale, bis zum Durchmesser eines Zolles oder der Größe eines Taubeneies; z. B. Bulimus haemastomus; die hieländischen großen Weinbergschnecken legen kugelrunde, perlfarbige, durchscheinige Eier unter die Erde, deren Haut an der Luft etwas verhärtet. Die hieländischen Wasserschnecken kann man oft ihren Laich an die Gläser, in denen man sie hält, absetzen sehen; manche, z. B. Helix depressa, setzen einen leimgelben Fleck ab, in welchem etwa ein Dutzend einzelne Eier befindlich, und man kann schon nach wenig Tagen bemerken, wie sich die Jungen mit ihren Schalen darin unaufhörlich im Kreise bewegen, bis sie endlich auskriechen. Von der Fortpflanzungsweise vieler Meerkonchylien fehlen uns noch die nähern Beobachtungen. Man sieht oft unter den Vorräthen der Sammlungen trockene zusammengehäufte Eierzellen, die einem Buccinum angehören. Buccinum undatum legt solcher Eierblasen, in deren jeder einige Dutzend kleiner gelber Eier stecken, so groß wie Nadelknöpfe, die endlich durch einen Spalt heraustreten. Andere, zumal die Sepien, setzen ihre Eiermassen in dicken Gallertschnüren, wie Krötenlaich aussehend, ab. Die Muscheln lassen ihre zahlreichen Eier erst aus dem Eierstock in die äußeren Kiemenblätter treten, die oft davon ganz strotzen, dann entweder unverändert, oder auch schon ausgekrochen herausfallen, wo man die unserer Flußmuscheln,

in einem Gefäße aufgefangen, oft zu Tausenden schon ihre kleinen Schalen auf- und zuklappen sieht. Da mehre Muscheln, wie auch unsere gemeinen Austern, mit der einen Schale festsitzen, so scheint es, daß das junge Thier anfangs krieche, um sich seinen passenden Ort auszuwählen. Wenigstens würden sich sonst die so berühmten Pfahlaustern unter dem Arsenal von Venedig nicht gut erklären lassen. Was die Seetulpen betrifft, so möchte man glauben, daß sie bisweilen noch gegenwärtig ohne Zeugung entstehen.

d) Aufenthalt und Verbreitung der Mollusken scheint sehr weit ausgedehnt zu seyn, ja, man kann sagen, sie finden sich überall, wo ruhiges Gewässer und nasses Land ist. Noch gegenwärtig wirft die stürmische See Millionen ihrer Schalen aus, welche die Küsten bedecken, wo sie zu Kalk verwittern; die centnerschwere Riesenmuschel bildet, nach Caillaud, Bänke im rothen Meere, eine halbe Stunde lang; aus den Zeiten der Vorwelt erblickt man im Ronca-Thale Lager von Ammoniten, hundert Fuß hoch. Seit zwei Jahrtausenden schon fischt man in der Bai von Cancale Tag für Tag eine unberechenbare Menge Austern, und noch zeigt sich keine Abnahme oder Verminderung derselben. Der sogenannte Meersand an vielen Küsten, z. B. am Saume der Brandungen, besteht fast aus lauter größeren oder kleineren, ja mikroskopischen Konchylien. Donati berechnet seine Mächtigkeit am adriatischen Meere in der Nähe von Venedig schon auf hundert Fuß, und Plancus fand in 6 Unzen dergleichen 618 Stück Nautilus calcar, 130 Nautilus crispus, 6700 Nautilus Beccarii, 900 Nautilus Raphanus und 4 N. Radicula: zusammen 8452 Individuen, die Trümmer anderer Konchylien gar nicht einmal gerechnet. Nun vergleiche man damit die wagenradgroßen Ammoniten (A. colubratus) der Vorwelt, wie man sie zu Tausenden ausgräbt und an manchen Orten zum Straßenbau verwendet, ja überhaupt die Masse versteinerter Konchylien, womit große Gebirge wie erfüllt sind. Auf den Inseln der Südsee soll manchmal in den Wäldern kein Blatt seyn, an welchem man nicht einige Schnecken sitzen fände, dagegen sind dort die Insekten selten, was auf dem festen Lande umgekehrt ist. Doch findet man selbst in den dürrsten Wüsten des heißen Afrika noch lebendige Schnecken. Selbst als Parasiten erscheinen die vielschaligen Acephalen, als Pfahlwürmer, Seetulpen und Tubicinellen. Man nimmt 9000 Arten Mollusken an.

e) Nahrung. Fast alle Mollusken nähren sich aus dem Thierreich. Einige Meerschnecken, so wie die Sepien, sind sehr räuberisch. Erstere bohren die Schalen anderer Schnecken an (daher man bisweilen solche mit Löchern findet) und verzehren das Thier. Nur die Land- und Süßwasserschnecken nähren sich von Vegetabilien, ihre Gefräßigkeit ist bekannt. Sie haben scharf schneidende, gezahnte Kinnladen dazu. Die, wenigstens zum Zweck der Ernährung nicht den Platz ändernden Muscheln vibriren bloß mit ihren Lippen, bei klaffenden Schalen, und nähren sich vom Inhalte des einströmenden Wassers oder saugen es durch ihr Rohr ein.

f) Lebensalter. Das eigentliche Lebensalter der Konchylien ist noch nicht ausgemittelt, doch scheinen manche ziemlich alt zu werden, wenn man ihr langsames Wachsthum in Anschlag bringt. Ihre Lebenszähigkeit und folglich Dauer ist sehr groß. Muscheln wie Schnecken, in ihre Schale zurückgezogen, dauern sehr lange in der Trockenheit aus. Von einer Anzahl kleiner Clausilia papillaris, welche Voigt im Spätsommer 1832 in einem Hause in Pompeji gesammelt u. in Papier u. Baumwolle gewickelt nachmals in einer Kiste Naturalien nach Hause gesandt hatte, fand er im Juli des folgenden Jahres noch siebenzehn Stück lebendig, und sie legten ihm sogar im folgenden Herbst Eier, aus welchen sich eine zahlreiche Brut entwickelte. Caillaud brachte Helix irregularis (die einzige Schnecke in den isolirten Gebüschen der ungeheuren Sandebenen im innern Afrika) aus Senaar und Aethiopien nach Paris, wo sie nach zwei Jahren noch lebendig war und auf Ferussacs Kamin immerfort lebte. Selbst im Weingeiste und im kochenden Wasser dauern sie noch ziemlich lange, und Müllern blieben Succineä im Eise lebendig. Auf der Ausdauer der festgeschlossenen Muscheln, selbst im Trockenen, beruht das Versenden der Austern. Flußperlmuscheln kann man viele Monate hindurch ohne alle Nahrung lebendig erhalten. Das zähe Leben zerschnittener und zu Boden geworfener Sepien sieht man zuletzt mit Widerwillen an. — Eine eigene Merkwürdigkeit der Mollusken, welche auffallend auf ihre kosmische Abhängigkeit deutet, ist ihre verschiedene Güte nach Zeit und Witterung. Schon die alten Römer wußten, daß sie bei wachsendem Monde voll sind. Meyer sah auf seiner Reise nach Jerusalem, daß man auf einer Insel bei Konstantinopel die Muscheln im Neumond fast wegwarf, im Vollmonde dagegen theuer bezahlte.

g) Der Nutzen der Mollusken für das Menschengeschlecht ist bedeutend. In allen Ländern der Welt werden welche gegessen. Sie sind nahrhaft, obschon zähe. Allein nächst der unmittelbaren Nahrhaftigkeit ist auch der reichliche Magensaft, den die Muscheln in ihrem Innern enthalten, ein wesentliches Mittel, die Verdaulichkeit anderer Speisen zu erhöhen, und darauf soll der Hauptwerth der so leckern Auster beruhen, deren es fast in allen Gegenden der Welt (im persischen Meerbusen, Nordamerika) gibt. Abgekochte Schneckenbrühe liefert einen so festen Leim als die beste Hausenblase. Venus mercenaria dient den nördlichen Küstenbewohnern wie den Seefahrern oft zur Hauptnahrung. Tridacna, Gigas, Mytilus edulis, Strombus pes pelicani, Pecten jacobaeus, Solen Siliqua, Vagina, Legumen, Anadonta anatina, Cerithium vulgatum und Teredo navalis, so wie alle, zumal aber die kleinern Sepien und viele andere Muscheln, wie man sie auf den Märkten der Seestädte sieht, werden in zahllosen Mengen, vorzüglich vom gemeinen Volk in katholischen Ländern als Fastenspeise gegessen. Von der gemeinen Weinbergschnecke, Helix pomatia,

berichtet v. Martens, daß sie noch jetzt von den Schneckenbauern bei Ulm in Gärten (an Obstbäumen mit Gruben voll Sägespänen umgeben und mit faulem Obst gefüttert) gezogen werde und davon vormals, vor Aufhebung der Klöster, jährlich vier Millionen, in Fässern zu 10,000 Stück, im Winter nach Wien gingen. Helix pisana, in den Lagunen von Venedig, wird zu vielen Tausenden abgesotten und mit Oel und Knoblauch, in einer Schüssel ausgemacht, auf den Märkten von Venedig verkauft. Der Purpur, ein Saft, dessen Gebrauch sich nur erst seit der Entdeckung der Cochenille verloren hat, kommt von vielen Schnecken, Aplysia, Scalata, Arca nucleus, Buccinum echinophorum; vorzüglich aber gewannen ihn nach Columella die Römer von Purpura patula. Der Byssus der edlen Steckmuschel, Pinna nobilis (auch einiger andern), liefert eine goldbraune Seide, welche noch jetzt im Neapolitanischen zu Handschuhen und dergl. verarbeitet wird und schon den römischen Kaisern zu Mänteln diente. Die Gemahlin Napoleons, Marie Luise, soll einen Shawl von diesem Stoffe besessen haben, wovon die Elle einen Fuß breit 100 Speciesthaler gekostet. Der Tintensaft der Sepien, vielleicht von den Chinesen als ihre Tusche benutzt, ist als Malerfarbe beliebt, so wie die Rückenschuppe derselben zum Poliren des Elfenbeins dient. Die Perlen kommen von der ächten Perlenmuschel, Avicula margaritifera, und einer vielleicht verschiedenen, amerikanischen Species, von der deutschen Flußperlmuschel, Unio margaritifera, und einzelne von vielen andern Muscheln. Es sind die Eier, welche sich mit Perlmuttersubstanz überkleiden. Vielen Völkern dienen Schnecken oder Muscheln, ganz oder in Stückchen geschnitten, als Scheidemünze. So zumal das Otterköpfchen, Cypraea Moneta. In Kaschna haben 2000 Stück den Werth eines Piasters; ein Schaf kostet 600, ein Ochse 2500 dergl. Lyon und Ritchie, Narrative etc., S. 138. Aus ähnlichen Muschelstückchen von verschiedenen Farben machen die Irokesen und andere nordamerikanische Indianer ihre Denkschnüre oder Wampums, die ihnen statt Urkunden dienen. Aus vielen Muschelschalen werden Trinkgeschirre, Löffel und A. gemacht; die Riesenmuschel dient in Indien häufig als Becken oder Wassertrog, und ein Exemplar in Frankreich als Weihbecken. Der Anadonta cygnaea bedient man sich ebendaselbst zum Abrahmen der Milch. Zu Kunstarbeiten dient Nautilus pompilius und Strombus Gigas, letztere zu den sogenannten Muschelcameen, Petschaften u. s. w. Das Perlenmutter von der oben erwähnten Avicula dient zu zahllosen Kunstsachen. Von der See ausgeworfene Konchylien in Massen werden zu trefflich bindendem Kalk gebrannt.

h) Schaden verursachen im Allgemeinen nur wenige Mollusken. Zu den schädlichen gehören besonders unsere Schnecken. Indien hat andere, eben so gefräßige, zumal die übrigens schön aussehende Achatina Zebra. Die Pholaden und Pfahlwürmer durchbohren Schiffe und Dämme auf das Schrecklichste; der Genuß mancher Muscheln, selbst des so häufig genossenen Mytilus edulis, ist zu Zeiten giftig, vielleicht auch nur durch Alter oder Verderbniß.

i) Systematik, Konchyliologie. Wenige Thierklassen haben so viel verschiedenartig ausgeführte systematische Anordnungen aufzuweisen, als die Konchylien, was sich theils aus der Bequemlichkeit, mit welcher man sie in Sammlungen dazu benutzen konnte, theils daraus erklärt, daß die Einen mehr das Thier, die Andern mehr das Gehäuse beachteten. Indeß ist jetzt allgemein angenommen, daß Cuviers System für die Mollusken überhaupt, Lamarks für die Schalen das beste sey, nach welchem sich gerichtet wird. Da nun beide mit wenigen Modifikationen in der Sache selbst übereinstimmen, so läßt sich mit ihnen ausreichen und man kann die Varianten anderer übergehen. — Cuvier hält sich in seiner Anordnung vorzüglich an die Bewegungsorgane der Molluskenthiere, welche er Füße nennt. Diese Benennung ist jedoch uneigentlich: denn bei den einen sind es Theile des Mantels, bei den andern Theile des Bauches, welche als Bewegungsorgane dienen. Er charakterisirt sie aber folgendermaßen: I. Die einen besitzen einen Körper in Gestalt eines nach vorn offenen Sacks, der die Kiemen einschließt, und aus welchem ein wohl entwickelter Kopf heraustritt, der mit starken und langgestreckten fleischigen Produktionen versehen ist, mittelst welcher sie fortschreiten und Gegenstände ergreifen können. Er nennt sie Cephalopoden. — II. Bei anderen ist der Körper nicht offen; der Kopf hat keine Anhängsel oder nur sehr kleine; die Hauptorgane der Bewegung bestehen in zwei Flügeln oder häutigen Flossen, zur Seite des Halses, auf welchen sich oft noch ein Kiemengewebe befindet. Dies sind die Pteropoden. — III. Noch andere kriechen auf einer fleischigen Bauchscheibe, die bisweilen, wiewohl selten, in eine Flosse zusammengedrückt ist, und sie haben fast immer nach vorn einen deutlichen Kopf. Sie heißen Gasteropoden. — IV. Eine vierte Klasse besteht aus solchen, wo der Mund in der Tiefe des Mantels versteckt bleibt, der auch die Kiemen und die Eingeweide einschließt, und sich entweder seiner ganzen Länge nach, oder an beiden Enden, oder an einem Ende öffnet. Dies sind die Acephalen. — V. Eine andere begreift diejenigen, welche ebenfalls in einem Mantel eingeschlossen, und ohne deutlichen Kopf, fleischige oder häutige, mit Wimpern eben solcher Art besetzte Arme tragen. Wir nennen sie Brachiopoden. — VI. Endlich gibt es noch welche, die in Hinsicht des Mantels, der Kiemen u. s. w. den andern Mollusken gleichen, allein sich durch zahlreiche hornartige, artikulirte Gliedmaßen unterscheiden, so wie durch ein Nervensystem, welches sich mehr dem der gegliederten Thiere nähert. Dies sind die Cirropoden. — Mit Berücksichtigung dieses Systems, nach welchem die Weichthiere in unserm Werke bestimmt sind, und des von Lamark, geben wir in Folgendem eine Anordnung, welche dem jetzigen Stand der Wissenschaften entspricht:

I. Cephalophora. Kopf mehr oder weniger deutlich; Mund frei. I. Ordnung Cepha-

lopoda (s. d.), **Kopffüßler.** — II. Ordnung Pteropoda (s. d.), **Flossenfüßer.** — III. Ordnung Gasteropoda (s. d.), **Bauchfüßer, Schnecken.**

II. **Acephala.** Kein Kopf; Mund zwischen den Mantellappen oder im Grunde der Kiemenhöhle. IV. Ordnung Brachiopoda (s. d.), **Armfüßer.** — V. Ordnung Conchifera (s. d.), **Muschelthiere.** — VI. Ordnung Tunicata (s. d.), **Mantelthiere.** Die Cirropoda (s. d.), **Rankenfüßler,** stehen nach dieser Anordnung unter den Krustaceen. — Nach Okens Anordnung umfassen die Mollusken den Kreis der **Schal- oder Aderthiere** und zerfallen in die Klassen der **Venenthiere** oder **Muscheln,** der **Arterienthiere** oder **Schnecken** und der **Herzenthiere** oder **Kracken;** s. Oken, Allgem. Naturgesch. Bd. V, S. 255 f.

k) **Sammlungen.** Die Konchylien sind die zierlichsten, reinlichsten, angenehmsten Naturalien, die man haben kann, die einzigen, die keiner weitern Wartung und Pflege bedürfen. Daher waren sie auch von jeher für Sammlungen beliebt, und es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß schon die Alten dergleichen gehabt haben. Aber auch in der neuern Zeit konnte man nicht überall rühmen, daß sie zu mehr als einer edlen Spielerei dienten, da noch in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Konchylien wenig wissenschaftlich behandelt, in Holland, gleich den Tulpen, einzelne zu unmäßigen Preisen gesteigert u. verkauft wurden, u. die Liebhaber sie mit den allerläppischsten Namen belegten. Hiervon ist dagegen jede höhere Behandlung wohl zu unterscheiden, selbst wenn ältere Werke noch jene abgeschmackten Benennungen enthalten sollten. Auch läßt sich nicht geradezu der theure Preis einzelner Arten tadeln, indem seltne Naturkörper gar wohl verdienen, daß man ihren Werth auch nach Geld schätze. Der Naturalienhändler **Launoy** hatte noch im Jahre 1800 eine Orangenflagge (Voluta Vexillum *L.*), die er nicht unter 110 Karolin lassen wollte. Im November 1815 wurde in England eine große Lepas mit 104 sogenannten Köpfen für 700 Thaler gekauft. Sie lebte nur drei Wochen. Wie nun auf leicht erklärliche Weise die Küstenländer, Holland, England, Frankreich, Norddeutschland, Dänemark und Italien die meisten Sammler und Bearbeiter dieses Theiles der Naturwissenschaft hervorbrachten, so hätte mit dem Studium der vergleichenden Anatomie und in Folge davon dem der Konchylienthiere, das ihrer bloßen Schalen in eine Art Verfall gerathen können, wäre es nicht von einer andern Seite her wieder zu hoher Wichtigkeit gestiegen: als Prüfung der Petrefakten. Ueber einige große Konchyliensammlungen s. **Konchylienkabinete.**

l) **Literatur.** Außer den im Art. **Konchyliologie** angeführten Werken sind noch zu bemerken: v. **Cuvier,** Das Thierreich, herausgegeben von **Voigt,** Bd. 3, Leipzig 1835; — **Cuvier,** Mémoires pour servir à l'histoire de Mollusques, Paris 1817, 4. m. Kupf.; — **Delamark,** Hist. naturelle des animaux sans Vertèbres, 2. Ausg. von **Deshayes** u. **Edwards,** das. 1836 u. ö., 8 Bde.; — **Rang,** Manuel de l'hist. natur. des Mollusques et de leur coquilles, das. 1812; — **Daudeb. de Férussac,** Histoire naturelle des Mollusques terrestres et fluviatiles, das., m. Kupf.; — **Pfeiffer,** Naturgeschichte deutscher Land- und Süßwassermollusken, Weimar 1828, 4.; — v. **Alten,** Ueber die Erd- und Flußconchylien bei Augsburg, Augsburg 1812, mit Kupf.; — G. v. **Martens,** Reise nach Venedig, Ulm 1824, 2 Thle.

Molluscum (Chir.), s. **Schwammgeschwulst.**

Mollusken (Zool.), zweite Hauptordnung des Thierreichs, s. v. a. Mollusca (s. d.).

Mollweide, Karl Brandau, tüchtiger Mathematiker, geboren am 3. Februar 1774 zu Wolfenbüttel, wurde von seinem Vater, der Unteroffizier war, für das Militär bestimmt. Da der Herzog aber zufällig von seinen entschiedenen Anlagen für die Wissenschaften, namentlich für die Mathematik, gehört hatte, so gewährte er ihm die Mittel, die gelehrte Schule zu Wolfenbüttel und darauf seit 1796 die Universität Helmstädt zu besuchen und sich den mathematischen Wissenschaften zu widmen. Nach vollendeten Studien wurde er zuerst an der gelehrten Schule in Helmstädt und dann auf Empfehlung des Herzogs an dem Pädagogium zu Halle als Lehrer der Mathematik angestellt. Von hier wurde er 1811 als außerordentlicher Professor der Mathematik und als Observator der Sternwarte nach Leipzig berufen. Er † daselbst am 16. März 1825. Obgleich nicht schöpferisch, zeigte er sich doch in seinen Arbeiten als einen sehr tüchtigen und gründlichen Kenner der mathematischen Wissenschaften. Schrieb: „Prüfung der Farbenlehre Göthe's" (Halle 1810); — „Darstellung der optischen Irrthümer in Göthe's Farbenlehre" (das. 1811); — „De quadratis magicis" (Leipz. 1816). Außer zahlreichen Abhandlungen in Zachs „Monatlicher Korrespondenz" und Gilberts „Annalen der Physik" lieferte er auch den 4. Theil zu Flügels „Mathematischem Wörterbuch" (Leipz. 1823).

Mollwitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Brieg; 480 Einw. — **Schlacht** das. den 10. April 1741. Nachdem Friedrich der Große zu Ende des Jahres 1740 in Schlesien eingerückt war und das Land fast ohne Schwertstreich erobert hatte, sollte es sich im nächsten Frühjahr entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein österreichisches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Neipperg, ein General aus Prinz Eugens Schule, führte ein solches zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, nicht den Ernst des Krieges kannten, sollten sich nun mit solchen messen, welche ohne Bedenken zu den besten Kriegern Europa's gerechnet werden konnten. Am 9. April traf das österreichische Heer bei M. ein und besetzte die Dörfer Laugwitz, Märzdorf u. Gröningen. Neipperg glaubte den König noch weit entfernt und unterließ daher jede Vorpostenaufstellung. Da sich des Königs Hauptmagazin, sein schweres Geschütz, die Munition und das Gepäck in dem nur 5 Stunden von M. entfernten Ohlau befand, so hegte

dieser Besorgnisse wegen dieses wichtigen Punktes und beschloß, durch eine Schlacht die Verbindung mit demselben sich zu sichern. Am 9. Apr. ließ er seine ermatteten Truppen ruhen. Die Stärke derselben betrug etwa 22,000 Mann mit 60 Geschützen. Während die Oesterreicher unbesorgt in ihren Kantonnirungen bei M. ruheten, rückten die Preußen am 10. bis Hermsdorf vor. Das erste Treffen derselben befehligte unter dem Könige der Feldmarschall Schwerin, das zweite der Prinz Leopold von Dessau. Die Oesterreicher würden von den Preußen in ihren Quartieren überfallen worden seyn, wenn der Kommandant von Brieg nicht durch Raketen Neippergs Aufmerksamkeit rege gemacht und ihn veranlaßt hätte, eine Abtheilung Husaren auf Kundschaft auszuschicken. Noch vor Hermsdorf stieß diese auf die 9 Schwadronen starke preuß. Vorhut unter dem General Rottenburg und ward von ihr geworfen. Jetzt erst gerieth das ganze österreichische Heer in Bewegung. Es zählte 10,800 Mann Infanterie und 8600 Reiter und formirte sich den Preußen gegenüber in zwei Treffen. Der Kampf begann von Seiten der Preußen mit einer lebhaften Kanonade gegen die den Aufmarsch der Oesterreicher deckenden Husaren und nach deren Rückzug auf die übrige Reiterei der Oesterreicher, welche bedeutend litt, weil die Oesterreicher den 60 preußischen nur 18 Geschütze entgegenstellen konnten. Dessen ungeachtet focht die österreichische Reiterei mit der größten Tapferkeit, warf den rechten preußischen Flügel über den Haufen, hieb die Kanoniere bei den Geschützen nieder und richtete diese auf die Preußen. Der König, der hier zum ersten Mal den Krieg in seinem Ernste sah, verlor schon die Fassung und betrachtete die Schlacht als verloren. Auf das Andringen des erfahrenen Feldmarschalls Schwerin begab er sich zu dem weiter rückwärts stehenden Heerestheile des Herzogs von Holstein-Beck, um mit demselben den Rückzug, wenn es nothwendig seyn sollte, zu decken. Bei anbrechender Dunkelheit ritt er mit einem kleinen Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von den Preußen besetzt, aber Tages vorher waren die Oesterreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort „Preußen!" erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden mit Flintenschüssen. Der König eilte mit den Seinigen schnell zurück und nur die Dunkelheit rettete ihn von der Gefangenschaft. Unterdeß hatte aber der Feldmarschall Schwerin die Infanterie rasch geordnet und ließ sie vorrücken. Um ihre Fortschritte aufzuhalten, griff General von Berlichingen mit der österreichischen Reiterei des rechten Flügels den preußischen linken Flügel an und warf auch hier die preuß. Reiterei, während das Fußvolk Stand hielt. Dieses feuerte mit einer Präcision und Geschwindigkeit, von der man damals in anderen Heeren noch kaum einen Begriff hatte. Schwerin ließ jetzt seine ganze Linie gegen den Feind anrücken, welcher bei diesem Anblick zu wanken begann. Alle Bemühungen Neippergs und seiner Generale, die Truppen zum Stehen zu bringen, waren vergeblich, und er sah sich endlich 7 Uhr Abends zum Rückzug gezwungen. Er zog sich auf M. zurück, wich aber, von Schwerin beunruhigt, noch weiter über Grottkau nach Neiße zurück. Es mußten 6 Kanonen aus Mangel an Bespannung zurückgelassen werden; auch gingen einige Standarten, 2 Pontons und mehre Munitionswagen verloren. Feldmarschall Schwerin, mit dem gewonnenen Siege zufrieden, blieb die Nacht vom 10./11. April bei M. stehen, und diesem Umstande, so wie der Unthätigkeit des Herzogs von Holstein, der mit 8000 Mann am 10. April bei Strehlen anlangte, und derjenigen der Besatzung von Ohlau, verdankte das österreichische Heer seine Rettung. Der Verlust der Oesterreicher betrug nach ihren eigenen Angaben 808 Todte, worunter 52 Offiziere, 2157 Verwundete, worunter 153 Offiziere, und 1448 Vermißte. Die Preußen hatten an Todten 35 Offiziere und 855 Mann, an Verwundeten 152 Offiziere und 2878 Mann, an Vermißten 4 Offiziere und 689 Mann verloren. Der Sieg bei M. sicherte dem König von Preußen den Besitz der Provinz Schlesien.

Molly (engl.), weiblicher Vorname, Abbreviatur für Marie.

Molmerschwenda, preuß. Pfarrdf., Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mansfelder Gebirgskreis; 450 Einw.

Molnapur, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Oude, südwestl. von Gorekpur.

Molo (Geogr.), griech. Dorf, Livadien, am Meerbusen von Zeitun.

Molo (Wasserbauk.), von großen Steinen errichteter Damm, welcher, vom Lande aus in das Meer hinein geführt, die Mündung eines nicht tief genug ins Land hineingehenden Hafens abschließt od. auch behufs der Sicherstellung vor Anker liegender Schiffe vor Sturm u. Wellenschlag an einer solchen Stelle errichtet ist, wo ein natürlicher Hafen sich nicht vorfindet. Um einen solchen M. herzustellen, versenkt man große Steine od. auch mit kleineren Steinen gefüllte Kästen in das Meer und gibt diesen Steinmassen, damit sie eine feste Lage bekommen, eine bedeutende Böschung, so daß, wenn der Damm auf dem Meeresgrunde etwa 200' breit ist, derselbe in der Gegend des Meeresspiegels etwa 100' und auf der Kappe 50' breit wird. Auch schüttet man über die Steine Sand und Kies, so daß sich eine Decke über denselben bildet und die an dem M. anlegenden Schiffe sich an den Steinen nicht beschädigen können. Ehe der Damm über den Meeresspiegel hinaus gebaut wird, müssen sich die unteren Steinlagen erst gehörig gesetzt haben, was ein Jahr oder mehre dauert. Zunächst über dem Wasserspiegel bekommt der M. gewöhnlich ein Banquet, in welchem große Steine mit starken eisernen Ringen eingemauert sind, an denen die anlegenden Schiffe befestigt werden. Von dem Banquet zur Kappe führen hier u. da Stufen. Die Kappe kann nach Erforderniß der Umstände auch mit Werken zur Vertheidigung versehen werden. Die Bekleidung des M.s über dem Wasser besteht aus Quadersteinen, welche in guten Mörtel eingelegt sind.

Die im Damm befindliche Oeffnung kann an manchen Orten, z. B. in der Havana, mit Ketten gesperrt werden. Außer dem Zweck, die Schiffe vor Sturm und feindlichem Ueberfall zu sichern, hat der M. auch noch den andern Zweck, den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand, welcher die Ausmündung des Hafens verschlämmen würde, von derselben abzuhalten.

Molo (griech. Lit.), s. Apollonius 18).

Moloa (a. Geogr.), Ort in Isaurien.

Molobrus (Entom.), nach Latreille, Dipterengattung, s. v. a. Sciara *Meig*.

Moloch oder **Molech** (vom hebr. Melech, König, auch Milkom oder Malkom, d. i. ihr König), der bekannte, von den Ammoniten durch Menschenopfer verehrte Götze. Nach den Rabbinen war das Bild dieses Götzen eine aus Erz oder Thon verfertigte Menschengestalt mit einem Stierhaupte, das eine Krone zierte. Auf die Arme, welche vorgestreckt waren, wurden die Kinder gelegt und durch Feuer, das in der hohlen Statue angezündet war, getödtet. Während des Opfers wurde von den Priestern mit Instrumenten ein heftiges Geräusch gemacht, damit die Aeltern das Wimmern und Schreien der Kinder nicht hörten. Nach andern Angaben, die aber wohl auf einem Mißverständniß der für das Molochsopfer gebräuchlichen Formel beruhen (vgl. 4. Mos. 18, 21), sollen die Kinder durch ein Feuer hindurch gegangen seyn. — Ganz ähnlich wird auch die Statue des Kronos bei den Karthagern beschrieben, und wie dieses Volk den Molochsdienst aus seiner Heimath mitgebracht hatte, so möchte überhaupt dieser von den Griechen mit Schauder betrachtete Kultus bei dem astrologischen Charakter seiner Religionen eine dem ganzen Orient eigenthümliche Verehrungsweise des gefürchteten Gestirns, des Saturnus, seyn. Den kananitischen Völkern ist dieser Kultus, nach der Bibel wenigstens zu urtheilen, allen eigen. Auch läßt 2. Kön. 13 vermuthen, daß der Molochsdienst seine Entstehung in ähnlichen Aufopferungen hatte, wie wir sie in der römischen Geschichte nach dem Vorgange des Decius Mus mehrmals wiederkehren sehen. — Schon in der Geschichte des Abraham finden wir die Spuren, wie leicht auch die Frommen des A. T. in die Versuchung kommen konnten, das Liebste und Theuerste zu opfern, da sie in dem Molochsdienst eine großartige Aufopferungsfähigkeit erkannten. Daher dieser Kult auch im mosaischen Gesetz verboten ist und selbst Fremdlinge mit der Todesstrafe bedroht werden, die in Israel „von ihrem Samen" opfern (3. Mos. 20, 2). Unter Salomo drang durch den Einfluß der kananitischen Haremsfrauen der Dienst des M.s wieder in Israel ein. Der Ort, wo dieser schauerliche Gottesdienst Statt fand, war das Thal Hinnom. Spuren desselben finden sich bis herab auf den König Josias. Dessen Reformen des mosaischen Kultus stürzten auch diese Götzenaltäre (2. Kön. 23, 10). — Neuere, wie Daumer, haben den Molochskultus als die Grundlage der jüdischen und christlichen Religion betrachtet, ohne aber durch die Darlegung ihrer Entdeckung eine dauernde Beachtung finden zu können.

Moloch (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Wuhu, Hylobates leuciscus *Geoffr.*

Molochat (a. Geogr.), s. Mulucha.

Molochen, das scheinbare Verjüngen der Pferde durch Einsetzen künstlicher Bohnen an die Zähne.

Molochio, italien. Dorf, Königr. Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., südöstl. von Palmi; Markt.

Molochja, Fluß, s. v. a. Muluvia.

Moloczuyja, Fluß, s. v. a. Moloschnyja.

Molodetschno, europ.-russ. Flecken, Gouv. Minsk, nordwestl. von Minsk; 840 Einw.; dadurch merkwürdig geworden, daß von hier aus das 29. Bulletin (v. 3. Dec. 1812) datirt ist, durch welches Napoleon den Verlust seines Heeres bekannt machte.

Molodi, europ.-russ. Ort, Gouv. Moskau, südl. von Podolsk.

Molod-Tud, europ.-russ. Ort, Gouv. Twer, nordwestl. von Rshew.

Mologa (Geogr.), 1) europ.-russ. Fluß, entsteht im Gouv. Twer im Weristowo-See; fließt anfangs südwestl., dann nordöstl., und mündet im Gouv. Jaroslaw bei Mologa in die Wolga, links; Nebenflüsse sind Serednitza, Roboja, Tschagoda, Jana links; Kesma, Lona rechts; — 2) Kreis das., Gouv. Jaroslaw; 68,000 Einw.; — 3) Hauptst. das., an der Wolga; Handel mit Getreide und Leinwand nach St. Petersburg; 2200 Einw.

Mologeni (a. Geogr.), Völkerschaft im Norden von Scythia intra Imaum (Ptol. VI, 14, 10).

Molois (a. Geogr.), Flüßchen in der Nähe von Platäa, an dem sich ein Heiligthum der eleusinischen Demeter befand (Herod. IX, 57).

Molokha, europ.-türkischer Flecken, Albanien, Sandschak Okheida.

Molokoni (d. i. Milcher), russ. Spottname für eine kirchl. Sekte, deren Mitglieder während der kirchl. Fasten nur Milchspeisen genießen, die Sonntagsfeier streng beobachten, Taufe und Abendmahl aber verwerfen als bloße äußerliche Gebräuche. Vgl. Duchoborzen.

Moloma, Fluß, s. Orlow 1).

Molondin, schweiz. Dorf, Kant. Waadt, Bez. Yverdun; 280 Einw.

Molonglo, austral. Fluß, Neuholland, Murray, einer der Quellflüsse des Morumbidge.

Molonowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Wällischbirken; 160 Einw.

Molonta, österreich. Hafen, Dalmatien, am adriat. Meer, südöstl. von Ragusa.

Molope, südafrik. Fluß, Beetjuanen, von ungewissem Laufe, mündet in das große Australmeer.

Molops (Entom.), nach Bonelli, Untergattung von Feronia *Latr.* Als Typus kann gelten: M. terricola *Bon.*, Scarites piceus *Panz.* Faun. Ins. Germ. XI, 2.

Molops (Chir.), eigentlich ein solcher Blutstriemen, welcher bei bösartigen Fiebern vorkommt; Andere gebrauchen diese Benennung für Blutstriemen (Ecchymoma, Sugillatio, Vibex) überhaupt.

Molorchus (griech. Myth.), Hirt zu Cleone, bewirthete den Hercules, als dieser gegen den nemeischen Löwen zog.

Molorchus (Entom.), nach Fabricius, Halbdeckkäfer, Gattung der Coleoptera tetramera Longicornia Cerambycina *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach Oken, Necydalis *L.* Charakter: Flügeldecken kaum so lang als das Bruststück; Unterflügel bedecken den Leib; Schenkel keulenförmig. Unter den europäischen Arten bekannteste: 1) M. abbreviatus *Fabr.*, Necydalis major *L.* Schwarz, mit rostbraunen ungefleckten Flügeldecken, Fühlern und Füßen; Hinterkeulen dunkelbraun; Fühler kurz; 1 Zoll lang. An Erlengebüsch. Panzer XLI, 20. — 2) M. dimidiatus *Fabr.* Schwarz, weich behaart; Flügeldecken hellbraun mit einem schiefen weißen Strich; Fühler des Männchens länger als der Körper; 5 Linien lang. In lebenden und trockenen Fichten sehr häufig. Panzer XLI, 21. — 3) M. umbellatarum *Fabr.* Schwarz behaart; Flügeldecken braun, schwarz eingefaßt; Schenkel dick, an der Basis weiß; Fühler des Männchens sehr lang. Häufig auf Doldenblüthen in den Wäldern; 3—5 Linien lang. Panzer CXIX, 24.

Molorcia (a. Geogr.), Ort im Gebiete von Nemea in Argolis.

Molos (a. Geogr.), 1) kleiner Nebenfluß des Cephissus in Böotien; — 2) sonst unbekannte Insel, Korinth gegenüber.

Moloschnyga, Fluß, s. v. a. Molotschina-Wody.

Molospermum (Bot.), nach Koch, Striemensame, Gattung der Umbelliferae Scandicinae *Koch*, Pentandria Digynia *L.* Einzige Art: M. cicutarium *Dec.*, M. peloponnesiacum *Koch*, Ligusticum peloponnesiacum *L.* Ausdauerndes Doldengewächs in Südeuropa.

Molosser (lat. Molossi, griech. *Μολοσσοί*, a. Geogr.), Volk hellenischen Stammes, welches seinen Namen von Molossus, dem Sohne des Pyrrhus und der Andromache, haben sollte und von Pyrrhus oder von Neoptolemus aus Thessalien nach Epirus geführt wurde, wo es sich nördlich vom ambracischen Meerbusen um Dodona her in der nach ihm benannten Landschaft Molossis oder Molossia festsetzte, in Besitz des pelasgischen Orakels von Dodona kam und das mächtigste Volk von Epirus wurde. Die epirotischen M. vermischten sich mit den zurückgebliebenen alten Bewohnern des Landes und nahmen auch andere benachbarte illyrische Völkerschaften unter sich auf, weshalb sie von den übrigen Griechen als halbe Barbaren angesehen wurden und nicht an den Amphiktyonenversammlungen Theil nehmen durften. Sie unterwarfen sich die benachbarten kleinen Völkerschaften und gründeten ein nicht unbedeutendes Reich, dem nach und nach der größte Theil von Epirus unterworfen wurde, so daß sich ihre Könige, die gegen 1000 Jahre lang daselbst herrschende Dynastie der Aeaciden oder Pyrrhiden, später selbst Könige von Epirus nennen durften. Es entstand nun im Lande eine große Anzahl kleiner, später von den Römern größtentheils vernichteter Städte, unter denen Passaron, die Residenz der Könige, die bedeutendste war. Nach dem peloponnesischen Kriege eroberten die M. das akarnanische Ambracia und machten es zu ihrer Hauptstadt. Nach dem Tode von Pyrrhus III., im J. 192 v. Chr., zerfiel das Reich der M. in mehre kleine Demokratien und wurde eine leichte Beute der Macedonier und dann der Römer. Die M. beschäftigten sich mehr und lieber mit Viehzucht, als mit Ackerbau; berühmt waren die trefflichen molossischen Jagdhunde. Die Ortschaften des Landes sind: Photica (j. Vela), Tecmon, Dodona (wahrscheinlich bei Kastritza unweit Joannina), Passaro, Chalcis (j. Khaliki), Charadra, Horreum und Phylace.

Molossus (gr. Myth.), Sohn des Neoptolemus und der Andromache; von ihm hatte die Landschaft der Molosser in Epirus den Namen.

Molossus, 1) (Prosod.), Versfuß von drei Längen (— — —); — 2) (Mus.), Tonfuß von 3 langen oder 3 unmittelbar nach einander akcentuirten Noten. Ein solcher molossischer Rhythmus kommt oft in Hymnen vor, z. B. Hör' Gott! Herr! das heiße Flehen, wo im Anfange gleich drei lange und schwere Sylben sind. In der Musik kann er nur durch drei auf einander folgende volle Taktnoten wiedergegeben werden.

Molossus (Säugeth.), 1) nach Cuvier, Fledermausgatt., s. v. a. Dysopes *Ill.*, Grämler (s. d.); — 2) s. v. a. Bullenbeißer, Canis familiaris molossus *L.* — Eine fossile Art ist von Lund in den brasilianischen Knochenhöhlen entdeckt worden.

Molothrus (Ornith.), nach Oken, Vögelgattung. Art: M. pecoris *Oken*, s. v. a. Cassicus pecoris *Cuv.*

Molotschina-Wody, asiat.-russ. Fluß, Gouv. Taurien, entspringt im Kr. Orekhow; fließt gegen Südwesten in den See Molotschnoe, der in das Asow-Meer abfließt.

Molottus (a. Gesch.), Heerführer der Athener, welche nach Euböa dem Tyrannen Plutarch zu Hülfe geschickt wurden. Nach Plutarch, Phoc., 14, führte er den Krieg schlecht und wurde von den Feinden gefangen.

Moloy sur Ignon, franz. Dorf, Dep. Côte d'Or, Bez. Beaume; Hochofen.

Molpadia (gr. Myth.), Tochter des Staphylus und der Chrysothemis, wurde unter dem Namen Hemithea in Castabus im Chersones verehrt.

Molpadia (Zoophyt.), nach Cuvier, Gatt. der Chinothermata Holothurodea *Cuv.*, der Ordnung der Sternwürmer und der Zunft der Walzenwürmer nach Oken, unter Holothuria *L.* Charakter: Körper lederartig, von Gestalt eines dicken Cylinders, an beiden Enden offen; Mund ohne Fühler, mit einem einfachen Apparat von Knochenstückchen besetzt. Zwei Arten: 1) M. holothurioides *Cuv.* Das Endtheil, wo sich der After befindet, zugespitzt. Im atlantischen Ocean. — 2) M. Musculus *Risso*, Cur. med. Th. V, S. 293, Taf. VI, Fig. 31, 32. Mit quergerunzeltem, rauhem, blaubraunem Körper. Im Mittelmeer.

Molpadia (Bot.), nach Cassini, Pflanzengatt. Art: M. suaveolens *Cass.*, s. v. a. Telekia speciosa.

Molpeus (gr. Myth.), aus Chaonien, Genosse des Phineus auf der Hochzeit des Perseus.

Molpis (gr. Lit.), 1) Lacedämonier, Schriftsteller aus unbekannter Zeit, schrieb eine *Πολιτεία Λακεδαιμονίων*, woraus Fragmente bei Athen., IV, S. 140 B. 141, D. XIV, S. 664 B. stehen; — 2) Verfasser eines wenigstens aus 4 Büchern bestehenden Werkes *Περὶ ἄρθρων* (s. Fabr. Bibl. graec. XIII, S. 341).

Molsberg, nassau. Flecken, Amt Wallmerod, mit Schloß; 350 Einw.

Molschleben, sachsen-koburg-goth. Dorf, Fürstenth. Gotha, Amt Gotha; 840 Einw.; beträchtlicher Waidbau.

Molsdorf (Geogr.), 1) reuß-greiz. Dorf, Amt Unter-Greiz; 120 Einw.; — 2) sachsen-koburg-goth. Pfarrkirchdorf, Fürstenth. Gotha, Amt Ichtershausen; schönes herzogliches Schloß, mit Garten, vom Grafen Gotter angelegt und mit Bildnissen seiner Zeitgenossen geschmückt; 500 Einw.

Molsheim, französ. Stadt, Dep. Bas-Rhin, Bez. Straßburg, am Fuße der Vogesen, links an der Breusch; Fabriken für Stahlwaaren, Messer und Gewehre, Tuche, Strumpfwirkerwaaren, Bänder; Färbereien, vorzügl. Wein; 3330 Einw. Der Kanal von M. führt von der Breusch in die Ill oberhalb Straßburg. — Geschichtliches. M. gehörte zu den Gütern des straßburger Domkapitels, ward vom Kaiser Philipp von Schwaben belagert und verwüstet, vom Bischof Johann zu Anfang des 14. Jahrhunderts befestigt, 1560 Sitz des Domkapitels und erhielt eine hohe Jesuitenschule zur Bildung katholischer Theologen, die im Stande wären, die Protestanten zu bekämpfen und die berühmte straßburger Schule zu vernichten. Im 17. Jahrh. kehrte das Kapitel nach Straßburg zurück. Im J. 1677 wurde M. von Neuem verwüstet.

Molstow (Geogr.), 1) preuß. Gut, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; 130 E.; — 2) Flüßchen das., entspringt im Kreise Regenwalde und mündet bei Belkow in die Rega.

Molt, 1) in Westphalen 12 Stück Garn; — 2) Fruchtmaß, s. Oldenburg (Geogr.).

Molten (Bot.), in Franken s. v. a. Gartenmelde, Atriplex hortensis *L.*

Molteni, Giuseppe, ausgezeichneter Porträtmaler zu Mailand, der schon seit Jahren in großem Rufe steht. Seine Bildnisse sind überaus ähnlich, charakteristisch aufgefaßt, von wahrer kräftiger Färbung und mit markigem Pinsel meisterhaft behandelt. Als ausgezeichnetes Werk ward im Kunstblatt von 1830 sein Bildniß der berühmten Sängerin Pasta, die er in der Rolle der Nina darstellte, gerühmt. Er malte auch Kaiser Ferdinand I. in Lebensgröße, den Grafen Kolowrat, Metternich u. A.

Moltenow, mecklenburg-schwerin. Dorf, Fürstenthum Schwerin, Amt Rühn; 190 Einw.

Molterbeere (Bot.), s. v. a. Rubus chamaemorus *L.*

Moltheinen, preußisches Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 280 Einw.

Moltke (Biogr.), eine berühmte dänische Familie, die unter ihren Mitgliedern viele Staatsmänner und andere verdiente Männer zählt und schon im 13. Jahrh. auftritt, wo sie in Schweden, Dänemark und Mecklenburg Besitzungen hatte. Es gibt eine ältere und eine jüngere Linie; jene ist gegründet von Friedrich, Grafen v. M., der 1740 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben wurde, diese dagegen von Adam Gottlob, Grafen von M., geb. 1709 und † 1792, der ein vertrauter Freund des Königs Friedrich V. von Dänemark und Klopstocks war und 1750 den Grafentitel erhielt. Wir nennen außer den angeführten noch folgende Glieder dieser Familie: 1) Joachim Godske, Graf v. M., ein ausgezeichneter Staatsmann und Beschützer der Künste und Wissenschaften, trat anfangs in Militärdienste, verließ dieselben aber bald und studirte Jura in Leipzig. Daselbst verkehrte er viel mit Gellert und mit Ernesti. Nachdem er nach Dänemark zurückgekehrt war und verschiedene untergeordnete Staatsämter bekleidet hatte, wurde er 1775 zum geheimen Staatsminister ernannt. Im Jahre 1784 zog er sich von den Staatsgeschäften auf seine Güter zurück, wo er sich der Landwirthschaft widmete, und kehrte erst 1813 zur politischen Laufbahn zurück, als der dänische Staat am Rand des Verderbens war. Er hob den Kredit des Staates und des Papiergeldes, unterstützte die Wissenschaften und deren Vertreter und half den armen Beamten, denen durch die Finanznoth des Staates theilweise die Existenzmittel fehlten, öfters mit seinem eigenen Vermögen. Er † am 5. Oktober 1818; für verschiedene wissenschaftliche Anstalten hatte er 300,000 Banktbaler als Legate bestimmt. — 2) Adam Gottfried Detlev, Graf v. M., geb. 1765, Erbherr auf Nütschau, nahm an den Bestrebungen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft in den Jahren 1815—23 unter Dahlmanns Leitung zur Erlangung einer Verfassung sehr lebhaften und thätigen Antheil. Er † 1840. Schrieb: „Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins und die Ritterschaft als eine in fortwährender Wirksamkeit stehende Landesstandschaft" (Lüb. 1833). — 3) Magnus, Graf von M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. am 20. August 1783, früher dänischer Obergerichtsrath in Schleswig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Gotha und besuchte darauf die Universitäten in Kiel und Göttingen, an welchem letzteren Orte die Restaurationsprincipien Hallers nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihn blieben. Diese Richtung sprach sich namentlich in seiner Schrift „Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstand" (Hamburg 1830) aus, durch welche die vortreffliche, v. Heine herausgegebene Gegenschrift Kahldorfs „Ueber den Adel, an den Grafen Magnus v. M." (das. 1831) hervorgerufen wurde. M.'s Ansichten wurden bedeutend modificirt durch eine längere Reise in der Schweiz und Italien und durch die genauere Kenntniß der deutschen konstitutionellen Staaten. Diese Richtung zum Liberalismus zeigte

sich namentlich in seiner „Reise durch das obere und mittlere Italien" (Hamburg 1833) und in der Schrift „Ueber das Wahlgesetz und die Kammern mit Rücksicht auf Schleswig und Holstein" (das. 1834). Im Jahre 1813 als Abgeordneter der Stadt Schleswig zu den Provinzialständen geschickt, wurde er zum Präsidenten erwählt. Er sprach für Preßfreiheit und Ordnung in den Finanzen und machte sich durch seinen großen Liberalismus sowohl seine Standesgenossen, als die Regierung abgeneigt. In der zweiten Ständeversammlung verlangte er offen Trennung der Finanzen Schleswig-Holsteins von den dänischen, sowie einen verantwortlichen Finanzminister. Seine Thätigkeit bei den neuesten Verwickelungen s. Schleswig-Holstein. — 4) Adam Wilhelm, Graf v. M., der Sohn von M. 2), geb. 1785, ist dän. geheimer Staats- und Finanzminister.

Moltke, Karl Melchior Jakob, einer der vorzüglichsten Sänger Deutschlands, wurde den 21. Juli 1783 zu Garmsen im Hildesheimschen geboren, war anfangs zum Studium der Theologie bestimmt, entsagte aber bald dieser Wissenschaft und widmete sich ganz der Musik, trat in Braunschweig als Musiklehrer auf, ging dann, da er durch den Tod seines Gönners, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, sowie durch die schrecklichen Stürme der Zeit in die äußerste Noth versetzt ward, zum Theater über. Sein erstes Auftreten als Tamino war mit stürmischem Beifall begleitet und schnell verbreitete sich von Braunschweig und Magdeburg aus, wohin er mit der hostowsky'schen Gesellschaft gegangen war, sein Ruf in die Ferne. Es ergingen an ihn Einladungen nach Amsterdam, Kassel und Weimar, aber nur der letzteren leistete er Folge. In Weimar entfaltete sich bald unter Göthe's Begünstigung sein Talent zu voller Blüthe. Anerkannt als Tenorist ersten Ranges, konnte er sich bei seiner Neigung zu einem stillen, ruhigen Leben niemals entschließen, das ihm lieb gewordene kunstsinnige Weimar zu verlassen und auf ungleich vortheilhaftere Berufungen, welche nach und nach an ihn ergingen, sich einzulassen. Indessen erregte sein Erscheinen als Gast auf den Bühnen zu Hamburg, Leipzig, Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, Halle u. s. w. um so größeres Interesse, je besser man da oder dort M. den Sänger und M. den Schauspieler von einander zu trennen wußte. Als ersterer gewährte er durch seine volle, glockenreine, geschmeidige Stimme, deren nachhaltige Kraft auch die ermüdendsten Partien nicht zu erschöpfen vermochten, sowie durch seinen gefühlvollen, von aller Manierirtheit freien Vortrag die höchste Befriedigung; als letzterer leistete er weniger, doch erhielt er sich trotz dem von 1806 bis 1831 in der ungeschmälerten Gunst des Publikums. Er † am 9. August 1831 zu Weimar, nachdem er sich wenige Tage vorher beim großen Musikfeste zu Erfurt vom 2.—5. August in der Schöpfung noch einmal in seiner ganzen Größe gezeigt hatte. Als Komponist hat er eine ziemliche Anzahl kleinerer Lieder von Göthe in Musik gesetzt.

Moltkia (Bot.), nach Lehmann, Gatt. der Asperifoliaceae *Lehm.*, der Boragineae *Dec.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fünftheilig; Korolle trichterförmig; Staubfäden hervorstehend; Antheren länglich, aufliegend; vier große, ungleichförmige, am Grunde nicht durchstochene Nüßchen. Von drei Arten kommt als Zierpflanze vor: M. coerulea *Lehm.*, Onosma coerulea *W.*, Blüthen purpurröthlich-blau; ausdauernd. In Armenien.

Molto (ital., Mus.), s. v. a. viel, sehr, beträchtlich, wird in der Musik zur näheren Bestimmung der Vortrags- und Tempobezeichnungen gebraucht; z. B. allegro molto = sehr schnell, con molta espressione = mit vielem Ausdruck, u. s. w.

Moltolinos, eine Art gegerbter Schaffelle, die aus der Levante, insonderheit von Konstantinopel, in den Handel gebracht werden.

Molton (Geogr.), 1) North-M., brit. Kirchsp., England, Grafsch. Devon, östl. von Barnstaple; 2000 Einw.; — 2) South-M., Flecken das., südöstl. von Barnstaple, am Mole, Wollzeuch- (Serges-) Fabr.; 3900 Einw.

Molton (Molleton, Multony, Multum, Waarenk.), leicht gewalktes, langhaariges Wollentuch oder dichter Flanell aus einer guten Mittelwolle, aus welcher die Kettenfäden, wie beim Tuch, rechts, und die Einschlagfäden links gesponnen werden müssen. Er wird entweder wie das Tuch glatt, leinwandartig, oder geköpert gewebt, entweder auf beiden Seiten gerauht und mit einem Schnitt geschoren, oder nur auf einer Seite. Man gebraucht diesen warmhaltenden und leichten Zeuch mehrentheils weiß, zu Brusttüchern, Schlafwesten, Unterröcken und Unterfutter. Doch kommt er auch grün, blau, roth, grau gefärbt vor. Auch macht man eine Sorte, die das Ansehen der Tigerfelle hat, indem verschiedene tigerartige Flecken eingewebt werden. M. wird in England besonders zu Colchester, Bristol, Bradford gemacht; er kommt von dort in Stücken von 32–64 Yards Länge, bei einer Breite von $^{3}/_{4}$, $^{7}/_{8}$ und von $^{4}/_{4}$ Yards. Moll ist dasselbe Gewebe, aus kurzer feiner Wolle verfertigt, es liegt aber $1^{1}/_{8}$ und $1^{1}/_{2}$ Yards breit. — Schöne M.s werden in Deutschland zu Haynichen und Borichen, bei Roßwein, Mitweyda, Oederan, Eisenach, Göttingen und andern Orten in Thüringen verfertigt; auch in Berlin, Magdeburg, Halle, Burg, in einigen schlesischen Städten, sowie in Mähren und Böhmen (Brünn); die Waare ist $1^{1}/_{4}$—$^{8}/_{4}$ Ellen breit. In Frankreich sind zu bemerken: die weißen u. gefärbten Molletons von Sommiers im ehemaligen Niederlanguedoc (jetzt Departements Herault und Gard), welche auch unter dem Namen Sommiers vorkommen und ehemals einen großen Ruf genossen, jetzt aber aus der Mode gekommen sind. — Doubles Molletons, doppelte Multons, haben auf jeder Seite eine andere Farbe, z. B. auf der einen Seite weiß oder krapproth, auf der andern braun oder blau rc.; die Breite aller dieser Arten wechselt von $^{5}/_{8}$—$^{3}/_{4}$ Stab. — Baumwollener M. ist in der neuern Zeit sehr in Gebrauch gekommen und wird besonders stark zu Unterröcken für Frauen getragen; es ist eine Art von dickem

baumwollenem Barchent, der auf beiden Seiten stark geraubt ist und dadurch eine weiche, langhaarige Oberfläche erhält; seine gewöhnliche Breite ist 1¼—2 Ellen. — Baumwollener M. = Piqué ist ein dichter, in verschiedenen Mustern gewirkter Piqué, dessen Kehrseite geraubt und langhaarig ist, und welcher weiß gebleicht u. als Jäckchen getragen wird. — Seidene M.s sind geköperte Belpel.

Moltow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 120 Einw.

Moltrasio, ital. Dorf, lombardisch=venet. Königr., Delegat. Como, nördlich von Como, westlich am Comer=See; Alabaster.

Moltzahm, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Demmin; 230 Einw.

Molua, afrikan. Land, Hoch=Afrika, südl. vom Mondgebirge, wenig bekannt.

Molucca (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt., s. v. a. Molucella *L.*

Moluccella (Bot.), nach Linné, Trichterkelch, Molukke, Becherschnoppe, Gatt. der Labiatae Stachydeae *Benth.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch groß, glockenförmig, am Rande mit fünf kurzen Stacheln versehen, viel größer als die Korolle, deren Oberlippe ausgehöhlt und deren Unterlippe dreilappig ist. Von 4 Arten ist zu bemerken: M. laevis *L.* Sommergewächs in Syrien. Blüthen quirlständig, klein, weißröthlich. Ehedem war das Kraut, Herba Molucellae, welches angenehm melissenartig riecht und bitter schmeckt, gebräuchlich, ist jetzt aber ganz obsolet. Lam. Ill., Taf. 510, Fig. 2. — M. tuberosa *Pall.*, s. v. a. Eremostachys tuberosa *Bunge*. Kraut auf dem Kaukasus, dessen Wurzelknollen gegessen werden und wie Rüben, aber etwas bitter schmecken. Pallas, Reise, III. Taf. T.

Moluchen, Volksstamm, s. Araukanos.

Moluchia (Bot.), nach Medicus, Pflanzengattung, s. v. a. Melochia *L.*

Molukka (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Moluccella *L.*

Molukken (Gewürzinseln, weil sie das Vaterland der Muskatnuß= und Gewürznelkenbäume sind, auch Ternate=Inseln genannt), im weiteren Sinne die zahlreichen Inseln, welche die östlichsten Inselgruppen des indischen Archipels bilden, und zwar alle Inseln zwischen Celebes und Neuguinea von Westen nach Osten und von Gilolo bis Timor von Norden nach Süden; im engeren Sinne rechnet man hierher nur die Inseln Ternate, Tidor, Motir, Matschian, Batschian und einige ganz kleine. Die M. sind theils klein, theils nur von mittlerer Größe. Sie wurden 1511 von den Portugiesen entdeckt und zum Theil von ihnen in Besitz genommen; allein im Anfang des 17. Jahrhunderts vertrieben die Holländer jene aus ihren Besitzungen und machten sich zu Herren dieser Inseln, welche für sie wegen ihrer Gewürze großen Werth haben. Um sich indeß den Alleinhandel mit diesen Gewürzen zu sichern, haben sie den Anbau der einträglichsten derselben (Nelken und Muskaten) auf einige kleinere Inseln beschränkt, hingegen auf allen übrigen diese Gewürzbäume möglichst ausgerottet. Die Besitzungen der Holländer theilen sich hier in unmittelbare und in mittelbare, indem die verschiedenen in diesen Gegenden herrschenden Sultane unter ihnen stehen und ihre Vasallen sind. Der mächtigste unter diesen ist der Sultan von Ternate, der auch einen Theil der Nordostküste von der oben angeführten Insel Celebes besitzt. — Fast alle molukkischen Inseln bestehen aus hohen und steilen Bergen, worunter viele, theils jetzt unthätige und ausgelöschte, theils noch thätige Vulkane sind, und aus reizenden romantischen, von rauschenden Bächen bewässerten Thälern, haben einen vulkanischen Boden u. leiden öfters von furchtbaren Erdbeben u. Ausbrüchen ihrer Vulkane. Nach ihrer Lage unter dem Aequator und in der Nähe desselben haben sie ein heißes Klima, das aber keineswegs ungesund ist, wie man sich gewöhnlich vorstellt, sondern nach einem neueren Reisenden (Johannes Olivier) genießen diese Inseln eine stärkende und heilsame Luft, die selbst zur Herstellung einer an den sumpfigsten Küsten von Java geschwächten Gesundheit sehr förderlich ist, weshalb Viele, bloß zu diesem Zwecke, nicht selten eine kurze Reise in diese Gegend unternehmen. Besonders erfreut sich die Insel Amboina einer sehr angenehmen und gesunden Luft, so daß hier viele Menschen ein hohes Alter erreichen, indem es daselbst nirgends die verpestenden Ausdünstungen gibt, welche den niedrigen Strand von Java zu einem so ungesunden, ja tödtlichen Aufenthalte machen. Die zwei berühmtesten Produkte dieser Inseln sind der Gewürznelken= und der Muskatnußbaum, welche jedoch nur auf einigen derselben wachsen. Der Gewürznelken= od. Gewürznägeleinbaum hat eigentlich sehr enge geographische Grenzen und beschränkt sich ursprünglich auf die 5 molukkischen Inseln: Ternate, Tidor, Motir, Matschian und Batschian, hauptsächlich aber auf Matschian. Von hier aus brachte man diesen Baum auf die Insel Amboina, und durch die Holländer ist gegenwärtig seine Kultur auf diese Insel und einige dabei gelegene kleinere Inseln beschränkt, wo er eine ausnehmende Vollkommenheit erhält. Um sich den Alleinhandel mit den Gewürznelken zu sichern, haben die Holländer zum Behuf besserer Uebersicht und Bewachung der Ernten dieses Erzeugnisses eine Anzahl kleiner Stationen angelegt, welche dem Hauptetablissement Amboina untergeordnet sind. Daselbst nun wird in gewissen, dazu bestimmten Distrikten oder Bezirken, die unter Aufsicht besonderer Beamten stehen, die Kultur des Gewürznelkenbaums betrieben, und in allen solchen Distrikten werden die dazu geeigneten und bestimmten Ländereien unter die Eingeborenen vertheilt. Solche Grundstücke heißen Dati=Länder (Tanah=dati), über deren jährlichen Ertrag ein regelmäßiges Register geführt wird. Jährlich werden die Bäume gezählt und ihre Fruchtbarkeit besonders angemerkt. Der ganze Ertrag der Früchte, welche diese Bäume jährlich liefern, muß in die Packhäuser des holländischen Gouvernements abgeliefert werden. In den 4 Jahren von 1818—1821 lieferte Amboina mit seinen Zubehörun=

gen 1,121,332 Pfund Gewürznelken, im Durchschnitt also jährlich 280,334 Pfund. Jede Anpflanzung, außer in diesen Distrikten, war bisher allenthalben aufs Strengste verboten. Es ist jedoch in dieser Hinsicht gegenwärtig von Seiten der niederländischen Regierung eine bedeutende Milderung eingetreten. — Auch der Muskatnußbaum, dieses zweite Hauptprodukt der M., hat nur eine geringe geographische Verbreitung, die sich jedoch etwas weiter erstreckt, als die des Gewürznelkenbaums, denn sein ursprüngliches Vaterland sind nicht bloß die M.: Ceram, Gilolo, Ternate, Amboina, Buro u. die umliegenden Inseln, sondern man findet ihn auch außer den Grenzen des indischen Archipels, in Neuguinea, auf der Halbinsel jenseits des Ganges, doch von geringerer Güte, so wie auch Anpflanzungen von Muskatnußbäumen auf den maskarenischen Inseln, in Cayenne, in Pulo-Pinang, Sincapore rc. in neueren Zeiten versucht worden sind, ohne von einem besonderen Erfolg begleitet zu seyn. Am meisten sind sie auf der zum britischen Hinterindien gehörigen Insel Pulo-Pinang gelungen, wo man die Zahl der Bäume auf 150,000 schätzt; doch fordert hier der Baum ein Alter von 20 Jahren, ehe er seinen vollen und reichlichen Ertrag gibt. Gegenwärtig werden die meisten Muskatbäume auf den 3 zu der Banda-Gruppe der M. gerechneten Inseln Banda, Neira und Pulo Ay gezogen, wiewohl sie eigentlich hier nicht zu Hause sind; vielmehr haben die Holländer sie erst dahin verpflanzt, nachdem sie, damit man ihnen den Alleinhandel mit diesem kostbaren Produkte nicht streitig machen möchte, diese Bäume in ihrem eigentlichen Vaterlande so viel als möglich auszurotten sich bemüht hatten. Damit auch der Preis der Muskatnüsse durch einen zu großen Vorrath nicht sinken möchte, verbrannten sie zuweilen bedeutende Quantitäten derselben, die sich in den Vorrathshäusern befanden.

Unter den Bewohnern der M. verdienen besonders die Haraforas oder Alforen Aufmerksamkeit, welche die Gebirge des Innern bewohnen und unter dem fürchterlichen Namen der Kopfabschneider bekannt sind, aber ungeachtet dieses Beinamens die friedlichste Klasse der Bevölkerung ausmachen. Von diesen sogenannten Kopfabschneidern macht man sich in Europa eine unrichtige Vorstellung. Nach Olivier, der von ihnen aus eigener Erfahrung Nachrichten mittheilt, sind diese sogenannten Wilden sehr gutartig und, was die Reinheit der Sitten betrifft, den anderen Eingebornen in den volkreicheren Dörfern und besonders denen in den Städten vorzuziehen. Unkeuschheit, Unmäßigkeit, Dieberei, Undankbarkeit, Treulosigkeit und dergleichen Laster sind ihnen nicht allein fremd, sondern sie besitzen sogar die entgegengesetzten Tugenden im hohen Grade. Nicht ohne Rührung, sagt Olivier, kann ich mich der gutherzigen Sorgfalt, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit erinnern, die ich von Seiten der Alforen bei meinem Bereisen der Gebirge der M. erfuhr. Aber, könnte man sagen, wie stimmt mit ihrer natürlichen Gutartigkeit dies überein, daß sie, eben so wie die Dayaks in Borneo, Menschen überfallen, um ihnen den Kopf abzuhauen, womit sie alsdann triumphirend zu den Ihrigen zurückkehren? Dieser barbarische Gebrauch gründet sich auf eins ihrer alten Gesetze, wonach sie, ehe sie ein Weib nehmen dürfen, erst einen Feind im Kriege getödtet haben müssen. Der gegenwärtige Mißbrauch dieses Gesetzes beweist die Wildheit dieser Nation eben nicht mehr, als so manche Ueberbleibsel von barbarischen Gesetzen bei gebildeten Völkern. Der Alfore verrichtet den bei ihm gebräuchlichen Todtschlag gleichsam, ohne irgend etwas Arges dabei zu denken. Er muß einen Menschenkopf liefern, und um dies zu verrichten, begibt er sich in großer Entfernung von seinem Dorfe an den Weg oder an einen Fußsteig über das Gebirg. Er versteckt sich hinter einem Baum, und sobald ein Mann aus einem andern Dorf oder Distrikte, als dem seinigen, vorübergeht, springt er hervor u. haut ihm, ehe er sich's versieht, den Kopf ab, womit er dann nach Hause zurückkehrt und hierdurch der Gewohnheit seiner Vorfahren gehuldigt hat. Niemals aber wird er einen seiner Dorfgenossen oder einen Einwohner aus seinem Distrikte, noch weniger aber einen Europäer ums Leben bringen. Die äußere Gestalt dieser Menschen ist indeß so abscheulich, als ihr Inneres gutartig ist. Ganz nackt, außer einem viereckigen Läppchen von grober u. schmuziger Leinwand, so groß wie ein Halskragen, mit einem Strickchen um die Hüften gebunden, die meisten mit ungekämmten und schmutzigen Haaren, die Haut wegen ihrer Unreinlichkeit oft mit Ausschlag bedeckt — dies Alles erregt beim ersten Anblick einen Abscheu, welcher vielleicht zu der übertriebenen Beschreibung ihrer abscheulichen Wildheit beigetragen haben mag. Auch ist jetzt jener barbarische Gebrauch des Kopfabschneidens nur allein bei den abgelegensten und rohesten Bergbewohnern noch im Gange. Diejenigen aber, welche mehr in der Nähe der europäischen Niederlassungen wohnen, haben nach freundlicher Uebereinkunft einiger niederländischen Residenten mit ihren Priestern die Erlaubniß erhalten, das alte Gesetz mit Darbringung eines Büffelkopfes zu erfüllen, und so ist in vielen ihrer Dörfer das Kopfabhauen gänzlich außer Gebrauch gekommen. Der Gottesdienst dieser Bergvölker ist ganz heidnisch. Sie haben eben so wenig die Lehre des Mohammed, als die christliche Religion angenommen, und sind noch im kläglichsten Aberglauben versunken. Sie werden von einer Menge Geisterbeschwörer, Zauberer und dergleichen geleitet und befinden sich mit einem Worte in dieser Hinsicht noch auf der untersten Stufe der Bildung. — Außer diesen Ureinwohnern halten sich weiße und schwarze Portugiesen hier auf, welche letztere Nachkommen der ersten hierher gekommenen Portugiesen sind. An den Küsten wohnen Malayen, die einige Civilisation besitzen. Ueber verschiedene dieser Inseln herrschen, wie erwähnt, Sultane, die von den Holländern abhängig sind. Die vorzüglichsten Inseln sind: a) Amboina, 20 □M. groß, mit 45,000 Einw., durch einen Meeresarm in zwei Halbinseln getrennt, die nur durch eine schmale Landenge zusammenhängen, mit Bergen und Anhöhen besetzt, liefert die

Gewürznelken (jährlich nach einem vierjährigen Durchschnitt von 1818–1821 über 280,000 Pfd.) u. ist nach Batavia die wichtigste ostindische Kolonie der Holländer. Die schöne und regelmäßig gebaute Hauptstadt Ambon liegt an einem Meeresarme bei dem wohlerhaltenen und starken Fort Victoria und hat 1000 Häuser und 7000 Einw., worunter viele Chinesen. — b) Ceram, 325 □M. groß, nordöstlich von Amboina, von einer hohen Gebirgskette durchzogen, welche sich über 8000 F. erhebt, ist nur an den Küsten von den Holländern besetzt. Südwestlich von Ceram liegt die Insel Buro, voller Berge, 93 □M. groß u. von 60,000 Menschen bewohnt, die theils aus civilisirten Malayen, theils aus rohen Haraforas bestehen. — c) Die Banda-Inseln, welche die südliche Reihe der Gewürz-Inseln einnehmen, sich im Nordosten von Timor, im Meere von Banda, ausbreiten und in 4 Gruppen zerfallen, als: 1) die eigentlichen Banda-Inseln, eine Gruppe von 10 kleinen Inseln (als Banda Neira mit dem Fort und Städtchen Nassau, Gnuong-Api, merkwürdig wegen seines thätigen Vulkans), wovon nur 6 von etwa 6000 Menschen bewohnt sind; Muskatnüsse und Muskatblüthen sind die Hauptprodukte; — 2) die südwestlichen Inseln, 8 größere und mehre kleinere mit 36,000 Einw., wohin z. B. Kissir, Wetter, Damma, Moa &c. gehören; — 3) die südöstlichen Inseln, ein langer Zug von größeren und kleineren Eilanden, worunter Timor-Laut das größte ist; nördlich von Timor-Laut sind die Teriember- und nördlich von diesen die Kay-Inseln; und — 4) die Arugruppe, die aus 4 größeren, durch schmale Kanäle getrennten, sehr fruchtbaren Inseln besteht. — d) Die eigentlichen M. oder die Ternatas, eine beträchtliche Gruppe von größeren und kleineren Inseln, als Dschilolo (Gilolo), die größte unter allen, 40 M. lang und 6 M. breit, von einer eben so unregelmäßigen Gestalt, wie Celebes, bergig und fruchtbar, theils von Malayen, theils von Haraforas bewohnt, gehört theils dem Sultan von Ternate, theils dem Sultan von Tidor; Morty, ziemlich groß, unter dem Sultan von Ternate; Ternate, mit der Hauptstadt gleichen Namens, worin der schöne Palast des Sultans bemerkenswerth ist, und der niederländischen Festung Oranien, steht unter einem Sultan, der auch einen Theil der Inseln Celebes und Gilolo besitzt; Tidor, unter einem von den Niederländern abhängigen Sultan (sowohl Ternate, als Tidor haben, wegen ihrer hohen Lage von 6000 Fuß über dem Meere, ein sehr gesundes Klima); Motir, dessen Sultan gleichfalls von den Niederländern abhängig ist, und wo die Einwohner alle Töpfer sind, welche die benachbarten Inseln mit Töpfergeschirr versehen, daher man dieses Inselchen auch Töpferinsel nennt; Matschian, 6 M. im Umfange groß; Batschian, 10 M. lang u. 4 breit, unter Sultanen, die auch von den Niederländern abhängig sind; letztere Insel hat merkwürdige heiße Quellen, welche, wie der Geyser in Island, aus der Tiefe hervorspringen; Oby, 13 M. lang, 2 breit, mit einem kleinen Fort der Niederländer, &c.

Rechnungsverhältnisse. Gegenwärtige Rechnungsart und Zahlwerth derselben: Ausgangs Juli 1839 ward die Ausprägung der neuen Gold- und Silbermünzen für die niederländisch-ostindischen Besitzungen nach dem veränderten Münzgesetz vom 22. März 1839 angeordnet (s. Amsterdam), und bereits im März 1826 war, nach königlicher Verordnung, der niederländische Gulden zu 20 Stübern, als nunmehrige Rechnungs- und Münzeinheit dieser Besitzungen, erklärt worden, mit Tarifirung der hier ferner zulässigen fremden und bisherigen niederländischen Münzsorten. Die gegenwärtige Rechnungsweise dieser Kolonien u. deren Zahlwerth ist also wie im Königreiche der Niederlande überhaupt, nach Gulden zu 20 Stübern oder eigentlich jetzt zu 100 Cents niederländisch, und demnach $24^3/_4$ bis $24^7/_8$, im Allgemeinen aber 25 Fl. niederländisch auf die kölnische oder Vereinsmark fein Silber zu rechnen. — Hiernach ist nun jetzt der Silber- und Zahlwerth dieses Guldens: a) in preußischem Kurant: 0,56 Thlr. = 16 Sgr. 9,60 Pf., b) im 20-Guldenfuße: 0,80 Fl. = 48 Kr., c) im $24^1/_2$-Guldenfuße: 0,98 Fl. = 58 Kr. 3,20 Pf., d) in franz. Währung: 2.10 Frcs. = 2 Frcs. 10 Centimes, e) in britischer Währung: 1,69 Schill. Sterl. = 1 Schill. 8,28 Pence Sterl.

Der erwähnte Tarif von 1826 setzte folgende Preise fest:

Spanische Onzas oder Doblones zu	40 Fl.	— Stüber	niederländisch.
Dergleichen Silber-Piaster zu	2 "	11 "	"
Indische Sicca-Rupien zu .	1 "	4 "	"
Holländische Ducatons zu	3 "	5 "	"
" Schillinge (Seſthalfs) zu	— "	5 "	"
Holländische Dübbeltjes zu	— "	2 "	"

Hiernach gehen bei dem Preise der spanischen Piaster $24^2/_3$ bis $24^{17}/_{40}$, bei dem Preise der Sicca-Rupien $24^5/_8$, u. bei dem Tarifsatze der holländischen Ducatons ziemlich genau 25 Fl. niederländisch auf die köln. Mark fein Silber. — Im Handelsverkehr finden diese Münzsorten meist höhere Annahme, als der Tarif festsetzt.

Bisherige und frühere Rechnungsart nebst Zahlwerth dieser Kolonien. Früherhin und bis in die neueste Zeit (zum Theil wohl auch noch gegenwärtig) rechnete u. rechnet man hier, wie in den meisten holländisch-ostindischen Niederlassungen: nach Reichsthalern (Ryksdaalders zu 48 Stübern indisch, in einer Währung, von welcher man, nach dem hier bis dahin geltenden Preise der Ducatons, als der eigentlichen Haupt-Handelsmünze zu 4 Fl. indisch, oder, den Gulden indisch zu 20 Stübern dieser Art, = 80 Stübern indisch, und 7,7 bis 7,7085502 Ducatons auf die kölnische oder Vereinsmark fein Silber gerechnet, $12^5/_6$ = 12,833333 bis 12,847584, also überhaupt wohl $12^{17}/_{20}$ = 12,85 Reichsthaler indisch auf die kölnische Mark fein Silber annehmen kann. Der Silber- und Zahlwerth des Reichsthalers indisch ist demnach: a) in preuß. Kurant: 1,089494 Thlr. = 1 Thlr. 2 Sgr. 7,818

Pf., b) im $24^1/_2$=Guldenfuße: 1,906615 Fl. = 1 Fl. 54 Xr. 1,588 Pf., c) in französischer Währung: 4,085603 Frcs. = 4 Frcs. $8^9/_{16}$ Centimes circa, d) in britischer Währung: 3,287938 Schill. Sterl. = 3 Schill. 3,455 Pence Sterl. — Seit dem Jahre 1768 wurden von dem Mutterstaate (Holland) für seine ostindischen Besitzungen verordnungsmäßig zweierlei Valuten festgesetzt: 1) die eigentliche holländische oder niederländische Währung, die holländische Troy=Mark fein Silber zu 26 Fl. Kurant, wonach die damalige kölnische Mark fein Silber auf 24,7 Gulden holländ. Kurant zu stehen kommt; 2) die sogenannte indische Währung, in welcher der holländ. Ducaton 4 Gulden indisch galt, überhaupt aber 240 Fl. od. 100 Reichsthaler indisch $197^1/_2$ Gulden holländisch Kurant gleich gestellt wurden (siehe auch unter Batavia); also 100 Fl. holländ. Kurant = 121,519 Fl. indisch sind. — Nach dieser frühern Festsetzung und, wie bemerkt, 24,7 Fl. holl. Kurant = 1 köln. Mark fein Silber, würden nur 12,506329 Reichsthaler indisch auf dieselbe Mark fein Silber erforderlich seyn. Der spanische Silber=Piaster galt zu damaliger Zeit hier gewöhnlich $1^1/_4$ Thlr. = 3 Fl. oder 60 Stüber indisch, so daß sich 100 span. Thlr. mit 125 Thlrn. indisch oder 100 Reichsthaler indisch mit 80 spanischen Piastern gleichstellten. Außerdem rechnete man zu jener Zeit den ungeränderten Ducaton zu 78, den geränderten Ducaton (wie vorhin bemerkt ward) zu 80 Stübern indisch, die Rupie zu 30, den neuen holl. Schilling zu $7^1/_2$, den alten Schilling oder Sesthalf zu 6, das neue holl. Dübbeltjen zu $2^1/_2$, das alte zu 2 Stübern indisch.

Maße und Gewichte. Längenmaß: Der Covid ist auf allen Inseln von der nämlichen Größe und = $18^2/_{15}$ englische Zoll = 0,46058 Meter oder neue niederländische Ellen = 204,17 paris. Lin. — Das Reis= und Salzmaß bestimmt sich nach dem Gewicht; s. unten. — Flüssigkeitsmaß ist auf allen Inseln die Kan od. Kanne von Batavia; s. d. — Handelsgewicht. Man bedient sich vorzugsweise der holländischen, aber auch der chinesischen u. der englischen Gewichte. — Reisgewicht. 1) Auf Amboina hat der Koyang 25 Pikols zu 100 Katties oder Kättis (Catties), also 2500 Katties. Der Gantang hat $3^3/_4$ Katties, und der Pikol also $26^2/_3$ Gantang. Der Pikol wiegt 120 holl. Troy=Pfund = 59,060 Kilogramm, der Koyang daher 3000 holl. Troy=Pfund = 1476,50 Kilogramm, und das Kattie (dem des Gold= und Silbergewichts gleich, s. unten) also $1^1/_5$ holländ. Troy=Pfund oder 12,288 holl. As = 590,60 Gramm. Der Gantang mithin = $4^1/_2$ holländ. Troy=Pfund = 2,215 Kilogr. — 2) Auf Banda hat der Koyang Reis und Salz 40 Maaten (Maß) und das nämliche Gewicht wie auf Amboina. Daher ist das Maat = 75 holl. Troy=Pfd. = 36,9126 Kilogr. — 3) Auf Ternate wiegt der Bambu (Bamboe) Reis und Salz $1^1/_2$ holl. Troy=Pfund oder 15,360 holl. As = 738,25 Gramm. — Eigentliches Handelsgewicht. 1) Auf Amboina. Der Baar od. Behaar (Bahar), nach welchem man die Gewürznelken wägt, hat 50 Barotti. Der Barotti wiegt 11 holl. Troy=Pfund = 5,4138 Kilogramm, der Baar also 550 holl. Troy=Pfund = 270,692 Kilogramm. — 2) Auf Banda. Der Baar od. Pikol hat 100 Katties oder Kättis. Das Kattie wiegt circa $5^5/_8$ holl. Troy=Pfund = 2,768 (reichlich $2^3/_4$) Kilogramm, der Baar oder Pikol also circa $562^1/_2$ holländisch Troy=Pfund = 276,8 = Kilogramm. — Der Sukel (Sökel) Muskatblüthe hat 28 Katties und ist also = $1572^1/_2$ holl. Troy=Pfund = 77,5 Kilogramm. (Das Brutto=Gewicht des Sukel ist 170 holl. Troy=Pfund = $83^2/_3$ Kilogr.) Uebrigens wird der Preis der Muskatblüthe pr. 6 holl. Troy=Pfund notirt. — Muskatnüsse werden nach dem holl. Troy=Pfund (s. Amsterdam) verkauft. — 3) Auf Ternate. Der Pikol von 100 Katties ist der von Batavia; s. dies. Art. — Der Barotti ist der nämliche wie auf Amboina; s. oben. — Der Kaban, ein anderes hiesiges Gewicht, ist = $95^5/_{21}$ (oder 95,2381) holl. Troy=Pfund = 46,873 Kilogramm. — Gold= u. Silbergewicht. 1) Auf Amboina. Das Kattie od. Kätti hat 20 Tehls (Tales, Tails) od. Ceram=Tehls (nach der Insel Ceram so genannt) zu 16 Mehs oder Maas (Mace) à 4 Kaubang (Coubang) und wiegt 12,288 holl. As = 590,60 Gramm. Das Tehl also = $614^2/_5$ holl. As — 29,530 Gramm. — 2) Auf Ternate ist es das von Batavia; s. dies. Art. — Diamantengewicht ist das Karat von 4 Grän. Es machen 2500 solcher Karate ein holl. Troy=Pfund aus, und das Karat wiegt daher 4,096 holländ. As = 0,196867 Gramm = 0,9561575 holländ. Juwelen=Karat. Auf Ternate bedient man sich übrigens der sämmtlichen Maße und Gewichte von Batavia, und daneben der oben angeführten besondern Größen. Hirschhorn wird nach Büscheln oder Bunden verkauft; Perlmutter in Kästchen nach dem Stück.

Molunes, franz. Dorf, Dep. Jura, Bezirk St.=Claude; Käse, Torf; 1080 Einw.

Moluris (a. Geogr.), s. Megaris.

Moluris (Entom.), nach Latreille, Schwellkäfer, Gatt. der Coleoptera heteromera Melanosomata Pimeliaria *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Pimelia *Fabr.* Charakter: Fühler nach dem Ende zu verdickt; Halsschild rund, erhaben, fast kreisförmig; Hinterleib breit, eiförmig. Arten ausländisch, bekannteste: M. striata *Latr.* Mit 6 rothen Streifen auf den Flügeldecken; in Afrika.

Molus (gr. Myth.), 1) Sohn der Demonice u. des Ares; — 2) unächter Sohn des Deucalion, Bruder des Idomeneus, Vater des Meriones. Nach einer kretischen Sage wurde M., nachdem er einer Nymphe Gewalt angethan, todt ohne Kopf gefunden, u. mit Beziehung darauf wurde in Kreta ein Fest gefeiert, wobei das Bild eines Mannes ohne Kopf gezeigt wurde.

Molva (Ichthyol.), Quappenart, s. v. a. Lenz, Gadus Molva *L.*

Molwitina, europ.=russ. Flecken, Gouv. Kostroma, nordöstl. von Kostroma.

Molwitz, Dorf, s. v. a. Mollwitz.

Moly (Bot.), nach Mönch, Pflanzengatt. Zwei Arten: M. odorum und M. speciosum *Moench*, s. v. a. Allium odorum u. A. magicum. S. Lauch. — 2) (Pharm.), ein (von Homer viel genanntes) Zwiebelgewächs, vielleicht Knoblauch, Bärenlauch.

Molybdän (Wasserblei; lat. Molybdaenum; franz. Molybdène; Zeichen Mo; Atomgewicht: 598,520; Chem.), ein elektropositives Metall, wurde von Scheele in einem Mineral, dem Wasserblei, entdeckt, welches wegen seiner Aehnlichkeit mit Graphit mit diesem verwechselt worden war und dem er daher den griechischen Namen des Graphits, *μολυβδαινα*, gab; Hyelm stellte es zuerst rein dar u. Buchholz und Berzelius lehrten es näher kennen.

A. Vorkommen. Das M. gehört zu den in der Natur nur selten vorkommenden Elementen. Es findet sich nie gediegen. Die wichtigsten natürlichen Verbindungen sind: das Wasserblei oder Molybdänglanz, die Verbindung des M.s mit Schwefel, und das Gelbbleierz, welches molybdänsaures Bleioxyd ist. Der Molybdänglanz besitzt eine reine bleigraue Farbe, vollkommenen Metallglanz, läßt sich weich und fettig wie Graphit anfühlen u. färbt stark ab. Er kommt meist derb und eingesprengt oder blätterig vor, theils eingewachsen in Granit, Gneis oder in Quarz, wie zu Altenberg in Sachsen, theils auf Lagern von Eisen- und Kupfererzen, so namentlich in Schweden und Norwegen. Das Gelbbleierz kommt auf Lagern und Gängen im jüngern Uebergangskalk in Begleitung von Blei- und Zinkerzen vor, so namentlich zu Bleiberg in Kärnthen. Auch in einigen Meteorsteinen ist es entdeckt worden.

B. Darstellung. Das M. wird aus seinen Oxyden mittelst Kohle oder mit Wasserstoffgas in der Weißglühhitze erhalten. Man bringt Molybdänoxyd oder molybdänsaures Ammoniak, oder saures molybdänsaures Kali in einen mit Kohle ausgefütterten Schmelztiegel u. setzt diesen der Weißglühhitze aus. Die Reduktion erfolgt leicht, allein zur Zusammenschmelzung ist sehr heftige Hitze erforderlich, man erhält es dann in abgerundeten Körnern. In nicht geschmolzenem Zustande, sondern pulverförmig gewinnt man das M., wenn über in einer Porzellanröhre weißglühendes Molybdänoxyd oder Molybdänsäure durch Chorcalcium getrocknetes Wasserstoffgas so lange geleitet wird, bis sich kein Wasser mehr erzeugt, u. läßt den Apparat unter fortwährendem Hinzuströmen von Wasserstoffgas erkalten.

C. Eigenschaften. Das geschmolzene M. ist silberweiß, stark metallglänzend, von 8,62 spec. Gewicht, läßt sich in kleinen Theilchen breit drücken, ohne zu zerspringen; ritzt 12löthiges Silber. Schmilzt selbst im heftigsten Essenfeuer nur unvollkommen, so daß es nur zu kleinen Massen vereinigt werden kann. Das durch Reduktion mit Wasserstoff erhaltene pulverförmige M. bildet ein aschgraues Pulver, welches Politur annimmt, die Elektricität nicht leitet und an der Luft unverändert bleibt. Seine spec. Wärme ist nach Regnault=0,07218. — Wird M. in offenen Gefäßen zum anfangenden Glühen erhitzt, so oxydirt es sich zu braunem Oxyd, u. wenn die Hitze länger anhält, so wird es endlich blau. Bei einer noch höheren Temperatur oxydirt es sich zu Säure, wobei es glimmt, raucht u. auf der Oberfläche krystallisirte Molybdänsäure absetzt. Von verdünnter Schwefelsäure, Salzsäure und Fluorwasserstoffsäure wird es nicht gelöst; in koncentrirter Schwefelsäure löst es sich unter Entwickelung von schwefliger Säure zu einer braunen Masse auf; von Salpetersäure wird es oxydirt und zu salpetersaurem Molybdänoxyd aufgelöst, wenn das Metall im Ueberschuß ist; bei Säureüberschuß bildet sich Molybdänsäure, welche sich absetzt. Von Königswasser wird es mit Leichtigkeit gelöst. Auf nassem Wege wird es von Kalihydrat nicht aufgelöst, und selbst im Schmelzen wird es dadurch nur sehr schwer und langsam unter Wasserstoffgasentwickelung oxydirt. Salpeter oxydirt es mit Heftigkeit. Mit Sauerstoff verbindet es sich in 3 Verhältnissen u. bildet damit 2 Oxyde und eine Säure. Seinem chemischen Charakter nach ist das M. dem Wolfram sehr nahe verwandt, und zwar so nahe, daß für jede Wolframverbindung meist eine analoge, sehr ähnliche und gewöhnlich auf gleiche Weise zu erhaltende Molybdänverbindung existirt.

D. Verbindungen. — 1) Mit Sauerstoff. Es sind drei Verbindungen des M.s mit Sauerstoff dargestellt worden, nämlich das Oxydul, das Oxyd und die Molybdänsäure.

Molybdänoxydul. Formel: MoO. Atomgewicht: 698,520. Man erhält es auf folgende Weise: Die koncentrirte Auflösung eines molybdänsauren Salzes wird mit so viel Salzsäure versetzt, bis der dadurch entstandene Niederschlag wieder gelöst ist, und die Flüssigkeit dann mit destillirtem Zink digerirt. Sie wird dadurch zuerst blau, dann rothbraun und zuletzt schwarz, indem sich das Zink auf Kosten des Sauerstoffs der Molybdänsäure oxydirt und ein dem Manganoxydul proportionales Chlormolybdän und Chlorzink entstehen. Hierauf gibt man zu der schwarzen Auflösung Ammoniakflüssigkeit in einer Menge, welche zur ungefähren Ausfällung des Molybdänoxyduls, nicht aber zur Fällung des Zinkoxyds erforderlich ist, filtrirt, wäscht das Manganoxydulhydrat, zuerst mehrmals mit ammoniakhaltigem Wasser, um anhängendes Zinkoxyd zu entfernen, dann mit kaltem Wasser, preßt es aus u. trocknet es neben Schwefelsäure im luftleeren Raume. Da das Zinkoxyd dem Molybdänoxydul sehr hartnäckig anhängt, so kann man auch, um das Zink auszuschließen, die Desoxydation der Molybdänsäure — in der oben erwähnten angesäuerten Auflösung eines molybdänsauren Salzes — durch Kaliumamalgam, welches nur wenig Kalium enthält, bewerkstelligen, u. hierauf die schwarze Auflösung mit Ammoniak fällen.

Eigenschaften. Das Manganoxydulhydrat ist schwarz, färbt sich aber beim Auswaschen, durch höhere Oxydation, bräunlich. Säuren lösen dasselbe nur schwierig auf zu fast schwarzen Auflösungen, aus denen keine Krystalle erhalten werden können. Kali, Ammoniak und kohlensaures Kali fällen aus diesen Auflösungen braunschwarzes Oxydulhydrat, welches im Uebermaß der Fällungsmittel unlöslich ist; kohlensaures Ammoniak fällt ebenfalls Molybdänoxydhydrat, löst dasselbe aber, im Uebermaße zugesetzt, wieder auf. Schwefelwasserstoffgas erzeugt nach einiger Zeit einen braunschwarzen

Niederschlag von Schwefelmolybdän, der sich in Schwefelammonium auflöst. Wird das durch Ammoniak gefällte Oxydulhydrat im luftleeren Raume langsam erhitzt, so läßt es langsam sein Wasser entweichen; wird das übrigbleibende Oxydul, nachdem alles Wasser völlig entwichen ist, im leeren Raume zum anfangenden Glühen erhitzt, so fängt es Feuer u. zeigt eine lebhafte, funkelnde Verbrennung, worauf das Oxydul mit pechschwarzer Farbe zurückbleibt. Es ist nun nicht mehr in Säuren löslich. Das durch Zink reducirte Oxydul bringt diese Erscheinung nicht hervor.

Molybdänoxyd. Formel: MoO_2. Atomgewicht: 798,520. Durch Glühen von molybdänsaurem Ammoniak, im bedeckten Tiegel, erhielt Buchholz krystallinische, metallglänzende dunkelkupferfarbene Schuppen von Molybdänoxyd. Dem so bereiteten Oxyde ist aber gewöhnlich etwas Molybdänsäure beigemischt, indem ein Theil des Ammoniaks vor der Desoxydation entweicht. Am leichtesten erhält man das Molybdänoxyd, wenn trockenes molybdänsaures Natron mit Salmiak vermischt u. in einem bedeckten Platintiegel schnell erhitzt wird, bis sich keine Salmiakdämpfe mehr entwickeln. Man nimmt dann den Tiegel vom Feuer, übergießt die erkaltete Masse mit Wasser, welches Kochsalz auflöst und ein braunes, fast schwarzes Pulver zurückläßt, welches hierauf mit einer schwachen Lauge von Aetzkali, zur Abscheidung der möglicherweise anhängenden Molybdänsäure, gekocht, abfiltrirt und ausgewaschen wird. Es stellt nun ein feines, schwarzes Pulver dar, welches nach dem Trocknen dunkelbraun und im Sonnenlichte purpurfarben und glänzend erscheint. Es ist in Säuren unauflöslich. Koncentrirte Schwefelsäure und saures weinsaures Kali lösen gewöhnlich in der Digestion eine geringe Spur auf. Salpetersäure verwandelt es in Molybdänsäure. Salzsäure und Fluorwasserstoffsäure sind ohne Wirkung darauf. Auch wird es von kaustischem Kali auf nassem Wege weder aufgelöst, noch oxydirt.

Das Molybdänoxydhydrat wird durch Fällung einer Auflösung von Molybdänchlorid mittelst Ammoniakflüssigkeit dargestellt. Man kann sich hierzu des Molybdänchlorids bedienen, welches man durch Einwirkung von Chlorgas auf Molybdänmetall erhält, oder man kann eine Auflösung von Molybdänchlorid anwenden, welche man durch Einwirkung von Salzsäure und desoxydirenden Substanzen auf Molybdänsäure bereitet hat. Digerirt man z. B. eine koncentrirte Auflösung von Molybdänsäure in Salzsäure mit Molybdänmetall in Pulverform, oder übergießt man Molybdänsäure mit Salzsäure, und digerirt man mit Kupfer, bis alle Molybdänsäure aufgelöst ist, so entstehen dunkelrothe Lösungen, welche das dem Molybdänoxyd proportionale Molybdänchlorid enthalten und aus denen Ammoniak das Oxydhydrat ausfällt. Bei Anwendung von Kupfer zur Desoxydation der Molybdänsäure muß das Fällungsmittel im Ueberschusse angewendet werden, um das Kupferoxyd gelöst zu erhalten. Das Molybdänoxydhydrat ist rostfarben und gleicht im Aeußeren ganz dem durch Ammoniak gefällten Eisenoxydhydrate. Es ist frisch gefällt in Wasser etwas löslich, wird aber auf Zusatz von Salzen, namentlich von Salmiak, aus der wässerigen Lösung wieder abgeschieden. Man muß daher bei seiner Bereitung erst mit salmiakhaltigem Wasser, dann mit Weingeist aussüßen. Die zerfällige Lösung ist roth, die verdünnte gelb. Es röthet Lackmuspapier, besitzt aber sonst keine Eigenschaft einer Säure. Wird es im feuchten Zustande längere Zeit der Luft ausgesetzt, so findet Oxydation Statt, es wird blau an der Oberfläche und zerfließt gleichsam. Uebergießt man es dann mit Wasser, so nimmt dies zuerst auch die entstandene blaue Verbindung auf und man erhält eine grüne Auflösung; gießt man diese ab, so löst sich dann das Hydrat mit rother Farbe in Wasser auf. Wird die Auflösung einige Wochen lang aufbewahrt, so gelatinirt sie, ohne ihre Durchsichtigkeit zu verlieren. Die Auflösung des Hydrats hat einen schwachen, gelinde zusammenziehenden, hintennach metallischen Geschmack. Dem freiwilligen Verdunsten überlassen, gelatinirt sie zuerst und trocknet dann ohne wesentliche Farbenveränderung ein, ausgenommen an den Rändern, wo sie blau oder grün wird. Das trockene Hydrat ist dunkelbraun, fast schwarz. Es ist nicht mehr im Wasser löslich, und die blau gewordenen Theile werden davon ausgezogen. Das trockene Hydrat gibt beim Erhitzen im luftleeren Raume sein Wasser ab, und es bleibt wasserfreies, braunes Oxyd zurück. Aetzalkalien lösen das Oxyd nicht; dagegen löst es sich in kohlensaurem Alkali auf. Hierbei ist bemerkenswerth, daß schon gefälltes Oxydhydrat sich nur in geringer Menge in kohlensaurem Alkali löst; wird dagegen aber ein Molybdänoxyd-Salz mit kohlensaurem Alkali im Ueberschuß gefällt, so wird die ganze Masse des Niederschlages aufgelöst. Es entsteht jedoch hierbei kein kohlensaures Salz, denn das Oxyd verbindet sich mit dieser Säure nicht. Läßt man eine Auflösung von Molybdänoxyd in kohlensaurem Alkali in einem offenen Gefäße stehen, so verliert sie allmählig ihre Farbe und verwandelt sich in molybdänsaures Salz.

Molybdänsäure. Formel: MoO_3. Atomgewicht: 898,520. Zur Darstellung der Molybdänsäure wird das natürliche Schwefelmolybdän, der Molybdänglanz, in gepulvertem Zustande in einem offenen Tiegel, unter fortwährendem Umrühren, bei Dunkelrothhitze geröstet, so lange noch schweflige Säure entweicht. Es bleibt die Molybdänsäure im unreinen Zustande als ein schmutziggelbes Pulver zurück. Sie wird durch Auflösen in Aetzammoniak, Filtriren u. Abdampfen der Auflösung gereinigt, wobei sich noch fremde Substanzen absetzen. Die nochmals filtrirte Auflösung wird zur Krystallisation verdunstet. Der zum Erkalten hingestellten Lösung setzt man noch etwas Aetzammoniak zu, weil sich während des Verdampfens ein Theil davon verflüchtigt hat. Das krystallisirte Salz wird dann gelinde in einem offenen Tiegel mit der Vorsicht erhitzt, daß die Masse nicht schmilzt. Hierdurch wird das Ammoniak ausgetrieben und die Säure bleibt rein zurück. — Sehr rein erhält man die

Molybdänsäure, wenn man das Molybdänoxyd mit Salpetersäure oxydirt, wobei man den Ueberschuß von Salpetersäure abdampft und den Rückstand gelinde glüht.

Eigenschaften. Die so erhaltene Molybdänsäure ist eine weiße, lockere Masse, welche sich in Wasser zu krystallinischen, seidenglänzenden Blättchen zertheilt. Sie schmilzt bei Rothgluhhitze u. bildet beim Erkalten eine strohgelbe, krystallinische Masse von 3,49 specifischem Gewicht. In verschlossenen Gefäßen kann sie, ohne sich zu verflüchtigen, erhitzt werden; in offenen Gefäßen sublimirt sie schon bei der Temperatur, bei welcher sie schmilzt, und bildet farblose, durchsichtige Blättchen oder Schuppen. Mit Wasser bildet sich kein Hydrat u. löst sich darin nur in geringer Menge, nämlich zu $^1/_{570}$; die Lösung reagirt sauer u. schmeckt schwach metallisch. Die nicht geglühte Molybdänsäure wird von Säuren aufgelöst u. sie bildet damit eine eigene Klasse von Verbindungen, worin sie die Stelle einer Base zu spielen scheint. Nach dem Glühen wird sie von Säuren nicht mehr aufgenommen, aber zweifach-weinsaures Kali löst sie auch dann noch in der Siedhitze auf.

Molybdänsaures Molybdänoxyd (molybdänige Säure, Buchholz). Unter verschiedenen Umständen lassen sich Molybdänsäure und Molybdänoxyd zu Verbindungen vereinigen, von denen eine blau, die andere grün ist. Buchholz entdeckte, daß, wenn Molybdänmetall mit 2 Theilen Molybdänsäure zusammengerieben und dann einige Zeit lang mit Wasser gekocht werde, eine blaue Auflösung entstehe, welche er als eine eigene Oxydationsstufe betrachtete u. molybdänige Säure nannte. Man erhält diese Verbindung am besten in fester Form, wenn zu einer gesättigten Auflösung von krystallisirtem zweifach-molybdänsauren Ammoniak so lange eine Auflösung von Molybdänchlorid getropft wird, als noch ein blauer Niederschlag entsteht. Es entsteht Chlorammonium und molybdänsaures Molybdänoxyd, welches als blaues Pulver niederfällt. Es ist in Wasser löslich, sehr schwer löslich aber in salzhaltigen Flüssigkeiten. Nach dem Filtriren bleibt eine dem Indigo gleichende Masse zurück, welche mit Salmiakwasser gewaschen wird; wäscht man dann, zur Entfernung des Salmiaks, den Niederschlag mit Wasser, so löst sich ein Theil des Pulvers auf, und die durchgehende Flüssigkeit ist tief blau gefärbt. In Alkohol ist es unlöslich. Beim Trocknen oxydirt es sich nicht höher und behält seine Löslichkeit in Wasser bei. Im luftleeren Raume erhitzt, gibt es Wasser ab und bildet nach dem Erkalten eine dunkelbraun-blaue Substanz, welche sich nicht mehr in Wasser auflöst. Von Säuren wird diese Verbindung aufgelöst, es entstehen dunkelblaue Lösungen, welche beim Abdampfen syrupdicke, extraktartige, dunkelblaue Massen geben, die an der Luft ihre Farbe verlieren. Diese blaue Verbindung besteht aus $Mo\,O_2 + 4Mo\,O_3$ und ist zweifach-molybdänsaures Molybdänoxyd.

Wird in einer salzhaltigen blauen Flüssigkeit, welche Molybdänoxyd im Ueberschuß enthält, dieses mit Aetzammoniak gefällt, so erhält man einen schmutzig grünen Niederschlag, welcher mit Salmiakwasser gewaschen werden kann, von reinem Wasser aber auf die Weise zersetzt wird, daß dieses molybdänsaures Molybdänoxyd auszieht und das Hydrat mit seiner natürlichen Farbe zurückläßt. Digerirt man ein Gemenge von Molybdänsäure und Molybdänmetall mit Wasser in einem luftdicht verschlossenen Gefäße, so erhält man zuerst eine blaue Flüssigkeit, welche nach mehrtägig fortgesetzter Digestion grün wird und sich nicht weiter verändert. Diese Flüssigkeit scheint eine Auflösung der oben erwähnten Verbindung mit weniger Säure zu seyn, welche dann 1 At. Oxyd und 2 At. Säure enthält, d. h. neutrales molybdänsaures Molybdänoxyd $= Mo\,O_2 + 2\,Mo\,O_3$, und welche erhalten wird, wenn man neutrales molybdänsaures Kali in eine Lösung von einem ebenfalls neutralen Molybdänoxydsalz oder in eine Lösung von Molybdänchlorid tropft. Durch Zusatz von Alkali wird die Flüssigkeit rein gelb, ohne daß eine Fällung erfolgt. Wird die grüne Flüssigkeit mit Salmiakpulver vermischt, so fällt die grüne Verbindung nieder. Auch aus der gelben, mit Ammoniak versetzten Flüssigkeit fällt Salmiak die grüne Verbindung.

2) Mit Schwefel. M. vereinigt sich mit Schwefel in drei Verhältnissen.

Molybdänbisulphuret, Zweifach-Schwefelmolybdän, Molybdänsulphuret, $Mo\,S_2$, ist das in der Natur vorkommende Mineral: Molybdänglanz, welcher vorzugsweise zur Darstellung der Molybdänverbindungen benutzt wird. Bildet sich beim Glühen der Molybdänsäure mit Schwefel und bleibt als Rückstand, wenn höhere Schweflungsstufen des M.s erhitzt werden. Das künstliche ist ein schwarzes glänzendes Pulver. In verschlossenen Gefäßen schmilzt es nicht, und verändert sich nicht bei höherer Temperatur. Mit Schwefelsäure gekocht, löst es sich zu einer blauen Flüssigkeit auf. Salpetersäure oxydirt es leicht, löst es aber nicht; von Königswasser wird es gelöst. Kaustisches Kali greift es beim Kochen wenig an, beim Schmelzen mit demselben entsteht eine Verbindung, welche sich mit brauner Farbe in Wasser auflöst. Nach Scheele wird es künstlich erhalten beim Erhitzen von Molybdänsäure mit Schwefel. Berzelius vermuthet, daß diese Verbindung erhalten werden kann, wenn man ein Molybdänoxydulsalz durch Schwefelwasserstoff zersetzt.

Molybdänsupersulphid, Dreifach-Schwefelmolybdän, Molybdänsulphid, Molybdänschwefel, $Mo\,S_3$, entsteht durch Zersetzung einer koncentrirten Auflösung eines molybdänsauren Salzes durch Schwefelwasserstoff u. nachherige Fällung durch eine im Ueberschusse zugesetzte Säure. Es ist ein dunkelbrauner, nach dem Trocknen fast schwarzer Niederschlag. Auf Porzellan gibt es einen schwarzbraunen Strich. Beim Erhitzen entweicht Schwefel und Bisulphuret bleibt zurück. In Aetzalkalien ist es schwer, leichter in Einfach-Schwefelkalium löslich. Gegen basischere Schwefelmetalle verhält es sich wie eine Säure und gibt damit rothe krystallisirbare Schwefelsalze. (Vergl. Molybdänsalze E.).

Molybdänübersulphid, Vierfach-Schwe-

felmolybdän, Uebermolybdänschwefel, $Mo\ S_4$, wird erhalten, wenn man eine Auflösung von Molybdänsupersulphid in Schwefelkalium mit Molybdänsupersulphid kocht. Die sich hierbei trübende Flüssigkeit setzt ein schwarzes Pulver ab, welches auf dem Filter gesammelt und so lange mit kaltem Wasser gewaschen wird, bis das Durchgehende, mit Salzsäure vermischt, nicht mehr einen schwarzbraunen, sondern einen rothen Niederschlag gibt. Hierauf wird die Masse im Filtrum mit kochendem Wasser übergossen, welches tief roth gefärbt durchläuft, und wenn es nichts mehr auflöst, wird das Durchgeflossene mit im Ueberschuß zugesetzter Salzsäure gefällt. Der entstehende dunkelrothe, durchscheinende, voluminöse Niederschlag wird auf dem Filter gewaschen. Es schrumpft beim Trocknen zusammen, wird grau und metallglänzend und gibt ein zimmtblaues Pulver. Diese Schweflungsstufe wird dadurch gebildet, daß beim Kochen in der Flüssigkeit ein schwer auflösliches Salz von einer höheren Schwefelungsstufe (Uebersulphomolybdat) und graues Schwefelmolybdän entstehen, welche zusammen ausgefällt werden. Kaltes Wasser löst von dem gefällten Salze fast nichts auf, kochendes hingegen löst es leicht, und die Säure scheidet daraus Schwefelmolybdän ab.

M. mit Chlor, Jod, Fluor und Cyan, vergl. Molybdänsalze.

Molybdän=Biaci=Chlorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänbisulphuret, s. Molybdän D, 2).

Molybdänblau, eine sehr schöne, aus Molybdän dargestellte blaue Farbe. Man erhält sie, indem man zu einer Lösung von Molybdänsäure Zinnsalzlösung setzt, wodurch die Verbindung zu Boden fällt; sie ist ein Gemenge von molybdänsaurem Molybdänoxyd u. molybdänsaurem Zinnoxyd. Das M. ist auch unter dem Namen blauer Karmin bekannt. Es wird als Anstrich= und Schmelzfarbe gebraucht.

Molybdänbleispath (Min.), auch Gelbbleierz, Bleigelb, pyramidaler Bleibaryt, Bleimolybdat, Xanthinspath, molybdänsaures Blei, Plomb molybdaté, ist ein bleiischer Chalkobaryt, ins tetragonale Krystallsystem gehörig. Grundform ein spitzes tetragonales Oktaëder von 99° 30′ 55″ Endkante u. 132° 1′ 17″ Randkante, spaltbar nach den Kernflächen, Bruch muschelig, uneben. Härte = 3,0, Gew. = 6,6—6,8, wachs=, honig=, citronen=, orangegelb, gelblichgrau, graulichweiß (von Berggießhübel), fettglänzend, zum Theil diamantglänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, vor dem Löthrohr leicht schmelzbar und reducirbar, in erwärmter Salzsäure auflöslich, nach Göbel 59,0 Bleioxyd, 40,4 Molybdänsäure. Erscheint in herrschend tafelartigen Formen u. andern Kombinationen in meist sehr kleinen Krystallen, auch derb, körnig abgesondert in Gangtrümmern und Drusenhöhlen im Alpenkalk, seltener auf Erzlagern und Gängen: Bleiberg und Windischkappel in Kärnthen, Annaberg in Oesterreich, Mauknerötz in Tyrol, Badenweiler, Berggießhübel, Retzbanya, Dauphiné, Massachusetts, Pennsylvanien, Mexiko ꝛc. Ein verwandtes grünlichgelbes Mineral von Gew. = 6,0 kommt in kleinen Konkretionen im verwitterten Syenit bei Montuoso=Baja unweit Pamplona in Südamerika vor und besteht nach Boussingault aus 73,8 Bleioxyd, 10,0 Molybdänsäure, 2,9 Kohlensäure, 1,3 Salzsäure, 1,3 Phosphorsäure, 1,2 Chromsäure, 1,7 Eisenoxyd, 2,2 Thonerde und 3,7 Kieselerde.

Molybdänchlorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänchlorid=Ammonium, s. Molybdänsalze A.

Molybdänchlorür, s. Molybdänsalze A.

Molybdänchlorür=Kalium, s. Molybdänsalze A.

Molybdäncyan, s. Molybdänsalze A.

Molybdän=Eisencyanid, s. Molybdänsalze A.

Molybdän=Eisencyanür, s. Molybdänsalze A.

Molybdän=Eisensupercyanid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorid=Kalium, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorid=Natrium u. **Ammonium**, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorür, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorür=Ammonium, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorür=Kalium, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorür=Kiesel und **Molybdänfluorid=Kiesel**, s. Molybdänsalze A.

Molybdänfluorür=Natrium, s. Molybdänsalze A.

Molybdänglanz (Min.), von Werner Wasserblei genannt, Gattung der Familie der Glanze, gehört dem hexagonalen Krystallsystem an, Härte = 1,0—1,5, Gew. = 4,5—5,8. Bruch uneben, Strich bleigrau. — 1) Schwefelmolybdän, besteht aus 59,80 Molybdänmetall u. 40,20 Schwefel; hat zur Grundform die sechsseitige Säule, eine den Kernflächen parallele Spaltbarkeit, Gew. = 4,6, kommt selten krystallisirt und dann nur in undeutlichen sechsseitigen Tafeln, gewöhnlich derb und eingesprengt vor, ist von hellbleigrauer Farbe, metallisch glänzend, undurchsichtig, mild und geschmeidig, in dünnen Blättchen biegsam, stark abfärbend, und zwar auf Porzellanbiscuit grünlichblau, fettig anzufühlen, schmilzt vor dem Löthrohr nicht, färbt aber, in der Zange gehalten, die Flamme zeisiggrün, entwickelt schwefelige Säure und gibt auf Kohle einen weißen Beschlag, verpufft mit Salpeter u. bildet eine im Wasser auflösliche Masse und löst sich in Königswasser zu einer grünlichen Flüssigkeit. Auf Gängen und Lagern älterer Gebirge: Altenberg u. Schneeberg in Sachsen, in Böhmen, Tyrol, Wallis, England ꝛc. Dient zur Bereitung des blauen Karmins und zum Blaufärben wollener Zeuche. — 2) Selenmolybdän, auch edler Molybdänglanz genannt, ist eine Verbindung von Molybdän mit Selen und etwas Gold u. Silber, stimmt äußerlich mit vorigem überein, hat aber Gew. = 5,89,

u. entwickelt vor dem Löthrohre Selengeruch. Bis jetzt nur im Gneis bei Deutsch-Pilsen in Ungarn.

Molybdängrün, eine aus phosphorsaurem Molybdän und Knochen bereitete smaragdgrüne Farbe.

Molybdänige Säure, s. v. a. molybdänsaures Molybdänoxyd, s. Molybdän D, 1).

Molybdänjodid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänjodür, s. Molybdänsalze A.

Molybdänkies (Min.), s. v. a. Molybdänglanz (s. d.).

Molybdänocher (Min.), auch Wasserbleiocher, Molybdänsäure, Molybdène oxydé, ein ocherartiger Oxydolith, als Ueberzug, eingesprengt vorkommend. Bruch feinerdig, zerreiblich, schwefel-, citronen- bis orangegelb, matt, undurchsichtig, vor dem Löthrohre schmelzbar. Ist Molybdänsäure. Auf Molybdänglanz und Quarz in Schweden, Norwegen, Schottland, Sibirien, Tyrol.

Molybdänoxyd, s. Molybdän D, 1).

Molybdänoxyd, borsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxyd, essigsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxyd-Kali, weinsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxyd, salpetersaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxyd, schwefelsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxydul, s. Molybdän D, 1).

Molybdänoxydul, borsaures, s. Molybdänsalze B, a).

Molybdänoxydulhydrat, s. Molybdän D, 1).

Molybdänoxydul-Kali, weinsaures, s. Molybdänsalze B, a).

Molybdänoxydul, salpetersaures, s. Molybdänsalze B, a).

Molybdänoxydul, schwefelsaures, s. Molybdänsalze B, a).

Molybdänoxyd, weinsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänoxyd, wolframsaures, s. Molybdänsalze B, b).

Molybdänsäure, 1) (Min.), s. v. a. Molybdänocher (s. d.); — 2) (Chem.), s. Molybdän D, 1).

Molybdänsäure, arseniksaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, bernsteinsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, borsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, chromsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, essigsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, oxalsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, phosphorsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, schwefelsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsäure, weinsaure, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsalze. Das Molybdän bildet 3 Reihen von Salzen, und zwar solche, welche das Oxydul, das Oxyd und die Molybdänsäure zur Basis haben, oder welche in ihrer Zusammensetzung diesen drei Oxydationsstufen proportional sind. — Die Molybdänoxydulsalze sind in fester Form schwarz oder dunkelgrau, ihre wässerige Lösung ist schwarz oder purpurfarben und fast undurchsichtig, bei starker Verdünnung jedoch mit graubrauner Farbe undurchsichtig. Sie schmecken rein zusammenziehend, nicht metallisch. An der Luft werden sie weniger leicht oxydirt, als die Oxydsalze, daher sich ihre Lösungen ohne Veränderung leichter verdampfen lassen. Schwefelwasserstoff fällt aus ihnen erst nach einiger Zeit braunschwarzes Schwefelmolybdän. Reine und kohlensaure Alkalien fällen schwarzes Oxydulhydrat, welches sich im Ueberschuß des kohlensauren Ammoniaks, wenig in dem des kohlensauren Kalis u. Natrons wieder löst. Phosphorsaures Natron fällt braunschwarzes, phosphorsaures Molybdänoxydul. Schwefelammonium fällt gelbbraunes Schwefelmolybdän im Ueberschuß des Ammoniaksalzes löslich. Einfach-Cyankalium gibt mit ihnen einen dunkelbraunen Niederschlag, im Ueberschuß des Fällungsmittels mit dunkelbrauner Farbe löslich.

Die Molybdänoxydsalze sind im wasserfreien Zustande fast schwarz, im wasserhaltigen roth, und bilden mit Wasser rothbraune Auflösungen. Sie schmecken herb, etwas säuerlich, hinterher metallisch. Ihre wässerigen Lösungen haben Neigung, beim Erwärmen an der Luft durch Oxydation blau zu werden. Sie färben sich mit Zink schwarz und geben einen schwarzen Niederschlag von Molybdänoxydulhydrat. Schwefelwasserstoff fällt aus ihnen erst nach einiger Zeit braunes Schwefelmolybdän. Sie geben mit Ammoniak oder Kali einen rostbraunen Niederschlag, der sich bei nicht zureichendem Ammoniak in der Flüssigkeit wieder löst, und der bei großer Verdünnung nur dann erscheint, wenn durch Salmiakzusatz die Löslichkeit des Oxydhydrats in Wasser gehoben wird. Kohlensaures Kali und Natron erzeugen denselben Niederschlag, der sich jedoch in einem Ueberschuß derselben löst. Phosphorsaures Natron fällt sie braunweiß. Schwefelammonium fällt gelbbraunes Schwefelmolybdän, im Ueberschuß des Ammoniaksalzes löslich. Einfach-Cyankalium gibt einen dunkelbraunen Niederschlag, im Ueberschuß des Cyanmetalls nicht löslich. Galläpfeltinktur ertheilt den Molybdänoxydsalzen, neben wenig graubraunem Niederschlag, eine tief rothbraune Farbe. Unlösliche Molybdänoxydsalze, mit Kali- oder Natronlauge übergossen, werden an der Luft bald zersetzt durch Bildung von molybdänsaurem Alkali.

Molybdänsäuresalze. — a) Worin Molybdänsäure Basis ist. In dem Zustande, worin man die Molybdänsäure erhält, wenn sie sich aus der Salpetersäure absetzt, wird sie von anderen Säuren mit ziemlicher Leichtigkeit aufgelöst, während sie dagegen nach dem Glühen od. Schmelzen von anderen Säuren nicht aufgelöst wird. Die so erhaltenen Auflösungen sind

theils gelb theils bräunlich. Sie werden durch Zink oder Zinn erst blau, dann grün, dann, unter Fällung von Molybdänoxydul, schwarz gefärbt. Durch Digestion mit Kupfer dunkelroth. Salzsaures Zinnoxydul gibt einen grünblauen, in Salzsäure mit grünlicher Farbe löslichen Niederschlag. Schwefelwasserstoff in geringer Menge färbt sie blau; in größerer erzeugt er einen schwarzbraunen Niederschlag; die darüber stehende Flüssigkeit ist grün und setzt nach längerer Zeit, schneller beim Erhitzen, noch braunes Schwefelmolybdän ab; doch bleibt etwas Molybdän gelöst. Hält die Lösung nur sehr wenig Molybdänsäure, so gibt sie mit überschüssigem Schwefelwasserstoff eine grüne Flüssigkeit, die erst bei längerem Stehen oder beim Erhitzen braunes Schwefelmolybdän absetzt. Eben so verhält sich Schwefelammonium. Einfach-Cyankalium erzeugt einen rothbraunen, im überschüssigen Cyanmetall, so wie in Ammoniak löslichen Niederschlag. Galläpfeltinktur gibt einen grünen Niederschlag.

b) **Worin die Molybdänsäure als Säure auftritt.** Die Molybdänsäure treibt aus den Auflösungen der kohlensauren Alkalien die Kohlensäure aus. Sie bildet meist einfach- und zweifachsaure Salze. Die Salze sind gewöhnlich farblos oder gelb, schmecken, wenn sie in Wasser löslich sind, schwach metallisch. Sie sind feuerbeständig, wenn die Basis nicht flüchtig ist. Bei Gegenwart von wenig Wasser scheidet koncentrirte Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure, in sehr kleinen Mengen zugefügt, weiße käsige Molybdänsäure aus ihnen ab, welche sich in einem geringen Ueberschuß dieser Säuren oder in viel Wasser wieder löst. Phosphor- und Kleesäure bewirken diese Abscheidung nicht. Das molybdänsaure Ammoniak (nicht so das molybdänsaure Kali) gibt beim Erhitzen mit Vitriolöl sogleich, oder nach dem Erkalten eine blaue Masse. Die Salze liefern in der innern Löthrohrflamme auf der Kohle mit kohlensaurem Natron metallisches Molybdän, oder eine Legirung desselben mit dem Metall der Basis. Borax- und Phosphorsalz färben sie in der innern Flamme braun. Die Verbindungen der Molybdänsäure mit fixen Alkalien lassen, mit Salmiak gemengt und geglüht, Molybdänoxyd neben, durch Wasser ausziehbarem, Chlormetall. Die gelösten molybdänsauren Alkalien geben mit wenig salzsaurem Zinnoxydul eine blaue Färbung, mit mehr einen schmutzig blauen Niederschlag, in Schwefelsäure mit blauer Farbe löslich; mit noch mehr Zinnsalz einen schmutzig grünen, in Vitriolöl mit grüner Farbe löslich. Nur das Ammoniak-, Kali- und Natronsalz ist leicht in Wasser löslich, die übrigen lösen sich schwierig oder nicht in Wasser. Die in Wasser gelösten Salze der Alkalien färben sich mit Schwefelwasserstoff gelb, unter Bildung von Dreifach-Schwefelmolybdänmetall und geben dann mit Säuren einen braunen Niederschlag von Dreifach-Schwefelmolybdän; sie fällen die Salze der erdigen Alkalien und Erden mit weißer und die der schweren Metalloxyde mit verschiedenen Farben, z. B. die des Bleioxyds oder Silberoxyds mit weißer, die des Eisenoxyds mit gelblicher, die des Quecksilberoxyduls mit gelbweißer. Mit Galläpfeltinktur geben sie einen rothgelben Niederschlag, der beim Säurezusatz grün wird.

A. **Haloidsalze. Molybdänchlorür:** $MoCl_2$. Behandelt man Molybdänoxydulhydrat mit Salzsäure, so entsteht eine dunkelrothbraune Auflösung von Molybdänchlorür, welche beim Verdampfen eine schwarze Masse hinterläßt, die sich in Wasser fast vollständig wieder auflöst, in hoher Temperatur aber, unter Entweichen von Wasser und Salzsäure, in ein unlösliches basisches Salz verwandelt wird. Leitet man über glühendes Molybdänmetall den Dampf von Molybdänchlorid, so entsteht eine zusammengebackene Masse von Molybdänchlorid, welche nach dem Erkalten roth erscheint u. unter Ausschluß der Luft zu einer ziegelrothen, krystallinischen Masse sublimirbar ist. Dies so bereitete wasserfreie Chlorür ist unlöslich in Wasser u. Salzsäure.

Molybdänchlorürkalium. Wird eine durch Einwirkung von Kaliumamalgam gebildete Auflösung von Manganchlorür abgedampft, so erhält man eine schwarze, efflorescirende Masse, welche dieses Doppelsalz darstellt. Beim Auflösen in Wasser hinterläßt es ein schwarzes Pulver.

Molybdänchlorid, $MoCl_4$. Wird Molybdänmetall in einem Strome Chlorgas erhitzt, so entsteht ein sehr tief dunkelrothes Gas, welches sich zu dunkelgrauen oder schwarzen metallglänzenden, dem Jod völlig ähnlichen Krystallen von Molybdänchlorid verdichten. Dasselbe ist flüchtig, leicht sublimirbar, raucht an der Luft und zerfließt zu einer schwarzen Flüssigkeit, welche beim Verdünnen mit Wasser blaugrün, grüngelb, dunkelroth, rostgelb und endlich gelb wird. Von Wasser wird es unter sehr heftiger Reaktion aufgelöst. Wird das Molybdänchlorid in einem atmosphärische Luft enthaltenden Gefäße aufbewahrt, so absorbirtes Sauerstoff, und es setzt sich nahe über das Chlorid ein weißes Sublimat von Molybdän-Biaci-Chlorid ab. — Basisches Molybdänchlorid entsteht, wenn so lange vom Hydrat in eine Auflösung des Chlorids gebracht wird, als es sich noch darin auflöst. Nach freiwilligem Verdampfen gibt die Flüssigkeit eine dunkle, nicht krystallinische, leicht blau werdende Masse, die sich wiederum in Wasser auflöst.

Auflösungen von Molybdänchlorid können auf den beim Molybdänoxyd (vergl. den Art. **Molybdän**, Verbindungen mit Sauerstoff) angegebenen Wegen erhalten werden.

Molybdänchloridammonium schießt beim freiwilligen Verdampfen in kleinen, braunen, luftbeständigen Krystallen an. Vermischt man das Molybdänchlorid mit Aetzammoniak, bis der sich bildende Niederschlag anfängt, beständig zu werden, u. überläßt man dann die Auflösung dem freiwilligen Verdunsten, so entsteht eine schwarze, krystallinische Masse, die ein basisches Doppelsalz ist, das sich mit rother Farbe in Wasser auflöst.

Molybdänsuperchlorid, $MoCl_6$. In flüssiger Form erhält man es, wenn Molybdänsäure in Salzsäure aufgelöst wird. Es ist löslich

in Wasser u. der Ueberschuß an Salzsäure kann davon in gelinder Wärme abgedunstet werden. Die trockene weiße Masse löst sich wieder in Wasser auf. War sie stark erhitzt worden, so läßt sie wenig Molybdänsäure ungelöst zurück.

Molybdän-Biaci-Chlorid, Chlormolybdänsäure, molybdänsaures Molybdänsuperchlorid, $Mo\ Cl_6 + 2\ MO_3$, wird in fester Form erhalten, wenn wasserfreies Molybdänoxyd gelinde in einem Strome von Chlorgas erhitzt wird. Die Farbe des Gases verschwindet, und es fällt ein weißer, etwas ins Gelbe ziehender Schnee von Krystallschuppen nieder. Molybdänsäure bleibt zurück. Diese Verbindung ist weniger flüchtig, als das Chlorid; es sublimirt sich aber mit Leichtigkeit bei einer noch nicht bis zum Glühen reichenden Temperatur. Es schmilzt nicht. In Wasser, selbst in einer kleinen Menge, ist es leicht und ohne Rückstand löslich; auch von Weingeist wird es gelöst. Es besitzt einen scharfen, zusammenziehenden, hintennach säuerlichen Geschmack.

Molybdänjodid, $Mo\ J_2$, erhältman, wenn das Oxydulhydrat bis zur völligen Sättigung in Jodwasserstoffsäure aufgelöst wird. Es gleicht dem aufgelösten Chlorür in allen Punkten. Auf trocknem Wege wirkt Jod nicht auf metallisches Molybdän, selbst nicht, wenn letzteres in Jodgas geglüht wird.

Molybdänjodür, $Mo\ J_4$, wird durch Sättigung von Jodwasserstoffsäure und Oxydhydrat erhalten. Die Auflösung ist roth und gibt nach dem Abdampfen in der Luft ein krystallisirtes Salz, welches bei dem Durchsehen roth und bei reflektirtem Lichte braun ist. Bei erhöhter Temperatur wird es zersetzt, es bildet sich Jodwasserstoffsäure, die sich an der Luft zersetzt, und es bleibt Oxyd zurück. Bei freiwilliger Abdampfung ist das Salz wieder in Wasser auslöslich.

Molybdänfluorür, $Mo\ F_4$, bildet sich bei dem Auflösen von Oxydulhydrat in Fluorwasserstoffsäure. Die Auflösung hat eine schöne purpurrothe Farbe, ähnlich der von wolframsaurem Molybdänoxydul, unbedeutend heller. Bei gelinder Wärme trocknet sie zu einem purpurrothen Firniß ein, bei starker Wärme verliert die Masse die Purpurfarbe, wird braun und löst sich dann nicht mehr vollkommen in Wasser auf.

Molybdänfluorürkalium, wird erhalten, wenn man die Auflösung des Fluorürs mit einer Lösung von Fluorkalium vermischt. Es fällt in Gestalt von blaßrothen Flocken nieder. Bei freier Säure wird es von Wasser aufgelöst und setzt sich dann bei dem Abdampfen oder Erkalten als ein dunkles, rosenrothes, bei dem Trocknen blasser werdendes Pulver ab.

Molybdänfluorür-Natrium ist leichter löslich. Es setzt sich bei dem Abdampfen in Gestalt eines rosenfarbenen Krystallmehles ab.

Molybdänfluorür-Ammonium gleicht dem Kaliumdoppelsalze vollkommen.

Molybdänfluorid, $Mo\ F_4$, bildet sich bei dem Sättigen von Fluorwasserstoffsäure mit Oxydhydrat. Die Flüssigkeit ist roth und bei einem großen Ueberschuß von Säure fast farblos. Bei dem Abdampfen wird sie, wenn kein Ueberschuß von Säure vorhanden ist, leicht blau. Das trockene Salz ist schwarz und krystallinisch und wieder vollkommen mit rother Farbe in Wasser auflöslich. War die Hitze bei dem Abdampfen zu stark, so entweicht leicht ein Theil der Säure und es bleibt dann bei dem Auflösen in Wasser ein entsprechender Antheil wasserfreien Oxyds zurück.

Molybdänfluorid-Kalium entsteht, wenn man die Auflösung des Fluorids mit Fluorkalium vermischt. Das Doppelsalz fällt dabei als ein rothbraunes Pulver nieder. Es ist in Wasser nicht ganz unlöslich.

Molybdänfluorid-Natrium u. Ammonium sind in Wasser leicht auflöslich und bilden nach dem Abdampfen rothgelbe Salzmassen.

Molybdänsuperfluorid, $Mo\ F_6$, wird durch Auflösen von Molybdänsäure in Fluorwasserstoffsäure erhalten. Beim Eindampfen erhält man eine syrupdicke, gelbliche Masse, die kein Zeichen von Krystallisation hat, und die durch damit in Berührung kommende reducirende Stoffe leicht grün oder blau wird. Völlig ausgetrocknet, löst sie sich nicht mehr in Wasser auf.

Molybdänfluorür-Kiesel und Molybdänfluorid-Kiesel, s. Kieselmetalle.

Molybdäncyan ist im isolirten Zustande nicht dargestellt, gibt aber mit Eisencyanür drei Doppelsalze.

Eisen-Molybdäncyanür entsteht, wenn ein Oxydulsalz mit einer Auflösung von Kalium-Eisencyanür gefällt wird. Der Niederschlag ist dunkelbraun u. löst sich mit tief dunkelbrauner Farbe in einem Ueberschuß des Fällungsmittels auf; eben so ist er in Aetzammoniak löslich. Letztere Lösung wird von Salmiak gefällt, welcher die Cyanverbindung wieder auszuscheiden scheint, deren Farbe der Niederschlag hat; die überstehende Flüssigkeit hat schwache Purpurfarbe.

Eisen-Molybdäncyanid erhält man durch Fällung von Molybdänchlorid mit Kalium-Eisencyanür. Es ist ein dunkelbraunes Pulver, das sich nicht in einem Ueberschuß des Fällungsmittels auflöst. Nach dem Auswaschen wird es dagegen von kaustischem Ammoniak aufgelöst, wobei es aber zersetzt und Molybdänoxydhydrat neben Ammonium-Eisencyanür in Wasser aufgelöst wird; etwas zugesetztes Salmiakwasser fällt das Hydrat aus. Enthält das Ammoniak, womit das Salz zersetzt wird, Salmiak, so bleibt das Hydrat unaufgelöst.

Eisen-Molybdänsupercyanid entsteht durch Fällung einer Auflösung von Molybdänsäure mit Kalium-Eisencyanür. Der Niederschlag ist rothbraun, ähnlich den beiden vorhergehenden, aber von hellerer rother Farbe. Er ist mit dunkelrothbrauner Farbe in einem Ueberschuß des Fällungsmittels löslich, wodurch er dem Cyanürdoppelsalze ähnlich ist, von dem er sich aber durch sein Verhalten zum Ammoniak unterscheidet, indem er sich augenblicklich zu einer farblosen Flüssigkeit auflöst.

B. Sauerstoffsalze. a) Des Molybdänoxyduls.

Schwefelsaures Manganoxydul, $MoO + SO_3$, erhält man durch Auflösen von Oxy-

dulhydrat in Schwefelsäure; die Auflösung ist schwarz. Wird das trockne Hydrat mit koncentrirter Schwefelsäure zusammengerieben, so erhält man eine pechschwarze, zähe Verbindung, welche, wenn die Menge des Oxyduls hinreichend war, ein neutrales Salz ist. Durch Vermischen mit Wasser wird diese zersetzt, indem sich ein basisches Salz als eine aufgequollene Masse abscheidet, während vom Wasser eine saure Verbindung gelöst wird. Nach dem Verdunsten dieser Lösung bleibt eine schwarze, zähe, nicht krystallinische Masse zurück, welche bei stärkerem Erhitzen unter Entwickelung von schwefliger Säure ein schwefelsaures Molybdänoxyd zurückläßt, welches sich in Wasser mit rother Farbe auflöst; wird die Erhitzung noch weiter fortgesetzt, so wird das Salz blau.

Salpetersaures Molybdänoxydul, $MoO + NO_5$, wird erhalten, wenn das Hydrat feucht, oder im luftleeren Raum getrocknet in verdünnter Salpetersäure aufgelöst wird. Die Auflösung hat eine dunkle Farbe, die aber bald ins Purpurfarbene übergeht.

Borsaures, essigsaures, oxalsaures, weinsaures und bernsteinsaures Molybdänoxydul bilden sämmtlich dunkelgraue Niederschläge, welche beim Trocknen schwarz werden, in Wasser unlöslich sind, sich aber in geringer Menge in einem Ueberschuß ihrer Säuren auflösen.

Weinsaures Kali-Molybdänoxydul erhält man, wenn Molybdänsäure in zweifach-weinsaurem Kali aufgelöst, und die Auflösung mit Zink digerirt wird, welches dasselbe zum Oxydsalz reducirt. Fügt man wenig Salzsäure hinzu, so wird das Oxyd zu Oxydul reducirt, und läßt man die Wirkung des Zinks andauern, so fällt, nachdem die Säure gesättigt ist, das Doppelsalz als schwarzes Pulver nieder, welches, aufs Filter gebracht, nachdem das Zinksalz durchgegangen, dem Waschwasser eine Purpurfarbe ertheilt. Es ist in Wasser schwer löslich, löst sich in Ammoniak mit dunkler Purpurfarbe und fällt wieder nieder, wenn das Ammoniak verdunstet.

b) Molybdänoxydsalze. — Schwefelsaures Molybdänoxyd, $MoO_2 + 2SO_3$, erhält man durch Auflösen des Oxydshydrats in Schwefelsäure, oder auch durch Zersetzen des Chlorids mit Schwefelsäure als eine rothe Lösung, die nach dem Eintrocknen ein schwarzes Salz hinterläßt. Geschieht das Abdampfen bei starker Wärme, so wird die Verbindung leicht blau.

Salpetersaures Molybdänoxyd, $MoO_2 + 2N_2O_5$, wird erhalten durch Auflösen des Oxydhydrats oder des Metalls in verdünnter Salpetersäure. Die Lösung ist roth und kann bis zu einem gewissen Grade koncentrirt, aber ohne Zersetzung nicht eingetrocknet werden, indem die Verbindung dabei erst anfängt sich zu bläuen, dann farblos wird und Molybdänsäure zurückläßt.

Borsaures Molybdänoxyd, $MoO_2 + 2BO_3$, wird mit rostgelber Farbe gefällt, wenn eine Auflösung des Molybdänchlorids mit einer Auflösung von borsaurem Ammoniak vermischt wird. Es ist unlöslich in Wasser. Löst man das Oxydhydrat in kochender Borsäure auf, so erhält man eine gelbe Flüssigkeit, welche bei dem Verdunsten gelatinirt und neutrales Salz absetzt.

Essigsaures Molybdänoxyd, wird gefällt, wenn Molybdänchlorid mit essigsaurem Kali vermischt wird. Das Hydrat wird von siedender Essigsäure mit gelber Farbe gelöst; die Flüssigkeit gelatinirt nach dem Erkalten und trocknet, sich selbst überlassen, ohne daß sie blau wird, zu einer dunkelbraunen, pulverförmigen Masse ein.

Weinsaures Molybdänoxyd trocknet zu einer gummiartigen, blaßrothen Masse ein, die eine bemerkenswerthe Neigung hat, grün oder blau zu werden. Es löst sich in Alkalien mit dunkelrother Farbe, welche beim Stehen an der Luft wieder verschwindet.

Weinsaures Molybdänoxyd-Kali bildet eine in Wasser leicht lösliche gelbe Salzmasse. Wird die Lösung mit Oxydhydrat erhitzt, so entsteht eine braune, schwer lösliche Verbindung. Das auflösliche Doppelsalz wird von Galläpfelaufguß mit brandgelber Farbe gefällt, und die Flüssigkeit nimmt eine tief brandgelbe Farbe an.

Wolframsaures Molybdänoxyd, $MoO_2 + 2WO_3$. Vermischt man eine koncentrirte Lösung von wolframsaurem Ammoniak mit Molybdänchlorid, so erhält man eine schöne purpurne Flüssigkeit, die bei Zusatz einer koncentrirten Lösung von Salmiak eine purpurfarbige Verbindung von wolframsaurem Molybdänoxyd fällen läßt, welche, mit Alkohol gewaschen und getrocknet, sich an der Luft nicht verändert und vom Wasser vollständig wieder gelöst wird. Läßt man die Lösung in flachen Gefäßen stehen, so wird sie allmählig farblos und enthält nun wolframsaure Molybdänsäure. Aetznatron fällt aus der purpurfarbenen Lösung Molybdänoxyd; Ammoniak entfärbt dieselbe sogleich ohne Trübung, aber nach und nach scheidet sich ein weißes Satzmehl ab, welches eine in Wasser unlösliche basische Verbindung von wolframsaurem Ammoniak mit wolframsaurem Molybdänoxyd ist.

C. Salze, deren Basis Molybdänsäure ist. — Schwefelsaure Molybdänsäure bildet eine gelbe Auflösung, die zu einer citrongelben, in Wasser nur theilweise löslichen Masse eintrocknet. Diese Verbindung wird krystallisirt erhalten, wenn man molybdänsauren Baryt durch Schwefelsäure im Ueberschuß zersetzt und die filtrirte Lösung im luftleeren Raum verdunstet, wobei das Salz aus der sauren Mutterlauge in Krystallen anschießt, welche aus $MoO_3 + 3SO_3 + 2HO$ bestehen. An der Luft zerfließen die Krystalle.

Phosphorsaure Molybdänsäure. Molybdänsäure löst sich mit Hülfe der Wärme in der Phosphorsäure zu einer farblosen Flüssigkeit auf; nach dem Verdunsten bleibt eine wasserklare, zähe Masse zurück, die einen stark zusammenziehenden Geschmack besitzt und sowohl von Wasser, als von Weingeist leicht gelöst wird. Letzterer löst sie mit gelber Farbe, wird blau beim Verdunsten und hinterläßt einen braunen, undurchsichtigen Rückstand, der sich in Wasser mit blauer Farbe auflöst. Wird Molybdänsäure im

Ueberschuß mit Phosphorsäure digerirt, so wird die letztere ausgefällt und bildet mit der Molybdänsäure ein citronengelbes, in Wasser unlösliches basisches Salz.

Oxalsaure Molybdänsäure erhält man, wenn beide Säuren zusammen digerirt werden. Die Lösung ist farblos und wird selbst durch einen Ueberschuß von Molybdänsäure nicht gefärbt. Beim Verdunsten der Lösung bleibt eine farblose Gallerte, welche ohne weiteres Eintrocknen krystallinisch wird. In Spiritus ist es mit gelber Farbe vollkommen löslich.

Borsaure Molybdänsäure. Borsäure löst sich in Molybdänsäure zu einer beim Erkalten milchigen Flüssigkeit auf. Filtrirt ist die Lösung farblos und gibt nach dem Verdunsten ein krystallisirtes, farbloses Salz. Weingeist zersetzt die Krystalle, scheidet ein gelbes Pulver ab und löst Borsäure mit sehr wenig Molybdänsäure auf.

Essigsaure Molybdänsäure erhält man, wenn Molybdänsäure durch Kochen mit Essigsäure aufgelöst wird. Durch einen Ueberschuß von ersterer wird die Lösung getrübt. Nach dem Verdunsten der geklärten Flüssigkeit bleibt eine farblose Gallerte zurück, welche gelb wird und zu einem gelben Pulver zerfällt, welches sich nur wenig mit gelber Farbe in Wasser löst.

Weinsaure Molybdänsäure bildet ein farbloses, nicht krystallisirendes Salz, welches sich in Weingeist vollkommen auflöst.

Bernsteinsaure Molybdänsäure wird durch Digestion beider Säuren mit Wasser erhalten. Die Auflösung ist farblos, gibt aber nach dem Verdunsten gelbe Krystalle. Alkohol scheidet aus diesen ein gelbes Pulver ab und löst meist nur Bernsteinsäure auf.

Arsenikſaure Molybdänsäure. Durch Digestion der Säure mit Wasser wird eine farblose Lösung erhalten, welche, bis zur Syrupkonsistenz verdunstet, krystallisirt. Weingeist zersetzt die Krystalle und scheidet ein weißes, flockiges Sediment ab, welches später wieder gelöst wird.

Chromsaure Molybdänsäure. Beim Kochen der Chromsäure mit Molybdänsäure entsteht eine gelbe Lösung, die nach dem Filtriren verdunstet, einen gelbbraunen, durchsichtigen, nicht krystallisirenden Firniß hinterläßt. Wasser zersetzt diesen in einen leichter auflöslichen, bräunlichen, und in einen andern blaßgelben, pulverförmigen Theil, welcher jedoch in viel Wasser nicht unlöslich ist.

D. Salze, in denen die Molybdänsäure die Rolle der Säure übernimmt.

Molybdänsaures Ammoniumoxyd, a) Neutrales: $NH_4O + MoO_3$; wird erhalten, wenn eine kochend heiß gesättigte Auflösung der Säure mit so viel koncentrirtem Aetzammoniak versetzt wird, daß diese stark nach Ammoniak riecht, worauf man erkalten läßt. Es schießt in rechtwinkligen, vierseitigen Prismen an und hat einen salzigen, hintennach metallischen Geschmack. — b) Saures: $NH_4O + 2MoO_3$, wird beim Abdampfen der Lösung des neutralen Salzes erhalten. Ammoniak entweicht und das Salz setzt sich als schwere Salzkruste ab. Beim freiwilligen Verdunsten der Lösung schießt es langsam, in großen, schwach blaugrünen, unregelmäßigen rhomboëdrischen Krystallen mit gestreiften Flächen an. Das Pulver von diesen Krystallen ist weiß, und die Auflösung farblos. In Wasser ist es schwer löslich, und wenn man zur Auflösung eine Säure setzt, so wird ein Salz gefällt, welches noch mehr Säureüberschuß enthält. Bei der Destillation gibt das molybdänsaure Ammoniumoxyd Wasser, Ammoniak und Stickgas ab und hinterläßt braunes Molybdänoxyd. In offenen Gefäßen geglüht, bleibt Molybdänsäure zurück.

Molybdänsaures Kali, $KO + MoO_3$, bildet farblose, luftbeständige Krystalle, die in Wasser leicht löslich sind. Säuren fällen aus der Lösung ein saures Salz, welches in 4 Theilen kochendem Wasser löslich, leicht schmelzbar und nach dem Erkalten gelb ist. Leitet man in eine koncentrirte Lösung des Kalisalzes Chlor, so wird, unter Bildung von chlorigsaurem Kali, ein weißes Salzpulver gefällt, welches mehr Säure enthält. Man erhält dieses Salz, welches molybdänsaures Kali zu seyn scheint, in Krystallen, wenn eine warme Lösung des neutralen Salzes mit ein wenig Salzsäure versetzt wird, worauf es beim Erkalten in glänzenden, vierseitigen Blättchen anschießt, die leicht schmelzen. Es wird von kaltem Wasser schwer, von kochendem sehr leicht gelöst.

Molybdänsaures Kali mit Molybdänfluorkalium bildet sich, wenn Fluorwasserstoffsäure zu einer warmen Auflösung von molybdänsaurem Kali gemischt, oder wenn Kali zu einer Auflösung von Molybdänsäure in Fluorwasserstoffsäure gesetzt wird, in beiden Fällen so lange, bis sich ein Niederschlag zu zeigen anfängt. Die Verbindung scheidet sich bald in farblosen, glänzenden, schuppigen Krystallen ab. Sie sind luftbeständig, lösen sich in kochendem Wasser auf u. scheiden sich daraus beim Erkalten wieder ab. Bis zu 50—60° erhitzt, verliert es 2 At. Krystallwasser und wird graugelb; in höherer Temperatur schmilzt es ohne Zersetzung und wird dann gelbbraun. Zusammensetzung: $KO + MoO_3$, $(KF + MoF_3)$, $2HO$.

Molybdänsaures Natron, $NaO + MoO_3$, bildet große, an der Luft verwitternde, in Wasser leicht lösliche Krystalle. Säuren fällen aus der Lösung ein saures Salz.

Molybdänsaurer Baryt, $BaO + MoO_3$, bildet ein weißes Krystallmehl; wird beim Glühen blau, löst sich in Salpeter- und Salzsäure auf und schießt beim Verdunsten der Säuren in krystallinischen Rinden an. Eine basische Verbindung: $2BaO + MoO_3$ wird erhalten, wenn man eine Lösung des neutralen Salzes in Salzsäure durch Ammoniak im Ueberschusse niederschlägt.

Molybdänsaurer Kalk, $CaO + MoO_3$, wird beim Vermischen eines auflöslichen Kalksalzes mit molybdänsaurem Alkali als ein in Wasser unlösliches Pulver gefällt.

Molybdänsaure Magnesia, $MgO + MoO_3$, ist in Wasser löslich und schießt in kleinen, zusammengehäuften, weißen, 4seitigen Pris-

men an, die beim Glühen gelb werden und 4 At. Krystallwasser verlieren.

Molybdänsaures Eisenoxydul, $FeO + MoO_3$, ist ein dunkelbrauner, in Wasser unlöslicher Niederschlag.

Molybdänsaures Eisenoxyd, $Fe_2O_3 + MoO_3$, ist ein brauner oder dunkelcitronengelber Niederschlag, der durch Aetzkali zersetzt wird.

Molybdänsaures Kobaltoxyd, $CoO + MoO_3$, wird als schmutziggelber Niederschlag erhalten, der beim Trocknen roth und von Alkalien und stärkeren Säuren zersetzt wird.

Molybdänsaures Nickeloxyd, $NiO + MoO_3$, ist ein hellgrünes, in kochendem Wasser lösliches Pulver.

Molybdänsaures Zinkoxyd, ist weiß, pulverförmig, unauflöslich u. wird von stärkeren Säuren aufgelöst.

Molybdänsaures Zinnoxyd, $SnO_2 + 2 MoO_3$, ist ein graues, in Wasser unauflösliches Pulver. Es wird von kaustischem Kali mit brauner, in Salzsäure mit grüner und in verdünnter Salzsäure mit blauer Farbe aufgelöst. Von Salpetersäure wird es nicht verändert.

Molybdänsaures Kupferoxyd, $CuO + MoO_3$, erhält man als gelbgrünes, schwer auflösliches Pulver, welches sowohl von Säuren, als von Alkalien leicht zersetzt wird.

Molybdänsaures Quecksilberoxydul, $HgO + MoO_3$, wird als ein schwefelgelbes, unauflösliches Pulver erhalten; in Salpetersäure ist es leicht löslich; von Galläpfelaufguß wird es zersetzt.

E. Schwefelsalze. Das Dreifach-Schwefelmolybdän vereinigt sich mit basischeren Schwefelmetallen zu Dreifach-Schwefelmolybdänmetallen (Sulphomolybdaten, molybdänschwefligen Salzen). Sie enthalten auf 1 Atom basisches Schwefelmetall 1 bis 3 Atome Schwefelmolybdän. Die in Wasser löslichen Verbindungen dieser Art erhält man, indem durch die koncentrirte Lösung eines molybdänsauren Salzes Schwefelwasserstoff geleitet und abgedampft wird; oder indem man Dreifach-Schwefelmolybdän der wässerigen Lösung eines Schwefelmetalls löst. Die unlöslichen Verbindungen werden durch Fällen der löslichen Verbindungen mit Metallsalzen erhalten. Die in Wasser löslichen Verbindungen sind zum Theil krystallisirbar, und dann öfters bei auffallendem Lichte grün, bei durchfallendem roth; die übrigen sind roth, jedoch bei Ueberschuß von Schwefelmolybdän dunkler und bei Eisengehalt braun. Werden die Dreifach-Schwefelmolybdänmetalle bei abgehaltener Luft geglüht, so zersetzen sie sich ganz oder größtentheils; entweder nimmt das andere Schwefelmetall das dritte Atom Schwefel des Schwefelmolybdäns auf, wenn es dessen fähig ist, nnd bildet ein Gemenge von Zweifach-Schwefelmolybdän und einem andern, durch Wasser ausziehbaren, Zweifach-Schwefelmetall (so bei Kalium und Natrium); oder das dritte Atom Schwefel entweicht als Dampf, und es bleibt eine Verbindung oder ein Gemenge von Zweifach-Schwefelmolybdän und dem anderen Einfach-Schwefelmetall. Nur die Verbindungen des Dreifach-Schwefelmolybdäns mit den Schwefelmetallen der Alkalien und der Bittererde sind in Wasser löslich, u. zwar mit rother, bei Ueberschuß des Schwefelmolybdäns mit bräunlicher und bei Ueberschuß des andern Schwefelmetalls mit rothgelber Farbe. Kocht man diese Lösungen bei abgehaltener Luft, so werden sie in Zweifach-Schwefelmolybdän und eine Verbindung des basischen Schwefelmetalls mit Vierfach-Schwefelmolybdän verwandelt. An der Luft halten sich diese Lösungen ziemlich gut, wenn sie koncentrirt sind, u. auf 1 Atom des andern Schwefelmetalls mehr als 1 Atom Schwefelmolybdän enthalten. Waltet dagegen das Schwefel-Alkalimetall vor, oder ist freies Alkali vorhanden, oder ist die Lösung zu verdünnt, so färbt sie sich allmählig dunkler unter Bildung von unterschwefligsaurem Alkali u. einer Verbindung des Schwefelalkalimetalls mit überschüssigem Dreifach-Schwefelmolybdän; diese zersetzt sich dann auch unter Absatz von Dreifach-Schwefelmolybdän, und die darüber stehende blaue Flüssigkeit hält Alkali, theils in Verbindung mit Säuren des Schwefels, theils mit Molybdänsäure und dem blauen Oxyd. Säuren schlagen aus diesen wässerigen Lösungen, unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff, Dreifach-Schwefelmolybdän nieder. Metalloxyde, welche leicht ihren Sauerstoff verlieren, bilden mit diesen Lösungen molybdänsaures Alkali u. ein neues Schwefelmetall, welches mit dem unzersetzt bleibenden Theil des Dreifach-Schwefelmolybdäns in Verbindung tritt.

Eben so vereinigt sich das Vierfach-Schwefelmolybdän mit basischeren Schwefelmetallen zu Vierfach-Molybdänmetallen (Supersulphomolybdate, molybdänüberschweflige Salze). Sie sind pulvrig, selten krystallinisch; bald roth, bald rothgelb, und werden sämmtlich beim stärkeren Erhitzen für sich zersetzt. Nur die Verbindungen mit Ammonium, Kalium, Natrium und Lithium sind in Wasser löslich, und zwar nur sehr wenig in kaltem, aber leicht in heißem mit tief rother Farbe, ohne beim Erkalten etwas abzuscheiden; werden diese Lösungen mit stärkeren Säuren versetzt, so entwickelt sich Schwefelwasserstoff u. Vierfach-Schwefelmolybdän fällt nieder.

Dreifach-Schwefelmolybdänammonium, Ammoniumsulphomolybdat, $NH_4S + MoS_3$, entsteht, wenn einfach-molybdänsaures Ammoniak mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt, u. abgedampft wird; oder man löst frisch gefälltes Dreifach-Schwefelmolybdän in Hydrothionammoniak u. fügt zu der erhaltenen, nicht zu verdünnten Flüssigkeit Weingeist hinzu. Die Verbindung fällt als ein zinnoberrothes Pulver nieder, oder krystallisirt, wenn die Mischung in der Wärme erfolgte, beim Erkalten in zinnoberrothe Schuppen. An der Luft färbt sie sich dunkelbraun, löst sich leicht in Wasser, wenig in Weingeist. Beim freiwilligen Verdunsten der wässerigen Lösung entweicht Hydrothionammoniak und am Rande des Gefäßes scheiden sich Krystalle ab, welche das Licht grün reflektiren, beim Trocknen aber größtentheils zu einer schwarzgrauen, glänzenden, nicht krystallini-

schen, ziemlich leicht in Wasser, schwierig in Weingeist löslichen Verbindung eintrocknen, welche Dreifach-Schwefelmolybdän im Ueberschuß enthält.

Vierfach-Schwefelmolybdänammonium, Ammonium-Hyposulphomolybdat, $NH_4S + Mo S_4$, entsteht, wenn noch feuchtes Vierfach-Schwefelmolybdän mit Hydrothionammoniak, welches überschüssiges Ammoniak enthält, digerirt wird. Es fällt als gelbes Pulver nieder, welches an der Luft dunkelroth wird, sich nur wenig mit gelber Farbe in kaltem Wasser, reichlich in heißem und gar nicht in Ammoniakflüssigkeit löst.

Dreifach-Schwefelmolybdänkalium, s. Kaliumsulphomolybdat.

Vierfach-Schwefelmolybdänkalium, s. Kaliumsupermolybdat.

Dreifach-Schwefelmolybdännatrium, $Na S + Mo S_3$, erhält man, wenn einfach-molybdänsaures Natron mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt und abgedampft wird. Die ganze Masse verwandelt sich in kleine, körnige, dunkelrothe Krystalle, zuweilen feine Nadeln, welche in auffallendem Lichte grün erscheinen. Diese Verbindung wird wie die Kaliumverbindung beim Glühen zersetzt.

Vierfach-Schwefelmolybdännatrium wird wei die entsprechende Verbindung des Kaliums dargestellt, gleicht dieser im physischen und chemischen Verhalten, läßt sich jedoch nicht krystallinisch erhalten, sondern als rothgelbes, wenig in kaltem, leicht in kochendem Wasser lösliches Pulver.

Dreifach-Schwefelmolybdänlithium erhält man als amorphe dunkelrothe Masse, wenn die wässerige Lösung eingetrocknet wird. Beim Erhitzen wird sie vollständig in Zweifach-Schwefelmolybdän u. in, durch Wasser ausziehbares Zweifach-Schwefellithium zersetzt. An der Luft wird sie nicht feucht, löst sich jedoch leicht in Wasser.

Vierfach-Schwefelmolybdänlithium ist ein hellgelbes, etwas krystallinisches Pulver, wenig löslich in kaltem, leicht mit rother Farbe in kochendem Wasser.

Dreifach-Schwefelmolybdänbaryum. Man kocht Schwefelbaryum mit Wasser und überschüssigem Dreifach-Schwefelmolybdän, filtrirt die Lösung siedendheiß in ein heißes Glasgefäß und läßt erkalten. Es schießen viele braunrothe, glänzende Krystalle an, welche auf Papier zu einem glänzenden, rothgelben Mehl zerfallen; bei gelindem Erhitzen verlieren sie Wasser und werden roth; durch verdünnte Salzsäure werden sie unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff u. Fällung von Dreifach-Schwefelmolybdän zersetzt. Diese Krystalle sind $Ba S + 3 Mo S_3$. Die von den Krystallen abgegossene Mutterlauge gibt beim Abdampfen noch einige Krystalle, trocknet dann zu einer dunkelrothen, durchscheinenden, nicht krystallinischen Masse ein, welche ist: $Ba S + Mo S_3$.

Vierfach-Schwefelmolybdänbaryum. Die entsprechende Kaliumverbindung erzeugt mit salzsaurem Baryt einen gelbrothen Niederschlag, welcher nicht durch verdünnte Salzsäure zersetzt wird, sich nicht in kochendem Wasser löst, aber dadurch zinnoberroth und dichter wird.

Dreifach-Schwefelmolybdäncalcium wird auf die bei der entsprechenden Baryumverbindung angegebene Weise erhalten u. bildet zarte, kurze, glänzende, durchsichtige, zinnoberrothe, selbst bei 100° luftbeständige Nadeln, welche sich mit Salzsäure unter Abscheidung von Dreifach-Schwefelmolybdän schwärzen und $Ca S + 3 Mo S_3$ sind. Die Mutterlauge hinterläßt beim Abdampfen einen dunkelrothen durchscheinenden Firniß $= Ca S + Mo S_3$.

Vierfach-Schwefelmolybdäncalcium. Man vermischt die entsprechende, in Wasser gelöste Kaliumverbindung mit salzsaurem Kalk u. fügt Weingeist hinzu; die Flüssigkeit trübt sich und setzt ein scharlachrothes, schwierig in Wasser lösliches Pulver ab.

Molybdänsaure Magnesia, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaurer Baryt, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaurer Kalk, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Ammoniumoxyd, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Blei (Min.), s. v. a. Molybdänbleispath (s. d.).

Molybdänsaures Eisenoxydul, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Kali, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Kobaltoxyd, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Kupferoxyd, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Molybdänoxyd, s. Molybdän D, 1).

Molybdänsaures Molybdänsuperchlorid, s. v. a. Molybdän-Biaci-Chlorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänsaures Natron, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Nickeloxyd, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Quecksilberoxydul, s. Molybdänsalze D.

Molybdänsaures Zinkoxyd, s. Molybdänsalze D.

Molybdänschweflige Salze, s. v. a. Sulphomolybdate, s. Molybdänsalze C.

Molybdänsilber (Min.), alter Name für Tellurwismuth (s. d.).

Molybdänsuperchlorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänsuperfluorid, s. Molybdänsalze A.

Molybdänsupersulphid, s. Molybdän D, 2).

Molybdänsulphid, s. v. a. Molybdänsupersulphid.

Molybdänüberschweflige Salze, s. v. a. Vierfach-Schwefelmolybdänmetalle, s. Molybdänsalze C.

Molybdänübersulphid, s. Molybdän D, 2).

Molybdamaurosis (griech., Ophthalm.), die Bleikolikamaurose, der schwarze Staar in Folge der Bleikolik.

Molybdamblyopia (Amblyopia saturnina, griech., Ophthalm.), die durch Bleivergiftung verursachte Augenschwäche.

Molybdana (a. Geogr.), Stadt der Mastiener, an den Säulen des Hercules in Hispanien.

Molybdate (Min.), nach Berzelius, die 10. Klasse der oxydirten Mineralien.

Molybdates, s. v. a. molybdänsaure Salze.

Molybdencephalia (Encephalopathia saturnina, Morbus cerebri saturninus, Med.), das Hirnleiden durch Bleivergiftung.

Molybdencephalopathia (Med.), s. v. a. Molybdencephalia.

Molybdène (franz., Min.), s. v. a. Molybdän. — M. oxydé, s. v. a. Molybdänocher. — M. sulfuré, s. v. a. Molybdänglanz.

Molybdéniens (franz., Min.), nach Nekker die 6. Ordnung der Alysimiens, 1. Div. der Litophanes.

Molybdénite (franz., Min.), s. v. a. Molybdänglanz (s. d.).

Molybdenterophthisis (Enterophthisis saturnina, Med.), die Darmschwindsucht von Bleivergiftung.

Molybdepilepsia (Epilepsia saturnina, Med.), Bleifallsucht, Epilepsie von Bleivergiftung.

Molybdides (franz., Min.), nach Ampère die 4. Familie der Chroicolyte.

Molybdocachexia (Cachexia saturnina, Med.), die Bleikacherie.

Molybdocardialgia (Cardialgia saturnina, Med.), die Bleikardialgie.

Molybdocolica (Colica saturnina, Med.), die Bleikolik.

Molybdodyspepsia (Dyspepsia saturnina, Med.), die Bleidyspepsie.

Molybdomantie (griech. Ant.), Bleigießen, Wahrsagung aus Gestalt und Bewegung des geschmolzenen Bleis.

Molybdonosos (Morbus saturninus, Med.), die Bleikrankheit, Bleikolik.

Molybdoparesis (Paresis saturnina, Med.), die Bleilähmung.

Molybdos (Metall), Blei, aber sicher auch manche entfernt ähnliche Masse, wie das sogenannte Reißblei, Plumbago.

Molybdospasmus (Spasmus saturninus, Med.), der Bleikrampf, Krampf von Bleivergiftung.

Molybdosynolce (Contractura saturnina, Med.), die Bleikontraktur.

Molybdotromos (Tremor saturninus, Med.), das Bleizittern.

Molybodes, s. Molibodes.

Molycrium (a. Geogr.), Stadt im südlichsten Theile von Aetolien, am Eingange des korinthischen Meerbusens, östlich von Calydon, etwas südwestlich von Naupactus, mit einem Hafen. Sie wurde nach der Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes von Korinthiern gegründet, später aber denselben von den Aetoliern entrissen. Von ihr hat das nahe Vorgebirg Antirrhium den Namen Rhium Molycrium.

Molyknoblauch (Bot.), s. v. a. Moly.

Moly latifolii Radix (pharm. Bot.), s. Allium nigrum *L.* — Moly lutei Radix, s. Allium Moly *L.*; s. beides unter Lauch.

Molyn (Biogr.), 1) Peter de, der Aeltere, Maler und Radirer, geb. um 1600 zu Harlem, malte Landschaften mit Staffage aus dem ländlichen Leben, welche sich durch freie Behandlung und gute Färbung auszeichnen. Mehre derselben wurden gestochen, so von van der Velde vier große Landschaften. Seine eigne Radirungen sind fast nur Umrisse, aber selten. — 2) Peter de, der Jüngere, veränderte in Italien seinen Familiennamen in Mulier oder de Mulieribus, ward aber gewöhnlich Cavaliere Tempesta genannt, war geb. 1636 oder 1637, nach Anderen 1643 zu Harlem. Er war ein Mann von bedeutendem Talente, voll Leben und Phantasie. Seine Gemälde bestehen in Marinen und Meeresstürmen, woher sein Name, so wie in Schlachtstücken. Er † 1704. Das vormals in der Sammlung des Grafen Algarotti befindliche Gemälde, welches den Ausgang Noahs aus der Arche vorstellt, ist in P. Scataglia's Verlag gestochen worden, und das Gegenstück dazu, Noahs Einzug in die Arche, von Monaco.

Molyndea (a. Geogr.), Stadt in Lycien (Steph. Byz., S. 470).

Molyne (Anat.), s. v. a. Anus.

Molynsis (Med.), die Besudelung, Verunreinigung, aber nicht, wie Einige meinen, s. v. a. Miasma; bei Hippocrates: ein sehr dünner Auszug aus einem Arzneikörper, so daß das Menstruum gleichsam nur wie schmutzig erscheint.

Molys (a. Geogr.), Stadt in Libyen, sonst weiter nicht bekannt.

Molytes (Entom.), nach Schönherr, Gattung der Coleoptera tetramera Rhynchophora Curculionina *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Rüsselkäfer nach Oken, unter Curculio *L.*, Liparus *Germ.* Charakter: Halsschild kuglig; Rüssel dick, am Rande ein Längsstreif; Körper eirund, ungeflügelt, mit Haarbüscheln. Von 12 europäischen Arten bekannteste: M. germanus *L. Sch.*, Curculio coronatus *Latr.* Länglich, Halsschild tief punktirt; Flügeldecken lederartig gerunzelt, mit vielen gelben Haarflecken; Schenkel schwach gezähnt, 7 Linien lang. Nicht selten unter Steinen. Herbst, LXXXVI, 2.

Molza (Biogr.), 1) Francesco Maria, ital. Dichter, welcher wegen der Zartheit des Gefühls und der Lebendigkeit des Ausdrucks in seinen Poesien den ehrenden Beinamen des „neuen Tibull" bekommen hat. Er war 1489 zu Modena geboren, als Sprößling eines adeligen Geschlechts, studirte in Rom alte Sprachen und schöne Wissenschaften, ließ sich erst in seiner Geburtsstadt nieder, begab sich aber 1516 nach Rom, wo er mit den namhaftesten Gelehrten in nahen Verkehr trat und seine Zeit zwischen Studien und ausschweifenden Genüssen theilte. Als Hadrian IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, verließ er Rom und begab sich nach einem kurzen Aufenthalt zu Bologna an den Hof des Kardi=

nals Hippolyt von Medici. Ohne eine glänzendere Laufbahn gemacht zu haben, † er 1544. Unter seinen Gedichten sind die geschätztesten das Hirtengedicht, „Die Tibernymphe" betitelt, „Stanzen auf Giulia Gonzaga's Porträt", in welchem sich lebhaftes Gefühl mit edler und einfacher Sprache vereinigt. Ein sehr lascives Gefühl von ihm: „Capitolo in lode dei fichi", hat Annibal Caro kommentirt. Auch als lateinischer Dichter ward M. gefeiert. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte ward von P. A. Serassi besorgt (Bergamo 1747—1754, 3 Bde.) und enthält eine ausführliche Biographie des Dichters, so wie im 2. Bd. die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen M.'s, und seiner Enkelin Tarquinia M. Als Dichterin machte sich auch des Letzteren Enkelin — 2) **Tarquinia M.**, geb. zu Modena 1842, bekannt. Sie war mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt und trieb auch hebräisch, Geschichte und andere Wissenschaften, so wie auch Musik. Sie erhielt 1600 das römische Bürgerrecht und vom Herzog Alfons II. von Ferrara die Stelle einer Hofdame bei seinen Schwestern, den Prinzessinnen Lucretia u. Eleonora. Sie stand als Dichterin in einem solchen Ansehen, daß selbst Dichter, wie Tasso, sie bei ihren Werken zu Rathe gezogen haben sollen. † zu Modena 1617. Ihre Gedichte, Sonnete, Madrigale, Epigramme rc. in lateinischer und italienischer Sprache rechtfertigen aber den hohen Ruf, dessen sie genoß, sehr wenig. Ihre Biographie befindet sich im 2. Bande der oben angeführten Ausgabe der Werke ihres Großvaters.

Molzbach, kurhess. Kirchdorf, Prov. Fulda, Kr. und Amt Hünfeld; 240 Einw.

Molzbichel, österr.-illyr. Kirchdorf, Kr. Villach, Bez. Spittal; 150 Einw.

Molzhain, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 110 Einw.

Molzow, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Stavenhagen; 140 E.

Momands, 1) asiat. Volk, Stamm der Berduraner (s. d., 3.); — 2) (Geogr.), Gebirg das., Afghanistan, mit der Spitze Kabul Saffer.

Momart, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Bez. Erbach, Ldgr. Michelstadt; 280 Einw.

Mombaça, Insel, s. v. a. Mombasa.

Mombach, großherzogl. hess. Kirchdorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Bingen, Friedensger. Oberingelheim, am Rheine; Rathhaus, Ziegelhütte, Leimsiederei und Lederfabrik; 910 E.

Mombarcaro, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Mondovi, auf den Apenninen; Käsebereitung (Robiolekäse); 700 Einw.

Mombaruzzo, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria; 1930 Einw.

Mombasa (Mombaça, Mombaza), afrik. Insel, Küste Zanguebar, mit einer gleichnamigen Stadt in einer Bucht, mit Hafen und Fort, dem Hauptort eines unabhängigen Araber volks, das Seeraub treibt. Die Produkte der zum Theil bewaldeten und sehr fruchtbaren Insel sind Reis, Cacao, Betel, Zuckerrohr, Pfeffer, Honig, Wachs, Gummi, Hyänen, Tigerkatzen.

Mombelli, Domenico, berühmter ital. Tenorist seiner Zeit, geb. zu Piemont im J. 1755, wurde zu Neapel gebildet und betrat daselbst 1783 zum ersten Male das Theater. Der Erfolg war so glücklich, daß er schon im folgenden Jahr als erster Tenorist am großen Operntheater daselbst angestellt wurde. Nachdem er 1788 seine erste Kunstreise, die er jedoch nicht einmal bis Oberitalien ausdehnte, vollendet hatte, ging er nach Livorno und 1791 nach Padua, hielt sich im Anfange dieses Jahrhunderts längere Zeit in Spanien auf, sang zu Kadix, Sevilla, Madrid, wanderte dann wie im Triumphe durch Frankreich nach Deutschland, wo er u. a. O. in Wien auftrat. Schon 1812 war er wieder in Italien an der Scala zu Mailand, 1812 zu Bologna und 1816 wieder in Neapel. Im J. 1820 verließ er das Theater ganz, mit dem Ruhme, vierzig Jahre lang beinahe auf demselben thätig gewesen zu seyn und sein Ansehen als Sänger und Schauspieler immer auf gleicher Höhe erhalten zu haben. Seine letzten Jahre verlebte er zu Bologna, wo er 1835 starb. In den späteren Jahren beschäftigte er sich auch mit der Komposition von italienischen Kanzonetten, Arien, Duetten und anderen kleinen Gesangsstücken mit Pianofortebegleitung.

Mombello, ital. Dorf, Königr. Sardinien Prov. Alessandria; 1930 Einw.

Mombeltran, span. Flecken, Alt-Kastilien, Prov. Avila; Oelfabrik, Kupferhammer; 1730 Einw.

Mombercelli, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Asti; 2550 Einw.

Momberg, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Kirchhain, Amt Neustadt; 720 Einw.

Mombinpflaume (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Spondias *L.*

Mombira (Entom.), in Surinam, s. v. a. Flohschnacke, Ceratopogon pulicaris *Meig.*

Mombsa (russ., Ichthyol.), s. v. a. Ellerütze, Pfrill, Cyprinus phoxinus.

Mombuey, span. Villa, Königr. Leon, Prov. Zamora, nördlich von Alcanizas; 3 Kirchen, 2 Hospitäler; 2700 Einw.

Momcabrer, Berg, s. Meriola.

Momegastre, span. Ort, Aragon, südöstl. von Barbastro.

Momegnies, belg. Dorf, Prov. Hennegau, bei Chimai; 1750 Einw.

Momehnen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 300 Einw.

Momemphis (a. Geogr.), Stadt in Unterägypten am östlichen Ufer des Sees Mareotis und oberhalb der Natronseen, Hauptstadt des Nomos Momemphites, das heutige Panouf-Khet, 7 Lieues westlich von Damanhur, bei den Arabern noch immer Manouf-Elsefflÿ oder das untere Memphis (Strabo XVII, S. 803).

Moment (v. Lat.), 1) Augenblick, Zeitpunkt; daher momentan, s. v. a. augenblicklich, vorübergehend, nicht lange dauernd; — 2) in der bildenden Kunst der Augenblick der Handlung

oder Begebenheit, welcher als der bedeutendste und für die Anschauung geeignetste vom Künstler besonders hervorgehoben werden muß; in der Malerei muß derselbe durch Licht und Farbe ausgezeichnet, in der Plastik aber durch Form und Gestaltung hervorgehoben werden; — 3) (Mechan.), statisches M. einer Kraft nennt man das Produkt derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkte oder einer geraden Linie oder einer Ebene; M. der Trägheit eines Körpers oder körperlichen Punktes aber das Produkt der Masse des betreffenden Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von einem gegebenen Punkte oder einer gegebenen Linie; — 4) im tropischen, von dem eben angegebenen mechanischen hergenommenen Sinne heißt M. das, was bei der prüfenden Betrachtung eines Gegenstandes einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet; — 5) (Dialekt.), bei Hegel Bezeichnung der einzelnen Begriffsbestimmungen, welche der dialekt. Prozeß durchläuft, so daß demnach jeder Begriff M. aber auch nur ein solches, d. h. eine Gedankenbestimmung seyn kann, die einestheils aus den früheren hervorgeht, anderentheils aber auch in die nachfolgenden übergeht und mithin an u. für sich keine selbstständige Bedeutung hat.

Momentan (v. Lat.), s. Moment 1).

Momentum (lat.), 1) s. v. a. Moment; — 2) (Mus.), s. v. a. Achtelpause; Momentulum, s. v. a. Sechszehntelpause.

Momialia, ital. Mineralquelle in Toskana, im Val d' Era, entspringt aus Travertino, hat einen erdigen Geschmack, ist trübe, geruchlos, und hat die Temperatur von 11° R. Mit der Quelle entwickelt sich ein Gas, welches in 100 Theilen aus 28 Theilen Kohlensäure und 72 Theilen Schwefelwasserstoff besteht; gleichwohl enthält das Wasser nur sehr wenig Schwefelwasserstoff. Das Mineralwasser ist fast gar nicht im Gebrauch.

Momiaro (Geogr.), 1) österr.-illyr. Grafschaft, Kr. Istria; — 2) Kirchdorf das., mit Schloß; 600 Einw.

Momiers (franz., d. i. Mummerei Treibende, heuchlerische Schauspieler), spottende Benennung einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche, der strengsten Erbsündentheorie und einer rigorosen Moral anhängend, seit 1817 besonders in Genf und später auch im Waadtlande offener hervorzutreten wagte, nachdem 1813 ein junger Geistlicher, Namens Empaytaz, von der schwärmerischen Richtung der Frau von Krüdener angesteckt, den ersten Anlaß zu dieser Sektirerei gegeben hatte. Von den Methodisten Drumond und Haldane unterstützt, klagte Empaytaz die genfer Geistlichkeit an, daß sie der Lehre Calvins abtrünnig geworden sey, weil sie die Gottheit Christi und die sündliche Verderbtheit des Menschengeschlechts leugne. Es wurden dadurch heftige Streitigkeiten hervorgerufen, welche die ehrwürdige Gesellschaft der Pfarrer zu Genf (1817) veranlaßten, ein Reglement zu erlassen, wonach alle Kandidaten und Geistliche des Kantons verpflichtet wurden, die strittigen Dogmen in ihren öffentlichen Vorträgen nicht zu berühren und sich hinsichtlich derselben nur der Ausdrücke der heiligen Schrift zu bedienen. Aber dadurch ward der Gegensatz zwischen den streitenden Parteien nur noch schroffer und dem Gezänk neuer Stoff gegeben. Die Prediger Empaytaz, Malan, Gausson, Bost und Galland bezüchtigten die große Mehrzahl der genfer Geistlichkeit geradezu des Abfalls von der evangelischen Wahrheit, separirten sich von derselben und begannen eigene gottesdienstliche Versammlungen zu halten. Die von ihnen der Apostasie angeklagten Geistlichen hatten aber das von den M. in seinen unschuldigen Genüssen und Gewohnheiten gestörte Volk auf ihrer Seite, dessen Unwille oft in Gewaltthätigkeiten gegen die Sektirer losbrach. Da ihnen indessen in Genf die Regierung bald die Bildung besonderer Gemeinden gestattete, so gelangten sie hier zu einer geduldeten Existenz. Weniger glücklich waren sie im Waadtlande, wo der Spottname M. aufkam. Hier vertrieb die allem Sekten- und Konventikelwesen abgeneigte Regierung die Emissäre der M., so wie die von ihnen gewonnenen Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Molard u. A. aus dem Lande. Aber solche Maßregeln, welche die M. mit dem Glanze des Märtyrerthums umgaben, leisteten der Sektirerei nur Vorschub. Die M. verglichen sich mit den ersten Christen und gewannen mehr und mehr Anhänger. Dadurch fand sich die Regierung bewogen, von ihren Maßregeln der Strenge abzulassen und den M. seit 1830 Duldung zu gewähren. Auch in anderen Kantonen traten Missionäre derselben auf, in Bern der Würtemberger Möhrli und der weimarische Arzt Valenti. Hier trat aber die Regierung mit Entschiedenheit, doch ohne zu Gewaltthätigkeit sich hinreißen zu lassen, ihnen entgegen und wußte der von den M. verketzerten und verlästerten Geistlichkeit in der öffentlichen Meinung die Achtung zu wahren. In Genf aber bildete sich eine „evangelische Gesellschaft" der M. (1831), aus der auch eine theologische Lehranstalt hervorwuchs, die jedoch, von freiwilligen Gaben sustentirt, ein kümmerliches Daseyn hatte. Auch durch ihr Organ, die Gazette évangelique, vermochten die M. nicht nachhaltig zu wirken. Vgl. Schickedanz, Die Kirche von Genf im 19. Jahrh. (Arch. für Kirchengesch., Bd. V, S. 1); — Bost, Défense des Fidèles de l'égl. de Gen., qui se sont constitués en égl. indépendant, Par. 1825; — Malan, Le procès du Méthodisme de Gen., Genf 1835; — Gesch. der sogen. M., Bas. 1825. — Im weiteren Sinne nennt man alle frömmelnden Heuchler M.

Momiscus (Anat.), 1) Pars dentium molarium gingivae assidens, der an das Zahnfleisch grenzende Theil der Backenzähne; — 2) s. v. a. Dens molaris.

Momisia (Bot.), nach Dietrich, Pflanzengatt., s. v. a. Mertensia *H. B.*

Mommeliano, Stadt, s. v. a. Montemigliano.

Mommenheim, großherzogl. hess. Kirchdorf, Prov. Rheinhessen, Landkr. Mainz; 860 Einw.

Mommers, Hendrick, Maler, wurde 1623 im Haag geboren, begab sich, nachdem er mit den Anfangsgründen der Kunst vertraut gewor-

den, zur weiteren Ausbildung nach Italien. Er hielt sich einige Zeit in Rom auf, kehrte dann ins Vaterland zurück, wo er bis an sein 1697 erfolgtes Lebensende thätig war. Er malte Landschaften mit Figuren und Thieren, Ansichten von Straßen mit Figuren, u. auch solche von Seehäfen. Seine Landschaften mit Kühen u. Schaafen sind sehr kräftig, nicht geringer als jene von Begije. Dann finden sich auch Zeichnungen von ihm, italienische Gebäude u. Ruinen vorstellend.

Mommout, Thier, s. v. a. Mammuth.

Momo, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Novara.

Momoasson (a. Geogr.), Ort in Kappadocien an der Straße von Ancyra in Galatien nach Tarsus in Cilicien.

Momoit, asiat. Ort, Hinterindien, Reich Ava, nordöstlich von Amarapura.

Momolini (Bot.), s. v. a. kriechender Hahnenfuß, Ranunculus repens *L.*

Momonia, alter Name der irländ. Provinz Mounster.

Momordica (Bot.), nach Linné, Balsamapfel, Balsamgurke, Gatt. der Cucurbitaceae *Dec.*, *Rchb.*, Monoecia Monadelphia *L.* Charakter: Kelch und Korolle der männlichen und weiblichen Blüthe gleich, ersterer fünfspaltig, letztere fünftheilig; drei Staubfäden; dreispaltiger Griffel; elastisch aufspringende Kürbisfrucht. Einjährige kletternde Kräuter mit Ranken u. lappigen Blättern; in heißen Ländern; von 32 Arten kommen als Arznei- und Zierpflanzen vor: 1) M. Balsamina *L.*, gemeiner Balsamapfel, Balsam-Springkürbis, franz. Pomme de merveille. In Ostindien, wo er, wie in Westindien, auch kultivirt wird. Stengel dünnästig, 4—6 Fuß hoch; Blätter handförmig, 5—7lappig, gezähnt, glänzend grün; Blüthen weißlich-gelb; Blüthenstiele über die Mitte mit herzförmigen, gezähnten Brakteen versehen; Früchte sehr schön, scharlachroth, rundlich-eiförmig, an beiden Enden verdünnt, eckig, höckerig. Diese Früchte sind die sogenannten Balsamäpfel, Wunderäpfel, Fructus Momordicae s. Poma Hierosolymitana s. Poma balsamica. Man übergießt sie mit Olivenöl und hält dann dieses Oleum Momordicae s. fructuum Momordicae für ein besonderes Heilmittel bei Wunden, Verbrennungen, Frostbeulen, wunden und aufgezogenen Brustwarzen, Hömorrhoidalknoten. Der Saft ist nach Descourtilz und Orfila ätzend scharf, so daß ein großer Hund durch ihn getödtet ward. Auch die bitterlichen, etwas scharfen Blätter benutzt man gegen Wunden und im Theeaufguß gegen verschiedene Krankheiten in Westindien. Die Wurzel soll in der Gabe von 2 Scrupel purgirend wirken. In manchen Ländern braucht man die Früchte noch häufig. Diskourt, Fl. méd. d. Ant., Taf. 164. — 2) M. Charantia *L.*, gurkenähnlicher Balsamapfel, in der Heimath Papari, Pandipavel. In Ostindien. Stengel und Wuchs wie bei voriger Art; Blätter herzförmig, ganzrandig; Früchte länglich, langgespitzt, eckig, höckerig, röthlich. Die Blätter, welche früherhin auch in Europa als Folia Pandipavel bekannt waren, haben einen starken Geruch und bitteren Geschmack. In West- und Ostindien, so wie in Südasien überhaupt, braucht man sie bei Koliken, gegen Würmer, bei lang dauerndem Husten, zur Beförderung der Lochien, und äußerlich gegen Hautkrankheiten. Die Früchte werden reif und unreif als Speise benutzt. Rheede, hort. mal., 8, Taf. 9. M. dioica *Roxb.* u. M. muricata *Willd*, Rheede, hort. mal., 8, Taf. 10, werden in Ostindien ganz wie M. Charantia *L.* angewendet. — 3) M. Elaterium *L.*, Esels-Balsamapfel, gemeiner Springkürbis, Spritz-, Spring- od. Vexirgurke, Eselsgurke, Eselskürbis, Ecbalium officinale *Nees*. In Südeuropa. Die ganze Pflanze steifborstig-scharf; Stengel 3—5 Fuß lang, niederliegend, ohne Ranken; Blätter herzförmig, stumpf, gezähnt; Blüthen gelblich. Die Frucht wird gegen 3 Zoll lang und ist 1 Zoll dick, fleischig, sehr rauh und borstig-weichstachelig, gereift, gelblich grün, dreifächerig überhängend. Im reifen Zustande springt sie entweder von selbst, oder bei der leisesten Berührung elastisch vom Stiele ab, und schleudert dabei mit bedeutender Heftigkeit die schwärzlichbraunen Samen nebst dem schleimigen Safte, den sie enthält, viele Fuß weit weg. In allen Theilen dieser den ältesten Aerzten bereits bekannten Pflanze (Sikys agrios *Diosc.*) ist scharfes Weichharz (Elaterin) und bitterer Extraktivstoff enthalten. Früher waren besonders die Wurzel und die Früchte Radix et Fructus Momordicae Elaterii s. Cucumeris agrestis s. Cucumeris asinini s. Cucumeris sylvestris gebräuchlich. Die Früchte, welche auch Poma Elaterii s. Elaterium genannt werden, besitzen einen unbedeutenden Geruch, einen sehr bitteren, nicht widerlichen Geschmack und wirken drastisch-purgirend. Auch jetzt noch wendet man das aus ihnen bereitete Extrakt, Extractum Elaterii s. Elaterium nigrum, schwarzes Elaterium, bisweilen an. Früher ließ man auch aus dem ausgespritzten Safte sich das Satzmehl absetzen und an der Sonne trocknen. Man nannte es weißes Elaterium, Elaterium album s. Faecula Cucumeris asinini. Es ist dasselbe meist mit dem Harze verbunden. Die Wurzel hat einen widrigen, brennenden Geschmack und unangenehmen Geruch. Sie wurde, wie die übrigen genannten Theile, gleichfalls als Purgirmittel bei hartnäckigen Stockungen im Unterleibe und besonders bei Wassersucht angewendet. Die frischen Blüthen erregen nach Dickson, eine Zeitlang auf dem Kopf getragen, sehr heftige Reizungen des Darmkanals, Erbrechen, Durchfall, Fieber und Kopfreißen. Der Samen dieser Art, die sich in vielen deutschen Gärten findet, wird im Herbste oder im März und April an bestimmter Stelle ins freie Land gesäet. Schkuhr, bot. Handb., Taf. 313. — 4) M. operculata *L.*, deckelfrüchtiger Balsamapfel. In Südamerika. Blätter herzförmig, eckig-fünflappig; Blüthen gelb; Früchte grün, elliptisch, eckig-weichstachelig, mit einem abfallenden, deckelförmigen Schnabel. Diese Pflanze ist die Kusia od. Koosia der südamerikanischen Indianer u. erregt nach

Hancock wässerige Ausleerungen. Da sie sehr kräftig wirkt und zugleich außerordentlich bitter ist, so wendete er sie mit Vortheil bei Wassersucht, Leucophlegmasie, Verdauungsbeschwerden u. dergl. Uebeln an. Die sehr bittere Frucht, deren wirksamster Theil das Fasernetz seyn soll, wirkt kräftig purgirend u. harntreibend. Commel, Pl. rar., Taf. 22. — M. Luffa *L.*, s. v. a. Luffa aegyptiaca *Mill.*

Momordicin, s. v. a. Elaterin.

Momot (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Sägeschnabel, Prionites *Ill.*

Momota (Ornith.), nach Gmelin, Vögelgatt., s. v. a. Prionites *Ill.*

Momper, Josse de, Maler von Amsterdam, genannt Eervrught, geb. 1580, befolgte eine von derjenigen seiner Zeitgenossen abweichende Richtung, nach Kugler eine phantastische, zum Theil capriciöse, so jedoch, daß auch beinahe immer wenigstens eine verwandte Behandlungsweise mit jener eines Breughel, Vinkenbooms, Savery, Gyzens u. A. ersichtlich bleibt. Manchmal tritt seine Eigenthümlichkeit besonders scharf hervor, wie in einem Bilde des berliner Museums, einer Felsenlandschaft von blaßgelber Thonfarbe, mit der Aussicht in eine weite kahle Ebene. Ein Hohlweg führt in die Ebene hinaus; ein frostiger Kavalier kommt emporgeritten, der Diener zu Fuß, vorn an der verfallenen Kapelle steht bettelnd ein zerlumpter Eremit. Großartiger ist nach Kugler ein zweites Bild des Museums, ein Eichenwald, kühn, mächtig und geistreich komponirt, in herrlichem Tone; trefflich macht sich hier der Durchblick in die Ebene. Doch ist das Bild, was den Vortrag anbetrifft (ähnlich wie das vorgenannte) ziemlich derb hingefegt. Auf ähnliche Weise sind die meisten seiner Werke behandelt, flüchtig hingeworfen und nur von einem gewissen Standpunkte aus verfließt alles zur guten Wirkung. Seine Landschaften staffirte er mit kleinen Figuren und Thieren, welche ihm manchmal Teniers sen. und der Sammt-Breughel malten. Das Todesjahr des Künstlers ist unbekannt. Im J. 1611 erscheint er als Mitglied der Bruderschaft des heil. Lukas zu Antwerpen.

Mompox (Geogr.), 1) südamerikan. Provinz, Kolumbien, Republik Neu-Granada, Departement Magdalena; — 2) Hauptstadt der Provinz, in der Nähe der Mündung des Cauca in den Magdalenenstrom, welcher letztere von hier an für große Boote zu seicht wird, weshalb man von hier an, um weiter aufwärts zu schiffen, eine besondere Art von kleinen, flachen Fahrzeugen nöthig hat, die man Champans nennt, und die zu M. in beträchtlicher Menge gebaut werden. Sie haben hinsichtlich ihrer Gestalt und Bauart ganz dieselbe Beschaffenheit, wie die Kähne, mit denen die Indianer oder Ureinwohner dieses Landes vor den Zeiten der spanischen Eroberung den Fluß beschifften. Die Häuser in den Hauptstraßen von M. sind nicht höher, als ein Stockwerk, aber gut gebaut, und haben ein reinliches und nettes Ansehen. An der Seite des Flusses befindet sich ein Quai, und ein $1^1/_2$ Meilen langer, 20 Fuß hoher und 3 Fuß dicker Damm dient der Stadt und dem Quai gegen die Ueberschwemmungen des Flusses in der nassen Jahreszeit zum Schutze. M. hat einige schöne Kirchen und mehre Klöster; die letzteren sind unter der gegenwärtigen Regierung geschlossen worden und stehen jetzt verlassen da; mehre ihrer vormaligen Bewohner haben sich in die Klöster von Bogota begeben, welche ihre Güter behalten haben und vielen Mönchen aus den aufgehobenen Provinzialklöstern zum Zufluchtsorte dienen; Sitz eines Civilrichters, zweier Alkalden, eines Militärgouverneurs mit dem Range eines Obersten, Garnison von etwa 60 Mann, deren Hauptgeschäft darin besteht, die Bogas oder Schiffsleute, die den Ruderdienst auf den Champans versehen, in Ordnung zu halten. Man verfertigt hier schöne, zierliche Ketten aus Gold, welches aus der Provinz Antioquia kommt und bei der Bearbeitung nicht den geringsten Zusatz erhält. M. war und ist auch jetzt noch ein wichtiger Stapelplatz für den Handel, obgleich es, wie die meisten Städte der Republiken Kolumbiens, durch die neueren Kriegsunruhen sehr gelitten hat. Durch seine vortheilhafte Lage an dem Magdalena, zwischen den Städten Santa Marta, Cartagena und Bogota, so wie den Provinzen Antioquia und Mariquito, bleibt ihm ein starker Transithandel mit Kakao, Brasilienholz, Zucker, Kaffee, Goldstaub und Flachs gesichert. Für 260 Pfund gutes Färberholz zahlt man hier 8 Dollars, für ein gutes Pferd 200 Doll. Der Flachs von Kolumbien ist seiner Stärke wegen ein sehr gesuchter Artikel; man nennt ihn hier Pito. M. hat ungefähr 8000 (nach Anderen 18,000) Einw. von allen Farben, die Mehrzahl aber besteht aus Schwarzen und Zambos. Auch ist es der Hauptaufenthaltsort der oben erwähnten Bogas, die an Trunkliebe und Verworfenheit kaum ihres Gleichen unter der Sonne haben.

Momus, 1) (griech. Mythol.), die personificirte Spott- und Tadelsucht, nach Hesiod ein Sohn der Nacht. Am meisten kommt er bei Lucian vor, der ihn zum Alles verspottenden Liberalen unter den aristokratischen Göttern macht. Als einst Minerva, Vulkan und Neptun in einen Wettstreit darüber geriethen, wer von ihnen das Nützlichste zu Wege bringen könnte, und Vulkan einen Menschen, Neptun einen Ochsen, Minerva aber ein Haus anfertigte, tadelte er an dem Menschen, daß er auf der Brust kein Fenster habe, durch welches man sein Herz sehen könne, an dem Ochsen, daß dessen Hörner nicht auf der Brust ständen, an dem Hause, daß man es nicht, um vor Belästigung durch einen übelwollenden Nachbar sicher zu seyn, umdrehen könne. Nur an Venus wagte sich seine Tadelsucht nicht. Nach Philostrat. (Ep. 21) platzte er vor Aerger. Dargestellt wird er entweder als abgelebter Greis oder als hagerer Jüngling mit Satyrgesicht und der Narrenkappe. — 2) Titel von satyrischen und launigen Schriften, wie M., Taschenbuch von C. Müchler, Berlin 1818, u. A.

Momve, asiat. Ort, Afghanistan, Kabul, an der Südgrenze.

Momyllus, Kaiser, s. v. a. Romulus Augustulus.

Mon ... geographische Artikel, welche, hiermit anfangend, sich im Folgenden nicht vorfinden, s. unter Mont ... und Monte.

Mon ... (gr.), s. v. a. Mono.

Mon, Münze, s. Japan (Geogr.).

Mona (a. Geogr.), Insel zwischen Albion und Hibernia, vor der Küste der Ordovices in Britannia Romana, ein Hauptsitz der Druiden und durch die auf ihr üblichen Menschenopfer berüchtigt. Sie hatte eine zahlreiche und tapfere Bevölkerung; j. Anglesey (Ptol. II, 2, 12).

Mona (n. Geogr.), 1) kleine, mittelamerik. Insel, Westindien, große Antillen, zwischen Hayti u. Portoriko, in der gleichn. Passage; — 2) s. v. a. Möen.

Mona (Säugeth.), auch Monacha, Meerkatzenart, s. v. a. Mone, Cercopithecus Mona *Geoffr.*, s. Bunter Affe.

Monaar, brit. vorderind. Stadt, Prsdsch. Madras, Prov. Malabar, südöstl. v. Kalikut.

Monabilly, Landgut, s. Fowey.

Monacanthus (Ichthyol.), nach Cuvier, Untergatt. von Balistes *L.* Typus: Monacchinensis *Cuv.*, s. Einhornfisch, II.

Monacanthus (Bot.), nach Sweet, Pflanzengattung, s. v. a. Monachanthus *Lindl.*

Monacelle (ital., Bot.), s. v. a. Nonnenlorchel, Helvella Monachella *Fr.*

Monacentra (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Chaetogastra *Dec.*

Monacha, 1) (Säugeth.), s. v. a. bunter Affe (s. d.), Cercopithecus Mona *Geoffr.*; — 2) (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Nonne, Liparis Monacha *Ochsenh.*

Monachanthus (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Vandeae *Lindl.* Drei Arten: M. discolor, fimbriatus und viridis *Lindl.* Orchideen in Demerara und Brasilien.

Monache (a. Geogr.), kleine Insel des indischen Oceans, westlich von Taprobane (Ptol. VII, 4, 11.).

Monachi, les Fourmis, mehre kleine franz. Inseln, Dep. Korsika, an der Südwestküste der Insel.

Monachium, neulat. Name für München.

Monachne (Bot.), nach Beauvais, Pflanzengatt. Arten unter Panicum.

Monachologie (v. Gr.), Darstellung, Beschreibung des Mönchs- und Klosterwesens.

Monachomachie (v. Gr.), Bestreitung, Bekämpfung des Mönchswesens.

Monachus, Monachos (gr.), Mönch.

Monachus, 1) (Säugeth.), s. v. a. Mönchsrobbe, Phoca Monachus *L.*, Pelagius Monachus *Fr. Cuv.*; — 2) s. v. a. Ringelgans, Anas Bernicla *L.*, s. Gans; — 3) (Ichthyol.), s. v. a. Mön, Cyprinus Cephalus *Bl.*

Monacites (lat., Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Monazit (s. d.).

Monaco (Geogr.), 1) kleines ital. Fürstenthum, welches zwar einen eigenen souveränen Fürsten hat, aber unter der Schutzherrlichkeit des Königs von Sardinien steht. Es hat ein Areal von 2⅟ □M., liegt, von der sardinischen Grafschaft Nizza umschlossen, in der Nähe der französischen Grenze am Meere und hat gegen 7400 (8000) Einw., welche in einer Stadt (Monaco), einem Marktflecken (Mentone), einem Dorfe (Rocca Bruna) und einigen Weilern wohnen. Das Ländchen ist sehr fruchtbar, bringt vorzüglich Südfrüchte, Obst und Olivenöl hervor, von welchem letzteren jährlich für mehr als 30,000 Thaler ausgeführt wird, hat aber Mangel an Getreide, so wie an Salz. Das Klima ist das von Nizza, warm aber durch die Seeluft gemildert. Wappen: silbernes Feld mit 15 rothen Wecken in drei Reihen; Schildhalter: zwei schwarz gekleidete Mönche mit bloßen Häuptern, bloße Schwerter über ihren Köpfen haltend. Flagge: weiß mit dem Landeswappen. — 2) (Portus Monoeci), Hauptst. das., liegt auf der Plateform eines ins Meer hinausragenden Felsens, der mit Feigen, Orangen und anderen edlen Bäumen bewachsen ist, und bietet einen romantischen Anblick dar. Die Stadt ist durch Natur und Kunst gut befestigt, hat einen kleinen Hafen (früher Portus Herculis), ein fürstliches Schloß und 1200 Einw., welche etwas Fischerei und Küstenschifffahrt treiben. — Geschichte: Das Fürstenthum M. soll schon vom Kaiser Otto I. gegründet u. den Grimaldi's gegeben worden seyn, wenigstens besaß es diese Familie seit den Zeiten Kaiser Otto's II. Im J. 1395 ward das Ländchen während der Abwesenheit Rainers III. von den Baronen von Bruil besetzt und blieb 7 Jahre in deren Gewalt. Im J. 1402 erhielt es Rainer mit Hülfe des Marschalls von Brucicaut, Gouverneurs von Genua, zurück, worauf sein Sohn Johann, in Gemäßheit eines mit Spanien abgeschlossenen Bündnisses von dieser Macht seine souveräne Herrschaft über M. garantirt erhielt, aber dadurch unter spanische Oberhoheit kam. Nachdem schon im J. 1584 die Franzosen die Citatelle von M. besetzt hatten, aber wieder daraus vertrieben worden waren, machten sie 1596 einen neuen Angriff, wurden aber zurückgeschlagen, worauf Fürst Honorius II. spanische Besatzung in M. einnahm. Da sich indeß die Spanier zu Herren des Ländchens machen wollten, so begab sich der genannte Fürst durch den Traktat von Peronne 1641 unter den Schutz Frankreichs und nahm französ. Besatzung ein. Als deshalb der König v. Spanien die mailändischen u. neapolitanischen Lehngüter des Hauses Grimaldi einzog, entschädigte Ludwig XIV. v. Frankreich dasselbe für diesen Verlust durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois, der Baronie Buis in der Dauphiné, des Marquisats de Beaux und der Herrschaft St. Remy in der Provence, der Baronie Calvinet in Auvergne und der Grafschaft Carbalez im Iyoner Gouvernement nebst der Pairswürde. Beim Erlöschen der Familie Grimaldi im Mannesstamme 1731 erbte Jacques François Leonard de Goyon-Matignon, der sich 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt, dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte, das Fürstenthum. Unter dem Enkel desselben, Honoratus IV., ward es den 14. Februar 1793 der französischen Republik einverleibt, im pariser Frieden 1814, unter Fortdauer des früheren

Abhängigkeitsverhältnisses zu Frankreich, an Honoratus IV. zurückgegeben, im zweiten pariser Frieden 1815 aber unter die Schutzherrlichkeit Sardiniens gestellt. Letzteres erkannte durch die Deklaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränität des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militärischen Besetzung und der Ernennung des Platzkommandanten in der Stadt M. vor. Der Fürst Honoratus V., der 1819 seinem Vater Honoratus IV. in der Regierung folgte und am 2. Oktober 1841 starb, ist der Verfasser der 1839 zu Paris erschienenen Schrift „Ueber den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben". Gegenwärtig ist Florestan Roger Louis de Grimaldi, geb. 1785, Bruder Honoratus V., Fürst des Ländchens. Er ist vermählt mit Marie Louise Karoline, geb. Baronesse Gilbert de Lametz. Der Erbprinz Charles Honoré de Grimaldi, geb. 1818, führt den Titel Herzog von Valentinois, ist Grand von Spanien 1. Klasse und war früherhin auch Pair von Frankreich.

Monaco, Pietro, Zeichner und Kupferstecher, wurde 1710 in Belluno geboren, lebte die größte Zeit seines Lebens in Venedig, arbeitete von 1735 bis gegen 1775. Sein Todesjahr ist unbekannt. Im Jahre 1743 erschien seine erste Raccolta di 55 Istorie sacre, Venedig, gr. Fol. Im Jahre 1763 gab er eine mit 57 Blättern vermehrte neue Sammlung solcher heiliger Geschichten heraus, nach venetianischen Meistern. Die Originale suchte er in öffentlichen und Privatgebäuden auf, gab aber nicht jedes getreu wieder, da er diejenigen, die ihm nicht religiös genug erschienen, nach seinen Religionsbegriffen zustutzte und änderte. Es ist dies die Raccolta di opere scelte rap. pres. la Storia del vecchio e nuovo testamento, di pinte dai più celebri maestri che fiorirono nelle scuole Italiane, Fiaminghe e Francese, dal secolo XV. fino al presente etc. 112 Blätter, 2 Thle., gr. Imp. Fol.

Monactineirma (Bot.), nach Bory, Untergattung von Passiflora *L.*

Monactis (Bot.), nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: M. Flaveriae *Dec.*, Phuetusa australis *Spr.*, Halbstrauch am Amazonenstrom.

Monade oder Monas (gr. Philos.), bedeutet ursprünglich Einheit. In diesem Sinne gebrauchten es schon die alten Mathematiker, wie Euclides in seinen Elementen die Zahl für eine aus Einheiten (*ἐκ μονάδων*) zusammengesetzte Vielheit erklärt. Die Philosophen verknüpften aber damit noch andere Vorstellungen, die sich an die ursprüngliche Bedeutung des Worts anschließen. Pythagoras setzte in seinem philosophisch-arithmetischen Systeme die Monas und die Dyas einander entgegen und betrachtete beide als die Principien nicht nur aller Zahlen, sondern auch aller Dinge, weil und in so fern diese zählbar seyen. Wahrscheinlich verstand er darunter die Einheit und die Vielheit überhaupt, beide unbestimmt, nichts als Eins und Zwei, gedacht. Nach Andern soll er unter der Monas die Gottheit, unter der Dyas aber die mehrfachen Dinge überhaupt, d. i. die Welt verstanden haben. Plato hingegen verstand unter M.n, wofür er auch den Ausdruck Henaden gebrauchte, seine Ideen, die ihm als Einheiten galten und das Viele (*τὸ πολύ*) oder das Unendliche (*τὸ ἄπειρον*), d. i. die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der Einzeldinge unter sich befassen sollten. Leibnitz endlich verstand unter M.n absolut einfache Substanzen mit vorstellender Kraft und erbaute auf diesem Begriffe sein monadologisches System, s. Leibnitz, S. 1426 ꝛc.

Monade (Zoophyt.), s. v. a. Punktthierchen, Monas *Müll.*

Monadelphia (bot. Term.), s. Monadelphus.

Monadelphisten, Pflanzen, welche in die Klasse Monadelphia gehören.

Monadelphus (bot. Term.), einbrüderig od. monadelphisch, wenn v. allen Staubgefäßen einer Blüthe die Träger zu einer Röhre verwachsen sind, wobei die Staubkolben frei (wie bei Passiflora und Malva) oder ebenfalls verwachsen sind, wie bei Canella und Lobelia). — Davon Monadelphia, Benennung der 16. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, s. Botanik, S. 334.

Monadenia (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Ophrydeae *L.* Orchideen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von 8 Arten bekannteste: M. rufescens *Lindl.*, Satyrium rufescens *Sw.*

Monadi (a. Geogr.), Volk in Daunia (Apulien), nach Plin. III, 10, 6, von Diomedes vertrieben.

Monadina (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Punktthierchen, Monadinen, Familie der Infusoria polygastrica *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Panzerlose, selbstbewegliche mikroskopische Wasserthierchen, ohne Körperanhänge (Borsten, Haare u. dergl.) und ohne willkürliche Formveränderung. Sie vermehren sich vorzüglich durch Selbsttheilung nach der Länge und Quere, oder in beiden Richtungen zugleich, die kleinsten aller Thiere (Urthiere, Protozoa *Oken*), welche einige nur für die Jungen von größeren Infusorien halten. Die Beobachtung und Erkenntniß dieser Thierchen ist schwierig, wenn man nicht die stärksten Vergrößerungen anwendet. Wichtigste Gattungen: Bodo, Chilomonas, Doxococcus, Phacelomonas, Glenomorum, Microglena, Polytoma, Uvella, Monas.

Monadisten, Name einer von Georg Schade in der Mitte des 18. Jahrhunderts gestifteten Partei, welche die Lehren des Christenthums bestritt, indem sie aus dem Begriff der Monas oder des einfachen Dinges alle Veränderungen der Welt erklären wollte und die Wahrheiten der natürlichen Religion daraus geometrisch zu erweisen suchte.

Monadologie (Monadenlehre, Phil.), diejenige spekulative Ansicht von der Natur, welche die letzten Gründe aller Erscheinungen in den Monaden, einfachen, unkörperlichen Wesen, sucht. Wie der Atomismus (s. Atom) nimmt auch die M. eine Vielheit des Realen an. Während aber die Atome als körperlich ausgedehnt

und als undurchdringlich aufgefaßt werden, so daß demnach die Atomenlehre zu einer mechanischen Naturerklärung führt, hat die M. einen mehr dynamischen Charakter. Die beiden bedeutendsten Repräsentanten der M. sind Leibnitz (s. d.) und Herbart (s. d.).

Monaghan (Geogr.), 1) brit. Grafsch., Irland, Prov. Ulster, zwischen den Grafschaften Louth, Armagh, Tyrone, Fermanagh, Cavan, Ost-Meath; 25,25 □M. groß, mit 195,530E. Das Land ist theils bergig (die Höhenzüge an der Grenze der Grafschaft Tyrone heißen Slirbh-baughb, östlichere the Ferns Mountains), theils sumpfig und morastig, aber geeignet zum Anbau von Flachs, Weizen, Hafer, Kartoffeln und Hülsenfrüchten. Es ist von vielen kleinen Flüssen, worunter aber keiner schiffbar ist, bewässert, aber nicht gehörig kultivirt. Die Viehzucht ist ebenfalls unbedeutend. Den Holzmangel ersetzt der Torf. Die Einwohner treiben Fischerei, vornehmlich auf Aale, Linnenspinnerei und Weberei, welche Industriezweige bedeutend sind. Einige Berge enthalten Brüche von vorzüglichen Mühlsteinen, und der Creeve-Berg, der höchste der Grafschaft, hat feines Blei; — 2) Hauptst. das., unregelmäßig gebaut, war früherhin bedeutender, als jetzt; Handel mit Leinwand; 7300 Einw.; — 3) nordamerikanischer Ort, V. St., Staat Pennsylvania, Graffch. York; 1840: 770 Einw.

Monakam, würtemb. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Neuenburg; 240 Einw.

Monaldeschi, Giovanni, Marchese v. M., aus einer italienischen Adelsfamilie zu Ascoli, begab sich nach Schweden, um dort durch den Grafen de la Garde, den Geliebten der Königin Christine, mit welchem er verwandt war, sein Glück zu machen. Dies gelang ihm in so hohem Grade, daß er bald nach seiner Anstellung als Stallmeister der Königin den Grafen verdrängte und dessen Stelle einnahm. Aus Eigennutz und aus Gefälligkeit gegen die Jesuiten, von denen er durch Geld gewonnen war, beredete er die Königin, zur katholischen Kirche überzutreten und die Krone Schwedens niederzulegen, da er hoffte, sich in dem Fall mit ihr öffentlich zu vermählen. Diese letztere Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Bei einer Reise der Königin im Jahre 1650, auf welcher er sie als Oberstallmeister begleitete, ging er ein Liebesverhältniß mit einer französischen Dame ein und erzählte ihr in einem Briefe, daß er die Gunst Christinens so genossen habe, daß ihm ihre Umarmungen zum Ekel wären. Als er bald darauf auch diese Geliebte verließ, schickte sie seinen Brief an die Königin, die sich damals längere Zeit in Fontainebleau aufhielt. Christine gerieth außer sich und gab in Anwesenheit M.s dem Obersten ihrer Trabanten, Grafen Sentinelli, den Befehl, den treulosen Diener zu ermorden. Dieser Befehl wurde trotz den Bitten M.s u. den eindringlichen Abmahnungen eines Theatinermönchs am 10. November 1657 in der Abenddämmerung in der sogenannten Hirschgallerie des Schlosses zu Fontainebleau von drei verlarvten Trabanten ausgeführt. Christine ließ darauf für seine Seele Messen lesen. Vergl. „Relation de la mort de M. (Par. 1701). Dieser Stoff ist in neuerer Zeit v. Laube in einem Trauerspiele dramatisch behandelt worden.

Monalus (a. Geogr.), Fluß an der Nordküste von Sicilien, welcher auf dem nebrodischen Gebirge in der Nähe des Himera entspringt und zwischen Cephalödis und Aläsa mündet; j. Pollina (Ptol. III, 4, 3).

Monandria (bot. Term.), s. Monandrus.

Monandrisch (bot. Term.), s. v. a. Monandrus.

Monandristen, der Klasse Monandria angehörige Pflanzen.

Monandrus (bot. Term.), einmännig oder monandrisch, mit einem Staubgefäße in den einzelnen Blüthen. Davon Monandria, Benennung der ersten Klasse des linné'schen Pflanzensystems, s. Botanik, S. 334.

Monankon (griech. Ant.) Wurfmaschine, die mittelst eines anprellenden Armes Steine schleuderte.

Monanthes (Bot.), nach Haworth, Pflanzengattung. Zwei Arten: M. polyphylla *Haw.*, und M. spathulata *Cree.*, s. v. a. Sempervivum Monanthes und S. micranthes.

Monanthus (bot. Term.), s. v. a. einblüthig, uniflorus.

Monantodda, brit.-vorderindische Stadt, Prrdsch. Madras, Prov. Malabar, nordöstl. von Mahe.

Monapia oder **Monarina** (a. Geogr.), Insel zwischen Britannia und Hibernia, von Scoten bewohnt; j. Man (Plin. IV, 16, 30).

Monarcha (gr., Med.), der Alleinherrscher, Monarch. Paracelsus nannte so den vermeintlich wissenschaftlichen Arzt, besonders sich selbst („Ich wird Monarcha und mein wird die Monarchie seyn!")

Monarchenhügel, Hügel auf dem leipziger Schlachtfelde, dicht bei Libertwolkwitz, wo die 3 verbündeten Monarchen, Kaiser Franz von Oesterreich, Alexander von Rußland und der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen während der Völkerschlacht bei Leipzig hielten. Auf demselben Platze steht seit 1838 das dem Fürsten Schwarzenberg von seinen Söhnen gesetzte Denkmal.

Monarchia (Med.), Paracelsus und van Helmont nannten so: 1) ihre Bearbeitung der Heilkunde; — 2) jedes der drei noch jetzt so genannten Naturreiche.

Monarchianer (Kirchengesch.), Bezeichnung der Kirche für alle diejenigen, welche in der Trinitätslehre jeden wirklichen und wesentlichen Unterschied zwischen Vater, Sohn und Geist leugneten (Antitrinitarier), weil ihnen diese Namen nur die besondern Verhältnisse, unter welchen, und die verschiedenen Kräfte, in welchen sich das einige Wesen Gottes bethätigt, die Offenbarungsweisen Gottes, ausdrückten. Die Tendenz, v. welcher diese ketzerischen Sekten beherrscht wurden, war die Stellung der (*μόνη ἀρχή*) Einheit Gottes und die Abwehr polytheistischer Färbung des Gottesbegriffs. Sie traten in der Kirche hervor, als es galt, dem für den Glauben außer Zweifel stehenden Fundamentalartikel von der Gottheit Christi eine wissen-

schaftliche Unterlage zu geben. Während die Kirche sich das Verhältniß Gottes zu Christo auf jüdischer Basis vorstellig zu machen suchte, schlossen sich die M. der heidnischen Ansicht an, nach welcher Gott in Christo, gleichwie in allen heidnischen und jüdischen Propheten, dynamisch gewirkt haben mußte, so daß er zwar weit über die Menschheit hinausgestellt, aber ihr doch nicht entnommen wurde. Diese M., Dynamiker genannt, wie die Aloger, Theodotianer, Samosatener, sind entschiedene Gegner des Mysteriums und verfolgen eine rationalistisch = dialektische Richtung, unterscheiden sich aber von den Ebioniten dadurch, daß sie den Logos, eine göttliche Kraft, nicht in einem bestimmten zeitlichen Moment mit Christo sich verbinden lassen, sondern dessen ganzes Leben unter den Einfluß derselben stellen. Allein das religiöse Gefühl fand sich mit der Ansicht der M. im Widerspruche; denn bei der hohen Achtung, welche man vor der göttlichen Würde des Erlösers allgemein in der Kirche hegte, schien es eine Herabsetzung derselben, daß nur ein Theil der göttlichen Kraft (μερισμός) mit ihm vereinigt gewesen seyn sollte. Andere M. ließen daher in Christo nicht eine göttliche Theilkraft, sondern die Totalität des göttlichen Wesens einwohnen. Da ihnen nun die Namen der Trinität nur verschiedene Wirkungsweisen (modus) bezeichneten, — so heißt Gott Vater in seiner Abstraktion, Logos oder Christus in seiner Offenbarung, Geist in seiner fortgehenden Wirksamkeit in der Gemeinde —, nannte man sie auch Modalisten. Reine Modalisten und darum von dem Vorwurf des Patropassianismus getroffen, sind nur Praxeas und Noetus, während Beryll von Bostra und die Sabellianer beide monarchische Anschauungsweisen zu verbinden wußten und weder Christus als einen bloßen Menschen, noch als identisch mit Gott zu denken erlaubten, sondern eine vorübergehende Hypostasirung des Logos in ihm zugaben.

Monarchie (v. Griech.), bezeichnet dem Wortlaute nach die Herrschaft oder Regierungsgewalt eines Einzigen, dann aber auch einen Staat, besonders einen von größerem Umfange (Königreich, Kaiserthum), an dessen Spitze ein mit persönlicher Majestät bekleideter, meistentheils erblicher Herrscher (Monarch) steht. Da das Wesen der M. schon unter dem Artikel Staat und das der konstitutionellen M. insbesondere unter dem Art. Konstitution des Weiteren erörtert u. eine Vergleichung zwischen dieser Staatsform und der ihr entgegengesetzten unter dem Art. Republik gezogen worden ist, so haben wir uns hier auf die Besprechung der verschiedenen Arten der M., des monarchischen Systems und des sogenannten monarchischen Princips, zu beschränken.

1) Was die verschiedenen Arten der M. anlangt, so besteht zuvörderst ein Hauptunterschied zwischen Wahl- und Erbmonarchie. Der Theorie oder der Idee nach sollte man meinen, es sey dem Gemeinwohl zuträglicher, wenn der Herrscher durch die Wahl, als wenn er durch das Erbrecht zum Throne gelange. Denn es steht nicht zu erwarten, daß Weisheit und Tugend die Haupterfordernisse eines tüchtigen Regenten, wie ein materielles Gut vom Vater auf den Sohn, Enkel 2c. forterben werden, wohl aber, daß durch freie Wahl ein verständiges Volk sich den Vortrefflichsten seiner Bürger zum König setzen und unter dessen Herrschaft glücklich seyn könne. Jedenfalls ist, wenn es sich um Aufrichtung eines Thrones oder um Wiederbesetzung desselben nach dem Aussterben eines Regentenhauses handelt, die freie Wahl von Seiten des Volks oder seiner Vertreter der dem Recht allein entsprechende Weg zur monarchischen Herrschaft. Was aber die allemal nach dem Abgange eines Herrschers anzustellende Wahl eines neuen betrifft, so stehen derselben — abgesehen von der großen Schwierigkeit, welcher die Entwerfung eines zweckmäßigen Wahlgesetzes unterliegt, — manche u. bedeutende Bedenklichkeiten entgegen, welches die Geschichte aller Wahlreiche bestätigt. Jedes Interregnum ist eine Zeit gefährlicher Krisen; der Glanz der dem Ehrgeiz winkenden Krone blendet gerade die Begabtesten; daher Parteiungen und Zwistigkeiten, schlimme Leidenschaften und arglistige Umtriebe im Innern neben den von außen her kommenden Intriguen und verderblichen Einflüssen, und wenn auch die Wahl ohne Bürgerkrieg und fremde Einmischung zu Stande kommt, so bleibt ihr Resultat doch noch davon abhängig, ob die Wählenden von Täuschung und Korruption frei sind, davon zu schweigen, daß die Wahlen in einer M. fast nie vom eigentlichen Volke geschehen, sondern von einer mächtigen Aristokratie zur Schwächung der monarchischen Gewalt und Befriedigung oligarchischer Gelüste mißbraucht zu werden pflegen. Die Geschichte Deutschlands und Polens liefert in dieser Beziehung die eklatantesten Belege. — Dagegen hat aber auch die Erbmonarchie, welche man jetzt gewöhnlich im Sinne hat, wenn von M. die Rede ist, ihre unleugbaren Nachtheile. Wenn nicht eine hinlänglich verklausulirte und garantirte Verfassung — wie unzuverlässig aber solche auf eidlicher Zusage beruhende Garantien sind, hat die Neuzeit gelehrt — den Monarchen in der Weise beschränkt, daß er zwar Gutes nach Neigung und Kräften, nicht aber Böses thun könne, — so hängt das Volkswohl von dem Zufall ab, „ob ein Titus oder ein Domitian, ein Marc Aurel oder ein Commodus den von den Vätern überkommenen Thron besteige", u. so ist mit der Erblichkeit der Krone ein gefährliches Risiko verbunden, das um so gefährlicher wird, je mehr es durch die Erfahrung bestätigt wird, daß, im Purpur geboren und erzogen zu seyn, eher den Charakter verdirbt, als veredelt. Hieraus ergibt sich für jeden monarchischen Kulturstaat die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Beschränkung der erbfürstlichen Gewalt, und um das Volk nicht zum Opfer von Thronstreitigkeiten werden zu lassen, ist die Feststellung der Erbfolgeordnung und die Bestimmung unerläßlich, bei jeder eintretenden Unzulänglichkeit der Erbfolgeordnung dem Volke oder seinen Repräsentanten die Entscheidung zwischen den Thronadspiranten durch Majoritätsvoten zu überlassen. Für den Fall der Minderjährigkeit oder sonstiger Ver-

hinderung des Monarchen muß durch eine Regentschaftsordnung vorgesorgt seyn.

Entscheidender für den Charakter eines Staatswesens, als der eben besprochene Unterschied zwischen Wahl- und Erbmonarchie ist aber der zwischen **unumschränkter** und **beschränkter M.** Die unumschränkte oder **absolute M.**, welche **alle** Gewalten, ohne irgend einer anderen Auktorität Theilnahme daran zu vergönnen, in der Person des Monarchen vereinigt, ist in der That identisch mit **Despotie** und mithin **kein Rechtszustand.** Mag auch eine solche Herrschaft für Völker, welche auf einer ganz niedrigen Kulturstufe stehen, eine passende, und, wenn der Fürst Einsicht und redliches Wollen hat, selbst eine wohlthätige seyn: so können wir doch nicht umhin, unserm **Schlözer** Recht zu geben, wenn er sagt: „Die ganze Weltgeschichte kennt **nicht ein einziges** kultivirtes Volk, das sich mit Bedacht und **freiem Willen** in diese Regierungsform begeben hätte; **überall** ist sie **durch Ueberlistung oder plumpe Vergewaltigung** entstanden", und weiter: „die ganze Menschheit veruneadelt sich in dieser Regierungsform; Alles kriecht, bekommt Titelsucht, lernt Hundedemuth, wird Löwenlecker. Und säße auch eine Grazie auf einem solchen Throne: da unten am Throne, von ihr ungesehen, schleicht ein Otterngezücht heran, das in dieser unnatürlichen Regierungsform so natürlich, wie Gewürme in dem sonst wohlthätigen Schlamme des Nil, nistet". Der absoluten M. steht die beschränkte oder **konstitutionelle** entgegen, welche durch Theilung der Staatsgewalten, namentlich der die Gesetzgebung und Besteuerung betreffenden Befugnisse zwischen dem Regenten und einer auf verschiedene Weise modificirten ständischen Repräsentation oder demokratischen Volksvertretung die Vortheile, welche der Theorie nach beiden Staatsverfassungsformen, der monarchischen und der republikanischen, zugeschrieben werden, zu vereinigen strebt. Eine Kritik der verschiedenen in der Neuzeit hervorgetretenen Formen der konstitutionellen M. ist unter dem Art. **Konstitution** gegeben.

2) Mit dem Namen **monarchisches System** bezeichnet man einestheils den Zusammenhang der Grundsätze, Richtungen und Klugheitsmaximen, wodurch die M. in einem einzelnen Staate errichtet, forterhalten, gestärkt und mit harmonischen Institutionen und Gesetzen versehen werden soll, in welchem Sinne obiger Ausdruck entweder mit **Konstitutionalismus** oder dem System der konstitutionellen M., oder bei vorwaltender Tendenz zum Absolutismus, mit dem Begriffe des **Monarchismus** (s. unten) zusammenfallen würde; anderntheils versteht man unter dem in Rede stehenden Ausdrucke den Grundsatz der monarchischen Partei, wonach die Koexistenz von Republiken mit Monarchien im europäischen Staatensysteme unmöglich und daher die monarchische Verfassung die **alleinherrschende** in unserem Welttheile seyn müsse. Obwohl es in der Natur der Sache liegt, daß politische wie kirchliche Systeme Propaganda zu machen suchen, so rührt doch die feindselige Rivalität zwischen der monarchischen und republikanischen Staatsverfassung erst aus den Zeiten der ersten französischen Revolution her. Früher fanden wohl manchmal partielle Konflikte zwischen beiden Statt, aber ohne über die Grenzen der unmittelbaren Betheiligung hinaus zu greifen. Die schweizerische Eidgenossenschaft, die Republik der vereinigten Niederlande, Venedig und Genua nahmen, nachdem sie das ihnen aufgedrungene Joch einheimischer oder fremder Dynasten abgeschüttelt und die errungene Freiheit siegreich zu vertheidigen gewußt hatten, nicht nur einen ruhigen u. dauernden Sitz im europäischen Staatensystem ein, sondern gelangten auch zu einer herrlichen Entwickelung, hohen Machtstellung u. ihre Freundschaft od. Allianz wurde vielfach von den absoluten Herrschern emsig gesucht. Und wie ward einst dem großen Cromwell, als Protektor der Republik England, von den mächtigsten gekrönten Häuptern geschmeichelt! Erst als die von der französischen Republik verkündigten Principien der Selbstregierung unter den Völkern, welche sich aus dem jammervollen und entwürdigenden Zustande der damaligen Monarchien heraussehnten, Anklang fanden, ward von den Dynastien, den Throninhabern, dem Republikanismus der Fehdehandschuh hingeworfen, und nun fand auch dieser Aufforderung, den Thronen den Krieg zu erklären und durch Schöpfung neuer Republiken in den von der M. okkupirten Territorien sich gegen die dynastischen Koalitionen zu schirmen. So geschah es, daß Europa sich in die zwei feindlichen Heerlager, des **Monarchenthums** und der **Republik** oder des sogenannten althistorischen Rechts und der politischen Radikalreform, der Fürstenherrschaft und der Selbstregierung, theilte, deren Kampf kaum begonnen, noch lange nicht ausgefochten ist.

Wenn die Republikaner, als die annoch schwächere Partei, zur Zeit unterliegen und niedergetreten werden, wo sie es wagen, das Haupt emporzurecken, wenn die Monarchen, welche die Gewalt in Händen haben, gebieterisch aussprechen: „Wir dulden in dem Bereich unserer Macht keine andere Verfassung, als die monarchische", — so hat dieser Ausspruch **faktische** Gültigkeit und ist daher kein Gegenstand des Streits. Wenn aber der Satz lautet: „Die Ruhe und die Wohlfahrt des Welttheils **verträgt** sich mit **keiner andern** Verfassung, als mit der monarchischen: daher sind Wir, denen diese Wohlfahrt zur Obhut anvertraut ist, **verpflichtet**, keine andere zu dulden", — **alsdann** hat er einen rein **doktrinellen** Charakter angenommen und ist somit zum Gegenstand der Diskussion geworden, und mit Recht lassen sich nun die Gegner jener Proklamation also vernehmen: Daß die friedliche Koexistenz von Monarchien und Republiken in Einem Welttheile **nicht** unmöglich ist, beweist die **Geschichte.** Daß aber wegen der Interessen einiger großen Monarchien od. Dynastengeschlechter allen Völkern des Weltalls untersagt werden dürfe, sich die ihren besondern Bedürfnissen, Ansichten, Neigungen, Kulturverhältnissen &c. am meisten entsprechende Verfassung zu geben, sobald diese nicht die mo-

narchische ist, kann aus den Grundsätzen des Vernunftrechts, welches im Völkerrechte den Ausschlag geben muß, nicht erwiesen werden. Die Völker unseres Welttheils bilden keine so innig verbundene Gesammtheit, daß die einen (namentlich die kleineren) rechtlich verpflichtet wären, um der (wirklichen oder vermeintlichen) Interessen anderer (größerer) willen sich so hintansetzen zu lassen. Ein rechtskräftiger Akt, von welchem eine solche Verpflichtung herrühren könne, und in Folge dessen die Gesammtheit der europäischen Staaten der gesetzgebenden Macht einiger Wenigen unterworfen worden wäre, ist nirgends vorhanden. Aber abgesehen von diesen Einwürfen und die gesetzgebende Gewalt der europäischen Großmächte vorausgesetzt, so würden die Konsequenzen jenes Princips, von welchem sich die in Rede stehende Proklamation herschreibt, es mit sich bringen, daß zuletzt allen Völkern des Erdballs die monarchische Verfassung aufgezwungen und mithin alle Individualität des Völkerlebens vernichtet und der ganzen Menschheit ein und dasselbe Gepräge des gesellschaftlichen Zustandes aufgestempelt wird, eine Gleichförmigkeit, welche unvermeidlich zur chinesischen Stabilität und dadurch zu Stagnation und Fäulniß führen würde. Wird aber einigen präponderirenden monarchischen Regierungen das Recht zugestanden, allen im Bereiche ihrer Macht gelegenen schwächeren Staaten ihre Verfassung aufzuzwingen, so muß dasselbe Recht auch einigen oder einem mächtigen republikanischen Staate eingeräumt werden, und so dürften hiernach die amerikanischen Republiken den brasilischen Kaiserthron umstürzen oder, wenn irgend wo jenseits des Oceans sich eine M. bilden wollte, dies mit Gewalt verhindern. Oder es wäre, wenn die französische Republik bald nach der Februarrevolution ungesäumt Propaganda gemacht und alle ihre erreichbaren Staaten in Republiken umzuwandeln versucht hätte, dies Verfahren durch den von den monarch. Großmächten selbst aufgestellten Grundsatz gerechtfertigt gewesen.

3) Das monarchische Princip will besagen, „daß zur Reinheit der M. und zur Sicherstellung ihrer Fortdauer auch die monarchische Vollgewalt nöthig sey, daß also jedem Aufglimmen irgend eines Funkens des republikanischen, zumal des demokratischen Geistes in monarchischen Staaten, also auch jeder Theilung der Gewalt zwischen Fürst und Volk mit aller Entschiedenheit müsse entgegen getreten, und daß durchaus keine Nachgiebigkeit oder Hinneigung eines dem europäischen Gemeinwesen angehörigen Fürsten zu jenem gefährlichen Geiste dürfe gebildet werden." Beide Grundsätze, der des monarchischen Systems und des monarchischen Princips, bilden das Wesen der heiligen Allianz und haben im europäischen Völkerrecht praktische Gültigkeit gewonnen, wie die mancherlei verhängnißvollen Interventionen und die mancherlei offenen und geheimen Hemmungen liberaler Regierungspläne beweisen. Mit der Aufstellung des monarchischen Systems hatten die enragirten Verfechter des Königthums noch wenig gewonnen, so lange der Umfang und Inhalt der monarchischen Gewalt nicht mit in das System aufgenommen war. Der bloße Fortbestand der Throne und ihrer Erblichkeit genügte ihnen nicht. Es galt jetzt nicht die Beschränkungen, welche die monarchische Gewalt sich früherhin von der Aristokratie hatte gefallen lassen müssen, u. welche weniger demüthigend für dieselbe schienen, weil sie gewissermaßen von Ebenbürtigen ausgingen, sondern die neueren demokratischen, aus den verhaßten Volksrechten stammenden zurückzuweisen. Die Besieger Napoleons aber hatten ihm die Kunst, unumschränkt zu herrschen, gut abgelernt, und „namentlich die despotische Gewalt, welche er in den jetzt von ihnen wieder eroberten Ländern theils selbst ausgeübt, theils durch seine Satelliten hatte ausüben lassen, wie als eine ihnen gebührende Kriegsbeute sich angeeignet". Und diese Gewalt nach den überstandenen Stürmen gegen den sich allenthalben regenden Volksgeist zu schirmen, was nicht durch isolirte Bestrebungen einzelner Fürsten im eigenen Lande, sondern nur durch wohlberechnete, mit vereinter Kraft durchzuführende Maßregeln eines Monarchenbundes zu bewirken war, dazu ward die heilige Allianz und ihr Anhängsel, der deutsche Bund geschlossen, und in demselben Sinne ist die Aufstellung eines — zwar nirgends bestimmt definirten, doch eben darum nach den Umständen leichter zu deutenden oder mit Auktorität auf konkrete Verhältnisse beliebig anzuwendenden „monarchischen Princips" verfügt worden. Zunächst ward dasselbe zwar für die deutschen Bundesstaaten aufgestellt, dann aber auch in weiteren Kreisen, namentlich gegenüber den italienischen Staaten und denen der pyrenäischen Halbinsel geltend gemacht, nach der Julirevolution in Frankreich aber auf diplomatischem Wege dem „Bürgerkönig" zur sorgfältigsten Wahrung, so viel die Verhältnisse der dortigen mit den verhaßten republikanischen Institutionen umgebenen M. es irgend erlaubten, gleichzeitig aber den deutschen Bundesfürsten mit verstärktem Nachdruck als oberster Leitstern ihres Verhaltens eingeschärft.

Das eben in der Kürze charakterisirte Streben, welches sich in der Gegenwart, nachdem das Jahr 1848 mit seinen Errungenschaften und Völkerhoffnungen begraben ist, in derselben Weise, nur noch übertriebener wiederholt, bezeichnet man auch mit dem Ausdruck Monarchismus, welcher theils im objektiven Sinne das theoretische und praktische System der M., theils im subjektiven die Anhänglichkeit an solches System und die Geneigtheit oder den Eifer bezeichnet, dasselbe zu verwirklichen oder zu schirmen oder auszubreiten oder ihm zum vollständigen Siege zu verhelfen im Vernichtungskampfe gegen alle Bestrebungen, welche sich die Freiheit und Selbstregierung der Völker zum Ziel setzen.

Monarchien, 1) nach Theophrastus Paracelsus mystische Hauptabtheilungen der Naturkörper, als Monarchia mundi, maris et feminae; — 2) nach van Helmont die drei Naturreiche, das animalische, vegetabilische und mineralische.

Monarchisten (Monarchiker, Kirchengesch.), s. v. a. Monarchianer.

Monarda (Bot.), nach Linné, Monarde, Zierschnoppe nach Oken, Gatt. der Labiatae Salvieae *Spr.*, der Monardeae *Benth.*, Diandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch röhrig, fünfzähnig; Korolle rachenförmig, mit linienförmiger, die Staubgefäße umhüllender Oberlippe; 4 Samen. — Schöne, ausdauernde, sehr gewürzhafte Kräuter und Stauden in Nordamerika, mit länglichen Blättern und prächtigen Blüthen in großen Köpfchen; von 14 Arten sind als Zier- und Arzneipflanzen zu bemerken: 1) M. Bradburiana *Beck.* Stengel 3 Fuß hoch; Blätter fast ansitzend, eirund-lanzettförmig, an der Basis gerundet, unten graugrün-filzig; Blüthen in quirlförmigen Köpfchen, blaßroth, punktirt. — 2) M. didyma *L.*, scharlachrothe Monarde, virginische Melisse, M. coccinea *Michx.* Stengel 1 — 3 Fuß hoch; Blätter eirund, spitz, gesägt, glatt; Blüthen scharlachroth, meistens zwei, selten drei übereinander stehende Köpfe bildend; Hüllblätter gestärkt. In mehrern Ländern Nordamerikas werden die angenehm gewürzhaften Blätter in Theeaufgüssen ähnlich wie Pfeffermünze und Melisse gebraucht. In England werden sie Oswego-Thee genannt. Bot. Mag., T. 546. Schkuhr, Bot. Handb., T. 26. — 3) M. fistulosa *L.*, röhrige Monarda, M. media *Willd.*, Bienenmonarde. Stengel 3—4 Fuß hoch; Blätter länglich-lanzettförmig, herzförmig, zottig, flach, spitz, gesägt; Blumen purpurroth, in Köpfen geordnet, weichhaarig; Hüllblätter röthlich. Die aromatisch bitter schmeckenden Blätter u. Blüthen von angenehmem Geruche werden in Nordamerika als zertheilende, reizende u. stärkende Mittel, und auch bei Wechselfieber häufig angewendet. Mill., icon. T. 122. Fol. 2. Als eine schöne Varietät gehört hierher: M. purpurea *Pursh.*, Bot. Cab. 1396 mit purpurrothen Kelchen. — 4) M. Kalmiana *Pursh.* Stengel 3—4 F. hoch, behaart; Blätter länglich-geschmälert, gesägt, auf beiden Flächen rauhhaarig; Blüthen hellcarmoisinscharlachroth, in großen, einfach stehenden Köpfchen; Hüllblätter purpurröthlich. Wird in der Heimath wie die vorhergehende Art angewendet. — 5) M. mollis *Willd.*, *Enum.*, M. allophylla *Mich.* Blätter sehr weich behaart; Blüthen hellviolett, gebartet, in Köpfen gesammelt; Hüllblätter gefärbt. — 6) M. punctata *L.*, M. lutea *Mich.* Stengel 1—2 Fuß hoch; Blätter linien-lanzettförmig, spitz; Blüthen quirlständig, gelb, rothpunktirt, Hüllblätter fast violett. Da diese Art ziemlich viel ätherisches Oel enthält, so wird sie häufig in Amerika zur Gewinnung eines ätherischen Oels benutzt. Bot. Reg., T. 87. — 7) M. Russelliana *Nutt.* Stengel 1 — 2 Fuß, glatt; Blätter glatt, fast stiellos; Blüthen weißlich, purpurroth punktirt. — Die Monarden lieben einen guten Standort, einen fetten, lockern, mäßig feuchten Boden und werden durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt. Gegen strengen Frost müssen sie bedeckt werden. Die Gatt. ist der Typus der Monardeae *Benth.*, welche eine Untergruppe der Labiatae Salvieae *Spr.* ausmachen.

Monardeä (Bot.), s. unter Monarda *L.*

Monardella (Bot.), nach Bentham, Gatt. der Labiatae Satureinae *Benth.* Wohlriechende Kräuter in Nordamerika, von 5 Arten bekannteste: M. montana *Benth.* Pycnanthemum montanum *Michx.*

Monardes, Nikolaus, Arzt zu Sevilla, † das. um 1577. Schr. De secanda vena in pleuritide, Sevilla 1539; — De rosa et partibus ejus etc. Antwerpen 1565; — De las drogas de las Indias, Sevilla 1565 — 1580, 2 Bde; lat. Antwerp. 1574—1579 u. a.

Monarrhenus (Bot.), nach Cassini, Gatt. der Compositae Asteroideae *Dec.* Drei Arten: M. pinifolius *Cass.*, M. rufescens *Dec.* und M. salicifolius *Cass.*, Halbsträucher auf den Inseln Bourbon u. St. Moriz.

Monas (gr.), das Einfache, Untheilbare, die Monade (s. d.).

Monas (Zoophyt.), nach Müller, Punktthierchen, Gatt. der Infusoria Polygastrica Monadina *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Schwanz- und augenlos, aber mit einem rüsselförmigem Munde; Körper kugelig, eiförmig oder länglich, bald grün, bald roth, bald gelb oder ganz farblos. Leben ursprünglich einzeln, vereinigen sich dann zu Haufen und trennen sich dann wieder. Von 26 Arten, welche Ehrenberg aufzählt, bekannteste: 1) M. termo *Müll.* Glashell, kugelrund, sehr lebhaft, überall verbreitet; $^1/_{2000}$ bis $^1/_{500}$ Linie. Die kleinsten bis jetzt erkannten Thiere, von denen 500 Millionen in einem Tropfen Wasser leben können und in einem Kubikzoll Wasser an 800,000 Millionen, also über 800mal so viel, als Menschen auf der ganzen Erde leben. Schulze will sie in dem überall in der Luft umherfliegenden Staub eingetrocknet gefunden haben. Ehrenb., Inf. Taf. 1. F. 2. — 2) M. tingens *Ehrenb.*, Taf. 1, Fig. 22. Schön grün, spindelförmig, sich um seine Achse drehend. Bildet einen großen Theil der grünen Färbungen der stehenden Wasser bei Berlin. — 3) M. Crepusculum *Ehrenb.*, Taf. 1, Fig. 1. Glashell, nur $^1/_{1000}$ Linie groß. Ueberall verbreitet. Die Gatt. ist der Typus der Monadina *Ehrenb.* (s. d.).

Monasa (Ornith.), nach Vieillot, Vögelgatt., s. v. a. Barbacou *Vaill.*

Monasterdjik, europ.-türk. Ort, Macedonien, Sandsch. Salonik.

Monastereven, brit. Stadt, Irland, Prov. Leinster, Grafsch. Kildare, nordöstl. von Maryborough, am Barew; 1290 Einw.

Monasterio (Geogr.), span. Ortschaften: 1) M. de la Vega, Königr. u. Prov. Leon, Flekken, am Cea, südöstl. von Leon; 300 E.; — 2) M. de Rodilla, Flecken, Prov. Burgos; 650 E.

Monasterium (v. Gr.), 1) s. v. a. Kloster; — 2) s. v. a. Münster.

Monastero, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Görz, bei Aquileja, mit Schloß; ist Hauptort des gleichnam. Distrikts von 1 Stadt, 19 Dörfern u. 10,200 Einw.

Monasterolo, ital. Dorf, Königr. Sardinien, nordöstlich von Saluzzo; 1400 Einw.

Monastier, le, franz. Stadt, Dep. Haute-Loire, Bez. Puy; 3460 Einw.

Monastir (Geogr.), 1) afrik. Hafenstadt, Tunis, auf der Küste, östlich von Suza, an der Bucht Hammamet, westlich am gleichnam. Vorgebirge; bedeutende Wollweberei, Handel; 42,000 E.; — 2) Bitolia, europ.-türk. Sandschak, westlich in Rumelien, zwischen den Sandsch. Skutari und Uskup nördlich, Ghiustendil nordöstlich, Saloniki östlich, Livadien südl., Sandsch. Janina südwestl., Avlone und Okhrida westl.; — 3) Hauptstadt das.; 15,000 Einw.

Monastyrischtsche (Geogr.), 1) europ.-russ. Flecken, Gouvern. Kiew, südöstl. von Lipowiec; — 2) Flecken das., Gouv. Tschernigow, südöstl. von Neschin.

Monastyrschtschina, europ.-russ. Flecken, Gouvern. Mohilew, südöstl. von Krasnoi, an der Lutaia; 3000 Einw.

Monat, die Zeit, während welcher der Mond einen Umlauf um den Himmel oder um die Erde zu vollenden scheint. Da derselbe beinahe in derselben Zeit auch den periodischen Wechsel seiner Lichterscheinungen (seines Ab- und Zunehmens) vollendet, so gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten den M. als ein Zeitmaß. Denn so verschiedener Weisen der Zeiteintheilung sich man auch von Alters her bedient haben mag, so findet man doch zwei Zeitmaße allenthalben wieder, nämlich die Woche von 7 und den M. von ungefähr 30 Tagen. Wenn man aber den Umlauf des Mondes, also die Zeit eines M.s genauer betrachtet, so ergeben sich verschiedene Arten dieses Umlaufs und daher auch mehre Arten von M.en. Die wahre Umlaufszeit des Mondes um die Erde ist die Zeit, in welcher er wieder zu demselben Fixstern oder vielmehr an denselben Punkt des Himmels zurückkehrt. In dieser Zeit hat nämlich der Mond volle 360 Grade oder einen ganzen Kreis am Himmel zurückgelegt. Man nennt dieselbe den siderischen M., welcher nach den neuesten Berechnungen 27,321661 Tage oder 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11,5104 Sekunden beträgt — wobei unter Tagen die sogen. mittleren Sonnentage (s. Sonnenzeit u. Sonnenjahr), deren 365,242255 auf ein tropisches Sonnenjahr gehen, zu verstehen sind — weil sich aber während dieser Zeit eines völligen Umlaufs des Mondes, der von Westen nach Osten Statt findet, die Nachtgleichenpunkte etwas nach Westen bewegen u. mithin dem Monde gleichsam entgegenkommen, so ist die Umlaufszeit des Mondes in Beziehung auf die Nachtgleiche od. der tropische M. etwas kleiner als der siderische, nämlich gleich 27,321582 Tagen oder 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten 4,6848 Sekunden, und dies ist also die Zeit, binnen welcher der Mond wieder dieselbe Länge in der Ekliptik erhält. Im gemeinen Leben pflegt man den Mond nur hinsichtlich seiner Lichtgestalten, die von seiner Stellung gegen die Sonne abhängig sind, zu betrachten. So tritt der Neumond immer ein, wenn die Sonne u. der Mond dieselbe Länge haben oder in derselben Himmelsgegend stehen, der Vollmond aber, wenn die Längen beider Gestirne um 180 Grad verschieden sind oder wenn sie am Himmel einander gegenüberstehen. Da nun die Sonne selbst eine eigene Bewegung hat, die, wie jene des Mondes, von Westen nach Osten geht und täglich im Mittel 0,985647 Grad beträgt, so wird die Umlaufszeit des Mondes in Beziehung auf die Sonne oder der synodische M. größer seyn, als der siderische. Nach den neuesten Berechnungen beträgt derselbe 29,530587 Tage oder 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 2,7168 Sekunden, und dies ist die Zeit von einem Neumond zum andern so wie von einem Vollmond zum andern. Da die sogenannten Knoten der Mondbahn od. die zwei Punkte, in welchen die Bahn des Mondes die Ebene der Ekliptik schneidet und welche sich ebenfalls am Himmel bewegen, für die Theorie der Sonnen- und Mondfinsternisse sehr wichtig sind, so hat man auch die Umlaufszeit des Mondes in Beziehung auf diese Knoten zu bestimmen gesucht. Man nennt diese Zeit den Drachenmonat, welcher 27,21214 Tage oder 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 28,90 Sekunden beträgt. Derselbe ist demnach kleiner als der siderische M. und zwar deshalb, weil die Mondknoten rückwärts oder gegen Westen und also dem Monde gleichsam entgegengehen, wie die Nachtgleichenpunkte, nur noch weit schneller, indem jene in einem Jahr über 90 Grad 20 Minuten, diese aber nur etwa 50,2113 Sekunden weiter rücken. Die Bezeichnung Drachenmonat ward durch die alte Sitte veranlaßt, den aufsteigenden Knoten der Mondbahn Drachenkopf und den absteigenden Drachenschwanz zu nennen, was ohne Zweifel mit der Sage zusammenhängt, wonach bei Mondfinsternissen, die sich stets in der Nähe jener Knoten ereignen, der Mond mit einem großen Drachen im Kampf seyn sollte. Endlich betrachtet man den Umlauf des Mondes noch hinsichtlich seiner Syzygien, woraus sich der anomalistische M. ergibt. Derselbe ist gleich der Zeit, während welcher der Mond wieder zu seinem Perigäum od. auch zu seinem Apogäum (s. Erdferne) zurückkehrt. Diese beiden Punkte der Mondbahn bewegen sich nämlich ebenfalls am Himmel und zwar, wie der Mond selbst, gen Osten, daher der anomalistische M., wie der synodische, größer seyn muß, als der siderische. Er beträgt 27,5549 Tage oder 27 Tage 13 Stunden 21 Minuten 3,36 Sekunden. Wenn man einen dieser 5 Mondmonate kennt, so lassen sich daraus die andern leicht durch Rechnung ableiten. Ist z. B. a die bekannte Umlaufszeit des Mondes od. irgend eines andern Gestirns in Beziehung auf einen gegebenen Punkt (z. B. in Beziehung auf die Nachtgleichen, die Knoten, die Sonne rc.), m aber die tägliche Bewegung dieses zweiten Punktes in Beziehung auf jenen ersten, so hat man für die gesuchte Umlaufszeit b des Gestirns in Beziehung auf diesen zweiten Punkt

$$b = \frac{360\ a}{360 - a\ m},$$

oder auch, wenn b bekannt und a gesucht ist,

$$a = \frac{360\ b}{360 + b\ m},$$

wo m negativ genommen wird, wenn der zweite Punkt in Beziehung auf das Gestirn eine entgegengesetzte Richtung der Bewegung hat. — Außer den obigen fünf Mondmonaten gibt es

auch noch einen sogenannten Sonnenmonat, welcher der zwölfte Theil des tropischen Sonnenjahres ist. Da dieses 365,242255 Tage beträgt, so hat der Sonnenmonat 30,436855 Tage oder 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten 4,272 Sekunden. Der Sonnenmonat ist eigentlich die Zeit, welche die Sonne in jedem der zwölf Zeichen des Thierkreises verweilt. — Alle die bisher genannten M.e stehen in unmittelbarer Beziehung zu den Gestirnen u. werden daher astronomische genannt. Die bürgerlichen M.e dagegen sind diejenigen, die man Behufs der Jahreseintheilung gemacht und denen man daher eine gewisse Anzahl von vollen Tagen, meistens 30 oder 31 ohne weitere kleinere Theile des Tages, wie Stunden, Minuten &c. gegeben hat. Diese bürgerlichen Monate aber haben nicht nur das Kalenderwesen sehr komplicirt gemacht, sondern auch in der Chronologie überhaupt viel Verwirrung angerichtet. Zur Regulirung und Eintheilung der Zeit bieten sich von allen Gestirnen am bequemsten Sonne und Mond dar. Erstere gibt durch ihren scheinbaren schiefen Lauf gegen den Erdäquator die Jahreszeiten, letzterer aber durch seinen regelmäßigen Lichtwechsel andere Perioden an, welche nicht minder gut sich zur Zeiteintheilung benutzen lassen. Anstatt aber nun von beiden Gestirnen zu diesem Behufe das passendste zu wählen, wollte man lieber beide zugleich als Regulatoren der Zeit benutzen, die Sonne wegen der Jahreszeiten, um darnach die Jahre abzuzählen, den Mond wegen seines auffallenden Lichtwechsels, um darnach kleinere Unterabtheilungen des Jahres, nämlich die M.e, zu machen. Aus den ersten oberflächlichen Beobachtungen ergab sich die Länge des Jahres zu 360 Tagen und darnach glaubte man dem synodischen Monat — welcher nach dem Obigen nahe $29\frac{1}{2}$ Tage hat — in runder Zahl 30 volle Tage geben zu können, um mit 12 solcher M.en das Jahr von 360 Tagen auszufüllen. Mit dieser Anordnung begnügte man sich geraume Zeit, da man das Bedürfniß einer genauern Zeiteintheilung noch nicht kannte. Später aber machte man die Bemerkung, daß der Anfang des Jahres nicht mehr in dieselbe Jahreszeit fiel, wie früherhin, und daß also die bisher angenommene Länge des Jahres zu 360 Tagen nicht ganz richtig seyn könne. Gleicherweise wichen auch die Neumonde, welche früherhin stets in den Anfang eines jeden M.s gefallen waren, immer mehr von dieser Ordnung ab und fielen öfters tief in die M.e, deren Anfang sie doch ursprünglich bezeichnen sollten, woraus man erkannte, daß die bisher angenommene Länge des M.s zu 30 Tagen ebenfalls unrichtig seyn müsse. Aus den genauern Beobachtungen der Astronomen ergab sich nun einestheils die Länge des Jahres zu 365 Tagen 5 Stunden 48,85 Minuten und die des synodischen M.s zu 29 Tagen 12 Stunden 44,04 Minuten, anderntheils aber auch das Mißliche eines Verfahrens, welches beide Gestirne zugleich zu demselben Zwecke der Zeitregulirung benutzen wollte. Da man aber an dieses Verfahren einmal gewöhnt war, so behielt man dasselbe bei u. fuhr fort, die Jahre nach den Jahreszeiten, d. h. nach der Sonne, und die M.e nach den Lichtphasen des Mondes zu zählen, und den Astronomen und Chronologen war nun die Aufgabe gestellt, die Vereinigung zwei so heterogener Gestirne zu demselben Zwecke möglichst genau zu reguliren, damit die dadurch veranlaßte Verwirrung nicht zu groß werde. Aber die Lösung dieser Aufgabe ward durch gewisse kirchliche Institutionen, die das Osterfest und dergleichen betrafen und sich ebenfalls an jene Vereinigung der beiden Gestirne anknüpften, noch bedeutend erschwert, wie im Art. Kalender bereits das Wesentlichste jener Bemühungen der Astronomen und Chronologen, den stets sich wieder erneuernden Verwirrungen vorzubeugen, erörtert worden ist. Die mohammedanischen Chronologen schnitten den Knoten entzwei und hielten sich bei ihrer Zeitrechnung ausschließlich an den Mond. Dadurch hat ihre Chronologie zwar den Vorzug einer großen Einfachheit gewonnen, aber sie stimmt mit den Geschäften des Ackerbaues, der Schifffahrt &c. nicht überein, welcher Nachtheil jenen Vorzug vollkommen aufwiegt. Das Neujahr der Mohammedaner fiel im J. 1812 unserer Zeitrechnung mit unserm Neujahr nahe zusammen, aber schon im J. 1836 fiel das Neujahr der Mohammedaner auf unsern 18. April, im J. 1846 auf den 20. December, und im Jahre 1900 wird es wieder auf den 30. April fallen, so daß demnach das Neujahr der Mohammedaner alle 32 Jahre alle vier Jahreszeiten durchwandert. Vgl. Jahr, Kalender, Epakten u. verwandte Artikel.

Antiquarisches. Im Alterthum suchte man das Mond- und Sonnenjahr mit einander zu verbinden. Da das erstere 12 Monate enthält, so mag hiervon die Veranlassung genommen worden seyn, auch dem Sonnenjahr 12 Zeitabschnitte zu geben. Weil aber die Zahl der einem Sonnenjahre zugehörigen Tage sich nicht in 12 gleiche, durch ganze Zahlen darstellbare Theile zerlegen läßt, so legte man jedem der 12 Monate eines Sonnenjahrs eine solche Anzahl bei, daß die Summe aller ihnen zugehörigen Tage in einem gewöhnlichen Jahre 365, in einem Schaltjahre 366 betrug und somit die Zeit eines Jahres nahezu ausfüllte. Weder die Zahl der M.e noch ihre Reihenfolge war zu allen Zeiten gleich. Nach Censorinus D. n. 19. wurde bei den Aegyptern das Jahr in den ältesten Zeiten in zwei, später in vier und zuletzt in dreizehn M.e und fünf Tage eingetheilt. Die Arkader sollen zuerst ein dreimonatliches Jahr gehabt und das Jahr der Karier und Akarnaner soll aus sechs M.en bestanden haben. Wie groß die Dauer dieser einzelnen Abschnitte gewesen sey, wird nicht erwähnt.

1. Die M.e bei den Griechen. Bei diesem Volke war es die Aufgabe, das Jahr nach dem Laufe der Sonne und des Mondes zu bestimmen oder die nämlichen Feste an denselben Mondphasen u. Jahreszeiten zu begehen. So fiel bei ihnen der bürgerliche M. mit dem natürlichen zusammen, und man kannte in den früheren Zeiten keinen Unterschied zwischen beiden. Erst als die julianische Zeitrechnung bei ihnen eingeführt wurde, lernte man einen andern als diesen kennen. Geminus rechnet (Isag. 6) die Dauer eines M.s von einer Konjunktion oder Opposition zur

andern, und diese Zeit bestimmter zu 29½ und $^{1}/_{33}$ Tag oder zu 29 Tagen 12 Stunden 43 Min. $38^{2}/_{11}$ Sek.) Hipparch bestimmte die nämliche Zeit oder eigentlich den mittleren synodischen M. (100 Jahre vor Chr. Geb.) zu 29 T. 12 St. 44 Min. 3½ Sek. Da man aber einen Bruchtheil eines Tages im gewöhnlichen Leben nicht gut brauchen kann u. zwei Mondsm.e zusammen ungefähr 59 ganze Tage in sich schließen, so theilte man die M.e in 30tägige und 29tägige ein, die mit einander wechselten, u. nannte erstere volle (πλήρεις), letztere hohle (κοῖλοι). Nach Plutarch befaßte sich Solon mit einer genaueren Bestimmung des Mondm.s Er bemerkte nämlich, daß der Lauf der Sonne und des Mondes nicht auf ganze Tage übereinstimmte. Er nannte daher den Tag, an welchem die Konjunktion des Mondes mit der Sonne erfolgte, ἕνην καὶ νέαν und rechnete den Theil des Tages, welcher der Konjunktion vorausgeht, zum vergangenen, den Rest zum begonnenen M. Der attische M. wurde in drei Dekaden getheilt: der erste Tag hieß νουμηνία, Neumond, Tag nach der Konjunktion; die folgenden Tage zählt man nach der Ordnung der Zahlen mit dem Zusatze ἱσταμένου, und so bis zum zehnten. Die Tage der zweiten Dekade wurden auf gleiche Weise mit dem Zusatz ἐπὶ δέκα gezählt. Der zwanzigste Tag hieß εἰκάς. Die Tage der letzten Dekade zählte man in der Regel rückwärts vom 30sten. Für die Lage der a) attischen M.e ergibt sich folgende Vergleichung:

Hecatombaeon	entspricht ungefähr dem M.	Julius.
Metageitnion	= = = =	August.
Boedromion	= = = =	September.
Panepsion	= = = =	Oktober.
Maemakterion	= = = =	November.
Poseideon	= = = =	December.
Gamelion	= = = =	Januar.
Anthesterion	= = = =	Februar.
Elaphebolion	= = = =	März.
Munychion	= = = =	April.
Thargelion	= = = =	Mai.
Skirophorion	= = = =	Juni.

b) Das Jahr der Lacedämonier beginnt zur Zeit der Herbst-Tag- u. Nachtgleiche, u. für die M.e derselben gilt nach Hermann (Griech. Monatskunde, S. 112 und 114) folgende Zusammenstellung:

1) Herasios	entspricht ungefähr dem M.	Oktober.
2) Apellaeos	= = = =	November.
3) Diosthyos	= = = =	December.
4) unbekannt		—
5) Eleusinios	= = = =	Februar.
6) Gerastios	= = = =	März.
7) Artemisios	= = = =	April.
8) Delphinios	= = = =	Mai.
9) Phliasios	= = = =	Juni.
10) Hekatombeus	= = = =	Juli.
11) Karneios	= = = =	August.
12) Panamos	= = = =	September.

c) Die M.e in Delphi sind nach Hermann (De anno Delphico und Griech. Monatskunde, S. 92 und 126):

1) Bukatios	entspricht ungefähr dem M	September.
2) Heraeos	= = = =	Oktober.
3) Apellaeos	= = = =	November.
4) unbekannt		—
5) Dadaphorios	= = = =	Januar.
6) Poitropios	= = = =	Februar.
7) Bysios	= = = =	März.
8) Artemisios	= = = =	April.
9) Herakleos	= = = =	Mai.
10) Boadoos	entspricht ungefähr dem M.	Juni.
11) Ilaeos	= = = =	Juli.
12) Theoxenios	= = = =	August.

II. Die M.e bei den Römern. Nach Censorinus D. n. 22 zerfallen die römische M.e in zwei Arten, natürliche u. bürgerliche. Der natürliche M. zerfällt in Sonnen- u. Mondmon. Diese Zeiträume sind aber unter einander ungleich, da die Sonne nach seiner Angabe im Wassermann 29, in den Fischen fast 30, im Widder 31 und in den Zwillingen nahe zu 32 Tage verweilt. Für die übrigen Zeichen des Thierkreises gibt Censorinus die Zeitbestimmungen des Verweilens nicht an und sagt nur, daß sie auch unter einander nicht gleich sind und nicht immer ganze Tage umfassen, jedoch so, daß alle 12 zusammen 365 Tage und einen Bruchtheil ausmachen. Ein Mondmon. (Mensis lunaris) ist die Zeit, welche zwischen einem Neumond bis zum folgenden verfließt. Censorinus gibt sie zu ungefähr 29½ Tagen an u. bemerkt, daß auch diese Zeiträume unter einander nicht gleich, sondern bald länger, bald kürzer sind. Die bürgerlichen M.e sind nach ihm Zeiträume von willkürlich bestimmter Dauer, die aber immer eine ganze Zahl von Tagen in sich begreifen. Ueber die verschiedene Dauer dieser M.e macht er folgende Angaben. Bei den Albanern hatte der März 36 Tage, der Mai 22, der Sextilis 28, der September 16; bei den Tusculanern hatte der Quintilis 36, der Oktober 32, bei den Aricinern hatte der Oktober 39 Tage. — Ursprünglich theilten die Römer das Jahr in 10 M.e ein, die Ordnung, Namen und Zahl der in ihnen enthaltenen Tage sind nach Censorinus D. n. 20: Martius (31 T.), Aprilis (30 T.), Maius (31 T.), Junius (30 T.), Quintilis (31 T.), Sextilis (30 T.), September (30 T.), Oktober (31 T.), November (30 T.), December (30 T.). Hiernach zählte das Jahr nur 304 Tage. Von diesen M.n hießen die vier mit der größeren Anzahl von Tagen die vollen (pleni), die übrigen 6 die hohlen (cavi). Später wurde das Jahr in 12 M.e od. 355 Tage eingetheilt. Die zwei hinzugefügten M.e heißen Januarius u. Februarius. Es ist nicht ausgemacht, ob diese Aenderung von Numa oder von Tarquinius Priscus herrührt. Es wurden dem Jahr 51 Tage zugesetzt, die sofort am schicklichsten in 2 M.e zu vertheilen waren. Um zu große Differenz in der Zahl der Tage abzuwenden, verkürzte man die hohlen M.e um einen Tag und wandelte sie dadurch in volle um, weil man eine ungerade Zahl für voll und günstiger hielt. Hierdurch gewann man im Ganzen 6 Tage, welche, den genannten 51 hinzugelegt, 57 Tage ausmachten, von denen nun auf den Januar 29, auf den Februar 28 kamen. Nunmehr hatte Martius 31, Aprilis 29, Maius 31, Junius 29, Quintilis 31, Sextilis 29, September 29, Oktober 31, November 29, December 29, Januarius 29, Februarius 28. Um nun, da das Sonnenjahr 365 Tage zählt, den Unterschied auszugleichen, schaltete man einen M. ein, dem man eine Dauer von 22 od. 23 Tagen gab und den man alle zwei Jahre einschob. Cäsar hob im J. 46 v. Chr. den Schaltmonat auf und führte an seiner Stelle einen alle vier

Jahre wiederkehrenden Schalttag ein. Dem Januar, Sextilis und December legte er je zwei Tage zu, dem April, Juni, September und November je einen; den Februar ließ er ungeändert. Die zugelegten Tage, deren Zahl 10 betrug, setzte er an das Ende der M.e, damit die Feste eines jeden M.s unverrückt blieben. Nach den Angaben des Macrobius (Sat. I, 14) fügte Cäsar dem Januar den 29. und 30. Tag, dem April den 29., dem Juni den 29., dem August oder Sextilis den 29. und 30., dem September den 29., dem November den 29., dem December den 29. u. 30. bei. Dadurch kam es, daß diejenigen M.e, welche von Cäsar um zwei Tage verlängert wurden, bei dem Zählen der Tage auf den 19. vor den Kalenden, diejenigen aber, welche um einen verlängert wurden, auf den 18. zurückgingen. Die Ordnung der M.e wurde die noch jetzt gebräuchliche. Im J. 45 v. Chr. erhielt der Quintilis den Namen Julius und im J. 8 v. Chr. wurde der Sextilis dem August zu Ehren Augustus genannt. Da aber dieser M. nur 30 Tage hatte und die damals im römischen Senate bereits herrschende servile Schmeichelei nicht zugeben wollte, daß der M. Augustus dem Julius hinsichtlich der Zahl der Tage nachstehen sollte, so nahm man einen Tag aus dem Februar, der ohnehin nur 29 Tage hatte, heraus, um ihn dem August einzuschalten. Bloß in den Schaltjahren hatte der Februar seine alten 29 Tage. Diese Apotheosen durch Veränderung der Monatsnamen griffen in den Zeiten der ersten römischen Kaiser auf eine wahrhaft lächerliche Weise Platz. Tempel und Altäre, Statuen und Triumphbogen hatten bereits den Reiz der Neuheit verloren und erschienen abgenutzt. Da man nun keine neu entdeckte Länder und Inseln hatte, um sie nach den Imperatoren zu benennen, so plünderte man zu diesem Behufe den Kalender. So ward zu Nero's Zeit durch einen Senatbeschluß allen römischen Bürgern bei Lebensstrafe geboten, den Monat April künftig hin Nero und den Mai Claudius zu nennen. Der Kaiser Domitian wartete nicht erst ein Dekret des Senats ab, sondern befahl sofort selbst, daß der Oktober fortan seinen Namen Domitianus tragen solle. Nachdem man auf diese Weise alle M.e des Jahres neu benannt hatte, schaffte man auch diese neue Namen wieder ab, um denen der nachfolgenden Imperatoren Platz zu machen, wie denn der M. Sextilis, der nachher August genannt worden war, jetzt den Namen des Ungeheuers Commodus sich gefallen lassen mußte. Von den zehn M.en, welche die Römer ursprünglich gehabt haben, war der M. März der erste und bildete somit den Anfang des Jahres. Vor der Sitte des Einschaltens bildete der Februar den letzten M. und scheint dies auch noch eine geraume Zeit nach Einführung dieser Sitte geblieben zu seyn. Erst im 6. Jahrhundert der Stadt scheint das Jahr mit dem Januar angefangen zu haben. Ueber die Datirungsweise der Römer s. Rom, Alterthümer, S.

III. Die nach dem Sonnenjahr geordneten M.e der Asianer (Städte aus dem Gebiet der ehemaligen pergamenischen Monarchie) zur Zeit des römischen Kaiserreichs sind:

Namen der M.e	Anfang.	Dauer.
1) Caesarios	24. September	30 Tage.
2) Tiberios	24. Oktober	31 „
3) Apaturios	24. November	31 „
4) Posidaon	25. December	30 „
5) Lenaeos	24. Januar	29 „
6) Hierosebastos	22. Februar	30 „
7) Artemisios	24. März	31 „
8) Evangelios	24. April	30 „
9) Stratonikos	24. Mai	31 „
10) Hekatombaeos	24. Juni	31 „
11) Anteos	25. Juli	31 „
12) Laodikios	25. August	30 „

Das Jahr der Asianer beginnt mit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche.

Die M.e der Ephesier in späterer Zeit sind nach Ideler (Handb. I, S. 419) folgende:

Namen der M.e.	Anfang.	Dauer.
1) Dios	24. September	30 Tage.
2) Apellaeos	24. Oktober	31 „
3) Audynaeos	24. November	31 „
4) Peritios	25. December	30 „
5) Lystros	24. Januar	29 „
6) Xanthikos	22. Februar	30 „
7) Artemisios	24. März	31 „
8) Daesios	24. April	30 „
9) Panemos	24. Mai	31 „
10) Loos	24. Juni	31 „
11) Gorpiaeos	25. Juli	30 „
12) Hyperberetaeos	24. August	31 „

Die M.e der Bithynier sind:

Namen.	Anfang.	Dauer.
1) Heraeos	23. September	31 Tage.
2) Hermaeos	24. Oktober	30 „
3) Metroos	23. November	31 „
4) Dionysios	24. December	31 „
5) Herakleos	24. Januar	28 „
6) Dios	21. Februar	31 „
7) Bendidaeos	24. März	30 „
8) Strateos	23. April	31 „
9) Periepios	24. Mai	30 „
10) Areos	23. Juni	31 „
11) Aphrodisios	24. Juli	30 „
12) Demetrios	23. August	31 „

Die M.e der Kreter sind:

Namen.	Anfang.	Dauer.
1) Aphrodisios	23. September	31 Tage.
2) Apogonikos	24. Oktober	30 „
3) Aenikos	23. November	31 „
4) Julios	24. December	31 „
5) Caesarios	24. Januar	28 „
6) Sebastos	21. Februar	30 „
7) Autokratorikos	23. März	31 „
8) Demarchexusios	23. April	31 „
9) Plethypatos	24. Mai	30 „
10) Archiereus	23. Juni	31 „
11) Esthios	24. Juli	30 „
12) Romaeos	23. August	31 „

Die M.e der Araber endlich lauten:

Namen.	Anfang.	Dauer.
1) Xanthicus	22. März	30 Tage.
2) Artemisius	21. April	30 „
3) Daesius	21. Mai	30 „
4) Panemus	20. Juni	30 „
5) Lous	20. Juli	30 „
6) Gorpiaeus	19. August	30 „
7) Hyperberetaeus	18. September	30 „
8) Dius	18. Oktober	30 „
9) Apellaeus	17. November	30 „
10) Audynaeus	17. December	30 „
11) Peritius	16 Januar.	30 „
12) Dystrus	15. Februar	30 „
Epagomenoi	17. März	5 „

Vergl. Ideler, Handbuch der mathem. und technisch. Chronologie I, S. 227 ff. und Hermann, über griech. Monatskunde, Göttingen 1844.

IV. Die Juden haben 12 Monate für ihre gemeinen Jahre und 13 für ihre Schaltjahre. Jedes dieser Jahre ist entweder ein kurzes oder ein mittleres oder langes. Die folgende Tafel gibt den Namen und die Anzahl der Tage eines jeden Monats in allen diesen sechs Jahren.

	Gemeine Jahre.			Schaltjahre.		
	kurze	mittlere	lange	kurze	mittlere	lange
Tisri	30	30	30	30	30	30
Marchesvan	29	29	30	29	29	30
Kislaw	29	30	30	29	30	30
Tebet	29	29	29	29	29	29
Schwat	30	30	30	30	30	30
Adar	29	29	29	30	30	30
W'Adar	—	—	—	29	29	29
Nisan	30	30	30	30	30	30
Ijar	29	29	29	29	29	29
Sivan	30	30	30	30	30	30
Thamuz	29	29	29	29	29	29
Ab	30	30	30	30	30	30
Elul	29	29	29	29	29	29
Summe	353	354	355	383	384	385

Die in dieser Tafel angegebene Ordnung der M., in der Tisri der erste ist, bezieht sich nur auf das bürgerliche Jahr. Das kirchliche Jahr der Juden fängt mit dem M. Nisan an, in den ihr Hauptfest, Ostern, fällt. Nach Gauß' Angabe kann man den Ostertag der Juden durch einige sehr einfache algebraische Operationen für jedes Jahr finden (vgl. Zach, Monatl. Korresp. 1802, Mai). Hat man dann den Haupttag des Osterfestes, welches 7 Tage dauert, gefunden, so erhält man auch den Neujahrstag des folgenden Jahres, wenn man zu dem Ostertage noch 163 Tage addirt. Entwickelt man auf diese Weise zwei auf einander folgende Jahre, so ergibt die Differenz der beiden Neujahrstage die Anzahl der in diesen Jahren enthaltenen Tage, woraus man dann mit Hülfe der vorstehenden Tafel sogleich ersieht, zu welchem der 6 Jahre das gegebene gehört. Ist aber dieses bekannt, so kann man auch sofort angeben, auf welchen unserer Monatstage die ersten Tage der 12 oder 13 jüdischen M.e fallen.

V. Die Mohammedaner haben 12 M.e, die abwechselnd 29 und 30 Tage zählen, wie nachstehende Tafel zeigt:

1) Moharrem	30	Tage.
2) Safer	29	„
3) Rebiulewel	30	„
4) Rebiulachir	29	„
5) Dschemasiulewel	30	„
6) Dschemasiulachir	29	„
7) Redscheb	30	„
8) Schaban	29	„
9) Ramasan	30	„
10) Schwal	29	„
11) Silkide	30	„
12) Silbidsche	29	„
In Schaltjahren hat der letzte M.	30	Tage.

VI. Die Namen der M.e unseres Kalenders sind allgemein bekannt und waren schon bei den Römern gebräuchlich. Karl der Große brachte statt derselben sehr angemessene deutsche Namen in Vorschlag, welche aber nie recht in Gebrauch gekommen sind.

VII. Die französische Revolution schuf auch den Kalender um. Die Zeitrechnung sollte nicht mehr mit Christi Geburt, sondern mit der Proklamirung der Republik den 21. Sept. 1792 anfangen. Die M.e erhielten neue Namen und wurden gleich gemacht, jeder zu 30 Tagen; am Jahresschluß fügte man dann 5 Schalttage (jours sansculottides) hinzu. Auch die Woche ward von 7 auf 10 Tage vermehrt, so daß also der M. nur aus 3 Wochen oder Dekaden bestand. Die Monatsnamen hatte man übrigens ziemlich passend gewählt, sie waren nämlich:

Vendémiaire	vom	22. September an.
Brumaire	„	22 Oktober „
Frimaire	„	21. November „
Nivôse	„	21. December „
Pluviôse	„	20. Januar „
Ventôse	„	19. Februar „
Germinal	„	21. März „
Floréal	„	20. April „
Prairial	„	20 Mai „
Messidor	„	19. Juni „
Thermidor	„	19. Juli „
Fructidor	„	18. August „
Schalttage	„	17.—21. Sept. „

Monat (außer der gewöhnl. Bedeut.), 1) im alltäglichen Leben Periode von 4 Wochen; — 2) in Wechselangelegenheiten Zeit von 30 Tagen; — 3) im Handelsverkehr Zeit von einem Monatstag zum folgenden der Zahl nach gleichen, z. B. vom 20. April bis 20. Mai.

Monate (a. Geogr.), Ort in Noricum an der Straße von Noreja nach Virunum; jetzt Judenburg an der Muhr.

Monate (n. Geogr.), ital. Dorf, lombard.-venet. Königreich, Delegat. Como, nördlich am gleichn. See.

Monathera (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengattung, s. v. a. Ctenium americanum.

Monatliche Reinigung (Monatliches), s. v. a. Monatsfluß.

Monatradies (Bot.), s. v. a. Monatrettig, s. Raphanus sativus esculentus.

Monatreiterei (Veterinärk.), s. v. a. Franzosenkrankheit des Rindviehs.

Monatrettig (Bot.), s. v. a. Radieschen, Varietät des gemeinen Rettigs, Raphanus sativus esculentus.

Monatsblümchen (Bot.), s. v. a. Tausendschön, Bellis perennis *L.*

Monatsblumenkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Trifolii fibrini, s. Menyanthes trifoliata *L.*

Monatsbuch (Buchhalter.), nach den Monaten eingerichtetes Nebenbuch zur Einzeichnung der zu einer gewissen Zeit, an einem gewissen Monatstag zu zahlenden oder eingehenden Posten.

Monatserdbeere (Bot.), s. v. a. Fragaria vesca semperflorens *Dec.*

Monatsfluß (Physiol.), s. Menstruation.

Monatsgeld, 1) am Schlusse eines jeden Monats zahlbares oder einzunehmendes Geld; — 2) s. v. a. Sold, Löhnung, Gage.

Monatskäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Melolontha *Fabr.*

Monatsklee (Bot.), s. v. a. Luzernerklee, Medicago sativa *L.*

Monatsrose (Bot.), s. v. a. Damascenerrose, Rosa damascena *Mill.* var. bifera.

Monatsschrift, Titel von monatlich in Journalform erscheinenden Zeitschriften; s. Zeitungen.

Monatstaube (Ornith.), s. v. a. Mönch, Farbenvarietät der gemeinen Haustaube, Columba livia domestica *L.*

Monatsuhr, 1) Uhr, die in einem Monat nur einmal aufgezogen zu werden braucht; — 2) Uhr, welche die auf dem Zifferblatte in einem besondern Kreis angegebenen Monate mit einem Monatszeiger angibt; — 3) s. v. a. Datumsuhr.

Monatsweichsel (Pomol.), Kirschensorte, s. Weichsel.

Monaul (Ornith.), s. v. a. Federbuschfasan, Lophophorus refulgens *Tem.*

Monavia (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Mimulus *L.*

Monax, Insel, s. v. a. Anglesea.

Monax (Säugeth.), Mäuseart, s. v. a. Mus (Arctomys) Monax *Gmel.*

Monaxius (röm. Gesch.), Praefectus Urbis unter Theodosius dem Jüngern während der Jahre 408—420 v. Chr.

Monazit (Min.), nach Breithaupt, ein rutilartiger Oxydolith, auch Mengit und Edwardsit genannt, erscheint in klinorhombischen Säulen von 99° mit Abstumpfung der scharfen Seitenkanten, zweierlei schiefangesetzten Endflächen und einer augitartigen Endzuschärfung. H.=5,5, G.=4,88, röthlichbraun bis ziegelroth, matt od. wenig glasglänzend. Nach Plattner aus Uranoxyd und erdigen Theilen bestehend. Im Granit mit Zirkon in der Tscheremtschanka bei Minsk.

Monbariara, Fluß, s. Tapajonia.

Monbase, Insel, s. v. a. Mombasa.

Monbijou, 1) s. Berlin; — 2) Name mehrer anderen Lustschlösser.

Monbin (franz., Ichthyol.), s. v. a. Pilotfisch, Ephippus faber *Br.*

Monbin (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Spondias *L.*

Monboddo, James Burnett, Lord M., s. Burnett 1).

Monbrillant, s. v. a. Montbrillant.

Monbrio, span. Flecken, Katalonien, Prov. Tarragona; 1520 Einw.

Monbuy, Villa, s. Barcelona.

Moncabrer, Berg, s. v. a. Momcabrer.

Moncada, span. Flecken, Prov. Valencia, unweit dem mittelländ. Meer; 2520 Einw.

Moncada (Biogr.), Don Francisco de, Conde de Osona, einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber Spaniens, geb. am 29. Dec. 1586 zu Valencia, gehörte einem der mächtigsten Geschlechter Kataloniens an. Schnell stieg er zu den ersten Staatsstellen auf. Er wurde kurz nach einander Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Oberstthofmeister der Infantin Klara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen spanischen Truppen. Er fiel im Jahre 1635 bei der Belagerung von Gock, einer Festung im Herzogthum Cleve. M. war klassisch gebildet und schrieb einen lichtvollen, klaren und dabei schwunghaften Styl. Dies zeigt sich namentlich in seiner „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos“ (Barcelona 1623, 4, neu aufg. Madrid, 1777 und 1805).

Moncaglieri (Moncalieri), italien. Flecken, Königreich Sardinien, Prov. Turin, am Po; königl. Schloß, mehre Kirchen, Seidenbau und Seidenweberei; 7400 Einw.

Moncah, brit. vorderind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Agra, am Parabutty, südl. von Agra.

Moncahiard (Waarenk.), 1) feines halbseidenes Gewebe, worin der Aufzug von Seide, der Einschuß von Sayettgarn, wird vornehmlich zu Lille verfertigt; — 2) kameelhaariges und gewässertes Zeuch.

Moncal, Stadt, s. v. a. Moncalvo.

Moncalm, Spitze der Pyrenäen im franz. Depart. Arriège, 9690 (10,008) Fuß hoch.

Moncalvo, ital. Stadt, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria; mehre Klöster; 3500 Einw.; in der Nähe eine Kirche der Madonna von Crea.

Monçao (Geogr.), 1) portugies. Flecken, Prov. Minho, Distr. Viana, östl. von Valencia, am Minho; Hospital, Armenhaus; befest.; 1080 E.; — 2) südamerikan. Indianer-Villa, Brasilien, Prov. Maranhao, am Pinnaré, deren Einwohner Landbau, Jagd und Fischerei treiben.

Monçarao, portugies. Stadt, Prov. Alentejo, am Guadiana; 1500 Einw.

Moncart, franz. Flecken, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; 2800 Einw.

Moncayo, span. Gebirg, Prov. Saragossa, südl. von Tarazona.

Monceaux (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Corrèze, Bez. Tulle, am Dordogne; 1530 Einw.; — 2) M. le Comte, Flecken das., Dep. Nièvre, Bez. Clamecy, am Yonne; Holzhandel; 430 Einw.

Moncelese, Flecken, s. v. a. Monselice.

Moncelle la, franz. Dorf, Depart. Ardennes, Bez. Sedan; Wollspinnerei, Pfannenfabrik.

Moncey, Bon Adrien Jeannot, Herzog von Conégliano, Pair und Marschall von Frankreich, ward den 31. Juli 1754 zu Besançon geb., wo sein Vater Parlamentsadvokat war. Nach des Letzteren Wunsch sollte er sich dem Studium der Jurisprudenz widmen, trat aber in einem Alter von 15 Jahren aus Neigung zum Soldatenstand heimlich in das Infanterieregiment Conti ein. Seine Aeltern, über diesen Schritt unzufrieden, kauften ihn zwar schon nach 6 Monaten wieder los, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, bald darauf von Neuem in Militärdienste zu treten und als Grenadier im Regiment Champagne im Jahre 1773 einen Feldzug an die Küsten der Bretagne mitzumachen. Nur die Rücksicht auf das seiner wartende langsame Avancement bewog ihn, seinen Abschied zu fordern, worauf er sich nach Besançon zurückbegab, um seine Studien fortzusetzen. Aber noch war kein Jahr verflossen, als seine alte Neigung von Neuem so heftig erwachte, daß er abermals Militärdienste nahm und zwar diesmal im Gensd'armeriecorps der Garde. Im Jahr 1778 ward er als Unterlieutenant in die Legion der freiwilligen Dragoner von Nassau-Siegen versetzt, aber erst die Revolution öffnete ihm eine glänzendere Laufbahn. Im Jahre 1793 erhielt er das Kommando über das leichte Infanteriebataillon der kantabrischen Jäger, welches bei der Armee der Ostpyrenäen stand und that sich in dem Gefecht bei St. Jean Pied de port (6. Juni) rühmlichst hervor. Seine militärische Tüchtigkeit verschaffte ihm schon 1794 den Grad eines Brigadegenerals und einige Monate darauf den eines Divisionsgenerals. Als solcher trug er zur Einnahme der festen Plätze Fontarabia, S. Sebastian und Tolosa wesentlich bei und wußte seine strategische Begabung mit solchem Erfolg geltend zu machen, daß ihn der Konvent am 17. August desselben Jahres zum General en Chef der Westpyrenäenarmee ernannte. Aus Bescheidenheit weigerte er sich zwar anfangs, diese Charge anzunehmen, rechtfertigte aber, nachdem er sie angenommen, das ihm geschenkte Vertrauen durch den Sieg bei Villa nova, dem bald zwei andere, bei Villa real und Bilbao folgten, so daß sich ganz Biscaya unterwarf und das madrider Kabinet, durch solche Verluste eingeschüchtert, den Waffenstillstand von San Sebastian und darauf den Frieden von Basel abschloß. Im September 1796 erhielt er das Kommando der 11. und später vom ersten Konsul, zu dessen Gunsten er an den Ereignissen des 18. Brumaire Antheil genommen, das der 15. Militärdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20,000 Mann über die Alpen, besetzte damit Belinzona, Piacenza und den obern Theil der Lombardei zwischen der Adda und dem Po und focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Marengo mit. Im Jahre 1801 ging er mit seinem Corps an beiden Ufern der Etsch aufwärts, um, mit Macdonald vereinigt, die Oesterreicher nach Tyrol zurück zu drängen, und schlug sie rühmlich bei Monzambano und Roveredo. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er den Oberbefehl in den Departements Oglio und Adda und ward am 4. December 1801 zum Inpekteur der Nationalgensd'armerie ernannt, in welcher Stellung er im Polizeiwesen dem ersten Konsul wichtige Dienste leistete. Nachdem Bonaparte den Kaiserthron bestiegen, ernannte er M. zum Marschall und den 1. Febr. 1805 zum Herzog von Conégliano und Großkreuz der Ehrenlegion. Im Jahre 1808 befehligte dieser ein Beobachtungscorps an der Küste des atlantischen Meeres, mit welchem er dann auf den Schauplatz seiner frühern Waffenthaten, nach Spanien beordert ward, die Bidassoa überschritt und die Insurgenten in der Provinz Valencia schlug. Nachdem er sich mit Murats Corps vereinigt hatte, übernahm er den 31. Juli den Oberbefehl über den linken Flügel und betheiligte sich hierauf bei den Affären am Ebro und unter den Mauern von Saragossa. Da er sich aber als Gegner der eroberungssüchtigen Politik des Kaisers zeigte, so übertrug ihm dieser in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspektion über die Reservecadres. Erst am 8. Januar 1814 ward er zum Generalmajor und 2. Kommandanten der Nationalgarde zu Paris ernannt. Nachdem er sich Ende Mai in den Kämpfen von Paris fest und tapfer bewiesen, übergab er nach Abschluß des Waffenstillstandes sein Kommando dem Herzog von Montmorency und wandte sich mit dem Rest der regulären Armee nach Fontainebleau. Erst nach Napoleons Abdankung wendete er sich den Bourbons zu und ward von Ludwig XVIII. nicht nur in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, sondern auch zum Pair ernannt. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba befand er sich mit auf der Liste der vom zurückkehrenden Kaiser ernannten Pairs, und dieser Umstand war Ursache, daß er bei der zweiten Restauration dieser Würde verlustig ging. In Folge seiner Weigerung, in dem über Ney niedergesetzten Kriegsgericht die Präsidentenstelle zu übernehmen, verlor er alle seine Aemter und Würden und ward sogar 3 Monate in Ham in Haft gehalten, aber am 14. Juli 1816 vom König begnadigt. Von Neuem zum Pair und Kommandeur des Heiligengeistordens ernannt, leistete er den 5. Mai 1819 Ludwig XVIII. den Eid der Treue und ward am 5. April 1820 zum Kommandanten der 9. Militärdivision befördert. Im spanischen Feldzuge durfte man ihn wegen seiner Popularität nicht übergeben und vertraute ihm den Oberbefehl über das 4. Armeecorps an. Er nahm Puycerda, Rosas und Figueras, schloß aber am 2. November mit Mina (s. d.) eine Kapitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hostalric übergeben wurden. Obwohl er für die Bezwingung der Revolution in Katalonien das Großkreuz des Militärordens des heil. Ludwig bekam, hielt er sich doch bis zur Julirevolution in der Pairskammer zu der gemäßigten Opposition. Louis Philipp ernannte ihn den 17. December 1833 nach Jourdans Tod zum Gouverneur des Invalidenhauses. Er † den 20. April 1842 und hinterließ das Andenken eines edlen, gemäßigten und rechtschaffenen Charakters. Sein ein=

ziger Sohn, welcher als Dragoneroberst in der Armee stand, kam 1817 auf der Jagd um.

Monchaude, franz. Dorf, Depart. Charente, Bez. Barbezeux; 1120 Einw.

Monchauvet, franz. Dorf, Dep. Calvados, Bez. Vire; 1140 Einw.

Monchaux (Geogr.), franz. Dörfer: 1) Dep. Nord, Bez. Valenciennes; Zuckerfabr.; — 2) Dep. Pas de Calais, Bez. St. Pol; 2100 E.; — 3) M. Soreng, Dep. Seine infér. Bez. Neufchatel; Holzhandel, Spinnerei, Papierfabrik.

Monchique (Geogr.), 1) portugies. Stadt, Königr. Algarve, nördlich von Lagos; Heilquellen; Obstbau, Viehzucht. Sie liegt am Abhange der S. Monchique in reizender Lage; Warmbad; 2200 Ew.; — 2) Gebirg das., Zweig des Guadarramagebirgs, erreicht eine Höhe von 3400 Fuß, trennt die Provinzen Alentejo und Algarbien.

Monchoix, preuß. Lustschloß mit Garten, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Oberbarnim, beim Dorfe Harnenkopf.

Monchy (Geogr.), franz. Dörfer: 1) M. aux Bois, Dep. Pas de Calais, Bez. Arras; 1080 Einw.; — 2) M. Lagache, Dep. Somme, Bez. Peronne; Zuckerfabrik; — 3) M. Humières, M. St. Eloi, Dep. Oise, Bez. Compiègne, Kartoffelbranntweinbrennerei, Wein=essig=, Zucker= und Bleistiftfabriken; 900 Einw.

Monclar (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Lot=Garonne, Bez. Villeneuve sur Lot; 1980 Einw.; — 2) Stadt das., Dep. Tarn=Garonne, Bez. Montauban; 2210 Einw.

Monclard (Geogr.), zwei franz. Dörfer: 1) Dep. Dordogne, Bez. Bergerac, mit zwei Hochöfen und zwei Feuern; — 2) Dep. Drôme, Bez. Die, mit Seidenmühlen u. Seidenspinnerei.

Monclova, nordamerik. Ort, Mexiko, Dep. Cohahuila, am Rio del Norte.

Monçon, s. Monzon.

Moncontour (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Cotes=du=Nord, Bez. St.=Brieux; Berathungskammer für Künste und Manufakturen, Krämpelfabr., Ziegenfellgerberei, Handel mit Garn, Leinwand, Butter; 1680 Einw. Hier Schlacht den 3. Okt. 1569 zwischen den Hugenotten unter Coligny und den Katholischen unter dem Herzog von Anjou, in der Erstere geschlagen wurden; s. Hugenottenkriege; — 2) Ort das., Depart. Vienne, Bez. Loudun, an der Dive; 670 Einw.

Moncorvo, s. v. a. Torre de Moncorvo.

Moncoutant, franz. Flecken, Dep. Deux=Sèvres, Bez. Parthenay; vorzügl. Flachs; Mittelpunkt der Fabrikation des Wollenzeuches Breluches; 2030 Einw.

Moncoxillo (Amphib.), in Neuspanien, s. v. a. Heloderma horridum *Wiegm.*

Moncrabeau, franz. Flecken, Depart. Lot=Garonne, Bez. Nérac, an der Baise; 2650 E.

Moncrif, Franç. Augustin Paradis de, franz. Dichter und Günstling Ludwigs XV., geb. zu Paris 1687, Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de M. von seinem Großvater mütterlicher Seits, der ein Engländer war. Durch Geist, Talent und liebenswürdiges Wesen ausgezeichnet, wußte er sich bald die Gunst der Großen des Hofs zu verschaffen und ward durch Maurepas in die vornehmsten Kreise eingeführt, worin er durch poetische, musikalische und mimische Gaben bald zum Mittelpunkt und die Seele der geselligen Unterhaltung ward. Als der Graf d'Argenson, sein Hauptgönner, ins Ministerium trat, ward er geheimer Sekretär bei demselben, trat dann in derselben Eigenschaft in die Dienste des Grafen Clermont, ward von Ludwig XV. ausersehen, seine Geschenke zu vertheilen und 1733 in die Akademie aufgenommen. Im folgenden Jahre erhielt er als Vorleser der Königin Maria Lesczynska auch am Hofe Zutritt und in der Folge sogar eine Wohnung im königl. Schlosse angewiesen. Als d'Argenson das Kriegsministerium übernahm, ernannte er M. zum Generalsekretär in seinem Bureau. Aber nicht allein mit Hof= und Staatsmännern, sondern auch mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, mit Marmontel, Grimm und besonders mit Voltaire u. A., stand M. in genauem Verkehr. Gegen die damalige am französischen Hofe herrschende Sitte bewies er dem Gründer seines Glückes, dem Grafen d'Argenson, dankbare Anhänglichkeit, denn als derselbe in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen ward, begleitete er ihn nicht nur auf seinen Landsitz d'Ormes, sondern besuchte ihn hier auch öfter, ohne sich von der Gefahr, deshalb dem König und der allmächtigen Pompadour zu mißfallen, davon abhalten zu lassen. Seine beträchtlichen Revenuen wandte er zur Unterstützung seiner Verwandten und anderer Bedürftigen an und † den 13. Nov. 1770. Von seinen Schriften ist am bekanntesten sein Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire, Par. 1738, worin er die ihm von Natur in hohem Maße verliehene Gabe zu entwickeln suchte. Seinem kleinen Romane Les ames rivales ist der indische Mythus der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen Poésies diverses zeichnen sich namentlich seine Romanzen aus, welche Gattung er allein von seinen Landsleuten mit Glück zu bearbeiten verstand. Satyrischen Inhalts ist seine Histoire des chats, ou Dissertation sur la prééminence hcs edats dans la société sur les autres animaux d'Egypte etc., Paris 1727—1748. Amsterdam 1767. Auch schrieb er Verschiedenes für das Theater, u. a. Les Abderites, ein mittelmäßiges Lustspiel. Seine „Oeuvres" erschienen Paris 1768 in 4 Bdn. und das. 1796 in 2 Bdn.

Moncrivello, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Novara, nordwestl. von Cigliano; 2400 Einw.

Moncucco, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria, nordwestl. von Asti; 1100 Einw.

Moncuos, kleine australische Inselgruppe, Neu=Holland, an der Südostküste, östl. vom Kap Wilson.

Moncuq, franz. Stadt, Depart. Lot, Bez. Cahors; 1440 Einw.

Moncy, franz. Dorf, Dep. Orne, Bez. Domfront; 1180 Einw.

Monczyici, preuß. Dorf, Prov. und R.=B. Posen, Kr. Adelnau; 200 Einw.

Moncznifi (poln. Macznifi), preuß. Dorf, Prov. und R.=B. Bromberg, Kr. Gnesen; 150 Einw.

Mond (Erdmond, lat. Luna, franz. lune, engl. moon, Astron.), der bekannte Trabant der Erde, welche er in monatlichen Umläufen umkreist und von der er in ihrer Jahresbahn mit um die Sonne geführt wird. Er verleiht der Erde eine eigenthümliche Stellung im Planetensystem, indem er sie aus der Reihe der ihr benachbarten mittlern und in vieler Beziehung gleichartigen, aber mondlosen Nachbarplaneten: Venus und Mars heraushebt und in die Kategorie der größern Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun versetzt, welche ebenfalls von Monden, aber nicht von je einem, sondern von mehren, begleitet werden. Man kann hiernach Erde und M. als einen Doppelplaneten — analog den Doppelsternen — ansehen, denn auch die Differenz der Massen und Durchmesser beider Weltkörper ist weit geringer, als wir sie bei Körpern verschiedener Ordnung im Sonnensystem anzutreffen gewohnt sind. Der gemeinschaftliche Schwerpunkt beider liegt 81mal weiter vom Mond= als vom Erdmittelpunkte und fällt noch in den Erdkörper selbst, jedoch hier der Oberfläche näher als der Mitte, während in den Systemen des Jupiter, Saturn, Uranus und wahrscheinlich auch des Neptun die Schwerpunkte der Nebenplaneten und des Hauptplaneten mit den Mittelpunkten der letztern so nahe zusammenfallen, daß auch bei den schärfsten Bestimmungen diese Differenz außer Anschlag gelassen werden kann.

I. Bahn und Stellung des Mondes im Sonnensystem. Das wahre Centrum der Bahn, welche der M. durchläuft, ist dem Gesagten zufolge nicht der Mittelpunkt des Erdkörpers, sondern der erwähnte Schwerpunkt, welcher in der geraden Linie, die zwischen dem Mittelpunkt der Erde und dem des Mondes gezogen werden kann, liegt. Dieser läuft in einer Ellipse um die Sonne und sowohl die Erde als der M. bewegen sich um ihn, wie es in allen ähnlichen Fällen Statt findet und nach dem Gesetze der Gravitation Statt finden muß. Allein die Resultate dieser Bewegung sind völlig dieselben, als wenn der M. sich um den Mittelpunkt des Erdkörpers als Centrum bewegte. Beide Bahnen haben dieselben Perioden und sind auch in jeder andern Beziehung einander ähnlich, so daß man sich erlauben darf, die Erde als ruhend in Beziehung auf den M. zu betrachten und auf letztern beide Bewegungen zu übertragen.

Der Form nach ist die Bahn des Mondes eine Cykloide oder Radlinie, welche dadurch bedingt ist, daß die Erde während der Zeit, in welcher der M. um sie läuft, selbst in ihrer Bahn um die Sonne fortrückt; und da die Erde in jeder Minute 241 Meilen, der M. aber nur 8 Meilen geradlinige Fortbewegung im Weltraume hat, so kann der letztere die erstere niemals überholen, braucht daher auch nicht zu ihr zurückzukehren, sondern zieht ihr immer nach, woraus folgt, daß er in Beziehung auf die Sonne niemals retrograd werden kann, sondern immer in der Folge der Zeichen von Westen nach Osten vorrückt.

Der wahre Umlauf des M.es um die Erde währt 27 T. 7 h. 43′ 11″,5 und seine mittlere Entfernung von derselben ist 51,803 Meilen. Nach Verlauf dieser Zeit steht der M. wieder bei demselben Fixstern und hat also 360° zurückgelegt. Diese wahre Umlaufszeit führt den Namen der siderischen. — Etwas verschieden davon ist die Zeit, in welcher der M. zu dem Aequinoctialpunkte zurückkehrt, d. h. der tropische Umlauf. Da nämlich dieser Punkt selbst eine retrograde Bewegung von O. nach W. hat, so ist der tropische Umlauf etwas kürzer; nämlich 27 T. 7 h. 43′ 4″,7. — Eine viel bedeutendere Verschiedenheit aber findet zwischen den genannten Umlaufszeiten u. dem synodischen Umlaufe, d. h. der Rückkehr des M.es zu dem Punkte Statt, wo er mit Erde und Sonne eine gerade Linie bildet. Denn die Erde rückt während der Zeit, in welcher der M. seinen Umlauf macht, etwa um den 13. Theil ihrer eigenen Bahn fort und die Richtungslinie von der Erde zur Sonne ist gegen das Ende eines Monats eine ganz andere, als zu Anfange desselben. Der M. muß also, nach Vollendung eines periodischen (siderischen oder tropischen) Umlaufs noch einen beträchtl. Bogen (von etwa 29 Graden) zurücklegen, um in die solcher Gestalt veränderte Richtungslinie zu gelangen. Der synodische Umlauf ist also länger als der periodische und beträgt in seiner mittlern Dauer 29 T. 12 h. 44′ 2″,9.

Alle die hier gegebenen Zeitbestimmungen für die Dauer eines Mondumlaufs oder Monats gelten nur für den mittlern Zustand, wie er für die gegenwärtige Zeit Statt findet, da eine Menge von Ursachen dazu beitragen, sie sämmtlich veränderlich zu machen. Die erste dieser Ursachen ist die elliptische Form der Mondbahn, verbunden mit dem Umstande, daß der Ort der Erdnähe (Perigäum) selbst und zwar sehr rasch veränderlich ist, so daß er schon in 8 Jahren 310 T. 13 h. 48′ 53″ um den ganzen Himmel herumläuft. Diese Bewegung erfolgt in der Richtung des Mondumlaufs selbst und der M. braucht daher, um sein Perigäum wieder zu erreichen, länger, als um seinen siderischen Umlauf zu vollenden. Man nennt diese Zeit den anomalistischen Umlauf, sie beträgt 27 T. 13 h. 18′ 37″,4.

Die Excentricität der Mondbahn beträgt im Mittel 0,0548442 der halben großen Axe oder 2841 Meilen, woraus sich ergibt, daß, abgesehen von den Störungen, die größte Entfernung des M.es von der Erde 54,644, die kleinste 48,961 Meilen beträgt. Da mit der größern Nähe auch die Geschwindigkeit der Bewegung beträchtlich zunimmt (nach dem 2. keplerschen Gesetze), so folgt aus der erwähnten Thatsache eine ungleiche Winkelbewegung des M.es in seiner Bahn, vermöge deren der wahre Stand desselben von demjenigen, welchen er nach einer Durchschnittsberechnung seiner Schnelligkeit ein=

nehmen sollte, um mehr als $6\frac{1}{4}$ Grad differiren kann. Die Mittelpunktsgleichung nämlich ist für den M. 6° 17′ 12″,7. Durch nachher zu erwähnende Ursachen kann indeß der wahre Ort des M.es vom mittleren sich noch beträchtlich weiter entfernen.

Die Neigung der Mondsbahn gegen die Erdbahn (Ekliptik) beträgt 5° 8′ 49″ und ist gleichfalls veränderlich. Sie kann bis zu 5° 0′ sinken und auf 15° 18′ steigen. Der Durchschnittspunkt dieser Bahn mit der Ekliptik ist einer raschen Veränderung unterworfen; er geht innerhalb 18 Jahren 218 T. 21 h. 22′ 46″ und zwar von O. nach W., also retrograd, um den Himmel herum; daraus folgt, daß der M. nicht volle 360° zu durchlaufen hat, um wieder zum aufsteigenden Knoten zu gelangen; dieser Umlauf — draconitischer Umlauf od. Drachenmonat genannt — dauert nur 27 T. 5 h. 5′ 36″. Genau genommen ist indeß weder das Vorrücken des Perigäums, noch das Rückwärtsgehen der Knoten gleichförmig und konstant; beide Bewegungen sind vielmehr während jedes Mondumlaufs sowohl retrograd als direkt, aber im Allgemeinen überwiegt beim Perigäum die direkte, bei den Knoten die retrograde Bewegung.

Die allgemeine Quelle dieser Veränderungen ist die Sonne, die auf Erde und M. gleichzeitig, aber nicht mit gleicher Stärke wirkt und dadurch auch noch andere Erscheinungen hervorbringt. Die Kraft, mit welcher die Sonne Körper anzieht, verhält sich bekanntlich umgekehrt, wie das Quadrat der Entfernungen ist, also z. B. 4mal schwächer, wenn der angezogene Körper doppelt so weit entfernt ist u. s. w. Stehen nun Erde (E), Sonne (S) u. M. (M) in gerader Linie, entweder in der Ordnung SEM, od. in der SME, so wird im ersteren Falle die Erde stärker als der M., im letzteren der M. stärker als die Erde angezogen, in beiden Fällen aber die Distanz zwischen Erde und M. dadurch vergrößert und folglich die Kraft, mit welcher die Erde auf den M. wirken kann, vermindert, so wie die Bewegung des letztern verlangsamt. Wenn dagegen M., Erde und Sonne einen rechten Winkel bilden, der Abstand beider Körper von der Sonne also beiläufig gleich ist, so ist zwar die Kraft selbst, mit welcher die Sonne anzieht, für beide nicht verschieden, wohl aber die Richtung der Anziehung. Beide Richtungen konvergiren nämlich zur Sonne, woraus folgt, daß M. und Erde einander etwas genähert, die Wirkung beider auf einander verstärkt und die Bewegung des einen um die andere beschleunigt wird. Schon Ptolemäus hat diese Beschleunigung in den Quadraturen des M.es (erstes und letztes Viertel) bemerkt und mit dem Namen Evektion bezeichnet. Sie kann den Ort des M.es, wie er ehedem Staat finden würde, um mehr als einen Grad verändern. Die Entfernung des M.es von der Erde ist $\frac{1}{400}$ der Entfernung von der Sonne; die Distanzen sind also für die drei zu vergleichenden Punkte: Vollmond, Erde, Neumond, die folgenden:

$$1 \frac{1}{400};\ 1;\ \frac{399}{400}$$

oder in Decimalbrüchen

$$1{,}00250;\ 1;\ 0{,}99750,$$

woraus sich das Verhältniß der anziehenden Kraft der Sonne für diese 3 Punkte ergibt:

$$0{,}99500;\ 1;\ 1{,}00500.$$

Der M. wird also im Vollmonde um 0,00500 oder $\frac{1}{200}$ der Gesammtanziehung der Sonne weniger genähert als die Erde; im Neumond um eben so viel mehr; ist also die Gesammtanziehung = m, so ist die Evektion für Voll- und Neumond $= + \frac{1}{200}$ m.

Im ersten und letzten Viertel dagegen wird der M. der Erde um $\frac{1}{400}$ m näher gerückt, d. h. nur um die Hälfte dessen, was wir oben für die größere Entfernung im Voll- und Neumonde gefunden hatten. Die beiden entgegengesetzten Wirkungen kompensiren sich also nur zum Theil und das Ganze kommt darauf hinaus, daß der M. etwas entfernter von der Erde steht und langsamer läuft, als es ohne Zuthun der Sonne geschehen würde.

Da nun im Winter die Erde der Sonne näher steht als im Sommer, indem sie am 1. Januar ihr Perihelium erreicht, so ist auch um diese Zeit m am größten und alles damit Zusammenhängende am merklichsten; folglich auch die Verlangsamung des Mondlaufes; im Anfang Juli tritt dagegen der entgegengesetzte Fall ein. Das Resultat dieser wirkenden Ursachen ist, daß der Lauf des M.es im Winter etwas langsamer als im Sommer ist, oder genauer gesprochen, daß eine Verzögerung des Mondlaufes eintritt, wenn die Erde der Sonne näher kommt und folglich die Wirkung der letztern stärker wird. Diese Verzögerung heißt die jährliche Gleichung, da ihre Periode nicht der Mondsumlauf, sondern das Jahr der Erde ist. Sie würde wegfallen, wenn die Bahn der Erde um die Sonne kreisförmig wäre, dagegen stärker hervortreten, wäre die Excentricität der Erdbahn größer.

Da sich nun die Excentricität der Erdbahn seit den Zeiten der ältesten Beobachtungen bis jetzt fortwährend vermindert hat, und dadurch die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne größer geworden ist, so ist die Kraft m, womit die Erde von der Sonne angezogen wird, im quadratischen Verhältnisse geringer geworden, und eben deshalb wird auch der M. jetzt weniger durch die Sonne von der Erde entfernt, als ehedem, wo sein Abstand von der Erde und in Folge davon auch seine Umlaufszeit um dieselbe größer war. Seit 2000 Jahren hat sich der M. der Erde um etwa 180 Fuß genähert. Er wird ihr auch in den nächsten Jahrtausenden noch näher rücken und sie noch rascher umkreisen, bis die Periode ihr Ziel erreicht hat und eine allmählige Entfernung des M.es von der Erde beginnt. Seit Tycho de Brahe kennt man noch eine andere Verlangsamung, resp. Beschleunigung des Mondlaufes, die sich am merklichsten in den sogen. Oktanten, d. h. denjenigen Punkten

macht, die zwischen dem Vollmond und dem letzten Viertel, letztem Viertel u. Neumond u. s. w. sich in der Mitte befinden. Sie führt den Namen der Variation, ist indeß noch nicht halb so stark als die Evektion. Sie entsteht dadurch, daß die Richtung, nach welcher die Sonne auf Erde und M. wirkt, mit der vom M.e zur Erde gehenden einen schiefen Winkel macht. Dadurch entsteht nicht sowohl ein direktes Nähern und Entfernen, sondern vielmehr ein Vor- u. Rückwärtsschieben des M.es in Bezug auf seinen ungestörten Ort, welches in den 4 Kardinalpunkten der Mondbahn verschwindet, in jedem der 4 Oktanten sich aber wiederholt.

Die bisher erwähnten Ungleichheiten des Mondlaufes sind nur die wichtigsten aus der großen Reihe ähnlicher Erscheinungen, die hier nicht einmal andeutungsweise berührt werden können. In der neuesten und gründlichsten Mondstheorie von Hansen kommen mehr als hundert verschiedene Ungleichheiten vor, die man, wo es sich um die äußerste Genauigkeit handelt, sämmtlich einzeln für jeden Mondort berechnen muß. Die meisten betreffen den Ort des M.es in Länge, andere die Breite und die Entfernung desselben. Man hat, um die Berechnung möglichst zu erleichtern, Mondstafeln entworfen, in denen Alles auf feste Perioden gebracht und in Zahlen dargestellt ist. Tobias Mayer lieferte die ersten, welche auf eine gründliche Theorie basirt waren; später haben Mason, Bürg, Burckhardt und Damoiseau vollkommnere und ausführlichere geliefert; die neuesten sind von Hansen in Gotha, dem wir überhaupt die genauesten Arbeiten dieses Faches verdanken. Uebrigens genügt es nicht, wo eine genaue Entwickelung gefordert wird, die störenden Wirkungen der Sonne auf den M. einzeln und isolirt von einander zu betrachten, vielmehr müssen sie, wie ihr Auftreten ein gleichzeitiges ist, in ihrer Gesammtheit aufgefaßt und berechnet werden, indem die verschiedenen Störungen sich gleichsam einander selbst wieder stören. Daher die große Anzahl der anzubringenden Korrektionen, die sogar eine unendliche seyn würde, wenn nicht alle Diejenigen, welche eine gewisse Größe nicht überschreiten, vernachlässigt werden könnten.

Unter den im Vorstehenden nicht erwähnten kleinern Störungsgliedern ist auch die sogenannte parallaktische Gleichung, d. h. diejenige Störung, welche sich ändern würde, wenn die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne eine andere wäre. Sie hat ihren Namen daher erhalten, weil ihre Ermittelung auf dem Wege direkter Beobachtungen dazu dienen kann, die Sonnenparallaxe u. folglich die Entfernung der Sonne selbst zu bestimmen. Bis jetzt ist zwar die Uebereinstimmung der Mondbeobachtungen noch nicht so groß, um dem auf diese Weise erlangten Resultate gleiches Gewicht mit dem durch Beobachtung des Venusdurchgangs ermittelten beizulegen, jedenfalls aber ist es wichtig, daß zwei auf ganz verschiedenem Wege erhaltene Werthe dieses wichtigen Elements so nahe übereinstimmen. So sind die Untersuchungen über den Mondumlauf nicht bloß von Wichtigkeit für diesen allein, sondern für die Ausmessung des ganzen Sonnensystems, ja für die gesammte Astronomie, da die höchst wichtige Theorie von drei auf einander einwirkenden Körpern bis jetzt nur an den Störungsperioden des M.es erprobt und bestätigt wird, indem diese Perioden bei andern Himmelskörpern, z. B. den Planeten, viel zu lang sind, um jetzt schon in gleicher Weise benutzt zu werden. Dagegen ist der M. längst als das beste Merkzeichen bekannt, um die Lage zweier entlegenen Orte in Bezug auf ihre geographische Länge zu bestimmen. Dazu dienen die durch den M. bewirkten Bedeckungen der Planeten und Fixsterne, auch wohl eines Kometen, so wie der Sonne (Sonnenfinsternisse). Die Fixsternbedeckungen sind zwar im Allgemeinen sehr häufig, allein nur bei Sternen der 6 ersten Größen können sie gehörig beobachtet werden, da die matter glänzenden vor dem Lichte des M.es, wenn sie an den Rand desselben treten, verschwinden. Jährlich ereignen sich für einen bestimmten Ort der Erde etwa 120 solcher Bedeckungen. Besonders scharf lassen sich die Eintritte am dunkeln Rande beobachten. Das Verschwinden und Wiedererscheinen der Sterne erfolgt, wenn nicht bisweilen besondere atmosphärische Ursachen ein scheinbares Verweilen des Sternes am Mondrande (Kleben) plötzlich veranlassen. Auch Farben und Glanz der bedeckten Fixsterne und Planeten bleiben in der Regel unverändert. Von den Sternen erster Größe können 4, nämlich α Tauri, α Leonis, α Virginis und α Scorpii vom M.e bedeckt werden. Während einer totalen Mondfinsterniß, im Falle der M. nicht ganz unsichtbar wird, sind Sternbedeckungen am bequemsten und schärfsten zu beobachten, weil dann das Licht der Sterne durch den nahen M. nicht geschwächt wird. Ueber Sonnen- und Mondfinsternisse s. diese besondern Artikel.

II. Der Körper des Mondes, die Lage und Erleuchtung der Mondkugel. Der M. ist eine Kugel, die uns in mittlerer Entfernung, nach Burckhardts und Ferrers Bestimmungen am Himmel einen Durchmesser von 31′ 3″, 38 zeigt. In eben dieser Entfernung beträgt die Parallaxe des M.es nach den neuesten Ermittelungen 57′ 2″, 2. Daraus ergibt sich die wirkliche Größe des Monddurchmessers = 0,27234 des Erddurchmessers oder 468 geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 688,635 □Meilen und der körperliche Inhalt 53,735,000 Kubikmeilen. Der Flächeninhalt der Erde ist fast 14mal, der körperliche fast 50mal ($49^1/_6$) größer als der des M.es. Sein Flächeninhalt ist also ungefähr dem von Amerika gleich zu setzen. Eine Abplattung an den Polen zeigt der M. nicht, dagegen eine Erhöhung seiner Oberfläche nach dem Erdkörper hin, die jedoch kaum 1000 Fuß beträgt, und als Folge der Attraction der Erde angesehen werden muß. Die Masse des M.es ist nach Lindenau $^1/_{88}$, genauer $^1/_{87{,}74}$ der Erdmasse, nach den neuesten Beobachtungen von Peters und Schidloffsky dagegen $^1/_{81}$ der Erdmasse. Da nun der körperliche Inhalt des M.es $^1/_{49{,}6}$ des Erdinhaltes ist, so erhalten wir die Mondbichtigkeit =

$^{61}/_{100}$ der Erddichtigkeit, oder = der $3^1/_2$ fachen Dichtigkeit des reinen Wassers. Die hieraus sich ergebende Schwere auf der Mondoberfläche ist 6mal geringer, als auf der Erde und die Fallgeschwindigkeit beträgt in der ersten Sekunde 2,52 Fuß; das Sekundenpendel ist nur 6 Zoll lang und ein Centner (110 Pfund) von unserer Erde dorthin versetzt, würde nur 18 Pfund wiegen, d. h. nur so viel Kraft als diese zur Fortbewegung erfordern. Eine Höhe von 60 Fuß auf der Oberfläche des M.es wird mit derselben Leichtigkeit erstiegen, wie bei uns eine solche von 10 Fuß; in demselben Verhältniß wird auch die Fortbewegung von Lasten selbst über große Unebenheiten auf dem M.e leichter als auf der Erde seyn.

Der M. kehrt der Erde, abgesehen von einzelnen Schwankungen, immer dieselbe Seite zu, woraus sich ergibt, daß er genau in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, um seine Axe rotirt. Die Axe macht dabei mit der Ekliptik einen unveränderlichen Winkel von 88° 31′ 15″ und der Mondäquator neigt sich also gegen diese um 1° 28′ 45″. Dagegen ist die Neigung des Mondäquators gegen seine eigene Bahn veränderlich, wie diese selbst, und kann von 6° 29′ bis 6° 47′ gehen.

Die durch den Umlauf erzeugten Ungleichheiten bewirken eine Veränderung in der Lage der Mondkugel gegen die Erde, welche **Schwankungen** (Librationen) genannt werden und sich sowohl in der Richtung des Mondäquators (Schwankungen der Länge), als auch der Mondaxe (Schwankungen der Breite) bemerklich machen. Durch dieselben wird es uns möglich, nach und nach etwas mehr als die Hälfte des M.es zu sehen, so daß nur überhaupt $^3/_7$ des Areals desselben uns gänzlich und für immer verborgen bleiben. Die Libration der Länge beträgt im Maximo 7° 53′ auf jeder Seite, die der Breite dagegen 6° 47′.

Streng genommen findet noch eine dritte Art der Verschiebung der Mondscheibe dadurch Statt, daß für verschiedene Erdorte gleichzeitig ein etwas verschiedener Anblick derselben entsteht. Die Berechnung dieser Verschiebung fällt mit der Parallaxe des M.es zusammen und sie wird daher auch die **parallaktische Libration** genannt. Sie kann etwas über einen Grad steigen und nach allen Richtungen hinwirken.

Aus der Uebereinstimmung der mittleren Rotations- und mittleren Umlaufszeit des M.es folgt, daß der **mittlere Tag** des M.es gleich der halben Dauer seines Umlaufs, also 354^h 21′ 11″, 4 ist. Er erleidet auch im Laufe des Jahres, abgesehen von den äußersten Polargegenden, nur geringe Veränderungen. — Die von den Jahreszeiten abhängende Ungleichheit der Tage ergibt sich aus folgender Uebersicht:

Breite:		Längster Tag:	Kürzester Tag:	Unterschied:
0°	=	354^h 22′ 1″	354^h 22′ 1″	0^h 0′ 0″
5	=	354 22 1	354 6 34	0 30 54
10	=	355 53 9	353 50 53	1 2 16
15	=	355 9 19	353 34 43	1 34 36
20	=	355 26 15	353 17 47	2 8 28
25°	=	355^h 44′ 18″	352^h 59′42″	2^h 44′ 36″
30	=	356 3 54	352 40 8	3 23 46
35	=	356 25 34	352 18 28	4 7 6
40	=	356 49 6	351 54 56	4 54 10
45	=	357 18 30	351 25 32	5 52 58
50	=	357 52 22	350 51 50	7 0 32
55	=	358 34 7	350 9 55	8 24 32
60	=	359 27 47	349 16 15	10 11 32
65	=	360 40 40	348 3 22	12 37 18
70	=	362 25 19	346 18 43	16 6 36
75	=	365 21 40	343 22 22	21 59 18
80	=	371 6 31	337 37 31	33 29 0
84	=	382 38 45	326 5 17	56 33 28
88	=	449 27 53	259 16 9	190 11 44.

Diese Ungleichheiten sind durchschnittlich 16mal geringer als auf unserer Erde, und wenn auch außerdem noch einige Modifikationen in den Tageslängen auf dem M. eintreten, die wir auf der Erde nicht kennen, so ist doch ihr Gesammtbetrag vergleichungsweise immer sehr unbedeutend. Anders ist es mit den physischen Verschiedenheiten der Mondlage, welche in einer auf der Erde ganz unbekannten Weise auftreten. Die Sonne kann für den M. nie tiefer als $1^1/_2$° unter den wahren Horizont des Nord- oder Südpols herabsinken, nie sich höher über ihn erheben. Ueberragt nun ein Berggipfel die umliegende Gegend nur um 1830 Fuß, so gewinnt er auf der kleinen Mondkugel schon $1^1/_2$° des unter seinem wahren Horizont liegenden Himmels und kann mithin die Sonne niemals gänzlich verschwinden sehen. Nun aber gibt es an beiden Mondspolen Berge, welche diese Höhe weit übersteigen: am Nordpole Gipfel von 9000, am Südpole von mehr als 20,000 Fuß Erhebung über das Niveau des Fußes, und nicht minder Tiefen, die von solchen Bergen und Bergwällen ganz umgeben sind. Daher genießen in den Polargegenden die höhern Bergspitzen immerwährenden Sonnenschein, und auch in geringeren Breiten erhalten die hochliegenden Gipfel die Sonnenstrahlen um mehre Stunden früher, als die Ebenen und Thäler, ja letztere verlieren, wenn sie nach der Aequatorseite zu von einem Walle umgeben sind, regelmäßig einen großen Theil des Tages, einige den ganzen Tag, so daß sie gar keinen direkten Sonnenschein erhalten. — Wie die Tage selbst auf dem M.e wenig verschieden sind, so ist es auch die Mittagshöhe der Sonne für einen gegebenen Mondort; der ganze Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande der Sonne beträgt nicht völlig 3°, während er für einen Erdort 46° 55′ ist. Deshalb sind auch alle Tage gleich hell, alle Nächte gleich dunkel. Ueberdies würde der Mangel einer strahlenbrechenden und reflektirenden Atmosphäre bewirken, daß gar keine Dämmerung Statt fände, sondern dem vollen Tage mit Blitzesschnelle die dunkelste Nacht folgte, wenn nicht die Langsamkeit des Sonnenauf- und Unterganges dies in etwas mäßigte. Aber von dem Augenblicke an, wo die ersten Sonnenstrahlen sich zeigen, bis dahin, wo die ganze Sonnenscheibe sich über den Horizont erhoben hat, verfließen wenigstens 68 Minuten und eben so lange dauert der kürzeste Sonnenuntergang selbst auf dem

Aequator des M.es, während in größeren Breiten Sonnenauf- u. Untergang noch langsamer erfolgt. Hierdurch entsteht eine allmählige Abnahme des Tages, obwohl dennoch der Eintritt der Nacht beim Verschwinden des letzten Sonnenrandes ganz plötzlich erfolgt, wenn nicht umliegende Höhen das Sonnenlicht reflektiren.

Die Schärfe des Kontrastes zwischen Licht und Schatten wird nicht wie bei uns durch die Atmosphäre gemildert. Einen blauen Himmel, der bei uns bekanntlich die Folge des Lichtreflexes der Atmosphäre ist, gibt es auf dem M.e nicht; wir müssen aus allen Umständen schließen, daß auch der Taghimmel dort schwarz sey. Die Schatten auf der Mondfläche erscheinen uns gleichfalls pechschwarz. Die Nächte des M.es sind von zweierlei Art. Die der jenseitigen Halbkugel sind völlig dunkel; kein großer Himmelskörper erscheint am Horizonte: Fixsterne und Planeten (die Erde ausgenommen) glänzen dort ungeschwächt. Auf der diesseitigen Mondhalbkugel sind dagegen sämmtliche Nächte erdhell und diese Helle ist fast 14mal stärker als der Mondschein für uns; jede Nacht wiederholt mit geringen Abweichungen dieselben Phasen der Erde. Neuerde, erstes Erdviertel, Vollerde, letztes Erdviertel u. s. w. Den Reflex des Erdscheines erblicken wir zu Zeiten, wo nur ein kleiner Theil des M.es von der Sonne erleuchtet ist, in den Abend- und Morgenstunden. Da erscheint uns die ganze übrige Mondscheibe deutlich gegen den dunkeln Himmel begrenzt, aber nur von einem aschgrauen Lichte erleuchtet. In tropischen Gegenden kann man das Phänomen am schönsten wahrnehmen; in unsern nördlichen Breiten zeigt es sich in den Frühlingsabenden bei zunehmendem und in den Herbstmorgen bei abnehmendem M.e vortheilhafter, als zu andern Jahreszeiten und Nachtstunden; mit starken Ferngläsern kann man den grauen Schimmer noch wahrnehmen, wenn der M. schon etwas über halb erleuchtet ist.

Die Frage, ob das Mondlicht Wärme errege, hat man bis auf die neueste Zeit durchaus verneinen zu müssen geglaubt, weil eine Erhöhung der Temperatur, die dem Gefühle oder dem feinsten Thermometer bemerklich wäre, vom M.e nicht verursacht wird. Allein die Versuche Melloni's vom Jahre 1846 haben wenigstens so viel dargethan, daß eine Wärme erregende Kraft in den Mondstrahlen, wenn auch millionenfach geringer als in den Sonnenstrahlen liege. Mit Hülfe seines thermoskopischen Apparates und einer Linse von 3 Fuß Durchmesser, welche das Licht 10,000mal verdichtete, erhielt er ganz bestimmte Anzeigen, daß das Mondlicht Wärme errege. Der Größe nach ist die Erde für den M. ein sehr ansehnlicher Körper; sie erscheint $3^{2}/_{3}$mal so groß im Durchmesser, als uns der M., und leuchtet mit einer fast 14mal größeren Fläche. Sie wendet dem M.e binnen 24 Stunden 50 Minuten alle ihre Seiten zu. Vorausgesetzt, daß die Sehorgane der Mondbewohner dieselbe optische Schärfe, wie die unsrigen haben, so können sie Inseln, wie Corsika, noch einigermaßen ohne künstliche Hülfsmittel unterscheiden, wenn die Erdatmosphäre möglichst heiter ist, also gewiß auch die Rotation wahrnehmen.

III. Physiognomie der Oberfläche des M.es, Mondkarten, Berge, Ebenen. Ein uns verhältnißmäßig so nahe stehender und durch so vielfache Wechselbeziehungen mit der Erde eng verbundener Körper, wie der M., erregt natürlich Verlangen, ihn nicht bloß seiner kosmischen Stellung nach, sondern auch individuell kennen zu lernen. Während das unbewaffnete Auge in sämmtlichen übrigen Himmelskörpern nur strahlende Punkte, und in der Sonne eine monotone Scheibe erblickt, nimmt es im M.e hellere und dunklere Flecken wahr, welche die Idee einer landschaftlichen Mannichfaltigkeit erwecken und unwillkürlich zur Vergleichung mit unserer Erde auffordern. Tiefer indeß vermag es nicht einzudringen, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß wir bei den Alten meistens nur verworrene, ja monströse Meinungen über die physische Beschaffenheit des M.es antreffen. Erst das Fernrohr eines Galiläi vermochte uns näher in diese räthselhafte Welt einzuführen; und wenn gleich die ersten Versuche Galiläi's selbst, so wie die eines Scheiner, Schirläus, Hirschgarter und Langren, die Mondscheibe abzuzeichnen, von keinem Gelingen gekrönt wurden, so brachte doch schon Hevel 1643 die erste — freilich noch sehr rohe — Mondkarte wirklich zu Stande, und bald folgte ihm Grimaldi mit einer ähnlichen, wiewohl weit unvollkommneren. Die erste Karte, nebst 40 Phasenzeichnungen, findet sich in Hevels Selenographie, die zweite in Ricciolis Almagestus Novus. 40 Jahre später folgte Dom. Cassini, hierauf Lahire mit einer sehr großen (12 Fuß Durchmesser), die aber nur im Manuskript vorhanden ist; auch noch andere, weniger bekannte Versuche fallen in diese Zeit; jedoch blieb Hevels erste Mondkarte länger als 100 Jahre die beste. Erst Tob. Mayer in Göttingen gab uns eine kleine, aber höchst sorgfältig nach wirklichen Messungen gezeichnete (alle frühern waren nach dem Augenmaße entworfen) und diese blieb wieder die Hauptquelle bis auf die neuesten Zeiten hin. Denn weder Lalande's emendirte cassinische, noch Lambert's, Rost's, Hell's und andere Mondkarten, die überdies nur auf wenigen od. auch gar keinen Beobachtungen beruhten, können mit Mayer's Arbeit verglichen werden; selbst Schröter's mit dem ausharrendsten Fleiße, aber leider ohne festen Plan ausgeführte speciellen Zeichnungen führten uns nur scheinbar weiter. Schröter spürte den physischen Veränderungen auf der Mondfläche nach und bezog alle seine Wahrnehmungen einseitig nur auf diese, während jeder Unbefangene sich sagen muß, daß an ein Erkennen solcher Veränderungen, wenn überhaupt, doch jedenfalls erst dann gedacht werden darf, wenn die feste Grundlage, so genau als unsere Mittel es irgend gestatten, erforscht, dargestellt und beschrieben ist. Und eine solche Darstellung gab er uns nicht allein durchaus nicht, sondern erklärte ausdrücklich in seiner Vorrede, daß er sie für ganz unnöthig halte, — weil ja

jeder, der ein Fernrohr besitze, sich den M. ansehen könne. Nach Schröter ging Lohrmann in Dresden, mit Sachkenntniß und richtiger Einsicht an die schwierige Arbeit, die Mondfläche graphisch darzustellen: seine ersten 4 Blätter (etwa 1/9 des Areals der sichtbaren Mondhalbkugel darstellend) erschienen 1824 und übertrafen bei weitem alles Frühere durch höchst sorgfältige Detaillirung, schöne und nach richtigen Principien entworfene Zeichnung und Genauigkeit der Angaben. Leider haben äußere Hindernisse die Durchführung seines Planes gehemmt, und eine 1838 erschienene Generalkarte des M.es — höchst werthvoll und auch in artistischer Hinsicht ein Meisterstück — ist Alles was von seinen späteren Arbeiten veröffentlicht ist; zwei Jahre später † er plötzlich.

Das immer dringender werdende Bedürfniß einer dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechenden Mondkarte veranlaßte den damals noch in Berlin lebenden Astronomen Mädler in Verein mit seinem Freunde W. Beer eine Karte nach Lohrmanns Plane, aber gänzlich und ausschließlich auf eigene Beobachtungen gegründet, anzufertigen. Sie ward Anfangs 1830 begonnen und erschien im Oktober 1836 (mappa selenographica, 4 Blätter; das Ganze 3 Fuß Durchmesser). Später erschien eine die Karte erläuternde und Alles, was sich aus den bisherigen Beobachtungen schließen ließ, darstellende Beschreibung des M.es. (Der M. nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen oder allgemeine vergleichende Selenographie, Berlin 1837), und bald darauf sowohl die Karte, als das Werk in einem kleinen Auszuge. Das, was hier über die physische Beschaffenheit der Mondfläche folgen wird, ist dem wesentlichen Inhalt nach aus jenen Werken entnommen.

Mädler hat auch einen Versuch gemacht, die Mondfläche sowohl nach ihren Terrain- als Farbenverhältnissen gleichzeitig und doch gesondert darzustellen. Diese Darstellung umfaßt eine Gegend des südlichen Quadranten von etwa 4500 □Meilen, deren bedeutendster Gegenstand das Gebirge Tycho ist. Auf der einen Seite ist das Terrain so dargestellt, wie es in astronomischen Fernröhren direkt gesehen erscheint. Die Namen und Buchstaben entsprechen der Mappa Selenogr., die Zahlen sind Höhen in Toisen. Die Kehrseite aber enthält die in hoher Beleuchtung sichtbaren Lichtverhältnisse, jedoch als Spiegelbild. Betrachtet man nun diese Seite zuerst in einer, von einem Fenster abwärts gerichteten Lage, und wendet sich dann damit allmählig so, daß man das Blatt zuletzt gegen das Fenster hält: so hat man eine deutliche Vorstellung von der Art, wie vom Vollmonde bis zum letzten Viertel die Farben nach und nach zurücktreten und die früher unsichtbaren Terrainverhältnisse sichtbar werden. — Auch künstliche Mondgloben, nach Analogie der Erdgloben sind versucht worden. Aus dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man eine Mondkugel von Russel von 12 Zoll Durchmesser, welche auch die Librationen, wie sie von der Erde aus gesehen werden, darstellt. Eine sehr sorgsame und gelungene Arbeit ist die sichtbare Mondhalbkugel en Relief von der Hofräthin Witte in Pyrmont, welche daselbst der Versammlung der Naturforschergesellschaft 1839 vorgelegt und mit großer Anerkennung geprüft wurde. In neuester Zeit hat Schmidt in Bonn es gleichfalls unternommen, eine Mondkugel nach dem jetzigen Stande der Mondbeobachtung anzufertigen. Im Allgemeinen ist über Arbeiten dieser Art zu sagen, daß in wissenschaftlicher Hinsicht die Mondgloben hinter den Mondkarten wohl immer zurück bleiben werden. Vergl. Astronomie, S. 1099 ff.

Der volle M. zeigt uns beim ersten Anblick ein Gemisch von hellen und dunkeln Flecken, und zwar dem Anscheine nach, ohne Symmetrie und Ordnung. Die Völker von Europa erblickten darin gewöhnlich ein Gesicht, nach Ansicht der Indier stellen sie dagegen einen Hasen oder ein Reh vor. Das Fernrohr läßt uns noch mehre Abstufungen und Farbentöne, vom blendensten Weiß bis zum tiefsten Stahlgrau oder Grünlichgrau unterscheiden. In jedem Vollmond wiederholt sich dieselbe Gestalt und nur die Libration bewirkt Verschiebungen, die folglich rein optischer Natur sind. Die früher noch von Kepler und Hevel (doch bei Letzterem schon zweifelhaft) ausgesprochene Meinung erblickte in den grauen Flecken Meere, in den helleren hingegen Landstrecken. Die erstere Vorstellung mußte schwinden, da auf dem M.e kein Gegensatz des Oceanischen und Kontinentalen existirt. Nur einer des Starren und Weichen, des Festeren u. Lockeren mag angenommen werden, und solchergestalt die Verschiedenheit des Lichtreflexes bloß von der verschiedenen Bodenformation abhängen. Bei genauerer Betrachtung mit dem Fernrohr findet man die grauen Landschaften verhältnißmäßig eben, die hellern gebirgig; doch sind Ausnahmen nicht selten. Es gibt sehr helle Ebenen und sehr dunkle Berglandschaften in mehren Gegenden des M.es; und namentlich sind die starkglänzenden Punkte, die uns der Vollmond in so großer Anzahl zeigt, nur in seltenen Fällen Erhöhungen, sondern in der Regel schroff absteigende Vertiefungen. Es existirt nämlich auf der Mondoberfläche eine Fundamentalform der Gebirgsbildung, die von der auf der Erde vorherrschenden gänzlich verschieden ist, und die sich am einfachsten charakterisiren läßt als ein kreisförmiger, rings herum geschlossener Wall, der eine konkav geböschte Tiefe umschließt. Man hat dieser Form, da wo sie sich am bestimmtesten ausgeprägt hat, in den mittelgroßen Kreisbildungen (etwa von 2 und 3 bis zu 10 Meilen Durchmesser) den Namen Ringgebirg gegeben, bei den größeren, meist zusammengesetzteren Wällen dieser Art, die eine ebene Fläche umschließen, hat man, auf letztere sich beziehend, die Benennung Wallebene gewählt; die kleineren und kleinsten Bildungen dieser Art, die übrigens, so weit es erkannt werden kann, an Regelmäßigkeit und prägnanter Frische die größeren übertreffen, werden als Krater und Gruben aufgeführt. Die letzte Benennung würde eigentlich nur denjenigen Tiefen zukommen, die keinen Wall haben, sondern ganz einfach Einsenkungen sind; es läßt

sich aber schwer entscheiden, ob dies auf dem M.e irgendwo der Strenge nachkomme.

Man muß sich übrigens hüten, aus Benennungen, die allerdings immer dem Gegenstande möglichst angemessen seyn sollen, auf eine größere Aehnlichkeit mit den gleichbenannten Formen unseres Erdkörpers zu schließen. Daraus, daß ein Beobachter diese oder jene Benennung gebraucht hat, darf man nicht folgern, daß er eine durchgängige oder wesentliche Uebereinstimmung damit habe aussprechen wollen.

Die Ringgebirge sind seltener in den grauen oder überhaupt dunkeln, als in den helleren Theilen des M.es, wiewohl einzelne Stellen der sogenannten Meere sie ebenfalls sehr häufig zeigen. Die größten Gebilde dieser Art, wo eine sogenannte Wallebene von einem gewöhnlich sehr zusammengesetzten, oft in mehrfachen Reihen ziehenden Gebirge umgeben ist, sind im südlichen und namentlich im südwestlichen Theile des M.es am häufigsten. Eine große Kette läuft aus den Gegenden der Mondmitte (von Hipparch und Ptolemäus aus) nach Süden, anfangs in zusammenhängenden Reihen, jenseit des 36° aber in getrennten Gliedern. Zwei ähnliche Reihen ziehen eine 60° östlich, die andere 60° westlich von der vorhin erwähnten. Alle 3 Reihen beginnen in der Nähe des Aequators und enden in den mittleren Breiten der südlichen Halbkugel; ihr Streichen ist fast genau 12° und ihre einzelnen Glieder sind an Größe nicht sehr verschieden. Diese Uebereinstimmung scheint nicht ganz zufällig zu seyn; vielleicht hängt sie mit der ursprünglichen Schwankung der Mondkugel zusammen, denn wie sich auch immer die Mondoberfläche gebildet haben mag, es ist kaum zu zweifeln, daß diese großen Wallebenen zu den früheren Bildungen gehören. Unverkennbar ist es nämlich, daß sie späteren Formen aller Art gewichen sind und ihnen Platz gemacht haben. Einige der alten Wallebenen sind durch diese neuen Gebilde bis zur Unkenntlichkeit entstellt, oder man findet sie nur unter besonderen Beleuchtungsverhältnissen als ein Ganzes heraus. Ein Beispiel dieser Art ist die schöne Landschaft Hipparch, in welcher, wenn die Sonne nur erst eine geringe Elevation hat, der gemeinsame Wall deutlich rings herum zu verfolgen ist und die späteren Gebilde nur wie untergeordnete Nebentheile erscheinen, wogegen bei höherem Sonnenstande sich Alles mehr und mehr aufzulösen und zu vereinzeln scheint, so daß um den Vollmond herum Hipparch selbst zu einer Tabula rasa geworden ist, auf welcher sich mehre größere und kleinere Ringgebirge und isolirte Gipfel darstellen. Selbst in denen, die ihre Integrität noch am besten bewährt haben, wie Petavius und W. Humboldt, findet man in und am Wall herum kleinere Krater, Durchbrüche verschiedener Formen und Größe, besonders aber schmale, lange, furchenartige Thalschluchten.

Selten oder nie ist die innere Fläche ganz eben; selbst bei den glattsten überzeugt man sich durch genauere Betrachtung in möglichst schräger Beleuchtung, daß Hügelgruppen, breitere Landrücken, schmale aderartige Höhenzüge, kraterartige Vertiefungen oder auch blasenartig aufgetriebene Stellen darin vorkommen, die oft eine große Mannichfaltigkeit des Bodens darstellen.

Zunächst auf die Wallebene folgen der Größe nach die eigentlichen sogenannten Ringgebirge, die dem Kreise viel näher kommen und in mehren Fällen ihm völlig entsprechen; ihre Zahl ist ungemein groß. In einigen Mondgegenden stehen sie in so dichtem Gedränge zusammen, daß fast nichts anderes mehr zwischen ihnen Platz hat und ihre Form, gleichsam eingedrückt, der polygonen sich nähert. Meistens haben diese Gebirge ringsherum dieselbe Höhe. Häufig fällt der Wall nach innen und nach außen in Terrassen ab, oder Ausläufer verzweigen sich vom Walle aus nach verschiedenen Seiten. — Im Innern zeigt sich am häufigsten ein sogenannter Centralberg, oft nur wie eine schwache Narbe von sehr geringer Höhe, oft aber auch pikförmig, oder in den größern Ringflächen als ein kleines Massengebirge. Die Zahl der Ringgebirge, wenn man sie nur bis zu 2 Meilen Durchmesser abwärts nimmt, übersteigt schon 1000; doch noch ungleich größer ist die Zahl der Krater, von denen ein Fernrohr von 5 Fuß Brennweite gegen 15—20,000 entdeckt. Sie sind fast alle verhältnißmäßig sehr tief, doch keineswegs wirklich bodenlose Schlünde, die in das Innere des Mondkörpers führen. Die Art, wie der Schatten sich in ihnen darstellt, zeigt, daß sie einen Boden haben, häufig darin auch einen Centralberg. Die Mehrzahl der Krater hat eine durchaus regelmäßige Form, Ungleichheiten des Kammes, kleine Verzweigungen und dergleichen gehören zu den Ausnahmen von der Regel. Sehr gewöhnlich sieht man zwei oder mehre reihenweise wie Perlenschnüre an einander gereiht, in welchem Falle gewöhnlich zwei benachbarte einen gemeinschaftlichen Wall haben. Da die meisten Krater nach jenen sehr schroff abstürzen und noch ganz mit Schatten erfüllt sind, wenn auch die Sonne schon 15° bis 20° über ihrem Horizont steht, so bekommen diejenigen Mondgegenden, in denen sie sich sehr häufig finden, ein gleichsam durchlöchertes Ansehen.

An einzelnen Stellen zeigt der M. auch Gebirgsketten, welche unsern terrestrischen gleichen; doch sind dieselben seltener und weniger ausgedehnt; die Thäler sind auch hier kraterähnlich, die Gipfel vorherrschend, dann zuweilen jedoch pikförmig. Das von Hevel sogenannte Apenninengebirge, 90 Meilen lang u. in seinem höchsten Berge 17,000 F. sich erhebend, ferner die Alpen, der Kaukasus, die Riphäen, der Altai und einige andere kleinere laufen nicht, wie die Erdgebirge, in verschiedene Aeste aus, sondern bilden abgeschlossene Massen. Weit häufiger als auf der Erde sind isolirte Berge ohne allen Zusammenhang, oder Gruppen von Hügeln, oft kaum zu zählen. Um den 40° nördl. Breite herum, und vom mittlern Meridian des M.es durchschnitten, zieht sich ein fast 200 deutsche Meilen langer und ziemlich breiter Gürtel von Hügellandschaften hin; bei Aristote=

les herum zeigen sie sich nach verschiedenen Richtungen hin in parallele Reihen geordnet.

Die grauen ebenern Landschaften sind ohne Ausnahme von langen flachen, geraden, oder doch nur in großen allmähligen Krümmungen dahin streichenden Höherücken durchzogen, die man **Bergadern** zu nennen pflegt. Sie stehen nicht mit Gebirgen in Verbindung, sondern steigen ganz unmittelbar aus der Ebene empor; ihre Höhe ist unbeträchtlich, oft nicht über 50 Fuß, selten gegen 1000 Fuß, so daß sie nur bei Sonnenauf- u. Sonnenuntergang einigen Schatten werfen, der sie kenntlich macht; dagegen haben sie beträchtliche Breiten — $1/2$—1 Meile u. darüber — und eine große Längenerstreckung bis zu 80 Meilen. Selten zeigen sich auf ihnen einzelne Gipfel, zuweilen enden sie an solchen. Auch in den größeren Wallebenen kommen die Bergadern, wenn auch nur in kleinerem Maßstabe vor.

Eine noch räthselhaftere Formation stellt sich uns in den sogenannten **Rillen** dar: schmalen, tiefen Furchen, geradlinig oder nur in sehr mäßigen Krümmungen durch Ebenen oder auch durch Gebirgslandschaften hinstreichend u. schwer wahrzunehmen, da sie fast sämmtlich äußerst schmal sind. Bis jetzt sind gegen 90 aufgefunden; die beiden ersten fand **Schröter** im Jahre 1788. Man kann sie bald als glänzende Lichtlinien und als schwarze Fäden erblicken, ersteres im Vollmonde, letzteres bei schräger Beleuchtung. Sie durchschneiden oft die Krater, so daß sie den Rand derselben sprengen und mit selbstständigen Wällen durch das Innere fortziehen. Schlängelnde Krümmungen, wie bei den Flüssen unseres Erdkörpers kommen fast gar nicht vor; dagegen sieht man sie an einigen Stellen zu zwei, drei und vier nebeneinander parallel fortstreichen; ihre Breite ist fast durchweg gleich. Diese Rillen hat man bald für Flüsse, bald für künstliche Kanäle, bald für Landstraßen angesehen; aber keine dieser Annahmen könnte auf einige Wahrscheinlichkeit Anspruch machen, selbst wenn der M. Wasser hätte, wie es wirklich nicht der Fall ist. Eine Abbildung der Mondoberfläche enthält die Stahlpl. 75a in Fig. 1. Zu ihrer Ergänzung folgt hier ein alphabetisches Verzeichniß aller vorzüglichen Flecken mit ihrer selenocentrischen Lage. Darin sind die östlichen selenocentrischen Längen und die südlichen Breiten negativ oder mit den Zeichen — angegeben. Bei großen Flecken, wie bei den sogenannten Meeren, ist die Mitte zu verstehen. Die Karte zeigt übrigens den M. in verkehrter Lage, so daß Süd oben und West links erscheint, wie das mit dem M.e selbst der Fall ist, wenn man ihn durch ein astronomisches Fernrohr betrachtet, durch welches bekanntlich alle Gegenstände verkehrt dargestellt werden.

Namen:	Länge:	Breite:
Abulfeda	12°,5	— 13°,5
Acherusia	21,5	16,25
Agatharchides	— 30	— 9
Agrippa	11	4
d'Alembert	östlich von Grimaldi und Riccioli.	
Albategnius	4	— 12
Alfragan	18,5	— 5,5
Alhazen	7	17¼
Aliacensis	4	— 30⅝
Alpen	— 2	50
Alpetragius	— 5	— 16
Alphonsus	— 2,5	— 12,5
Anaxagoras	— 4	73
Anaximander	nördlich von Horreb'ow.	
Anaximenes	— 40	72
Apenninen	westl. am Aratus, Conon u. Huyghens.	
Apianus	6	— 26
Apollonius	50	4,5
Arago	22	6,5
Aratus	4,5	23,5
Archimedes	— 4	30
Archytas	zwischen Aristoteles und Timäus.	
Aridaus	17	4,5
Aristarch	— 47	23
Aristill	1	34
Aristoteles	17	51
Arnold	38	67
Arzachel	— 3	— 17
Atlas	43	46
Autolycus	1,5	30,5
Azout	62	11
Ba lly	29,5	49,5
Barıow	7,5	71,5
Bayer	— 34,5	— 52
B.rnoulli	59	34,5
Berosus	67	34
Berzelius	50,5	37
Bessarion	— 37,5	14
Bessel	17,5	22
Bettinus	— 41	— 63
Bianchius	— 34	48
Billy	westlich von Sirsalis	
Blancanus	— 21	— 63
Blanchinus	nordwestlich von Werner.	
Bode	— 2,5	7
Bonpland	— 17,5	— 8
Boscovich	11	9,5
Bouguer	— 36	52,5
Bouvard	— 80	— 38
Bradley	0,5	23
Briggs	— 67,5	27
Bürg	27,5	45
Bulliald	— 22	— 21
Burckhardt	53	30
Borgius	— 63	— 24,5
Cäsar	15	5
la Caille	westlich von Purloch.	
Calippus	10,5	38,5
Campanus	— 27,5	— 27,5
Capella	36	— 7,5
Capuanus	— 26,5	— 33,5
Cardanus	— 72,5	14
Carlini	— 24	30,5
Casatus	— 35	— 75
Cassini Dom.	— 4	40
Cassini Joh.	Thal westlich von Epigenes u. Lexell.	
Catharina	23,5	— 17
Cavaleri	— 67	5,5
Cavendish	— 53	— 24
Censorinus	33	— 0,5
Cepheus austr.	46	41
Cepheus bor.	48	41
Cichus	südlich von Kies	
Clavius	— 15	— 58
Cleomedes	56	27,5
Cleostratus	— 77	60
La Condamine	— 27,5	53
Concordet	68	12,5
Conon	2	22
Copernicus	— 20	9

Namen:	Länge:	Breite:
Cordilleras	— 72	— 13
Curtius	südwestlich an Moretus	
Cychus	— 20,5	— 33,5
Cysatus	— 7,5	— 66
Damoiseau	— 59,5	— 5,5
Davy	— 9	— 11
Delambre	18	— 2
Delisle	— 35	30
Deluc	— 3,5	— 55
Democritus	33,5	62
Desplaces	Randausschnitt südlich an Grim.	
Dionysius	17,5	3
Diophantus	— 34	27,5
Dörfel	südlich an Kircher	
Dollond	— 16	— 9,5
Dominic Maria	— 16	7
Doppelmayer	— 42	— 28
Drebbel	— 48	— 41
Eggede	9	48
Eichstädt	— 77	— 23
Eimmart	65	23,5
Encke	— 37	3,5
Endymion	55	53
Epigenes	— 5	68,5
Eratosthenes	— 12	14
Euclides	— 29	— 7,5
Euctemon	32	72
Eudox	16	44
Euler	— 29	23
Fernel	3,5	— 33,5
Feronce	— 7	— 70
Firmicus	62,5	8
Flamstead	— 44	— 4,5
Fontana	— 57	— 17
Fontenelle	— 17	61
Fourier	— 53,5	— 30
Fracastor	32	— 22
Franklin	47	38,5
Furnerius	58	— 35,5
Gärtner	34,5	59,5
Galilei	— 62,5	10,5
Gallus	12	19
Gambart	— 15	1
Gassendi	— 40	— 17
Gauricus	— 14,5	— 33,5
Gauß	75	37
Gay Lussac	— 20,5	14,5
Geminus	56	34
Le Gentil	zwischen Bailly und Cassutus	
Gerard	— 78	44
Gioja	2	48
Goclenius	4	— 9,5
Godin	10	2
Grimaldi	— 67	— 5,5
Gruemberger	— 12,5	— 67
Guerike	— 14	— 12
Hadley	5,5	26
Hahn	71	32,5
Hansen	72	14
Hansteen	— 52	— 12
Harding	— 71	43
Harpalus	— 44	52,5
Hase	südwestlich von Petavius	
Hausen	östlich an Bailly	
Heinsius	— 18	— 39,5
Helicon	— 23	40
Hell	— 8	— 32
Heraclides	— 34	41
Heraclides fals.	— 25,8	46,5
Hercules	38	46
Hercynia	— 81	22
Hermann	südsüdöstlich von Reiner	
Herodot	— 49	22,5
Herschel	— 2	— 5,5
Hesiod	— 16	— 2,9

Namen:	Länge:	Breite:
Hevel	— 68	2
Higinus	6,5	8
Hippalus	— 30	— 24,5
Hipparch	5	— 6
La Hire	nordöstlich von Lambert.	
Hook	54	41
Horrebow	— 39	57,5
Hortensius	— 28	7
Humboldt	77	64,5
Huyghens	— 4	20
Hypatia	23,5	— 4
Jansen	28,5	13,5
Inghirami	— 72	— 47,5
Isidor	34	— 8
de l'Isle	südöstlich bei Euler	
Kästner	südlich bei Neper	
Kepler	— 37,5	7,5
Kies	22,5	— 27
Kirch	— 6	39
Kircher	— 42,5	— 67,5
Klaproth	— 27	— 70
Kraft	72	17
Krüger	— 66	— 17
Lacus mortis	28	48
Lacus somnior.	35	35
Lagrange	— 67	— 33
Lahire	— 25	— 27,5
Lalande	— 9	— 4
Laplace	— 25,5	45,5
Lovoisier	— 83	38
Lambert	— 21	25,5
Landsberg	— 27	— 1
Langrenus	62,5	— 7,5
Lehmann	— 55	— 39
Lemonnier	30,5	26,5
Leibnitz	— 7	— 70
Letronne	— 42,5	— 11,5
Lexell	— 5	70
Libanon	bei Thebit	
Lichtenberg	— 67	32
Linneé	12	18
Littrow	31,5	22
Lohrmann	— 69	— 0,5
Longomontan	— 22	— 50
Louville	— 47	45
Lubiwirtzky	— 23	— 17,5
Macrobius	45,5	21
Maginus	— 7	— 50,5
Mairan	— 44	42
Manilius	9	14,5
Marco Polo	— 3	16
Maraldi	35	19
Mare Crisium	55	14
- Foecunditatis	50	— 6
- Frigoris	— 8	60
Mare Humorum	— 40	— 25
- Jmbrium	— 20	32
- Nectaris	35	— 16
- Nubium	— 15	— 18
- Serenitatis	20	25
- Tranquillitatis	30	5
- Vaporum	5	12
Marius	— 51,5	12
Martianus Capella	34	— 8
Maskelyne	29,5	2,5
Mason	30	42,5
Maupertuis	— 26	48
Maurolycus	13	— 40,5
Mayer, Christ.	17	64
Mayer, Tob.	— 29	15,5
Menelaus	16	16,5
Mercator	— 26	— 29
Mercurius fals.	76	35
Mercurius verus	65,5	45,5
Mersenne	— 47,5	— 21,5

Namen:	Länge:	Breite:
Messala	58	39
Meton	17	72
Milichius	— 30	10,5
Mößlin	— 6	— 1
Montblanc	zwischen Newton und Dom. Cassini	
Moretus	— 7,5	— 70
Mylius	östl. v. Mersenne u. südl. v. Grimaldi	
Nasireddin	— 1	— 0,5
Neper	78	10
Newton	— 9	48
Oceanus Procellarum	— 30	— 2
Oenopides	— 62	56
Oersted	46	42,5
Olbers	— 77	9
Oriani	75	26
Orontius	— 5	— 40
Palitsch	westl. v. Snellius u. nördl. v. Furnerius	
Pallas	— 2	6
Palus Nebutarum	3	37
- Putredinis	4	31
Palus Somnii	42	13
Parry	— 16	— 7,5
Petavius	57,5	— 25,5
Philolaus	— 28	70
Phocylides	— 55	— 55
Piazzi	— 66	— 34,5
Picard	54	14
Piccolomini	30,5	— 28
Pico	— 9	46
Pictet	— 7	— 42,5
Pingré	— 55	— 46
Pilatus	— 14	— 29
Plana	27,5	48,5
Plato	— 9	51
Plinius	23,5	15,5
Plutarch	75	27
Posidonius	29,5	32
Proclus	47	16,5
Ptolemäus	— 3	— 9
Purbach	— 5	— 26
Pythagoras	— 60	63
Pytheas	— 20,5	20,5
Ramsden	— 32	— 32,5
Regiomontan	— 1	— 28
Reiner	— 55	7
Reinhold	— 22,5	3
Repsold	— 74	51
Rheticus	— 17,5	4
Riccioli	— 75	— 2
Riphäus	— 27	— 7
Ritter	19	2
Rocca	— 72	— 12,5
Römer	36	25,5
Rook	östlich von Mersenne, südl. v. Grimaldi	
Roß	22	12
Roß	— 31	— 56,5
Sabine	20,5	2
Sasserides	zwischen Tycho und Gauricus	
Saussure	— 4	— 44
Sharp	— 41	45
Scheiner	— 26	— 60
Schickard	— 55	— 44
Schiller	— 39	— 51
Schröter	— 10	5,5
Scoresby	12,5	77
Schubmacher	59,5	42
Schubert	79	2,5
Segner	— 45	— 58
Sömmering	— 8	0,5
Seleucus	— 66	21,5
Seneca	77	28
Short	— 10	— 75
Silberschlag	12,5	6,5
Sinus epidemiarum	— 30	— 24
- iridum	— 32	44
Sinus roris	— 42	53
- aestuum	— 9	5
Sirsalis	— 60,5	— 13
Smith	südöstlich von Tycho	
Snellius	53,5	— 33,5
Sosigenes	17,5	8,5
Stadius	— 14	10
Stevin	56,5	— 29,5
Stöffler	6	— 40
Street	— 11	— 46
Struve	64	43
Sulpicius Gallus	11,5	20,5
Taquet	19	16
Taruntius	47	5
Terra pruinae	zwischen Mauper u. Condamine	
Terra siccitatis	nördlich von Horrebow und Harpalus	
- sterilitatis	östlich von Schickard und Pingré	
Thales	49,5	62
Teätetus	6	37
Thebit	— 5	— 22
Theophilus	26,5	— 11
Theon jun.	14,5	— 2,5
Theon sen.	15,5	— 0,5
Timäus	— 1	62
Timocharis	— 13,5	27
Tralles	52	28
Triesnecker	3,5	4
Tycho	— 12,5	— 42,5
Uckert	1,5	7,5
Ulloa	westlich von Thales	
Ulugh Beigh	— 85	32,5
Vendelin	62	— 16,5
Vieta	— 56	— 28,5
Vitello	— 37	— 30
Vitruv	31	18
Walther	— 0,5	— 32
Wargentin	— 60	— 48,5
Weigel	— 37,5	— 58
Werner	—	— 28
Wilhelm v. Hessen	— 20	— 45
Wilson	— 39	— 70
Wing	nordöstlich von Tycho	
Wollaston	— 47	30,5
Wolff	— 8	16
Wurzelbauer	— 16	— 33,5
Xenophonees	— 77	57,5
Zuchius	— 47,5	— 62.

Wie bereits erwähnt zeigt uns der M. hellere und dunklere Oberflächentheile und einzelne Punkte zeichnen sich durch ein vorzüglich lebhaftes Licht aus. Diese Verschiedenheiten haben ihren Grund in der eigenthümlichen Formation des Mondbodens. Die dunkleren Stellen sind wahrscheinlich lockerer, die helleren starrer, und die merkwürdigen **Lichtstreifen**, welche theils einzeln, theils zu Strahlensystemen geordnet in hoher Beleuchtung prädominiren, scheinen der Reflex eines ganz verglasten Bodens zu seyn.

IV. **Die Atmosphäre des M.es.** Ob der M. eine unserer Atmosphäre ähnliche Dunsthülle habe und ob sich in Folge davon wässerige Niederschläge auf seiner Oberfläche bilden, ist lange eine Kontroverse der Astronomen gewesen. Daß die Mondatmosphäre sehr dünn sey, mußte man allerdings bei näherer Betrachtung daraus abnehmen, daß der Lichtstrahl, auch wenn er hart an der Mondkugel vorbeigeht, durchaus keine Brechung erleidet. Wir finden beim Eintritt eines Sterns in den Mondrand keine Schwächung, wie sie die Erdatmos-

sphäre (und zwar in sehr starkem Maße) bewirken würde, und eben so wenig eine Verminderung der Dauer des Durchganges, die eine Mondatmosphäre eben so bewirken würde, wie die Erdatmosphäre durch die Strahlenbrechung eine Verminderung der Nachtlänge bewirkt. Die Gashülle des M.es muß nach diesen und mehren andern analogen Wahrnehmungen zu schließen, so beschaffen seyn, daß sie den Lichtstrahl weder schwächt noch ablenkt. Enthielte diese unbekannte Umhüllung, die wenigstens nicht Luft heißen könnte, aufgelösten Wasserdampf, so würde sich auch dieser durch Strahlenbrechung verrathen müssen. Da wir nun aber eine Flüssigkeit, die nicht verdunstet, nicht kennen, so müssen wir auch von der Annahme abstehen, daß der M. Wasser habe. Existirt dabei noch eine Art Atmosphäre, so muß sie überaus dünn seyn. Schröter glaubte aus einer vermeintlichen Dämmerung auf dem M.e $^1/_{28}$ der Erdluft für die Dichtigkeit der Mondluft zu finden (schon dünn genug für uns, um nach wenigen Minuten in derselben zu ersticken). Bessel hat aus den Beobachtungen der durch den M. bewirkten Sternbedeckungen als äußerste Möglichkeit einer Mondluft die Dichtigkeit $^1/_{968}$ gefunden, die Erdluft = 1 gesetzt. Wo weder Luft noch Wasser, oder Beides in so unbedeutendem Maße existirt, wird man auch an unser Feuer, also auch an Feuerausbrüche u. dergl. nicht zu denken haben. Die Form der Mondgebilde hat Viele veranlaßt, vulkanische Eruptionen auf dem M.e anzunehmen: allein selbst wenn, wie allerdings wahrscheinlich ist, die Ringgebirge das Produkt einer von innen nach außen wirkenden und also, wenn sie zum Ziele gelangt, erumpirenden Kraft sind, so ist doch die eigentliche vulkanische Natur derselben nicht anzunehmen. Auch sind nie vulkanische Ausbrüche auf dem M.e beobachtet worden; was man als solche bezeichnet hat, waren Punkte, welche im Erdlicht stärker als ihre Umgebungen leuchteten, wie sie es im Sonnenlichte stets thun. Eben so wenig ist Benzenbergs Ansicht, daß die Meteorsteine vom M.e kommen, haltbar; diese rühren vielmehr aus den Sternschnuppenschwärmen her, welche die Erde in ihrem Laufe im August und November durchschneidet.

Daß der M. und überhaupt alle Weltkörper lebende Bewohner haben, ist im Allgemeinen genommen, im höchsten Grade wahrscheinlich, da einerseits gar kein Grund abzusehen ist, weshalb die Erde einen so ungemeinen Vorsprung ausschließlich in Anspruch nehmen könnte; andererseits von der Weisheit des Schöpfers erwartet werden kann, daß alle seine Werke die möglichst höchsten Zwecke erfüllen. Wo wir also Einrichtungen getroffen sehen, welche Bewohner möglich machen, können wir diese auch wirklich annehmen und zugleich annehmen, daß jeder Weltkörper mit solchen Bewohnern versehen sey, die seiner Naturbeschaffenheit angemessen sind und sich auf ihm ihres Lebens erfreuen können. Ob wir aber mit den Seleniten je eine nähere Bekanntschaft machen werden, ob wir die Erfolge ihrer Thätigkeit auf der Oberfläche des M.es jemals werden bemerken können, muß mindestens höchst zweifelhaft erscheinen. Wenigstens vergessen diejenigen, welche von einer fortschreitenden Vervollkommnung der Fernröhre Alles erwarten, daß ein größeres Sehwerkzeug die anderweitigen, hauptsächlich im Zustande der Erdatmosphäre liegenden Schwierigkeiten nicht allein nicht hebt, sondern vielmehr im Verhältniß seiner Größe vermehrt und daß überhaupt stärkere Vergrößerungen nur dann von Nutzen seyn können, wenn die Deutlichkeit des Bildes sich in gleichem Maße erhöht. Schon bei den größten der jetzt in Anwendung gebrachten Fernröhre zeigen sich diese Schwierigkeiten in hohem Grade, dergestalt, daß man ihre volle Kraft nur selten und nicht bei allen Gegenständen in Anwendung bringen kann. Gelänge es aber auch mit einer 1000maligen Vergrößerung noch gute Beobachtungen auf der Mondscheibe zu machen, so würden die Gegenstände auf derselben immer noch nicht besser erscheinen, als mit freiem Auge in $^{50000}/_{1000}$ = 50 Meilen Entfernung, und auch das schärfste Auge ist nicht im Stande, einen Menschen, ein Pferd u. dgl. noch deutlich wahrzunehmen, wenn sie über 1 Meile entfernt sind. Höchstens mag die reinere Luft der tropischen Gegenden ein solches Fernsehen gestatten. Vielleicht aber könnte man hoffen, dereinst die Werke der Seleniten aufzufinden, ihre Heereszüge zu verfolgen u. dgl. Auch in dieser Beziehung ist schwerlich Etwas zu erwarten. Wenn es nun auch endlich gelänge, ein architektonisches Produkt von der Größe der Cheopspyramide oder der Peterskirche als ein feines Pünktchen wahrzunehmen — was allenfalls von der Zukunft zu hoffen seyn dürfte — wer deutete uns dieses Pünktchen? Die kleinsten ihrer Gestalt nach, noch mit einiger Bestimmtheit wahrnehmbaren Gegenstände sind noch immer 4000—6000 Fuß lang und breit, und auch eine verhältnißmäßige nicht unbedeutende Höhe darf ihnen nicht fehlen, wenn man sie von ihrer Umgebung unterscheiden soll.

Nach diesen Bemerkungen wird man den Werth der Beobachtungen kapiren können, auf welche gestützt selbst Männer von Ansehen in der astron. Welt, mit mehr oder weniger Bestimmtheit behaupteten, im M.e Städte, Kunstbauten u. s. w. gesehen zu haben. Als Herschel der Jüng. in den dreißiger Jahren am Kap mit seinem trefflichen Spiegelteleskop den südlichen Himmel durchforschte u. fleißig beobachtete, erschien im Jahre 1836 zu Hamburg unter dem Titel: „Neuer Abdruck der höchstmerkwürdigen Berichte über die großen astronomischen Entdeckungen auf dem Monde 2c.", ein Buch, in welchem erzählt wird, wie Herschel sogar allerlei merkwürdige Geschöpfe, z. B. Schafe von ganz eignem Bau und Wuchs im M.e wahrgenommen, und die Münchhauseniade (das Machwerk eines Nordamerikaners) fand selbst in gebildeten Zirkeln eine Zeit lang Glauben. Was wir von den Mondbewohnern, sobald wir nur die Existenz lebender Wesen auf dem M.e annehmen, mit Sicherheit aussagen können, stützt sich nicht auf unmittelbare Beobachtungen durch Fernröhre, sondern auf indirekte Folgerungen. Die scharfen Gegensätze zwischen Licht und

Schatten, der Mangel eines vermittelnden Helldunkels, der Dämmerungen und der den Strahl der Sonne mildernden Atmosphäre, macht es nothwendig, daß die Sehwerkzeuge der Seleniten anders als die unsrigen eingerichtet sind. Der Mondbewohner bedarf mehr als Adleraugen, folglich hat er sie. — Die Tage und Nächte sind auf dem M.e fast 30mal länger als bei uns; wenn nun dort wie hier die Nächte zur Ruhe, die Tage zur Arbeit bestimmt sind, so muß der Körper der Seleniten weit langsamer ermüden als der Erdbewohner, also in dieser Beziehung kräftiger und ausdauernder seyn. Eben so wird sich die große Leichtigkeit, mit welcher auf dem M.e alle Bewegungen hervorgebracht werden, auch in den Bewegungswerkzeugen der Mondbewohner aussprechen; sie werden behender und flinker und darum leichter u. gelenkiger seyn &c.

Der M. belebt und verherrlicht, mehr als alle andern Nachtgestirne durch Verschiedenheit seiner Phasen und durch den schnellern Wechsel seiner relativen Stellung am Sternenhimmel unter jeglicher Zone den Anblick des Firmaments; er leuchtet erfreuend dem Menschen und (vornehmlich in den Wäldern der Tropenwelt) den Thieren des Waldes. Ueber die Erleuchtung der Erde durch den M. s. Astronomie, S. 1100. Der M. durch die Anziehungskraft, die er gemeinschaftlich mit der Sonne ausübt, bewegt in der Ebbe und Fluth unsere Oceane, übt einen unverkennbaren Einfluß auf Luftdruck, wässerige Niederschläge und Wolkenzerstreuung und einen ebenfalls nicht abzuleugnenden auf das organische Leben des Pflanzen- und Thierreichs, den Menschen nicht ausgeschlossen, aus. John Herschel hält es für sehr wahrscheinlich, daß auf dem M.e eine sehr hohe Temperatur herrsche (weit über dem Siedepunkt des Wassers), da die Oberfläche 14 Tage lang ununterbrochen und ungemildert der Sonnenwirkung ausgesetzt sey. Der M. müsse daher in der Opposition oder wenige Tage nachher in einem kleinen Maße eine Wärmequelle für die Erde werden; aber diese Wärme von einem Körper ausströmend, der weit unter der Temperatur eines brennenden sey, könne nicht die Erdfläche erreichen, indem sie in den obern Schichten unseres Luftkreises absorbirt und verbraucht werde, wo sie sichtbares Gewölk in durchsichtigen Dampf verwandle. Die Erscheinung der schnellen Wolkenzerstreuung durch den Vollmond bei nicht übermäßiger Wolkenbedeckung wird von Herschel als eine meteorologische Thatsache betrachtet, die von Humboldts Erfahrung und dem sehr allgemeinen Glauben der Seefahrer in amerikanischen Tropenmeeren bestätigt wird.

Die bis jetzt angestellten Beobachtungen über den Einfluß des M.es auf das Erdenleben und insbesondere auf die Witterungsverhältnisse sind zu festen Resultaten nur in einzelnen Punkten gekommen; im Allgemeinen stellt sich heraus, daß man jenen Einfluß im gewöhnlichen Leben viel zu hoch anschlägt. Vergl. Arago, sur la question de savoir, si la lune exerce sur notre atmosphère une influence appréciable, im Annuaire pour 1833, S. 157—206. Die Hauptgewährsmänner sind: Schübler, Untersuch. über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen in unserer Atmosphäre 1830; — Flaugergues, Zwanzigjährige Beobachtungen in Viviers, in Biblioth. univers., Sciences et Art. T. XL 1829, S. 265—283 u. in Kastners Archiv für die gesammte Naturlehre, Bd. XVII, 1829, S. 32—50; — Eisenlohr, in Poggendorfs Annalen der Physik, Bd. XXXV, 1835, S. 141—160 und 309—329. Wir verweisen an dieser Stelle auf den Artikel Meteorologie.

Mond (in anderer Bedeutung), 1) s. v. a. Trabant eines Planeten überhaupt, z. B. Jupiters-, Saturn-, Uranusmonde; — 2) die Zeit von einem Neumond zum andern, daher auch s. v. a. Monat.

Mond, 1) (gr. Myth.), s. Selene; — 2) (nord. Myth.), s. Mani.

Mond, 1) sichelförmiges Werkzeug von der Gestalt des zu- oder abnehmenden Mondes; — 2) abgekürztes Hufeisen, das nicht bis an die Trachten reicht, damit diese in ihrem Wachsthum nicht gehindert werden; — 3) s. Halbmond u. halber Mond.

Mond (Herald.), halbmondförmige Figur, welche, wenn sie ein Angesicht hat, gebildet, mit aufwärts gekehrten Hörnern ordentlich heißt, in Wappen aber auch gestürzt, rechts oder links gekehrt angebracht wird.

Monda oder **Munda** (a. Geogr.), Fluß an der Westküste Hispaniens, der zwischen dem Tagus und Durius mündet, jetzt Mondego (Ptol. II, 5, 4).

Monda, span. Stadt, Prov. Malaga; 10,000 Einw.

Mondahu, südamerikan. Fluß, Brasilien, Prov. Ceara; fließt nordöstl. in den atlant. Ocean.

Mondar, Herrscherdynastie in Hira, reg. 270 von M. I. bis 635, erlosch damals mit M. V.

Mondara, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Gurval.

Mondauge (Thierarzneikunde), das Auge eines mit Mondblindheit (s. d.) behafteten Pferdes.

Mondauge (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Agamemnon, (s. d.).

Mondbahn, s. Mond 1).

Mondbecher (Bot.), Lebermoosgatt., s. v. a. Lunularia *Mich.*

Mondbein (Anat.), s. Hand.

Mondberg (Geogr.), s. Himalaya.

Mondberg, s. Chiromantie.

Mondblinde Pferde, s. Mondblindheit.

Mondblindheit (Monatsblindheit, Mondfluß, franz. Fluxion lunatique, Ophthalmie lunatique, Thierarzneik.), sind synonyme Bezeichnungen für eine dem Pferde, dem Esel und den Bastarden von beiden eigenthümliche Entzündung der Augen, deren häufig wiederkehrende Anfälle man in früherer Zeit vom Einflusse des Mondes herleitete. Spätere Beobachtungen haben indessen genügend erwiesen, daß die Anfälle dieser Augenentzündung, welche bei einem, einmal von derselben ergriffenen Pferde gewöhn-

lich, in mehr oder weniger lange dauernden Intervallen von scheinbarer Gesundheit, so oft wiederkehren, bis das afficirte Auge desorganisirt und zum Aufnehmen der Lichteindrücke untauglich geworden ist — durchaus von den verschiedenen Mondphasen unabhängig sind. Daher bemühte man sich nun auch in neuerer Zeit, der gedachten Krankheit eine mehr passende Bezeichnung beizulegen, indem man sie wegen ihres Sitzes im Innern des Auges die „innerliche Augenentzündung", — noch mehr aber wegen ihrer Neigung zur Rückkehr die „periodische", „intermittirende", „remittirende", od. auch die „specifische Augenentzündung" u. s. w. nannte. Die M. oder, insofern dabei nicht an regelmäßige Perioden der Wiederkehr gedacht wird, besser die periodische, specifische Augenentzündung der Pferde ist eine eigenthümliche Entzündung der Iris und Chorecidea, die nur Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe, niemals Eiterung zur Folge hat, die Linse und Netzhaut (zuweilen auch den Glaskörper) erst sekundär afficirt, dadurch aber am meisten verderblich wird. Die Erscheinungen der periodischen Augenentzündung bestehen kurz in Folgendem: Die Krankheit, welche zwei- bis vierjährige Pferde am häufigsten, jüngere und ältere viel seltener befällt, ergreift gewöhnlich nur ein Auge (seltener beide zugleich); dasselbe wird gegen den Lichtreiz empfindlicher, und daher schließt das Pferd die Lider desselben mehr als die des gesunden Auges. Oeffnet man die Augenlider, so zeigt sich die Pupille sehr verengt, u. die Thränenabsonderung etwas vermehrt. Dieser Zustand dauert, je nach der Heftigkeit des Anfalles wenige Stunden bis mehre (2—3) Tage, u. ist als das erste Stadium der Krankheit zu betrachten. — Wenn man nach Verlauf dieser Frist das kranke Auge wieder untersucht, so findet man die Lichtscheu wie früher oder noch stärker, u. die Augenlider daher eben so wie bei der ersten Untersuchung, oder noch mehr geschlossen; die Thränenabsonderung ist ebenfalls noch reichlich, und die Pupille wie früher oder noch stärker zusammengezogen. Eine Vergleichung des kranken Auges mit dem gesunden läßt bald eine veränderte, nämlich eine grünliche Färbung der Regenbogenhaut entdecken, welche von einer Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe auf der äußeren Fläche derselben herrührt, und nicht selten so stark ist, daß schmutzig-weiße od. gelbliche Flokken derselben in die wässerige Feuchtigkeit der vorderen Augenkammer abgelagert werden, und in derselben umherschwimmen. Diese grünliche Verfärbung der Iris ist eines der sichersten Kennzeichen der periodischen Augenentzündung, und dürfte wohl in solcher Art bei keiner anderen Entzündung des Auges vorkommen. Mit diesen Erscheinungen einer besonderen Affektion der Iris verbinden sich nicht selten noch andere, die streng genommen nur als sekundär, und zum Theil von der Heftigkeit des Krankheitsanfalles abhängig zu betrachten sind. Dahin gehört zunächst die Erregung eines pathischen Zustandes in der Linse und der Netzhaut, welche vorzugsweise zu der gefahrvollen Bedeutung der ganzen Krankheit beiträgt, selbst aber erst aus ihren, nach beendeter Krankheit hervortretenden, bleibenden Wirkungen in der Linse u. Netzhaut erkannt wird. Dann gesellen sich, früher schon erkennbar, zu der inneren Augenentzündung auch nicht selten Trübungen der Hornhaut und ein subinflammatorischer Zustand der Bindehaut, welche letztere von einigen Schriftstellern, wohl nicht ganz richtig, als häufig vorhanden, und primär zur Krankheit gehörend betrachtet wird. Unter den letztgenannten Umständen ist die Thränenabsonderung ganz besonders stark, und nicht selten fließen diese Thränen dann über die Augenlider und aus dem inneren Augenwinkel hervor. Hält dieses Ausfließen längere Zeit hindurch an, so wird, wie dieses bei jeder anhaltenden Befeuchtung der Haut des Pferdes geschieht, die Haut aufgelockert und das Corium gereizt, was dann ein Ausfallen der Deckhaare zur Folge hat, und mehre Schriftsteller veranlaßte, die hier ausfließenden Thränen für ganz besonders ätzend zu halten. Diese Zufälle, welche man füglich als das zweite Stadium der Krankheit, das der Höhe, betrachten kann, können in günstigen Fällen nach 5—7 Tagen vorübergehen; doch dauern sie in anderen nicht selten 2—3 Wochen. Endlich vermindert sich die Heftigkeit jener Zufälle, es tritt das dritte Stadium, das der Abnahme der Krankheit ein. Die kopiöse Thränenabsonderung läßt nach, die Patienten öffnen das ergriffene Auge wieder dem Lichte, und die in der vorderen Augenkammer und auf der vorderen Fläche der Iris sichtbaren plastischen Stoffe werden resorbirt. War die Hornhaut getrübt, so hellt sich auch diese jetzt wieder auf, und hinter den wieder durchsichtiger gewordenen Gebilden findet man nur die Pupille noch durch einige Zeit etwas verengt. Hat sich endlich die Iris wieder auf den normalen Grad zurückgezogen, war der Anfall nicht zu heftig und anhaltend, od. waren ihm nicht schon mehre ähnliche vorangegangen, so sind gewöhnlich nach vollständiger Beendigung des entzündlichen Leidens der Iris und seiner unmittelbaren Wirkungen (der Ausschwitzungen auf der Regenbogenhaut und in der Flüssigkeit der vorderen Augenkammer), keine weiteren, bleibenden Veränderungen an dem Auge bemerkbar. War dagegen der Krankheitsanfall heftig und anhaltend, so findet man gewöhnlich, wenn auch jene obengenannten Exsudationen vollständig resorbirt wurden, in der Linse, seltener in der Kapsel, Staarpunkte von verschiedener Ausdehnung und weißer Farbe, deren Beseitigung der Natur wie der Kunst nur selten gelingt. Oft geschieht es auch, daß während der Höhe der Krankheit, wenn die Pupille vollständig geschlossen war, die Ränder der Uvea mit einander und mit der Linsenkapsel verwachsen; zieht sich dann nach Beendigung des Anfalls die Iris zurück, so trennen sich Theile von dieser u. der Beulenhaut los, die als schwarze und undurchsichtige Flecke in dem Sehloch verbleiben, und das letzte erhält hierdurch, und durch die ungleich zurückgezogenen Ränder, eine unregelmäßige Form. In anderen Fällen bemerkt man nach einem solchen heftigeren Anfalle der periodischen Augenentzündung weder Staarpunkte in der Linse, noch Adhäsionen auf deren Kapsel, aber die Pu-

pille unterscheidet sich durch einen helleren Schimmer in der hinteren Augenkammer und einen eigenthümlichen, hellbläulichen oder ins Grüne spielenden Glanz der Linse von der des gesunden Auges (Glaukoma). Bei dem letzteren Uebel ist in der Regel das Sehvermögen gänzlich verloren. Schwarzer Staar für sich allein ist als Folge eines Anfalles dieser Augenentzündung nur selten, aber mit dem grauen Staar in Verbindung erscheint er oft, besonders wenn der letztere die ganze Linse oder die ganze Linsenkapsel einnimmt. Ist nun aber auch ein Anfall dieses Augenübels, ohne die hier zuletzt genannten Zerstörungen hervorzubringen, glücklich vorübergegangen, so liegt es doch im Charakter der Krankheit, daß bei fast allen mit ihr einmal behafteten Pferden ähnliche Anfälle in der Folge sich wiederholen. Dies geschieht nach einer sehr verschiedenen Dauer eines scheinbaren Gesundheitszustandes, zuweilen schon nach 2—4 Wochen, zuweilen erst nach 5—6 Monaten. Es treten dann dieselben Symptome aufs Neue hervor, und übersteht ein Thier auch drei, vier solche Recidive ohne auffallende Veränderungen im Inneren des Auges, so bemerkt man doch fast immer eine Verkleinerung, ein Schwinden des Bulbus, die Pupille bleibt andauernd verengt, das ganze Auge behält ein etwas mattes, ins Grünliche schimmernde Ansehn, und das obere Augenlid erscheint nach oben verzogen, so daß es gleichsam einen dritten Winkel bildet. Diese bleibenden Merkmale der Krankheit beweisen die frühere Existenz derselben in einem Thiere mit großer Sicherheit, wenn gleich kein Anfall des Uebels vorhanden ist. Auch sehen die mit dem Uebel behafteten Pferde zwar mit dem kranken Auge gewöhnlich noch etwas, aber ihre Sehkraft ist doch immer sehr vermindert.

Mehre Anfälle der Krankheit bewirken immer eine vollkommene Zerstörung des betroffenen Auges, indem, wie oben schon angedeutet, grauer und grüner, seltener schwarzer Staar, die unausbleiblichen Folgen derselben sind. Nach gänzlichem Erblinden eines Auges bleiben alle weiteren Entzündungsfälle in demselben für immer aus. Ueber die Ursachen der periodischen Augenentzündung ist bis jetzt wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Aufmerksame Beobachtungen haben nur gelehrt, daß dieselbe in einigen Gegenden Europas viel häufiger ist, als in anderen, u. daß Thiere, die von Aeltern abstammen, welche selbst von der Krankheit afficirt waren, derselben im Allgemeinen und unter begünstigenden äußeren Verhältnissen ihr häufiger unterliegen, als solche von gesunden Aeltern. Zergliedert man diese beiden unumstößlich erwiesenen Thatsachen, so folgt hieraus als nothwendig, daß Einflüsse, die an gewisse Oertlichkeiten gebunden sind, ganz besonders zur Erzeugung der Krankheit beizutragen geeignet seyn müssen, und daß an der Krankheit leidende Zuchtthiere eine besondere Prädisposition auf ihre Nachkommen vererben. Als Oertlichkeiten, welche die Entwickelung der periodischen Augenentzündung besonders begünstigen, sind vorzüglich die Environs des nun eingegangenen französischen Gestüts Pompadour in Limousin, einige Gegenden Englands, und dann die östlichen Provinzen des preußischen Staates, Ostpreußen und Litthauen bekannt, geworden. In solchen Jahren, wo eine naßkalte Witterung durch lange Zeit herrschte, zeigte sich die Krankheit auch in anderen Gegenden sehr häufig. Endlich hat man auch noch als Ursachen der M., mit mehr oder wenigerem Grunde, Fehler in der Haltung, Wartung und Fütterung der Pferde angegeben, und namentlich eine reichliche Fütterung mit schwerem Getreide, mit Hülsenfrüchten u. mit fettem Kleeheu, wohl nicht mit Unrecht beschuldigt, besonders bei Pferden, die sich eben noch in der Entwickelung befinden, u. die vorher an magere Kost gewöhnt waren. Da die Mehrzahl der Fälle bei jungen Pferden während der Dentition vorkommt, so betrachtete man immer schon die bei der letzteren entstehenden Kongestionen zum Kopf als eine Hauptursache des Uebels. Dupuy hat dagegen in neuester Zeit das Entstehen desselben (Neue Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde von Froriep, Bd. VII, Nr. 16, 1838) von einem Drucke der sich bildenden Zahnwurzel auf einige Zahnnervenfäden der Nerven des fünften Paares abgeleitet. Die ärztliche Behandlung der periodischen Augenentzündung wird nur selten von einem ganz befriedigenden Erfolge gekrönt; gelingt es auch 1—2mal den Anfall der Krankheit ohne Nachtheil für das ergriffen gewesene Organ vorüber zu führen, so kehren dergleichen Anfälle doch gewöhnlich so häufig zurück, daß eine Zerstörung des Auges die endliche und nicht zu verhütende Wirkung derselben ist. Man ist nach allen Beobachtungen genöthigt, das Uebel als auf einer lymphatisch-rheumatischen Dyskrasie wurzelnd zu betrachten, und die von dieser Ansicht geleitete Behandlungsweise hat bis jetzt noch allein einigen Nutzen gezeigt. Der rein antiphlogistische Heilapparat findet nur selten und beschränkt eine nützliche Anwendung. Kälte, örtlich auf den leidenden Theil angewendet, wirkt jedesmal nachtheilig, Eiterbänder, die Anwendung des Glüheisens in der Nähe des Auges, örtliche und allgemeine Aderlässe, drastische Purganzen, Salze und dergl. sind selten von einigem Nutzen. Am meisten wohlthätig zeigen sich noch Umschläge von gelind narkotischen Mitteln, die Anwendung der Wärme, Einreibungen der grauen Quecksilbersalbe in Verbindung mit narkotischen Extrakten in der Nähe der leidenden Augen und dergl., welche Mittel man in ihrer Wirkung durch eine gute und geregelte Diät, warmes Verhalten der Thiere in trockenen Lokalitäten, Reinigung der Haut u. s. w. unterstützen muß. Die Krankheit ist fast in allen europäischen Ländern ein Redhibitionsfehler, dessen Redhibitionszeit jedoch verschieden festgesetzt ist. Nach dem preußischen Landrechte beträgt sie 28 Tage.

Mondbohne (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Pongamia.

Mondcykel (Chron.), goldene Zahl, s. Cyclus, S. 487.

Mond der Metalle, früherer Name für

das Silber. Da das Gold mit der Sonne verglichen wurde, so mußte wohl das Silber den Mond repräsentiren.

Monde (Astron.), der Planeten, s. v. a. Nebenplaneten.

Monde (Säugeth.), s. v. a. einsamer Cuati, Nasua solitaris *Pr. Max.*

Mondego (Geogr.), 1) portug. Fluß, Prov. Beira, entspringt in der Serra Estrella, südwestlich von Guarda; fließt im Anfang nördlich, dann südwestlich, mündet in den atlant. Ocean und bildet die Häfen Figueira und Buarcos. Er führt Goldsand mit sich; sein Lauf beträgt 24 Meilen, wovon 15 Meilen schiffbar sind. Nebenflüsse sind rechts der Dao, links der Ceira; — 2) Vorgebirg das., an der Westküste, nordwestl. der Mündung des gleichnam. Flusses; — 3) Mbotetey, südamerikanischer Fluß, Brasilien, Prov. Matto-Grosso; entspringt am Westabhang der Serra de St. Jozé; mündet nordöstlich von Nova Coimbra in den Paraguay, links; schiffbar.

Mondejar, span. Flecken, Kastilien, Prov. Madrid, nordwestlich von Madrid; Tuchfabr.; 2700 Einw.

Mondejaren, in Spanien nach dem Sturz des maurischen Reichs in Granada Benennung derjenigen Mauren, welche unter die Botmäßigkeit der christlichen Könige kamen und von Ferdinand dem Katholischen gezwungen wurden, nach Afrika auszuwandern.

Mondemugi (Mano-Emuschi), ward früherhin als eigenes Reich im Innern von Afrika westlich von Zanguebar angegeben, ist aber in der That nur Name des Beherrschers der Nieminmays (Niminmaer), eines bis jetzt noch sehr unbekannten Volksstammes.

Mondenmilch (Min.), s. v. a. Montmilch (s. d.).

Monderich (Monderingen, Mondercange), luxemburg. Kirchdorf, Distr. Luxemburg, Kanton Esch, an der Alzette; 760 Einw.

Mondesa, brit. vorderind. Stadt, Prsdsch. Madras, Prov. Nord-Serkars.

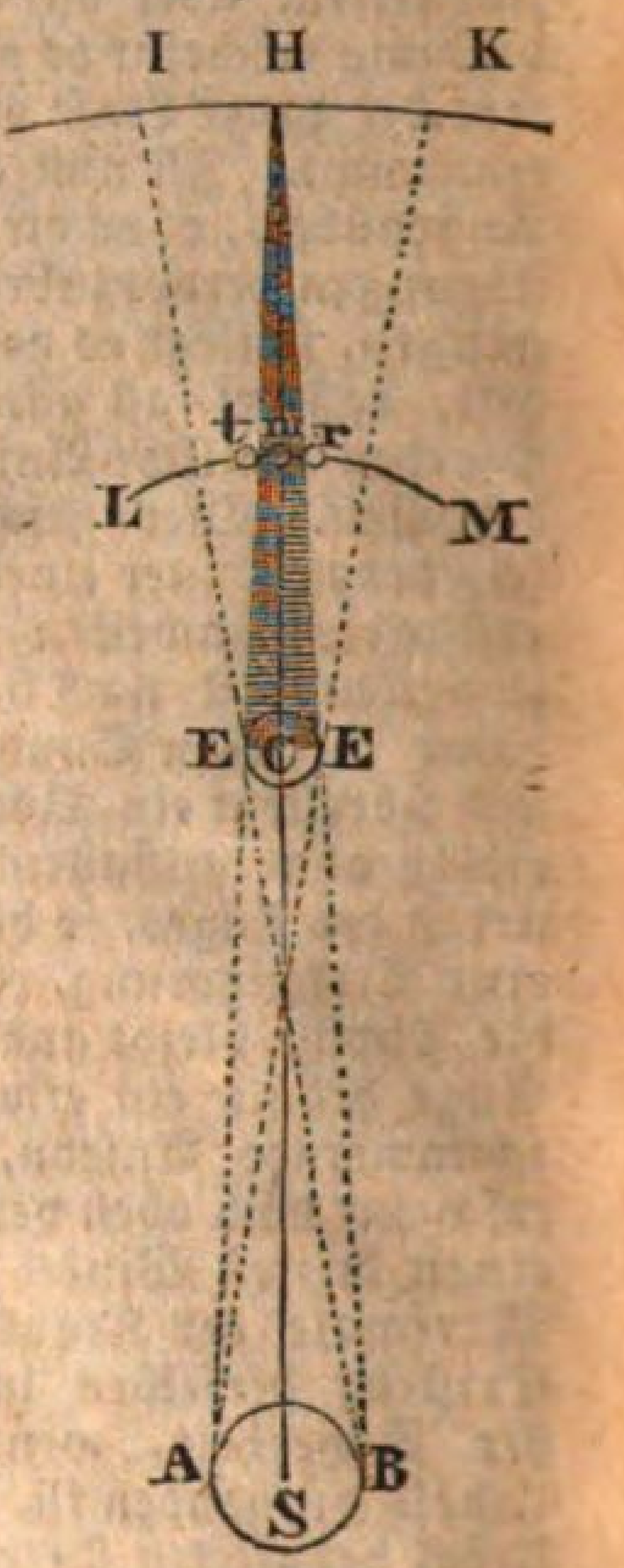
Mondesir, franz. Ort, Dep. Seine et Oise, südwestlich von Etampes.

Mondessur, asiat. Stadt, Hindostan, Holkarstaat, Malva.

Mondfeld, bad. Kirchdorf, Unterrheinkr., Amt Wertheim; 380 Einw.

Mondfinsternisse (Astron.) Das Ereigniß am Himmel, wo wir den Mond zur Zeit seiner Opposition mit der Sonne, oder zur Zeit des Vollmondes seines Lichtes beraubt sehen, indem es uns vorkömmt, als rücke eine schwarze Scheibe vom Morgen gegen Abend durch den Mond, diesen mehr oder weniger bedeckend, dieses Ereigniß nennen wir M. (eclipsis s. defectus lunae). Jene schwarze Scheibe ist eigentlich nichts anderes als der Schatten der Erde, welche zur Vollmondszeit zwischen Sonne und Mond steht; die Verfinsterung des Mondes ist daher nichts anderes, als des Mondes Eintreten in den Erdschatten. Geht nun der ganze volle Mond durch den Erdschatten, so daß er gar kein Licht von der Sonne erhalten kann, so ereignet sich eine totale Mondfinsterniß, in jedem andern Falle hat man nur eine partielle. Jene ist entweder eine totale mit Dauer, oder ohne Dauer, je nachdem der in den Erdschatten eingesenkte Mond entweder eine Zeitlang in demselben verweilt oder nicht. Fallen endlich die Mittelpunkte des Schattens und der Mondscheibe auf einander, so heißt die Mondfinsterniß central, wobei die totale Mondfinsterniß $1\,^3/_4$ Stunden dauern kann. Es sey die Sonne in S, Fig. 1, in C die Erde. EHF der von den äußersten Sonnenstrahlen AH und BH begrenzte wahre Erdschatten, welcher nach Grundsätzen der Optik kegelförmig ist, und sich bis nach H, etwa 217 Erdhalbmesser weit von ECF erstreckt. Da nun der Mond nur 60 Erdhalbmesser von C entfernt ist, so kann er, wenn ML einen Theil der Mondbahn vorstellt, bei r, wo er von der Erde aus der Sonne gegenüberstehend gesehen wird, mit seinem östlichen Rande in den Schatten treten, bei m gänzlich verfinstert werden, und bei t wieder den Schatten verlassen. Die Ursache, warum nicht bei jedem Vollmonde eine Finsterniß entstehen müsse, ist auf folgende Art leicht einzusehen: Wenn die Papierfläche, worauf die Figur verzeichnet ist, die Ebene der Ekliptik vorstellt, so wird diese von der Mondbahn ML unter einem Winkel von $5^0\,^1/_4$ (1. Mond) geschnitten. Die gerade Linie, in welcher dieser Schnitt geschieht, heißt die Knotenlinie; von dieser wird also die Mondbahn in 2 Theile getheilt, deren einer über, der andere unter die Fläche der Figur fällt, in welcher die Knotenlinie selbst liegt.

Fig. 1.

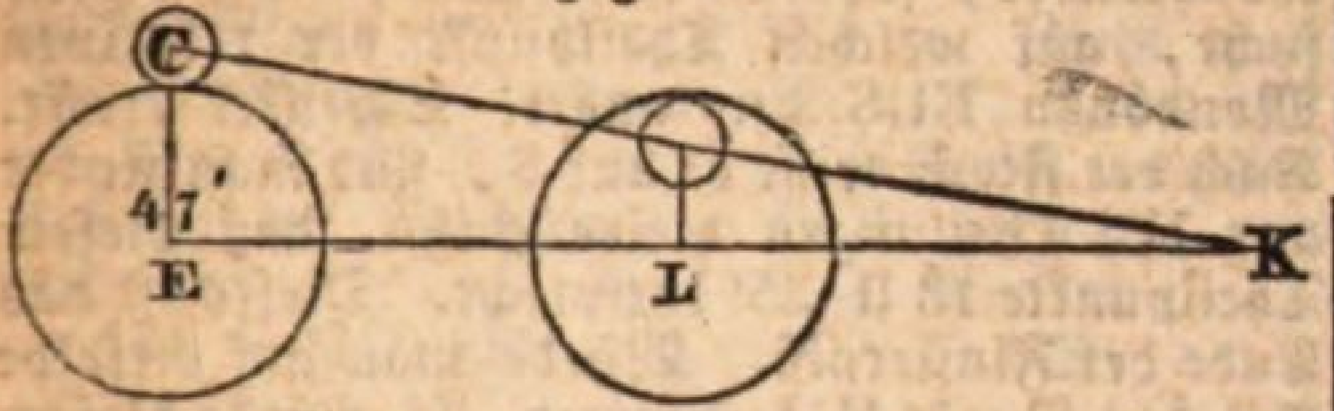


Wenn demnach zur Zeit des Vollmondes, wo der Mond nach r kömmt, die Knotenlinie nicht weit von der Lage Cm abweicht, d. i. wenn ein Mondknoten in od. nahe bei M. fällt, so wird der Mond der Ebene der Ekliptik nahe kommen, und folglich den Erdschatten treffen können. Ist er aber zur Vollmondzeit von seinem Knoten zu weit entfernt, so kann er, nach der Lage der Figur zu reden, entweder unter oder über den Erdschatten weggehen, mithin gar nicht verfinstert werden.

Nun ist der größte scheinbare Halbmesser dieses Schattens 47 Min., und der des Mondes 17′; folglich kann keine partielle Mondfinsterniß mehr eintreffen, wenn der Abstand des Mittelpunktes des Mondes von der Ekliptik, oder seine Breite, im Augenblicke des Vollmondes $64' = 47' + 17'$ übersteigt, wo dann der Mond von seinem nächsten Knoten 12^0 bis 13^0 entfernt

wäre. Eine totale Verfinsterung wird unmöglich, wenn die Mondbreite 30′ = 47′ — 17′ übersteigt, in welchem Falle die Entfernung des Mondes vom nächsten Knoten über 6° betragen muß. Dies erläutert Fig. 2, wo K den Knoten

Fig. 2.



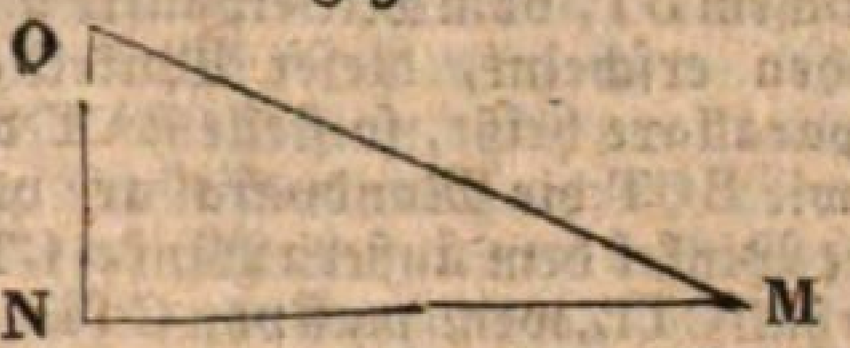
des Mondes, ELK die Ekliptik, CK die Mondbahn vorstellt. Steht im Augenblicke des Vollmondes der Erdschatten in E, 13° von K entfernt, so, daß EC 47′+17′ beträgt, so streicht der Mond C nur gerade an dem Erdschatten hin. Aber bei L, 6° von K, ist die größte Entfernung, in der sich noch der Mond ganz in den Erdschatten einsenken kann. — Daher kann manches Jahr gar keine Mondfinsterniß vorfallen; aber gewöhnlich fallen jedes Jahr zwei vor. Daraus ferner, daß der Erdschatten in der Gegend der Mondbahn noch 3 Mal breiter, als der Mond erscheint, sieht man ein, daß eine Mondfinsterniß mit Dauer möglich sey. Bei der centralen muß der Mond im Punkte seines Knotens selbst seyn.

Der Halbschatten EHJ, FHK (Fig. 1.), welcher immer dunkler wird, und sich in den wahren Schatten allmählig verliert, macht die Bestimmung des Anfangs der wahren Verfinsterung sehr schwer und unsicher. — Die Mondbewohner (Seleniten), so lange sie sich in jenem Halbschatten der Erde befinden, sehen eine partielle Sonnenfinsterniß: so wird ihnen, wenn der Mond in M steht, vom Erdrande F zuerst der Sonnenrand A von der Erde bedeckt, und so fort immer ein größerer Theil, bis der Mond in M. kömmt, wo sie die Sonne ganz verfinstert sehen.

Die Umstände einer Mondfinsterniß durch bloße Zeichnung im einzelnen Fall zu bestimmen.

Es läßt sich leicht einsehen, wie es den Astronomen, welche die Bewegung des Mondes und der Sonne genau kennen, möglich ist, eine Finsterniß viele Jahre vorher zu sagen. Die Umstände aber einer Mondfinsterniß, nämlich den Anfang, das Mittel u. das Ende derselben ꝛc., vermögen sie durch bloße Zeichnung auf folgende Weise zum Vorhersagen zu bestimmen: 1) Es sey die relative stündliche Bewegung des Mondes = 35′. Wenn zwei Planeten, wie die Sonne und der Mond, durch eigenthümliche Bewegung zur Konjunktion und Opposition kommen, so hat man dieselbe Erscheinung, wenn man den einen als ruhig und bloß den andern als bewegt denkt. Bewegt sich z. B. der eine Planet stündlich um 36′ gegen Osten, und der andere um 2′ von derselben Seite her, so beträgt die Aenderung, einen Planeten auf den andern bezogen, nur 34′; sie werden demnach in denselben Abstand von einander kommen, ob man beide bewegt, oder den einen ruhend und nur den andern mit der relativen Bewegung = 34′ in der nun relativen Bahn fortgerückt sich vorstellt. Der Abstand, in welchem uns die 2 Planeten, auf einander bezogen, erscheinen, ist eine kleine gerade Linie, die Hypotenuse eines Dreiecks, dessen 2 Seiten sind der Unterschied der Länge und der Unterschied der Breite; es wird folglich jener Abstand derselbe seyn, sobald man dieselben Unterschiede in der Länge und der Breite hat, man mag sich beide, oder nur einen bewegt vorstellen. — Man kann also ein Dreieck MNO (Fig. 3) bilden, wo

Fig. 3.



jede der Seiten MN, NO gleich ist dem Unterschiede der stündlichen Bewegung in der Länge und Breite; der Winkel O M N stellt die Neigung der relativen Bahn, und M O die stündliche Bewegung in dieser Bahn vor. Man kann in M die Sonne ruhend und den Mond durch M O bewegt denken. Mittelst dieses Dreiecks läßt sich nun die Größe der relativen stündlichen Bewegung MO so entwickeln:

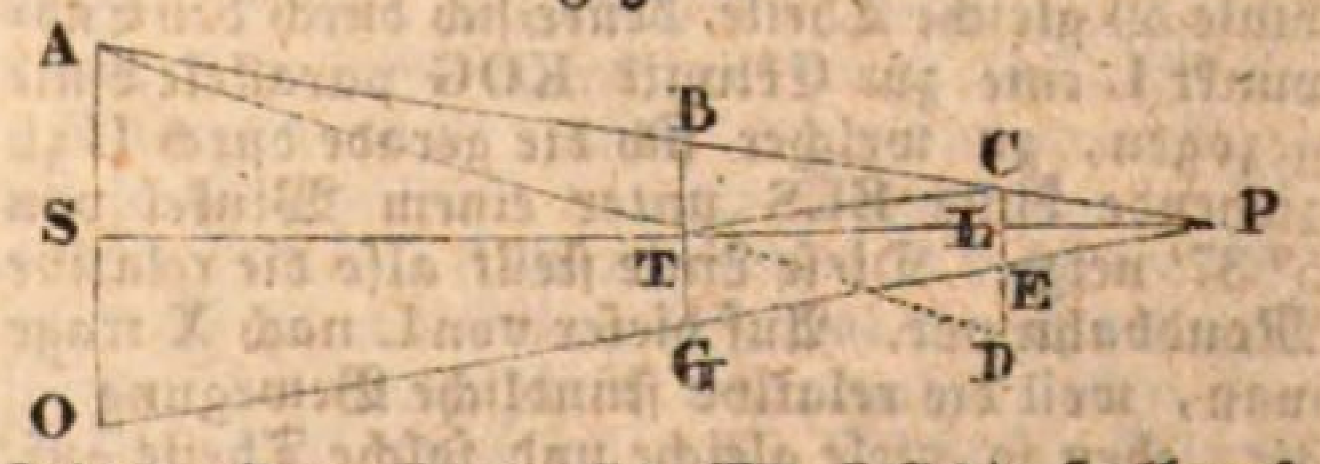
MN: NO = r: tang. O M N, und
cos. OMN: r = MN: MO

Bei den M.n ist nicht selbst die Sonne, sondern der ihr entgegengesetzte Punkt, oder der Mittelpunkt des Erdschattens als der eine der 2 Planeten zu betrachten; dieser Punkt hat dieselbe stündliche Bewegung in der Länge wie die Sonne. Da aber diese keine Bewegung in der Breite hat, so muß man die vom Monde allein in der ersten Proportion gebrauchen.

Beispiel: Bei der Mondfinsterniß d. 17. März 1764 (welche als Beisp. allem Folgenden zu Grunde liegt) findet man aus den Tabellen, daß der Vollmond oder die wahre Opposition um 12 Uhr 4′ 59″ eintreffen mußte; die stündliche Bewegung der Sonne war 37′ 23″ in der Länge und 3′ 26″ in der Breite; die stündliche Bewegung der Sonne 2′ 29″, also die Differenz der stündlichen Bewegungen 34′ 54″. Diese verhält sich nun zu 3′ 26″, wie der Halbmesser zur Tangente der relativen Neigung, welche = 5° 37′ gefunden wird. Dadurch hat man cos. 5° 37′: r = 34′ 54″: 35′ 4″, d. i. die stündliche Bewegung des Mondes in der relativen Bahn. — 2) Der Halbmesser des Erdschattens in der Gegend der Mondbahn sey = 46′.

Es seyen (Fig. 4) S, T und L die Mittelpunkte der Sonne, Erde und des Mondes zur

Fig. 4.

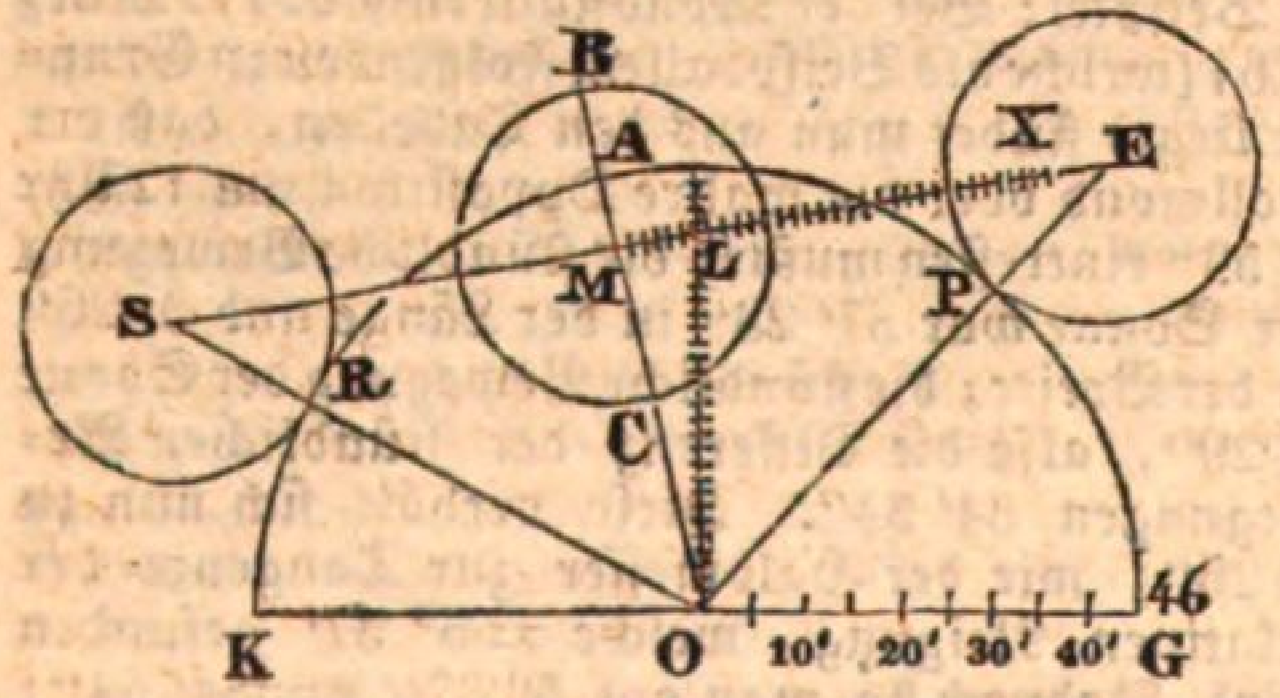


Zeit der Opposition; SA, TB, LC die Halbmesser der Sonne, Erde und des Erdschattens in der Gegend, wo der Mond durch ihn gehen muß; diese Linie LC ist der Halbmesser des Kreises,

welcher den auf die Axe des konischen Erdschattens in der Gegend des Mondes senkrechten Schnitt bildet. — Der am Erd-Mittelpunkte gebildete Winkel C T L ist der Winkel, unter welchem uns die Bewegung des Mondes oder der Bogen seiner Bahn erscheint, welchen er während der halben Dauer der Finsterniß von C nach L beschreibt. B A T ist der Winkel, unter welchem der Erdhalbmesser BT, vom Sonnenrande aus gesehen, erscheint. Da nun dieser Winkel nicht merklich von dem verschieden ist, unter welchem BT, vom Mittelpunkte der Sonne aus gesehen erscheint, dieser Winkel aber die Sonnenparallaxe heißt, so stellt BAT diese Parallaxe, wie BCT die Mondparallaxe vor. Nun sind beide Winkel dem äußern Winkel CTD gleich u. man erhält CTL, wenn man von CTD den Winkel LTD = ATS, dessen Maß der scheinbare Sonnenhalbmesser ist, abzieht; folglich bekömmt man den scheinbaren Halbmesser des Erdschattens CL, od. CTL, wenn man von der Summe jener Parallaxen den scheinbaren Halbmesser der Sonne abzieht.

So war zur Zeit der oben angeführten Opposition die Parallaxe des im Horizonte stehenden Mondes oder dessen Horizontalparallaxe =60', 52''; die der Sonne ist beständig = 8''½; beider Summe also war = 61', davon den scheinbaren Halbmesser der Sonne = 16' 5'' abgezogen, bleibt für den Halbmesser des Schattens 44' 55''. Hierzu muß man ungefähr 45'', d. i. so viel Sekunden hinzu thun, als man Minuten hat, weil durch die Atmosphäre der Erde der Schatten fast um $\frac{1}{60}$ vermehrt erscheint. — 3) Es sey nun KAG (Fig. 5) der Umfang des

Fig. 5.



Erdschattens, in welchen der Mond bei einer Finsterniß tritt; KOG ein Theil der Ekliptik; O der der Sonne entgegengesetzte Punkt der Ekliptik oder der Mittelpunkt des Erdschattens. Vermöge 2) theile man diesen in 46 gleiche Theile. Ist die bekannte Breite des Mondes = 39', so nehme man auf der auf KG in O senkrechten Linie 39 gleiche Theile, denke sich durch den Endpunkt L eine zur Ekliptik KOG parallele Linie gezogen, zu welcher sich die gerade durch L zu ziehende Linie ELS unter einem Winkel von 5° 37' neige. Diese Linie stellt also die relative Mondbahn vor. Auf dieser von L nach X trage man, weil die relative stündliche Bewegung = 35', eben so viele gleiche und solche Theile auf, wie man sie auf OG machte. Hat man bei L die Zeit der Opposition 12 U. 5' bemerkt, so bemerkt man nun bei dem um die Größe der relativen stündlichen Bewegung von L entfernten Punkte X 11 U. 5'. Nun theile man XL in 60 Zeitminuten. Dieselben Zirkelöffnungen dienen, die übrigen Theile der Mondbahn in dieselben gleichen Theile zu theilen. Endlich fasse man mit dem Zirkel 1° 2', als die Summe der scheinbaren Halbmesser des Schattens und des Mondes; setze einen Schenkel in O, und suche, auf welchen Theilpunkt der relativen Mondbahn ELS der andere Schenkel treffe. Nach der Figur trifft er auf S, und man findet aus den Theilungen dieser Bahn, daß diesem Theilpunkte 13 U. 35' entspricht. Dieses ist das Ende der Finsterniß. Würde man auf dieselbe Art den Punkt E bestimmen, so würde diesem Punkte auf den Theilungen entsprechen 10 U. 48'; dieses ist der Umfang der Finsterniß, wo der Mondrand gerade den Erdschatten in P zu berühren anfängt. Wenn man aus O ein Loth auf die relative Mondbahn zieht, und von L nach M, als der Finsterniß Mitte, zählt, so findet man LM = 6 Zeitminuten, folglich das Mittel der Finsterniß 12 U. 11'; daher denn die ganze Dauer = 2 St. 47', die halbe Dauer = 1 St. 23'.

Wenn man auch OA eben so, wie OL theilte, so würde man AC, d. i. den verfinsterten Mondtheil = 23' finden. Weil man aber die Finsterniß in Zollen oder 12 Theilen des Monddurchmessers anzugeben pflegt, so schließe man: der scheinbare Durchmesser des Mondes (32') verhält sich zu 12 Zoll, wie 23 zum vierten Gliede, welches in Zollen den Theil AC bestimmt. Dieser Konstruktion läßt sich eine trigonometrische Rechnung an die Seite stellen, wobei man bei einer Figur von 1 Schuh Durchmesser nicht um eine Linie irren kann.

Im △ OML, (Fig. 5), gebildet von dem Breitenkreise OL des Mondes und dem Lothe OM, ist der Winkel LOM gleich der Neigung der relativen Mondbahn, indem das Loth auf die Mondbahn und das Loth LO auf die Ekliptik nothwendig denselben Winkel bilden, als die Mondbahn mit der Ekliptik. Da nun auch die Mondbreite OL, zur Zeit der Opposition bekannt ist, so findet man das Mittel LM der Finsterniß aus der Proportion:

r: Sin. LOM = OL: LM.

r: Sin. 5° 37' = 39' 9'': 3' 50'', und

um das so in Gradtheilen gefundene LM in Zeit zu verwandeln, schließe man: Die relative stündliche Bewegung ist zu 1 St., wie ML zur Zeit 35' 4'': 3600'' = 3' 50'': 6' 34'' zwischen der Opposition und dem Mittel der Finsterniß. Diese so gefundene Zeit zieht man von der Zeit der Opposition, beim Wachsen der Mondbreite ab; im Gegentheile wird sie addirt. Nun nahm diese im oben angeführten Beispiele ab, indem der Mond noch nicht zu seinem nächsten Knoten gekommen war: also findet man das Mittel der Finsterniß = 12 U. 4' 59'' + 6' 34'' = 12 U. 11' 33'', oder den 18. März, um 0 U. 11' 33'' Morgens.

In demselben Dreiecke findet man auch OM, oder den kürzesten Abstand des Mittelpunktes des Erdschattens von der Mondbahn = 38' 57''. Da folglich auch im △ OEM OE = OP + PE = dem scheinbaren Halbmesser des Erdschat-

tens + dem scheinbaren Halbmesser des Mondes (=16′37″) bekannt ist, so findet man ME=48′ 37″ im Bogen, oder mittelst der Proportion:

35′ 4″ : 3600 = 48′ 37″ : X,

in Zeit, nämlich ME oder die halbe Dauer der Finsterniß = 1 St. 23′ 11″, d. i. = der Zeit, bis der Mond von E nach M kam. Zieht man diese Zeit vom gefundenen Mittel 12 U. 11′ 33″ ab, oder addirt sie zu diesem, so findet man den Anfang der Finsterniß = 10 U. 48′ 22″, und deren Ende = 13 U. 34′ 44″. — Endlich ist AC = AM + MC; aber AM = OA + OM, daher AC = OA + MC — OM, oder man erhält den verfinsterten Mondtheil, wenn man von der Summe der Halbmesser des Erdschattens und des Mondes den gefundenen kürzesten Abstand MO abzieht, oder AC = 62′ 18″ — 38′ 57″ = 23′ 21″.

Nebst diesen Umständen muß man bei totalen Verfinsterungen die Immersion und Emersion des Mondes bei N und R (Fig. 6) bestimmen. Man hat wieder das Dreieck MOD, dessen Hypotenuse hier gleich ist dem Halbmesser des Erdschattens weniger dem Halbmesser des Mondes; eben so OV. Um die Immersion, wo der Mittelpunkt des Mondes in D ist, zu bekommen, zieht man vom Mittel der Finsterniß die halbe Dauer der ganzen Verfinsterung ab; durch Addition beider erhält man die Emersion.

Ist der Mond zur Zeit seiner Verfinsterung zugleich in der Erdferne, so geht er näher am Scheitel des Schattenkegels durch diesen, und erscheint röther und leuchtender, als wenn er in der Erdnähe ist. Denn in diesem Falle geht er durch einen breitern, dunklern Theil des Schattenkegels, und die durch die Erdatmosphäre gebrochenen Lichtstrahlen, die sich sonst im Schattenkegel verbreiten, und dessen Dunkelheit mindern, bringen nicht bis zur Axe des Schattenkegels. In diesem Falle kann der Mond ganz unsichtbar werden, was jedoch eine Seltenheit ist. Solche seltene M. waren 1620 den 15. Juni und 1601 den 9. December nach Keplers Zeugnisse, und 1642 den 25. April die von Hevel beobachtete (vergl. Schön, Grundriß der gesammten theoretischen Astronomie, Nürnberg 1841). Nach einer alten Gewohnheit drückt man die Größe einer Verfinsterung nach Zollen und Minuten aus, theilt nämlich den Mondurchmesser in 12 gleiche Theile und nennt einen solchen Theil einen Zoll, den sechzigsten Theil eines Zolls eine Minute, darum beträgt bei einer totalen Finsterniß die Verfinsterung 12 Zoll. Weil sich aber der Mond in dem weit größern Erdschatten eine gewisse Zeit verweilen kann, so rechnet man in solchen Fällen noch diejenigen Zölle hinzu, um welche sich der Mond in jenen hineinsenkt, es kann daher wohl die Finsterniß auch 20 Zoll betragen.

Littrow faßt in seinem Handbuch der theoretischen u. praktischen Astronomie das Problem der Verfinsterungen ganz allgemein auf, seine Rechnungen verlangen jedoch mehr Vorkenntnisse als die eben vorgelegten, freilich auch nur speciellere Methoden des zeichnenden u. elementarrechnenden Verfahrens, und können erst nach einer Einsicht in jene vorangeschickten Sätze verstanden werden. Etwas leichter ist der Weg, welchen der eben genannte Mathematiker in s. Vorlesungen über Astronomie einschlägt. Wi. entnehmen beiden Werken folgendes über Mr Da die Erde ein dunkler und nahe kugelförmiger Körper ist, so wird sie, von der Sonne beschienen, einen Schattenkegel auf der von der Sonne abgewendeten Seite hinter sich werfen, dessen Axe in der Verlängerung der geraden Linie liegt, welche die Mittelpunkte der Sonne und der Erde verbindet, und der sich in dem Punkte endet, aus welchem die scheinbaren Durchmesser dieser beiden Körper gleichgroß erscheinen. Diese Durchmesser, vom Mittelpunkte des Mondes gesehen, wenn er in Opposition und in seiner mittleren Entfernung von der Erde ist, betragen 1918″ für die Sonne und 6908″ für die Erde, woraus folgt, daß der Schattenkegel der Erde wenigstens drei u. ein halb mal größer ist, als die Entfernung des Mondes von der Erde, und daß die Breite dieses Kegels in den Punkten, wo er von dem Monde durchschnitten wird, nahe 8 Drittheile des Monddurchmessers beträgt. Der Mond, der ebenfalls ein dunkler und nahe kugelförmiger Körper ist, würde daher bei jeder Opposition von dem Schatten der Erde verfinstert werden, wenn seine Bahn mit der Ebene der Ekliptik zusammenfiele; aber vermöge der Neigung dieser beiden Ebenen geht der Mond in seinen Oppositionen oft über oder unter diesem Schattenkegel vorbei, und kann daher nur dann verfinstert werden, wenn er in der Opposition nahe bei seinem Knoten ist. Senkt dann sein ganzer Durchmesser sich in den Erdschatten, so heißt die Finsterniß total, geht aber nur ein Theil des Monddurchmessers durch den Erdschatten, so heißt die Finsterniß partial. Ehe die eigentliche Finsterniß für einen Punkt des Mondes anfängt, verliert er nach und nach das Licht der verschiedenen Theile der Sonnenscheibe, seine Helle vermindert sich nach u. nach, u. verschwindet endlich gänzlich in dem Augenblick, wo er in den Schatten der Erde eintritt. Dies ist die Folge des Halbschattens der Erde, der von den beiden geraden Linien begrenzt wird, welche die Oberfläche der Erde und der Sonne auf entgegengesetzten Seiten berühren, während der volle Schatten von den beiden Linien eingeschlossen ist, die die Oberfläche der Erde und der Sonne auf derselben Seite berühren. Dieselben Erscheinungen haben auch bei den übrigen Satelliten unseres Planetensystems Statt, und da sie bei dem Durchgange durch den Schatten ihres Hauptplaneten ihres von der Sonne geborgten Lichtes in der That beraubt werden, so nennt man diese Phänomene wahre Finsternisse.

Anders verhält es sich, wenn dieselben Körper in Konjunktion mit der Sonne oder einem andern Gestirne sind, wodurch das Licht der letzteren Körper nicht ihnen selbst, aber doch uns, unserem Anblicke entzogen wird, welches man eine scheinbare Finsterniß nennt. Steht der Mittelpunkt des Mondes in seiner Konjunktion auf der geraden Linie, welche den Mittelpunkt der Sonne mit dem Auge des Beobachters verbindet, so wird das letzte eine totale oder eine ringförmige Sonnenfinsterniß sehen, wenn der schein=

bare Durchmesser des Mondes größer oder kleiner ist, als jener der Sonne. Geht aber die Linie vom Auge des Beobachters zum Mittelpunkt der Sonne nicht durch den Mittelpunkt des Mondes, sondern durch einen andern Punkt seines Durchmessers, so wird der Mond nur einen Theil der Sonnenscheibe bedecken, und die Finsterniß wird partial seyn. Da der Mond aus verschiedenen Punkten der Oberfläche der Erde gesehen, wegen der Parallaxe an verschiedenen Orten des Himmels zu stehen scheint, so werden die scheinbaren Finsternisse nicht an allen Orten der Erde dieselben Erscheinungen darbieten, wie dies bei den wahren Finsternissen geschieht, daher wir jede derselben besonders betrachten.

Die Theorie der scheinbaren Finsternisse zerfällt in zwei Theile, davon der erste sich mit den schon beobachteten Finsternissen und ihrer Anwendung zur Verbesserung der Mondtafeln und zur Bestimmung der geographischen Längen der Beobachtungsörter beschäftigt, während der zweite die noch zu beobachtenden Finsternisse od. ihre Vorherbestimmung durch Rechnung zum Gegenstande hat. Diese Vorherbestimmung kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, indem man nämlich die Erscheinung der Finsterniß entweder für die Erde überhaupt od. für irgend einen gegebenen Punkt der Erde untersucht. Eine eigene Betrachtung endlich verdienen ihrer Wichtigkeit wegen die scheinbaren Finsternisse, welche durch den Durchgang eines untern Planeten vor der Sonnenscheibe entstehen. Wir wollen diese verschiedenen Untersuchungen nach einander vornehmen, und mit den wahren Finsternissen den Anfang machen.

Wahre Finsternisse. Zuerst wollen wir angemessene Zeichen festsetzen, deren wir uns bei dieser Erörterung bedienen werden.

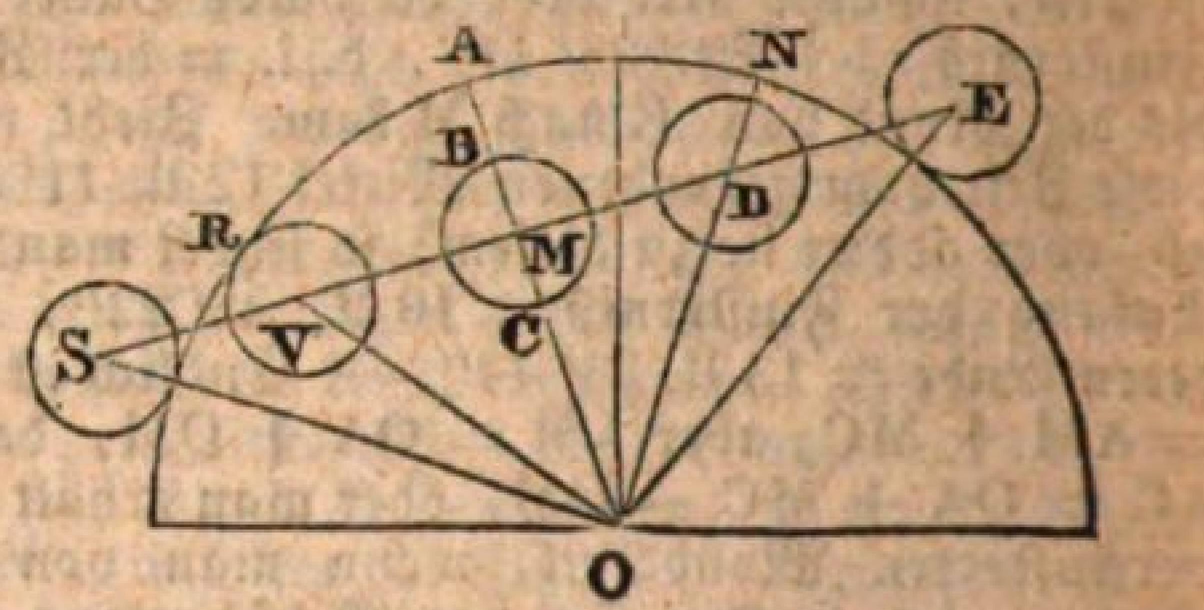
Für den verfinsterten Körper oder den Mond sei a d die wahre Rectascension und Deklination; r, p, m die Entfernung seines Mittelpunkts von dem der Erde, die Horizontalparallaxe des Aequators und der scheinbare Halbmesser. Für die Sonne seyen dieselben Größen α δ ϱ π μ, die stündlichen Veränderungen dieser Größen sollen durch da, $d\alpha$, dd . . . ausgedrückt werden. Endlich sey φ die Polhöhe, und s der Stundenwinkel der Sonne für den Beobachtungsort. Die übrigen Zeichen werden unten erklärt werden.

Denkt man sich eine Ebene senkrecht auf die Schattenaxe der Erde durch den Mittelpunkt des Mondes in seiner Opposition, so wird der Durchschnitt des vollen und des Halbschattens mit dieser Ebene ein Kreis seyn, dessen Halbmesser für den vollen Schatten, wie man leicht findet: $P = p + \pi - \mu$ und für den Halbschatten $P' = p + \pi + \mu$ ist. Für die Zeit der wahren Opposition, für welche also $a = \alpha + 180$ ist, sey $d - \delta$ die Differenz der Deklinationen, n die Neigung der relativen Bahn des Mondes gegen den Aequator, und e die kürzeste Distanz des Mittelpunkts des Schattens von der Bahn des Mondes, so ist

$$\operatorname{tg} n = \frac{dd - d\delta}{(da - d\alpha) \operatorname{Cos} \left(\frac{d + \delta}{2}\right)}$$

und $e = (d - \delta) \operatorname{Cos} n$. Sei F A G, Fig. 6, der Aequator, A der Mittelpunkt des Schattens F I G zur Zeit der Opposition, D B die relative

Fig. 6.



Bahn des Mondes, A B auf F G, und A C auf D B senkrecht, also A C = A B Cos. n und C der Ort der Mitte der Finsterniß, und B C = A B Sin n, A H = A G = P, also für Anfang und Ende der partiellen Finsterniß A D = P + m, und für Anfang und Ende der totalen Finsterniß A E = P − m, endlich K J = A J − A K = A J − (A C − C K) = P − e + m, durch welchen Werth von K J die Größe der Finsterniß bestimmt wird. Das Vorhergehende wird hinreichen, folgende einfache Ausdrücke zu verstehen. Setzt man der Kürze wegen

$$h = \frac{\operatorname{Cos} n}{(da - d\alpha) \operatorname{Cos} \left(\frac{\delta + \delta}{2}\right)} = \frac{\operatorname{Sin} n}{dd - d\delta} = \frac{1}{\sqrt{(da - d\alpha)^2 \operatorname{Cos}^2 \left(\frac{d + \delta}{2}\right) + (dd - d\delta)^2}},$$

so hat man die Zeit der Mitte der Finsterniß $\vartheta = t \mp (d - \delta)\, h \operatorname{Sin} n$. Ist dann $\operatorname{Cos} a' = \frac{e}{P + m}$, so ist die Zeit des Anfanges und Endes der partiellen Finsterniß $= \vartheta \mp he. \operatorname{tg} \alpha'$. Ist $\operatorname{Cos} \beta' = \frac{e}{P - m'}$, so ist die Zeit des Umfanges und Endes der totalen Finsterniß $= D \mp he. \operatorname{tg} \beta'$, $\operatorname{Cos} \gamma' = \frac{e}{P + \left(1 - \frac{k}{6}\right) m}$, so ist die Zeit der Verfinsterung von k Zollen $\vartheta \mp he. \operatorname{tg} \gamma'$, wo der Halbmesser des Mondes in 6 gleiche Theile, die man Zolle nennt, vorausgesetzt wird. Endlich ist die größte Verfinsterung selbst in Zollen und deren Theilen ausgedrückt

$$= \frac{6}{m} (P + m - e).$$

I) Wollte man bloß auf den Halbschatten Rücksicht nehmen, so würde man in den vorhergehenden Ausdrücken P' statt P setzen.

II) Wählt man die Ekliptik statt des Aequators, was hier bequemer ist, so bleiben die vorhergehenden Ausdrücke unverändert, nur bezeichnen a und α die Längen, und d, $\delta = 0$ die Breiten des Mondes und der Sonne.

III) Die Größe P pflegt man um ihren sechzigsten Theil zu vergrößern, um mehr Uebereinstimmung der Beobachtungen mit den Rechnungen zu erhalten; man findet nämlich die beobachtete Dauer der Finsterniß gewöhnlich etwas größer, als nach den vorhergehenden Rechnungen, was man der Atmosphäre des Mondes zuschreibt. (Berl. Jahrb. 1794, S. 142). Wegen des Halbschattens, der je näher dem wahren Schatten, desto dichter wird, sind diese Beobachtungen selten genau.

IV) Um die Gegenden der Oberfläche der Erde zu finden, welche eine solche Finsterniß sehen, nehmen wir z. B. an, daß der Anfang der Finsterniß in Paris um 9 Uhr Abends par. Zeit beobachtet werde. Da der Mond in Opposition ist, so ist der Beobachter, der den Mond im Meridian sieht, $3^h = 45^0$ östlich von Paris entfernt. Auf diesem Meridian, der 45^0 östlich von Paris ist, nehme man den Punkt, dessen geographische Breite gleich d ist, so sieht der Beobachter in diesem Punkte den Mond im Zenith. Um diesen Punkt als Pol beschreibe man (etwa auf einem Globus) einen größten Kreis, so schließt dieser größte Kreis alle Orte ein, welche den Mond im Anfange der Finsterniß sehen. Auf eine ähnliche Art wird man für das Ende verfahren. Der Theil der Erdoberfläche, der beiden größten Kreisen gemeinschaftlich zugehört, wird die Orte in sich schließen, welche die Finsterniß während ihrer ganzen Dauer sehen; die andern Theile, die nur einem der beiden größten Kreise gehören, werden nur einen größeren oder kleineren Theil der Dauer der Finsterniß sehen. Führt man den Punkt, der den Mond im Zenith hat, unter den fixen Meridian des Globus u. stellt den letzteren auf die Polhöhe = d, so sehen alle Orte der Erde, die über dem Horizont des Globus sind, den Mond, während er den andern unsichtbar ist.

V. Im Vorhergehenden ist die Parallaxe des Mondes und die stündliche Bewegung desselben während einiger Stunden für konstant angenommen worden, was wegen der geringen Sicherheit, welche diese Beobachtungen gewähren, wohl erlaubt ist. Wollte man sich diese Voraussetzung nicht erlauben, so könnte man für die nach der vorhergehenden Methode gefundenen approximirten Zeiten des Anfangs und Endes die Größen p, da, $d\delta$ . . . genauer suchen, und damit die Rechnung wiederholen. Exempel. 1797, Dec. 3., für 16^h 19′ mit Z. Paris ist wahre

Länge ☾ = 72° 31′ 17″ 8 stündl. Beweg. 35′ 13″ 3
☉ = 252 35 13 . 2 — 2 32 . 3

also die mittlere par. Zeit der Opposition 16^h 26′ 12″ 1 und für diese Zeit ist wahre Länge ☾ od. der Erde a = 72° 35′ 31″ 5, wahre Breite ☾ = d = − 0° 5′ 8″ 8 südlich

$$da - d\alpha = 1961''$$
$$dd - d\delta = dd - 0 = + 195.''3$$

die Breite nimmt ab.

Endlich ist
$p = 59'\ 10''\ 0$
$\pi = 8''\ 6,$
$m = 16'\ 6''\ 2$
$\mu = 16\ 15.0$

$P = 43'\ 3''\ 6$ und um ihren $^1/_{60}$ Theil vermehrt.
$P = 43'\ 46''\ 7$
$m = 5^0\ 41'\ 15''$
$\frac{1}{h} = 1969''\ 0$
$t = 16^h\ 26'\ 12''\ 1$ = m. Z. Paris Oppos.

$(d-\delta)$ h Sin n = 55.9
$\vartheta = 16^h\ 27'\ 8''0$ Zeit der Mitte

he. tg α' = 1 49 4.9
14 38 3.1 Anf. der part. Finst.
18 16 12.9 Ende

he. tg β' = 0 49 43.4
15 37 24.6 Anf. der total. Finst.
17 16 51.4 Ende

$\frac{6}{m}(P + m - e) = 20.403$ Zolle = größte Verfinsterung.

Diese Finsterniß wurde unter andern in Berlin u. Lilienthal beobachtet. Reducirt man diese Beobachtungszeiten mittelst der Meridiandifferenzen: 0^h 44′ 10″ u. 0^h 26′ 15″ auf mittlere Zeit Paris, so erhält man

Beob.	Berl.	Lilienthal
Anf. der part. Finst.	14^h 37′ 27″	14^h 39′ 29″
Anf. der total.	15 37 14	15 36 35
Ende der total.		17 16 50
Ende der part.	18 15 33	18 15 57.

Ein anderes Beispiel, worin der scheinbare Halbmesser des Mondes nur zu 15′11″ angenommen, die Zeit bestimmt wird, wenn die Finsterniß zu Wien sichtbar seyn konnte, ist folgendes:

Exempel. Für die Mondfinsterniß des 3. Novembers 1827 ist die wahre Zeit Wien der Opposition in Länge 6^h 17′ 14″ Abends, und für diese Zeit ist wahre Länge der Sonne und des Mondes $a = \alpha = 40^0\ 33'\ 4''$, Poldistanz des Mondes $d = 90^0\ 28'\ 59''$, $\delta = 90^0$,

$dd = 0^0, 2'54''$, $d\delta = 0$ } stündl. Aenderungen,
$da - d\alpha = 0^0\ 28'\ 48''$ }

$m = 15'\ 11''$ $p = 55'\ 43''$,
$\mu = 15'\ 6.''\ 6\pi = 0'\ 9''$, also $R = p + \pi - \mu = 39.''\ 75$.

Nach den Erfahrungen soll man diesen Werth von R um seinen sechzigsten Theil vergrößern, um ihn mit den Beobachtungen übereinstimmender zu machen, daher verbesserter Werth von R = 40′ 412, und R + m = 55.′59.

Weiter ist $n = 5^0\ 45'$, $e = -28.'83$, und h = 0. 0 3455, also $(d + \delta)$ h Sin n = -0^h, 1003 Zeit der Mitte der Finsterniß $\vartheta = t - 0^h\ 1003 = 6^h\ 11'\ 13''$ wahre Zeit Wien, für den Anfang und das Ende der partiellen Finsterniß ist $\alpha = 58^0\ 45'$, und he.tg $\alpha' = 1^h\ 38'\ 11''$, also Anfang

der partiellen Finsterniß 4^h 32′ 42″
Ende der 7 49 44,

Größe der Finsterniß $R + m - e = 26'.72$, oder der Mond wird um den $\frac{26.72}{2\,m} = 0.88$. Theil seines Durchmessers verfinstert. Diese Finsterniß ist daher bloß partiell, daher auch für N = 2 der Werth von U unmöglich ist.

Um zu finden, ob diese Finsterniß für Wien sichtbar ist, berechnet man mit der Deklination — 15°5′ der Sonne für diesen Tag der Zeit des Sonnenuntergangs 4^h 50′, u. da nach dem Vorhergehenden die Zeit des Anfangs der Finsterniß vor 4^h 50′ fällt, so ist der Mond zur Zeit des Anfangs der Finsterniß für Wien noch nicht aufgegangen, also auch dieser Anfang in Wien nicht sichtbar, aber wohl das Mittel und das Ende der Finsterniß. Für Lissabon geht an diesem Tage die Sonne um 5^h 10′ unter, und da diese Stadt um 1^h 42′ westlich von Wien liegt, so ist der Anfang der Finsterniß um 2 51′, und das Ende um 8^h 8′ lissaboner Zeit, also sieht diese Stadt nur die letzten Erscheinungen dieser Finsterniß. Ueberhaupt ist diese Finsterniß in ganz Asien, im östlichen Europa und Afrika, und auf allen Inseln des stillen Meeres sichtbar, während für das westliche Europa und für Amerika der Mond erst während der Finsterniß aufgeht.

Die ersten Beobachtungen, M. anbelangend, wurden, so weit die Geschichte reicht, von den Chaldäern angestellt. So berichtet Ptolemäus, daß Hipparch zur Entdeckung der Ungleichheiten im Mond drei M. beobachtet habe, wovon die erste zu des Archonten Phanostrates (zu Athen) Zeiten Statt hatte, welche somit in das Jahr 266 des Nabonassar oder in das J. 480 v. Chr. fiel. Diese M. wurden von P. Petav nachgerechnet, dabei nachgewiesen, daß die dabei gebrauchten Tabellen die Zeit der Observationen zu groß ansetzten, die alponsinischen Tabellen um 1 St. 16 Min., die dänischen um 42 Min., die pariser um 33 Min., so daß nach einigen dieser Tabellen die ganze Finsterniß vorüber gewesen seyn konnte, ehe man nach ihnen zum Observiren zu schreiten genöthigt gewesen wäre. Thales wies wohl zuerst auf die Entstehung der Finsternisse, durch den Erdschatten hervorgerufen, hin. Sobald Fernröhre in Gebrauch kamen, wurden auch die Observationen derartiger Finsternisse genauer, eben so wie diese die ganze praktische Astronomie sehr förderten.

Mondfisch (Ichthyol.), Orthagoriscus *Schneid.*, Gatt. der Plectognathi Gymnodontes *Cuv.*, der Ordnung der Hautflosser und der Zunft der Engmäuler nach Oken, Cephalus *Shaw*, unter Tetraodon *L.* Charakter: Kiefern ohne Längsfurche; Rumpf kurz; Rücken-, After- und Schwanzflosse verschmolzen. Bekannteste Arten: 1) O. Mola *Schneid.*, Tetraodon Mola *L.*, gemeiner Mondfisch, franz. Poisson lune, Mole, auch Klumpfisch, schwimmender Kopf. Oft 2 Ellen lang und hoch, drei Centner schwer, silberig, so daß er, in der Nacht leuchtend, wie ein schwimmender Vollmond aussieht. Im Mittelmeer. Wird nicht gegessen. Bloch, Taf. 123. — 2) O. oblongus *Schneid.*, länglich; Haut hart und in kleine eckige Räume getheilt. Am Kap. Bloch, 97. — 3) O. spinosus *Schneid.*, Diodon spinosus *Pall.*, Spic. Zool. VIII, Taf. IV. Sehr klein, mit einigen Stacheln. Im atlantischen Meere.

Mondfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Eumerus *Meig.*

Mondförmig (bot. Term.), s. v. a. Lunatus, Lunularis, Lunulatus.

Mondgebirge (Geogr.), 1) s. v. a. Hindukusch; — 2) s. v. a. Himalaya; — 3) s. Hadramaut; — 4) Dschebel el Komri, Dschebbel Kumra, Lunae montes, afrikan. Gebirge, im Südosten, zieht sich angeblich westlich vom Bahr el Abiad oder weißen Nil, im Süden von Donga oder Dinka bis zum Gebirge Kong, wird neuerdings von Rußegger als nicht vorhanden ausgegeben.

Mondgleichung (Chron.), die Ausgleichung des Epaktencykels, in welchen außerdem alle 300 Jahre (genauer alle 310 Jahre) der Neumond um 1 Tag früher fallen würde; s. Epakten.

Mondgöttin (Myth.), s. Selene.

Mondhornkäfer (Entom.), s. v. a. Copris lunaris *L.*

Mondi, asiat. Stadt, Hindostan, Seiks-Staaten, Staat Lahore.

Mondidier (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Somme; 17¹/₅ □M. mit 69,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., am Dom; Handelsgericht; Fabriken in Strümpfen, Hüten und Mützen; 5000 Einw.

Mondify, Berg, s. Sudan.

Mondillo, Getreidemaß zu Palermo, 685²/₃ = 1 Last in Amsterdam.

Mondim, portug. Flecken, Prov. Beira, südöstlich von Lamego; Seidenzeuch- u. Seidenstrumpfweberei; 610 Einw.

Mondini de' Luzzi (lat. Mundinus), ital. Mediciner, geb. zu Bologna, ward 1316 Professor der Medicin daselbst, † 1326, ist Begründer der anatomischen Wissenschaft und der Erste, welcher menschliche Leichname zu zergliedern wagte. Schrieb: Anatomia, Pav. 1278, Fol. und öft., ein Buch, welches lange Zeit als Leitfaden beim Unterricht diente.

Mondino, Salzmaß, s. Sardinien (Geogr.).

Mondinsel, s. v. a. Madagaskar.

Mondjahr (Chron.), s. Jahr 4).

Mondjourou (franz., Säugeth.), s. v. a. Sorex myosurus *Pall.*

Mondkäfer (Entom.), s. v. a. Mondhornkäfer, Copris lunaris *L.*

Mondkalb, 1) Mondwind (Geburtsh.), s. Mole; — 2) an einigen Orten ein angebliches Gespenst oder Ungeheuer.

Mondkarten (Astron.), s. Mond 3).

Mondkind, s. v. a. Mole.

Mondkinder (ind. Myth.), s. v. a. Somavanscham.

Mondklee (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Schneckenklee, Medicago *L.*

Mondknochen, s. v. a. Mondbein.

Mondkorn (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Menispermum *L.*

Mondkraut (Bot.), s. v. a. Lunaria rediviva *L.*

Mondlachs (Ichthyol.), s. v. a. Serrasalmo citharus; s. Borstenlachs.

Mondlicht (Phys.), s. Mond 4).

Mondlinie (Linea lunaris), beim männlichen Geschlechte die dem linken Auge, beim weiblichen die dem rechten zunächst liegende Querhautfalte der Stirn.

Mondmilch (Min.), fälschlich statt Montmilch (s. d.).

Mondo (Bot.), nach Adanson, Untergatt. von Carex *L.*

Mondolfo, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Urbino-Pesaro, südöstlich von Pesaro; 1800 Einw.

Mondonedo (Geogr.), 1) span. Stadt, Galizien, Prov. Lugo; an der Masma; Bischof, Kathedrale; Leinwandfabrik, Gerbereien; 4000 (6100) Einw.; — 2) Serra de M., Gebirgskette das.

Mondonville, Jean Joseph Cassanea de, berühmter Violinvirtuos und Komponist, geb. zu Narbonne in Languedoc, machte schon frühzeitig Kunstreisen als Violinvirtuos, kam dann nach Lille in Flandern, wo ihm die Direktion der Koncerte anvertraut wurde. Nach Ablauf seines Kontraktes ging er nach Paris, fand hier durch sein vortreffliches Violinspiel die ungetheilteste Bewunderung und wurde später zum königl. Kapellmeister ernannt. Als solcher dirigirte er um 1760 eine Zeitlang das Koncert spirituel zum Besten der Wittwe Royers, komponirte fleißig fürs Theater, wurde 1768 pensionirt und zog sich auf sein Gut Belleville zurück, wo er am 8. Oktober 1772 starb. Unter seinen Kompositionen zeichnen sich vorzüglich seine Motetten, Oratorien und Opern aus. M. gehört unstreitig zu denjenigen, welche neben Gluck durch Einführung der Ensemblestücke und der großen Finale's sehr viel zur Ausbildung der Oper beitrugen. Die erste Oper, die er schrieb, war: „Isbé“ (1742); unter den nachfolgenden sind die besseren: „Le Carneval du Parnasse“ (1749), „Titon et l'Aurore“ (1753), „Daphins et Alcimadare“ (1754), „Les Fêtes de Paphos“ (1758), und „Psyche“. Unter seinen übrigen Kompositionen ist namentlich ein großes Vokal- und Instrumentalkoncert zu erwähnen, das er 1752 zur Hebung der Instrumental- und Vokalmusik schrieb, und das wahrhaft Epoche machte.

Mondorf (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Sieg; 750 Ew.; — 2) Dorf das., R.-B. Trier, Kr. Merzig; 360 Einw.

Mondorff, luxemburg. Kirchdorf, Distr. Grevenmachern, Kanton Remich; 600 Einw.

Mondoubleau, franz. Stadt, Dep. Loir-Cher, Bez. Vendôme; Serges- u. Baumwollenzeuchfabrik., Gerberei, Handel mit trockenen Früchten; 1940 Einw.

Mondovi (Geogr.), 1) früher sardinische Provinz, Fürstenth. Piemont, südlich an Genua und Nizza angrenzend; 34¾ □M. groß, mit 130,000 Einw.; gebirgig durch die Apenninen, vom Tanaro und der Stura bewässert; bringt Getreide, Wein, Obst, Seide hervor, hat bedeutende Viehzucht, einige Industrie; ist jetzt mit der Provinz Coni vereinigt; — 2) Hauptstadt daselbst, Festung mit Citadelle, am Ellero; Sitz eines Bischofs, bischöfliches Seminar, Schloß, Kathedrale, 15 Klöster, 5 Pfarrkirchen, 2 Hospitäler, Lombard; Manufakturen in Kattun, Seide, Tuch, Papier, ansehnlicher Handel; 22,000 Einw. Geburtsort Beccaria's. Geschichte. Die ältere Geschichte der Stadt liegt im Dunkeln; im J. 1231 ward sie vergrößert und durch hierher übersiedelnde Flüchtlinge aus anderen Städten Italiens, vorzüglich aus dem Mailändischen, ihre Bevölkerung vermehrt. Im J. 1347 von dem Grafen Amadeus V. von Savoyen seinem Gebiet einverleibt, ward sie zwar auf kurze Zeit wieder frei, blieb aber seit dem Jahre 1396, wo sie sich dem Grafen Amadeus VI. unterwarf, ununterbrochen unter savoyischer Herrschaft. Das dortige Bisthum ward 1388 gestiftet. Im 16. Jahrhundert hatte es durch die Kriege zwischen dem Kaiser und Frankreich viel zu leiden und ward von beiden streitenden Parteien verwüstet. — Schlacht das., d. 21. Apr. 1796. Nach den glücklichen Gefechten bei Millesimo (den 14. u. 15. April), wendete sich der französische Obergeneral mit seiner Hauptmacht gegen die Sardinier, um, wenn der Hauptschlag gegen Beaulieu geschehen u. dieser gezwungen über den Po zurückginge, sich von jenen nicht in der Flanke bedroht zu sehen und auf diese Weise die Sache des turiner Hofs von der der Oesterreicher zu trennen. Zur Ausführung dieses Plans vereinigte sich die Division Augereau am 16. mit der von Serrurier und der Brigade Rusca vor Ceva. Das Hauptquartier ward den 18. nach Salicetto verlegt. Obwohl der sardinische Befehlshaber Colli gute Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, so befahl Bonaparte dennoch, den Feind anzugreifen, wo man ihn träfe. Aber das erste Angriffsmanoeuvre mißlang und obgleich Guyeux bei la Torre und Fiorella bei St. Michel trotz der Schwierigkeiten des Terrains den Uebergang über den Tanaro erzwangen und sich schon in St. Michel festzusetzen suchten, verhinderte sie doch der tapfere Widerstand des Generals Dichat an weiterem Vordringen. Colli gewann Zeit, mit Verstärkung herbeizueilen, und die französischen Kolonnen wurden in Unordnung und mit einem Verlust von 500—600 Mann wieder über die Brücke zurückgeworfen. Beide Theile zogen sich hierauf in ihre früheren Stellungen zurück. Bonaparte aber mußte die Herankunft Beaulieu's fürchten und beschloß, nachdem er sein Hauptquartier noch in der Nacht vom 20. auf den 21. nach Lesegno verlegt hatte, trotz der Ermüdung der Truppen, einen neuen Angriff. Colli hielt sich mit seinen 10—12,000 Mann dem Angriff von Seiten eines etwa 20,000 Mann starken Feindes nicht gewachsen und wartete denselben nicht ab, sondern gab in der Nacht seine Stellung auf und nahm eine andere, 1 Meile entfernt, diesseits M. ein, welches er ebenfalls räumte. Als Bonaparte den Abzug der Sardinier erfuhr, ließ er dieselben sogleich verfolgen, und da sich Colli's Abzug etwas verzögert hatte, so ward er in der Gegend von Vico von Serrurier ereilt und in Unordnung auf die angestrebte Stellung geworfen. Colli wollte zwar, als die gerade auf das Centrum der Sardinier zu marschirende Brigade Domartin durch Dichats Feuer zum Wanken gebracht ward, das

Gefecht zu seinem Vortheil wenden und warf sich mit Ungestüm auf die Franzosen. Aber Serrurier rief eiligst die Brigade Fioretta zu Hülfe und da Guyeur gleichzeitig gegen M. vordrang, so mußte sich Colli diesem entgegenstellen. Dichat, jetzt ohne Unterstützung gelassen, mußte sich auf die Defensive beschränken. Sein Tod aber benahm seinen tapfer fechtenden Soldaten den Muth, sie geriethen in Verwirrung und wichen in Unordnung zurück. Im Centrum bereits geschlagen und auf beiden Flügeln hart bedrängt, entschloß sich jetzt Colli, über den Ellero unterhalb M. zurückzugehen und diesen Platz nur durch einige Bataillone so lange zu vertheidigen, bis sein Rückzug gesichert sey. Die Sardinier wurden vom General Murat noch einige Stunden weit verfolgt und verloren an diesem Tage über 1000 Mann, 8 Geschütze und 11 Fahnen. Der Magistrat von M. übergab die Schlüssel der Stadt in die Hände des Siegers. Während dieser Ereignisse verhielt sich der österreichische Feldherr Beaulieu ganz ruhig in seinem Lager zu Acqui, ohne auch nur die geringste Bewegung zu Gunsten seiner Alliirten zu machen. Dies und der unglückliche Ausgang der letzten Gefechte, wodurch Sardinien im Herzen bedroht war, bewog den turiner Hof, mit Bonaparte in Unterhandlungen zu treten, und schon am 23. April erhielt dieser vom General Colli Anträge zu einem Waffenstillstand, dem ein baldiger Friedensschluß folgen sollte.

Mondparallaxe (Astron.), s. Parallaxe.

Mondphasen (Astron.), s. Astronomie, S. 1100; vergl. Stahlpl. 75a, Fig. 3.

Mondqualle (Zoophyt.), Akalephengatt., s. v. a. Cassiopea *Péron*.

Mondragon (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Tarn, Bez. Castres, am Adon; beträchtlicher Schweinehandel; 2320 Einw.; — 2) span. Stadt, Prov. Guiposcoa, südwestlich von Bergara, am Deva; Fabriken in Eisen- und Stahlwaaren (der beste Stahl Spaniens), Kupferschmieden, Kanonen- und Flintenlaufbohrerei, Obstbau; in der Nähe warme Bäder; 2580 Einw.

Mondragone (Geogr.), ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Terra di Lavoro; südöstlich von Gaëta, am Meere; Marmor- und Gypsbrüche, Schwefelminen; 2100 Einw.

Mondragone (Biogr.), Christoph, Graf v., spanischer General, geb. um 1510 zu Medina del Campo in der Provinz Valladolid, in niederem Stande. Er entschied sich frühzeitig für die kriegerische Laufbahn und stand zuerst als gemeiner Soldat bei einem spanischen Regiment in Italien. In diesem machte er Kaiser Karls V. Zug nach Tunis mit und zeichnete sich beim Sturm auf Goletta so aus, daß er von dem Oberbefehlshaber der Landtruppen, dem Marquis del Guasto bemerkt und sofort zum Unterofficier befördert ward. Während des Kriegs mit dem schmalkaldischen Bund stand er als Fähnrich beim Regiment des Herzogs von Alba und war unter den zehn tapferen Spaniern, welche am Abend vor der Schlacht bei Mühlberg (den 24. April 1547) den Säbel im Munde vom linken auf das rechte Elbufer hinüberschwammen und unter dem feindlichen Kugelregen die Kähne herüberzogen, deren sich die Spanier zum Uebersetzen bedienten. Im J. 1552 wohnte er der verunglückten Belagerung von Metz bei, so wie 1553—1555 den Feldzügen in den französischen Niederlanden, Lothringen und der Picardie. Zwölf Jahre später folgte er dem Herzog von Alba auf dessen Zuge nach den Niederlanden und befehligte damals schon ein Regiment, welches seinen Namen führte. Er schlug die Geusen im Sommer 1573 bei einem Angriff auf die Stadt Tholen in Seeland und zeichnete sich namentlich durch die tapfere Vertheidigung von Middelburg aus, obschon Mangel an Nahrungsmitteln ihn zwang, den Platz am 18. Februar 1574 zu übergeben. Hierauf focht M. in der Schlacht auf der Mockerheide (den 14. April 1574) und als im folgenden Jahre der Statthalter Requesens den Plan entwarf, die Provinz von der Landseite her einzuschließen, überfiel M. (im Juli 1575) die Schanzen von Klundert, Zinard und Ruygensil an der holländischen Küste und bemächtigte sich derselben. Bei dem denkwürdigen Uebergang der Spanier nach Schouveland führte er die stärkste spanische Kolonne durch die schlammige, mit Gesträuch und Binsen verwachsene Bucht, welche Schouveland von Duiveland trennt, und nahm nach neunmonatlicher Belagerung den Ort Zierikſee ein. Unter Don Juan d'Austria's Statthalterschaft war er Geheimrathsmitglied, befehligte im Treffen bei Gemblours (den 31. Januar 1578) eine Abtheilung der Reiterei und wohnte noch in demselben Jahre dem Ueberfall von Arschot bei, eroberte zu Anfang des folgenden Jahres (8. Jan. 1579) im Verein mit Ottavio Gonzaga das feste Schloß Kerpen mit Sturm und leitete am 20. Juni desselben Jahres bei einem allgemeinen Sturm auf Mastricht den Angriff gegen das am rechten Ufer der Maas liegende Städtchen Wick. Beim Angriff auf das ständische Lager vor Gent (29. August 1582) befehligte M. das Hauptcorps. Kurz vorher war er in den Grafenstand erhoben worden. Während der langwierigen Belagerung von Antwerpen ward er und der Graf Peter Ernst von Mansfeld zur Bewachung des brabantischen Scheldeufers beordert, und als die Festung nach 13monatlicher Belagerung endlich fiel, ward M. vom Herzog von Parma zum Kommandanten der dortigen Citadelle ernannt. Unter der Statthalterschaft des Grafen Fuentes erhielt er den Auftrag, die Bewegungen des Prinzen Moritz zu überwachen. Als dieser plötzlich vor Grol in der Grafschaft Zütphen erschien, zog M. aus den nächsten Besatzungen sogleich ein Corps von 1000 Reitern und 5000 Mann Infanterie zusammen und eilte der bedrohten Stadt zu Hülfe; da er aber den Auftrag hatte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, so wich er dem Angriff des Prinzen aus und bezog zwischen der Lippe und dem Städtchen Dinslake ein festes Lager. Prinz Moritz folgte ihm und Graf Philipp von Nassau lagerte sich unterhalb Wesel. Dort entspann sich zwischen den Niederländern und Spaniern ein blutiges Gefecht, in welchem beide Theile bedeutenden Ver-

lust erlitten. M. ging darauf nach Brabant zurück und vertheilte seine Truppen auf beide Ufer der Maas. Bald darauf beschloß er zu Antwerpen, 90, nach Anderen 86 Jahre alt, seine Laufbahn, den Ruhm einer der tapfersten und unternehmendsten spanischen Generale hinterlassend.

Mondrah, brit. vorderind. Stadt, Prov. Kutsch, am Golf von Kutsch.

Mondrains aux trois, Insel, s. Vandiemensland.

Mondraute (Bot.), Farrengatt., s. v. a. Botrychium *Sw.*

Mondre, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schroda; 180 Einw.

Mondregenbogen, s. Regenbogen.

Mondrepuis, franz. Dorf, Dep. Aisne, Bez. Vervins; 1240 Einw.

Mondringe (Pflanzenpathol.), s. v. a. Ringfäule.

Mondsamen (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Menispermum *L.*

Mondsberge, s. v. a. Mondgebirge.

Mondschein, s. Mondphasen, Art. Astronomie, S. 1100.

Mondschlange (Amphib.), Schlangengatt., s. v. a. Scytale *Merr.*

Mondschmalz, weißer Bolus aus Schlesien, so genannt wegen seiner glänzenden Weiße.

Mondschnecke (Mollusk.), 1) Schneckengatt., s. v. a. Turbo *L.*; — 2) Schneckengatt., s. v. a. Napfschnecke, Nerita *L.*

Mondschnitt (Herald.), Schildestheilung in Form eines Mondes.

Mondschütz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Schloß, Vorwerk; 730 Einw.

Mondsee (Geogr.), 1) österr. Distriktskommissariat, Land ob der Ens, Hausruckkreis, umfaßt in 4 Pfarreien und 11 Gemeinden 7200 Einw.; — 2) Pfarrdorf und Marktflecken das., am gleichnam. See (1½ M. lang, 1 M. breit und fischreich); ehemaliges Benediktinerkloster, alte Kirche mit guter Orgel, Schnitzwerken und 2 Thürmen, 2 Kapellen, Schule; wird von einem Kanale durchschnitten. Das Kloster wurde um 793 gestiftet und hatte bis zu seiner Aufhebung im J. 1786 74 Aebte. M. wurde 1810 von Napoleon dem Fürsten Wrede abgetreten.

Mondsfluth, s. v. a. Ebbe und Fluth.

Mondsona-Dzung, asiat. Stadt, Tübet, südöstlich von Lhassa, rechts am Mon-Tchou.

Mondstein (Min.), s. v. a. edler Adular; s. Feldspath.

Mondspore (Bot.), Staubpilzgatt., s. v. a. Selenosporium *Corda.*

Mondsucht, **Mondsüchtig**, s. Nachtwandeln.

Mondtafeln, tabellarische Angaben der jedesmaligen Entfernung des Mondes von den einzelnen Firsternen Behufs der Bestimmung der geographischen Länge auf Seefahrten.

Mondtaube (Ornith.), s. v. a. Mönch, Farbenvarietät der gemeinen Haustaube, Columba livia domestica *L.*

Mondtken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenstein; 310 Einw.

Monduhr, 1) Uhr, gewöhnliche Pendeluhr, welche mit den Stunden zugleich die Wechsel des Mondscheins anzeigt. In dem Zifferblatte ist nämlich ein rundes Loch angebracht, in welches eine zur Hälfte vergoldete oder versilberte, zur Hälfte schwarz oder blau angestrichene den Mond vorstellende Kugel paßt. Diese dreht sich nach dem Mondwechsel, so daß sie in 29 Tagen und 12 Stunden (die noch erforderlichen 44 Minuten und 3 Sekunden werden übergangen) ihre Umdrehung vollendet, und zwar ist sie auf einer vertikalen Welle befestigt, welche ein Getriebe hat, das von einem besonderen von einem Stifte des Stundenrades herumgedrehten Rade mit 354 Zähnen (wenn das Getriebe 6 Stäbe hat) in Bewegung gesetzt wird; — 2) eine wie eine Sonnenuhr eingerichtete Uhr, welche des Nachts bei Mondschein die Stunden angibt; — 3) s. v. a. Monatsuhr.

Mondungleichheiten (Astronomie), s. Mond 1).

Mondveilchen (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Mondviole, Lunaria *L.*

Mondviertel, s. Mond.

Mondviole (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Lunaria *L.*

Mondvogel (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Pygaera bucephala *Ochsenh.*

Mondwechsel, s. Mond.

Mondzeichen, s. Mond.

Mondzeiger, s. v. a. Epakten.

Mone (Biogr.), Franz Jos., bad. Geh. Archivrath u. Direktor des Generallandesarchivs, geb. am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim bei Heidelberg aus einer ursprünglich niederländischen Familie, die den Namen Mooren führte, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Bruchsal u. dem Lyceum zu Rastadt und besuchte seit 1814 die Universität Heidelberg, um Philosophie und Geschichte zu studiren. Nachdem er sich daselbst 1817 habilitirt hatte, wurde er 1818 Sekretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, 1825 Direktor der Universitätsbibliothek. Im Jahre 1827 folgte er einem Ruf als Professor der Statistik und Politik an die Universität Löwen. Gleich den andern deutschen Professoren verlor auch er nach dem Ausbruch der Revolution seine Stelle und begab sich nach Heidelberg zurück, wo er einige Zeit privatisirte, bis er im April 1832 die Redaktion der Karlsruher Zeitung übernahm. Er legte dieselbe aber bald wieder nieder und erhielt dafür 1835 die Stelle eines Geh. Archivraths mit dem Auftrag eine kritische Fürsten- u. Landesgeschichte von Baden zu bearbeiten. Auf seinen Antrag wurde aber bestimmt, daß zuvor eine kritisch genaue Herausgabe der Quellenschriften veranstaltet werden sollte. — Um die Gründung der bad. Versorgungsanstalt hat er sich sehr verdient gemacht, auch ist er deren erster Direktor gewesen. Schrieb: Einleitung in das Nibelungenlied (Heidelb. 1818); — Geschichte des Heidenthums im nörd-

lichen Europa (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den 5. Bd. von Kreuzers Symbolik u. Mythologie der alten Völker bildet; — Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur u. Sprache (Bd. 1, Aachen u. Leipz. 1830); — Die Ausgabe des Reinardus vulpes (Stuttg. 1832); — Untersuchungen zur deutschen Heldensage (Quedl. 1836); — Uebersicht der niederl. Volksliteratur älterer Zeit (Tübing. 1838); — Altdeutsche Schauspiele (Quedl. und Leipz. 1841); — Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh. (Bd. 1 u. 2, Karlsr. 1845). Von dem „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters", von dem Freih. von Aufseß 1832 begründet, redigirte er in Gemeinschaft mit diesem den 3. Jahrgang u. dann allein den 4.—8. Jahrgang (Nürnb. 1832—34; Karlsr. 1835 bis 1839, 4).

Mone (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Cercopithecus Mona *Erxl.*, bunter Affe (s. d.).

Moncah, brit. vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Bahar, westlich von Patna.

Monedes (a. Geogr.), Völkerschaft in India intra Gangem (Plin. VI, 19, 22).

Monedula, 1) (Ornith.), s. v. a. Dohle, Corvus M. *L.*; — 2) (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Hymenoptera aculeata Bembecida *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken. Charakter: Kinnladentaster ziemlich lang, sechsgliederig; Lippentaster viergliederig. Arten ausländisch, bekannteste: M. carolina und M. signata *Latr.*

Monedy, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafschaft Perth, nordwestl. von Perth; 1180 Ew.

Monegario, Domenico, Doge von Venedig 756—764, s. Venedig, Gesch.

Monegarmur (nord. Myth.), s. v. a. Managarmur.

Moneglia, ital. Flecken, Königreich Sardinien, Prov. Genua, am Meerbusen von Genua.

Moneicy, südamerikan. Fluß, Brasilien, Prov. Matto-Grosso, macht eine Strecke lang die Grenze von Paraguay, und mündet in den Parana.

Monein, franz. Stadt, Dep. Basses-Pyrénées, Bez. Oléron; Weinbau; 5460 Einw.; in der Umgegend Blei-, Kupfer- und Eisengruben.

Monella (Bot.), nach Herbert, Pflanzengatt. Arten unter Cyrtanthus *Ait.*

Monembasia, Stadt, s. Napoli di Malvasia.

Monemerisch (v. Gr.), einen Tag dauernd, eintägig.

Monemeron (Ophthal.), bei Galen eine Augensalbe, die gleich am ersten Tage helfen soll.

Monenteles (Bot.), nach Labillardière, Gatt. der Compositae Asteroideae *Dec.* Halbsträucher in Neuholland u. auf Neu-Caledonien; von 7 Arten bekannteste: M. redolens *Dec.*, Conyza redolens *Willd.*

Monenteron (Anat.), das Kolon, der Grimmdarm, eigentlich der Eindarm, Hauptdarm.

Monepigraphisch (v. Gr., Numism.), s. Epigraphische Seite.

Moneres (Psychol.), einsam, die Einsamkeit liebend, bei Hippokrates eine krankhafte Menschenscheu, wie bei Leucomoria.

Monergeten (Kirchengesch.), s. Monotheleten.

Monerma (Bot.), nach Beauvais, Pflanzengattung; Arten unter Campulosus und Lepturus.

Moneron, kleine asiat. Insel, Japan, an der Südwestküste von Tschoka.

Mones, brit. Ort, Schottland, Grafschaft Perth, nordwestlich von Perth.

Moneses (Bot.), nach Salisbury, Gattung der Pyrolaceae *Lindl.* Einzige Art: M. grandiflora *Salisb.*, Pyrola uniflora *L.*, einblüthiges Wintergrün. Ausdauerndes Kraut in Gebirgswäldern zwischen Moos in den kältern Gegenden Europa's, Asiens und Nordamerika's. In Schweden und Norwegen wendet man die etwas zusammenziehenden Blätter gegen leichte Augenentzündungen und das Triefen der Augen an; in Nordamerika bedienen sich die Eingebornen des Krautes als eines Brechmittels. — Schkuhr, bot. Handb. Taf. 119.

Monesi (a. Geogr.), Völkerschaft in der gallischen Provinz Aquitania, mit heißen Quellen (den Bädern von Bagneres).

Monesiae Cortex (pharm. Bot.). Unter diesem Namen kommt in neuerer Zeit eine Rinde von einem unbekannten Baume (nach Caseretti wäre es ein Chrysophyllum, Familie der Sapotaceen; nach Martiny ist die Rinde identisch mit der schon länger bekannten Cortex Guaranham, deren Ursprung aber ebenfalls unbekannt ist) vor, welcher angeblich in Brasilien einheimisch seyn soll. Die Rinde, aus der ein adstringirendes Extrakt bereitet wird, bildet schwere, dicke, harte, dunkelbraune Stücke mit grauer Epidermis, ebenem Bruch, schmeckt anfangs milde süß, später scharf und kratzend und enthält nach der Analyse von Derosne, O. Henry und F. Payen in 100 Theilen: Spuren eines aromatischen Princips, 1,2 Stearin, nebst Chlorophyl und Wachs, 1,4 Glycyrrhizin, 4,7 dem Saponin ähnliche Materie (Monesin), 7,5 eisenbläuenden Gerbestoff, 9,2 rothen Farbestoff (ähnlich dem der China und des Catechu) eine geringe Menge Gummi, 1,3 Aepfelsäure, nebst äpfelsaurem Kalk, 3,0 phosphorsauren Kalk nebst Magnesia, schwefelsaures Kali, Chlorkalium, äpfelsaures Kali, Eisen, Mangan und Kieselerde, 71,7 Pectin und Holzfaser. Das im Handel vorkommende Extrakt besteht aus 16—17 Unzen schweren, festen, auf dem Bruch weder dem Kino, noch dem Catechu ähnlichen schwarzbraunen Stücken, löst sich ganz in Wasser, schmeckt anfangs süß, dann bald adstringirend und hintennach scharf. Prof. Forget am straßburger Hospital hat die Rinde therapeutisch geprüft und erklärt sie nur für ein gelind adstringirendes Mittel. Lanc. franc. 1839. Nr. 49.

Monesiglio, ital. Flecken, Königreich Sardinien, Prov. Coni, südöstlich von Mondovi, am Bormida; Weinbau; 2000 Einw.

Monesin (s. Monesiae Cortex), wird bereitet, indem man die Rinde mit heißem Alkohol auszieht, den Auszug mit Aetzkalk im Ueberschuß versetzt, bis zur Entfärbung schüttelt, wodurch ein Absatz entsteht, der den Gerbestoff, Farbstoff, das Glycyrrhizin und die Aepfelsäure an Kalk gebunden enthält, hierauf filtrirt, den Alkohol abzieht, den Rückstand mit Kohle behandelt und zur Trockne bringt. Eine amorphe, gelbe, gummiartige Masse gibt durch Reiben ein weißes Pulver, ist geruchlos, schmeckt erst bitterlich, bald aber anhaltend scharf u. kratzend, löst sich in Wasser und Alkohol, nicht in Aether. Die wässerige Lösung schäumt stark, reagirt neutral, kurz verhält sich ähnlich dem Saponin, Smilacin, der Polygalasäure.

Monesterio, span. Flecken, Estremadura, südwestl. von Llerena; 2600 Einw.

Monestier (Geogr.), französ. Ortschaften: 1) (M. de Briançon), Flecken, Dep. Hautes-Alpes, Bez. Briançon, am Guisanne; Kupfer-, Graphit-, Steinkohlengruben; Handel mit Eisenwaaren; 2800 Einw. Die dortigen Thermalquellen: la Source du midi und la Source du Nord sind sehr besucht. Die erste hat nach Tripier die Temperatur von 30,5° R., ist klar, geruchlos, von einem schwach-salzigen Geschmack, und hat ein spec. Gewicht von 1,005. Sie enthält Chlormagnium, Chlornatrium und Chlortalcium, schwefelsaures Natron, schwefelsaure Kalk- und Talkerde, kohlsaure Kalk- und Talkerde und Ammonium, eine geringe Menge phosphorsaure Kalkerde, kohlensaures Gas und Stickgas. — Die zweite Quelle variirt in der Temperatur zwischen 18—21° R. nach den Jahreszeiten, ist von demselben Geschmack und Geruch wie die vorige, und hat ein spec. Gewicht von 1,004. Sie ist reich an kohlensaurem Gas und enthält außer den festen Bestandtheilen der ersten Quelle noch Eisen- und Manganoxyd; — 2) Dorf, Dep. Puy de Dôme, Bez. Ambert; 1180 Ew.; — 3) (M. de Clermont), Flecken, Dep. Isère, Bez. Grenoble; Hauptort eines Kantons; Strohhutfabrikation; 840 Einw.; — 4) (M. du Percy), Dorf; 330 Einw.; — 5) (M. Merlines), Dorf, Dep. Corrèze, Bez. Ussel; Hochofen und Eisendrahthämmer.

Monestiès, franz. Kantonstadt, Dep. Tarn, Bez. Alby, am Cérou; Leinwand-, Garn- und Viehhandel; 1560 Einw.

Monesty, afrik. Ort, Marokko, auf der Westküste, südl. vom Cap Noon.

Moneta (lat.), 1) die Münze, der Ort, wo gemünzt wird; — 2) das gemünzte Geld, Geldmünze; — 3) der Stempel, womit Geld geprägt wird.

Moneta (röm. Relig.), 1) Beiname der Juno, den sie von vielen guten Erinnerungen, welche sie den Römern gegeben haben soll, erhielt. Nach Cic. de Divin. I, 45. II, 32 vernahm man nach einem Erdbeben eine Stimme aus dem Tempel der Juno auf der Burg: ut sue plena procuratio fieret, und daher habe sie den Beinamen M. erhalten. Im aurunkischen Kriege gelobte ihr L. Furius Camillus und im korsischen Krieg der Prätor C. Cicerejus einen Tempel, wozu der Senat die Stelle hergab, auf welcher das Haus des M. Manlius Capitolinus gestanden hatte. Nach Suidas flehten die Römer, als sie im Kriege gegen Pyrrhus und die Tarentiner Geldmangel hatten, zur Juno. Diese antwortete ihnen, wenn sie die Waffen mit Gerechtigkeit führen würden, werde es ihnen an Geld nicht fehlen, und da dieses in Erfüllung gegangen, gaben sie ihr den Beinamen M.; — 2) Beiname des Apollo, den er wegen der Rathschläge erhielt, welche er in der im Jahre 189 n. Chr. in Rom wüthenden Pest ertheilte; — 3) s. Münzwesen der Römer.

Monethen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 220 Einw.; — 2) das., Kr. Oletzko; 170 Einw.

Monetia (Bot.), nach Heritier, Gattung der Asclepiadeae Apocyneae *Rchb.*, Tetrandria Monogynia *L.* Sträucher in Ostindien und auf dem Kap; von 4 Arten ist zu bemerken: M. barlerioides *Herit.* Gegen 3 — 4 Fuß hoch; Blätter gegenständig, kurzgestielt, elliptisch; Blüthen grünlich; Beeren rundlich, kaum erbsengroß. Die Blüthen werden auf dem Kap als ein ausgezeichnetes Mittel bei Husten, Auszehrung u. schleimigem Asthma gebraucht. Herit., Stirp. nov., Taf. 1.

Monetier, Flecken, s. v. a. Monestier 1).

Monettium (a. Geogr.), Stadt der Japoden in Illyricum, jetzt Möttnig.

Moneva, span. Flecken, Aragon, Prov. Saragossa, nördlich von Montalban; 660 Einw.

Money, asiat. Insel, Paracelsus-Inseln, im chinesischen Meer, südwestlich von Crescent.

Moneydie, brit. Kirchspiel, Schottland, rechts am Shee; 1230 Einw.

Moneymore, brit. Dorf, Irland, Prov. Ulster, Grafsch. Londonderry; 600 Einw.

Moneyseed, brit. Dorf, Irland, Prov. Leinster, Grafsch. Wexford, nordwestl. von Gorey.

Monfalcone (Geogr.), 1) österr.-illyr. Bezirk, Kr. Görz, umfaßt 1 Stadt und 20 Dörfer mit 8500 Einw.; — 2) Stadt das., am Fuße eines mäßigen Berges mit verfallenem Schlosse, 1½ Stunden vom adriatischen Meere entfernt, das hier den Meerbusen von M. bildet, an der Straße von Görz nach Triest, in sumpfiger Gegend; Schloß la Rocca, Handel, Hafen (Ponto Rosega seit 1825), Salzquellen; 1700 Einw. Die dortigen Thermalquellen waren schon den alten Römern bekannt. Nach Plinius (Hist. Nat. II, 103 und III, 26.) entsprangen zwei derselben auf Inseln des adriatischen Meeres, den Quellen des Timao gegenüber, wurden viel benutzt u. ihrer großen Wirksamkeit wegen Aqua Dei et vitae genannt. Reiche Villen und ein Tempel, in welchem die durch die Bäder Genesenen ihre Dankopfer niederlegten, entstanden umher, und in der Nähe erhob sich Aquileja, das größte und reichste Emporium Italiens. Seit Attila, der Aquileja zerstörte, wurden diese Gegenden indeß von Barbaren vielfach verheert, und die Bäder geriethen in Vergessenheit. Ein Denkmal jener Zeit ist die Falkenburg, welche diese Gegend beherrscht (La rocca di M.), erbaut von Theodorich, dem Könige der Ostgo-

then, nach seinem Siege in der Ebene von Merinizza am Isonzo über Odoacer. Später belebte sich die Gegend wieder einigermaßen; am Fuße des hohen Berges, auf dessen Gipfel sich die Falkenburg erhebt, entstand die Stadt M.; an den Quellen des Timao ward aus den Quadern des zerstörten Tempels die Kirche von San Giovanni erbaut, und auf dem Felsenrücken erbauten die Hirten dem heiligen Antonio Abbate einen kleinen Tempel, von welchem die Benennung Monte di Sant' Antonio herrührt. Die Heilquelle blieb aber lange zwischen den Felsen, denen sie entspringt, und dem Sumpfe, in welchem sie floß, unbeachtet liegen, bis endlich im Jahre 1433 Francesco Nani, ein venetianischer Edelmann, und damals Podesta von M., das Bad wieder herstellte. Das Bad kam nun wieder in Aufnahme, und seine außerordentlichen Heilkräfte wurden mehr und mehr anerkannt, wie aus Candido's (d. i. Giacomo Valvarsoni's) Schreiben aus Udine vom J. 1553, und aus einem Beschlusse des Magistrats von M. vom J. 1590 erhellt; auch A. Baccius gedenkt rühmlich dieses Bades. Im J. 1772 nahm Johann Anton Vidali eine Analyse des Wassers vor. Eine neuere Analyse, welche wünschenswerth erscheint, wurde zwar 1830 veranstaltet, blieb aber unbeendigt, wenn auch nicht ohne Resultat, da mittelst derselben noch andere als die bis dahin bekannten Bestandtheile, wie Jod und Brom, in diesem Thermalwasser ermittelt wurden. Auch bildete sich eine Aktiengesellschaft, die es über sich nahm, ein neues Badegebäude aufzuführen, und überhaupt zweckmäßigere Einrichtungen zu treffen. Sonach wurde im J. 1838 das alte 1772 errichtete Badegebäude abgerissen und ein neues, geräumigeres, zeitgemäßeres begonnen und im Jahre 1839 vollendet. Das Wasser der Thermalquellen ist dadurch besonders merkwürdig, daß es alle 24 Stunden mit Fluth und Ebbe des adriatischen Meeres steigt und fällt („Fontes calidi", sagt Plinius, „qui pariter cum aestu maris crescunt minuunturque"). Die Fluth kündet sich im Becken der Therme durch Entwickelung von Thermaldämpfen an, welche aus dem Wasser in Form von Blasen aufsteigen, aus einem Gemisch von kohlensaurem Gas und Schwefelwasserstoffgas bestehen, das Wasser trüben und eine 3—4' hohe Schicht über demselben bilden. Das Wasser der Thermen, das um so wärmer ist, je höher und heftiger die See geht, hat gewöhnlich die Temperatur von 30, zuweilen von 31, nie aber eine von über 32° R., jedoch nur das obere, denn bei tieferer Einsenkung des Thermometers zeigt es eine um 4—5° tiefere Temperatur. Es ist klar und verliert weder seine Durchsichtigkeit, noch bildet es einen bedeutenden Bodensatz. Bis zur gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre erkaltet, verhält es sich zum Gewicht des destillirten Wassers wie 1015 zu 1000. Sein Geschmack ist salzig; wenn es zu erkalten beginnt, schmeckt es, doch sehr entfernt, nach Schwefelwasserstoffgas, was aber, so bald es bis zur Hälfte erkaltet, wo es auch geruchlos wird, nicht mehr der Fall ist. Nach Anton Vidali's Analyse enthält es, außer einer unbestimmten Menge von Schwefelwasserstoffgas, an festen Bestandtheilen: schwefelsaure Magnesia, schwefelsaure Kalkerde, Chlornatrium, Chlormagnium und kohlensaure Kalkerde. Man rühmt diese Bäder vorzüglich gegen Rheumatismen und Gicht, chronische Haut- und Nervenkrankheiten, so wie veraltete, schwerheilende Wunden. — Obgleich die Bäder in der Nähe eines Sumpfes liegen, so wird doch dieser täglich fester und trockener, und noch Niemand soll von den Ausdünstungen desselben gelitten haben, die übrigens nur bei Nacht gefährlich werden könnten. Die Badegäste pflegen sich auch nur bei Tage, zur Badezeit, an der Quelle aufzuhalten; ihr eigentlicher Aufenthalt ist M., ein Ort, welcher eben so angenehm als gesund ist.

Monfarville, franz. Dorf, Depart. Manche, Bez. Valognes; 1540 Einw.

Monfaucon, französ. Flecken, Depart. Lot, Bez. Gourdon; 1950 Einw.

Monferino, italien. Gesellschaftstanz.

Monfia, afrikan. Insel, nahe an der Küste Zanguebar, von Felsen umgeben, nicht groß, aber schön und dem Sultan von Maskate unterworfen.

Monflauquin, französ. Kantonstadt, Dep. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve sur Lot, an der Lède; 5080 Einw.

Monfort, franz. Dorf, Dep. Gers, Bez. Lectoure, mit Märkten.

Monforte (Geogr.), a) italien. Ortschaften: 1) Stadt, Königr. Sardinien, Prov. Piemont, südwestl. von Alba; 2200 Einw.; — 2) Stadt, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Intendant. Messina, auf einem Berge; 1800 Einw.; — b) portugies. Ortschaften: 1) Flecken, Prov. Alemtejo, nördl. von Villa Vicosa, auf einem schwer zugänglichen Berge; Handel mit Wein und Melonen; 1000 Einw.; — 2) M. de Rio Livre, fester Flecken, Prov. Tras-os-Montes, nordwestl. von Torre de Moncorvo; 410 Einw.; — c) span. Ortschaften: 1) Stadt, Valencia, Prov. Alicante; Oelmühlen; 3300 Einw.; — 2) Flecken, Kastilien, Prov. Segovia, südlich von Escurial; Leineweberei; 720 Einw.; — 3) M. de Lemos, Stadt, Galicia, Prov. Orense, Sitz eines Bischofs; Leinen- u. Seidenweberei; 5100 Einw.

Monfrici, ital. Flecken, Königr. Neapel, Insel Sicilien, Intend. Girgenti, nordwestl. von Sciacca; 6000 Einw.

Mong (Geogr.), 1) M. Tching, asiat. Stadt, China, Prov. Ngan-Hoeï; — 2) M. Ting-Fou, Stadt das., Prov. Yun-Nan, an der Grenze von An-Nam; — 3) M. Tse, Stadt das., Prov. Yun-Nan; — 4) M. Tsin, Stadt das., Prov. Ho-Nan, nordwestl. von Ho-Nan.

Mongal, brit.-vorderind. Stadt, Prsdsch. Madras, Prov. Nord-Serkars, östl. von Hayder-Abad.

Mongallo, afrikan. Stadt, Zanguebar, an der Mündung des gleichnam. Flusses in den indischen Ocean, westl. vom Kap Delgado; Elfenbein-, Sklaven- und Pfefferhandel.

Mongas, afrikan. Volk, Ostküste, Reich Monomotapa.

Mongat, span. Fort, Catalonien, Prov. Barcelona, auf der Küste.

Monge, Gaspard, ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. am 10. Mai 1746 zu Beaune als Sohn eines armen Handelsmannes, zeigte auf der Schule seiner Vaterstadt die größten Anlagen, die er dann auf dem Collège von Lyon so rasch ausbildete, daß ihm daselbst schon im 16. Lebensjahre ein Lehramt der Physik übertragen wurde. An der Artillerieschule zu Mezières, wohin er bald versetzt wurde, konnte er anfangs wegen seiner niedern Herkunft keine rechte Stellung gewinnen, bis er mehre für das Geniewesen wichtige Entdeckungen machte, worauf ihm die Professur der Mathematik und Physik übertragen wurde. Er trat darauf mit Condorcet, Lavoisier u. d'Alembert in Verbindung, wurde 1780 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und als Professor der Hydrodynamik nach Paris berufen. Den Revolutionsideen ergeben, erhielt er nach dem 10. Aug. 1792 das Ministerium der Marine. In dieser Stellung wurde er vom Konvent beauftragt, an Ludwig XVI. das Todesurtheil vollstrecken zu lassen. Bald darauf legte er sein Portefeuille nieder und übernahm die Leitung der sämmtlichen Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Hätte man seine Stelle durch einen anderen, dem herrschenden System mehr ergebeneren Mann gleich gut ersetzen können, so wäre in der Schreckensregierung sein Haupt wohl unter der Guillotine gefallen, aber er war unentbehrlich. Unter der Direktorialregierung gründete er die polytechnische Schule und übernahm selbst das Lehrfach der Mathematik. Im Auftrag der Regierung reiste er nach Italien, um die eroberten Kunstschätze nach Paris zu geleiten. Bonaparte, der seine Talente hochschätzte, wählte ihn und Berthier zu Ueberbringern des Friedensinstruments von Campo-Formio an das Direktorium. Obschon er der Politik ziemlich ferne stand, ward er doch mehrmals als Mitglied des Direktoriums vorgeschlagen. Darauf erhielt er mit Daunou den Auftrag, nach Rom zu gehen und daselbst die Republik zu organisiren. Von da begab er sich auf eine Einladung Napoleons nach Aegypten und übernahm das Direktorium des ägyptischen Instituts, so wie die Leitung der Aufsuchung und Durchforschung der ägyptischen Alterthümer. Er kehrte mit Napoleon nach Frankreich zurück und trat wieder in seine Stellung als Professor an der polytechnischen Schule zurück. Obgleich er sich den aristokratischen Reformplanen, welche Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt beabsichtigte, entschieden widersetzte, so verlieh ihm der Kaiser doch in Anerkennung seiner großen Verdienste die Senatorei von Lüttich mit dem Titel eines Grafen von Pelusium, und ein Majorat in Westphalen, nebst dem Großoffizierkreuze der Ehrenlegion. Auch unterstützte er ihn außerdem mit bedeutenden Geschenken an Geld, welche M. für die Bildung armer Zöglinge verwendete. Der Sturz Napoleons hatte für das Institut und für seine eigene Person gleich nachtheilige Folgen. Jenes ward vernachlässigt und verkümmert und er selbst ward nach der zweiten Restauration als Königsmörder aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals von Schlaganfällen heimgesucht, verfiel er in tiefe Melancholie und † den 18. Juli 1818. In der Wissenschaft nimmt er als Entdecker vieler wichtiger physikalischen Gesetze und Erfinder der sogen. deskriptiven Geometrie eine hervorragende Stelle ein. Seine bedeutendsten Schriften sind: Traité élementaire de statique (7. von Hachette durchgesehene Aufl., Par. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); — Déscription de l'art de fabriquer les canons, et un avis aux ouvriers en fer sur la Fabrication de l'acier (Par. 1794, im Verein mit Vandermonde und Berthollet); — Leçons de géométrie descriptive (6. von Brissot verm. Aufl., das. 1837; deutsch v. Schreiber, Freib. 1822); — Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré (4. Aufl., Par. 1809). Seine Explication du mirage ist im 1. Theile der Décade égyptienne enthalten. Vgl. Dupin, Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M. (das. 1819).

Mongearts, afrikan. Araberstamm, Sahara, südöstl. vom Kap Bojador.

Mongella, asiat. kleine Insel, im persischen Meerbusen, an der Küste von Farsistan, am Kap Kenn; Zufluchtsort der Seeräuber.

Monges, los, südamerikan. Gruppe kleiner Felseninseln, Columbia, Staat Neu-Granada, Prov. Magdalena, am Eingang in den Busen von Maracaybo.

Mongez (Geogr.), asiat. Bergspitze, Mandschurei, Insel Sakhalin, auf der Grenze des japanischen Antheils der Insel.

Mongez (Biogr.), Angelique, geborne Levol, Historienmalerin, wurde 1776 zu Paris geb., erlernte bei David und dann bei Regnault die Malerei. Im Jahre 1802 gründete sie ihren Ruf durch ein Bild mit lebensgroßen Figuren, den Ulysses vorstellend, wie er den Astyanax der Mutter entreißt. Ein anderes Bild stellte Alexander vor, wie er an der Leiche des Darius weint, ein Werk von großem Style, in welchem sich aber, wie in jenem eine zu sklavische Nachahmung Davids kund gibt. Ein drittes Gemälde, welches sie 1806 zur Ausstellung brachte, stellte Theseus u. Pirithous vor, welche den Händen der Räuber zwei Frauen entreißen. Auch ihre weiteren Bilder gehören dem Gebiete der ernsten Historie an. Im Jahre 1808 sah man auf dem Salon ein Gemälde mit 13 lebensgroßen Figuren: Orpheus, der durch sein Spiel von den Richtern der Unterwelt Eurydice zurückfordert. In der Ausführung gewahrt man wohl einige Ungleichheit, aber man erkennt im Ganzen einen gebildeten Geist, einen gereinigten Styl, u. besonders in den Kontouren des Nackten jene Meisterhaftigkeit, die von einer vortrefflichen Schule zeugt. Die Figuren des Amor, der einen Parze, des Pluto und der Proserpina dürfte jeder tüchtige Maler gern als die seinigen erkennen; nur die Karnation geht ein wenig ins Graue oder Violette, und der Farbenton dürfte überhaupt etwas kalt zu nennen seyn, aber im Ganzen sowohl, als in den Theilen fin-

det man ein Relief von seltener Kraft. Dieselben Vorzüge neben den der älteren französischen Schule anklebenden Mängeln, haben auch ihre späteren Werke. Dahin gehören der Tod des Adonis, 1-10; Perseus und Andromeda, 1812; Mars und Venus, 1814 gemalt, im großartigen Style, bräunlich im Tone, aber in der Gruppirung nicht ganz natürlich; St. Martin, den Mantel theilend, um die Blöße des Armen zu bedecken, 1819, und die sieben Heerführer vor Theben, 1827, beide mit lebensgroßen Figuren, auch in der Farbe lobenswerth. Man hat von dieser Künstlerin auch ein großes Bildniß Napoleons, welches sie im Auftrage der Stadt Avignon malte.

Mongezia (Bot.), nach Arrabida, Gatt. der Polyandria Monogynia *L.*, natürliche Familie unbestimmt. Zwei Arten: M. glabrata und M. pilosa *Arrab.*, Sträucher in Brasilien, noch nicht genau beschrieben.

Mongebbo, österr.-illyr. Kirchdorf, Kr. Istrien, Bez. Parenzo; 110 Einw.

Monghir, **Mongheer**, brit.-vorderind. Stadt, Prdsch. Bengalen, Prov. Bahar, nordwestlich von Boglipur, rechts am Ganges; mit einem Felsenfort, Arsenal.

Monghoa, asiat. Stadt, China, Prov. Yunnan, westl. von Yunnan-fou.

Monghodjar, asiat. Gebirgskette, freie Tatarei; Land der Kirgisen.

Mongibello, s. Aetna.

Mongicio, Kap de M., ital. Vorgebirg, Sicilien, Intend. Messina, an der Nordostküste, südwestl. vom Kap Bianco. Dabei die Ruinen von Tyndaris.

Mongie la, französ. Flecken, Dep. Puy-de-Dôme, Bez. Issoire; 1190 Einw.

Mong-In, asiat. Stadt, China, Prov. Chan-Toung.

Mongiri, Stadt, s. v. a. Monghiri.

Mongister, oder Majostowurzel, auch Manjitt od. Munjet (rubia manjit) genannt, eine Art ostindischer Krapp. Die Wurzel und die Stengel färben roth, s. Morinda.

Mongkos (Säugeth.), in Ostindien, s. v. a. Mungos, Herpestes pallidus *Cuv.*

Mongo, span. Landspitze, Cataluña, am Eingang in den Golf von Rosas.

Mongolcote, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. und Prov. Bengalen, nördl. von Berduan.

Mongolei (Land der Monghus oder Mongolen, auch Tataren), asiat. Land, zum chines. Reich gehörig, bedeckt mit der Wüste einen großen Theil des Ostplateau's von Hochasien. Das Land hat durchgängig Gestalt und Natur der Hochfläche und lehnt sich auf mehren Seiten an hohe Gebirge. Begrenzt ist es im Norden vom System des Altai, genauer aber von der vertragsmäßig festgesetzten Linie zwischen China's und Rußlands Reichen in Asien, welche bei Sibirien ausführlich beschrieben ist. Im Ganzen ist 50° nördl. Br. die allgemeine nördliche Grenze, obgleich eine Ausbeugung der M. nach Norden wohl bis 53° nördl. Br. läuft. Die Südgrenze beginnt im Osten und endet im Westen fast mit 40° nördl. Br., läuft aber zwischen diesen Enden in den größten Ausbeugungen im Lande der Ordos und der Oelöten um 2° weiter nach Süden, östlich bei den Tschakharen $1\frac{1}{2}$° nach Norden. Der 45. Grad nördl. Br. durchschneidet die M. ungefähr in der Mitte; die nördlich dieser Linie gelegenen Lande haben ihre Westgrenze unter etwa 105° bis 110° L. (schief nach Südost laufend) gegen die Oelöten der Songarei in hohem Landrücken, die Ostgrenze fällt im nördlichsten Theil mit 135° Länge ziemlich zusammen, zieht sich aber sofort nach Südost, bis sie unter 141° 40′ auf die erwähnte Scheidelinie trifft. Die südwärts des Theilers gelegene Hälfte erstreckt sich im Westen nur bis 117° 30′ Länge, im Osten aber fängt sie an der Theilungslinie als Nordpunkt mit 141° 40′ Länge an und zieht in einem Bogen wieder südwestlich fast bis 136° L. zurück. Die auf diesen Grenzen anstoßenden Länder sind im Norden der ganzen Länge nach Sibirien, im Westen die Songarei, ein an derselben hinliegender Strich Wüste, das niedere Si-fan (Tangut), jetzt der Provinz Kansu angehörig, im Süden die nördlichsten chinesischen Provinzen Kansu, Schensi, Schansi, Tschyli (Petscheli), wo die berühmte große Mauer (700 Meilen lang) bis ans Meer die Grenze bildet, im Osten (Südost, dann Ost, endlich Nordost wegen des Bogens der Grenze) die Mandschurei. Der Flächenraum der gesammten M. in dieser Ausdehnung möchte nicht weit unter der bekannten Angabe von 53,000 □Meilen seyn. Die verschiedenen Berechnungen des Flächenraumes stehen und fallen mit der Richtigkeit der Karten, auf denen sie beruhen. Ueberdies schließen die Berechner die Wüsten bald ein, bald aus, sprechen von der M. zwischen 31° und 54° nördl. Br., nehmen also sämmtliche von Mongolen bewohnte Länder, die Khuku-noor-Lande, Tübet und die Songarei, dazu. Für diese Ausdehnung möchte die Angabe von 53—60,000 (nach Templeman) und sogar die von 69,000 □Meilen (Gutsmuths) zu gering seyn. Richtiger scheinen die 91,000 □Meilen Hassels. Das ganze Osthochasien, also M., Mandschurei, Korea, das hohe China, den östlichsten Theil Tübets und Si-fan zusammen, berechnet Berghaus zu 266,400 □Meilen. Man theilt die M. jetzt in folgende Hauptländer: 1) Khalkas (Chalchassen); — 2) Scharaigol (Scharra-M.), welche beide fast durch den 45° nördl. Br. geschieden und noch besser durch die zwischen hinziehende Wüste getrennt werden; — 3) im Westen der letzteren u. an das niedere Tangut grenzend die Oelöten.

Das Land. Es ist das System des Altai, welches den nördlichen Grenzwall der M. M. bildet. Aber auch hier ist er nicht eine einzelne Kette, sondern eine breite Gebirgszone. Beginnen wir im Westen mit dem Bergland des kleinen Altai zwischen dem obersten Irtyschgebiet und den Obquellen, einem Alpenland, dessen Thäler von 1200′ bis 5000′ absolute Höhe haben, dessen Berggipfel bis 10,000′ hinansteigen, mit Schnee bedeckt, so haben wir da die äußerste Westspitze der M. berührt. Das Hochland läuft hier noch unter der allgemeinen Be-

nennung des kleinen Altai fort (die mittlere Breite ist immer so ziemlich 50° nördl. Br.), von 110° L. an aber gilt sie für die sowohl nordöstlich als Schabinai Daban, wie südöstlich als Tangnu oola fortstreichenden Gebirge nicht mehr, sondern man findet auf Karten jenes erstere sajanisches Gebirge genannt, was freilich mehr dem nördlichen Alpenland, als der Grenzkette zukommt, dieses aber heißen sie den großen Altai. Jenseits des 120. Grades der L. werfen sich die Gebirgsketten nach Nordost, um dort die Knoten des daurischen Alpenlandes zu bilden, gegen Osten aber fängt der östliche Ulutau oder das mongolische Grenzgebirge an, in dessen höchster Erhebung, dem Khan oola (Schanula, Schangai, d. i. Königsberg, ungefähr 127° L., 48°—50° nördl. Br.), sowohl Zuflüsse des Stromes Jenisei, der ins Eismeer geht, als der große Amur entspringen, welcher seine Wasser dem östlichen Ocean zuführt. Von hier aus behauptet die östliche Richtung des Altaisystems der Khinggan, der in geringerer Höhe fortsetzt, bis er an den anderen Khinggan stößt, welcher von Norden nach Süden durch einen Theil der Mandschurei, die M. u. in derselben mit leichter Richtung gegen Südwesten fortläuft, durch die große Mauer setzt und tief in China hineindringt. Nur auf diesen zwei Seiten ist die M. durch Gebirge so ziemlich geschieden von den angrenzenden Ländern, wiewohl im Norden ein Theil des Mandschulandes diesseits, im Süden ein Theil des Mongolenlandes jenseits der Khingganketten sich findet. Das innere Land selbst liegt hoch über der Meeresfläche, am Khinggan oola wohl bis 8000', am Khan oola 4000'; dies mögen so ziemlich die äußersten Grenzen seyn. Durchzogen ist es von Felsengebirgen in vielen Richtungen. So sendet schon der Tangnu nach Südosten eine Kette, die auf den vom Khan oola nach Südwesten streichenden Khungur trifft, u. von der wieder Glieder nach Süden ausgehen. Eben so setzt vom Khungur ein Zug nach Osten durch die Wüste, der am Ende in das Hochland des von Norden nach Süden streichenden Khinggans überläuft. Jene vom Westen herkommenden Ketten vereinigen sich an ihren Südenden mit dem Inschan oder Gadschar (auch große blaue Berge genannt), welchen im Norden der chinesischen Grenze das große Khinggangebirge nach Westen ausschickt, und durch den als Mittelglied nun die hohen Gebirge des westlichen Hochasiens verbunden sind mit dem Ostrand in China und der Mandschurei. Vom Inschan setzt ein Zug südlich durch Scharaigol zwischen dem Land der Ordos u. der Delöten durch, der wahrscheinlich mit dem Khilianschan und Nanschan, den Gebirgen im Norden des Khuku noor, in Zusammenhang steht. Er wird Alaschan genannt. Sonst laufen noch mehre kleine Gräten durch die Wüste. Die ganze nördliche Hälfte der M., das Land der Khalkhas wird von den südlichen Zweigen des hohen Grenzgebirges in einzelne Flächen zerschnitten, welche wohl bewässert, gutes Weideland enthalten. Ein solches bilden die Höhenzüge, welche durch das Delötengebiet im Osten des Dsaisangsees vom Altai her nach Südosten gehen, mit dem die Nordseite einnehmenden kleinen Altai selbst, dem im Osten begrenzenden Tangnu und endlich dessen südwestlicher Gräte. Doch sind das erste und letzte nicht eigentliche Grenzwälle, nur höhere Landrücken. Der Tangnu macht sodann wieder die Westgrenze eines zweiten Landes aus, welches im Osten der Khan oola einfaßt, im Süden der Khungur beschränkt nebst der Erhöhung, die derselbe östlich als Wasserscheide zwischen den Flüssen Sibiriens und der Wüste aussendet. Dieses große Steppenbecken ist auch wieder in eine Ost- und Westhälfte zertheilt, wie die Wasserscheide zwischen Selenga und Jenisei andeutet. Jener Theil der Wüste wird im Süden durch die Fortläufer des Thian schon geschlossen und scheint gegen Osten und Westen wenigstens nicht eben. An der sibirischen Linie endlich, östlich vom Khan oola bis über die Grenze der Mandschurei hinein lagert sich ein neuer Abschnitt, der im Süden mit Felsenreihen in der Wüste endet. Fast eben so bilden jenseits des hohen Südrandes der Sandwüste die Gebirgsketten Inschan und Khinggan bestimmte Landschaften mit der chinesischen Mauer. Zwischen dieser, dem südlichen Khinggan, dem Inschan (Gadschar) und dem Alaschan liegt das Ordosland, welches östlich das der Delöten hat. Letzteres umschließt nun freilich nicht von allen Seiten eine Naturgrenze. Endlich neigt sich auch hier im Osten des Khinggan ein weites Gelände nach der Mandschurei hin. Die Gewässer der M. sind meist Salzseen und Steppenflüsse. Die westlichste Hochfläche derselben schließt gleich am kleinen Altai im Süden den größeren Ubsasee ein, welchen der Teß, ein aus dem Tangnu herabfallender Fluß, u. der von Südwesten kommende Saklikhara, nebst einigen andern Steppenflüssen, bilden. Südwestlich von ihm liegt der Aral noor (Iche Aral), in welchen der Dsabkian von Südosten herein mündet. Einige geringere Seen, der Durghe noor, Sirkha noor, sind an der südwestlichen Grenze gegen die Steppen der Songarei zerstreut, andere am Westabhang des Tangnugebirges. Aus dem nördlichsten Abschnitte der M., welchen der Schabinai Daban vom russischen Asien scheidet, strömen nach Nordosten u. Nordwesten Flüsse hervor, jener ein Zufluß der sibirischen Anggara, dieser des oberen Jenisei, beide zum Stromgebiet des letzteren gehörig. Steppenflüsse ergießen sich auch dort in kleine Landseen. Ganz dieselbe Erscheinung findet sich weiter nach Süden, wo an der Nordgrenze des Landes Barkol hin die Seen Zagan, Olok (Uruk), Siraburitu, Khurgon hingestreut sind und die vom südlichsten Tangnu herabfallenden Flüsse, Ugghin, Tui, Baitarik, aufnehmen. Ein größeres Netz von fließenden Wassern ist zwischen dem Khan oola und dem südlichen Tangnu ausgebreitet. Von ersterem ergießen sich, von Süden nach Norden gezählt, die Tula, der Khara nach Westen, der Tschikoi mehr nördlich ins russische Gebiet, von letzterem strömen

gegen Westen der Orchon, in den auch eine warme Quelle mündet, Tamir, Selenga, aus dem See Kusukul (mit der Insel Kuibolbok, 8 deutsche Meilen Umfang), nahe an der Grenze, der Ichefluß. Von Süden her strömt der Kharao. Diese zusammen bilden eigentlich die Selenga, welche nach Norden dem Balkaschsee zueilt und später durch den Jenisei ihre Wasser ins Eismeer sendet. Auf der Ostseite des beherrschenden Königsbergs (Khan oola) beginnt ein anderes Stromgebiet. Denn dort entquillt ihm zuerst nördlich der Onon, später Schilka und Amur genannt, der große Mandschurenstrom, und wandert zunächst durch sibirische Gebiete nach Norden, sodann südlich der Kerulun, nachher Argun, der große Zufluß des ersteren, durch den er fähig wird, seinen Hauptnamen zu tragen. Die Seitengewässer dieser beiden befruchten das Land. Der Kerulun tritt an der Ostgrenze der M. in den bedeutenden See Dalai (Chulun) ein. Dieser hat 48 deutsche Meilen Umfang. Im ganzen Süden des Weidelandes zieht ein schwarzer, furchtbarer Saum, dem der Reisende möglichst ausweicht, der Einheimische nur mit Angst nahe tritt, die Wohnung feindseliger Geister nach den Sagen Ostasiens, ein Zeugniß, was das Erdreich seyn kann ohne das ernährende Wasser, dunkler oder gelber Sand, scharfes Gestein, von verwitterten Granitgipfeln und Felszacken oder von Sandhügeln traurig unterbrochen, von Stürmen durchtobt, ohne Quellen, ohne das dürftigste Gras, wo nicht kurz zuvor befruchtende Regen das geringe Pfriemgras hervortrieben, Tod bringend Thieren und unvorsichtigen Menschen, das Sandmeer (Kanhai), Schamo oder Kobi (Gobi), gegen Westen auch Schaschin genannt, in einer Breite von 100 Stunden am östlichen Ende, doppelt so breit im Westen, im Ganzen, von den Grenzen der Mandschurei bis gegen Khotan hingestreckt, 400 Meilen lang, in die nördliche und südliche, durch das Gebirge Talain Irmük (Steppengrenze) getheilt. Nur hie und da täuscht ein unbrauchbarer Salzsee den Schmachtenden. Im Süden der Wüste erscheint wasserreiches Land, die Weiden der Ordos, wo sich der große Hoanghostrom durch die chinesische Mauer nach Norden bricht und in großem Bogen weiter östlich durch denselben Grenzwall zurückkehrt. Die Zuflüsse des Hoangho in diesen Gegenden kommen aus dem Gadschar und Khinggan (Siolki, Yakalin). Vom letzteren Gebirge östlich strömt der Schaeamuren, welcher ins Mandschuland übertritt und dort den Namen Leao bis ans Meer führt.

Schon die geographische Lage der M. (40—50° nördl. Br.) läßt nicht eben ein warmes Klima erwarten. Kommt dazu noch die absolute Höhe (bis 8000′) und die weite, wenig geschützte Fläche, so läßt sich denken, wie rauh daselbst die Winter sind. Unerwarteter möchte die Thatsache seyn, daß nicht allein die Winterkälte furchtbar, nur für den Mongolen noch zur Noth erträglich ist, da sie noch stärker als —17° R. wird, ganze Schneeberge vom Winde angehäuft, und Wagen und Jurten beinahe fortgeschleudert werden, sondern daß auch im heißen Sommer, wo die Sonnenstrahlen heftig auf der wagrechten Fläche wirken, Nordstürme mit Schnee und Eis nicht selten sind. Ueberhaupt ist der Charakter der dortigen Temperatur das plötzliche Umsetzen des Wetters. Was von der Wüste in höherem Grade gilt, das findet in geringerem, natürlich auch mit Aenderungen durch die über 10° sich erstreckende Breite, in den Steppen Statt (nach Ritter).—Der Pflanzenwuchs erscheint an den Gehängen der nördlichen Gebirge ungleich reicher, als in den Steppen. Bis jenseits des Tulaflusses nach Süden sind die Thäler mit Wäldern von Fichten, Zirbelbäumen, Lerchen, Birken, Tannen, auch Cedern und Weißpappeln schön bewachsen, der ganze Fuß des Khan oola ist mit diesem grünen Kranz umwunden, weiter gegen Süden aber, wo man die Berge hinan auf die höhere Fläche gelangt, kriecht nur noch Gestrüpp auf dem kahleren Boden, bis endlich die Vegetation im Wüstensand erstirbt und sich nicht eher erholt, als in der Nähe der chinesischen Mauer. Dies ist das holzarme Hochasien, wo nur der Mist der Heerden (Argal) zum Heizungsmittel dient. In den wasserreichen Seebecken und Flußthälern der Khalkhas ist die Weide vortrefflich, hohes Gras bedeckt die Triften, bei Kiachta baut man sogar Getreide, was nach der Aussage der Reisenden auch im Nordsaum der M. wohl thunlich wäre. Aber der Boden wird nach Süden zu zuerst baumloses Steppenland, sodann immer kahler; die Masse, aus welcher er, so wie die nördlichen Grenzmauern, besteht, nämlich Granit, tritt zu Tage, und endlich ist es nichts mehr, als der grobe Granitsand und die bunten Kiesel (Karneole, Jaspis, Achate u. a. werden darunter getroffen), was das Auge erblickt. Mit Entzücken reden die südlichen Mongolen von einer Gegend, in der einige Tannen wachsen. Im Süden der Wüste, besonders nach Südosten, wird Ackerbau getrieben, der zwar etwas Hirse, Gerste, Weizen hervorbringt, aber doch kaum den Namen verdient. Auch wilde Pfirsichbäume u. a. kommen in den dortigen Gebirgsthälern fort, Eichen, Linden, Nußbäume bekleiden die Steilthäler u. klippigen Pässe, durch welche man nach den Pforten von China hinabsteigt, eben so wie die östlichen Berghöhen nach der Mandschurei hin. Die Schinsengpflanze, ein wichtiges Heilmittel, gedeiht hauptsächlich in der M. Der Salzgehalt des Bodens ist nicht bloß in den vielen Salzseen, sondern auch auf dem Trockenen zu bemerken, wo die Dünste Salz niederschlagen. Metalle mögen die nördlichen Grenzgebirge wohl enthalten, den Mongolen schien dies aber bis jetzt keiner Untersuchung werth. Auch der Gewinn von Eisen an den Ufern des Iroflusses bei den Khalkhas ist wenigstens jetzt keine bestehende Thatsache. Von Thieren nährt gleichfalls der Nordsaum eine größere Mannichfaltigkeit, als die Mitte, u. sogar vielleicht als der Südrand des Steppenlandes. Denn dort finden sich in den Hochwäldern noch die Bewohner des Altai, doch in geringerer Zahl und Größe, als im Westen und Nordosten. Dazu kommen noch mehre Arten des Eichhorns, worunter das fliegende, verschiedene Mäuse und

Springer, Gerboas, Biber, Igel, Stachelschweine, Leoparden, Bezoarböcke, Kropfgazellen. Die Rennthiere verkünden da den hohen Norden der Erde. Auch wilde Pferde kennt man. Das östliche Randgebirge beherbergt dieses Wild in großer Masse. Weiße Bären soll der nördlichste Theil hegen. Die vielen Seen u. Flüsse sind durch Fische (Störe, Lachsforellen, Schleihen, Hechte, Barsche u. a.) und Wasservögel (Enten, Trauerenten, Kraniche, Gänse, im Süden Schwäne), die Steppe durch Wachteln, Haselhühner u. s. w. belebt. Hausthiere hegt ohnedies die große Viehwirthschaft (Schafe, Pferde, Kameele, Esel, Büffel, gewöhnliches Hornvieh). Im Süden hat das Land dieselben thierischen Bewohner, wie Nordchina. Die Wüste hegt nur wenig Wild und fast gar keine Insekten.

Die Einwohner. Wo sie ursprünglich wohnten, erhellt aus der Geschichte der Mongolen; jetzt erstreckt sich das Mongolenvolk bis in den Süden von Tübet am Himalaya. Schwer ist es, in der heutigen M. die Bewohnerzahl zu bemessen, da sie so zerstreut leben. Timkowsky glaubt, sämmtliche Mongolen (auch die von Khuku noor mitgezählt) zu etwa 2 Millionen in 500,000 Jurten anschlagen zu müssen. Der Abzug jener von Khuku noor beträgt kaum einige Hunderttausende. Der allgemeine Volksname Mongolen ist wohl der älteste dieser Stämme. Dieselben scheinen den Gesammtnamen des tungusischen Volks der Mo-cho getheilt zu haben (wie die Chinesen das: Mogol oder Mongol aussprachen), der nun die besondere Benennung eines Zweiges von jenem Urstamm ist. Eben diese Mongolen nannte man auch Ta-tar, woraus die Chinesen Ta-ta, die Abendländer Tataren machten. — Physische Charakteristik. Ueber die Mongolen als eine der Hauptracen des Menschengeschlechts s. Menschenracen, S. 218 ff. Hier sprechen wir von den eigentlichen Mongolen, welche die M. bewohnen. Die Mongolen sind ein Volk, dessen Körperbildung von der aller andern Erdenbewohner so verschieden ist, daß vielleicht nur die des afrikanischen Negers den Mongolen an Eigenthümlichkeit übertrifft. Besonders merkwürdig ist auch, daß die Mongolen in jeder Vermischung mit andern Völkern das ihnen eigenthümliche Aeußere behalten, während dasselbe sich leicht andern Völkern mittheilt und in diesen beinahe unveränderlich bleibt, wie man dieses an den Chinesen, Tübetanern, Kirgisen 2c. sieht, die alle noch bis jetzt das mongolische Gepräge an sich tragen, ungeachtet schon seit der ersten Vermischung einige Jahrhunderte verflossen sind. Man kann daher in der That die Mongolen einen unverwüstlichen Menschenschlag nennen. Sie sind von mittlerer Statur, gewöhnlich mehr mager und schmächtig als fett, aber muskulös; sie haben schwarze, straffe Haare, auf der Stirn und an den Schläfen abgeschoren, hinten aber in einen Zopf geflochten, der auf dem Rücken hinunterhängt, ein rundes, unten spitziges und gleichsam eingedrücktes Gesicht mit schwach ausgeprägten, fast zusammenfließenden Formen, eine flache Stirn, ein kleines Kinn, eine gelb- oder schwarz-bräunliche Gesichtsfarbe mit rothen Wangen, einen nach oben zu breiten und kugelförmigen Kopf, große, weit abstehende Ohren, weite Augenhöhlen, aber kleine, tiefe und schiefliegende Augen mit einem lebhaften, durchdringenden Blick, eine etwas platte Nase, hoch hervorstehende Backenknochen, einen dünnen Bart, großen Mund, dicke, aufgeworfene, aber kleine Lippen, unmäßig breite Schultern, und von dem vielen Reiten auf einem hohen Sattel mit kurzen Steigbügeln, woran sie von Kindheit an gewöhnt sind, haben die meisten Mongolen auswärts gedehnte Kniee und einwärts gebogene Füße, weshalb ihr Gang ziemlich wackelnd und ihre Haltung ziemlich schief ist. Aber ein angenehmes Aeußere ist mehr ihren Weibern eigen, die frische und rothe Wangen und einen lebhaften, feurigen Blick haben. Nach Timkowsky sind manche von den Mongolinnen von der Natur mit Reizen begabt, die selbst die Eifersucht europäischer Schönen erregen könnten. — Die Geistesart der Mongolen unterscheidet sie von dem Bruderstamm der Olöten, so viel sie auch mit ihm, besonders was Schmutz und Liebe zum Müssiggang betrifft, gemein haben. Der Mongole ist nach den Schilderungen der Reisenden offen, gutmüthig und gastfrei, aber auch zanksüchtig und stolz auf den Ruhm seines Volkes. Die Weltstürmer, die daraus hervorgingen, sind es noch immer, deren Lob die Steppen und Wüsten durchschallt. Stets aber leben einzelne Stämme unter sich in Zwietracht. Die rauhen Naturanlagen der Mongolen sind durch den steten Umgang mit Chinesen, besonders bei den südlichern, China nähern Stämmen abgeschliffen, wohl auch durch Mittheilung chinesischer Feinheit und List verderbt worden. Die Mongolen waren, so weit die Geschichte reicht, fast stets auf großartigen Eroberungszügen begriffen und bewahren noch jetzt diesen kriegerischen Charakter; bei ihnen gibt es eine Unzahl kühner Reiter und trefflicher Schützen, welche fast nie das Ziel verfehlen, schwer wird man aber einen geschickten Künstler oder auch nur tüchtige Handwerker finden; jeder Hausvater fertigt das nöthige Geräthe selbst, so gut er kann, oder tauscht es sich bei den chinesischen Handelsleuten, welche in den mongolischen Steppen umherschweifen, gegen Vieh oder Häute ein.

Der Mongole, obwohl in tiefe Unwissenheit versunken und als schlichtes Kind der Natur sorglos dahinlebend, kann deswegen doch gerade nicht wild und ungesittet genannt werden; stolz auf den kriegerischen Ruhm seiner Vorfahren, empfindlich gegen Beleidigung und deshalb leicht zum Hader geneigt, ist er doch im Ganzen genommen gastfrei, freundlich, dienstfertig, gutherzig und aufrichtig; Diebstahl und noch weit mehr Raub haßt er als abscheuliche Laster und verfolgt Jeden, der sich eines solchen Vergehens schuldig macht, ohne alle Nachsicht. Der Mann beschäftigt sich fast nur mit Jagd und den Waffen, die Besorgung des Hauswesens, die Erziehung der Kinder, die Behandlung des Viehes, die Herbeischaffung und Anfertigung der Klei-

dungsstücke und überhaupt fast die ganze Ernährung der Familie überläßt er der Frau. Es ist ihm nicht verboten, mehre Frauen zu nehmen, doch begnügt er sich gewöhnlich mit einer einzigen, die er sehr jung nimmt. Braut und Bräutigam dürfen nicht zu einem und demselben der zahlreichen Geschlechter (Jassu) gehören, in welche die Mongolen zerfallen, weshalb jeder sorgfältig seinen Stammbaum führt; auch sieht man sehr darauf, daß die Brautleute nicht unter sich widerstreitenden Himmelszeichen geboren sind, und besonders, daß das Zeichen der Frau nicht das des Mannes an Kraft übertreffe, weil man glaubt, daß in einem solchen Falle die erste die Oberhand über den letztern erlange. Ehescheidungen sind nicht selten und können bei der geringsten Unzufriedenheit von irgend einer Seite Statt finden; wenn der Mann sich aber ohne jede gesetzliche Ursache von seiner Frau scheiden will, muß er ihr eines ihrer besten Kleider und ein gesatteltes Pferd geben, damit sie zu ihren Aeltern zurückkehren kann, die übrige Mitgift behält er als Ersatz des von ihm für sie gegebenen Kaufpreises an Vieh, doch verliert er das Recht, seine sonstigen Ausgaben zurück zu fordern; eine Frau, die ihren Mann nicht leiden mag, geht heimlich fort zu ihren Aeltern, die indessen verbunden sind, sie dreimal zurück zu bringen; geht sie aber zum vierten Male davon, so betrachtet man die Ehe als aufgelöst, die ganze Mitgift bleibt dem Manne und außerdem muß diesem von dem Schwiegervater ein bestimmter Theil des Kaufpreises ausgeliefert werden. Die Zärtlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, so wie die Anhänglichkeit der Söhne und Töchter an Vaterland und Mutter ist bei diesem rohen Volke grenzenlos und wahrhaft rührend, und die Söhne haben auch nach ihrer Verheirathung gewöhnlich ihren Weideplatz mit dem Familienvater zusammen, so weit es nur immer der für die Viehzucht unumgänglich nöthige große Raum erlaubt. Sobald das Futter an einem Weideplatze zu mangeln anfängt, was wohl jährlich zehn- bis fünfzehnmal der Fall ist, so bricht der ganze Stamm seine Jurten ab und zieht im Sommer nordwärts, im Winter aber nach Süden; Heerden, Männer, Frauen und Kinder bilden einen sorgfältig geordneten Zug, den die jungen Mädchen singend schließen. Sobald man eine geeignete Stelle gefunden hat, werden sogleich die Jurten wieder aufgeschlagen. Wohlhabende breiten auf dem Boden der Jurten große, mit allerlei Mustern gesteppte Filzdecken, Reiche persische und turkestanische Teppiche aus; die Jurten solcher Leute sind auch geräumig und so hoch, daß man, ohne sich bücken zu müssen, darin herumgehen kann; oft sind auch mehre mit einander verbunden und bilden eben so viele Gemächer, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. Stühle findet man nirgends; man setzt sich auf den Boden mit untergeschlagenen Beinen nach allgemeiner asiatischer Sitte. Da in den meisten Gegenden der Steppe Mangel an Brennholz ist, so bedient man sich statt dessen des getrockneten Kuhmistes (Argal); in kalten Wintern ist jedoch diese Heizung sehr ungenügend und man sieht sich genöthigt, die kleinen Kinder in Schafpelze oder in Felle wilder Thiere einzuwickeln. Zum Kochen braucht man kein starkes Feuer, denn Speise und Trank der Mongolen bestehen hauptsächlich in Milch, die sie von ihren Heerden erhalten, in Butter und in getrocknetem Käse; deshalb sind sie gewöhnlich sehr schwach an Kräften, aber desto leichter und schneller, so daß ein Mann von sechzig Jahren rüstiger zu Pferde sitzt, als ein junger geübter europäischer Reiter, und ohne Ermüdung in einem Tage eine Strecke von dreißig Meilen durchjagt. Fleisch, besonders Schöpsenfleisch, essen sie wohl auch, aber nicht jeden Tag und nicht in jeder Jurte, Wildpret und Fische noch weit seltener, zu dem Fleische von Pferden und Kameelen greifen sie nur bei dem Mangel an andern Lebensmitteln. Auf der Reise kochen sie ganze Hammel in ihrem Felle, indem sie dasselbe zuerst ganz abziehen und eine Art Sack daraus bilden, welchen sie mit Wasser, dem von den Knochen abgelösten Fleische und mit glühend gemachten Steinen füllen; das Fleisch wird auf diese Weise vollkommen gar und die Brühe vortrefflich. Wasser trinkt der Mongole ohne besondere Nothwendigkeit nicht, Thee, welcher in Form von Backsteinen gepreßt (Saturan, Ziegelthee), aus China eingeführt wird, ist der Haupttrank des Reichen wie des Armen; ein Gefäß voll dieses mit Milch, Butter und Salz gekochten Thees findet man in jeder Jurte auf dem Heerde; der Hausherr trinkt davon, so oft er Bedürfniß oder Lust danach fühlt; auch der ermüdete Wanderer tritt dreist ein und kann nach dem Gesetze der Gastfreiheit unter Steppenbewohnern zu jeder Zeit seinen Hunger und Durst mit Backsteinthee stillen, doch muß er dabei sich seiner eigenen hölzernen Schale bedienen, die auch jeder als eine unumgänglich nothwendige Geräthschaft auf der Reise mit sich führt. Der Anzug der Mongolen ist eben so einfach, wie ihre Nahrung; der Mann trägt im Sommer weite Beinkleider und einen langen Rock aus Nanking oder Seidenzeuch und gewöhnlich von dunkelblauer Farbe, der durch einen ledernen mit kupfernen oder silbernen Schnallen versehenen Gürtel, woran jederzeit Messer und Feuerzeug hängen, zusammen gehalten wird; den mit Ausnahme eines einzigen Schopfes glatt geschorenen Kopf bedeckt eine runde Mütze von Seidenzeuch mit einer Verbrämung von schwarzem Plüsch und zwei oder drei auf dem Rücken herabhängenden rothen Bändern; im Winter werden diese Kleider mit Pelzwerk vertauscht oder wenigstens mit solchem gefüttert; von Hemden wissen nur reichere Leute; die Stiefel sind von Leder, meist von Juchten, und haben ungewöhnlich dicke Sohlen. Die weibliche Tracht ist der männlichen sehr ähnlich, nur etwas mehr gewählt; das Haupthaar fällt in zwei Flechten herab, die am Ende mit Silberstücken, Korallen, Glasperlen oder bunten Steinen geschmückt sind. Auf dieselbe Weise verziert man auch das Pferdegeschirr und die Waffen, die indessen nur aus Pfeilen, Bogen und einem kurzen Seitengewehre bestehen; Flinten sieht man selten; auch verlangt der Mongole nicht nach solchen, sondern hängt mit großer Vorliebe an der alten Bewaffnung.

Außer dem Pferderennen, der Jagd und dem Ringen ist das Schießen mit Bogen und Pfeilen nach dem Ziele seine liebste Unterhaltung; andre Vergnügen sucht er nicht und vom Tanzen scheint er nicht einmal einen Begriff zu haben. Ist er bei schlechtem Wetter auf die Jurte beschränkt, so verbringt er die Stunden der ihm so reichlich zugemessenen Muße im Kreise seiner Freunde um den immer glimmenden Argal sitzend und Airak (ein starkes, aus Schaf- und Kuhmilch bereitetes Getränk) oder Branntwein schlürfend, schwelgt in schwermüthigen Erinnerungen an den Ruhm längst entschwundener Zeiten und die Thaten seiner vaterländischen Helden und vergißt die Beschwerden des Lebens und die Last des mandschurischen Scepters. Aus dem Munde der von Branntwein Begeisterten strömen auch wohl scharfsinnige Scherze, unterhaltende Geschichten oder Erzählungen von der Kühnheit und dem Glücke der Jäger, von der Schnelligkeit berühmter Renner und von ähnlichen Abenteuern; zuweilen ertönen auch die melancholischen Weisen ihrer Gesänge, von der Flöte und Balalaika (Zither) begleitet.

Die mongolische Sprache ist eine Ursprache und trotz vieler harter Laute sehr ausdrucksvoll, und, wie es scheint, einer großen Ausbildung fähig. Sie hat viel Verwandtschaft mit den tungusischen und türkischen Sprachen und theilt sich in 3 Hauptmundarten nach den Volksstämmen; die eigentlich mongolische, die ölötische und burätische. Die mongolische Schrift, eine aus hundert und siebenundachtzig Zeichen bestehende Sylbenschrift wird, wie die chinesische, mit einem Pinsel auf dem Blatte senkrecht herunter geschrieben, die Zeilen aber werden von der Linken zur Rechten gezählt. Die Literatur der für die Wissenschaft nicht unempfänglichen Mongolen ist bereits ziemlich reich, besteht aber bis jetzt noch meist aus Uebersetzungen chinesischer und hindostanischer Werke; das älteste ihrer eigenen Geisteserzeugnisse ist ihr in manchen Bestandtheilen bis zu den Zeiten Dschingis-Khans hinaufreichendes Gesetzbuch, welches im Jahre 1691 von den Gesetzkundigen zu Peking durchgesehen, nach Vergleichung der alten und neuern Ueberlieferungen und einzelnen Verordnungen mongolischer Fürsten völlig umgearbeitet und in mongolischer, mandschurischer und chinesischer Sprache gedruckt wurde. Es bestimmt genau die Strafen für alle Verbrechen und setzt auf viele (wie auf Mord, Brandstiftung, gewaltsamen Diebstahl) den Tod; besonders merkwürdig sind aber die das Kriegswesen betreffenden Bestimmungen. Wer vor dem Feinde flieht, verliert eben so gut den Kopf, als wer auf dem Marsche das Wachfeuer vernachlässigt; wer aber unbedachtsam sich in Gefahr begibt und durch sein Ungestüm dem ganzen Heere Nachtheil bringt, soll ebenfalls streng gezüchtigt werden. Tempel und Wohnungen soll man nicht zerstören, Vorüberreisende nicht muthwillig tödten oder beschädigen; nur die Feinde, welche sich widersetzen, soll man umbringen, diejenigen aber, welche sich ergeben, verpflegen; dem Kriegsgefangenen soll man die Kleider nicht abnehmen und die Weiber nicht von ihren Männern trennen. Ein Theil des Gesetzbuchs beschäftigt sich mit der Art und Weise der Entrichtung der Abgaben und mit dem Gehorsam und den Pflichten gegen die Häuptlinge und Vorgesetzten.

Die poetische Literatur besteht außer den religiösen Heldengesängen und Hymnen auf Buddha in geselligen, erotischen, Jäger- und Lobliedern auf gute Pferde. Die Volkslieder haben meistens einen etwas düstern Charakter. In den einzelnen Abtheilungen der Gedichte herrscht ein Parallelismus der übrigens an Länge ungleichen Glieder, der sich oft durch Wiederkehr derselben Endung (also Reim) oder derselben Wörter (Refrain) oder auch durch Alliteration kund gibt. Das gewöhnliche Verssystem sind vierzeilige Strophen. Vorzüglich reich ist die mongolische Literatur an Religionsschriften, welche die buddhaistischen Lehren, mitunter aber auch Legenden enthalten, wie Uligerün dalai (d. i. Meer der Gleichnisse); — „Uschan darchan" (die Thaten eines in einen Fürsten verkörperten Gottes gleichen Namens besingend) und ein die Thaten des Bogda Ghesser Khan feierndes Gedicht, welches von der petersburger Akademie (Petersb. 1836, 4.) herausgegeben und von J. J. Schmidt (das. 1839) übersetzt worden ist. Eins der angesehensten Religionsbücher ist „Altan Gerel" (d. i. Goldglanz), welches die Geschichte der Bhodhisat (buddhaistischer Heiligen) erzählt. Religiösen Charakters sind auch die medicinischen, philosophischen und astronomischen oder vielmehr astrologischen Werke der Mongolen. Gleicherweise tragen auch ihre geschichtlichen Werke ein religiöses Gepräge an sich, doch enthalten dieselben treffliche Materialien zur Geschichte der asiatischen Völker und ergänzen die lückenhaften chinesischen und sonstigen Quellen. Unter die vorzüglichsten historischen Schriften gehören „Ulagan Debter" (das rothe Buch) von Amurlikßan Akschawada, „Jeke schara togodschi" (das große gelbe Geschichtsbuch), „Chadun ündüsüna ardeniyin tobtschiya" (der edle Inbegriff vom Ursprung der Fürsten). In Europa ist besonders die Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen (1662 verfaßt, von J. J. Schmidt, Petersb. 1829, 4. mit deutscher Uebersetzung herausgegeben) bekannt. Eine Art encyklopädisches Wörterbuch ist „Khaybi-Dschunay", worin zwar meistens Wörter und Ausdrücke der heil. Bücher erklärt werden, aber auch über andere Dinge Auskunft gegeben wird. Die mongolischen Bücher, der äußern Form nach lang und schmal, existiren meistens nur in Manuskripten, und besonders sind Pagoden, Klöster und mitunter auch reiche Privatleute im Besitz ansehnlicher Bibliotheken. Diese Bücher werden aber mehr als Talismane oder überhaupt als heilige Gegenstände, als zu eigentlich literarischen Zwecken gebraucht. Die Druckerei wird auf chinesische Art betrieben, ist aber noch sehr schwerfällig und kostspielig. Die reichsten Sammlungen mongolischer Bücher sind in Rußland, besonders in Kasan, wo auch der erste Lehrstuhl für mongolische Sprache und Literatur gegründet ward, und in Petersburg. Auch in den Schulen zu Irkutsk und Nertschinsk wird seit 1825 das Mongolische getrieben und in dem Seminar

zu Irkutsk werden christliche Missionäre für die M. gezogen.

Tübet hat seine Ueberwinder überwunden und der Buddhismus auch die Mongolen ins Joch der Hierarchie gespannt; sie gelten sogar für sehr eifrige Anhänger dieser Lehre. Mit Ausnahme eines Theils der nördlichsten Grenzbewohner und russischen Mongolen, die noch dem Schamanenglauben huldigen, verehrt die ganze Nation, vom Altai bis an den Himalaya in fast ununterbrochener Kette wohnend, den Dalai Lama. Bei den nördlichen oder eigentlichen Mongolen sitzt zu Urga im Khalkhaslande ein eigener Kutukhtu, sonst Gegenn genannt. Dieser Nomadenpatriarch, dem die Mongolen fast Allwissenheit zuschreiben und reiche Geschenke zutragen, weil ihn nur von Weitem zu sehen schon für ein Glück gilt, stirbt eben so wenig, als der Dalai Lama, und hat es die Regierung zu Peking gerathen gefunden, der abgeschiedenen Seele jedesmal den Leib anzuweisen oder vielmehr den Leib zu erkennen, in welchem sie von Neuem erscheint. Sie wählt diesen unter den fürstlichen Familien der M. Große Festlichkeiten begleiten die öffentliche Einsetzung eines solchen Halbgottes. Denn der Mongole, überhaupt noch viel mit den alten schamanischen Begriffen behaftet, glaubt Alles in Gefahr, wenn die Wiedergeburt des Kutukhtu nicht bald erfolgt. Dem Kutukhtu wird außer den Geschenken der Gläubigen noch eine Anzahl Jurten (etwa 30,000) mit ihren Abgaben zum Unterhalt angewiesen. Die Mongolen, welchen dieses Glück widerfährt, heißen Schabis (Schüler). Sonst ist die Hierarchie dieselbe, wie anderswo bei den Buddhisten. Die Lama's studiren in Tübet. Es ist ihnen jedoch noch nicht gelungen, unter den Mongolen den Glauben an drohenden Schaden böser Geister, an den schützenden Hausgott Ongon, an Amulete, besonders an die Zaubereien der Schaman, Ueberbleibsel ihres ältern und rohern Heidenthums, auszurotten. Das sittliche Leben der Mongolen wird sehr günstig geschildert. Von Natur weniger als andere Asiaten zur Wollust geneigt, sollen sie auch sonst mäßiger in Genüssen seyn, als ihre Brüder, die Olöten; Raub und Dieberei findet man selten. Außer dem in jeder Jurte befindlichen Altar erscheinen noch Bethäuser (Suburgan oder Buncha) in Pyramidenform, aus Holz oder Stein, Stiftungen von Reichen, meist auf Höhen od. an der Straße stehend. Der Vorübergehende muß ein Opfer, sey es auch das Geringste, hineinwerfen und anbeten. Ueberhaupt ziehen die Lama's große Vortheile von solchen Stiftungen. Größere Tempel in tübetischem Styl, zum Theil von majestätischem Bau und mächtigem Umfang, erscheinen zu Urga und in der südlichen M., wobei denn einige Lama's angestellt sind. Eine erhebende Sitte ist es, daß die Mongolen auf jeder beträchtlichen Höhe Steinpyramiden aufthürmen, welche die Vorüberziehenden weit hinaus in die Steppenflächen zur Andacht mahnen. Oft sind die Grabmale, meist aber Obo's (Bethügel), bei denen der Wanderer seine Andacht verrichtet. Das Christenthum ist unter den Mongolen noch nicht näher bekannt geworden, obgleich die heil. Schrift in ihre Sprache übersetzt wurde. — Außer den mongolischen Bewohnern des Landes sind noch zu nennen: die Uriangkhai (Uränchen), welche den Bezirk dieses Namens, den nördlichsten der M., im Süden des Schabinai Daban und sajánischen Gebirges, zwischen dem Wassergebiet der Selenga und dem Tangnugebirge an den russischen Grenzen, inne haben, bis an den See Ubsa im Westen und ins russische Asien hinüber bis an den Altan- oder Telezkoisee, den Baschkusfluß hinab. Ehemals den Songaren unterthan, unterwarfen sie sich mit ihnen den Waffen China's. Damals (1755) waren ihrer 10,000 unter zwei Fürsten (die östlichen und westlichen). Es sind Nomaden, in 28 Stämme getheilt, zum Theil von Jagd und Fischfang sich nährend, schamanischer Religion. Sie sind der Sprache nach Türken, vielleicht Ueberbleibsel der altaischen. Neben ihnen wohnen die verwandten Sojoten, wahrscheinlich auch türkischen Ursprungs. Letztere sind wilde, rauhe Nomaden, die sich von Fleisch und Wurzeln nähren, ja sogar ihre eigenen Frauen und Kinder fressen sollen. Doch geschieht dies nur aus Noth von den Aermsten; die Reichern, deren es manche gibt, sind hartherzig und machen sie zu Sklaven. Einige Rennthiere bilden die Habe des gemeinen Mannes, eine schlechte viereckige Hütte sein Haus. Auch ihr Glaube ist der schamanische.

Staatliche Verhältnisse. Hülfsquellen und Thätigkeit der Einwohner. Die Grundverhältnisse der Gesellschaft werden durch die Zertheilung der Mongolen in einzelne Nomadenstämme bedingt, die sämmtlich von China abhängen. Es ist bereits bemerkt worden, daß das Mongolenvolk sich in drei Hauptstämme zerspaltet: 1) eigentliche Mongolen, mit denen wir es hier zu thun haben; 2) Olöten, von denen gleichfalls ein Theil die M., der größere Rest aber die Lande von Si-fan oder Tanget, die Songarei, das südliche Rußland bewohnt; 3) die Buräten im russischen Nordasien. Alle drei hatte Dschengis Khan vereinigt und dadurch seinem Anstoß die Kraft gegeben, welche Asien durchrüttelte. Nach der Sprengung seines Reichs theilten sie sich wieder, zerfielen innerlich, bekriegten sich, wie noch in den letzten Jahrhunderten der Krieg der Songar (Olöten) mit den Mongolen und der Khalkhas unter einander die letztern sehr schwächte. Zu den eigentlichen Mongolen gehören folgende Aimaks (d. i. Stämme, Länderantheile oder Fürstenthümer, welche ihre besondern Rechte und Obliegenheiten, auch besondere Oberhäupter haben): 1) die Khalkhas, ein eigenes Fürstenthum (Aimak), im Norden der Wüste Gobi, grenzt gegen Norden an die sibirischen Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk und Tomsk des russischen Reichs und gegen Westen an die Olöten-Aimaks; gegen Süden grenzen an das khalkhassische Fürstenthum, das größte und mächtigste aller Aimaks, die Nomadenplätze der Sunniten und anderer mongolischer Aimaks, und gegen Osten erstreckt es sich an die barguburätischen und mandschurischen Länder. Zur besseren Ordnung in den

Nomadenplätzen und in der Regierung des Volks ist das khalkhassische Fürstenthum in 4 Jam oder Lu, d. i. Wege oder Ländergebiete (Provinzen) mit 86 Fahnen (Banner, Choschuns) eingetheilt, deren jede Provinz ihren erblichen Khan zum Oberhaupt hat. Diese Provinzen oder Wege sind: a) der nördliche Weg der Khalkhas, von der russischen Grenze im Norden bis an die Steppe Gobi im Süden, von den Guntu-Bergen (Khan oola) im Osten bis zum Oginfluß, im Westen auf beiden Gestaden der Tula, besteht aus 20 Fahnen. Ein Khan (der Tussijätu Khan, Tuschetu Khan) beherrscht sie, der seine Jurten an der Selenga aufrichtet; — b) der mittlere Weg der Khalkhas, vom Orchon nach Westen und bis ins Gebiet von Ili, 22 Fahnen Khalkhas und 2 Fahnen Zoros-Olöt, unter dem Ssain Nojon; — c) der westliche Weg der Khalkhas, im Süden des Khangai an den Seen, 18 Fahnen und eine Fahne Choit-Olöt, unter dem Dsassaktu Khan; — d) der östliche Weg der Khalkhas, am Kerulunfluß (Kerlon), östlich vom Khan oola, 21 Fahnen, unter dem Zezen Khan. Außer diesen befinden sich noch 2 Fahnen der Khalkhas im südlichen Lande, der rechte und linke Flügel der Khalkhas genannt, südlich von der Wüste um das Gadschargebirge und gegen Osten. Auch in Sibirien leben noch Angehörige dieses Volkstheils, etwa 6000 männliche Köpfe. — 2) Im Osten der Khalkhas wohnen von dem andern Hauptstamm der Buräten die Bargu-Burät als eigener Aimak (Fürstenthum) am Argunfluß im Solonenland, über die mandschurische Grenze hinüber. — 3) Im Süden der Wüste erstrecken sich eine Menge von Aimaks. Jenseits des Khingangebirges liegen am Nördlichsten auf der mandschurischen Grenze um den Grenzfluß Nun, der sich in den Songari ergießt und den Nebenfluß des erstern, Tschol, die Weideplätze der Durbet, 1 Fahne unter ihren Fürsten. — 4) Im Südwesten davon, gleichfalls an den genannten Flüssen, weiden die Dschalit, wieder 1 Fahne stark. — 5) Westlich und südlich von den Dschalit liegt der Aimak der Gorloß, aus 2 Fahnen bestehend. Dieser hat im Osten auch die Mandschurei, im Westen — 6) die Aro Chortschin (nördl. Chortschin), 1 Fahne, im Süden bespült vom Schara Muren, gegen Norden begrenzt durch die — 7) Uedsumutschin (Uedsemertschi), 2 Fahnen, die sich längs des Südrands der Wüste nach Nordosten bis an die Solonen erstrecken, an mehren im Sand sich verlierenden Flüssen, die aus dem Khinggan kommen. — 8) Von den Aro Chortschin östlich, weiter unten am Schara Muren, trifft man die Lagerplätze des Aimaks Dscharot (Dsaragut), aus 2 Flügeln bestehend, in dessen Gebiet ein Tempel des Schigemuni steht. — 9) Weiter hinauf am Schara Muren streift der Aimak Baring (Bagarin) in 2 Fahnen umher, bis gegen die Quellen des Flusses, wo — 10) die Khischikten einen eigenen Aimak bilden, 1 Fahne. — 11) Südlich vom Aro Chortschin, im Osten der Khischikten und Baring, liegt, vom Khara Muren berührt, der Aimak Ouiut, 2 Fahnen (Kreise), in dessen Osten der Fluß Locha dem erstern zufließt. Jenseits desselben leben östlich die Khalkhas des linken Flügels und südöstlich die — 12) Naimans, 1 Fahne, gleichfalls um die Locha und ihre Zuflüsse. — 13) Von diesem Aimak gerade nach Westen, im Süden vom Ouiut, befinden sich die Nomadenlager des Fürsten von Aochan, der 1 Fahne befehligt. Jenseits der Khingganberge und in ihren Westthälern stehen die Jurten der — 14) Abga (Abacha) am Wüstenrande hin, 2 Fahnen stark, bis zu den Ouiut herüberreichend, dann im Nordosten an die Chotschit, so wie an die Gobi stoßend, die — 15) Abagau (Abchanar), in 2 Fahnen. Zwischen diesem Aimak und dem nordwestlichsten von Uedsumutschin liegt endlich noch der von — 16) Chotschit, in 2 Fahnen, welcher auch mit den Khischikten im Südosten zusammen reicht. — 17) Auf der Westseite der Abga dehnen sich ziemlich weit die östlichen und westlichen Sunniten (Sünid) in 2 Fahnen aus, und von diesen wieder nach Westen und Süden — 18) die Dürbun Kuked, ein Aimak von 1 Fahne. Die genannten zusammen könnte man die mittlern Mongolen nennen, weil sie die mittlern Steppen inne haben. Eine Anzahl der östlichen Aimaks gehört wieder zu der allgemeinern Gesammtheit des rechten und linken charatschinschen Flügels, der bis an die Mandschurei hinläuft. Die südlichen Mongolen, näher an China, bestehen in folgenden Aimaks: 19) Im äußersten Osten an der Grenze China's und des Mandschulandes (in der Ecke des Palissadenwerks und der großen Mauer) die Tumet in 2 Fahnen, westlich schon durch die charatschinschen Flügel begrenzt. — 20) Im Westen derselben lagert an der großen Mauer hin der Stamm Charatschin (Kartschin), 3 Fahnen stark, dessen Herrschaft sich bis zum nördlichsten Aimak der Durbet erstreckt. Er stößt an Ouiut im Norden an die — 21) Tschakhar (Tschagar, Zagaren) im Westen, die eine eigenthümliche Eintheilung haben, 8 Fahnen (gelbe, weiße, rothe und blaue Fahne, mit und ohne Einfassung), ebenfalls mandschurische Unterthanen, zur Bewachung der Hauptstadt Mukden gebraucht; seit aber der Kaiser in Peking wohnt, hat man ihnen außerhalb der Mauer ihre jetzigen Weideplätze angewiesen, die im Osten an die Khischikten, im Westen an die Khukukhoto Turmet, im Norden an die Sunnit und Dueben Kuked, im Süden an die Provinz Schansi stoßen. — 22) Die Tumet von Khukukhoto im Westen der Tschakhar, erstrecken sich vom Hoangho im Süden bis zum Inschan (Gadschar) im Norden, in 2 Fahnen. Ihre nordwestlichen Nachbarn sind die — 23) Moomingan, 1 Fahne, ihre westlichen, die — 24) Orat (Uräten), in 3 Fahnen (vordere, mittlere, hintere) getheilt, an der Inschankette hin und vom Hoangho und seinen Seitenwassern bespült. Mehre Tempel und Stadtruinen zeigen sich im Lande. — 25) Die südwestlichste Grenze der M. nehmen endlich die Ordos ein, welchen im Nordwesten der rechte Flügel des Khalkhas liegt, im Osten die Tumet von Khukukhoro, im Süden die chinesische Mauer; Ruinen alter Städte erblickt man auch hier nicht selten. Der Hoangho umgibt ihre Weiden in Westen, Norden und

Osten in einem großen Bogen. Als letzten Aimak zählt man — 26) die Mongolen von Khuku noor, die auch noch zu den eigentlich unterworfenen gehören, wogegen die von Tübet dem Dalai Lama und nur mittelbar dem chinesischen Reiche gehorchen. Ihre Eintheilung s. Sifan. Die Mongolen südlich der Gobi zerfallen also in 59 Fahnen. Delöten wohnen in den Hochflächen, durch welche westlich vom Hoangho und Alaschan die M. in das tiefere Tanget übergeht, in der Provinz Kansu; man nennt diese die Delöten bei Ordos; sie bestehen aus 3 Fahnen. — Den Namen der Scharaigol (gelbe Mongolen) legt man gewöhnlich den südlichen bei und theilt deswegen auch, wie oben angeführt, die Länder ab. Genauer jedoch kommt jene Benennung nur den khuku-noorischen, hochbucharischen und tübetischen Mongolen zu, welche die Tübeter selbst nebst allen Mongolen Khor nennen. Die Uriangkhai im Norden sind eben so, wie die Mongolen, nach Fahnen eingetheilt, die östlichen in 4 Fahnen und 16 Kompagnien unter ihrem Fürsten, der den Titel Sula Amban führt. Die westlichen in 7 Fahnen und 25 Kompagnien, deren Herr die Würde eines Dorgi Amban begleitet. — Noch bleibt eines Distrikts der M. zu gedenken, der, von den Aimaks Charatschin, Ouiut, Teunet, Aochan, Naiman, Baring, linke Khalkhas umgeben, zum Theil von Mongolen, meist aber von Chinesen bewohnt ist, welche auch in den Gebieten der erwähnten Aimaks zerstreut wohnen, nach den von Timkowsky angegebenen Zählungen 558,400 Seelen stark, zur Provinz Petscheli gehörig, unter dem Namen Regierungsverwaltung von Tschende, eigentlich Jagdbezirke des Kaisers. — Die Mongolen nennen den chinesischen Kaiser, dem sie dienen, Bogdo Khan. Das Tribunal des Auswärtigen (chines. Li-fang-juang, mongol. Dschurgang d. i. Kammer) zu Peking hat die oberste Leitung der M. und behält sich auch das Recht über Tod und Leben vor. Unter ihm gebieten in der Khalkhasmongolei 4 von einander unabhängige Khans, die mit ihren Räthen ganz ungehindert von China regieren, und denen man von dort aus schmeichelt, weil man sie fürchtet, falls sie sich etwa vereinigen sollten; denn wohl kennt man zu Peking den eingewurzelten Nationalhaß der Mongolen gegen China. Die Fürsten der Mongolen erhalten namentlich kaiserliche Verwandte zu Gemahlinnen; diesen werden dann Mandschuren mitgegeben, die als stete Beobachter der Begünstigten dienen. Jedes Aimak oder Fürstenthum wird eingetheilt in Choschuns, Fahnen (Divisionen), in Dsalan (Regimenter), in Somun (Schwadronen), ganz nach kriegerischem Maßstabe. Dieser Abtheilung entsprechen dann auch die Beamten. Die obersten sind mit chinesischem Titel Fürsten verschiedener Grade (Dsinwan, Wan, Beile, Beiße, Kuna, Taidsi, Tabunan), die zweiter Stufe bilden die Dsassak, Tussulachtschi, Sakirochtschi und Meiren; die dritte die Dsalan, Dsangi, Knudu, Saisan (Dsaißang), Boschko u. s. w. Diese sind eben sowohl Kriegsanführer, als Richter und Steuerbeamte. Doch findet man bei den Khalkhas für den Krieg noch einen Generalinspektor oder Dsiangghiun und 4 ihm an die Seite gegebene niedere Dsiangghiuns, je mit einem Kriegsrath für jedes Khanat. Jener hat seinen Sitz in Ulassutai, westlich von Urga, gegen die russische Grenze, denn die Khalkhas sind die nördlichen Grenzwächter des Reichs. Eben deshalb ist auch ein Wan (mongolischer Fürst) zu Urga für die Grenzsachen aufgestellt, neben ihm steht ein mandschurischer General oder Amban, ganz unabhängig, alle 3 Jahre geschickt. Eben so stehen die Tschakhar unter einem General (Husai Amban), und noch an mehren andern Orten sind ähnliche Befehlshaber aufgestellt. Diese letztern Stämme werden mit den Khalkhas von China am Meisten begünstigt, um ihrer Anhänglichkeit an das mandschurische Kaiserhaus willen. Die mittleren Mongolen, die Sunniten u. s. w., genießen viel weniger Gunst. Die Dsassak oder Vorsteher der Choschuns (meist Fürsten) vereinigen sich jährlich zu einem Landtag (in Ulassutai die Khalkhas), wo die wichtigsten Angelegenheiten geschlichtet und jene Vorsteher gewählt werden, die ihre Bestätigung selbst zu Peking einholen. Der gewählte Dschulganida (Landtagspräsident) ist eine der wichtigsten Personen. Der Tussulachtschi, Gehülfe des Dsassak, wird gleichfalls gewählt. Für den Krieg besteht jeder Choschun aus einer Anzahl von Somuns à 150 Familien. Alle 3 Jahre wird das Volk gezählt und die Zahl der Somuns bestimmt. Von den 150 Mann, die von 18—60 Jahren Dienste thun müssen, erhalten 50 Waffen, 100 müssen im Fall des Kriegs ausziehen, die übrigen bleiben zu Hause. Ein Dsalan befehligt 6 Somun, deren Offiziere 1 Dsangin und 7 Kundu sind. Ein Oberdsangin oder Ukherida gebietet im ganzen Choschun. Sämmtliche höhere Beamte beziehen Gehalte von Peking, die bei den mit dem Kaiserhaus verschwägerten größer sind. Die höchsten belaufen sich auf etwa 5000 Rthlr. jährlich, aber der Wan von Urga erhält im Ganzen gegen 8000 Rthlr. Die Besoldungen der Militärchefs sinken von 240 Rthlr. (der Ukherida) bis zu 48 Rthlr. (der Boschko = Wachtmeister). Die Delöten bei Ordos haben ganz dieselbe Verfassung wie die am Khuku noor. Ueber die Uriangkhai sind, wie oben gesagt, einheimische Fursten mit chinesischen Titeln gesetzt. Ukheridas (Direktoren, Aufseher) gebieten unter denselben. Die Taidsis und Tabunans bilden den niedern Adel, die Fürsten der verschiedenen Rangklassen den hohen Adel. Er ist erblich, aber nur der älteste Sohn erhält die Würde des Vaters, der zweite den nächsten Rang u. s. w. Die Lamas stehen neben demselben als zweiter Stand, das Volk macht den dritten aus. Gesetze und Rechtspflege bei den Mongolen stehen gleichfalls unter chinesischer Aufsicht. Von erstern werden Exemplare zu Peking gedruckt und den Fürsten der M. mitgetheilt. Die Ausübung der Rechtspflege ist in höchster Instanz dem Tribunal zu Peking vorbehalten. Sonst aber entscheiden der Landtag, die Khane, die Dsassaks, kurz die Obern jeder Abtheilung. Zu Urga besteht für den Wan ein eigener Ge-

richtshof, der Jamun. Seine Aussprüche bestätigt der Wan; fürchterliche Todesstrafen und Folter sind gewöhnlich. Eigenthümlich ist, daß die Beamten für jedes Verbrechen, dessen Thäter sie nicht ausfinden, an Geld gestraft werden. Die Schabinen stehen unter der Gerichtsbarkeit des Kutukhtu. An Handelsplätzen befindet sich ein eigener Sargutschei (Handelsrichter). Es leuchtet von selbst ein, daß die Regierung zu Peking nicht der Geldgier beschuldigt werden kann, wenn mit den hohen Besoldungen, die sie austheilt, die Einkünfte verglichen werden, die ihr aus der M. zufließen. Auch hier, wie bei den übrigen unterworfenen und Schutzstaaten, ist es ihr mehr um Macht und Sicherheit, als um Geldgewinn zu thun. Zwar reisen auch die Mongolenfürsten alljährlich an den Hof, um dem Bogdo Khan ihre Gaben als Tribut zu Füßen zu legen. Aber es sind Geschenke, die ihnen zum Lohn ihrer Treue vielfach wieder erstattet werden. Dieser gesetzliche Brauch hat den Hauptzweck, die Fürsten stets in ihrer Abhängigkeit und unter stetem Einfluß des Hofes zu halten. Die Ordnung, in welcher sie zu erscheinen haben, so wie die Gaben, welche sie bringen, sind geregelt. Der Gerichtshof des kaiserlichen Hauses wacht darüber, so wie er auch darauf hält, daß die von mandschurischen Prinzessinnen den Mongolenfürsten geborenen Kinder dem Kaiser vorgestellt werden. Auch der höhere Adel erscheint durch seine Stellvertreter am Hof mit Geschenken. Dagegen bezahlen die Unterthanen eines Khans oder Dsassaks (regierenden Fürsten) eine bestimmte Abgabe an diesen, über die nichts verlangt werden darf: jährlich von 20 Schafen oder 5 Ochsen ein Schaf, von doppeltem Besitz 2 Schafe, mehr aber nie. Wird das Lager verlegt, reist der Fürst zum Landtag oder nach Peking, heirathet eines seiner Kinder, so geben ihm 10 Jurten je ein Pferd, einen Wagen, einen Ochsen oder im Ganzen ein Kameel u. s. w. Mißbräuche werden vor die Oberbehörden gebracht. In schlechten Jahren, d. h. bei geringer Weide, trifft der Fürst Anstalten zur Verpflegung der Armen durch Beiträge der Reichern. Nur im Distrikt Tschende wird von den angebauten Ländereien eine regelmäßige Steuer im Ganzen von 40,000 Rthlr. jährlich erhoben. Die Uriangkhai bezahlen ebenfalls nur Geschenke nach Peking unter dem Namen Tribut. Regelmäßiger fordert das Gouvernement zu Irkutsk in Sibirien den Jassak, weil Einige von ihnen Sommers am Norden des Gebirges auf russischem Boden weiden. Die Sojoten müssen jährlich einige Zobel-, Luchs-, Wolfs-, Eichhornpelze und einige nahrhafte Wurzeln nach Peking schicken. Eine vorzügliche Einrichtung sind, wie im chinesischen Reiche überhaupt, so auch in der M. die Posten, auf welchen für die Reisenden im Dienste der Regierung Pferde und Kameele bereit stehen.

Was die Arbeiten und Nahrungsquellen der Mongolen betrifft, so leuchtet ein, daß nur Mangel an Vieh diese Nomaden zwingen konnte, sich mit Ackerbau abzugeben. Derselbe ist auch ärmlich genug und steht weit hinter dem der Chinesen zurück, die an der nördlichen und südlichen Grenze wohnen. Die südöstlichsten Mongolen sind es, welche die Noth so weit gebracht hat, daß sie in festen Hütten wohnen, Weizen, Gerste und Roggen bauen und die Viehzucht im Kleinen treiben. In ihrer Nachbarschaft sind chinesisch-mongolische Kolonien des Distrikts Tschende, welche mit Ackerbau und Handel sich beschäftigen. Zehntausend Menschen sind jährlich mit Aufsuchen der Schinsengpflanze auf den kalten Berghöhen beschäftigt. Einen Theil davon müssen sie umsonst, den übrigen gegen gutes Silber an kaiserliche Beauftragte abliefern. Die übrigen alle sind wandernde Viehhirten, die aber keineswegs leicht gute Weidebezirke finden. Es kann nöthig seyn, bis fünfzehnmal des Jahres den Lagerplatz zu ändern. Es werden Kameele, Pferde, Rindvieh, Esel und Schafe gezogen. Die Behandlung des Viehes ist dieselbe, wie bei den Kalmücken. Auch der Kaiser hat eigene große Heerden in der südlichen M., und die Tschakhar sind seine bezahlten Hirten und zeigen viele Sorgfalt dafür. Der Amban zu Chalgan, zugleich Befehlshaber der tschakharischen Truppen, hat die allgemeinste Aufsicht über die kaiserlichen Heerden. Zu diesem Zwecke werden ihm mehre Stallmeister zur Verfügung gestellt, welche besonders die Kameel- u. Pferdestutereien besorgen, von denen die ersteren 20,000 Stück in Heerden zu 300 Stück enthalten; sobald sie erwachsen sind, gibt man sie den Tschakhar. Längs der großen Mauer und um den See Dolon noor sind kaiserliche Weideanstalten für den Hof und die Truppen angelegt. Etwa 90,000 Schafe, fast eben so viel Hornvieh, viele Tausende von Pferden sollen den nomadischen Reichthum des Kaisers ausmachen. Eben so gehören dem Kutukhtu mächtige Heerden. Mit dem Fischfang beschäftigen sich die Mongolen, die als Buddhisten keine Fische essen, gar nicht, mit der Jagd die gemeinen nur wenig, und hauptsächlich auf Pelzwerk. Dagegen belustigen sich mit letzterer gerne die Fürsten. Es gibt deshalb Waldbezirke, welche Niemand betreten darf, weil sie Jagdreviere der Edeln sind. Der Kaiser selbst besitzt solche in der M. von großer Ausdehnung; jährlich erscheint er dort (im Süden), und 10,000 Mongolen werden dann zu diesem Wildkrieg aufgeboten. Von Industrie kann fast nicht die Rede seyn. Denn außer dem Verfertigen von Stricken, Tüchern, Filzen, außer dem Gerben des Leders, der Zubereitung einfacher Lebensmittel, dem Zurüsten der Jurten, der Wagen, des Reitzeugs, der Waffen, welches alles von den Hausmüttern u. Hausvätern selbst geschieht, sind nur noch die Schmiede zu nennen, welche Feuerzeuge liefern, die wenigen und nicht eben geschickten Silberarbeiter u. s. w. Die Bauten, welche in steineren Brunnen an den Karawanenwegen, in Obo's, Suburgans und Tempeln bestehn und ziemlich roh ausgeführt sind, geben gleichfalls keinen hohen Begriff von mongolischen Arbeiten. Dagegen nöthigen außerordentlich große, prachtvoll und großartig gebaute Tempel und Ruinen zerfallener Paläste zum Staunen. Offenbar ist diese religiöse Baukunst den Tübetern abgelernt, aber

jene Tempel zeugen wenigstens von der vergangenen Größe des Volks, die, wie überall, so auch in den Steppen die Pflege einer Kunst hervorrief. In den Spielen, Vergnügungen, besonders auch in der Musik der Mongolen, findet sich nichts Neues, das sich nicht auch bei den Ölöten fände. Ist der Mongole arm an Künsten, wie seine Steppe an Erzeugnissen, so tritt ihm der kunstfertige Chinese zur Seite, so blüht die Natur desto üppiger in China's Thälern und spendet ihre Schätze hinauf in den hohen Norden. Dagegen fehlen diesem Lande die herrlichen Heerden, welche die unermeßlichen Weiden der M. bedecken. So hat sich zwischen China und der M. ein lebhafter Handel entwickelt. Reis, Getreide, Thee, Tabak, seidene u. baumwollene Zeuche, nützliche Geräthschaften und Schmuck holt der Mongole jenseits der großen Mauer, dorthin treibt er seine Kameele, Ochsen, Schafe und Pferde, dort benutzt man besonders gern den Schweif seines tangutischen Büffels. Zwar kennt u. schätzt er die chinesischen Silberstangen, aber sein Geld, nach dem er rechnet, ist doch der Backsteinthee (etwa 3½ Pfund schwer); für 50—60 solcher Stücke gibt er ein gutes Pferd. Große Viehzüge sieht man nach den Städten an der großen Mauer treiben, Ochsenkarren in Menge bringen die Kostbarkeiten China's bis nach Urga und Kiachta in Sibirien, Kameele tragen sie herbei, chinesische Kleinkrämer schlagen ihre Zelte in den Steppen auf und tauschen gegen ihre Waaren Vieh ein. Auch das Salz und der Borax der mongolischen Seen, vor Allem aber die Schinseng, das Monopol des Kaisers, wandern nach China. Die Handelsleute der Provinz Schansi sind die Inhaber des mongolischen Handels, zugleich Geldverleiher für Beamte, und bezahlen dafür eine Abgabe. Die Transporte mit ihren Lastthieren werfen den Mongolen viel ab. Große Karawanen mit Blumenthee und andern chinesischen Waaren gehen besonders nach Kiachta, von wo diese Artikel nach Europa geschafft werden. Doch beschränkt sich dieser ganze Umsatz auf einige Millionen. Auch die Hochbucharen kommen dahin, hauptsächlich mit Rhabarberladungen. Es versteht sich von selbst, daß die nahe an China wohnenden Mongolen auch ihre Butter, Käse und dergleichen nach Peking schicken. Bei Städten oder an der Grenze sind Handelsorte, Maimatschin, angelegt, in welchen chines. Kaufleute ihre stete Wohnung haben. Der Bezirk Tschende ist von vielen solchen Kaufleuten bewohnt.

Wohnorte. In der Khalkhas-M. findet man zunächst der russischen Grenze bei Kiachta einen in Folge des Grenzvertrags angelegten Posten, zugleich Handelsort, Maimatschin, dessen hölzerne Häuser in einem Viereck gebaut und mit Pallisaden geschützt sind (s. Maimatschin). Urga, bei den Mongolen Kura oder Kurea, unter 47° 34′ 59″ nördl. Breite und 124° 21′ Länge, am westlichen Fuß des Königsberges (Khan oola), ist die beträchtlichste Stadt der nördlichen M. und die eigentliche Hauptstadt, der Sitz des Kutukhtu, des Wan u. Amban, des Janum, am Tulaflusse, in einem von Osten nach Westen sich ziehenden ebenen Thale, umgeben von trefflichen Weiden und Wäldern, den Domänen des Kutukhtu. Die Stadt mag 25—30,000 Einw. haben in 6000 Häusern oder festen Jurten, die nicht eng zusammen liegen. Den chinesischen Theil bilden das Handelsdorf (Maimatschin), der Palast des Wan und des Amban; die von 3000 Lamen bewohnte geistliche Stadt hat ein großes Kloster, mehre kleine, einige nach tübetischer Art weitläufig gebaute Tempel mit grünen Dächern und vergoldetem Gitterwerk, große Höfe, worin die Jurten des Kutukhtu und der höchsten Lamas oder die abgesonderten Tempeljurten der einzelnen Khanate stehen, Vorrathshäuser, Schulen &c. &c. Hier wohnt ein eigener Schandsaba (geistlicher Richter). Die Chinesen umgeben auch zu Urga ihre Wohnungen mit Gärten. In den Schluchten des Khan oola streift das Wild ungestört, denn diese Parks des Kutukhtu sind von Wachposten umgeben, die Niemanden einlassen. Tempel, Suburgans und andere Denkmäler zieren die gebirgige Umgegend. Regierung, Handel und Religion ziehen viele Mongolen nach Urga. Im Lande der Uriankhai und Sojoten liegt gleichfalls eine Stadt, Ulassutai oder Ulatai, von 2000 Häusern (etwa 8000 Einw.), mit Graben und Pallisaden umgeben, Sitz eines Befehlshabers (Dsiangghiun), der den Tribut einzieht, von Mongolen, chinesischen Handelsleuten und Karchen, einem grausamen Volk, bewohnt; sie nimmt das linke Ufer des Schischkitflusses ein, 50 deutsche Meilen von der russ. Grenze. Der Handel besteht vorzüglich in Pelzwerk. Wo die berühmte Hauptstadt des Mongolenreichs, Karakorum (Hala-Holin, Para-Kotun, d. i. Tigerstadt) gelegen habe, darüber lauten die Annahmen sehr verschieden (s. Karakorum). Auch im östlichen Lande, am Kerulun, stößt man auf Trümmer, so wie im Süden. So findet man im jetzigen Weidegebiet von Baring die alte Stadt Linchuan oder Changdsin, ehemals kaiserliche Residenz, mit 25 Städten um sich her, darunter war Dsudscheu; bei den Tumet die Trümmer von Stndschun, Karakhoto, Damin, Zagankhoto, Lidscheu. Die Mongolen hatten demnach in alten Zeiten mehr feste Orte, als jetzt. Die meisten Städte der M. liegen längs der chinesischen Mauer bei den Tschakhar u. andern Stämmen, auf welche der chinesische Einfluß bedeutender ist. Khukukhoto (chines. Huichuatscheu) befindet sich im Land der westl. Tumet an einem Zufluß des Hoangho, 30 deutsche M. nördlich der großen Mauer, sie hat $^1/_7$ deutsche M. Umfang; eine chinesische Besatzung wacht dort über die Ruhe der Tschakhar. Hausgeräthe, das daselbst verfertigt wird, bringen die Schansi-Kaufleute nach China. Viele Tempel, chinesische Wirthshäuser u. dergl. sind in diesen Distrikten erbaut, vor Allem aber in dem von Chinesen bewohnten Regierungsbezirk Tschende der prächtige Sommer- oder vielmehr Jagdpalast des Kaisers am Schecheflu߸ der gleichfalls den Namen Scheche (Gebol, Dschehol, Jeho) führt, von einem großen Dorf umgeben. Er hat $1^1/_3$ deutsche M. im Umfang, ist nach dem Plan des Residenzschlosses in Peking ge-

baut, von klaren Seen, schönen Wasserwerken, schattigen Parks umgeben. Zwei Tempel nach dem Muster derer von Botola und Dschaschilumbo erheben sich um ihn. Die Lage von Scheche ist ungefähr 41° 3' nördl. Breite, 135° Länge. Es geht von da eine Kunststraße nach Peking. Das wichtigste und älteste Bauwerk der südl. M. bleibt die große Mauer, die sich Hunderte von Meilen über schroffe Berge auf Granitfelsen, durch tiefe Thalschlünde über Wasser in Bogen fortzieht. Sie ist aber das Werk der Chinesen und gehört ihnen an.

Geschichte. Die älteste Geschichte der eigentlichen M. ist wie die der Völker des innern Asiens überhaupt, mit unaufhellbarem Dunkel bedeckt, denn wenn es auch im Allgemeinen sehr wahrscheinlich ist, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China u. die westlichen Gegenden Asiens unternommen wurden, Theil genommen haben, so fehlen uns doch alle näheren Nachrichten darüber, u. es ist eben so ungewiß, ob die östlichen Scythen, ob die Hunnen (s. d.), die Hiongnu u. die Kitanen eigentliche Mongolen gewesen sind, obschon es als ausgemacht gelten kann, daß die genannten Völker, wie auch die Niudschen und viele andere hinterasiatische, zu dem mongolischen oder tatarischen Stamme im weiteren Sinne gehörten, weshalb sie auch bald Tataren, bald Mongolen genannt werden. Erst mit dem Auftreten Dschingis-Khans (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der Mongolen heller. Er vereinigte die getrennten Stämme derselben, unter denen die der Tataren und Mongolen die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistorischer Bedeutung. Zuerst fiel er über das nördliche China her. Seine Krieger erstürmten die große Mauer, welche sich an der Nordgrenze des Reichs vom gelben Meer bis in den Westen der Provinz Schensi in einer Länge von zweihundert und fünfzig Meilen hinzieht, unterwarfen nach mehren Feldzügen (1211—1218) das Land, und stürzten den dort herrschenden Stamm der Niutsche. Danach wendete er den Blick nach Westen. Wie es heißt, forderte der Chalif von Bagdad Abul Abbas Nasr el Eddin seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chowaresmier, der vom kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltenen mongolischen Abgeordneten gab die Veranlassung zum Kriege, einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt; in Bochara, einem Hauptsitz mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Büchersammlungen vernichtet. Der Großkhan ritt mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Stufen der Kanzel hinan, und befahl, Futter herbeizuschaffen. Da warfen die Kriegsleute die Korane und heiligen Bücher aus den Kapseln, in welchen sie aufbewahrt wurden, unter die Hufe ihrer Rosse, und schütteten Hafer ein, öffneten ihre Weinschläuche und ließen die Mauern des Heiligthums von ihren wilden Nationalliedern ertönen. Zuletzt wurde Feuer in die Stadt geworfen. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tulni, Dschingis-Khans Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu seyn; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern.“ Dennoch leistete nach Mohammeds Tode (1221) sein Sohn Dschel al Eddin Mankberai den tapfersten und ausdauerndsten Widerstand, bald an den Ufern des Indus, bald in den Bergen Irans, bis er 1231 auf der Flucht erschlagen wurde. Da erst drangen die Mongolen bis an den Euphrat vor. Als Dschingis-Khan in Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227). Seine Leiche wurde im Heimathlande zur Erde bestattet, auf einem Gipfel der Gebirgskette Burkhan Kaldun, den er einst auf der Jagd selbst zum Begräbnißplatze sich ausersehen. Drei Flüsse entspringen auf diesem Berge: Tula, Kerulan u. Onon. Auch Dschingis-Khans Nachfolger ruhen hier.

Groß-Khan wurde an seiner Stelle sein Sohn Oktai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Ein älterer Bruder Tschutschi, der noch vor dem Vater gestorben war, hatte während des chowaresmischen Kriegs die Länder nördlich vom schwarzen Meer erobert. Die russischen Fürsten erlitten am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß nur der zehnte Theil des Heeres entrann (1224). Damals rief Dschingis-Khan seine Schaaren bald wieder zurück, aber 1235 zogen neue Haufen unter der Anführung Batu's heran, eroberten Wladimir, Moskau u. viele andere Städte, und legten sie, unter furchtbaren Freveln und Gräueln gegen die Einwohner, in Asche. Den Gefangenen banden die Wütheriche die Hände auf den Rücken und schossen nach ihnen, wie nach Zielscheiben. Der Großfürst von Wladimir, Georg, der von Neuem Widerstand versuchte, verlor 1239 am Sit Schlacht und Leben. Zwei Jahre darauf, traf Kiew das schreckliche Loos, von den wilden Feinden eingenommen zu werden. Kaum hundert Häuser entgingen ihrer Zerstörungswuth, und noch im fünfzehnten Jahrhundert lag die ehemalige Hauptstadt Rußlands in Trümmern. Batu, genannt Saïn Khan, d. i. der gute Khan, hatte sein königliches Zelt zu Serai an der Ostseite der Wolga aufgeschlagen. Hier mußte Jaroslaw II., Georgs Bruder und Nachfolger, vor ihm in Demuth und Unterwürfigkeit erscheinen, dafür ließ er ihm unter seiner Oberhoheit die Herrschaft über Rußland. Darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und stritt mit dem vereinigten Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier unter Herzog Heinrich dem Frommen von Niederschlesien, am 9. April 1241 in der denkwürdigen Schlacht auf der Ebene von Wahlstadt bei Liegnitz.

Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich, denn die Sieger hatten einen so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien; Oktai's Tod (1241) rief sie in die Heimath zurück, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungarn, wo andere mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, gemordet. Die mongolischen Knaben erhielten von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mongolen zurück. Aber es verging eine lange Zeit, ehe in Polen und Ungarn der frühere Zustand und Anbau wieder hergestellt werden konnten. Nach Oktai's Tode hatte seine Gemahlin **Tarakina Chatun** einstweilen die Regierung übernommen, und brachte es durch Bestechungen und Kabalen dahin, daß ihr Sohn **Kajuk** wider Oktai's Willen zum Nachfolger ernannt ward. Sein frühzeitiger Tod (1248) verhinderte die großen Entwürfe zu Kriegszügen, womit er sich beschäftigte. Es folgte nicht ohne Widerspruch **Mangu**, der, unterstützt von seinen Brüdern Hulagu und Kublai die mongolischen Eroberungen sehr erweiterte; er selbst nahm Tübet und verschiedene nach Indien grenzende Landschaften ein; **Hulagu** erstürmte 1258 Bagdad, wobei nach der geringsten Angabe zweimal hunderttausend Menschen umkamen, unter ihnen Mostasem, der sechs und fünfzigste und letzte in der Reihe der Khalifen. Sieben Tage lang plünderten die Mongolen. Wälle, Thürme und Thore wurden dem Boden gleich gemacht, und die seit einem halben Jahrtausend hier gesammelten Werke der arabischen Literatur gingen in Flammen auf. Ein solches Ende nahm das Khalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum atlantischen Meere den Völkern geboten, und die Kultur, welche, durch die arabische Herrschaft über den Orient verbreitet, durch die Kreuzzüge eine so starke Rückwirkung auf das christliche Abendland äußerte, wurde bis auf wenige Trümmer unter den Hufen der mongolischen Rosse zu Grunde gerichtet. Unaufhaltsam drangen die Horden nun nach Westen vor, die ejubidischen Sultane von Aleppo, Emesa, Damaskus, ganz Syrien wurden unterworfen. Erst die mameluckischen Herrscher Aegyptens leisteten erfolgreichen Widerstand. Das unermeßliche Reich hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern.

Schon Dschings-Khan hatte eine Art Theilung unter seinen Söhnen und Enkeln vorgenommen: das mongolische Reich sollte zwar fortdauernd eine Einheit bilden und unter dem Ober-Khan stehen, allein ein solches Verhältniß konnte bei der Ausdehnung und der eigenthümlichen Organisation desselben unmöglich von Dauer seyn; es zerfiel daher bald in mehre unabhängige Khanate, besonders seit dem Tode **Kublai's**, wo selbst der Schein der Abhängigkeit aufhörte. 1) **Die mongolische Herrschaft in Sina** unter dem Namen der Dynastie Jüen dauerte bis zum Jahre 1363. Das Volk nahm die Sitten und den Luxus der Chinesen an, die Khans selbst überließen sich der Weichlichkeit, und einem gemeinen Chinesen gelang es, sie zu vertreiben (s. **China**, Geschichte). Die Mongolen zogen sich nach den Gegenden außerhalb der großen Mauer zurück, wo sie sich mit ihren zurückgebliebenen Stammgenossen in dem Lande zwischen dem Amur bis zur Schelinga, ihrer ursprünglichen Heimath, vereinigten. Anfangs herrschten noch die Abkömmlinge Dschingis-Khans, allein es war natürlich, daß das Volk sich jetzt in unabhängige Horden trennte; von dem Fuß Khalkhas werden sie Khalkhasmongolen genannt und stehen gegenwärtig unter chinesischer Herrschaft. — 2) **In Persien** hatte **Hulagu** (—1264) eine Dynastie gegründet, und sich mit leichter Mühe die schwachen, durch Empörungen und Kriege zerrütteten kleinen arabischen Staaten unterworfen; allein die Mongolen nahmen hier ganz die Sitten und die Sprache der Perser an. Die Sultane nannten sich Schahin Scha und bekannten sich zum Islam, obgleich sie mit ihrem Hofe ungefähr wie die Mahratten nomadisch umherzogen. Selbst die arabisch-persische Verfassung ward eingeführt, und die höchsten Emirs rissen bald alle Gewalt an sich. Die ganze Geschichte der Mongolen in Persien ist nichts als eine Kette der gräßlichsten und grausamsten inneren Kriege und Empörungen; die anderen mongolischen Stämme hatten ihre ausgearteten Brüder längst als Feinde angesehen. Ein neuer Eroberer mongolischen Stammes, Timur oder Tamerlan, stürzte über das verwirrte Reich her, verwüstete und unterjochte es, bis sich nach seinem Tode die Turkmanen „vom schwarzen Schöps" desselben bemächtigten (1410). — 3) In dem Lande nördlich vom kaspischen Meere zwischen dem Jaik und der Wolga oder Kaptschak hatte **Tudschi** ein Reich gestiftet, das auf seinen Sohn **Batu** —1256 überging und sich bis an den Dnepr erstreckte. Batu's Bruder u. Nachfolger **Bereke** nahm den Islam an. **Die Mongolen von Kaptschak** hatten nicht nur Rußland unterjocht, sondern unternahmen fortdauernde Streifzüge nach den westlichen Ländern. Es folgten alle die Unordnungen, die in den mohammedanischen Herrschaften so gewöhnlich sind. Familienstreitigkeiten veranlaßten innere Kriege, Timur mischte sich hinein, u. da er das Land nur verheeren, nicht erobern konnte, löste es sich in mehre kleine Khanate auf. **Hadschi Gerai** stiftete das Khanat von der Krim, das bald unter die Oberherrschaft der Osmanen gerieth, bis es in den neuesten Zeiten den Russen erlag. Um dieselbe Zeit entstanden die Khanate von Kasan (—1552), von Astrachan (—1554), von Turan östlich vom Jaik, die nach und nach sämmtlich von den Russen bezwungen wurden. — 4) In der **Bucharei**

ging vom Dschaggatai (—1242) eine Herrschaft aus, die sich vom Gihon bis an den Irtisch erstreckte, und sein Name ging auf die Länder über, die er beherrschte. Die Mongolen blieben hier fortwährend Nomaden, und ihrer natürlichen Lebensart am getreusten; daher verachteten sie auch ihre Brüder, die zum Theil ansässig geworden waren, als Sklaven. Die Horden des Dschaggatai galten daher für die vornehmsten, und ihr Khan hieß das Oberhaupt der freien Leute; aber eben bei dieser freien Verfassung trennten sich die einzelnen Stämme und zogen unabhängig umher: zwar erkannten sie einen Oberkhan, aber sie standen in keiner strengen Abhängigkeit. Die Mongolen stießen überall auf mohammedanische Völker, und viele ihrer Unterthanen bekannten den Islam. Der Khan Turmeschirin suchte ihn sogar mit Gewalt einzuführen. Es ist einleuchtend, daß eroberungssüchtigen Fürsten eine Lehre, die den Krieg als eine der ersten Pflichten empfiehlt, mehr gefallen muß, als der sanfte Lamaismus, doch wurden die Mongolen nie strenge und eifrige Mohammedaner, und viele Vorschriften werden nie von ihnen beobachtet.

In der Bucharei oder Dschaggatai warf sich zum zweiten Male ein großer Eroberer auf, der den Namen der Mongolen der Welt aufs Neue furchtbar machte. Die frühere Geschichte Timur (Eisen) Lenks (Lahm) oder Tamerlans, der im Lande Kesch 1335 geboren war, hat die auffallendste Aehnlichkeit mit der seines Vorgängers Dschingis-Khans. Er vereinigte die Macht der Mongolen und führte sie zu neuen Eroberungen: sie waren um so furchtbarer, da sie jetzt meist einer Religion zugethan waren, die den Fanatismus in ihnen weckte, und den Krieg auch in Hinsicht der Religion als verdienstlich darstellte. Timur vereinigte alle Eigenschaften eines Eroberers: Scharfsinn, große List, rasche Entschlossenheit, Kenntniß der Menschen, besonders derer, die ihn umgaben, eine wilde Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen jede Empfindung, ja selbst gegen Todesfurcht. Auch den Augurien wußte er, wie Cäsar, stets eine günstige Deutung zu geben. Allein sein ganzes Leben ist doch nur ein ewiges wildes Kriegsführen, ohne letztes Ziel, ohne höhere Entwürfe. Timurs erste Siege unterwarfen ihm ganz Chowaresmien; von hier aus wandte er sich gegen Persien, das unter den Turkmanen sich in eine Reihe einzelner Herrschaften aufgelöst hatte. Seine Züge waren mit einer unglaublichen Grausamkeit begleitet: er machte sich den Khanen von Kaptschak furchtbar, und setzte sie nach Gefallen ein und ab. Persien ward völlig unterjocht, und überall verkündigten Thürme, die aus den Köpfen der Erschlagenen aufgeführt waren, die Spur des unerbittlichen Siegers. Seit 1397 fingen die Unternehmungen gegen Indien an, 1398 eroberte er nach entsetzlichem Blutvergießen Delhi. Nachdem ein großer Theil Indiens verheert und ausgeplündert war, ergossen sich Timurs unermeßliche Schaaren abermals nach Westen. Er fürchtete den Ehrgeiz Bajasids des Osmanen, der auch nach Eroberungen dürstete, drang bis Vorderasien vor, und die Schlacht bei Ancyra vernichtete die osmanische Macht (1402). Tamerlan wendete sich darauf wieder nach Osten: auf dem Rückwege ward Georgien unterjocht, u. er war eben in Begriff in China einzufallen, als er von einem Fieber hingerafft ward (19. März 1405). Alle diese Eroberungen waren jedoch sehr unsicher und ihre Behauptung erforderte ununterbrochenen Kampf. Selbst noch während seines Lebens konnte Timur seine eigenen Söhne nur mit Strenge im Zaume halten; er hatte seinen Enkel Pir (Herr) Mohammed Dschihangir zum Nachfolger bestimmt, allein zwischen den übrigen Nachkommen und Verwandten entstanden heftige Streitigkeiten, die bald eine gänzliche Auflösung des Reichs herbeiführten. Das westliche Asien ward theils von den Osmanen erobert, theils erhoben sich in Persien neue turkmanische Dynastien. Nur in Dschaggatai erhielt sich die Dynastie Timurs und von hier aus gründete Babur (s. d.), ein Nachkomme Timurs, 1519 in Hindostan ein neues Reich, das des mongolischen Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde und diesem und den folgenden Herrschern den Namen der Großmoguln (s. d.) verschaffte. Delhi war dessen Hauptstadt, die Einkünfte so groß, daß der Reichthum des Großmoguls zum Sprichwort ward. Unter Aurengzeb, der 1707 starb, war diese Herrschaft am weitesten über Indien ausgedehnt (s. Ostindien, S. 1007 ff.). Aber die Statthalter, deren sich die Großmoguln bedienten, das Land zu regieren, wurden, als die Kraft in dem Mittelpunkte nachließ, eigene Herren. Auch den indischen Fürsten oder Rajahs, welche als zinspflichtige Vasallen in mehren eroberten Gebieten fortbestanden, gelang es, sich unabhängig zu machen. So entstanden allmählig eigene Reiche zu Oude, in Bengalen, in Dekan, Allahabad u. s. w. Dem Großmogul war wenig mehr als ein Schatten von Macht geblieben, als der Eroberer Nadir Schah, nachdem er den persischen Thron bestiegen und Rußland und den Türken zugleich sich furchtbar gemacht hatte, seine Blicke auf Ostindien warf. Durch die Eifersucht zweier Günstlinge des schwachen mongolischen Kaisers Mohammed Schah (1718—47) herbeigerufen, unternahm er im J. 1739 einen Zug dahin, eroberte Delhi, ließ 100,000 Menschen ermorden und gewährte nur gegen Abtretung aller vom Indus westlich gelegenen Länder Frieden. So verloren die Mongolen seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts alle welthistorische Bedeutung, zerfielen wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme und wurden zum größten Theil den benachbarten Völkern, den Russen, den osmanischen Türken, den Persern und den Chinesen mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschaggatai (s. Turkestan) hielten sich die mongolischen Herrscher unabhängig und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten, und die der alten mongolischen Literatur u. Kultur einen, wenn auch nur schwachen Haltpunkt, gewähren.

Literatur der Geschichte der M. Die alten Mongolen haben keine Geschichtsschreiber: was wir von ihnen wissen, haben wir aus den Schrif-

ten der Araber, der Byzantiner und der Abendländer, besonders der Reisenden des Mittelalters. Reichen Stoff bietet des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660) oben schon erwähnte „Geschichte der Ostmongolen". Es gibt auch noch einen anderen mongolischen Geschichtsschreiber: **Abul Gasi Bagadur Khan**, Oberhaupt einer Turkmanenhorde am Aral, † 1653, der eine mongolische Geschichte in türkischer Sprache schrieb, die der schwedische Oberst **Schönström** während seiner Gefangenschaft in Sibirien fand und übersetzte; hieraus ist die „Histoire genealogique des Tatares etc." (Leid. 1726) geflossen. Sehr interessant sind die von **Babur** selbst verfaßten „Denkwürdigkeiten" &c., die nach dem Englischen von **Kaiser** deutsch herausgegeben worden sind (Leipz. 1828). Vergl. noch **Hüllmann**, „Geschichte der Mongolen bis 1206", (Berl. 1796); — „Histoire des Mongoles etc." (Par. 1824), u. **Schmidt**, „Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Mongolen und Tübeter", (Petersburg 1824); von demselben Verfasser ist auch eine mongolische Grammatik und ein mongolisches Wörterbuch herausgegeben worden.

Mongolhat, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft und Prov. **Bengalen**; Baumwollenweberei.

Mongolische Literatur, s. **Mongolei**, (Geogr.).

Mongolische Raçe, s. **Menschenraçe**, vergl. Homo.

Mongolische Religion, s. **Mongolei**, (Geogr.), vergl. **Lamaismus**.

Mongolisches Gesetzbuch, s. **Mongolei**, (Geogr.).

Mongolische Sprache, s. **Mongolei**, (Geogr.).

Mongoluarra, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombay, Prov. **Bedschapur**, nordwestl. von Bedschapur, befestigt; Handel.

Mongon (Geogr.), 1) Vorgebirge an der Südküste der Insel **Hayti**; — 2) einige südamerikanische kleine Inseln, **Peru**, Prov. **Tarma**, an der Küste.

Mongopoes, baumwollene Gewebe von Madras in Ostindien, den Cambayes ähnlich.

Mongoyos, südamerikan. wildes Indianervolk, Brasilien, Prov. **Bahia**.

Mongrande, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. **Turin**, nordöstlich von Ivrea an der Vionna; Wollzeuch- und Flachsweberei; 3200 Einw.

Mongrassano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. **Calabria citer.**, nordwestl. von Cosenza; 1220 Einw.

Mongrecota, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentschaft Madras, Prov. **Malabar**, südöstl. von Kalikut.

Mongrul, brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Bombay, Prov. **Berar**, südwestl. von Ellitschpur.

Monguagon, nordamerikan. Ort, V. St., Staat **Michigan**, am Eriesee.

Monguillem, franz. Dorf, Dep. Gers, Bez. **Condom**, am Midou; 570 Einw.

Mongus (Säugeth.), Makiart, s. v. a. Lemur Mongos *L.*

Monguyon, franz. Stadt, Dep. Charente-infér., Bez. **Jonzac**; Gerberei; 1600 Einw.

Monheim (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Schwaben und Neub., hat ein Areal von 8⅘ □M., ist gebirgig u. waldig, zählt 18,500 Einw.; — 2) Stadt das., Landgerichtssitz, Rentamt, Post, Schloß, Pfarrei, Kapelle, Nadelfabrik, Bierbrauerei, Viehzucht, Spuren der römischen Pfahlhecke; 1500 Einw.; — 3) preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen, am Rhein, Hauptort der **gleichnamigen Bürgermeisterei**; Schloß, Tuch-, Wollenzeuch-, Flanellmanufakturen, Töpfereien, Handel; 1250 Einw.; — 4) Burg, s. v. a. Magenheim, s. **Brakenheim**.

Monheim (Biogr.), **Eberhard von**, Landmeister in Livland, s. d. (Gesch.).

Moni, Noel, asiat. Insel, **Ostindien**, im indischen Ocean, südwestlich von **Java**; viel Kokosnüsse.

Monica St., (Biogr.), die Mutter des heil. Augustin, um 332 in Tagaste von christlichen Eltern geboren, ward später die Gattin des Patricius wurde, eines angesehenen und reichen Mannes, der noch dem Heidenthume angehörte. Sie erzog ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit u. erfuhr von ihrem Manne keinen Widerstand, als sie diese dem Christenthum zuführte. Ja dieser vermochte sich dem in der Familie heimisch gewordenen Geiste nicht länger zu entziehen und starb als Christ. Sie lebte nun als Wittwe nach den Vorschriften des Evangeliums. Tief betrübte sie es, als sie ihren Sohn Augustin in Gefahr sah, durch ein leichtsinniges Leben unterzugehen. Ein Trost in ihrer Mutterangst ward ihr das Wort eines Bischofs, der auf ihre Klagen erwiederte „es ist unmöglich, daß der Sohn dieser Thränen verloren gehe." Als Augustin sich in Karthago von der Mutter los machen wollte und nach Rom ging, folgte sie ihm dahin. Bei ihrem Zusammentreffen mit ihm fand sie ihn in düsterer Stimmung: die Täuschung, in welcher ihn der Manichäismus gehalten hatte, war geschwunden, aber seine Vergangenheit lag als schwere Schuld auf ihm. Doch erkannte sie die Anfänge einer großen Umgestaltung seines Lebens und erlebte die Rückkehr desselben in den Schoos der Kirche. In Cassiciacum' bei Mailand, wohin sich Augustin zurückzog, und wo sich auch ein anderer Sohn M.s, Navigius, einfand, führte sie den kleinen Haushalt und nahm Theil an den Gesprächen des Sohnes mit seinen Freunden, der einmal zu ihrer Beruhigung und zum Dank für die ihr bereiteten Leiden äußerte: „O Mutter, ich glaube, daß mir Gott auf deine Gebete den Sinn geschenkt hat, daß ich der Erforschung der Wahrheit nichts mehr vorziehe." Als ihr Sohn 387 getauft wurde, schien ihre irdische Aufgabe vollendet. Wenige Tage darauf erkrankte sie und †. (Vgl. **Augustinus**.)

Monich, kleine brit. Insel, Schottland, **Hebriden**, südwestl. von North-Uist.

Moniera (Bot.), nach **Aublet**, Pflanzengatt., s. v. a. Mounieria *L.*

Monifeith, brit. Kirchspiel, **Schottland**, südlich von Forfar; 1390 Einw.

Monikie, brit. Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Forfar; 1390 Einw.

Monile (röm. Antiq.), 1) Halsband, besonders der Frauen. An einer Schnur war eine oder mehre Reihen Perlen entweder eingefädelt oder gefaßt, sehr oft auch mit Gold untermischt oder mit Edelsteinen abwechselnd. Es hing oft bis an den Busen herab. Auch vornehme Kinder trugen solche Halsbänder; — 2) Halsband der Pferde und anderer Thiere.

Monilia (Bot.), I. nach Hiller, Gliedfaser, Schnurschimmel, Schnurvolz, Gatt. der Mucedinei genuini *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken röhrig, mit Querwänden, ästig; Aeste perlschnurförmig, in einfache, kugelige Sporen zerfallend. Drei Arten: 1) M. penicillata *Fries*, Briarea elegans Corda in Sturm III. Heft II. T. 6. Flocken schmutzig graugrün. An modernden Gräsern in Herbarien. — 2) M. digitata *Pers.*, Mucor caespitosus *Bolt. Fung.*, T. 132. F. 2. An faulenden Rinden, Pilzen, Früchten. — 3) M. racemosa *Fr.*, Aspergillus terrestris *Micheli*, T. 91. F. 4. An der Erde und faulenden Körpern, in Italien, — II. nach Persoon, Staubpilzgatt. Arten unter Torula *Fries*. — III. nach Bory, Algengattung, Arten unter Batrachospermum *Roth*.

Monilifera (Bot.), nach Adanson, Untergatt. von Osteospermum *L.*

Moniliferi (foss. Cephalop.), Unterabtheilung von Nautilus (s. d.).

Monimentum (lat.), s. v. a. Monumentum.

Monimia (Bot.), nach Petit Thouars, Gatt. der Monimieae *Juss.*, der Urticeae *Cass.* Zwei Arten: M. ovalifolia und M. rotundifolia *Pet. Th.*, Sträucher auf Madagaskar. Die Gatt. ist der Typus der Monimieae *Juss.* (s. d.).

Monimieä (Bot.), nach Jussieu, Monimieen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Perigon fehlend. Staubgefäße auf der Innenwand eines kelchförmigen, meist kugeligen, 4 — 5 spaltigen Blüthenlagers stehend, oft mit Schüppchen oder Drüsen am Grunde. Eierstöcke im Grunde oder auf der ganzen Innenwand des vertieften Blüthenlagers sitzend oder eingesenkt, 1 fächerig, 1 eiig; Eichen aufrecht oder hängend. Griffel 1, end-, seiten- oder grundständig, mit einfacher Narbe. Steinfrüchte oder Nüßchen von dem oft vergrößerten Blüthenlager eingeschlossen od. demselben eingesenkt. Samen eiweißhaltig. Keim eingeschlossen, gerade; Würzelchen ober- oder unterständig. Immergrüne Bäume oder Sträucher. Die Blätter meist gegenständig, einfach, fiedernervig, ganz, ganzrandig oder gesägt, oft durchsichtig punktirt, ohne Nebenblätter. Die Blüthen eingeschlechtig (ein- od. zweihäusig, seltener androgynisch), in traubig oder trugdoldig gestellten, vertieften oder flachen, gespaltenen oder am Rande gezähnten oder mit blattigen Anhängseln besetzten Blüthenkuchen versammelt. Die bis jetzt bekannten 35 (in 9 Gattungen vertheilten) Arten dieser Familie wachsen alle zwischen den Wendekreisen, in Asien, Neuholland, auf den afrikanischen Inseln, hauptsächlich aber in Amerika. Fast alle sind mehr oder weniger gewürzhaft; die Rinde mehrer Arten dient zum Gerben; die Samen enthalten fettes Oel und die Blüthenkuchen sind, wo sie bei der Reife fleischig werden, eßbar. Sonst ist kaum etwas über die Eigenschaften und Benützung dieser Gewächse bekannt, deren Blüthen- und Fruchtbildung an die Artokarpeen (namentlich an die Gattungen Ficus und Dorstenia) erinnert. Nach Reichenbach bilden die Monimieen eine Gruppe der Urticaceä, nach Oken stehen sie alle unter den Nußäpflern oder Gohren (Kl. 16. Zunft 13.). Vgl. Jussieu, Ann. Mus. XIV. S. 116.

Moniliformis (bot. Term.), rosenkranzförmig, oder perlschnurförmig, kurzgegliedert, mit kugelig- oder ellipsoidisch-verdickten Gliedern und stark eingeschnürten Gelenken, od. auch mit kurzen Verengerungen zwischen den Gliedern z. B. die Haare auf den Staubfäden der Tradescantia virginica, die Hülse von Sophora tomentosa.

Monillaui, europ.-türk. Insel, Rumelien, Sandsch. Salonich, nördl. vom Golf von Monte-Santo.

Monimus (griech. Philos.), aus Syrakus, Sklave eines Tischlers zu Korinth, kam mit dem Cyniker Diogenes in nähere Berührung und wurde dessen und des Crates eifriger Schüler. Nach Diog., Laert. § 83 schrieb er Παίγνια, die aber mit einem verborgenen Ernst vermischt waren, dann zwei Bücher über die Triebe (περὶ ὁρμῶν) und einen Protreptikus. Er wird denjenigen Philosophen beigezählt, welche leugneten, daß es ein unbestrittenes Kriterium der Wahrheit gebe; er hatte also eine skeptische Richtung.

Monimus, 1) (a. Gesch.), Feldherr der Königin Olympias, Sohn des Pythion; — 2) (gr. Liter.), Schriftsteller aus unbekannter Zeit, Verfasser einer θαυμασίων συναγωγή.

Monina (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Pflanzengatt., s. v. a. Monnina.

Monipur, brit.-vorderind. Stadt, Prsdsch. Bombay, Prov. Gudjerat, südwestlich von Potton.

Monismus (v. Gr., Phil.), 1) Gegensatz des Dualismus (s. d.), im anthropologischen Sinne die Theorie, welche nur ein einziges Thätigkeitsprincip im Menschen annimmt. Ist ihr dieses ein bloßes materiales Ding und ist ihr demnach der Mensch lediglich Körper, dessen Denken und Wollen von dem Athmungs- u. Verdauungsproceß wesentlich nicht verschieden ist, so ist sie materialistischer M. oder schlechthin Materialismus (s. d.). Gilt in jener Theorie aber das Thätigkeitsprincip als ein bloß geistiges Wesen und der Mensch also bloß als Geist, der nur sich selbst äußerlich in körperlicher Gestalt erscheint, so daß der sogenannte menschliche Körper gleich allen übrigen körperlichen Dingen eine bloße Vorstellung des Geistes ist, so ist sie spiritualistischer M. oder Spiritualismus (s. d.). — 2) Im theologischen Sinne s. v. a. Monotheismus.

Monisten, Anhänger des Monismus.

Monistrol (Geogr.), a) französ. Ortschaften: 1) M. d'Allier, Dorf, Dep. Haute-Loire,

Bez. Puy, am Allier; Papiermühle; 850 Einw.; — 2) M. l'Evêque, M. sur Loire, Stadt daselbst, Bez. Yssingeaux; bischöfliches Schloß, kleines Seminar, Fabriken für Spitzen, Blonden, Band, Quincallerie, Papier, Gerberei, Färberei; Taubstummeninstitut; 3970 Einw.; — b) span. Flecken: M. de Montferrat, Cataluña, Prov. Barcelona, nordwestlich von Barcelona; Tuch- und Wollenzeuchweberei; 1040 Einw.

Moniteur, die officielle französ. Zeitung, s. Zeitungen.

Monition (v. Lat.), Ermahnung, Abmahnung, vgl. Admonition.

Monitor (lat.), 1) (röm. Ant.), der an etwas erinnert, Erinnerer; daher s. v. a. Aufseher, z. B. der Jugend (Hofmeister), der Sklaven bei der Arbeit; auch Exercitienmeister, der mit der vornehmen römischen Jugend zu Felde zog und die Aufsicht über sie hatte; — 2) (Kirchenw.), s. v. a. Kantor, Vorsänger.

Monitor (Amphib.), 1) nach Merrem, Eidechsengattung, s. v. a. Varanus *Fitz.* — 2) Eidechsenart, s. v. a. Tejus Monitor *Merr.*, Lacerta Monitor *L.*, Ameiva Teguixin *Cuv.* Die fossilen Arten M. antiquus u. M. giganteus sind gegenwärtig andern Gattungen zugetheilt, erstere der Gattung Proterosaurus (*Pr. Speneri*), die zweite der Gattung Mosasaurus (*M. Hofmanni*).

Monitores (Amphib.), nach Merrem und Andern, Warneidechsen, Abtheilung der Squamata Fissilinguia. Charakter: Kopf und Leib gleichmäßig mit kleinen gleichgroßen Schuppen bedeckt; keine Schenkeldrüsen; Zähne angewachsen. Die größten Eidechsen, von denen in Europa nur Reste von vorweltlichen sich finden. Daß sie durch Zischen vor der Annäherung der gefährlichen Krokodile warnen, ist durch neuere Beobachtungen nicht bestätiget. Gattungen: Varanus *Fitz.* (Monitor *Merr.*), Holoderma *Wiegm.*

Monitoriales (lat.), Erinnerungsschriften.

Monitorium (lat.), Erinnerungs-, Mahnschrift.

Monitum (lat., Mehrzahl Monita), Bemerkung, Erinnerung, besonders in Rechnungen.

Monivay, brit. Ort, Irland, Prov. Connaught, Grafsch. Galway, nordöstl. v. Galway.

Monjous (Monjavas), s. Mozambique.

Monjoyos (Camacans), Volk, s. Bahia.

Monk (Biogr.), 1) George M., Herzog v. Albemarle, der bekannte Beförderer der englischen Restauration im J. 1660, geboren d. 6. December 1608 zu Pothandge bei Torrington in Devonshire als Sprößling einer altadeligen, aber unbegüterten Familie. Als 17jähriger Jüngling griff er einen Sherif, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, mit Stockschlägen an, mußte deshalb fliehen und trat, um der Strafe zu entgehen, in Militärdienste. Im J. 1625 machte er eine Seeexpedition gegen Spanien mit und wohnte darauf dem Angriff auf die Inseln Rhé und Oleron als Fähnrich bei. Nachdem er mit seinem Corps in Flandern mehre Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht, kehrte er zu derselben Zeit in sein Vaterland zurück, als die Unzufriedenen in Schottland den Bürgerkrieg begonnen hatten. Der Lord Newport bot ihm eine Oberstlieutenantsstelle in seinem Regiment an, welches einen Theil der Armee ausmachte, die Karl I. an der schottischen Grenze zusammenzog. Da es hier aber wenig für ihn zu thun gab, so war ihm der Antrag, als Oberst des Regiments Leicester nach Irland zu gehen, sehr willkommen. Er focht dort gegen die Aufständischen, bis der Vicekönig, Marquis d'Ormond, einen Waffenstillstand 1643 mit ihnen schloß, um über seine Streitkräfte zu Gunsten Karls I., der damals schon mit dem Parlament in offener Feindschaft war, freier verfügen zu können. M. gerieth in den Verdacht, zu der Parlamentspartei sich hinzuneigen, ward deshalb sogleich nach seiner Rückkehr nach England in Verhaft genommen und verlor sein Kommando. Doch rechtfertigte er sich bald vor dem Könige, trat wieder ins Heer ein und ward zum Generalmajor einer irländischen Brigade, welche unter dem Oberbefehl des Lords Byron vor Nantwich stand, befördert. Aber in Folge eines nächtlichen Ueberfalls, den Fairfax machte, gerieth er 1644 mit seinem ganzen Corps in Gefangenschaft und ward auf Befehl des Parlaments im Tower eingekerkert. Erst 1646 erlangte er durch die Fürsprache des Lords Lisle seine Freiheit wieder, aber nur unter der Bedingung, daß er den Covenant beschwor. Er begleitete darauf den Grafen Leicester, welcher mit parlamentarischer Vollmacht nach Irland ging, dahin und ward mit dem Oberkommando im Norden der Insel betraut. Er entsetzte das von den Royalisten belagerte Londonderry und entriß ihnen mehre andere Plätze, knüpfte aber dessen ungeachtet mit dem königlichen Befehlshaber Lord Inchiquin Unterhandlungen an, in Folge deren er Irland räumte. Das Parlament war zwar unzufrieden über diesen Schritt und ratificirte den Vertrag auch nicht, zog aber M. gleichwohl nicht zur Rechenschaft. Nach Karls I. Hinrichtung ward derselbe von dem Protektor Cromwell zum Generallieutenant der Artillerie ernannt und begleitete ihn nach Schottland. Hier zeichnete er sich besonders in der Schlacht bei Dunbar aus. Cromwell ließ ihn an der Spitze eines Armeecorps in Schottland zurück, als er selbst nach England zurückging, um Karl II. zu bekämpfen. M. zeigte ausnehmende Energie, nahm das Schloß Stirling und Dunbee, dessen ganze Besatzung er, Cromwells unbeugsame Strenge nachahmend, über die Klinge springen ließ. Er hatte auf diese Weise ganz Schottland, bis auf den durch die Gebirge unzugänglichen Theil des Landes, erobert, als eine schwere Krankheit ihn nöthigte, sich in die Bäder von Bath zu begeben (1652). Im folgenden Jahre kehrte er nach Schottland zurück als ein Mitglied der Kommission, welche damals die Vereinigung dieses Königreichs mit der Republik England betrieb. Jetzt aber eröffnete sich plötzlich eine ganz neue Carrière für M. Bisher bei der Landarmee thätig, erhielt er jetzt das Kommando einer Di-

vision im Seekrieg gegen Holland unter dem Oberbefehl des Admirals Blake. Er hielt mit seiner Division einen zweitägigen schweren Kampf gegen den berühmten Seehelden Tromp aus, bis ihn Blake befreite. Zwei Monate später (1653 im Juli) lieferte er demselben Gegner als Oberkommandant der englischen Flotte eine entscheidende Schlacht, welche dem Feinde den besten Admiral und 30 Schiffe kostete. Cromwell belohnte sein Verdienst dadurch, daß er ihm eigenhändig eine goldene Kette überreichte. In Folge des mit Holland abgeschlossenen Friedens kehrte er in seine frühere Stellung zurück. Er übernahm das Oberkommando in Schottland, wo neue Unruhen ausgebrochen waren, ließ dem Protektor zu Edinburg huldigen und entwaffnete die Bergbewohner. Fünf Jahre lang lebte er darauf auf den Gütern der Gräfin v. Buccleugh, mehr mit dem Ackerbau als den Geschäften seines Gouvernements beschäftigt. Die Einwohner wußten seine gerechte Verwaltung zu schätzen und gehorchten ihm ohne Zwang. Man sagt, während dieses zurückgezogenen Lebens wären seine alten royalistischen Gesinnungen erwacht. So viel ist gewiß, daß der Argwohn, welchen der Protektor von Anfang an gegen ihn hegte, nie ganz aufhörte, obwohl M. nichts versäumte, um ihn zu beschwichtigen. Nicht zufrieden, offen mit einem Jeden zu brechen, welcher im Verdacht stand, zu den Stuarts zu halten, zeigte er dem Protektor alle geheimen Schritte der schottischen Edelleute an und übersandte demselben sogar einen Brief, welchen der König an ihn geschrieben. Aber alle diese Vorsichtsmaßregeln beruhigten den Protektor durchaus nicht, was das Postskript eines Briefs, welchen er an M. schrieb, beweist. Hier heißt es: „Man hat mir gesagt, daß es in Schottland einen schlauen Gesellen Namens Monk gebe, der die Stuarts zurückführen will; ich bitte euch, nehmt ihn gefangen und schickt ihn mir.“ Indeß erklärte sich M. nach Cromwells Tode auch für dessen Sohn und nach dessen Sturz auch für das sogenannte Rumpfparlament. Ueber seine wahren Gesinnungen ist man im Dunkeln. Seine Lobredner versichern zwar, er sey stets ein treuer Anhänger des Königs gewesen und habe sich, so lange er den Fahnen des Protektors folgte, nur verstellt. Doch spricht hiergegen Manches. Als sein Bruder, ein angesehener Geistlicher, ihn in Schottland besuchte und ihm einen Brief des Königs überbrachte, entzog sich M. hartnäckig jeder Unterhandlung. Als aber sein Rivale Lambert, welcher damals im Norden Englands kommandirte, gegen die schottische Grenze marschirte, um M. Gesetze vorzuschreiben, hielt ihn dieser mit Unterhandlungen hin, schickte aber insgeheim Agenten nach London, welche seine Sache vor dem Parlament vertheidigen sollten. Lambert ward darauf verhaftet, und M., jetzt der einzige Militärchef, welcher zu fürchten war, rückte in England (1660) ein. Hier ward er mit Adressen förmlich überhäuft, worin man ihn beschwor, ein gesetzmäßiges Gouvernement einzusetzen. Als er sich der Hauptstadt näherte, schickte er eine Botschaft an das Parlament, worin die Entfernung einiger Regimenter, welche sich Gewaltthätigkeiten erlaubt hatten, beantragt wurde. Nachdem seinem Verlangen Folge gegeben worden, rückte er in London ein. Jetzt erst warf er die Maske des Gehorsams, die er bisher dem Parlament gegenüber angenommen hatte, ab, zwang dasselbe, aus einander zu gehen u. den im December 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsdeputirten Platz zu machen, wodurch die royalistische Partei im Parlament das Uebergewicht erhielt. Alles schien jetzt mit der Restauration der Monarchie einverstanden und Niemand widersetzte sich, als M. direkte Unterhandlungen mit dem König anknüpfte. Auf seinen Rath verließ Karl II. Spanien und schlug seine Residenz zu Breda auf. Schon sollten ihm Londons Thore sich öffnen, als Lambert aus dem Gefängniß entwich und sofort eine ziemliche Anzahl alter Republikaner um sich versammelte; aber man bemächtigte sich seiner Person bald wieder und die Unruhen hatten ein Ende. M. proklamirte darauf (d. 8. Mai 1660) Karl II. als legitimen Herrscher und war der Erste, der zu Dower vor ihm erschien. Der Monarch ließ es jetzt seine erste Sorge seyn, den würdig zu belohnen, der ihm so große Dienste geleistet hatte, denn M. hatte ihm nicht nur die Krone zurückgegeben, sondern auch alle Bedingungen und Vorbehalte, durch welche die republikanische Partei die Ausübung der königlichen Macht zu beschränken gedachte, zurückgewiesen. Er ward zum Ritter des Hosenbandordens, zum Mitglied des geheimen Raths, zum Großstallmeister und Kammerherrn, zum ersten Kommissär des Schatzes und zum Herzog v. Albemarle, so wie zum Gouverneur der Grafschaften Devon und Middlesex ernannt und mit reichen Gütern und Einkünften ausgestattet. M., welcher im Ganzen wenig Neigung u. Geschick zu politischer Thätigkeit besaß, betheiligte sich, obwohl er unter den Pairs seinen Sitz einnahm, wenig an den öffentlichen Angelegenheiten und beschränkte sich darauf, die von ihm bewirkte Restauration gegen innere Aufstände mit dem Degen zu vertheidigen. Im J. 1666 befehligte er unter dem Herzog von York auf der gegen die Holländer ausgesandten Flotte, ward von Ruyter im Juni in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe vor Dünkirchen geschlagen, errang aber noch in demselben Monat (25. Juni) über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er † d. 3. Jan. 1670 an der Wassersucht. Der König ließ seinen Leichnam mit großem Pomp in der Westminsterabtei zwischen den Särgen der englischen Herrscher in der Kapelle Heinrichs VII. beisetzen. Sein unermeßliches Vermögen erbte sein einziger Sohn, der durch weiter nichts bekannt ist, als durch die Niederlage, welche unter ihm und durch seine Schuld die britisch-niederländische Armee bei Denain 1712 erlitt. — 2) **Marie M., Herzogin von Albemarle**, Tochter des Lord Molesworth und Gemahlin des Vorigen, † 1715 zu Bath, machte sich durch ihr poetisches Talent bekannt und gab unter dem Titel: „Marinda“ (Lond. 1716) eine Sammlung von Gedichten

verschiedener Art heraus. — 3) James Henry, Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge, geboren 1782, erhielt seine Bildung zu Cambridge und ward daselbst 1808 des berühmten Porson Nachfolger. Er gab den Euripides Hippolytus (Cambr. 1811, 3. Aufl. 1821) und Alcestis (das. 1816) mit gelehrten Anmerkungen heraus und ordnete mit Blomfield den kritischen Nachlaß seines Vorgängers, der unter dem Titel: „Adversaria" (das. 1842) erschien. Mit Blomfield besorgte er auch die Herausgabe des geschätzten Museum criticum, or Cambridge classical researches, das von 1831 an unter dem Titel: The philological Museum erschien.

Monk (Waarenk.), s. Drosin.

Monk (Geogr.), 1) M.-Wearmouth, brit. Kirchspiel, England, Grafsch. Durham, am Wear, gegenüber Bishop-Wearmouth; 7980 Einw.; — 2) M.-Shore, Ort das.; 5180 Einw.

Monkalb (Geburtsh.), s. v. a. Mondkalb.

Monkaruschi, asiat.-russ. kleine Insel, Kurilen-Inseln, nordwestl. von Onnekotan.

Monke (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Jasione *L.*

Monkey (engl., Säugeth.), s. v. a. Affe, Simia *L.* — Monkey dogfaced, s. v. a. Cynocephalus hamadryas *L.* — Monkey pig-tailed, s. v. a. Macacus nemestrinus *L.*

Monkir (Islam.), s. v. a. Nakir.

Monkland (Geogr.), 1) East-M., brit. Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Lanark, nordöstlich von Glasgow; 7500 Einw.; — 2) Old-M., West-M., Kirchspiel das., östl. von Glasgow; Steinkohlengruben; 7350 Einw. Hier beginnt der Monkland-Kanal, der, gegen Westen gerichtet, nordwestlich von Glasgow mit dem Forth-Clyde-Kanal verbunden ist.

Monkowarsk (poln. Mahowarsk), preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, R.-B. u. Kr. Bromberg; 340 Einw.

Monkownika (poln. Mahownica), preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; 180 Einw.

Monkshill, Berg, s. Antigua.

Monkton (Geogr.), 1) brit. Fort, England, Grafsch. Hampton, am Eingang in den Hafen von Portsmouth; — 2) nordamerik. Stadt, V. St., Staat Vermont, am Lewiskrick; Porzellanfabrik; 1250 Einw.

Monleon (Geogr.), 1) M. en Barousse, franz. Flecken, Dep. Haute-Pyrénées, Bez. Bagnères, am Ourse; 730 Einw.; — 2) M. en Magnoac, Stadt das.; 1120 Einw.; — 3) spanischer Flecken, bei Escurial, am Alagon; 280 Einw.

Monmalo, span. Ort, Cataluña, Prov. Barcelona.

Monme, Rechnungsmünze und Gewicht, s. Japan.

Monmouth (Geogr.), 1) brit. Grafschaft, England, grenzt westlich an die Grafschaften Glamorgan und Brecknock in Wales, nördlich an Hereford, östlich an Gloucester u. südlich an den Bristolkanal, an welchem sich Ebenen ausbreiten, während im Norden u. Süden Zweige der gälischen Gebirge sich hinziehen. Besonders fruchtbar u. wohl angebaut ist der mittlere Theil des Landes. Hauptflüsse sind: der Usk, der die Grafschaft von Norden nach Süden durchströmt, der Wye mit Munnow an der Nord- u. Ostgrenze, der Rhyney oder Rumney an der Westgrenze. Produkte sind: Getreide (namentlich Gerste und Hafer), Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, besonders Schafe, Eisen und Steinkohlen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Viehzucht, Fischerei, Bergbau; Hauptindustriezweige sind Flanellweberei, Eisenwaarenverfertigung, Zinngießerei und Porzellanmanufaktur. Der Verkehr wird durch die Kanäle von M. und Brecknock bedeutend erleichtert. Größe: 23,25 □ M., 1821: 71,833, 1831: 98,130, 1841: 134,349 E.; — 2) Hauptstadt das., zwischen den Flüssen Munnow und Wye; Eisenhämmer, Zinngießereien, Lohbereitung; Handel; 5000 Einw.; — 3) nordamerikanische Grafschaft, V. St., Staat New-Jersey, am atlantischen Ocean; 1820: 25,038, 1840: 32,873 Einw.; — 4) Hauptort das., Akademie; 4900 Einw. Hier Sieg der Amerikaner über die Briten im Juli 1777; s. Nordamerikanischer Freiheitskrieg. — 5) Ort das., Staat Maine, Grafsch. Kennebec; 1820: 1590, 1840: 1882 Einw.; — 6) Ort das., Staat Illinois, Grafschaft Warren; — 7) Kanal, s. Feuerland.

Monmouth (Biogr.), James, Herzog v., geb. 1649 zu Rotterdam, gilt gewöhnlich als der natürliche Sohn des Königs Karl II. v. England u. der Lucy Walters, seiner Maitresse, wogegen nach Andern der Oberst Sidney, ein Bruder des berühmten Algernon Sidney, welcher mit jener Lucy Walters lebte, ehe der König mit ihr ein Verhältniß anknüpfte, und mit dem das Kind die frappanteste Aehnlichkeit gehabt haben soll, sein Vater gewesen ist. Ungeachtet der höchst anstößigen Lebensweise seiner Mutter nahm sich Karl des Knaben mit Sorgfalt an, schickte ihn im Alter vom 9 Jahren nach Frankreich u. ließ ihn dort in der katholischen Religion erziehen. Nach der Restauration berief er ihn an seinen Hof u. ernannte ihn nach einander zum Grafen von Orkney, Herzog von M. und zum Hauptmann der Garde. Nachdem der junge Herzog unter dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien in den Niederlanden seine ersten Waffenthaten gethan, ward er als Gouverneur nach Schottland gesendet, wo von Neuem Unruhen ausgebrochen waren. Da seine Gemahlin aus dem angesehenen schottischen Geschlechte der Scotts von Buccleugh stammte, so gelang es ihm um so eher, durch mildes Entgegenkommen die widerspenstigen Presbyterianer zur Ruhe zu bringen. Als es aber dennoch den 21. Juni 1679 an der Brücke von Bothwell am Clydefluß zu einem blutigen Auftritt kam, wirkte er den Aufständischen am Hofe Amnestie aus. Aber der Herzog von York, der spätere König Jakob II., der jetzt an den Hof zurückkehrte, von dem ihn der Haß der Protestanten vertrieben hatte, verdrängte ihn aus der Gunst des Königs und bewirkte, daß er nach den Niederlanden verwiesen

ward. Seitdem ward er öfters — und wohl nicht ohne Grund — beschuldigt, sich in Verschwörungen gegen den Staat eingelassen zu haben. Damals wußte ihn auch der Graf von Shaftesbury, welcher, wie M., den Herzog von York tödtlich haßte, dazu zu bewegen, daß er das Gerücht verbreitete, er sey der Sprößling einer legitimen Ehe Karls II. mit Lucy Walters, und ein gewisser Gilbert Gerard besitze den betreffenden Ehekontrakt. Dieser, vor ein außerordentliches Conseil citirt, betheuerte eidlich, daß er von dem Vorhandenseyn eines solchen Kontrakts nichts wisse. Karl II. war um so mehr aufgebracht gegen den Herzog von M., da dieser gegen seinen ausdrücklichen Befehl Holland verlassen und sich nach England begeben hatte, wo er seine Partei zu verstärken suchte. Obwohl es nicht bewiesen ist, daß er in die Pläne des Komplotts von Ryehouse, welches die Ermordung des Königs bezweckte, vollkommen eingeweiht war, so steht doch so viel fest, daß er mit den Häuptern jener Verschwörung im engsten Verkehr stand. Sobald er erfuhr, daß das Komplott entdeckt sey, verbarg er sich erst, bat aber dann, als der König ihn in einer Proklamation aufgefordert hatte, vor ihm zu erscheinen, in einem Briefe demüthig um Verzeihung für seinen Fehltritt und um eine Unterredung, in welcher er ihm die wichtigsten Enthüllungen machen wolle. Wirklich denuncirte er die vornehmsten Verschwörer u. gab alles an, was er von deren Plänen wußte. Aber kaum hatte der König ihm großmüthig verziehen, als er sofort seine alten Verbindungen wieder anknüpfte und sich wieder nach Holland begab, wo ihn der Prinz von Oranien aufs Freundlichste aufnahm. Karl II. soll aber dem Herzog, dem er sehr zugethan war, fortwährend auf geheimem Wege beträchtliche Unterstützungen haben zufließen lassen. Nach Karls II. Tode (1685) und Jakobs II. Thronbesteigung verband sich M. mit dem Herzog von Argyle, wollte aber gegen Jakob nicht eher etwas unternehmen, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit dazu darbieten würde. Diese blieb nicht lange aus, da die ersten Regierungshandlungen Jakobs II. deutlich zeigten, wie wenig er die Rechte der Nation zu achten geneigt sey. Von dem ungeduldigen Herzog von Argyle, der jetzt wirklich eine Expedition nach Schottland versuchte u. unter Segel ging, gedrängt, lief auch M. mit drei kleinen Schiffen aus Texel aus u. landete den 11. Juni 1685 mit 80 Mann zu Lyme in der Grafschaft Dorset an der Südküste von England. Von hier aus erließ er eine Proklamation, worin er den König nur als Herzog von York betitelte, ihn einen Usurpator nannte und sogar beschuldigte, Karl II. durch Gift aus dem Wege geräumt und den großen Brand zu London angestiftet zu haben. Die Protestanten schlossen sich dem Herzog von M. um so bereitwilliger an, als derselbe schon seit geraumer Zeit zur protestantischen Kirche übergetreten war. So sah er sich in Kurzem an der Spitze einer Schaar von 3000 Bewaffneten, mit denen er gegen Arminster marschirte. Aber schon hatte Jakob II. beim Parlament eine Anklagebill gegen ihn ausgewirkt und einen Preis von 5000 Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt. Auch war M.s Genosse, der Herzog von Argyle, in Schottland ergriffen worden und hatte sein vermessenes Unternehmen mit seinem Kopfe gebüßt. Dessen ungeachtet rückte M. gegen Taunton vor, wo man ihm mit offenen Armen entgegenkam. Nachdem sein Corps auf 6000 Mann angewachsen war, erließ er eine zweite Proklamation, worin er als rechtmäßiger Sohn des verstorbenen Königs den königlichen Titel annahm. Darauf rückte er gegen Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt und der Hof brachte ein Truppencorps von 3000 Mann zusammen, mit welchem der Graf von Feversham gegen M. auszog. Dieser bewies Mangel an Energie und Unentschlossenheit. Statt mit einem kühnen Schlage zu beginnen, dessen er bedurfte, um Vertrauen zu seiner Sache zu erwecken, und demgemäß eine Schlacht zu suchen, bemühte er sich vielmehr, einer solchen auszuweichen. Vergebens suchte er sich die Städte Bath und Bristol zu sichern; erst als die königl. Truppen immer drohender heranrückten, faßte M. plötzlich den Entschluß, den Feind bei Sedgemore unweit Bridgewater anzugreifen (5. Juli). Hätte der feige, verrätherische Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. gesiegt haben. Aber während des verzweifeltsten Kampfes ergriff die Reiterei die Flucht, und obschon das Fußvolk noch Stand hielt, so gab doch der Herzog vorzeitig seine Sache verloren und vollendete durch einen voreiligen Rückzug seine Niederlage. Er floh mit einem geringen Gefolge, sah sich bald auch von diesem verlassen und irrte nun zu Fuß auf dem Felde umher. Ermattet verbarg er sich in einem Graben, ward aber am andern Morgen ergriffen und nach London gebracht. Alle seine Bemühungen, durch eine mündliche Unterredung mit dem König Verzeihung zu erhalten, waren vergeblich. Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da M. seine Mitschuldigen zu nennen sich weigerte. M. verlor alle männliche Haltung, versprach einmal zum Katholicismus zurückzukehren, wenn ihn Jakob begnadige, u. nannte sich, als er damit nicht reüssirte, wieder den eifrigsten Protestanten. Am 15. Juli 1685 ward er ohne ordentlichen Prozeß auf Tower-Hill auf martervolle Art, denn sein Haupt fiel erst auf den fünften Streich, hingerichtet. Er war erst 36 Jahre alt. Man hat ihn unter der bekannten eisernen Maske (s. Eiserne Maske) fortleben lassen, aber fälschlicher Weise. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg mißbrauchte, empörte das Volk und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution.

Monnaie de Guinée (fr., Mollusk.), s. v. a. Otterköpfchen, Cypraea Moneta *L.*

Monneria (Bot.), 1) nach Michaux und Persoon, Pflanzengattung. Arten unter Herpestis. — 2) Nach Sprengel, Pflanzengatt., s. v. a. Monnieria *L.*

Monnier (Biogr.), 1) Sophie, Marquise de, geb. von Ruffey, Geliebte Mirabeau's (s. d. 2). — 2) N. le, Historienmaler von Rouen,

erlernte daselbst die Anfangsgründe der Malerei, u. ging dann zu weiterer Ausbildung nach Paris, wo er schon um 1795 unzweideutige Proben eines trefflichen Talentes gab. Er hinterließ zahlreiche Werke, worunter sich ein früheres, der heil. Borromäus in Mailand die Pestkranken tröstend, besonders auszeichnet, im Museum zu Rouen. Ein berühmtes Bild ist auch jenes unter dem Titel: La lecture de l'Orphelin de la China chez Mme. Geoffrin, u. eines seiner letzteren stellt die Restauration der Kunst unter Franz I. vor. Dann malte er auch Bildnisse, Werke von fleißiger Vollendung und glänzender Färbung. M. war Mitglied der alten Malerakademie zu Paris, jener zu St. Petersburg u. Direktor der Manufaktur der Gobelins, als welcher er rühmliche Andenken hinterließ. † im Jahre 1825.

Monnières, franz. Flecken, Dep. Loire-infér., Bez. Nantes, an der Sèvre-Nantaise, die hier schiffbar wird; 1380 Einw.

Monnieria (Bot.), nach Linné, Zottenjäcke nach Oken, Gatt. der Diosmeae *Spach*, der Rutaceae Cusparieae *Dec.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch ungleich fünftheilig; fünf Blumenblätter, lippig verwachsen; fünf Staubfäden, davon 3 beutellos; fünf oder weniger zweiklappige, einsamige Bälge mit verwachsenen Griffeln, innere Haut abspringend. Einzige Art: M. trifolia *L.*, Aubletia trifoliata *Rich.*, *Pers.* Einjähriges Kraut auf Wiesen und Feldern in Brasilien und Cayenne mit weißen Blüthen. Die Wurzel ist aromatisch-scharf und wirkt schweiß- und harntreibend, daher wird die Pflanze in der Heimath als Arzneimittel auch gegen Schlangenbiß kultivirt. Aubl., Guiane, T. 293.

Monnikendam, niederländ. Gemeinde, Prov. Nord-Holland, südlich von Edam an dem Gat von M., einem Busen des Zuydersees; versandeter Hafen, Fischerei; Salzbereitung, Seifensiederei, Thranbrennerei, Seidenweberei; 2100 Einw.

Monnina (Bot.), nach Ruiz u. Pavon, Seifen-Ramsel nach Oken, Gatt. der Polygaleae *Dec.*, Diadelphia Octandria *L.* Charakter: Blüthen verkehrt; Kelch fünfblättrig, abfällig; Flügel sehr groß, gefärbt; drei Blumenblätter schmetterlingsförmig; das Lippenblatt sehr groß, hohl u. dreizähnig; acht Staubfäden in zwei Bündel verwachsen; Pflaumen zweifächerig; Samen verkehrt mit wenig Eiweiß. Strauchartige, ausdauernde Kräuter in Südamerika, einige auf Java; von 38 Arten ist zu bemerken: M. polystachya *R. P.*, peruanisch Yalhoï. In den Wäldern von Peru; Blüthen blau; Beeren saftig. Die Rinde der Wurzel ist in der Heimath sehr geschätzt und wird gegen Durchfälle und Ruhr angewendet. Ein Aufguß derselben gilt als ein besonderes Schönheitsmittel, mit welchem die Peruanerinnen ihre Haare waschen und die Silberarbeiter ihre Waare reinigen u. poliren. Ruiz, Diss. Madr. Fig. 1.

Monnot, Pierre, Bildhauer von Besançon, erlernte die Anfangsgründe der Kunst von seinem Vater Etienne M., kam dann zu du Bois und ging endlich zu weiterer Ausbildung nach Rom. Hier fertigte er die kolossalen Statuen der Apostelfürsten im Lateran, später aber begab er sich nach Kassel, wo das sogenannte Marmorbad sein Werk ist. Er verzierte es reichlich mit Statuen und Basreliefs, die indeß ein wenig nach der galanten französischen Manier, die wir aus den Bildern des Bon Boulogne, des Coypel u. anderer seiner Zeitgenossen erkennen, erinnern. Später ging M. wieder nach Rom, wo er 1733 †.

Monnoye, franz. Flecken, Dep. Indre-Loire, Bez. Tours; 1280 Einw.

Monnoyer, Jean Baptist, Blumenmaler und Radirer, geboren zu Lille 1635, † zu London 1699. Dieser auch unter dem Namen Baptiste bekannte u. berühmte Künstler erlernte die Anfangsgründe der Zeichenkunst in seiner Vaterstadt, studirte dann nach der Natur Bäume, Blumen u. Früchte u. kopirte sie mit der größten Genauigkeit. Hierauf ging er nach Paris und machte sich dort in kurzer Zeit so vortheilhaft bekannt, daß ihn die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm. In England, wohin er bald wieder zurückkehrte, waren seine Bilder sehr gesucht. Besonders preist man die Gemälde, welche er für die Prinzessin Maria im Palaste zu Kensington ausführte. Auch seine Blumen- u. Fruchtstücke sind von hohem Glanze in der Färbung, trefflich gezeichnet und dabei von einer Vollendung des Ganzen, welche selbst die Natur zu verschönern scheint; aber dennoch steht er den holländischen Meistern nach. Er radirte auch selbst Blumen, Körbe und Vasen mit Blumen, Bouquets u. a., 30 Blätter in Fol. Hoch- und Querformat.

Monnra (Groß-M.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Eckartsberga; Gut, Erziehungsinstitut; 700 Einw.

Mono- (griech., bot. Term.), ein-, als Vorsylben von Wörtern, die aus der griechischen Sprache entlehnt sind.

Monobambylon (griech., lat. Monobambylum), Leuchter mit Kerze oder Lampe, welche dem Patriarchen von Konstantinopel vorgetragen zu werden pflegt. An seinem Erwählungstage trug ihm zur Zeit des byzantinischen Reichs der Kaiser selbst einen Leuchter mit zwei Kerzen (Dibambylon) vor.

Monoblepsia (Ophth.), bei Airy und Rend: das einseitige Sehen, das Sehen bloß einer Farbe u. dgl.

Monoblet, franz. Flecken, Dep. Gard, Bezirk Vigan; Wollweberei; 1140 Einw.

Monobothrion (Helminth.), der Eingruber, ein zwischen Tenia und Ligula stehender Eingeweidewurm mit nur einer Grube, welchen Duvernoy im Acipenser oxyrrhincus entdeckte und falsch Botrimonus benannte.

Monocaleni (a. Geogr.), Alpenvolk in Istrien, zwischen Pola und Tergeste (Plin. III, 20, 24).

Monocaminum (a. Geogr.), Stadt in Unterägypten im Distrikte Mareotis (Ptol. IV, 5, 34).

Monocarpae (morborum oder exanthematum familiae, Med.), bei neueren Exanthe-

matologen: Ausschläge mit einzelnen Knötchen, sogenannten Stippen.

Monocarpaeus (bot. Term.), **einfrüchtig**, eigentlich „einmal Früchte tragend", wenn eine Pflanze nur einmal Früchte bringt u. dann abstirbt, was bei den einjährigen und zweijährigen Pflanzen vorkommt, aber auch bei manchen länger dauernden, z. B. bei Agave americana, der Fall ist.

Monocarpus (bot. Term.), **einfrüchtig**, nur mit einer Frucht versehen, nur eine Frucht auf einmal tragend, z. B. der Stengel von Paris quadrifolia, Leucojum vernum und Galanthus nivalis. Daher Monocarpae (plantae), **einröpfige Pflanzen**, wie in der 11. und 12. Klasse des okenschen Pflanzensystems.

Monocaryum (Bot.), nach **R. Brown**, Gatt. der Colchiaceae *Dec.*, der Melanthaceae Colchiaceae *Endl.* Einzige **Art**: M. fasciculare *Schult.*, Colchicum fasciculare *R. Br.*, Zwiebelgewächs in Syrien.

Monocelis (Zoophyt.), nach **Ehrenberg**, Eingeweidewürmergatt. **Arten** unter Planaria *Müller*.

Monocentra (Bot.), nach **Decandolle**, Untergatt. von Chaetogastra *Dec.*

Monocentris (Ichthyol.), nach **Bloch**, Gatt. der Acanthopterygii Cataphracti *Cuv.*, der Ordn. der Stummelflosser u. der Zunft der Grundeln nach **Oken**, Lepisacanthes *Lacép.* **Charakter**: Körper dick, kurz, mit großen, eckigen, rauhen und gekielten Schuppen gepanzert; vier oder fünf dicke Stacheln versehen die Stelle der ersten Rückenflosse; jede Bauchflosse besteht aus einem gewaltigen Stachel, in dessen Winkel einige fast unmerkliche, weiche versteckt liegen; Kopf dick und gepanzert. Einzige **Art**: M. japonica *Bl. Schn.* T. 24, M. carinata *Cuv.* et *Val.* pl. 97, Sciaena japonica *Thunb.* Sechs Zoll lang, silberweiß. In den japanischen Meeren.

Monocera (Bot.), 1) nach **Jack**, Gattung der Elaeocarpeae *Jack.* Bäume in Ostindien; von 7 **Arten** bekannteste: M. tuberculata *Wight Arn.*, Elaeocarpus tuberculatus *Roxb.* — 2) Nach **Elliot**, Pflanzengatt. **Art**: M. aromatica *Elliot*, s. v. a. Campulosus monostachyus.

Monoceras (Bot.), nach **Lindley**, Pflanzengatt., s. v. a. Menoceras *R. Br.*

Monocerca (Zoophyt.), nach **Ehrenberg**, **Fadenschwanz**, Gatt. der Infusoria rotifera Hydatinaea *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Infusorien nach **Oken**. **Charakter**: Mit einzelnem Nackenauge und einem einfach griffelförmigen, schwanzartigen Fuß. Bekannteste **Arten**: 1) M. rattus *Ehrenb.*, Inf. XLVIII, T. II, 7; Trichoda Rattus *Müll.*; Rattulus longicaudus *Lam.* Fast walzig, $^1/_{10}$ Linie lang; Schwanz so lang als der Leib; schwimmt langsam zwischen Konferven im Frühjahr. — 2) M. bicornis *Ehrenb.*, Inf. XLVIII, 8; Brachionus rattus *Schrank.* Eiförmig-länglich, mit abgestutzter Stirn, an welcher zwei Dornen; der lange griffelförmige Fuß (Schwanz) kürzer als der Körper.

Monoceros, 1) (Säugeth.), s. v. a. Narwal, Monodon Monoceros *L.* — 2) (Ornith.), s. v. a. Buceros Monoceros *Shaw*; — 3) (Ichthyol.), nach **Bloch** und **Schneider**, Stachelflossergatt, s. v. a. Naseus *Commers.*; — 4) (Mollusk.), nach **Lamark**, Untergattung von Purpura *Lam.* (s. d.).

Monochaetum (Bot.), nach **Decandolle**, Untergatt. von Arthrostemma *Pav.*

Monochamus (Entom.), nach **Déjean** u. **Dahl**, Gatt. der Coleoptera tetramera Longicornia Lamiaria *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach **Oken**, unter Lamia *Fabr.* **Charakter**: Körper schmal, verlängert; Fühler sehr lang; an jeder Seite des Halsschildes ein starker Dorn; Vorderschienen etwas gekrümmt. **Arten** s. in **Déjeans** Katal. S. 106.

Monocheles (Entom.), nach **Illiger**, Gatt. der Coleoptera pentamera Longicornia Scarabaeida *Latr.*, von Hoplia *Ill.* Durch das dreieckige Halsschild und durch die sehr dicken Schenkel der Hinterbeine unterschieden. **Arten** unbedeutend.

Monochila (Bot.), nach **G. Don**, Untergatt. von Goodenia *Sm.*

Monochilus (Bot.), nach **Fischer** und **Meyer**, Gattung der Verbenaceae *Fisch.* und *Meyer.* Einzige **Art**: M. gloxiniifolius *F. M.*, ausdauerndes Kraut in Brasilien.

Monochirus (Ichthyol.), nach **Cuvier**, Gatt. der Malacopterygii subbrachii Gadoidei *Cuv.*, der Ordnung der Stummelflosser und der Zunft der Quappen nach **Oken**, unter Pleuronectes *L.* **Charakter**: Auf der Augenseite nur eine sehr kleine Brustflosse, indem die der entgegengesetzten Seite fast nicht wahrnehmbar ist oder ganz fehlt. Zwei **Arten**: 1) M. microchirus *Latr.*, Pleuronectes Mangili *Risso*, 310, Pleur. Linguatula *Rondel.*, 324. Im mittelländischen Meere. — 2) M. Theophilus *Risso*, länglich, schwarzgrau, schwarz punktirt; Schuppen rauh; Kiemendeckel eckig; ebendaselbst.

Monochläna (Bot.), nach **Cassini**, Pflanzengatt. **Art**: M. racemosa *Cass.*, s. v. a. Eriocephalus umbellulatus.

Monochlamydeä (Bot.), nach **Decandolle**, 4. Klasse seines Pflanzensystems. S. Botanik, S. 336. Nach **Bartling** umfaßt diese Klasse die Ordnungen: Proteinä, Fagopyrinä, Urticinä, Iteoideä, Amentaceä, Coniferä, Piperinä, Aristolochieä und Ceratophyllinä.

Monochlamydeus (bot. Term.), **einblüthdeckig**, mit einer einfachen Blüthendecke oder einem Perigon versehen, daher auch „**perigonblüthig**", z. B. die Chenopodiaceen und Polygoneen.

Monochord (v. griech. μόνος, einzig, u. χορδή, Saite), ein akustisches Instrument, mittelst dessen man Länge, Schwingungen, Spannung, Dicke einer schwingenden Saite mit den diesen Bedingungen entsprechenden Tönen vergleicht. Dasselbe kommt in neuerer Zeit mehr mit vier Saiten vor, früher aber war es mit einer einzigen versehen, wie der Name es andeutet. Die Schwingungen, in welche wir eine Saite durch Anschlagen mittelst Hämmer oder durch Streichen mit einem Violinbogen, quer gegen die Richtung der Saiten, versetzen, entstehen dadurch, daß die elasti-

sche gerad ausgespannte Saite ein wenig verlängert, in eine gekrümmte Lage gebracht und dann frei gelassen wird. Vermöge ihrer Elasticität strebt sie zu dem natürlichen Zustande zurück, sie verkürzt sich nämlich wieder, während jedes Theilchen in einer auf die Richtung der ganzen Saite senkrechten Richtung gegen den Punkt zurückgeht, welchen es vor der Dehnung, vor der Entfernung vom Zustande des Gleichgewichtes einnahm. Aber indem die Kraft der Elasticität jedes Theilchen auf die Weise nöthigt, eine gewisse Geschwindigkeit anzunehmen, gelangt dieses in die Stelle, welche es vorhin bei dem natürlichen Zustande ruhend einnahm, mit einer Geschwindigkeit, die es über diesen Punkt hinausführt; jedes Theilchen geht daher an der andern Seite in eine neue Entfernung von der geraden Linie hinüber und kehrt, nachdem die Wirkung der Elasticität jene erlangte Geschwindigkeit zerstört hat, ebenso wieder zurück. Dieser Wechsel des Zurückkehrens zum Gleichgewichtsstande, des durch die Trägheit bewirkten Hinausgehens über diesen Zustand und des abermaligen Zurückkehrens würde ununterbrochen dauern, wenn nicht die Steifheit der Saite und die Luft als Widerstand gegen diese Bewegung sehr bald die Ausweichungen verkleinerten und endlich ganz aufhöben.

Da diese Vibrationen der Saite, oft wiederholt, ganz gleichartig wiederkehren, und jede derselben einen Schall hervorbringt, so läßt sich erwarten, was auch die Erfahrung zeigt, daß unser Ohr diese Gleichartigkeit des Schalles erkennen und einen Ton, durch die Zitterungen der Saite hervorgebracht, hören wird, und wir nennen denjenigen Ton einen h ö h e r n, der durch schneller auf einander folgende Schwingungen hervorgebracht wird; den durch langsamere, seltener wiederholte Schwingungen hervorgehenden einen t i e f e r n. Wenn man die Schwingungen so bewirkt, daß sie immer langsamer erfolgen, so wird der Ton immer tiefer u. endlich dumpf, das Ohr erkennt in dem dumpfen Getöne kaum noch einen Klang, und wenn die Zitterungen noch langsamer auf einander folgen, so glaubt man in dem Klirren oder Schwirren fast schon die einzelnen Vibrationen abzählen zu können; endlich erkennt man die Schwingungen als wirklich zählbar, aber hört dann durchaus keinen Ton mehr, weil jede einzelne Schwingung das Ohr zu schwach rührt, od. man hört die Schwingungen nur als ein wiederholtes gleiches Geräusch, weil jetzt das, was in jeder einzelnen Schwingung Ungleichartiges ist, hervortritt, statt daß es vorhin beim gleichmäßigen schnellen Wechsel unter dem lebhaften Eindrucke dieses Gleichartigen im Wechsel verborgen blieb.

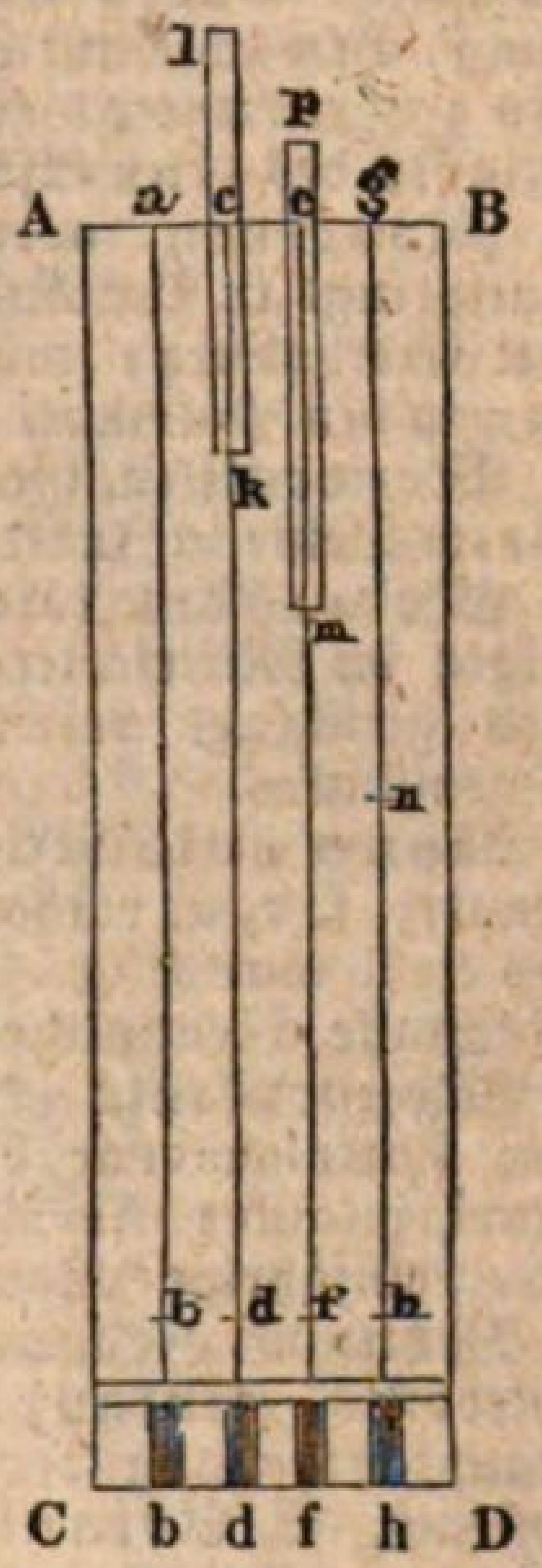
Die Kraft, welche als bewegende Kraft jedes Theilchen der Saite zur geraden Linie, in welcher es sich beim Gleichgewicht befand, zurückzieht, ist die Kraft der Elasticität, und sie ist daher der Spannung, die wir als durch ein bestimmtes Gewicht hervorgebracht ansehen wollen, porportional; die bewegte Masse ist offenbar durch das Gewicht jedes einzelnen Theiles der Saite bestimmt. Sind zwei Saiten von einerlei Materie gleich lang zwischen den Befestigungspunkten und gleich dick, aber von ungleichen Gewichten gespannt, so ist die beschleunigende Kraft, welche die Fortbewegung jedes einzelnen Punktes bestimmt, doppelt so groß bei doppelt so großer Spannung; dreimal so groß bei dreimal so großer Spannung, und da eine viermal so große beschleunigende Kraft den Körper viermal so weit in der ersten Sekunde führt, als die einfache beschleunigende Kraft, dagegen die einfache beschleunigende Kraft in 2 Sekunden den Körper viermal so weit als in einer Sekunde führt, so ist hier bei der vierfachen spannenden Kraft der durchlaufene Weg in einem Zeittheilchen so groß, als bei der einfachen spannenden Kraft in 2 Zeittheilchen, oder die Vibrationen sind doppelt so zahlreich in gleicher Zeit bei vierfacher Spannung einfacher, dreimal so zahlreich in gleicher Zeit bei neunfacher Spannung und allgemein der Quadratwurzel aus der Spannung proportional. Ebenso läßt sich für gleiche Länge und gleiche Spannung die Schwingungszeit vergleichen, wenn die Dicke der Saite ungleich ist. Eine doppelt so dicke, allemal als cylindrisch vorausgesetzte Saite enthält in jedem Querschnitte viermal so viel Masse, als die von der einfachen Dicke; ist daher die Spannung gleich groß, so wirkt eben die bewegende Kraft auf viermal so viel Masse bei jener, als bei dieser, und die Beschleunigung ist bei doppelt so dicken Saiten nur ein Viertel dessen, was sie bei der einfachen Dicke ist; die doppelt so dicke Saite braucht also bei gleicher Länge und gleicher Spannung doppelt so viel Zeit zu einer ähnlichen Vibration, das ist, die doppelt so dicke Saite macht halb so viel Vibrationen in bestimmter Zeit, als die von einfacher Dicke. Und obgleich dies sich am deutlichsten nur auf ähnliche Vibrationen bezieht, auf solche nämlich, bei denen gleiche Ausweichungen vom Zustande der Ruhe Statt finden, so läßt sich doch auf eben diese Weise, wie bei der Pendelbewegung, zeigen, daß es hierbei auf die Größe der Vibrationen nicht ankommt, sondern die Vibrationen gleichzeitig Statt finden, sie mögen größer oder kleiner seyn, zumal da sie gewisse Grenzen nicht zu überschreiten pflegen.

Hiermit sind zwei Hauptgesetze für die Dauer einer Vibration gegeben; das dritte Hauptgesetz betrifft die ungleiche Dauer der Vibrationen bei verschiedener Länge der Saiten. Wenn wir bei gleicher Einwirkung der Schwere zwei Pendel, das eine viermal so lang als das andere, aufhängen, so muß der Schwerpunkt des längeren Pendels unter der ganz ähnlichen Einwirkung derselben Schwerkraft allemal einen viermal so langen Bogen, als der des kürzeren, durchlaufen, wenn sie um gleiche Winkel gehoben wurden; das viermal so lange Pendel brauchte daher zweimal so lange Zeit zu seinen Oscillationen, u. so ist allemal die Schwingungszeit zweimal so groß bei vierfacher, dreimal so groß bei neunfacher, oder ist den Quadratwurzeln aus den Längen proportional. Obgleich die Vibrationen der Saiten den Schwingungen des Pendels ziemlich ähnlich sind, ist die Betrachtung doch darum verschieden, weil die Masse der Saite mit ihrer Länge in gleichem Verhältnisse zunimmt, statt daß wir dem längern Pendel doch nur eben die Masse beizulegen brauchten, wie dem kurzen.

Denken wir uns hier Saiten, deren Länge 1. und 4. sind, beide auf ähnliche Weise vom Gleichgewichtszustande entfernt, so hat jedes Tausendstel der letzteren viermal so viel Masse, als jedes Tausendstel der ersteren, u. schon deshalb würde die Schwingungszeit doppelt so lang seyn, aber aus eben dem Grunde, wie bei dem viermal so langen Pendel, verdoppelt die Schwingungszeit sich abermals, u. die viermal so lange Saite hat daher eine viermal so lange Schwingungszeit, als die von einfacher Länge, u. überhaupt nimmt die Dauer jeder Schwingung in eben dem Maße, wie die Länge der Saite, zu. Wenn also eine Saite von bestimmter Länge hundert Schwingungen in einer gewissen Zeit macht, so vollendet, dieser theoretischen Betrachtung zu Folge, die halb so lange Saite 200 Schwingungen in eben der Zeit, die ein Drittel so lange Saite 300 Schwingungen in eben der Zeit, wenn die übrige Beschaffenheit der Saiten einerlei und die spannende Kraft bei allen gleich ist.

Es ist wohl natürlich, daß wir uns, sobald wir uns von diesen Sätzen überzeugt haben, an die Erfahrung wenden, um von ihr eine Bestätigung dieser theoretischen Schlüsse zu erhalten. Aber obgleich das Abzählen der Vibrationen bei langsamen Schwingungen diese Gesetze genau bestätigt, so findet doch diese Vergleichung in der zu großen Schnelligkeit, mit welcher sie auf einander folgen, bald ihre Grenze, und es bleibt uns nur die Vergleichung übrig, welche das Gehör uns darbietet. Indem wir diese versuchen, zeigt sich uns die überraschendste Uebereinstimmung, die uns nur je vorkommen kann. Der Musiker kennt, wenn ein Ton angegeben ist, den bestimmten andern Ton, welchen man die Oktave jenes Grundtones nennt, er kennt die Quinte, die Quarte, die doppelte Oktave, die Terze dieses Grundtones, und diese Töne sind ihm in ihrem Verhältnisse merkwürdig, weil sie mit demselben zusammen dem Ohre angenehm sind, Konsonanzen darbieten, statt daß das Zusammentönen des Grundtons mit manchen andern Tönen dissonirend ist. Und gerade auf jene konsonirenden Töne führt uns der Versuch, wenn die Anzahl der Schwingungen sich verdoppelt, verdreifacht, oder viermal u. fünfmal so groß wird. — Man bedient sich unter dem Namen Monochord eines Instruments, wo eine Saite in Schwingung gesetzt wird, und wo man durch verschiedene Länge, Dicke und Spannung der Saite alle die verschiedenen Schwingungen hervorbringen kann, die wir so eben theoretisch bestimmt haben.

Dieses Instrument hat einen Resonanzboden wie ein Klavier und ist an 3 Fuß lang, aber nur einige Zoll breit. Die Saite geht an beiden Enden über einen Steg. Das eine Ende der Saite wird durch einen Wirbel gespannt, das andere aber ist gewöhnlich an dem vertikalen Arme eines kleinen Winkelhebels befestigt, dergleichen man sich beim Zuge einer Klingel zu bedienen pflegt, oder man spannt es ebenso wie das erste durch einen Wirbel. An dem horizontalen Arme dieses an dem Instrumente angebrachten Hebels hängt ein Gewicht, welches man nach Gefallen verändern kann. Die ganze Länge der Saite ist durch einen an der Saite befindlichen Maßstab in viele gleiche Theile getheilt, und mit Hülfe des beweglichen Steges läßt sich die Länge der Saite in jedem beliebigen Verhältnisse abändern und zugleich bemerken, um wie viel dadurch der Ton höher oder tiefer wird. Auch macht man das Monochord, um mehre Töne zugleich zu haben, bisweilen von 4 Saiten, also zum Tetrachord, an welchem zugleich Tasten zum Anschlagen angebracht werden. Es sey (Fig. 1) ACBD der Kasten, ab, cd, ef, gh seyen vier gleich lange, gleich dicke und gleich stark gespannte Saiten, bb, dd, ff, hh die Tasten zum Anschlagen durch Federn oder Hämmer, u. lk und pm Schieber, an deren Enden k und m Stege befindlich sind, so daß beim Anschlagen der andern und dritten Saite nur die Längen kd und mf klingen; auch sey unter der vierten Saite ein Steg n genau auf ihre halbe Länge gestellt, damit nur die halbe Saite nh töne. Die Länge AB der Decke des Instrumentes wird in 2, 3, 4, 5, 6, 8 u. s. w. Theile getheilt, diese Theilung mittelst Einschnitte od. Bleifederstriche bemerklich gemacht, der Steg auf die Theilstriche beim Versuche gesetzt. Waren nun anfänglich die Saiten so gestimmt, daß sie einerlei Ton, z. B. C, angaben, so wird alsdann die halbe Saite nh die Oktave c stimmen. Wenn man ferner die Schieber pm und lk so weit einschiebt, daß mf gerade $^2/_3$ und kd $^4/_5$ der ganzen Länge ab ausmacht, so wird mf die Quinte G, kd aber die große Terz E angeben u. s. w. Zum Gebrauche ist es bequemer, wenn die ledigen Saiten, ehe noch die Stege darunter gestellt werden, so gestimmt sind, daß ab eine reine Oktave tiefer angibt, als die übrigen drei Saiten.



Monochoria (Bot.), nach Presl, Pflanzengatt. Arten unter Pontederia.

Monochromen, monochromatische Bilder, einfarbige Gemälde, mit einer Farbe ausgeführte Umrisse. Diese Art der Malerei war die älteste. Gewöhnlich sind die M. roth auf weißem oder auf schwarzem, oder schwarz auf rothem Grunde ausgeführt. Aus dem Alterthume haben sich dergleichen in Vasenbildern u. an den Wänden der etruskischen Gräber erhalten. In der neuern Zeit hat man sie auch wieder als Wandverzierung angewendet, so in einzelnen Zimmern des Königsbaues zu München.

Monocistis (Bot.), nach Lindley, Pflanzengatt., s. v. a. Hellenia abnormis.

Monoclea (Bot.), nach Hooker, Gatt. der Jungermannieae *Rchb. Rabenh.* Arten

ausländisch; bekannteste: M. Forsteri *Hook.* In Neu-Kaledonien.

Monoclinicus (bot. Term.), auch Monoclinus, einbettig oder monoklinisch, wenn beiderlei Befruchtungsorgane (Staubgefäße u. Pistille) in der nämlichen Blüthe enthalten sind; s. v. a. hermaphroditus, zwitterig; man gebraucht jedoch die ersten Ausdrücke mehr für einen ganzen Blüthenstand oder für eine mit Zwitterblüthen versehene Pflanze, z. B. capitulum monoclinicum, bei Cichoraceen und Carduaceen. Davon Monoclinia, Pflanzenabtheilung, Gewächse mit Zwitterblüthen enthaltend. Es gehören unter diese Abtheilung die 20 ersten Klassen des linnéischen Systems.

Monococy, nordamerikan. Fluß, V. St., entspringt in Pennsylvania, Grafsch. Adams, bei Gettysburg; mündet oberhalb Washington in den Potomac, links.

Monocoli (a. Geogr.), fabelhaftes Volk mit einem Beine in Indien (Plin. VII, 2, 2).

Monocolon (Monocolum, Anat.), bei Einigen im Mittelalter: der Blinddarm, wegen des gleichsam vereinzelten Zustandes dieses Darmstückes.

Mono colorado (span., Säugeth.), Affenart, s. v. a. rother Brüllaffe (s. d.), Mycetes Seniculus *Illig.* — Mono dormilon, s. v. a. Nachtaffe, Nyctipithecus trivirgatus.

Monocosmia (Bot.), nach Fenzl, Gatt. der Portulacaceae *Fenzl.* Einzige Art: M. corrigioloides *Fenzl*, Calandrina monandra *Dec.*, einjährige Pflanze in Chili.

Monocotyledoneä (Bot.), auch Monocotyledones, einlappige Pflanzen, zweite Hauptabtheilung des jussieuschen Pflanzensystems. S. Botanik, S. 335. — (Foss. Bot.) Die monokotyledonische Flora der Urwelt ist überhaupt u. namentlich in den Formen, welche in der Jetztzeit die herrschendsten sind, sehr wenig vertreten und von der Zahl und Entwickelung der Akotyledonen sehr in den Hintergrund gedrängt. In den ältesten Sedimentbildungen sind sie noch gar nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden und zuerst treten sie in der Kohlengruppe auf. Hier werden sie am meisten durch Zamieen (Cycadites, Zamites, Pterophyllum, Calamoxylon), Coronarien (Rabdotus, Artisia, Crommyodendron) u. Scitamineen (Cannophyllites, Trigonocarpum, Musäites und Musocarpum) repräsentirt, während die Glumaceen (Poacites, Cyperites) nur in zwei, noch dazu zweifelhaften Gattungen, die Enantioblasten nur in der Gattung Paläoxyris und die Palmen in der Gattung Flabellaria erscheinen. Palmen, Scitamineen und Glumaceen gehen nach dieser Periode wieder unter, um erst in der tertiären Zeit wieder aufzuleben. Paläoxyris stirbt in der Trias für immer aus. Im Rothliegenden finden sich bloß die beiden Zamieengattungen Pterophyllum und Medullosa, und aus der Zechsteinperiode sind gar keine Monokotyledonenreste übrig geblieben. Reicher wieder ist die Trias durch Zamieen (Zamites, Nilssonia, Zamiostrobus, Cycadeoidea), Enantioblasten (Paläoxyris), Coronarien (Preißleria, Schizoneura) und Spadicifloren (Aethophyllum, Echinostachys) in ihrer Flora, die sich in der Juraepoche wieder verringert, indem sie sich nur noch auf einige Coronarien (Clathraria, Bucklandia) und Zamieen (Cycadites, Zamites, Pterophyllum, Nilssonia, Pachypteris, Ctenis) beschränkt. Nur an Ordnungen ist die Kreide reicher: Zamieen (Cycadites, Pterophyllum, Nilssonia), Glumaceen (Bajera), Scitamineen (Cannophyllites) u. Palmen (Flabellaria) treten auf, die ersteren, um in der folgenden Periode ganz zu verschwinden, die Glumaceen, um anzuwachsen (Culmites, Bambusium, Triticum) und die Palmen, um ihre heutige Entwickelung vorzubereiten (Flabellaria, Phönicites, Fasciculites). Die Scitamineen erhalten sich in der Gattung Amomocarpum, die Coronarien, die seit dem Jura verschwunden waren, kehren wieder (Smilacites), eben so die seit der Trias erloschenen Spadicifloren (Typhäloipum, Nipadites) und zum ersten Male erscheinen nun u. zwar sogleich reichlich vertreten die Fluvialen (Zosterites, Caulinites, Potamogeton, Potamophyllum, Mariminna, Ruppia, Halochloris).

Monocotyledoneus (bot. Term.), einsamenlappig, einkeimblättrig, monokotyledonisch.

Monocotyleus (bot. Term.), seitenkeimig, monokotylisch, s. v. a. Monocotyledoneus.

Monocranus (path. Anat.), eine Mißgeburt mit mehren Theilen, besonders der Cephalodidymus, mit nur einem Schädel.

Monoculi (a. Geogr.), s. v. a. Monophthalmi.

Monoculus (path. Anat.), statt Anoculus oder Monophthalmus, das Einauge, Mißgeburt mit einem Auge; auch die einäugige (ein Auge verdeckende oder offen lassende) Binde.

Monoculus (Krustac.), nach Linné, Kiefenfuß. Diese Gattung bildet in der neuern Systematik der Krustaceen die Ordnung der Branchiopoda *Latr.* und einen kleinen Theil der Poecilopoda *Latr.* (Limulus *Fabr.*). Latreille zerspaltet sie in folgende Gattungen: Zoea *Bosc.*, Nebalia *Leach*, Nebrophone *Voigt*, Condylura *Latr.*, Cyclops *Müll.*, Cythere *Müll.*, Cypris *Müll.*, Polyphemus *Müll.*, Daphnia *Müll.*, Lynceus *Müll.*, Limnadia *Brongn.*, Artemia *Leach*, Branchipus *Latr.*, Eulimene *Latr.*, Apus *Scop.*, Limulus *Fabr.* S. d. A.

Monocyclus (bot. Term.), einwendelig, mit einer Windung versehen.

Monodactylus (a. Geogr.), Berg an der Küste Troglodytice in Aethiopien; jetzt Kap Assiz (Ptol. IV, 7, 6).

Monodactylus (Amphib.), nach Merrem, Eidechsengatt. Arten unter Seps *Daud.*

Monodidymi (path. Anat.), mit einander verwachsene Zwillinge.

Monodie (v. Griech.), Gesang für eine Stimme.

Monodimetrisches Krystallsystem (Miner.), s. v. a. quadratisches Krystallsystem (s. d.).

Monodiplopia (Ophthalm.), das Doppeltsehen auf einem Auge.

Monodon (path. Anat.), einzahnig, mit einem Zahne versehen.

Monodon (Säugeth.), nach Linné, Narwall, Einhornfisch, Gatt. der Cetacea carnivora *Cuv.*, der Ordnung der Hufthiere und der Zunft der Wale nach Oken, Ceratodon *Briss.*, Diodon *Storr.* Charakter: Mit zwei Zähnen, von denen aber der eine oft mangelt, sie sitzen vorn in der Oberkinnlade, sind gerade, gewunden, aus dem Munde vorragend, zuweilen fehlen beide. Die beiden Spritzlöcher vereinigen sich in eines auf dem Hinterhaupt. Der Körper ablang, fast spindelförmig, nackt, geht in einen Schwanz aus. Keine Rückflosse, statt der Glieder Brustflossen, keine hintern Extremitäten. Es sind Bewohner der nördlichen Meere. Sie nähren sich von Fischen und Molluskeu und sind gesellig. Es scheint mehre Arten zu geben, doch ist nur eine hinlänglich bekannt: Monodon monoceros *L.*, der gemeine Narwall; franz. le Narval. Wird kaum 20 Fuß lang, und der gerade ausstehende Zahn fast halb so viel und so dick als das Halsgelenk; der Kopf stumpf, das Maul klein, der Rücken scharf, aber ohne Finne; die Färbung schwarz, im Alter aber weiß marmorirt. Die eigentliche Heimath dieses sonderbaren Wales ist das Eismeer, besonders die Meerenge Davis, in der Discobucht, von wo er selten südlicher zieht. Seine Hauptnahrung besteht in Schollen und größeren Actinien, welche er mit dem Zahn anstechen und denselben in die Höhe richten soll, wodurch diese allmählig gegen das Maul rutschten, so daß er sie endlich mit der Zunge einziehen könne. Es ist in der That schwer zu sagen, auf welche Weise dieses Thier seine Nahrung zum Maule bringt, indem der ungeheure Zahn es offenbar hindert, Thiere mit seinen Lippen vom Boden aufzunehmen. Das Anspießen derselben klingt gar zu abenteuerlich. Man weiß aber nun, daß es schwimmende Fische und Dintenschnecken fängt, wie es die Untersuchungen des Inhalts seines Magens lehren. Es liebt vorzüglich die kältesten Gegenden, und da es oft Athem holen muß, so sucht es die offenen Stellen im Eis, wo so viele zusammen kommen, daß man sich wundern muß, wie sie sich mit ihrem Zahn, den sie beim Schwimmen einander fast auf den Rücken legen, nicht verletzen. Der eine Zahn bleibt gewöhnlich im Kiefer stecken, der andere aber, und zwar meistens der auf der linken Seite wächst heraus. Es gibt jedoch Beispiele, daß sich beide Zähne ganz entwickelt haben; bei den Weibchen dagegen bleiben oft beide zurück. Sie werden, jedoch selten, wie die andern mit Harpunen gefangen, theils wegen des Specks, theils wegen des harten Zahnes, welcher mannichfaltig, wie Elfenbein, von den Grönländern auch zu Jagdgeräthen verarbeitet, und zu Zeltstangen und sonst in den Häusern angewendet wird. Die Grönländer essen das Fleisch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh, brennen auch den letztern in den Lampen; selbst die Därme werden gegessen, aus dem Schlund Blasen gemacht, die beim Fischfang brauchbar sind; die Flechsen geben guten Zwirn. Ehedem waren die Zähne als wahres Einhorn, Meereinhorn, Unicornu verum, Unicornu marinum, gebräuchlich und wurden sehr theuer bezahlt. Sie sollten ganz ausgezeichnete Heilkräfte gegen viele Krankheiten besitzen, sind aber jetzt wie die Wallroßzähne und das Horn des Nashorns ganz obsolet. Klein, Missus II. 18, Taf. 2. Scoresby, Account of the arct. reg. T. XV. — Die einzige fossile Art, M. fossilis, beruht bloß auf einem unsicheren Zahnfragmente aus dem Londonthone.

Monodonta (Mollusk.), nach Lamark, Gattung der Gasteropoda Pectinibranchia Trochoidea *Cuv.*, der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Spaltschnecken nach Oken, unter Trochus *L.* Charakter: Eikegelfömig; Spindel gebogen, mit einem schwach hervorspringenden Zahn an der Basis, der bisweilen selbst wieder gezähnelt ist; Mündung rund, oft an dem äußern Saume gekerbt; Deckel hornig und rund. Das Thier trägt an jeder Seite drei oder vier Fäden so lang wie seine Fühler; die Augen stehen auf eigenen Stielen; die langen spitzen Fühler sind mit haarigen Fädchen besetzt. Die Gattung steht in der Mitte zwischen Trochus und Turbo. Gegen 50 Arten, fast in allen Meeren, von denen wir die bekanntesten in folgenden 2 Abtheilungen beschreiben:

a) Mit krummer Spindel. 1) Mon. Pagodus *Lam.*, die Pagode, das chinesische Dach, Turbo Pagodus *L.* Schief kegelförmig, graubraun, die Umgänge wie chinesische Dächer übereinandergesetzt, untenher knotig, längsgerippt und quergefurcht, die Rippen in hervorstehende verflächte Höcker verlängert. Die Unterseite weißlich, warzig, koncentrisch gefurcht. Der letzte Umgang hat zwei Reihen Höcker. Durchmesser 15 Linien. Höhe 12½ Linien. In Ostindien. Chemnitz V, Taf. 163, Fig. 1541, 1542. — 2) Mon. Tectum persicum *Lam.*, kleine Pagode. Graubraun, schiefkegelförmig, spitzig, undurchbohrt mit stacheligen Höckern besetzt, die Höcker in Querreihen aufsteigend. Die des letzteren Umganges sind doppelreihig und stumpfer, die obere dornig zugespitzt, die Unterseite ist warzig. 9 Linien. Im indischen Meer. Chemnitz V, Taf. 163, Fig. 1543, 1544. — 3) Mon. aegyptiaca *Lam.* Rundkegelförmig, getäfelt, quergestreift auf rothem Grunde mit weißen Längsrippen gestrahlt. Die Unterseite hat schwarzpunktirte koncentrische Furchen, der Nabel geht spiral. Durchm. 9 Linien, Höhe 8 Linien. Im rothen Meer. Chemnitz V, Taf. 171, Fig. 1663, 1664. — 4) Mon. Modulus *L.* Fast rund, schief niedergedrückt, quer gestreift, undeutlich längsgefaltet, weißlich, purpurroth gefleckt. Die Unterseite konvex, koncentrisch gefurcht, genabelt, der Spindelzahn hervorstehend. Durchm. 7 Linien. Chemnitz V, Taf. 171, Fig. 1665. — 5) Mon. Tectum *Lam.* Eiförmig, bauchig, etwas durchbohrt mit dicken ausgewirkten Langsfalten und quergestreift. Die Farbe ist weißlich, roth punktirt, das Gewinde stumpf, eingedrückt. Fast höckerig, die Mündung schön weiß, mit einem braunen Streif oben von der Spindel herab, ebenso am Zahn. Durchm. 11 Linien. Chemnitz V, Taf. 165, Fig. 1567, 1568. — 6) Mon. fulminata *Lam.* Eikegelförmig, schief undurchbohrt, eben, aschgrau, mit vielen geflammten schwarzen Längsli-

nien gemalt. Die Lippe innen glatt. Durchm. 9 Linien, Höhe 6 Linien. — 7) Mon. Labeo *Lam.* Eikegelförmig, bauchig, dick und stark, undurchbohrt, quer gerunzelt, mit konvexen, mit Knotenschnürchen besetzten Umgängen. Roth und schwarz dicht gefleckt. Die Lippe ist doppelt, inwendig gefaltet, gefurcht, weiß. Der Spindelzahn steht weit vor. Durchm. 15 Linien, Höhe 18 Linien. Im Weltmeer. Chemnitz V, Taf. 166, Fig. 1579 — 1581. — 8) Mon. australis *Lam.* Eikegelförmig, untenher bauchig, undurchbohrt, dick, glänzend, mit Gürteln umgeben, grünlich, der Gürtel eben, aber dunkelgrün, roth und weiß gewürfelt. Die Umgänge konvex, die Mündung weiß, die Lippe gedoppelt, inwendig faltig gefurcht. Durchm. 13 Linien, Höhe $14^1/_2$ Linien. In Neuholland. Chemnitz 11, Taf. 196, Fig. 1890, 1891. — 9) Mon. canalifera *Lam.* Ziemlich kugelig, undurchbohrt, quer gestreift und gebändert, glänzend, ins Violete, mit vielen schmalen roth und blau gegliederten Bändern. Die Mündung weiß, die Spindel flach, mit einem parallelen Kanal versehen, die Lippe verdoppelt, die innere faltig gefurcht. Selten. Durchm. 11 Linien. Encycl., Taf. 447, Fig. 5 a. b. — 10) Mon. viridis *Lam.* Eiförmigkugelig, undurchbohrt, quer gefurcht, grünlich mit dichten, erhabenen, entfernten, dunkelgrünen Furchen, die Mündung silberig, die Spindel mit einem schwachen Kanale versehen, die Lippe halb verdoppelt, inwendig gekerbt. Durchm. 11 Linien. In Neuholland. Encycl., Taf. 447, Fig. 2 a. b. — 11) Mon. fragarioides *Lam.*, Trochus tesselatus *L.* Eikegelförmig, glatt, stark weißgelblich, mit länglichen, schwarzpurpurrothen, verschiedengestaltigen Flecken, dicht quergezeichnet. Variirt mit schwarzpurpurrothen und gelb gegliederten Binden, mit schwarzpurpurrothen u. grünen u. mit rothen u. gelblichen. Die Umgänge konvex, die Mündung silberig, die Lippe ganz einfach. Durchm. $13^1/_2$ Linien. Im Mittelmeer. Chemnitz V, Taf. 166, Fig. 1584. — 12) Mon. tricarinata *Lam.* Kugeligkegelförmig, undurchbohrt, quer gekielt und körnig gefurcht, röthlich, weiß und schwarz gefleckt, die Umgänge konvex, der letzte mit 3 Hauptkielen, das Gewinde kurz. Durchm. $10^3/_4$ Linien. — 13) Mon. canaliculata *Lam.* Trochus scaber *L.* Kurz kegelförmig, bauchig, genabelt, quergefurcht, gelbroth mit hervorstehenden, quergestreiften Furchen, die oberen höher, die Nähte durch Hervorstehen der oberen Furche wie mit einer Hohlkehle versehen. Durchm. $6^1/_2$ Linien. — 14) Mon. articulata *Lam.* Kegelförmig, unten erweitert, mit dem Alter undurchbohrt, glatt, hell violet, der Länge nach mit ganz zarten röthlichen Linien gemalt und mit schmalen weiß und roth gegliederten Gürteln; die Umgänge sehr konvex. Durchmesser 10 Linien.

b) Mit gerader Spindel. 15) Mon. Pharaonis *L.* et *Lam.* Rund kegelförmig, körnig, scharlach- od. ziegelroth, mit dichten körnigen Gürteln, abwechselnd ganz roth, u. schwarz und weiß gegliedert, die Unterseite plankonvex, genabelt, koncentrisch ebenso gemalt, der Nabel, die Spindel und die Lippe gekerbt, letztere oben noch mit einem kleinen Zahn. Durchm. 10 Linien. Im rothen und mittelländischen Meer. Chemnitz V, Taf. 171, Fig. 1672, 1673. — 16) Mon. corallina *Lam.* Glatt, glänzend, mit 5 dunkel korallenrothen, mit gekörnten Längslinien versehenen Umgängen. Der dritte hat 3 erhabene Streifen, in deren Zwischenräumen Querlinien, so daß sie netzartig erscheinen. Die Epidermis ganz roth. Durchm. 8 Linien. Im mittelländischen Meer. — Die bisher dieser Gatt. zugezählten fossilen Schnecken werden jetzt sämmtlich zu der Gattung Trochus gezogen.

Monodonta (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Obeliscaria *Rafin.*

Monodora (Bot.), nach Dunal, Gewürzbeere, Kugeldöre nach Oken, Gattung der Anonaceae *Dun.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch dreitheilig, umgeschlagen; zweimal drei Blumenblätter, die äußern offen; viele kurze Staubfäden; Beere rundlich, mit vielen Samen. Zwei Arten: 1) M. Myristica *Dun.*, Anona Myristica *Gaertn.*, gemeine Gewürzbeere, engl. American Nutmeg. Baum mittlerer Größe auf Jamaika. Die Früchte sind als amerikanische Muskatnüsse od. Muskatnüsse von Jamaika in Westindien bekannt und als Gewürz häufig im Gebrauche. Der Baum wird deshalb auch häufig in Westindien kultivirt. Bot. Mag. Taf. 3069. — 2). M. microcarpa *Dun.* Baum in Südamerika.

Monodrama (Aesth.), Melodrama, welches nur von einer Person gespielt wird.

Monodynamis (Bot.), 1) nach Pohl, Gattung der Diosmeae *Meissn.* Einzige Art: M. humilis *Pohl.* Strauch in Brasilien. — 2) Nach Gmelin, Pflanzengattung. Art: M. Iserti *Gmel.*, s. v. a. Usteria guineensis.

Monoeci Portus (a. Geogr.), Hafenort an der Küste von Ligurien zwischen Nicäa und Albium Intemelium, mit einem Tempel des Hercules auf einem Vorgebirge. Der Hafen war zwar nur klein und dem heftigen Südostwinde völlig ausgesetzt, aber doch als der einzige an dieser Küste wichtig, und daher der Ort selbst ein blühendes Emporium der Massilienser, die den Hafen angelegt hatten; jetzt Monaco.

Monöcisch (bot. Term.), s. v. a. Monoecus, Monoicus.

Monöcus (griech. Myth.), Beiname des Hercules, der in Ligurien an dem nach ihm benannten Hafen Portus Herculismonoeci seinen Tempel hatte. Er soll den Namen (von μόνος, allein, und οἶκος, Haus) bekommen haben, weil er entweder alle Einwohner aus der dortigen Gegend vertrieben, oder kein anderer Gott dort neben ihm einen Tempel hatte (Serv. zu Virg. Aen. VI, 831).

Monoecus (bot. Term.), einhäusig, monöcisch, s. v. a. Monoicus. Davon: Monoecia, Bezeichnung der 21. Klasse des linné'schen Pflanzensystems.

Monömugi, afrikan. Volk in Dar Fungaro.

Monoepigynie (Monohypogynie und Monoperigynie, Bot.), nach Jussieu's Pflanzensysteme die drei Klassen der Monokotyledonen, s. Botanik, S. 335.

Monogamia (Monogamie, griech.), 1) im Gegensatze zur Polygamie, die geschlechtliche Verbindung eines Mannes mit einer Frau, also die einfache Ehe; auch von Thieren im Gebrauch; —2) (Bot.), 6. Ordn. der Syngenesia *L.*, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren fünf Staubbeutel in einer einzeln stehenden Blume um das Pistill herum zu einer Röhre verwachsen sind. Diese Ordnung ist in der neuern Botanik eingezogen u. die von Linné hierher gerechneten Gattungen, z. B. Viola, stehen jetzt in der Pentandria Monogynia *L.*

Monogenes (Monogeneus, Physiol.), von einem (demselben) Geschlechte. Generatio monogenes oder monogenea, die unpaarige oder geschlechtslose Zeugung.

Monoglossa (a. Geogr.), Ort an der Westküste der westlichen Halbinsel Indiens, nördlich vom Flusse Mophis u. südl. von der Mündung des Indus, in der Gegend des jetzigen Cambay.

Monogramm, 1) (griech., Handzeichnen, lat. signum, manus propria, franz. chiffre), eigentlich ein einziger Buchstab oder Schriftzug, dann besonders eine Figur, welche, aus einem od. auch mehren in einen Schriftzug verschlungenen Buchstaben oder aus einer andern Figur bestehend, den Namen oder auch den Charakter einer Person ausdrücken soll. Man bedient sich solcher M.e bei Unterschriften und auf Petschaften; auch finden sich dergleichen auf Münzen, Medaillen u. s. w. vor. Sie waren schon im hohen Alterthum gebräuchlich und namentlich bieten die griechischen Münzen eine reichhaltige Sammlung derselben dar. Dann waren sie besonders unter den fränkischen Königen beliebt. Karl der Große aber gab ihnen nicht nur eine bessere Gestalt, sondern führte sie auch in allen seinem Scepter unterworfenen Ländern auf Münzen und Urkunden ein. Seitdem pflegten geistliche wie weltliche Regenten bei ihrem Regierungsantritt nach Willkür M.e ihres Namens sich auszuwählen. Seit dem 12. Jahrhundert kamen sie in Folge des veränderten Geschäftsganges allmählig wieder außer Gebrauch. Am längsten erhielten sie sich in Deutschland in Geltung, erst 1595 wurden sie auf dem Reichstag zu Worms förmlich abgeschafft. Die mittelalterlichen M.e sind für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden jener Zeit sehr wichtig und die Lehre von diesen Zeichen bildet daher einen besondern Theil der Urkundenlehre oder Diplomatik (s. d.). Späterhin belegte man mit dem Namen M.e auch die Namenschiffren, Schriftzüge und sonstigen Zeichen, deren sich die Maler, Kupferstecher und andere bildende Künstler bedienten, um ihre Werke als die ihrigen zu bezeichnen. Vergl. J. F. Christ, Anzeige und Auslegung der Monogrammatum (Leipz. 1747); — Heller, Monogrammenlexikon (Bamb. 1831); — und Bruillot, Dictionaire des monogrammes (neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—1834; ergänzt u. berichtigt durch desselben Table générale des monogr., chiffres etc. (München 1820). — 2) Im Alterthum bedeutete M. die ersten, nur in Linien bestehenden Umrisse einer Zeichnung. — 3) Auch nennt man M. eine Strophe, worin die Anfangsbuchstaben einer jeden Zeile einen Namen ausdrücken.

Monogramma (Bot.), nach Schkuhr, Gattung der Polypodiaceae Pteroideae *Rchb.*, Cryptogamia Filices *L.* Arten: 1) M. linearis *Schk.*, niedriges Farrenkraut auf den Mascarenhas. — 2) M. furcata *Schk.*, desgl. auf Jamaika.

Monogramma Christi, heißt d. Namenszug Christi, welchem man diese Gestalt gibt: 

Monographie (v. Griech.), Eigenschrift, Schrift, in welcher ein einzelner Gegenstand aus irgend einer Wissenschaft ganz im Detail nach allen Richtungen und Beziehungen in erschöpfender Art als ein besonderes Ganze abgehandelt wird. Solche M.n, die in ihrer strengeren Form ein Erzeugniß der neuern Zeit sind, haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Monogynisch (bot. Term.), s. v. a. Monogynus.

Monogynus (bot. Term.), einweibig, monogynisch, mit einem Pistille oder auch nur mit einem Griffel versehen. Davon: Monogynia, Bezeichnung der ersten Ordnung der 13 ersten Klassen des linné'schen Pflanzensystems, welche immer nur Phanerogamen mit einem Pistille enthält.

Monohemera (sc. Nosemata, Med.), Krankheiten, die nur einen Tag andauern und zu ihrer Beseitigung nöthig haben.

Monoicus (bot. Term.), einhäusig, monöcisch, wenn zweierlei eingeschlechtige (männliche und weibliche) Blüthen auf der nämlichen Pflanze vorkommen, z. B. bei Fagus, Castanea, Quercus, Corylus.

Monokephalisch (v. Griech.), einköpfig.

Monoklashaloid (Min.), nach Mohs Familie der Haloide, mit der Gattung Prismatisches M. (Hopeit und Berzelit).

Monoklinometrisches Krystallsystem (Min.), s. v. a. Klinorhombisches Krystallsystem (s. d.).

Monokolon (griech., Poet.), lyrisches Gedicht, welches aus einer Art von Versen ohne alle Strophenabtheilung besteht.

Monokotyledonisch (bot. Term.), s. v. a. Monocotyledoneus.

Monokrat (v. Griech.), 1) s. v. a. Autokrat; — 2) s. v. a. Monarch.

Monokratie (v. Griech.), s. v. a. Monarchie.

Monolabis (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gattung der Infusoria rotifera Philodinea *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: Mit zwei Stirnaugen und zwei Fußfingern, ohne Hörnchen. Bekannteste Arten: 1) M. conica *Ehrenb.*, Inf. LXI, 1; — 2) M. gracilis *Ehrenb.*, LXI, 3.

Monolemma (Log.), Schluß mit einem Vordersatz, s. Schluß.

Monolepis (Krustac.), nach Say (Journ. de l'Acad. des scienc. nat. de Philad. 1, S. 155), Decapodengattung in Nordamerika. Arten noch nicht hinlänglich bestimmt.

Monolepis (Bot.), nach Schrader, Gattung der Chenopodeae *Schrad.* Einzige Art: M. trifida *Schrad.* Vaterland unbekannt; findet sich im botanischen Garten zu Breslau.

Monoleus Lacus (a. Geogr.), See in Troglodytice bei Ptolemais Epitheras, aus welchem der Fluß Astaboras strömt (Plin. VI, 29, 34).

Monolith (v. Griech.), bei den Alten Bezeichnung solcher Monumente oder sonstiger Kunstwerke, welche aus einem einzigen Steinblocke gehauen waren, z. B. Kolosse, Obelisken.

Monolog (v. Griech), Alleinrede, Selbstgespräch, heißt im Drama im Gegensatze zum Dialog eine solche Scene oder Rede, in der eine einzelne Person für oder mit sich selbst spricht. Obwohl der M. im wirklichen Leben nicht in der Art vorzukommen pflegt, wie er im Drama benutzt wird — denn der Mensch spricht nur in der Hitze der Leidenschaft oder in großer Zerstreutheit einzelne Worte und diese ohne Zusammenhang und abgerissen vor sich hin —: so ist er in der dramatischen Kunst doch unentbehrlich. Er dient nämlich dazu, die inneren Gemüthszustände der handelnden Hauptpersonen zur lebendigen Anschauung zu bringen, die Triebfedern ihres Handelns darzulegen und so dem Beschauer den Blick in die innerste Werkstatt der Gedanken zu eröffnen. Doch ist er nur da an seiner Stelle, wo mittelst des Dialogs der eben angegebene Zweck nicht oder nicht vollkommen erreicht werden könnte. Er darf auch nicht als bloßer Lückenbüßer dienen, sondern, die einzelnen dialogischen Stücke mit einander verbindend, muß er durch eine bedeutende Veränderung, welche in dem Seelen- und Gemüthszustande eingetreten, gehörig motivirt seyn und also entweder dem Folgenden zur Erklärung dienen, oder als Wirkung des Vorhergegangenen erscheinen. Wie sich von selbst versteht, muß er auch der Lage der sprechenden Personen angemessen seyn. Verfehlt ist er, wenn mittelst desselben dem Publikum nur etwas mitgetheilt werden soll, wenn er also nicht der unwillkürliche Ausbruch innerer Leidenschaft ist, die, durch äußere Umstände u. Verhältnisse in die Brust des Redenden zurückgedrängt, in der Einsamkeit in Worten hervorbricht. Verfehlt ist er auch, wenn er einen lyrischen Charakter annimmt. Lyrischer Schwung, so schön und erhaben derselbe auch an sich seyn mag, ist dem Zweck und Wesen des M.s eben so unangemessen und fremd, als logische Folge und geregelte Steigerung des Gedankenfortschritts. Das Eine wie das Andere thut der Wahrheit u. mithin auch der Wirkung des M.s Eintrag. Die Gedanken als Ausdruck wechselnder Gefühle müssen plötzlich abspringen, wie es die leidenschaftlich erregte Seelenstimmung des Handelnden mit sich bringt, doch dürfen sie durch die Kürze des Ausdrucks an ihrer Innerlichkeit und Tiefe nichts einbüßen. Dem Darsteller bieten sich zum Ausdruck seiner wechselnden Seelenzustände vornehmlich Pausen dar, die aber durch zweckmäßige Gesten die leidenschaftliche Erregtheit nicht weniger deutlich, als durch Worte, ausdrücken müssen. Die neueren Dramatiker treiben mit dem M. großen Mißbrauch, indem sie in demselben gern ihre eigenen Gefühle unter fremdem Namen aussprechen, oder aus Ungeschicklichkeit das, was sie dramatisch vorführen sollten, in langen Erzählungen schildern und aus diesem Grunde M. an M. reihen. Begreiflicher Weise wird dadurch das Fortschreiten der Handlung sehr aufgehalten, die Theilnahme des Hörers geschwächt und Langeweile bewirkt.

Monolophus (Bot.), nach Wallich, Gattung der Scitamineae *Wall.* Drei Arten: M. elegans, linearis und secunda *Wall.*, Knollengewächse in Ostindien. Sprengel stellt sie unter Costus.

Monolopia (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.*, Syngenesia superflua *L.* Zwei Arten: M. major und M. minor *Dec.* Sommergewächse in Kalifornien mit gelben Blüthen; kommen in mehren Gärten als Landzierpflanzen vor.

Monom (Monomium, Math.), jede einzelne Größe, in sofern mit ihr gerechnet werden soll, z. B. 4 a, im Gegensatz zum Binomium, Trinomium, Polynomium (s. d.).

Monomachie (v. Griech.), s. v. a. Zweikampf.

Monomachum (Monomacum, Intestinum coecum, Anat.), der Blinddarm.

Monomachus (griech.), Kämpfer im Zweikampf, Beiname des byzantinischen Kaisers Konstantin X. u. A.

Monomaniacus (Psychiat.), ein an Monomanie Leidender.

Monomanie (Monomania, franz. Monomanie, Psychiat.), eine von Esquirol der Wissenschaft übergebene Bezeichnung für einen nicht neuen, aber von diesem Schriftsteller mehr hervorgehobenen u. schärfer beleuchteten Begriff. Er versteht darunter ein partielles Delirium oder ein Irreseyn, eine Depravation der intellektuellen Funktionen, welches sich lediglich auf eine einzige, oder doch auf eine geringe Anzahl von vorherrschenden irrigen und fixen Ideen beschränkt, während die Denkthätigkeit in Beziehung auf alle übrigen Funktionen normal operirt. Ein Mensch z. B. bildet sich ein, daß ein andrer ihm nach dem Leben trachte, oder daß ihm ein lebendes Thier im Leibe sitze, während derselbe über alle Gegenstände, welche zu dieser Idee nicht in Beziehung stehen oder gebracht werden, richtig denkt, urtheilt und sich äußert. Dies ist der ursprüngliche Begriff der M., der sich bloß auf die intellektuelle Sphäre, auf eine Unrichtigkeit im Vorstellen oder im Denken überhaupt bezieht. Man sieht leicht ein, daß der Ausdruck „Manie" in dieser Zusammensetzung nicht Tobsucht, Wuth, sondern Irreseyn im Allgemeinen bezeichnen soll. Die M. bildet demnach den Gegensatz des allgemeinen Irreseyns oder derjenigen Depravation, welche sich auf alle oder die meisten intellektuellen Funktionen ausdehnt. In sofern es aber eigentlich keine noch so vollständige Störung der intellektuellen Funktionen gibt, bei welcher nicht irgend einzelne Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse u. s. w. richtig und normal Statt finden könnten, wird man zugeben müssen, daß der Begriff des partiellen Irreseyns nur eben so relativ als sein Gegensatz ist. Andrerseits jedoch läßt sich aus der Thatsache, daß bei dem ausgedehnteren Delirium einzelne intellektuelle Funktionen richtig operiren, schon a priori schließen, daß die Depravation auch auf den kleinsten Theil dieser Funktionen müsse beschränkt seyn, daß es eine wirkliche, auf eine einzige irrige Idee sich einschränkende, eine absolute (Verstandes-) M. müsse geben können. Anderes lehrt indessen

die Erfahrung. Es ist nämlich durchaus zu bezweifeln, daß man bei sorgfältiger und vorurtheilsfreier Beobachtung eine absolute M. in diesem Sinne* antreffen werde. Denn „es ist mit der Gedankenfabrik wie mit einem Webermeisterstück"; ein Tritt regt tausend Fäden und es ist unmöglich, daß eine verkehrte Idee, sie sey nun im Irrthum oder in Krankheit begründet, dauernd einen Theil des geistigen Lebens ausmachen sollte, ohne ihre Schiefheit auf eine Menge anderer zu übertragen. Man kann daher annehmen (um diesen Satz für unsern Zweck physio-pathologisch auszudrücken), daß irgend eine partielle Verletzung des Organs der Intelligenz, welche eine abnorme Funktion desselben nach sich zieht, wenn sie auch momentan isolirt besteht, doch früher oder später, vorübergehend oder dauernd, unter begünstigenden Umständen andere Theile des Organs in ihre Alteration hineinziehen und deren Funktionen trüben könne und werde. Dasselbe beobachten wir in der That bei den Hallucinationen, die sich häufig von einem Sinnesorgane auf das andere ausdehnen. So oft man daher auch in Romanen und romanhaften Beschreibungen von Irrenhäusern dem partiellen Wahnsinn in der Form einzelner isolirter fixer Ideen begegnen mag, — niemals wird man sie doch in der Wirklichkeit antreffen. — Jene ursprünglichen Grenzen des Begriffs der M. sind theils von Esquirol, theils von spätern Aerzten weiter ausgedehnt; es ist dieser Begriff von der partiellen Depravation der intellektuellen Thätigkeit, der er eigentlich angehört, auf die der Gefühlsthätigkeit übertragen worden. Man versteht daher unter M. jetzt auch zweitens eine hervorragende Steigerung oder Abnormität (Verkehrtheit) einer einzelnen Neigung, Leidenschaft, eines Triebes: wenn etwa, um ein Beispiel anzuführen, ein Mensch von der unbezwinglichen Sucht verfolgt wird, sich fremdes Eigenthum anzueignen, oder den ersten besten andern Menschen ums Leben zu bringen, — während nicht nur alle übrigen Neigungen und Triebe sich durchaus in gewöhnlicher und normaler Weise äußern, sondern auch die intellektuellen Funktionen normal von Statten gehen — so daß der Verstand und die Vernunft jene Abnormität des Triebes mißbilligen, ja sogar, da sie denselben nicht zu beherrschen vermögen, wenigstens Alles anwenden, ihn zu entschuldigen oder seine Wirkungen (in den gesetzwidrigen Handlungen) zu verheimlichen. Auch in Beziehung auf diese Art von M. (welche mit der Mania sine delirio zusammenfällt) ist es a priori nicht undenkbar, daß sie Statt haben, d. h. daß eine bestimmte einzelne Gefühlsbestrebung (Begehrung, Neigung u. s. w.) ein hervorragendes Uebergewicht bei normaler Beschaffenheit aller übrigen psychischen Thätigkeiten erlangen könne. Aber es ist andererseits auch wahrscheinlich und wird durch eine vorurtheilsfreie Beobachtung bestätigt, daß eine solche überwiegende Gefühlsbestrebung, wenigstens wenn sie krankhafter Art ist, nicht dauernd für sich und ohne eine mindestens momentane Störung mehrer oder aller psychischen Thätigkeiten bestehen kann. Wenn daher zwar die Praxis der gerichtlichen Medicin, besonders in Frankreich, eine große Menge von Beispielen dieser zweiten Art von wirklicher M. nachweist, so darf man doch der Vermuthung Raum geben, daß in solchen Fällen entweder die hervorragende Gefühlsdepravation zu einseitig ins Auge gefaßt worden ist und andere Depravationen und psychischen Thätigkeiten nicht gehörig beobachtet worden sind (wie sich wirklich hin und wieder nachweisen läßt) — oder daß wohl gar eine bloße Leidenschaftlichkeit u. immoralische Wildheit des Gemüthes für eine krankhafte Abnormität angesehen wurde. — Unter den angeführten beiden Arten der (Verstandes- und Gefühls- oder instinktiven) M. lassen sich nun die verschiedenen Formen vertheilen, denen wir in den medicinischen Schriften begegnen, wo sie gewöhnlich ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit ihres Wesens neben einander gestellt sind. Es gehört zu dem Begriffe der Verstandesmonomanie: die Chäromanie (Marc) und die Schwermuth (Melancholia nach Esquirol), in sofern die heitere oder traurige Gemüthsstimmung sich auf besondere unrichtige Vorstellungen gründet (was aber übrigens meistens bloß scheinbar ist, indem vielmehr die Art der krankhaften Gemüthsstimmung als die Grundlage und die Quelle dieser unrichtigen Vorstellungen anzusehen seyn möchte), — die religiöse Melancholie, bei welcher verkehrte religiöse Vorstellungen, die Dämonomanie, bei welcher die Vorstellung von Besessenseyn oder die Einbildung, unter dem Einflusse böser Geister zu stehen, vorherrschend ist, endlich die von Marc angenommene, welche durch Nachahmung übertragen wird: Monomanie transmise par imitation. Es fällt dagegen in den Begriff der Gefühlsmonomanie die Monomanie suicide und homicide, oder die krankhafte Neigung, sich oder Andere zu tödten (Foderé und andere französische Aerzte halten jeden Selbstmörder für einen Geisteskranken, weil er an unterdrücktem Selbsterhaltungstriebe leide, und man könnte gleicher Weise jeden dafür halten, weil er an unterdrückter Menschlichkeit leidet); die Pyromanie oder der krankhafte Brandstiftungstrieb, die Kleptomanie, oder die krankhafte Sucht, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und die Gelüste der Schwangeren. Einen gemischten Charakter hat die sogenannte Mania erotica oder der Liebeswahnsinn, indem nach der Untersuchung einiger Neueren die eigentliche Erotomanie, d. h. der Wahnsinn mit verliebten Ideen, zu der Verstandesmonomanie, die Liebeswuth (Aidoiomanie, Hystromanie) dagegen zur Gefühlsmonomanie zu rechnen seyn würde, wie auch Marc jene der Monomanie raisonnante, diese der Monomanie instinctive zugesellt. Bei der fast unendlichen Mannichfaltigkeit aber, welche die psychischen Erscheinungen sowohl im gesunden als im kranken Zustande darbieten, könnte man, wenn man sich lediglich durch das Vorherrschen der einen und der andern leiten lassen wollte, die Zahl der M.n noch bedeutend vermehren, wie denn bei den Schriftstellern noch von manchen andern, z. B. von M. mit Hochmuth, mit Furcht, Kummer u. dgl. die Rede ist. Für die Pathologie haben diese Unter-

suchungen keinen Werth, da die Rücksicht auf die Form und den Umfang der psychischen Störung eben sowohl für die Pathogenie, wo sie sogar das Urtheil öfters irre leitet, als für die Ermittelung des Wesens und der somatischen Grundlage der Krankheit ohne Nutzen ist. Für die Therapie sind sie ebenfalls ganz unfruchtbar, man müßte denn. was aber erfolglos ist, die Krankheit nach Maßgabe ihrer Norm auf psychischem Wege bekämpfen wollen. Indem wir daher auf das verweisen, was bei den einzelnen M.n gesagt worden ist, begnügen wir uns mit einem Hinblick auf das Verhältniß des Begriffes der M. zur gerichtlichen Medicin. Auf diesem Gebiete ist derselbe eine gefährliche Klippe geworden. Denn bei der Voraussetzung, daß bei vollkommener Gesundheit und normalem Vonstattengehn aller übrigen psychischen Funktionen das Vorhandenseyn einer einzigen fehlerhaften Idee oder Neigung die Seelenstörung erweisen und folglich auch die gesetzlichen Folgen der aus jener entspringenden Handlungen aufheben kann, geräth man in Gefahr, die psychische Krankheit mit Irrthum oder Immoralität zu verwechseln, besonders wenn man sich bei der Beurtheilung des Zustandes lediglich von der fehlerhaften Idee oder Neigung leiten läßt. Diese hat, selbst wenn sie noch so verkehrt, ungewöhnlich und den Denk- od. sittlichen Gesetzen zuwider laufend ist, an sich nichts, was ihr den ausschließlichen Charakter der psychischen Krankheit gäbe. So kann die Verkehrtheit, welche die religiöse M. bezeichnet (z. B. wenn ein Mensch dem andern zur ewigen Seligkeit verhelfen zu müssen glaubt), auch auf unrichtigen u. abergläubischen religiösen Begriffen, die Sucht zu stehlen auf einem frevelhaften Leichtsinn und der Gleichgültigkeit gegen fremdes Recht, der Wunsch, sich oder Andre zu tödten, auch auf einer kalten und wohl überlegten Berechnung, auf Haß und Rachsucht beruhen u. s. w. Eben so wenig, als die erweisliche und augenscheinliche Unzulänglichkeit des Motivs oder die Verkehrtheit der dazu angewendeten Mittel, ist auch selbst der Mangel eines nachweisbaren Motivs zu der in Frage stehenden Handlung hinreichend, um den Ursprung der letzteren aus Seelenstörung zu beweisen, da theils jenes Motiv verborgen seyn kann, theils der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit gegen Gesetz und bestehende Ordnung schon in der fast unbewußten Lust am Gelingen des Unrechten ein hinreichendes Motiv zum Unrechthandeln findet. Es ist daher nöthig, bei der praktischen Anwendung des Begriffes der M. auf die gerichtliche Medicin gewisse Regeln im Auge zu behalten, um sich vor Fehlgriffen zu sichern. Die wichtigste derselben ist die: daß man die Existenz der M. nicht nur außerhalb der in Frage gestellten psychischen Aeußerung, sondern auch wo möglich außerhalb der psychischen Sphäre überhaupt, nämlich in der somatischen, wo sie als Krankheit ihre leichter oder schwerer erkennbare Basis haben muß, zu erforschen suchen soll. Der psychisch Gestörte muß nicht nur krank, sondern auch leiblich krank seyn, und seine leibliche Krankheit muß zu der psychischen Abnormität, wenn sie als krankhafte erkannt werden soll, in Beziehung stehen; diese pathologische Beziehung muß als statthaft nachgewiesen werden. Dies wird in vielen Fällen möglich seyn; wo es aber nicht möglich ist, bleibt die Beweisführung unzulänglich. — Die andre Regel ist die, daß jede M., als eine Krankheit, die wesentlichen Eigenschaften jeder Krankheit haben muß. Es kommt aber dem Begriffe der Krankheit zu, daß sie nicht stetig ist, nicht anhaltend sich gleich bleibt, sondern Evolutions- und Revolutionsphasen durchläuft. Sind gleich diese Phasen bei den chronischen Krankheiten weniger in die Augen fallend und unmerklicher geschieden, als in den akuten, so sind sie dennoch auch bei jenen vorhanden. Dasselbe muß bei der Seelenstörung der Fall seyn, diese sey nun eine allgemeine oder partielle. Man wird daher niemals eine verkehrte Idee, eine Stehlsucht oder dergl., wenn sie das ganze Leben hindurch in gleicher Weise und ohne merkliche Zeichen anderweitigen psychischen und physischen Krankseyns fortbestände, für eine wahre M. halten können. Noch am meisten problematisch scheint die oben erwähnte von Marc aufgestellte M. aus Nachahmungstrieb. Dieser Schriftsteller erzählt (s. De la folie, considerée dans ses rapports avec le questions médico-judiciaires 1840, Th. II, S. 409), indem er sich zugleich auf die alten Sagen von einer Art epidemischer Autochirie beruft, daß nach dem von Henriette Cornier im Wahnsinn an einem Kinde begaagenen Morde mehre ähnliche Mordthaten, angeblich nur durch die Erzählung jenes Falles angeregt, vorgekommen seyen. Man müßte wohl, bevor man dieser Species der M. einen Platz im nosologischen Systeme anweist, genau untersuchen, ob die Individuen, welche durch den Nachahmungstrieb in eine solche, doch im Ganzen nicht gewöhnliche Krankheit gestürzt seyn sollen, wirklich in Folge jenes Ereignisses erkrankt, ob sie nicht schon vor dem Ergriffenwerden durch das Beispiel psychisch krank gewesen seyen.

Monomelon (Ophthalm.), ein Augenmittel, dessen nur einmalige Anwendung zur Kur hinreichen sollte.

Monomeria (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Malaxideae *Lindl.* Einzige Art: M. barbata *Lindl.*, Orchidee in Ostindien.

Monomerie (v. Griech.), 1) Eintheiligkeit, die Eigenschaft eines Dinges, wonach es nur aus einerlei Theilen besteht; — 2) s. v. a. Einfachheit.

Monometrie (v. Griech., Metr.), Einmaßigkeit od. diejenige Beschaffenheit eines Gedichtes, wonach es nur aus einerlei Versmaß gebildet ist, z. B. aus lauter Hexametern oder Jamben. Das Gedicht heißt dann monometrisch.

Monomorphie (v. Griech.), Gestaltung nach einem Typus, wobei jedoch Unterscheidbarkeit besteht. Monomorphisch sind z. B. die Blätter eines Baumes, die in Ansehung ihrer Gestalt, bei aller Gleichförmigkeit im Wesentlichen, doch mehr od. weniger sich von einander unterscheiden.

Monomotapa, afrik. Reich auf der Küste Sofala (Ostafrika), am Lupatagebirge, vom Fluß Zambeze durchströmt, mit dem See Zachaf (Zachaf), soll früherhin sehr ansehnlich gewesen seyn u. mehre benachbarte Küstenländer in sich begriffen haben. Das Land bringt besonders

Getreide, Zuckerrohr, Obst, Holz; Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Krokodile, auch edles Metall, namentlich Gold hervor. Die Einwohner sind Kaffern, welche vornehmlich zu dem Stamme Mokaranji gehören, daher das Land auch Mokaranga genannt wird. Sie sind noch ziemlich unkultivirt, gehen fast nackt einher, indem sie nur um den Unterleib einen kleinen Schurz tragen, wohnen in runden Hütten, welche bei den Häuptlingen öfters mit Pallisaden von Elephantenzähnen versehen sind. Als Waffen führen sie Bogen, vergiftete Pfeile, Wurfspeere. Sie beschäftigen sich mit Flußschifffahrt und etwas Handel, so wie mit Verfertigung von mancherlei Metallwaaren. Ihre Religion ist Verehrung eines höchsten Wesens, neben welchem sie auch noch an einen bösen Geist glauben. Das Reich zerfällt in mehre Provinzen, worunter Sakumbe mit der Stadt Empongo, Manu, liefert das feinste Gold, Chicova mit Silberminen und gleichnamiger Stadt. Die Hauptstadt des Reiches ist Zimbaoë am Zambeze; andere Städte: Luanza, Massapa &c.

Monomyaria (Mollusk.), nach Lamark, einmuskelige Muscheln, Familie der Conchifera *Lam.*, der Acephala *Cuv.* Allgemeiner Charakter: Jede Schale inwendig mit einem nach der Mitte zu stehenden Muskeleindrucke. Eintheilung: A. Ostreacea, Austern. Schalen mehr oder weniger ungleich, die untere vertieft, die obere flacher, als Deckel; an der Stelle der Zähne meist nur eine Furche zur Aufnahme des Bandes. Fußlose, meist festgeklebte Seethiere. Gattungen: Ostrea *L.*, Gryphaea *Lam.*, Anomia *L.*, Placuna *Brug.* — B. Malleacea, Schmalmuscheln. Schalen fast gleich, unregelmäßig blättrig, vom Schlosse aus verlängert u. daneben mit Seitenfortsätzen. Meerbewohner, welche in Seeschwämmen sitzen oder mit einem kleinen Byssus befestigt sind. Gatt.: Malleus *Lam.*, Vulsella *Lam.*, Perna *Lam.*, Crenatula *Lam.* — C. Pectinea, Kammmuscheln. Schalen meist gleich, seltener ungleich, nie blätterig; mit regelmäßigem Umkreise und meist geöhrt; Schloß verschieden. Thier frei oder mit Byssus. Gattungen: Pecten *Brug.*, Plicatula *Lam.*, Lima *Brug.*, Spondylus *Lam.*

Monomyces (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gatt. der Phytocorallia polyactinia *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Polypen nach Oken. Charakter: Korallenstock mit einfachstrahligen, oft ungleichen Lamellen, einen einfachen, festsitzenden Kern bildend, bisweilen einfach seitlich sprossend; Mantel den ganzen Stock einhüllend. Zwei Arten: 1) M. patella *Ehrenb.*, Madrepora patella *Sol.* et *Ellis*, Taf. XXVIII, Fig. 1—4, Fungia patellaris *Lam.* Kreisrund, kurz gestielt, untenher körnig, strahlig gestreift; Stern flach. Zwei Zoll hoch. Im indischen und Mittelmeer. — 2) M. anthophyllum *Ehrenb.* Aufrecht, zusammengedrückt, mit länglichem Stern, dessen Rand ungetheilt.

Monongahela, nordamerikan. Fluß, Quellfluß des Ohio, V. St., entspringt in Virginia, fließt nördl. 44 Meilen weit bis zu seiner Vereinigung mit dem Alleghany bei Pittsburg.

Monongalia, nordamerikan. Grafsch., V. St., Staat Virginia, Western-Distr.; 1820: 11,060, 1830: 14,060, 1840: 17,370 Einwohner. Hauptort: Morgantown.

Mononycha (Monycha, Naturg.), einhufige Thiere, wie Pferde u. s. w.

Monopagia (Monopegia, Med.), s. v. a. Hemicrania.

Monopathes (Med.), einzeln, nicht epidemisch mit Anderen leidend.

Monopathia, 1) (Med.), das Einzelleiden, Erkranktseyn eines einzelnen Menschen, eines einzelnen Thieres u. s. w.; — 2) (Psychol.), Unempfänglichkeit für fremdes Leiden, wobei bloß eigenes Leiden schmerzhafte Gefühle weckt; Gegensatz Sympathie.

Monoperianthae (griech., bot. Term.), Blumen mit einem Kelch od. einer Blumenkrone.

Monopetalä (Bot.), nach Jussieu's System zweite Abtheilung der Plantae dicotyledoneae, diejenigen Pflanzen enthaltend, die eine Corolla monopetala haben; s. Botanik, S. 335. Nach Bartling gehören hierher die Ordnungen: Ligustrinä, Rubiacinä, Contortä, Styracinä, Ericineä, Campanulinä, Compositä Tubiflorä, Labiatiflorä, Myrsineä u. Aggregatä.

Monopetalus (bot. Term.), einblätterig, von der Blume (daher eigentl. einblumenblättrig), sollte gebraucht werden, wenn die Korolle wirklich nur aus einem Blumenblatte besteht, wie bei Amorpha; wird aber gewöhnlich von einer mehrblättrigen Korolle gesagt, deren Blumenblätter mit ihren Rändern unter einander verwachsen sind, wie bei Campanula, Borago u. v. A. (s. Gamopetalus).

Monophagia (griech.), 1) das Alleinessen; — 2) nach Schneider, Riemer u. A. auch s. v. a. Monositia.

Monophalacrus (Bot.), nach Cassini, Pflanzengatt., s. v. a. Tessaria mucronata *Dec.*

Monophan (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Epistilbit (s. d).

Monophonie (v. Griech.), Eintönigkeit.

Monophora (Mollusk.), 1) nach Quoy u. Gaymard, Zool. de Freyc. Taf. 87. Fig. 4, 5, Gasteropodengatt. von der Gestalt einer Carinaria, aber ohne Füße und ohne deutliches Eingeweideknäuel, auch ohne Schale. Einzige Art: M. asperum *Q.* et *G.* Mit Rauhigkeiten besetzt, 3 Zoll lang. In den indischen Meeren. — 2) Nach Bory, Acephalengatt. Arten unter Pyrosoma *Péron.*

Monophthalmi (a. Geogr.), Volk im hohen Norden, der Sage nach einäugig.

Monophthalmia (griech.), der Zustand eines Einäugigen, Einäugigkeit.

Monophthalmus (griech.), einäugig.

Monophyllus (Säugeth.), nach Leach, Fledermausgatt. Art: M. Redmanni *Leach*, s. v. a. Phyllostoma Redmanni *Geoffr.*

Monophyllus (bot. Term.), einblätterig, 1) nur aus einem Blatte bestehend, z. B. die Hülle der Dolde bei Heracleum Sphondylium und Pastinaca sativa (zuweilen); — 2) aus einem od. mehren Kreisen verwachsener Blätter gebildet, z. B. das Perigon von Convallaria

und Daphne; in älteren Schriften wird auch der verwachsen=blätterige Kelch so genannt (s. Gamophyllus).

Monophysiten (Kirchengesch.), nannten die Anhänger der Beschlüsse auf dem chalcedonischen Koncil (Dyophysiten) die demselben widerstrebende Partei des Eutyches und seiner Anhänger, weil sie die in das Symbolum aufgenommene nähere Bestimmung, daß in Christo zwei Naturen (φύσεις) unvermischt und ungetrennt, aber zu einer Person verbunden seyen, als den Irrthum des Nestorius, verwarfen und dagegen behaupteten, Christus habe nur eine Natur, die göttlich=menschliche.—Noch auf dem Koncil selbst hatten 14 ägyptische Bischöfe gegen die aufgestellte Formel protestirt. Auch Rom war damit unzufrieden und gab erst auf Drängen des Kaisers Marcian nach. In Alexandrien und Antiochien setzte sich die Opposition fest und in Palästina brach die Gährung in offenen Kampf aus, indem sich die Kaiserin Wittwe Eudoxia von dem fanatischen Mönche Theodosius gegen die Beschlüsse zu Chalcedon einnehmen ließ. Der Patriarch von Jerusalem, Juranalis, und alle dyophysitischen Bischöfe wurden mit Gewalt aus ihrem Amte verdrängt u. Theodosius zum Patriarchen der heiligen Stadt erhoben. In Antiochien konnte der Bischof nur mit Mühe ähnliche Auftritte unterdrücken, und in Aegypten, wo sich die M. unter einem eignen Bischof Timotheus Aelurus von dem dyophysitischen Bischof abtrennten, mußte Marcian die gewaffnete Macht aufbieten, um die Ruhe zu erhalten. Nach dem Tode des Kaisers empörte sich die unterdrückte Partei der M. und der Patriarch Proterius fand in dem Aufstand den Tod. Aelurus, Patriarch geworden, sprach den Bann über alle Anhänger des chalcedonischen Koncils aus und reinigte die Kirche von den Dyophysiten. Als Rom, von dem neuen Kaiser Leo um Vermittelung angegangen, diese ablehnte, so holte derselbe ein Gutachten von den Bischöfen des Reiches ein, was für Aelurus ungünstig ausfiel, zog den angesehenen Styliten Symeon und das Volk in sein Interesse und verwies den Aelurus nach dem Chersones. Durch Gewalt und die Umsicht des gemäßigten Dyophysiten, Timotheus Salophakialus, der zum Patriarchen erhoben worden war, wurde das Land allmählig beruhigt. Der Friede wurde auch unter Zeno erhalten; als aber dieser von Basiliscus verdrängt wurde, brach der Kampf wieder aus. Basiliskus stützte sich auf die monophysitische Partei und verdammte die chalcedonischen Beschlüsse, so wie den Brief Leo's an Flavian in einem Edikt (ἐγκύκλιον). Als so der Monophysitismus zur Staatsreligion erhoben war, erschien Aelurus wieder in Alexandrien, und Timotheus Salophakialus mußte ihm weichen, so wie Gerontius in Antiochien dem M. Peter Fullo. Bald gelang es indessen dem Patriarchen Akacius in Konstantinopel, welcher von dem alexandrinischen u. antiochenischen Bischof in seinen Prärogativen bedroht wurde, eine Gegenrevolution zu erregen, und es half dem Basiliskus nichts, daß er sein ἐγκύκλιον durch ein neues Edikt (ἀντεγκύκλιον) widerrief; Zeno siegte, die Hoffnung der M. war dahin. Der Hof in Konstantinopel verwarf die nach des Aelurus Tod 477 vorgenommene Wahl des Peter Mongus und setzte Timotheus Salophakialus wieder ein. Als dieser aber kurz darauf starb, erfolgte von den M. die Wiedererwählung des Peter Mongus, während die Orthodoxen Johannes Talaja zum Patriarchen erhoben. Allein dieser verlor durch seine Unvorsichtigkeit und den inzwischen eingetretenen Fall seines Freundes, des Ministers Illus, die Gunst des Akacius u. mußte in Rom eine Zuflucht suchen. Peter Mongus blieb Bischof. Auch in Antiochien wurde Peter Fullo, da der Bischof in geheimes Einverständniß mit Johannes Talaja getreten war, zu Gnaden aufgenommen. Den Einfluß Roms zu paralysiren, trat nun Akacius mit Peter Mongus und Peter Fullo zusammen zu einer Aussöhnung der Mono= und Dyophysiten. Die Vergleichsformel erschien 482 als das Unionsedikt des Kaisers Zeno (ἑνωτικόν). Allein als Peter Mongus anfing für die Annahme desselben zu wirken, trennten sich die strengeren M. unter dem Namen Akephaler (Ἀκέφαλοι) u. kündigten ihm die Kirchengemeinschaft auf. Auch die strengeren Dyophysiten traten gegen das Henotikon des Kaisers auf und fanden an dem römischen Bischof Felix II. ein Haupt, welcher unter der Gunst der obwaltenden Verhältnisse den Akacius in den Bann that, und da es einerseits im Interesse des Eroberers Odoaker lag, andererseits in Konstantinopel der Dyophysitismus viele Anhänger zählte, bis zur Aufhebung der Kirchengemeinschaft vorschritt, 484. Das Henotikon wurde zwar auch unter Zeno's Nachfolger Anastasius aufrecht erhalten, indessen keine Partei war damit zufrieden und die Akephaler gewannen zwei tüchtige Häupter an Xenajas oder Philoxenus in Syrien und an Tahel in Persien. Neben ihnen zeichnete sich auch Severus aus, gebürtig von Sozopolis. Dieser suchte den von Peter Fullo im Trisagion gemachten Zusatz zu Gott „der du gekreuzigt bist für uns" in die konstantinopolitanische Liturgie einzuschieben. Darüber kam es in den Kirchen zu förmlichen Tumulten, indem die Einen den Zusatz wegließen, die Anderen ihn mitsangen. Der Kaiser trat der letztern Partei bei, rief aber dadurch eine solche Erbitterung hervor, daß ein Aufstand losbrach, und der Feldherr Vitalianus, der ihn leitete, dem Kaiser das Versprechen abnöthigte, die Beschlüsse des chalcedonischen Koncils aufrecht zu erhalten und die Kirchengemeinschaft mit Rom wieder herzustellen. Das letztere scheiterte vor der Hand an den Forderungen des römischen Bischofs, doch wurden unter dem Kaiser Justin die M. mit ihrem Haupte Severus aus der Hauptstadt verwiesen, und weil man zur Vernichtung der Gothen ein Einverständniß mit Italien wünschte, der Patriarch mit Gewalt zur Erfüllung der Bedingungen genöthigt, unter welchen Hormisdas sich zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens bereit erklärte. Des Akacius Name wurde in den Kirchenbüchern ausgelöscht und alle Bischöfe der M. entsetzt. Die Anhänger des Monophysitismus wandten sich hierauf nach Alexandrien und hier

war ihre Partei stark genug, um der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Man mußte sie hier dulden. Durch die schlaue Theodora gewannen sie auch bald wieder Einfluß auf den Kaiser Justinian, und Anthimus, insgeheim ein M., kam als Patriarch nach Konstantinopel. Allmählig wurde der Kaiser für den Zusatz im Trisagion gewonnen, der durch die scythischen Mönche bei den Katholiken überhaupt in guten Geruch gekommen war, und die Versuche durch Religionsgespräche zwischen den Severianern und den Orthodoxen Frieden zu stiften, lockten auch die Häupter der M., Severus von Antiochien und Peter von Apamea, wieder in die Hauptstadt. Theodora nahm sie in Schutz, allein der römische Bischof Agapet entlarvte bei seiner Anwesenheit als Gesandter des Theodat 536 die Intrigue und den Anthimus. Der Kaiser, über das mit ihm getriebene Spiel erbittert, ließ durch Agapet einen neuen Bischof weihen und durch diesen, Mennas, auf einer Synode 536 die M. verdammen. Die Häupter derselben durften sich fortan in keiner bedeutenderen Stadt des Reiches aufhalten und wurden von allen Aemtern ausgeschlossen. Ihre Schriften sollten dem Feuer überliefert und die Abschreiber derselben mit Abhackung der Hand bestraft werden. In Armenien brach der Groll der unterdrückten Partei zuerst hervor, sie überlieferten das Land an den persischen König Chosroes, und auf dessen Betrieb erfolgte 536 auf der Synode zu Thivea die Losreißung der M. von Konstantinopel. Der Patriarch Nierses sprach das Anathem über das chalcedonische Symbolum und stellte ihm ein neues monophysitisches entgegen. Doch würden die monophysitischen Gemeinden in Syrien und Mesopotamien bald aus Mangel an Geistlichen untergegangen seyn, wenn es nicht der Thätigkeit des von gefangenen Bischöfen geweiheten Jakobus Zanzalus al Baradai gelungen wäre, ein eigenes Patriarchat zu Antiochien u. später in Diarbekr mit einem demselben untergeordneten Bisthum zu Tagret zu stiften. Daher auch die syrischen M. nach dem Stifter ihres Kirchenwesens Jakobiten genannt wurden, während ihnen die Orthodoxen als Melchiten oder Anhänger der Hofkirche galten. s. Jakobiten.

Diese Vorgänge wurden auch für die ägyptischen M. maßgebend, unter welchen bereits durch den Streit des Bischofs Julian von Halikarnaß mit dem 519 in Antiochien abgesetzten Severus zwei Parteien entstanden waren, die sich nach den beiden Häuptern nannten. Man war durch das Bekenntniß, es sey in Christo nur eine Natur, zu der Annahme gedrängt worden, daß die Leidensfähigkeit der menschlichen Natur auch auf die göttliche übergegangen seyn müsse. Nun konnte das Psychische im Leiden wohl dem göttlichen Antheil in Christo zugesellt werden, aber es fragt sich, wie es mit dem Körperlichen stehe? „Aller körperliche Schmerz ist ja ein Bewußtseyn der Seele; so blieb für die Leiden der leiblichen Natur nur die Zerstörbarkeit übrig. Daher stellten die M. die Frage auf, ob der Leib Jesu verweslich oder unverweslich sey? Wäre der Leib verweslich, so wäre eine Scheidung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen." Um dieser Konsequenz aus dem Weg zu gehen, stellten die Julianisten die Unverweslichkeit des Leibes Christi auf, und wurden daher Aphthartodoketen genannt, während die Severianer, weil sie die Verweslichkeit festhielten, sich die Bezeichnung Phthartolatren gefallen lassen mußten. Diese Spaltung im Symbol suchte sich nun auch im kirchlichen Leben Geltung zu verschaffen, u. beide Parteien stritten sich um die Besetzung des Bischofsstuhles in Alexandrien. Als der Kaiser dieses benutzte u. einem Dyophysiten zu dem Besitz des bischöflichen Stuhles verhalf, machte sich die Nothwendigkeit einer Einigung im Kirchenregiment geltend und es traten beide Parteien der M., ihre Differenzen im Symbol übersehend, zu einer gemeinschaftlichen Bischofswahl zusammen, sagten sich aber auch unter dem Namen Kopten (Κόπται) von dem Verband mit der Reichskirche los. Je länger nun die ägyptischen M. vor den Verfolgungen des Kaisers sicher blieben, desto größer ward hier der Zusammenfluß von Vertriebenen aus den übrigen Reichstheilen. Diese verschiedenen Elemente des Monophysitismus erzeugten im Zusammenstoß mit den dortigen M. nur Fraktionen, oder bewirkten im Zusammenfluß mit ihnen, daß die alten Parteien unter neuen Namen wieder auflebten. So wurden die Julianisten nach einem Hauptvorkämpfer der Partei, nach dem Archidiacon Gajanus, Gajaniten genannt, oder als Phantasiasten bezeichnet, weil sie die leibliche Erscheinung des Herrn für ein Phantom erklärten. Die Severianer wurden dagegen von ihrem Haupte, dem Patriarchen Theodosius, auch Theodosianer genannt. Die Partei der Julianisten zerspaltete sich über die Frage, ob der Leib Jesu unerschaffen sey oder nicht, welche durch die Konsequenzen der Antwort Bedeutung erhielt. War nämlich der Leib Jesu unerschaffen, so mußte sich das Göttliche mit ihm schon vor seiner Geburt geeintgt haben und dann mußte man aber neben der ewigen Zeugung auch eine ewige Menschwerdung statuiren. Die, welche dieser Ansicht beipflichteten, hießen Aktisteten, ihre Gegner Ktistolatren. Aus den Severianern wuchsen die Themistianer hervor, nach ihrem Haupte, dem Archidiacon Themistius Kalonymus genannt, oder Agnoeten, weil sie die Scheidung zwischen der göttlichen und menschlichen Natur vom Körperlichen übertrugen auf das Wissen Christi, und die Frage, ob Christus Einiges auch nicht gewußt habe, bejahten, während Sophronius, ihnen gegenüber, nicht anstand, Christo die göttliche Allwissenheit beizulegen und die Andersgläubigen zu anathematisiren. Neuen Stoff zu Streitigkeiten führte die Anwendung der aristotelischen Dialektik auf das monophysitische System herbei, worin dem Syrer Johannes Askunages der berühmtere Johannes Philoponus folgte (560). Seine Anhänger, die Philoponiten, wurden des Tritheismus beschuldigt, weil sie behaupteten, man könne statt der drei Personen in der Gottheit auch drei Naturen und drei Wesen lehren, ja aus Unverstand Tetraditen ge-

nannt, als ob sie außer den drei Personen, unter welche sie den Inbegriff der göttl. Vollkommenheiten vertheilten, noch eine gemeinschaftliche Gottheit annähmen. Glücklicher als Damjanus und seine Anhänger, Damjaniten, die bei der Bekämpfung des Philoponus bis zu einer fabellianischen Vorstellung zurückgetrieben wurden, war Konon von Tarsus, der nur den Irrthum der philoponischen Auferstehungslehre bekämpfte, daß aus den verweslichen Körpern neue unverwesliche geschaffen würden. Seine Anhänger, Kononiten genannt, pflichteten der Ansicht bei, daß die Materie am Leibe der Auferstandenen noch dieselbe sey, wie am begrabenen, nur vollkommener und unverweslich. Den immer weiter in Spitzfindigkeiten und unpraktische Begriffszerspaltungen sich verlierenden Streit suchte Stephanus Niobe abzuschneiden, indem er zum Anfang desselben zurückkehrte und in dem Dilemma „eine oder zwei Naturen?" das erstere wählte. Weil er aber mit seinen Anhängern, den Niobiten, auch vor der Konsequenz nicht zurückbebte, daß nach der Vereinigung beider Naturen in Christo die menschliche völlig von der göttlichen aufgesogen und darum gar keine Verschiedenheit mehr zwischen ihnen sey, so wurde er in den Bann gethan. Durch diese Zersplitterung der M. in Aegypten würde ihre Losreißung von der Reichskirche der Politik der Kaiser bei weitem weniger gefährlich gewesen seyn, als die der Jakobiten, allein es zeigten sich auch hier sehr bald die Einwirkungen der abissynischen Fürsten, die sie mit den Christen ihres Landes zu vereinigen bemüht waren. Daher gaben die Kaiser die Aussöhnung der M. mit der Reichskirche nicht auf. Lange schien ihre Wiedervereinigung von dem Gelingen der Intriguen abzuhängen, welche Theodora von neuem am Hofe spann, indem sie dem Vigilius, der ihr versprach, im Geheimen für die Sache der M. zu wirken, auf den römischen Stuhl verhalf. Jedoch bei der Zweideutigkeit dieses Mannes wäre wohl wenig von ihr erreicht worden, wenn nicht der Kaiser selbst von der Nothwendigkeit ihrer Wiederaussöhnung mit der Kirche überzeugt, diese in die Hand genommen hätte. Nachdem der Dreikapitelstreit auf dem 5. ökumenischen Koncil zu Konstantinopel im J. 553 beendigt war, aber ohne, wie Justinian vorgespiegelt worden war, zur Union beider Parteien zu führen, suchte der Kaiser aufs Neue die M. in Masse herüberzuziehen durch Billigung der Ansicht der Aphthartodoketen. Allein nur ein Theil dieser letzteren trat in die Reichskirche zurück, und da bald darauf Justinian starb, so versuchte sein Nachfolger, die Gefahr, die für Aegypten in der Fortdauer der Kirchenspaltung lag, durch ein Toleranzedikt abzuwenden. Weniger dieses, als die Uebersättigung des Volks mit den theologischen Streitigkeiten, hatte die Folge, daß die Ruhe des Landes nicht weiter gestört wurde. Die M., später von saracenischen und barbarischen Völkern umgeben, kamen aus dem Zusammenhang der europäischen Kultur und aus der Verbindung mit der fortschreitenden Bildung heraus. Daher blieben sie auf dem errungenen Standpunkt stehen, obschon aus dem Verlauf der monophysitischen Streitigkeiten hervorgeht, daß eine plastische Kraft ihnen inwohnte. Ihr Fehler war, daß sie theils der aristotelischen Dialektik einen überwiegenden Einfluß auf die Dogmenentwickelung gestatteten und theils gleich von aristotelischen Formen ausgingen, so daß im Monophysitismus ein Vorspiel der Scholastik gegeben ist. Bei den Kopten trat die Stagnation früher ein, als bei den Jakobiten. Denn die Spannung, in welcher sie mit dem byzantinischen Hof blieben, wurde die Veranlassung, daß sie die griechische Bildung immer mehr abstreiften und sich ihrer Nationalsprache mit Eifer bedienten. Auch traten sie in lebhaften Verkehr mit den Saracenen und boten ihnen endlich die Hand zur Eroberung Aegyptens, wofür sie sich dankbar bezeigten und ihren Patriarchen zu Alexandrien anerkannten, während der katholische vertrieben wurde.

Literatur: Assemannus, de M., vor dem 2. Band seiner Bibliotheca oriental.; — Michael le Quien, Oriens in quatuor patriarchatus digestus, Par. 1740, 3. Bde.; — Trommler, Abbildung der jakobitischen Kirche, Jena 1749; — Taki ed Dini Makriz, Historia Copt. christian., herausgegeben von Wetzer, Salzb. 1828. Vergl. Jakobiten und Kopten und die einzelnen Artikel der genannten Sekten.

Monophytanthae (bot. Term.), s. v. a. monöcische Pflanzen.

Monoplectra (Bot.), nach Rafinesque, Gatt. der Leguminosae Loteae *Rafin.* Art: Strauch in Nordamerika, noch nicht speciell bestimmt.

Monopneumena (Naturgesch., Amphibia), nur mit einem Respirationsapparate versehene Amphibien.

Monopodacephalus (Acephalus unipes), der einfüßige Ohnkopf.

Monopodia (griech., Monopodie), a) (path. Anat.), 1) die Einfüßigkeit; — 2) Verschmelzung der unteren Extremitäten; — b) (Pros.), Abtheilung des Verses nach einzelnen Versfüßen, Messung und Aussprache darnach. Gegensatz Dipodie.

Monopogon (Bot.), nach Presl, Pflanzengatt. Art: M. avenaceus *Presl*, s. v. a. Trichachya mexicana.

Monopol, s. Handelsmonopol.

Monopoli, ital. Stadt, Neapel, Prov. Terra di Bari, am Meere, Sitz eines Bischofs. Das Kastell der Stadt ist höchst wahrscheinlich von Kaiser Friedrich II. erbaut (Einige geben den Vicekönig Peter von Toledo als Erbauer an), liegt aber jetzt in Trümmern. Der sehr mittelmäßige Hafen, der in der neuesten Zeit ausgebessert wurde, windet sich in einer langen, aber schmalen Bucht mitten in die Stadt hinein. Ein anderer Hafen, nur für die Fischer bestimmt, erstreckt sich an der nördlichen Seite in die Stadt; er ward gebildet, indem man ein altes Flußbett austiefte und das Meer hineinbringen ließ; die Fischerhütten sind an beiden Seiten in den Felsen hineingegraben und haben das Ansehen natürlicher Grotten, oben mit Saatfeldern, Weinreben und Obstbäumen bedeckt. Oestlich von der

Stadt sind mehre große Klöster, das schöne Civilhospital, der stattliche Camposanto (einer der schönsten an der ganzen Meeresküste), viele Masserien u. die Villen der reicheren Monopolitaner. Die Festungswerke der Stadt sind verfallen, dafür aber schöne freie Plätze entstanden. M. hat etwa 17,600 Einw., Handel mit Webereien, Oel, Wein, aber Mangel an Trinkwasser. In der Nähe der Torre d'Egnazia od. d'Ennazzo (d'Agnezzo), ein mittelalterlicher Thurm, der aus antiken Fragmenten zusammengesetzt scheint, angeblich Ueberbleibsel der alten Stadt Egnatia (s. d.). — Geschichtliches. Alessandro Nardelli in seinem Werke: La Minopoli o sia Monopoli, Neapel 1773, leitet den Namen M. von Miros, König von Kreta, her, welcher die Stadt erbaut haben soll. Der Wahrheit näher liegt jedoch, daß sie nach Egnatia's Zerstörung entstand, etwa im Jahre 545 zur Zeit Totila's, Königs der Gothen. Griechen sollen bei der Erbauung besonders thätig gewesen seyn, und der griechische Name M. (Urbs sola, solitaria) von der isolirten Lage entstanden seyn. Die spätere Geschichte der Stadt bietet keine bedeutungsvollen Momente dar. Franzosen okkupirten M., und venetianische Waffen fügten ihm mancherlei Leid zu.

Monoporina (Bot.), nach Presl, Pflanzengatt. Art: M. venotheroides *Presl.*, s. v. a. Scyphaea racemosa.

Monoprion (foss. Zoophyt.), nach Barrande, Untergattung von Graptolithus, die Arten umfassend, an deren Axe nur eine Reihe sich unter einander berührender Zellen befindlich ist.

Monops (Säugeth.), nach Aelian, s. v. a. Auerochs, Bos Urus *L.*

Monopsis (Bot.), nach Salisbury, Gatt. der Lobeliaceae *Salisb.* Drei Arten: M. conspicua *Salisb.*, M. debilis *Presl.* und M. gracilis *Dec.*, einjährige Pflanzen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. M. corymbosa *Presl*, s. v. a. Isolobus corymbosus.

Monopsychiten (v. Griech.), diejenigen Philosophen, welche nur eine einzige Seele, nämlich eine allgemeine Weltseele annehmen, von welcher die Menschen- und Thierseelen bloße Theile seyen.

Monopteron (Ant.), runder Tempel aus einer Säulenreihe bestehend u. ohne Zelle, mit einem erhöhten Platz (Tribunal) u. einem Zugang auf Stufen, mit Säulen, die, auf einem fortlaufenden Postamente angebracht, so hoch als der Durchmesser des Tempels lang war, von den äußeren Säulen des Postaments an gerechnet, und von einer $^1/_{10}$ ihrer Höhe betragenden Stärke waren, einem Unterbalken von der Höhe des halben Durchmessers der Säulen, und nach den gewöhnlichen Maßen und Verhältnissen angelegtem Fries und Kranz.

Monopterus (Ichthyol.), nach Commerson und Lacépède, Gattung der Malacopterygii apodes *Cuv.*, der Ordn. der Stummelflosser und der Zunft der Aale nach Oken, unter Muraena *L.* Charakter: Beide Kiemenlöcher an der Kehle in eine einzige Querspalte vereinigt, die in der Mitte durch eine Scheidewand getrennt ist; Rücken- und Afterflosse zeigen sich bloß auf der Mitte des Schwanzes und vereinigen sich an dessen Spitze. Einzige Art: M. javanicus *Lacép.*, mit grünem Rücken und gelbem Bauch. Von den Sunda-Inseln.

Monopterus (bot. Term.), s. v. a. Unialatus, einflügelig.

Monoptoton (griech. Gramm.), Substantiv, welches nur in Einem Kasus vorkommt.

Monopus (Med.), einfüßig, mit Einem Fuße.

Monopyrenus (bot. Term.), einkernig, einsteinig, s. v. a. Pyrenus.

Monopyxis (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Polypengatt. Arten unter Campanularia *Lam.*

Monorchis (path. Anat.). Man versteht unter diesem Namen ein Individuum, das nur einen einzigen Hoden besitzt; es kann dies entweder wirklich der Fall seyn, wenn der eine Hoden durch Atrophie oder durch Abtragung des anderen allein im Hodensacke zurückgeblieben ist, oder wenn der vorhandene Hode ursprünglich in der Einheit vorhanden war, so daß dieser Zustand als eine Folge mangelhafter Bildung betrachtet werden muß, oder es ist nur scheinbar ein einziger Hode vorhanden, indem der andere zwar nicht im Hodensacke befindlich ist, wohl aber in der Bauchhöhle liegen kann. Von den Individuen, die erst im Verlaufe ihres Lebens eines Hodens verlustig und dadurch Monorchiden geworden sind, ist hier nicht die Rede, eben so wenig von denen, welche nur scheinbare Monorchiden sind, deren Existenz Niemand in Zweifel ziehen kann. Was aber die Annahme betrifft, daß es ursprünglich Monorchiden gibt, deren abnormer Geschlechtszustand durch eine Organisationsanomalie od. Bildungsfehler bedingt ist, so ist man sehr geneigt, die Richtigkeit der in dieser Beziehung besonders von älteren Aerzten gemachten Beobachtungen in Zweifel zu ziehen. Unter anderen fand Riolan bei einem jungen Mann von 25 Jahren nur einen einzigen Hoden linker Seite, der krankhaft beschaffen war; Spuren von Abtragung des rechten Hodens waren nicht vorhanden; denn es war weder eine Narbe im Hodensacke, noch in der Weiche bemerkbar. Leal Lealis beobachtete einen einzigen und zwar varikösen Hoden, von dessen Nebenhoden das Vas deferens abging; ähnliche Fälle werden von P. Borellus, de Graaf u. A. mitgetheilt; in dem von de Graaf mitgetheilten Falle bestätigte die Frau, daß ihr Mann nie mehr als einen Hoden gehabt habe. Acrell sah einen Mann, der nur mit einer unteren Extremität (der linken) zur Welt gekommen war, und nur einen Hoden hatte, welcher seine Lage mitten im Hodensacke hatte. In keinem dieser Fälle waren Spuren von Abtragung des anderen Hodens oder von Verletzungen am Skrotum wahrzunehmen. Dessen ungeachtet aber bleibt es ungewiß, ob in den gedachten Fällen wirklich nur ein Hode vorhanden war: denn da die bloße Betastung und Besichtigung des äußeren Theiles, ohne sorgfältige anatomische Untersu-

chung aller zum Genitalsystem gehörenden Gebilde, nicht hinreicht, etwas Zuverlässiges hierüber zu bestimmen, so läßt sich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß wohl der andere Hode in der Bauchhöhle liegen geblieben oder in Folge von Atrophie dergestalt verkleinert oder geschwunden seyn könne, daß er bei bloßer Berührung der äußeren Theile unbemerkt blieb. Geoffroy St. Hilaire glaubt, die einzige Anomalie, welche in Bezug auf die Verminderung der normalen Zahl der Testikel als bewiesen angenommen werden könne, sey die scheinbare Einheit des Hoden, welche das Resultat einer Verschmelzung beider Organe ist. Ein solcher auf einer Organisationsanomalie der Genitalgebilde beruhender Zustand läßt sich mit demjenigen vergleichen, welcher bei einigen Insekten (Phinx lithymali, Papilio brassicae, Anthidium, Trombidium u. a.), unter den Krustaceen beim Flußkrebs, unter den Fischen bei Blennius viviparus, Perca fluviatilis, Ammotydes tobianus, Cobitis barbatula, und unter den Vögeln bei Colymbus cristatus, Numida meleager beobachtet wird; bei ihnen besteht aber ein Hode als Norm ihrer geschlechtlichen Organisation, und obgleich dieser Hode unpaarig ist, nach Burdachs Bemerkung dennoch symmetrisch vorhanden, indem er in zwei Samenleiter übergeht und eine innerliche Duplicität zeigt, die nur in der Gesammtform weniger hervortritt, so daß er als eine Verwachsung zweier in der Mittellinie des Körpers an einander gerückten Hoden zu betrachten ist. Daß eine solche freilich nur anomale Bildung auch bei anderen Thieren und beim Menschen vorkommen könne, scheint aus den von Kerckring und Hermann Cummen gemachten Beobachtungen hervorzugehen; ersterer untersuchte nämlich den Hoden eines Hundes, der durch die Verschmelzung zweier Hoden in einen einzigen entstanden war, und dieser eine war um vieles größer als er im Normalzustande zu seyn pflegte; er hatte wirkliche Nebenhoden, und eben so auch Vasa deferentia. Cummen theilt, da er die Beobachtung an einem lebenden Menschen machte, mithin keine anatomische Untersuchung anstellen konnte, nur einen Fall von wahrscheinlicher Verwachsung beider Hoden eines Mannes von 30 Jahren mit; er fühlte bei der Untersuchung einen Körper im Hodensacke, welcher die natürliche Größe der Hoden hatte, durch eine Linie aber und eine Art von Einschnitt wie in zwei Hälften getheilt war. Der von Acrell beobachtete und bereits oben mitgetheilte Fall könnte vielleicht auch, wenn der Beobachter sorgfältiger darüber berichtet hätte, hierher gerechnet werden, da der Hode seine Lage mitten im Skrotum hatte, wodurch man zu der Vermuthung veranlaßt wird, daß die Intertestikularscheidewand fehlte, und beide Hoden in der Medianlinie des Körpers in Folge eines Organisationsfehlers verschmolzen waren. Die widernatürliche Vereinigung oder Verschmelzung der Testikel findet aber nicht bloß in dem Hodensacke, sondern auch in der Bauchhöhle Statt; doch sind Fälle der letzteren Art noch seltener, als die der ersteren. Geoffroy St. Hilaire kennt nur einen Fall von Verschmelzung beider Hoden innerhalb der Bauchhöhle; die Geschichte desselben wurde ihm von Bréton und Charoet mitgetheilt; um das Jahr 1812 wurde nämlich ein Kind geboren, wegen dessen Geschlechtsbestimmung mehre Aerzte zu Rathe gezogen wurden; letztere waren anfänglich verschiedener Meinung, erklärten aber später das Kind für weiblichen Geschlechts; nach $1\frac{1}{2}$ Jahren starb dieses und bei der Sektion erkannte es Bréton als einen vollkommenen Hypospadiäus; das gespaltene Skrotum war leer; die beiden Nieren und Hoden waren auf der Mittellinie unter sich vereinigt; die Samenvenen und die Samenarterien, die Ductus deferentes und Samenbläschen zeigten nichts Bemerkenswerthes; jede Hälfte der doppelten Hoden besaß ihre eigenen Gefäße. Dieser Fall ist noch besonders dadurch merkwürdig, daß die Vereinigung der Hoden von einer Vereinigung der Nieren und Nierenkapseln begleitet war, und daß sich in der Geschichte der Medicin kein einziges Beispiel von einer Vereinigung der Nierenkapseln findet.

Die Frage, ob Monorchiden zeugungsfähig seyen, wurde von vielen der älteren Aerzte verneinend beantwortet, während sie von anderen, die sich hierbei auf ihre Beobachtungen stützten, bejaht wurde; zu den letzteren gehörte Schurig, der auch die Frage, ob Monorchiden ein eheliches Bündniß eingehen könnten, bejahte, u. den Umstand, daß ein Verheiratheter M. sey, für keinen Scheidungsgrund hielt. Jetzt zweifelt Niemand mehr an der Zeugungsfähigkeit der Monorchiden, wenn nur der vorhandene Testikel gesund und zur Absonderung eines wirksamen Samens tüchtig ist; es mag in diesem Falle der unvollkommene Geschlechtszustand angeboren, oder erst im Verlaufe des Lebens durch Atrophie oder Abtragung eines Hodens entstanden seyn.

Monorhynchus (Entom.), nach Germar, Untergattung von Curculio *L. Fabr.*

Monormia (Bot.), nach Berkeley, Algengatt. Arten unter Nostoc *Vauch.*

Monos (griech.), allein.

Monoscéli (a. Geogr.), fabelhaftes Volk in Indien, der Sage nach einfüßig.

Monoscelus (Med.), mit nur einem Bein oder Schenkel.

Monosepalus (bot. Term.), einblättrig, von dem Kelche (daher eigentlich einkelchblätterig), wird allgemein für einen aus mehren zusammengewachsenen Blättern bestehenden Kelch gebraucht, wie bei Datura, Anchusa u. v. A. (s. Gamosepalus); ein wirklich einblättriger Kelch scheint bei Origanum Mojorana vorhanden zu seyn.

Monosis (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Compositae Vernoniaceae *Dec.* Von 4 Arten, Sträuchern in Mexiko und Ostindien, bekannteste: M. salicifolia *Dec.*, Eupatorium uniflorum *Mocin.* In Mexiko.

Monositia (Med.), 1) das nur einmalige Essen des Tages (und zwar gegen Abend, die Hauptmahlzeit der Alten, Coena); — 2) nach Schneider, Riemer u. A. auch s. v. a. Monophagia.

Monosophie (v. Griech.), Alleinweisheit, daher Monosoph, der sich allein weise dünkt.

Monospastus (griech.), einfacher Kloben, im Gegensatz zum Flaschenzuge. Vergl. Rolle (Mechan.).

Monospermus (bot. Term.), einsamig, nur einen Samen einschließend, z. B. die Früchtchen von Ranunculus und Clematis, das Schötchen von Isatis und Crambe.

Monostachyus (bot. Term.), einährig, nur eine Blüthenähre tragend, wie der Stengel von Polygonum Bistorta und P. viviparum.

Monostegia (Zoophyt.), nach d'Orbigny, Abtheilung der Polythalamia (s. d., 2.).

Monostichus (bot. Term.), einreihig, von Pflanzentheilen, die nur eine Reihe bilden.

Monostoma (Zoophyt.), nach Zeder, Eingeweidewürmergattung, unter Fasciola *L.*

Monostyla (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Stachelschwanz, Gatt. der Infusoria rotifera Euchlanidota *Ehrenb.*, der Zunft der quallenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: Mit einem einzigen Nackenauge, einfach griffelförmigem Fuße und flacher Schale. Bekannteste Arten: 1) M. cornuta *Ehrenb.*, Inf. LVII. 4. Trichoda cornuta *Müll.* Mit unbewehrter, vorn abgestutzter Schale. — 2) M. quadridentata *Ehrenb.* LVII, 5. Mit gelblicher, vorn mit vier Spitzen tief gezähnter Schale.

Monotaxis (Bot.), nach Brongniart, Gattung der Euphorbiaceae *Brongn.* Fünf Arten, meistens Halbsträucher in Neuholland; bekannteste: M. tridentata *Endl.*

Monothalamia (Mollusk.), nach Lamark, einkammerige Kopffüßler, Familie der Cephalopoda *Cuv.* Charakter: Schale mit einer Kammer, äußerlich und ganz frei oder nur ein im Mantel verstecktes Kalkstück. Gattungen: Loligo *Lam.*, Sepiola *Leach*, Sepia *L.*, Octopus *Lam.*, Heledona *Leach*, Argonauta *L.*

Monotheismus (Religionsphilos.), bezeichnet im Gegensatz zum Polytheismus den Glauben und die Verehrung eines Gottes und als solcher die höhere und höchste Stufe der Entwickelung des religiösen Bewußtseyns in der Menschheit, denn man unterscheidet die monotheistische Fassung des Gottesbegriff als Deismus und Theismus und pflegt jenen auch als ordinären M. diesem als reinen M. entgegenzusetzen. Als monotheistische Religionen stellt man das Juden- und Christenthum und den Islam zusammen, und wenn sich auch über die Abhängigkeit der christl. Religion vom Judenthum streiten läßt, so bleibt doch wahr „das Heil kommt aus den Juden", und immer merkwürdig, daß diese drei Religionen innerhalb eines und desselben Winkels der Erde in die Geschichte eingetreten sind. Auch die Frage über das Alter des M. schwebt noch. Auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens ist der M., als die wahre Religion, ein Gegebenes und Ursprüngliches in der Menschheit. Die historische Betrachtungsweise gelangt an der Hand der empirischen Wahrnehmung zu dem umgekehrten Resultat. Ihr ist die Religion ein natürliches Erzeugniß und gemeinsame Errungenschaft des menschlichen Geistes und wie alles, was dieser aus sich entwickelte, von schwachen Anfängen ausgegangen. Der Polytheismus mußte bei gesteigertem religiösen Bedürfniß durch die Dialektik der menschlichen Vernunft, oder durch die in dieser Vorstellungsweise des Göttlichen enthaltenen Widersprüche über sich hinaus getrieben werden. Denn sobald das Göttliche als das Absolute gefaßt wurde, mußte sich das religiöse Gefühl durch die Vielheit der Götter, an welche das Göttliche vertheilt erschien, verletzt fühlen. Es bemühte sich, die Mannichfaltigkeit, in welche das Göttliche zerfiel und das nach verschiedenen Seiten hin in Anspruch genommene Leben des Gemüths in eine Einheit zurück zu nehmen. Von der Vorstellung einer Götterfamilie, die immer noch ein gutes Theil der Beschränkung und des Endlichen an sich trägt, schritt man fort bis zu der abstrakten Einheit des Fatums, einer über alle die einzelnen Gestalten des Götterkreises hinausliegenden höhern Ordnung. Allein eine solche Abstraktion kann wohl als Gegenstand der Spekulation befriedigen, aber nie ein Gegenstand des Kultus werden, denn das religiöse Bedürfniß im Menschen will, um sich zu genügen, einen Gott, mit welchem es in ein Verhältniß treten, sich in Rapport setzen kann. — Zu dieser höhern Stufe und Entwickelung des religiösen Lebens in der Menschheit führt aber nicht die Theorie, sondern die sittliche Thatsache, das praktische Interesse, das Bewußtseyn. Der Mensch umkleidet den abstrakten Begriff der Gottheit mit Fleisch und Blut, mit Leben, Intelligenz und Persönlichkeit, weil er es selbst ist und seine Götter nicht weniger seyn dürfen als er, wenn ein Verhältniß der Pietät gegen sie möglich werden soll. Wird nun nach Aufhebung aller Beschränkungen der Persönlichkeit, welche diese in sich selbst findet, mit ihr, d. h. den sie konstituirenden Momenten des Wollens und Wissens, der Begriff des Absoluten verbunden, so ergibt sich als das Göttliche die Idee des höchst Guten; Gott ist nicht nur das Eine und Erste, er ist eben so sehr das Gute, oder der höchste, sittliche Wille. Damit ist dem ordinären Verstand, der sich mit seinem polytheistischen Gottesbegriff überworfen hatte, und dem religiösen Bedürfniß, das nach einer Einigung mit dem Gegenstand seiner Verehrung strebte, vorerst genüge gethan. Diese Form des M. ist der Deismus. Historisch hat er sich im Islam festgesetzt und hier zeigt sich auch der Mangel dieser religiösen Denkweise am auffallendsten. Es ist die abstrakte Entgegenstellung der beiden Verhältnißglieder der Religion, Gottes und der Welt. Gott als der Gegensatz des Endlichen steht außerhalb der Welt, od. wird transcendent u. damit ein leeres Schemen, die Welt aber ist nur abhängig von ihm in ihrem Ursprung, in ihrem Bestehen ganz auf die eigenen Füße gestellt. Eine Vermittelung vermag auf dem Standpunkt des Deismus nicht gefunden zu werden, weil in Gott keine Selbstoffenbarung Statt findet, und es geht durch diese abstrakte Gegenüberstellung von Welt und Gott dem Deismus, was vom religiösen Bewußtseyn, wie vom zweifelnden Verstand gleichmäßig gefordert war, die Einheit des Göttlichen verloren. Der Deist sieht sich in dem Zauberkreis eines Dualismus ge-

bannt, und muß, um diesen zu überschreiten, zu der vielverheißenden Formel des ἓν καὶ πᾶν, oder der Immanenz des Pantheismus seine Zuflucht nehmen. — Wie sich aber aus dem Polytheismus die erste Stufe des monotheistischen Glaubens herausbildete, so aus dem Pantheismus die zweite, oder der Theismus. Die unterschiedslose Identität, welche der Pantheismus zwischen den beiden Faktoren der Religion, zwischen Gott und Welt setzt, wird vom theistischen Bewußtseyn negirt, wie die abstrakte Gegenüberstellung derselben im Deismus, und jedes der beiden in Frage stehenden Glieder in seiner Selbstständigkeit festgehalten, aber in eine lebendige Beziehung gesetzt. „Gott bleibt stets von der Welt verschieden, als von seiner Kreatur, zwischen beiden erhält sich das Verhältniß der Kausalität und damit der völligen Abhängigkeit der Welt.“ Während im Sinne des Pantheismus Gott das substantielle Wesen der Dinge ausmachte, so trägt im Theismus seine Macht das Wesen der Dinge in jedem Augenblick oder macht ihr Wesen auf potentielle Weise aus. Der Gott, der seinem Werke, der Welt, präsent ist vermöge seiner Macht, kann nun auch recht wohl jenes Selbstbewußtseyn haben, wie die Persönlichkeit es fordert. „Er kann von der Punktualität dieses Bewußtseyns aus sein Werk fortwährend durch die Erhaltung erfüllen und tragen, wie er es unzweifelhaft in der Schöpfung konnte. Transcendent u. extramundan heißt jetzt gar nicht local von der Welt verschieden, so daß an der Stelle, wo die Welt steht, Gott nicht wäre und beide eine Grenze für einander bilden; es heißt nur verschieden seyn wie Schöpfer und Kreatur, getrennt seyn durch den Begriff der Kausalität. Umgekehrt immanent heißt gar nicht, daß das Endliche einen Moment ausmache in der Substanz Gottes, sondern daß es stets getragen sey von der Macht Gottes und seiner steten Präsenz. Die Immanenz schließt gar nicht die Persönlichkeit aus, und die Transcendenz ist kein Hinderniß für den Spruch des Apostels: „in ihm leben, weben und sind wir.“ — Der reine M. hat seine Vorstufe im Judenthum, seine Vollendung in der christlichen Religion. Wenn heutigen Tags die christliche Religion meist eine deistische Fassung und Färbung erhalten hat, so liegt dieses nicht im Princip derselben, sondern an den mangelhaften Systemen der Dogmatik.

Monotheleten (Kirchengesch.), Name für die mit dem Monophysitismus zusammenhängende und durch neue Versuche zu seiner Wiedervereinigung mit der Kirche entstandene häretische Sekte des 7. Jahrhunderts, welche nur einen Willen in Christo statuirte. — Da bei der überwiegend koptischen Bevölkerung in Aegypten die Stellung der dyophysitischen Hofpartei, des Heeres und der Beamtenwelt daselbst, welche man als Melchiten zu bezeichnen pflegte, eine sehr mißliche war, und da durch die Feindschaft der religiösen Parteien ein Verlust des ganzen für Konstantinopel wegen seines Getreidebaues so wichtigen Landes zu befürchten stand, — denn der koptische Klerus machte mit dem Volke gemeinschaftliche Sache und der schlaue Jakobite, Mokaukas, ein hoher Steuerbeamter, benutzte die aufblühende Macht Mohammeds, um sich unabhängig zu machen, — so beschäftigte der Kaiser Heraclius sich lebhaft mit dem Plan, die monophysitische mit der Reichskirche wieder zu vereinigen, besonders seit er zu einem Krieg mit Persien genöthigt war. Die darüber zu Rathe gezogenen monophysitischen Bischöfe in Armenien bezeichneten ihm als den geeignetsten Weg die Annahme eines Ausdrucks, den auch die Dyophysiten gerne gebrauchten, weil er aus den Schriften des Dionysius Areopagita entlehnt war, daß nämlich in Christo ein gottmenschlicher Wille (μία θεανδρικὴ ἐνέργεια) gewesen sey. Auch der konstantinopolitanische Bischof fand in der Annahme desselben kein Bedenken; der Bischof Kyros von Phasis wurde durch das Patriarchat zu Alexandrien und der Monophysit Athanasius durch die gleiche Stelle zu Antiochien für die neue Glaubensbestimmung gewonnen. Der Unionsplan, den Kyros hierauf aufstellte und der im 7. Artikel die Lehre von der einen Willensäußerung enthielt, schien Beifall zu finden. Einige Tausend in seinem Sprengel lebende Severianer kehrten in den Schoos der orthodoxen Kirche zurück. — Schon damals jedoch erhob der dyophysitische Mönch Sophronius seine Stimme dagegen. Als ihm aber vom Sergius bedeutet wurde, gründlich darzuthun, wiefern die neue Formel der alten Kirchenlehre widerspreche, verstummte er. Kaum war er aber darauf Bischof von Jerusalem (634) geworden, so schrieb Sergius, dem alles daran gelegen war, den Streit nicht ausbrechen zu lassen, an den Bischof Honorius in Rom, und suchte sich mit diesem in gutes Einverständniß zu setzen. Allein Sophronius hatte den Streit in seinem Antrittsschreiben berührt und auf einer Synode die Anhänger der Union, als in die eutychianische Ketzerei verfallen, mit dem Bann belegt. Obschon Honorius sich mit Sergius übereinstimmend erklärte und Palästina den Christen durch die Saracenen verloren ging, wurde der Streit durch die dyophysitischen Mönche hervorgezogen, und Heraclius suchte ihn alsbald auf Anrathen des Sergius u. Honorius mit Gewalt zu unterdrücken, indem er durch die von Sergius abgefaßte Ekthesis (ἔκθεσις τῆς πίστεως) 638 Stillschweigen über die Kontroverse gebot, zugleich aber mit Billigung des Monotheletismus es frei gab, ob man zwei oder eine Wirkung lehren wolle. — Der Kaiser verlor, als kurz darauf Antiochien und Alexandrien von den Mohammedanern erobert wurde, das Interesse für die Monophysiten, und der Streit würde wohl sein Ende gefunden haben, wenn der Hauptsatz desselben nur noch ein Mittel der Politik gewesen wäre. Es hatte aber in Afrika in demselben der religiöse Eifer eine Handhabe gefunden. Der unerschrockne Maximus Confessor war gegen die Lehre von einem Willen in die Schranken getreten. Als daher der vom Volk vertriebene Nachfolger des Sergius, Pyrrhus, dorthin kam, wurde eine Disputation zwischen ihm und Maximus eine Unvermeidlichkeit. Pyrrhus faßte das Resultat des Streites dahin zusammen: die Einen wollten die Einheit der Person in Christo

nicht aufgeben, die Andern die Zweiheit der Naturen recht stark hervorheben, im Ganzen sey man aber einig und es sey unrecht, sich gegenseitig von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Maximus sah in dieser Erklärung des Gegners das Geständniß, daß er sich für überwunden halte. — Mit dieser freundschaftlichen Erklärung des Pyrrhus reisten beide zusammen nach Rom. Hier war nach des Honorius Tode von seinen Nachfolgern Severinus, Johannes VI. u. Theodorus die Ekthesis verworfen worden; der Grund hierzu lag in den politischen Verwickelungen des oströmischen Hofs. In Italien bot der Statthalter Olympius von Ravenna den Gegnern des Monotheletismus, der von Konstans II. und seinem Bischof Paulus geschützt wurde, eben so eine Stütze, wie der Comes Gregorius in Afrika, um sich mit Hülfe seiner Schützlinge von dem Kaiser unabhängig zu machen. Auch Theodorus ging entweder von der Ansicht aus, daß Pyrrhus dem Monotheletismus in Afrika abgesagt habe, oder bewog ihn zu diesem Schritt, und gedachte sich seiner gegen den kaiserlichen Hof zu bedienen. Kurz er erkannte ihn als rechtmäßigen Bischof von Konstantinopel an und ernannte zugleich den Bischof Stephanus von Dor in Palästina zum apostolischen Vikar in allen unter saracenischer Oberhoheit stehenden Gemeinden des Morgenlandes, mit der Vollmacht, die M. von den Bischofssitzen zu verweisen. Der Kaiser durchschaute die Absicht Roms und zog durch Gegenintriguen den Pyrrhus wieder zum Monotheletismus herüber. Schmerzlicher als der Bann des Theodorus, der ihn nun traf, war für den Kaiser der Verlust Afrikas. Um die Verwirrung im Reich zu beseitigen und zu retten, was zu retten war, erließ er 648 in Gemeinschaft mit Paulus nach Zurücknahme der Ekthesis seines Vorgängers ein Edikt (*τυπος της πιστεως*), das allen weitern Streit untersagte und die Dawiderhandelnden mit Zwangsmaßregeln bedrohte. Allein die Mönche in Palästina hielten Schweigen in so heiliger Sache für ein Verbrechen und Lärmen für gefahrlos. Ja, als Theodorus 649 †, glaubten sie, des Verfechters beraubt, nur zu größeren Anstrengungen verpflichtet zu seyn. So faßte man die Sache auch in Rom, und des Theodorus Nachfolger, Martin I., verdammte den Monotheletismus auf einer Lateransynode zu Rom, und wenn er sich auch nicht an den Kaiser wagte, doch den Bischof Paulus. Als aber sein Schirmherr, der Statthalter Octavius, das Leben im Kampf gegen die Saracenen verlor, trat in Italien ein Umschwung zu Gunsten des Kaisers ein, und der neue Exarch von Ravenna Eleophas ließ den Bischof Martin nach Konstantinopel schaffen, wo er, so wie Maximus Confessor, als Theilnehmer an der Verschwörung des Olympius zur Rechenschaft gezogen wurde. — Die Nachfolger Martins, Eugenius und Vitelianus, unterzeichneten hierauf den Typos und der Streit schien mit einer Niederlage der Gegner des Monotheletismus, der Dyotheleten, zu endigen. Allein 677 trat der Bischof von Rom, Adeodatus, für sie aufs Neue in die Schranken. Alle M. wurden anathematisirt. Die Ruhe wurde indeß durch das Verfahren des Kaisers Konstantin IV. bald wieder hergestellt. Er wandte sich an den Bischof Domnus und forderte ihn auf zu ruhiger Auseinandersetzung der Streitpunkte auf einem Koncil. Ehe aber dieses zu Stande kam, † Domnus. Doch sein Nachfolger Agatho ging auf den Vorschlag des Kaisers ein, und da sich eine römische Synode 679 für die Ansicht des Dyotheletismus entschieden hatte, entwickelte er, so wie Mansuetus von Mailand, in einem Schreiben an den Kaiser die Lehre von 2 Willen. — Das trullanische Koncil, das hierauf zu Stande kam, nahm einen sehr ruhigen Verlauf. Man kam auf Bibelstellen, wie „Christus sey erschienen, nicht um seinen, sondern des Vaters Willen zu offenbaren, und der Bischof von Konstantinopel gab die Sache der M. für verloren. Nur Macarius von Antiochien hielt sie fest. Er wurde dafür in den Bann gethan, so wie alle dem Beschluß des Koncils Widerstrebende. Die Lehre von 2 Willen in Christo wurde auf Grund des chalcedonischen Koncils für die orthodoxe erklärt und auf dem 2. trullanischen Koncil festgehalten, 691. — Der Nachfolger Justinians II., **Philippicus Bardanes**, versuchte noch einmal durch die Beschützung der monotheletischen Lehre sich die Herrschaft zu sichern und setzte die dyotheletischen Bischöfe ab. In Italien brach aber darüber ein Aufruhr los, und als der Kaiser 713 schon †, so wurden die Beschlüsse der trullanischen Koncilien aufs Neue verkündigt. Mehr noch als der kaiserliche Schutz trug zur Ausbreitung des Dyotheletismus die begrifflich klare Entwickelung bei, welche demselben Johannes Damascenus gab. Die kirchlich ausgeschiedenen M. wurden unter dem Namen Maroniten zu einem Gemeinwesen vereint. — Literatur: Anastasii Bibliothecarii Collectaneae, bei Galland, Bd. 13; — Theophanes Confessor, Chronographia, Par. S. 274; — Nicephorus, Breviarium historiae, das. 1616; — Combefisius, Hist. haeres. Monoth. Nov. Auctar. PP., Th. II; — Walch, Ketzerhist. Th. 9.

Monotheletische Mönche, s. v. a. maronitische Mönche.

Monothionsäure, nach Berzelius diejenigen Oxydationsstufen des Schwefels, welche nur 1 At. des letzteren enthalten, wie die schweflige Säure (SO_2) und Schwefelsäure (SO_3).

Monotis (Conchif.), die bisher zu dieser Gattung gezogenen fossilen Species werden nunmehr sämmtlich mit Avicula (s. d.) vereinigt.

Monotiskalk (Geognos.), 1) ein fester Kalkmergel voll Monotis substriata, welcher nieren- oder lagenförmig im Posidonienschiefer der Liasformation auftritt; — 2) nach Boue und v. Hauer ein Kalk voll Monotis salinaria in den Salzgebirgen der Alpen. Von noch unbestimmtem Alter.

Monotoca (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Epacrideae *R. Br.* Von 8 Arten, Sträuchern in Neuholland, bekannteste: M. scoparia *R. Br.*, Styphelia scoparia *Sm.*

Monotom (Min.), heißen nach Mohs jene

Mineralien, die nach einer Richtung besonders vollkommen spaltbar sind.

Monotoma (Entom.), nach Herbst, Gatt. der Coleoptera tetramera Xylophaga *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Erdkäfer nach Oken, Cerylon *Gyll.* Charakter: Kopf so breit als das Halsschild und von demselben durch eine Einschnürung getrennt; beide erste Fühlerglieder dicker als die folgenden und fast gleich; Körper verlängert. Arten s. Gyll, Ins. suec. I, III, S. 419, bekannteste: M. picipes *Gyll.*

Monotonie (v. Griech.), Eintönigkeit, Mangel an Modulation und Biegsamkeit der Stimme beim Sprechen oder Singen. Sie ist besonders ein Fehler in der mündlichen Beredsamkeit, in welchen namentlich Kanzelredner häufig verfallen, indem sie am Schluß der Sätze und Perioden die Stimme immer auf eine und dieselbe Weise sinken lassen. Vergl. Deklamation. In den schönen Künsten versteht man unter M. eine gewisse Einförmigkeit der Manier in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände oder überhaupt Mangel an Abwechslung und Mannichfaltigkeit, der meistens in allzu großer Einfachheit des Gegenstandes seinen Grund hat. Auch bezieht man den Ausdruck auf Gegenstände der Natur und nennt z. B. eine dem Blick nichts Abwechselndes darbietende Gegend monoton. In der Belletristik ist die M., wie in der bildenden Kunst, Einförmigkeit der Darstellung und wird meistens durch Feststellung und Befolgung fester, den Flug des Genius beschränkender Regeln, wie sie z. B. die französische Tragödie hat, veranlaßt.

Monotospora (Bot.), nach Corda, Monotosporenschimmel, Gatt. der Mucedinei Sporotrichei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken verkürzt, gestreckt, gegliedert, ästig; Aeste einfach, stielförmig; an der Spitze eine einzelne Spore tragend; Sporen einfach, später den Flocken aufgestreut und gefärbt; mit einem krümmeligen, später schwarzen Kern. Einzige Art: M. toruloides *Corda*, icon. I, 11, Taf. III, Fig. 169. An faulenden Stengeln von Wasserpflanzen.

Monotrema (Physiol.), 1) eigentlich eine einfache Oeffnung; — 2) bei den neueren Physiographen: ein Thier mit einer gemeinschaftlichen Oeffnung für den Abgang des Kothes, der Frucht u. s. w.

Monotremata (Säugeth.), nach Geoffroy u. And., Schnabelthiere, Familie der Edentata *Cuv.*, der Ordn. der Kaumäuse und der Zunft der Schlürfmäuse nach Oken. Allgem. Charakter: Diese wunderbaren bis jetzt nur in Neuholland und dessen Nachbarschaft gefundenen Thiere geben noch bis auf diesen Tag zu Streit Anlaß. Viele Naturforscher halten sie für eierlegend, beschreiben ihr Nest und ihre Eier, bringen aber trotz aller Versprechungen dieselben nicht zum Vorschein. Meckel entdeckte in den Weichen des weiblichen Schnabelthiers eine Drüse, die er für die Milchdrüse, also Zitze erklärte; Geoffroy St. Hilaire will dagegen dies nicht gelten lassen, sondern sieht sie als eine ölabsondernde, wie man sie auch in den Weichen der Spitzmäuse finde, an. Die Monotremen haben rothes, warmes Blut, Haare und ein vollständiges Knochengerüst; man kann sie also deshalb schon, bis nach ausgemachter Sache obiger zwei Geschlechtscharaktere, den Säugethieren anfügen; andererseits haben sie aber, wie die Amphibien und die Vögel, für den Samen, den Urin und die Darmausleerung nur eine gemeinschaftliche Cloaka. Ja ein französischer Anatom findet sogar eine doppelte Cloaka und Peritonalkanäle wie sie Schildkröten, Krokodille und vielleicht die Knorpelfische besitzen; obschon sie keinen Bauchsack wie die Beutelthiere haben, so finden sich doch die überzähligen Knochen derselben am Becken (cornua pelvis); auch haben sie einen eigenen Knochen vor dem Schlüsselbeine, wie eine Furkula der Vögel. Die Männchen zeigen endlich am Hinterfuße einen Sporn mit einer Oeffnung, mittelst dessen sie sollen verwunden können. Dieses Organ steht ganz hinten an der Ferse, mehr nach außen, hängt aber bloß in der Haut. Aeußerlich sieht man bei dem Schnabelthier nur den hornigen Stachel, bisweilen ganz stumpf endigend, ungefähr von der Gestalt eines Hahnensporns. Kurz unter dem spitzen Ende desselben befindet sich eine ziemlich große eiförmige Oeffnung, die sich gegen die Basis in eine Furche verlängert, und durch welche, wie es scheint, die Spitze des Knochens austreten kann, welcher das verletzende Organ, weit spitzer als das äußere Futteral, ist. Inwendig in diesem Zahne befindet sich ein Bläschen, vielleicht eine Giftdrüse. Die Monotremen haben kein äußeres Ohr, ihr Auge ist sehr klein, und ihre Größe etwa die einer kleinen Katze. Die Familie umfaßt nur zwei Gattungen: Echidna *Cuv.* (Tachyglossus *Ill.*), Ameisenigel (s. d.), und Ornithorhynchus *Blumenb.*, Schnabelthier.

Monotriglyph, der beigedrängter Säulenstellung in der Mitte zwischen zwei Säulen stehende Triglyph.

Monotridymus (path. Anat.), eine Mißgeburt mit dreifachem Körper oder doch mit einzelnen dreifachen Körpertheilen.

Monotrimetrisches Krystallsystem (Mineral.), s. v. a. hexagonales Krystallsystem (s. d.).

Monotris (Bot.), nach Endlicher, Gatt. der Orchideae Ophrydeae *Endl.* Einzige Art: M. secunda *Lindl.*, Orchidee. Auf dem Kap.

Monotrocha, I. (Entom.), nach Burmeister, Hauptabtheilung der Hymenoptera (s. d.); — II. (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Familie der Rotatoria *Ehrenb.* (s. d.).

Monotropa (Bot.), nach Linné, Ohnblatt, Gatt. der Ericeae Monotropeae *Don.*, der Monotropeae *Nutt.* Schmarotzergewächse in Amerika und Ostindien; von 5 Arten bekannteste: M. coccinea *Zucc.*, in Mexiko, und M. nepalensis *Wall.*, in Ostindien; — M. Hypopitys *L.* und M. glabra *Bernh.*, s. unter Hypopitys. Die Gatt. ist der Typus der Monotropeae *Nutt.* (s. d.).

Monotropeä (Bot.), nach Nuttall, Monotropeen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch frei, 4—5blättrig,

bleibend. Blume unterweibig, 4—5blätterig, selten 4—5spaltig, im Blüthenknopfe dachig. Staubgefäße 8—10, unterweibig, 5 abwechselnd aus dem Einschnitte der den Grund des Eierstocks umstehenden Drüsen entspringend, 5 mit diesen Drüsen abwechselnd; Antheren meist einfächerig, auf verschiedene Weise (jedoch nie in Löchern) aufspringend. Eierstock (unvollständig) 4—5fächerig; Fächer vieleiig. Griffel 1; Narbe dick; scheibenförmig oder trichterig. Kapsel 4—5fächerig, 5klappig, mit mittelklappigen, (meist) nur am Grunde des Fruchtsäulchens angewachsenen Scheidewänden; Fächer vielsamig. Samen sehr klein, mit einem lockeren Samenmantel (oder Samenhaut) eiweißhaltig. Keim unbekannt. Schmarotzende Kräuter. Die Blätter in gefärbte Schuppen umgeändert. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, gipfelständig, einzeln oder traubig. Eine kleine, nur 6—7 Arten (in 3—4 Gattungen) enthaltende Familie, welche auf Europa, das nördliche Asien und Afrika, so wie auf Nordamerika beschränkt ist, wobei jedoch der letztere Welttheil die meisten Arten besitzt. Sie sind den Ericeen und namentlich der Gruppe der Pyroleen nahe verwandt und unterscheiden sich hauptsächlich durch die meist 1fächerigen Antheren und durch die verschiedene Tracht und Lebensweise. Ueber ihre Eigenschaften und Benutzung ist wenig bekannt. Reichenbach stellt die M. als Untergruppe unter die Ericaceae Ericariae; nach Oken machen sie einen Theil der Gröpsstengelpflanzen oder Haiden (Kl. 8, Zunft 11) aus. Vergl. Nuttall, Gener. amer., S. 272.

Monotropis (Bot.), nach Schweinitz, Pflanzengatt. Art: M. odorata *Schweinitz*, s. v. a. Schweinitzia odorata.

Monovar, span. Stadt, Valencia, Prov. Alicante, am Tarafa; Salzwerk, Wollweberei; 9300 Einw.

Monoxylos (griech. Ant.), aus einem Baumstamm ausgehöhlter Flußkahn.

Monpaderno, österreich.-illyr. Kirchdorf, Istrien, Bez. Parenzo; 120 Einw.

Monpazier, franz. Stadt, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac, am Dropt; 1120 Einw.

Monpeyroux (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; — 2) M. du Bosquet, Dep. Aveyron, Bez. Espalion; Tuch- und Wollmützenfabrik; 1680 Einw.

Monpiano, ital. Dorf, lombard.-venetian. Königr., Delegat. Brescia; 1350 Einw.

Monplaisir, königl. Garten bei Schwedt.

Monpont, franz. Stadt, Dep. Dordogne, Bez. Ribérac, am Isle; 1530 Einw.

Monquis, nordamerik. Volksstamm, s. Kalifornien.

Monradit (Min.), nach Erdmann ein prismatischer Amblygonspath, krystallinisch, blätterig, gelblich grau, H.=6,0, G.=3,267. Formel: 4 M S² + aq. Bergens Stift in Norwegen.

Monreal (Geogr.), 1) preuß. Marktflecken, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Mayen, an der Elz; mit kathol. Pfarrkirche, 4 Kram- und Viehmärkten, Augustmühle und Walkmühle; 600 Einw.; — 2) span. Ortschaften: a) Flecken, Neukastilien, Prov. Cuenca; 150 Einw.; — b) Flecken, Prov. Pampeluna; 420 Einw.; — c) M. del Campo, Flecken, Aragon, Prov. Teruel, am Jiloca; 1480 Einw.

Monreale, ital. Stadt, Sicilien, Intendanz Palermo, eine Meile westlich von Palermo, auf einem Berge am Ammiraglio; Sitz eines Erzbischofs; prächtige Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert, mit Grabmonumenten mehrer normannischen Könige aus dem 12. Jahrh., kunstreichen Bronzethüren, schönem Säulenwerk; reiches Benediktinerkloster; altes Schloß mit einem Glöcklein, womit das Zeichen zur sogenannten sicilianischen Vesper gegeben ward; beträchtlicher Mandelbau; 14,000 (8000) Einw.

Monrepos (Geogr.), 1) fürstlich wiedisches Jagd- und Lustschloß in der preuß. Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied, 1 Meile von Neuwied auf einem Berge mit schöner Aussicht; — 2) würtemberg. Lustschloß, Neckarkreis, Oberamt Ludwigsburg, an einem See, mit herrlicher Einrichtung, jetzt aber vernachlässigt.

Monro (Biogr.), 1) Alexander, berühmter brit. Anatom und Chirurg, geb. 1697 zu London, studirte in Edinburg und London unter Cheselden, in Paris und Leyden unter Boerhaave, hielt seit 1719 in Edinburg anatom. und chirurg. Vorlesungen und ward 1721 daselbst Professor der Anatomie und Chirurgie. Er bewerkstelligte die Errichtung des dortigen akademischen Krankenhauses, an welchem er die Leitung des klinischen Unterrichts übernahm. Er versuchte zuerst die Radikalkur des Wasserbruchs durch Injektionen mit Wein und Alkohol und bewies sich als einen der entschiedensten Gegner der Amputation beim Brustkrebs. Seine Professur trat er 1759 an seinen jüngeren Sohn ab und behielt nur die Leitung der Klinik bei, † 1767. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: Anatomy of human bones and nerves, (Lond. 1726, 1763 und öft.; deutsch von Krause, Leipz. 1761); — und Essay on comparative anatomy, nach seinen Vorlesungen ohne seine Mitwirkung herausgegeben, Lond. 1744; deutsch, Göttingen 1790. Als Sekretär der königl. Gesellschaft der Aerzte zu Edinburg redigirte er die Medical essays and observations (6. Bde., Edinburg 1732 ff.), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein älterer Sohn (Edinb. 1781; 2. Aufl. 1784; deutsch, Leipz. 1782). — 2) Donald, Sohn des Vorigen, geb. zu Edinburg 1729, trat in den Militärdienst, ward Oberfeldarzt und † zu Edinburg den 9. Juni 1802. Er hat sich durch folgende Schriften bekannt gemacht: On the dropsy and its different species (Lond. 1755; deutsch von Krause; Leipz. 1761 und Altenb. 1777); — Account of the diseases in the british military hospitals in germany from 1761 to 1763 (Lond. 1764; deutsch von Wichmann, 3 Bde., Altenb 1766; 2. Aufl. 1771); — On the mineralwaters (2 Bde., Lond. 1770); — On the means of preserving the health of soldiers and of conducting military hospitals (2 Bde., Edinb. 1780; deutsch, Altenb. 1784); — Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica (4 Bde., Lond. 1788; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Leipz. 1791). — 3)

Alexander, jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 1732 zu Edinburg, folgte seinem Vater 1759 in der Professur der Anatomie und Chirurgie nach und † den 2 Oktober 1817. Ein eben so ausgezeichneter Anatom wie sein Vater, hat er Folgendes geschrieben: Observations on the structure and functions of the nervous system (Edinb. 1783, Fol.; deutsch von Sömmering, Leipz. 1787, 4); — Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man and other animals (Edinb. 1785, Fol.; deutsch von Schneider, Leipz. 1787, 4); und — Description of all the bursae mucosae of the human body (Lond. 1788, Fol.; lat. und deutsch von Rosenmüller, Leipz. 1799, Fol.). — 4) Alexander, Sohn des Vorigen, geb. 1760, erlangte 1797 in Edinburg die medicin. Doktorwürde und ward nachmals Professor der Anatomie und Chirurgie das., bereicherte die medicinische Literatur mit folgenden wichtigen Werken: Observations on crural hernia (Edinb. 1803); — The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines (das. 1811, Fol.); — Outlines of the anatomy, of the human body in its sound state (3 Bde., Lond. 1811 f.); — Observations on the different kinds of smallpox (Edinb. 1818); — Elements of the anatomy of the pelvis of the male (2. Aufl., das. 1827); — The morbid anatomy of the brain (Lond. 1827).

Monroe (Geogr.), nordamerikan. Graf- u. Ortschaften, V. St. 1) Staat Maine, Grafsch. Walde; 1840: 1600 Einw.; — 2) Staat Vermont; 1840: 1090 Einw.; — 3) Staat Massachusetts, Grafschaft Franklin; 1840: 280 Einw.; — 4) Staat Connecticut, Grafsch. Fairfield; 1840: 1350 Einw.; — 5) Grafsch. New-York, südl. am Ontarie-See; 1820: 26,530, 1830: 49,860, 1840: 64,900 Einw. Hauptort Rochester; — 6) Ort das., Grafsch. Orange; Eisenmine, Eisenhammer, 1820: 2970, 1840: 3910 Einw.; — 7) Grafsch., Staat Pennsylvanien; 1840: 9880 Einw.; — 8) Grafsch., Staat Virginia, Western-Distr.; 1820: 6620, 1830: 7800, 1840: 8420 E. Hauptort: Union; — 9) Grafsch., Staat Georgien; 1830: 16,200, 1840: 16,280 Einw. Hauptort: Forsyth; — 10) Hauptort das., Grafsch. Walton; — 11) Grafsch., Staat Alabama, Southern-Distr.; 1820: 8840, 1830: 8780, 1840: 10,680 Einw. Hauptort Claiborne; — 12) Grafsch., Staat Mississippi, 1820: 2720, 1830: 3860, 1840: 9250 Ew. Hauptort Athens; — 13) Grafsch., Staat Arkansas; 1830: 460, 1840: 940 Einw. Hauptort Clarendon; — 14) Grafsch., Staat Tennessee, Eastern-Distr.; 1820: 2530, 1830: 13,710, 1840: 12,060 Einw. Hauptort Madisonville; — 15) Grafsch., Staat Kentuky; 1820: 4960, 1840: 6530 Ew. Hauptort Tompkinsville, 1840: 190 Einw.; — 16) Grafsch., Staat Ohio; 1820: 4550, 1830: 8770, 1840: 18,520 Einw. Hauptort Woodsfield; — 17) Grafsch., Staat Michigan; 1840: 9920 Einw. gleichnamiger Hauptort, am Raisin; — 18) Grafsch., Staat Indiana; 1820: 2680, 1840: 10,140 Ew. Hauptort Bloomington; — 19) Grafsch., Staat Illinois; 1820: 1540, 1840: 4480 E. Hauptort Waterloo; — 20) Grafsch., Staat Missouri; 1840: 9500 Einw. gleichnamiger Hauptort (Court-House); — 21) Grafsch., Gebiet Florida; 1840: 690 Einw. Hauptort: Key-West; — 22) Hauptort, Staat Louisiana, Kirchsp. Washita; — 23) Hauptort, Staat Tennessee, Distrikt Middle, Grafsch. Overton; — 24) Ort, Staat Pennsylvania, Grafsch. Armstrong; 1840: 1150 Einw.

Monroe (Biogr.), James, fünfter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. den 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland im Staate Virginien. Er hatte das Studium der Rechte begonnen, als ihn der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes zu den Waffen rief. Er trat 1776 in das Heer ein und bewies bei mehren Gelegenheiten rühmenswerthe Tapferkeit, rückte auch in der militärischen Stufenleiter bis zum Obersten auf. Indeß kehrte er schon 1778 wieder zu seinen Studien zurück, ward 1782 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und 1783 des Kongresses von Virginien, 1790 aber des Nationalkongresses. In diesem saß er bis 1794, in welchem Jahre er als Gesandter nach Frankreich ging. Zwar fand sich Washington veranlaßt, ihn 1796 zurückzurufen, doch wußte er sein Benehmen durch Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels hinlänglich zu rechtfertigen. Er fungirte hierauf von 1799—1802 als Gouverneur von Virginien, ging 1803 abermals als Gesandter nach Paris, um die Verhandlungen über die Abtretung Louisiana's zum Abschluß zu bringen, erhielt dann auch Missionen nach London und 1804 nach Madrid. Nachdem er im Jahre 1806 Behufs der Erledigung einiger den Handel betreffenden Fragen in London anwesend gewesen war, begab er sich 1808 nach Amerika zurück und zwar in der Absicht, als Kandidat der Präsidentenwürde aufzutreten. Doch gab er die Bewerbung bald wieder auf, ward 1810 abermals Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Präsidentschaft Staatssekretär. In dieser Stellung erwarb er sich während des Kriegs mit England ausgezeichnete Verdienste, indem er dem Präsidenten Madison bei dessen energischen Maßregeln treulichst zur Seite stand u. vornehmlich den Angelegenheiten des Kriegsdepartements seine erfolgreiche Thätigkeit widmete. Als 1814 Washington von den Engländern erobert und verbrannt worden war, erhielt er den Oberbefehl über die Streitkräfte. Nach dem Abschluß des Friedens aber widmete er sich wieder ausschließlich den Geschäften des Staatssekretariats, bis er 1817 durch das Vertrauen seiner Landsleute, die seine großen Verdienste um den Staat zu würdigen wußten, zur Präsidentenwürde erhoben ward. Einstimmig ward er 1821 wieder gewählt. Während seiner 8jährigen Verwaltung entwickelte sich der junge Freistaat zu hoher Kraft und Blüthe, und er durfte dies in seinen meisterhaften Berichten an den Kongreß mit würdevollem Freimuth öffentlich erklären. Für die Verstärkung der Unionsregierung that er noch mehr als seine nächsten Vorgänger, hob das Kriegswesen, vermehrte insbesondere die Seemacht und veranlaßte die

Aussendung von Kriegsschiffen in die westindischen Gewässer, in das mittelländische Meer und an die Küste von Afrika, wodurch nicht allein den Seeoffizieren treffliche Gelegenheit zu ihrer weitern Ausbildung geboten, sondern auch dem Handel der nordamerikan. Freistaaten der nöthige Schutz verschafft ward. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien anerkannt und von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten der Entschluß ausgesprochen, keine Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten der südamerikan. Staaten zu dulden. Es wurden ferner die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels ergriffen u. der Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit begünstigt. Auch traten während M.s Verwaltung die Staaten Illinois, Alabama, Maine und Missuri in die Union, und durch einen Vertrag mit Rußland vom 17. April 1824 wurden die bis dahin obwaltenden Grenzstreitigkeiten mit dieser Macht beigelegt. Nachdem er am 9. April 1825 sein Amt in die Hände Adam's, seines Nachfolgers, niedergelegt hatte, führte er den Vorsitz in der Urversammlung bei der Berathung über das neue Grundgesetz des Staates Virginien und verband sich mit Jefferson und Madison zur Gründung einer neuen Universität in diesem Staate. Zuletzt verwaltete er in seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Er † wie Adams und Jefferson am Jahrestage der amerikan. Unabhängigkeit zu Newyork den 4. Juli 1831. Als Präsident wie als Bürger gleich schlicht und einfach in Lebensweise und Sitten, Jedem zugänglich, von kräftigem Geiste, starkem Gemüthe und sicherm, klarem Verstande, stand er bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung, die sich unter Anderm auch dadurch bethätigte, daß ihm, als er sich nach Niederlegung der Präsidentenwürde in bedrängten Vermögensumständen befand, von Seiten des Kongresses bereitwillig Hülfe geleistet ward, damit er seine aus der Zeit seiner Verwaltung herrührenden Verbindlichkeiten erfüllen könnte.

Monroes, nordamerikan. Grafschaft und Hauptort, V. St., Staat Tennessee, nordwest. von Knoxville.

Monroic, span. Flecken, Katalonien, Prov. Tarragona; Antimonium-Minen, Seifenfabr.; 3000 Einw.

Monro'sche Oeffnung (Foramen Monroi, Anat.), halbmondförmige Lücke zwischen den Crura anteriora s. Columnae fornicis und den vorderen Enden der Thalami optici des Gehirns s. Anatomie.

Monro's Gürtel, s. Bauchgürtel.

Monro's Loch (Foramen Monroi, Anat.), s. v. a. monro'sche Oeffnung.

Monrovia, afrik. Ort, Kolonie Liberia, am Kap Mesurado, an der Mündung des Mesurado; Fort, gute Schule mit Bibliothek; im Jahre 1821 gegründet; 2000 Einw.

Monroy, span. Flecken, Prov. Estremadura, nordöstl. von Caceres; 790 Einw.

Monroyo, span. Flecken, Catalonien, Prov. Tortosa; 1450 Einw.

Mons (lat.), Berg.

Mons (flämisch Bergen, Geogr.), 1) belg. Bez., Prov. Hennegau; 135,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das. und der Provinz, am Flusse Trouille auf einer Anhöhe; stark befestigt. Das merkwürdigste Gebäude das. ist die Waltrudiskirche (Cathedrale de St. Wandru), erbaut 1460—1589, ein Meisterwerk der Baukunst des Mittelalters, ausgezeichnet durch Zierlichkeit und Kühnheit des Styls im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazu gehörigen Glockenthurme befindet sich ein schönes Glockenspiel. Das Rathhaus, um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut, ist ein Gebäude von schwerfälligem, gedrücktem Style. Außerdem sind von öffentlichen Gebäuden noch zu erwähnen: die Kirche der heil. Elisabeth, die Börse, der Justizpalast, das Schauspielhaus; als öffentliche Anstalten: das Handelsgericht, das Kollegium und die Akademie für Künste und Wissenschaften, die öffentliche Bibliothek, die Zeichen- u. Bauschule, 2 Hospitäler, chirurgische und Hebammenschule. Die Stadt hat 25,000 Einw., deren industrielle Thätigkeit hauptsächlich in der Fabrikation von Sammet, Baumwollenzeuchen, Valenciennespitzen, bordirten Mousselinen, Tuch, Simoisen, Waffen, Seife, eisernen Töpfen, Thonpfeifen besteht; auch befinden sich Zuckerraffinerien daselbst, bedeutende Steinkohlengruben, deren 115 Flötze bis 500 Fuß unter dem Meeresspiegel reichen, u. ein großer Flintensteinbruch in der Nähe. Handelsgegenstand ist besonders Getreide u. Steinkohlen. Ein Kanal verbindet die Stadt mit der Schelde und eine Eisenbahn mit Brüssel. Rechnungsart, Münzen, Maße und Gewichte s. Antwerpen. Geschichtliches. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, welches von Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier angelegt ward. Es war schon im Mittelalter ein ansehnlicher und reicher Ort. Im niederländischen Befreiungskriege ward es im J. 1572 vom Prinzen Ludwig von Nassau unter Beistand der Franzosen genommen, aber noch in demselben Jahre von den Spaniern unter Friedrich von Toledo u. Chiappone Vitellio wieder erobert und sowohl gegen Coligny als gegen den Prinzen von Oranien behauptet. Nachdem es später (1677) vom französischen Marschall Humières schon einmal blokirt worden, ward es 1691 den 8. April vermittelst Verraths dem französischen General Vauban in die Hände gespielt, aber im Frieden von Ryswick 1697 wieder an Spanien zurück gegeben. Im spanischen Erbfolgekriege gerieth M. abermals in die Hände der Franzosen, ergab sich aber 1709 an die Alliirten und ward im Frieden von Utrecht 1713 der Republik Holland, im Frieden von Baden 1714 aber den österreich. Niederlanden einverleibt. Nochmals ward die Stadt den 10. Juli 1746 von den Franzosen unter dem Prinzen Conti eingenommen, doch kam sie bald darauf wieder an Oesterreich zurück. Endlich fiel sie 1792 nach der Schlacht bei Jemappes in die Gewalt der Republik Frankreich. Damals wurden die Festungswerke geschleift u.

erst seit 1812 mit den französischen Contributions- und englischen Subsidiengeldern wieder hergeste t; — 3) M. à Condé (Kanal de M.), belg. und französ. Kanal; beginnt in Belgien, Prov. Hennegau, bei Mons, in den Flüssen Trouille und Haine, ist gegen Westen gerichtet, und endigt in Frankreich, Dep. Nord, Bezirk Valenciennes, bei Condé, in die Schelde; 6 Lieues lang, mit 7 Schleußen; — 4) M. en Puelle, Dorf das., Prov. Flandern, an der Lys, merkwürdig durch den Sieg, welchen das. den 18. Aug. 1304 der König Philipp IV. von Frankreich über die aufständischen Flandrer erfocht; — 5) franz. Dorf, Dep. Var, Bez. Draguignan, auf einer dem gefährlichen Mistral (s. d.) sehr ausgesetzten Höhe; in der Nähe einer merkwürdigen Grotte, der auf der Insel Antiparos ähnlich; 1070 Einw.; — 6) Dorf das., Dep. Aude, Bez. Carcassone; Kupfermine; 440 E.; — 7) M. en Pevèle, Dorf das., Dep. Nord, Bez. Lille; Zuckerfabr.; 1790 Einw.

Mons (Biogr.), 1) Fräulein von, seit 1699 Lieblingsmätresse des Czars Peter des Großen, ward 1706 vom Fürsten Menzikoff gestürzt, um der nachmaligen Kaiserin Katharina I. Platz zu machen und nach Sibirien verbannt, 1720 auf Fürbitte ihres Bruders, des Kammerherrn von M., der damals Geliebter der Kaiserin Katharina war, zurückgerufen, vermählte sich 1724 mit dem General Balk, ward der Kaiserin Vertraute und überwachte als solche deren Rendezvous mit dem Geliebten, bis dieselben von dem Czaren entdeckt wurden, der ihren Bruder hinrichten ließ und sie selbst abermals nach Sibirien verwies. Schon hatte sie ihre Reise dahin angetreten, als Peter †, worauf ihre Gönnerin, Katharina, sie zurückrief und an ihrem Hofe anstellte. — 2) Jean Baptist von M., geb. zu Brüssel 1765, war Professor der Chemie und Physik zu Löwen, † das. 1842; schrieb: Pharmacopée manuelle, Paris 1801; — Pharmacopée usuelle, das., 1821 f., 2 Bde.; deutsch von Trausdorff, Erf. 1802; gab auch ein Journal für Chemie und Physik heraus.

Monsagro, span. Flecken, Leon, Prov. Salamanca, am gleichn. Fluß; 540 Einw.

Mons Alanus (a. Geogr.), s. Alanisches Gebirg.

Monsales, franz. Dorf, Depart. Aveyron, Bez. Villefranche; 590 Einw.

Monsanto, portug. Stadt, Prov. Beira, nahe an der Grenze von Spanien, befestigt; 1000 Einw.

Monsaras, portug. Flecken, Prov. Alemtejo, südl. von Villa-Viçosa, am Guadiana; festes Schloß; 1420 Einw.

Monsax, s. v. a. Misox.

Mons brisiacus, s. v. a. Breisach.

Mons Bructerus (neulat.), Name für Brocken.

Mons Cenis, s. v. a. Mont Cenis.

Monschu, Volk, s. Mozambique.

Mons cispius (a. Topogr.), s. Rom (a. Geogr.).

Monsee, s. v. a. Mondsee.

Monségur, franz. Kantonsstadt, Dep. Gironde, Bez. la-Réole, am Dropt; 1330 Ew.

Monseigneur (franz.), gnädigster Herr: 1) Titel fürstlicher Personen; — 2) früherhin ausschließlicher Titel des Dauphins und des ältesten Bruders des französ. Königs; vergl. Monsieur.

Monselice, italien. Stadt, lombard.-venet. Königreich, Delegat. Padua, am Kanal Battaglia u. dem Bachiglione; Stiftskirche; Manufakturen für Hüte, Tücher; Quadersteinbruch; in der Umgegend gibt es sehr viele Vipern; 5400 Einw.

Monsempron, franz. Dorf, Dep. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve d'Agen; 900 Ew.

Monserrado, Fluß und Stadt, s. v. a. Mesurado.

Mons fractus, Berg, s. v. a. Pilatusberg.

Monsheim, großherzogl. hess. Kirchdorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Worms, Friedensger. Pfeddersheim, an der Pfrimm; Schloß mit Gut, Mennoniten-Bethaus, Synagoge, Rathhaus, 2 Kram- und Viehmärkte; 850 Einw.

Monsiau, Nikolaus André, französ. Zeichner und Maler, geb. um 1754, Schüler Peyron's, ward 1789 Mitglied der Akademie zu Paris, lieferte eine bedeutende Anzahl von Werken, welche bei seinen Zeitgenossen großen Beifall fanden, so der Löwe von Florenz; Eponina u. Sabinus; Raphael auf dem Sterbebette von seinen Freunden umgeben; die Krönung der Maria von Medicis; die Predigt des heiligen Dionys (in der Sakristei von St. Denis); der heilige Vincenz von Paula; Lapeyrouse's Abreise; Alexander und Diogenes (im Schlosse zu Versailles); Fulvia dem Cicero die Verschwörung des Catilina entdeckend (in Trianon) und andere Historien, Genrebilder und Bildnisse. Er arbeitete noch 1827, später aber scheint er sich zur Ruhe begeben zu haben. Seine Bilder sind besonders durch verständige Anordnung, Korrektheit der Zeichnung und sorgfältige Behandlung ausgezeichnet; die Färbung fällt aber häufig ins Blau, oder es gebricht ihr an Harmonie. Die meisten seiner Gemälde sind dessen ungeachtet von glänzender Wirkung und gehören zu den vorzüglichsten Werken der französischen Schule. Er fertigte auch eine große Anzahl von Zeichnungen für Buchhändler, die von den besten Künstlern gestochen wurden. Von ihm sind die Zeichnungen zur Uebersetzung des Ovid, 1805; für die Quartausgabe von J. J. Rousseau's Werken, 1798; zu Florian's Galatée, Roman pastoral etc., 1793; zur franz. Folioausgabe von S. Geßner's Werken, u. s. w. Er † 1837.

Monsieur (franz., Plur. Messieurs), s. v. a. mein Herr, 1) Höflichkeitsprädikat bei der Anrede einer jeden nur irgend über den gemeinen Stand sich erhebenden männlichen Person; — 2) in Deutschland besonders Prädikat halberwachsener Knaben und angehender Jünglinge; — 3) hier und da auch Prädikat der Handwerksgesellen; — 4) ehemals Titel des ältesten Bruders des Königs von Frankreich, wenn man von ihm sprach; redete man ihn aber an, so bediente man sich des Ausdrucks Monseigneur (s. Seigneur).

Monsieur (Kanal de M., Geogr.), Rhône-

Rhein=Kanal, franz. Kanal; beginnt in der Saône, im Dep. Côte d'Or, bei St. Jean de Lône, wo der Bourgogne=Kanal endigt; ist gegen Osten gerichtet in das Dep. Jura, wo er mit dem Doubs verbunden ist, wendet sich gegen Nordosten, und reicht bis Voujaucourl, und von hier bis Mühlhausen, wo er mit dem Rhein in Verbindung steht, dann wendet er sich gegen Norden und endigt südlich von Straßburg, wo er mit dem schiffbaren Ill verbunden ist. Seine Länge beträgt 321277 Mèter oder ungefähr 75 Lieues.

Monsignano, ital. Ort, Kirchenstaat, ward vom Papste dem Prinzen Lucian Bonaparte als Herzogthum verliehen, nach dem sich dessen ältester Sohn nennt.

Monsignori, Francesco, Maler von Verona, wurde 1455 geboren, Schüler Mantegna's, ließ sich in Mantua, vom Marchese Francesco mit seinem Vertrauen beehrt u. reichlich belohnt, nieder. Er erreichte zwar nicht die schönen Formen u. die reine Zeichnung des Meisters, aber die Umrisse sind bei ihm voller, die Gewandung minder gewöhnlich u. alles weicher und fleißiger behandelt. Er nähert sich dem neuen Geschmacke mehr, als Mantegna. Als Porträtmaler hat er zu seiner Zeit wenig gleiche, wie die Porträts von Potentaten und berühmten Leuten beweisen, die er zu Gonzaga u. Mirmitolo malte, wofür ihm Francesco nicht nur ein Jahrgeld aussetzte, sondern auch ein Rittergut schenkte. Im Refektorium der Franziskaner zu Mantua ist ein Bild der heil. Jungfrau in Mitte der Apostel mit Bauwerken, die zugleich auch einen für jene Zeit trefflichen Fernmaler beurkunden. Eines seiner schönsten Werke ist ein heil. Bernhard mit St. Ludwig an der Kanzel daselbst. In S. Nazario zu Verona befindet sich ein heil. Augustin, einen Knaben segnend. Als Thiermaler nennt ihn Lanzi den Zeuris seiner Zeit, so daß er einen lebendigen Hund mit einem gemalten täuschte. Er † 1519.

Monsigny (Moncigny), Pierre Alexandre, berühmter franzöf. Komponist, geb. am 17. Oktober 1729 zu Artois, ward nach absolvirten Schul= und Universitätsjahren in einem Rechnungsbureau der Geistlichkeit zu Paris angestellt, widmete sich aber später, nachdem durch das Anhören von Pergolesi's „Serva padrona" der bisher nur unmerkbar glimmende Funken musikalischen Genies plötzlich in helle Flammen aufgelodert war, ganz der Musik und studirte zu diesem Behufe unter Giannotti die Komposition. Nach 5 Monaten wurde er von seinem Lehrer, als weiterer Unterweisung nicht mehr bedürftig, schon wieder entlassen, schrieb nun mehre Opern, welche das Verdienst haben, daß sie mit den Werken seiner Zeitgenossen, Gretry und Philidor, der Geschmacklosigkeit Rameau's den Todesstoß gaben, und wurde darauf als Komponist bei der komischen Oper mit einem ansehnlichen Jahrgehalt angestellt. Durch die Revolution kam er um Amt und Vermögen und behielt nichts als seinen Ruf. Am 22. Septbr. 1798, als am Neujahrstage der Revolution, ward auf dem Marsfelde bei Paris auch sein Name neben denen Cherubini's, Lesueurs und Martini's, als eines um die vaterländische Kunst hochverdienten Komponisten von Herolden laut ausgerufen. Er erhielt nun eine Stelle am Nationalinstitut u. eine lebenslängliche Pension von 2400 Livr., ward 1800 nach Piccini's Tode, Mitdirektor des Konservatoriums zu Paris u. † als solcher am 14. Jan. 1807. Die wichtigsten seiner Opern sind: Les aveux indiscrets; — Le maître en droit; — Le Cadi dupé; — On ne s'avise jamais de tout; — Le roi et le fermier; — Rose et Colas; — Aline reine de Golconde; — L'isle sonnante; — Le deserteur; Le faucon; — Felix ou l'enfant trouvé, la belle Arsene; u. s. w. Von Instrumentalsachen kennt man von ihm wenig oder gar nichts.

Monsireigne, franz. Dorf, Dep. Vendée, Bez. Bourbon=Vendée; 750 Einw.

Mons Jovis (mittl. Geogr.), s. v. a. cottische Alpen.

Monslemine (Monselemin), afrikan. Beduinenstamm, an dem nördl. Rande der Sahara, betriebsam, treibt Ackerbau u. Handel.

Mons Lunae, **M. Martis**, **M. Mercurii**, **M. Sarturni**, **M. Solis**, s. Chiromantie.

Mons Mariorum (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica am Mons Marianus und an der von der Mündung des Anas nach Emerita führenden Straße; jetzt Marines in der Sierra Morena.

Monsol, französ. Flecken, Dep. Rhône, Hauptort eines Kantons; 1180 Einw.

Monson (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Maine, Grafsch. Piscataquis; 1840: 550 Einw.; — 2) Ort das., Staat Massachusetts; Grafschaft Hampden; 1820: 1650, 1840: 2150 Einw.

Monsoons (Phys.), s. v. a. Moussons.

Mons oppius, s. Rom (a. Geogr.).

Mons pileatus, Berg, s. v. a. Pilatusberg.

Mons regalis, von König Balduin I. von Jerusalem 1115 in Idumäa gegründetes, von Saladin unter Amalrich und Balduin IV. belagertes Kastell, als Hauptstadt von Syria Sobal auch Sobal genannt, wahrscheinlich das noch trefflich erhaltene as Schaubekh.

Mons Sacer (a. Geogr.), s. Sacer mons.

Mons Salvatoris (Sagengeschichte), s. Gral.

Mons Seleucus (a. Geogr.), Stadt in Gallia Narbonensis an der Straße von Ticinum nach Lugdunum zwischen Vapincum und Lucus, bei welcher Magnentius zum zweiten Male geschlagen wurde; vielleicht das heutige Montmaur.

Mons Siliois (a. Geogr.), Kastell in Venetia am Flusse Medoacus; j. Monselice.

Monstab, sachsen=altenburg. Pfarrdorf, Amt Altenburg; 240 Einw.

Monstein, schweiz. Dorf, Kant. Graubünden, im Hochgericht Davos, am Landwasser; 170 Einw.

Monster, niederländ. Dorf, Prov. Süd=Holland, nordwestl. von Rotterdam; 830 Ew.

Monsterås, schwed. Flecken, Kalmar=

Län, nördl. von Kalmar, am Kalmar-Sund, mit kleinem Sundhafen; Handel mit Holz; 200 E.

Monstranz (v. Lat., Kirchenw.) oder Allerheiligstes, heißt bei den Katholiken das meistens aus Gold, Silber oder anderem edlen Metall verfertigte, in reichen Kirchen mit Edelsteinen besetzte Gefäß, worin die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Dasselbe wird in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossen, darf nur von einem mit den Weihen versehenen Priester berührt und muß von jedem Katholiken durch Kniebeugung verehrt werden. Ueber die Forderung einiger katholischen Regenten paritätischer Staaten, daß auch der nicht katholische Soldat im Dienste vor der M. die Kniebeugung zu vollziehen habe und die dadurch hervorgerufenen Verhandlungen s. Kniebeugung.

Monstrativ (v. Lat.), was, unmittelbar auf sinnlicher Wahrnehmung beruhend, gewiß ist, im Gegensatz von Demonstrativ, was des Beweises bedarf.

Monstre (franz.), s. v. a. Ungeheuer.

Monstrelet, Enguerrand de, französ. Chronikenschreiber, geb. um 1390 in Ponthieu, verwaltete mehre Civilämter in Cambray, trat 1444 in den Maltheserorden, † 1453; schr. eine Chronik von Frankreich, welche die Jahre von 1400 — 1453 umfaßt und für die Geschichtsforschung eine wichtige Quelle darbietet, auch von Andern bis 1516 fortgesetzt worden ist. Ausgaben derselben sind von J. Petit u. Lenoir, 1512; v. Fr. Regnault 1518, 3 Bde., Fol.; v. Pierre l'Huilier, Par. 1572, besorgt worden; eine englische Uebersetzung gab Thom. Johnes 1809 heraus.

Monströs (v. Lat.), mißgebildet.

Monstrosität (Monstrositas), Mißbildung (s. d.).

Monstrum (lat.), 1) Mißgeburt; — 2) alles Seltsame, Wunderbare überhaupt.

Monsune (Phys.), s. v. a. Moussons.

Mons veneris, 1) (Anat.), Venusberg, Schamhügel, Schooßhügel, s. Geschlechtstheile; — 2) (Chirom.), s. Chiromantie.

Mont ...., damit anfangende geographische Namen, welche sich hier nicht finden, s. unt. Mon...., Monte...., und wenn es Namen von Bergen sind, unt. d. Hauptnamen.

Mont, le, schweiz. Ort, Kant. Waadt, Bez. Lausanne; 880 Einw.

Mont (Biogr.), François du, französ. Bildhauer, geb. 1687, ward 1712 Mitglied der Akademie, nachdem er als Aufnahmestück einen den Himmel stürmenden Riesen geliefert hatte. Später fertigte er die vier kolossalen Statuen der Apostel Petrus, Paulus, Johannes und Josephs in den Nischen der Seitenportale von St. Sulpice, und in der Dominikanerkirche zu Lille das Grabmonument des Prinzen v. Soubise. Er † 1726.

Monta, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Coni; 2500 Einw.

Montabaur (Geogr.), 1) nass. Amt, hat nahe an 3 □M. und in 36 Gemeinden über 17,000 größtentheils kathol. Einw.; — 2) Amtsstadt das., auf dem Westerwalde, mit 2 Vorstädten, Schloß, 3 Kirchen (Georgskirche mit altdeutschen Gemälden), Realschule, Hospital, Sauerbrunnen, Kupferbergwerk, Gestüte, Papier-, 2 Walkmühlen, Ziegelei, Forstinspektion, Oberförsterei, Post; 2750 Einw.

Montabert, Jacques Nicolas Paillot de, französ. Maler, geboren 1773 zu Troyes, lernte unter David, brachte mehre Bilder zur Ausstellung, worunter die vorzüglichsten: Jupiter 1801; Antiochus und Stratonice 1804; Genovefa v. Brabant 1808; Leda 1810; Diana bei Endymion (enkaustisch); schrieb auch ein umfassendes Werk über die Malerei unter dem Titel: Traité complet de la peinture, 9 Bde., 8., mit vielen Kupfertafeln, Par. 1829 f., und gab sich viel Mühe, die enkaustische Wachsmalerei zu vervollkommnen.

Montafia, ital. Dorf, Königr. Sardinien, nordwestl. von Campobasso; 2900 Einw.

Montafon, österreich. Landgericht, Vorarlberg, im gleichnam. Thale (rauh und eng) mit 10 □M. und 8700 Einw. Das Landgericht hat seinen Sitz zu Schruns.

Montag, s. Wochentage.

Montagano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Sannio, nordöstl. von Campobasso; 2900 Einw.

Montagna (Biogr.), 1) Benedetto, Maler und Kupferstecher, geboren zu Vicenza, um 1458, blühete von 1524 — 1530, und soll 1530 in Verona gestorben seyn. Seine Gemälde sind sehr selten. Förster nennt in seinem Reisehandbuche nach Italien nur zwei: die Dreieinigkeit und die Madonna mit Johannes, im Dome zu Vicenza, und einige Heilige in S. Corona daselbst. Bartsch, P. gr. XIII, 333 ff. beschreibt 33 Blätter von ihm, welche zwar hart und kalt in der Behandlung, aber mit Sorgfalt gestochen und im Geschmacke der venetian. Schule gehalten sind. Er bildete sich zum Theil nach Albrecht Dürer und zeigt in der Technik gegen Mantegna einen großen Fortschritt. Blätter: das Opfer Abrahams; David knieend mit der Harfe; Christi Geburt; Christus am Oelberg; die heil. Jungfrau, von 6 Engeln und 4 Cherubim umgeben; die heil. Familie; einige Darstellungen aus der Mythologie. Er schnitt auch in Holz, und die sehr seltene Hypnerotomachia Poliphili (2. Ausg., Vened. 1545, 4.) soll sein Werk gewesen seyn. — 2) Bartolomeo, Maler von Vicenza, ein für seine Zeit sehr bedeutender Künstler, soll um 1489 geboren und 1522 gestorben und ein Schüler Andrea's Mantegna's gewesen seyn. In seinen Gemälden gibt sich eine schlichte und ernste Auffassungsweise kund, aber die Färbung ist etwas monoton. Im berliner Museum sind zwei große Altargemälde von ihm, eine Madonna auf dem Throne, von Heiligen umgeben, und eine Krönung derselben mit St. Peter und Paulus. Minder bedeutend ist ein Bild der von Engeln emporgetragenen Magdalena. In Italien, namentlich zu Vicenza finden sich noch mehre Werke von ihm, die meistens noch sehr in dem alten Style gehalten sind. — 3) Rinaldo della, oder il Montagna, ein Holländer, kam in jungen Jahren nach Italien, und malte bald in dieser, bald in jener Stadt, †

1644 zu Padua. Seine Werke bestehen in Marinen, und diese wurden häufig mit jenen seines Landsmannes Tempesta verwechselt. Zu Florenz und Padua, Venedig, Bologna u. s. w. sind Bilder von ihm zu finden.

Montagnac (Geogr.), 1) französ. Stadt, Depart. Hérault, Bez. Béziers, links am Hérault; Branntweinbrennerei, Oel, Verdetfabr., Weinhandel; 3470 Einw.; — 2) Flecken das., Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; 1190 Ew.; — 3) Dorf das., Dep. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve-d'Agen; 1940 Einw.; — 4) M. sur l'Auvignon, Dorf das., Bez. Nerac; 880 E.

Montagnana (Geogr.), 1) italien. Stadt, lombard.-venetian. Königreich, Delegat. Rovigo, am Frassine; Seidenspinnerei, Wollzeuch- und Hutmanufaktur, Gerberei, Handel mit Seide, Hanf, Getreide; 8250 Einw.; — 2) Flecken das., Modena, südwestl. von Modena.

Montagne (Geogr.), 1) frz. Landstrich, Dep. Cote d'or, mit den Städten Chatillon u. Bar sur Seine; — 2) M. de St. George, französ. Dorf, Dep. Gironde, Bez. Libourne; 1830 E.

Montagne (Biogr.), Michel de, s. v. a. Montaigne.

Montagne inaccessible, s. Dauphiné (Geogr.).

Montagne sur Odet, s. v. a. Quimper.

Montagnes d'Estere, Gebirg, s. Var.

Montagnes Russes (franz.), s. v. a. Rutschberge.

Montagnetücher, gemeine Sorten franz. Tücher, die im Oberlanguedoc, besonders um Limour, gewebt werden. Sie kommen auf die Messen zu Pézénas, Beaucaire und Bordeaux, und gehen meist in die Provence und nach Italien.

Montagnewein, eine Art weißer und rother Champagnerweine, die um Rheims gewonnen und in etwas kleinern Gebinden als die übrigen Sorten dieser Provinz ausgeführt werden. Die vorzüglichsten Arten, welche die besten Weinberge haben, sind: Mailly, Versenay, Versy, Si ery, Troispuits u. a. m.

Montagnola, schweiz. Ort, Kant. Tessin, Bez. Lugano; 520 Einw.

Montagny (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Loire, Bez. Roanne; 1740 Einw.; — 2) Dorf das., Depart. Oise, Bez. Beauvais, Steinbrüche, welche 3000 Fuß tief in die Erde gehen; — 3) Montenach, schweiz. Gemeinde, Kant. Freiburg, Bez. Domprierre, westlich von Freiburg; umfaßt M. les Monts, mit 501 Einw., und M. la Ville mit 230 Einw.

Montagrier, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Riberac; 830 Einw.

Montagu (Biogr.), s. Montague.

Montague (Geogr.), 1) austral. Insel, im gr. Südocean, östl. von Neu-Holland; — 2) Insel das., Neu-Hebriden, nördlich von der Insel Sandwich; — 3) Golf das., Neu-Holland, an der Nordwestküste; — 4) nordamerik. Ort, V. St., Staat Massachussets, Grafsch. Franklin, am Connecticut, der hier einen 60' hohen Fall bildet; 1820: 1070, 1840: 1260 E.; — 5) Ort das., Staat New-Jersey, Grafsch. Sussex; 1840: 1030 Einw.; — 6) südamerik. Vorgeb., Patagonien, an der Küste.

Montague (Biogr.), 1) Eduard, stammte aus derselben Familie, wie die Grafen von Halifax u. Manchester, geb. um 1495 zu Bridgstock in der Grafschaft Northampton. Er widmete sich der advokatorischen Laufbahn, ward Mitglied des Unterhauses und war gerade Präsident desselben, als Heinrich VIII. in dringender Geldverlegenheit eine Subsidienbill einbrachte, welche aber zurückgewiesen ward (1523). Da M. einen großen Einfluß ausübte, so ließ ihn der König, über die Zurückweisung seiner Bill erzürnt, vor sich rufen und drohete ihm mit dem Tode, wenn er nicht sofort die Bill durchbringe. M., welcher Heinrichs Heftigkeit und Grausamkeit genugsam kannte, wirkte am folgenden Tage im Unterhause so erfolgreich für die Bill, daß sie durchging. Er wurde einige Jahr später zur Ritterwürde und zum Advokaten des Königs erhoben und mit mehren Gütern ausgestattet, welche den von Heinrich VIII. aufgehobenen Abteien gehört hatten. Nachdem er darauf mehre Jahre Präsident der Kingsbench gewesen, legte er diese Stelle 1545 nieder und ward in demselben Jahre Mitglied des geheimen Raths, in welcher Stellung er sich der Gunst des Königs in solchem Maße erfreute, daß ihn dieser zu einem der 16 Vollstrecker seines Testaments ernannte, welche nach Heinrichs Tode die eigentlichen Regenten des Königreichs waren. Als sich 1549 eine geheime Verbindung gegen den Protektor Sommerset bildete, schloß sich M. derselben an und trug zu dessen Sturz nicht wenig bei. Northumberland nahm darauf Sommersets Stelle ein und beschloß bei der wankenden Gesundheit des jungen Königs Eduard, die Thronfolge zu Gunsten der Johanna Grey, welche er mit seinem Sohne, dem Lord Guilford Dudley vermählt hatte, zu ändern. M. u. die andern Chefs der Verwaltung weigerten sich geraume Zeit, diesen Schritt gut zu heißen, und riethen, die Sache dem Parlament vorzulegen. Da aber der Protektor auf seinem Vorhaben beharrte, so schlug M. vor, daß eine königliche Kommission die Richter ersuchen sollte, jenen Akt der Thronfolgeänderung zu unterschreiben, und unmittelbar darauf ihnen für jede Beeinträchtigung fremder Rechte, deren sie sich dadurch etwa schuldig gemacht haben könnten, Verzeihung zugesichert werden sollte. Dieser Vorschlag fand Beifall und die Prinzessinnen Marie und Elisabeth wurden von der Thronfolge ausgeschlossen und Johanna Grey auf den Thron berufen. Aber dieser Triumph Northumberlands war von kurzer Dauer. Nach Eduards VI. Tode gelang es der Prinzessin Maria, mit Hülfe der über Sommersets Anmaßung unzufriedenen Barone das Projekt desselben zu vereiteln. M. ward für seine Fügsamkeit gestraft, in den Tower gesperrt und seiner Aemter entsetzt. Doch dauerte seine Gefangenschaft nicht lange. Nach seiner Freilassung zog er sich in die Grafschaft Northampton zurück und † 1556. — 2) Eduard, Graf von Sandwich, s. Sandwich [Biogr., 1)]. — 3) Charles M., Graf von Halifax, s. Hali-

fax [Biogr. 2)]. — 4) Marie Pierrepont, Lady Wortley, eine durch ihre Schriften, wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, die Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston, geboren 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham. Sie zeigte schon in früher Jugend vortreffliche Anlagen, denen eine sorgfältige Erziehung zu Hülfe kam. Sie lernte griechisch, lateinisch, französisch, italienisch und deutsch und machte in allen diesen Sprachen schnelle Fortschritte. Uebrigens brachte sie ihre Jugend in Zurückgezogenheit zu u. kam mit der Welt wenig in Berührung, bis sie, durch Schönheit und Geist ausgezeichnet, sich mit dem jungen Lord Edward Wortley M., einem gebildeten und talentvollen Manne, verheirathete (1712). Sie bewog ihren Gemahl, sich der politischen Laufbahn zu widmen. Seine Talente und Kenntnisse brachen ihm bald Bahn, er ward Lord der Schatzkammer und einige Zeit darauf Gesandter in Konstantinopel (1716). Seine Gemahlin folgte ihm dahin durch Holland, Ungarn und Deutschland nach. Zu Konstantinopel erlernte sie die türkische Sprache und mit solchem Erfolge, daß sie dieselbe nach Verlauf eines Jahres nicht nur verstand, sondern auch selbst sprach. Der Sultan Achmed erlaubte ihr, den Harem zu besuchen, wo sie mit der Sultanin-Favorite Fatima Freundschaft schloß. Die öfteren Besuche, die sie dem Sultan machte, veranlaßten üble Gerüchte über sie, die aber wahrscheinlich alles Grundes entbehrten. Zu Beligrad, einer kleinen Stadt in der Nähe von Konstantinopel, lernte sie die in der Türkei schon längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie sammelte viele Dokumente über dies Verfahren und war in dem Grade von der Wirksamkeit desselben überzeugt, daß sie ihren eigenen Sohn impfen ließ. Sie beschloß die Schutzpockenimpfung auch im Abendlande einzuführen, als das sicherste Mittel, der furchtbaren Blatterseuche Einhalt zu thun, hatte aber dabei einen hartnäckigen Widerstand zu überwinden. Als ihr Gemahl 1719 nach einem dreijährigen Aufenthalt in Konstantinopel abberufen ward, bereiste sie mit demselben die Küsten des Mittelmeeres und kehrte über Italien und Frankreich nach London zurück. Ihr Gemahl verfolgte daselbst seine politische Karriere, sie aber folgte ihrer Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung und versammelte zu Twickenham, ihrem reizenden Landsitz, einen Kreis geistreicher Schriftsteller um sich, unter denen besonders Addison, Steele, Young und Pope zu nennen sind. Die piquanten Scherze, welche sich M. gegen Letzteren erlaubte, erbitterten ihn so, daß er sich durch beißende Satyren an ihr rächte, was einen förmlichen Bruch zwischen ihnen zur Folge hatte. Hierdurch, so wie durch die Niederlage der Whigs, deren Grundsätze sie mit Eifer vertrat, und durch Zerwürfnisse mit ihrem Gatten ward sie bewogen, sich nach Italien zu begeben, wo sie bald zu Venedig, bald zu Lovère am Iseosee 22 Jahre unter wissenschaftlichen und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, wo sie aber schon den 21. Aug. 1762 †. Sie hinterließ Briefe über ihre Reise nach der Türkei und poetische Fragmente, die sie ohne Zweifel für die Publikation durch den Druck bestimmt und einem holländischen Geistlichen anvertraut hatte. Die erste, doch unvollständige und wahrscheinlich auch unrechtmäßige Ausgabe ihrer Werke ward durch Becket (3 Bde., Lond. 1763) veröffentlicht; eine zweite Ausgabe besorgte Cleveland 1767 in 4 Bänden, von denen der letzte die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber vom Herausgeber selbst verfaßt worden war. Die erste eigentlich rechtmäßige Ausgabe erschien unter dem Titel: The lettres and other works of the Lady Mary Wortley M. (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) und ward von ihrem Schwiegersohne, dem Grafen Bute, besorgt. Später gab Whaancliff ihre Briefe und sonstigen Werke heraus (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1837). Ihre Dichtungen sind unbedeutend; in ihren Briefen dagegen zeigt sich eine tüchtige klassische Bildung, ein kühner, männlicher Geist und eine seltene Energie des Ausdrucks. Als Weib neigte sie sich besonders späterhin zur Unzufriedenheit und Bizarrerie hin. — 5) Eduard Wortley, Sohn der Vorigen, geboren 1715 zu Warncliffe-Lodge bei Sheffield, machte sich durch seine seltsamen Abenteuer, die sein ganzes Leben erfüllten, merkwürdig. Einige haben ihn, aber wahrscheinlich mit Unrecht, für die Frucht der Besuche seiner Mutter im großherrlichen Serail ausgegeben. Nach ihrer Angabe soll er 1718 in Konstantinopel geboren u. die Veranlassung geworden seyn, daß sein Vater, der ihn nicht als seinen Sohn anerkennen wollte, sich von seiner Mutter scheiden ließ. Er zeigte schon in früher Jugend ein excentrisches, bizarres Wesen, welches jeder festen Lebensordnung widerstrebte. Als seine Aeltern 1719 nach London zurück gekehrt waren, besuchte er einige Jahre die Schule von Westminster, verschwand aber, noch im zarten Knabenalter stehend, plötzlich, und ward trotz der eifrigsten Nachforschungen erst nach Jahresfrist zufälliger Weise, als er eben in den Straßen Londons, im Dienste eines Fischhändlers Fische zum Verkauf ausbot, entdeckt. Man brachte ihn zu seinen Aeltern zurück, aber er entlief bald von Neuem und begab sich, ein zehnjähriger Knabe, auf ein Schiff, welches eben nach Oporto segelte. Kaum hatte er hier das Land betreten, so entwischte er dem Schiffsherrn, um in einem Lande, dessen Sprache er nicht einmal verstand, Abenteuern nachzujagen. Er nahm, da es gerade um die Zeit der Weinlese war, bei Winzern Dienste, bei denen er sich zwei bis drei Jahre aufhielt, bis er eines Tages, als er belastete Esel nach einer englischen Faktorei an der Küste geführt hatte, hier seinen ehemaligen Schiffsherrn antraf und von ihm erkannt ward. Er wurde wider seinen Willen nach England zurückgebracht, wo ihn seine, über sein Verschwinden trostlosen Aeltern mit Liebkosungen überhäuften. Aber der junge M., ausschließlich von seinem abenteuerlichen Hang beherrscht, entlief nochmals u. verdingte sich diesmal als Matrose auf einem in das Mittelmeer bestimmten Schiffe. Sein Va-

ter, über eine solche Halsstarrigkeit erzürnt, hatte den Sohn schon verloren gegeben, als derselbe von einem Hausfreunde, Namens Forster, wieder ins väterliche Haus zurückgebracht ward. Um nun seiner Wanderlust Genüge zu leisten, schickte man ihn in Begleitung desselben Freundes nach Westindien, wo er einige Jahre zubrachte. Trotz seines unsteten Lebens lernte er tüchtig Lateinisch u. Griechisch, und als er nach England zurückkam, schien er von seinen Thorheiten geheilt zu seyn. Seine Aeltern verschafften ihm ein öffentliches Amt und eine Stelle als Hofkavalier. Aber bald stürzte er sich wieder in Extravaganzen jeder Art; er spielte, machte Schulden, verließ deshalb England und ging nach Paris, wo ihn sein erstes Abenteuer in den Kerker führte. Mit mehren Komplicen sollte er einen reichen Juden in ein Spielhaus gelockt, daselbst betrunken gemacht und dann seines Geldes und seiner Kleinodien beraubt haben. Doch wußte er sich aus diesem schimpflichen Handel herauszuziehen und kehrte nach London zurück, wo er ungeachtet des auf ihm haftenden Schandfleckens (1754) ins Parlament gewählt ward. Das pariser Chatelet schien ihm weitere Abenteuer verleidet zu haben; er zog sich in die Einsamkeit des Landlebens zurück, beschäftigte sich mit geschichtlichen Studien und schrieb ein gehaltreiches Buch: Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics (Lond. 1759; franz., Par. 1769 und 1793). Einige Zeit darnach starb sein Vater und hinterließ ihm von seinem Reichthum nur 1000 Pfd. Revenuen; seine Mutter aber, welche ein Jahr später starb, vermachte ihm nur eine Guinee, indem sie ihre Tochter, welche sich mit dem Grafen Bute vermählt hatte, zur Erbin einsetzte. Aber der Graf von Bute war edelmüthig genug, seinem Schwager einen ansehnlichen Theil der Erbschaft zu überlassen. Hierdurch Herr eines immerhin beträchtlichen Vermögens, begann M. sein abenteuerliches Leben von Neuem. Seine Wanderungen auf dem Kontinent von Europa waren so vielfach, daß man ihm nicht wohl überall hin zu folgen vermag. Im J. 1762 befand er sich in Turin, von wo er an den Grafen von Macclesfield zwei Briefe archäologischen Inhalts richtete, welche auch im Drucke erschienen. Dann durchreiste er Palästina, Aegypten und Armenien und verfolgte mit dem alten Testamente in der Hand den Zug der Israeliten durch die Wüste. Er ließ sich den Bart wachsen, trug sich armenisch und genoß nichts als Reiß, Wasser und Kaffee. Im J. 1765 kam er nach Venedig zurück und machte dort den begeisterten Lobredner der einfachen Sitten des Orients. Doch scheint sein eigenes Leben kein sittliches gewesen zu seyn. Wenigstens erzählt Winckelmann in seinen Briefen von ihm, daß er zu Alexandrien die schöne Gattin des dänischen Konsuls, nachdem er diesen unter dem Vorwand wichtiger Kommissionen zu entfernen gewußt und die Frau mit der falschen Nachricht vom Tode ihres Mannes getäuscht, entführt und sich mit ihr verheirathet habe. Er selbst schweigt zwar von diesem Bubenstreich, gesteht aber in einem Briefe an P. Lami, daß er auf seinen Wanderungen die verschiedenartigsten Rollen gespielt habe. In Deutschland machte er den Stallknecht, in Holland den Postillon, in der Schweiz den Bauer, in Paris den Stutzer, in Hamburg den eifrigsten Lutheraner, in Rom den Abbé und in der Türkei den gläubigen Muselmann. In der anglikanischen Kirche erzogen, ward er dem Gerüchte nach in Italien katholisch und in der Türkei Bekenner des Islam. Wenigstens schien ihm letzterer den Vorzug vor allen anderen Religionen zu verdienen und er beobachtete die Gebräuche desselben gewissenhaft bis an seinen Tod. Man behauptet sogar, daß er von Seiten der Pforte eine Pension bezogen habe als der vorgebliche Sohn des Großherrn. Man sagt, daß er auch seine Gemahlin zum Islam habe bekehren wollen. Mit einem Diener, einem fast schwarzen Knaben, Namens Fortunatus, der sein Sohn gewesen seyn soll und von ihm in dem mohammedanischen Religionsbekenntniß erzogen ward, sprach er nur arabisch, was er gründlich verstand. Doch blieb er trotz seiner Anhänglichkeit an den Islam ein großer Liebhaber archäologischer Studien und schrieb für die Akademie zu London mehre Abhandlungen über ägyptische Alterthümer. Nachdem er in den Jahren 1766 bis 1773 eine neue Reise in den Orient gemacht, kehrte er nach Italien zurück in der Absicht, sich zu einer Wallfahrt nach Mekka zu rüsten. In Venedig empfing er den Herzog von Hamilton, welcher seinen sonderbaren Landsmann kennen zu lernen wünschte, ganz auf türkische Art und pries die Türken als die gastfreundlichsten, edelsten und weisesten Menschen. In Padua fanden seine Wanderungen ihr Ziel; er † das. 1776 d. 2. Mai, u. zwar an einem Rebhuhnknochen, der ihm im Halse stecken geblieben war. Sterbend bekannte er sich als gläubigen Muselmann, ward aber dessen ungeachtet in einem Kloster zu Padua beigesetzt, wo noch späterhin eine marmorne Tafel mit einer Inschrift sein Grab anzeigte. In seinem Testamente erkannte er den oben genannten Fortunatus, einen Sohn, der sich in Indien aufhielt und seinen Namen trug, u. eine Tochter, welche in einem römischen Ursulinerinnenkloster den Schleier genommen hatte, als seine Kinder an. Eine detaillirte Biographie von ihm findet sich in Nichols Liberary anecdotes of the eigtheenth century (Bd. 4, Lond. 1812, 4.). Seine antiquarischen Werke erschienen in den Schriften der königl. Akademie.

Montaigne (Geogr.), Gebirg, s. Neuholland.

Montaigne (Biogr.), Michel Eyquem de, geistreicher französischer Moralphilosoph, geb. den 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Périgord. Sein Vater, welcher eigenthümliche Ansichten über Pädagogik hatte, ließ ihn von früher Jugend an von einem deutschen Lehrer unterrichten, welcher nur lateinisch mit ihm sprechen durfte. So erlernte der Knabe auf dieselbe Weise, wie man die Muttersprache zu erlernen pflegt, zuerst die lateinische, dann auch die französische und griechische Sprache. In

seinem 10. Jahre kam er auf das Collège zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer waren. Schon damals soll er durch seine Fertigkeit im Lateinischsprechen sogar einem Muret Respekt eingeflößt haben. Nachdem er in einem Alter von 13 Jahren seine Schulstudien beendigt hatte, widmete er sich nach dem Wunsche seines Vaters dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und erhielt schon 1554 die Stelle eines Raths im Parlament zu Bordeaux. Dem scholastischen Formenwesen des Geschäftsganges abgeneigt, wandte er sich indeß mit Vorliebe dem Studium der alten Philosophie zu und trat mit gleichgesinnten Männern, wie Pasquier, Pibrac, Paul de Foix u. A., in engen Verkehr. Die innigste Freundschaft aber schloß er mit Etienne de Laboëtie. Schon stand er als einer der besten Köpfe Frankreichs in großem Ansehen, selbst bei Hofe. Auf den Wunsch seines Vaters arbeitete er eine treffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569) aus. Um aber ungehindert seiner Neigung nachleben zu können, legte er nach dem Tode seines Vaters sein Amt nieder und zog sich auf sein Stammschloß Montaigne zurück, wo er in beschaulicher Muße lebte, die selbst durch die Stürme der damaligen Hugenottenkriege nicht unterbrochen ward. Er gab damals die hinterlassenen Schriften seines Freundes Laboëtie († 1563) heraus (Bordeaux 1571); auch schrieb er um dieselbe Zeit die zwei ersten Bücher seines berühmten Werks Les essais de messire Michel, seigneur de M. (2 Bde., das. 1580). Um seinen Gesichtskreis zu erweitern, machte er seit 1580 mehre Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz. Allenthalben ward er mit großer Auszeichnung aufgenommen, und in Rom verlieh ihm der Papst sogar das Bürgerrecht. Im Jahr 1581 ward er von den Bürgern zu Bordeaux zum Maire erwählt und bekleidete dieses Amt mehre Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit. In Angelegenheiten der Stadt ward er auch an den Hof gesandt und erhielt bei dieser Gelegenheit von Karl IX. den St. Michaelsorden. Später zog er sich wieder auf sein Schloß zurück, ward jedoch jetzt durch die blutigen Bürgerkriege, welche auch sein Asyl nicht mehr verschonten, aus seiner philosophischen Beschaulichkeit mehre Male unangenehm aufgeschreckt. Er suchte zwischen den kämpfenden Parteien als unbefangener Vermittler zu wirken, aber gerade weil er weder Katholik, noch Protestant seyn wollte, ward er von beiden Theilen verschmäht u. verfolgt. In dieser stürmischen Zeit erschien das dritte Buch seiner Essais (Par. 1588). Seine der Zeit vorauseilenden freieren Ansichten erweckten ihm zwar viele Gegner, doch fand er bei seinen tiefer blickenden Zeitgenossen die größte Anerkennung, wie selbst Theologen seine Bekanntschaft suchten und Justus Lipsius ihn über die 7 Weisen zu setzen pflegte. In seinen letzten Lebensjahren von heftigen Steinschmerzen geplagt, † er den 13. September 1592 auf seinem Stammsitze, äußerlich den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche zugethan. Seine fille d'alliance oder Adoptivtochter, von der das 11. Kap. des zweiten Buchs seiner Essais handelt, war Mademoiselle de Gournay. Er hinterließ aber auch eine leibliche Tochter Leonore. M. eröffnete in Frankreich die Reihe der selbstständigen und originellen Denker und brach dem als Schulphilosophen noch berühmteren des Cartes die Bahn. Mit der altklassischen Literatur innig vertraut und ein erfahrener und scharfsinniger Beobachter des menschlichen Treibens, war er frei von der politischen und kirchlichen Befangenheit seiner Zeitgenossen und wandte, dem sterilen Scholasticismus seiner Zeit abhold, den Blick auf das eigene Innere. Er war unter den Franzosen der Erste, welcher, die Schranken des verjährten Auktoritätsglaubens überschreitend, die Bahn freierer Forschung betrat. Seine Essais, die der Kardinal du Perron das Brevier aller rechtschaffenen Menschen zu nennen pflegte, gehören zu den bedeutendsten moralphilosophischen Werken der neueren Zeit und bieten nicht bloß dem praktisch thätigen Weltbürger, sondern auch dem strengen Denker reichen Stoff dar. M.'s Styl ist zwar weder korrekt, noch eigentlich edel, aber einfach, lebhaft und kraftvoll. Hin und wieder ist sein Ausdruck nachlässig u. schwerfällig, dann aber auch wieder von unübertrefflicher Grazie, gewaltiger Energie und einer außerordentlichen Fülle, so daß seine Werke mit Recht noch jetzt als eine Schatzkammer der französischen Sprachbildung benutzt werden. Von jeher allem Zwange abhold, verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder ein streng systematisches Gewand zu geben. Was er dachte und empfand, zeichnete er nach Laune und Zufall auf, und so gibt er gleichsam ein psychologisches Gemälde, worin seine eigene Individualität den Mittelpunkt bildet. Das Ungeordnete, Willkürliche, was er in seiner Darstellung wohl selbst tadelt, hält man ihm aber in Anbetracht seines treffenden Urtheils, seines feinen Gefühls, seiner lebhaften Einbildungskraft und seiner liebenswürdigen Naivetät gern zu gut. Der spekulativen Philosophie war er abhold, hing auch sonst keinem bestimmten Systeme an, sondern huldigte einem konsequent durchgeführten Skepticismus. Auch in politischer und religiöser Beziehung war er völlig indifferent, in moralischer aber neigte er sich zum Epikureismus. — Von seinem Tode an bis zum J. 1837 erschienen von seinen Essais 75 vollständige Ausgaben, von denen wir nur die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818) u. Victor Leclerc (5 Bde., das. 1826—29) erwähnen. Die lesbarste deutsche Uebersetzung lieferte Bode in „M.'s Gedanken und Meinungen" (6 Bde., Berl. 1793). Sein später zufällig aufgefundenes Journal du voyage de Michel M en Italie par la Suisse et l'Allemagne ward durch Guerlon (Par. 1774) veröffentlicht.

Montaigu (Geogr.), 1) zwei franz. Dörfer, a) Dep. Aisne, Bezirk Laon, 620 Einw.; — b) Dep. Manche, Bezirk Valognes, 1250 E.; — 2) Stadt das., Dep. Tarn-Garonne, Bez. Moissac, an der Senne; Wollzeuchweberei, Gerberei; 4070 Einw.; — 3) Stadt das., Dep. Vendée, Bez. Bourbon-Vendée, an der Maine; 1520 Einw.; hier Schlacht den 27. Septbr. 1793 zwischen der republikanischen Ar-

mee und den Royalisten, worin erstere geschlagen wurde; — M. les Combrailles, Stadt, das. Dep. Puy de Dôme, Bez. Riom; 1580 Einw.; — 5) belg. Stadt, Süd-Brabant, Bez. Löwen; Wallfahrtskirche; 2100 Einw.

Montaiguet, franz. Flecken, Dep. Allier, Bez. la Palisse; 870 Einw.

Montaigut (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Puy de Dôme, Bez. Riom, auf einem hohen Berge; Gewehrfabrik; 1650 Einw.; — 2) Ort das., Bezirk Issoire; Steinkohlengruben; 1500 Einw.; — 3) s. Montaigu.

Montaimond, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen; 1490 Einw.

Montal, le, franz. Dorf, Dep. Lot, Bezirk Cahors; 1500 Einw.

Montalban, Montalvan, span. Flecken, Aragon, Provinz Teruel; Marmorbrüche, Alaunminen, Mineralquellen; 3700 Einw.

Montalbancjo, span. Flecken, Neukastilien, Prov. Cuenca; 2020 Einw.

Montalbania (Bot.), nach Necker, Pflanzengatt., s. v. a. Clerodendrum Siphonanthus.

Montalbano (Geogr.), 1) ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, südl. von Pisticcio; 2680 Einw.; — 2) Flecken das., Sicilien, Intend. Messina; 1400 Einw.

Montalbo, span. Flecken, Neukastilien, Prov. Cuenca, südöstl. von Huete; 1100 Ew.

Montalbodo, ital. Flecken, Kirchenstaat, Legat. Ancona, nordwestl. von Ancona, mit verschiedenen umliegenden Häfen; Tabaksbau; 4000 Einw.

Montalceto (Balneol.), ital., die Mineralquellen liegen in Toskana, 20 Miglien von Siena. Man unterscheidet drei, nämlich: 1) Die Badequelle (Bagni di Montalceto) entspringt in einer Höhle aus Travertino, welche hier von Thon bedeckt wird. Die Höhle kann wegen des mit der Quelle sich stark entwickelnden kohlensauren Gases nicht betreten werden. Das Wasser ist trübe, hat einen säuerlich zusammenziehenden Geschmack, einen leichten Schwefelgeruch und die Temperatur von 17° R. — 2) Die Quelle Poggio pinci entspringt in der Nähe der ersten in einem kleinen Thale. Ihr Wasser ist klar, hat einen merklichen, säuerlichen Geschmack, einen leichten Schwefelgeruch und die Temperatur von 17° R. — 3) Die dritte Quelle, Noceto, hat ihren Namen von dem nahe gelegenen Noceto, von welchem sie südwestlich entspringt. Ihr Wasser ist etwas trübe, schmeckt eisenhaft und hat eine Temperatur von 20° R. Das Mineralwasser, das als Bad und Douche, aber nicht als Getränk benutzt wird, rühmt man gegen hartnäckige rheumatische und gichtische Leiden, Lähmungen, chronische Hautausschläge, Leukorrhöe und Chlorose. Der hier gewonnene und benutzte Badeschlamm besitzt eine große Menge kohlensauren und schwefelsauren Kalk, wenig Eisen, etwas Chlornatrium, schwefelsaure Talkerde und schwefelsaures Natron.

Moltalcino (Geogr.), 1) ital. Capitanat, Toskana, Compartimento Siena; — 2) Stadt das., südöstl. v. Siena; Bischofssitz, Kathedrale; vorzüglicher Muskat-Wein; 6560 (3000) Einw.

Montaldo (Gesch.), 1) Leonardo, 1383 — 1384 Doge von Genua; — 2) Antonio, 1392 — 1394 Doge das., s. Genua, Gesch.

Montale, ital. Flecken, Toskana, nordwestlich von Florenz; 400 Einw.

Montalegre, südamerikan. Villa, Brasilien, Prov. Para, am Amazonenstrom, in welchen der Garupatuba mündet; Landbau (Mandioca, Baumwolle, Kaffee, Kakao).

Montalembert (Geogr.), franz. Dorf, Dep. Deux-Sèvres, Bez. Melle; 880 Einw.

Montalembert (Biogr.), 1) Marc René, Marquis de, ausgezeichneter Ingenieur, geb. den 15. Juli 1714 zu Angoulême als Sprößling einer angesehenen Familie, trat in seinem 17. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und ward Kompagniechef bei der Garde des Prinzen Conti. Darauf wohnte er auch den Feldzügen in Italien, Flandern 2c., sowie 1741 dem gegen Oesterreich bei. Während der darauf folgenden Friedensjahre widmete er seine Muße wissenschaftlichen Studien und schrieb für die Akademie, die ihn 1747 unter ihre Mitglieder aufnahm, zahlreiche Abhandlungen, die sich nicht minder durch neue Gedanken und Ideen, wie durch Reinheit und Glätte des Styls auszeichnen. Auch legte er aus eignen Mitteln Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an, aus denen er die französische Flotte mit eisernen Kanonen und Projektilen versorgte. Während des 7jährigen Kriegs war er bei den russischen und schwedischen Truppen als französischer Kommissär thätig, leitete die Befestigung von Anklam und die Verstärkung von Stralsund. Später ward er nach den Inseln Aix und Oleron geschickt und befestigte die letztere nach dem von ihm erfundenen Systeme (s. Kriegsbaukunst, S. 186 ff.). Auch um das Artilleriewesen erwarb er sich durch Erfindung der niedrigen Rahmenlaffeten Verdienste. Obgleich von altem Adel, war er doch nach dem Ausbruch der Revolution ein entschiedener Anhänger derselben und überließ der Nationalversammlung aus freien Stücken 1789 die ihm wegen des Verlustes eines Auges und seiner sonstigen Verdienste bewilligte Pension. Zu großer Aufwand und die beträchtlichen Unkosten, welche ihm die Unterhaltung seiner Gießereien verursachte, erschöpften sein Vermögen bis zu dem Grade, daß er sein Gut in Angoumois verkaufen mußte, worauf er mit seiner Gattin nach England ging, aber während der Schreckensherrschaft nach Paris zurückkehrte, wo er den 26. März 1800 †. Seine literarischen Arbeiten, welche er schon 1761 dem Ministerium Choiseul angeboten hatte, erregten heftige Streitigkeiten; namentlich waren es die Anhänger Vaubans, vor Allen d'Arçon, welche M.s Ansichten bestritten, aber von diesem vollständig widerlegt wurden. Von Seiten des Konvents 1795 und des Raths der Fünfhundert 1796 wurde seinen Verdiensten ehrenvolle Anerkennung zu Theil; auch wurde ihm eine Unterstützung bewilligt. Sein Hauptwerk ist La fortification perpendiculaire ou l'art défensif supérieur à

l'offensif (Paris 1776 ff.; neue Aufl., das. 1796, 11 Bde, deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel: „Die Vertheidigung stärker als der Angriff", 4 Bde., Berlin 1818—1820). Außerdem sind noch zu erwähnen seine Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791; die Reponse au colonel d'Arçon sur son apologie des principes observés dans le corps de genie (Paris 1790) und seine Mémoire histor. sur la fonte des canons, das. 1785. Auch im belletristischen Fache versuchte er sich und schrieb mehre kleine Komödien, wie La statue; La Bergère de qualité; La Bohémienne ꝛc., u. Erzählungen und Chansons. — 2) Marc René Anne Mario, Graf von M., Sohn des Vorigen, geb. 1777 zu Paris, war von anderer politischer Gesinnung, als sein Vater, emigrirte und trat zu Condé's Corps, von da in britische Dienste, in denen er 1810 zum Major avancirte, trat nach der Restauration als Oberst in die französische Armee ein, ging 1817 als bevollmächtigter Minister nach Stuttgart, ward 1819 Pair und später Gesandter in Stockholm, nahm als entschiedener Anhänger der Bourbons nach der Julirevolution seinen Abschied, † zu Paris 1832. — 3) Charles, Graf von, Sohn des Vorigen, geb. 1800, war seit 1835 Mitglied der Pairskammer und ein Vorkämpfer der legitimistisch-klerikalen Partei auf der Rednerbühne, eine der parlamentarischen Größen der Julimonarchie, ließ sich aber durch seine legitimistischen Sympathien neuerlich nicht abhalten, den Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. December 1851 zu billigen und in den neugegründeten Staatsrath des Prinz-Präsidenten einzutreten. Schrieb: Histoire de St. Elisabeth de Hongrie, Paris 1836.

Montalemberts Befestigungsmanier, s. Kriegsbaukunst, S. 185 ff.

Montalembertsche Thürme, s. Kriegsbaukunst, S. 185 ff.

Montalet, franz. Dorf, Depart. Gard, Bez. Alais, an der Cèze; Zinkminen.

Montalieu, franz. Dorf, Depart. Isère, Bez. Grenoble; blauer Marmor.

Montalivet (Biogr.), 1) Jean Pierre Bachasson, Graf von, französischer Minister unter Napoleon, geb. den 5. Juli 1766 zu Saargemünd, trat frühzeitig in den Militärdienst, studirte dann noch die Rechte und mit solchem Erfolg, daß er in einem Alter von 19 Jahren die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble erhielt. In Folge der Streitigkeiten der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne (s. d.) zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution bekannte er sich zum konstitutionellen Royalismus und entging den Verfolgungen der Schreckensmänner nur dadurch, daß er sich 1794 in die Armee von Italien flüchtete. Nach Einsetzung des Direktoriums ward er Präfekt zu Valence und in der ersten Zeit des Konsulats Präfekt im Departement Lamanche. Hier trug er durch sein kluges und gemäßigtes Benehmen viel zur Beilegung des Bürgerkriegs bei und setzte sich dadurch bei Bonaparte, der ihm die Präfektur Seine-Oise übertrug, in besondere Gunst. Im Jahre 1806 ward er Direktor der Brücken und Chausseen und am 1. Oktober 1809 Minister des Innern. Als solcher bewies er in der Ausführung der großartigen öffentlichen Bauten und die Hebung der Industrie und des Handels betreffenden Pläne Napoleons ebenso viel Geschicklichkeit als Eifer, zog sich aber den nicht ganz ungegründeten Vorwurf zu, daß er mehr Diener des Kaisers als Minister des Staats sey. Nach Napoleons erster Abdankung suchte er, wiewohl vergebens, im Interesse der gestürzten Dynastie zu wirken. Während der hundert Tage führte er die Verwaltung der Krongüter; nach der zweiten Restauration zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete sich auf seinem Landgute Duberri der Erziehung seiner Kinder. Im Jahre 1819 trat er unter dem Ministerium Decazes in die Pairskammer ein und zeigte sich in derselben als entschiedener Vertheidiger der konstitutionellen Freiheit. Fortwährend seinem einstigen Gönner sehr zugethan, ging ihm Napoleons Verbannung und Tod sehr zu Herzen. Er † den 23. Januar 1823 auf dem Landgute Lagrange im Departement Nièvre. — 2) Marthe Camille Bachasson, Graf von, zweiter Sohn des Vorigen, geb. zu Valence den 25. April 1801. Er besuchte die polytechnische Schule und ward dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausseen angestellt. Durch Verwendung des Publicisten Bertin de Vaur gelangte er 1826 mit Hintansetzung seines ältern Bruders zur Pairswürde. Er schrieb eine freisinnige Broschüre: Un jeune pair aux Français de son age (Par. 1827), ward Mitglied und Sekretär der Gesellschaft Aide-toi le ciel t'aidera und kam dadurch mit den Häuptern der liberalen Partei in Berührung. In Folge dieser Verbindungen erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte das Portefeuille des Innern. Das erste Auftreten des noch nicht 30jährigen Ministers mitten unter politischen Parteiungen und Gährungen machte ihm in der That alle Ehre. Seine Entschlossenheit rettete die angeklagten Minister Karls X. vor den Wuthausbrüchen des Volks. Bald aber zerfiel er mit der öffentlichen Meinung, weil er sich zu eng den Interessen des Hofes anschloß und der Volkspartei mit strengen Maßregeln, namentlich bei den Unruhen im Februar 1831, entgegentrat. Als nach Laffitte's Rücktritt im März 1831 Périer mit der Präsidentschaft auch das Ministerium des Innern übernahm, blieb M. dessen ungeachtet im Kabinet und erhielt das Ministerium des Unterrichts. Jetzt verhehlte er seine blinde Ergebenheit für den Hof und seine reaktionären Tendenzen noch weniger. Namentlich regte er dadurch allgemeinen Unwillen gegen sich auf, daß er in einem geschriebenen Memoire von „Unterthanen (sujets) des Königs" sprach, des Königs, der, von den Franzosen auf den Thron erhoben, sie in der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung „Kameraden" genannt hatte. Nach Périers Tode übernahm er am 27. April 1832 wieder das Ministerium des Innern. Aber die blutige Unterdrückung der bei Lamarque's (s. d.) Leichenbegängniß ausgebrochenen Unruhen (Juni 1832) und die Erklärung der Hauptstadt in Be-

lagerungsstand machten seine Verwaltung so verhaßt, daß er endlich zurücktrat, als Thiers und Guizot das Ministerium vom 11. Oktober 1832 bildeten. Obschon M. weder auf der Rednerbühne, noch in der Verwaltung glänzende Talente bewiesen hatte, so verlor doch der Hof seine Unterstützung sehr ungern. Der König ernannte ihn zum Intendanten der Civilliste. Als aber Thiers das liberale Ministerium vom Februar 1836 bildete, erhielt M. auf des Königs Wunsch darin wieder das Portefeuille des Innern. Als dieses Ministerium schon Anfangs September 1836 wieder abtrat, dankte auch M. mit ab und übernahm wieder die Intendanz der Civilliste. Da er aber noch nachträglich in der Kammer die volle Verantwortlichkeit in der Angelegenheit des französischen Spions Conseil, den der Hof insgeheim zur Ueberwachung der politischen Flüchtlinge in der Schweiz abgesendet hatte, übernahm, so belohnte ihn der König für diese treue Aufopferung dadurch, daß er ihn schon im März 1837 nach dem Rücktritt der Doktrinärs an Gasparins Stelle wieder zum Minister des Innern ernannte. Durch erneuerte Anwendung der sogenannten Septembergesetze und sonstiger inkonstitutioneller Maßregeln erbitterten er und der Ministerpräsident Molé die Volkspartei so sehr gegen sich, daß die Kammersitzung von 1838 unter den heftigsten Stürmen begann und sämmtliche Minister am 22. Januar 1839 sich zum Rücktritt veranlaßt sahen. Da aber Soult kein neues Kabinet zusammenbrachte, so trat das abgetretene wieder in Funktion und die Kammer ward aufgelöst. Aber obwohl M. sich nicht scheute, bei den neuen Wahlen selbst unschickliche Mittel zu gebrauchen, um der Regierungspartei das Uebergewicht zu verschaffen, so fielen doch die Wahlen so ungünstig aus, daß sämmtliche Minister zum zweiten Male abdankten. Seitdem verwaltete M. die Civilliste, bewies sich aber bis auf die neueste Zeit als ein treuer Anhänger der Familie Orleans.

Montalto (Geogr.), 1) ital. Stadt, Kirchenstaat, Deleg. Ascoli, nordöstl. von Ascoli, am Aso; Bischofssitz; 1530 E.; — 2) Flecken das., Deleg. Viterbo, unweit der Mündung der Fiora ins Mittelmeer; Schloß; — 3) Flecken das., Königr. Neapel, Prov. Calabria-ulter., nordwestl. von Cosenza; 2500 E.; — 4) Flecken das., Königr. Sardinien, Prov. Alessandria, östl. von Voghera; — 5) Dorf das., Prov. Coni, südl. von Mondovi, rechts am Corsaglia; 2050 Einw.; — 6) Dorf das., Prov. Turin, nördl. von Jvrea; 1240 Einw.

Montalvan (Geogr.), s. v. a. Montalban.

Montalvan (Biogr.), Don Juan Perez de, berühmter span. dramatischer Dichter, geb. 1602 zu Madrid. Nachdem er in einem Alter von 23 Jahren in den geistlichen Stand eingetreten, ward er apostolischer Notar der Inquisition und † den 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er seine erste Komödie, wahrscheinlich in Folge seiner Bekanntschaft mit Lope de Vega, dessen Hausgenosse und Lieblingsschüler er ward. Der außerordentliche Beifall, den seine ersten dramatischen Versuche fanden, ermunterte ihn, sich mit allen Kräften der dramatischen Dichtkunst zu widmen, und bald wetteiferte er mit seinem Meister in der Schnelligkeit des Producirens. Ein Theil seiner Komödien erschien in 2 Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madrid 1638; 2. Auflage, Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der Comedias escogidas de los mejores ingenios de España. Den meisten Beifall fanden die Stücke Nohay vida como la honra und La Toquera vizcaina, die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten haben. Doch ward M.s Bedeutung von seinen Zeitgenossen überschätzt, denn ohne seines Meisters Lope de Vega's Genialität zu besitzen, ahmte er nur dessen Manier und Fehler auf eine instinktmäßige und selbst pedantische Weise nach; dessen ungeachtet läßt sich seinen Stücken der Vorzug ächt nationaler Haltung und einzelner vortrefflicher Züge nicht absprechen. Von ihm hat man auch noch Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares (Madrid 1604); — Para todos (Huesca 1633); — ferner Novellen und moralische Betrachtungen und Orfeo (Madrid 1624), ein Gedicht in Oktaven, das öfters fälschlich dem Lope de Vega zugeschrieben ward.

Montalvao, portugies. Flecken, Prov. Alemtejo, südl. von Castello-Branco; 760 E.

Montalzat, franz. Dorf, Depart. Tarn-Garonne, Bez. Montauban; 1480 Einw.

Montamisé, franz. Dorf, Dep. Vienne, Bez. Poitiers; 820 Einw.

Montan, span. Flecken, nordöstlich von Jerica; Branntweinbrennerei, Oelmühlen; 1000 Einw.

Montan (ital., Ornith.), s. v. a. Bergfink, Fringilla Montifringilla *L.*

Montana (Geogr.), 1) span. Landsch., Prov. Burgos, zwischen dem biscayischen Meerbusen, dem cantabrischen Gebirge und dem Ebro, theilte sich in la Costa de M.s de Burgos (Hauptst. Santander), los M.s de Burgos (Hauptst. Espinosa de los Monteros) und los Valles de los M.s de Burgos (Hauptort Frias), bildet jetzt Theile der Prov. Santander, Burgos und Alava. — 2) Brit.-vorderind. Stadt, Präsidentsch. Madras, Prov. Malabar, nordöstl. von Mahe.

Montana, feiner Wein, der um Alcudia auf der Insel Majorka erzeugt wird, weiß von Farbe.

Montanana, span. Flecken, Katalonien, Prov. Lerida; Leinen- und Wollweberei; 820 Einw.

Montanaro, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Turin; Waisenhaus für Mädchen; 3500 Einw.

Montanches, span. Flecken, Estremadura, nordöstlich von Merida; berühmte Schinken und Handel damit; 4910 Einw.

Montane, franz. Fluß, Depart. Corrèze, mündet in den Corrèze, links.

Montaner, franz. Dorf, Depart. Basses-Pyrénées, Bez. Pau; 1000 Einw.

Montang, nordamerik. Vorgebirg, V. St., Staat New-York, Long-Island, die äußerste östl. Spitze.

Montanin; van Mons will in der Berg-Chinarinde (China montana von Exostemma floribundum) ein bitteres, weißes, krystallisirbares, mit Essigsäure ein neutrales Salz bildendes und in größeren Gaben Brechen erregendes Alkaloid gefunden haben. Seine Angaben bedürfen aber noch der Bestätigung.

Montanismus und **Montanisten** (Kirchengesch.), s. Montanus 4).

Montanoa (Bot.), nach Lexarca, Pflanzengatt. Montagnaea *Dec.*, Gattung der Compositae amphicarpanthae *Rchb.*, der Compositae Senecionideae *Less.* Ausdauernde Käuter oder Halbsträucher in Mexiko; von 8 Arten bekannteste: M. tomentosa *Dec.*, Eriocoma fragrans *Don.*

Montanus (bot. Term.), bergbewohnend, den niedrigen Gebirgen angehörend: plantae montanae, Gebirgspflanzen.

Montanus, 1) (lat.), s. v. a. Bergbewohner; — 2) Schäfername in Idyllen; — 3) Curtius Mart. M., Günstling des Kaisers Tiber, ausgezeichnet durch sein poetisches Talent und durch seine Gewandtheit in den geselligen Kreisen des Hofes. Sein Gedicht de ortu solis ist verloren. — 4) M., Ketzer des 2. Jahrh., aus Ardaba in Mysien, Bischof zu Pepuza in Phrygien, wo der Druck der Verfolgungen u. der Gegensatz zu der Gnosis eine Fortentwickelung der chiliastischen Tendenzen hervorgerufen hatte. Er verkündete um 170 in ekstatischem Zustand, der Paraklet habe sich ihm mitgetheilt, um die Kirche zu ihrer männlichen Reife zu führen, was Christus und die Apostel wegen der geringen Fassungskraft ihrer Zeitgenossen ihm als unvollendete Aufgabe hätten übrig gelassen. Ohne Bildung, verwarf M. diese und begründete sein Ansehen durch die Gabe der Weissagung, deren er sich rühmte. Das Geheimniß seiner Prophetie war die Zurückversetzung des christlichen Lebens auf den alttestamentlichen Standpunkt und das Mittel, um der Kirche zu ihrer Vollendung zu helfen, eine strenge Sittenlehre und die Wiederherstellung einer rigorösen Kirchenzucht. Das Fasten erschien ihm als das wirksamste Mittel zur Ueberwindung des Fleisches. M. gab die ersten Fastengesetze und beschränkte die Kost auf wenige Speisen. Auch das Gebet wurde nach einer äußern Vorschrift und als Satzung geübt. Die 2. Ehe verwarf M. und legte überhaupt dem Cölibat ein großes Verdienst bei. Vor Allem verlangte er die festeste Standhaftigkeit von den Seinen in den Verfolgungen. Jeder Versuch, sich ihnen zu entziehen, wurde mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft bestraft und groben Sündern die Wiederaufnahme, auch wenn sie Zeugnisse ihrer Reue gaben, entschieden verweigert. Von dieser Strenge der Sittenlehre wurden auch edlere Naturen, welche nach einer Verwirklichung des christlichen Ideals strebten, eine Zeitlang mächtig angezogen; so Theodot und Tertullian. Die meisten Schüler führten dem M. die chiliastischen Erwartungen zu. So schlossen sich an ihn zwei schwärmerische Frauen an, Maximilla und Priscilla. Durch dieses schwärmerische Element wurden aber die, welche ihrem sonstigen Treiben näher standen, bald abgestoßen u. zum Widerstand gereizt. Die heftigsten Gegner der von M. verbreiteten Lehre oder des Montanismus waren Apollinaris von Hierapolis, Miltiades, Asterius, Urbanus, Apollonius und Serapion. Die Anhänger des M., Montanisten, Pepuzianer, Kataphrygier, Priscillianisten genannt, erhoben sich in stolzem Bewußtseyn ihrer Freiheit von allem Einfluß der Sinnlichkeit über die andern Christen und nannten sich im Gegensatz zu diesen, den Psychikern, Pneumatiker. Im Dogma wollten sie der Kirche angehören und vertraten nur eine streng buchstäbliche Fassung desselben. In ihrer Betonung des allgemeinen Priesterthums und in der Hervorhebung des unwandelbaren Grundes der Kirche, sowie der wandelbaren und einer steigenden Vervollkommnung fähigen Form derselben liegt ein protestantischer Zug. Ihr Kirchenwesen scheint abweichend von dem der Orthodoxen geordnet gewesen zu seyn, da neben das kirchliche Amt das Prophetenthum als bleibendes Charisma der Kirche trat. Ihr Patriarch hatte seinen Sitz in Pepuza. Unter ihm standen Cenonen (Diakonen?) und Bischöfe. In Pepuza, wie in Thyatira waren sie so verbreitet, daß sie durch ihre Zahl gegen die Gesetze der Kaiser gesichert waren. Außerdem hatten sie in Kappadocien, Galatien, Cilicien, Afrika, selbst in Konstantinopel bedeutendere Gemeinden. Im Morgenland kamen sie schon frühzeitig aus der Gemeinschaft und dem Verkehr mit den übrigen Christen. Im Abendland u. vorzüglich in Gallien, wo man die Grundsätze der Montanisten nicht so genau würdigen konnte, erregten sie große Theilnahme und übten eine Zeitlang einen vorwiegenden Einfluß auf die Kirche und ihre Disciplin. Der Bischof von Rom wollte mit der in ihrer Heimath gebannten Partei schon in Verkehr treten, als der Bekenner Praxeas, der sie der größten Greuelthaten beschuldigte, ihre Exkommunikation auch hier durchsetzte. Sie erhielten sich trotz aller Anfeindungen und es bedurfte noch im 5. Jahrhundert eines kaiserlichen Gesetzes zu ihrer Unterdrückung. Vergl. Schwegler, Der Montanismus 2c., Tübingen 1841.

Montant-St., franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Privas; 1140 Einw.

Montanvert, ital. Berg, Königreich Sardinien, Herzogthum Savoyen, mit dem sog. Eismeer (Mer de Glace), und auf der Höhe, 5724′ üb. d. M. und 2568′ über dem Thal, mit einem Wirthshaus Pavillon du M., wo man Erfrischungen und Nachtlager finden kann. Die Quelle des Aveyron stürzt am Ende des Boisgletschers aus einem prächtigen Eisgewölbe hervor. Das Eisthor wechselt in verschiedenen Jahrgängen von 30—100′ Höhe. Das Betreten des Eisgewölbes ist nicht räthlich, da sehr oft Eisblöcke herabstürzen. Im Jahre 1797 büßten hier 3 Genfer, welche die Unvorsichtigkeit begingen, in dem Gewölbe eine Pistole loszuschießen, wodurch dasselbe zusammenbrach, ihre Verwegenheit, der eine mit dem Leben, die beiden andern mit zerschmetterten Schenkeln. Auch sind in der Nähe des Bergs zwei bemerkenswerthe Wasserfälle, welche der vom Pèleringletscher abfließende Bach bildet, und von

denen der eine durch einen fast senkrechten Felsenkanal mit außerordentlicher Schnelligkeit herabstürzt, dann auf ein Hinderniß trifft und so aufwärts abprallend, einen parabolischen Bogen beschreibend, in die Tiefe stürzt.

Montapert, ital. Dorf, Toskana, bei Florenz; hier den 4. Sept. 1260 Sieg der florentinischen Ghibellinen über die dortigen Guelfen, s. Florenz, Geschichte.

Montargil, portug. Flecken, Prov. Estremadura, südöstlich von Santarem, am Tajo; 1400 Einw.

Montargis (Geogr.), franz. Bez., Dep. Loiret, 30½ □M., 63,000 Einw.; — 2) Hauptst. das., am gleichnamigen Walde u. der Vereinigung der Kanäle von Orléans, Briare und Loing; altes Schloß; Sitz der Behörden, Civil- und Handelstribunal, mehre Assekuranzgesellschaften; Handel mit Wein, Wachs, Honig, Safran; Fabriken für Leder, Tuch, baumwollenes Garn, Fensterglas, Gerberei; sehenswerthe Magdalenenkirche; 2 Hospitäler; 7000 Einw. Hier residirten öfters die Könige Karl VII. und Karl VIII.

Montarin, asiat. Inselgruppe, ostindische Inseln, zwischen Billiton und Borneo.

Montastruc (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Flecken, Dep. Haute-Garonne, Bez. Toulouse; 1070 Einw.; — 2) Dorf, Bez. St. Gaudens; 1530 Einw.; — 3) Flecken, Dep. Gers, Bez. Lectoure, am Gers; 910 Einw.

Montataire, franz. Dorf, Dep. Oise, Bezirk Senlis; Knopffabr. in Seide, Zwirn, Kameelgarn ꝛc.; Hammerwerk für Schwarz- und Weißblech, Zink, Kupfer, Messing und Gießerei, Papierfabrik, Holzschneidemühle; 1540 E.

Montau (Geogr.), 1) (Groß-M.), preuß. Pfarrkirchdorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg, im marienburger Werder, baut so viel Pflaumen, daß mehre tausend Tonnen ausgeführt werden; 390 Einw. Auf der montauer Spitze, wo die Nogat sich von der Weichsel trennt, stand die von Swantepolk 1244 erbaute Burg Zanthier, welche der deutsche Orden zerstören und daraus das marienburger Schloß erbauen ließ. — 2) (Klein-M.), Dorf das., mit Forstamt; 670 Einw.; — 3) Dorf das., Kr. Schwez; 500 E.; — 4) Flüßchen das., kommt aus dem See Montaska und mündet nach einem Laufe von 14 Meilen bei Neuenburg in die Weichsel.

Montauban (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Tarn-Garonne; 28⅘ □M., 111,000 E.; — 2) Hauptstadt das., Hauptort des gleichnam. Bezirks und Departements, auf einem Plateau, umgeben vom Tarn, Tescou, einem Seitenkanal der Garonne und einer tiefen Schlucht; schön gebaut, Sitz der Departementsbehörden, des Präfekten, eines kathol. Bischofs; kleines und großes Seminar, theolog.-reformirte Fakultät, Collège, Zeichenschule, Civil- und ein Handels-Tribunal, öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für Wissenschaften, Ackerbau und schöne Künste; Fabriken für gewöhnl. Wollzeuche, Wolldecken, Tuch, Cadis, Molletons, Siebzeuch, Filz- und Seidenhüte, Fayence, Buntpapier, mechanische Wollspinnerei, besonders für die Languedoc-Zeuche, bedeutender Handel mit Getreide und Mehl (jährlich 1,400,000 Centner Ausfuhr), auch mit Tuch, Baumwoll- und Seidenspinnerei, Färberei; 25,500 Einw. — Geschichtliches. M. ward 1144 vom Grafen Raimund von St. Gilles bei der Abtei von St. Theodard angelegt und 1317 zum Bischofssitz erhoben. Im J. 1572 nahm die größte Anzahl der Einwohner die Reformation an und gab sich eine Art von republikanischer Verfassung. Auch ward die Stadt stark befestigt, 1621 von Ludwig XIII. vergebens belagert und erst 1629 unterworfen, worauf Richelieu die Werke schleifen ließ. — 3) Stadt das., Dep. Ille-Vilaine, Bez. Montfort; 2770 E.

Montauban (franz., Pomol.), franz. Pfirsichensorte, nach Oken zu den Mandelpfirsichen gehörig.

Montaubansche Weine, weiße und rothe, theils süße, theils starke Weine, die um Montauban wachsen. Diejenigen, welche die Weinberge um Dusau, Beausoleel und St. Martial geben, sind vorzüglich beliebt. Sie werden über Bordeaux verfahren.

Montaud (Geogr.), franz. Ortschaften: 1) Dorf, Dep. Hérault, Bez. Montpellier; bedeutender Handel; — 2) Flecken, Dep. Loire, Bez. St. Etienne; Posamentirwaaren, Mechaniker, Steinkohlengruben, Steinbrüche; 7200 Einw.; — 3) M. de Crieu, Montaut, Flecken das., Dep. Ariège, Bez. Pamiers; 810 Einw.

Montaudin, franz. Flecken, Dep. und Bez. Mayenne; 1490 Einw.

Montauer Spitze, s. Montau 1).

Montauerweide, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 290 Einw.

Montauk, nordamerikan. Vorgebirg, V. St., Staat New-York, Insel Long-Island, an der Ostspitze; Leuchtthurm.

Montaure, franz. Dorf, Dep. Eure, Bez. Louviers; 1190 Einw.

Montausier (Biogr.), 1) Charles de Sainte-Maure, Herzog von, geb. 1610, Sprößling einer sehr angesehenen Familie der Touraine. Er trat frühzeitig in die Armee ein und zeichnete sich in Italien und dann in Lothringen so sehr aus, daß er in einem Alter von 28 Jahren zum Maréchal de camp avancirte. Darauf ward er Gouverneur im Elsaß, welche Provinz Frankreich damals erst zur Hälfte gehörte und eben sowohl erst noch zu erobern, als zu verwalten war. Er sicherte den vorläufigen Besitz derselben für Frankreich und ward darauf dem Marschall Guébriant beigegeben. Bei der Flucht von Duttlingen gerieth er in Gefangenschaft und ward erst nach 10 Monaten wieder ausgewechselt, worauf er nach Frankreich zurückkehrte. Damals trat er, im Calvinismus erzogen, zum Katholicismus über, kehrte darauf mit dem Range eines Generallieutenants nach Deutschland zurück, wo er sich von Neuem auszeichnete, worauf er Gouverneur von Saintonge und Angoumois ward. Als der Krieg der Fronde ausbrach, war er unter der kleinen Zahl der hohen Adeligen, welche dem König treu blieben, und erhielt die ihm anvertrauten Provinzen im Gehorsam. Er nahm an mehren

Gefechten Antheil und bewies stets ausgezeichnete Bravour. Im J. 1662 erhielt er das Kommando in der Normandie und erwarb sich in dieser Stellung das Zutrauen des Königs Ludwig XIV. in solchem Grade, daß ihn dieser 1664 mit wichtigen Aufträgen an den päpstlichen Hof sandte und ihn nach seiner Rückkehr zum Herzog und Pair, so wie 1668 zum Gouverneur des Dauphin ernannte. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet, die Lehrer des Dauphin, die Ausgaben in usum Delphini. Bei der Vermählung des Dauphin im J. 1680 ward er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er † den 17. Mai 1690. Vgl. Puget de Saint-Pierre, Histoire du duc de M., Genf u. Par. 1784. — 2) Louise Lucine, geborne Marquise von Rambouillet, Gemahlin des Vorigen, geb. 1607, versammelte, ausgezeichnet durch Geist und Schönheit, einen Kreis der berühmtesten Gelehrten, Künstler und Schöngeister in ihren Salons, ward 1661 von Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen ernannt, † den 15. Nov. 1671. Ihr berühmtes Album, betitelt „Guirlande de Julie," in welches die berühmtesten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den namhaftesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 im Druck und 1818 in einem neuen Abdrucke.

Montaut (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Basses-Pyrénées, Bez. Pau; 1360 Einw; — 2) drei Flecken das.: a) Dep. Gers, Bez. Auch; 780 Einw.; — b) Dep. Landes, Bez. St. Sever; 1100 Einw.; — c) M. le Jeune, Dep. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve-Agen; 1350 Einw.

Montazzoli, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo-citer., südlich von Bomba; 1940 Einw.

Montbard, franz. Stadt, Dep. Cot d'Or, Bez. Semur, an der Brenne und dem Bourgognekanal; altes Schloß, in welchem Buffon geboren ward; Schnürsenkel-, Tuch-, Leder-, Oelfabr., Handel mit Holz, Hanf, Garn, Wolle; Waarenniederlage für den Transport auf dem Kanal, der hier ein großes Bassin und einen Hafen hat; 2220 Einw.

Montbariara, südamerikan. Fluß, Brasilien, Prov. Matto-Grosso, im Gebiete der Cabahybas-Indianer.

Montbarri (Balneol.), schweiz. Bad, Kanton Freiburg, am nordöstlichsten Fuße des Moléson, bei dem Dorfe le Paquier, eine halbe Stunde westlich von dem Städtchen Gruyère, 2860 Fuß über dem Meere, gewährt eine schöne Aussicht über die Thäler von Gruyère, Charmey und Val-Sainte. Die Badeanstalt wurde im Jahre 1780 von D. Thorin von Villar sous Mont, welcher die Mineralquellen entdeckt hatte, gegründet. Das Mineralwasser wurde zuerst im Jahre 1825 von Luthy chemisch untersucht. Dasselbe hatte die Temperatur von + 9° R. bei + 21° R. der Atmosphäre, war anfänglich hell und klar, von einem hepatischen Geruch und einem faden Geschmack. Nach den bisherigen Beobachtungen hat das Mineralwasser in Form von Bädern gegen veraltete krätzartige und flechtenartige Ausschläge, so wie bei Nervenschwäche sehr reizbaren Personen sich hülfreich erwiesen.

Montbars, mit dem Beinamen „der Vertilger", einer der berühmtesten Anführer der Flibustier und erbitterter Feind der Spanier, geb. in Languedoc, Sprößling einer guten Familie. Er hörte zufällig von den Grausamkeiten, welche die Spanier an den Eingeborenen in Amerika ausgeübt hatten, und faßte, kaum dem Knabenalter entwachsen, einen unversöhnlichen Haß gegen jene. Als er einmal, während er noch das Collège besuchte, auf der Bühne in der Rolle eines Franzosen auftrat, gerieth er über einen seiner Kameraden, welcher einen Spanier spielte, in solche Wuth, daß er denselben unfehlbar getödtet haben würde, wenn man ihn nicht weggerissen hätte. Kaum hatte Frankreich an Spanien den Krieg erklärt (1667), so verließ er das väterliche Haus und begab sich nach Havre, wo ein Oheim von ihm ein königliches Schiff kommandirte. Er segelte mit demselben in die Gewässer der Antillen und zeichnete sich durch außerordentliche Waffenthaten aus. Der Tod seines Oheims, dessen Schiff in demselben Augenblick mit zwei feindlichen, mit welchen es in einen Kampf verwickelt war, von den Wellen verschlungen ward, erbitterte ihn noch mehr gegen die Spanier. Er suchte dieselben an der Honduasküste und anderwärts auf und richtete manches Blutbad unter ihnen an. Er bekämpfte sie bald zu Land an der Spitze der Boucaniers, bald auf dem Meere als Anführer der Flibustier; aber er war edel genug, nie an einen Unbewaffneten Hand anzulegen, so wie er sich auch weder Raub, noch Plünderung zu Schulden kommen ließ. Von seinem Ende ist nichts bekannt. Er ist der Held mehrer Romane und dramatischen Gedichte.

Montbartier, rother Languedocwein.

Montbasin, weißer franz. Muskatellerwein, der besonders über Cette ausgeführt wird.

Montbazens, franz. Flecken, Dep. Aveyron, Bez. Villefranche; 1100 Einw.

Montbazin, franz. Dorf, Dep. Hérault, Bez. Montpellier; vorzügl. Muskatwein; 760 Einw.

Montbazon, franz. Stadt, Dep. Indre-Loire, Bez. Tours, links am Indre; Getreide- und Weinbau; 1180 Einw.

Montbeillard, Stadt, s. v. a. Montbéliard.

Montbel, Guillaume Isidore, Baron de, ehemaliger Minister Karls X., Sprößling einer sehr angesehenen Familie zu Toulouse, wo er 1786 geboren wurde. Sein Vater starb während der Revolution auf dem Schaffot. Bei Napoleons Rückkehr von Elba diente M. als entschiedener Anhänger der Bourbons unter den königl. Freiwilligen. Nach der zweiten Restauration wurde er als Nachfolger seines Freundes Villèle Maire von Toulouse. Von dieser Stadt 1827 zum Abgeordneten ernannt, war M. in der Kammer der Repräsentant des gefallenen Villèle. Er verlangte bei Erörterung der Adresse, daß die Stelle, worin man Karl X. dafür dankte, Frankreich von Villèle's Ministerium befreit zu haben, weggelassen werde, stimmte gegen die Petition des Advokaten Duplan für die Anklage dessel-

den Ministeriums, erhob sich gegen den Mißbrauch der Presse, worin er den Grund von der Ermordung des Herzogs von Berry erblickte, sprach gegen Labbey de Pompierre, der auf Anklage des Ministeriums Villèle antrug; widersetzte sich dem Vorschlage, daß die Preßvergehen durch die Jury gerichtet werden sollten, und sprach gegen die Austreibung der Jesuiten. Bei Eröffnung der Sitzung von 1829 wollten ihm seine Anhänger die Vicepräsidentschaft der Kammer verschaffen und er erhielt 62 Stimmen. Am 19. Februar bekämpfte er das Aufschieben der Berathung über Pompierre's Antrag und verlangte, daß sich die Kammer sofort dafür oder dagegen entscheide; beklagte sich über den griechischen Feldzug, machte bei Gelegenheit der Budgetsberechnung von 1827 von Neuem den Lobredner Villèle's, rühmte den spanischen Krieg, die Emigrirtendotation; erhob sich, als man die Erwählung des Maires durch die Kommunen verlangte, gegen den Mißbrauch des Petitionsrechtes und schloß seine Rede mit einem heftigen Angriffe auf die konstituirende Versammlung. Als rüstigem Vorkämpfer des Absolutismus ward ihm am 8. Aug. 1829, während er in Toulouse war, das Ministerium des Unterrichts und Kultus übertragen. Er nahm das Portefeuille, nach dem er nicht gestrebt hatte, zwar ungern an (den 19. August 1829); doch führte er die von Vatismenil vorbereiteten Verbesserungen durch. Dem Verlangen der reaktionären Partei, daß die Hörsäle von Cousin, Guizot und Villemain geschlossen würden, gab er nicht nach. Durch Guernon de Ranville ersetzt, wurde er an Labourdonnaye's Stelle Minister des Inneren, aber nur aus Gehorsam gegen den Willen Karls X. Seine Bemühungen für das Loos der Gefangenen und die Verbesserungen im Ackerbau werden allgemein anerkannt. Er suchte vergebens um seine Entlassung nach und befolgte dann das System der anderen Minister. Das sehr angegriffene Umlaufsschreiben bei Gelegenheit der vorletzten von Karl X. veranstalteten Wahlen, das in dem Ministerprozesse durch Persil dem Grafen von Peyronnet zur Last gelegt ward, war von M. verfaßt. Drei Tage nach der Auflösung der Kammern dachte Karl X. an die Erwählung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze Peyronnet stehen sollte; schon war M. aus dem Ministerium geschieden, und drei Tage hindurch widerstand er a en Einladungen, wieder einzutreten; erst bei dem förmlichen Versprechen Karls X., daß er ihn baldigst entlassen werde, fügte er sich und gehorchte, wie er später in einem Memoire erklärte, dem Befehle mit tiefer Betrübniß. Er ward Finanzminister, mußte von Neuem ein Wahlrundschreiben verfassen, welches dem vorigen ähnlich lautete, und wurde am 24. Juni von Toulouse zum Abgeordneten ernannt. Er unterzeichnete die berüchtigten Ordonnanzen auf ausdrücklichen Befehl Karls X. und sagte ihm dabei: „Ich unterzeichne mein Todesurtheil." Nach den drei Tagen flüchtete er sich und lebte seitdem in Wien, wo er 1832 seine interessante Denkschrift über den Herzog von Reichstadt herausgab, deren Verdeutschung (Leipzig 1833) mehre vom Verfasser mitgetheilte Verbesserungen und Ergänzungen hat.

Montbéliard (Montbeillard, Geogr.), s. v. a. Mümpelgard.

Montbéliard (Waarenk.), in Frankreich eine dicht u. gedrungen gewebte blau u. weiß gestreifte od. blau u. weiß gegitterte flächsene Leinwand zu Matratzen und Bettüberzügen; sie wurde ursprünglich in der Gegend von Montbéliard verfertigt, man macht sie aber jetzt sehr häufig im Departement der Somme, zu Abbeville und im Departement der niederen Seine zu Rouen.

Montberle, Berg, s. Laissac.

Montberneaume, franz. Ort, Dep. Loiret, Bezirk Pithiviers; Maulbeerbaum- u. Seidenwurmzucht und Seidenspinnerei.

Montbert, franz. Flecken, Dep. Loire-infér., Bez. Nantes, am Ognon; 2350 Einw.

Montbijoux, Delikatesse von (Pomol.), Reinettensorte, s. Delikatesse.

Montblainville, franz. Dorf, Dep. Meuse, Bez. Verdun; Hochofen, Eisengießereien, Eisenschienenhämmer; 840 Einw.

Montblanc (Geogr.), 1) M.-Gebirg, das höchste Gebirgsglied des Welttheils Europa, Theil der grajischen Alpen, an der östlichen Grenze der penninischen (walliser) Alpen, in der savoyischen Prov. Faucigny (Faussigny), erstreckt sich, 6 Meilen lang, in nordwestlicher Richtung bis zum Col de Balme. Der eigentliche M. ist nur der höchste dieser ungeheuren und außer ihm größtentheils unersteiglichen Felshörner (Aiguilles), welche nadelförmig emporstarren, so jäh, daß häufig nicht einmal der Schnee auf ihnen haftet, aber in weiten Massen den Fuß umlagert. Die bedeutendsten Felshörner vom Col de bon homme an gerechnet sind die Aiguille du glacier (die Gletschernadel), spitz und unersteiglich. Der ganz mit Eis bedeckte Mont Suc, hierauf der M. selbst, eine etwas abgestumpfte Pyramide, daher man ihn auch La bosse de Dromedaire (Kameelbuckel) nennt. Weiterhin sind die bedeutendsten Spitzen die Aiguille du Midi, der Géant und die Aiguille d'Argentiere; es sind aber auf dieser Strecke noch viele andere, kaum minder erstaunenswerthe Nadeln. Unermeßlich ist die Last des Eises und Schnees, welche diese Riesenberge, deren Senkungen und kleine Flächen bedeckt. Ebel rechnet 17—18 Gletscher, welche allein vom Umfange des M. herabkommen und theils in das Chamouny-Thal, theils gegen Südwesten in die Thäler der Allée blanche und von Ferret (Dora baltea) herabhängen. Der größte dieser Gletscher liegt im Nordosten und krümmt sich gegen Nordwesten herum, so daß sein Bach, der Arveiron, oberhalb le Prieuré in die Arve stürzt. Er heißt erst der Tacul, nachher das Mèr de Glace, endlich der Gletscher des Bois. Es stehen noch mehre mit ihm in Verbindung, und er ist an 6 Stunden lang. Rechnet man bis zum unteren Rand der Gletscher, die aber, schon durch Tannenwaldung begleitet, in den Thalschlünden fortgehen, so ist der M. auf 11,000' mit Schnee und Eis bedeckt. Im Umfang des M.-Gebirges zählt Ebel noch 5—6 Gletscher

mehr, so daß also 23—24 für dasselbe anzunehmen sind. Der M., in Chamouny nicht selten der Monarch genannt, der höchste Berg in Europa, ist nach Saussure 14,700', nach Pictet 14,556', nach Deluc 14,346', nach Tralles 14,793', nach Anderen 14,765' hoch. Die übrigen Spitzen sind nur 1000'—2000' niedriger. Der M. war, wie das ganze M.-Gebirg, bis zum Jahre 1741 völlig unbekannt. Man hielt das obere Thal der Arve, das Chamouny-Thal für den Schlupfwinkel von Räubern, und Niemand wagte sich hinein. Da unternahmen von Genf aus zwei Engländer (Pocock und Windham) schwer bewaffnet, diese Reise und machten auf die Höhe und Erhabenheit dieser Alpengegend aufmerksam. Seitdem wurden einige wenige Reisen dahin unternommen, aber fast nur von Engländern. Erst 24 Jahre später, 1765, kam das Reisen dahin in Aufnahme, und es wurde bald völlig zur Mode. Der berühmte unermüdliche Naturforscher Horaz Benedikt von Saussure zu Genf aber hat die Ehre der wissenschaftlichen Entdeckung des M., und sein Name ist auf immer mit diesem höchsten Felsenberge Europa's verschwistert. Wenn er auch nicht der Erste gewesen ist, welcher den Gipfel desselben bestiegen hat (dies geschah zuerst am 8. Aug. 1786 durch Jacques Balmat, einen Einwohner von Chamouny, und den Dr. Paccard aus Genf), so war er es doch, der seit 1760, also 26 Jahre vorher, rastlos bemüht war, durch ausgesetzte Belohnungen und Aufmunterungen seine Ersteigung vorzubereiten, und der nach mehren fruchtlosen Versuchen endlich im August 1787 das Ziel erreichte. Am 1. Aug. des eben genannten Jahres schlug er mit seinem Bedienten und 18 Führern beim Dorfe Bosson den Fußweg nach dem Bossongletscher ein, dann gegen den Taconay sich wendend, dem Bache, der aus demselben abfließt, entlang, auf den Taconaygletscher über einige schwierige Stellen, einen steilen Felsen hinan, dann quer über einen Grat, wo man zur Rechten einen Abgrund, zur Linken eine steile Rasenwand hat; höher zwischen den Gletschern Bossons und Taconay hindurch, am Fuße der Aiguille de la Tour vorüber, wo Saussure auf der Höhe von la Cote, 7818' über dem M., zwischen Felstrümmern das Nachtlager aufschlug. Am zweiten Tage, durch allerlei Vorbereitungen verspätet, wurde erst um 6½ Uhr aufgebrochen, es ging über den Gletscher hinan (wo am Abend vorher Marie Coutet, der mit zwei anderen Führern zur Auskundschaftung des Weges vorausgesandt worden war, in eine Spalte fiel, aber durch das Seil, womit er zwischen seinen beiden Gefährten angebunden ging, gerettet wurde), über Eisbrücken und Gletscherspalten, in welche mit den Beilen Stufen eingehauen werden mußten, so daß es 3 Stunden brauchte, um den ¼ Stunde breiten Gletscher zu überschreiten, dann ein steiles Schneefeld hinan, am Fuß einer Felsengruppe vorüber, die durch einen schauerlichen Gletscher von der Aiguille du Midi getrennt wird, hierauf wieder über ein Schneefeld nochmals zu jenem Felsen hin, wo man den Genfersee erblickte und die Gipfel des Faucigny unter sich sah, dann über einen sehr breiten Schrund, der auf einer Schneebrücke überschritten werden mußte. Ein neuer Schneeabhang führte zu einer der letzten Spitzen des Felskamms, dann zu einem Schneefeld von 10—12° Steigung zwischen der Aiguille du Midi zur Linken und dem Dôme du Gouté zur Rechten. Ueber die Trümmer von 2 Lauinen hinweg, ein steiles Schneefeld hinan, fand sich ein sanfter Abhang, wo in einer Höhe von 11,970' das zweite Nachtlager aufgeschlagen wurde. Am dritten Tage stiegen die Führer auf dem Schneerücken hinan, an dem man sich gelagert hatte, auf einen neuen Schneerücken und erreichten bald den Fuß des großen Abhanges, an dem man den Fels hinansteigt, welcher die östliche Schulter des M. bildet. Das Athmen wurde schwer, und man mußte öfters stille stehen, um sich zu erholen. Eine Lauine, die in der Nacht gefallen war, wurde überschritten, dann wurde der Abhang noch steiler und ging zur Linken in einen gräßlichen Abgrund aus. Bis an die Kniee in den Schnee sinkend, wurde (vom Nachtlager aus) in 2½ Stunden ermüdenden Marsches jene Bergschulter erreicht. Noch war eine Höhe von 900' zu erklimmen, welche die Gesellschaft nach genossener Stärkung in 2 Stunden erreichte, wobei sie nach je 15—16 Schritten stille stehen mußte, um Athem und Kräfte zu schöpfen. Der Gipfel bildet einen Grat, der sich von Westen nach Osten zieht und an der höchsten Stelle so schmal ist, daß kaum zwei Personen neben einander Platz haben können. Nach Osten wird er breiter und dacht sich östlich und nördlich unter 28—30° ab. Der Gipfel ist mit Schnee bedeckt, die höchsten Felsspitzen sind etwa 400' niedriger. Der Aussichtskreis ist zwar außerordentlich weit und wird auf 68 Stunden im Halbmesser geschätzt, allein die große Entfernung der Gegenstände und die Dünste, die stets aus der Ebene emporsteigen, machen, daß dieselben verschwimmen; bei ganz klarer Luft können nur die nähern mächtigen Gebirgszüge, die schweizer Hochalpen, die Apenninen und Meeralpen deutlich unterschieden werden. Der Rückweg war beschwerlich und erforderte noch größere Vorsicht, als das Hinaufsteigen. In ¾ Stunden erreichte man die östliche Schulter, in ¾ St. von da die Stelle des letzten Nachtlagers, von wo noch 4 St. weiter, am Rande eines Abgrundes an einem Fels, den man den „Rocher de l'heureux retour" nannte, das dritte Nachtlager aufgeschlagen wurde. Am 4. Tage brach man vor 6 Uhr auf, erreichte in einer kleinen Stunde die Steinhütte, die Saussure im vorhergehenden Jahre am Fuße der Aiguille du Gouté hatte errichten lassen, dann ging es über einen steilen Abhang hinunter, auf schwachen Schneebrücken weite Spalten überschreitend und andere auf weiten Umwegen umgehend. Der Gletscher hatte sich seit 48 Stunden so sehr verändert, daß die Führer den frühern Weg nicht wieder erkannten. Endlich gelangte man auf den Fels la Côte und erreichte Prieure in ¾ St. In neuerer Zeit sind noch andere Wege auf den M. versucht und auch ausgeführt worden, doch bleiben als Hauptstationen von Cha-

mouny aus: la Pierre pointue, bis wohin man Maulthiere benutzen kann, la Pierre de l'echelle, der Bossonsgletscher, der obere Taconaygletscher, les Grands Mulets, les Petites Montées, le Grand Plateau, les Petits Mulets, les Rocher Rouges. Genaue Angaben über die Entfernungen aller dieser einzelnen Stationen sind indessen unmöglich, da die Gletscher nicht nur in jedem Jahre, sondern von Tag zu Tag sich verändern und dem Reisenden oft größere, oft geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, zu deren Ueberwindung nach Umständen bisweilen einige Stunden mehr Zeit verwendet werden müssen, als andere Male. Auch ist für verschiedene Körperkonstitutionen, besonders in den höhern Luftschichten, die Zeit, die zur Zurücklegung derselben Strecke erforderlich wird, sehr verschieden. Immerhin bedarf man zu dieser Expedition wenigstens 3 Tage. Was die Kosten derselben anbetrifft, so ist zu bemerken, daß man dem Reglement zufolge 4 Führer nehmen und jedem täglich 40 franz. Fr. bezahlen muß, wozu noch die Kosten für alle nöthigen Vorbereitungen, Unterhalt und nach glücklich vollendeter Reise ein wohlverdientes, reichliches Trinkgeld nicht vergessen werden dürfen. Um der Aussicht willen sollte Niemand die beschwerliche und vielen Gefahren ausgesetzte Besteigung des M. unternehmen. Um die Umgebung des M. näher kennen zu lernen und die Ansicht desselben von verschiedenen Seiten zu genießen, kann man den sogenannten „Tour du Montblanc" unternehmen, eine bei guter Witterung völlig gefahrlose und genußreiche Reise in unmittelbarer Nähe dieser kolossalen Gebirgsmasse, die in 4—7 Tagen ausgeführt werden kann. Geht man von Chamouny aus über den Col de Voza, oder von Sallenches über St. Gervais, so kann man den ersten Tag in 6—7 Stunden bis Contamines, am zweiten Tage über den Col de Bonhomme nach Chapiu in 7½ St., am dritten Tage über den Col de Seigne in 9½ St., am vierten Tage in 8 St. nach Aosta, am fünften Tage in 7 St. auf den St. Bernhard, am sechsten Tage in 9 St. nach Martigny, am siebenten Tage in 9 St. über den Col de Balme nach Chamouny gelangen. Rüstige Bergsteiger legen von Chamouny den ersten Tag den Weg bis Nant Bourant in 9 St., am zweiten Tage über den Col de Bonhomme, Col de Fours und Col de Seigne nach Cormajeur in 15 St., am dritten Tage über den Col de Ferrex nach Orsières in 13 St. oder bis Martigny in 16 St. und am vierten Tage von Martigny oder Orsières über den Col de Balme in 9—12 St. zurück. Eine bessere Eintheilung ist jedoch: erster Tag Contamines, zweiter Tag Motel, dritter Tag Cormajeur, vierter Tag Ferrex, fünfter Tag Martigny, sechster Tag Chamouny. Großartige Ansichten des M. gewähren auch die Routen über den Col d'Antere und die Ersteigung des Buet, so wie die Gletscherreise über den Col de Géant. — Nach der Besteigung durch Saussure ist der M. noch mehrfach bestiegen worden, da aber die wissenschaftlichen Beobachtungen meist bereits gemacht sind, so hat der Besteiger fast nichts mehr, als die Ehre, auf dem höchsten Gipfel Europa's gestanden und beträchtlichen Gefahren getrotzt zu haben, da, wie erwähnt, die Aussicht auf das umliegende tiefe, ferne Land gering ist, weil dieses wie in Flor gehüllt erscheint. Bis zum Jahre 1836 ist der M. überhaupt 18mal bestiegen worden, und zwar (die Führer abgerechnet) von einem Deutschen, einem Kurländer, einem Polen, 2 Nordamerikanern, die übrigen Male von Genfern, Waadtländern und Savoyern und 10mal von Engländern. Am 23. Aug. 1837 geschah eine Besteigung durch den Engländer H. M. Atkins, den Schotten Pidwell und den Schweden Hedzengen mit 9 Führern (Morgenblatt, Sept. 1838). Die neueste bekannt gewordene Besteigung fand im August 1844 durch die Herren Bravais, Martin und Lepileur Statt, die sich durch das Mißlingen ihres ersten Versuchs nicht abschrecken ließen. Nachdem die Reisenden am 21. August nach Chamouny zurückgekehrt waren, warteten sie geduldig bis zum 27., und da das Wetter beständig zu seyn schien, so machten sie sich um 12½ Uhr Nachts mit den beiden Führern Jean Mugnier und Michel Contet und vier Trägern auf den Weg. Sie stiegen, ohne anzuhalten, und erreichten um Mittag zum dritten Male das große Plateau. Das Zelt, das sie bei ihrem ersten Versuch errichtet hatten, hatte allen Windstößen und Stürmen, die seit einem Monat gewüthet, widerstanden, war aber zur Hälfte in Schnee vergraben, der auf der einen Seite 3, auf der andern 4 Fuß hoch lag. Der Schnee wurde schnell hinweggeräumt, und man fand die Instrumente und Kleidungsstücke unversehrt, aber das Brod, der Wein und das Fleisch waren gefroren. Der noch übrige Theil des Tages wurde zu verschiedenen Experimenten verwendet, und am folgenden Tage um 10 Uhr begannen sie die Ersteigung des Gipfels auf demselben Wege, den Saussure im Jahre 1787 genommen. Tiefer, pulverartiger Schnee machte die Ersteigung sehr schwierig, und von den Rochers rouges an wehte ein eisiger Nordnordwestwind mit außerordentlicher Heftigkeit. Die Reisenden setzten dennoch ihren Weg fort und erreichten um 2 Uhr den Gipfel. Auf seinem Südabhange war die Luft ruhig und die Sonne schien warm. Alle fühlten sich neubelebt, obgleich das Thermometer im Schatten auf —8° Cent. (6,4° R.), und in der Sonne auf —6,3° Cent. (—5,40° R.) stand. Die Kälte des Bodens war für die Füße sehr unangenehm, denn der Schnee hatte an der Oberfläche auch eine Temperatur von —8° Cent. und einen Zoll tief von —11° Cent. (—8,8° R.). Das Barometer stand auf 424,25 Millimeters = 188,057 pariser Linien = 15,67 Zoll. Die Beobachtung der Temperatur der Luft, des Schnees in verschiedenen Tiefen, des kochenden Wassers, die Bestimmung der magnetischen Intensität, die Messung der Positionswinkel der hervorragendsten Bergspitzen zwischen dem Monte Rosa und den Dauphinéer-Alpen, die physiologischen Erscheinungen, welche die Verdünnung der Luft hervorbrachte, dies Alles beschäftigte die Reisenden bis um 6 Uhr 50 Minuten. Indeß sank die Sonne an einem blut-

rothen Horizont hinab; der Schatten des M. projicirte sich in der Atmosphäre gegen Osten wie ein gigantischer Kegel, und gleichzeitig stieg der Mond empor; er schien nicht größer, als im Zenith, und seine goldgelbe Farbe kontrastirte mit dem schwarzen Himmel. Das Thermometer sank sogleich auf — 12° Cent. (—9,6° R.); die Oberfläche des Schnees auf — 18° Cent. (— 14,4° R.). Der Wind wurde stärker und die Kälte unerträglich. Man mußte abreisen, und in weniger als einer Stunde war man wieder bei dem Zelte auf dem großen Plateau. Dort blieben die Reisenden bis zum 1. Sept. Mittags und beschäftigten sich hauptsächlich mit meteorologischen Beobachtungen; diese betrafen die Wärme der Sonnenstrahlen, die mittelst des Pyrheliometers von Pouillet, und die tägliche und nächtliche Strahlung, die mittelst des Aktinometers desselben Physikers bestimmt wurde; ferner die Inklination der Magnetnadel; die täglichen und nächtlichen Schwankungen des Barometers und Thermometers; die Stärke des Schalls; die physiologischen Erscheinungen in Folge eines verlängerten Aufenthaltes in einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Meere; die Beschaffenheit des Schnees und seine Verwandlung in Eis; die Lawinen, welche fast alle Stunden fielen; die Bildung und Auflösung der Wolken und die Folgereihe der Färbungen der Atmosphäre in der Dämmerung, die Bravais am 30. August Abends auf dem Gipfel des Gouté und gleichzeitig Camille Bravais in Chamouny beobachtete. In diesen Eisregionen gibt es wenig zu sammeln; indeß haben die Reisenden doch mehre Proben von Gesteinen mitgebracht, unter denen sich einige befinden, die vom Blitze verglast sind, der öfters diese hohen Gipfel trifft. Auch Pflanzen sammelten sie auf den Felsen der Grands Mulets, die auf allen Seiten von Gletschern umgeben sind und in dem ewigen Schnee des M. eine wahre Oase bilden. — 2) Früher Departement in Frankreich, begriff einen Theil von Savoyen, hatte 109 □Meil. und 301,000 Einw.; Hauptstadt: Chambery.

Montblanch, span. Stadt, Katalonien, Prov. Lerida, in einem an Wein und Oliven fruchtbaren Thal der gleichnamigen Berge; Branntweinbrennerei, Baumwoll- und Wollweberei; 4000 Einw.

Montblyart, belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Charleroi; Eisenhämmer; 410 Einw.

Montbovon, schweiz. Dorf, Kanton Freiburg, an der Sane, südl. von Gruyère; Kirschwasser; 440 Einw.

Montbozon, franz. Flecken, Dep. Saone, Bez. Vesoul, am Ognon; 840 Einw.

Montbrehain, franz. Dorf, Dep. Aisne, Bez. St.-Quentin; Hopfenbau, Fabriken für Tull, Broderie, Musselin; 1550 Einw.

Montbretia (Bot.), nach Redouté, Pflanzengattung. Art: M. securigera *Red.*, s. v. a. Gladiolus securiger.

Montbrillant (Geogr.), 1) Lustschloß, s. Hannover; — 2) s. Genf.

Montbrison (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Loire, 37$^1/_{12}$ □Meil., 109,000 Ew.; — 2) Hauptstadt das. und des Departements, am Vizezy, Sitz der Departementsbehörden und des Präfekten; alte Kathedrale, kleines Seminar, Collège, öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für den Ackerbau und Handel; Getreidehalle, Getreidehandel, Leinwandfabrikation, Gerberei; Eisenbahn von Montbrison nach St.-Etienne u. Roanne; 7050 Ew. Dicht bei der Stadt entspringen 3 Mineralquellen: 1) la Romaine in der Nähe eines antiken Ceres tempels bei dem Dorfe Moin; 2) Fontaine de l'Hôpital oder des Ladres etwa hundert Schritte von der vorigen und 3) Fontaine de la Rivière, hart am Ufer des Flüßchens Vizezy. Das Wasser hat einen säuerlichen Geschmack, ist ziemlich klar, besonders das der Rivièrequelle, und von einer Temperatur, welche 3—4° der Luftwärme nicht übersteigt; nach einer von Denis, Apotheker zu M., veröffentlichten Analyse enthalten alle drei Quellen dieselben Bestandtheile, nur in verschiedenen Verhältnissen, sind sehr reich an kohlensaurem Gas und kohlensaurem Natron und enthalten außer Chlornatrium nur wenig kohlensaures Eisenoxydul, kohlensaure Talk- und Kalkerde, vegetabilisch-animalischen Extraktivstoff und Kieselerde. In zehn Litres Wasser enthalten la Romaine an festen Bestandtheilen: 59,31 Gr., unter diesen 24,25 Gr. kohlensaures Natron, außer diesen an kohlensaurem Gas 1$^1/_2$ Vol. des Ganzen, — die Source de l'Hôpital 79,10 Gr., unter diesen 27,55 Gr. kohlensaures Natron an kohlensaurem Gas mehr als 2$^1/_2$ Vol. des Ganzen; — die Source de la Rivière endlich 52,90 Gr., unter diesen 20,25 Gr. kohlensaures Natron. — Einer ältern, von Raulin angeführten, von Richard de la Prade unternommenen Analyse zufolge hielt man sonst la Romaine für eisenreicher. Ueberhaupt betrachtete man sonst nach dieser Analyse die Source de la Rivière oder besonders die la Romaine als wesentlich eisenhaltig, und stellte demgemäß verschiedene Indikationen. Benutzt werden die Mineralquellen, gleich ähnlichen Säuerlingen, als Getränk und namentlich bei chronischen Leiden der Verdauungswerkzeuge von Schwäche, Bleichsucht, Amenorrhöe und Fluor albus.

Montbron, franz. Stadt, Dep. Charente, Bez. Angoulême, am Tardouère; Eisenwerke, Bleiminen; 3190 Einw.

Montbrun (Geogr.), zwei franz. Dörfer; 1) Dep. Drôme, Bez. Nions, mit Mineralquelle, Handel mit Getreide, Wein, Olivenöl; 1240 Einw.; — 2) Dep. Haute-Garonne, Bez. Muret; 1340 Einw.

Montbrun (Biogr.), Graf, franz. Divisionsgeneral, Kommandant der Ehrenlegion, Sprößling einer angesehenen Familie in Südfrankreich, geb. 1766, trat frühzeitig in Militärdienste, zeichnete sich bei vielen Affären aus, ward 1804 zum Obersten eines Chasseurregiments ernannt und schon damals zu den besten Kavalerieoffizieren des Kaiserreichs gezählt, erwarb sich durch seine, in der Schlacht bei Austerlitz bewiesene Bravour den Rang eines Brigadegenerals, befehligte 1806 ein aus französischer u. würtembergischer Reiterei zusammengesetztes Corps, mit welchem er dem Winterfeldzuge in Schlesien beiwohnte,

stand 1809 bei dem Corps des Vicekönigs und errang bei Raab den Rang eines Divisionsgenerals, worauf er vom Kaiser zum Heere Massena's nach Spanien gesendet ward. Die Armeeberichte erwähnen sein ausgezeichnetes Benehmen bei Almeida (5. Juni 1811) und bei Ciudad Rodrigo, wo er ein glänzendes Reitergefecht gegen die Engländer leitete. Im Feldzuge nach Rußland übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl über das zweite Reservekavaleriecorps der großen Armee, und an dessen Spitze fand M. den Tod bei Mosaisk.

Montcahiard (Montcayer), feines halbseidenes, berkanartiges Zeuch, gewöhnlich von schwarzer Farbe, dessen Kette von gezwirnter Seide und der Einschlag von doppelt oder dreifach gezwirntem Kammgarn, und welches sowohl glatt leinwandartig, als auch geköpert gewebt wird. Von dem Burat unterscheidet es sich darin, daß dieser letztere viel gröber und ungeköpert ist, in der Kette auch nur Floretseide hat. Man verfertigt dieses Zeuch zu Lille, Roubais, Turcoing ꝛc., $2\frac{1}{3}$ paris. Stab breit und das Stück 25 Stab lang, und versendet es häufig nach Spanien, Portugal und Südamerika, wo es jetzt zu Kleidern und Mänteln für die Geistlichkeit verbraucht wird. Aus der Levante, vornehmlich aus Smyrna und Konstantinopel, kommt zuweilen unter dem Namen M. ein feiner gewässerter u. changirender Kamelot von Angoraziegenhaar in Stücken von 30 türkischen Piks oder 17 pariser Stab und in Ballen von 12 Stück, welcher ebenfalls in Spanien abgesetzt wird.

Montcalier, s. v. a. Moncaglieri.

Montcalm (Geogr.), s. v. a. Collat, Berg, s. Pyrenäen.

Moncalm (Biogr.), Louis Joseph de Saint-Véran, Marquis de, franz. Feldherr, geb. 1712 auf dem Schlosse Candiac bei Nimes, widmete sich anfangs den Studien, trat dann in den Militärdienst und stieg schnell zum Obersten empor, ward 1754 Brigadier, 1756 Chef der Truppen, die zur Vertheidigung der französ. Kolonien nach Nordamerika gesandt wurden, trug in einem zweijährigen, von seiner Seite mit Geschick geführten Kampfe mehre Siege über die Engländer davon, ward aber bei Quebeck in ungleichem Kampfe geschlagen, tödtlich verwundet und † zwei Tage darauf, den 14. Septbr. 1759.

Montcalvo, ital. Stadt, Königreich Sardinien, Montferrat, auf dem Gipfel eines Berges gelegen; Minoritenkloster mit Gemälden des hier geborenen Malers Caccia; 3500 Einw.; eine Meile davon der Berg Crea mit Marienkirche, worin schöne Fresken.

Montçaras, portug. Stadt, Prov. Alemtejo, am Guadiana; 1500 Einw.

Montcaret, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; 1540 Einw.

Montcassel, s. v. a. Cassel 2).

Montcaut, franz. Flecken, Dep. Lot-Garonne, Bez. Nérac; 630 Einw.

Mont-Cenis (Geogr.), 1) Berg in Savoyen, s. v. a. Cenis 4); — 2) spanisches Gebirg, s. v. a. Cenis 1); — 3) Stadt, s. v. a. Cenis 2).

Mont-Cervin, s. v. a. Matterhorn.

Mont Cesar, s. Bresle 1).

Montchaton, franz. Dorf, Dep. Manche, Bez. Coutances, am atlant. Ocean; 920 E.

Montchenu, franz. Dorf, Dep. Drôme, Bez. Valence; 800 Einw.

Montcheri, Lusthaus, s. Wilhelmshöhe.

Montclair, Ruine, s. Merzig.

Montclar, franz. Stadt, Dep. Tarn-Garonne, Bez. Montauban; 2200 Einw.

Montclera, franz. Flecken, Dep. Lot, Bez. Cahors; 800 Einw.

Montcley, franz. Dorf, Dep. Doubs, Bez. Besançon, am Ognon; Hochofen, Eisenhämmer, Blechwalzwerke; 400 Einw.

Montcontour, s. v. a. Moncontour.

Montcontours, Gattung Bretagnerleinen von Quintin.

Montcorbon, franz. Dorf, Dep. Loiret, Bez. Montargis; 830 Einw.

Montcornet (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Ardennes, Bez. Mézières, mit merkwürdigen Ruinen eines alten festen Schlosses; — 2) Flecken das., Bez. Laon, Handel mit Flachs- und Hanfleinwand, Wollspinnerei, Zuckerfabr.; 1750 Einw.

Montcoutant, franz. Marktflecken, Dep. Deux-Sèvres, Bez. Parthenay; 2000 Einw.

Montcuque, franz. Stadt, Dep. Lot, Bez. Cahors, auf einem Hügel; 2310 Einw.

Moncy (Geogr.), 1) M. Notre Dame, franz. Dorf, Dep. Ardennes, Bez. Mézières; Marmorbruch; 450 Einw.; — 2) M. St. Pierre, Dorf das.; Fabr. für Schließbolzen, engl. Druck-Rahmen, Bleiweiß.

Montdagout, franz. Dorf, Dep. Gard, Bez. Vigan; 1180 Einw.

Montdauphin, franz. befestigte Stadt, Dep. Hautes-Alpes, Bez. Embrun, am Einfluß des Guil in die Durence, auf einem steilen Felsen, an dessen Fuße warme Quellen entspringen; deckt eine Straße aus Italien nach Frankreich; 400 Einw.

Mont d'Auxois, s. Auxois, vgl. Alesia.

Mont de Marsan (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Landes, 27 □Meil., 85,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das. und des Dep., am Zusammenfluß der Douze und des Midou; Sitz der Departementsbehörden; Collège, öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für den Ackerbau; Fabriken für Tuch, Segeltuch, Leder, Seidenspinnerei, Licht- und Wachsfabr.; Terpentinölfabr., Branntweinbrennerei, Weinhandel; Mineralquelle; 4400 Einw.

Mont d'Haurs, Festung, s. Charlemont 2).

Montdicourt, franz. Dorf, Dep. Pas-de-Calais, Bez. Arras; Chokoladenfabr.; 520 E.

Montdidier, franz. Stadt, Dep. Somme, Hauptort des gleichnamigen Bez.; Sitz der Behörden, Collège, Ackerbaugesellschaft; Fabriken für Strumpfwirkerwaaren, Calicot, Serge, Leder, Baumwollenspinnerei; Handel mit Getreide und Vieh; 3870 Einw.

Mont d'or (Geogr.), 1) franz. Gebirgskette, Dep. Rhône, auf dem rechten Rhôneufer, höchstens 1800′ hoch; gut bewohnt; — 2) Berg

das., zum Auvergnegebirg gehörig, Dep. Puy de Dôme, im südl. Theil desselben, 968 Tois. (6288') hoch; auf seinem Gipfel ein See (lac Pavin) im Krater eines ausgebrannten Vulkans, 288' tief; — 3) Spitze des Jura (s. d.); — 4) s. v. a. Mont d'Haurs, s. Charlemont 2); — 5) M. les Bains, franz. Dorf, Dep. Puy de Dôme, Bez Issoire, an der Dordogne, in einem pittoresken Thale; Alaunminen, Käsebereitung; 1100 E. — Die das. befindlichen berühmten Mineralquellen entspringen am Berg Angle 3139 F. über dem Spiegel des Meeres. Schon den Römern waren sie bekannt u. wurden von ihnen benutzt, wie zahlreiche Ueberreste von Bauwerken beweisen, u. erfreuen sich jetzt jährlich eines zahlreichen Zuspruches von Kurgästen, von durchschnittlich 1500—1800 Kranken. Man unterscheidet 7 Hauptquellen, welche großentheils zu der Klasse der alkalisch-salinischen Thermalquellen gehören; 3 von diesen (Fontaine Caroline, Bain Ramond u. Source Ringy) sind erst seit dem Jahre 1817 bekannt. Auf Befehl Ludwigs XVIII. wurden die alten Badeanstalten restaurirt und ein großes, dem Rufe und der Heilkraft der Thermalquellen entsprechendes Etablissement gegründet, welches im Jahr 1825 vollendet wurde. Die einzelnen, nahe bei einander gelegenen Mineralquellen entspringen von Norden nach Südwesten in folgender Ordnung: 1) Fontaine de la Marguérite oder de Sainte-Marguérite, ein kalter Säuerling. Sie ist die am höchsten gelegene; ihr Wasser, von säuerlichem, zusammenziehendem Geschmack, enthält dieselben Bestandtheile, als das Wasser des Grand Bain, aber 850 Milligrammen kohlensaures Gas in einer Pinte Wasser. Man bedient sich ihrer, theils um die Thermalquellen abzukühlen, theils zu Lokalbädern gegen Geschwüre, seltener als Getränk, mit Wein gemischt. Die kleine Quelle des Tambour, welche dicht neben ihr mit Geräusch hervorquillt, scheint nur ein Ausfluß derselben zu seyn. Die Source de l'Eglise oder la Pantoufle, an der großen Straße gelegen, ist kalt, wie die vorher genannten, häufig mit wilden Wassern vermischt und deshalb nicht im Gebrauch. — 2) Fontaine Caroline, nach der Herzogin von Berry genannt. — 3) Bain de César, Petit Bain, oder Bain de la Grotte (Balneum cryptae). Die Thermalquelle, unfern der vorigen und von letzterer nicht wesentlich verschieden, befindet sich in einem kleinen antiken Gebäude, dessen Zutritt bei Annäherung eines Gewitters und an sehr heißen Tagen untersagt ist, wegen der Menge von kohlensaurem Gas, welches sich in demselben anhäuft. Mit der vorigen in einem gemeinsamen Becken vereinigt, wird sie zu Bädern und Douchen in den Fällen vorzüglich benutzt, wo man eine besonders erregende und kräftige Einwirkung beabsichtigt. Beide haben eine Temperatur von 36° R. und dieselben Bestandtheile, als die Fontaine de la Madeleine, nur daß sie statt Alaunerde Kieselerde enthalten. — 4) Grand Bain oder Bain de Saint-Jean. Sie wird gebildet aus dem Vereine mehrer nahe bei einander entspringenden Thermalquellen, welche die Temperatur von 31—36° R. haben, und versorgt mehre Bäder von hoher und niedrer Temperatur. Ihr Wasser ist von einem faden Geschmack, weich und fettig anzufühlen. — 5) Bain Ramond, entdeckt unter dem Schutt der alten römischen Thermen. Ihr Wasser, das eine Temperatur von 23,5° R. hat, vereinigt sich mit der — 6) Source de Rigny zur Speisung von Wasserbehältern. — 7) Fontaine de la Madeleine. Diese wasserreiche, von allen am niedrigsten gelegene Thermalquelle wird von einem kleinen viereckigen Gebäude umschlossen, welches sich auf dem Platze Pantheon befindet. Ihr Wasser, welches durchsichtig und geruchlos, anfangs säuerlich, nachher seifenartig und salzig ist, hat eine Temperatur von 36° R. Der Luft ausgesetzt, bedeckt es sich mit einem dünnen Häutchen und nimmt einen Geruch von Schwefelwasserstoff an. Berzelius vermuthet in demselben kohlensauren Strontian, flußsauren Kalk, phosphorsaure Kalk- und Alaunerde. Man benutzt es vorzüglich als Getränk, zuweilen auch zu Fußbädern gemeinschaftlich mit dem Wasser des Grand Bain und des Bain de César. Chemisch analysirt wurden diese Quellen von Ducbs, Chomel, Lemonnier und Mossier, neuerlich von Bertrand und von M. Berthier. — Als Bad und Getränk angewendet, wirken diese Thermalquellen sehr erregend auf das Nerven- und Blutsystem, und zugleich die Se- und Exkretionen der äußeren Haut und der Schleimhaut bethätigend, häufig kritische Ausscheidungen hervorrufend. Das Wasser des großen Bades verursacht anfangs, nach Bertrand, zuweilen ein Gefühl von krampfhafter Beengung der Brust, aber bald wird der Puls und die Respiration freier, die Transspiration vermehrt, und es entsteht zuletzt eine fieberhafte Aufregung. Nach Verlauf von 15—18 Minuten, nachdem der Kranke in sein Bett gebracht worden, beruhigen sich indeß alle Symptome, mäßige Wärme, ein reichlicher Schweiß folgen ihnen; ein Gefühl von Wohlbehagen durchdringt den Körper, u. es stellt sich Appetit ein — Wirkungen, welche übrigens bei manchen Individuen erst nach Verlauf mehrer Tage hervortreten, nachdem die ersten Bäder im Gegentheil ein Gefühl von Ermattung u. selbst eine scheinbare Verschlimmerung der vorhandenen Leiden zur Folge gehabt haben. Die mehr oder weniger erregende Wirkung der einzelnen Bäder hängt zunächst von dem Grade ihrer Temperatur ab. — Zu widerrathen ist ihr Gebrauch in allen den Fällen, wo nachtheilige Wirkungen von einer zu lebhaften Erregung des Blut- und Nervensystems zu besorgen sind, namentlich bei Neigung zu Bluthusten, Lungensucht und organischen Leiden des Herzens oder der großen Blutgefäße. Dagegen haben sie sich sehr hülfreich erwiesen in rein katarrhalischen Affektionen, in chronischen Krankheiten der Digestionsorgane, oder der Urinblase, veralteten Rheumatismen, Verschleimungen, Paralysen, Leukorrhöe und bei metastatischen Leiden. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Bäder anfänglich sehr beruhigend bei rheumatischen Schmerzen wirken, die syphilitischen Leiden dagegen verschlimmern. — Als Getränk benutzt man die Fontaine de la

Madeleine täglich zu 2—5 Gläsern mit Milch oder Molken in halbstündigen Zwischenräumen. Die Douche erweist sich sehr hülfreich bei örtlichen Leiden von Schwäche in Folge von Ausschweifungen. — Die Saison dauert vom 25. Juni bis zum 20. Sept., und die Kur gewöhnlich 18—25 Tage; oft ist, nach einer Reihe von wenigen Tagen, eine zweite Kur erforderlich. — Das Klima von M. ist sehr veränderlich und rauh, da die Berge oft 7 Monate lang des Jahres mit Schnee bedeckt sind; die Kranken müssen sich daher mit warmer Kleidung versehen. — Das Wasser der Fontaine de la Madeleine u. des Bain César wird versendet; außerdem hat man es in den Etablissements künstlicher Mineralwasser zu Paris nachgebildet.

Mont de Pagotte (franz., Kriegsw.), s. v. a. Abrahams Schooß (s. d. 2).

Mont de piété (franz.), Pfandhaus.

Montdoubleau, Stadt, s. v. a. Mondoubleau.

Montdragon, franz. Flecken, Dep. Vaucluse, Bez. Orange, links an der Rhône; Seidenspinnerei; 2600 Einw.

Monte (ital.), Kapital, das auf unbewegliche Güter gegeben ist, erhält den Zusatz von dem verpfändeten Gute.

Monte (ital.), Berg; geographische, damit anfangende Namen, welche sich hier nicht finden, s. Mont . . ., auch Mon . . ., so wie auch unter den Hauptnamen.

Monte (Geogr.), 1) afrik. Vorgebirg, Sierra Leona, nordwestl. vom Kap Mesurato; — 2) österr.-illyr. Pfarrdorf, Istrien, Bez. Veglia; 310 Einw.; — 3) Kirchdorf das., Bez. Capo d'Istria; 250 Einw.

Monte (Biogr.), 1) (del M.), Familienname des Papstes Julius III.; — 2) Marchese Guidobaldo del M., ital. Mathematiker, † um 1608, einer der vorzüglichsten Bearbeiter der Statik in jener Zeit, schrieb: Mechanica, 1577.

Monte-Agudo (Geogr.), span. Ortschaften: 1) Flecken, Neukastilien, Prov. Cuenca; Salzwerk; 320 Einw.; — 2) Altkastilien, Prov. Soria, am Deza; Leinweberei; 700 Einw.

Monte-Albano (Geogr.), 1) Stadt, s. v. a. Albano 3); — 2) österreich. Schloßruine, Tyrol, Kr. Roveredo, Ldgr. Mori; 1379 zerstört.

Monte-Albodo, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Ancona, südöstlich von Sinigaglia.

Monte-Allegre (Geogr.), 1) span. Stadt, Prov. Murcia, südöstl. von Chinchilla; Tuch- und Wollzeuchweberei, Branntweinbrennerei; 2800 Einw.; — 2) Flecken das., Leon, Prov. Palencia; Wollzeuchfabr., Mauleselhandel; 900 Einw.

Monte-Allegro, ital. Flecken, Sicilien, Intend. Girgenti, östlich vom Kap Bianco.

Monte-Aperto, ital. Dorf, Sicilien, Intend. Girgenti; hatte bis auf die neueste Zeit Asylrechte für alle Verbrecher der Insel.

Monte-Argentaro, s. Argentaro 2).

Monte-Asdrubal, s. Farlo.

Monteau, franz. Dorf, Dep. Loir-Cher, Bez. St.-Etienne; 1530 Einw.

Monte-Baldo, ital. Berg, lombard.-venetian. Königreich, Deleg. Verona, berühmt wegen der dort befindlichen großen Feuersteinbrüche, seltenen Pflanzen u. vielen Petrefakten. Hier den 12. und 13. Januar 1797 Sieg der Oesterreicher unter Alvinzi über die Franzosen unter Joubert.

Montebaroccio, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Urbino Pesaro, auf einem Hügel, nordöstlich von Urbino; Handel.

Montebello (Geogr.), 1) ital. Flecken, lombard.-venetian. Königreich, Deleg. Vicenza, am Aldego; 3400 Einw.; hier den 12. Nov. 1796 Sieg der Oesterreicher unter Alvinzi über die Franzosen, so wie den 9. Juni 1800 Sieg des franz. Generals Lannes über den österreich. General Ott, s. Casteggio; davon erhielt Lannes den Titel Herzog von M.; — 2) Flecken das., Königreich Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., südöstlich von Reggio; reich an Früchten jeder Art; 2000 Einw.; — 3) Inseln, s. Witts-Land.

Montebello (Biogr.), Lannes, Herzoge von, s. Lannes 1) u. 2).

Montebelluna (Montebelluni), italien. Flecken, lombard.-venet. Königreich, Deleg. Treviso; Schloß; Weinbau; 4000 Einw.

Monte Berico, ital. Berg, lombard.-venet. Königreich, Delegat. Vicenza; auf dessen Spitze ein Kloster mit prachtvoller Kirche.

Monte Biferno, Berg, s. Biferno.

Montebourg, franz. Flecken, Dep. Manche, Bez. Valognes; Gestüt, Tischzeuch- u. Spitzenfabrik.; Vieh- und Getreidehandel; 2500 Ew.

Monte Calvario, österr.-illyr. Berg, auf der Insel Lossini.

Monte-Calvo, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Principato citeriore; 4530 E.

Monte Capraro, ital. Gebirgsspitze, Königreich Neapel, Prov. Molise.

Monte-Carasso, schweiz. Ort, Kant. Tessin, Bez. Bellinzona; 670 Einw.

Montecarelli, italien. Dorf, Toskana, nordöstlich von Pistoja.

Monte-Carlo, ital. Flecken, Toskana, bei Pescia; Wein, Oliven; 2900 Einw.

Monte Cassino, berühmte Stiftsabtei des Benediktinerordens auf dem gleichnamigen Berge in der neapolit. Prov. Terra di Lavoro. Früher lebten in dem Kloster oft 400 Mönche, und jetzt hat es noch 20 Mönche und 20 Novizen, der Abt wohnt in der Regel in San Germano. Es ist gegründet von Benedikt von Nursia 530, ward zerstört von den Longobarden 580, u. 720 neu erbaut, wobei das Salvatorkloster am Fuße des Berges hinzukam, das auf der Stelle des alten Casinum lag und später der Anfang des Städtchens San Germano wurde. Es erhielt bald großes Ansehen und reiche Einkünfte und dehnte seinen Einfluß auf alle Benediktinerklöster Italiens aus. Der Franken-Herzog Karlmann zog sich 747 hierher zurück, und Karl der Große schenkte 778 dem Kloster die Ehre seines Besuches. Auch nach der Zerstörung, welche beide Klöster durch die Saracenen 884 erlitten, erstanden sie wieder 904, um dem Schicksal zu verfallen, welches meistens die Klöster traf, wo der Reichthum Wohlleben, Ungehorsam

und Verwilderung im Innern, und die Habsucht Fehden u. Kämpfe mit den benachbarten Herren erzeugte. Bei der Ansiedelung der Normannen wurde es 1030 aufs Neue der Schauplatz der Zerstörung und wilder Kämpfe; 1040 fielen in der Kirche zu M. C. viele Normannen der Rache zum Opfer. Der Neubau der prachtvollen Kirche geschah durch den Abt Didier, den spätern Papst Viktor III., 1066. Die fortgehenden Unordnungen in dem Mönchsleben veranlaßten den Papst Cölestin, das Kloster 1294 mit Cölestinermönchen zu besetzen, doch kam es unter Bonifacius VIII. wieder in den Besitz der Benediktiner und wurde von Johann XXII. unter die Aufsicht des Patriarchen von Alexandrien gestellt. Nach dessen Tod 1313 wurde die Abtei zu einem Bisthum ohne Abt erhoben. Das war vollends der Ruin aller Zucht und Sitte in demselben, und der Papst Urban V. ernannte sich 1367 selbst zum Abt. Im J. 1454 wurde M. C. eine Kommende für den Kardinal Scarampi, bis es Julius II. mit der Kongregation der heiligen Justina von Padua vereinigte, 1504. Dadurch wurden nicht weniger als 95 Abteien und 100 Klöster zu einem Güterkomplex zusammengeworfen. Der Titel des Abtes wurde: Haupt aller Aebte des Benediktinerordens, Kanzler u. Großkaplan des römischen Reiches, Fürst des Friedens. — Noch hat das Kloster eine reiche Bibliothek und eine werthvolle Gemäldesammlung mit dem Originalbildniß Dante's.

Montecastelli, ital. Dorf, Königreich Sardinien, Prov. Alessandria, am Tanaro; 1500 Einw.

Montecatini, ital. Dorf, Toskana, Compartimento Florenz, an der Grenze von Lucca; mit Kastell; 1400 Einw. — Die jodhaltigen Kochsalzthermalquellen von M. entspringen in dem anmuthigen Thale von Nievole, welches von Verzweigungen der Apenninen gebildet, von den kleinen Flüssen Pescia und Nievole bewässert, und dessen Höhen von reichen Oel- und Weinpflanzungen bedeckt sind. Seit Jahrhunderten berühmt und zahlreich besucht, erfreut sich dieses Etablissement jetzt so mannichfaltiger und guter Vorrichtungen zu Wasser-, Schwitz-, Douche- und Mineralschlammbädern, daß dasselbe zu den ersten Italiens gezählt wird. Man unterscheidet verschiedene Thermalquellen, welche theils aus Travertino, theils aus mit Thon vermischtem Sand hervorbrechen, nämlich: 1) Terme Leopoldine, von 27° R. Temp.; — 2) Acqua di Tettuccio, von 22° R. Temp.; — 3) Bagno regio, von 20° R. Temp.; — 4) Acqua di Rinfresco, von 29° R. Temp.; — 5) Acqua di Cipolla, von 21° R. Temp.; — 6) Acqua di Papa, von 20° R. Temp.; — 7) Acqua di Torretta. Man findet in dem Wasser dieser Quellen, u. besonders in dem der Leopoldinentherme, die Oscillatoria labyrinthiformis, durch deren Zersetzung zuweilen die sonst klare Farbe des Wassers getrübt wird. Der Geruch des Thermalwassers ist der des Seewassers, der Geschmack mehr oder weniger salzig. Das Gas, welches aus den Quellen aufsteigt, besteht aus Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff, in dem Verhältniß von 1, 2 und 4. A. Bicchierai hat im Jahre 1788 ein ausführliches Werk über diese Thermalquellen herausgegeben und auch eine Analyse derselben veranstaltet; später wurden sie von M. G. Goccry sehr detaillirt beschrieben und von Neuem von Barzelotti, Mazzoni und Giuly untersucht. Benutzt werden die Thermalquellen von M. fast nur als Bad, selten nur als Getränk; innerlich gebraucht wirken sie stark abführend. In Form von Bädern werden sie mit sehr günstigem Erfolge angewendet gegen chronische Hautausschläge, veraltete Krätze und Flechten, Skropheln, Blennorrhöen, krankhafte Anomalien der Menstruation, Fluor albus, Hysterie und Hypochondrie, hartnäckige rheumatische und gichtische Leiden, Ischias und Lähmungen. Der Kochsalzmineralschlamm von M. wird, nach Giuly, in Verbindung mit dem inneren Gebrauch der Thermalquellen bei Hautausschlägen, hartnäckigen gichtischen und rheumatischen Lokalaffektionen, Lähmungen und Drüsengeschwülsten mit Erfolg benutzt.

Monte Cavallo (Geogr.), 1) ital. Berg, Venedig, Udine, auf der Grenze von Belluno; — 2) s. Rom (n. Geogr.).

Montecchio (Geogr.), 1) ital. Flecken, Modena, westlich von Reggio, rechts am Lenza; Getreide-, Wein- und Hanfbau, mit einigen umliegenden Weilern 7400 Einw.; — 2) Flecken das., Kirchenstaat, Delegat. Macerata, westl. von Macerata; 4000 Einw.; — 3) M.-Maggiore, Flecken das., lombard.-venet. Königr., Delegat. Vicenza; Wein- und Seidenbau; 4250 Einw.

Monte Celevo, Spitze der Apenninen, s. Neapel (Geogr.).

Monte Celio, s. Rom (n. Geogr.).

Monte Cervoli, ital. Berg, Toskana, Compartimento Pisa, vulkanisch; an seinem Fuße Boraxlagunen, auch warme Quellen, die als Bäder benutzt werden.

Montech, franz. Stadt, Depart. Tarn-Garonne, Bez. Castel-Sarrasin; 2570 Einw.

Montécheroux, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bez. Montbéliard; Bijouteriewaaren in Eisen und polirtem Stahl, Uhrmacherwerkzeugfabrikation; 950 Einw.

Montechiari (Geogr.), 1) ital. Flecken, lombard.-venet. Königreich, Delegat. Brescia, an der Chiese; altes Kastell; Seidenspinnerei, Leineweberei; 6700 Einw.; — 2) M. d'Asti, Flecken das., Königr. Sardinien, nordwestl. von Asti; 1950 Ew.; — 3) Stadt das., Sicilien, Intendant. Caltanisetta; 3580 Einw.

Montechio, Stadt, s. v. a. Montecchio 3).

Monte Christ (Geogr.), 1) Monte Christo, ital. Insel, Toskana, Compartimento Grassato, an der Küste südlich von Elba, mit Wachtthürmen besetzt und nur von Fischern bewohnt; in der Nähe etwa 12 unbewohnte gleichnamige Felsen; — 2) westindische Stadt und Kirchspiel, Hayti, an der nordwestlichen Küste, am Abhange des gleichnamigen Gebirges u. an einer kleinen Bucht an der Mündung des Grand-Yaque; lebhafter Handel; 3000 Einw.; — 3) Gebirgskette das., läuft im Kap la Grange aus.

Monte Cimone, ital. Berg, Modena.

Monte Ciriaco, s. v. a. Monte Guesco.

Montecorvino, italien. Stadt, Königreich Neapel, Prov. Principato-citer., östlich von Salerno; 4320 Einw.

Montecuccolo, italien. Dorf, Modena, südlich von Modena, Schloß; 480 Einw.; Geburtsort des Grafen Raimund Montecucculi.

Montecucculi (Montecuccoli, Montecuculi), modenesische Adelsfamilie, gräflich seit 1551 und 1715 zur ungar. Magnatenwürde erhoben, theilt sich in die Linien M. Laderchi, degl' Erri und M. Polignano. Bemerkenswerth ist von deren Gliedern: Raimund, Graf v., deutscher Reichsfürst, Herzog von Melfi, ausgezeichneter österr. Feldherr, geb. im Modenesischen 1608. Er zeigte schon früh eine solche Vorliebe für den Kriegsdienst, daß er heimlich das väterliche Haus verließ, um sich bei einem nahe liegenden Truppencorps anwerben zu lassen. Wieder zu den Seinen zurück geführt, entfloh er zum zweiten Male, wodurch sich sein Vater veranlaßt fand, der Neigung des Sohnes nachzugeben u. ihn in den Militärdienst eintreten zu lassen. Auf Verlangen seines Oheims, des Generalfeldzeugmeisters Ernst Graf M. diente der junge M. vom Gemeinen an, um mit den Pflichten und Mühseligkeiten seines Berufes desto besser vertraut zu werden. Seinen ersten Feldzug machte er 1627 in Deutschland mit und that sich bei jeder Gelegenheit rühmlich hervor, so daß er schon 1629 zum Hauptmann avancirte. Bei Neu-Brandenburg im Mecklenburgischen ward er schwer in den Unterleib verwundet (1631) und nach seiner Herstellung noch in demselben Jahre als Rittmeister zum Dragonerregiment seines Oheims versetzt. Mit diesem focht er den 17. September in der Schlacht bei Breitenfeld mit, ward stark am Kopfe blessirt und auf dem Rückzuge gefangen. Wieder frei gegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von Neuem in kaiserliche Dienste u. that sich namentlich in der Schlacht bei Nördlingen (den 6. September 1634) durch Bravour hervor. Bei dem Sturme auf Kaiserslautern (den 17. Juli 1635) führte er die 200 Mann starke, aus abgesessenen Kürassieren bestehende Avantgarde, erstieg an der Spitze derselben die Bresche und nahm den schwedischen Kommandanten, Oberst Schönbeck gefangen, für welche ausgezeichnete Waffenthat er zum Obersten des Kürassierregiments Prinz Aldobrandini ernannt ward. Jetzt begann für ihn ein selbstständigerer Wirkungskreis. Im J. 1636 stand er mit seinem Regiment bei dem Corps des Grafen Hatzfeld, überfiel den General Wrangel bei Wolmirstedt, machte in der Schlacht bei Wittstock ein paar glänzende Cavalerieangriffe u. deckte den Rückzug mit vieler Umsicht. Im Jahre 1637 focht er in Pommern und führte 1638 die Avantgarde des Corps, welches unter Mazarin zum Entsatze des von Banner belagerten Freibergs herbei eilte, aber den 20. Mai bei Chemnitz geschlagen ward. Um Kursachsen vor einem schwedischen Einfall sicher zu stellen und den Weg nach Böhmen zu decken, ward er 1639 mit 3000 Mann Reiterei nach Schlesien beordert; als aber Banner gleichwohl in Böhmen eindrang, ward ihm und dem General Hofkirchen der Auftrag, mit 8 Infanterie- u. 10 Cavaleriereregimentern dem Feind den Elbübergang bei Melnick streitig zu machen. Die schwedische Cavalerie ging indeß bei Brandeis durch eine Furth, und die Kaiserlichen mußten sich mit beträchtlichem Verluste zurück ziehen. M. selbst fiel dabei in Gefangenschaft, die diesmal $2\frac{1}{2}$ Jahre währte, während welcher Zeit er sich mit der Theorie der Kriegführung eifrigst beschäftigte. Nach seiner Auswechselung im Jahre 1642 trat er sofort wieder bei der kaiserl. Armee ein u. traf dieselbe bei Brünn. Vom Erzherzog Leopold, der eben nach Schlesien aufbrach, mit 2000 Pferden vorausgesendet, überfiel er bei Troppau ein feindliches Corps und entsetzte Brieg. Obschon er dafür vom Kaiser zum Generalfeldwachtmeister ernannt ward, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohete, nach Modena, um hier dem Herzog seine Dienste anzubieten, der ihn als General der Cavalerie mit dem Titel eines Feldmarschalls anstellte. Er kehrte indeß bald in österreichische Dienste zurück und ward 1644 vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im Jahre 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf dessen Zug gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen und operirte dann gegen den dem Rhein sich nähernden französischen Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen. In Verbindung mit Johann von Werth brachte er ihnen bei Triebel in Schlesien eine entscheidende Niederlage bei und ward dafür zum General der Cavalerie ernannt. Der Feldzug von 1648, arm an großen Waffenthaten, endete mit dem Gefechte bei Zußmarshausen, nach dessen unglücklichem Ausgange M. mit 6 Cavaleriereregimentern, 800 Mann Infanterie und 4 Geschützen 7 Stunden lang die heftigsten Angriffe des Feindes zurückwies, bis die kaiserliche Armee ihren Rückzug über den Lech nach Augsburg bewerkstelligt hatte. Bald darauf verließ er die Armee u. ging nach Prag, um über die Demarkationslinie und Kantonirungen der gegenseitigen Armeen bis zum Abschlusse des Friedens zu unterhandeln. Im Jahre 1651 nahm er an den Sitzungen des Hofkriegsrathes Antheil, ging 1652 in Familienangelegenheiten nach Modena, wo er das Unglück hatte, bei einem zur Feier der Vermählung des Herzogs gegebenen Carousel seinen Freund, den Grafen Manzini, durch einen Lanzenstoß zu tödten, ward 1653 zum stellvertretenden Präsidenten des obersten Kriegsrathes zu Regensburg ernannt, unternahm hierauf eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und ward in den folgenden Jahren zu mehren diplomatischen Sendungen, u. And. auch nach Schweden, verwendet. Während dieser Zeit bemüheten sich Spanien u. Venedig, wiewohl vergeblich, ihn in ihre Dienste zu ziehen. Bald rief ihn der nordische Krieg zu neuer Thätigkeit. Als der Kaiser im Jahre 1657 dem

polnischen König Johann Kasimir gegen Rakoczy u. die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zu Hülfe gesendet hatte, erhielt M. nach Hatzfelds Abgang das Kommando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen u. zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt u. dem von den Schweden bedrängten Dänenkönig mit einem Corps von 11,000 Mann und 20 Geschützen zu Hülfe gesandt, vereinigte er sich bei Küstrin mit den Truppen des Kurfürsten von Brandenburg, zog bei Wandsbeck noch 5000 Polen unter dem General Zarnetzky an sich, fiel ins Holsteinische ein, nahm, ohne Widerstand zu finden, den größten Theil des Landes in Besitz, verfolgte dann die sich zurückziehenden Schweden, befreite Kopenhagen von der Landseite und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. M. wandte sich darauf nach Pommern, eroberte Dammgarten, Anklam, Demmin, Uckermünde und bezog im Mecklenburgischen die Winterquartiere. Nach dem Frieden zu Oliva, 1660, der diesen Krieg endigte, ward M. Geheimerath und Gouverneur von Raab. Noch in demselben Jahre ward ihm das Kommando über das Armeecorps übergeben, welches gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken operiren sollte. Er zwang dieselben Siebenbürgen zu räumen und vereitelte durch kluges Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, welche ihm den großen Sieg bei St. Gotthard den 1. August 1664 erfechten halfen. Nachdem darauf Friede geschlossen worden, übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsrathes und nachher auch die Direktion der Artillerie. Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Holland, an dem Kaiser und Reich als Bundesgenossen des Letzteren sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Kommando der kaiserlichen Armee. Er eroberte Bonn, brachte trotz der Wachsamkeit des Marschalls Turenne die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Oranien zu Stande und hemmte auf diese Weise Ludwigs XIV. Fortschritte. In Folge der Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum Obergeneral der kaiserlichen Armee legte er 1674 sein Kommando nieder, ward aber schon 1675 wieder mit demselben betraut, um am Rhein dem Marschall Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich ausgezeichnet als Feldherren, manövrirten 4 Monate lang in Scheinangriffen und Scheinmärschen mit der meisterhaftesten Taktik gegen einander, aber ohne daß es einem von Beiden gelungen wäre, den Andern zu täuschen. Als endlich eine Schlacht zwischen beiden entscheiden sollte, ward Turenne d. 27. Juli 1675 durch eine Kanonenkugel gleich beim Beginn des Gefechtes getödtet, worauf M. die sich zurück ziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß verfolgte und Hagenau und Zabern belagerte. Aber Condé's Erscheinen auf dem Kampfplatze nöthigte ihn, das Elsaß wieder zu verlassen, worauf er Philippsburg belagerte. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er gesiegt hätte, sondern weil er einem Turenne und Condé gegenüber nicht besiegt worden wäre, beschloß M. seine Feldherrnlaufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserlichen Hofe, im Umgang mit Gelehrten. Ein großer Verehrer der Wissenschaften trug er namentlich zur Stiftung der Akademie für Naturforschung bei. Auch an den Staatsgeschäften nahm er noch lebendigen Antheil. Ueber den für das deutsche Reich und Oesterreich gleich unvortheilhaften Frieden von Nymwegen (5. Februar 1679) empfand er den tiefsten Kummer, den nichts verscheuchen konnte, obschon ihm der Kaiser Leopold neue Beweise seiner Huld gab und ihn zum deutschen Reichsfürsten ernannte. Gleich darauf verlieh ihm der König von Neapel das Herzogthum Melfi. Als der Kaiser 1681 Wien wegen der dort ausgebrochenen Pest verließ, begleitete ihn M. nach Prag und dann nach Linz. Als er aber hier an des Kaisers Seite in das Schloß einritt, ward er von einem fallenden Balken so schwer am Kopfe verwundet, daß er nach wenigen Tagen den 16. Oktober, 72 Jahre alt, starb. Er ward in der Jesuitenkirche zu Wien beigesetzt. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann franz. (Par. 1712 u. ö.; mit einem Kommentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., das. 1769, 4.), und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807, Fol.) und Grassi (2 Bde., Turin 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie überhaupt von seinen hinterlassenen Schriften noch Manches nicht im Druck erschienen seyn soll.

Monte Cucumella, ital. Berg, Kirchenstaat, bei Canino, Fundort etruskischer Alterthümer durch Lucian Bonaparte.

Monte de Bresil (Brazil), Halbinsel, s. Azoren.

Monte de Casso, s. v. a. Alben 2).

Monte del Buchon, nordamerikan. Vorgebirg, Mexiko, Neukalifornien.

Monte della Vergine, s. v. a. Monte Virgine.

Monte del Oro, schweiz. Gebirgsstock im Hauptalpenkamm, am westlichen Ende der mächtigen Berninagletscher, 7960 Fuß hoch.

Monte di Fo, Berg, s. v. a. Monte Raticosa.

Monte di Nove, s. Novana.

Monte di Pieta (ital.), Pfandhaus.

Monte di Po, italien. Stadt, Königr. Sardinien, Prov. Turin; 1000 Einw.; wahrscheinlich an der Stelle des alten Industria.

Monte-Doro, ital. Ort, Sicilien, Intend. Girgenti.

Monte Cole, s. Cesi.

Monte-Falcione, ital. Stadt, Neapel, Prov. Principato-ulter.; 4000 Einw.

Monte-Falcon (Geogr.), ital. Ortschaften: 1) Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Perugia, am Clitunno, südwestl. von Foligno; 2400 Einw.; hat im Jahr 1832 durch Erdbeben bedeutend gelitten; — 2) Stadt, Neapel, Prov. Principato-ulter.; 3600 Einw.; — 3) s. Monfalcone.

Monte Fano, Orden von, s. Silvestriner.

Montefeltro (Biogr.), 1) Guido, Graf v., Herr von Pisa u. Urbino, berühmter Heerführer in den damaligen Parteikämpfen, Anhänger der ghibellinischen Partei, trat 1296 in den geistlichen Stand und † bald darauf, s. Pisa, Gesch. — 2) Friedrich I., Graf v., Sohn und Nachfolger des Vorigen, fiel als Opfer einer Verschwörung 1322, s. das. — 3) Speranza v. M., Vetter des Vorigen, Besitzer der Städte Fermo, Osimo und Fabriano, deren er aber beraubt ward von — 4) Nolfo v. M., Sohn von Nro. 2), ward auch wieder seiner Besitzungen beraubt vom Kardinal Aegidius Albornoz und † 1366. — 5) Antonio, Graf v. M., erlangte die Herrschaft über Urbino wieder, † 1404, s. Urbino, Gesch. — 6) Guido Antonio v. M., des Vorigen Sohn und Nachfolger, † 1443, s. das. — 7) Otto Antonio v. M., Sohn des Vorigen, machte sich durch despotische Gewaltthätigkeit bei seinen Unterthanen verhaßt und fiel als Opfer einer Verschwörung 1449. — 8) Friedrich II., Graf und erster Herzog von Urbino, Bruder des Vorigen, † 1482, s. Urbino, Gesch. — 9) Guido Ubaldo, Sohn und Nachfolger des Vorigen, letzter Herzog von Urbino aus dem Hause M., † 1508, s. das.

Montefestino, ital. Flecken, Modena, südl. von Modena; Handel.

Montefiascone, ital. Stadt, Kirchenstaat, Deleg. Viterbo, liegt höchst malerisch am See von Bolsena auf einem isolirten Hügel, ist Bischofssitz, hat ein Seminar, eine schöne Kathedrale mit prächtiger Kuppel und eine Kirche San-Flavian mit Krypten; 3700 Einw. Der hier gebaute angenehme Muskatellerwein, welcher zu den berühmtesten italienischen Weinen gehört, ist unter dem Namen Est, est, est, bekannt, der sich auf folgende Anekdote gründet. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um nun die Güte des Weins von M. besonders hervorzuheben, schrieb der Bediente an das dortige Thor: Est, est, est. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und ward in der San-Flavianskirche beigesetzt, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch jetzt vorhanden ist und die Inschrift trägt: Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.

Monte-Filatrano, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Ancona; Wein- und Olivenbau; 1200 Einw.

Monte-Filippo, befestigter ital. Flecken, Toskana, bei Orbitello in einer kleinen Bucht am tyrrhen. Meere.

Montefiorino, ital. Flecken, Modena, südl. bei Reggio, am Dolo; 1400 Einw.

Monteforte (Geogr.), ital. Flecken: 1) lombard.-venetian. Königr., Deleg. Verona; 1720 Einw.; — 2) Neapel, Prov. Principato ulteriore; Glashütte; 4000 Einw.

Montefortino, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone, südl. von Palestrina.

Montefoscoli, Stadt, s. v. a. Montefusco.

Montefrio, span. Stadt, Prov. Granada; 8000 Einw.

Montefusco, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-ulter., südöstl. von Benevetta, auf einem Berge; Bischofssitz; Fabrik von Baumwollenzeuchen; 8000 Einw.

Monteggia, Joh. Baptist, geb. 1762, Oberwundarzt der Gefängnisse und des Kriminalgerichts zu Mailand, † 1818; schrieb: Fasciculi pathologici, Mail. 1789; — Annotazioni sopra i mali venerei, das. 1794, deutsch von Egerel, Wien 1798; von Schlessing, das. 1804; — Instituzioni chirurgiche, Mail. 1802, 2 Bde; 2. Ausg., das. 1813—1816, 8 Bde.

Monteggio, schweiz. Ort, Kant. Tessin, Bez. Lugano; 530 Einw.

Monte Gibello, s. Aetna.

Monte-Giorgio, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Fermo; 3000 Einw.

Monte-Giuliano (Geogr.), 1) Stadt, s. v. a. Giuliano 4); — 2) ital. Gebirge, Zweig des Apennin im Herzogth. Lucca.

Monteglio, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Turin, nordöstlich von Chieri; 2200 Einw.

Montego-Bai, mittelamerikan. Hauptstadt, Westindien, große Antillen, Jamaika, Grafsch. Cornwallis, auf der Nordküste, an der gleichnam. Bai, mit Hafen; Handel; 4000 Einw.

Montegordo, portug. Dorf, Prov. Algarve, zwischen der Guadiana und Cacella am Meere, besteht aus lauter Fischerhütten und hatte vor Pombal's Zeiten über 3000 Einw., welche von jenem Minister nach Villa real versetzt wurden, später aber zum Theil zurückkehrten; Sardinhasfang (jährlich 30—50 Mill. Stück).

Montegranaro, ital. Flecken, Kirchenstaat, Delegat. Macerata, südöstl. von Macerata; 4000 Einw.

Montegrosso d'Asti, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria, südöstl. von Asti, am Tion; 2550 Einw.

Monte-Grotto, ital. Warmbad, lombard.-venet. Königr., Deleg. Padua.

Monte Guarda, Berg, s. Grünes Vorgebirg, Inseln des.

Montehermoso, span. Stadt, südwestl. von Placencia; 3800 Einw.

Monteils, französ. Dorf, Depart. Aveyron, Bez. Villefranche, am Aveyron; 810 E.

Montejaque, span. Flecken, Granada, Prov. Malaga, bei Ronda, am Guadiaro; Woll- und Leinenweberei; 2000 Einw.

Montejicar, span. Flecken, Prov. Cadix; 2900 Einw.

Montejo, span. Villa, Alt-Kastilien, Prov. Segovia.

Montelanico, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone; westl. von Frosinone.

Montelar, franz. Ort, Depart. Tarn-et-Garonne, Bez. Montauban.

Montélégier, Montéléger, franz. Dorf, Depart. Drôme, Bez. Valence; 740 Einw.

Monteleone (Geogr.), ital. Ortschaften: 1) Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Forli, südöstl. von Cesena; — 2) Flecken das., Deleg. Spoleto; 3000 Einw.; — 3) Stadt das., Königr. Neapel, Prov. Calabria ulter. II., östl. von Tropea, an der Straße von Reggio nach Neapel, auf einem Berge, mit Kastell, Distriktshauptort mit dem Titel eines Herzogthums; Bischofssitz, Kollegium; Oel- und Seidenhandel; jetzt 6700 Einw.; ward 1783 durch ein Erdbeben fast völlig zerstört und von 15,000 Einw. auf die obige Zahl herabgebracht. In der Nähe die Ruinen des von den Sarazenen zerstörten Hipponium (Vibo Valentia). Die Herzöge von M. stammen aus dem Hause Pignatelli. Hektor I., Sohn Karl Pignatelli's, erhielt 1527 die herzogliche Würde, † 1534; — 4) Stadt das., Prov. Capitanata, südwestl. bei Bovino; Handel; 2500 Einw.

Montelera, französ. Ort, Depart. Lot, Bez. Gourdon.

Montelier, schweiz. Ort, Kant. Freiburg, Bez. Murten; 370 Einw.

Montelimart (Geogr.), 1) franz. Bez., Dep. Drôme, 23¹/₄ □M., 54,000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., in schöner Gegend, am Zusammenfluß des Roubion und Abron; alte Citadelle, Hospital, 6 Kirchen; Seidenspinnerei, Fabrik für Seidenwaaren, Schuhmacherarbeit, Handel mit Seide, Wein, Oel, Bauholz, Trüffeln; Gerberei, Färberei; 8250 (7600) Einw., welche sich zur reformirten Lehre bekennen, wie hier Calvins Lehre auch zuerst festen Grund faßte.

Montella, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-ulter., südöstl. von Avellino am Calore; 5800 Einw. Geburtsort des Physikers und Erfinders des Thermometer Bartoli.

Montellano, span. Flecken, Prov. Sevilla; Jaspisbrüche; 3900 Einw.

Montelle, franz. Dorf, Depart. Côte-d'Or, Bez. Beaune; Weinbau, Weinhandel.

Montellier, französ. Flecken, Depart. Drôme, Bez. Valence; 1350 Einw.

Montelovez, nordamerikan. Stadt, Meriko, Prov Cohahuila, im südlichen Theile ders.; 3500 Einw.

Montelupo, ital. Stadt, Toskana, am Arno, westl. von Florenz; 2000 Einw.

Montelupo (Biogr.), 1) Baccio da, Bildhauer und Baumeister zu Florenz, Schüler L. Ghiberti's, geb. um 1445, lebte lange zu Florenz, † zu Lucca um 1521, fertigte das Erzbild des Evangelisten Johannes an der Kirche San Michele zu Florenz, machte auch hölzerne Krucifixe, baute die Kirche des heiligen Paulinus zu Lucca. — 2) Raffelino da, Bildhauer und Baumeister, Sohn des Vorigen, berühmter als dieser, arbeitete vornehmlich an den Reliefs der Casa santa in Loreto, ging dann, von Buonarotti berufen, nach Rom, um für das Grabmonument des Papstes Julius II. bei S. Pietro in Vincoli zwei große Marmorstatuen auszuführen. Auf Veranlassung des Papstes Paul III. machte er 1536 bei Gelegenheit des Einzugs Karls V. in Rom 14 Statuen von Stucco und Erde, die man als die vorzüglichsten Werke dieser Art in jener Stadt betrachtete. Von Rom begab er sich nach Florenz, wo er zum Empfang des Kaisers ebenfalls die Stadt dekorirte. Nach Orvieto berufen, fertigte er daselbst Ornamente und Basreliefs in Marmor. Nach Rom zurückgekehrt, ward er vom Papst zu seinem Architekten ernannt und fertigte eine kolossale Marmorstatue des Engels, welchen Paul III. auf der Engelsburg aufstellen, Benedikt XIV. aber durch einen anderen von Bronçe nach Verschaffelt's Modell ersetzen ließ. Sein Werk ist auch die Statue Leo X. auf dessen Grabmal. Später stand er dem Dombau zu Orvieto vor und † daselbst 88 Jahre alt.

Monte maggiore (Geogr.), 1) ital. Stadt, Sicilien, Intend. Palermo; 4000 Einw.; — 2) ital. Alpenspitze, lombard.-venet. Königr., Deleg. Verona; 7047 Fuß hoch; — 3) Gebirg, s. Castua.

Monte-Magno, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Prov. Alessandria; 2200 Einw.

Monte-Magre, ital. Dorf, lombard.-venet. Königr., Deleg. Vicenza; 770 Einw.

Montemar, Don Joseph de Carillo, Herzog von M., span. Feldherr, geb. 1663, trat frühzeitig in spanische Militärdienste, ward 1710 Brigadier, wohnte 1714 als Generalmajor der Belagerung von Barcelona bei, ward nach der Eroberung der Stadt Kommandant derselben, war dann bei dem spanischen Corps, welches im Jahre 1718 nach Sicilien gesendet ward, um Sicilien den Oesterreichern zu entreißen, avancirte dann zum Generallieutenant, führte als solcher 1732 ein Truppencorps gegen die Barbaresken, eroberte Oran und Marsalquivar, ward 1733 Generalkapitän der spanischen Armee in Italien, schlug 1734 bei Bitonto die Oesterreicher, eroberte Sicilien für den Infanten Don Carlos, ging darauf nach dem Kontinent, übernahm das Oberkommando über die vereinigten spanischen und französischen Truppen und nahm Mirandola. Im Jahre 1737 kehrte er nach Madrid zurück, ward Kriegsminister, Präsident des Kriegsraths und Chef der Artillerie, erhielt im Jahre 1741 wieder den Oberbefehl in Italien gegen die Oesterreicher, verlor aber durch sein Zaudern Modena und Mirandola und mußte sich auf das neapolitanische Gebiet zurückziehen. Dadurch zog er sich die Ungnade des Königs zu, ward abberufen und vom Hofe verbannt. Er lebte seitdem abwechselnd in Genua und Saragossa, kehrte 1745 nach Madrid zurück und ward daselbst zum Obersten der Garde ernannt. Er † 1747.

Montemarano, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-ulter., südlich von Ariano; Bischofssitz; 12,000 Einw.

Montemarlo, ital. Ort, Toskana; östl. von Pistoja.

Montemayor (Geogr.), span. Flecken, Leon, Prov. Salamanca, südöstl. von Ciudad-Rodrigo, an der Ventad; 2000 Einw.

Montemayor (Biogr.), Don Jorge de, berühmter portug. Dichter, geb. um 1520 zu Montemayor, wovon er den Namen führt, wurde in seiner Erziehung und Bildung sehr vernachlässigt und trat frühzeitig in Militärdienste, obschon

seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Später begab er sich nach Castilien, und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die königliche Kapelle aufnehmen. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden. Für die verabsäumten Studien entschädigte ihn ein glänzendes Talent, namentlich für Sprachen. Später wurde er von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johanns III. von Portugal und Schwester Kaiser Karls V., an ihren Hof berufen u. † vor 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gelassene Diana (erste Ausgabe 1545; neueste Ausgabe, Madr. 1795 und 1802) wurde er Erfinder des spanischen Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo (s. d.). Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung Cancionero (erste Ausgabe unter dem Titel Obras, Antw. 1554; dann Cancionero, Saragossa 1561 u. öft.) und eine Uebersetzung der Werke des Troubadours Ausias March (Saragossa 1562).

Montemboeuf, franz. Flecken, Depart. Charente, Bez. Confolens; Schweinehandel; 1260 Einw.

Montemelone, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Macerata, zwischen den Flüssen Chienti und Potenza, in sehr fruchtbarer Gegend; 1000 Einw. In der Nähe wurde Murat gefangen genommen.

Montemigliano, ital. Stadt, Königr. Sardinien, Prov. Chambery, an der Isère; Weinbau und Weinhandel; 1600 Einw. Das alte feste Schloß daselbst ward von Heinrich IV. von Frankreich nur mittelst Bestechung genommen und dann unter Ludwig XIII. von den Franzosen 13 Monate vergebens belagert, von Catinat aber für Ludwig XIV. erobert 1641, dann im turiner Frieden 1696 an Savoyen zurückgegeben. Im J. 1706 ward es von den Franzosen ausgehungert und zerstört, im utrechter Frieden aber von Neuem an Savoyen zurückgegeben. Von 1742 an ward es wieder befestigt, aber 1743 von den Spaniern erobert. Seitdem hat es seine militärische Bedeutung verloren.

Montemignajo, ital. Flecken, Florenz, südöstlich von Florenz; 300 Einw.

Montemiletto, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Principato ulter., nordöstl. bei Avellino; 3000 Einw.

Montemilone (Geogr.), 1) ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Macerata; — 2) Flecken das., Königr. Neapel, Prov. Basilicata, nördl. von Palazzo; 1420 Einw.

Montemolin, span. Flecken, Prov. Estremadura, südwestlich von Llerena; 1820 Einw.

Montemor (Geogr.), 1) M.o Novo, portugies. Stadt, Prov. Alemtejo, nordwestl. von Evora; altes Schloß, 4 Kirchen; Töpferei, Gerberei; 4080 Einw.; — 2) M.o Velho, Stadt das., Prov. Beira, Bez. Coimbra, am Mondego; Kastell, Hospitäler, 5 Kirchen; 4000 E.; — 3) südamerikan. Flecken, Brasilien, Prov. Parahyba, von Indianern bewohnt.

Monte-Morelos, nordamerikan. Distrikt und Stadt, Mexiko, Depart. Neu-Leon, südwestl. von Monterez.

Monte-Moro, Berg in den Walliser-Alpen. Ueber ihn führt der M.-M.-Paß. Dieser ist von allen Uebergängen, welche zwischen dem großen St. Bernhard und dem Simplon über die Hauptkette der südlichen Walliser-Hochalpen führen, der leichteste, doch ist er gegenwärtig weder für Vieh', noch Pferde und Maulthiere gangbar, obgleich er früher mit Vieh befahren wurde, wovon noch Spuren einer gepflasterten Straße zeugen. Es ist auch urkundlich bewiesen, daß dieser Paß im 15. und 16. Jahrhundert häufig gebraucht, und daß die Kosten des Unterhalts von den Einwohnern von Saas und Antrona gemeinschaftlich bestritten wurden. — Von Macugnaga steigt der Weg unter beständiger Ansicht des Monte Rosa erst über Wiesen, dann durch Wald nach der Betalp und höher nach der Botmaalp, dann über die nackte und öde Macugnagafläche am Rande grauser Abhänge, über welche zahllose Bäche hinabstürzen, und wo der Unkundige kaum die Spur eines Pfades erkennen kann, dann über nackten, in Platten zerklüfteten Fels, der sich sehr schief abdacht. Hier zeigt sich der Monte Rosa in seiner ganzen Majestät von der Thalsohle bis zum Scheitel mit allen nach Süden ins Anzascathal herabstürzenden Gletschern, namentlich dem mächtigen Macugnagagletscher. Südöstlich vom Monte Rosa ausgehend, zieht sich der Grat, in welchem der Pizzo bianco sich erhebt, der von Saussure bestiegen ward, westlich der Saaserpik oder der Cima de Jazy, und näher die schwarzen, jäh abstürzenden Faderhörner und das Rothhorn. Man steigt nun über ein steiles und tiefes Schneefeld eine starke Stunde hinan und erblickt östlich den Ruppenstein, einen isolirten Felsen, der seinen Namen von einem Mann aus Saas erhalten hat, welcher, hier von der Nacht überfallen, um nicht zu erfrieren, bis Tagesanbruch um denselben herumlief; bald darauf erreicht man die durch ein Kreuz bezeichnete Paßhöhe, oder den St. Petersrücken. Hier unterlasse man nicht, noch den letzten Blick auf das tief zu Füßen liegende Anzascathal und den südlichen Absturz des Monte Rosa zu werfen. Vom Weißenthor steigt das Nordend steil an, dann folgt die höchste Spitze, dann die Zumsteinspitze und die Signalkuppe, weiter südlich der Pizzo bianco, dann über dem von der Anza durchschlängelten Thalgrunde die Höhen, welche das Anzascathal vom Sesiathal trennen, der Turlozpaß und der Carcofforopaß, und jenseits dieser Höhen die Berge von Val Sesia. Auf der rechts (östlich) vom Paß gelegenen Felshöhe erblickt man zunächst den Pizzorocco, oder das Joderhorn, so wie einen Theil des Grates, der das Saasthal von den Höhen des Simplon trennt und in weiter Ferne den Lago maggiore. Das Absteigen nach dem Saasthal führt nun erst etwas nordwestlich längs den Felsen über tiefen Schnee, im frühen Sommer bis fast zur Distelalp stellenweise über kleine Strecken des ehemaligen gepflasterten Saumweges und über einen Felsenkamm, der aber leicht zu überschreiten ist, dann um einen Felsenkopf herum, wo für den Vorsichtigen keine Gefahr ist, auf den

Telliboden. Hier führt für den von Saas Herkommenden ein anderer Weg (Passo di Mondelli) östlich am Joderhorn vorbei durch das Seitenthal von Monthey über Prebenone und Prequartero nach dem Anzascathal herab, wo man etwa 1½ Stunden unterhalb Macugnaga in den Thalweg eintrifft. Er soll für die nach dem Langensee Gehenden beträchtlich abkürzen, führt aber etwa ¼ Stunde weit über einen sehr zerklüfteten Gletscher. Ein anderer Paß führt von der Distelalp durch das Ofenthal und über den Ofengletscher ins Antronathal. Vom Telliboden kommt man durch kahle Schluchten längs dem Tellibach auf die Distelalp, wo man, wenn das Vieh auf den Alpen ist, in den Sennhütten Erfrischungen haben und im Nothfall übernachten kann. Eine halbe Stunde weiter gelangt man an den Mattmarksee. Von der östlichen Berglehne stürzt der Weißbach in schönem Falle herab. Aus einer westl. gegen den Saasgrat sich hinanziehenden Thalschlucht senkt sich der Seewinen-Gletscher herab, dann folgt durch den Felsenkamm der Seewinen getrennt der Schwarzberg-Gletscher, der gegenwärtig jenseits des Sees bis zu beträchtlicher Höhe über demselben sich zurückgezogen hat. Dieser Gletscher wuchs in den Jahren 1817 und 1818 (nach Engelhard und Moritz Zurbrücken 1828 oder 1829) so sehr an, daß er den ganzen, zwar ziemlich seichten, aber hier eine gute Viertelstunde breiten See quer durchschnitt und das Wasser hinter sich aufstaute; dabei ließ er am östlichen Ufer zwei gewaltige Felsblöcke, die sogenannten blauen Steine, hart am Wege nach dem M.=M. zurück, von denen der eine 60′ hoch, 50′ breit und 50′ tief, ein Gewicht von 200,000 Ctrn. enthalten mag, der andere durch seine an der südlichen Seite deutlich wahrnehmbaren Gletscherschliffe bemerkenswerth ist. Beide bestehen aus Gabbro und rühren vom Strahlhorne her. An seinem Abfluß, dem Schwarzbergbach, kommt die seltene Primula longiflora vor. Der Weg zieht sich nun unmittelbar dem See entlang, in einiger Höhe über denselben ansteigend. Diese Gegend gewährt dem Botaniker und dem Entomologen reiche Ausbeute. Weiterhin sperrt der Allelin-Gletscher, ebenfalls von Westen sich herabsenkend, das hier etwas enger werdende Thal völlig ab und dämmt durch seine Moräne das Thalwasser zum See auf, der unter dem Gletscher hindurch seinen Abfluß findet. Diese Moräne enthält die dem Geognosten so wohl bekannten Blöcke von smaragdithaltigem Gabbro, wie sie über einen so großen Theil der westlichen Schweiz verbreitet sind, und die bis jetzt nirgends als am Saasgrate anstehend gefunden wurden. Da der Abfluß des Sees sich im J. 1833 verstopfte, und Ereignisse wie am Gietroz=Gletscher im Bagnesthal drohten, und wie sie auch wirklich schon einmal im J. 1740 Statt gefunden hatten, so sprengte der vielseitiger Verdienste wegen berühmt gewordene walliser Ingenieur Venetz einen Stollen durch das Eis, durch welchen der See sich beträchtlich und ohne Gefahr entleerte. Noch jetzt zieht das Wasser mit Macht gegen den Gletscherstollen, allein der Ausfluß unterhalb der Moräne bietet nicht mehr das großartige Schauspiel dar, wie früher. Wenn der See durch solche Vorfälle bis zu Gefahr drohender Höhe ansteigt, so werden an verschiedenen Orten im Saasthale Kreuze errichtet, um zur Andacht aufzufordern. Diese Kreuze werden dann mit der Jahrzahl bezeichnet, und man sieht dann auf dem Wege durchs Thal gegen 30, von denen die meisten die Jahreszahl 1793 enthalten; andere mit Buchstaben bezeichnete Kreuze erinnern an Unglücksfälle durch Lawinen. Bemerkenswerth ist auch, daß der von verwittertem Schiefer herrührende lehmige Grund, welchen der Gletscher hier aufpflügt, ganz dieselben Streifen zeigt, wie sonst der harte, vom Gletscher bearbeitete Fels darbietet. Der Weg führt nun theilweise über den Gletscher u. seine Moräne auf dem Bord und, an einem Felsabhang absteigend, in beträchtlicher Höhe über der brausenden Visp, an der Kapelle im Lerch vorbei, auf die Eieralp, wo man rückwärts noch eine schöne Ansicht der Eispyramiden des in seinem untern Theile sehr zerklüfteten Allelin=Gletschers hat. Ueber diesen Gletscher und den ins Nikolaithal herabsteigenden Täsch=Gletscher führt ein für gewandte Bergsteiger gangbarer Paß von der Schwarzbergalp am Mattmarksee nach Täsch im Nikolaithal, oder über den Allelin= und Findeln=Gletscher nach Zermatt. In einer von Lawinen bedrohten Gegend setzt man über den Furgbach und gelangt dann längs den starken Dämmen, die den dürftigen Thalgrund vor der wilden und wasserreichen Saaservisp schützen sollen, nach den Weilern Zer=Megern, Almagell, Moos und Zurbrücken, und von da durch schönen Wiesengrund nach Saas. Von Zer=Megern aus führt ein Gletscher=Paß südostwärts durchs Furggenthal, von Almagell aus ein Jägerweg über die Almagellalpen nach Antrona, und ein anderer östlich nach Zwischbergen am Simplon. Von der östlichen Thalwand stürzt der Lehmbach in hübschem Falle herunter, am westlichen schön bewaldeten Gehänge erblickt man eine Reihe Stationskapellen eines Kalvarienberges, über welchem der Weg nach Fee hinauf führt, und über demselben ragen einige Spitzen des hohen Saasgrates, unter denen der Alphubel ob Fee durch seinen reichen Schneemantel vorzüglich die Blicke auf sich zieht. Rückwärts gegen Süden erhebt sich das spitze Mittagshorn und als Vorberg der seltsam gestaltete Eginer. In Saas od. Grund ist ein neues Wirthshaus (zum Monte=Rosa) bei Joseph Zerbrücken, ebenso findet man bei Moritz Zerbrücken gutes Quartier und reinliche gefällige Bewirthung. Der Ort bildet die Hauptgemeinde des Thals, er liegt in einer schönen, aber von Lawinen (so z. B. 1847 und 1848) immer häufiger und gefährlicher heimgesuchten Wiesenfläche (4550′ ü. d. M.), in welcher noch einige Küchengewächse gedeihen. Von Saas aus führen außer dem Thalweg und dem Paß über den M.=M. nur schwierige Gletscherpässe in die benachbarten Thäler; so nach dem Simplon ein sehr beschwerlicher über die Gletscher und Felsgräte am Rothhorn im Norden des Fletsch-

horns, und ein anderer über die Almagellalpen, den Portien- und Laquingrat durchs Laquinthal nach Simpeln, dann die erwähnten Pässe nach Antrona und Monthey und der Paß über den Allelin- und Täsch-Gletscher nach Täsch, oder über den Allelin- und Findeln-Gletscher nach Zermatt im Nikolaithal. Endlich ist im August 1848 ein äußerst mühvoller und gefährlicher Gletscherpaß von Saas über Fee und am Fuße des ersten nordöstlichen Mischabelhorns vorbei, über den Ried-Gletscher nach St. Nikolaus im Nikolaithal von Professor Melch. Ulrich von Zürich, unter der Leitung des Pfarrers Imseng von Saas, und in Begleitung des Führers Madutz von Matt, Kanton Glarus, so wie einiger zermatter Führer (Stephan Binner und Math. Taugwalder) glücklich zurückgelegt worden, wobei gleichzeitig der nördlichste Gipfel des Mischabelgrates erklommen wurde. Diese rüstigen und vielfach erprobten Bergsteiger rathen aber Jedermann davon ab, diesen Paß wieder zu versuchen. Dagegen ist der auf vielen Karten angegebene Weg von Fee nach Randa ihrem Zeugniß zufolge selbst für eine Gemse nicht gangbar.

Montemura, portug. Gebirgszug, Zweig der Serra de Guadeloupe in der Provinz Alentejo.

Montemuroo, Montemurro, ital. Flekken, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, nordöstl. von Lagonegro; 5000 (1500) Einw.

Monten, Dietrich, ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. 1799 zu Düsseldorf. Er zeigte frühzeitig eine entschiedene Neigung zur Malerei und ward durch die kriegerisch bewegte Zeit, in welche seine frühere Jugend fiel, zur Darstellung militärischer Scenen hingezogen, von welcher Richtung ihn auch seine spätern Studien nicht völlig abzuziehen vermochten. Nachdem er 1818 in der preußischen Armee als Freiwilliger gedient, besuchte er die Akademie seiner Vaterstadt und zwei Jahre darauf die münchener, wo ihm Peter Heß ein würdiges Vorbild war. Schon nach Verlauf eines Jahres verschaffte er sich durch seinen Pinsel die nöthigen Subsistenzmittel, besuchte später auch Italien und hielt sich seitdem meistens zu München auf. Zu seinen frühern Werken gehören drei schöne Freskobilder in den Arkaden des königl. Hofgartens zu München: die Erstürmung einer türkischen Schanze, wobei Karl VII. als Freiwilliger focht, den Akt der Konstitutionsertheilung und eine Scene aus der Schlacht bei Arcis sur Aube. Im Auftrag des Königs Ludwig malte er die im J. 1815 bei Saarbrück zwischen dem Corps des Generals Becker und der französischen Arriergarde vorgefallene Affäre. Ein kleineres, den Abschied der Polen vorstellendes Blatt hat F. Hohe lithographirt. Eine andere Komposition stellt den König Ludwig im Familienkreise dar, wie er das Gemälde des Einzugs des Königs Otto I. in Nauplia betrachtet. An diese Werke reihen sich verschiedene andere, unter denen besonders Gustav Adolphs Tod bei Lützen zu erwähnen ist. Der gefallene König liegt halbentkleidet auf einem Haufen anderer Erschlagenen; im Vorwärtsdrängen der Schlacht erkennt ihn ein Offizier, auf dessen Gesicht sich der Ausdruck des Schreckens und Entsetzens malt; ringsum das Toben der Schlacht. Durch und durch, sagt ein Referent im Kunstblatt (1836), spürt man hier des Künstlers Wärme für seinen Gegenstand, und man wird mitergriffen; aber der ruhigern Betrachtung folgen dann die Wünsche einer etwas sorgfältigeren Behandlung der Contouren und der Farben. Der hannöversche Kunstverein ließ 1837 dieses Bild, welches sich in der königl. Gallerie zu Hannover befindet, für seine Mitglieder lithographiren. Ein anderes figurenreiches Gemälde in H. Vernets Manier gehalten, ist durch Marin-Lavigne's Lithographie bekannt geworden. Es stellt Napoleon, umgeben von seinen berühmtesten Generalen dar. Im J. 1838 malte er im Auftrag des hannöverischen Kunstvereins Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden. Andere Scenen, alle voll Leben und Bewegung, sah man im Lokale des münchener Kunstvereins zu verschiedenen Zeiten ausgestellt. Im J. 1838 malte er die Revue bei Augsburg; dann eine Revue großherzogl. hessischer Truppen und dergleichen. M. gab mit Eckert und Schelver auch die Abbildungen des deutschen Bundesheeres heraus.

Montenach, Gemeinde, s. v. a. Montagny.

Montenacken, niederländ. Dorf, Prov. Limburg, bei Hasselt; 760 Einw.

Montenau, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; 120 Einw.

Montenay, franz. Dorf, Depart. u. Bez. Mayenne; 2710 Einw.

Montendam, niederländ. Ort, Prov. Gröningen, südöstl. von Gröningen.

Montendre, franz. Stadt, Dep. Charente-infér., Bez. Jonzac; bedeutende Märkte für Getreide, Schweine, Geflügel; Mineralquelle; 1040 Einw.

Montenegriner Taube (Ornith.), s. v. a. Höckertaube, s. unter Columba livia hispanica.

Montenegro, ein kleiner unabhängiger Staat in der europ. Türkei, im nordwestlichen Winkel Albaniens gelegen, gewöhnlich zum Sandschak Skutari gerechnet, unter türkischer Oberherrlichkeit und russischem Schutz stehend M. (Montenero, d. i. schwarzer Berg) ist der Name, den die Venetianer dem Lande gegeben haben. Bei den Eingebornen heißt es Cernigora od. Cernogora (Zernagora), bei den Türken Karadagh, lauter Namen, welche dieselbe Bedeutung wie die venetianische Bezeichnung haben. Der Name kommt von dem düstern Aussehen der bewaldeten Berge, die vor Zeiten noch dichter mit Wald und Gestrüpp bewachsen waren, als in unsern Tagen. M. liegt zwischen 42° 10′ und 42° 56′ nördl. Breite und 18° 41′ u. 20° 22′ östl. Länge, wobei aber der östliche Bezirk Kuosi oder Kutska mitgerechnet ist, welcher sich neuerlich losgesagt hat. Die Grenzen bilden im Westen der österreich.-dalmatische Kreis Cattaro, nördl. die türkische Herzegowina und ein Theil von Bosnien, östlich und südlich Albanien. Den Flächenraum schätzt man auf 80 — 90 geogr. □Meilen, den Umfang auf 70 Meilen. Im Innern zerfällt das Land in 8

Nahien oder Bezirke, die wieder aus mehren Gemeinden oder Stämmen bestehen. Das eigentliche M. enthält die vier Bezirke: Katunska, welches der größte und bevölkertste von allen ist und 9 Gemeinden zählt, Riecska mit 5, Lieschanska mit 3 u. Cermnitza oder Cernitza mit 7 Gemeinden. Kutska war bis 1836 von M. unabhängig. In diesem Jahre stellten sich die Einwohner unter den Schutz des Vladika, bildeten einen eigenen Bezirk und wurden der Bezirksvorrechte theilhaftig. Diese Vereinigung dauerte indessen nicht lange, wegen der Steuern und Religionsverschiedenheit — die Einwohner von Kutska sind römische Katholiken — entstanden Uneinigkeiten, und die Folge war, daß sich Kutska 1843 wieder trennte. Seitdem herrschte zwischen diesem Bezirke und M. erbitterte Feindschaft. — M. wird von einer Kette der karenisch-dinarischen Alpen durchzogen, deren höchste Gipfel sich bis zu 7000—7600 Fuß erheben. Eigentliche Gletscher gibt es mithin nicht, doch hält sich der Schnee in den Felsspalten der höchsten Gebirge oftmals bis zum Juli. Die bedeutendsten Berge sind der Lovchen oder Sella, der Schtirovnik, der Stavor, der Garach, der Pusti-Lisatz, der Doberschtik, der Sutorman u. der hohe Kom. „Ein Gesammtüberblick des Landes zeigt uns eine Folge von hohen Bergrücken, die hier und da von einem aufgethürmten Gipfel unterbrochen werden und in einigen Theilen wie ein Meer von ungeheuern, plötzlich versteinerten Wogen aussehen. Bäume und Gesträuche wachsen zwischen den Klippen, und in dem rauhen Bezirke von Cevo gleichen die Felsspalten einem Eismeer, über welches kein Pferd gehen könnte ohne die Beine zu brechen. Alle Berge sind Kalksteinfelsen, wie in Dalmatien, aber nirgends in dem Lande sind sie so umhergeworfen, wie in M., wo ein in Krümmungen laufender, durch einige lose Steine kaum angedeuteter Strich, den man eine Straße nennt, einem Fußgänger es fast unmöglich macht, von dem Gipfel einer Anhöhe auf eine andere zu kommen. Einen Begriff von dem rauhen Charakter des Landes kann uns der Eindruck geben, den er auf die Bewohner selbst macht. Diese pflegen zu sagen, als Gott über die Erde gegangen sey, um die Steine zu vertheilen, sey der Sack, worin er sie getragen, zerrissen, und der ganze Vorrath auf M. hinabgefallen. (J. Gardner Wilkinson, Dalmatien u. Montenegro). Von Bäumen kommen am häufigsten vor: Eichen, Stechpalmen, Eschen, Buchen, Kiefern, Nußbäume, Haselstauden, Holzbirnen, Pappeln, Weiden und Erlen, in einigen Gegenden auch Lärchenbäume; Cypressen, Eibenbäume, Kastanien und andere Fruchthölzer werden angebaut. Das Unterholz besteht aus Erdbeerbäumen, Wachholder, Rosmarin, Myrthen, Brombeeren u. a. auch in Dalmatien gewöhnlichen Sträuchern. Die werthvollste Holzart liefert der Gelb- oder Perrückenbaum (Rhus Cotinus), in M. Scottano genannt. Das Holz dient zum Gelbfärben, die Blätter, Zweige und Rinde werden zu Lohe gemahlen und unter dem Namen Sumach zum Gerben benutzt. Der Anbau liefert Mais und Kartoffeln, Kohlarten, Tabak, Blumenkohl und verschiedene andere Gemüse. Die Kartoffel wurde 1786 von dem damaligen Vladika Pietro Petrovich bei dessen Rückkehr von Konstantinopel eingeführt. Das beste Getreideland besitzen die Bezirke Bielopavliche und Cermnitza, besonders letzterer, wo Wein, Oliven, Mandeln, Feigen, Aepfel, Quitten, Wallnüsse, Granatäpfel und andere Früchte im Ueberfluß gedeihen. Wild gibt es mit Ausnahme von Rebhühnern u. Hasen wenig, Vögel außer Krähen u. Elstern fast gar nicht. Schafe, Ziegen und Schweine werden von den Bewohnern viel gezogen, weniger Rindvieh. Pferde fehlen beinahe ganz, was sich aus der Beschaffenheit des Landes nicht schwer erklärt. Niemand ist beritten, ausgenommen die Häuptlinge und die Leibwache des Vladika. Fische sind in großem Ueberfluß, wie in vorzüglicher Beschaffenheit vorhanden und bilden eins der Haupterzeugnisse des Landes. Es gibt Forellen, Karpfen, Meeräschen und andere Fische von geringerem Werthe. Am wichtigsten ist die Scoranza, ein Fisch aus dem Geschlecht der Karpfen, an Größe und Geschmack der Sardelle ähnlich, der getrocknet und gesalzen in großer Menge ausgeführt wird.

Die Zahl der Bevölkerung wird verschieden angegeben, doch beruhen sämmtliche Schäzzungen auf Annahmen, da Volkszählungen nicht gebräuchlich sind. Die wirkliche Zahl mag zwischen 80,000 und 120,000 in der Mitte liegen. Sir J. Gardner Wilkinson zählt in den einzelnen Bezirken:

Katunska . .	24,000	Einwohner.
Cermnitza . .	12,000	„ „
Riecska . . .	12,300	„ „
Lieschanska . .	4,800	„ „
Bielopavlichi .	14,000	„ „
Piperi . . .	8,500	„ „
Moracsa . . .	9,100	„ „
Kutska . . .	16,300	„ „
Total	101,000	„ „

Die gegenwärtige Bevölkerung kann sich nicht vermehren, wenn nicht neue Erwerbsquellen eröffnet werden. Die natürlichen Erzeugnisse vermögen keine größere Anzahl von Menschen zu ernähren, daher Auswanderungen Statt finden, wenn längere Zeit Frieden geherrscht hat. Auch nach Mißernten pflegt sich ein Theil der Bevölkerung nach den benachbarten Gebieten zu wenden. Das Ziel dieser Auswanderungen ist weniger Dalmatien, als das entferntere Serbien, für das die Bewohner eine historisch begründete Vorliebe nähren. Städte in unserm Sinne würde man im Lande vergeblich suchen. Kein Ort hat mehr als 1200 Einw., keiner ist ummauert, wenige haben eigentliche Straßen. Von den 300 Ortschaften liegen nur 25 an Flüssen, keiner auf einem schwer zugänglichen Berggipfel, die meisten in der Tiefe von Kesseln oder an Abhängen. Bei dem Volke, das so häufigen Ueberfällen ausgesetzt ist, verdient diese Kühnheit in der Anlage der Orte Beachtung. Unter den Ausfuhrartikeln erscheinen die Erzeugnisse der Viehzucht, Fleisch, Wolle und Käse von Schafen und Ziegen in erster Reihe. Die geräucherten

Hammelschinken von M. werden in Ancona, Triest und Venedig sehr geschätzt und so stark ausgeführt, daß die österreichische Regierung in Cattaro von diesem einzigen Artikel einen Zoll von 2000—3000 Gulden jährlich erhebt. Außer diesen Schinken führt M. aus: gesalzene Fische (Scoranzo), Schafe, Ziegen, Schweine, Ochsen, Kartoffeln, Butter, Kohl u. andere Gemüse, Wachs, Honig, Talg, Käse, Felle und Häute, Wolle, Schildkrötenschalen, Geflügel, Mais, Reis, türkische und andere Früchte, Tabak, Holzkohlen, Holz und Lohe des Gelbbaums und Seide. Gegenstände der Einfuhr sind Rindvieh und einige Pferde, Tabak zur Wiederausfuhr, Salz, Kupfer, Eisen, Oel, gesalzene Fische, Wachskerzen, Wein, Branntwein, Zucker, Kaffee, Waffen, Schießpulver, Blei, Flintensteine, Glas, Schuhe, Sandalen, Leinwand, Baumwollenzeuche, Taschentücher, und rothe Mützen. Die kursirenden Münzsorten sind keine einheimischen, sondern österr. Zwanziger und türkische Para's. Manufakturen in unserm Sinne kennt das Land nicht. Die gewöhnlichen Geräthschaften und den Mantel (Struka), der Männern u. Frauen am Tage zur Bekleidung und Nachts zur Decke dient, fertigen kunstbeflissene Personen, Schürzen, Sandalen, Socken, die Stickereien an den Hemden und anderen Theilen des Anzuges machen die Familienglieder sich selbst. Handwerker gibt es sehr wenige; die große Mehrzahl der Bewohner betreibt außer dem Ackerbau nur den Fischfang, der das einträglichste Gewerbe ausmacht. Der Ackerbau ist in einem sehr wenig vorgeschrittenen Zustande, der Pflug der auch noch in der Gegend von Nauplia und Argos gebräuchliche alte griechische. Daß jedes nur irgend zugängliche und tragbare Stück Land angebaut wird, ist ein Ergebniß der zwingenden Noth. Die Männer überlassen außer der Bestellung der Aecker, der Hütung der Schafe und dem Fischfang alle Geschäfte den Frauen. Diese machen zugleich die Lastthiere, wo die Beschaffenheit der Wege den Gebrauch von Maulthieren ausschließt und tragen bis 170 Pfund. Die Pfadlosigkeit des Gebirgs ist ein Schutz gegen die Feinde, aber eine unübersteigliche Hemmung des Verkehrs. Der jüngst verstorbene Vladika hat einige Straßen bauen lassen, die als ein Fortschritt zu betrachten sind, aber doch auch nur den Gebrauch von Maulthieren zulassen. Der Mangel an Wasserstraßen ist ein zweites Hinderniß. Alle Flüsse, die Zetta oder Ceta, die Moracsa, die Rieta und die Cermnitza, sämmtlich in den See von Skutari mündend, haben einen kurzen Lauf von wenigen Meilen. Uebrigens hat M. keinen Hafen und grenzt nirgends an das Meer, an das seine Berge gleichwohl auf mehren Punkten nahe hinanreichen. Der Hauptausfuhrort ist das österreichische Cattaro, auch Budva und Forte Nuovo, wenn an der türkischen Seite Alles ruhig ist. Das Land hängt deshalb von Oesterreich ab, dessen Handelspolitik keineswegs so liberal ist, daß sich die Montenegriner durch sie ermuthigt fühlen könnten. Die Lebensweise der Montenegriner ist rauh u. alterthümlich einfach, wie ihre Nahrung, die aus grobem ungesäuertem Maisbrod, Polenta, Käse, Milch und Gemüsen besteht. Fleisch und Fische werden nur an Festtagen genossen; dasselbe gilt vom Wein, den die Montenegriner sehr lieben, aber wegen ihrer Armuth meiden müssen. Die Gesittung hat bei ihnen keine großen Fortschritte gemacht; eigentlich roh kann man sie aber nicht nennen. Die Volkserziehung ist im ersten Stadium der Kindheit, selbst unter den Priestern gibt es sehr viele, die weder lesen, noch schreiben können. Seit 1841 bestehen 2 Schulen, die im Ganzen etwa 54 Schüler zählen. Gelehrt wird Lesen und Schreiben, Religion, Grammatik, Arithmetik, serbische Geschichte und Erdbeschreibung. In Cetinje besteht eine Druckerpresse. Von Heilkunde haben die Montenegriner keinen Begriff; äußere Verletzungen heilen sie mit der allen wilden Völkern eigenen Geschicklichkeit, und die gesunde Natur hilft nach. Das Bedürfniß von Aerzten macht sich wenig geltend in einem Lande, wo die einfache Lebensweise es selten zu Krankheiten kommen läßt und Menschen von 100 Jahren und darüber keine Seltenheit sind. Der Aberglaube herrscht stark vor, namentlich Furcht vor bösen Geistern, deren Macht jedes Unglück zugeschrieben wird. Seit der Trennung von Kutska bekennt sich die gesammte Bevölkerung zur griechischen Kirche und verehrt in dem Kaiser von Rußland ihr geistliches Oberhaupt. Der jedesmalige Vladika (Anführer) muß in Petersburg die bischöfliche Weihe erhalten. Die vornehmsten Klöster sind in Cetinje, Ostrok u. St. Stefano. Hinsichtlich der Abstammung gelten die Montenegriner für Abkömmlinge der Avaren. Schriftsteller, die mit ihren Forschungen sich nicht so weit zurück in das Völkergetümmel des Mittelalters wagen, nennen die Montenegriner Albanesen, die durch unausgesetzten Verkehr mit slavischen Stämmen sich slavisirt und ein verdorbenes Serbisch angenommen hatten. Der Pole Krasinsky sieht dagegen in ihnen Slaven vom reinsten Wasser. Er sagt: „Der montenegrinische Dialekt kommt vor allen der ursprünglichen slavischen Sprache am nächsten, das heißt derjenigen, in welche die h. Schrift im neunten Jahrhundert durch Cyrillus und Methodius übersetzt wurde, und die noch immer bei allen Slaven, die sich zur morgenländischen Kirche bekennen, für die heilige Sprache gilt." Am nächsten steht dem Montenegrinischen nach dem Zeugniß slavischer Schriftsteller das Serbische; das Illyrische, mit dem ebenfalls große Aehnlichkeit besteht, ist durch die Aufnahme vieler italienischen Wörter verdorben. Die kriegerische Tüchtigkeit der Montenegriner ist ihre hervorstechendste Eigenschaft. Das kleine Land stellt im Falle eines Krieges 20,000 M. ins Feld, und diese Zahl kann im Nothfall noch durch die Alten vermehrt werden. Der Montenegriner betrachtet das Waffentragen so als Regel, daß Niemand ohne Waffen ausgeht u. diese selbst bei den ländl. Arbeiten nicht fehlen dürfen. Die gewöhnlichen Waffen sind die Flinte oder Büchse, Pistolen und der Yatagan (Handschar), ein langes Messer, zu Hieb u. Stoß gleich geeignet. Büchsen hat erst der jüngst verstorbene Vladika eingeführt; seit seiner Re-

gierung verfügt M. auch über einige Geschütze. Die Waffen sind theils erbeutet, theils eingeführt; Waffenfabriken besitzt M. nicht, eben so wenig Waffenschmiede, gewöhnliche Schäden bessert Jeder selbst aus. Der Montenegriner ist mit seiner langen weit tragenden Flinte ein nie fehlender Schütze. Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen gilt für überaus rühmlich; an dem vorigen Vladika wurde am meisten geschätzt, daß er eine in die Luft geworfene Citrone mit der Flinte durchschoß. Broniewski, der in den französischen Kriegen unter den russ. Hülfstruppen der Montenegriner focht, entwirft von der Kampfesweise dieser Bergbewohner ein anziehendes und treues Bild. „Sind sie zahlreich", sagt er, „so verbergen sie sich in Hohlwegen u. entsenden nur einige Schützen, die sich zurückziehend den Feind in den Hinterhalt locken. Haben sie ihn umringt, so greifen sie ihn an und ziehen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die Klinge dem Feuergewehr vor, da sie auf ihre persönliche Stärke u. Tapferkeit sich verlassen, worin sie ihren Feinden gewöhnlich überlegen sind. Ist ihre Anzahl geringer, so suchen sie eine günstige Stellung auf hohen Felsen, wo sie durch Schmähungen aller Art ihre Feinde herausfordern. Sie machen ihre Angriffe gewöhnlich bei Nacht, weil es bei ihnen nur auf Ueberrumpelungen abgesehen ist. Wie gering auch ihre Streitkräfte seyn mögen, immer suchen sie den Feind durch beständige Quälereien zu ermüden. Die besten französischen Voltigeurs auf den vorgeschobenen Posten wurden von ihnen stets aufgerieben, und die feindlichen Anführer fanden es immer vortheilhafter, von ihren Geschützen gedeckt zu seyn, die den Montenegrinern keineswegs angenehm waren. Bald aber gewöhnten sie sich daran und erstiegen ruhig die Batterien. — Sie haben ganz andere Ansichten von dem Kriege, als gesittete Völker. Den Feinden, die mit den Waffen in der Hand gefangen werden, schneiden sie die Köpfe ab, und nur diejenigen werden verschont, die sich vor der Schlacht ergeben. Das Eigenthum, das sie den Feinden abnehmen, betrachten sie als rechtmäßige Beute, als einen Lohn ihres Muthes. Sie wehren sich buchstäblich bis aufs Aeußerste; nie bittet ein Montenegriner um Erbarmen, und wird einer von ihnen schwer verwundet, und ist es unmöglich, ihn aus den Händen des Feindes zu retten, so hauen ihm wohl seine eigenen Waffengefährten den Kopf ab. Ihre Waffe, ein kleines Laib Brod, ein Käse, etwas Knoblauch, ein wenig Branntwein, ein altes Kleid und ein paar Sandalen von ungegerbter Haut — dies ist das Gepäck des Montenegriner. Auf dem Marsche suchen sie nicht Schutz gegen Regen oder Kälte. Bei Regenwetter wickelt der Montenegriner den Kopf in die Struka, legt sich auf die Erde nieder und schläft ganz behaglich. Drei bis vier Stunden Ruhe genügen ihm, und seine übrige Zeit wird unter beständigen Anstrengungen hingebracht. Es ist unmöglich, die Montenegriner in der Reserve zu halten, und wie es scheint können sie nicht ruhig den Anblick des Feindes ertragen. Haben sie alle Patronen verschossen, so bitten sie flehentlich jeden ihnen begegnenden Offizier, sie mit einigen zu beschenken, und hat man ihre Bitte erfüllt, so stürzen sie sich blindlings in den Kampf. Haben sie den Feind nicht im Gesicht, so singen und tanzen sie und gehen ans Plündern, worin sie Meister sind. Dem kriegerischen Charakter der Montenegriner entsprang die Gewohnheit der Blutrache, die bei ihnen durch Jahrhunderte im Schwunge war. Blut wurde mit Blut gerächt; war der Mörder aus dem Lande entflohen, so traf die Rache die nächsten Verwandten. Auch diese fanden dann ihre Rächer, und so hatten oft Dörfer gegen Dörfer Blutrache gegen einander auszuüben. Den beiden letzten Vladiken gelang es nicht ohne die größten Anstrengungen die Blutrache abzustellen. Jetzt kommt jede Körperverletzung vor Schiedsrichter (Kmeti), die den zugefügten Schaden abschätzen u. den Schuldigen zum Ersatz verurtheilen. Eine Wunde wird regelmäßig mit 10, ein Mord mit 120 Dukaten gesühnt. Bei dem letzten Verbrechen muß der Thäter außerdem öffentlich um Verzeihung bitten. Der Diebstahl wird mit dem siebenfachen Werthe des gestohlenen Gutes gebüßt. Auch jedes andere Verbrechen wird mit Geld bestraft, die Hälfte der Geldbuße fällt an den Vladika, die andere Hälfte an seine Beamten. Geschriebene Gesetze gibt es fast gar nicht. Die gewöhnlichste Entscheidung von Streitigkeiten ist durch Schiedsrichter, von denen jede Partei eine gleiche Anzahl wählt, wenigstens zehn, höchstens vierzig. Die Verfassung hat sich im Laufe der Zeiten geändert. Früher waren die Würden des Bischofs und des Statthalters getrennt, erstere in der Familie Petrovich, letztere in dem Geschlecht Radonjich erblich. Nach dem Tode des vorletzten Vladika Peter II. wurde die Statthalterwürde ganz aufgehoben, da der damalige Inhaber 1832 einen Versuch machte, alle Gewalt an sich zu reißen. Man beschuldigte ihn, daß er das Land an Oesterreich habe bringen wollen u. die Aufnahme, die er nach seiner Flucht in Cattaro fand, bestätigte diesen Verdacht. Der Vladika (der Name bedeutet Fürst oder Herrscher) ist zugleich Oberpriester, Gesetzgeber, Richter, erster Verwaltungsbeamter und Oberfeldherr. Die Würde ist, wie gesagt, in der Familie Petrovich erblich, muß aber immer auf Seitenlinien übergehen, da der Vladika als geweihter Bischof nicht heirathen darf. Seine Einkünfte fließen aus verschiedenen Quellen, aus den Strafen, von denen ihm die Hälfte zufällt, aus den Priesterweihen, wofür jedesmal 5 Gulden entrichtet werden müssen, aus dem Pacht der Klosterländereien u. s. w. Dem Vladika setzte Kaiser Paul eine mit dem türkischen Namen Kuluk bezeichnete Behörde zur Seite, die aus 60 Häuptlingen bestand, aber aufgehoben werden mußte, weil Niemand gehorchen wollte. Der vorletzte Vladika führte an ihrer Stelle den jetzigen Senat ein, bestehend aus 12 vom Volke gewählten Mitgliedern. Der Vladika hat darin den Vorsitz, einer der Senatoren fungirt darin als sein Stellvertreter. In kirchlichen Angelegenheiten ist die höchste Autorität nach dem Vladika der Archimandrit des Klosters Ostrok, der sogar Gewalt über Leben und Tod hat, jedoch selten

zur Ausübung derselben gelangt, da alle verwickelten Fälle vor das Forum des Vladika gehören. Die höchsten weltlichen Behörden führen die italienischen Titel eines segretario referente und cancelliere. Die höchste militärische Stelle ist die des Kapitäns der Perianki, der 30 Leibwächter des Vladika, die aus den angesehensten Familien des Landes gewählt werden — nach orientalischer Sitte, wonach diese Leibwächter eigentlich Geiseln sind — sich selbst bewaffnen müssen und zur Entschädigung einen Jahressold von 15 Gulden erhalten. Vierzig Kapitäns, Prätoren genannt, fungiren als Provinzialrichter, zu ihrer Unterstützung sind in den Provinzen 800 Nationalgarden vertheilt, welche berechtigt sind, in geringern Angelegenheiten zu entscheiden u. als Polizeibeamte summarisch Richtergewalt auszuüben. Jede Gemeinde wird von einem Kniaz oder Grafen u. einem Berakdar (Fahnenträger) überwacht, jeder Bezirk von einem Sirdar und einem Woiwoden verwaltet. Auch diese Aemter sind gewissen Familien vorbehalten und erben von dem Vater auf den Sohn. Die Hauptsteuer ist eine Art von Kopfsteuer, die von jedem Herde oder jeder Familie erhoben wird. Der Gesammtbetrag der Steuer ist folgender:

Kopfsteuer	30,000 Gulden
Tabakspacht (appalto) . . .	200 „
Salzsteuer	200 „
Fischsteuer	250 „
Abgabe von geräuchertem Fleisch	200 „
Pacht von Staatsländereien .	600 „
	31,450 „
Dazu Beitrag von Rußland	47,000 „
Total	78,450 Guld.

Der äußerste Widerwille der Montenegriner gegen Steuern erlaubt nicht, dieses geringe Einkommen zu erhöhen. Aus diesem Grunde ist wenig Hoffnung, daß Verbesserungen eingeführt werden können.

Die äußere Geschichte M.'s gibt von der Wichtigkeit des Landes eine ungenügende Vorstellung. Kämpfe tapferer Gebirgsvölker gegen fremde Unterdrückung sind sehr oft vorgekommen und haben an sich keine historische Bedeutung. Die Kurden haben sich durch Jahrhunderte aller Angriffe der Perser (selbst eines Nadir Schah) und Türken erwehrt, und doch entsteht in der Weltgeschichte keine Lücke, weil das Detail dieser Kämpfe unbekannt ist. Die große Bedeutung, die M. in der jetzigen Weltgeschichte behauptet, hat einen politischen Grund. Das schwarze Gebirge ist ein vorgeschobener Posten Rußlands, der an der verwundbarsten Stelle des osmannischen Reichs seine Waffen blitzen läßt, eine Burg des Panslavismus, die nach Bedürfniß gegen die Türkei und gegen die südslavischen Theile Oesterreichs verwendet werden kann. Albanien, unter Skanderbeg dem ganzen osmannischen Reiche in dessen höchster Blüthenzeit unbezwingbar, ist von hier aus leicht in Flammen zu setzen. Auch die strategischen Vortheile der russischen Stellung in M. sind groß. Napoleon, der größte Strateg der Neuzeit, hat die österreichischen Feldherren hart getadelt, daß sie in den Türkenkriegen stets im Donauthal abwärts drangen, statt den leichten Flankenangriff von Dalmatien und M. zu wählen. Er selbst setzte sich nach dem Frieden von 1805 lieber der Gefahr eines neuen Krieges aus, als daß er die Mündungen von Cattaro geräumt hätte. In diese Burg flüchteten zu allen Zeiten die umwohnenden christlichen Stämme, wenn die Türken sie mit Krieg überzogen, hier haben sie von frühern Jahrhunderten her zahlreiche Verbindungen angeknüpft, die vom Panslavismus nicht übersehen werden. Rußland zahlt nicht umsonst die 47,000 Gulden, die es jährlich zu den Staatsausgaben von M. beisteuert.

Geschichte. Der kleine Staat M. verdankt seine thatsächliche Unabhängigkeit der Beschaffenheit seines Bodens und der Tapferkeit seiner Bevölkerung. In den ältern Zeiten gehörte M. als Theil von Illyricum zu dem Bezirk Scodra (Skutari). Im Mittelalter unterwarf es sich dem serbischen Königreiche, behielt aber seine eigenen Lehnsfürsten. Sultan Murads Sieg bei Kussovo machte das Königreich Serbien den Osmannen zinsbar, aber M., damals Zeta genannt, behauptete seine Unabhängigkeit. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts herrschte Georg Balscha (in der Landessprache auch Baoscha), aus der Familie Cernojevich (Chernovewich), über Zeta. Er hatte sich mit einer Tochter des letzten unabhängigen serbischen Herrschers Lazar, welcher in der für Serbien so unglücklichen Schlacht mit den Türken auf dem Amselfelde am 15. Juni 1389 fiel, vermählt, und war mit einer in seinem Gebiete gesammelten Armee bereits auf dem Wege, um seinem Schwiegervater beizustehen, als ihn die Nachricht von dem tragischen Ende der eben erwähnten Schlacht traf und ihn zurückzukehren veranlaßte. Die kühne That des zweiten Schwiegersohns Lazars, Milosch Obilichs, der sich in das feindliche Lager begab und den Sultan Amurad erdolchte, hatte die Schlacht, welche Serbien seine Selbstständigkeit kostete, früher, als man zu schlagen gedachte, und ehe Balscha eintreffen konnte, veranlaßt. Balscha hatte einen Sohn, Namens Stracimir, der seines schwärzlichen Antlitzes wegen, weshalb ihm auch der Name Cernoje (der Schwarze) beigelegt wurde, bekannt war. Die Geschichte hat uns von ihm wenig Merkwürdiges aufbewahrt, mehr von seinem Sohn Stephan, mit dem väterlichen Zunamen Cernojevich, der zur Zeit des berühmten albanesischen Helden Georg Skenderbeg (Skanderbeg) Kastriot in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts regierte, und als Nachbar u. Verbündeter Skanderbegs diesem seinen Bruder Voridar mit einem tapfern Hülfscorps gegen die Türken zusandte. Der eigentliche Unabhängigkeitskampf gegen die Türken begann jedoch erst unter seinem Nachfolger. Stephan hinterließ drei Söhne: Ivan, Voridar und Andreas, genannt der tapfere Arvanit (Albaneser), von denen der Erstgeborne nach dem Tode seines Vaters die Regierung antrat. Als die Türken

nach Skanderbegs Tod Albanien und darauf die Herzegowina erobert hatten und nun auch M. anfielen, wehrte sich Ivan in seinen Gebirgen tapfer gegen die türkische Uebermacht; allein bald erkannte er, daß seine Kräfte gegen einen solchen Feind doch endlich versiegen müßten, u. wandte sich deshalb um Hülfe und Beistand in Person an die Venetianer. Seine Vorstellungen fanden aber in Venedig kein geneigtes Ohr; ohne Trost und Hülfe mußte er nach M. zurückkehren. Er hatte dadurch nichts gewonnen, als die traurige Ueberzeugung, daß gegen die mit stets wachsender Kraft immer häufiger wiederkehrenden Anfälle der Moslims kein anderes Mittel sey, als im Vertrauen auf Gott, sich und sein Volk den Kampf so lange als möglich zu bestehen. In diesem Entschlusse wurde seine und seiner Vorfahren Residenz Xabljak, welche unweit des Lago di Scutari liegt, geräumt, um sich in natürlichen Festungen, den Gebirgen M.'s, mit mehr Nachdruck gegen die große Ueberlegenheit vertheidigen zu können. Auf einer am Ufer des Flusses Obod (der nun den Namen Cernojevichrieka, Fluß des Cernojevich, bekam) aufsteigenden Anhöhe, baute er eine kleine Festung u. noch weiter gegen Abend im Innern des Landes auf der Ebene von Cetinje wurde die ebenfalls aus der Gegend von Xabljak hierher verlegte Metropolie des Landes eine Kirche und ein Kloster gebaut. Während dessen unterließ Ivan nicht, sein Volk zu begeistern und zu ermuthigen; alle zur Vertheidigung geeigneten Engpässe wurden befestigt, und überhaupt alle Vorkehrungen mit edler Aufopferung und persönlicher Anstrengung von seiner Seite getroffen. Dies verfehlte nicht, bei seinem Volke ähnliche Gesinnungen zu erwecken. Mit glühender Begeisterung schwur ihm Mann für Mann, das Land bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und als Gesetz wurde einstimmig angenommen, daß, wer den ihm angewiesenen Posten ohne Befehl seines Vorgesetzten verlassen und zurückweichen sollte, aus jeder männlichen Gesellschaft ausgeschlossen, mit Weiberkleidern angethan und mit der Spule und dem Spinnrocken den Weibern übergeben werden solle, damit ihn diese von einem Orte zum andern mit ähnlichen Werkzeugen verfolgten. Auf die Nachricht von solchen Vorkehrungen in M., vielleicht auch weil sie anderswo beschäftigt waren, hörten die Türken mit ihren Angriffen für einige Zeit auf. Eines der größten und schönsten serbischen Volkslieder besingt die Hochzeit des Sohnes Ivan Cernojevich, als er noch in Xabljak residirte, und sagt von seinem Gebiete, daß es sich vom Meere bis zum grünen Lim erstrecke. Diese Angabe darf nicht als übertrieben betrachtet werden, denn von Kucsi, der jetzigen Grenze M.'s, hat man nur eine Tagreise bis zum Limflusse; allenfalls mag diese Strecke auf der südöstl. und südl. Seite erst später an die Türken verloren gegangen seyn. Von der westlichen Seite blieb das Meer immer die Grenze. Hinsichtlich der Nachkommen Ivans weichen die Angaben des Volksliedes und der in M. lebenden Tradition in manchen Punkten ab. Nach dem Volksliede hatte Ivan nur Einen Sohn, Namens Maksim. Nach der in M. existirenden Tradition aber hatte Ivan 2 Söhne, Georg und Stephan, genannt Stanischa. Als Georg, der sich mit einer Venetianerin von der Familie Mocenigo vermählt hatte, nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen, warb sein Bruder Stanischa eine Anzahl Montenegriner, mit welchen er sich nach Konstantinopel begab, um den Sultan zu bitten, ihm das Gebiet von Zeta gegen einen jährlichen Tribut, wie ihn die Fürsten der Moldau und Walachei bezahlen, zu überlassen. Der Sultan nahm ihn gnädig auf, zwang ihn aber in der Folge sammt seiner ganzen Begleitung, den türkischen Glauben anzunehmen, wonach er der zweite Skenderbeg genannt wurde. Als er nun später mit seiner mohammedanisch gewordenen Begleitung nach M. zurückkam, wurde er durch die Vorwürfe seines Bruders und der Verwandten bestimmt, zur christlichen Kirche zurück zu kehren, in dessen Folge er in ein Kloster ging, wo er nach Jahren als Mönch starb. Die übrigen Montenegriner aber, welche mit ihm von Konstantinopel zurückkamen, ließen sich vom türkischen Glauben nicht mehr abwendig machen. Sey es mit den Einzelheiten, wie es will, so viel ist gewiß, daß ein Sohn des Ivan Türke geworden, und daß eine zugleich mit ihm übergetretene Anzahl Montenegriner später in ihre Heimath zurückgekehrt ist, sich in ihren frühern Wohnplätzen in Mitte ihrer Angehörigen niedergelassen und aller Gegenbemühungen zum Trotz vermehrt hat. Der Gattin Georgs scheint es in dem rohen Felsenlande nicht gefallen zu haben, und die immer wiederkehrenden Anfälle der Türken scheinen ihren Entschluß, M. zu verlassen, zur Reife gebracht zu haben. Sie suchte darum ihren Gatten, da sie schon sehr bejahrt waren und keine Kinder hatten, zu überreden, ihre noch kurze Lebenszeit mit einander in Venedig in stiller Ruhe hinzubringen, was ihr auch gelang. Georg übertrug dem damaligen Metropoliten von Cetinje neben der geistlichen Oberwürde auch die weltliche Gewalt, empfahl ihn den Häuptlingen des Landes als ihr Oberhaupt an seiner Stelle, beurlaubte sich und verließ, von Allen bis Cattaro begleitet, sein angeerbtes Reich. Dies soll im J. 1516 oder überhaupt in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts geschehen seyn. So wohl zur Bestätigung dieser Angabe, als auch zum Ruhm dieses letzten montenegrinischen Fürsten Georg Cernojevich, verdient hier bemerkt zu werden, daß zu seiner Zeit und unter seinem Namen gedruckte Kirchenbücher, welche zu den ältesten slavischen Druckwerken mit cyrillischen Lettern gehören, noch heutzutage existiren. Auf diesen steht zwar, daß sie gedruckt seyen auf Befehl des Wojewoden von Zeta, Georg Cernojevich, im J. 1494, aber man sucht vergeblich den Ort, wo sie gedruckt worden sind, und nur erzählungsweise will man in M. wissen, daß sie in einem von Ivan eigens über dem Fluß Obod gegründeten Gebäude gedruckt worden seyen. Von nun an und auf diese Art entstand in M. die Theokratie, und damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte dieses Landes.

Der neue geistliche Regent hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Leuten Eintracht und Behutsamkeit gegen etwaige türkische Anfälle, zugleich aber auch Vorsicht und ruhiges Verhalten zu empfehlen, um diesen keinen Vorwand zu Feindseligkeiten in die Hände zu geben. Da indessen der Sandschakbeg seinerseits sah, daß die mohammedanischen Montenegriner immer bedeutender und zahlreicher wurden, andererseits aber der Meinung Raum gab, daß nun nach der Wegreise des Georg Cernojevich M. in Ermangelung eines Oberhaupts sich selbst unterwerfen werde, stellte er seine feindlichen Operationen ein und begann mittelst der Montenegriner seines Glaubens zu intriguiren, worüber eine geraume Zeit thatenlos verstrich. Nach altem Gebrauche wurden die frühern Metropoliten von Zeta und so auch jetzt jene von Cetinje durch den serbischen Patriarchen von Ipek, der gewöhnlich nur alle sieben Jahre in diese Eparchie zur kanonischen Visitation kam, geweiht. Als nun Nikodim, der dritte Metropolit nach German, einige Jahre vor dem Besuch des Patriarchen unerwartet starb, und sich Niemand traute, mitten durch die Türken nach Ipek zu gehen, so blieb das Land ganz ohne Metropoliten. Da der Sandschakbeg sich in seiner Meinung bisher getäuscht sah, so glaubte er nun eine solche Gelegenheit nicht länger unbenutzt lassen zu dürfen; er schickte sich deshalb zu ernsten Unternehmungen an, und mit Hülfe der türkischen Montenegriner gelang es ihm, sich der Festung Obod und damit zugleich des Marktplatzes, dessen die Montenegriner nur schwer entbehren können, zu bemächtigen, wodurch die türkischen Montenegriner mehr Ansehen und Wichtigkeit erlangten. So blieb es bis Wissarion, der siebente Metropolit sich durch die Republik Venedig bereden ließ, von der bisherigen friedlichen Maxime abzugehen und die Türken in den Jahren 1620—1623 anzugreifen. Suleiman, Pascha von Skutari, zog darum im J. 1623 mit einer großen Macht gegen M. und drang nach blutiger Besiegung des verzweifelsten Widerstandes bis nach Cetinje vor, verbrannte da die von Ivan Cernojevich erbaute Kirche, die Klöster und sonstigen Gebäude, trat aber hierauf, da die genußsüchtigen und Kommodität liebenden Türken in diesem armen und rauhen, von seinen Einwohnern verlassenen Felsenlande keine Städte oder überhaupt Gelegenheit fanden, ihren Lüsten zu fröhnen, wieder den Rückzug an. Indessen ward durch diese Invasion die Ueberlegenheit der Moslims in M. gegründet, so daß die christlichen Bewohner bereits Haratsch (Kopfsteuer) zahlen mußten. Eine geraume Waffenruhe war die weitere Folge davon. — Am Ende des 17. Jahrh. wurde Daniel Petrovich Njegosch oder Njegusch, aus dem Stamme Nieguschi, wie man sagt gegen seinen Willen, zum Metropoliten gewählt und im J. 1700 in der Stadt Secsuj in Ungarn von dem serbischen, zur Zeit des österreichischen Kriegs mit der Pforte ausgewanderten Patriarchen Arsenius III. zu dieser Würde geweiht. Von ihm erzählt man, daß er, nachdem die Bewohner von Zeta vom Pascha von Skutari die Erlaubniß für ihn ausgewirkt hatten, nach Zeta zu kommen, um dort eine neue Kirche einzuweihen, auf Treu und Glauben seinem Beruf folgend, kaum daselbst angekommen, von den Türken treulos gefangen genommen, gebunden, nach Podgoritza geführt worden sey und sicher gespießt worden wäre, wenn er sich nicht für 3000 Dukaten losgekauft hätte, (1000 Dukaten trugen die Einwohner von Zeta und 2000 Dukaten als den Erlös der kostbaren Kirchengewänder (Ornamente) die Montenegriner hierzu bei. — Dieser Vorfall, und die Einsicht, daß der Mohammedanismus in M. immer stärkere Wurzeln schlage, bewog den Metropoliten Daniel, seine Landsleute, sogar unter der Drohung, sie andern Falls zu verlassen, zu bereden, alle dem Mohammedanismus anhängenden Montenegriner, die zur christlichen Kirche zurückzukehren sich weigern würden, umzubringen oder aus dem Lande zu verjagen. Seine Gründe leuchteten ein, der Plan wurde gemacht und in Einer Nacht, dem heiligen Abend, ausgeführt. Alle, die nicht durch die Flucht sich retten konnten, wurden niedergemetzelt bis auf Wenige, welche die Taufe dem Tode vorzogen. Von diesen letztern gibt es in M. bis auf den heutigen Tag noch die türkischen Zunamen Alich (von Ali), Huseinovich (von Husein) 2c. So wurde M. von dem verderblich in seinem Innern wuchernden Samen des Mohammedanismus befreit, und wenigstens der Nahia Katunska war es gelungen, sich wieder vollkommen unabhängig zu machen; andere den Türken näher liegende Distrikte zahlten zwar hin und wieder noch kleine Abgaben an die Türken, im Uebrigen hielten sie sich ganz zu ihren Brüdern. Diese Vorgänge mögen in die ersten fünf Jahre des 18. Jahrhunderts gefallen seyn, und schon 1706 fielen die Türken, von Herzegowina her, M. an, und eröffneten damit einen kleinen Krieg, der bis auf unsere Zeit mit nur kurzen Unterbrechungen auf dieser Seite fortdauerte. Wir werden hier der wichtigern türkischen Feldzüge summarisch erwähnen, indem wir mit diesem Angriffe von Herzegowina her beginnen. Man erzählt, daß die Türken dabei mit großem Verluste zurückgeschlagen und viele der Vornehmsten in Gefangenschaft gerathen seyen, die von den Montenegrinern (zur Beschimpfung der Türken) um keinen andern Preis, als den eines Schweines für den Mann, loszukaufen waren. — Jedermann lernte übrigens einsehen, daß es nichts mehr helfen konnte, sich ruhig zu verhalten, sondern daß es nun galt, sich für das Vaterland, den Glauben und den eigenen Herd zuwehren. Natürlich aber suchte dabei der sehnsüchtige Blick der Montenegriner unter den Feinden der Türken im übrigen Europa nahe oder ferne einen Freund und Verbündeten, indem sie sich bemühten, dessen Interessen mit ihren eigenen zu identificiren und seiner Sache möglichsten Vorschub zu leisten. Die damaligen Verhältnisse Rußlands zur Pforte, zwischen welchen eben ein Krieg ausgebrochen war, mußten demnach die besondere Aufmerksamkeit der Montenegriner in Anspruch nehmen. Gleich

auf die erste Kunde von dem Bruche zwischen den genannten Mächten gingen die Montenegriner offensiv gegen die Türken zu Werke. Wenn sie nun schon durch die Ermordung der Türken im Lande, besonders aber durch das Taufen der islamitischen Kinder und Weiber derselben (was als das größte Verbrechen gegen die türkische Religion betrachtet wird), den Zorn und die Rache der Türken in hohem Grade gereizt hatten, so läßt sich denken, auf welchen Grad diese Stimmung der Türken durch die erlittene Niederlage und vollends durch einen solchen unerwarteten Angriff gesteigert worden seyn muß; auch säumten diese nicht, für ihren Rachedurst Befriedigung zu suchen. — Da der Friede mit Rußland bald wieder abgeschlossen war, so wurde schon im Jahre 1712 der Seraskier Ahmed Pascha mit einer Armee (nach Angabe der Montenegriner von 60,000 Mann) gegen M. beordert; allein er fand die Bevölkerung dieses Ländchens nicht unvorbereitet, sondern zur Gegenwehr trefflich gerüstet; nach öfteren mißlungenen Versuchen mußte sich der Seraskier Pascha mit großem Verluste zurückziehen. Dadurch aber erhielt M. nur noch größere Wichtigkeit in den Augen der Pforte, die schnell eine neue, wie die Montenegriner sagen, noch einmal so starke Armee zu seiner Unterwerfung und Bestrafung zusammenrief. Im Jahre 1714 fing diese, 120,000 M. stark, den Duman Pascha Kjuprilich (Kiuprili) an ihrer Spitze, ihre Operationen an. Die Montenegriner hatten sich indessen schon so in Respekt gesetzt, daß der türkische Befehlshaber trotz seiner starken Macht sich nicht unbedingtem Vertrauen hingab. Vielmehr nahm er, gewitzigt durch das Schicksal seines Vorgängers, die Hinterlist zu Hülfe, indem er den Montenegrinern unter günstigen Bedingungen friedliche Anträge machte, die um so leichter geneigtes Gehör fanden, als das Gerücht von der ungeheuren Streitmacht der Türken ihnen voranging, in M. selbst aber Mangel an Munition herrschte. Auf Wort und Treue wurden 37 der angesehensten Montenegriner seinem Verlangen gemäß zur Unterhandlung in das türkische Lager geschickt. Der arglistige Pascha war aber weit entfernt, aufrichtig friedlichen Absichten Raum zu geben, vielmehr beabsichtigte er, die Montenegriner vorerst ihrer Führer zu berauben und sie sodann um so leichter zu bezwingen. Kaum waren daher jene 37 Abgeordneten im Lager des Pascha's angelangt, als sie festgenommen und zugleich der Angriff gegen M. kommandirt wurde. Die für die Montenegriner nachtheiligen Folgen dieses Streiches ließen nicht lange auf sich warten; obgleich sich tapfer wehrend, mußten sie, nachdem der Mangel an Munition immer fühlbarer geworden war, unterliegen. Die Türken drangen bis Cetinje vor, verbrannten wieder die von Daniel erbaute Kirche nebst Kloster, plünderten und verheerten Dörfer und ganze Stämme. Die Bewohner flüchteten zum Theil in die Gebirge, um dort sich, Weib und Kind, auf Leben und Tod zu vertheidigen; andere flohen nach dem Küstenlande, in der Hoffnung, im Venetianischen Schutz und Zuflucht zu finden; aber sie wurden auch dahin von den blutdurstigen Türken verfolgt, Tausende, darunter Kinder u. Frauen, gemordet, und gegen 2000 Personen in die Sklaverei geschleppt. Die Montenegriner argwöhnten, daß diese Greuel auf dem venetianischen Gebiete von den Türken im Einverständnisse mit den Venetianern verübt worden seyen, aber wahrscheinlicher ist, daß die letztern zu wenig Macht und Ansehen besaßen und überhaupt einen Krieg mit der Türkei zu sehr zu fürchten hatten, um die grobe Verletzung ihres Gebiets zu verhindern, wofür auch die weitere Angabe der Montenegriner spricht, daß dieselbe Armee, welche jetzt M. bekriegte, trotzdem gleich darauf längs der Küste gegen Morea, das damals venetianisch war, marschirt sey. Nachdem so das Land nach allen Richtungen verwüstet, verbrannt und ausgeplündert war, wurde es endlich wieder geräumt, und die am Leben gebliebenen Montenegriner kamen wieder von den Gebirgen herab, um ihre Wohnungen aufzubauen und ihre frühere Lebensweise wieder zu beginnen. Zwar fuhren die angrenzenden Türken fort, bei jeder Gelegenheit einen Einfall nach M. zu machen, um wenigstens zu rauben und das Land zu verheeren, allein sie wurden meistens mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. — Um das Jahr 1767 spielte eine eigene Episode. Es erregte nämlich ein Abenteurer unter dem Namen Stjepan Mali Piccolo (Stephan der Kleine) außerordentliches Aufsehen in jenen Gegenden. Er soll ein österreichischer Deserteur aus Lika in Kroatien, nach Andern ein geborner Krainer gewesen seyn. Anfangs bereiste derselbe als Quacksalber M. und diente hierauf bei einem Privaten in der Gemeinde Maine (im Küstenlande bei Budva) als Knecht, wonebst er mit Arzneimitteln Charlatanerie trieb. Auf einmal theilte er seinem Brodgeber als großes Geheimniß mit: er sey der (von den Orloffs erdrosselte) russische Kaiser Peter III. Der leichtgläubige Herr faßte sogleich großen Respekt für seinen Diener und suchte ihm dies bei jeder Gelegenheit zu bezeugen. So geschah es einmal, als sie zu Njeguschi in M. auf einer Hochzeit waren, daß der Herr, als sein Diener des Glas nahm, um zu trinken, plötzlich aufstand u. zum Beweis seiner Achtung sein Käppchen herunter zog. Dies wurde indessen von den Montenegrinern nur als ein Spaß angesehen und gab ihnen bloß Stoff, beiden ins Gesicht zu lachen, indem sie den Herrn, den sie so gut wie seinen Diener kannten, spottend fragten: wenn Du Deinem Knechte solche Ehre erweisest, warum hast Du ihn nicht besser gekleidet? Wenn Du kein Kleid hast, hättest Du zu mir kommen sollen, um eins zu entlehnen. Andere fragten ironisch: warum hast Du ihn nicht bewaffnet? wenn Du keinen Degen hast, so hättest Du ihm eine Faßdaube an die Seite binden sollen u. s. w. Indessen verbreitete sich doch sowohl im Küstenlande, wo venetianische Regierung war, als auch in M. und sogar im angrenzenden türkischen Gebiete mehr und mehr die Sage: „Der russ. Kaiser ist da," und überall

fand sie Gläubige in Menge. Stjepan Mali begab sich jetzt ganz nach M., woselbst man, durch die frühere Erfahrung gewarnt, in der Besorgniß wieder in den Fall zu kommen, ohne Oberhaupt zu seyn, die Anordnung getroffen hatte, daß immer noch zu Lebzeiten des Metropoliten ein künftiger Nachfolger geweiht wurde. Um diese Zeit stand der Metropolit Savva an der Spitze des Landes, und zu seinem Nachfolger war Basilije geweiht worden. Savva hatte sowohl seines hohen Alters wegen, als auch aus Sehnsucht nach Ruhe seinem Nachfolger die Regierung überlassen und sich selbst in das Kloster Stanjedichi zurückgezogen, wo er sich mit Oekonomie beschäftigte. Vasilije aber war auf einer Reise im Auslande, welche Zufälle dem Abenteurer sehr zu Statten kamen. Obgleich Savva nicht unterließ, den Stjepan Mali als Betrüger zu erklären, so half dies doch nichts, er fand immer mehr Anhänger und wurde sogar als Haupt des Landes anerkannt. Der serbische Patriarch von Ipek schickte ihm ein kostbares Pferd zum Geschenke, weshalb er sich, als die Türken dies erfuhren, selbst nach M. flüchten mußte. Auch im Küstenlande machte die Sage von der Anwesenheit des Kaisers eine besorgliche Sensation, so daß die Venetianer mit bewaffneter Hand einschreiten mußten. Um diese Zeit sandte, wie man sagt auf türkische und venetianische Verwendung, der russische Hof einen Bevollmächtigten (in der Person eines Fürsten Dolgoruki) nach M., um die Leute zu belehren, daß Stjepan ein Betrüger sey. Als dieser im Lande angekommen war, versammelten sich auf Einladung des Metropoliten Savva die Oberhäupter aller Nahien (außer jenen der Cermnitza, wo Stjepan Mali ein Kloster bewohnte, und wo er sich auch damals befand) in Cetinje, wo nun der Versammlung eröffnet wurde, daß Peter III. gestorben sey und Stjepan Mali also die Rolle eines Betrügers spiele, welche Eröffnung in der Versammlung eine gute Aufnahme und Glauben zu finden schien: man versprach sich gegenseitig, von dem Stjepan Mali als einem Beherrscher nichts mehr wissen zu wollen. Allein als des folgenden Tages von den gegenüberliegenden Bergen Flintenschüsse die Ankunft desselben meldeten, liefen ihm, seine Schüsse beantwortend, alle mit dem lauten Ausrufe entgegen: „Wohl uns heute und ewig! Da kommt unser Herr!“ In Cetinje angelangt, wurde er indessen von Dolgoruki und dem Metropoliten Savva in einer Kammer des obersten Stockwerks verhaftet. Dadurch aber keineswegs außer Fassung gebracht, spielte er vielmehr seine Rolle mit anscheinender Zuversicht fort. „Seht ihr“, sagte er zu den ihn bewachenden Leuten, „daß mich Dolgoruki selbst für den Kaiser erkennt, sonst hätte er mich nicht über sich, sondern unter sich logirt“ u. s. w., wodurch er die Montenegriner in dem Wahne, daß er wirklich Peter III. sey, immer mehr bestärkte. Als demnach Dolgoruki sah, daß dieser Glaube nicht zu bekämpfen sey, und die Leute fest an Stjepan Mali hingen, verließ er M. wieder ganz unverrichteter Sache. — Die Türken aber fanden in diesen Vorgängen neue Veranlassung, M. mit Krieg zu überziehen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Venetianer die Pforte zu diesem Entschluß angefeuert haben, indem sie zu gleicher Zeit längs der ganzen montenegrinischen Grenze einen Kordon zogen in der durch das Gerücht verbreiteten Absicht, im Falle der Niederlage der Montenegriner keinem den Uebertritt auf ihr Gebiet zu gestatten und so zur völligen Ausrottung der Montenegriner mitzuwirken. Eine zahlreiche türkische Armee griff von drei Seiten an, der Pascha von Bosnien von Norden (von Nikschichi aus), der Pascha von Rumelien von Osten (von Podgoritza aus) und der von Skutari von Süden (von Cermnitza aus). Es entspannen sich blutige Kämpfe, die Montenegriner stritten mit Löwenmuth, es galt Leben oder Tod; indessen war die Uebermacht zu groß, und da jetzt vom venetianischen Gebiet die Zufuhr von Kriegsmaterial doppelt streng verboten war, so trat bald empfindlicher Mangel an Pulver ein, so daß sie sich kümmerlich mit dem behelfen mußten, was sie von den Türken erbeuteten. Zwei Monate wurde auf solche Weise gekämpft, die Türken verheerten und plünderten viele Dörfer auf der Grenze, schleppten die wenigen Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, in Sklaverei und drangen schon nach dem Innern des Landes vor; allein nach Cetinje konnten sie nicht kommen. Mit dem Eintritte des Herbstes traten sie vielmehr den Rückzug an. Die Montenegriner sagen, daß ihnen zuletzt Gott selbst geholfen habe, indem an einem Tage die Pulvermagazine sowohl im türk. Lager bei Cermnitza, als auch im venetianischen bei Budva durch den Blitz entzündet und in die Luft gesprengt worden seyen. In diesem Kriege weiß man von dem Urheber desselben, Stjepan Mali, nichts zu erzählen, als daß er einige Verschanzungen gegen die Herzegowina hin, die bis auf den heutigen Tag noch seinen Namen führen, erbauen ließ; keineswegs aber zeigte er sich, wie er früher geprahlt hatte. Da die Türken auf seine Auslieferung drangen, die Montenegriner aber dieser Forderung weder nachkommen, noch sie geradezu abschlagen wollten, so gaben sie vor, er sey in einer Schlacht gefallen, und schickten den Türken zur Bekräftigung dieser Angabe das ihm vom serbischen Patriarchen geschenkte Pferd, indem sie ihn selbst verbargen. Im Ganzen hat Stjepan Mali etwa 4 Jahre über M. regiert, und bei dessen Einwohnern unbedingten Gehorsam gefunden. Man erzählt, daß er zwei Menschen wegen Diebstahls habe erschießen lassen, und daß sofort, als er auf dem Wege von M. nach Cattaro 10 Dukaten und eine mit Silber beschlagene Pistole auf einen Stein, den täglich viele Menschen passirten, habe niederlegen lassen, jene Gegenstände wochenlang gelegen, ohne daß sich Jemand getraut hätte, sie anzurühren. Durch sein Benehmen während des Kampfes mit den Türken hatte jedoch sein Ansehen merklich verloren. Tragisch war sein Ende. Bei Anzündung einer Mine verlor er die Augen, u. als er von nun an blind in seinem Kloster lebte, wurde sein Diener, ein geborner Grieche, der ihn während seines Krankenlagers bedient und

gepflegt hatte, angeblich vom Pascha von Skutari, wahrscheinlicher aber von Rußland aus, durch Bestechung gewonnen, ihn umzubringen. Bei einer passenden Veranlassung schnitt jener dem blinden Stjepan im Schlafe den Hals ab, versperrte das Zimmer und sagte den Leuten, sie möchten keinen Lärm machen und nicht ins Zimmer gehen, bis er zurückkomme, indem sein Herr etwas auf die Augen gelegt habe und darum der Ruhe bedürfe. Als er aber nach mehren Stunden nicht zurückkehrte, wurde das Zimmer gesprengt und Stjepan Mali in seinem Bette im Blute schwimmend todt gefunden.

Im Jahre 1785 unternahm **Mahmud Pascha von Skutari** mit einer zahlreichen Armee abermals einen Feldzug gegen M., wozu er den jetzigen Zeitpunkt in sofern als den günstigsten erachtete, da das Land ohne Oberhaupt, nämlich der im Jahre 1777 zu Karlowitz in Syrmien geweihte Metropolit **Peter Petrovich Njegosch** im Auslande war. Dieser Umstand war den Türken allerdings günstig, und in der That gelang es ihrer großen Uebermacht, bis nach Cetinje vorzudringen, viele Dörfer und Stämme zu brandschatzen, zu sengen u. zu plündern. Da indessen in Mitte eines so verwüsteten, ohnedies armseligen Landes für eine Armee kein Bleibens war, so mußte bald an einen Rückzug gedacht werden, der auch, da sich Mahmud Pascha denselben Rückweg nicht zu nehmen traute, auf dieselbe Weise, wie früher von Kjuprilich, durch das Küstenland bewerkstelligt wurde. In M. kehrte die alte Ordnung zurück. — Zur Zeit des letzten russ.-österr. Türkenkriegs (1787—1791) gingen die Montenegriner mit dem österr. Major **Vukasovich** gegen die Türken offensiv zu Werke u. regten dadurch von Neuem den Zorn der Pforte an. Als daher diese mit Oesterreich wieder Frieden gemacht hatte, überzog **Mahmud Pascha** im Jahre 1796 die Montenegriner neuerdings mit Krieg. Es gab dafür noch weitere Gründe und namentlich den, daß einige der Gebirgsgebiete und andere angrenzende Distrikte seit dem erwähnten Krieg aufgehört hatten, den bis dahin jährlich entrichteten Tribut zu bezahlen. Allein Mahmud Pascha fand die Montenegriner jetzt anders, als vor 10 Jahren. Metropolit Peter war in ihrer Mitte und führte sie, in einer Hand das Kreuz, in der andern den Degen, persönlich zum Kampfe. Kaum war Mahmud Pascha in die Gebirge eingedrungen, als er, von allen Seiten angegriffen, total aufs Haupt geschlagen wurde und selbst verwundet nur durch die Flucht persönlich Rettung finden konnte. Dadurch ward der Stolz des übermüthigen Pascha's, der sich, nachdem er die Armee des Sultans geschlagen, für unüberwindlich halten mochte, fürchterlich gestachelt; voll Rachedurst sammelte er schnell eine neue und doppelt so starke Armee, mit welcher er schon nach 3 Monaten von Neuem M. anfiel. Allein gleiches Schicksal erwartete ihn. Nicht nur wurde seine Armee abermals total geschlagen, sondern er selbst fand im Gewühl der Schlacht seinen Tod. Sein Kopf nebst Säbel und Patrontasche wird in Cetinje bis auf den heutigen Tag als Siegestrophäe aufbewahrt und gezeigt. Diese Schlacht (1796) war die rühmlichste und entscheidendste von allen, welche die Montenegriner den Türken lieferten. Der Vladika Pietro II. stellte in einem schwierigen Engpasse 5000 gute Schützen auf und wies sie an, ihre rothen Fez-Mützen auf Felsenspitzen zu stecken, Nachts große Feuer anzuzünden und Alles zu thun, was die Türken in dem Glauben bestärken könnte, das ganze Heer der Montenegriner gegen sich zu haben. Er selbst schlich sich mit dem Hauptcorps in den Rücken der Feinde und griff in dem Augenblicke an, als der Kampf in dem Engpasse auf das Heftigste entbrannt war. Die Türken erlitten eine furchtbare Niederlage, mit dem Pascha von Albanien fielen 30,000 Janitscharen Spahis. Diese Schlacht hat die Unabhängigkeit M.'s entschieden. Obgleich das Land weder vom Sultan, noch von irgend einer christlichen Macht ausdrücklich als selbstständiger Staat anerkannt wird, befindet es sich doch thatsächlich in diesem Verhältnisse. Kein Tribut wird mehr verlangt und bezahlt, und die angrenzenden Türken haben sich schon daran gewöhnt, M. als einen eigenen fremden Staat zu betrachten. Da indessen diese Unabhängigkeit durch keinen Friedensvertrag mit der Pforte anerkannt ist, sondern bloß faktisch besteht, so glaubt die Pforte noch immer Ansprüche auf M. zu haben. Seit jener Befreiungsschlacht von 1796 haben die Montenegriner an den Kämpfen der Russen gegen die Franzosen in Dalmatien Theil genommen und mit den Türken auf eigene Faust manches Scharmützel ausgefochten. Im Jahre 1806 wollten die Franzosen sich M.'s bemächtigen, aber alle Versuche scheiterten. Auch Oesterreich machte vergebliche Anstrengungen, es zu unterjochen. Im Jahre 1820 dachte **Dschelaludin Pascha von Bosnien**, nachdem er hier durch die grausamsten Mittel, durch Köpfen und Stranguliren, die unbedingten Befehle der Pforte geltend gemacht hatte, auch an Unterjochung von M. u. sandte in dieser Absicht eine Armee nach der Moracsa. Die Montenegriner lockten dieselbe absichtlich in die Schluchten jener Gegend, griffen sie dann an und errangen den Sieg. Im Jahre 1832, als der bekannte Großwessir **Reschid Pascha** Albanien und Bosnien unterjocht zu haben glaubte, dachte auch er an die Unterjochung M.'s. Es hatte derselbe hiezu eine besondere Aussicht. Der alte Vladika, **Petrovich**, in so mancher Reisebeschreibung geschildert, in ganz Europa berühmt, war im Jahre 1830 in hohem Alter gestorben. Er hatte seinen Neffen zum Erben seiner Gewalt eingesetzt, und es war immer die Frage, ob dieser sich eben so gut zu vertheidigen wissen werde, wie es der Alte verstanden. Gleich nach der Ueberwindung Mustapha's ließ Reschid eine Ermahnung, sich zu unterwerfen, an ihn ergehen. Sie enthielt, wie gewöhnlich, Drohungen mit Versprechungen gemischt. Der Gewalthaber wurde aufgefordert, vor dem Großwessir zu erscheinen; er solle dann mit guten Empfehlungen nach Konstantinopel gesandt werden und hier das Berat eines Fürsten empfangen, wie ein solches dem serbischen Oberhaupte zu Theil

geworden sey. Weigere er sich dessen, so solle er mit Gog und Magog überzogen und ganz zu Grunde gerichtet werden. Er hielt es nicht für nöthig, ernstlich zu antworten. Die Montenegriner verwunderten sich über die Zumuthung und scherzten darüber. Hierauf griffen die Osmanen zu den Waffen. Auf Befehl des Großwessirs sandte der neue Pascha von Skutari, Namik-Ali, 7000 Mann wider die montenegrinischen Schluchten. Der Sohn des Pascha's führte sie an. Sorglos hüteten die Montenegriner ihre Schafheerden in den Gebirgen; auch nach jenen Anmahnungen hatten sie keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen; unerwartet rückten die Türken in ihr Gebiet; das erste Dorf, auf das sie stießen — es war Martinichi —, fanden sie fast ganz verlassen. Nicht mehr als 24 Männer waren daselbst zu Hause, aber auch diese Wenigen setzten sich sofort zur Wehre. Zehn von ihnen wurden getödtet, die übrigen sämmtlich verwundet; wenigstens dieses Dorf schien verloren zu seyn; schon waren einige Häuser in den Brand gesteckt und ein paar Wehrlose gefangen genommen, als die übrigen Männer von den Bergen herunter kamen. Von Höhe zu Höhe war der Hülferuf erschollen. Die benachbarten Gemeinden eilten herbei. Radovan Puljev, in diesen Gegenden ein gefürchtetes Oberhaupt, führte 100 Männer von Bernitza; von Lacse u. Brajovichi kam eine nicht viel geringere Anzahl; zwar noch immer wenig, aber doch genug, um, mit der Natur des Landes im Bunde, einen mörderischen Kampf zu beginnen. Der Pascha von Skutari war eingedrungen, weil sie sich entzweit hatten. So ohne Vergleich geringer die Kräfte der Montenegriner, zumal dieser Dorfschaften waren, so standen sie doch alle für einen Mann. Hier war an keine Verrätherei zu denken. Auch diesmal gelang es ihnen; sie jagten die Türken zurück. Die Türken führten die Gefangenen mit sich fort; dafür zeigten die Montenegriner 50 abgeschlagene Türkenköpfe. Sich des Feindes erwehrt zu haben, genügte dieser tapfern Völkerschaft noch nicht, sie wollten auch Rache haben. Einer der Stämme — der Stamm Kucsi — griff das türkische Dorf Tuzi an und kehrte erst zurück, nachdem er es verbrannt und geplündert hatte. Auch Namik-Ali gab sich nicht sobald zufrieden. Der Krieg begann an der ganzen Grenze; manches andere Dorf griffen die Türken an, doch wurden sie allemal zurückgeschlagen. Man kann rechnen, daß diese Kriege sich nun wenigstens seit dem Jahre 1604 in dieser Weise wiederholen. Es war schon damals ein Pascha in Skutari, der, weil ihm das gewöhnliche Geschenk versagt worden war, nach Ljeschkepolje vordrang und einige Ortschaften verwüstete. Wie die Montenegriner ihm damals seinen Kiaja und eine Anzahl Leute tödteten und ihn glücklich abwehrten, so haben sie es seitdem Jahrhunderte lang sehr oft gethan. — Die Mittellosigkeit der Montenegriner hat ihnen 1843 den Verlust eines Gebietstheils an der nördlichen Grenze bei Grabora zugezogen, der unter der Bedingung, daß die Einwohner nur den gewöhnlichen Tribut bezahlten, die Gerichtsbarkeit des Vladika behielten und in ihrer Religionsübung nicht gekränkt würden, an die Türken abgetreten wurde. Ein schwerer Verlust traf die Montenegriner neuerdings dadurch, daß die Albanesen Vranira's und Lessandro's sich bemächtigten. Diese Inseln am nördlichen Ende des Sees von Skutari beherrschen die Mündung des Flusses Cernojevichi, und die Albanesen stören von hier aus die Fischerei, die eine so wichtige Einnahmequelle des Landes ist. Dem nahgelegenen Bezirke Cermnitza erwächst daraus ein so schwerer Nachtheil, daß in den Einwohnern der Gedanke einer Trennung von M. entstanden ist. — Der vorletzt verstorbene Vladika, Peter Petrovich (geb. 1754), der seit 1777 dem Lande vorstand, hat sich um die Verbesserung der Verwaltung und die innere Befriedigung des Landes große Verdienste erworben. Ihm zuerst gelang es, den Trotz seiner Bewohner zu beugen, nicht durch Waffengewalt, sondern durch seine Autorität und hauptsächlich durch den geistlichen Bannstrahl, vor dem die Montenegriner eine ungemeine Scheu haben. Auf seinem Todtenbette ließ er sie schwören, daß sie 6 Monate lang in allen Bezirken, Dörfern und Familien selbst einzeln gegen einander eine allgemeine Waffenruhe beobachten wollten. Die gewissenhafte Beobachtung dieses Schwures machte es möglich, daß die Verwaltung des Nachfolgers eingerichtet werden konnte. Pietro II. † am 30. Okt. 1830. Der folgende Vladika, ein Neffe des vorigen und von diesem zur Nachfolge empfohlen, ward 1815 zu Erakovich, einem Dorfe der Gemeinde Njegosch, geboren, und nannte sich deswegen Peter Petrovich II. Njegosch. Da er beim Tode seines Oheims erst 15 Jahre alt war, also zu jung, um die Regierung anzutreten und die Weihe als Bischof zu erhalten, so wurde ein Stellvertreter nöthig. Diesen ernannte Rußland in der Person eines Herrn Ivanovich, der die Regierung 3 Jahre lang leitete. Am 18. Aug. 1833 wurde der junge Vladika in Petersburg zum Bischof geweiht, erhielt den Annenorden erster Klasse und kehrte nach M. zurück. Seine Verwaltung war eben so rühmlich, wie die seines Vorgängers. Ein gesetzlicher Zustand, so weit derselbe bei einem so ungebildeten Volke möglich, ist durch ihn hergestellt worden; kommen Verbrechen vor, so fehlt doch nie die Sühne. Seine Reformen machten den Vladika indessen in einigen Bezirken so verhaßt, daß er schon aus diesem Grunde Halt machen mußte, wenn auch die Geldverlegenheit nicht gewesen wäre. Pietro Petrovich-Njegosch wird zu den besten serbischen Dichtern gezählt. Er vereinte alle Eigenschaften eines tüchtigen Kriegers und eines geschickten Diplomaten und war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Seine Ausbildung erhielt er in Castel Nuovo und Petersburg, sein Aufenthalt an dem österreichischen und russischen Hofe machte ihn mit den Formen der europäischen Gesellschaft bekannt. Seine Kenntnisse hatte er früher meist nur aus russischen Elementarwerken über die Wissenschaften geschöpft, in M. machte er sich

mit der italienischen und französischen Literatur bekannt, später mit der deutschen. Homer wurde und blieb sein Lieblingsschriftsteller; die Sitten und Gebräuche, die der alte Grieche poetisch erklärt, haben viele Aehnlichkeit mit dem Volksleben, das sich in M. bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Regierungsgeschäfte kommen bei den einfachen Verhältnissen des Berglandes wenig vor; wenn nicht gerade einheimische Fehden oder Kämpfe mit den österreichischen und türkischen Nachbarn Beschäftigung geben, hat der Herrscher volle Muße, obgleich er zugleich Oberpriester, Richter, erster Verwaltungsbeamter, Gesetzgeber und Oberfeldherr ist. Diese Befreiung von Regierungsgeschäften kam dem Vladika eine kurze Zeit zu gut, und er benutzte sie zu poetischen Produktionen, die zum Theil in dem von ihm redigirten Jahrbuch „Grliza" erschienen. Auch übersetzte er, wie ein slavischer Schriftsteller in den „Grenzboten", Jahrg. 1852 Nr. 2, mittheilt, die drei ersten Bücher der Ilias im Versmaße des serbischen Heldenliedes, übergab aber seine Arbeit aus Pietät gegen das unerreichbare Ideal des Dichters den Flammen. Nun brachen aber blutige Streitigkeiten unter den montenegrinischen Gemeinden aus, und einmal angeregt, schäumte die Thatkraft nach allen Seiten über. Die Landessitten erlaubten dem mönchischen Oberfeldherrn keine gänzliche Zurückgezogenheit; er mußte sein Bischofsgewand oft bei Seite legen und mit Handschar und langer Feuersteinflinte den Heldenthaten seiner wilden Unterthanen beiwohnen. Konnte er sich entziehen, so durfte er doch nicht hindern, daß seine Landsleute, so oft sie einen Türken oder österreichischen Grenzer erschlagen hatten, die abgeschnittenen Köpfe zu ihm brachten und triumphirend auf den Thurm seines Klosters aufpflanzten. Diese blutigen Trophäen waren eine sonderbare Umgebung für einen mit der Literatur der Kulturvölker vertrauten Gelehrten, und es darf nicht Wunder nehmen, daß der Trübsinn zu dem Feinde wurde, mit dem der Vladika am häufigsten und schwersten zu kämpfen hatte. Seine Muse schwieg lange; das erste Gedicht, das er wieder veröffentlichte, „Lutscha Mikroskoma", didaktischen Inhalts, die Freiheit des Menschengeistes, das Moment der Göttlichkeit im Menschen anerkennend und preisend, trägt die Spuren des schweren innern Kampfes, den der Dichter mit sich selbst kämpfte, ehe er zur Versöhnung gelangte. In der Zeit, welche zwischen seiner ersten Produktion und diesem Gedicht liegt, hatte er sich an die rauhe Schale gewöhnt, mit der die Poesie seiner Heimath ihm, zuerst natürlich mit abstoßender Wirkung, sich zeigte; aus dem gelehrten Dichter wurde nun ein Volksdichter. Gleichzeitig mit dem Lehrgedicht veröffentlichte er „Ogledalo srbsko", einen Cyklus von 61 Heldenliedern, in denen eine Darstellung der Geschichte von M. enthalten ist. Der durch das Ganze sich ziehende Gedanke ist: nachdem das große Serbenreich zu Grunde gegangen, das unter Stephan Duschan, dem macedonischen Czar, dem Kaiser der Romäer, außer Serbien und Bosnien fast ganz Albanien, Macedonien und den größten Theil von Bulgarien umfaßte, von der Donau bis an das ägäische Meer reichte, gelangte an das kleine M., das einzige freie Land der Serben, die Mission, der Vorkämpfer des Christenthums und der serbischen Volksthümlichkeit zu werden. Die Montenegriner haben diese Aufgabe erkannt, ihre mehrhundertjährigen Kämpfe gegen die Türkei sind der Beweis davon. Die Heldengedichte erschienen 1845 in Belgrad und hatten einen außerordentlichen Erfolg, der auf den Dichter anfeuernd zurückwirkte. Ein neues Heldengedicht, „Gorski wijenaz", besang die Vertilgung der Türken in M. durch eine Art von Vesper, zu deren Ausführung die Christnacht des Jahres 1702 gewählt worden war (s. oben). Die dramatische Form wählte der Vladika für seinen „Stjepan Mali", der 1847 vollendet wurde, aber erst 1851 in Agram im Druck erschien. Es ist die in ein nicht kunstgerechtes Drama gebrachte Geschichte jenes Abenteurers, der 1767 als Peter III. in M. erschien, mehre Jahre seine Rolle mit Glück spielte und endlich von einem Griechen ermordet wurde (s. oben). Die beiden letzten Gedichte beziehen sich auf Heldenthaten, welche einzelne Montenegriner 1847 gegen Türken vollbracht haben. — Bei seiner Regierung des Landes machte dem Vladika die nicht auszurottende Fehdelust des Volkes die bittersten Sorgen. Die von seinem Vorgänger abgeschaffte, von ihm unter den schärfsten Strafen verbotene Blutrache kehrte immer wieder, so daß er sich mehrmals gezwungen sah, Uebertreter des Gesetzes, die einen förmlichen Krieg zwischen einzelnen Dörfern zu erregen im Begriff standen, erschießen zu lassen. Seinen Montenegrinern war er kein kriegerischer Herr, ihren Einfällen in die Türkei und in Oesterreich wollten sie nicht entsagen; wenn er einmal auf Unterhandlungen so viel Gewicht lege, meinten sie, müsse er auch verstehen, in Wien die Ausdehnung der Grenze bis an das Meer zu erlangen. Die neue Regulirung der montenegrinischen Grenze in den Jahren 1842 und 1843 entsprach den ausschweifenden Erwartungen durchaus nicht, und es entstand eine Mißstimmung, die nicht gemindert wurde, als der Vladika ein Grenzdorf, das durch einen Einfall auf österreichisches Gebiet den Stand der Grenzfrage zu verbessern gesucht hatte, streng bestrafen und den Schuldigsten aufknüpfen ließ. Die Art, wie er der Verstimmung begegnete, verwickelte ihn in eine neue Fatalität. Er sprach nämlich seinen Vorgänger, den vielgerühmten Pietro II., heilig und stellte den Körper öffentlich zur Verehrung aus. Das nahm die russische Generalsynode gewaltig übel, da nur ihr die Heiligsprechung zustehe, nachdem der Nachsuchende die erforderlichen Beweise vorgelegt habe. Eine Zeit lang war der Vladika sogar von seinen geistlichen Funktionen suspendirt, was er sorgfältig geheim hielt, um nicht neuen Stoff zur Unzufriedenheit zu geben. In seinen Bergen galt er für einen Neuerer; es half ihm nichts, daß er sich dem Volksgeiste mit der Schmiegsamkeit eines Dichters anzupassen suchte. In der großen Politik spielte er als Panslavist eine gewisse Rolle; man wurde auf ihn besonders nach dem

russischen Kriege aufmerksam, als Rußland nach dem Besitz der Mündungen von Cattaro in unmittelbarer Nähe von M. strebte. In der That war ein Mann wohl zu beachten, der in einer unangreifbaren Stellung, als Haupt einer kriegerischen Bevölkerung, rings von unterdrückten oder unzufriedenen slavischen Stämmen umgeben, in dem Gedanken lebte und webte, „daß das Slaventhum nur mit und durch Rußland zur Einheit, durch diese allmählig zur Freiheit und zur Erfüllung seiner Sendung geführt werden könne". Die englischen Diplomaten beschäftigten sich seitdem viel mit ihm, englische Reisende waren in M. häufig gesehene Gäste, die englischen Zeitungen hatten Lob über Lob für ihn, damit er ein Volk, das ihn so eifrig anerkenne, mit einer Aenderung seiner Politik erfreue. Wie wenig er daran dachte, zeigt die dreifache Deponirung seines Testaments, einmal beim russischen Ministerium des Auswärtigen in Petersburg, sodann bei der russischen Gesandtschaft in Wien, endlich beim russischen Konsul in Ragusa. Seit mehren Jahren kränkelte er; eine Erkältung, die er sich bei einer seiner Reisen nach Wien zugezogen hatte, legte den Grund zu einem Brustübel, das in der reinen scharfen Luft der schwarzen Berge einen unheilbaren Charakter annahm. Vorübergehend war die Besserung, welche der Gebrauch der einheimischen Kur, ein Absud von einer bittern, nur auf den höchsten Gebirgen wachsenden Pflanze, hervorzubringen schien. Vergebens suchte er 1850 in Wien, so wie in der milden Luft Italiens Heilung; das Heimweh trieb ihn im Frühjahr 1851 nach M. zurück, sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr, am $^{19}/_{31}$. Okt. 1851 † er. Der Vladika Pietro Petrovich war ein Mann von hoher gebietender Gestalt und von antiker Schönheit; seine Gesichtsbildung trug den Stempel der Willenskraft, u. er besaß dabei jene gewinnende Freundlichkeit, welche Vertrauen erweckt und den Gehorsam angenehm macht. Mit Fremden, denen er der freundlichste Wirth war, unterhielt er sich gern über Poesie, namentlich über Volkslieder. Seine Wohnung in Cettinje, gewöhnlich das Kloster genannt, glich in der That in ihrer Einfachheit mehr einem Kloster aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, als einem modernen Palast. Nur ein Stockwerk hoch, war es an eine Felswand gelehnt, und enthielt nur fünf Zimmer zur Wohnung des Vladika. Etwa ein Jahr vor seinem Tode nahm der Vladika mit seiner Residenz die Veränderung vor, daß er sie befestigen ließ. Ein ehemaliger österreichischer und spanischer Offizier, Vukovich, der bei ihm die Stellen eines Sekretärs und Ingenieurs versah, leitete die Arbeiten, welche übrigens einfach in dem Bau einer Mauer und einiger Befestigungsthürme bestanden. Der alte feste Thurm, auf welchem früher die abgeschlagenen Türkenköpfe paradirten, wurde bei dieser Gelegenheit niedergerissen. Zu ernstlicherer Vertheidigung ist eine Bergfeste bestimmt, die jetzt einige Kanonen von schwerstem Kaliber hat, ein Geschenk eines triestiner Kaufmanns. — Der Vladika hat von dem Rechte Gebrauch gemacht, seinen Nachfolger in seiner Familie zu ernennen. Sein Testament, dessen Vollzieher der russische Konsul in Ragusa ist, bezeichnet als künftigen Vladika einen Neffen, Daniel Petrovich Njegosch. Der neue Herrscher ist ein dreizehnjähriger Knabe und befindet sich zur Zeit noch in Petersburg, um seine Studien zu machen und nach deren Vollendung die bischöfliche Weihe zu empfangen. Bis zu seiner Volljährigkeit führt die Regentschaft der Bruder des letzten Vladika, Pero Petrovich Njegosch, ein ehemaliger russischer Offizier.

In der neuern Zeit ist M. seiner Naturschönheiten und der Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner wegen häufiger von europäischen Reisenden besucht worden, und es sind mehre Werke über das interessante Land erschienen. Vergl. Heinrich Stieglitz, Ein Besuch auf M.; — M. und die Montenegriner, in Widenmanns und Hauffs Reisen und Reisebeschreibungen, 11. Liefer.; — Bartolemeo Biaseletto, Reise seiner Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen nach Istrien, Dalmatien und M. im J. 1838; ins Deutsche übersetzt (im Auszuge) von Gutschmid; — Cyprian Robert, Die Slaven in der Türkei, oder die Montenegriner, Bosnier &c.; aus dem Französischen von Marko-Fedorowitsch; — Montenegro and its habitants, in Blackwoods Edinburgh Magazine, Januar 1835; — British and foreign quaterly Review, Nr. XXI; ein Aufsatz, worin viele sonst unbekannte Quellen mit Fleiß und Umsicht benutzt sind; — A. A. Palton, Highlands and Islands of the Adriatic. — Das neueste Werk ist: Gardner Wilkinson, Dalmatia and Montenegro; with a journey to Mostar in Herzegowina, and remarks on Slavonic nations, the history of Dalmatia and Ragusa etc. Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes von Wilhelm Adolf Lindau ist in Leipzig bei Gustav Mayer erschienen, 2 Bde., 8.

Montenero (Geogr.), 1) italien. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Sannio, nordwestlich von Larino; 2500 Einw.; — 2) Ort das., Großherzogth. Toskana, südöstl. von Livorno, auf dem gleichnamigen Berge; — 3) span. Ort, Katalonien, Prov. Gerona. Hier den 17.—20. Nov. 1794 Gefechte zwischen den Franzosen unter Dugommier und den Spaniern.

Monteneuf, franz. Dorf, Dep. Morbihan, Bez. Ploermel; 1220 Einw.

Montenglaut, Artemisia Henriette Mariane von M., geb. von Cronstein, deutsche Schriftstellerin im belletristischen Fache, geb. zu Böhme bei Hannover 1768. Nachdem sie einige Zeit am Hofe der Markgräfin Aebtissin in Herford gelebt, verheirathete sie sich dort mit dem Kriminaldirektor Consbruch, von welchem sie sich jedoch bald wieder scheiden ließ, worauf sie sich mit dem Baron Pidoux de M., einem französischen Emigranten verheirathete. Nach dessen Tode (1810) lebte sie abwechselnd n Altona, Berlin und an andern Orten. Sie war auch eine gute Sängerin und eine Zeitlang

Reisebegleiterin der berühmten Sonntag, † 1838 in Prag. Schrieb: Herbstblumen, Berlin 1814; — 25 schottische und englische Lieder, mit Musik von Beethoven, das. 1822; — Nordlands Haideblüthen, das. 1824; — Erzählungen, das. 1824; 2. Aufl. 1826; — Novellen, Erzählungen und Reisebeschreibungen, Braunschweig 1830, 2 Bde; — Dramatische Werke, das. 1830 u. A.; übersetzte der Frau von Genlis: „Die verwegenen Gelübde", Hamburg 1799, 2 Theile; W. Scotts: „Der Pirat", Berl. 1822, 3 Bde.; unter dem Pseudonym P. v. Husch den französischen Roman: „Das Kind Europa's", das. 1822, u. m.

Montenoison, franz. Flecken, Dep. Nièvre, Bez. Cône; 810 Einw.

Montenotte, italien. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Genua, nördl. von Savona; 200 Einw. Hier den 12. April 1796 Gefecht, in dem Bonaparte die Oesterreicher unter dem General Argenteau zurückwarf u. letztere einen Verlust von mehr als 2000 Mann an Todten u. Gefangenen erlitten. Unter den schwierigsten Umständen hatte Bonaparte im März 1796 das Kommando aus Scherers Händen erhalten; die Lage der Armee, welche an allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen Mangel litt und überdieß entmuthigt war durch den schlechten Erfolg des vorigen Feldzugs, schien hoffnungslos, zumal da sie sich nur auf enge Stellung an der Küste und in den Gebirgen beschränkt sah, während die fast vierfach stärkere Armee der Oesterreicher unter Beaulieu im Besitze eines ausgebreiteten Raums war. Doch Bonaparte zögerte nicht, brachte die Verwaltungszweige der Armee so viel als möglich in Ordnung und eröffnete den Feldzug, da die Oesterreicher bereits am 6. April bei Voltri ein siegreiches Gefecht geliefert hatten. Zuerst galt es die Stellung bei M. zu vertheidigen. Angegriffen von Beaulieu am 11. April hielt sich der tapfere Brigadegeneral Rampon, bis am folgenden Tage Bonaparte an der Spitze seiner Truppen herbeieilte. Der Kampf erneuerte sich und wurde äußerst hartnäckig, zuletzt aber behielten die Republikaner den Sieg, der an und für sich, verglichen mit andern zwar unbedeutend, aber dadurch von unendlichen Folgen war, weil er als der erste Bonaparte's diesem Feldherrn das unbedingte Vertrauen der Armee erwarb. Unaufhaltsam waren jetzt die Fortschritte der Republikaner, denen Bonaparte nach dem Siege bei M. in der Ferne die reichen Gefilde der Lombardei als Lohn ihrer Tapferkeit gezeigt hatte.

Montenses (Kirchenw.), s. v. a. Agonistici.

Monte Nuovo (Geogr.), 1) italien. Berg, Königr. Neapel, entstand 1548 in Folge einer vulkanischen Erderschütterung; — 2) Berg das., lombard.-venet. Königr., Gouvern. Venedig, zu den euganeischen Bergen gehörig, mit dem Schlosse Cattajo.

Monte-Odoribio, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo-citer.; 1200 Ew.

Monte-Oliveto (Oelberg), italien. Anhöhe bei Siena, Sitz des Ordens U. L. F. von M. O.; s. Olivetaner.

Monte-Osero, höchste Bergspitze der österr.-illyr. Insel Lossini grande.

Monte-Pagano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo ulter.; 2800 Einw.

Monte-Pelegrino, Berg, s. Palermo, S. 284.

Montepeloso, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, nordwestl. von Matera; Bischoffsitz, Wein, Olivenöl, Seidenraupenzucht; 5000 Einw.

Monteplair, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Nauders; 200 Einw.

Montepulciano (Geogr.), 1) ital. Vikariat, Toskana, Compartimento Arezzo; — 2) Stadt das., am Chiana, Kathedrale, 10 Klosterkirchen, bischöfliches Seminar, Bischofssitz, Fabrik für Seife, Oelpressen; der beste Wein in Toskana (Montepulciano); Geburtsort des Kardinals Bellarmin u. des Gelehrten Angelo Poliziano; 2000 Ew.; — 3) See das., mit dem von Chiusa durch einen Kanal verbunden.

Monte Quirinale, s. Rom (a. Geogr.).

Monte Raticosa (M. Radicoso), ital. Berg, Toskana, Compartimento Florenz, Spitze des Apennin; 2719 (2901)' hoch, gibt des Nachts öfters einen Flammenschein von sich, wird deshalb von Einigen für vulkanisch gehalten, während nach Andern jene Erscheinung von brennendem Bergöl herrühren soll.

Monterano, italien. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Civita-Vecchia, östlich von Rom; 1000 Einw.

Monterblanc, franz. Dorf, Dep. Morbihan, Bez. Vannes; 910 Einw.

Montereale (Geogr.), 1) italien. Flecken, lombard.-venet. Königr., Deleg. Udine, nordwestl. von Spilimbergo; 1200 E.; — 2) Stadt das., Königr. Neapel, Prov. Abruzzo ulter., nordwestlich von Aquila; Bischofssitz, Schloß; 3200 Einw.

Montereau (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Seine-Marne, Bez. Fontainebleau, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, mit zwei Brücken; Handels-Tribunal, Strumpf- u. Thonpfeifenfabrik, Fabrik von Fayence, genannt Porcelaine opaque; 4000 Einw. Auf der dortigen Brücke ward den 10. September 1419 Herzog Johann von Burgund von den Begleitern des Dauphins, nachherigen Königs Karl VII., bei einer Zusammenkunft getödtet. Die Stadt ward 1420 von den Engländern genommen, 1437 aber nach hartnäckiger Gegenwehr von den Franzosen wieder erobert. Hier den 18. Febr. 1814 Treffen zwischen den Franzosen und den Aliirten. Nach den ungünstigen Gefechten bei Montmirail beschloß Fürst Schwarzenberg mit seinem ganzen Heere sich auf das linke Seineufer zurückzuziehen, um hier die weitern Bewegungen Napoleons abzuwarten. Daher erhielt der Kronprinz v. Würtemberg den Befehl, mit einem 12,000 M. starken, aus Oesterreichern u. Würtembergern bestehenden Corps diese Bewegung zu decken u. den strategisch wichtigen Punkt M. so lang als möglich zu behaupten. Zu diesem Behufe nahm er auf den Höhen von Villaron u. Surville Stellung. Gegen ihn rückte ein etwa 30,000 M. starkes französisches Corps unter den Generalen Gerard und Pajol

heran. Die ersten Angriffe desselben wurden von den Aliirten zurückgeschlagen. Während aber nun die Franzosen das Gefecht durch ihre überlegene Artillerie und eine starke Plänklerlinie hinzuhalten suchten, traf Napoleon auf der Straße von Nangis mit der pariser Reserve ein. Unverzüglich bildete er, jenseits Courbeton angelangt, vier Angriffskolonnen, die gemeinschaftlich mit den Truppen unter Gerard gegen die Höhen von Surville und Villaron vorrückten, während eine andere Kolonne von Courbeton aus im Thale in den Rücken der Aliirten vorzudringen suchte. Auf diese Weise von überlegenen Streitkräften bedroht, beschloß der Kronprinz von Würtemberg dessen Armeecorps schon beträchtlichen Verlust erlitten hatte, den Rückzug anzutreten. Allein General Pajol merkte diese Absicht und drang an der Spitze seiner Reiterei rasch vor, während sämmtliche Kolonnen Napoleons ihre Angriffe erneuerten. Dieser kombinirte Angriff veranlaßte Verwirrung unter den Verbündeten, mit denen die verfolgenden Franzosen gleichzeitig über die Brücke in die Stadt eindrangen. Hier griffen auch die Einwohner zu den Waffen und schossen aus den Häusern auf die Aliirten. Nur durch einen energisch ausgeführten Angriff der Brigade Hohenlohe ward die Brücke wieder frei und dadurch ein großer Theil der würtembergischen Infanterie gerettet. Der Verlust der Aliirten betrug in diesem Gefecht gegen 2000 an Todten und Gefangenen. — 2) Dorf das., Depart. Loiret, Bez. Gien; 1130 Einw.

Monteret, franz. Dorf, Dep. Saône-Loire, Bez. Louhans; 1610 Einw.

Monterey (Geogr.), 1) nordamerik. Hauptstadt, Mexiko, Dep. Neu-Leon, auf einer von Gebirgen umgebenen Hochebene, an einem der oberen Zuflüsse des Rio-Tigre; 1599 gegründet; Bischofssitz, Sitz der Behörden, Domkapitel, Kathedrale; das Klima ist angenehm; 13,000 Einw.; — 2) San-Carlos-M., Hauptstadt das., Neu- oder Oberkalifornien, an der gleichnamigen sehr großen, gegen Nordwesten offenen Bai oder Hafen, mit nur mittelmäßigem Ankergrund. Hier ist die schöne Haliotismuschel in Menge. Die Stadt besteht aus einer Reihe zerstreuter Häuser, mit ungefähr 1500 Einw., darunter mehre nordamerikanische und englische Kaufleute; Fort; — 3) Busen das., mit der Mündung des Flusses Buonaventura; — 4) span. Stadt, Galizien, Prov. Orense, an der Grenze von Portugal; befestigt; 1500 Einw.

Monterey (Biogr.), Don Juan de Haro, Graf v., s. Haro 6).

Monterobbiano, ital. Flecken, Kirchenstaat, Delegat. Fermo, südlich von Fermo; 2500 Einw.

Monterod, schweiz. Dorf, Kanton Waadt, Bez. Aubonne; 300 Einw.

Monteroni (Geogr.), 1) ital. Dorf, Toskana, südl. von Siena; 400 Ew.; — 2) Flecken das., Königr. Neapel, Prov. Terra di Otranto, südwestl. v. Lecce; auf einem Berge, Wein- und Olivenbau; 2000 Einw.

Monte-Roduni, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Sannio; 1760 Ew.

Monte Rosa, Gebirg auf der Grenze zwischen dem sardinischen Fürstenthum Piemont u. dem schweizer. Kanton Wallis. Die prachtvolle Gebirgsgruppe des M. R. bildet den Knotenpunkt zweier gewaltiger Bergketten, von denen die Eine von Westen nach Osten im Hauptkamme der penninischen Alpen liegt, die andere fast rechtwinkelig darauf von Norden nach Süden sich erstreckt. Die erstere schließt sich westlich an das Matterhorn oder den Mont Cervin an, von dem sie durch das Matterjoch getrennt ist; sie enthält von Westen nach Osten die Kuppen des kleinen Mont Cervin, das Breithorn, die Zwillinge (Castor und Pollux), den Lyskamm oder Silberbast und kreuzt die andere Kette gerade da, wo die Hauptmasse oder der eigentliche M. R. mit seinen 4 Hauptkuppen sich zu erheben beginnt, dann setzt sie sich östlich über die Cima del Pisso fort und verzweigt sich weiterhin vielfach. Die andere Kette bildet gegen Norden der Kamm, der die beiden Vispthäler von einander trennt und im Süden das Lesathal vom Sesiathal scheidet; der nördliche Ast ist unter dem Namen des Saasgrates bekannt, beginnt mit dem Balfrin und enthält die 4 Mischabelhörner, das Allelinhorn, die Strahlhörner, die Cima de Jazi und die Hauptmasse des M. R., dessen 4 höchste Kuppen von Norden nach Süden das Nordend, die höchste Spitze, die Zumsteinspitze und die Signalkuppe heißen. An diese schließen sich gegen Süden die Parrotspitze, die Ludwigshöhe, das Schwarzhorn und die Vincentspyramide an, und in der Fortsetzung des Kammes liegt der Col d'Ollen, über welchem man aus dem Lesathal ins Sesiathal gelangt. Zwischen den 4 Hauptästen des Kreuzes, welches die beiden Ketten bilden, liegen 4 sehr verschiedene Thäler; gegen Nordosten fällt die Hauptmasse des M. R. 7000'—8000' tief steil ab und bildet den Hintergrund des Anzascathales, in welchem, wie in einem Krater, der Macugnagagletscher liegt; gegen Nordwesten liegt das Matterthal, in welches von den weniger steilen, doch immer noch sehr beträchtlich abfallenden Höhen der mächtige Gorner- oder Zermattgletscher sich herabsenkt. Gegen Südwesten stürzt vom Lyskamm der Lysgletscher in den Hintergrund des Lesathals, und das südöstliche oder das Sesiathal enthält ebenfalls beträchtliche Gletscher. Von dem westl. Arme des Kreuzes ziehen sich gegen Süden beträchtliche Gebirgsrücken, welche zum Theil mit Schnee bedeckte Kuppen enthalten, so vom kleinen Mont Cervin der Kamm, welcher das Tournanchethal vom Challantthal scheidet, und vom Lyskamm der Grat, welcher das Challantthal vom Lesathal trennt. Von dem östl. Arm des Kreuzes gehen südwärts die Rücken, welche das Sesiathal vom Sermentathal, und derjenige, welcher das letztere vom Mastalonethal trennt. Von dem nördlichen Arme des Kreuzes zieht sich gegen Westen von dem Nordend ein Rücken von nicht sehr beträchtlicher Höhe, der das Stockhorn und Riffelhorn, das Hohthäli und die Kugel enthält und den Gornerglet-

scher von dem Findelengletscher trennt. Zwischen dem Nordend und der Cima de Jazy ist ein weites Eismeer, das die Gletscher, welche nach dem Hintergrund des Saasthales, und diejenigen, welche nach Zermatt sich herabsenken, verbindet. Endlich erstreckt sich von der Cima de Jazy gegen Westen ein Höhenzug, der das Rimpfischhorn und Rothhorn enthält und den Findelngletscher vom Täschgletscher trennt. Gegen Osten zieht sich ein Seitenkamm über das Faderhorn und Rothhorn nach dem Monte Moro und St. Joderhorn oder Petersbrücken, an den sich die Kette anschließt, welche das Saasthal vom Antronathal, vom Hochthal des Simplon und vom Thal der Saltine trennt, und als hervorragende Kuppen von Süden nach Norden das Spähnhorn, Jazhorn, Latelhorn, Sonnighorn, den Portiengrat, den Weißmies, den Triftgrat, das Laquinhorn, das Roßbodenhorn, das Simmeli- oder Mattwaldhorn enthält und oberhalb Vispach in den Gebüdmen endigt. Den wahren Kreuzungspunkt scheint die Signalkuppe, die vierthöchste, aber ihrer imposanten Form und Masse wegen, besonders von der Südseite am Besten ins Auge fallende Spitze zu bilden. Sie ist nach Welden 14,222′ ü. d. M. erhaben und wurde im Jahr 1842 vom Pfarrer in Alagna erstiegen. Hierauf folgt die dritthöchste oder die Zumsteinspitze, nach Zumstein aus Gressonäy so benannt, welcher sie wiederholt in den Jahren 1820 und 1822 erstiegen hat (s. unten). Auch Herschel, der Sohn des berühmten Astronomen erstieg dieselbe im Jahr 1821. Nördlich von dieser, durch eine tiefe Kluft getrennt, ist die höchste Spitze. Sie wurde nach vielen vergeblichen Versuchen am 12. August 1848 von Prof. Melch. Ulrich aus Zürich, in Begleitung zweier Führer, Joh. Madutz aus Matt im Kanton Glarus und Mathias Zumtaugwald aus Zermatt, und nochmals von eben demselben und Gottl. Studer und Gottl. Lauterburg aus Bern, in Begleitung der Führer J. Madutz, Joh. Zumtaugwald und Jos. Cronig (diese beiden aus Zermatt) am 12. August 1849 erstiegen. Beide Male bezog man am Abend vorher am südlichen Abhang des Hochthäligrats östlich vom Riffelhorn ein Nachtlager oberhalb des Gornergletschers. Man überschreitet diesen in seiner ganzen Breite oberhalb des Gornersees, dann steigt man am Fuße des Gornerhorns erst über ein steiles Schneefeld, dann durch ein in drei Abstufungen sich erhebendes wildes Gletscherchaos, in welchem ungeheure Eisblöcke mit weiten Schründen abwechseln, immer steiler an zur Höhe des Schneekammes, welcher das Nordend mit der höchsten Spitze verbindet ($6\frac{1}{2}$—7 St. vom Nachtlager an). Ueber diese erhebt sich die Felsenkuppe der höchsten Spitze noch etwa 250′. Diese letzte Partie ist sehr schwierig, da die Felsen meist mit Eis überzogen sind. Das Horn ist kammartig und hat zwei gleich große durch einen Einsattel verbundene Gipfel, auf denen jedoch der Raum sehr beschränkt ist. Die letzte der nördlichen Spitzen ist das Nordend, welches die zweithöchste zu seyn scheint. Sie ist noch nicht erstiegen worden. Ein Versuch, den die Herren Studer und Lauterburg in Begleitung der Führer Madutz und Cronig machten, mußte wegen des tobenden und eisigen Windes aufgegeben werden, zumal der Kamm, der dasselbe mit der höchsten Spitze verbindet, sehr schmal ist u. steil abfällt. Der Höhenunterschied dieser vier Spitzen scheint übrigens nicht viel mehr als 200′ zu betragen. Von den im südl. Arme des Kreuzes liegenden Spitzen wurde die südlichste und niedrigste zuerst im Jahre 1819 von Herrn Vincent aus Gressonäy, später von Pfarrer Bärenfaller aus Trinita und von Zumstein und Vincent gemeinschaftlich erstiegen (Näheres s. unten). Die Aussicht auf dem Kamme zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze ist außerordentlich großartig. Fast in gleicher Höhe mit diesem erblickt man gegen Südsüdosten die Zumsteinspitze und die Signalkuppe. Gegen Südosten blickt man in einen von steilen, vergletscherten Felswänden umgebenen, kraterähnlichen Absturz gegen Macugnaga hinunter, in eine Tiefe von 900′. Weiter gegen Südosten erblickt man die lombardische Ebene mit dem Langen- und Ortasee, doch verschwimmen die Gegenstände; am Horizont gegen Osten erheben sich Schneegebirge, die in der Gegend des Ortler zu liegen scheinen. Gegen Westen und Norden erblickt man alle Berge mit Ausnahme des Matterhorns, der Dentblanche und des Weißhorns, tief unter sich, und nur in weiter Entfernung erhebt sich der Montblanc zu gleicher Höhe. Zu Füßen breitet sich der Gornergletscher aus und das ganze vom Riffelberg aus sich darstellende Gebirgspanorama, über welches noch der Combin, die Tour de Sailliére, der Dent de Midi u. s. f. am fernen Horizont hervorragen. Den besten Begriff von den kolossalen Verhältnissen dieser Gebirgsgruppen erhält man erst, wenn man die Reise um dieselben ausführt. Diese ist zwar mit Mühe verbunden und darf nur von den geübtesten Bergsteigern unternommen werden, sie bietet aber für einen solchen keine unüberwindliche Schwierigkeiten dar, da die meisten der zu übersteigenden Pässe selbst von Damen zurückgelegt wurden. Von Zermatt aus führt ein Gletscher-Paß über das Matterjoch ins Tournanchethal. Von hier führen die Pässe ins Challantthal; der höchste, nördlichste, geht schon vom Theodulsgletscher über die Cimes-blanches nach Aventina, über sehr zerklüftete, gefährliche Gletscher, oder weniger gefährlich, doch immer sehr schwierig, über den Col de Fenêtre d'Aventina; diese beiden Pässe sind aber Niemanden anzurathen; der dritte von Tournanche über den Col de Portala nach St. Giacomo d'Ayas; der vierte von Chatillon über den Col de John nach Brussone, beide etwas beschwerlich, aber gefahrlos. Aus Val Tournanche führen wieder mehre Pässe ins Lesathal, nördlich von St. Giacomo d'Ayas über die Betta Furca nach St. Giacomo di Trinita, südlicher von Brussone über den Col de Ranzola nach Gressonäy. Aus dem Lesathal ins Sesiathal führen neben andern die Pässe über den Col d'Ollen von St. Giacomo di Trinita nach Alagna, und südlicher über den Col di Val Dob-

bia von Gressonäy nach Riva. Aus dem Sesiathal führt von Alagna oder Riva der beschwerliche Turlozpaß nach Macugnaga im Anzascathal; oder wenn man thalauswärts nach Varallo und an den lieblichen Ortasee seine Schritte wendet, so kann man, wiewohl in zwei langen Tagreisen, welche aber viele Naturschönheiten darbieten, durch das Sesiathal und Anzascathal ebenfalls nach Macugnaga gelangen. Von Macugnaga führt nun ein vielgebrauchter Paß über den Monte Moro in den Hintergrund des Saasthals auf die Distelalp, und ein lange Zeit in Zweifel gezogener, in den letzten Jahren (1848) aber neuerdings von zwei zermatter Führern (Stephan Binner und Math. Zumtaugwald) zurückgelegter Paß über das weiße Thor und den Findelngletscher nach Zermatt. Auch führt ein anderer Paß aus dem Anzascathal von Prebenone über den Distelberg ins Saasthal, der aber keine Ansicht des M. R. darbietet. Von der Distelalp kann man nun entweder thalauswärts über Saas den Saasgrat umgehen und von da durchs Nikolaithal nach Zermatt zurückkehren, oder auf zwar beschwerlichem, aber durch die erhabensten Aussichten reichlich belohnendem Gletscherpasse von der Distel- und Matmarkalp, über den Allelin- und Täschgletscher nach Täsch im Nikolaithal gelangen; oder über den Allelin- u. Findelengletscher nach Zermatt, wodurch die ganze Reise um den M. R. beendigt ist. — Wie der Montblanc die westliche, so bildet der M. R., (Sylvius, Gustelberg, Glatschert) die östliche Grenzsäule der penninischen Alpen. Sieht man ab von dem geringen Unterschiede der Höhe, welcher bei solchen Giganten im Grunde nichtig ist, so tragen sie als ebenbürtige Brüder die höchsten Gipfel des Gebirges, mit dem sich in Europa kein anderes messen kann. Auch sind sie beide, von fern und nah gesehen, durch mannichfache, großartige Schönheiten mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung und des Preises für ganz Europa. Weithin überragt der Rosa, ein ehrfurchtgebietender Vater der Berge, das Land im Süden des Alpenzuges, die blühenden Ebenen der Lombardei, wie die fruchtbaren Thäler Piemonts, die Gegend um Mailand und Pavia, wie die von Turin und Vercelli; ja im Golfe von Genua wollen ihn schon die Schiffer bemerkt haben. Das Außerordentliche seines Umfangs nach Höhe und Breite zeigt sich weniger dem, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befindet, als in der Entfernung; wenn seine Nachbarn dem Auge längst entschwunden sind, ragt er noch riesig über den Gesichtskreis hervor. Für seine Umgebungen ist der Rosa vornehmlich dadurch von Bedeutung, daß er 6 oder 7 Bergketten, mithin eben so viele Thäler, wie aus einem Mittelpunkt entsendet; er kann auch in dieser Hinsicht ein Vater der Berge heißen. Nicht minder haben Völker, Sprachen und Staaten an ihm ihren Grenzstein gefunden; hier scheidet sich die deutsche Zunge von der italienischen und von der französischen; hier hält seit alter Zeit der Piemontese gegen den Walliser Grenzwacht, und kaum sind hundert Jahre verflossen, daß derselbe gleichfalls hier dem Mailänder gegenüberstand. Den Strömen nach, die sein Gletschereis in nie versiegender Fülle gebiert, kann der Reisende auf mancherlei Wegen an seinen Fuß gelangen. — Aus dem Rhodanthale, dem Lauf der Visp entlang, nach dem Dorfe Zermatt, bei dem sich die Wasser vom nördlichen Rosagletscher (Mattergletscher, Gornergletscher) mit denen vom Matterhorn (Theodulgletscher) vereinigen; von Turin oder Aosta herauf, zuerst der Dora, dann der Lys nach, bis Gressonäy; aus den Ebenen von Vercelli und Novara, die Schia entlang, über Varallo nach Alagna, das am Fuße des Rosa Gold birgt; von den Ufern des langen Sees (Lago maggiore), zuerst der Tosa, dann der Anza nach, bis Macugnaga, wo der Berg schöner als irgendwo den ganzen Anblick seines Riesenleibes gönnt.

Erstes Bekanntwerden durch Saussure. Es sind kaum über 60 Jahre verflossen, seit die Welt angefangen hat, sich um diesen merkwürdigen Berg zu bekümmern. Die Angaben der ältern Schriftsteller, die ihn nennen, sind für die wirkliche Bekanntschaft mit ihm ohne besondern Werth. Sein Kolumbus ward erst Horace-Benedikt de Saussure, von dem überhaupt die neue Betrachtungsweise und Bewunderung der Alpenwelt ausgegangen ist. Er hat zuerst im Jahre 1789 einen Besuch bei dem Alten abgelegt, den er in seinen Alpenreisen schildert. Er erzählt in der Einleitung, wie der Anblick des Berges von den italienischen Ebenen, besonders vom Thurme zu Vercelli aus, seine Höhe und seine beträchtliche Masse ihn mit lebhafter Neugier erfüllt haben. Er verließ mit seinem Sohne Genf am 15. Juli 1789 und gelangte über den Simplon und Duomo d'Ossola, bei Pie di Mulera ins Anzathal. Dem Lauf der Anza nach, über Pontegrande und Vanzom, trafen die Reisenden am 23. oder 24. Juli gegen Mittag in Macugnaga ein, entzückt von der Lage dieses Dorfs, aber in große Verlegenheit gebracht durch die Ungastlichkeit der Bewohner, von denen keiner der zahlreichen Reisegesellschaft sein Haus öffnen wollte, so daß sie schon daran dachten, ihre Zelte aufzuspannen, als endlich der Pfarrer eine Zuflucht gab und auch den Besitzer des ersten Wirthshauses, Antonio del Proto, erweichte. Mißtrauen und Schrecken scheinen die Ursachen dieses Benehmens gewesen zu seyn, denn es war das erste Mal, daß diese unschuldigen Menschen so viele fremde Gäste bei sich sahen. Ihr 11tägiger Aufenthalt machte indeß die Gebirgsleute zutraulich und brach spätern Besuchen die Bahn. Saussure mußte noch alle Lebensmittel von Vanzom heraufkommen lassen, denn sogar der Pfarrer lebte nur von Milchspeisen und Roggenbrod, das man auf einen Monat oder gar auf sechs Wochen im voraus buck, und das so hart war, daß man es nur mit der Axt zerschlagen konnte. Die bedeutendste Frucht dieses Aufenthalts in Macugnaga sind die Messungen, welche Saussure vornahm, um die Lage und die Höhe des Berges zu bestimmen, und die Schilderungen, welche er von demselben mittheilte. Auch dazu aber mußte er die Gelegenheit nur erhaschen, da es die elf Tage hindurch fast unaufhörlich regnete. Von Peceto,

dem obersten Weiler der Gemeinde, sieht man die Schneegipfel eines Berges, der zu den Ausläufern des M. R. gehört, und das obere Thal der Visp (Anza) von seinem ersten Seitenthal, dem von Guarazza, nach der deutschen Mundart Graazer-Thal, scheidet. Die romanischen Umwohner nennen ihn Pizzo bianco (Pic blanc), die deutschen den weißen Spitz (Wiß-Spitz) oder auch das Mittagshorn, weil er südl. von Macugnaga liegt. Unter Führung des Gemsjägers J. B. Jachetti wurde diese Höhe am 30. Juli erstiegen. Auf den Matten über den Sennhütten der Pedriolo-Alp, drei Stunden von Macugnaga, 6520 Fuß über dem Meere, schlug man die Zelte auf, und Saussure begann seine Messungen, aus denen er schließen zu dürfen glaubte, daß die höchste Spitze 14,580 Fuß über dem Meere habe. Seine Lagerstätte, wo auch die Nacht zugebracht wurde, schildert er höchst reizend: eine Matte mit jenem dichten, zarten Graswuchs und den reizenden Blümchen der Hochalpen, daran stoßend die Gletscher und Felsen des Rosa, dessen hohe Gipfel sich prachtvoll vom azurnen Himmelsgewölbe abheben. Nahe bei unsern Zelten floß ein Bach des hellsten, frischesten Wassers. Auf der andern Seite stieg ein hohler Fels empor, in dessen Schutz wir Alpenrosengesträuch brannten, das einzige Holz auf dieser Höhe; an seinem Feuer kochten wir unsere Suppe und schützten uns gegen die empfindliche Abendkälte. Am folgenden Tage hatten wir fünf Stunden lang höchst mühevoll über lose Steintrümmer und steile gefrorene Eisfelder zu steigen, bis wir einen der Gipfel erreichten, der, obwohl nicht der höchste, doch so frei steht, daß er nicht allein den Blick über die Ebenen Italiens und den Spiegel des langen Sees gewährt, sondern auch vollkommen geeignet ist, den Forscher über den Bau dieses außerordentlichen Gebirgsstocks aufzuklären. Alle bedeutenden Höhen, die ich bis auf diesen Tag beobachtet hatte, sind entweder vereinzelt, wie der Aetna, oder in geraden Linien geordnet, wie der Montblanc und seine Seitenberge. Der Rosa hingegen besteht aus einer ununterbrochenen Reihe gigantischer Hörner, die, einander an Höhe fast gleich, einen weiten Kreis bilden, und umschließt so das Dorf Macugnaga mit seinen Weilern und Weiden, mit den Gletschern, die diese umgeben, und den steilen Abhängen, die sich bis zu den Spitzen dieser großartigen Riesen erheben. So viel Aehnlichkeit übrigens auch diese Gestalt mit dem Krater eines Vulkans hat, darf man doch ihre Entstehung nicht daher leiten: es läßt sich keine Spur von Wirkung des Feuers wahrnehmen, und die Regelmäßigkeit der Schichten widerspricht geradezu. Letztere fand Saussure fast noch merkwürdiger, als den sonstigen Bau des Rosa, indem sie nicht wie am Montblanc senkrecht, sondern durchaus wagrecht stehen. Desgleichen fiel ihm das Gestein auf, das nicht, wie am Montblanc und seinen Nachbarn, Granit in Massen ist, sondern adriger, geblätterter. Zumstein, einer der spätern Besteiger, und Welden geben für die Südseite bis zur Höhe von 8000′ Serpentin und Urkalkstein, von da an gneißartigen Glimmerschiefer als die vorherrschenden Bestandtheile an. Nachdem Saussure so die Lage des Berges und seinen innern Bau — den Kessel von Macugnaga — erforscht hatte, beschloß er, auch die äußere Seite kennen zu lernen und zu diesem Ende den Rosa zu umreisen. Zwei unterrichtete Männer des Thales gaben ihm den Faden durch das Labyrinth der Berge. Er kehrte am 4. August von Macugnaga nach Ponte Grande zurück, verließ daselbst das Anzathal, kam über den Eguapaß nach Carcoffaro, folgte von da dem Lauf der Sermenta bis Guaifora und stieg von hier aus an der Sesia aufwärts, die gleich der Anza ihre Quellen in den Gletschern des Rosa hat. Bei Riva sah er einige schöne Spitzen des Berges; bei Alagna besuchte er die Bergwerke; näher kam er hier seinem Ziele nicht. Der Umweg, den er von Macugnaga nach Alagna gemacht, war vielleicht absichtlich; wo nicht, so mußte es ihm klar werden, als er hier hörte, daß die Deutschen zu Alagna von denen zu Macugnaga nur fünf Stunden entfernt seyen. Ueber den Paß von Val Dobbia gings am 8. August nach Gressonäy; am 9. nur bis zu den Sennhütten von Betta, von wo aus am 10. das Rothhorn erstiegen wurde. Dieser Berg erhebt sich über den höchst gelegenen Theilen der Gemeinde Gressonäy, aus der Bergkette, die das Lysthal im Westen begrenzt und es vom Challantthale trennt. Saussure war erstaunt über den großen Umfang, den der Rosa auf dieser seiner äußern Seite zeigte, indem er mehr als 60 Grad des Gesichtskreises einnimmt, das Doppelte des Durchmessers auf der innern Seite. Hier zuerst ward es ihm klar, daß er nicht einen vereinzelten Gebirgsstock vor sich habe, sondern den gewaltigen Knoten von 7 oder 8 Bergketten, die in dem Maße, als sie sich ihm nähern, an Höhe zunehmen und zuletzt mit ihm verschmelzen, indem sie Theile oder Zacken seiner Krone werden. Saussure schloß auch damals schon richtig, daß die Ersteigung des Rosa von dieser Seite her unternommen werden müsse, weil sich die Schichten des ganzen Gebirges hier sanft gegen seinen Gipfel emporheben und mit dem Gesichtskreis höchstens einen Winkel von 25 Grad bilden. Am 11. August stieg Saussure über die Betta Furka nach Ayas hinab, von wo aus er Tags darauf, am 12., einen Versuch machte, über das Matterjoch ins Wallis zurückzugelangen. Dichter Nebel aber trieb ihn wieder nach Breuil hinab, dem obersten Dorfe des Tournanchethales, das zunächst westlich vom Challantthal und parallel mit ihm der Dora zuläuft. Am 13. ward er durch Regen daselbst aufgehalten, am 14. ging die Reise nach Matt ohne Unfälle vor sich; am 15. übernachtete er zu Visp, am 20. war er wieder in Genf. — Eine zweite Reise, die er im August 1792 nach diesen Gegenden unternahm, galt dem Mont Cervin, dem westlichen Nachbar oder Vasallen des Rosa. Ueber den kleinen St. Bernhard ging es ins Thal von Aosta, aus dem die Reisenden bei Chatillon links ab ins Tournanchethal bogen. Dieses führt gerade auf den Mont Cervin zu, weswegen es auch Val du Mont Cervin heißt. Man erstieg abermals von Breuil aus

das Matterjoch (col du Mont Cervin, passage de S. Theodule). Aus der Höhe desselben ragt aus dem ewigen Eise, gleichsam als Leuchtthurm für die Wanderer über dieses Meer, eine wundervolle Felspyramide 3—4000 Fuß hoch empor, von den Wallisern das Matterhorn genannt, von den Gelehrten der Mont Cervin im engern Sinn. Die Messung und Schilderung dieser merkwürdigsten Spitze der Alpenwelt beschäftigte Saussure's Aufmerksamkeit vorzugsweise. Theils unter einem Zelte, theils in einer eigens aufgeführten Hütte brachte die Gesellschaft auf dieser eisigen Höhe, 10,416 Fuß über dem Meer, wo bis auf einige Blümchen an geborgener Stelle und etliche verirrte Raben oder Insekten alles Leben erstarrt ist, mehre Nächte zu. Ins Thal herabgestiegen, untersuchte Saussure noch die Umgebungen von Breuil, desgleichen Ayas und das Challantthal. Diesem folgend kam er wieder ins Hauptthal und nach Aosta, von da kehrte er über den großen St. Bernhard nach Genf zurück. — Nachdem ein so berühmter Mann auf diese Weise vom Rosa gesprochen, darf es uns nicht wundern, wenn der Stolz der Einheimischen rege ward, und die Begeisterung sich entzündete, dem Werk des gefeierten Genfers durch **Ersteigung des Berges** die Krone aufzusetzen. Die nächste Aufforderung hatten die Gressonäyer. Von ihrer Seite war ja das Unternehmen am leichtesten. Dazu kam, daß unter ihnen viele sind, die durch Wohlhabenheit die Mittel und die Kenntnisse besitzen, um sich an etwas der Art mit Hoffnung auf Erfolg wagen zu können. Einige frühere Unternehmungen von anderer Seite her kommen nicht in Betracht; so beruht die angebliche Ersteigung vom 12. August 1813, durch den Moniteur vom 22. September desselben Jahrs verkündet, auf irgend einer Täuschung; eine andere, von **Friedrich Parrot** im Sept. 1817 unternommen, scheiterte an der Ungunst der Witterung, und Parrot kam nicht viel über den Rand des ewigen Schnees hinauf, von wo aus die spätern Besteigungen gewöhnlich ihren Anfang nehmen. Die drei Männer, welchen wir die Vollständigkeit unserer Kenntniß über den Gipfel des M. R. verdanken, sind Nachbarn aus der Gemeinde St. Jean de Gressonäy: **Johann Nicolaus Vincent**, später als Kaufmann zu Konstanz durch seine schöne Sammlung von Glasgemälden u. andern Merkwürdigkeiten manchem Durchreisenden bekannt, sein Bruder **Joseph Anton**; endlich **Joseph Zumstein**, der schon Parrots Begleiter gewesen war, später als Forstinspektor der Provinz Val-Sesia in Varallo. Diese drei, von Jugend auf geübte Bergsteiger, waren längst mit dem Gedanken umgegangen, den Berg, auf den ihr Thal vorzugsweise ein Recht hat, gleichsam vollends zu entdecken. Reisen dieser Art waren seit Saussure überhaupt in Schwung gekommen und galten für die Anwohner gewissermaßen als Ehrensache. Auch die stille Hoffnung, der Welt zu beweisen, daß nicht **Savoyen**, sondern **Piemont** im Besitz des **höchsten europäischen Berges** sey, hat wohl nicht wenig zu dem Entschlusse beigetragen. Es schimmert aus Zumsteins Berichten deutlich hervor, daß es ihm und seinen Genossen sehr am Herzen lag, durch den Erfolg ihrer Mühen den Anwohnern des Montblancjenen Ruhm zu entziehen. Wenn ihr Wunsch nicht erfüllt worden ist, so mögen sie sich damit trösten, daß nach dem Ausspruch des urtheilsfähigsten Richters, Saussure's, der noch dazu als Nachbar des Montblanc zur Parteilichkeit gestimmt seyn konnte, der Rosa, **wenn gleich nicht der höchste, doch der merkwürdigste Berg Europa's ist**; ein Lob, das gewiß höher angeschlagen werden darf, als der zufällige Ruhm, daß die höchste Spitze — je nachdem Zumsteins oder Weldens Rechnung angenommen wird — 334 oder 544 Fuß höher in den Himmel hineinragt.

Wiederholte Besteigungen. Die ersten Versuche fallen ins Jahr 1819. Da man sich von dem Gelingen Ehre versprechen durfte, so ward es dem Argwohn, welcher gemeinsamen Unternehmungen schon so oft Nachtheil gebracht hat, nicht schwer, auch hier in den Herzen Wurzel zu fassen. Jeder bildete sich ein, der Andere wollte ihn hintergehen und durch einen heimlich veranstalteten Zug die Ehre des ersten Gelingens allein ernten. J. N. **Vincent** hatte als Besitzer der Erzhütte vor **Zumstein** viel voraus. Er begab sich am 4. August 1819 mit seinem gewöhnlichen Träger, **Jacob Castel**, nach derselben; am 5. erstieg er, in der weitern Begleitung von zwei tyroler Bergknappen, die Vincentpyramide. Der Weg ging bei lauer Luft und trübem Himmel höchst erschöpfend über aufgeweichte Schneefelder. Um 11 Uhr war der Gipfel erreicht; — aber von der mächtigen Aussicht, welche sich Vincent versprochen hatte, ließ der dichte Nebel auch nicht einen Blick erhaschen, und Vincent trat bald den Rückweg an, einzig mit der Genugthuung, daß er als der Erste diese Regionen betreten, allen Uebrigen den Weg gebahnt und zum Beweise dafür auf einem fernhin sichtbaren Vorsprung des vaterländischen Berges ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt hatte. Wenige Tage nachher, am 10. August 1819, unternahm der damalige Pfarramtsverweser von Trinite de Gressonäy, **Bernfaller**, Kanonikus vom großen St. Bernhard, dieselbe Reise. Er verließ in Begleitung eines Gemsjägers die oberste Schafhütte eine Stunde nach Mitternacht bei Mondschein und erreichte, über festgefrorene Schneefelder schreitend, den Gipfel der Vincentpyramide schon nach 7 Uhr. Für den Blick in die Tiefe, der ihm, so weit sein Gesichtskreis reichte, durch ein Wolkenmeer mit wellenförmiger Oberfläche genommen war, sah er sich entschädigt durch den überraschenden Anblick der Krone des Rosa und anderer Bergspitzen, die mit weißen Häuptern, von der Sonne beleuchtet, allenthalben aus den Wolken hervorragten. Schon am Abend war der Pfarrer wohlbehalten im Thal zurück. Am 12. August 1819 erstieg J. N. Vincent diesmal mit **Zumstein**, sonst aber in derselben Begleitung, wie am 5. August, die Vincentpyramide zum zweiten Mal. Sie hatten ihr Nachtlager in der Erzhütte genommen; wie sie nach dreistündigem Klettern mittelst 600 eingehauener Tritte um 1 Uhr auf dem Gipfel anlangten, war die Erde wieder von

einem Wolkenmeer bedeckt, und sie erblickten nur das obere Eismeer des Rosa mit seinen Felsnadeln und Eiskuppen und die im Kreis gestellten Zacken seiner Krone. — Die Reisen des Jahres 1819 hatten zuerst siegreich gezeigt, daß der M. R. ersteigbar sey, und welche Wege man einzuschlagen habe; doch schien das Werk noch unvollendet, so lange man sich nicht auch an jenen höhern Gipfeln versucht hatte, die von der Vincentpyramide aus sichtbar waren und die Bergsteiger herauszufordern schienen. Diese erneuerten ihre Versuche im nächsten Sommer und mit größern Zurüstungen, so wie mit besserm Erfolge. Zumstein hatte dazu Unterstützung vom Staate Sardinien, Vincent rüstete seinen Träger Castel und zwei tyroler Erzknappen auf eigene Kosten aus. Nach einigen Geduldsproben, die das unzuverlässige Reich der Luft den Reisenden durch Schnee und Sturm bereitete, gelang das Unternehmen am 31. Juli 1820. Es nahmen 12 Personen Antheil, nämlich außer den 5 genannten noch Joseph Vincent, der Ingenieur Molinatti aus Turin u. die Führer Bonda, Squindo, Marty, Moriz Zumstein, Joseph Beck. Die Gesellschaft brach von der Proviant hütte, wo sie übernachtet hatte, um halb fünf Uhr auf und erreichte unter großen Mühseligkeiten, die das gespaltene Gletschereis, der erweichte Schnee und der Einfluß der Sonnenstrahlen herbeiführten, das obere Eismeer. Es war schon spät geworden, und wenn man nicht unverrichteter Dinge den Rückzug antreten wollte, so mußte man hier oben übernachten. Aber nirgends bot sich in dieser furchtbaren Einöde, wo der Winter mit ewig unbeschränkter Macht regiert, auch nur ein Fels dar, in dessen Schutz man ein Zelt hätte aufrichten können. Die Häupter des Zuges wählten daher nach gemeinschaftlicher Berathung jene Eisspalte, 13,128′ über dem Meere, wohl das höchste Nachtlager, welches je in Europa gehalten worden ist, 1158′ höher, als die Stelle des Montblanc, wo im August 1787 Saussure sein Zelt geschlagen hatte. Ein sehr gewagtes Unternehmen, das aber glücklich ablief. Die Spalte zog sich fünf Klafter breit von Süden nach Norden; in einer Tiefe von zehn Klaftern hatte zusammengewehter Schnee eine Decke gebildet, zu der die Kühnen hinabgelangten, indem sie 25 Stufen ins Eis hieben. Der alte Gemsjäger Beck war der Erste, welcher hinabstieg, mittelst eines Seiles um den Leib von den Anderen gehalten. Vielleicht barg diese Decke einen jener furchtbaren Wasserschlünde, woraus kein Entkommen ist; dennoch ward auf ihr ein Zelt geschlagen, und die elf Männer, — einer war wegen Uebelbefindens unterwegs umgekehrt — schliefen hier, nachdem sie sich eine Suppe gekocht, auf einem gepichten Tuch, unter Fellen und wollenen Decken. Sie drückten sich des grimmigen Frostes wegen eng an einander, die beiden Flügelmänner mußten aber von Zeit zu Zeit abgelöst werden. Am andern Morgen bewunderten die Reisenden eine Eisgrotte, welche sich am südöstlichen Ende der Spalte befand, und gingen eine ziemliche Strecke darin weiter, wodurch sie nach und nach eine Decke von beträchtlichem Durchmesser über sich bekamen. Die östliche Seitenwand der Höhle ging in unergründlicher Tiefe senkrecht hinab. Es zeigten sich an ihr Bänder von 3—4 Zoll Breite, die in Folge des durchscheinenden Lichtes oben weiß, weiter herab grün, blau und schwarz aussahen. Wie an durchsägten Bäumen Ringe den jährlichen neuen Ansatz bezeichnen, so sah man hier an hunderten solcher Bänder, welche sich bis ins Unergründliche fortsetzten, die jährlichen Aufeinanderschichtungen des ewigen Schnees. Diese Decke der Berge müßte demnach bald himmelhoch anwachsen, wenn sie nicht durch den Wechsel von Frost und Hitze einem ewigen Bersten unterworfen wäre, in Folge dessen die gewaltigen Eiszungen und Eisfelder an den Abhängen hinabsinken, und dort von den Strahlen der Sonne fortwährend gemindert werden. Die Decke dieser Eisgruft glich einem unregelmäßigen Gewölbe, die herabgestürzten Stücke derselben, welche im Verein mit der zunehmenden Dunkelheit das weitere Eindringen verhinderten, bedeckten in Form regelmäßiger Würfel, Rhomboide, Dreiecke, Säulen und Pyramiden den Boden, nach Vincents Ausdruck, wie wenn eine alte Festung zusammengestürzt wäre. Der Widerschein des bläulichen Eises brachte auf den Gesichtern eine solche Todtenfarbe hervor, daß Keiner den Andern ohne Grausen ansehen konnte, und fieberhafter Frost durchdrang Aller Gebeine. Im Sommer 1821 war das Zauberbild verschwunden, und es zog sich nur eine ungeheure Kluft von unermeßlicher Tiefe durch das ganze Eismeer. Nur eine einzige Schneebrücke von geringer Dicke zog sich darüber weg und machte die Fortsetzung der Reise möglich. Abermals nach einem Jahre (1822) war auch diese Spalte verschwunden und kaum noch eine Vertiefung, mit Schnee gefüllt, zu bemerken. Am Morgen, der dieser eigenthümlich verbrachten Nacht folgte, war nach anderthalb Stunden der Fuß der Zumsteinspitze erreicht, eine Stunde mochte dann das eigentliche Klettern auf dem Kamm dauern, in welchen zahlreiche Eisstufen eingehauen werden mußten. Um 10 Uhr betrat Joseph Vincent, als der Erste, die Anhöhe. Ihm folgte Nicolaus Vincent mit seinem Träger Castel, danach Joseph Zumstein und die Uebrigen. Leider bedeckte Gewölk alle Bergspitzen des unermeßlichen Horizonts, ungestüme Windstöße jagten die Nebel von einem Gipfel zum andern, so daß nicht allein von der gehofften Aussicht nur Bruchstücke sich darboten, sondern auch die namenlose Mühe, die Molinati's Theodolit auf diesen schlimmern als Gemsenpfaden erfordert hatte, verloren war, indem sich keine einzige Beobachtung anstellen ließ. Man blieb bis 3 Uhr mit Barometerbeobachtungen und andern naturhistorischen Untersuchungen beschäftigt. Eine Hauptsorge war, durch Errichtung eines bleibenden Denkmals von diesem neu eroberten Fleck der Erde gleichsam Besitz zu ergreifen. Während Beck 6 Fuß unter dem Scheitel der Höhe die Namen der Theilnehmer ins überhängende Gestein meiselte, bohrten Castel und Marty auf dem Gipfel ein Loch, worin das mitgebrachte eiserne Kreuz festgerammt

wurde. Nach der Beschreibung, die J. N. Vincent von demselben mitgetheilt hat, ist es 3 Fuß hoch und hat auf jedem seiner beiden Arme eine senkrechte Querstange, so daß sich dadurch zwei weitere Kreuze bilden. Auf dem Stamm sind die Worte pro Deo et patria eingegraben, auf den Armen und der Spitze die Namen Johann Nicolaus Vincent, Joseph Anton Vincent, Joseph Zumstein. „Obwohl", sagt Albert Schott, „ich dieses freilich nicht sehr hohe Denkmal im August 1839 von Macugnaga aus wegen der großen Entfernung, die Saussure auf 4515 Toisen (27,000 Fuß) schätzt, so wie wegen des schimmernden Schnee- und Sonnenlichts, auch mit dem Fernrohr nicht habe entdecken können, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß es noch stehe. Wenigstens fanden es J. N. Vincent und Zumstein bei späteren Besteigungen unverrückt an seiner Stelle und gut erhalten, von keinem Rostfleck beschmutzt. Die Eisenfarbe hatte sich durch die Strenge der Luft gebräunt; glänzende Bronce, gleich einem Lack, überzog das Ganze. Im August 1822, an einem schneidend kalten Tage, fand es Zumstein auf der Südostseite 2 Zoll dick gleichmäßig mit Eis belegt." Der Rückweg ging ohne Vergleichung leichter von Statten, und nach 40stündigem Aufenthalt in diesem Reiche der Todtenstille und der stets drohenden Todesgefahr war die Hütte wieder gewonnen. Eine Regennacht, die 24 Stunden früher in der Eisgrotte allen Theilnehmern das Leben gekostet hätte, wurde jetzt ruhig verschlafen. Eine zweite Besteigung der Zumsteinspitze unternahm Zumstein im darauf folgenden Sommer 1821, allein, nur begleitet von Marty und noch einem Führer, am 3. August, dem Tag, an dem 66 Jahre früher der Montblanc zum ersten Mal erstiegen worden war. Er wählte diesmal die Hochlichtherberge zum ersten Nachtlager und zum Ausgangspunkt, und da die früher gemachten Erfahrungen benutzt werden konnten, da man ferner auf dem Weg nur eine Gletscherspalte fand, und da kein Wölkchen sich blicken ließ, gelang sie vollständig und in einem Tage. Die aufgehende Sonne traf die Wanderer schon an der Spalte, worin sie ein Jahr zuvor übernachtet hatten, und deren gähnende Tiefe sie jetzt auf einer leichten Schneebrücke überschritten. Im nämlichen Monat, August 1821, wiederholte auch J. N. Vincent mit zwei Trägern die Reise des Jahres 1820. Er übernachtete diesmal in der Provianthütte, er fand den Gletscher sehr gangbar, und da er durch die ersten Reisen seiner Sache gewiß, auch die Witterung äußerst günstig war, so ging ihm auch diesmal Alles ohne große Mühe von Statten. Die Aussicht fand er vollkommen rein, so daß ihn das Jahr 1821 für die getäuschten Hoffnungen des vorhergehenden entschädigte. Es ist hier der Ort, aus Zumsteins Bericht die Schilderung der Aussicht nachzutragen, da sie sich bei diesen beiden Besteigungen zuerst in vollkommner Klarheit dargestellt hat. Gegen ONO., in der Richtung, welche die Kette der Hochalpen vom Rosa aus nimmt, entwickeln sich Tausende von Gipfeln, mit Gletschern eingefaßt, einer hinter dem andern. Wie Pfeiler steigen die Spitzen der Schweizer-Alpen, der rhätischen und julischen empor. Zumstein bemerkte mehre auffallend hohe, unter denen er sogar die Ortelesspitze in Tyrol (14,060 Fuß über dem Meere) vermuthete. Gegen NW. überraschten ihn ganz klar und nahe die Gebirge des berner Oberlandes, die Jungfrau, das Finster-Aarhorn und die Schreckhörner, von ungeheuern Gletschern umgeben. Gegen WSW. erhob sich eine neue Reihe von abermals Tausenden von Gipfeln, und zwar den höchsten und merkwürdigsten Europa's, denen der penninischen Alpen, zunächst die sonderbar gestaltete, ganz nackte Felsennadel des Matterhorns (Mont Cervin), zackenartig aus dem Gletschermeer emporsteigend; in derselben Richtung der Mont Combin, und in all seiner Majestät der Montblanc, welcher sich, ganz mit Schnee gepanzert, über alle andern zum Himmel erhebt; weiter links der sehr hohe Mont Iseran und der Mont Roitor. In weit entferntem Hintergrunde, über unzählige Gruppen hinblickend, bildet der gleichförmig zugespitzte Monte Viso den Schluß, 12,000' hoch und eine von den merkwürdigsten Felsenspitzen der hohen Alpen. Wenn der Blick sich senkt, so hat man gegen Süden das durchwanderte Eismeer vor sich, gegen Westen das Matterthal, in das sich der größte Theil des Eismeeres ergießt, tausendfältig zerklüftet und in der Mitte von einem großen Trümmerstreifen durchzogen. Das Dorf Zermatt entdeckt man zwar nicht, wohl aber mehre seiner höher liegenden Alpenhütten. Gegen Osten hat man den 8000' tief senkrecht niederstürzenden Abgrund neben sich, und sieht gleichsam zu seinen Füßen den Macugnagagletscher, der sich am Ende in zwei Arme theilt und so ein inselförmiges Stück Land, mit Lärchen bewachsen, einschließt. Auch Macugnaga und der Weiler Paceto (zen Tannen) sind mit bloßem Auge gut zu unterscheiden, nebst manchen zerstreut liegenden Häuschen und der Visp, die sich lieblich durch grüne Wiesen schlängelt. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich den langen See und die Seen von Varese und von Orta, auch die Sesia, den Tessin und den Po, ja Mailand und Turin mit ihren Prachtgebäuden. — Eine dritte Besteigung in diesem Jahre unternahm, wenn anders die neueste Ausgabe von Ebels Anleitung (Zürich 1840, S. 452) recht berichtet ist, am 6. September ein Auswärtiger, Herschel, der Sohn des berühmten Astronomen. Nähere Angaben über dieses Unternehmen sind nicht bekannt, und wir bemerken nur, daß nach der irrigen Angabe des genannten Buchs Herschels Besteigung der Zumsteinsspitze als die erste erscheint, Zumsteins letzte Besteigung im August 1822 aber als die zweite, während aber doch nach dem Bisherigen schon am 31. Juli 1820 die erste, im August 1821 die zweite und dritte Statt gefunden hatten, mithin die von Herschel erst als die vierte gelten kann. Wie Krieg und Seefahrt zur Leidenschaft werden können, so ruhte auch bei unsern Bergsteigern, obwohl das Bedeutendste geleistet war, von nun an die Begierde nicht mehr, nach jenen unwirthlichen Höhen vorzudringen. Zumstein unternahm am 12. Juli 1821 seine dritte Reise nach der von ihm benann-

ten Spitze, begleitet von Marty, Castel und dem Gemsjäger Joseph Squindo. Sie mißlang gänzlich und brachte selbst das Leben der Viere in solche Gefahr, daß dieselben fast nur durch ein Wunder ihre Hütte wieder erreichten. Dessenungeachtet unternahm Zumstein noch im nämlichen Jahre eine fünfte Reise, die vierte nach der Zumsteinspitze. Mit Mühe bewog er die Führer Marty und Vonda zu dieser neuen Unternehmung. Wieder von der Hochlichtherberge aus erstiegen die drei bei völlig reinem Himmel, aber unter dem heftigsten Wind und Gux (so heißt in jenen Gegenden der heftig emporgewirbelte Schnee, der oft in ganzen Wolken über die Fläche dahinfährt und selbst in den Thalgründen sichtbar ist), am Morgen des 1. Aug. die Fläche am Fuß der Zumsteinspitze. Vonda blieb hier zurück, die beiden andern langten unter unbeschreiblichen Beschwerden und augenscheinlicher Todesgefahr um halb elf Uhr oben an, siebenthalb Stunden, nachdem sie die Hütte verlassen hatten. Nach anderthalbstündigem Aufenthalt, der wegen des schneidenden Windes jeden Genuß und jede Untersuchung theils unmöglich, theils äußerst schwierig machte, verließen sie ganz erstarrt die Spitze wieder und erreichten um drei Uhr die Hütte, um acht Uhr das Thal, hatten also den Weg, der 1820 40 Stunden gekostet, in 16 Stunden zurückgelegt, was Zumstein vornehmlich der Härte des Schnees zuschreibt, welcher das ermüdende Waten ersparte. Dies war Zumsteins letzte Reise. In demselben Sommer versuchte J. N. Vincent seinem Berg auf andere Weise beizukommen: er unternahm eine Besteigung von der nördlichen, der walliser Seite her. In Begleitung seines getreuen Führers Castel war er von Gressonäy bei sehr günstiger Witterung über das Matterjoch nach Matt hinunter gegangen, hatte sich dort mit Lebensmitteln versehen und zuerst den furchtbar schönen Findelengletscher besucht, dann den Versuch angestellt, über den Gornergletscher zu den höchsten Spitzen des Rosa und von da in sein Thal zu gelangen. Beim Strahlhorn aber nöthigte ihn ein fallendes schlechtes Wetter zur Rückkehr, und wir finden ihn am 27. Juli auf dem Matterjoch mit Hirzel zusammentreffen. Nach dem mündlichen Bericht des gletscherkundigen Mannes gehört diese Reise zu den merkwürdigsten, die man in jenen furchtbaren Regionen machen kann. Nirgends habe er den Gegensatz zwischen den wilden Gletschern und den Schafweiden, die sich sonst über denselben hinziehen, schöner gefunden, reizend aber seyen insbesondere die rings von Gletschern umschlossenen Weideflecke, wohin die Schäfer ihre Heerden oft für 14 Tage treiben, und sie besuchen dieselben während dieser Zeit nur etliche Mal, um sie mit Salz zu versehen. Diese Oasen befinden sich am nördlichen Abhang des langgestreckten Bergrückens, der unter dem Namen des Lyskamms bekannt ist. Das Joseph-Vincent-Horn, das aus dem Lyskamm fernhin sichtbar emporragt, stürzt nach Vincents Beschreibung gegen Norden in einer ungeheuer hohen Wand wohl 6000 Fuß hoch senkrecht hinab. Am Fuße derselben ruht der Gornersee, der sich, wie der am Getrozgletscher im Bagnethal, wie der von Valsorey im obern Theil des Entremontthals und manche andere, durch einen Damm von herabgestürzten Schnee- und Eismassen gebildet hat. Auf drei Seiten ist er von Felswänden umgeben, gegen Norden hemmen jene Eismassen den Abfluß des schmelzenden Wassers. Vor mehren Menschenaltern soll dieser See durch Ausbrüche das Matterthal in Noth und Schrecken versetzt haben. Weldens Karte gibt seine Lage nicht richtig an, da sie ihn beträchtlich weiter ins Thal herab, in die obersten Alpen von Zermatt verlegt. Im Juli 1825 ist die Zumsteinspitze von Vincent wieder erstiegen worden. Es zog ihn, wie er sagt, eine Art von Heimweh nach den Höhen, die ihm durch die Erinnerung an manche ruhmgekrönte Mühe theuer geworden waren, vornehmlich nach jener schönen Spitze, die sein seitdem verstorbener Bruder unter allen Sterblichen zuerst mit Jubelruf betreten hatte, und wo ein einsames Kreuz seinen Namen und sein Andenken verkündigt. Die Reise ging beim schönsten Wetter ohne Unfall von Statten. Ueber spätere Ersteigungen (s. oben).

Die Begeisterung für solche Entdeckungsreisen, durch Saussure angefacht, hat sich so ziemlich verloren: die geographische Wissenschaft sucht neue Bahnen, arbeitet auf andere Weise. Beim Montblanc scheint sich die Mode der Sache bemächtigt zu haben; man liest von Zeit zu Zeit in öffentlichen Blättern, daß Engländer, Franzosen, ja selbst Damen die mühselige Reise gemacht haben. Der Rosa ist für etwas der Art nicht geeignet: er liegt weit ab von dem großen Strich der europäischen Wandervögel, die jeden Sommer die Alpenwelt zu überschwemmen pflegen; auch sind die Beschwerden und Gefahren bei seiner Besteigung so bedeutend, daß mehr als Modebegeisterung dazu gehört. Was haben jene Gressonäyer, die doch unter ähnlichen Erlebnissen groß geworden sind, nicht alles erfahren und geduldet! Wenn die Vorbereitungen getroffen, zuverlässige Führer gewonnen, Fußeisen, Alpstöcke, Leitern, Seile, Eisbohrer, Speisen und Getränke, Brennholz, ein Zelt, Decken, Gesichtsflöre, Aexte, Schaufeln, Fernröhre, Barometer, Thermometer und andere wissenschaftliche Instrumente zusammengebracht sind, ein Geschäft, das ähnlichen Vorbedacht verlangt, wie die Ausrüstung eines Schiffes, wenn dann Maulthiere und menschliche Schultern das Alles vom Thale 6000′ hoch hinaufgeschleppt haben, wenn man in einer schlecht verwahrten Hütte die Nacht zugebracht hat, vielleicht unter Kälte und dem dumpfen Brausen des Windes, vielleicht auch eingepudert von hereindringendem Schneegestöber, oder wach erhalten vom Getöse der Schieferplatten des Daches, welche der Sturm in die Lüfte führt; so ist am Morgen etwa ein frischer Schnee gefallen, der den Weg über die Gletscher unmöglich macht, oder Sturm, Regen und Schneegestöber verbieten den Auszug, oder es haben sich wenigstens Wolken über die Gegend gelagert und den Anblick der Gipfel entzogen, der einzigen Wegweiser in den Eisregionen. Dann darf man nach einigem vergeblichen

Warten wieder herabsteigen, hat vielleicht sogar den Verdruß, die folgenden Tage hindurch die launischen Höhen in unverhülltem Glanze zu bewundern. Erlauben aber die Umstände wirklich den Auszug, so reiht sich Beschwerde an Beschwerde, Gefahr an Gefahr. Das Meer und die heiße Wüste sind nicht schlimmer, als dieses trügerische Reich, wo jeder Schritt, ja jeder Augenblick der Ruhe das Leben bedroht, und so das Gemüth in unaufhörlicher Spannung erhalten wird. Schon das Waten im erweichten Schnee, das Zurückprallen der Sonne von den glänzenden Flächen, die große Dünne der Luft, machen das Steigen, besonders für Ungeübte, höchst beschwerlich. Die Gefahr der Lawinen zwar ist auf dem Wege, der zu den Gipfeln des Rosa führt, unbedeutend, aber man wird es um nichts besser finden, wenn ein überhangender ungeheurer Gletscher durch sein würfelförmig zerspaltenes Aussehen den Einsturz droht, den Reisenden die höchste Eile gebietet, und auch wirklich Tags darauf mit donnerähnlichem Getöse zusammenstürzend, eine Strecke des Weges unter Eisblöcken begräbt. Das Schlimmste sind jene Stellen, wo die Fläche so steil wird, daß Schnee und Eis nicht haften oder nur ganz dünne Decken über dem Gestein bilden; ferner jene Hunderte von Spalten jeder Größe, die zumal bei herannahender Wetterveränderung mit Donnergetöse aufspringen, am Morgen mit Schneerinden überkleidet, einen leichten, aber gefahrvollen Uebergang gewähren, mit der steigenden Sonne dagegen sich von allen Seiten öffnen und rechts und links auszuweichen oder, wenn sie stundenlange Umwege veranlassen würden und für einen Sprung zu breit sind, Leitern überzulegen nöthigen. Damit Einer, der einbricht, wenigstens vor dem Versinken gerettet werde, verlangt die Vorsicht, im Augenblick, wo der Boden weicht, den Stock oder die Arme so zu richten, daß sie den Leib schwebend erhalten, ungefähr wie man bei Fahrten über gefrorne Seen zu beiden Seiten des Schlittens lange Stangen anbringt. Mehr Sicherheit gewährt es, wenn die Reisenden sich mit Seilen, 20 Schritt einer vom andern, anbinden. So gesichert, rutschten sie 1819 auf dem Herabwege, kühn gemacht durch die überstandenen Gefahren des Tages, eine schiefe Fläche herab, wo sie in wenig Minuten ein großes Stück Wegs abkürzen konnten, und in eiligem Zug eine Menge Schnee mit nachschleppten. Plötzlich aber brach mit dem Vordersten die Rinde einer verdeckten Spalte, und er fiel rückwärts in dieselbe, der folgende spießte seinen Alpstock tief ein und bewahrte so die Uebrigen vor dem Nachstürzen. Der Gestürzte, der sich, am Seile hängend, herauf zu arbeiten suchte, ward erschrocken, aber wohlbehalten wieder ans Licht gezogen, und man ließ sich fürder den Schrecken als Lehre dienen. Gefahr und Mühe bringt aber kein Theil des Weges in höherem Maß, als jene steilen Kämme, auf denen die Zumsteinspitze und vorzugsweise die Vincentpyramide erklettert und — was noch schlimmer ist — verlassen werden müssen. Schwebend an steilen Wänden über unabsehbaren Tiefen zahlreiche Stufen mühselig langsam ins Glatteis einzuhauen, mit den Spitzen des Fußes darauf einen unsichern Halt zu gewinnen, das ist an sich schon unter den günstigsten Umständen ein Unterfangen, zu dem nur die Uebung der Gemsjagd Geschick und Muth gibt. Kommt nun aber dazu, daß das Glatteis nicht einmal bloß liegt, sondern eine dünne Rinde von angewehtem oder schmelzendem Schnee jeden Schritt zweifelhaft macht, oder daß, wie 1821, heftige Windstöße mit Schneegestöber den Blick verwirren und den ganzen Körper gleich einem dürren Laub in den Abgrund zu wehen drohen, oder gar, wie im August 1822, den Gipfel ein Sturm umbraust, dessen Stöße sich nur einige Sekunden vorher durch aufgewirbelten Schnee ankündigen und oft nur durch rasches Hinwerfen aufs Gesicht vermieden werden können, so begreift man, wie es selbst jenen Furchtlosen nur durch eine Mischung von Scham und Verlangen möglich wurde, auch das letzte Ziel zu erzwingen, oder den Entschluß zu dem noch schwierigeren Herabweg, wo der Sturm unterdessen alle Tritte verweht hatte, nur die unausweichliche Noth hervorrief; wie in solcher Lage nur die äußerste Vorsicht das Leben rettet, an dem auch die Kühnsten schon verzweifeln. Bei der Ersteigung vom 1. August 1822 waren die Stöße so heftig, daß der eine Führer, welcher sich am Fuße der Zumsteinspitze durch taktmäßige Bewegung vor dem Erfrieren bewahrte, mehrmals niedergeworfen ward, und die beiden Genossen, wenn der heftigwirbelnde Schnee sie ihm verbarg, schon in die Tiefe geweht meinte. Kein geringer Schrecken auch mochte es seyn, als an der Vincentpyramide den 12. August 1819 in der Reihe der Steigenden ein Träger plötzlich erblaßte und langsam, kraftlos niedersank, kalten Schweiß auf der bleichen Stirne. Nur der unmittelbar nachfolgende Vincent konnte helfen, und nur Ein Mittel war zur Hand: wiederholte Einreibung der Stirne und der Schläfe mit Schnee. Es half auch, die Kräfte kehrten allmählig wieder; die stärkenden Flüssigkeiten, welche man aus Vorsicht für solche Fälle mitgenommen, blieben unbenützt auf dem Rücken des Ohnmächtigen. — Eine grimmige Feindin ist in diesen hohen Regionen auch die Kälte. Es mag als ein Mißgeschick hingenommen werden, daß ihretwegen auf der Zumsteinspitze die Versuche über den Siedepunkt des Wassers mißlangen, Wasser, Holz und Kessel vergebens hinauf geschleppt waren, und was derlei Verdrießlichkeiten mehr sind, aber die Gefahr des Erfrierens ist in der That nicht gering. Als bei der Besteigung von 1820 ein Theil der Gesellschaft voran gegangen war und auf dem oberen Eismeer die Eisspalte zum Nachtlager ausersehen hatte, — welche Angst auf einer Höhe von 13,000 Fuß, wie Abends 6 Uhr die zurück gebliebenen Träger nicht erscheinen wollten! Das Thermometer, vor Kurzem noch auf 9 Grad über dem Gefrierpunkt, fiel rasch auf 7 drunter und bald auf 10; bei dem schneidenden Wind auf dem ewigen Eise kein Zelt, keine Decken, kein Brennholz. Zumstein sagt: „Die Kälte durchdrang mich schon dermaßen, daß meine Gefährten ein Erblassen an mir wahrnahmen. Ich selbst fühlte mich

äußerst muthlos, u. ein unwiderstehlicher Schlaf wollte sich meiner bemächtigen. Als der erfahrene Jäger Joseph Beck, der Aelteste unter uns, die Gefahr an mir ahnte, fing er an, mich zu rütteln, u. mein Blut, das zu stocken anfing, zu erwärmen, wodurch er mich wieder zurecht brachte." Die Ersehnten trafen noch ein, bevor es zu spät war. Auch der Rückweg, zu dem man sich schon entschlossen hatte, wäre in der mondlosen Nacht gefahrvoll genug gewesen. Scharfer Wind erhöht die Kälte so, daß auch bei einem Thermometerstand von nur 5 Grad Zumstein sich 1822 auf der Zumsteinspitze genöthigt sah, die Hände jeden Augenblick zu verstecken. Unter diesem Einfluß geschah auch, was er von der ersten Ersteigung dieses Jahres erzählt. „Ich war (auf dem obersten Eismeer) etwa 50 Schritte zurück geblieben, als mich ganz unbemerkt ein sanfter Schlaf beschlich. Ich weiß nicht, geschah es durch einen Traum oder die Erinnerung, daß man in dieser Stimmung leicht und unbewußt in den ewigen Schlaf übergehen könne: ich fuhr rasch zusammen, schritt vorwärts und zu meinem großen Erstaunen saßen beide Führer in Schlaf versunken, und einige Schritte weiter lag Joseph Squindo auf dem Schnee hingestreckt, tief schlafend." Zumstein weckte sie von diesem Schlaf, der unfehlbar in den ewigen übergegangen wäre. — Damals war es auch, wo seine Gesellschaft das Höchste von unvermutheter, schrecklicher Drangsal und Gefahr erfuhr: ein Gewitter. Als man um halb 4 Uhr Morgens die Hochlichtherberge verließ, war das Wetter ruhig und schön und das Himmelsgewölbe vom schönsten Blau; aber den Montblanc verhüllten schwarze Gewitterwolken, die mit dem Winde heranzogen, und als man auf der obersten Ebene angelangt war, stellten sich bedenkliche Nebel ein, der Wind begann kalt aus dem Matterthal herauf zu blasen, die Hoffnung, er werde die Luft reinigen, blieb unerfüllt, und nur die Nähe des Ziels hielt von schleuniger Umkehr ab. Kaum waren die Reisenden, eben nachdem Zumstein jenen gefährlichen Schlaf verhindert hatte, zur Fortsetzung des Weges entschlossen, als sie am Fuß der Signalkuppe plötzlich von einer Wolkenfinsterniß überfallen wurden, die Alles in graue Nacht hüllte und nicht zwei Schritte weit zu sehen erlaubte. Sturm, Schneegestöber und Hagel peitschten sie wie mit spitzen Ruthen ins Gesicht. „Kurz Alles, was man sich nur Schreckliches und Tödtendes zu denken vermag, überfiel uns in dieser Höhe, ungefähr 13,000 Fuß über dem Meere, auf den ausgedehntesten Schnee- und Eisfeldern. Wer vermöchte die Lage, worin wir uns befanden, genügend zu schildern! Die zunehmende Kälte, das Jammern meiner Führer um Weib u. Kinder, das fortdauernde Geschrei: für uns ist keine Rettung mehr! wirkte auch auf mich so, daß wenig fehlte, ich hätte meine Geistesgegenwart verloren. Doch selbst die steigende Gefahr forderte unseren ganzen Muth auf. Wir banden uns schnell an das mitgebrachte Seil, und traten so, auch nicht einen unserer früheren Schritte wieder erkennend, in der dicken Nebelfinsterniß herumirrend, unsere Rückreise an." Der Sturm war so heftig, daß Squindo im Wirbel zu Boden geworfen ward und beim Aufstehen halb betäubt war. Kein Anhalt für die Richtung des Weges, nur ein zurück gelassener Tornister, auf den man glücklicher Weise wieder stieß, beruhigte endlich über die eingeschlagene Richtung, und wie einst Ney unter ähnlichen Bedrängnissen im russischen Feldzug die Eisdecken der Flüsse aufbrechen ließ, um den Lauf ihres Wassers zu seinem Wegzeiger zu machen, so stießen diese Verirrten oft Schneeschrollen ab, um durch ihren Sturz zu erfahren, nach welcher Seite der Gletscher sich senke. Squindo, der voraus ging, sank öfter in Spalten und mußte heraus gezogen werden; erst nach einem unausgesetzten Kampfe von 6 Stunden erreichten die Vier mit Anstrengung der letzten Kräfte das feste Gestein, wo sie zum ersten Mal wieder frei athmeten und dem Himmel für eine unerwartete, unbegreifliche Rettung dankten. Der Mensch wird bei Ersteigung so hoher Berge jeden Augenblick lebhaft daran erinnert, daß er nicht für diese Regionen gemacht ist. Die schneidende Kälte, die furchtbare Gewalt des Windes und Regens weisen ihn weg aus einem Gebiete, dem auch seine täglichen Genossen, Thiere und Pflanzen, fremd sind. Vornehmlich aber macht es die außerordentliche Dünne der Luft für Manchen sogar unmöglich, eine gewisse Höhe zu überschreiten. Saussure erzählt von starken Bauern, die ihn begleiteten, und wenn diese Grenze für sie kam, sofort die Unmöglichkeit empfanden, weiter zu steigen. Der eine bekam Herzklopfen, der andere mußte sich erbrechen, ein dritter und vierter wurden matt, schlaftrunken, vielleicht gar ohnmächtig, oder geriethen in einen Fieberzustand. Weder Ausruhen, noch stärkende Getränke, noch das lebhafte Verlangen, den Gipfel zu erreichen, vermochten etwas über das stark ausgesprochene Bedürfniß der Natur, sie mußten umkehren, und befanden sich gesund, sobald sie wieder in eine dichtere Luftschichte eintraten. Für die Einen kam die Grenze, über der die Bewegung lästig wurde, schon mit 5000′ Höhe, bei Andern mit 7000′, Mehre ertrugen es bis auf 9000′ und 10,000′; die meisten Alpenbewohner, auch Saussure selbst, empfanden jene Wirkungen erst in einer Höhe von mehr als 11,000′; da aber konnten sich auch die geübtesten ihnen nicht mehr entziehen. Die außerordentliche Trockenheit der Luft, welche nach dem Hygrometer sechsmal weniger Feuchtigkeit enthielt, als gleichzeitig in Genf, fügte zu diesen Leiden einen überaus heftigen Durst. „Wir befanden uns" sagt Saussure, „auf der Spitze sämmtlich in einem Fieberzustande, der sowohl unsern quälenden Durst, als unsere Abneigung gegen geistige Getränke und jede Art Nahrung erklärt. Nur frisches Wasser that uns wohl, und wir ließen daher an unserem Feuer fortwährend Schnee zergehen, denn wenn man ihn ungeschmolzen aß, so vermehrte man nur den Durst. — Die Thätigkeit des Körpers ist natürlich durch die Schwierigkeit des Athmens sehr gehemmt, nur große Ruhe macht es möglich, diese zu überwinden; man muß beim Steigen wiederholt ausruhen, u. Saussure versichert, er habe in den fünft-

halb Stunden, die er auf dem Gipfel zubrachte, trotz der größten Sparsamkeit mit den flüchtigen Augenblicken, doch nicht einmal so viele Untersuchungen anstellen können, als am Gestade des Meeres in drei Stunden. In Uebereinstimmung damit bemerkt Zumstein: „Jedem Naturforscher, der Gletscherwanderungen dieser Art unternimmt, wenn er auch mit allen nöthigen Apparaten versehen ist, dürfte es schwer fallen, auch mit dem besten Willen höchstens die Hälfte seiner beabsichtigten Arbeiten auszuführen." Die Ursache des erschwerten Athmens erklärt Saussure auf folgende Weise: „man weiß, daß das Leben, zumal das der warmblütigen Geschöpfe, zu seiner Erhaltung einer bestimmten Menge Luft bedarf, die in einer gegebenen Zeit ihren Weg durch die Lungen macht. Ist nun die Luft, die sie athmen, ums Doppelte dünner, so müssen sie auch doppelt so oft Athem holen, um den Ausfall, der durch die Dünne entsteht, durch die Menge zu ersetzen. Die erzwungene Beschleunigung des Athemholens ist die Ursache der Mattigkeit und Enge auf großen Höhen. Denn gleichmäßig mit dem Athemholen beschleunigt sich auch der Blutumlauf." — Die Berichte Zumsteins enthalten manche Angaben, welche die oben angeführten bestätigen. Wenn 1820 ein Träger auf der Höhe zwischen 9—10,000 Fuß plötzlich krank wird, seine Bürde niederwirft und ohne Weiteres umkehrt, so ist das nichts anderes, als jene Scheidelinie, die ihn zurückweist, wie der Zauberkreis die Geister, wie das trockene Land den Fisch. Vincent, welcher bei der Besteigung von 1819 unfern dem Fuß der Vincentpyramide eine Uebelkeit von einigen Minuten empfindet, jener Jäger, welcher an der schauervollen Felswand erblassend niedersinkt, und erst durch Einreibung von Schnee das Bewußtseyn wieder erlangt, Zumstein, welcher in der Nacht ein Herzklopfen bis zum Ersticken empfindet und das Zelt in der Eisspalte verlassen muß — sie alle geben Zeugniß von jenem Einfluß. Wie einst Saussure auf dem Gipfel des Montblanc, so verglich Zumstein auf der Vincentpyramide die Pulsschläge einiger von den Anwesenden. Die wenigsten hatten die beiden, denen es übel geworden war; der Jäger 77, Vincent 80, Zumstein selbst 101, der erste Träger 104. Auf der Zumsteinspitze zählte Zumstein bei sich 76, bei Marty 79, bei den Gemsjägern Zumstein, Beck und Castel, so wie beim jüngeren Vincent je 84, bei Molmatti, dem Neuling, 108. Saussure zählte bei Pierre Balmat 98, bei sich 100, bei seinem Diener Têtu 112, und wie er, sorgfältiger als Zumstein, in Chamouny dieselben Pulse wieder untersuchte, fanden sich 49, 72, 60, also durchschnittlich etwa die Hälfte. — Die Plage des Durstes u. den Mangel an Eßlust empfanden die Besteiger des Rosa, wie die des Montblanc, wenigstens 1819. Im folgenden Jahre dagegen bemerkt Zumstein, weder er, noch seine Führer haben auf der Spitze Durst empfunden, nur der Mangel an Eßlust blieb sich immer gleich. Sie pflegte sich erst in einer Tiefe von 9—10,000', erst an der Grenze des ewigen Schnees wieder einzustellen. Doch behielt die Natur in so weit Recht, daß schon in höheren Regionen, wenn die bedenklichen Eisstufen im Rücken lagen, Wein und Rum, Zwiebeln, Brot, Fleisch und Käse trefflich mundeten. Außer der gewöhnlichen Unbehaglichkeit, der Ermattung und auffallenden Gleichgültigkeit in Allem fühlten jene Gressonäyer mit den wenigen angegebenen Ausnahmen nichts von den Uebelkeiten, die sonst auf solchen Höhen empfunden werden, wie Nasenbluten, Ohrenbrausen, plötzliche Erschöpfung vor Kälte. So wenigstens erzählt Zumstein zu 1820 und 1821. Nach seinen Andeutungen gewöhnt man sich auch an die Einflüsse dieser dünnen Luft, wie an Alles. — Eigenthümlich ist die Bemerkung, daß die Zeit da oben so auffallend rasch vergehe; sie erinnert an die gesteigerte u. eben dadurch beschleunigte Lebensthätigkeit lebendiger Geschöpfe unter der Luftpumpe. Damit mag die Erscheinung zusammen hängen, daß bei sonst günstigen Umständen die Mühen einer solchen Reise unverhältnißmäßig geringe Ermattung zurück lassen. Als Zumstein 1821 in Einem Tage (4. August) jenen großen Marsch nach der Zumsteinspitze und zurück gemacht hatte, belustigte er sich am 5. auf dem Rückweg ins Thal noch mit einem Abstecher auf die Gemsjagd. Ja nach den furchtbaren Erlebnissen am 12. Juli 1822 empfanden Zumstein und seine Reisegenossen keinerlei Schmerzen und Nachwehen, „ein Beweis, was der Mensch durch Abhärtung u. Gewohnheit zu ertragen vermag." — Leiden besonderer Art hat das Auge durchzumachen. Schon die grenzenlose Einförmigkeit bereitet diesem beseelten Spiegel, der an wechselnde Eindrücke gewöhnt ist, wirkliche Schmerzen. Aber mehr noch verletzt ihn das blendende Licht, das ihm die besonnten Schneefelder von allen Seiten zuwerfen, und das nach Zumsteins Bemerkungen auf den Körper erschöpfender, nachtheiliger wirkt, als die Dünne der Luft. Denn diese wird überwunden, indem man öfter ausruht und sich dadurch eben so schnell erholt, als man matt geworden ist; aber die Augen leiden unausgesetzt und in dem Grade, daß 1825 zwei Träger umkehren mußten, weil sie am Erblinden waren. Nach der Rückkehr empfanden Alle ein Brennen in den Augen, besonders jene tyroler Erzknappen, die zufolge ihres Berufs sogar für gewöhnliches Tageslicht empfindlich seyn mußten. — Auch auf die Haut äußern sich unangenehme Wirkungen des Sonnenlichtes, wofür dieselbe durch die dünne Luft auffallend zugänglich wird. Von der ersten Besteigung (5. Aug. 1819) kehrte Vincent, wie aus dem Gebiet einer feindseligen Zauberin, ohne es zu wissen, ganz entstellt zurück, und eben so 1820 die ganze Gesellschaft mit aufgedunsenen Köpfen, wessen sie jedoch erst inne wurden, als die ersten Hirten, denen sie begegneten, und ihre Angehörigen sie nicht erkannten. Einen Tag nach der Heimkehr wurden die Lippen wie rohes Fleisch, und noch einen Tag später schälten sich Gesicht und Hände. Einigen Schutz verschaffen dem Auge blaue Brillen, der Haut Flöre. Auch hierin übrigens scheint die Gewohnheit nicht minder, als in andern Dingen, ihre Macht zu äußern: 1821 trug keiner weder einen aufgedunsenen

Kopf, noch Augenschmerzen davon. — Für so viele Leiden entschädigt doch auch mancher hohe Genuß, von dem der gewöhnliche Alpenreisende nur einen Vorschmack hat. Wenn am Morgen beim ersten Austritt aus der Hütte das tiefe Dunkel des Firmaments mit den glänzenden Sternen darin und die weißen Spitzen, die das nahe Sonnenlicht ahnen lassen, einen glücklichen Tag verkünden, wie fröhlich greift da Jeder nach Stab und Hut, freudig in die kühle Morgenluft hinauszutreten und die ersten kräftigen Schritte auf dem harten Schnee zu thun! Bald röthen sich die höchsten Gipfel, ihr Anblick erfüllt die Brust mit neuer, froher Hoffnung und mit einem Gefühle von Freudigkeit, das sich einmal bei einem deutschen Bauernsohn auf einer ähnlichen Höhe durch den Ausruf Luft machte: „Bei Gott, aufgesetzt wie ein Kegelspiel!" So rasch, wie das Blut durch die Adern rollt, so leicht, als man irdischer Nahrung entbehrt, so flüchtig und froh sind die Gedanken, und mit einer Leichtigkeit, die der oft eintretenden Beschwerde des Athmens auffallend widerspricht, geht es vorwärts. In der wärmeren Tageszeit mahnt zu oft wiederholten Malen der dumpfe Donner stürzender Eismassen und Lawinen, die in der Entfernung über steile Wände herabkommen, oder der Eisgewölbe, die in ihren Höhlen krachend zusammenstürzen, an das eigenthümliche Leben dieser Eiswelt. Gewiß nicht Viele können von einer so furchtbaren Schönheit erzählen, wie sie jene Grotte zeigte, mit den blauschimmernden Eiswänden, den buntfarbigen Bändern, der dräuenden Decke und den regelrechten Figuren, in die ihre herabgestürzten Theile zerborsten waren! Welcher warm empfundene Dank dann und welches Hochgefühl, wenn nun über schwindelnde Pfade hin die Höhe gewonnen ist, Tausende von Gipfeln unter dir liegen, deren jeder für seine Umgebung die Ehre des höchsten hat, die dunkeln Thäler mit dem silbernen Faden wohlbekannter Ströme, die Matten und Sennhütten, in der Ferne die schimmernden Seen, und mit dem Horizonte zerfließend die gelben Gefilde Italiens, mit ihren zahlreichen, prachtvollen Städten, über dir jener schwarzblaue Himmel, von dem kaum die Bewohner tropischer Gegenden zu sprechen wissen, und der beim hellsten Tag seine Sterne leuchten läßt. Pfeilschnell wie den Göttern fliegt die Zeit, spielend geht, wenn die schlimme Wand besiegt, der Anfang des Rückwegs gemacht ist, die Heimreise von Statten. Hast du dann die Hütte wieder gewonnen, und mit ihr das Gefühl von hundert glücklich überstandenen ehrenvollen Mühen; hast du etwa vom Hohenlicht aus die Königin des Tages in Purpurgluth hinter dem Montblanc versinken sehen — unter welchen Gefühlen versammelt sich dann die Schaar ums einfache, wärmende Mahl, das jetzt in tieferen Regionen so trefflich schmeckt. Wie glücklich schreitest du zuerst über rauhe Felstrümmer, dann durch wohlbekannte Matten, Wälder und Felder, dem Dache der Heimath zu, unter dem die besorgten Angehörigen einem Gatten oder Bruder, Sohn oder Vater, sehnlich entgegenharren!

Literatur. Seit Saussure hat der M. R. viele Schriften veranlaßt. In engem Zusammenhange mit den oben geschilderten Bemühungen der Gressonäyer steht die Schrift des Freiherrn Ludwig v. Velden: Der M. R., eine topographisch = naturhistorische Skizze, Wien 1824. Von den Gebrüdern Vincent ist über ihre Reisen nichts erschienen, hingegen hatte Zumstein, der mit Unterstützung des Staats gereist war, seine 5 Reisen (eine von 1819, eine von 1820, eine von 1821 und zwei von 1822) für die königliche Akademie der Wissenschaften zu Turin beschrieben, und, als er im Jahre 1822 mit Welden bekannt ward, seine Arbeit diesem zur Benutzung anvertraut. Da Welden aus eigener Anschauung über jene gefahrvollen Höhen nichts zu sagen hatte, so beruht Alles, was sein Buch darüber enthält, auf den Angaben der Männer von Gressonäy. Indeß hat sein Werk eigenthümlichen Werth dadurch, daß es mit großem Fleiß alle Thatsachen sammelt und zusammenstellt, die geeignet sind, vom Rosa und seinen Umgebungen ein richtiges, vollständiges Bild zu entwerfen. Hirzel=Escher, ein Züricher, schrieb: Wanderungen in weniger besuchten Alpengegenden der Schweiz, Zürich 1829. Christian Moritz Engelhardt, ein Elsaßer, gab heraus: Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen, besonders in Süd=Wallis und Graubündten, mit Ansichten vom Eringerthal, M. R., Matterhorn (Mont Cervin), St. Theodul=Paß und Hinter=Rhein=Ursprung, wie auch einer Panorama=Karte der Visp= (nördlichen M.R.=) Thäler und mehren kleineren Abbildungen, Basel 1840. Ein Bericht von E. Desor, einem Neuenburger, befindet sich in der Bibliothèque universelle de Geneve von 1840 unter dem Titel: Journal d'une course faite aux glaciers du Mont Rose et du Mont Cervin. Der Verfasser begab sich im August 1839 von Bern, wo die Naturforscher der Schweiz beisammen gewesen waren, mit Studer, dem berühmten Agassiz, dessen Lieblingsgegenstand die Untersuchung der Gletscher ist, und einigen Andern über die Gemmi nach Matt, und man stellte genaue Erforschungen an. Vergl. auch: Die Seitenthäler des Wallis und des M. R., topographisch geschildert von Melchior Ulrich, Professor in Zürich, 1850, und die Karte über einen Theil der südlichen Wallisserthäler 2c. von G. Studer, Zürich 1850.

Monterosi, ital. Dorf, Kirchenstaat, Deleg. Civita=Vecchia, südöstlich von Sutri; 500 Einw.

Monterosso (Geogr.), 1) ital. Stadt, Sicilien, Intend. Siragossa, nördl. von Modica; 6500 Einw.; — 2) Flecken das., Königr. Neapel, Prov. Calabria=ulter., nordöstl. von Monteleone; 2280 Einw.

Monterotondo (Geogr.), 1) franz. Berg, Depart. Korsika, Insel, der höchste der Insel, fast in ihrer Mitte gelegen; — 2) ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Rieti, mit dem Titel eines Fürstenthums, auf einem Hügel; 1000 E.; — 3) Flecken das., Toskana, Compartimento

Siena; Alaunsiederei und merkwürdige Felsenhöhle in der Nähe.

Monterot-Senard, französ. Dorf, Depart. Haute-Vienne, Bez. Bellac; 1290 E.

Montes (lat.), Berge.

Montes (de tres M.), südamerikan. Halbinsel, Patagonien, an der Westküste, durch die Landenge von Ofui mit dem Festlande verbunden, welche gebildet ist durch die beiden Buchten Tequenhen nördl., und Peñjas südlich. Die südwestlichste Spitze ist das Kap de tres Montes.

Montesa, span. Flecken, Valencia, Prov. Alicante; 1080 Einw.; wurde 1748 durch Erdbeben fast ganz zerstört. Von dieser Stadt hat der gleichnamige Ritterorden seinen Namen.

Monte Salore, s. Capri.

Monte San-Angelo, Stadt, s. Angelo 2).

Monte San-Giovanni, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Frosinone, östl. von Frosinone; Wein- und Olivenbau; 1500 Einw.

Monte San-Giuliano, Stadt, s. Giuliano, San.

Monte San-Saviano (Geogr.), 1) ital. Vikariat, Toskana, Compartimento Florenz, mit den Seen Montepulciano und Chiuse; — 2) Stadt das., an der Chiana; 5 Kirchen; 3000 Einw.

Montesano, ital. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Principato-citer., auf einem steilen Berge; 4800 Einw.

Monte-Santo (Ajosoros, Geogr.), 1) Berg, s. v. a. Athos; — 2) europ.-türk. Golf, Rumelien, Sandsch. Salonichi, zwischen dem Kap San-Giorgio und dem Kap Drepano; — 3) ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Macerata, nordöstl. von Macerata; Wein- und Seidenbau; 3000 Einw.; — 4) südamerikan. Ort, Brasilien, nordöstl. von Jacobina.

Monte San-Vito, österreich.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Görz, Bez. Tolmein, in steiniger Gegend; 900 Einw.

Montesarchio, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-ulter., am östlichen Abhange des M. Taburno, mit Kastell; mit dem Titel Fürstenthum; 7000 Einw.

Montescaglioso, ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Basilicata, südl. von Matera, auf einem hohen Berge am Brandano; Bischofssitz, Schloß, Baumwollenbau; 6000 Einw.

Montesclaros, portugies. Dorf, Prov. Alentejo, Bez. Evora; schönes Kloster, Weinbau. Hier Sieg der Portugiesen über die Spanier 1665.

Montese, ital. Flecken, Modena, nördlich von Poretta; 600 Einw.

Montesvertoli, ital. Flecken, Toskana, Compart. Florenz, südwestl. von Florenz; warme Quellen; 1500 Einw.

Montes Mariani (neulat.), s. v. a. Bergstädtl.

Monte Somma, s. Vesuv.

Monte Sorate, s. Soractes.

Montespan, Françoise Athenaïs de Rochechouart de Mortemart, Marquise von, Mätresse Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 1641, zweite Tochter Gabriel Rochechouarts, Herzogs von Mortemart. Sie führte früherhin den Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente, verheirathete sich 1663 mit Heinrich Louis de Pardaillon de Gondrin, Marquis von M. und ward durch ihn Palastdame der Königin. Durch Schönheit, wie durch anmuthiges geistreiches Benehmen ausgezeichnet, machte sie am Hofe großes Aufsehen. Ludwig XIV., der damals ganz in den Fesseln der Lavallière lag, übersah sie Anfangs und ward erst später von ihren Reizen, denen die geschickteste Koquetterie zu Hülfe kam, angezogen. Es ist wahrscheinlich ungegründet, daß sie, als sie des Königs entstehende Liebe bemerkte, ihren Gemahl gebeten habe, mit ihr auf ihre Güter zu gehen; dieser ward vielmehr selbst, als er das Verhältniß des Königs und seiner Gemahlin nicht in der damaligen Hofmanier beurtheilte, erst in die Bastille gesetzt, dann auf seine Güter verbannt, und endlich durch das Urtheil des Châtelet 1676 geschieden. Seit 1668 beherrschte die M. den König völlig. Ihre Kinder wurden Anfangs unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Madame Scarron (s. Maintenon) zur Erziehung übergeben, doch später fand die erklärte Mätresse eine solche Scham überflüssig. Da Madame Lavallière den Hof nicht freiwillig verließ, so vermochte sie den König, jene zu verbannen. Von dieser Zeit an benutzte die Alleinherrscherin ihre Macht zur Ausspähung der Staatsgeheimnisse und zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer ungemessenen Prachtliebe. Aber mit der Zeit ward des alternden Königs Neigung gegen die oft launenhaft begehrende Mätresse schwächer; Madame de Maintenon fachte durch religiöse Vorstellungen die im Herzen des Königs glimmende Reue zu Gewissensbissen an, und, eine Feindin der M., wiederholte sie, was diese gegen die Lavallière verbrochen hatte, so daß die Betrogene, um dem Könige nicht zu mißfallen, die Geburt ihrer zwei letzten Kinder verbergen mußte. Während zwischen beiden Mätressen eifersüchtiger Streit herrschte, ergab sich der König der Madame de Fontanges, die aber schon 1681 †. Um sich endlich den Zudringlichkeiten der nicht mehr geliebten M. zu entziehen, ließ ihr der König durch die Maintenon ankündigen, daß sie den Hof verlassen sollte. Sie lebte nun, nachdem ihr früherer Gemahl, mit dem sie sich auf den Rath des Paters La Toue zu versöhnen gesucht hatte, gestorben war, theils auf ihren Gütern, theils zu Bourbon und anderwärts, reuig ihres vorigen Wandels gedenkend und ihn durch allerhand Werke der Mildthätigkeit und Entsagung büßend. Sie trat zuletzt in den Orden der Töchter des heiligen Jakob und † 1707 in den Bädern zu Bourbon l'Archambault, ohne ihre Schönheit verloren zu haben, im 66. Lebensjahre. Einen einzigen Sohn hatte sie mit ihrem Gemahl gezeugt, den Herzog von Antin, den sie die letzte Zeit ihres Lebens mütterlich liebte. Mit Ludwig XIV. hatte sie acht Kinder:

den Herzog von Maine; den Grafen von Vexin († 1683); Mademoiselle de Nantes, vermählt mit dem Herzog von Bourbon, dem Enkel des großen Condé; Mademoiselles de Blois, vermählt mit dem regierenden Herzog von Orleans; den Grafen von Toulouse und zwei andere in ihrer Jugend gestorbene Kinder. — Ihre Prachtliebe, ihre Feinheit im Umgange, ihre Beförderung des Handels, der Gewerbe, Wissenschaften und Künste, namentlich ihre Begünstigung der Dichter La Fontaine, Molière, Quinault, Racine und Boileau fanden bei dem Könige, dem Hofe, ja in ganz Frankreich Anklang und Nachahmung, und man darf daher behaupten, daß Madame M. in den Zeiten ihrer Größe auf den socialen Zustand des damaligen Frankreichs einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt habe. Vergl. Memoires de Madame la Marquise de M. (2 Bde., Par. 1829).

Montesquia, span. Ort, Cataluña, nordöstl. von Manresa.

Montesquieu (Geogr.), französ. Ortschaften: 1) Dorf, Depart. Lot-Garonne, Bez. Nérac; 1350 Einw.; — 2) Dorf, Depart. Ariège, Bez. St. Girons; 620 Einw.; — 3) M. Lauragais, Flecken das., Depart. Haute-Garonne, Bez. Villefranche, am Canal-du-Midi; 1530 Einw.; — 4) M. Volvestre, Stadt das., Depart. Haute-Garonne, Bez. Muret, am Arize; Fabrik für Tuch, Salpeter; Ziegeleien; 3750 Einw.; — 5) s. Montesquiou.

Montesquieu (Biogr.), Charles de Secondat, Baron de la Brède et de, berühmter franz. Schriftsteller im philosophisch-politischen Fache, stammte aus einer vornehmen Familie der Guyenne und war den 18. Jan. 1689 auf seinem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux geboren. Frühzeitig entwickelten sich unter sorgfältiger, von seinem Vater geleiteter Erziehung seine ausgezeichneten Anlagen. Er widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und gab demselben durch eifrig fortgesetzte, philosophische und geschichtliche Studien eine tiefere Grundlage. Er ward 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er auf diese Weise früh in das Geschäftsleben eintrat, blieb er seiner von Jugend an gepflegten Neigung zu literarischer Thätigkeit doch treu und bewies dies durch seine rege Betheiligung an der Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzog Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten Lettres persanes (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landshut 1803), worin er unter der Maske eines Persers vom Standpunkte des Naturmenschen aus das damalige politische, sociale und literarische Treiben der Franzosen mit launigem Spotte geißelt. Es gibt kein treffenderes und geistreicheres Gemälde der französ. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten als hier gegeben wird, und der Reiz des Buchs wird überdies noch durch die sinnreichste Einkleidung und durch die ausgezeichnetste Sprache erhöht, daher dasselbe die günstigste Aufnahme fand. Einen ausführlichen Kommentar zu diesen Briefen lieferte Meyer (Par. 1841). Trotzdem, daß die Akademie in denselben nicht geschont worden war, nahm man den Verfasser (1728) doch unter die Mitglieder der Akademie auf, und es würden sich die Pforten derselben dem geistreichen Schriftsteller noch früher geöffnet haben, wenn sich nicht der Kardinal Fleury wegen spottender Angriffe, die sich M. in seinem Buche auf die Dogmen und Diener der katholischen Kirche erlaubt hatte, dessen sofortiger Aufnahme widersetzt hätte. Man sagt, M. habe, um den einflußreichen Kardinal zu beruhigen, eine andere Ausgabe seiner Briefe veranstaltet und daraus die anstößigen Stellen weggelassen. Schon seit seinen Jünglingsjahren trug er sich mit dem Plane zu seinem berühmten Werke Esprit des lois, u. um dasselbe in umfassender Weise zu Stande zu bringen, beschloß er, sich gründliche, auf eigener Anschauung beruhende Einsichten in die Gesetze und Verfassungen der europäischen Kulturstaaten zu erwerben, legte deshalb seine Stelle nieder (1726) und begab sich auf Reisen. Er besuchte Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. Allenthalben ward der berühmte Verfasser der Lettres persanes mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen, besonders in England, wo er mit dem geistreichen Chesterfield vertrauten Umgang pflog und sich zwei Jahre aufhielt, auch zu London in die königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen ward. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède gab er die Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains (Par. 1734; deutsch von Hacke, Leipzig 1828) heraus, die nach Inhalt und Form sein vollendetstes Werk und nicht mit Unrecht eine römische Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt worden sind. Ein ausgezeichnetes Werk waren auch die Dialogues de Sylla et de Lysimaque (Par. 1748), die er unter dem Pseudonym Charles d'Outrepont herausgab, und worin er die Seele eines Despoten aufs feinste zergliedert und in ihren leisesten Regungen erforscht. Nach langen Vorbereitungen und den mannichfaltigsten Vorstudien erschien endlich sein Hauptwerk Esprit des lois (2 Bde., Genf 1748, 4.; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829). Es war dies das erste Buch, worin der Versuch gemacht war, die Entwickelung gesetzlicher Institutionen und ihr Naturverhältniß zu lokalen und socialen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Ueberblicke darzustellen, und es übte einen solchen Einfluß aus, daß die Beschäftigung mit den Staatswissenschaften sich in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums Bahn brach. Es gibt sich eine hohe Begeisterung für Wahrheit und Recht darin kund, aber der Verfasser faßt beides oft einseitig auf und erhebt sich in den wesentlichen Dingen nicht über sein Jahrhundert. Indem er die Religion und Moral von klimatischen und Bodenverhältnissen abhängig machte, dem religiösen Moment daher nicht die demselben gebührende Bedeutung zugestand und insbesondere das Christenthum seinem wahren geistigen Gehalte nach nicht gehörig würdigte,

indem er ferner dem Rechts= und Pflichtsgefühle in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und dasselbe für desto entbehrlicher hielt, je vollkommener die gesellschaftlichen Institutionen seyen, die ausfindig zu machen, Sache des forschenden Verstandes sey; indem er endlich die absolute Rechtsidee für den schlechthin verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sey, aufgab: stellte er ein Lehrgebäude auf, welches auf einem schiefen Fundamente beruhend, in allen seinen Theilen verschoben ist. Abgesehen aber von diesem Fehler ist es in seinen Einzelnheiten noch immer ein vortreffliches Werk, dessen Studium durch die interessantesten Züge aus der älteren und neueren Geschichte eben so anziehend als belehrend ist. Einen geistreichen Kommentar dazu lieferte Destutt de Tracy (Commentaire sur l'Esprit des lois, Par. 1819). Die Kritik des Esprit des lois von Seite des Abbé Bonnaire und manche gegen das Werk erhobene Widersprüche beantwortete M. in der Défense de l'esprit des lois (Genf 1750) und deren Suite (Berl. 1751). Eine Uebersicht der Kritiken wider den Esprit des lois enthält Küsters Uebersicht der nachgelassenen Werke M.'s (1798, S. 216. Anm.). Von M.'s übrigen Werken sind seine Lettres familiaires (Rom 1767) und der Temple de Guide, letzteres, eine Art Gedicht in Prosa, ein der frivolen Zeitrichtung dargebrachtes Opfer, zu nennen. Er † zu Paris den 10. Febr. 1755. Wenige Stunden vor seinem Tode suchte die Geistlichkeit ihn zu Abänderungen in seinen Lettres persanes zu veranlassen, und in Bezug hierauf sagte er: „Je veux tout sacrifier à la religion, mais rien aux jésuites." In geselligem Verkehr war er äußerst liebenswürdig. Von stets gleicher Heiterkeit und zuvorkommend gefälligem Wesen zog er Aller Herzen an sich. Wie sehr man ihn auch in den Verkehr der vornehmsten Kreise zu ziehen suchte, so lebte er doch meistens in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, wie er auch nie den gascognesischen Dialekt ganz abgelegt haben soll. Obgleich von Haus aus ökonomisch, bewies er doch öfters große Wohlthätigkeit. Die edle Handlung, die er zu Marseille vollbrachte, indem er den in die Sklaverei gefallenen Vater eines jungen Schiffers auslöste, gab zu dem Schauspiel Le bienfait anonyme Stoff. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind sehr zahlreich; als die besten sind zu erwähnen: die londoner (3 Bde., 1759, 4.), die baseler (8 Bde., 1800), und unter den neueren die von Auger (8 Bde., Par. 1819), die von Destutte de Tracy und Villemain (8 Bde., das. 1827), die von Lefebvre (2 Bde., das. 1839). Auch sind M.'s sämmtliche Werke mehrmals in deutscher Uebersetzung erschienen, z. B. Wien 1805, 8 Bde.; Stuttg. 1827, 13 Bde., 12. und von A. Schäfer, Hamb. 1827. Auch die Oeuvres posthumes (Lond. 1783) wurden übersetzt (Liegnitz und Leipzig 1785) und von E. G. Köster (Altenb. 1798, Leipz. 1805). Die verschiedenen Lobreden auf M. hat Villemain in Eloges de M. (Par. 1826, 4.; vergl. Morgenblatt 1817, Literaturbl. Nro. 11) gesammelt herausgegeben und ein eigenes Eloge de M. in seinen Discours et Mélanges littéraires (1823, Bd. 1, S. 115—195) geschrieben.

Montesquiou, französ. Flecken, Depart. Gers, Bez. Mirande, an der Losse; 2000 E.

Montesquiou=Fézensac (Biogr.), 1) Franc. Xavier Marc Antoine, Herzog von, französ. Minister unter Ludwig XVIII. nach der ersten Restauration, ward als Sprößling einer uralten adeligen Familie 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch geboren. Er trat in den geistlichen Stand und war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zum Deputirten zur Versammlung der Generalstaaten erwählte. Hier vertheidigte er Anfangs angelegentlich, doch mit kluger Vorsicht und Mäßigung, die alten Zustände, war aber schmiegsam genug der siegenden Partei sich anzuschließen, und hielt, als er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklärte, eine Rede, welche ihm bei allen Parteien große Popularität verschaffte. Bei den Verhandlungen über die geistlichen Güter sprach er Anfangs heftig gegen deren Umwandlung in Nationalgüter, ließ sich aber dann doch bewegen, bei der Veräußerung jener Güter als Mitglied der dazu niedergesetzten Kommission behülflich zu seyn. Im Lauf des Jahres 1790 nahm er zweimal den Präsidentenstuhl in der konstituirenden Versammlung ein und verfocht gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de Lahoussaye, der die Beschlüsse der Nationalversammlung mißachtete, mit Energie die Rechte der Volksrepräsentation, so daß er sich dadurch bei'm Hofe und der Aristokratie in Mißkredit brachte. Er wußte sich indeß auch nach dieser Seite hin wieder in Gunst zu setzen, indem er sich der gänzlichen Aufhebung der religiösen Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus offen widersetzte, obschon er insgeheim diese Maßregeln guthieß. Nach Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung zog er sich ins Privatleben zurück und knüpfte mit dem Hofe zum Behufe der Hemmung der Fortschritte der Revolution Verbindungen an. Nach den Ereignissen des 10. August 1792 wanderte er aus, ward von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt. Unter dem Direktorium kehrte er nach Frankreich zurück, um für die royalistischen Interessen zu wirken. So richtete er unter Anderem auch jenen berühmten Brief an den Konsul Bonaparte, worin derselbe aufgefordert ward, den Thron für die Bourbons wieder aufzurichten. Nach der ersten Restauration ward er Mitglied der provisorischen Regierung und wirkte in dieser Stellung bei dem Entwurfe der konstitutionellen Charte mit. Nachdem er am 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, bot er den Ultrakonservativen die Hand zu den reaktionärsten Maßregeln. Aber er beging dabei so große Mißgriffe, daß er sich bei beiden Parteien, den Liberalen und Royalisten, lächerlich und selbst verächtlich machte. Napoleons Rückkehr von Elba nöthigte ihn zur Flucht nach England, und als er nach der zwei=

ten Restauration zurückkehrte, war sein Einfluß in den Tuilerien vorbei, und man zog ihn nicht wieder zu den Geschäften. Doch ernannte ihn der König am 17. August 1815 zum Pair und Herzog. Vom Alter gebeugt nahm er indeß in der Kammer nur selten Antheil an den Debatten. Nachdem er noch den Sturz der alten Dynastie erlebt hatte, † er am 4. Februar 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn — 2) Anatole, Graf von M., geb. am 8. Aug. 1788, Maréchal de Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine schnelle militärische Laufbahn, woran besonders der Umstand Schuld war, daß seine Mutter, † am 30. Mai 1835, die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie 1815 aus Oesterreich nach Frankreich zu entführen versuchte. — Derselben Familie gehört an — 3) Anne Pierre, Marquis von M., General der französ. Republik, geb. zu Paris 1741. Er war bei'm Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur (dem nachherigen König Ludwig XVIII.) und Maréchal de Camp, ward vom pariser Adel zur Nationalversammlung beordert und entfaltete hier bei den Verhandlungen über die finanziellen Angelegenheiten bedeutende Talente. Gegen das Ende der Session ward ihm das Oberkommando bei der Südarmee anvertraut. Er fiel mit derselben im September 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Bei den Jakobinern jedoch seiner adeligen Abkunft wegen verdächtig und in Folge davon angeklagt, entzog er sich seiner Verurtheilung durch die Flucht in die Schweiz, wo er längere Zeit in näherem Verkehr mit dem verbannten Herzog von Orleans, dem nachmaligen König Louis Philipp, lebte. Im J. 1795 ward er aus der Emigrantenliste ausgestrichen und durfte in sein Vaterland zurückkehren. Er † zu Paris am 30. Dec. 1798. Seine poetischen Produktionen sind jetzt ganz in Vergessenheit gerathen.

Montesson (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Seine-Oise, Bez. Versailles, an der Seine; Zuckerfabr.; 1250 Einw.

Montesson (Biogr.), Charlotte de la Haie de Riou, geb. 1737 zu Paris, aus einer angesehenen Familie der Bretagne. Sie ward schon 1753 dem Generallieutenant von M. vermählt, welcher aber bald starb. Jung, schön und geistreich entzündete sie in dem Herzog von Orleans, dem Enkel des Regenten, eine so leidenschaftliche Liebe, daß derselbe sich mit Genehmigung des Königs Ludwig XVI. mit ihr vermählte, ohne daß sie jedoch seinen herzogl. Titel führen durfte. Sie machte in dieser Stellung aber ein großes Haus, versammelte die ausgezeichnetsten Notabilitäten um sich, zeigte auch bedeutendes dramatisches Talent und verfaßte selbst mehre Stücke. Nachdem sie zum zweiten Male Wittwe geworden, erhielt sie die Erlaubniß, den Titel Veuve Orleans zu führen. Sehr wohlthätig hatte sie in dem kalten Winter 1788 ihre schönen Gewächshäuser den Armen geöffnet. So entging sie den Stürmen der Revolution und stand auch bei Napoleon in Gunst, † 1806. Ihre Schauspiele, Romane und Gedichte erschienen unter dem Titel Oeuvres ononymes.

Montet le, le Montet aux Moines, franz. Flecken, Depart. Allier, Bez. Moulins, auf einem der höchsten Punkte im Departement; Steinkohlenminen; 600 Einw.

Monte testaccio (Mons testaceus), s. Rom (a. Geogr.).

Monte Tremitto, s. Leonessa.

Monte Uliveto maggiore, ital. Kloster bei Buenconvento, zwischen Rom und Siena, mit Freskomalereien.

Monteux, franz. Flecken, Depart. Vaucluse, Bez. Carpentras; vorzüglicher Krapp und Krappmühlen; 4810 Einw.

Montevago, ital. Flecken, Königr. Sicilien, Intend. Girgenti, nahe am linken Ufer des Belice; 3000 Einw.

Monteval, asiat. Vorgebirge, Arabien, Hadramaut.

Montevarchi, ital. Flecken, Toskana, Compart. Florenz, südöstl. von Florenz; am Arno, mit Kastell auf einem Hügel; 2400 Einw.

Monte Vaticano, s. Rom (n. Geogr.).

Montevecchio (Geogr.), 1) ital. Flecken, Kirchenstaat, Delegat. Urbino-Pesaro, südöstl. von Urbino; Schwefelgruben; — 2) Dorf das., Legation Forli, südwestl. von Cesena; mit Markt.

Monteverde (Geogr.), 1) ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-ulter., am Ofanto, östl. von Corbonara; Bischofsitz; hat viel von Erdbeben gelitten; 3000 Einw.; — 2) austral. Inselgruppe, im großen Ocean, Carolinen-Archipel; umfaßt 29 niedrige, waldige Inseln, im J. 1806 entdeckt; bewohnt von Malaien.

Monteverde (Biogr.), Claudio, einer der geistreichsten Tonsetzer seiner Zeit, geboren zu Cremona um 1566, that sich in seiner Jugend als Virtuos auf der Bratsche hervor und kam auch als solcher in die Dienste des Herzogs von Mantua, wo er später, nachdem er bei M. A. Ingegneri die Komposition studirt und manche Messe u. manches Madrigal komponirt hatte, als Kapellmeister angestellt wurde. Im J. 1620 hielt er sich einige Zeit zu Bologna auf und wurde von der dasigen Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt. Dann ging er nach Venedig, brachte hier seine Oper „Ariane" zur Aufführung, welche so vielen Beifall erhielt, daß er nicht allein zur Komposition mehrer dergleichen Werke eingeladen wurde, sondern auch die Kapellmeisterstelle an der St. Markuskirche das. erhielt, eine Stelle, die man schon um ihrer großen Einträglichkeit willen nur den ausgezeichnetsten Tonkünstlern übertrug. Er verwaltete diese Stelle bis an seinen 1660, nach Andern erst 1661 erfolgten Tod. Seine Opern sind: Orfeo, Proserpina rapita, Arianna, Adone und l'Incoronazione di Papea; außerdem schrieb er noch zahlreiche Messen, Madrigalen, Hymnen u. s. w., welche meist zu Venedig erschienen. Er war Einer der Ersten, welche für Instrumente schrieben und damit dem aus dem Stegreife Spielen, wie es bisher üblich war, ein Ende machten.

Montevettolini, ital. Flecken, Toskana, Compart. Florenz, südöstl. von Pescia; Wein, Oliven, Seide; 2000 Einw.

Monte Vergine, s. v. a. Monte Virgine.

Montevideo (Geogr.), 1) (Republica oriental de l'Uruguay), südamerikan. Republik, früher ein Theil des span. Vicekönigreichs Rio de la Plata, und zwar der sogenannten Banda Oriental, wurde 1815 von den Portugiesen in Brasilien besetzt und 1822 unter dem Namen Cisplatina für eine Provinz Brasiliens erklärt, wogegen jedoch die la Plata-Republik protestirte und die Provinz als einen Bestandtheil ihrer Union reklamirte. Da auch die Einwohner dieser Provinz nicht brasilianisch seyn wollten, so führte dieses 1825 einen Krieg zwischen Brasilien und der la Plata-Union herbei, welcher 1828 durch einen Friedenstraktat beendigt wurde, wonach Cisplatina aufhörte, eine Provinz Brasiliens zu seyn und gegenwärtig eine Republik ist, die nach dem großen Flusse Uruguay, der ihr Gebiet durchströmt, benannt, und deren vollständiger Name Republica oriental de l'Uruguay ist. Die Grenzen sind gegen N. Brasilien, gegen O. Brasilien, das neutrale Land (Landstrich zwischen der Lagune Mirim u. dem Meere) und der atlantische Ocean, gegen S. eben derselbe und der la Platastrom, und gegen W. der Uruguay, welcher diese Republik von den la Platastaaten trennt. Nach Balbi liegt die Republik vom 30° bis 35° südl. Br. und vom 319° bis 325° östl. L.; die Größe beträgt, nach den wahrscheinlichsten Angaben, 6750 bis 7200 (nach Andern nur 4900) □M., worauf jetzt etwa 250,000 Menschen leben, worunter 20,000 französische und spanische Basken und eben so viele andere Fremde, namentlich Italiener, Engländer ꝛc. Das Gebiet dieser Republik ist von der Natur auf eine Weise begünstigt, als hätte sie sich hier in ihrer ganzen Fruchtbarkeit zeigen wollen. Nicht minder wichtig ist das Land hinsichtlich seiner geographischen Lage an der Mündung des Rio de la Plata. In diesem von der Natur so begünstigten Lande verzweigen die Flüsse sich so vortheilhaft, daß der Transport zu Wasser von den entlegensten Theilen des Landes nach der Hauptstadt möglich ist, ein großer Vortheil in einem Lande, wo die Straßen kaum fahrbar und der Mangel an Brücken und häufige Ueberschwemmungen alle Kommunikationen zu Lande oft plötzlich unterbrechen. Außer dem Uruguay machen 12 mehr oder weniger große Flüsse und mehr als 200 kleine Gewässer, von welchen auch einige für flache Boote und Piroguen schiffbar sind, das Flußsystem dieses Landes aus. Allerdings findet die Stromfahrt hier und da Hindernisse, aber diese sind bei einigem Fleiße leicht zu überwinden. Der durch seine Wassermasse merkwürdige Uruguay z. B. ist nur bis 60 Stunden von seiner Mündung aufwärts zu befahren, und zwar wegen einer durch ein kleines Felsenriff verursachten Stromschnelle, die der Salto (Sprung) genannt wird. Um dieses Hinderniß zu überwinden, brauchte man nur, was sehr leicht wäre, einen kleinen Seitenkanal zu graben, und der Fluß würde dann 300 Stunden weit für Dampfboote von gewöhnlicher Kraft und selbst für Segelschiffe von 50 Tonnen schiffbar seyn. Außer den Grenzflüssen la Plata und Uruguay sind noch vorzüglich zu bemerken: der Ybicuy und Negro (ein beträchtlicher Fluß), welche in den Uruguay fallen; ferner der Josef, Barriga-Negra (Goday, Zebolyati). Unweit der Meeresküste ist der 21 Meilen lange und 4—6 Meilen breite See Mirim. Zwischen diesem und der Meeresküste ist noch ein schmaler, langer See, die Lagoa Mangue (Manguera), welche durch eine schmale Nehrung von dem Meere getrennt wird. Doch gehört dieser Landstrich zu dem neutralen Lande, d. h. weder zu Brasilien, noch zu M. Der Boden ist von zahlreichen Bergen und Hügeln durchschnitten, welche sämmtlich von geringer Höhe sind, zum Theil Ketten bilden, zum Theil isolirt liegen und das Malerische des mit Höhen und Tiefen, Wiesen, Bächen und Wäldern abwechselnden Landes zu erhöhen dienen. Das Klima ist sehr gemäßigt. Die Feuchtigkeit so vieler Gewässer, so wie der Nord- und Nordostwinde, welche über sumpfige Gegenden wehen, wird durch die südwestlichen Landwinde vermindert, die immer trocken sind und Pamparos heißen, weil sie aus den Pampas kommen. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs könnten sehr wichtig für das Land werden. Treffliches Bau- und Färbeholz, Pflanzen, die einen unzerstörbaren Hanf geben, Baumwolle, Zuckerrohr und im Ganzen alle Erzeugnisse Brasiliens findet man hier. Der große Ueberfluß von Weiden, die von guter Beschaffenheit sind, veranlaßt eine wichtige Viehzucht, die hier wichtiger als der Landbau ist, daher man viele und große Estancias antrifft, welche zerstreut über das Land, weit auseinander liegen, und um deren jede einige Ranchos sich befinden, worin die Gauchos wohnen. — Früher war das Land von wilden Indianerstämmen bewohnt, vorzüglich von Charruas, die durch ihre Wildheit, Grausamkeit und Tapferkeit eine schreckliche Berühmtheit erlangt hatten, den Spaniern den muthigsten Widerstand leisteten und ihnen mehr Blut kosteten, als die zahlreichen Heere der Inkas und Montezuma's. Aber durch die letzten kriegerischen Unternehmungen der Republikaner von Uruguay gegen sie sind sie fast gänzlich aufgerieben, so daß die Republik jetzt vor jedem Einfalle der Indianer gesichert ist. Vier Individuen, drei Männer und eine Frau, die in Gefangenschaft geriethen, hat man 1832 nach Paris geschickt, wo man sie dem Publikum zeigte. Der Stamm der Charruas hatte sich schon früher furchtbar gemacht; später vereinigten sie sich mit den Minuanas, einem andern Volksstamme Uruguay's, der in Wildheit und unversöhnlichem Hasse gegen die Spanier mit ihnen wetteiferte. Diese Wilden konnten nie bezwungen werden; starrsinnig verwarfen sie seit 2 Jahrhunderten schon, in einem fortwährenden Kampfe mit Feuer und Schwert, jeden Friedensantrag. Sie führen den Krieg durch Ueberfälle und Hinterhalt oder stürzen sich, mit der Lanze

in der Faust, mit wildem Muthe auf die dichten Schlachthaufen ihrer Feinde, gleich den Jaguars ihrer Wälder. Sie waschen sich niemals und gehören überhaupt zu den rohesten aller amerikanischen Wilden. Die Kaziken oder Häuptlinge haben außer dem Kriege keine weitere Gewalt über sie; Gesetze, Religion sind ihnen gänzlich unbekannt. Sie leben umherschweifend, nehmen das nächste beste Weib, das ihnen gefällt, und die Weiber verweigern selbst den Häßlichen und Alten ihre Gunst nicht, wenn sie darum angegangen werden; doch leben sie gern mit einem Manne, dem sie den Vorzug schenken, können ihn aber für einen jüngern, der ihnen besser gefällt, wieder verlassen. Dies widerfuhr dem einen der in Paris angekommenen Charruas, indem sein junger Nebenbuhler vor seinen Augen und ohne Einspruch zum Besitz seiner bisherigen Frau gelangte. Die Charruas bereiteten schon, bevor sie noch den Branntwein leidenschaftlich lieben lernten, ein geistiges Getränk aus wildem gegohrenem Honig, das berauschte und Chicha (Tschitscha) genannt wurde. Sie trinken auch mit Vergnügen Matté oder den Aufguß von Paraguaythee. — Ueber die hier lebenden Franzosen ist Folgendes zu bemerken. Bis zum Jahre 1840 war die Auswanderung hauptsächlich von den großen Städten Frankreichs ausgegangen; neben den Vertretern der großen Handlungshäuser erschienen Handwerker aller Art: Uhrmacher, Schneider, Schlosser, Schreiner, Schuhmacher, besonders Friseure und Putzhändlerinnen, zum größten Theile Kinder der großen französischen Städte. Viele kamen beseelt von dem Geiste, welcher seither die Nationalwerkstätten ins Leben rief; allein der Vertrag vom 29. Oktober 1840, welcher den Franzosen eine speciellere Gewähr bot, führte plötzlich von Frankreich eine Bevölkerung nach den la Plata-Gegenden, deren Thätigkeit, Energie und sittlicher Zustand ganz anderer Art waren, die Emigranten aus den baskischen Provinzen. Dies war nicht eine durch das Leben in den Werkstätten verweichlichte, durch herabwürdigende Lehre verdorbene, der Ordnung feindliche Race, welche kam, um auf die Schwachheiten oder Laster der Kreolen zu spekuliren; es waren bei den schwersten Feldarbeiten abgehärtete Leute, treu dem gegebenen Worte und entschlossen, durch Arbeit Leben und Wohlstand zu gewinnen. Ohne andere Kapitalien, als ihre Arme, haben sie das Land fruchtbarer gemacht und dem Lokalgewerbefleiß einen bis dahin nicht bekannten Aufschwung gegeben. Den Nutzen, welchen sie daraus ziehen, theilen sie mit ihren im heimathlichen Dorfe zurückgebliebenen Familien. Sie sind auf dem flachen Lande zerstreut, pflanzen Gärten, bauen die der Stadt zunächst gelegenen Pachtgüter, die Chacras, und, unter die Gauchos gemengt, mit welchen sie um den Vorrang als gewandte Reiter streiten, dienen sie in den Estancias als Domadores (Bändiger) und Lazadores, in den Saladeros, wo sie die geschicktesten Péons und Matadores sind, in allen Gewerben, welche die Arbeiten in den Pampas erheischen. Sie bilden das Band, welches die Hirten der Pampas mit der europäischen Civilisation in Verbindung zu bringen anfängt. Man erräth leicht, welche verschiedene Rollen diese beiden Klassen von Franzosen in dem Lande gespielt. Die erstern zogen beständig gegen die Regierung los, unterstützten den Aufruhr, sind bei jeder Schilderhebung zu sehen; sie haben bis zuletzt die Fremdenlegion gehalten. Die andern, durch Zufall zu M. ausgeschifft, sahen sich genöthigt, Dienste zu nehmen, um nicht Hungers zu sterben, und bildeten so das baskische Bataillon; bald aber schämten sie sich, dieses Brod des Almosens zu essen, und begaben sich, sobald sie wußten, daß die argentinischen Provinzen ihnen Arbeit böten, in Masse nach Buenos-Ayres. Auf beiden Ufern des la Plata übersteigt die Zahl der Franzosen gegenwärtig 30,000; etwa 5000 sind in dem orientalischen Staate, wovon die Hälfte in M., und 25,000 in der Konföderation. — Der Ackerbau ist gering, und Industrie fehlt ganz; dagegen treibt man ansehnlichen Handel, besonders mit den Produkten der Viehzucht. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Ochsenhäuten (jährlich über 1 Mill. Stück) Ochsenhörnern, Schaf- und Seehundsfellen, Talg und Fett, gedörrtem und gesalzenem Fleische und Pökelzungen (500,000 Ctr.) &c. und beläuft sich jährlich auf 15 bis 16 Mill. Thlr. M. ist der Haupthandelsplatz. Die Grundzüge der neuen Konstitution sind: 2 Kammern, die erste mit 9 Senatoren, die zweite mit 29 Abgeordneten; Religions- und Preßfreiheit; Abschaffung der stehenden Armee bis auf ein Bataillon von 400 Mann in der Hauptstadt; Organisirung einer Bürgergarde in sämmtlichen 9 Departements der Republik &c. Die Staatseinnahme belief sich 1842 auf 1,223,109 und die Ausgabe auf 896,890, die Staatsschuld auf 1,905,702 Dollars. Die stehende Kriegsmacht beträgt 8000 Mann, wozu noch die französische und italienische Legion von 2500 Mann kommt, und die Seemacht besteht in 9 kleinern Kriegsfahrzeugen. Der Staat zerfällt in 9 Departements oder Distrikte, M., Maldonado, Canelones, San Jose, Colonia, Soriano, Paisandu, Duragno und Cerro Largo. — 2) Hauptstadt der Republik, an der Mündung des la Plata, am linken Ufer desselben, Buenos-Ayres gegenüber, amphitheatralisch auf einer kleinen Halbinsel gelegen, besteht aus der alten Stadt, die sich vom Fort San Jose bis zum großen Markt erstreckt, und aus der neuen Stadt, beinahe gänzlich von fremden Einwanderern erbaut u. eine einzige Straße bildend. Die Stadt zählt 40,000 Einw., nimmt aber mit jedem Jahre an Volksmenge und Größe zu, so wie auch ihr Handel täglich wächst, während der von Buenos-Ayres abnimmt. Wenn man vom Meere her sich der Stadt nähert, so erblickt man sie amphiteatralisch erbaut auf der westlichen Spitze eines Hügels, der in Gestalt einer langen Erdzunge etwas weit hervorspringt, sich gegen den la Plata-Fluß hin abdacht und auf allen Seiten, ausgenommen gegen Osten, von dem Flusse umgeben wird. Westlich

der Stadt gegenüber, dicht am Ufer des Flusses liegt der Cerro (Berg), der in konischer Gestalt sich 450 F. über der Meeresfläche erhebt und auf seinem Gipfel die Festung oder Citadelle, so wie einen Leuchtthurm trägt. Zwischen der Stadt und dem Cerro eröffnet sich eine kreisförmige Bai, die über 2 Stunden weit ins Land hineingeht und den Hafen bildet, der für den besten am la Plata gilt, aber der ganzen Heftigkeit der unter dem Namen Pamperos bekannten West- und Südwestwinde ausgesetzt ist. Je nach der Jahreszeit, in welcher man ankommt, ist der Anblick von M. heiter oder traurig. Am Ende des Sommers ist die Vegetation verbrannt, der Cerro mit einem dichten graulichen Grase bedeckt und die vertrockneten Ebenen daneben bieten den abgemagerten Heerden nur einen dürftigen Unterhalt. Bloß die Gärten prangen noch im Schmuck einer fremdartigen Vegetation. Aber während des Herbstes, des Winters und des Frühjahrs, wenn reichliche Regen diesen Ebenen Frische u. Leben zurückgegeben haben, und eine Menge Bäche das Land bewässert, da verwandelt sich das Land in unermeßlich grüne Ebenen, auf denen die munteren Heerden eine reichliche Nahrung finden. Die befruchtete Erde vergilt 100fach die darauf verwendete Mühe, u. zwischen M. und Maldonado dehnen sich ungeheure Felder von Mais, Gerste und Korn aus, womit nicht nur das Land selbst, sondern auch die Stadt Buenos-Ayres versorgt wird. Der Plan der Stadt ist regelmäßig und in Cuadras (Vierecke) getheilt. Die geraden und in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen sind mit Trottoirs versehen, in der Mitte nicht gepflastert und also um die Zeit des Regens, wie der Trokkenheit gleich unangenehm, indem entweder Wolken von Staub Alles im Innern der Häuser beschmutzen, oder die Straßen, besonders der untern Stadt, zu stinkenden Kloaken werden. Alle Häuser sind viereckig, von Backsteinen erbaut, weiß angestrichen und meistens einstöckig; jedoch baut man jetzt neue mit mehren Stockwerken, die mit den zierlichsten in Europa wetteifern, nur das Dach ist allemal platt, weil diese Form der Dächer die Häuser sehr kühl erhält. Ueberdies gewähren diese flachen Dächer den Vortheil, daß die Familie nach einem heißen Tage daselbst einen erquickenden Aufenthalt findet; auch wird das Haus dadurch gewissermaßen zu einer kleinen Festung, von wo herab die Vaterlandsliebe und der Muth der Frauen mehr als einmal den Bürgern gegen das Joch der Fremden oder die Einfälle der Wilden beigestanden hat. Vermöge des Friedensschlusses 1828 zwischen Brasilien u. den la Plata-Provinzen sollten die Festungswerke von M. demolirt werden; sie sind aber bis jetzt noch geblieben. M. hat eine großartige Kathedrale, ein stattliches Zollgebäude, eine Münze, ein gut eingerichtetes Hospital, ein Kollegium, ein chirurgisch-medicinisches und ein historisches Institut, einen guten Hafen, sehr bedeutenden Handel. Der Hafen ist bequemer u. sicherer, als der von Buenos-Ayres, jedoch, wie gesagt, den Pamperos, die besonders zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche wüthen, ausgesetzt. Für Handelsfahrzeuge besitzt er hinreichende Tiefe; würden die nöthigen Arbeiten vorgenommen, so könnte er auch für Kriegsschiffe leicht zugänglich gemacht werden. Zum Ausladen dient ein hölzerner Hafendamm. Ein steinerner Damm, den ein fremder Kaufmann auf eigene Rechnung zu bauen anfing, konnte wegen des Kriegs nicht fortgesetzt werden. Die Handelsbewegung war in den letzten Jahren vor der Blokade sehr lebhaft. Es betrugen die Einfuhren:

Im Jahre	1838	. . .	6,696,193	Piaster.
„	1839	. . .	10,329,405	„
„	1840	. . .	9,687,090	„
„	1841	. . .	9,042,232	„
„	1842	. . .	9,237,696	„
Summa in fünf Jahren:			44,992,616	Piaster.

Der Werth der Ausfuhren betrug in denselben Jahren:

1838	. . .	5,611,582	Piaster.
1839	. . .	8,471,926	„
1840	. . .	7,821,720	„
1841	. . .	6,886,898	„
1842	. . .	7,321,066	„
Summa in fünf Jahren:		36,113,192	Piaster.

Nimmt man an, daß die Douane, nach deren Angabe diese Tabelle aufgestellt ist, um mindestens ein Viertheil betrogen wurde, so muß man zu den Einfuhren noch 11,248,154 Piaster zuzählen, zu den Ausfuhren 9,028,298 Piaster, so daß sich die Gesammtsumme der erstern auf 56,240,770 Piaster erhöht, die der letztern auf 45,141,490 Piaster. M. stand in jenen fünf Jahren in Verbindung mit England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Brasilien, Buenos-Ayres, Spanien, Antwerpen, Genua, Amsterdam, den Hansestädten, Havannah, Guayaquil, Bourbon, Oporto und den Kanarien. Die Haupteinfuhren waren Stoffe, Bijouterien, Weine, Branntwein, Leinen, Lebensmittel, Möbel, Mehl, Tabak, Matté u. pariser Artikel. Die Ausfuhren bestanden in gesalzenen und getrockneten Häuten, Fellen von Seewölfen, die auf den Inseln im Plata erlegt werden, Fett, Oel, Knochen, Horn, Wolle, getrocknetem und gesalzenem Fleisch, Wachskerzen (es existirt in M. eine Fabrik, die einen großen Theil von Südamerika versorgt), Ochsenzungen, Seifen und Maulthieren, die bis nach Bourbon verschickt werden. Da, wie in la Plata, auch in den ausgedehnten Savanen von Uruguay Viehzucht das Hauptgeschäft der Bewohner ist, so sind die Ausfuhrgegenstände des Landes u. also von M. dieselben, wie in Buenos-Ayres, nur meist in noch größerer Zahl. Nach einer uns vorliegenden Uebersicht der Ausfuhr in M. während des Jahres 1846 wurden folgende Quantitäten der Hauptartikel verschifft: trockene Rindshäute 670,935 (nach Deutschland 182,242, Brasilien 10,066, Spanien 116,261, den Vereinigten Staaten 72,040, Frankreich 180,411, England 22,721, Italien 87,194) Stück, gesalzene Rindshäute 85,903 (Deutschland 2284, Spanien 1851, Frankreich 40,577, England 34,078, Italien

7113) Stück; Kalbfelle 14,793 (Brasilien 9, Spanien 6011, Verein. Staaten 316, Frankreich 2035, England 282, Italien 6110) Stück; Hammelfelle 37,132 (Brasilien 528, Spanien 312, Vereinigte Staaten 10,852, Frankreich 6864, England 18,576) Stück; Wolle 69,515 (Deutschland 1726, Spanien 50, Verein. Staaten 25,303, Frankreich 22,822, England 10,387, Italien 9227) Arroben; Pferdehaar 38,330½ (Deutschland 5503, Brasilien 1402, Verein. Staaten 7663, Frankreich 9349½, England 13,688, Italien 1125) Arroben; Hörner 95,190 (Deutschland 3995, Spanien 3000, Frankreich 50,409, England 16,200, Italien 21,586) Stück. Der Gesammtwerth betrug 2,335,468¼ Dollar, welche sich wie folgt vertheilten: Deutschland 576,878¼, Brasilien 42,026¾, Spanien 276,875¾, Vereinigte Staaten 228,433¾, Frankreich 725,007¼, England 310,459, Italien 175,787¾ Dollar. Die Ausfuhr geschah in 92 Schiffen von 17,529 Tonnen. Da Ackerbau und Handwerke in Uruguay fast noch gar nicht betrieben werden, so besteht die Einfuhr in M. namentlich in Mehl und Fabrikaten aller Art. Zwischen Buenos-Ayres, und M. herrscht starke Eifersucht. Die Politik hat bis jetzt Buenos-Ayres, die Natur M. zum Seehafen des la Plataſtromes bestimmt, denn während die Schiffe zu Buenos-Ayres zwei Stunden vor der Stadt liegen und mit großen Kosten auf Booten ausladen müssen, so können sie in M. am Quai der Stadt anlegen.

Münzen. Der Freistaat Uruguay und dessen Hauptstadt M. rechnet, wie Buenos-Ayres (s. d.), nach Piastern (Pesos) zu 8 Reales, welche Piaster gewöhnlich Pesos corrientes oder Kurantpiaster genannt werden, im Gegensatz der Pesos de plata mexikana oder der spanisch-mexikanischen Silberpiaster. Im Großhandel werden öfters die Waarenpreise auch noch in mexikanischen Piastern oder Dollars notirt, wobei 5 Pesos corrientes mit 4 Dollars gleichstehen. Dieser feststehenden Regel gemäß ist überhaupt der Silber- und Zahlwerth des hiesigen Kurant-Piasters wie folgt: a) in preußischem Kurant: 1,148718 Thlr. = 1 Thlr. 4 Sgr. 5,538 Pf., b) im 20 Guldenfuße: 1,641026 Fl. = 1 Fl. 38 Xr. 1,846 Pf., c) im 24½ Guldenfuße: 2,0102564 Fl. = 2 Fl. — Xr. 2,462 Pf., d) in der Frankenwährung: 4,3076923 Frcs. = 4 Frcs. 30¾ Centimes circa, e) in spanisch-mexikanischer Valuta: 0,8 oder ⅘ Dollars = 6⅖ Reales de plata mexikana, oder 16 Reales de Vellon, f) in britischer Währung: 3,466667 Schill. Sterl. = 3 Schill. 5⅗ Pence Sterling. Es kursiren übrigens hier fast alle Münzsorten der benachbarten südamerikanischen Staaten, brasilische Patacons, so wie die noch im Umlaufe befindlichen Münzen des spanischen Amerika und der nordamerikanischen Staaten.

Kursverhältnisse. Handels- und Wechselrecht. Der Hauptkurs, welchen M. am rechtmäßigsten notirt, ist der Kurs auf England oder London, und zwar veränderlich zu ± 40 — 46 Pence Sterl. für 1 Kurantpiaster, meist in Wechseln auf 60 Tage nach Sicht. — Dieser Kurs war am 18. Juni 1842: 42½ à ¾, am 5. November 1842 aber 44 Pence Sterl., u. stand am 23. Januar 1843 hier auf 46 Pence Sterling. Der Kurs auf Frankreich (Par. ꝛc.) ward am 5. Novbr. 1842 zu 5 Frcs. 35 Centimes für 1 Patacon oder span. Silberpiaster notirt; ebenfalls 60 Tage nach Sicht. Auf Rio-Janeiro stand zu derselben Zeit der Kurs: pari für Silbergeld, oder mexikan. Dollar für dergleichen Dollar. Der Disconto (Zinsfuß) war gleichzeitig (den 5. Novbr. 1842): 1 bis 1½ Procent den Monat, oder zu 12 bis 18 Procent jährlich. In der obenerwähnten, im August 1830 bekanntgemachten Verfassung des neuen Staates war auch zugleich der Code Napoleon als das Gesetzbuch dieses Freistaates erklärt worden, und so gelten also hier seitdem dieselbe Civil-, Handels- und Wechselgesetze, folglich auch Uso ꝛc., wie in Frankreich; s. Paris.

Anleihe und Staatsschuldscheine. Um das Deficit in den Staats-Einnahmen zu decken, wurde im März 1838 von der Regierung eine Anleihe von 200,000 Silberpiastern beantragt. Im Sommer 1839 beabsichtigte die Regierung die Verausgabung von Staatsschuldscheinen bis zum Betrage von 4 Millionen Silberpiastern, deren Dividenden durch Erhöhung der Zölle gedeckt werden sollten. — Durch ein Gesetz vom 30. Juni 1835 ward die Gründung einer Amortisations-Kasse verfügt und zu deren Dotation die additionelle Abgabe auf die Einfuhr fremder Waaren bestimmt.

Maße und Gewichte sind die spanisch-kastilischen; s. Madrid.

Geschichtliches. Der Spanier Juan Diaz de Solis, der erste Europäer, welcher die Mündung des la Plata auffand, fand, nachdem er an das Land gestiegen, an der Küste zwischen den jetzigen Städten M. und Maldonado in der gegenwärtigen Republik Uruguay durch die Eingeborenen seinen Tod. Das am linken Ufer des la Plata gelegene Land war nämlich von einer Menge wilder Indianer, die den Namen Charruas führten, bewohnt. Dieselben zerstörten auch 1530 das von Sebastian Cabot, der nach Solis in den neu entdeckten Fluß eindrang, im J. 1526 erbaute Fort, vertrieben die Spanier u. behaupteten sich im Besitz ihres Landes. Zwar gründeten 1566 die Spanier in dem Gebiete der Chanas-Indianer, eines Stammes der Charruas, an den Ufern des Uruguay, bei der Mündung des Rio Negro ein Dorf und gaben ihm den Namen Santo Domingo Soriano, u. 1679 legten die Portugiesen am la Plata, Buenos-Ayres gegenüber, die noch jetzt bestehende Stadt Colonia del Sacramento an, aber noch immer machte die Kolonisation dieser Gegenden keine bedeutenden Fortschritte, und die wilden Charruas widersetzten sich muthig und kräftig allen weitern Niederlassungen der Europäer. Auch später, als die Spanier, denen es einleuchtete, wie nachtheilig es für das wichtiger werdende Buenos-Ayres werden könnte, wenn das entgegengesetzte la Plataufer von einer andern europäischen Macht kolonisirt würde, 1726 von Buenos-Ayres aus M. die jetzige Haupt-

stadt der Republik Uruguay gründeten, blieben die Charruas der Schrecken der Kolonisten und machten den Spaniern den Boden streitig, bis es diesen endlich gelang, sie nebst den Minuanas gegen Norden zurückzudrängen. Nun wurde M. (1757) zur Hauptstadt der Provinz gleichen Namens erhoben u. 1762 die Stadt San Carlos und 1786 die Stadt Maldonado gegründet. So blieb nun M. eine Provinz des spanischen Vicekönigsreichs Rio de la Plata u. wurde auch Banda Oriental genannt. Im Jahre 1807 eroberten zwar die Engländer die Städte Maldonado, San Carlos u. M., gaben sie aber bald darauf den Spaniern zurück.

Die Geschichte hat hier nicht die großen und einfachen Linien, welche so deutlich die Spur der Pampas bezeichnen; die Banda Oriental ist ein Schlachtfeld, wo Brasilianer, Argentiner und Gauchos-Nomaden sich zusammenfanden. Bei der Verkündigung der Unabhängigkeit fiel das Land zuerst in die Hände „Seiner Excellenz des Señor Artigas, des sehr hohen Beschützers von Südamerika", eines wahren Räubers, dessen Befehle von der Grenze von Brasilien bis zu den Cordilleras befolgt wurden. Man müßte bis zu den Legenden aus der Zeit von Richard Löwenherz zurückgehen, um etwas der seltsamen Gewalt, welche dieser Mann ausübte, Aehnliches zu finden. Was man heute Banda Oriental heißt, zählte damals höchstens 85,000 Einwohner; M. allein besaß deren 15,000 Einw., beinahe lauter Spanier; der Rest lebte zerstreut in den Estancias, wo eine Kapelle mit ihrer Pfarrwohnung den Namen Dorf erhielt. Hier, wie in Paraguay, wie in der argentinischen Konföderation, bietet die schlecht bezeichnete Grenze einen Landstrich, wo alle mit der socialen Ordnung überworfene Menschen einen sichern Zufluchtsort finden; sie leben vom Schmuggel, vom Diebstahl oder von den entführten Heerden; ein Zigeunerleben, welches in diesen Ländern einen wilden, beinahe unwiderstehlichen Reiz hat. Die von ihnen entführten Frauen wollen nicht mehr zu dem civilisirten Leben zurückkehren, sobald sie die scharfen Aufregungen gekostet haben, und viele Hirten fühlen das Bedürfniß, ihre Instinkte der Unabhängigkeit von Zeit zu Zeit dort zu stählen. Der Gaucho der Banda Oriental ist weniger verschlossen, lebhafter und vielleicht auch unbeständiger, als der Gaucho aus den Pampas. Zur Seele dieser halb tatarischen Bevölkerung ohne bestimmten Aufenthalt hatte sich Artigas gemacht. Er wurde der König der Schmuggler, der Hauptanführer der Nomadenhirten, wie Robinhood der König, der Anführer der Bogenschützen war. Der spanische Gouverneur hätte ihn gern hängen lassen; er hielt es für klüger, mit ihm zu unterhandeln, und ernannte ihn zum Kapitän der Blandengnes, einer leichten Reiterei, welche die Polizei auf dem Lande zu handhaben hatte. Als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, war Artigas natürlich einer der Helden; als sofort nach Vertreibung der Spanier die Antipathie zwischen dem Städter und dem Gaucho hervortrat, machte der Haß des Porteño oder Bürgers von Buenos-Ayres, welcher die Stelle der Europäer vertrat, alle Gauchosherzen erbeben und verkörperte sich so zu sagen in diesem Manne; allein trotz seiner Banditeninstinkte hatte er doch Einsicht genug, um seinem Vaterlande eine eigene Existenz zu schaffen und zu verhindern, daß es von den Brasilianern oder von Buenos-Ayres weggenommen werde. Er verabscheute die „elende Bourgeoisie", wie er sagte, indem er mit der Ferse an die leere Truhe stieß, welche den Schatz seiner Armee ausmachte. Er konnte kaum seinen Namen schreiben, und wenn er sich an den obersten Direktor von Buenos-Ayres wandte, um vermöge des souveränen Rechts des orientalischen Staats zu protestiren, so weiß man nicht, welcher Sekretär seine Gedanken einkleidete, allein er fand Ausfälle eines Catilina würdig. Er verabscheute den Aufenthalt in M. Sein Palast war eine Hütte an den Ufern des Uruguay, sein Thron ein Ochsenschädel; sein ganzes Verwaltungsmobiliar bestand in zwei Stühlen für seine Sekretäre, die auf ihren Knien die Befehle schrieben, welche er ganz Amerika diktirte. In dem Zelte Napoleons an den Ufern des Niemen war kein größeres Treiben von Courieren u. Adjutanten. Man kam, schnitt ein Stück von dem stets rauchenden Braten, nahm einen Schluck Arrak, zündete eine Paraguay-Cigarre an, sprang in den Sattel; die Befehle flogen, sie kreuzten sich mit dem ganzen Durcheinander eines Tatarenlagers. Der Einfluß, welchen dieser Mann übte, hatte etwas wunderbares; abwechselnd liebkosend, auffahrend, überaus höflich und doch grausam, schien er die Laster und die guten Eigenschaften seiner Race zusammenzufassen. Mit Ausnahme der Indianer aus den Missionen bildeten die Gestalten, welchen man in seinem Lager begegnete, den Schrecken der Kaufleute und der ehrbaren Estancieros; es war in dem ganzen Lande nicht ein Landgut, das sie nicht geplündert oder auf irgend eine Art gebrandschatzt hätten, u. doch lief man nahe bei den Zelten dieser Banditen am wenigsten Gefahr; auch hatte die Beihülfe der Anwohner ihren Lagerplatz in eine Art von Stadt umgewandelt. Gegen diesen fürchterlichen Protektor rief die kleine Anzahl orientalischer Grundbesitzer, welche nicht nach Buenos-Ayres geflohen, die Hülfe des Königs von Portugal an. Brasilien war weit entfernt, eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, ohne seine hundertjährige Politik zu erneuern, um Buenos-Ayres im Schach zu halten. Gegen das Ende des Jahres 1816 drangen 10,000 Mann alter Truppen von der Halbinsel unter den Befehlen des Generals Lecor in drei verschiedenen Corps über Santa-Teresa, über Cerrolargo, Uruguay in die Banda Oriental und zogen, indem sie das ganze Land auf ihrem konvergirenden Marsche einschlossen, am 19. Januar 1817 in M. ein, das ihnen von den Einwohnern übergeben wurde. Artigas beunruhigte sie durch mörderische Guerillas, wo der Gaucho Rivera seinen Ruf als Parteigänger zu begründen begann. Auch sahen sich diese schönen Regimenter, welche mit Ehre in den großen Kriegen des Kaiserreichs gefochten hatten, durch fort-

währende Hinterhalte gelichtet, in derselben Stadt belagert, wo sie Kantonnements bezogen, wie dies heute etwa eine europäische Truppe, welche in M. festen Fuß fassen wollte, um die Banda Oriental zu beherrschen, von den Schaaren Oribes zu gewärtigen hätte. Artigas blieb Herr der Gegend, ganz so wie es heute Oribe im Angesichte der von der Fremdenlegion und den franz. Marine-Infanterie-Bataillonen besetzten Stadt M. ist. Im Jahre 1820 empörte sich sein Statthalter Ramirez in Entre-Rios, lieferte ihm eine Schlacht und schlug ihn. Alt und vom Glücke verlassen, sah sich der Held der Gauchos sogar gezwungen, nach Paraguay zu fliehen, wo Francia, sein instinktmäßiger Feind, ihm den kleinen Flecken Curuguaty als Freistätte und Gefängniß anwies, der auch sein Grab wurde. Ramirez, der Besieger des „großen Artigas", träumte ein amerikanisches Reich; er ging etwas oberhalb Santa-Fé über den Parana u. schlug eine Armee von Buenos-Ayres in die Flucht; am Abend dieses Sieges aber, in dem Augenblicke, wo er, auf dem dem Feinde abgenommenen Schatze sitzend, freudetrunken war über seinen Triumph, sah er an der Spitze von 300 Reitern Lopez von Santa-Fé herankommen, der nur alarmiren wollte. Die überraschten und in Schrecken gesetzten Sieger zerstreuten sich. Ramirez ritt gerade auf die Wüste zu; Lopez erkannte ihn, verfolgte ihn auf das Heftigste; lange waren ihm die Lanzen seiner Gauchos im Nacken; endlich warf er ihn nieder und brachte ihn schonungslos um. Der Sturz von Artigas trieb den Ehrgeiz Brasiliens auf die Spitze, das seine Grenze nach dem Uruguay und la Plata ausdehnte und endlich die Hauptmacht in diesem Bassin des Parana wurde, wovon Spanien es 200 Jahre hindurch ausgeschlossen hatte. Zugleich verleibte sich Brasilien die Banda Oriental ein, als es sich aber im Jahre 1823 als selbstständiges Reich konstituirte, zerstückelte es dieselbe, wies einen Theil seiner Provinz Rio Grande zu und bildete aus dem übrigen Theile die cisplatinische Provinz. Auch dies war nur der Traum eines Tages. Im J. 1825 landeten 32 Orientalen, unter denen sich der General Oribe befand, an der Ostküste der Banda und pflanzten die Fahne der mit Artigas verschwundenen Unabhängigkeit auf. Sobald es sich darum handelt, die Waffen, besonders gegen die Fremden, zu ergreifen, ist der Gaucho stets bereit; das Leben des Lagers hat für ihn nicht mehr Beschwerden, als das Leben in der Estancia, und dann bietet ihm das Erstere die Möglichkeit der Plünderung in einem großen Maßstabe. Das ganze Land folgte dem Aufrufe; die Ueberreste der frühern Guerillas sammelten sich; Lopez von Santa-Fé bedrohte gegen Norden die Grenze von Brasilien, der Gaucho Rivera unterstützte ihn; Buenos-Ayres sandte eine Armee unter den Befehlen des Generals Alvéar, um die Bewegung zu unterstützen. Allein der Kaiser von Brasilien hielt an dieser Eroberung fest, welche ihm eine herrschende Stellung in Südamerika sicherte. Er hatte aus Europa ein an die Bewegungen des großen Kriegs gewöhntes Corps von 6000 Deutschen kommen lassen; er blokirte die Küste mit 40 Kriegsschiffen; er erhöhte den Stand seiner Armee, wie man sagt, auf 30,000 Mann u. scheute eine Ausgabe von mehren hundert Millionen nicht. Alles war vergebens; Alvéar schlug die brasilianische Armee bei Ituzaingo; die europäischen Truppen verschwanden in den Wüsten; bald mußte Brasilien seine eigene Grenze vertheidigen, und Lord Ponsonby, der gekommen war, um in einer ganz andern Hoffnung diesem Kampfe beizuwohnen, schätzte sich sehr glücklich, daß er den Gouverneur von Buenos-Ayres zur Annahme seiner Vermittelung wegen des Friedensvertrages vom 27. Aug. 1828 vermögen konnte, welcher die cisplatinische Provinz als einen unabhängigen Staat unter dem Namen Republik Uruguay gründete und sie zwischen Brasilien und die argentinische Konföderation mit souveränen Rechten eben so stellte, wie Belgien zwischen den deutschen Bund und Frankreich gestellt wurde. Der General Rivera war der erste Präsident der neuen Republik (1829—1834). Diese Republik war nur durch Uebereinkunft zu Stande gekommen, sie war nicht das Ergebniß einer starken Individualität oder Race. Man muß noch besonders darauf aufmerksam machen, wie der Krieg über diese Länder einen Todeshauch schickt. Die Estancieros fliehen in die Stadt, die Gauchos, Hirten aus den Estancias oder Schlächter aus dem Saladeros, rennen mit der Lanze in der Faust wie Tataren durch Thäler und Ebenen, die Nation scheint vertilgt; die wilden Stämme wittern Beute und eilen herbei; auch sagt man „sie riechen den Krieg"; die Wüste gewinnt ihre Herrschaft wieder. Allein so groß ist die Lebenskraft dieser Gegenden, daß bei der geringsten Ruhe das Land sich wieder bevölkert, der Reichthum plötzlich von Neuem ersteht. Der Friede ist die Bedingung der Existenz des orientalischen Staates. Ohne sich darum zu bekümmern, ob Buenos-Ayres oder Brasilien auf sein Geschick überwiegenden Einfluß üben wird, verlangt er nur, daß man ihn vor Allem leben, daß man den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, Zeit läßt, unter sich einen gewissen Zusammenhang zu gewinnen und sich auf dem Boden zu begründen. Man sah es wohl seit der Präsidentschaft von Rivera: das Land erholte sich von seiner Verwüstung, die Estancias vermehrten sich, die Heerden bedeckten die Thäler, und um diese Erzeugnisse (frutos del pais) zu nützen, nahmen die Saladeros einen unerwarteten Aufschwung; die Bevölkerung strömte von allen Seiten herbei, die Fremden brachten ihren Gewerbfleiß und ihre Kapitalien. Unter dem General Oribe, dem Nachfolger von Rivera, wurde der Aufschwung ein noch lebhafterer, la Colonia von Rio de la Plata, und an den Ufern des Uruguay oder seiner Nebenflüsse Salto, Paysandu, Durazno, Mercedes nahmen alle den Charakter von Städten oder von Dörfern an; die Stadt M. zählt nahezu 60,000 Einwohner. Die Banda Oriental, die bisher kaum eine geogra-

phische Existenz gehabt hatte, bildet endlich den Körper einer Nation. Die Zunahme war so rasch, daß M. der Schwindel ergriff, und man träumte dort von nichts Geringerem, als daß man Buenos-Ayres als Hauptstadt von Südamerika überholen werde. Ein besonderer Umstand verwandelte diese Rivalität in einen Krieg, der durch seine Erbitterung und seine Dauer aus der unglücklichen Banda Oriental ein neues Feld der Verheerung und der Trümmer machte. Es war die Zeit der bürgerlichen Unruhen von Buenos-Ayres, des Krieges der föderalistischen Partei, welche in dem General Rosas personificirt wird, gegen die Unitarier, die „verdammten Unitarier"! Rosas war unbarmherzig; die Unitarier flohen und stießen den Fluch Hannibals gegen ihn aus; sie verbreiteten sich über ganz Amerika, regten den Haß, besonders in der Banda Oriental, auf und vereinigten sich massenhaft in M., welches der Mittelpunkt ihrer Operationen wurde. Wegen ihrer Zahl, ihrer Sprache, ihres gemeinschaftlichen Ursprunges, einer Art von Verwandtschaft vermischten sie sich mit den Orientalen und gaben diesen das Ansehen einer groß gewordenen Nation. Diese „verdammten Unitarier" waren größtentheils Männer von großem Ansehen, Advokaten, Doktoren des Rechts, Aerzte, Professoren; manche hatten sich in dem Unabhängigkeitskriege hervorgethan und gegen die Brasilianer für die Befreiung der Republik gekämpft; man war stolz darauf, einige derselben Freunde zu nennen. In Vasquez war gewiß Stoff zu einem Staatsmanne, und Varela war ein talentvoller Publicist. Ihre Frauen brachten von Buenos-Ayres jene Anmuth des Betragens mit, welche der Gesellschaft der Porteñas einen wahren Zauber verleiht. Was konnte die arme orientalische Bevölkerung, welche nur zu leben versuchte und kaum als Nation existirte, in Gegenwart dieser Männer, ihrer Gründer, ihrer Beschützer, ihrer Herren thun? Ihnen ihr Schicksal anvertrauen! Dies geschah. Sie herrschten in dem Rath und führten das Staatsruder. Das Glück war ihnen übrigens günstig. Die von Buenos-Ayres durch den Bürgerkrieg vertriebene französische Emigration setzte sich in M. fest. Unter ihrer Zahl befand sich eine Klasse von Leuten, welche noch aufgeregt waren von der Juliuserschütterung, welche den Zaum nicht dulden wollten, stets bereit, schon bei dem Namen der Tyrannei zu den Waffen zu greifen. Die geächteten Argentiner gossen in diese gleichgestimmten Gemüther die ganze Wuth, welche sie selbst erfüllte. In ihren Blättern, in ihren Deklamationen im Freien, an dem Ausladeplatz des Hafens, wo die Menge sich sammelte, war nur ein einstimmiges Verfluchen des „schrecklichen Tyrannen". Diese gehässigen Schmähungen wurden mit einer solchen Beharrlichkeit wiederholt, daß man zuletzt daran glaubte, und als der französische Admiral von Mackau im la Plata ankam, um mit Buenos-Ayres zu unterhandeln, schickte er nicht ohne eine gewisse innerliche Unruhe einen seiner Adjutanten als Parlamentär an den General Rosas; man prophezeihte ihm das Schicksal des Regulus zu Karthago. Indessen wußte Oribe, daß das Nationalgefühl für Rosas sey und die Unitarier zurückstoße: er weigerte sich, sich bei einer Politik zu betheiligen, welche seinem Lande nur Unglück bringen konnte. Im Jahre 1838 zwangen ihn Argentiner und Franzosen, M. einige Monate vor dem gesetzlichen Termine seiner Präsidentschaft zu verlassen. Rivera trat an seine Stelle. Zwischen ihm und Oribe ist der Unterschied, wie zwischen dem Gaucho und dem Estanciero. Damals wurde die berühmte unitarische Liga entworfen, welche alle argentinischen Provinzen umfassen, Buenos-Ayres einschließen und Rosas in dieser Kette ersticken sollte. Die Franzosen spielten bei diesem politischen Phantasiestück ihre Rolle. Diesen durch den Haß so gewandt gewobenen Komplotten fehlte nur etwas: das Nationalgefühl. Admiral von Mackau wußte das französische Interesse davon los zu machen und einen für Frankreich vortheilhaften Vertrag mit dem Gouverneur von Buenos-Ayres zu schließen und die gegen Rosas gebildete Liga verschwand wie ein Traum in der Ebene von Buenos-Ayres. Daß M. die Hauptstadt eines neutralen und im Frieden von Brasilien und der Konföderation gleich unabhängigen Staates sey, daß dieser Staat sich unter friedlichen Zuständen entwickele, dies ist das Gesetz seiner Existenz; der General Rosas konnte nichts davon hindern; daß aber M. in den Händen der vertriebenen Argentiner ein Mittelpunkt von Verschwörungen wurde, wo man einen Preis auf den Kopf von Rosas setzte, ein Herd des Bürgerkriegs und fremder Invasion, welche stets über den argentinischen Provinzen schwebten — das konnte General Rosas nicht ertragen. Die Unitarier gaben ihm Gelegenheit, die Banda Oriental an sich zu reißen, ohne den Grundvertrag von 1828 zu verletzen, indem er sich auf das gesetzliche Recht der Vertheidigung stützte. Im Jahre 1842 trug Rivera mit einer Bande Geächteter und orientalischer Gauchos den Krieg auf das argentinische Gebiet. Rosas ließ nicht auf sich warten. Oribe, welchen eine Armee der argentinischen Konföderation unterstützte, stürmte auf den Feind und schlug ihn bei Arroyo-Grande, warf ihn auf das andere Ufer des Uruguay, überschritt die Grenze, trieb Rivera von einer Position zur anderen, bis er ihn zwang, wie ein Geächteter nach Brasilien zu fliehen, und schloß die Stadt M. ein. Weiteres über den Krieg zwischen den Argentinern und den Orientalen, so wie über die Einmischung der Franzosen und Engländer s. Plata, la, S. 84 u. 85. Die la Plata-Angelegenheiten sind einer der dunkelsten Punkte in der europäisch-amerikanischen Politik. Buenos-Ayres und M. standen einander seit ihrer Entstehung selbst schon unter der spanischen Herrschaft feindlich gegenüber; die Frage war immer: Beherrscht Buenos-Ayres den Parana so, daß aller Handel ins Innere unter seiner Kontrole geht? So wie dies der Fall ist, so sind nicht nur die westwärts gelegenen und von jeher zu dem argentinischen Gebiet gehörigen Staaten,

sondern auch Entre Rios, Corrientes, Paraguay und selbst ein nicht unbedeutender Theil des Uruguaygebiets, ja einige westliche Provinzen Brasiliens von Buenos-Ayres abhängig. Warum die französische Regierung in der neuesten Zeit so plötzlich umsprang, nachdem sie zehn Jahre lang die Ansprüche des Diktators Rosas auf Sperrung des Parana bekämpfte, vermögen wir nicht anzugeben; vielleicht ist dies Umspringen nur scheinbar, da man in Frankreich von dem Plane Brasiliens, das wieder, wie im J. 1824, gegen Buenos-Ayres auftreten wollte und seitdem auch aufgetreten ist, unterrichtet seyn mußte. Die Engländer haben sich — wenigstens die bedeutendsten Journale — in dem Augenblick gegen Rosas erklärt, wo sich die Franzosen wirklich oder scheinbar für ihn erklärten. Die Amerikaner hielten sich so neutral und zurückhaltend, wie möglich. Die einzige plausible Erklärung dieses widerspruchsvollen Sachverhalts finden wir darin: sobald die Franzosen mit Rosas im Kampfe lagen, hielten sich die Engländer an Rosas, weil ihnen dann der Handel hauptsächlich zufiel, und sie sich seines besonderen Schuzzes zu erfreuen hatten. Daher seit Jahren die Artikel in englischen Zeitschriften zu Gunsten von Rosas, und, wo das Lob nicht anging, zur Entschuldigung. Frankreich konnte bei der Geschichte nur verlieren, und man ließ ihm die kostspielige Ehre, den Diktator zu einer Nachgiebigkeit zu zwingen, die, wenn sie erfolgte, nicht den Franzosen allein, sondern allen europäischen und amerikanischen Handelsleuten zu Gute kam. So wie Frankreich Miene macht, sich auf die Seite des Diktators zu schlagen, so treten die Engländer auf die andere, weil es ein zu großes Interesse ist, die Schifffahrt auf dem Parana nicht unter der Kontrole von Buenos-Ayres allein zu lassen. Ob Brasilien in Verbindung mit Urquiza, dem Präsidenten von Entrerios, den mit Rosa verbündeten Oribe aus der Banda Oriental wirklich verjagt, und ob der 1851 ausgebrochene Krieg zwischen Brasilien und M. einer- und der argentinischen Republik andererseits überhaupt anders als mit dem vollen Sieg oder Sturz des Diktators Rosas endigen kann, das muß eine nahe Zukunft zeigen.

Monte Viminale, s. Rom, (a. Geogr.).

Monte Virgine (Geogr.), ital. Gebirgszweig, Königr. Neapel, Prov. Principato ulter.; dessen höchste Spitzen zeigen sich öfters mit Schnee bedeckt.

Monte Virgine (Ordensw.), Orden von, gestiftet 1119 von Wilhelm von Vercelli beim Bau der Abtei von M. Die Ordensgelübde waren streng, unter Anderen auch die Enthaltsamkeit vom Fleischgenusse vorgeschrieben. Der Orden kam bald sehr in Aufnahme und gründete in Italien und Sicilien zahlreiche Klöster. Zuerst erkannte er Benedikts Regel an; später riß Verderbniß ein, besonders durch das Kommendenwesen herbeigeführt. Daher ward er 1596 reformirt, 1611 auf 24 Abteien beschränkt und neu regulirt. Jetzt hat derselbe nur noch wenige Klöster. Tracht: Rock und Skapulier weiß, zum Ausgehen Mantel und breiter Hut, weiß mit schwarzem Futter; im Chor schwarze Kutte.

Monte Viso, s. Viso.

Montey (Geogr.), 1) schweiz. Zehend, Kant. Wallis, am Genfersee; — 2) Marktflecken das., an der Vieze; Schloß; 950 (1600) Einw.

[illegible]

Meyer, Joseph, 1796-1856

Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände dieser Encyclopä
die des menschlichen Wissens sind beigegeben: die Bildnisse der
bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte,
die Pläne der größten Städte, 100 Karten für alte und neue
Bd.: 1,21

Hildburghausen [u.a.] 1852